Ueber den

Gang und die Fortſchritte
unſerer geiſtigen
Entwicklung ſeit der Reformation
und über ihren
Standpunkt in der gegenwärtigen Zeit.

Geſchrieben
zur
Feier des drei und zwanzigſten Maies
als des Stiftungstages
des vor dreihundert Jahren gegründeten Gymnaſiums zu Nürnberg

von

G. F. Daumer,
Profeſſor daſelbſt.

Nürnberg,
bei Riegel und Wießner.
1826.

Ein Ding der Zukunft iſt der Menſch und ſtreben muß er unaufhörlich.

Jacobi.

Die Stiftung unſeres Gymnaſiums, deren gegenwärtige Feier der Aufmerkſamkeit und dem Nachdenken einen vielfachen Stoff darbietet, fällt in eine Zeit, die als Uebergang zu einem neuen Weltalter, zu einer allgemeinen Umgeſtaltung und Verjüngung unſeres geiſtigen Lebens zu betrachten iſt. Es ſcheint daher dieſer Feier nicht unangemeſſen zu ſeyn, ſtatt nur auf örtliche und beſondere Verhältniſſe den Blick zu richten, jene große innere Bewegung ſelbſt, die auch *unſere* Anſtalt als eine ihrer unzähligen Blüthen hervorgetrieben, zum Gegenſtande der Betrachtung zu machen und zu erwägen, wie weit in jetziger Zeit dasjenige gediehen iſt, was, ſich ſelbſt noch unklar, in jener zur Erſcheinung kam. Denn die Reformation, wiewohl ſie, äußerlich betrachtet, als eine geſchloſſene Thatſache in der Reihe der Weltbegebenheiten hinter uns zu liegen ſcheint, hat dem zu Grunde liegenden Geiſt und Sinne nach ihre Rolle keineswegs zu Ende geſpielt, und nur ein noch in der Zukunft liegendes Reſultat wird die ſchwanken Schimmer des Bewußtſeyns, welches ſich an den großen Gegenſätzen der damaligen Zeit entzündete, in klares Licht verwandeln. *)

Zwar die gewöhnliche Betrachtung pflegt über den Geiſt und Sinn jener Weltbegebenheit nicht in Verlegenheit zu ſeyn. Es iſt eine für Viele noch immer hinreichende Darſtellung derſelben, *daß ſie eine an ſich feſte und unwandelbare Sache nur von ihren zufälligen und willkürlichen Verunſtaltungen befreit*, daß ſie, wie man ſagt, *die reine Lehre Chriſti wieder hergeſtellt habe* *); man freut ſich, an den Quellen der Erkenntniß zu wohnen, und ungehindert aus ihnen ſchöpfen zu können, nach perſönlichem Bedürfniß und Belieben; — und bei dieſem einleuchtenden und fühlbaren Gewinn für den Einzelnen liebt die Betrachtung ſtehen zu bleiben. Allein bei näherer Unterſuchung zeigt ſich die Sache nicht ſo einfach und auf flacher Hand liegend. Was man Reinheit und Reinigung der Lehre nennt, wird bei denen, die auf ſolche Weiſe zu reden gewohnt ſind, meiſt nur als Leerheit und Verflachung, als die äußerliche Handhabung der religiöſen Wahrheiten und die Bequemlichkeit des Gedankenmangels erſcheinen, und der wieder zugänglich gemachte Buchſtabe der Schrift, der ſogleich mit dem Wuſte der entgegengeſetzteſten Auslegungen überſchüttet wurde, iſt, als ſolcher, unmöglich ſchon ein Licht für uns, denn das Licht kommt aus dem *Geiſte*. — Was aber der Geiſt des Chriſtenthums iſt, „wird dadurch nicht herausgebracht, daß ſein reiches Leben in der Gemeinde gleichſam *aufgedreht und auf ſeinen erſten Faden zurückgeführt wird*. Dieſer Zurückführung liegt der Trieb zu Grunde, auf den Begriff zu gehen,“ d. h. das Gegebene der Offenbarung als ſpeculative Wahrheit zu begreifen [3]); „aber ſie verwechſelt den Urſprung, als das unmittelbare Daſeyn der erſten Erſcheinung, mit der Einfachheit des Begriffs. Durch dieſe Verarmung des religiöſen Lebens entſteht daher ſtatt des Begriffes *die bloße Aeußerlichkeit und Einzelnheit*“ [4]); es bleibt nichts übrig, als ein Wort, ein Ausſpruch, eine Erzählung und deren beliebige und zufällige Erörterung, Beurtheilung und Auslegung; nichts als die endloſe Zerſplitterung in individuelle Meinungen, Anſichten und Empfindungen.

Aber eben die Bequemlichkeit, welche die gewöhnliche Anſicht für den *Einzelnen* hat, die Leichtigkeit, mit der man ſie anwenden und mit den andern beliebten und herkömmlichen Vorſtellungen verbinden kann, macht, daß die Freunde derſelben ſich nicht ſo bald gefangen geben, ſondern Alles aufbieten, um ſie gegen ſich und Andere zu rechtfertigen und zu ſchützen. Da iſt es dann hauptſächlich der *hiſtoriſche* Weg, den ſie einſchlagen, und hier glauben ſie der unwiderſprechlichſten Zeugniſſe der Geſchichte verſichert zu ſeyn. Sie wiſſen viel zu ſagen von den Zerrüttungen, Spaltungen und Mißbräuchen der Kirche, die in den letzten Jahrhunderten vor der Reformation zum Vorſchein gekommen und auf dieſe bekannten Thatſachen ſtützen ſie ihre Meinung, das ganze Mittelalter mit ſeinen großen, eigenthümlichen Erſcheinungen ſey *ein bloßer Dunſt geweſen, der ſich um die Sonne der Wahrheit herumgezogen und den endlich die Reformation glücklich wieder zerſtreut habe* [5]). Sie, die nicht begreifen können, daß das Wahre ein Werdendes und Lebendiges, kein Stehendes, Fertiges, ein- für allemal Gegebenes und Beſchloſſenes iſt, wiſſen die ſcheinbar widerſprechenden Gedanken nicht zuſammenzubringen, die ſich in einem freieren Kreiſe der Beurtheilung in einander bewegen: daß die ältere Kirche Recht gehabt, und doch nicht Unrecht die Reformation; die Reformation nicht Unrecht und doch auch Recht das Streben, über ihr nicht mehr genügendes Thun hinauszugehn und diejenige Wahrheit zu finden, in welche auch *dieſe* Geſtalt des Chriſtenthums ſich aufzulöſen beſtimmt iſt; *ihnen* iſt nie die herrliche Anſchauung geworden, wie ein und derſelbe Geiſt es iſt, der eine Welt mit Liebe baut, und mit Haß zerſtört und daß dieß nicht ein leeres, reſultatloſes Hin- und Herſpielen iſt; *ſie* erwägen nicht den großartig-langſamen Gang der Weltgeſchichte, für welchen oft viele Menſchenalter nur ein Uebergang ſind zu einem Uebergange, — wie man ſagen kann, daß das Verfallen des hierarchiſchen Anſehens ein Uebergang zur Reformation und dieſe wieder nur ein beſtimmterer Uebergang zu Etwas iſt, was wir auch *jetzt* noch nicht zu nennen wiſſen; *ſie* verſtehen alſo auch das große Schauſpiel nicht, wie der ewig ſtrebende Genius des Chriſtenthums eine nicht mehr angemeſſene, ſomit unwahr gewordene Form ſeiner Erſcheinung langſam untergrub und auflöſte; wie er aller Energie und Gewandtheit, ſelbſt all' der gutgemeinten Rettungsverſuche der Concilien ſpottend, mit blutigem Zeugniß einzelner Seher ſeine Zukunft verkündete; wie nun mit einem Male das wankende Gebäude der Vergangenheit zuſammenbrach und der im Sturze begrabene ſchaffende Geiſt die Trümmer deſſelben zu gährenden Elementen machte für eine neue Welt; — dieß Alles ſehen ſie nur abgeſondert und außer ſeinem innern Zuſammenhange, und es läßt ſich daher nicht weiter mit ihnen hadern, wenn ſie, einen ſolchen nicht anerkennend, Einzelnes nach ſeinem relativen Werth und Unwerth gegen einander halten, nach Gefühl, Belieben und ſogenannter Ueberzeugung ſich für das Beſſere erklären, und verſichern, hiedurch für immer befriedigt und beruhigt zu ſeyn.

Wer nun aber nicht blos wie dieſe, auf den negativen Gewinn der Einzelnen ſieht, *auf eigne Hand ſich ihren Gott und Glauben machen, oder auch ganz davon abſtrahiren zu dürfen*, ſondern auf das, was für das Allgemeine geſchehen iſt, der wird bekennen müſſen, daß die Reformation, als ſolche, nichts hergeſtellt hat und nichts zurechtgebracht; vielmehr beginnt mit ihr erſt der rechte Kampf und die völlige Zerriſſenheit und ſie kann in einem ähnlichen großen Sinne von ſich ſagen, was der Stifter des Chriſtenthums: ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, ſondern den Krieg. Es war das Vorſpiel unabſehlicher Zerſpaltungen, daß die Reformirenden gleich von vorn herein auf mehrfache Weiſe in ſich ſelbſt zerfielen, und den fortwuchernden Gegenſatz auf ihrem eigenen Boden hervorrieſen; und wenn dieſe erſte kirchliche Form deſſelben in der Folge ihre Bedeutung und Wichtigkeit zu verlieren begann, ſo war es nicht deshalb, weil der Streit ein Ende nahm, ſondern weil er ſich in ein allgemeineres Gebiet hinüberzog. Und ſeit dieſer Zeit hat der aus dem Centrum der Erkenntniß geworfene Geiſt ſich keines innern Friedens mehr zu erfreuen gehabt und der unaufhörliche Kampf und das nie raſtende leidenſchaftliche Streben hat durch die That die Erklärung widerlegt, daß man nur reinigen wolle das Verunreinigte, nur wiederherſtellen das in ſeiner unverfälſchten Geſtalt vollkommen Genügende und auf ewig Vollendete.

Was aber die Reformation wirklich gethan und ausgeführt und was mehr iſt, als diejenigen ihr zuſchreiben, die ſie gegen ihren eignen Geiſt und wahren Willen vor allem Hinausgehn über ſich ſelbſt zu beſchützen und in ihre erſte dürftige Erſcheinungsform zu bannen bemüht ſind, — iſt dieſes: ſie hat den Weg des Suchens und Verſuchens eröffnet, den die Welt ſeitdem gegangen iſt; ſie hat die Hülle der Autorität zerbrochen, von der bis dahin das ungezeitigte Leben chriſtlicher Weltbildung wohlthätig umſponnen war; ſie hat, *ſelbſt* negativ, dem erſchütterten, verſtörten, aus dem Gleichgewichte des alten Glaubens gehobenen Bewußtſeyn, die Richtung gegeben, ſeine poſitive Wahrheit und abſolute Verſöhnung aus ſich ſelbſt zu erzeugen und zu offenbaren; *der Geiſt der Reformation iſt der Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit und der unbedingten Freiheit des fortſchreitenden Gedankens*, der nicht ermangelt hat, ſich in vollem Maße nach allen Richtungen hin zu verſuchen und ſich zu meſſen mit der ganzen Welt. Aus der Selbſtentwicklung und Fortbewegung dieſes Geiſtes aber ging nothwendig das Streben hervor, aus ſeiner Abhängigkeit von der Theologie herauszutreten, indem er, deſſen Freiheits- und Erkenntnißtrieb ſich mit einem Baconiſchen Seitenweg der Empiric unmöglich begnügen konnte, die höchſten Gegenſtände ſelbſt, die früher im Glauben und in der äußern Anerkennung ihr allgemeines Daſeyn hatten, als die weſentlich ſeinigen in Anſpruch nahm. Hiedurch kehrte ſich das Verhältniß der Theologie zur Philoſophie allmählig um und wenn zuvor die Philoſophie mit zurückgedrängter Kraft im Dienſte der Theologie ſich auf die Sphäre des formellen Denkens zu beſchränken gezwungen war, ſo begann nun die zur leeren Form erſtarrende Theologie an und neben der Philoſophie eine zweideutige und ſchwankende Exiſtenz mit Mühe fortzuſchleppen und konnte durch keine Erzeugniſſe eigenthümlicher Geiſteskraft der immer kühner und entſchiedener auftretenden Nebenbuhlerin fortan die Spitze bieten. Zwar blieb die letztere mit ihrem Streben noch lange gleichſam gedrückt und gehemmt von der Laſt der aus der frühern Periode mit herübergenommenen Vorausſetzungen und — was den Charakter dieſes ganzen Zeitraums bis zum Hervortritte der kritiſchen Philoſophie bezeichnet — ohne Bewußtſeyn über den Widerſpruch ihres Thuns, ihre Gegenſtände einerſeits als weſentlich von ſich unabhängige gelten zu laſſen, andererſeits durch Beylegung von Prädikaten, die ſie aus ſich ſelbſt genommen, das Weſen derſelben beſtimmen zu wollen; aber nun ging durch Kant die ganze vormalige Metaphyſik mit einem Schlage zu Grunde, und er, der das auf ſich zurückgetriebene Wiſſen ewig in ſeine ſubjective Seite eingeſchloſſen zu haben vermeinte, reizte es eben dadurch, über alle hinauszugehn, und alles Vorausgeſetzten und Gegebenen ſich entſchlagend, frei aus ſich ſelbſt zu beginnen. Und ſo war es denn endlich klar geworden und unumwunden ausgeſprochen: die Philoſophie ſollte als abſolute Wiſſenſchaft, als das ſich ſelbſt erkennende Princip alles Daſeyns, das Centrum des geiſtigen Lebens und aller künftigen Entwicklung ſeyn. Eine bis zum Taumel fortgehende Begeiſterung bemächtigte ſich nun der Welt der Wiſſenſchaft, und gleichzeitig mit den gewaltigſten Bewegungen und Erſchütterungen der äußern Verhältniſſe ſah man auch das wiſſenſchaftliche Bewußtſeyn ſich auf eine nie zuvor erreichte oder geahnte Spitze treiben. Aber — ſollte man es glauben? — nach einer Reihe von glänzenden Erſcheinungen und ſchnellen Erfolgen hat ihre eben ſo ſchnelle Vereitelung den bewegenden Glauben an die Vollendung und Vervollſtändigung des philoſophiſchen Wiſſens zerſtört; Gleichgültigkeit oder Verachtung und eine aller Gemeinheit und Seichtigkeit aufhelfende Strafloſigkeit des Ignorirens ſpeculativer Beſtrebungen ſind an die Stelle der Begeiſterung und hochgeſpannter Anforderungen getreten; ſo daß es gegenwärtig nichts Unnützeres und Undankbareres zu geben ſcheint, als eine beſſer zu gebrauchende Kraft und Zeit zu verſchwenden an das Studium jener jüngſt noch ſo geprieſenen Königin der Wiſſenſchaften [6]).

Fragen wir nach der Urſache, warum die Philoſophie unſerer Zeit, der doch die größten und gründlichſten Geiſter ihren Fleiß zugewandt und ihr Leben geweiht haben [7]), auf eine ſo traurige Weiſe darniederliegt, ſo ſcheint es dieſe zu ſeyn. Die bisherigen Reſultate des konſequenten, auf vollſtändiges Wiſſen ausgehenden Philoſophirens haben einen herben Gegenſatz gegen Glauben und Gefühl gebildet. Dieſe heiligen Mächte, die innerſten Beherrſcher und Beweger der Welt, die gehofft hatten, von der Wiſſenſchaft ins Licht erhoben, und, wie es die Zeit zu erfordern ſchien, über ſich ſelbſt verſtändigt zu werden, als ſie ſich getäuſcht, ja verhöhnt, ſich einen fremden Inhalt untergeſchoben ſahen, in dem ſie ſich ſelbſt nicht wieder erkannten [8]), kehrten unwillig und verhärtet von nun an gegen den Reiz des Wiſſens in ihr tieferes Dunkel zurück und ihre Reaction war es, welche die Durchſetzung jener ſtolzen Syſteme in der gemeinſamen Anerkennung verhindert hat. Jedem Schritte des Vordringens ſetzte ſich eine nicht minder ſtarke, zurückdrängende Gewalt entgegen und ſo endigte der Kampf ohne Sieg in allgemeiner Ermattung. Aus dieſer ſind wir noch nicht zu erwachender Kraft zurückgekehrt und ſie iſt jetzt offenbar der herrſchende Zuſtand; auseinander getretene Momente vormaliger Gegenſätze treiben für ſich ſelbſt ihr Weſen fort, die Hitze der Reibungen iſt verflogen, und höchſtens ſendet man matt und wirkungslos niederfallende Pfeile ſich aus der Ferne zu [9]). Indem ſo keine Partei mehr beſtrebt iſt, noch hoffen darf, die andere im Ganzen und Großen zu verdrängen und zu überwältigen, exiſtirt in Wahrheit weder ein Allgemeines mehr — denn dieſes zeigt ſich in dieſer Welt der Gegenſätze und des Streites nur in dem Glauben, daß endlich einmal etwas ſiegen, durchdringen, als das Wahre erkannt werden müſſe, — noch giebt es ein weſentliches Fortſchreiten deſſelben; denn jene ſyſtematiſch Wiſſenden, die ſich als die Fertigen betragen und alles ihnen Ungelegene und Widerſprechende, durch den gemeinſchaftlichen Verdammungsnamen der Subjectivität von ſich abzuweiſen und zu beſeitigen wiſſen, können nur Schüler und Schulen bilden **), das Ganze aber eben ſo wenig von der Stelle bringen, und zum Ziele fördern, als die Entgegengeſetzten, die ſich nur als Retter und Bewahrer des unmittelbaren, unzerriſſenen Bewußtſeyns verhalten. Ganz nichtig und bedeutungslos aber ſind die ſo beliebt gewordenen Vermittler und Grenzabſtecker des Wiſſens und Glaubens, deren Vermitteln ein unorganiſches Aneinanderreihen und Zuſammenleimen, und deren grenzabſteckende Beſcheidenheit die Verzweiflung und individuelle Unzulänglichkeit des Gedankens iſt. Wenn große Gegenſätze ſich auf die Spitze treiben und beide Seiten dem Verſtande als Extreme ſich ausweiſen, ſo kommt die gutmüthige Schaar herbei, die da meint, durch äußeres Hinweg- und Hinzuthun eine Näherung, einen Vergleich, eine Einheit zu bewirken, und die ſich glücklich fühlt, wenn ſie durch Zu-Grunde-legen des Einen, Darauf- und Daranbauen des Andern, Anbringung gewiſſer ſcharfſinniger Modificationen und Verbeſſerungen, Zuſammenfügung ſodann und Ueberarbeitung von dieſem Allen auch eine Art von Philoſophie und Syſtem hervorgebracht zu haben ſich ſchmeicheln darf, Zuhörer, Schüler und Verehrer hat und in den Compendien ſteht. Andere endlich — und das iſt die Menge der Reflectirenden aller Klaſſen und Stände — wiſſen ſich die Sache noch weit mehr zu erleichtern durch ein gänzliches Verzichtleiſten oder Dahingeſtelltſeynlaſſen, ertränken alle Sehnſucht im Genuſſe der Gegenwart und halten es für Thorheit, ſich um Dinge zu bemühen, über die ſich bekanntlich nichts beſtimmen laſſe **).

So iſt denn der jetzige Standpunkt unſerer geiſtigen Entwicklung folgender: Alle einſeitigen Richtungen und Verſuche, die zeitgemäße Wahrheit zu finden, — auch den einer einſeitigen Allſeitigkeit und All-Einheit — hat der menſchliche Geiſt erſchöpft, und es läßt ſich nicht abſehen, was in dieſer Art noch Neues entſtehen könnte. Wir ſtehn für dieſen Augenblick an einer undurchdringlichen Schranke; der Fülle des frühern Lebens und Strebens ſind wir beraubt; nichts den Verluſt zu erſetzen iſt da; empfindlicher als je, fällt nach ſo großartigen Beſtrebungen der fortwährende Mangel der tiefern Befriedigung und es iſt ein unwürdiger Anblick, wie von der Höhe des Gedankens, der das unerſetzliche Lebenselement unſerer Zeit iſt, herabgeſunken wird theils zu einem dumpfen, markloſen, ſich ſelbſt überlebenden Fühlen und Frömmeln, dem armſeligen Surrogate für das verlorene Alte und nicht gefundene Neue **), theils zu einem von allem Ideellen ſo abgewandten Wühlen und Graben in der Sphäre der reinen Endlichkeit und Aeußerlichkeit, als hätte dem Leben des Geiſtes die Todtenglocke geläutet. Und in der That — wie lange werden ſie noch dauern können, jene letzten, krampfhaften Regungen des tiefern Lebens, die ſich in der künſtlichen Nacht des modernen Myſticismus und Pietismus offenbaren? Schon jetzt ſind ſie zu einer ſtehenden Manier und Modeſache und ihre Formeln **) zu einer Lockſpeiſe geworden, womit wetterwendiſche Theologen, die eben ſo gut auch einem Syſteme der Irreligion huldigen würden, wenn es Gewinn verſpräche und an der Tagesordnung wäre, die durch die Eitelkeit der Reflexion ihrer Tröſtungen beraubte, nach einem Tropfen des Heiles dürſtende Gemeinde zu täuſchen und an ſich zu ziehen wiſſen. Indem ſo auch der letzte Lebensblick des innern, beſſern Menſchen zur leeren Form entäußert, das zarteſte Myſterium den Künſten einer mehr oder weniger bewußten Selbſtſucht dienſtbar wird, ſo feiert der rohe Geiſt des Praktiſchen und Empiriſchen ſeine Triumphe und droht nichts übrig zu laſſen, als neben ſtarrer, hiſtoriſcher Gelehrſamkeit, neben blindem Routinismus und Eklekticismus der Wiſſenſchaft, eine in mechaniſchen, techniſchen, merkantiliſchen und ähnlichen Zwecken und Fertigkeiten ertödtete und beſchloſſene Cultur.

Wollte man aber von dieſen unerfreulichen Erſcheinungen den Blick wegwenden und zuſehen, ob nicht etwa in der heitern Welt der Kunſt noch eine Sphäre reiner Thätigkeit und weſenhaften Lebens übrig ſey, ſo wird man bei unbefangener Betrachtung bekennen müſſen, daß auch ihre Sonne im Sinken iſt. In einer Zeit, wie dieſe, ſcheint die geheimnißvolle, den Urquellen des Lebens entſtrömende Schöpferkraft, die wir Genie nennen, — welche die Härte und Stumpfheit des menſchlichen Daſeyns durch göttlichen Reiz zu erweichen, zu beleben, über ſich ſelbſt zu entrücken und in den Aether einer ewigen Freiheit zu erheben weiß, hinwegzuſchwinden von der Erde, und Raum zu machen dem Selbſtgenuſſe mattherziger Mittelmäßigkeit und der durch keine Illuſion geſtörten Anſchauung und

Entfaltung der klaren, baaren Wirklichkeit. Die Kunſt, wie jede andere Form des höhern, geiſtigen Lebens, muß das Allgemeine zur Grundlage haben [14]), muß von ihm getragen und gehoben ſeyn, wenn ſie Bedeutungsvolles zu Tage fördern und aufs Ganze zurückwirken ſoll; was könnte ſie aber dann noch Großes hervorbringen, wenn ihr der weltgeſchichtliche Boden fehlt, aus dem ſie ihre beſte und kräftigſte Nahrung zieht? Oder iſt es etwa z. B. dieſe Almanachspoeſie des Tages, dieß lyriſche Getändel und Geklingel, dieſe aus allen Weltgegenden zuſammenbeſchworne hohle Bilderwelt, ſind es etwa dieſe myſtiſch-romantiſchen Schauer und Verzückungen oder dieſe craſſen Schickſals- und Delinquenten-Tragödien [15]), worin ſich ein Allgemeines und Subſtantielles erkennen und genießen, und welches das Ganze in ſeinem Gange beleben und erfriſchen könnte? Von Plato, einem ächt poetiſchen Geiſte, erzählt man uns, daß er ſein jugendliches Dichten aufgegeben [16]), ohne Zweifel deshalb, weil es ihm fühlbar wurde, daß die allgemeine Nothwendigkeit und ſomit der wahre Werth ſolches Producirens für ſeine Zeit verſchwunden ſey, und dieſes alte, große Beiſpiel ſteht in auffallendem Contraſte mit dem nichtigen Beſtreben derjenigen Neuern und Neuſten, die, ausgerüſtet vielleicht mit einigem Talente — bekanntlich etwas ganz Anderem als Genie — den Drang der Eitelkeit mit dem Triebe der Genialität verwechſelnd, ſich mit Gewalt zum Heiligthume der Dichtkunſt drängen. Das wenige Tüchtige und Ehrenwerthe, was wirklich noch geleiſtet wird, wie in dieſer, ſo in andern Sphären der künſtleriſchen Thätigkeit, ſehen wir allein aus dem Studium älterer Werke hervorgehen, und es iſt weniger ein Fortſchreiten der Kunſtentwicklung, als ein Zurückflüchten edler Gemüther aus dem verflachten und krankhaften Neuen zu dem inhaltsvollen und urkräftigen Alten [17]). Was aber ſonſt noch Treffliches lebt, iſt der Reſt einer zurückgelegten Bildungszeit, nicht jugendlicher Sproß, der zu gleicher Größe und Berühmtheit die kühne Bahn beſchritte. Wenn einſt jener hohe Greis, der noch lange bei uns weilen möge, jener Fürſt der Dichter, deſſen Namen ich nicht zu nennen brauche, wenn er einſt von uns ſcheidet, ſo wird die ablaufende Zeit, wie ſie in ihm ſich gleichſam ſelbſt erlebt und beſpiegelt hat, ſo auch mit ihm ſymboliſch zu Grabe gehn und mit ſeiner Dichterkrone wird ſich niemand wieder ſchmücken dürfen. —

Eine nicht unähnliche Zeit, was den innern Zuſtand betrifft, hat ſchon früher einmal die Geſchichte geſehen. Es war jene Zeit, in welcher die vorchriſtliche Welt mit ihrer ſtolzen Herrlichkeit in ſich ſelbſt zerfiel **), und das chriſtliche Prinzip noch zu keinem weltgeſchichtlichen Daſeyn durchgedrungen war; jene Zeit, in welcher auf der Spitze der Bildung, die für jede Periode zugleich der Keim und Beginn des Verfalles iſt, die Momente des Weltlebens in die Extreme der abſtrakteſten Allgemeinheit und des abgeſchloſſenſten Privatbewußtſeyns auseinanderfielen; jene Zeit, in welcher der Bildungskampf aufgehört hatte und ein großes negatives Reſultat, welches als das letzte erſchien, worüber nicht hinausgegangen werden könne, die Welt in ſtummer Ermattung niederhielt; jene Zeit, in der das ſchale Thun des Nachahmens und eine alles zur Form ertödtende, bornirte Gelehrſamkeit an die Stelle alter Friſchheit und Produktivität getreten war; in der es keinen Weltglauben, nichts allgemein Anerkanntes mehr gab und unzählige Sekten und übergebliebene, ihrer geſchichtlichen Bedeutung entblößte Geſtalten der Vergangenheit, um nichts als um ſich ſelbſt bekümmert, nebeneinander ihr tolerirtes Treiben und Beſtehen hatten; jene Zeit, in der die Meiſten die gemeine Weisheit des Aufgebens der Wahrheit und des Hinausſeyns über alles Streben nach dem Höhern gefunden und ergriffen hatten, wie der kurzſichtigvornehme Römer **), der an den, in welchem die Wahrheit leibhaftig erſchienen war, die ſpottende Frage ſtellte: Was iſt Wahrheit? —

Aber wie wir uns nicht ſcheuten, unſere Betrachtung bis zu dieſer letzten, harten Vergleichung durchzuführen **), ſo wollen wir zu unſerer Beruhigung und Aufrichtung nun auch dieß bedenken, daß, wenn ſich jene Wendezeit der Geſchichte mit analogen Erſcheinungen jetzt zu wiederholen ſcheint, doch dieſe Wiederholung nur innerhalb der chriſtlichen Weltbildung ſelbſt geſchieht, in der es zu einer ſo völligen innern Auflöſung nie kommen kann. Die alten Religionen und mit ihnen die alten Staaten waren nicht nur dem Wechſel der Umgeſtaltung, ſondern dem troſtloſen Schickſale eines völligen Ruines unterworfen; die chriſtliche Bildung aber und mit ihr die chriſtlichen Staaten haben in ſich ein ewiges Leben, eine nie verſiegende Quelle der Selbſterneuerung und des Fortbeſtehens; das Schickſal, das kalt und blind zermalmend über die Größe und Schönheit der alten Welt hinwegſchritt, iſt in der neuern eingekehrt ins Innere und zum organiſirenden Princip geworden, und ungeſtört im Ganzen von fremdartiger, äußerer Gewalt wird die germaniſche Staatenwelt ihren Bildungsprozeß ruhig in ſich ſelbſt vollenden. So können wir immerhin mit getroſtem Muthe unſern Weg verfolgen, und während vielleicht auch das ſchon im Werden iſt, was nach dem ewigen Rathſchluſſe der Gottheit unſer geiſtiges Leben erfriſchen, und zu dem unläugbar großen äußern Gewinn, deſſen ſich die Zeit erfreut, auch die tiefere, innere Befriedigung hinzufügen wird **), ſchützt uns die Weisheit unſerer Fürſten und Regierungen, welche die Vorſehung zu Wächtern der chriſtlichen Cultur berufen hat, vor einem neuen Verſinken in die Barbarei der Willkür und unheilbarer Zerrüttungen.

Das wenigſtens ſcheint ſich alſo aus der Natur unſerer Bildung und der durch ſie erzeugten Verhältniſſe zu ergeben, daß ein mehr als ſcheinbarer Verfall und Rückgang nicht zu fürchten iſt, und daß wir das, was wir wirklich errungen und gewonnen haben, niemals wieder verlieren werden. Doch auch ein bloßes Stilleſtehn iſt unſerer unwürdig und widerſpricht dem Begriffe der Weltgeſchichte; denn was da ſtille ſteht und ſtarr wird, iſt eben dadurch aus ihrem innern Zuſammenhange herausgetreten als eine vom entwanderten Leben des Geiſtes zurückgelaſſene bedeutungsloſe Form **). Ganze Welttheile ſind ſolche Ruinen einer verſchwundenen Bildungszeit und ihre Bewohner zählen nicht mehr in der Weltgeſchichte. Diejenigen aber, welche meinen, daß auch wohl uns ein ſolches Schickſal bevorſtehen und die Cultur, wie ſie vom Orient zum Occident gewandert ſey, ſo nun auch einem neuen Welttheil ſich vertrauen könne, die ſind zu fragen, wo denn der junge, urkräftige Menſchenſtamm iſt, der der Schöpfer und Träger einer neuen, höhern Entwickelungsſtufe des menſchlichen Geiſtes werden könnte, — wie es die Germanen in Beziehung auf das verfallende claſſiſche Alterthum wurden, — und der nicht etwa nur die merkantiliſche und mechaniſche Bildung der germaniſch-europäiſchen Welt ſich zuzueignen und zu fördern vermöchte? So lange wir außer uns dieß junge Leben des wiedergebornen Geiſtes nicht erblicken, — wie ſich der ahnungsvolle Sinn eines Tacitus von der eignen verderbten Welt hinweg zum friſchen, freien Norden wandte, — ſo lange müſſen ie uns ſelbſt für ermächtigt halten, das Höhere aus uns zu entwickeln, und nicht etwa glauben, auf den Lorbeern der Vergangenheit ruhen, oder das uns überlieferte Geheimniß der Weltgeſchichte unentwickelt und unenthüllt zur Seite legen zu dürfen; dann iſt dieſe Zeit, dieſer Welttheil, dieſe europäiſch-chriſtliche Cultur das Rhodus, auf dem der Meiſterſprung zu zeigen iſt.

Somit wird ſich an uns die Forderung eines qualitativen und weſentlichen Fortſchrittes ſtellen, und wenn wir es zwar nicht verhehlen können, daß uns eine in vieler Hinſicht bedenkliche und ſchwierige Zeit zum Schauplatze des Lebens angewieſen iſt, in der es nicht Jedermanns Sache ſeyn kann, ſich zum verſchütteten Born der tiefern Wahrheit durchzumühen, ſo werden doch diejenigen unter uns, in welchen noch etwas Urſprüngliches, wie ein Funke unter der Aſche, glimmt, ſich um ſo dringender bewogen fühlen, keine in ihnen verborgene Kraft ruhen zu laſſen, ſondern feſtwurzelnd in dem, was wir mit freudiger Gewißheit das Unſrige nennen können, ihr ganzes Seyn auf den innerſten Einheitspunkt zuſammen zu drängen, um uns endlich dem großen Ziele zu nähern, das die Beſten und Größten der Menſchheit von grauer Urzeit her auf den verſchiedenſten Wegen zu erreichen ſuchten. Gedemüthigt und erhoben zugleich durch einen faſt unermeßlichen Reichthum von Erfahrungen, werden wir einerſeits ein leidenſchaftliches, vorgreifendes Streben der Zeit zu mäßigen und zur Beſonnenheit und Gründlichkeit zurückzuführen, andererſeits aber uns die Jugend des Geiſtes zu erhalten und uns vor falſcher Reſignation und vor der zu ſelbſtſüchtiger Ruhe ſich verſtockenden Alltäglichkeit zu bewahren wiſſen, die, wenn ſie um ſich gegriffen und feſten Fuß gefaßt, eine hemmende Macht für alles Höhere wird, das ſich mit friſchem Muthe in die Erſcheinung wagt.

Wollen wir uns nun noch einen Augenblick zu demjenigen wenden, was ein näheres und beſonderes Intereſſe hat, und wovon wir die Gelegenheit zu unſern Betrachtungen nahmen, ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, den Zuſammenhang der Veränderungen auch dieſes Gebietes mit denen des allgemeinen geiſtigen Lebens in dem von uns bezeichneten Zeitraume zu erkennen und darzuſtellen. Unterricht und Erziehung ſind die Mittel, wodurch der Geiſt des Menſchengeſchlechtes ſich ſelber wiedergebiert, ſein Daſeyn erneut, und fortſetzt, und die errungene Stufe des Bewußtſeyns zu einem Unmittelbaren und Gegebenen macht, zu einer Grundlage, von welcher aus eine neue Stufe der Bildung könne erſtiegen werden. Eine ſo große Erſcheinung nun, wie die Reformation war, muſte um ſo mehr den Samen einer künftigen Entwicklung durch Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten zu legen ſuchen, als ſie ſelbſt nichts Poſitives und Entwickeltes, ſondern nur der Ausgangspunkt und die negative Bedingung für den Aufgang eines neuen Weltlebens war. Bekannt ſind die beſondern und perſönlichen Einwirkungen und Bemühungen Luther's und Melanchthon's zur Emporbringung des Schulweſens, und wie die Reformation unmittelbar auch in dieſem Fache die Mutter und Pflegerin neuer Entwürfe, Methoden und Verſuche war. Lebten doch ſchon zu Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts Männer, welche als Vorläufer der ſpätern philantropiſchen Schule zu betrachten ſind, wie ſich namentlich Baſedow auf Amos Comenius *3) zurückbeziehen, und ihn neben einem Rouſſeau *4) bei ſeinen Beſtrebungen vor Augen haben und zum Vorbild wählen konnte. Und als im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, in welches die eigentliche Emancipation des bis dahin auf mannigfache Weiſe befangenen Strebens fällt, im Gebiete der Pädagogik eine Lebendigkeit und ein Umgeſtaltungstrieb, wie in keiner frühern Zeit gefunden wird, ſich allgemein zu regen begann, ſo war es auch jetzt der Proteſtantismus, aus deſſen Schooße die neuen pädagogiſchen Theorien hervorgingen, indem die religiöſe Intenſität deſſelben in der Spener-Frankiſchen, die aus geſchichtlicher Vergangenheit hervorgezogene und hervorzuziehende antike Cultur in der humaniſtiſchen, die moderne aber nach ihrer damaligen Entwicklungsſtufe in der philantropiſchen Schule ſich darſtellte und feſtſetzte, — Richtungen, deren Mängel und Einſeitigkeit die nach vernünftiger Totalität ſich ſehnende Zeit erkannt und gerichtet hat. Jener Taumel endlich, der den Eintritt in das neunzehnte Jahrhundert bezeichnet, jenes in Schwärmerei und Verirrung aller Art ausſchlagende Verlangen nach dem Poſitiven und Concreten der Idee, die das vorige Jahrhundert in ſeine negativen und auflöſenden Tendenzen zerriſſen hatte, machte auch aus der Pädagogik einen nicht geringen Tummelplatz ſeiner ſchnell gehemmten Bethätigung. Es mag uns hier erlaſſen ſeyn, oft geſagte und gehörte Dinge hierüber weitläufig zu wiederholen; nur Einiges über den Zuſtand gelehrter Schulen in der nächſten Vergangenheit, welches ein beſtimmteres Intereſſe haben kann, wollen wir uns erlauben, noch in Erwähnung zu bringen. Zu der Zeit, in welcher ſich das wiſſenſchaftliche Streben in Deutſchland auf eine Spitze trieb, auf der es ſich gleichſam ſelber überſchlug, hat man auch jene Anſtalten hie und da in Treibhäuſer der Jugendentwicklung zu verwandeln geſucht, indem man eine Menge Gegenſtände, deren Erkenntniß und Behandlung dem akademiſchen Leben anheim zu ſtellen iſt, in den Kreis der Schulbildung zog und durch ſolches Anticipiren eine tüchtige Grundlegung des Wiſſens verabſäumte. Hierauf folgte eine andere Zeit, in der man das Nachbild jener allgemeinen Erſchlaffung, jenes Nachlaſſes der zu hoch geſpannten Geiſteskraft nicht verkennen kann. In Beziehung aber auf das Einreißen einer ſo gefährlichen Verwilderung konnte die nächſte Forderung keine andere als dieſe ſeyn, derſelben durch äußere Mittel, durch Herſtellung der Ordnung und der Amtsgewalt und durch quantitative Erhöhung der Anforderungen in den Weg zu treten. Hiedurch kam man auf den jetzt vorherrſchenden disciplinariſchen Ton einer frühern Periode zurück **). In ſo fern aber dieſer in ſeiner jetzigen Form offenbar nur eine Sache des Gegenſatzes iſt, ſo kann auch er keine bleibende und ſichere Grundlage der Entwicklung ſeyn, und es reiht ſich an jene nächſte negative Forderung die neue an, daß der durch ſolche Zucht und äußere Aufregung von ſeinem Verſinken zurückgeſchreckte und aufgerichtete Geiſt der Jugend nun auch wieder der Anerkennung ſeiner unveräußerlichen, im Grunde doch immer vorhandenen beſſern Natur gewürdigt werde und die ihm angemeſſene Nahrung empfange, um ſich zu einer neuen Periode, zu einem neuen Beginn des wiſſenſchaftlichen Strebens zu ſtärken und zu ermuthigen. War noch ſo eben die Jugend zu geneigt, über ihre Schranken hinauszugehn und hat ſie, kaum der Schule entwachſen, ſogar die tiefgewurzelten und verſchlungenen Verhältniſſe des Staatenlebens nach dem Vorgange einer ſeichten Philoſophie zu meiſtern und umgeſtalten zu wollen ſich angemaßt, ſo iſt ſie jetzt offenbar zu bereitwillig, ſich im Kreiſe des Alltäglichen und Unjugendlichen herumzutreiben und zu befriedigen, und unternehmend, wenn ſie es iſt, nur noch im Thun der Gemeinheit. Es geſchieht ihr deshalb auch nicht Unrecht, wenn ſie zunächſt von dieſer Seite gefaßt und behandelt wird, doch ſcheint es die Sache einſichtsvoller Jugendbildner zu ſeyn, den überwiegenden diſciplinariſchen Formalismus wieder zu dem zu machen, was er im geſunden Zuſtand der Schule iſt, zu einem Moment des Ganzen, und ſelbſt das höhere Princip einfließen zu laſſen, welches, wenn es von jugendlichen Gemüthern nur einmal wirklich ergriffen und aufgenommen iſt, ein unabweisbarer organiſcher Trieb zur Bildung wird, der edlere Naturen, — denn auf gemeine ſoll die Einrichtung höherer Bildungsanſtalten nicht berechnet ſeyn, — auch ohne äußere zwingende Veranlaſſung nicht eher ruhen läßt, bis ſie ihm nach allen ihren Kräften Genüge gethan.

Um aber zuletzt auch noch das Beſte zu erwähnen, was der Hinblick auf die nächſten Verhältniſſe vor unſere Seele bringt, ſo iſt es ein erhebendes und beglückendes Gefühl, unberührt vom Verdachte unaufrichtiges Lobes, laut verkünden und preiſen zu können, daß unſerm Volke ein neuer Stern der Hoffnung erſchienen iſt, an der Spitze des Staates ein Geiſt, der ſeine Zeit verſteht, die ihn geboren und berufen hat, um aufzurichten und zu ſtärken ſein Volk. Er, — ſelbſt eingeweiht in das Weſen des klaſſiſchen Alterthums, den Kern der Bildung für alle Zeiten *6), den wir immer von Neuem pflanzen in unſern gelehrten Anſtalten, damit der Segen des Chriſtenthums ihn zu einer heiligeren Entwicklung bringe, — Er weiß es, daß aus dem ſtillen und unſcheinbaren Grunde dieſer Anſtalten das edelſte Leben der Zukunft erwächſt, daß, wenn ſie als eine Sache des Herkommens, von zweifelhaftem Werthe *7), durch Mißachtung und Vernachläſſigung entmuthigt darniederliegen, und ihr nothdürftiges Daſeyn, durch keine Rückwirkung aus dem Ganzen erhoben und erneut, im Kreiſe der Jahre ſich geiſtlos abſpinnt, daß dann das Leben des Volkes ſeinem innern Verderben unaufhaltſam entgegen geht. Dem weiſen Sinne des Erhabenen kann es nicht entgehen, wie auch hier ſich friſchere Blüthen zum Lichte ſeiner Gnade hervordrängen, damit kein Lob in dem unverwelklichen Kranze fehle, den die Geſchichte Ihm zu flechten beginnt.

Anmerkungen.

1) „Die Weltrolle des Chriſtenthums iſt noch nicht geſchloſſen; wer daher nicht in den Sinn des ganzen großen Dramas einzugehen vermag, der kann kein Urtheil über ſie ſich anmaßen. Eben ſo iſt, daß ich ein anderes, nahe verwandtes Beiſpiel anführe, die Weltrolle der Kirchenreformation noch keineswegs geſchloſſen.“ Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters p. 411.

„Die neuere Welt iſt allgemein die Welt der Gegenſätze, und wenn in der alten, aller einzelnen Regungen ungeachtet, doch im Ganzen das Unendliche mit dem Endlichen unter einer gemeinſchaftlichen Hülle vereinigt liegt, ſo hat der Geiſt der ſpäteren Zeit zunächſt dieſe Hülle geſprengt, und jenes in abſoluter Entgegenſetzung mit dieſem erſcheinen laſſen. Von der unbeſtimmbar größern Bahn, welche dieſer durch das Schickſal vorgezeichnet iſt, überſehen wir einen ſo kleinen Theil, daß uns der Gegenſatz leicht als das Weſentliche und die Einheit, in die er ſich aufzulöſen beſtimmt iſt, jederzeit nur als einzelne Erſcheinung auffallen kann.“ Schelling's Vorleſungen über die Methode des academiſchen Studiums p. 134.

2) „Die Meinung, daß alles vom Reinen und Lautern angefangen, und alle ſpäteren Entwicklungen nur Verderbniß und Verfälſchungen geweſen, dient zwar in der Kritik als ein mächtiges Alexandersſchwerdt, um überall den gordiſchen Knoten ohne Mühe entzwei zu hauen, führt aber in der Geſchichte einen überaus illiberalen und beſchränkenden Geſichtspunkt ein.“ Schelling's philoſophiſche Schriften, 1. B. p. 506. —

Zu den ſchiefen und einſeitigen Darſtellungen gehört übrigens die Stelle in Schelling's Vorleſungen über die Methode des academiſchen Studiums p. 198. f., wo namentlich die Geringſchätzung, mit welcher der Inhalt der heiligen Bücher an ſich behandelt wird, gerechten Anſtoß erregt hat.

3) Schon Leſſing ſagte — und zwar in einem viel tieferen und poſitiveren Sinne, als die Philoſophie der Aufklärung oder die Kantiſche Philoſophie dergleichen Ausſprüche zu thun pflegte*):

---

*) Man denke nur an ſeine Deutung der Dreieinigkeitslehre in der oben angeführten Schrift und an Schelling's Urtheil darüber in den Vorleſungen über das academiſche Studium, p. 184.

„Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten iſt ſchlechterdings nothwendig, wenn dem menſchlichen Geſchlechte damit geholfen ſeyn ſoll. Als ſie geoffenbart wurden, waren ſie freilich noch keine Vernunftwahrheiten, aber ſie wurden geoffenbart, um es zu werden.“ Erziehung des Menſchengeſchlechts §. 76. in Leſſing's Werken, Ausg. v. J. 1822, 6. B. p. 324.

Wie es aber den tiefſten und weſentlichſten Lehren der Schrift in der theologiſchen Welt noch jetzt zu ergehen pflegt, kann folgendes Beiſpiel lehren. Ein facile princeps in der chriſtlichen Dogmatik — um nehmlich keinen Geringeren oder gemein-rationaliſtiſchen *) anzuführen — findet die von ächt religiöſen ſo gut, als vom ächt ſpeculativen Standpunkt aus ganz unentbehrliche Schriftlehre von der freien Hingebung Chriſti in den Tod (Joh. 10, 17 u. 18.) in ihrem vollen Sinne genommen höchſt ſchwierig und bedenklich, weil ſie der Pflicht der Selbſterhaltung entgegen ſey und alſo wohl gar als indirekter Selbſtmord **) erſcheinen könnte. Damit nun Chriſtus vollkommenes Vorbild für unſer moraliſches Verhalten ſeyn könne, darf er nicht für uns in den Tod gegangen ſeyn, — eine Vorſtellung, die doch von jeher das Centrum chriſtlich-religiöſer Rührungen war, — ſondern er darf ihn im Eifer für ſeinen Beruf nur „gefunden“ haben! — Schleiermacher's chriſtlicher Glaube nach den Grundſätzen der evangeliſchen Kirche dargeſtellt 2. B. p. 292 u. 293.

4) Zum Theil Worte Hegel's aus deſſen Phänomenologie des Geiſtes p. 716. Vergl. deſſen Rechtsphiloſophie Vorrede p. XXIII.: „Es iſt ein großer Eigenſinn, der Eigenſinn, der dem Menſchen Ehre macht, nichts in der Geſinnung anerkennen zu wollen, was nicht durch den Gedanken gerechtfertigt iſt, — und dieſer Eigenſinn iſt das Charakteriſtiſche der neuern Zeit, ohnehin das eigenthümliche Princip des Proteſtantismus. Was Luther als Glauben im Gefühl und im Zeugniß des Geiſtes begann, es iſt daſſelbe, was der weiterhin gereifte Geiſt im Begriffe zu faſſen, und ſo in der Gegenwart ſich zu befreien und dadurch in ihr ſich ſelbſt zu finden beſtrebt iſt.“

5) Eine der vielen trivialen Darſtellungen dieſer Art, die man immer wieder aufwärmt, ſteht z. B. in Reinhard's Reformationspredigten herausgegeben von Bertholdt, 1. B. 1. Pred. p. 13.

6) „Lieſt man in ſo vielen Produktionen aus dem Fache der poſitiven Wiſſenſchaften, ingleichen der religiöſen Erbaulichkeit und anderer unbeſtimmten Literatur, wie darin nicht nur Verachtung gegen die Philoſophie bezeigt iſt, daß ſolche, die zugleich beweiſen, daß ſie in

---

*) Wen es gelüſtet, in die Tiefen der neuſten theologiſchen — rationaliſtiſchen und pietiſtiſchen — Gemeinheit einen Blick zu thun, der mag ſich z. B. an dem Tholuck'ſchen Skandal in der allgemeinen Kirchenzeitung weiden ſ. Nro. 136, 170, 171, 172, v. J. 1825.

**) „— damit nicht der freiwillige Tod in einem ſolchen Sinne, in welchem er unchriſtlich iſt, durch das Beiſpiel Chriſti ſcheine gerechtfertigt werden zu ſollen.“

der Gedankenbildung völlig zurück ſind, und die Philoſophie ihnen etwas ganz Fremdes iſt, ſie dennoch als etwas bei ſich Abgethanes behandeln, — ſondern wie daſelbſt ausdrücklich gegen die Philoſophie losgezogen und ihr Inhalt, die begreifende Erkenntniß Gottes und der phyſiſchen und geiſtigen Natur, die Erkenntniß der Wahrheit für eine thörichte, ja ſündhafte Anmaßung erklärt, wie die Vernunft und wieder die Vernunft und in unendlicher Wiederholung die Vernunft angeklagt, herabgeſetzt und verdammt — oder wie wenigſtens zu erkennen gegeben wird, wie unbequem bei einem großen Theile des wiſſenſchaftlichen Treibens die doch unabwendbaren Anſprüche des Begriffes fallen, — wenn man, ſage ich, dergleichen Erſcheinungen vor ſich hat, ſo möchte man beinahe dem Gedanken Raum geben, daß von dieſer Seite die Tradition nicht mehr ehrwürdig noch hinreichend ſey, dem philoſophiſchen Studium die Toleranz und die öffentliche Exiſtenz zu ſichern. (Dergleichen Anſichten fielen mir bei einem Briefe Joh. v. Müllers ein — Werke Th. VIII. S. 56. — wo es vom Zuſtande Roms im Jahre 1813, als dieſe Stadt unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtand, unter anderen heißt: Befragt, wie es um die öffentlichen Lehranſtalten ſtehe, antwortete ein Profeſſor: On les tolère comme les bordels.)" Hegel's Rechtsphiloſophie Vorrede p. XVI. f.

Die Gemeinheit hat es überhaupt in der Art, Triumphlieder anzuſtimmen, wenn großartige Verſuche mißlungen ſind. So wagt ſich jetzt alles Kleine, das ſich ſonſt vor dem Rieſenſchritt des Geiſtes in ſeine Schlupfwinkel verkroch, ungeſcheut hervor und ſpielt fröhlich an der Sonne. Man kann die Freude über das vermeintliche Reſultat nicht bergen, daß die Welt — wie man ja längſt gewußt und verſichert habe, und wie man jetzt allgemein ſehen könne — mit Brettern verſchlagen ſey. Dabei können diejenigen, die von Natur nicht fähig ſind, in eine höhere ſpeculative Anſicht einzugehen, nur gewinnen; ſie brauchen ſich nicht mehr anzuſtrengen, über ihren natürlichen Standpunkt, der nun für ewig gerechtfertigt ſcheint, hinauszukommen, oder ſich den Anſchein zu geben, drüber hinaus zu ſeyn; ſie können ſich jetzt mit dem Höhern im Herzen, in deſſen Nacht, wie das Sprüchwort ſagt, alle Kühe ſchwarz ſind und wo ſich jedes Ungethüm maskiren und heilig ſprechen kann *), in der vollen Breite ihres Daſeyns ergehen. Gegen die letzten verächtlichen Regungen und Verſuche des freieren wiſſenſchaftlichen Geiſtes zuckt in unſern praktiſchen Weltverbeſſerern die Luſt zu einem inquiſitoriſchen Einſchreiten, damit der Chiliasmus einer chineſiſchen Cultur ſich ungehindert verbreiten könne, und die Deutſchen, die ihr Alles an ihre Wiſſenſchaft geſetzt haben, und die nichts Eigeneres haben als dieſe ihre Wiſſenſchaft — namentlich hat es die Geſchichte der Philoſophie im Weſentlichen ſchon längſt nur mit Deutſchen zu thun — werden ſogar von

---

*) Es geht dem Herzen und Gefühle, das, ſo lange das begreifende Erkennen noch nicht zur Vollendung gekommen, einerſeits dem Höchſten und Heiligſten allerdings näher iſt, als jede andere Form des Bewußtſeyns, auf der andern Seite, wie, unter den Künſten, der Muſik in Beziehung auf die bildende Kunſt. „Findet ſich auf einem Gemälde ein verzeichnetes Glied oder etwas Sittenloſes, ſo giebt das geſunde Auge ſchon genügende Gründe zur Kritik und die Schaam wendet, wenigſtens vor Andern, den Blick ab. Allein unter der Muſik kann ſich alles unreine, krampfhafte, ſittenloſe Unweſen verkriechen, und ſo wird denn oft unvermerkt mit vollen Zügen genoſſen, was durch den Pinſel oder durch Worte dargeſtellt ſchon ehrenhalber zurückgeſtoßen werden müßte." Thibaut über Reinheit der Tonkunſt 2. Ausg. p. 8.

außen her aufgefordert, ihren Thorheiten einmal einen Zaum anzulegen. So ſagte ein Engländer kürzlich in einer zu Cambridge gehaltenen Vorleſung über den Zuſtand der proteſtantiſchen Religion in Deutſchland: „Das Uebel (des ſchlechten Zuſtandes der Religion in Deutſchland) muß ganz dem Mangel an Aufſicht über religiöſe Speculationen*) in den deutſchen Kirchen zugeſchrieben werden, und die traurigen Folgen eines ſolchen Mangels laſſen ſich in keinem auffallenderen Beiſpiele darſtellen; daher iſt es in den folgenden Reden meine Abſicht, ihnen eine Nachricht von den Schriften mitzutheilen, wodurch nach und nach das Chriſtenthum aus den Kirchen, auf die ich deute, entfernt worden iſt, und Ihnen das traurige Gemälde der Irrthümer vorzulegen, vor denen ſie die ausgebreitetſte Gelehrſamkeit und, ich zweifle nicht, die reinſten Abſichten nicht ſchützen konnten, um einen deutlichen und unzweifelhaften Beweis von dem Unheile zügelloſer Spekulation in religiöſen Gegenſtänden und von der unbedingten Nothwendigkeit einer Controle und eines Zwangs über den menſchlichen Geiſt in jeder religiöſen Geſellſchaft, beſonders aber über ihre Geiſtlichkeit als die Quelle zu zeigen, aus welcher das lebendige Waſſer der Wahrheit klar und lauter der Gemeinde überhaupt zufließen ſoll." Hugh James Roſe's vier Reden über den Zuſtand der proteſtantiſchen Religion in Deutſchland, aus dem Engliſchen überſetzt, Leipzig 1826, mit dem Motto vor jeder Rede: Deine Weisheit und Kennniß hat dich verkehrt gemacht! (Jes. XLVII. 10. nach Luther: Deine Weisheit und Kunſt hat dich geſtürzt!)

7) Wenn auch z. B. viele ſeichte Köpfe ſich des Schelling'ſchen Formalismus bemeiſtert haben, ſo kann es doch Keinem einfallen, die Werke des großen Mannes ſelbſt, aus deſſen Schule unter Andern auch Hegel hervorgegangen, der Oberflächlichkeit zu beſchuldigen. Auch Leibnitzens und Kant's Lehre wurde von ihren Schülern und Anhängern zu gehaltloſem Formalismus verdorben, nur daß dieſer ein nackter, pedantiſcher, jener aber ein ſchwindelhaft-poetiſcher war, und auf der andern Seite hat ja auch der herrliche Jacobi eine Schaar von leeren Schwätzern zu Apoſteln gehabt. Ueberall und immerfort gilt Schiller's Ausſpruch: Wenn die Könige baun, haben die Kärner zu thun.

8) „Alles Philoſophiren geht aus von einer dem Menſchen inwohnenden Sehnſucht nach einer Erkenntniß, die er Erkenntniß des Wahren nennt, ohne ſich ſelbſt genügend erklären zu können, was ihm dieſes über Alles bedeutende Wort denn eigentlich bedeute. Er weiß es und weiß es nicht. Das, womit er es weiß, nennt er ſeine Ver-

---

*) Dieſen Ausländern gilt leere Aufklärerei und bornirter Rationalismus auch für Spekulation und Philoſophie. „Neuton und die Engländer nennen auch die Experimentalphyſik Philoſophie, daher ſie auch Electriſirmaſchinen, magnetiſchen Apparat, Luftpumpen u. ſ. f. philoſophiſche Inſtrumente nennen, da doch wohl nicht eine Zuſammenſetzung von Holz, Eiſen u. ſ. w. ſondern allein das Denken das Inſtrument der Philoſophie genannt werden könnte. — Auch das gegenwärtig von Thomſon herausgegebene Journal hat den Titel: Annalen der Philoſophie oder Magazin der Chemie, Mineralogie, Mechanik, Naturhiſtorie, Landwirthſchaft und Künſte. — Man kann ſich hieraus von ſelbſt vorſtellen, wie die Materien beſchaffen ſind, die hier philoſophiſche heißen." Hegel's Encyclopädie, p. 6.

nunft, (nach ſpäterem, beſtimmterem *Jacobi'ſchen* Sprachgebrauche) — das, womit er es nicht weiß, aber zu erforſchen bemüht iſt, ſeinen *Verſtand*." (Seine *Vernunft* im älteren Sinne des Wortes; denn die *Kantiſchen*, *Jacobi'ſchen* und *Schelling'ſchen* Beſtimmungen haben hier bekanntlich Alles umgekehrt und ſchwankend gemacht, zumal da ſich weder *Jacobi*, noch *Schelling* in ihren Annahmen gleich geblieben ſind.) *Jacobi's* Werke, 2 B. p. 101.

„Ein Syſtem, *worin die Vernunft ſich ſelbſt wirklich erkennte*, würde alle Anforderungen des Geiſtes, wie des Herzens, des ſittlichſten Gefühles, wie des ſtrengſten Verſtandes vereinigen müſſen." *Schellings* philoſophiſche Schriften, p. 705. Und in der That, da es [illegible] allem eigentlichen Beweiſen im Gebiete der Spekulation längſt aus iſt, ſo bleibt als Probirſtein einer Lehre nur dieſes übrig, ob die *gefühlte* und *geglaubte* Wahrheit in der *begriffenen* ſich ſpiegle und wiedererkenne, oder nicht, — die beſtändige Controle des *vernünftigen Gefühls* *) über den philoſophirenden Verſtand. Jedes Syſtem, in dem ſich eine Seite der Wahrheit repräſentirt, hat ſich wenigſtens der Anerkennung irgend einer Partei und irgend einer Zeit zu erfreuen gehabt; wenn aber je die Wahrheit ohne Verkehrung und Einſeitigkeit ſich enthüllt zeigte, ſo müßte es Jedem ſeyn, als wäre das Wort ausgeſprochen, das ihm längſt auf der Zunge gelegen; es müßte wie Sonnenaufgang ſeyn, daß Niemand, der Augen hat, zu ſehen, ſagen könnte: ich ſehe nicht.

Die Hoffnung auf die Erſcheinung einer ſolchen Lehre iſt nun freilich ein Gegenſtand des Hohnes und vornehmer Belächelung geworden. Der gute, ehrliche *Kant*! der hat uns reinen Wein eingeſchenkt! Von da aus weiter! — Dieſes „*Weiter*" nun kann in zweierlei beſtehen, entweder in einer Gefühlsphiloſophie und einem Cultiviren des ſogenannten Herzens, oder in der völligen Verzweiflung und Abſtraktion von aller höhern Wahrheit; und dieſes Letztere iſt das conſequentere und ehrlichere *Weiter*. „Wenn die Religion die Ehre und das Heil der Menſchen darein ſetzt, Gott zu erkennen, und ihre Wohlthat darein, ihm dieſe Erkenntniß mitgetheilt und das unbekannte Weſen deſſelben enthüllt zu haben, ſo iſt in dieſer (der Kantiſchen) Philoſophie im ungeheuerſten Gegenſatze gegen die Religion der Geiſt zu der Beſcheidenheit des *Viehes*, als zu ſeiner höchſten Beſtimmung verkommen, nur daß er unſeliger Weiſe den Vorzug beſitze, noch das Bewußtſeyn über dieſe ſeine Unwiſſenheit zu haben; wogegen das *Vieh* in der That die viel reinere, wahrhafte, nehmlich die ganz unbefangene Beſcheidenheit der Unwiſſenheit beſitzt. Dieß Reſultat darf man nun wohl dafür anſehen, daß es mit weniger Ausnahme *allgemeines Vorurtheil unſerer Bildung* geworden iſt. Es hilft nichts, die Kantiſche Philoſophie widerlegt zu haben oder ſie zu verachten; die Fortſchritte und Einbildungen von Fortſchritten über ſie hinaus, mögen ſich ſonſt auf ihre Weiſe viel zu thun gemacht haben; ſie ſind nur dieſelbe Weltweisheit,

---

*) Sowohl Gefühl als Verſtand, oder, nach roh-bildlicher Ausdrucksweiſe, ſowohl Herz als Kopf können *unvernünftig* ſeyn. In beiden *Formen* des Bewußtſeyns pflegen ſich Wahrheit und Irrthum, Gutes und Schlechtes vielfältig zu vermengen und durcheinander zu treiben (vergl. p. 26.), während die *Vernunft* das allein Beharrende, an ſich ſeyende *Weſen* des Geiſtes und der Menſchheit, als ſolcher, iſt.

wie jene, denn ſie leugnen dem Geiſte die Fähigkeit und die Beſtimmung zur objectiven Wahrheit.“ *Hegel's* Vorrede zu *Hinrichs's* Religion im Verhältniſſe zur Wiſſenſchaft, p. XIII.

„Die Philoſophie, von welcher der Standpunkt der allgemeinen Bildung des Gedankens in neuerer Zeit zunächſt feſtgeſtellt worden, und welche ſich mit Recht die *kritiſche* genannt hat, hat nichts anderes gethan, als daß von ihr das Geſchäft der Aufklärung auf ſeine einfache Formel reducirt worden iſt; dieſe Philoſophie hat keinen andern Inhalt und Reſultat, als aus jenem raiſonnirenden Verſtande hervorgegangen iſt. Die *kritiſche* oder *Kantiſche* Philoſophie iſt zwar ſo gut als die *Aufklärung* etwas dem *Namen* nach Antiquirtes und man würde übel ankommen, wenn man denjenigen, welche ſich die Philoſophen unter den Schriftſtellern nennen, ferner den wiſſenſchaftlichen Schriftſtellern über Materien der Theologie, Religion, Moral, ſo auch, welche über politiſche Angelegenheiten, Geſetze und Staatsverfaſſungs-Sachen ſchreiben, heutiges Tages noch Schuld gäbe, was von Philoſophie daran zu ſeyn ſcheinen könnte, ſey *Kantiſche* Philoſophie; ſo wie man eben ſo übel ankommen würde, wenn man den raiſonnirenden Theologen und noch mehr denen, welche die Religion auf *ſubjective Gefühle* ſtellen, noch die *Aufklärung* zuſchreiben wollte. — Wer hat nicht die Kantiſche Philoſophie widerlegt oder verbeſſert, und wird nicht etwa noch jetzt zum Ritter an ihr? wer iſt nicht weiter fortgeſchritten? betrachtet man aber die Thaten dieſer Schriftſtellerei, der philoſophiſchen, moraliſchen und theologiſchen, welche letztere häufig gegen nichts ſo ſtark, als dagegen, etwas Philoſophiſches ſeyn zu wollen, proteſtirt, ſo erkennt man ſogleich nur dieſelben Grundſätze und die Reſultate, welche aber hier bereits als *Vorausſetzungen* und *anerkannte Wahrheiten* erſcheinen. *An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.* Der Umſtand, ſich ganz nur auf der Heerſtraſſe der Zeitvorſtellungen und Vorurtheile zu befinden, hindert den Eigendünkel nicht, zu meinen, daß ſeine aus dem allgemeinen Strome aufgeſchöpften Trivialitäten, ganz originelle Anſichten und neue Entdeckungen auf dem Gebiete des Geiſtes und der Wiſſenſchaft ſeyen.“ *Ebendaſ.* p. X.

9) „Die wahrhafte Widerlegung muß in die Kraft des Gegners eingehen und ſich in den Umkreis ſeiner Stärke ſtellen; ihn außerhalb ſeiner ſelbſt angreifen und da Recht behalten, wo er nicht iſt, fördert die Sache nicht.“ *Hegel's* Logik, 2. Bd. p. 8.

„Was nicht *widerſteht*, *beſteht* auch nicht; jedes Widerſtreben aber iſt zugleich ein Angreifen. Was widerſtehend beſteht, ſchließet aus. Ausſchließend iſt jedes Leben, jedes individuelle Daſeyn, jedes Eigenthum; und für alles dieſes darf und ſoll man wider den Angreifenden feindlich ſtreiten, weil es ſeiner Natur nach nur ausſchließend und *kriegeriſch* beſeſſen werden kann.“ *Jacobi* von den göttlichen Dingen, p. 88.

„Schon das Wort *Polemik* iſt ſtolz und erinnert, daß, wie um die Angelegenheiten der Völker, ſo um die höchſten Angelegenheiten der innern Menſchheit Krieg geführt werden müſſe. Möge ſie uns der Himmel erhalten, und wer eine tüchtige Anſicht aufzuſtellen hat, ſoll ſie ſich ja zuerſt erbitten. — — Zur Polemik aber gehört, daß der, gegen den ſie gerichtet iſt, wirklich angegriffen ſey.“ *Schelling's* Denkmal der Schrift *Jacobi's* ꝛc. p. 203.

10) Wo iſt die Anſicht, die das Geſchlecht, oder wenn wir von dem reden, was uns näher liegt, die Nation, als eine herrſchende, ſo durchdränge, daß die Abweichungen, zwar hemmend, verwirrend, aber nicht durchaus zerſtörend wirken könnten? — — Wer darf hervortreten, ſagend, ich habe gefunden, was die Beſſeren (von dieſen iſt hier die Rede) vereinigen wird? Giebt es einen, auch den Herrlichſten, der mehr bildete, als eine Partei?" Caricaturen des Heiligſten von Steffens 1 Th. p. 9.

11) Es giebt auch einen Frieden der Gleichgültigkeit gegen die Tiefen des Geiſtes, einen Frieden des Leichtſinns, der Kahlheit; in einem ſolchen Frieden kann das Widerwärtige beſeitigt ſcheinen, indem es nur auf die Seite geſtellt iſt. Dasjenige aber, was nur überſehen oder verachtet wird, iſt darum nicht überwunden. Im Gegentheil, wenn nicht in der Ausſöhnung die tiefſten, wahrhaften Bedürfniſſe befriedigt, wenn das Heiligthum des Geiſtes nicht ſein Recht erlangt hätte, ſo wäre die Entzweiung an ſich geblieben und die Feindſchaft eiterte ſich deſto tiefer im Innern fort; der Schaden würde nur, mit ſich ſelbſt unbekannt und unerkannt, deſto gefährlicher ſeyn.

Ein unbefriedigender Friede kann zu Stande gekommen ſeyn, wenn der Glaube inhaltslos geworden, und von ihm nichts als die leere Schale der ſubjectiven Ueberzeugung übrig geblieben iſt, — und andererſeits die Vernunft auf die Erkenntniß der Wahrheit Verzicht gethan hat und dem Geiſte nur ein Ergehen theils in Erſcheinungen, theils in Gefühlen übrig gelaſſen iſt. Wie ſollte da noch großer Zwieſpalt zwiſchen Glauben und Vernunft Statt finden können, wenn in beiden kein objectiver Inhalt mehr, ſomit kein Gegenſtand eines Streites vorhanden iſt? Hegel's Vorrede zu Hinrichs's Religion im Verhältniſſe zur Wiſſenſchaft. p. I. und II.

„So wie die Vernunft ſich nicht mit der Annäherung, als welche weder kalt noch warm iſt und darum ausgeſpien wird, begnügen kann, eben ſo wenig begnügt ſie ſich mit der kalten Verzweiflung, die zugiebt, daß es in dieſer Zeitlichkeit wohl ſchlecht oder höchſtens mittelmäßig zugehe, aber eben in ihr nichts Beſſeres zu haben und nur darum Frieden mit der Wirklichkeit zu halten ſey; es iſt ein wärmerer Friede mit ihr, den die Erkenntniß verſchafft." Hegel's Rechtsphiloſophie, Vorrede, p. XXIII.

„Eine wirkliche Gleichgültigkeit in Abſicht aller Meinungen, da ſie nur aus einem durchgängigen Unglauben entſpringen kann, iſt die ſchrecklichſte Entartung menſchlicher Natur. In voller, feſter Zuverſicht allein gedeihen edle Beſtrebungen, erheben ſich Herz und Geiſt. Wer jene überall verlor, dem kann nichts mehr wichtig und ehrwürdig ſcheinen; ſeine Seele hat die edle Härtung, die Kräftigung des Ernſtes verloren. Ein nichtiges Geſpenſt. — Mir ſchaudert .... Siehe! Es geht umher und lacht — und lacht!" Jacobi von den göttlichen Dingen, p. 88.

12) „Der Geiſt iſt über die Unmittelbarkeit ſeines Glaubens, über die Befriedigung und Sicherheit der Gewißheit, welche das Bewußtſeyn von ſeiner Verſöhnung mit dem Weſen und deſſen allgemeiner Gegenwart beſaß, hinaus. Er iſt nicht nur darüber hinausgegangen in das andere Extrem der ſubſtanzloſen Reflexion ſeiner in ſich ſelbſt, ſondern auch über dieſe. Sein weſent-

liches Leben iſt ihm nicht nur verloren, er iſt ſich auch dieſes Verluſtes und der Endlichkeit, die ſein Inhalt iſt, bewußt.“ Hegel's Phänom. Vorrede p. IX.

Sonſt hatten die Menſchen einen Himmel mit weitläufigem Reichthume von Gedanken und Bildern ausgeſtattet. Von allem, was iſt, lag die Bedeutung in dem Lichtfaden, durch den es an den Himmel geknüpft war; an ihm, ſtatt in dieſer Gegenwart zu verweilen, glitt der Blick über ſie hinaus zum göttlichen Weſen, zu einer, wenn man ſo ſagen kann, jenſeitigen Gegenwart hinüber. Das Auge des Geiſtes mußte mit Zwang auf das Irdiſche gerichtet und bei ihm feſtgehalten werden, und es hat einer langen Zeit bedurft, jene Klarheit, die nur das Ueberirdiſche hatte, in die Dumpfheit und Verworrenheit, worin der Sinn des Dieſſeitigen lag, hineinzuarbeiten, und die Aufmerkſamkeit auf das Gegenwärtige, als ſolches, welche Erfahrung genannt wurde, intereſſant und geltend zu machen. — Jetzt ſcheint die Noth des Gegentheiles vorhanden, der Sinn ſo ſehr in das Irdiſche feſtgewurzelt, daß es gleicher Gewalt bedarf, ihn darüber zu erheben. Der Geiſt zeigt ſich ſo arm, daß er ſich, wie in der Sandwüſte der Wanderer nach einem einfachen Trunk Waſſers, nur nach dem dürftigen Gefühle des Göttlichen überhaupt für ſeine Erquickung zu ſehnen ſcheint. An dieſem, woran dem Geiſte genügt, iſt die Größe ſeines Verluſtes zu ermeſſen.“ Ebend. p. X. und XI.

„Wenn das, was dieſſeits iſt und Gegenwart für den Geiſt hat, dieſes breite Reich des Eiteln und Erſcheinenden iſt, das aber, was an und für ſich iſt, dem Geiſte entrückt, und ein leeres Jenſeits für ihn iſt, wo kann er noch einen Ort finden, in welchem ihm das Subſtantielle begegnete, das Ewige an ihn käme, und er zur Einigkeit damit, zur Gewißheit und dem Genuſſe derſelben gelangen könnte? Es iſt nur die Region des Gefühls, wohin ſich der Trieb zur Wahrheit flüchten kann. Das Bewußtſeyn kann das Gehaltvolle, vor der Reflexion nicht Wankende nur noch in der eingehüllten Weiſe der Empfindung ertragen. Dieſe Form mangelt der Gegenſtändlichkeit und Beſtimmtheit, die das Wiſſen und der ſeiner bewußte Glaube erfordert, die aber der Verſtand zu nichte zu machen gewußt, vor welcher ſich eben wegen dieſer Gefahr die Religioſität nur fürchtet und deswegen in dieſe Einhüllung zurückzieht, welche dem Denken keine Seite zum dialektiſchen Angriff darzubieten ſcheint. In ſolcher Religioſität, wenn ſie aus ächtem Bedürfniſſe hervorgeht, wird die Seele den verlangten Frieden finden können, indem ſie in der Intenſität und Innerlichkeit das zu ergänzen beſtrebt iſt, was ihr an Inhalt und Extenſion des Glaubens abgeht. Es kann aber als eines der allgemeinen Vorurtheile angeführt werden, daß das Gefühl die wahrhafte und ſogar einzige Form ſey, in welcher die Religioſität ihre Aechtheit bewahre.

Unbefangen iſt zunächſt dieſe Religioſität nicht mehr. Der Geiſt fordert überhaupt, weil er Geiſt iſt, daß, was in dem Gefühle iſt, für ihn auch in der Vorſtellung vorhanden ſey, der Empfindung ein Empfundenes entſpreche, und die Lebendigkeit der Empfindung nicht eine bewegungsloſe Concentration bleibe, ſondern zugleich eine Beſchäftigung mit objektiven Wahrheiten, und dann, was in einem Cultus geſchieht, eine Ausbreitung zu Handlungen ſey, welche ſowohl die Gemeinſamkeit der Geiſter in der Religion beurkunden, als auch, wie die Beſchäftigung mit den Wahrheiten, die religiöſe Empfindung nähren und in der Wahrheit erhalten. Aber eine ſolche Ausdehnung zu einem Cultus wie zu einem Umfange von Glaubenslehren verträgt ſich nicht mehr mit der Form des Gefühls; vielmehr iſt die Religioſität in der hier betrachteten Geſtalt aus der Entwicklung und Objektivität zum Gefühle geflohen und hat dieſes polemiſch für die ausſchließende oder überwiegende Form erklärt.

Hier iſt es denn, wo die Gefahr dieſes Standpunktes und ſein Umſchlagen in das Gegentheil deſſen, was die Religioſität in ihm ſucht, den Anfang nimmt. Es kann kein Zweifel dagegen Statt finden, daß das Gefühl ein Boden iſt, der für ſich unbeſtimmt zugleich das Mannigfaltigſte und Entgegengeſetzteſte in ſich ſchließt. Das Gefühl für ſich iſt die natürliche Subjektivität, eben ſowohl fähig, gut zu ſeyn, als böſe, fromm zu ſeyn, als gottlos. — — Indem aber überhaupt das Gefühl der Sitz und die Quelle des Wahrhaftigen ſeyn ſoll, ſo überſieht man dieſe weſentliche Natur des Gefühls, daß es für ſich eine bloße Form, für ſich unbeſtimmt iſt und jeden Inhalt in ſich haben kann. Es iſt nichts, was nicht gefühlt werden kann und gefühlt wird. Gott, Wahrheit, Pflicht wird gefühlt, das Böſe, die Lüge, das Unrecht eben ſo ſehr; alle Vorſtellungen des Verhältniſſes ſeiner ſelbſt zu geiſtigen und natürlichen Dingen werden Gefühle. — — Schon aus der Verſchiedenheit, noch mehr aber aus dem Gegenſatze und Widerſpruche der Gefühle, läßt ſich auch für das gewöhnliche Denken der Schluß machen, daß das Gefühl nur etwas Formelles iſt, und kein Princip für eine wahrhafte Beſtimmung ſeyn kann. Ferner iſt eben ſo richtig zu ſchließen, daß, indem das Gefühl zum Princip gemacht wird, es nur darum zu thun iſt, dem Subjekte es zu überlaſſen, welche Gefühle es haben will; es iſt die abſolute Unbeſtimmtheit, welche es ſich als Maaßſtab und Berechtigung giebt, d. h. die Willkür und das Belieben, zu ſeyn und zu thun, was ihm gefällt und ſich zum Orakel deſſen zu machen, was gelten, was für Religion, Pflicht, Recht, edel gelten ſoll."

Die Religion, wie Pflicht und Recht, wird und ſoll auch Sache des Gefühles werden und in das Herz einkehren, wie auch die Freiheit überhaupt ſich zum Gefühle herabſenkt, und im Menſchen ein Gefühl der Freiheit wird. Allein ein ganz anderes iſt es, ob ſolcher Inhalt, wie Gott, Wahrheit, Freiheit aus dem Gefühle geſchöpft, ob dieſe Gegenſtände das Gefühl zu ihrer Berechtigung haben ſollen *), oder ob umgekehrt ſolcher objektiver Inhalt als an und für ſich gilt, in Herz und Gefühl erſt einkehrt und die Gefühle erſt vielmehr wie ihren Inhalt, ſo ihre Beſtimmung, Berichtigung und Berechtigung von demſelben erhalten. Auf dieſen Un-

---

*) So ſagt z. B. C. v. Weiller in ſeiner Rede: Was iſt Chriſtenthum? p. 10: „Das Erſte und Wichtigſte am Glauben iſt ſeine eigene Natur. Sein Gegenſtand iſt erſt das Zweite." Es kommt alſo vor Allem darauf an, nicht was oder an was man glaubt, z. B. an Gott, Wahrheit, Freiheit; ſondern nur daß und „wie man glaubt," (ſ. ebend.) — nur auf dieſe ſubjective Aufſpreizung und Beſeligung des Individuums. Nachher (p. 11.) wird geſagt: „der Glaubensſtoff (Stoff!) ſey allerdings auch nicht gleichgültig!!" Sollten uns einmal die Augen aufgehen, ſo wird man dergleichen Ausſprüche, ſo wie den oben berührten moraliſchen Standpunkt des Hrn. Dr. Schleiermacher im Gegenſatze des religiöſen — ich will nicht ſagen wofür — erklären. Es iſt nur entweder die Gedankenloſigkeit oder das feſte Vertrauen auf eine unheilbare Blindheit des Publikums, welche die Kühnheit für ſolche unverhüllte Bekenntniſſe gänzlicher Verachtung des weſentlich Religiöſen und an ſich Wahren zu geben vermag.

terſchied der Stellung kommt Alles an. Auf ihm beruht die Abſcheidung alter Redlichkeit und alten Glaubens, wahrhafter Religioſität und Sittlichkeit, welche Gott, Wahrheit und Pflicht zu dem Erſten macht, von der Verkehrtheit, dem Eigendünkel und der abſoluten Selbſtſucht, welche in unſerer Zeit aufgegangen und den Eigenwillen, das eigene Meinen und Belieben zur Regel der Religioſität und des Rechten macht. Gehorſam, Zucht, Glaube im alten Sinne des Wortes, Ehrfurcht vor Gott und der Wahrheit, ſind die Empfindungen, welche mit der erſteren Stellung zuſammenhängen und aus ihr hervorgehen; Eitelkeit, Seichtigkeit und Hochmuth die Gefühle, welche aus der zweiten Stellung hervorgehen, oder es ſind vielmehr die Gefühle des nur natürlichen Menſchen, aus welchen dieſe Stellung entſpringt.“ **Hegel's** Vorrede zu **Hinrichs's** Rel. ꝛc. p. XV —XVII. und XIX. a. E. — XXI.

„Wer ſich auf das Gefühl, ſein inwendiges Orakel, beruft, iſt gegen den, der nicht übereinſtimmt, fertig; er muß erklären, daß er dem weiter nichts zu ſagen habe, der nicht daſſelbe in ſich finde und fühle; — mit andern Worten, er tritt die Wurzel der Humanität mit Füßen. Denn die Natur dieſer iſt auf die Uebereinkunft mit andern zu dringen, und ihre Exiſtenz nur in der zu Stande gebrachten Gemeinſamkeit (der Bewußtſeyn) der Geiſter. Das widermenſchliche, das thieriſche beſteht darin, im Gefühle ſtehen zu bleiben und nur durch dieſes ſich mittheilen zu können. Vorrede zur Phänom. des Geiſtes p. LXXXVII.

„Das Gold göttlicher Erkenntniß wird nicht auf den naſſen Wege thatloſer Thränen und müßigen Sehnens gefunden, nur im Feuer des Geiſtes wird es gewonnen.“ **Schelling's** Denkmal der Schrift Jacobi's ꝛc. p. 93.

„So lange der Religion (ihren Doktrinen) nicht wieder von Seite der Wiſſenſchaft eine auf freies Forſchen und ſohin wahrhafte Ueberzeugung gegründete Achtung verſchafft worden ſeyn wird, ſo lange die Bemühung darnach nicht das angelegendſte Geſchäft mehrerer Denker von Talent ſeyn wird, ſo lange werdet ihr — Fromme und Nichtfromme — mit all' euren Geboten, mit all' eurem Gerede und Thun oder vielmehr Geberden um Religion dem Uebel nicht abhelfen, und ſo lange wird auch dieſe nicht geachtete Religion nicht wahrhaft geliebt werden, weil man doch nur herzhaft und aufrichtig lieben kann, was man aufrichtig geachtet ſieht und als achtbar unbezweifelt erkennt; ſo wie der Religion auch nur mit einem ſolchen amor generosus gedient ſeyn kann, nicht aber mit euren faden, verſtohlnen, pietiſtiſchen Liebeleien. Mit andern Worten: Wollt ihr, daß die Praxis der Religion wieder gedeihe, ſo ſorgt doch dafür, daß wir wieder zu einer vernünftigen Theorie derſelben gelangen und räumt nicht euren Gegnern, den Atheiſten, vollends das Feld mit jener unvernünftigen und blasphemiſchen Behauptung: daß an eine ſolche Religionstheorie, als an eine unmögliche Sache gar nicht zu denken, daß die Religion bloße Herzensſache ſey, bei der man des Kopfes ſich füglich entäußern könne, ja müſſe, oder einer bloßen, blinden Routine und Empirie.“ **Franz v. Baaders** Formenta cognitionis, 5. Heft, Vorrede p. IX. f.

13) Es iſt leider dahin gekommen, daß der ächte Sprachgebrauch der Bibel ſelbſt, der in älterer Zeit auch der allgemein-theologiſche, einzige und anerkannte war, durch pietiſtiſchen Mißbrauch,

durch die einer irreligiöſen Aufklärung gegenüber zum Krampf werbende Religioſität in eine ſeparatiſtiſche Phraſeologie verwandelt worden iſt. Hieraus kann man deutlich ſehen — worauf man nicht genug aufmerkſam machen kann — daß es keine unbefangene Religioſität mehr giebt; denn dieſer iſt nicht einmal eine Form übrig gelaſſen, worinn ſie ſich äußern könnte, und man mag ſich als angehender Theolog einen Sprachgebrauch bilden, welchen man will, ſo neigt man ſich einer Partei zu, — was das ſicherſte Zeichen der Auflöſung iſt.

14) „Wer in die Zeiten ſchaut und ſtrebt,
Nur der iſt werth, zu ſprechen, und zu dichten.“
Göthe.

15) „Der gerechte Untergang aufgeſpreizter reiner Schurken und Verbrecher, wie z. B. der Held in einer modernen Tragödie, der Schuld, einer iſt, hat zwar ein criminal-juriſtiſches Intereſſe, aber keines für die wahre Kunſt.“ Hegel's Rechtsphil. p. 151.

Bei dieſer Stelle könnte man an Iffland zurückdenken, der in einem Vorbericht zu ſeinen „Jägern“ folgende Erklärung macht: „Herr Hofgerichtsaſſeſſor Schüßler in Hannover hat durch einen gütig mitgetheilten Auszug älterer Akten mir einen Theil der Handlung gegeben. Ich bitte jeden, der in einem öffentlichen Amte den eignen Gang der Begebenheiten, ihre ſonderbare Entſtehung und Entwicklung, die Verſchiedenheit und die harten Ecken der Charaktere zu beobachten Gelegenheit hat, mich mit Anzeigen von ſolchen Gerichtsverhandlungen, wo Leidenſchaft die Triebfeder von Glück und Unglück war, zu beſchenken. — Binnen Jahr und Tag hoffe ich manchen Beitrag erhalten zu haben, wenn anders meine gegenwärtige Arbeit nicht mißfällt.“ Man ſieht, wie nahe verwandt in ihrem Weſen dieſe ältern Produktionen mit gewiſſen vornehmthuenden neueren ſind. — —

Ein anderes auffallendes Beyſpiel des Kunſtverfalles bietet die Muſik dar. Mit Beethoven ſchließt ſich die Reihe der unſterblichen Meiſter, die ſeit Händel geſchaffen haben. Beethoven's Inſtrumentalmuſik iſt unſtreitig der Tiefſte, wozu es die neuere Muſik gebracht hat, aber zugleich auch derjenige Punkt, auf welchem ſie ſich aus ſich ſelbſt heraus zerſtört und auflöſt, — ein ewig unbefriedigtes, immer wieder ſich ſelbſt aufgebendes und verhöhnendes Ringen und Langen nach dem Unendlichen, nach einem entſchwundenen, nicht zu findenden Unnennbaren. Andere Erſcheinungen, wie Roſſini, Spontini, Weber u. ſ. w. zeigen nicht mehr das Sich-Auflöſen, ſondern bereits das Aufgelöſtſeyn der ächten Muſik in ihren Werken. Die Vervollkommnung des techniſchen Momentes iſt auch hier, wie überhaupt, das Grab des Geiſtes geworden. „Daß die Kunſtfertigkeit in den letzten Zeiten unendlich zugenommen hat, iſt gewiß, namentlich die Kunſt des Inſtrumentirens; die Kunſt, das Rein-Sinnliche, wie auch nebenbei das Tolle durch Muſik darzuſtellen, alſo auch durch Töne Farben zu malen, und Naturbegebenheiten zu beſchreiben; die Kunſt, ſelbſt im Sterben einen Triller zu ſchlagen; und vorzüglich die Kunſt, alles andere Unmuſikaliſche mit der Muſik zu verbinden.“ Thibaut über Reinheit der Tonkunſt 2. Ausg. 1826. p. 66. „Die vermehrte Kunſtbildung kann zwar in Betreff der Politur viel verbeſſern; aber was man Saft und Kraft nennt, das quillt immer aus dem eigenen Reichthum des

Genies; und gewöhnlich äußert ſich die Kraft, wenn ihr eine gewiſſe Politur fehlt, mit einer Gediegenheit und Naivität, welche die vollendete Kunſtbildung nicht geben, aber ſehr leicht unterdrücken kann.“ Ebend. p. 70.

16) Ὁ Πλάτων τὰ πρῶτα ἐπὶ ποιητικὴν ὥρμησε, καὶ ἡρωϊκὰ ἔγραφε μέτρα. εἶτα αὐτὰ κατέπρησεν ὑπεριδὼν αὐτῶν, ἐπεὶ τοῖς Ὁμήρου αὐτὰ ἀντικρίνων ἑώρα κατὰ πολὺ ἡττώμενα. ἐπέθετο οὖν τραγῳδίᾳ, καὶ δὴ καὶ τετραλογίαν εἰργάσατο, καὶ ἔμελλεν ἀγωνιεῖσθαι, δοὺς ἤδη τοῖς ὑποκριταῖς τὰ ποιήματα. πρὸ τῶν Διονυσίων δὲ παρελθὼν ἤκουσε Σωκράτους, καὶ ἅπαξ αἱρεθεὶς ὑπὸ τῆς ἐκείνου σειρῆνος, τοῦ ἀγωνίσματος οὐ μόνον ἀπέστη τότε, ἀλλὰ καὶ τελέως τὸ γράφειν τραγῳδίαν ἀπέῤῥιψε, καὶ ἀπεδύσατο ἐπὶ φιλοσοφίαν. Aeliani var. histor. II. 30. Tennemanns Geſchichte der Philoſophie 2. B. p. 192. Ueber die Zeit, in welcher Plato auftrat ſ. ebend. p. 223 u. 224.

17) Dieſes hat ſich in Beziehung auf Muſik ſehr kräftig ausgeſprochen in der mehrmals angeführten Schrift von Thibaut: Ueber Reinheit der Tonkunſt. Heidelberg 1825. 2. Ausg. 1826.

18) „Das Vertrauen in die ewigen Geſetze der Götter, wie die Orakel, die das Beſondere zu wiſſen thaten, iſt verſtummt. Die Bildſäulen ſind nun Leichname, denen die belebende Seele, ſo wie die Hymne Worte, deren Glaube entflohen iſt; die Tiſche der Götter ohne Speiſe und Trank und aus ſeinen Spielen und Feſten kommt dem Bewußtſeyn nicht die freudige Einheit ſeiner mit dem Weſen zurück. Den Werken der Muſe fehlt die Kraft des Geiſtes, dem aus Zermalmung der Götter und Menſchen die Gewißheit ſeiner ſelbſt hervorging.“ Hegel's Phänomenol. p. 703.

Auch mit dem in neuerer Zeit zu Hülfe genommenen Zurückgehen auf ältere, vom Gange der Bildung antiquirte und weſenlos gewordene Religionsformen, indem man etwas Anderes und Höheres darin zu finden meinte, als wirklich in ihnen liegt, läßt ſich eine analoge Erſcheinung aus der Verfallzeit des vorchriſtlichen Alterthums und ſeiner Religionen zuſammenhalten: — jene, aus dem negativen Bewußtſeyn über ſich und der Sehnſucht nach einem Poſitiven, in welcher Form die neue, zeitgemäße Wahrheit noch nicht erſchienen oder erkannt war, hervorgegangene „Schwärmerei, welche der Natur ſowohl, als der Geſchichte, wie der Welt, ſo den mythiſchen Vorſtellungen der vorhergehenden Religionen einen andern innern Sinn unterlegt, als ſie in ihrer Erſcheinung dem Bewußtſeyn unmittelbar darbieten, und als in Anſehung der Religionen das Selbſtbewußtſeyn, deſſen Religionen ſie waren, darin wußte. Aber dieſe Bedeutung iſt eine geliehene und ein Kleid, das die Blöße der Erſcheinung nicht bedeckt, und ſich keinen Glauben und Verehrung erwirbt, ſondern die trübe Nacht und eigene Verzückung des Bewußtſeyns bleibt.“ Hegel's Phänomenol. p. 707.

19) „ . . . . mit der Miene des Weltmanns,
Der kurzſichtig, doch lächelnd des Ernſtes Sache verurtheilt —“
Klopſtock's Meſſias VII. Geſ. 254. V.

20) Für den Fall, daß jemand bemerken ſollte, wie ungeachtet des nun folgenden, die negative Seite vorliegender Darſtellung das Uebergewicht habe, ſey Folgendes bemerkt: „Bei körperli-

chen Schäden ſagt man, daß die *Wunde, die unfühlbar wird*, der *kalte Brand ergriffen habe*. Wer nur wieder *Schmerz* erregen könnte, hätte ſchon zum Theil geholfen.“ (Aus *Jacobi's* Schrift: Etwas, das Leſſing geſagt hat, Anhang I. a. E.) Wir ſind jetzt wirklich dahin gekommen, daß uns die Wunden unſeres geiſtigen Lebens *unfühlbar* werden.

Das aus der Natur und dem Gang der neuern Weltbildung und Wiſſenſchaft hervorgegangene *negative* Bewußtſeyn über uns iſt jetzt unſer *höchſtes*, und es kommt darauf an, dieſes Bewußtſeyn nicht nur nicht *ausgehen* zu laſſen, ſondern zu noch größerer Schärfe und Ausbreitung zu bringen, damit ſich zuletzt ein *poſitives* an ihm entzünden könne. Denn in Zeiten, die ihres ſubſtantiellen Inneren verluſtig geworden, iſt das Extrem der Negativität der Wendepunkt, um welchen ſich die geiſtige Entwicklung drehen muß und es iſt dem gebildeten Individuum wohl anzumuthen, ſich eines vorgeſpiegelten Reichthums zu entſchlagen — „geiſtlich arm zu werden“ — und ſtatt ſich und Andere feig zu beſchwatzen und hinzuhalten, den Schmerz des Allgemeinen auf ſich zu nehmen und zu ertragen. Wir dürfen es nicht vergeſſen, daß Geiſtesſchmerz und Geiſtesverarmung die Wurzel des *Chriſtenthums* und die Bedingung ſeines Hervorgangs geweſen *), und fortwährend gilt es — nur jetzt in *neuer* Form **) — daß man ſein *Kreuz* auf ſich nehmen müſſe um Chriſti und Gottes Diener zu ſeyn; daß man ſein Leben *verlieren* müſſe, um es zu *gewinnen*. Nicht diejenigen haben in unſerer Zeit die Menſchheit weiter gebracht, welche die Härte und *Gefahr* des Gedankens nicht zu ertragen vermochten, und ſich vor ſeinen Anforderungen in Herz, Gefühl und Glauben ſcheu zurückzogen; ſondern diejenigen, die *Alles* daran ſetzend, auf Tod und Leben mit ihm zu kämpfen wagten. Es iſt der hohe, eigenthümliche Muth der neuern Periode, *keinen* Gegenſatz, *kein* Extrem zu ſcheuen, *jede* Zerriſſenheit zu ertragen, in *alle*

---

*) „Der Kreis der Hervorbringungen der Kunſt, — — die Welt der Perſon und des Rechts, die verwüſtende Wildheit der freigelaſſenen Elemente des Inhalts, eben ſo die *gedachte* Perſon des Stoicismus und die haltloſe Unruhe des ſkeptiſchen Bewußtſeyns, machen die Peripherie der Geſtalten aus, welche erwartend und drängend um die Geburtsſtätte des als Selbſtbewußtſeyn werdenden Geiſtes umherſtehen, der *alle durchdringende Schmerz und Sehnſucht des unglücklichen Bewußtſeyns* iſt ihr *Mittelpunkt* und *das gemeinſchaftliche Geburtswehe ſeines Hervorgangs*.“ *Hegel's* Phänomenol. p. 704.

„*Aus dem Verluſte ſeiner ſelbſt und dem unendlichen Schmerze deſſelben*, als deſſen Volk das iſraelitiſche bereit gehalten war, erfaßt der in ſich zurückgedrängte Geiſt in dem Extreme ſeiner abſoluten *Negativität*, dem an und für ſich ſeyenden *Wendepunkt*, die unendliche *Poſitivität* dieſes ſeines Innern, das Princip der Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur, die Verſöhnung als der innerhalb des Selbſtbewußtſeyns und der Subjektivität erſchienenen objektiven Wahrheit und Freiheit.“ *Hegel's* Rechtsphiloſ. p. 358.

) Die Lehre von einem *neuen* Kreuze iſt freilich das allerärgſte Aergerniß, das dieſer, ſo wie überhaupt einer Zeit gegeben werden kann. Man will lieber beim *alten* bleiben, weil — dieſes zu einer bloßen Redensart geworden, die man ſich auslegen kann, wie man will. „Wenn nun der Herr wird zu ihnen ſagen: ich habe *mein* Kreuz getragen und nicht geboten, daß ein jeder *daſſelbe* tragen ſollte, ſondern jeder ſein *eigenes* [und — verſteht ſich — das ſeiner Zeit] ſo werden ſie ihn überklügeln und zweierlei Kreuz erfinden und ſagen: *Chriſti Kreuz ſey beſſer, denn ihr eigenes*, darum haben ſie ſich zum Beſſern gehalten, und ihr eigenes liegen laſſen.“ **Luther's Werke ed. Walch. Th. II. p. 517.

Tiefen und Abgründe ſich hinabzuſtürzen, damit der Weg zur Wahrheit gefunden werde. Wer heut zu Tage Gottes Werk verrichten will, der muß vor allen Dingen die Kraft der Verzweiflung haben, — nicht an ihm und an der Wahrheit, ſondern für ihn und für die Wahrheit. Die Feiglinge am Geiſte können ihm nichts werth ſeyn; „wollt er uns als Kinder an ſeinem Buſen hegen, er hätt' uns nicht hinausgeſtoßen in die rauhe Welt.“ (Schelling's Denkmal ꝛc. p. 166.)

21) „O daß er käme, der uns den ächten Theismus lehrte, die Höhen und Tiefen dieſes wundervollen Syſtems uns eröffnete! Er würde ein empfängliches Geſchlecht finden, nachdem wir zwar den einfältigen Glauben unſerer Väter nicht wieder gewonnen, aber doch von der Unzulänglichkeit eines ſogenannt-philoſophiſchen Glaubens und Unglaubens, mit dem wir uns ſo lange gebrüſtet, ſchmerzlich belehrt worden ſind.“ Nach Schelling ſ. Denkmal ꝛc. p. 130.

Wenn das Wahre erſchiene, die Zeit würde es nicht verkennen noch verſtoßen. Dasjenige Poſitive aber, womit man von Seiten einzelner Weltbekehrer und Weltverbeſſerer ihren Hunger ſtillen will, kann ſie nicht für das Brod des Lebens halten, wodurch ſie ſich allgemein und für immer zu erſättigen vermöchte. Die Grundempfindung der Zeit läßt ſich wohl nicht beſſer ausdrücken, als durch folgende Worte Göthe's:

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich gieng ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott! ich gieng nicht wieder heraus! —

22) Vergl. Hegel's Rechtsphiloſophie §. 347 mit der Anmerkung.

23) Bezeichnend iſt deſſen Ausſpruch: „omnia omnibus omnimode esse emendanda; denn alle bisherige Vereitlung guter Bemühungen ſey blos daher gekommen, daß man nicht Alles, nicht für Alle, nicht auf alle Weiſe habe verbeſſern wollen, ſondern zurückgehalten, geſchmeichelt und dadurch das Böſe ärger gemacht habe.“ Herder's Briefe zur Beförderung der Humanität 2. B. p. 136. (Sämmtliche Werke II. Th.)

24) „Baſedow verläugnete es nie, wie viel er aus Rouſſeau geſchöpft und mit ſeinen eigenen Ideen verſchmolzen habe. Daneben ſetzte er einen großen Werth auf den merkwürdigſten Pädagogen des 17ten Jahrhunderts, Amos Comenius, deſſen Grundſätze über Didaktik er faſt ganz zu den ſeinigen machte. Was bei dieſem und bei Rouſſeau Theorie geblieben war, hoffte er zu realiſiren.“ Niemeyer's Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts, 3. Th. p. 368.

25) „Die Begriffe, was unter Zucht und Schulzucht insbeſondere zu verſtehen ſey, haben ſich im Fortgange der Bildung ſehr geändert. Indem die Erziehung immer mehr aus dem richtigen Geſichtspunkte betrachtet worden iſt, daß ſie weſentlich mehr Unterſtützung, als Niederdrückung des erwachenden Selbſtgefühles, eine Bildung zur Selbſtändigkeit ſeyn müſſe, ſo hat ſich in den Familien eben ſo ſehr, als in den Erziehungsanſtalten die Manier immer verloren, in allem, was es ſey, der Jugend das Gefühl der Unterwürfigkeit und der Unfreiheit zu geben, auch in dem, wobei es gleichgültig iſt, ſie einer andern als ihrer eigenen Willkür gehorchen zu machen, — leeren Gehorſam

um des Gehorſams willen zu fordern, und durch Härte zu erreichen, wozu bloß das Gefühl der Liebe, der Achtung und des Ernſtes der Sache gehört. — So muß auch von den Studirenden unſerer Anſtalt Ruhe und Aufmerkſamkeit in den Lehrſtunden, geſittetes Betragen gegen die Lehrer und Mitſchüler, Ablieferung der aufgegebenen Arbeiten, und überhaupt der Gehorſam gefordert werden, der zur Erreichung des Studienzweckes nothwendig iſt. Aber es iſt damit zugleich verbnnden, daß das Benehmen über gleichgültige Dinge, die nicht zur Ordnung gehören, freigelaſſen wird. In der Geſelligkeit des Studirens, in dem Umgange, deſſen Band und Intereſſe die Wiſſenſchaft und Thätigkeit des Geiſtes iſt, paßt am wenigſten ein unfreier Ton; eine Geſellſchaft von Studirenden kann nicht als eine Verſammlung von Famulis betrachtet werden, noch ſollen ſich die Miene und das Betragen von ſolchen haben. Die Erziehung zur Selbſtſtändigkeit erfordert, daß die Jugend frühe gewöhnt werde, das eigene Gefühl von Schicklichkeit und den eigenen Verſtand zu Rathe zu ziehen, und daß ihr eine Sphäre freigelaſſen ſey, unter ſich und im Verhältniſſe zu ältern Perſonen, worin ſie ihr Betragen ſelbſt beſtimme." Aus einer von Hegel im Jahre 1811 gehaltenen Schulrede.

26) „Der Geiſt und Zweck unſerer Anſtalt iſt die Vorbereitung zum gelehrten Studium und zwar eine Vorbereitung, welche auf den Grund und Boden der Griechen und Römer erbaut iſt. Seit einigen Jahrtauſenden iſt dieß der Boden, auf dem alle Cultur geſtanden iſt, aus dem ſie hervorgeſproßt, mit dem ſie in beſtändigem Zuſammenhange geweſen iſt. Wie die natürlichen Organiſationen, Pflanzen und Thiere, ſich der Schwere entwinden, aber dieſes Element ihres Weſens nicht verlaſſen können, ſo iſt alle Kunſt und Wiſſenſchaft jenem Boden entwachſen; und obgleich auch in ſich ſelbſtſtändig geworden, hat ſie ſich von der Erinnerung jener ältern Bildung nicht befreit. Wie Antäus ſeine Kräfte durch die Berührung der mütterlichen Erde erneuerte, ſo hat jeder neue Aufſchwung und Bekräftigung der Wiſſenſchaft und Bildung ſich aus der Rückkehr zum Alterthum ans Licht erhoben." Aus einer von Hegel im Jahre 1809 gehaltenen Schulrede.

27) „Es iſt die Art einer vielleicht mehr zerrütteten, als, wie man gewöhnlich klagt, bewegten Zeit, alles abgeleitete zu überſchätzen, die Quellen hingegen nicht gebührend hochzuachten. Wer einſehen will, wie alle Bildung überhaupt von der gelehrten abgeleitet ſey, hat nicht nöthig, dieſe als verſiegt zu denken und, was dann übrig bleiben würde, ſich vorzuſtellen; welche Dürre ſchon, wo ſie nur abnimmt, entſtehe, davon kann man überall, wo Ungelehrte lehrend auf irgend eine Weiſe auftreten, eine deutliche Vorſtellung erlangen. So wenig das Handwerk unabhängig iſt von Wiſſenſchaft und Kunſt, oder gar mit ihnen einerlei; von denen es vielmehr zu lernen hat und deſto mehr lernt, je blühender ſie ſind; eben ſo wenig kann die niedere Bildung, welche man die allgemeine nennt, ihrer natürlichen Abhängigkeit von der hohen entzogen oder dieſer gleichgeſtellt werden; von welcher ſie vielmehr, damit ſie nicht ſtocke und ſchwinde, unabläſſig zu empfangen hat, und deſto mehr empfängt, je kräftiger dieſe wurzelt und ſich ausbreitet." Fr. Roth über die fortdauernde Abhängigkeit unſerer Bildung von der claſſiſchen Gelehrſamkeit. p. 15.

Druckfehler.

Seite 7 Zeile 13 v. unten ſtatt „ewig" lies: auf ewig
— — — 11 v. unten — „alle hinauszugehn" lies: alle Schranken hinauszugehn.

Grundriß
der griechiſchen Formenlehre

in

tabellariſchen Ueberſichten

zum Schulgebrauche.

Von

G. F. Daumer,

Profeſſor am Gymnaſium zu Nürnberg.

Nürnberg, bei Riegel und Wießner. 1827.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Vorliegende tabellariſche Ueberſichten wurden, während ich meinem Amte gemäß Unterricht in der griechiſchen Formenlehre ertheilte, zur beſſeren Begründung, Erleichterung und Beſchleunigung dieſes Unterrichtes entworfen, und erachtend, daß ſie die guten Dienſte, die ſie mir hiebei gethan, auch Andern, welche die Anfangsgründe der griechiſchen Sprache vorzutragen haben, zu thun vermögen würden, entſchloß ich mich, ſie durch den Druck mitzutheilen. Sie enthalten dasjenige vom attiſchen Dialekte, was der Anfänger als feſte Grundlage für ein weiteres Fortſchreiten im Griechiſchen inne haben muß, mit Ausnahme jedoch des ganz für ſich zu behandelnden Unregelmäßigen, deſſen Bearbeitung zu gleichem Behufe ich vielleicht als eine Zugabe zu dieſem Buche folgen laſſen werde; von nicht attiſchen Formen aber iſt nur ſo viel berührt worden, als entweder zur gründlichen Einſicht in den Formenbau der Sprache überhaupt, oder zum Verſtändniß beſonderer in die Eigenthümlichkeiten anderer Dialekte hinübergreifender attiſcher Formen gleich von vorn herein dem Schüler dienlich ſeyn und von ihm behalten werden kann.

Die Erlernung der Accentregeln habe ich in der erſten und zweiten Deklination durch Aufſtellung vollſtändiger Beiſpiele für Endung und Accent zugleich dem Schüler zu erleichtern geſucht; in der dritten fand ich es nicht mehr nöthig und würde dadurch nur den Gang und die Ueberſicht erſchwert haben. In den beiden erſten Deklinationen wird man ſogleich bemerken, daß ſich z. B. folgende Paradigmen in Hinſicht der Betonung entſprechen:

δίκη,	γνώμη,	τιμή,	συκῆ
σοφία,	λαύρα,	στοά,	μνᾶ
Πέρσης,	μυροπώλης,	κριτής,	Ἑρμῆς

σφῦρα, μάχαιρα
Μοῦσα, τρίαινα

λόγος, δῆμος, φηγός, ἄμπελος
ῥόδον, σῦκον, ᾠόν, μόριον u. dergl.

worauf bei der Unterweiſung Rückſicht zu nehmen iſt.

Was das griechiſche Verbum betrifft, ſo erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich meine Behandlung deſſelben im Ganzen genommen für die zum Behufe des Unterrichts allein wahre und vernünftige halte und auch hoffe, daß ſie als ſolche jedem Sachverſtändigen einleuchten wird. Wie außerordentlich ſchnell und ſicher die Erlernung nach dieſer Behandlung bei fähigen Schülern vor ſich zu gehen pflegt, davon wenigſtens habe ich ſelbſt die Erfahrung gemacht.

Neben dieſen Tabellen kann eine Grammatik, wie die mittlere Buttmann'ſche iſt, benützt werden; eine ſolche aber, wie die kleine Buttmann'ſche Schulgrammatik, die theils zu viel, — wie manches den Dialekten Angehörige, was für den Anfänger nutzlos und unbehaltbar angedeutet iſt, — theils aber zu wenig enthält, — nemlich vom Attiſchen, von welchem ich auch manches nur in den ausführlichen Grammatiken Befindliche aufgenommen habe, — iſt durch das hier Gegebene überflüſſig gemacht. — Die Anführungen aus Buttmann's und Matthiä's großen Grammatiken ſind nur zur Bequemlichkeit des Lehrers beigefügt.

Druckfehler haben ſich mehr erhalten, als bei einem Schulbuche leicht verziehen zu werden pflegen. Doch wird mittels des beigefügten vollſtändigen Verzeichniſſes derſelben durch die kleine Mühe des Verbeſſerns aller Schaden, der ſonſt daraus hervorgehen könnte, verhütet werden.

Der Verfaſſer.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Alphabet.

Α	α	a	Alpha	Ν	ν	n	Ny
Β	β	b	Beta	Ξ	ξ	x	Xi
Γ	γ	g	Gamma	Ο	ο	o (kurz)	Omĭkron *)
Δ	δ	d	Delta	Π	π	p	Pi
Ε	ε	e (kurz)	Epsīlon *)	Ρ	ρ	r	Rho
Ζ	ζ	dſ	Zeta	Σ, Ϲ	σ *)	ſ	Sigma
Η	η	e (lang)	Eta	Τ	τ	t	Tau
Θ	ϑ, θ	th	Theta	Υ	υ	ü	Ypsīlon **)
Ι	ι	i	Jota	Φ	φ	f	Phi
Κ	κ	k	Kappa	Χ	χ	ch	Chi
Λ	λ	l	Lambda	Ψ	ψ	pſ	Psi
Μ	μ	m	My	Ω	ω	o (lang)	Omĕga ***)

---

*) Ἐ ψιλόν.

*) Am Ende eines Wortes ς, nicht zu verwechſeln mit ϛ, welches ſtatt στ ſteht und Stigma heißt.

*) Ὀ μικρόν

**) Ὑ ψιλόν.

***) Ὠ μέγα.

Vokalzeichen.

I. einfache

1) die ſowohl den langen, als kurzen Vokal bezeichnen (ancipites)

ᾱ, ᾰ — ῑ, ῐ — ῡ, ῠ

2) die entweder den langen, oder den kurzen Vokal bezeichnen

η, ε — ω, ο — ου, langes u (das kurze fehlt).

II. Diphthongen.

1) eigentliche

αι, ai — ει, ei — οι, oi — υι, üi — αυ, au — ευ, eu — ηυ, ëu.

2) uneigentliche

(mit dem untergeſchriebenen Jota)

ᾳ, ῃ, ῳ.

Spiritus.

Spiritus lenis: ᾿ z. B. ἤ, αὐτό.
Spiritus asper: ῾, h, z. B. ἡ, αὕτη,
ῥήτωρ, rhetor, Πύῤῥος, Pyrrhus.

Eintheilung der Conſonanten.

	Mutae			Semivocales	
	Tenues	Mediae	Aspiratae	Liquidae	Ziſchlaut
Linguales (worunter die Mutae T-laute heißen).	τ	δ	θ	λ, ρ, ν	σ
Labiales (worunter die Mutae P-laute heißen.)	π	β	φ	μ	
Palatinae (worunter die Mutae K-laute heißen.)	κ	γ	χ		

Aus den Mutis mit σ entſtehen die Doppelconſonanten:
ζ oder δσ (nicht τσ)
ψ oder πσ
ξ oder κσ

Wo in der Formation unſer Z entſtände, wird der T-laut ausgeſtoßen, ſ. die Dative Plur. p. 16 und 17. und ψεύσω p. 76.

Accente.

	auf der lezten Sylbe	auf der vorlezten	auf der drittlezten
´ Akutus	Oxytonon: θεός	Paroxytonon: τύπτω	Proparoxytonon: ἄνθρωπος
῀ Circumflex.	Perispomenon: φιλῶ	Properispomenon: πρᾶγμα	

Der gedämpfte Acutus eines Oxytoni: ` θεὸς ..... heißt Gravis. (Gedämpft wird der Akutus eines Oxytoni, wenn dieſes vor andern Wörtern im Zuſammenhange ſteht, z. B. θεὸς ὢν, vor einem Punkt oder Kolon aber bleibt er unverändert.)

Ein tonloſes Wort z. B. ὁ heißt Atonon.

Allgemeine Accentregeln in Beziehung auf das Dekliniren und Conjugiren.

§. 1.

Der Akutus kann auf den drei lezten, der Circumflex nur auf den zwei lezten Sylben ſtehn (ſ. p. 4.).

§. 2.

Der Akutus kann auf langen und kurzen Sylben, der Circumflex nur auf einer durch den Vokal langen Sylbe ſtehn.

§. 3.

Wenn der Vokal der lezten Sylbe kurz und die vorlezte durch den Vokal lang und die Tonſtelle iſt, ſo ſteht auf der vorleztan der Circumflex, z. B.

σφῦρα, Μοῦσα p. 9, δῆμος, σῦκον p. 12, μυροπῶλα p. 10, θῆρα, θῆρες, θῆρας p. 14, ῥῆτορ, δαῖμον p. 15, κατῆλιψ G. -ιφος p. 18, (dagegen θώραξ §. 4.) γεῦε, βουλεῦον p. 58, γεῦσον, βουλεῦσαν p. 60, 61.

Anm. Die Tonſtelle wird in der Deklination durch den Nominativ beſtimmt, nach der §. 7. angegebenen Regel, z. B. μυροπῶλα mit betontem ω wegen des Nom. μυροπώλης.

§. 4.

Wenn der Vokal der lezten Sylbe lang iſt, ſo kann auf der vorlezten der Circumflex nicht ſtehen, z. B.

σφῦρα aber σφύρας, Μοῦσα aber Μούσης p. 9, δῆμος aber δήμου, σῦκον aber σύκου p. 12, θώραξ G. -ακος p. 19.. (Dagegen κατῆλιψ §. 3.) τιμᾶτον aber τιμάτων, τιμῶτον aber τιμώτην, ἐτιμᾶτον aber ἐτιμάτην p. 72.

§. 5.

Wenn die lezte Sylbe durch den Vokal oder durch Poſition lang iſt, ſo kann auf der Drittlezten kein Accent ſtehn. Daher folgende Rückungen des Tons:

μάχαιρα aber *μαχαίρας*, *τρίαινα* aber *τριαίνης*, p. 9. *ἄμπελος* aber *ἀμπέλου*, *μόριον* aber *μορίου* p. 12, *βουλεύοιτον* aber *βουλευοίτην*, *βουλεύετον* aber *βουλευέτων*, *ἐβουλεύετον* aber *ἐβουλευέτην* p. 58.

§. 6.

Die Endungen *αι* und *οι* gelten bei den vorhergehenden Regeln als kurz, z. B.

γνῶμαι, *λαῦραι* p. 8. *σφῦραι*, *Μοῦσαι* p. 9. *μυροπῶλαι*, *Ἀτρεῖδαι* p. 10, *ὀρνιθοθῆραι* p. 11, *δῆμοι* p. 12. *μάχαιραι*, *τρίαιναι* p. 9. *ἄμπελοι* p. 12, , *βουλεῦσαι* p. 61, *βεβουλεῦσθαι* p. 63, *βούλευσαι* p. 65.

§. 7.

Bei der Deklination iſt die Hauptregel dieſe, daß der Ton auf der Stelle, wo ihn der Nominativ hat, auch in den übrigen Caſibus bleibt; bei der Conjugation iſt es dieſe, daß der Ton ſo weit als möglich zurückſteht.

Daher werfen die zweiſylbigen Verbalformen in der Compoſition den Ton, wenn es die Endſylbe erlaubt, auf die Präpoſition:

φέρε, *πρόσφερε* — *λεῖπε*, *ἀπόλειπε* — *παρέχω*, *πάρεσχε*.

Aber über das Augment geht der Ton nicht zurück:

ἀνέχω, *ἀνέσχον* — *προσῆκω*, *προσῆκον* — *ἀπείργω*, *ἀπεῖργε*.

(Dagegen iſt *ἄπειργε* Imperativ).

Artikel.

Singularis.

Nom.	ὁ, der,	ἡ, die,	τό, das
Gen.	τοῦ	τῆς	τοῦ
Dat.	τῷ	τῇ	τῷ
Acc.	τόν	τήν	τό

Pluralis.

Nom.	οἱ	αἱ	τά
Gen.	τῶν	τῶν	τῶν
Dat.	τοῖς	ταῖς	τοῖς
Acc.	τούς	τάς	τά

Dualis.

Nom. und Acc.	τώ	τά	τώ
Gen. und Dat.	τοῖν	ταῖν	τοῖν

Zum An- und Zuruf dient ὦ

Femininformen							
I. auf η							
1) mit durchherrſchendem η in den Endungen des Singulars (η G. ης)					2) mit durchherrſchendem		
					a) mit langem		
	Recht.	Meinung.	Ehre.	Feigenbaum.	Weisheit.	Gaſſe.	Halle
Sing. N.	ἡ δίκ-η	γνώμ-η	τιμ-ή	συκέα, Zſg. συκ-ῆ *)	σοφί-ᾱ	λαύρ-ᾱ	στο-ά
G.	δίκ-ης	γνώμ-ης	τιμ-ῆς *)	συκ-ῆς	σοφί-ᾱς	λαύρ-ᾱς	στο-ᾶς
D.	δίκ-ῃ	γνώμ-ῃ	τιμ-ῇ *)	συκ-ῇ	σοφί-ᾳ	λαύρ-ᾳ	στο-ᾷ
A.	δίκ-ην	γνώμ-ην	τιμ-ήν	συκ-ῆν	σοφί-ᾱν	λαύρ-ᾱν	στο-άν
V.	δίκ-η	γνώμ-η	τιμ-ή	συκ-ῆ	σοφί-ᾱ	λαύρ-ᾱ	στο-ά
Plur. N.	δίκ-αι	γνῶμ-αι	τιμ-αί	συκ-αῖ	σοφί-αι	λαῦρ-αι	στο-αί
G.	δικ-ῶν *)	γνωμ-ῶν	τιμ-ῶν *)	συκ-ῶν	σοφι-ῶν	λαυρ-ῶν	στο-ῶν
D.	δίκ-αις	γνώμ-αις	τιμ-αῖς *)	συκ-αῖς	σοφί-αις	λαύρ-αις	στο-αῖς
A.	δίκ-ᾱς	γνώ-ᾱς	τιμ-ᾱ́ς	συκ-ᾶς	σοφί-ᾱς	λαύρ-ᾱς	στο-άς
V.	δίκ-αι	γνῶμ-αι	τιμ-αί	συκ-αῖ	σοφί-αι	λαῦρ-αι	στο-αί
Dual. N.A.V.	δίκ-ᾱ	γνώμ-ᾱ	τιμ-ά	συκ-ᾶ	σοφί-ᾱ	λαύρ-ᾱ	στο-ά
G. D.	δίκ-αιν	γνώμ-αιν	τιμ-αῖν *)	συκ-αῖν	σοφί-αιν	λαύρ-αιν	στο-αῖν

---

*) Die Endung des Genit. Pl. der erſten Dekl. hat immer den Circumflex. Ausnahmen: χρήστης, Wucherer, χρήστων; οἱ ἐτησίαι, Paſſatwinde, ἐτησίων; ἀφύη, Sardelle, ἀφύων, und die Feminina der Adjektiva auf ος ſ. p. 86.

*) Die betonten und langen Endungen der Genitive und Dative haben den Circumflex. Vergl. στοά, κριτής u. ſ. w.

*) Die Contracta der erſten Deklination ſind alle am Circumflex auf der Endung zu erkennen. Vergl. μνᾶ, Ἑρμῆς.

Dieſe Formation findet bei denen
haben, und bei den Contractis auf ᾶ
zu τιμάω p. 63, die zweite Anm. p. 84, 85.
Fällen meiſtens ά und umgekehrt ſtatt ᾰ die

auf η und α.

II. auf α.

ᾱ in den Endungen des Singulars (ᾱ. G. ᾱς)			3) Vermischte Form. (ᾰ. G. ης)		
α	b) mit kurzem α.				
Mine (eine Geldsumme).	Hammer.	Messer.	Ball.	Muse.	Dreizack.
μνάα Zsg. μν-ᾶ	σφῦρ-ᾰ	μάχαιρ-ᾰ	πάλλ-ᾰ	Μοῦσ-ᾰ	τρίαιν-ᾰ
μν-ᾶς	σφύρ-ᾱς	μαχαίρ-ᾱς	πάλλ-ης	Μούσ-ης	τριαίν-ης
μν-ᾷ	σφύρ-ᾳ	μαχαίρ-ᾳ	πάλλ-ῃ	Μούσ-ῃ	τριαίν-ῃ
μν-ᾶν	σφῦρ-ᾰν	μάχαιρ-ᾰν	πάλλ-ᾰν	Μοῦσ-ᾰν	τρίαιν-ᾰν
μν-ᾶ	σφῦρ-ᾰ	μάχαιρ-ᾰ	πάλλ-ᾰ	Μοῦσ-ᾰ	τρίαιν-ᾰ
μν-αῖ	σφῦρ-αι	μάχαιρ-αι	πάλλ-αι	Μοῦσ-αι	τρίαιν-αι
μν-ῶν	σφυρ-ῶν	μαχαιρ-ῶν	παλλ-ῶν	Μουσ-ῶν	τριαιν-ῶν
μν-αῖς	σφύρ-αις	μαχαίρ-αις	πάλλ-αις	Μούσ-αις	τριαίν-αις
μν-ᾶς	σφύρ-ᾱς	μαχαίρ-ᾱς	πάλλ-ᾱς	Μούσ-ᾱς	τριαίν-ᾱς
μν-αῖ	σφῦρ-αι	μάχαιρ-αι	πάλλ-αι	Μοῦσ-αι	τρίαιν-αι
μν-ᾶ	σφύρ-ᾱ	μαχαίρ-ᾱ	πάλλ-ᾱ	Μούσ-ᾱ	τριαίν-ᾱ
μν-αῖν	σφύρ-αιν	μαχαίρ-αιν	πάλλαιν	Μούσ-αιν	τριαίν-αιν

Statt, die von der Endung einen Vokal oder ρ (Vergl. die erste Anmerk. zu τριάκοντα und τεσσαράκοντα p. 42, und die erste p. 110, 111. Statt η haben die Dorier in diesen Jonier α).

So die übrigen, ausgenommen ἀλαλά Kriegsgeschrei, σκανδάλα Stellholz in der Falle, und einige Propria z. B. Λήδα, welche alle ein langes α haben, da hingegen das α derjenigen, die im Genitiv ης haben, immer kurz ist.

Maskulinformen

I. auf ης

	1) mit dem Vocativ auf ᾰ.			2) mit dem Vocativ	
	Perſer.	Salbenkrämer.	Richter.	Perſes (Mannsname).	Atride.
S. N.	ὁ Πέρσ-ης	μυροπώλ-ης	κριτ-ής	Πέρσ-ης	Ἀτρείδ-ης
G.	Πέρσ-ου	μυροπώλ-ου	κριτ-οῦ	Πέρσ-ου	Ἀτρείδ-ου
D.	Πέρσ-ῃ	μυροπώλ-ῃ	κριτ-ῇ	Πέρσ-ῃ	Ἀτρείδ-ῃ
A.	Πέρσ-ην	μυροπώλ-ην	κριτ-ήν	Πέρσ-ην	Ἀτρείδ-ην
V.	Πέρσ-ᾰ	μυροπῶλ-ᾰ	κριτ-ά	Πέρσ-η	Ἀτρείδ-η
Pl. N.	Πέρσ-αι	μυροπῶλ-αι	κριτ-αί		Ἀτρεῖδ-αι
G.	Περσ-ῶν	μυροπωλ-ῶν	κριτ-ῶν		Ἀτρειδ-ῶν
D.	Πέρσ-αις	μυροπώλ-αις	κριτ-αῖς		Ἀτρείδ-αις
A.	Πέρσ-ας	μυροπώλ-ας	κριτ-άς		Ἀτρείδ-ας
V.	Πέρσ-αι	μυροπῶλ-αι	κριτ-αί		Ἀτρεῖδ-αι
D. N. A. V.	Πέρσ-α	μυροπώλ-α	κριτ-ά		Ἀτρείδ-α
G. D.	Πέρσ-αιν	μυροπώλ-αιν	κριτ-αῖν		Ἀτρείδ-αιν

Den Vocativ auf ᾰ haben die Völkernamen auf ης — einige zuſammengeſetzte Verbalia, die bloß ης an den Conſonanten des Verbi hängen, (wie γεωμέτρης, Landmeſſer, von γεωμετρέω, παιδοτρίβης, Knabenlehrer, und oben μυροπώλης) — und alle auf της.

Δεσπότης, Herr, zieht im Vocativ den Accent zurück: δέσποτα.

Die übrigen Wörter auf ης, worunter im Vocativ η.

auf ης und ας.			
	II. auf ας.		
auf ης.	1) Gewöhnliche Form.	2) mit dem doriſchen Genitiv auf α.	
Hermes, Herme.	Jüngling.	Vogelſteller.	Nordwind.
Ἑρμείας Zſg. Ἑρμ - ῆς	νεανί - ας	ὀρνιθοθήρ - ας	Βορέας. Zſg. Βορρ - ᾶς
Ἑρμ - οῦ	νεανί - ου	ὀρνιθοθήρ - α	Βορρ - ᾶ
Ἑρμ - ῇ	νεανί - ᾳ	ὀρνιθοθήρ - ᾳ	Βορρ - ᾷ
Ἑρμ - ῆν	νεανί - αν	ὀρνιθοθήρ - αν	Βορρ - ᾶν
Ἑρμ - ῆ	νεανί - α	ὀρνιθοθήρ - α	Βορρ - ᾶ
Ἑρμ - αῖ	νεανί - αι	ὀρνιθοθήρ - αι	
Ἑρμ - ῶν	νεανι - ῶν	ὀρνιθοθηρ - ῶν	
Ἑρμ - αῖς	νεανί - αις	ὀρνιθοθήρ - αις	
Ἑρμ - ᾶς	νεανί - ας	ὀρνιθοθήρ - ας	
Ἑρμ - αῖ	νεανί - αι	ὀρνιθοθήρ - αι	
Ἑρμ - ᾶ	νεανί - α	ὀρνιθοθήρ - α	
Ἑρμ - αῖν	νεανί - αιν	ὀρνιθοθήρ - αιν	

die Patronymika auf δης, haben

So auch bei πατραλοίας, μητραλοίας, Vater- und Muttermörder, vielen Propriis, beſonders ausländiſchen und doriſchen z. B. Ἀννίβας, und allen Contractis auf ᾶς.

Mit dieſer einfachen Flexion im Singular kommt überein die einiger ausländiſcher und ſpäterer Namen auf ης mit langem Vokal:

Θαλῆς G. Θαλῆ. D. Θαλῇ A. Θαλῆν. V. Θαλῆ.

Ἰησοῦς G. Ἰησοῦ. D. Ἰησοῦ. A. Ἰησοῦν. V. Ἰησοῦ. (Vergl. νοῦς p. 15.)

I. Grundform.

	Rede.	Volk.	Buche.	Weinſtock.	Roſe.	Feige.	Ei.	Theil.
S. N.	ὁ λόγ-ος	ὁ δῆμ-ος	ἡ φηγ-ός	ἡ ἄμπελ-ος	τὸ ῥόδ-ον	τὸ σῦκ-ον	τὸ ᾠ-όν	τὸ μόρι-ον
G.	λόγ-ου	δήμ-ου	φηγ-οῦ	ἀμπέλ-ου	ῥόδ-ου	σύκ-ου	ᾠ-οῦ	μορί-ου
D.	λόγ-ῳ	δήμ-ῳ	φηγ-ῷ	ἀμπέλ-ῳ	ῥόδ-ῳ	σύκ-ῳ	ᾠ-ῷ	μορί-ῳ
A.	λόγ-ον	δῆμ-ον	φηγ-όν	ἄμπελ-ον	ῥόδ-ον	σῦκ-ον	ᾠ-όν	μόρι-ον
V.	λόγ-ε*)	δῆμ-ε	φηγ-έ	ἄμπελ-ε	ῥόδ-ον	σῦκ-ον	ᾠ-όν	μόρι-ον
N.	λόγ-οι	δῆμ-οι	φηγ-οί	ἄμπελ-οι	ῥόδ-α	σῦκ-α	ᾠ-ά	μόρι-α
G.	λόγ-ων	δήμ-ων	φηγ-ῶν	ἀμπέλ-ων	ῥόδ-ων	σύκ-ων	ᾠ-ῶν	μορί-ων
D.	λόγ-οις	δήμ-οις	φηγ-οῖς	ἀμπέλ-οις	ῥόδ-οις	σύκ-οις	ᾠ-οῖς	μορί-οις
A.	λόγ-ους	δήμ-ους	φηγ-ούς	ἀμπέλ-ους	ῥόδ-α	σῦκ-α	ᾠ-ά	μόρι-α
V.	λόγ-οι	δῆμ-οι	φηγ-οί	ἄμπελ-οι	ῥόδ-α	σῦκ-α	ᾠ-ά	μόρι-α
N. A. V.	λόγ-ω	δήμ-ω	φηγ-ώ	ἀμπέλ-ω	ῥόδ-ω	σύκ-ω	ᾠ-ώ	μορί-ω
G. D.	λόγ-οιν	δήμ-οιν	φηγ-οῖν	ἀμπέλ- -οιν	ῥόδ-οιν	σύκ-οιν	ᾠ-οῖν	μορί-οιν

*) Θεός hat ὦ θεός. So zuweilen auch andere Wörter bei den Attikern.

υἱός, υἱοῦ, Sohn hat eine verlängerte Nebenform nach der dritten Deklination: G. υἱέος, D. υἱεῖ Dual. υἱέε G. υἱέοιν Plur. υἱεῖς, υἱέων, υἱέσιν, υἱέας und υἱεῖς.

Neutra ſind im Plural vorzüglich auch:

ὁ δεσμός Band, τὰ δεσμά, (ſeltner — οί)
ὁ σταθμός, Wage, τὰ σταθμά (hingegen
ὁ σταθμός, Stall, gewöhnlich σταθμοί)
ὁ σῖτος Getreide, τὰ σῖτα.
ὁ ζυγός und τὸ ζυγόν Joch, Pl. nur ζυγά.

II. Contracta. Aus οος, εος wird ους, aus οον, εον wird ουν.				III. Attiſche zweite Deklination.		
Schiffahrt.		Knochen.		Tempel.	Teos (Stadt).	Saal.
ὁ πλόος	πλ-οῦς	τὸ ὀστέον	ὀστ-οῦν	ὁ νε-ώς	ἡ Τέ-ως	τὸ ἀνώγε-ων
πλόου	πλ-οῦ	ὀστέου	ὀστ-οῦ	νε-ώ (ſtatt νεῶ)	Τέ-ω	ἀνώγε-ω
πλόῳ	πλ-ῷ	ὀστέῳ	ὀστ-ῷ	νε-ῷ	Τέ-ῳ	ἀνώγε-ῳ
πλόον	πλ-οῦν	ὀστέον	ὀστ-οῦν	νε-ών	Τέ-ω*)	ἀνώγε-ων
πλόε	πλ-οῦ	ὀστέον	ὀστ-οῦν	νε-ώς	Τέ-ως	ἀνώγε-ων
πλόοι	πλ-οῖ	ὀστέα	ὀστ-ᾶ	νε-ῴ		ἀνώγε-ω
πλόων	πλ-ῶν	ὀστέων	ὀστ-ῶν	νε-ῶν		ἀνώγε-ων
πλόοις	πλ-οῖς	ὀστέοις	ὀστ-οῖς	νε-ῷς		ἀνώγε-ῳς
πλόους	πλ-οῦς	ὀστέα	ὀστ-ᾶ	νε-ώς		ἀνώγε-ως
πλόοι	πλ-οῖ	ὀστέα	ὀστ-ᾶ	νε-ῴ		ἀνώγε-ω
πλόω	πλ-ῶ	ὀστέω	ὀστ-ῶ	νε-ώ		ἀνώγε-ω
πλόοιν	πλ-οῖν	ὀστέοιν	ὀστ-οῖν	νε-ῷν		ἀνώγε-ῳν

Die Compoſita der einſylbigen, πλοῦς, νοῦς etc. die den Accent auf der vorhergehenden Sylbe haben, laſſen ihn unverrückt:

περίπλοος, περίπλους, Umſchiffung, umſchiffend.
G. περιπλόου, περίπλου (ſtatt περιπλοῦ)
Pl. περίπλοοι, περίπλοι
εὔνοοι, εὖνοι von εὔνοος, wohlgeſinnt.

Das ω der attiſchen Deklinationsendungen wird für den Accent als kurz betrachtet. S. oben ἀνώγεων und vergl. πόλεως etc. p. 24.

---

*) So bei den Ortsnamen Τέως, Κέως, Κῶς, Ἄθως, und bei ἕως, (τὴν ἕω) Morgenröthe; bei einigen auch neben der regelmäßigen Form, z. B. λαγώς, Haſe, τὸν λαγών und λαγώ.

	I. Reine Endungen.			II. Flexionsstämme mit verkürztem ω und η des Nominativs.			
	Thier.	Holzwurm.	Thräne.	Redekünstler.	Aether.		Zeitalter.
S. N.	ὁ θήρ	ὁ κίς	τὸ δάκρυ	ὁ ῥήτωρ	ὁ αἰθήρ		ὁ αἰών
G.	θηρ-ός *)	κι-ός	δάκρυ-ος	ῥήτορ-ος	αἰθέρ-ος		αἰῶν-ος
D.	θηρ-ί *)	κι-ΐ	δάκρυ-ι	ῥήτορ-ι	αἰθέρ-ι		αἰῶν-ι
A.	θῆρ-α	κί-ν *)	δάκρυ	ῥήτορ-α	αἰθέρ-α		αἰῶν-α
V.	θήρ	κίς	δάκρυ	ῥῆτορ (vergl. δαῖμον) *)	αἰθήρ (vergl. εἰκών). *)		αἰών
Pl. N.	θῆρ-ες	κί-ες	δάκρυ-α	ῥήτορ-ες			αἰῶν-ες
G.	θηρ-ῶν *)	κι-ῶν	δακρύ-ων	ῥητόρ-ων			αἰών-ων
D.	θηρ-σί(ν) *)	κι-σί(ν)	δάκρυ-σι(ν)	ῥήτορ-σι		[αἰῶν-σι]	αἰῶ-σι *)
A.	θῆρ-ας	κί-ας	δάκρυ-α	ῥήτορ-ας			αἰῶν-ας
V.	θῆρ-ες	κί-ες	δάκρυ-α	ῥήτορ-ες			αἰῶν-ες
D. N. A. V.	θῆρ-ε	κί-ε	δάκρυ-ε	ῥήτορ-ε			αἰῶν-ε.
G. D.	θηρ-οῖν *)	κι-οῖν	δακρύ-οιν	ῥητόρ-οιν			αἰών-οιν

---

*) Betonung der Einsylbigen, mit Ausnahme von ὁ λᾶς, Stein, τὸ ἦρ, Frühling, τὸ κῆρ, Herz, — der Participia z. B. ὤν, ὄντος, und des Genitivs Plur. und Dual. von παῖς, Kind, ὁ θώς, Schakal, ὁ δμώς, Sklav, ὁ Τρώς, Trojaner, τὸ φῶς, Licht, ὁ φώς, Brandfleck, ἡ δᾴς, Fackel, τὸ ΚΡΑΣ, Haupt, τὸ οὖς, Ohr. (Wegen des Duals s. Buttmanns ausführl. Gr. 2. Bd. in den Berichtigungen, p. 1.) S. auch die beiden τίς p. 34.

*) Von den Puris haben den Acc. auf ν die auf ις, υς, αυς, ους (vergl. p. [illegible] und [illegible]) und λᾶας, λᾶς, Stein: λᾶαν, λᾶν.

*) Den langen Vokal im Vocativ behalten diejenigen unter diesen Wörtern, die den Accent auf der Endsylbe haben. (Einen verkürzten Vocativ mit Zurückziehung des Accents haben auch σωτήρ, ῆρος · σῶτερ — Ἀπόλλων, ωνος · Ἄπολλον — Ποσειδῶν, ῶνος · Πόσειδον.)

*) ν vor σ

III. Stämme auf ν

	Gottheit.		Bild.	Delphin.
	ὁ, ἡ δαίμων		ἡ εἰκών	ὁ δελφίς
	δαίμον-ος		εἰκόν-ος Dicht. Nebenſ.*) εἰκοῦς	δελφῖν-ος
	δαίμον-ι		εἰκόν-ι (So ἀηδών, -όνος, -οῦς)	δελφῖν-ι
	δαίμον-α		εἰκόν-α, Dicht. Nebenſ.*) εἰκώ	δελφῖν-α
	δαῖμον		εἰκών	δελφίς (δελφίν)*)
	δαίμον-ες		εἰκόν-ες	δελφῖν-ες
	δαιμόν-ων		εἰκόν-ων	δελφίν-ων
[δαίμον-σιν]	δαίμο-σιν	[εἰκόν-σιν]	εἰκό-σιν	δελφῖ-σιν
	δαίμον-ας		εἰκόν-ας, Dicht. Nebenſ.*) εἰκοῦς	δελφῖν-ας
	δαίμον-ες		εἰκόν-ες	δελφῖν-ες
	δαίμον-ε		εἰκόν-ε	δελφῖν-ε
	δαιμόν-οιν		εἰκόν-οιν	δελφίν-οιν

fehlt auch.

---

*) Entweder nach ἠχώ p. 22. oder nach πεί-θω p. 23.
Man merke ferner: Ἀπόλλων, A. Ἀπόλλωνα, alt. Ἀπόλλω · Ποσειδῶν, A. Ποσειδῶνα, A. att. Ποσειδῶ.

*) Buttm. ausf. Gr. p. 163. Note. (Schüler ſind zu warnen, daß ſie hier nicht nach Buttm. Schulgr. §. 45. a, mittlerer Gr. §. 40, a, formiren.)

IV. Stämme auf T-Laute (τ, δ, θ) · 1) Einfachere Form.

		Liebe, Begierde.		Hoffnung.		Helm.
S. N.		ὁ ἔρως		ἡ ἐλπίς		ἡ κόρυς
G.		ἔρωτ-ος		ἐλπίδ-ος		κόρυ-θ-ος
D.		ἔρωτ-ι		ἐλπίδ-ι		κόρυ-θ-ι
A.		ἔρωτ-α		ἐλπίδ-α *)		κόρυ-θ-α und κόρυ-ν *)
V.		ἔρως		ἐλπί **)		κόρυ **)
Pl. N.		ἔρωτ-ες		ἐλπίδ-ες		κόρυθ-ες
G.		ἐρώτ-ων		ἐλπίδ-ων		κορύθ-ων
D.	[ἔρωτ-σιν]	ἔρω-σιν *)	[ἐλπίδ-σιν]	ἐλπί-σιν	[κόρυθ-σιν]	κόρυ-σιν
A.		ἔρωτ-ας		ἐλπίδ-ας		κόρυθ-ας
V.		ἔρωτ-ες		ἐλπίδ-ες		κόρυθ-ες
D. N. A. V.		ἔρωτ-ε		ἐλπίδ-ε		κόρυθ-ε
D. G.		ἐρώτ-οιν		ἐλπίδ-οιν		κορύθ-οιν

---

*) T-Laute vor σ fallen aus (vergl. p. 3. und ψεύδω, σπεύδω p. 76, 78.)

*) Nur den Acc. auf α haben diejenigen auf ις, υς und ους, deren Endſylbe betont iſt, die übrigen gewöhnlich ν.

**) Bei Wörtern auf ις und υς mit Stämmen auf T-Laute fällt im Voc. der T-Laut ab. So bei παῖς, παιδός, παῖ

			b) Stämme auf ντ			
	Sache.		Riese.	Atlas.		Löwe.
	τὸ πρᾶγμα		ὁ γίγας	ὁ Ἄτλας		ὁ λέων
	πράγματ-ος		γίγαντ-ος	Ἄτλαντ-ος		λέοντ-ος
	πράγματ-ι		γίγαντ-ι	Ἄτλαντ-ι		λέοντ-ι
	πρᾶγμα		γίγαντ-α	Ἄτλαντ-α		λέοντ-α
	πρᾶγμα		γίγαν*)	Ἄτλα		λέον*)
	πράγματ-α		γίγαντ-ες			λέοντ-ες
	πραγμάτ-ων		γιγάντ-ων			λεόντ-ων
[πράγματ-σι]	πράγμα-σι	[γίγαντ-σι]	γίγα-σι**)		[λέοντ-σι]	λέου-σι**)
	πράγματ-α		γίγαντ-ας			λέοντ-ας
	πράγματ-α		γίγαντ-ες			λέοντ-ες
	πράγματ-ε		γίγαντ-ε			λέοντ-ε
	πραγμάτ-οιν		γιγάντ-οιν			λεόντ-οιν

---

*) Das ν des Stammes fällt im Vocativ ab. (Vergl. χαρίεις, Voc. χαρίεν p. 29.) Nur einige Propria haben ᾱ, wie oben Ἄτλας.

**) Aus —αντσι wird —ᾱσι, aus —οντσι wird ουσι. (So aus —εντσι, —εισι, vergl. βουλευθείς p. 29.)

V. Stämme auf P-Laute (π, β, φ.)			
	Geier.	Stahl.	Treppe.
S. N.	ὁ γύψ	ὁ χάλυψ	ἡ κατῆλιψ
G.	γυπ-ός	χάλυβ-ος	κατήλιφ-ος
D.	γυπ-ί	χάλυβ-ι	κατήλιφ-ι
A.	γῦπ-α	χάλυβ-α	κατήλιφ-α
V.	γύψ	χάλυψ	κατῆλιψ
Pl. N.	γῦπ-ες	χάλυβ-ες	κατήλιφ-ες
G.	γυπ-ῶν	χαλύβ-ων	κατηλίφ-ων
D.	[γυπ-σίν] γυψίν*)	[χάλυβ-σιν] χάλυψιν*)	[κατήλιφ-σιν] κατήλιψιν*)
A.	γῦπ-ας	χάλυβ-ας	κατήλιφ-ας
V.	γῦπ-ες	χάλυβ-ες	κατήλιφ-ες
D. N. A. V.	γῦπ-ε	χάλυβ-ε	κατήλιφ-ε
G. D.	γυπ-οῖν	χαλύβ-οιν	κατηλίφ-οιν

---

*) P-Laute mit σ werden zu ψ.

VI. Stämme auf K-laute (κ, γ, χ).					
	Panzer.		Flügel.		Nagel, Kralle.
	ὁ θώραξ		ὁ πτέρυξ		ὁ ὄνυξ
	θώρακ-ος		πτέρυγ-ος		ὄνυχ-ος
	θώρακ-ι		πτέρυγ-ι		ὄνυχ-ι
	θώρακ-α		πτέρυγ-α		ὄνυχ-α
	θώραξ		πτέρυξ		ὄνυξ
	θώρακ-ες		πτέρυγ-ες		ὄνυχ-ες
	θωράκ-ων		πτερύγ-ων		ὀνύχ-ων
[θώρακ-σι]	θώραξι *)	[πτέρυγ-σι]	πτέρυξι *)	[ὄνυχ-σι]	ὄνυξι *)
	θώρακ-ας		πτέρυγ-ας		ὄνυχ-ας
	θώρακ-ες		πτέρυγ-ες		ὄνυχ-ες
	θώρακ-ε		πτέρυγ-ε		ὄνυχ-ε
	θωράκ-οιν		πτερύγ-οιν		ὀνύχ-οιν

---

*) K-Laute mit σ werden zu ξ.
ἡ νύξ, Nacht, νυκτός, νυξί (ſtatt νυκτ-σί)
ἄναξ, König, ἄνακτος, ἄναξι (ſtatt ἄνακτ-σι)
Letzteres Wort hat bei Anrufung eines Gottes im Voc. ὦ ἄνα.
τὸ γάλα, Milch, γάλακτος, γάλακτι, u. ſ. w.

VII. Syncopirte Formen 2)

		Vater.	Mutter.	Tochter.	Ceres.	Mann.
S. N.		ὁ πατήρ 1)	ἡ μήτηρ	ἡ θυγάτηρ	ἡ Δημήτηρ	ὁ ἀνήρ
G.	(πατέρ-ος)	πατρ-ός	μητρός	θυγατρός	Δήμητρος	ἀν-δ-ρός
D.	(πατέρ-ι)	πατρ-ί —	μητρί	θυγατρί	Δήμητρι	ἀν-δ-ρί
A.		πατέρ-α	μητέρα	θυγατέρα	Δήμητρα	ἄν-δ-ρα
V.		πάτερ	μῆτερ	θύγατερ	Δήμητερ	ἄνερ
Pl. N.		πατέρ-ες	μητέρες	θυγατέρες		ἄν-δ-ρες
G.		πατέρ-ων	μητέρων	θυγατέρων		ἀν-δ-ρῶν
D.	[πατέρ-σι]	πατρ-ά-σι	μητράσι	θυγατράσι		ἀν-δ-ράσι
A.		πατέρ-ας	μητέρας	θυγατέρας		ἄν-δ-ρας
V.		πατέρ-ες	μητέρες	θυγατέρες		ἄν-δ-ρες
D. N. A. V.		πατέρ-ε	μητέρε	θυγατέρε		ἄν-δ-ρε
G. D.		πατέρ-οιν	μητέροιν	θυγατέροιν		ἀν-δ-ροῖν

---

1) Nach πατήρ geht ἡ γαστήρ, γαστρός, Bauch, Magen. Auch das ſonſt nicht ſyncopirte ὁ ἀστήρ, έρος, Stern hat ἀστράσι.

2) Mit ἀνήρ laſſen ſich folgende Caſus eines veralteten Nominativs 'ΑΡΗΝ in Vergleichung bringen: τοῦ, τῆς ἀρνός des Lammes, ἀρνί, ἄρνα Pl. ἄρνες, D. ἀρνάσι. Den Nominativ Sing. erſetzt ὁ ἀμνός.

VIII. [illegible] 1) Einfache und doppelte Zuſammenziehung der Wörter auf ης G. εος.

Galeere.	Perikles.
ἡ τριήρης	Περικλ-έης, Περικλ-ῆς
τριήρ-εος, τριήρ-ους	Περικλ-έεος, Περικλ-έους
τριήρ-εϊ, τριήρ-ει	Περικλ-έεϊ, Περικλ-έει, Περικλ-εῖ
τριήρ-εα, τριήρ-η	Περικλ-έεα, Περικλ-έα, (ſelten —ῆ)
τρίηρες	Περίκλ-εες, Περίκλ-εις
τριήρ-εες, τριήρ-εις	
τριηρ-έων, τριηρ-ῶν gewöhnl. τριήρ-ων	
τριήρ-εσι	
τριήρ-εας, τριήρ-εις	
τριήρ-εες, τριήρ-εις	
τριήρ-εε, τριήρ-η	
τριηρ-έοιν, τριηρ-οῖν	

---

1) Vergl. ἀληθής. Im Accuſativ wird εα in α contrahirt, wenn ein Vokal vorher geht, daher Περικλέα. Vergl. das Neutr. [illegible] p. [illegible] und ὑγιᾶ p. 30 a.

2) Die zuſammengeſetzten Propria auf —ης, —ους haben im Accuſativ auch —ην, wie nach der erſten Dekl. Σωκράτης, —ους, Acc. Σωκράτη und Σωκράτην.

So auch Ἄρης, Mars, das den Gen. Ἄρεος nicht zuſammenzieht: Ἄρει, Ἄρῃ und Ἄρην, Ἄρες.

	a) Zuſammenziehung der Neutra auf ος [illegible] G. εος.		β) Zuſammenziehung der Neutra
	Mauer.	Ruhm.	Horn.
S. N.	τὸ τεῖχος *)	τὸ κλέος	τὸ κέρας *)
G.	τείχ-εος, τεί-χους	κλέ-εος, κλέ-ους	κέρ-ατος, κέρ-αος, κέρ-ως
D.	τείχ-εϊ, τείχ-ει	κλέ-εϊ, κλέ-ει	κέρ-ατι, κέρ-αϊ, κέρ-ᾳ
A.	τεῖχος	κλέος	κέρας
V.	τεῖχος	κλέος	κέρας
N.	τείχ-εα, τείχ-η	κλέ-εα, κλέ-ᾱ **)	κέρ-ατα, κέρ-αα, κέρ-α
G.	τειχ-έων, τειχ-ῶν	κλε-έων, κλε-ῶν	κερ-άτων, κερ-άων, κερ-ῶν
D.	τείχ-εσι	κλέ-εσι	κέρ-ασι
A.	τείχ-εα, τείχ-η	κλέ-εα, κλέ-ᾱ **)	κέρ-ατα, κέρ-αα, κέρ-α
V.	τείχ-εα, τείχ-η	κλέ-εα, κλέ-ᾱ **)	κέρ-ατα, κέρ-αα, κέρ-α
D. N. A. V.	τείχ-εε, τείχ-η	κλέ-εε, κλέ-η	κέρ-ατε, κέρ-αε, κέρ-α
G. D.	τειχ-έοιν, τειχ-οῖν	κλε-έοιν, κλε-οῖν	κερ-άτοιν, κερ-άοιν, κερ-ῷν

---

*) So gehen auch die Neutra Adjectiva auf ες, mit Ausnahme dieſer Endung ſelbſt. S. p. 3[illegible].

**) εα wird in α contrahirt, wenn ein Vokal vorhergeht. Vergl. ὑγιᾶ p. [illegible] und Περικλέα p. 31.

*) So auch τέρας, Wunder, welches die Zuſammenziehung nur im Plural hat: τέρα, τερῶν

auf ας, ατος, ως und ας, αος.		4) Zuſammenziehung der Feminina auf ώς und ώ.	
Fleiſch.	Becher.	Scham.	Hall.
τὸ κρέας *)	τὸ δέπας	ἡ αἰδώς *)	ἡ ἠχώ
κρέ-ατος, κρέ-ως	δέπ-ατος	[αἰδ-όος] αἰδ-οῦς	ἠχ-οῦς
κρέ-ατι, κρέ-ᾳ	δέπ-ατι, δέπ-ᾳ	[αἰδ-όϊ] αἰδ-οῖ	ἠχ-οῖ
κρέας	δέπας	[αἰδ-όα] αἰδ-ῶ (ion. —οῦν)	ἠχ-ώ *) (ion. —οῦν)
κρέας	δέπας	αἰδ-οῖ	ἠχ-οῖ
κρέ-ατα, κρέ-α	δέπ-ατα, δέπ-α	Plural und Dual werden, wenn es nöthig iſt, nach der zweiten Deklination formirt: ἠχοί, ἠχῶν.	
κρε-άτων, κρε-ῶν	δεπ-άτων		
κρέ-ασι	δέπ-ασι		
κρέ-ατα, κρέ-α	δέπ-ατα, δέπ-α		
κρέ-ατα, κρέ-α	δέπ-ατα, δέπ-α		
κρέ-ατε, κρέ-α	δέπ-ατε, δέπ-α		
κρε-άτοιν, κρε-ῷν	δεπ-άτοιν		

---

*) So γῆρας, Alter, γέρας Ehre.

*) So die übrigen Neutra auf ας, αος, die nur die Contraction auf ᾳ und α annehmen.

*) So nur noch ἠώς, ion. Morgenröthe, (wofür die attiſche Form ἕως iſt, ſ. p. 53.) Auch ein Maſk. ἥρως, Held, hat die Contrakt. ἥρωα, ἥρω, Pl. ἥρωας, ἥρως.

*) Dieſen unregelmäßigen Accent haben alle auf ω.

5) Contraction der Wörter auf ις, υς N. ι, υ.						
	a) mit dem Genitiv auf ιος, υος.		b) mit dem attischen Genitiv.		c) Neutra mit dem Gen. auf εος.	
	Junges Rind.	Fisch.	Staat.	Elle.	Senf.	Stadt.
S. N.	ὁ, ἡ πόρτις *)	ὁ ἰχθύς *)	ἡ πόλις	ὁ πῆχυς	τὸ σίναπι	τὸ ἄστυ
G.	πόρτ-ιος	ἰχθύ-ος	πόλ-εως *)	πήχ-εως	σινάπ-εως *)	ἄστ-εος
D.	πόρτ-ϊ, πόρτ-ι	ἰχθύ-ϊ (ep. ἰχθυ-ῖ)	πόλ-ει	πήχ-ει	σινάπ-ει	ἄστ-ει
A.	πόρτ-ιν	ἰχθύ-ν	πόλ-ιν	πῆχ-υν	σίναπι	ἄστυ
V.	πόρτι	ἰχθύ	πόλι	πῆχυ	σίναπι	ἄστυ
Pl. N.	πόρτ-ιες, πόρτ-ις	ἰχθύ-ες, ἰχθ-ῦς	πόλ-εις	πήχ-εις	σινάπ-η	ἄστ-η
G.	πορτ-ίων	ἰχθύ-ων	πόλ-εων	πήχ-εων	σιναπ-έων *)	ἀστ-έων
D.	πόρτ-ισι	ἰχθύ-σι	πόλ-εσι	πήχ-εσι	σινάπ-εσι	ἄστ-εσι
A.	πόρτ-ιας, πόρτ-ις	ἰχθύ-ας, ἰχθ-ῦς	πόλ-εις	πήχ-εις	σινάπ-η	ἄστ-η
V.	πόρτ-ιες, πόρτ-ις	ἰχθύ-ες, ἰχθ-ῦς	πόλ-εις	πήχ-εις	σινάπ-η	ἄστ-η
D. N. A. V.	πόρτ-ιε	ἰχθύ-ε	πόλ-εε	πήχ-εε	σινάπ-εε	ἄστ-εε
D. G.	πορτ-ίοιν	ἰχθύ-οιν	πόλ-εοιν	πήχ-εοιν	σιναπ-έοιν *)	ἀστ-έοιν

---

*) So, außer ὄϊς (p. 14.): πόσις, Gatte, ὄϊς, Schaf (gewöhnl. zſg. οἶς, οἰός, οἶν, Pl. οἶες, οἶας, zſg. οἶς) einige Propria, wie Ἶφις und die Adjektiva auf ις und υ.

*) Bei denen auf υς iſt die Form mit dem Genitiv υος die gewöhnlichere, bei denen auf ις umgekehrt die mit dem attiſchen Gen. auf εως.

*) Das ω der attiſchen Deklinationsendungen wird für den Accent als kurz betrachtet. Vergl. die attiſche zweite Dekl. p. 13. Nach πῆχυς geht nur noch ὁ πέλεκυς, Beil, und die Plurale von ὁ ἔγχελυς, υος, Aal, und πρέσβυς, der Alte: πρέσβεις, Geſandte, welches in dieſer Bedeutung nur im Plural gebräuchlich iſt.

*) Die Neutra auf ι und υ haben den gewöhnlichen Genitiv.

6) Wörter auf εύς, έως.		7) Wörter auf ους und αυς.		
König.	Der Congius (ein Maaß).	Rind.	Die Alte.	Schiff.
ὁ βασιλεύς	ὁ χοεύς (auch χοῦς, χοός).	ὁ, ἡ βοῦς	ἡ γραῦς	ἡ ναῦς, (unregelmäßig).
βασιλ-έως*)	(χο-έως) χο-ῶς*)	βοός	γραός	νεώς*) (dor. ναός, jon. νηός)
βασιλ-εῖ	χο-εῖ	βοΐ	γραΐ	νηΐ
βασιλ-έα	(χο-έα) χο-ᾶ*)	βοῦν	γραῦν	ναῦν
βασιλ-εῦ	χο-εῦ	βοῦ	γραῦ	ναῦ
βασιλ-εῖς	χο-εῖς	βόες	γρᾶες	νῆες
βασιλ-έων	(χο-έων) χο-ῶν	βοῶν	γραῶν	νεῶν
βασιλ-εῦσι	χο-εῦσι	βουσί	γραυσί	ναυσί
βασιλ-έας (βασιλ-εῖς)	(χο-έας) χο-ᾶς*)	(βόας), βοῦς	(γρᾶας) γραῦς	ναῦς
βασιλ-εῖς	χο-εῖς	βόες	γρᾶες	νῆες
βασιλ-έε	χο-έε	βόε	γρᾶε	νῆε
βασιλ-έοιν	χο-έοιν	βοοῖν	γραοῖν	νεοῖν

---

*) Der attiſche Genitiv kommt hier bloß im Singular vor und ohne Beſonderheit im Accente.

*) So wird bei vorhergehendem Vokal in einigen Wörtern ε in ω, α, ας verſchlungen. Ὁ χοῦς, aufgeworfene Erde, geht nur nach βοῦς.

Nach βοῦς geht χοῦς, und ῥοῦς, Sumach, beide ohne Contraction im Plur. (ῥόος, ῥοῦς, Strömung geht nach πλοῦς).

*) Nicht zu verwechſeln mit Nom. νεώς (p. 13) und νηός, Tempel — ſo wie νεῶν von ναῦς mit νεῶν von νεώς. (p. 13).

I. Adjektivformen der zweiten

I. Grundform.									
leicht.			würdig.			unthätig.	golden. χρύσ-εος,	χρυσ-έα,	χρύσ-εον
κοῦφ-ος,*)	κούφ-η,	κοῦφ-ον	ἄξι-ος,*)	ἀξί-α,	ἄξι-ον	ἀργ-ός, ἀργ-όν*)	χρυσ-οῦς,*)	χρυσ-ῆ,**)	χρυσ-οῦν
κούφ-ου,	κούφ-ης,	κούφ-ου	ἀξί-ου,	ἀξί-ας,	ἀξί-ου	ἀργ-οῦ	χρυσ-οῦ,	χρυσ-ῆς,	χρυσ-οῦ
κούφ-ῳ,	κούφ-ῃ,	κούφ-ῳ	ἀξί-ῳ,	ἀξί-ᾳ,	ἀξί-ῳ	ἀργ-ῷ	χρυσ-ῷ,	χρυσ-ῇ,	χρυσ-ῷ.
κοῦφ-ον,	κούφ-ην,	κοῦφ-ον	ἄξι-ον,	ἀξί-αν,	ἄξι-ον	ἀργ-όν	χρυσ-οῦν,	χρυσ-ῆν,	χρυσ-οῦν
κοῦφ-ε,	κούφ-η,	κοῦφ-ον	ἄξι-ε,	ἀξί-α,	ἄξι-ον	ἀργ-έ	— — ***)	χρυσ-ῆ,	χρυσ-οῦν
κοῦφ-οι,	κοῦφ-αι,	κοῦφ-α	ἄξι-οι,	ἄξι-αι,	ἄξι-α	ἀργ-οί	χρυσ-οῖ,	χρυσ-αῖ,	χρυσ-ᾶ
κούφ-ων,	κούφ-ων,**)	κούφ-ων	ἀξί-ων,	ἀξί-ων,**)	ἀξί-ων	ἀργ-ῶν	χρυσ-ῶν	χρυσ-ῶν,	χρυσ-ῶν
κούφ-οις,	κούφ-αις,	κούφ-οις	ἀξί-οις,	ἀξί-αις,	ἀξί-οις	ἀργ-οῖς	χρυσ-οῖς	χρυσ-αῖς,	χρυσ-οῖς
κούφ-ους,	κούφ-ας,	κοῦφ-α	ἀξί-ους,	ἀξί-ας,	ἄξι-α	ἀργ-ούς	χρυσ-οῦς,	χρυσ-ᾶς,	χρυσ-ᾶ
κοῦφ-οι,	κοῦφ-αι,	κοῦφ-α	ἄξι-οι,	ἄξι-αι,	ἄξι-α	ἀργ-οί	χρυσ-οῖ,	χρυσ-αῖ,	χρυσ-ᾶ
κούφ-ω,	κούφ-α,	κούφ-ω	ἀξί-ω	ἀξί-α,	ἀξί-ω	ἀργ-ώ	χρυσ-ῶ,	χρυσ-ᾶ,	χρυσ-ῶ
κούφ-οιν,	κούφ-αιν	κούφ-οιν	ἀξί-οιν,	ἀξί-αιν,	ἀξί-οιν	ἀργ-οῖν	χρυσ-οῖν,	χρυσ-αῖν,	χρυσ-οῖν

---

*) Das Femininum hat ᾱ, wenn ein Vokal oder ρ vorhergeht, außerdem η. Doch auch die auf —οος (nicht —ροος) haben η: ὄγδοος, ὀγδόη — ἀθρόος, ἀθρόα (wie βοάω Fut. βοήσω, hingegen ἀκροάομαι, Fut. ἀκροάσομαι, p. 68).

**) Die Betonung des Gen. Pl. der Feminina von Adjektivis und Participiis barytonis auf ος: κούφων, ἀξίων, βουλευομένων von βουλευόμενος, βουλευομένη iſt gegen den ſonſt in der erſten Deklination Statt findenden Gebrauch. (p. 8).

*) Communia ſind beſonders alle Zuſammengeſetzten, ausgenommen die auf —ικός (daher auch ἀργός ſtatt ἄεργος zweier Endungen iſt, dagegen ἀργός, ή, όν, weiß).

*) Man bemerke bei dieſen auf die Verſetzung des Accents: χρυσοῦς.

**) In ᾶ wird das Femininum kal oder ρ vorhergeht, ſonſt in — ἀργυροῦς, ᾶ, οῦν.

***) Der Vocativ iſt zweifelhaft.

Participia.

und erſten Deklination:

II. Contracta.								III. Attiſche zweite Deklinat.	
ſilbern.			zweifach.			gut ſchiffend, zu beſchiffen.		gnädig (ſtatt ἵλαος).	
ἀργύρ-εος,	ἀργυρ-έα,	ἀργύρ-εον	διπλ-όος,	διπλ-όη,	διπλ-όον	εὔπλ-οος,	εὔπλ-οον		
ἀργυρ-οῦς,*)	ἀργυρ-ᾶ,**)	ἀργυρ-οῦν	διπλ-οῦς,	διπλ-ῆ,*)	διπλ-οῦν	εὔπλ-ους,	εὔπλ-ουν	ἵλ-εως,*)	ἵλε-ων**)
ἀργυρ-οῦ,	ἀργυρ-ᾶς,	ἀργυρ-οῦ	διπλ-οῦ,	διπλ-ῆς,	διπλ-οῦ	εὔπλ-ου		ἵλε-ω	
ἀργυρ-ῷ,	ἀργυρ-ᾷ,	ἀργυρ-ῷ	διπλ-ῷ,	διπλ-ῇ,	διπλ-ῷ	εὔπλ-ῳ		ἵλε-ῳ	
ἀργυρ-οῦν,	ἀργυρ-ᾶν,	ἀργυρ-οῦν	διπλ-οῦν,	διπλ-ῆν,	διπλ-οῦν	εὔπλ-ουν		ἵλε-ων	
— —***)	ἀργυρ-ᾶ,	ἀργυρ-οῦν	— —	διπλ-ῆ,	διπλ-οῦν	— —		ἵλε-ως	
ἀργυρ-οῖ,	ἀργυρ-αῖ,	ἀργυρ-ᾶ	διπλ-οῖ,	διπλ-αῖ,	διπλ-ᾶ*)	εὔπλ-οι, N. εὔπλ-οα*)		ἵλε-ῳ	
ἀργυρ-ῶν,	ἀργυρ-ῶν,	ἀργυρ-ῶν	διπλ-ῶν,	διπλ-ῶν,	διπλ-ῶν	εὔπλ-ων		ἵλε-ων	
ἀργυρ-οῖς,	ἀργυρ-αῖς,	ἀργυρ-οῖς	διπλ-οῖς,	διπλ-αῖς,	διπλ-οῖς	εὔπλ-οις		ἵλε-ῳς	
ἀργυρ-οῦς,	ἀργυρ-ᾶς,	ἀργυρ-ᾶ	διπλ-οῦς,	διπλ-ᾶς,	διπλ-ᾶ	εὔπλ-ους		ἵλε-ως	
ἀργυρ-οῖ,	ἀργυρ-αῖ,	ἀργυρ-ᾶ	διπλ-οῖ,	διπλ-αῖ,	διπλ-ᾶ	εὔπλ-οι		ἵλε-ῳ	
ἀργυρ-ῶ,	ἀργυρ-ᾶ,	ἀργυρ-ῶ	διπλ-ῶ,	διπλ-ᾶ,	διπλ-ῶ	εὔπλ-ω		ἵλε-ω	
ἀργυρ-οῖν,	ἀργυρ-αῖν,	ἀργυρ-οῖν	διπλ-οῖν,	διπλ-αῖν,	διπλ-οῖν	εὔπλ-οιν		ἵλε-ῳν	

εος, die einen Stoff anzeigen, χρύσεος, χρυσοῦς, — ἀργύρεος, ἀρ-

contrahirt wenn noch ein Vo- ῆ: ἐρέεος wollen, ἐρεοῦς, ἐρεᾶ, ἐρεοῦν

*) Die Zahlbegriffe ἁπλόος, διπλόος, η, ον, u. ſ. w. ziehen ſämmtlich όη in ῆ und όα in ᾶ zuſammen.

*) Die Communia wie εὔπλους, εὔνους laſſen das N. Pl. unverändert. (Ueber den Accent vergl. p. 13 Anm. zu πλοῦς).

*) Die auf ως, ων, ſind Communia, ausgenomm. πλέως, voll, πλέα, πλέων N. Pl. πλέα als einfaches Wort.

**) Das Neutrum hat zuweilen ω, z. B. ἀγήρως, unalternd N. ἀγήρων und ἀγήρω.

		Adjektiva mit Stämmen
unglücklich.	glücklich.	größer.
τάλας, τάλαιν - α, τάλαν τάλαν - ος, ταλαίν - ης, τάλαν - ος τάλαν - ι, ταλαίν - ῃ, τάλαν - ι τάλαν - α, τάλαιν - αν, τάλαν τάλαν, τάλαιν - α, τάλαν	εὐδαίμων N. εὔδαιμον*) εὐδαίμον - ος u. s. w. εὐδαίμον - ι εὐδαίμον - α εὔδαιμον*)	μείζων N. μεῖζον μείζ - ον - ος μείζ - ον - ι μείζ - ον - α, μείζ - ω*) μεῖζ - ον
τάλαν - ες, τάλαιν - αι, τάλαν - α ταλάν - ων, ταλαιν - ῶν, ταλάν - ων τάλα - σι, ταλαίν - αις τάλα - σι τάλαν - ας, ταλαίν - ας, τάλαν - α τάλαν - ες, τάλαιν - αι, τάλαν - α	εὐδαίμον - ες N. εὐδαίμον - α εὐδαιμόν - ων εὐδαίμο - σι εὐδαίμον - ας εὐδαίμον - ες	μείζ - ον - ες, μείζ - ους*) N. μείζ - ον - α, μείζ - ω*) μειζ - όν - ων μείζ - ο - σι μείζ - ον - ας, μείζ - ους*) μείζ - ον - ες, μείζ - ους*)
τάλαν - ε ταλαίν - α, τάλαν - ε ταλάν - οιν, ταλαίν - αιν, ταλάν - οιν	εὐδαίμον - ε εὐδαιμόν - οιν	μείζ - ον - ε μειζ - όν - οιν

So nur noch μέλας, μέλαινα, μέλαν G. μέλανος, ſchwarz.
Einzeln merke man hier gleich das ähnliche τέρην, τέρεινα, τέρεν, G. ενος, zart — ἄῤῥην N. — εν, G. — ενος, männlich — πᾶς, πᾶσα, πᾶν, G. παντός, παντί, G. pl. πάντων, πᾶσι, ganz, alle (vergl. στάς) — ἑκών, ἑκοῦσα, ἑκόν, G. ἑκόντος, freiwillig (vergl. βουλεύων). Compoſitum von πᾶς iſt ἅπας, ἅπασα, ἅπαν und σύμπας, σύμπασα, σύμπαν, — von ἑκών — ἀέκων, zſg. ἄκων, ἄκουσα, ἇκον, unfreiwillig.

*) Die Composita auf —φρων ziehen den Accent nicht zurück: δαΐφρων, δαΐφρον (vergl. Buttm. ausführl. Gram. p. 130.)

*) Vergl. §. 18. Die dort einzeln ſtehende und dichteriſche Nebenform iſt bei den Comparativen auf ων eine gewöhnliche.

auf ν und ντ.			
Part. aor. II. von ἵστημι.	angenehm.	Part. aor. I. von βουλεύω.	Part. aor. I. von βουλεύω.
στάς, στᾶσ-α, στάν	χαρί-εις, χαρίεσσ-α, χαρίεν	βουλευθείς, —εῖσα, —έν,	βουλεύων, —ουσα, —ον
στάντ-ος,*) στάσ-ης	χαρίεντ-ος, χαριέσσ-ης	βουλευθέντ-ος	βουλεύοντ-ος
στάντ-ι,*) στάσ-ῃ	χαρίεντ-ι χαριέσσ-ῃ	βουλευθέντ-ι	βουλεύοντ-ι
στάντ-α, στᾶσ-αν	χαρίεντ-α, χαρίεσσ-αν	βουλευθέντ-α	βουλεύοντ-α
στάς,**) στᾶσ-α	χαρίεν,*) χαρίεσσ-α	βουλευθείς	βουλεύων
στάντ-ες, στᾶσ-αι	χαρίεντ-ες, χαρίεσσ-αι	βουλευθέντ-ες	βουλεύοντ-ες
στάντ-ων,*) στασ-ῶν	χαριέντ-ων, χαριεσσ-ῶν	βουλευθέντ-ων	βουλευόντ-ων
στᾶ-σι,*) στάσ-αις	χαρίε-σι,**) χαριέσσ-αις	βουλευθεῖ-σι**)	βουλεύου-σι
στάντ-ας, στάσ-ας	χαρίεντ-ας, χαριέσσ-ας	βουλευθέντ-ας	βουλεύοντ-ας
στάντ-ες, στᾶσ-αι	χαρίεντ-ες, χαρίεσσ-αι	βουλευθέντ-ες	βουλεύοντ-ες
στάντ-ε, στάσ-α	χαρίεντ-ε, χαριέσσ-α	βουλευθέντ-ε	βουλεύοντ-ε
στάντ-οιν, στάσ-αιν	χαριέντ-οιν, χαριέσσ-αιν	βουλευθέντ-οιν	βουλευόντ-οιν

---

*) Dieſe Betonung der einſylbigen Participia gehört unter die p. 14. angegebenen Ausnahmen.

**) Die Participia der dritten Deklination haben keine beſondere Vocativform.

*) Vergl. p. 17. φρήν, λέων.

**) Die eigentlichen Adjektiva auf εις haben im Dativ Pluralis —εσιν ſtatt εισιν, dagegen haben die Participia die regelmäßige Form: βουλευθεῖσιν (ſtatt —έντσιν).

Von denen auf —ηεις und —οεις entſtehen Contracta:

τιμήεις, zſg. τιμῆς, τιμῆσσα, τιμῆν, G. ῆντος, geehrt.

μελιτόεις, zſg. μελιτοῦς, μελιτοῦσσα, μελιτοῦν, G. οῦντος, voll Honig.

Contracta auf ης, ες.	
wahr. ἀληθής N. ἀληθές ἀληθ-έος, ἀληθ-οῦς ἀληθ-έϊ, ἀληθ-εῖ ἀληθ-έα, ἀληθ-ῆ *) ἀληθές (gegen p. 14. II. ὦ κελαινεφές)	geſund. ὑγιής N. ὑγιές ὑγι-έος, ὑγι-οῦς ὑγι-έϊ, ὑγι-εῖ ὑγι-έα, ὑγι-ᾶ *) ὑγιές
ἀληθ-έες, ἀληθ-εῖς, N. ἀληθ-έα, ἀληθ-ῆ *) ἀληθ-έων, ἀληθ-ῶν **) ἀληθ-έσιν, ἀληθ-έας, ἀληθ-εῖς ἀληθ-έες, ἀληθ-εῖς	ὑγι-έες, ὑγι-εῖς, N. ὑγι-έα, ὑγι-ᾶ *) ὑγι-έων, ὑγι-ῶν ὑγι-έσιν, ὑγι-έας, ὑγι-εῖς ὑγι-έες, ὑγι-εῖς
ἀληθ-έε, ἀληθ-ῆ ἀληθ-έοιν, ἀληθ-οῖν	ὑγι-έε, ὑγι-ῆ ὑγι-έοιν, ὑγι-οῖν

---

*) Bei vorhergehendem Vokal wird εα in α zuſammengezogen, wie bei κλέος, κλέα, p. 22. Die Compoſita auf —υής haben öfter —ῆ (vergl. ἐγγυάω, —ήσω p. 68) Matth. p. 230 mit dem Zuſatz p. 519.

**) Die von ἦθος abgeleiteten Paroxytona bleiben es auch im Gen. Pl. z. B. συνήθης, vertraut, συνηθέων, συνήθων.

Contracta auf υς, εια.			πολύς ion. πολλός und μέγας ΜΕΓΑΛΟΣ.					
ſüß.			viel.			groß.		
γλυκύς,	γλυκεῖ-α,	γλυκύ	πολύς,	πολλή,	πολύ	μέγας,	μεγάλη,	μέγα
γλυκ-έος, *)	γλυκεί-ας		πολλοῦ,	πολλῆς,	πολλοῦ	μεγάλου,	μεγάλης,	μεγάλου
γλυκ-εῖ,	γλυκεί-ᾳ		πολλῷ	πολλῇ,	πολλῷ	μεγάλῳ,	μεγάλῃ,	μεγάλῳ
γλυκ-ύν,	γλυκεῖ-αν		πολύν,	πολλήν,	πολύ	μέγαν,	μεγάλην,	μέγα
γλυκ-ύ,	γλυκεῖ-α		πολύ,	πολλή,	πολύ	μέγα,	μεγάλη,	μέγα
γλυκ-εῖς,	γλυκεῖ-αι,	γλυκ-έα *)	πολλοί,	πολλαί,	πολλά	μεγάλοι,	μεγάλαι,	μεγάλα
γλυκ-έων,	γλυκει-ῶν			u. ſ. w.			u. ſ. w.	
γλυκ-έσι	γλυκεί-αις							
γλυκ-εῖς,	γλυκεί-ας							
γλυκ-εῖς	γλυκεῖ-αι							
γλυκ-έε	γλυκεί-α							
γλυκ-έοιν	γλυκεί-αιν							

---

*) Die Adjectiva auf υς haben den gewöhnlichen Genitiv (vergl. πῆχυς p. 24) und ziehen das neutr. pl. nicht zuſammen (vergl. ἄστυ p. 24).

Vergleichungs-

Erſte Form: Comp. —τερος, Superl. —τατος.

I. mit dem Bindevokal ο und ω.			II. mit weggelaſſenem Bindevokal.	III. mit eingeſchaltetem αι (eine hauptſächlich attiſche Form).
leicht.	heftig.	würdig.	alt.	in der Mitte.
κοῦφ-ος	σφοδρ-ός	ἄξι-ος	γεραι-ός,	μέσος
κουφ-ό-τερος	σφοδρ-ό-τερος	ἀξι-ώ-τερος	γεραί-τερος	μεσ-αί-τερος
κουφ-ό-τατος	σφοδρ-ό-τατος	ἀξι-ώ-τατος	γεραί-τατος	μεσ-αί-τατος
Die auf ος haben zum Bindevokal ο, wenn eine lange Sylbe oder muta mit liquida vorausgeht (die hier Poſition macht). Die Dichter kehren ſich jedoch nicht an dieſe Regel.			So παλαιός, ehemalig, σχολαῖος, langſam, περαῖος, jenſeitig. Auch φίλος, lieb, φίλτερος, φίλτατος.	So ἴσος gleich, ἥσυχος ruhig, ἴδιος, eigen, εὔδιος, heiter, πρώιος, frühzeitig, ὄψιος, ſpät. Auch φίλος, φιλαίτερος, φιλαίτατος.

VII. Adjektiva auf εις und ης, welche Endungen in ες und ις verkürzt werden.

angenehm.	wahr.	arm.	Dieb.
χαρί-εις (G. εντος)	ἀληθ-ής (G. έος)	πέν-ης (G. ητος)	κλέπτ-ης (G. ου) — So auch ψευδής, ἐος, falſch.
χαρι-έσ-τερος	ἀληθ-έσ-τερος	πεν-έσ-τερος	κλεπτ-ίσ-τερος, diebiſcher.
χαρι-έσ-τατος	ἀληθ-έσ-τατος	πεν-έσ-τατος	κλεπτ-ίσ-τατος.
			Wenn die Endung ης aus der erſten Deklination adjektiviſch wird, ſo hat ſie in der Comparation immer dieſe Form; nur ὑβριστής, Gewaltthätiger, hat des Wohlklangs wegen ὑβριστότερος.

IX. Adjektiva der dritten Deklination, deren

anmuthig.	unglücklich.	glücklich.
ἐπίχαρις, G. ἐπιχάριτ-ος	τάλας G. τάλαν-ος	εὐδαίμων G. εὐδαίμον-ος
ἐπιχαριτ-ώ-τερος	ταλάν-τερος	εὐδαιμον-έσ-τερος
ἐπιχαριτ-ώ-τατος	ταλάν-τατος	εὐδαιμον-έσ-τατος

Von ἄχαρις hat Homer ἀχαρίστερος,

Zweite Form: Comp. —ιων, Superl. —ιστος. (Die Formen auf —ος haben die drei Endungen.)

IV. mit eingeſchaltetem ες.	V. mit eingeſchaltetem ισ.	VI. Contracta.	
		1) auf εος, —ους mit verſchlungenem ε.	2) auf οος, ους, mit eingeſchaltetem ες.
ſtark. ἐῤῥωμέν-ος ἐῤῥωμεν-έσ-τερος ἐῤῥωμεν-έσ-τατος	geſchwätzig. λάλ-ος λαλ-ίσ-τερος λαλ-ίσ-τατος	purpurfarbig. πορφύρε-ος Zſg. πορφυρ-οῦς πορφυρε-ώ-τερος πορφυρ-ώ-τερος πορφυρε-ώ-τατος πορφυρ-ώ-τατος	einfach. ἁπλό-ος Zſ. ἁπλ-οῦς ἁπλο-έσ-τερος ἁπλ-ούσ-τερος ἁπλο-έσ-τατος ἁπλ-ούσ-τατος.
So ἄκρατος, lauter (ἀκρατέστερος kann auch zu ἀκρατής, έος, unenthaltſam, gehören, wiewohl für dieſes —έστερος vorgeſchrieben wird.	So πτωχός, bettelhaft. ὀψοφάγος, leckerhaft.		

VIII. Adjektiva auf υς (mit dem Bindevokal υ).			
1) gewöhnliche Form.	2) Form auf —ιων, —ιστος.		
ſüß. γλυκ-ύς γλυκ-ύ-τερος γλυκ-ύ-τατος	lieblich. ἡδ-ύς ἡδ-ίων N. ἥδ-ιον ἥδ-ιστος	ſchnell. ταχ-ύς θάσσων, att. θάττων, N. θᾶσσον, att. θᾶττον τάχ-ιστος	ſchändlich. αἰσχρός αἰσχ-ίων von ΑΙΣΧ-ΥΣ αἴσχ-ιστος
So gewöhnlich alle auf υ außer ἡδύς und ταχύς.		So hat μικρός, klein, vom alten Poſitiv ἐλαχύς: ἐλάσσων, ἐλάχιστος (Vergl. ΤΑΓΩ, τάσσω p. 79. Buttm. ausführl. Gramm. p. 269.)	So ἐχθρός, feind, οἰκτρός, traurig (doch im Comparativ οἰκτρότερος) und κυδρός, ruhmvoll (mehr poetiſch).

Grade von ihren Flexionsſtämmen gemacht werden.		
alternd. ἀφῆλιξ G. ἀφήλικ-ος ἀφηλικ-έσ-τερος ἀφηλικ-έσ-τατος	räuberiſch. ἅρπαξ, G. ἅρπαγ-ος ἁρπαγ-ίσ-τερος ἁρπαγ-ίσ-τατος	Die einfachſte Art findet ſich in μάκαρ, ſelig, μακάρτερος, μακάρτατος.

Pronomen interrogativum wer? was? (quis, quae, quid)	Pronomen indefinitum einer, eine, eines — jemand, etwas (aliquis, a, id)	der und der, irgend einer.
τίς N. τί τίνος oder τοῦ τίνι oder τῷ τίνα	τὶς N. τὶ τινός oder του τινί oder τῳ τινά	ὁ, ἡ, τὸ δεῖνα δεῖνος δεῖνι δεῖνα
τίνες N. τίνα τίνων τίσιν τίνας	τινές N. τινά und ἄττα ion. ἄσσα. (nicht enklitiſch) τινῶν τισίν τινάς	δεῖνες δείνων (δεῖσιν) kommt nicht vor. δεῖνας
τίνε τίνοιν	τινέ τινοῖν	

---

1) Das Fragwort τίς unterſcheidet ſich durch den unveränderlichen Akutus von dem Indefinitum τὶς, welches Enklitica iſt.

2) Die Formen τοῦ, τῷ ſtehen orthotonirt ſtatt τίνος, τίνι; und enklitiſch ſtatt τινός, τινί. (Sie ſind nicht mit dem Artikel τοῦ, τῷ zu verwechſeln.)

3) Das mit τίς componirte Relativ ὅστις wird doppelt flektirt, ſ. unter ὅς; die verneinenden Pronomina μήτις, οὔτις, ι, kein, werden wie das einfache Wort deklinirt.

Δεῖνα findet ſich, doch ſehr ſelten, auch ganz indeklinabel: τοῦ δεῖνα, τὸν δεῖνα.

Articuli.

Articulus praepositivus der, die, das	Articulus postpositivus welcher, welche, welches	Pronomen demonstrativum dieſer, dieſe, dieſes.	αὐτός 1) ſelbſt, 2) ihn, ſie, es (nur in den cas. obliq.) 3) mit unmittelbar vorhergehendem Artikel: derſelbe.
ὁ, ἡ, τό	ὅς, ἥ, ὅ	οὗτος, αὕτη, τοῦτο	αὐτός, αὐτή, αὐτό
τοῦ, τῆς, τοῦ	οὗ, ἧς, οὗ	τούτου, ταύτης, τούτου	αὐτοῦ, αὐτῆς, αὐτοῦ
τῷ, τῇ, τῷ	ᾧ, ᾗ, ᾧ	τούτῳ, ταύτῃ, τούτῳ	αὐτῷ, αὐτῇ, αὐτῷ
τόν, τήν, τό	ὅν, ἥν, ὅ	τοῦτον, ταύτην, τοῦτο	αὐτόν, αὐτήν, αὐτό
οἱ, αἱ, τά	οἵ, αἵ, ἅ	οὗτοι, αὗται, ταῦτα	αὐτοί, αὐταί, αὐτά
τῶν, τῶν, τῶν	ὧν, ὧν, ὧν	τούτων, — τούτων — τούτων	αὐτῶν, αὐτῶν, αὐτῶν
τοῖς, ταῖς, τοῖς	οἷς, αἷς, οἷς	τούτοις, ταύταις, τούτοις	αὐτοῖς, αὐταῖς, αὐτοῖς
τούς, τάς, τά	οὕς, ἅς, ἅ	τούτους, ταύτας, ταῦτα	αὐτούς, αὐτάς, αὐτά
τώ, τά, τώ	ὥ, ἅ, ὥ	τούτω, ταύτα, τούτω	αὐτώ, αὐτά, αὐτώ
τοῖν, ταῖν, τοῖν	οἷν, αἷν, οἷν	τούτοιν, ταύταιν, τούτοιν	αὐτοῖν, αὐταῖν, αὐτοῖν

Der Artikel mit δε bildet ein pronomen demonstrativum:

ὅδε, ἥδε, τόδε
τοῦδε, τῆσδε, τοῦδε
u. ſ. w.
οἵδε, αἵδε, τάδε
Acc. τούσδε.

Ὅς mit τὶς bildet ein pronomen compositum, qui, quisquis, quicunque:

ὅστις, ἥτις, ὅ, τι oder ὅ τι (nicht zu verwechſeln mit ὅτι, daß).
οὗτινος oder ὅτου, ἧστινος,
ᾧτινι oder ὅτῳ, ᾗτινι,
Neutr. Pl. ἅττα (ἅσσα) für ἅτινα
(ὅτου und ὅτῳ nicht fürs Femininum).

Vergl. p. 59. τοσοῦτος, τοιοῦτος, τηλικοῦτος, wo auch ein Neutrum auf ον Statt findet: τοσοῦτον und τοιοῦτον.

So auch ἐκεῖνος, ἐκείνη, ἐκεῖνο, jener, und ἄλλος, ἄλλη, ἄλλο, ein anderer (alſo τό, αὐτό, ἐκεῖνο, ἄλλο).

Αὐτός wird oft mit dem Artikel zuſammengezogen: τοῦ αὐτοῦ, ταὐτοῦ — τῷ αὐτῷ, ταὐτῷ, — τῇ αὐτῇ, ταὐτῇ, — N. pl. τὰ αὐτά, ταὐτά (nicht zu verwechſeln mit ταύτῃ und ταῦτα von οὗτος). In dieſem Falle geht das Neutrum auch auf ον aus: τὸ αὐτό, ταὐτό und ταὐτόν.

ich		du	er	Rückbezügliches				
ἐγώ,		σύ,	—	(ἐγὼ αὐτός, -ή)		(σὺ αὐτός, -ή)		
ἐμοῦ,	μοῦ,	σοῦ,	οὗ	ἐμαυτοῦ,	-ῆς,	σεαυτοῦ,	-ῆς	oder σαυτοῦ, -ῆς,
ἐμοί,	μοί,	σοί,	οἷ (aber μοί, σοί mit Akut)	ἐμαυτῷ,	-ῇ,	σεαυτῷ,	-ῇ	oder σαυτῷ, -ῇ,
ἐμέ,	μέ,	σέ,	ἕ	ἐμαυτόν,	-ήν,	σεαυτόν,	-ήν	oder σαυτόν, -ήν,
ἡμεῖς,		ὑμεῖς,	σφεῖς, N. σφέα	ἡμεῖς αὐτοί, -αί,		ὑμεῖς αὐτοί, -αί,		
ἡμῶν,		ὑμῶν,	σφῶν	ἡμῶν αὐτῶν,		ὑμῶν αὐτῶν,		
ἡμῖν,		ὑμῖν,	σφίσιν	u. ſ. w.		u. ſ. w.		
ἡμᾶς,		ὑμᾶς,	σφᾶς, N. σφέα					
νῶϊ,	νώ,	σφῶϊ, σφώ,	σφωέ					
νῶϊν,	νῷν,	σφῶϊν, σφῷν,	σφωΐν					

1) Enklitiſch ſind die einſylbigen casus obliqui des Singulars aller drei Perſonen und die casus obliqui des Plur. und Du. der dritten Perſon, ausgenommen σφῶν und σφᾶς.

Nach einer Präpoſition bleiben dieſe Pronomina orthotoniert: περὶ σοῦ, παρὰ σφίσιν, κατ᾽ ἐμέ (nicht κατά με).

2) Abgeleitete Pronomina poſſeſſiva ſind:

ἐμός, ἐμή, ἐμόν, mein Pl. ἡμέτερος, α, ον, unſer
σός, σή, σόν, dein ὑμέτερος, α, ον, euer
ὅς, ἥ, ὅν, ſein, σφέτερος, α, ον, ihr.
Fem. ihr.

In den Formen ἐμαυτόν, σαυτόν, αὑτόν, u. ſ. w. hat αὐτός ſeinen deutſchen ſich, ſondern auch dem lateiniſchen se, wo das deutſche ihn mina.

Reflexivum.	Pronomen reciprocum, einander.
— ἑαυτοῦ, -ῆς oder αὑτοῦ, -ῆς ἑαυτῷ, -ῇ oder αὑτῷ, -ῇ ἑαυτόν, -ήν, -ό oder αὑτόν, -ήν, -ό	— — — —
σφεῖς αὐτοί, -αί, -ά ἑαυτῶν oder αὑτῶν oder auch σφῶν αὐτῶν u. ſ. w.	— ἀλλήλων ἀλλήλοις ἀλλήλους, ἀλλήλας, ἄλληλα
	Acc. ἀλλήλω, ἀλλήλα G. D. ἀλλήλοιν, ἀλλήλαιν

Nachdruck verloren; αὐτὸς σέ, dich ſelbſt, aber σεαυτόν, bloß dich, als Reflexivum. Das Pronomen der dritten Perſon entſpricht nicht bloß dem damit überſetzt werden muß, (in welchem letztern Falle jedoch auch αὐτόν, ſeltner ἕ, ſteht) z. B. er glaubt, daß ſie ihm dienen: ἑαυτῷ, sibi.

	I. Allgemeine Correlativa (Pron. und Adjekt.)	
Interrogativa	τίς; wer? quis?	πότερος; welcher von beiden? uter?
Indefinita	τὶς, einer, aliquis	ὁ ἕτερος, einer von beiden, alterŭter.
Demonstrativa.	ὅδε οὗτος	dieſer.
Relativa.	ὅς, welcher; qui; Composita: ὅστις, ὁστισοῦν, ὁστισδήποτε quicunque, quisquis.	ὁπότερος, welcher von beiden, uter.
Negativa.	οὔτις — οὐδείς *) μήτις — μηδείς *) } keiner, nemo, nullus	οὐδέτερος μηδέτερος } keiner von beiden; neuter.

Ferner antwortet auf
τίς; und πότερος;

τίς;	πότερος;
ἕκαστος, jeder (von mehreren)	ἑκάτερος, jeder von beiden, uterque
πᾶς, πάντες, alle	ἄμφω, G. D. ἀμφοῖν ἀμφότερος, -οι } beide.
ἄλλος, ein anderer	
	ὁ ἕτερος, der andere, alter.

---

*) οὔτις und μήτις nach τίς p. 34. A. 3. οὐδείς und μηδείς nach εἷς p. 40:
G. οὐδείς, οὐδεμία, οὐδέν — μηδείς, μηδεμία, μηδέν.
οὐδενός, οὐδεμιᾶς, οὐδενός — μηδενός, μηδεμιᾶς, μηδενός.

tiva.

II. Beſtimmtere Correlativa.

Interr. Anfangslaut π	πόσος; wie groß? wie viel? quantus?		ποῖος; wie beſchaffen? qualis?		πηλίκος; wie alt? wie groß?	
Indef. Anfangsl. π	ποσός, von irgend einer Größe oder Zahl, aliquantus		ποιός, von irgend einer Beſchaffenheit		πηλίκος, von irgend einem Alter	
Demonstr. Anfangsl. τ	τόσος τοσόσδε τοσοῦτος, -αύτη, -οῦτον oder -οῦτο	ſo groß, ſo viel, tantus.	τοῖος τοιόσδε τοιοῦτος, -αύτη, -οῦτον oder -οῦτο	ſo beſchaffen, talis	τηλίκος τηλικόσδε τηλικοῦτος, -αύτη, -οῦτον oder -οῦτο	von ſolchem Alter.
Relat. Anfangsl. ῾ oder ὁπ-	ὅσος ὁπόσος	ſo groß, ſo viel, als - quantus	οἷος ὁποῖος	ſo beſchaffen, als - qualis	ἡλίκος ὁπηλίκος	von ſolchem Alter, als —

Correlativpartikeln.

Int. πότε; wann?	ποῦ; wo?	ποῖ; wohin?	πόθεν; woher?	πῶς; wie?	πῇ; in welcher Richtung? wie?	πηνίκα; zu welcher Zeit?
Ind.*) ποτέ	πού	ποί	ποθέν	πώς	πή	. . . .
Dem. τότε	. . . . ἔνθα ἐνθάδε ἐνθαῦτα att. ἐνταῦθα	. . . . .	τόθεν (dicht.) - ἔνθεν ἐνθένδε ἐνθεῦτεν att. ἐντεῦθεν	τώς (dicht.) ὥς ὧδε οὕτω(ς)	τῇ (dicht.) τῇδε ταύτῃ	τηνίκα τηνικάδε τηνικαῦτα
Rel. ὅτε ὁπότε	οὗ - ἔνθα ὅπου	οἷ (dicht.) ὅποι	ὅθεν — ἔνθεν ὁπόθεν	ὡς (Atonon) ὅπως	ᾗ ὅπῃ	ἡνίκα ὁπηνίκα

---

*) Sämmtlich enklitiſch.

Dazu merke man vorläufig: ἐκεῖ, dort; ἐκεῖσε, dorthin; ἐκεῖθεν, dorther.

1 — 10				
		Cardinalzahlen πόσοι; quot?	Ordinalzahlen πόστος; quotus?	Adverbia ποσάκις; quoties?
1	α'	εἷς	πρῶτος, η, ον	ἅπαξ
2	β'	δύο	δεύτερος, α, ον	δίς
3	γ'	τρεῖς	τρίτος, η, ον	τρίς
4	δ'	τέσσαρες oder τέτταρες	τέταρτος u. ſ. w.	τετράκις
5	ε'	πέντε (äol: πέμπε)	πέμπτος	πεντάκις
6	ς' (Βαῦ)	ἕξ	ἕκτος	ἑξάκις
7	ζ'	ἑπτά	ἕβδομος	ἑπτάκις
8	η'	ὀκτώ	ὄγδοος	ὀκτάκις
9	θ'	ἐννέα	ἔνατος	ἐνάκις (ἐννεάκις)
10	ι'	δέκα	δέκατος	δεκάκις

εἷς,	μία,	ἕν, einer, eine, eines	δύο, zwei	τρεῖς N. τρία, drei	τέσσαρες N. τέσσαρα, vier
ἑνός,	μιᾶς,*)	ἑνός	δυοῖν, att. δυεῖν *)	τριῶν	τεσσάρων
ἑνί,	μιᾷ,*)	ἑνί	δυοῖν —	τρισίν —	— τέσσαρσιν —
ἕνα,	μίαν,	ἕν (vergl. οὐδείς, μηδείς p. 38)	δύο	τρεῖς N. τρία	τέσσαρας N. τέσσαρα

*) Man bemerke den unregelmäßigen Accent in μιᾶς, μιᾷ, der ſich wie bei den einſilbigen Wörtern der dritten Deklination verhält.

*) Ob δυεῖν auch Dativ ſey, iſt zweifelhaft.

		Zuſammenſetzungen von 11 — 19		
		Cardinalzahlen.	**Ordinalzahlen.**	**Adverbia.**
11	ια'	ἕν-δεκα	ἑν-δέκατος	ἑν-δεκάκις
12	ιβ'	δώ-δεκα	δω-δέκατος	δω-δεκάκις
13	ιγ'	τρεῖς-καί-δεκα (ſeltner δεκατρεῖς u. ſ. w.)	τρεις-και-δέκατος	τρεις-και-δεκάκις
14	ιδ'	τέσσαρες-καί-δεκα N. τέσσαρα-καί-δεκα	τεσσαρα-και-δέκατος	τεσσαρα-και-δεκάκις
15	ιε'	πέντε-καί-δεκα (wird fortflectirt)	πεντε-και-δέκατος	πεντε-και-δεκάκις
16	ιϛ'	ἕκ-καί-δεκα	ἑκ-και-δέκατος	ἑκ-και-δεκάκις
17	ιζ'	ἑπτά-καί-δεκα	ἑπτα-και-δέκατος	ἑπτα-και-δεκάκις
18	ιη'	ὀκτώ-καί-δεκα	ὀκτω-και-δέκατος	ὀκτω-και-δεκάκις
19	ιθ'	ἐννέα-καί-δεκα	ἐννεα-και-δέκατος	ἐννεα-και-δεκάκις
20	κ'	εἴκοσι(ν)	εἰκοστός.	εἰκοσάκις

Die übrigen Zuſammenſetzungen auf folgende Art:

πέντε καὶ εἴκοσιν oder εἴκοσι πέντε.

Mit Subtraktion:

ἑνὸς δέοντες πεντήκοντα, 49 undequinquaginta

δυοῖν δεόντοιν πεντήκοντα, 48 duodequinquaginta

oder ἑνός, δυοῖν δέοντες πεντήκοντα, ſo daß das Particip zum Subſtantiv conſtruirt iſt, z. B. νῆες μιᾶς δεούσης τεσσαράκοντα oder νῆες μιᾶς δέουσαι τεσσαράκοντα, neun und dreißig Schiffe.

Zehende (-κοντα lat. -ginta, -κοστός, -κοντάκις)					
Cardinalzahlen.				Ordinalzahlen.	Adverbia.
10	ι'		δέκα	δέκατος	δεκάκις
20	κ'		εἴκοσι(ν)	εἰκοστός	εἰκοσάκις
30	λ'		τριάκοντα *)	τριακοστός	τριακοντάκις
40	μ'		τεσσαράκοντα *)	τεσσαρακοστός	τεσσαρακοντάκις
50	ν'		πεντήκοντα	πεντηκοστός	πεντηκοντάκις
60	ξ'		ἑξήκοντα	ἑξηκοστός	ἑξηκοντάκις
70	ο'		ἑβδομήκοντα	ἑβδομηκοστός	ἑβδομηκοντάκις
80	π'		ὀγδοήκοντα	ὀγδοηκοστός	ὀγδοηκοντάκις
90	ϟ'	(Κόππα)	ἐνενήκοντα	ἐνενηκοστός	ἐνενηκοντάκις
100	ρ'		ἑκατόν	ἑκατοστός	ἑκατοντάκις

26 κϛ' 126 ρκϛ'

---

*) Das α blieb hier wegen des Vokals ι und des ρ, welche vorhergehen (ſ. die Anm. zu den Femininis auf α, G. ας p. §. 9). Das α war urſprünglich wohl auch in τεσσαράκοντα lang, verkürzte ſich aber in der gewöhnlichen Ausſprache. Die Jonier haben auch hier, wie in den entſprechenden Fällen η: τριήκοντα, τεσσαρήκοντα, ſo auch διηκόσιοι, τριηκόσιοι ſ. oben.

Hunderte, (-κόσιοι, -κοσιοστός, -κοσιάκις) Tauſende u. ſ. w.				
Cardinalzahlen.			Ordinalzahlen.	Adverbia.
100	ρʹ	ἑκατόν	ἑκατοστός	ἑκατοντάκις
200	σʹ	διακόσιοι, αι, α	διακοσιοστός	διακοσιάκις
300	τʹ	τριακόσιοι,	τριακοσιοστός	τριακοσιάκις
400	υʹ	τετρακόσιοι *)	τετρακοσιοστός	τετρακοσιάκις
500	φʹ	πεντακόσιοι	πεντακοσιοστός	πεντακοσιάκις
600	χʹ	ἑξακόσιοι	ἑξακοσιοστός	ἑξακοσιάκις
700	ψʹ	ἑπτακόσιοι	ἑπτακοσιοστός	ἑπτακοσιάκις
800	ωʹ	ὀκτακόσιοι	ὀκτακοσιοστός	ὀκτακοσιάκις
900	ϡ (Σαμπῖ)	ἐννακόσιοι	ἐννακοσιοστός	ἐννακοσιάκις
1000	,α	χίλιοι	χιλιοστός	χιλιάκις
2000	,β	δις - χίλιοι	δις - χιλιοστός	δις - χιλιάκις
3000	,γ	τρις - χίλιοι u. ſ. w.	τρις - χιλιοστός u. ſ. w.	τρις - χιλιάκις u. ſ. w.
10000	,ι oder $\overset{\alpha}{M}$	μύριοι **)	μυριοστός	μυριάκις
20000	,κ oder $\overset{\beta}{M}$	δις - μύριοι	δις - μυριοστός	δις - μυριάκις
30000	,λ oder $\overset{\gamma}{M}$	τρις - μύριοι u. ſ. w.	τρις - μυριοστός u. ſ. w.	τρις - μυριάκις u. ſ. w.

826 ωκϛʹ · 1826 ,αωκϛʹ

---

*) nicht τεσσαρακόσιοι, wie in Lehrbüchern ſteht; ſ. Buttm. ausführl. Gr. II. Berichtig. zu I. p. 283.

**) Von μύριοι unterſcheidet man μυρίοι, unzählige.

Zahlſubſtantiva.

1	ἡ μονάς, άδος, Einheit	10	δεκάς
2	δυάς	20	εἰκάς
3	τριάς	30	τριακάς
4	τετράς	40	τεσσαρακοντάς
5	πεντάς (πεμπάς, πεμπτάς)	50	πεντηκοντάς
6	ἑξάς	60	ἑξηκοντάς
7	ἑβδομάς	70	ἑβδομηκοντάς
8	ὀγδοάς	80	ὀγδοηκοντάς
9	ἐννεάς	90	ἐνενηκοντάς
10	δεκάς, 11 ἑνδεκάς u. ſ. w.	100	ἑκατοντάς

1000 χιλιάς

10000 μυριάς, Myriade.

Adjektiva auf die Frage: wie vielfach? wie viel mehr? (multiplicativa und proportionalia) ſind:

ἁπλόος, zſg. ἁπλοῦς (p. 27) einfach
διπλόος, zſg. διπλοῦς, zweifach — διπλάσιος, zweimal ſo viel
τριπλόος, zſg. τριπλοῦς, dreifach — τριπλάσιος, dreimal ſo viel
τετραπλόος, zſg. τετραπλοῦς, vierfach u. ſ. w. — τετραπλάσιος, viermal ſo viel u. ſ. w.

Eine andere Bezeichnung von Zahlen, als die oben angegebene, iſt folgende der lateiniſchen ähnliche:

1, I — 2, II — 3, III — 4, IIII — 5, Π (Πέντε) — 6, ΠI (5 und 1) u. ſ. w. — 10, Δ (Δέκα) — 15, ΔΠ — 100, H (ἑκατόν alte Schreibart: Ηεκατόν) — 1000 X (Χίλιοι) — 10000 M (Μύριοι).

Um 50, 500, 5000, 50000 auszudrücken, umſchloß man die Buchſtaben Δ, H, X, M mit einem großen Π:

50 $\overline{|\Delta|}$ — 500 $\overline{|H|}$ — 5000 $\overline{|X|}$ — 50000 $\overline{|M|}$.

Verba.

Eintheilung der Verba.

I. Verba auf ω.

1) Verba pura (deren Charakter *) ein Vokal iſt).

A. nicht contrahirte, (deren Charakter ein Vokal iſt, mit Ausnahme von α, ε, ο)

  a) ohne eingeſetztes σ im Paſſiv, z. B.

    βουλεύ-ω, perf. und aor. pass. βε-βούλευ-μαι, ἐ-βουλεύ-θην

  b) mit eingeſetztem σ im Paſſiv, z. B.

    κελεύ-ω, perf. und aor. pass. κε-κέλευ-σ-μαι, ἐ-κελεύ-σ-θην

B. contrahirte, (deren Charakter α, ε, ο iſt)

  a) mit langem Vokal in der Tempusbildung, z. B.

    A { τιμά-ω, τιμῶ fut. τιμήσω
      { δρά-ω, δρῶ fut. δράσω

    E ποιέ-ω, ποιῶ fut. ποιήσω

    O μισθό-ω, μισθῶ, fut. μισθώσω

  b) mit kurzem Vokal in der Tempusbildung, z. B.

    A σπά-ω, σπῶ fut. σπάσω

    E τελέ-ω, τελῶ fut. τελέσω

    O ἀρό-ω, ἀρῶ fut. ἀρόσω.

---

*) Verbalcharakter heißt der Laut, der nach Abſchneidung der Endung ω am Ende des Verbi ſteht, z. B. βουλεύ-ω, Char. υ, τιμά-ω, Char. α, ἀνύτ-ω, Char. τ.

2) Verba impura (deren Charakter ein Conſonant iſt).

A. Verba muta (deren Charakter eine von den neun mutis iſt. Vergl. p. 3).

a) mit reinem Charakter im Präſens.

α) mit einem T-Laut als Charakter, z. B.

mit τ: ἀνύτ-ω, mit δ: ᾄδ-ω, mit θ: πείθ-ω

β) mit einem P-Laut als Charakter, z. B.

mit π: πέμπ-ω, mit β: τρίβ-ω, mit φ: γράφ-ω

γ) mit einem K-Laut als Charakter z. B.

mit κ: πλέκ-ω, mit γ: ἄγ-ω, mit χ: τρέχ-ω

b) mit unreinem Charakter *) im Präſens (mit doppeltem Thema)

α) mit τ: λίσσ-ομαι, einfaches Thema λίτ-ομαι, mit δ: φράζω, einf. Th. ΦΡΑΔ-Ω, mit θ: κορύσσ-ω, einf. Th. ΚΟΡΥΘ-Ω

β) mit π: τύπτ-ω, einf. Th. ΤΥΠ-Ω, mit β: βλάπτ-ω, einf. Th. βλάβ-ω, mit φ: δρύπτ-ω, einf. Th. δρύφ-ω

γ) mit κ: φρίσσ-ω, einf. Th. ΦΡΙΚ-Ω, mit γ: κράζ-ω, einf. Th. ΚΡΑΓ-Ω, mit χ: βήσσω, einf. Th. ΒΗΧ-Ω.

B. Verba liquida, (deren Charakter eine von den vier liquidis iſt. Vergl. p. 3).

Bei dieſen iſt die doppelte Rückſicht zu nehmen:

a) welche von den liquidis der Charakter iſt;

λ: σφάλλ-ω, ρ: φθείρ-ω, ν: φαίν-ω, μ: νέμ-ω

b) welcher Vokal beim Futur in der vor der Endung ſtehenden Sylbe hervortritt;

α: σφάλλω, σφαλῶ, ε: φθείρω, φθερῶ, υ: ἀμύνω, ἀμυνῶ, ι: τίλλω, τιλῶ.

---

*) Unrein wird der Charakter durch Conſonantverſtärkung im Präſens. Die unverſtärkte Präſensform (die man oft nur zum Behuf der Formation vorausſetzt,) heißt einfaches Thema, und deſſen Charakter reiner Charakter.

II. Verba auf μι

1) mit unmittelbar an den Stammvokal angeſetzter Perſonalendung:
  A. deren einfaches Thema ein verbum purum iſt:
    a) auf -αω: ἵ-στη-μι, ΣΤΑ-Ω, στή-σω
    b) auf -εω: τί-θη-μι, ΘΕ-Ω, θή-σω
    c) auf -οω: δί-δω-μι, ΔΟ-Ω, δώ-σω
2) mit eingeſetztem -ννυ oder -νυ:
  A. deren einfaches Thema ein verbum purum iſt:
    a) auf -αω: σκεδά-ννυ-μι, ΣΚΕΔΑ-Ω, σκεδά-σω
    b) auf -εω: κορέ-ννυ-μι, ΚΟΡΕ-Ω, κορέ-σω
    c) auf -οω: στρώ-ννυ-μι, ΣΤΡΟ-Ω, στρώ-σω
  B. deren einfaches Thema ein verbum impurum iſt:
    a) ein verbum mutum: δείκ-νυ-μι, ΔΕΙΚ-Ω, δείξω
      (lauter Verba mit einem K-laut als Charakter.)
    b) ein verbum liquidum: ὄμ-νυ-μι, ΟΜ-Ω, ὀμοῦμαι
      ὄλλυμι (ſtatt ὄλ-νυ-μι) ΟΛ-Ω, ὀλῶ.

Tempusreihen.

I. Präſens und Imperfekt.

II. Die übrigen Tempora mit Ausnahme der tempora secunda, (in Beziehung auf welche ſie tempora prima heißen.) *) Z. B.

   I. Formationsſtamm: KAI praes. κα-ί-ω impf. ἔ-και-ον.

   II. Formationsſtamm: KAT fut. καύ-σω aor. ἔ-καυ-σα, pf. κέ-καυ-κα pf. pass. κέ-καυ-μαι, aor. pass. ἐ-καύ-θην.

   I. Formationsſtamm: ΤΑΣΣ praes. τάσσ-ω, impf. ἔ-τασσ-ον.

   II. Formationsſtamm: ΤΑΓ fut. [τάγ-σω] τάξω, aor. ἔ-ταξα, pf. [τε-ταγ-κα] τέ-ταχ-α, pf. pass. τέ-ταγ-μαι, aor. pass. [ἐ-τάγ-θην] ἐ-τάχ-θην.

III. Die tempora secunda (Reſte einer ältern, einfachern Formation vom unveränderten reinen Verbalſtamm gemacht.) Z. B. ἐ-τάγ-ην aor. 2. pass. ſtatt des aor. 1. pass. [ἐ-τάγ-θην] ἐ-τάχ-θην.

---

*) Zur Bezeichnung der in dieſer Reihe Statt findenden Formationsweiſe pflegt man in Grammatiken und Wörterbüchern das Futur anzugeben, wodurch man ſich nicht verleiten laſſen muß, zu glauben, daß alle Tempora der zweiten Reihe wirklich vom Futur herkommen. Vielmehr kann jedes der oben angegebenen Tempora für ſich von dem gemeinſchaftlichen Formationsſtamm gebildet werden. (Die Form τετύφαται u. ſ. w. beweiſet nichts für das Herkommen des pf. pass. vom pf. act. ſ. Thierſch Vorrede zur 2ten Ausg. ſeiner Tabellen).

Tempuscharakter und Umlaut.

In der zweiten Tempusreihe bedient man ſich zur nähern Bezeichnung der Tempora eines zwiſchen Verbalſtamm und Endung eingeſchobenen Lautes, welcher **Tempuscharakter** heißt.

1) Für Perf. 1. und Plusqu. 1. Act. eines κ oder der Aſpiration des Verbalcharakters:

βε-βούλευ-κ-α p. 56 TPIB *τέ-τριφ-α* p. 76 ΠΛΕΚ *πέ-πλεχ-α*, p. 77.

2) Für die Future und für den Aor. 1. Act. und Med. eines σ:

F. *βουλεύ-σ-ω*. A. *ἐ-βούλευ-σ-α*
βουλεύ-σ-ομαι *ἐ-βουλευ-σ-άμην*
βε-βουλεύ-σ-ομαι
βουλευ-θ-ή-σ-ομαι (vergl. 3)

3) Für Aor. 1. Paſſ. und Fut. 1. Paſſ. eines θ:

ἐ-βουλεύ-θ-ην
βουλευ-θ-ή-σ-ομαι

Dagegen nimmt die dritte Reihe öfters eine Vokalveränderung im Wortſtamme ſelbſt zu Hülfe, welche **Umlaut** heißt. So unterſcheiden ſich beide Reihen ganz wie im Deutſchen, z. B.

1) nach II. mit Tempuscharakter:

pfleg-e, Aoriſt*) pfleg-t-e (Tempuschar. t)
στρέφ-ω, aor. 1. pass. *ἐ-στρέφ-θ-ην* (Tempuschar. θ)

2) nach III. mit Umlaut:

pfleg-e, alter Aoriſt: pflag (wie ſtehle, ſtahl — daher auch gepflogen wie geſtohlen)
στρέφ-ω aor. 2. pass. *ἐ-στράφ-ην*, *στραφ-ῆναι*

Die ſo zum Theil mit dem Deutſchen übereinſtimmenden vier Umlautsreihen ſind in folgender Ueberſicht dargeſtellt.

---

*) Im Deutſchen iſt das Imperfekt zugleich Aoriſt (Erzählungstempus) wie im Lateiniſchen das Perfekt; das Griechiſche hingegen hat für den Aoriſt eine eigne Form.

Nachricht für den Buchbinder. Das Blatt Pag. 49 und 50 wird weggeſchnitten, und dieſes dafür an deſſen Stelle geheftet.

Ueberſicht der Umlaute bei temporibus secundis.

Umlaute aus dem Grundlaut A.*).

1) praes. H, bei verb. liquidis A und AI λήθω θάλλω, φαίνω (p. 84, 85) wie: ſehe dagegen: wehe.	aor. A (kurz) ἔλαθον (ἔθαλον) ἐφάνην ſah wehte.	pf. H λέληθα τέθηλα, πέφηνα geſehen geweht.
2) praes. E, bei verb. liquidis auch EI δέρκομαι στέλλω, φθείρω wie: ſtehle dagegen: fehle.	aor. A (kurz) ἔδρακον (ſtatt ἔδαρκον) ἐστάλην, ἐφθάρην ſtahl fehlte.	pf. O δέδορκα ΕΣΤΟΛΑ, ἔφθορα geſtohlen gefehlt.

Anm. 1. Das ει und αι der verba liquida iſt aus einer erweichten Conſonantverdoppelung mit ε und α entſtanden. Z. B. φθείρω aus φθέῤῥω (äol.), κτείνω aus κτέννω (äol.), ὀφείλω aus ὀφέλλω (wie στέλλω); καθαίρω aus καθάῤῥω von καθαρός. Dagegen liegt dem ει der verba muta ι zu Grunde, ſ. p. 51.

2. Im aor. 2. pass. wo keine Verwechſelung mit dem Imperfekt, wie im Activ, Statt finden kann, vernachläſſigen einige den Umlaut: φλέγω, ἐφλέγην (ſtatt ἐφλάγην).

3. Die zweiſylbigen verba liquida mit ε im Futur (p. 86, 87) haben den Umlaut α auch im perf. 1. act. und perf. und aor. 1. pass. Z. B.

---

*) Der Grundlaut und wahre Stamm eines Verbi iſt in der Regel im zweiten Aoriſt enthalten, wiewohl die Grammatik überall eine Präſensform zu Grunde zu legen pflegt. Man vergleiche:

πάσχω, leide, Urſtamm ΠΑΘ, aor. 2. ἔ-παθ-ον, παθ-εῖν, lat. pat-i. (Hätte man aus dieſem Aoriſtſtamm ein Präſens mit Vokalverlängerung gebildet, ſo hätte es ΠΗΘΩ gelautet, wie λαθ-εῖν λήθ-ω).
λανθάνω und λήθω, bin verborgen, Urſtamm ΛΑΘ aor. λαθ-εῖν, lat. lat-ere.
φυγγάνω und φεύγω, fliehe, Urſtamm ΦΥΓ aor. φυγ-εῖν, lat. fug-ere.

στέλλω, στελῶ, ἔσταλκα, ἔσταλμαι, ἐστάλθην

wo alſo Umlaut und Tempuscharakter vereint ſind *).

4. Den Umlaut ο haben auch einige perf. 1. act. πέμπω, ſchicke, πέπομφα, κλέπτω, ſtehle, ἐκλάπην, κέκλοφα, pass. κέκλεμμαι. Dazu kommen folgende mit α im pf. pass. τρέπω, wende, ἐτράπην, τέτροφα, τέτραμμαι; τρέφω, nähre, ἐτράφην, τέτροφα, τέθραμμαι; στρέφω, drehe, ἐστράφην, ἔστροφα, ἔστραμμαι (ſo auch κέκλαμμαι neben κέκλεμμαι).

5. Einzeln ſteht: τρώγω eſſe, ἔτραγον, wie komme, kam.

Umlaute aus dem Grundlaut I.

3) praes. EI (die liquida mit ει gehen nach a.) λείπω wie: ſteige (στείχω) dagegen: neige	aor. I (kurz) ἔλιπον ſtieg (ἔστιχον) neigte.	pf. OI λέλοιπα (das Deutſche weicht hier ab).

Umlaute aus dem Grundlaut Υ (eigentlich U).

4) praes. ΕΥ φεύγω πεύθομαι poet. ſtatt πυνθάνομαι	aor. Υ (kurz) ἔφυγον (fug-i) ἐπυθόμην	pf. ΕΥ (im Paſſ. bei einigen Υ) πέφευγα pass. πέφυγμαι πέπυσμαι (aber ζεύγνυμι, ἐζύγην, ἔζευγμαι)

Auch ſonſt pflegt der Vokal des aor. 2. kurz, der aber des pf. 2. lang zu ſeyn: κράζω, ἔκραγον, (aber πλήσσω, ἐπλήγην) κέκραγα — φρίσσω, πέφρικα — ὄζω, ὄδωδα — ὄλλυμι, ΟΛΩ, ὄλωλα (aber κόπτω, κέκοπα). Der zweiten Reihe entſpricht mit langen Vokalen des Präſens und Perfekts: ῥήγνυμι, ῬΗΓΩ, ἐῤῥάγην, ἔῤῥωγα.

---

*) Wie bei den altdeutſchen Formen, beſtallt, gelahrt, ſtatt beſtellt, gelehrt, bei brenne, brannte, denke, dachte. So iſt es bei τέτραμμαι, τέθραμμαι, ἔστραμμαι und bei den joniſchen und doriſchen Formen ἐτράφθην, ἐστράφθην ſtatt ἐτρέφθην, ἐστρέφθην.

Augmentum

(Findet bei Verbis Statt, die mit einem Conſonanten

I. Vollſtändige Reihen.				
1) mit reiner Reduplication		2) mit muta ſtatt aspirata in der Reduplication		
βουλεύω	κρούω	θύω	φυτεύω	χορεύω
ἐ-βούλευον (ſo auch die Aoriſte)	ἔ-κρουον	ἔ-θυον	ἐ-φύτευον	ἐ-χόρευον
βε-βούλευκα	κέ-κρουκα	τέ-θυκα	πε-φύτευκα	κε-χόρευκα
ἐ-βε-βουλεύκειν	ἐ-κε-κρούκειν	ἐ-τε-θύκειν	ἐ-πε-φυτεύκειν	ἐ-κε-χορεύκειν

Anm. 1. Folgende haben bei den Attikern gewöhnlich η ſtatt ε: βούλομαι, will, ἠβουλόμην; δύναμαι, kann, ἠδυνάμην. Aor. ἠδυνήθην

2. Die volle Reduplication mit wiederholtem Conſonanten haben diejenigen Verba, die mit einem einfachen z. B. δι-έγλυπται, δια-γέγλυπται; βέβλαμμαι, ἐβλάστηκα — ferner die ſynkopirten Formen mit πτ ſtatt (πετ):

3. ει ſtatt der Reduplication haben λαμβάνω, nehme, εἴληφα — λαγχάνω, erlange, εἴληχα — λέγω, ſammle, εἴλοχα,

---

Augmentum

(Findet bei Verbis Statt, die mit einem Vokal

I. Bei einfachen Vokalen.				
ἀνύω	ἐλεέω, ῶ	ὁμιλέω, ῶ	ἱκετεύω	ὑμνέω, ῶ
ἤνυον	ἠλέουν	ὡμίλουν	ἱκέτευον	ὕμνουν
ἤνυκα	ἠλέηκα	ὡμίληκα	ἱκέτευκα	ὕμνηκα
ἠνύκειν	ἠλεήκειν	ὡμιλήκειν	ἱκετεύκειν	ὑμνήκειν

Die mit α, worauf noch ein Vokal folgt, haben ᾱ ſtatt η: ἀΐω, höre, ἄϊον. Aber ἀείδω, ſinge: ᾖδον. ἄγνυμι, breche, hat das augm. syllab. ἔαξα, ἐάγην, ἔαγα. (Vergl. p. 53 am Ende: ὠθέω, ὠνέομαι, οὐρέω).

ει ſtatt ε haben: ἔχω, habe, εἶχον — ἐάω, laſſe, — ἕλκω, ἑλκύω, ziehe — ἕρπω, ἑρπύζω, krieche, — ἐθίζω, gewöhne — ἑλίσσω, winde — ἑστιάω, bewirthe — ἕπομαι, folge — ἐργάζομαι, arbeite — αἱρέω, nehme, ΕΛΩ, εἷλον — ἔθω, bin gewohnt, εἴωθα.

Auch so wird εω: ἑορτάζω, feire ein Feſt, ἑώρταζον; ſo die Perfekte:

ἔολπα (ἔλπομαι, hoffe) ἑώλπειν; ἔοργα, (ῥέζω, thue) ἑώργειν; ἔοικα (εἴκω, ſcheine) ἐῴκειν.

ὁράω ſehe, hat: ἑώρων, ἑώρακα — ἀνοίγω, öffne: ἀνέῳγον, ἀνέῳξα, ἀνέῳχα, ἀνέῳγα.

mente
syllabicum.

anfangen und macht eine Sylbe für ſich aus).

II. Unvollſtändige Reihen.					
1) mit ῥ am Anfang	a) mit einem Doppelconſonanten oder zwei Conſonanten am Anfang (über muta vor liqu. ſ. Anm. 2)				
ῥιζόω, ῶ	ζητέω, ῶ	ψαύω	ξέω	πτύω	γνωρίζω ſ. Anm. 2.)
ἐ-ῤῥίζουν	ἐ-ζήτουν	ἔ-ψαυον	ἔ-ξεον	ἔ-πτυον	ἐ-γνώριζον
ἐ-ῤῥίζωκα	ἐ-ζήτηκα	ἔ-ψαυκα	ἔ-ξεκα	ἔ-πτυκα	ἐ-γνώρικα
ἐ-ῤῥιζώκειν	ἐ-ζητήκειν	ἐ-ψαύκειν	ἐ-ξέκειν	ἐ-πτύκειν	ἐ-γνωρίκειν

(aber immer ἐδυνάσθην); μέλλω, werde, will, ἤμελλον. (auch ἀπολαύω, genieße, zuweilen ἀπήλαυον).

Conſonanten außer mit ῥ (ſ. ῥιζόω) oder mit muta vor liquida außer mit γν (ſ. γνωρίζω) anfangen, — γλ und βλ ſchwanken πέπταμαι (ſtatt πεπέταμαι von πετ-άννυμι) und die Perfekte μέμνημαι von μιμνήσκω, erinnere, und κέκτημαι von κτάομαι, erwerbe. εἴλεγμαι — ῬΕΩ, ſage, εἴρηκα — ΜΕΙΡΩ, theile zu, εἵμαρμαι.

temporale.

anfangen und iſt mit dieſem Vokal verſchmolzen).

II. Bei Diphthongen.				Unveränderlich ſind: η, ῑ, ῡ, ω, ου, ει, z. B.
αἱρέω, ῶ	αὐλέω, ῶ	οἰκέω, ῶ	εὑρίσκω	ἡττάομαι, ῶμαι
ᾕρουν	ηὔλουν	ᾤκουν	εὕρισκον, ſelten ηὕρισκον	ἡττώμην
ᾕρηκα	ηὔληκα	ᾤκηκα	εὕρηκα	ἥττημαι
ᾑρήκειν	ηὐλήκειν	ᾠκήκειν		ἡττήμην

Die mit αυ und οι (außer οἴομαι, glaube) worauf noch ein Vokal folgt, haben kein Augment, z. B. αὐαίνω, αὔαινον — οἰακίζω, οἰάκιζον. Auch einige andere auf οι z. B. οἰνίζω, bin weinartig, οἰκουρέω, hüte das Haus, οἰστράω, mache wild.

ηυ iſt mehr attiſch; vorzugsweiſe wird εὔχομαι, bete, ſo gebildet.

Nur εἰκάζω, vermuthe, hat attiſch zuweilen ῃ: ῄκαζον.

Folgende haben das augm. syllab. (vergl. ἄγνυμι)

ὠθέω, ſtoße, ὠνέομαι, kaufe, οὐρέω, harne.
ἐώθουν ἐωνούμην ἐούρουν
ἔωσμαι ἐώνημαι ἐούρηκα

Attiſche Reduplication.

ἀλέω, ῶ ἀλ-ήλεκα Pass. ἀλ-ήλεσμαι ἀλ-ηλέκειν ἀλ-ηλέσμην	ἐμέω, ῶ ἐμ-ήμεκα Pass. ἐμ-ήμεσμαι ἐμ-ημέκειν ἐμ-ημέσμην	ἐλαύνω, ΕΛΑΩ ἐλ-ήλακα Pass. ἐλ-ήλαμαι ἐλ-ηλάκειν ἐλ-ηλάμην
ὄλλυμι, ΟΛΕΩ ΟΛΩ ὀλ-ώλεκα pf. a. ὄλ-ωλα ὀλ-ωλέκειν ὀλ-ώλειν	ὄμνυμι, ΟΜΟΩ ὀμ-ώμοκα Pass. ὀμ-ώμοσμαι ὀμ-ωμόκειν ὀμ-ωμόσμην	ἀρόω ἀρ-ήροκα Pass. ἀρ-ήρομαι ἀρ-ηρόκειν ἀρ-ηρόμην
ἐλέγχω ἐλ-ήλεγχα Pass. ἐλ-ήλεγμαι ἐλ-ηλέγχειν ἐλ-ηλέγμην	ὀρύττω ὀρ-ώρυχα Pass. ὀρ-ώρυγμαι und ὤρυγμαι ὀρ-ωρύχειν ὀρ-ωρύγμην und ὠρύγμην	ἀγείρω ἀγ-ήγερκα*) Pass. ἀγ-ήγερμαι ἀγ-ηγέρκειν ἀγ-ηγέρμην

ἑλίσσω, winde, wirft bei der att. Red. den spir. asp. ab: ἐλήλιγμαι, mit gewöhnlichem Augment; εἵλιγμαι.

*) Die Verkürzung kommt hier nicht von der attiſchen Reduplication, da auch das pf. 1. ἤγερκα haben müßte nach p. 87.

Mit eigenthümlicher Verkürzung der vorletzten Sylbe:		
ἀκούω ἀκ-ήκοα Pass. ἤκουσμαι ἠκ-ηκόειν*) ἠκούσμην	ἔρχομαι, ΕΛΕΥΘΩ ἐλ-ηλύθειν ἐλ-ήλυθα	ἀλείφω (aber ἐρείδω· ἐρήρεικα, —εισμαι) ἀλ-ήλιφα Pass. ἀλ-ήλιμμαι und ἤλειμμαι ἀλ-ηλίφειν ἀλ-ηλίμμην und ἠλείμμην

*) Gegen den ſonſtigen Gebrauch, nach welchem das Plusq. mit att. Red. kein neues Augment bekommt. (Matth. p. 307., Buttm. ausf. Gr. p. 339).

Ueber die Präſensreduplication mit ι wie bei πιπράσκω, πιπράω, μιμνήσκω, γιγνώσκω, die hauptſächlich den Verbis auf μι eigen iſt, ſ. p. 92, A. 4.

Augment in der Zuſammenſetzung.

1) Die nicht mit Präpoſitionen zuſammengeſetzten Verba haben das Augment vorn:

μελοποιέω
ἐ-μελοποίουν
με-μελοποίηκα
ἐ-με-μελοποιήκειν

2) Die mit Präpoſitionen zuſammengeſetzten Verba haben das Augment in der Mitte (d. h. nach der Präpoſition), ſo, daß die auf einen Vokal ausgehenden Präpoſitionen denſelben wegwerfen und σὺν und ἐν ihr aſſimilirtes oder weggeworfenes ν wieder annehmen, z. B.

ἀπο-δύω	συλ-λέγω	συῤ-ῥάπτω	συ-σκευάζω	συμ-βάλλω	ἐγ-χειρέω
ἀπ-έδυον	συν-έλεγον	συν-έῤῥαπτον	συν-εσκεύαζον	συν-έβαλλον	ἐν-εχείρουν
ἀπο-δέδυκα	συν-είλοχα	συν-έῤῥαφα	συν-εσκεύακα	συμ-βέβληκα	ἐγ-κεχείρηκα
ἀπ-εδεδύκειν	συν-ειλόχειν	συν-εῤῥάφειν	συν-εσκευάκειν	συν-εβεβλήκειν	ἐν-εκεχειρήκειν

Anm. 1. Nur περὶ wird nicht elidirt: περιάπτω, περιῆπτον; und πρὸ macht öfters eine Kraſis (Buttm. mittl. Gr. §. 27.): προπέμπω, προέπεμπον, προὔπεμπον.

2. Einige, vornehmlich ſolche, die von einem bereits zuſammengeſetzten Worte herkommen, haben das Augment vorn: ἐναντιοῦμαι, ἠναντιούμην — ἀντιβολέω, ἠντιβόλουν — ἀντιδικέω, ἠντιδίκουν — ἐμπεδόω, ἠμπέδουν — ἐμπολέω, ἠμπόλουν — ἐγγυάω ἠγγύων pf. ἠγγύηκα und ἐγγεγύηκα — προοιμιάζομαι oder φροιμιάζομαι, πεπροοιμίασμαι, oder πεφροιμίασμαι — κατηγορέω, κατηγόρουν ohne Augment.

3. An beiden Stellen haben das Augment: ἀνορθόω, richte auf, ἠνώρθουν — ἐνοχλέω, beläſtige, ἠνώχλουν — ἀνέχομαι, ertrage, ἠνειχόμην — παροινέω, raſe, ἐπαρῴνουν.

4. Wenn die mit εὖ und δυς componirten Verba in der Mitte nicht das augm. temporale annehmen können, ſo bekommen ſie vorn das Augment; die mit εὖ gewöhnlich gar keines:

εὐεργετέω — δυσαρεστέω aber εὐδοκιμέω — εὐωχέομαι — δυστυχέω — δυσωπέω
εὐηργέτουν δυσηρέστουν ηὐδοκίμουν εὐωχούμην ἐδυστύχουν ἐδυσώπουν

Verba

(haben regelmäßig nur die

Nicht

Ueberſicht der

<table>
<tr><th colspan="3">1) ohne eingeſetztes σ im Paſſiv</th></tr>
<tr><th>Activ.</th><th colspan="2">Medium und Paſſiv.</th></tr>
<tr><td>praes. βουλεύ-ω, rathe
impf. ἐ-βούλευ-ον</td><td colspan="2">βουλεύ-ομαι
ἐ-βουλευ-όμην</td></tr>
<tr><td>pf. βε-βούλευ-κ-α
plusq. ἐ-βε-βουλεύ-κ-ειν</td><td colspan="2">βε-βούλευ-μαι (ohne Bindevokal)
ἐ-βε-βουλεύ-μην</td></tr>
<tr><td rowspan="2">fut. βουλεύ-σ-ω
aor. 1. ἐ-βούλευ-σ-α</td><td>Reine Medialformen</td><td>Reine Paſſivformen</td></tr>
<tr><td>βουλεύ-σ-ομαι
ἐ-βουλευ-σ-άμην</td><td>aor. 1. ἐ-βουλεύ-θ-ην
fut. 2. βουλευ-θ-ήσομαι
fut. 3. βε-βουλεύ-σ-ομαι *)</td></tr>
<tr><td colspan="3">adiectiva verbalia: βουλευ-τός, βουλευ-τέος. **)</td></tr>
</table>

---

*) Gebildet wie das Perfektum Paſſ. καλέω, rufe, pf. κέκλημαι, heiße (2 Perſ. κέκλησαι) κεκλήσομαι. Diejenigen, welche kein deutlich v von andern Augmenten unterſchiedenes Perfektaugment haben, laſſen kein Fut. 3. zu, z. B. ἀνύω, ἤνυσμαι (nicht ἠνύσομαι) σκευάζω, ἐσκεύασμ (nicht ἐσκευάσομαι). †)

**) Gebildet wie der aor. 1. pass. mit tenuis ſtatt aspirata: ἐβουλεύθην, βουλευτός — ἐκελεύσθην, κελευστέος — πνέω, ἐπνεύσθην, πνευστός.

†) wohl aber ΡΕΩ ἐῤῥήθην, εἴρημαι, εἰρήσομαι, (denn εἰρήθην iſt wie ἐλήφθην unattiſch.)

ersten Tempusreihen)
contrahirte.
Tempora.

a) mit eingeſetztem σ im Paſſiv.	
Activ.	Paſſiv.
κελεύ-ω, befehle. ἐ-κέλευ-ον	κελεύ-ομαι ἐ-κελευ-όμην
κε-κέλευ-κ-α ἐ-κε-κελεύ-κ-ειν	κε-κέλευ-σ-μαι ἐ-κε-κελεύ-σ-μην
κελεύ-σ-ω ἐ-κέλευ-σ-α	aor. 1. ἐ-κελεύ-σ-θην fut. 1. κελευ-σ-θήσομαι fut. 3. κε-κελεύ-σ-ομαι
κελευ-σ-τέον, κελευ-σ-τέος	

Das σ im Paſſiv wird vor μ und den T-Lauten eingeſetzt:

1) κεκέλευσμαι, κεκελεύσμεθα, —ον, κεκελευσμένος, ἐκεκελεύσμην u. ſ. w.

2) κεκέλευσται, ἐκεκέλευστο, ἐκελεύσθην, κελευστός.

Dieſes σ nehmen außer mehreren andern (die im Verzeichniß ſtehn) hauptſächlich diejenigen Verba an, welche in der Tempusbildung den kurzen Vokal nicht verändern, z. B. ἀνύω, ἀρόω, πτύω. So die Contracta mit kurzem Vokal in der Flexion p. 70.

	Praesens.				Imperfectum.
	Indicat.	Conjunct.	Optat.	Imperat.	(bloß Indicativ)
Sing. 1.	βουλεύ-ω	βουλεύ-ω	βουλεύ-οιμι	. . . .	ἐ-βούλευ-ον
2.	βουλεύ-εις	βουλεύ-ῃς	βουλεύ-οις	βούλευ-ε II. παῦε (παύω) III. τύπτε (τύπτω)	ἐ-βούλευ-ες
3.	βουλεύ-ει	βουλεύ-ῃ	βουλεύ-οι ¹)	βουλευ-έτω	ἐ-βούλευ-ε
Plur. 1.	βουλεύ-ομεν	βουλεύ-ωμεν	βουλεύ-οιμεν	. . . .	ἐ-βουλεύ-ομεν
2.	βουλεύ-ετε	βουλεύ-ητε	βουλεύ-οιτε	βουλεύ-ετε (wie im Indic.)	ἐ-βουλεύ-ετε
3.	βουλεύ-ουσι(ν)	βουλεύ-ωσι(ν)	βουλεύ-οιεν	βουλευ-έτωσαν und βουλευ-όντων	ἐ-βούλευ-ον (wie 1. P. S.)
Dual. 1.	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
2.	βουλεύ-ετον	βουλεύ-ητον	βουλεύ-οιτον	βουλεύ-ετον (wie im Indic.)	ἐ-βουλεύ-ετον
3.	βουλεύ-ετον	βουλεύ-ητον	βουλευ-οίτην ²)	βουλευ-έτων	ἐ-βουλευ-έτην ²)
Infin.	βουλεύ-ειν				
Part.	βουλεύ-ων, βουλεύ-ουσα, βουλεῦ-ον ³) G. οντος II. τύπτων, τύπτουσα, τύπτον (τύπτω)				—

Anm. 1. Das οι und αι des Optativs gilt für den Accent als lang: βουλεύοι aor. βουλεύσαι (p. 81).

2. Die dritte Perſon des Duals hat im Optativ überall und im Indicativ der hiſtoriſchen Tempora ην: βουλευοίτην impf. ἐβουλευέτην. (Das Perfekt iſt im Griechiſchen kein hiſtoriſches Tempus.) Dagegen hat der Conjunktiv immer die zweite und dritte Perſon des Duals gleich. (Ueberhaupt entſprechen in der Flexion einander 1) nichthiſtoriſche Tempora und Optat 2) hiſtoriſche Tempora und Optativ, welcher letztere den hiſtoriſchen Conjunktiven der Lateiner entſpricht).

3. Das Neutrum des Particips zieht den Ton nicht zurück: βουλεύων, -εῦον — βουλεύσας, -εῦσαν.

4. Die mit II und III bezeichneten Angaben ſtellen Verſchiedenheiten der Betonung dar.

Formen.

Perfectum.				Plusquamp.
Indicat.	**Conjunct.**	**Optat.**	**Imperat.**	**(bloß Indicativ).**
βε-βούλευ-κ-α βε-βούλευ-κ-ας βε-βούλευ-κ-ε	βε-βουλεύ-κ-ω βε-βουλεύ-κ-ῃς βε-βουλεύ-κ-ῃ	βε-βουλεύ-κ-οιμι βε-βουλεύ-κ-οις βε-βουλεύ-κ-οι	. . . . . . (βε-βούλευ-κ-ε) (βε-βουλευ-κ-έτω)	ἐ-βε-βουλεύ-κ-ειν att. -η ἐ-βε-βουλεύ-κ-εις ἐ-βε-βουλεύ-κ-ει
βε-βουλεύ-κ-α-μεν βε-βουλεύ-κ-ατε βε-βουλεύ-κ-ασι(ν)	wie das Präſens.	wie das Präſens.	kommt nicht vor.	ἐ-βε-βουλεύ-κ-ειμεν ἐ-βε-βουλεύ-κ-ειτε ἐ-βε-βουλεύ-κ-εισαν oder -εσαν
. . . . . . βε-βουλεύ-κ-ατον βε-βουλεύ-κ-ατον				. . . . ἐ-βε-βουλεύ-κειτον ἐ-βε-βουλευ-κείτην

Inf. βε-βουλευ-κ-έναι (immer mit dem Ton auf der vorletzten).

Part. βε-βουλευ-κ-ώς, βε-βουλευ-κ-υῖα, βε-βουλευ-κ-ός G. ότος (immer mit dem Ton auf der Endung).

---

1. Das Perfekt hat im Optativ zuweilen -οίην (vergl. den Optat. der Contrakta): πεφευγοίην, πεποιθοίη. (Matth. p. 357 Buttm. mittl. Gr. §. 93. Anm. II. 3.)
2. Die attiſche Form ἐβεβουλεύκη iſt entſtanden aus der joniſchen: ἐβεβουλεύκεα. (Butt. mittl. Gr. §. 93. Anm. II. 2.)

Futurum.				
Indicat.	Conj.	Optat.	Imper.	Indicat.
βουλεύ-σ-ω βουλεύ-σ-εις βουλεύ-σ-ει	fehlt.	βουλεύ-σ-οιμι βουλεύ-σ-οις βουλεύ-σ-οι	fehlt.	ἐ-βούλευ-σ-α ἐ-βούλευ-σ-ας ἐ-βούλευ-σ-ε
βουλεύ-σ-ομεν βουλεύ-σ-ετε βουλεύ-σ-ουσι(ν)		βουλεύ-σ-οιμεν βουλεύ-σ-οιτε βουλεύ-σ-οιεν		ἐ-βουλεύ-σ-αμεν ἐ-βουλεύ-σ-ατε ἐ-βούλευ-σ-αν
. . . . βουλεύ-σ-ετον βουλεύ-σ-ετον		. . . . βουλεύ-σ-οιτον βουλευ-σ-οίτην		. . . . ἐ-βουλεύ-σ-ατον ἐ-βουλευ-σ-άτην
D. βουλεύ-σ-ειν P. βουλεύ-σ-ων, βουλεύ-σ-ουσα, βουλεῦ-σ-ον G. -οντος.				D. βουλεῦ-σ-αι II. φυλάξαι, τύψαι P. βουλεύ-σ-ας, βουλεύ-σ-ασα,

Die erſte Perſ. Fut. Ind. βουλεύσω iſt gleichlautend mit der erſten Perſ. Conj. Aor. βουλεύσω. Wann ein Verbum, was bei vielen der Fall iſt, das futurum medii ſtatt des Fut. act. mit der Bedeutung des Activs hat, ſo iſt dieſer Conjunktiv nicht fürs Futur zu halten, z. B. ἀκούω, f. ἀκούσομαι a. ἤκουσα, ἀκούσω.

Die Flexion des Futurs iſt wie die des Präſens.

Der Infinitiv βουλεῦσαι iſt nicht zu verwechſeln mit dem Imperativ Aor. Med. βούλευσαι,

Opt. βουλεύσαι
Infin. βουλεῦσαι
Imper. βούλευσαι

formen.

Aoristus.		
Conjunct.	Optativ.	Imperat.
βουλεύ-σ-ω βουλεύ-σ-ῃς βουλεύ-σ-ῃ	βουλεύ-σ-αιμι und ΒΟΥΛΕΥ-Σ-ΕΙΑ (äoliſch) βουλεύ-σ-αις und βουλεύ-σ-ειας βουλεύ-σ-αι und βουλεύ-σ-ειε(ν)	. . . . βούλευ-σ-ον II. παῦσον III. τύψον βουλευ-σ-άτω
βουλεύ-σ-ωμεν βουλεύ-σ-ητε βουλεύ-σ-ωσι(ν)	βουλεύ-σ-αιμεν βουλεύ-σ-αιτε βουλεύ-σ-αιεν und βουλεύ-σ-ειαν	. . . . βουλεύ-σ-ατε βουλευ-σ-άτωσαν und -άντων
. . . . βουλεύ-σ-ητον βουλεύ-σ-ητον	. . . . βουλεύ-σ-αιτον βουλευ-σ-αίτην	. . . . βουλεύ-σ-ατον βουλευ-σ-άτων
(immer mit dem Ton auf der vorletzten). βουλεῦ-σ-αν G. -αντος II. τύψας, τύψασα, τύψαν.		

mit der 3: Perſ. Opt. βουλεύσαι, deren αι als lang gilt (nach p. 58, Anm. 1.) und welcher nach der Hauptregel (p. 6) den Accent zurückzieht. Man vergl.

— παύσαι — φυλάξαι — τύψαι
— παῦσαι — φυλάξαι — τύψαι
— παῦσαι — φύλαξαι — τύψαι

Formen, die dem Medium

Praesens.				Imperfectum.
Indicat.	Conjunct.	Optat.	Imperat.	(bloß Indicativ.)
βουλεύ-ομαι βουλεύ-ῃ, att. -ει βουλεύ-εται	βουλεύ-ωμαι βουλεύ-ῃ βουλεύ-ηται	βουλευ-οίμην βουλεύ-οιο βουλεύ-οιτο	. . . . βουλεύ-ου βουλευ-έσθω	ἐ-βουλευ-όμην ἐ-βουλεύ-ου ἐ-βουλεύ-ετο
βουλευ-όμεθα βουλεύ-εσθε βουλεύ-ονται	βουλευ-ώμεθα βουλεύ-ησθε βουλεύ-ωνται	βουλευ-οίμεθα βουλεύ-οισθε βουλεύ-οιντο	. . . . βουλεύ-εσθε βουλευ-έσθωσαν und -έσθων	ἐ-βουλευ-όμεθα ἐ-βουλεύ-εσθε ἐ-βουλεύ-οντο
βουλευ-όμεθον βουλεύ-εσθον βουλεύ-εσθον	βουλευ-ώμεθον βουλεύ-ησθον βουλεύ-ησθον	βουλευ-οίμεθον βουλεύ-οισθον βουλευ-οίσθην	. . . . βουλεύ-εσθον βουλευ-έσθων	ἐ-βουλευ-όμεθον ἐ-βουλεύ-εσθον ἐ-βουλευ-έσθην
D. βουλεύ-εσθαι **P.** βουλευ-όμενος, -ομένη, -όμενον.				

---

1) Die urſprüngliche Endung der zweiten Perſon, die der erſten Perſon auf μαι entſpricht, iſt σαι, und die der erſten Perſon auf μην entſpricht
Contraktionsform entſtand:

Praes. Ind. 1. βουλεύ-ομαι	Conj. 1. βουλεύ-ωμαι	Opt. 1. βουλευ-οίμην
2. βουλεύ-εσαι	2. βουλεύ-ησαι	2. βουλεύ-οισο
ion. βουλεύ-εαι	βουλεύ-ηαι	βουλεύ-οιο
gewöhnl. βουλεύ-ῃ, att. -ει	βουλεύ-ῃ	(οιο kann nicht contrahirt werden.)

2) Das σ vor dem θ im Perfekt kann nicht überall Statt finden, ſ. p. 80, 81 und 90, 91: ἐ-ψεῦ-σθαι (wo σ der verwandelte T-Laut iſt),
andern Fällen: ἐβουλεύθην, aber ἐκελεύσθην.

3) Einige Perfekte auf -ημαι haben einen Conjunktiv auf -ῶμαι und einen Optativ auf -ῄμην (-ῴμην) z. B. κτάομαι Pf. κέκτημαι C. κεκτῶμαι, -ῇ,
und μεμνῴμην — καλέω, pf. κέκλημαι, κεκλῄμην. (Buttmann vertheidigt eine andere Betonung, ſ. ausf. Gr. p. 440 ff. mittl. p. 158.

und Paſſivum gemeinſchaftlich ſind.

Perfectum.				Plusquamperf.
Indicat.	Conjunct.	Optat.	Imperat.	(bloß Indicativ.)
βε-βούλευ-μαι βε-βούλευ-σαι βε-βούλευ-ται	βε-βουλευ-μένος ὦ, ᾖς, ᾖ	βε-βουλευ-μένος εἴην, εἴης, εἴη	. . . . βε-βούλευ-σο βε-βουλεύ-σ-θω	ἐ-βε-βουλεύ-μην ἐ-βε-βούλευ-σο ἐ-βε-βούλευ-το
βε-βουλεύ-μεθα βε-βούλευ-σ-θε βε-βούλευ-νται (ion. βε-βουλεύ-αται, vergl. p. 80, 81).	βε-βουλευ-μένοι ὦμεν, ἦτε, ὦσι(ν)	βε-βουλευ-μένοι εἴημεν, εἴητε, εἶεν	. . . . βε-βούλευ-σ-θε (wie im Ind.) βε-βουλεύ-σ-θωσαν und -σ-θων	ἐ-βε-βουλεύ-μεθα ἐ-βε-βούλευ-σ-θε ἐ-βε-βούλευ-ντο (ion. ἐ-βε-βουλεύ-ατο)
βε-βουλεύ-μεθον βε-βούλευ-σ-θον βε-βουλεύ-σ-θον	βε-βουλευ-μένω ἦτον	βε-βουλευ-μένω εἴητον, εἰήτην	. . . . βε-βούλευ-σ-θον βε-βουλεύ-σ-θων	ἐ-βε-βουλεύ-μεθον ἐ-βε-βούλευ-σ-θον ἐ-βε-βουλεύ-σ-θην
D. βε-βουλεῦ-σ-θαι II. τετύφθαι (immer mit dem Ton auf der vorletzten). P. βε-βουλευ-μένος (immer mit dem Ton auf der vorletzten).				

σο, wie aus dem Perfekt und Plusquamp. erhellt. In den übrigen Temporibus wurde joniſch das σ herausgeworfen, wodurch die gewöhnliche

Imperat. 1. . . . .
2. βουλεύ-εσο
βουλεύ-εο
βουλεύ-ου

Impf. 1. ἐ-βουλευ-όμην
2. ἐ-βουλεύ-εσο
ἐ-βουλεύ-εο
ἐ-βουλεύ-ου

So auch aor. I. med. 1. ἐ-βουλευ-σ-άμην p. 64.
2. ἐ-βουλεύ-σ-ασο
ἐ-βουλεύ-σ-αο
ἐ-βουλεύ-σ-ω

τε-τρίφ-θαι, πε-πλέχ-θαι, ἐ-σφάλ-θαι, πε-φάν-θαι, und wird daher bei den verbis puris am bequemſten als eingeſetzt angeſehen, wie in

-ῆται u. ſ. w. O. κεκτῄμην, κεκτῇο, κεκτῇτο u. ſ. w. und κεκτῴμην, κεκτῷο, κεκτῷτο — μιμνήσκω, pf. μέμνημαι, C. μεμνῶμαι O. μεμνῄμην Matth. §. 204.)

Futurum medii.				
Indicat.	Conj.	Optat.	Imper.	Indicat.
βουλεύ-σ-ομαι βουλεύ-σ-ῃ, att. -ει βουλεύ-σ-εται	fehlt.	βουλευ-σ-οίμην βουλεύ-σ-οιο βουλεύ-σ-οιτο	fehlt.	ἐ-βουλευ-σ-άμην ἐ-βουλεύ-σ-ω (ſt. -σαο, αο) ἐ-βουλεύ-σ-ατο
βουλευ-σ-όμεθα βουλεύ-σ-εσθε βουλεύ-σ-ονται		βουλευ-σ-οίμεθα βουλεύ-σ-οισθε βουλεύ-σ-οιντο		ἐ-βουλευ-σ-άμεθα ἐ-βουλεύ-σ-ασθε ἐ-βουλεύ-σ-αντο
βουλευ-σ-όμεθον βουλεύ-σ-εσθον βουλεύ-σ-εσθον		βουλευ-σ-οίμεθον βουλεύ-σ-οισθον βουλευ-σ-οίσθην		ἐ-βουλευ-σ-άμεθον ἐ-βουλεύ-σ-ασθον ἐ-βουλευ-σ-άσθην
D. βουλεύ-σ-εσθαι P. βουλευ-σ-όμενος				D. βουλεύ-σ-ασθαι P. βουλευ-σ-άμενος

Die Flexion des Futurs iſt wie die des Präſens.

dem Medium angehören.

Aoristus medii.		
Conjunct.	Optat.	Imperat.
βουλεύ-σ-ωμαι	βουλευ-σ-αίμην	. . . .
βουλεύ-σ-ῃ	βουλεύ-σ-αιο	βούλευ-σ-αι II. παῦσαι III. τύψαι *)
βουλεύ-σ-ηται	βουλεύ-σ-αιτο	βουλευ-σ-άσθω
βουλευ-σ-ώμεθα	βουλευ-σ-αίμεθα	. . . .
βουλεύ-σ-ησθε	βουλεύ-σ-αισθε	βουλεύ-σ-ασθε
βουλεύ-σ-ωνται	βουλεύ-σ-αιντο	βουλευ-σ-άσθωσαν und -άσθων
βουλευ-σ-ώμεθον	βουλευ-σ-αίμεθον	. . . .
βουλεύ-σ-ησθον	βουλεύ-σ-αισθον	βουλεύ-σ-ασθον
βουλεύ-σ-ησθον	βουλευ-σ-αίσθην	βουλευ-σ-άσθων

---

*) Vergl. p. 60, 61 Anm.

Aoristus passivi.			
Indicat.	**Conjunct.**	**Optat.**	**Imperat.**
ἐ-βουλεύ-θ-ην	βουλευ-θ-ῶ	βουλευ-θ-είην	. . . .
ἐ-βουλεύ-θ-ης	βουλευ-θ-ῇς	βουλευ-θ-είης	βουλεύ-θ-ητι (ſtatt -θι)
ἐ-βουλεύ-θ-η	βουλευ-θ-ῇ	βουλευ-θ-είη	βουλευ-θ-ήτω
ἐ-βουλεύ-θ-ημεν	βουλευ-θ-ῶμεν	βουλευ-θ-είημεν und -εῖμεν	. . . .
ἐ-βουλεύ-θ-ητε	βουλευ-θ-ῆτε	βουλευ-θ-είητε und -εῖτε	βουλεύ-θ-ητε
ἐ-βουλεύ-θ-ησαν	βουλευ-θ-ῶσι	βουλευ-θ-εῖεν (-είησαν)	βουλευ-θ-ήτωσαν
. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
ἐ-βουλεύ-θ-ητον	βουλευ-θ-ῆτον	βουλευ-θ-είητον	βουλεύ-θ-ητον
ἐ-βουλευ-θ-ήτην	βουλευ-θ-ῆτον	βουλευ-θ-ειήτην	βουλευ-θ-ήτων
D. βουλευ-θ-είς, -εῖσα, -έν G. -έντος (immer mit dem Ton auf der letzten).			
P. βουλευ-θ-ῆναι (immer mit dem Ton auf der vorletzten).			

---

1) Dieſe Flexionsform iſt aus der Conjugation der Verba auf μι herübergekommen (vergl. ἔστην p. 110.) wo ſie ins Activ gehört. Eigenthümlich iſt dieſer die Endung der 2 P. Imper. θι (στῆθι) die hier der vorhergehenden Aſpirata wegen in τι verwandelt iſt, wie bei τίθετι ſtatt τίθεθι (p. 98, Anm. 2.). Bei den zweiten Aoriſten, welche das erſte θ nicht haben, bleibt θι: τράπηθι (p. 83).

2) Statt -ησαν in der dritten Perſon Plur. haben die Dorier und Dichter -εν: ἐβούλευθεν, aor. 2. ἔτραπεν p. 83. Dieſes iſt die ältere Form, die ſich in einigen Fällen vorzugsweiſe erhalten hat, wie im Optativ: βουλευθείην 3. P. Pl. βουλευθεῖεν (ſelten βουλευθείησαν).

dem Paſſiv angehören.

Futurum I. passivi.			Futurum III. passivi.		
Indicat.	Conj.	Optat.	Indicat.	Conj.	Optat.
βουλευ-θ-ήσομαι βουλευ-θ-ήσῃ, att. -ει βουλευ-θ-ήσεται	fehlt.	βουλευ-θ-ησοίμην βουλευ-θ-ήσοιο βουλευ-θ-ήσοιτο	βε-βουλεύ-σ-ομαι βε-βουλεύ-σ-ῃ, att. ει βε-βουλεύ-σ-εται	fehlt.	βε-βουλευ-σ-οίμην βε-βουλεύ-σ-οιο βε-βουλεύ-σ-οιτο
βουλευ-θ-ησόμεθα βουλευ-θ-ήσεσθε βουλευ-θ-ήσονται		βουλευ-θ-ησοίμεθα βουλευ-θ-ήσοισθε βουλευ-θ-ήσοιντο	βε-βουλευ-σ-όμεθα βε-βουλεύ-σ-εσθε βε-βουλεύ-σ-ονται		βε-βουλευ-σ-οίμεθα βε-βουλεύ-σ-οισθε βε-βουλεύ-σ-οιντο
βουλευ-θ-ησόμεθον βουλευ-θ-ήσεσθον βουλευ-θ-ήσεσθον		βουλευ-θ-ησοίμεθον βουλευ-θ-ήσοισθον βουλευ-θ-ησοίσθην	βε-βουλευ-σ-όμεθον βε-βουλεύ-σ-εσθον βε-βουλεύ-σ-εσθον		βε-βουλευ-σ-οίμεθον βε-βουλεύ-σ-οισθον βε-βουλευ-σ-οίσθην
D. βουλευ-θ-ήσεσθαι P. βουλευ-θ-ησόμενος			βε-βουλεύ-σ-εσθαι βε-βουλευ-σ-όμενος		

Die Flexion iſt wie die des Präſens.

Vergleichbare Ableitungen ſind:

1) nach Art des Futurs (βουλεύσω): βούλευσις, das Berathen (κελεύσω) κέλευσις, das Gebieten.

2) nach Art des Perfekts (βεβούλευμαι): βούλευμα, der Rathſchluß, (κεκέλευσμαι) κέλευσμα und κελευσμός, das Gebot.

3) nach Art des paſſiven Aoriſts (βουλευθῆναι): βουλευτός, berathen, βουλευτέος, zu berathen, βουλευτικός, den Rath oder Rathsmann betreffend, βουλευτής, Rathsmann; (κελευσθῆναι) κελευστός, geboten, κελευστέος, zu gebieten, κελευστικός, gebieteriſch, κελευστής, Gebieter, Antreiber. (Vergl. p. 76, 77).

Verba

1) mit langem Vokal

<table>
<tr><th colspan="3">Charakt. A, praes. -άω.
Flexionsvokal der zweiten Tempusreihe: η (τιμήσω) II. α (φωράσω)</th></tr>
<tr><td>(τιμ-ά-ω)*) τιμ-ῶ, ehre
(ἐ-τίμ-α-ον) ἐ-τίμ-ων</td><td colspan="2">(τιμ-ά-ομαι) τιμ-ῶμαι
(ἐ-τιμ-α-όμην) ἐ-τιμ-ώμην</td></tr>
<tr><td>τε-τίμ-η-κα II. πε-φώρ-α-κα
ἐ-τε-τιμ-ή-κειν</td><td colspan="2">τε-τίμ-η-μαι II. πε-φώρ-α-μαι
ἐ-τε-τιμ-ή-μην</td></tr>
<tr><td>τιμ-ή-σω II. φωρ-ά-σω
ἐ-τίμ-η-σα</td><td>τιμ-ή-σομαι
ἐ-τιμ-η-σάμην</td><td>Aor. ἐ-τιμ-ή-θην II. ἐ-φωρ-ά-θην
Fut. 1. τιμ-η-θήσομαι
Fut. 3. τε-τιμ-ή-σομαι</td></tr>
<tr><td colspan="3">τιμ-η-τός, τιμ-η-τέος II. φωρ-α-τέος</td></tr>
</table>

Der Flexionsvokal der zweiten Tempusreihe iſt α wenn vor der Endung αω — ε, ι, ρ oder ῥ vorhergeht, z. B. ἐάω, ἐάσω — μειδιάω, μειδιάσω — ἀκροάομαι, ἀκροάσομαι — φωράω, φωράσω. Hingegen: ἐγγυάω, ἐγγυήσω — βοάω, βοήσομαι (Vergl. p. 26 ὄγδοος, ὀγδόη wie βοάω, βοήσομαι — ἀθρόος wegen des ρ ἀθρόα, wie ἀκροάομαι, ἀκροάσομαι).
Gegen die Analogie von φωράω, φωράσω hat χράω, χράομαι — χρήσω u. ſ. w.

---

*) Die aufgelöſten Formen gehen nach βουλεύω.

Contracta

in der Flexion.

Charakt. E, praes. -έω Flexionsvokal der zweiten Tempusreihe: η (ποιήσω)			Charakt. O, praes. -όω Flexionsvokal der zweiten Tempusreihe: ω (μισθώσω)		
(ποι-έ-ω) ποι-ῶ, mache (ἐ-ποί-ε-ον) ἐ-ποί-ουν	(ποι-έ-ομαι) ποι-οῦμαι (ἐ-ποι-ε-όμην) ἐ-ποι-ούμην		(μισθ-ό-ω) μισθ-ῶ vermiethe (ἐ-μίσθ-ο-ον) ἐ-μίσθ-ουν	(μισθ-ό-ομαι) μισθ-οῦμαι als Med. miethen. (ἐ-μισθ-ο-όμην) ἐ-μισθ-ούμην	
πε-ποί-η-κα ἐ-πε-ποι-ή-κειν	πε-ποί-η-μαι ἐ-πε-ποι-ή-μην		με-μίσθ-ω-κα ἐ-με-μισθ-ώ-κειν	με-μίσθ-ω-μαι ἐ-με-μισθ-ώ-μην	
ποι-ή-σω ἐ-ποί-η-σα	ποι-ή-σομαι ἐ-ποι-η-σάμην	A. 1. ἐ-ποι-ή-θην F. 1. ποι-η-θήσομαι F. 3. πε-ποι-ή-σομαι	μισθ-ώ-σω ἐ-μίσθ-ω-σα	μισθ-ώ-σομαι ἐ-μισθ-ω-σάμην	A. 1. ἐ-μισθ-ώ-θην F. 1. μισθ-ω-θήσομαι F. 3. με-μισθ-ώ-σομαι
ποι-η-τός ποι-η-τέος			μισθ-ω-τός, μισθ-ω-τέος		

Die auf εω mit zweiſylbigem Präſens laſſen nur die Contraktion auf ει zu und bleiben ſonſt aufgelöſt, δέω, binden, ausgenommen, z. B.
τρέω, τρεῖς, τρεῖ, τρέομεν, τρεῖτε, τρέουσιν,
δέω, mangeln, τὸ δέον, δέομαι;
aber δέω, binden, τὸ δοῦν, διαδοῦμαι, vornehmlich in Compoſitis; (Φρέω, ἐκφρούμην Eurip. Tro. 647.).

Nachricht für den Buchbinder. Das Blatt Pag. 69 und 70 wird weggeſchnitten, und dieſes dafür an deſſen Stelle geheftet.

Verba

a) mit kurzem Vokal

Char. A, praes. -άω Flexionsvokal der zweiten Tempusreihe: ά (σπάσω)			Char. E, Flexionsvokal der zweiten
(σπ-ά-ω) σπ-ῶ (ἔ-σπ-α-ον) ἔ-σπ-ων	(σπ-ά-ομαι) σπ-ῶμαι (ἐ-σπ-α-όμην) ἐ-σπ-ώμην		(τελ-έ-ω) τελ-ῶ, vollende (ἐ-τέλ-ε-ον) ἐ-τέλ-ουν
ἔ-σπ-α-κα ἐ-σπ-ά-κειν	ἔ-σπ-α-σ-μαι ἐ-σπ-ά-σ-μην		τε-τέλ-ε-κα ἐ-τε-τελ-έ-κειν
σπ-ά-σω ἔ-σπ-α-σα	σπ-ά-σομαι ἐ-σπ-α-σάμην	A. ἐ-σπ-ά-σ-θην F. σπ-α-σ-θήσομαι	τελ-έ-σω ἐ-τέλ-ε-σα
σπ-α-σ-τέος			

---

1) Das σ im Paſſ. nehmen dieſe des kurzen Vokals wegen an, nach der p. 57 gemachten Bemerkung; (ἀρήρομαι iſt gegen dieſe Analogie).

2) Wenn vor dem σω des Futurs ein kurzer Vokal ſteht, ſo wird zuweilen das σ joniſch ausgeſtoßen und attiſch beide Sylben contrahirt, ſo daß
τελέω, τελέσω, jon. τελέω, att. τελῶ

Gebräuchlicher iſt es bei ſolchen, deren Präſens ſich unterſcheiden läßt, z. B.
ἐλάω gewöhnl. ἐλαύνω fut. ἐλάσω fut. atticum

contracta
in der Flexion.

praes. -εω Tempusreihe: ε (τελέσω)		Char. O, praes. -όω Flexionsvokal der zweiten Tempusreihe: ο (ἀρόσω)	
(τελ-έ-ομαι) τελ-οῦμαι (ἐ-τελ-ε-όμην) ἐ-τελ-ούμην		(ἀρ-ό-ω) ἀρ-ῶ, pflüge (ἤρ-ο-ον) ἤρ-ουν	(ἀρ-ό-ομαι) ἀρ-οῦμαι (ἠρ-ο-όμην) ἠρ-ούμην
τε-τέλ-ε-σ-μαι ἐ-τε-τελ-έ-σ-μην		ἀρ-ήρ-ο-κα ἀρ-ηρ-ό-κειν	ἀρ-ήρ-ο-μαι ἀρ-ηρ-ό-μην
τελ-έ-σομαι ἐ-τελ-ε-σάμην	A. ἐ-τελ-έ-σ-θην F. 1. τελ-ε-σ-θήσομαι F. 3. τε-τελ-έ-σομαι	ἀρ-ό-σω ἤρ-ο-σα	A. ἠρ-ό-θην F. 1. ἀρ-ο-θήσομαι
τελ-ε-σ-τέος.		ἀρ-ο-τός, ἀρ-ο-τέος.	

das Futurum ganz die Geſtalt und Flexion der Präſentia auf αω und εω bekommt. Dieſes Futurum heißt das attiſche, z. B.
(von dem Fut. atticum derer auf ζω ſ. p. 79).

ἐλῶ, ἐλᾷς, ἐλᾷ u. ſ. w. inf. ἐλᾷν.

Praesentia

Indicat.	Conj.	Optat.		Imperat.	Indic.	Conj.	Opta
τιμ-ῶ (ſt. άω) τιμ-ᾷς τιμ-ᾷ	τιμ-ῶ τιμ-ᾷς τιμ-ᾷ	τιμ-ῷμι att. τιμ-ῷς τιμ-ῷ	τιμ-ῴην τιμ-ῴης τιμ-ῴη	. . . . . τίμ-α (ſt. -αε) τιμ-άτω	ποι-ῶ (ſt. -έω) ποι-εῖς ποι-εῖ	ποι-ῶ ποι-ῇς ποι-ῇ	ποι-οῖμι ποι-οῖς ποι-οῖ
τιμ-ῶμεν τιμ-ᾶτε τιμ-ῶσι(ν)	τιμ-ῶμεν τιμ-ᾶτε τιμ-ῶσι(ν)	τιμ-ῷμεν τιμ-ῷτε τιμ-ῷεν	τιμ-ῴημεν τιμ-ῴητε τιμ-ῷεν	. . . . . τιμ-ᾶτε τιμ-άτωσαν, und -ώντων	ποι-οῦμεν ποι-εῖτε ποι-οῦσι(ν)	ποι-ῶμεν ποι-ῆτε ποι-ῶσι(ν)	ποι-οῖμεν ποι-οῖτε ποι-οῖεν
. . . . . τιμ-ᾶτον τιμ-ᾶτον	. . . . τιμ-ᾶτον τιμ-ᾶτον	. . . . τιμ-ῷτον τιμ-ῴτην	. . . . τιμ-ῴητον τιμ-ῳήτην	. . . . . τιμ-ᾶτον τιμ-άτων	. . . . ποι-εῖτον ποι-εῖτον	. . . . ποι-ῆτον ποι-ῆτον	. . . . ποι-οῖτον ποι-οίτην
D. τιμ-ᾶν (ſt. -άειν) P. τιμ-ῶν, τιμ-ῶσα, τιμ-ῶν G. ῶντος (ſt. -άων u. ſ. w.)					ποι-εῖν (ſt. -έειν) ποι-ῶν, -οῦσα, -οῦν G. -οῦντος (ſt. έων		

Imperfecta

ἐ-τίμ-ων (ſt. -αον) ἐ-τίμ-ας ἐ-τίμ-α	ἐ-ποί-ουν (ſt. -εον) ἐ-ποί-εις ἐ-ποί-ει
ἐ-τιμ-ῶμεν ἐ-τιμ-ᾶτε ἐ-τίμ-ων	ἐ-ποι-οῦμεν ἐ-ποι-εῖτε ἐ-ποί-ουν
. . . . . ἐ-τιμ-ᾶτον ἐ-τιμ-άτην	. . . . . ἐ-ποι-εῖτον ἐ-ποι-είτην

Die Dorier haben hier wider ihre Gewohnheit als Contractionsvokal η ſtatt α. Von den Attikern werden ſo behandelt: ζάω, lebe, χράομαι, ψῆν. Das Verbum ῥιγόω, friere (und ion. ἱδρόω, ſchwitze) hat ω ſtatt ου und οι: Inf. ῥιγῶν Opt. ῥιγῴην — ζάω hat im Imperat. ζῆ und activi.

tiv.	Imperat.	Indic.	Conj.	Optat.	Imperat.
att. ποι-οίην ποι-οίης ποι-οίη	. . . . . ποί-ει (ſt. -εε) ποι-είτω	μισθ-ῶ (ſt. όω) μισθ-οῖς *) μισθ-οῖ *)	μισθ-ῶ μισθ-οῖς *) μισθ-οῖ *)	μισθ-οῖμι att. μισθ-οίην μισθ-οῖς *) μισθ-οίης μισθ-οῖ *) μισθ-οίη	. . . . . μίσθ-ου (ſt. -οε) μισθ-ούτω
ποι-οίημεν ποι-οίητε ποι-οῖεν	ποι-εῖτε ποι-είτωσαν und -ούντων	μισθ-οῦμεν μισθ-οῦτε μισθ-οῦσι(ν)	μισθ-ῶμεν μισθ-ῶτε μισθ-ῶσι(ν)	μισθ-οῖμεν μισθ-οίημεν μισθ-οῖτε μισθ-οίητε μισθ-οῖεν μισθ-οῖεν	. . . . . μισθ-οῦτε μισθ-ούτωσαν und -ούντων
. . . . . ποι-οίητον ποι-οιήτην	. . . . . ποι-εῖτον ποι-είτων	. . . . . μισθ-οῦτον μισθ-οῦτον	. . . . μισθ-ῶτον μισθ-ῶτον	. . . . μισθ-οῖτον μισθ-οίητον μισθ-οίτην μισθ-οιήτην	. . . . . μισθ-οῦτον μισθ-ούτων
-έων u. ſ. w.)		μισθ-οῦν (ſt. -όειν) μισθ-ῶν, -οῦσα, -οῦν G. -οῦντος (ſt. -όων u. ſ. w.)			

activi.

	ἐ-μίσθ-ουν (ſt. -οον) ἐ-μίσθ-ους ἐ-μίσθ-ου
	ἐ-μισθ-οῦμεν ἐ-μισθ-οῦτε ἐ-μίσθ-ουν
	. . . . ἐ-μισθ-οῦτον ἐ-μισθ-ούτην

brauchen, πεινάω, Hunger leiden, διψάω, Durſt leiden: κνάω, reibe, σμάω, ſtreiche, ψάω, ſcheure: ζῆν, χρῆσθαι, πεινῆν, διψῆν, κνῆν, σμῆν, ψῆν. — Von μαλκιάω, friere, und οὐρέω, harne, führt man an: μαλκιῆν, οὐρῆν.

*) Man achte auf die Gleichheit der 2. und 3. Perſ. Sing. Ind. Conj. und Optat.

Praesentia

Indicat.	Conj.	Optat.	Imperat.	Indicat.	Conj.
τιμ-ῶμαι (ſt. άομαι)	τιμ-ῶμαι	τιμ-ῴμην	. . . . .	ποι-οῦμαι (ſt. -έομαι)	ποι-ῶμαι
τιμ-ᾷ *)	τιμ-ᾷ	τιμ-ῷο	τιμ-ῶ (ſt. -άου)	ποι-ῇ, att. -εῖ	ποι-ῇ
τιμ-ᾶται	τιμ-ᾶται	τιμ-ῷτο	τιμ-άσθω	ποι-εῖται	ποι-ῆται
τιμ-ώμεθα	τιμ-ώμεθα	τιμ-ῴμεθα	. . . . .	ποι-ούμεθα	ποι-ώμεθα
τιμ-ᾶσθε	τιμ-ᾶσθε	τιμ-ῷσθε	τιμ-ᾶσθε	ποι-εῖσθε	ποι-ῆσθε
τιμ-ῶνται	τιμ-ῶνται	τιμ-ῷντο	τιμ-άσθωσαν und -άσθων	ποι-οῦνται	ποι-ῶνται
τιμ-ώμεθον	τιμ-ώμεθον	τιμ-ῴμεθον	. . . . .	ποι-ούμεθον	ποι-ώμεθον
τιμ-ᾶσθον	τιμ-ᾶσθον	τιμ-ῷσθον	τιμ-ᾶσθον	ποι-εῖσθον	ποι-ῆσθον
τιμ-ᾶσθον	τιμ-ᾶσθον	τιμ-ῴσθην	τιμ-άσθων	ποι-εῖσθον	ποι-ῆσθον
I. τιμ-ᾶσθαι (ſt. -άεσθαι)				ποι-εῖσθαι (ſt. -έεσθαι)	
P. τιμ-ώμενος (ſt. -αόμενος)				ποι-ούμενος (ſt. -εόμενος)	

Imperfecta

ἐ-τιμ-ώμην (ſt. -αόμην)	ἐ-ποι-ούμην (ſt. -εόμην)
ἐ-τιμ-ῶ *) (ſt. -άου)	ἐ-ποι-οῦ (ſt. -έου)
ἐ-τιμ-ᾶτο	ἐ-ποι-εῖτο
ἐ-τιμ-ώμεθα	ἐ-ποι-ούμεθα
ἐ-τιμ-ᾶσθε	ἐ-ποι-εῖσθε
ἐ-τιμ-ῶντο	ἐ-ποι-οῦντο
ἐ-τιμ-ώμεθον	ἐ-ποι-ούμεθον
ἐ-τιμ-ᾶσθον	ἐ-ποι-εῖσθον
ἐ-τιμ-άσθην	ἐ-ποι-είσθην

*) Von ἀκροάομαι findet man noch ἀκροᾶται, ἠκροᾶτο (p. 62) ſelbſt bei Attikern. (Buttm. ausf. Gr. p. 354).

Mediums und Paſſivs.

medii et passivi.

Opt.	Imperat.	Indicat.	Conj.	Opt.	Imperat.
ποι-οίμην ποι-οῖο ποι-οῖτο	. . . . . ποι-οῦ (ſt. -έου) ποι-είσθω	μισθ-οῦμαι (ſt. -όομαι) μισθ-οῖ *) μισθ-οῦται	μισθ-ῶμαι μισθ-οῖ *) μισθ-ῶται	μισθ-οίμην μισθ-οῖο μισθ-οῖτο	. . . . . μισθ-οῦ (ſt. -όου) μισθ-ούσθω
ποι-οίμεθα ποι-οῖσθε ποι-οῖντο	. . . . . ποι-εῖσθε ποι-είσθωσαν und -είσθων	μισθ-ούμεθα μισθ-οῦσθε μισθ-οῦνται	μισθ-ώμεθα μισθ-ῶσθε μισθ-ῶνται	μισθ-οίμεθα μισθ-οῖσθε μισθ-οῖντο	. . . . . μισθ-οῦσθε μισθ-ούσθωσαν und -ούσθων
ποι-οίμεθον ποι-οῖσθον ποι-οίσθην	. . . . . ποι-εῖσθον ποι-είσθων	μισθ-ούμεθον μισθ-οῦσθον μισθ-οῦσθον	μισθ-ώμεθον μισθ-ῶσθον μισθ-ῶσθον	μισθ-οίμεθα μισθ-οῖσθον μισθ-οίσθην	. . . . . μισθ-οῦσθον μισθ-ούσθων
		μισθ-οῦσθαι (ſt. -όεσθαι) μισθ-ούμενος (ſt. -οόμενος)			

medii et passivi.

	ἐ-μισθ-ούμην (ſt. -οόμην) ἐ-μισθ-οῦ (ſt. -όου) ἐ-μισθ-οῦτο
	ἐ-μισθ-ούμεθα ἐ-μισθ-οῦσθε ἐ-μισθ-οῦντο
	ἐ-μισθ-ούμεθον ἐ-μισθ-οῦσθον ἐ-μισθ-ούσθην

---

*) Nicht zu verwechſeln mit der 3. P. Präſ. Act. (μισθοῖ kommt dreimal, μισθοῖ fünfmal vor.)

Verba

1) mit reinem

1) mit T-lauten (τ, δ, θ) fut. σω			2) mit P-lauten	
ψεύδ-ω, täuſche ἔ-ψευδ-ον	ψεύδ-ομαι, als Med. lügen, betrügen ἐ-ψευδ-όμην		τρίβ-ω, reibe ἔ-τριβ-ον	
[ἔ-ψευδ-κα] ἔ-ψευ-κα ἐ-ψεύ-κειν	[ἔ-ψευδ-μαι] ἔ-ψευσ-μαι ἐ-ψεύσ-μην		[τέ-τριβ-α] τέ-τριφ-α ἐ-τε-τρίφ-ειν	[τέ-τριβ-μαι
[ψεύδ-σω] ψεύ-σω ἔ-ψευ-σα	ψεύ-σομαι ἐ-ψευ-σάμην	A.1. [ἐ-ψεύδ-θην] ἐ-ψεύσ-θην F.1. ψευσ-θήσομαι	[τρίβ-σω] τρίψω ἔ-τριψα	A.1. [ἐ-τρίβ-θην] F.1. F.3.
[ψευδ-τέος] ψευσ-τέος			[τριβ-τέος]	

Der T-laut vor κ und σ wird ausgeſtoßen: ἔψευκα, ψεύσω (wie bei den Dativen p. 16); vor μ und T-lauten wird er zu σ: ἔψευσμαι, ἐψεύσθην, ψευστός.

Anm. Aus -ενδ-, -ενθ- vor dem Tempuscharakter wird ει z. B. σπένδω f. [σπένδ-σω] σπείσω, ἔσπεισα, ἔσπεισμαι. So πάσχω, ΠΕΝΘΩ. πείσομαι — χανδάνω, ΧΕΝΔΩ, χείσομαι (vergl. den Dativ -εἶσι ſtatt -έντσι p. 29).

Ableitungen (p. 67): ψεῦσις, ψεῦσμα, ψεύστης. — Von φράζω (p. 78): φράσις, φραστής, φραστικός — φραδή, φραδής, nach Art des aor. 2. φραδεῖν — φράδμων, φραδμοσύνη wie πέφραδμαι ſtatt πέφρασμαι (vergl. κεκαδμένος ſt. κεκασμένος, ἴδμεν ſt. ἴσμεν, ὀδμή ſt. ὀσμή u. dergl.)

Der P-laut ſteht im Perfekt als
wird er zu ψ: τρίψω (wie bei den
aſſimilirt: τέτριμμαι; vor θ ſteht er
als Tenuis: τριπτός.

Anm. Wenn drei μ ſtehn müßten, fällt
κέ-κομμ-μαι] κέκομμαι.

Ableitungen: τρίψις, τρίμμα, τρίπτης
τριβῆναι.
Von κόπτω: κόμμα, κομμός — κόπος,
secunda: κέκοπα, κοπῆναι.

muta.

Charakter im Präſens.

(π, β, φ) fut. ψω	3) mit K-lauten (κ, γ, χ) fut. ξω		
τρίβ-ομαι ἐ-τριβ-όμην	πλέκ-ω, flechte ἔ-πλεκ-ον	πλέκ-ομαι ἐ-πλεκ-όμην	
τέ-τριμ-μαι ἐ-τε-τρίμ-μην	[πέ-πλεκ-α] πέ-πλεχ-α ἐ-πε-πλέχ-ειν	[πέ-πλεκ-μαι] πέ-πλεγ-μαι ἐ-πε-πλέγ-μην	
ἐ-τρίφ-θην A.2. ἐ-τρίβ-ην τριφ-θήσομαι F.2. τριβ-ήσομαι τε-τρίψομαι	[πλέκ-σω] πλέξω ἔ-πλεξα	ἐ-πλεξάμην πλέξομαι	A.1. [ἐ-πλέκ-θην] ἐ-πλέχ-θην A.2. ἐ-πλάκ-ην*) F.1. πλεχ-θήσομαι F.2. πλακ-ήσομαι F.3. πε-πλέξομαι
τριπ-τός, τριπ-τέος	πλεκ-τός, πλεκ-τέος		

Aſpirata: τέτριφα; mit σ Dativen p. 18); vor μ wird er als Aſpirata: ἐτρίφθην; vor τ

eines aus: κάμπ-τω [κέ-καμπ-μαι,

— τριβή, τρίβος, nach Art des aor. 2.

κοπή, κοπίς nach Art der tempora

Der K-laut ſteht im Perfekt als Aſpirata: πέπλεχα; mit σ wird er zu ξ: πλέξω (wie bei den Dativen p. 19); vor μ ſteht er als Media: πέπλεγμαι; vor θ als Aſpirata: ἐπλέχθην; vor τ als Tenuis: πλεκτός.

Anm. Wenn zwei γ ſtehn ſollten, fällt eines aus: σφίγγ-ω [ἔ-σφιγγ-μαι] ἔσφιγμαι.

Ableitungen: πλέγμα, πλεκτικός — πλοκή nach Art des pf. 2. ΠΕΠΛΟΚΑ (wie φθείρω, ἔφθορα p. 87 φθορά u. ſ. w.)

Von τάσσω: τάξις, τάγμα, τακτικός — ταγός nach Art des aor. 2. ταγῆναι.

---

*) nach ἔδρακον p. 50.

Verba

2) mit unreinem

1) mit T-Lauten (τ, δ, θ) praes. -ζω ſeltner -σσω. fut. -σω			2) mit P-Lauten (π, β, φ) praes. -πτω	
ΦΡΑΖ- φράζω, ſage, zeige an ἔφραζον	φράζομαι ἐφραζόμην		ΚΟΠΤ- κόπτω, ſchlage ἔκοπτον	
ΦΡΑΔ- πέφρακα ἐπεφράκειν	πέφρασμαι und dicht. πέφραδμαι ἐπεφράσμην		ΚΟΠ- κέκοφα Pf. 2. κέκοπα (dicht.) ἐκεκόφειν	
φράσω (βιβάσω, βιβῶ von βιβάζω) ἔφρασα A. 2. ἔφραδον (dicht.)	φράσομαι ἐφρασάμην	A. 1. ἐφράσθην F. 1. φρασθήσομαι F. 3. πεφράσομαι	κόψω ἔκοψα	κόψομαι ἐκοψάμην
φραστέος			κοπτέος	

1) Der herrſchende T-Laut im reinen Stamm iſt δ. Doch hat z. B. λίσσομαι τ: ἐλιτόμην, und κορύσσω θ: κεκόρυθμαι (dichteriſch) wie κόρυς, κόρυθος.

2) Die Vokale α, ι, υ vor dem -σω des Futurs ſind hier immer kurz: πλάσσω, πλάσω — νομίζω, νομίσω — κλύζω, κλύσω.

3) Die auf -άζω und -ίζω können das att. Fut. haben (p. 70.) z. B. βιβάζω f. βιβάσω (βιβάω) βιβῶ, -ᾷς, -ᾷ, -ῶμεν u. ſ. w. Bei denen auf -ίζω bekommt das ω, welches mit ι nicht contrahirt werden kann, für ſich den Circumflex und wird wie die Contrakta auf -έω flektirt:

κομίζω F. κομίσω att. κομιῶ, -ιεῖς, -ιεῖ, -ιοῦμεν u. ſ. w.
Med. κομιοῦμαι, -ιεῖ, -ιεῖται u. ſ. w.

4) Das Präſ. hat gew. -ζω. Mit -σσω gehören hieher: πάσσω, ἱμάσσω, πλάσσω, βράσσω, ἐρέσσω, πτίσσω, βλίττω, ἁρμόττω und ἁρμόζω, ἀφύσσω, λεύσσω, νίσσομαι, λίσσομαι, κορύσσω.

1) Diejenigen, welche einen andern P-Laut als π
folgende:

β haben βλάπτω — κρύπτω
ἐβλάβην — ἐκρύβην
φ haben βάπτω — ῥάπτω — σκάπτω —
ἐβάφην ἐῤῥάφην ἐσκάφην

2) νίζω, waſche, hat von dem bei ältern Schriftſtellern und νίπτω, ſache, von dem bei Spätern gebräuch

muta.

Charakter im Präſens.

fut. -ψω	3) mit K-lauten (κ, γ, χ) praes. -σσω att. -ττω (ſeltner -ζω) fut. -ξω		
κόπτομαι ἐκοπτόμην	ΤΑΣΣ- τάσσω att. τάττω, ordne ἔτασσον att. ἔταττον	τάσσομαι, τάττομαι ἐτασσόμην, ἐταττόμην	
κέκομμαι ἐκεκόμμην	ΤΑΓ- τέταχα ἐτετάχειν	τέταγμαι ἐτετάγμην	
A. 1. ἐκόφθην A. 2. ἐκόπην F. 1. κοφθήσομαι F. 2. κοπήσομαι F. 3. κεκόψομαι	τάξω ἔταξα	ἐταξάμην τάξομαι	A. 1. ἐτάχθην . A. 2. ἐτάγην F. 1. ταχθήσομαι F. 2. ταγήσομαι F. 3. τετάξομαι
κοπτέος	τακτός, τακτέος		

im A. 2. hervortreten laſſen, ſind

θάπτω — ῥίπτω — θρύπτω
ἐτάφην ἐῤῥίφην ἐτρύφην.
ſeltneren νίπτω: f. νίψω u. ſ. w.
lichen κέπτω; f. κέψω.

1) Der herrſchende K-Laut im reinen Stamm iſt γ. Aber φρίσσω hat κ: πέφρικα (βήσσω χ nach βήξ, βηχός und πτύσσω nach πτύξ, πτυχός u. ſ. w.)

2) Das Präſ. hat gew. -σσω (aus -γω, -κω, -χω verſtärkt, wie ταχύς, θάσσων p. 33.) Mit -ζω gehören hieher alle, die einen Ton oder Ruf bezeichnen: κράζω, στενάζω, ἀλαλάζω, τρίζω, οἰμώζω u. ſ. w. nebſt στάζω, σφάζω gew. σφάττω, στίζω, στηρίζω, μαστίζω, σφύζω, bei welchen die andere Formation (nach φράζω) wegen des in ihnen befindlichen σ mißklingend ſeyn würde: ΣΤΙΣΘΕΙΣ.

3) Folgende haben γγ: κλάζω, töne, ſchreie, κέκλαγγα (κλαγγή, Klang); πλάζω, treibe umher, πλάγξω; σαλπίζω, trompete, σαλπίγξω (σάλπιγξ, -ιγγος, Trompete).

Perfektflexion der

1) der Verba mit T-Lauten.				2) der Verba	
Perfectum.			Plusquamp.	Perfectum.	
Indicat.		Imperat.		Indicat.	
[ἔ-ψευδ-μαι]	ἔ-ψευσ-μαι	. . . . .	ἐ-ψεύσ-μην	[τέ-τριβ-μαι]	τέ-τριμ-μαι
[ἔ-ψευδ-σαι]	ἔ-ψευ-σαι	ἔ-ψευ-σο	ἔ-ψευ-σο	[τέ-τριβ-σαι]	τέ-τριψαι
[ἔ-ψευδ-ται]	ἔ-ψευσ-ται	ἐ-ψεύσ-θω	ἔ-ψευσ-το	[τέ-τριβ-ται]	τέ-τριπ-ται
[ἐ-ψεύδ-μεθα]	ἐ-ψεύσ-μεθα	. . . . .	ἐ-ψεύσ-μεθα	[τε-τρίβ-μεθα]	τε-τρίμ-μεθα
[ἔ-ψευδ-θε]	ἔ-ψευσ-θε	ἔ-ψευσ-θε	ἔ-ψευσ-θε	[τέ-τριβ-θε]	τέ-τριφ-θε
u. ſ. w.	ἐ-ψευσ-μένοι	ἐ-ψεύσ-θωσαν und -θων	ἐ-ψευσ-μένοι	u. ſ. w.	τε-τριμ-μένοι
	εἰσίν und ἐ-ψεύδ-αται		ἦσαν und ἐ-ψεύδ-ατο		εἰσίν und τε-τρίφ-αται
	ἐ-ψεύσ-μεθον	. . . . .	ἐ-ψεύσ-μεθον		τε-τρίμ-μεθον
	ἔ-ψευσ-θον	ἔ-ψευσ-θον	ἔ-ψευσ-θον		τέ-τριφ-θον
	ἔ-ψευσ-θον	ἐ-ψεύσ-θων	ἐ-ψεύσ-θην		τέ-τριφ-θον
I.	ἐ-ψεῦσ-θαι			I.	τε-τρῖφ-θαι
P.	ἐ-ψευσ-μένος			P.	τε-τριμ-μένος

---

1) Die Regeln für die Verwandlung der mutae am Flexionsſtamme, die p. 76 und 77 angegeben ſind, gelten auch hier. Wie τρίψω, ἔτριψα, ἐτρίφθην verhält ſich τέτριπται, τέτριφθε. Wie πλέξω iſt πέπλεξαι; wie πλεκτός, ἐπλέχθην iſt πέπλεκται, πέπλεχθε.

2) Die dritte Perſ. Plur. auf -νται, -ντο (βεβούλευνται, ἐβεβούλευντο p. 63) wird bei verbis impuris zuweilen auch, von Attikern mit Hülfe πεπαίδαται (ſtatt πεπαίδνται) — σκευάζω, ἐσκεύασμαι, ἐσκευάδαται — χωρίζω, κεχώρισμαι, κεχωρίδαται — bei verbis mit P- und K-Lauten

verba muta.

mit P-Lauten.		3) der Verba mit K-Lauten.		
	Plusquamp.	Perfectum.		Plusquamp.
Imperat.		Indicat.	Imperat.	
. . . . . τέ-τριψο τε-τρίφ-θω	ἐ-τε-τρίμ-μην ἐ-τέ-τριψο ἐ-τέ-τριπ-το	[πέ-πλεκ-μαι] πέ-πλεγ-μαι [πέ-πλεκ-σαι] πέ-πλεξαι πέ-πλεκ-ται πέ-πλεκ-ται	. . . . . πέ-πλεξο πε-πλέχ-θω	ἐ-πε-πλέγ-μην ἐ-πέ-πλεξο ἐ-πέ-πλεκ-το
. . . . . τέ-τριφ-θε τε-τρίφ-θωσαν und -θων	ἐ-τε-τρίμ-μεθα ἐ-τέ-τριφ-θε τε-τριμ-μένοι ἦσαν und ἐ-τε-τρίφ-ατο	[πε-πλέκ-μεθα] πε-πλέγ-μεθα [πέ-πλεκ-θε] πέ-πλεχ-θε u. ſ. w. πε-πλεγ-μένοι εἰσὶν und πε-πλέχ-αται	. . . . . πέ-πλεχ-θε πε-πλέχ-θωσαν und -θων	ἐ-πε-πλέγ-μεθα ἐ-πέ-πλεχ-θε, πε-πλεγ-μένοι ἦσαν und ἐ-πε-πλέχ-ατο
. . . . . τέ-τριφ-θον τε-τρίφ-θων	ἐ-τε-τρίμ-μεθον ἐ-τέ-τριφ-θον ἐ-τε-τρίφ-θην	πε-πλέγ-μεθον πέ-πλεχ-θον πέ-πλεχ-θον	. . . . . πέ-πλεχ-θον πε-πλέχ-θων	ἐ-πε-πλέγ-μεθον ἐ-πέ-πλεχ-θον ἐ-πε-πλέχ-θην
		I. πε-πλέχ-θαι P. πε-πλεγ-μένος		

verhält ſich ἔψευσαι, ἔψευσο; wie ψευστέος, ἐψεύσθην verhält ſich ἔψευσται, ἔψευσθε. Wie τρίβω verhält ſich τέτριμμαι u. ſ. w.; wie τριπτός,

des Jonismus -αται, -ατο (βεβουλεύαται, ἐβεβουλεύατο) gebildet. Bei verbis mit T-Lauten tritt der reine Charakter hervor: πείθω, πέπεισμαι, tritt wie im Perf. Act. die Aspirata ein: τετρίφαται, πεπλέχαται, τετάχαται.

Aoristi

Τρέπω, wende,					
Aor. Act.				Aor.	
Indicat.	Conjunct.	Optat.	Imperat.	Indicat.	Conjunct.
ἔ-τραπ-ον ἔ-τραπ-ες ἔ-τραπ-ε	τράπ-ω τράπ-ῃς τράπ-ῃ	τράπ-οιμι τράπ-οις τράπ-οι	. . . . . . τράπ-ε (ἔσχον, σχές p. 104 A. 2.) τραπ-έτω	ἐ-τραπ-όμην ἐ-τράπ-ου ἐ-τράπ-ετο	τράπ-ωμαι τράπ-ῃ τράπ-ηται
ἐ-τράπ-ομεν ἐ-τράπ-ετε ἔ-τραπ-ον	τράπ-ωμεν τράπ-ητε τράπ-ωσι(ν)	τράπ-οιμεν τράπ-οιτε τράπ-οιεν	. . . . . . τράπ-ετε τραπ-έτωσαν und -έντων	ἐ-τραπ-όμεθα ἐ-τράπ-εσθε ἐ-τράπ-οντο	τραπ-ώμεθα τράπ-ησθε τράπ-ωνται
. . . . . ἐ-τράπ-ετον ἐ-τραπ-έτην	. . . . . τράπ-ητον τράπ-ητον	. . . . . τράτ-οιτον τραπ-οίτην	. . . . . . τράπ-ετον τραπ-έτων	ἐ-τραπ-όμεθον ἐ-τράπ-εσθον ἐ-τραπ-έσθην	τραπ-ώμεθον τράπ-ησθον τράπ-ησθον
I. τραπ-εῖν P. τραπ-ών, τραπ-οῦσα, τραπ-όν G. -όντος				I. τραπ-έσθαι P. τραπ-όμενος	

1) Τρέπω iſt das einzige Verbum, welches den Aor. 2. im Act. Med. und Paſſ. zugleich dem Aor. 1. vorzieht, während bei andern Verb

2) Diejenigen Verba, bei denen ſich der Aoriſt vom Imperfekt entweder gar nicht, wie bei γράφω, ἔγραφον, oder bloß durch die Quantität de

3) Die 2. Perſ. Sing. Imperat. Act. der Aoriſte εἶπον, ἦλθον, εὗρον wird gewöhnlich ſo betont: εἰπέ, ἐλθέ, εὑρέ (ſo auch att. λαβέ, ἰδέ).

4) Statt ἐτράπησαν ſteht doriſch und dichteriſch ἔτραπεν (p. 66. Anm. 2.)

secundi.

Urſtamm: ΤΡΑΠ

Med.		Aor. Paſſ.			
Optat.	Imperat.	Indicat.	Conjunct.	Optat.	Imperat.
τραπ-οίμην	. . . . .	ἐ-τράπ-ην	τραπ-ῶ	τραπ-είην	. . . .
τράπ-οιο	τραπ-οῦ	ἐ-τράπ-ης	τραπ-ῇς	τραπ-είης	τράπ-ηθι
τράπ-οιτο	τραπ-έσθω	ἐ-τράπ-η	τραπ-ῇ	τραπ-είη	τραπ-ήτω
τραπ-οίμεθα	. . . . .	ἐ-τράπ-ημεν	τραπ-ῶμεν	τραπ-είημεν und -εῖμεν	. . . .
τράπ-οισθε	τράπ-εσθε	ἐ-τράπ-ητε	τραπ-ῆτε	τραπ-είητε und -εῖτε	τράπ-ητε
τράπ-οιντο	τραπ-έσθωσαν u. -έσθων	ἐ-τράπ-ησαν	τραπ-ῶσι(ν)	τραπ-εῖεν	τραπ-ήτωσαν
τραπ-οίμεθον	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . .
τράπ-οισθον	τράπ-εσθον	ἐ-τράπ-ητον	τραπ-ῆτον	τραπ-είητον	τράπ-ητον
τραπ-οίσθην	τραπ-έσθων	ἐ-τραπ-ήτην	τραπ-ῆτον	τραπ-ειήτην	τραπ-ήτων
		I. τραπ-ῆναι P. τραπ-είς, -εῖσα, -έν G. -έντος.			

entweder nur der Aor. 2. Act. (und Med.) oder nur der Aor. 2. Paſſ. im gewöhnlichen Gebrauche iſt.
Vokals unterſcheiden würde, wie bei κλίνω, ἔκλινον, [ἔκλινον], können keinen Aor. 2. Act. formiren, wohl aber einen Aor. 2. Paſſ. ἐγράφην, ἐκλίνην.
der Zuſammenſetzung aber gilt im Act. und Med. die allgemeine Regel: πρόσειπε, ἄπελθε, ἐπιλάθου.

Verba

1) mit α

1) auf -άλλω, fut. -αλῶ, aor. -ηλα (vergl. ἀγγέλλω, τίλλω)		2) auf -αίρω, fut. -αρῶ,	
ΣΦΑΛΛ- σφάλλω, betrüge ἔσφαλλον	σφάλλομαι ἐσφαλλόμην	ΤΕΚΜΑΙΡ- τεκμαίρω, begrenze ἐτέκμαιρον	τεκμαίρομαι ἐτεκμαιρόμην
ΣΦΑΛ- ἔσφαλκα ἐσφάλκειν	ἔσφαλμαι ἐσφάλμην	ΤΕΚΜΑΡ- τετέκμαρκα ἐτετεκμάρκειν	τετέκμαρμαι ἐτετεκμάρμην
σφαλῶ, -εῖς, -εῖ u. ſ. w. nach ποιῶ p. 72. ἔσφηλα, σφῆλαι	A. 1. ἐσφάλθην A. 2. ἐσφάλην F. 1. σφαλθήσομαι F. 2. σφαλήσομαι	τεκμαρῶ ἐτέκμηρα	τεκμαροῦμαι ἐτεκμηράμην
σφαλτέος		τεκμαρτός, τεκμαρτέος	

Anm. 1. Ein Fut. 3. wird von den verbis liquidis nicht gebildet, (von φύρω, welches abweichend Fut. φύρσω hat, findet ſich auch πεφύρσομαι Pind.).

2. Das ᾱ im Aoriſt nehmen an die auf -ραίνω (ausgen. τετρῆναι) und -ιαίνω, nebſt κοιλᾶναι, λευκᾶναι, πεπᾶναι, ὀργᾶναι, κερδᾶναι,

3. Die Perfekta auf -γκα, (πέφαγκα, μεμίαγκα vergl. p. 87 u. 88) ſind zu vermeiden. Man bildete das Perfekt zum Theil mit Auswerfung
gar nicht gefunden.

4. Das ν im Perf. Paſſ. geht vor μ gewöhnlich in σ über: πέφασμαι, (wie μεμίασμαι p. 88) oder es aſſimilirt ſich: ἐξήραμμαι (wie

5. Die Dorier circumflektirten auch das Futur auf -σῶ, -σοῦμαι. Dieſe Form — das futurum doricum — blieb bei einigen Verbis im

liquida.
im Futur.

aor. -ηρα	3) auf -αίνω fut. -ανῶ. aor. -ηνα II. -ᾶνα.		
als Med. ermeſſe, beweiſe.	ΦΑΙΝ - φαίνω, zeige ἔφαινον	φαίνομαι, ſcheine, erſcheine ἐφαινόμην	
	ΦΑΝ-(πέφαγκα) pf. 2. πέφηνα, intranſ. (ἐπεφάγκειν) ἐπεφήνειν	πέφασμαι II. ἐξήραμμαι (von ξηραίνω, trocknen) ἐπεφάσμην.	
A. 1. ἐτεκμάρθην F. 1. τεκμαρθήσομαι	φανῶ *) ἔφηνα II. ἐμάρανα (von μαραίνω, welk machen)	φανοῦμαι, intr. ἐφηνάμην, tr.	A. 1. ἐφάνθην A. 2. ἐφάνην intr. F. 1. φανθήσομαι F. 2. φανήσομαι
	φαντέος.		

εχῦναι. Auch αἴρω, hebe, und ἅλλομαι, ſpringe, haben ᾱ: ἆραι, ἅλασθαι, das nur durchs Augment zu η wird: ἦρα, ἡλάμην.
des ν: κερδαίνω, κεκέρδακα, (vergl. τείνω, p. 87, κλίνω, κρίνω, p. 88. 89, ſo auch ἐβεβραδύκειν von βραδύνω;) bei vielen auf -νω wird es

εχυμμαι p. 88); ſelten fällt es aus: τραχύνω, τετράχυμαι.
gewöhnlichen Gebrauch, aber nur in der Medialform z. B. φεύγω, φευξοῦμαι.

---

*) Von φαίνω und αἴρω hebe, welche aus φαείνω, ἀείρω geworden ſind, (vergl. ᾄδω zſg. aus ἀείδω), konnten die Attiker das Futur auch lang brauchen: φανῶ, ἀρῶ ſtatt φαανῶ, ἀερῶ; doch ſagten ſie auch φανῶ, ἀρῶ und überall φανοῦμαι.

2) mit

1) auf -έλλω, fut. -ελῶ, aor. -ειλα, pf. -ελκα II. -αλκα u. ſ. w.			
ΑΓΓΕΛΛ- ἀγγέλλω, verkünde ἤγγελλον	ἀγγέλλομαι ἠγγελλόμην		
ΑΓΓΕΛ- ἤγγελκα II. ἔσταλκα *) (von στέλλω, ſchicke) ἠγγέλκειν	ἤγγελμαι II. ἔσταλμαι*) ἠγγέλμην		
ἀγγελῶ **) ἤγγειλα, ἀγγεῖλαι	ἀγγελοῦμαι ἠγγειλάμην	A. 1. ἠγγέλθην II. ἐστάλθην *) F. 1. ἀγγελθήσομαι II. σταλθήσομαι	A. 2. ἠγγέλην II. ἐστάλην ἀγγελήσομαι II. σταλήσομαι
ἀγγελτέος, II. σταλτέος			

---

*) Nach p. 50, Anm. 3. Vergl. ἔφθαρκα u. ſ. w.

**) κέλλω, lande, hat κέλσω, ἔκελσα. Vergl. φύρω, φύρσω, κύρω, κύρσω p. 89.

im Futur.

2) auf -είρω, fut. -ερῶ, aor. -ειρα, pf. -ερκα II. -αρκα u. ſ. w.		3) auf -είνω fut. -ενῶ, aor. -εινα, pf. u. ſ. w. mit ausfallendem ν.	
ἹΜΕΙΡ- ἱμείρω, begehre (lang ι) dicht. und jon. ἵμειρον	ἱμείρομαι ἱμειρόμην	τείνω, ſtrecke ἔτεινον	τείνομαι ἐτεινόμην
ἹΜΕΡ- ἵμερκα II. ἔφθαρκα, pf. 2. ἔφθορα (von φθείρω, verderbe) ἱμέρκειν	ἵμερμαι II. ἔφθαρμαι ἱμέρμην	τέτακα*) ἐτετάκειν	τέταμαι ἐτετάμην
ἱμερῶ Mod. -οῦμαι u. ſ. w. ἵμειρα	A. 1. ἱμέρθην II. ἐφθάρθην A. 2. ἐφθάρην Fut. 1. ἱμερθήσομαι	τενῶ ἔτεινα	A. 1. ἐτάθην F. 1. ταθήσομαι
ἱμερτός, ἱμερτέος II. φθαρτός, φθαρτέος		τατέος	

Mit attiſcher Reduplication macht ſein Perfekt: ἀγείρω, verſammle: ἀγήγερκα, ἀγήγερμαι (p. 84.) und ἐγείρω, wecke: ἐγήγερκα, -ερμαι pf 2. mit unregelmäßig eingeſetztem ρ: [ἐγήγορα] ἐγρήγορα, wache.

*) TEN-, TAN-, TA-. So κτείνω, tödte, κτενῶ, pf. ἔκτακα (ἔκτηκα) beſſer pf. 2. ἔκτονα, aor. pass. dicht. ἐκτάθην und ἐκτάνθην. Vergl. oben κλίνω, κρίνω, πλύνω. — Die auf -έμω und -ένω ſind defektiv wie γέμω, τρέμω, βρέμω, στένω, welche nur praes. und impecf. haben, oder nehmen ein Flexionsthema auf -έω zu Hülfe: νέμω, νενέμηκα; μένω, μεμένηκα; τέμνω, TEM, TME, τέτμηκα. (So ſelbſt κεκέρδηκα ſtatt -ακα p. 84. Anm. 3.)

Verba

3) mit ι und

1) auf -ίλλω, fut. -ιλῶ aor. -ιλα.		2) auf -ίνω, fut. -ινῶ, aor. -ινα, pf. u. ſ. w. mit ausfallendem ν.	
ΤΙΛΛ- τίλλω, raufe ἔτιλλον	τίλλομαι ἐτιλλόμην	ΚΛΙΝ- (lang) κλίνω, beuge ἔκλινον	κλίνομαι ἐκλινόμην
ΤΙΛ- τέτιλκα ἐτετίλκειν	τέτιλμαι ἐτετίλμην	ΚΛΙΝ-, ΚΛΙ- (kurz) κέκλικα ἐκεκλίκειν	κέκλιμαι ἐκεκλίμην
τιλῶ Med. -οῦμαι ἔτιλα, τίλαι	F. 1. τιλθήσομαι A. 1. ἐτίλθην	κλινῶ Med. -οῦμαι ἔκλινα	A. 1. ἐκλίθην A. 2. ἐκλίνην F. 1. κλιθήσομαι F. 2. κλινήσομαι
τιλτός, τιλτέος		κλιτός, κλιτέος	

So κρίνω, richte: κέκρικα, κέκριμαι, ἐκρίθην. Von σίνομαι, ſchade, iſt ein ſeltnes Perfekt σέσιμμαι (wie ἐξήραμμαι, ἤσχυμμαι); von mehrſylbigen gibt es nur die Defektiven ὀρίνω, ὠδίνω, (πίνω, τίνω, φθίνω ſ. unter den unregelmäßigen).

liquida.

ν im Futur.

1) auf -ύρω, fut. -υρῶ, aor. -υρα		2) auf -ύνω, fut. -υνῶ, aor. υνα		3) auf -ύνω mit ausfallendem ν.	
ΣΥΡ- (lang) σύρω, ziehe	σύρομαι	ΜΟΛΥΝ- (lang) μολύνω, besudele	μολύνομαι	ΠΛΥΝ- (lang) πλύνω, wasche	πλύνομαι
ἔσυρον	ἐσυρόμην	ἐμόλυνον	ἐμολυνόμην	ἔπλυνον	ἐπλυνόμην
ΣΥΡ- (kurz) σέσυρκα	σέσυρμαι	ΜΟΛΥΝ- (kurz) (μεμόλυγκα)	μεμόλυσμαι ‖ ᾔσχυμμαι (von αἰσχύνω)	ΠΛΥΝ-, ΠΛΥ- (kurz) πέπλυκα *)	πέπλυμαι
ἐσεσύρκειν	ἐσεσύρμην	(ἐμεμολύγκειν)	ἐμεμολύσμην	ἐπεπλύκειν	ἐπεπλύμην
συρῶ *)	A. 1. ἐσύρθην A. 2. ἐσύρην	μολυνῶ	A. 1. ἐμολύνθην	πλυνῶ	A. 1. ἐπλύθην
ἔσυρα	F. 1. συρθήσομαι	ἐμόλυνα	F. 1. μολυνθήσομαι	ἔπλυνα	F. 1. πλυθήσομαι
συρτός, συρτέος		μολυντέος		πλυτός, πλυτέος.	

---

*) Φύρω, knete, in der ältern Sprache: φύρσω, ἔφυρσα, in der Proſe: φυράω u. ſ. w. — κυρέω, κύρω, treffe, κύρσω, ἔκυρσα. Vergl. κέλλω, κέλσω p. 86.

1) μεμόλυγκα wie πέφαγκα ſind Formen, die den Spätern angehören, ſ. p. 84. Anm. 3. (βαρύνω, beſchwere, hat βεβάρηκα, bin beſchwert, von dem ſonſt unattiſchen βαρέω).

2) μεμόλυσμαι wie πέφασμαι, und ᾔσχυμμαι wie ἐξήραμμαι, p. 84. Anm. 4. zu φαίνω, p. 85. Der ſeltnere Fall iſt: τραχύνω, τετράχυμαι, mit ausfallendem ν und langem Vokal. (Dagegen πέπλυμαι).

*) So findet man auch βεβράδυκα, von βραδύνω. p. 84. Anm. 3. — Δύνω und θύνω ſ. unter den unregelmäßigen.

Perfektflexion der

1) Für Verba mit λ und ρ.		
Perfectum.		Plusquamp.
Indicat.	Imperat.	
ἔ-σφαλ-μαι ἔ-σφαλ-σαι ἔ-σφαλ-ται	. . . . . ἔ-σφαλ-σο ἐ-σφάλ-θω	ἐ-σφάλ-μην ἔ-σφαλ-σο ἔ-σφαλ-το
ἐ-σφάλ-μεθα ἔ-σφαλ-θε ἐ-σφαλ-μένοι εἰσὶν und ἐ-σφάλ-αται	. . . . . ἔ-σφαλ-θε ἐ-σφάλ-θωσαν und -θων	ἐ-σφάλ-μεθα ἔ-σφαλ-θε ἐ-σφαλ-μένοι ἦσαν und ἐ-σφάλ-ατο
ἐ-σφάλ-μεθον ἔ-σφαλ-θον ἔ-σφαλ-θον	. . . . . ἔ-σφαλ-θον ἐ-σφάλ-θων	ἐ-σφάλ-μεθον ἔ-σφαλ-θον ἐ-σφάλ-θην
I. ἐ-σφάλ-θαι P. ἐ-σφαλ-μένος		

So ἤγγελ-μαι, ἔ-σταλ-μαι, τέ-τιλ-μαι — τε-τέκμαρ-μαι (τε-τέκμαρ-σαι u. ſ. w.) εἵμαρ-μαι, ἔ-φθαρ-μαι, σέ-συρ-μαι.

Ἐσφάλαται (ſtatt ἔσφαλνται) ἐφθάραται (ſtatt ἔφθαρνται) iſt der p. 80, Anm. 3) erwähnte Jonismus.

2) Für Verba mit ν.

Perfectum.		Plusquamp.
Indicat.	Imperat.	
πέ-φασ-μαι u. ἐ-ξήραμ-μαι	. . . . .	ἐ-πε-φάσ-μην u. ἐ-ξηράμ-μην
πέ-φαν-σαι	πέ-φαν-σο	ἐ-πέ φαν-σο
πέ-φαν-ται	πε-φάν-θω	ἐ-πέ-φαν-το
πε-φάσ-μεθα u. ἐ-ξηράμ-μεθα	. . . . .	ἐ-πε-φάσ-μεθα u. ἐ-ξηράμ-μεθα
πέ-φαν-θε	πέ-φαν-θε	ἐ-πέ-φαν-θε
πε-φασ-μένοι εἰσίν u. ἐ-ξηραμ-μένοι εἰσίν	πε-φάν-θωσαν und -θων	ἐ-πε-φασ-μένοι ἦσαν u. ἐ-ξηραμ-μένοι ἦσαν
πε-φάσ-μεθον u. ἐ-ξηράμ-μεθον	. . . . .	ἐ-πε-φάσ-μεθον u. ἐ-ξηράμ-μεθον
πέ-φαν-θον	πέ-φαν-θον	ἐ-πέ-φαν-θον
πέ-φαν-θον	πε-φάν-θων	ἐ-πε-φάν-θην
I. πε-φάν-θαι		
P. πε-φασ-μένος u. ἐ-ξηραμ-μένος		

So με-μόλυσ-μαι, ἤσχυμ-μαι.

Eine seltene Art, die 3. P. Pl. mit ausgeſtoßenem ν zu bilden iſt folgende:

[πέ-φαν-νται] πέφανται, gleichlautend mit der 3. P. Sing.

Verba

1) mit unmittelbar an den

(Die mit angeſetztem -νημι kommen meiſt nur bei Dichtern und in Dialekten vor, z. B.

1) mit dem Stammvokal A, praes. -ημι, alt: -ᾱμι		
Ἱ-ΣΤΑ-ἵ-στη-μι, (urſprüngl. ἵ-στᾱ-μι) ſtelle ἵ-στη-ν	ἵ-στα-μαι ἱ-στά-μην	
Ἑ-ΣΤΑ-ἕ-στη-κα, habe mich geſtellt, ſtehe (ἕστακα, habe geſtellt) ἑ-στή-κειν oder εἱ-στή-κειν, ſtand	ἕ-στα-μαι ἑ-στά-μην	
ΣΤΑ- στή-σω; — vom Perf. ἑ-στή-ξω, -ομαι, werde ſtehn. ἔ-στη-σα, — A. 2. ἔ-στη-ν, ſtellte mich, blieb ſtehn.	στή-σομαι ἐ-στη-σάμην A. 2. ΕΣΤΑΜΗΝ	A. 1. ἐ-στά-θην F. 1. στα-θήσομαι
στα-τός, στα-τέος		

---

1) Der lange Vokal herrſcht in der Tempusbildung des Activs und der reinen Medialformen, ſonſt der kurze, (nur hat τίθημι im perf. pass. ει).

2) Von ἵστημι hat der Aoriſt 1. regelmäßig ἔστησα, bei den andern hat er κ zum Tempuscharakter: ἔθηκα — ἧκα — ἔδωκα.

3) Statt des Perfekts: ich habe geſtanden, und ſtatt der neuern Form ἕστακα, ich habe geſtellt, bedienen ſich die ältern Attiker der Aoriſte

4) Der Vokal der Präſensreduplication iſt ι (außer bei τετραίνω, τετραμαίνω) während der der Perfektreduplication ε iſt. Fängt der Stamm mit und hauptſächlich durch den Mangel dieſer Reduplication unterſcheidet ſich der zweite Aoriſt vom Imperfekt und den Modis des Präſens (p. 98).

5) Der attiſchen ähnlich iſt die Reduplication in ὀνίνημι, wo im Worte die erſte Sylbe mit ι wiederholt iſt: ON-HMI, ὀν-ίν-ημι. So auch

auf μι

Stammvokal angeſetzter Perſonalendung.

δαμάω, δαμνάω, δάμνημι — περάω, περνάω, πέρνημι — κεράω, κερνάω, κίρνημι — κρεμάω, κρήμνημι).

2) mit dem Stammv. E, praes. -ημι			3) mit dem Stammv. O, praes. -ωμι		
TI-ΘE- τί-θη-μι, ſetze ἐ-τί-θη-ν und ἐ-τί-θει-ν	τί-θε-μαι ἐ-τι-θέ-μην		ΔI-ΔO- δί-δω-μι, gebe ἐ-δί-δω-ν und ἐδί-δου-ν	δί-δο-μαι ἐ-δι-δό-μην	
TE-ΘE- τέ-θει-κα (vergl. εἶκα von ἵημι) ἐ-τε-θεί-κειν	τέ-θει-μαι (vergl. εἶμαι) ἐ-τε-θεί-μην		ΔE-ΔO- δέ-δω-κα ἐ-δε-δώ-κειν	δέ-δο-μαι ἐ-δε-δό-μην	
ΘE- θή-σω ἔ-θη-κα (vergl. ἧκα) A. 2. ἔ-θη-ν A. 1. ohne modos und particip. A. 2. im Sing. Ind. ungebr.	θή-σομαι (ἐ-θη-κάμην) A. 2. ἐ-θέ-μην A. 1. joniſch und doriſch.	ἐ-τέ-θην*) τε-θήσομαι	ΔO- δώ-σω ἔ-δω-κα, A. 2. ἔ-δω-ν A. 1. ohne modos und particip. A. 2. im Sing. Ind. ungebr.	δώ-σομαι (ἐ-δω-κάμην) A. 2. ἐ-δό-μην A. 1. joniſch und doriſch	ἐ-δό-θην δο-θήσομαι
θε-τός, θε-τέος			δο-τός, δο-τέος		

oder einer Umſchreibung mit dem Paſſiv.

στ, πτ, oder einem aſpirirten Vokale an, ſo wird bloß jenes ι mit dem Spiritus aſper vorgeſetzt: ΣTA-, ἵ-στημι, ΠTA-, ἵ-πταμαι, E-, ἵημι.

Mit eingeſetztem μ erſcheint die Reduplication in ΠΛA-, πί-μ-πλημι, ΠPA-, πί-μ-πρημι.

unter den Verbis auf ω: ἀτάλλω, ἀτ-ιτ-άλλω — ὀπτεύω, ὀπ-ιπ-τεύω.

---

*) Statt ἐθέθην,
θεθήσομαι.
Das τε iſt alſo hier die Stammſylbe ſelbſt, während es im Perf. nur die Reduplic. iſt.

Verba

2) mit angeſetztem

a) deren einfaches Thema

1) mit einem Thema auf -άω (kurz α in der Flexion)		2) mit einem Thema auf
σκεδ-ά-ννύ-μι (σκεδαννύω) ἐ-σκεδ-ά-ννυ-ν (ἐσκεδάννυον)	σκεδ-ά-ννυ-μαι ἐ-σκεδ-α-ννύ-μην	κορ-έ-ννυ-μι (-ννύω) ἐ-κορ-έ-ννυ-ν (-ννυον)
ΣΚΕΔΑ-Ω, ἐσκέδακα (nach σπάω p. 70) ἐσκεδάκειν	ἐσκέδασμαι ἐσκεδάσμην	ΚΟΡΕ-Ω κεκόρεκα (nach τελέω p. 70) ἐκεκορέκειν
σκεδάσω, fut. att. σκεδῶ, -ᾷς, -ᾷ ἐσκέδασα	A. 1. ἐσκεδάσθην F. 1. σκεδασθήσομαι	κορέσω (fut. att. κορῶ, -εῖς, -εῖ) jon. κορέω ἐκόρεσα
σκεδαστός, σκεδαστέος		κορεστός,

Vergl. πετάννυμι, κεράννυμι, κρεμάννυμι.

Vergl. σβέννυμι, στορέννυμι.

auf μι

-ννῦ-μι oder -νῦ-μι

ein verbum purum iſt.

auf -έω (ε in der Flexion)		2) mit einem Thema auf -όω (ω in der Flexion)	
κορ-έ-ννυ-μαι ἐ-κορ-ε-ννύ-μην		στρώ-ννυ-μι (-ννύω) ἐ-στρώ-ννυ-ν (-ννυον)	στρώ-ννυ-μαι ἐ-στρω-ννύ-μην
κεκόρεσμαι ἐκεκορέσμην		ΣΤΡΟ-Ω ἔστρωκα (nach μισθόω p. 69) ἐστρώκειν	ἔστρωμαι ἐστρώμην
κορέσομαι ἐκορεσάμην	A. 1. ἐκορέσθην F. 1. κορεσθήσομαι F. 3. κεκορέσομαι	στρώσω ἔστρωσα	A. 1. ἐστρώθην F. 1. στρωθήσομαι
κορεστέος		στρωτός, στρωτέος.	

ἀμφιέννυμι, ζέω, ζέννυμι.

Vergl. ῥώννυμι, ζώννυμι, χρώννυμι, χώννυμι.

Einige haben mehrfache Form, z. B. στορέννυμι, στόρνυμι und mit Metatheſis στρώννυμι, — κρεμάννυμι, κρέμαμαι, κρήμνημι, κρήμναμαι — κεράννυμι, κίρνημι, κεράω — σκεδάννυμι, σκίδνημι.

Man bemerke die Kürze des Vokals bei denen auf -άννυμι, und -έννυμι und die Länge deſſelben bei denen auf -ώννυμι. Nur der durch Metatheſis entſtehenden Contraction wegen hat κεράννυμι in einigen Formen ein langes α: κέκρᾱκα, ἐκράθην.

Verba

a) mit angeſetztem

b) deren einfaches Thema

1) mit einem verbum mutum als Thema.			
δείκ-νυ-μι und δεικνύω ἐ-δείκ-νυ-ν und ἐδείκνυον	δείκ-νυ-μαι ἐ-δεικ-νύ-μην		ὄλ-λυ-μι *) ὤλ-λυ-ν
ΔΕΙΚ-Ω δέδειχα ἐδεδείχειν	δέδειγμαι ἐδεδείγμην		ΟΛΕΩ ὀλ-ώλ-εκα ὀλ-ωλ-έκειν
δείξω ἔδειξα	δείξομαι ἐδειξάμην	A. 1. ἐδείχθην F. 1. δειχθήσομαι F. 3. δεδείξομαι	ΟΛΩ ὀλῶ ΟΛΕΩ ὤλεσα
δεικτέος			Ableitungen: ὀλετήρ,

Vergl. ὀμόργνυμι, μίγνυμι, ζεύγνυμι, ἀνοίγνυμι, εἴργνυμι, πήγνυμι, ῥήγνυμι, πλήγνυμι gew. πλήσσω, Φράγνυμι beſſer Φράσσω. Man bemerke den durchgängig Statt findenden K-Laut vor -νυμι, -γνυμι.

*) Statt ὄλ-νυ-μι des Wohllaute

Vergl. αἴρω, ἄρνυμαι — πταίρω.

auf μι
-ννυ-μι oder -νυ-μι
ein verbum impurum iſt.

a) mit einem verbum liquidum (und purum) als Thema.			
(-λύω) vernichte. (-λυον)	ὄλ-λυ-μαι, Med. komme um ὠλ-λύ-μην	ὄμ-νυ-μι (-νύω) ὤμ-νυ-ν (-νυον)	ὄμ-νυ-μαι ὠμ-νύ-μην
pf. a. ΟΛΩ ὄλ-ωλ-α (zum Medium gehörig)	. . . .	ΟΜΟΩ ὀμ-ώμ-οκα ὀμ-ωμ-όκειν	ὀμ-ώμ-οσμαι, 3. P. ὀμώμοται ὀμ-ωμ-όσμην 3. P. ὀμώμοτο
(ΟΛΕΩ, ὀλέσω)	ὀλοῦμαι . . . . A. 2. ὠλόμην	ΟΜΩ ὀμοῦμαι, -εῖ, -εῖται ΟΜΟΩ ὤμοσα (Med. -ώμην)	A. 1. ὠμόθην F. 1. ὀμοθήσομαι
ὀλέσας ohne σ. Spätere haben den Aor. ὠλέσθην		ὀμοτέος (-ώμοτος in Compoſ.)	

wegen.
στόρνυμαι — στέρνυμι, ἔρνυμι.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vergleichung der Modi des Präſens

Activ.

	Indic.	Conj.	Opt.	Imperat.	Infin.	Partic.
A.	pr. ἵστημι a. ἔστην	ἱστῶ, -ῇς στῶ, -ῇς	ἱσταίην σταίην	(ἵσταθι) ἵστη, -άτω στῆθι (-στα) -ήτω	ἱστάναι στῆναι	ἱστάς, -άντος στάς, -άντος
E.	pr. τίθημι a. ἔθην	τιθῶ, -ῇς θῶ, -ῇς	τιθείην θείην	(τίθετι) τίθει, -έτω (θέτι) θές, -έτω	τιθέναι θεῖναι	τιθείς, -έντος θείς, -έντος
O.	pr. δίδωμι a. ἔδων	διδῶ, -ῷς δῶ, -ῷς	διδοίην δοίην	(δίδοθι) δίδου, -ότω (δόθι) δός, -ότω	διδόναι δοῦναι	διδούς, -όντος δούς, -όντος
Y.	pr. δείκνυμι a. fehlt (vergl. ἔδυν. p. 111)	fehlt (vergl. δύω)	fehlt (vergl. δύην)	(δείκνυθι) δείκνυ, -ύτω (vergl. δῦθι, -ύτω.)	δεικνύναι (vergl. δῦναι)	δεικνύς, -ύντος (vergl. δύς, -ύντος)

1) Die Form -στα ſtatt στῆθι kommt zuweilen in Compoſitis vor: παράστα, ἀνάστα, wie bei βαίνω.

2) Für τίθεθι ſteht τίθετι, wie für ἐθέθην, ἐτέθην p. 93. (Vergl. βουλεύθητι p. 66 mit Anm.)

3) Der einſylbige Imper. θές, δός wirft in der Zuſammenſetzung den Ton nicht über die vorletzte Sylbe zurück: περίθες, ἀπόδος.

4) Mit den Aoriſten vergleiche man die Imperfekte:

ἵστην — ἐτίθην, ἵην von ἵημι, ἝΩ — ἐδίδων — ἐδείκνυν
ἔστην ἔθην, ἧν ἔδων (ἔδυν von δύω).

und des zweiten Aoriſts (vergl. p. 92, 93. Anm. 3.)

Medium.

	Indic.	Conj.	Opt.	Imper.	Inf.	Part.
Α.	pr. ἵσταμαι a. ἐστάμην	ἱστῶμαι, -ῇ, -ῆται στῶμαι, -ῇ, -ῆται	ἱσταίμην σταίμην	ἵστασο, ἵστω, -άσθω στάσο, στῶ, -άσθω	ἵστασθαι στάσθαι	ἱστάμενος στάμενος
Ε.	pr. τίθεμαι a. ἐθέμην	τιθῶμαι, -ῇ, -ῆται θῶμαι, -ῇ, -ῆται	τιθείμην θείμην	τίθεσο, τίθου, -έσθω (θέσο) θοῦ, -έσθω	τίθεσθαι θέσθαι	τιθέμενος θέμενος
Ο.	pr. δίδομαι a. ἐδόμην	διδῶμαι, -ῷ, -ῶται δῶμαι, -ῷ, -ῶται	διδοίμην δοίμην	δίδοσο, δίδου, -όσθω (δόσο) δοῦ, -όσθω	δίδοσθαι δόσθαι	διδόμενος δόμενος
Υ.	pr. δείκνυμαι a. fehlt.	fehlt.	fehlt.	δείκνυσο, —, -ύσθω	δείκνυσθαι	δεικνύμενος

1) Der Aoriſt ἐστάμην kommt nicht vor und ſteht hier nur anderer Verba wegen, wie ἵσταμαι, ἐστάμην. Eine andere Form mit Vokallänge iſt ὀνίναμαι, ὠνήμην (ὠνάμην).

2) Der Infinitiv Aor. 2. behält den Accent auch in der Zuſammenſ. περιθέσθαι, ἀποδόσθαι.

3) Der Imperativ Aor. 2. behält den Accent in der Zuſammenſ. bei den zweiſylbigen Formen: προσθοῦ, προδοῦ, ἀφοῦ (von ἵημι), dagegen: πρόδοσθε, ἄφεσθε, περίθου, ἀπόδου.

4) Man vergleiche die Imperfekte:
ἱστάμην — ἐτιθέμην — ἐδιδόμην — ἐδεικνύμην
ἐστάμην ἐθέμην ἐδόμην (vergl. die dichteriſchen Formen: ἐλύμην von λύω, ἐσσύμην von σεύω, ἐχύμην von χέω).

Indic.	Conj.	Optat.	Imperat.	Indic.	Conj.	Optat.	Imperat.
ἵστημι ἵστης ἵστησι (ν)	ἱστῶ ἱστῇς ἱστῇ	ἱσταίην ἱσταίης ἱσταίη	. . . . . . (ἵσταθι) ἵστη ἱστάτω	τίθημι τίθης τίθησι (ν)	τιθῶ τιθῇς τιθῇ	τιθείην τιθείης τιθείη	. . . . . (τίθετι) τίθει τιθέτω
ἵσταμεν ἵστατε ἱστᾶσι (ν) (ſt. ἱστάασι)	ἱστῶμεν ἱστῆτε ἱστῶσι (ν)	ἱσταίημεν, -αῖμεν ἱσταίητε, -αῖτε ἱσταῖεν	. . . . . ἵστατε ἱστάτωσαν, und -άντων	τίθεμεν τίθετε τιθέασι (ν) und τιθεῖσι (ν)	τιθῶμεν τιθῆτε τιθῶσι (ν)	τιθείημεν, -εῖμεν τιθείητε, -εῖτε τιθεῖεν	. . . . . τίθετε τιθέτωσαν, und -έντων
. . . . ἵστατον ἵστατον	. . . ἱστῆτον ἱστῆτον	. . . . . . ἱσταίητον, -αῖτον ἱσταιήτην, -αίτην	. . . . . ἵστατον ἱστάτων	. . . . . τίθετον τίθετον	. . . . τιθῆτον τιθῆτον	. . . . . . τιθείητον, -εῖτον τιθειήτην, -είτην	. . . . . τίθετον τιθέτων
I. ἱστάναι P. ἱστάς, ἱστᾶσα, ἱστάν, G. -άντος				τιθέναι τιθείς, τιθεῖσα, τιθέν G. -έντος.			
ἵστην ἵστης ἵστη				ἐτίθην gewöhnl. ἐτίθουν von ΤΙΘΕΩ ἐτίθης ἐτίθεις ἐτίθη ἐτίθει			
ἵσταμεν ἵστατε ἵστασαν				ἐτίθεμεν ἐτίθετε ἐτίθεσαν			
. . . . . ἵστατον ἱστάτην				. . . . . . ἐτίθετον ἐτιθέτην			

Statt der Endung σαν des Imperfekts und zweiten Aoriſts haben Dorier und Dichter eine kürzere auf ν mit vorhergehendem kurzen Stammlaut: Von ἵημι, welches mit τίθημι zu vergleichen iſt, hat die 3. P. Pl. ἱᾶσι (ſt. ἱέασι) oder ἱεῖσι, Imperat. (ἕθι) ἵει, Imperf. ἵην und ἵουν von ἹΕΩ.

des Activs.

Indic.	Conj.	Optat.	Imperat.	Indic.	Conj. und Optat.	Imperat.
δίδωμι δίδως δίδωσι(ν)	διδῶ διδῷς διδῷ	διδοίην διδοίης διδοίη	. . . . (δίδοθι) δίδου διδότω	δείκνυμι δείκνυς δείκνυσι (ν)	von δεικνύω	. . . . . . (δείκνυθι) δείκνυ δεικνύτω
δίδομεν δίδοτε διδόασι (ν) und διδοῦσι (ν)	διδῶμεν διδῶτε διδῶσι(ν)	διδοίημεν, -οῖμεν διδοίητε, -οῖτε διδοῖεν	. . . . δίδοτε διδότωσαν und -όντων	δείκνυμεν δείκνυτε δεικνύασι(ν) und δεικνῦσι (ν)		. . . . . δείκνυτε δεικνύτωσαν und -ύντων
. . . . δίδοτον δίδοτον	. . . . διδῶτον διδῶτον	. . . . διδοίητον, -οῖτον διδοιήτην, -οίτην	. . . . δίδοτον διδότων	. . . . δείκνυτον δείκνυτον		. . . . . δείκνυτον δεικνύτων
διδόναι διδούς, διδοῦσα, διδόν G. -όντος				δεικνύναι δεικνύς, δεικνῦσα, δεικνύν G. -ύντος		
ἐδίδων gewöhnl. ἐδίδουν von ΔΙΔΟΩ ἐδίδως ἐδίδους ἐδίδω ἐδίδου				ἐδείκνυν gewöhnl. ἐδείκνυον von δεικνύω ἐδείκνυς ἐδείκνυες ἐδείκνυ ἐδείκνυε		
ἐδίδομεν ἐδίδοτε ἐδίδοσαν				ἐδείκνυμεν ἐδείκνυτε ἐδείκνυσαν		
. . . . . ἐδίδοτον ἐδιδότην				. . . . . ἐδείκνυτον ἐδεικνύτην		

ἐτίθεν für ἐτίθεσαν, vergl. p. 66, Anm. 2., p. 82, Anm. 4., p. 104, 105. p. 110, 111.

Präſens und Imperfekt

Indic.	Conj.	Opt.	Imperat.	Indic.	Conj.	Opt.	Imperat.
ἵσταμαι ἵστασαι, ἵστᾳ ἵσταται	ἱστῶμαι ἱστῇ ἱστῆται	ἱσταίμην *) ἱσταῖο ἱσταῖτο	. . . . . . ἵστασο, ἵστω ἱστάσθω	τίθεμαι τίθεσαι, τίθῃ τίθεται	τιθῶμαι *) τιθῇ τιθῆται	τιθείμην *) τιθεῖο τιθεῖτο	. . . . . τίθεσο, τίθου τιθέσθω
ἱστάμεθα ἵστασθε ἵστανται	ἱστώμεθα ἱστῆσθε ἱστῶνται	ἱσταίμεθα ἱσταῖσθε ἱσταῖντο	. . . . . ἵστασθε ἱστάσθωσαν, -άσθων	τιθέμεθα τίθεσθε τίθενται	τιθώμεθα τιθῆσθε τιθῶνται	τιθείμεθα τιθεῖσθε τιθεῖντο	. . . . . τίθεσθε τιθέσθωσαν, -έσθων
ἱστάμεθον ἵστασθον ἵστασθον	ἱστώμεθον ἱστῆσθον ἱστῆσθον	ἱσταίμεθον ἱσταῖσθον ἱσταίσθην	. . . . . ἵστασθον ἱστάσθων	τιθέμεθον τίθεσθον τίθεσθον	τιθώμεθον τιθῆσθον τιθῆσθον	τιθείμεθον τιθεῖσθον τιθείσθην	. . . . . τίθεσθον τιθέσθων
I. ἵστασθαι P. ἱστάμενος				τίθεσθαι τιθέμενος			
ἱστάμην ἵστασο, ἵστω ἵστατο				ἐτιθέμην ἐτίθεσο, ἐτίθου ἐτίθετο			
ἱστάμεθα ἵστασθε ἵσταντο				ἐτιθέμεθα ἐτίθεσθε ἐτίθεντο			
ἱστάμεθον ἵστασθον ἱστάσθην				ἐτιθέμεθον ἐτίθεσθον ἐτιθέσθην			

---

*) Gewöhnl. ἱσταίμην, ἵσταιο, ἵσταιτο u. ſ. w. So alle andern, z. B. δύναμαι, δύνωμαι, δυναίμην, δύναιο.

*) Att. Conj. τίθωμαι, τίθῃ, τίθηται, u. ſ. w. Opt. τιθοίμην, τίθοιο, τίθοιτο u. ſ. w.

Die kürzeren Formen der zweiten Perſon ſind durch Ausſtoßung des σ und Zuſammenziehung entſtanden, wie p. 60 gezeigt worden, ἵστασαι, ἵστααι, Von δύναμαι und ἐπίσταμαι braucht man in der Proſa nur δύνασαι, ἐπίστασαι (dicht. —ᾳ, —ῃ) impf. gew. ἐδύνω, ἠδύνω — ἠπίστω imperat.

des Mediums und Paſſivs.

Indic.	Conj.	Opt.	Imperat.	Indic.	Conj. und Opt.	Imperat.
δίδομαι δίδοσαι δίδοται	διδῶμαι *) διδῷ διδῶται	διδοίμην *) διδοῖο διδοῖτο	. . . . . δίδοσο, δίδου διδόσθω	δείκνυμαι δείκνυσαι δείκνυται	von δεικνύω	. . . . . δείκνυσο δεικνύσθω
διδόμεθα δίδοσθε δίδονται	διδώμεθα διδῶσθε διδῶνται	διδοίμεθα διδοῖσθε διδοῖντο	. . . . . δίδοσθε διδόσθωσαν, -όσθων	δεικνύμεθα δείκνυσθε δείκνυνται		. . . . . δείκνυσθε δεικνύσθωσαν, -ύσθων
διδόμεθον δίδοσθον δίδοσθον	διδώμεθον διδῶσθον διδῶσθον	διδοίμεθον διδοῖσθον διδοίσθην	. . . . . δίδοσθον διδόσθων	δεικνύμεθον δείκνυσθον δείκνυσθον		. . . . . δείκνυσθον δεικνύσθων
δίδοσθαι διδόμενος				δείκνυσθαι δεικνύμενος		
ἐδιδόμην ἐδίδοσο, ἐδίδου ἐδίδοτο				ἐδεικνύμην ἐδείκνυσο ἐδείκνυτο		
ἐδιδόμεθα ἐδίδοσθε ἐδίδοντο				ἐδεικνύμεθα ἐδείκνυσθε ἐδείκνυντο		
ἐδιδόμεθον ἐδίδοσθον ἐδιδόσθην				ἐδεικνύμεθον ἐδείκνυσθον ἐδεικνύσθην		

---

*) Att. Conj. δίδωμαι, δίδῳ, δίδωται u. ſ. w.
Opt. διδοίμην, δίδοιο, δίδοιτο.

ἱστῇ — ἱστῆται, ἱστῶμαι, ἱστῇ — ἱσταῖτο, ἱσταῖο u. ſ. w.
ἐπίστω.

Indic.	Conj.	Opt.	Imperat.	Ind.	Conj.	Opt.	Imperat.
ἔστην	στῶ	σταίην	. . . . . .	(ἔθην) *)	θῶ	θείην	. . . . .
ἔστης	στῇς	σταίης	στῆθι (παρά-στα)	(ἔθης)	θῇς	θείης	(θέτι) θές
ἔστη	στῇ	σταίη	στήτω	(ἔθη)	θῇ	θείη	θέτω
ἔστημεν	στῶμεν	σταίημεν, σταῖμεν	. . . . . .	ἔθεμεν	θῶμεν	θείημεν, θεῖμεν	. . . . . .
ἔστητε	στῆτε	σταίητε, σταῖτε	στῆτε	ἔθετε	θῆτε	θείητε, θεῖτε	θέτε
ἔστησαν	στῶσι(ν)	σταῖεν	στήτωσαν, στάντων	ἔθεσαν	θῶσι(ν)	θεῖεν	θέτωσαν, θέντων
. . . .	. . . .	. . . .	. . . . . .	. . . .	. . . .	. . . . .	. . . . .
ἔστητον	στῆτον	σταίητον, σταῖτον	στῆτον	ἔθετον	θῆτον	θείητον, θεῖτον	θέτον
ἐστήτην	στῆτον	σταιήτην, σταίτην	στήτων	ἐθέτην	θῆτον	θειήτην, θείτην	θέτων
I. στῆναι				θεῖναι (aus -έναι verlängert; dagegen δῦναι p. 110)			
P. στάς, στᾶσα, στάν G. στάντος				θείς, θεῖσα, θέν G. θέντος			

---

1) Der Aoriſt ἔστην weicht dadurch, daß er den Vokal nicht verkürzt, von der Analogie des Imperfekts und der beiden andern Aoriſte ἔθην und Comp. auch abkürzt: κατάβα, πρόβα) — σκέλλω, ἔσκλην — φθάνω, ἔφθην — ΤΛΑΩ, ἔτλην — ζάω hat im Imper. auch ζῆθι nach στῆθι.

2) Mit ἔθην iſt zu vergleichen ἧν von ἵημι im Sing. ungebräuchlich, Pl. ἕμεν, ἕτε, ἕσαν gew. in Comp. mit Augm. εἷμεν, εἷτε, εἷσαν: καθεῖμεν; nach den Grammatikern: ἕς.

3) Die kürzere Form der 3. P. Pl. (p. 100) iſt ἔσταν, ἔθεν, ἔδον (vergl. ἔδυν p. 110).

*) Dafür P. 1. ἔθηκα, -ας, -ε; ſo auch ἧκα, -ας, -ε für ἧν u. ſ. w.

des Activs.

Indic.	Conj.	Opt.	Imperat.	
(ἔδων) *)	δῶ	δοίην	. . . . .	Der Aor. 2. von δείκνυμι fehlt.
(ἔδως)	δῷς	δοίης	(δόθι) δός	
(ἔδω)	δῷ	δοίη	δότω	
ἔδομεν	δῶμεν	δοίημεν, δοῖμεν	. . . . .	
ἔδοτε	δῶτε	δοίητε, δοῖτε	δότε	
ἔδοσαν	δῶσι (ν)	δοῖεν	δότωσαν, δόντων	
. . . .	. . . .	. . . .	. . . . .	
ἔδοτον	δῶτον	δοίητον, δοῖτον	δότον	
ἐδότην	δῶτον	δοιήτην, δοίτην	δότων	
δοῦναι (aus -όναι verlängert; dagegen γνῶναι p. 111). δούς, δοῦσα, δόν G. δόντος.				

ἔδων ab und gehört eigentlich zu den p. 110 und 111 aufgeſtellten Aoriſten. Vergl. ἔστημεν, ἔστην — βαίνω, ἔβην (welches den Imper. in

ἀφῶμεν C. ὦ Opt. εἵην, -ης, -η, εἷμεν für εἵημεν u. ſ. w. den Imp. ἕς, ἄφες Inf. εἷναι Part. εἵς. Wie δός hat ἔχω, ἔσχον: σχές und φρές

---

*) Dafür N. 1. ἔδωκα, -ας, -ε.

Indic.	Conj.	Opt.	Imperat.	Indic.	Conj.	Opt.	Imperat.
ἐστάμην	στῶμαι	σταίμην	. . . . .	ἐθέμην	θῶμαι	θείμην	. . . . .
ἔστασο, ἔστω	στῇ	σταῖο	στάσο, στῶ	(ἔθεσο) ἔθου	θῇ	θεῖο	(θέσο) θοῦ
ἔστατο	στῆται	σταῖτο	στάσθω	ἔθετο	θῆται	θεῖτο	θέσθω
ἐστάμεθα	στώμεθα	σταίμεθα	. . . . .	ἐθέμεθα	θώμεθα	θείμεθα	. . . . .
ἔστασθε	στῆσθε	σταῖσθε	στάσθε	ἔθεσθε	θῆσθε	θεῖσθε	θέσθε
ἔσταντο	στῶνται	σταῖντο	στάσθωσαν, στάσθων	ἔθεντο	θῶνται	θεῖντο	θέσθωσαν, θέσθων
ἐστάμεθον	στώμεθον	σταίμεθον	στάσθον	ἐθέμεθον	θώμεθον	θείμεθον	. . . . .
ἔστασθον	στῆσθον	σταῖσθον	στάσθων	ἔθεσθον	θῆσθον	θεῖσθον	θέσθον
ἐστάσθην	στῆσθον	σταίσθην	. . . . .	ἐθέσθην	θῆσθον	θείσθην	θέσθων
I. στάσθαι				θέσθαι			
P. στάμενος.				θέμενος			

Daß der Aoriſt ἐστάμην nicht vorkommt, iſt ſchon p. 99 bemerkt. Wirklich vorkommende Aoriſte dieſer Art ſind: ἐπτάμην von ἵπταμαι, πέταμαι, -πτο, ὀναίμην, ὄνασθαι, ὀνάμενος — ἐφάμην von φημί, wovon die Attiker nur φάμενος brauchen.

Mit ἐθέμην iſt zu vergleichen ἕμην gew. in Comp. mit Augm. εἵμην von ἵημι C. ὧμαι Imp. οὗ (in Compoſ. προοῦ, πρόεσθε p. 99. A. 3.)

des Mediums.

Indic.	Conj.	Opt.	Imperat.	
ἐδόμην (ἔδοσο) ἔδου ἔδοτο	δῶμαι δῷ δῶται	δοίμην δοῖο δοῖτο	. . . . . . (δόσο) δοῦ δόσθω	Der Aor. 2. von δείκνυμι fehlt.
ἐδόμεθα ἔδοσθε ἔδοντο.	δώμεθα δῶσθε δῶνται	δοίμεθα δοῖσθε δοῖντο	. . . . . . δόσθε δόσθωσαν, δόσθων	
ἐδόμεθον ἔδοσθον ἐδόσθην	δώμεθον δῶσθον δῶσθον	δοίμεθον δοῖσθον δοίσθην	. . . . . . δόσθον δόσθων	
δόσθαι δόμενος				

ſiege — ἐπριάμην, kaufte (defektiv. Aor.) πρίωμαι, πριαίμην, πρίασο, πρίασθαι, πριάμενος — ὠνάμην von ὀνίνημι, nütze, beſſer: ὠνήμην, -ησο,

ἦσθαι, ἤμενος.

Perfectum.				Plusquamp.
Indic.	Conj.	Opt.	Imperat.	
ἙΣΤΑΑ von ἵστημι	ἑστῶ	ἑσταίην	. . . . .	ἙΣΤΑΕΙΝ
ἙΣΤΑΑΣ	ἑστῇς	ἑσταίης	ἕσταθι	ἙΣΤΑΕΙΣ
ἙΣΤΑΕ	ἑστῇ	ἑσταίη	ἑστάτω	ἙΣΤΑΕΙ
ἕσταμεν (ſt. ἑστάαμεν)	ἑστῶμεν	ἑσταίημεν, -αῖμεν	. . . . .	ἕσταμεν (ſt. ἑστάειμεν (u. ſ. w.)
ἕστατε (ſt. ἑστάατε)	ἑστῆτε	ἑσταίητε, -αῖτε	ἕστατε	ἕστατε
ἑστᾶσι(ν) (ſt. ἑστάασι)	ἑστῶσι(ν)	ἑσταῖεν	ἑστάτωσαν, -άντων	ἕστασαν
. . . . .	. . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
ἕστατον (ſt. ἑστάατον)	ἑστῆτον	ἑσταίητον, -αῖτον	ἕστατον	ἕστατον
ἕστατον	ἑστῆτον	ἑσταιήτην, -αίτην	ἑστάτων	ἑστάτην

I. ἑστάναι (ſt. ἑσταέναι)

P. ἑστώς (ſt. ἑσταώς) ἑστῶσα, ἑστός und ἑστός *) G. ἑστῶτος ion. ἑστεώς, ἑστεῶσα, ἑστεώς G. -ῶτος

Vergl. θνήσκω, τέθνηκα, ΤΕΘΝΑΑ — βαίνω, βέβηκα, ΒΕΒΑΑ — ΤΛΑΩ, τέτληκα, ΤΕΤΛΑΑ — γίγνομαι, γέγονα, ΓΕΓΑΑ — μέμονα, (ion.) gedenke, ΜΕΜΑΑ. — Von τέθνηκα iſt das joniſche Particip auch den Attikern geblieben: τεθνηκώς oder τεθνεώς (nicht τεθνώς).

---

*) ἑστός ungrammatiſch, da es aus ἑσταός zuſammengezogen ſeyn ſoll, aber nach den beſten und älteſten Handſchriften. (So auch τεθνεός bei Herod.)

Perfekte.

Perfectum.		Plusq.	Perfectum.		Plusq.
Indicat.	Imperat.		Indicat.	Conj.	
δέδια von ΔΕΙΩ. δέδιας δέδιε	. . . . δέδιθι	ἐδεδίειν ἐδεδίεις ἐδεδίει	κέκραγα von κράζω κέκραγας κέκραγε	. . . . κέκραχθι κεκράχθω	ἐκεκράγειν ἐκεκράγεις ἐκεκράγει
δέδιμεν (ſt. δεδίαμεν) δέδιτε (ſt. δεδίατε) δεδίασι (ν)		ἐδέδιμεν (ſt. ἐδεδίειμεν ἐδέδιτε u. ſ. w.) ἐδέδισαν	κεκράγαμεν, κέκραγμεν κεκράγατε, κέκραχθε κεκράγασι (ν)	. . . . κέκραχθε u. ſ. w.	ἐκεκράγειμεν, ἐκέκραγμεν ἐκεκράγειτε, ἐκέκραχθε ἐκεκράγεισαν, -εσαν
. . . . . δέδιτον (ſt. δεδίατον) δέδιτον		. . . . . ἐδέδιτον ἐδεδίτην	. . . . . κεκράγατον, κέκραχθον κεκράγατον, κέκραχθον		. . . . . ἐκεκράγειτον, ἐκέκραχθον ἐκεκραγείτην, ἐκεκράχθην
I. δεδιέναι P. δεδιώς, -υῖα, -ός G. -ότος			κεκραγέναι κεκραγώς		

Die Formen κέκραχθε, κεκράχθω ſind angenommen nach der Analogie von ἄνωγα, ἄνωχθε, ἀνώχθω — ἐγρήγορα, ἐγρήγορθε. Dieſe Formen haben das Anſehen einer Paſſivform, wie πέπλεχθε, πεπλέχθω p. 81 τετέκμαρθε p. 90, womit man ſie nicht verwechſeln muß.

1) A, διδράσκω, ΔΡΑ-Ω				2) E, σβέννυμι, ΣΒΕ-Ω			
Indic.	**Conj.**	**Opt.**	**Imperat.**	**Indic.**	**Conj.**	**Opt.**	**Imperat.**
ἔδρᾱν	δρῶ	δραίην	. . . . .	ἔσβην	σβῶ	σβείην	. . . . .
ἔδρᾱς	δρᾷς	δραίης	δρᾶθι	ἔσβης	σβῇς	σβείης	σβῆθι
ἔδρᾱ	δρᾷ	δραίη	δράτω	ἔσβη	σβῇ	σβείη	σβήτω
ἔδρᾱμεν	δρῶμεν	δραίημεν, -αῖμεν	. . . . .	ἔσβημεν	σβῶμεν	σβείημεν, -εῖμεν	. . . . .
ἔδρᾱτε	δρᾶτε	δραίητε, -αῖτε	δρᾶτε	ἔσβητε	σβῆτε	σβείητε, -εῖτε	σβῆτε
ἔδρᾱσαν	δρῶσι(ν)	δραῖεν	δράτωσαν, -άντων	ἔσβησαν	σβῶσι (ν)	σβεῖεν	σβήτωσαν, -έντων
. . .	. . .	. . . . .	. . . . .	. . .	. . .	. . . . .	. . . . .
ἔδρᾱτον	δρᾶτον	δραίητον, -αῖτον	δρᾶτον	ἔσβητον	σβῆτον	σβείητον, -εῖτον	σβῆτον
ἐδράτην	δρᾶτον	δραιήτην, -αίτην	δράτων	ἐσβήτην	σβῆτον	σβειήτην, -είτην	σβήτων
I. δρᾶναι				σβῆναι			
P. δράς, δρᾶσα, δράν G. -άντος				σβείς, σβεῖσα, σβέν G. -έντος			

---

1) Der Aoriſt ἔδραν geht nach ἔστην, nur daß er das lange α, des vorhergehenden ρ wegen, nicht in η verwandelt (das joniſche ἔδρην geht daher des Indicativs und im Imperativ den Vokal nicht verkürzen wie ἔθην, ἔθεμεν — ἔδων, ἔδομεν.

2) Auch hier findet die kürzere Form der 3. Perſ. Plur. Statt: ἔδρᾰν, ἔσβεν, welches erſtere nach den Grammatikern ſogar attiſch iſt. (Eine

3) Mit ἔδραν vergleiche man ἐγήρᾱν von γηράσκω, mit ἔγνων — ἥλων, ἑάλων von ἁλίσκομαι, ἐβίων von βιόω (Optat. βιῴην), ἔβρων von ſind die dichteriſchen Formen: ἔκτᾱν von κτείνω, 3. pl. wieder ἔκτᾰν (ſt. -ασαν) κτάναι (κτάμεν, κτάμεναι) und οὖταν von οὐτάω.

4) Zur Analogie obiger Imperativformen auf -θι gehört πῖθι vom Aoriſt ἔπιον des Verbi πίνω. Dichter haben κλύω, höre, ἔκλυον als Aor.

3) Ο, γιγνώσκω, ΓΝΟ-Ω				4) Υ, δύω, δύ-ω			
Indic.	**Conj.**	**Opt.**	**Imperat.**	**Ind.**	**Conj.**	**Opt.**	**Imperat.**
ἔγνων ἔγνως ἔγνω	γνῶ γνῷς γνῷ	γνοίην (aber βιῴην) γνοίης γνοίη	. . . . . . γνῶθι γνώτω	ἔδυν ἔδυς ἔδυ	δύω δύῃς δύῃ	δύην (ſt. δυίην) δύης δύη	. . . . . δῦθι δύτω
ἔγνωμεν ἔγνωτε ἔγνωσαν	γνῶμεν γνῶτε γνῶσι (ν)	γνοίημεν, -οῖμεν γνοίητε, -οῖτε γνοῖεν	. . . . . γνῶτε γνώτωσαν, -όντων	ἔδυμεν ἔδυτε ἔδυσαν	δύωμεν δύητε δύωσι (ν)	δύημεν, δῦμεν δύητε, δῦτε δῦεν	. . . . . δῦτε δύτωσαν, δύντων
. . . . ἔγνωτον ἐγνώτην	. . . . γνῶτον γνῶτον	. . . . . γνοίητον, -οῖτον γνοιήτην, -οίτην	. . . . γνῶτον γνώτων	. . . . ἔδυτον ἐδύτην	. . . . δύητον δύητον	. . . . δύητον, δῦτον δυήτην, δύτην	. . . . . δῦτον δύτων
γνῶναι γνούς, γνοῦσα, γνόν G. -όντος (das ion. ἔπλων von πλώω hat πλώς)				δῦναι δύς, δῦσα, δύν G. -ύντος.			

ganz nach ἔστην: δρῆναι, δραίην, δράς.) Ἔστην ſelbſt aber gehört ganz in die Analogie der hier aufgeführten Aoriſte, die nehmlich im Pl. und Dual

Ausnahme ſcheint ἔγνων ſt. -ωσαν zu ſeyn. Buttm. ausführl. Gr. 2. B. Zuſatz zu §. 110. Anm. 3.)

βιβρώσκω, mit ἔδυν — ἔφυν von φύω. Beiſpiele von durchherrſchender Kürze des Vokals, wie ἔδραν und ἐγήραν mit durchherrſchender Länge,

κλῦθι, κλῦτε, mit Aoriſtreduplic. κέκλυθι, κέκλυτε.

Wortverzeichniß für die Deklinationen und Conjugationen.

Zu p. 8 und 9.

κίστη, Kiſte Pl. κίσται
κόρη, Mädchen.
στέγη, Dach, Decke.
πύλη, Thor.
ζώνη, Gürtel Pl. ζῶναι.
λύπη, Trauer.
νίκη, Sieg.
κώμη, Dorf.
ὀργή, Zorn.
σχολή, Muſe.
ψυχή, Seele, Leben.
ἀδελφή, Schweſter.
γαλῆ, Wieſel, Marder.
λεοντῆ, Löwenhaut.
ἀδελφιδῆ, Bruder- oder Schweſtertochter.
θυγατριδῆ, Enkelin. (Tochtertochter.)
ἀνεψιαδῆ, Tochter eines Geſchwiſterkindes.
φιλία, Freundſchaft, Pl. φιλίαι
πέτρα, Fels.
ἡμέρα, Tag.
πτελέα, Ulme.
χώρα, Platz, Land, Pl. χῶραι.
ὥρα, Stunde.
τιάρα, Tiara, Turban.
βασιλεία, Regierung.
ἀγορά, Markt.
πλευρά, Seite.
σκιά, Schatten.
χαρά, Freude.
ἀνεψιά, Geſchwiſtertochter.
Ἀθηνᾶ, Minerva.
σφαῖρα, Kugel, Gen. σφαίρας.
μοῖρα, Antheil.
μυῖα, Mücke.
χλαῖνα, Ueberrock.
ἄρουρα, Acker, Gen. ἀρούρας.
γέφυρα, Brücke.
βασίλεια, Königin (vergl. βασιλεία).
ἄγκυρα, Anker, ancora.
ψάλτρια, Spielerin (auf Saiten).
δόξα, Meinung, Gen. δόξης.
ῥίζα, Wurzel.
κίσσα, att. κίττα, Häher.
βύρσα, Fell.
γλῶσσα, att. γλῶττα, Zunge, Gen. γλώσσης.
παῦλα, Raſt.
αἶσα, das Zugetheilte, das Verhängniß.
βῆσσα, Waldthal.
ἄκανθα, Dorn, Gen. ἀκάνθης.
ἅμιλλα, Kampf.
θάλασσα, att. θάλαττα, Meer.
μέλισσα, att. μέλιττα, Biene.
μέριμνα, Sorge.

Zu p. 10 und 11.

Σκύθης, Scythe.
γεωμέτρης, Landmeſſer.
παιδοτρίβης, Knabenlehrer.
φαρμακοπώλης, Apotheker.

βιβλιοπώλης, Buchhändler.
πύκτης, Fauſtkämpfer, pugil.
κτίστης, Stifter.
πολίτης, Bürger.
τεχνίτης, Künſtler.
ἀθλητής, Kämpfer.
μαθητής, Schüler.
ἀδολέσχης, Schwätzer.
Ἀγχίσης, Anchiſes.
Ἀριστείδης, Ariſtides.
Κεκροπίδης, Cecropide.
Μίδας, Midas.
ταμίας, Verwalter, Anordner.
πατραλοίας, Vatermörder.
Ἀννίβας, Hannibal.
Σύλλας, α, Sylla.

Zu p. 12. und 13.

ὁ νότος, Südwind, notus.
ὁ καρκίνος, Krebs.
ἡ νόσος, Krankheit.
ἡ γνάθος, Kinnlade.
ὁ, ἡ ἵππος, Pferd.
ἡ ἵππος, Reiterei, equitatus.
ὁ λίθος, Stein.
ἡ λίθος, Edelſtein.
ὁ ἆθλος, Kampf.
ὁ οἶκος, Haus.
ὁ ταῦρος, Stier.
ἡ νῆσος, Inſel.
ὁ ἀετός, Adler.
ὁ σπασμός, Krampf.
ἡ ὁδός, Weg.
ἡ δοκός, Balken.
ἡ (ὁ) ῥινός, Fell.
ὁ χρυσός, Gold.
ὁ ἀδελφός, Bruder.
ὁ ἀνεψιός, Geſchwiſterſohn.
ὁ ἄγγελος, Bote.
ὁ ἄργυρος, Silber.
ὁ κρύσταλλος, Eis.
ἡ (ὁ) κρύσταλλος, Kryſtall.
ὁ λέκιθος, Erbſenbrei.
ἡ λέκιθος, Dotter.
ἡ διάλεκτος (φωνή), Dialekt.
ἡ ἤπειρος (χώρα) das feſte Land.
τὸ ἴον, Veilchen.
ξύλον, Holz.
χρυσίον, Gold.
παιδίον, Kind.
ῥόδον, Roſe.
ἆθλον, Kampfpreis (vergl. ἆθλος).
μῆλον, Apfel (Dor. μᾶλον, malum).
δεῖπνον, Mahl.
ἀγγεῖον, Gefäß.
πτερόν, Flügel.
ξυρόν, Scheermeſſer.
φυτόν, Pflanze.
ποτόν, Trank.
φάρμακον, Arznei.
ἀργύριον, Silber, Silbermünze.
ἱμάτιον, Oberkleid.
μόριον, Theil.
ὁ νόος, νοῦς, Verſtand.
ὁ ῥόος, ῥοῦς, Strömung (über ῥοῦς, Sumach ſ. p. 25.)
ὁ ἀδελφιδέος, —οῦς, Neffe (vergl. ἀδελφιδῆ).
ὁ θυγατριδοῦς, Enkel (Tochterſohn) (vergl. θυγατριδῆ).
ὁ ἀνεψιαδοῦς, Sohn eines Geſchwiſterkindes (vergl. ἀνεψιαδῆ).

τὸ κάνεον, κανοῦν, Korb.
ὁ ναός, νεώς, Tempel.
ὁ λαός, λεώς, Volk (vergl. ἵλαος, ἵλεως p. 27. und ναῦς G. νηός att. νεώς p. 85.)
ὁ λαγώς, Haſe. Acc. —ων und —ω.
ὁ κάλως, Tau. Pl. auch κάλοι und κάλωες.
πάτρως, (patruus) und μήτρως, väterlicher, mütterlicher Oheim. G. —ω und —ωος Pl. —ωες.
Μίνως, Minos. G. —ω und —ωος.
ὁ ταώς, Pfau. Pl. auch ταοί. Andere Form: ταών, —ῶνος.
ὁ τυφώς, Wirbelwind. Andere Form: τυφών, —ῶνος.
ἡ ἅλως, Tenne. G. —ω und —ωος. Pl. auch αἱ ἅλοι. Andere Form: ἅλων, —ωνος.
ἡ ἕως, Morgenröthe.
ἡ Κέως, Keos.
ἡ Κῶς, Kos.
ὁ Ἄθως (lang α) der Athos.

Zu §. 14. ff.

I.

ὁ φώρ, Dieb, fur.
ὁ ψάρ, Staar.
ὁ θώς, Schakal. (Gen. Pl. und Du. ſ. unter θήρ).
ὁ κρατήρ, —ῆρος, Miſchkeſſel.
ὁ ζωστήρ, Gürtel.
ὁ σπινθήρ, Funke.

II.

ὁ ἡγήτωρ, Führer.
ὁ ἀήρ, Luft, Dunſt.
Andere ſ. unter III.

III.

ὁ ἀγκών, Ellbogen.
ὁ κλών, Aſt.
ὁ Ἕλλην, Grieche.
ὁ παιάν, —ᾶνος, Päan.
ὁ μόσυν, —υνος, Holzthurm.
ὁ ἄξων, —ονος, Axe.
ἡ χελιδών, —όνος, Schwalbe.
ὁ ποιμήν, —ένος, Schäfer.
ὁ λιμήν, —ένος, Hafen.
ἡ Σαλαμίς, —ῖνος, Salamis.
ἡ ῥίς, Naſe, Acc. ῥῖνα.
ἡ ἀκτίς, Sonnenſtrahl.
ὁ Φόρκυς, —υνος, Phorkys.
ἡ Γόρτυς, —υνος, Gortys.

IV. p. 16 und 17.

ἡ Ἑλλάς, —άδος, Hellas, Griechenland.
αἱ Πλειάδες, die Plejaden.
ἡ δαίς, —τός, Mahlzeit.
ὁ ἡ παῖς, —δός, Kind (Pl. ſ. unter θήρ).
ὁ πούς, ποδός, Dat. Pl. ποσί, Fuß.
ἡ χάρις, —ιτος, Huld.
ἡ ἔρις, —ιδος, Zank.
ἡ κηλίς, ῖδος, Fleck.
ἡ κνημίς, —ῖδος, Beinſchiene.
ἡ χλαμύς, —ύδος, Kriegskleid.
ἡ δαγύς, —ῦδος, Puppe (Docke).
ὁ, ἡ ὄρνις, —ιθος, Vogel.
ἡ κόμυς, —υθος, Büſchel.
τὸ στόμα, —ατος, Mund.
τὸ κῦμα, κύματος, Welle.
τὸ ὄνομα, ὀνόματος, Name.
τὸ μέλι, —ιτος, Honig, mel.

τὸ φῶς, —τός, Licht (Pl. ſ. unt. ϑήρ).
τὸ οὖς, ὠτός, Ohr (Pl. ſ. unt. ϑήρ).
τὸ οὖϑαρ, —ατος, Euter.
τὸ ἧπαρ, —ατος, Leber.
τὸ σκώρ, σκατός, Koth.
τὸ ὕδωρ, ὕδατος, Waſſer.
τὸ γόνυ, γόνατος, Knie.
τὸ δόρυ, δόρατος, Spies.
Αἴας, —αντος, Ajax. Voc. Αἶαν.
ὁ ἀνδριάς, —άντος, Bildſäule, Dat. Plur. ἀνδριᾶσιν.
ὁ ἱμάς, —άντος, Riemen.
ὁ δράκων, —οντος, Drache.
ὁ ϑεράπων, —οντος, Diener.
ὁ ὀδούς, —όντος, Zahn. Dat. Pl. ὀδοῦσιν (in ion. Proſa ὀδών, —όντος wie die andern).

V. p. 18.

ἡ ὤψ, —πός, Geſicht.
ἡ φλέψ, —βός, Ader.
ἡ χέρνιψ, —βος, Waſchwaſſer, Weihwaſſer.
ἡ λαῖλαψ, —πος, Sturm.
ἡ καλαῦροψ, —πος, Hirtenſtab.

V. p. 19.

ἡ σάρξ, —κός, Fleiſch.
ὁ κόραξ, —κος, Rabe.
ὁ οἴαξ, —ακος, Steuergriff.
ἡ αὖλαξ, —κος, Furche.
ὁ βόμβυξ, —υκος. Seidenwurm.
ὁ κῆρυξ, —υκος, Herold.
ἡ (ὁ) αἴξ, —γός, Ziege.
ἡ φλόξ, —γος, Flamme.
ὁ ὄρτυξ, —γος, Wachtel.
ἡ (ὁ) βήξ, —χός, Huſten.
ἡ πτύξ, —υχός, Falte.
ἡ λύγξ, —γγός, der Schlucken.
ὁ λύγξ, —γκός, Luchs, lynx.
ὁ λάρυγξ, —γγος, Kehle.

VII. p. 20.

ἡ γαστήρ, Bauch.
ὁ, ἡ ἈΡΗΝ, ἀρνός, Lamm (ſ. Anm. 2.)

VIII. 1) p. 21.

Σωκράτης, Sokrates.
Διογένης, Diogenes.
Ἡρακλῆς, Hercules.
Σοφοκλῆς, Sophokles.
Νικοκλῆς, Nikokles.

VIII. 2) p. 22.

τὸ γένος, Geſchlecht.
κάλλος, Schönheit.
ὄρος, Berg.
χεῖλος, Lippe.
ψεῦδος, Lüge.
ἦϑος, Sitte.

VIII. 3) p. 22.

τὸ τέρας, —ατος, Wunder, Pl. τέρατα, τέρα, τερῶν.
γέρας (—αος) —ως, Ehre.
γῆρας (—αος) —ως, Alter.
σκέπας, —αος, Decke.
σέλας, —αος, Glanz.

VIII. 4) p. 23.

ἡ ἠώς, Morgenröthe.
Λητώ, Latona.
κομμώ, Schmückerin.
Γοργώ, Gorgo, (auch —ών, —όνος).
πειϑώ, Ueberredung.
Σαπφώ, Sappho.

VIII. 5) 1) p. 24.

ὁ πόσις, —ιος, Gatte, Dat. πόσει (nicht πόσεϊ, πόσι).

ὁ κίς, κιός, κίν, Holzwurm. Pl. κίες (κῖς, die einſylbigen gew. ohne Contrakt.)
ὁ βότρυς, —υος, Traube. Pl. βότρυς.
ὁ στάχυς, Aehre.
ἡ πίτυς, Fichte.
ἡ γένυς, Kinnlade.
ὁ μῦς, μυός, μῦν, Maus, Pl. μύες (μῦς).
ἡ δρῦς, δρυός, Eiche.

VIII. 5) a) und b).

ἡ πρᾶξις, πράξεως, Handlung.
ἡ ὄψις, Geſicht.
ὁ μάντις, Seher.
ἡ ποίησις, Poeſie.
ἡ φύσις, Natur.
ὁ πέλεκυς, Beil.
αἱ ἐγχέλεις, Aale.
οἱ πρέσβεις, Geſandte.
τὸ κόμμι, Gummi.
τὸ πέπερι, Pfeffer, piper.

VIII. 6) p. 26.

ὁ ἱππεύς, Reiter.
ὁ ἱερεύς, Prieſter.
ὁ ἀγρεύς, Jäger, Fiſcher.
οἱ ἀριστῆς, optimates.
ὁ ἁλιεύς, Fiſcher (gehe nach βασιλεύς, nicht nach χοεύς: ἁλιέα, ἁλιέας).
ὁ ἀγυιεύς, Altar vor der Hausthüre (nach χοεύς: ἀγυιῶς, —ᾶ, —ᾶς).
ὁ Πειραιεύς, der Piräus (eben ſo).

Adjektiva.

μόνος, 3, allein.
φίλος, 3, lieb.
ἀθρόος, 3, verſammelt.
δῆλος, 3, offenbar.
λεῖος, 3, glatt, laevis.
θεῖος, 3, göttlich.
γυμνός, 3, nackend.
θοός, 3, ſchnell.
δεξιός, 3, recht, dexter.
ἀριστερός, 3, link.
ἐλαφρός, 3, leicht.
ἴδιος, 3, eigen.
ἄθλιος, 3, unglücklich.
γνώριμος, 2, bekannt.
ὠφέλιμος, 2, vortheilhaft, nützlich.
διάλευκος, mit weiß gemiſcht (hat als Zuſammengeſetztes nur zwei Endungen, dagegen λευκός, —ή, —όν).
ἐπιδεικτικός, zur Schau ausſtellend (die abgeleiteten auf —κός haben ausnahmsweiſe die drei Endungen).
χάλκεος, χαλκοῦς, ehern.
λίθεος, ſteinern.
λίνεος, leinen, lineus.
πορφύρεος, purpurn.
ἐρέεος, wollen.
ἁπλόος, einfach.
διπλόος, zweifach.
τριπλόος, dreifach.
τετραπλόος, vierfach u. ſ. w.
ἄπλοος, ἄπλους, unſchiffbar.
ἄνοος, ſinnlos.
εὔνοος, gutgeſinnt.
χρυσόγεως, mit Golderde.
εὔγεως, mit fruchtbarem Boden.

ἀξιόχρεως, der Sache gemäß.
μέλας, —αινα, —αν, ſchwarz.
τέρην, —εινα, —εν, G. —ενος, zart.
ὁ, ἡ ἄῤῥην, oder ἄρσην N. ἄῤῥεν oder ἄρσεν, G. —ενος, männlich.

ἐλεήμων, mitleidig.
ἀμύμων, untadelhaft.
ἀπράγμων, geſchäftlos.
εὐγνώμων, wohlmeinend.
δαΐφρων, kampfluſtig.
σώφρων, verſtändig.
ὁ, ἡ ἀπάτωρ, —ορ, G. —ορος, vaterlos.

πᾶς, πᾶσα, πᾶν, G. παντός, παντί, Pl. πάντων, πᾶσι, ganz, alle, Comp. σύμπας, ἅπας p. 28.

ὑλήεις, waldig.
τιμῆεις, geehrt (τιμήεσσα).
τιμηθείς von τιμάω (—ῆσιν).
αἱματόεις, blutig.
πυρόεις, feurig.
ἑκών, —οῦσα, —όν, freiwillig.

ἄκων, ἄκουσα, ἆκον, unfreiwillig. (nicht ἄκον).
σαφής, offenbar.
ἀκριβής, genau.
γεώδης, γεῶδες, erdig.
θηριώδης, thieriſch.
ἀκλεής, ruhmlos (Acc. ἀκλεᾶ.)
εὐκλεής, ruhmvoll.
ἐνδεής, dürftig.
ὑπερφυής, übermäßig.
ἀφυής, ohne Anlage.
εὐφυής, von guter Natur.
διφυής, von doppelter Natur.
βαρύς, ſchwer.
βραδύς, langſam.
βραχύς, kurz.
εὐρύς, breit.
ἡδύς, lieblich.
ὀξύς, ſpitzig.
ὠκύς, ſchnell.
θῆλυς, θήλεια, θῆλυ, weiblich.
ἴδρις, ἴδρι, G. —ιος (—ιδος) kundig.
So folgende zwei:

νῆστις, ι, nüchtern.
τρόφις, ι, dick, ſtark.
φιλόπολις, ι, G. jon. dor. ιος, att. ιδος, den Staat liebend.
So ἄπολις, ohne Staat.
μεγαλόπολις, eine große Stadt bildend.
εὔχαρις, ι, G. —ιτος, anmuthig.
ἄδακρυς, υ, G. —υος, thränenlos.
ὁ, ἡ ἄπαις, —ιδος, kinderlos (ohne Neutr.)
ὁ, ἡ μακρόχειρ, —ρος, langhändig (ohne Neutr.)
ὁ, ἡ δίπους, N. δίπουν (wie εὔνουν gegen die Abſtammung.), G. δίποδος (auch fürs Neutr.) zweifüßig. So τρίπους, τετράπους, drei- vierfüßig.
φιλόγελως, N. —ων, G. —ω und —ωτος, gern lachend. So:
δίκερως, mit zwei Hörnern.
βούκερως, mit Ochſenhörnern.

Verba.

(Medium und tempora secunda dürfen nur gebildet werden, wenn ſie angegeben ſind.)

1) Verba pura.

A) nicht contrahirte.

a) ohne eingeſetztes σ im Paſſiv.

κονίω, beſtäube, κονίσω, κεκόνιμαι.
δακρύω, weine. Im Paſſ. nur das Part. Part. Pf. „in Thränen zerfließend."
ἰσχύω, vermag.
κωλύω, hindere.
νεύω, winke, nicke, imper. νεῦε.
παιδεύω, erziehe. Med. laſſe erziehen.
δουλεύω, diene.
ἱκετεύω, flehe. Augm. durch Vokalverläng.
ἱππεύω, reite.
πιστεύω, glaube.
πορεύω, bringe, führe. Pass. reiſe.
φυτεύω, pflanze, Med.
ἐπιτηδεύω, befleißige mich. Augm. in der Mitte.

b) mit eingeſetztem σ im Paſſiv.

κυλίω, wälze.
πρίω, ſäge, imper. πρῖε.
χρίω, ſalbe. Med. (Adj. χριστός, daher ὁ Χριστός, Chriſtus, der Geſalbte.)
ὕω, regne, ὕσθην ward beregnet fut. med. ſtatt pass.
πτύω, ſpucke (f. u. ſ. w. ῠ).
ξύω, glätte.
ἀνύω, vollende. Med.
ἀρύω, ſchöpfe. Med.
ῥαίω, zertrümmere. Med. breche, gehe zu Grunde.
πταίω, ſtrauchele.
παίω, ſchlage (Fut. bei Attik. gew. παιήσω) Med.
παλαίω, ringe.
θραύω, zerbreche.
ψαύω, berühre.*). Med.
σείω, ſchüttele. Med.
λεύω, ſteinige.
κελεύω, befehle.
ἀκούω, höre, f. med. — pf. ἀκήκοα, plusq. mit neuem Augm. Paſſ. ohne att. Red.

Schwankend ſind:

κολούω, verſtümmele. Pass. mit und ohne σ.
κλείω, ſchließe pf. p. mit und ohne σ, — a. p. mit σ.

---

*) So wahrſcheinlich auch ἀναύω (ἄναυσμα) ἀπολαύω (ἀπόλαυσμα, ἀπολαυστός).

κρούω, ſtoße, wie κλείω *). Med.

γεύω, laſſe koſten Med. koſte, genieße. — pf. p. ohne σ — a. p. wahrſch. mit σ. (Ableit. γεῦμα, γευστέος, γευστικός.)

παύω, laſſe aufhören, endige. Med. höre auf, pf. ohne σ: thue nicht mehr, dazu f. 3. — a. p. mit und ohne σ. **)

B. contrahirte.

a) mit langem Vokal in der Flexion.

α) auf —άω.

ἀγαπάω, liebe.

ἀπατάω, (kein Comp.) betrüge.

ἀρτάω, hänge, befeſtige. Med.

ἀμάω, mähe, ſammle. Med.

ἱμάω, ziehe herauf, ſchöpfe. Med.

γεννάω, zeuge. Med.

ἀπαντάω, f. med. begegne. Aug. in der M.

σιγάω, f. med. ſchweige.

σιωπάω, f. med. ſchweige.

πηδάω, f. med. ſpringe.

ἀλάομαι, dep. pass. ſchweife, a. ἠλήθην.

ἡσσάομαι, ἡττάομαι, nur Paſſ. unterliege, ἡττητέον, man muß unterliegen (ἥσσων, ἧσσα).

(ἀσάω) ἀσάομαι, dep. pass. habe Eckel, Verdruß.

βρυχάομαι, dep. pass. brülle, rugio.

μυκάομαι, dep. med. brülle.

καυχάομαι, dep. med. prale.

λωβάομαι, dep. med. mißhandle.

μηχανάομαι, dep. med. künſtle, erdenke, machinari.

διαιτάω, (kein Comp.) bin Schiedsrichter (διαιτητής). Im Paſſ. halte mich irgendwo auf (δίαιτα). Augm. ἐδιαίτησα, oft aber unregelm. ἐδιῄτησα (vergl. διακονέω.)

ἀνιάω, (kein Comp.) betrübe. Pass. mit f. med. betrübe mich.

θυμιάω, räuchere.

ἐρυθριάω, erröthe.

ἰάομαι, dep. med. heile. Pass. laſſe mich heilen.

αἰτιάομαι, dep. med. beſchuldige. ᾐτιάθην, mit paſſ. Bed.

ἑστιάω, bewirthe. Augm. ει. Med. ſich gütlich thun.

ἐάω, laſſe. Augm. ει: εἴασα.

θεάομαι, dep. med. betrachte.

ἀλοάω f. mit η (und α), dreſche.

βοάω f. med. ſchreie, boare.

ἀκροάομαι, dep. med. höre.

ἐγγυάω, gebe als Pfand. Med. verbürge mich. Augm. vorn, im Pf. auch in der M.

θηράω, jage, auch —άομαι dep. med. venari.

πειράω, verſuche, prüfe. Med. (auch a. pass.) verſuche, erfahre.

δράω, thue, pf. p. δέδραμαι und —ασμαι, daher δραστός.

ἀράομαι, dep. med. bete, fluche.

---

*) κέκρουμαι, nach Handſchriften.

**) ἐπαύθην auch bei Thucyd. hergeſtellt.

Folgende haben η ſtatt α zum Contraktionsvokal (p. 78).

ζάω, lebe, hauptſächlich im Pr. und Impf. gebräuchlich, wie βιόω in den andern Temp. ζῇς, ζῇ. inf. ζῆν imp. ζῆ und ζῆθι, impf. ἔζων, -ης, -η u. ſ. w.

διψάω, leide Durſt.

πεινάω, leide Hunger.

χράομαι, χρῆσθαι, dep. med., brauche, hat auch in den Temp. η: χρήσομαι, adj. χρηστός.

κνάω, kratze, ſchabe.

ψάω, reibe, Pass. mit und ohne σ. Med.

σμάω, ſtreiche a. p. ἐσμήχθην von dem ſonſt weniger gebräuchlichen σμήχω. Adj. σμηκτός.

β) auf -έω

ἀκολουθέω, folge.

ἀπειλέω (f. C.) drohe Pass. laſſe mich ſchrecken.

αἰτέω, fordere. Med.

χωρέω, f. med. weiche, gehe.

ἀγνοέω, f. med. kenne nicht.

ἡγέομαι, dep. med. halte dafür.

μιμέομαι, dep. med. ahme nach.

ὀρχέομαι, dep. med. ſpringe, tanze.

σιτέομαι, dep. med. ſpeiſe, eſſe.

ἀρνέομαι, dep. pass. leugne, bei Dichtern auch med.

φοβέω, ſchrecke, Pass. erſchrecke, intranſ.

ἐγχειρέω, lege Hand an, ἐνεχείρουν, ἐγκεχείρηκα.

ἐπιθυμέω, begehre, Augm. in d. M.

εὐεργετέω, erzeige eine Wohlthat. Pass. empfange eine Wohlthat. Augm. in d. M.

εὐωχέω, bewirthe. Pass. ſchmauſe. Ohne Augm.

δυσαρεστέω, bin mißvergnügt. Med. Augm. in d. M.

δυστυχέω, bin unglücklich. Augm. vorn.

δυσωπέω, beſchäme. Med. ſchäme, ſcheue mich. Augm. vorn.

ἐνοχλέω, beläſtige. Doppelaugm.

παροινέω, wüthe, Doppelaugm. ἐπαρῴνουν.

διακονέω (f. C.) diene, auch dep. med. Augm. regelm. oft aber auch unregelm. δεδιηκόνηκα (wie διαιτάω).

γ) auf -όω

ἀξιόω, würdige.

αἱματόω, mache blutig.

ἀκριβόω, kenne genau. Med.

βιόω, f. med. lebe — a. 1. ſelten — a. 2. ἐβίων nach p. 111, opt. βιῴην — pf. act. — pf. p. in der 3. P. (Vergl. ζάω, welches im Pr. und Impf. gebräuchlicher iſt).

ῥιζόω, laſſe wurzeln. Pass. wurzele.

ἐναντιόομαι dep. pass. bin zuwider. Augm. immer vorn.

ὀρθόω, Comp. ἀνορθόω, richte auf. Med. Doppelaugm. wie ἐνοχλέω, παροινέω.

b) mit kurzem Vokal in der Flexion und mit σ im Paſſiv.

α) auf -άω (nach p. 70).

θλάω, quetſche.
κλάω, zerbreche.
χαλάω, laſſe nach tranſ. und intranſ. κεχαλασμένος, erſchlafft, erweicht.
γελάω, f. med. lache.
ἐράω, liebe — a. und f. pass. mit activer Bedeut. Sonſt gew. nur Präſ. und Impf. mit regelm. Paſſ. ὁ ἐρώμενος, der Geliebte.

β) auf -έω (nach τελέω) f. -έσω, -ῶ.

ἀλέω, mahle, ſtampfe. — pf. mit att. Red.
ἐμέω, ſpeie — pf. mit att. Red.
ἀρκέω, genüge. Paſſ. mit gleicher Bedeutung.
ζέω, ſiede. Comp. ἀποζέω.
ξέω, ſchabe.
τρέω, zittere, fürchte, ὁ τρέσας, der Ausreißer.

γ) auf -όω.

Nur ἀρόω p. 71.

2) Verba impura.

A) Verba muta.

a) mit reinem Char. im Präſens.

α) mit einem T-laut (p. 76).

ᾄδω zſg. aus ἀείδω, f. med. ſinge.
ἄρδω, wäſſere, ohne Pf. und im Paſſ. ohne Pf. und Aor.
ἐρείδω, ſtütze, pf. mit att. Red. ohne Verkürz. des Vokals. Med. ſich ſtützen.
ἥδω, ergetze, mehr im Paſſiv: ἥδομαι, freue mich.
κήδομαι, ſorge, in der Proſa nur Pr. und Impf. (p. 2. dicht.)
σπεύδω, eile, (ſpude mich, σπουδή, σπουδάζω).
φείδομαι, dep. med. ſchone.
σπένδω, vergieße (ſpende, libo) — ενδ. wird ει nach p. 76 Anm. Med.
πείθω, überzeuge. Pass. mit fut. med. glaube, gehorche pf. p. habe mich überzeugt, glaube feſt pf. 2. act. vertraue (Uml. p. 51).
πυνθάνομαι, frage, erfahre, dicht. πεύθομαι a. 2. med. (p. 57) pf. p. mit υ.
κεύθω (dicht.) umhülle, a. 1. und 2. act. — p. 2. (p. 51).
βρίθω, bin ſchwer, a. 1. βρῖσαι — bei Dicht. p. 2. mit Präſensbed.

β) mit einem P-laut.

δρέπω, pflücke. Med.
λέπω, ſchäle, a. 2. p. ohne Uml.
βλέπω, ſehe, a. 2. p. ohne Uml.
ἕρπω, krieche, serpo. Augm. ει. Nur Pr. und Impf.
λάμπω, λάμπομαι, glänze, p. 2.
σήπω, mache faulen. Pass. faule, mit a. 2. und pf. 2. (p. 50) — (Vergl. τήκω).
λείπω, laſſe, a. 2. und pf. 2. (p. 51) — pf. p. λέλειμμαι. Med. (ἔλειψα gehört zum folgenden).
λείβω, vergieße, libo.

στείβω, trete, a. 2. p.
ἀμείβω, wechſle. Med.
θλίβω, quetſche, a. 2. p. mit ι (vergl. τρίβω).
γράφω, ſchreibe a. 2. p. Med.
γλύφω, ſchnitze, Perfektaugm ſchwankend.
ἀλείφω, ſalbe pf. mit att. Red. und Vokalverkürz. pf. p. mit und ohne att. Red. Med.
νίφω, 3 Pl. νίφει gew. συννίφει (συννεφεῖ) umwölkt ſich pf. a. in der 3. P.
στέφω, umgebe dicht, kränze. Med.
τρέπω, wende pf. 1. mit Uml. — pf. p. mit Uml. α — a. 2. act. med. und pass. — adj. τρεπτός und mit Bed. des Med. τραπητέος.
τρέφω, nähre, θρέψω, ſo a. 1. — pf. τέτροφα — pf. p. τέθραμμαι, τεθράφθαι (nicht τετράφθαι) — a. 2. p. ſeltner a. 1. ἐθρέφθην — θρεπτός.
στρέφω, kehre um, pf. mit Uml. — pf. p. mit α — a. 1. und 2. p.
σέβω oder σέβομαι, verehre, hat nur noch a. 1. p. „ward von Scheu erfüllt."
μέμφομαι, dep. med. tadle, ohne Pf.

γ) mit einem K-laut.

διώκω, (f. E.) gew. f. med. verfolge.
εἴκω, weiche, ohne Augm. εἶκον.
ἥκω, komme, bin da, Pr. Impf. und Fut.
τήκω, erweiche, ſchmelze. Pass. ſchmelze, intranſ. mit ᾱ. a. und pf. 2. wie σήπω.
ἕλκω, ziehe. Augm. ει. Med.
ἐρύκω, halte ab.
ἀμέλγω, melke, mulgeo.
εἴργω, ſchließe aus.
ἐπείγω, (f. E.) dränge, befördere. Pass. eile.
στείχω, ſchreite (ſteige) a. 1. und 2. act.
θέλγω, zaubere.
θήγω, wetze.
ψέγω, tadele, a. 2. p. ohne Uml.
λήγω, höre auf.
ἐρείκω, reiße, breche. Pass. intranſ. pf. p. mit att. Red. und Vokalverkürz. Med. ſich z. B. die Kleider zerreißen.
ὀρέγω, ſtrecke, reiche, pf. mit att. Red. Med. begehre.
πνίγω, erſticke, tranſ. f. -ομαι. -οῦμαι. Pass. intranſ. a. 2. und f. 2. p. (a. πνίξαι).
στέργω, liebe, bin zufrieden, p. a. (στοργή, Liebe).
φλέγω, brenne, tranſ. a. 2. p. ohne Uml.
φρύγω, röſte, frigo, a. 2. p.
φεύγω, fliehe, f. -ομαι, und -οῦμαι a. 2. act. und pf. 2. — adj. φευκτός.
ἄρχω, herrſche. Med. fange an.
βρέχω, netze, a. 1. und 2. p.

δέχομαι, dep. med. nehme an — Pass. mit paſſ. Sinn (δεξάμενος, der genommen hat, δεχθείς, genommen).

εὔχομαι, dep. med. bete, mit und ohne Augm.

νήχομαι, dep. med. ſchwimme.

σφίγγω, σφίγξω, befeſtige, pf. p. mit ausfallendem γ.

ἄγχω, ſchnüre, erſticke, ängſtige, ango. Med. Intranſ.

ἐλέγχω, widerlege pf. mit att. Red.

φθέγγομαι, dep. med. töne.

b) mit unr. Ch. im Präſ.

α) mit einem T-Laut.*)

κνίζω, jücke, brenne.

κτίζω, ſtifte.

γνωρίζω, erkenne (Pf. nicht γε-).

ἐθίζω, gewöhne. Augm. ει. Med. gewöhne mich, bin gewohnt.

μερίζω, theile. Med.

ὁρίζω, begrenze. Med.

κομίζω, trage, bringe. Med. bekomme.

πορίζω, verſchaffe. Med. erwerbe.

ψηφίζω, zähle, rechne. Med. beſchließe durch Stimmung.

βαδίζω, f. med. -ιοῦμαι, gehe.

λογίζομαι, dep. med. rechne, ſchließe.

χαρίζομαι, dep. med. bin gefällig.

δικάζω, f. -άσω, -ῶ, richte. Med.

σκευάζω, bereite. Med.

ἑορτάζω, feire ein Feſt. Augm. durch Verläng. des ο.

ἐξετάζω, f. -άσω, -ῶ, prüfe.

εἰκάζω, vermuthe, ohne Augm. bei Att. zuweilen η: ᾔκαζον.

θαυμάζω, f. med. bewundere.

κολάζω, f. -άσω, -άσομαι, und att. -ῶμαι, züchtige.

σπουδάζω, f. med. treibe mit Eifer Pass. werde mit Aufmerkſamkeit behandelt, ἐσπουδασμένος, ſorgfältig bearbeitet.

στοχάζομαι, dep. med. vermuthe.

ἀσπάζομαι, dep. med. umarme, grüße.

ἐργάζομαι, dep. med. arbeite. Augm. ει. Pass. mit paſſ. Sinn.

βιάζομαι, dep. med. zwinge. Pass. mit paſſ. Sinn.

πιέζω, drücke.

δανείζω, leihe auf Zins. Med. entlehne.

δεσπόζω, beherrſche.

ἁρμόζω und ἁρμόττω, füge. Med.

βράζω, gew. βράσσω, -ττω, ſiede, gähre. worfele.

βλύζω, quelle.

κλύζω, ſpüle.

χρήζω, χρῄζω (aus χρηΐζω) habe nöthig, nur Pr. und Impf.

ἐρέσσω, rudere. (Vergl. ἐρέτης, ἐρετμός).

ἱμάσσω, geißele (ἱμάς).

πλάσσω, forme. Med. (Vergl. ἰπνοπλάθος, κοροπλάθος).

πάσσω, beſtreue. Med.

πτίσσω, ſtampfe, piso, pinso.

β) mit einem K-Laut.

ἀΐσσω, att. ᾄττω, ἄττω, ſpringe, eile (bei Dicht. auch dep. pass.)

---

*) Von den mehrſylbigen auf -ίζω kann überall das att. Fut. gebildet werden. (Buttm. ausf. Gr. p. 400.)

ἀλλάσσω, ändere, a. 2. p. mit γ (obgleich von ἄλλος oder ἀλλαχῆ).
πατάσσω, ſchlage, bei Att. nur Act. Im Paſſ. dafür πλήσσω. (Vergl. πάταγος).
πράσσω, thue, befinde mich pf. 1. tranſ. pf. 2. intranſ.
ταράσσω (θράττω) ſtöre.
μαλάσσω, erweiche (μαλακός).
φαρμάσσω, behandle mit Arznei (φάρμακον).
φράσσω, ſperre a. 1. und 2. p. — Med.
φυλάσσω, hüte, bewache. Med. hüte mich, meide (φύλαξ, φυλακή).
μάσσω, knete, a. 2. p.
σφάζω, att. σφάττω, ſchlachte a. 2. p.
βήσσω, huſte (βήξ).
πτήσσω, ducke nieder, fürchte mich.
ἑλίσσω, winde (ἕλιξ), ohne pf. act. — pf. p. mit att. Red. und spir. len. oder ohne att. Red. und mit spir. asp. — Augm. ει. Med.
φρίσσω, ſchaudere, pf. 2. mit κ (φρίξ).
δεδίσσομαι, dep. med. ſchrecke.
αἰνίσσομαι, dep. med. hülle in Räthſel.
κηρύσσω, mache bekannt (κήρυξ).
ὀρύσσω, grabe, pf. mit att. Red. Med.
πτύσσω, falte. Med. (πτύξ).
(μύσσω) ἀπομύσσω, ſchneuze, emungo. Med. ſchneuze mich.
ἀλαλάζω, jauchze.
στάζω, tropfe (σταγών).
στενάζω, ſtöhne (von στένω).
στηρίζω, ſtütze.
τρίζω, zwitſchere, pf. 2. mit Präſensbed.
οἰμώζω, gewöhnliches f. und f. med. jammere. Augm. ῳ (οἴμοι rufen, wie ächzen von ach).
σφύζω, ſchlage, palpito.
κράζω, ſchreie, pf. 2. mit Präſensbed. und Synkope, dazu f. 3. — a. 2. act.
κλάζω (γγ) töne, ſchreie, pf. 2. κέκλαγγα mit Präſensbed. f. κεκλάγξω, -ομαι — a. 1. regelm.
σαλπίζω (γγ) trompete (σάλπιγξ).

γ) mit einem P-Laut.

καλύπτω, verhülle. Med. (καλύβη u. ſ. w.)
ἀστράπτω, blitze, (ἀστραπή).
σκήπτω, act. und med. ſtütze mich (σκῆπτον, Stab).
σκώπτω, f. med. ſpotte (σκώψ).
κάμπτω, biege, pf. p. mit ausfall. μ vor μμ. (καμπή).
κλέπτω, f. med. ſtehle, clepo, pf. 1. mit Uml. — a. 2. p. — pf. p. mit ο und α. (κλοπή, mit Perfektuml.)
σκέπτομαι, dep. med. ſchaue, pf. ἔσκεμμαι auch Paſſ. (σκοπή, σκοπός).
κύπτω, bücke mich, κύψαι.
βλάπτω, ſchade, a. 2. p. mit β (βλάβη).
κρύπτω, verberge, a. 1. und 2. p. mit β (die verwandten Wörter haben φ) bei Spätern auch a. 2. act. — Med.
βάπτω, tauche, a. 2. p. mit φ (βαφή).

θάπτω, begrabe, pf. p. τέθαμμαι. τεθάφθαι — a. 1. ἐθάφθην a. 2. p. ἐτάφην (ταφή).

θρύπτω, zerbreche, a. 2. p. ἐτρύφην (τρυφή).

ῥίπτω, werfe, ῥίψαι a. 2. p. mit φ (ῥιφή).

B. Verba liquida.

πάλλω, ſchwinge, a. 2. p. (πάλη).

ψάλλω, ſchlage die Zither, ſinge (daher ψάλμα, Pſalm).

ἀγάλλω, ſchmücke, Med. bin ſtolz auf etwas.

θάλλω, ſproſſe, pf. 2.

ἅλλομαι, F. ἁλοῦμαι, dep. med. ſpringe, ἡλάμην, ἅλασθαι (vergl. αἴρω).

σαίνω, wedele, ſchmeichle, nur Akt.

λυμαίνομαι, dep. med. mißhandle.

τεκταίνω, zimmere.

ὑφαίνω, webe, (pf. 1. act.) — a. 1. mit η, att. α.

σημαίνω, bezeichne, a. 1. mit η att. α. Med.

καίνω, tödte, ohne Pf. — a. 2. act. — Pass. nur Pr. und Impf.

(μαίνω) ἐκμαίνω, mit a. act. mache raſend, μαίνομαι, f. med. und a. 2. p. raſe — pf. 2. mit Präſensbed.

μαραίνω, mache welk, a. 1. mit η, att. α. Pass. verwelke.

περαίνω, vollende, a. nur mit α.

πιαίνω, fett, groß machen.

μιαίνω, beflecke, a. mit η, att. auch α.

ἀσπαίρω, zappele.

καθαίρω, (ſ. C.) reinige. Med.

σαίρω, fege, sario, Pr. Impf. Fut. und Aor. 1. — pf. 2. grinze.

αἴρω, hebe, ἀρῶ, ἆραι. Med.

δέρω, ſchinde, a. 2. p. (δορά).

κείρω, ſchere, a. 2. p. Med.

πείρω, durchbohre, a. 2. p. (πόρος).

σπείρω, ſäe, a. 2. p. — Med. (σπορά, σπόρος).

οἰκτείρω, bejammere, v. οἰκτίρω.

ἀγείρω, verſammle, pf. mit att. Red. Med.

κτείνω, tödte, a. 1. (und 2.) — pf. 2. ο (κτόνος) — (übrigens ſ. p. 87 unter τείνω).

στέλλω, ſchicke, a. 2. (und 1.) p. — Med. (στολή, στόλος).

ὀκέλλω, lande, tranſ. und intranſ. Pr. Impf. und Aor. 1.

κλίνω, beuge, a. 1. und 2. — Med. (wirft ν heraus p. 88.)

κρίνω, richte, nach κλίνω.

ἀποκρίνομαι, dep. med. antworte.

ὑποκρίνομαι, dep. med. erkläre.

σίνομαι, ſchade, wovon ein ſeltn. pf. pass. mit aſſimilirtem ν. Sonſt nur Pr. und Impf. (und a. 1. med.)

πτύρω, mache ſcheu, Pass. werde ſcheu, a. 2. p.

ἀθύρω, ſpiele.

μαρτύρομαι, dep. med. rufe als Zeugen an.

ὀδύρομαι, dep. med. wehklage.

ὀξύνω, ſchärfe, pf. p. mit aſſim. σ.

ἀμβλύνω, ſtumpfe ab.

ἰθύνω, mache gerade, εὐθύνω.

ἀμύνω, wehre ab, ohne pf. act. und pass. — Med.

αἰσχύνω, beſchäme. Pass. ſchäme mich. pf. p. mit aſſim. σ.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druckfehler und Verbeſſerungen.

S. 6. Z. 2. ſtatt ἐβούλευεν lies ἐβουλεύετο.
— 8. ſt. γνώ-ας l. γνώμ-ας.
— 9. im Dat. von μάχαιρα ſt. μαχαίρ-α l. μαχαίρ-ᾳ. — In der Anm. ſt. von der Endung l. vor der Endung.
— 10. ſt. Ατρεΐδ-ης u. ſ. w. l. Ἀτρεΐδ-ης u. ſ. w. — In der Anm. ſt. Vocativ ης l. Vocativ η.
— 11. im Dual. Nom. von Ἑρμῆς ſt. Ἑρμ-ά l. Ἑρμ-ᾶ.
— 12. Anm. ſt. ὑιέα und ὑιεῖ l. υἱέα und υἱεῖ.
— 13. Acc. Pl. von ὀστέον ſt. ὀστέα l. ὀστᾶ — ſt. ὁ νοὺς l. ὁ νοῦς.
— 14. ſt. ῥῆτορ-ας l. ῥήτορ-ας.
— 15. ſt. Απόλλωνα und Απόλλω l. Ἀπόλλωνα und Ἀπόλλω.
— 16. ſt. ᾑ κόρυς l. ἡ κόρυς — ſt. D. G. l. G. D. — ſt. [κύρυθ-σιν] l. [κόρυθ-σιν].
— 21. ſt. Περικλ-εεῖ l. Περικλ-έει.
— 22. fehlt im Pl. die Bezeichnung Pl. — ſt. κέρ-ἀτων l. κερ-άτων.
— 24. ſt. D. G. l. G. D. — Im Acc. Pl. von πόρτις ſt. πορτ-ις l. πόρτ-ις.
— 27. im Nom. Dual. von ἀργυροῦς ſt. ἀργυρ-ῷ l. ἀργυρ-ώ. — Voc. Plur. ſt. ἴλε-ω l. ἵλε-ω.
— 28. Anm. ſt. ἄῤῥην l. ἄῤῥεν.
— 29. über βουλεύων ſt. aor. I. l. praes. act.
— 33. fehlt in der erſten Anm. am Ende:).
— 35. im Nom. von οὗτος ſt. τοῦτος l. τοῦτο. — In der Anmerk. ſt. αὐτοῦ l. αὑτοῦ.
— 36. iſt nach ἐγὼ αὐτός ein Comma zu tilgen.
— 37. im Acc. von ἑαυτοῦ ſt. -ὸ l. -ό. — Zu ἀλλήλοις iſt hinzuzuſetzen ἀλλήλαις.
— 38. iſt ὁ ἄλλος nicht bemerkt (Buttm. mittl. Gr. §. 114. 5). — In der Note ſt. ῖες l. εις — ſt. οὐδενός l. οὐδενός.
S. 44. ſt. ἐνενηκοντάς l. ἐνενηκοντάς.
— 49. ἐ-βουλευ-σ-άμην l. ἐ-βουλευ-σ-άμην.
— 52. und 53. Anm. ſt. ἄγνυμι l. ἄγνυμι.
— 52. unter ἐλάω ſt. α l. η.
— 53. unter αὐλέω ſt. α l. αυ. — Das unter ὁμιλέω S. 52. angeführte ἀνοίγω ſollte unter οἰκέω ſtehn.
— 54. ſollte ἐλ-ήλυθα vor ἐλ-ηλύθειν ſtehn.
— 55. ſt. ἀνώχλουν l. ἠνώχλουν.
— 56. ſt. ἐ-βουλευ-όμην l. ἐ-βουλευ-όμην — ſt. fut. a. l. fut. 1. — In der Anm. ſteht zweimal von, wovon das eine zu tilgen iſt.
— 58. ſt. βουλεύ-οιμι l. βουλεύοιμι. In der Anm. ſt. nichthiſtoriſche Tempora und Optativ l. nichth. T. und Conjunktiv.
— 60. und öfter iſt der Infin. ſt. mit I. mit D. bezeichnet.
— 61. ſt. βουλεύ-σ-ῃς l. βουλεύ-σ-ῃς.
— 62. ſt. βουλεύ-ομαι und βουλεύ-ηται l. βουλεύ-ομαι und βουλεύ-ηται — ſt. βουλεύ-ομεθα und ἐ-βουλεύ-ομεθα l. βουλευ-όμεθα und ἐ-βουλευ-όμεθα.
— 65. ſt. βε-βουλεύ-σ-θην l. βε-βούλευ-σ-θαι — ſt. ὦμεν l. ὦμεν.
— 66. ſollte βουλευθῆναι vor βουλευθείς ſtehn.
— 72. ſt. τιμῴην l. τιμῴην.
— 77. ſollte πλέξομαι vor ἐπλεξάμην ſtehn.
— 82. ſt. τράπ-οιεν l. τράπ-οιεν.
— 86. ſt. Fut. 2. l. Fut. 1.
— 101. ſt. ἀστός l. ἀστός.
— 114. ſt. Αγχίσης l. Ἀγχίσης.
— 115. ſt. ὁ λαγώς l. ὁ λαγώς.

Urgeſchichte des Menſchengeiſtes.

Fragment
eines
Syſtemes ſpeculativer Theologie
mit
beſonderer Beziehung auf die Schelling'ſche Lehre
von dem Grunde in Gott.

Von

Georg Friedrich Daumer,
Profeſſor am Gymnaſium zu Nürnberg.

Erſte Abtheilung.

Berlin,
bei Georg Reimer.
1827.

AO BIBL.
Univ.-Bibl.

„So ich mich entſinne und denke, warum ich alſo ſchreibe und es nicht andern ſcharfſinnigen Leuten ſtehen laſſe, ſo finde ich, daß mein Geiſt in dieſem Weſen, wovon ich ſchreibe, entzündet iſt. Denn es iſt ein lebendig laufend Feuer dieſer Dinge in meinem Geiſt. Darum, was ich mir auch ſonſt vornehme, ſo quillet doch immer das Ding oben, und bin alſo mit meinem Geiſte damit gefangen und iſt mir auferleget, als ein Werk, das ich treiben muß." Jacob Böhm von den drei Principien göttliches Weſens C. 24. §. 1.

Univ. Bibl.
München

AD LIBR.
UNIVERS.
MONAC.

Vorrede.

Zu einer Zeit, in welcher ſich die Philoſophie ſo ausgelebt und in ſich ſelbſt aufgerieben zeigt, wie in der unſrigen *), ſcheint ſich kein undankbareres und weniger verſprechendes Unternehmen denken zu laſſen, als der Verſuch, den Anfangspunkt und Anſtoß zu einer neuen Entwicklung des phi-

---

*) Hegel hat das Verdienſt, dem völligen Einſchlummern und Verkommen des Geiſtes der Philoſophie einigermaßen gewehrt zu haben. Indeſſen iſt ſeine Philoſophie nichts weiter als der Verſuch, das Schelling'ſche Syſtem, ſo weit es vor der Abhandlung über die Freiheit, der Vorläuferin einer künftigen Philoſophie, gediehen war, dialektiſch durchzubilden und wiſſenſchaftlich genügend zu machen, und iſt ſomit in Hinſicht auf den ihm zu Grunde liegenden Inhalt als etwas bereits Antiquirtes zu betrachten.

loſophiſchen Denkens und Forſchens zu geben. Zumal unter ungünſtigen Verhältniſſen, wie in Beziehung auf philoſophiſche Studien die des Verfaſſers ſind, dürfte ein ſolcher Verſuch den Meiſten als eine Vermeſſenheit erſcheinen. Allein mit unaufhaltſamer Nothwendigkeit verfolgt das innere Leben der Menſchheit ſeine Wege; und wenn anerkannte und durch Umſtände nicht beſchränkte Geiſter das, woran es eigentlich gebricht, nicht zu gewähren, unſer ſtockendes geiſtiges Leben nicht zum Ziele zu fördern vermögen, ſo mag es minder glücklichen, und äußerlich unberufenen zu keinem Vorwurfe gereichen, wenn ſie das, was ſie für Wiſſenſchaft und Menſchheit Förderliches entdeckt zu haben glauben, der Oeffentlichkeit zu übergeben wagen, ſey es vorerſt auch nur ein Fragment, eine Andeutung.

Im Betreff der Tendenz dieſer Schrift im Allgemeinen erlaube ich mir vorläufig die Bemerkung, daß mit ihr, wie ich glaube, der Anfang zur Aufſtellung des wahrhaften, religiöſem Glauben und Gefühl nicht widerſtreitenden wiſſenſchaftlichen Theismus gegeben iſt — eine Sache, die, wenn ſie nur überhaupt für erreichbar gehalten werden kann *), als letztes Ziel und höchſter Preis aller höheren menſchlichen Beſtrebungen, und als jeder Anſtrengung, jedes Opfers des Individuums würdig anzuſehen iſt. Keinem, der nicht Fremdling in der Philoſophie iſt, können die ungeheueren, von ſo vielen als unüberwindlich behaupteten ſpeculativen Schwierigkeiten verborgen ſeyn, die ſich einer ſolchen Gotteslehre entgegenſtellen, während mit gewöhnlicher Oberflächlichkeit moderngläubig hingenommen der Theismus allerdings das Leichteſte und Bequemſte von

---

*) „Der verborgene Menſch iſt Gottes eigenes Weſen; — wie ſollteſt du nicht Macht haben, zu reden von Gott, der dein Vater iſt, deß Weſens du ſelber biſt? — Siehet doch der Sohn wohl, was der Vater im Hauſe machet, ſo es nun der Sohn auch lernet, was Mißfallen hat der Vater am Sohne? Wird ſich nicht der Vater freuen über den Sohn, daß er ſo wohl gerathen iſt?" — Jacob Böhm's drei Princ. C. 4. §. 7. und 9.

der Welt und denen, welche im Verzichten auf das Wiſſen höherer Wahrheiten ihre vornehmſte Stärke haben *), das Willkommenſte iſt, ſich auch aus Mangel an einem Beſſeren neben den übrigen unerquicklichen Zeiterſcheinungen, neben gemüthaushöhlendem, im Spiele der Nichtigkeiten ſich ewig umhertreibendem Pantheismus, neben dumpfem, geiſtesentmanntem Pietismus nnd Myſticismus, neben Zweifel, Verzweiflung und Da-

---

*) Wenn Fauſt bei Göthe ſagt: Ich ſehe, daß wir nichts wiſſen können, das will mir ſchier das Herz verbrennen, — ſo giebt er durch dieſen Schmerz denjenigen Adel ſeines Geiſtes kund, kraft deſſen er uns als eine ſo tief intereſſante Geſtalt erſcheint. Bei vielen hingegen der jetzt Lebenden und zu philoſophiren Vorgebenden iſt zu fürchten, daß ihnen ſchier das Herz verbrennen würde, wenn ſie zur Anerkennung, daß wir wirklich (im Sinne Fauſts) etwas wiſſen können, auf irgend eine Art einmal gezwungen würden. — Origenes ſagt ſchon von Ambroſius, er habe ſich den Irrlehren deshalb hingegeben, weil er den unvernünftigen und unwiſſenden Glauben aus Liebe zu Jeſus nicht habe ertragen können. (Neander's Kirchengeſchichte 1 Bd. 2. Abth. p. 670.)

hingeſtelltſeynlaſſen, fortwährend erhält und erhalten muß. Wenn in dieſer Nacht, in der wir wandeln, auch nur ein ſchwaches Licht uns angezündet würde, ſo wäre auch dieß wohl ſchon des Dankes werth. —

Die faſt alle meine Kraft in Anſpruch nehmenden Pflichten meines Amtes, verbunden mit andern äußern Hinderniſſen, haben mir es nicht erlaubt, hier ſogleich ein Ganzes aufzuſtellen und, wie es ſich gehörte, mit dem erſten, ſchwierigeren Theile des Syſtems zu beginnen, der dieſem Fragmente vorausgeſetzt bleibt. Was ich hier gebe und was — wenn mir die Umſtände auch nie geſtatten ſollten, das Uebrige zu entwickeln — als ein beſonderes Ganzes einſtweilen für ſich beſtehen und eines künftigen Glücklicheren, als ſeines Vollenders, warten kann, iſt die Darſtellung deſſen, was den Uebergang, die Mitte und Vermittlung zwiſchen Göttlichem und Natürlichem, Unendlichem und Endlichem, Ewigem und Zeitlichem — oder wie man es ſonſt noch nennen will — bildet, mit einem Worte, die Lehre von der Geburt des allgemeinen Welt- und Menſchengeiſtes — des λόγος προφορικός nach einem alttheologiſchen Ausdrucke — aus Gott vor der Weltſchöpfung, ein Gegenſtand, der unſerer theils verſeichteten, theils in eine falſche Tiefe verlornen Zeit, bis auf wenige Spuren wieder erwachender Erinnerung, gänzlich aus den Augen gekommen. Schon die älteſte Welt muß ein ſehr wahres und vollſtändiges Wiſſen darum gehabt haben *), und es ließe ſich das, was ich hierüber aufgeſtellt, wohl durch die geſammte Religionslehre, Symbolik und Mythologie des Alterthums auf das beſtimmteſte nachweiſen. Es ſind nur wenige Hinweiſungen, die ich ſchon hier zu geben in Bereitſchaft hatte; aber vor allen übrigen an-

---

*) Vergl. Schelling über die Gottheiten von Samothrace p. 30 mit Anmerk. 90. — Doch will ich mich hiemit nicht zu der Schelling'ſchen Meinung bekannt haben, daß jenes urweltliche Syſtem der Erkenntniß ein wiſſenſchaftliches im eigentlichen Sinne des Wortes geweſen ſey.

deren Philoſophemen möchte mein Fragment dieß voraus haben, daß es durch geſchichtliche Forſchungen fortwährend gewinnen, und als ein zu allen Zeiten unter irgend einer Form vorhandenes und anerkanntes Gemeingut des menſchlichen Geſchlechtes ſich wird bewähren und beſtätigen laſſen. —

In der zweiten Abtheilung vorliegender Schrift bin ich geſonnen zur Erläuterung des erſten Paragraphen, der den Kern der Schriften Jacob Böhm's enthält, die Lehre dieſes wunderbaren, langverkannten Schriftſtellers *) von der Geburt Gottes aus dem Grunde in geordneten Auszügen darzuſtellen, was ich ſchon früher zu Stande gebracht und Gegenwärtigem beigefügt haben würde, wenn nicht eine Augenerkrankung meine Arbeit unterbrochen hätte. Dieſer Unfall verhinderte mich auch, die Correktur und letzte Durchſicht des Ge-

---

*) Vergleiche über ihn Fr. v. Baader's fermenta cognitionis 2. H. Vorr. p. III. f.

druckten ſelbſt zu übernehmen; doch habe ich Gründe zu hoffen, daß nach Verbeſſerung des am Ende Angezeigten, worunter einige durch Schuld einer Abſchrift des Manuſcripts entſtandene erheblichere Unrichtigkeiten ſind, nichts Fehlerhaftes von Bedeutung mehr zu finden ſeyn wird.

AD BIBL.
UNIVERS.

Einleitung.

Wenn wir von Allem abſtrahiren, ſo bleibt uns zuletzt nur noch das bloße Abſtrahiren ſelbſt, dieß Thun der reinen Negativität, — wir verhalten uns nur noch als ſie, ſind nur noch als ſie, alle übrige Beſtimmtheit iſt in dieß abſolute Negiren aufgezehrt, iſt mit ihm zuſammengeſunken zu völliger Unbeſtimmtheit und Indifferenz.

Näher betrachtet entſteht uns durch vollendetes Abſtrahiren auf der einen Seite das Abſtraktum der Objektivität und Beſtimmtheit, das reine Seyn, die ganz allgemeine, unbeſtimmte Beſtimmtheit, welche der letzte Reſt des Objektiven im Bewußtſeyn und als das völlig Entleerte gleich dem Nichts iſt*); —

---

*) Vergl. Hegel's Logik 1r Thl. p. 22. Encyclop. §. 40. Soll übrigens dieß reine Seyn und reine Nichts als das Unmittelbare in Hegel's Sinne, als das Vorausſetzungsloſe, gelten und eine Entwicklung aus ihm dargeſtellt werden, ſo kann dieß nur durch folgende Erſchleichung geſchehen. Seyn und Nichts werden als höchſte Abſtraktionen zuerſt für einerlei ausgegeben; — denn das Unmittelbare kann nicht als Unterſchiedenes und Entgegengeſetztes begriffen werden (Log. 1r Thl. p. 7); — dann ſind ſie in der That nichts Anderes, als zwei Namen für

auf der andern Seite bleibt uns als letzter Reſt des Subjectiven der bloße Act des Abſtrahirens oder Negirens, die abgeſchiedene Seele des bewußten Seyns; — wie aber das Feuer im Verzehren ſeines Gegenſtandes ſich ſelbſt verzehrt und nur verzehrend actu iſt, ſo er-

---

Eines und daſſelbe und einer von ihnen iſt überflüſſig. Da nun aber bei ſolchem Wortunterſchiede aus der Einerleiheit des Gedankens nicht herauszukommen und kein Fortgang zu begreifen wäre, ſo werden die Namen unvermerkt als unterſchiedene Gedankenbeſtimmungen genommen; wodurch denn der Fortgang aus dem Unmittelbaren begründet iſt. Es iſt ſomit der Gegenſatz und Widerſpruch im Unmittelbaren (Vorausſetzungsloſen) offenbar vorausgeſetzt und jene Hauptſchwierigkeit der Philoſophie, den abſoluten Anfang in ihr zu finden, iſt auch durch Hegel nicht gelöſt worden. Die Analyſe der Vorſtellung des (endlichen) Anfangs und Werdens ſelbſt bringt uns nur zu einem, wiewohl in der Indifferenz des Aufgehobenſeyns gefaßten, dennoch in ihr unüberwindlich vorausgeſetzt bleibenden Widerſpruch, und ſo leidet dieſes ſeyn ſollende ſchlechthin Erſte des Hegel'ſchen Syſtemes an demſelben Mangel und iſt in der That nichts Anderes, als das Schelling'ſche Indifferente, auf welchem, als ſeinem Grunde, das ganze Schattenſpiel der Hegel'ſchen Logik aufgetragen iſt. Iſt nun „der Anfang der Philoſophie die in allen folgenden Entwicklungen gegenwärtige und ſich erhaltende Grundlage, der ſeinen weitern Beſtimmungen durchaus immanente Begriff“ (Hegel's Logik 1r Bd. p. 10), ſo ſieht es nach Obigem ſchlimm aus um dieſes Syſtem; denn ſo wäre jener taſchenſpieleriſche Betrug die in allen Entwicklungen gegenwärtige und ſich erhaltende Grundlage, der ſeinen weitern Beſtimmungen durchaus immanente Begriff.

liſcht auch unmittelbar mit der vollendeten Abſtraktion das Abſtrahiren ſelbſt und ſinkt mit der aufgehobenen Objektivität zu einem bloß Potentiellen, Indifferenten, einem Anſich des Verſtandes zuſammen, das deſſen tiefſtes, einfachſtes Inneres und die abſolute Grenze für ihn als ſpeculirenden iſt.

Dieſe Nacht nun des ausgelöſchten Bewußtſeyns iſt von den Einen für das ſchlechthin Erſte und Unbedingte ſelbſt, aus welchem Alles, als aus ſeinem abſoluten Grunde hervorgegangen, erklärt worden, von den Andern im Eiſer der Polemik für ein bloß „logiſches" Blendwerk und weſenloſes Trugbild des Verſtandes, der dieß ſein Machwerk dem wahrhaft Unbedingten, dem Unbedingten der Vernunft unterſchiebe, ſo aus dem Niederen das Höhere, aus dem Unvollkommenen das Vollkommene, aus der Finſterniß das Licht entſpringen laſſe, Alles verwirre und umkehre. „Das leere Chaos, die Ungeſtalt, das durchaus Unbeſtimmte (Plato und die Pythagoräer nannten es das Unendliche) iſt das Unbedingte, das Abſolute des Verſtandes, jenes Phantasm, welches er über das Abſolute der Vernunft erhebt und als das Weſen aller Weſen, das allein wahrhaft objektive All- und Eine zu erkennen meint." *)

Man hat auf beiden Seiten Recht gehabt und eben deßhalb auch Unrecht **). Die Einen hatten Recht, in ſo fern ſie in jenem Unendlichen und Indifferenten das tiefſte Weſen der Natur und des menſchlichen Geiſtes zu erkennen glaubten, Unrecht, indem ſie es als das Abſolute ſelbſt, als das ſchlechthin Erſte ausſprachen, vor dem nichts Höheres, Beſtimmendes und Bedingendes ſei; die Andern hatten Recht, inſofern ſie es nicht für das wahrhaft Abſolute, Unrecht, wenn ſie es für nichts weiter, als ein formell-logiſches Abſtraktum, für ein bloßes Machwerk und Phantasm des Verſtandes erklärten, das nur durch's ſubjektive Denken und in ihm allein ſein Beſtehen habe.

---

*) Jacobi von den göttl. Dingen p. 181.

**) Die Schelling'ſche Schule hat ſich gerühmt, allen Einſeitigkeiten in der Philoſophie ein Ende gemacht zu haben.

Wenn ſich die Vernunft geſträubt hat, jenes Nichts des in ſich ſelbſt zu Ende gekommenen Verſtandes, der ſich in dieſer Selbſtnegation mit ihrem Namen ſchmückte, als ihr Abſolutes anzuerkennen, ſo fragt es ſich, ob ſie ſich nicht endlich doch gezwungen ſehen werde, es zwar nur für ein Weſen zweiter Art, vor ſowohl als über welchem *) das wahrhaft Abſolute, Gott, ſey, doch für mehr als Abſtraktionsgemächte, für das wahrhafte Anſich der Erſcheinungswelt, für den innerſten Kern der Natur und des menſchlichen (nicht des göttlichen) Geiſtes anzuerkennen. Denn ſo wenig auf der einen Seite die Vernunft den Gedanken jenes

---

In der That aber iſt durch ſie nur die eine Seite des Hauptgegenſatzes in der Philoſophie zu ſeiner höchſten Schärfe und Vollendung gediehen, und ſie mußte daher das nicht zu überwindende, nicht in ſich aufzunehmende Moment als ſogenannte Subjektivitätsphiloſophie von ſich ausſcheiden.

*) Schelling's Denkmal der Schrift Jacobi's ꝛc. p. 76.

„ewig verſchlingenden, ewig wiederkäuenden Ungeheuers,“ als abſoluter Macht, ertragen kann *), ſo unentbehrlich iſt doch auf der andern für Philoſophie und Wiſſenſchaft ein ſolches Anſich, als immanenter Grund, aus dem ſie die Welt begreifen, die Dinge ſich entwickeln laſſen und ſo ein beſtimmtes und zuſammenhängendes Wiſſen der phyſiſchen und geiſtigen Natur gewinnen könne. Aber die Philoſophie unſerer Zeit,

---

*) „Betracht' ich die Welt bloß als Zuſchauer, nicht als Menſch, nicht als determinirte, bedürfnißvolle Perſon, ſo ſcheint ſie mir ein univerſalganzes, ewiges, nothwendiges Syſtem unwillkürlicher Kräfte zu ſeyn, welches willkürliche Kräfte, wie der Rheinfall Waſſerſtäubchen, auswirft; das groſe Getöſe dauert fort, immer wandelnd, immer daſſelbe; — die Stäubchen zerſtieben und werden vom Wogengebrauſe wieder verſchlungen; — kurz ich ſehe ein ewiges, regelmäßig gebärendes und wieder verzehrendes Ungeheuer. Nun, möcht ich ſagen, hat dieſes immergebärende und allverzehrende Ungeheuer die Mepriſe gemacht und die ungeheuere Etourderie begangen, mich ſo zu organiſiren; daß ich kein immergebärendes, allverzehrendes Ungeheuer ertragen kann.“ Lavater in Jacobi's Briefwechſel. Wenn es dieſem Ungeheuer gelungen iſt, ſich durch den Idealismus der neuern Philoſophie bis zu ſeiner höchſten und für ſich wahrſten Geſtalt heranzuläutern, ſo hat es deßhalb ſeine dämoniſche negative Natur nicht im Geringſten abgelegt. Man ſehe nur Hegel's Phänomenologie am Ende, wo der Hegel'ſche Weltgeiſt völlig als grauenhaftes Weltgeſpenſt (vergl. Jacobi v. d. göttl. D. p. 4), als das alles in ſich aufzehrende, nur über den Trümmern ſeiner Welt ſich zu erfaſſen vermögende verneinende Princip erſcheint.

um ſich alles „Jenſeitigen“ zu entſchlagen, hat den allgemeinmenſchlichen Geiſt mit dem göttlichen und deſſen an ſich ſeiendes Weſen, mit dem Vorausſetzungsloſen in Gott, welches kein Abſtraktes und Negatives ſeyn kann, verwechſelt, und dieß iſt der alte, ungeheure Irrthum, der, lange unterdrückt und niedergehalten, ſich endlich mit aller Macht und in höchſter, durchgeführteſter Form der Wiſſenſchaft erhoben und all unſer Denken und Empfinden in Verwirrung gebracht. Zwar hat man ihn mit mächtiger Reaction, mit Zorn und Leidenſchaft befehdet und zurückgewieſen; für den Anfang mochte das genug ſeyn, aber die Wurzel des Uebels hat dieſe Weiſe nicht zu finden und auszurotten vermocht; denn die Parteien ſind geblieben und das Ende des Kampfes war nicht Sieg, ſondern allgemeine Ermattung und Zerſplitterung.

Soll nun ein weiterer, wahrhafter Fortſchritt in der Philoſophie begründet werden, ſo käme es unſers Erachtens darauf an, jenes ſogenannte Abſolute einer neuen Unterſuchung zu unterwerfen und zu erforſchen, was es denn eigentlich ſei, jenes zweideutige Innerſte, das wir zwar nicht mehr als das wahrhaft Abſolute verehren mögen, in dem wir aber ehrlicher und beſonnener Weiſe unſer eignes tiefſtes Weſen, den Grund und Abgrund unſeres Seyns und Bewußtſeyns nicht zu verkennen und zu verläugnen vermögen, — und in welchem Verhältniß es ſtehe zu dem wahrhaft Abſoluten, zu Gott.

Den nächſten Schritt zur Erkenntniß des wahren Verhältniſſes hat Schelling ſelbſt gethan in ſeiner

Abhandlung über die Freiheit, in der man einmal den Wendepunkt der ganzen neuern Philoſophie erkennen wird — nämlich durch die beſtimmtere verkehrte Aufſtellung deſſelben. Bekanntlich läßt Schelling hier wie in ſpätern Erklärungen und Darſtellungen den exiſtirenden und perſönlichen Gott aus dem indifferenten Urgrunde oder — mit einem Worte Jacob Böhm's (wie denn die ganze in jener Abhandlung vorgetragene Lehre aus dieſem Schriftſteller genommen iſt) — aus dem Ungrunde mittels eines Grundes zur Exiſtenz hervorgehen; Gott muß den Grund haben, um zu wirken und perſönlich zu ſeyn, um gleichſam über dem Abgrunde ſeines eignen Weſens erhöht und erhalten zu ſeyn; und ohne dieſe verneinende Kraft, die das unendliche, indifferente Weſen „in die Enge bringt“ und zu ſich ſelber treibt, gäbe es gar kein Bewußtſeyn, keine Perſönlichkeit deſſelben.

Wenn auch gegen dieſe Lehre durch das vermittelnde Denken durchaus nichts aufzubringen wäre, — die nach unſerem Erachten wahrhaftere Theorie der göttlichen Perſönlichkeit iſt an dieſem Orte nicht aufzuſtellen — ſo liegt es doch einmal in der Idee Gottes, wie ſie bereits ins menſchliche Bewußtſeyn getreten, einer Idee, der ſich die wahre Vernunft nicht entäuſſern kann, und die ſie vorausſetzend behaupten wird, ſo lange ſie noch nicht zum begreifenden Erkennen gediehen iſt, — daß Gott das, was er als ſolcher in exiſtirender Vollkommenheit iſt, durch nichts iſt, was ſich auf irgend eine Weiſe als an und für ſich ſeyendes Anderes zu ihm verhielte oder verhalten könnte; ja unter den Ausdrücken, daß Gott von ſich ſelbſt oder durch ſich ſelbſt, Grund ſeiner ſelbſt ſei, den Grund ſeiner Exiſtenz in ſich ſelbſt habe, hat man früher gerade das zu verneinen und aus der Vorſtellung zu entfernen geſucht, was Schelling, ſich die Ausdrucksform zu Nutze machend, daraus zu entwickeln und zu behaupten ſich bemühte.

Es iſt ein ſonderbares und merkwürdiges Schauſpiel, wenn man betrachtet, wie die ſpeculative Gotteslehre der nachkantiſchen Syſteme unmittelbar durch ſich ſelbſt und innerhalb ihrer ſelbſt in das Entgegengeſetzteſte überſchlug und aus einer Noth in die andere gerieth. Perſönlichkeit und unendliches, unbeſchränktes Weſen ſchienen zuerſt ganz unvereinbare Begriffe zu ſeyn; daher entkleidete man das göttliche Weſen von aller Perſönlichkeit und allem Selbſtbewußtſeyn: „Gott Bewußtſeyn und Perſönlichkeit zuſchreiben, behauptete Fichte, heiße ihn zu einem endlichen Weſen machen; denn Bewußtſeyn und jener höhere Grad deſſelben, Perſönlichkeit, ſeien an Beſchränkung und Endlichkeit gebunden.“ In ſo fern war denn früher auch die Schelling'ſche Philoſophie mit Fichte einverſtanden, wenn z. B. im Syſteme des transcendentalen Idealismus (Vorr. p. XIV.) erklärt wurde: „Das, was wir als den letzten Grund der Harmonie zwiſchen dem Subjektiven und Objektiven anzuſehen haben, muß zwar als ein abſolut Identiſches gedacht werden, welches aber als ſubſtantielles oder als perſönliches Weſen vorzuſtellen, um nichts beſſer wäre, als es in ein bloßes Abſtraktum zu ſetzen.“ Die weitere Entwicklung des Syſtemes aber trieb zu einem neuen Aergerniß hin: Gott ſollte perſönlich wenigſtens werden; ſo war es jedoch um den Begriff des Unendlichen und Schrankenloſen geſchehen; nun wurde in Gott als vorhergehend ſeiner perſönlichen und intelligenten Exiſtenz „ein Negatives, eine Natur“ geſetzt: „Gott ſelbſt, damit er ſeyn kann, bedarf eines Grundes, nur daß dieſer nicht außer ihm, ſondern in ihm iſt und hat in ſich eine Natur, die, obgleich zu ihm ſelbſt gehörig, doch von ihm verſchieden iſt.“ (Philoſ. Schriften p. 453 f.) „So lange nicht in Gott eine wirkliche Zweiheit erkannt und der bejahenden, ausbreitenden Kraft eine verneinende, beſchränkende entgegengeſetzt wird *), ſo lange wird die Läugnung eines per-

---

*) Eben ſo ſagt Jacob Böhm z. B. im dreifachen Leben des Menſchen (C. 1. §. 35): „die große Weite ohne Ende begehret der Enge und Einfaßlichkeit, darin ſie ſich kann offenbaren; denn in der Weite und Stille wäre keine Offenbarung; ſo muß ein Anziehen und Einſchließen ſeyn, daraus die Offenbarung erſcheine.“ — „In Ja und Nein beſtehen alle Dinge. Das Eine, das Ja, iſt eitel Kraft und Leben, und iſt die Wahrheit Gottes und Gott ſelber. Dieſer wäre in ſich ſelber unerkennlich und wäre darin keine Freude oder Erheblichkeit noch Empfindlichkeit ohne das Nein. Das Nein iſt ein Gegenwurf des Ja oder der Wahrheit, auf daß die Wahrheit offenbar und etwas ſei, darinnen ein Contrarium, darinnen die ewige Liebe wirkend, empfindlich, wollend und das zu lieben ſei.“ Theoſophiſche Fragen III. §. 2. „Das Nein heißet darum Nein, weil es eine eingekehrte Begierde iſt, als Neinwärts (Hineinwärts) einſchließend.“ Ebendaſ.

ſönlichen Gottes wiſſenſchaftliche Aufrichtigkeit ſeyn, die Behauptung eines ſolchen Mangel an Aufrichtigkeit." — „Es iſt nicht individuell, ſondern allgemein und an ſich unmöglich, ein Weſen mit Bewußtſeyn zu denken, das durch keine verneinende Kraft in ihm ſelber in die Enge gebracht worden, — ſo allgemein unmöglich, als einen Kreis ohne Mittelpunkt zu denken. — Alles Bewußtſeyn iſt Concentration, iſt Sammlung, iſt Zuſammennehmen ſeiner ſelbſt. Dieſe verneinende, auf es ſelbſt zurückgehende Kraft eines Weſens iſt die wahre Kraft der Perſönlichkeit in ihm, die Kraft der Selbſtheit, der Egoität." (Denkmal ꝛc. p. 97. ff.) — Iſt nicht Gott nothwendig ſchon eben dadurch in gewiſſem Sinne ein particuläres Weſen, daß er ein perſönliches Weſen iſt? Läßt ſich Perſönlichkeit ohne Abſonderung, ohne Für-ſich-ſeyn, alſo in dieſem Sinne ohne Particularität denken? (Zeitſchrift von Deutſchen für Deutſche p. 87. f.) Auf ſolche Weiſe wurde Gott, damit er perſönlich ſeyn könne, nun wirklich, wogegen man ſich früher ſo ſtark erklärt hatte, zu einem ſeinem Begriff nach particulären, nur durch ein ihm entgegengeſetztes möglichen, ſomit, aufrichtig geſagt, zu einem in der That beſchränkten, abhängigen und endlichen Weſen gemacht.

---

§. 10. — Dieß letztere gehört zu derſelben Art falſcher, aber höchſt geiſtreicher Etymologie, wie wenn Jacob Böhm bekanntlich Qualität von Quallen, Quellen ableitet und dieß mit Qual zuſammenbringt. (Aurora C. 1. §. 3. Drei Princip. C. 10. §. 42.)

Um uns über dieſen letztern Irrthum der Speculation beſtimmter auszuſprechen, müſſen wir zuvor unſere eigene Anſicht vom Verhältniſſe desjenigen zu Gott, was Schelling nach Jacob Böhm den Grund und Ungrund nennt — beides fällt uns nämlich auf die Seite eines und deſſelben ſecundären, urſprünglich indifferenten Weſens — darzulegen ſuchen.

Wenn auf der einen Seite die Vernunft von der Idee eines Gottes, der ohne vorauszuſetzende Negation, Einſchränkung und Abſonderung zur unendlichen Reflexion in ſich, zur abſoluten Selbſtanſchauung und Selbſtmacht von Ewigkeit her ſich ſelbſt beſtimmt und entwickelt hat, nicht laſſen kann, — auf der andern Seite aber dieſelbe Vernunft als wiſſenſchaftliche, oder wenn man lieber will, der Verſtand den Begriff eines immanenten, durch Natur und Geiſt durchgreifenden, mit beiden identiſchen Princips oder Grundes nicht entbehren kann *); wenn nun dieß Princip, dieſer Grund,

---

*) Nach Jacobiſcher Unterſcheidungsweiſe würden wir ſagen müſſen: Um Vernunft und Verſtand zugleich zu befriedigen, brauchen wir nicht nur die Erkenntniß der höchſten Urſache, ſondern auch des von ihr geſetzten allgemeinen Grundes der Welt (ſo nämlich, daß dieſer nicht in formell-logiſchem Sinne, ſondern als Reelles und Lebendiges zu faſſen iſt). „Allerdings, ſagt Jacobi (v. d. g. D. p. 215), iſt der Begriff des Grundes, des Allen und Einen, der oberſte Begriff im Verſtande. Der oberſte Begriff aber in der Vernunft und mit ihr Eines und daſſelbe iſt der Begriff der Urſache, des in ſich ſeyenden und allein aus ſich hervorbringenden, des unerſchaffenen Schaffenden, des abſolut Unbedingten.“ —

der nicht Gott ſeyn und aus dem Gott nicht erſt als actu ſeyend hervorgegangen ſeyn ſoll, doch zu Gott ein urſprüngliches Verhältniß haben muß, wenn nicht einem abſoluten Dualismus, nach welchem beide Principien von einander ganz unabhängige Wurzeln hätten, einem Dualismus der Unvernunft gehuldigt werden ſoll —: ſo bleibt uns nur noch ein Verhältniß als denkbar übrig, daß Gott, der ſchon vor dem Grunde perſönliche und intelligente Gott, ſich dieſen Grund in ſich ſelbſt geſetzt und erzeugt habe, als Organ ſeiner ſchöpferiſchen Wirkſamkeit und Offenbarung *), daß Gott, als ſolcher, deſſen freier, bewußter Urheber ſei.

Dadurch verändert ſich freilich der Schelling'ſche und Böhm'ſche Begriff des Grundes ſehr; er iſt nun nicht mehr Grund der Exiſtenz Gottes, ſondern nur der der Welt; nicht mehr Organ der ſogenannten Selbſtoffenbarung Gottes, ſondern der Realiſirung der in ihm ſeyenden Ideenwelt, des von ihm, als freier Intelligenz entworfenen Planes zur Welterſchaffung und Weltentwicklung.

Archytas oder ein anderer Pythagoräer ſoll nach Syrianos geſagt haben: „die einige Urſache ſei die Urſache vor der Urſache“ (vor dem Grunde?) Ritter's Geſchichte der Pythag. Phil. p. 120.

*) Offenbarung in chriſtlich-ehrlichem Sinne genommen, nicht nämlich als dieß, daß Gott durch den Act der Offenbarung ſich ſelbſt erſt offenbar werde, ſondern daß der ſchon an und für ſich offenbare Gott andern Weſen ſich mittheile und offenbar mache.

Faſſen wir nun den Grund in Gott auf ſolche Weiſe, ſo fragt ſich weiter, wie denn derſelbe aus Gott hervorgegangen, wie Gott ſich ihn in ſich geſetzt und erzeugt habe. Da urſprünglich außer Gott nichts iſt, ſo muß er das, was außer ihm hat werden ſollen, zuvörderſt ſelbſt geworden ſeyn, muß ſich ſelbſt dazu gemacht haben. Sein ideelles Weſen mußte ſich beim Setzen des Grundes zu abſtrakter Objektivität entäuſſern, ſodann ſich von ihr ausſcheiden, ſich über den geſetzten Grund erheben und wieder in ſich ſelbſt, als in die Freiheit ſeiner abſoluten Selbſtanſchauung zurückgehen, ſich aus ihm ſo erheben und entwickeln, daß er in ſich, als abſoluten Act, zurückgekehrt, zugleich das zu einem potentiâ ſeyenden aufgehobene, indifferenzirte Andere, als Grund beſondern Daſeyns, als Organ ſeiner Schöpfermacht, in ſich enthielt und befaßte *). So wie ſich nachher bei der Weltſchöpfung der Grund zur Natur entäußert, ſo mußte ſich Gott vorher zum Grunde entäußern **); — und ſo hätte

---

*) Alte Kirchenlehrer bemühten ſich deßhalb zu zeigen, daß Gott durch die Zeugung des Sohnes keine Beraubung ſeiner ſelbſt, keinen Weſensverluſt erlitten habe, weil ihnen die Einſicht in dieſen Prozeß der Zurückwandlung des entäußerten Gottes in ſich ſelbſt abgieng. Der Gedanke einer Entäußerung mußte unſtatthaft und anſtößig ſcheinen, wenn ſie dieſelbe nur als beharrlichen Zuſtand ſich vorzuſtellen wußten.

**) Schelling und Hegel haben die Weltſchöpfung, wie es ſchon der altorientaliſche Pantheismus gethan, durch eine Selbſtentäußerung des göttlichen Weſens (Abfall der denn Gott allerdings „fumum ex fulgore“ gemacht, aber auch wieder fulgorem ex fumo *). Denn in der Entäußerung kann der Geiſt nicht verbleiben; entäußert,

---

Idee von ſich ſelbſt) zu begreifen geſucht. Aber dasjenige Ideale, welches ſich bei der Weltwerdung entäußert hat — denn ein entäußerter, von ſich gekommener Geiſt iſt die Natur ohne Zweifel — iſt wohl nicht Gott, der abſolute Geiſt — was ſchon Plato verneint: *καὶ ὁ μὲν δὴ ἄπαντα ταῦτα διατάξας ἔμενεν ἐν τῷ ἑαυτοῦ κατὰ τρόπον ἤθει.* Timaeus p. 46. Bekk.) — ſondern eben nur jener Grund, den Gott durch Selbſtentäußerung zuvor in ſich geſetzt und zur Vernünftigkeit entwickelt hatte (ſ. unten), ſo daß die ganze ſyſtematiſche Philoſophie der neuern Zeit nur eine Philoſophie dieſes nicht abſoluten Princips und ſeiner verſchiedenen Beſtimmungen in ſeiner Entfremdung von Gott iſt. Fichte hat es als die Ichheit gefaßt, welche Schelling auf ihre Tiefe der bewußtloſen Indifferenz zurückgeführt und — was am tiefſinnigſten Hegel durchgeführt — als werdenden, zu ſich ſelbſt kommenden Geiſt der Welt begriffen hat. — Die obengenannten zweierlei Entäußerungen ſcheinen in dem von Creuzer (Symb. und Myth. 3r Thl. p. 393 f.) angeführten Symbole der zweierlei *κρατῆρες* einer höhern und niederern Schöpfung zu liegen.

*) Die weibiſchen Klagen, daß das Verſtandloſe zur Wurzel des Verſtandes, die Nacht zum Anfang des Lichts gemacht werde, drücken das wahre Syſtem heutiger Philoſophen aus, die gern fumum ex fulgore machen wollten, wozu aber ſelbſt die gewaltſamſte Fichte'ſche Präcipitation nicht hinreicht. Schellings phil. Schr. 1r Bd. p. 433. „Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem iſt (ich wiederhole es auch hier) des ächten Künſtlers Art, — iſt

von ſich gekommen, iſt er der Trieb, die Entäußerung und Unfreiheit aufzuheben, über die geſetzte Schranke hinauszugehen und zu ſich ſelbſt in die Freiheit zurückzukehren, wie ſchon trefflich Jac. Böhm gezeigt.

Der Grund alſo mitſammt dem Ungrunde, als der Indifferenz, iſt als ein Weſen zweiter Art zu denken, welches Gott aus und in ſich ſelbſt geſetzt hat als den geiſtigen Grundſtoff der Welt; es iſt das erſte aus Gott hervorgegangene, beſonderte Andere, der λόγος προφορικός (der λόγος ἐνδιάθετος iſt die in Gottes ewiger identiſcher Selbſtanſchauung begriffene Objektivität) *). Dieſes Andere hat zunächſt nur die potenzielle

---

auch Gottes Art.“ Schellings Denkmal ꝛc. p. 107. — „Der ich das Licht mache und ſchaffe die Finſterniß“ ſagt Jehova bei Jeſaia C. 45. V. 7.

*) „Der Vater kehret ſich in ſich ſelber mit ſeinem göttlichen Verſtändniß und durchſiehet ſich ſelber in dem klaren Verſtehen in dem Abgrunde ſeines ewigen Weſens; und dann von dem bloßen Verſtehen ſeiner ſelbſt ſpricht er ſich ganz aus und das Wort iſt ſein Sohn und das Erkennen ſeiner ſelbſt iſt das Gebären ſeines Sohnes in der Ewigkeit; er iſt bleibend in weſentlicher Einigkeit und ausgehend ohne perſönlichen Unterſchied. Alſo gehet er in ſich und erkennet ſich ſelber und gehet dann aus ſich ſelber in ein begehrtes Bild ſeiner ſelbſt, das er erkannt und verſtanden hat in perſönlichem Unterſchied. Und gehet wieder in ſich in vollkommener Gefälligkeit ſeiner ſelbſt und dieſe fleußt aus in eine unausſprechliche Liebe, das da iſt der heilige Geiſt.“ Tauler's Poſtille, Predigt am Weihnachtstage. — Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich ſtatt „ohne perſönlichen Unterſchied,“

Beſtimmung des Andersſeyns, des eigenen oder Selber-Seyns; iſt nur erſt die Indifferenz des Seyns und Nichtſeyns, des Endlichen und Unendlichen, des Auſſer-Gott- und In-Gott-Seyns, des Böſen und Guten — actu hingegen, in nachheriger Beſtimmtheit, iſt es ſein eigenes Widerſpiel im Verhältniſſe zu ſich ſelbſt als im Prozeſſe des Werdens, und im Verhältniſſe zu Gott *).

---

wie es das erſtemal heißt, öfters — wie in Aſt's Geſch. d. Ph. p. 291 — zweimal angeführt finde: „in perſönlichem Unterſchied,“ was ſowohl der vor mir liegenden Hamburger (wahrſcheinlich auch der Basler) Ausgabe zu Folge (p. 2), als dem Zuſammenhang nach unrichtig iſt.

*) Nach Plato im Timäus bildete bekanntlich Gott noch vor der Körperwelt zur Beherrſchung derſelben die Weltſeele aus dem Identiſchen und Ewigen und dem Differenten, Veränderlichen, als ein der Natur beider gleich theilhaftiges Mittelweſen, und nach Numenius „iſt ein Mittelweſen zwiſchen der Gottheit und der Welt, das die vollkommene Bildungs- und Erhaltungsfähigkeit von Gott empfangen hat und dieſe auf die Welt überträgt. Dieſes Weſen iſt der Weltbildner (Demiurg), der zweite Gott, der vom erſten den geiſtigen Samen empfangend, ihn in jedes vernünftige Weſen einpflanzt. — — — — Dieſer Demiurg, der Sohn des erſten Gottes, auch νοῦς genannt, ſchaut im höchſten Gott ſich ſelbſt an, in ihm ſein geiſtiges Leben findend, welches Ruhe und Einheit iſt; als weltbildender Gott aber ſteht er in Cauſalverhältniß zur Sinnenwelt und iſt als ſolcher in ſteter Bewegung. Auf die bewegliche Materie und auf ſeinen Vater ſtets hinſchauend erhält er die Harmonie des Materiellen, denn nur dadurch, daß er auf Gott hinſchaut, deſſen Leben Ruhe und Unveränderlichkeit iſt, behauptet er die Ordnung des

Es iſt das relative oder andere Abſolute — ein Widerſpruch, der eben ſeine Natur ausmacht — dasjenige Weſen, welches ſich in Raum und Zeit entäußert und den Entwicklungsgang der Beſonderung durch Natur und Geſchichte auf ſich genommen hat; der leidende und ſterbende Gott der alten Religionen und Myſterien *); und ſowie es in der Natur ſeiner ſelbſt verluſtig und bewußtlos iſt, ſo kommt es im menſchlichen Bewußtſeyn wieder zu ſich ſelbſt, vermag ſich denkend in ſein Anſich zurückzuziehen und ſich als Princip und Grund der Erſcheinungswelt zu erkennen **); es ſpielt,

---

Univerſums. Wollte er aber ſeinen Blick ganz in die Anſchauung ſeiner ſelbſt, d. i. der höchſten Gottheit verſenken und ein blos geiſtiges Leben führen, ſo würde ſich die Welt in ewige Finſterniß auflöſen. Der Demiurg iſt alſo dem Weſen nach eine Gottheit, ſeinem doppelten Leben nach (in Gott und in der Welt) ein zwiefaches Weſen." Aſt's Geſchichte der Philoſ. p. 166 f.

*) „— Dann werden uns die Vorſtellungen von den Schickſalen und dem Tode eines Gottes nicht mehr dunkel ſeyn, die in allen Myſterien gegeben werden, die Leiden des Oſiris und der Tod des Adonis." Schelling's Bruno p. 223. — „Ohne den Begriff eines menſchlich leidenden Gottes, der allen Myſterien und geiſtigen Religionen der Vorzeit gemein iſt, bleibt die ganze Geſchichte unbegreiflich." Deſſen philoſ. Schr. 1r Bd. p. 493. Nur iſt dieſer Gott nicht mit Gott im Sinne unſerer Religion, nicht mit dem abſoluten Geiſte zu confundiren.

**) Das iſt dann jene ſpinoziſtiſche Anſchauung: „Mens nostra, quatenus se sub aeternitatis specie cognoscit, eatenus Dei (des ſpinoziſtiſchen Gottes, des Grundes) ſo zu ſagen, die Rolle des Abſoluten in der Weltentwicklung und iſt daher ſo leicht mit ihm zu verwechſeln und zu confundiren.

Dieß vorausgeſetzt, werden wir den Urſprung des obenerwähnten genialen Irrthums leicht begreiflich finden. Wenn ſich nämlich Gott den Grund — nicht ſeiner Exiſtenz, ſondern der der Welt — geſetzt und

---

cognitionem necessario habet, scitque se in Deo esse et per Deum concipi.“ Vergl. Schelling's phil. Schriften 1r Bd. p. 165. Wahrer weiſt Tauler auf die Identität mit Gott im tiefſten Grunde des Bewußtſeyns hin. „In dieſem Grunde, ſagt er z. B., iſt eigentlich Gottes Wohnung viel mehr, denn im Himmel und in den Creaturen. Welcher Menſch wahrlich darein kommen möchte, der fände da wahrlich Gott und ſich ſelbſt einfältiglich in Gott. Und Gott iſt da gegenwärtig und die Ewigkeit wird da befindlich und ſchmecklich gefunden. Und da iſt weder Vor nach Nach und in dieſen göttlichen Grund kann kein geſchaffen Licht reichen noch leuchten, denn allein Gottes Wohnung und ſeine ewige Stätte iſt hie. *Dieſen Abgrund können alle Creaturen nicht gründen,* nicht erfüllen, nicht begnügen, nicht befriedigen, denn Gott allein mit all ſeiner Unermeßlichkeit. Wer dieſes Grundes wahrlich wahrnimmt, der reichet und neiget die oberſten und niederſten Kräfte der Seele zu ihrem lautern Anfang und zu ihrem wahren Urſprung. — Welcher Menſch hierin wahrlich und recht begehrt, dem iſt, als ob er ewiglich hie geweſen ſei, und als ob er eins mit demſelben ſei — und Gott giebt da ein Zeugniß, daß der Menſch ewiglich da geweſen iſt in Gott in ſeiner Ungeſchaffenheit, das war, da er in ihm war, da war der Menſch Gott aus ihm, zu welchem er entäußert war, ſich in ſich ſelbſt zurückgewandelt hat, ſo kann es dem innern Auge des Speculirenden erſcheinen, als ſei der Grund das Frühere und Gott ſei erſt durch Hervorgang aus demſelben zur Exiſtenz und Perſönlichkeit gelangt *). Zwar ſieht ſich auch Schelling (wie Jacob Böhm, dem er gefolgt) über den Grund hinausgetrieben **), aber das, was er ihm vorausgehen läßt, iſt nicht freiſetzende Intelligenz, ſondern die leere Indifferenz — das Weder-Noch, die Negation der Gegenſätze. Dieſe

---

in Gott." Pred. auf St. Johannis Bapt. Geburt. „Dieſer Grund giebt deß ſelber Zeugniß in ihm ſelber, daß ihn Gott bereitet und geläutert hat. Dieſen Grund will Gott allein beſitzen und will nicht, daß je eine Creatur darein komme." 3. Pred. an d. h. d. K. Tag. So Poiret: Fundus ille vel recessus mentis intimus, nobilissimus et immensus, Deo aeterno, qua tali fruendo factus, quique a sola ejus aeternitate affici et actuari potest." De tripl. erud, p. 55. nach Tennemann's G. d. Ph. X. p. 525.

*) Eine noch tiefer gehende Erklärung dieſes Irrthums werden wir unten §. 9. zu geben verſuchen.

**) „Es muß vor allem Grund und vor dem Exiſtirenden, alſo überhaupt vor aller Dualität, ein Weſen ſeyn; wie könnten wir es anders nennen, als den Urgrund oder vielmehr den Ungrund? Da es vor allen Gegenſätzen vorhergeht, ſo können dieſe in ihm nicht unterſcheidbar noch auf irgend eine Weiſe vorhanden ſeyn. Es kann daher nicht als eine Identität, es kann nur als die abſolute Indifferenz beider bezeichnet werden." Schelling's phil. Schr. 1r Bd, p. 497.

Indifferenz fällt uns nach Obigem in den Grund ſelbſt hinein; er iſt als dieſe Indifferenz das ins Innere Gottes eingehüllte Centrum des in der Geburt des Grundes aufſteigenden und den Grund im Aufſteigen indifferenzirenden göttlichen Lebens; jene Anſchauung aber iſt die doppelte Verwechſelung des Grundes, als des indifferenten, mit dem Vorausſetzungsloſen in Gott, aus welchem ſich dieſer durch abſolute Macht zur Selbſtanſchauung erhebt und mit dem zum Setzen des Grundes entäußerten Gott, dem Abgrunde der Selbſtentäußerung, in welchem er ſich als verſtandloſer Wille anzieht und zum Grunde zuſammenfaßt, um über dieſem Grunde ſich zur freien Exiſtenz zurückzuerheben *).

---

*) Die Schwierigkeit von dem zu reden, was vor dem Grunde iſt, erkannte ſchon Jacob Böhm und ſah ſich hier an der Grenze ſeiner Speculation. „Der Ungrund hat einen Willen, nach welchem wir nicht trachten noch forſchen ſollen, denn es turbiret uns; mit demſelben Willen verſtehen wir den Grund der Gottheit, welcher keines Urſprungs iſt, denn er faſſet ſich ſelber in ſich, davon wir billig ſtumm ſind, denn er iſt außer der Natur.“ Menſchwerdung 2r Thl. C. 1. §. 8. „Wiewohl wir erkennen, daß der ewige Anfang im Ungrunde ein ewiger Wille in ſich ſelber ſei, deſſen Urſtand keine Creatur wiſſen ſoll, ſo iſt uns doch im Geiſte zu erkennen gegeben ſein Grund, den er ſich ſelbſt machet, darin er ruhet. Ebendaſ. C. 2. §. 1. „Da wir doch das Fiat kennen, und wiſſen, wie wir ſind gemacht worden, ſo wiſſen wir doch nicht die erſte Bewegung Gottes zur Schöpfung. Das Machen der Seele wiſſen wir wohl, aber wie das, welches in Ewigkeit iſt in ſeinem Weſen geſtanden,

Jenes aus Gott hervorgebrachte erſte Weſen, — welches in Mythen und Religionen bald Sohn, bald Tochter, bald Weib, bald Mutter des höchſten Gottes heißt *) — war nach ſeiner Hervorbringung ohne

---

iſt beweglich worden, davon wiſſen wir keinen Grund; denn es hat nichts, das es erreget hätte und hat einen ewigen Willen, der ohne Anfang und unveränderlich iſt.“ Fragen von der Seele I. §. 273. — Letzteres iſt daſſelbe, wie wenn Eſchenmaier (Zeitſchrift v. D. f. D. p. 59, 60) bei Schelling „das differenzirende Princip des Einen“ — „ein Princip des Theilens des Ungrundes in die zwei ewigen Anfänge“ vermißt.

*) Das iſt z. B. die Chochma (Weisheit als erzeugtes Anderes Gottes, nicht perſonificirte Eigenſchaft) der Proverbien (VIII. 22.):

„Zuerſt vor Allem ſchuf Jehova mich
Eh er von Alters her ſein Werk begann:
Von Anbeginn bin ich zur Königin geſalbt
Schon vor der Erde Schöpfung.
Noch war kein Meeresgrund, da ich geboren wurde,
Noch waren keine waſſerreichen Quellen;
Eh eingeſenkt die Berge wurden,
Vor den Hügeln bin geboren ich,
Noch war der Erde Fläche nicht geſchaffen,
Noch nicht des Erdenſtaubes Anfang.
Als er den Himmel feſtigte, war ich zugegen;
Als auf den Abgrund er den Bogen niederſenkte,
Als er am Horizont die Wolken feſtigte
Und öffnete des Abgrunds Quellen,
Als er dem Meere Grenzen ſetzte
Den Wogen ihren Bord, den ſie nicht überſchritten,
Als er der Erde Säulen gründete,

Selbſtbewußtſeyn in Gott, in Gottes Weſen aufgegangen und verſenkt, und ohne Begehren ſeiner ſelbſt. Die Selbſtloſigkeit dieſes Zuſtandes iſt jenes urſprüngliche Gutſeyn, die erſte Unſchuld des gottgebornen Geiſtes, inſofern auf dieſer Selbſtloſigkeit und Indifferenz gegen ſich ſelbſt die Identität mit Gott, auf dem Acte aber des Selbſtbewußtwerdens die Abſcheidung von

---

Da war ich als Vertraute neben ihm,
War ſeine Wonne Tag für Tag,
Und ſcherzte fröhlich vor ihm hin."

(nach Ammon's bibliſch. Theol. 1r Bd. p. 186.) — יְהוָה קָנָנִי רֵאשִׁית דַּרְכּוֹ auch nach Geſenius im Lex. unter רֵאשִׁית, קָנָה und דֶּרֶךְ: Jehova ſchuf mich den Erſtling ſeiner Werke, wie im Hiob vom Behemoth: רֵאשִׁית דַּרְכֵי־אֵל Vergl. Umbreit's Commentar über die Sprüche Salomos p. 102 f. „Ohne Zweifel iſt nach unbefangener Exegeſe, wenigſtens ἔκτισε mehr dem Zuſammenhange angemeſſen; denn die Weisheit ſpricht ja zu deutlich von ihrem wirklichen erſten Entſtehen als einer beſtimmten Perſon." — מֵאָז nach Umbreit nicht „von Alters her," ſondern „ehe noch ein damals war," alſo ganz zuerſt, ehe es eine vergangene Zeit gab. — אמון „Vertraute" 1) Kind, Zögling. 2) Künſtler, Künſtlerin, Werkmeiſterin, was Umbreit vorzieht; das wäre dann wieder der Theos deuteros der Alten als Demiurg. Vergl. de Wette's bibl. Dogmat. §. 152 bis 157, und über den Theos deuteros überhaupt Nitzſch theolog. Studien 1s Stück, vornämlich p. 77. „Als das ausgeborne Verſtandesweſen Gottes, und wiederum als Quell aller Weisheitsgaben und Werkzeug aller Weisheitswerke heißt der

Univ.-Bibl.

Gott, die Entzweiung beruht. Wie das Grundweſen aus dieſem Zuſtande trat, auf ſich ſelbſt reflektirte, vom Baume der Erkenntniß aß, Selbſtbewußtſeyn, ſomit „wie Gott“ wurde, — trat es mit Gott und ſich ſelbſt, als dem gut oder identiſch geweſenen, in Widerſpruch, verſtrickte ſich in Irrthum, war abgefallen von Gott. Dieſe Ichheit aber geht in dieſem

---

zweite Gott auch Weisheit u. ſ. w.“ — Das iſt auch die Weisheitsgöttin der griechiſchen Mythologie, Metis und Athene. in ihrem urſprünglichen Sinne. Das iſt bei den Indiern Paraſhakti, Bhavani, Maja, als Erſtgeborne Gottes. „Parabrahma (dem unerzeugten, durch ſich ſelbſt ſeienden Urweſen) ſteht Paraſhakti zur Seite. Was jener männlich, dieſe weiblich; jener der erzeugende Geiſt, dieſe die allhervorbringende Urmutter. Wenn ſie als ſolche nicht nur die Mutter, ſondern auch die Gattin der drei erſt gezeugten Götter genannt wird, ſo ſcheint der Grund davon zu ſeyn, daß die weiblichen Kräfte in Brahma, Wiſchnu und Schiwa als unmittelbare Fortleitungen jener Urkraft betrachtet werden.“ Kleuker's Brahmaniſches Religionsſyſtem p. 38. „Einige der Indianer glauben, Gott habe zuerſt, vor dem Anfang aller Dinge ein weibliches Weſen, die Göttin Bhavani, hervorgebracht, worunter ſie die alles erzeugende Natur verſtehen, welche ſie unter der Geſtalt eines Weibes perſonificirt haben. Nach den Verſicherungen einiger Miſſionarien verſtehen die Indier darunter den Willen Gottes, der in weiblicher Form von ihm ausgefloſſen iſt, um die Erſchaffung der Welt anzufangen. Dieſe Göttin verwandelt ſich nach der Lehre der Brahminen in tauſenderlei Geſtalten und erſcheint bald als Mann, bald als Weib. In Tibet wird ſie Lhamaciupral, und Nepal Mayadevi, in

Widerſpruch mit ſich und Gott zu Grunde, denn „Da Gottes Exiſtenz nicht aufgehoben werden kann“ *), ſo muß die entgegengeſetzte im Streite mit ihr erliegen und verlöſchen, ſie kann nur in der Selbſtaufgebung, nur im Tode ihre Ruhe und Verſöhnung finden; ſo wird das Grundweſen wieder ſelbſtlos und iſt ſo auch wieder in die Stelle, aus der es ausgeſtoßen, ins Centrum der göttlichen Exiſtenz zurückgekehrt, da der Widerſpruch, der das Verwehrende war, nicht mehr vorhanden iſt. Zurückgekehrt aber iſt es nicht mehr jenes rein Selbſtloſe, es iſt geweſenes Selbſt, welches, indem es von Neuem in Gott aufgeht, ſich ſeiner Selbſtheit in Gott erinnert und ſo in Gott ſie wie-

---

Bengalen Iſchani genannt und überall verehrt man ſie als die Göttin der Natur.“ Mayer's mytholog. Lex. 1r Bd. p. 226. Vergl. Görres's Mythengeſch. p. 638 ff. — „Im Syſtem von Diospolis Magna (Thebe) gieng eine Reihe von Göttern aus einem weiblich gedachten erſten Weſen aus. Dort hieß es vermuthlich Iſis (zu Sais Neith, anderwärts Athor); zuerſt trat hervor Jupiter-Ammon, dann Oſiris, ferner Horus u. ſ. w. oder nach einer andern beſſern Anſicht: jenes erſte Weſen offenbarte ſich zuerſt als Ammon-Jupiter, dann als Oſiris-Dionyſus, weiter als Horus-Apollo. Daher wird begreiflich, wie dieſe Iſis-Perſephone einmal Jupiters Mutter, dann ſeine Tochter und zugleich auch ſein Weib heißen kann.“ Creuzer's Symb. und Myth. IV. 242. Ueber die eben ſo hieher gehörige celtiſche Ceridwen ſ. Mone in Creuzer's S. und M. IV. in Moſer's Auszug p. 923.

*) Schelling's phil. Schr. p. 476.

derfindet mit aufgehobenem Widerſpruche; es iſt nun weder das nur Gott bewußtlos anſchauende, noch das ſich im Gegenſatze zu ihm wiſſende und ergreifende; es iſt nunmehr das ſich ſelbſt in Gott und Gott in ſich wiſſende, alle Wahrheit in ihm erkennende Andere Gottes, — ſeine ausgeborne Weisheit, die Vernunft.

Das Grundweſen wurde zu ſolcher Vernünftigkeit von Gott gleichſam erzogen und gebildet ſchon vor der Welt, um mit dieſem Erbtheile aus der Ewigkeit von Gott auszugehen und Welt zu werden. Gott entläßt es aus ſich in den Abgrund der Objektivität deſſelben *),

---

*) Das iſt der Tod des Gottes der Myſterien, das der Raub der Proſerpina. „Nach der Theologie der Eleuſinier blieb Kore-Proſerpina einmal im Hauſe der Mutter oben auf unerklimmbaren Höhen. Da erhielt ſie ſich als Jungfrau. Dort begattete ſie ſich mit Zeus, dem es gelang, ſie zu überwältigen. Nun kam aber auch von unten Pluto, und raubte ſie, und ſie mußte auch ſein Weib werden.“ Das will nach Eleuſiniſcher Lehre ſagen: Die Kore iſt Lebensquell im Weltall. Sie begattet ſich mit jedem Demiurgen, mit dem unteren, wie mit dem oberen; ſie ſtrahlet allen Weſen nach Einem ungetheilten Grunde das Leben zu. Sie iſt die Leben gebende Kraft des Ganzen. Sie webet für die Regenten des Weltalls das Erſte, das Mittlere und das Aeußerſte zuſammen. Ihr Gewebe iſt die Schöpfung beſeelter Weſen. Im Verhältniß zur Minerva und Artemis iſt ſie die untere Jungfrau — aber Minerva iſt doch wieder ganz und gar in ihr. Auch als Weisheit- und Kriegliebende iſt Minerva in ihr und ſie in der Minerva. Auch die Demeter faßt Plato unter dem Namen Κόρη im Cratylus mit der Proſerpina zuſammen. Kore iſt aber auch die Kraft, die von der Demeter nach unten

in die Welt des Scheins, der Endlichkeit; — denn das Extrem der Anſchauung, worein ſich Gott zum Grunde entäußerte, und welches die im Aufgang des Geiſtes aufgehobene Objektivität des Grundweſens iſt, iſt der Schein, der nichts in ſich ſelbſt ſeyn kann und nur in einem Andern beſteht*); — es tritt über in Raum und Zeit und hat den langen Läuterungsweg durch Natur und Geſchichte durchzumachen, um zu Gott und in die Freiheit zurückzukehren. In der Entäußerung iſt es nur noch die Negation ſeiner ſelbſt, als des entäußerten, der blinde Zeugungs- und Fortgangstrieb der Natur, ein dunkles Suchen nach ſich ſelbſt und der verlornen Herrlichkeit, an welchem erfaßt es vom göttlichen Geiſte gelenkt und geleitet und durch die Schranken ſtufenweiſer Geſtaltung in die Freiheit und Einfachheit der Intelligenz zurück erhoben wird. Im Bewußtſeyn trennt ſich Produzirendes und Produkt, es ergiebt ſich das Reich der Vorſtellung und des Gedankens **)

---

wirkt, in die Tiefe. Sie iſt die zeugende Seele. Sie iſt aber auch, als das Reine, Jungfräuliche in der Höhe, die Zurückführerin der Seelen nach oben.“ Creuzer's Symb. und Myth. IV. 546. ff.

*) Die Scheinwelt bildend iſt das Grundweſen jene Maja der Indier, als kosmiſche Täuſcherin, jene Venus-Proſerpina als Weberin des Endlichen (Creuzer's S. und M. III. 520), jener Zagreus-Dionyſos, der, als Demiurg in den täuſchenden Weltſpiegel ſchauend, die bunte Welt geſtaltet (Creuzer III. 301) u. ſ. w.

**) Daß Hegel in ſeinem Syſteme die Logik als ſpeculative Philoſophie voranſtellt und die logiſchen Gedankenbeſtimim Gegenſatze der Wirklichkeit. In der Tiefe des erſcheinenden Bewußtſeyns aber ruht die in der Erſcheinung gebrochene Indifferenz, das reine Weſen der Welt und des Bewußtſeyns, an welchem, als dem allein ſich unmittelbar zu ihm verhaltenden Centrum, Gott ſeinen Zuſammenhang mit der Welt und die Möglichkeit ſeines Eingehens in ſie hat, welches Eingehens zeitlicher Prozeß die Offenbarung iſt. Der Wendepunkt der geſammten Weltgeſchichte (im weiteſten Sinne) iſt Chriſtus, in welchem das reine Weſen der Welt und des Bewußtſeyns, der allgemeine Natur- und Menſchengeiſt, als der völlig geläuterte, durch ſein Leiden und Sterben der Entäußerung entäußerte, als der andere Adam in das Licht der Gottheit emporgehoben, zur freien Identität mit Gott wiedergeboren iſt, — ſo wie umgekehrt Gott in ihm von ſeiner Ueberweltlichkeit und Jenſeitigkeit herabſteigt *), — und der die

---

mungen für den an und für ſich ſeyenden Grund von Allem erklärt, iſt ein völlig verfehltes Unternehmen, entſtanden aus dem philoſophiſchen Bedürfniß, das Schelling'ſche Abſolute nicht in ſeiner Leerheit und Unbeſtimmtheit zu laſſen. Auch iſt es auffallend, daß bei Hegel die Logik als ſolche zweimal auftritt (Encyclop. §. 386); was zu Folge der Anmerk. zu demſelben § Hegeln ſelber verwunderlich vorgekommen zu ſeyn ſcheint.

*) In der That, nicht nur ſcheinbar, wie wenn Hegel ſagt (Phänom. p. 711): „Das abſolute Weſen, welches als ein wirkliches Selbſtbewußtſeyn da iſt, ſcheint von ſeiner ewigen Einfachheit herabgeſtiegen zu ſeyn, aber in der That hat es damit erſt ſein höchſtes Weſen er-

entwickelte Welt, als „Glieder Eines Leibes,“ als den Organismus des Geiſterreiches zu Gott in die abſolute Einheit zurückzuführen hat. Von nun an vermag Gott mittels des mit ihm durch freie Selbſtentäußerung identiſch gewordenen Innerſten der Welt, ſeines wiedergebornen Sohnes und Erſtlinges der Weltweſen, in die Welt, als ihr begeiſtendes Princip einzugehen,

---

reicht.“ Dieſe Philoſophie kennt nur die eine Seite des Prozeſſes, die aus der Entäußerung zurückgehende Bewegung des allgemeinen Natur- und Menſchengeiſtes, welcher in Chriſtus aus der Nacht ſeines Selbſtverluſtes und ſeiner Gottentfremdung heraufgeſtiegen iſt; aber in Chriſtus iſt zugleich eine Offenbarung der Höhe und der Tiefe; der Geiſt, der in Natur und Welt entäußert und verhüllt iſt, ſteigt herauf, und der Geiſt, der über und außer der Welt iſt — welches ein zwar wirkliches aber unwahres und aufzuhebendes Verhältniß, die Weltkrankheit iſt, die des Heilandes bedurfte — ſteigt herab; jener hat ſich ſelbſt im Göttlichen wieder zu gewinnen, denn außer dem Göttlichen und ohne daſſelbe käme er nicht wahrhaft zu ſich ſelbſt; dieſer hat zwar nicht ſich ſelbſt, als Selbſtbewußtſeyn, wohl aber die Welt zu gewinnen und in die Welt ſich einzugehen, welche ihm als unverſöhntes Anderes gegenüberſteht. Eben dieß iſt der erhabene Begriff des Chriſtenthums, daß in ihm die zwei größten Weltmächte, der Gott in der Welt, und der Gott über der Welt ſich zuſammenbewegt und geeinigt haben, — auf dem höchſten Entwicklungsmoment der alten Welt, in deren Extremen, dem Heidenthum und dem Judenthum, beide Mächte ihr abgeſondertes Daſeyn hatten, zuſammengetroffen und in einander eingegangen ſind.

ſie zu ſich zu machen, zu heiligen: durch den Sohn als Mittler hindurch, durch das aufgeſchloſſene Centrum der Welt, geht aus der Geiſt, der Erneuerer, Verklärer und Heiliger aller Dinge *). —

Dieſe einleitenden Bemerkungen werden hinreichen, um zum Verſtändniß unſeres Fragmentes den Weg zu bahnen, und daſſelbe, ſo viel es bei ſolcher bloß andeutenden Kürze möglich iſt, im Verhältniſſe zu dem ihm im Syſteme Vorausgehenden und Nachfolgenden erblicken zu laſſen. Doch wollen wir, bevor wir dieſe Einleitung ſchließen, in Beziehung auf die Schellingſche Lehre und die neueſten Beſtimmungen, die ſie erhalten hat, noch Folgendes bemerken.

In den von Schelling vor einigen Jahren zu Erlangen gehaltenen Vorleſungen iſt, ſo viel wir wiſſen, die Lehre vom Ungrund und Grund, aus welchen der exiſtirende Gott oder das actu ſeyende Abſolute hervorgeht, im Weſentlichen unverändert geblieben. Aber eine ſehr wichtige Beſtimmung iſt hinzugetreten, durch welche uns das Syſtem einen wahrhaften Fortſchritt gethan zu haben ſcheint, — während wir anderes Neuhinzugekommenes, z. B. die neue Weiſe, wie die Entwicklung Gottes aus ſeinem Grunde zur Exiſtenz dargeſtellt worden, nur für eine unwahre, erkünſtelte Dialektik halten — nämlich eine der in unſerem 7. §. gegebenen ähnliche Darſtellung vom Heraustreten des

---

*) Das iſt die Trinitätslehre in ihrer hiſtoriſchen Bedeutung, womit aber dieſer Gegenſtand noch keineswegs erſchöpft ſeyn ſoll.

Grundes aus Gott durch Selbſtergreifung oder Selbſtbewußtwerdung. Das, was den Grund oder das nur potentia ſeyende Abſolute zu dieſem Ergreifen ſeiner ſelbſt oder ſeines Seyns ſollicitirt, iſt das Geſetz: du ſollſt dich nicht gelüſten laſſen nach deinem Seyn, von welchem man nicht weiß, woher es kommt oder deſſen Ableitung aus der göttlichen Idee nicht gegeben wird, und welches von der in unſerem 5. §. dargeſtellten Dialektik des Sollens nur die eine, die negative Seite iſt. Die Vermittlung der Ichheit oder des abſtrakten Selbſtbewußtſeyns, die ſich bei uns im 11. §. ergiebt, fehlt bei Schelling in derjenigen Sphäre, in welche die Urgeſchichte des menſchlichen Geiſtes fällt, gänzlich; ſie wurde als Zweck und Ziel der Weltwerdung und Weltentwicklung angenommen, nachdem der Grund in ſeinem Widerſpruche mit dem actu ſeyenden Abſoluten nur als zu nichte geworden und zu bloßem Stoff erloſchen dargeſtellt worden; da aber das Grundweſen ſchon vor der Weltentſtehung von Gott zur Vernünftigkeit gebracht worden, ſo wird als Zweck und Ziel der Weltentwicklung etwas Anderes zu ſetzen ſeyn, als die bloße Vermittlung des Wiſſens und Nichtwiſſens für den Grund in Gott als ſolchen.

Urgeſchichte des Menſchengeiſtes.

Fragment eines Syſtems ſpeculativer Theologie.

Syſtem ſpeculativer Theologie.

Erſter Theil.

Vorweltliche Geſchichte des Geiſtes.

[I. Das Abſolute.

   1) Das Vorausſetzungsloſe.

   2) Der abſolute Geiſt.

   3) Die Ideenwelt.]

II. Das Andere des Abſoluten, das (relative) Grundweſen.

   1) Hervorbringung des Grundweſens. §. 1.

   2) Entwicklung deſſelben zur Vernünftigkeit.

      a) Das Grundweſen als ſelbſtloſes. §. 2—6.

      b) Das Grundweſen als Ich. §. 7—11.

      c) Vermittlung der Ichheit, Vernunft. §. 11.

   3) Uebergang zur Natur, Weltſchöpfung. §. 12.

§. 1.

Um ſich ſein Anderes, als den Grund der Weltwerdung, zu ſetzen (Einleit. p. 13 ff.) überſchwingt ſich der abſolute Geiſt aus der Freiheit ſeiner Selbſtanſchauung in die völlige Objektivität, worin das ſubjektive Weſen deſſelben ſo entäußert iſt, daß es 1) in dieſem Abgrunde der Entäußerung nur noch als das Negative derſelben, als die dunkle Sehnſucht nach ſich ſelbſt, dem Exiſtirenden, befindlich iſt. Daher 2) zieht der aufgelöſte Geiſt in dieſem Abgrunde ſeiner ſelbſt ſich ſelber an, ſetzt dem abſtrakten Außerſichſeyn das abſtrakte Inſichſeyn entgegen und faßt ſich mit ſeiner Objektivität als Grund zuſammen. Eben ſo ſehr aber, als er den Grund geſetzt hat, iſt er 3) das Negative auch dieſes (des Grundes), als in welchem er zwar gefaßt, aber in begrenzter, unfreier Innerlichkeit iſt; er iſt das Streben, über ihn hinauszugehen, und in die Freiheit der Offenbarkeit zurückzukehren. So geräth er mit ſich ſelbſt, als dem Grunde, und mit ſich ſelbſt, als der Negation deſſelben, in Widerſpruch und indem er ihn 4) durchbricht, ſich von ihm ausſcheidet und in ſich reflektirend über ihn erhebt, in offenbaren Gegenſatz 5). Dieſer Gegenſatz, worin der ins Extrem des Andersſeyns hinausgeſetzte Grund und mit ihm zugleich die Reflexion an ihm zu nichte wird, hebt ſich unmittelbar wieder auf zur Indifferenz, und aus dieſer erſt kann ſich 6) der abſolute Geiſt, als ſolcher, in ſich emporheben; er gebiert ſich ſelbſt, als ſolcher, aus dem indifferenten Grunde heraus, ſo daß eben ſo ſehr der Grund der Gebärer des Geiſtes iſt. Wie zuvor der Geiſt dem Grunde innerlich, in ihm verborgen war, ſo wird nun der Grund im Aufgang des Geiſtes mit umgekehrtem Verhältniß zum eingehüllten, verborgenen Innern, zum unendlichen Centrum des abſoluten Geiſtes gemacht; das über dem Grunde von Neuem actu geſetzte Abſolute hat ihn mit aufgehobenem Andersſeyn als das nur potentielle Andere zu ſeinem ruhigen, identiſchen Innern.

Anmerkungen.

Bei jener erſten Reflexion des Abſoluten in ſich unter 4) iſt Schelling in der Abhandlung über die Freiheit ſtehen geblieben. „So alſo müſſen wir uns die urſprüngliche Sehnſucht vorſtellen, wie ſie zwar zu dem Verſtande ſich richtet, den ſie noch nicht erkennt, wie wir in der Sehnſucht nach unbekanntem, namenloſem Gut verlangen, und ſich ahndend bewegt als ein wogend wallend Meer, - - - - - - - - - aber entſprechend der Sehnſucht, welche als der noch dunkle Grund die erſte Regung göttlichen Daſeyns iſt, erzeugt ſich in Gott ſelbſt eine reflexive Vorſtellung, durch welche, da ſie keinen andern Gegenſtand haben kann, als Gott, Gott ſich ſelbſt in einem Ebenbilde erblickt.“ (p. 433). Dieſe Reflexion nennt Jacob Böhm den Blitz (Blick) der Freiheit, durch welchen ſich in der göttlichen Geburt die beiden Principien des Lichts und der Finſterniß ſcheiden, — auch den auffahrenden Schrack

(Schreck) worin der Grund in den Tod (der Indifferenz) erſinkt und das Lichtleben über ſich aufgehen läßt — z. B. „der Wille kann das Anziehen nicht leiden, denn er will frei ſeyn -------- und faſſet in ſich einen andern Willen aus der Finſterniß auszugehen in ſich ſelber, und derſelbe andere gefaßte Wille iſt das ewige Gemüthe und gehet in ſich ſelber als ein ſchneller Blitz und zerſprenget die Finſterniß und gehet in ſich ſelber aus und wohnet in ſich ſelber und machet ſich alſo ein ander Principium anderer Quall (Natur).“ Dreif. Leb. C. 1. §. 29. „Des Vaters Eigenſchaft iſt nicht Finſterniß, ſondern die Finſterniß wird im ſtrengen Begehren erboren und des Vaters Eigenſchaft iſt die lichte, freie Ewigkeit, die hat einen Willen zur Natur und derſelbe lichte Wille iſt in der Natur der Blitz der Freiheit, der ſcheidet ſich in zwei Principien, einer vor ſich mit der ſtrengen Macht des Feuers, der andere in ſich in die Freiheit der lichten Ewigkeit.“ Ebendaſ. C. 5. §. 20. „Der Blitz oder Schrack, ſagt Fr. v. Baader (fermenta cognitionis 3s H. p. 6), iſt nichts Geringeres, als jener Act des Ungrundes, welcher den bereits und zwar zuerſt oder unmittelbar gefaßten Grund wieder aufhebt, um, ſich hiedurch wieder frei machend, tiefer eingehen, und in einer zweiten tiefern Faſſung (Gründung) ſich erleuchten zu können u. ſ. w.“ Vergl. deſſen Schrift: Ueber den Blitz als Vater des Lichts. Ueberhaupt hat Jacob Böhm die im §. angegebenen ſechs Momente der göttlichen Geburt bereits beſtimmt genug angegeben, wie auch Fr. v. Baader bemerkt (Ferm. cogn.

5s H. p. 82): „Jacob Böhm weiſt dieſe ſtrenge Geburt nach all ihren Momenten beſtimmt nach. Nämlich: mit dem Anſatz zu jenem Wort- oder Begrifffaſſen (Selbſtgründen oder Sich-ſelbſt-ergründen) wird eine widerſtreitende Faſſung oder Trübung (die der finſtern Natur) welche erſt wieder aufzuheben, deren Widerſpruch zu löſen iſt, um durch und in dieſer Aufhebung und Löſung zur zweiten oder der Faſſung des Begriffs oder Worts, oder zur Klarheit zu gelangen. Die Aufhebung (dieſes erſten Unmittelbaren) erzeugt erſt, nach J. B., die Kraft der Selbſtheit oder Spontaneität (des Ich in Gott und Creatur) und in der aufzuhebenden und ſcheidenden Macht des Feuers wird der Geiſt erſt als abgeſchiedener von der Natur, ein Wiſſender dieſer Natur und ihrer mächtig." Nur iſt zu bemerken, daß hier bei Jac. Böhm, wie bei Schelling (ſ. Einleitung), jene Verwechſelung des entäußerten Gottes (Ungrundes) mit dem Vorausſetzungsloſen in Gott und der Irrthum herrſcht, als habe ſich Gott durch den Grund erſt ſelbſt gefunden und erfaßt (Verwechſelung des Setzens des λόγος ἐνδιάθετος oder des göttlichen Selbſtbewußtſeynsactes mit dem Setzen des λόγος προφορικός und der Rückkehr in ſich); wie denn auch in Fr. v. Baader's „Vierzahl des Lebens" und ſonſt das Setzen des Grundes, des Sohnes, des λόγος προφορικός, als Selbſtbewußtſeynsact des göttlichen Weſens behauptet wird. Jacob Böhm ſchreibt dem Ungrunde ein, wenn man ſo ſagen kann, blindes Sehen zu, ein unendliches Ausſchauen aus ſich ohne Einſchauen, Rückkehr oder Reflexion, — was er als das ſchlechthin Erſte und Unmittelbare nimmt. In der Entäußerung zum Grunde iſt Gott in der That dieß blinde aus ſich Hinausſchauen mit aufgehobener Reflexion, und da die Reflexion dennoch in der Entäußerung iſt, nur als negirte, ſo iſt dieß jener Wille, jene Sehnſucht, ſich ſelbſt zu faſſen, zu begreifen und der Anfang zum Faſſen des Grundes; aber der abſolute Anfang iſt es nicht und die ewige Reflexion in Gott iſt dieſem Abgrunde oder Ungrunde vorausgeſetzt. Die Objektivität im bewußtloſen Anſchauen des Ungrundes nennt Jacob Böhm die ewige Weisheit Gottes, nach welcher, als einem leblos vorſchwebenden Scheine oder Bilde *) den Ungrund lüſtert, und die er erfaßt und an ſich zieht, um ſich ſelbſt darin zu finden und zu erforſchen; dieſe wird nach Vollendung der Geburt aus dem Grunde zur Objektivität des wirklichen Selbſtbewußtſeyns Gottes **), zum lichten lebendigen Spiegel ſeiner ſelbſt, worin er ſeine Ideen bildet; was dann Jac. Böhm in der Aufzählung der Momente die ſiebente Geſtalt der Geburt nennt, in der die andern ihr Ziel und ihre Ruhe finden, den Umſchluß (die Peripherie) des Centrums der Geburt. Vergl. Fr. v. Baader's Ferm. cogn. 5s H. p. 80.

---

*) S. z. B. die von Tennemann (Geſch. d. Ph. X. 197) angeführten Stellen, wo unbegreiflich unſinniger Weiſe J. Böhm's „Glaſt" d. h. Glanz, Schein (verw. mit gleiſen), welches doch ſo oft bei J. B. im deutlichſten Zuſammenhange vorkommt, durch Glas übergetragen iſt.

**) „Weisheit" iſt ſonach bei Jac. Böhm, nicht wie die Chochma der Proverbien und (zum Theil wenigſtens) die Sophia der Apogryphen, der λόγος προφορικός, ſondern das durch die Geburt aus dem Grunde zur vollkommenen Exiſtenz und freien Selbſtanſchauung hervorgegangene Abſolute, der λόγος ἐνδιάθετος als aus dem Grunde hervorgegangen.

Noch iſt zu bemerken, daß Jacob Böhm den Grund durch den Widerſpruch des dritten Momentes in der Akme jener innern Spannung („der Angſtqual") in Rotation gerathen läßt, die in Exploſion (in den „Blitz" oder „Schrack") übergeht, wodurch einerſeits der Grund überwunden (indifferenzirt) zurückſinkt, andererſeits aus dem überwundenen Grunde das Lichtprincip aufgeht. Vergl. Fr. v. Baader über die Begründung der Ethik durch die Phyſik p. 16, 17. Begründungslehre des Lebens §. 7. Ueber den Blitz ꝛc. p. 4 und 11 ff. oder im neuern Abdruck hinter d. Begründ. d. L. p. 35 und 40 ff. Dieſe Rotation iſt nach J. Böhm der Anfang alles Natur- und Creaturlebens und die Creatur erweckt dieſes „Angſtrad der Natur" in ſich durch ihre Abkehrung. (S. zu §. 10.)

So ließen ſich alſo die Momente jener göttlichen Geburt in folgende Ueberſicht bringen:

I. Der Geiſt im Grunde.

1) Die Entäußerung des abſoluten Geiſtes zum Setzen des Grundes und die dunkle Sehnſucht nach ſich ſelbſt.
2) Das Anziehen, das Faſſen ſeiner ſelbſt in dieſem Abgrunde, wodurch der Grund entſteht.
3) Das Hinausſtreben über den gefaßten Grund.

4) Das Auseinandertreten des ideellen und reellen Princips innerhalb des Grundes.

II. Umwandlungsmoment.

5) Die Aufhebung des Gegenſatzes und Indifferenzirung des Grundes.

III. Der Grund im Geiſte.

6) Das Aufgehen des Geiſtes aus dem indifferenzirten Grunde.

Oder nach der mehr bildlichen Darſtellung Jacob Böhm's, bei welchem auch die drei erſten Momente in etwas veränderter Beziehung erſcheinen:

Erſtes Princip:

„Die Finſter- und Feuerwelt, die vier erſten Geſtalten der Natur, worin Gott ein zorniger Gott iſt und nicht eigentlich Gott genannt wird.“

I. Finſterniß.

1) Die Begierde des Ungrundes, ſich zu faſſen, und dieß Faſſen und Einſchließen zum Grunde ſelbſt.

2) Der „andere geſchöpfte Wille, aus der Finſterniß der Einſchließung zum Grunde in ſich ſelber auszugehen“ — „der Stachel der Regung des Grundes.“

3) Der höchſte Punkt der innern Spannung zwiſchen den beiden vorigen Richtungen, „die Angſt und das Angſtrad der Geburt.“

II. Feuer.

4) „Der Bliß oder Schrack,“ worin ſich die Principien ſcheiden.

Zweites Princip:

Die „Licht- und Liebewelt,“ worin Gott eigentlich **Gott** heißt.

III. Licht.

5) Verwandlung des Zorns (des Negativen) in Sanftmuth; — **Lichtaufgang**.

6) Der „Hall oder Schall“ des Sich-Ausſprechens des göttlichen Geiſtes.

7) Der ſich ausgeſprochen, zur Exiſtenz gebracht und gefunden habende göttliche Geiſt und ſeine in ihm geſetzte Ideenwelt: „Spiel des Geiſtes mit ſich ſelbſt in ſeiner **Weisheit**.“

Vergl. hiemit die Ueberſichten, die er ſelbſt giebt, z. B. Mysterium magnum C. 6. §. 13 ff. Schlüſſel etlicher vornehmer Punkte a. E.

In Beziehung auf ältere dogmatiſche Beſtimmungen kann bemerkt werden, daß nach Vollendung des dargeſtellten Prozeſſes der λόγος προφορικός und der (wiederhergeſtellte) λόγος ἐνδιάθετος zugleich — wiewohl erſterer nur potentiâ, nicht actu — exiſtirt und daß auf dieſe Weiſe die Lehre, daß Gott den Sohn ohne Weſensberaubung (ohne ſich ſelbſt als ſolchen zu verlieren) gezeugt hat, allerdings ihre Geltung behält.

Unter denjenigen Mythen, welche von der Geburt des Grundweſens Beſtimmteres enthalten, kann hier

z. B. genannt werden Brahma's Geburt im Lotus (dem Symbole der Potenz des Materiellen) aus dem ewigen Gott nach dem Bagavadam. „In der Fülle der Zeit war das Weltall noch im Schooße des Wiſchnu. In betrachtenden Schlummer verſenkt, auf der Schlange Adiſeſchen ruhend, ſchwebte dieſer Gott auf dem Milchmeere. Seine Begleiter waren Macht und Weisheit; denn das Verhängniß und die übrigen Dinge waren noch nicht vorhanden, ſondern in ſeinem Schooße verſchloſſen. Tauſend göttliche Jahre brachte er in dieſem Schlummer zu. Nach Verlauf derſelben faßte er den Entſchluß, die Welt hervorzubringen. Indem Wiſchnu ſich ſelbſt durch ſeine anſchauende Kenntniß betrachtete, erzeugte er in dieſer Anſchauung das Wollen zu ſchaffen, und der Act dieſes Wollens war das Verhängniß. Das Verhängniß, nachdem es aus ihm hervorgegangen war, wurde die einzige Urſache aller Erſchaffungen, Erhaltungen und Zerſtörungen; denn es ließ durch die Qualität, Sinnlichkeit hervorzubringen (Raſcha), einen Stengel der Tamara- oder Lotos-Pflanze aus dem Nabel des Wiſchnu wachſen. Auf dieſem Stengel erſchien eine Blumenknoſpe, welche ſich durch die Strahlen der höchſten Sonne, die Wiſchnu ſelbſt iſt, aufſchloß. In dieſer Blume wurde Brahma erſchaffen mit vier Geſichtern, welche ein Bild der vier Vedas ſind.“ (Majer's mytholog. Lex. I. 247 f.) Man ſieht, dieſe Darſtellung hat ſchon etwas verloren und fängt vom ſchlummernden (entäußerten) Gotte an. Aehnliches hat ſchon Kanne bemerkt: „לוט, griech. ληδος oder ληδανος hieß die Pflanze, von der das ladanum kam oder die des einſchläfernden laudanum. Im Aegyptiſchen war lot die Lotuspflanze, die nach der Indiſchen Idee mit dem Lingam im heiligen Dreieck ruhte in Schiwens Paradies. Dann gehen aus der Nacht und dem Todesſchlaf dieſer Pflanze alle Schöpfungen hervor, aber weil das Licht des Bewußtſeyns doch eher, und ſchon da war, als es wurde, ſo hat Wiſchnu, — das Weltall noch in ſeinem Schooße verſchloſſen — ſchlafend auf dem Milchmeer geſchwommen, aus ſeinem Nabel die Lotuspflanze geboren und durch die Strahlen der Sonne, die er, Wiſchnu, ſelbſt war, ihren Kelch aufgeſchloſſen. Entfaltet erzeugte ſie in ihrem Stengel Brahma, und dem wird dann die Schöpfung der Dinge aufgetragen.“ Kanne's Pantheon p. 77.

In der griechiſchen Mythologie kommt dieſe Geburt in verſchiedenen Mythenkreiſen vor; höchſt merkwürdigerweiſe in einigen ſelbſt dasjenige Moment derſelben, welches Jacob Böhm mit treffend analogem Bilde den auffahrenden Blitz oder Schreck der Geburt nennt, in welchem das Princip der Materialität und des Dunkels in den Tod zurückſinkt und über ihm das Lichtleben aufgeht. Wenn nämlich bei Erzeugung des Dionyſos Semele durch den Blitz des Zeus entſeelt wird und dieſer die unreife Frucht aus der todten Mutter nimmt und in eine Hüfte verbirgt, ſo wird dieß urſprünglich das Verzehrtwerden des Grundes, als des Andersſeyns, durch die Negativität des Göttlichen in ihm bedeutet haben, wodurch das ſubjektive Weſen des Grundes zum verborgenen, eingehüllten Innern der Gottheit wurde. Auch ſo kommt die Verbrennung der Mutter vor, daß Ammon den Dionyſos mit der Nymphe Amalthea erzeugt, und dieſe, wie die Semele, mit dem Blitz erſchlägt. (Creuzer III. 136.) Ferner wiederholt ſich die Geburt des Götterkindes aus der todten Mutter im Feuer in jenen Mythus der Epidaurier, nach welchem Artemis Apollo's Geliebte Coronis tödtet und auf dem brennenden Scheiterhaufen Hermes das Götterkind Asklepios von der Getödteten nimmt. (Creuzer II. 397.)

Wie oben Wiſchnu, als höchſter Gott genommen, auf der Schlange ſchlafend (entäußert) den zweiten Gott und Demiurgen Brama hervorbringt, ſo geht der Stiergott Zagreus-Sabazius-Dionyſus aus der Verbindung des Schlangen-Zeus mit der Todesgöttin Perſephone, die hier die Entäußerung bedeutet, hervor (Creuzer III. 341, 356). Der Schlangengott iſt alſo ſymboliſch der zum Setzen des Grundweſens entäußerte Gott, die Schlange Symbol des durch die Entäußerung entſtandenen abſtrakt-objektiven, rein endlichen Seyns. Der zweite Gott iſt ſymboliſch der Stiergott (vergl. Anm. zu §. 3.) Schlange und Stier drücken zuſammen das Geheimniß der Geburt des Weltgeiſtes aus Gott aus, und da im Umwandlungsproceſſe der Geburt Gott aus dem aus ihm ſelbſt hervorgegangenen Grunde hervorgeht, ſo iſt ſymboliſch „der Sohn des Vaters Vater — habes summum generantis circuli mysterium: patris filius est, qui filii pater fuit“ — (Kanne's Pantheon p. 16.) und es erklärt ſich jene Myſterienformel: taurus draconem genuit et taurum draco (richtiger: draco taurum genuit, et taurus draconem), die ſich auf den als Schlange die Perſephone beſchlafenden Zeus und die Wundergeburt des Sabazius beziehen ſoll. (Creuzer I. 768. III. 361.)

Wie endlich Zeus den Dionyſos in ſeine Hüfte verbirgt, ſo verſchlingt er in einem andern Mythenkreiſe die Metis*) und läßt ſie dann als gewaffnete Athene, als die Kriegerin im Weltbildungskampfe aus ſich hervorgehen. Heſiod. Theog. V. 879 ff.:

Zeus nun der König der Götter erkor als erſte Genoſſin
Metis, die kundigſte weit vor ſterblichen Menſchen und Göttern.
Aber, da ihr zu gebären die heilige Pallas Athene
Nahte die Zeit, jetzt liſtig mit ſanfteinnehmenden Worten
Täuſcht' er ihr Herz und barg im eigenen Bauche die Göttin —

womit man das merkwürdige Fragment vergleichen muß (Voß's Ueberſ. des Heſiod. p. 233):

„Jetzt mit den Händen ergriff er, und barg ſie im eigenen Bauche;
— — — — — — — — bald brachte ſie Pallas Athene

---

*) Auch Dionyſos wird als Phanes von Zeus verſchlungen (Creuzer III. p. 382.), wodurch wir um ſo mehr berechtigt ſind, in der Verſchlingung der Metis und der Einnähung des Dionyſos in die Hüfte des Zeus, ſo wie in der Geburt der Metis als Athene, und der des Dionyſos aus Zeus denſelben urſprünglichen Sinn zu finden.

Dort zur Reife, die denn der Menſchen und Ewigen Vater
Selbſt aus dem Haupte gebar, am Bord des ſtrömenden Triton.
Metis aber, dem Zeus im Verborgenen unter dem Herzen
Saß ſie, Athene's Mutter, Erfinderin deß, was gerecht iſt,
Sie, die kundigſte weit vor ſterblichen Menſchen und Göttern.“

§. 2.

Der aufgehobene Grund iſt identiſch mit Gott und indifferent gegen ſich ſelbſt. Nämlich die abſtrakte Objektivität des Grundes, das Andersſeyn, welche ſein Seyn iſt, iſt in ihm negirt und er als reines Subjekt des Andersſeyns, ohne Selbſtobjektivirung im Geiſte aufgegangen. Hiemit ſind folgende Verhältnißbeſtimmungen gegeben, wie ſie der Geiſt in ſeinem Anſchauen des identiſchen Grundweſens erkennt und erkennend in ihm entwickelt.

Anmerkungen.

Wir unterſcheiden hier zwiſchen Identität und Indifferenz näher folgendermaßen. Das Grundweſen iſt indifferent in Beziehung auf ſich, als ſeyendes oder auf ſein Seyn, es iſt als nicht ſeyend. Identiſch iſt es in Beziehung auf Gott, es iſt mit ihm ſo eins, daß es ſich nicht als wirkliches, ſondern nur als mögliches Anderes zu ihm verhält, es iſt in ſeinem

Weſen verſchlungen und aufgegangen, ohne jedoch von ihm nicht unterſchieden zu ſeyn; es iſt aber noch nicht geſchieden von ihm und hat ſich ſelbſt von ihm noch nicht unterſchieden. Nur Gott unterſcheidet es bereits von ſich ſelbſt, Gottes identiſches Verhalten zu ihm iſt eben ſo ſehr Auseinanderhalten, als Zuſammenhalten, ein bewußtes Enthalten. Die Identität des Grundweſens mit Gott beruht ferner auf der Indifferenz gegen ſich oder gegen ſein Seyn. Sobald es iſt, nämlich actu, ſo iſt es von Gott geſchieden, der in der Indifferenz latente Widerſpruch des Natur- und Creaturlebens wird offenbar, es tritt aus Gott heraus und mit ihm in Gegenſatz. — In den Mythen erſcheint daher dieſe Indifferenz als Stand der Unſchuld des Urmenſchen. Vergl. Schelling über die Freiheit ꝛc. p. 468.

§. 3.

Der aufgehobene Grund iſt das Subjekt alles Seyns außer dem abſoluten Geiſte und iſt von dieſem zum Träger und Entwickler der Ideenwelt beſtimmt; in ihm wird alles, was werden ſoll, in unendlicher Möglichkeit angeſchaut. Dieſe Anſchauung, dieß Begriffenſeyn des Grundweſens in der göttlichen Idee und Providenz iſt die Weihe deſſelben aus der Ewigkeit, woher es ſeine Würde und abſolute Beſtimmung hat.

Anmerkungen.

„Von Anbeginn bin ich zur Königin geſalbt (נִסַּכְתִּי), ſchon vor der Erde Schöpfung“, ſagt die ſalomoniſche Chochma *) und in derſelben Bedeutung hat ſich das Grundweſen in Chriſtus erkannt: Ev. Johannis XVII., 5. Vergl. Coloſſ. I, 15—19, — „πρωτότοκος πάσης κτίσεως, ὅτι ἐν αὐτῷ ἐκτίσθη τὰ πάντα — — καὶ αὐτός ἐστι πρὸ πάντων καὶ τὰ πάντα ἐν αὐτῷ συνέστηκε.“ Alle Dinge präexiſtirten in dem Grundweſen, als allgemeinem Welt- und Menſchengeiſte potentiâ. — So gefaßt iſt es in den Mythen, z. B. der Weltſtier Abudad des Zendaveſta **), der, der Erſte der Geſchaffenen, den Keim und Saamen aller künftigen Dinge enthält. (Majer's mythol. Lex. I. 18. f. Rhode's heilige Sage des Zendvolks p. 383. ff. Creuzer's S. und M. I. 746, 750 f.) In der Entäußerung gedacht iſt dann das Grundweſen der gemordete, ſterbende Stier und Stiergott, wie Abudad von Ahriman, Apis von den Telchinen ermordet, der zerriſſene Oſiris und Zagreus, und wenn der Phallus als Symbol der Grundkraft hervorgehoben iſt, auch das verlorne Männliche und der entmannte Gott. Nichts Anderes iſt wohl auch in den attiſchen Buphonien (Creuzer IV. 126 f. wo auch Abudad erwähnt iſt) der Stier, der von Jupiters Schaubroden ißt *) und dafür erſchlagen wird; und als beſonders merkwürdig iſt hier die vom Stiere ſich fortwälzende Schuld zu betrachten.

---

*) Umbreit im Commentar zu den Sprüchen Salomo's bemerkt: „Mit Pracht und Würde iſt von der Geburt der Weisheit geredet. Sie iſt die älteſte Königin der Welt. Gott ſelbſt ſalbte ſie noch vor dem Urſprunge der ſichtbaren Dinge.“ (p. 104.)

**) Joſeph von Hammer bringt den perſiſchen Urſtier mit der ſalomoniſchen Chochma zuſammen: „die Zuſammenſtellung einer Stelle des Sendaveſta mit den bekannten Verſen der Schrift, wo bei Salomo die Weisheit von ſich ſelber ſpricht, zeigt das älteſte Symbol der ſchaffenden Weisheit und Macht im hellſten Lichte; die Weisheit ſpricht in den Sprüchwörtern Salomo's:

Ich bin eingeſetzt von Ewigkeit, von Anfang, vor der Erde,
Da die Tiefen noch nicht waren, da war ich ſchon bereitet,
Da er den Himmel bereitete, war ich daſelbſt.

Und im Sendaveſta ſpricht der erſtgeſchaffene Stier:

„Im Anbeginn ſprach ich zum Himmel, da Nacht noch nicht geboren war.“

Wiener Jahrbücher der Literatur 10r B. p. 247.

Das Grundweſen hat einerſeits die Beſtimmung des Guten, inſofern ſein Verhalten der göttlichen Idee entſpricht, andererſeits die des Böſen, des Gefallenen. Im Chriſtenthum ſind beide Seiten auseinander gehalten und in abſolut entgegengeſetzten Subjekten, in Chriſtus und dem Teufel fixirt worden. Beides in einem Subjekte wurde in der ältern Theologie in der Geſchichte Adams angeſchaut — in der neuern iſt er eine völlig verblaßte Geſtalt geworden. Für Chriſtus iſt in der Erinnerung ſeines vorweltlichen Daſeyns nur die Beſtimmung des Guten, als des Sohnes Gottes; das in ihm wiedergeborne Grundweſen

---

*) Wie Adam vom Baume des Todes, Perſephone vom Granatapfel, Meſchia und Meſchiane von unreiner Nahrung u. ſ. Mehreres. S. unten zu §. 7.

erkennt ſich in ihm nicht zugleich als das gefallene an, ſondern verlegt das Böſe als völlig ausgeſchiedenes und entfremdetes aus ſich hinaus in ein anderes Subjekt, als in das ſchlechthin nichtige und verkehrte. Eine nähere Beziehung hingegen hat er mit Adam, als in welchem die concrete Anſchauung des Böſen und Guten niedergelegt iſt; er iſt der andere Adam, der Wiederherſteller deſſen, was in jenem verloren gegangen und wenn es z. B. Röm. VI., 6. heißt: „unſer alter Menſch ward mit Chriſtus gekreuzigt“ — ſo wird das Weſen des gefallenen Menſchengeiſtes als auch in Chriſtus enthalten anerkannt. So heißt es nach 1 Cor. XV., 22. vortrefflich bei Jacob Böhm: „In Adam fielen wir mit der einigen Seele in den Tod und in die ewige Finſterniß, und in Chriſto wurden wir in derſelben einigen Seele wieder neu geboren, und es fehlet an nichts mehr, als daß wir nur alle wieder in dieſelbe einige Seele Chriſti eingehen und wieder Einer in Chriſto werden.“ (1. Apologie wider Tilken §. 120.)

§. 4.

Das Grundweſen enthält in ſich ſeine aufgehobene Objektivität. Dieſe iſt das abſolut Letzte in der Anſchauung des Geiſtes, das reine Andersſeyn, das Princip der Materialität und Endlichkeit. Da es nichts an ſich und nur in einem Andern, nur ein in fremder Anſchauung Begriffenes iſt und für ſich ſelbſt kein Inneres hat, ſo iſt es der jetzt noch nicht zur Erſcheinung gekommene, reine Schein.

Anmerkungen.

So ſtellt Plotin ein durch Entfernung vom Abſoluten geſetztes Letztes auf, welches nichts mehr vom Erſten in ſich hat, die Materie und die Nothwendigkeit des Böſen (Ennead. I. C. VIII. c. 7. Tennemann's Geſch. d. Phil. VI. 128 und 146), — wiewohl übrigens die Vorſtellung eines ſtetigen Ueberfließens des Urweſens aus der Fülle ſeiner Kraft und eines Sich-Verlierens der Produktionen durch allmählige Abſtufung bis zur völligen Privation der Vollkommenheit unſtatthaft iſt. — „Das, worin die Seele ſich objektiv wird, iſt nicht mehr ein Reales, ſondern ein bloßes Scheinbild, ein immer und nothwendig Producirtes, das nicht an ſich, ſondern nur in Bezug auf die Seele und auch auf dieſe nur, in ſofern ſie von ihrem Urbilde abgefallen iſt, wirklich iſt.“ Schelling's Phil. und Rel. p. 38. 39. Wenn Joannes Erigena unterſcheidet a) eine erſte Natur, die nicht erſchaffen iſt und erſchafft (natura creans, non creata) b) eine zweite, die erſchaffen iſt und erſchafft (natura creata et creans) und c) eine dritte, die erſchaffen iſt und nicht erſchafft (natura creata, non creans): — ſo iſt nach unſerer Darſtellung jene erſte Gott, die zweite das Grundweſen und die dritte das abſtrakte Seyn deſſelben, der Schein. So unterſcheidet Fr. v. Baader (Ferm. Cogn. 2. H. p. 23.) ein Nichtbewegtes und Bewegendes, ein Bewegtes und Bewegendes und ein nur Bewegtes.

Das Seyn (die Objektivität) des Grundes erſcheint in den Mythen als das täuſchende verführende Weib. Nur iſt nicht zu überſehen, daß die Vorſtellung des Weibes in denſelben zweierlei Bedeutung hat. Erſtlich iſt das Grundweſen mit allen ſeinen Beſtimmungen zuſammengenommen als weibliches (paſſives, objektives) Princip entgegengeſetzt der höchſten Gottheit, als männlichen (activem, ſubjektivem) und iſt ſodann das erſtgeſchaffene Weib wie Paraſhakti. Da aber dieß Princip in ſich ſelbſt den Unterſchied des Subjektiven und Objektiven hat, ſo iſt es in dieſer Beziehung auch das uranfängliche Mannweib *) oder auch das erſtgeſchaffene Menſchenpaar und das Objektive in ihm, das Seyn der Endlichkeit, iſt dann das Weib in der zweiten Bedeutung, das täuſchende, verführende, Unglück, Sünde und Tod in die Welt bringende Weib, wie die Eva der moſaiſchen und die Pandora der griechiſchen Verſuchungsgeſchichte (vergl. Völker's Mythologie des Japetiſchen Geſchlechtes p. 37 ff.). Beſtimmt als der Schein gefaßt iſt es z. B. die indiſche

---

*) Das iſt z. B. das perſiſche erſte Menſchenpaar im Reiwabaume als Zwitter, ſ. zu §. 7. — Was die mannweiblichen Gottheiten und Demiurgen der Alten betrifft, ſo mag hieher gehören z. B. der Weltbildner und Mittler, Mithras-Mitra, ignis masculus et femina (Creuzer I. 729, 737), der Demiurg Dionyſos als ἀρσενόθηλυς, ἀνδρόγυνος (III. 413 f. 422), Adonis, der gleichfalls Demiurg iſt (II. 108. Anm.), als Mannweib (II. 106 f.), der doppelgeſchlechtige Phanes oder Protogonos der Orphiker (II. 292), Hermaphroditos ſelbſt als die Weisheit Hermes, verbunden mit der lockenden Göttin der Luſt u. ſ. w. Ueber des Janus hermaphroditiſchen Doppelkopf ſ. Böttiger's Ideen zur Kunſtmythologie p. 21 f. 249 ff. 263 ff.

Maja, als Princip der Täuſchung (Görres's Mytheugeſch. II. 633. Kanne's Pantheon p. 376. Creuzer I. 592. III. 425 f.), die ~~rabbiniſche Lilith~~, die ägyptiſche Nephtys, mit der ſich Oſiris aus Irrthum begattet (ſ. unten §. 7. mit Anm.), die Athene ἀπατουρία der Trözenier (Creuzer II. 773), die Aphrodite ἀπάτουρος zu Phanagoria (Creuzer III. 522 ff.) u. ſ. w. — Das iſt ferner Aphrodite als Weberin und älteſte der Parzen (Creuzer III. 522), wie mehrere andere Göttinnen, deren Begriffe auf myſteriöſem Standpunkte in ein und daſſelbe Weſen zuſammenfallen, Weberinnen und Spinnerinnen (des Truges der Endlichkeit) ſind (Creuzer II. 118). — Dieſes Weib bringt ihren Mann in Schuld, Leiden und Tod, inſofern ſie das ideelle Princip in ſich, in die endliche Realität herabzieht. So iſt Adonis im Verhältniſſe zur Aphrodite, Jaſion zur Ceres (Creuzer III. 532 f.), der geſtorbene, — Atys im Verhältniſſe zur Cybele und Eſmun zur Aſtronoe (Creuzer II. 158) der entmannte Gott; und ſo mögen auch die dem Namen oder der That oder beiden zufolge gegen ihre Männer feindſeligen Heldenweiber, wie Andromache (Mannbekriegende), Deianira (Mannverderberin), Delila (Kraftberauberin), Omphale, des Herakles Entwürdigerin, Aphrodite, die den ſtarken Ares in Feſſeln bringt (Kanne's Urkunden p. 249. Pantheon p. 187. 375), die ihren Mann bezaubernde Here Paſiphaë, die auch als Kuh den Stier ver-

---

*) Sind doch dieſe ſymboliſchen Ideen ſelbſt Grund zu Völkerhaß und Völkertrennung geworden. „Die Trennung

lockt, daſſelbe bedeutet haben *). Dahin gehört auch Dionyſos in ſeiner myſtiſchen Verbindung mit der Todesgöttin Perſephone, und gewiß hat auch das Beziehung auf die Urlehre, wenn die hebräiſche Sprache Mann und Gedenken (זכר) und Weib und Vergeſſen (נש, נשה) mit denſelben Namen bezeichnet. — Eine abgeleitete Bedeutung iſt die aſtronomiſche und kalendariſche, und wie der Gott und Geiſt bei der Welterzeugung überhaupt durch's Weib, oder im Weibe, in der Materie, geſtorben iſt, ſo wird er in der hervorgebrachten Natur periodiſch geſchwächt, bezaubert und getödet.

Statt eines demiurgiſchen und kosmogoniſchen Hermaphrodits oder Ehepaars hat der Mythus auch Brüder oder Zwillinge, von denen der eine der ſterbende

---

der ſüddeutſchen Sekten tritt am beſtimmteſten in ihrem Heldenbuche auf. Hierin iſt das Geſchlecht der Hegelingen die Sachſen; die Nibelungen ſind Franken, die Amalungen oder Wölſingen ſind Gothen. Alle drei haßten ſich bitterlich, man denke nur an ihre Kriege, und dieſer Haß iſt auch im Heldenbuch ſichtbar. Die trennenden Ideen ſind nämlich folgende: in der ſächſiſchen Religion heißen die drei Hauptgrundlagen Waſſer oder Materie, Weib (mit Namen Chaudrun oder Gudrun), Nacht, bei den Franken Licht, Organismus oder Zeugung, Mann (mit Namen Sigfrit); bei den Gothen Zwielicht (Wölſingen), Zeugung und Materie in ihrer Urvereinigung und Ganzheit [Ymer] (Amelungen), Geſchlechtloſigkeit (Dieterich).“ Mone in Moſer's Auszug aus Creuzer's S. und M. p. 917.

ſterbliche iſt, wie Abel und Kain, Remus und Romus (wofür ſpäter Romulus), die Zeuskinder (Dioskuren) Caſtor und Pollux, die der alte Creter Epimenides als männlich und weiblich und als zwei große kosmiſche Potenzen dargeſtellt. „Der männliche Dioscurus war ihm der Äon, als Monas, das weibliche Weſen war die Dyas oder die Natur. — — — — — Den Unterſchied der zwei Geſchlechter kennt auch Varro an den zwei alten Cabiren. Sie waren alſo die erſten Gründe alles Daſeyns, ſie waren die, durch die wir leben und ſind.“ (Creuzer II. 336.) — Tritt endlich die Einheit ſelbſt neben die Entgegenſetzung als beſondere Geſtalt, ſo erſcheint eine Dreiheit, wie nach einem ἱερὸς λόγος zwei Cabiren ihren dritten Bruder Dionyſos erſchlagen (Creuzer II. 333) und ſo Mehreres.

§. 5.

Dieß Princip der Endlichkeit iſt in der Indifferenz nur als negirtes, aufgehobenes; aber dieſe aufgehobene Objektivität, die, als geweſene, unoffenbare Wirklichkeit, iſt die Möglichkeit der Selbſtobjektivirung des Grundweſens. Es kann ſich ſetzen und ſetzend auf ſich beziehen, den Act des Selbſtbewußtſeyns vollziehen. Vollzieht es dieſen Act, wird es für ſich, ſo tritt es aus dem Abſoluten heraus, wird endlich und der Abſolutheit verluſtig. Verbleibt es im Abſoluten, im Stande des Nichtſeyns als bloß potentiâ Seyendes, ſo iſt es der Freiheit des Für-ſich-ſeyns, der Selbſtheit untheilhaft. Frei an ſich iſt es im Abſoluten, aber nicht frei für ſich.

Frei für ſich wird es, wenn es, ſich ſetzend, aus ihm heraustritt, wird aber unfrei an ſich, tritt mit Gott und mit ſich, als in Gott ſeyend, in Widerſpruch. Nun ſoll es aber für ſich ſeyn, nämlich in der göttlichen Idee, denn als ſelbſtloſes kann es nicht Organ der göttlichen Thätigkeit ſeyn und iſt ein unvollkommenes Abbild der göttlichen Exiſtenz, da ihm das weſentliche Moment der Selbſtheit mangelt, — iſt Gott ungleich. Aber es ſoll auch nicht mit ihm in Widerſpruch ſtehen, was der Fall iſt, wenn es als ſelbſtiſches Gott gleich iſt; es ſoll alſo zugleich nicht für ſich ſeyn, ſoll als ſelbſtloſes im Innern Gottes verbleiben. So entſteht ihm aus der göttlichen Idee die Forderung, daß es ſich ſetze oder für ſich ſei, und zugleich, daß es ſich nicht ſetze, nicht für ſich ſei.

Anmerkungen.

Auf ähnliche Weiſe Schelling (Phil. u. Rel. p. 37): „Das Gegenbild, als ein Abſolutes, das mit dem erſten alle Eigenſchaften gemein hat, wäre nicht wahrhaft in ſich ſelbſt und abſolut, könnte es ſich nicht in ſeiner Selbſtheit ergreifen, um als das andere Abſolute wahrhaft zu ſeyn. Aber es kann nicht als das andere Abſolute ſeyn, ohne ſich eben dadurch von dem wahren Abſoluten zu trennen oder von ihm abzufallen. Denn es iſt wahrhaft in ſich ſelbſt und abſolut nur in der Selbſtobjektivirung des Abſoluten, d. h. nur inſofern es zugleich in dieſem iſt; dieſes ſein Verhältniß zum Abſoluten iſt das der Nothwendigkeit. Es iſt abſolut frei nur in der abſoluten Nothwendigkeit. Indem es daher in ſeiner eigenen Qualität, als freies, getrennt von der Nothwendigkeit, iſt, hört es auf, frei zu ſeyn und verwickelt ſich mit derjenigen Nothwendigkeit, welche die Negation jener abſoluten, alſo rein endlich iſt.“

Inſofern die Selbſtanſchauung des göttlichen Weſens, die unendliche Reflexion des Abſoluten in ſich ſelbſt, durch drei Momente in ſich beſchloſſen iſt, nämlich als Erkennendes, Subjekt, — Erkanntes, Objekt, λόγος ἐνδιάθετος — und Identität von Beidem, abſolute Einheit der Perſönlichkeit: ſo kann das Grundweſen, der λόγος προφορικός, das ausgeborne Zweite (Objektive) auch als das Vierte aufgeführt werden, in deſſen Natur der Widerſpruch liegt; wie wenn Göthe ſagt (Werke 18r Thl. p. 218): „Hiemit war der Kreis der Gottheit geſchloſſen, und es wäre ihnen ſelbſt (den Elohim) nicht möglich geweſen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Produktionstrieb immer fortgieng, ſo erſchufen ſie ein Viertes, das aber ſchon den Widerſpruch in ſich hegte, indem es, wie ſie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch ſie begrenzt ſeyn ſollte. Dieſes war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpferkraft übertragen war und von dem alles übrige Seyn ausgehen ſollte.“ —

§. 6.

Indem der abſolute Geiſt dieſe Verhältnißbeſtimmungen in ſeiner Anſchauung des Grundweſens entwickelt, ſo weiß dieſes ſie zwar nicht für ſich, aber an ſich oder im abſoluten Geiſte, mit welchem es im Stande der Indifferenz, des reinen Anſichſeyns identiſch iſt; es weiß ſie im Wiſſen des Geiſtes. Auf dieſe Weiſe fällt jener Widerſpruch des Seynſollens und Nichtſeynſollens, oder des Fürſichſeynſollens und Nichtfürſichſeynſollens in ſein Bewußtſeyn. Indem es nun einerſeits die Unfreiheit ſeines Nichtfürſichſeyns, andererſeits die Herrlichkeit des Geiſtes, als der an und für ſich ſeyenden ewigen Freiheit anſchaut, entſteht ihm ſeine erſte Reflexion, die Vergleichung ſeiner mit dem Geiſte und das Begehren „zu ſeyn wie Gott.“ Jene entgegengeſetzte Forderung aber fällt in ſein Bewußtſeyn als die Negation dieſes Begehrens („du ſollſt nicht eſſen vom Baume der Erkenntniß“). — So kommt das Grundweſen in den Zuſtand des unendlichen Zweifels zwiſchen Seyn und Nichtſeyn, worin es das Sollen des Fürſichſeyns, weil es dieß zunächſt auf ſich und auf ſein unoffenbares Seyn bezieht, als eine Stimme der Verführung aus der unverſtandenen Tiefe ſeiner ſelbſt, — das Sollen des Nichtfürſichſeyns hingegen, weil es dieß zunächſt auf ſein Verhältniß zum Abſoluten beziehen muß, als die Stimme des göttlichen Verbotes vernimmt.

Anmerkungen.

Das Grundweſen im Zweifel oder im Uebergange von Selbſtloſigkeit zur Selbſtheit, und den doppelten Zug nach oben und nach unten, die ſcheinbare Stimme des Geſetzes und der Verführung ſtellen uns mehrere

Mythen dar. In der moſaiſchen, welche vor allen andern hieher gehört, iſt es das Verbot Jehova's und die Verlockung der Schlange, in der griechiſchen Aminias (אָמֵן, אֱמֻנָה, das wahre beſtändſge Seyn, τὸ ὄν, nach Kanne im Panth. 112, — die Ableitung von ἀμείνων, Creuzer III. 552, würde auf daſſelbe hinauslaufen —), deſſen Liebe bei Conon Narciſſus verſchmäht, vergaſſt in ſein eigenes Bild im Spiegel der Quelle, — Amor, der die Pſyche warnt und die Schweſtern derſelben, die ihr das Verderbliche rathen, und ſo Anderes. — Das iſt wohl auch die älteſte Bedeutung der Carmentis Porrima oder Prorsa und Postverta (Creuzer II. 899. vergl. 904), in welche Weſen Carmenta die erſte Gebärerin (902 f.) zerfällt, wobei man an Jac. Böhm denken kann, der ein Vorwärts oder Aufwärts und ein Rück- Hinter- oder Niederwärts der Geburt, als evolutionäre und revolutionäre Richtung des Creaturlebens unterſcheidet. Vergl. Fr. v. Baader's Sätze aus der Bildungs- und Begründungslehre des Lebens p. 46 f. und unten zu §. 10. — Daß die Luſt (das Gelüſten) das Seyn zu erfahren oder, nach ägyptiſchem Syſteme, die Neugierde, zu ſehen, was außer dem höchſten Kreiſe, dem Götterſitze ſei, die Seele in die Scheinwelt hinablocke, iſt eine bekannte Lehre des Alterthums (Creuzer III. 425 und ſonſt, Görres Mytheng. II. 637).

§. 7.

Das Begehren nun, als das poſitive Moment (die Luſt, das Gelüſten) iſt das Ueberwiegende, und ſo in jene Täuſchung verſtrickt folgt das Grundweſen dem Zug in die Tiefe, erwacht mit dem Setzen ſeiner ſelbſt (der Selbſtergreifung, Selbſterfaſſung) aus dem ſeeligen Schlummer des Begriffenſeyns in Gott und findet ſich ſogleich bei dieſem Erwachen in der Trennung von Gott und im Verluſte ſeiner Göttlichkeit.

Anmerkungen.

Worauf es bei Hervorbringung und Entwicklung des Grundweſens ankommt und worauf alle wahrhafte Realität beruht, iſt, daß ein Geiſt dem Geiſte, ein relatives Ich dem abſoluten entgegen zu ſtehen komme. Erſt dadurch entſteht etwas wirklich außer Gott, daß das von Gott Geſetzte ſich ſelbſt ergreift und zum Ich macht. „Von Tag zu Tag geht es mir heller auf, ſagt *Jacobi* (Werke 6r Thl. p. 177), daß ein Geiſt dem andern nothwendiges Organ ſei, *daß Gefühl des Andern ſei die Schöpfung aus Nichts*.“ Inſofern liegt der Abfall zur Ichheit, wie gezeigt, auch im Willen und Plane Gottes, aber nicht als ſolcher in der Abſtraktion, wie es in der Creatur *erſcheint*, ſondern als *Moment der Entwicklung*. Als abſoluter Act kann nur Gott ſeyn und im Verhältniſſe zu ihm muß jedes andere Bewußtſeyn ein paſſives, in ihm begriffenes, untergeordnetes ſeyn; das *Wie-Gott-Seyn*, als ein rein actuelles, iſt daher der Abfall und in ihm der Widerſpruch. Doch kann ein rein paſſives, bloß Begriffenes auch nicht das Abbild Gottes und das Organ des göttlichen Willens ſeyn, das Andere Gottes ſoll daher auch *nicht* — nicht wie Gott ſeyn und auch

Chriſtus ſagt: ihr ſollt vollkommen ſeyn, wie euer Vater im Himmel *). Es ſoll ein begreifendes Begriffenes, ein actives Paſſives ſeyn (§. 11), aber damit es dieß ſeyn könne, müſſen die Momente zuerſt geſondert hervortreten. — Man kann hier auch an Plato denken, der die Gottheit für das neidloſe Gute erklärt, das der Welt und ihrem Principe, der Weltſeele, den Verſtand eingebildet habe, und wenn im ophitiſchen Syſteme der Sündenfall als Uebergangspunkt aus dem Zuſtande bewußtloſer Beſchränktheit zur bewußten Klugheit gefaßt wurde (Neander's Kirchengeſch. 1r Bd. 2te Abthl. p. 751), ſo war ſelbſt dieß nicht ohne Wahrheit.

Ueber das Ich als Princip der Endlichkeit ſ. Schelling Ph. und R. p. 41—43 und 53. Ueber die Freih. p. 467, woſelbſt (p. 468 ff.) über jene Urthat, wodurch der urſprünglich unentſchiedene Menſchengeiſt ſich entſchieden hat, näher die Rede iſt. — Schon die „deutſche Theologie“ hat die Ichheit in religiös ſpecu-

---

*) In den „fliegenden Blättern“ (Werke 6r Thl. p. 154) ſagt Jacobi: „Gottähnlichkeit, Gottgleichheit. Es iſt ein großer Unterſchied, wenn Chriſtus ſagt: ihr ſollt vollkommen ſeyn, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, und wenn der Teufel zu unſern erſten Eltern ſagt: machet euch Gott gleich.“ Das kann zur Entgegnung dienen, wenn derſelbe Schriftſteller ſagt (Werke 2r Thl. p. 56): „Könnten wir unſern Glauben in ein Wiſſen verwandeln, ſo würde in Erfüllung gehen, was die Schlange im Paradieſe der lüſternen Eva verhieß: wir würden ſeyn wie Gott.“

lativer Bedeutung tief gefaßt. „Wenn die Creatur ſich annimmt eines Gutes oder ſich daſſelbe zueignet als: Weſens, das iſt, daß ſie meinet, ſie habe ihr Weſen von ſich ſelbſt und will etwas ſeyn, da ſie doch nichts iſt, — Lebens, das iſt, daß ſie meinet, ſie lebe von ſich ſelber, — Erkennens, daß ſie meinet, ſie wiſſe und vermöge viel, — kurz alles deſſen, was man gut nennt, daß ſie meinet, ſie ſei daſſelbe oder es ſei ihr eigen: ſo kehret ſie ſich ab. Denn was that der Teufel Anderes oder was war ſein Abkehren oder ſein Fall Anderes, denn daß er ſich annahm, er wäre auch etwas und wollte etwas ſeyn und ihm gehöre auch etwas zu. Dieß Annehmen, daß er etwas ſeyn wollte, ſein Ich, das iſt, eigene Liebe, — ſein Mich, das iſt, eigener Wille, — ſein Mir, das iſt, eigene Ehre, — ſein Mein, das iſt, eigen Gut, das war ſein Abkehren und ſein Fall. Und was that Adam Anderes, als eben Lucifer that?“ C. 2 und 3. Vergl. C. 13, wo es unter Anderem von Chriſtus heißt: „die Menſchheit Chriſti war und ſtand alſo gar an ſich ſelber und ohne alle Dinge, als je keine Creatur und war nichts Anderes, denn ein Haus und Wohnung Gottes — und alles, was da Gott zugehöret und daß dieſelbe Menſchheit war und lebete und eine Wohnung war der Gottheit, deß nahm ſie ſich nicht an.“ —

Ueber den indiſchen Ahankar oder Ohonkaro, die Ichheit bemerkt Fr. Schlegel (Spr. u. W. d. I. p. 276) zu der Stelle aus Menu's Geſetzbuch:

Drauf hervor zog aus dem Selbſt er den Geiſt, der iſt und nicht iſt auch;
Aus dem Geiſt dann der Ichheit Kraft, ſo ein Warner und König iſt, —

Folgendes: Ohonkaro, die Ichheit hat in den indiſchen Schriften meiſtens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenſtehende und Widerſtrebende“ *), und auch in folgenden Stellen aus Görres's Mythengeſch. möchte noch ein entſtelltes Urſprüngliches erkennbar ſeyn: „Haranguerbehah iſt die erſte aller Produktionen, vor ihm iſt nichts zur Exiſtenz gekommen. — — — Dieſer Haranguerbehah, auch der große Thron genannt, iſt wie ein gerader und ſtehender Baum, und in der ganzen Welt iſt dieſer Baum einzig, und alle Welt iſt voll von ihm

---

*) Wenn jedoch Schlegel fortfährt: „Hier iſt dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den Prädikaten — ſo ein Warner und König iſt — erſiebt“ — ſo wäre manches dagegen zu bemerken; wir wollen hier des Ausdrucks König wegen nur auf Kanne's Pantheon p. 114 f. verweiſen. Die Götter des Todes und der Finſterniß heißen die Herren, wie Perſephone Despoina, Adonis אדן, dominus, — die empörten Geiſter heißen Rieſen und Könige, und beides bezeichnet die Sprache mit denſelben Wurzellauten. Vergl. z. B. ענק, anak, Rieſe, und ἄναξ, König, Recke, Rieſe, und rex, und wer im indiſchen Goon Ragia lebt, heißt es, der betet Rieſen an; — Ahriman heißt König und Sklave, denn die Freiheit und Herrſchaft des Fürſichſeyns iſt die Nothwendigkeit des Endlichen und Bedingten — und ſo Mehreres.

und ſeiner Größe, und was höher iſt als er, iſt allein das Univerſale, Pram Atma, das größer iſt als alles. Und dieſe erſte Subſtanz (materia prima) Sammlung der feinen Elemente iſt auch Kapl Kiani, Sammlung der Wiſſenden, Weltſeele, Maha Atma; und das iſt die Differenz zwiſchen dieſer Seele und der beſondern, daß, weil die Seelen ſich ſelbſt einzeln wiſſen, ſie Ich ſagen; Haranguerbehah, ſich Sammlung aller Seelen wiſſend, auch in dieſem Sinne Ich ſagt. Und er hat drei Figuren in den Qualitäten, und was der Schöpfer durch ſeinen Willen produciren will, das wird durch Haranguerbehah aus dem Willen erſcheinend, er iſt producirend in allem, allverſtehend, wirkſam, Herr und groß, in ihm keine Miſchung und Zuſammenſetzung, er Brahma. — Haranguerbehah aber brachte Pradjapat, das Verlangen nach Urathſrup, Figur der ganzen Welt, die zweite Produktion, hervor. Und wie die Sinne dieſen Pradjapat fragten, wer er ſei, antwortete er Aham, das Ich; dieſe Ichheit aber iſt Sammlung der gröbern zuſammengeſetzten Elemente.“ (p. 80 ff.) „Dieſe ganze erſcheinende Welt war ohne Namen und Figur, weil ſie in Haranguerbehah, der keine Qualität als den Hunger beſitzt, und deswegen auch Mout der Tod heißt (Chaos) durch Aufeſſen vernichtet war. Da faßte er den Entſchluß, Namen und Figur, die verborgen waren, hervorzubringen, und damit rief er die Qualität Pradjapat, das iſt das produktive Vermögen zugleich hervor; und er wußte mit Gewißheit: ich bin Form dieſer Schöpfung und alles das hab ich hervorgebracht, und er erſchien ſich ſelbſt groß in dem Bewußtſeyn und betete ſich an.“ (p. 83. vergl. unten §. 9) „Die Weiſen ſagen, Pram Atma ſei gleich dem Lichte, Djiw Atma gleich dem Schatten. Atma mit Maja verbunden wird Djiw Atma, jener große, dieſer kleine Welt; der eine gleich der Wiſſenſchaft des Ganzen, der andere des Beſondern, jener habend freie Wahl, dieſer gebunden in Nothwendigkeit.— — — — — Djiwatma iſt, der da ich ſagend iſt; er iſt Herr und Pradjapat im Körper, allthuend, allwiſſend, allſehend und bewegend; er erkennt ſich ſelbſt lang, kurz, mager, fett, das iſt ſeine Bindung, und indem er dieſe Qualitäten angenommen, iſt er in die Feſſel gefallen und Beſtändiges in ihm iſt wandelbar geworden, das Unbewegte bewegt, das Licht iſt dunkel geworden, das Willenloſe willenhaft.“ (p. 92 ff.)

Sonſt iſt von den mythiſchen Darſtellungen der Ichwerdung, als des Falles, hauptſächlich anzuführen der vom Baume der Erkenntniß koſtende Urmenſch der moſaiſchen Urkunde, welcher Mythus bereits von Schelling ſo verſtanden worden, — Prometheus, der das himmliſche Feuer entwendet, welches eben die Selbſterkenntniß iſt, — und das, was Creuzer beigebracht in dem Excurſe §. 21. des vierten Theils ſeiner S. und M., welcher überſchrieben iſt: Ceres, Eleuſine, Dyas oder Abfall und Rückkehr. Ein Hauptſymbol iſt ferner das der Selbſtbeſchauung oder Selbſtbeſpiegelung. Das iſt z. B. der Blick in den täuſchenden Spiegel des Dionyſos (Creuzer III. 391 f. 425, 500) oder die Abſpiegelung des Narciſſus in der Quelle (ebend.

551)[*]. In der ſyriſchen Gnoſis ſpiegelt ſich der fallende Genius Abatur in dem dunklen Waſſer des Chaos und es entſteht aus ſeinem Abbilde ein unvollkommener, aus Vermiſchung der Lichtnatur mit dem Weſen der Finſterniß gebildeter, erſt nach und nach zu verklärender Genius, der Weltbildner Fetahil (Neander's Kircheng. 1r Bd 2te Abthl. p. 647); und bei den Ophiten entſteht der Schlangengeiſt Ophiomorphos dadurch, daß der Demiurg Jaldabaoth in die ὕλη hinabſieht und ſich darin abſpiegelt (ebend. 749). — Es ſcheint jedoch, als ob in dem Bilde des Sich-Abſpiegelns der Selbſtbewußtſeynsact oder das Ichwerden des Grundweſens mit deſſen Entäußerung zur Natur (§. 12.) zuweilen confundirt worden ſei. Denn obgleich Beides entgegengeſetzt iſt, da das Eine ein

---

[*] „Der gerade, natürliche Sinn wird bald entdecken, daß der Sohn des Flußgottes an der Quelle, deren Spiegel ſein Bild zurückwirft, nach dem er ſich liebend ſehnet, in welchem Schauen und Sehnen er ſich ſelber verliert, ſo daß er mehr und mehr herabgezogen wird in die feuchte Tiefe, aus welcher nun, wie aus dem Kelche, die täuſchende Blume, die betäubende Blume aufſteigt — daß dieſer Narciſſus und die von ihm benannte Blume in daſſelbe Gebiet der Myſterienlehre gehören, in welchem wir oben den Dionyſusſpiegel gefunden haben, der uns durch unſer eigenes Bild ſchmeichelt, und die Luſt erregt, zu dieſer niederen, feuchten Unterwelt herabzuſteigen, in jenes Gebiet, wo wir den Becher gefunden haben, welcher uns in den Rauſch der Sinne ſtürzt, daß wir unſerer ſelbſt vergeſſen, und herabfallen aus dem Orte der Götter." Creuzer IV. 170.

Sich-finden, das Andere ein Sich-Verlieren war, ſo haben ſie doch dieß gemein, daß ſie beide ein Heraustreten aus Gott ſind und daß es daſſelbe Princip des Scheins und der endlichen Realität iſt, an welchem ſich das Grundweſen fand und in welches es ſich entäußerte. Wenn Dionyſos in den täuſchenden Spiegel ſchaut, ſo erblickt er darin ſein unächtes Bild, und dieß iſt zugleich die Weltſchöpfung, der Anfang der μεριστὴ δημιουργία. Dieß kann auf Beides bezogen werden, näher ſogar, der begleitenden Umſtände wegen, auf die Entäußerung; und wie den Zagreus beim Hineinblicken in den Spiegel die Titanen zerreiſſen, ſo erſtarrt Narciſſus, in die Quelle ſchauend, zur Blume des Todes, der Sinnloſigkeit *). Nach der moſaiſchen

---

*) Zur Analogie der Bacchus- und Narciſſusmythe tritt die des Hylas, Begleiters des Herakles hinzu, den die Nymphen bei der Quelle rauben. Im Namen ſelbſt hat man die Bedeutung der zerfließenden Materie (ὕλης ῥευστῆς) finden wollen (Creuzer III. 556). Man weiß aber, „daß die Fabel von Herakles geliebtem Knaben Hylas, den die Nymphen rauben und der Held umſonſt in Bergen und Thälern ruft, aus einem in der Gegend von Kios in Bithynien herrſchenden Cult entſtanden iſt, bei dem ein in das Waſſer verſunkener Gott an den Quellen im Gebirg gerufen und beklagt wurde. Denn daß etwa der Gebrauch des Cultus aus der Fabel entſtanden ſei, kann durchaus nicht angenommen werden, da auch die weiterhin wohnenden Mariandynen, ein alteinheimiſches Volk Kleinaſiens, genau denſelben Gebrauch hatten, und die religiöſe Bedeutung durch Analogien ſehr deutlich wird. S. Orch. S. 293. Dor. I. S. 347. 451." Ottfr. Müller's Prolegomena p. 108 f. —

Erzählung iſt im göttlichen Verbote der Tod (die Entäußerung) unmittelbar an den Erkenntnißact geknüpft*); welches Tages Adam vom Baume der Erkenntniß äße, werde er des Todes ſterben. Aber er ſtirbt nicht ſofort, nachdem er gegeſſen; er wird aus dem Paradieſe

---

Wenn im Homeriſchen Hymnus an die Demeter der Perſephone Raub durch das Pflücken der Narciſſe bedingt und an daſſelbe geknüpft iſt, ſo ſind dieß dieſelben zuſammengerückten Momente, wie in der Bacchus- und Narciſſusmythe die Selbſtbeſpiegelung und der Tod; denn dieſe Selbſtbeſpiegelung iſt nichts Anderes, als jenes Pflücken der Trugpflanze oder Adams Eſſen vom Baume der Erkenntniß, wie ja auch wieder Perſephone vom Granatapfel des Todtengottes ißt und ihm dadurch anheimfällt. — Auch das Waſſer (die Quelle des Dunkels Cyane) fehlt nicht beim Raube der Proſerpina (Creuzer IV. 169 f. Vergl. ebend. 187 f.).

*) Nach Artemidorus bedeutet im Traume der Blick ins Waſſer (man denke an Narciſſus) wie in einen Spiegel (man denke an Dionyſos) den Tod (Creuzer III. 551) und im Volksglauben muß der ſterben, der ſich ſelber ſieht. — „Wie Athene, ſagt Creuzer, den Namen der ihr feindſeligen Pallas annimmt (vergl. II. 646), ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn ſie auch ſelbſt als Gorgo vorkommt. — — — — — — Alle ſolche Widerſprüche ſind nicht zu löſen, wenn man ſich nicht in den indiſchen Avatars orientirt. Dort iſt nichts gewöhnlicher, als daß einem göttlichen Grundweſen ſich ein Scheinbild gegenüberſtellt, das des erſten Natur und Eigenſchaften trügeriſch annimmt, in welchem Trug aber eben ſeine eigene Zernichtung liegt.“ (S. und M. II. 708. Ottf. Müller's Proleg. p. 310.)

verſtoßen und das bedeutet daſſelbe. Aus dem ruhigen Innern der Gottheit herausgetreten beginnt er die harte Arbeit im Materiellen; es beginnen die Zeugungen und der Streit.

Wenn in den Mythen das Grundweſen im Stande der Indifferenz (Unſchuld) als androgyniſches, oder auch als noch nicht durch Begattungsluſt beflecktes erſtes Paar erſcheint, ſo iſt der Act des Selbſtbewußtſeyns die Entzweiung in Mann und Weib und die Begattung (*Kanne's* Panth. p. 38, 44, 49). Daher iſt *Erkennen und dem Weibe Beiwohnen* in den Sprachen *ein* Wort (ebend. p. 46) *). Nach der perſiſchen Mythe war das erſte Menſchenpaar zuerſt im Reiwabaume androgyniſch verbunden **) und lebte rein und ohne Begattung; erſt als das Böſe in die Welt gekommen, begattete es ſich (ebend. p. 51). Der Reiwabaum ſelbſt heißt Baum der Zwietracht (Entzweiung), — er iſt die Indifferenz als Möglichkeit der Differenz; — die moſaiſche Mythe hingegen unterſcheidet einen Baum des Lebens und einen Baum der Erkenntniß des Böſen

---

*) In der moſaiſchen Urkunde iſt dieß das bekannte יָדַע ſ. *Geſenius* unter dieſem Wort Nr. 7.

**) So iſt der Lotus die Geburtsſtätte und das Hochzeitbette der Geſchwiſter Jſis und Oſiris, die ſich ſchon im Mutterleibe liebten und begatteten (*Creuzer* I. 282.) und in ſeinem Kelche iſt bei den Indiern das Mannweibliche, der Joni-Lingam — das Zeichen der ſchaffenden Gotteskraft. (Creuzer I. 283, 583 f. II. 667. *Böttiger's* Ideen zur Kunſtmythologie p. 55.)

und Guten, den Baum mit den Aepfeln des Zankes (ebend. p. 51 f.). Dieſe Mythe trennt aber auch, was urſprünglich Eines und nur verſchiedener Ausdruck derſelben Idee geweſen, indem ſie die Scheidung des Mannes und Weibes und das Eſſen vom Baume der Erkenntniß als zwei verſchiedene Thatſachen nach einander erzählt; — wie denn überhaupt die moſaiſche Urgeſchichte ihre Momente aus ihrem wahren Zuſammenhange reißt und in einen ihnen urſprünglich fremden, populären bringt, von welchem das Täuſchendſte dieß iſt, daß die Schöpfungsgeſchichte der Geſchichte vom Fall vorangeht und ſo Adam als hiſtoriſche Geſtalt, als eigentlicher Menſch auftritt (dagegen im Adam Kadmon der Kabbaliſten die älteſte ſpeculative Bedeutung Adams feſtgehalten iſt), deſſen Hervorbringung und Fall, als des Grundweſens der Welt, vielmehr als vorweltliche Thatſache zu nehmen iſt.

Uebrigens iſt die moſaiſche Geſchichte vom Fall, trotz der ideewidrigen Umbildung, in der wir ſie jetzt beſitzen, als der herrlichſte Reſt des älteſten ſpeculativen Wiſſens zu betrachten, das durch ſie reiner, einfacher und vollſtändiger erhalten iſt, als durch alle übrigen Ueberlieferungen*). Ihr hoher Werth wird erſt durch unſere letztern §. §. ins rechte Licht treten und die räſonnirende Dogmatik kann künftig ihres frucht- und ideeloſen Herumredens um dieſen Gegenſtand völlig überhoben ſeyn.

---

*) „Immer finden wir die in einem ſo engen Kreiſe eingeſchloſſenen Sagen der Bibel auch bei den andern aſiatiſchen Völkern und namentlich bei den Perſern mit deren Mythologie ſie überdieß in dem Charakter der Einfachheit noch am meiſten übereinſtimmen, während ſie bei den Indiern, Phöniziern u. ſ. w. ein weit künſtlicheres Anſehen

§. 8.

In ſeiner Selbſtobjektivirung erkennt das Grundweſen ſeine Objektivität als die abſolute Grenze, den nun entblößten Grund der Endlichkeit, den *Schein* und dieß Bewußtſeyn ſeiner Nichtigkeit in ſeinem Geſetztſeyn und Fürſichſeyn, im Gegenſatze der im Fürſichſeyn negirten Abſolutheit ſeines Anſichſeyns in Gott, iſt ſeine unendliche *Scham* (1. Moſe III. 7).

Anmerkungen.

Das Ich hat ein Anderes gegen ſich, einen Schatten, ein Geſpenſt von Realität, das nicht in ihm ſelbſt zur Selbſtgleichheit aufgeht, es *ſelbſt* iſt ein Anderes als ſeine Realität und doch iſt es nicht es ſelbſt ohne dieſe. Das Ich *iſt* als Act des Sich-Setzens in ſich ſelbſt Subjekt und Objekt, es *hat* aber neben oder an ſich ein anderes Objektives, als abſolutes *Andersſeyn*, an dem es ſich findet, auf welches reflektirend es auf ſich zurückgetrieben und ſo nur Ich iſt; — was jener von *Fichte* poſtulirte Anſtoß iſt. Dieß iſt der

---

haben, ſo daß alſo die hebräiſchen aus der gemeinſchaftlichen Quelle in der unmittelbarſten Reinheit gefloſſen ſeyn mögen.“ *Umbreit's* Commentar zu den Sprüchen Salomo's. Einleitung p. XXXIX. f.

Schein, deſſen es ſich, als ſolchen, bewußt iſt, deſſen es ſich ſchämt; es ſieht ſich als den Geiſt der Endlichkeit. Gott, der abſolute Geiſt, hat als Bedingung ſeiner Exiſtenz kein ſolches abſtraktes Nicht-Ich, es iſt das freie, unbedingte Sich-Haben und Halten, Subjekt und Objekt ohne Widerſpruch in abſoluter Identität. Es hingegen hat als Bedingung ſeiner Exiſtenz etwas an ſich, was es ſelbſt nicht iſt und doch auch iſt, was es als ein Nichtiges und doch als das nothwendig Seinige erkennen muß; es iſt nur ein Wie der Gottheit in der Sphäre des Scheins und der Schranke.

§. 9.

Zugleich erkennt es den Stand der aufgehobenen Identität mit Gott, daß es in dieſem der Gebärer und Träger des abſoluten Geiſtes geweſen. Da aber ſein Bewußtſeyn nicht weiter reicht, ſo weiß es ſich nicht als ein vom Geiſte Geſetztes, ſondern meint den Geiſt urſprünglich aus ſich, als dem abſoluten Grunde, geboren zu haben.

Anmerkungen.

Hier findet jener ſchon in der Einleitung betrachtete Irrthum der Schelling'ſchen Philoſophie ſeine tiefſte Erklärung. Der zu ſich ſelbſt gekommene Verſtand vindicirt Alles, was in ſein Bewußtſeyn fällt, ſich ſelber, als dem entwickelten Nichtverſtande *), und glaubt ein

---

*) „Wenn Licht in das Finſtere dringt, ſo kann es ſcheinen als hätte jenes aus dieſem ſich nur entwickelt; und die

urſprüngliches Recht über das Höhere zu haben, wie Mephiſtopheles bei Göthe ſagt:

> „Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war,
> Ein Theil der Finſterniß, die ſich das Licht gebar,
> Das ſtolze Licht, das nun der Mutter Nacht
> Den alten Rang, den Raum ihr ſtreitig macht.“—

Und ſo hat ſich dieſes Prinzip von jeher ſeiner Lichtgeburt gerühmt, wie in der bekannten ſaitiſchen Inſchrift: „Ich bin alles, was war, iſt und ſeyn wird; meinen Schleier hat kein Sterblicher gehoben; die Sonne iſt die Frucht, die ich gebar.“

§. 10.

In dem ſo beſtimmten Bewußtſeyn ſtrebt das Grundweſen in den Stand des Anſichſeyns zurück zu kehren, um aus dieſem Götterſitze vom Abſoluten, als dem Seinigen, Beſitz zu nehmen. Da es aber als für ſich ſeyendes Anderes, als Ichheit, in das Abſolute zurück will und es in dieſem nur als ſelbſtloſes gelitten werden kann, ſo ringt es fruchtlos; und von dem negativen Verhalten des Geiſtes in ſich ſelbſt zurück geworfen, erſinkt es in der Verzweiflung an ſich ſelbſt und am Göttlichen in den Tod der Indifferenz, findet vor dem abſoluten Widerſpruche ſeines Bewußtſeyns nur Ruhe in der Aufgebung deſſelben; ſo in die Indifferenz

---

Reflexion, unberichtigt durch höhere Weiſung, wird unfehlbar alſo wähnen.“ Jacobi v. d. g. D. p. 206.

zurückgekehrt iſt es dem Geiſte als bloß Potenzielles wieder anheimgefallen.

Anmerkungen.

„Es bleibt auch dem aus dem Centro Gewichenen immer noch das Gefühl, daß er alle Dinge geweſen iſt, nämlich in und mit Gott; darum ſtrebt er wieder dahin, aber für ſich, nicht, wo er es ſeyn könnte, nämlich in Gott.“ (Schelling üb. d. Fr. 475.) —

Jacob Böhm ſetzt Lucifers Fall darein, daß er mit der Macht des Grundes, als deſſen Ausgeburt er die Gottheit erkannt habe, über ſie habe herrſchen wollen, z. B. „Er ſah die Schöpfung und verſtand den Grund, darinnen wollte er ein eigener Gott ſeyn, und mit der centraliſchen Feuersmacht in allen Dingen herrſchen.*) (Theoſ. Fr. X. §. 1.) „Ihm gefiel der magiſche Grund der Allmacht, um den erhub er ſich und widerſprach dem Ja (ſetzte das Nein über das Ja ſ. ebend. §. 4.), dieweil es in ſeinem Centro nicht eine Feuerwirkung iſt; und da er ſahe, daß ſich das Ja als der Ausfluß der Einheit im Feuerscentro in ein Licht und wirkende Liebe einführte, ſo meinte er, die Feuersnatur wäre ſtärker und mehr, als die Sanftmuth der Einheit, als die gebildeten Namen [ideellen Beſtimmungen] in der aufthuenden Einheit, welche er meinete in ſeiner Feuersmacht zu führen, wie er wollte.“ (Ebend. §. 5.) „Als die Bewegung zur Schöpfung der Engel geſchah, ſo hat ſich der ausgefloſſene Wille der eigenen Annehmlichkeit [des Sich-Annehmens ſeiner ſelbſt nach der „deutſchen Theologie“] erhoben und ſind die Eigenſchaften in großer Wirkung geſtanden und haben wollen creatürlich ſeyn. In dieſen Eigenſchaften hat der creatürliche Wille Lucifers geſchöpft; da er hat die Allmacht darinn erkannt und in ſich befunden die wunderthuende Kraft, ſo hat ſich ſein creatürlicher Wille nach des Feuers Macht erhoben, und den heiligen Namen in ſich mißbrauchet und hat nicht wollen in der Gelaſſenheit ſtehen bleiben, ſondern über die Throne herrſchen und hat ſich von der Einheit abgebrochen.“ (Theoſ. Fr. VII. 5.) —

---

*) „So iſt denn der Anfang der Sünde, daß der Menſch aus dem eigentlichen Seyn ins Nichtſeyn, aus der Wahrheit in die Lüge, aus dem Licht in die Finſterniß übertritt, um ſelbſt ſchaffender Grund zu werden, und mit der Macht des Centri, das er in ſich hat, über alle Dinge zu herrſchen.“ (Schelling a. a. O.)

Hier kann bemerkt werden, daß, wenn die Exiſtenz des abſoluten Geiſtes, wie nach Böhm, Schelling, Baader, ſo durch den Grund bedingt wäre, daß er ohne ihn, als ſeine Wurzel, ſeinen Träger, nicht gedacht werden könnte, ſo würde durch die Verſelbſtſtändigung des Grundes und dadurch, daß dieſer dem aus ihm Erwachſenen die Alimentation aus ſich verſagte, die Exiſtenz deſſelben in der That geſtört, ja aufgehoben. Der Grund wäre wirklich als Urkraft vermögend, Gottes Exiſtenz in ſich hinabzuziehen, — ſich zum Act erhebend, Gott zum Potenziellen herabzuſetzen und zu verſchlingen *). Denn Gott würde nur actu ſeyn können, wenn ſich der Grund des Actes ſeiner Selbſtbejahung enthielte, wenn er Gott durch ſein indifferendes Verhalten ſeyn ließe. Aber das abſolute Bewußtſeyn trägt in ſich ſelber unzertrennlich den Grund ſeiner ſelbſt, als ſolchen, der ein ganz anderer iſt, als der Grund der Creatur; der ſpringende Punkt des abſoluten Lebens iſt nicht im Natur- und Creaturgrunde, noch muß Gott durch dieſen nothwendig zur Exiſtenz hindurchgehen. Daher kann dieſer ungeſtört in ſich beharren, auch wenn der Grund ſich von ihm abbricht, und nur der Grund kann nicht wahrhaft ſeyn ohne Gott. Bricht er ſich ab, ſo hebt er nur ſein eigenes Anſich, ſeinen Stand in Gott, ſeine Identität mit ihm, als poſitive, auf, die ſich nun in die negative, in zwingende und verzehrende Macht verwandelt.

In der Identität, wie wir ſie oben nahmen, iſt eben ſo ſehr ein Auseinander- als ein Zuſammenhalten. Tritt der Grund aus Gott heraus, ſo werden beide Momente negativ, das Auseinanderhalten wird Ausſtoßen und trennendes Abhalten, das Zuſammenhalten Zwang; jenes bezieht ſich auf das Fürſichſeyn des Grundes, welches dadurch als ein abſolut ſubjektives niedergehalten wird („daß er nicht

---

*) Das Grundweſen erfährt zunächſt eben dadurch, daß es dieß nicht kann, die Irrthümlichkeit ſeiner Anſicht; da es aber in der Beſchränktheit ſeines Bewußtſeyns zu keiner andern kommen kann, ſo kann es nur in Selbſtaufgebung oder Verzweiflung enden.

ausſtrecke ſeine Hand und breche auch von dem Baume des Lebens und eſſe und lebe ewiglich“), dieſes auf das Anſichſeyn, auf welches ſich Gott unmittelbar bezieht, und durch welches er mit ſeinem Weſen bis in die Sphäre des Fürſichſeyns hindurchreicht. Die dadurch hervorgebrachte Spannung erreicht ihre Akme durch das Zurückſtreben des Grundes in Gott, wodurch das negative Göttliche im Bewußtſeyn des Grundes eine Flamme der Pein wird, die es zur völligen Selbſtaufgebung, zum Tode treibt.

Jacob Böhm nennt dieß Negative den Zorn oder Grimm Gottes, den, durch das Aufſteigen der Geburt beſänftigt und latent geworden, die Creatur durch ihre Abkehrung vom Lichtprincipe in ſich erweckt habe. Lucifer, ſeinen Urſprung aus dem Principe der Finſterniß und des Zornfeuers habend, ſtatt vor ſich, in die lichte Freiheit gewandt zu bleiben, habe hinter ſich, in die dunkle Mutter, imaginirt*) und ſo das ausgelöſchte Zornfeuer wieder angezündet. „So er ſeine Imagination erhub, zündete er in ſich an den Quell oder die Feuerwurzel, — — — — in dem unauflöslichen Bande (ward) eine ewige Feindſchaft, ein

---

*) Die Apaturien, jenes attiſche Trugfeſt, ſollen davon kommen, daß einſt ein gewiſſer Melanthus (der dunkle, Schwarze) ſeinen Gegner Xanthus (den Blonden, Hellen) überliſtete, indem er ſagte: hinter Xanthus ſtehe ein Helfer mit einem ſchwarzen Ziegenfelle bekleidet. Als Xanthus ſich umſah, ſtieß ihn Melanthus nieder. (Creuzer III. 507.)

Widerwille in ſich ſelbſt, eine ewige Verzweiflung alles Guten, das Gemüth ein brechendes und ſtechendes Rad, ſein Wille immer aufſteigend in Feuersmacht zu verderben das Herze Gottes, und kanns doch nimmer erreichen. Denn er iſt im erſten Principio, als im ewigen Tode, immer verſchloſſen, und erhebet ſich doch immerdar, vermeinend, das Herze Gottes zu erreichen und über das zu herrſchen.“ (drei Princ. IV. 72.) „So die Seele ihre Imagination vor ſich ins Licht erhebet in die Sanftmüthigkeit und Demüthigkeit und nicht ihre ſtarke Feuersmacht braucht im Qualificiren, wie Lucifer, ſo wird ſie vom Worte Gottes geſpeiſet und hohlet ihre Kraft, Leben und Stärke im Worte Gottes, welches iſt das Herze Gottes; und ihr eigner urkundlich grimmiger Quell der ewigen Lebensgeburt wird Paradieß, darinn das Lachen und der Quell des ewigen Lobgeſangs aufgehet.“ (Ebend. 21.) Die gefallenen Engel „haben nicht vor ſich in die fünfte Geſtalt *) imaginirt, in welcher die Ausgeburt des Paradieſes ſteht, ſondern haben ihre Imagination zurück in ſich erhoben, und einen Willen in der Matrix geſchöpfet, im Feuer über das Paradies und Licht Gottes zu herrſchen.“ (Ebend. V. 25.) „Die Schöpfung dieſer Welt iſt mit einer Erregung des Willengeiſtes geſchehen **); der innere Wille,

---

*) Vergl. die Darſtellungen des fünften Momentes im erſten §. und in den Anmerkungen zu demſelben.

**) Wie wenn J. Böhm nach der oben angef. Stelle (drei Pr. V. 25.) fortfährt; „denn die feurige Matrix hat ſich der ſonſt in ſich hineinſtehet, der hat ſeine eigene Natur erreget, als das Centrum, das aus ſich begehrend iſt, als des Lichtes, welches aus dem Centro ausdringend iſt. Alſo hat das Centrum aus ſich ein Weſen (bei J. B. ſoviel als Daſeyn, Exiſtenz) im Begehren gefaſſet, d. i. in ſeiner eigenen Imagination in der Begierde.“ (Von ſechs Punkten II. 17.) „Die Imagination der ewigen Natur hat die Turba mit der Sucht im Myſterio, aber unaufwecklich, die Creatur, als der Spiegel der Ewigkeit, wecke es denn ſelber auf, als den Grimm, der in Ewigkeit im Myſterio verborgen lieget.“ (Ird. und himml. Myſt. VI. 8.) „So ſich eine Seele von Gottes Licht und Liebe abbricht und in eigene natürliche Begierde eingehet, ſo wird in ihr der Grund der Finſterniß und peinlichen Qual offenbar und dieß iſt das hölliſche Feuer und Gottes Zorn.“ (Clavis 55.) Vergl. Schelling (üb. d. Fr. 476.): „Weil Gott in ſeiner Exiſtenz doch nicht

---

in der Schöpfung alſo hart mitbeweget ꝛc.“ — oder (J. und h. Myſt. VI.): „Wir ſehen hier, als ſich die ewige Natur hat einmal mit der Schöpfung der Welt beweget und erreget, daß der Grimm iſt mit erregt worden, und ſich auch in Creaturen offenbaret ꝛc.“ Vergl. Schelling (üb. d. Fr. 454 ff.): „Der Wille des Grundes hat gleich in der erſten Schöpfung den Willen der Creatur mit erregt ꝛc.“ — „Es giebt ein Allgemeines, wenn gleich nicht anfängliches, ſondern erſt in der Offenbarung Gottes von Anfang durch Reaction des Grundes erwecktes Böſes“ u. ſ. w. (Ebend. p. 461 f.) — Wie indeſſen dieſe Erregung hier erſcheint, gehört ſie näher nach §. 12, Anm. a. E.

geſtört, noch weniger aufgehoben werden kann, ſo wird nach der nothwendigen Correſpondenz, die zwiſchen Gott und ſeiner Baſis Statt findet, eben jener in der Tiefe des Dunkels leuchtende Lebensblick dem Sünder zum verzehrenden Feuer entflammt, wie im lebendigen Organismus das einzelne Glied oder Syſtem, ſobald es aus dem Ganzen gewichen iſt, die Einheit und Conſpiration ſelbſt, der es ſich entgegenſetzt, als Feuer (= Fieber) empfindet und von innerer Glut entzündet wird.“ —

In Allem, was nicht mit Gott identiſch iſt, ſich nicht als ſolches zu ihm verhält, waltet er als Negatives, wie im ſündhaften Bewußtſeyn als die Pein des Gewiſſens, die es, je nachdem die beſſere oder ſchlimmere Natur überwiegend iſt, entweder zur Entledigung der Sündhaftigkeit oder zur Selbſtzerſtörung treibt. In der Natur iſt jene Negativität ſeine äußere Macht, durch welche er die Widerſetzlichkeit und das abſtrakte Inſichſeyn des Naturweſens, die ſich z. B. als rohe Maſſenhaftigkeit des Unorganiſchen oder als Grimm des thieriſchen Bewußtſeyns offenbart, bewältigt und bezähmt und den entäußerten Naturgeiſt ſtufenweiſe aus ſeinem Abgrunde ins Licht der Freiheit zurückerhebt, ſo daß er in dem Grade, in welchem er die widerſtrebende Natur als ſolche aufhebt, ſich ſelbſt als Negatives in ihr aufhebt und mit ſeinem poſitiven Selbſt ſich in ſie eingiebt. — Abſolute Trennung iſt unmöglich. So wie die Trennung auf dem Punkte iſt, abſolut zu werden, ſo muß eben dadurch das Extrem des Andersſeyns im Nichts verſchwinden, welches ſein Umſchlagen ins Gegentheil, in die Indifferenz und abſtrakte Identität iſt *). Daher endigt auch das Grundweſen, als abſtraktes Ich, in der Verzweiflung, im Tode; und dieß iſt zugleich der Anfang ſeiner Rückkehr in Gott, ſeiner Läuterung und Verſöhnung.

Jenes negative Verhalten des Geiſtes gegen das Grundweſen iſt der Valentiniſche Horos, welcher die Sophia, als ſie in das unergründliche Weſen des Urvaters eindringen will, abwehrt und in ihre Schranken zurückführt. (Neander's gnoſt. Syſt. p. 108). In dieſem Horos liegt aber nicht nur die Idee des negativen Momentes des göttlichen Verhaltens; ſondern auch des poſitiven, in welche es übergeht; da ihm nämlich zweierlei Wirkungen zugeſchrieben werden, „eine negative, vermöge deren er alles Daſeyn abgrenzt, das Fremdartige von demſelben ſondert und abwehrt (ἐνεργεία μεριστικὴ καὶ διοριστικὴ) — inſofern heißt er eigentlich ὅρος — und die Wirkſamkeit, vermöge deren er die von dem Fremdartigen, das ihr Daſeyn trübt, geläuterten Weſen, in ihrem eigenthümlichen Seyn befeſtigt, begründet und geſtaltet (ἐνεργεία ἑδραστικὴ καὶ στηριστικὴ) — inſofern

---

*) „Wie im Planetenlauf die höchſte Entfernung vom Centro unmittelbar wieder in Annäherung zu ihm übergeht, ſo iſt der Punkt der äußerſten Entfernung von Gott, die Ichheit, auch wieder der Moment der Rückkehr zum Abſoluten, der Wiederaufnahme ins Ideale." Schelling Ph. und Rel. 41.

heißt er σταυρός, welches Wort Kreuz und Pfahl, Bollwerk bedeuten konnte, auf welche beide Bedeutungen die Valentinianer hier anſpielten.“ (Neander’s Kircheng. 1r Thl. 2te Abthl. p. 707). Auf die erſtere Wirkung „bezogen ſie die Stellen Matth. X. 34. Luc. III. 17; er verzehrt das Materielle, Fremdartige, wie das Feuer die Stoppel und reinigt die Erlöſeten, wie das πτύον das Getraide. Daher die Beinamen des Horus: ὁροθέτης, λυτρωτής, μεταγωγεύς (der die Weſen zu der Stufe des Daſeyns überführt, wofür ſie beſtimmt ſind) καρπιστής (ſo viel als θεριστής) der Erndter, mit Anſpielung auf die Vergleichung des letzten Gerichts mit einer Erndte, wodurch das Schlechte, Fremdartige, Materielle, von dem Guten als das Unkraut geſondert und vernichtet wird, die Erlöſeten als das gute Getraide gereinigt und zu ihrer Beſtimmung erhoben werden.“ (Deſſen gnoſt. Syſt. p. 111).

In der indiſchen Mythologie ſcheint es eine Spur des im letzten §. Vorgetragenen zu ſeyn, wenn Birma (Brama), nachdem er aus dem Ewigen im Lotus geboren worden, ſich vergeblich anſtrengt, ſeinen Urſprung zu erforſchen und darüber in große Unruhe geräth. (Creuzer I. 596. Majer’s Lex. I. 248). In der griechiſchen ſind uns hier beſonders jene Tantalus- und Irionsbilder von Bedeutung. Es iſt die Qual des Erreichenwollens eines unerreichbaren, im Ergreifen entſchwindenden Gutes. Der weiſe Tantalus, der am Göttertiſche ſaß, ſtürzt in die Tiefe hinab; ſeinem dürſtenden Munde entweicht die Fluth, ſeiner ausgeſtreckten Hand die nahe Frucht. So ſoll auch Adam nicht mehr koſten vom Baume des Lebens (denn daß er es wollte, liegt noch in den Worten verborgen: „daß er nicht ausſtrecke ſeine Hand und breche auch von dem Baume des Lebens und eſſe und lebe ewiglich") und der Cherub mit dem Flammenſchwert ſteht vor dem Paradieſe. — Ixion, wie Tantalus der Götter Tiſchgenoſſe, will die Göttin umarmen und umfängt ein Phantom; hinabgeſtürzt büßt er auf dem drehenden Rade — ſo wie auch Jac. Böhm, deſſen Symbole faſt immer dieſelben ſind, als die mythologiſchen, von einem drehenden Rade der Geburt, das der Gefallene in ſich erweckt, und von einem nie zu ſtillenden „Feuerhunger" des Verſtoßenen ſpricht. „Was uns in der äußern Natur, ſagt Fr. v. Baader (Begründung der Ethik durch die Phyſik p. 16) als Attraktion, das begegnet uns in innrer Natur als Begierde wieder, in welcher als gleichfalls einer erſten Hemmung alle (innre) Produktivität beginnt. Wie aber dort die Attraktion ſofort ein ihr Entgegengeſetztes weckte, und mit dieſem in ein in ſich beſchloſſenes Kreiſen (als ein Nichtbleibenkönnen und doch Nichtvonderſtellekönnen) gerieth, ſo finden wir auch hier denſelben Conflikt und dieſelbe Rotation (nur von inwendig ſich kund gebend) wieder, welche wir im äuſſern Sinne bemerken; und die Alten haben nicht nur dieſen innern Zwiſt, als der Natur (Creatur) Anfang, als Wurzel alles Lebens (in der Begierde) erkannt, und dieſem Radikal mancherlei Benennungen gegeben — Naturrad (τροχος γενέσεως), Naturcentrum, Naturwurm, der nie ſtirbt ꝛc. — ſondern auch den eignen und merkwürdigen Charakter deſſelben bereits mit

Beſtimmtheit angegeben, welchem gemäß dieſer wahre Anfang der Natur als ſolcher und ſich ſelber überlaſſen, ſchlechterdings noch nichts hervorbringt, und obſchon die Fülle alles Produktionsvermögens mit den Angſtſchmerzen zur Geburt in ſich tragend, doch, *ſofern er erregt und ſeiner Beſtimmung, immanent oder latent zu bleiben, entgegen, geöffnet, erhoben oder entzündet wird*[*]), ſich auch dann nur als negativ, als ſaugend, nehmend oder verzehrend kund giebt, als Mangel und Bedürfniß, oder als Hunger.“ —

Daß auch die Dichtung des *Fauſt*, der das Göttliche, mit dem er ſich an ſich identiſch weiß, in der Differenz des abſtrakten Wiſſens vergeblich zu erreichen ringt und in die Sphäre der Nichtigkeit zurückgeworfen, in ihr zu Grunde geht, hier ihre tiefſte Erklärung gefunden, braucht nur angedeutet zu werden. Damit, daß ſie als eine Geſtalt des Bewußtſeyns in *Hegel's* Sinne, wie in deſſen Phänomenologie des Geiſtes geſchehen (p. 298 ff.), gefaßt wird, iſt mit dieſer großen Dichtung der Deutſchen, die noch ganz andere, noch unbegriffene Seiten hat, nicht fertig zu werden.

§. 11.

Der abſolute Geiſt nimmt nun das erſtorbene Grundweſen in ſich zurück und dieſes wird durch das Aufgeden ſeines Fürſichſeyns, ſein Erſinken in den Tod der Indifferenz mit ihm wieder (poſitiv) identiſch, ſo daß in ihm die Anſchauung des Abſoluten *im* Abſoluten von Neuem aufgeht. So aber in Gott zurückgenommen erinnert es ſich in ihm ſeines Fürſichſeyns und der Beſtimmungen deſſelben als *aufgehobener*; es findet in ſolcher Erinnerung ſich ſelber wieder, aber nicht im abſtrakten Fürſichſeyn, ſondern als identiſches und iſt ſo weder mehr das bewußtloſe Innere, noch auch das geſchiedene und getäuſchte Wiſſen; es erkennt vielmehr ſeine Täuſchungen mit ihrem Grunde und ſich in der Wahrheit. So das Abſolute in ſich und ſich im Abſoluten anſchauend, iſt es *Vernunft* geworden. Als ſolche *vernimmt* es nun auch den göttlichen Willen von ſeinem Uebergange in die Endlichkeit zur Erſchaffung der Welt und das *Protevangelium* von ſeiner Wiederbringung aus der Endlichkeit und Wiederaufnahme in Gott durch das Eingehen des göttlichen Geiſtes ſelbſt in die Welt zu ihrer Erlöſung, Verſöhnung und Verklärung. In der Befriedigung dieſes Bewußtſeyns *läßt* es ſich mit freier Selbſtbeſtimmung dem Geiſte, als deſſen Organ der Bethätigung, verhält ſich mit Selbſtbeſtimmung als ſelbſtloſes und identiſches, iſt *Vertrauen*, *Ergebung* und *Liebe* geworden. Nach dieſer Vermittlung der Selbſtheit des Grundweſens hat der Geiſt die Principien zur Schöpfung ſeiner Welt widerſpruchslos in ſeiner Macht.

---

[*]) „Dieſes Princip, zur Latenz beſtimmt, ſollte nämlich in ſich verſchloſſen (Myſterium) bleiben, und eben ſein Inſichoffenbarwerden, Aufgehen oder *Zuſichſelberkommen* in der Creatur, bezeichnet die Verderbtheit dieſer, als Verkehrtheit.“ Anm. Fr. v. *Baader's*.

Anmerkungen.

Das vermittelte Wiſſen des Grundweſens befaßt deſſen zweite vollkommene Weihe gegen jene erſte unvollkommene im Stande der Indifferenz, des Nichtwiſſens (§. 3.), denn es iſt jetzt mit Wiſſen das, was es zuvor bewußtlos war. All unſer höheres Bewußtſeyn iſt Erinnerung dieſes Urbewußtſeyns in Gott — man denke an die platoniſche Lehre von der Erinnerung — und die Speculation hat dieſe in der Geſchichte der Menſchheit von jeher auf irgend eine Weiſe hervorgetretene Erinnerung nur zur Lauterkeit und Vollſtändigkeit der Wiſſenſchaft zu bringen; auch beſteht die wahrhafte Genialität des Philoſophen in nichts Anderem als in dem in ihm ſich regenden Erinnerungsdrang der Menſchheit, dem Streben des latenten Urbewußtſeyns ſich mit Hülfe des Individuums in der Menſchheit zu offenbaren und herzuſtellen. —

„Ein Gott, der gewußt werden könnte, wäre gar kein Gott,“ ſagt Jacobi. Dieß kann von jenem abſtrakten Wiſſen oder Wiſſenwollen (§. 10.) zugeſtanden werden; in anderer Beziehung aber iſt eben ſo ſehr zu ſagen: ein Gott, der nicht gewußt werden könnte, wäre gar kein Gott. Denn er reichte nicht durch Alles durch, wäre ein von unſerem Wiſſen ausgeſchloſſenes, in ihm nicht gegenwärtiges Weſen und könnte nicht Alles in Allem ſeyn, was er nach der Schrift — zwar noch nicht iſt — aber werden ſoll. Denn er wird dann erſt Alles in Allem ſeyn, wenn er ſeine Ueberweltlichkeit wird aufgegeben, ſich durch das menſchliche Gemüth in die Welt wird eingeboren haben, wozu der Anfang gemacht iſt im Chriſtenthum. Und nichts Anderes iſt das Ausgehen des Geiſtes, als dieß Eingehen des Göttlichen in unſer Bewußtſeyn, wodurch ebenſoſehr eine neüe Menſchheit, als eine neue göttliche Perſönlichkeit entſteht; indem wir uns von uns heraus und zu ihm hineinkehren, kehrt er ſich zu uns heraus und in uns hinein, wird zunächſt ein gefühlter und geahnter (unvollkommen gewußter), endlich ein begriffener, vollkommen gewußter Gott. Auch in der Weltentwicklung muß die Vernunft das werden, was ſie ſchon vor der Welt geweſen: das *wiſſende* Andere Gottes *), und dann erſt „*werden wir erkennen, gleichwie wir erkannt ſind.*“ (1. Cor. XIII. 12). Sich als dieſes *Paſſiv-Active, Erkannt-Erkennende* zu verhalten iſt die Kunſt des höheren Denkens, ſowie des gebildeten religiöſen Bewußtſeyns.

„Mehrere Myſtiker, ſagt Fr. v. *Baader* (l. c. II. p. 51), irren darinn, daß ſie dieſes *Sich-verlieren des Menſchen in Gott* als den *Zweck* uns vorſtellen, — — — — — — wogegen gezeigt werden muß, *wie jenes Sich-Verlieren nur Mittel und Uebergangsmoment zu einem anders Sich-Wiederfinden iſt aus einem falſchen Sich-Gefundenhaben. Dein Verlieren iſt dein Fund!* ſagt *Tauler* in einer ſeiner Cantilenen.“ — Letzterer hat auch ſonſt jene Einheit des Wiſſens und Nichtwiſſens, worauf es hier ankommt, tief begriffen: „Hie

---

*) Vergebens hingegen, will ſie ſich als *alles Seyns* im Sinne des neuſten Pantheismus bewußt werden (*Hegel's* Encyclop. §. 5.).

iſt die Frage, heißt es z. B. bei ihm (2. Pred. a. d. h. d. K. T.): Herr, ihr ſetzet unſer Heil in ein Unwiſſen, das lautet als ein groß Gebrechen, Gott hat den Menſchen gemacht, daß er wiſſe. Darauf iſt zu antworten: daß das wahr iſt, inſofern er in dem Unwiſſen bleibt. Merk aber, man ſoll hie kommen in ein überformet Wiſſen, wir ſollen werden Unwiſſen mit dem göttlichen Wiſſen. Und dann wird geadelt und gezieret Unkündigkeit und Unwiſſen mit dem göttlichen Wiſſen.“ So auch Jac. Böhm mit Beziehung auf Adams Fall z. B.: „Adam ſtand in Gottes Gnade und in ſeinem Zorne, aber in der Temperatur (Indifferenz) war keines in ſeinem Leben offenbar, denn ſie ſtanden in gleichem Gewichte; ſollte nun die Gnade offenbar werden, ſo mußte der Zorn vorhin oder zuerſt offenbar werden, auf daß die Gnade geurſacht würde, ſich im Zorne zu bewegen und dem Zorne zu ergeben und ihn zu tilgen; welches Einergeben und Tilgen die Urſache des göttlichen Freudenreiches und der feurigen Liebe im Leben des Menſchen iſt, daraus Gottes Erbarmen, auch Glaube, Liebe und Hoffnung, als das Vertrauen in Gott, ſeinen Urſprung im Menſchen genommen hat, welches in der Temperatur nicht ſeyn konnte. Denn ein Ding, das in gleichem Gewichte inne ſtehet, das hat kein Bewegen oder Begehren zu etwas, es iſt Eines und iſt ſein ſelber; wenn es aber aus der Temperatur ausgehet, ſo iſt's viel, dazu gebrechlich und verliert die Selbheit; dem thut nun Hülfe, als Gnade und Erbarmen noth; — — — und ſo ſich das Ding dem erſten Rechte, das es in ſich gemacht hat, einergiebt, ſo findet das erſte Machende ein neu Leben in ſich, — — — — und findet, daß es mehr geiſtlich iſt, als das erſte, daraus das Ding entſtanden iſt; darum kann es ihm nicht Widerſtand thun, ſondern muß das geiſtliche Leben in ſich wohnen laſſen. Und allhie urſtändet die Wiederbringung des erſten Weſens, das ſich zerbrochen hatte u. ſ. w.“ (Gnadenw. IX. 95 ff.) —

In der indiſchen Mythologie erblickt Brahma, bevor er ans Erſchaffen geht, die Ideenwelt in Gott. Brahma, heißt es, der zuerſt ſich ſelbſt und ſeinen Urſprung nicht ergründen konnte, ſah, nachdem er gebetet und Büßung verrichtet, und der Ewige ihm die Finſterniß zerſtreut und die Erkenntniß geöffnet hatte, „in dem Schauſpiele des ewigen Weſens alle unendlichen Geſtalten der irdiſchen Welt, wie begraben in einem tiefen Schlafe“ *). Hierauf, nach wiederholter Büßung, bekam Brahma „das Vermögen, die Welt aus dem im Schooße des Ewigen verborgenen Leben zu entwickeln.“ Er ſchuf den großen Raum **), beſchäftigte ſich mit den Principien.

---

*) Hiezu bemerkt Creuzer: „Dieß wäre alſo ein Daſeyn der Welt potentiâ, non actu, eine bloß ideale Schöpfung, die Summe der Präformationen, aus denen die künftigen Dinge werden ſollen; eine Vorſtellung, die vollkommen mit der Platoniſchen im Timäus zu vergleichen iſt.“ — Ueber den ägyptiſchen Hermes in der, hierher gehörigen Beziehung ſ. Creuzer I. 388.

**) „Er ſetzte den Abgrund“ heißt dieß in der nachfolgenden der Dinge und brachte ſtufenweiſe alle Weſen hervor. (Creuzer I. 596—599) Oder nach Majer (myth. Lex. I. 248): „Voll Begierde, das Geheimniß ſeines Urſprungs zu erforſchen, wandelte Brahma lange in dem hohlen Stengel herum, welcher die Blume trug. Endlich müde, eine vergebliche Unterſuchung fortzuſetzen, ſetzte er ſich wieder auf ihr nieder. Er rief den Namen ſeines Schöpfers an, und hörte eine Stimme, die ſagte: Daba, Daba. Obgleich er Niemand ſahe, noch die Worte verſtand, begriff er doch, daß ihm eine Büßung befohlen werde. Und er verrichtete ſie tauſend göttliche Jahre lang. Am Ende derſelben fühlte er ſich von himmliſchem Lichte erfüllt. Er betete ſeinen Gott an, deſſen Gegenwart er in ſeinem Herzen be-

---

Darſtellung. Dieſer Raum oder Abgrund iſt dasjenige, was ſich im nächſten §. als das aus Gott entlaſſene, außer ſich gekommene Grundweſen ſelbſt, als den mit dem ideellen Weſen unmittelbar erfüllten Raum, die Materie, beſtimmen wird. Auch das Chaos der Alten hatte zuerſt dieſen beſſeren Sinn und wurde erſt ſpäter, wie es bei Ovid erſcheint, zu einem verwirrten Durcheinandertreiben beſonderer, als ſolche in ihrer Beſtimmtheit vorausgeſetzter Materien oder Kräfte gemacht. (Kanne's Mythol. der Griechen p. 9. mit der Nacherinnerung am Ende. Creuzer II. 409. III. 300). — Wie dieſes Chaos ſymboliſch als Waſſer und dieß ſomit als Grundſtoff aller Dinge genommen werden konnte, erklärt ſich aus der zweiten Note zu den Anmerk. des folgenden §. — Letzterem Symbole zu Folge konnte der Entäußerungstod des Gottes auch als ein Verſinken ins Waſſer genommen werden, ſ. oben p. 68 f. ..

merkte, und lobte ihn durch Gebete und Geſänge, die in dem Veda enthalten ſind. Da kam er zum Beſitz aller der Kenntniſſe, die zu dem großen, ihm anvertrauten Werke der Schöpfung nöthig waren. Nur die Eitelkeit konnte ihn der Unwahrheit und Ausſchweifung fähig machen und alſo ſein Werk verderben. Wiſchnu, um ihn gnädig vor dieſem Unglück zu bewahren, erſchien ihm und ſagte: „O Brahma, geliebter Sohn, ich ſchenke dir meine Gnade und gebe dir Macht, die Welt zu erſchaffen. Dieſe Welt und alle Leben liegen noch in meinem Schooße verborgen, aber ich befehle dir, ſie zu unſerm Vergnügen hervorzuziehen und zu entwickeln; denn ich bin das Leben, and alle Leben ſind in mir.“ Brahma durch dieſe auſſerordentliche Gnade aufgemuntert, fieng ſeine Büßung von neuem an, um ſich zu dem wichtigen Werke, das er ausführen ſollte, vorzubereiten. Hundert göttliche Jahre, unter Beſchauung und Gebet verbracht, vermehrten ſeine Weisheit und ſeine Kraft. Er trank die Waſſer des Meeres, in welchen die Welt verſammlet lag, und ſah ſie wie aus dem Waſſer hervorſteigen. Er ſetzte den Abgrund und die Principien der Dinge, und brachte Berge, Bäume und Pflanzen, Götter, Menſchen, Rieſen und Thiere hervor.“

§. 12.

Der abſolute Geiſt entläßt das Grundweſen, damit es Natur werde, aus ſich in das Extrem der Objektivität, in den Abgrund des Außerſichſeyns. Das in dieſem Abgrunde aufgelöſte Ideelle macht mit ihm die unmittelbare Einheit deſſen aus, was in ſpäterem Fürſichgeſetztſeyn als Raum und Zeit erſcheint, die Materie, welche der abſolute Geiſt ſich, als freier, ſchöpferiſcher Macht, gegenüber, zum Gegenſtande ſeiner maßgebenden, bildenden und befreienden Thätigkeit hat.

Anmerkungen.

Dieſe Materie entſteht nicht erſt, wie nach Schelling (Phil. und Rel. p. 47.) oder Hegel (Encyclop. §. 203), durch das Zuſammengehen von Raum und Zeit, die in ihrer Abſtraktheit ihr vorausgeſetzt wären, ſondern Raum und Zeit, wie ſie im Bewußtſeyn erſcheinen, ſind Abſtraktionen aus derſelben, die in ihrer unmittelbaren Concretheit ihnen vorausgeſetzt iſt.

Die von Schelling ſo verächtlich behandelte Anſicht, daß ſich Gott in Beziehung auf eine ihm gegenüberſtehende Materie als Bildner der Welt verhält (Ideen zu einer Philoſ. der Natur 1. Th. p. 48—50, Jahrbücher der Medicin 1. B. 1. H. p. 79, 80. Phil. und Rel. p. 32.) möchte ſich doch mit der Zeit als gar nicht ſo undenkbar zeigen, nur daß die Materie gleichwohl als entäußerte Vernunft, „als erloſchener Geiſt“ zu faſſen iſt, wodurch ſich die Schwierigkeit hebt, welche die zu abſtrakt und ideelos gehaltene Vorſtellung jenes Verhältniſſes in Beziehung auf den eingebornen, inwohnenden, nicht von auſſen hineinkommenden Begriff des organiſchen Naturprodukts, auf die ihm innere, nicht als nur äußerliches Gepräge, wie Kunſtwerken, aufgedrückte Zweckmäßigkeit hatte. Das, was als Inneres die Natur beſeelt, iſt die von Gott zu unterſcheidende, kosmiſche Vernunft, nicht Gott; das hingegen, was ſie bildet, befreit und bewahrheitet, nicht die Vernunft, ſondern (der bei ſich gebliebene, auf keine Weiſe ſeines Selbſts verluſtige) Gott. Denn da Gott ſich nur ſo weit mit ſeinem Selbſt in die Welt eingiebt, als die Natur zu ihm heraufgeläutert iſt, ſo läßt ſich ſein Sich-Eingeben und Einbilden in ſie ohne alle Entäußerung und Negation der Perſönlichkeit denken.

Die Materie, die nicht das entäußerte Abſolute, und für welche die Richtung des Außerſichſeyns eine gegebene iſt, wäre unfähig über ſich ſelbſt hinauszugehen, den Rückweg zur freien Geiſtigkeit zu finden, wenn ihr nicht durch den in ſich ungewandelt gebliebenen Gott auch die neue Richtung gegeben würde. Das negative Innere — die noch latente Zeit, der Kronos der Alten [*] — aus welchem in der Weltentwicklung alle idealen Potenzen der phyſiſchen und geiſtigen Natur, wie in jener das Licht, in dieſer der Geiſt hervorgehen, iſt in jener Materie die Bewegung des Aufhebens des gleichfalls noch nicht für ſich geſetzten Raumes, der abſtrakten Objektivität, als ſeiner Negation

---

[*] „Kronos führt das Beiwort *ἀγκυλομήτης*, eine bildliche Bezeichnung des in ſich ſelbſt zurückgezogenen, verborgenen Gottes, des deus in statu abscondito, des ungemeſſenen dunkelen Abgrundes der Zeit.“ (Creuzer II. 428). „Was die höhere Deutung des durch ſeinen Sohn entthronten und gefeſſelten Saturnus betrifft, ſo erklärten ſich die Stoiker (Cic. de nat. deor. II. 25) hierüber folgendermaßen: „Vinctus est autem a Jove (Saturnus) ne immoderatos cursus haberet, atque ut eum sideribus alligaret.“ Es iſt nämlich dabei Saturnus als *Κρόνος* (*χρόνος*) gedacht, und zwar als der ungemeſſene, ungeordnete, dunkle Abgrund der ungezählten Aonen, ſo zu ſagen, die blinde Zeit. Nun kommt Jupiter, der

---

Weltherr, ordnet, theilet die Zeit und bindet ſie an den Lauf der Geſtirne. Dieſes Verhältniß drückte man auch ſo aus: *Ζεὺς νοῦς, Κρόνος ἡ ἀνόησις καὶ ἡ τοῦ νοῦ συνθόλωσις;* nämlich die blinde Zeit ſchließt auch die Bewuſtloſigkeit ein.“ (Creuzer II. 439.) — Wenn in den mythiſchen Götterdynaſtien Kronos zwiſchen Uranos und Zeus ſteht, ſo iſt auf unſerm Standpunkte Uranos als herrſchender, das unentäußerte Grundweſen, der durch Kronos entmannte Uranos das entäußerte, und eben Kronos ſelber, als herrſchender, der Weltgeiſt im dunklen, maßloſen Naturabgrunde, — der ihn entthronende Zeus endlich die Welt des Maßes und Geſetzes, die entwickelte, geordnete Welt. — Was in dieſem Mythus in den drei Götterdynaſtien des Uranos, Kronos und Zeus auseinandergehalten erſcheint, findet ſich noch zu einer Totalanſchauung vereinigt im italiſchen Janus, den wir überhaupt von unſerem Standpunkte aus zu betrachten ſehr empfehlen möchten. Er iſt erſtes Weltweſen, Anfänger der Weltzeiten (Weltentwicklungen) — nicht etwa erſter Anfang in Gott; — als Zwitterhaupt und Janus-Jana (Dianus-Diana) ein Hermaphrodit und Doppelweſen; ſeines Tempels Frieden und Krieg bedeutendes Geſchloſſen- und Geöffnetſeyn bezeichnet wohl urſprünglich das ſeines eignen Weſens, als welches latent und im erſten Geſchloſſenſeyn (Clusius) ein Ruhiges, Unbewegtes, — ſich öffnend und aus dem Urzuſtande heraustretend (Patulcius) Princip des Streites, der Gegenſätze des Endlichen iſt. Er heißt Vater, d. h. Weltvater, zeu-

und Grenze, die aber aufgehoben immer wieder von Neuem entſteht, ſo daß das Innere zwar immer über ſie hinausſtrebt, aber nie über ſie hinauskommt, noch ſie zu faſſen vermag, — das ohnmächtige, verſtandloſe Hinfließen *) in endloſem Entſtehen und Vergehen

---

gendes Princip, Demiurg, wie überall der Theos deuteros des Alterthums; er iſt Seelenführer und Mittler (Mittelweſen) wie die gleichbedeutenden Hermes und Mithras (Creuzer II. 887). „Man unterſchied ihn in ſeiner Mittelwürde von Jupiter. Janus, ſagte man, hat Anfang und Ende unter ſich, Jupiter führt das Regiment über Alles.“ (Creuzer II. 889). Heißt er aber in den ſaliariſchen Liedern Gott der Götter (ebend. 890) ſo wurde er als Grund und Einheit der particulären Weltmächte (deorum) gefaßt, und es iſt nicht nöthig, ihn deßhalb zur ſchlechthin höchſten Gottheit zu erheben (890 f.), wiewohl ſchon früh ein dämoniſches Mißverſtändniß gewaltet haben kann. Er wurde auch als Chaos genommen.

Me Chaos antiqui, nam res sum prisca, vocabant —

und iſt dann das Grundweſen als entäußertes und der aus dem chaotiſchen Zuſtande oder (im älteren und reineren Sinne des Wortes) dem Zuſtande der Entäußerung ſich zur Welt der Ordnung und des Maaßes entwickelnde Naturgeiſt:

Tunc ego, qui fueram globus et sine imagine moles
In faciem redii dignaque membra deo. —

*) Des Kronos Gemahlin iſt Rhea, die Fließende (Creuzer I. 282), und ſo überhaupt das Waſſer Symbol der Materie, als Princips der Endlichkeit und mit der Finſterniß und dem Böſen der Gegenſatz des Feuers, des Lichtes und des Guten (vergl. oben p. 55 Note); die ins Materielle verſinkenden Seelen heißen feuchte, — Na-

(*οὐχ ἡσυχίαν ἄγον, ἀλλὰ κινούμενον πλημμελῶς καὶ ἀτάκτως.* Plat. Timaeus p. 25. Bekker) — der von **Hegel** trefflich beleuchtete Progreß der „ſchlechten Unendlichkeit“ (Logik I. p. 81 ff. 184 ff. Encyclop. §. 47.), der im Bewußtſeyn in mannigfaltiger Form wieder auftritt. Es iſt nun die Negation dieſer ſchlechten Unendlichkeit durch Gott, welche das entäußerte Grundweſen von ſeiner Hingabe an die unendliche Endlichkeit, von dieſem Schwindel des Abgrundes errettet und zu ſich ſelbſt zurückbeugt, indem Gott den Naturgrund an dem mit ihm identiſchen Anſich erfaßt, ſo aber vorerſt nur deſſen abſtrakte Selbſtheit erregt, welche Erregung der erſte Moment der eigentlich ſogenannten Schöpfung iſt (vergl. oben p. 79. f. Note.) —

Der Mythen, welche die Entlaſſung des Grundweſens aus Gott, ſeine Entäußerung ausdrücken, iſt ſchon öfters bei Gelegenheit gedacht worden, ſ. p. 25, 50, 67 ff. 90. Note 2. Sie wird z. B. als Entmannung, — als Ermordung oder Zerreißung durch Mächte des Materiellen, der Finſterniß und des Böſen, — als Entführung durch den Todesgott, Verſinken in die Tiefe, Verſtoßung aus der Region urſprünglicher Göttlichkeit und Seeligkeit dargeſtellt. Obgleich, wie wir geſehen

---

jaden (Creuzer III. 429), wie auch nach Heraklit die trockene Seele die beſte, das Waſſer aber der Tod der vernünftigen Seele iſt (Tennemann's Geſch. d. Ph. I. 227). — Kronos mit Rhea iſt jener immoderatos cursus habens der Stoiker, das *κινούμενον πλημμελῶς καὶ ἀτάκτως* des Plato, die durch kein Maaß und Ziel beſchränkte Unendlichkeit des Endlichen.

haben, das Grundweſen ſchon vor ſeiner Entäußerung mit dem Göttlichen verſöhnt und entſühnt geweſen iſt, ſo liebte die dem höhern Alterthum eigne Trübheit der Weltanſicht gleichwohl, dieſes Außerſichkommen, dieſen Tod, als Folge und Strafe einer Schuld, der Schuld des Selbſterkennens und Exiſtirens, des Eſſens vom Baume der Erkenntniß darzuſtellen, welche nahe Beziehung des Actes der Selbſterkenntniß und der Entäußerung auch ein Confundiren der Symbole nach ſich gezogen zu haben ſcheint, ſ. p. 67. Dieſe Anſicht hat in ſofern Recht, als jener Act das Treten in die Exiſtenz überhaupt war, und der Entwicklungsweg des Grundweſens durch Natur und Menſchengeſchichte theils das Extrem der Folgen jenes Actes, theils erſt die abſolute Buße und Sühnung der Exiſtenz durch ihre vollſtändige Erfahrung, — und durch die Aufhebung des Extrems und die Rückkehr aus ihm die abſolute Vermittlung mit dem Göttlichen iſt.

Zuſatz.

Im Betreff der Metis (p. 46 f.) kann noch verwieſen werden auf Ritter's Vorhalle Europäiſcher Völkergeſchichten p. 58, 161, 165. — Uebrigens ſieht jeder Kenner der alten Mythologie und Symbolik, was hier noch alles beizubringen und abzuhandeln wäre. Wir wollen hier nur vorläufig die großen, weitverbreiteten Sagenkreiſe von der gebärenden Nacht, vom Weltei und dem eigebornen Gott und die Gottheiten, welche bei den Alten die erſtgebornen und eingebornen heißen, in Erinnerung bringen.

Was das Symbol des Waſſers betrifft, ſo haben wir im Bisherigen nur deſſen Beziehung auf die Entäußerung des Grundweſens zur Natur ausdrücklich bemerkt. Es umfaßt aber in den alten Kosmogonien auch die Entäußerung Gottes zur Hervorbringung des Grundweſens und bezeichnet dann überhaupt das Unbeſtimmte, Unbegrenzte, das abgründliche Seyn der Entäußerung. (Ritter a. a. O. p. 62.)

Verbeſſerungen.

Seite 3 Zeile 5 iſt hinter „Weſen“ das Komma zu tilgen.
— 14 — 8 und 3 von unten ſind zu der angeführten Stelle Anführungszeichen zu ſetzen.
— 23 — 17 ſtatt erſt gezengten lies erſtgezeugten.
— 24 — 1 ſt. Da l. da.
— — — 15 ſt. Mayer's l. Majer's.
— 26 — 1 ſt. das l. das.
— 35 — 5 v. unten ſt. Gegenſatz 5). Dieſer l. Gegenſatz. 5) Dieſer.
— 45 — 6 ſt. jenen l. jenem.
— 50 — 1 ſt. Zeudvolks l. Zendvolks.
— 53 — 5 ſt. männlichen l. männlichem.
— 54 — 3 ſind die Worte „die rabbiniſche Lilith,“ wegzuſtreichen.
— — — 3 v. unten ſt. Paſiphan l. Paſiphae.
— 56 — 1 iſt „ſterbliche“ in Parentheſe zu ſetzen.
— — — 3 ſt. Crimenides l. Epimenides.
— 60 — 5 ſt. ὑμείνων l. ἀμείνων.
— 65 — 8 iſt nach „ſagen“ ſtatt des Semikolons ein Komma zu ſetzen.
— 70 — 16 ſt. Reiwabaum l. Reiwabaum.
— 77 — 3 ſt. indifferendes l. indifferentes.
— 80 — 6 v. u. ſt. Allgemeines l. allgemeines.
— — — 1 v. u. ſt. Anm. a. E. l. Anm. p. 97.
— 81 — 1 v. u. ſt. im Nichts l. in Nichts.
— 83 — 9 ſt. μεταγωνεύς l. μεταγωγεύς.
— 88 — 3 v. u. iſt das Komma hinter „hingegen“ wegzuſtreichen.
— — — 2 v. u. ſt. bewußt werden l. ihrer bewußt werden.
— 96 — 4 ſt. ſie l. ſich.
— — — 15 v. u. iſt hinter „genommen“ ſtatt des Punkts ein Kolon zu ſetzen.

Andeutung eines Syſtems
ſpeculativer
Philoſophie.

◆

Von

G. Fr. Daumer.

Nürnberg,
Druck und Verlag von Friedrich Campe.
1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zu neuem Weltentags Beginne
Sey, Geiſt der Welt, begrüßt mit reinem, klarem Sinne.

Der Geiſt iſt alles Seyn; er iſt die ew'ge Kraft,
Die Welt und Zeit ſo wandelt, als erſchafft.

Er ſelbſt iſt der Natur allwaltende Magie,
Er war vor ihr und hebt ſich über ſie.

Der Schöpfung Herr hat alles wohl bedacht,
Zum Opfer dann dem Werk ſich ſelbſt gebracht.

Nichts war, als Er, grundlos ſich ſelber kund,
Da ward Er ſelbſt der Welten Stoff und Grund.

Er hat ſich Heldenbahn erdacht,
Und nicht geſcheut des Todes Nacht,
Um ihr mit mächt'gem Ringen
Ein Reich des Lichts und Lebens abzuzwingen.

Aus eines Abgrunds finſterm Graus
Erſtieg des Lebens buntes Haus,
Auf wilder Urzeit Schrecken ſchwebt es,
Die Kraft des Gottes hält und hebt es;
Wär' nicht ſein ſtetes inn'res Streben,
Gleich ſtürzt' in Trümmer Welt und Leben;
Von dem, der außen thront und oben,
Nie würde was dem Nichts enthoben;
Der ſich ein ſonder Seyn behalten,
Nicht über's Sandkorn kann er ſchalten;
An Dräthen, die von oben langen,
Kann keine Welt des Lebens hangen.

IV

Ihr ſagt, daß Gott ſich Knechtsgeſtalt gegeben;
Der Gottheit Knechtsgeſtalt iſt Welt und Leben.

Rührt euch's, daß in Mariens Schoos
Sich des Allmächt'gen Kraft ergoß,
In Kripp' und Windeln ward gelegt,
Der alle Dinge hält und trägt,
Am Kreuze ſtarb, für Menſchen litt
Und mit dem Tod im Tode ſtritt: —
Was im Judäerland geſchah,
Es iſt mir aller Orten da.
Es ſtieg in niedre Weltenſphären
Von Anbeginn der Herr der Ehren;
Sein Rieſengrab iſt Schöpfungsnacht,
Da bricht er ſtark durch Todesmacht.
In allem Daſeyn iſt zu ſeh'n
Des Gottes großes Auferſtehn,
Des todten Stoffes dumpfen Zwang
Wälzt ſich vom Grab ſein Lebensdrang,
In Sternen, Blumen allzuhauf
Schlägt er viel tauſend Augen auf,
Und ſchickt ſein göttlich reinſtes Licht
Aus holdem Menſchenangeſicht.
Er liebt in uns und wird geliebt,
Wo ſich das Herz dem Herzen giebt;
Er iſt es, der uns unterweiſt,
Hellt des Gedankens Kraft den Geiſt;
Was Schönes, Treffliches gelingt,
Er iſt es, der's in uns vollbringt;
Er kämpft in uns den Kampf des Rechten
Mit allem Falſchen, allem Schlechten,
Wird einſt in uns und allem Seyn
Sich ewiger Verklärung freu'n.

Du wiſſe, der du willſt nach Wahrheit ſtreben,
Der Kampf um ſie iſt Kampf auf Tod und Leben.

V

Dem Schrecklichen ſchau in's Angeſicht,
Hinwegſchauend entfliehſt du nicht.

Was Andre zur Zerknirſchung treibt, das Leid,
Auf ruf' es dich zu inn'rer Tapferkeit.

Nicht mehr das Hingeworfne, Schuldgedrückte,
Demüthig glaubend, hoffend Staubgebückte, —
Was frei und kühn ſich regt in ſeiner Welt
Das iſt's, was Gott ſich ſucht, was ihm gefällt.

Neuer Lehre heit're Wahrheit
Von der alten liegt ſie weit,
Aufgelöſt in ruh'ge Klarheit
Iſt der alte dumpfe Streit.
Was geſcheh'n iſt, nicht bereu' es,
Schlagend an die wunde Bruſt,
Lebe mir ein beß'res Neues
Und vergiß den alten Wuſt.
Nicht der finſt're Hauch des Haſſens
Trübe dir der Seele Licht,
Doch des liebenden Umfaſſens
Hohen Werth verſchwende nicht.
Setze dich zur tapfern Wehre
Wo dich Feindliches bedräut,
Alles Würd'ge halt' in Ehre,
Stolz verachte Niedrigkeit.

Die Wahrheit iſt kein Buch, das fertig hingegeben,
Noch immer ſchreibt an ihr das rege Leben.

Was ſchon der Geiſt Jahrhunderte geſchäftig
Zu ſtürzen, zu entwurzeln ſich bemühte,
Das hält ein thöricht Volk für jugendſtark und kräftig
Und freut ſich kindiſch ob erneuter Blüthe.

Nicht am wankend morſchen Alten
Muß ein edler Geiſt ſich halten;
Thoren, die in Rettungsträumen
Altes, Neues elend leimen;
Alten Fleck will ſich nicht ſchicken
Auf ein neues Kleid zu flicken,
Und im neuen Schlauch behalten
Wird der Moſt und nicht im alten.
Der das ſprach in alten Zeiten,
Vieles mußt' er drum erleiden,
Und der Haß ergrimmter Juden
Ließ am Kreuz den Edlen bluten.
Hielt Gewalt und fromme Tücke
Je den Gang der Weltgeſchicke?
Der dem Pöbel war ein Spott,
Fuhr zur Höh' als Herr und Gott.

Aus ſtillem Denken keimt ein wachſend Leben,
Das wird die Welt aus ihren Angeln heben.

Wenn einmal nur erſcholl das rechte Wort,
So tönt es unvertilgbar fort und fort.

Und wär' es auch nach Hunderten von Jahren,
Sein Tag erſcheint dem ausgeſprochnen Wahren.

Verzögern und erſchweren kann die Welt,
Dann ſiegt der Geiſt ein um ſo größ'rer Held.

Im Kampfe ward Natur, im Kampfe werden
Muß auch des Geiſtes göttlich Reich auf Erden.

Der Geiſt iſt ewig neu und jung,
Dem Alterſtarren muß er ſich entwinden;
Er ſelber iſt der Jugend Trieb und Schwung,
Er wird ſich ewig in ihr wiederfinden.

Laßt ſie noch tauſendmal verkünden
Was wir gehört zum Ueberdruß,
Und ſtrebt, euch mächtig zu verbünden
In neuer Wahrheit Lichterguß.

Eine neue Sonne wird tagen,
Neue Lebenspulſe werden ſchlagen,
Erſtorb'nes prangen mit friſchem Grün,
Die öde Flur lebendig blüh'n.

Schwärme nicht in ferne Weiten,
Die Bedingung überfliegend,
Doch, ſie kennend und beſiegend
Sollſt den Blick am Ziele weiden.

Vorwärts drängt die Weltgeſchichte,
Opfernd ſtets das Gegenwärt'ge,
Sey du immer mehr der Fert'ge,
Ruhend nie den Geiſt beſchwichte.

Sieh' dieſe harte, rauhe Wirklichkeit,
Sie iſt des wunderbarſten Kernes Schaale;
In ihrem Innern liegt, nicht himmelweit
Von ihr entfernt, das Reich der Ideale.
Nach höchſter Form ringt künſtleriſch Natur,
Vorfühlt der Menſch die göttlichſten Entzücken;
Was uns dereinſt ſoll ewig rein beglücken
Zeigt ſchon im Endlichen die flücht'ge Spur.
Zu brechen hier iſt noth die dumpfe Schranke,
Nicht bricht ſie uns der Gottheit Gnadenhand,
Und in der Geiſter lichtes Vaterland
Führt nur das Werk, die That, und der Gedanke.

Das holde Licht, des Lebens Urblick
Aus endlos öden Finſterniſſen —

Geſetz und Maaß aus Ungemeſſ'nem —
Aus Rohem, Wildem, Ungeſchlachtem
Der Schönheit ſchmiegſam zarte Blume —
Aus ſtarrem Tod lebend'ge Regung,
Bewegten Daſeyns Millionen —
Aus rauher, finſt'rer Thiergeſtaltung
Durch mühſam tauſendſtuf'ges Bilden
Den Wunderbau holdſel'ger Menſchheit —
Aus dumpfem Selbſt der Liebe Sehnen —
Aus blindem Trieb der Seelen Bündniß —
Aus Geiſtesnacht den Lichtgedanken —
Erſchafft die ringend dunkle Macht.

Sie, die ſo großes Thun entrollet
Vor äuß'rem Aug' und inn'rem Schauen,
Die Höchſtes, Beſtes ſtets gewollet;
Wie käme mir vor ihr ein Grauen?
Sie mag mit mir, mit Welten ſchalten,
Mich, ſie, zu was ſie will, entfalten,
Ihr geb' ich mit getroſtem Sinn
Im Leben mich, im Tode hin.

Vorwort.

Eine ausgeführte und wiſſenſchaftliche Aufſtellung meines Syſtems, von welchem ich ein Fragment in meiner «Urgeſchichte des Menſchengeiſtes» (Berlin, bei Reimer 1827) darzuſtellen verſuchte*) und welches jetzt der Wahrheit um einiges näher gekommen ſeyn möchte, geſtatten mir die Umſtände nicht. Folgende andeutende Blätter ſind während einer bereits mehrjährigen, höchſt leidenvollen Krankheit, die mir wegen ſchmerzhafter Ueberreiztheit der Organe nichts zu leſen, zu ſchreiben oder mir vorleſen zu laſſen und nur ſelten ein geſammelteres Denken erlaubt, in einigen freieren Augenblicken mit Unterſtützung von Freunden zu Papier gegeben worden, und ich wollte durch ſie nur einiges Weniges retten, woraus man in Verbindung mit dem oben genannten Buche das, was mir als auszuführend vorgeſchwebt, wird ahnen können. Von der mythologiſchen Abtheilung des Anhangs konnte ich für jetzt nur einen Theil abdrucken laſſen; ich werde das Uebrige, wo möglich, in einem nachträglichen Bande folgen laſſen.

---

*) Es iſt hier in den dritten Paragraphen zuſammengefaßt. — Gelegentlich trage ich die Anzeige eines in jenem Buche befindlichen wunderlichen Druckfehlers nach: in der Vorrede p. VIII. a. E. durchſtreiche man: «anderen.» Was mir von ſtehen gebliebenen Druckfehlern gegenwärtiger Schrift, bei der ich, wie ſchon bei jener, keine Durchſicht übernehmen konnte, bekannt geworden, iſt zu Ende angezeigt; ich bitte, es vor Leſung derſelben zu berichtigen, da Sinnveränderndes darunter iſt.

Für die Beſchaffenheit des Geleiſteten werden die erwähnten Umſtände eine hinlängliche Entſchuldigung ſeyn. Das Individuum muß thun, ſo viel es vermag und kann das Uebrige ruhigen Gemüths der Gottheit überlaſſen, die, wenn ihr ein Werkzeug durch Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten zu Grunde geht, ſich ein anderes erzeugen wird.

Berichtigungen.

Mehrere Verſehen und Auslaſſungen ſind durch das diktirte Manuſcript und deſſen Abſchrift entſtanden. In Beziehung auf die hier nicht angezeigten (mir nicht bekannt gewordenen Fehler, die ſich etwa noch finden und dem denkenden und gelehrten Leſer Anſtoß geben möchten, kann ich der angegebenen Umſtände wegen auf nachſichtige Beurtheilung rechnen; unbedeutende z. B. p. 69 Falkenſchlage, ſt. — ſchlange möge man überſehen).

Seite 7 Zeile 9 l. „Weisheit“ die „Vernunft.“
— 8 — 8 l. form- und maaßloſe.
— — Note 1. l. Dieſes Andere.
— 13 Z. 2 v. u. l. Die Wiſſenſchaft und ſtatt: worin l. worein.
— 14 Note ſetze zwiſchen erſten und elohiſtiſchen ein Comma.
— 18 Z. 3. v. u. l. zu ſich gekommenen.
— 24 Z. 11. ſt. wahre l. wache.
— 25 Z. 2. v. u. ſt. Anſchauung, die der Idee nach, l. Idee die als Idee.
— 26 Z. 1. der Note, ſind mehrere Worte falſchlich unterſtrichen.
— 27 Z. 12 l. dieſer Zeit.
— 28 Z. 14 v. u. l. nur in zu.
— 29 Z. 8 l. alles noch vorhandene Zufällige.
— 38 Z. 2. v. u. l. andern Glauben.
— 39 Z. 14. v. u. l. und dieſer hat.
— 40 Z. 3. v. u. l. von dieſem.
— 42 Z. 11 v. u. l. Denkens und Daſeyns.
— 43 Z. 3. tilge: nur.
— 47 Z. 11 v. u. l. Unruhe ſt. Ruhe.
— 48 Z. 2 l. Sterben ſt. Streben.
— 52 Z. 7 v. u. ſt. im l. ein.
— 53 Z. 6. v. u. ſt. unmöglich l. nur möglich.
— 56 Z. 4. ſt. ruht l. beruht.
— 57 Note 3. fehlt nach dem Wort „Geſetztafeln“ Folgendes: Raub des Weibes, des Goldſchatzes, Diebſtahl beim Tempel- und Weltbau, Diebſtahl des himmliſchen Feuers, Eröffnen der Büchſe.
— — Z. 4. v. u. l. entweichenden ſt. entwichenen, — auch ſoll die Parentheſe unmittelbar hinter dem Citat geſchloſſen ſeyn.
— 59 Z. 5 v. u. im Text l. vorgeſtellt ſt. gefaßt.
— 62 Z. 1 v. u. l. Eryſichthon ſt. Eriſychthon.
— 64 Z. 2 nach „zuſammenfäßt“ ein Punkt.
— — Z. 12 u. 13 l. und der zweite Gott.
— — Z. 20 l. Ueber den Ausdruck.
— 65 Z. 3 v. u. im Text l. Kneph, Knuphis das perſiſche ꝛc. Ebendaſ. tilge: Hebr.
— — Note 1. ſteht ein Lamed ſt. eines Reſch.
— 68 Z. 5 v. u. l. (gräciſirt Herakles)
— 69 Z. 7. ſt. Phemius l. Steſichorus, Demodocus.
— — Note 1. l. wie die orphiſche von dem redenden.
— 70 Z. 11 l. Eluwo ſt. Bluwo.
— 73 Z. 13 v. u. l. Erikapaios ſt. Erika-paios.

Seite 77 Z. 15 l. vorgeſtellt ſt. gefaßt.
— 79 Z. 12 l. niſtet, wahrſagt und.
— 80 Z. 5. l. der Entaußerung, das Waſſer.
— — Z. 12. l. die die Dichter.
— 83 Z. 7 v. u. im Text nach: Baum tilge das Comma.
— — Note 1. hinter: Nacht ein Punkt.
— 87 Z. 19 l. ſtand ſt. ſteht.
— 88 Note Z. 1. l. Minos, Menes und Menu.
— — — Z. 3. l. Aaron ſt. Aron.
— 89 Z. 8 u. 9 l. Binak ſt. Bimak.
— 90 Z. 3 u. 4 v. u. l. waliſcher ſt. walicher.
— 91 ſteht dreimal ein Lamed ſtatt eines Caph.
— — Z. 4 l. Zagreus ſt. zagreus.
— — Z. 6. l. teig ſt. Deich *).
— — Z. 14 l. der Hades ſt. des Hades.
— 93 Z. 2 v. u. im Text l. in Dialektausſprache תבע ſt. im dial. תבע
— — Z. 15 ſt. der Welt l. die Welt.
— 96 Z. 10 unterſtreiche man: Abgrund.
— 101 Vers 6 l. Joſephs ſt. Joſephi.
— 104 Z. 1 u. 2 ſt. Ophiceſſa l. Ophioeſſa.

---

*) Es kommt nichts darauf an, wenn auch dieſes teig Eines Urſprungs mit Teig iſt.

§. 1.

Dieſes Syſtem erkennt die Gottheit als zeitlos in und durch ſich ſelbſt zur Perſönlichkeit beſtimmten Geiſt, der die Idee der Welt und den Plan zu ihrer Verwirklichung frei in ſich entworfen hat.

Dieß muß in gegenwärtiger Art der Darſtellung als bloße Vorausſetzung hingeſtellt bleiben *) und es läßt ſich hier nur bemerken, daß ſich die Erſcheinungen und Thatſachen der phyſiſchen und geiſtigen Welt allein durch die Idee eines ſolchen Gottes, der aber bei der Schöpfung ſeiner Welt nicht außer ihr und ihr gegenüber geblieben, ſondern ſie ſelbſt geworden (ſ. die folgenden §.§.), in befriedigender, allſeitiger Uebereinſtimmung denken laſſen. Die bisherigen pantheiſtiſchen Philoſophieen haben Recht gehabt, in Welt und Natur das Göttliche als lebendig und organiſch innwohnend und gegenwärtig anzuſchauen, aber ſie wußten die der Welt vorauszuſetzende, ihrer für ſich unbedürftige göttliche Perſönlichkeit und Intelligenz nicht damit in Einheit zu bringen, blieben ſomit einſeitig und ungenügend, weßhalb ein eben ſo einſeitiger Theismus ſich fortwährend gegen ſie erhalten mußte. Das Schelling'ſche Syſtem in ſeinen ſpätern Darſtellungen hat ſich indeß der Einſicht des Wahren genähert und auch das, was Hegel in ſeiner Logik unter dem Begriff und der Idee verſteht, kann als eine Annäherung an dieſelbe betrachtet werden.

---

*) Bei der wiſſenſchaftlichen und ausgeführten Darſtellung des hier nur angedeuteten Syſtems wäre das Erſte die Darſtellung der Selbſtentwicklung Gottes zur Perſönlichkeit aus dem Vorausſetzungsloſen (Vergl. §. 10.).

Das *ſchlechthin Erſte*, wovon die Spekulation auszugehen hat, hat *für uns* zunächſt die negative Beſtimmung der abſoluten Vorausſetzungsloſigkeit. Um zum Vorausſetzungsloſen zu gelangen, muß zwar gefordert werden, von allem Geſetzten zu abſtrahiren, aber deßhalb iſt es nicht ſelbſt oder an ſich ein Abſtraktes oder die abſolute Abſtraktion ſelbſt, — denn dieſer Akt des Abſtrahirens geht nur das ſpekulirende Subjekt, als ſolches, an, — und die Abſtraktion muß, um zu dem Vorausſetzungsloſen zu gelangen, nicht nur von allem Concreten und Beſtimmten, ſondern auch von ſich ſelbſt, d. h. von dem ſubjektiven Thun des Abſtrahirens und ſeinen Produkten, den, wenn auch höchſten und letzten Abſtraktionen *) ſelbſt abſtrahiren, damit nicht die Täuſchung entſtehe, entweder irgend ein Abſtraktum in das Vorausſetzungsloſe hineinzutragen, oder auch die abſolute Abſtraktion und Negativität ſelbſt für daſſelbe zu erklären.

In der Selbſtentwicklung Gottes zur Perſönlichkeit findet kein Zeitverhältniß Statt, denn die Momente der Entwicklung ſchließen einander nicht aus, verhalten ſich nicht negativ zu einander, das Nacheinander iſt ebenſo ſehr ein Miteinander und alles iſt mit *einem* Schlage geſetzt. Erſt mit der Hervorbringung des relativen Grundweſens (§. 3.) tritt ein Zeitverhältniß oder ein Analogon deſſen ein, was man Zeit nennt, denn es iſt Negation der Ewigkeit, Selbſtnegation des Ewigen. Damit tritt das Ewige ſelbſt in Zeitlichkeit, es iſt nun ein Aufgehobenes, *Vergangenes*. Das abſolut Ewige, was ſelbſt in Beziehung

---

*) Wie das *reine Seyn* und *reine Nichts* der Hegel'ſchen Logik iſt. Mit *Seyn* kann man auch ſchon deßhalb nicht anfangen, weil es, wenn auch ganz allgemein und ſomit *unbeſtimmt* gefaßt, *Beſtimmtheit* iſt, — der Gedanke der Beſtimmtheit nur in ſeiner größten Allgemeinheit und Unbeſtimmtheit feſt gehalten (Vergl. *Urgeſchichte*, p. 1. mit Anmerk.).

auf das aus ihm Hervorgehende und alles Folgende unbewegt bleibt, iſt nur das Vorausſetzungsloſe, das Voranfängliche, welches auch den ewigen Anfang zur göttlichen Selbſtentwicklung in ſich gemacht hat, ohne ſich aus ſich ſelbſt herauszubewegen.

Der Logos der chriſtlichen Theologie iſt von vielen, aber unbibliſch, als die Objektivität in Gottes Selbſtbewußtſeynsakt genommen worden. In dieſem Sinne ſagt Tauler: «der Vater kehret ſich in ſich ſelber mit ſeinem göttlichen Verſtändniß und durchſiehet ſich ſelber, in dem klaren Verſtehen ſeiner ſelbſt ſpricht er ſich ganz aus und das Wort iſt ſein Sohn und das Erkennen ſeiner ſelbſt iſt das Gebären ſeines Sohnes in der Ewigkeit *); er iſt bleibend in weſentlicher Einigkeit und ausgehend ohne perſönlichen Unterſchied.» In dieſem Sinne nimmt auch Jakob Böhm die Weisheit (Chochma) der Proverbien, ſo aber, daß ſich nicht das Abſolute, der Ungrund, rein in ſich zum Akte des Selbſtbewußtſeyns beſtimmt, ſondern mittels des zuvor gefaßten Grundes **), den das Abſolute erſt zu durchbrechen hat (welches Durchbrechen bei ihm der Blitz oder Schreck der Geburt heißt)', um ſich zur freien Anſchauung ſeiner ſelbſt zu erheben (ſ. Urgeſch.).

Der Entſchluß Gottes zur Weltſchöpfung iſt ein abſolut freier und hat kein «Warum», als das der ewigen

---

*) Bei Angelus Sileſius (cherubiniſcher Wandersmann, 6. Buch, 238.):

Gott küßt ſich in ſich ſelbſt, ſein Kuß der iſt ſein Geiſt
Der Sohn iſt's, den er küßt, der Vater der es leiſt't. —

Dieß läßt ſich ſo faſſen: Gott iſt Vater als Subjekt, Sohn als Objekt ſeines abſoluten Selbſtbewußtſeyns, Geiſt als dieſer reine Act der Unterſcheidung von ſich oder der Unterſcheidung in Subjekt und Objekt und der Ineinsfaſſung beider in Ein und Daſſelbe.

**) Wie die alte Symbolik in dieſem Sinne von der gebärenden Nacht ſpricht, aus der der Lichtgeiſt aufgeht, ſo ſpricht Böhm von dem Grund, als "der großen Gebärerin."

Jugendluſt des Geiſtes zum Seyn und zur Selbſtbethätigung. Er durchſchaut und durchforſcht ſich ſelbſt und erkennt, was er ſeyn und aus ſich machen kann; er entwirft ſich ſo die Idee der Welt, als der Sphäre ſeiner unendlichen Thätigkeit *), nicht um ſie, was ungereimt iſt anzunehmen, — bloß außer ſich hervorzubringen und von außen oder oben her zu regieren, ſondern um *ſelbſt* ſeine Welt und Schöpfung, als ſein eigenes, in die Beſonderheit ausgelegtes, in ihn ſelbſt aber, als inwohnende organiſche Einheit zuſammengefaßtes Leben zu ſeyn.

§. 2.

Da aber außer Gott, oder dem abſoluten Geiſte, urſprünglich nichts iſt, ſo hatte er keinen andern Weg zur Verwirklichung ſeiner Ideen und zur Hervorbringung von Welt und Natur, als dieſen, *alles ſelbſt zu werden, was werden ſollte.*

Dieſen poſitiven Sinn, wenn man ihr einen ſolchen beilegen kann, hat die Lehre von der Schöpfung aus Nichts. Alles iſt, wenn auch nicht unmittelbar göttlich, doch aus Gottes eignem Weſen und aus nichts, was urſprünglich außer ihm wäre, geworden und hervorgegangen **). Da nun Gott (in abſolutem Sinne) *der Geiſt* iſt, ſo kann man auch ſagen, alles iſt aus Geiſt geworden, aus Geiſt gemacht; auch das Aeußere, Ungeiſtige und Bewußtloſe iſt ein von ſich, außer ſich gekommenes, ſich ſelbſt zur Aeußerlichkeit und Grenze gewordenes Geiſtiges und Bewußtes. Darum iſt auch Alles des Geiſtes, er kann in Allem ſich wiedererkennen, Alles auf ſich beziehen und in ſich zurücknehmen, und es iſt nichts, weder Inneres, Ideelles, Geiſtiges, noch Aeußeres, Reelles, Materielles, worauf ſich ſein Anſpruch nicht erſtrecken könnte.

---

*) Als ein Näheres uber die Ideenwelt können wir jetzt nur bemerken, daß ſich die göttliche Idee durch ſieben beſondere Ideen zu einem in ſich ſelbſt zuruckkehrenden Syſteme entfaltet. Eine uralte Anſchauung dieſer ſieben in die Welt als innere Mächte des Lebens ausgebornen Ideen (Amshaspands) hat der Siebenzahl ihre Heiligkeit gegeben (ſ. Anhang).

**) "Da Gott dieſe Welt ſammt Allem hat erſchaffen, hat er keine andere Materie gehabt, daraus er's machete, als ſein eigen Weſen aus ſich ſelbſt." *Jacob Böhm.* Drei Princ. C. 1. §. 3.

§. 3.

Gott konnte aber ſeine Welt nicht unmittelbar ſelbſt werden; er bedurfte dazu eines Anderen ihm gegenüber, als des Princips der Beſonderheit, des relativen Grundes der Welt, in welchem und durch welches er wirken und ſchaffen, ſeine Ideenwelt realiſiren könne. Dieſes Weſen brachte Gott noch vor der Weltſchöpfung aus ſich hervor, indem er ſich ſelbſt dazu entäußerte und aus dieſer Entäußerung mit dem in ihm nun enthaltenen Gewordenen in ſich zurückkehrte. Damit es aber in der That ein Anderes und Lebendiges, zugleich aber mit ihm Identiſches ſey, welches ſich in ihm und ihn in ſich finden und wiſſen könne, mußte es Gott aus ſeiner anfänglichen ſelbſtloſen Unſchuld ſich zur Ichheit verſelbſtſtändigen und abſondern laſſen (was in der moſaiſchen Urkunde durch Adams Eſſen vom Baume der Erkenntniß ſymboliſch bezeichnet iſt, ſ. Urgeſchichte und Anhang), ſodann aber zur bewußten Identität, zur Vernünftigkeit mit ſich vermitteln. Das relative Grundweſen im Stande dieſer bewußten Identität mit Gott, die als bewußte zugleich den Unterſchied von Gott in ſich befäßt, iſt jener vor der Welt aus Gott geborne und bei Gott geweſene Sohn, als welchen ſich Chriſtus ausgeſprochen hat. (Evang. Johann. XVII, 5; Coloſſ. 1, 15—19. und ſchon Sprüche Salom. VIII. 22 ff.

Man ſehe hierüber unſere Urgeſchichte des Menſchengeiſtes, von welcher Schrift hier hauptſächlich das, was die Paragraphen des Fragments enthalten, nicht aber diejenige Art des Theismus, die ſie zu retten ſucht, anerkannt wird. Aus der Einleitung heben wir in Beziehung auf Obiges folgendes aus: »Gottes ideelles Weſen mußte ſich beim Setzen des Grundes zu abſtrakter Objektivität entäußern, ſodann ſich von ihr ausſcheiden, ſich über den geſetzten Grund erheben und wieder in ſich ſelbſt, als in die Freiheit ſeiner abſoluten Selbſtanſchauung zurückgehen, ſich aus ihm erheben und entwickeln, ſo, daß er in ſich, als abſoluten Akt, zurückgekehrt, zugleich das zu einem potentiâ Seyenden aufgehobene, indifferenzirte Andere, als Grund beſondern Daſeyns, als Organ ſeiner Schöpfermacht in ſich enthielt und befaßte« p. 13.« Jenes aus Gott hervorgebrachte erſte Weſen war nach ſeiner Hervorbringung ohne Selbſtbewußtſeyn in Gott, in Gottes Weſen aufgegangen und verſenkt, und ohne Begehren ſeiner ſelbſt. Die Selbſtloſigkeit dieſes Zuſtandes iſt jenes urſprüngliche Gutſeyn, die erſte Unſchuld des gottgebornen Geiſtes, in ſofern auf dieſer Selbſtloſigkeit und Indifferenz gegen ſich ſelbſt die Identität mit Gott, auf dem Akte aber des Selbſtbewußtwerdens die Abſcheidung von Gott, die Entzweiung beruht. Wie das Grundweſen aus dieſem Zuſtande trat, auf ſich ſelbſt reflektirte, vom Baume der Erkenntniß aß, Selbſtbewußtſeyn, ſomit »wie Gott« wurde, — trat es mit Gott und ſich ſelbſt, als dem gut oder identiſch geweſenen, in Widerſpruch, verſtrickte ſich in Irrthum, war abgefallen von G[illegible] Dieſe Ichheit aber geht in dieſem Widerſpruch mit ſich und Gott zu Grunde; denn da Gottes Exiſtenz nicht aufgehoben werden kann, ſo muß die entgegengeſetzte im Streite mit ihr erliegen und verlöſchen, ſie kann nur in der Selbſtaufgebung, nur im Tode ihre Ruhe und Verſöhnung finden; ſo wird das Grundweſen wieder ſelbſtlos und iſt ſo auch wieder in die Stelle, aus der es ausgeſtoßen, in's Centrum der göttlichen Exiſtenz zurückgekehrt, da der Widerſpruch, der das Verwehrende war, nicht mehr vorhanden iſt. Zurückgekehrt aber iſt es nicht mehr jenes rein Selbſtloſe, es iſt geweſenes Selbſt, welches, indem es von Neuem in Gott aufgeht, ſich ſeiner Selbſtheit in Gott erinnert und ſo in Gott ſie wiederfindet mit aufgehobenem Widerſpruche; es iſt nun weder das nur Gott bewußtlos anſchauende, noch das ſich im Gegenſatze zu ihm wiſſende und ergreifende, es iſt nunmehr das ſich ſelbſt in Gott und Gott in ſich wiſſende, alle Wahrheit in ihm erkennende Andere Gottes, — ſeine ausgeborne «Weisheit, die Vernunft.» p. 21—25.

Wir ſetzen den vorweltlichen Abfall, das Hervortreten der abſtrakten Ichheit (des Urböſen) und das identiſche Verhalten des ausgebornen Weltgrundes, des Logos, zu Gott, und zwar erſteres als Uebergangsmoment und Mittel, in ein und daſſelbe Subjekt. Zu dieſer Einheit iſt die altchriſtliche Dogmatik, die den abſtrakten Gegenſatz des Böſen und Guten noch nicht überwunden hat, nicht gekommen, ſondern verlegt jene verſchiedenen Beſtimmungen des Grundweſens in verſchiedene, abſolut entgegengeſetzte und unvereinbare Subjekte*). Uebrigens haben ſchon die Kirchenlehrer der erſten Jahrhunderte nach Chriſtus, die chriſtliche Logosidee beſtimmt und richtig genug gefaßt. «Sie ſetzten eine der ganzen Schöpfung vorangehende, ſie begründende Selbſtoffenbarung Gottes in einem, ſein göttliches Seyn darſtellenden, ſeine urbildlichen Ideen realiſirenden, zur Perſönlichkeit emanirten Weſen, dem ſelbſtſtändigen

---

*) Die alte Dogmatik hat zweierlei Sündenfall gehabt, den Fall Lucifers und den Fall Adams. Dieß kam von dem falſchen Verſtehen der moſaiſchen Erzählung vom Fall, die ihrem urſprünglichen Sinn nach eine ſymboliſche Darſtellung vorweltlicher Thatſachen enthält, ſo, daß durch Enthüllung des Sinns dieſer Urkunde der Fall Adams und der Fall Lucifers in Eins zuſammen fällt.

Wort, in welchem das göttliche Denken zu ſchaffender Wirkſamkeit hervortritt.» Neander's Kirchengeſch. 1. B. 2. Abth. p. 1026.

§. 4.

Der Uebergang zur Weltſchöpfung iſt dieſer, daß Gott jenes erſt gezeugte Andere aus ſich hinausſetzt und in's Extrem der Aeußerlichkeit entläßt *), ſo, daß der noch bei ſich gebliebene abſolute Geiſt dieſes als unbeſtimmte Form und maaßloſe Aeußerlichkeit ſich verhaltende Andere zum Gegenſtand ſeiner maaßgebenden und bildenden Thätigkeit hat.

Die Unendlichkeit dieſer form- und maaßloſen Urmaterie iſt das Gegentheil der wahren Unendlichkeit, die Unendlichkeit des Endlichen oder die abſolute Endlichkeit. Dieſer unendlichen Endlichkeit ein Ziel und Ende zu ſetzen, ſie zu beſchränken und aufzuheben, iſt das Thun des abſoluten Geiſtes in der Natur, um die wahre Unendlichkeit als Maaß, Geſetz und Bildung in ihr erſcheinen zu laſſen; dagegen das Maaßloſe und Unbeſtimmte nach Plato's Ausdrucke zur alten vom Geiſte noch nicht bewältigten Natur gehört **). Darum iſt auch die Solidität, Zuſammengefaßtheit, und feſtere Geſetzlichkeit der Maſſen in unſerm Sonnen- und Planetenſyſtem nicht, wie Schubert meint, etwas Schlechteres gegen die unbeſtimmtere, loſere und zerſtreutere Natur des Firſternhimmels (ſ. unten).

---

*) Dieſer Andere, kann man bildlich ſagen, war in Gott als eingehülltes Centrum, das durch jenes Hinausſetzen peripheriſch wurde (ſ. Schelling über die Freiheit ꝛc.).

**) Was der Dichter ſagt:

«In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter.» —

gilt in dieſem Sinne auch von Gott. Das geringſte organiſche Gebilde der Erde ſteht höher, als der ganze Firſternhimmel mit ſeinen rieſenhaften Lichtſphären.

§. 5.

Dieſe Thätigkeit aber kann nicht anders gedacht werden, als daß ſich der abſolute Geiſt mit ſeinem Selbſt in dieſes Andere einbildet, ſich alſo in dies Entäußerte entäußert, ſich in ihm verliert und von ſich kommt, und in dieſer Entäußerung, dieſem Vonſichſeyn die Negation deſſelben, der Trieb und das Streben iſt, es aufzuheben, die Aeußerlichkeit, die ihn umſchließt, zu überwinden und ſie zur Geſtalt ſeiner ſelbſt zu machen. So bildet er ſich in dieſer Aeußerlichkeit zu einer Welt des Lebens aus, welche die zwar noch unvollkommene Darſtellung ſeiner Ideen iſt und innerhalb welcher er ſich durch den Stufengang der Produktionen zur Freiheit und Einheit in ſich zurückarbeitet.

Die in der Natur erſcheinende Schönheit und Zweckmäßigkeit verkündet einen in ihr wirkenden Geiſt und Verſtand, und mit Recht wird die Weisheit eines Gottes in ihr angeſchaut; nur muß dieſer Gott nicht als ein Künſtler vorgeſtellt werden, der außer ſeinem Werke iſt und verharret. Der Künſtler ſteckt hier im Werke ſelbſt, iſt ſein beſeelendes Inneres, nur darum iſt es lebendig, und um dies lebendige Werk hervorzubringen, mußte Gott ſeinen Geiſt daranſetzen und ſich in ſeinem Werke zu verlieren wagen.*) Zwar iſt die Materie ſelbſt ein entäußerter, erſtorbener Geiſt (Urgeſch. p. 93. ff.), der aber durch eine bloß negative Erregung nicht erweckt und organiſch gebildet wird; dieß konnte nur durch das poſitive und reelle Eingehen des abſoluten Geiſtes in die Materie bewirkt werden, dem jene negative Erregung nur als Anſatz zu ihm vorangegangen.

---

*) Deßhalb das Alterthum in der Natur einen geſtorbenen Gott erkannte. Nur dieſer Tod Gottes iſt das Leben der Natur und der Welt. — Wir ſuchten fruher (Einleitung zur Urgeſch.) dieſer Einſicht zu entgehen, und glaubten die Nothwendigkeit der Entäußerung, des Vonſichkommens und den Prozeß der Ruckkehr in ſich durch den Stufengang der Natur und Geſchichte ganz auf die Seite des Grundweſens übertragen zu können, worüber im Texte ſogleich und weiter unten.

Hier iſt es alſo, wo das, was man Pantheismus zu nennen pflegt, anfängt, ſein Recht zu behaupten. Er iſt dem Einheit ſuchenden Denken unentbehrlich, ſo daß man ihn in der Geſchichte deſſelben unter den verſchiedenſten Weltverhältniſſen und Geiſtesrichtungen unvertilgbar immer wieder hervorkommen ſieht. Aber Alles liegt an der rechten Vereinigung deſſelben mit dem Theismus. Diejenige, die wir früher (Urgeſch. p. 27, Note) zu beſtimmen ſuchten, iſt noch zu dualiſtiſch und genügt daher noch nicht den Anforderungen der ſpekulativen Wiſſenſchaft *). Dagegen iſt z. B. in der Hegel'ſchen Philoſophie das pantheiſtiſche Princip noch zu abſtrakt und negativ beſtimmt, denn wiewohl hier die abſolute Subſtanz in die Bewegung geſetzt iſt, Geiſt zu werden und zu ſich zu kommen, ſo iſt damit doch noch lange nicht Alles gegeben, was der Vernunftſinn deſiderirt und der Zeit Bedürfniß iſt, ſo daß das Syſtem einer durchgreifenden welthiſtoriſchen Anerkennung fähig wäre.

§. 6.

Das erſte der Werke Gottes, als des ſchaffenden Naturgeiſtes, iſt der Firſternhimmel, der die Anfangsverſuche geſetzlicher Sternbildung und Bewegung enthält, welche in unſerm Sonnen- und Planetenſyſteme zur Durch-

---

*) In Beziehung auf die alte Symbolik und Mythologie wird Mehreres, was wir damals nur in Beziehung auf das Grundweſen ſetzen konnten, jetzt vom abſoluten Geiſte ſelbſt zu verſtehen ſeyn (ſ. Anhang).

führung und Vollendung gekommen. Hier macht die Erde die concrete Mitte aus (die Natur und die Verhältniſſe der übrigen Planeten gehen in zwei Extreme auseinander), in welcher der Naturgeiſt ſeine Thätigkeit nach innen wenden und aus ſeiner Zerſtreutheit und Extenſität in die concentrirteſte und intenſivſte Geſtalt, in den Organismus, zuſammenfaſſen kann.

Die Erde iſt der einzige von organiſirten und vernünftigen Weſen bewohnbare Weltkörper, der Punkt, auf welchen ſich die ganze übrige Natur hindrängt und concentrirt, das Bethlehem des Weltalls, in welchem der Weltgeiſt geboren wird und zu ſich kommt *). Dieß muß hier zwar als bloße Behauptung hingeſtellt bleiben, doch haben zum Beiſpiel die neueſten aſtronomiſchen Forſchungen bereits gezeigt, daß die Fixſterne keine unſerer Sonne gleichen Körper ſeyn können, um welche ſich planetariſche Körper nach gleichen oder ähnlichen Maaſen und Geſetzen bewegen, und daß dem Fixſternhimmel überhaupt die ſolide Körperlichkeit fehlt, die ihn zu jener Bewohnbarkeit, die man ſich vorzuſtellen pflegt, fähig machte **) ſo daß die beliebte Anſicht von dem Weltgebäude als einem Inbegriff unzähliger bevölkerter Sonnenſyſteme *) auch von dieſer Seite einen bedeutenden

---

*) „Daß die Erde in der unermeßlichen Zahl der Sterne nur als ein Pünctchen ſchwimmt, iſt kein Grund dagegen, daß der Menſch in der allgemeinen Leiter auch der vernünftigen Weſen eine ſehr hohe Stufe einnehme, da Gott ſeine Gaben nicht nach Größe oder Höhe auszutheilen pflegt und nach einem — keinem tiefen Forſcher unbekannten Grundgeſetze ſeiner Haushaltung, das ſchon allein hinreichen würde, unſer räthſelhaftes Verhältniß zu begreifen, vielmehr das Geringere und Niedere vorzieht." Schelling gegen Eſchenmeier in der Zeitſchrift von Deutſchen für Deutſche.

**) Schon die von der Sonne entfernteren Planeten jenſeits der Erde nähern ſich der zerſtreuteren, loſeren Natur des Fixſternhimmels.

---

*) "Die ſchlechte Unendlichkeit pflegt vornehmlich in der Form des Progreſſes des Quantitativen ins Unendliche, — dieß fortgehende Ueberfliegen der Grenze, das die Ohnmacht iſt, ſie aufzuheben, und der perennirende Rückfall in dieſelbe, — für etwas Erhabenes und fur eine Art von Gottesdienſt gehalten zu werden, ſo wie derſelbe in der Philoſophie als Letztes angeſehen worden iſt. Es finden ſich allenthalben Tiraden ſolcher Art, die als erhabene Productionen bewundert worden ſind. In der That aber macht dieſe moderne Erhabenheit nicht den Gegenſtand groß, welcher vielmehr entflieht, ſondern nur das Subject, daß ſo große Quantitäten in ſich verſchlingt. Es thut ſich aber die Durftigkeit dieſer ſubjectiv bleibenden Erhebung, die an der Leiter des Quantitativen hinaufſteigt, damit kund, daß ſie in der vergeblichen Arbeit dem unendlichen Ziele nicht näher kommt, welches zu erreichen ganz anders anzugreifen iſt. Bei folgenden Tiraden dieſer Art iſt es zugleich ausgedrückt, in was ſolche Erhebung übergeht und aufhört. Kant z. B. führt es als erhaben auf, "wenn das Subject mit dem Gedanken ſich uber den Platz erhebt, den es in der Sinnenwelt einnimmt und die Verknüpfung in's unendlich Große erweitert, eine Verknüpfung mit Sternen über Sternen, mit Welten über Welten, Syſtemen über Syſtemen, überdem noch in grenzloſe Zeiten ihrer periodiſchen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. — Das Vorſtellen erliegt dieſem Fortgehen in's Unermeßliche-Ferne, wo die fernſte Welt immer noch eine fernere hat, die ſo weit zurückgefuhrte Vergangenheit noch eine weitere hinter ſich, die noch ſo weit hinausgeführte Zukunft immer noch eine andere vor ſich, der Gedanke erliegt dieſer Vorſtellung des Unermeßlichen; wie ein Traum, daß einer einen langen Gang immer weiter und unabſehbar weiter fortgehe, ohne ein Ende abzuſehen, mit Fallen oder mit Schwindel endet." Dieſe Darſtellung, außerdem, daß ſie den Inhalt des quantitativen Erhebens in einen Reichthum der Schilderung zuſammendrängt, verdient wegen der Wahrhaftigkeit vornehmlich Lob, mit der ſie es giebt, wie es dieſer Erhebung am Ende ergeht: der Gedanke erliegt, das Ende iſt Fallen und Schwindel. Was den Gedanken erliegen macht und das Fallen deſſelben und Schwindel hervorbringt, iſt nichts anderes, als die Langeweile jener Wiederholung, welche eine Grenze verſchwinden und wieder auftreten und wieder verſchwinden, ſo immer das eine um das andere und eins im andern, in dem Jenſeits das Dieſſeits, in dem Dieſſeits

Stoß erhalten hat *). Durch den Fall dieſer Anſicht wird auch dem modernen, den ächt- und altchriſtlichen Anſchauungen ſehr wenig entſprechenden Unſterblichkeitsglauben der Grund und Boden ſeines Vorſtellens entzogen und das Individuum wird ſich gefallen laſſen müſſen, mit ſeinem Weſen innerhalb dieſer Erde und Menſchheit zu verbleiben, und nur mit dem allgemeinen Geiſte in ihr von Geſchlecht zu Geſchlecht fortzurücken und dem abſoluten Ziele entgegen zu gehen (vergl. unten).

§. 7.

Mit Hervorbringung des Menſchen, als der höchſten Naturgeſtalt, auf welche alle früheren Verſuche und Bil-

---

das Jenſeits perennirend entſtehen und vergehen läßt, und nur das Gefühl der Ohnmacht dieſes Unendlichen oder dieſes Sollens giebt, das über das Endliche Meiſter werden will und nicht kann." **Hegel's** Logik 1. B. p. 187 ff. „Bekanntlich thun ſich die Aſtronomen auf das Erhabene ihrer Wiſſenſchaft gern darum viel zu Gute, weil ſie mit einer *unermeßlichen* Menge von Sternen, mit unermeßlichen Räumen und Zeiten zu thun haben, in denen Entfernungen und Perioden, die für ſich ſchon ſo groß ſind, zu Einheiten dienen, welche noch ſo vielmal genommen, ſich wieder zu Unbedeutendheit verkürzen. Das ſchaale Erſtaunen, dem ſie ſich dabei uberlaſſen, die abgeſchmackten Hoffnungen, erſt noch in jenem Leben von einem Sterne zum andern zu reiſen und in's Unermeßliche fort dergleichen neue Kenntniſſe zu erwerben, geben ſie fur ein Hauptmoment der Vortrefflichkeit ihrer Wiſſenſchaft aus, welche allerdings bewundernswürdig iſt, aber nicht um der quantitativen Unendlichkeit willen, die in ihr vorkommt, ſondern im Gegentheil um der Maaßverhältniſſe und der Geſetze willen, welche die Vernunft in dieſen Gegenſtänden erkannt hat, und die das vernunftige Unendliche gegen jene unvernunftige Unendlichkeit ſind." (Ebend, p. 189).

*) **Schubert** will daher die Fixſterne zu feinkörperlichen Hülſen oder Organiſmen der engliſchen Heerſchaaren und ſeligen Geiſter machen, eine der Abgeſchmacktheiten, womit der moderne Pietiſmus Wiſſenſchaft zu verpfuſchen beſtrebt iſt, und worin ſonſt begabte und verdiente Männer fallen zu ſehen, ein trauriger Anblick iſt.

dungen der organiſchen Natur hinzielen, iſt der Entwicklungsproceß der Natur geendigt und ihre, ob zwar nur relative, Vollendung eingetreten; im Menſchen ruht der ſchaffende Naturgeiſt von ſeinen Werken. Die Zeit aber, in der die noch jugendlich kräftige Natur dieſe ihre Vollendung feierte, und in welcher der Menſch ſelbſt nur noch zu dieſer Natur gehörte und in der unmittelbaren Einheit mit ihr ſein Leben führte, iſt die Zeit der vorgeſchichtlichen Urwelt, deren Religion ein reiner, noch ſpäterhin in ſeinen Trümmern und Umbildungen zu erblickender und die uralte Grundlage der heidniſchen Religionen ausmachender Pantheismus der Natur war.

Was die moſaiſche Urkunde vom erſten Menſchen und ſeinem Falle erzählt, iſt keine Menſchengeſchichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ſondern es ſind Fakta einer vorweltlichen Sphäre des Seyns und Bewußtſeyns. Denn das Eſſen Adam's vom Baume der Erkenntniß bedeutet die Ichwerdung jenes erſterzeugten Anderen, wovon §. 3. die Rede war *). Der Urwelt gehört aber dieſe Mythe an, inſofern ſie ſymboliſche Anſchauungen derſelben enthält, welche der Inhalt der erſten Offenbarung Gottes in der Menſchheit waren, Anſchauungen, die in keinem Denkmale des Alterthums reiner und einfacher bewahrt worden ſind, als in jener unſchätzbaren Urkunde (ſ. Urgeſch. p. 71).

§. 8.

Der Geiſt hob dieſe Einheit auf, um als Geiſt zu

---

*) Der Menſch in der erſten elohiſtiſchen Urkunde der Geneſis iſt ein ganz anderer, als der Menſch in der Geſchichte vom Fall, der ſymboliſch zu faſſen iſt und urſprünglich ein vorweltliches Weſen bezeichnet (ſ. Urgeſch.), während in jenem der eigentliche Menſch, als Schluß und Krone der Weltſchöpfung und Naturentwicklung dargeſtellt iſt.

ſeyn und zu ſich zu kommen, und mit dieſem Bruche des Geiſtes mit ſeiner Natürlichkeit beginnt das, was man im engern Sinne Geſchichte nennt, der Schöpfungskampf einer aus dem Geiſte zu gebährenden Welt, welcher zwei Weltalter umfaßt: 1) das der allgemeinen Völkertrennung und der Zerriſſenheit des allgemeinen Bewußtſeyns in die Extreme des Judenthums und Heidenthums, und 2) das der Zurückführung zur Einheit, die nun aber die umgekehrte der erſten natürlichen, die Einheit des Geiſtes, als ſolchen, zu ſeyn hat, das Weltalter des Chriſtenthums. Wenn dieſer Kampf geendigt, die abſolute Religion geſtiftet und der abſolute Staat der Menſchheit gegründet ſeyn wird, ſo wird eine Zeit des äußern und innern Friedens für die Menſchheit beginnen und die, ob zwar nur relative, Vollendung derſelben vorhanden ſeyn, von der ſchon in den chiliaſtiſchen Vorſtellungen des Chriſtenthums eine Ahnung verborgen lag *).

In den alten orientaliſchen Naturreligionen zeigt ſich überall der eingetretene Bruch des Naturgeiſtes mit ſich ſelbſt, wie im perſiſchen Dualismus, in den Büßungen und dem Schuldbewußtſeyn der Indier, der Ungeheuerlichkeit und Verrücktheit ihrer Phantaſie, in dem düſtern Sinne der Aegyptier und ihrem Streben. dem Reich des Todes und der Vergänglichkeit ein Daſeyn und Bleiben abzugewinnen, am härteſten aber in der Anſchauung des Göttli-

---

*) Eine ſehr alte Weiſſagung läßt den Meſſias oder Weltheiland ſogleich als göttlichen Weltherrſcher auftreten — was das Chriſtenthum beſtimmter auf die letzte Weltzeit verlegt — und verſchmilzt zugleich die relative und abſolute Vollendung der Menſchheit, die in den chriſtlichen Anſchauungen ebenfalls auseinandergehalten werden, jene als tauſendjähriges Reich, dieſe als die Schöpfung des neuen Himmels und der neuen Erde. Man ſehe das 11. Kapitel des Jeſaias und die durch eine Weiſſagung der kumaniſchen Sibylle veranlaßte Ekloge Virgils an Pollio, deren Inhalt mit der Weiſſagung des jüdiſchen Propheten auffallend zuſammenſtimmt.

chen als der furchtbaren negativen Macht, die zu verſöhnen, ſo viel Gräuelvolles geſchah (vergl. Anhang III. 13.). Ueberhaupt iſt es die Freiwerdung der Beſonderheit, der Polytheismus, in den die alte pantheiſtiſche Einheit zerfällt, was das zweite Weltalter charakteriſirt, gegen welche Beſonderung die Univerſalität des Göttlichen ſich nur als Negatives und ſelbſt Beſonderes verhalten kann.

Im Hellenismus verklären ſich die Naturmächte der orientaliſchen Religionen in menſchlich-ſittliche Mächte und ihre Geſtalt iſt die der freien Geiſtigkeit, die ideale, von der natürlichen Bedürftigkeit und Zufälligkeit gereinigte menſchliche Geſtalt. Noch aber ſind dieſe Mächte nur beſondere, und der allgemeine Geiſt nur das negative Innere dieſer Welt, ihr über ſie hinwegſchreitendes Schickſal, welches ſich im Römerthume als dem Werkzeuge ſeiner Negativität eine äußerliche Offenbarkeit gibt und alle Beſonderheiten und Völkerindividualitäten in ſeiner abſtrakten Einheit erſterben läßt (vergl. Hegel). Mit dieſer Auflöſung der freigewordenen Beſonderheit iſt auf dieſer Seite der Prozeß des Geiſtes vollendet, und die abſtrakte Einheit der römiſchen Weltherrſchaft iſt die negative Bedingung ſeines Aufgehens als der allgemeinen und poſitiven Geiſtigkeit.

Dieſem ganzen Reichthum der freigewordenen Beſonderheit gegenüber ſteht, als Anſatzpunkt zur poſitiven Offenbarung des Göttlichen als des allgemeinen Geiſtes, das Judenthum. Im Bewußtſeyn dieſer Religion iſt das Göttliche aus ſeiner Identität mit der Natur heraus- und in ſich ſelbſt zurückgetreten, und ſtellt ſich als das abſtrakt Eine, Geiſtige und Uebernatürliche, in Beziehung auf die Natur nicht als ihre Seele und immanente Macht, ſondern als ihr freier Herr und Urheber, und in Beziehung auf die menſchliche Selbſtigkeit und Beſonderheit als abſtrakter Geſetzgeber dar. Es befindet ſich aber ſo in dem Widerſpruche, der Welt ſeiner Beſonderheit ſelbſt als ein

Beſonderes und Ausgeſchloſſenes gegenüber zu ſtehen und in der Spannung gegen die mit ihm unverſöhnt und unidentiſch bleibende Natürlichkeit. Der Schmerz dieſes Widerſpruchs und dieſer Spannung bricht in den Propheten in die Sehnſucht einer vermittelnden Zukunft und in den ihre nationale Partikularität überſchwellenden Drang des Göttlichen zur Selbſtoffenbarung, — in die erſten Geburtswehen des Chriſtenthums aus.

In dem Stifter der chriſtlichen Religion endlich hat ſich das Gefühl des innerſten Widerſpruchs in einen Brennpunkt geſammelt, um in die Flamme des neuen Lichtes auszubrechen. In ihm erfaßt ſich das menſchliche Weſen in ſeiner innern Allgemeinheit und urſprünglichen Identität mit Gott als den vor der Welt aus Gott gezeugten Sohn (§. 3.), und als das allein ſich unmittelbar zu Gott verhaltende Centrum der Erſcheinungswelt. Indem nun in ihm das menſchliche Weſen ſich zu dieſer Innerlichkeit verſenkt und ſich ſeiner abſtrakten Selbſtheit und Beſonderheit entäußert, löſt ſich die Negativität des gegen jene Selbſtheit und Beſonderheit geſpannten Göttlichen, der Zorn Gottes *), ſo wie die Form der Jenſeitigkeit und abſtrakten Ueberweltlichkeit, die es ſich im Bewußtſeyn ſeines Volks gegeben, zur Poſitivität der Liebe und Gnade und zur Gegenwart und Inwohnung göttlicher Kraft und Wahrheit in ihm auf. Die Vollendung aber jener Selbſtentäußerung in die Innerlichkeit des verborgenen Göttlichen, welche den völligen Hervortritt deſſelben als des allgemeinen Geiſtes bedingt (Evang. Joh. 16, 7.), iſt ſein Tod, durch welchen die Schranke ſinnlichen Daſeyns und individuellen Bewußtſeyns, in der das Göttliche ſo noch eingeſchloſſen iſt, aufgehoben wird und das Ausgehen deſ-

---

*) Vergl. Anhang III. 13 ff.

ſelben in die Welt ſeiner Beſonderheit, als des allgemeinen Geiſtes, erfolgen kann *).

Zur welthiſtoriſchen Entwicklung des neuen Princips führt ſich der Geiſt ein friſches jugendliches Geſchlecht über die Ruinen des alten Weltlebens inſtinktartig herauf. Dieſen den Stoff der neuen Weltentwicklung ausmachenden Völkerſtämmen gegenüber ſtellt ſich das Göttliche, wie es ſich im menſchlichen Bewußtſeyn offenbar geworden, vorerſt äußerlich als Kirche dar, die den Beruf hat, jene in den Schooß des Chriſtenthums einzuleiten, ihnen die Kraft und den Trotz der Natürlichkeit zu brechen und ſie mittels des im Cultus vergegenwärtigten Heiligen zur Entäußerung ihrer natürlichen Selbſtheit und Lebendigkeit und zur Vertiefung ins Innere zu beſtimmen. Nachdem die Kirche dieſes ihr Werk der geſchichtlichen Vermittlung vollbracht hat, verliert ſie ihre allgemeine Beſtimmung und Nothwendigkeit und verſinkt,

---

*) Vergl. Urgeſch. p. 27. — Von einer vorweltlichen Exiſtenz des *πνεῦμα ἅγιον*, als einer von Vater und Sohn unterſchiedenen Perſönlichkeit wiſſen die bibliſchen Schriften nichts, während von der Vorweltlichkeit des Sohnes (der Chochma, der Sophia, des Logos,) ſo oft und beſtimmt die Rede iſt. Die Lehre vom heil. Geiſt iſt bloß welthiſtoriſch (im weitern und höhern Sinne des Wortes) zu faſſen, er iſt weſentlich im Verhältniſſe zur Welt, in der er das aus- und aufgehende Göttliche iſt. Dagegen iſt es ganz gegen den Sinn der bibliſchen Bücher und alles chriſtlichen Glaubens, die Natur als den Sohn zu faſſen, wie Schelling und Hegel gethan haben. — Noch iſt darauf aufmerkſam zu machen, daß das Dogma vom Geiſte der Punkt iſt, in welchem das Chriſtenthum über ſich ſelbſt hinauszugehen hat (ſ. unten). Das Chriſtenthum, kann man ſagen, iſt iſt die Religion des Geiſtes, aber nur erſt als des vom Vater und Sohn ausgehenden, ſich offenbarenden, die neue Religion iſt die Religion des Geiſtes, als des in die Offenbarkeit des Bewußtſeyns ausgegangenen, in ihr ſich erfaßt habenden, zu ſich gekommen, bei ſich ſeyenden, ſie iſt die abſolute Geiſtesreligion, ſomit die abſolute Religion überhaupt (ſ. unten).

ſo ihres wahren Inhalts beraubt, in die Subjektivität endlicher Intereſſen; das Göttliche aber, die Stellung des Gegenſatzes verlaſſend, ſtrebt in der Welt des concreten Daſeyns und Bewußtſeyns aufzugehen und ſich als organiſirendes Princip in ſie einzugebären. Im Gefühl der in ihr aufgehenden abſoluten Macht wirft daher dieſe den Zügel der ihr die Erſcheinung des Göttlichen nicht mehr darbietenden Kirche ab *), das Syſtem des germaniſchen Völkerlebens fällt einheitslos in ſeine ſich in ſich ſelbſt vertiefenden und abſchließenden Beſonderheiten auseinander und der Geiſt verfolgt im Proceſſe der neuern — hauptſächlich der deutſchen **) — Philo-

---

*) Der Proteſtantismus iſt die negative Form, in welche ſich das neue Princip (das Princip des vierten Weltalters) zunächſt gefaßt und wodurch es ſich welthiſtoriſche Stellung gegeben hat. So lange nun das poſitive Neue, das wir brauchen und zu dem der Proteſtantismus, wenn auch ſich ſelbſt unbewußt, den Uebergang macht, noch nicht da iſt, hat er als das Zeitgemäße und relativ Wahre, allerdings den Vorzug vor dem Katholicismus, der zwar für die Zeit des Mittelalters wahr und nothwendig, nun aber das geiſtverlaſſene, ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung und Nothwendigkeit verluſtige Ueberbleibſel eines ſeit Jahrhunderten verblühten Weltlebens iſt. Aber auch der Geiſt des Proteſtantismus iſt längſt über ſeine nächſte beſchränkte Erſcheinungsform hinweggeſchritten, welche immer ausgehöhlter, ſubjektiver und zerriſſener in ſich ſelbſt werden muß, je näher dieſer ſeinem Ziele zureift.

**) Es iſt nicht zu verkennen, daß die Kraft des göttlichen Weſens im religiöſen und wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyn des deutſchen Volkes ſich concentrirt hat, um das Princip eines neuen Weltlebens an den Tag zu bringen. In dieſes Volks Natur liegt die zur Erringung und Durchſetzung deſſelben nöthige Vereinigung zweier Eigenſchaften: ein philoſophiſcher und religiöſer Tiefſinn, dem aller Leichtſinn und alle Frivolität zuwider iſt, und ein ſpeculativer Muth, eine Freiſinnigkeit und Freimüthigkeit des Unterſuchens und Bekennens, die vor keiner Verjährung, Autorität und Gewalt erzittert, Eigenſchaften, welche die Deutſchen bereits aufs glorreichſte entfaltet haben und noch ferner zu entfalten Beruf und Gelegenheit haben ſophie den Gang ſeines Zuſichkommens *), deſſen Reſultate er als abſolute Religion zum welthiſtoriſchen Ausſpruch zu bringen hat **).

---

werden. Es war eine Zeit, da das Heil von den Juden kam, das neue Heil in dieſem Sinne kann nur von den Deutſchen kommen.

*) Daß Gott in uns ſich ſelber erforſcht, findet und weiß (durch welche Erkenntniß alle die trivial gewordenen Einwurfe, daß das Endliche das Unendliche nicht zu faſſen vermöge, daß der Menſch ſeine Begriffe und Vorſtellungen nicht auf Gott übertragen dürfe, daß ſich der Menſch, um Gott zu begreifen, über ihn ſtellen müßte, daß es ſomit Vermeſſenheit ſey, Gottes Weſen ergründen und begreifen zu wollen und dergleichen, von ſelbſt wegfallen) hat auch ſchon Böhm erkannt und ausgeſprochen. „Ich weiß mich nicht, meine Wiſſenſchaft iſt nicht mein, ſondern Gottes Geiſt weiß ſich in mir.“ (ſ. Apolog. wider Tilken §. 54.). „Gottes Geiſt muß in der Vernunft ſeyn, will die Vernunft Gott ſchauen.“ Ebendaſſ. §. 57. „Gott hat mir das Wiſſen gegeben, nicht Ich, der Ich der Ich bin, weiß es, ſondern Gott weiß es in mir. — So Chriſti Geiſt in Chriſti Kindern wohnet und Chriſti Kinder Reben am Weinſtock Chriſti ſind und mit ihm ein Leib ſind, auch ein Geiſt: wem iſt nun das Wiſſen, iſt's mein oder Gottes? Sollte ich denn nun nicht im Geiſte Chriſti wiſſen, woraus dieſe Welt ſey geſchaffen, ſo derſelbe in mir wohnet, der ſie geſchaffen hat? ſollte ers nicht wiſſen, auf daß er in mir wiſſe? Er neiget ſich zu meiner Ichheit und meine Ichheit neiget ſich in ihn. Ich bin todt und verſtehe nichts, aber er iſt mein Verſtand.“ Ebendaſſ. §. 72—76. „Denn der Geiſt Gottes forſchet durch die Seele nnd führet ſie endlich in die Tiefe der Gottheit.“ 55. Brief. §. 6.

**) Die neue Erkenntniß von Gott, Welt und Menſch, die ſich in unſern Zeiten zu entwickeln und zu geſtalten ſucht, wird ſich über kurz oder lang als neue Religion ausſprechen müſſen. Und zwar wird ſie ſich als die (freilich ſich auch erſt zu entwickeln und zu vollenden habende) abſolute Religion ausſprechen durfen, weil ihr Princip der Gedanke iſt (denn man hat den Begriff der Religion nicht bloß auf das Verhältniß zum Abſoluten in den bisher allerdings vorherrſchenden Formen des Gefuhls, der Anſchauung und Vorſtellung zu beſchränken) und weil ſie das Wahre, das in den frühern Religionen auf verhüllte, zerriſſene und abſtrakt entgegenſetzende Weiſe zum Bewußtſeyn gekommen, in ſeiner Reinheit und Ganzheit, ſei-

Dieſes Zuſichſelbſtgekommenſeyn des abſoluten Geiſtes hat aber nicht ein blos Inneres des Wiſſens und der Geſinnung zu bleiben, ſondern der Geiſt hat auch die Wiedergeburt ſeiner Realität aus dem Princip ſeines abſoluten Bewußtſeyns zu vollbringen, er hat die Menſchheit zu dem ſeiner idealen Wahrheit angemeſſe-

---

nem abſoluten Zuſammenhange erfaßt und darzuſtellen ſtrebt. Wie man ſagen kann, daß die griechiſche die Religion der Kunſt war, ſo wird ſie die Religion des Gedankens und der Wiſſenſchaft genannt werden können.

Leſſing ſagt in ſeiner Erziehung des Menſchengeſchlechts (§. 86—88.): "Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns ſelbſt in den Elementarbuchern des neuen Bundes verſprochen wird. Vielleicht daß ſelbſt gewiſſe Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieſes neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten und nur darin irrten, daß ſie den Ausbruch deſſelben als ſo nahe verkündigten. Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine ſo leere Grille und gewiß hatten ſie keine ſchlimmen Abſichten, wenn ſie lehrten, daß der neue Bund eben ſo wohl antiquirt werden müſſe, als es der alte geworden."

Auch Schelling hat auf ſeine Weiſe von einer neuen Religion geſprochen, wie im kritiſchen Journal der Philoſophie (I. 3. p. 19): "Ob dieſer Moment der Zeit, welcher fur alle Bildungen der Zeit und die Wiſſenſchaften und Werke der Menſchen ein ſo merkwürdiger Wendepunkt geworden, es nicht auch für die Religion ſeyn werde, und die Zeit des wahren Evangeliums der Verſöhnung der Welt mit Gott ſich in dem Verhältniß nähere, in welchem die zeitlichen und bloß äußern Formen des Chriſtenthums zerfallen und verſchwinden, iſt eine Frage, die der eignen Beantwortung eines jeden, der die Zeichen des Kunftigen verſteht, überlaſſen werden muß. — Die neue Religion, die ſchon ſich in einzelnen Offenbarungen verkündet, welche Zurückführung auf das erſte Myſterium des Chriſtenthums und Vollendung deſſelben iſt, wird in der Wiedergeburt der Natur zum Symbol der ewigen Einheit erkannt; die erſte Verſöhnung und Auflöſung des uralten Zwiſtes muß in der Philoſophie gefeiert werden, deren Sinn und Bedeutung nur der faßt, welcher das Leben der neuerſtandenen Gottheit in ihr erkennt." —

nen Daſeyn, zur Sphäre ſeines eigenen abſoluten Lebens auszubilden. Der Prozeß dieſer Wiedergeburt hat bereits in der neuern germaniſchen Staatenbildung und Staatenverbindung begonnen und wird endlich nach Ueberwindung ſeiner Widerſprüche und nach den letzten Kriſen des Uebergangs die allgemeine organiſche Vereinigung der in ſich ſelbſt zu freien Totalitäten ausgebildeten Staaten und Völkerindividuen zu einem abſoluten Ganzen herbeiführen. Zu dieſer concreten Einheit, deren entfernteſte Vorläuferin die noch ganz abſtrakte, negative, darum unhaltbare der römiſchen Weltherrſchaft war, iſt ſchon der wegen des Gegenſatzes der weltlichen und geiſtlichen Macht nicht zur Durchführung gekommene poſitive Anſatz in der mittelalterigen Idee des deutſchen Reichs vorhanden geweſen.

Die phyſiſche Natur hat ihren Bildungsproceß vollendet, ſie iſt in feſte Maaße und Geſetze beſchloſſen und verſucht keine neue Bildungen mehr, ſondern wiederholt nur die ſchon zu Stande gekommenen. Die Menſchheit dagegen ſteht noch mitten im Gähren einer geiſtigen Schöpfung und hat ihren Geſammtorganismus noch nicht zu Stande gebracht. — Hiernach iſt das zu beurtheilen und zu modificiren, was Hegel in der Vorrede zu ſeiner Rechtsphiloſophie, in gewiſſer Beziehung richtig, über die Vernünftigkeit des Beſtehenden und Gegenwärtigen ſagt, welches die Philoſophie nur zu begreifen und über welches ſie nicht auf ein Zukünftiges hinauszugreifen habe. — So wie die organiſchen Bildungen der Natur nur aus dem Ziel, das ſie erſtrebt, dem menſchlichen Organismus, wahrhaft begriffen werden, ſo liegt der Sinn der Erſcheinungen und Bildungen des Geiſtes in der Geſchichte der Menſchheit nur in ihrem Ziel und Reſultat, dem Organismus des Geiſtes, dem abſoluten Reiche, deſſen ſich die Gegenwart noch nicht zu erfreuen hat. Die Speculation hat auch einen prophetiſchen Theil, und von dieſer Art ſind in der Ueberſicht unſers letzten §. die Nummern II. 8. 9. u. III.

Von den vier welthiſtoriſchen Reichen, die Hegel in der Rechtsphiloſophie aufführt, gehören die drei erſten, das orientaliſche, griechiſche und römiſche zuſammen in's zweite Weltalter, das chriſtlich-germaniſche Reich des Mittelalters iſt das des dritten, dem vierten Weltalter iſt die allgemeine organiſche Wiedergeburt und Auferſtehung der Völkergeiſter zur Geſtaltung des abſoluten Reiches beſtimmt *), welches die gegenſatzloſe Herrſchaft des ſich in ſeiner Wahrheit erfaßt habenden Geiſtes auf der Erde darſtellen wird.

Das letzte Weltalter wird eine Zeit der Ruhe und des Friedens für die Menſchheit ſeyn, doch nicht in dem Sinne eines müßigen thatloſen Ausruhens und Genieſſens, vielmehr wird ſich für die aus innerem Einigwerden und aus Beruhigung und Befeſtigung der äußern Verhältniſſe hervorgegangene Muße dieſes Weltalters die ungeheure Aufgabe und Arbeit der Vollendung der Wiſſenſchaft ergeben, damit der Geiſt in dem ganzen Umfang ſeines Seyns zu ſich ſelbſt komme, alle Principien der Natur und der Wirklichkeit in ſeine Gewalt bringe, und zu der nöthigen Tiefe ſowohl, als Ausbreitung ſeiner ſelbſt bewußten Exiſtenz gelange, um am Ende das Univerſum von innen heraus umwandeln und neugeſtalten, und die ganze Natur in ſich erheben und befreien zu können (vergl. den nächſten §.).

Es kann hierbei erinnert werden, daß von dem Verhalten des Geiſtes im Menſchen der Zuſtand der ganzen Natur von Anfang an abhing. Da der Geiſt noch

---

*) In der Möglichkeit und Nothwendigkeit der Regeneration, die beim Verfalle der antiken Völker nicht vorhanden war, liegt auch die tiefere und eigenthümliche Bedeutung der Pädagogik für die neue Zeit.

ganz Eins mit der Natur war, hatte die Natur eine Lebendigkeit, Regſamkeit und univerſale Macht und Bewußtheit, von der es jetzt ſchwer iſt, ſich eine Vorſtellung zu machen. In dem Grade, in welchem der Geiſt aus dem unmittelbaren Naturbewußtſeyn heraus und im Menſchen vor der Natur zurücktrat, wurde ſie todter, ſtumpfer, mechaniſcher. Das Extrem der Trennung fällt in die neuere Zeit, es iſt aber auch der Wendepunkt. Die Trennung muß wieder aufgehoben werden, nicht als wenn der Geiſt in die Natur zurückzuſtreben hätte, ſondern ſo, daß er ſie in die wahre Freiheit, die er durch den Bruch mit ihr gewonnen, erhebt und als freier Geiſt ihre Macht wird.

§. 9.

Die abſolute Vollendung aber kann ſo lange nicht eintreten, als ſich die Natur in ihrem gegenwärtigen, von der freien Geiſtigkeit getrennten und ausgeſchloſſenen Zuſtande befindet (vergl. Röm. VIII. 19 ff.). In den letzten Zeiten dieſer Welt wird daher die große kosmiſche Kataſtrophe und Weltumwandlung Statt finden, die in einigen Religionen *) als das den Hervorgang einer neuen vollkommenen Welt bedingende Weltgericht und Weltende ausgeſprochen worden und aus der Vernichtung des Nichtigen und der Erhebung alles Weſenhaften zur reinen und freien Exiſtenz das ungetrübte Leben Gottes in der von ihm als ſich wiſſendem Weltgeiſte durchdrungenen und durchherrſchten Natur und der zur weſentlichen und unvergänglichen Individualität auferſtandenen Geiſter in Gott hervorgehen.

---

*) Wie in der perſiſchen, altnordiſchen, chriſtlichen, ſ. Creuzer's Symbol. und Myth. I. 707 f. Rhode's Sagen des Zendvolks p. 461 — 470. Mone in Creuzer's Symb. V. 439 — 479. 2. Petri III. 12, 13. Offenbar. Joh. XX. u. XXI.

Die endliche Welt muß ein Ende haben — das iſt ihr Recht und Gericht — und das Ende der Endlichkeit, deren Unendlichkeit die falſche und ſchlechte Unendlichkeit iſt, iſt der Anfang und Eintritt der wahren Unendlichkeit. Die Endlichkeit iſt in dieſer aber nur als ſolche oder in ihrer Abſtraktheit aufgehoben, verbleibt aber in der Unendlichkeit als deren eigene, in ſie erhobene und verarbeitete Beſtimmtheit; die abſolute Welt iſt die verklärte endliche. Jene iſt in dieſer vorerſt als Inneres, Ideales, wie in der Verpuppung, in der ſie ſich bildet und reift; mit der Durchbrechung der endlichen Welt tritt die in ihr verhüllt geweſene abſolute frei an den Tag der Exiſtenz. Die poetiſche und künſtleriſche Anſchauung der Welt iſt, ſo zu ſagen, die Viſion jener jetzt nur noch als idealer Schein in's Bewußtſeyn tretenden, in der Endlichkeit noch gefangen gehaltenen höheren Wirklichkeit.

Das wird der wahre Pantheismus ſeyn, der ſich weder gegen die Individualität des Weltlebens, noch gegen die Perſönlichkeit des Göttlichen negativ verhält, dieſer, daß Gott als perſönlicher Weltgeiſt die zu individuellem Daſeyn entwickelte und gegliederte Welt als den Organismus ſeines eigenen Lebens befaßt und durchherrſcht, daß er im Sinne von 1. Corinth. XV, 28. Alles in Allem iſt *), was nach eben dieſer Stelle das letzte Ziel und Reſultat der geſammten Weltgeſchichte iſt. Der abſtrakte Pantheismus hat nur die Alternative, entweder daß Gott, als perſönlicher, bei ſich ſeyender, im individuellen Weltleben, oder dieſes

---

*) Hamann's το παν Αυτος dem ἓν και παν entgegen (Schlegel's deutſches Muſeum 3. 6. p. 48). Aber dieſer Αυτος iſt noch nicht als Αυτος und iſt als ſolcher noch nicht το παν und die große Anſchauung, die der Idee nach die abſolut wahre iſt, findet noch in der Wirklichkeit ihren Widerſpruch.

in ihm, als perſönlichem, bei ſich ſeyendem untergegangen ſey, ſo daß das Eine ſeine Exiſtenz nur auf Koſten des Andern hat (vergl. Schelling's Syſtem des transcendentalen Idealismus, p. 438), woraus ſich ein in's Unendliche gehender Wechſel von Gottſeyn und Weltſeyn ergeben würde, was auch Hegel's Anſicht zu ſeyn ſcheint (Logik I. B. p. 9), was aber nur der von ihm ſelbſt ſo genannte Progreß der ſchlechten Unendlichkeit ſeyn würde, der die Vernunft unmöglich befriedigen kann *).

---

*) Dieſen Progreß haben auf ihre Weiſe ſchon die Indier gehabt und als einen unendlichen Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen der Gottheit dargeſtellt.

“Während der Gott nun wachend iſt, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläft, ſo dann ſchwindend vergeht es all.
So lang ſelig nun er ſchlummert, wankt der wirkenden Irdſchen Schaar,
Irren von der beſtimmten That, der Geiſt ſelber ermattet dann.
Wenn dann ganz ſie verſchlungen erſt im Grund jenes Erhabenen ſind,
Weil der, ſo alles Seyns Leben, wohl ſüß ſchlummert, der Kraft beraubt.
Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da ſammt der Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was ſeines Thuns, geht aus der irdſchen Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß, was da geht und ſteht,
Er nun geſchaffen durchdringet, alsdann nimmt ird'ſche Hüll er an.
So mit Wachen und Schlaf wechſelnd, dieß All, was ſich bewegt, was nicht,
Bringt zum Leben er ſtets hervor, vertilgt es, ſelbſt unwandelbar.„

Schlegel's Sprache und Weisheit der Indier p. 280.

“Zahlloſe Weltenwicklungen giebt's, Schöpfungen, Zerſtörungen;
Spielend gleichſam wirket er dieß, der höchſte Schöpfer für und für.„

Trotz aller Zufälligkeit der Erſcheinung, trotz aller Bedingtheit und Relativität der Zeit und der Umſtände muß ſich aus der Geſchichte ein in ſich geſchloſſener Kreis von weſentlichen und nothwendigen Charakteren und Individualitäten entwickeln, in dem die Idee der Menſchheit in ihrer ganzen Fülle auseinandergelegt, alle in ihr verborgene Möglichkeit verwirklicht iſt, und in dem, als einem ſich ſelbſt genügenden abſoluten Ganzen, nichts hinzu und nichts hinweg kann. Die erſcheinende Individualität mit ihrer Zufälligkeit und Bedingtheit durch Zeit und Umſtände kann nicht unſterblich ſeyn, ſie gehört dieſer Zeit, dieſen Umſtänden an, entſteht und vergeht mit ihnen und iſt nur in ihnen gedenkbar. Aber indem die Menſchheit von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich neu hervorbringt, verjüngt und umwandelt und in einer beſtändigen allgemeinen Seelenwanderung begriffen iſt — ein Prozeß, durch welchen allein eine Geſchichte möglich iſt und welchem der Einzelne ſich durch ſeinen Tod und ſein vermeintliches Fortrücken in ein höheres Leben, nicht entziehen kann *) — reinigt

---

Ebendaſ. p. 383. Nach neuern Anſichten wäre jenes Bild des Schlafens und Wachens eher umzukehren und die Gottheit, in ſofern ſie als Welt exiſtirt und lebt, als ſchlafend und träumend vorzuſtellen. Die Geſchichte des menſchlichen Thuns und Denkens wäre der in's Wachen uberleitende und übergehende Morgentraum der Gottheit, mit deren Erwachen Welt und individuelles Leben in ſie ſelbſt aufgienge und zuſammenſchwände.

*) Der moderne Unſterblichkeitsglaube zerſtückt die Menſchheit in eine atomiſtiſche Vielheit von Individuen, die ſich, aufgetaucht aus dem Strome der Geſchichte, durch den Tod ſogleich wieder von ihm abtrennen und nichts weiter mit ihm zu ſchaffen haben; ſo alſo ſich nur äußerlich zu dieſem Ganzen und ſeinem Fortrücken verhalten. Oder vielmehr, dieſe Anſicht hebt dieſes Ganze und ſeine Geſchichte völlig auf und ſetzt ſie zu einem bloßen Scheine, einer ſubjektiven Vorſtellung herab. Eben ſo unſinnig iſt es, das Individuum mit ſeiner ganzen zufälligen und durch Zeit und Umſtände bedingten

ſich die in der erſcheinenden verhüllte weſentliche Individualität theils durch die Auflöſung des Fix- und Starrwerdenden in das allgemeine Innere, durch den Tod *),

---

Erſcheinungsform ganz als dies endlich beſtimmte Seyn und Bewußtſeyn in eine höhere Welt übergehen und fortexiſtiren zu laſſen, und das ſo ohne alle Umſtände und Schwierigkeit, wie man etwa eine Spazierfahrt von der Stadt auf's Land macht. Die Schrift und das alte Chriſtenthum hat eine ſo abſurde und ideeloſe Unſterblichkeit nicht gehabt; die Tiefe und Wahrheit der altchriſtlichen Anſicht beſtand gerade darin, daß ſie die Menſchheit und ihre Geſchichte als unzerreißbare Ganzheit behandelte und das Individuum auf ſehr bedingte Weiſe und nur mit dem Ganzen der Menſchheit und durch dieß Ganze ſelbſt, nämlich durch die dem Eintritt der abſoluten Welt des Geiſtes vorangehende Auferſtehung und Gericht, zum Ziel und zur Vollendung kommen ließ.

*) Der Tod iſt die Wiederaufnahme und Auflöſung des Einzelnen in die Nacht des allgemeinen Innern, aus der es heraufgeboren iſt. Aber dieß Allgemeine iſt das beſtändig aus ſeiner Tiefe ſich Offenbarende und Neuerzeugende, und ſo tritt auch das Einzelne mit dem Wahrhaften, was in ihm war und was eben die Erſcheinung und Geſtaltung dieſes Allgemeinen war, wieder neu zur Exiſtenz hervor und nur das Nichtige bleibt im Tode ſchlechthin verloren und untergegangen. —

Schon Leſſing in ſeiner Erziehung des Menſchengeſchlechts (§. 91—98.) hat das Schickſal des Individuums in Beziehung auf das fortrückende Ganze der Menſchheit nur zu beſchränkt individueller Weiſe ausgeſprochen: „Warum könnte jeder einzelne Menſch auch nicht mehr als einmal auf dieſer Welt geweſen ſeyn? Iſt dieſe Hypotheſe darum ſo lächerlich, weil ſie die älteſte iſt? weil der menſchliche Verſtand, ehe ihn die Sophiſterey der Schule zerſtreut und geſchwächt hatte, ſogleich darauf verfiel? Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menſchen bringen können. Und warum nicht einandermal alle die, welche zu thun uns die Ausſichten in ewige Belohnungen ſo mächtig helfen? Warum ſollte ich nicht ſo oft wiederkommen, als ich neue Kenntniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchickt bin? Bringe ich etwa auf einmal ſo viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen nicht lohnet?„ Die Idee der perſönlichen oder individuellen Untheils durch die Arbeit und Bildung des verjüngten, fortrückenden Lebens ſelbſt. In den letzten Zeiten wird das Weſentliche des individuellen Lebens vorherrſchen, was die Apokalypſe als erſte und vorläufige Auferſtehung bezeichnet; ſeine abſolute Lauterkeit aber wird es erſt nach der großen kosmiſchen Cataſtrophe erhalten, welche als das letzte und abſolute Gericht der Geſchichte alles Zufällige, Nichtige, den verſchiedenen Zeiten und Umſtänden der Entwicklung ausſchließlich Angehörige abſcheiden und zum Nichtſeyn verdammen, das ſeiner innern Natur nach Wahre und Ewige aber zur alleinigen Exiſtenz und Herrſchaft erheben wird.

§. 10.

Folgendes gewährt eine Ueberſicht über die hier angedeutete ſpekulative Geſchichte des Geiſtes und der Welt*) nach ihren Hauptmomenten.

I. Vorweltliche Geſchichte des Geiſtes **).

ſterblichkeit iſt aufs Höchſte zu achten und in ihrer Nothwendigkeit anzuerkennen, aber die Seichtigkeit des modernen Unſterblichkeitsglaubens mißbraucht ſie und zieht ſie durch Anwendung auf das Individuum in ſeiner ganzen Endlichkeit und zufälligen Beſtimmtheit in Widerſpruche und Abſurdität herab.

*) Das ganze Syſtem der Spekulation wird ſolche einfache Geſchichte werden müſſen. — Die Weltgeſchichte ſo, wie z. B. Hegel thut, wenn auch in dem gewöhnlichen engern Sinn des Wortes, als ein beſonderes und untergeordnetes Moment des Ganzen zu faſſen, iſt widerſprechend und verwirrend. — Auch ſonſt leidet das Hegelſche Syſtem durch den Widerſpruch, in welchem die aufgeſtellte wiſſenſchaftliche Folge der Momente mit ihrer hiſtoriſchen Folge und Entwicklung ſteht, an großer Verworrenheit.

**) In Beziehung auf dieſe kann das ſpeculative Wiſſen und die Idee als Erinnerung gefaßt werden, wie Plato im Phädrus die Idee des Schönen gefaßt, oder wie im Johanneiſchen Evangelium die Logosidee als die perſönliche Erinnerung Chriſti an ſeine vorweltliche Exiſtenz und Erhabenheit beim Vater erſcheint.

1) **Das Abſolute** (ohne Grund und Anderes).
  a. Das Vorausſetzungsloſe.
  b. Der abſolute Geiſt, Gott (als ſelbſtbewußter, perſönlicher).
  c. Die Idee und ihre Entwicklung in ſich (die Ideenwelt in Gott).
2) Das allgemeine Andere des abſoluten Geiſtes, **der Grund**.
  a. Hervorbringung des Grundes.
  b. Entwicklung deſſelben zur Vernünftigkeit.
    α. Der Grund als Selbſtloſes (Stand der Unſchuld).
    β. Der Grund als Ich (Abfall).
    γ. Vermittlung der Ichheit, Vernunft (Chochma, Sophia, Logos).
3) Uebergang zur Weltſchöpfung.

II. **Geſchichte der Weltentwicklung.**
  1. (1). Der Firſternhimmel.
  2. (2). Das Sonnenſyſtem.
  3. (3). Die Organiſirung der Erde.
  4. (4). Der Menſch der Urwelt, Pantheismus der Natur.
    (5). Uebergang in's zweite Weltalter der Menſchheit und in die hiſtoriſche Zeit: Völkertrennung.
  5. (6). Heidenthum und Judenthum.
    a. Heidenthum.
      α. Naturreligionen.
      β. Religion der Kunſt, Hellenismus.
      γ. Römiſche Univerſalität.
    b. Judenthum.
  6. (7). Chriſtenthum.
    a. Urchriſtenthum und vorcatholiſche Gründungen.
    b. Catholicismus und Reich des Mittelalters.
    c. Proteſtantismus und moderne Weltbildung.

7. (8). Die abſolute Religion und das Univerſalreich des letzten Weltalters.
   (9). Uebergang zur abſoluten Welt; große kosmiſche Kataſtrophe, Weltumwandlung.

III. Abſolute Welt.

Anhang.

I.

Einige Beiſpiele pietiſtiſcher Abſurdität und Gemeinheit, die uns eben zur Hand ſind, mögen hier eine Stelle finden.

In ſeiner Geſchichte und Phyſiognomik der Natur handelt Schubert von den Bienen, und da geräth der erſtaunte Leſer auf einmal an folgende Stelle: »Ein ähnlicher Haß treibt auch im ungewöhnlichen Zuſtand des Bienenſtocks die Arbeitsbienen an, im Sommer und Herbſt die Pilgrime und Fremdlinge in ihrem Staate, die armen Myſtiker und Pietiſten, die Bienenmännchen oder Drohnen umzubringen. Denn dieſe bereiten freilich kein Wachs, aber vor allem nöthig zur Fortdauer des Ganzen waren ſie, denn hätte es keine Befruchtung der Königin gegeben, ſo wäre der ganze Bienenſtaat erloſchen. Auch zeigt es das größere Auge, der verhältnißmäßig größere Kopf und kleinere Unterleib der armen, zu ſeiner Zeit allgemein von den freilich auch gar nöthigen Alltagsleuten (man bemerke den Hochmuth!) des Bienenſtocks gehaßten Bienenmännlein, daß ſie gerade nicht die unvollkommnern und unwichtigeren Weſen im Bienenſtock waren, vielmehr iſt doch jedes Kind zunächſt des Vaters. Der Hauptunterſchied iſt übrigens der: daß die Arbeiter und Weibchen einen verwundenden Stachel und Giftblaſe, das Männchen ſtatt ihrer nur befruchtende Organe hat.« — In Tholuk's Schrift: »die Lehre von der Sünde und vom Verſöhner« p. 46, beſchreibt einer der beiden Briefhelden des

Buches ſeine anhebende Sinnesänderung und die Nähe des geiſtlichen Durchbruches auf folgende Weiſe. «Willſt Du das Bild meines Lebens? Es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht, wie wenn Waſſer mit Feuer ſich menget, bis zum Himmel ſprüzet der dampfende Giſcht, und Fluth auf Fluth ſich ohn' Ende dränget, doch — ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß, und er iſt's, und mit freudigem Winken ſchwingt er den Becher in ſeiner Linken!» — Aus Schubert's Altem und Neuem aus dem Gebiet der innern Seelenkunde, iſt Folgendes: «Ehen ſind im Himmel geſchloſſen. Und wenn das für dich beſtimmte Herz oben faſt am weißen Meere wohnte und du am Rheine, zweifle nicht, es wird ſich fügen müſſen! Gerade in der Zeit, wo äußere und innere Verhältniſſe in deinem Herzen den Wunſch recht dringend werden laſſen, endlich möchte dir Gott beſcheeren deines Lebens leitenden und begleitenden guten Engel, gerade da muß ſich's fügen!» 1. Theil p. 77. «Vertrau du nur auf Gott, liebes junges Herz, die für dich beſtimmte, dich durch Leid und Freude treu begleitende Hand, wird Er in die deinige legen, ſobald es Ihm Zeit dünken wird, und ohne alles dein Zuthun, ohne daß du nur deswegen vom Stuhle aufzuſtehen brauchſt. Warum kannſt du es denn nicht erwarten?» Ebendaſ. p. 82. «Jener Kaufmann Martin in Stützengrün und noch mehr der wirklich dem Anſcheine nach oft über ſeine Kräfte austheilende Kaufmann Zill in Hohenſtein, von denen damals wohl mancher zur Unzeit ſparſame und kluge Hauswirth kopfſchüttelnd ſagte: gebt nur Acht, wie ſich dieſe guten unvorſichtigen Leute durch ihre unbedachtſame Verſchwendung zu Grunde richten werden, ſind denn die etwa durch ihre Freigebigkeit ärmer geworden? — Nein, Lieber! das ſind ſie nicht. Sie wurden ſeit der theuren Zeit auffallend reicher und bemittelter, wo ehedem der alte Zill und der alte Martin kleine Häuſer hatten, da haben jetzt ihre Kinder große, ſchöne, prächtige Häuſer, und ſo oft ich beſonders an dem Hauſe des jetzigen Kaufmann Martin in Stützengrün, das an Größe und Schönheit einem Grafenſchloſſe gleicht, vorbeigehe, muß ich denken: «Der frommen Väter Segen bauet den Kindern Häuſer!» — und erhält ſie ihnen auch, wenn ſie ſelber wandeln in den Fußtapfen ihrer frommen Väter. Darum, lieben Brüder, laßt uns nie ſparſam ſeyn zur Unzeit. — Auch ſchon in den ſegnenden Worten der Armen liegt wahrlich eine ganz beſondere magiſche Kraft. Mir iſt davon eine gar ſonderbare Geſchichte aus treuem Munde bekannt. — «Mein Freund und theurer Bruder B. in N. *) lebte während der theuren Zeit zu G. als Bäcker-

---

*) Ich weiß aus ſicherer Hand, daß dieſer Bäckermeiſter B. zu Nürnberg öfters wegen zu kleinen Brodes polizeilich beſtraft wurde. Aber was pflegt dieſen Leuten gemeine Geſetzlichkeit und Rechtlichkeit zu gelten? Sie ſind darüber hinaus. Man vergleiche Hegel's Recenſion der Haman'ſchen Schriften in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, z. B. p. 633. "Durch ſeine Buße und Reue fühlte Haman nun ſein Herz beruhigter als jemals in ſeinem Leben; der Troſt, den er empfangen, verſchlang alle Furcht, alle Traurigkeit, alles Mißtrauen, daß er keine Spur davon mehr in ſeinem Herzen finden konnte. Die nächſte Anwendung, die er von dieſem empfangenen Troſte machte, war die Stärkung gegen die Laſt ſeiner Schulden; 150 Pfund St. hatte er in London durchgebracht, ebenſoviel war er in Curland und Liefland ſchuldig geblieben; "ſeine Sünden ſind Schulden von unendlich mehr Wichtigkeit und Folgen, als ſeine zeitlichen; wenn der Chriſt mit Gott wegen der Hauptſache richtig geworden, wie ſollte es dieſem auf eine Kleinigkeit ankommen, ſie obenein zum Kauf zu geben? Die 300 Pfund St. ſind ſeine Schulden; er überläßt nun Gott alle Folgen ſeiner Sünden, da derſelbe deren Laſt auf ſich genommen.» — "Seine Geldſchuld gegen das Berens'ſche Haus thut er zunächſt (in dem einen Briefe an Kant S. 444) ſo ab, daß, wenn davon vielleicht die Rede würde, ſo ſoll Kant dem Herrn Berens ſagen, daß er, Haman, jetzt nichts habe, und ſelbſt von ſeines Vaters Gnade leben

gehülfe. Er ſparte jeden Morgen ſein Brod, das er zum Frühſtück bekam, auf, um es den hungernden Armen zu geben. Einmal, da er auf's Feld ſotlle, hatte er ſich (weil er wohl ſelber hungrig war) ein recht großes Stück, wohl ein Pfund abgeſchnitten und eingeſteckt. Vor der Stadt draußen begegnet ihm ein bleicher, vor Hunger abgezehrter Jude, der ihn ſchon von weitem flehend anſieht. B. merkt bald was jener will, und reicht ihm, noch ehe er's verlangt, das Brod. Da bricht jener unter Thränen in laute Segnungen aus und nach dem bildlichen Ausdruck, deſſen ſich die Juden oft bedienen, wünſcht er ſeinem Wohlthäter, daß dieſer durch Gottes vergeltende Hand gerade eben ſo viel Gold bekommen möge, als das Brod an Gewicht betrage. Und was geſchah? B., der eigentlich ganz arm war, erbte ſpäter, auf eine wahrhaft nicht vorherzuſehende Weiſe, unter andern auch **an Gold ſo viel, daß es gerade ohngefähr ein Pfund betrug.**» (Ebend. p. 40 — 41). «Fenneberg hatte einer um des Glaubens willen verfolgten, und zum Auswandern genöthigten Perſon, zwei Kronenthaler, ſeine ganze Baarſchaft, als Zehrpfennig mit auf den Weg gegeben. Nach einigen Jahren,

---

müſſe; — wenn er ſterben ſollte, **wolle er ſeinen Leichnam dem Herrn Berens vermachen, an dem er ſich, wie die Aegyptier, pfänden könne.**» Die nähere Beſorgtheit ſeiner Freunde um ſeine Lage und Zukunft, ſeine Unbrauchbarkeit und Arbeitsloſigkeit beantwortet er damit, daß ſeine Beſtimmung weder zu einem Staats-, Kauf- noch Weltmann ſei; er danke Gott für die Ruhe, die derſelbe ihm gebe. — Haman lebte, nachdem er Riga verlaſſen, bei ſeinem alten Vater; dieſer gebe ihm alles reichlich, was ihm zur Leibesnahrung und Nothdurft gehöre, und wer frei ſey und frei ſeyn könne, ſolle nicht ein Knecht werden; er gehe ſeinem alten Vater zur Seite und frage nicht darnach, wie viel Vortheil oder Abbruch er dieſem ſchaffe; **Bibelleſen und Beten ſey die Arbeit eines Chriſten**; ſeine Seele ſei in Gottes Hand mit allen ihren moraliſchen Mängeln und Grundkrümmen.» (p. 636).

als ihn ſeine ökonomiſchen Umſtände und ſeine Schulden beſonders drückten, und er darüber zu Gott dem Herrn betete und in kindlicher Einfalt mit ihm redete, fiel ihm dieſes Reiſegeld ein; da ſagte er zum Herrn: »da hab' ich dir auch einmal zwei Kronenthaler gegeben, und du haſt ſie mir noch nicht zurückgegeben*) und ich habe ſie jetzt ſo nothwendig, ſo gieb mir ſie denn lieber Herr!« — Bald nach dieſem Gebet öffnete ſich die Thür, und ein Bote brachte ihm ein Päckchen mit 200 Gulden. Als er's öffnete, ſo war's eine Liebesgabe, die ihm eben jene Perſon, welcher er die zwei Kronenthaler gegeben, durch Empfehlung bei einem vermöglichen chriſtchen Manne bewirkt hatte. Scham, Dank, Freude, Verwunderung erfüllten ſein Herz. Aehnliche Gebetserhörungen erfuhr der fromme, liebe Fenneberg viele.« (Ebend. p. 232 f.) Aus dem homiletiſch-liturgiſchem Correſpondenzblatt iſt Folgendes: »Da ſeht nun, ihr ſchlichten einfachen Prediger, ihr alten Simeone, die ihr den Heiland lieb habt, und weil euch das Herz voll von dieſer Liebe iſt, nach ſchönen prächtigen Worten nicht zu haſchen braucht, mit eurer trefflichen Art und Weiſe kann man nicht bloß den nach Gottes Wort verlangenden Bauern auf dem Lande, ſondern zu Zeiten wohl auch Königen und Fürſten gefallen, und nebenher auch zu einer einträglichen Stelle ohne weitläufige Bittſchriften gelangen. Im Dienſte des göttlichen Wortes ſcheint alſo auch Ehre und Vortheil zu blühen, wie man dieß auch an dem trefflichen Uttenreuther Pfarrer Esper ſehen kann, der wegen ſeiner ſchlichten bibliſchen Predigtweiſe die beſte Superintendentur im Baireuthiſchen Lande davon trug.» (2. Jahrgang p. 531). Von dem Aufſatze: Aus dem Wörterbuche des Herrn Urian können dieſe zwei Artikel genügen:

---

*) Weſſen ſittliches Gefühl empört ſich nicht bei einer ſo abſcheulichen Gemeinheit? Was dieſe Menſchen ſchenken, das haben ſie nicht aus Mitleid, Menſchlichkeit und Wohlwollen geſchenkt, welches ja blos weltlich-zweideutige Empfindungen ſind, ſie haben es in ihrem Sinne nicht dem Empfänger der Wohlthat geſchenkt, ſondern dem Herrn geliehen, der es ihnen mit ſchweren Zinſen zurückzugeben hat. Wenn der ganz Ungläubige, und wer weder hier noch dort vom Himmel und im Himmel Belohnung erwartet, eine Wohlthat ausübt, iſt er nicht unendlich achtungswürdiger, als ſie?

«Chriſtenthum

Myſticismus. — NB. Sollte dieſes Wort wider Vermuthen doch zu einigen Ehren kommen, ſo ſage flugs: Aftermyſticismus — der After ſtinkt ganz gewiß *).

Rechtgläubig.

Recht traurig — recht ſchaurig — recht bedenklich — recht aufhenklich.» (Ebendaſ. p. 299, 302).

«Man ſagte mir: Jung Stilling iſt ein Myſtiker. Da las ich den Stilling, und ich fand einen milden, ſanften, geiſtreichen, phantaſievollen, dichteriſchen, lieblichen Lehrer der evangeliſchen Wahrheit, u. ſ. w. Da liebte ich den liebenswürdigen Alten, den ſegensreichen Volksſchriftſteller, den großherzigen Chriſten, und ſandte ihm meinen Gruß des Friedens in die beſſern Wohnungen nach, und dachte: «Stern des dämmernden Abends, lieblich ſind deine Schritte im Weſten; ſchön glänzeſt du über der düſtern Haide; hebſt dein ſtrahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelſt ſtattlich deinen Hügel hin. Warum ſcheideſt du, ſüßer Glanz? Weile noch über der Haide! Aber du lächelſt und gehſt, freudig umgeben dich die Wellen und baden dein ſchönes Haar. Fahre wohl, lieblicher Strahl!» **). (Ebendaſ. p. 471).

---

*) Welche Pöbelhaftigkeit, die für Witz gelten will! Die Eitelkeit dieſer Frommen, geiſtreich ſeyn zu wollen, bringt neuerdings ſolche Erſcheinungen hervor.

**) Bekanntlich eine oſſianiſche Stelle in Werther's Leiden.

»Aber, ſagt ihr, die Exempel, die erſchrecklichen Exempel, daß Kandidaten, Weiblein, und dergleichen, durch den Myſticismus verrückt geworden ſind!« Hierauf antworte ich: habt ihr nie gehört, daß Leute an einer Trüffelpaſtete geſtorben ſind, oder im Burgunder ſich den Hals abgeſoffen haben? Und doch iſt beides ein gut Ding, und ich zweifle nicht, daß ich die Ehre von euch haben würde, wenn ich euch darauf einladen wollte« *). (Ebendaſ. p. 474).

II.

Es kann einmal darauf ankommen, ein Allerallgemeinſtes und Einfachſtes, worin man unter ſich nothwendig übereinzuſtimmen hätte, in Form von Glaubensſätzen zu fixiren und mit der unmittelbaren Gewaltſamkeit eines Glaubens gegen außen feſtzuhalten **) und geltend zu machen. Dergleichen Sätze möchten etwa folgende ſeyn, aus denen ſodann auch das eigenthümlich Praktiſche und Ethiſche zu entwickeln wäre:

---

*) Was den Sinn und Inhalt dieſer niedrigen Darſtellung betrifft — handelt es ſich denn hier nicht um einen Weg des Heiles für alle, die ſich nur ganz hingebend (gläubig) verhalten, und giebt es nicht die Religion als etwas Weſentliches und Charakteriſtiſches von ſich an, daß ſie unter der alleinigen Bedingung der völligen Hingebung (des Glaubens) dieſen unfehlbaren Weg des Heiles eröffne? Begreift der moderne Pietismus, der ſich für ächte Religioſität hält, die Gefahr in ſich, in einen Abgrund zu gerathen und innerlich zu Grunde zu gehen, ſo kann er nicht ächte Religioſität, wahres Chriſtenthum ſeyn oder das Chriſtenthum iſt nicht das, was es zu ſeyn verſpricht.

**) Durch das bloße Aufſtellen einer ſpekulativen Lehre wird die Stumpfheit der Welt nicht überwunden werden. Es gehört dazu ein Act iſolirender Concentration, wie die Stiftung des Chriſtenthums war, welche Form des äußern Gegenſatzes auch die Reſultate der Speculation als einen Glauben gegen andern Glauben erſcheinen laſſen dürfte und müßte.

1) Gott iſt vor Natur und Welt in ſich und durch ſich ſelbſt zu freier, ſelbſtbewußter Geiſtigkeit beſtimmt.

2) Gott iſt freier Urheber der Welt, und dieſe in ihm, ehe ſie wirklich geworden, als Gedanke vorhanden geweſen.

3) Gott hat Welt und Natur nicht ſo hervorgebracht, daß er bei ihrer Hervorbringung mit ſeinem Selbſt ihr äußerlich und für ſich geblieben wäre, ſondern er iſt ſie ſelbſt geworden und ſein in ſie verſenktes, entäußertes Selbſt iſt ihr inneres Weſen, der inwohnende Grund ihres Daſeyns und ihrer Lebendigkeit.

4) In der Entwicklung der Natur und Menſchheit enthüllt ſich ſtufenweiſe dieſes Innerſte und befreit ſich von der Unangemeſſenheit, in der es mit ſich ſelbſt und ſeiner Gegenſtändlichkeit iſt; im religiöſen und ſpeculativen Bewußtſeyn des Menſchen kommt es endlich zu ſich ſelbſt, das Wiſſen des Menſchen von Gott iſt zugleich das Wiſſen Gottes von ſich ſelbſt, und er hat ſein Wiſſen von ſich ſelbſt nur im Menſchen.

5) Der Zweck der Weltentwicklung und das letzte Ziel der Geſchichte iſt dieſes, daß Gott die bewußte Einheit eines Reiches freier, zu ſelbſtändigem Leben entwickelter, aber in Gott als in ihr Weſen und ihre abſolute Einheit zurückgegangener Geiſter ſey. Am Ende der Geſchichte wird dieſes Reich, die vollſtändige Verwirklichung der göttlichen Ideenwelt, zur reinen Exiſtenz hervorgehen und alles ihm Unangemeſſene, womit der Geiſt jetzt noch zu kämpfen hat, vollends vernichtet werden.

Die erſten beiden Sätze befriedigen die nothwendigen Anſprüche des Theismus. Eine weitere Ausdehnung und Feſthaltung dieſes Princips aber ſetzt es mit dem Denken und der Wiſſenſchaft in unauflöslichen Widerſpruch und bringt das Denken in die Nothwendigkeit atheiſtiſcher, einſeitig naturaliſtiſcher und pantheiſtiſcher Entgegenſetzung, wodurch es ſich der es zerſtörenden Trennung zunächſt zu entledigen ſucht.

Die zwei folgenden Sätze verneinen die Anſicht von einem beharrlich außer- und überweltlichen Gott, und enthalten das Wahre und Nothwendige des pantheiſtiſchen Princips; ſie bringen zum Theismus diejenige Ineinsſetzung von Welt, Gott und Menſch hinzu, die zum Leben und Fortſchreiten des Gedankens und der Wiſſenſchaft unentbehrlich iſt. Durch dieſe Ineinsſetzung werden auch erſt die tiefern Dogmen des Chriſtenthums gerechtfertigt und begreiflich, die außerdem vor der Hohlheit und Oberflächlichkeit des Rationalismus und abſtrakten Theismus gänzlich verſchwinden.

Der fünfte Satz verneint die gewöhnliche widerſinnige Anſicht der Unſterblichkeit, die das Individuum außer allen Zuſammenhang mit dem Fortrücken des Ganzen der Menſchheit ſetzt und enthält das Wahre und Weſentliche der altchriſtlichen Auferſtehungslehre und Eſchatologie. Zugleich liegt hier das ethiſche Grundprincip der angedeuteten Religion, ſich ganz nur als Organ des Geiſtes zur Vollbringung ſeines Werks in der Menſchheit und ihrer Geſchichte und zur Erreichung ſeines abſoluten Zieles zu verhalten.

Es giebt Zeiten, in welchen es als Schwärmerei, Ketzerei, Verbrechen gilt und gelten muß, irgend ein Princip dem weltgeſchichtlich Beſtehenden entgegen feſtzuhalten und einen völligen Abbruch von ihm zu verſuchen. Gegen ſolche Erſcheinungen behält das Beſtehende Recht, ſie gehen haltlos zu Grunde und ihre Bedeutung kann nur eine prophetiſche ſeyn; ſie ſind Andeutungen eines Künftigen, für deſſen Beſtandgewinnung die Bedingungen noch nicht vorhanden ſind *). Wiederum giebt es Zeiten, in denen nur noch in einem völligen innern Abbruch von dem Geltenden und Anerkannten Heil für die Menſchheit zu erwarten iſt. Zwar auch dann werden die hierauf gerichteten Bemühungen zunächſt als ketzeriſch und verbrecheriſch erſcheinen, und es iſt dieſes der nothwendige Widerſpruch ihres Auftretens, zugleich Recht und Unrecht zu haben, aber nunmehr behalten ſie Recht und das allgemein Gültige ſchwindet vor ihnen, die mit innerer Nothwendigkeit unaustilgbar um ſich greifen, allmählig dahin. So war es z. B. mit dem Chriſtenthum. Chriſtus untergrub die Staatsreligion der Juden, der Geiſt ſeiner Lehre war im Widerſpruche mit allem damals Beſtehenden, und er ſtarb in dieſer Beziehung mit vollem Recht den Tod eines Verbrechers **). Allein er hatte ein höheres inneres Recht, und ſein Thun war an der Zeit, daher ſeine Sache, nach dem Untergange zwar des Individuums, das Gültige und Anerkannte allmählig unter ſich brachte, und nun ſelbſt gegen dieſes, als gegen das Ausgeſchloſſene, das Gültige und welthiſtoriſch Bedeutſame wurde ***). Was während der

---

*) Raumer über Arnold von Brescia, Hohenſtaufen II. 38: „die Zukunft will ſich vor ihrer Zeit in die Welt hineindrängen.“

**) So wie in ähnlicher Beziehung Socrates keineswegs unſchuldig ſtarb.

***) Noch ein Jahrhundert nach Chriſtus konnte Tacitus von den Chriſten Folgendes ſchreiben: „Um das Gerücht, er ſey der Urheber von Roms Brande, von ſich abzuwälzen, ſchob Nero Schuldige unter und belegte mit den ausgeſuchteſten Strafen diejenigen, welche, verhaßt durch ihre Schandthaten, das Volk Chriſtianer nannte. Dieſes Namens Urheber, Chriſtus, ward unter Tiberius Regierung von dem Procurator Pontius Pilatus mit dem Tode beſtraft. Der damals unterdrückte verderbliche Aberglaube brach wieder hervor, nicht nur in Judäa, dem Urſprung dieſes Uebels, ſon-

Blüthe des Catholicismus als Ketzerei angeſehen und mit Erfolg ſo lange unterdrückt wurde, gewann nachher unter der Form des Proteſtantismus weltgeſchichtliche Exiſtenz und Anerkennung und es könnte wohl manches auch noch dem proteſtantiſchen Chriſtenthum gegenüber als Ketzerei erſcheinen, dem es künftig auf eben dieſe Art ergehen dürfte. Es wird aber eben ſo ſehr daran gelegen ſeyn, daß dies nicht als bloße Fortſetzung und Fortbildung des Chriſtenthums erſcheine, als es beim Auftreten des Chriſtenthums für dieſes weſentlich war, nicht als bloße Reform und Verbeſſerung des Judenthums zu erſcheinen. Es handelt ſich dabei nicht ſowohl um ein völlig durchgeführtes Syſtem der Speculation, als um gewiſſe große Grundgedanken, um einen eigenthümlichen Kreis und Zuſammenhang von Wahrheiten, welche die Nothwendigkeit ihrer allmählichen Anerkennung in ſich trügen, und fähig wären, dem Leben des Geiſtes eine neue Beſtimmtheit und Richtung zu geben, und von innen heraus die ganze Welt der menſchlichen Verhältniſſe zu verjüngen und umzugeſtalten*). Mit einer neuen Anſicht von der Gottheit und ihrem Verhältniß zum Menſchen und zum Univerſum iſt auch eine neue Geiſteswelt, das Princip einer neuen Entwicklung menſchlichen Denkens Daſeyns gegeben.

---

dern auch zu Rom, woſelbſt alles Abſcheuliche und Schändliche zuſammenfließt und Anhänger findet.» Tacitus ahnete damals nicht, daß die Religion dieſer Verachteten nach zweihundert Jahren zur römiſchen Staatsreligion geworden ſeyn würde.

*) Ohnehin wird wohl der Beſitz der Wahrheit in ihrer abſoluten Vollſtändigkeit, die abſolute Vollendung des ſpeculativen Erkennens erſt jener vollendeten Welt des Geiſtes aufbehalten ſeyn, welche aus der geſammten Weltgeſchichte und dem Untergang der gegenwärtig beſtehenden endlichen Welt zu reſultiren hat (ſ. oben die letzten §§.).

III.

1.

Unſere Zeit *) hat eine gewiſſe Analogie mit derjenigen, in der das Chriſtenthum enſtand. Auch dieſer konnte nur durch nichts anderes als ein neues religiöſes Princip geholfen werden. Alle Verſuche, dem ältern wieder aufzuhelfen **), waren ſo fruchtlos, als es die ähnlichen ſeyn werden, die in unſerer Zeit gemacht werden.

2.

«Der Geiſt, ſagt Hegel, iſt über die Unmittelbarkeit ſeines Glaubens, über die Befriedigung und Sicherheit der Gewißheit, welche das Bewußtſeyn von ſeiner Verſöhnung mit dem Weſen und deſſen allgemeiner Gegenwart beſaß, hinaus. Er iſt nicht nur darüber hinausgegangen in das andere Extrem der ſubſtanzloſen Reflexion ſeiner in ſich ſelbſt, ſondern auch über dieſe. Sein weſentliches Leben iſt ihm nicht nur verloren, er iſt ſich auch dieſes Verluſtes und der Endlichkeit, die ſein Inhalt iſt, bewußt.» (Phänom. Vorrede p. IX.). Zuerſt tritt das ſich entwickelnde neue Princip negativ auf, wohin in neuern Zeiten die Formen des Proteſtantismus, der Aufklärung, des Rationalismus u. ſ. w. gehören, dann kommen aus dem Gefühl der Entleerung und des mangelnden Poſitiven, das dieſes Treiben nach ſich läßt, die Rückſchwankungen zu dem Früheren und die Verſuche, dem einſt Mächtigen und Lebendidigen neue Exiſtenz, Haltung und Bedeutung zu geben. Dieſe aber ſind die letzten Erſcheinungen in der Geſchichte einer zerfallenden Religion und ihrer Welt.

---

*) Eine Zeit, in der, wie Schelling ſich neuerlich ausgedrückt hat, «eine unſichtbare Hand wieder eins der ſchweren inhaltsvollen Blätter der Weltgeſchichte umzuſchlagen ſcheint.»

**) Noch der edle Kaiſer Julian verſchwendete ſeine Kraft an dieß dem nothwendigen Gang der Weltgeſchichte entgegenſtrebende Thun.

3.

Gegen die Hohlheit und Seichtigkeit des ſogenannten Rationalismus in Hinſicht des dogmatiſch-religiöſen Gehaltes, hat die altgläubige und pietiſtiſche Partei vollkommen Recht und ſie hat leichtes Spiel gegen ihn, wenn ſie zeigt, daß er in der That kein Chriſtenthum mehr iſt. Vom kritiſchen Standpunkte aus hingegen kann der Rationalismus, und kann man überhaupt dieſer Partei unüberwindliche Einwürfe und Nachweiſungen entgegenſetzen, und es bedürfte nur eines gehörig ausgerüſteten und nichts ſcheuenden Kämpfers, der ſie auf dieſem Punkt, von wo aus ſie ſich nicht in das Gebiet des Fühlens, Glaubens und ſalbungsreicher Deklamationen zurückziehen könnte, zu beſtimmtem Zur-Rede-ſtehen zwänge, um ſie für immer zu vernichten.

4.

Alles in der Geſchichte der neuern Zeit bleibt dunkel und verworren, wenn man den Proteſtantismus als etwas in ſich ſelbſt Beſchloſſenes betrachtet, alles wird klar, wenn man ihn als Uebergang zu etwas völlig neuem betrachtet.

5.

Es kommt nicht darauf an, als was ſich eine geſchichtliche Erſcheinung zunächſt ſelber weiß und ausſpricht, ſondern auf das, was die Zeit und die innere Nothwendigkeit der Entwicklung und Fortbildung aus ihr macht. Das, was Individuen, Völker, Gemeinſchaften, Zeiten vollbringen, verkehrt ſich ihrer urſprünglichen Meinung und Geſinnung zum Trotz in etwas ganz anderes, als was ſie zunächſt bezweckt haben. Es muß daher nicht befremden, wenn wir den Proteſtantismus für etwas erklären, was ſeinem Bewußtſeyn von ſich ſelbſt fremd, ja entgegengeſetzt iſt, wenn wir ihn, der die Reinigung und Wiederherſtellung des ausgearteten Chriſtenthums zu ſeyn vermeinte, als deſſen Auflöſung faſſen.

6.

Cultus, ſymboliſche und ſacramentaliſche Repräſentation des Göttlichen, kann die neue Religion nicht mehr haben, ſie wird ſich aber in unmittelbar lebendiger und ſocialer Beziehung (und nicht als bloße Theorie und abſtrakte Moral) Beſtimmtheit, Geſtaltung und Wirkſamkeit zu geben wiſſen. Wo kirchliches Ceremoniel mit Handlungen des Lebens in der Geſellſchaft und im Staate verbunden iſt, können Schwierigkeiten zu überwinden ſeyn, denn die Theilnahme muß nothwendig aufhören und das ſonſt ſehr gleichgültige Mitmachen iſt, ſobald es gilt, eine beſtimmte neue Geſtaltung zu Stande zu bringen, nicht mehr gleichgültig, ſondern Sünde und Abfall; nur die entſchiedenſte Trennung kann hier von Wirkung ſeyn.

7.

Es iſt nichts unredlicher, unfruchtbarer und für den geraden Sinn unausſtehlicher, als das Gerede, womit man dem Zwieſpalt mit der Religioſität auszuweichen ſucht, ja gar um ihre Gunſt und Anerkennung zu buhlen wagt: daß der Inhalt der (chriſtlichen) Religion und der Philoſophie derſelbe ſey, indem den Vorſtellungen des religiöſen Bewußtſeyns ein ihm fern liegender, ſelbſt entgegengeſetzter Sinn untergelegt wird, den man ſich unverhohlen auszuſprechen nicht getrauen darf. Die neue Erkenntniß iſt zwar nicht leere Aufklärung, welche das Poſitive der chriſtlichen Religion bloß negirt, aber ſie muß ihr bei *aller Anerkennung und Würdigung ihrer großen Ideen und Wahrheiten* auf beſtimmte Weiſe entgegengetreten und ſich nicht ſcheuen, als etwas Anderes und Neues zu erſcheinen.

8.

Der Proteſtantismus iſt der zerfallene Geiſt, aber der Geiſt. Der Catholicismus iſt nur noch eine geiſtloſe Geſtalt der Vergangenheit. Es iſt etwas nur ſo lange von welthiſtoriſcher Bedeutung, als es die Fähigkeit hat, ein Anderes aus ſich zu erzeugen, der Catholicismus hat dieſe Fähigkeit verloren. Er hat längſt aus ſich ſelbſt ſeine Negation, den Proteſtantismus erzeugt, der Proteſtantismus iſt in der Arbeit, die neue Religion aus ſich zu erzeugen. Iſt das Erzeugte da, ſo hat das, woraus es hervorgegangen, alle Bedeutung verloren. Religionen, die nicht die Fähigkeit haben, etwas Neues aus ſich zu entwickeln, und die, ohne ein ſolches aus ſich entwickelt zu haben, in geiſtloſe Erſtarrung übergehen, ſind unweſentlicher Art, wie der Islam. Die neue Religion wird nicht wieder eine neue, ſondern das Ende aller Endlichkeit aus ſich zu entwickeln haben, denn ſie iſt bis zum abſoluten Ziel der Weltgeſchichte hin perfektibel. Sie kann vom Denken und von der weiter reifenden Bildung nicht befeindet und untergraben werden, denn ſie iſt die Religion des Denkens, der Wiſſenſchaft und der reinen Bildung ſelbſt, oder dieſe ſelbſt als Religion, und ihr Hauptdogma iſt das nothwendige Reſultat des Denkens und ſpeculativen Erkennens, das Ineinsſehn Gottes und der Welt, und daß das Schickſal der Welt auch das Schickſal Gottes iſt.

9.

Die chriſtliche Religion, einſt ſo groß und allbeſtimmend in ihren Wirkungen, iſt jetzt nichts mehr als Subjektivität: Troſt, Stärkung, Erhebung für's Individuum in den Widerſprüchen und Erbärmlichkeiten des Lebens, unnatürlicher Verhältniſſe und einer vertrackten Welt, ein

Pflaſter für die Wunden des Herzens, ein Beſchwichtigungsmittel für den Unmuth des Geiſtes, ein Zaum und Sporn für den Pöbel. Welthiſtoriſches Princip, wie ſie es war, iſt ſie offenbar nicht mehr, ſie bringt keine weltgeſchichtlichen Ereigniſſe mehr hervor und beſtimmt nicht mehr den Gang der Weltgeſchichte.

10.

Die Vorſtellung älterer Zeiten von dem Zuſtand nach dem Tode, ihre Schatten- und Geſpenſterwelt, Himmel, Hölle und Fegfeuer, enthalten mehr Anſchauungen des Wahren, als die aufgeklärten Unſterblichkeitsanſichten neuerer Zeit. Die Auflöſung des geiſtigen Selbſtes in das innere Allgemeine iſt Proceß, und muß ſich nach der verſchiedenen Stufe und Beſchaffenheit dieſes Selbſtes richten, die Auflöſung des Nichtigen und Weſenloſen, des Böſen, Schlechten und Gemeinen iſt nur negativ, Ausſcheidung aus dem Weſen ins Nichtſeyn, das Weſenhafte bleibt im Weſen bewahrt, als identiſch mit ihm. Geiſter von großer Kraft der Selbſtheit, oder die noch im Sterben von Affekt, Leidenſchaft, pſychiſcher Gebundenheit an Daſeyendes gewaltig bewegt waren, können ſich wohl noch geraume Zeit gegen dieſe Auflöſung in der Ruhe des Fürſichſeyns, und, ſich in's Daſeyn zurückdrängend, in einer ſpuckhaften Beziehung auf Lebendes und Aeußeres erhalten. Würde ein ſolches Faktum unzweifelhaft erwieſen, ſo würde daraus gegen eine Anſicht, wie die unſrige, nichts zu entnehmen ſeyn. Auch das Reich des abgeſchiedenen geiſtigen Lebens könnte und ſollte ein Gegenſtand rein wiſſenſchaftlicher Forſchung ſeyn und was davon in die Erſcheinung fallen kann, muß mit wiſſenſchaftlichem Auge betrachtet werden.

11.

Wenn man bloß die Beſchaffenheit und Einrichtung des Organismus betrachtet, ſo iſt nichts verwunderlicher, als das natürliche Streben der organiſchen Weſen, zu dem im Organismus ſelbſt kein Grund vorhanden iſt. Unter der Bedingung nämlich, daß er nicht gewaltſam zerſtört und zerrüttet werde, müßte der Organismus ſeiner Einrichtung nach bloß mittels der Ernährung fort und fort ſich in ſich ſelbſt regeneriren und keine Kraftabnahme erleiden können *). Denn der lebendige Leib nützt ſich nicht ab, wie eine todte Maſchine, und das durch die Lebensthätigkeit Verlorne und Aufgewandte wird nicht nur organiſch erſetzt, ſondern es wird über den Bedarf der Selbſterhaltung hinaus ein Ueberſchuß bereitet, der zunächſt zum Behuf des Wachsthums und der Erſtarkung, dann zu dem der Fortpflanzung beſtimmt iſt. Auf dieſe Weiſe läßt ſich nicht abnehmen, warum nicht nur die Kraft der Jugend dahinſchwindet, ſondern zuletzt nicht einmal der Selbſterhaltung genügt wird und das vom Leben unterworfene und ſeinen eigenen Geſetzen entzogene Unorganiſche ſeine Natur entfaltet und in ſeine urſprüngliche Beſonderheit entfeſſelt ſich auflöſt. Was in dem Einzelleben als deſſen naturgemäße Auflöſung und Tod erſcheint, iſt die in keiner phyſiſchen Nothwendigkeit gegründete Rückkehr des Allgemeinen, der ſchaffenden Kraft ſelbſt in ſich, die in dem Einzelnen als belebendes Prinzip verendlicht iſt und die in der jetzt beſtehenden Welt nur in einem Wechſel von Bindung und Entbindung Exiſtenz haben und zugleich ihre Unendlichkeit behaupten kann.

12.

Was wir das Grundweſen nannten, iſt dasjenige, was in der Welt das Viele ward, der Dionyſos der My-

---

*) Schon in dem zarteſten, noch ſo kurz lebenden und durch äußere Gewaltſamkeit noch ſo leicht zerſtörbaren Gewächs iſt dieſe Einrichtung zur Unvergänglichkeit.

ſterien, der zerriſſene Gott, dem die *μεγιστη δημιουργια* zu Theil ward (Creutzer III. 382 ff.). In der Natur wird er das ſich äußerlich ausſchließende Viele, welches die Materie ausmacht, weiterhin im Reiche des Lebendigen und Geiſtigen das Viele der Selbſtheit und Ichheit. Das Beſondere aber hat die Kraft und den Trieb ſeiner Beſonderheit von jenem Inſichgehen, jener Selbſtergreifung des Grundweſens her, welches der Abfall war, auch erſcheint die Selbſtheit und Ichheit, die aus der Natur auftaucht, hier nicht zum erſtenmal und urſprünglich, ſondern ſie iſt das Wiedererwachen jener Urichheit, die älter iſt als die Welt, ſo wie Gott, wenn er Geiſt und Perſon wird, nicht hier erſt ſein Höchſtes erreicht, ſondern nur wieder wird, aber in der concreten Einheit mit einer realen Welt, was er ſchon vor dieſer geweſen iſt.

13.

Nur der ſieht ein, was es mit der durch Chriſtus geſchehenen Verſöhnung der menſchlichen Natur mit Gott auf ſich hat, der erkennt, daß dieſer vor jener Verſöhnung wirklich eine dem Menſchen feindliche, dunkle, fürchterliche Macht war. Gott als Weltweſen verändert in und mit dem Menſchen ſeinen Charakter. Er iſt in ſeinem Seyn und ſeiner Bewegung an das menſchliche Bewußtſeyn gebunden, das zwar weſentlich und urſprünglich von ihm bedingt iſt, aber in weltgeſchichtlicher Entwicklung nur ſtufenweiſe von ihm überwältigt und beherrſcht wird. Als jene Entzweiung des menſchlichen und göttlichen Weſens eintrat, welche die Menſchheit aus der ſtillen Contemplation der Urwelt in die Stürme der Weltgeſchichte hinüberwarf, wurde das göttliche Weſen aus der Region des offenbaren Bewußtſeyns, welche der Menſch als die ſeinige ergriff, in die der dunklen bewußtloſen Innerlichkeit zurückgeworfen, und wurde ſo zur ſchrecklichen negativen Macht, die den Menſchen aus der Tiefe herauf ängſtigte, ſo daß ſelbſt die Aeltern ihrer Kinder nicht ſchonten und ſie dem gräßlichen Tode opferten, um die furchtbare Macht zu verſöhnen und ihr Verlangen nach des Menſchen Selbſt zu beſchwichtigen.

14.

So lange die menſchliche Natur in ihrem Fürſichſeyn beharrte, blieb die Gottheit ſchrecklich, nicht weil ſich's eine unaufgeklärte Menſchheit ſo vorſtellte oder weil es auf einer gewiſſen Stufe des Bewußtſeyns ſo erſchien, ſondern in der That. Als ſich aber die menſchliche Natur in Chriſtus zur freien Selbſtentäußerung entſchloß, war die Härte jenes Charakters gebrochen, und Chriſti Opfertod war aller Opfer Erfüllung und Ende.

15.

Gott bedarf des Menſchen, weil er nur in ihm ſich ein Bewußtſeyn geben und in ihm zu ſich ſelber kommen kann. Der Menſch hat vor der Gottheit das wache Bewußtſeyn und Denken, den Beſitz ſeiner ſelbſt voraus, und in dieſem Bewußtſeyn muß ſie aufgehen, ſoll ſie zu ſich ſelber kommen, ſie kann ſich im Prozeſſe der Weltentwicklung kein Bewußtſeyn für ſich geben, ſie bedarf des Menſchen, um ſich aus ihrer Nacht befreien zu können, daher ſie beſtändig dieß Bewußtſeyn anruft, ihr aufzuthun und ſie in ſich ſeyn zu laſſen. Nur an der Stelle des menſchlichen Bewußtſeyns kann ſie offenbar werden, und ſo iſt ihr Trachten nur dieß, dieſe Stelle einzunehmen. Im ganzen Gange der Weltentwicklung hat die ſchaffende Macht etwas vor ſich, was ſie zu überwinden, das ſie in ſich latent zu machen, deſſen Stelle ſie einzunehmen ſtreben muß, und auf der gegenwärtigen Stufe dieſer Entwicklung iſt es des Menſchen Gemüth, das ſie vor ſich und zu überwinden hat, das ſie ſelbſt aus der Tiefe emvorgehoben hat, unter dem ſie aber — das Emporhebende unter dem Gehobenen — ſteht.

16.

So wie das Heidenthum die Religion der Gegenwart war, ſo iſt das Chriſtenthum ganz eigentlich die Religion der Zukunft zu nennen*), ja der in ihr ſich hervorthuende Drang zur Vernichtung der Endlichkeit (zum Weltende) geht ſchon bei den Stiftern derſelben bis zum Extrem einer die Vermittlung und Bedingung zu überſpringen trachtenden Schwärmerei, wie denn Chriſtus, die Apoſtel und erſten Chriſten den jüngſten Tag oder das Ende der Endlichkeit und die Zeit der Vollendung, der Erhebung des endlichen Daſeyns in die Abſolutheit des Geiſtes ſchon in eine nahe Zukunft ſetzen und auch die religiöſe Stimmung des altgermaniſchen Chriſtenthums auf dieſes Letzte hindrängte und in ſeiner Erwartung lebte.

17.

Der Geiſt der Zukünftigkeit, der dem ächten, alten Chriſtenthume eigenthümlich war, muß auch in die neue Religion übergehen, und die Gegenwart einem in der Zukunft liegenden abſoluten Ziele zu weihen und aufzuopfern geboten werden. Nur wird dieſer Geiſt, ſtatt, wie im Chriſtenthum, den Charakter der Schwärmerei zu haben, mit Klarheit und Beſonnenheit, welche die Bedingungen, jenes Ziel zu erreichen, kennt und achtet, verbunden ſeyn.

18.

Wenn ein anderer Stern als die Erde Bewohner hätte, ſo könnte er dieſe nicht anderswoher bekommen ſind aufnehmen, ſondern ſie müßten aus ſeinem Organismus weſentlich hervorgegangen und unabtrennlich von ihm ſeyn, da er eine in ſich geſchloſſene, organiſche Individualität iſt, ſo wie der Menſch mit allen ſeinen Kräften aus dem Organismus der Erde als deſſen höchſte Frucht hervorgegangen iſt und aus und in ihm ſein unabtrennliches Leben hat. Der andere Stern hätte demnach ſchon ſeine nothwendigen Bewohner, und Fremde auf ihn verpflanzen kann nur die Träumerei, der nichts unmöglich iſt.

---

*) Der Sinn für Gegenwart und Wirklichkeit, der ſich nach der Zeit der Kreuzzüge in den germaniſchen Völkern allgemein aufthat, iſt bereits als der Abfall vom Chriſtenthum zu betrachten.

19.

Die Welt iſt ein verwandelter Gott, und wie Gott die Welt geworden, ſo ſtrebt die Welt wiederum Gott zu werden; zugleich aber ſoll ſie nicht aufhören Welt zu ſeyn, und die Auflöſung des Widerſpruchs zwiſchen Weltſeyn und Gottſeyn iſt die Aufgabe der Weltgeſchichte. Ein bleibend Vollkommenes wird erſtrebt, zu dem ſich das jetzige Daſeyn nur als Mittel verhält, und unſer Leben iſt nicht Zweck für ſich ſelbſt, ſondern für ein künftiges, das aber nicht als eine Fortſetzung des individuellen Lebens unmittelbar nach dem Tode des Individuums zu faſſen iſt, ſondern als ein in ferner Zukunft liegendes, aus einer vom Innerſten ausgehenden Umwandlung des Univerſums reſultirendes höheres Geſammtleben der Geiſterwelt, was ja auch die ächt chriſtliche Anſchauung und der große Inhalt der Apokalypſe iſt.

20.

Gott im vollſten Sinne des Worts und individuelle Unſterblichkeit ſind nur noch im Streben der Natur und des Geiſtes. Unſere Sehnſucht reicht weiter als die Wirklichkeit dieſer ganzen jetzt beſtehenden Welt der Natur und der Geiſter, und noch giebt es für ſie kein anderes Leben der Stillung und Erfüllung, aber eine Welt der reinen Schönheit wird aus dem Untergang der jetzigen hervorgehen. Es iſt uns in keinem beſſern Jenſeits ſchon die Stätte bereitet, ſondern wir müſſen ſie uns ſelbſt bereiten aus dem Dieſſeits, es muß alles aus der Arbeit des Geiſtes hervorgehen und es wird ihm nichts geſchenkt; er hat nur, was er ſich ſchafft, und iſt nur, wozu er ſich macht; das Aegypten, in dem wir arbeiten, muß ſich durch unſere Arbeit ſelbſt in das gelobte Land unſerer Sehnſucht verwandeln.

21.

Das was der Idee nach ſeyn ſoll, kommt dem Menſchen in Form eines Glaubens an daſſelbe, als an Seyendes, zum Bewußtſeyn; die Wirklichkeit der Idee aber muß werden, und ſo thut ſich die Wahrheit in Form eines Irrthums hervor, der eine Negation derſelben durch den Verſtand nothwendig erzeugt. Die Art, wie der religiöſe Glaube die Ideen von Gott und Unſterblichkeit faßt, iſt eine in der Entwicklung des ſpekulativen Bewußtſeyns nothwendige, in ihrem Werthe anzuerkennende, aber ſie ſteht im Widerſpruche mit dem, was iſt und erfahren wird, und ſo muß ſich hier ein ſich gegen Widerſprüche und Unmöglichkeiten verhärtender Glaube, und ein an dieſen feſthaltender, läugnender Verſtand entgegenſtehen. Das Vernünftige iſt, ſich gegen die Erkennung des Mangels und Widerſpruchs nicht zu verſtocken, nicht vom Denken zu abſtrahiren oder ihm willkührliche Grenzen zu ſetzen, zugleich aber den Werth und die Wahrheit der religiöſen Ideen anzuerkennen, was beides zuſammen unmöglich iſt, wenn die Wirklichkeit der Ideen als eine werdende gefaßt und begriffen wird.

22.

Des Herzens Sehnſucht ſoll nicht verneint oder gar verſpottet werden, aber es iſt von ihr zu fordern, daß ſie Vernunft annehme, ſich in das Mögliche und Nothwendige füge und nicht verlange, daß das, was für das Weltall und die ganze Geiſteswelt erſt werden muß, für individuellen Wunſch und Bedarf ſchon ſey. Wer nicht Welt und Menſchheit als Eines faſſen, nicht ſein Selbſt in's Allgemeine erweitern und ſich in dieſem finden und beſitzen kann, wer ſich in einen Abgrund geſtürzt ſieht und in Deſperation geräth, wenn er ſich in der Gefahr ſieht, ſein beſchränkt individuelles Seyn dem Ganzen aufopfern zu müſſen, iſt an Geiſt und Gemüth ein Schwächling und zur Erfaſſung des Wahren untauglich. Wer vollends die Motive der Belohnung und Beſtrafung braucht, um ſich in den Grenzen eines rechtlichen und ſittlichen Handelns zu erhalten, gehört zum Pöbel, dem ſein Sporn und Zaum allerdings nicht entzogen werden darf.

23.

Es iſt einerſeits die Flachheit, die Gemüthloſigkeit, der Leichtſinn, die Leichtfertigkeit, welche das Aufgeben der gewöhnlichen Vorſtellungen erleichtert, und die Feindſchaft, der Zorn gegen das pantheiſtiſche Princip entſpringt nicht ſelten aus der Fülle eines edlen und tiefen Gemüthes; andererſeits iſt es aber auch die vom Pantheismus erforderte abſolute Reinheit der Geſinnung, welche macht, daß man ihn haßt und vor ihm ſchaudert. Die ſittlichen Anforderungen der chriſtlichen Religion ſtehen weit unter denen des ächten Pantheismus und wenn die Schrift auch in einzelnen Ausſprüchen das Höchſte berührt, ſo verunreinigt ſie es wieder durch eine Menge anderer der beſtimmteſten Art, in denen der Selbſtſucht Vorſchub gethan wird und Furcht und Hoffnung auf gemeine Weiſe zu Motiven des Handelns gemacht werden. Das Chriſtenthum kann nur deßhalb für jede Art von Bildung geeignet ſeyn, weil es nicht jene abſolute Sittlichkeit mit Ausſchließung alles Andern rein hervorhebt, und es iſt eine Ehre für die neue Religion, wenn ſie nicht wie andere dazu dienen kann, die Menge zu zügeln.

24.

Die Ausſicht auf Lohn, wenn auch auf himmliſchen *), iſt ein Beweggrund der Gemeinheit und Selbſtſucht. Der Pöbel fragt überall, was hab ich davon? Der Edle giebt ſich gern mit ſeinem ganzen Weſen hin, wenn er nur weiß, daß nicht alles ein leeres Spiel und eitles Streben ſey, daß die Geiſterwelt einem würdigen Ziel entgegengehe, daß ein die tiefſte Sehnſucht des menſchlichen Gemüthes befriedigendes Reſultat in der Zukunft liege. Die Verſöhnung mit dem pantheiſtiſchen Princip vermag dem edlen und gebildeten Geiſte dadurch zu Stande zu kommen, daß das Syſtem der Speculation dazu gereift iſt, das abſolute Reſultat der Weltgeſchichte in der Zukunft, ſo wie die der Welt vorauszuſetzende abſolute Freiheit zu erkennen; ſich auch dadurch nicht mit ihm verſöhnen zu laſſen, iſt Schwachheit oder Pöbelſinn.

25.

Daß die Gottheit auch das Niedrigſte wurde, verunehrt ſie nicht, ſondern es iſt vielmehr ihr Triumph, denn ſie bewährt eben darin ihre Abſolutheit und zeigt ſich als das Unendliche und Schrankenloſe, weil ſelbſt die Extreme der Verendlichung und Beſchränkung, in die ſie ſich begiebt, ſie nicht zu halten vermögen, weil ſie über ſie hinausgeht, ſie durchbricht und in ſich aufhebt, und durch dieſen Gang die Macht über ſie wird; wie im Chriſtenthum die Gottheit zu einem Menſchen- und Erdenleben erniedrigt, aber eben darin als die abſolute Macht angeſchaut wird, daß ſie aus dieſer bis zum Extrem des Todes gehenden Erniedrigung hindurchbrechend, in ſich zurückkehrt, und über die Endlichkeit, zu der ſie ſich herabbegeben,

---

*) In Schubert's Altem und Neuem ꝛc. ſagt einer auf die Frage, warum er ein Chriſt geworden: weil er wiſſe, daß die Chriſten in den Himmel kommen.

übergreifend und mächtig wird. Um dem Tod die Macht zu nehmen und der Verleiher des ewigen Lebens ſeyn zu können, muß Chriſtus ſelbſt in den Tod gehen *) und auf ſeiner Erniedrigung ruht ſeine Macht und Herrlichkeit; erſt durch dieſe Herablaſſung wird nach altchriſtlicher Lehre die Gottheit wahrhaft und weſentlich herrſchend in ihrer Welt.

26.

Man kann den Spinozismus als den für ſich gefaßten mittleren Theil des wahren und vollſtändigen Syſtems der Speculation anſehen. Er iſt das Univerſum in ſeiner Verſchlungenheit mit dem in die Natürlichkeit und endliche Wirklichkeit entäußerten Göttlichen gedacht, dem aber eine Sphäre geiſtiger Beziehungen und Facta vorausgeht, — an welche Stelle des Syſtems Hegel ſeine Logik geſetzt hat **) — und etwas nachfolgt, das wir oben anzudeuten verſuchten und das, obgleich von den Religionen zum öfteren ausgeſprochen, der Speculation bis jetzt am allerfremdeſten geblieben iſt.

---

*) „Es war ein wunderlicher Krieg,
Da Tod und Leben rungen,
Das Leben das behielt den Sieg,
Es hat den Tod verſchlungen.
Die Schrift uns erzählet das
Wie ein Tod den andern fraß.
Ein Spott aus dem Tod iſt worden.“

Luther.

Für den modernen Unſterblichkeitsglauben iſt ſo etwas ſinnlos.

**) Den wahren Anfang zur Wiedererkennung jener Facta (denn ſchon die alteſte Welt hatte ſie auf ihre Weiſe und, wie wir beweiſen können, mit großer Beſtimmtheit und Vollſtändigkeit erkannt) machte Jacob Böhm. Auch hier mußte der Geiſt wieder mit einer Art von Somnambulismus anfangen, wie die Weiſe der urweltlichen Erkenntniß eine ſomnambüle Symbolik iſt; aber ſchon bei Böhm geht dieſe Symbolik großentheils in reines Denken auf. Das Reinſte und Gehaltvollſte ſind die Anfänge ſeiner Schriften — Fundgruben der tiefſten Anſchauungen — den Stoff der bibliſchen Geſchichten ringt er vergebens zu überwinden.

IV.

1.

Es läßt ſich als ächte alterthümliche, aus einer vorhiſtoriſchen Zeit ſtammende Lehre unzweifelhaft darthun, daß ein vor der Weltentſtehung aus dem Urgeiſte, dem höchſten Gotte hervorgegangenes zweites Weſen *) anfangs in einem Zuſtande der Selbſtloſigkeit und ſeeliger Unſchuld in Gott geruht **), aus dieſem aber zum Wiſſen und Wollen ſeiner ſelbſt erwacht ***), mit Gott in Gegenſatz getreten ſey und ſich ſelbſt als Abſolutes habe ſetzen wollen †), in dem Widerſpruche dieſes Beſtrebens aber zu

---

*) Geburt des Dionyſos und Agdiſtis, der Metis und Athene aus Zeus, des Brama aus Wiſchnu u. ſ. w. (ſ. Urgeſch. des M.)

**) Daher die Sagen vom Paradieſe und goldenen Weltalter.

***) Eſſen vom Baume der Erkenntniß, von Jupiters Schaubroden, von der ſüßen Honigſpeiſe u. ſ. w. Pflücken der Nacht- und Todesblume, Sehen ſeiner ſelbſt, Sich-umſehen, Sehen in's Dunkle, in's Waſſer, Begattung (Erkennen nach dem Hebräiſchen). Bruch des Ehegeſetzes, Ehebruch. Zerbrechen der von Gott geſchriebenen Geſetztafeln (der Stier iſt es, der von den Schaubroden ißt, die Tafeln zerbricht, das Weib entführt, mit dem Mondweibe buhlt, in den Spiegel ſchaut ꝛc., denn immer iſt der Stier der zweite Gott).

†) Die Sophia will in's Pleroma eindringen, Adam vom Baum des Lebens eſſen, nachdem er von dem der Erkenntniß gegeſſen, was jener der Horos, dieſem der Engel mit dem Flammenſchwert verwehrt, Brama will die unendliche Säule erſliegen, die der höchſte Gott iſt, er will das Unendliche erreichen, Ixion will die Göttin umarmen, Tantalus, vom Göttertiſche geſtürzt, ſtreckt ſeine Hand nach der entwichenen Speiſe aus (ſ. Urgeſch. p. 82 f. des Pherecydes Ophioneus bekriegt den Zeus und hindert die Weltordnung.). Der fortfabelnden Phantaſie wird dieſes Streben des Grundes, das Abſolute zu faſſen, zu einer himmelſtürmenden Gigantomachie. So

Grunde gegangen, und nachdem es in Gott wieder zur Bewußtheit ſeiner und Gottes auferſtanden und die Ideen in Gott geſchaut *), in das Extrem der Endlichkeit und Aeußerlichkeit verſetzt worden ſey, deſſen ſymboliſche Hauptbezeichnung Waſſer (die feuchte Tiefe) iſt **). Das aber ſey die Entſtehung der Welt geweſen und aus dem Abgrunde, worein ſich die ſchaffenden Principien verſenkt, ſey Welt und endliches Leben emporgeſtiegen. Nach der Verſtörung der reinen urweltlichen Erkenntniß zerſtreuten ſich, mehr oder weniger entſtellt, dieſe einfachen Elemente in zahlloſe, an die verſchiedenſten Nationalitäten, Localitäten und Geiſtesrichtungen immer von neuem angeknüpfte und angepaßte mythiſche Geſtaltungen, aus denen aber doch noch möglich iſt, ſie auf ihre urſprüngliche Einfachheit zurückzuführen. Was wir oben angegeben, iſt der Schlüſſel zum Verſtändniß der älteſten Symbolik und Mythologie und mit Hülfe deſſelben läßt ſich eine Beſtimmtheit und ein Zuſammenhang in die Darſtellung der alterthümlichen Mythologie und Symbolik bringen, von der man bis jetzt kaum eine Ahnung gehabt.

ſoll auch der Babyloniſche Thurm bis an den Himmel reichen, wie die Giganten Berge thürmen.

*) Glaucus, der, nachdem er von der ſüßen Speiſe der Selbſtheit genoſſen und dadurch den Tod gefunden hatte (*Γλαυκος μελι πιων ανεϛη*), von Polyidus, dem Vielſehenden, erweckt wurde; Brama, der, nachdem er Buße gethan, die Urbilder der Dinge in Gott ſieht; Adam, dem das Protevangelium zu Theil wird; Elphin, dem Talieſin das prophetiſche Lied des Troſtes ſingt; der Stiergott Moſes, dem Gott, eh' er ihn in's Verborgene begräbt, das Land der Verheißung zeigt u. ſ. w.

**) Daher die Sagen von den großen Fluthen, in denen eine Welt zu Grunde geht und eine neue Zeit anhebt, die noachiſche, deukalioniſche Fluth, die brittiſche vom Ausbruch des Sees Llion und dem Fluthbezwinger Hu, u. ſ. w.

2.

Der ganze Geſtaltenreichthum heidniſcher Mythologie läßt ſich auf zwei große Gottheiten zurückführen, den groſſen Vater und die große Mutter alles Seyns. Dieſe Urmächte wurden auch unter den Symbolen der Sonne und des Mondes vorgeſtellt; nicht die Sonne und der Mond ſelbſt wurden urſprünglich göttlich verehrt, ſondern ſie waren ſymboliſch die Principien des Lichtes und der Finſterniß, des Ewigen, Göttlichen, Geiſtigen und des Leiblichen, Irdiſchen, Endlichen, auch Himmel und Erde genannt[*]), ſie beide ſchon vor dem Univerſum, vor dieſem Himmel und dieſer Erde, vor dieſer Sonne und dieſem Mond. Wenn aus der Nacht (Leto, Lato, Latona, λαθεῖν, latere) Sonne und Mond, Apollo und Artemis hervorgehen, ſo ſind dieß nicht wirklich dieſe Geſtirne, ſondern jene beiden vorweltlichen Weſen, deren Symbole dieſe Geſtirne ſind. In dieſem Sinne iſt die Sonne, wie bei den Aegyptiern, als Weltſchöpfer[**]) der Mond als die große Naturgöttin gefaßt worden. Der Sonnengott aber iſt der leidende, ſterbende, er geht unter im Tode des Materiellen, verliert ſeine Kraft, ſeine Mannheit durch das Weib[***]). Erſt verſinkt das aus Gott geborne Weſen in die Tiefe, oder wird vielmehr ſelbſt zur

---

[*]) Auch Gold und Silber, wie bei dem Ei und in vielen andern Fällen.

[**]) „Die Aegyptier dachten ſich die Sonne beſtimmt als Weltbaumeiſter, daher Herakles bei den Orphikern Demiurg. Von einem anfangsloſen Sem-Herakles hören wir bei den Aegyptiern: sacratissima religione Herculem Aegyptii venerantur — ut carentem initio colunt, nach Macrobius.“ Creuzer.

[***]) Oder es iſt ein böſer Gott, der ihm den Tod bringt, wie wenn Balder durch Locke, Siegfried durch Hagen, Memnon oder Hektor durch Achilles umkommt. Aber auch Hektors Weib iſt noch dem Namen nach des Mannes Feindin (Andromache); wie Deianire, die Mannverderbende (Urgeſch. p. 54).

Tiefe, zum Abgrunde, dann muß auch der höchſte Gott in Tod und Finſterniß hinab, um ſich wieder emporzukämpfen zu Licht, Leben und Freiheit *).

3.

Gott und jenes andere Weſen ſind in alter Mythologie Mann und Weib, letzteres auch Tochter und Sohn, Schweſter oder Bruder des höchſten Gottes (ſ. Urgeſch. p. 24). Es ſelbſt ſtellt ſich als Eines und als Gedoppeltes (im Selbſtbewußtſeyn) dar; im letztern Fall ſind es gleichfalls Mann und Weib (wie Adam und Eva, Meſchiah und Meſchianeh), oder Brüder, Bruder und Schweſter. Die Identität des Andern im Selbſterkennen ſpricht noch z. B. der Mythus von Narciſſus aus, der ſich ſelber im erblickten Bilde liebt **). Sich-Begatten war der Sprache Sehen und Erkennen, und dem Mythus Sich-Begatten und Sehen ein Bild des Erkennens. Die Narciſſusblume iſt daſſelbe, was der Erkenntnißbaum und der Reiwabaum, in dem das perſiſche Menſchenpaar erſt androgyniſch zuſammenlebte (ſ. Urgeſch. u. unten).

---

*) „Alle höhern Religionsſyſteme des Orients gehen von der Grundidee aus, daß, wo nicht das Höchſte ſelber, το αγαθον, in alle Theile des Univerſums einträte und ſelbſt auch das Bedingteſte bedingte, keine Weltordnung, kein κοσμος, kein wahres Seyn denkbar wäre. Nur durch dieſe Entäußerung des großen Gottes iſt dieſer Beſtand der Welt möglich." Creuzer.

**) Wie Bacchus ſich im Spiegel ſieht. „Alſo iſt das Leben in drei Theilen, als das Innere erſtlich, welches iſt Gottes ewige Verborgenheit im Feuer. Davon das Leben urſtändet, und zweitens das Mittlere, welches iſt von Ewigkeit als ein Bildniß oder ein Gleichniß Gottes in großen Wundern ohne Weſen (d. h. bei J. Böhm ohne Seyn, Wirklichkeit, nur potentiâ nicht actu ſeyend) geſtanden; in welchem Gottes Luſt geſtanden iſt, gleich als ſich ein Menſch in einem Spiegel ſelber ſiehet, drittens hat dies Bildniß in der Schöpfung wieder einen Spiegel bekommen, ſich zu beſehen, als das äußere

4.

Nicht das Negative, die Nacht, das Wüſte und Leere ſetzt die Urreligion an die Spitze des Syſtems ihrer großen Anſchauungen, ſondern ein rein ideelles Prinzip, welches als die durch alles hindurchgehende, alles Endliche in ſich ſetzende und zugleich aufhebende abſolute Macht (nicht als das Abſtraktum) Zeit (Chronos, Sem-Herakles, Zeruane akarene, die „anfangsloſe, unendliche, nimmer alternde“ Zeit) heißt. Tritt es in den Gegenſatz zweier Principien, ſo heißt es Himmel, Sonne gegen Erde und Mond *). Unter den Thierſymbolen gehört ihm vor Allem der Vogel (Adler, Falke, Schwan, Taube ꝛc.), dann die Schlange, der Löwe, das Roß u. ſ. w., dem andern Princip hauptſächlich der Stier. Das erſte, ideelle Princip macht ſich zum zweiten durch Entäußerung, durch Negation ſeiner ſelbſt, welche ein Ausſprechen ſeiner ſelbſt (des Vogels Sterbegeſang), ſo wie es ſelbſt, als das ſo aus ſeiner Subjektivität heraustretende, ſich offenbarende, das Wort (Honover, Logos) und Lied (Homanes, ὕμνος) heißt **). Durch dieſes Ausſprechen entſteht zunächſt die Finſterniß, der Abgrund (eines der gebräuchlichſten Symbole dafür iſt auch das Waſſer, die Waſſertiefe, welches nachher bei

---

Principium, welches auch eine Figur des Ewigen iſt, und in dieſe Figur hat ſich das Bildniß vergaffet, daß ſie hat geimaginiret und das äußere Bildniß eingenommen.“

Jacob Böhm.

Dieſes „äußere Principium“ iſt in den Mythen als Weib, das verführende, Sünde, Tod und Endlichkeit bringende Weib, die Spinnerin, Weberin des Endlichen, das böſe Zauberweib, die Täuſcherin Maja.

*) Was vor dem Mond (dem zweiten Princip) iſt, iſt das allerälteſte, daher der Ausdruck προσεληνος, vormondlich.

**) Der vorchriſtlichen Symbolik hieß der Theos deuteros nicht das Wort.

der Weltſchöpfung wieder vorkommt) in dem der Geiſt nur noch als Hunger, Sehnſucht, Suchen *) iſt, und aus dem er ſich in ein neues Seyn zuſammenfäßt, in eine dunkle Selbſtheit, die Baſis zu ſeiner Rückkehr in ſich, zum Lichtaufgang. Im Durchbrechen dieſes Grundes (Blitz, Feuer) entſteht Dualität, der Streit zweier Principien, und in dieſem Streite den dunklen Grund überwindend und ihn zum Innern ſeiner ſelbſt machend (verzehrend, verſchlingend) geht der Geiſt im Feuer auf, das wiedergeborne Licht aus der Nacht des Todes, in welchen es ſich ſelbſt gegeben.

So entſtehen die drei Principien, die Götterdreiheiten alter Religionslehren, wovon das dritte das wiedergeborne erſte, das zweite aber ein neuerzeugtes iſt, wie die drei Principien des Pherecydes, Zeus, Chthonia, Chronos, —. Kneph-Ammon, Oſiris mit Iſis-Athor-Neith und Phthas — Baal, Aſtarte, Melkarth u. ſ. w, in dualiſtiſcher Entgegenſetzung Zeruane akarene, Ahriman und Ormuzd. Die dualiſtiſchen Religionen, die mit dem Pantheismus brachen, machten die Schlange (den Agathodämon) zum Symbol des böſen Geiſtes. Der Zeus der Griechen bekam zwei Elemente in ſich aufzunehmen, denn man verwechſelte den (wie die Chochmah) zum König geſalbten Stiergott mit dem abſoluten Weſen. In ſeiner Stiergeſtalt iſt Zeus der zweite Gott, aber als Schwan, Adler ꝛc. das abſolute Weſen. Dieß muß man wiſſen, um ſich in der griechiſchen Mythologie zurechtzufinden.

5.

Aus dem Unbeſtimmten der Entäußerung, aus Waſſer und Nacht kommt das Ei, in welchem die nachher daraus hervorgehenden Principien noch eingehüllt und ver-

---

*) S. Schelling's Gottheiten von Samothrace, und unten über den hungernden Eriſychthon, Talieſin, Ganeſha.

ſchloſſen ſind. Es iſt ein Zwillingsei, oder theilt ſich in zwei Hälften, in Himmel und Erde, d. h. zwei entgegengeſetzte Principien, des Göttlichen und Endlichen, gehen daraus hervor *), oder es kommt ein Doppelweſen, oder ein Gegenſatz von Geſchwiſtern daraus; das abſolute Weſen ſelbſt, welches das Ei erzeugt, gebildet hat, und ein zweites, neugewordenes werden aus dem Ei geboren; zum Theil wird auch nur das abſolute Weſen, als verjüngt aus dem freiwilligen Tode der Entäußerung und dem Ei hervorgehend, aufgeführt. Noch vor der Entſtehung der Welt war dieſes Ei, es iſt das älteſte der aus Waſſer und Finſterniß gewordenen Dinge, das Ei der Nacht (der Leda, welche Eines iſt mit Leto, Latona, welche Sonne und Mond gebiert). Das Ei iſt dieß, daß ſich

---

*) Wie nach einer der orphiſchen Kosmogonieen, oder nach Menu's Geſetzbuch:

„Der nachdenkend aus eignem Leib ſchaffen wollend der Weſen viel,
Waſſer erſchuf er da zuerſt, des Lichtes Saame ward erzeugt;
Ein Ei war es, wie Gold glänzend, leuchtend dem Tauſendſtrahler gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brahma, Ahnherr des Weltenalls.
In dem Ei ſaß nun ein Jahr lang nichts thuend jener Göttliche,
Selber dann durch des Geiſtes Sinnen hat er das Ei entzwei getheilt.
Aus den getheilten Stücken dann bildete Erd' und Himmel er."

(bey Schlegel). Wenn auch die Darſteller ſelbſt die alte Lehre, die durch ſie auf uns gekommen iſt, nicht mehr verſtehen und vielfach verwirren, ſo muß man ſich doch nicht täuſchen laſſen. Dieſes Ei iſt zunächſt kein Weltei, in dem Sinne, daß die Weltentſtehung unmittelbar dadurch bezeichnet ſeyn ſollte (vergl. unten), ſondern es iſt vor der Welt, und Himmel und Erde, die daraus hervorgehen, ſind nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen, ſondern in dem unter 2) angegebenen Sinne. Ueberhaupt ſprechen die Kosmogonieen großentheils nicht, wie es ſcheint, von unmittelbarer Weltentſtehung, ſondern, wenn es auch die Erzähler nicht mehr wiſſen, von vorweltlichen Factis und Erzeugungen.

das entäußerte göttliche Weſen in den Grund, in das Centrum zuſammenfaßt, in dieſem dunklen Grunde, den es zu durchbrechen hat, iſt das Lichtweſen eingehüllt, daher das Ei nach Menu der Lichtſaame iſt, ein Goldei *), oder es beſteht aus Silber und Gold, woraus nachher Himmel und Erde wird, d. h. die beiden Principien ſind noch ungeſchieden in ihm, und Licht in Finſterniß eingehüllt. Der Lichtſaame geht auf, das Ei zerbricht, da kommen zwei große Weſen hervor, der in ſeine Freiheit zurückgegangene abſolute Geiſt, und der in's Licht erhobene, zum Innern des abſoluten Geiſtes gewordene Grund, der geiſtige Stoff alles deſſen, was werden ſollte, der zweite Gott, der Stiergott, der Stier Abudad, der vom Sonnenſtrahl geborne Apis, auch der Mondſtier und die Mondgöttin (wenn dagegen der abſolute Geiſt die Sonne iſt), der Stiergott Dionyſos, Sohn, Tochter, Weib, Mutter des erſten Gottes (ſ. Urgeſch. Einleit.), beides zuſammen der Phanes der Orphiker, der mit den Symbolen des ewigen Weſens, Vogel, Schlange, Löwe, auch das des Stiers vereinigt. (Ueber Ausdruck: taurus draconem et draco taurum genuit, ſ. Urgeſch. Anmerk. zu §. 1.).

Er ſelbſt, der Stier oder zweite Gott, iſt zwar einerſeits Weib, hat aber auch als Mann ein Weib, das buhlende, täuſchende Weib der Endlichkeit, er der Mondſtier und Mondmann, ſie die Mondfrau. Auch das Ei, aus dem ſie hervorgegangen ſind, iſt ein Mondei. Die

---

*) Auch von einem Goldgrund hören wir. Denn durch "goldener Boden" wird Canobus vom ägyptiſchen Prieſter erklärt. Das Goldei aus den Waſſern, aus dem der Lichtſaame aufgeht, iſt auch die Offenbarungsinſel Delos (δηλος, offenbar), auf der die Nacht Latona die beiden Principien gebiert. Die Inſel in dieſer Bedeutung heißt auch die Mond- oder Stierinſel (Mond und Stier als zweites Princip), das Land des Eies ('N, i, Inſel, Ei, Eiland), als Berg oder Fels, der in den Waſſern ſich bildet, der Mond- oder Stierberg ꝛc., worüber das Weitere unten.

Frauen im Monde gebären Eier. Das Ei der Helena ſollte vom Monde herabgefallen ſeyn *). Ein Ei ſollte einſt vom Himmel in den Euphrat gefallen ſeyn, Fiſche trugen es an's Ufer, Tauben brüteten es aus und daraus kam Venus, gleichwie auch Semiramis aus dem Taubenei geboren iſt.

6.

Das ewige Weſen iſt der Kneph der Aegyptier, der das Ei haucht, der Uräus, die Flügel- und Falkenſchlange **). Dieſes Hauchen des Eies iſt das Ausſprechen des uranfänglichen Wortes, denn das ewige Weſen ſpricht ſich aus, und dieſes Sprechen iſt ſeine Selbſtentäußerung, daher der Schwan, der als Zeus, Ledas Gemahl, das Ei erzeugte, ein Sterbelied ſingt, was auch nach Philoſtratus der ſich ſelbſt verbrennende Phönix thut, der daſſelbe iſt. So iſt Kneph Knuphi, das perſiſche Urwort **Honover** (Hebr. **Knuph** — **Hnov** — hebr. canaph, Flügel, *κωνωψ*, Fliege), das geflügelte Wort, *επος πτεροεν*, ein Ausdruck der Dichterſprache, der wohl von anfänglich höherer Bedeutung war. Aus dem Ei des Kneph geht Phthas, der zweite Weltbildner hervor.

---

*) Sie ſelbſt iſt die Mondgöttin (ſ. unten) mit dem Mondſtier Paris (פר), wie Europa die Abendgöttin (עלב) mit Zeus in Stiergeſtalt, in beiden Fällen das Weib vom Stier geraubt.

**) „Dem Knuphis war die Schlange, die man Uräus oder Agathodämon nannte, beigeſellt. Kneph heißt der ungeborne und unſterbliche Gott, die Schlange als Kneph hatte bei den Aegyptiern einen Falkenkopf. Kneph-Amun als Falkenſchlange, Bild des guten Lichtgeiſtes (*το αγαθον* der Griechen).“ Creutzer.

Nach einem alten Schriftſteller „war das erſte göttlichſte Weſen eine Schlange in Falkengeſtalt. Blickte ſie auf, ſo erfüllte ſie alles mit Licht in ihrem heimiſchen Urlande, ſo oft ſie aber die Augen ſchloß, war Finſterniß.“ Heilige Töne, herübergerettet zu uns aus dunkler Urzeit! Die ſehende Falkenſchlange iſt der bewußte Geiſt, das Augenſchließen die Nacht der Entäußerung und Bewußtloſigkeit. Vom Phönix als blindem Adler und blindem (geblendeten) Sänger, und den Sagen von den blinden Dichtern und geblendeten Sängern, ſ. unten.

Der Drache Chronos, das abſolute Weſen, zeugt das unbegrenzte Chaos, den feuchten Aether und finſtern Erebus, das ſind die Bilder der Entäußerung; um das Andere ſeiner ſelbſt zu werden, verliert er ſich im Extrem der Objektivität, ſetzt ſich aus ſich ſelbſt hinaus, wird zu einem Abgrunde der Bewußtloſigkeit, des Vonſichſeyns. In dieſem Zerfloſſenſeyn ſeiner ſelbſt, dieſem Waſſer des dunklen Abgrundes faßt er ſich wieder in ein Seyn zuſammen, in das Ei, welches die Elemente alles Daſeyns und Lebens verſchließt. Aus dem Ei kommt Phanes, ein Doppelweſen, aus dem wiedergebornen Drachengott und einem zweiten, dem Erzeugniß des Prozeſſes der Entäußerung, dem Stiergotte beſtehend (vergl. Urgeſch. Anmerk. zu §. 1.), weßhalb er die Stierköpfe hat. Phanes aber iſt das ägyptiſche Eneh, Aneh (altgriech. ἔνος, lat. annus) mit dem Artikel Ph: Phenech, Phanech, alſo jene unendliche Zeit, das abſolute Weſen ſelbſt wieder, das aber jetzt nicht mehr allein und einfach iſt, ſondern ein anderes Erzeugtes in ſich enthält. Dieſer Pheneh, Phenech (das orientaliſche ח als ch, g, k) iſt der Phönix, der ſich ſelbſt verbrennende und wieder erzeugende Wundervogel, er iſt daſſelbe, was die Flügelſchlange, die Schlange mit dem Falkenkopf, oder der Schwan der Leda, der hauchende Kneph, das geflügelte Wort, der geflügelte Eros als älteſter Gott, der ſingende Schwan, gleich welchem auch er, der Phönix, ein Sterbelied ſingt *), der eben ſo ein Ster-

---

*) In der Edda heißt der Schwan anthyrna, vom tönenden Horn. An, ant, gan, gant iſt gemeinſchaftlicher Laut für Ente, Gans und Schwan, und heißt Zeit, von An-, Aneh, Ganeh (ע als g). Eneth, Geneth ענת, wie die Taube Jonah, Gonah, ſ. unten. Ganz Syrien verehrte den Phönix als Taube, und Samarias Einwohner beſchnitten die Kinder im Namen der Taube.

belied ſingende Adler Arion (ſ. unten), oder der Adler,
der vom Scheiterhauſen des punischen Melkarth auf-
ſteigt *). Der Flammentod des Phönix und des Melkarth
iſt auch der des Herakles. Melkarth ſteigt als Adler vom
Scheiterhauſen empor, Herakles, ſich ſelbſt verbrennend
auf dem Scheiterhauſen, wird in Gottheit verklärt und
mit der Göttin der Jugend vermählt, die mit dem Adler
gebildet wird, der der Phönix iſt, der Phönix des Bran-
des, φλεγυας. So rettet ſich der Phönix Aeneas (Eneh)
aus dem Brande, trägt auch ſeinen Vater fort und be-
gräbt ihn, wie nach Herodot der Phönix, und nach dem
Orakel bei Homer ſoll der errettete (μοριμον δε οι εστ'
αλεασθαι), und ſein Geſchlecht über Troja herrſchen in
Ewigkeit. Ilias XX, 308. Hymn. a. Aphrod. v. 194.
105.). Im Wetter mit feurigen Roſſen fährt Elias zum
Himmel, über welchen künftig ein Mehreres.

7.

Indem der im Centrum verſchloſſene Geiſt (Janus Clusius) das Centrum eröffnet (Patulcius), entſteht Dualität und Widerſpruch, der erſte Krieg, der Kampf des Inſichſeyns des Grundes und des darüber hinausgehenden Geiſtes, eine Bewegung, die man bildlich Rotation nennen kann **), und die Jacob Böhm das Rad der Geburt

---

*) Auch vom Scheiterhauſen Memnons fliegen Vögel auf.
Memnon der Schwarze iſt der Phönix im Nachtlande (ſ. unten).
Da iſt er der tönende, das zeugende, ſchaffende Wort der Entäuße-
rung. Er fällt im trojaniſchen Kriege durch Achilles, wie Hektor,
und iſt daſſelbe. Zwei Sagen, in deren einer Hektor, und in deren
anderer Memnon der trojaniſche Held war, hat man ſo vereinigt,
daß man ſagte, Memnon ſey nach Hektors Tode der Trojaner Vor-
fechter geworden. — Immer vereinigt, wie die Sprache, ſo der My-
thus, Dunkel und Ton.

**) Dieſe Bewegung des Widerſpruchs erneuert ſich, da der
Grund ſich zum Ich gemacht und als Ich das Abſolute faſſen will.

nennt; aber im Feuer wird das Centrum überwunden und der Geiſt geht als ſiegendes Licht über der Indifferenz des Grundes auf. Da iſt er der Phönix, der ſich aus der Flamme verjüngt, der Sonnenvogel, der Adler mit rothem und goldenem Gefieder, und in's Heiligthum des Helios bringt er ſeinen geſtorbenen Vater, den er in's Myrrhenei gelegt, und der er ſelber iſt, als der entäußerte *).

Als der überwindende Starke iſt er der Löwe, der Phönix Herkules mit der Löwenhaut, und das aus Waſſer, Nacht, Schlamm und Ei hervorgehende orphiſche Wunderweſen iſt Vogelſchlange und Löwe, der Stier aber, in ſich ſelbſt ein Doppelweſen (die Stierköpfe), wie Protogonos mit dem Stier zuſammen Mannweib iſt, iſt ſein Erzeugniß. Aus Vogel und Löwe in Vereinigung entſteht die Geſtalt der Greife, der Adlerlöwen, wie der Vogel, das erſte Bild des höchſten Weſens, auch mit denen der Schlange und des Roſſes vereinigt ward.

---

das iſt dann z. B. Irion, der die Göttin umarmen wollte und auf's Rad gebunden wird. — zum drittenmal kommt jene Bewegung vor bei der Aufregung des Naturgrundes, wovon oben in den Bemerkungen zu §. 5. die Rede war. Vergl. Urgeſch. p. 40 u. 77 ff. In dieſen Beziehungen heißt der Vogel (Schwan, Adler u. ſ. w.) der Kriegende, wie der Aar Ares der Kriegsgott, und der Adler das Kriegeszeichen, der Schwan der Krieger in jenem von Kanne angeführten weſtphäliſchen Kinderreim iſt.

*) Aeneas (Eneh) heißt in Vater und Sohn der Phönix des Feuers, oder der Aſche: Anchis-es, Anech-is, von אש, esh, Eſſe, heiß, iſl. eisa, Aſche u. ſ. w., wie Aesculap, Esh-caleb, der brennende Hund (Hundsſtern), — und Ascanius, Asc-aneh, von aska, Aſche (Verbranntes), ἐσχαρα, Heerd u. ſ. w. Auch Herkules heißt wahrſcheinlich Adler (Phönix) des Feuers, von einem noch im Lettiſchen und Curländiſchen vorhandenen Wort Ehrgel (poln. Orzel), Adler, und esh: Ergel-es, Hercles (Hercle), Hercules, gräciſirt Heracles, indem es als Endung genommen wurde (wäre es nicht von urſprünglicher Bedeutung, ſo hieße Hercules bloß Adler). Ueber erg-herc- in der Grundform hverg-, wovon auch querc- und kerk- (der Habicht κιρκος, der fabelhafte Vogel Kerkes), ſ. unt. mehr.

8.

Die Falkenſchlage blickt auf, da wird's Licht in ihrem heimiſchen Urlande, ſie ſchließt die Augen, und es wird Finſterniß. Mit geſchloſſenen Augen, nicht ſehend, blind ſpricht das ewige Weſen das Wort ſeiner Offenbarung aus, und dieß Ausſprechen ſeiner ſelbſt eben iſt ſein Erblinden. Daher die Sagen von blinden Sängern, wie Oſſian, Phemius, Thamyris, Homer, wie denn Homeros ſelbſt blind und dunkel heißt, *ἀμαυρος*, *ὁμηρος*, arab. homi, blind (von der Stammform); umbra ſt. umra, wie *γαμβρος* ſt. *γαμρος* *). Thamyris kann mit den indiſchen tamaha, tamisra, dunkel, Finſterniß, deutſch: Dammer, wovon dämmern (wie Hammer, hämmern) verglichen werden. Jenes Blindſeyn nun iſt daſſelbe, was ſonſt auch der Tod heißt, wie wenn der Phönix oder der Schwan im Sterben ein Lied ſingt; der blinde Sänger und der Sänger im Tode ſind Eines. So ſpielt Simſon geblendet den Philiſtern vor und an dieſes Singen des blinden Gottes knüpft die Sage ſeinen Tod, dieſes Blindſeyn iſt vielmehr ſchon ſein Tod. Auch iſt der Phönix als der König und Wahrſager Phineus der blinde, geblendete, ein Phineus ſollte in einen Adler verwandelt worden, und *φινις*, *φηνη* (Eneh, Ph-eneh) eine Gattung von Adlern ſeyn. Wie die Falkenſchlange die Augen ſchließt und öffnet, ſo wird auch Orion oder Oarion (Arjon, Arion, Aron, Aaron) **) geblendet und bekommt ſein Ge-

---

*) Die homeriſche Sängerſchule trug noch von dem blinden Gotte den Namen, wie die orphiſche. Von dem redenden Eſel Orphe ſ. unten.

**) Germaniſche Formen des Wortes Aar ſind: Or, arn, earn, örn, (*ὀρνις*) Aaurn, Uven, Arend, Ahrnt (*ὀρνιϑ-ος*). Dieſe Laute heißen auch dunkel und blind (auch Waſſer, Urne u. ſ. w.), ſ. unten. Der entäußerte Lichtgeiſt hieß der blinde Adler und der blinde Eſel, überhaupt der blinde, dunkle, verborgene, ſchwarze, ſo wie der Erſicht wieder. Ueber den blinden Eſel als zeugendes Wort ſ. unten.

9.

Der Mann der Ceridwen heißt Tegil Voel, die kahle Klarheit, das iſt, wenn hier Haar, wie ſonſt in den Mythen, Licht iſt, der ſeines Lichtes beraubte Lichtgeiſt, wie der Lichtgott Simſon mit den Haaren ſeines Hauptes ſeine Lichtkraft verliert *). Tegil Voel iſt alſo der Lichtgeiſt in der Entäußerung, ſein Land liegt mitten im See von Tegil, hier wieder Waſſer und Inſel; das Ei erſcheint zwar nicht im Mythus, aber im Namen der Tochter Greirwy, welche Zeichen des Eies heißt, wie Blywy die Fortbringerin des Eies. Der blinde Morda, der das Feuer unter dem Keſſel ſchürt, und der häßliche Avagdu, der durch den Zauberſud verklärt werden ſoll, ſind, wie die Kahlheit, Bilder der Entäußerung, der Finſterniß, der Bewußtloſigkeit und Ungeiſtigkeit. Wie das Ei, theilt ſich der Keſſel in zwei Hälften; der kleine Gwion iſt der aus der Nacht aufgehende, zu ſich kommende Geiſt, dem die drei geſegneten Tropfen aus dem Giftkeſſel Weisheit geben. Er flieht das böſe Zauberweib, das ihn vernichten will, und eben dieſe Flucht iſt ſeine Geburt aus ihr. Aus dem Negativen, aus dem, was ihm feindlich iſt, worin er aufgehoben iſt, geht der Geiſt hervor. Als

---

mattete, Kranke, Todte, der Todte des Waſſers, die Stimme des Abgrundes, oder der Schlafende, Trunkene, Vonſichgekommene, Raſende. Wein und Trunkenheit wird insbeſondere mit dem Eſel und Eſelgotte verbunden.

*) In dieſem Sinne war z. B. auch Silen (ſ. unten) der Kahle (senex laevis). Vergl. mane, früh (d. i. Helle), Mähne — jubar, Glanz, juba, Mähne, — *φοιβος*, hell, *φοβη*, Haar, Mähne — fax, Fackel, ſkandin. Mähne, Hrymfaxr, Skinfaxr — Strahl, ſtrählen (kämmen) — seta Haar, Zotte, sudus, hell, sidus, Geſtirn, der brennende Hundsſtern *Σωθις*, *Σηθ*, ſieden, Süden.

ſchwarze Henne verſchlingt ihn Ceridwen, da er ſich in ein Weizenkorn verwandelt, da iſt er der Phönix im Nachtlande, als Nahrung- und Lebengeber in der Entäußerung, Hermes eriunios, Erichthonios, Trophonios, ſ. unten — aus der ſchwarzen Henne der Nacht wird er geboren als König Talieſin, die Strahlenſtirne. Jetzt hat der Kahle ſeine Lichtkraft wieder erlangt, und iſt der allwiſſende, allweiſe Barde und Prophet. Der zweite Gott iſt hier der arme Elphin, über welchen unten.

In dem verchriſtlichten Liede, das Hanes Talieſin ſingt, bezeichnet er ſich als ein Weſen, deſſen Heimath die höhere Welt *) und das zu allen Zeiten und überall geweſen, durch alles hindurchgegangen, alles Lebens Schickſal erfahren habe — als den Phönix.

10.

Der Geiſt, der ſich aus der Nacht der Entäußerung und aus dem dunklen Grunde in ſich zurückgebiert, flieht die Mutter, die ihn verderben will, wie der Phönix Gwion-Taliesin, oder der Mythus ſagt, er habe ſich der Umſtrickung und Verlockung des buhleriſchen Weibes entzogen, wie Joſeph, Bellerophon und Tennes, und von letzterem weiß er noch, daß das Weib ſeine Mutter war, denn der gebärende Grund iſt des Phönix Mutter und Weib. Als Joſeph flieht er das verlockende Stierweib und läßt ihr den Mantel zurück, das dunkle Gewebe der Endlichkeit, wie dem Elias, wenn er flammend zum Himmel fährt (wenn er im Feuer aus dem Grunde aufgeht), der Mantel entfällt **). In Gefahr, Gefangenſchaft und Tod bringt

---

*) „Meine Urheimath iſt das Land der Cherubim. Ich war mit meinem Herrn in der höhern Welt, als Lucifer fiel in die hölliſche Tiefe. Ich wohnte im Königreich der Dreieinigkeit.“

**) Ueber Mantel, Kleid, Gewebe, Schleier in der ihn das Weib. Aber er iſt der Unbeſiegbare, der nicht zu feſſelnde, der Unbefleckte auch in der Sphäre der Endlichkeit, der Unſterbliche auch in den Reichen des Todes. Aus Knechtſchaft und Gefangenſchaft *) erhebt er ſich zu Hoheit und Herrſchaft, aus dem Tode erſteht er als neues Leben, aus der Finſterniß geht er auf als das reine ewige Licht **).

Tennes, bei dem ſich die Geſchichte von Joſeph und Bellerophon wiederholt, und bei dem noch ein eigenes wichtiges Moment, die richterliche Strenge hinzutritt (die Tenediſche Art, die Flügel- und Schwanenart, worüber unten, 19), iſt im Namen ſeines Vaters der Schwan (Cycnus), in ſeinem eigenen die Schlange, der Drache תנן, τηνος, anguis (**Hesych**), wie der blutige Geſetzgeber Drako. Er wird in die Fluthen geworfen, wie der Adler Arion in's Meer ſpringt, entkommt, wird König in Tenedos und göttlich verehrt, wie ſich Joſeph aus dem Kerker zu Hoheit und Ehren erhebt. Man vergleiche was unten unter 22 über die Phönixtaube Jonah zuſammengeſtellt iſt. Den wirklichen Tod ſtirbt die Taube **Jonah-Oannah-Joannah** als Täufer Johannes, dem auch ein buhleriſches, feindſeliges Weib den Untergang bereitet ***), aber als auf-

---

Folge. Hier ſey einſtweilen an das Kleid der Orphiker, in welches das Ei gewickelt war, an den Mantel in des Pherecydes Cosmogonie und an das blutige Giftkleid der Deianira erinnert.

*) Auch der Phönix Talieſin war im weißen Berge, „in Ketten und Banden Jahr und Tag.“

**) In weiblicher Geſtalt: Veſta. In einem ganz andern Sinne (als widerſtrebende Selbſtheit) war z. B. die Mondgöttin die keuſche.

***) Eine feindliche Königin iſt es, die den Cyrus beſiegt und deſſen Haupt in den Blutſchlauch taucht, wie des Johannes blutiges Haupt in die Schüſſel gelegt, des von der Judith getödteten Holofernes Haupt in den Sack geſteckt wird, worüber ſogleich unten.

erſtandenen zeigen ihn noch Spuren in den Sagen (Z. B. Matth. XIV, 2. Marc. VI, 14—16.). Auch den Jünger Johannes mit dem Adler und Schlangenkelch (über den Kelch ſ. unten), machte die Sage zum unſterblichen, und man ſchrieb ihm beſtändige Jungfräulichkeit zu; wie Joſeph, Tennes, Bellerophon, war auch die Taube Jonah die keuſche geweſen, und das iſt noch eine Spur davon. Der indiſche Prieſterkönig Johannes in der Sage vom Gral iſt gleichfalls die Taube Joannah, und der Gral ſelbſt wandert als Phönix von Morgen nach Abend, von Abend nach Morgen, d. h. aus Licht in Finſterniß, aus Finſterniß in Licht.

11.

Das Haupt der gemordeten Taube Joannah *) wird in die Schüſſel gelegt, das iſt der κρατηρ γονιμος, als Blut- und Todeskelch der Zeugung und Lebensſchöpfung, die Schüſſel des Grals, des Abendmahles und Blutes Chriſti als des ſpeiſenden Wortes der Entäußerung, der Phönix als der mit ſeinem Blute nährende Pelikan. Es iſt Erika-paios, δοτηρ ζωης, wie Phanes heißt, der Sonnentiſch der Aethiopier u. ſ. w. Als Phönix des Verborgenſeyns, צפנת פענח, häuſt Joſeph die Kornſchätze (iſt der Getreide ſchüttende Vogel Tſchamroſch der Perſer) und ſpendet ſie in der Hungersnoth, wie der Gral in Hungersnöthen ſpeißt, und ſo kommt auch der Becher in die Geſchichte Joſephs und in den Getreideſack. Chriſtus aber als ſpeiſendes Wort

---

*) Vom altaſiatiſchen Cultus der Taube Jonah-Joannah (ganz Syrien z. B. verehrte die Taube) ſind noch die Johanneschriſten oder Sabier ein Ueberbleibſel, die nebſt ihrem Manda di chaie (Wort des Lebens) den taufenden Johannes (die Taube des Waſſers) verehren.

kommt aus dem Brodhauſe (Bethlehem) *) und iſt der Brodvermehrer in der Wüſte (wo die beiden Fiſche das feuchte Element bedeuten), wie in der Wüſte das Manna nährt, denn aus dem Hunger, dem Wüſten und Leeren, der feuchten Tiefe, worin der Gott geopfert iſt, kommt die Nahrung, d. h. das Leben. Darum iſt Anna perenna die Nährerin aus den Waſſern, in denen ſie ſtarb und begraben iſt **). Darum iſt Chriſtus der Hungernde in der Wüſte, d. h. der Hunger ſelbſt, er, der doch das Brod des Lebens iſt (Ceres mit Eriſychthon), und wie Ganeſcha der unerſättlich Hungernde iſt, ſo muß auch Talieſin als der Hungernde, oder vielmehr als der Hunger gefaßt worden ſeyn, denn noch heißt es in ſeinem verchriſtlichten Liede, er habe Hunger für den Sohn der Jungfrau gelitten. Des unerſättlichen Eroberers Haupt ſollte ſich im Blute ſättigen; dieß zeigt, daß auch in dieſem Mythus Hunger und Nahrung verbunden, und des Cyrus Blutgefäß, wie des Täufers Schüſſel ein ſpeiſender Gral geweſen.

---

*) Alte Traditionen wurden auf den Stifter des Chriſtenthums übergetragen (ſo ſollte er auch als Sohn des großen Werk- und Baumeiſters eines Zimmermanns-Sohn geweſen ſeyn) oder ſie wurden in ſeine Geſchichte verflochten, wie die vom Täufer Johannes und Lazarus (ſ. unten). Auch z. B. daß dem neugebornen Götterkind nachgeſtellt wird, iſt alter Mythus. Zur Hölle, wie Hercules, und zum Himmel, wie dieſer, Elias u. ſ. w. fahrt Chriſtus.

**) Als Nährmutter trägt ſie den bedrängten Plebejern die warmen Kuchen zu, — wieder ein Beiſpiel, wie ſich Geſchichte mit Mythus vermiſcht. Kam doch noch in Wilhelm Tell's Geſchichte ein Mythus (ſ. Grimm). Selbſt der Name Tell iſt altmythiſch und auf den Schweizer, der den Geßler erſchoß, übergetragen. Ein anderes Beiſpiel iſt, wie die Schiiten die alte Todtenfeier des geſtorbenen, gemordeten Gottes auf ihren Ali übertrugen. Sie beweinen ihn bei Nacht, das Schauſpiel der Ermordungen und Schlachten wird dargeſtellt, und die blutigen Leichname durch die Gaſſen getragen.

Ohne Lachen und ohne Nahrung ſetzt ſich die Nährmutter Ceres (der ſuchende Geiſt im Abgrunde) auf den Stein des Nichtlachens (αγελαστος πετρη), ehe ſie zur Lachenden wird. Auch Kronos mit Rhea (der Fließenden) iſt der Hunger im feuchten Abgrunde, und er hungert und verzehrt, bis ihm der Stein gereicht wird, der das Götterkind iſt, (bis der Grund gefaßt iſt, das Feſte aus den Waſſern). Dieſer Stein (worüber unten) iſt dann auch das Brod des Lebens, weshalb noch Chriſtus in der Wüſte hungernd aus Steinen ſollte Brod werden laſſen.

12.

Phönix und Stier ſind die Hauptſymbole des Alterthums, und der Phönix, welchen Namen man im urſprünglichen Sinne als das aus ſeinen freien Entäußerungen aus eigener Kraft in ſich zurückkehrende höchſte Weſen nehmen kann *), die höchſte Idee des Alterthums. Aus Waſſer und Feuer (beides vereinigt der Kernos) verjüngt ſich der Phönix (Adler, Schwan, Taube). Ein verjüngender Schwanenteich kommt in deutſcher Sage vor. Es iſt der Brunnen des Werdens und der Zeugung, der Schwanenbrunnen, der Urdarbrunnen mit ſeinen Schwänen, der Jungbrunnen. Der Storch (als Vogel der Liebe und Zeugung, von στεργω, στοργη) bringt in deutſcher Volksrede die Kinder, oder ſie werden aus einem Bronnen geholt. Was wird, iſt geſchöpft, eine Schöpfung, und ſchaffen ſelbſt iſt ſchöpfen; Schaff (ein Waſſergefäß), σκαφος, σκυφος, Schiff (skaf, skif). Dazu tritt ein Feſtes: Erde, Schlamm mit dem Ei, Inſel, Ufer, Fels, ein trockener Durchgang durch den Fluß, durch's Meer, Holz, Stein und Bein **). Auch aus Stein und

---

*) Auch die Schlange wurde durch ihre Selbſterneuerung zum Bilde des ewigen Weſens.

**) Ein körperlich Todtes und Feſtes wird der Urſtoff endlichen

Gebein ſteht der Phönix auf, wie ihm aus Stein und Bein (Rippe) auch ſein Weib entſteht, denn aus dem, woraus ſich der Phönix verjüngt, entſteht immer auch der Theos deuteros, oder er iſt es ſelbſt. Dem Pygmalion entſteht ein Weib aus dem Steine, Menſchen wurden aus Steinen und der erſte Menſch Bure iſt aus Reifſteinen geleckt (über Reif, Kälte, ſ. unten). Die alte Welt hatte einen heiligen Knochen der Auferſtehung (der Knochen Luz im Talmud) und einen heiligen Stein, welcher letzterer als Eingeborner Gottes und geſalbte Chochma (Weisheitsſtein) verehrt wurde und der Einſtein hieß. Es iſt derſelbe, den Kronos verſchlang und der am Parnaß gezeigt wurde. Die Verſchlingung des Steins oder Kindes (wie die Einſchließung des Bacchus in Zeus) iſt dieß, daß der Grund im Geiſtaufgange zum Innern Gottes wird (vergl. Urgeſch.).

13.

Jenes Beſtimmte (Feſte), noch aber Verhüllte, was im Prozeſſe der erſten Zeugung entſteht, iſt dem Alterthum auch ein Knoten (wie der Herakleiſche), oder ein Räthſel, welches zu löſen iſt, und die Löſung iſt der Lichtaufgang, in welchem das Räthſel (der Grund) ſtirbt, wie Semele in der feurigen Umarmung. Lößt Oedipus, der als der Blinde und Gemahl ſeiner Mutter der entäußerte Gott iſt [*]), und deſſen Söhne die beiden aus

---

Daſeyns und Lebens genannt, daher auch der Baum des Lebens zunächſt nur als Holz, Stamm, Stab, Block erſcheint, der Stab, der aber ausſchlägt, wie der des Aaron. Ueber die ſtete Verbindung von Vogel und Baum, ſ. Dalberg und Kanne.

*) Die Entäußerung iſt auch Entmanntwerden, daher Ganeſcha, da ihn die Wolluſt ſelbſt zur Mutter treibt, vom Vater entmannt wird. Denn wiewohl der Phönix der keuſche iſt, wie auch wiederum Ganeſcha heißt, und das Weib flieht, ſo hat er ſich doch

dem Grunde hervorgehenden Principien ſind (ſ. unten), das Räthſel, ſo ſtürzt ſich die Sphinx vom Felſen herab.

Im Mythus von des Perſeus Erzeugung iſt der verſchloſſene Grund der Thurm, in welchen Akriſius, der Unklare, ſeine Tochter Danae verſchließt. Waſſer und Gold iſt hier im goldenen Regen vereinigt, als welcher Zeus zur Danae kommt. Die dunkle, ſpröde, verſchloſſene Selbſtheit iſt die Baſis des Lichtaufgangs, ſie iſt die glänzend gewordene Maus oder Ratte der Nacht, auf welcher Ganeſcha in ſeinem Bergparadieſe im Zuckerſee (ſ. unten) ſitzt, und die zuvor ein feindlicher Rieſe war, den er überwand.

14.

Weil die zuſammenziehende Kraft, die das Unbeſtimmte der Entäußerung zur Beſtimmtheit (zum Grunde) bringt, als Kälte gefaßt wurde, ſo wurde der ſchöpferiſche Fels und Berg (das Feſte aus den Gewäſſern) zum Nordberg, und der Norden zum Gipfel und Berg, und mit Dunkel und Ton (dem Worte) verbunden wurde der Norden das Nachtland, und der Fels und Berg der kalte, muſikaliſche Nordberg, über welchen man Kanne's Pantheon vergleiche, der Phönix aber der Vogel des dunklen Nordlandes, das er nach dem perſiſchen Gedichte Schirin noch jetzt bewohnt:

„Am Nordpol, wo ſich Licht und Schatten bricht,
Dort ſchweigt das Leben, Sturm und Wetter ſpricht,
Dort wird's nie Tag, nie Nacht. Ich gieng im Dämmerlicht
Auf halbverſunkenen Ruinen
Und moosumgrünten Steinlavinen,
Dieß ſind die Reſte von der Fürſtenburg

---

zuvor mit der Mutter begattet, daher noch in Tennes Mythe die Mutter das verführende Weib iſt.

Der Salamonen, die vor Adam Herrſcher waren,
Jetzt hauſet dort ſchon ſeit 6000 Jahren
Ihr Grosweſir, der Vögel Herr und Scheu, Simurg.„ *).

Vergl. hebr. zaphan verbergen, zaphun das Verborgene, zaphon der Norden, ζοφος, Dunkel, Abend, zaphnath paaneach, phanech, der Phanech oder Phönix des Nordens oder Dunkels, und der Norden heißt das Adler- oder Phönixland, aquila, aquilo. Bricht nun der Gott aus dem dunklen Grunde im Feuer hervor, dann wird Norden und Kälte zu Hitze und Brand, und der Phönix des kalten Nachtlandes ſteigt auf aus dem Flammenneſt **). Dann heißt das kalte Phönixland auch das verbrannte Land, wie Aethiopien das Land der verbrannten Menſchen, aus dem der Phönix ſeinen Vater in's Heiligthum des Helios bringt, und aus dem der ſchwarze Memnon kommt, oder Kolchis (קלח, verbrennen, Kalch), wo nach Herodot ſchwarze, wollenhaarige Aegyptier wohnen. Leicht denkt man hier auch an den Gegenſatz von Kälte und Feuer im Abgrund Ginungagap.

15.

In den Waſſern bildet ſich ein Feſtes, Erde und Schlamm mit dem Ei, eine Eiinſel (Eiland), und von der Offenbarungsinſel Delos, auf welcher die Mutter Nacht Sonne und Mond gebiert, heißt es, ſie ſey erſt im Meere geſchwommen, ehe ſie feſt geworden. Das Feſte, das entſteht, iſt auch ein Stein, Fels oder Berg, der im Nahrung (Leben) gebenden Meere der Entäußerung (z. B. im Milchmeere oder im Zuckermeere) ſteht, der Berg, in welchem das abſolute Weſen begraben iſt, oder verzaubert ſchläft*) und aus welchem mit ihm auch der zweite Gott hervorgeht, der Berg, wo Schiwa als Sonne auf und untergeht, oder der Silberberg, den er, indem er ſich in den höchſten Himmel begiebt, zu ſeinen Füßen ſchafft. Phönix und Stier wohnen auf ihm, und auf ihm iſt das Paradies mit ſeinen Bäumen, dem Erkenntniß- und dem Lebensbaum, und auf dem Baume niſtet und wahrſagt und richtet der Vogel, oder im Erkenntnißbaume ſind die erſtgeſchaffenen Menſchen androgyniſch verbunden, ehe ſie von ihm eſſen, geſchieden werden und ſich begatten, oder die mannweibliche Blume der Nacht ſteht auf ihm. Der Berg heißt der Mond-, Stier- und Taubenberg, wie die Inſel die Mond- Stier- und Taubeninſel, und da Weiß die Farbe der Kälte iſt, ſo hatte das Alterthum weiße Berge und weiße Inſeln oder Stierinſeln, ferner Blumenberge und Blumeninſeln, Paradieſesberge und Paradieſesinſeln u. ſ. w. Die Berge ſelbſt hießen ihm Stiere und Inſeln und dieſe Symbolik verſetzte die Berge des Landes in's Meer, der tönende Parnaſſus, παρνασος, παρνησος hieß die Stierinſel von פר und νασος, νησος. Es iſt der Himmeltragende, weisheitsvolle Berggott **Atlas** (der Grund und die Chochma) mit dem atlantiſchen Meere und der Waſſer-Familie (Pleione, Pleiaden, Hyaden, Hyas) und die Inſel **Atlantis**, die in's Meer verſank (des Grundes Entäußerung).

---

*) Auf den höchſten Spitzen des Gebirges Caff niſtet der Simurg, auf den Zweigen des Baumes Gogard, Verkünder des Guten und Böſen, und als vor Adams Schöpfung die Welt von Salamonen oder Diven beherrſcht wurde, war der große Div Simurg in Vogelgeſtalt ihr Weſir und erſter Rathgeber. S. Dalberg in den Fundgruben des Orients.

**) Auch Semele die im Feuer ſtirbt, heißt die Kalte, von himala mit bekanntem Wechſel, wie Hindu, Sindu', ἕξ, sex, ἑπτα, septem, ind. hima, kalt (hiems, χειμα) ſlav. zhima.

---

*) Weil in der Tiefe das Metall, der Lebenskeim (Silber und Gold) entſteht, ſo heißt die Tiefe und Unterwelt der Reichthum, und der Gott der Reiche (Dis, Pluto). So iſt auch der Berg der Gold- und Silberberg, und Barbaroſſa ſchläft im Kyffhäuſer am goldenen Tiſche, umgeben mit unſäglichen Reichthümern.

16.

Das ewige Weſen als zeugendes Wort iſt (wegen der ſtark hervortretenden Phalluskraft des Thieres), wie Bock (ſ. unten), auch Roß, (Eſel, Eſelroß) und dieſes, wie die Schlange und der Löwe, mit dem Vogel vereint das Vogelroß, kommt das Symbol der Entäußerung dazu, das Waſſerroß, das Roß, welches das Wort ſpricht, das redende Waſſerroß. Waſſer iſt die Entäußerung, ſich entäußernd ſpricht ſich das ewige Weſen aus; das geflügelte, redende Waſſerroß iſt die zeugende und ſchaffende Gottheit. Aus dieſem Symbol kommen der Hippogryph, das Quellroß der Muſen, Pegaſus (πηγη) die Dichter begeiſternde Roßquelle, die Hippokrene und der Dichterquell und Eſelbrunnen Peirene (von פרא, pere, Eſel, verwandt mit den erweiterten Formen veredus, Pferd und פרש) das von Neptun erzeugte prophetiſche Roß Arion und die Sagen von den redenden Roſſen und Eſeln (Achills Roß, Bileams Eſel). Als dunkles Meerroß beſchläft Neptun ſelbſt die Ceres, und erzeugt mit ihr die Perſephone*), den Theos deuteros in weiblicher Geſtalt.

Aswa heißt indiſch und asp perſiſch Pferd, asap, asop iſt Name des Phönirroſſes. So heißen Dichter und Flüſſe, Asopus iſt Name von vier Flüſſen, die alſo heilige Roßquellen (Hippokrenen) waren, wie auch die deutſche Geographie einen Roßbach nennt. Aesopus iſt der Dichter, der die Thiere reden läßt, er war ſelbſt das redende Pferd, der redende Eſel, oder Vogel u. ſ. w., das Wort;

---

*) Ueber den Raub der Proſerpina, ſ. Urgeſchichte. —
Die Urform des Namens war wahrſcheinlich:
Perserpona.
Dieſe harte Form wurde durch Metatheſis erleichtert:
Proserpina,
oder ein r wurde ausgeſtoßen:
Persepona, Persephone.

ein Asaph iſt der Seher und Geſangmeiſter Davids. Orpheus aber heißt der redende Eſel oder der Eſelmund: Orphe (ſ. Kanne's Urkunden und Pantheon), wie mit umgekehrter Zuſammenſetzung Baal Phe-or mit dem ausgereckten Gliede (das Wort als zeugender Eſelgott).

Das Sprechen und Singen iſt der Tod, daher es der Mund des todten Eſels, der Eſelskinnbacken iſt, aus welchem dem Lichtgotte Simſon die Quelle ſpringt, und mit dem er, weil Roß und Eſel im Schöpfungskampfe kriegen, die Philiſter ſchlägt. Der heilige Berg heißt daher auch der Eſelskinnbacken, wie Gamphelai onu oder Malea (mala) und Onugnathos, Simſons Kinnbackenquell aber heißt ain-ha-kora, die Quelle des Rufens (Sprechens, Singens). Es iſt der Muſenquell als Eſelbrunnen, wie Peirene. Dem Joſeph wird im Segen Jakobs ein Brunnen der Töchter des Einherſchreitens, d. h. nach dem Arabiſchen, der Eſelinnen beigegeben. Joſeph iſt ſo der Phönix (Phanech) des Dunkels oder Nordens (Zaphnath) mit dem Eſelbrunnen.

17.

Die Entäußerung, den Prozeß des Geiſtausgangs aus dem Grunde, da der indifferenzirte Grund als potentiâ Seyendes in's Innere des abſoluten Geiſtes erhoben wird, und das Sich-ſelbſt-ſetzen des Grundes haben urperſiſche Religionsſagen ſo: der lichtglänzende, reine Urmenſch Kaiomorts (der Urgeiſt) *) läßt ſterbend Saamen von ſich gehen, welcher durch das Licht der Sonne gerei-

---

*) Auch Gott ſelbſt heißt erſter Menſch (d. h. erſter Geiſt), wiewohl die Sage davon wiederum ein erſtes Menſchenpaar unterſcheidet, wie hier Kaiomorts von Meſchiah und Meſchianah (Askur und Embla, denen auch ein erſter Menſch vorhergeht, Adam und Eva) unterſchieden iſt. Dieſes Menſchenpaar iſt der zweite Gott, der auch wieder, wenn von relativ Erſtem die Rede iſt, der Ur-Menſch und der Urſtier (Abudad) heißt.

nigt wird. Aus dem Saamen geht eine Reiwapflanze auf und dieſer Baum war ein Zwitter, das erſte Menſchenpaar war darin androgyniſch verbunden*). Es lebt zuerſt glücklich und in Unſchuld. Dann kommt das Böſe in die Welt und ſie begatten ſich. Die Duplicität des Bewußtſeyns war in dem indifferenten Grunde der Möglichkeit nach, das iſt der Zwitterbaum, die wirkliche Selbſterkenntniß, welche die Entzweiung mit Gott und das Böſe iſt, iſt die Begattung (das Eſſen vom Baum der Erkenntniß in der hebräiſchen Mythe) ſ. oben. Im Zeichen des Löwen, im Monat Mithra, geht die Zwitterpflanze aus Kaiomorts Saamen auf; mit dem Aufgang des Licht- und Sonnengeiſtes (des Löwen) aus dem Grund wird auch der Grund in's Innere deſſelben erhoben, als erloſchener Akt mit eingehüllter Duplicität, ein Zwitterweſen, der Baum des Erkennens, in welchem Meſchiah und Meſchianah verbunden ſind, der aber, wenn das Indifferente zum Aktus wird, ſich zum Objekte macht, der Baum der Zwietracht iſt, der Baum mit den Zankäpfeln, von denen das erſte Paar nicht eſſen ſoll. Der Reiwabaum iſt daher dem Wort nach der Baum der Entzweiung oder des Böſen: indiſch ribe, böſer Geiſt, hebr. rub zanken, rib Zwiſt, lat. rivalis rabies, med. aev. rabulista. Nach anderer Sage war es der Feigenbaum, der auch der Baum der Zwietracht heißt (ἐρις, ἐρινος, ἐρινεος), und noch bedecken in der hebräiſchen Mythe die Gefallenen ihre Blöße mit ſeinen Blättern.

---

*) Die Menſchen der ſkandinaviſchen Mythe, Askur und Embla, ſind dem Namen nach Bäume, Baummenſchen (Eſche und Erle) und ſind aus Holzblöcken geworden, die man am Ufer gefunden. Das iſt der Fels oder Inſelberg, der ſich aus dem Meere erhebt (ſ. oben), der Fels Agdus (ακτη), aus dem der Zwitter Agdiſtis entſteht, das Feſte aus dem Unbeſtimmten. Aus Erde, Stein, Bein (Knochen, Rippe) ſind die erſten Menſchen oder das erſte Weib geſchaffen, (welches insbeſondere das Princip der Materialität, des irdiſchen Lebens iſt, wie Eva aus der Rippe, welche Zwiſt heißt, wie der Reiwabaum (ſ. ſogleich unten) und das Felſenufer ripa, rupes.

Mit dem Mythus vom Reiwabaume, der aus Kaiomorts Saamen aufgeht, iſt der von des Agdiſtis und Attes Entſtehung vergleichbar. Dem ſchlafenden Zeus entfließt der Saame, Schlaf iſt hier für Tod geſetzt, dem Schlafenden entgeht der Saame, wie dort dem Sterbenden. Beides iſt die Entäußerung zur Zeugung des zweiten Gottes. Aus des Zeus Saamen entſteht ein Zwitter, Agdiſtis, und aus deſſen Männlichem ein Mandelbaum, was beides zuſammen an den aus Kaiomorts Saamen aufgehenden Zwitterbaum der perſiſchen Sage erinnert. Von des Mandelbaums Frucht wird die Tochter des Flußgottes Sangarius ſchwanger und gebiert den *Attes*. So ſind die beiden Principien aus dem Todesſchlaf der Entäußerung hervorgegangen und auch Waſſer haben wir hier. Ein ſchöpferiſcher Schlaf, wie der des Zeus, iſt auch der des Wiſchnu, der ſchlafend auf dem Milchmeere, dem Nahrungs-, d. h. lebengebenden, zeugenden Waſſer der Entäußerung ſchwimmt. Hier iſt der Baum, die Waſſerlilie, der Lotus, die Pflanze des Dunkels (לוט) *), die aus ſeinem Nabel wächſt und die von den Strahlen der Sonne « die er ſelbſt iſt » aufgeſchloſſen **) in ihrem Stengel den Brama erzeugt, dem ſodann die Schöpfung der Dinge aufgetragen wird — alſo ein *vor der Schöpfung der Welt vorgegangener Prozeß*.

---

*) Wie lilium, luolah, vom orientaliſchen lil-, lel-lail, lailah, Nacht Lotus, Lilie, Lorbeer, Epheu ꝛc. ſind dem Namen nach Pflanzen der Nacht und des Dunkels, λειριον, le lierre, Läradur, laurus, δαφνη, κισσος, ναρκισσος, die Palme thamar, die Blume Tamara ꝛc. ꝛc., ſ. unten.

**) Der Nacht-, Mond- und Todesbaum wird zum Lebens- und Sonnenbaum.

18.

Wie lang ſich jene uralte, uns ſo gänzlich entfremdete Symbolik erhalten hat, ſieht man z. B. auch an der Alchymiſten unſichtbarem Mondberg, aus welchem die prima materia ſtrömte, die die Lebens- und Goldtinktur gab, mit der Blume lunaria auf ſeinem Gipfel. Der Baum und die Blume des Dunkels, die Mondblume, die ſilberne Roſe oder die Lilie der Nacht, der Zwitterbaum und die androgyniſche Blume als das große Geheimniß des kosmogoniſchen Werdens ſind Daſſelbe. Es iſt die ſilberne Roſe Tamara auf dem Kalayſa, den Lingam mit dem Dreieck in ſich ſchließend (Berg der Lingam- oder Phallusblume, Phal-anthos), die Roſe und der ſchöne Baum Luola auf dem Bergparadieß Ganeſchas im Zuckerſee, in der Tamara und auf dem Luola die lobſingenden Jungfrauen, hier zugleich Berg, Baum und Blume die ſingenden.

Das Paradies nach Montevilla's Roman liegt auf einem Berge im fernen Indien und reicht hinauf bis zum Monde. Innen liegt auf goldenem Bett ein Greis, weiß von Haupt, wie eine Taube, im Garten aber ſteht der Baum der Sonne mit goldenen, der des Mondes mit ſilbernen Blättern. Einen Mondberg haben wir hier und einen Sonnen- und Mondbaum im Paradieß des Berges. Die Vergleichung der Haare aber mit der Taube iſt kein Vergleich gewöhnlicher Art, der Greis iſt die Taube ſelbſt, die langlebende Phönixtaube, jener Alte, der zugleich der ewig junge, das ewig neue Leben iſt. Das goldene Bett bezeichnet ihn als den Lichtgeiſt, den Sonnenvogel, wie den Baum die goldenen Blätter als den Sonnenbaum.

19.

Durch das Wort entſteht Gezweitheit und die Bindung des Gezweiten, das Weltgeſetz der Einheit, das Geſetz (Ehegeſetz), welches dem zweiten Gott gegeben wird.

So iſt das lebenſchaffende Wort der Geſetzgeber, und der Vogel — der Phönix, der Schwan, der Falke, die Falkenſchlange, der Drache u. ſ. w. giebt das Geſetz des Todes, wie Jehova dem Adam: er ſolle nicht eſſen vom Baume der Erkenntniß *), denn auf das Eſſen ſey der Tod geſetzt u. ſ. w. Darum iſt Drako (der Drache) der blutige Geſetzgeber und die Schwanſchlange Tennes der ſtrenge Richter. Tenedos war das Sprichwort ſtrenger, furchtbarer Gerechtigkeit (*Τενεδιος*, terribilis, homo Tenedius, Tenedius patronus) und die Tenedier prägten des Tennes Art auf ihre Münzen. Die Art der römiſchen Richter war eine Vogelart, ſie hieß bipennis, die Zweigeflügelte, penna hieß securis, und Schwane iſt im Plattdeutſchen ein Werkzeug der Schnitter. Odin hat eine Art Gugner (*κυκνος*, Schwan, der perſiſche Wundervogel Kuknos) und heißt sigter, falce potens, und den nordiſchen Germanen war von gleicher Bedeutung tönende Art und ſingender Schwan (das geſetzgebende Wort), wie auch das Beil Barthe' der Sänger (Barde) hieß. Vergl. falx, falco, *πελεκανος* oder *πελεκας* und *πελεκυς*. Der Grund im Verhältniß zum abſoluten Geiſt als weibliches Weſen vorgeſtellt, iſt Gottes Weib, und dieß Verhältniß eine Ehe, daher wird jene Sünde des Sich-ſelberſetzens, das Eſſen vom Baum der Erkenntniß ein Ehebruch genannt und hauptſächlich den Ehebruch ahnden will die Tenediſche Art. In Beziehung auf ſich ſelbſt als männliches Weſen vorgeſtellt iſt der Grund der Stiergott, der mit dem Mondweibe buhlt, Weib iſt er aber in Beziehung auf den höchſten Gott und bricht in ſofern buhlend die Ehe **), wofür er ſterben muß und dieſes Todes Symbol

---

*) "Der Erkenntniß des Guten und Böſen." — und Verkünder des Guten und Böſen heißt auch der Phönix.

**) Doch wird das ewige Weſen auch in weiblicher Geſtalt vorgeſtellt, wie die beiden Principien als Sonne und Mond bald Mann iſt die Flügelart oder die Art des richtenden Vogels oder Drachen. In der Sage vom Täufer Johannes, dem verchriſtlichten Ueberreſte eines altheidniſchen Cultus und Mythus, ſteht ſtatt des ehebrecheriſchen Stieres der König Herodes, der ſeines Bruders Weib hat, das böſe Weib, das dem Lichtgeiſte den Tod bereitet (ſ. oben). Daß Johannes ihm dieß verweiſt, zeigt, daß auch die Taube Joannah der ſtrenge Richter der Unkeuſchheit und des Ehebruchs, wie Tennes, war. Auch der Gral iſt der ſtrenge Keuſchheitsrichter und ſtraft ehebrecheriſche Neigung mit Verwundung auf den Tod.

20.

Lucifers Sünde, ſagt **Jakob Böhm**, ſey geweſen, daß er nicht vor ſich in das Lichtprincip, ſondern hinter ſich in die dunkle Mutter immaginirt habe. Von dieſer Umkehrung weiß auch das Alterthum. Der zweite Gott, der erſt nichts als Anſchauen des abſoluten Weſens iſt, reflektirt in ſich ſelbſt, in ſeine eigne dunkle Tiefe, da erblickt Dionyſos ſein unächtes Bild im täuſchenden Spiegel, über welchen ſchon in der Urgeſchichte Mehreres zuſammengeſtellt iſt. Darum ſollte Xanthus, der Helle, ſich umgeſchaut haben nach dem Helfer mit ſchwarzem Ziegenfell und von Melanthus, dem Dunklen niedergeſtoßen worden ſeyn, das ſollte der Urſprung des Täuſchefeſtes der Apaturien geweſen ſeyn [*]. Denn auf dieſes Sich-umſehen, welches ein Sich-ſelber-ſehen iſt, folgt der Tod, deßhalb ſoll Adam ſterben, wenn er vom Baum der Erkenntniß eſſen würde, und noch iſt es im Volksglauben, daß der ſterben muß, der ſich ſelber ſieht. Als die vom Lichtprin-

---

und Weib (ἡλιος, sol, σεληνη, luna), bald Weib und Mann ſind (**die** Sonne, **der** Mond).

[*] Dieſe Bilder ſpielen auch in ter Geſchichte von Eſau und Jakob, dem Betrüger mit dem Thierfell, worüber in der Folge.

zip in die Finſterniß umgewandte, abgekehrte iſt Pallas Athene mit dem Bilde der Eule verbunden, ſie iſt ſelbſt dieſer Nachtvogel oder, wie ſie heißt, das im Dunkeln leuchtende Eulenauge (γλαυξ, γλαυσσω, γλαυκος, glaucus, γλαυκωπις). Im Namen Minerva (auch Menerva, wovon das alte promenervare) heißt ſie die in's Princip der Finſterniß imaginirende oder der Geiſt des Dunkels, von men, mens, menisci in Compoſitis (com — reminisci etc.) und ערב, ereb, erebus. Tritt das Symbol des Spiegels zu dem der Eule, ſo wird daraus der verkehrende Eulenſpiegel, in deſſen Händen noch auf dem Titel des Volksbuches die uralten Symbole der Eule und des Spiegels zu ſehen ſind. Auch Bienen umſchwärmen ihn; da iſt das Bild des Eſſens von der ſüßen Honigſpeiſe damit combinirt, wie in dem Mythus von Glaukus, der in das Honigfaß fällt und ſtirbt*). *Γλαυχος μελι πιων ανεστη*, ſagte ſelbſt noch ein Sprichwort, d. h. Glaukus, der von der ſüßen Speiſe der endlichen Exiſtenz gegeſſen und dadurch den Tod gefunden hatte, ſteht wieder auf. Mit einer Maus, dem Symbol der Nacht, hatte der Knabe geſpielt und ein Seher in's Dunkle, eine ſchauende Eule (γλαυξ) iſt er dem Namen nach, wie die in's Dunkle imaginirende Athene γλαυκωπις, Minerva, Men-erba, der Spiegelgott Dionyſos und der Eulenſpiegel. Er wird auferweckt vom Schlangengott Aeſkulap, der Heilſchlange, oder durch das Schlangenkraut, in der Hand des Sehers Polyidus (des Vielſchauenden), d. h. auferweckt, ſieht er, wie Brama, alles, was werden ſollte »im Schauſpiel des ewigen Weſens.« Adam, der vom Baum der Erkenntniß gegeſſen, will auch vom Baume der Unſterblichkeit eſſen, das wird ihm verwehrt, da er nun aber geſtorben (wieder zu einem Indifferenten geworden) iſt, bringt ihm (wenn man die Mythen ſo miteinander ergänzen darf) die Heilandsſchlange das Lebenskraut. Sein Tod hat ihn gereinigt von Schuld, es iſt die Büßung, die Brama verrichtet und die ihn fähig macht, die Ideen in Gott zu ſchauen.

---

*) Es iſt Jacobs Linſengericht. Homers betrogener Glaukus tauſcht goldene Waffen für eiſerne, d. h. Licht für Finſterniß.

Das Protevangelium, das dem Adam vor ſeiner Verſtoßung (d. h. ehe Gott den Grund aus ſich hinausſetzt) gegeben wird, iſt das prophetiſche Troſtlied, das Talieſſin dem armen Elphin, dem Stiere (אלף) ſingt. Dem aus den Waſſern gebornen (*Μωυσης*, Mo-ousche), von Gott von Angeſicht zu Angeſicht erkannten Stiergott Moſes *) zeigt Gott von der Höhe des Berges das Land der Verheißung, ehe er ihn ſterben läßt und in's Verborgene (heimlich im Thale) begräbt. Die Sage, daß er in ägyptiſcher Weisheit unterrichtet worden ſey, zeigt ihn als die Weisheit Chochma.

21.

Daß die Selbſterkennung des Grundes oder des Theos deuteros im Mythus ein Schauen im Waſſer iſt, iſt in der Urgeſchichte bemerkt worden. Der Spiegel des Bacchus, der Eule, der Eulenſpiegel der Verkehrung iſt das dunkle Waſſer der Entäußerung, aus dem der Lichtgeiſt mit dem Theos deuteros aufgegangen, und in welches zurückblickend dieſer vom Lichtgeiſt abfällt, es ſich als ſein Seyn nimmt und darin ſich ſelbſt liebt und beſitzt. Narciſſus ſieht darin ſein Bild, indem er die Liebe des Aminias flieht, Bacchus ſieht darin ſein unächtes Bild, und da das endliche Seyn das böſe, täuſchende Mond-

---

*) Mit Hörnern wird er gebildet, er iſt, wie Minos und Menu, der Mond- und Geſetzesſtier, der aber die Geſetztafeln zerbrach, dagegen der Redner Aron (Aar) mit dem blühenden Stabe der redende Vogel, Adler oder Phönix mit dem Wunderbaum iſt, daher auch der Urprieſter (ſ. unten). Ueber den Stier mit der ſchweren Zunge (*βους επι γλωττη;*) in der Folge. Es iſt der erſtgeſchaffene ſprachloſe Stier Abudad der perſiſchen Mythe.

weib iſt, ſo ſieht Aktäon die Mondgöttin im Bade, die Mondfrau des Waſſers, und wird ſodann von den Hunden zerriſſen, wie Bacchus, nachdem er in den Spiegel geſehen, von den Titanen. Sehen (Erkennen) und Waſſer knüpfen ſich in Sprache und Mythus vielfach aneinander. Ein Quell des Sehens iſt Dirke (δερκω, ſehe, grönl. tirk, Waſſer) Mam-re, Waſſer des Sehens, עין heißt Brunnen und Auge, das Geſundheitswaſſer Bimak, von בינה, binah, Verſtand, Einſicht u. ſ. w. Weil im Waſſer der zweite Gott ſehend geworden, ſo hieß es den Perſern das Geſundheitswaſſer für die Augen, das Ormuzd noch vor des Stiers Erſcheinung ſchuf. Denn die Tiefe, die das abſolute Weſen, den Theos deuteros oder Stier erzeugend, durch Selbſtentäußerung ſich entſtehen ließ, dieſelbe dunkle Tiefe war es auch, in die der Stier imaginirte, da er ſich ſelbſt erkannte; darum der Becher, das Bild jener Tiefe, zugleich der Spiegel iſt. (Bekannt iſt der Becher des Hermes, Herkules, Dſchemſchid, Salomo, Alexander.).

22.

Das Ei der Venus trugen Fiſche an's Ufer und Tauben brüteten es aus. Eine Bruttaube über den Waſſern finden wir in der moſaiſchen Schöpfungsſage. Der Geiſt ſchwebt da über der finſtern, öden Waſſertiefe. Das Wort רחף, ſchweben, heißt aber im Syriſchen brüten (bei Moſes auch vom Adler, der über ſeinen Jungen ſchwebt). Das iſt die Bruttaube über den Waſſern. Es iſt der geflügelte Gott, der das Ei haucht, der Schöpfungshauch (רוח), das Wort, die Vogelſchlange Kneph, um die Waſſerurne gewunden. Waſſer, Fiſch und Vogel (Roß), Wort und Geſang kommen ſowohl bei Erzeugung des Theos deuteros, als bei der Weltſchöpfung vor. Die großen Fluthen in den Fluthſagen ſind nichts als Symbole der Entäußerungen des ſchaffenden Geiſtes und des

Grundes bei der Weltſchöpfung. Von der Sündfluth unterſcheidet die griechiſche Sage noch die ältere Fluth, die ogygiſche, d. h. die Entäußerung Gottes zur Erzeugung des Theos deuteros (das Milchmeer, in dem Wiſchnu ſchwimmt, da er den Brama erzeugt). Die zweite Fluth iſt die Folge der Verſchuldung, die der zweite Gott oder der erſtgeſchaffene Menſch auf ſich geladen, da er vom Baum der Erkenntniß aß. Da aber in den moſaiſchen Erzählungen verſchiedene Götterſagen und Mythen, die zum Theil daſſelbe bedeuten, aneinandergereiht und im Geiſte des Jehovismus zu einer fortlaufenden Menſchheitsgeſchichte gemacht ſind, ſo iſt es nicht Adams Sünde, die die Sündfluth herbeigeführt, ſondern die Ausartung einer antediluvianiſchen Menſchheit. Die große Fluth aber, die Sündfluth, der Ausbruch des Sees Llion, iſt das chaotiſche Urgewäſſer, aus welchem die Welt geſchaffen, oder nach deutſcher Lehre geſchöpft war. Darum auch hier die Taube, die Taube mit dem Oelzweig (ſ. unten). Vielfach vorkommend in dieſer Beziehung iſt in den Mythen Kaſten und Schiff. Der deutſche Elis, Helias, Ulyſſes des Tacitus kommt im Schwanenſchiff und baut Asciburgium bei Cleve, wovon der Schwanenthurm ein Theil. Die Taube aber gieng in die Symbolik des Chriſtenthums als Heilige-Geiſt-Taube über und die Taube über den Waſſern erſcheint noch in den neuteſtamentlichen Sagen bei der Taufe Chriſti.

Das Außerſichkommen der Entäußerung nennt der Mythus auch ein Raſendwerden des Gottes (daher die raſenden Helden) oder den Taumel der Trunkenheit. Daher die Verbindung von Fluth und Wein. Darum iſt der Fluthmann Noah der Weinerfinder und Trunkene. In walicher Sage läßt Seithenim (der Trunkenbold) im Rauſche das Meer durch die Dämme und verſenkt dadurch einen fruchtbaren Landſtrich. Auch Deucalion kann als der Trunkene ausgelegt werden, von dek, deik, deuk (wie Pygmalion, der Gott der ſchaffenden Hand*), von πυγμη), wovon zechen (wie dico, δεικ-νυμι, zeige, τεκεῖν, zeugen u. ſ. w.) hebr. שלר Dialektform תלר, ſich berauſchen, shechar, berauſchendes Getränk, wovon zagreus und saccharum, Zucker, eigentlich ein ſüßes, berauſchendes Getränk, daher δευκος, Deich (von ſüßem Obſt), alſo Deucalion der Mann der berauſchenden Süßigkeit. Bacchus der Stiergott iſt der Gott der feuchten Sphäre und eine Waſſerſymbolik iſt ſeinem Mythus weſentlich. In jener Beziehung aber iſt er der Weingott und eben als dieſer dem Urmythus, ſtatt der Freudenbringer zu ſeyn, der Gott der Trauer und des Weinens (Bacchus und בלה, flere, Wein und weinen ꝛc. Bacchus Eubuleus**) von אבל, trauern), der Gott des Todes und der Unterwelt, des Hades.

Die Schwanſchlange Tennes (ſ. oben), der Adler Arion und die Taube Jonah retten ſich aus den Fluthen, in denen ſie umkommen ſollen, Arion, der das Schwanenlied ſingt, wird vom Fiſche getragen, die Taube Jonah als Prophet Jonas (denn יונה, Taube iſt ſein Name) wird vom Fiſche verſchlungen, und der Vogel wird in den Fluthen der Entäußerung auch der Fiſch ſelbſt, wie der babyloniſche Fiſchgott Oannes Odagon, oder der paläſtinenſiſche Fiſchmenſch Dagon (דג, Fiſch), oder wie Wiſchnu als Fiſch erſcheint. Die Zeittaube Jonah iſt Janus. Er heißt im Liede der ſaliſchen Prieſter summus deorum, er iſt das höchſte Weſen, Chronos-Som-Herakles, und lebt von der alten Zeit in die neue hinüber als unſterblicher Phönix***). Janus als Chaos iſt der entäußerte Gott.

---

*) Nicht der bildenden Künſtlerhand, ſondern der zeugenden, ſchaffenden, ſchöpfenden Hand. Die Hand iſt ein mit dem Becher nahe verwandtes Symbol, worüber in der Folge.

**) Gräciſirt heißt das Wort der Wohlrathende. Man ähnelte das Fremde den einheimiſchen Lauten und Formen an, wie ſich an einer Menge von Wörtern zeigen läßt.

***) Jonah, Gonah, Oannes und Janus iſt vom Stammlaut

23.

Zu den Fluthſagen des Deukalion, Noah u. ſ. w. gehört auch die brittiſche des Declan und Hu. Der See von Llion tritt aus, überſchwemmt die Welt und ertränkt alle Menſchen, bis auf Dvyvan und Dvyvach (wörtlich: obere und untere Urſache), die auf einem vom himmliſchen Herrn Neivion oder Dyglan, iriſch Declan (Deucalion), dem Sohn der Woge oder des Meeres gebauten Schiff, in welches von jeder Thiergattung ein Paar aufgenommen wurde *), entrinnen und Britanien neu bevölkern. Der ſtarke Hu, der Erfinder des Geſanges (das Wort), iſt der Fluthbezwinger, er zieht mit ſeinen Buckelochſen das Waſſerthier, den Avanc (den in die Tiefe verſunkenen Theos deuteros) aus den Fluthen und endet dadurch die Ueberſchwemmung. Mone ſagt hiebei: «das erſte, woran man hier denken kann, ſind die Fluthſagen von Noah und Deukalion (Dyglan), worauf Davies verfallen, aber damit die Sache weder erklärte, indem er ſie nur andern Völkern zugeſchoben, noch die weſentlichen Abweichungen zwiſchen beiden Ueberlieferungen rechtfertigte. Wäre Hu wirklich der vergötterte Patriarch, wie käme in ſeine Sage das Waſſerthier Avanc? Was haben die Buckelochſen mit dem Noah zu thun? Nicht eine Fluth-, ſondern eine Schöpfungsſage iſt im Hu gadarn aufbehalten, Waſſer iſt der Anfang aller Dinge, der Biber (Avanc) ein heimathliches Bild für die Urſache des Waſſers; ſo lang er in demſelben lebt,

---

Aneh, Anah, (ענה, עונה, יונה) und heißt Zeit, wie der Phönix und das höchſte Weſen der Perſer und Aegyptier, ſ. oben. Die Form יהוחנן ſtört nicht, ſie iſt Aneignung von Oannah, Joannah, welches Zeit und Taube hieß.

*) Das ſind die Ideen, die Prototypen der Weſen, die auch mit den beiden göttlichen Weſen durch die Schöpfungsfluthen hindurch müſſen und aus ihnen zur kosmiſchen Exiſtenz hervorgehen.

nimmt es nicht ab; nur der ſtarke Hu war im Stande, ihn mit ſeinen drei Ochſen herauszuziehen, wodurch die Fluth ſank und die Welt geſchaffen ward.“ Auf dieſelbe Weiſe verhält es ſich mit den Mythen von den Keuſchheitshelden Joſeph, Bellerophon und Tennes, denen das verſchmähte Weib Unheil bereitet (ſ. unten), von der Verſchuldung der erſten Menſchen und in andern Fällen. Die Erzählungen zeigen eine Identität, zugleich aber ſind die Verſchiedenheiten zu groß und zu weſentlich, als daß man ſie für bloße Verderbungen von etwas Geſchichtlichem halten dürfte. Sie laſſen ſich durch keine hiſtoriſche, ſondern nur durch eine ſymboliſch-mythiſche Grundlage erklären.

24.

Schaffen iſt Sprechen, daher in der Moſaiſchen Urkunde Elohim durch Sprechen ſchafft. Sechs Ideen ſind's, die er in der Welt ausſpricht, ſechs große Schöpfungsworte in ſechs Zeiten oder Tagen. In ſechs beſondere Schöpferworte nämlich theilt ſich das Eine Wort oder die ſprechende Gottheit und bildet mit ihnen die heilige Siebenzahl. Die ſiebente Idee iſt die der zuſammenfaſſenden Einheit des Beſondern, die Idee des waltenden Weltgeiſtes ſelbſt *). Sprechen iſt auch Geſang und Spiel, daher die ſiebentönigen Inſtrumente. Iſt die Welt eine Stadt, ſo iſt ſie die Siebenſtadt, wie Theben ſchon dem Namen nach iſt (שֹׁבע im dial. תבע). Durch Geſang iſt ſie erbaut von Amphion, Amphion aber iſt der im

---

*) Die Zahl Sieben iſt die Zahl der Gottheit ſelber, daher ſie den ſiebenten Tag ſich ſelber geheiligt haben ſollte. Die ſechs Worte der Urkunde als waltende Weltmächte gefaßt ſind die ſechs Amshaspands um Ormuzds Thron im Zendaveſta, zu denen er ſelbſt als Siebenter gehört, als der ſechſe König, die ſeine Geſchöpfe ſind, ſelbſt aber die hellſchauenden Könige der Welt heißen und den höchſten Rang unter den Geiſtern haben.

Thebaniſchen Kriege vom Abgrunde verſchlungene Amphiaraos *), denn das Sprechen iſt ein Verſinken in die Tieſe, ein Sturz in den Abgrund. Da die Welt im Kampfe der Principien geworden, ſo iſt es ein Zwiſt und Krieg, in dem ſie entſteht, der thebaniſche und trojaniſche, denn daß die Weltſtadt Troja oder Theben im Krieg entſtanden, hat die Sage nur fallen laſſen und vergeſſen. Von Rom aber weiß die Sage noch, daß bei ihrer Erbauung ein Bruderſtreit geweſen. Remus und Romulus aber ſind Eteokles und Polyneikes, — Remus und Eteokles (von ἔτος, alſo wieder Zeit, wie oben Ench, Anch, ἔτος, annus, Janus, Jonas) das höchſte Weſen, Romulus und Polyneikes (dem Namen nach: das ſtreiterregende Princip) der zweite Gott. Wie Remus von Romulus wird Abel von Kain erſchlagen, welcher Letztere die erſte Stadt (die Welt) baut, wie Romulus der böſe Baumeiſter oder Demiurg iſt **) und wiewohl beide Brüder oder Zwillinge die Welt hervorbringen und dabei umkommen, ſo iſt doch hauptſächlich der zweite Gott der bauende Stier (ſ. unten) und Zwilling, weil er unmittelbar in der Materie webt (der gnoſtiſche Demiurg, Brama-Birmah der Indier), und erſchlägt den guten Gott und Bauherrn, der das Wort iſt (« der Baumeiſter Hieram iſt erſchlagen und dadurch das Meiſterwort verloren gegangen »).

Der deutſche Mythus wußte auch noch, daß der Krieg ein Krieg des Geſanges geweſen, daher die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg, wo um Leben und Tod gekämpft wird und wo ein gutes und böſes Princip ſich entgegenſtehen. Daß in der Schöpfung das ſchaffende

---

*) Ueber die Bedeutung der Namen ſ. unten.

) Die Welt hieß die Stadt des Roſſes, daher Persepolis von pers, pars, פרש, und Suſa von סוס perſ. sosia und wie Pegasus Scyphius hieß, gründet Dſchemſchid den Bau der Stadt Perſepolis auf den **Becher (den Abgrund).

Wort, das Eine göttliche Weſen Vieles wurde, ſagt uns der vielumfaſſende hebräiſche Mythus vom babyloniſchen Stadt- und Thurmbau. Die Welt, heißt es, hatte zuvor Eine Sprache und es war Ein Volk, beim Stadt- und Thurmbau aber entſtand die Sprachenverwirrung und die Zerſtreuung der Völker, die Vielheit. Bau, Sprache, Streit, Zerſtreuung iſt ſo in dieſem Mythus verſchmolzen. Im Trojaniſchen Kriege kommt auch das Roß der Sprache und des Geſanges vor, denn ein Künſtler Epeios (ἔπος) ſollte es verfertigt haben, im thebaniſchen aber das weiſſagende Roß Arion, welches mit dem Sänger Arion, dem ſingenden Adler und Schwan, mit Adlerroß, Hippogryph und Pegaſus Eines iſt.

25.

Oefters vorkommend iſt das Symbol der Entwendung und Selbſtbereicherung beim Bauen, beim Bau des Tempels, der Schatzkammer, der Welt. Zwei Brüder, Trophonius und Agamedes, in welchem letzteren Namen das bedeutſame Med, Met hervortritt, ſind Baumeiſter des Sonnentempels, ſie bauen dem Bienenmann, dem Könige Hyrieus, eine Schatzkammer, und durch Klugheit und Liſt bereichern ſie ſich ſelbſt, müſſen aber eine Beute des verſchlingenden Abgrundes werden. Doch der Eine (Trophonius) ruft fort und fort als ewige Stimme aus der Tiefe. Unter myſteriöſen, ſchauderhaften Gebräuchen ertheilt er fort und fort denen, die in den Schlund bei Lebadea in Böotien hinabgeſtiegen ſind, Rath und Hülfe *).

---

*) In dieſen Mythus von Trophonius und Agamedes hat ſich wahrſcheinlich ein Irrthum eingeſchlichen. Trophonius erſcheint nach Allem als höchſter Gott, als Hermes trophonios, eriunios, erichthonios, als Nährmann der Tiefe, als der Lebengebende und Getraideſpendende Phönix des Verborgenſeyns, als das Wort der ſchaffenden Entäußerung, der Rufer im Abgrunde; dagegen Agamedes dem Namen nach den zweiten Gott zu erkennen giebt. Nur von dem letz-

Das Mährchen vom Schatze des Rhampſinit bei Herodot, wo der Baumeiſter der Schatzkammer einen verſteckten Eingang anbringt und ſeine beiden Söhne den Schatz beſtehlen, iſt auch ſolchen ſymboliſchen Urſprungs*). Brama-Birmah der Indier entwendet bei der Schöpfung einen Theil des Univerſums, um ihn für ſich zu behalten und zur Strafe für ſein Vergehen ſinkt ſeine Wohnung, aus den himmliſchen Sphären in die niedern Regionen, unter den letzten Patal hinab.

26.

Der alten Welt war die Entäußerung Abgrund (wie Ginunga-gap, d. h. vastus hiatus), Waſſertiefe, Fluth. Daher war ihr die Schöpfung der Welt der Gang über's Waſſer, der Rieſenſchritt oder Rieſenſprung des Gottes über den Abgrund. Daher die Sagen von den Rieſenſprüngen, wie der ſprüchwörtliche auf Rhodus; das auch den ſchreitenden Coloß hatte, oder die in deutſcher Sage, worüber künftig; auch Remus war der Springer, daher er über des Bruders Mauern ſpringend erſchlagen worden ſeyn ſollte. Es ſchreitet der Gott als Rieſe**) oder ſpringt als Roß oder Reiter, und dieſes Schreiten und Springen iſt das Zeichen des Segens, denn dadurch

---

teren aber kann geſagt werden, daß er ſich beim Haus-, Tempel- oder Weltbau auf unrechte Weiſe bereichert habe, nur er kann im böſen Sinne der Kluge und Liſtige heißen. Da aber beide Brüder Weltbaumeiſter ſind, die bauenden Bruder oder Zwillinge, beide auch in den Abgrund verſinken und ſterben müſſen, ſo konnte gar leicht in nicht mehr verſtehender Ueberlieferung von beiden Brudern auch jenes geſagt werden, was nur von Einem gilt.

*) Hier kommt auch das wichtige Symbol der todten Hand vor, worüber in der Folge. In einem Roman Walter Scott's kommt ein Reſt heidniſcher Verehrung des todten Fingers vor.

**) Orion wandelt im Meere ſelbſt als ragender Rieſe oder iſt der Sturmwind, d. h. der רוח der Schöpfungsfluthen.

entſtand das Leben der Welt. Der Gott läßt ſeinen Schuh zurück, wie Perſeus, oder ſeinen Fußſtapfen, oder die Spur vom Huf ſeines Roſſes. Die Indier machten ſich ein zweiſtundenlanges Gebirge in Form eines Hufeiſens zur Pagode; das war des Weltroſſes Rieſenſpur. Ganz begreiflich knüpft ſich dieſes Zeichen des Hufes und Fußtrittes an die große Fluth. Die Stadt Tarſus, wo die Fluth geſunken ſeyn ſollte, heißt der Huf (ταρσος). Da, wo in Indien Buddha's Fußtritte zu ſehen ſind, ſtand der Gott und rettete aus den Fluthen. Auch hieß die Welt die Brücke über die Fluth, und dieſe Brücke war der Regenbogen der Sündfluth. Eine ſtarke Brücke haben die Aſen gebaut, die Regenbogenbrücke Bifroſt, aber Muſpelheims Söhne werden ſie zerſtören, d. h. die Welt geht dann im Feuer zu Grunde. Der Prieſter hieß Brückenbauer (pontifex, γεφυραιος), denn er hieß wie der Gott, der Gott aber war der pontifex, der die große Weltbrücke über die Schöpfungsfluthen gebaut hatte.

V.

Um ſich eine Vorſtellung von der religiöſen Dichtungsweiſe der Zeit zu machen, in welcher die chriſtlichen Religionsſchriften entſtanden *), können diejenigen von ihnen, die nicht in die bibliſche Bücherſammlung aufgenom-

---

*) Dieſes Dichten, welches ſich meiſt an vorchriſtlichen Religionsmythus anſchloß und in einer Umwandlung deſſelben beſtand, aber auch auf freiere Weiſe geſchah, würde nach der Sinnes- und Denkweiſe unſerer Zeit, in welcher Poeſie und Geſchichte ſtreng geſchieden ſind und jede Vermiſchung derſelben ſich ſelbſt ſogleich als Dichtung oder Roman ausſpricht, als Betrug und Geſchichtsfälſchung anzuſehen ſeyn; den älteren Zeiten, wie noch der Religioſität des Mittelalters die Legendenerfindung, war es etwas ganz nothwendiges, ſich allgemein und unbefangen von ſelbſt ergebendes, eine Poeſie des Vorſtellens und Glaubens, ohne welche dieſe Religioſität nicht ſeyn konnte. — Alter Mythus ſind auch großentheils die Legenden und Heiligengeſchichten des Mittelalters und die Heiligen, wie ſchon

Bayerische
Staatsbibliothek
München

men worden ſind (die apokryphiſchen), ſehr dienlich ſeyn. Eine Stelle über die Höllenfahrt Chriſti aus dem Evangelium Nicodemi iſt (nach der Ueberſetzung eines Freundes) folgende:

«Als das David zum Fürſten der Hölle *) ſprach, ſiehe da kam in Menſchengeſtalt der Herr der Herrlichkeit,

Und erleuchtete mit dem Scheine ſeines Antlitzes die ewige Finſterniß und zerbrach die unauflöslichen Feſſeln mit ſeiner unüberwindlichen Kraft,

Und ſuchete heim die da ſaßen in der tiefen Finſterniß der Sünden und im Schatten des Todes.

Und der Fürſt der Hölle mit ſeinen grauſamen Knechten erſchracken als ſie das höreten und in ihrem eigenen Reiche die Klarheit des Lichtes erkenneten und Chriſtum plötzlich geſtellet ſahen in ihre Wohnungen.»

Aus demſelben Evangelium iſt folgende Wundergeſchichte:

Kap. XXIV. V. 25. Der Knecht aber gieng hinaus

Andere bemerkt haben, z. B. vom Drachentödter Georg, umgewandelte Götter. Offenbar entſtand die Legende von den ſchreienden Steinen des heiligen Beda aus einer Verehrung des Gottes Beda als des tönenden Felſens oder Steines (Memnonsſäule), worüber oben, und Beda iſt jener geſchwätzige Battus, der in einen Stein verwandelt wurde, auch heißt wohl Battus, Beda ſelbſt Stein, und iſt verwandt mit κετ-ρα κεττος. Der heilige, göttlichverehrte Stein (wie der in Mekka, den ſchon Herodot als den Stein kannte, als welchen die Araber den Duſares verehrten) war den Alten der Grundſtein des Weltbaues und noch will Chriſtus auf den Mann des Felſens Petrus, den Fels κέτρος, ſeine Gemeinde bauen. — Auch Lazarus iſt eine mythiſche Geſtalt aus altem Heidenthum, ſowohl in der Parabel als in der Geſchichte, wo er der auferweckte iſt, worüber unten. Er gehört, wie Hiob, in den Mythenkreis vom armen (kranken) und reichen Mann. — Der Canon wurde aus dem Würdigſten und Anſtändigſten gebildet, was von der Art vorhanden war, doch ſtehen z. B. die Geſchichte vom Fiſche mit dem Geldſtück im Maule und die ſittlich anſtößige Verfluchung des Feigenbaums weit unter vielen apokryphiſchen Dichtungen.

*) Des Todtenreiches (Scheol, Hades).

und that, wie vordem, und ſprach zu ihm: Herr, gehe ein, denn es rufet dich der Landpfleger.

V. 26. Als aber Jeſus eingieng und kam an die Paniertræger, die da hielten die Paniere, neigeten ſich die Spitzen der Paniere und beteten Jeſum an.

V. 27. Da ſchrieen die Juden noch mehr wider die Paniertræger.

V. 28. Pilatus aber ſprach zu ihnen: Ihr wundert euch, daß ſich von ſelber geneiget die Häupter der Paniere und Jeſum angebetet, was aber ſchreiet ihr wider die Paniertræger, daß ſie ſich geneiget und angebetet?

V. 29. Antworteten die Juden: wir haben geſehen, wie ſich die Paniertræger geneiget und Jeſum angebetet.

V. 30. Pilatus aber rufete zu ſich die Paniertræger und ſprach zu ihnen: Warum habt ihr alſo gethan?

V. 31. Da antworteten die Paniertræger: Wir ſind Heiden und Diener der Tempel, wie mochten wir ihn anbeten? aber wir hielten die Paniere und ſie neigeten ſich und beteten an.

V. 32. Sprach Pilatus zu den Fürſten der Schulen: Erwählet ſtarke Männer und dieſelbigen ſollen die Paniere halten, laßt ſehen, ob ſie ſich von ſelber neigen.

V. 33. Die Aelteſten der Juden aber erſahen zwölf Männer, die ſtärkſten und gewaltigſten, und ſchaffeten, daß dieſelbigen die Paniere hielten.

V. 34. Und der Landpfleger hieß zum andernmal Jeſum eingehen, und der Knecht that in gleicher Weiſe als vordem und bat Jeſum ſehr, daß er über ſein Tuch gienge und er gieng über ſein Tuch und gieng ein.

V. 35. Und da Jeſus eingieng, neigeten ſich die Paniere und beteten an.

Kap. XXV. V. 1. Da Pilatus das ſahe, ergriff ihn Furcht und er begann aufzuſtehen von ſeinem Richterſtuhle.

V. 2. Wie er aber gedachte aufzuſtehen von ſeinem Stuhle, ſchicket zu ihm ſein Weib mit Namen Procula und ließ ihm ſagen:

V. 3. Habe du nichts zu ſchaffen mit jenem Gerechten, denn ich habe heute Nacht viel gelitten im Traum von ſeinetwegen.

V. 4. Da dieſes aber die Juden höreten, ſprachen ſie zu Pilatus: Haben wir denn nicht geſagt, daß er ein Zauberer iſt; ſiehe deinem Weibe hat er einen Traum geſchicket.

V. 5. Pilatus aber rief Jeſum und ſprach: höreſt du, was dieſe zeugen wider dich und du antworteſt nichts?

V. 6. Jeſus antwortete ihm und ſprach: Wenn ſie nicht Macht hätten zu reden, redeten ſie nicht; dieweil aber jeglicher Macht hat ſeines Mundes zu reden Gutes und Böſes, ſo ſollen ſie zuſehen.

Aus dem Evangelium St. Jakobi iſt Folgendes:

Kap. V. V. 11. Und ihre Eltern giengen aus dem Tempel (wohin ſie Maria gebracht hatten) und verwunderten ſich, lobeten Gott, daß das Kindlein ſich nicht zu ihnen gewendet.

V. 12. Maria aber ward in dem Tempel des Herrn ernähret gleich als eine Taube und nahm Speiſe von der Hand des Engels.

V. 13. Da ſie aber zwölf Jahre war, hielten die Prieſter einen Rath und ſprachen:

V. 14. Siehe Maria iſt zwölf Jahre alt, was werden wir mit ihr machen, auf daß nicht beflecket werde, was Gott unſerem Herrn geheiliget iſt?

V. 15. Und die Prieſter ſprachen zu dem Hohenprieſter Zacharias: Tritt an den Altar des Herrn und gehe in das Heiligthum und bitte für ſie, und was der Herr dir wird offenbaren, das ſollt du thun.

V. 16. Und der Hoheprieſter nahm den Leibrock und gieng in das Allerheiligſte und betete.

V. 17. Und ſiehe! des Herrn Engel trat zu ihm und ſprach: Zacharias, gehe hin und verſammle alle Wittmänner im Volke,

V. 18. Und jeglicher ſoll einen Stab tragen und an welchem der Herr ein Zeichen thun wird, dem ſoll ſie übergeben werden.

V. 19. Und die Herolde giengen hin durch ganz Judäa und es ſchallete die Poſaune des Herrn und ſie verſammelten ſich und kamen.

Kap. VI. V. 1. Joſeph aber warf ſeine Axt weg und gieng hinaus ihnen entgegen.

V. 2. Und da ſie verſammelt waren, giengen ſie hin zum Hohenprieſter und nahmen die Stäbe.

V. 3. Der Hoheprieſter aber nahm ihre Stäbe und gieng hinein in das Heiligthum zu beten.

V. 4. Und als er ſein Gebet vollendet, nahm er dieſelbigen und gieng hinaus und gab ſie ihnen und es geſchah kein Zeichen an ihnen.

V. 5. Den letzten Stab aber bekam Joſeph.

V. 6. Und ſiehe eine Taube kam hervor aus dem Stabe Joſephi und ſchwebete über ſeinem Haupte.

V. 7. Und der Hoheprieſter ſprach: Joſeph, du biſt erwählet, die Jungfrau des Herrn zu empfangen und ihm zu bewahren.

V. 8. Joſeph aber widerredete und ſprach: Ich habe Söhne und bin faſt betaget und ſie iſt jung: die Kinder Iſraels werden mein lachen.

V. 9. Und der Hoheprieſter ſprach zu Joſeph: Fürchte den Herrn deinen Gott und gedenke, was er gethan hat Dathan und Abiram und Korah, wie die Erde ſich aufthät und ſie verſchlang, darum, daß ſie ſich wider den Herrn auflehneten.

V. 10. Fürchte Gott, Joſeph, auf daß nicht ein Gleiches über dein Haus komme.

V. 11. Und Joſeph ſcheuete ſich und nahm ſie in ſein Haus und ſprach zu Maria: Siehe ich habe dich aus dem Tempel des Herrn aufgenommen und nun laſſe ich dich hie in meinem Hauſe, denn ich gehe hin ein Gebäude zu bauen; der Herr aber wird dich bewahren.

Wir haben in dieſer merkwürdigen Dichtung einen alten Taubenmythus vor uns. Der Phönix als Taube, Adler u. ſ. w. iſt immer mit Holz und Baum (dem Lebensbaum) vereinigt, in Sprache ſowohl als Mythus. Thamar, samar, semir heißt Taube und Palme, *φοινιξ* Phönix und Palme, vom Dienſte Beider Phönicien und Samaria; erel, erl, Adler und Erle, litthau. erel, ſlavon. ruſſ. böhm. oral, orel, Adler (Metatheſe iſt Eller, erl, elr, alnus ſtatt arlnus, Ellernwald), huerk — Adler und Eiche: der Vogel Kerkes, der Habicht *Κιϱκος* *), der Adler Ehrgel, Hercles und quercus, tyrrhen. *ἀϱαχος*, Aar (ſ. oben), *αχυλος* Eichel, aquila Adler, engl. acorn, Eichel, plattd. Eckern, glandes, äol. *αγοϱ'*, Adler, ſpaniſch acor, Habicht, acer, Ahorn; aus acar, acarn, ahar etc. zuſammengezogen iſt Aar, Arn, *οϱνις*, Ahrndt ꝛc. Es iſt aber zunächſt das dürre Holz, der todte Stamm und Stab, der der Lebenskeim iſt, das Holz des Lebens im Paradieſe Gottes (*ξυλον ζωης*, Apokal.), der Stab, der aber ausſchlägt, wie der Stab des redenden Vogels Aaron. Aus dieſem Holz und Baum, oder aus Stengel und Blume geht der geſtorbene Phönix als wiedergeborner mit dem Theos deuteros hervor und es iſt der Stab des Vogels oder der Schlange (denn beides iſt der Phönix), des Moſes und Hermes Schlangenſtab. Hier iſt Joſeph, der auch ein Blumengott war und mit der Lilie gebildet wird (wie im Stengel des aus Wiſchnu wachſenden Lotus Brama entſteht), der Gott mit dem Stabe, aus dem der neue Phönix als Taube hervorgeht*), er ſelbſt der Phönix als Greis, wie die Taube in Montevilla's Roman. Er iſt der Baumeiſter, d. h. der Demiurg und geht hier, um das Gebäude, die Welt zu bauen. Die Gottesgebärerin Maria iſt urſprünglich die Licht- und Sonnegebärende Nacht Leto, Latona, Athor, Neith; daher in alten Bildwerken noch ſchwarz oder braun gemahlt, wie der Heiland ſelbſt als verdunkelter Lichtgeiſt, als welcher der Gott dem Alterthum der Schwarze hieß, auf dem Tuche Veronika's eine Mohrenfarbe erhielt.

---

*) circus gehört dazu, wie zu anah, aneh, annus-annulus, Zeit als Kreis, Ring, Schlange. Baum, Vogel und Schlange ſind durchgängig Eines.

Die indiſche Trimurti war im Baumſtamme eingeſchloſſen, es gab einen Zeus im Baume, ενδενδρος, einen Bacchus δενδριτης und δρυωδης und eine Helena δενδριτις. Die Perſer haben Gogard und Hom zu Lebensbäumen und das Urwort Honover (der Vogel canaph, κωνωψ, Knuphis) war als Prophet Hom ein Baum mit wunderbarer Belebungskraft. Das Holz des Todes, welches der geſtorbene Gott iſt, wird zum Lebensbaum, zum Holz des Lebens, wie auch der Kreuzesſtamm Chriſti heißt, und mit dem Holze wird die Blume verbunden, als myſtiſche Roſe im Kreuze. Wie bemerkt, wird Vogel, Schlange und Holz oder Baum vereinigt gefunden. Aesculap iſt die Heilandsſchlange und der Todtenerwecker, wie die von Moſes aufgerichtete eherne Schlange vom Tode rettet, wenn man ſie anſchaut, ein am Leben erhaltender Gral, wie der Kelch der Schlangenkelch iſt und Johannes mit dem Vogel auch den Schlangenkelch hat (dagegen von den Beſtandtheilen des altſymboliſchen Wunderweſens, Vogel, Schlange, Menſch, Löwe und Stier dem Matthäus der Menſch als Engel, dem Markus der Löwe, dem Lukas der Stier zugetheilt iſt). Wie das todtenerweckende

---

*) Josephsſtift, die weiße Narciſſe, als Josephs Blumenſtab, ſo auch Josephsſtab, die gelbe Märzblume, eine Narciſſenart.

Kraut das Schlangenkraut und das magiſche Kraut Ophiceſſa, ſo heißt die Aronswurzel, das Kraut aron, wie es ägyptiſch geheißen haben ſoll, auch dracontium, aron dracunculus, serpentina, oder der Stengel hieß dracontium, die Wurzel aron, wie das Kraut smyrnium vom Vogel semir. Aron wird die ägyptiſche Form für Aar, Arn, Adler geweſen ſeyn, und davon hieß der redende Aaron ſo, der Bruder des Waſſerſtiers Moousche oder Moses mit der ſchweren Zunge (*βους επι γλωττης*, Abudad). Iſt der Lebensbaum die Linde, ſo iſt die Schlange der Lindwurm, line, Cimbris serpens, altd. Lande, Schlange; Lindwurm iſt pleonaſtiſch und Lind hieß ſchon Schlange und Baum, wie samar, semir, *φοινιξ* Vogel und Baum. Smyrna oder *Σαμορνα* (auch Epheſus hieß Smyrna), das vom Vogel semir, samar benannt war, hieß auch *Πτελεη*, die Ulme, Homers *Πτελεος*, das deutſche Ulm (*πτελεα*, Ulme, Eines mit tilia Linde), Asciburgium hieß die Eſchenſtadt, Troja, Ilium die Eichenſtadt ꝛc., alle vom Lebensbaum benannt *). Von lin, lind, Schlange und Linde, kam Lindos, das vom Lindos erbaut war, dem Linden- oder Schlangengott, ſo wohl auch unſer Lindau und Landau von lind, lande; eine Drachenſtadt iſt Worms, von Wurm, iſl. orm, Schlange. Die Inſel der Schwanſchlange Tennes, Tenedos hieß auch die Phönixinſel, Phönike. Der Phönix wird auch beſtimmt als Schlange oder Wurm aufgeführt. « Nach der griechiſchen Sage iſt der Vogel Phönix erſt ein Wurm (*σκωληξ*), wenn er aus der Aſche auferſteht, und Cardanus de subtilit. ſagt vom indiſchen Vogel Semenda, er ſammle ſich Reiſer wie der Phönix, verbrenne ſich, und aus ſeiner Aſche werde ein Wurm. Dies weis auch die Tradition des Talmuds vom ſyriſchen Vogel שמיר, semir: denn ein Wurm deſſelben Namens iſt im Brunnen des Lebens.» (Kanne).

---

*) Das höhere Alterthum benannte alle Localitäten von Göttern und Symbolen, und heiligte ſie dadurch, Länder, Städte, Meere, Seen, Flüſſe, Berge, Gebirge. So wurden auch die Zeiten in dieſe Symbolik eingetaucht.

Der Lebenskeim im todten, dürren Holze war das darin verborgene Feuer *). Durch geriebene Hölzer Feuer zu machen, war die heilige Weiſe, und war das immerbrennende Feuer den Römern ausgegangen, ſo war nur das ſo wiedergewonnene das heilige. Parvadi ſchließt ſich in einen Semibaum und aus dem Baum bricht ein Feuerſtrom, das iſt der Lichtaufgang im Feuer. Parvadi hieß von jener Inwohnung im Baume Sami-ram, zuvor war ſie eine Taube geweſen. Samiram iſt Semiramis, die aus dem Taubenei geboren war und in Phönicien als Taube erſchienen ſeyn ſollte, die Taubengöttin Venus, die dodoniſche Taube auf der Eiche. In obiger Legende wird Maria wie eine Taube im Tempel vom Engel ernährt. Die Taube, das ewige Weſen, macht ſich zur mütterlichen Nacht und gebiert ſich aus ihr in ſich zurück, nachdem es ſich zuvor in den Grund eingeſchloſſen, wie Gwion — Talieſin aus der ſchwarzen Henne geboren wird. Er wird ſelbſt zur Nacht, in der er verrathen und gefangen wird und die Nacht iſt dann ſowohl das Weib, das ihn in der Umarmung verdirbt, als ſeine Mutter; das Weib, das er erwachend flieht, und die Mutter, aus der er geboren wird. Aber noch dem Gotte, der geboren wird und iſt, wird nachgeſtellt, wie Herodes das neugeborne Kind zu tödten ſucht, und der Kindermord, dem Chriſtus entgeht, iſt derſelbe, aus dem der althebräiſche Gott Moſes gerettet wird. Denn geboren und gerettet, wie der Phönix, wird auch der Stier, der zweite Gott, ſein Erzeugniß,

---

*) So auch im Steine, daher ſtebt der wendiſche Phönix, der Todesgott Flins auf dem Feuerſteine (Flins, daher Flinte) und in der Hand hält er die Fackel.

mit dem zuſammen er wiederum Mann und Weib, oder wie Phanes Hermaphrodit oder Bruder- und Zwillingspaar iſt. Die Brüder Aaron und Moſes ſind offenbar die beiden großen Gottheiten des Alterthums. Der Jehovismus der hebräiſchen Prieſterſchaft verwandelte die althebräiſchen Götter in Menſchen und Altväter des Volkes, oder die alten Mythen nahmen im Volke, das ſich dem Monotheismus geweiht hatte, auch ſelbſt dieſe Geſtalt an. Ein Verhältniß zu Aegypten muß es allerdings gehabt haben, an einen ſeiner Geſchichte wichtigen Zug von dorther knüpften ſich die Sagen an und der Geſetzesſtier (wie der Mondſtier Minos, Menes, Menu) wurde an die Spitze der Geſetzgebung geſtellt.

Nachträgliche Bemerkungen.

Zur Note p. 15. Die Schiiten ehren ein Heiligengeſchlecht, das von Ali ſtammt und wovon der letzte Nachkomme verborgen lebt, um am Ende der Tage als Herr aufzutreten.

Vor Eintritt des jüngſten Tages wird der verzauberte Barbaroſſa erlöſt werden und hervorkommen, um ſein altes Kaiſerthum zu regieren.

Elias als Phönix ſollte wiederkehren. Maleachi IV, 5. Matth. XI, 14. XVII, 10 – 12. Marc. IX, 11. Luc. I, 17.

Eine Vogelgeſtalt des deutſchen Phönix war die viel gebrauchte des Adlers. Daher die Grafen von Neuenaer (de nova aquila), vom verjüngten Phönix. Ein Phönixfluß, wie das Alterthum viele hatte, war die Aar und Aarau an der Aar hat vom Adler den Namen, wie Lindau von der Linde und Lindſchlange ꝛc. Von der Form arn iſt der Arnus benannt. So war Peneüs von, peneh, der Phönixfluß, der durch das Paradieß des Zeitvogels Tempe (tempus) floß.

Die Meſſiasidee der Hebräer erwuchs aus der Phönixidee, die dem ganzen Alterthum gemeinſchaftlich iſt: »Er iſt aber aus der Angſt und Gericht genommen: wer will ſeines Lebens Länge ausreden?«

»Wenn er ſein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, ſo wird er Saamen haben und in die Länge leben.«

Das iſt der langlebende Phönix; der Phönix aber war dem ganzen Alterthum der Leidende, Geſchwächte, Kranke, Sterbende. Es verſetzte ihn in die tiefſte Schmach, in das äußerſte Elend, um ihn zu den höchſten Ehren zu erheben:

«Er hatte keine Geſtalt noch Schöne, wir ſahen ihn, aber da war keine Geſtalt, die uns gefallen hätte. Er war der allerverachtetſte und unwertheſte, voller Schmerzen und Krankheit, er war ſo verachtet, daß man das Angeſicht vor ihm verbarg, darum haben wir ihn nicht geachtet, fürwahr er trug unſere Krankheit und lud auf ſich unſere Schmerzen. Wir hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geſchlagen und gemartert wäre. Aber er iſt um unſerer Miſſethat willen verwundet und um unſerer Sünde willen zerſchlagen. Die Strafe liegt auf ihm auf, daß wir Friede hätten und durch ſeine Wunden ſind wir geheilet.»

Jenes Alterthum verſchmähte kein Bild. Der Hebräer erwartete nach alter Tradition ſeinen Meſſias mit Geſchwüren, Unflath und Koth beladen. Denn aus der Verweſung erſtand das neue Leben, daher der im Excrement lebende Käfer eine der heiligſten Geſtalten der Gottheit wurde und der Römer einen Deus stercutius, einen Gott des Miſtes verehrte.

Das Leiden für Andere, das Schuldopfer für Anderer Sünden zu ſeyn, lag auch in der alten allgemeinen Phönixidee. Selbſt bei Homer leidet der Phönix Aeneas unſchuldig Schmerzen um Anderer willen: *αναιτιος αλγεα πασχει ἑνεκ᾽ ἀλλοτριων αχεων*, und obgleich der göttlich Verehrte: *ὁς Τρωσι θεος ως τιετο δημῳ*, iſt er zugleich der ungeehrte, hinterſte, *ἱστατος* (der allerverachtetſte nach Jeſaias): *τον δ᾽ ὑστατον εὑρεν ὁμιλον ἑσταοτ᾽· αιει γαρ Πριαμῳ ἐπιμηνιε διῳ οὑνεκ᾽ αῤ ἐσθλον ἐοντα μετ᾽ ἀνδρασιν ουτι τιεσκεν.*

Eine Phönixgeſtalt altgermaniſcher Religion ſcheint auf den heiligen Laurentius übergegangen zu ſeyn und noch in dem alten Verſe durchzuſchimmern:

Vivit inexstinctus victo Laurentius igne.

Das niederſächſiſche und fränkiſche Lenz für Lorenz war wohl die alte Form, welcher die ſich dem Heidenthum anſchmiegende Prieſterſchaft Laurentius unterſchob. Es war ein Lenz- oder Frühlingsgott, das aus dem Tode neu erblühende Leben; im Frühlinge aber wurde der Gott ſymboliſch verbrannt *). Zu Anfang des Frühlings, in welchem die Slaven ihr Jahr anfiengen, feierten ſie ein Todtenfeſt. Noch jetzt ſoll es in einigen ehemals ſlaviſchen Ländern am Sonntage Lätare, der daher Todtenſonntag genannt wird, gefeiert werden, indem man einen Strohmann in Proceſſion und mit Geſang durch das Dorf trägt und vor dem Dorfe in's Waſſer wirft oder verbrennt. Denn aus Waſſer und Feuer verjüngt ſich der Phönix und im Frühling, der periodiſchen Erneuerung des Lebens und Auferſtehung Gottes in der Natur, wurde auch in heiligen ſymboliſchen Handlungen der erſten Zeugungen und Schöpfungen gedacht. Die ſogenannten Todtenmädchen, die noch zu Anfang unſers Jahrhunderts zu Nürnberg im Beginne des Frühlings eine Puppe herumtrugen, ſangen dabei, daß ſie einen Todten ins Waſſer und wieder heraustrügen **). Der Anfang des in gemeiner, zum Theil veralteter Mundart recitirten Liedes war folgender:

Heunt is Mitfaſta,
Mer (wir) trog'n an (einen) Taudt'n ins Waſſa,
Mer trog'n a (ihn) 'nei (hinein) und widder raus,

---

*) Mit Lenz iſt der wendiſche Todesgott Flins zu vergleichen, der eine Fackel in der Hand trägt und auf einem Feuerſtein ſtebt. Flins iſt Eines mit Lens, Lenz, und vom Gotte, deſſen Feier man im Frühlinge beziengt, wurde der letztere der Lenz, da Gelenze, Glenz genannt, holl. Lente, Lentsmånd, der März

**) Am erſten Mai wird auch Talieſin aus dem Waſſer gerettet.

Mer trog'n a vurs Biddermohshauß*).
Der Biddermoh wolt ſterba,
Woll'n mir (wir) ſei Gout ererba **)
Sei Silber und ſei rauthes Guhld,
Damit wird unſer Beutl vuhl ***).

Es folgen fremdartige Zuſätze und man erfährt nur noch, daß der Todte einen Panzer anhabe †). Das Bidermannshaus iſt wohl des Gottes Heiligthum und der Bidermann er ſelber. Es begegnet hier wieder die Vorſtellung, daß der Todesgott (der geſtorbene Gott) der Reiche ſey (Dis, Pluto). Biedern, hieß nützen, Biderwe, Nutzen, alſo Biederman ein Hermes eriunios. Bepanzert iſt der Todte als Krieger, denn im Tode kriegt und ſiegt der Gott, iſt ſterbend des Todes Ueberwinder.

Der oft ermattete, oft geſtorbene und wieder erſtandene Phönix wird einſt nicht mehr ſterben, ſondern ewig leben und regieren. Wenn dieſe Welt, das alte Troja untergeht, ſo gründet er das neue Troja, die unvergängliche Stadt: mansuram urbem (Virgil.), das neue Jeruſalem. Im Aeneas findet ſich die Phönixidee in ihrer ganzen Größe und Tiefe, und das Studium dieſer höchſt wichtigen mythiſchen Geſtalt iſt auf's dringendſte zu empfehlen.

---

*) oh lautet wie das franzöſiſche ou.

**) Ich hörte auch:
Der Biddermoh is g'ſtorba
Haut uns ſei Gout erworba.

***) Faſta, Waſſa, ſterba, dos hört man jetzt im gemeinen Nürnberger Dialekte nicht mehr, ſondern Faſtn', Waſſr', ſterb'n, dees.

†) „Der Taudt, der haut an (einen) Panzer oh (an),
Henken (hängen) viel hundert Läuſ' droh (daran)."
Dieſe Worte ſtehen ganz abgeriſſen mitten im Liede, das außer dem Angefuhrten von Dingen gewöhnlicher Art ſpricht. Das Ungeziefer iſt nicht bedeutungslos, vergl. oben.

Man erkennt hier den Grund, weßhalb in der bibliſchen Weiſſagung an die Zerſtörung des alten Jeruſalems (als der Weltſtadt dem alten myſtiſchen Sinne nach) ſogleich der Weltuntergang geknüpft wird *). Die Apokalypſe zeigt uns nach dem Weltuntergang das neue Jeruſalem als die neue Welt.

In der Sage vom trojaniſchen Kriege hat ſich der Krieg der Weltentſtehung (ſ. oben) mit dem des Weltuntergangs verſchmolzen. Noch hören wir alte Orakelworte bei Sängern, denen man kein Bewußtſeyn hierüber beimeſſen muß: Einſt werde kommen der Tag, da die heilige Ilios untergeht und Priamos und des Priamos Volk. Priamos (Brem) iſt der Göttervater, ſein Geſchlecht das Göttergeſchlecht, das nach der ſkandinaviſchen Mythologie im letzten Weltkampfe mit der Welt zu Grunde geht. Hektor iſt der im Kampfe der Weltſchöpfung von dem Rieſen der Finſterniß getödtete gute Lichtgeiſt (Siegfried), Troja's Zerſtörung Weltuntergang, Aeneas der überlebende Geiſt, das neue Troja die neue, ewige Welt.

Dem menſchgewordenen Gotte Kriſchna wird als Kind vom Könige Kamſa, wie dem Kinde Chriſtus vom Könige Herodes, nach dem Leben getrachtet; die Aeltern müſſen fliehen, Kriſchna, unter ſieben Söhnen der einzige Gerettete wird durch den Fluß getragen (vergl. die Legende von Chriſtophorus), unter Hirten erzogen und ſtirbt am Baume, wie Chriſtus am Kreuze; beides iſt jenes Holz

---

*) Nur mit der kritiſch unerlaubteſten Gewaltſamkeit, die man den Worten und dem Zuſammenhang anthut, kann man jene Weiſſagung mit der Geſchichte vereinbaren.

des Todes, welches zugleich das Holz und der Baum des Lebens iſt. Der Lichtaufgang aus der Entäußerung und die Geburt des Götterkindes, das von dem Negativen, dem es ſich entwindet, befeindet wird, iſt ein Durchgang durch's Waſſer *), daher das Kind durch den Fluß getragen wird und Elias, bevor er gen Himmel fährt, trocken durch den Fluß geht. Es kommt alles aus Einer Quelle, den Erkenntniſſen und der Symbolik eines Alterthums, zu dem keine Geſchichte reicht, ſondern allein das Verſtändniß der zerſtreuten Trümmer ſeiner eigenthümlichen Bilderſprache.

Schwarz und dunkelblau iſt die Farbe des verdunkelten Lichtgeiſtes, das Blau iſt die Farbe des Waſſers, daher der erſte Beweger der Urgewäſſer der ſchaffende Narajan auf dem Waſſer ſchwimmend von blauem Marmor gebildet iſt. So iſt auch Kneph und der Gott mit dem Widderkopfe in den Tempeln von Philä und Elephantine der Blaue, der Licht- und Sonnengeiſt Kriſchna mit dem Zeichen der Sonne an der Stirne iſt wie ſeinem Namen, ſo der Farbung ſeines Leibes nach der Dunkle, wie Oſiris ſchwarz gemahlt wurde und Memnons und Nilus Bildſäulen aus ſchwarzem Geſteine waren.

Häßlichkeit und Dunkel verbindet der Mythus, der häßliche Avagdu ſoll verklärt werden; der verdunkelte Lichtgeiſt hat keine Geſtalt noch Schöne. Bewußtheit, Geiſtigkeit iſt Licht, und Licht iſt Schönheit. Auch die dunklen Eltern des Lichtgeiſtes werden verklärt, wenn er aufgeht. Kriſchna's Mutter wird mit zunehmender Schwan-

---

*) Wie auch eine Rettung aus dem Waſſer, ſ. oben. Der Fluß, durch den das Götterkind getragen wird, iſt der Fluß des Todes und heißt in indiſcher Mythe ein gefährlicher.

gerſchaft immer ſchöner; zu Mitternacht wird er geboren, da werden die Körper von Vater und Mutter durchſichtig und ſtrahlend von himmliſcher Glorie *), und Kriſchna ſelbſt wird mit himmliſchſchönem Angeſicht zur Welt gebracht.

Zu p. 64. Der Stier ward bei den Argivern durch die Trompeten aus der Tiefe heraufgerufen; er iſt geboren aus Waſſer und Nacht durch das zeugende Wort. Das in ſich beſchloſſene (ſchweigende) ewige Weſen ſpricht ſich aus, und das vollkommen ſich ausgeſprochen habende Wort iſt es (das ewige Weſen) ſelbſt, der aus dem Grunde aufgegangene Geiſt **). Dieſer iſt der Aktus, das in ihm eingehüllte Andere, das potentiâ ſeyende zweite Weſen iſt das ſtumme, der erſtgeſchaffene ſprachloſe Stier Abudad. Aber als dieß Eingehüllte, Latente, iſt er das ſtrahlend gewordene dunkle Centrum; aus ihm geht das zuvor in ihm verhüllte Lichtweſen auf, er iſt der ſtrahlende Stier Moſes mit der Decke. Der dunkle Mondſtier (der ſchwarze Apis mit dem Mondzeichen) iſt nun der Lichtträger geworden, wie das Mondei gleich der Sonne ſtrahlt, die dunkle Mondinſel zur offenbaren (Delos) wird und die überwundene Maus des Dunkels, die erſt ein feindlicher Rieſe (der Rieſe der Finſterniß) war, wenn Ganeſcha auf ihr reitet, die glänzende iſt. Daher wohl die Angabe, der Dionyſosſtier ſey auch als Sonne verehrt worden.

---

*) Die Geburt iſt die Flucht (ſ. oben), daher der Geiſt die Eltern flieht (wie auch Chriſtus den Eltern entweicht), aber das aufgegangene geborne Licht erleuchtet die Dunkelheit, die dunklen Eltern, und macht ſie durchſichtig. Flieht der Geiſt den dunklen Mutterſchooß, ſo heißt es dagegen vom Dionyſos, er habe ſeine Mutter aus der Unterwelt heraufgeholt (Rückblick in's Dunkel, ſ. oben), oder er vermählt ſich mit dem Weibe, das Theſeus verlaſſen hat.

**) Im Evang. Joh. I. 1 ff. zeigt ſich das Wort in dieſer Bedeutung und iſt der perſiſche Logos Honover, nicht die Chochmah, Sophia des alten Teſtaments.

Er war dieß ſchwerlich in dem Sinne, in welchem es das ewige Weſen war, ſondern als der ſtrahlend gewordene Grund im Lichtaufgange. So wie der Licht- und Sonnengeiſt im Dunkel der Entäußerung und des Grundes der dunkle hieß und ſchwarz gemahlt wurde, ſo wurde wiederum der zweite Gott, der Geiſt der Finſterniß, im Lichtaufgange als der Strahlende, als Frühlings- und Morgenlicht (Frühlings- und Morgenſtier) und Morgenſtern (Phosphorus, Lucifer) dargeſtellt und ſtand am Anfange der Zeiten, wie an dem des urſprünglich ſymboliſchen Alphabets.

Im Zendaveſta werden ſich Menſch und Stier entgegengeſetzt, wie ſonſt Vogel, Schlange, Drache u. ſ. w., und Stier; Menſch iſt hier ein Bild des ewigen Weſens. Die erſten lebendigen Weſen waren Menſch und Stier; jener hatte Leben und Sprache, der Stier oder Stiermenſch war ſtumm und leblos. In ihm fiengen die Zeugungen an; der Menſch ward mit dem Stier auf einer Anhöhe geſchaffen und iſt 3000 Jahre daſelbſt ohne Uebel geblieben. Wie Ahriman in der Welt auftrat, ſtarb der Stier, Kaiomorts lebte noch 30 Jahre. Dieſes alles wird jetzt nicht mehr unverſtändlich ſeyn. Erſt ſtirbt bei der Weltſchöpfung der Stier, wird geopfert (daſſelbe iſt die Opferung des Kindes, Iſaaks und Iphigenias); das ewige Weſen, das den Grund aus ſich hinausgeſetzt, bleibt noch in ſeinem Beiſichſeyn, bis es ſich gleichfalls in die Tiefe begiebt. Gott begräbt den Stier Moſes in die heimliche Tiefe, wie auch der Apis heimlich begraben wird. Dieſe Tiefe iſt daſſelbe, was die Mithras- und Zoroaſtershöhle*), vor deren Eingang Mithras den Stier würgt.

---

*) Zoroaſter ſollte eine Mithrashöhle zum Bilde der Welt eingerichtet haben. Die Grotte bedeutete den dunklen Abgrund, in dem der Kosmus der Endlichkeit entſteht, den der ſchaffende Geiſt zur Sinnenwelt ausbaut.

Das neugeborne Licht iſt das Götterkind, das befeindet wird von der dunklen Gewalt, aber wunderbar wächſt und den alten Herrſcher entthront oder tödtet, und als den neuen Herrſcher verkünden Orakel das Götterkind. Nimrod erfährt nach einer Sage durch einen Traum, es werde ein Stern aufgehen, der Sonne und Mond verdunkle, ein Knabe geboren werden, durch den er umkommen müſſe, worauf er alle Kinder tödten ließ; aber Abraham wurde von der Mutter in eine Höhle verſteckt, wo er jeden Tag einen Monat wuchs. Kronos erfährt durch ein Orakel, ein Kind der Rhea würde ihn der Herrſchaft berauben, daher verſchlingt er alle Kinder, aber Zeus wird von der Mutter in eine Höhle verborgen, wo er in einem Jahre zum Manne wird. Eine ähnliche Vorherſagung bewegt den Kamſa, alle Kinder der Devagi zu tödten, aber Kriſchna, der Gottmenſch, wird bei Hirten verborgen, wie Romulus und Remus vor Amulius, und tödtet die Ungeheuer des Kamſa und den Kamſa ſelbſt. Auch der Kindertödtende Herodes erforſcht von Wahrſagern des neuen Königs Geburt, und der Stern des göttlichen Kindes iſt der in Nimrod's Traum, das Kind ſelbſt, das neu aufgehende Licht. In der römiſchen Sage ſind es Geſchwiſter, die gerettet werden, wie Moſes und Aaron dem ägyptiſchen Kindermord entgehen. Die Geburt des erſten und zweiten Gottes iſt dieſelbe, aber in den Sagen werden ſie entweder zuſammen genannt oder einer allein, oder einer insbeſondere hervorgehoben. In der Geſchichte des Cyrus und Herkules, den Here und der König Euryſtheus befeinden, wird man dieſelben Züge erkennen, wie in obigen Sagen. In des Kriſchna Mythus findet ſich die chriſtliche Sage, wie die Fabel des Herkules, nebſt ganz eigenthümlichen Zügen; aus der Idee und nur aus ihr erklären ſich ſowohl die Aehnlichkeiten als das Verſchiedene.

Das Götterkind heißt in den Mythen der **Knabe**, der **Kleine** *), der **Zwerg** (Lingamzwerg, wie Schiwen wiedergeboren wird als kleiner Knabe in des Lingams Geſtalt, nachdem ihm das Zeugeglied abgefallen). Das Kind aber iſt bereits ein Held, wie Herkules in der Wiege, und ſtärker, als der Rieſe der Finſterniß, der ihm entgegengeſetzt wird (derſelbe, den Ganeſcha überwindet, um immerdar auf ihm zu reiten, d. h. den er zur Baſis ſeiner neuen Exiſtenz macht). Der Sieg des Knaben und Zwerges über den Rieſen erſcheint in Sagen, wie in der Geſchichte Davids und Goliaths **) und in einer deutſchen. Im Schloſſe Ambras bei Insbruck befinden oder befanden ſich die Reliquien des Rieſen Haymon, der 16 Schuh lang war und einen Ochſen aufheben konnte und dem dennoch ein Zwerg eine Maulſchelle gab, an der er ſtarb. Bei den Reliquien ſteht der Zwerg in Lebensgröße, was ohne Zweifel Reſte eines altheidniſchen Mythus und Cultus ſind.

Vikramaditya weiß, daß ein göttliches Kind von einer Jungfrau geboren, der Sohn des großen Werkmeiſters Takſhaſa (wie Chriſtus des Zimmermanns Sohn) kommen und ihn ſtürzen werde; er ſendet Boten aus, nach ihm zu ſpähen, wird geſchlagen und getödtet von dem fünfjährigen Wunderkind.

---

*) So heißt Gwion, ehe er Talieſin wird, und Andere. Der erſte und zweite Gott zuſammen ſind Zwillinge, Knaben, Kinder (Dioskuren) und Zwerge, und dieſe die beiden großen Götter des Alterthums, auf die ſich Alles zurückführen läßt.

**) Wie viel in Davids Geſchichte Mythus iſt, werden wir künftig zeigen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mittheilungen

über

Kaſpar Hauſer.

Von

Georg Fr. Daumer,

Gymnaſialprofeſſor, Hauſers ehemaligem Pflegevater.

Erſtes Heft.

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenſtricker.
1832.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Zu einem wiſſenſchaftlichen Werke über Kaſpar Hauſer habe ich von Anfang meiner Bekanntſchaft mit ihm die Materialien geſammelt, aber Umſtände, die ich ſchon an andern Orten angedeutet, verhindern die im Sinne gehabte Durcharbeitung. Was ich dem Publikum unter dieſen Umſtänden in mehr vereinzelter und zerſtreuter Weiſe bieten kann, folgt in dem vorliegenden und in den künftigen Heften. Nichts, was ich hier mit Beſtimmtheit und ohne Beiſatz ausſpreche, weiß ich aus unſicherer Erinnerung, oder iſt aus bloßer Converſation und Sage geſchöpft, ſondern ich habe es ſelbſt an Hauſer beobachtet, von ihm gehört, im Umgange mit ihm erforſcht und bei noch friſcher Erinnerung durch genaue Aufzeichnung bewahrt. Hauſer lebte in meinem Hauſe und in meiner Verpflegung vom 18. Juli 1828 bis zum Januar 1830; ich konnte in dieſer Zeit, da ich mein Amt nicht verwaltete, faſt ununterbrochen um ihn ſeyn, und auch nach dieſer Zeit hörte meine Verbindung und mein Umgang mit ihm nicht auf. Nach einer großen Menge von Verſuchen, Beobachtungen, Prüfungen, ſteter Berichtigung und Ergänzung des Früheren durch das Spätere darf ich glauben, dieſe außerordentliche Erſcheinung genau genug zu kennen und vor jeder Art von Täuſchung ſicher genug zu ſeyn, um einen für das Intereſſe der Wiſſenſchaft nich ganz ungeeigneten Berichterſtatter abgeben zu können. Will man auch der aus Hauſers Munde aufgenommenen Beſchreibung ſeiner Empfindungen mißtrauen, ſo wird man doch damit Berichte von Beobachtungen verbunden finden, die auf keinem Betrug beruhen können. Wenn Hauſer behauptete, er habe auf einen eingeſogenen Duft, bei Einwirkung eines Minerals, lebendigen Weſens u. ſ. w. dies und jenes empfunden, ſo iſt man nicht genöthigt, ihm durchweg Glauben beizumeſſen, auch wenn man ihn nicht überhaupt für einen Betrüger hält. Denn nicht nur konnte er Selbſttäuſchungen unterliegen, ſondern es konnte auch eine durch die Umſtände leicht zu entwickelnde Eitelkeit ihn beſtimmen, das Wunderbare ſeiner Erſcheinung durch Zuſatz von Erdichtungen zu erhöhen. Wenn er aber bei Einwirkungen jener Art nicht allein häufig in convulſiviſche Bewegungen gerieth, ſondern auch z. B. die Geſichtsfarbe veränderte, am ganzen Leibe gelb wurde, wenn plötzlicher Schweiß auf die Stirne trat, die Augen thränten und Entzündung zeigten, die Adern, die Glieder ſchwollen, die der Wirkung ausgeſetzten Finger der Hand kalt wurden, ein ſolcher Finger, während die übrige Hand ſchwitzte, ſich trocken, kalt anfühlte, Naſenbluten, Erbrechen, ſchnelle Abmagerung eintrat u. ſ. f. — ſo kann niemand behaupten wollen, daß es in Hauſers Macht geſtanden, ſolche Erſcheinungen, um ſeine Umgebungen zu täuſchen, durch bloßen Willen hervorzubringen. Betrügeriſch dargeſtellt können doch wohl nur ſolche Krankheitserſcheinungen werden, deren Nachahmung darauf beruht, den Körper und die Glieder in eine gewiſſe Art äußerer Bewegung oder Bewegungsloſigkeit, Richtung und Lage zu bringen, wie Ohnmacht, Starrheit, Lähmung, Steifheit, Zittern, Zucken, Schaudern u. dgl., nicht aber ſolche, die, wie die obengenannten, eine von der Willkühr nicht hervorzubringende innere Veränderung im Organismus nothwendig vorausſetzen. Es iſt zwar auch möglich, zum Behuf eines Betruges, mit Hülfe arzeneilicher Subſtanzen wirkliche Krankheitszuſtände hervorzubringen, daß aber Hauſer Jahre lang mit größter Conſequenz, plötzlich, ſo wie es die Umſtände erforderten, vor Beobachtern der verſchiedenſten Art, in jeder Umgebung und jedem Verhältniß dergleichen Zuſtände künſtlich in ſich habe erregen können, wäre unſinnig zu glauben. Ich habe an Hauſer während jahrelangen beſtändigen Umgangs Erſcheinungen, wie die obengenannten bei den entſprechenden Gelegenheiten im Hauſe und im Freien fortwährend beobachtet. Wenn man ſich auch nur an dieſe hält, ſo wird man die Ueberzeugung nicht abwehren können, daß man hier einen Menſchen von ganz außerordentlicher Beſchaffenheit vor ſich habe. Wenn nun durch die begleitenden, von Andern wahrnehmbaren und keinem Verdacht unterworfenen Erſcheinungen Hauſers Ausſagen über ſeine Zuſtände und Empfindungen nicht wenig unterſtützt werden, ſo ſind ſie auch häufig von der Art, daß man ſie ohne Vorausſetzung der größten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und tiefſten Einſichten in die Natur nicht für erdichtet halten kann. Solche Kenntniſſe und Einſichten wird man bei Hauſer nicht annehmen wollen, alſo kann man die Ausſagen der angegebenen Art auch nicht für bloße Erdichtungen halten. Dies iſt mit dem hier unter **IV.** und **X.** Angegebenen und ſonſt der Fall. Endlich habe ich auch nicht wenige meiner Verſuche auf eine Weiſe angeſtellt, die keinen Zweifel an den Ergebniſſen zuläßt. Mehreres von dieſer Art findet ſich in dieſem Hefte unter **II.** Und ſo bleibt, wenn man Verdacht und Unglauben auch möglichſt weit treiben will, genug übrig, was als ein ſicheres Beſitzthum der Wiſſenſchaft zu betrachten iſt. Zu dem Beweis, der aus den beobachteten phyſiſchen Erſcheinungen geführt werden kann, tritt der pſychologiſche aus Hauſers hier treulich geſchildertem Benehmen in der erſten Zeit und den hier mitgetheilten, ſchriftlichen Darſtellungen desſelben. Zwar wird auch nach den genaueſten Beobachtungen und treueſten Berichterſtattungen noch manches Dunkle und Räthſelhafte übrig bleiben, aber deſſen völlige Auflöſung iſt von dem Darſteller eben ſo wenig zu fordern, als daraus ein Beweis für die Unwahrheit der Hauſer'ſchen Sache geführt werden kann, da durch eine Menge unzweifelhafter Thatſachen die Wahrhaftigkeit derſelben im Allgemeinen über alle Anfechtung erhaben iſt.

Auf die vortreffliche Feuerbach'ſche Schrift über Kaſpar Hauſer konnte ich bei Geſtaltung dieſes Heftes keine Rückſicht nehmen, weil ich ſie eben erſt empfange, da der Druck des Vorliegenden ſich ſchließt und nur noch dieſe Bemerkung anzufügen verſtattet iſt.

Inhalt.

Seite

I. Bericht an die königl. Regierung.*) 1
II. Eigenthümliche Empfindung Hauſers für Mineraliſches und Animaliſches. 9
III. Empfindlicher Geruch. 14
IV. Eindruck den Gewitter machten. 17
V. Wirkung des Mondes. 20
VI. Auffallendes Verhältniß zu einer Katze. . . . 21
VII. Hauſers Benehmen und pſychiſcher Zuſtand in den erſten Zeiten ſeines Aufenthalts zu Nürnberg. 24
VIII. Aufſätze von Hauſer. 40
IX. Hauſers erſtes Auftreten zu Nürnberg, von ihm ſelbſt beſchrieben. 47
X. Ahnung des Mordverſuchs. 57

---

*) Die Anmerkungen ſind neu hinzugefügt.

Seite
XI. Der Mordverſuch. 60
XII. Einiges, was ſich in Folge des Mordverſuchs begab. (Riechen an Akonit — Krankhaft erhöhter und empfindlicher Zuſtand — Mesmerismus — Leibverſtopfung durch Riechen an magnetiſirtem Waſſer gehoben) 63
XIII. Krätzanſteckung durch Anhauch. 80
XIV. Homöopathiſche Heilverſuche. 72
  1. Sulphur. 79
  2. Silicea. 89
  3. Ipecacuanha und nux vomica. 98
  4. Sepia. 101

(Fortſetzung folgt.)

I. Aus einem zu Anfang des Septembers im Jahr 1828 über Hauſer abgeſtatteten Bericht.

Ich wurde mit Kaſpar Hauſer ungefähr drei Wochen vor ſeinem Eintritt in mein Haus bekannt, da ich ihn in dem Thurme, in welchem er ſich damals befand, beſuchte. Ich fand mehr, als ich erwartet hatte, nahm perſönlichen Antheil an dem jungen Menſchen und beſuchte ihn ſeitdem täglich, in der Abſicht, zu ſeiner Entwicklung etwas beizutragen. Der Andrang der Neugierigen, die ihn in Anſpruch nahmen, erlaubte mir oft kaum ein halbe Stunde mit ihm allein zu ſeyn, gleichwohl lernte er in drei Wochen nothdürftig Leſen, Zählen, Zahlenreihen ausſprechen, Addiren und Subtrahiren, machte Fortſchritte im Schönſchreiben und erlernte ein einfaches Muſikſtückchen auf dem Claviere. Das Leſen lehrte ich ihm vermittelſt großer, auf einzelne Blättchen zum Behuf des Zuſammenſetzens für Kinder gedruckter Buchſtaben; im Schönſchreiben übte er ſich ſelbſt nach Muſtern, die ich ihm gebracht *). Aber ſchon in der dritten Woche mußte ich faſt ganz aufhören, ihn zu unterrichten, weil nicht lange nach dem Anfang des Unterrichts Schweiß auf Hauſers Stirne trat und Kopfſchmerz ſich einſtellte. Die Zuckungen, die er faſt bei jeder Erregung im Geſichte bekam, wurden ſtärker, endlich zu eben der Zeit, da er mir zur Verpflegung übergeben wurde, erkrankte er ſo völlig, daß er ſich kaum mehr aufrecht erhalten konnte **). Schon am zweiten Tag nach ſeinem Eintritt in mein Haus hoben ſich zwar die Obſtruktionen, an denen er litt, aber ſeine Verdauungsorgane zeigten ſich ſeitdem fortwährend geſchwächt und ſein Nervenſyſtem war in der größten Zerrüttung. Die convulſiviſchen Bewegungen waren von erſchreckender Art. Jedes laute Wort, jeder Griff auf dem Claviere that ſeinem Ohre, ein paar Worte, die er las oder ſchrieb, alles Weiße und Helle, auf welches er hinblickte, ſeinem Auge weh; er zitterte mit der Hand, wenn ſie einen Gegenſtand hielt, wie ein Greis ***), alles Nachdenken vermehrte ſeine Krankhaftigkeit, von der er ſich erſt ſeit ungefähr acht Tagen zu erholen anfängt. Bei dieſem Zuſtand mußten alle geiſtigeren Beſchäftigungen, die er bis dahin getrieben, Leſen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Clavierſpielen u. ſ. w. unterbleiben, und ich ſetzte einen Theil der Belehrungen nur in Form gelegentlicher Unterhaltung fort. Ich beſchäftigte ihn übrigens mit Papp-, Tiſchler- und Gartenarbeiten, ſo weit er ihnen gewachſen war *), und mit einigen Spielen, ließ ihn ſo viel als möglich ſich im Freien bewegen und zuweilen ein laues Bad nehmen (auch dies Letztere zeigte ſich wohlthätig). Der Verſuch, leichte Uebungen auf dem Gymnaſial-Turnplatze mit ihm anzuſtellen, war nicht von befriedigendem Erfolge **), vortrefflich aber bekommt ihm das Reiten, in welchem ihn Herr Stallmeiſter von Rumpler in meinem Beiſeyn unterrichtet. Die convulſiviſchen Bewegungen, das Zittern und die Folgen der Ueberreizung überhaupt fangen an zu verſchwinden. Er genießt jetzt außer ſchwarzem Brod und Waſſer, was früher ſein einziger Genuß war, eine mit Mehl gekochte Waſſerſuppe mit großem Appetit, auch ungewürzte Chocolade, weißes Brod und Milchſpeiſen fangen an ihm zu behagen und er empfindet hievon bei ſeiner immer noch geſchwächten Verdauungskraft, welche ſchwarzes Brod nicht mehr ſo leicht als früher verarbeitet, große Erleichterung ***). Sein Ausſehen verbeſſert ſich auffallend und er wächſt mit ungewöhnlicher Schnelligkeit; er iſt in den letzten vier Wochen faſt um zwei Zoll größer geworden. Seine Oeffnung iſt ſeit einiger Zeit wieder ſo leicht, wie ſie niemals, ſeitdem er ſich zu Nürnberg befindet, ſondern nur während ſeiner Einſperrung war. Der obrigkeitlich für ihn beſtimmte Arzt, Hr. Dr. **Oſterhauſen**, wurde zwar zu Rathe gezogen, poſitives ärztliches Einſchreiten aber würde, nach dem eigenen Urtheil desſelben, nur Zerſtörung, nicht Hülfe geweſen ſeyn, und man mußte es bei negativen Verhaltungsmaßregeln bewenden laſſen *).

---

*) Unter minder beſchränkten und zerſtreuenden Umſtänden hätte ich zum Behuf der erſten Bildung einen andern Weg, als den des gewöhnlichen Elementarunterrichts eingeſchlagen.

**) Die in Beziehung auf ſeine Schwäche und Reizbarkeit ungeheuren Aufregungen und Erſchütterungen des Körpers und Gemüthes, die beſtändigen Spannungen und ungewohnten Lagen in der erſten Zeit, mußten zu einem ſolchen Reſultate führen.

***) Wahrſcheinlich jedoch war dies nur bei metalliſchen Gegenſtänden der Fall; denn ich machte ſpäter die Bemerkung, daß er zwar nicht z. B. mit einem ſilbernen, wohl aber mit einem hölzernen Löffel ohne Zittern eſſen konnte.

---

*) Die Tiſchlerarbeiten mußten wegen des dabei vorkommenden, Hauſer's Ohr ſehr angreifenden Geräuſches bald ausgeſetzt werden.

**) Durch einmaliges Anhängen an den Barren bekam er Blaſen an den Händen.

***) Ueber die ſehr merkwürdige Gewöhnung an animaliſche Koſt, die ich mit Hauſer vornahm und die ſeinen Zuſtand gänzlich veränderte, werde ich künftig ausführlich ſprechen.

Zur Bezeichnung ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit überhaupt bemerke ich Folgendes. Er iſt, ſo lange ich ihn kenne, hauptſächlich aber gegenwärtig, von gutem Ausſehen und geſunder Geſichtsfarbe, aber ſein Körper iſt in Hinſicht auf Leiſtungen und äußere Einflüſſe von kaum glaublicher Empfindlichkeit, Schwäche und Reizbarkeit. Eine gelinde Berührung mit der Hand macht die Wirkung eines Schlages auf ihn, wenn er einige Zeit lang gegen den Wind geht, wird er heiſer; vom kleinſten Spaziergange wurde er früher bis zum Hinſinken müde, ſeit Kurzem jedoch kann er Stunden lang gehen, ohne ſich gänzlich erſchöpft zu fühlen. Er ſtand und gieng früher mit eingekehrten Füßen und war in beſtändiger Gefahr das Gleichgewicht zu verlieren; er konnte nicht den kleinſten Sprung machen, ohne umzufallen; jetzt iſt ſein Gang wenig mehr von dem der andern Menſchen unterſchieden. Seine Hände und Fußſohlen waren früher ſo

---

*) Welche Wirkungen der bloße Geruch von Arzneien auf **Hauſer** machte, davon habe ich unten unter III. ein Paar Beiſpiele angeführt.

weich, ſchwielenlos und verwundbar, daß man deutlich die Ungewohntheit des Gehens und Arbeitens erſehen konnte. Ich fand, als er mir übergeben worden war, an ſeinen Füßen noch bedeutende Spuren der vielen durch das ungewohnte Gehen erhaltenen Blaſen und wunden Stellen *). Bei Erregungen der Sinne, bei Kraftanſtrengungen, Aufmerkſamkeit und Nachdenken iſt das Geſicht, vorzüglich der Mund nach der linken Seite zu, und der linke Arm convulſiviſch bewegt **). Von Fleiſchſpeiſen bekommt er fieberhafte Zufälle, Pflanzenſäure macht empfindlichen Reiz, das Süße iſt ihm widerlich, alles Gewürzhafte und Geiſtige bringt Erſcheinungen ſchreckhafter Art hervor ***). Alle ſeine Sinne ſind von ungeheurer Schärfe und Feinheit. Er riecht z. B. Dinge, die für gewöhnliche Organe ganz geruchlos ſind, in beträchtlicher Entfernung, ſchmeckt einen Tropfen Fleiſchbrühe, der unter ſeine Waſſerſuppe gekommen und unterſcheidet in einer Entfernung von ohngefähr hundert Schritten die einzelnen Beeren der Trauben eines Holunderbaumes, in mehr als der Hälfte dieſer Entfernung erkennt er den

---

*) In ſeinem Käfig war er, ſeiner Ausſage nach, nie aufgeſtanden und hatte es nicht vermocht, denn er war rückwärts am Boden angebunden, ſo daß er nur eben aufſitzen und ſich zu dem gleich an ſeiner Seite befindlichen Nachttopf hinbewegen konnte (vergl. unten V.).

**) Die linke Seite des Körpers zeigte ſich immer als die bei weitem ſchwächere und reizbarere.

***) Nur die Gewürze, die er in ſeinem Käfig täglich mit dem Brode genoſſen hatte, Kümmel, Coriander, Anis und Fenchel, vertrug er nicht nur (ſelbſt den ſo ſtarken Fenchelzucker, wie man ihn in den Apotheken führt), ſondern ihre Entbehrung fiel ihm auch äußerſt ſchwer. Als er in Nürnberg jene Art ſtark gewürzten Brodes zum erſtenmal zu Geſichte bekam und genoß, weinte er vor Freude. Kümmelthee und Quantitäten bloßen Kümmels dienen ihm als palliative Heilmittel.

Unterſchied einer Holunderbeere von einer Schwarzbeere. Sein an die Finſterniß gewöhntes Auge ſieht in einer Dunkelheit, in welcher ein gewöhnliches Auge weder Farbe noch Umriß erkennt, noch ziemlich gut. Er unterſcheidet in einer für Andere gänzlichen Finſterniß *) noch Dunkelbraun und Dunkelroth, Dunkelgrün und Schwarz und dergl., und braucht in der Nacht kein Licht, um ſich im Hauſe überall zurecht zu finden und mit Sicherheit umherzugehen; ja er ſieht in der Dämmerung beſſer als bei hellem Tage, da ihn das Tageslicht blendet **). Am merkwürdigſten ſind die bei ihm vorkommenden Erſcheinungen, die in das Gebiet des animaliſchen Magnetismus und des Hellſehens hinüberſtreifen. In der Nacht, in welcher ſich ſeine Krankheit brach, hatte er einen Traum, in welchem ſich der Uebergang zur Geneſung in einem freundlichen Bilde darſtellte ***). Wenn von hinten ſich Jemand auch ungeſehen oder ungehört ihm nähert, ſo weiß er es vermöge einer ganz eigenthümlichen Empfindung, welche ihm die Nähe lebendiger Weſen erregt. Wenn man die Hand gegen ihn richtet, ſo fühlt er eine Strömung von ihr ausgehen, die er mit dem Ausdruck: „Anblaſen“ belegt; beim Anfaſſen einer Hand befällt ihn, mit wenigen Ausnahmen (bei alternden Perſonen), ein kalter Schauder. Die meiſte Empfänglichkeit für ſolche Eindrücke zeigt er (aus unbekannten Urſachen) in Beziehung auf mich. Er empfindet es, rückwärts gekehrt, wenn ich in einer Entfernung von hundert fünfundzwanzig Schritten die Hand gegen ihn ausſtrecke. Eine ähnliche Empfindlichkeit äußert er gegen Metalle; er fühlt und unterſcheidet durch die Stärke des Zuges Metalle, die man, ohne daß er es geſehen oder weiß, unter Papier verborgen hat. Dieſe Erſcheinungen vermindern ſich jedoch, ſo wie er jetzt kräftiger und geſunder wird.

---

*) Es giebt keine abſolute Finſterniß, denn ſelbſt im tiefſten Dunkel hören die Körper nicht auf, zu leuchten, welches ſehr ſchwache Licht zwar nicht unſer Auge im gewöhnlichen Zuſtande, aber doch das der Albino's, der Raubthiere, der Nachtvögel ſammelt und ein heftiger Schreck vermag zuweilen unſere Augen ſchnell in Lichtſammler zu verwandeln, ſo daß ſie alle Gegenſtände erleuchtet ſehen und ſelbſt die kleinſten unterſcheiden. Hieraus kann Herr Merker, der es lächerlich findet, daß Hauſer in tiefem Dunkel noch Farben geſehen haben ſoll, weil Farben erſt durch Einwirkung des Lichtes dargeſtellt würden, das Gewicht ſeines Einwurfes erkennen. Von jener Fähigkeit Hauſers habe ich mich durch Beobachtungen und Verſuche überzeugt, bei denen derſelbe keinen Betrug ſpielen konnte.

**) Auch bei hellem Tage jedoch erkannte er z. B. da wir ihm Blumen zerlegten, Bildungen in ihnen, welche Anderen mit bloßem Auge unerkennbar ſind.

***) Es iſt über Hauſers wunderbare Träume manches Falſche berichtet worden. Das Wahre hierüber werde ich in der Folge umſtändlich mittheilen.

Zur Schilderung ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit, wie ſie ſich bis jetzt gezeigt hat, mögen folgende Züge dienen. Er iſt von der größten Gutmüthigkeit und Weichherzigkeit. Allen Menſchen aber mißtrauet er mehr oder weniger, was eine begreifliche Folge ſeiner bisherigen Erfahrungen iſt. Sein Urtheil iſt ſcharf und treffend, ſeine Beobachtung außerordentlich fein. Autoritäten gelten nichts bei ihm; er vertraut nur eigener Anſchauung, Erfahrung und Einſicht. Sein Verſtand erkennt in ſeinen Anforderungen keine Gränzen an, und will abſolut befriedigt ſeyn *), ſein moraliſches Gefühl äußert ſich rigori-

---

*) Religiöſe Vorſtellungen waren ihm daher lange Zeit gar nicht beizubringen und er beklagte ſich gewaltig über Geiſtliche, die dies zu thun verſucht hatten, als über unverſtändige Menſchen, die ihm abſurde Dinge vorgeſprochen. — Durch Lernen

ſtiſch, in Hinſicht der äußern Ordnung und Reinheit iſt er pedantiſch. Seine Beharrlichkeit in Dingen, zu denen er ſich ſelbſt beſtimmt hat, geht oft in Eigenſinn über. Als ſeine hervorſtechenden Talente zeigen ſich die techniſchen und künſtleriſchen. In Hinſicht ſeines mündlichen Ausdruckes iſt er ſo weit, daß man ſich mit ihm über alles, was in dem nun verhältnißmäßig ſchon ſehr weiten Kreiſe ſeiner Vorſtellungen und ſeiner Faſſungskraft liegt, ohne große Schwierigkeit verſtändigen kann.

Die zwei größten Veränderungen, die mit ſeiner Sinnesweiſe und Anſicht der Dinge vorgiengen, waren nach ſeiner eigenen Angabe folgende. Die erſte trat ein, als ich ihm ein Buchſtabenkäſtchen zum Leſen gebracht und angefangen hatte, ihn die Buchſtaben kennen zu lehren. Von der Zeit an, ſagt er, ſey es mit dem Spielen aus geweſen, die Spielpferde, bis dahin ſeine größte Freude, wurden zurückgeſtellt und er war von nun an nur aufs Lernen bedacht. Die zweite große Veränderung brachte die Wahrnehmung des Keimens und Wachſens in ihm hervor. Er glaubte nämlich früher, daß Bäume, Blätter, Blumen, Früchte von Menſchenhand gemacht und geformt wären, und da ich mich bemühte, ihm eine Vorſtellung vom Wachsthum der Vegetabilien zu geben, verhielt er ſich ganz ungläubig dagegen. Ich ließ ihn daher (Auguſt 1828) einige Saamenkörner von verſchiedener Art in Blumentöpfe ſtecken und verkündigte ihm, was geſchehen würde. Er wolle mir alles glauben, ſagte er,

---

ſchien ihm nichts unerreichbar. Als er von Beſchränktheit menſchlichen Vermögens in Beziehung auf Gott hörte, der alles vermöge, ſagte er, die Menſchen ſollten eben auch ſo viel lernen, daß ſie Gott würden, und vermöchten, was er.

wenn ſich das beſtätige. Und als nun die Körner wirklich aufgiengen, gerieth er in nicht zu beſchreibende Freude und Verwunderung, und ſieht ſeit dieſer Zeit die Natur mit ganz andern Augen an *).

II. Eigenthümliche Empfindung für Mineraliſches und Animaliſches.

Ich theile hier vorerſt einige Fälle mit, welche Verdacht und Unglauben niederzuſchlagen vorzüglich geeignet ſind.

Hauſers Empfindlichkeit gegen Berührungen war ſo groß, daß er, wenn man ihn z. B. mit der Hand gelinde an die Schulter rührte, zuckte und auch wohl ſagte, man möge ihn nicht ſchlagen, indem er unter ſchlagen eben jene Berührung verſtand. Auf die Bemerkung eines Freundes (Hr. Prof. Hermann's aus München), dieſe Empfindlichkeit möchte von tieferer Natur ſeyn und Hauſer ſich in einer Art von magnetiſchem Zuſtande befinden, trat ich, während dieſer im Geſpräch mit Anderen begrif-

---

*) Jene Blumentöpfe, in welchen ſich das Wunderbare ereignet hatte, zeigte er jedem, der zu ihm kam, als etwas Außerordentliches. So auch einmal einem Frauenzimmer. Als dieſes in dem Tone, in welchem man Kindern eingelehrte Redensarten abfragt, zu ihm ſagte: Sage doch, Kaſpar, wer hat denn das wachſen laſſen? erwiederte er ganz unwillig über die ihm einfältig vorkommende Frage: Es iſt von ſelber gewachſen. Aber, fuhr jene fort, es muß doch Jemand ſeyn, der es hat wachſen laſſen. Hauſer würdigte die Fragerin keiner Antwort mehr.

ſen war, leiſe hinter ihn, und fuhr in einiger Entfernung von ihm mit der Hand gegen ſeinen Rücken herab. Er drehte ſich mit dem Ausdruck des Erſchreckens um und fragte, was ich mache, warum ich ihm den Rücken geſtrichen habe, und wollte es nicht glauben, als ich ſagte, ich hätte ihn nicht berührt. Er ſagte mir ſpäter, zuerſt, als ich an den Kopfhaaren zu ſtreichen begonnen, habe er geglaubt, es gehe vom Fenſter ein Wind herein, wie ich aber weiter herabgefahren, ſey ihm ein kalter Schauder gekommen und er habe gemerkt, daß Jemand hinter ihm ſey und dies verurſache. Als mein Freund vorn in einiger Entfernung mit den Händen gegen ihn herabſtrich, behauptete er, er blaſe ihn an, ein kühler Wind gehe an ihn hin, die Stirn wurde heiß, die Hände kalt, er bekam Drücken in der Herzgrube, wie wenn, nach ſeinem Ausdrucke, ein Brocken oder Stein ſie beläſtigte; als Aufſtoßen *) erfolgte, war dieſe Empfindung vorüber.

Von mir und Hr. Prof. Hermann fühlte er die magnetiſche Einwirkung am ſtärkſten, doch war das, was er von Letzterem empfand, bei weitem ſchwächer, als das, was von mir.

Ich trat einſt mit jenem in ſein Zimmer, als er, mit dem Rücken gegen die Thüre gekehrt, bei einer Arbeit ſehr aufmerkſam beſchäftigt war. Da er in ſolchem Falle, in welchem er außer dem Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit nichts hörte noch ſah, auch die magnetiſche Wirkung ſchwächer fühlte, ſo verſuchte mein Freund, ob er es merke, wenn er in Entfernung den Finger gegen ihn hin-

---

*) Ein ganz gewöhnliches Erleichterungsmittel ſeiner Natur, was am öfteſten nach Gerüchen bemerkt wurde, die ihn krankhaft erregt hatten.

halte. Er that dies eine Zeitlang, ohne daß Hauſer zu erkennen gab, daß er etwas verſpüre; kaum aber hatte ich (ſchweigend, wie ſich verſteht) den Finger gegen ihn gerichtet, ſo ſchrak er zuſammen und ſah ſich ganz verſtört nach der Urſache dieſer Einwirkung um.

Auf einem Spaziergange machte ich einſt im Beiſeyn Herrn Prof. Wurms zu Nürnberg, folgenden Verſuch. Ich ließ ihn in ziemlicher Entfernung vor mir hergehen und ſagte ihm, ich wolle gegen ihn mit der Hand herabfahren und er ſolle ſagen, wann er etwas empfinde. Ich fragte ihn zweimal, ob er nichts ſpüre, ſo daß es ſchien, als mache ich hinter ihm die Bewegung, die ich unterließ, worauf er verneinend antwortete. Als ich aber wirklich, und zwar ſehr ſchnell mit der Hand herabfuhr, ſah man in dieſem Augenblick die Aeußerung des Froſtſchauders an ihm, worauf er ſich umdrehte und ſagte, nun ſey ich mit der Hand herabgefahren. Bei andern Verſuchen dieſer Art, die ich im Freien anſtellte, ohne daß Hauſer etwas von dem wußte, noch wiſſen konnte, was ich hinter ſeinem Rükken vorhatte und that, da ich unbemerkt weit hinter ihm zurückgeblieben war, waren Hr. Profeſſor Hermann und Hr. Baron von Tucher Zeugen. Ich könnte noch mehr ſolche Fälle und noch mehr Namen anführen, doch, denke ich, werden ſchon jene nebſt den unten folgenden, Hauſers Metallfühlen betreffenden, hinreichen, um jeden Verdacht, den Zweifelſüchtige auf ihn oder auf mein, des Einzelnen, Zeugniß werfen könnten, zum Schweigen zu bringen.

Animaliſch Lebendiges (um Hauſers Ausdruck beizubehalten) blies ihn an, Mineraliſches nicht, hier pflegte eine Anziehung von verſchiedener Stärke gefühlt zu werden. Bei Faſſung und Berührung eines, wenn auch kür die Empfindung Anderer nicht kalten *) Metalls, Glaſes u. ſ. w. fühlte er zugleich eine durch die Hand den Arm hinauf gehende Erkältung, deren Schnelligkeit bei verſchiedenen Mineralien verſchieden war. Wenn ihm der Arm durch Anfaſſen oder Annäherung von Metall oder Edelſteinen kalt wurde, ſo ſchwollen ſichtlich und auffallend die Adern der Hand auf, die der Wirkung ausgeſetzt geweſen. Ich legte in ſeiner Abweſenheit einen goldenen Ring, einen Zirkel von Stahl und Meſſing und eine ſilberne Reißfeder unter Papier, ſo daß man nicht ſehen konnte, daß etwas darunter verborgen war. Ich ließ ihn über dieſes Papier mit dem Finger herfahren, ſo daß das Papier nicht berührt wurde, und er unterſchied durch die verſchiedene Stärke des Zuges, den jene Metalle gegen ſeinen Finger ausübten, ſie alle. Wenn er mit ſeinem Finger über den Zirkel und die Reißfeder, die unter dem Papier lagen, hinfuhr, fühlte er den Zug ſenkrecht herab, wenn er oben oder unten über die Enden hinausfuhr, ſchief zu jenen Inſtrumenten hin. Zufällig lag einſt ein Blatt Papier auf dem Tiſch, unter welches nichts verborgen worden war. Ich ſagte im Beyſeyn Herrn Dr. Oſterhauſens und Herrn Kronanwalts Brunner aus München, zu Hauſer, der ins Zimmer trat, er möge verſuchen, ob kein Metall darunter liege. Er fuhr mit dem Finger darüber hin und ſagte an einer beſtimmten Stelle: da ziehe es. Diesmal haſt du dich getäuſcht, ſagte ich, betroffen über den mir früher nie vorgekommenen Fall, und hob das Papier auf. Hauſer fühlte wieder

---

*) Lebendiges fühlte er um ſo kälter, je wärmer es war, z. B. wenn Jemand durch Bewegung erhitzt war. Tauchte ich meinen Finger in kaltes Waſſer, ſo fühlte er bei Berührung desſelben keine oder viel geringere innere Kälte, als außerdem.

an die Stelle hin, wo er den Zug gefühlt, und behauptete, nachdem das Papier hinweggenommen war, es ziehe noch immer. Wir vermutheten nun, daß unter der Wachsdecke des Tiſches etwas verborgen ſey, wiewohl wir nicht ſogleich durch Betaſten der Stelle etwas entdecken konnten, doch kam nach genauerer Nachforſchung an der von Hauſer bezeichneten Stelle eine Nadel zum Vorſchein, die alſo Hauſer durch die Wachsdecke und das Papier hindurch geſpürt hatte. Jemand legte ihm, um ihn zu prüfen, ein ausländiſches Goldſtück, von der ungefähren Größe und Dicke eines Kreuzers, ohne daß er es anſehen konnte, in die Hand. Er ließ ſich nicht täuſchen, ſondern ſagte, der Empfindung nach, die es ihm verurſache, müſſe es Gold ſeyn. Zu Anfang Decembers, als er ſchon für Gold, welches ſonſt ſtark gewirkt hatte, keine Empfindung mehr hatte, ſetzte ihm Herr Dr. Preu zu Nürnberg, in meinem Beiſeyn, ein verſchloſſenes mit Papier umwickeltes kleines Glas, welches halb mit Queckſilber gefüllt war, in die Hand, ohne daß er wußte, was es war. Brennender Schmerz und Anziehen wurde auf dem Fleck der Hand verſpürt, auf welchen es aufgeſetzt worden, ein ſtarker Kälteſchauder ging durch den ganzen Leib, worauf ihm bald heiß wurde und Schweiß auf die Stirne trat, welcher letztere wenigſtens kein Betrug ſeyn konnte. Er befand ſich einmal einen Schritt weit von einem Pulte, in welchem ein Päckchen mit verſchiedenen Edelſteinen gefüllt befindlich war. So wie es geöffnet wurde, ſah er mit verſtörten Blicken nach ihm hin und ſagte, hierin ſey etwas, was ihn ziehe. Als ich einen mit Papier umwickelten Diamant gegen ihn hielt, und ihn um die Wirkung deſſen befragte, was darin ſey, ſagte er, was in dem Papier ſey, wirke wie der Diamant eines ihm gehörigen Ringes.

III. Empfindlicher Geruch.

Aus der großen Menge von Beiſpielen eines unerhört empfindlichen Geruchs, die mir meine Beobachtungen darboten, will ich einſtweilen nur folgende anführen.

Als er einſt (Auguſt 1828) in meinem Hauſe in ein Zimmer trat, in welchem ein Paar Tropfen der tinctur. nervin. Bestuscheff. eingenommen worden waren, ergriff ihn der im Zimmer verbreitete Duft ſo, daß ſich ſogleich convulſiviſche Bewegungen zeigten. Die Empfindung ſtieg, ſeiner Ausſage nach, in den Kopf und verurſachte Augenſchmerz, dann zog ſie ſich auf beiden Seiten des Kopfes die Wangen herab durch den Hals in zwei Linien, die ſich im Magen vereinigten. Im Vereinigungspunkt entſtand Drücken, es erfolgte das gewöhnliche Laufen (ſ. in der Folge), dann zweimaliges Aufſtoßen mit heraufkommendem Waſſer, dies alles dauerte eine ſtarke Viertelſtunde lang. Es blieb Kopf- und Augenſchmerz. Ich führte ihn nun auf ſeinen Wunſch ein wenig ſpazieren; auf dem Wege kam Froſt und etwa nach einer halben Stunde zeigte ſich mehrmaliges Aufſtoßen, auf den Froſt folgte Hitze und der Schweiß trat auf die Stirne, womit ſich die Reihe der Erſcheinungen, wie öfters, ſchloß. Das mit Kork verſchloſſene Gläschen jener Arzenei roch er drei Schritte weit.

Als ich ihm einmal (Herbſt 1828) von ferne den Johanniskirchhof bei Nürnberg zeigte, bat er mich, ihn den Ort in der Nähe beſehen zu laſſen, wo die geſtorbenen Menſchen in ihren unterirdiſchen Kammern ſchliefen; denn unter der Vorſtellung eines langen Schlafes war ihm der Begriff des Todes genähert worden. Einen widrigen Eindruck fürchtend, ſagte ich ihm, ich wolle ihn zwar näher führen, er ſolle mir es aber ſagen, ſobald er irgend etwas Widriges zu empfinden anfangen würde. Ungefähr ſechs Schritte weit vom Eingang ward er von der Ausdünſtung der Gräber (obwohl es ein kühler heller Herbſtmorgen war) ſtark ergriffen. Er hatte ſie weit früher empfunden, allein da er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Steinbilder am Kirchhof gerichtet hatte, und begierig war, ſie zu beſehen, hatte er unterlaſſen, es mir anzuzeigen. Er bekam ſtarken Froſt und machte die Geberden heftigen Schauders. Nach einiger Zeit kam Aufſtoßen, bald darauf fieng Wärme vom Unterleib an ſich langſam nach oben zu verbreiten. Vom Hals an ſtieg ſie ſchnell in den Kopf, es erſchien Schweiß auf der Stirne und es erfolgte ſo ſtarke Hitze, daß ſein Hemd vom Schweiß ganz durchnäßt wurde und ſelbſt der Hoſenträger an demſelben ſich abfärbte. Solche Hitze, ſagte er, habe er noch nie empfunden. In der Nähe des Thores ward ihm wieder wohl. Doch klagte er, daß ſeine Augen durch jene Einwirkung dunkler geworden ſeyen. Alles Wahrnehmbare dieſer Begebenheit habe ich aufmerkſam beobachtet. Andere ungenaue oder ganz verdrehte Nachrichten hierüber, wie die des Herrn von Pirch *), ſind alſo nach dieſer zu berichtigen.

Hier kann auch eine andere Angabe ihre Berichtigung finden. Waſſer mit Opium gemiſcht hat Hauſer zu Nürnberg nie getrunken, ſondern der Verſuch wurde gemacht, indem man ihn von ferne Opium riechen ließ, wie ich von Herrn Dr. Preu und von Hauſer ſelbſt ſogleich nach angeſtelltem Verſuch erkundet habe. Hau-

---

*) In dieſer werden zwei ſich ganz fremde Vorfälle aufs wunderlichſte zuſammengeworfen.

ſer erklärte den Geruch des Opiums für den, welchen ſein Waſſer im Gefängniß gehabt, „wenn es ſchlecht war," fiel auch auf das bloße Riechen in einen langen Schlaf, worauf großer, ſchwer zu ſtillender Durſt folgte. Daß er im Gefängniß öfters nicht genug Waſſer hatte, wie er angiebt, erklärt ſich hieraus. Sein Trinkgefäß wurde ihm wohl täglich auf gleiche Weiſe gefüllt, hatte er aber Opium bekommen, ſo reichte nach dem Erwachen aus dem durch daſſelbe bewirkten Schlaf für den nun krankhaft erhöhten Durſt die gewöhnliche Waſſerportion nicht hin *). Auch glaubte ſich Hauſer zu entſinnen, daß es ihm an Waſſer gemangelt habe, wenn er zuvor ſchlechtes bekommen. Dann ſey es wieder gut geweſen und habe ihm vorzüglich geſchmeckt, aber für ſeinen Durſt nicht hingereicht. Daß aber bei Anſtellung jenes Verſuchs ſchon der Geruch des Mittels, wie früher im Käfig der Genuß, Schlaf und Durſt bewirkte, darf nicht befremden. Denn erſtlich hatte der Genuß jene Erſcheinungen wohl in noch höherem Grade erregt, zweitens mußte bei Hauſer, nachdem er lange Zeit hindurch kein Opium mehr bekommen hatte, die Empfindlichkeit gegen daſſelbe erhöht ſeyn **).

---

*) Vergl. unten unter V. Hauſers eigene Beſchreibung.

**) Als Hauſer im September 1828 die Art ſtarkgewürzten Brodes, die er täglich im Käfig genoſſen hatte, zu Nürnberg wieder erhielt, konnte er es Anfangs nicht ohne ſtarke und nachtheilige Erregungen genießen (ſ. unten). Ich weiß zwei Perſonen, die, nachdem ſie ſich homöopatiſcher Behandlung wegen, vom Genuß des Kaffees entwöhnt und eine Zeit lang deſſelben gänzlich enthalten hatten, ſo empfindlich gegen die Wirkungen deſſelben wurden, daß ihnen ſelbſt ſein Duft unleidlich wurde. Die eine Perſon, ſonſt ein ſtarker Kaffeetrinker, konnte den Trank nicht mehr riechen, die andere, eine weibliche, fühlte die Unleidlichkeit beim (doch gewohnten) Kaffeebrennen.

IV. Eindruck, den Gewitter machten.

In den erſten Zeiten war Hauſer während eines Gewitters in höchſt ſchmerzhaftem Zuſtande. Noch im Mai 1829 bemerkte ich während eines Gewitters Zuckungen in Hauſers Geſicht und Gliedern (eine damals nicht mehr gewöhnliche Erſcheinung). Er bekam innern Froſt, mit öfterm Schütteln und Schaudern. Während des Donners, ſagte er, ſey es ihm, als ſey alles in ſeinem Leibe locker und bewege ſich, und er fühle von oben den Kopf herab einen Druck. Auf der linken Seite*) war der Froſt ſtärker. Er mußte die Augen unwillkürlich zudrücken und zitterte. Der Froſt dauerte, bis das Gewitter vorüber war. Mitten auf der Bruſt fühlte er einen ganz kalten Fleck und es war ihm, als wäre dieſer Fleck ganz locker. Der Druck war ſtärker, je nachdem der Donner ſtärker war. Beim Blitzen fühlte er Schmerz in den Augen „wie von Nadelſtichen.“ Ungefähr eine halbe Stunde nachher kam Naſenbluten, darauf war ihm ſehr leicht im Kopfe. Ob ein Gewitter kurz oder lange dauern würde, konnte er aus ſeinem Gefühl abnehmen. Wenn es kurz dauerte, war die Kälte an Händen und Füſſen mehr der Temperatur des übrigen Körpers gleich, wenn es aber lang dauerte, waren Finger und Zehen ſehr kalt und viel kälter als die andern Theile des Leibes. Zu Ende des Juli 1829 machten Gewitter keinen Eindruck mehr auf ihn. Der Mordverſuch regte auch dieſe Empfindlichkeit wieder auf. Im Sommer 1830 fühlte er vor Gewittern an der Stelle der geheilten Schußwunde, die er ſich einmal zufällig beigebracht, ein Brennen. Ich füge dieſen Bemerkungen Einiges aus Hauſers Feder hinzu, und zwar ſo fehlerhaft, als er es niederſchrieb:

---

*) Die ich bei allen Gelegenheiten als die ſchwächere und krankhaftere fand. Vergl. I.

I.

„In vorigen Jahr 1828 als ich das erſte Gewitter gehört habe beſchreibe ich was für beſondere eindrücke und würckungen gemacht hat, ein halbe Stund vor dem Gewitter bekam ich ein ſtarken Froſt, ſo, daß ich nicht mehr auf der Klaßharmonika ſpielen konnte ich mußte mich niederlegen und deckte mich zu aber ich konnte mich doch nicht erwärmen, der Froſt, dauerte vielleicht ein viertl Stund, nachdem bekam ich ſtarcke hütze und ſchmerzen im ganzen Leib beſonders in Kopf. Ich ſtund auf gieng zu den Pferden hin, und dachte warum ſie mich nicht nach Hauß führen, und mich immer ſo blagen *) auf einmal fängt es zu donnern an, ich bin ſehr erſchrocken weil ich ein Schmerzhaften Druckt emvfunden habe, ich fieng zu weinen an, ſetzte mich ganz in den Winkel hin hielt mich ganz ruhig. Dann kam die Mutter **) fragte mich warum ich weine, ich ſagte: Mutter mi Ham weißen ***), dan ſagte ſie jetzt derfen wir nicht hinaus gehen da iſt ein großer Man außen der Zankt iſt bös, ich deutet zum Fenſter hinaus und ſagte was däs iſt, wenn du nicht brav biſt dan zankt er, ich gab zur antwort ih ſcho brav. Sie wollte fortgehen ich ließ ſie nicht fort ich ſagte Mutter da bleiben, dann ſagte ſie mit dir iſt er nicht böſſ nur mit ſolchen Kindern die immer auf der Gaſſe ſind. Wenn es donnert hat bückte ich mich immer, dan ſagte ſie, Kaſpar fürchte dich nicht, ich bleib ſchon bey dir, ich gab Ihr zur antwort: „dieſer Mann ſoll mit den andern auch aufhören zum zanken ih ſcho July ſagen *) das er brav ſein ſoll, wenn es donert hat gabs mir ein Schmerzhaften Druckt auf den Kopf als hätte mir jemand auf den Kopf geſchlagen mit einer Hand nachdem gabs mir auch ein kleinen Schütter, als hätte mich ſehr ſtark gefroren das Gewitter Dauerte beinahe eine Stund, als es vorbey war, ſtund es etliche Minuten an bekam ich ein kleine Hütze dieſe dauerte eine Zeitlang dann gabs mir ein ſchütter dann waren die Schmerzen in den Leib weg aber Kopfſchmerzen hatte ich ſtärker bekommen, der dauert ein lange Zeit nach dem Gewitter eh ich den Kopfſchmerzen verlor gabs mir wieder ein ſolchen ſchüttler, dan ſagte ich wie das Gewitter vorbei war, Mutter jetzt du ſagen das der Man nit mehr Zanken ſoll und ah (auch) den July ſagen, er ſoll nit mehr böſſ ſein, dan ſagte ſie ja ich ſage es den Mann er ſoll nicht mehr Zanken"

---

*) Er hielt allen Schmerz, den er empfand, für ein von Menſchen zugefügtes Uebel; oder vielmehr die Menſchenwelt, in der er jetzt lebte, erſchien ihm insgeſammt als ein ihn anfeindendes, übelthätiges Weſen, dem er zu entrinnen ſich ſehnte.

**) Die Frau des Gefängnißwärters, die er damals Mutter nannte.

***) Damals ſagte er mir, habe er den Sinn dieſer Worte, die ihm der Gefängnißwärter erklärt hatte, verſtanden, und habe auch wirklich dadurch den Wunſch in ſeinen Käfig zurückzukehren ausdrücken gewollt. (Vergl. VII.)

II.

(Im Jahre 1829 geſchrieben.)

„Am 7. April kam ein Gewitter dieſes hat ein ſonderliche einwürckung gemacht, ein viertlſtund, eh das Ge-

---

*) Das heißt: „ich will es ſchon dem Julius ſagen." Er meinte einen Sohn des Gefängnißwärters. Ueber die Satzbildung mit dem Infinitiv ſ. unten VII.

witter kam, hatte es mir ein kleinen ſchütter gegeben; als wollte mich ein froſt anfallen, dann wurde es mir auf der Bruſt, als wenn mich einer ſehr feſt gebunden hätte, dann bekam ich eine Art ſchwindel im Kopf, dieſes hat gedauert bis das Gewitter vorüber war. Dann habe ich mich ſo leicht gefühlt in den ganzen Leibe dan hat es mir noch ein kleinen ſchütter gegeben, ſeit dieſen wird es alle Tag leichter.“

„Jetzt kan ich es erſt ſagen, was ich in den vorigen Sommer für ein Gefühl gehabt habe, ich habe immer geſagt das ich mir ſo fürchte weil ich es nicht verſtanden habe das ich immer an dieſen Tage mehr ſchmerzen fühlte als ſonſt darum habe ich mir ſo gefürchtet wenn ein Gewitter gekommen iſt.“

◆

V. Wirkung des Mondes.

Er erblickte in meinem Hauſe (1828) zum erſtenmal den Mond. Es war gerade Vollmond. Schon den Tag zuvor hatte er ſich unwohler als ſonſt befunden (wahrſcheinlich Folge des eintretenden Vollmondes); nach Betrachtung des Mondes verſtärkte ſich das Unwohlſeyn, hauptſächlich ein Drücken auf der Bruſt. Es blieb in dieſem Grade den folgenden Tag, dann ließ es nach. Wenn er den Mond mehr als flüchtig anſah, ſo fror ihn durch den ganzen Leib und Bewegungen des Schauders waren an ihm bemerkbar. Auch als er ihn in ſehr warmer Jahreszeit noch zu Anfang des Auguſt oder ſpäter, wie einmal im October den Vollmond vom geheizten Zimmer aus, in dem er ſich ſchon lange Zeit befunden hatte, betrachtete, war dies der Fall. Angaben aus ſpäterer Erinnerung ſind folgende. War der Mond ſichtbar, ſo war ihm unwohler als wenn er nicht geſehen wurde. War der Mond (nach ſeinem Ausdrucke)wie die Butter, ſo war der Schauder nicht ſo ſtark, wenn er halbvoll war, noch einmal ſo ſtark, wenn ganz voll, ſo war der Froſt und andere Gefühle, über die er ſich gar zu dunkel ausdrückte, als daß ich etwas Sicheres darüber herſetzen könnte, am ſtärkſten. Nach langem Anſehen bekam er ſtarkes Brennen in den Augen und ſah alles weiß, was jedoch auch dem allgemeinen Lichtreiz zugeſchrieben werden kann. Von Wirkung anderer Geſtirne auf Hauſer that ſich nichts kund. Wenn ich ihn beſtimmte Sterne ins Auge faſſen ließ und fragte, ob er von dieſen nichts empfinde, verneinte er es.

VI. Auffallendes Verhältniß zu einer Katze.

Mit einer Katze, die in meinem Hauſe ernährt wurde, ſtand Hauſer, bevor er Fleiſchkoſt genießen lernte (1828), in einem auf gewöhnlichem Wege nicht wohl erklärbaren Verhältniſſe. Dieſe Katze ließ ſich zwar im Zimmer berühren und tragen, nie und von niemand aber, wenn ſie im Freien war. So wie dagegen Hauſer in den Garten kam, lief ſie auf ihn zu, wenn nicht etwa andere Leute ſie abſchreckten, ließ ſich von ihm ergreifen und herumtragen und jagte ſich mit ihm ſpielend im Garten umher. Sie ſchmeichelte ihm an den Füſſen herum, wovon er, wie er ſagte, eine ſehr wohlthätige

Empfindung eigener Art bekam *). Dieſe Katze genoß ſonſt nichts als Fleiſch und Milch; trockenes Brod pflegte ſie auch dann nicht zu freſſen, wenn ſie ſehr hungrig war. Allein aus Hauſers Hand fraß ſie viel ſchwarzes Brod, wenn es ſie auch nicht ſehr hungerte, ſogar Obſt. Ich hielt ihr einmal zuerſt etwas von gekochten Aepfeln hin, was ſie beroch und liegen ließ, dann nahm Hauſer dasſelbe in die Hand und bot es ihr an, worauf ſie es ſogleich verzehrte. Einmal kam ſie zu Hauſer, der ſich im Garten befand, mit einem großen Band, das ſie irgendwo gefunden haben mochte, herbeigerannt, ihn gewiſſermaſſen zum Spielen auffordernd **). Ich ſah es einſt ſelbſt mit an, als ſie ihn, der in den Garten kam und das Band ſuchte, ſogleich verſtand, in das Geſträuch ſprang und mit dem Band herauskam. Hauſer behauptete, dieſes Thier habe erſt dann nach ihm gehauen, wie es Andern zu thun pflegte, als er anfieng, Fleiſch zu vertragen ***). Er ſelbſt ſchrieb mir in ſeiner unvergleichlichen Manier hierüber Folgendes auf:

„Der Herr Profeſſor Daumer hatte eine Katze, welche weiß und ſchwarze Flecken hatte †), mit dieſer unterhielt ich mich manche Stunde im Garten, an einen Morgen gieng ich in den Garten und dachte wenn nur die Katze in den Garten wäre, heute möchte ich gerade gerne mit ihr ſpielen. Als ich zur Gartenthüre hinein kam lief ſie mir ſchon entgegen, ich rief ihr zu: Mützel biſt du ſchon da, und lief den Garten hinunter bis zum andern Ende, ſie konte aber beſſer laufen als ich und ich lief nicht ganz hinunter ſondern ich wandte mich um und wollte zur Mutter hinauf gehen und mir ein Band geben laſſen daß ich mit ihr recht ſpielen könnte als ich langſam hinunter gieng lief ſie mir vor und ſprang in das Feld hinein und brachte mir ein Band entgegen und ich ſpielte mit ihr eine halbe Stunde lang dan kam auch der Herr Profeſſor und wollte zu ſehen wie ich mit ihr ſpielte denn der Herr Profeſſor ſah zuerſt zum Fenſter hinunter und da konte er nicht recht hinunter ſehen, ſo gieng er auch in den Garten, aber ſo bald er die Gartenthüre öffnete hörte die Katze mit mir zu ſpielen auf und lief aus den Garten hinaus ich wußte nicht gleich warum den die Katze heute aus den Garten lief und nicht zuerſt mir das Zeichen gab, denn wan ſie nicht mehr ſpielen mochte ſo lief ſie nicht mehr auf das Band hin ſondern auf meinen Fuß her und ſpielte mit den eine Zeit lang und dan that ſie ein kleinen Schrei und gieng ſchön langſam zur Gartenthüre hinaus.“

---

*) Dies iſt, wie es ſcheint, die einzige animaliſch-magnetiſche Einwirkung aus jener Zeit, die ihm wohlthätig war. Er hatte bei jenem Anſchmiegen auch das Gefühl des Angewehtwerdens. (Vergl. I.)

**) Hauſer hatte früher öfters mit ſeinem Strumpfband mit ihr geſpielt.

***) Durch das Fleiſcheſſen wurde das Magnetiſche und Somnambüle in Hauſers Natur für eine lange Zeit unterdrückt. Erſt in Folge des Mordverſuchs trat es wieder hervor (ſ. unten).

†) Hauſer flicht nach Art der Ungebildeten auch die ganz unbedeutenden und unweſentlichen Umſtände in die Erzählung ein.

* * *

VII. Hauſers pſychiſcher Zuſtand und Benehmen in den erſten Zeiten ſeines Aufenthalts zu Nürnberg im Jahre 1828.

Als ich Hauſer kennen lernte, ſtellte ſich ſein Geſicht, wenn es keinen Affekt äußerte, als ein gemeines dar, und die untern Theile des Geſichtes traten vor — was von der langen Unterdrückung der geiſtigen Entwicklung herkommen mochte; auch änderte ſich dieſe Geſichtsbildung nachher gänzlich. Sein Weinen war ſehr unſchön, er zog dabei den Mund weit herunter, dagegen hatte ſein Lachen, wobei die untern Theile des Geſichtes zurücktraten, der Mund ſich öffnete, die Augen aufleuchteten, und der ganze Menſch in die lebhafteſte Bewegung kam, einen unbeſchreiblichen Reiz; ein ſolcher Ausdruck rein kindlicher Freude iſt mir ſonſt nirgends vorgekommen. Es glich dem Lachen eines kleinen Kindes, mit dem man tändelt, oder dem man etwas Glänzendes vorhält, aber es drückte ſich darin eine höhere Kraft des Bewußtſeyns aus. Im Geſichte malte ſich jede Empfindung und Regung ſeines Innern mit den ſtärkſten Farben. Er konnte, ſo zu ſagen, in einem Athem lachen und weinen. Als man ihm ſeine Weſte zum Ausbeſſern fortgetragen hatte, konnte er nie daran erinnert werden, ohne daß ſich ſein Mund zum Weinen verzog, und ihm Thränen in die Augen traten; man durfte aber nur bemerken, daß er ſeine Weſte verſchönert zurückerhalten werde, ſo gieng ſein Geſicht augenblicklich in den hellſten Ausdruck der Freude über. Einige Worte, die Hauſer von dem Unbekannten, der ihn nach Nürnberg geführt, nur äußerlich, ohne ſie zu verſtehen, aufgefaßt hatte, z. B.: „I möcht ah (auch) a ſöchana (ſolcher) Reiter wern, wie Vater is.“ — „We (wenn) Reiter bis, wie Vater, da (dann) ham weiſen“ *) — vorzüglich die Worte „ham weiſen“ aus letzterem Satze brauchte Hauſer in der frühſten Zeit ganz allgemein, um Klage, Wunſch, Forderung u. ſ. w. jeder Art auszudrücken. „Da hi weiß, wo Brief hi ghört,“ ſagte Hauſer, wenn er ein Papier in die Hände bekam, weil der Mann ſo geſagt hatte, als er ihm den Brief in die Hand gegeben; „dich anſchütt,“ ſagte er als es regnete, weil der Mann ſo geſagt, da Hauſer vom Regen naß wurde. So nach Hauſers ſpätern Erinnerungen. Auch „da dei Nam Kaſper Hauſer“ und „du ſchö Rooß komm, Vater“ ſind Worte, die er von Reden des Mannes gemerkt, dem er Alles, wie ein Papagei nachſprach. So ſprach er auch Anfangs zu Nürnberg die gehörten Worte nach, was zu manchem Mißverſtand Anlaß gab. Ein fremdes, ihm nachher aus dem Sinn gekommenes (wohl ungariſches) Wort, erinnert er ſich, noch zu Nürnberg im Gefängnißthurme beim Putzen ſeiner Spielpferde geſprochen, und damit „Schönmachen, Putzen“ ausdrücken gewollt zu haben. Als ich ihn kennen lernte, und noch lange nach-

---

*) So glaubt Hauſer ſich zu erinnern, die Worte in der frühſten Zeit geſprochen zu haben. „Ham weiſten“ ſagte er nach Erinnerungen Anderer. Was übrigens den Volksdialekt betrifft, der in Hauſers Sprache ſo lange vorherrſchte, ſo nahm er dieſen weniger von dem Unbekannten, als von dem Gefängnißwärter, in deſſen Verpflegung er Anfangs war und von der Familie desſelben an. Hauptſächlich die Frau dieſes Mannes, die ganz im altbayeriſchen Dialekt ſpricht, gab ſich viele Mühe, ihn reden zu lehren.

her, erſchien nicht nur ſein Deutſch, ſondern überhaupt ſein Vermögen zu ſprechen höchſt mangelhaft, und ſeine Wortfügung fremdartig. Hülfszeitwörter, Pronomina wurden häufig ausgelaſſen, das Verbum an's Ende des Satzes geſtellt, ſtatt beſtimmter Verbalformen häufig der Infinitiv geſetzt, z. B. „Sie mir dees lehrna," „du mir dees lehrna," ſtatt lehren Sie mir das, lehre mir das, „den raus thu," ſtatt dieſen muß oder ſoll man herausthun, dieſen thue man heraus*), und ſo immer bei Imperativſätzen. Um ſein Gefallen oder Mißfallen an etwas auszudrücken, waren ſeine gewöhnlichen Worte: „dees ſchö — dees nit ſchö — dees goarſtigk." Nur weiße Thiere nannte er Anfangs Roſſe, weil ſeine Spielpferde weiß geweſen, von braunen Pferden z. B. verneinte er, daß es Roſſe ſeyen; aber weiße Gänſe und Ochſen ließ er dafür gelten. Wurzeln und Zöpfe nannte er Schweife, Balken Bäume, Tanzen Herumlaufen, Schwimmen Laufen, Gähnen den Mund aufmachen, das Umringen und Umſtehen der Leute, die ſich an ihn drängten Einmachen, und ſo Mehreres. Von ſich ſelbſt ſprach er in der dritten Perſon, als vom „Kaſpar." Sein Sprechen war mühſam und ringend, und er ſuchte dem Ausdruck der Rede durch eigenthümliche Arm- und Handbewegungen nachzuhelfen; die Hände waren aufgehoben, das Innere derſelben nach auſſen gekehrt, Daumen und Zeigefinger mit den Fingerſpitzen aneinandergeſchloſſen, und ſo die Hände und Arme gegen den bewegt, mit dem er ſprach. Auch klopfte er mit den geſchloſſenen Spitzen des Daumens und Zeigefingers im Sprechen gern auf einen

---

*) Er ſagte dies in Beziehung auf Einen, den er im Fluſſe baden ſah, und von dem er aus Unkunde dieſer Erſcheinung glaubte, er ſey in's Waſſer gefallen und in Lebensgefahr.

Tiſch *). Wollte man ihm dieſe auffallenden Bewegungen abgewöhnen, ſo klagte er, daß ihm das Sprechen dann noch härter ankäme. Jenes Zuſammenſchließen des Daumens und Zeigefingers war auch der Fall bei angeſtrengtem Sinnen und Aufmerken, und hatte einen krankhaften Grund; das eine Mal verurſachte die Anſtrengung des Sinnens und Aufmerkens, das andere Mal die des Suchens nach dem Ausdrucke der Rede dieſe krampfhafte Zuſammenziehung. Als ich ihn zum erſtenmal beſuchte, zog unter dem Thore vor der Stadt eine Bauernmuſik vorbei, Hauſer horchte auf, und nahm die ganz eigenthümliche Stellung an, in der ich ihn ſpäter öfters ſah, wenn er über etwas nachdachte oder ſich auf etwas beſann. Er ſtand ganz ſtarr und hielt die Arme mit gebogenen Ellenbogen vor ſich hin, Daumen und Zeigefinger waren zuſammengedrückt, wie wenn er etwas zwiſchen ihnen gehalten hätte. Den Augen ſah man an, daß ſie nicht ſahen, daß die Seele aus ihnen gewichen war, die ſich jetzt ganz und gar nur als hörend verhielt. Er verblieb in dieſer Stellung bis die Töne ganz in der Ferne verhallt waren.

In einem ſolchen Fall, wenn ſeine Aufmerkſamkeit auf etwas gerichtet war, wenn er ſann und nachdachte, hörte und ſah er nichts von dem, was um ihn herum vorgieng. Man konnte ihm, der ſonſt ſo empfindlich gegen laute und ſtarke Töne war, mit der lauteſten Stimme zurufen, ohne daß er es hörte. Erſt wenn er mit einer ſchwer zu beſchreibenden, faſt einem Aufſchrecken gleichen, zuckenden oder vielmehr ſchüttelnden Bewegung **) in ſeinen gewöhnlichen Zuſtand übergieng und ſelbſt wieder zu ſprechen begann, vernahm er auch Andere wieder *). In Hinſicht des Geſchmacks zeigte er ſich auf der unterſten Stufe der Entwicklung ſtehend. Alles Glänzende und Farbige war ihm ſchön, alles Dunkle häßlich und widerlich, für andere Schönheit, als die des Hellfarbigen ermangelte er der Erkenntniß **). Alle Menſchen waren ihm ſchön, die nicht ſchwarz waren, wie ein Mohr ***) oder Schornſteinfeger. Wenn man ihn fragte, ob ihm nicht einer ſchöner als der andere ſcheine, ſo ſagte er, ſie wären alle gleich ſchön, denn ſie wären ja nicht ſchwarz im Geſichte. Das Weiße war ihm ſchön, Grün gefiel ihm nicht, Blau und Roth waren ſeine Lieblingsfarben. Eine ganz weiße Katze, einen ganz weißen Hund fand er ſchön, ſchöner aber meinte er, wäre es, wenn dieſe Thiere roth oder blau wären. Das Grün des Laubes, Graſes u. ſ. f. fand er nicht ſchön. Es ſollte, ſagte er, roth oder blau ſeyn. Als er auf einem Wirthshausſchilde ein rothes Pferd angemalt ſah, ſagte er, wenn die Pferde ſo ſchön roth wären, dann wären ſie herrlich, und als er einſt einen Baum voll rother Aepfel ſah, ſagte er, wie ſchön wäre dieſer Baum, wenn die Blätter auch ſo roth wären. Einmal äußerte er, ſein Geſicht müßte recht ſchön ausſehen, wenn es vergoldet wäre, gieng auch einmal alles Ernſtes Herrn Bürgermeiſter Binder an, ihm das Geſicht vergolden zu laſſen. Sinn für die Natur fehlte ihm ganz. Sein Zimmer, mit den darin befindlichen Bildern und Gegenſtänden, galt ihm für weit ſchöner, als eine anmuthige ländliche Gegend oder Scene. Als man ihn auf einer Anhöhe auf eine ſchöne Ausſicht aufmerkſam machte, ſagte er, da ſehe er nichts Schönes, es ſey ja alles grün. Erſt wenn man ihn durch ein gefärbtes, zumal rothes Glas ſehen ließ, gefiel ihm dergleichen. In der Muſik ſprach ihn nur das Luſtige und Muntere an. Als man ihm einmal etwas von ernſtem Charakter vorſpielte, ſagte er, das gehe ihm zu traurig. Traurig könne er ſelbſt ſeyn, dazu brauche er keine Muſik. Alles was ihm gefiel, wünſchte er zu beſitzen und forderte er, auch Flammen und Töne. Uhren, Goldſtücke und andere Gegenſtände, an denen er Gefallen fand, wollte er Anfangs nur ſeinen Spielpferden als Schmuck anhängen. Als er zum erſtenmale (vor meiner Bekanntſchaft mit ihm) eine brennende Kerze ſah, wünſchte er die Flamme zu haben, um ſie dem Spielpferd anzuhängen und da man ſagte, man ſchenke ſie ihm, langte er in die

---

*) Noch im Jahr 1830 ſah ich zuweilen eine ſolche Bewegung an ihm.

**) Jetzt iſt es zuweilen nur noch ein Ruck.

---

*) Was bei jedem Menſchen der Fall iſt, daß er bei angeſtrengtem Sinnen und Denken weniger empfänglich für äußere Eindrücke iſt, zeigte ſich bei Hauſer nur in ſehr hohem und auffallendem Grade. So kam es, daß derſelbe Menſch jetzt mit ſo ungeheurer Schärfe, ein anderesmal gar nichts ſah und vernahm, und was für einen Archimed ſeine mathematiſchen Figuren und Berechnungen waren. das war für Hauſer jeder Gegenſtand des Aufmerkens und Nachdenkens. Daß er in ſeinem Käfig kein Glockengeläut, keinen Donner, noch anderes von Außen eindringendes Geräuſch und Tönen vernahm (es iſt ihm ſagar nicht erinnerlich, daß er eine Thüre öffnen und ſchließen oder gehen gehört), davon liegt wohl auch der Grund hauptſächlich in ſeinem pſychiſchen Zuſtande. Was er zu thun gewohnt war, mit den Pferden zu ſpielen u. ſ. w. nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit hin, füllte ſeine ganze Seele aus, und das geringe Thun, auf welches er gewaltſam beſchränkt, in welches ſeine durch Einſperrung, Anfeſſelung und Opium gebändigte Kinderſeele gebannt worden war, reichte damals hin, ſeine Sinne von äußern Eindrücken abzuſchließen.

**) Wenn Hauſer früher ein Mädchen zu werden begehrte, ſo geſchah dies keineswegs, weil er ſich zur weiblichen Natur hingezogen fühlte, oder an weiblicher Schönheit Gefallen fand, ſondern weil er als Mädchen in farbigen ſchmucken Kleidern zu prangen wünſchte. Man konnte ihn in keine größere Freude verſetzen, als wenn man ihm ein weibliches Kleidungsſtück umhieng.

***) Mohren waren ihm auf Bilderbögen vorgekommen.

Flamme, ſo daß er ſich die Finger verbrannte. Alles, glaubte er, ſey lebendig, auch das Todteſte; in Alles legte er Bewußtſeyn, Willen, Empfindung. In den erſten Tagen zu Nürnberg glaubte er, Brod, Waſſer und Spielpferde ſeyen ihm davongelaufen und ſprach mit dem Brod, das er bekam, und mit einem Ofen, deſſen glänzende Farbe ihn anzog. Als er ſah, wie ein Kind, auf einem gefällten Baumſtamm ſitzend, mit einem Stöckchen daraufſchlug, fragte er, warum es den Baum ſchlage, indem er meinte, es wolle demſelben etwas zu leide thun. An einer Statue des Gartens, der an meiner Wohnung liegt, nahm er großes Aergerniß, weil ſie ſich, wie er ſagte, nicht reinigte und putzte. In den erſten Zeiten hielt er ſelbſt die Bilder der lebendigen Weſen auf ſeinen Kupferbögen für belebt. Beim Anblick eines an einem Hauſe angemalten im Galop laufenden Pferdes fragte er, warum dieſes Pferd ſo ohne Führer daherſpringe. Als ihm der Wind ein Blatt Papier vom Tiſche wehte, ſagte er, es ſey heruntergelaufen, und da man ihm ſagte, der Wind habe es heruntergeweht, ſagte er, ſich beſchwerend, das ſolle der Wind nicht thun, indem er den Wind als ein perſönliches Weſen nahm. So machte er es ſogar mit dem Winter, von dem er ſagte, er wundere ſich, daß es ihn nicht ſelber friere, wenn er ſo kalt mache. Hauptſächlich wenn er etwas ſich bewegen ſah, ließ er ſich nicht überzeugen, daß es nicht fühle, wolle und ſich willkührlich ſelbſt bewege. Als ich einen Apfel im Garten hinrollen ließ, verwunderte er ſich, daß der Apfel ſo laufen könne und glaubte, es ſey die ſelbſtſtändige Bewegung eines Lebendigen. Wenn ſich der Apfel in Hecken und Beete verlief, oder wenn er ihn in die Höhe warf und nicht wieder fangen konnte, ſagte er, der Apfel folge nicht und fragte, warum er Andern folge und nicht ihm? Als ein Apfel im Laufen einmal plötzlich inne hielt, ſagte er, er ſey jetzt müde und man müſſe ihn nicht länger plagen. Jemand wollte ihm zeigen, daß es von ihm abhänge, welche Richtung der Apfel nehmen müſſe und daß er hinfalle, wo er ihn hinwerfe. Da aber der Apfel nicht an der Stelle blieb, wo er auffiel, ſondern abſprang, ſo brauchte Hauſer dies als Gegenbeweis *) und blieb um ſo mehr bei der Meinung, daß der Apfel von ſelbſt ſpringen und laufen könne. Als ein rollender Apfel einmal an einen andern im Wege liegenden anſtieß und ihn auf die Seite trieb, beſchwerte er ſich über den garſtigen Apfel, der dem andern weh gethan und ihn weggeſtoßen habe, und ſagte, dieſen möge er nun nicht mehr. Als jemand die rollenden Aepfel mit dem Fuße aufzuhalten ſuchte, und dieſe an der etwas holperigen Stelle öfters in die Höhe und über den Fuß weggeſprangen, freute er ſich ſehr über ihre Klugheit und Behendigkeit, ermahnte jeden, den er rollen ließ, zuvor, dasſelbe zu thun und zeigte ihm, wie er es machen müſſe. Die Spielpferde, mit denen er ſich im Käfig unterhalten hatte, ſo wie die, mit denen er zu Nürnberg ſpielte, galten ihm für lebendige und theilnehmende Weſen, und alle Liebe, die in ihm war, hatte er in ſie gelegt. Zu ihnen ſehnte er ſich unabläßig hin, als man zu Nürnberg noch nicht darauf gekommen war, ihm dergleichen anzubieten; er hoffte, daß ſie wieder zu ihm kommen würden und betrübte ſich über ihr langes Ausbleiben; er erinnert ſich noch, beim Hören eines Trompetentons gedacht zu haben, er wolle den Pferden, wenn ſie wieder kämen, erzählen, was er Schönes gehört. In einer ſchriftlichen Erzählung

---

*) Vergleiche unten, wo er den Gefängnißwärter auf ähnliche Weiſe zu widerlegen glaubte.

Hauſers heißt es: „Jetzt hörte ich wieder die Trompete in der Kaiſerſtallung, ich horchte und freute mich immer ſehr, weil meine Hoffnung war, wann die Roß kommen, ich erzählen, was ich gehört habe.“ Und an einem andern Orte: „Ich war in der Meinung, die Pferde ſind fortgegangen. Ich bekam auch den Gedanken, wenn die Pferde kommen, ſo ſage ich, ſie ſollen nicht mehr fortgehen, auch dieſes wollte ich ſagen, ſie ſollen das Brod nicht mehr fortlaſſen, ſonſt habt ihr nichts.“ *) Als er wieder Spielpferde bekam, weinte er vor Freude und vergaß den ſchmerzlichen Zuſtand, in dem er ſich damals befand. Er hatte ſchon in ſeinem Käfig die Gewohnheit, ſeinen lebloſen Geſellſchaftern nicht nur Brod zum Fraße hinzuhalten, ſondern auch ſie mit dem Maule in ſein Waſſergefäß einzutauchen, und, wie er meinte, ſaufen zu laſſen. So machte er es auch (wie ich von zuverläßigen Leuten weiß) zu Nürnberg. Wenn er aß, ſo hielt er mit der einen Hand ein Stückchen Brod an den Kopf des Pferdes, und ſteckte ſich mit der andern ein Stück in den Mund, dann aß er das, welches er dem Pferde vorgehalten und hielt dieſem ein anderes vor, und ſo trieb er es fort, bis das Brod aufgezehrt war. Zuweilen blieb am Pferde etwas hängen; damit wollte er einmal den Gefängnißwärter widerlegen, als dieſer ihn zu belehren ſuchte, daß ſeine Pferde nicht freſſen könnten. Wenn man ihm etwas zum Genuſſe anbot, was ihm widerſtand, pflegte er zu ſagen: das freſſen die Pferde nicht, ſo ſehr hatte er in ihnen die Anſchauung ſeiner ſelbſt. Doch hatte er ſich durch den Gefängnißwärter

---

*) Ich werde unten dieſe Erzählung im Zuſammenhange mittheilen.

wärter, ſchon ehe ich ihn kannte, überzeugen laſſen, daß ſeine Spielpferde nicht lebendig ſeyen, aber noch nach ſeinem Eintritte in mein Haus hielt er die Meinung feſt, der große hölzerne Reitgaul, auf dem er ſich öfters geſchaukelt hatte, ſey lebendig; ich hörte ihn noch, da ich ihn im Thurme beſuchte, die Beſorgniß äußern, er möchte ihm davonlaufen, wenn die Thüren nicht verſchloſſen würden. Als er einmal auf dieſem Holzpferde von der Anſtrengung des Schaukelns erſchöpft einſchlief und ſich am Finger quetſchte, beklagte er ſich, daß ihn das Pferd gebiſſen habe. Die Anſicht, daß alles lebe und empfinde, hinderte ihn ganz und gar nicht, anzunehmen, daß alles äußerlich von Menſchenhänden geformt und gemacht worden ſey (vergl. I. Ende). Beim Anblicke gezackter großer Blätter fragte er mich, wer das ſo ausgeſchnitten habe, und es war vergeblich, ihm vorſtellbar und glaublich machen zu wollen, daß dies ſo von ſelbſt hervorwachſe. Als er einen Einäugigen ſah, ſagte er zu ihm, er ſolle ſich ein Auge einmachen laſſen, und da man entgegnete, das gienge nicht an, ſagte er, wer das eine gemacht habe, könne auch ein anderes machen. Zwiſchen der Natur und den Fähigkeiten der Menſchen und Thiere wußte er keinen Unterſchied. Der Hauskatze wollte er aufrecht gehen lehren. Er ärgerte ſich darüber, daß ſie mit dem Munde äße und ſich mit demſelben putze und ablecke. Er wollte ihr das Eſſen mit den Händen lehren, ergriff ihre Pfote und ermahnte ſie, mit derſelben ihren Fraß zu faſſen und an das Maul zu bringen. Ueberhaupt ſprach er mit der Katze, wie mit einem Menſchen und wunderte ſich, daß ſie nicht darauf achte und nichts lernen wolle. Da er Ochſen auf dem Pflaſter gelagert ſah, fragte er, warum ſie ſich auf den harten Boden legten und nicht lieber nach Hauſe giengen, um ſich niederzulegen. Er beſchwerte ſich darüber, daß die Thiere, z. B. Ochſen, Pferde, den Weg verunreinigten und nicht auf den Abtritt giengen. Noch im Herbſte des Jahres 1828 hielt er ſich ſehr darüber auf, daß ein Pferd im Stalle „vor allen Leuten" ſein Waſſer ließ. Seine Unkunde der gewöhnlichſten und nächſten Erſcheinungen und Gegenſtände, welche die wunderlichſten Aeußerungen verurſachte, war Anfangs ſo groß, daß er nicht einmal alle Glieder ſeines Leibes kannte. Einmal, erzählte er mir, ſey jemand zu ihm gekommen, der ſich bemüht habe, ihn damit bekannt zu machen. Als man ihn mit den Händen an ſeine Ohren langen laſſen, ſey er ſehr verwundert geweſen und habe geglaubt, das ſey etwas Ungehöriges, welches von ſeinem Körper weggeſchafft werden müſſe. Erſt da der Gefängnißwärter ihn ein wenig an den Ohren gezogen, habe er ſich überzeugt, daß es ein Theil ſeines Leibes ſey. Als ein Arzt ſeinen Kopf unterſuchen wollte und mit beiden Händen daran griff, hörte ich ihn bitten, man möge ihm den Kopf nicht herunternehmen. Eben ſo bei Unterſuchung des Fußes, man möge ihn nicht wegnehmen. Einen Ring, den man ihm an den Finger geſteckt hatte und den er ablegen wollte, ſtreifte er nicht ab, wie man zu thun hat, ſondern bemühte ſich, ihn unmittelbar von der Stelle des Fingers, an der er ſich befand, durch den Finger hindurch wegzuziehen. Als ihm einmal die Röthe ſeiner früher blaſſeren Wangen auffiel, fragte er, wer ihm das Roth hingemacht habe. Weil ihm die Waſſerſuppe, zu der er ſich bei Gewöhnung an warme Speiſen zunächſt verſtanden hatte, täglich mehr behagte, meinte er, ſie werde täglich beſſer zubereitet, fragte, wie das zugehe und warum man ſie nicht gleich Anfangs ſo gut gemacht habe. Als er eine graue Katze erblickte, fragte er, warum ſie ſich nicht waſche, damit ſie weiß werde. Das Tanzen, das man ihn einmal verſuchen ließ, faßte er leicht, meinte aber, wenn er mit einer andern Perſon tanze, ſo geſchehe dieſes nur, um ihn zu unterſtützen, weil er es noch nicht allein vermöge, wie man ihn auch gehen gelehrt hatte. Das Spiegelbild für das zu nehmen, was es iſt, konnte er lange nicht bewogen werden. Als ſich einmal in dem geöffneten Fenſter die im Zimmer befindlichen Perſonen abſpiegelten, fürchtete er ſich davor, und ſagte, man ſolle das Fenſter zumachen, damit die Leute da draußen nicht hereinkommen könnten. Ich ließ ihn bemerken, daß die Bilder im Fenſter und Spiegel alles nachmachten, was die davor ſtehenden Perſonen thäten, und in allen Stücken ſo ausſähen, wie dieſe, dann ließ ich ihn mit der Hand hinter das Fenſter greifen, wo die abgeſpiegelte Perſon zu ſtehen ſchien, und als er in das Leere griff, ſo überzeugte er ſich endlich von der Scheinbarkeit der erblickten Geſtalt. Man zeigte ihm ein Kupferblatt, auf welchem ein Ritter zu Pferde von der Seite dargeſtellt war, ſo daß man den Kopf des Pferdes nicht zu ſehen bekam. Er fragte, warum dieſes Pferd keinen Kopf habe? Als man ihm ſagte, der Kopf ſey auf die Seite gewandt, die man hier nicht ſehen könne, wandte er das Blatt um, und wollte auf der leeren Seite desſelben den Kopf erblicken. Auf ähnliche Weiſe machte er es bei andern Gelegenheiten. Vom organiſchen Zuſammenhang eines Gewächſes hatte er keine Vorſtellung. Als man eine Blume abriß und ihm zeigte, ſagte er, man müſſe nichts abreißen und zerbrechen, befeſtigte die Blume ſo gut es gehen wollte wieder an ihre Stelle und glaubte, ſie nun in ihren vorigen Zuſtand zurückverſetzt zu haben. Beim Anblick eines Thurmes äußerte er, das müſſe ein großer Mann geweſen ſeyn, der dieſe Steine alle habe aufeinander legen können, den möchte er ſehen. Als er zu Ende Oktobers des Morgens plötzlich ein beſchneites Dach erblickte (es war in der Nacht der erſte Schnee gefallen), meinte er, es ſey des Nachts weiß angeſtrichen worden. Da ihn jemand im Scherze aufforderte, einer Dame die Hand zu küſſen und es ihm vormachte, ſagte er abwehrend, nein, hineinbeißen muß man nicht. Einmal, als ich ihn noch nicht kannte, kam zu ihm ein Frauenzimmer mit gelbem Hut und rothem Kleid. Nachher bekam er einen Bilderbogen zum Geſchenk, worauf unter anderem ein aufrechtſtehender Löwe abgebildet war. Als er dieſen Bogen mit Hülfe eines Sohnes des Gefängnißwärters illuminirte, bemalte dieſer den untern Theil des oben gelb angeſtrichenen Löwen mit rother Farbe. Da erinnerte ſich Hauſer des Frauenzimmers und hielt dieſe gelbrothe Erſcheinung für das hier abgebildete Weſen oder für einen Löwen. Als nachher wieder Frauenzimmer mit gelben Hüten zu ihm kamen, nahm er ſie für Löwen, nur wollte ihm, da er mit Aufmerkſamkeit die Geſtalten verglich, nicht alles paſſen. Die Füße und Hände des Frauenzimmers hatten ihm nicht genug Aehnlichkeit mit den Hinterfüßen und Tatzen der Löwen. Auch fragte er, warum das Frauenzimmer hinten keinen Stecken habe (damit meinte er nämlich den Löwenſchweif)? worauf er, wie er mir erzählte, die Antwort erhielt, der Löwe hier ſey noch nicht ganz fertig (ſeiner oben angeführten Anſicht gemäß, daß alles mechaniſch gemacht ſey). Stecken nannte er den Schweif deßhalb, weil er einen biegſamen Stock mit einer Quaſte beſaß, und dieſen mit dem Löwenſchweif in Eins zuſammengefaßt hatte. Den Mond, da er ihn zum erſtenmale erblickte, hielt er zuerſt für die wiedergekehrte Sonne. Als er ihn aufmerkſam betrachtete, verwunderte er ſich darüber, daß er ein Angeſicht habe, Augen, Naſe, Mund, doch aber keine Ohren und Haare, die er für weggeſchnitten hielt und glaubte, ein am Himmel angeklebtes Bild zu ſehen. Er meinte, der Mond gehe durch die Wolken durch und als ich ihm bemerklich gemacht, daß die Wolken vielmehr unter dem Monde hinweggiengen, wunderte er ſich, daß derſelbe, von dem anſtreifenden ſchwarzen Gewölke nicht befleckt werde und immer wieder ſo rein und glänzend hervortrete. Er wollte mir nicht eher glauben, daß der Mond und die Wolken weit von einander entfernt ſeyen, bis ich ihm die perſpektiviſche Täuſchung an andern Gegenſtänden gezeigt hatte. Im Auguſt 1828 ſah er in meinem Hauſe zum erſtenmale den geſtirnten Himmel. Sein Erſtaunen, ſein Entzücken läßt ſich nicht beſchreiben. Er konnte ſich nicht ſatt daran ſehen, kehrte immer zum Anſchauen dieſes Glanzes zurück und bemerkte die Sterngruppen und die ausgezeichnet hellen Sterne mit ihren verſchiedenen Farben. Das ſey das Schönſte, ſagte er, was er jemals geſehen und fragte, wer die vielen ſchönen Lichter da hinaufſetze, anzünde und wieder auslöſche. Als man ihm ſagte, daß ſie wie Sonne und Mond immer fort leuchteten, aber nicht immer geſehen würden, fragte er, wer ſie zuerſt da hinaufgeſetzt, ſo daß ſie immer fortbrennten. Endlich verſank er in tiefes Nachdenken, indem er, wie gewöhnlich in ſolchem Falle, unbeweglich und mit geſenktem Kopfe daſtand, nichts mehr ſehend und hörend. Als er wieder zu ſich kam, hatte ſich ſeine Freude in die tiefſte Schwermuth verwandelt. Er ließ ſich zitternd auf einen Stuhl nieder, und fragte, warum ihn jener böſe Mann immer eingeſperrt gehalten, und nichts von all dieſen Schönheiten gezeigt habe, da er doch nichts Böſes gethan. Er brach in ein langes ſchwer zu ſtillendes Weinen aus. Man ſolle den Mann, äußerte er unter Anderem, auch einmal zwei Tage lang einſperren, damit er wiſſe, wie hart das ſey; — wobei zu bemerken, daß er früher von einer Beſtrafung des Mannes durchaus nichts hatte wiſſen wollen. *) Nur der Schlummer vermochte ihn endlich zu beruhigen. Er ſchlief erſt gegen 11 Uhr ein, — etwas bei ihm noch nie Vorgekommenes.

Als man ihn im September und Oktober des Jahres 1828 ins Theater führte, freute er ſich blos über die glänzenden Anzüge der Schauſpieler. Von dem Geſprochenen verſtand er damals noch nichts, er fieng überhaupt erſt an, von dem in Geſprächen, denen er zuhörte, mit gewöhnlicher Schnelligkeit Geſprochenen zwiſchendurch etwas zu verſtehen. Kam auf der Bühne eine komiſche Figur vor, ſo bewog ſie ihn nicht zum Lachen, ſondern zum Abſcheu und zum Wunſche ihrer Entfernung, denn Komiſches und Lächerliches gab es für ihn in den erſten Zeiten nicht, daher auch kein Lachen in dieſer Beziehung; das für uns Komiſche war ihm widerlich und grauenhaft. Im Oktober hörte er Paeſiello's Oper: die Müllerin. Er hatte ſich Baumwolle mitgenommen, um ſich vor zu lauter Muſik die Ohren zu verſtopfen, doch konnte er zu

---

*) In den erſten Zeiten hoffte er ſogar auf die Rückkehr des Mannes, der ihn in ſeinen Käfig, wo ihm wohl geweſen, zurückbringen, und dadurch in den frühern ſchmerzloſen Zuſtand verſetzen werde. Als ich einmal im Thurme, unbekannt mit dem Grunde ſeiner Sehnſucht, gegen ihn äußerte, daß er in jenen Käfig nicht zurückkehren könne, ſah ich ſein Geſicht den Ausdruck des Schmerzes und Kummers annehmen, und Thränen ihm in die Augen treten. Noch an dem Tage, da ich ihn in mein Haus nahm, fragte er in einem beſonders ſchmerzvollen Momente, warum jener Mann ſo lange ausbleibe? Erſt als ihm in meinem Hauſe phyſiſch wohler wurde, verlor er das Verlangen nach dem Käfig und dem Manne und ſah es als ein hartes Schickſal an, ſo lange eingeſperrt geweſen zu ſeyn.

jener Zeit bereits die nicht angreifende Muſik dieſer Oper bis aufs Finale ohne ſolche Verwahrung hören. Die Officierskleider des Barons machten ihm große Freude, den ſtärkſten Abſcheu aber äußerte er gegen den Amtsverwalter, insbeſondere gegen ſeinen Haarbeutel. So ein Zopf ſey das Allergarſtigſte, was es gebe, garſtiger noch als ein Bart, ſagte er, auch forderte er oftmals dazu auf, dem Mann den Zopf abzuſchneiden. *) Die Gegenwart des Amtsverwalters war ihm unerträglich, er wandte oft das Geſicht ab, ärgerte ſich, wenn er erſchien, und bezeugte ſeine Zufriedenheit, wenn er abtrat. Er hielt ſich darüber auf, daß dieſer „Garſtige" immer zu den andern ſchönen Perſonen hinzugehe, und wunderte ſich darüber, daß dieſe mit ihm ſprechen möchten. Als der Verwalter die Kleider des Barons aus der Kammer hervorbrachte, mißfiel ihm eben ſo die Berührung derſelben durch den Garſtigen." Als der Baron dem Notar mit dem Degen drohte, ſagte er, er ſollte lieber den Garſtigen erſtechen. Es war das die erſte Aeußerung dieſer Art, die ich von ihm hörte. Es mochte ihm in dieſem Augenblicke ein ähnliches Gefühl ankommen, wie wenn wir ein grauenhaftes Inſekt zu vernichten geneigt ſind. Er ſprach noch nach dem Theater von dem Manne, mit einem Geſichte, als ſolle er ein Brechmittel einnehmen.

---

*) So wollte er, als er in mein Haus kam, der Hauskatze die Schnurre abſchneiden. Bärte, Zöpfe, lange Haare und Schnurren waren ihm ein Gräuel, und er ſchüttelte ſich zuweilen heftig bei ihrem Anblick.

◆ ◆ ◆

VIII. Aufſätze von Hauſer.

Der Gang, den Hauſers geiſtige Entwicklung nahm, läßt ſich ſehr wohl an den ſchriftlichen Verſuchen nachweiſen, die ich von ihm in Händen habe. Im Herbſte des Jahres 1828 ließ ich ihn kleine Aufſätze über beliebige Gegenſtände fertigen, die ihm ſodann verbeſſert wurden. Ein Paar von dieſen, die ich ganz ſo fehlerhaft, wie er ſie ſchrieb, herſetze, ſind folgende. Sie ſind das Erſte, was er ſchriftlich entwarf, und er erſcheint darin noch ganz als Kind.

I.

„Geſtern hat mir der Herr Baron von Schaeuerl einen Köſtlichen Ring gebracht daß ich noch keine ſo große Freude gehabt habe, als wie geſtern und dieſer Ring ſoll ein Andenken ſein ſo lange ich lebe ſo vergeſſe ich den Herrn Baron von Schaeuerl nicht weil er mir ein ſo ſchönes Andenken gegeben hat.“

II.

„Geſtern bin ich auf der Peterheide geweſſen da habe ich recht viele Menſchen geſehen und viele andere Sachen auch Affen die haben viele Künſten gemacht aber dieſe ſind abſcheuliche Thire und ich habe auch Hunde geſehen die haben Tanzen können und haben ſchöne Kleider angehabt, die ſind recht ſchön geweſſen.“

III.

„Vor etliche wochen habe ich von Gartenkreß mein Namen geſähet und dieſer iſt recht ſchön gekommen der hat mir ein ſolche Freude gemacht das ich es nicht ſagen kann und da iſt einer in Garten herein gekomen hat viele Birn fortgetragen der hat mir meinen Namen Zertreten da habe ich geweint dan hat Herr Profeſſor geſagt ich ſoll ihn wieder machen, ich habe ihn gemacht den andern Morgen haben mir wieder die Katzen Zertreten.“

Ich veranlaßte ihn noch im Jahre 1828 eine Geſchichte ſeiner Schickſale zu ſchreiben. Von dieſer — wie er denn überhaupt ſeine Aufſätze endlos umzuarbeiten pflegte — ſind mehrere Anfänge vorhanden. Der erſte lautet ſo:

„Die Geſchichte
von
Kaſpar Hauſer ich will es ſelbſt beſchreiben, wie hart es mir ergangen hat. Da wo ich immer eingeſpirt war in dieſen Gefängniß da war es mir recht gut vorkommen, weil ich von der Welt nichts gewußt habe und ſo lange ich eingeſpirt war und keinen Menſchen niemals geſehen habe. Ich habe zwei hölzerne Pferd und ein Hund gehabt, mit dieſen habe ich immer geſpielt, aber ich kan es nicht ſagen, ob ich den ganzen Tag geſpielt habe oder nicht weil ich nicht wußte was ein Tag oder eine Woche iſt, und ich will es beſchreiben wie es ausgeſehen hat in dem Gefängniß da war ein Stroh darin“ u. ſ. w.

Ein anderer Anfang iſt folgender:

„Dieſe Geſchichte von Kaſpar Hauſer, will ich ſelber ſchreiben. Wie ich in den Gefängniß gelebt habe, und beſchreibe wie es ausgeſehen hat und alles was bey mir darin geweſen iſt“ u. ſ. w.

Von einem dritten Verſuche, vom Februar 1829, worin ſchon eine gebildetere, doch noch ſehr natürliche und naive Schreibart erſcheint, iſt Folgendes ein Stück.

„Dieſe Lebensbeſchreibung von meinen vorigen Zuſtand nach der Erinnerung geſchrieben.

Das Gefängniß, in dem ich bis zu meiner Befreyung leben mußte, war ohngefähr ſechs bis ſieben Schuh lang, vier breit und fünf hoch. An der Vorderſeite waren zwei kleine Fenſter mit Holz verſchlichtet, welches ganz ſchwarz ausſah *). Auf dem Boden war Stroh gelegt, worauf ich zu ſitzen und zu ſchlafen gſlegte. Meine Füße waren von Knie an mit einer Decke bedeckt. Neben meiner Lager auf der linken Seite, war im Erdboden ein Loch, worin ein Topf angebracht war; es war auch ein Deckel darüber den ich wegſchieben mußte, und imer wieder darüber deckte. Die Kleider die ich in dem Gefängniß getragen habe, waren ein Hemd, kurze Hoſen, in denen aber das Hintertheil fehlte, daß ich meine Nothdurft verrichten konnte **),

---

*) Zu der Annahme, daß es Holz geweſen, was er an oder vor den Fenſtern geſehen hatte, war Hauſer, der ſich bloß der gekreuzten Form und der ſchwarzen Farbe erinnert, durch Andere gekommen.

**) Dieſer und andere für die Beurtheilung der Sache wichtige Umſtände, z. B. daß Hauſer am Boden feſt gebunden war (und alſo nicht herumrutſchen konnte), wurden erſt durch die ſehr zweckmäßigen Ausforſchungen offenbar, die mein Freund, Herr Prof. Hermann zu München, als er ſich im Jahre 1828 zu Nürnberg befand, in meinem Hauſe mit Hauſer anſtellte. Die Verſtändigung mit dieſem war Anfangs ſo ſchwierig, daß eine Menge von Mißverſtändniſſen und Unbegreiflichkeiten entſtehen mußten, die ſich durch jene und meine eigenen fortwährenden Ausforſchungen und Beobachtungen faſt alle gehoben haben. Ich fand z. B. daß das von Hauſer angegebene Nachtwerden auf dem Wege nichts als Augenverdunklung bei äußerſter Erſchöpfung war, worauf er ſchlief, wie es auch zu Nürnberg dreimal vorkam, daß er bei Tage glaubte, es werde oder ſey Nacht. Hauſer wurde bei Nacht aus ſeinem Behältniß genommen, und ſchlafend eine Zeitlang getragen, vielleicht gefahren, machte den Weg nach Nürnberg höchſt wahrſcheinlich im weil ich die Hoſen nicht ausziehen konte. Den Hoſenträger hatte ich auf den bloßen Leib, das Hemd, war darüber. Meine Nahrungsmittel waren nichts anders als Waſſer und Brod, an Waſſer hatte ich zuweilen Mangel, Brod war immer genug da. Ich hatte zwei hölzerne Pferde und einen Hund, mit denen ich mich immer unterhalten habe, ich hatte Bänder von roth und blauer Farbe, damit putzte ich die Pferde und den Hund, aber manchmal fielen ſie herunter, weil ich ſie nicht binden konnte. Wenn ich erwachte lag das Stück Brod neben mir und ein Krüglein Waſſer, zuerſt grief ich nach den Waſſer, um meinen Durſt zu ſtillen, dan aß ich Brod, hierauf nahm ich die Pferde, und putzte ſie eine Zeitlang, dann nahm ich den Hund war ich mit dieſen fertig ſo trank ich daß übrige Waſſer aus, und nahm nochmal die zwei Pferde, that wieder alle Bänder herunter und putzte ſie von neuen und machte, eine Zeit lang ſo fort. Dann aß ich Brod, ich wollte auch trinken, aber es war kein Waſſer mehr darin, da nahm ich den Hund und wollte ihn putzen, wie die Pferde, aber ich konnte ihn nicht mehr fertig bringen weil mein Mund zu trocken wurde *), ich nahm ſehr oft das

---

einem Tage, wurde von ſeinem Führer in die Stadt gebracht (nicht hinein geſchickt), und auf dem Platze, wo man ihn fand, verlaſſen. Daß draußen Gott ſey, der zanke (böſe ſey), ſagte zu Hauſer bei einem Gewitter ſeine erſte Verpflegerin zu Nürnberg, nicht der Mann im Käfig (vergl. oben IV.). Von Eingeheiztwerden und einem Ofen weiß Hauſer nicht das Geringſte; die Annahme eines runden Ofens entſtand, als er die gewölbte Decke ſeines Gefängniſſes am Boden zu bezeichnen ſuchte. Das Einheizen war auch nicht nothwendig, da ſein Gemach, wie man mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann, unter der Erde lag.

*) Hauſer miſcht einzelne Fälle, die ihm in lebhafter Erinnerung ſind, ohne gehörige Unterſcheidung in die allgemeine

Krüglein in die Hand und hielt es lange an den Mund, aber es gieng niemals Waſſer heraus, ich ſtellte es immer wieder hin und wartete eine Zeitlang, ob nicht bald ein Waſſer kommt, weil ich nicht wußte, daß mir das Waſſer gebracht werden mußte, ich hatte ja keinen Begriff, daß außer mir noch jemand ſein könnte. Wenn ich eine Zeit lang gewartet habe und es iſt kein Waſſer gekommen, dann legte ich mich rückwärts und ſchlief ein. Ich erwachte wieder, da iſt mein erſtes geweſen, nach dem Waſſer zu langen und ſo oft ich erwachte war ein Waſſer in dem Krüglein, und auch ein Brod da. Das Waſſer trank ich beynahe immer aus, dann war mir aber ſehr wohl ich nahm die Pferde und machte es gerade wieder ſo wie ich es ſchon erzählte. Gewöhnlich fand ich das Waſſer recht gut, aber manchmal war es nicht ſo gut, und wenn ich getrunken hatte, verlor ich alle Munterkeit, aß nicht mehr, und ſpielte auch nicht, ſondern ſchlief ein*). Wenn ich erwachte, war's einmal ſo hell als das anderemal; ich habe niemals eine ſolche Tageshelle geſehen, als in der ich jetzt lebe. Als das erſtemal der Mann zu mir kamm ſtellte er einen ganz niedrigen Stuhl vor mich hin, legte ein Stück Papier und einen Bleiſtieſt darauf dann nahm er meine Hand, gab mir den Bleiſtieſt in die Hand, drückte mir die Finger zuſammen und ſchrieb mir etwas vor. Das that er recht oft bis ich es nachmachen konnte. Dieſes zeigte er mir ſieben oder achtmal, es gefiel mir ſehr

---

Darſtellung. Jenen Waſſermangel fühlte er, wenn er Opium erhalten hatte (ſ. oben).

*) Folge des ſchlafmachenden Arzneimittels, das man ihm unter das Waſſer gethan.

wohl *weil es ſchwarz und weis ausſah* *), er ließ meine Hand frey ließ mich allein ſchreiben, ich ſchrieb fort und machte es nach wie er mir es vorgezeigt hatte und wiederholte dieſes öfter" u. ſ. w.

Folgende Reime, die er im Frühling des Jahres 1829 an einem Tage, an welchem er ſich vorzüglich wohl befand, und einer heitern Zukunft entgegenſah, niederſchrieb, ſind noch ganz in ſeiner erſten natürlichen Sprache verfaßt:

„Mein erſtes Jahr begrüß ich heut
In Dank und Liebe hocherfreut,
Von vieler Noth und Laſt gedrückt,
Von heute an genieß ich was mein Herz entzückt,
Und fühl auch jetzt mich neu beglückt.
In meinem erſten Jahre ſteh ich nun,
Da gibts erſtaunlich viel zu thun,
Zum Schreiben und zum Mahlen,
Zum Rechnen oft mit Zahlen.
Gott wollte, daß ich ſehe, wies in der Welt hergeht,
Und zu leſen, was in den Büchern ſteht,
Und anzubauen mein Gartenbeet **).
Gott wird die Kraft mir geben in Jugendtagen,
Um die Klugen auszufragen.
Jetzt muß ich mich vorbereiten,
Täglich fortzuſchreiten;
Ein Schritt iſt nicht gar viel,
Doch führt er mich noch zu mein' erwünſchten Ziel."

---

*) Es iſt nicht nöthig, denkende Leſer auf dergleichen unnachahmliche Züge in den Erzählungen *Hauſers* aufmerkſam zu machen (man vergleiche die oben unterſtrichene Stelle), die ſchon allein hinreichend wären, jeden Gedanken an Betrug zu entfernen.

**) Er wollte dieſes bildlich von der Ausbildung ſeines Geiſtes verſtanden wiſſen.

Nun aber gerieth er in ſeinen Aufſätzen in ſentimentale Schwülſtigkeit und Geziertheit — ein Durchgangspunkt der Bildung, an welchen Andere gerathen, wenn ſie die Zeit der Kindheit ſchon weit hinter ſich liegen haben, zu dem aber Hauſer aus der Periode der Kindheit und des Knabenalters ſchon im zweiten Entwicklungsjahre ſeines neubegonnenen Lebens übertrat *). In einem Briefe ſchrieb er damals unter Anderem: „der Wonnemonat wäre bald mein Sterbemonat geworden“ **). Einem neuen Entwurf der Lebensgeſchichte gab er folgenden geſuchten Eingang:

„Lebensgeſchichte von Kaſpar Hauſer in Nürnberg.

Welcher Erwachſene gedächte nicht mit trauriger Rührung an mein unſchuldige Einſperung für meine jungen Jahre, die ich in meiner blütheſten (blühendſten) Lebenszeit zugebracht habe. Das ſich ſo manche Jugend das Leben erfreuet hat, in entzükenden goldenen Träumen und Vergnügen lebten da meine Natur noch gar nicht erweckt war“ u. ſ. w.

Dieſen Anfang hielt er für ſehr ſchön und empfand es übel, als ich ſagte, er tauge nichts.

---

*) Mein obengenannter Freund ſchrieb in dieſer Beziehung an Hauſer: „Sie haben die verſchiedenen Alter, vom Kinde bis zum Jüngling in einer ſo kurzen Zeit durchlaufen, daß man Ihr Leben mit einer Alpenreiſe vergleichen kann, die in den Zeitraum von wenigen Tagen, ja oft von wenigen Stunden, die Erſcheinungen der verſchiedenen Jahreszeiten vor dem Blick vorüberführt.“

**) Er war durch einen eingeſogenen Duft ſchwer erkrankt.

◆ ◆ ◆

IX. Hauſers erſtes Auftreten zu Nürnberg, von ihm ſelbſt beſchrieben.

Ich füge dieſen Proben von Hauſers ſchriftlichem Ausdruck folgende merkwürdige Erzählung hinzu, die ich Hauſer aufzuſetzen veranlaßte und aus der ich ſchon oben ein Paar Stellen angeführt habe. Schwerlich würde ſelbſt dem genialſten und wiſſenſchaftlich tiefkundigſten Betrüger ſo etwas zu ſchreiben möglich ſeyn. Hauſers Fehler gegen die Orthographie und ſein Setzen eines n ſtatt des m des Dativs auch hier beizubehalten, iſt nicht für nöthig erachtet worden.

„Ich ſtand eine Zeitlang an der nähmlichen Stelle, an welcher mich der Mann [1]) verlaſſen hat, bis derjenige Mann [2]) meinen Brief abnahm und mich in das Haus des Herrn Rittmeiſters brachte. Als ich in dem Hauſe ankam, empfand ich von einer ſtarken Stimme, die ich dort hörte, heftige Schmerzen in dem Kopf. Der Bediente ſetzte mich auf einen Stuhl und ſuchte mich auszufragen [3]), doch ich konnte nicht mit andern Worten antworten, als diejenigen, die ich gelernt hatte, und die ich ohne Unterſchied gebrauchte, um Müdigkeit und Schmerzen auszudrücken [4]). Er brachte mir hierauf einen zinnernen Teller mit Fleiſch und in einem Glaße Bier. Der Glanz des Tellers und die Farbe des Biers gefiel mir, aber ſchon der Geruch verurſachte mir Schmerzen. Ich ſchob es weg, er wollte es mir aufdringen und ich ſchob es immer zurück. Dann brachte er mir Waſſer und ein Stückchen Brod, das erkannte ich gleich und nahm es in die Hand, aß und trank. Das Waſſer war ſo gut friſch, daß ich 3 bis 4 Gläſſer austrank, und mich ganz geſtärkt fühlte. Dann legte er mich in den Pferdeſtall und ich ſchlief ſogleich ein. Als der Herr Rittmeiſter nach Hauſe kam, weckte man mich auf, ich ſah ſeine Uniform und ſeinen Säbel, ich erſtaunte und erfreute mich daran und wollte auch ein ſolches haben. „I möcht ah a ſöchana Reiter wern wi Vater is," womit ich zu verſtehen geben wollte, man ſolle mir ein ſolches glänzendes, ſchönes Ding geben. Sie fiengen zu ſprechen an und ſo ſtark, daß es mir im ganzen Leib weh gethan hat [5]), ich fieng an zu weinen und ſagte dieſelben Worte: dann führten ſie mich auf die Polizei und das war mein ſchmerzlichſter Weg. Als ich hin kam, waren ſehr viele Menſchen da und ich erſtaunte und wußte nicht was denn dieſes ſey, das ſich ſo bewegt, welche immer ſprachen und ſehr ſtark, dann gaben ſie mir einen Schnupftaback, welchen ich in die Naſe hin-

---

[1]) Der Unbekannte, der ihn in die Stadt geführt hatte.

[2]) Der Bürger, der ihn auf dem Platze fand, wo ihn ſein unbekannter Führer verlaſſen hatte.

[3]) Hauſer kann ſich nur erinnern, daß der Bediente mit ihm geſprochen; daß dieſer ihn habe ausfragen wollen, was auch ohne Zweifel der Fall war, iſt Hauſers in der Erinnerung

thun

---

gefaßte Vorſtellung (vergleiche Note 17). Daß er damals nicht gewußt habe, was man mit ihm ſprach, erklärt er ſelbſt weiter unten.

[4]) Vergleiche oben VII.

[5]) Noch in meinem Hauſe litt er ſehr, wenn man mit lauter Stimme zu ihm ſprach.

thun mußte; dieſer that mir ſehr wehe und ich fieng an zu weinen, weil ich ſchreckliche Schmerzen in dem Kopf bekam. Sie plagten mich noch mit allerhand Sachen welche mir ſchreckliche Schmerzen verurſachten [6]) und weinte immer fort. Als ich eine Zeitlang auf der Polizei geweſen war, führten ſie mich auf den Thurm. Ich mußte einen ſehr hohen Berg hinaufſteigen und weinte, weil mir alles ſehr wehe gethan hat. Als ich auf den Thurm kam, ſprach wieder einer ſo ſtark, daß ich noch mehr Schmerzen empfand. Derſelbe führte mich noch einen größern Berg hinauf, das iſt die Stiege geweſen, er machte die Thüre auf, welche einen beſondern Hall von ſich gab [7]) und da konnte ich erſt ausruhen. Aber ich weinte noch eine Zeitlang bis ich einſchlief, weil mir alles ſehr wehe gethan, und endlich ſchlief ich doch ein. Als ich erwachte, hörte ich etwas [8]) worüber ich ſo in Erſtaunen gerathen war und mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit horchte, weil ich

---

6) Ehe Hauſer zu Herrn Bürgermeiſter Binder gebracht wurde, von dem er die erſte liebevolle Behandlung erfuhr, wurden ihm durch Unverſtand und Muthwillen Anderer ſchreckliche Qualen bereitet. Man zwang ihm, dem ſchon der Geruch ſolcher Dinge furchtbar erregte, Rauch- und Schnupftaback und geiſtige Getränke auf und verſetzte ihn dadurch in Zuſtände, die ſelbſt die rohen Menſchen, welche dieß verübten oder geſchehen ließen, bang machten. Schon vom Geruche des Branntweins, den man dem in ſolchen Fällen ſich ſtets weigernden nahe brachte, bekam er tagelange Kopfleiden, von aufgedrungenem Käſe tagelanges Magendrücken u. ſ. w. So nach Hauſers von mir im Jahre 1828 gehörten und mit Nachrichten Anderer verglichenen Erzählungen. Wie er den Teller mit Bier und Fleiſch wegſchob, hat man oben geleſen.

7) Dergleichen Geräuſche, die Andere gar nicht beachten, ſpannten damals ſeine Aufmerkſamkeit.

8) Das Schlagen der Thurmuhr, das ihn vielleicht erweckte, da er, wie aus dem Folgenden erhellt, in der Nacht aufwachte.

in meinem vorigen Zuſtande nie etwas ſolches gehört hatte Dieſe Aufmerkſamkeit, die kann ich gar nicht beſchreiben. Ich horchte ſehr lange, aber nach und nach hörte ich nichts mehr und verlor ſich die Aufmerkſamkeit, ich fühlte die Schmerzen an meinen Füßen [9]. Ich bemerkte daß ich in den Augen keine Schmerzen fühlte, und warum empfand ich keine? weil es nicht Tag geweſen iſt, welches für meine Augen die größte Wohlthat war. Aber ſonſt fühlte ich im ganzen Leib Schmerzen, beſonders an den Füßen. Ich ſetzte mich auf, ich wollte nach meinem Waſſer langen um meinen Durſt zu ſtillen, den ich fühlte; ich ſah kein Waſſer und Brod mehr, ſtatt dem ſah ich den Boden, der ganz anders ausgeſehen hat als in meinem frühern Aufenthaltsort. Ich wollte mich nach meinen Pferden umſehen und mit ſpielen, es war aber auch keines da, worauf ich ſagte: „I möcht ah a ſöchana Reiter wern, wie Vater is“, womit ich ſagen wollte, wo ſind die Pferde hin und das Waſſer und Brod [10]. Hierauf bemerkte ich den Strohſak, auf dem ich ſaß, welchen ich ſo mit Erſtaunen betrachtete und wußte nicht, was denn dieſes ſey. Als ich ihn ſehr lange betrachtet hatte, klopfte ich mit dem Finger darauf, wodurch ich das nähmliche Geräuſch vernommen hatte, als wie von dem Stroh, welches ich in (meinem) frühern Aufenthaltsort hatte, worauf ich immer zu ſitzen und zugleich zu ſchlafen pflegte. Ich ſah auch ſehr viele andere Sachen, worüber ich ſo in Erſtaunen gerathen bin, welches ſich nicht beſchreiben läßt. Ich ſagte: „I möcht ah a ſöchana Reiter wern, wie Vater is“ womit ich ſagen wollte: was iſt denn dieſes, und wo ſind denn die Pferde hin? Ich hörte wieder die Uhr ſchlagen; ich horchte ſehr lange; als ich nichts mehr hörte, ſah ich den Ofen, welcher von grüner Farbe war, und einen Glanz von ſich gab [11]). Zu dieſem ſagte ich auch die gemerkten Worte, welche mir der Mann gelernt hatte, womit ich ſagen wollte: er möchte mir auch ein ſo ſchönes glänzendes Ding geben; ich ſagte es etlichemal, aber ich bekam nichts. Ich ſah ihn ſehr lange an; ich ſagte nochmal die nähmlichen Worte, womit ich zu dem Ofen ſagen wollte, warum denn meine Pferde ſo lange nicht kommen. Ich war in der Meinung, die Pferde ſind fortgegangen Ich bekam auch den Gedanken, wenn die Pferde kommen, ſo ſage ich, ſie ſollen nicht mehr fortgehen, auch dieſes wollte ich ſagen: ſie ſollten das Brod nicht mehr fortlaſſen, ſonſt habt ihr nichts *). Durch das viele Sprechen bekam ich ſehr vielen Durſt und weil ich kein Waſſer mehr ſah, ſo legte ich mich nieder und ſchlief ein. Als ich wieder erwachte, empfand ich wieder dieſelben Schmerzen in den Augen, als ich auf dem Herwege nach der Stadt empfunden hatte, als ich wieder erwachte war es Tag und weil mir die Tageshelle ſehr wehe that [12]). Ich fieng an zu weinen und ſagte „I möcht a ſöchana Reiter wern, wie Vatter is. Dahi weis, wo Brief highört“. Damit wollte ich ſagen: warum es mir in den Augen ſo wehe thut? Er ſolle dieſes wegthun.

---

[9] Erſt alſo, da er nichts mehr hörte, vergl. unten Note 14.

[10] Vergl. oben Note 4.

---

11) Er konnte, wie bemerkt, in den erſten Zeiten in tiefem Dunkel Farben erkennen.

*) Er pflegte, wie ſchon oben geſagt, ſeine Spielpferde mit dem Brode zu füttern, das er ſelbſt aß; hier will er die Pferde ermahnen, das Brod nicht fortlaufen zu laſſen, damit es ihnen nicht an Futter fehle.

12) Noch als ich Hauſer kennen lernte, zeigten ſich die Augen etwas entzündet.

welches mir in den Augen ſo viele Schmerzen verurſachte, gebe du mir bald die Pferde und plage mich nicht immer ſo fort [13]. Ich hörte das nähmliche, was ich zum erſtenmal hörte, ich meinte aber doch, es iſt etwas anders, weil ich es viel ſtärker hörte; es iſt auch nicht das nähmliche geweſen, ſondern (ſtatt) daß die Uhr geſchlagen hat, war es geläutet worden [*]. Dieſes hörte ich ſehr lange; aber nach und nach hörte ich immer weniger, und wie meine Aufmerkſamkeit weg war ſagte ich jene Worte „dahi weis, wo Brief highört“ womit ich ſagen wollte: er möchte mir auch ein ſolches ſchönes Ding geben [14] und möchte mich nicht immer ſo plagen. Ich lag ſehr lange; der Mann hob mich nicht mehr auf, ich ſetzte mich auf; ich bemerkte, daß ich auf dem nähmlichen Ort bin; da dachte ich gleich an dieſes, daß ich keine Schmerzen fühlte in den Augen [15] und ich hörte auch daſſelbe. Endlich ſtand ich auf; ich ſetzte mich gleich wieder nieder, weil mir die Füße ſchrecklich wehe gethan haben. Ich fieng wieder an zu weinen und ſagte die gelernten Worte; damit wollte ich ſagen: warum denn die Pferde ſo lang nicht kommen und laſſen mir immer ſo wehe thun? Ich weinte ſehr lange und der Mann kam nicht mehr. Ich ſagte die Worte, ich wollte ſagen warum ich denn jetzt nicht mehr gehen lernen muß. Ich hörte die Uhr ſchlagen, dieſe nahm mir immer die Hälfte Schmerzen weg [16]) und worüber mich der Gedanken tröſtete, daß jetzt bald die Pferde kommen werden. Und während dieſer Zeit, als ich horchte, kam ein Mann zu mir her und fragte mich um allerhand Sachen, ich gab ihm vielleicht keine Antwort, weil meine Aufmerkſamkeit auf das gerichtet war, was ich hörte. Er faßte mich am Kinn an, hob mir den Kopf in die Höhe, wodurch ich einen ſchrecklichen Schmerzen in den Augen fühlte von der Tageshelle [17]). Von dem Mann, von dem ich jetzt ſpreche, dieſer war bei mir eingeſperrt geweſen, wovon ich auch nichts wußte, daß ich eingeſperrt bin. Er fieng an zu ſprechen, ich horchte ſehr lange und hörte immer fort andere Worte, jetzt ſagte ich meine gemerkten Worte „dahi weis wo Brief hi ghört“ — „I möcht a ſöchana Reiter wern wie Vater is“ womit ich ſagen wollte, was denn dieſes geweſen ſey, welches mir in den Augen ſo wehe gethan hat, wie du mir den Kopf in die Höhe gehoben haſt. Aber er hat mich nicht verſtanden, was ich geſagt habe, er hat wohl verſtanden was die Worte heißen, aber nicht was ich gewollt hätte. Er ließ meinen Kopf los, ſetzte ſich neben mich her und fragte mich immer aus; unterdeſſen fieng die Uhr zu ſchlagen an; ich hatte meine Aufmerkſamkeit auf dieſes bekommen was ich in dem Augen-

---

[13] Es iſt merkwürdig, daß Hauſer zuweilen eine unbeſtimmte, allgemeine Perſon anſpricht, von der er glaubt, daß ſie ihm ſein Weh verurſache, Abhülfe ſchaffen und Gewünſchtes geben könne. Vergleiche oben IV. die erſte Note.

[*] Es fehlt ihm das Wort ähnlich, daher das wunderliche Ringen mit dem Ausdruck.

[14] Nehmlich den Klang, wie unten wieder vorkommt.

[15] Er bemerkte, daß er an dem nämlichen Orte war, an dem er ſich bei ſeinem erſter Erwachen (im Thurme) des Nachts befunden hatte, und dachte daran, daß er damals keine Schmerzen in den Augen gefühlt. Anfangs meinte er, er befinde ſich noch auf dem Wege mit ſeinem Führer und erwartete, daß ihn dieſer, wie es auf dem Wege geſchehen war, nach dem Erwachen vom Boden erheben würde.

---

16) So wie er oben die Schmerzen erſt fühlte, als er die Uhr nicht mehr hörte, ſo verſchwinden ſie hier, da er ſie hört.

17) Daß ihn der Mann zuvor gefragt habe, iſt Vermuthung Hauſers (vergleiche Note 3). Hauſer will ſagen: der Mann hat mich wahrſcheinlich befragt, und deßhalb, weil er keine Antwort erhielt, beim Kinn gefaßt.

blick hörte und dem Mann mußte ich zu lange gehorcht haben; er nahm mich am Kinn, wandte mein Angeſicht gegen ihn, und er würde mich gefragt haben [18]), was ich ſo horche, ich verſtand ihn aber nicht, was er geſagt hat; ich ſagte zu ihm: „I möcht a ſöchana Reiter wern“ u. ſ. w. womit ich ſagen wollte er ſolle mir ein ſolche ſchönes Ding geben [19]); aber er verſtand mich nicht, was ich wollte, er ſprach noch immer fort; ich fieng an zu weinen und ſagte: „Roß ham,“ womit ich ſagen wollte: er ſolle mich nicht immer mit dem Sprechen ſo plagen, es thut mir alles ſehr wehe. Er ſtund auf, gieng an ſeine Lagerſtätte hin und ließ mich allein ſitzen. Ich weinte ſehr lange; ich fühlte große Schmerzen in den Augen, ſo daß ich nicht mehr weinen konnte. Ich ſaß ſehr lange Zeit allein. Jetzt hörte ich ganz etwas anderes, worüber ich mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit horchte, die ich gar nicht ſagen kann. Dasjenige, was ich hörte, war die Trompete in der Kaiſerſtallung, aber ich hörte es nicht lange, und als ich nichts mehr hörte, ſagte ich „Roß ham“ er ſolle mir auch ſo etwas ſchönes geben [20]). Jetzt kam der Mann zu mir her und ſagte etlichemal ſehr langſam dieſe Worte vor, ich ſagte es ihm nach; er ſagte: „weißt du nicht was dieſes ſey?“ [21]) Ich ſagte dieſe Worte zu ihm etlichemal, damit wollte ich ſagen: er ſolle mir bald die Roße geben und möchte mich nicht immer ſo plagen. Der Mann langte nun den Waſſerkrug hin, der unter meiner Pritſchen ſtand

---

18) Statt: „er mag mich gefragt haben — hat mich vielleicht gefragt.“

19) Den Klang, wie ſchon oben einmal (ſ. Note 14).

20) Den Ton, wie ſchon zweimal vorkam, beim Hören des Glockenſchlags und Glockenläutens.

21) Scheint eine Vermiſchung direkter und indirekter Rede zu ſeyn.

und wollte trinken, aber ich langte darnach und ſagte „Roß ham“. Der Mann gab mir gleich den Krug, ließ mich trinken; als ich das Waſſer getrunken hatte, wurde mir ſo leicht, welches ſich nicht beſchreiben läßt. Ich verlangte die Pferde von ihm und ſagte „Roß ham“ worauf er etlichemal ſagte, ich weiß nicht was du willſt, ich ſagte auch die Worte nach, ich konnte es aber doch nicht gleich ſo deutlich nachſprechen und ſagte „I wäs net“ und mit dem Roß ham wollte ich ſagen er ſollte mir auch meine Roße geben. Er verſtand mich nicht, was ich gewollt hatte und ſtand auf, gieng an ſeine Lagerſtätte hin und ließ mich allein ſitzen. Jetzt fieng die Uhr an zu ſchlagen, welches mich unendlich erfreute, ſo daß ich immer meine Schmerzen vergaß, und meine Sehnſucht war nach dieſem Aufenthalts-Ort [22]. Jetzt kommt der Gefängnißwärter Hiltel, brachte das Brod und Waſſer, welches ich gleich erkannte und ſagte zu ihm „I möcht ah a ſöchana Reiter wern, wie Vater is“ damit ſagte ich zu dem Brod: jetzt du nicht mehr fortgehen, und mich nicht mehr ſo plagen laſſen. Er legte das Brod neben mich hin; ich nahm es gleich in die Hand; das Waſſer ſchüttet er in den Krug hinein, ſtellte ihn auf den Boden hin. Jetzt fieng er mich auszufragen an. Er fragte mich mit ſo raſcher Stimme, welche mir viele Schmerzen verurſachte im Kopf, ich fieng an zu weinen und ſagte „I möcht ah a ſöchana Reiter wern, wie Vater is“ „ham weiſen“ „I wäs net“ „In groß Dorf, da is dei Vatter.“ Dieſe Worte gebrauchte ich ohne Unterſchied, um dieſes zu ver-

---

22) Man verſtehe: „und die Sehnſucht (verlor), die ich nach meinem frühern Aufenthaltsorte hatte.“ Ich habe ſchon oben bemerkt, daß Hauſer ſich Anfangs in ſeinen Käfig zurückſehnte, wo er ohne Schmerz gelebt hatte.

langen, was ich gewollt hätte. Der Gefängnißwärter gieng fort, weil er mich nicht verſtanden hat, er verſtand wohl die Worte, was es heißen, aber nicht was ich damit geſagt habe und ich verſtand ihn auch nicht, was er zu mir geſagt hat. Ich aß mein Brod, als ich es in den Mund brachte, war es nicht ſo hart, als dieſes, welches ich in meinem vorigen Aufenthaltsort hatte. Ich betrachtete es und ſah daß es doch ein Brod ſei, aber es hat dieſen Geſchmack [23]) und das Harte nicht gehabt [24]). Ich aß doch, weil ich Hunger hatte, ich werde es einige Minuten im Magen gehabt haben, bekam ich ſtarke Schmerzen im Leib; ich fieng an zu weinen und ſagte „ham weiſen" damit wollte ich ſagen: er ſolle mir nicht ſo wehe thun und möchte mich dahin thun, wo meine Roß ſind. Jetzt hörte ich wieder die Trompete in der Kaiſerſtallung; ich horchte und erfreute mich immer ſehr, weil meine Hoffnung war, wenn die Roß kommen, ich erzählen [25]), was ich gehört habe. Ich horchte ſehr lange, ich hörte nichts mehr. Jetzt kam der Gefängnißwärter wieder, brachte ein Stückchen Papier und einen Bleiſtift mit. Dieſes erkannte ich gleich, worüber ich mich ſo erfreute welches ich nicht beſchreiben kann, weil ich dachte: jetzt bekomme ich bald meine Roß [26]). Er gab mir das Papier und den Bleiſtift

---

23) Seine gewohnte Speiße war feines, ſtark gewürztes Roggenbrod.

24) Er bekam im Käfig ganz altgebackenes Brod und konnte das neugebackene, das er im Thurme erhielt, um ſo weniger vertragen.

25) Wenn Hauſer Reden und Gedanken von ſich aus den erſten Zeiten ſeines Aufenthalts zu Nürnberg anführt, ſo bedient er ſich der unvollkommenen Redeweiſe, in der er in jenen Zeiten ſprach. Darum ſagt er hier „ich erzählen" mit ausgelaſſenem: will, wolle, werde.

26) Im Käfig hatte er mit Bleiſtift auf Papier geſchrieben, da-

in die Hand und (ich) ſchrieb das, was mir der Mann gelehrt hatte, und dieſes war mein Namen geweſen, welches ich nicht gewußt habe, was ich geſchrieben hatte. Als ich mit dem Schreiben fertig war, ſagte ich „I möcht ah a ſöchana Reiter wern, wie Vater is“ damit ſagte ich: jetzt ſolle er mir die Pferde geben. Er ſagte wohl etwas mit einer ſtarken Stimme, welches ich nicht verſtanden habe und nahm das Papier und gieng fort.“

* * *

X. Ahnung des Mordverſuchs.

Ueber dieſe merkwürdige Ahnung, die ihn in den, dem Mordverſuch vorausgehenden Tagen befiel, äußerte ſich zwar Hauſer erſt nach dem Vorfall mit Beſtimmtheit, weil er, was ſeiner großen Zaghaftigkeit wegen nicht ſelten geſchehen war, verlacht zu werden fürchtete und ſeine Empfindlichkeit gegen Spott und Lächerlichwerden ſo groß war, daß er aus Furcht vor dieſem jede andere Furcht zu unterdrücken oder zu verbergen ſuchte. Doch iſt aus den über Hauſer noch vor dem Mordverſuch niedergeſchriebenen Bemerkungen erſichtlich, daß er in jenen Tagen an einer erhöhten krankhaften Gereiztheit und Empfindlichkeit gelitten habe und in allerlei Unwohlſeyn herumgeworfen wurde, wogegen die bei ihm ſonſt immer ſehr wirkſamen Mittel

---

her verband er beim Anblick dieſer Gegenſtände die Vorſtellung derſelben mit der der Spielpferde, die er im Käfig gehabt, und meinte, da die erſtern vorhanden waren, die letztern, als mit ihnen zuſammengehörig, ſeyen auch nicht weit.

den gewohnten Erfolg nicht hatten, oder ohne zu nützen nur mehr aufreizten. Hauſers nach dem Mordverſuch gemachten beſtimmten Angaben zu Folge fieng die Ahnung am Montag und Dienſtag vor dem Sonnabend, an welchem die That geſchah, ſich zu regen an und trat am Mittwoch mit voller Beſtimmtheit ein. Es befiel ihn des Morgens Angſt und Froſtſchauder mit der Vorſtellung verbunden, es werde jemand kommen und ihn umbringen. Dieſes Gefühl hatte er die vier Tage lang bis zur Begebenheit und wenn es ihn verließ, ſo kam es doch nach einer halben oder ganzen Stunde wieder. Wenn er allein im Zimmer war, kam es ihm vor, als ſey ein (unbeſtimmter) Mann darin, auf der Straße, als gehe ihm ein Mann nach, nach welchem er ſich auch umſah. Am Sonnabend Vormittags vor der That war das Gefühl am ſtärkſten. Es befiel ihn mitten auf dem Markte unter vielen Menſchen mit Froſtſchauder und Vorſtellung von Ermordung, die heute oder morgen an ihm geſchehen werde, ſo daß er ſeine Begleiterin, eine Perſon meines Hauſes, ohne ihr jedoch einen Grund zu nennen, antrieb, nach Hauſe zu gehen. Er hatte beſtimmt die Vorſtellung von Erſchlagenwerden (nicht z. B. von Erſtochenwerden). Die Vorſtellung, daß er in ſeiner Wohnung ermordet werden ſolle, hatte er nicht, er fühlte nur im Allgemeinen Angſt vor Ermordung. Bis zum Sonnabend ward es mit jedem Tage ärger; gleich als er am Sonnabend aufwachte, befiel es ihn mit der größten Stärke und höchſt ſchmerzhaft wurde ein grabendes Gefühl in der Bruſt. Nicht lange vor der Begebenheit klagte er mir Unwohlſeyn und bat um Erlaß einer Lehrſtunde, die er außer Hauſe zu nehmen hatte, dabei ſagte er, es ſey ihm ſo heiß und ich meine ihn noch vor mir ſtehen zu ſehen, wie er mit der Hand nach dem Kopf griff oder deutete. Ich ſchrieb dieß einer andern Urſache zu; es war wohl die mir unbekannte Aengſtigung, die ihm das Blut in den Kopf trieb. Es könne ſich niemand vorſtellen, erzählte er nachher, wie ihm geweſen ſey. Als ich fragte, ob es bis zur Zeit des Mordanfalls an dieſem Morgen gleich geblieben oder geſtiegen ſey, antwortete er: damals habe es nicht ärger werden können. Wahrſcheinlich war es die ſich aufs Höchſte ſpannende Angſt, die ihn zu ungewöhnlicher Zeit zu Stuhle trieb *), als ihm der Mörder in Erwartung, daß Hauſer, wie gewöhnlich, um dieſe Stunde ausgehen würde, auflauerte, wodurch es kam, daß die Begebenheit am Abtritt vorfiel. Als er den Unbekannten heranſchleichen hörte, hatte er zwar nicht das beſtimmte Bewußtſeyn, daß es der Mörder ſey, doch, ſagte er, ſey es ihm „ganz dumm" geworden. Jenes Angſtgefühl ſcheint bei naherückender Gefahr in eine Art von Betäubung übergegangen zu ſeyn.

---

*) Hauſer ſelbſt ſchrieb dieſen Stuhlgang einer Nuß zu, die er ungefähr eine Stunde vorher gekoſtet hatte und die ihm übel bekommen war. Iſt dieſes ſo, ſo ſcheint es zu den Erſcheinungen der wieder erhöhten Empfindlichkeit zu gehören, von der oben die Rede war, da ſich früher ſeine in den erſten Zeiten allerdings häufig ſolche Erſcheinungen bietende Empfindlichkeit bereits ſehr vermindert hatte.

XI. Der Mordverſuch.

Was ich über dieſe dunkle Begebenheit in Folge von Hauſers und der Meinigen Ausſagen und meinen eigenen Beobachtungen beibringen kann, iſt folgendes. Ich ſelbſt war bei Hauſers Verwundung nicht zu Hauſe, ſondern bloß zwei mir verwandte weibliche Perſonen.

In meine Wohnung führte damals bis zur Treppe, an einer Holzkammer vorbei, ein langer im Winkel laufender Gang; unter der Treppe befindet ſich ein Abtritt, vor welchem eine ſpaniſche Wand ſtand. Als ſich Hauſer vor eilf Uhr Vormittags in dieſem Abtritte befand, hörte er die ungefähr zwanzig Schritte weit entfernte Thüre der Holzkammer öffnen, darauf leiſe die daneben befindliche Hausglocke ertönen. Der Mörder hatte offenbar in der Holzkammer gelauert, wahrſcheinlich um, wenn Hauſer um eilf Uhr, wie er pflegte, eine Lehrſtunde zu beſuchen gienge und vor der Holzkammer vorbeikäme, ihm entgegen zu ſtürzen. Ich aber hatte ihm für dieſen Tag jene Lehrſtunde erlaſſen; ein glücklicher Umſtand, da ſonſt Hauſer wohl zum Tode getroffen worden wäre. Der Mann ſcheint nun Hauſer auf den Abtritt gehen gehört und darnach ſeinen Plan geändert zu haben. Wahrſcheinlich war er nicht ohne Kunde von den Bewohnern meines Hauſes, wußte vielleicht ſogar, daß ich damals nicht zu Hauſe war. Er konnte ſomit aus Hauſers männlichem Tritte vermuthen, wer er ſey und die Gewißheit darüber konnte ihm Hauſers nachheriges Rufen geben. Er langte, was leicht geſchehen konnte, an die Klingel, als er ſich ſchon im Hauſe befand, um, wie es ſcheint, Hauſer vorzulocken. Hauſer meinte, eine Perſon des Hauſes ſey in der Holzkammer und rief ihr zu, ſie ſolle die Hausthüre öffnen, da man die Glocke gezogen. Hierauf kam der Mann mit leiſen Schritten vorgegangen und Hauſer, der ihn durch die ſpaniſche Wand hindurch erblickte, glaubte, des ſchwarzvermummten Geſichtes wegen, es ſey der Schornſteinfeger. Jener trat in den engen Raum zwiſchen die Mauer und die ſpaniſche Wand und führte mit einem Hackmeſſer quer auf Hauſers Stirne einen Streich in den Abtritt hinein. Durch eine Zurückbeugung Hauſers wurde die Wirkung des Hiebes geſchwächt; auch kam der Mann nach Hauſers Beſchreibung ſo zu ſtehen, daß er die Mauer und den Abtritt im Rücken hatte und den Streich rückwärts mit der linken Hand führen mußte, ſo daß derſelbe nothwendig in die Quere gieng. Der Mann hatte die unbequeme Stellung wohl deßhalb gewählt, um keinen Augenblick am freien Umherblicken gehindert zu ſeyn, und wurde vor Vollendung des Mordes vielleicht durch das Geräuſch eines auf den Treppen oder auf dem Söller des Hauſes oder im anſtoßenden Hofe gehenden Menſchen hinweggeſcheucht, in welchen, zweien Wohngebäuden gemeinſchaftlichen Hof man von der Stelle aus, wo der Mann den Hieb führend zu ſtehen kam, ſogar durch ein Gitterfenſter ſehen kann, und in welchen gleich neben dieſem Fenſter eine damals unverſchloſſene Thüre führt, ſo daß der Mann von zwei Eingängen her bedroht war. Leicht auch konnte der Mann den ſchwer verwundeten, mit Blut übergoſſenen Hauſer wirklich zum Tode getroffen zu haben glauben und wer kann überhaupt die pſychiſche Verfaſſung beſtimmen, in der er ſich im Augenblicke der That oder gleich nach derſelben befand?

Hauſers Verwundung war in Beziehung auf die hohe Reizbarkeit ſeines Nervenſyſtems ſo bedeutend, daß ſein Wiederaufkommen zweifelhaft war. Nichts war in der Nähe, worauf er etwa fallen und ſich ſelbſt auf ſolche Weiſe hätte verwunden können. Niedergeſtürzt, muß er, nach dem vielen an der Stelle vergoſſenen Blute zu urtheilen [*]), lange gelegen ſeyn, bis er ſich aufraffte und die Treppe hinaufgieng, um in das Zimmer meiner Mutter zu kommen. Allein die Betäubung, in der er war, machte, daß er ſtatt deſſen in ſein eigenes Zimmer kam. An einem vor dieſem an der Thüre ſtehenden Schranke waren ganz deutlich die Spuren der blutigen Finger zu ſehen, mit denen er ſich an ihm angehalten hatte. Aus ſeinem Zimmer heraus gerieth er, ſtatt, wie er ſollte, eine Treppe höher zu ſteigen, wieder die untere Treppe hinab und floh endlich von dunkler Angſt gejagt in den Keller. Neben dieſem Keller eröffnet ſich in der Tiefe ein finſteres Gewölbe, deſſen Boden mit Waſſer überfloſſen iſt. Als Hauſer in dieſes Waſſer trat, kam er wieder zur Beſinnung, bemerkte in einem Winkel das einzige trockene Plätzchen des Gewölbes und ſetzte ſich dahin. Nun folgte Erbrechen; er hörte zwölf Uhr ſchlagen und dachte „hier werde ihn Niemand finden, da werde er ſterben müſſen.“ Dann fiel er in Beſinnungsloſigkeit und in dieſem Zuſtande wurde er gefunden, da die Blutſpuren in das Kellergewölbe geführt hatten. Als man ihn ins Bett getragen hatte, verlangte er zu mir nach Hauſe gebracht zu werden. Ich war eben nach Hauſe gekommen und als ich ihm deutlich gemacht hatte, daß ich zugegen ſey (ſeine Augen waren erblindet), erzählte er in abgebrochenen Worten *) den Hergang der Sache, worauf er bald wieder in Beſinnungsloſigkeit fiel, die nun zwei Tage lang mit von Zeit zu Zeit ausbrechenden Paroxismen anhielt, in denen mehrere ſtarke Männer Mühe hatten, ihn zu bändigen. Auch wenn die Wunde im geringſten berührt wurde oder ein Lichtſchein auf ſeine Augen fiel, kamen die Anfälle.

---

[*]) Das Blut floß unter einer Thür weg, an welcher Hauſer niedergeſtürzt war, in einen benachbarten Garten und häufte ſich hier in einer vertieften Stelle an.

* * *

XII. Einiges, was in Folge des Mordverſuchs geſchah.

Während ſich Hauſer in dieſem beſinnungsloſen Zuſtand befand, ſchickte mir der Arzt (Hr. Dr. Preu) ein mit homöopatiſcher Akonitverdünnung befeuchtetes Streukügelchen, um Hauſer daran riechen zu laſſen. Ich nahm von dem Gläschen, in welchem das Kügelchen lag, den Stöpſel, ſetzte nur einen Augenblick lang einen neuen reinen darauf, und hielt ihn ſodann gegen Hauſers Naſe **). Sogleich fuhr dieſer auf, tobte ſehr, und die

---

*) Sie lauteten ungefähr folgendermaßen: „Profeſſor erzählen“ (d. h. er wolle es mir erzählen), — „Abtritt“ — „Mann ſchlagen“ — „ſchwarzer Mann“ — „wie in der Küche“ (er war einmal vor einem Schornſteinfeger in der Küche ſehr erſchrocken) — „ich Mutter ſagen“ (d. h. er habe es meiner Mutter ſagen wollen) — „nicht gefunden“ — „in mein Zimmer gekommen“ — „hinunter“ — „in Keller verſteckt.“

**) Viele vorausgegangene Erfahrungen beſtimmten zu ſo vorſichtiger Verfahrungsart, wie man aus ſpäterhin folgenden Darſtellungen erſehen wird.

Anfälle wiederholten ſich ſchnell nach einander mit Ungeſtüm. Dabei ſtieß er Worte aus, die zeigten, er habe ein Bewußtſeyn davon, daß etwas mit ihm geſchehen ſey, z. B. „ſtinkt, ſtinkt“ — „warum mir ſo garſtige Sachen geben?“ *) u. ſ. w. Dann rief er nach mir, daß ich helfen und abwehren ſolle. In ungefähr zehn Minuten verminderten ſich jedoch die Anfälle und er wurde ſo ruhig, daß die Wärter in ihrer Aufmerkſamkeit nachließen und glaubten, es würde nichts mehr geſchehen. Plötzlich aber brach er los und riß ſich den Verband herab, nach welchem er ſchon ſonſt in den Paroxismen zu greifen verſucht hatte. Man hatte nämlich früher einen Umſchlag mit Leim gemacht, und wahrſcheinlich war der hart gewordene Leim, der auf der empfindlichen Stelle einen großen Reiz verurſachen mußte und ſo die Heilwirkung der Arznei vernichtete, die Urſache des neuen Ausbruchs. Ein wiederholter Verſuch mit Riechenlaſſen wurde nicht gemacht **).

Als das Bewußtſeyn zurückkehrte, verlangte er nach mir, und erzählte in der reinſten Ausſprache und in gewählten, oft faſt poetiſchen Ausdrücken zuſammenhängend und

---

*) Er ſprach in den Paroxismen in der abgebrochenen und mangelhaften Weiſe früherer Zeit, indem er die Sätze mit Infinitiven bildete. Z. B. „Warum du mich ſchlagen? ſtatt: Warum ſchlägſt du mich, oder warum haſt du mich geſchlagen? Auch ließ er wieder ſeinen früheren Dialekt hören: z. B. „Julli weck! nit alles zammareiſſen!“ (er meinte einen Knaben, Namens Julius, der ihm einſt öfters ſeine Spielſachen zerſtört hatte). Dagegen ſprach er nach Rückkehr der Beſinnung ungewöhnlich rein und gut (ſ. unten).

**) Der hier mitgetheilte homöopatiſche Fall iſt einer der geringſten. Die Darlegung aller derjenigen, die mir zu Papier zu bringen möglich geworden iſt, wird unten folgen.

und periodiſch, wie er nie zuvor gethan (früher hatte er ſich den bayeriſchen Volksdialekt nie ganz abgewöhnen laſſen) das Vorgefallene, indem er ſcharfſinnige Vermuthungen und Erklärungen untermiſchte. Er war in einem erhöhten Zuſtande, den mit mir auch Hr. Dr. Oſterhauſen beobachtete. Auch fand ſich, daß er gegen Metall, Glas und Animaliſches wieder ſo empfindlich war, wie früher *). Noch im Zuſtand der Sinnloſigkeit ſchauderte er zurück, als man einen ſilbernen Löffel, mit dem man ihm Waſſer geben wollte, dem Munde näherte, aus der Schaale aber trank er mit ſolcher Wuth, daß er ein Stück davon abbiß, und zum Theil verſchluckte. Er war ſchon auf dem Weg zu ſich zu kommen, und erkannte einen Eintretenden, da dieſer aber parfümirt war, fühlte er, wie er ſich ſpäter noch erinnerte, großes Unwohlſeyn von dem Dufte und fiel wieder in tobendes Phantaſieren. Da er mir ſpäter klagte, daß er große Schmerzen habe, und ſeine Finger aufgeſchwollen ſeyen und ich, die Urſache vermuthend, ihm die Ringe, wiewohl mit Mühe, von den Fingern zog, verſchwanden jene Beſchwerden. Als er noch nicht lange zu ſich gekommen war, und Jemand, den Mesmerismus anwendend, ihm mit den Händen die Bruſt herunter zu ſtreichen anfieng, bewog ich dieſen zwar ſogleich, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, dennoch klagte der Kranke darauf über Vermehrung der Schmerzen und hatte bald wieder einen Paroxismus. Bald bot ſich mir jedoch eine Gelegenheit dar, den Mesmerismus mit großem Nutzen in Anwendung zu bringen, indem ich unter den zu Wärtern und Wächtern beſtellten Männern einen fand, der allem Anſchein nach rein (ſo-

---

*) Dieſe Empfindlichkeit hatte ſich, ſeitdem er an Fleiſchkoſt gewöhnt worden war, gänzlich verloren.

wohl apſoriſch, als unveneriſch), geſund *) und ſehr robuſt, dabei wohlwollend gegen Hauſer geſinnt, mir hiezu tauglich ſchien. Ich ließ ihn die Hände auf die mit einem wollenen Wamms bekleideten Arme Hauſers legen, worauf Linderung der Schmerzen und allgemeines Wohlſeynsgefühl erfolgte. Das zweite Auflegen hatte Einſchläferung und den erſten erquickenden Schlummer zur Folge. Den folgenden Abend (20. October), als ſich der Mann, der ihm auf mein Anſuchen jetzt für beſtändig beigegeben wurde, wieder einfand, machte ein kurzes Auflegen, daß er uriniren konnte, was er ſonſt bei vielem Trinken zu ſeiner Beſchwerde nicht ſobald vermochte. Bald darauf fiel er, wie den vorigen Tag, in einen kurzen erquickenden Schlummer, worauf ihm um recht vieles beſſer war. Der nachher erfolgende Nachtſchlaf war gleichfalls ſehr gut und lang. Auf der bloßen Hand konnte er des Mannes Hand nicht leiden, auch nicht auf der bekleideten Bruſt, die jetzt der ſchmerzlichſte Theil des Körpers war, die Auflegung auf den untern Theil der Arme aber zog nach ſeiner Ausſage die Schmerzen von der Bruſt hinweg, eine ſpäter öfters vorkommende Erſcheinung. Die Wirkung äußerte ſich bei Auflegen der Hände, ſobald dadurch Wärme entſtand. Als der Mann einmal mit der Hand ein wenig herabdrückte, fieng Hauſers Hand zu zittern an und es entſtand Kopfſchmerz. Ein erneutes ruhiges Auflegen ließ beides faſt ſogleich verſchwinden. Auch dieſes Auflegen jedoch durfte nicht lange und nur nach Wunſch des Kranken geſchehen, wenn es ihm wohlthätig ſeyn ſollte. Verſchwinden der Müdigkeit, leichteres Uriniren, Schlaf und Linderung der Schmerzen war fortwährend die Folge dieſes Auflegens.

---

*) Ueber den Einfluß der in andern Organismen latenten Miasmen auf **Hauſer** bei Annäherungen und Berührungen werde ich in der Folge handeln.

Vorzüglich wohlthätig war es ihm, dem Mann in die Augen zu ſchauen, was er oft ſehr lange that. Schon ein kurzes Anblicken verminderte ihm die Lichtſcheu der Augen. Am empfindlichſten war er wieder gegen mich (vergl. oben in I. und II.). Wenn er mich anſah, thaten ihm die Augen weh. Wenn ich mich ihm ſtark näherte, z. B. mich ſeinem Ohre, um ihm etwas zu ſagen, zuneigte, bekam er Froſt. Eine Perſon, die eine Zeitlang an ſeinem Bette ſtand, empfand er ſehr übel und bekam dadurch Aufſtoßen mit Heraufkommen bittern Waſſers aus dem Magen. Von einer Katze empfand er Ziehen, dann unangenehmes Abſtoßen. Als er in den Spiegel ſchaute, empfand er in der Wunde und in den Augen ein ſtarkes Ziehen zum Spiegel hin; es war ihm, als ſtürze Blut aus der Wunde, und im Körper fühlte er Froſt. Das Queckſilber des Spiegels bewirkte dies (Queckſilber wirkte unter den Metallen am ſtärkſten auf Hauſer). Als der Arzt einmal bei Behandlung der Wunde ober und unter derſelben mit vier Fingern die Stirne drückte, bekam er an den vier gedrückten Stellen ſchmerzliche Geſchwülſte. Beim Pulsfühlen fühlte er Schmerzen in allen Gliedern.

Seit ſeiner Verwundung hatte er am 22. Oct. noch keine Oeffnung gehabt. Da jetzt ein Individuum gefunden war, welches wohlthätig auf Hauſer zu wirken vermochte, ſo verfiel ich darauf, einen Verſuch mit magnetiſirtem Waſſer zu machen. Waſſer auf gewöhnliche Weiſe magnetiſiren und ihn trinken zu laſſen, war nicht zu wagen; ich durfte zur Probe nur höchſt behutſam anfangen. Ich ließ den erwähnten Mann die Hand ein Paar Augenblicke lang über eine mit Waſſer gefüllte Taſſe halten und Hauſer an dieſem Waſſer riechen. Er rieche nichts, ſagte er. Nun ließ ich des Mannes Hand über dem Waſſer ein wenig zurückſtreichen. Da Hauſer hierauf ein

Paarmal gerochen hatte, ſagte er, das ſey ſonderbar, er rieche nichts und doch werde ihm im Kopfe beſſer *), — er war nämlich gewohnt, bei Arzneiwirkungen eine beſtimmte Geruchsempfindung zu haben, und eine ſolche erregten ihm auch die feinſten für gewöhnliche Menſchen geruchloſen homöopathiſchen Arzneigaben (ſ. unten). Zugleich fieng er an in ſeinem Leibe eine Bewegung zu ſpüren. Er bekam nun Begierde, das wohlthuende Waſſer zu trinken, was ich nicht zuließ. Ich leerte, bevor ich aus dem Zimmer gieng, ſo daß er es zufällig nicht bemerkte, die Taſſe rein aus, und füllte ſie mit friſchem Waſſer, damit kein Mißbrauch damit getrieben werden könne. Als ich hinausgegangen, trank **Hauſer** die Taſſe aus, und verwunderte ſich, keine weitere Wirkung darauf zu verſpüren. In etwa einer Viertelſtunde kam Abends reichliche Oeffnung, doch mit ſchmerzlicher Anſtrengung; eine nochmalige in den erſten Nachmittagsſtunden des folgenden Tages. Jedesmal kam nach der Oeffnung Aufſtoßen, was ſonſt nie der Fall geweſen war. Ich hatte ihm nicht geſagt, daß ich durch jenes Waſſer Oeffnung bewirken wollte, er aber hatte das beſtimmte Gefühl, das dies die Urſache derſelben geweſen ſey **). Das Befinden wurde nachher um ſehr Vieles beſſer, er verließ ein Paarmal auf kurze Zeit das Bett und verſuchte frei zu gehen. Die Bruſt ward freier, die Empfindlichkeit nahm ſehr ab. Am 23. Oct. konnte er auf ſeiner bloßen Hand die jenes Mannes eine kleine Zeitlang mit beſtem Erfolge leiden.

---

*) Gleich beim erſten Riechen, wie er mir nachher ſagte, ward ihm im Kopfe leichter, und es war ihm, als ziehe ſich etwas den Kopf herab bis zum Magen, wo eine drehende Empfindung begann. Bei Wiederholung des Riechens wurden dieſe Empfindungen ſtärker.

**) Auch kann ich verſichern, daß das zu Stuhl Gehen nicht bloſſes Vorgeben war.

Von nicht weniger leiberöffnender Folg ewar es ſpäter einmal, als ich ein kleines Arzeneigläschen mit friſchem Waſſer füllte, jenen Mann daſſelbe etwa eine Minute lang in der Hand halten und Hauſer daran riechen ließ. Auf einmaliges Riechen ſtieg ihm die Wirkung in den Kopf, dann ſenkte ſie ſich herab, es entſtand eine Bewegung im Unterleibe, und in ein Paar Minuten erfolgte Stuhlgang (18. November). Als ich einmal ein ſolches mit Waſſer gefülltes Gläschen, das der Mann in der Hand gehalten, mit Kork verſchloſſen im Zimmer hatte ſtehen laſſen, um gelegentlich zu ſehen, ob es ſpäterhin noch eine Wirkung zeige, nahm Hauſer, dem das Riechen wohlthat, das Gläschen, das ſchon mehrere Stunden geſtanden hatte, und hielt es ſich unnöthiger Weiſe geöffnet an die Naſe. Die nächſte Wirkung war dieſelbe, es erfolgte Stuhlgang darauf, aber Verſchlimmerung des Befindens. In der Erſtwirkung war Hauſern dieſes Waſſer wohlthuend, wie ein Potenzirmittel, daher die Luſt dazu; es ſteige ihm, ſagte er, wie Weinduft in den Kopf, aber die Wirkung des letzteren gehe ſchneller vorüber, und bringe keine Bewegung im Leibe hevor. Sowohl im Kopfe als im Unterleibe ſey ihm die Wirkung des Waſſers äußerſt angenehm, er wiſſe gar nicht, was ihm wohler thue.

XIII. Krätzanſteckung durch Anhauch.

Dieſe Anſteckung iſt um ſo merkwürdiger, da ſie ſich zweimal durch den Hauch — nicht mit dem Urausſchlag der Krätze, ſondern nur mit innerer Krätzkrankheit behafteter Perſonen ereignete, ein Faktum, welches für Hahnemanns große Entdeckung mächtig ſpricht und einzig durch ſie erklärbar iſt.

Im December 1828 wurde er von Jemand, der, wie ich von dieſem ſelbſt weiß, vor mehrern Jahren ſcabiös geweſen, angeblaſen, und es erzeugte ſich an der angeblaſenen Seite des Geſichts ein jückendes und brennendes Bläschen, das nach einer Stunde aufgieng und gelbliche Feuchtigkeit ausfließen ließ. Ungefähr drei Wochen nachher, am 12. Januar, war er dem ſtarken Anhauch eines mit ziemlich entwickelter Pſora Behafteten, der mit Lachen gegen ihn herausplatzte, ausgeſetzt, und wieder an der angehauchten Seite des Geſichts brach in Kurzem ein Eiterbläschen hervor. Unmittelbar beim Anblaſen oder Anhauchen hatte er wie das erſtemal an der Stelle, wo das Bläschen hervorbrach, ein Brennen empfunden. Ungefähr eine Stunde nachher traf es ſich, daß er mit etwas, was an Schwefelfaden angelegen oder angerieben war, ans Geſicht und an das Bläschen kam. Sogleich ließ das Jücken nach, das Bläschen nahm, wie ich ſelbſt bemerkte, ſichtlich ab und war nach drei Viertelſtunden verſchwunden. Am folgenden Tag kam neben der Stelle des vertriebenen Bläschens ein neues hervor, verſchwand aber bald wieder, als Hauſer ausgieng (wahrſcheinlich durch die kalte Luft), ohne aufzugehen. Ueber den zweiten Fall bin ich durch eigene Beobachtung gewiß, den erſten habe ich aus Hauſers Mund, der mir, erinnert durch die zweite Anſteckung, von der ich Zeuge war, davon erzählte. Sehr lang nach beiden Vorfällen, bei einem andern Anlaß, gab mir Hauſer über dieſe Erſcheinungen folgendes Nähere aus der Erinnerung an.

Erſtes Bläschen: Nach dem Anhauchen fühlte er an der angehauchten Stelle ein Brennen, das über eine Stunde dauern mochte, dann hörte das Brennen auf, deshalb ſah er in den Spiegel und bemerkte ein Aufgeſchwollenſeyn der Stelle und nach einiger Zeit ein weißes Bläschen. Vor dem Niederlegen gieng es auf und gelbliche Flüſſigkeit gieng heraus. Am andern Tag war bis zum Mittag nichts mehr zu bemerken.

Zweites Bläschen: Nach dem Anhauchen ſtarkes Brennen; etwa nach einer halben Stunde erſcheint ein Bläschen, welches jückte, auf das Reiben daran folgte Brennen und Wehethun; das den andern Morgen hervorkommende jückte noch ſtärker. Nachdem das Bläschen auf den Arzeneigeruch (ſ. unten) aufgegangen, blieb es zwei Tage lang offen und zuweilen gieng eine helle gelbliche Flüſſigkeit heraus.

Das Reiben an dem erſten Bläschen war weniger wohlthuend, als am zweiten, und das Brennen erfolgte ſchneller, das Reiben war ſo wohlthuend, daß er die Augen zublinzte.

Dieſe ſpäten Erinnerungen ſind zwar unzuverläßig, doch ſieht die Angabe, daß er beim Reiben die Augen habe ſchließen müſſen, weder wie Erfindung noch wie

Gedächtnißirrthum aus. Es iſt ohne Zweifel jenes der Krätze eigenthümliche wollüſtige Jücken geweſen, auf welches Brennſchmerz folgt. *)

◆◆◆◆◆◆◆◆◆

XIV. Homöopathiſche Heilverſuche.

Aus dem, was ich bisher über Hauſers phyſiſche Beſchaffenheit bemerkte, kann man die Vermuthung faſſen, daß, wenn dem homöopathiſchen Heilverfahren nicht nur Diät und Abhaltung mediciniſcher Mißhandlungen des Organismus ſeine Erfolge verſchafft, ſondern die berüchtigten und vielverhöhnten kleinen Gaben wirklich die Hauptſache bei der Heilung ſind, ſich dies bei keinem andern Subjekte in hellerem Lichte zeigen werde, als bei dem gegen arzeneiliche Einwirkungen überhaupt ſo beiſpiellos empfindlichen Hauſer. Und wirklich iſt die Empfänglichkeit und Empfindlichkeit Hauſers für homöopathiſche Arzeneiwirkungen ſo ungeheuer befunden worden, daß ſich die Homöopathie zu dieſer Erſcheinung, die ihre Frage aufs Unwiderſprechlichſte zu entſcheiden vermag, Glück wünſchen kann. Nie wurde Hauſern etwas, wenn auch homöopathiſch weit verdünntes, Arzeneiliches eingegeben, und doch waren die Gaben, die er durch Riechen an den

---

*) Hahnemann (chroniſche Krankh. IV. p. 391) beſchreibt es folgendermaßen: „Die Krätze erzeugt eine Art unerträglich angenehm kriebelnd jückenden Freſſens, wie von Läuſen, das auch mit dem Ausdrucke eines unleidlich wollüſtigen, kitzelnden Jückens bezeichnet wird, welches ſogleich, wenn man den Finger zum Kratzen anſetzt, zu jücken aufhört und zu brennen anfängt und nach dem Kratzen auf der Stelle zu brennen fortfährt.“

höchſten Potenzirungen empfieng, faſt alle weit über Gebühr und Genüge ſtark, obgleich nicht zu ſtark, um in beſſernde Nachwirkung überzugehen. Man wird ſehen, wie ich fortwährend darauf ſann, die Gaben der vom Arzte verordneten Arzeneien Hauſern in immer geringerer Stärke beizubringen, wie ich zuletzt ſogar darauf verfiel, ihn durch bloßes Betaſten des verſchloſſenen Arzeneigläschens den Arzeneigeiſt aufnehmen zu laſſen, und wie dabei doch noch ſtarke Erſtwirkungen hervortraten. Die meiſten dieſer Fälle ſind ſo entſcheidend, daß nur unvernünftige Feindſeligkeit die Anerkennung verſagen kann, jeder aber, dem es wirklich um Erkenntniß in dieſer Sache zu thun iſt, wird hier zur Ueberzeugung zu kommen Gelegenheit haben. Die Möglichkeit der Wirkungen kleiner homöopathiſcher Arzeneigaben wird dadurch ſo ſehr bewieſen, als etwas durch Beobachtung und Erfahrung zu beweiſen iſt. Mit der Aushülfe, die Diät habe die Heilungen bewirkt, iſt hier nichts zu machen, denn aus Hauſers Diät war nach Hahnemann'ſchen Vorſchriften nichts zu entfernen, als der Genuß des ſtark gewürzten Brodes, welches er zu genießen pflegte, das ihm aber nicht entzogen wurde, außer daß ich ihm Anfangs ein Paarmal den Genuß desſelben ein wenig beſchränkte, was aber auch nicht nöthig geweſen wäre*). Zu ſagen, die Heilwirkungen ſeyen bloß durch das ungeſtörte Wirkenlaſſen der Natur erfolgt, geht hier auch nicht an, denn hier ſind nicht bloß die Heilwirkungen, ſondern auch die außerordentlichen Erregungen und Verſchlimmerungen zu erklären, die auf den Empfang der Arzeneien folgten. Auch angenommen, daß einige der hier als Wirkungen der Arzeneien aufgeführten Krankheitserſcheinungen in Hauſers empfindlichem Organismus durch andere Einflüſſe erregt worden ſeyen, ſo iſt doch die große Menge der meiſt auf der Stelle nach Empfang der Arzeneien ſich entwickelnden Symptome durch nichts anderes, als durch jene ſelbſt erklärbar. Wollte man meinen, Hauſers Einbildung habe hier eine große Rolle geſpielt, ſo iſt dagegen zu bemerken, daß ich ihn öfters täuſchte und Unarzeneiliches für Arzeneiliches gab, worauf keine Wirkung erfolgte. Dies und die vielen nicht willkürlich hervorzurufenden, äußerlich wahrnehmbaren, von mir, dem Arzte und Andern beobachteten Erſcheinungen entfernen eben ſo ſehr den Verdacht des Betruges von Hauſer, auch iſt die Uebereinſtimmung der Erſtwirkungen, die bei Hauſer hervortraten, mit denen, welche nach Hahnemanns Darſtellung von denſelben Arzeneien bei Geſunden erregt werden (man ſehe nur die unten folgenden Vergleichungen), ſo wie das Eintreffen vieler den einzelnen Arzeneien eigenthümlicher Heilwirkungen*) ſehr auffallend. Es gilt hier alles, was ich in der Vorrede über die an Hauſer beobachteten außerordentlichen Erſcheinungen überhaupt bemerkt habe. Wollte man ſagen, es möchten wohl wirkliche homöopathiſche Arzeneiwirkungen bei Hauſer, als einem Individuum von ganz außerordentlicher Beſchaffenheit Statt gefunden haben, deßwegen ſey man aber nicht gezwungen zu glauben, daß ſolche Wirkungen von ſo weit verdünnten Arzeneien auch bei Menſchen von nicht ſo außerordentlicher Natur erfolgen können, ſo iſt darauf aufmerkſam zu machen, daß hier die noch weit größere Verringerung der Gaben und die dennoch durch ſie erfolgten großen Wirkungen das Verhältniß völlig ausgleichen. Bei Hauſer wirkte oft die Annäherung eines Fingers an das verſchloſſene Arzeneigläschen ſo viel, oder noch mehr und auffallender, als bei gewöhnlichen Kranken das Einnehmen einer gewöhnlichen Arzeneigabe zu wirken pflegt. Hier iſt nicht mehr von Einnehmen bis zu Decilliontheilen verminderter Subſtanzen, nicht einmal von Einathmen des Duftes derſelben die Rede; die nicht abzuläugnende Wirkung entzieht ſich hier allem äußerlichen Begreifen und Vorſtellen. Durch ein verſchloſſenes Glas hindurch ergreift der Arzeneigeiſt fühlbar und entſchieden einen nur angenäherten Theil des Organismus, erregt auffallende Verſchlimmerungen und wirkt Tage, Wochen, Monate lang. Ueberdies gieng ich zum Theil in Verdünnung der Arzeneien weit über Decillion hinaus und ließ Hauſer z. B. an die mehr als hundertſte Verdünnung der Silicia nur den Finger nähern. Wenn man ſich aus Obigem erinnert, wie Düfte weit gröberer Art als die homöopathiſchen, z. B. der der ſtarken tinct. Bestuscheff. auf Hauſer zwar heftig, aber doch bald vorübergehend wirkten, und damit die durch homöopathiſche Gerüche bewirkten wochenlangen gewaltigen Aufregungen und tiefeingreifenden Nachwirkungen vergleicht, ſo wird man eine Ahnung von der Natur und Gewalt jener durch Hahnemann's Genie aufgeſchloſſenen Arzeneikräfte und ihres eigenthümlichen Verhältniſſes zum kranken Organismus bekommen.

---

*) Wie wenig Einfluß das Gewohnte und zum Bedürfniß Gewordene auf die Würkung wenigſtens der Antipſorica hat, habe ich oft zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ich ſah viele der unzweifelhafteſten Erfolge von kleinen Gaben dieſer Arzeneien, ſelbſt ſolcher, die weit über die dreißigſte Verdünnung (Decillion), die über die ſechzigſte und neunzigſte hinaus gebracht waren bei empfindlichen Subjekten, die zweimal, ja dreimal des Tages ihren unentbehrlich gewordenen Kaffee tranken und die an vieljährig-alten Uebeln litten, gegen welche ſie ſeit vielen Jahren aufgehört hatten, die als fruchtlos erkannte Kunſt der Aerzte anzurufen.

---

*) Hahnemann giebt z. B. als durch Calcarea zu heilen an: „Große Fettigkeit und Dickwerden bei Jünglingen (chron. Krankh. II. p. 66), und auf Calc., die in dieſer Beziehung gegeben wurde, verſchwand auch wirklich auf ſehr auffallende Weiſe Hauſers damalige Fettigkeit.

Man wird finden, daß man es überall, wenn Hauſer eine homöopathiſche Arzenei erhielt, darauf ankommen ließ, bis er irgend eine Wirkung verſpürte, z. B. wenn man ihn riechen ließ, bis er die Arzenei roch. Nun iſt es zwar in ſonſtiger Praxis keineswegs nöthig, daß ein Kranker, den man an eine homöopathiſche Arzenei riechen läßt, auch eine Geruchsempfindung davon bekomme, auch ſind ja die Arzneien in der Form, in der ſie der Homöopathiker zu geben pflegt, für gewöhnliche Geruchsorgane geruchlos, allein für Hauſers höchſt geſteigertes Empfindungsvermögen haben nicht nur noch die mit den verdünnteſten Arzeneien befeuchteten Streukügelchen einen beſtimmten Geruch, ſondern, was arzeneilich auf ihn wirkt, giebt ſich ſeinem ſo hoch geſteigerten Empfindungsvermögen auch ſogleich auf beſtimmte Weiſe kund. Wenigſtens iſt es mir bei meinen vielen Beobachtungen nie anders vorgekommen. Einmal roch er zwar die Arzenei nicht, weil er einen falſchen Geruch in der Naſe hatte, empfand ſie jedoch auf andere Weiſe (ſ. unten Nr. 12), ſo wie er beim Riechen an magnetiſirtem Waſſer zwar nichts roch, aber doch ſogleich die Wirkung desſelben im Kopfe und Leibe zu empfinden begann. Außerdem, wie ſich ſchon aus Verſuchen ergab, die vor der hier dargeſtellten Behandlung gemacht wurden, waren ihm beim Riechen homöopathiſcher Arzeneiſtreukügelchen dreierlei Gerüche empfindbar und unterſcheidbar: 1) ein ſüßer (alſo der des Zuckers im Kügelchen), 2) ein geiſtiger (ohne Zweifel der des Weingeiſtes), 3) einer, den er entweder gar nicht zu beſchreiben wußte, oder mit andern ihm bekannt gewordenen Gerüchen beſonderer Art verglich. Die erſten beiden Gerüche waren bei allen Kügelchen gleich, der dritte war von verſchiedener Art. Dieſer war ihm der empfindlichſte, kehrte ihm auch während der Fortwirkung einer Arzenei und bei erneuerten Erſtwirkungen derſelben noch nach Wochen öfters von ſelbſt zurück. Die Läugner der homöopathiſchen Arzeneiwirkungen halten jene weit verdünnten Arzeneien in Beziehung auf den Organismus für gar nichts; hier zeigte ſich gerade von ihnen der Geruch am empfindbarſten und vor dem des unverdünnten Weingeiſtes (dem wein- oder branntweinartigen, nach Hauſers Angabe) vorherrſchend. Bei mehreren Streukügelchen, die man ihm einmal zu riechen gab, und die mit Arzeneien, die ich mir nicht aufzeichnete, (wenn mir recht iſt, mit lauter nicht antipſoriſchen) befeuchtet waren, roch ihm Gold am ſtärkſten.

Hahnemann wandte früher, nachdem er das Princip der Homöopathie ſchon gefunden, ſeine Mittel noch in der Gabe der ältern Schule, ja in noch größerer an. Da er dadurch enorme Verſchlimmerungen bekam, wurde er zur Verringerung der Gaben und endlich zu dem Grade derſelben beſtimmt, der ſo ſehr den Spott der Welt erregt. Einen ähnlichen Gang wird man auch in nachfolgenden Verſuchen finden, die mit einem beiſpiellos empfindlichen Subjekte angeſtellt wurden, wiewohl hier ſchon mit Million- und Decilliontheilen begonnen wird, die aber, auch nur durch den Geruch empfangen, für Hauſer noch von ungeheurer Stärke waren, wovon ſich Anfangs weder ich noch ein Anderer etwas hatte träumen laſſen.. Nachher ließ man ihn bloß am Stöpſel des Arzneigläschens riechen, man verringerte die Gaben durch bloßen Duft durch mehrere Gläschen hindurch, man machte Verdünnungen, die über die Hahnemann'ſchen hinausgiengen, man kam endlich darauf, ſelbſt das Riechenlaſſen aufzugeben und den Duft nur an einen Finger gehen, zuletzt den Finger gar nur an das verſchloſſene Gläschen annähern zu laſſen. Hätte mir früher Jemand ein ſolches Verfahren beſchrieben, ſo würde ich es wahrſcheinlich für ein Thun der Verrücktheit gehalten haben. Nun aber hatte mich der Wunſch, Hauſern die erſchütternden Primärwirkungen zu erſparen, allmählig bis zu dieſem Letzten geführt, indem der mir befreundete Arzt, der ſich ſeiner vielen Geſchäfte wegen, nicht ſo wie ich, der Beobachtung Hauſers hingeben konnte, mir öfters die Ausführung des von ihm Verordneten oder Gebilligten überließ.

Die Antipſorica, die Hauſer in den Fällen II, III und IV erhielt, waren von Arzeneibereitungen, die in flüſſiger Form zugeſchickt worden waren, alſo durch den Transport höher, als ſeyn ſoll, potenzirt. Die ſpäter angewandten Arzeneien hatte ich von Herrn Dr. Groß aus Jüterbock in Pulverform erhalten. Die nicht antipſoriſchen Arzeneien, die Hauſer vom Arzte erhielt, waren noch nach älterer Vorſchrift mit mehr als zwei Schüttelſchlägen potenzirt worden. Wenn von Streukügelchen die Rede iſt, ſo ſind nicht die feinſten, ſondern größere gemeint. Einer meiner Freunde hat die Schwefelſymptome in Hahnemanns Arzeneimittellehre mit den Wirkungen verglichen, die ſich nach Riechen an Schwefel bei Hauſer kund gaben und die verglichenen Nummern unter den Text geſetzt. Ich würde dieſe Vergleichung durch die ganze folgende Darſtellung durchgeführt haben, wenn ich mich meiner Augen zum Leſen bedienen könnte.

Durch obenbeſchriebene Krätzanſteckung veranlaßt, beſprach ich mich mit den homöopathiſchen Aerzten, den Herren Doktoren Preu und Reuter zu Nürnberg über Hauſers ärztliche Behandlung. Man beſchloß einen Verſuch mit Riechenlaſſen homöopathiſcher Arzeneien zu machen. Vor der Behandlung waren bei Hauſer, außer der allgemeinen außerordentlichen Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Schwächlichkeit ſeines Organismus und einer großen Geſunkenheit der Geiſteskräfte, die ſeit der Gewöhnung an animaliſche Koſt eingetreten war, folgende chroniſche Krankheitsbeſchwerden obwaltend:

Früh beim Erwachen thun die Glieder weh, beſonders beim Berühren.

Schwere in den Gliedern.

Nach dem Aufſtehen unheiter, müde und ſchwer; düſter im Kopf, Bedürfniß des Kopfwaſchens.

Erſt ein Paar Stunden nach dem Aufſtehen wird ihm wohler; das Unwohlſeyn kommt jedoch den Tag über zuweilen wieder.

Reißen in den Gliedern und im Kopfe,

Kneipen im Leibe, hauptſächlich nach Tiſche.

Der Unterleib ſchwer und hart nach dem Eſſen.

Harter und unregelmäßiger Stuhl, der öfters zwei Tage ausſetzt.

Beſtändige Mattigkeit des ganzen Körpers und Schwere im Kopf.

Augenſchwäche, Trockenheit, Brennen der Augen, Empfindlichkeit derſelben gegen Kerzen- und Tageslicht.

Unaufgelegtheit zum Denken und Arbeiten; ſchweres Begreifen.

Bruſtdrücken.

Urin abwechſelnd trüber und klarer (aber nicht ſo klar als ſpäter bei der Behandlung).

Nachtſchwitzen. *)

---

*) Einiges zur Ergänzung dieſes Krankheitsbildes iſt in Hauſers unten folgenden Angaben über die durch Sulph. bewirkte Beſſerung zu finden.

1. Sulphur.

Man ließ ihn am 13. Januar an bis zur Millionpotenz gebrachtem Schwefel (in Pulverform) riechen. Als er das geöffnete Gläschen noch fern von der Naſe hielt, ſagte er ſchon, es dringe ihm ein ſtarker, ſcharfer Geruch (ungefähr wie von Alaun, ſetzte er ſpäter hinzu) in die Naſe und in den Kopf, und an der Stelle des verſchwundenen Bläschens fange es wieder an zu brennen. In nicht ganz 10 Minuten, was ich ſelbſt beobachtete, war das Bläschen ausgebildet und aufgebrochen. [1] Sogleich darauf erfolgte dünner Stuhlgang zur ungewöhnlichen Zeit, der ſich nach einiger Zeit wiederholte [2]. Ungefähr dreiviertel Stunden nach dem Riechen kam ſtarkes Naſenbluten [3], worauf es im Kopfe, der ſeit dem Riechen eingenommen war [4], leichter wurde. Den zweiten Tag darauf kam Vormittags, und den dritten Vormittags und Nachmittags das Naſenbluten wieder. Immer war ungefähr eine Stunde vorher der Kopf eingenommen. Das leztemal kam zugleich mit der Eingenommenheit des Kopfes *der Geruch aus dem Arzeneigläschen von ſelbſt wieder in die Naſe, dauerte über eine Stunde nach dem Naſenbluten und verſchwand nach Aufſtoßen.* Der Kopf war ihm hierauf um vieles leichter, als vor dem Riechen aus dem Arzeneigläschen. Vor dem Aufſtoßen fühlte er einen Druck in der Mitte der Stirne über den Augen [5], dann zog ſich eine ſchwächere Empfindung

---

[1] Vergl. Hahnemann reine Arzeneimittellehre, Schwefel, Symptom No. 127 und 621.

[2] Hahnemann, No. 302 — 307. Durchfallſtuhl pflegte jedoch nach allen *Hauſer* ſtark angreifenden Gerüchen zu erfolgen.

[3] Hahnemann a. a. O. Nr. 118 ꝛc.

[4] Hahnemann a. a. O. No. 10 ꝛc. Eingenommenheit des Kopfes war jedoch immer die Folge, wenn er homöopathiſche Arzeneien roch.

[5] Hahnemann a. a. O. Nr. 20. ꝛc. —

dung nach beiden Seiten von jenem Punkt aus bis zu den Schläfen, wo wieder Druck erfolgte; dann ſchien es ihm von den beiden Schläfen wie Waſſer oder Schweiß über das Geſicht herab zu laufen, worauf Aufſtoßen kam.

Das letztemal war das Bluten am ſtärkſten, ſo daß das ganze Sacktuch ſich röthete. Das Naſenbluten kam aus dem rechten Naſenloch, durch welches er hauptſächlich den Geruch aufgenommen hatte. Nach dem Naſenbluten that die rechte Seite der Naſe weh, hauptſächlich beim Befühlen [6].

Den erſten und zweiten Tag Jücken der Naſe [7].

Widerlicher Geruch in der Naſe, wie von verbranntem Bein oder Horn [8], drei Tage lang. Dieſer Geruch blieb und verſtärkte ſich, als am dritten Tag der Geruch aus dem Gläschen zurückkehrte, und verſchwand ſodann mit dieſem zugleich nach dem Aufſtoßen.

Die Naſe iſt wie voll und verſtopft [9], er kann durch Schneuzen nichts herausbringen (den erſten Tag).

Viele wäſſerige Flüſſigkeit geht aus der Naſe ab [10].

Oefters in der Stube Kälte in der Naſe [11], am meiſten vor dem letzten Naſenbluten, dann, und hauptſächlich nach dem Vergehen des Geruchs, Wärme in der Naſe.

Den zweiten Tag kam die Oeffnung früher, als gewöhnlich, und war weich, doch nicht ſo wäſſerig, wie am erſten Tag.

Eingeſchlafenheit des linken Beins [12], mit ſtarkem Zittern desſelben [13] am zweiten Tag; zuerſt Vormittags, im Stehen, ſo daß er ſich ſetzen muß, eine halbe Viertelſtunde lang, dann Abends, etwas ſchwächer und weniger lang im Sitzen. Die Empfindung gieng von der Fußſohle aus mit einem kleinen Stich den Fuß hinauf, wie Ameiſenkriechen, der Fuß ſchmerzte und konnte nicht ſo feſt gehalten werden, daß er nicht zitterte; die Empfindung endigte mit einem Ruck.

---

[6] Hahnemann a. a. O. No. 119. [7] Hahnemann a. a. O. No. 66. [8] H. a. a. O. No. 128. [9] H. a. a. O. No. 387. [10] H. a. a. O. No. 386. [11] H. a. a. O. No. 703. [12] H. a. a. O. No. 833, 633 ꝛc. [13] H. a. a. O. No 810.

Der Oberſchenkel ſchmerzte beim Sitzen [14]), beim Aufſtehen iſts ihm als würden die Schenkel unter dem Geſäß zuſammengezwängt [15]).

Beim Sitzen thut beſtändig das Geſäß weh [16]).

Schmerzhafte Steifheit der Kniee beim Aufſtehen vom Sitzen [17]).

Am erſten Tag thut ihm beim Sitzen das linke Bein weh, er meinte, er müſſe herumgehen [18]), dabei Hitze in den Beinen [19]), vorzüglich im linken (ohne Schweiß), zuweilen ſtärker, zuweilen ſchwächer. Abends heiße Füße, beſonders den erſten Tag. Die Beine ſchwer und müde, vom Riechen an bis zum letzten Naſenbluten am dritten Tag; große Ermüdung bei wenigem Gehen [20]).

Abends im Bette und Morgens die Beine vorzüglich ſchwer, Morgens bis er ſich gewaſchen hatte [21]).

Die Beine nach dem Gehen in der Mitte der Schenkel wie abgeſchlagen [22]), hauptſächlich am zweiten Tag; beim Berühren ſchmerzhaft [23]).

Ziehen in den Beinen, hauptſächlich beim Sitzen und im Bette [24]).

---

14) Hahnemann a. a. O. No. 544, 546. 15) H. a. a. O. No. 543. 16) H. a. a. O. No. 525. 17) H. a. a. O. No. 551. 18) H. a. a. O. No. 531, 636. 19) H. a. a. O. No. 532. 20) H. a. a. O. No. 643 ꝛc. 530. 21) H. a. a. O. No. 536, 612, 642. 22) H. a. a. O. No. 537, 538. — 23) H. a. a. O. No. 542. 24) H. a. a. O. No. 535, 606—611.

Oefteres Zucken im Ober- und Unterbein 25).

Von den Knieen an ſchnell abwärts gehende Stiche 26).

Nach Treppenſteigen brennender Schmerz in den Knieen 27).

Andauernde Steifheit der Kniee 28).

Die Füße ſind im Bett beim Aufwachen angeſchwollen 29).

Beim Auftreten ſpannt die Haut an den Füßen.

Beim Auftreten mitten in den Fußſohlen Schmerz, wie von Zerſchneidung 30).

Wenn er in die freie Luft kam, wurde der Kopf eingenommen 31).

Früh Drücken im Kopfe über den Augen, welches durch Waſchen verſchwand 32).

Am dritten Tag Morgens zweimaliges Nießen mit Wehthun im obern Theil der Augen, beſonders beim Berühren 33).

Druck im Kopf beim Gehen 34) den erſten und zweiten Tag.

Die (gewohnte) Haube drückte auf dem Kopfe, und wenn er ſie abnimmt, iſt es ihm, als ſäße ſie noch drückend darauf 35).

Beim Nießen ein Stich durch den Kopf von hinten nach vorn hin; nach dem Nießen ungefähr eine halbe Stunde lang Kopfweh 36).

Brennender Schmerz nach Kratzen auf dem Kopf 37).

---

25) Hahnemann a. a. O. No. 545. 26) H. a. a. O. No. 547, 550 ꝛc. 573. 27) H. a. a. O. No. 548. 28) H. a. a. O. No. 534, 549. 29) H. a. a. O. No. 570. 30) H. a. a. O. No. 585, 586. 31) H. a. a. O. No. 13. 32) H. a. a. O. No. 24 ꝛc. 33) H. a. a. O. No. 46. 34) H. a. a. O. No. 25. 35) H. a. a. O. No. 29. 36) H. a. a. O. No. 46. 37) H. a. a. O. No. 60.

Vom rechten Schlafe aus, den Kopf hinauf Schmerz und zuweilen Stiche 38).

Abends ſtarkes Drücken auf der Bruſt 39).

Engbrüſtigkeit beim Gehen im Freien. Preſſen auf der Bruſt, welches das Athmen erſchwert 40).

Auf der linken Seite liegend kann er leichter Athem holen als auf der rechten.

In der erſten Nacht viermaliges Aufwachen 41), worauf Schwindel beim Liegen auf dem Rücken 42); beim Umdrehen auf die Seite verſchwand der Schwindel, dafür kam Drücken auf der Bruſt 43) (wenn er auf der rechten Seite lag, war der Druck vorzüglich ſtark), welches nach Aufſtoßen vergieng. Beim vierten Aufwachen kein Schwindel, da er auf der Seite lag.

Die zweite Nacht zweimaliges, die dritte einmaliges Erwachen, immer mit Schwindel, aber ohne Bruſtdrücken beim Umdrehen. Beim zu Bette gehen am erſten Tag Schwindel, welcher im Bett verſchwand; er taumelte 44) wie betrunken.

Beim Einſchlafen Herzklopfen.

Die erſte Nacht kann er lange nicht wieder einſchlafen, wenn er aufwacht 45).

Schläfrigkeit am Tage 46).

Wenn das Licht kam, fühlte er Abends Schläfrigkeit 47) und die Augen waren noch trockner als zuvor 48).

Den ganzen Tag als wenn er nicht ausgeſchlafen hätte, vieles Gähnen 49).

---

38) Hahnemann a. a. O. No. 26 ꝛc. 43 ꝛc. 39) H. a. a. O. No. 412 ꝛc. 40) H. a. a. O. No. 401 ꝛc. 41) H. a. a. O. No. 668 ꝛc. 42) H. a. a. O. No. 6. 43) H. a. a. O. No. 412. 44) H. a. a. O. No. 1—9. 45) H. a. a. O. No. 454 ꝛc. 46) H. a. a. O. No. 655 ꝛc. 47) H. a. a. O. No. 659. 48) H. a. a. O. No. 73 ꝛc. 87. 49) H. a. a. O. No. 654.

Leerheit im Magen, es war ihm, als müßte er eſſen, und wenn er eſſen wollte, konnte er nichts hinunter bringen 50).

Die Augen im Freien abwechſelnd trüb und hell 51).

Beim Aufwachen und Oeffnen der Augen ein Stich im rechten Auge, den erſten und zweiten Tag, den erſten Tag am ſtärkſten 52).

Zucken der Augenlider 53).

Schmerzliche, brennende Trockenheit der Augen, die erſten zwei Tage 54), die Augen röther 55), das Licht blendet 56). Beim Schreiben hält er wegen Unwohlſeyns die Hand vor die Augen (zweimal), beim Aufſehen war es, als wenn Stückchen Goldes herunterfielen.

Blaue, grüne und röthliche Streifen vor den Augen, beim Anſehen eines Gegenſtandes, beim Leſen und Schreiben.

Augenbutter an den Augenwinkeln, vorzüglich des Morgens 57).

Plötzliche Hitze im Geſicht, die bald wieder verſchwindet 58).

Morgens glühend heißes Geſicht, ohne Schweiß 59).

Beim Erwachen Hitze im Geſicht und Froſt im Leibe 60).

Es iſt ihm, als wenn im Ohr etwas auf- und abführe 61).

Abgehen vieler übelriechender Blähungen 62).

Sehr trüber Urin mit dickem, rothem Bodenſatz 63).

---

50) Hahnemann a. a. O. No. 201, 203, 162. 51) H. a. a. O. No. 93. 52) H. a. a. O. No. 83. 53) H. a. a. O. No. 68. 54) H. a. a. O. No. 73 ꝛc. 83 ꝛc. 55) H. a. a. O. No. 79. 56) H. a. a. O. No. 91. 57) H. a. a. O. No. 77. 58) H. a. a. O. No. 99. 59) H. a. a. O. No. 98 ꝛc. 60) H. a. a. O. No. 713. 61) H. a. a. O. No. 109 ꝛc. 62) H. a. a. O. No. 241. 63) H. a. a. O. No. 221—26.

Ungewöhnlich vieles Uriniren des Morgens[64].

Im Freien drückt es ihn in der Schulter, als wenn er etwas Schweres trüge[65].

Schwitzen unter den Achſeln, beim Erwachen und nach Tiſch[66].

Metall, welches er zuvor wenig mehr fühlte, afficirte ihn ſtark, verurſachte ihm Kälte und Schmerz im Arm.

Vom Ellenbogen bis zur Achſel reißender Schmerz[67].

Schwäche und Schmerzlichkeit der Hände, daß er kaum etwas halten kann, als wäre er darauf gefallen[68].

Die Hände wie gelähmt und die Handgelenke ſteif[69].

Die Adern der Hände ſind vom Riechen an bis zum Aufſtoßen, die drei Tage hindurch aufgeſchwollen[70].

Einſchlafen der Hände (wie Ameiſenlaufen) nach Eintauchen derſelben in kaltes Waſſer beim Waſchen[71].

Zittern der Hände, bemerklich, wenn er Papier hält[72].

Die Hände ſind beim Erwachen angeſchwollen, ihre Haut ſpannt, wenn er etwas anfäßt[73].

Starkes Schwitzen zwiſchen den Fingern, ſo daß die Stellen zwiſchen den Fingern ſchwärzlich wurden[74].

Beim Gehen im Freien ſchwitzen die Hände (bei ſtrenger Kälte) ſo daß die Handſchuhe (es waren dünne, ohne Pelz) durchnäßt werden. In der Rocktaſche gefrieren dieſe.

Früh die Glieder wie zerſchlagen und ermüdet[75].

---

[64] Hahnemann a. a. O. No. 337—47. [65] H. a. a. O. No. 474. [66] H. a. a. O. No. 478. [67] H. a. a. O. No. 490. [68] H. a. a. O. No. 497 ꝛc. 640. [69] H. a. a. O. No. 496. [70] H. a. a. O. No. 502, 638. [71] H. a. a. O. No. 507, 603 ꝛc. [72] H. a. a. O. No. 508, 640. [73] H. a. a. O. No. 503. [74] H. a. a. O. No. 501, 521. [75] H. a. a. O. No. 632 ꝛc.

Beim Erwachen, den Tag nach dem Riechen, war es ihm, als wäre das Bett hart und er ſey nicht gut gelegen. Die Seite that ihm weh, auf der er lag[76].

Oefters des Tages iſt ihm alles, was er thun will und thun ſoll, zuwider, die erſten zwei Tage[77].

Den erſten und zweiten Tag nach dem Zittern des Beins beſonders üble Stimmung[78].

Er möchte gern Schach ſpielen und hat doch keine Freude daran; er ſpielt ungewöhnlich ſchlecht (den erſten Abend)[79].

Nachmittags iſt das Befinden ſchlechter als Vormittags.

Er fühlte ſeit dem letzten Aufſtoßen von Weingeruch gar nichts Eigenes mehr, auch kein Leichterwerden des Kopfes, dagegen machte ihm Kaffeegeruch den Kopf leicht; vor dem Riechen am Gläschen war ihm darauf im Kopfe ſchlechter geworden.

Die Augen waren heller, als zuvor, er konnte mehr mit ihnen leiſten.

Die verdrießliche Gemüthsſtimmung, die er früher nach dem Erwachen bis zum Aufſtehen hatte, und die Schwere des Kopfes, welche bis zu dem Waſchen dauerte, verſchwand.

Eben ſo eine Schwere in den Füßen, die er des Morgens ein Paar Stunden lang hatte.

In einigen Tagen nach dem letzten Naſenbluten verſchwand allmählig der Schleim, den er ſonſt des Morgens auf der Zunge gehabt, und die Schwere, die er in der Zunge gefühlt. Er konnte Wörter mit mehr Leichtigkeit ausſprechen.

Sein Gedächtniß erſchien beſſer, als zuvor.

---

[76] Hahnemann a. a. O. No. 612.

[77] H. a. a. O. No. 746 ꝛc.

[78] H. a. a. O. No. 612.

[79] H. a. a. O. No. 742.

Fleiſch ſchmeckte ihm beſſer, ſo daß er durchaus nichts Widerliches darin fand. Er war überhaupt kräftiger.

Ein unangenehmes Gefühl, das er zuvor gehabt hatte, wenn er ſich ſelbſt irgendwo anfühlte, wurde nicht mehr verſpürt. Menſchen und Metalle ſpürte er weniger als früher, Gold gar nicht mehr, Queckſilber ſehr wenig.

Wörter, die er ſonſt nicht hatte merken können, behielt er nun ohne Schwierigkeit.

Der Kopf wurde von Tag zu Tag leichter. Am 28. Januar war er faſt ſo leicht, wie damals, als Hauſer noch in ſeinem Käfig war.

Er kann mit niedrigem Kopfkiſſen ſchlafen, ohne Kopfſchmerz zu bekommen, was ſonſt nicht der Fall war. Sonſt konnte er nie die Arme emporheben, ohne Schmerz auf der Bruſt zu empfinden, jetzt kann er das (wenn er die Arme über den Kopf emporhob, war es ihm, als lieſe etwas die Arme herab, auf die Bruſt, wo es drückte und ſchmerzte wie von Meſſerſtichen, dann war es ihm, als lieſe es wieder von dieſer in jene zurück). Die verſchiedene Stärke und Beſchaffenheit von Bieren einerlei Art konnte er nicht mehr durch den Geruch unterſcheiden.

Statt daß ſonſt der Appetit mehr in Form eines gewiſſen Schwächegefühls ſich eingeſtellt hatte, bekam er jetzt beſtimmten, natürlichen Hunger.

Die Augen ſind noch fortwährend klarer, als ſonſt, werden aber empfindlicher, er kann ſie nicht mehr ſo viel gebrauchen *).

Den 28. Januar Nachmittags ward ihm abermals der Kopf ſchwer und es kehrte der Geruch der Arzenei, wie das vorigemal (vor zwei Wochen), zurück.

---

*) Scheint erneuerte Erſtwirkung der Arzenei geweſen zu ſeyn. Vergl. die im Text ſogleich folgenden Erſcheinungen.

Eine halbe Stunde darauf erfolgte Naſenbluten; der Geruch vergieng allmählich ohne Aufſtoßen. Nach dem Naſenbluten ſpürte er wieder ein auffallendes Leichterwerden im Kopf, ſo wie in den Armen und Füßen. Die tägliche Oeffnung ſtellte ſich früher als gewöhnlich ein und war weich, eine zweite, nach einiger Zeit erfolgende wäſſerig. Ein kleiner Reſt der früheren Schwere, die er noch des Morgens in den Gliedern gefühlt hatte, war am nächſten Morgen verſchwunden. Das Bedürfniß des Kopfwaſchens war nicht mehr da und nach demſelben ſtellte ſich keine Veränderung mehr ein. Er begriff beſſer als zuvor; doch war der Kopf noch nicht völlig ſo leicht, als im Zuſtand ſeiner Gefangenſchaft

Die Oeffnung, welche ſonſt zuweilen früher oder ſpäter eintraf und bald etwas härter, bald etwas weicher war, wurde in Hinſicht der Eintrittszeit und Beſchaffenheit ganz regelmäßig.

Der Druck, den er in der Mitte der Stirne bei anhaltendem Nachdenken gefühlt hatte, verminderte ſich ſehr.

Das Nachtſchwitzen war verringert.

Vom 4. Februar an war Stillſtand der Beſſerung, die wahrſcheinlich länger gedauert hätte, wenn nicht damals eine heftige Einwirkung auf Hauſer Statt gefunden hätte. Noch blieben außer großer allgemeiner Reizbarkeit einige Beſchwerden, hauptſächlich jenes das Denken erſchwerende Drücken in der Stirne, wiewohl vermindert, zurück. Dagegen wurde nun Silicea gewählt.

2. Silicea.

Erſter Tag.

Man ließ ihn den 17. Februar an Silic. X. riechen. Ich näherte ihm das mir vom Arzte eingehändigte Gläschen, worin ſich eine Anzahl befeuchteter Streukügelchen befanden, in deſſen Hauſe und Beiſeyn langſam von ferne, und ehe es noch ſo weit genähert war, daß er es hätte erlangen können, ſagte er, zuſammenſchreckend: der Geruch ſey ihm in den Kopf gegangen *).

Er unterſchied in dieſem Geruch drei beſondere: einen dem des Weins und Branntweins ähnlichen (alſo den Weingeiſt), einen Zuckergeruch (alſo den der Streukügelchen) und einen dritten, den er nicht beſchreiben konnte (ohne Zweifel den der Arzenei ſelbſt). Er war ſichtlich conſternirt, entfärbte ſich und ſchwankte beim Gehen; es war „als wäre ihm ein ungeheurer Schlag verſetzt worden.“ Die Arzeneiwirkung gieng ihm, wie er ſagte, zuerſt in den Kopf, dann fuhr ſie in den Leib und in alle Glieder, ſodann wieder in den Kopf, worauf (einige Minuten nach dem Riechen) der Schweiß auf der Stirne ausbrach. Es folgte Uebelkeit und er meinte nicht mehr aufbleiben zu können.

Ungefähr eine halbe Stunde nach dem Riechen fand ſtarkes Aufſtoßen ohne Geruch und nach einigen Minuten noch ſtärkeres mit einem Geruch ſtatt, den auch die Umſtehenden rochen und der nach Hauſers Ausſage dem Arzeneigeruch gleich war. Darauf verſchwand die Uebelkeit und die Eingenommenheit des Kopfes war vermindert.

Ferner zeigten ſich folgende Erſcheinungen:

Beim Gehen Schneiden in der Fußſohle, am erſten Tag den ganzen Nachmittag, am zweiten Tag nach dem Stuhlgang eine Zeit lang.

Vom Oberkopf herabwärts ein mehrere Minuten anhaltendes Drücken. Es war ihm, als ob es aus ſeinem Ohr herauspfeiſe.

---

*) Er hatte den Geruch ſchon früher empfunden, weil er aber nichts Uebles davon verſpürte, ſo unterließ er die Anzeige, bis ihn derſelbe auf einmal ſo heftig angriff.

Im Kopf iſt es öfters „als wäre etwas Lebendiges darin, das herumlaufe,“ „es läuft bald hin und her, bald im Kreiſe.“

Reißen im Vorderkopf.

Stechen in den Augen, Fippern der Augenlider.

Schmerz in den Knieen, als wäre er darauf gefallen.

Ungewöhnlicher Durſt.

Einige Zeit nach dem Aufſtoßen Naſenbluten.

Zwei dünne Stuhlgänge.

Abends heiſer.

Anmerkung. Zur Verminderung der Wirkung ließ man ihn einigemal an Schwefelleber riechen, welche (nämlich den Stöpſel des Glaſes, woran etwas von dem Pulver hieng) ich bis auf drei Schritte näherte, worauf er ſogleich einige Verringerung der Beſchwerden fühlte. Schon in jener Entfernung drang ſich ihm der beſtimmte Geruch der Arzenei auf.

Seit dem erſten Aufſtoßen Reiz zum Huſten im Halſe und oftmaliges Huſten.

Wenig Appetit.

Eckel vor Fleiſch, ſo daß er es kaum ſehen kann.

Seit dem Naſenbluten Müdigkeit und Abgeſchlagenheit in allen Gliedern.

Die Augen brennen ſeit dem erſten Aufſtoßen, ſind entzündet und thränen. Lichtſcheu. Muß aufhören zu leſen wegen Wehethuns der Augen. Die Pupillen trüb; am untern Augenlide des rechten Auges ein rothes Fleckchen.

Seit dem Riechen iſt der Kopf ſehr eingenommen.

In den Augen ſind die krankhaften Gefühle am ſtärkſten.

Fortwährender Druck in der Stirne (erſter und zweiter Tag). Abends große Müdigkeit, Kopfſchmerz; er geht vor Mattigkeit bald zu Bette. Kann bis 11 Uhr nicht einſchlafen; um 12 Uhr erwacht er ſchon wieder und bleibt bis 4 Uhr wach, ſchläft dann bis 5½ Uhr, bleibt aber vor Müdigkeit noch lange im Bette.

Wankt und taumelt öſters (erſter u. zweiter Tag).

Eingeſchlafenheit und ſtarkes Zittern des rechten Beins (am zweiten Tag kam es wieder, aber weniger ſtark).

Zweiter Tag.

Der Urin des Morgens ſehr trüb und mit rothem Bodenſatz.

Früh taumelig, der Kopf voll und eingenommen.

Drücken über den Augen.

Drücken in der Stirne, welches durch Waſchen verſchwand, ſpäter aber wiederkam.

Große Müdigkeit und Abgeſchlagenheit vor Tiſche.

Ungewöhnlicher Durſt.

Abends Jücken eines Unterbeins.

Taumelig, hauptſächlich Abends.

In der zweiten Nacht wird er noch öſter wach, als in der erſten.

Das Drücken in der Stirne iſt in den zwei erſten Tagen ſtärker als ſonſt zu der Zeit, da er es auch früher hatte.

Wenig Appetit.

Weicher Stuhlgang.

Eine Stunde nach Tiſch Naſenbluten.

Drücken vom rechten Auge herab bis zum untern Kinnbacken (1. und 2. Tag).

Stechen vom Genick bis zum rechten Ohr; das Ohr ſchmerzt beim Befühlen.

Dritter Tag.

Urin trüb, mit weniger Bodenſatz als am vorigen Morgen.

Nicht mehr ſo taumelig als den geſtrigen Morgen, aber noch matter.

Drücken über den Augen bis zum Waſchen, ärger, als die vorigen Tage. Es kam nachher noch eine Viertelſtunde lang und verſchwand ſodann auf immer.

Müde vor Tiſch; wenig Appetit.

Etwas weniger weicher Stuhlgang als am zweiten Tag.

Oefteres Aufwachen des Nachts.

Abends um ſieben Uhr Naſenbluten, über eine Stunde lang. Zuvor Uebelkeit und Unwohlſeyn, ſo daß er ſich legen muß.

Vierter Tag.

Der Kopf ſehr eingenommen, aber das Drücken war verſchwunden.

Starkes Haarausfallen dieſe vier Tage lang; dann verminderte es ſich.

Fünfter Tag.

Am fünften Tag war der Urin hell.

Fünf Tage lang ſchmerzte der Kopf beim Gehen.

Einmal ſtößt er ſich am Fuße, was ſtarken Schmerz im Kopf verurſacht, „als wolle es ihm das Gehirn herausdrücken.“

Vom ſechsten Tag an wurde es im Kopfe täglich freier und leichter; auch die übrigen krankhaften Gefühle verſchwanden.

Nach dem Riechen der Arzenei war ihm ſieben Tage hindurch alles Fleiſch unausſtehlich widerlich; am zehnten erſt bekam er wieder Appetit zu Fleiſch.

Am zwölften Tag Morgens acht Uhr befiel ihn Uebelkeit und der Geruch der Arzenei kehrte zu.

rück *). Darauf Ausbrechen ſehr bittern Waſſers und Schleims; dann wurde der Geruch ſtärker. Eine Stunde nachher erſchien ein rother Ausſchlag auf der Stirne und unter den Augen; hierauf großes Unwohlſeyn, ſtarker Kopfſchmerz, er muß ſich legen. Riechender Schleim auf der Zunge. Vier Tage lang geht er vor Müdigkeit nicht aus. Er iſt unfähig zu Arbeiten. Die Augen ſind ſo angegriffen, daß er nichts leſen kann; ſie thränen ſogleich, wenn er leſen will.

Ohngefähr vierzehn Tage lang hatte er Ohrenklingen, Nachmittags öfters als Vormittags.

Am dritten Tage nach dem Brechen erſchrickt er Nachmittags von einem in einem benachbarten Garten fallenden Schuß ſo ſehr, daß ihm zwei Tage lang die Glieder weh thun; er zittert noch Abends.

Stiche in den Füßen und Brennen in allen Gliedern. Das Drücken in der Stirne kehrte jedoch bei dieſem neuen Angriff der Arzenei nicht wieder.

Seit dem Brechen iſt der Urin außerordentlich trüb.

Mit dem 4ten März geht in ſeinem Geiſte eine Veränderung vor, er fühlt ſich mehr als ſonſt aufgelegt zum Denken und Arbeiten, er glaubt in ſich eine erhöhte Denkkraft zu fühlen. Es zeigt ſich dieſes auch wirklich in ſeinen Reden und Leiſtungen; es zeigen ſich wieder Spuren jener geiſtigen Lebendigkeit, Erregbarkeit und Forſchbegierde, die er früher vor dem Nachlaß ſeiner Geiſteskräfte an den Tag gelegt.

---

*) Dieß zeigt, daß jenes Unwohlſeyn von der Arzenei, nicht von andern Einwirkungen herkam. Auch war ſich Hauſer einer andern Einwirkung unbewußt. Aus dem Früheren wird man ſich erinnern, daß auch der Geruch des potenzirten Schwefels wiederkehrte.

Die Fernſichtigkeit ſeines Auges, welche ſeit der Gewöhnung an Fleiſchnahrung nachgelaſſen hatte, fängt an zurückzukehren.

Er ſpricht zuſammenhängender, reiner.

Seine Augen leuchten wieder, wie früher, und ſein Geſicht bekommt einen Ausdruck von Geiſtigkeit, den es lange nicht mehr gehabt hatte *).

Das Verſinken in tiefes Nachſinnen über Gegenſtände, die er zu begreifen ſucht, zeigt ſich wieder. Ueberhaupt verliert ſich die Indolenz, in welche er gerathen war.

Sein Kopf arbeitet unaufhörlich, ſo daß er ſich darüber beklagt, daß er nicht ruhen kann.

Er denkt ſich über religiöſe Gegenſtände manches Eigene mit großer Klarheit und Beſtimmtheit aus.

In der fünften Woche ſpürt er faſt gar nichts Unbehagliches oder das Denken Hemmendes im Kopfe.

Am 20. und 21. März fanden erneuerte Angriffe ſtatt, aber nicht ſo heftige, wie das Erſtemal. Beim Erwachen am 20. März Schwere im Kopf, wie ein dichter Nebel vor den Augen, beim Aufſtehen taumelig; durch Waſchen verſchwindet der Nebel, es wird dann abwechſelnd ſchlechter und beſſer.

Stechen vom Hinterkopf gegen das rechte Ohr hin.

Um neun Uhr wird es auf eine Stunde lang ſo gut, wie es ſeit ſeiner Erkrankung im Thurme nie geweſen, dann wurde es wieder ſchlecht.

---

*) Als Hauſer ſpäter einmal wiederum Silicea erhielt und zwar in einer mehr als hundertſten Verdünnung, hatte ſie eine auffallend ähnliche Wirkung auf ſeinen Geiſt, und die vorher matten Augen wurden eben ſo wieder leuchtend und ſcharf (ſ. unten).

Nachmittags kam nochmals eine Stunde lang gänzliches Freiwerden des Kopfes.

Den andern Tag waren die Wechſelzuſtände nicht ſo auffallend, es wurde nicht mehr ſo ſchlimm und nicht mehr ſo gut.

Den dritten Tag trat gleicher Zuſtand ein.

Mehrere Tage hindurch trüber Urin.

Im Allgemeinen beſſert es ſich jetzt wieder von Tag zu Tag.

Am 26. März fühlte er plötzlich im obern Kopfe einen Stich, ſodann hatte er ein Gefühl, als ſenke ſich etwas den Kopf herab und er fühlte ſich im Oberkopf bis zum untern Theil der Stirn herab ganz frei. Hier aber, ſagte er, ſey es wie abgeſchnitten, es ſey ihm, als ſey ein Faden herumgebunden. Im übrigen Theil des Kopfes blieb es wie zuvor.

Am 29. März verſchwand das Gefühl des Gebundenſeyns im Kopfe, nur fühlt ſich der untere Theil des Kopfes noch nicht völlig frei. Von Tag zu Tag jedoch hob ſich auch Letzteres und am Morgen des 2ten Aprils was Alles verſchwunden.

In den letzten Tagen aß er mit Luſt und in größeren Quantitäten Fleiſch, wovon er bis dahin nur einen oder zwei Biſſen zwar nicht mit Widerwillen, aber auch nicht mit Luſt und Neigung genoſſen hatte. Auch bekam es ihm beſonders gut, ſeitdem ſich dieſer entſchiedene Appetit eingeſtellt hatte.

Am 1ſten April befiel ihn ſogar ein Gelüſten nach Braten.

Zu Ende des Märzes verlor ſich der Nachtſchweiß, der ſich ſogleich nach dem Riechen an Silicea ſehr verſtärkt hatte (das Hemd wurde gelb davon, auch roch der Schweiß übel).

Erſt am 2ten April war der Urin ganz klar und hell.

Er kann jetzt ohne Augenbeſchwerden anhaltend arbeiten.

Die Augen ſind gegen das Licht nicht mehr empfindlich.

Er ſieht wieder ausnehmend weit in die Ferne (die früheſte Schärfe des Fernſehens kehrte jedoch nicht wieder)

Am 5ten April aß er gekochte Zwetſchgen, ohne die geringſte Wirkung zu ſpüren.

An demſelben Tage kam er Mittags irgendwo hin, wo ſaurer Rindsbraten gegeſſen wurde. Er bekam ein großes Gelüſten darnach, und aß ein Paar Biſſen davon. Er war den Nachmittag über wie von Wein potenzirt. In der Sauce jenes Bratens, den er ohne mein Wiſſen genoß, waren Gewürznelken, Pfeffer, Zitrone, Zwiebel und andere Zuthaten. Er ſpürte gleichwohl nichts Schlimmes davon, ſo ſehr war damals ſeine Empfindlichkeit gemindert *).

Nach Verſchwinden der letzten phyſiſch krankhaften Empfindung beſſerte ſich ſein geiſtiger Zuſtand in Hinſicht der Befähigung und Leichtigkeit des Denkens fortwährend, ſo daß er ſich an jedem Tag mit Beſtimmtheit um einiges beſſer als am vorigen fühlte, bis zum 10ten Mai, wo ihn ein neuer Unfall niederwarf.

---

*) Im Archiv für Homöopathie werden ein Paar Fälle genannt, in welchen die gute Wirkung der Arzenei durch Branntwein, Thee mit Rum, Biſchoff, Punſch, nicht geſtört wurde. Bei einem Hauſer waren obengenannte Zuthaten gewiß keine geringeren Reize, als jene ſtarken Getränke für die Kranken, die ſie genoſſen.

3. Ipecacuanha und nux vomica.

Vom nah eingeſogenem Geruch eines Firniſſes, womit irgendwo außer meiner Wohnung etwas beſtrichen wurde, bekam er am 16ten Mai Krampfhuſten, ſo daß er kaum ein Wort dazwiſchen hervorbringen konnte. Nachdem derſelbe ſchon von drei Uhr Nachmittags bis acht Uhr Abends ohne nachzulaſſen gedauert hatte *), wurde ihm vom Arzte Ipecacuanha zu riechen gegeben. Ich hielt ein geöffnetes Gläschen, worin ein mit der Arzeneiverdünnung befeuchtetes Streukügelchen lag, gegen ihn und ließ ihn langſam darauf zugehen, bis er etwas riechen oder empfinden würde. Er roch die Arzenei ungefähr zwei Schritte weit. Sogleich verſtärkte ſich einige Augenblicke lang hörbar der Huſten, hatte ſich aber in ungefähr fünf Minuten faſt ganz und in zehn bis fünfzehn völlig gelegt.

Hierauf blieb große Hitze, heftiger Bruſt- und Kopfſchmerz und Augenentzündung. Er hatte ſich, nachdem er nach Hauſe gekommen, zu Bette gelegt. Auf der linken Seite konnte er nicht liegen, es benahm ihm den Athem und es entſtand in der linken Bruſt Drücken und Stechen, er glaubte in dieſer Lage erſticken zu müſſen. Sein Gehör war ſo empfindlich, daß man in ſeinem Zimmer nicht einmal mit Socken herumgehen durfte. Er ſtöhnte fortwährend. Sprechen Anderer war ihm unleidlich. Er ſelbſt konnte nur mit Mühe ein Paar, doch meiſt unverſtändliche Worte ſprechen. Die Nacht war ſchlaflos. Gegen Morgen verſuchte er aufzuſtehen, um eine Abhülfe für erhöhte Beſchwerden zu erlangen, vermochte es aber nicht.

---

*) Ich erfuhr den Fall erſt, als er um acht Uhr nach Hauſe gebracht wurde.

Am Morgen des folgenden Tages erfolgte Ausbrechen vielen grünlichgelben Schleimes mit etwas Blut. Der ganze Leib war gelb. Ein Paar Eßlöffel Kümmelthee gaben ihm Erleichterung, ſo daß die Röthe auf die Wangen zurückkehrte und das Sprechen erleichtert ward. Einige Zeit hierauf wurde ihm nux vomica verordnet. Ich näherte ihm eine kleine Gabe auf ungefähr zwei Schritte, worauf er zuckte und das Zeichen gab, daß er die Wirkung empfunden. Hierauf erfolgte ſogleich eine kurze Verſchlimmerung und etwa eine halbe Stunde darauf einige Beſſerung, er konnte wieder vernehmlich ſprechen, doch mit Mühe, und die ungeheure Empfindlichkeit war ein wenig verringert. Mittags erſchien die Zunge weiß, Nachmittags löſte ſich die Haut derſelben ab. Starkes Halsweh. Ausfluß vielen mit Blut gemiſchten Schleimes. Auch die zweite Nacht war ſchlaflos. Am dritten Tag trat ſtatt der Hitze Froſt ein. Vormittags kurzer Schlummer. Dann verlangte er eine Taſſe Kümmelthee, worauf der Kopf heiterer wurde. Des Tags über Hitze und Froſt untermiſcht. Erbrechen des Nachts, wobei viel Blut aus dem wunden Halſe zum Vorſchein kam. Mehrmaliger Schlaf. Dritte Nacht ſchlaflos. Vierter Tag beginnt fieberhaft. Das Bruſtdrücken, an dem er die drei Tage durch gelitten, beſonders in der linken Bruſt, läßt nach. Mittags genießt er ein Paar Löffel Suppe. Nachmittags Schlaf. Abends verlangte er dringend und wiederholt Zwetſchgenbrühe, von der er meinte, ſie müßte ihm in Hinſicht ſeines ſchmerzlich-wunden Halſes gut thun *). Ich ließ ſie ihm geben. Sie habe ihm, ſagte er nachher, wie Feuer den Schlund und die Bruſt hinunter gebrannt, dann ſey es aber recht gut geworden. Auch die nächſte

---

*) Niemand hatte ſie ihm angerathen.

Nacht ſehr wenig Schlaf. Als er den Tag darauf Nachmittags über läſtige Beſchwerden klagte (z. B. über Stiche im Kopf), die er ſeit dem Riechen an nux vomica zu haben behauptete, befeuchtete ich ein Stückchen Fließpapier ganz wenig mit dem feuchten Stöpſel einer Weinbouteille und näherte es ihm bis auf einen Schritt, worauf ihm der Geruch in den Kopf ſtieg, die Beſchwerden in einigen Minuten nachließen und einige Zeit nachher ganz aufhörten. Im Kopf verhältnißmäßig ſehr gut. Nachts mehr Schlaf, als bisher. Tags darauf nur noch große Schwäche und Angegriffenheit und einiges Halsweh. Am 23. Mai verließ er das Bett, aber noch viele Tage darauf machte ſich Zuſammengefallenheit, Kraftloſigkeit, unterbrochener Nachtſchlaf, Augenſchwäche, Unfähigkeit zu geiſtigen Arbeiten wegen Schwäche des Kopfes bemerklich.

Zu Anfang des Juni begannen frühere Krankheitsſymptome wiederzukehren, Dumpfheit im Kopf des Morgens, Schwere und Vollheitsgefühl nach dem Eſſen, während zugleich andere von der Zwiſchenkrankheit herrührende Symptome zu verſchwinden fortfuhren. Seine Empfindlichkeit ſtieg wieder, er roch z. B. (dergleichen zuvor nicht mehr der Fall geweſen) einen Kirchhof mit Schauder dreißig Schritte weit und zwar an einem im Sommer ſo ungewöhnlich kalten Tage, daß man nicht gut im ungeheizten Zimmer verweilen konnte. Nachher durchfällige Oeffnung nach der gewöhnlichen täglichen, die er vor dem Geruch gehabt.

Es kamen ſelbſt neue Beſchwerden dazu, Schwindel, Kopfſchmerzen und Unwohlſeyn überhaupt, mit kleinen gelblichen Flecken im Geſicht. Von halb eilf bis zwölf Uhr*)

---

*) Dieſes Unwohlſeyn konnte ich ihm durch Weinduft auf palliative Weiſe wegnehmen, indem ich die geöffnete Bouteille auf einige Schritte näherte.

Brennen den Hals herauf. Der Arzt beſtimmte jetzt Sepia, an welcher Arzenei ich ihn am 16. Juni riechen ließ.

4. Sepia.

Ich ließ ihn vor dem Frühſtück an dem trocknen Stöpſel eines Gläschens riechen, worin ein mit Decillionverdünnung befeuchtetes Streukügelchen befindlich war. Er roch die Arzenei noch ehe der Stöpſel ſehr nahe an ſeine Naſe kam und empfand ſogleich darauf nichts Schlimmes. Er meinte daher, dieſe Gabe würde nichts bei ihm wirken; ich ließ es indeſſen dabei bewenden und wartete die Folgen ab, die ſich bald zeigten.

Erſter Tag.

Eine Viertelſtunde nachher Wehthun an den Schläfen, beim Anfühlen noch ſchmerzhafter. Eine Viertel- oder halbe Stunde lang mouches volantes. Vormittags (während er ſonſt über Tags gar nicht trank) überfällt ihn Durſt mit Mundtrockenheit. Er trinkt viel Waſſer und kann den Durſt dennoch nicht ſtillen, der vielmehr auf Trinken noch ſtärker wird. Er trinkt, bis er vor Magenweh nicht mehr kann. Der Schwindel bleibt dieſen Vormittag aus*). Die Sprache fängt an katarrhaliſch zu lauten. Große Unfähigkeit zu Kopfarbeiten. Schwereres Denken und Gedächtnißverminderung. Schmerz in den Schenkeln beim Gehen und Anfühlen. Nachmittags ſchlechtes farblos-krankhaftes Ausſehen. Sichtbare, auffallende Angegriffenheit, langſames, mattes Reden, ſchwankender Gang. Um 3 Uhr brennende Hitze im ganzen Körper, vorzüglich im Geſicht, mit ſtarkem in großen Tropfen herabrinnendem Schweiß; röthlicher, brennender Ausſchlag am Halſe. Kopfweh. Starkrothes Geſicht. Aufgelaufene Adern der Arme und Hände. Dieſer Zuſtand dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Dann war das Ausſehen mehr von gewöhnlicher Art. Der Ausſchlag am Halſe fieng gegen Abend an zu vergehen. Abends Kopfweh. Auf einem Abendſpaziergang war es ihm auf einmal, als ob ihm die Beine herauf etwas wie Ameiſen laufe oder krieche, und als die Empfindung aufwärts bis an die Herzgrube kam, fühlte er daſelbſt und queer unter der Bruſt ſchmerzliches Drücken. Dabei war ihm heiß und es entſtand ſtarker Schweiß; die Glieder thaten weh. Ungefähr eine Stunde dauerte die Hitze und das Schwitzen, dazwiſchen Froſtſchauder. Mit ſtarkem Schaudern und Schütteln endigte der Zuſtand, der Kopf war ſehr erleichtert. Er mußte vor Mattigkeit noch lange ſitzen, ehe er nach Hauſe gehen konnte. Den Tag über Drücken auf der Stirne. Im Bette vor dem Einſchlafen reißende Schmerzen in den Gelenken und andern Theilen des Leibes, z. B. die Ohren herab, in den Hüftknochen. Nachts vermehrtes Schwitzen, ſo daß er aufſtehen und das Hemd wechſeln mußte, den Tag über geringer Appetit. Zweimalige Oeffnung des Tags, die erſte härter als gewöhnlich, die zweite weich.

---

*) Es iſt auffallend, daß hier ſogleich ein Pſoraſymptom getilgt wird, während viele von der Arzenei erregte Beſchwerden lange fortdauern. Ein ähnlicher Fall iſt im homöopath. Archiv beſchrieben. Auch unten bei Calcar. wird man dieſe Erſcheinung finden.

Zweiter Tag.

Nach dem Aufſtehen ſehr dumpf und ſchwindlich im Kopfe, was nach Waſchen auf kurze Zeit vergeht. Morgens und öfters des Vormittags ein wenig Gliederreißen. Statt des gewöhnlichen Vormittags-Uebels, nur eine halbe Viertelſtunde lang etwas Unwohlſeyn. Kopfarbeiten greifen ihn nicht wie ſonſt an. Nachmittags gegen 3 Uhr Verſchlechterung, die Glieder thun weh. Schwere im Kopfe. Fieberhaftigkeit, Froſt und Hitze. Schlechtes, krankhaftes Ausſehen. Anhören von Muſik greift ihn an. Ungewöhnlich ſtarker Mundgeruch. Den Tag über ſchlechter Appetit. Oeffnung gut. Abends Klingen im rechten Ohre, wie von einer Schelle, mit Kopfſchmerz. Dann war ihm, als ob ein Tropfen an der rechten Seite des Kopfes herabfiele, worauf das Klingen verſchwand, der Kopfſchmerz aber ſtärker wurde. Der Kopfſchmerz dauerte bis nach 10 Uhr. Nachts Ausbleiben des Schweißes.

Dritter Tag.

Die Dumpfheit am Morgen vergeht auf Waſchen und bleibt aus. Statt des ſonſtigen Vormittagsübels noch milderes Unwohlſeyn als den zweiten Tag, ungefähr eine Viertelſtunde lang. Nachmittags gegen 3 Uhr ein kleiner Schauder mit Froſt, worauf es ihm ſehr wohl und leicht im Kopf und Körper wurde; die Augen, die ſeit dem Riechen getrübt waren, erhellen ſich, die mouches volantes verlieren ſich, der Schenkelſchmerz verſchwindet.

Am zweiten und dritten Tag fühlt er bei Gewittern keinen Druck mehr auf dem Kopf, nur etwas Froſt. Der Mundgeruch verliert ſich. Dieſe drei Tage confundirt er ſich leicht in Gedächtnißſachen.

Vierter Tag.

Der Schlaf iſt gut, ununterbrochen und ohne Schweiß. Er kann ſogleich ohne Mühe aufſtehen, woran ihn ſonſt Müdigkeit nach dem Erwachen hindert. Er braucht nicht mehr wegen Dumpfheit den Kopf zu waſchen. Die Augen ſind noch klarer als den vorigen Tag. Leichtes Denken. Schreiben ſtrengt die Augen nicht mehr an. Jede Spur der Vormittagsanfälle iſt verſchwunden. Den ganzen Tag über fühlt er ſich leicht, wohl und kräftig.

Fünfter Tag.

Völliges Wohlſeynsgefühl. Nachmittags war er ſo aufgeweckt und lebendig, wie ſonſt, wenn er Braten gegeſſen hatte, was damals nicht der Fall war. Starke Gerüche, die ihm vor der Arzeney weh zu thun pflegten (Bruſtdrücken verurſachten, Müdigkeit zurückließen), greifen nur auf kurze Zeit an, ohne weh zu thun. Vom Geruch angezündeten Schwefels fühlte er am fünften Tag nur einige Minuten lang Bruſtbeklemmung, worauf es ihm war, wie zuvor. Eſſiggeruch, der vorher den Kopf eingenommen und Gefühl von Schwere in den Gliedern hervorgebracht, that gar nichts.

Sechster Tag.

Die Verbeſſerung war heute nicht ſo ſpürbar, als den vorigen Tag (woran wohl der Schwefelgeruch ſchuld war).

Siebenter Tag.

Die Beſſerung, die er ſonſt während der Nachwirkung einer Arzenei mit Anfang des Tags zu ſpüren pflegt, ſtockt, Nachmittags jedoch, auf einer Spazierfahrt, befällt ihn ein Schwindel, nach welchem gebeſſertes Befinden erfolgt.

Achter Tag. Viel Beſſerung. **Neunter Tag** eben ſo. **Zehnter** eben ſo. So gedieh die Beſſerung täglich um einen fühlbaren Schritt weiter [*]), bis zum 15. Juli, wo ihm etwas Störendes begegnete.

(Fortſetzung folgt im nächſten Heft.) [**])

---

[*]) Er aß in dieſen und den folgenden Tagen ohne mein Wiſſen und Wollen gekochte Zwetſchgen, Schinken, Rettig und mehr Reizendes, ohne daß die Geneſung im täglichen Fortſchreiten gehindert erſchien.

[**]) Diejenigen meiner Leſer, die an der Darſtellung dieſer Heilverſuche ein beſonderes Intereſſe haben, verweiſe ich einſtweilen auf den Auszug, den Herr Dr. **Preu** gegenwärtig aus dem Ganzen zu machen beſchäftigt iſt und welcher nächſtens im Archiv für die Homöopathie erſcheinen wird.

Verbeſſerungen.

Seite 39. Z. 4 von unten ſt. ſollte l. ſolle.

Seite 11. Z. 3 — — ſt. Mineraliſches nicht, hier l. von Mineraliſchem.

Seite 77. Z. 4 von oben nach den unterſtrichenen Worten, iſt einzuſchalten: Offenbar war dieſer dritte der der Arzenei ſelbſt.

Seite 80. Z. 14 von unten ſt. Geauch l. Geruch.

Seite 95 letzte Zeile ſt. (ſ. unten) l. (ſ. 2. Heft).

Unbedeutende Fehler wie homöopatiſch ſt. homöopathiſch möge man überſehen.

◆

Mittheilungen
über
Kaſpar Hauſer.

Von
Georg Fr. Daumer,
Gymnaſialprofeſſor, Hauſers ehemaligem Pflegevater.

Zweites Heft.

Nürnberg,
im Verlag von Heinrich Haubenſtricker.
1 8 3 2.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Inhalt.

Seite
I. Einige Erinnerungen Hauſer's aus ſeinem Kerkerleben und der nächſtfolgenden Zeit . . 1
II. Sprache 5
III. Weichheit und Güte des Gemüths in den erſten Zeiten ſeines Aufenthalts zu Nürnberg . . 7
IV. Hauſer in Beziehung auf das weibliche Geſchlecht 11
V. Sein Verhalten in religiöſen Beziehungen . . 16
VI. Zuſatz zu X. des erſten Heftes (Ahnung des Mordverſuchs) 26
VII. Träume 27
VIII. Beſuch bei einer Somnambüle 30
IX. Einwirkung von Spinnen 32
X. Wirkung einer Blume 34
XI. Berauſchung durch Weinbeeren 35

Seite
XII. Wirkungen von Metallen, Glas, Edelſteinen ꝛc. 36

XIII. Homöopathiſche Heilverſuche (Fortſetzung) . . 42
- 5. Arnica 42
- 6. Calcarea 44
- 7. Nux vomica 47
- 8. Aconitum 48
- 9. Lycopodium 48
- 10. Rhus 54
- 11. Nux vomica 55
- 12. Nux vomica 56
- 13. Nux vomica 59
- 14. Arnica 61
- 15. Silicea 63
- 16. Tinct. Sulphuris 66

I.

Einige Erinnerungen Hauſers aus ſeinem Kerkerleben und der nächſtfolgenden Zeit.

Bis zu der Zeit, da der Unbekannte, um ihn zu unterrichten, in ſeinem Kerker erſchien, befand ſich Hauſer in einem dumpfen, reflexionsloſen Zuſtand, ohne Erinnerung eines ehemaligen Lebens unter Menſchen, ohne Befremden und Nachſinnen über ſeine Lage, ohne Wunſch, ſie zu verändern, ohne Sehnſucht nach etwas, was er nicht beſaß, im vollkommenſten Gleichmuthe. Die meiſte Zeit mag er verſchlafen haben. Er ſelbſt glaubt nur wenige Stunden gewacht zu haben. Im September 1828 äußerte er, es komme ihm ſehr ſonderbar vor, wenn er zurückdenke, daß er in ſeinem Kerker nichts gedacht, noch gewünſcht habe, da er doch jetzt ſo viele Gedanken und Wünſche habe. Er ſey in einem immergleichen Zuſtande geweſen, in den er ſich jetzt ſchwer zurückdenken könne. In dieſem Zuſtande wäre er auch ohne Zweifel bis ans Ende ſeines Lebens geblieben, wenn keine Erregung ſtatt gefunden hätte. Aber ſchon nachdem der Unbekannte bei ihm erſchienen war, gieng eine große und weſentliche Veränderung in ſeinem Innern vor. Er blieb nicht nur bei dem ſtehen, was ihn der Mann lehrte und andeutete, ſondern fieng an Betrachtungen und Vergleichungen der ihm nächſten äußern Gegenſtände aus freiem Triebe anzuſtellen. Er erzählte mir von dem Uebertritt zu dieſem neuen, obwohl noch höchſt beſchränkten Geiſtesleben folgendes Merkwürdige. Das erſte, was er in Betrachtung gezogen, ſey, ſo viel er ſich erinnere, ſeine Hand. Es ſey ihm aufgefallen, daß „Löcher“ darin ſeyen, was er zuvor niemals bemerkt hatte, womit er nämlich die Schweißlöcher meinte. Dieß zeigt zugleich, mit welcher Schärfe er in ſeinem finſtern Loche ſah. Noch da er mir Obiges erzählte, nannte er dieſe feinen Punkte „große Löcher.“ Als er nun dieſe Entdeckung gemacht, verglich er die Streifen oder Bänder, mit denen er ſeine hölzernen Thierbilder zu ſchmücken pflegte, mit ſeiner Hand, und fand, daß auch dieſe Bänder ähnliche Löcher hatten. Hierauf verglich er die hölzernen Thiere ſelbſt und bemerkte etwas Abweichendes, da er in dieſen keine ſolchen Löcher, ſondern vertiefte Stellen, Einſchnitte, fand.

Aufſitzend in ſeinem Gefängniß fühlte Hauſer, daß ihn etwas hinderte, ſich auch nur etwas ſtark gegen die Kniee vorzubeugen; er vermochte ſich nicht einmal ganz auf die Seite zu legen, nur die Lage auf dem Rücken und ein kleines Rutſchen auf die linke Seite hin war ihm möglich. Als er von Profeſſor Hermann (1828) auf dem Boden ſitzend an der Hoſenſchnalle niedergehalten wurde, ſagte er, ſo ſey es geweſen. Näheres wußte er nicht anzugeben, denn was ihn hielt, hat er nie unterſucht. Als der Unbekannte bei ihm geweſen war, fiel ihm beim Spiele eines ſeiner Pferdchen auf die Seite, ſo daß er, um es wieder zu erlangen, ſich vorwärts bemühen mußte; da fühlte er zum erſtenmale jene Hemmung nicht mehr. Wahrſcheinlich hatte der Unbekannte, um ihm das Schreiben zu erleichtern, die Feſſel gelöſt, und nachher nicht wieder befeſtigt. Er ſuchte nun vorwärts zu rutſchen, um ſein Pferdchen zu faſſen, was ihm auch gelang, wobei er mit den Füßen auf den kalten Boden kam. Weiter zu rutſchen oder aufzuſtehen hat er nicht verſucht. Auch hat er über das Verſchwinden der Hemmung keine Unterſuchung angeſtellt, was alles nicht ohne pſychologiſche Merkwürdigkeit iſt. Hauſer meint jedoch — und wohl nicht mit Unrecht — wenn man ihn nach dem oben beſchriebenen Geiſteserwachen noch lange in ſeinem Loche gelaſſen hätte, ſo würde er in ſeinen Betrachtungen und Beſtrebungen immer weiter gegangen ſeyn und endlich auch wohl aufzuſtehen verſucht haben.

Der Ort, an welchem Hauſer verborgen gehalten wurde, war allem Anſchein nach ein kleines kellerartiges Gewölbe unter der Erde. Als ich ihn (1828) in einen kleinen Hauskeller führte, ſagte er, die Wölbung und die in ihr befindlichen Fenſter ſeyen ſo geweſen, wie hier, nur ſey ſein Kerker noch kleiner und dunkler geweſen. Bei weiterem Beſprechen trat die Erinnerung hervor, er ſey, wie er aus ſeinem Gefängniß herausgekommen, zuerſt einen kleinen Berg, dann einen großen hinaufgetragen worden *). Der erſte nämlich ſey gleich vorüber geweſen, bei dem zweiten, meint er, ſey es hoch hinaufgegangen, auch habe auf dieſem der Träger ſtark geathmet („geſchnauft"). Auf dem erſten habe der Gang des ihn tragenden Mannes ſtärker geſtoßen, als auf dem zweiten, und die Luft ſey ihm auf dem erſten weniger kalt vorgekommen, als auf dem zweiten. Vom Weg habe er auf dem erſten nichts geſehen, da ſein Geſicht auf des Trägers Rücken gelegen, auf dem zweiten ſey ihm der Weg grün vorgekommen. Auf beiden Seiten des Weges, da er den erſten Berg hinaufgetragen worden, ſey

---

*) Früher hatte er nur angegeben, er ſey, wie er aus ſeinem Gefängniß genommen wurde, aufwärts oder einen Berg hinaufgetragen worden. Obige beſtimmtere Angabe trat zuerſt hervor, als er mir auf eine Frage die überraſchende Antwort gab: das ſey auf dem erſten Berg der Fall geweſen, worauf ich dieſer Spur nach weiter fragte.

er neben (wie an Wänden) angeſtreiſt. Zwiſchen dem erſten und zweiten Berg ſey es eine Zeit lang eben fortgegangen. Hieraus läßt ſich abnehmen, daß die erſte Höhe (der erſte Berg) eine kleine ſchmale Treppe, die zweite aber eine Anhöhe im Freien geweſen ſey. Als wir ihn über dieſe Gegenſtände befragten, nahm ihn Prof. Hermann auf den Rücken, ſo wie nach Hauſers Angabe der Mann ihn auf den Rücken genommen, und gieng mit ihm auf ebenem Boden und auf Treppen umher, um durch die Erneuerung der Empfindung ſeiner Erinnerung zu Hülfe zu kommen.

Hauſer ſagt, er habe, als man ihn hinausgetragen, große Schmerzen empfunden und geweint; endlich ſey er auf dem Rücken ſeines Trägers eingeſchlafen oder ohnmächtig geworden und, da er wieder zu ſich gekommen, mit dem Geſicht gegen die Erde gekehrt, auf dem Boden gelegen u. ſ. w. Schon durch mechaniſche Einwirkung konnte für Hauſer das Herausgeſchlepptwerden aus ſeinem Loche ſchmerzlich werden. Auch hat wohl die freie Luft, da er ihr zum erſtenmal nach ſo langer Zeit wieder ausgeſetzt war, einen ſtarken Eindruck auf ihn gemacht. Gleichwohl glaube ich, daß die Haupturſache ſeines ſchmerzlichen Zuſtandes, der mit Ohnmacht endete, die animaliſch-magnetiſche Einwirkung des Trägers war, auf deſſen Rücken er lag. Es iſt bemerkt worden, daß Hauſer von Berührungen menſchlicher Körper immer Erkältung und Schmerz empfand. Dieſe Empfindlichkeit, die ſich ſpäter verlor, muß zu der Zeit, da er in ſeinem Gefängniß lebte und demſelben entnommen wurde, im höchſten Grade ſtatt gefunden haben. Er erinnerte ſich ſpäter noch, wie er Kälteſchauer und dann Hitze ſchmerzhaft empfunden, als der Unbekannte im Gefängniß ſeine Hand berührte. Die Erkältung, die Hauſer auf des Mannes Rücken gefühlt haben will, kam gewiß weniger von der Luft als von dem Träger. Er äußerte einmal, die Kälte die er empfunden, da man ihn hinausſchleppte, ſey auf dem kleinen Berg in Hitze übergegangen, dann ſey es wieder ſehr kalt geworden, und wie er zuerſt auf dem Weg erwachte, habe er Hitze im Kopf gehabt und der Schweiß ſey ihm über's Geſicht geronnen. Dies giebt wenigſtens einen fieberiſchen Zuſtand zu erkennen. Seine Empfindlichkeit gegen Berührungen aber, die ſich zu Nürnberg auf ſo auffallende Weiſe kund that, legt auch folgende Stelle ſeiner ſchriftlichen Erzählung dar: „Ich glaube, er (Hauſers Führer auf dem Weg nach Nürnberg) ließ mich ein wenig freier gehen, um zu probiren, ob ich auch allein gehen könne; aber ich glaube, daß ich hingefallen ſeyn würde, weil ich nicht mehr die Füße vorwärts bringen konnte, und auf beiden Seiten empfand ich einen plötzlichen Schmerzen, der wahrſcheinlich daher rührte, daß mich der Mann geſchwind ergriff, als ich hinfallen wollte.“

II.

Sprache.

Im erſten Hefte S. 25. iſt bemerkt worden, daß Hauſer anfangs die Worte, die man mit ihm ſprach, als bloße Laute, ohne ihren Sinn zu faſſen, nachzuahmen pflegte. Daſſelbe ſtellt er ſelbſt in dem S. 47 ff. mitgetheilten Fragmente umſtändlich dar. Hieraus läßt ſich manche ſonſt unglaubliche Ausſage Anderer erklären. Wenn

z. B. der Bürger, der ihn zuerſt in Nürnberg erblickte *) vom neuen Thor ſprach, etwa zu ihm ſagte: „Sieht er, das iſt das neue Thor!“ ſo mochte Hauſer, wie er zu thun pflegte, die letzten Worte: „Neu Thor“ nachſprechen, der Mann konnte glauben, Hauſer frage, ob dies etwa ein neu gebautes Thor ſey, und in ſeiner Einbildung ſtand nachher unerſchütterlich feſt, was Feuerbach S. 3. in der Note als Ausſage dieſes Mannes mittheilt **) und was ich ſelbſt von letzterem behaupten hörte. Wenn Hauſer auf die Frage, woher er komme, keine verſtändliche Antwort gab, ſo ſuchte man ihm wahrſcheinlich durch Nennung einiger Localitäten nachzuhelfen. Auf die Frage: „Vielleicht von Regensburg?“ mag Hauſer das letzte Wort nachgeſprochen haben, und ſo entſtand die Meinung: Hauſer habe geſagt, er ſey von Regensburg gekommen, was jener Bürger gegen mich und Hauſer, der nichts davon wiſſen will, eben ſo feſt behauptete. So werden eine Menge Inkonſequenzen und Unbegreiſlichkeiten ganz leicht und einfach aufgelöst. Wie Hauſer zu dem Ausdruck „Woas nit“ oder „I wäs net“ kam, erzählt er uns in dem Fragmente S. 55. des 1. Hefts. Es waren eben ſo, wie ſeine Reden in den obigen und andern Fällen, nur ſinnlos nachgeahmte Laute, Jedermann aber mußte damals glauben, wenn er ſein „woas nit“ ſagte, es ſolle eine Verneinung deſſen ſeyn, was man von ihm erfragen wolle.

Ich füge hier dem im erſten Heft Geſagten noch folgendes von Eigenthümlichkeiten in Hauſers Sprache hinzu, was nicht ganz ohne Intereſſe ſeyn dürfte.

---

*) Ein armer, aber unbeſcholtener Mann.

**) „Als er mit K. zum neuen Thor gekommen, habe dieſer geſagt: dös is g'wiß erſt baut worn, weil mer's neu Thor heißt?“

Auch da Hauſer „ich“ ſagen gelernt hatte, ſprach er doch noch mehrere Monate lang von ſich ſelbſt gern in der dritten Perſon und mit Nennung des Namens Kaſpar. In Beziehung auf eine Zeichnung, die von ihm gemacht worden war, ſagte er z. B.: „wenn die Naſe nicht wäre, ſo wäre gar nichts vom Kaſpar in dem Bild.“ — „Mich ſelbſt darauf hindenken“ ſagte er im Sommer 1828 ſtatt: durch eigenes Studium herausbringen. — „Es fühlt mich“ nach der Analogie: es friert mich u. ſ. w. — „Fühlung“ ſtatt Gefühl, Empfindung. — „Auf die Drüben-Seite“ ſtatt: auf die andere Seite. — „Es iſt eine Unmenſchlichkeit“ ſtatt: es iſt etwas Uebermenſchliches, etwas durch menſchliche Kraft Unerreichbares (1828). — Der Ton der Violine ſey ausführlicher als der der Guitarre, ſagte er ſchön bezeichnend im Frühling 1829. Das Wort ſchwermüthig brauchte er vom Körper und ſchrieb es ſchwermüdig, als Compoſitum von ſchwer und müd (1829). — „Ich bin jetzt in einem ganz andern Gedächtniß“ ſtatt: ich denke jetzt ganz anders als ſonſt, habe ganz andere Gedanken und Geſinnungen (1830). — Bei Gliedern des Leibes brauchte er eine undeutſche Redefügung, z. B. von einer Katze: ſie hat Kopf nicht ſo groß, als die andere (noch 1830). „Eine ſo Reue“ mit betontem ſo, ſtatt: eine ſolche (ſo große) Reue (1830).

III.

Weichheit und Güte des Gemüths in den erſten Zeiten.

Das rührende Bild der reinſten Güte, welches Hauſers Erſcheinung in den erſten Zeiten gewährte, übertrifft alles, was von dieſer Art die Phantaſie ſich erfinden könnte und läßt ſich in der Fülle ſeiner Lebendigkeit durch keine Beſchreibung ausdrücken. Aus dem Jahre 1828 ſind folgende Züge.

Seine eigene Empfindlichkeit gegen äußere Einwirkungen auf alle lebendigen Weſen übertragend, konnte ihn ſelbſt das, was Andern nicht wehe that, in Schrecken verſetzen. Als ihn einmal jemand aufforderte, ihm mit einer Ruthe einen kleinen Schlag zu verſetzen, war er nicht dazu zu bringen; es thue ihm ſelbſt gar zu weh, ſagte er. Schlug vor ſeinen Augen einer den andern und verſicherte auch der Geſchlagene lachend, keinen Schmerz zu fühlen, ſo vermochte dies den Schrecken und Schmerz, den Hauſer bei ſolchem Anblick fühlte, nicht aufzuheben. Wenn er vollends jemand, wie ein Paarmal in ſeiner Thurmwohnung ein Kind, züchtigen ſah, ſo vergoß er Thränen und gerieth in die äußerſte Unruhe. Ich ſah ihn um die Zeit, da er mir übergeben wurde, in Angſt und Unwillen gerathen, als jemand eine Katze, um ſie ihm zu zeigen, beim Kragen in die Höhe hob. Die Flöhe, die ihn im Thurme gewaltig peinigten und mit ihren Stichen aus dem Schlafe weckten *), ſah er mit Unwillen tödten und begnügte ſich, ſie zum Fenſter hinaus zu ſchaffen. Als jemand zu jener Zeit vor ſeinen Augen einen Floh tödtete, ließ ihn Hauſer mit unwilligem Tadel an, und da man ihm ſagte, dies Thier ſey deßhalb getödtet worden, weil es ihn plage und beiße, ſagte er, man hätte es zum Fenſter hinaus entlaſſen ſollen. Erſt als man ihm bemerkte, daß es dann auf andere Menſchen geſprungen ſeyn und

---

*) Mit Schauder ſprach er nachher von dieſen „Schwarzen.“ Vor einer ſchwarzen Henne fürchtete er ſich deßhalb, weil er ſie der gleichen Farbe wegen für einen ſolchen „ſchwarzen Beißer“ hielt.

auch dieſe gebiſſen haben würde, beruhigte er ſich einigermaſſen. Wenn Jemand ein Inſekt umbringen wollte, hinderte er es und ſagte, dieſes Thier möchte auch gern leben. Wenn er einen Vogel oder andere Thiere eingeſperrt ſah, betrübte er ſich und ſagte, dieſes Thier möchte auch gern frei ſeyn, warum man es einſperre? Ich ſah ihn weinen, als Jemand im Scherze zu ihm ſagte, eine gewiſſe Katze ſolle den damals in Nürnberg befindlichen Schlangen vorgeworfen werden. Er betrübte ſich faſt bis zu Thränen, als er hörte, das Pferd, das er zu reiten pflegte, habe ein geſchwollenes Bein, und als er hörte, dieſes Pferd werde auf dem Theater einen Mauleſel vorſtellen, erzürnte er ſich, und ſagte, dieſen braven Gaul müſſe man nicht foppen. Sah er Thiere nach einem Fraße lüſtern, ſo drang er darauf, ſie zu befriedigen. Ich mußte ihm einſt erlauben, einem Vogel, der gebraten werden ſollte, die Freiheit zu geben, um nicht ſein Gemüth gegen mich zu empören. Man kann keine Vorſtellung von der rührenden Kindlichkeit haben, mit der er für ihn bat, und von dem Entzücken, mit dem er den Vogel davonfliegen ſah. Er erzählte mir einſt mit einem Ausdruck unendlicher Wehmuth, Herr *** habe heute einen Haſen und zwei Vögel auf der Jagd geſchoſſen, die er noch bluten geſehen. Wie es möglich ſey, daß die Menſchen kein Erbarmen mit dieſen Thieren hätten, die doch Niemand etwas zu Leide thäten? Als man ihm ſagte, man tödte dieſe Thiere, um ſich von ihrem Fleiſche zu nähren, erwiederte er, man könne ja etwas anderes eſſen, z. B. Brod, wie er. Als er im Herbſte 1828 Affen ſah, die allerlei Kunſtſtücke machten, hatte er eine kindiſche Freude darüber. Da er aber bemerkte, wie ſie damit wieder von vorn anfangen mußten, um neu hinzugekommene Zuſchauer zu befriedigen, verlangte er mit dem Ausdrucke des Mitleids fortgeführt zu werden.

Er hätte vor Jammer nicht mehr zuſehen können, ſagte er nachher, denn er habe ſelbſt die Erfahrung gemacht, wie widerlich es ſey, das, was er ſchon tauſendmal den Neugierigen geſagt und vorgezeigt habe, von Neuem ſagen und vorzeigen zu müſſen.

Das erſte, was er (im Sommer 1828) las und zugleich verſtand, war die Geſchichte Joſephs und ſeiner Brüder. Er hatte darüber eine unausſprechliche Freude; aber über die Härte, mit welcher Joſeph in Aegypten ſeine Brüder Anfangs behandelte, beklagte er ſich ſehr, und ſagte, das ſey nicht ſchön von ihm geweſen. Er an Joſephs Stelle würde die Brüder nicht geängſtigt, denen, die ihm Böſes gethan hatten, ſo viel als ſie nöthig gehabt, gegeben und von ſich gelaſſen, den Ruben aber, der ihm das Leben gerettet, bei ſich behalten haben. Der kaum zum Leben erwachte Findling läßt hier den altteſtamentlichen Mann Gottes an Zartgefühl und Edelmuth weit hinter ſich. Obgleich noch ohne alle religiöſe Bildung, ja von Religion und Chriſtenthum nichts wiſſen wollend, vergilt er nicht Böſes mit Böſem, ja er will wohl thun denen, die ihn gehaßt und in's Elend geſtürzt haben. Aber wie menſchlich wahr zugleich iſt jene Aeußerung, die bei Hauſer der Handlung ſelbſt ganz gleich zu achten iſt. Er will zwar denen nicht übel, die ihn ſo grauſam behandelt haben, aber lieben kann er ſie doch auch nicht. Er giebt ihnen reichlich, damit ſie keinen Mangel leiden, und will ſie dann nicht weiter um ſich haben. Den Ruben aber, der ihm Gutes gethan, den liebt er, den behält er bei ſich.

Eine ſeiner köſtlichſten Aeußerungen, die er im Oktober 1828 that, iſt folgende: Er denke auch deßhalb ungern an ſeine Einſperrung zurück, weil er ſich die Angſt vorſtelle, in der der Unbekannte, der ihn gefangen hielt, gelebt haben müſſe. Dieſer habe wahrſcheinlich immer auf ſeinen Tod gehofft, der nicht erfolgt ſey, und ſo glaube er, daß der Unbekannte, bis er ſich ſeiner entledigt habe, in der qualvollſten Unruhe gelebt habe, was ihm wehe thue, wenn er ſich's vorſtelle. Solche Aeußerungen waren damals bei Hauſer weder durch Erziehung und Bildung überhaupt, noch insbeſondere durch religiöſen Einfluß begründet, ſie floßen rein und ſelbſtſtändig aus ſeiner in ihrer Urſprünglichkeit noch ungetrübten Menſchennatur, die aber das Leben in der Welt bald zum Abfall von ſich ſelber nöthigte.

Der an ihm verübte Mordverſuch machte einen üblen Eindruck auf ſein Gemüth. Er äußerte nachher, wenn der Unbekannte, der ihn in der Gefangenſchaft gehalten, und von dem er feſt behauptete, er ſey derſelbe, der jene That verübt, früher entdeckt worden wäre, würde er für ihn gebeten haben, weil er ihn doch als Kind aufgenährt und nicht getödtet habe. Jetzt aber, wenn man ihn ergriffe, möge man mit ihm thun, was man wolle. Als er einige Wochen nach ſeiner Verwundung ſich im Schießen nach der Scheibe übte und einmal gut getroffen hatte, kam er jubelnd zu mir gelaufen und ſagte, jetzt könne er ſchon einen Menſchen todtſchießen. So umgeſtimmt war damals das früher ſo harmloſe Weſen, das kein Thierchen zu beleidigen vermochte, auch wenn es ihn ſelber quälte.

◆

IV.

Hauſer in Beziehung auf das weibliche Geſchlecht.

Hauſers Natur verhielt ſich lange Zeit in geſchlechtlicher Beziehung völlig indifferent und ſein Sexualvermögen war in tiefen, unerwecklichen Schlummer verſenkt. Anfangs wollte er mit aller Gewalt ein Mädchen werden, weil ihn die ſchmucken weiblichen Kleider reitzten und nach ſeiner Meinung zu der Umwandlung nichts gehörte, als die Veränderung des Anzugs. Später jedoch, als er, ohne zwar den Geſchlechtsunterſchied zu faſſen, die weibliche Natur und ihre Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft als eine eigenthümliche erkannte, änderte ſich dieſe Neigung in das Gegentheil um. Für Hauſer gab es nichts Höheres, als das Wiſſen, und das Vermögen, kraft dieſes Wiſſens zu wirken; da er nun ſah, daß im Reiche des Wiſſens das männliche Geſchlecht die Herrſchaft behaupte, ſo ſetzte ſich in ihm die Anſicht feſt, dies Geſchlecht ſey eine höhere Gattung von Weſen als das weibliche (1828 u. 1829) *). Die den letzteren anheimgeſtellten Verrichtungen und Fertigkeiten flößten ihm als untergeordnete wenig Achtung ein und den eigenthümlichen ſittlichen Werth der Weiblichkeit war Hauſer damals noch nicht zu erkennen fähig. Dazu kamen mancherlei Bemerkungen, die er in der Geſellſchaft junger Perſonen weiblichen Geſchlechts zu machen Gelegenheit hatte und die

---

*) Bei einem Mann im Irrenhauſe zu Nürnberg fand ich dagegen die Anſicht, daß das Weib eine höhere Organiſation ſey, als der Mann. Er ſey einmal, hörte ich ihn ſagen, von einer böſen Fee in ein Schwein verwandelt worden. Eine gute Fee dagegen habe beſchloſſen, ihm die menſchliche Geſtalt wieder zu geben. Aus einem Schweine aber könne man nicht ſogleich in ein Weib verwandelt werden, ſondern müſſe zuvor ein Mann werden. Deshalb habe er ſeine gegenwärtige männliche Geſtalt erhalten und ſehe nun der Zeit entgegen, in der es möglich ſeyn werde, ihn wieder zum Weibe zu machen. Eine Weiberhaube hatte er bereits aufgeſetzt und ließ ſich mit einem weiblichen Namen nennen. — Gegenwärtig, wie mir der Arzt des Irrenhauſes ſagt, glaubt er, die Verwandlung ſey wirklich vorgegangen.

ihn in ſeiner Anſicht beſtärken mußten. So unvernünftig und unglaublich ihm auch von manchen weiblichen Perſonen geſchmeichelt wurde (ich könnte wunderbare Beiſpiele davon anführen), ſo gewannen ſie doch nichts anderes damit, als daß er ſie geringſchätzte. Am höchſten ſtanden bei ihm alte und vielbeſchäftigte, wenn auch nur dienende, Frauensperſonen, die jungen und ihre Zeit mehr in geſelligen Unterhaltungen hinbringenden Frauenzimmer pflegte er in ſchonungsloſen Ausdrücken herabzuſetzen.

Als ihm im Sommer 1828 bemerklich gemacht wurde, daß die Natur das Männchen bei Vögeln, wie beim Hahn und Pfau durch Federſchmuck ausgezeichnet habe, ſagte er, bei den Menſchen ſollte das auch ſo ſeyn; die Männer ſollten ſchöner geputzt ſeyn, als die Weiber, weil ſie mehr verſtänden. Um dieſelbe Zeit that Jemand die Frage an ihn, ob er auch einmal eine Frau nehmen wolle? Was ſoll ich mit einer Frau thun? erwiederte er, die kann mir nichts lehren. Nichts, pflegte er zu ſagen, komme ihm einfältiger vor, als das Heirathen; denn wozu brauche man eine Frau? Als man ihm ſagte, Ehefrauen hätten dem Hausweſen vorzuſtehen, erwiederte er, man könne ſich ja eine Magd halten, und da ihm bemerkt wurde, mit einer Frau könne man freundſchaftlicher und vertraulicher umgehen, als mit Dienſtboten, daher ſey dies Verhältniß annehmlicher und das Hausweſen werde ſo beſſer beſorgt als durch bloſe Dienſtboten, die weniger treu und eifrig wären, entgegnete er, wenn man mit einer Magd nicht zufrieden ſey, könne man ſich eine andere wählen. Es gebe recht brave Dienſtboten. Da ſey z. B. die alte Bärbel (die Magd des Herrn Bürgermeiſter Binder), die würde er ſich nehmen und die würde ihm Alles thun, was und wie er es haben wolle.

Nichts war ihm mehr zuwider, als Liebesgeſchichten.

Er wiſſe gar nicht, ſagte er, warum denn einer immer nur eine beſtimmte Frauensperſon haben wolle und keine andere; als wenn er nicht eben ſo gut eine andere nehmen könnte.

Im Oktober 1828 entdeckte es ſich, daß er mit dem Worte Frauenzimmer ausſchließlich die Vorſtellung junger weiblicher Perſonen verband, die ſich mit keiner ernſten Arbeit beſchäftigen, wie ſie ſich ihm öſters in Geſellſchaften zeigten. Frauenzimmer, ſagte er, ſeyen zu nichts nütze, als zum Daſitzen. Oder: Frauenzimmer könnten nichts als daſitzen und ein wenig nähen oder ſtricken. Von den weiblichen Perſonen meines Hauſes, die er immer zweckmäßig beſchäftigt ſah, behauptete er, ſie ſeyen keine Frauenzimmer. Als z. B. meine Mutter einſt, da er in ſeiner Weiſe die Frauenzimmer herunterſetzte, zu ihm ſagte, ſie ſey ja auch ein Frauenzimmer, ob denn bei ihr auch ſtatt finde, was er tadle, entgegnete er: Sie ſind kein Frauenzimmer, ſondern eine Mutter. Frauenzimmer, pflegte er zu ſagen, äßen und tränken unaufhörlich und alles durcheinander und ſeyen demzufolge immer krank. — Die Weiber hätten einander ſo viel zu erzählen von der Noth und Plage, die ſie hätten, und das alles um des Eſſens und Trinkens willen. — Frauenzimmer ſchmähten hinter dem Rücken auf andere Weiber, denen ſie nicht gut ſeyen, und wenn ſie mit ihnen zuſammen kämen, ſchmeichelten ſie ihnen doch. — Zuweilen ſage eine der andern: höre, ich will dir was anvertrauen, aber du mußt es Niemand ſagen, was denn dieſe auch gar ſehr zu befolgen verſpreche. Begegne nun letztere einer dritten und dieſe ſage: Weißt du nichts Neues? ſo entgegne jene: ich wüßte wohl etwas, aber du mußt es nicht weiterſagen, und entdecke ſodann das ihr anvertraute Geheimniß u. ſ. w.

Im Sommer 1829 ärgerte er ſich gewaltig darüber, daß er bei einem Paradezug von Seiltänzern einer in dieſem Zuge reitenden Frauensperſon, deren Putz, Figur und Reitkunſt ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatten, ein paar Straßen weit nachgegangen war. Da ſey ihm, ſagte er ärgerlich, doch auch einmal geſchehen, was, wie er höre, zuweilen bei Andern der Fall wäre, er ſey einem Weibe nachgelaufen.

Daß man beim Weibe Schönheit ſuchen oder vermiſſen könne, ſchien ihm ganz fremd zu ſeyn. Als er ein komiſches Bild ſah, wo bei einem Tanze, nachdem die hübſchen und jungen Frauenzimmer an andere Tänzer gekommen waren, einem nur eine häßliche, dürre Alte überblieb, begriff er nicht, was gemeint ſey, und fragte, ob denn die Alte nicht auch tanzen könne? Da man entgegnete, ſie könne wohl, aber ſie ſey alt und häßlich, erwiederte er, das thue ja gar nichts, wenn ſie nur tanzen könne (Herbſt 1829). Für männliche Schönheit entwickelte ſich in ihm ein Sinn, während er weibliche noch ganz überſah. Oefters hörte ich ihn jene preiſen, letztere nie; außer, daß er einmal (Dezember 1829) die Schönheit einer mir perſönlich nicht bekannten zweiundſiebzigjährigen Dame, mit der er ſich ſehr angenehm unterhalten, und in deren Aeußerem ihn wahrſcheinlich eine geiſtige Anmuth angeſprochen hatte, nicht genug zu rühmen wußte.

* * *

V.

Hauſers Verhalten in religiöſen Beziehungen [*]).

Die Aeußerlichkeiten des Gottesdienſtes waren Hauſern Anfangs nicht nur völlig fremd, ſondern widerwärtig und unerträglich. Als er zuerſt in eine Kirche kam und des Predigers erhobene Stimme vernahm, meinte er, der Mann „zanke" mit den Leuten da. Das Singen der Gemeinde, wie des Predigers Vortrag war ihm ein widerwärtiger Lärm und Unfug, der ſein höchſt feines und reizbares Gehör beleidigte; „erſt, ſagte er ärgerlich, ſchrien die Leute, und wenn dieſe aufhörten, fange der Pfarrer zu ſchreien an." Die Crucifixe in den Kirchen erregten ihm den ungeheuerſten Schauder, weil er die angenagelten Chriſtusbilder für gemarterte lebendige Weſen hielt. Ich hörte ihn in Kirchen mit dem Ausdrucke höchſten Schmerzes flehen, dieſe Menſchen nicht ſo zu quälen, ſondern von ihren Kreuzen herabzunehmen. Von der Art, wie er ſich bei Betrachtung anderer religiöſer Bildwerke zu benehmen pflegte, iſt Folgendes ein Beiſpiel. Als er im Oktober 1828 den betenden Chriſtus an der Lorenzer-Kirche ſah, ſagte er, das ſey ein einfältiges Bild; der eine bitte um etwas und könne doch nichts empfangen,

---

[*]) Es kommt zwar in dieſem Aufſatz Einiges vor, was ſchon im Feuerbach'ſchen Werke ausgehoben worden iſt; ich konnte dieß aber nicht weglaſſen, ohne den Zuſammenhang der hier gegenwärtigen Darſtellung allzuſehr zu beeinträchtigen.

da er von Stein ſey, der andere aber (Gott Vater) könne ihm nichts geben, weil er auch von Stein ſey *).

---

*) Dieſe Aeußerung iſt zugleich in anderer Beziehung merkwürdig. Es iſt früher bemerkt worden, daß *Hauſer* alle Bilder für das nahm, was ſie vorſtellten, und keinen Unterſchied von Bild und lebendiger Wirklichkeit zu machen wußte. So als er im September 1828 die Steinbilder unter der Burg von Nürnberg betrachtete, lachte er über den ſchlafenden Johannes, der ein Buch in der Hand hält, „*weil dieſer lernen wolle und doch ſchlafe.*“ In der oben im Texte angeführten Aeußerung dagegen ſehen wir ihn im Uebergang zu dem Vermögen, Bild und Abgebildetes, Lebloſes und Lebendes zu unterſcheiden, aber aufs wunderlichſte miſcht ſich noch ſein früheres Nichtunterſcheiden in dies beginnende Unterſcheiden. Jener Mann von Stein bittet um etwas, und ſcheint ihm das als ein lebendes Weſen zu thun, aber zugleich hat er ſchon das Bewußtſeyn, daß es nur ein lebloſes Bild von Stein ſey, welches daher nichts brauche und nichts empfangen könne und daher thöricht handle, etwas zu bitten und zumal von einem andern Mann von Stein, der ihm nichts geben könne. Auf ſolche Weiſe miſcht ſich zuweilen im Traume das Unvermögen die Gebilde des Traumes als bloſe Vorſtellungen zu erkennen und von der Wirklichkeit zu unterſcheiden mit dem Bewußtſeyn, daß es bloſe Vorſtellungen ſeyen. So in einem Traum, von dem ich einſt las, wo Jemand mit einem Wirthe über eine zu hohe Rechnung ſtritt und ihm endlich ſagte: Nehmen Sie bald, was ich Ihnen biete, *denn, wenn ich erwache, bekommen Sie gar nichts!* — Ein Bewußtſeyn, daß ich nur träume, habe ich ſelbſt öfters im Traume. Ich ſtand z. B. einmal im Traume vor einem Spiegel, betaſtete das Spiegelglas und dachte: Wie ſonderbar! Ich habe ein ſo beſtimmtes Gefühl von der Glätte dieſes Spiegelglaſes und träume doch nur! — Ein andermal erwachte ich mit Alpdrücken aus dem Schlafe, ſtand auf, machte mir im Zimmer zu ſchaffen, legte mich wieder nieder und ſchlief wieder ein. Ich erwachte zum zweiten Mal mit Alpdrücken, ſtand auf und dachte: Sollte ich denn das vorigemal, da ich zu erwachen und aufzuſtehen glaubte, nur geträumt haben? Ich legte mich nieder, ſchlief wieder ein, erwachte wieder und dachte, da ich nochmals aufſtand: Sollte ich denn die beiden vorigen-

Verſuche, ihm religiöſe Vorſtellungen beizubringen, wie man ſie vor meiner Bekanntſchaft mit ihm angeſtellt hatte, waren gänzlich mißglückt. Man hatte ihm geſagt, es ſey nur Ein Gott und der ſey überall. Der erſte Theil dieſer Belehrung beunruhigte ihn nicht, weil er unter Gott wohl irgend ein menſchliches Weſen verſtand; deſto mehr der zweite. Er verfiel, wie mir von Augenzeugen erzählt worden, in ſein eigenthümliches, tiefes Nachſinnen, ſtand lange Zeit mit convulſiviſchen Bewegungen da und hatte endlich herausgebracht, daß dies nicht möglich ſey, da auch er (Hauſer) nicht mehr als an einem Orte zugleich ſeyn könne. Denn ſeine eigene Beſchaffenheit, ſein eigenes individuelles Vermögen pflegte er zum Maaßſtab alles Anderen zu machen. „Kaſpar da — nit da — nit da," ſoll er geſagt haben, verſchiedene Stellen bezeichnend (er ſey hier, — nicht dort oder an einem andern Orte). Wegen der Verwirrung und Beängſtigung, in die ihn die Geiſtlichen durch ihren Religionseifer verſetzten, hatte er die größte Furcht vor ihnen. In Beziehung auf einen Geiſtlichen, der ihn beſucht hatte, ſagte er mir einſt (im Sommer 1828), er ſey erſchrocken, da er gehört, es ſey ein Pfarrer, und da ich nach dem Grunde fragte, entgegnete er, daß ihn dieſe Leute ſchon ſehr gepeinigt hätten. Einmal im Thurme ſeyen vier auf einmal zu ihm gekommen und hätten ihm Dinge geſagt, die ihm unbegreiflich geweſen, z. B. daß Gott Alles aus Nichts erſchaffen habe. Da er habe

---

male, da ich zu erwachen glaubte, nur geträumt haben? Und nochmals ſchlief ich ein und erwachte endlich aus dieſem Traume (denn alles dies war nur ein Traum) zum wirklichen Wachen, wo ich auch das, was ich im Traume verrichtet hatte, ungeſchehen fand und mich überzeugte, daß ich nur geträumt hatte.

wiſſen wollen, wie das zugegangen ſey, hätten ſie alle zuſammengeſprochen (geſchrien nach ſeinem Ausdruck), und jeder habe etwas anderes geſagt. Auf ſeine Erwiederung, das verſtehe er nicht, er wolle erſt leſen und ſchreiben lernen, hätten ſie geantwortet, jenes müſſe man zuerſt lernen. Auch wären ſie nicht eher gegangen, bis er zu ihnen geſagt, ſie ſollten doch jetzt einmal fortgehen *). Ein andermal erzählte er, er habe ihnen angedeutet: wenn er etwas machen wolle, ſo müſſe er etwas haben, woraus er es mache **), ſie ſollten ihm ſagen, wie Gott etwas aus Nichts habe machen können. Hierauf hätten ſie zuſammen eine Zeit lang geſchwiegen, und dann miteinander zu reden angefangen, ſo daß er nun gar nichts mehr habe verſtehen und unterſcheiden können.

So ſehr auch Hauſer einem Kinde glich, ſo war doch zugleich ſein Weſen von dem eines Kindes außerordentlich verſchieden. Kinder gewöhnen ſich leicht, auf Autorität der Erwachſenen hin gedankenlos anzunehmen und nachzuſagen, was dieſe ihnen vorſagen; ſo war es bei Hauſer nicht, der überall und durchaus begreifen wollte. Unter ſolchen Umſtänden verſuchte ich einmal, ihm Einiges von den Gegenſtänden des religiöſen Glaubens auf folgende Weiſe näher zu bringen, indem ich, wie er ſelbſt zu thun pflegte (ſ. oben), von der Beſchaffenheit und dem Vermögen ſeines eigenen individuellen Weſens ausgieng. Ich machte ihn zuerſt darauf aufmerkſam, daß Wille, Gedanken, Vorſtellungen in ihm ſeyen und fragte ihn dann, ob er dieſe ſehen, hören u. ſ. w. könne. Da er es verneinte, ſagte ich ihm, er erkenne daraus, daß es Dinge gebe, die man nicht ſehen, hören u. ſ. w., noch ſonſt äußerlich wahrnehmen könne. Er geſtand es zu und zeigte ſich ganz erſtaunt und befremdet über die unkörperliche Natur ſeines innern Weſens. Ein Weſen, fuhr ich fort, das vorſtellen, denken, wollen könne, nenne man Geiſt. Gott ſey eines von den Dingen, die man nicht äußerlich wahrnehmen könne und verhalte ſich zu der Welt, wie ſein (Hauſers) Denken und Wollen zu ſeinem Körper. Wie er in ſeinem Körper durch ſein Denken und Wollen Veränderungen hervorbringen, z. B. die Hand bewegen könne, wenn er wolle, ſo könne es auch Gott in der Welt. Er ſey der in allen Dingen, in der ganzen Welt innerlich wirkende Geiſt, das Leben in allen Dingen. Ich hieß ihn dann den Arm bewegen und machte ihm bemerklich, daß, indem er ſeinen Arm bewege, ſein Denken und Wollen in ſeinem Arm wirke und daß er es nicht thun könnte, wenn ſein Wille nicht darin wäre. Ich fragte ferner, ob er nicht auch zugleich den andern Arm aufheben und beide Arme miteinander bewegen könne, und als er es that und bejahte, ſagte ich ihm, er ſehe daraus, daß ſein Denken und Wollen in zweien ſeiner Glieder zugleich ſeyn könne und ſo könne er verſtehen, wie Gott an verſchiedenen Orten zugleich ſeyn könne und was es heiße, er ſey überall oder allgegenwärtig. Hauſer bezeigte große Freude, da ihm dies klar geworden war und äußerte, was ich ihm da ſage, ſey doch etwas „Wirkliches,“ dagegen ihm die andern

---

*) Ich hatte ihn, da er mir über den Andrang der Neugierigen Klage führte, bedeutet, er möge, wenn neugierige Leute ihn bedrängten, nur erklären, daß er zu lernen habe und daß ſie ihn daher ungeſtört laſſen möchten. Das führte er in größerem Maaße aus, als ich es gemeint hatte, und ſuchte ohne Unterſchied alles fortzutreiben, was zu ihm kam, ſo auch einmal Herrn Regierungspräſidenten v. Mieg, wie ich aus deſſen eigenem Munde weiß.

**) Er geht hier wieder, wie oben, von ſich ſelber aus.

Leute nie etwas Rechtes darüber geſagt hätten. Denkbar und wirklich war ihm alſo gleichbedeutend.

Einen andern Weg, Hauſers ſtarrer Verſtändigkeit beizukommen, als den hier eingeſchlagenen, gab es nicht. Am allerwenigſten durfte man ihn ſo behandeln, wie die Geiſtlichen thaten, welche forderten, daß er in kindlicher Einfalt und Ehrfurcht ihnen nachſprechen ſollte, was ſie ihm vorzuſprechen beliebten und welche ſich nicht einmal die Mühe gaben, ihm Ausdrücke zu erklären, die er nie gehört hatte und die für ihn durchaus ſinnlos ſeyn mußten. Als er z. B. einmal in Gegenwart eines Geiſtlichen auf die Pfarrer ſchalt und die ihm dargebotene Vorſtellung von Gott für etwas Albernes erklärte, ſagte dieſer zurechtweiſend zu ihm: „Ja, Gott iſt auch kein Menſch, er iſt ein Geiſt!“ Abgeſehen davon, daß der Menſch doch auch ein Geiſt iſt, bedachte der Mann nicht, daß das Wort „Geiſt“ für Hauſer noch ein ſinnloſer Laut war.

Seit der Zeit, da ich mit Hauſer obigen Verſuch angeſtellt, hörte deſſen Widerſpenſtigkeit gegen die Idee Gottes auf. Als nachher durch die Gewöhnung an animaliſche Koſt Abſtumpfung des Geiſtes und Sinken der Verſtandes- und Faſſungskraft eintrat, ließ er ſich auch die gewöhnlichen religiöſen Vorſtellungsarten gefallen und ich hörte ihn nichts mehr hierüber bemerken und einwenden, bis nach dem Mordverſuch, der den in Folge des Fleiſcheſſens eingetretenen Zuſtand veränderte, und Hauſers phyſiſchen und geiſtigen Zuſtand demjenigen, in welchem er ſich vor dieſem Genuſſe befunden, wieder ſehr nahe brachte. Zwiſchen der Gewöhnung an animaliſche Koſt und dem Mordverſuch war nur eine kurze Zeit lang ſein Denkvermögen entfeſſelter, während ein Arzeneimittel auf ihn wirkte *). Damals faßte er eigenthümliche Gedanken über Dreieinigkeit und Unſterblichkeit, die ihm jedoch, als das Mittel ausgewirkt hatte und neue Störungen des Befindens vorgefallen waren, wieder gänzlich aus dem Sinn kamen. Nach dem Mordverſuch nahm er wieder eine ſehr verneinende Stellung gegen die gewöhnliche religiöſe Vorſtellungsart an, wiewohl er der gemeinen Vorſtellung von Gott überhaupt keinen Widerſpruch entgegenſetzte. Ich hörte zu dieſer Zeit, wie Jemand zu ihm ſagte, auch Unglücksfälle könnten zum Beſten der Menſchen dienen, und ihm als Beiſpiel anführte, wie Jemand an Beſteigung eines Schiffes durch einen Beinbruch gehindert worden, dieſes Schiff aber nachher mit ſeiner Mannſchaft untergegangen ſey; ſo habe auch der Beinbruch jenem Menſchen zum Beſten gedient. Hauſer aber blieb blos dabei ſtehen, daß ein Beinbruch nichts Gutes ſey, und daß er auch das Bein nicht brechen möge. In Beziehung darauf, daß Gott ihn vor Ermordung bewahrt habe, ſagte er, daran, daß der Mann ihn nicht umgebracht habe, ſey der enge Raum und die ſpaniſche Wand Schuld, wäre dieſe nicht geweſen, ſo hätte ihn der Mann niedergehauen und Niemand hätte ihn gerettet. Auf die Entgegnung, daß es ja Gott ſo gefügt haben könne, daß die ſpaniſche Wand an den Ort gekommen, ſagte er, er ſelbſt habe ſie zuvor angenagelt, da ihr Wanken ihm mißfallen habe; deßhalb, weil ſie angenagelt geweſen, habe ſie der Mann nicht wegſchieben und ſich den gehörigen Raum verſchaffen können. Der Bemerkung, Gott habe es ihm vielleicht in den Sinn gegeben, die Wand anzunageln, ſetzte er zwar keine entſchiedene Verneinung entgegen, aber ſein Benehmen zeigte, daß ihm dieſe Vorſtellung nicht eingieng.

---

*) Vergl. 1s Heft Seite 85.

Jenes „in den Sinn geben" ſchob die fragliche Sache aus der Sphäre des Faßlichen in ein Unbeſtimmtes, Begriffloſes hinaus, deshalb wußte er keine beſtimmte Antwort darauf, aber daß ſein Mißfallen an der Lockerheit der Wand, die in ſeinem natürlichen Sinn für Ordnung und Zweckmäßigkeit gegründet war *), die Wirkung eines außer ihm exiſtirenden Weſens geweſen ſey, konnte ihm nicht glaublich gemacht werden. Als ihm Jemand ſagte, das Vertrauen auf Gott müſſe ihn in Hinſicht der ihm bereiteten Nachſtellungen beruhigen und „auch jener Mordverſuch ſey nicht ohne Gottes Willen vorgefallen," ſo ſagte er: hiemit habe Gott nichts zu thun, das thäten die Menſchen. Niemand werde ihn glauben machen, es ſey Gottes Wille geweſen, daß der Mordverſuch an ihm begangen werde. Der Mann habe dies für ſich gethan und Gott werde ihn dafür beſtrafen. „Das mache ihn zum Narren," daß er gehört habe, Gott laſſe den Menſchen ihren freien Willen und ſtrafe ſie für ihre böſen Handlungen und doch ſollten dieſe Handlungen auch Veranſtaltungen Gottes ſeyn.

Ich hatte bei Hauſer in religiöſer Hinſicht einen ſchweren Stand. Ihm eine gedachtere Anſicht von Gott, als die ſich durch und durch widerſprechende gemeine beizubringen und dieſelbe im Unterricht mit Beſtimmtheit durchzuführen, war höchſt bedenklich und ich hätte mich dadurch großen Vorwürfen und Mißkennungen ausgeſetzt, da eine ſolche Anſicht dem Unverſtand leicht atheiſtiſch erſcheint oder wenigſtens unter dem Namen des Pantheismus gehaßt und verketzert zu werden pflegt. Ich wäre in ſteten Widerſpruch mit den Vorſtellungen gekommen, die man

---

*) Wenn hier nicht etwa ſchon dunkel jene Ahnung wirkte, von der im erſten Hefte die Rede war. Iſt dies ſo, ſo hat ihn ſeine halbſomnambule Beſchaffenheit vom Tode gerettet.

Hauſern von andern Seiten her beizubringen ſuchte und es hätte ſo, zumal in Beziehung auf den Unterricht, den er in der Folge durch einen Geiſtlichen erhalten mußte, die heilloſeſte Verwirrung entſtehen können. Ich mußte mich daher jenen Vorſtellungen bequemen und ihn bei vielen ſeiner Fragen mit den ſchlechten Antworten gewöhnlicher Art abſpeißen, wodurch er aber ganz und gar nicht befriedigt ward. Nach dem Mordverſuch, da er eingetretener Augenſchwäche wegen Monate lang nicht arbeiten konnte und man bei der Unmöglichkeit, ihn durch körperliche Bewegungen und Uebungen zu beſchäftigen, in Hinſicht der Ausfüllung ſeiner Zeit in großer Verlegenheit war, fragte er mich, ob er von Gott etwas Beſtimmtes bitten dürfe und ob er es dann auch wirklich erhalten werde? Ich ſagte ihm, zu bitten ſey ihm geſtattet, doch müſſe er es der Weisheit Gottes anheimſtellen, ob er ihm ſeine Bitte gewähren werde oder nicht. Er erwiederte, er wolle von Gott nur die Geneſung ſeiner Augen erbitten, und gegen dieſes könne ja Gott nichts haben, denn er wolle den Gebrauch ſeiner Augen nur deßhalb wieder, um arbeiten und in ſeinen Einſichten fortſchreiten zu können und ſeine Zeit nicht wie ſo oft in unnützen Geſprächen und Spielereien hinbringen zu müſſen. Als ich ihm hierauf die Antwort gab, Gott habe zuweilen ſeine weiſen, aber unerforſchlichen Gründe, uns etwas zu verſagen, wovon wir glaubten, daß es uns heilſam wäre, er wolle uns zuweilen durch Leiden prüfen, in Geduld und Ergebung in ſeinen Willen üben, ſo mußte dies natürlich auf einen Hauſer denſelben Eindruck machen, den die gleichen Belehrungen der Geiſtlichen und Frommen machten.

Schon im Oktober des Jahres 1828 hatte er vernommen, daß es verſchiedene Religionsparteien gebe.

Er äußerte damals in dieſer Beziehung: es müſſe doch einen geben, der unter allen am meiſten wiſſe und verſtehe, und von dieſem müßten die andern ſich überzeugen und zu Einer Anſicht vereinigen laſſen. Als man ihm um dieſelbe Zeit bemerkte, er werde künftig einmal von einem Gottesgelehrten Unterricht empfangen, ſagt er, den werde er recht ausfragen, um zu erfahren, wer Recht habe, und zu der Partei, die Recht hätte, wolle er ſich halten. Es wäre von Intereſſe, zu wiſſen, wie ſich Hauſer benahm, als er ſpäter, nachdem er aus meiner Verpflegung gekommen, von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen Nürnbergs vollſtändigen Religionsunterricht erhielt. Was ich aus jener Zeit von ihm vernahm, iſt Folgendes. Anfangs erzählte er mir, der Lehrer habe die Erklärung über dies und jenes, das er gefragt, auf folgende Lehrſtunden verſchoben und erwartete vertrauend den verſprochenen Aufſchluß. Später fieng er an zu klagen, daß er keine Aufſchlüſſe erhalte und überall, wo er begreifen wolle, auf's Glauben verwieſen werde, ja daß man ihm ſogar ſage, das Forſchen über dunkle Gegenſtände des Glaubens ſey unrecht. Einmal äußerte er, warum denn Gott jetzt nicht mehr, wie in frühern Zeiten, zu den Menſchen herabkomme, um ſie über ſo vieles, was dunkel und ſtreitig ſey, zu belehren, auf welche Frage wie auf viele andere Hauſers es in der That keine andere Antwort giebt, als eine ſchlechte. Wie es einem Hauſer, für den ſich die Belehrung auf die allerweſentlichſten Punkte des chriſtlichen Glaubens hätte beſchränken ſollen, vorkommen mußte, wenn ihm geſagt wurde, es gebe drei Himmel, im Jahre 1836 werde der jüngſte Tag kommen und dergleichen, kann man ſich denken. Beim Leſen des alten Teſtamentes fielen ihm Widerſprüche in den Erzählungen auf. Obwohl Hauſers Unglaube und Zweifeln von mir, wie bemerkt, ganz und gar nicht gefördert wurde, ſo war er doch gewohnt, mit mir zu ſprechen, wie es ihm ums Herz war, und wenn ich ihn nicht befriedigen konnte, ſo hörte ich ihn doch ohne Tadel und Ereiferung an, deßhalb ich manches von ihm vernahm, was Andere nicht zu hören bekamen.

VI.

Zuſatz zu X. des erſten Heftes (Ahnung des Mordverſuchs).

Am 17. Oktober, Sonnabends, ereignete ſich der Mordverſuch, am Montag zuvor befiel Hauſer ſeiner Angabe zu Folge die im erſten Heft beſchriebene Ahnung. Es iſt geſagt worden, daß Hauſer über dieſelbe ſich vor dem Mordverſuche nicht mit Beſtimmtheit ausſprach; hier aber will ich noch den Umſtand bemerken, daß Hauſer mir in den jener Woche vorausgehenden Tagen unter den Krankheitsbeſchwerden, die, wie damals geglaubt wurde, von einer in Anwendung gebrachten Arzenei herkamen, auch Angſtgefühl nannte. Ich erinnerte mich deſſen ſpäter einmal und fragte ihn, ob er nicht glaube, daß dieſes Angſtgefühl mit der in der Woche vom 12. bis zum 17. Oktober gefühlten Ahnung im Zuſammenhange geſtanden ſey? Er verneinte es und ſagte, jene erſte Angſt ſey eine ganz andere geweſen, als die in der Woche des Mordverſuchs gefühlte, denn mit jener ſey die Vorſtellung, es werde ihn Jemand umbringen, gar nicht verbunden geweſen. Demungeachtet ſtehen die beiden Erſcheinungen höchſt wahrſcheinlich im Zuſammenhang; jene erſte Angſt, die mir Hauſer ſchon vor der Begebenheit angab, jedoch nur als phyſiſch begründet, war wohl der erſte noch ganz unbeſtimmte Anflug, nachher, als die Vorſtellung dazutrat, es werde ihn Jemand ermorden, verbarg er ſeine Gefühle aus Scham und Beſorgniß, verlacht zu werden. Nux vomica, welche Arzenei Hauſer am 4. Oktober erhalten hatte, und welcher ich die von Hauſer vor dem Mordverſuch angegebene Beängſtigung damals zuſchrieb, iſt öfters bei Hauſer angewendet worden, und hat ſonſt niemals dieſe Wirkung gezeigt.

VII.

Träume.

1.

In meinem Hauſe, ſchlief Hauſer zum erſtenmale in einem ordentlichen Bette, welches ihm im Gegenſatze gegen die Härte ſeines frühern Lagers ungemein behagte, wiewohl dieſes Behagen durch eine gewiße unangenehme Empfindung, die ihm die Federn (dynamiſch) verurſachten, geſtört wurde *). Er hatte in der erſten Nacht, die er in dieſem Bette zubrachte, auch ſeinen erſten Traum, der damit zuſammenhieng, daß ſich in dieſer Nacht die Krankheit, in die er damals verfallen war, zur Beſſerung entſchied (vgl. oben I.). Herrn Bürgermeiſter Binders Gemahlin, zu der er eine ganz vorzügliche Zuneigung hatte **), ſey, erzählte er, an ſein Bette gekommen, und habe ihn gefragt, wie er ſich befinde. Auf die Antwort, ſein Kopfſchmerz ſey noch nicht vergangen, habe ſie ihm entgegnet, er ſolle nur Geduld haben, es werde ſchon beſſer werden, habe ihm die Hand gereicht, ihn gegrüßt und ſich entfernt. Hierauf habe ſich etwas vom Kopf herab in die untern Theile ſeines Körpers geſenkt, der Kopfſchmerz ſey vergangen und vor Freuden habe er ſehr gelacht *). Frau Bürgermeiſterin, behauptete er nun feſt, habe in der Nacht ſeinen Kopfſchmerz mit fortgenommen. Man ſuchte ihn davon zu überzeugen, daß dieſer Vorgang ein Spiel der Einbildungskraft geweſen, aber vergebens; er wiſſe es gewiß, ſagte er, daß Frau Bürgermeiſterin bei ihm geweſen, er habe ihr ja die Hand gegeben und ſie habe geſagt: Adieu Kaſpar. Auch als die Dame ſelbſt erſchien und jene Ausſagen beſtätigte, glaubte er ihr nicht, drückte ſich auch zuweilen mit komiſchem Widerſpruche ſo aus: er müſſe freilich glauben, was ihm Frau Bürgermeiſterin und Herr Bürgermeiſter ſagen, aber er wiſſe es doch gewiß, daß ſie bei ihm geweſen. Doch ſchien er endlich überzeugt. Als aber jene beim Fortgehen fragte, ob er ſie heute noch beſuchen wolle und nicht etwa noch zu ſchwach wäre auszugehen, erwiederte er, weil Frau Bürgermeiſterin heute Nacht zu ihm gekommen ſey, ſo wolle er auch zu ihr kommen. Erſt als er ſpäter mehrmals träumte, fieng er an, einzuſehen, welche Bewandtniß es mit dem Träumen habe. An dem Tag, der auf jene wohlthätige Nacht folgte, hob ſich ſeine Leibverſtopfung und es ſtellte ſich zweimalige Oeffnung ein. Der Kopfſchmerz war, wie er geträumt hatte, verſchwunden. Aber die ungeheuerſte Nervenſchwäche, ſchwere Verdauung und harte Oeffnung blieben noch lange.

---

*) Dieſe Empfindung verlor ſich ſpäter, aber nach dem Mordverſuch, durch welchen er auf ſeinen frühern Nervenzuſtand zurückgeführt wurde, machte ihm das Liegen im gewohnten Federbette wieder eine unangenehme Empfindung.

**) Die liebevolle Behandlung, die er nach vielen rauhen und rohen Behandlungen in Herrn Bürgermeiſter Binders Hauſe erfuhr, hatte einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht.

---

*) Hiemit iſt jenes kindliche Lachen gemeint, wovon im erſten Hefte unter VII. Seite 24. die Rede geweſen.

2.

Im Frühling 1829 hatte er folgenden Traum. Eine ſchöne männliche Geſtalt in weißem Gewande trat vor ſein Bette und reichte ihm einen Kranz mit dem Bemerken dar, daß er in vierzehn Tagen ſterben werde. Hauſer ſagte zurückweiſend, er ſey noch nicht lange auf der Welt und möge noch nicht ſterben, worauf jener entgegnete, es ſey um ſo beſſer, wenn er, ohne lang gelebt zu haben, von der Welt ſcheide *). Hierauf legte der Mann den Kranz auf einen Tiſch, Hauſer ſtand auf, ihn zu nehmen, da begann derſelbe zu glänzen und wie er immer heller und heller glänzte, ſagte Hauſer, ich will ſterben, und wachte bald nachher auf. Ich hieß ihn den Traum aufzeichnen. Er ſchrieb Folgendes:

„Am 2. April Nachts hatte ich einen Traum, als hätte ich wirklich einen Mann geſehen, er hat ein weißes Tuch um den Leib hängen, ſeine Hände und Füße waren blos, und wunderſchön hatte er ausgeſehen **). Dann reichte er mir die Hand mit etwas, das einen Kranz gleicht; dann ſagte er, ich ſollte ihn nehmen; dann wollte ich ihn nehmen; dann gab er mir zur Antwort, in vierzehn Tagen mußt du ſterben; dann gab ich ihm zur Antwort, ich mag noch nicht ſterben, weil ich nicht lange auf der Welt bin, und nahm den Kranz nicht, als er mir zur Antwort giebt: es iſt deſto beſſer. Dann ſtund er eine Zeitlang vor mir, als ich den Kranz nicht nahm, gieng er rückwärts gegen den Tiſch zu, legte ihn auf den Tiſch; ſo bald er ihn auf den Tiſch gelegt hatte, ſtund ich auf und als ich näher kam, hatte er einen herrlichen Glanz bekommen. Dann nahm ich ihn und gieng auf mein Bett zu, als ich näher dem Bett zu kam, bekam er immer einen ſtärkern Glanz, dann ſagte ich: ich will ſterben; dann war er fort; ich wollte in das Bett hinein ſteigen, dann wurde ich wach.“

---

*) Welche trübe Anſicht vom menſchlichen Leben, welche tiefe Schwermuth ſpricht ſich in dieſen Worten aus!

**) Das Plusquamperfekt braucht Hauſer als Imperfekt. So gleich unten wieder: „hatte er einen herrlichen Glanz bekommen.“ —

Der Kranz iſt in der Symbolik dieſes Traumes offenbar der Tod. Er iſt anfänglich glanzlos, d. h. er hat keine Bedeutung für Hauſer, der deshalb nicht ſterben mag. Allein der Kranz fängt an zu leuchten und wie er immer heller und heller glänzt, erwacht Sehnſucht nach dem Tode und eine höhere Anſchauung deſſelben in Hauſer, der nun ſterben will. —

Von der wunderbaren Symbolik und Poeſie, die in Hauſers Träumen vorkam, und die mit dem proſaiſch-verſtändigen Sinne, der in ſeinem Wachen waltete, ſehr contraſtirt, werde ich im folgenden Hefte noch mehr Beiſpiele und noch ausgezeichnetere geben.

VIII.

Hauſers Beſuch bei einer Somnambüle.

Im December 1829 wurde Hauſer aus gewiſſen Gründen mit einer Somnambüle zuſammengebracht, die ſich damals mit ihrem Magnetiſeur, Herrn Prof. Hensler aus München, zu Nürnberg befand. Hauſer wurde von der Nähe dieſer Perſon auf's Widerwärtigſte angegriffen, ſo wie hinwiederum ſie von Hauſer eine beſonders widrige Wirkung verſpürte. Ich beſtimmte Hauſern über die Empfindungen, die er hatte, folgendes zu Papier zu geben.

„Als ich an das Zimmer kam und die Thür von der Kranken geöffnet wurde, welche ich nicht kannte, fühlte ich

„ein plötzliches Ziehen auf beiden Seiten der Bruſt, als wenn man mich in das Zimmer ziehen wollte, als ich hinein trat und an der Kranken vorüber gieng, wehte mich eine ſehr ſtarke Luft an und als ich die Kranke im Rücken hatte, wehte es von hinten und den Zug, welchen ich vorher an der Bruſt fühlte, fühlte ich nun an den Schultern. Als ich auf das Fenſter zugieng, folgte mir die Kranke von hinten nach, indem ich Herrn v. Tucher fragen wollte, bekam ich ein Zittern im linken Fuß und es wurde mir unwohl, ſie gieng wieder zurück und das Zittern verlor ſich, ſie ſetzte ſich auf das Kanapee und ſagte: wollen ſich die Herrn nicht ſetzen? darauf ſagte Herr Prof. Hensler zu ihr: ſie ſollte mich anſehen; ſo wie ſie ſich mir bis auf zwei Schritte näherte, wurde mir noch unwohler, als vorher, und ich bekam in allen Gliedern Schmerzen. Herr Prof. Hensler ſagte ihr, daß ich der Menſch ſey, der geſchlagen wurde *); indem bemerkte ſie meine Narbe und deutete darauf hin, da gieng mir die Luft ſtark an die Stirne und ich bekam Schmerzen daran; auch fieng mir der linke Fuß ſtark an zu zittern. Die Kranke ſetzte ſich auf das Kanapee und ſagte, daß ihr übel ſey und ich ſagte auch, daß mir ſo unwohl ſey, daß ich mich ſetzen müſſe. Ich ſetzte mich in das andere Zimmer, nun fieng auch der andere Fuß an zu zittern. Obgleich mir Herr v. Tucher die Kniee hielt, ſo konnte ich ſie doch nicht ſtille halten. Nun bekam ich ſtarkes Herzklopfen und mir wurde im ganzen Körper heiß; das Herzklopfen ließ nach und ich bekam Zittern im rechten Arm, welches nach einigen Minuten aufhörte und mir wurde wieder etwas beſſer. Dieſes Befinden blieb ſich gleich bis den andern Morgen, da bekam ich wieder Herz-

---

*) D. h. an dem der Mordverſuch begangen worden war.

„Klopfen und Zittern in den Gliedern, doch nicht ſo heftig; nach einer halben Stunde verlor es ſich wieder; Nachmittag um 3 Uhr kam es wieder etwas weniger ſtark und verlor ſich noch früher, ich bekam eine weiche Oeffnung und eine halbe Stunde darnach wieder eine, darauf wurde mir wieder ganz wohl."

Die Somnambüle wurde von Hauſers Gegenwart ſehr angegriffen. Ich hörte ſie nachher, da ſie in Schlaf gefallen war, noch die Worte ſagen: „Das war ein harter Sturz für mich." Sie fühlte noch den andern Tag ein Unwohlſeyn davon. Ich ſelbſt konnte es im Zimmer der Somnambüle nicht aushalten. Große Angegriffenheit der Augen, die nachließ, wenn ich in's Nebenzimmer trat, ſich wieder verſtärkte, wenn ich zurückkehrte und zuletzt Glut im Geſichte nöthigte mich zu gänzlicher Entfernung. Als ich mich am andern Tage bewegen ließ, die Somnambüle bei der Hand zu faſſen, die ich bald zurückziehen mußte und da mich auf Geheiß derſelben der Magnetiſeur anbließ, gerieth ich in einen fieberhaften Zuſtand, und fühlte noch den nächſten Tag die widerwärtigſte Gereiztheit.

Man beachte in Hauſers Erzählung den Umſtand, daß ihm erſt nach weichem Stuhlgang wieder ganz wohl wurde. So fand ich ſehr oft, daß ſich ſein Organismus der eingedrungenen feindlichen Wirkung durch Durchfallſtuhl entledigte, bei Gerüchen, Genüſſen, mineraliſchen und animaliſchen Einwirkungen.

IX.

Einwirkung von Spinnen.

Im Jahre 1829 am 9. September Nachmittags ließ ſich auf ſeinen Kopf eine Spinne an ihrem Faden herab.

Als ſie an den Oberkopf kam, fühlte er Froſt und beſonders ſtarke Kälte an der Stirne, ohne daß er wußte, was die Urſache war. Als ſie weiter herunter kam, fühlte er hin und zerdrückte die Spinne an der Unterlippe. Hierauf fühlte er an dieſer Stelle über eine Viertelſtunde lang, einen brennenden Schmerz, der mit einem Schauder vergieng. Als er zu Bette gieng, kam der Brennſchmerz wieder. Nachts ſchwoll die Stelle und es entſtanden daſelbſt mehrere kleine Bläschen, aus welchen Morgens weiße Flüſſigkeit gieng. In der folgenden Nacht kamen wieder mehrere Bläschen neben jener Stelle.

Am 26. Auguſt 1830 bekam er Abends beim Leſen einen kalten Schauder „wie früher einmal von den Schlangen." Er ſah ſich um, und bemerkte nichts. Es wurde ihm immer kälter, und bei genauerem Nachſehen entdeckte er nicht ferne an der Wand eine herabkriechende große Spinne. Er nahm einen Leuchter um ſie zu beſehen, und zwar mit der Hand des rechten Armes, an welchem er ſich vorher beim Turnen durch Auffallen am Barren einen krankhaften Zuſtand zugezogen hatte *). Bei der Annäherung ergriff ihn in dieſem Arme ſo großer Schmerz, daß er den Leuchter fallen laſſen mußte. Um dieſen Schmerz zu beſeitigen, näherte er den Finger dem ſtehen gebliebenen Arzneigläschen, das zuvor gegen jene Verletzung angewandt worden war. Er fühlte einen ſchmerzlichen Zug von oben herab, dann gieng die Empfindung zurück in die Schulter, von da in den Fuß und wieder zurück. Nach einigen Minuten war aller Schmerz vorüber. Lang dauerte aber das Kältegefühl, das die Spinne erregt hatte. Der rechte Arm, der bei Annäherung an die Spinne ſo heftig afficirt wurde, ſcheint in Folge der erwähnten Verletzung damals noch empfindlicher, als gewöhnlich, gegen ſolche Einwirkungen geweſen zu ſeyn.

---

*) Man vergleiche in der untenfolgenden Darſtellung der homöopathiſchen Heilverſuche den 14ten Fall.

◆

X.

Wirkung einer Blume.

(Von Hauſer ſelbſt geſchrieben.)

„Ich gieng in Garten des Herrn Haubenſtricker und fand eine Blume, die mir ſehr wohlgefallen hat; ich ſah es lange an, betrachtete es recht; dann fragte ich den Herrn Haubenſtricker, was dieſes für eine Blume ſey. Er gab mir zur Antwort: eine Kaiſerkrone. Den andern Morgen erzählte ich es dem Herrn Profeſſor, daß ich eine ſehr ſchöne Blume geſehen und erzählte ich, wie es ausſah; dann ſagte der Herr Profeſſor ich ſolle eine bringen, ich gieng in den Garten und holte eine; als ichs anfaſte und abpflücken wollte, bekam ich die nähmliche Empfindung, als von den Schlangen, die ich geſehen habe, bekam ich ein Froſt, nach einiger Zeit wurde es mir ſehr heiß, und bekam eine ganze Viertelſtund Kopfſchmerzen, und meine Hand, in der ich die Blume trug, war, als wenn es lahm wäre. Dieſes dauerte 5 Minuten. Eh der Kopfſchmerz vergieng, gab's mir ein Schütter; dann ſind die Empfindungen weggeweſſen, aber einige Stunden war mir nicht mehr ſo wohl als zuerſt; ich bin ſehr müde geweſen, und ſo iſt es bei den Schlangen auch geweſen.“

Ueber die Wirkung der Klapperſchlange, auf die ſich Hauſer hier bezieht, ſehe man bei Feuerbach pag. 114, wo dieſelbe meinem Bericht zu Folge angegeben iſt.

◆

XI.

Berauſchung durch Weinbeeren.

Genuß von Weinbeeren und friſchem Weinbeerſaft erregte Hauſern Zuſtände der Erhöhung, Erhitzung und Trunkenheit, bis zu dem Grade, daß er ſeinen Rauſch ausſchlafen mußte. Nachdem er ſchon einmal eine Weinbeere gekoſtet, und ich die Wirkung derſelben geſehen hatte, unterſagte ich ihm vor der Hand, Weintrauben zu eſſen; lüſtern jedoch, koſtete er einmal im September 1828 ein paar Tropfen aus Weinbeeren friſch gequollenen Saftes, und ſtellte hierauf das vollkommene Bild eines Betrunkenen dar. Er gieng ſchwankend, ſprach mit ſchwerer Zunge und lachte beſtändig, indem er die Köſtlichkeit des Saftes rühmte; der kleine Finger der linken Hand war in ſtarker Bewegung, wie es bei ſtarken Erregungen der Fall zu ſeyn pflegte, und bald darauf mußte er ſich zu Bette legen. — So entwickelte hier die Frucht des Weinſtocks, ganz wie ſie aus den Händen der Natur kommt, Symptome, die bei Andern nur der gegohrne Saft erregt. Von grünen Weinbeeren ſtieg ihm Hitze in den Kopf, nicht ſo von blauen. Ein Gefühl des Ausſtrömens in Hände und Füße, das er von vielen Genüſſen bekam, trat auch hier ein. Er ſelbſt ſchrieb Folgendes:

Vom 9. September 1828:

„Am Mittwoch Abends aß ich von blauen Weintrauben den Saft, und ich hatte ihn kaum zwei Minuten im Leibe, bekam ich ein ſtarken Schwindel, daß ich kein Buchſtaben mehr erkannte. Ich konnte nichts mehr leſen und mußte mich ſchlafen legen. Ich aß nur ein Kaffeelöffel voll.“

Vom 5. September 1829:

„— — Er gab mir ein Beer von der Traube; ich aß. Es wurde mir anfangs ein wenig heiß im Kopf, nach dieſem wurde mir ſehr leicht im Kopf, auch (bekam ich) ein kleinen Schwindel und es lief in den Armen und Füßen ſehr ſtark heraus, als hätte mir jemand Waſſer hingeſchüttet, das hinunterlaufen würde bis an die Fingerſpitzen (und Zehen).“

Das Eingeſchloſſene iſt von mir ergänzt. — Zwiſchen beiden Vorfällen liegt ein Jahr; daher der zweite, bei ſchon verminderter Schwäche und Empfindlichkeit, den verhältnißmäßigen Unterſchied zeigt.

◆ ◆ ◆

XII.

Wirkungen von Metallen, Glas, Edelſteinen ꝛc.

Ich war bei den an Hauſer anzuſtellenden Verſuchen ſehr durch die Rückſicht beſchränkt, die auf ſeinen Geſundheitszuſtand zu nehmen war. So vorſichtig ich auch ſtets zu Werke gieng, wenn ich mir ſolche Verſuche erlaubte, ſo fielen ſie doch zuweilen ſehr nachtheilig für ihn aus, was mir in abſichtlicher Herbeiführung von Gelegenheiten zu wiſſenſchaftlicher Beobachtung um ſo größere Beſchränkung auferlegte. So wirkte einmal eine kleine Magnetſtange aus großer Entfernung gegen ihn gerichtet, heftig und ſchädlich auf ihn ein. Wenn ich die Wirkungen von Metallen und Geſteinen an ihm verſuchen wollte, ließ ich ihn nur einen Finger nähern. Hauſer pflegte bei ſolchen Verſuchen den Zeigefinger der rechten Hand zu gebrauchen, weil die Einwirkungen auf die linke weit ſtärker waren*). J. Kerner dagegen ließ der Seherin von Prevorſt die Steine mit der linken Hand halten, weil dieſe nach ihrer Ausſage weit empfindlicher als die rechte war. Auch von einer andern Somnambüle wird erzählt, daß ihr linker Arm eine beſondere Empfindlichkeit gegen Metalle gehabt habe. Legte man in ihre rechte Hand ein Metall, ſo blieb dieſe ruhig, aber die linke bewegte ſich. Die Alten ſchrieben dem Diamant und Achat eigenthümliche Wirkungen zu, wenn ſie an der linken Hand getragen wurden.

Obgleich Hauſer in den erſten Zeiten bei äußern Verrichtungen vorzugsweiſe die linke Hand gebrauchte, ſo ſchonte er ſie doch ſtets bei Berührung mineraliſcher Gegenſtände. So hütete er ſich auch wegen der Schmerzlichkeit der Empfindung, ſeine linke Hand in die Hand eines Andern zu legen. Mineraliſche Reize, die bei Hauſer, wenn er die rechte Hand der Wirkung ausſetzte, nur bis an den Ellbogen hinauf fühlbar waren, wirkten, wenn er in gleichem Maaße die linke Preis gab, den ganzen Arm hinauf bis in die Augen. Als er einmal Glas mit der linken Hand anfaßte, that ihm der Arm ſehr weh und die Augen füllten ſich mit Waſſer. Als er es eben ſo mit einer Koralle machte, deren Wirkung im rechten Arme ſchwach, ohngefähr wie die des Bleies (ſiehe unten) war, und nur bis an den Ellbogen gieng, kam die Kälte den ganzen Arm und den Hals hinauf; um die Augen wurde es kalt, in ihnen ſelbſt fühlte er ſtarkes Brennen, bis vieles Waſſer herausgefloſſen war und die Kälte ſich verloren hatte. Einige Zeit hierauf ſcheint in Folge dieſer Einwirkung Augenverdunklung eingetreten zu ſeyn. Die quantitative

---

*) Vergleiche I. Heft pag. 5 mit der zweiten Note pag. 17, nebſt der Note und unten in dieſem Hefte Nro. X. Arnica nebſt den Noten.

Verſchiedenheit der Metallmaſſen änderte nichts in der Art des Zuges, durch welche er die Metalle unterſchied. Wenn die Kälte von Metall, Edelſteinen, ſchnell den Arm hinaufkam, dauerte es verhältnißmäßig länger, bis derſelbe wieder warm wurde, als wenn die Kälte langſam aufwärts ſtieg. So wie die Kälte von den Fingern an aufwärts ſtieg, ſo nahm ſie auch von oben her ab, bis ſie zuletzt nur noch in der Fingerſpitze, die zuerſt den Eindruck empfangen hatte, empfunden wurde. Schneller als bei den meiſten Metallen lief es ihm erkältend die Finger und den Arm hinauf bei Berührung des Goldes, minderſchnell bei der des Silbers, noch langſamer der Reihe nach bei der des Stahls, Meſſings, Zinnes, Bleies. Stahl wirkte ſtärker als ungeſtähltes Eiſen. Beim Reiten fühlte er durch den Sattel den Zug des darunter befindlichen Eiſens, auch behauptete er, er ſey deßhalb weniger in Gefahr den Steigbügel zu verlieren, weil das Metall deſſelben ihn an ſich ziehe. Er ſagte, er werde von dem unter dem Sattel befindlichen Eiſen gezogen, und ſitze deßhalb ſo feſt im Sattel. Wenn er Spornen anhatte, ſo war es ihm, als würde er hinten an den Füßen gezogen. Silberne Spornen empfand er ſtärker als welche von Meſſing. — Als ich mit ihm in ein Gewölbe kam, das mit Meſſingwaren angefüllt war, zog es ihm am ganzen Leib nach allen Seiten hin, wo ſich das Metall befand; er eilte wieder hinaus zu kommen, und machte außen die Bewegung heftigen Schauders. — Er ſaß einſt am Klavier, als ein Mann hereintrat, der Summen Silbergeldes in einem Sacke trug und dieſen drei bis vier Schritte weit von ihm auf den Tiſch legte. Er hörte auf zu ſpielen und blickte mit verſtörten Mienen auf den Tiſch und den Mann hin, ſtand dann auf und begab ſich, den Schweiß von der Stirne wiſchend, in ein Nebengemach, wartend, bis ſich der Mann entfernt hatte. Das Geld im Sacke hatte dieſe Wirkung auf ihn gehabt. Mit einem ſilbernen Löffel eſſend, mußte er ſo ſehr zittern, daß er ihn kaum zum Munde führen konnte, weßhalb ich ihm einen hölzernen anſchaffte. Stärker als das ihn ſtark afficirende Gold wirkten Platina, Diamant, Queckſilber, Magnet. Letzterer wirkte nur dann erregend, und zwar in hohem Grade und aus großer Entfernung, wenn die Pole gegen ihn gerichtet wurden, die quer gegen ihn gerichtete Magnetſtange ſpürte er nicht auf ſolche Weiſe. Nach dem Queckſilber wirkte Platina am ſtärkſten; von einem dünnen Ring aus dieſem Metall empfand er Ziehen ohngefähr drei Schritte weit. Queckſilber wirkte viel ſtärker als Gold. Als ich die Rückſeite eines kleinen Spiegels gegen ihn hielt, ſpürte er den Zug 9 Schritte weit. Schwefel, wenn er ihm den Finger näherte, zog ſtärker als Gold und erregte noch größere Kälte, wirkte jedoch in beiden Stücken ſchwächer als Queckſilber. Er fühlte den Zug von Schwefelfaden nicht ganz zwei Schritte weit. Ein Diamant wurde zwei Schritte weit verſpürt. Der Stärke des Zuges nach war Diamant zwiſchen Platina und Gold. Er fühlte ſeine Wirkung den ganzen Arm hinauf. Wenn er mehrere Minuten lang den Finger gegen den Diamant hielt, zog ſich die Wirkung vom Arm in die Herzgrube hinüber, wo er ſchmerzlichen Druck empfand. Auch Glas wirkte bei Berührung den ganzen Arm hinauf, während Metall nur bis an den Ellbogen zu wirken pflegte. Wenn er aus einem Glaſe trank, ſo zog ſich eine ſchmerzlich-kalte Empfindung in drei Linien vom Munde das Kinn herab; die eine dieſer Linien gieng von der Mitte der Unterlippe an und war am empfindlichſten, die andern von den beiden Mundwinkeln. Unter dem Kinne vereinigten ſich die drei Linien in eine, die bis an den Hals gieng. Als ſich in der Folge das Schmerzliche der Empfindung verlor, blieb nur die in den beſchriebenen Linien ſich herabziehende Kälte. Das mit Waſſer gefüllte Trinkglas machte geringere Wirkung als das leere. Von Cryſtall und unächten Steinen ſagte er, ſie zögen ihn wie Glas, und die Empfindung ziehe ſich wie bei dieſem, durch den ganzen Arm durch. Als er einen mit Papier umwickelten Cryſtall anfaßte, gieng die Wirkung nur bis an das Handgelenk, als er ihn ohne Papier befühlte, bis an die Schulter. Jaſpis zog wie Zinn, wirkte aber mit der Langſamkeit des Meſſings erkältend den Arm hinauf bis an den Ellbogen. Amethyſt und Smaragd wirkten wie Zink, Bernſtein wie Stahl, Calcedon wie Glas, den ganzen Arm hinauf; Malachit wie Blei, Lapis Lazuli etwas ſchwächer wie Glas und nur bis an den Ellbogen, Carniol wie Blei, Korallen eben ſo. Dieſe Vergleichungen gab er ſelbſt nur als ohngefähr an. Er pflegte aber die Wirkungen anderer Stoffe deßhalb mit denen der Metalle und des Glaſes zu vergleichen, weil er die letzteren, denen er am häufigſten ausgeſetzt war, am beſten kannte. Salpeter zog ihn wie Glas, etwas ſtärker als Gold; Salpeter und Schwefel kamen mit ihrer Wirkung wie Gold, Silber u. ſ. w. nur bis an den Ellbogen. Wenn er einen Bleiſtift in die Hand nahm, fühlte er ein Ziehen in derſelben, das weit ſtärker war, wenn er einen ſpitzte. Auch will er bemerkt haben, daß er im letzteren Falle blaß wurde. Kalk brannte ihn auf der Hand wie Feuer.

Beobachtungen, die gemacht wurden, als ſeine Empfindlichkeit ſchon im Abnehmen war, ſind folgende: Jaſpis wirkte wie Eiſen, Granit wie Zink. Steinkohle ſchwächer als Blei und nur bis an's Handgelenke. Granit zog, Braunkohle nicht, machte bloß Kälte. Eine Muſchel wirkte wie Zinn, eine andere weniger ſtark als Blei;

Alaun etwas ſtärker als Blei. Schon der Geruch des letztern verurſachte, daß ihm der Mund voll Waſſer wurde, welches, nachdem er den Finger angenähert, stark aus dem Munde floß, bis die Kälte im Arm ſich verloren hatte. Dabei bitterer Geſchmack im Munde. Er roch den Alaun einen Schritt weit „ſauer und bitter.“ Zu Anfang Novembers bemerkte ich, daß er Silber nicht mehr fühle. Zu Ende Novembers zog ſich noch vom Glaſe die Empfindung den ganzen Arm hinauf, aber langſam und ſchmerzlos. Damals ſpürte er das Queckſilber noch ſo ſtark, daß ihm, als er den Finger an die Rückſeite eines Spiegels, der mit dem Brett überdeckt war, hinhielt, ein kalter Schauer durch den ganzen Körper fuhr. Gold wirkte zu Ende Dezembers nicht mehr auf ihn, und auch Glas nur, wenn er es mit der linken Hand berührte. In dieſem Falle gieng die Empfindung der Kälte ganz langſam aufwärts und nicht weiter als zum Ellbogen. Platina ſpürte er im März 1829 nicht mehr, Queckſilber am Spiegel im Juni noch ein wenig. Im Juni ſpürte er auch beim Anfühlen von Menſchen nichts mehr, außer von mir ein wenig.

Es iſt früher bemerkt worden, daß, als die Empfindlichkeit gegen Mineralien ſich ſchon zu verlieren angefangen hatte, dieſelbe durch den im Januar 1829 homöopathiſch gegebenen Schwefel in der Erſtwirkung erneuert wurde. (I. Heft pag. 86.) In der Nachwirkung aber folgte das Gegentheil (pag. 88), ſo daß er nun Queckſilber nur noch wenig ſpürte, gerade ſo, wie der ſchon einigermaßen überwundene Widerwille gegen Fleiſch nach Anwendung der Silicea in vollem Maße zurückkehrte, und dann in der Nachwirkung eine Luſt zum Fleiſcheſſen ſich einſtellte, die vor der Anwendung dieſer Arznei nicht vorhanden war, (I. Heft pag. 91 und 96).

Erhitzt nud geſchmolzen wirkte Metall äußerſt heftig auf Hauſer, ſelbſt dasjenige, welches im feſtem Zuſtande ſchon nicht mehr von ihm verſpürt wurde. Als er im Februar 1829 in einer Glockengießerei das geſchmolzene Metall ausgießen ſah, wurde er in großes Unwohlſeyn verſetzt, und es iſt dieß die heftige Einwirkung, von der im I. Hefte pag. 89 die Rede war. Als er im November 1829 Bleikugeln goß, und das Blei, daß er im Pfännchen über dem Feuer hielt, heiß wurde und ſchmolz, bekam er von dem mit der zunehmenden Hitze des Metalles immer ſtärker werdenden Zug deſſelben, Schmerz im Arme.

XIII.

Homöopathiſche Heilverſuche.

(Fortſetzung) *).

5. Arnica.

Am 15. Juli 1829 ſtieß ſich Hauſer, indem er ſich zurücklehnen wollte, den Hüftknochen der rechten Seite an der Schneide eines Fenſtergeſimſes an. Er fühlte von der Stelle, an der er ſich geſtoßen hatte, einen Schmerz den Rücken hinauf bis zum Genick, dann einen Riß im

---

*) Herr Hofrath Hahnemann ſchreibt in einem Briefe über die an Hauſer angeſtellten Verſuche und gemachten Beobachtungen: „Sie ſind von ungemeinem Belange zum Erweiſe der hohen Kräftigkeit unſerer hochpotenzirten Arzeneien, und erleuchten zugleich unſere Phyſiologie. Laſſen Sie unſere Feinde das Gegentheil in die Welt ſchreien. Es iſt das Geſchrei eines krankhaft Erblindeten: „„Macht mir nicht weis, daß die Sonne ſcheine; ich weiß es beſſer, es iſt Stock-Nacht!““ Die Sehenden können einen ſolchen armen blinden Mann nur bedauern. Gott ſey Dank, daß wir ſehend geworden ſind und viele hundert mit uns.“

linken Auge *), mit Hitze im ganzen Körper, eine halbe Stunde darauf Kopfſchmerz, der die Nacht durch dauerte und noch am Morgen des andern Tages verſpürt wurde. Auf Kopfwaſchen minderte er ſich. An dieſem Morgen fühlte er in der innern Seite des Augenlifdes vom linken Auge einen Schmerz, und aus dem Thränenpunkt dieſes Auges kam eine eiterartige Abſonderung hervor. Zugleich vergieng auch der Kopfſchmerz. Es blieb etwas Unwohlſeyn und Schwere im Körper. Wo er ſich geſtoßen hatte, blieb die Stelle lange ſo empfindlich, daß er daſelbſt kein Anrühren vertrug. Er konnte Nachts deßhalb nicht auf dem Rücken liegen. Am Abend des zweiten Tags kam ihm ein widerlicher Geſchmack in den Mund, mit Trockenheit des Mundes und ſtarker Eingenommenheit des Kopfes. Nachts klebriger Speichel im Mund. Am Morgen des dritten Tages vermehrte Heiſerkeit, Müdigkeit beim Aufwachen. Der Urin trüber als ſonſt. Es war ihm, als ſtecke etwas im Halſe feſt. Viel Huſten mit dickem, klebrigtem Auswurf. Vom Sprechen that der Hals weh. Röthe des Augenweißes, hauptſächlich war das linke Aug **) entzündet, Schweres Denken, Nachmittags ſtarke Verſchlimmerung. Sehr ſtarker Mundgeruch.

Gegen Abend erhielt er Arnica zum Riechen, indem ich ihn den Stöpſel eines Gläschens näherte, in welchem ein mit Arnicaverdünnung befeuchtetes Kügelchen lag. Er roch die Arznei etwa eine Spanne weit; merkwürdig iſt der erſte Eindruck, den die Arznei auf ihn machte. Die Empfindung nahm den umgekehrten Weg, die die Wirkung des Stoßes genommen. Die Arzneiwirkung gieng ihm zuerſt in den Kopf, dann riß es ihm im linken Aug, von da gieng ein brennender Schmerz das Genick hinab bis an die Stelle, an welcher er ſich geſtoßen hatte; von da gieng die Empfindung wieder zurück bis an's Genick, worauf ſie mit einem Schauder verſchwand. Da er äußerte, die Arznei habe ihn zu heftig angegriffen, näherte ich ihm ein wohl zugeſtopftes Gläschen mit Kampferverdünnung, worauf ſich die Arzneiwirkung milderte. Schon in einer Viertelſtunde nach dem Riechen an Arnica, ſchienen ihm die Krankheitsbeſchwerden um einen großen Theil gemindert. Den Tag darauf klagte er über Rückkehr ſtarker Arzneiſymptome, worauf ich ihn nochmals, wie beſchrieben, an Kampfer riechen ließ. Am ſechsten Tage (20. Juli) war Anfang beſtimmter Beſſerung, im Auguſt begann ſie rückgängig zu werden. Es ſtellte ſich das verſchwundene Bedürfniß des Kopfwaſchens nach dem Aufſtehen wieder ein, er empfand Schwere im Leibe; auch ſieng er an, ſehr dick und fett zu werden, worüber er ſich bitterlich beklagte *) und höchſt erfreut war, als ich ihm ſagte, daß es für dieſe Art von Krankheit (denn dieß war es hier) eine Arznei gebe **); er erhielt nun Calcarea.

---

*) Auffallend zeigt ſich hier wieder die linke Seite, als die ergiffenere.

**) Siehe die obige Note.

6. Calcarea. 18. Auguſt.

Ich näherte den Stöpſel des Gläschens, worin das mit der Arzneiverdünnung befeuchtete Streukügelchen lag, und als er nichts empfand, ließ ich das Kügelchen mit Umkehrung des Gläschens einige Augenblicke auf dem

---

*) Eine der Sonderbarkeiten in Hauſers Geſchmack iſt, daß ihm nicht nur das übermäßig Dicke den äußerſten Abſcheu erregt, ſondern auch die, Andern wohlgefällige, nicht unverhältnißmäßige Körperfülle widerlich iſt, und z. B. ganz wadenloſe Füſſe ihm die ſchönſten dünken.

**) Er pflegte ſich ſonſt auf die zu erhaltenden Arzeneien ſehr zu fürchten, weil ſie ihm Anfangs ſo große Leiden zuzogen.

Stöpſel ſich bewegen, worauf ich dieſen wiederum näherte. Er empfand die Wirkung als es ohngefähr einen Zoll weit von der Naſe war. Sogleich ſtellte ſich ein kurz dauernder Huſten und Eingenommenheit des Kopfes ein; ſtarker Mundgeruch, Hitze, vorzüglich im Kopf, und Durſt. Zweimalige Oeffnung am erſten Tag. Die erſte Anfangs weich, dann hart; die zweite erſt hart, dann weich. Nach der Oeffnung müde und abgeſchlagen *). Oeffnung am zweiten Tag erſt hart, dann weich, und ſpäter als gewöhnlich. Die Kleider wurden ihm zu weit **). Bei nicht ungewöhnlichem Gehen und Reiten geht und reitet er ſich wund. Oeftere Bewußtloſigkeitsanfälle, es iſt ihm, als müſſe er hinſtürzen ***). Ein ſchwarzer Punkt geht beim Leſen und Zeichnen mit dem Auge. Früh dicker Speichel im Mund, die Zähne gelb, Augenbutter in den Augenwinkeln. Schweres Aufſtehen; früh, je länger er liegt, deſto müder iſt er, und deſto länger möchte er liegen bleiben. Weinerlichkeit, „er möchte lieber weinen als thun was man ihm ſagt;“ alles war ihm zuwider. Die Hand zitterte beim Halten eines Löffels. Starker Fußſchweiß. Anlaufen der Adern in der Hand, mit Geſichtshitze (noch am 7ten Tag). Eckel vor Fleiſch. Starkes Haarausgehen (7. 8. und folgende

---

*) Die eigenthümlichen Wirkungen der Arznei laſſen ſich nicht verkennen. Abgeſchlagenheit nach dem Stuhl iſt ein bei Calcar. ſehr hervortretendes Symptom.

**) Dies war Heileinwirkung. Hahnemann giebt in ſeinen Vorbemerkungen zur Calcarea Dick- und Fettwerden bei Jünglingen als einen der Fälle an, bei denen ſich Calcarea vorzüglich hülfreich erzeigt. Hauſers plötzliches Magerwerden war damals Jedermann auffallend. Man ſieht hier wieder ein Symptom der Pſora verſchwinden, während die Arzneiwirkung fortfährt, eigenthümliche Beſchwerden zu erregen.

***) Ein Symptom, welches ſich bei Calcarea ſehr bemerklich macht.

Tage), ſo, daß er ſich fürchtete, eine Glatze zu bekommen. Am 26. Auguſt ließ ich ihn zur Milderung, da er gerade wieder ſchlechter war, und die Adern der Hände angelaufen waren, an einem wohlzugeſtöpſelten Gläschen riechen, worin einige Tropfen Kampferauflöſung befindlich waren. Er roch ſie wohl über zwei Zoll weit von der Naſe entfernt, und ich ſah, wie ſogleich die aufgelaufenen Adern zu verſchwinden anfiengen. Hierauf etwas beſſeres Befinden. — Zu ſeiner unausſprechlichen Freude ſchwindet ſeine Dicke immer mehr, und die Kleider werden ihm immer mehr zu weit (27. 28. ff. Aug.) Am 9ten Tage ließ ich ihn nochmals am Kampfer riechen, weil die zwar etwas gemilderten, aber immer noch ſtarken Arzneibeſchwerden ſich nicht weiter verminderten. Erſt am 4. September aß er wieder mit Behagen Fleiſch. Am 5. Sept. hörte der Mundgeruch auf. Am 6. Sept. leichtes Aufſtehen vom Schlafe, und Wohlſeyn den Tag über. Am 7. Sept. klarer Urin. Am 8. Sept. hörte das Fußſchwitzen und Schwitzen bei mäßiger Bewegung auf, (es waren damals noch ſehr warme Tage). Am 9. Sept. hörte er auf, ſich den Kopf zu waſchen. Am 10. September keine Augenbutter mehr in den Augenwinkeln des Morgens. Er wird fortwährend magerer. Die Vorderſeiten des Rockes, die ſonſt knapp anlagen, kann er weit übereinander ſchlagen. Er genießt dabei ſo viel, als vor dem Riechen an der Arznei *). Am 11. Sept. kein Schleim mehr im Munde des Morgens; großes Leichtigkeitsgefühl im Körper in dieſen Tagen **). Das Haarausfallen war noch am 16. September nicht ganz verſchwunden.

---

*) Der oben erzählte Fall mit der Spinne und die Berauſchung durch Weintrauben, die in dieſen Tagen vorkamen, thaten der Beſſerung keinen merklichen Eintrag.

**) Vor Calcarea war ihm ſchwer im Leibe.

7. Nux vomica.

Calcarea brachte Beſſerung bis zum 24. September, da hoben ſtarke mehrtägige Gemüthsbewegungen ihre Wirkung gänzlich auf. Es ſtellten ſich in Folge dieſer innern Erſchütterung wieder viele Krankheitsſymptome ein, gegen welche nux vomica verſucht wurde. Ehe es geſchah, täuſchte ich ihn und ließ ihn des Morgens an einem mit nichts befeuchteten Streukügelchen als an Arznei riechen, er roch weder am Stöpſel, noch aus dem Gläschen ſelbſt etwas. Dann machte ich es ſo mit einem durch Weingeiſt befeuchteten Streukügelchen. Am Stöpſel roch er nichts, wohl aber, da er das Gläschen nahe an die Naſe hielt, aus dieſem. Doch blieb der Geruch ganz ohne Wirkung. Auch eingenommenen Kopf, den er ſonſt ſogleich nach dem Riechen einer Arznei bekam, hatte er nicht. Eine ſolche Arznei meinte er, würde er faſt einnehmen können. Abends, am 4. Oktober, ließ ich ihn an nux vomica riechen. Ich bereitete hiezu über die ſonſt als höchſte gebräuchliche Decillion-Verdünnung hinaus, noch drei höhere Verdünnungen mit jedesmal dreihundert Tropfen Weingeiſt und zwei Schüttelſchlägen; davon that ich ein befeuchtetes Kügelchen in ein Gläschen und ließ ihn an deſſen trockenem Stöpſel riechen. Er roch die Arznei etwa eine Spanne weit. Tags darauf ließ ich ihn des Morgens wegen ſtarker Angegriffenheit an einem verſtopften Gläschen mit Kampferverdünnung riechen, doch ohne mildernden Erfolg wahrzunehmen. Auf ein zweites Riechen minderte ſich die Kopfbeneblung; ich ließ ihn noch öfter riechen, gleichwohl dauerten die eigenthümlichen Arzneiſymptome noch mehrere Tage lang. Weingeruch erleichterte nur auf kurze Zeit den Kopf. Vom Kaffeegeruch bekam er, wie es ſchien, einmal weiche Oeffnung, ohne daß dadurch die Arzneiſymptome *) aufgehoben wurde. Am 14. Oktober wollte es etwas beſſer werden, da roch er irgend etwas, worauf es wieder ſehr ſchlecht wurde. Tags darauf gab ich ihm Kampfer zu öfterem beliebigen Riechen; da es in der bisherigen Weiſe nichts wirkte, ſo machte er das Gläschen auf und roch in einer Entfernung von ohngefähr vier Schritten, hierauf kam Beſſerung, es verſchwanden die Arzneiſymptome. Warum nux vomica ſo heftig und anhaltend wirkte, war mir unbegreiflich, bis ich von der Ahnung des nachher verübten Mordverſuchs, die ihn in dieſen Tagen befiel, Kunde bekam. Bei einer ſo tiefen phyſiſchen Aufregung konnte die Arznei keine gute Wirkung thun. Das Nähere über die von Hauſer damals angegebenen Wirkungen war ich verhindert, zu Papier zu bringen, Alles wird ohnehin durch jene höchſt gereizte Stimmung ungewiß.

8. Aconit.

Hierüber iſt ſchon im erſten Hefte Seite 63. ff. die Rede geweſen.

9. Lycopodium. 15. Nov. 1829.

Zuvor vorhandene Krankheitsbeſchwerden waren (außer Hauſers krankhafter Empfindlichkeit überhaupt): Mundſchleim, Mundgeruch, Augenſchwäche, Schwäche des Kopfes, dunkelrother Urin. Der Geſchlechtstrieb ſchlummerte bis zu dieſer Zeit gänzlich.

Ich bewahrte in einem Gläschen ein Präparat des Lycopodiums in Pulverform, bis zum vorletzten Verdünnungsgrade gebracht, welches man, um die gewöhnliche höchſte Ver-

---

*) Daß es zweifelhaft iſt, ob es blos Arzeneiwirkungen waren, was ich damals dafür hielt, wird ſogleich aus dem Folgenden erhellen.

Verdünnung zu erhalten, in gewäſſertem Weingeiſt aufzulöſen und durch zwei folgende Verdünnungsgläſer bis zur Decillion zu ſteigern hatte. Ich ließ aber in jenes Gläschen, welches das arzeneikräftige Milchzuckerpulver enthielt, nur ein (größeres) Streuküchelchen fallen, über eine Nacht darin liegen und dann wieder herausrollen, dieſes löſete ich in hundert Tropfen bloſen Waſſers auf und ſchüttelte das Gläschen mit zwei Armſchlägen. Ueber dieſes hinaus gedachte ich ſodann noch weitere Verdünnungen zu machen. Ich hatte Hauſer an allem, was ich zur Arzeneibereitung brauchte, riechen laſſen, um gewiß zu ſeyn, daß nichts daran ſey, was umſtimmend auf ihn wirken könne. Ich ließ ihn aus neuen und ausgebrühten Gläschen drei und aus neuen und ausgekochten Stöpſeln drei ausſuchen, auch an den Streukügelchen riechen, von denen ich eines gebrauchen wollte. Als ich ſchon zwei Gläschen fertig hatte, ließ ich ihn zur Probe an dem dritten der ausgeſuchten Stöpſel, den ich noch nicht aufgeſetzt hatte, nochmals riechen. Nun muß an dieſen mir unbewußter Weiſe eine arzeneiliche Feuchtigkeit gekommen ſeyn, oder wahrſcheinlicher hatte ſich während der Arzeneibereitung ein Geruch hineingezogen *), doch konnte er von nichts Anderem kommen, als vom Lycopodium, denn ich hatte auf dem Tiſch, wo ich mit der Bereitung beſchäftigt war, ſonſt nicht Arzeneiliches und war an dieſem Tage mit ſonſt nichts Arzeneilichem umgegangen. Kurz, er ſagte, der Stöpſel (von dem er wußte, daß es einer von denen war, die er ſchon einmal für rein erklärt hatte)

---

*) So rochen ihm unter den ausgekochten Stöpſeln, die an dem Ort, wo ich zuweilen Weingeiſt aus der Flaſche goß, in einer offnen Schachtel lagen, manche nach Weingeiſt, deſſen Duft ſich alſo hineingezogen hatte. Es verſteht ſich, daß Hauſer nicht in das Zimmer kam, wo ich die Arzenei bereitete.

ſey nicht mehr rein, es ſteige ihm ein Geruch in den Kopf, — und mußte in Folge deſſen zu ſchreiben aufhören, womit er eben beſchäftigt war (Vormittags um 9 Uhr). Es wurde ihm zunächſt voll und ſchwindlich im Kopfe, hierauf ſenkte ſich's herab auf die Augen, dann brannten und thränten dieſe ſtark, und es wurde ihm ſchwer im ganzen Leibe. Das Thränen dauerte ungefähr 5 Minuten. Dann war es ihm, als ob Goldſtückchen vor ſeinen Augen auf die Erde herabfielen und er bekam etwas Kopfſchmerz. Die Augen waren roth und fühlten Druck. Das Brennen dauerte fort. Nach 2 Stunden ließ ich ihn an einem verſchloſſenen Kampfergläschen riechen Darauf minderte ſich Brenn- und Druckſchmerz und Röthe der Augen. Mittags roch er zufällig Zimmt; dieſer Geruch wirkte ſogleich auf die Augen und das Brennen verſchwand ganz. Er konnte nachher die Arbeit, die er hatte ausſetzen müſſen, fortſetzen. Einige Minuten nach dem Riechen des Zimmtes brach ein Schnupfen aus, eine bei Hauſer ungewöhnliche Erſcheinung (von Witterungsveränderung pflegte ſie nicht hervorgebracht zu werden). Dieſer Schnupfen war wohl die Fortwirkung des durch die beiden genannten Gerüche nur gemilderten, nicht aufgehobenen Lycopodiums. Die Oeffnung war wie gewöhnlich, aber es ſtellte ſich zuvor ein Jücken, Brennen und Wehthun in der Eichel des männlichen Gliedes ein, das er ſonſt nie gefühlt hatte.

Der Schnupfen vermehrte ſich an dieſem und dem folgenden Tag. An den folgenden Tagen waren nach den Erwachen die Augen trüb, roth, brannten und drückten, ſo daß er Augen und Kopf mit kaltem Waſſer waſchen mußte. Dann aber waren die Augen weit klarer, als vor dem Arzeneigeruch. Der Urin wurde hell. Am dritten Tag bekam er Huſten, Halsweh und Rauhigkeit im Halſe, was ſich vermehrte, wenn er viel ſprach. Nachmittag wurde er ſehr heißer. Vor den Stuhlgang erfolgte wieder das Brennen der Eichel, dann fand die erſte Erektion ſtatt. Es war ihm in dieſen Tagen nicht wohl, wo er ſich berührte, thats ihm weh, die Augen waren klar, aber ſchwach, er konnte Nachts bis um drei Uhr nicht ſchlafen, dabei öfteres Augenbrennen. Vor dem Einſchlafen kam Aufſtoßen, dann fühlte er ſich im Sprechen erleichtert. Tags darauf war das Befinden etwas beſſer, im warmen Zimmer bekam er einmal einen kleinen Fieberſchauder. Beim Stuhlgang fanden dieſelben Erſcheinungen ſtatt, wie am vorigen Tage, eben ſo am 5ten Tage, nur daß die Oeffnung ſpäter kam, entweder, weil er Mittags außer Haus eine Speiſe gegeſſen hatte, in welche ein verdorbenes Ei gekommen und auf die er Magendrücken bekam, oder in Folge eines ihm empfindlich fallenden Geruches, dem Hauſer ſelbſt es zuſchrieb *).

6ter Tag: Das Drücken, Thränen, Brennen und die Röthe der Augen beim Erwachen war verſchwunden. Die Erſcheinungen beim Stuhlgang waren dieſelben. Auch Vormittags kam eine flüchtige Erektion (nach der Erektion that Anfangs das Glied weh, am 5ten und 6ten Tag war dieß nicht mehr der Fall). Die Augen werden immer klarer, ſind aber noch außerordentlich ſchwach und reizbar, ſo daß er nichts leſen und ſchreiben kann, ohne daß Augenſchmerz erfolgt, weit geringerer jedoch als vor dem Empfang der Arzenei.

7ter Tag: Er bemerkte, daß er wieder in viel größere Weiten deutlich ſehen könne. — Die Erſcheinungen beim Stuhl ſind dieſelben. — Dieß ſey die beſte Arzenei, die er bekommen, äußerte er.

---

*) Die Oeffnung ſtellte ſich damals, wenn ſie nicht geſtört wurde, pünklich kurz vor halb vier Uhr ein. Lycop. hatte ſie nicht in Unordnung gebracht.

8ter Tag: Beim Stuhl daſſelbe. 9ter Tag: Eben ſo. Nach der Erektion kam große Kraft und Klarheit in die Augen; dieß beſchrieb er mir näher ſo. Es kam ihm von den Fußzehen an den Leib ein Gefühl, wie Spinnen laufen, wie dieß in die Mitte des Leibes kam, wurde ihm warm, dann blieb es ein wenig ſtehen und ſtieg hernach weiter aufwärts, wie es an die Schultern kam, gieng es ſchnell in den Hals, wo er an zwei Stellen ein Gefühl des Reißens oder Abreißens bekam, dann brannten ihm dieſe Stellen. Hierauf kam es ihm in die Augen, er hatte die Erſcheinung des Goldfallens ſehr ſtark, die Augen brannten; es war ihm als flammte und blitzte es ihm in denſelben und ſeitdem waren ſie ſehr klar und kräftiger als ſonſt.

In den folgenden Tagen wurde das Befinden immer beſſer, er fühlte immer mehr Kraft, die Erſcheinungen beim Stuhl blieben.

Am 10. Dezember brachte er des Morgens, da er ſich barbirte, ein wenig Seife in den Mund, und den Schlund hinab, welches er ſehr übel empfand. Nachmittags blieb die Oeffnung aus, was wahrſcheinlich die Folge der verſchluckten Seife war. Bekümmerniß und ſtarkes Weinen war auch vorausgegangen. Doch ſtellte ſich zu beſtimmter Zeit das Brennen im Gliede und die Erektion ein.

Am 10. Dezember wurde das Brennen und Wehthun des Gliedes immer ſchwächer, die Erektion immer ſtärker. Jetzt wurde er auch zu anhaltenderer Anſtrengung des Geiſtes und der Augen fähig.

Am 13. Dezember bekam er von einer anderswoher als gewöhnlich gekauften Geſundheitschocolade, wiewohl er ſie nur koſtete und ihm ſodann, da er den Unterſchied bemerkt, andere bereitet wurde, Durchfallſtuhl. Nachmittag kamen die Erſcheinungen in den Genitalien zur beſtimmten Zeit, ſtatt der gewöhnlichen Oeffnung aber, ſpäter als dieſe ſonſt einzutreten pflegte, ein abermaliger durchfälliger Stuhl.

Um dieſe Zeit bemerkte er mir, jetzt könne er erſt ſchätzen, wie ſehr ſeine Augen durch die Arzenei gebeſſert worden ſeyen. Denn ſonſt hätte er ſich durch Weinen (wozu ihn gewiſſe Umſtände in dieſen Tagen öfters nöthigten) die Augen weit mehr und auf längere Zeit verdorben, er hätte es zwei, drei Tage lang geſpürt, jetzt giengen die Folgen bald vorüber und der ſonſt ſehr ſtarke Druckſchmerz ſtelle ſich nicht mehr ein.

Am 14. Dezember war das Brennen und Jücken in der Eichel vor der Erektion verſchwunden. Es ſtellte ſich dafür allmählich ein wollüſtiges Gefühl ein, doch kam es zu keinen eigentlichen Geſchlechtstrieb *). Am 15. fand ſtarke Gemüthserſchütterung mit vielem Weinen ſtatt, nachher Zahnſchmerz und durch dieſen eine faſt ſchlafloſe Nacht. Daher blieb am 16. die Beſſerung aus, Nachmittags kam die Oeffnung nicht, wiewohl zur beſtimmten Zeit die Erektion. Die Augen waren ſehr angegriffen und thränten, da er zeichnen wollte. Erſt am 18. Vormittags kam wieder Oeffnung. Nachmittags ward Hauſer durch das Zuſammenſeyn mit einer Somnambüle angegriffen. Am 20. und 21. Dezember in Folge einer Erkältung der Füſſe Ausbleiben der Oeffnung und Erektion. Letztere bleibt auch den dritten Tag aus, kommt aber am vierten des Morgens wieder **).

---

*) Noch im Frühling 1830 hielt er ſich über Erektion mit der größten Unbefangenheit als über etwas ganz Unnützes auf, was er nicht an ſich haben wolle.

**) Später bei ausgeſetzter antipſoriſcher Behandlung ſchlummerte das Vermögen wieder gänzlich ein. Graphit in hoher Poten-

Hier wurden meine Beobachtungen unterbrochen. Auch kam Hauſer bald hierauf in ein anderes Haus und in andere Verhältniſſe, wo man die Meinung hatte, daß Hauſer ſeiner Natur überlaſſen und nur bei beſondern Erkrankungen und dringenden Fällen ärztlich behandelt werden müſſe. Eine mit Sorgfalt fortgeführte antipſoriſche Behandlung war ſomit nicht mehr möglich, und die folgenden Fälle ſtehen vereinzelnter da.

10. Rhus.

Im Winter 1830 wurde mir geſagt, daß er an Zahnſchmerz leide, der ihn ſelbſt die Nachtruhe raube, und daß er ſich den ſchmerzenden Zahn herausnehmen laſſen wolle. Ich hatte ſchon früher einmal, da er in meinem Hauſe lebte, das verlangte Zahnausnehmen nicht zugeſtanden, da dieß für Hauſer eine furchtbare Nervenerſchütterung von nicht beſtimmbaren Folgen geweſen ſeyn würde. Jetzt kam ich gerade noch zur rechter Zeit, um den Wundarzt abzuhalten, der ſchon ſeine Inſtrumente ausgepackt hatte. Da für die Art des Schmerzes Rhus paſſend ſchien, ſo nahm ich den (trockenen) Stöpſel eines Gläschens, in welchem ich dieſe Arznei, bis zum 28ſten Verdünnungsgrade potenzirt, in Pulverform aufbewahrte und brachte ihn mit einem (größerem) Streukügelchen in Berührung, woran ich Hauſer riechen ließ. Sogleich vermehrte ſich der Schmerz, das über dem Zahn befindliche Auge wurde angegriffen und ſchmerzte, der Zahn fieng an zu bluten. In einer Viertelſtunde war aller Schmerz verſchwunden. Rhus aber wirkte fort und brachte in den nächſtfolgenden Tagen Beſſerung der durch Arbeiten ſehr angegriffenen und gerötheten Augen, und des Kopfes, der freier wurde, ſo

---

zirung angewandt erweckte es einmal wieder, über welchen Fall ich jedoch nichts Näheres aufzuzeichnen vermochte.

daß er wieder leichter faßte und arbeitete, da er zuvor bei ſtrenger als früher betriebenem Unterricht in Folge der dadurch herbeigeführten Ueberreizung während deſſelben verwirrt und unfähig zu faſſen wurde *). Einige Zeit darauf wurde er durch ein mit Gewürznelken bereitetes Gericht in ſtarkes Unwohlſeyn verſetzt, und eine mehrtägige Verſchlimmerung ſcheint die Folge geweſen zu ſeyn.

11. Nux vomica.

Am 28. Mai ſagte man mir, daß Hauſer durch angeſtrengtes Nachſinnen über erweckte Erinnerungen aus ſeiner Kindheit ſehr angegriffen ſey, und an Kopfſchmerz leide. Ich machte daher im Beiſeyn ſeines Vormunds, Herrn Baron v. Tucher, folgenden Verſuch mit nux vomica. Mit dem Stöpſel eines Gläschens, in welchem ich dieſe Arznei, bis zum 28ſten Verdünnungsgrade gebracht, in Pulverform aufbewahrte, berührte ich ein Streukügelchen und ließ es in ein zweites Gläschen fallen, mit dem Stöpſel dieſes zweiten berührte ich ein anderes Streukügelchen und ließ es in ein drittes Gläschen fallen. So machte ich es weiter bis zum fünften Gläschen. Ich kehrte die Verminderungsgläschen jedesmal um, ſo daß das Kügelchen einen Augenblick lang auf dem Stöpſel zu liegen kam. An den Gläschen, Stöpſeln und Streukügelchen, die ich zur Verminderung brauchen wollte, hatte ich ihn zuvor riechen laſſen, ohne daß er durch einen Geruch afficirt wurde; er hatte ſie für ganz rein erklärt und es iſt alſo anzunehmen, daß der Geruch der ihn nachher afficirte, von nux vomica kam. Ich ließ ihn an dem Stöpſel des fünf-

---

*) Der Vorwurf zu großer Schonung Hauſers, den Niemand ſo genau kannte, wie ich, zeigte ſich, nachdem er nicht mehr unter meiner Aufſicht ſtand, durch eine Menge unerfreulicher Erfahrungen als ungegründet.

ten Gläschens riechen, und da er keine Wirkung empfand, an dem Gläschen ſelbſt. Auch da erfolgte keine Wirkung, bis ich zum dritten Gläschen kam. Als er in dieſes gerochen hatte, ſagte er, es ſteige ihn ein Arzeneigeruch in den Kopf; der Kopfſchmerz verſtärkte ſich, die Augen waren ſogleich angegriffener und wäſſerten. Nach einer Stunde jedoch war der Kopfſchmerz ganz vergangen und in den folgenden Tagen verbeſſerte ſich ſein geſammter Zuſtand allmählig, obgleich neue Anſtrengungen des Nachſinnens und Gemüthsaufregungen ſtatt fanden. An dem Tage, da er gerochen, erfolgten nach dem Riechen zwei durchfällige Oeffnungen.

12. Nux vomica.

Im Sommer des Jahrs 1830 kam er ſehr herunter. Er klagte über Kraftloſigkeit, und daß er faſt gar nichts mehr faſſen und merken könne. Er fieng an, ſchwerer zu hören, er fiel von Fleiſch und hatte ein ſchlechtes Ausſehen. Er machte ſich wenig Bewegung, ſein Appetit war geſtört, er aß wenig, ſeine Lieblingsſpeiſen reizten ihn nicht mehr, Fleiſch widerſtand ihm; der Leib war aufgetrieben, jede Witterungsveränderung war ihm empfindlich; ein Bruſtſchmerz quälte ihn hauptſächlich des Nachts und nahm ihn den Schlaf. Oeftere Schweiße des Tags, nicht durch Bewegung hervorgebracht, mit Unwohlſeyn verbunden. Schwere Träume, gänzliche Gemüthsverſtimmung. Das Leben iſt ihm zuwider.

Nach nicht langem aufmerkſamen Leſen ſah ich, da er mich einmal zu jener Zeit beſuchte, daß ſeine Hand beim Halten des Papieres zitterte; worauf er über Kopf- und Bruſtſchmerz klagte und Blut auswarf. Das Sprechen that ihm weh. Er müſſe, ſagte er mir, ſchon drei Wochen hindurch ſeit einer Kränkung, täglich Blut ſpucken. Es kam immer um 4 Uhr; zu der Zeit, da er ſich gekränkt hatte *). Außerdem kam es auch nach Geiſtesanſtrengungen, wie in dem oben beſchriebenen Fall.

Am 13. Juli brach er Blut aus und mußte ſich legen. Seine Empfindlichkeit war wieder außerordentlich erhöht. Hauſers Leben wäre damals ohne Hülfe der Homöopathie gewiß bald zu Ende gegangen.

Nach einer mit dem Arzte getroffenen Verabredung, ließ ich ihn im Hauſe und Beiſeyn des Herrn v. Tucher am 15. Juli Abends um 8 Uhr, an nux vomica riechen. Drei Gläschen hatte ich zum Schein mit unarzneilichem Milchzucker gefüllt, den Stöpſel des zweiten hatte ich mit ein wenig Wein befeuchtet. Ich berührte mit dem Stöpſel des erſten Gläschens ein Streukügelchen und ließ Hauſer riechen, er roch nichts; eben ſo verfuhr ich mit den zweiten und dritten Gläschen. Auch da wurde nichts gerochen. Er ſagte mir zugleich, daß er ſeit einiger Zeit einen fauligen Geruch in der Naſe habe, der ohne Zweifel machte, daß ſich ſein Geruchsvermögen nicht wie gewöhnlich zeigte. Ich berührte nun mit dem Stöpſel eines Gläschens, worin ein mit der 34ſten Verdünnung (100XI) befeuchtetes Kügelchen lag, ein anderes Kügelchen und ließ es in ein reines Gläschen fallen; mit dem Stöpſel dieſes Gläschens berührte ich ein drittes Kügelchen, das in ein drittes Gläschen kam. An dem Stöpſel dieſes dritten ließ ich ihn riechen, und da er nichts roch, auch an dem Gläschen ſelbſt, an dem er ebenfalls nichts roch. Ich ſagte ihm ſodann, er möge jetzt zuſehen bis morgen, und wenn ſich

---

*) Dieſe Wiederkehr krankhafter Erſcheinungen gerade zu der Zeit des Tages, da ſie durch nachtheilige Begegniſſe und Einwirkungen erregt, zuerſt hervorgetreten waren, habe ich öfters an Hauſer bemerkt. (Vergl. unten Nro. 11. am Ende und im folgenden Hefte.)

dann keine Wirkung äußere, wolle ich weiter gehen. Er aber drang in mich, ihn weiter verſuchen zu laſſen, bis er eine Geruchsempfindung bekommen werde, da er ſehr wünſche, für ſein Leiden Hülfe zu erlangen. Ich ließ mich verleiten, ihn auch an dem zweiten Gläschen riechen zu laſſen. Da er wieder nichts zu riechen behauptete, fragte ich ihn, ob er denn ſonſt gar keine Empfindung durch's Riechen erhalten habe. Er antwortete, nur der Kopf ſey ihm dadurch eingenommen worden und zwar von dem zweiten Gläschen ſtärker, als von dem dritten, an dem er früher gerochen. „Der Kopf ſey ihm ganz voll." Auch klagte er über ſtärkeren Kopfſchmerz und nach einer kleinen Weile warf er Blut aus. Schweiß brach aus, der Bruſtſchmerz vermehrte ſich, er mußte ſich legen. Das Sprechen that ihm weh, er verlangte gänzliche Stille. Man ließ ihn zur Milderung an Wein, ſpäter an Kaffee riechen, worauf ſich die Beſchwerden verminderten *). Großer Durſt folgte und nach deſſen Befriedigung ein Schlaf, der beſſer als der gewöhnliche war. Der faulige Geruch verſchwand ſchon am andern Tag und kehrte nur noch einigemal zurück. Am zweiten Tag dreimal durchfällige Oeffnung **). In der zweiten Nacht noch beſſerer Schlaf. Am dritten Tag kam kein Blut mehr. Am vierten Tag erfuhr ich von Herrn v. Tucher, daß ſich Hauſer ſehr wohl befinde. Bald darauf hörte ich auch, daß ſich die ſchweren Träume des Nachts verloren hätten. Hauſer ſelbſt bemerkte mir über dieſen Fall ſchriftlich Folgendes:

---

*) Wein wirkte wenig und vorübergehend, Kaffee dauernd.

**) Solche pflegte er vor den Riechen an der Arzenei nicht zu haben. Die Oeffnung war ſehr hart, öfters war er verſtopft. Zuweilen 3, ein Paarmal 5 Tage lang.

„Am 15. Juli bekam ich eine Arzenei für ein Uebel, welches ich ſchon ſeit einigen Wochen fühlte. Nachdem ich einige Minuten an der Arzenei gerochen hatte *), bekam ich den Schmerzen ſehr ſtark, ſo daß ich meinte, ich kann es nicht mehr aushalten, ich mußte Blut ausſpucken eine ganze halbe Stunde, ehe der Schmerz nachgelaſſen hatte, dann überfiel mich ein ſtarker Froſt. Um 12 Uhr erwachte ich, und gegen dreiviertel auf 1 Uhr fühlte ich ein wenig Drücken ohne Schmerzen.

Am 16. Morgens erwachte ich mit einem ſehr müden Gefühl und trocknem Mund und ſehr dicker Schleim mit einem unangenehmen Geruch. Am Tag bekam ich dreimal ſehr weiche Oeffnung mit einem ſehr übelen Geruch. Ich hatte auch einen Geruch in der Naſe, der ganz widerlich war, dieſen verlor ich gegen Mittag. Abends um acht Uhr kam der Schmerz ſehr heftig, aber ohne Blut auszuſpucken, und haltet eine halbe Stunde an. In der Nacht erwachte ich gerade um dieſe Zeit und fühlte nur ein kleines Drücken ohne Schmerzen.

Am 17. Juli erwachte ich ſehr matt und abgeſchlagen und mit ſehr vielem Schleim im Mund. Eine ſehr weiche Oeffnung den Tag über ſehr abwechſelnd bald beſſer bald ſchlechter.

Am 18. ſehr viel beſſer im ganzen Leibe, die Oeffnung nicht gar ſo weich mehr. Abends blieb der Schmerz ganz aus. Eine ſehr gute Nacht, geſchlafen ohne Aufwachen.“

13. Nux vomica.

Am 9. Auguſt kam er zu mir und klagte, daß er durch gewiſſe geiſtige Aufregungen ſehr angegriffen ſey und an bohrendem Kopfſchmerz in den Schläfen leide. Ich

---

*) Man verſtehe: Einige Minuten nach dem Riechen ꝛc.

fragte ihn, ob er etwa gegenwärtig (was in frühern Zeiten der Fall geweſen, ſpäter aber ſich verloren hatte) vom Glaſe ein Ziehen empfinde? Er verneinte es. Ich ließ ihn hierauf das Geſicht mit einem Tuche verwahren und einen Finger der rechten Hand über ein Gläschen halten, worin ſich ein mit hochpotenzirter nux vomica befeuchtetes Streukügelchen befand. Auf die Frage, ob er etwas ſpüre, ſagte er, es ziehe ein wenig. Ich hielt das, obiger Erklärung ungeachtet, für Wirkung des Glaſes, und ließ ihn nach ſorgfältiger Verwahrung der Naſe und des Mundes mit einem Tuche, den Finger über ein Gläschen halten, worin ſich einige Tropfen der bis zur Decillion verdünnten nux vomica befanden. Sogleich ſagte er, das thue ihm weh, worauf ich ihn ſich von der Stelle entfernen ließ, damit er keinen Duft einſauge. Beim Halten des Fingers über das Gläschen hatte er das Gefühl des Brennens am Finger, und es zog von den ſchmerzlichen Theilen des Kopfes durch den Arm ſtark herab, auch brannten und waſſerten ſogleich die Augen. Bald darauf war der Finger wie abgeſtorben und kalt. In ein paar Minuten nach Beginn der Arzneiwirkung war der Kopfſchmerz vergangen. Den kalten Finger ließ ich, da ich ſelbſt nicht wagte, Hauſern zu berühren, von zwei unverdächtigen Perſonen befühlen, und ſie erklärten ihn für kälter als die andern Finger. Hauſer rühmte den Tag über die Beſſerung. Aber die Aufregungen erneuerten ſich am andern Tage, und der Kopfſchmerz kam ſtärker wieder. Ich ließ nun Hauſer in ſeiner Wohnung nach Verwahrung von Mund und Naſe, den Finger über ein leeres und reines Gläschen halten, wobei er nichts empfand; dann über das am vorigen Tag gebrauchte Gläschen mit dem Kügelchen, worauf ein geringes Ziehen erfolgte, was ich jetzt alſo für Wirkung der Arzenei erkennen mußte. Dann, da weiter keine Wirkung erfolgte *) ließ ich ihn den Finger mit verwahrtem Geſichte über den Stöpſel eines Gläschens halten, worin ſich ein paar Tropfen der faſt bis zur Duodecillion verdünnten nux vomica befanden. Es erfolgte von dieſer höheren Verdünnung ſchwächeres Brennen und Ziehen als am vorigen Tage. Bald vermehrte ſich der Kopfſchmerz und nach einiger Zeit entſtand Schwindel, ſo daß Hauſer ſich nicht mehr aufrecht erhalten konnte und zu Boden ſank. Er wurde auf's Bett gelegt, der Schwindel war nach ohngefähr einer Viertelſtunde vergangen, der Kopfſchmerz legte ſich, und was allen auffiel, Hauſers ganzes Geſicht war verändert, die Farbe beſſer, die zuvor matten und wie von Weinen getrübten Augen waren hell und glänzten. Der Finger, durch den er die Wirkung empfand, war wieder wie abgeſtorben und kalt, welche lang anhaltende Kälte Herr v. Tucher und ſeine Gemalin im Gegenſatz gegen die übrigen wärmeren Finger deutlich empfanden. Hauſer, der zuvor appetitlos geweſen, verlangte zu eſſen und lachte kindiſch, als man ihm ein paar Lieblingsſpeiſen nannte, die er bekommen würde. Der Kopfſchmerz jedoch, wiewohl vermindert, dauerte fort. Ohngefähr vier Stunden darauf entſtand Heiſerkeit, die auch den andern Tag dauerte. Den zweiten Tag auf Geiſtesanſtrengung heftiger Kopfſchmerz. Erſt am 14. Auguſt fühlte er ſich wieder ganz wohl.

14. Arnica.

Der Arzt von dem Vorgegangenen unterrichtet, wandte dieſe Verfahrungsart bei folgender Gelegenheit mit nicht minder auffallendem Erfolg ſelbſt an. Ich habe was ich hier mittheile, ſogleich, nachdem es geſchehen, aus

---

*) Es wäre auch wohl ſchon dieſe Gabe hinreichend geweſen, und die Heilwirkung darauf nicht ausgeblieben.

Hauſers, des Arztes und Herrn v. Tuchers Munde, aufgenommen.

Als Hauſer beim Turnen am 13. Auguſt ſich am Barren in die Höhe heben ließ, vermochte er ſich nicht zu halten und fiel mit dem rechten Arm unter der Achſel am Barren auf. Es entſtand großer Schmerz, die Augen verdunkelten ſich, und oben auf der Achſel erſchien nach einiger Zeit unter der Haut ausgetretenes Blut. Es war ihm als wenn Geldſtückchen vor den Augen herabfielen, und und wann er den Arm aufhob, kam Aufſtoßen aus dem Magen mit üblen Geruch. Bei Bewegung des Zeigefingers that die Schulter weh, Arm und Hand waren angeſchwollen. Der Arzt verhindert, ſelbſt zu kommen, ſchickte ein mit Quadrillionverdünnung der Arnica befeuchtetes Streukügelchen, um Hauſer riechen zu laſſen. Ein Wundarzt, der zugleich gerufen worden war, roch an dem Gläschen, verſicherte, hieran nichts riechen zu können, daß die Homöopathie hier nicht in Anwendung kommen könne und zur Abwendung der Gefahr ſchnell die gehörigen Maßregeln zu treffen ſeyen. Er ließ kalte Umſchläge mit Eſſig, Salpeter und Salmiak machen; hierauf vermehrte ſich der Schmerz, und der Geruch des Umſchlags erregte gewaltiges Kopfweh. Um Mitternacht erbrach ſich Hauſer, und war ſo leidend, daß er glaubte ſterben zu müſſen; am andern Morgen war der Zuſtand ärger als am vorigen Tage. Herr Dr. Preu, der jetzt ſelbſt erſchien, entfernte den Umſchlag, verordnete Abwaſchungen des angebrachten Arzneiſtoffes mit lauem Waſſer, und ließ Hauſer ſodann nach Verwahrung der Naſe den Zeigefinger der rechten Hand über das Arzneigläschen halten. Hierauf ergriff Hauſer ein ſo gewaltiger Schmerz, daß er glaubte ſchreien zu müſſen; in der wehen Stelle auf der Schulter ſagte er, habe er Stiche wie von Meſſern gefühlt. Erſt ſey ihm die Empfindung herabgefahren von der wehen Stelle bis zum Zeigefinger, von da zurück zur Schulter und dann hinab in den Fuß. Dieſen ſah man zittern, es entſtand Wadenklamm, und die Zehen waren krampfhaft eingezogen. Mit einem Stoß, der oben und unten gefühlt wurde, war bald aller Schmerz verſchwunden, worauf Froſt eintrat. Nur beim Aufheben und anderer Bewegung ſchmerzte noch der Arm. Als ich ihn Mittags ſprach, war der Kopf noch eingenommen von der Arznei. Der Kopfſchmerz war etwa eine halbe Stunde nach Berührung des Gläschens vergangen; auch die Angeſchwollenheit des Armes und der Hand war dadurch gemildert. Die Kälte des Fingers, die auch dieſesmal erfolgte, wurde vom Arzte und Herrn v. Tucher empfunden *). In den folgenden Tagen ſchmerzte ihn um die Zeit des Tages, da er die Arznei berührte, der Arm (vergl. oben die Note unter Nro. 12).

15. Silicea.

Von einer Erkrankung geneſen, über die ich nichts aufzeichnen konnte und welche vom Arzt durch Rührenlaſſen an ein verſchloſſenes Arzeneigläschen beſeitigt wurde, führte Hauſer im Sommer 1831 keine Klage über ſein Befinden, war jedoch immer noch von großer Reizbarkeit und Hinfälligkeit, litt an unterdrückter Geiſteskraft und bekam ſeit langer Zeit mehrmals des Tages ein Gefühl von Schwere und Geſpanntheit in den Händen mit hochaufſchwellenden Adern, worauf ein Uebelſeyn im Leibe folgte. Ich hatte damals Silicea bis über das hundertſte

---

*) Späterhin ſchälte ſich der Finger ab. — Er ſagte mir bei dieſer Gelegenheit auch, daß ihm früher beim Riechen an homöopathiſchen Arzneien, die Naſe kalt geworden ſey.

Verdünnungsgläschen hinaus potenzirt *) und begierig zu wiſſen, ob eine ſo weit verdünnte Arzenei noch auf Hauſer zu wirken vermöge, machte ich am 2. Auguſt 1831 mit Genehmigung des Arztes folgenden Verſuch. Ich ließ ihn erſt an ein mit bloſem Weingeiſt gefülltes Gläschen rühren. Er verſpürte gar nichts davon. Hierauf ſtellte ich ein verſchloſſenes Gläschen, worin ſich einige Tropfen jener überhundertſten Verdünnung der Silicea befanden, fern von ihm am offenen Fenſter nieder und ließ ihn langſam mit ausgerecktem Finger darauf zugehen. Er war damit noch ein wenig vom Gläschen entfernt, als ich den nur angenäherten, mit dem Gläschen nicht in Berührung geſetzten Finger zucken ſah, worauf mir Hauſer ſagte, er habe den Arm herab und wieder zurück eine gewiſſe Bewegung, wie einen Stoß, gefühlt. Doch wurde der Finger nicht kalt wie ſonſt, auch zeigte ſich Hauſers Befinden völlig unverändert, was ſeinen Grund ohne Zweifel in der außerordentlichen Kleinheit der Arzeneigabe hatte, welche die erſte war, die ihn nicht unmittelbar in Unwohlſeyn verſetzte. Erſt nach einer Weile fühlte er Wärme ſich durch den Körper verbreiten. Ich verließ ihn ſodann. Einige Zeit (vielleicht eine Stunde) hierauf erſchien, ſeinem nachherigen Bericht zufolge, durchfällige Oeffnung. Den zweiten Tag viermal Naſenbluten, allemal darauf Schwindel, dann Gefühl von Leichtigkeit und Kraft. Das oben beſchriebene Unwohlſeyn blieb einige Tage nach Empfang der Arzenei gänzlich aus. Die von Tag zu Tag zunehmende

---

*) Ich hatte ein Paar der Verdünnungsgläschen gewiſſer Verſuche wegen mit vielen Armſchlägen geſchüttelt. Dagegen waren in die Gläschen, durch welche ich die Arzenei über die Decillionpotenz (X) hinaus verdünnte, jedesmal mehr als hundert Tropfen gekommen, ſomit gieng die Verdünnung weit über XXX hinaus.

mende Beſſerung ſeines Befindens ward hauptſächlich in geiſtiger Beziehung fühlbar. Er rühmte die weit größere Befähigung zu geiſtigen Arbeiten und Wiederkehr ſeines früher ausgezeichneten Erinnerungsvermögens. Seine Arbeiten wurden von Tag zu Tag beſſer, und er fühlte ſich nicht mehr, wie zuvor, nach geiſtigen Arbeiten ſchwer und verdroſſen. Auch ſtellte ſich vom zweiten Tag nach Empfang der Arzenei ein fortdauernder ſtarker Fußſchweiß ein *). Als ich Hauſer einige Tage nach dem Verſuche wieder ſah, war ſein Weſen auffallend verändert. Die vorher matten, geiſtloſen Augen leuchteten wieder, wie in früheren Zeiten, der Blick war lebendig, ſcharf und geiſterfüllt, was nicht nur mir allein auffiel. In ſeiner Lebensordnung und ſeinen Verhältniſſen gieng damals durchaus keine Veränderung vor, die etwa einen vortheilhaften Einfluß aufs Hauſers Befinden hätte haben können. Man wird ſich aus der im erſten Heft gegebenen Beſchreibung

---

*) Dieſer iſt zwar ein Krankheitsſymptom und kann bei vollkommen geheilter Pſora nicht Statt finden, allein er iſt eine der wichtigſten und gewöhnlichſten palliativen Beſtrebungen der Natur, dem unterdrückten Urausſchlag der Pſora, der das innere Leiden beſchwichtigen und die Wirkung des durch die Natur nicht austilgbaren Miasma nach außen hin ableiten ſollte, zu erſetzen. Indem nun die Natur in Folge der das Miasma ſchwächenden Arznei, die Ueberhand über daſſelbe zu gewinnen begann, vermochte ſie eine palliative Ableitung zu veranſtalten, wodurch ſie das große innere Siechthum oft ſo viele Jahre lang am Ausbruche zu hindern und das ausgebrochene zu mildern vermag. Jener Fußſchweiß kann ſomit als eine Heilwirkung der Silicia angeſehen werden, welche Arznei indeſſen eben ſo ſehr auch ſolchen Fußſchweiß zu heilen vermag, wenn ſie nämlich zu einer Zeit und unter Umſtänden gegeben wird, wo das Afterleben des Miasma im Organismus bedeutend zu ſinken beginnt und die Natur, während die Arznei den innern Feind vertilgt, nicht mehr nöthig hat, ſolche Ableitung nach außen zu veranſtalten.

der Wirkungen, welche Silicea hatte, erinnern, daß ſie damals gerade ſo auf Hauſers Geiſt wirkte, wie gegenwärtig, und daß die Veränderung in Blick und Benehmen damals eben ſo auffallend (obwohl nicht dauerhaft) war.

16. Tinct. Sulphuris.

Nachdem die Beſſerung mehrere Wochen angehalten hatte, fand ich ihn, da ich ihn am 10. November wieder ſah, ſehr zum Nachtheil verändert. Zwar ſagte er, ſey es ihm im Kopf noch gut, aber ſeit einigen Tagen hätten ſich ſchneidende Schmerzen in der Nabelgegend eingeſtellt. Sein Appetit war gering, nach wenigem Eſſen kam Eckel; die Zunge fühlte er ſchwer und pappig, das Augenweiß war gelb, der Blick hatte ſeine Lebhaftigkeit verloren. Der Stuhlgang war in der Ordnung geblieben. Ich hatte damals außer Silicea nur noch Schwefel ſo weit verdünnt, daß darauf zu rechnen war, die Anwendung werde ohne große und lange Erſchütterung, die ich vermeiden wollte, vor ſich gehen. Ich hatte nämlich Sulphur bis zum neunzigſten Verdünnungsgläschen (von welchen Gläschen über das dreißigſte hinaus jedes mehr als hundert Tropfen enthielt) mit jedesmaligen zwei Schüttelſchlägen potenzirt. Das neunzigſte Gläschen, das ich an Hauſer verſuchte, war alſo mehr als XXX; ich ſtellte zuerſt ein Gläschen, das bloßen Weingeiſt enthielt, auf einen Tiſch und ließ Hauſer mit ausgeſtrecktem Zeigefinger der rechten Hand darauf zugehen. Er kam mit dem Finger bis an das Gläschen, ohne etwas zu verſpüren. Hierauf ſtellte ich das 90ſte Verdünnungsgläschen des Schwefels auf den Tiſch und ließ ihn darauf zugehen; der Finger war noch nicht ganz an's Gläschen hingekommen, als ich ihn zucken ſah. Hauſer hatte eine Empfindung bekommen, die ſich aber nicht weiter als auf den (nicht kalt werdenden) Finger erſtreckte. Das Befinden blieb übrigens völlig unverändert. Dieß war gegen Abend in meinem Hauſe geſchehen. Als er von da nach Hauſe kam, fühlte er ſich verſchlechtert, konnte nichts arbeiten, legte ſich auf's Bett und fiel in einen langen Schlaf *). In der Nacht erfolgte Durchfall, (die Oeffnung war ſeit Empfang der vorigen Arzenei höchſt regelmäßig, gut und gleichartig jeden Tag erſchienen). Am nächſten Tag hatte er weichen Stuhlgang, am dritten keinen. Als ich ihn an dieſem Tage wieder ſah, fand ich ihn von ſchlechterem Ausſehen, das Geſicht war gelb, die Zunge pappiger als früher, ein übler Geſchmack im Munde, aber den ſchneidenden Schmerz, den er vor Empfang dieſer Arzenei mehrere Tage fortwährend gefühlt, hatte er nicht mehr. Ich durfte Letzteres für Wirkung der Arzenei halten, obgleich ſich ſein Zuſtand übrigens verſchlimmert hatte, (vgl. die erſte Note unter Nro. 4). Als ich ihn am fünften Tage ſah, war die Gelbheit des Geſichts verſchwunden, Appetit hatte ſich noch nicht eingeſtellt, die Oeffnung war ſeit den weichen Stuhlgängen, die auf den Empfang des Schwefels gefolgt waren, bis jetzt ausgeblieben. Nachdem er auf Zureden, wider Willen einen gebratenen Apfel gegeſſen, erbrach er ſich. Am ſechsten Tag war die Ueblichkeit und Appetitloſigkeit verſchwunden. Stuhlgang fehlte Vormittags noch; endlich entweder noch an dieſem oder am folgenden Tage kam Oeffnung, aber mit ſo ſchmerzlicher Anſtrengung, daß er glaubte, ſchreien zu müſſen. Einige Tage nachher fand ich ihn in gutem Wohlſeyn und von geſunderem Ausſehen. Am 25. November fand ich dieſelbe geiſtige Veränderung in ſeinem Blick und Benehmen, die ich früher zweimal (jedoch nur) nach Silicea

---

*) Ich kenne Jemand, der immer nach Empfang einer homöopathiſchen Arzenei in Schlaf verfällt.

an ihm beobachtet hatte. Das Ausſehen war überhaupt ſehr gut. Bald darauf verließ er Nürnberg; doch erhielt ich aus Ansbach die erfreulichſten Nachrichten über ſein Befinden.

Es ſey mir erlaubt, zum Beſchluſſe dieſer Darſtellung homöopathiſcher Heilverſuche, einige Stellen eines Gedichts aus dem 17ten Jahrhundert mitzutheilen, wo von Ausübung homöopathiſcher Grundſätze die Rede iſt. Es iſt ein Gedicht Paul Flemmings an den Arzt Hartmann Grahmann, der, nach dem Gedicht zu urtheilen, ein entſchiedener Homöopathiker geweſen ſeyn muß, ſo wie Flemming, der ſelbſt Arzt war, ſich hier als ſolchen ausſpricht, — was meines Wiſſens noch nirgends angeführt worden iſt.

„Ein kluger Arzt der nimmt
Da ſeine Hülfe her, von was der Schade kömmt.
Löſt Salzſucht auf durch Salz, löſcht Feuer aus mit Flammen;
Doch mancher nicht begreift. Ihr zieht die Kunſt zuſammen,
Macht wenig aus ſo viel.“

„Ihr wirket viel durch wenig.
Von euch thut ein Gran mehr, als jenes langer Trank
An dem ein Fleiſcher wohl ſich möchte heben krank.“

„Wir ſind nun überhoben
Der alten Fantaſey. Wer will den Arzt doch loben,
Der einen Zettel ſchreibt faſt einer Ellen lang,
Um daß er nur verdient des Apothekers Dank,
Der doch ſetzt dieß vor das? — Soll man die armen Schwachen
Durch einen ſchweren Trunk noch doppelt ſchwächer machen,

Der oft, vom Schmacke nicht geredt, ſo übel reucht,
Daß ſich der Arzt wohl ſelbſt für ſeiner Luſt entzeucht,
Und hält die Naſe zu? Doch wer will jene Blöden,
Die Klugen auf den Schein, was Beſſer's überreden?
Sie bleiben, wie ſie ſeyn. Ihr Kinder der Natur
Geht einen weiſern Weg.“

Nachträgliche Anzeige von Berichtigungen für's erſte Heft.

S. 68 Z. 4 von unten, lies: bedient er ſich zuweilen.

S. 69 Z. 9 v. u. lies: nachher aber Verſchl.

S. 99 Z. 12 und 13 v. u. ſind die Worte: „Mehrmaliger Schlaf" dem vorhergehenden Satze vorauszuſtellen.

S. 100 Z. 4 v. u. ſtatt: „Geſicht. Von" lies: Geſicht von — daſelbſt nach Uhr — ſetze ein Komma.

Bei dem Verleger ſind noch folgende Werke erſchienen:

Addreßbuch, allgemeines, von Nürnberg. 8. 1822. 8 ggr. oder 36 kr.

Albina das Blumenmädchen, von Conſtanze Reinhold. 8. 1823. 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr.

Anfangsgründe der Landſchaft-Zeichnenkunſt. Ein Geſchenk für junge Leute die ſich angenehm und nützlich beſchäftigen wollen. 2te Aufl. gr. quer 8. 6 ggr. od. 24 kr.

Aristophanis Ecclesiazusas, e Brunckii Invernitii aliorum recensionibus emendatas et brevibus aliquot variorum varii generis notationibus instructas, in usum praelectionum edidit G. C. Rannerus. 8. 1815. 12 ggr. od. 43 kr.

Beckh, J. A., über phyſiſche Erziehung der Kinder in den erſten Jahren, mit Hinſicht auf deren geiſtige Ausbildung. Eltern und Erziehern zur Beherzigung vorgelegt. 8. 1808. 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr.

Bilderbuch, neues, naturhiſtoriſcher Gegenſtände, 1r Theil, enthaltend die vierfüßigen Thiere und Vögel. Mit 29 Kupfertafeln. gr. 8. geb. ſchwarz 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr.

— — dasſelbe mit illuminirten Kupfern. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

— — deſſelben 2r Theil, enthaltend die Amphibien, die Fiſche, die Inſekten, das Pflanzen- und Mineralreich, mit den merkwürdigſten Vorſtellungen. gr. 8. geb. ſchwarz. 12 ggr. od. 54 kr

— — dasſelbe mit illumin. Kupfern. 1 Thlr. 12 ggr. od. 2 fl. 42 kr.

Büſching, Dr. A. F., Unterricht in der Naturgeſchichte für diejenigen, welche noch wenig oder gar nichts von derſelben wiſſen. 2te Aufl. mit einem Auszug aus dem Handbuch der Natur und andern nützlichen Zuſätzen vermehrt. 2 Theile. Mit 50 Kupfertafeln. gr. 8. 1814 und 15. ſchwarz 1 Thlr. 20 ggr. od. 3 fl. 18 kr. Mit illum. Kupfern. 4 Thlr. 3 ggr. oder 7 fl. 24 kr.

Fikenſcher, Dr. C., bibliſch-praktiſche Auslegung des Evangeliums Johannis. 1r Band. 1831. gr. 8. 1 Thlr. 8 ggr. od. 2 fl. 24 kr.

Geſchichte der Muſik, für Freunde und Verehrer dieſer Kunſt. Nach dem Franzöſiſchen der Frau von Bawr, frei bearbeitet von A. Lewald. Mit Kupfer und Muſikbeilage. 8. 1826. 1 Thlr. 3 ggr. od. 1 fl. 48 kr.

*Göß, Dr. M. W., rechtliche Entſcheidungen der juridiſchen Fakulatät zu Altdorf. gr. 8. 1808. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Hauff, Dr. E. V., die Authentie und der hohe Werth des Evangeliums Johannis, mit Rückſicht auf neuere Einwendungen, für Wahrheit ſuchende Bibelfreunde. Eine von der Geſellſchaft im Haag in den Niederlanden zur Vertheidigung des Chriſtenthums gekrönte Preisſchrift. gr. 8. 1831. 1 Thlr. 4 ggr. od. 2 fl.

Heckel, A. W., die edelſten Frauen der deutſchen Vorzeit, nach den vorhandenen Quellen und Urkunden dargeſtellt. 2 Bände. 8. 1823 u. 26. Jeder Band 1 Thlr. 8 ggr. od. 2 fl. 15 kr.

— — die Märtyrer der evangeliſchen Kirche in den erſten Zeiten nach der Reformation. 8. 1828. 18 ggr. od. 1 fl. 12 kr.

Heiden, N. A., Anleitung zur Kenntniß der Dichtkunſt des alten Roms und deſſen vorzüglichſter Dichter, für Liebhaber der Dichtkunſt der Alten und Anfänger im Studium derſelben. 2 Theile. 1815. 1 Thlr. 4 ggr. od. 2 fl.

*Leroy, K. G., philoſophiſche Briefe über die Verſtandes- und Vervollkommnungsfähigkeiten der Thiere, ſammt einigen Briefen über den Menſchen. Frei aus dem Franzöſiſchen, überſetzt von Dr. J. A. Müller. gr. 8. 1807. 20 ggr. od. 1 fl. 30 kr.

*Lutheri, Dr. Mart., epistolae, studio atque opera G. T. Strobelii conlectae, ed G. C. Rannerus. 8. maj. 1814. 1 Thlr. 8 ggr. od. 2 fl. 24 kr.

Müller, C. G., gemeinnütziges homonymiſches Wörterbuch, mit Erklärungen und Ableitungen, zum Behuf des Rechtſchreibens. 8. 1814. 12 ggr. oder 54 kr.

Rumpler, C. A. v., über die körperliche Strafe beim Militär. In Briefen zweier Offiziere. 8. 1808. 10 ggr. od. 45 kr.

Sammlung, möglichſt vollſtändige, aller Ausſprüche der heil. Schrift, alten und neuen Teſtamentes, über die ganze Glaubens- und Sittenlehre. 8. 1826. 12 ggr. od. 48 kr.

Seidel, G. C. F., Predigt am Sonntag nach Neujahr gehalten. gr. 8. 1808. geheftet. 2 ggr. od. 9 kr.

Siebenkees, J. C., über das Hauptgeſetz der teutſchen Rechtſchreibung und über Sprachfehler oberteutſcher Schriftſteller. 2te vermehrte Auflage. 8. 1833. 12 ggr. od. 54 kr.

Sintenis, M. J. G. H., lutheriſche Anthologie, das iſt: Sammlung vorzüglicher Ausſprüche Dr. Martin Luthers, Gott, Natur und Menſchenleben betreffend, aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften entlehnt. 8. 1830. 1 Thlr. od. 1 fl. 45 kr.

— — Dr. Martin Luthers Leben und unſterbliches Verdienſt. 2te Aufl. mit 1 Kupfer. 1830. 21 ggr. od. 1 fl. 30 kr.

*Späth, J. L., Profeſſor, Abhandlung über die praktiſche Aufnahme der Grundſteuer für die Hofverbande und für walzende Stücke. gr. 8. 1809. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Taſchenbibliothek der wichtigſten und intereſſanteſten See- und Land-Reiſen, von der Erfindung der Buchdruckerkunſt bis auf unſere Zeiten. Mit Landkarten, Planen, Portraits u. andern Kupferſtichen. Verfaßt von Mehrern und herausgegeben von J. H. Jäck, Königl. Bibliothekar zu Bamberg. In 16. 1827—1832. Bis jetzt ſind 78 Bändchen erſchienen, deren jedes im Subſcriptionspreis 4 ggr. od. 18 kr. koſtet.

Veilodter, V. K., Antrittspredigt am Weihnachtsfeſte in der Stadtpfarrkirche zu St. Aegidien gehalten. gr. 8. 1810. 2 ggr. od. 9 kr.

Vogel, Dr. B. Ch., über die Erkenntniß und Heilung der Rückgratsverkrümmungen mit Lähmung, vorzüglich der Füße. 8. 1832. 21 ggr. od. 1 fl. 30 kr.

*Wendel, Dr. J. A., von der Errichtung des Reichs der Schönheit. Eine vollſtändige Theorie der ſchönen Künſte, für Dichter, Schauſpieler, Muſiker, Maler, Kritiker und alle Künſtler und Verehrer des Schönen. 2te Ausgabe. 1807. 12 ggr. od. 54 kr.

Worte des Troſtes und der Erhebung des Gemüths zu Gott in den Tagen des Leidens, geſchöpft aus der reich beſeligenden Quelle der heiligen Schrift, begleitet mit einem Vorwort von Herrn Dekan Dr. G. E. F. Seidel. 8. 1826. 8 ggr. od. 36 kr.

Subſcriptions-Anzeige.

Dr. Goldſmith's
Dorfpfarrer zu Wakefield
in engliſcher, deutſcher und franzöſiſcher Sprache
nebſt
erläuternden Anmerkungen
herausgegeben
von
Dr. C. M. Winterling.

Nürnberg, Verlag von H. Haubenſtricker.

Dieſe neue Ausgabe des Vicar of Wakefield nebſt der franzöſiſchen und deutſchen Ueberſetzung und den nöthigen Wort- und Sacherklärungen iſt beſonders zum Nutzen derjenigen Deutſchen veranſtaltet werden, welche jene beiden fremden Sprachen zugleich erlernen und ihre Uebungen in denſelben an eine zweckmäßige Lektüre anknüpfen wollen. Jung und Alt, Lehrer und Schüler können Belehrung und Unterhaltung aus dieſem Buch ſchöpfen, welches zugleich ſich ſo ſehr von Seiten der Compoſition und des Styls empfiehlt, daß es, man kann wohl ſagen für immer, ein Muſter der Nachahmung bleiben wird. Die beiden Ueberſetzer haben ſich's zur Pflicht gemacht, den Worten des Originals ſo treu als möglich zu folgen, ohne den Genius ihrer eigenen reſpektiven Sprachen zu verletzen, was zu intereſſanten Vergleichungen Veranlaſſung giebt und das

Rücküberſetzen aus einer Sprache in die andere, ein mit Recht beliebtes Uebungsmittel zur ſchnellen Erlernung derſelben, ſehr erleichtert. Die Anmerkungen dienen nicht ſowohl dazu, die Stelle eines Wörterbuchs zu vertreten, als den grammatikaliſchen Bau der engliſchen Sprache wiſſenſchaftlich zu erörtern und dem Leſer über manche geographiſche, hiſtoriſche und ländlich-ſittliche Bedenklichkeiten Aufklärung zu verſchaffen, ſodann auch Winke zu geben über die rhetoriſchen Figuren und die kunſtmäßige Behandlung des Ganzen wie des Einzelnen in äſthetiſcher Hinſicht.

Das Unternehmen hat ſich nicht minder als zeit- und zweckgemäß dadurch beurkundet, daß in Folge der erſten Ankündigung desſelben ſich ſo viele Subſcribenten dazu gefunden, daß ſofort der Druck des Werks beginnen konnte. Um jedoch ſolches noch gemeinnütziger zu machen, iſt bei Feſtſtellung eines niederen Preiſes auf eine noch größere Anzahl von Theilnehmern Rückſicht genommen worden.

Subſcriptionspreis für das ganze Werk von circa 30 Bogen 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Philoſophie, Religion

und

Alterthum.

◆

Von

G. Fr. Daumer.

Erſtes Heft.

Nürnberg,
Druck und Verlag von Friedrich Campe.
1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Dieſe Schrift ſchließt ſich fortentwickelnd an meine «Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie»*) an. Die mythologiſchen Zuſammenſtellungen und Unterſuchungen haben hauptſächlich den Zweck, zu der Ueberzeugung zu führen, daß das von mir angedeutete Syſtem uralt, ſchon das Syſtem einer vorhiſtoriſchen Menſchheit geweſen, ſomit die Wiederherſtellung einer uralten Lehre ſey, für welche die älteſte Welt nur einen ſymboliſchen Ausdruck hatte. Die Unterſuchungen über Eppelein und St. Sebald im zweiten Hefte werden zugleich auf eine, wie ich glaube, beſonders einleuchtende Weiſe lehren, wie Mythus in

---

*) Als ſtörenden Druckfehler dieſer Schrift bitte ich nachträglich p III. Z. 15 v. u. immermehr in nimmermehr zu ändern.

Hiſtorie ſich umgeſtaltet und hiſtoriſche Perſonen in Mythus verſchlungen werden, der weit älter iſt, als ſie. Wegen der in der Andeutung berührten, noch unveränderten Umſtände darf ich auch für gegenwärtige Leiſtungen die Nachſicht des gelehrten Publicums in Anſpruch nehmen.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Ueber den Logos 1

II. Dreieinigkeit 8

III. Mythen über das zum Bewußtſeyn Kommen des baſiſchen Weſens 9

IV. Ueber Krankheit und Miasma 11

V. Vergleichung hebräiſcher und deutſcher Sagen 18

VI. Ueber das Mythiſche in den bibliſchen Erzählungen von Chriſtus 20

VII. Urſprung und Rettung aus dem Waſſer 30

VIII. Der getreue Gott 33

IX. Mythen vom ſterbenden Schöpfer 34

X. Aſchenbrödel und der Lebensbaum 36

XI. Mythiſches Verſchlungen- und Verwandeltwerden .. 40

Seite

XII. Schlöſſer, Städte, Goldeimer, Goldglocke und Goldkrone unter dem Waſſer 47

XIII. Proſerpina 50

XIV. Ein Avatara der indiſchen Mythologie in der Apokalypſe 51

XV. Abel, Kain, Seth = Aeolus, Dorus Xuthus 52

XVI. Saul, David, Salomo 53

XVII. Helias, Ulyſſes 54

XVIII. Aphrodite und der Zauberbock 55

XIX. Geſpenſtige Erſcheinungen 55

Nachträgliche Bemerkungen 62

Berichtigungen.

P. 15. Z. 10 v. u. ſtatt: allgemeiner Krankheitspotenz lies: allgemeinem Krankheitsprincip.
P. 17. Z. 4 und 3 v. u. ſtatt: des Kampfes lies: zum Kampfe.
P. 33. Z. 13 v. o. ſtatt: zu Tode lies: zum Tode.

I. Ueber den Logos.

Als abſolut Erſtes muß ein rein Unbeſtimmtes, Einfaches, Gegenſatzloſes gedacht werden, da dieſes allein nichts Anderes vorausſetzt, durch welches es erklärt zu werden braucht. Da nun außer dem abſolut Erſten, Einfachen, Gegenſatzloſen, eben weil es dieß iſt, vor ſeinem Beſtimmtwerden nichts iſt, ſo muß es ſich die Beſtimmtheit, zu der es gekommen, ſelbſt gegeben haben. Das abſolut Erſte muß das in abſoluter Unabhängigkeit ſich ſelbſt Beſtimmende ſeyn. Die erſte Beſtimmtheit aber, zu der es durch ſein abſolutes Selbſtbeſtimmen kommt, muß die einfachſte ſeyn, ein ganz einfaches Beziehen und deſſen Entwicklung in der ungeſchiedenen Einheit ſeines Weſens, reines Denken, nicht daß ein Ich, eine Perſon dächte, ſondern nichts als Denken, wobei der Unterſchied von Denkendem und Gedachtem noch nicht vorhanden iſt. Selbſtheit, Ichheit, Perſönlichkeit ſetzen Trennung, Gezweitheit voraus, kein Anderes aber ſteht jetzt noch jenem Urweſen entgegen, von welchem es ſich unterſcheiden, gegen welches es ſich in ſich zuſammennehmen, ſich für ſich ſetzen könnte. Es iſt noch das rein Unendliche, wiewohl als Denken nicht mehr das völlig Leere und Unbeſtimmte, es iſt die reine gegenſatzloſe Idealität, die ſich nur erſt als Möglichkeit von Anderem beſtimmt.

Um ſich nun zu realiſiren, ſcheidet ſich das ideelle Urweſen zunächſt in zwei Weſen, indem es ſich zu einem Andern ſeiner ſelbſt macht, ſich außer ſich ſetzt und aus dieſem Außerſichſeyn auf ſich zurückgeht. In dieſem Zurückgehen vertieft es ſich als eine dunkle Selbſtheit in ſich, hebt dieſe aber auf, um ſich in ſeine abſolute Freiheit zurückzuverſetzen, und wird nun als neue Concentration in der Sphäre der Freiheit gegen jenes erſte dunkle Inſichſeyn zum perſönlichen Geiſte, der jene baſiſche Selbſtheit, als ein Anderes, von dem er ſich ausgeſchieden, aber gegen ſich indifferent gemacht, als ein in ſich eingehülltes Centrum ſeines Auf- und Rückgangs zu ſich enthält. Dieſe baſiſche Selbſtheit (die Urcreatur) iſt das Princip der Beſonderung, Entzweiung, Vielheit, das aber in ſich aus dieſem Centrum aufgegangene Ideelle iſt nicht mehr bloßes Denken ohne Perſönlichkeit, ſondern denkende Perſönlichkeit, nicht mehr das bloß Unendliche, denn es iſt ein für ſich Geſetztes, von einem Anderem (dem creatürlichen Princip) Ausgeſchiedenes, aber ein mit ſich, als dem an ſich Unendlichen, Identiſches und ſich identiſch Wiſſendes, nicht bloße Gottheit, ſondern (perſönlicher) Gott.

Der noch unperſönliche, lebloſe Gedanke muß, um ſich zu realiſiren, ſich ſelbſt ein anderes werden. Er macht ſich zur reinen Objectivität, der Negation ſeiner, und man kann dieß den Abfall des göttlichen Weſens von ſich ſelbſt nennen, ſo aber, daß dieſer Abfall nicht den Uebergang zur weltlichen, ſondern zu einer vorweltlichen Natur macht, aus der das Abſolute noch vor dem Entſtehen der weltlichen Natur in ſich zurückkehrt*). Das Abſolute giebt ſeine Beſtimmtheit als Denken auf und entläßt ſich in ein ins Unbeſtimmte gehendes Schauen, das nicht auf ſich ſelbſt zurückgeht, in eine Unendlichkeit, in der der Gedanke außer ſich iſt. Den Gegenſatz zu dieſer erſten reinen Objektivität, zu der ſich das Abſolute macht, dieſem abſtrakten Außerſichſeyn, bildet ein negatives, abſtraktes Inſichſeyn, eine dunkle verſchloſſene Selbſtheit, die man den Grund nennen kann, die Grundlage nehmſich zur Rückkehr des außerſichgekommenen Ideellen in ſich und zu ſeinem Hervorgang als perſönliches Weſen. Das Abſolute geht aus dem Abgrund jenes unendlichen Schauens, als Sehnen, Sucht, (auch als Hunger vom Alterthum ſymboliſirt) auf ſich zurück, wird ſo aber vorerſt ein dunkles, ſich in ſich einzehrendes, einſchließendes Inneres, eine rein negative Selbſtheit, welche erſt wieder zu durchbrechen, zu überwinden iſt, damit das Abſolute, ſich von ihr ausſcheidend und ſie in ſich indifferenzirend in die Sphäre ſeiner Freiheit zurückkehren kann.

---

*) Etwas ganz anderes iſt der Abfall der Creatur von Gott, mit welchem jener, durch den das creatürliche Weſen, welches nachher abfällt, erſt entſteht, nicht zu verwirren iſt.

Das aus ſeinem Vonſichgekommenſeyn in ſich zurückgekehrte Ideelle iſt die abſolute Negation des Negativen und freie Reflexion in ſich, nicht mehr bloßes Denken wie vor der Entäußerung, ſondern denkendes Ich, und ſtatt jener finſteren, verſchloſſenen, negativen Selbſtheit freier Act des Sich-ſelbſt-Setzens; es lebt im reinen Aether der Freiheit und iſt das Urweſen, jene ewige Freiheit ſelbſt mit der neuen Beſtimmtheit der Perſönlichkeit, eine mit der Unendlichkeit als identiſch geſetzte Selbſtheit und Beſonderheit. Die dunkle, verſchloſſene Selbſtheit, die der aufgehende Geiſt durchbrochen, von der er ſich als Perſönlichkeit ausgeſchieden, enthält er in ſich als aufgehobenes, indifferentes Anderes, aus welchem er aus- und aufgeht, ein Aus- und Aufgehen, welches zugleich ein neues Inſichgehen, Sichinſichvertiefen, eine zweite Concentration, ſo zu ſagen, in der Peripherie des Aufgangs iſt. Der Grund aber, nun latend gewordenes baſiſches Inneres des frei für ſich exiſtirenden, perſönlich gewordenen Abſoluten iſt das Princip der Beſonderung und Creatürlichkeit in Gott, die jetzt noch nicht abgefallene (noch nicht abgeſonderte, ſich für ſich geſetzt habende) Urkreatur, die abfällt, wenn ſie aus jenem baſiſchen Zuſtande tritt und gleichfalls Aktus (»wie Gott«) wird (ſ. Urgeſchichte).

Jene vor der Weltſchöpfung aus dem unperſönlich-ideellen Urweſen hervorgegangene göttliche Perſönlichkeit nannte ſchon das vorchriſtliche Alterthum den vom erſten Gott gezeugten zweiten Gott, den Sohn Gottes oder das Wort*), da hingegen das noch lebloſe unperſönliche Ideelle als ein ſtilles, ſtummes, ſich noch nicht ausgeſprochen habendes verſinnlicht ward (ſo in indiſcher Lehre, wo das ewige Weſen erſt ſchweigend in ſich ſelbſt ruht, bevor es ſich im Worte Oum offenbart — die σιγη der Gnoſtiker). Das andere Princip aber iſt erſt ein in der göttlichen Perſönlichkeit Eingehülltes, ohne Fürſichſeyn, hat aber die Möglichkeit der Abſonderung, des Abfalls von Gott, des Böſen in ſich. So ſagten die Perſer, das unendliche Urweſen habe zuerſt zwei Weſen hervorgebracht, Ormuzd und Ahriman, von welchem jenes, der Repräſentant des Urweſens, die Quelle des Guten, das andere die Quelle des Böſen in der Welt ſey. Letzteres aber ſey erſt gut geweſen, dann böſe geworden, ſo wie vom indiſchen Mahiſhaſura und vom chriſtlichen Lucifer geſagt wird, er ſey gut geſchaffen worden, dann abgefallen von Gott. Auch der nordiſche Loki war erſt ein Freund der Götter und mit Odin verbrüdert.

Dieſer Abfall aber iſt nothwendig, denn es ſoll Leben entſtehen, und Leben wird nur durch perſönlichen Gegenſatz. Das creatürliche Princip iſt als ein Eingehülltes, Indifferenzirtes noch ohne für ſich ſeyn, Selbſtbewußtſeyn, das Andere Gottes ſoll aber auch ein Selbſtbewußtes ſeyn, wie er. Wird es nun dieß (ißt es vom Baum der Erkenntniß, wird es wie Gott) ſo findet es ſich zuerſt im Gegenſatz gegen die göttliche Perſönlichkeit, in der es zuvor eingehüllt geweſen; es iſt ein Abgefallenes und bedarf nun der Vermittlung (Verſöhnung). Sein vorher gegangenes Verhältniß zur göttlichen Perſönlichkeit (dem Logos) iſt ähnlich dem des Kindes im Mutterleibe zur Mutter; es ſind bereits zwei Weſen, aber nur das eine ein frei ſich ſeiner ſelbſt bewußtes, ſeiner ſelbſt mächtiges, das andere eingehüllt in dieſe freie Perſönlichkeit, ein noch unſelbſtſtändiges, unterworfenes Leben. Oder das Verhältniß iſt ähnlich dem der Somnambüle zum Magnetiſeur, dem das Leben und die Perſönlichkeit jener unterworfen und ſich ſelbſt entriſſen iſt. So iſt auch erſt das creatürliche Princip ganz nur in Gott, als der frei exiſtirenden Perſönlichkeit und hat kein freies Selbſtbewußtſeyn, kein Leben für ſich. Es tritt aus dieſer Identität und iſt geſchieden (abgefallen) von Gott. Das wahre Verhältniß aber iſt das aus der Vermittlung reſultirende, — dieß, daß das Andere Gottes mit freiem Selbſtbewußtſeyn identiſch mit Gott ſey, was der Zweck des göttlichen Erlöſungswerkes iſt, eines Werkes, welches die ganze Schöpfung und Weltgeſchichte umfaßt, daher eine alte Lehre ſagt, daß die Welt für gefallene Geiſter als ein Mittel der Buße und Läuterung geſchaffen ſey. Jener Abfall des creatürlichen Princips (der Fall Lucifers) geht der Schöpfung der Welt vorher, und dieſe iſt eine Folge deſſelben. Das creatürliche Princip, das im Gegenſatz gegen die göttliche Perſönlichkeit ſich ſelbſt erfaßt und dieſe zu ergreifen, ſie ſich als das Seinige zu unterwerfen (daſſiſch zu machen) fruchtlos ringt, indem die göttliche Perſönlichkeit dieß empörte Andere von ſich abwehrt und es in ſich ſelbſt zurückwirft (ſ. Urgeſch.), ſinkt in dieſem Streite ohnmächtig in ſich ſelbſt zuſammen und iſt ſo nicht mehr das erſte, eingehüllte, im göttlichen Bewußtſeyn aufgegangene, in ihm außer ſich ſeyendes, ſondern ein in ſeine eigene finſtere Subjektivität verkehrtes Weſen, das nun den Stoff zur Weltbildung ausmacht. Es wird aus der göttlichen Perſönlichkeit hinausgeſetzt in die reine Aeußerlichkeit *) und das göttliche Princip bekommt in dieſer Umkehrung des Verhältniſſes die Stellung der unfreien Innerlichkeit und Unoffenbarkeit, des Eingeſchloſſenſeyns in jene Aeußerlichkeit, die es nun zu überwältigen, zu geſtalten, zu ſich zu machen, ſich innerlich zu machen hat. Um das Verlorene zu erlöſen und zu verſöhnen, muß ſchon nach alter Lehre ein Gott in dieſe Sinnenwelt hinabſteigen und ſich in ihr ſeiner Freiheit und Herrlichkeit begeben. Um zu ſchaffen, muß ſich die ſchaffende Macht in die Materie gefangen geben, um zu erlöſen, muß das Erlöſende ſich zu dem zu Erlöſenden erniedrigen, in ſeine Sphäre eingehen, ihm gleich werden, und das Schöpfungswerk iſt zugleich auch das Erlöſungswerk; der Anfang der Schöpfung muß auch auch ſchon der Anfang der Selbſterniedrigung Gottes ſeyn.

---

*) Ich muß hier bemerken, daß ich mich bewogen ſehe, die alterthümlichen Ausdrücke: Logos und Theos deuteros nicht mehr, wie früher von der Baſis der göttlichen Perſönlichkeit (den von dieſer Perſönlichkeit verſchiedenen Grund in Gott) zu verſtehen. — Von den Bogomilen, einer Art griechiſcher Separatiſten, weiß man, daß ſie den Ausdruck Sohn Gottes auch von jenem anderen Weſen brauchten. Sie lehrten, daß außer Chriſtus noch ein anderer Sohn Gottes geweſen, der ſich aber gegen Gott aufgelehnt und nachdem er aus dem Himmel verſtoßen worden, die ſichtbare Welt erſchaffen habe. Sie nannten ihn Satanael. Es iſt der Ahriman der Perſer, der mit Ormuzd, dem Worte (Logos, perſiſch Honover) von dem unendlichen Weſen hervorgebracht wurde.

Hier iſt es, wo meine Anſicht vom chriſtlichen Glauben nicht ſowohl abweicht, als ihm nur etwas Neues hinzuſetzt, welches jedoch in der allgemeinen Geſchichte der

---

*) Folgender Mythus, wo die Göttin Pallas der Logos iſt, vorgeſtellt in weiblicher Geſtalt, die ihr entgegenſtehende nicht göttliche Pallas aber das creatürliche Prinzip (der Grund), drückt jene vorweltlichen Fakta aus. Minerva wird beim Triton erzogen, der eine ſterbliche Tochter, Namens Pallas hat. Beide üben ſich in den Waffen, da reizt plötzlich erwachter Neid der Pallas Hand gegen Minerva. Sie will eben den tödtlichen Streich fuhren, als Jupiter mit der Aegis dazwiſchen tritt (das iſt der gnoſtiſche Horos, der die Sophia vom Eindringen ins Pleroma abwehrt) und Minerva tödtet die feindliche. Minerva fertigt nun ein der Pallas ähnliches Schnitzbild, wirft es aber nachher als verunreinigt zur Erde hinab (Hinausſetzen des creatürlichen Princips aus der göttlichen Perſönlichkeit).

Religion etwas Uraltes iſt. Das Chriſtenthum beſtimmt nur, daß die Welt durch das Wort gemacht worden ſey, aber nicht wie. Ueber dieß Wie aber iſt die Philoſophie mit dem heidniſchen Alterthum, von dem auch die chriſtliche Logoslehre kommt, in nothwendiger Uebereinſtimmung. Daſſelbe erkannte in der Welt einen leidenden, ſterbenden und auferſtehenden Gott. Es iſt aber nach alter Lehre das Wort, — der Sohn des erſten Gottes, der in die Materie hinabſteigend ſich ſelbſt in den Tod der Aeußerlichkeit gebend, dieſe Welt erſchuf, der, um das Verlorene zu erlöſen und zu verſöhnen, ſchon im Anbeginn der Weltſchöpfung den Tod erlitt. Ohne einen ſolchen in Natur und Welt überhaupt geſtorbenen, mit dem Tode der Entäußerung ringenden, als Geiſt auferſtehenden Gott bleibt Schöpfung und Erlöſung unbegreiflich und es iſt daher nothwendig, daß dieſe alte Lehre von der Philoſophie wiederhergeſtellt werde.

Gott um die Welt zu erſchaffen und ſchaffend das in die Aeußerlichkeit verlorene creatürliche Weſen zu erlöſen, verſenkt ſeine Perſönlichkeit, ſeinen Logos in die noch ganz unbeſtimmte, geſtaltloſe Aeußerlichkeit und dieſer wird nun zunächſt ein dunkler Trieb nach Leben und Freiheit, der die Aeußerlichkeit, in die er verſchlungen, ſich ſelbſt in ſie hineinbildend und durch ſie hindurch ſich zu ſich ſelbſt befreiend in einer Reihe von Produktionen zu überwältigen ſtrebt. Die in der Aeußerlichkeit enthaltene creatürliche Selbſtheit wird in dieſem Werke des Schaffens wiederum erweckt und kann ſich zunächſt nur als Gegenſatz des ſchöpferiſchen Princips erzeigen. Dieſe Selbſtheit wird nun in der Natur zuerſt ganz äußerlich überwältigt und unterdrückt, tritt auf den höhern Stufen der Lebensentwicklung in immer bewußterer und geiſtigerer Weiſe hervor, und wird auf immer bewußtere und geiſtigere Weiſe vom göttlichen Princip durchdrungen und in daſſelbe zurückgenommen. Im Menſchen, in welchem das Princip des Gegenſatzes, in völlige Freiheit geſetzt, als abſtrakter Verſtand der Endlichkeit und Aeußerlichkeit und moraliſch Böſes erſcheint, iſt es auch beſtimmt zur völligen Harmonie mit dem Göttlichen überwunden und vermittelt zu werden. Die Einheit aber, die durch dieſen Gang zu Stande kommt, iſt eine höhere und reichere als jene erſte vor dem Abfall des creatürlichen Princips, denn nun iſt dieſes mit Selbſtbewußtſeyn und freier Selbſtbeſtimmung Eines mit Gott wie vor jenem Abfall ohne Willen und Selbſtbewußtſeyn.

II. Dreieinigkeit.

Gott iſt nur Einer, aber dreifach in ſeiner Entfaltung. Erſtens iſt Gott das noch unperſönliche Urweſen (wenn Perſönlichkeit im genauen Sinne des Wortes genommen wird), welches nichts als Denken iſt*); zweitens iſt es die aus dem in ihm geſetzten Grunde ausgeborene Perſönlichkeit, welche ſowohl das Erzeugniß des Urweſens, als es ſelber, der Vater als Sohn iſt, in welchem der Vater ſelbſt perſönlich wird, kein Geſchöpf (denn Geſchöpf iſt ein von Gott Hervorgebrachtes, welches nicht Gott ſelbſt iſt), ſondern ſelber Gott (Evang. Joh. 1); drittens iſt Gott der in der Welt ſich als organiſche Einheit eines Geiſterreiches entwickelnde Gott, nach chriſtlichem Ausdrucke der heilige Geiſt (Kedun, Gott Kirche oder Sammlung aller Heiligen, — die dritte Perſon der

---

*) Bei alten Theologen: *λογος ενδιαθετος*, die gnoſtiſche *εννοια*, die auch *σιγη* hieß, als die vor dem Worte (dem *λογος προφορικος*) noch ſchweigende Gottheit, wie auch Tertullian ſagt: Deum non ab initio sermonalem fuisse, sed primum tacite cogitasse.

tibetaniſchen Dreieinigkeit). Noch iſt Natur und Menſchheit im Zuſtande abſtrakter Entgegenſetzung. Aber die Trennnng und Zerſplitterung muß aufgehoben werden und alles wieder zu Einem, aber als eine Vielheit von Geiſtern in ſich gegliederten Geiſte werden und dieſen Organismus des Geiſtes hervorzubringen, iſt die Arbeit der Weltgeſchichte.

III. Mythen über das zum Bewußtſeyn Kommen des baſiſchen Weſens.

Viele Sagen giebt es bekanntlich, welche Wißbegierde als Quelle von Unheil, ja als Urſache alles Uebels in der Welt darſtellen. Ich glaube hierüber ſchon in der Urgeſchichte den Aufſchluß gegeben zu haben. Es iſt in dieſen Mythen von einem vorweltlichen Faktum die Rede. Das baſiſche Weſen war anfänglich ohne Selbſtbewußtſeyn in Gott begriffen, ſein Zuſichſelbſtkommen war ſeine Trennung von Gott, ſein Abfall. Indem daſſelbe zum Bewußtſeyn kommt, reflektirt es auch erſt auf Gott, zuvor war es in unbewußter Einheit mit ihm. Sein Zuſichkommen iſt auch zugleich dieß, daß es ſich *Gottes* bewußt wird, aber in der Entgegenſetzung, nicht wahrhaft, welches wahre Gottesbewußtſeyn erſt aus der Vermittlung reſultirt. Dieß drückt z. B. der Mythus von Amor und Pſyche aus. Amor iſt hier der perſönliche göttliche Geiſt (der Logos), Pſyche der in ihm latente Grund. Ein unbekannter Gatte geſellt ſich in der Finſterniß zu ihr d. h. der Grund iſt in Einheit mit dem göttlichen Geiſte, aber bewußtlos; Pſyche kennt und ſieht den Gott nicht, der ſie umarmt. Sie beleuchtet ihn und — hat ihn verloren. Dieſe Beleuchtung iſt die Trennung von ihm, der Grund wird ſich Gottes in der Entgegenſetzung bewußt.

In der griechiſchen Mythologie wird der Urſprung des Uebels von der Büchſe der Pandora hergeleitet, ein anderes Bild für daſſelbe Faktum. Dieſes Bild kommt aber auch in der Mythe von Amor und Pſyche vor. Letztere öffnet die Büchſe der Proſerpina, ein tödtlicher Dampf dringt ihr entgegen und wirft die Neugierige zu Boden. Es iſt dieß daſſelbe, als die Beleuchtung Amors, nur ein anderes Bild für das zum Bewußtſeyn Kommen in der Trennung von Gott. Beides iſt hier in Eine Fabel zuſammengemiſcht. In Pentamerone des Baſile finden ſich ein Paar merkwürdige Märchen, welche hiemit die größte Aehnlichkeit zeigen, wohl aber nicht aus dem griechiſchen Mythus von Amor und Pſyche gebildet, ſondern mit dieſem nur aus gemeinſchaftlicher Quelle gefloſſen ſind. In zweien Märchen des Pentamerone „dem Zauberkäſtchen“ (bei Grimm III. p. 314.) und „dem goldnen Baumſtamm“ (III. p. 359.) wird ein Mädchen in einen prächtigen Palaſt geführt; ein ſchöner Jüngling legt ſich im Dunkeln an ihre Seite, ſie beleuchtet ihn und er verſtößt ſie oder verſchwindet. Zugleich kommt in beiden Märchen das unheilbringende Oeffnen der Büchſe vor, in dem einen wird es gleich an die Handlung des Beleuchtens geknüpft, in dem andern erfolgt es ſpäterhin. Dieſes Symbol ſcheint ſich auch noch in der Sage vom spiritus familiaris zu verbergen, wie ſie in der Grimm'ſchen Sammlung Th. 1. p. 138 ff. ſteht. Auch hier iſt es ein Weib, welches dem Verbot zuwider die Schachtel eröffnet. Der spiritus familiaris fliegt als ſchwarze Fliege heraus und mit ihm iſt des Mannes Glück dahin, der in Elend geſtürzt, die Frau und ſich ſelbſt ermordet. Einem Handwerksburſchen machen nach einer Sage, die einer meiner Freunde aus dem Munde des Volkes hat, die Geſellen die Büchſe auf, worin er den spir. fam. verwahrt, worauf dieſer in Geſtalt einer Spinne herauskriecht und den Burſchen der Teufel holt.

Dieſer Mythus von Amor und Pſyche u. ſ. w. iſt auch Eines mit der deutſchen Sage vom Schwanenritter, der ſeinem Weibe verbietet, nach ſeinem Geſchlecht und Herkommen zu fragen, und da ſie von Neugier überwunden, dieß endlich thut, ſie verläßt (bei Grimm II. p. 301, 305 f. 309, 314). Auch hier bewirkt das Forſchen, wer der unbekannte Gemahl ſey, die Trennung von ihm.

VI. Ueber Krankheit und Miasma.

Zwei Mächte bekämpfen ſich im Leben und in der Geſchichte des Univerſums; ſie gehören nothwendig zuſammen, keines kann ohne das andere ſeyn, alles, was iſt, entſteht nur durch die Verbindungen, die ſie miteinander eingehen, aber ein tiefer Widerſpruch ihres Weſens iſt bald offenbar, bald nur gedämpft und verborgen, nie völlig ausgelöſcht.

Das Eine von dieſen iſt in der Natur die bejahende, ſchöpferiſche, univerſale Macht, das Andere iſt beſtimmt, ſich als latenter Grund der Exiſtenz des andern, als ſelbſtloſes Werkzeug ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit zu verhalten; da es aber dieſen Zuſtand der Unterdrücktheit aufzuheben ſtrebt, ſo erſcheint es als revolutionäres Princip, welches auf Koſten des anderen ſich Exiſtenz zu geben und es aufzuheben ſtrebt, als Lebenſtörende, Lebenvernichtende Macht.

Die weltſchaffende Macht hatte vom Beginn ihres Werkes an mit dieſer entgegengeſetzten zu thun, und wird mit ihr zu kämpfen haben bis ans Ende ihrer Bahn.

Die Natur iſt ein Produkt dieſes Kampfes, in ihr iſt jene verneinende Macht überwältigt und gebunden, zu latenter Innerlichkeit niedergedrückt; das Ueberwältigende iſt das, was wir Leben nennen. Aber jene allgemeine Negativität iſt ſtets bereit, aus ihrer Latenz, ſo viel als möglich hervorzubrechen, das Leben zu ſtören, zu unterdrücken und ſich an die Stelle deſſelben als ein falſches, allem ächten feindſeliges Leben zu ſetzen. Es war einſt eine Zeit, da der Widerſpruch in tiefſter Latenz, wiewohl nicht vertilgt war*), es war die urweltliche Zeit, da der ſchaffende Naturgeiſt ſein Werk vollbracht und in beſtändigem Kampfe mit jener Negativität durch die Reihe der Bildungen und Organiſationen hindurch bei der des Menſchen angekommen war. Auf den Anfangsſtufen der Weltbildung war das verneinende Princip nur erſt ganz äußerlich überwältigt worden, auf die innerlichſte Weiſe aber im Menſchen in Einheit mit dem göttlichen Princip geſetzt. Dieſe friedliche Urwelt gieng unter, der überwältigte Widerſpruch trat von neuem hervor und zwar im Menſchen als geiſtiger, und mit dieſem Hervortreten begann eine neue Reihe von Kämpfen und Bildungen, diejenige, die ſich uns in der Geſchichte der Menſchheit darſtellt. Zugleich aber, indem ſo der Widerſpruch im Reiche des geiſtigen Lebens hervorbrach, trat auch der äußerlich unterdrückte im Reiche der Natur hervor, es war der Bruch des Geiſtes mit ſich ſelbſt, der auch die Natur mit ihm und mit ſich ſelbſt in Bruch und Widerſpruch ſetzte. Dieſe Zerreißung der urſprünglichen Einheit im Leben der Welt und des Geiſtes fällt noch in hiſtoriſch-unbekannte Zeiten und wo die Geſchichte dämmert, finden ſich nur Trümmer und Spaltungen. Die Auflöſung aber dieſes allſeitigen Widerſpruches iſt die Aufgabe der Arbeit des Geiſtes in der Weltgeſchichte.

---

*) Es war nach perſiſcher Lehre eine Zeit, da Ormuzd die Alleinherrſchaft behauptend dieſe Welt des Lebens hervorbrachte, während Ahriman überwunden in die Finſterniß zurückſank.

Jener Enceladus liegt in der Tiefe gebunden; eine Welt iſt über ihn gewälzt, das Reich des Lebens über ihm erbaut vom göttlichen Princip, er iſt nichts als eine dunkle unterdrückte Baſis des Weltlebens, die, wenn ſie vollkommen offenbar würde, das Univerſum in ein Chaos umſtürzen würde. Dieſes überwältigte, vom Leben des Univerſums gewaltſam niedergehaltene Weſen iſt ein blinder Hunger nach Exiſtenz und ſtrebt immerfort aus ſeiner Tiefe herauf ins Reich des Lebens einzudringen, welches ihm entgegenſteht, und durch Lebenſtörung und Lebenzerſtörung ſich ſelbſt eine Offenbarkeit und ein Leben zu geben*). Eine ſeiner Erſcheinungen im Reiche des Naturlebens, wenn es ihm, durch Umſtände begünſtigt, ſich zu einer Art von Exiſtenz und Afterleben zu erheben gelingt, iſt das Miasma. Hahnemannn hat uns gelehrt, daß alle eigentliche Krankheit auf einem Miasma beruht und zwar größtentheils anf dem in unbeſtimmt alten Zeiten entſprungenen pſoriſchen, welches wahrſcheinlich zu den nächſten Folgen jenes großen Bruches im Weltleben gehört, als nach völliger Unterdrückung durch das göttliche Princip das latente Negative aus ſeiner Tiefe zum erſtenmale mächtig empordrang. Seitdem hat es nicht aufgehört, in zahlloſen Formen ſich auszubreiten und das Leben der Menſchheit zu untergraben, in welches ſich immer tiefer einzuniſten ihm durch die Unwiſſenheit der ärztlichen Welt über die Natur der chroniſchen Krankheiten und das daraus entſpringende verkehrte Treiben ungemein leicht gemacht worden iſt,

---

*) Nach uralter Lehre in mehreren mythiſchen Reſten uns noch erkennbar, iſt die böſe Macht gebunden, bis zu einer fernen Zeit des letzten Kampfes; doch liegt ſie nicht ruhig in ihren Banden, ſondern giebt ihren Grimm durch furchtbare Naturerſcheinungen kund. Das iſt z. B. jener durch göttliche Macht beſiegte Rieſe Typhon oder Enceladus, auf welchen der Aetna gewälzt ward, und der nun, wenn er ſich bewegt, Sicilien erſchüttert, deſſen Auswurf das Feuer des Vulkans und deſſen Stöhnen und Schnauben die Winde und heulenden Stürme ſind. In nordiſcher Mythe haben die Aſen den Weltwolf Fenrir bis zum Weltende gebunden und den Loke haben ſie in eine Berghöhle geführt und unter eine giftſpeiende Otter in Feſſeln gelegt, wo er bis zur Götterdämmerung gebunden liegt: da wenn er von Gift überfloſſen, ſich ſchüttelt, erzittert die Erde und davon entſtehen die Erdbeben. (Nichts Anderes iſt wohl auch der ſchwediſche Zauberer Gilbert, der ſich gegen ſeinen Lehrer Catile Runske empörte und von dieſem in eine tiefe Höhle des Eilands Wiſingsey im Wetterſee verzaubert wurde, wo er gebunden liegt, wie nach einer deutſchen Sage der Teufel in eine Kluft bei Heuberg verflucht iſt, um tauſend Jahr daſelbſt in Ketten und Banden zu liegen). Wenn ſich die Dſchinnen bei dem ihnen aufgetragenen Bau von Iſtachar und Tadmor widerſpenſtig bewieſen, ſo ließ ſie Salomo zwiſchen zwei Marmorblöcke einzwängen und ſo als Grundſtein dieſer ungeheuren Gebäude (urſprünglich: des Weltgebäudes) legen.

Das Miasma (chroniſches und acutes) iſt ein falſches Leben, welches auf Koſten des ächten ſich in der Exiſtenz zu erhalten und zu beſtärken ſtrebt. Es befindet ſich dabei in dem Widerſpruche, das Haus, in dem es wohnen und ſeine Exiſtenz behaupten will, untergraben und zerſtören zu müſſen, und ſo im Streben nach Exiſtenz zugleich ſich ſelbſt den Untergang zu bereiten. Aber der Drang, ſich Exiſtenz zu geben, der dem Miasma eigen iſt, und der dem Erzeugungs- und Fortpflanzungstrieb des ächten Lebens entſpricht, iſt es auch, der es ſich entweder vermittelſt der Atmosphäre auf ſo viel Individuen, als es ihm möglich iſt, werfen oder durch Benützung zufälliger Berührungen von einem Organismus auf den andern übergehen läßt. Dazu kommt die Forterbung chroniſch-miasmatiſcher Krankheit von Eltern auf die Kinder, durch

---

Von Zeit zu Zeit regen ſie ſich mit höchſter Kraftanſtrengung, um die auf ihnen laſtenden Grundfeſten zu erſchüttern, aber trotz der vielfältigen Erdbeben, die ſie hiedurch ſchon hervorgebracht, trotzen dieſe Gebände ihrem ohnmächtigen Bemühen.

welche hauptſächlich diejenige vielumfaſſende Art von Krankhaftigkeit, welche Hahnemann Pſora nennt, wohl weit mehr als durch äußerliche Anſteckung ihre Herrſchaft behauptet.

Das Miasma ſtrebt ſich eine Exiſtenz im Exiſtirenden, ein Leben im Lebendigen auf Koſten des letztern zu geben, ſich an die Stelle des (ächten) Lebens zu ſetzen. Das pſoriſche Miasma geht ſo weit, daß es ſich im Organismus ſogar zu einem paraſitiſchen Thier organiſirt. Der Eingeweidewurm iſt die Pſora als Thier*). Das Miasma hat ſich hier innerhalb des Organismus, aus dem es zehrt, bis zu einer niedern Stufe der Organiſation erhoben. Aber auch bis zur geiſtigen Sphäre ſteigt es und ſetzt ſich an die Stelle der vernünftigen geiſtigen Exiſtenz — im Wahnſinn. Hier wird das Miasma zum Dämon, von dem das vernünftige Weſen des Individuums beſeſſen wird. Das Miasma giebt ſich auf Koſten des wahren, vernünftigen Geiſtes eine geiſtige Subjektivität und Beſonderheit als Verkehrung des Vernünftigen. Ein fremdes Weſen ſpricht und handelt im Wahnſinn aus dem Menſchen und hält ſein eigenthümlich menſchliches, das vernünftige Bewußtſeyn, niedergedrückt.

Der vollkommenſte Abdruck jener allgemeinen Negativität, aus der alle Miasmen geboren werden und mit welcher, als allgemeiner Krankheitspotenz, der Weltorganismus zu kämpfen hat, iſt im Beſondern das Pſoramiasma, welches unter allen das zäheſte Afterleben beſitzt und daher am tiefſten in das Leben der organiſchen Welt einzudringen, ſich am innerlichſten mit ihm zu verbinden vermag. Wie dieſes von der Lebenskraft des einzelnen Organismus nie vertilgt, nur unterdrückt werden kann, ſtets aber auf die Gelegenheit lauert, ſich geltend zu machen und bei Erſchütterungen und Schwächungen oder in wichtigen Entwicklungsmomenten des individuellen Lebens aus ſeiner Latenz hervortritt, ſo lauert auch die allgemeine Krankheitsurſache im Weltorganismus ſtets auf die Gelegenheit, ſich zum Miasma geſtalten und in das Reich des Lebens verderbend einbrechen zu können *). Das Verhältniß, das dieſe in der urweltlichen Zeit zum Weltorganismus hatte, gleicht dem der latenten Pſora zum individuellen, ſeit dem Bruche der urweltlichen Einheit gleicht es dem der ſich entwickelnden. Die große Weltkrankheit iſt ſeitdem zum Ausbruch gekommen und zeigt ſich in zahlloſen Krankheitsformen des phyſiſchen Lebens eben ſo, als der damals eingetretene Bruch im Geiſtigen ſich in unzähligen Spaltungen, Mißverhältniſſen und unſeeligen Zuſtänden offenbart. Und wie die Pſora auch zu Zeiten in acuten Anfällen hervortritt, ſo tritt die allgemeine Negativität zu Zeiten auch in acuten Miasmen hervor, die die organiſche Welt mit epidemiſcher Verheerung überziehen **). Wie die acuten Krankheiten, die nicht von ſelbſtſtändigen acuten Miasmen herrühren, nur Aufloderungen der im Individuum hauſenden Pſora ſind, ſo iſt die Entſtehung der acuten Miasmen nichts als ein ſtürmiſches Aufleben jener allgemeinen Feindſeeligkeit in der Natur, die ſich zu minder heftigen, aber deſto tiefer eindringenden, deſto gründlicher die organiſche Welt vergiftendem Leben in den chroniſchen Miasmen geſtaltet. Wie nun die Lebenskraft des Individuums, wenn ihr im Entſcheidungskampfe der Sieg gelingt, ſich für immer von dem Miasma der acuten Krankheit zu befreien vermag, was ihr bei den chroniſchen nie möglich wird, ſo werden oft die noch ſo heftigen acuten Miasmen wegen ihrer zwar ſtürmiſcheren, aber mehr äußerlichen Gewaltſamkeit und oberflächlicheren Natur vom allgemeinen Leben verhältnißmäßig bald gedämpft, ja gänzlich vertilgt*), wie es mit dem einſt ſo verheerenden ſogenannten ſchwarzen Tod, der allein zu Florenz hunderttauſend Menſchen wegraffte, der Fall war, während das zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts auftretende veneriſche Miasma nach Jahrhunderten nur gemildert, nicht vertilgt iſt, und das unter allen am tiefſten wurzelnde pſoriſche, wenn die Natur auch Erſcheinungsformen deſſelben z. B. den Ausſatz im Occident, gänzlich verſchwinden gemacht, noch nach Jahrtauſenden ſeine ſchreckliche Exiſtenz behauptet. Doch es muß die Zeit kommen, in welcher das Leben jenem feindlichen Princip, durch welches ſeine Welt ſeit uralter Zeit vergiftet iſt, einen allgemeinen entſcheidenden Kampf beſtehen wird, welche Kriſis im kranken Leben des Weltorganismus derjenigen entſprechend ſeyn wird, welche die Natur im einzelnen Organismus zur Bekämpfung acuter Miasmen veranſtaltet. In den Vorſtellungen des religiöſen Glaubens wird dieſe Kriſis als Weltende, jüngſter Tag bezeichnet. Das allgemeine Leben wird in dieſem großen Kampfe nicht unterliegen können, wie es wohl der einzelne Organismus in den bezeichneten analogen Kämpfen kann, es wird ſich von der tiefen allgemeinen Krankheit, an der es leidet, (und damit auch von aller beſondern), aus dem Grunde befreien und ein neues gereinigtes Weltleben (ein neuer Himmel und eine neue Erde, wie die Religionen ſagen) aus dieſer letzten Kriſis für immer hervorgehen.

---

*) „Die verſchiedenen Gattungen Bandwürmer finden ſich blos beim Pſoraſiechthume und verſchwinden jederzeit, wenn dieſes geheilt wird.“ Hahnemann's Organon 4. Aufl. p. 21.

---

*) Da ihr Drang nach Exiſtenz ſie zur höchſten Geſtalt der göttlichen Lebensentwicklung zieht, ſo iſt es der Menſch, der den Seuchen am meiſten unterworfen iſt.

**) Die Ausbrüche und Verheerungszüge der in neueſter Zeit ſo bedrohlich gewordenen Cholera Morbus z. B., die mit den ungewöhnlichſten Witterungsverkehrungen, vulkaniſchen Erſcheinungen, furchtbaren Sturmen, Erdbeben ꝛc, zuſammentreffen, geben ſich auf dieſe Weiſe recht deutlich nur als eine der Erſcheinungen eines allgemeinen Aufruhrs in der Natur kund.

---

*) Zur Reaction deſſelben allgemeinen Lebensprincips (des Kampfes Ormuzd's mit Ahriman, wenn man ſich perſiſch ausdrücken wollte) gehört es, wenn auf die Wuth der Seuchen größere Fruchtbarkeit und vermehrter Geſchlechtstrieb folgt.

V. Vergleichung hebräiſcher und deutſcher Sagen.

Abrahams Kindesopfer läßt ſich mit der Sage von der Grabfelder Hungersnoth vergleichen. Ein Mann wandert nach Thüringen aus (auch Abraham war und hieß der wandernde, übergehende Gott) und will aus Noth ſein Kind ſchlachten; indem er aber das Schwert zieht, um das Söhnlein zu erwürgen, ſieht er in der Ferne eine Hindin, welche von Wölfen zerfleiſcht zu werden beginnt. Er läßt vom Kinde ab, verſcheucht die Wölfe und bedient ſich der Hindin zur Speiße.

Simſon iſt der ſtarke Lichtheld, der vom Weibe der Finſterniß berückt und in den Tod gebracht wird und der ſterbend über ſeine Feinde ſiegt (vergl. unten VIII.). Sein Spielen iſt Gunnars wunderbares Harfenſpiel, des ſchaffenden Gottes Lied und Spiel im Sterben (ſ. ebendaſelbſt). In auffallender Aehnlichkeit iſt Simſon der ſtarke Held Perideo, der von Roſimund berückt wird, die hier die Stelle der Delila vertritt. Sie läßt ſich von den Unwiſſenden ſtatt einer andern umarmen (wie Oſiris die böſe Nephthys ſtatt der guten Iſis, Jacob die häßliche Lea, ſtatt der ſchönen Rahel unwiſſend umarmt) und zwingt ihn dadurch, ihr zu Alboins Ermordung behülflich zu ſeyn. Zu Conſtantinopel giebt er Beweiſe ſeiner großen Stärke und erlegt einen ungeheuern Löwen. Aber der Kaiſer läßt ihm die Augen ausſtechen. Zwei kleine Schwerter unter ſeinen Aermeln verbergend, geht darauf Perideo in des Kaiſers Pallaſt und erſchlägt damit, ſeine Blendung zu rächen, zwei vertraute Diener des Kaiſers, in welchen Zügen man den ſtarken Löwentödter Simſon, der ſeine Blendung an den Philiſtern rächt, nicht verkennen kann.

Ferner iſt Simſon der ſtarke Held Walther, der mit geballter Fauſt ſteinerne Säulen zerſchlagen konnte (Walthersſchlag, Walthershieb, percussio vel ferita Waltharii). Wie Simſon die Philiſter mit dem Eſelskinnbacken, ſo ſchlägt dieſer Walther die Feinde mit dem Schulterblatt, das er einem weidenden Kalb ausgeriſſen. So ſchlägt auch Walther von Waſichenſtein (ſ. von der Hagen's Wilkina- und Niflungaſage) ſeinen Feind mit dem Rücken eines wilden Schweines.

David und Saul findet ſich in der deutſchen Sage von Heinrich III. wieder ſ. bei Grimm II. p. 177. Ihm ſtrebt Kaiſer Konrad, durch ein Orakel geſchreckt, nach dem Leben. aber ſtatt umzukommen wird er, wie David, des feindlichen Herrſchers Tochtermann und ſein Nachfolger im Reich. Es iſt derſelbe bedeutſame Mythus, der von mehreren Helden und Herrſchern, wie von Cyrus, Romulus, Moſes, von Göttern und Incarnationen der Gottheit, wie von Criſchna, Salivahana, Chriſtus ꝛc. erzählt wird (ſ. unten). Das keimende Leben, der der Entäußerung ſich entwindende Gott hat mit der Macht des Abgrundes, der Finſterniß zu kämpfen, die ihn — aber vergebens — zu vernichten ſtrebt.

Uria, der Hethiter, hat ein ſchönes Weib Bathſeba, die erblickt der König David im Bade und bereitet, um ſie zu beſitzen, ihrem Manne den Tod. Ein ſchöne Frau hat auch der Gothe Urajas, die im Bade ſitzend die Gemahlin des Königs Ildebadt beleidigt, weßhalb dieſer den Urajas hinterliſtig ums Leben bringt. Das Gemeinſchaftliche iſt, daß eine ſchöne Frau im Bade (wohl ein ſymboliſches Weib des Waſſers) die Urſache wird, daß ihr Mann von einem Könige hinterliſtig ums Leben gebracht wird und auch die Namen des Mannes, der ſo umkommt: **Urajas** (Urajus) und **Uria** kommen überein. Was Uria, Uraja, Urajas bedeute, iſt die Frage, denn bei der hebräiſchen Etymologie: אוּרִיָּה, Licht Jehova's, darf wohl nicht ſtehen geblieben werden; doch könnte der Name wie Simſon (Sonne), der auch durch ein Weib umkommt, einen Lichtgott bedeuten. Die Namen und Sagen von Moſes (Mo-ousche) und Lam-iſſio, welche beide aus dem Waſſer gerettet ſind und „der aus dem Waſſer Gerettete“ heißen, ſo daß -ousche und -issio ſelbſt dem Laute nach Ein Wort ſind, werden wir unten (ſ. VII.) vergleichen. Es deuten ſolche Vergleichungen auf eine uralte Zeit und unzerriſſene Einheit des Menſchengeſchlechts, aus welcher jene Mythen beiden ſich ſo entfremdeten Völkerſtämmen gefloſſen ſind. Jedes Volk verflocht das uralte mythiſche Gemeingut in ſeine beſondere Geſchichte und die alten Götter ſanken zu nationalen Vorfahren, Helden, Heerführern, Königen herab.

VI. Ueber das Mythiſche in den bibliſchen Erzählungen von Chriſtus.

Es iſt nicht ſchwer zu ſehen, daß die bibliſchen Geſchichten von Chriſtus faſt nichts als eine Uebertragung alter Sagen auf den Stifter des Chriſtenthums ſind. Die Verkörperung Gottes in einem menſchlichen Individuum, um als Lehrer und Erlöſer der Welt zu erſcheinen, die

Wundergeburt aus der unbefleckten Jungfrau, der Kindermord, der das göttliche Kind vernichten ſoll, deſſen Rettung und Flucht, ſein Aufenthalt unter Hirten, die Huldigung der Magier, der Geſang der himmliſchen Heerſchaaren, des Gottmenſchen Zurückziehung in die Einſamkeit, ſein Kampf mit einem hölliſchen Gegner, die Fülle ſeiner Wunderthaten, ſein Abendmahl, ſeine Höllenfahrt, ſeine Auferſtehung vom Tode, ſeine Verklärung und Himmelfahrt, ſind Züge, wie ſie ſchon in vorchriſtlich-aſiatiſchen und andern Ueberlieferungen vorkommen, und wiewohl der Charakter der verſchiedenen Religionen ihnen oft einen höchſt verſchiedenen Anſtrich giebt, ſo ſind ſie doch unverkennbar Eines Urſprungs und als ein vielfach erneutes und modificirtes uraltes Gemeingut der religiöſen Phantaſie und Symbolik anzuſehen.

Des ſineſiſchen Fohi Mutter z. B. wurde ſchlafend von einem Regenbogen umfangen und empfing auf dieſe Art einen Sohn. Die Mutter des ſineſiſchen Religionsſtifters Fo, eines aus Erbarmen, um die Menſchen zu erlöſen, in die Welt gebornen Gottes, ſoll von der Erſcheinung eines Lichtes ſchwanger geworden ſeyn. Nach indiſcher Sage war Kundi noch Jungfrau, da ſie ſchon mit Schurien und Karna niedergekommen war und eine Nymphe ward von einem Sonnenſtrahl ſchwanger und gebar die Zwillingsſöhne des Lichtgottes Suruya Aswin und Kumar, wie die Kuh, die den Apis gebar, vom Strahle des Himmels empfing. Nach der indiſchen Mythologie bleibt häufig eine Frau nach unzähligen Geburten noch Jungfrau, wenn ſie einen göttlichen Heros zur Welt bringen ſoll. Schon Hieronymus ſagt: Apud Gymnosophistas Indiae traditur, quod Buddam, principem dogmatis eorum e latere suo virgo generarit. Die Mutter des indiſchen Salivahana, kaum der Kindheit entwachſen, ward ſchwanger von dem Schlangenkönig, der ſich dem in ſeiner Wiege ſchlummernden Mägdlein genähert hatte und gebar das wunderbare Kind, das in die Welt kam, um Elend und Bosheit von der Erde zu vertilgen. Die Mutter, als man ihre Schwangerſchaft bemerkte, ward von den Ihrigen verſtoßen und fand Aufnahme in der Hütte eines Töpfers, der des göttlichen Kindes Pflegevater wurde (der bibliſche Joſeph, Chriſti Pflegevater). Ata, ein in der Göttergeſchichte der alten Braſilianer berühmter Wahrſager, von dem viel übermenſchliche Dinge erzählt werden, war von einer Jungfrau ohne Verletzung der Keuſchheit geboren worden. Nach der Sage der alten Merikaner ward Coatlicue von einem aus der Luft herabgekommenen Ball ſchwanger, ohne mit einem Manne Umgang gehabt zu haben, und gebar den Huitzilopochtli, den Schutzgott der Mexicaner. Beiſpiele aus der griechiſchen Mythologie ſind häufig, auch Romulus und Remus waren von der Jungfrau geboren, ja ſelbſt von Plato ſagte man, er ſey Apollo's Erzeugter und ſeine Mutter Periktione ſey Jungfrau geblieben.

Nach tibetaniſcher Lehre iſt Gott dreieinig in ſeinem Weſen, die erſte Perſon der Gottheit Sanghkie, der heilige Gott, die zweite Cio, der Gott Geſetz, der Vorſchriften der Reinigkeit gegeben hat, die dritte Kedun, Gott Kirche oder Sammlung aller Heiligen *). Die zweite Perſon Cio ließ ſich einſt in den Leib der Lhamoghiuprul, einer der ſchönſten und heiligſten Nymphen herab, die ſich eben mit dem Könige Sezan vermählt hatte. Die Wahrſager hatten ihr vorher verkündigt, ſie würde einen ungemein ſchönen und mit aller Heiligkeit begabten Sohn zur Welt bringen. Bevor der Gott in den Schooß dieſer Mutter aufgenommen wurde, hatte Chiacin, der vornehmſte unter den Lahen, ihren Leib mit einer ſolchen Fülle

---

*) Nach dem chineſiſchen Taot-ſee iſt Gott (Tao) durch ſeine Natur Eins, der Erſte hat den Zweiten erzeugt, zwei haben den Dritten hervorgebracht und dieſe drei haben alle Dinge gemacht

von Glanz überſchüttet, daß er von aller Unreinigkeit befreit wurde. Ihr ganzer Leib wurde dadurch dergeſtalt erleuchtet und durchſichtig, daß man das darin verſchloſſene, einen außerordentlichen Glanz des Leibes und der Seele von ſich ſtrahlende Kind erblicken konnte, bis es die Mutter auf nicht ſo unreinem Wege, als dem gewöhnlichen, (per sordes et squalores, wie Auguſtin ſich ausdrückt) durch die rechte Seite gebar, ohne daß man die Spur einer Oeffnung bemerken konnte. Ein Traum hatte ihr die erhabene Geburt ſchon angedeutet; denn es war ihr vorgekommen, ſie ſehe aus eben dieſer Seite einen ungeheueren Elephanten hervorgehen, der von allen Völkern angebetet und dann in den Himmel geführt wurde. (Hier die Himmelfahrt). Das Kind, welches Xaca genannt wurde, war gleich nach der Geburt allweiſe; die Erde erzitterte und neigte ſich, die Welt wurde durch ein wunderbares Licht erleuchtet u. ſ. w. Die Lahen aus Cadem kamen herbei, beteten das Kind an und brachten ihm Lieder ſingend Wohlgeruch und Geſchenke (hier Engelgeſang und Anbetung der Magier). Reiſend erquickte der Knabe die Frommen, bekehrte die Böſen, beruhigte das Reich; ein alter Einſiedler und Prophet eilte herbei, nahm ihn zärtlich in ſeine Arme und verkündigte dem Vater mit Freudenthränen des Kindes künftige Heiligkeit. (Das iſt der fromme Simeon, der das Chriſtuskind lobpreiſend auf die Arme nimmt, Lucä 2, 25 ff.). Seine Lehrer beſchämte das Kind durch ſeine Weisheit wie Chriſtus. Erwachſen begab er ſich in die Wüſte, überließ ſich der Contemplation, unterrichtete Schüler und kam, nachdem er die Dämonen überwunden hatte, wieder zum Vorſchein. Er predigte, führte die Irrenden auf den Weg des Heiles, verrichtete Wunder und brachte unzählige Völker dahin, ſeine Religion anzunehmen. Nachdem er alles dieß verrichtet hatte, ſtarb er in einem Alter von achtzig Jahren, wobei die Erde erſchüttert und die ganze Natur in Finſterniß gehüllt wurde. Er hinterließ nichts Schriftliches, aber ſeine Schüler haben ſeine Thaten und Lehren in vielen Büchern aufgezeichnet.

Es iſt derſelbe göttliche Lehrer, der im mongoliſchen und kalmükiſchen Glauben unter dem Namen Schigemuni verehrt wird. Zum Heile der Menſchen beſchloß dieſer Gott, als Religionsſtifter auf Erden zu erſcheinen. Sein Geiſt ließ ſich in das königliche Geſchlecht der Schaktſcha, wie des chriſtlichen Heilands Gottheit in das davidiſche herab. Mahamä, eine auserleſene der Frauen, wie Lhamoghiuprul, wird hier zur Mutter Gottes durch übernatürliche Empfängniß, die, während ſie ſchlummert, geſchieht, und ohne Wehen vollbringt ſie des göttlichen Kindes Geburt durch die rechte Armhöhle. Zur Feier derſelben fanden ſich aus ganz Indien alle Tänggri (Luftgeiſter), auch der Schutzgeiſt der Erde ein, welcher das Kind in ein weißes Gewand einwickelte. Er verrichtete das heilige Bad in Gegenwart aller andern Tänggri, Gandarih und Jaktſchah, die mit heiliger Muſik und Opfergeſchenken angekommen waren. Alle Aſtrologen weiſſagten, daß aus dem Kinde etwas Außerordentliches werden würde. Er ward in allen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichtet, übertraf ſeine Lehrer und ſetzte alle Weiſen ſeiner Zeit durch ſeine Weisheit in Erſtaunen. Er ſtrahlte von wunderbarer Schönheit, das Volk kam ihn zu bewundern und brachte ihm ſeine Gaben. Sich nicht verehlichen wollend, entwich er und verbarg ſich in die Einſamkeit, wo er viel Ungemach erlitt, kehrte zurück, ſiegte über ſeinen Gegner Diwahdet, erkannte die Eitelkeit der Dinge, entſchloß ſich, eine neue Lehre zu ſtiften, lebte arm, mühſelig und in geiſtlichen Betrachtungen, faſtete und betete in einer Wüſtenei ſieben Wochen lang, worauf er ſich erholte und ihm die Tänggri zur Anbetung erſchienen — ſo wie, als Chriſtus in der Wüſte gefaſtet hatte, ihm die dienenden Engel erſchienen. Nachdem Schigemuni den Thron der tauſend Burchane (Gottheiten) zu Warnaſſi eingenommen, lehrte er bis in ſein achtzigſtes Jahr, endlich aber, nachdem er ſeine Lehren ſchriftlich verfaßt und ſeinen Schülern übergeben hatte, nahm er plötzlich Abſchied von der Welt, um in himmliſcher Verklärung ſeine Sorge für die Creatur fortzuſetzen. Jetzt hat er ſeinen Sitz mitten über der Welt an dem Ort Ortſchirtu und verſammelt in ſeinem Reich vollendete Seelen um ſich. Außerordentlich zahlreich ſind die Erzählungen von den vormaligen Wanderungen Schigemuni's durch die Creaturreiche und von ſeinen Wunderthaten auf Erden. Seine Lehre ſoll ein und ſechzig Nationen gepredigt worden ſeyn.

Der Religionslehrer der Siameſen Sommona Codam war im erſten Moment ſeiner Geburt ſchon allwiſſend und wurde verklärt auf einem goldenen Throne in die Luft gehoben, die Deveta's (himmliſchen Geiſter) fliegen nieder und brachten ihm Huldigung. Das regte den Neid ſeines Schülers Tewetat (iſt Eines mit jenem Diwahdet, der gegen Schigemumi kämpfte) und dieſer reizte alle Thiere gegen ihn auf, aber der Gott beſiegte ſie, den Abtrünnigen verſchlang die Hölle Awethi, wo er an Spießen gekreuzigt als Herr des Unterreiches weilt*).

So wird auch von dem göttlichen Lehrer Buddha erzählt, wie er von der Mahamaya geboren worden, die Bäume ſich vor ihm neigten, die Götter Brama und Indra zugegen waren und der Muni Tapaswi durch die Lüfte zu dem Kinde kam, das auf dem goldenen Throne verklärt wurde; wie der Fürſt der Aſuren ihn bekämpfen wollte; wie dann die fünf heiligen Schriften niederkamen u. ſ. w.

---

*) Dieſer Tewetat oder Diwahdet iſt der Teufel des Evangeliums, mit dem Chriſtus den geiſtlichen Kampf beſteht; zugleich aber als abtrünniger Schüler des incarnirten Gottes dargeſtellt, kann er als der Judas Iſcharioth der chriſtlichen Sage angeſehen werden.

Condſchin-Boddiſadda (Boddiſadda heißt Erlöſer der Menſchen) war nach Lamaiſchem Mythus ein Ausfluß des Gottes Abida, dem Beherrſcher der vier Welttheile Mangli-Chan, wunderbar aus der Padmablume geboren als ein ſchöner Knabe, gekrönt und herrlich geſchmückt. Während er zum Vorſchein kam, hörte man eine Stimme ſagen: *Hier Gnade und Wohlthat für alle Weltcreatur.* Dieſer Boddiſadda betrübte ſich mit Thränen über das Elend und die moraliſche Verdorbenheit der Welt, beſchloß allen Jammer der Creatur auf ſich zu nehmen und abzubüßen, und verpflichtete ſich öffentlich, alle in den Höllen der ſechs Creaturreiche unerlöſte Verdammte zu befreien. Dieſer Boddiſadda iſt nun Beſchützer der Menſchen, widerſteht den böſen Geiſtern und nimmt ſich der abgeſchiedenen Seelen an, indem er die zur Seeligkeit Beſtimmten in die ihnen zukommenden Wohnungen gelangen läßt, die Büßenden aber allmählig von ihren Qualen erlöſt. Beim Weltuntergang wird er wieder erſcheinen und alle Seelen zu ſich verſammeln.

Wie von des tibetaniſchen Xaca's Mutter geſagt wird, ihr Leib ſey ſo licht und durchſichtig geworden, daß man das darin verſchloſſene, ſtrahlende Kind habe erblikken können, ſo heißt es von der Mutter des indiſchen Kriſchna, einer Verkörperung des Gottes Wiſchnu, ſie ſey mit zunehmender Schwangerſchaft immer ſchöner geworden; da der Gottmenſch geboren ward, ſeyen die Körper der Eltern durchſichtig geworden und ſtrahlend von himmliſcher Glorie, und Kriſchna ſelbſt ſey mit himmliſch ſchönem Angeſicht zur Welt gekommen. Wie Chriſtus vom Könige Herodes wird Kriſchna als Kind vom Könige Kanſa bedroht, der einer Weiſſagung wegen, wie jener, einen Kindermord begeht, dem der fleiſchgewordene Gott durch die Flucht der Eltern entriſſen wird. Er wird unter armen Hirten erzogen, predigt vortrefflich, wäſcht den Bramanen die Füße, wird durch Wunderkraft und Heldenſtärke ein Wohlthäter und Retter von Tauſenden, ja er bewältiget die Pforten der Unterwelt, indem er ins Todtenreich hinabſteigt und als Sieger entſchlafene Todte mit ſich ins Leben heraufführt; und ſtirbt endlich gleich Achill von einem Pfeil in die Ferſe getroffen, an einem Baume.

Auch des perſiſchen Zoroaſter Geburt mußte gleich die Aufmerkſamkeit auf ihn lenken. Nachher beſucht er den Himmel und empfängt dort das heilige Feuer und das Wort des Lebens. Darauf fährt er ſelbſt zur Hölle nieder. Endlich nachdem er ſeine Beſtimmung erfüllt, zieht er ſich auf das Gebirge Elburz zurück und widmet ſich daſelbſt ganz der Betrachtung und Andacht. Als Satans Zertreter wird er im Vendidad geprieſen. «Dieſer Höllendev ſah den Zoroaſter nur mit einem Gedankenblick und fuhr zuſammen; daß Zoroaſter ihn unter die Füße treten und als Sieger glorreich einhergehen würde, das ſah er.»

Auch wenn wir in die Mythologie der Griechen einen Blick werfen, finden wir in Aehnlichkeit mit der chriſtlichen ein Ehepaar, wovon das Weib durch einen Gott befruchtet einen Gottmenſchen gebiert, der in ſeiner Kindheit von feindſeligen Mächten bedroht wird, zur Hölle niederſteigt und nachdem er den Reinigungstod geſtorben, in den Himmel erhoben wird. So fremd ſich auch in andern Zügen und in ihrem Charakter überhaupt die Dichtungen ſind, ſo zeigt ſich doch eine unverkennbare Gemeinſchaft von Grundvorſtellungen, durch welche ſelbſt ſo verſchiedene Geſtalten wie Chriſtus und Herkules in Eines zuſammenfallen.

Der Lehrer der Thracier Zamolxis verkündete nach Herodot beim Mahle ſeinen Gäſten, daß weder er ſelber, noch ſie, noch ihre Nachkommen je ſterben, ſondern an einen Ort kommen würden, wo es ihnen wohl ſeyn würde immer und ewig. Während er aber das Beſagte that und alſo ſprach, ließ er ſich eine Wohnung unter der Erde machen, und wie ſie fertig war, verſchwand er und ſtieg hinab in dieſelbe und wohnte daſelbſt drei Jahre, ſie aber beklagten ihn als todt*). Im vierten Jahre jedoch erſchien er wieder unter den Thraciern und ſo glaubten ſie an das, was er geſagt hatte. So hält ſich in ägyptiſcher Sage Mycerinus ſechs Jahre beim Lichterſcheine unter der Erde auf. «Es enthalten, ſagt Creuzer, dieſe und ähnliche Mythen des Alterthums nichts weiter als eine mimiſche Darſtellung der Unſterblichkeitslehre (ſceniſche Myſterien).» Aber weit tiefer als die moderne Unſterblichkeitsanſicht gehen dieſe Mythen, die den Tod und die Auferſtehung des allgemeinen Geiſtes der Welt und Menſchheit und nur in Beziehung auf dieſen die Unſterblichkeit des Individuums meinen. Gleiche Bedeutung hatte die Sage von Jonas, der drei Tage im Bauche des Fiſches wohnt und der im N. T. ſelbſt als ein Vorbild des ſterbenden und auferſtehenden Meſſias angeführt wird.

Das Wunderkind wird in den Sagen durch Träume und Orakel verkündigt und ein es fürchtender Herrſcher ſtrebt ihm nach dem Leben. So erfährt nach einer Sage

---

*) Man denke bei dieſem Todesmahl des Zamolxis an Chriſti Abendmahl, bei welchem er vor ſeinem Tode ſeinen Tiſchgenoſſen von ſeinem Fleiſch und Blut, (der Speiſe und dem Trank des Lebens und der Unſterblichkeit) zu koſten giebt. In den Tod gehend giebt der Gott ſein eigenes Weſen der Welt zum Opfer hin, ſein Tod iſt die Bedingung der Lebensentſtehung, ſchaffend verliert er ſich im Geſchaffenen, wird ſterbend zum Leben einer Welt (ſ. unten). In der ſymboliſchen Sprache der alten Welt giebt ſich der Gott daher ſeinen Geſchöpfen zur Speiſe, ſie genießen ihn d. h. ſie haben aus ſeinem Weſen ihr Seyn und Leben. Am auffallendſten entſpricht dem chriſtlichen Abendmahl die perſiſche Darunsfeier d. h. die Feier des geſegneten Brodes und des geſegneten Kelches (mit Homſaft) zum Andenken Homs, des Stifters der Ormuzdreligion. Hom iſt Prophet und zugleich der Lebensbaum und der Saft des gleichnamigen Hombaums iſt Eines mit dem Blute des Propheten. Hom ſagt in Beziehung auf dieſe Feier: «Wer mich genießet, mit Inbrunſt zu mir rufend, Gebet in Demuth mir opfernd, der nimmt von mir die Güter der Welt.»

Nimrod durch einen Traum, es werde ein Stern aufgehen, der Sonne und Mond verdunkeln werde, er läßt darauf alle Neugebornen erwürgen, um den durch dieſen Traum vorbedeuteten gefährlichen Mann zu vernichten, aber Abraham wird von ſeiner Mutter in einer Höhle verſteckt, wo er jeden Tag einen Monat wächſt*). In der griechiſchen Mythologie erfährt Saturn, ein Kind der Rhea werde ihn der Herrſchaft berauben, daher verſchlingt er alle Kinder, aber Jupiter wird von der Mutter in einer Höhle verſteckt, wo er in einem Jahre zum Manne wird. Eine ähnliche Vorherſagung bewegt in indiſcher Sage den König Kanſa, alle Kinder der Devagi zu tödten, aber der ins Fleiſch gekommene Gott Kriſchna entkommt dieſer Nachſtellung gerade ſo, wie Chriſtus dem Kindesmord des Königs Herodes. Nach einem andern Mythus der Indier iſt dem Könige Vicramaditya ungeſtörtes Glück und Herrſchaft verheißen, bis ein göttliches Kind, geboren von einer Jungfrau, kommen und ihn ſeines Königreichs und Lebens berauben werde. Da die vorausbeſtimmte Zeit der Erſcheinung dieſes Gottmenſchen da iſt, ſendet Vicramaditya Boten aus, nach ihn zu ſpähen, rückt mit Heeresmacht gegen denſelben heran und wird von dem fünfjährigen Wunderkinde geſchlagen und des Lebens beraubt. Auf dieſelbe Art, wie auf dieſe Götter und Wundermenſchen gieng auf den hebräiſchen Moſes jene Sage über. Hier iſt es der König Pharao, der die Kinder erwürgen läßt. Nach arabiſcher Sage erfährt Pharao durch einen Traum, es werde ein Kind geboren werden, das ihm die Herrſchaft über Iſrael entreißen werde. Die Wahrſager geben die Zeit der Empfängniß an, die Pharao vergebens zu verhindern ſucht. Bei der Empfängniß erſcheint ein neues glänzendes Geſtirn am Himmel, das die Wahrſager für den Stern des Retters der Kinder Iſraels erkannten. Nun ergieng ein ſtrenger Befehl, alle Knaben derſelben zu tödten, die im neunten Monde nach Erſcheinung des neuen Geſtirns geboren würden; dennoch gelang es Moſis Mutter, ihr Kind vor Pharao's Nachſtellungen zu retten. Jenes Geſtirn iſt der Stern in Nimrods Traume und ganz offenbar der der Magier im Evangelium, alles aber, wie kein Vernünftiger bezweifeln wird, dieſelbe Geſchichte nur mit veränderten Namen. Vom Euryſtheus und der feindſeligen Here wird Herakles verfolgt und ſchon in der Wiege ſoll er den Untergang finden. Den Perſeus ſucht Akriſios zu vernichten und den Jaſon, als den vom Orakel verkündeten Berauber des Thrones und Lebens, Pelias. Auch in des David, Cyrus, Romulus und Remus Geſchichte ſpiegelt ſich der uralte Mythus. Sie haben in ihrer Jugend einen feindlichen Herrſcher gegen ſich, entgehen ſeinen Verfolgungen und gelangen zur Herrſchaft. In deutſcher Sage iſt es Kaiſer Heinrich III., der als künftiger Herrſcher durch ein Orakel verkündet wird und dem als Kind und Jüngling Kaiſer Konrad fruchtlos nach dem Leben ſtrebt (ſ. oben V.). Der Mythus bedeutete das keimende Naturleben, das mit einem verneinenden Princip zu kämpfen hat, und welches, ein wunderbar wachſender Gott, über ſeinen Feind die Oberhand bekommt.

---

*) Es wird auch erzählt, Abraham habe, da ſich ſeine Mutter drei Tage lang nicht zur Höhle begeben konnte, in die ſie den Neugebornen vor den Mördern verbarg, die Nahrung aus den Fingern geſogen (J. v. Hammers Roſenöhl I. p. 45) ſo wie der indiſche Gott auf der Tamarablume im Milchmeere ſchwimmend, zuſammengekrümmt an ſeiner Zehe ſaugt. Auch dieſe Vergleichung zeigt, wie alles urſprünglich ein Göttermythus iſt.

VII. Urſprung und Rettung aus dem Waſſer.

Viele mythiſche Weſen, in deren Geſchichte ſich der Eine alte Mythus wiederholt, ſchwimmen im Kaſten auf dem Waſſer, werden als Kinder aus den Waſſern gerettet, wie der Sohn des Herakles und der Auge, Bacchus, Tennes, Perſeus, Anius, Romulus und Remus, Moſes, Talieſin, Siegfried ꝛc.*) Wie Moſes aus dem Aegyptiſchen durch Mo-ousche, der aus dem Waſſer Gezogene (von mo, Waſſer und ousche, retten, daher *Μωϋσης*), erklärt wird, ſo auch der Name des Helden Lam-issio (lama, *λαμος*, S-lam, Schlam)**), der als Kind aus dem Fiſchteiche gezogen würde (Grimm d. Sagen II. p. 30). Entſtehung und Rettung aus dem Waſſer ſtellt aufs Merkwürdigſte ein deutſches Märchen dar (Grimm Kinder- und Hausmärchen III. p. 106). Ein König läßt einen Thurm mitten in einen Fluß bauen und ſeine Tochter hinbringen, um ſie vor verfolgenden Mäuſen zu retten***), ein Waſſerſtrahl ſpringt zum Fenſter in den Thurm hinein, die Königstochter und ihre Dienerin trinken von dem Waſſer und gebären davon zwei Söhne, welche Waſſerpeter und Waſſerpaul genannt werden. Sie legen die Kinder in ein Käſtchen und laſſen es ins Waſſer hinab, ein Fiſcher fängt es auf und erzieht die Knaben. Es iſt die Sage von der in dem Thurm verſchloſſenen Danae, zu der Zeus als goldener Regen kommt. Auch hier die Einſchließung in den Kaſten und das Auffangen durch den Fiſcher, durch Diktys, den Mann des Netzes (Creuzer's Symb. IV. 46.) Auch fällt nach einer Erzählung einem Fiſcher eine goldene Schachtel, worin zwei ſchöne Knaben liegen, vom Himmel ins ausgeworfene Netz. Nach einer andern Abweichung läßt ein König ſeiner Tochter im einſamen Walde ein Haus bauen (wie dort den Thurm im Waſſer), weil er ſie nicht heirathen laſſen will. Eine wunderbare Quelle ſpringt am Hauſe, davon trinkt ſie und gebiert zwei Knaben, welche Caſpar Waſſerſprung und Johannes Waſſerſprung genannt werden. Nach der Erzählung in Lina's Märchenbuch von L. A. Grimm werden die Kinder am Brunnen gefunden und deßhalb Brunnenhold und Brunnenſtark genannt. Hier finden Königstochter und Amme die Kinder am Brunnen, wie nach andern Sagen Königstochter und Dienerin vom Trunke ſchwanger werden. Der Verfaſſer jenes Märchenbuches erklärt, daß er das Märchen mit allen Nebenumſtänden aus dem Munde ſeines Großvaters, eines Bürgersmannes, entnommen habe. Iſt demnach auch Folgendes aus der Tradition, daß Brunnenhold blonde Locken und blaue Augen, Brunnenſtark dunkle Augen und braune Locken gehabt, ſo möchte hierin ein Gegenſatz von Licht und Dunkel erhalten und die Brüder urſprünglich in ſymboliſchem Sinne ein Heller und ein Dunkler geweſen ſeyn So zeugt Hyrieus mit der Nymphe Clonia einen Nykteus und Lykos, einen Mann der Nacht und des Lichtes. Die Benennungen Waſſer-peter, Waſſerſprung, Brunnenhold ꝛc. ſcheinen nur Uebertragungen eines Urnamens der mythiſchen Brüder zu ſeyn, der auf Waſſer Beziehung hatte, wie Moſes und Lamiſſo.

---

*) Auch die Legende vom h. Gregorius möchte als umgewandelter heidniſcher Mythus hieher gehören. Von Bruder und Schweſter erzeugt, wird er in ein Käſtchen gelegt und den Wellen übergeben, von Fiſchern aufgefangen und ernährt, rettet erwachſen das Reich ſeiner ihm unbekannten Mutter aus der Bedrängniß und wird, wie Oedipus, ihr Gemahl (vergl. Andeut. p. 76 mit der Note). Auf einem Felſen, mitten im See, mit eiſernen Ketten angeſchloſſen, bringt er dann achtzehen Jahre zu und wird endlich, aus dieſem Elend befreit, auf den päbſtlichen Thron erhoben. Sein Angeſchloſſenſeyn bedeutet wohl, wie das Gefeſſeltſeyn des jüdiſchen Meſſias, der ſeiner Befreiung harrt, die Gefangenſchaft des göttlichen Princips in der Materie.

**) Ja wahrſcheinlich iſt in Lam-issio das -issio kein anderes Wort als eben jenes ousche, *υσης*, ſo daß in Mo-ousche und Lam-issio nur das Waſſer durch verſchiedene Laute bezeichnet wäre.

***) Hier der Mäuſethurm, der in der Uebertragung auf den Biſchoff Hatto und den Binger Thurm bekannt iſt.

VIII. Der getreue Gott.

In dem Märchen von den zwei Brüdern, von dem im Vorhergehenden die Rede war, erlöſt einer den andern, der Erlöſer aber, der auch der treue heißt, wird von dem andern unſchuldig getödtet (ſ. Grimm'ſche Sammlung I. p. 336. und die Anmerk. zu dem Märchen im 3. Band). Die beiden Brüder ſind zwei Principien des Weltlebens, das göttliche (der Logos) und das creatürliche; denn unſere alten Märchen ſind größtentheils nichts als Reſte alter Göttermythen. Im Märchen vom getreuen Johannes werden ſie als König und deſſen treuer Diener und Pfleger vorgeſtellt. Dieſer iſt des jungen Königs Retter und wird von dem Geretteten zu Tode verurtheilt. Der eine (der Getreue) iſt auch der Warner des andern, und der getreue Johannes iſt wohl Eines mit dem getreuen Eckart, der auch der Warnende iſt, indem er entweder vor dem Venusberge ſitzt oder dem wüthenden Heere voranzieht. Beſtimmter, als in dem Märchen vom getreuen Johannes, wo der junge König durch das Oeffnen des verbotenen Gemachs*) der Schuldige iſt, iſt der Gegenſatz des Böſen und Guten in dem Märchen vom Ferenand getrü und Ferenand ungetrü ausgeprägt, von welchen dieſer (der ungetreue Sibich der altdeutſchen Sage) jenen boshaft in Gefahren bringt, und auch in dieſem Märchen, wiewohl in anderem Zuſammenhange, wird dem Getreuen der Kopf abgeſchlagen und wieder aufgeſetzt.

---

*) Dieß kommt in den Märchen öfters als Unheilbringend vor, auch in der tauſend und einen Nacht. Meiſt iſt es eine Jungfrau, die dadurch dem Tode anheimfällt. Das Marienkind wird deßhalb aus dem Himmel geſtoßen.

IX. Mythen vom ſterbenden Schöpfer.

Der ſchaffende Gott überwindet die ihm entgegenſtehende Aeußerlichkeit und die in ihr enthaltene finſtere Selbſtheit, indem er ſich in ſie eingiebt und in ihr ſich ſelbſt verliert. Er ſiegt im Tode. Die Macht der Finſterniß giebt ihm den Tod und eben dieß iſt es, wodurch ſie überwunden wird. Der Gott oder der menſchliche Held, den die Sage aus dem Gotte gemacht hat, beſiegt daher ein Ungeheuer oder ſeine Feinde, indem er zugleich überwunden wird und ſtirbt. «Er wird dir den Kopf zertreten und du wirſt ihn in die Ferſe ſtechen» lautet die Weiſſagung, die durch viele Mythen ausgeführt wird. Die Weiſſagung erſcheint als Traum[*]) in der Sage von Hans Hakelberg, der träumt, er werde von einem furchtbaren Eber getödtet werden. Darauf beſiegt er einen ſolchen Eber, ſtößt ſich aber einen der Hauer des todten Thieres in den Fuß, an welcher Wunde er ſterben muß. Hans Frankenſtein haut dem Drachen den Kopf ab, wird aber von der Spitze ſeines Schwanzes in die Kniekehle geſtochen und muß an dieſem giftigen Stiche ſterben. Winkelried erlegt den Drachen, aber vom Blute deſſelben, das auf die Hand floß, vergiftet, muß er das Leben laſſen. Der Held wird auch als der Unverwundbare d. h. der Unſterbliche ſeiner Natur nach bezeichnet, mit Ausnahme jedoch einer einzigen Stelle, an der er gerade getroffen wird, wie Achilles und Siegfried (bei jenem iſt es wieder die Ferſe, wie auch Chriſchna, mit einem Pfeil in die Ferſe getroffen, ſtirbt) und auch vom

---

*) Man kann hier an Balders böſe Träume erinnern, die ihn ſeinen Tod ahnen laſſen. Der Sinn iſt, daß der Gott ſein Schickſal voraus erkennt. Lohengrin, der Held vom Gral, ſieht im Traum die Gefahr, die ihn umſchwebt, erwacht tödtet er mehr als hundert Feinde, erhält aber eine tödtliche Wunde.

Ritter Frankenſtein erwähnt die Sage, in die einzige Stelle ſey er geſtochen worden, die der Panzer nicht bedeckte. So kann auch Balder durch nichts verwundet werden, als durch das einzige Bäumchen, das man den Schwur leiſten zu laſſen, vergeſſen hatte. Der Schlangenfänger in der Sage unternimmt es, alle Schlangen in der Gegend in eine Grube zuſammen zu zaubern und zu tödten. Aber endlich kommt eine große alte Schlange gekrochen, ſchleppt ihn in die Grube und bringt ihn um. Gunnar wird mit gebundenen Händen in die Schlangenhöhle geſetzt, aber er ſpielt die Harfe mit den Zähnen ſo wunderbar*), daß alle Würmer einſchlafen, außer eine große ſcheußliche Natter, die ſich mit ihrem Stachel in ſein Herz gräbt. Hieher gehört wohl auch die deutſche Sage vom «Stierenbach.» Ein Alpenhirt hatte ein geliebtes Lamm, das er ſogar taufen ließ, und das nun in ein ſcheußliches, die Gegend verheerendes Geſpenſt verwandelt wurde. Ein Stierkalb wird mit bloßer Milch aufgefüttert**) und auf die Alp geführt. Der Stier kämpft mit dem Geſpenſt und überwindet es zwar, aber von Schweiß triefend ſtürzt er zu einem Bach und trinkt ſo viel Waſſer, daß er auf der Stelle des Todes iſt (ſ. Grimm d. Sagen).

Die Verwandlung des geweihten Lammes in das Geſpenſt iſt das Außerſichkommen des zuvor in Gott erhoben geweſenen Grundes. In nordiſcher Mythe iſt es der Froſtrieſe (über Kälte ſ. Andeut. p. 77 f.), der in den Abgrund geſchleppt wird, worauf die Welt aus ihm gebildet wird. Er iſt die Rieſennatur, die ſterben muß, damit die Welt werde, aber auch ein guter Gott muß ſterben, das weiß die Mythe noch vom guten, ſchönen Lichtgott Baldur, der durch den blinden, aber ſtarken Hödur ſtirbt. Dieſer iſt das Symbol der Finſterniß und Bewußtloſigkeit, der Materie, in welcher jedoch die böſe Selbſtheit, (der Unglückſtifter Loki) waltet. Baldur kommt nicht wieder los aus den Banden der Finſterniß bis zum Weltende. Dann, wenn die Welt im letzten Kampfe vergangen und wiedergeboren iſt, kommt er wieder und bewohnt das Heiligthum, wo kein Tod mehr iſt.

---

*) Die Schöpfung war in alter Symbolik Geſang und Spiel und der ſchaffende Gott ein Spielmann.

**) Brama aus Wiſchnu auf dem Milchmeer geboren. Der Gott geht aus dem Feuchten hervor, welches als Lebensquelle Milch iſt. Im Feuchten (dem Unbeſtimmten der Entäußerung) ſtirbt er auch wieder, daher der Stier am Waſſer ſtirbt.

Noch bewundernswürdigere Erkenntniß offenbart ſich in den Reſten verwandter deutſcher Mythen, den Sagen von den ſchlafenden Helden und Kaiſern. Der Gott iſt die Zeiten dieſer Welt hindurch in einen Zauberſchlaf verſenkt, aber keinen völligen; Barbaroſſa ſchläft nicht ganz; er blinzelt mit den Augen, wie einer, der erwachen will. Auch haben die Schläfer ein Bewußtſeyn von ihrem Schlafe und forſchen, ob noch nicht die Zeit der Erlöſung gekommen ſey*). Mit Leben und Tod, Wachen und Schlaf kämpft wunderbar der Gott die Zeiten dieſer Welt hindurch. Aber einſt erſcheint der Tag, der Tag der höchſten Noth und letzten Entſcheidung; da tritt der Gott hervor aus der Verborgenheit im Glanze der Goldrüſtung, rettend ſein Volk, und ſchlägt die Weltſchlacht des jüngſten Tages, der verdorrte Weltbaum, an den er ſeinen Schild aufhängt, grünt wieder und eine neue Zeit hebt an.

X. Aſchenbrödel und der Lebensbaum.

Der Name Aſchenbrödel drückt die niedrigſte Dienſtbarkeit aus. Die niedrigſten Diener ſchliefen in alten Zeiten am Heerd auf der Aſche, bei Homer ἐν κονί αγχι πυρος Οδυςς. λ, 190. Daher ἐγκονις, Magd, Sklavin; ſo kommt auch Aſchenbrödel, Eſchengrübel in der Bedeutung Knecht vor. Von Aſche iſt der Name Aſchenbrödel, Aeſcherling auch in andern Sprachen gebildet, wie Cendrillon, Cenerentola, polniſch Kopciuszek, von kopec, Ruß, neugriechiſch σταχτοπουτα (Aſchenbuttel) von σταχτη, Aſche (σταχτοπουτης, Rußköhler). Auf Schmutz beziehen ſich die Namen Sudelſödelken, ſlav. Brudny, (Brödel) ſchmuzig.

---

*) Daſſelbe erzählt man vom ſchlafenden Tell.

In den Aſchenbrödelſagen ſelbſt wird die ſchöne Geſtalt des Mädchens durch Aſche, Schmutz, knechtiſche Bekleidung entſtellt, aber auch eine Thierhaut iſt die Verhüllung, aus welcher die Erniedrigte als glänzende Schönheit neu hervorgeht, wie im Märchen Rauhthierchen*) oder Allerleirauh, ja das goldgelockte Mädchen wird im Pentamerone des Baſile in eine Bärin verwandelt, wie die griechiſche Kalliſto d. i. die Schönſte (wie denn auch ein Tempel der Diana Kalliſte auf ihrem Grabe ſtand) in eine Bärin verwandelt und als ſolche an den Himmel verſetzt wird. Aſchenbrödel kommt auch in Märchen und Sagen in männlicher Geſtalt vor, und der Stiefelſtoß liegt, in einen Bären verwandelt, unter der Treppe, man ſtößt und tritt ihn nnd putzt ſich die Stiefel an ſeinem Fell. Wenn man nun bedenkt, daß im Hebräiſchen das Bärengeſtitn Asch, עָשׁ oder עיש (f.) heißt, ſo möchte man faſt glauben, Aſchenbrödel habe urſprünglich (denn das tiefbedeutſame Märchen ſtammt ohne Zweifel aus grauem Alterthum) Aſch d. h. die Bärin oder die Rauhe (wie noch im Märchen Rauhthierchen, Allerleirauh) geheißen (vergl. עשו, Eſav, Eſau, nach dem Arab. der

---

*) In einem bei Grimm (Märchen III. p. 46.) angeführten Märchen heißt das gedrückte Stiefkind, das die härteſte Arbeit verrichten muß, Murmelthier. Im Pentamerone des Baſile: la gatta cenerentola.

Rauhe, Behaarte, wohl mit wy verwandt) und aus dieſem Aſch, welches ſo leicht auf Aſche gedeutet werden konnte und ſchon früh gedeutet worden ſeyn muß, ſey Aſchbuck, Aſchenbuttel, Aſchenbrödel, Aſchenbößel, Eſchengrübel, Aſchenpalz u. ſ. w. geworden. Doch kann ſich die Deutung des tiefſinnigen Märchens eben ſo gut an die Erniedrigung zur Knechtſchaft und die Entſtellung durch Ruß, Aſche, Schmutz und ſchlechte Kleidung halten.

Im deutſchen Märchen reitet der männliche Aſchenbrödel [*]) auf einem dreibeinigen Pferd aus [**]), wird verſpottet, gewinnt aber drei Schlachten. Es iſt der Dietlieb der nordiſchen Sage. Dieſer artet nicht nach ſeinem Geſchlecht, man verachtet ihn, hält ihn für blödſinnig oder einen Wechſelbalg. Nie bringt er einen Kamm auf den Kopf, wäſcht und badet ſich nicht, und liegt in der Küche in der Aſche. Aber plötzlich erhebt ſich ſeine ſchlummernde Natur und wie die weibliche Aſchenbrödel beim Feſte glänzend auftritt, reitet er gereinigt und gerüſtet zum Gaſtmahl, beträgt ſich mit Anſtand und zum Wohlgefallen der Gäſte, bekämpft Räuber und wird ein gewaltiger Held.

Aſchenbrödel, als entſtellte Schönheit (verdunkeltes Lichtweſen) oder als ſchlummernde und entwürdigte Heldennatur iſt mit einem Worte Gott in Knechtsgeſtalt, der zur Endlichkeit erniedrigte, herabgeſunkene, entäußerte, doch aus der Unangemeſſenheit weltlichen Daſeyns auf ſeine abſolute Wahrheit zurückgehende, ſich in ſeine urſprüngliche Freiheit und Würde zurückerhebende göttliche Geiſt.

---

[*]) Vergl. die Bemerkungen in der Grimmſchen Sammlung III. p. 38. Rollenhagen erwähnt "des verachteten, frommen Aſchenpöſel und ſeiner ſtolzen, ſpöttiſchen Bruder."

[**]) Ueber den hinkenden Gott künftig.

In den Aſchenbrödelſagen kommt auch der Lebensbaum und die Auferſtehung vom Tode vor. In der Grimm'ſchen Märchenſammlung kann man das Märchen vom Mandelbaum, wo der gemordete Knabe aus den geſammelten Gebeinen auf dem Lebensbaum als ſingender Vogel auferſteht, mit dem Märchen «Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein» vergleichen, wo Einäuglein Aſchenbrödel iſt. Dieſe vergräbt die Eingeweide der Ziege, die ihr Nahrung gegeben, und welche von der Mutter und den Schweſtern geſchlachtet worden war, und aus den Eingeweiden ſproßt ein wunderbarer Baum mit ſilbernen Blättern und goldenen Früchten. Aſchenkätzchen im Pentamerone erhält Putz und Gold von dem Dattelbaum, den ſie gepflanzt. Am auffallendſten zeigt ſich die Einheit in einem neugriechiſchen Märchen, wo der Knabe im Märchen vom Machandelbaum ganz mit Aſchenbrödel und ihrer Mutter zuſammenfällt. Aſchenbrödels Schweſtern ſchlachten die Mutter, braten und eſſen ſie, wie der Knabe jenes Märchens von der Mutter geſchlachtet, vom Vater gegeſſen wird. Aſchenbrödel ſammelt der Mutter Gebeine, wie in jenem Märchen das Schweſterchen die des Bruders, und begräbt ſie unter einen Baum, wie jenes Mädchen des Bruders Gebeine unter den Machandelbaum legt. Da ſingt ein wunderbarer Vogel herab, wie im Märchen vom Machandelbaum. Aſchenbrödel findet ganz goldene (όλοχρυσα) Gewänder und alle Arten von Putz und erlangt ganz beſondere Schönheit, wird aber von den Schweſtern hart gedrückt und zu den niedrigſten Arbeiten angehalten. Ein Prinz verliebt ſich in ſie in der Kirche und läßt die Schwelle der Kirche mit Honig beſtreichen, worin den Frauen die Schuhe ſtecken bleiben. Der kleinſte iſt Aſchenbrödels Schuh*) und der Prinz läßt bekannt machen, daß er die, welcher der Schuh gehöre, heirathen wolle. Aſchenbrödel wird im Hühnerſtall eingeſperrt, gefunden und vom Prinzen geheirathet. Das iſt nun das bekannte Aſchenbrödelmärchen. Nun aber kehrt die Erzählung zu dem Märchen vom Machandelbaum zurück und Aſchenbrödel ſelbſt wird nun zum Vogel, der wie jener in den Vogel verwandelte Knabe ſeine Geſchichte ſingt, erlangt ihre ſchöne, menſchliche Geſtalt wieder und wird mit dem Prinzen vereinigt.

---

*) Ueber die Bedeutung des verlorenen Schuhes ſ. in der Folge.

Machandel, wird von den Grimm bemerkt, (Kinder- und Hausmärchen III. 80.) iſt nicht *Mandel*, ſondern *Wachholder*, und zwar als verjüngender Baum, wie juniperus von junis, junior. *Wach* iſt *queck*, rege, lebendig, daher auch *Queckholder*, (wie angelſächſiſch: *Quickbeam*). Der Lebensbaum iſt der Baum der Auferſtehung, des Erwachens aus dem Todesſchlaf. Aber auch der *Mandelbaum* war der Lebensbaum und erſcheint als ſolcher in der Mythe von Agdiſtes und vom Aaronsſtab, der Mandeln trug, wobei an den blühenden Stab der deutſchen Sagen zu denken iſt. Noch mehr, wie im Deutſchen der Wachholder (Queckholder, Reckholder, Quickbeam) vom Wachen und Leben den Namen hat, ſo im Hebräiſchen der Mandelbaum, denn שָׁקֵד, schaked, Mandelbaum, kommt von שׁקד, wachen, munter ſeyn. Geſenius meint, das komme von der Frühzeitigkeit der Blätter, aber dieſe Verbindung von Vorſtellungen hat wohl noch einen andern tiefern Grund.

XI. Mythiſches Verſchlungen- und Verwandeltwerden.

Daß das Verſchlungen- und Verwandeltwerden und das Hervorgehen aus dem Verſchlungenſeyn oder die Zurückwandlung in die urſprüngliche Geſtalt in Sagen und Märchen einen großen Sinn gehabt, läßt ſich durch Vergleichungen glaublich machen. Es iſt Widergeburt aus ſchöpferiſchen Tode, Zurückgehen auf ſich aus ſchöpferiſcher Entäußerung.

So wird der Prophet Jonas vom Fiſche verſchlungen und an's Land geſpieen. Auch der Däumling des Märchens (urſprünglich wohl ein Zwerggott) wird von einem Fiſche verſchlungen und kommt wieder hervor (Grimm III. 401 f.). Im Pentamerone des Baſile wird ein Mädchen von einem Zauberfiſch verſchlungen, in deſſen Bauch ſie eine ganze Haushaltung findet und ſpringt aus ihm in voller Schönheit aus Land hervor (ebendaſ. p. 366). Der japaniſche Cano (wohl derſelbe Name als Jonah, Gonah), der Gott des Waſſers und der Fiſche, der Sonne und Mond geſchaffen, kriecht im Bilde aus dem Rachen eines Seethiers. In deutſcher Sage iſt es ein Drache, aus dem der verſchlungene Ritter lebendig hervorkommt (Grimm deutſche Sag. I. 301). Die Brüder dieſer Sage, von denen der eine verſchlungen wird, der andere den Drachen erlegt, heißen Syntram und Bertram oder Guntram und Waltram. In der nordiſchen Sage iſt es ein Held Syntram, deſſen Leib vom Drachen bis unter die Arme verſchlungen wird und den Dietrich und Faſold heraushauen. Es gehört hieher wohl auch die Fabel vom Ichneumon, der durch den Rachen des Crocodils in deſſen Bauch kriecht, ihm die Eingeweide ausfrißt und zum Rachen oder durch den Bauch wieder herauskommt. In dem Märchen, in welchem der Sperling den Tod des Hundes rächt, wird er ſelbſt vom Mörder verſchlungen, flattert ihm aber zum Munde herauf und die Frau, die ihn im Munde todtſchlagen ſoll, ſchlägt ihren Mann todt, indem der Vogel davonfliegt. Offenbar daſſelbe iſt es, was eine orientaliſche Sage von Nimrod als Gegner Abrahams erzählt: eine Mücke ſey ihm durch die Naſe ins Gehirn gedrungen; um die Pein, die ſie ihm hier verurſachte, zu lindern, habe er ſich mit einem Hammer die Stirn klopfen laſſen, die Diener aber, des beſchwerlichen Dienſtes müde, hätten ihm endlich den Kopf eingeſchlagen, worauf die Mücke herausgeflogen und ſo groß als ein Sperling geweſen ſey, ein auffallender Vergleich, da im deutſchen Märchen ſtatt der Mücke wirklich ein Sperling ſteht. Im altdeutſchen Mythus war es vielleicht ein Rieſe, von dem das Göttliche als Vogel verſchlungen wurde; im Märchen iſt er zum Fuhrmann herabgeſunken, in der orientaliſchen Sage ſteht der Urbedeutung angemeſſen Nimrod, der Empörer gegen Gott und Feind ſeines Propheten.

Das Göttliche wird hier als Vogel verſchlungen und kommt in dieſer Geſtalt wieder zum Vorſchein, als Sperling kommt es im deutſchen Märchen, und in der orientaliſchen Sage als Mücke, ſo groß wie ein Sperling hervor. In Vogelgeſtalt wird es auch vom Fiſche verſchlungen, denn Jonas, Jonah heißt Taube. Die Fabel von Jonas iſt die von Tobias, denn auch den jungen Tobias will der große Fiſch freſſen und der Name Tobias, Tobit, hängt vielleicht ſogar mit unſerem Taube zuſammen. Der alte blinde Tobias iſt der bewußtlos gewordene Geiſt, das Sehendwerden iſt Auferſtehung aus dem Tode der Bewußtloſigkeit, der junge Tobias heilt die Blindheit des alten, er iſt ſelbſt der wiedergeborne Alte, der in ihm, dem neuen Leben, ſehend wird. Die Rückkehr zum neuen Geiſtesleben iſt bedingt durch die Ueberwindung des Ungeheuers, und dieſes hat in ſich das Lichtprincip, das wunderthätig offenbar wird, wenn das Ungeheuer ſtirbt. In der Sage vom Tobias ſind des Fiſches Herz, Galle und Leber gut zur Arzenei, die Galle heilt die Blindheit, das Herz vertreibt die böſen Geiſter. Sigurd erlangt durch einen Tropfen von des giftigen Wurmes Herzblut die wunderbare Weisheit; in ſchottiſcher Sage taucht der berühmte Baumeiſter Michael Scott, unter deſſen Leitung die Elfen ſo wunderbare Bauwerke aufführten*), den Finger in die Brühe, worin eine von ihm getödtete weiße Schlange gekocht wird, und empfängt ein neues, ihm zuvor unbekanntes Licht; in einem Märchen der Grimmſchen Sammlung Nr. 17 gelangt einer durch das Koſten von einer weißen Schlange zum Verſtändniß der Thierſprache, ſo auch in der Sage Graf Yſang durch den Genuß einer ſilberweißen Schlange. Die Fabel wird ſchon von Philoſtratus im Apoll. v. Tyana erwähnt Buch 1. u. 3. Daſſelbe iſt, wenn die drei geſeegneten Tropfen aus der Hexe Giftkeſſel den Gwion Weisheit geben. Auch er wird als Weizenkorn von der Hexe verſchlungen; dann von ihr geboren als der lichtglänzende allweiſe Barde Talieſin.

Auch das Märchen vom Rothkäppchen, welches vom Wolf verſchlungen und aus deſſen Leibe herausgeſchnitten wird**), bewahrt den Mythus vom verſchlungenen Lichtweſen. Das rothe Käppchen iſt urſprünglich eine Glorie des Lichts, wie Baldur von ſtetem Licht umſtrahlt wird, oder die im Dunkel des Labyrinthes leuchtende Krone der Ariadne. Auch ſind im Märchen noch deutliche Spuren davon. «Wie der Jäger ein Paar Schnitte gethan, da ſah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geſchnitten, da ſprang das Mädchen heraus und rief: Ach, wie war es ſo dunkel in dem Wolf ſeinem Leib!» (Grimm I. 139). Vergl. das 5. Märchen, wo die Geischen, da ſie aus dem Wolf geſchnitten werden, «froh ſind, daß ſie aus dem dunklen Gefängniß befreit waren.» Im letztern mit dem erſtern verwandten Märchen wird auch eines der Geischen vor dem Verſchlingen gerettet, wie Zeus, deſſen Geſchwiſter

---

*) Wie die Dſchinnen auf des fabelhaften Salomo Befehl. Gott und Salomo ſind der Weltbaumeiſter und der von Geiſtern aufgeführte wunderbare Bau die Welt.

**) Rothkäppchen iſt wohl Eines mit der Heidelbergiſchen Jette, die am Wolfsbrunnen von der Wölfin zerriſſen ward.

Kronos verſchlingt und wieder von ſich geben muß, und wenn in jenen beiden Märchen dem Wolf ſtatt der verſchlungenen lebendigen Weſen Steine in den Bauch gefüllt werden, ſo erinnert dieß an den Stein, der dem Kronos ſtatt des Zeus zu verſchlingen gegeben wurde. Im Pommern ſoll das Märchen von einem Kinde erzählt werden, das von dem Kindergeſpenſt verſchlungen wird. Aber die Steine, die es mit verſchlingt, machen es ſo ſchwer, daß es zur Erde fällt und das Kind unverſehrt herausſpringt.

Es iſt daſſelbe, wenn das Lichtweſen von der finſtern Gewalt oder dem Thierleibe verſchlungen wird und aus ihm zu neuem Leben hervorgeht, und wenn es ſelbſt in die finſtre, niedre Geſtalt verwandelt wird und dieſe abſtreiſt, wie in den Märchen der Jüngling in einen Igel oder Eſel verwandelt iſt, dann die Igel- oder Eſelshaut abgeſtreiſt und verbrannt wird und die menſchlichſchöne Geſtalt erſcheint. In den Aſchenbrödelſagen iſt es zum Theil nur die Entſtellung der ſchönen Geſtalt durch Aſche, Schmutz, knechtiſche Bekleidung, aber auch eine Thierhaut iſt die Verhüllung, ja das ſchöne, goldgelockte Mädchen wird ſelbſt in eine Bärin verwandelt, wie Kalliſto (ſ. oben). Auch hier deutliche Spuren der alten Lichtlehre, wie im Rothkäppchen, z. B. die glänzenden Gewänder, gleich Sonne, Mond und Sternen hell. Im Märchen Allerleirauh: «Als ſie ſich losmachen wollte, that ſich der Pelzmantel ein wenig auf und das Sternenkleid ſchimmerte hervor. Da faßte der König den Mantel und riß ihn ab und die goldenen Haare und der ganze herrliche Anzug kam hervor und ſie konnte ſich nicht mehr verbergen und wiſchte Ruß und Aſche aus dem Geſicht, da war ſie die ſchönſte Königstochter, die je auf Erden gegangen iſt.»

Es gehören hieher vielleicht auch die Sagen vom Wechſelbalg. Der Teufel vertauſcht das rechte Kind mit dem Seinigen; der Wechſelbalg wird ins Waſſer geſchmiſſen, dafür kommt das rechte Kind zurück in einer neuen Wiege. Das iſt die Wiege des neuen Lebens, der Wiedergeburt. Es iſt eigentlich daſſelbe Weſen, das nur ſeine Geſtalt wechſelt, nur die Hülle abſtreift, wie in jenem Märchen vom Eſelein, Hans-mein-Igel, Allerleirauh. Vielleicht deutet ſelbſt der Name Wechſelbalg urſprünglich auf die Wechſelung, Ablegung des Balges, der Haut; wiewohl er nach der jetzigen Geſtaltung der Sage und des Volksglaubens von der Auswechſelung des Kindes durch ein Teufelskind zu kommen ſcheint.

Dieß alles wird in Mythen und Märchen auch als Auferſtehung und Wiedergeburt aus wirklichem Tode vorgeſtellt. Titanen ermorden und zerſtückeln z. B. den Zagreus und werfen die Fleiſchſtücke in einen Keſſel, Pallas entreißt ihnen das noch ſchlagende Herz und bringt es dem Vater, woraus der neue Dionyſus wird. Man ſagte auch, ſie habe das Herz dem Zeus gebracht bei Semele's Verbrennung und nach Hyginus gab Zeus das zerſtampfte Herz des Zagreus der Semele als Philtrum ein, worauf ſie Mutter des Dionyſus ward; hier alſo des Dionyſus Erzeugung und Geburt nur Wiedergeburt aus dem Tode und Semele iſt es hier, die gewiſſermaßen den Zagreus verſchlingt und wiedergebiert, wie Ceridwen den Gwion ꝛc. Horus wird von den Titanen verfolgt und im Waſſer todt gefunden, Iſis erweckt ihn wieder und macht ihn unſterblich. In deutſcher Sage wirft der See das ertrunkene Kind aus, die Mutter ſammelt die Stücke und das Kind wird wieder lebendig. Pelops wird geſchlachtet, gekocht, zum Theil gegeſſen, ſein Schulterblatt aus dem Meere gefiſcht, und ſteht wieder auf. So wird auch Arkas geſchlachtet und dem Zeus zum Eſſen vorgeſetzt, der aber ſeine Glieder zuſammenſetzt und ihn wieder lebendig macht. Im Märchen vom Machandelbaum wird der Knabe geſchlachtet, gekocht und gegeſſen, die Schweſter ſammelt die Gebeine und legt ſie unter den Baum, worauf im Nebel aus dem Feuer ein ſingender Vogel entſteht, wie im Märchen von den drei Vögelchen, wenn das Kind ins Waſſer geworfen wird, ein ſingender Vogel erſcheint. In einem Märchen (Grimm III. 368) kehrt das ermordete Mädchen als Taube und Baum, in einer andern Erzählung deſſelben (p. 388) als Fiſch und Baum ins Leben und zur menſchlichen Geſtalt zurück. Dort wird die Taube, hier der Fiſch zum Eſſen zubereitet. Der Fundevogel ſoll gekocht werden, entzieht ſich aber durch Verwandlungen der Feindin, wie Gwion, auch im »Hänſel und Gretel« wird der Keſſel zum Feuer geſetzt, um den Knaben zu kochen, aber die Hexe verbrennt im Ofen. Des Fitchersvogels Schweſtern werden geſchlachtet, ihre Leichname liegen im Becken *), die Schweſter legt die Glieder zuſammen, ſie werden wieder lebendig, die Schweſter entflieht als (ſcheinbarer) Vogel und rächt den Mord. Der Rächer iſt das auferſtehende Weſen. Ibykus wird erſchlagen und die Kraniche rächen den Mord, wie in der Legende von St. Meinrad, den die Raben rächen; auch war im Mythus der Kranich (Rabe) wohl ſelbſt aus dem Erſchlagenen als Phönix auferſtanden. So wird der arabiſche Vogel Hama aus dem Kopfblut der Todten oder aus den Seelen der unſchuldig Erſchlagenen und ſchreit nach des Mörders Blut, bis der Mord gerächt iſt, — ein alter Glaube, den Mahomed verbot. Im deutſchen Märchen rächt der Sperling den Mord ſeines Bruders Hund und ſchreit immer: es koſtet dir dein Leben, bis der Mörder

---

*) Dieſes Becken (Keſſel, Topf) iſt ſowohl Tod als Auferſtehung und Wiedergeburt. Er iſt der Keſſel, der nach einer Sage, alles, was man hineinthut, wieder lebendig macht (Grimm'ſche Märchen III. 390), der Keſſel der Ceridwen, der den Avagdu verklären ſoll, von welchem den Gwion Weisheit kommt und von dem ſich der brittiſche Keſſelorden herſchrieb.

todt iſt (Grimm in den Märchen und in Schlegel's deutſch. Muſeum 1812. p. 412) *).

XII. Schlöſſer, Städte, Goldeimer, Goldglocke und Goldkrone unter dem Waſſer.

Die Entſtehung dieſer Sinnenwelt war der Untergang einer idealen höhern, welcher Untergang der Symbolik des Alterthums ein Untergang im Waſſer war. Daher die Sagen von einer Wunderwelt unter den Fluthen, iriſch das Land der Jugend genannt, weil die Zeit dort keine Macht hat, und Niemand altert; denn die in den Tiefen des Daſeyns verborgene Idealwelt iſt als ſolche der Zeit nicht unterworfen. Viele Sagen hat man von Seen, die an der Stelle ehemaliger Städte und Burgen ſtehen. Unter dem Waſſer ſieht man die verſunkenen Gebäude, die Thurmſpitzen, Palläſte, Straßen u. ſ. w. und hört unter dem Waſſer der verſunkenen Städte Glocken klingen **). So ward z. B. Graf Iſangs Burg zum Seeburger See; ein großes Schloß gieng plötzlich unter und ward zum Arendsee in der Altmark, und wenn die Sonne hell ſcheint, ſoll man noch alle Mauern und Gebäude des verſunkenen Schloſſes ſehen. Daſſelbe wird vom See Brock neben dem Oſſenberg erzählt, der an der Stelle, wo ein ſchönes Schloß untergieng, entſtanden ſeyn ſoll (Grimm'ſche Sagenſammlung I. Nr. 111 u. 112). Unter verſchiedenen Seen Schottlands liegen bezauberte Schlöſſer, die ſich alle Jahre oder Jahrhunderte einmal zu gewiſſen Tagen und Stunden über den Spiegel des Waſſers erheben. Waldron hat eine Sage von der Inſel Man, wonach ein Taucher in eine prächtige Stadt unter dem Meer kam, mit Zimmerböden, die aus Edelſteinen zuſammengeſetzt waren. In Irland ſagt das Volk von einer Stadt unter einem See, die, wenn man ihrer anſichtig wird, den ſchönſten Anblick gewährt. Giraldus Cambrenſis gedenkt der Sage, daß der See Neagh vormals eine Quelle geweſen, die das ganze Land überſchwemmte; und daß man unter dem See die überflutheten Gebäude erblicke. Bei der Stadt Cork in Irland liegt ein großer See; an deſſen Stelle, nach iriſcher Sage, ſtand vor Zeiten das Schloß des Königs Cork in einer grünen Aue; im Schloßhof quoll ein Springbrunnen mit köſtlichem Waſſer; der König verwahrte ihn mit einer Mauer und ließ Niemand dazu, als ſeine Tochter Fior Usga d. h. Springwaſſer, die ihm ſelber ſchöpfen mußte. Bei einem großen Feſt ſandte er ſie gleichfalls, als die Tochter aber ſchöpfen wollte mit dem Goldeimer, ward es ihr zu ſchwer und ſie ſtürzte in den Brunnen. Das Waſſer ſtieg, bedeckte die ganze Aue und ſo wurde der See von Cork. Aber die Ueberſchwemmten ertranken nicht, ſondern ſie feiern auf dem Boden des Sees das Feſt fort, wo die prächtigſten Gebäude und Gärten ſtehen; das dauert ſo lange, bis es gelingt, den Goldeimer herauszubrnigen, der die Urſache des Unheils war.

---

*) In einer franzöſiſchen Dichtung (ſ. Grimm im deutſchen Muſ.) rächt ſich der Sperling dagegen durch den Hund am Fuchs, der ſeine Brut gefreſſen. Falke und Hund retten in einer Erzählung in den ſieben weiſen Meiſtern das Kind von der Schlange, der Falke weckt den Hund vom Schlafe und der Hund tödtet die Schlange. Man kann hier an das Perſiſche denken, nach welchem Hund und Hahn ihre Kräfte zur Bekämpfung des Böſen vereinigen. Wenn ſie gegen den Darudi ſtreiten, ſo entkräften ſie ihn, der ſonſt Menſchen und Vieh peinigt; durch ſie werden alle Feinde des Böſen überwunden und ihre Stimme zerſtört das Böſe (Bundeheſch C. 19).

**) Auch in dem heſſiſchen Frau Hollenteich, wo Frau Holla wohnt, hört man aus der Tiefe Glockengeläut (Grimm'ſche Sagenſammlung I. p. 8).

Beſonders bedeutſam iſt der Zug vom Goldeimer, der aus dem Waſſer gezogen werden muß, um die Verzauberung zu enden. In andern Sagen iſt es eine goldene Glocke, eine goldene Krone ꝛc. In einen grundloſen Meerpful bei Daſſel hat der Teufel eine ſchöne, wohlklingende Glocke aus lauterem Golde in den Meerpful geführt. Ein Taucher fuhr hinab und kam auf eine grüne Wieſe, wo die von einem ſchwarzen Hund bewachte Glocke ſtand, und ein Meerweib ſagte, es ſey noch viel zu früh, die Glocke abzuholen. Sie iſt daſſelbe, was die goldene Königskrone, die im Kretpful (d. h. Teufelspful) im Harze liegt. Der tiefe Strudel der Bode, wo ſie hineinfiel, wird davon auch das Kronenloch genannt. Ein ſchwarzer Hund bewacht ſie da mit glühenden Augen, welcher der Rieſe Bodo ſeyn ſoll, der Verfolger der Jungfrau, der beim Sprunge über den Abgrund die Krone vom Haupte fiel. Taucher ſuchten ſie vergebens zu holen. Wiederum iſt dieſe Goldkrone der Rieſenjungfrau die goldene Krone der Amphitrite, die Theſeus in den Meeresgrund tauchend zurückbringt, die in der Finſterniß des Labyrinthes leuchtende Krone der Ariadne, durch deren Glanz Theſeus wieder ans Licht gebracht ward. Jene Taucher zwar konnten Glocke und Krone nicht holen, denn, wie das Meerweib ſagte, es iſt noch nicht an der Zeit, aber geholt muß der Goldſchatz der Tiefe doch einmal werden, es muß auch einmal gelingen, den Goldeimer der iriſchen Sage aus dem Waſſer zu bringen, damit die Verzauberung ende, und wenn die Sage die Erlangung und Rettung als geſchehen erzählt, ſo kann es, dergleichen oft der Fall iſt, ein als Factum der Vergangenheit vorgeſtelltes prophetiſches Bild ſeyn. Denn die Goldglocke, der Goldeimer, die goldene leuchtende Krone bedeutet das entäußerte Lichtprincip, das ſeiner völligen Befreiung am Ende der Tage harrt.

XIII. Proſerpina.

Proſerpina wird durch das Eſſen vom Granatapfel an die Unterwelt gebannt. Von der Burg Schwarzach giebt es folgende Sage. Eines Ritters Töchterlein wird, auf der Wieſe ſpielend, von einer Schlange in den See gezogen. Aus dem Waſſer thut ſie dem klagenden Vater kund, ſie ſey an die Waſſerwelt gebannt; der erſte Trunk habe ſie um die Freiheit gebracht. In dem Märchen iſt es das Oeffnen der verbotenen Kammer, wodurch die Jungfrau dem Tode anheimfällt. Nach einer Erzählung findet ſie darin den Blutbrunnen, in den ſie geworfen wird (Grimm Märchen III. p. 36). Nach einer andern iſt es ein Keller im Mordſchloß (p. 18). Das Marienkind wird wegen ſolchen Oeffnens aus dem Himmel geſtoßen. Es iſt das Herabſinken aus der höhern Sphäre, wie erſt auch Proſerpina, dem Zeus vereint, auf unerklimmbaren Anhöhen im Hauſe der Mutter wohnt, ehe ſie Pluto von unten raubt. Von der Burg Schwarzach giebt es noch eine andere Sage. Die Töchter des Ritters von Schwarzach werden von einem Räuber unter dem Vorwande, daß er ihnen ein heilkräftiges Kraut zeigen wolle, in die kalte Klinge gelockt und ermordet. Es iſt Loki, von dem Iduna, unter dem Vorwand, daß er ihr koſtbare Aepfel zeigen wolle, ins Rieſenland gelockt und in des Zauberers Thiaſſi Gewalt gebracht wird. Die Narciſſe pflückend wird Proſerpina (im Homeriſchen Hymnus an die Demeter) vom finſtern König geraubt. Von der Burg Queſtenberg geht die Sage, daß eines Ritters dieſer Burg einziges Töchterlein ſich einſt, Blumen pflückend, in den nahen Wald verloren habe, in ein finſteres Thal und zu einem Köhler gekommen ſey, bei dem es einige Zeit gelebt habe, bis es wieder gefunden ward, und ein jährliches Frühlingsfeſt feierte die Begebenheit. Das war wohl wieder urſprünglich Proſerpina, welche die Narciſſe pflükkend vom Gotte der Unterwelt geraubt wird, der hier zum ſchwarzen Köhler geworden iſt, ſo wie die Unterwelt zum finſteren Thal. Auch der Ritter mit dem ſchwarzen Pferd, der das Fräulein von Kindelsberg mordete, iſt wohl nichts Anderes, als Pluto im Mythus von Proſerpina. Auf der Inſel Keos ward dieſes Weſen unter dem Namen Kteſylla verehrt. Die Sage war: ein Jüngling, der ſich in das Mädchen verliebt hatte, warf ihr einen beſchriebenen Apfel hin, ſie hob ihn auf und las, es war ein Schwur, ihn zu heirathen. Er entführte ſie hierauf, aber bei der erſten Geburt ſtarb ſie. Bei der Beſtattung ſah man aus dem Sarge eine Taube fliegen, der Körper war verſchwunden, das Orakel befahl der Aphrodite Kteſylla einen Tempel zu weihen; ihr opferten ſie zu Julis, die übrige Inſel der Kteſylla Hekaerge. Der verhängnißvolle Apfel, der das Mädchen dem Entführer zu eigen macht, bei dem ſie den Tod findet, iſt hier daſſelbe, was der Granatapfel, deſſen Genuß Proſerpina an die Unterwelt knüpft, die Aepfel, die der Entführer Loki der Iduna zu zeigen verſpricht, das Pflücken der Blume, das Eſſen der Paradieſesfrucht u. ſ. w.

XIV. Ein Avatara der indiſchen Mythologie in der Apokalypſe.

Calighi, nach indiſcher Mythologie, iſt das weiße Himmelsroß, die zehnte große Verkörperung des Gottes Wiſchnu. Am Ende der Tage wird Wiſchnu in dieſes Roß oder in den königlichen Lenker deſſelben verwandelt, das entblößte Racheſchwert in der Hand zum Gericht erſcheinen und die gottloſen Könige vertilgen. Das ganze

Menſchengeſchlecht und die Erde wird vernichtet werden, das letzte Weltalter zugleich mit der Sünde ſein Ende erreichen und ein neuer Himmel und eine neue Erde ihren Anfang nehmen. Dieſer weltrichtende König der Indier auf weißem Roß mit dem Schwert des Gerichtes iſt nun ganz die Erſcheinung des Logos in der Offenb. C. 19, V. 11—16, der auf weißem Pferde zum Gerichte kommt, aus deſſen Mund ein ſcharf Schwert geht, damit er die Heiden ſchlüge. Er tritt die Kelter des Weins des grimmigen Zornes Gottes und heißt König aller Könige, und Herr aller Herrn. Die Könige auf Erden ſtreiten wider ihn, das Thier und der falſche Prophet werden in den feurigen Pful geworfen, die Uebrigen von dem Schwert des Reuters auf dem weißen Pferde erwürgt, worauf die Bindung des Teufels, das tauſendjährige Reich, das jüngſte Gericht, der neue Himmel und die neue Erde folgt.

XV. Abel, Kain, Seth, gleichbedeutend mit Aeolus, Dorus, Xuthus.

1) **Abel**, הֶבֶל, הֲבֵל heißt **Hauch**, daſſelbe iſt *Αιολος*, gleich dem Windgotte *Αιολος* von *αελλω*. Dieſes mit dem Digamma *αFελλω* iſt ſogar Ein Wort mit Habel. *Αιολος* iſt von *ΑFολος*, Awolos, aus dieſem ward mit dem gewöhnlichen Uebergang von aw in au: *Αυολος* (vergl. die abgekürzten Formen *αυλος*, Blaſeinſtrument, *αυλεω*, blaſen) und aus dieſem *Αιολος*, gleichwie aus *κλαυω* (wovon *κλαυσομαι*) und *καυω* (wovon *καυσω*) *κλαιω*, *καιω* ward.

2) **Kain**, קַיִן, heißt **Spieß**, und *Δωρος* kann von *δορ-*, *δωρ-*, *δουρ-* kommen, woher die Formen *δορυ*, Spieß,

δουρατος, *δουρατι*, *δουρα*. Es iſt unſer Dorn, plattd. Döre.

3) Seth iſt Name des Sirius *Σηϑ*, *Σωϑις* (vergl. Buttmann's Mythologus I. 202) und heißt der Helle oder Brennende, vergl. Süden, ſieden, sidus, Geſtirn, sudus, hell, heiß, *ξουϑος*, hell — und dieß letztere Wort iſt der Name Xuthus, Eines mit sudus, *Σωϑις*, *Σηϑ*.

Unter dieſen Namen zeigt ſich Kain und Dorus zwar der Bedeutung nach als Eines, aber dem Worte nach verſchieden, dagegen Abel mit Awolos, Auolos, Aiolos und Seth mit Xuthus ſelbſt als Wort zuſammenſtimmt.

Dieß alles wird man doch wohl nicht für zufällig halten. Die Erklärung dieſer Erſcheinung aber behalte ich mir für die Zukunft vor.

XVI. Saul, David, Salomo.

David, דָּוִד oder דָּוִיד, kann aus dem Hebräiſchen ſelbſt gedeutet werden: der Geliebte von דּוּד = ידוד lieben. Allein der Name bedeutet wahrſcheinlich den Kriegenden im Gegenſatz zu Salomo, dem Friedensfürſten. *Δαϊς* heißt Schlacht, Krieg, mit dem Digamma *δαFις*, dawis; das s am Ende iſt Nominativendung und das Wort heißt den casibus obliquis, *δαϊδος* etc. zu Folge und nach Abſcheidung der Caſusendungen: *δαϊδ*, mit dem Digamma *δαFιδ*, dawid, alſo ganz das hebräiſche Dawid. Salomo iſt nach dem Hebräiſchen ſelbſt (שָׁלוֹם, Friede) der Friedliche. Und ſo iſt denn auch, dieſen Namen entſprechend, David der kriegeriſche, Salomo der in Frieden regierende König. Sie ſind wohl eigentlich ein Weſen, der Gott als kriegender, kämpfender und als zur vollendeten, ruhigen Exiſtenz gelangter. So heißen ſie denn beide *König Krieg* und *König Friede*. Mit wem aber der Gott zu kämpfen hat, das iſt die Macht der Finſterniß und des Todes, und der Name des dämoniſchen Saul, שׁאוּל, iſt wohl nur andere Ausſprache von שׁאוֹל, Unterwelt, Todtenreich. Er heißt *König Tod* oder *Hölle* (Hades), von dem das junge, keimende Leben befeindet wird (vergl. oben p. 30), wobei bemerkt werden kann, daß auch in der neuteſtamentlichen Sage der Gott von einem mit „Dräuen und Morden ſchnaubenden“ *Saulus* verfolgt wird*), der ſich in einen bekehrten Paulus verwandelt, wie der altteſtamentliche Saul durch des jungen Gottes Harfenſpiel *beſänftigt* wird.

XVII. Helias, Ulyſſes.

Der Name des Schwanenritters Helias iſt wahrſcheinlich der des deutſchen Ulyſſes, von welchem Tacitus ſpricht. Die urſprünglichen Formen mögen Elis, Alis, Olis, Olos oder mit noch andern Vokalen geweſen ſeyn. Es iſt der lateiniſche Name des Schwans olor oder olos (wie honor, honos u. ſ. w.) und wenn der Ritter als Gerhard *Schwan* vorkommt, ſo iſt dieſer Name nur die Ueberſetzung von Helias. Auch ſelbſt der lateiniſche Name Ulysses, Ulyxes mag dieſes Urſprungs ſeyn, denn der ſchiffende, ſchwimmende, irrende Ulyſſes iſt ſehr deutlich mit dem ſchiffenden Schwanenritter verwandt, der die von Freiern bedrängte Jungfrau zu befreien kommt, wie Ulyſſes die Gattin. In den Brabantiſchen Schwanſagen haben, wie der Ritter ſelbſt, auch die Weiber und Töchter den Namen Schwan. Dazu vergleiche man die Namen Eliſa, Els, Elſe, Elſam und Ad-alis, die die Frauen in dieſen Sagen führen, ſo wird man nicht zweifeln, daß man auch hier daſſelbe Wort Alis, Elis vor ſich habe, von dem Helias, Ulyss-es, olos nur andere Formen ſind. Auch die Form Ulix mag in deutſchen Munde gelebt haben. Wenn ſich die Sachſen von Alexander herleiten, ſo möchte eine ſolche altdeutſche Namensform Olix, Alix, die Veranlaſſung geweſen ſeyn, ſo wie die Aehnlichkeit von Iulius mit Ulis davon, daß Iulius Caesar in die Schwanſagen gekommen.

---

*) „Saul, Saul, warum verfolgſt du mich?“ — „Ich bin Jeſus, den du verfolgſt.“ Apoſtelgeſch. 9.

XVIII. Aphrodite und der Zauberbock.

Aphrodite iſt die Täuſcherin Maja, die auch die Liebe heißt. Sie heißt auch *Αφρω*, welcher Name die Zaubernde bedeutet von חבר, zaubern. Aphrodite iſt wohl zuſammengeſetzt aus *Αφρω*, Zauberin und did, welches Liebe bedeutet, vergl. ידיד, דוד, Geliebter, דודאים, Liebeskraut. Sie war auch die Here auf dem Zauberbock: *επιτραγια*. Der Bock ſelbſt war von abar, aphar, apar, mit dem Gaumhauch hapar, chapar, capar, welches Zauber bedeutete, benannt. So bei Heſych. *εβρος*, lappl. habra, isländ. hafur, celt. geiſr, lat. caper, Bock, tyrrh. *καπρα*, lat. capra, Ziege. Mit Lingualvorſatz wird jenes abar, apar etc. zu tapar, zapar etc., daher isländ. toffur Zauber, und unſer Zauber ſelbſt, צפיר, Bock.

XIX. Geſpenſtige Erſcheinungen.

Ueber Geſpenſterſpuk, vorzüglich in Beziehung auf den der Seherin von Prevorſt, gedenke ich in der Folge zu handeln. Hier theile ich einſtweilen einige merkwürdige Erſcheinungen mit, die mir Fräulein von ***, eine vollkommen glaubwürdige Perſon, auf meine Bitte aufzeichnete. Ich gebe ſie mit den eigenen Worten derſelben.

„Während der letzten Krankheit meines Vaters kehrte ich Mittags von einem Geſchäftsgange zurück, und indem ich über den Markt auf unſere Wohnung zugieng, bemerkte ich eine Frau in vorgerücktem Alter, in noch älterer Tracht, am Fenſter eines Zimmers ſtehen, welches in jener Zeit nicht bewohnt war: ſie ſtand aufrecht am Fenſter, die Hände gefalten, als ob ſie den Kreuzſtock damit umfaſſen wollte, ich traute meinen Augen nicht, nahm die Lorgnette und konnte mit Hülfe dieſer jeden Zug ihres erdfahlen, hohlen Geſichts unterſcheiden. Ich trat ins Haus, welches zwei Thüren hat, eine auf den Markt, die andere auf den Platz, der um die Kirche herumgeht, und ehemals als Kirchhof gedient hatte; indem ich über den Vorplatz ſchritt, auf dem ein Taglöhner mit Holzmachen beſchäftigt war, ſchritt nun die Dame die Stiege herunter, die ich von der Straße betrachtet, immer noch für einen Beſuch vom Lande gehalten: ich fragte den Holzhauer, wer dort komme, dieſer ſah auf die Stiege, dann auf mich etwas verwundert, und ſagte, er ſehe Niemand, ich zeigte ihm die Figur, die während meiner Rede langſam die Stiege herunter kam, er wollte nichts ſehen, und lachte beinahe über meine Frage. Ich trat hart an die Stiege und war Willens, die Dame anzureden, allein eine unbegreifliche Scheu, eine Beängſtigung, wie ich nie empfunden, hinderten mich daran. Die Frau war groß, gut gebaut, eine ſehr ſtolze Haltung, beſonders im Tragen ihres Kopfs, graue Haare, ſie trug eine weiße Haube von Spitzen von einer nie von mir geſehenen Form, ein weites ſchwer ſeidnes Kleid, an dem die Grundfarbe ehemals blaßroth oder chamois mochte geweſen ſeyn mit grünem Laub und dunklen Blumen durchwirkt, die Kleidung lag nicht am Körper an, allein Reifrock war es auch nicht. Der Ausdruck ihrer Züge war Kälte und Ernſt mit Sorge verbunden. An der Stiege blieb ich ſtehen, ſie gieng an mir vorüber gegen die Kirche hinaus, ich folgte ihr mehrere Schritte, ſie verſchwand an einer Ecke des Nachbarhauſes. Oben auf dem Vorplatz ſtand mein älteſter Bruder Wilhelm, voll Erſtaunen, in einer Hand den Zimmerſchlüſſel, in der andern eine Flaſche haltend. Ich fragte, wer da geweſen? er ſprach ſchnell und heftig gegen mich, ich ſolle ſchweigen, da die Geſchwiſter ſich fürchteten; er habe in jenem unbewohnten Zimmer Wein geholt, und beim Oeffnen die Fremde bemerkt, die nicht zu den Lebenden gehöre, ſie ſey jammernd an ihm vorüber geſchritten. Die nächſte Nacht wachte ich in Geſellſchaft einer meiner Schweſtern am Bette meines Vaters; gegen 4 Uhr verlangte er Caffee; ich gieng eilends in die Küche, fand aber im Vorplatz dieſelbe Frau, ſie folgte mir bis auf die Schwelle der Küche, ich nahm im Anfang keine Notiz von ihr, allein ihr Händeringen und Jammern war mir unerträglich, ich rief ihr daher ſehr rauh zu, was ſie wolle? ſie hindere mich; ſie prallte bis ans Ende des Ganges zurück, kam aber wieder ganz langſam näher, und wie ich zur Küche hinausgieng, folgte ſie mir auf den Ferſen, bis zur Thüre meines Vaters, beim Eintreten ſah dieſer ſcharf gegen die Thürſpalte und ſagte zu mir, laß mir nur dieſe nicht herein! Mit meinem Willen nicht, gab ich zur Antwort. Er verlangte friſches Brod, ich beſann mich nicht lange, lief bis zum Ende des Kirchhofs und holte welches, dieſe Figur verließ mich auch während dieſes Ganges nicht. Von dieſer Zeit an, bis zum Tode meines Vaters, der ohngefähr 3 Wochen darauf erfolgte, ſah ich ſie beinahe zu jeder Zeit und Stunde, meine Mutter und Bruder ebenfalls, und eine meine Schweſtern beklagte ſich, ſie trete ihr beinahe auf die Ferſen, wenn ſie gehe. Den 2ten März, Abends 9 Uhr verſchied mein Vater, nach 11 Uhr trat ich aus ſeinem Zimmer, ſie ſtand nahe bei der Thüre mit verhülltem Geſichte. Ich ſah nichts mehr von ihr bis letzt verfloſſenen December, wo ſie ſchnell an mir vorüberglitt. Nach 14 Tagen ſtarb mein Neffe. Jetzt kam ſie wieder jammernd und drohend jeden Tag; keine Stunde, keine Beſchäftigung konnte mich dieſes Beſuchs entheben, und ich hatte das beſtimmte Gefühl: es gelte meinem Bruder Wilhelm. Anfangs März kam ſie gegen Abend; ich lag auf dem Kanape und es waren noch drei Perſonen im Zimmer; ſie trat ein, den einen Arm oben über den Kopf haltend, um welchen ihre grauen Haare ſich geſchlungen, und mit ihrem Arm zog ſie nun die Haare empor, daß die Augenhöhlen weit und groß und leer vor mir lagen, ſie trat immer näher an mich heran, es ward mir unheimlich und barſch rief ich ihrem Andringen ein Nein entgegen; ſie entfernte ſich, meine Umgebung hatte nichts geſehen. Beim Ablauf des Monats ſtarb mein Bruder, und ſeit ſeinem Todestag habe ich Ruhe vor ihr.

Den Gedanken, was ſie wohl bewegen möge, zu kommen, wer wohl die Veranlaſſung ſeyn möge, beantwortete ſie mir, indem ſie mir einen ovalrunden hölzernen Schild vorhielt, worauf in Oel gemahlt das Bild eines Kreuzherrn im weißen Mantel mit rothem Kreuz und der Kopf eines Mönchs mit der Inful daneben; dieſer Kopf hat große Aehnlichkeit mit meiner Mutter Bruder, dem verſtorbenen Abte.

Während unſeres Aufenthalts auf der J—burg ſaßen wir eines Abends im Wirthſchafts-Zimmer, mit Arbeiten beſchäftigt; meine Mutter fühlte ſich etwas unwohl und hatte ſich in die Nähe des Ofens geſetzt; es war der 28te October. Die Uhr im Schloßthurme war zerlegt, der Hammer war in Erlangen bei Helmreich, um reparirt zu werden, und die Gewichte ſtanden auf dem Boden auf. Die Mutter wurde immer unwohler, ich trat hinzu, um ſie zu unterſtützen, und in meinen Armen fiel ſie in einen kurzen Schlummer, aus dieſem erwachend, richtete ſie ſich auf, indem ſie uns zurief: Kinder, die Uhr ſchlägt! Sie hatte noch nicht ausgeſprochen, ſo fieng die Uhr an zuerſt die Viertel und dann Stunde zu ſchlagen, ſie ſchlug acht und zwanzigmal; mein Vater griff nach dem Schlüſſel des Thurmes, mein Bruder und der Knecht mit Licht folgten, dort war alles, wie es morgens war verlaſſen worden, die Gewichte am Boden. In der Nacht fieng ſie wieder an zu ſchlagen und ſchlug 46, wir amüſirten uns lange mit dieſer Uhr; nach acht Tagen erzählte ein Bekannter meinem Vater, daß den 28. October mein Bruder Wilhelm bei Hanau in Lebensgefahr geweſen ſey; ein Pferd ſey unter ihm erſchoſſen worden; Wrede habe ihm ein anderes gegeben und mit dieſem auf einer Recognoscirung ſey er beinahe ertrunken. Mein Bruder iſt vor einigen Wochen im 46. Jahre ſeines Alters verſchieden.

1813 den Tag nach Mariä Verkündigung beſuchte ich die Rentamtmännin in F***, die ich ganz gegen ihre Gewohnheit ernſt und nachdenkend fand; ich fragte nach der Urſache und ſie theilte mir Folgendes mit. Den Tag vorher habe ſie eine alte Bekannte zum Beſuch gehabt, ſie ſeyen beide ſehr heiter geſtimmt geweſen und hätten ſo nicht bemerkt, daß es dunkel geworden, ohne daß die Frau des Hauſes Licht verlangt: ihre Freundin habe ſich entfernt und ſie dieſelbe bis zur Hausthüre begleiten wollen (das Rentamt iſt ein an das alte unbewohnbare Schloß angebauter Flügel, hängt aber durch einen Gang, der hinter allen Zimmern herläuft, mit dieſem zuſammen), beim Austritt in den Gang ſtand eine hohe männliche Figur in weißem Mantel, ein ſchwarzes Baret mit Federn auf dem Kopf, vor ihnen, wich aber vor ihnen zurück; die Rentamtmännin lachte und behauptete, es ſey der Pater B**, der ſeit zwanzig Jahren ſchon als Freund ihres Mannes im Hauſe lebt; in dieſer Meinung griff ſie heftig nach dem Mantel und rief ihrer

Freundin zu, ihr beizuſtehen, dieſem Herrn den Mantel zu nehmen; die Figur flüchtete ſich in eine Ecke des Ganges, und während ſie den einen Zipfel hoch gegen das Geſicht hielt, wehte ſie ſo gewaltig mit dem andern Zipfel dem Andringen der Frauen ab, daß dieſe ſich nicht nähern konnten, die Rentamtmännin rief nun ſehr laut nach Licht, denn es fieng an, ihr unheimlich zu werden, ihr Mann nebſt Pater B** kamen aus dem Büreau, beide mit Lichtern verſehen, ängſtlich hinzu, und in dieſem Moment verſchwand die Figur. Pater B** aber erklärte, daß 1400 bei einer ſtreitigen Biſchoffswahl viel fränkiſcher Adel im Schloſſe verſammelt geweſen, nach ihren Meinungen in zwei Partheien getheilt, an der Spitze der einen ſey der Freiherr Fuchs von Bimbach geſtanden, welcher in der Nacht von ſeinen Gegnern in jenem Gange an Maria-Verkündigungstag ſey erſtochen worden, und zur Beglaubigung zeigte er das Ganze in der Chronik nach.

Zu Achen auf dem ſogenannten Graben, der um die Burg Carls des Großen gezogen und ſpäter ausgefüllt und mit Häuſern bebaut wurde, beſaßen die Grafen v. Goldſtein ein Haus, welches ſie gegen Ende des 17ten Jahrhunderts an einen Kaufmann verkauften. Im Hof ſtand ein kleiner uralter Bau, der unten ein Gewölbe und oben nichts als einen kleinen Vorplatz und Zimmer enthielt. Die Hausthüre dieſes Baues war vermauert und Niemand wußte eine Urſache davon anzugeben. Einer der Commis im Hauſe, der nicht bequem logiert war, bat ſich die beiden Zimmer in dieſem Bau aus und erhielt ſie auch; er hatte ſchon einige Zeit in Ruhe und Stille da logirt, als er zur Zeit des Advents mit meinem älteſten verſtorbenen Bruder Nachts aus einer Geſellſchaft heimgehend, dieſen einlud, die Nacht bei ihm zuzubringen. Zwiſchen 12 und 1 Uhr öffnete ſich die Thüre des Zimmers, und ein junges Mädchen in alterthümlicher Tracht, eine eiſerne, oben offene Ampel in der Hand, begleitet von einem jungen geharniſchten Ritter trat ins Zimmer und beide, immer leiſe mit einander ſprechend, ſetzten ſich am Tiſche nieder. Mein Bruder und ſein Freund waren beim Eintritt dieſer beiden erwacht, ſetzten ſich im Bette aufrecht, und das Ganze als einen Spaß von Freunden anſehend, fiengen ſie an darüber zu ſcherzen. Das Mädchen ſtand auf, ſchnallte dem Ritter den Panzer ab und löſte den Helm und jetzt erſt bemerkte mein Bruder, daß dieſe Geſichter ihm fremd und leichenblaß waren. Plötzlich hörte man den Hufſchlag eines Pferdes im Hof, der geſchloſſen war; das Pferd hielt vor der Thüre, ein Geharniſchter ſtieg ab, ſtieg laut klirrend die Stiege hinauf und öffnete raſch die Thüre. Eine kräftige, unterſetzte Männergeſtalt trat ins Zimmer; das Mädchen ſchrie laut auf: Jeſus mein Vater! und in dem Moment ſtieß der alte Ritter ſeinen Dolch dem jungen in die Bruſt, dann ſeiner Tochter. Mit lautem Getöſe fielen dieſe zu Boden, das Licht erloſch und alles war verſchwunden. Mein Bruder zündete Licht an, und erſchöpfte ſich in Möglichkeiten; den andern Morgen fragte der Herr des Hauſes, was denn die Nacht für ein Mordlärm bey ihnen geweſen? Sie theilten den Auftritt mit; die Thüre dieſes Baues wurde wieder vermauert, bis er ſpäter ganz weggebrochen wurde.»

Nachträgliche Bemerkungen.

Zu I. Weil das Wort der ſchaffende, ſiegende und erlöſende Geiſt iſt, ſo iſt in den Mythen das Ausſprechen des Räthſelwortes oder Namens von ſo großer Wirkung und das Ungeheuer oder der Dämon wird durch das bloße Wort beſiegt und vernichtet. Hier iſt das Wort eben der Logos, der aufgehende Geiſt, die das Negative aufhebende Selbſtbejahung. Spricht Oedipus das Wort des Räthſels aus, ſo ſtürzt die Sphinx ſich ſelbſt vom Felſen herab und wird im deutſchen Märchen dem Dämon ſein Name genannt, ſo reißt er ſich ſelbſt entzwei. Es gehören dazu wohl auch die Sagen, wo der Teufel durch das Errathen ſeines Räthſels betrogen wird (ſ. die Bemerkungen zu der Grimm'ſchen Märchenſammlung Nr. 125).

Aber nicht nur als Wort, Rede iſt die ſchöpferiſche Thätigkeit des göttlichen Geiſtes (er ſelbſt als Act des Sich-Setzens) ſymboliſirt worden, ſondern auch als Geſang und Spiel, daher er in den Mythen der Erfinder und Spieler muſikaliſcher Inſtrumente iſt. Rede, Geſang und Spiel rettet daher auch vom Tode; ſo in den Märchen Flöten- und Geigenſpiel. Wie durch die Wundergeige im Märchen, ſo wird durch Erzählen in den ſieben weiſen Meiſtern die Rettung vom Galgen bewirkt und durch Erzählen entgeht Scheherezade dem Tode. Im Mythus von David wird der finſtere, dämoniſche Saul durch des jungen Helden Spiel beſänftigt, und Saul (Schaul, Scheol) iſt der Hades, den der göttliche Held im ſchöpferiſchen Ausſprechen ſeiner ſelbſt überwindet, wie

Orpheus ſingend die Mächte der Unterwelt. In der Grimm'ſchen Sammlung kommt ein merkwürdiges Märchen vor, wo ein abgedankter Soldat dem Teufel in der Hölle dient, ſchmutzige Dienſte thun muß und ſich ſieben Jahre lang nicht waſchen und reinigen darf, dann wieder aus der Hölle kommt, gereinigt im weißen Kittel umhergeht*) und *ſo ſchöne Muſik macht, daß er eine Königstochter und das Reich gewinnt* (ſ. Nr. 100 »des Teufels rußiger Bruder,« wozu in den Anmerk. der däniſche Broder Ruus, friar Rush, frater Raushius, und aus Fiſchart »der rußig Schultheis aus Mohrenland« angeführt wird). Schon die unchriſtlichen Züge, daß der Teufelsbruder aus der Hölle wiederkehrt, in der er die ſchöne Muſik lernt, und ohne nachfolgendes Unheil frei und glücklich wird, deuten auf heidniſchen Urſprung. Es iſt der in der Tiefe gehaltene**) verdunkelte Lichtgeiſt, der Finſterniß und Tod als Wort (Lied) überwindend in ſeine Freiheit zurückkehrt.

Der jüdiſche *Metatron****) iſt der Fürſt der Engel, der vornehmſte Engel und der Höchſte hat ihm die Herrſchaft über alles gegeben und ihn zum Herrn über ſein Haus und zum Regenten über alles geſetzt, was er beſitzt. Er heißt Herrſcher, König über alle Könige, der da gewaltig regieret, *der Anfang der Wege Gottes*, der Engel oder Fürſt des Angeſichts, der vor Gottes Angeſicht ſtehet, der Fürſt des Geſetzes, der Weisheit, der Stärke, der Herrlichkeit, des Tempels, der Könige und Herrſcher im Himmel und auf der Erde. Er iſt derjenige Engel, der allezeit das Antlitz des gebenedeiten Königes ſieht. Auch Fürſt der Welt heißt er und der Alte und Junge (nach Eiſenmenger's entdecktem Judenthum). Er iſt jener Uralte, der zugleich der ewig Junge, das ewig neue Leben iſt (ſ. in meiner Andeut. ꝛc. über die Phönixidee des Alterthums). Wir finden auch hier das mächtige Weſen der alten Religionen wieder, den Herrn der Herrn, den Gewaltigen des Himmels und der Erde, der gleichwohl ein Höheres über ſich hat, deſſen Diener und Bote er heißt, deſſen Willen er vollſtreckt, mit dem er aufs engſte, weſentlich, unzertrennlich verbunden iſt. Ja das Verhältniß der Unterordnung hebt ſich in ächteſter Lehre gänzlich auf, weil dieſer höchſte Engel, Bote, Diener das höchſte Weſen ſelbſt iſt, das ſich zu dieſer Perſönlichkeit ſelbſt erzeugt hat, um wirkſam zu ſeyn, um ſich zu realiſiren, um von ſich ſelbſt ſchaffend auszugehen. Das Wort — und nichts anderes iſt wohl jener Metatron-Hermes-Camillus-Kasmilus — macht mit dem Höchſten nur Ein Weſen aus und indem er dieſem dient, dient er nur ſich ſelbſt. Ein epiſches Beiwort, dem Dichter nur zum poetiſchen Schmucke dienend, mag (vergl. Kanne's Pantheon 305 ff.) urſprünglich eine theologiſch-ſymboliſche Bedeutung gehabt haben: επος πτεροεν, geflügeltes Wort, hat wohl der Logos als geflügelter Gott, Phanes mit den Goldflügeln, der geflügelte Sprecher Hermes geheißen. Wie der Logos auch als höchſter Engel, als Geſandter des Unendlichen, der von der himmliſchen Sphäre in die Tiefe und in die irdiſchen Regionen hinabſteigt und hinabführt (Seelenführer, Todesgott) betrachtet wurde, ſo wurde das geflügelte Wort zum Götterboten Hermes. In dieſem hohen Sinne iſt der Logos der Dienende, Hermes-Kadmilos (höchſter Engel, Metatron) und zugleich das höchſte Weſen ſelbſt, in ſo fern es wirkt, ſchafft und vollbringt, was es als rein ideales Weſen gedacht, wie Ormuzd im Verhältniß zu Zervane akerene. Denn als das rein Unendliche vollbringt Gott nichts, er thut alles, was er thut, durch den Logos, in welchem wieder ganz und gar er ſelbſt iſt. Als das rein Unendliche und Ewige iſt er nur denkend, wollend; — was er (tacite ſ. oben) gedacht und gewollt, führt er als Wort, als die mächtige, wirkende Perſönlichkeit aus, zu der er ſich ſelbſt erzeugt.

---

*) Dieß greift in die Aſchenbrödelſagen ein, ſ. X. und unten die nachträglichen Bemerkungen dazu.

**) Zum Märchen: der Eiſenofen (d. h. Eitofan, Feuerofen) wird in der Grimm'ſchen Sammlung III, 2. 21 bemerkt: »der dunkle und feurige Ofen, worein der Königsſohn verwünſcht iſt, bedeutet ohne Zweifel die Hölle, Unterwelt, den Orkus, wo der finſtere Tod hauſt.«

***) Vielleicht ſteht Metatron durch Metatheſe ſtatt Metraton und iſt aus Metra, Mithra und אדן, adon, zuſammengeſetzt. Wie Metatron Fürſt der Engel, ſo iſt Mithras Erſter der Izeds.

Dieſer mächtige Geſandte und Sohn des höchſten Gottes erſcheint uns auch in dem wichtigen Mythus des Zagreus. Selbſt dieſer Name könnte Geſandter heißen von שָׁגַר, ſenden [*]), wenn es nicht vielmehr Brahm tschekr iſt, als entäußerter Geiſt. Des Zagreus Erzeugung muß als vorweltlich angeſehen werden, denn ſein Tod iſt der Tod der Weltſchöpfung. Perſephone, mit welcher ihn Zeus erzeugt, iſt Böhms Grund in Gott, aus welchem der Logos hervorgeht. Er ward Liebling des Vaters, der ihm neben ſeinem Throne den Sitz anwies und ihm die Macht verlieh, die Blitze zu ſchleudern. Alle Macht des Vaters iſt im Sohne. Neid erhebt ſich gegen Zagreus, die Titanen lauern ihm auf, bemächtigen ſich ſeiner und zerſtückeln ihn. Der ſchaffende Gott ſtirbt und wird in die Vielheit der weltlichen Natur zertheilt. Zagreus erleidet ſeinen Tod, nachdem er durch die wunderbarſten Verwandlungen in alle Elemente und Naturen ſeine Mörder faſt ermüdet hat.

Auch der Gott, der aus dem Ei hervorgeht, iſt der Logos. So der orphiſche Phanes. Vergl. Creuzer's

---

[*]) Numa Pompilius (denn die römiſchen Könige waren Götter geweſen) hieß wohl auch der Logos, als Geſandter (Engel). Numa iſt ονομα, nomen, Name, Wort, und Pompilius von πεμπω, πομπη (vergl. πομπιλος) geſandt.

Symb. III. 295. «Die gewöhnlichſten Beiwörter des Phanes, der Hauptgottheit der orphiſchen Theologie, ſind: πρωτογονος, αυτογονος, πρωτοσπορος, πρωτος γενετωρ, auf welche Erſtgeburt man den Namen Phanes ſelbſt bezieht. Zoëga ſagt, wenn dieſem Phanes, vor welchem doch verſchiedene Zeugungen zugelaſſen werden, das Merkmal der Erſtgeburt beſonders und eigenthümlich ertheilt werde, ſo laſſe ſich dieſe Schwierigkeit heben, wenn man ihn als die Mittelgottheit oder den Uebergang zwiſchen dem abſoluten und bloß an ſich denkbaren All und auf dem uns bezogenen All, das als daſeyend gedacht wird, betrachte. Jenem gehören Chronos und ſein Stamm an, woraus Phanes hervorgeht, der uranfängliche Gott der daſeyenden Welt, der ſo, obgleich keineswegs unter die Sinne fallend, in gewiſſer Hinſicht erſcheinend genannt werden könne. — Eben er iſt auch Eros, unter deſſen Namen er mehrmals vorkommt. So ſproßt bei Ariſtophanes in den Vögeln auch aus dem Weltei der liebliche Eros.» Der Logos ſteht zwiſchen dem rein unendlichen Weſen, dem All des reinen Denkens und der wirklichen Welt in der Mitte, als die göttliche Perſönlichkeit, zu der ſich das Unendliche macht, um die Welt zu erſchaffen.

Das Wort ward auch in weiblicher Geſtalt als Tochter Gottes (wie ſonſt als Sohn) dargeſtellt. Im Rigveda iſt ein Hymnus in einem (von den übrigen ſehr verſchiedenen Style) geſprochen von Vatſch, Tochter von Ambhrina, ſich ſelbſt preiſend als die höchſte allgemeine Weltſeele. Vatſch bedeutet Sprache, Rede, Wort und ſie iſt die wirkſame Kraft Brahmas, ausgehend von ihm. In dieſem Hymnus heißt es: Ich, die ich die Königin bin, die Verleiherin des Reichthums, die Beſitzerin der Wiſſenſchaft und Erſte von denen, die Verehrung verdienen, welche die Götter geben, allgemein, allgegenwärtig und durchdringend alle

Weſen — ich werde verehrt von Göttern und Menſchen, ich mache ſtark, wen ich erwähle, ich mache ihn Brahma (vollkommen, heilig) und weiſe*). Für Rudra ſpanne ich den Bogen, zu tödten den Dämon, Feind von Brahma; für das Volk führe ich Krieg (gegen ſeine Feinde)**) und ich durchdringe Himmel und Erde. Ich trug den Vater im Haupte dieſer allgemeinen Weltſeele und mein Urſprung iſt in der Mitte des Meers***) und deßhalb durchdringe ich alle Weſen und berühre dieſen Himmel mit meiner Form. Urſprünglich zeugend alle Weſen gehe ich vorüber gleich dem Lufthauch, ich bin ober dieſem Himmel, über dieſe Erde hinaus und was das Große iſt, das bin Ich.» (Bopp Conjugationsſyſt. p. 291). So in der erſten Perſon ſpricht die Weisheit in der bekannten Stelle der Proverbien von ſich als von der Urkönigin der Welt und jener Hymnus wie dieſe Stelle ſind wohl einem uralten prieſterlichen Liede nachgeſungen, in welchem der Logos ſich ſelber prieß: «Jehova ſchuf mich als den Anfang ſeines Weges, vor ſeinen Werken ganz zuerſt, vor Anbeginn der Welt ward ich geſalbt, vor dem Urſprung, vor der Erde Anfangszeiten, als noch keine Waſſertiefen, da ward ich geboren u. ſ. w., als er bereitete den Himmel, war ich dabei, als er der Erde Säulen gründete, da war ich geſchickte Künſtlerin an ſeiner Seite, da war ich ſeine Wonne Tag für Tag, ſcherzend vor ihm allezeit, auf ſeinem Erdkreis ſcherz ich nun und bin der Menſchenkinder Wonne» (nach Umbreit).

Hiemit iſt merkwürdig zu vergleichen, wie in prieſterlich-gläubiger Erhebung ein Grieche von ſeiner großen Athene ſpricht: «Zeus, der Niemand ihm an Würde

---

*) Wie im Buch der Weisheit: Sie machet Gottes Freunde und Propheten.

**) Watſch iſt hier wie Pallas Athene Kriegerin.

***) Hier wieder die Geburt aus dem Waſſer.

Gleiches finden konnte, um durch dieſen ſie hervorzubringen, erzeugte ſie, indem er ſich in ſich ſelbſt zurückzog*) und gebar ſie auch. Daher iſt ſie auch allein feſtiglich des Vaters ächte Tochter. Sie iſt aus ſeinem Haupt geboren, aus dem nichts Schöneres geboren werden konnte, als Athenäa. Sie kam, der Sonne gleich, die mit vollen Strahlen aufgeht, ganz gerüſtet aus des Vaters Haupte. Sie iſt unzertrennlich von ihm, ſie bleibt beim Vater, wie mit ihm zuſammengewachſen, ſie athmet in ihm (dem Abſoluten, *ἀναπνει εἰς αὐτον*). Sie allein iſt mit ihm allein (*μονη μονῳ*) ihrer Herkunft eingedenk. Daher iſt ſie ſelbſt dem Vater achtbar, iſt ſeine Beiſitzerin und Rathgenoſſin, ſie ſitzet zu ſeiner Rechten, empfängt höher als alle Boten für die Götter des Vaters Befehle und ihr kann ſelbſt des Zeus Donner und Blitz nicht ſchaden, denn ſie iſt ſtärker als ſie. (Creuzer II. 801 f.). Daß die göttliche Tochter, in männlicher Geſtalt der göttliche Sohn zur Rechten des Vaters ſitzt und ihm alle Macht des Vaters verliehen iſt, iſt ein altes Bild vorchriſtlicher Symbolik, das ins Chriſtenthum, wie die ganze Vorſtellung vom Sohn Gottes, nur übergieng. So wie jene Athene zur Rechten des Vaters ſitzt, mächtiger ſie als deſſen Donner und Blitz, ſo wird Zagreus des Vaters Liebling, Zeus weiſt ihm den Sitz neben ſeinem Throne an und verleiht ihm ſelbſt die Mächt, die Blitze zu ſchleudern.

Zu p. 13. Der Name Enceladus iſt wohl von ענק, anak, Rieſe oder König (*αναξ*) und עלטה, alatah, dichte Finſterniß: Anak-alatah, Anak-alatos, Rieſe oder

---

*) Dieſe Worte ſind wohl aus uralter Quelle gefloſſen. Es iſt die Zurückziehung des abſoluten Weſens aus ſeinem unendlichen Schauen, bei Jacob Böhme die Einſchließung zum Grunde, der „großen Weite ohne Enge“ entgegengeſetzt; jenes Zurückgehen aus ſeinem Außerſichſeyn zu ſich ſelbſt, welches die Kraft der Perſönlichkeit, die dem ganzen Prozeß der Geburt zu Grunde liegende rückgängige Bewegung iſt.

König der Finſterniß (der »ſtockfinſtre König der Darvands« Ahriman), woraus den Griechen leicht ein *Εγκελαδος*, ein Lärmender, ward.

Zu p. 18. Wie in der Sage von Abrahams Opfer und in der von der Grabfelder Hungersnoth wird auch im Mythus von Iphigenia das dem Tode geweihte Kind gerettet und ein Thier an deſſen Stelle geſetzt. Aber man ſagte von Iphigenia auch, ſie ſey wirklich geopfert worden. Der Sinn iſt, daß ein kosmogoniſches Weſen ſtirbt und dennoch vom Tode gerettet wird. Iphigenia ſoll zuletzt in Leuke wieder jung und unſterblich geworden und mit Achill vermählt worden ſeyn. Die Naxier unterſchieden zwei Ariadnen und feierten der einen, der geſtorbenen, ein Trauerfeſt, der andern mit Dionyſos vermählten ein Freudenfeſt. Das Trauerfeſt, das man der geopferten Tochter Jephthah's feierte, war wohl auch der Reſt eines alten Cultus und die Sage von der Opferung dieſer Jungfrau von der unhiſtoriſch ſymboliſchen Art, wie jene von Iphigenia *), Iſaak und die p. 18 angeführte deutſche. Sie ſind alle derſelbe verſchieden geſtaltete Mythus. In dieſen Mythenkreis gehört wohl auch das deutſche Märchen (in der Grimm'ſchen Sammlung Nr. 88), das auffallend an die Sage von Jephtha's Gelübde und Opfer erinnert. Ein Vater muß einem Ungeheuer das erſte, was ihm daheim begegnen würde, verſprechen und da er nach Hauſe kommt, tritt dem jammernden zuerſt ſeine Tochter entgegen. Sie aber ſpricht: Vater, wenn ihr's verſprochen habt, ſo müßt ihr's auch halten — gerade wie in der Sage von Jephthah **). Das Märchen iſt, wie aus

---

*) Man hat dieſen Namen ſelbſt durch Tochter Jephtha's erklärt.

**) »Was zu meiner Hausthür heraus mir entgegengeht, wenn ich mit Frieden wiederkomme, das ſoll des Herrn ſeyn ꝛc. Da nun Jephthah kam gen Mizpa zu ſeinem Hauſe, ſiehe da gehet ſeine Tochter heraus ihm entgegen, und da er ſie ſahe, zerriß er ſeine Kleider ꝛc. Sie aber ſprach: Mein Vater haſt du deinen Mund dem Verlaufe unzweifelhaft erhellt, die Fabel von Amor und Pſyche, welche letztere auch einem Ungeheuer geopfert werden ſoll, und alles dieß gehört wohl zuſammen und iſt Eines Urſprungs.

Zu p. 21 ff. Auch der zu Chriſti Zeit lebende Pythagoräer Apollonius von Tyana, der Teufel austrieb *), Seuchen und Erdbeben abwehrte, Todte aufweckte, wie zu Rom eine verſtorbene junge Frau, verſchwand und erſchien, wann, wo und wie er wollte, die Sprache aller Völker und aller Thiere verſtand und beim Beten gleich der h. Thereſe vier oder fünf Ellen hoch in die Höhe gehoben wurde, galt ſeinem Zeitalter als ein ins Fleiſch gekommener, von einem Gott erzeugter, nach ſeinem Tode gen Himmel gefahrener Gott. Als ſeine Mutter mit ihm ſchwanger gieng, erſchien ihr der ägyptiſche Proteus und entdeckte ihr, daß er es ſey, den ſie gebären werde. Nach der Entbindung fuhr ein Blitzſtrahl vom Himmel herab und unſchädlich wieder empor. Auch ſein Abtreten vom Schauplatze war wunderbar. Nach einigen fuhr er in Creta aus dem verſchloſſenen Tempel der Diktyna, in welchem er gefeſſelt den Hunden vorgeworfen worden, gen Himmel, wie Stimmen unſichtbarer Jungfrauen im Tempel verkündeten, als man die Pforte deſſelben offen und die Ketten geſprengt fand. Zahlreiche Bildſäulen, Altäre und Tempel, vornehmlich in kleinaſiatiſchen und griechiſchen Städten wurden ihm errichtet, Caracalla vergötterte ihn und weihte ihm einen Tempel, und Alex. Severus verehrte ihn als Hausgott mit Chriſtus und Anderen im innerſten Heiligthum ſeines Pallaſtes.

---

aufgethan gegen den Herrn, ſo thue mir wie aus deinem Munde gegangen iſt ꝛc.„

*) Einen Teufel trieb er aus, der aus dem Beſeſſenen fahrend eine in der Nähe befindliche Säule umſtürzte, wie die Teufel, die Chriſtus in die Säue fahren ließ, dieſe ins Meer ſtürzten.

Zu X. Zu dieſen Mythen gehört vielleicht die Legende vom h. Alexius, der ſiebenzehn Jahre lang im väterlichen Hauſe unerkannt und von den Knechten verſpottet und mißhandelt unter der Treppe wohnt, wie der in einen Bären verwandelte Stiefelſtoß mißhandelt unter der Treppe liegt.

Der thraziſche Zamolxis, Zalmoxis ſcheint auch als Aſchenbrödel in Bärengeſtalt vorgeſtellt worden zu ſeyn, denn man leitet den Namen ab von ζαλμος, pellis ursina, im Thraziſchen, weil er als Knabe ein Bärenfell getragen.

Ich füge noch folgende Stelle aus der Einleitung zur Märchenſammlung der Gebr. Grimm über den Dummling der deutſchen Märchen hinzu: In der Jugend zurückgeſetzt, zu allen Dingen, wozu Witz und Gefügſamkeit gehören, ungeſchickt, muß er gemeine Arbeiten verrichten (wie Siegfried das Schmiedehandwerk treibt) und Spott erdulden, er iſt das Aſchenkind, das am Heerde oder unter der Treppe ſeine Schlafſtätte hat; aber es leuchtet dabei eine innere Freudigkeit und eine höhere Kraft durch; ſchön wird er im Parcifal der Dummeklare genannt. Kommt es dann zur lebendigen That, ſo erhebt er ſich ſchnell, wie eine lange keimende, endlich vom Sonnenlicht berührte Pflanze, und dann vermag er allein unter vielen das ziel zu erreichen. Er iſt hier unter verſchiedenen Verhältniſſen dargeſtellt, gewöhnlich der jüngſte von dreien Brüdern, ſtehen ihm die beiden andern in Stolz und Hochmuth entgegen; wenn ſie zuſammen ausgeſchickt werden, um eine Aufgabe zu löſen, wornach der Vorzug unter ihnen beſtimmt werden ſoll, verlachen ihn jene und ſehen ihn mit Verachtung an. Der Dummling aber zieht in kindlichem Vertrauen aus, und wenn er ſich ganz verlaſſen glaubt, hilft eine höhere Macht und giebt ihm den Sieg über die andern. Ein andermal hat er weltliches Wiſſen hintangeſetzt und nur die Sprache der

Natur gelernt, darum wird er verſtoßen, aber jene Erkenntniß erhebt ihn bald über alle andere.«

Zu III. und X. Amor, den Pſyche beleuchtet, iſt der Königsſohn der Märchen, den kein Lichtſtrahl berühren darf, wenn er nicht unglücklich werden ſoll. Jene Sünde des Beleuchtens ſtürzt nicht nur die Sünderin, ſondern auch den Gott ins Unglück. Denn er muß, um das gefallene Weſen zu erlöſen, in die Materie hinab. Zwar das weiß das Märchen von Amor und Pſyche nicht mehr, daß der Gott, um ſie zu erlöſen, in den Tod gehen mußte, aber als ihren Erlöſer ſtellt es ihn dar. Als der tödtliche Dampf der geöffneten Büchſe ſie zu Boden geworfen, erſcheint Amor und ruft ſie ins Leben zurück.

»In ſeiner Idee immer daſſelbe wird ein Märchen vier bis fünfmal jedesmal unter andern Verhältniſſen und Umſtänden erzählt, ſo daß es äußerlich als ein anderes kann betrachtet werden. Die gute und unſchuldige, gewöhnlich die jüngſte Tochter, wird von dem Vater in der Noth einem Ungeheuer zugeſagt oder ſie giebt ſich ſelbſt in ſeine Gewalt. Geduldig trägt ſie ihr Schickſal, manchmal wird ſie geſtört von menſchlichen Schwachheiten und muß dieſe ſchwer abbüßen, doch endlich empfindet ſie Liebe zu ihm, und in dem Augenblick wirft es auch die häßliche Geſtalt eines Igels, eines Löwen, eines Froſches ab und erſcheint in gereinigter, jugendlicher Schönheit, welche Sage auch bei den Indiern einheimiſch iſt und mit der römiſchen von Amor und Pſyche, der altfranzöſiſchen von Parthenoper und Meliure ſichtbar zuſammenhängt« (Grimm'ſche Märchenſammlung I. p. XLV.).

Endlich empfindet ſie Liebe zu dem Ungeheuer und in dem Augenblicke wirft es die häßliche und ſchreckende Geſtalt ab. Der Gott iſt der Erlöſer des creatürlichen Princips, aber er ſelbſt bedarf der Erlöſung aus der ſeinem Weſen unangemeſſenen Erſcheinungsform. Zwar iſt er ſein eigener Erlöſer, er befreit ſich durch eigene Kraft, was das creatürliche Princip nicht vermag. Aber ſeine völlige Erlöſung kann nur unter der Bedingung geſchehen, daß das creatürliche Princip ſich ihm in Liebe ergiebt (vergl. Andeut. p. 50. Nr. 15). Die Erlöſung durch Liebe iſt daher eine der tiefen Ideen der Märchenwelt; der Verwünſchte wird durch die Liebe der Jungfrau, durch ihre freie Ergebung an ihn*) erlöſt. Die wechſelſeitige Erlöſung ſpricht das Märchen: »der Eiſenofen« in der Klage des Mädchens aus: »Du haſt mich erlöſt und ich habe dich erlöſt« (Grimm II. p. 203), wiewohl in der Erzählung von der Erlöſung des Mädchens durch den Prinzen nichts Faktiſches vorkommt. In einem Märchen iſt das Thier, dem die Tochter verſprochen wird, ein Drache. Die Jungfrau aber gewöhnt ſich an ihn, und als ſie ihm in einer Nacht geſteht, daß ſie ihn lieb habe, iſt der Zauber gelöſt und der Drache verwandelt ſich in einen ſchönen Jüngling. Im Schwediſchen ſteht ſtatt des Ungeheuers ein Mann im grauen Mantel, dem der König, wie Jephthah ſeinem Jehova, das erſte lebende Weſen, das ihm begegnet, verſpricht. Er kann nur unter der Bedingung erlöſt werden, daß eine Königstochter ihn haſſe, vor ſeinem Anblicke erſchrecke und ſich abwende und ihn dennoch liebe, mit ihm getraut werde und drei Söhne mit ihm zeuge. Auch über ſie ergeht das Unglück durch das verbotene Sehen in eine Lucke, das ſie aus Neugierde nicht laſſen kann und was ſie erblickt, iſt der ſchreckliche Graumantel.

Die ſtufenweiſe Erlöſung und Vereinigung des creatürlichen Princips mit dem Logos iſt auch durch Zerlegung in mehrere Geſtalten ausgedrückt. Es ſind daher drei Schweſtern, deren jüngſte den Zauber löſt, ſo wie auf der andern Seite der Dummling der jüngſte von drei Brüdern zu ſeyn pflegt. Oder dem Ungeheuer, dem die Königstochter verſprochen iſt, wird zweimal eine falſche Braut untergeſchoben. Es iſt hier auch noch der ſymboliſche Gegenſatz des Lichts und der Finſterniß erhalten. In drei Nächten wird die ſchwarze Braut, die der Bräutigam durch Kampf mit Geſpenſtern erlöſt, allmählig weiß. Oefters erſcheint die Zerlegung in zwei Geſtalten, in die weiße und ſchwarze (ächte und falſche) Braut. Erſt hat der im Schein der Aeußerlichkeit ſich ſelbſt verlierende Schöpfergeiſt ein Weib der Finſterniß und des Betruges, eine böſe Hexe, und die ſchwarze Braut behext im Märchen den Mann, daß er des Vergangenen vergißt, und betäubt ihn durch Schlaftrunk, daß er auf die weiße Braut nicht hören ſoll. Dieſe aber löſt durch Liebe und Treue den Zauber und giebt dem Bezauberten ſein Gedächtniß wieder. Zwei Nächte jammert ſie vergebens an ſeinem Bette; wie im »König Schwan«:

---

*) Aus dieſer Idee erklärt ſich auch die Bereitwilligkeit der Jungfrau, ſich an das Ungeheuer ausliefern zu laſſen, dem ſie der Vater verſprochen hat.

Denkt der König Schwan
Nicht an ſeine verſprochene Braut Julian?
Die iſt gegangen durch Sonne, Mond und Stern,
Durch Löwen und Drachen*),
Will der König Schwan denn gar nicht erwachen?

Aber in der dritten Nacht wird dem Schlaftrunk ausgewichen und der Bezauberte erkennt die Stimme der vergeſſenen Geliebten. Kleiſts Käthchen von Heilbronn hat dieſelbe Fabel zu Grunde liegend. Der Graf hat die erſte Bekanntſchaft mit Käthchen vergeſſen und iſt im Begriffe, ſich mit dem böſen täuſchenden Weibe (der Hexe) zu vermählen**). Adam

---

*) Die Wanderung durch alle Naturſtufen.

**) Der ſeltſame Name des Grafen: Wetter von Strahl oder Wetterſtrahl iſt wohl auch aus alter Ueberlieferung. In einem Märchen des Baſile, welches dieſelbe Fabel hat („der goldene hat zur erſten Frau das Nachtgeſpenſt Lilith (ליל, לילה, Nacht). Die beiden Weiber ſind in der hebräiſchen Sage die blöde Lea und die ſchöne Rahel, jene muß Jacob zuerſt nehmen. Im Oſirismythus ſind es Nephthys und Iſis, mit der erſten begattet ſich Oſiris im Irrthume, wie Jacob mit Lea, der falſchen Braut, die ihm betrügeriſch beigelegt wird. Im Indiſchen ſind es Ganga und Bhadrakali, Schiwa's Gattinnen, die nur zwei Geſtalten der Göttin Bhavani ſind (hier die Einheit) — Ganga ſchön, lieblich, mild, Bhadrakali feindlich, furchtbar, kohlſchwarz.

Die weiße oder rechte Braut verliert den Geliebten und wandert umher, um ihn zu ſuchen. So erſcheint auch im hohen Liede die Liebende als den Geliebten ſuchend, den ſie verloren hat. Dieſe aber iſt nicht weiß, ſondern ſchwarz C. 1, V. 5. Sie iſt ſo ſchwarz wie der Kedarener Zelte aus ſchwarzen Ziegenfellen oder Camelot (wie die Hütten Kedar) — aber dennoch lieblich und ſchön. Hier iſt ſie die ſchwarze und weiße Braut in Einer Perſon, wie im Märchen, wo die Schwarze in drei Nächten des Kampfes weiß wird. Salomo's Lied der Lieder iſt myſtiſch, und wenn auch die Deutung auf Chriſtus und ſeine Gemeinde von einem beſchränkten Geſichtspunkt ausgeht, ſo war doch die Brautſchaft der Seele mit Chriſtus im altchriſtlichen Myſticismus *) die Fortſetzung des uralten Romans, der uns ſchon in dieſem Liede erſcheint, das wiederum ſchon auf etwas weit Aelterem beruht. Salomo und die Geliebte, Amor und Pſyche, Chriſtus und die Seele ſind daſſelbe.

Pſyche ſoll wie zum Leichenzuge gerüſtet auf einen

Baumſtamm.) heißt der Verzauberte Donner und Blitz. Es iſt eben Zagreus, dem der Vater die Macht verliehen, die Blitze zu ſchleudern.

*) Von dem verächtlichen Myſticismus und Pietismus der neuen Zeit kann hier nicht die Rede ſeyn.

Berg geführt und einer Schlange zur Braut überliefert werden. Amor erſcheint hier nicht wirklich in der Thiergeſtalt, aber in den verwandten Märchen, wo die Jungfrau wirklich einem Ungeheuer überliefert wird, welches ſich aber in einen ſchönen Jüngling oder Prinzen verwandelt. Mit Amor Eines iſt überall der in die Thiergeſtalt verwünſchte Prinz. In dieſer Geſtalt, in welcher er der ſchaffende Gott iſt, iſt er auch der muſikaliſche, denn ſeine Lebenſchöpfung, welche zugleich ſein Erlöſungswerk iſt, iſt Geſang und Spiel. Daher iſt er im Märchen als Eſel und Igel ein Meiſter im Spiele der Laute oder des Dudelſacks. Orient und Occident wiſſen noch in Märchen und Sprichwörtern von dem muſikaliſchen Eſel zu ſagen. Zwar das Sprichwort: er ſtellt ſich wie der Eſel zum Lautenſchlagen, drückt Ungeſchicktheit aus, ſcheint aber doch durch das uralte Bild des ſpielenden Eſels veranlaßt zu ſeyn. Auch ſagt man: welcher Eſel nicht kann Lauten (oder Pauken) ſchlagen, muß die Säcke zur Mühle tragen, was ſich auf die Fabel von einem wirklich lautenſchlagenden Eſel zu beziehen ſcheint. Auch im Perſiſchen iſt das Sprichwort. In einem deutſchen Märchen (Grimm Nr. 144) wird einem König ſtatt eines menſchlichen Prinzen ein Eſel geboren, den er gleichwohl zu ſeinem Nachfolger im Reiche beſtimmt. Das Eſelein zeigt beſondere Luſt an der Muſik und lernt meiſterhaft die Laute ſchlagen. Es geht in die Welt und kommt zu einem andern König, wo es mit ſeinen Füßen die Laute ſpielt, worüber alles lacht. Aber der König wird ihm ſo gewogen, daß er ihm ſeine Tochter giebt. In der Brautnacht wirft es die Eſelshaut ab und wird ein ſchöner Jüngling. In einem andern deutſchen Märchen geht der Eſel, um Stadtmuſikant in Bremen zu werden. Es iſt Orpheus, d. h. Or-phe, der redende, ſingende Eſel (ſ. Andeut. p. 80 f.)

In einem andern mit jenem von lautenſchlagenden Eſel engverwandten Märchen (Hans-mein-Igel bei Grimm

Nr. 108. König Porc bei Strapparola, le Prince Marcassin) wird einem Bauer ein oben wie ein Igel geſtaltetes Kind geboren, das lange Zeit verachtet hinter dem Ofen liegt, dann mit einem Dudelſack auf einem Hahne ausreitet, im Walde Schweine hütet und auf einem Baume ſitzend ſchöne Muſik macht, eine Königstochter gewinnt, in der Brautnacht die Igelshaut abſtreift und ein ſchöner Jüngling wird. Wie hier die Igelshaut, ſo wird dort die Eſelshaut verbrannt.

Der Logos und das creatürliche Princip ſind in dieſem Mythenkreiſe als Mann und Weib vorgeſtellt und ihre Geſchichte der älteſte Roman. Aber der Logos ward auch in weiblicher Geſtalt vorgeſtellt, wie wir ihn bei den Indiern als Batſch (das lat. vox, Wort) und im alten Teſtament als Chochma (σοφια) finden. Dieß iſt auch die Athene der Griechen, und der Sohn Gottes hat ſo die Geſtalt der Tochter Gottes (ſ. oben die Bemerkungen zu I.). Wie nun der Logos als verwünſchter Prinz die Knechts- oder Thiergeſtalt trägt, ſo auch in weiblicher Form. Aſchenbrödel ward, wie bemerkt, ſowohl männlich als weiblich vorgeſtellt und hier herrſcht als Thiergeſtalt die des Bären oder der Bärin. Die weibliche Aſchenbrödel alſo iſt nicht die Pſyche des griechiſchen Märchens, ſondern mit Amor ſelber Eines.

Da das Alterthum den ins Leben zurückkehrenden Gott als den hinkenden vorſtellte und verlachen ließ (vergl. Kanne im Pantheon), ſo war auch Aſchenbrödel der hinkende und verlachte Gott (Hunkepus). Ein anderes Bild war das des verlorenen Schuhes. So verliert Jaſon beim Ueberſetzen, wobei der hebräiſche Jacob hinkend wird, ſeinen einen Schuh. Es iſt Perſeus der Einſchuh (οιοπεδιλος), deſſen zurückgelaſſener Schuh dem Aegyptier ein Zeichen des Seegens war. So iſt auch Aſchenbrödel οιοπεδιλος, denn ſie verliert entſpringend ihren Schuh. Auf einem altdeutſchen Bildwerke iſt nebſt der gekreuzigten Nonne mit dem Bart und dem Spielmann auch ein Pantoffel zu ſehen, von dem man ſagt, die Himmelskönigin habe ihn von ihrem einen Fuße herabfallen laſſen. Die gekreuzigte Nonne war wohl urſprünglich ſelbſt die Himmelskönigin, aber im heidniſchen Sinne, und der leidende und ſterbende Gott. Ihr Bart ſcheint die entſtellte Schönheit zu bedeuten, und der Pantoffel Aſchenbrödels verlorener Schuh zu ſeyn. Wenn nach einem Volksglauben Maria übers Gebirge geht, ſo wachſen Blümchen, die man Muttergottespantöffelchen nennt, weil Maria damit übers Gebirge ſchritt*). Hier wieder der Uebergang und die Blumenpantoffeln ſind der Schuh des Seegens und der Fruchtbarkeit, wie der des Perſeus.

---

*) Auch Chriſtus ſollte einen mächtigen Schritt übers Gebirge gethan und ſeine Fußſpuren zurückgelaſſen haben (Grimm deutſche Sagen I. 266.)

Philoſophie, Religion

und

Alterthum.

Von

G. Fr. Daumer.

Zweites Heft.

Nürnberg,
Druck und Verlag von Friedrich Campe.
1833.

Inhaltsverzeichniß.

Spuren heidniſchen Glaubens und Cultus in Nürnberg und der Umgegend, in allgemein mythologiſcher und ſpeculativer Beziehung betrachtet:

I. Eppelein von Gailingen 1
Zuſatz über Wilhelm Tell 20
II. Der heilige Sebald 22
III. Die elende Gaſſe 27
IV. Wolfscultus 31
V. Nor, Noro, der Norenberg 33
VI. Der Karlsberg 34
VII. Die verfluchte Jungfer 40
VIII. Die ſpinnende Maria 48
IX. Die beiden Baumeiſter 49
X. Der betrogene Teufel 50
Nachträgliches 56

Druckfehler und Verbeſſerungen.

S. 28 Z. 8 von unten ſtatt: Auch Rom hatte eine verfluchte Gaſſe — lies: Rom hatte eine Frevelgaſſe.

Im erſten Heft S. 18 Z. 7 v. u. ſtatt: Perideo lies: Peredeo.

S. 66 Z. 9 v. u. iſt die Parentheſe nach "verſchiedenen" zu ſchließen.

S. 77 Z. 13. v. u. tilge: alſo.

Spuren heidniſchen Glaubens und Cultus in Nürnberg und der Umgegend

in allgemein mythologiſcher und ſpeculativer Beziehung betrachtet.

I. Eppelein von Gailingen.

Wie wichtig den alten Religionen das Symbol des Schreitens und Springens war*), lehren viele Sagen und Denkmale des Alterthums. Wie die eingedrückten Fußtritte, die der ſchreitende Gott zurückgelaſſen, ſo waren auch die Hufſpuren des ſpringenden ein Gegenſtand der Verehrung. Die deutſche Sage hat mehrere wunderbare Schritte, Sprünge und zurückgelaſſene Fußſpuren, man ſehe in der Grimm'ſchen Sagenſammlung den Jungfernſprung, Mägdeſprung, die Roßtrappe im Harz, den Fußtritt der Jungfrau im Staufenberg (I. p. 308) u. ſ. w.**) Die Mythen nahmen hie und da eine chriſtliche Form an, wie ein Fußtritt im Stein vom heiligen Winfried, einer vom heiligen Remigius zu Rheims gezeigt wird, Chriſtus einen mächtigen Schritt übers Gebirge that, wovon ſich die Fußſpuren in den Felſen eindrückten (Grimm deutſche

---

*) Vergl. meine Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Piloſ. p. 96.

**) In Irland iſt Coleman's Sprung: Zwei weit von einander aus dem Waſſer ragende Felſen, auf denen die Spuren von Füßen, 3—4 Zoll tief, deutlich eingegraben ſind, nach den "Briefen eines Verſtorbenen 1. Th. p. 303. Der Verfaſſer ſetzt hinzu: "Solche Sprünge und Fußſtapfen wiederholen ſich faſt in allen Gebirgen."

Sagen I. p. 266), Maria mit Blumenpantoffeln übers Gebirge geht (Grimm Kindermährchen III. p. 353). Der Fußſtapfe des Herakles im Felſen bei den Scythen, die Fußſtapfeninſel Sardinien (Ichnuſa), Buddha's Fußtritte in Indien, des Perſeus, Jaſon, Aegeus, Widar Schuh, das indiſche Hufeiſengebirge, die Hufſtadt Tarſos*) u. ſ. w. das alles ſchreibt ſich aus derſelben uralten Symbolik her, aus der auch jene germaniſchen Sagen, Fußſtapfen und Hufſpuren ſtammen. Hier ſeyen die Sagen von den ſpringenden Helden und Rittern näher betrachtet, auf welche der Mythus vom überſetzenden Gotte übergieng.

Wunderbare Sprünge und zurückgelaſſene Hufſpuren nennt uns die nordiſche Sage. Eine Brücke über den Wiſarſtrom zwiſchen zwei Felſen hatten die Feinde abgebrochen und wollten Hildebrand und ſeine Geſellen nicht hinüber laſſen, aber Wittich ſetzte mit ſeinem Roß Schimming über den Strom von einem Felſen zum andern, als wenn ein Pfeil dahin flöge und noch dieſen Tag, ſetzt die Sage hinzu, kann man die Spuren von des Roſſes Hufeiſen und Nägeln ſehen, ſowohl da, wo es ausſprang, als da, wo es hinſprang. So ſprang auch Heime mit dem Hengſt Riſpa, der ein Bruder Schimmings war, über die Kluft (ſ. von der Hagen nordiſche Heldenromane 1. Th.). Nach deutſcher Sage ſprang Ludwig der Springer, ein ſehr ſagenhafter Mann**), aus der Haft in die Saale und enteilte auf einem weißen Roſſe, der Schwan genannt. Herman von Treffurt in der Nacht über den Hellerſtein reitend kommt an einen hohen Felſen und ſprengt ſein Pferd in die Tiefe hinab, ſo daß es ſich zu Tode fällt, er aber unverletzt bleibt. So ritt an einer Stelle, die man den Harrasſprung nennt, ein Ritter von Feinden verfolgt, die ſteile Felswand hinab in den Abgrund, das Roß zerſchmetterte, er aber entkam ans jenſeitige Ufer. »Dem Thalman hat es geglückt, hunderttauſenden ſollt es nicht glücken,« ſagt ein altes Sprichwort. Dieſer Thalman von Lunderſtadt ſprengte, von Feinden gedrängt, mit dem Roß vom Felſen und entkam*). Der merkwürdigſte dieſer Springer iſt der zauberkundige Eppelein von Gailingen mit ſeinem Wunderroß. Er flog im Nu wie der Wind von einer ſeiner Burgen zur andern, war flugs von einer Bergſeite an der entgegenſtehenden, ritt von Dramayſel öfters nach Muggendorf über einen hohen Felſen und Riß, der ſonſt mühſam erklettert werden mußte, ſprang über die Wiſent, wie Wittich über den Wiſarſtrom und, gleich Thalman und Harras von Verfolgern gedrängt, von einem hohen Felſen in den Main, entkam aus der Haft, wie Ludwig dem Gefängniß entſprang, durch den berühmten Luſtritt über den Nürnberger Stadtgraben und ließ da die Spur vom Huſe ſeines Roſſes zurück, wie Wittig und die Jungfrau, die den Rieſenſprung von Fels zu Fels über den Abgrund that und von der ſich die Harztrappe herſchreibt. Auch über Heuwägen auf der Wieſe ſprang er, ohne daß ſeines Roſſes Huf ein Hälmlein verletzte. Nach einem alten Liede ſetzte er zuletzt über einſchließende Wägen und erſtach erliegend ſein wunderbares Roß. In einem Gedicht Lorichs von Hadamar, welches den Sprung in den Main beſingt**), kommt folgende merkwürdige Stelle vor:

---

*) Vergl. Creuzers Symb. IV. p. 56. II. 204, 208.

**) Der Sage, wie Ludwig Wartburg überkommen, iſt eine andere von Conſtantin und Byzanz ähnlich. Ludwigs Buhlſchaft mit der Pfalzgräfin und die Ermordung des Pfalzgrafen, der im Bade ſitzt, da Ludwig heranjagt, iſt die Fabel von Agamemnon, Clytämneſtra und Aegiſthos.

Incola, quo factum hoc aliqua ratione notaret,
In saxo pinxit signa videnda crucis.

---

*) S. Grimm deutſche Sagen II. p. 370 über Thalman und Herman von Treffurt, I. 420 Harrasſprung.

**) S. Waldaus Beiträge zur Geſchichte Nürnbergs 1. B. p. 219.

Nunc honor accedit quaedam et reverentia rupi,
Hocque loco fluvii creditur esse deus.

Hier haben wir alſo ſelbſt noch im Volksglauben die beſtimmte Spur, daß Eppelein ein Gott geweſen. Der Fels ſeines Sprungs war ein Heiligthum geweſen, hier war der Gott in den Fluthen gegenwärtig geglaubt worden, und noch im ſechzehnten Jahrhundert bewahrte das Volk die uralte Ehrfurcht und den uralten Glauben ſo treu, daß der Dichter einen deus fluvii erkennen konnte. Ohne Zweifel waren alle die in dieſen Sagen ausgezeichneten Stellen alte Cultusörter geweſen*). Auf der Nürnberger Höhe muß auch ein alter Cultus des ſpringenden Gottes geweſen ſeyn. Die Hufſpur war zu Nürnberg wahrſcheinlich zuerſt in den Felſen eingehauen, als ein dem Cultus heiliges Symbol des ſpringenden Gottes. Ehe Graben und Mauer entſtand, ſcheint hier eine Kluft zwiſchen zwei Felſen geweſen zu ſeyn und über dieſe ſollte, wie über den Felſenriß zu Muggendorf, der Gott geritten ſeyn. Auf der Seite des Grabens, von wo aus Eppelein geſprungen ſeyn ſoll, zeigt ſich der Felſen ſenkrecht hinab behauen und abgeglättet. Gleich daneben am Fuße des Felſens, auf welchem der fünfeckige Thurm gegründet iſt, erſcheinen noch die urſprünglichen Felſenmaſſen, und gewiß zog ſich der Berg, ehe der Graben gezogen wurde, nicht ſchräg zu der andern niedrigeren Seite des Grabens hin, ſondern gieng, eine Kluft bildend, ſchroff herab, wie an der entgegengeſetzten Seite der Burg noch jetzt die rohen Maſſen herabhängen. Als Graben und Bruſtwehr entſtand, wurde die dadurch vertilgte uralte Hufſpur in die Bruſtwehr eingehauen. Man hat ſie hier auch wohl von Zeit zu Zeit erneuert, denn es ſind hier viele Hufeiſen zu ſehen, einige ſtark und tief gehauen, andere weniger bemerklich und durch die Länge der Zeit faſt ganz verwiſcht.

---

*) Man bemerke zu den aufgeführten Beiſpielen noch folgende auffallende Uebereinſtimmung einer deutſchen und irländiſchen Ortsſage, wo der ſpringende Gott zum Prieſter geworden iſt. Ueber die Reuß führt eine Brücke, die Pfaffenſprung heißt und von einem Mönch den Namen hat, der mit ſeiner Geliebten hier über die Reuß geſprungen ſeyn ſoll (Ebels Anleitung, die Schweiz zu bereiſen im 2. Th.) — Ein hoher Berg in Irland heißt the Priest Leap, der Prieſterſprung. Die Sage meldet, ein Prieſter, der einen Kranken zu beſuchen gieng und auf dem Wege erfuhr, daß derſelbe im Sterben ſey, habe, um ihm die letzte Oelung geben zu können, nach vorher verrichtetem Gebete vom Gipfel des Berges einen Sprung gethan, der größer als fünf Meilen war. (Wanderungen eines Franzoſen durch Irland 1. B.)

Es iſt als hiſtoriſch anzunehmen, daß eine fränkiſche Ritterfamilie, die Ekkelein oder Eppelein von Gailingen genannt, von der Burg Wald aus Raub verübt, mehreren Städten, worunter Nürnberg, Schaden gethan, und einer von dieſen Gailingern im Jahr 1389 zu Poſtbauer gefangen genommen und nebſt zwei andern mit ihm gefangenen Raubrittern zu Neumark auf Anklage der vier Städte Nürnberg, Rothenburg, Weißenburg und Windsheim mit dem Rade hingerichtet worden iſt. Auf dieſen Gailinger, der ſich durch Räubereien beſonders hervorthat, trug man die alten Sagen über. Mit dem Namen des Geſchlechtes, das vom Gotte den Namen trug, müſſen ſie jedoch ſchon von Urſprung her verbunden geweſen ſeyn. Wichtig iſt uns hier der Umſtand, daß die von Gailingen in einer kaiſerlichen Urkunde durch den Namen «die Ekkelein, Gailing genannt» bezeichnet werden. Alſo Ekkelein oder nach anderer Ausſprache Eppelein hieß nicht bloß jener Ritter, ſondern das Geſchlecht. In dieſen Namen, wie in Namen von Beſitzungen, welche die Eppelein gehabt haben ſollen, laſſen ſich die Bedeutungen Roß, Springen, Laufen nachweiſen, denn ep-, im Dialekt ek-, heißt Roß, griech. ἱππος, lat. equus (wie lupus, λυκος, λυπεω, lugeo u. ſ. w.) und beide Formen finden wir im deutſchen Namen Ekkele, Ekkelein, Apel, Eppele, Eppelein, welches letztere ſchwerlich aus Apollonius verdorben iſt. Auch iſt keine von beiden Namensformen aus der andern verdorben, ſondern beide ächt und uralt*). Die Namen der Orte Gailing (des Ritters Stammhaus eine Meile von Rothenburg an der Tauber) und Gailenreuth, wo ſein Hauptſitz geweſen ſeyn ſoll, erinnern an Gaul und Dramaus oder Dramäuſel (jetzt ein kleines Dorf), wo er auch gewohnt haben ſoll, an *δραμειν*, *δρομος*, *δρομας*. Es hieß der Ort des Sprunges und von da aus ſoll Eppelein über den Felſenriß nach Muggendorf geritten ſeyn. So heißt der Harrasſprung der Sprung des Roſſes oder Roßhelden (Roßgottes) und Harras Roß oder, Mann des Roſſes (Roßgott) von horst, franz. haras, Stuterei. Eppele und Ekkele iſt auch wohl keine urſprüngliche Diminutivform, wiewohl es von ep-, ek- kommt und man durch die Endung -ein ein Diminutiv daraus gemacht hat. Apel, akel, epel, ekel ſind erweiterte Formen von ap, ak, ep, ek und Ekele iſt *Αχιλε*, *Αχιλευς*, *Αχιλλευς*, *Αχιλλε-ως* und in deutſchen Namen Agil-hard, Agil-olf, Egel-olf, Egil-bert. Mit dem vor den Palatinis gewöhnlichen Einſatz des Naſenlautes hieß das Wort Angel, Engel, daher Angelmund, Angelhardus, Engelhard, Engelbert, Engelbrecht, Engelschalk. Ak, Ank, Akel, Agel, Angel etc. hieß Roß, daher auch die Angeln vom göttlichen Roſſe benannt ſind, wie ja auch ihre Stammhelden Hen-

---

*) Wahrſcheinlich iſt auch der Name Apollo kein anderer als unſer Apel, wofür auch folgende Formen: doriſch *Απελλων*, italiſch Apello, kret. *Αβελιος*, theſſal. *Ἄπλος* ſprechen. Bei Lorich von Hadamar heißt Eppelein ſelbſt Apollo: Gailingus quidam narratur Apollo. Derſelbe Name möchte der des galliſchen Gottes Abellio ſeyn. Aus *αβελιος*, *αϜελιος* kann mit ausgefallenem Digamma *αελιος*, *ηελιος*, *ἡλιος* geworden ſeyn. Aus abal, habal mit verdichtetem Hauche kann gabal — woher unſer Gawl, Gaul — und caballus, Heſych. *καβαλης*, equus, ſlav. kobila geworden ſeyn, womit man noch die Namen Gabalus, Elagabalûs, Heliogabalus vergleichen kann.

gist und Horsa, Hengſt und Stute ſind. Merei-angeli hießen auch die Merovinger. Hengist, Hengſt, kommt von ek- (equus) enk. Der ſpringende Gott hatte auch ſelbſt die Roßgeſtalt (wie das Thier eines Gottes überhaupt in urſprünglicher Bedeutung er ſelbſt in Thiergeſtalt war) er war ſo auch das redende, weiſſagende Roß. Achilles heißt im Namen Akile, Ekile, Roß, wie unſer Ekkelein, und bekannt iſt ſein redendes Roß. Ein Roß nahm Troja ein, das war eigentlich der Roßgott Achilles ſelbſt, der gegen Troja kämpfend im Tode ſiegte. Der Kampf iſt der Kampf der Weltentſtehung, bei der der Gott ſterben muß, aber dennoch ſiegt und dem Verderben entrinnt und Troja iſt die Weltſtadt. Das Roß war das redende und hieß das Wort (Logos) daher ἱππος und ἐπος Roß und Wort*) und ein Künſtler Epeios hatte das trojaniſche Roß verfertigt. Dieſes, das redende Roß Achills und Achill ſelbſt fließt auf dieſem Standpunkte alter Religionsſymbolik in Eines zuſammen und vom ſchnellen Zeitroß hat ſich noch bei Homer das Beiwort ποδας ωκυς erhalten. Es iſt das weiſſagende Roß Arion, das im thebaniſchen Kriege den Adraſtos rettet und ſchneller als der Wind iſt, (wie Eppelein windſchnell reitet) das geflügelte Muſenroß, und das weiße Schwanenroß, durch das Ludwig der Springer entkommt und in dem ich Swantewits weißes Roß zu erkennen meine, in deſſen Pflege zu Arkona der tägliche Gottesdienſt beſtand unt auf welchem Swantewit jede Nacht gegen ſeine Feinde ausritt. Ludwigs mythiſches Roß hieß vielleicht Swante, daher die Sage, es habe den Namen Schwan gehabt. Die Indier haben ein weißes Himmelsroß Calighi, in deſſen königlichen Lenker verwandelt, Wiſchnu am Ende der Tage als Weltrichter auftreten wird. Vergl. Apokalypſe

---

*) Wie im Deutſchen: Mar, Mähre, Pferd und Mähre, Erzählung.

C. 19. V. 11, wo der Logos als König auf weißem Roſſe zum Gericht erſcheint. Mehreres über das weiße Roß, (das weiße Roß der Dioskuren, welche letztere λευκιπποι, λευκοπωλοι heißen, die Leucippiden, das weiße Roß der Römer) ſ. in Creuzer's Symbol. II. p. 783. Das göttliche Roß und ſein Reiter ſind in dieſer Symbolik identiſch.

Der h. Jacob der Apoſtel und Schutzpatron Spaniens, nach dem ſelbſt am Himmel die Jacobsſtraße (Milchſtraße) und der Jacobſtab benannt ſind, mag (wohl einer Namensähnlichkeit wegen wie Georg ſt. Jerg, Gerg) an die Stelle eines heidniſchen Gottes getreten und von dem alten Gotte auf ihn übergegangen ſeyn, daß er als Krieger auf weißem Roſſe vorgeſtellt wird. In mehreren Schlachten gegen die Mauren focht er in leuchtender Rüſtung auf weißem Roß und weiße Ritterſchaaren mit ihm, wie er den König Ranimirus in der Schlacht bei Clavigium, einem Pilger zu Compoſtella, der ſich gewundert hatte, daß er als bonus miles angerufen wurde, und ſonſt erſchien. Der Spanier Schlachtruf war St. Jago und ihm zu Ehren ſtifteten ſie den ritterlichen Schwertorden. Auch als Schutzpatron von Neiſſe trieb er auf weißem Roſſe reitend die Schweden aus der Stadt und war auch außer Spanien der ſieggebende Heilige. Zu Compoſtella, wo ſeine Grabſtätte iſt, mag er vor Zeiten als geſtorbener Gott verehrt worden ſeyn. Er iſt der iriſche O'Donnohue mit ſeinen leuchtenden Elfen. Dieſes einſt im Waſſer verſunkenen alten Helden rieſige Geſtalt ſieht der Irländer, wenn Sturm ausbricht, auf weißem Roſſe über die Wogen reiten, auch heißt ein Eiland O'Donnohue's weißes Roß (Briefe eines Verſtorbenen 1. Th. p. 293—295). Man glaubt, er komme immer am 1. Mai bei Sonnenaufgang, ſein altes Reich zu beſuchen. Gewappnet auf milchweißem Roſſe reitet er über die Fluth, hinter ihm ſeine Geiſter, zahlloſe Jünglinge und Mädchen; eine ſchäumende Welle, die einem Streitroß mit hochgekämmten Mähnen gleicht, braust auf dem See vor ihm her (Iriſche Elfenmärchen überſ. von den Brüdern Grimm). Hier haben wir ein Roß aus Waſſer, wie auch der Waſſermann in der Sage bei Göthe hat:

»Sie macht ihm ein Roß aus Waſſer klar
Den Sattel und Zaum aus Sande gar.«

Auch der Pegaſus iſt ein Waſſerroß, von πηγη, Quell, benannt, ſein Hufſchlag läßt die Roßquelle (Hippokrene) entſpringen; eine Roß- und Muſenquelle iſt Aganippe (αγαν iſt ωγην, ωγενος und bedeutet Waſſer, Quelle) und die Dichterquelle Peirene iſt (von per, Pferd oder Eſel)*) Roß- oder Eſelquelle. Auch in Deutſchland giebt es Roß- und Eſelquellen; der Gleisbrunnen des Odenbergs ſoll vom Hufſchlage des Roſſes Karls des Großen entſprungen ſeyn und in der Ortenau, wo das Kloſter Allerheiligen ſtand, ſchlug einſt ein Eſel mit dem Huf den Boden und eine friſche Quelle entſprang**). Vom Roßgotte Pieros, welcher vom obigen per (in Peirene,

---

*) Per- heißt in den Sprachen Roß und wilder Eſel, פרא, wilder Eſel vom chald. פרא, laufen. Peiri-thoos, den Zeus in Roßgeſtalt zeugt, heißt ſelbſt ſchnelles Roß, von dieſem per. Erweiterte Formen deſſelben ſind unſer Pferd, פרד, Mauleſel, veredus, פרש, Pferd.

**) Hier iſt ohne Zweifel ein heidniſches Heiligthum in ein chriſtliches verwandelt worden, es muß an dieſer Stelle ein Eſelcultus geweſen ſeyn. Die Sage iſt, das Kloſter ſey von der Herzogin Utta von Schauenburg geſtiftet worden. Sie ließ, um einen Platz zur Erbauung des Kloſters zu finden, einen Eſel mit Geld bepacken und frei gehen. Auf der Höhe, wo ſich der Eſelbrunnen mit dem Monument des Eſels befindet, ließ er die Quelle ſpringen, und auf der Bergkuppe, wo die Kapelle ſteht, warf er den Sack ab. Hier wird ein freigehender Eſel zur Beſtimmung des Heiligthums gebraucht, wie ſonſt häufig Stiere, worüber ich in der Unterſuchung über den h. Sebald, deſſen Heiligthum gleichfalls von Rindern beſtimmt ward, mehreres zuſammengeſtellt habe.

Peirithoos ꝛc.) benannt iſt, ſind mit **Euippe** (hier wieder *ἵππος*) die **Muſen** gezeugt und heißen Pierides; ein Pieros führt ſie an; dazu gehören der Berg Pieros — Pierios, des Apollo Sohn — Zeus Pierios — Pieria in Macedonien. Das Roß (wie der Eſel) war der redende (Achills Roß, Bileams Eſel) und der Gott der Rede, des Geſanges, weil das göttliche Schaffen und Zeugen der alten Symbolik ein Sprechen, Sich-ausſprechen und der ſchaffende Gott das Wort war, die zeugende Gottheit aber, der die Zeiträume unaufhaltſam durcheilende, allen Widerſtand beſiegende Geiſt des Weltalls unter dem Bilde des Zeugungskräftigen und ſchnellen Thieres dargeſtellt wurde.

Noch recht rieſenhaft tritt das Bild des Welt- und Zeitroſſes, von dem die Indier ein zweiſtundenlanges Hufeiſen bildeten, in einer ruſſiſchen Dichtung auf:

„Es beginnt die Kunde
Vom Grauroß, vom Braunroß
Vom weiſſagenden Falbroß.“

„Wo das Roß dahinläuft
Erdröhnt die Erde
Wo das Roß dahinfliegt
Rings rauſchen die Wälder:
Das Roß aus dem Munde
Haucht im Fluge Flammen
Aus den ſchwarzen Nüſtern
Sprüht es helle Funken
Und Rauch aus den Ohren
Wie aus Röhren dampft es.
Nicht in Tages- noch Stundenfriſt
In einem Augenblicke ſteht es vor dem Sieger.“

„Er ſetzt ſich auf das Braunroß
In muthigem Fluge
Er ſpornt es mächtig
An den drallen Hüften
Wie an harten Felſen:
Da bäumt das Roß ſich
Höher als dunkle Wälder

Bis zu den dichten Wolken,
Und Hügel und Berge
Fliehn zwiſchen ſeinen Fußen
Und Felſen und Eichenwälder
Deckt es mit dem Schweife
Und läuft hin und fliegt hin
Ueber die Erde über die Meere
Durch ferne Lande.“

(Slaviſche Volkslieder von J. Wenzig p. 123 ff.)

Eppelein heißt in den Sagen der Nürnberger Feind, iſt ihr abgeſagter, erbitterter Feind. So im alten Reime:

„Da reiſ' der Nürnberger Feind aus
Eppela Galla von Dramaus.“

Und im alten Liede:

„Er reiſ't zu Nürnberg aus und ein
Iſt der von Nürnberg ab'ſagter Feind.“

Warum gerade Nürnbergs, da der hiſtoriſche Eppelein doch auch andere Städte befehdete? Es ließen ſich zur Noth Gründe denken, weßhalb er beſonders den Nürnbergern aufſäſſig geweſen, doch ſcheint dieſer Zug vielmehr dem Mythus anzugehören*). Auch Thalman von Lunderſtadt, von dem derſelbe Nothſprung erzählt wird, den Eppelein gethan haben ſoll und der deßhalb zum Sprichwort wurde, wird *Erfurdts Feind* genannt, wie Eppelein der *Nürnberger Feind*. Wohl waren beide Ritter urſprünglich dieſelbe mythiſche Perſon und die Sagen von ihnen derſelbe alte Religionsmythus, der überall, wie es die allgemeine Weiſe des Alterthums und der Sage war, localiſirt und den beſondern Verhältniſſen angepaßt wurde. Iſt nach obigem Eppelein-Ekkelein Achilles, ſo iſt Erfurt und Nürnberg das von ihm bekriegte Troja, denn jede Stadt und Burg war dem alten Cultus die Weltſtadt und Weltburg, wie auch die Siebenſtadt Theben die Weltſtadt und der thebaniſche Krieg der trojaniſche Weltkrieg war. Darum nun war in alten Liedern und Sagen Eppelein nur Nürnbergs Feind, ſein abgeſagter Feind*). Er hatte als Gott und Held die Weltſtadt bekriegt und war in dieſem Kriege wie Achilles gefallen; darum weiß die Sage nichts von dem Tode des hiſtoriſchen Eppelein zu Neumarkt, wo er mit andern durchs Rad hingerichtet wurde, ſondern ſie muß ihn durch die Hand ſeiner Feinde, der Nürnberger, im Krieg gegen die Weltburg fallen laſſen. Eine Vermiſchung mit dem Hiſtoriſchen liegt wohl darin, daß er in der Sage auch zu Nürnberg durch Henkershand fällt, obwohl durchs Schwert, nicht durchs Rad; der älteſte mythiſche Eppelein kann nicht als Räuber, er muß als Krieger gefallen ſeyn. Seine Gefangennehmung und Tod erzählt das Lied**) folgendermaßen:

---

*) Im Jahr 1380 ſchrieb die Stadt Rotenburg an den Rath zu Nürnberg, ſie hätten gehört, Nürnberg wolle ſich mit dem Eppelein vertragen, und bat, dieß nicht zu thun, worauf man antwortete, das Gerücht ſey falſch und Rotenburg ſey gebeten, ſich gleichfalls nicht mit ihm zu vertragen. Demnach ſcheint die Feindſchaft mit Nürnberg nicht ſo abſonderlich geweſen zu ſeyn, da die Rotenburger für nöthig hielten, Nürnberg von Verträglichkeit abzumahnen.

„Er ſchickt ſein Knecht gen Franbach hinab***),
Man ſoll im bereiten ein gutes Mahl.
Da kam der Eppelein von Geylingen ein,

---

*) Schon vor Entſtehung Nürnbergs als dieſer beſtimmten Stadt können die Bewohner der Gegend Mythen vom Kriege Eppeleins gegen eine Burg oder Stadt gehabt haben, die dann auf die Nürnberger Burg und Stadt übergiengen.

**) „Ein ſchön neu Lied von dem Eppele von Geylingen.“ Am Ende ſteht: „Zu Augsburg truckts Matthias Frank.“ — Mullner in den Annalen ſagt: „Von dieſem Eppelein von Gailingen iſt ein Lied gedichtet worden, ſo man noch bei unſern Zeiten ſinget, in welchem gleichwohl viel Fabelwerks mit eingemenget.“

***) Franbach ſoll vielleicht Farnbach heißen, vielleicht aber iſt es ein bloß mythiſcher Name. Der hiſtoriſche Eppelein wurde, wie oben bemerkt, zu Poſtbauer gefangen, nach Neumarkt geführt und daſelbſt hingerichtet.

Da gab man jm den külen Wein.
Der Eppele von Geylingen ſah zum Fenſter hinaus,
Da ſchub man jm viel Wägen für das Hauß.
Lieber Wirt thu mir die Thüren auf
Und laß mich ſpringen über auß.
Da ſprengt er über die acht Wägen auß,
Uebern neunten gab er den Gibel auf.
So liegt mein Mutter am Reyn iſt tod,
Darumb muß ich leyden groſſe Noth.
Da zog er aus ſein gutes Schwerdt,
Erſtach damit ſein gutes Reuterpferdt.
Eppele von Geylingen hetſt dieß nicht gethon,
Bei dem Leben wollten wir dich lohn.
Den Eppele von Geylingen namen ſie an,
Und brachten den von Nürnberg den gefangenen Mann.
Darnach führten ſie jn auf den Rabenſtein,
Man legt jm den Kopf zwiſchen die Bein.“

Hier findet man auch des Wunderroſſes Untergang erwähnt. Man bemerke in den Sagen von Harras und Herman von Treffurt ihres Roſſes Tod in den Wellen. Auch das rettende Roß *) der Haymonskinder wird zuletzt erſäuft. Aus dieſer Symbolik ſtammt wohl auch die Sage, daß Kaiſer Heinrich das beſte Roß im Lande habe erſäufen laſſen. Es iſt das heilige Roß der perſiſchen Sage, das vom Fluſſe verſchlungen wird, wofür Cyrus den Fluß durch ableitende Canäle bändigt. Da iſt er der Fluthbezwinger, wie der brittiſche Hu, worüber an andern Orten **). Im obigen

---

*) Das göttliche Roß als rettendes wird auch in der griegriechiſchen Mythus hervorgehoben. „Den Adraſtos hatte ein Wunderroß von unſterblichem Geſchlecht gerettet. Arion war deſſen Name. Alle Helden waren vor Theben gefallen, nur er allein entkam. Dieſe Rettung hatte er dem göttlichen Roſſe zu verdanken. Aber erſt in Athens Gau ſah er ſich geborgen und auf dem dortigen Roßhügel konnte er ſeiner Rettung ſicher ſeyn, da wo Poſeidon unter dem Zeichen des Roſſes waltete nnd wo Athena dieſem Gotte befreundet war.“ Creuzer's Symb. II. p. 185.

**) Die Fluth iſt die Materie in ihrer erſten Unbeſtimmtheit.

Liede erſticht der Held ſelbſt ſein wunderbares Roß. Es hat dieß wohl urſprünglich dieſelbe Bedeutung gehabt, als die Monumente, in denen Mithras den Stier erdolcht. Es iſt daſſelbe mythiſche Weſen in ſeine thieriſche und menſchliche Geſtalt zerlegt, der Tod des Roſſes und Stiers iſt ſein eigener Tod, aber als Menſch (Geiſt) entkommt er (auferſtehend aus dem Tode) dennoch, wie in den Sagen von Harras und Herrmann von Treffurt. Er geht in den Tod, wird gefangen und bezwungen und iſt dennoch der unüberwindliche und unſterbliche Held des Lichts (sol invictus). Aus allen Banden der Finſterniß lößt er ſich mit wunderbarer Kraft und angebetet wird die von ihm zurückgelaſſene Seegensſpur. Daß Gott ſich ſelbſt in den Tod gegeben, aber auch der auferſtehende und rettende, das Leben der Welt und der Welt Heiland ſey, iſt eine uralte Vorſtellung, die das Chriſtenthum nur in beſchränktem und modificirten Sinne fortdauern ließ. Das Roß war alter Religionsſymbolik das *Heilandsroß, das für die Welt ſtarb*, wie der perſiſche Stier und Stiermenſch (Abudad-Kaiomorts-Mithras) und aus ſolcher Lehre und Symbolik kommt es auch ohne Zweifel, wenn es heißt, die wandernden Hunnen, in Gefangenſchaft gerathen, hätten ſich einmal *durch das Löſegeld eines einzigen Roſſes losgekauft* (Grimm II. p. 16).

Im oben erwähnten Liede findet ſich folgende ſonderbare Stelle:

> So liegt meine Mutter am Rhein, iſt todt
> Drum muß ich leiden groſe Noth.

Wenn man ſich das Leben und die Verhältniſſe eines ſolchen Raubritters in jener Zeit vorſtellt, wie in aller

---

und Bändigung der Fluth iſt Schöpfung der Welt. Vergl. *Mone* in *Creuzer's* Symb. VI.

Welt konnte ihn das Ableben ſeiner Mutter am fernen Rheine in Todesnoth bringen? Was hat dieſes Ableben mit ſeiner Gefangennehmung zu thun? Auch ſtehen die Worte fremd und abgeriſſen im Liede und ihr räthſelhafter Inhalt wird durch nichts mit dem Erzählten vermittelt. Wohl ſind die Worte aus einem älteren Liede oder einer älteren Geſtalt des umgearbeiteten Liedes übrig geblieben. Von alten Eppeleinsliedern ſcheinen auch in ein Paar Reimen, die vor nicht gar langer Zeit noch von den Kindern geſungen worden ſeyn ſollen, die geringen Reſte vorhanden zu ſeyn. Der Reim:

Da reit' der Nürnberger Feind aus
Eppela Galla von Dramaus,

war vielleicht der Anfang eines alten epiſchen Liedes. Ein anderer ſolcher Reim heißt:

Eppela Galla von Dramaus
Reit' allzeit zu vierzehnt aus.

Daß der Raubritter gerade immer zu vierzehnt ausgeritten ſey, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich. Man macht viele Helfer Eppeleins aus der damaligen Ritterſchaft namhaft, die er wohl nicht immer in gleicher Zahl bei ſich gehabt hat; ſind aber dreizehn Knechte gemeint, ſo wird er doch oft auch Ritter zu Geſellen ſeiner Unternehmungen gehabt haben. Gefangen wurde er mit zwei Rittern und vier Knechten. Wenn man bedenkt, daß ſich in der nordiſchen Sage auch zum Heldenkönig Dietrich 12, mit Siegfried 13 gewaltige Helden verſammeln, zu denen er der dreizehnte und vierzehnte iſt und mit denen er auf Abentheuer auszieht; ſo möchte man lieber glauben, auch Eppelein ſey in alter Heldenſage mit dreizehn andern Helden verbunden geweſen und mit ihnen auf Abentheuer ausgeritten. Kurz längſt vor dem Räuber Eppelein, an welchem zuletzt der Mythus haftete, müſſen Traditionen und Sprungſagen von einem Eppelein oder Ekkelein vorhanden geweſen ſeyn und hätte es jenen Raubritter nicht gegeben, ſo hätte Nürnberg und andere Oerter doch ihre Sprungſagen von ihm und die Nürnberger Burg ihre Hufſpur. Den älteſten Zeiten ein Gott, wurde Eppelein ſpäteren ein menſchlicher, wiewohl immer noch durch Zauberkraft übermenſchlich vermögender Held*), deſſen mythiſchen Ruhm zuletzt das Andenken des ſchmählich hingerichteten Raubritters trübte**), mit deſſen Geſchichte ſich ſein Mythus verſchmolz. Nur dieſem Mythus hat es der hiſtoriſche Eppelein zu danken, daß ſich ſein Name in der Sage lebendig forterhalten hat.

Auf dem Burgſchloß zu Nürnberg ſtand ehemals an der Thüre des untern Saales ein geharniſchter Mann mit einem durch den Helm blickenden Geſicht und einer Fahne in der Hand, von dem man in Nürnberg ſagte, es ſey der Eppelein Galla. Es ſoll die Rüſtung des Ritters ſo aufbewahrt worden ſeyn; allein da er nicht gefänglich nach Nürnberg gebracht, auch hier nicht hingerichtet wurde, ſo kam wahrſcheinlich auch ſeine Rüſtung nicht nach Nürnberg. Ich bin geneigt anzunehmen, daß es, wenn auch nicht das uralte Götzenbild des Eppelein ſelbſt, doch ein Nachbild deſſelben geweſen ſey, das man beim Verfalle des Urbildes auf dieſelbe Weiſe erneuerte, wie die Hufſpuren des Luftrittes***). Daß der alte Cultus zu

---

*) So war z. B. Siegfried erſt ein Gott, dann ein menſchlicher Held. ſ. Mone's Einleit. ins Nibelungenlied.

**) In dem erwähnten lateiniſchen Gedicht wird Eppelein's nur ehrenvoll gedacht, und es iſt, als ob der Dichter von deſſen Räubereien und ſchmählichem Ende gar nichts gewußt habe:

Gailingus celebri quidam narratur Apollo
Nomine prae cunctis commemorandus eques etc.

***) Man kann ſich hiebei der gewappneten Bilder des Wodan, Irmin und Thiodute erinnern. Die Irmenſäule ſtellte einen völlig bewaffneten Mann mit Fahne und Lanze in den Händen dar. Hermann Korner von Lübek erzählt in ſeinem Zeitbuche: 1115 nach dem blutigen Siege der Sachſen über Heinrich V. bei dem Wolfisholze errichteten ſie dort eine Kapelle und darin ein nach väterlicher Art zu Nürnberg einen geharniſchten Gott gehabt, iſt aus dem Liede der ſogenannten Nürnberger Todtenmädchen zu erſehen, worin es heißt, daß der Todte, den ſie ins Waſſer und wieder heraustrügen (der geſtorbene und wieder auferſtehende Gott) einen Panzer anhabe:

‟Der Taudt', der baut an Panzer oh.„

Wahrſcheinlich war der gepanzerte Eppelein dieſer Todte, der als Todtesgott Biederman (ἐριουνιος) hieß*) und auch er wurde hier, wie ſeine Mutter am (hat wohl urſprünglich geheißen im) Rheine todt lag, in die Fluthen begraben. Sie iſt Anna perenna, die im Fluſſe Numicius, in dem ſie den Tod fand, ewig liegt und ewig mit ihm dahinfließt (Creuzer's Symb. II. p. 974)**). Sie iſt der feuchte Abgrund, in den ſich der Gott entäußert,

---

gewappnetes und behelmtes Mannsbild, dem ſie den Sieg zuſchrieben und den das Volk den heiligen Thyodute nannte. Daſſelbe erzählt Bothe und giebt eine dem Irmin ſehr ähnliche Beſchreibung und Abbildung des Jodute, den die Bauern für einen Gott angebetet: ein alter gewappneter Held mit Streitkolben und Schild (vergl. von der Hagens Irmin). — Ueber den geharniſchten Apollo ſ. Creuzer in der Symb. und Myth. II. p. 201.

*) S. hierüber meine Andeut. eines Syſt. ꝛc. p. 109 ſ. Dieſes ſlaviſche und fränkiſche Todtenaustragen findet in Indien einen Anklang.

‟Heunt is Mitfaſta (Mitte der Faſtenzeit)
Mer trog'n an Taudten ins Waſſa ꝛc.„

ſagt das Lied und auch in Indien wird in einer Faſtenzeit ein Götterbild zum Waſſer getragen und hineingeworfen. Am Geburtsfeſte des Polear (Ganeſcha) nämlich hält man kleine Faſten, kauft ein Bildniß des Gottes aus gebrannter Erde und ſtellt es im Hauſe auf. Am folgenden Tage trägt man es vor die Stadt oder den Ort und wirft es in einen Teich oder Brunnen. Auch am Feſt der Ganga wird ihr Bildniß in den Ganges geworfen.

**) Auch Achilles (nach Obigem mit Eppelein identiſch) iſt einer Meergöttin Sohn.

der Tod, die Finſterniß, aus welchem doch das Licht und Leben geboren wird. Daher Anna perenna, die in den Fluthen todt liegt, gleichwohl die Nährmutter und Segensſpenderin, die Quelle des Lebens iſt. Im feuchten Abgrund liegt der Gott todt bei der todten Mutter und ſie iſt es, die ihn aus der Finſterniß wieder ans Licht gebiert. Erinnern wir uns hier auch, daß obigem Gedichte zu Folge Eppelein noch ſpätem Volksglauben ein Bewohner des Fluſſes, eine Flußgottheit war*). So gieng auch der mit weißem Roſſe auf den Wogen reitende O'Donnohue, ſo der Springer Wittich mit ſeinem Roß Schimming in den Fluthen unter.

Wenn wir oben alte Ueberlieferungen und Dichtungen von einem ſymboliſch-mythiſchen Kriege gegen Nürnberg vermutheten, der dieſelbe urſprüngliche Bedeutung, als der trojaniſche, gehabt, ſo können uns die Sagen von der Belagerung und Zerſtörung der Stadt durch den gegen ſeinen Vater empörten Heinrich den Fünften und den hartnäckigen Kämpfen der Nürnberger in dieſem Kriege zur Beſtätigung dienen. An ein hiſtoriſches Faktum, eine wirkliche Einnahme Nürnbergs durch Heinrich den Fünften, der aber nach glaubhaften Nachrichten den Ort durch einen Accord und durch eine von ſeinem Vater den Nürnbergern befohlene Uebergabe in die Hände bekam, ſchloſſen ſich hier wiederum die Sagen an, die ſchwerlich, wie man gemeint hat, eine Erfindung müßiger, mönchiſcher Geſchichtſchreiber ſind. Es ſoll durch Mord und Brand alles verheert, Weib und Mann erwürgt, das Kind im Mutterleib nicht verſchont, und Nürnberg, das der mythiſchen Ueberlieferung nach damals eine ſehr große Stadt war, auf den Grund zerſtört worden, ſodann vier und dreißig Jahre wüſte gelegen ſeyn und von ſeinen Feinden den Spottnamen »Rudenberg« erhalten haben.

---

*) Auch Oſiris galt als Genius des Nils.

Es ſoll an dreizehn Orten erſtiegen worden ſeyn; das mögen im alten Epos die dreizehn Helden Eppeleins gethan haben, über welche wir oben geſprochen. Denn wahrſcheinlich ſpielte der mythiſche Eppelein (Ekele, Achile) in dieſem Kriege eine Rolle, war aber bei der Einnahme der Stadt, wie Achilles bei Trojas Eroberung, ſchon gefallen. Doch ſeine Helden eroberten die Stadt, wie die griechiſchen Helden im Roßbauche Troja, und die dreizehn Helden, mit denen Eppelein nach dem alten Reim zu vierzehnt ausritt, ſcheinen im Verhältniſſe gleicher Zahl zu den dreizehn Angriffspunkten (vielleicht Thoren) des mythiſchen Nürnbergs geſtanden zu ſeyn, wie die ſieben Helden im thebaniſchen Kriege zu den ſieben Thoren der Stadt, die ſelbſt im Namen die Siebenſtadt iſt (theba, sheba, ſieben), wiewohl nicht dieſe Helden, ſondern ihre Nachkommen Theben erobern. Mit dem trojaniſchen Krieg zeigt ſich die größere Verwandſchaft. Auch ſind der vornehmſten Anführer gegen Troja außer Achilles dreizehn. Und möge man hier die Sage von der Herkunft der Franken aus dem zerſtörten Troja nicht außer Acht laſſen, welche die Franken mit den Römern gemein hatten. Aber auch Rom ſelbſt war in der Sage die zerſtörte, verbrannte und wieder erbaute Weltſtadt, ſo wie ſie in Beziehung auf das alte Troja, das neue war. Denn auch in die Geſchichte des Kriegs mit den Galliern möchte ſich derſelbe nur localiſirte Mythus eingemiſcht haben, der in der Sage von Troja und jener Nürnberger ſpielt. Die Stadt iſt die Welt, ihre Entſtehung und ihr Daſeyn iſt ein Kampf entzweiter Weltmächte, und in dieſem Kampfe fällt ein göttlicher Held, ſein Tod iſt nothwendig zum Werden und Beſtehen der endlichen Dinge, aber die Zeit kommt, da dieſe Welt ein Ende und eine höhere den Anfang nimmt. Dann wird die Weltſtadt zerſtört und verbrannt und eine neue ewige Stadt erhebt ſich aus den Trümmern. Der geſtorbene Gott lebt und regiert in dieſer neuen Stadt in Ewigkeit. Aus Trojas Brande entkommt Aeneas und nach Homer ſoll er, der Errettete*), und ſein Geſchlecht in Ewigkeit über Troja herrſchen. Im thebaniſchen Kriege, da alle Helden fallen, entkommt Adraſtos mit ſeinem Wunderroß. Das weiße Lichtroß am Ende der Tage mit ſeinem königlichen Lenker erſcheint uns in indiſcher Symbolik, wie in der Apokalypſe; des zerſtörten Roms Heiland iſt Camillus mit ſeinen weißen Sonnenroſſen. Auch Nürnberg, welches unter dem Namen Rubenberg in Trümmern liegt, wird daher von einem Kaiſer wieder bevölkert und auferbaut. Alles dieß verlegt zwar die Sage in die Vergangenheit, aber vom trojaniſchen Krieg war es doch nicht vergeſſen, daß er eine prophetiſche Bedeutung hatte. Daher noch Virgil, in der vierten Idylle, wo er einer Weiſſagung der kumaniſchen Sybille zu Folge das Ende des eiſernen Zeitalters und den Beginn der neuen ſeeligen Weltperiode verkündet, von einem neuen trojaniſchen Kriege und einem künftigen Achilles ſpricht:

— erunt etiam altera bella
Atque iterum ad Trojam mittetur magnus Achilles.

Zuſatz über Wilhelm Tell.

Auch in der Sage von Tell kommt ein Rettungsſprung aus der Haft vor, wie in den Eppeleins- und andern Sprungſagen der Held ſich der Gefangenſchaft oder

---

*) — *μοριμον δε οἱ εστ' αλεασθαι,*
Οφρα μη ασπερμος γενεη Πριαμοιο γενηται.
Ilias XX. 308. Hymn. ad. Aphrod. v. 194—105. Vergl. Andeut. p. 110. f. wo jedoch Achilles anders, als hier, gedeutet iſt.

der Gefahr derſelben durch einen Wunder- oder Zaubersprung entzieht und es fehlt nur, daß in der ſogenannten Tellsplatte ein Fußabdruck gezeigt werde, der vielleicht aber da war und nur längſt von der Zeit verwiſcht worden iſt, wie auch manche Hufeiſen auf der Nürnberger Bruſtwehr kaum mehr zu erkennen, alle jetzt vorhandenen aber wahrſcheinlich nur Nachbilder einer ehemals in den Felſen ſelbſt gehauenen Hufſpur ſind. Ueberhaupt bieten die Sagen von Eppelein und Tell in ſo fern eine intereſſante Vergleichung dar, weil in beiden eine hiſtoriſche Perſon mit ihrem Thun und Schickſal von einem ſchon zuvor vorhandenen uralten Mythus faſt gänzlich verſchlungen wird. Die Sage von Tells Apfelſchuß wird auch von einem älteren Tell und einem Grafen von Seedorf erzählt, der Herr eines Theiles von Uri war und deſſen Geſchlecht bereits im 12. Jahrh. ausſtarb. Die ſonſt vorkommenden Sagen vom Apfelſchuß und ähnlichen Wunderſchüſſen, hat Grimm zuſammengeſtellt. Was Tell und Geßler und in der ältern Schweizerſage Tell und der Graf von Seedorf, ſind bei Saxo Toko und König Harald, und in der Wilkinaſage Eigill und König Nidungr. Einen Schweizer, der den Geßler erſchoß, kann man als hiſtoriſch gelten laſſen, alles andere aber gehört dem alten Mythus an, der auf dieſen Mann übergieng, und dem man ſeines Schuſſes wegen mit Beziehung auf die bereits vorhandene ſchweizeriſche Tellſage den Tell, d. h. den trefflichen Schützen nannte. Auf dieſe Weiſe riß dieſer Mann, deſſen Namen wir jetzt gar nicht mehr wiſſen, (denn es wäre ein höchſt ſonderbarer Zufall geweſen, wenn er mit ſeinem eigentlichen Namen gleichfalls Wilhelm Tell geheißen hätte) den ganzen Ruhm des Helden der Sage an ſich oder ward vielmehr in ſeinen Mythus verſchlungen, der durch ihn in die Geſchichte übergieng, gerade wie Eppelein in den Mythus des uralten Ekkele oder Eppele. Die Sage weiß auch von drei Tellen, welche jetzt noch in einer Höhle ſchlafen ſollen, wie Kaiſer Friedrich und Andere. Hier war alſo Tell auch der verborgene Gott, wie Nor, die Kaiſer Friedrich und Karl u. ſ. w. (ſ. unten) und die drei Telle machten wohl urſprünglich eine Göttertrias aus, wie Sebald mit ſeinen beiden Begleitern und Andere (ſ. unten). Ein Cultus des Tell aber war ohne Zweifel einſt in der Schweiz, daher die Tellskapellen und die Wallfahrten nach der Tellenplatte (dem abgeplatteten Felſen, auf welchen Tell ſich ſpringend rettete). Es war ein heidniſch heiliger Sprungfels des Gottes Tell geweſen, wie die Sprungfelſen Eppeleins und Anderer.

II. Der heilige Sebald.

Die Geſchichte dieſes großen Schutzheiligen Nürnbergs iſt wohl ganz und gar ohne hiſtoriſche Grundlage, nichts als ein vorchriſtlicher heidniſcher Mythus und ſein Grab zu Nürnberg nichts als der Reſt eines alten Cultus. Er war der geſtorbene und begrabene Gott des Alterthums. Vieles in den Legenden von Sebald kann als Gemeingut der alten Sagenwelt mit Beſtimmtheit nachgewieſen und auf heidniſche Urſprünge zurückgeführt werden. Wir finden die Geſchichte von Sebald in ihren Hauptzügen in der ſchweizeriſchen Legende von Graf Hubert von Calw wieder. Wie Sebald ſeine Gemahlin und ſein Königthum, ſo verläßt dieſer ſeine Gemahlin und Grafſchaft, wandert, ja wird Hirte und hütet die Schafe wie Apoll, der den Olymp verließ, und der menſchgewordene Kriſchna *), und

---

*) Denn alle dieſe Erniedrigungen bedeuten daſſelbe, die Herabkunft der Gottheit aus einer höhern Sphäre des Seyns in dieſe endliche.

befiehlt bei ſeinem Tode, ſeine Leiche von Rindern ausfahren zu laſſen und wo dieſe ſtille ſtehen würden, eine Capelle zu bauen, gleichwie auch Sebald ſeine Leiche von freilaufenden Ochſen ausfahren und ſein Grab, über welches ſich ſpäter die Sebaldskirche erhob, von den ſtillſtehenden Rindern beſtimmen läßt. Dieſer letztere Zug kommt in noch mehreren Legenden vor, wie in der Sage von der heiligen Gunthild*) und von der heiligen Notburga. Der Leichnam der letzteren ward von zwei ſchneeweißen Stieren über den Fluß getragen, ohne daß ſie die Hufe benetzten, und bis zu ihrem Grabesort zur Michaelskapelle gebracht, auch blieben nach anderer Sage die Thiere an dem Orte ſtehen, wo ſie begraben ward und den jetzt eine Kirche umſchließt. Dieſer Uebergang über den Fluß iſt mythiſch bedeutſam geweſen und kommt auch in folgender Schweizerlegende vor. Die Werkzeuge des Kirchenbaues wurden einem ins Joch geſpannten Ochſenpaare aufgelegt und wo die Thiere ſtillſtehen würden, ſollte die Kirche gebaut werden. Sie überſchritten den Fluß und blieben ſtehen, wo ſodann die St. Stephanskirche gebaut ward (Grimm d. Sagen I. p. 449). Als heiligen Ritus finden wir dieſe Mythen in Indien wieder. Will man eine Pagode bauen, ſo wird der Platz durch die heilige Kuh beſtimmt; wo ſie des Nachts ſich niederlegt, da iſt der von der Gottheit gewieſene Ort. In griechiſcher Mythe baut Kadmus im Lande der Kuh (Boiotia) die Burg, wo die führende Kuh ſich niederlegt**). Das iſt offenbar der indiſche Ritus,

---

*) S. Stieber's Nachricht vom Fürſtenthum Brandenburg Onolzach p. 1005. „Es habe ſelbige, da ſie ſterben wollte, befohlen, man ſolle ihren Leib auf einen Wagen legen, zwei Rinder davor erſpannen und ſolche gehen laſſen, wie und wohin ſie wollten. Am erſten und andern Ort, da ſie ſtille ſtünden, ſollte man ſie forttreiben, am dritten aber, da ſie abermal ſtehen würden, ihren Leib begraben und ihr einen Tempel bauen.“

**) So iſt in Aigeira, der Ziegenſtadt, der Artemis Agrotera und auch der Name Kadmus d. i. Godama, Kodam, welcher Herr der Kuh bedeutet, weiſt nach Indien. Daß aber in deutſchen Sagen die Leiche ausgefahren und da beſtattet wird, wo man das Haus des Gottes baut, iſt ein wichtiger und tiefbedeutſamer Zug. Nach langen Wanderungen hat Helenos ſich niedergelaſſen und eine Stadt erbaut, wo ein verwundeter Stier geſtorben iſt. Auch hier alſo haben wir wieder eine Leiche, wiewohl nicht des Menſchen, ſondern des Stieres. Aber Menſch und Thier ſind nur die Eine Gottheit in zwei Geſtalten. Die von Rindern ausgeführte Leiche der Heiligen iſt daſſelbe, was der ſterbende Stier. Dieſer iſt eben wieder der gemordete Weltſtier Abudad und der Stier, den Mithras würgt. Das Haus, die Stadt, der Tempel iſt die Welt. Sie bauend, ſchaffend muß Gott ſterben, denn er ſelbſt muß die Welt werden und geht, ſie werdend, ſich ſelbſt verloren. In der Natur iſt er begraben. Sie iſt zugleich ſein Grab, ſein Haus, ſein Tempel, und der Tempel, mit dem der Cultus das Grab des Gottes umſchließt, nur das Nachbild davon. Ferner aus den Waſſern, dem feuchten Abgrund (dem Unbeſtimmten der Entäußerung) entſteht die Welt; der Abgrund muß überſchritten, durch den Fluß des Todes muß der Leichnam getragen werden oder der Gott ſchwimmt und ſpringt mit Todesgefahr als Roß und Reiter über die Fluth. Da, wenn er auch als Menſch entkommt, geht doch ſein Roß unter und dieſes Roß iſt nur eine andere Geſtalt des Stieres, des Apis, der in die Nilſtrudel begraben wird, wie der gehörnte Stiergott Moſes in die heimliche Tiefe.

Ferner wird die Legende von Sebald durch die Vergleichung mit dem orientaliſchen Schigemuni und Som-

---

da ein Tempel erbaut worden, wo die ſchönſte Ziege ſich niedergelegt. — Die Beſtimmung des Ortes zur Stiftung des Kloſters Allerheiligen durch einen frei gehenden Eſel iſt oben in der Unterſuchung über Eppelein angeführt worden.

mona Codam Licht erhalten und man wird zugleich daraus erkennen, wie leicht es war, den altheidniſchen Sebald für einen chriſtlichen Heiligen zu nehmen. Sebald wird als Wanderer gebildet mit Stab, Hut und Taſche und ich zweifle nicht, daß das alte Götzenbild ſelbſt ſo geſtaltet geweſen ſey. Der Gott war dem Alterthum der durch die Formen des endlichen Daſeyns wandernde Geiſt und von Schigemuni wird geſagt, er ſey als Lehrer erſchienen, nachdem er in einem der Seelenreiche neun Jahre lang die Geiſterwanderung aller Creatur geordnet und beherrſcht habe, ſo wie Sommona Codam durch fünfhundert Geburten durchgegangen war, und unendlich zahlreich ſind die Legenden von den Wanderungen des Geiſtes Schigemuni's durch die Creaturreiche und von ſeinen Wunderthaten. Als Schigemuni vermählt werden ſollte, bezeigte er den größten Widerwillen gegen die Ehe, entwich und verbarg ſich in die Einſamkeit; eben ſo als Sebald vermählt wird, berührt er ſeine Gemahlin nicht, verläßt ſie und wird ein Einſiedler. Schigemuni kämpft mit einer ketzeriſchen Sekte und mit den Tücken ſeines Gegners Diwahdet; ſo beſtreitet auch Sebald in der Legende einen Ketzer; dieſen ſchlingt die Erde ein, und den von Sommona Codam abgefallenen Tewetat verſchlang die Hölle Awethi, wo er an Spießen gekreuzigt als Herr des Unterreiches weilt. Wie Sebald und Hubert von Calw ihre Herrſchaft verlaſſen (ſie ſind die in die Endlichkeit eintretende, ſich zu weltlichem Daſeyn erniedrigende Gottheit) ſo wird auch von Schigemuni geſagt, er habe, nachdem er über vier Weltheile geherrſcht, die Eitelkeit der Dinge erkannt, ſein Reich verlaſſen und als Einſiedler in geiſtlichen Betrachtungen gelebt. Wie Sebald zwei Begleiter Wunibald und Wilibald, ſo hat Schigemuni zwei Lieblingsſchüler, die Burchane Maibari und Manſuſchari, die in geiſtliche Gewänder gekleidet neben ihm ſtehend abgebildet werden; Somona Codam hat zu ſeinen Seiten die Lieblinge Mogala und Saribut.

Auffallend iſt in den Namen Sebald, Wilibald, Wunibald die Gleichheit der letzten Sylbe und macht es um ſo wahrſcheinlicher, daß dieſe drei urſprünglich eine Göttertrias ausgemacht haben. Das bald iſt ein erhöhender Zuſatz und mag ſich verhalten haben wie das axios*) der ſamothraciſchen Göttertrias: Axi-eros, Axio-kersos, Axio-kersa. Ohne den gemeinſchaftlichen Zuſatz heißen die Namen Se (Seg? Sebald ſtatt Segbald, wie Segwin?) Wili, Wuni; ein Wile kommt in der nordiſchen Dreiheit: We, Wile, Odin vor. Auch machen in der Legende von der h. Walburgis der h. Willbald und der h. Wunbald mit jener Heiligen eine Geſchwiſterdreiheit aus.

Der Stab des h. Sebald hat nicht bloß die Bedeutung des Wanderſtabes gehabt, ſondern war auch ein mächtiger Wunder- und Zauberſtab. Er läßt beim Bau ſeines Heiligthums durch ihn die Quelle ſpringen, wie Moſes durch den ſeinigen, und beſchwört mit ihm, dem bedrängten Schiffer erſcheinend, den Sturm im Meere**). Die Sage, daß ſich der Baumeiſter beim Bau der Sebaldskirche habe unrechtmäßig bereichern wollen, kann an Trophonius und Agamedes erinnern. Wenn Sebald in Ermangelung eines Schiffes «auf ſeiner Kotzen» über die Donau fährt, ſo iſt dieß des h. Beatus Fahrt auf ſeinem Mantel über den Thunerſee (ſ. Wyß Schweizerſagen). Elias ſchlägt mit dem Mantel in den Strom und geht trocken durch. Der Sage von der Verbrennung ſeines Grabes liegt vielleicht ein Phönixmythus zu Grunde. Der Wunderſtein des Sebald, der noch vorgezeigt und zu Zeiten zur Schau ausgehängt wird (Sebald ſoll einen Käſelaib darein verwandelt haben, der Stein ſieht aber gar nicht wie ein Käſelaib aus), iſt wohl auch ein Ueberbleibſel des Heidenthums, an deſſen Steincultus man ſich erinnern muß (ſ. Creuzer Symb. I. 176 f.) und kein Werk bloßen Prieſterbetruges, ſondern ward von der chriſtlichen Prieſterſchaft als dem Cultus heilig bereits vorgefunden.

---

*) אחש, perſ. Größe, Vortrefflichkeit, in mehreren Zuſammenſetzungen vorkommend, wie אחשורוש, Ahasveros (großer König).

**) In dem alten Manuſcript bei Wagenſeil heißt es: "Zuband erſchien Sant Sebald dieſem Nothleidenden in Geſtalt eines Wallers oder Pilgrams und mit ſeinem Stecken, den er in Händen hätt, verjaget er die gegenwärtige Ungeſtümkeit und holfe dem Schiff zu Lande.»

Die Vergleichung mit dem offenbar identiſchen Schigemuni und Sommona Codam kann es kaum bezweifeln laſſen, daß Sebald auf ähnliche Weiſe, wie dieſe, in heidniſcher Zeit als Gott und zwar (wie ſich Schigemuni im Lande Cnetkak im königlichen Geſchlechte Schaktſcha verkörperte) als in Geſtalt des däniſchen Königſohnes menſchgewordener Gott verehrt worden ſey. Von Dänemark ſcheint der Cultus des Sebald in ſüdlichere Gegenden ausgegangen zu ſeyn; von dort deßhalb war er d. h. ſein Cultus nach Nürnberg gekommen. Hier bereitete eine alte Prieſterſchaft auch ſein Grab *), welches für ſeine hiſtoriſche Exiſtenz eben ſo wenig beweiſt, als die Gräber und Todtenſtädte des Oſiris oder das Zeusgrab zu Creta für die hiſtoriſche Exiſtenz eines Oſiris und Zeus.

III. Die elende Gaſſe.

So hieß zu Nürnberg eine Gaſſe, deren Namen man daher leitet, daß ſie einſtens durch die Peſt gänzlich aus-

---

*) An der Stelle der im zwölften Jahrhundert erbauten Lorenzer Kirche zu Nürnberg ſtand früher eine außer den Ringmauern der älteſten Stadt gelegene Capelle, die man das heilige Grab (ecclesia s. sepulchri) nannte. Dieſer Name deutet mit großer Wahrſcheinlichkeit dahin, daß auch hier urſprünglich eines Gottes Grabſtätte dem heidniſchen Cultus heilig geweſen. Eines chriſtlichen Heiligen Grab hätte man wohl nicht das heilige Grab κατ' ἐξοχ. genannt, denn ſo bezeichnete man das Grab Chriſti in Paläſtina.

geſtorben geweſen. An einem alten Gebäude dieſer Gaſſe ließt man noch die Inſchrift:

> Was jetzund elend heißt vom alten Sterbenmal
> Hieß vor vergangner Zeit das ſchöne Roſenthal.

Sehr auffallend iſt hier der Gegenſatz: Elende Gaſſe und ſchönes Roſenthal, ſo daß es nicht zu tadeln ſeyn möchte, wenn wir hier etwas Anderes als bloßen Zufall vermuthen *). Die Schweizer erzählen in Bezug auf verſchiedene Gegenden von einer Wunderweide, der Blümelisalp, die wegen Frevels und Uebermuths durch Sturm und Gewitter zu Grunde gegangen ſey (Grimm I. p. 150), wie wegen ähnlichen Frevels und Uebermuths die reichen Bewohner von Kindelsberg durch die Peſt ausſtarben. Eine jetzt kahle, vormals reichblühende Gegend in Tyrol wurde ebenſo wegen Frevels am Gottesſegen durch ein furchtbares Gewitter verheert u. ſ. w. (man vergl. bei Grimm Nr. 233, 234, 235, 236, 238, 239, 111, 112). Hier liegt gewiß ein alter Mythus zu Grunde und die untergegangene Wunderalp u. ſ. w. iſt nichts anderes, als das verlorene Paradies **). Auch jener Roſengarten Nürnbergs war untergegangen und hatte ſich in die Stätte des Elends verwandelt ***). Schwerlich hat der Ort je das ſchöne Roſenthal geheißen, aber der localiſirende Mythus ſagte, hier, an öder Stätte habe einſt der Roſengarten des Paradieſes geblüht und wahrſcheinlich fand hier ein alter Cultus, in Beziehung auf dieſe Vorſtellungen Statt. Man erinnere ſich, wie von den indiſchen Weltaltern die früheren beſſeren durch Fluth oder Ungewitter zu Grunde gehen, wie der Stamm Aad durch Sturm ausgerottet wird, die tibetaniſchen Lahen aus höhern Welten herabſinken u. ſ. w. Die Urbedeutung auch des bibliſchen Paradieſes iſt keine andere, als die einer höhern dieſer Welt vorausgegangenen Sphäre des Seyns. Aus dieſer, lehrte das Alterthum, ſeyen die Geiſter herabgeſunken, ſie waren vom Abgrund verſchlungen, herabgeſtoßen, in die Tiefe geführt, ausgeſtorben. Die Schöpfung dieſer Welt war Tod und Untergang einer höhern Welt und der Schöpfer ſelbſt der leidende und ſterbende, der Führer der Todten und Todesgott. Mit dem alten Todtendenkmal in der elenden Gaſſe Nürnbergs, deſſen obige Inſchrift gedenkt, hat es wohl dieſelbe Bewandniß gehabt, wie mit den Todtenkreuzen am Poppenberg bei Hammeln, wo der Todesgott *) ein Geſchlecht der Vergangenheit in die Tiefe geführt.

---

*) Auch Rom hatte eine verfluchte Gaſſe (vicus sceleratus), die vorher die Gaſſe des Seegens geheißen haben ſollte.

**) Schon Wyß ſagt (Schweizerſagen p. 323): „Faſt will es ſcheinen, als wolle das ſchweizeriſche Hirtenvolk in ſolchen Gemälden ſein verlorenes goldenes Zeitalter preiſen.“

***) In welch hohes Alterthum die jetzt allein übliche Bedeutung des Wortes Elend hinaufreichen muß, ſieht man aus der Vergleichung mit andern Dialekten, wie dem iſländ. illende, illendu, miseria.

In der vormaligen Grafſchaft Hohnſtein liegt ein Dorf, welches Elend heißt; auch ſind hier noch Spuren von einem Kloſter vorhanden, welches «zum Elende» genannt wurde und wohin viel gewallfahrtet wurde. Der Legende zu Folge ſollte an der Stelle, wo nachher das Kloſter erbaut wurde, einem Fuhrmann ſein mit Wein beladener Wagen im Moraſte ſtecken geblieben ſeyn und ihm die Jungfrau Maria, nachdem er ihr auf ihr Verlangen von dem Wein zu trinken gegeben, aus dieſem «Elende» geholfen haben. Sie hatte dazu aus Blumen einen Kelch gefertigt, wovon man eine thönerne Kopie vor ohngefähr hundert Jahren noch in der alten Kirche des Dorfes zeigte (nach Gottſchalk's Sagenſammlung). Dieſer Kelch hatte wahrſcheinlich in heidniſcher Zeit die Bedeutung eines Grales, es war der Kelch des Naturſegens **), anzeigend die Gottheit, die, ſich hingebend an das Endliche, mit ihrem eigenen Weſen das Leben der Natur ward (vergl. 1. Heft p. 28 und Andeut. eines Syſt. ꝛc. p. 73). Der Urmythus hatte vielleicht den Schatz des Seegens, woraus man nachher die Weinladung eines Fuhrmanns machte, in die Tiefe verſinken laſſen*), und jene Legende wurde daraus geſtaltet, als man das heidniſche Heiligthum, welches die Stätte des Elends in demſelben Sinne, als die elende Gaſſe zu Nürnberg hieß**), zu einem chriſtlichen machte. Daß wenigſtens der Name: «zum Elende» auf etwas Wichtigeres hinweiſe, als auf das Steckenbleiben eines Wagens, deſſen endliche Fortbringung man der Hülfe der Maria zuſchrieb, wird man glaublich finden. Auch wäre es natürlich geweſen, den Namen, den man dem hier auf ſolche Veranlaſſung erbauten Kloſter gab, nicht Noth und Elend, ſondern Rettung und Hülfe anzeigen zu laſſen.

---

*) Ueber den Rattenfänger der Hammeln'ſchen Sage künftig.

**) Gleich den Keſſeln der Eleer, die ſich von ſelbſt mit Wein füllten (Creuzer's Symb. III. 87). —

Ein in den Kreis dieſer Symbolik gehöriger Mythus mag auch zur Entſtehung der von Wyß mitgetheilten Schweizerlegende von der Stiftung der Benediktinerabtei Pfeffers die Veranlaſſung gegeben haben, auf welche Legende ſich auch das Wappen von Pfeffers bezieht. Ein anmuthiger, ſeegensreicher Ort wird zum Bau gewählt, dieſer aber durch ein Wunderzeichen geſtört und dafür eine wilde Waldeinöde angewieſen. Das ſieht wieder aus wie Verwandlung paradieſiſcher Luſt und Fülle in die Noth und Drangſal dieſes weltlichen Seyns, ja wie die Vertreibung Adams aus dem Paradieſe, wiewohl es dem Geiſte des alten Chriſtenthums leicht war, dieſem Mythus eine bloß aſcetiſche Deutung zu geben*).

---

*) Die deutſchen Sagen von unterirdiſchen Weinſchätzen mögen aus eben ſolcher ſymboliſcher Quelle gefloſſen ſeyn. S. bei Grimm die Sage vom alten Weinkeller bei Salurn I. p. 20 und die vom verſunkenen Schloß, das ehemals auf dem Helfenſtein geſtanden, und dem alten großen Weinfaß im Helfenſtein ebendaſ. p. 164.

**) Urſprünglich hat der Ort, wo jetzt in Nürnberg die elende Gaſſe iſt, wohl auch nur das Elend oder zum Elend geheißen; als bei Erbauung der Stadt die Gaſſe entſtand, nannte man ſie die Elendgaſſe, die elende Gaſſe.

IV. Wolfscultus.

Die Sage vom Mord der jungen Burggrafen von Nürnberg durch die Senſenſchmidte ſcheint durch eine Miſchung von Hiſtoriſchem und ſymboliſch Mythiſchem gebildet worden zu ſeyn. Wir wollen hier nur den höchſt wahrſcheinlich mythiſchen Umſtand ins Auge faſſen, daß das von den Hunden zerriſſene Kind einen Wolfspelz angehabt. Das war wohl ein Menſchenwolf und die Sage hängt mit der von den Wärwolfen oder den in Wölfe verwandelten Menſchen und mit den Wolfsgottheiten der Alten zuſammen. Die Vorſtellungen Wolf und Licht waren im Alterthum verbunden (ſ. Creuzer). Der Wolf- und Wolfgott war der Gott des Lichtes. Der Lichtgott wird erſchlagen, von den Mächten der Finſterniß ermordet, der Lichtwolf von Hunden zerriſſen. Das Alterthum zeigte die Stätten ſeines Todes. So zeigt man im Magdeburgiſchen einen Wolfſtein oder Währwolfſtein, wo ein mit Hunden gehetzter Menſchenwolf von einem Schäfer erſchlagen und eingeſcharrt worden ſeyn ſoll (Grimm Sagen I. p. 295). Die

---

*) Nach Voß:

„Nicht zu ſchwelgen, nicht in frohem Feyern
Mit des Landes reicher Fülle ruhig
Uns zu laben hier, wo ſich ein Garten,
Sich ein Paradies das Thal entfaltet; —
Nein zu ſtrenger Arbeit, Schweiß und Müh
Sind von Gott und Chriſto wir berufen.“

Sage hat noch den Namen des Wolfmörders erhalten, er heißt Melle d. i. wahrſcheinlich der Schwarze, Dunkle (μελας), dem Lichtwolf entgegengeſetzt. Bei der Tödtung dieſes Wärwolfes ſind ſeine Verwandlungen zu bemerken. Auch Zagreus, da er den Tod erleidet, verwandelt ſich in alle Elemente und Naturen, denn Gott naturwerdend ſtirbt und nimmt ſterbend alle Naturgeſtalten an. Eine alte Wolfsſage gieng auf den in Paſſau umgekommenen Legaten Albrecht über; es heißt, er ſey geſchunden worden und Paſſau habe deßhalb im Wappen einen geſchundenen Wolf, und auch hier zeigt man den Stein, wo er geſchunden und in Stücken gehauen worden ſeyn ſoll (Grimm II. p. 204). Das iſt nichts Anderes, als der magdeburgiſche Wolfſtein, Paſſau aber mit dem Wolfszeichen war die Wolfſtadt (Lycopolis) und hat den Namen wahrſcheinlich von pass, Wolf, welches noch in ʹβασσαρα, Fuchs und Petze, Hündin, erſcheint, denn die Namen für Wolf, Fuchs, Hund gehen in einander über*). Ein ſolches Todtenmal, wie jene Wolfsſteine, mag auch zu Nürnberg in alter Zeit an dem Orte geſtanden ſeyn, wo jetzt noch ein Crucifix zum Andenken jener Geſchichte und eine Abbildung derſelben an einem jetzt zu einem Wirthshaus gehörigen, faſt verbauten Gemäuer zu ſehen iſt. Die Gemälde ſind, wie man aus dem viel neuerem Coſtüm ſieht, lang nach der Zeit gefertigt, in welche die Begebenheit geſetzt wird, und alſo ſchon bloß der Sage folgend. Früher ſoll an dem Orte ein burggräfliches Schloß geſtanden ſeyn und das Wirthshaus heißt noch das Schlößchen. Es war wohl ein uralt heiliger Ort und die Vermiſchung des daran haftenden Mythus mit einem hiſtoriſchen Vorfall brachte mit dem letzteren auch den Ort in Verbindung.

---

*) Z. B. αλωπηξ, Fαλωπηξ oder Fλωπηξ, metathet. Fωλπηξ, vulpes, Fuchs, deutſch Wolf, Wölpe, junge Hunde. Aus der Form Fλωπηξ, vlop-, vlup kann mit abgeworfenem Digamma auch lupus entſtanden ſeyn.

V. Nor, Noro, der Norenberg.

Das Alterthum pflegte Völkerſtämme und Wohnſitze nach Göttern zu nennen, die nur ſpäterer Zeiten Mißverſtand als menſchliche Vorfahren und Gründer erſcheinen ließ. Wahrſcheinlich trägt auch Nürnberg von einem alten Gotte den Namen. Norwegen, die altrömiſche Provinz Noricum, die Städte Noreia in Noricum und in Crain, das Noricum (Nordgau d. i. Norgau) der Schriftſteller des Mittelalters, worin Nürnberg liegt, das Dorf Norberg und die Stadt Nora am Noraſee in Schweden, auch die Städte Nora in Sardinien und Phrygien, die Narisci des Tacitus, die Norossi und der Berg Norossus in Scythien mögen von derſelben Gottheit den Namen erhalten haben als Noremberg, Norimberga, Nurenberg, Nürnberg. Norwegen wird in der Volksſage von einem Norr abgeleitet (ſ. Mone in Creuzer's Symb. V. p. 273). Eine nähere Spur zur Erklärung des Namens ſcheint die Sage vom Kaiſer Nero zu ſeyn, der den alten fünfeckigen Nerothurm erbaut und der Stadt den Namen gegeben haben ſoll. Wir hören in dieſer ohne Zweifel unhiſtoriſchen Sage von einem Thurm und Berg des Nero. Die ächte Form des Namens war wohl Noro, worauf die Schreibart Noremberg ꝛc. leitet und die Verwechſelung mit dem ähnlichen römiſchen Namen ließ die Sage für den Gott den Kaiſer ſetzen. Die deutſche Sprache hatte eine Menge von Wörtern und Namen auf o (Kuno, Otto, Bruno ꝛc.) und das in, en in Norin-, Norim-, Noren-berg iſt alter Genitiv wie hano, Hahn, Genit. hanin ſ. Grimms deutſche Grammatik I. p. 624*).

---

*) Eine andere Anſicht vom Urſprung des Namens Nürnberg hat v. Lang aufgeſtellt, der es vom ſlav. Na horje auf dem Gebirg ableitet. S. im zweiten Jahresbericht des hiſt. Vereins im Rezatkreis p. 44.

In meiner Kindheit hörte ich vom Kaiſer Nero erzählen, daß er im tiefen Brunnen der Nürnberger Burg ſitze, wo ihn ein Verbrecher, den die Nürnberger Herren, um die Sache zu erkunden, in den Brunnen hinabgelaſſen, geſehen habe und zwar an einem Tiſche ſitzend, um welchen ihm der Bart ſchon zweimal herumgewachſen. Bekanntlich wird dieß Letztere vom Barbaroſſa im Kyffhäuſerberg erzählt, und von Kaiſer Karl ſagt man, daß er ſich in den tiefen Brunnen zu Nürnberg verflucht habe. Von vielen Fürſten und Helden aber heißt es, daß ſie in hohlen Bergen ſchlafen oder verborgen leben. Daß alle dieſe Sagen auf ein gemeinſchaftlich zu Grunde Liegendes ſehr Altes und Heidniſches hinweiſen, iſt leicht zu ſehen*). Der im Berge Verborgene war urſprünglich ein Gott, und der Berg dem verborgenen Gotte heilig, darum ſcheint mir auch die Sage vom Nero, der im Nürnberger Berge ſitze, d. h. vom verborgenen Gotte Nor oder Noro die urſprüngliche zu ſeyn, und aus dem Nor, wie anderswo ein anderer Fürſt oder Held, ſo hier der Kaiſer Karl geworden zu ſeyn. Nor war der verborgene Gott und hieß auch wohl in dieſem Namen der Verborgene, wofür ich freilich nichts anzuführen weiß, als daß *ναρειν* bei Heſychius verbergen heißt. Ueber den verborgenen (ſchlafenden) Gott und deſſen Bedeutung aber in allgemein mythologiſcher Beziehung werde ich ſogleich in der folgenden Nummer handeln.

VI. Der Karlsberg.

Glaubten wir im Vorigen einen im Berge verborgenen Nor oder Noro und einen darnach benannten Noremberg zu finden, ſo begegnet uns nicht weit von dieſem Norenberg oder Nürnberg bei Fürth ein Karlsberg, in welchen ein Kaiſer Karl verwünſcht ſeyn ſoll. Auch in den Nürnberger Burgbrunnen ſoll ſich ja ein Kaiſer Karl verflucht haben und vielleicht gieng von jenem Karlsberg die Sage von dem verwünſchten Kaiſer Karl auf den Nürnberger Berg über, deſſen frühere urſprüngliche Sage die von Noro war, den die Sage auch immer noch daneben als den im Brunnen vorhandenen Kaiſer Nero kennt[*]). So wie der Name Norenberg darauf hinzudeuten ſcheint, daß der verborgene Gott hier den Namen Noro geführt, ſo läßt der Name Karlsberg vermuthen, daß der verborgene Gott hier auch urſprünglich Karl geheißen, welches ein altdeutſches Wort iſt und groß, mächtig bedeutet, wie Michel, was auch der Name eines Berggottes war, den die chriſtlichen Prieſter in Michael umſchufen, daher man die Michaelskirchen auf Bergen gründete. Jener Karl nun ſoll nach einer noch jetzt unter dem Volke gehenden Sage mit ſeinem Heere in den Karlsberg hinein verwünſcht ſeyn, wie man auch von Kaiſer Karl V. ſagt, er ſey mit ſeinem ganzen Heer in den Odenberg verſunken. Ferner wird geſagt, dieſer Karl mit ſeinem Heere müſſe in dem Berge ſo lange ſchlafen, bis ſein Bart ſiebenmal um den Tiſch gewachſen, dann werde Nürnberg in große Gefahr kommen und Karl hervorgehen, es zu retten[**]).

---

*) Vergl. Mone in Creuzer's Symb. und Mythol. VI. 213.

Aus grauem Alterthum ſtammt die Weiſſagung von einer letzten, höchſten Noth und Verderbniß, worauf die Macht des Böſen auf immer vernichtet ſeyn werde. In dieſer Noth tritt ein Erretter und Welterlöſer, ein rettender und ſiegender Held auf, wie in perſiſcher Lehre der Siegesheld Soſioſch, in jüdiſcher der Meſſias. Chriſtus war dieſer Held der uralten Weiſſagung nicht, aber das Chriſtenthum nahm die Idee dennoch auf, denn Chriſtus wird wiederkommen in den letzten Zeiten und ſeine Erſcheinung wird gerade ſo beſchrieben, wie die des Soſioſch*). Die nordiſche Mythe hat den letzten Weltkampf und die geheimnißvolle Geſtalt des Weltverbrenners Surtur, auch kommt der Lichtgott Baldur wieder aus dem Reiche des Todes. In deutſcher Sage iſt der Mythus auf berühmte Helden, Fürſten, Kaiſer übergetragen, die verzaubert ſchlafen und, um das deutſche Volk, wenn es in der höchſten Noth ſeyn wird, zu erretten, aus ihrer Verborgenheit hervorgehen ſollen, wie die Schiiten von einem verborgen Lebenden ſprechen, der am Ende der Tage als Herr auftreten wird, und wie der jüdiſche Meſſias längſt ſchon geboren ſeyn und ſich im Paradies oder zu Rom aufhalten ſoll, das er einſt zerſtören wird (Rom iſt hier die Weltſtadt, vergl. Andeut. p. 110. f.). Auch ſagt man, er ſey zur Zeit der Zerſtörung des Tempels geboren und in Feſſeln gelegt worden (ſ. Eiſenmenger's entdeckt. Judenthum). Das Verſchwinden oder Verſinken der Helden iſt Balders Untergang, wie von Kaiſer Friedrich II. erzählt wird, daß er plötzlich verſchwunden ſey oder von Eticho, dem Welfen, er ſey in einen Berg gegangen und habe die Oeffnung vermacht, daß ihn Niemand habe finden können, oder von Kaiſer Karl V., er ſey mit ſeinem ganzen Heer in den Odenberg verſunken. Wie die deutſchen Helden und Fürſten in der Berghöhle ſchlafen, ſo Endymion in der Höhle des Berges Latmus ſeinen immerwährenden Schlaf, aber von einem Erwachen und Hervorgehen am Ende der Tage weiß die griechiſche Mythologie, die überhaupt keine Zukunft hat, nichts mehr. Ein Liederkreis der Serbier beſingt den furchtbaren, unerſchrockenen Marco, der nach Einigen hundert und ſechzig, nach Andern fünfhundert Jahre alt ward, nach Andern unſterblich noch in einer Höhle ſchläft. Hervorgehen ſollen einſt Friederich I. und II., der Schweizer-Tell, Kaiſer Karl ꝛc., ja die Sage weiß ſogar von drei Tellen, welche in einer Höhle ſchlafen und einſt erſcheinen werden*), wie die perſiſche Sage dem Soſioſch zwei Brüder,

---

[*]) Ich ſelbſt hörte nur den Nero nennen.

[**]) Man ſagt auch, ein Bäckerjunge von Fürth habe einſt die Verborgenen mit Brod verſorgt, indem ſich ihm ein Gang öffnete, den kein anderer zu finden vermochte. Auch ſollte, wie man ſagt, der Berg einmal abgetragen werden, aber trotz mehrjähriger Arbeit wurde der Berg nicht kleiner und man ſtand daher vom Werke ab.

---

*) Auch hat die jüdiſche Sage zwei Meſſias, von denen der erſte, welcher der Sohn Joſephs genannt wird, getödtet werden und der Vorläufer des zweiten, ſiegreichen, ja unſterblichen ſeyn ſoll, der der Davidsſohn geheißen wird. Von jenem heißt es: „er werde ſich ſelbſt dargeben und ſeine Seele in den Tod ausſchütten und ſein Blut werde das Volk Gottes verſöhnen.“ (ſ. Eiſenmengers entdecktes Judenthum). Beide als Ein Weſen genommen finden ſich bei Jeſaias (Andeut. p. 107 f.): „Wenn er ſein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, ſo wird er Saamen haben und in die Länge leben.“ Es thut ſich hier auch noch die Lehre von der Seelenwanderung in einem großen Sinne hervor. Denn nicht nur ſoll der Joſephsſohn der alte Joſeph ſelbſt, wie der Davidsſohn David ſelbſt ſeyn, ſondern es heißt auch, der Meſſias ſey ſchon zu verſchiedenen Malen auf der Erde geweſen (ſ. Eiſenmenger II. 724). Es iſt die Wanderung des allgemeinen Geiſtes durch die Geſtalten des Lebens, bis zum Ziele ſeiner abſoluten Vollendung hin. Man vergleiche bei Mone in Creuzer's S. u. M. VI. 523. das merkwürdige Lied des Talieſin, worin er ſagt, ſeine Heimath ſey die höhere Welt, und zu erkennen giebt, daß er zu allen Zeiten und bei Allem, was geſchehen, zugegen geweſen. — Daß der wandernde ewige Jude urſprünglich daſſelbe bedeutet habe, nämlich den durch das Creaturleben wandernden allgemeinen unſterblichen Geiſt, giebt die orientaliſche Nachricht von ſeiner hundertjährigen Körperverjüngung, durch welche er immer wieder in das Alter von dreißig Jahren, das er bei der Kreuzigung Chriſti hatte, zurückkehrte, deutlich zu erkennen. Hier haben wir ganz den durch immer neue Verjüngung unſterblichen Phönix (d. h. Phenech, Phenech, den Ewigen), das ſich aus dem Tode, ſtets neugebärende göttliche Leben der Welt.

---

*) Der Bergleute, die in Kuttenberg ſieben Jahre verſchüttet lebten, dann wieder ans Licht kamen, waren auch drei (Grimm

Gehülfen ſeines Werkes hinzufügt. Die drei ſind längſt gezeugt, aber noch nicht geboren, denn Zoroaſter zeugte ſie mit der Huo, dieſe aber ſenkte, ſich reinigend, die empfangenen Keime in das Waſſer Kanſe, wo ſie himmliſche Izeds bewahren bis zur beſtimmten Zeit. Dann werden ſich drei Mädchen in der Quelle baden, die Keime empfangen und als Kinder zur Welt bringen. Es iſt der in die Natur verſenkte göttliche Lebenskeim, der in den letzten Zeiten zur vollendeten Offenbarung kommen wird. Gott, der in der Natur entäußert iſt, wird dann neu zur Exiſtenz hervorgehen und als Gott ſeyn.

Mahadi iſt nach muhamedaniſchem Glauben aus des Propheten Geblüte. Er ſchlummert in einer Grotte und wird in den letzten Zeiten hervorgehen, um die Welt als Chalife zu regieren. Unter ſeiner friedlichen Regierung wird aller Groll, alle Feindſchaft zwiſchen Menſchen und Thieren ausgeſöhnt, es wird nur ein Schaafſtall, nur eine Kirche ſeyn.

Kaiſer Karl ſoll auch auf dem großen Walſerfelde verzückt worden ſeyn und im Unterberg mit andern fürſtlichen und vornehmen Herren ſitzen. Der Unterberg iſt im Innern ganz ausgehöhlt, mit Palläſten, Kirchen, Klöſtern, Gärten, Gold- und Silberquellen verſehen; das iſt jene Weltgrotte, der Abgrund, den der Gott, in Tod und Finſterniß hinabſteigend, zu dieſer bunten Welt ausbaute. In einem Gewölbe des alten Schloſſes Schildheiß ſitzt ein

---

Sagen I. 1.). Die drei Männer im Zottenberg, die in einer Höhle des Berges in altdeutſcher Tracht, an einem Tiſch ſitzend und — wie ſie merkwürdig ſagen — ſich ſelbſt nicht kennend des jüngſten Gerichtes harren, gehören höchſtwahrſcheinlich auch hieher. Auch hier findet einmal ein vom Schickſal Begünſtigter, wie meiſt bei dieſen Sagen, den Eingang in den Berg. Der Siebenſchläfer (Bewohner der Höhle im Koran genannt) ſind ſieben, doch wird die Zahl auch anders angegeben. Hundert Jahre ſchlief eine Frau im Felſen (Grimm I. p. 225), 47 oder 57 oder 50 Epimenides in der Höhle, deſſen Schlaf zum Sprichwort geworden.

gewaltiger König nebſt einer Jungfrau verzaubert, wie Barbaroſſa nach einer Sage mit ſeiner Tochter im Kiffhäuſer. Im lauenburger Berg ſitzt ein König auf ſilbernem Stuhl mit goldenem Scepter, Kaiſer Friedrich auf goldenem Seſſel in dem Felſenloch zu Kaiſerslautern. Nach Franz Sartori ſitzt Kaiſer Karl V. oder Friedrich an einem Tiſche, um den ſein Bart zweimal herumgewachſen iſt. Wird er zum drittenmal herumgewachſen ſeyn, ſo tritt dieſer Welt letzte Zeit ein. Der Antichriſt erſcheint, auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Poſaunen der Engel ertönen und der jüngſte Tag bricht an. Von Barbaroſſa ſagt man, er ſey nicht todt, ſondern lebe bis zum jüngſten Tage, er ſitzt verhohlen im Berg Kiffhauſen und wenn er hervorkommt, wird er ſein Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen und eine beſſere Zeit werden. Friedrich II. iſt unſichtbar geworden, lebt aber noch, läßt ſich zuweilen als ein Waller ſehen und hat ausgeſagt, daß er einſt noch auf römiſcher Erde gewaltig werden und das heilige Land erobern werde. Dann wird er «ſeines Schildes Laſt haben an den dürren Aſt.» Bei Salzburg auf dem Walſerfeld ſoll dermaleins eine ſchreckliche Schlacht geſchehen und wird ein ſo großes Blutbad ſeyn, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in die Schuhe rinnt. Da werden die Böſen von den Guten erſchlagen werden. Auf dieſem Feld ſteht ein ausgedorrter Birnbaum zum Angedenken dieſer letzten Schlacht. Schon dreimal wurde er umgehauen, aber ſeine Wurzel ſchlug immer wieder aus, daß er grünte und ein vollkommener Baum ward. Viele Jahre bleibt er noch dürr ſtehen, wann er aber einſt Früchte trägt, wird die gräuliche Schlacht anheben. Dann wird der Baierfürſt ſeinen Wappenſchild daran aufhängen und Niemand wiſſen, was es zu bedeuten hat. Wenn nach einem Volksglauben der Robbediſſer Brunn ſeine Stätte verrückt, der «ſchwarze Grund» der andern Erde gleich wird und der große Pappelbaum vor Eiſenhauſen verdorrt und vergeht, wird auf einem Feld, Schöſſe genannt, eine große, blutige Schlacht geſchehen (Grimm I. 382). Leupichis, meldet eine Sage, ſtrebte den Hunnen zu entfliehen und in die Heimath zurückzukehren. Von einem Wolf geführt wanderte er durch Berg und Wildniß, und kam, im Traum durch eine Erſcheinung zu erwachen und ſeinen Weg fortzuſetzen ermuntert, in die Heimath. Das Haus ſeiner Eltern fand er ſo verödet, daß es kein Dach mehr hatte und voll Dornen und Diſteln ſtand. Er hieb ſie nieder und zwiſchen den Wänden war ein großer Ulmbaum gewachſen, an den hieng er ſeinen Bogen auf, darauf bauete er die Stätte von Neuem und wohnte daſelbſt. Hier hängt Leupichis ſeinen Bogen an den Baum des Lebens und der Zeit, wie jene Fürſten ihren Schild. In die Heimath kehrt der Gott zurück, er baut die öde Stätte wieder und bewohnt die erneuerte. Es iſt der neue Himmel und die neue Erde, die er ſchaffen und bewohnen wird. So entflieht der Phönix Aeneas aus dem Brande der alten Troja, dem Weltbrande und baut die neue Troja, mansuram urbem, die ewige Stadt, das neue Jeruſalem und nach dem Orakel ſoll er und ſein Geſchlecht über Troja herrſchen in Ewigkeit.

VII. Die verfluchte Jungfer.

Mit dieſem Namen wird eine Gegend bei Nürnberg vor dem Wöhrder Thore bezeichnet, wo ehemals in der Mauer eines Gartengebäudes eine Jungfrau gemahlt zu ſehen war, von der man ſagte, ſie ſey in die Mauer verwünſcht und ihr Geiſt werde zuweilen Mittags geſehen. Unweit Eiſenach in einer Felſenhöhle (dem verfluchten

Jungfernloch) zeigt ſich um die Mittagsſtunde (dieß iſt, wie man aus dem unten Folgenden ſehen wird, ein eigenthümlich wichtiger Zug) ein von ihrer Mutter im Zorn dahin verwünſchtes Fräulein, welches gleichfalls den Namen der verfluchten Jungfer führt und ſeiner Erlöſung harrt. Man ſagt von ihren goldgelben Haaren, die ſie ſtrählt. In Meißen liegt ein Fels, genannt der Jungfernſtein, wo ſich gegen Mittag das Bild einer Jungfrau zeigt, die von ihrer Mutter verwünſcht, zu Stein ward. In Deutſchböhmen thürmt ſich ein Fels, wo einſt der Sage nach eine Edelfrau mit ihrer Tochter lebte, welche letztere ſich gegen den Willen ihrer Mutter vermählte. Dieſe verfluchte die Tochter, deren Brautbett ſich in Stein verwandelte, wo ſie verſchmachten mußte. Bei Annaberg liegt der Spielberg, darauf iſt eine ſchöne Jungfrau verwünſcht, die ſich um Mittag mit prächtigen gelben Haaren zeigt. Auf dem Staufenberg zeigt ſich zuweilen ein verzaubertes Fräulein in ihren goldgelben geringelten Haaren und es iſt da eine Klippe, auf der ihre Fußſtapfe eingedrückt ſteht. Auf Rothweiler lebte einſt eine Herzogstochter, die verwünſcht ward, auf einem öden Felſen zu hauſen, bis ſie werde erlöſt werden. Jeden Freitag erſcheint ſie ſichtbar, einmal als Schlange, dann als Kröte, das drittemal als Jungfrau und wäſcht ſich auf dem Felſen an einer Quelle; wer ſie drei Wochen hintereinander in jeder ihrer Erſcheinungen küßt, erlöſt ſie und erhält ihre Schätze. Auch ſie hat gelbe Haare. Die ſogenannte Wieſenjungfrau erſcheint auch wechſelnd als Schlange und als wunderſchöne, weißgekleidete Jungfrau, um Erlöſung flehend. Sie muß aber warten bis auf der Wieſe ein Kirſchbaum wächſt und aus deſſen Holz eine Wiege gemacht wird; das darin gewiegte Kind kann ſie erlöſen*). Die ſchweizeriſche Schlangenjungfrau iſt bis zum Nabel ein ſchönes Frauenbild mit einer Goldkrone auf dem Haupt, mit einem Schlüſſelbund am Halſe, vom Nabel an aber eine gräuliche Schlange. Sie iſt aus königlichem Stamme, aber in ein Ungeheuer verflucht, bis ſie ein reiner Jüngling durch dreimaligen Kuß erlöſt, dem dann ihre Schätze zu Theil werden. Auf dem Oſelberg ſtand vor Zeiten ein Schloß, wo eine einige Jungfrau mit ihrem Vater lebte, endlich mit den Mauern verfiel und umkam. Sie erſchien nachher als Fräulein mit einem Schlüſſelgebund. Auch ſagt man, ſie ſey eine Heidenjungfrau geweſen und in eine abſcheuliche Schlange verwünſcht worden und werde als Schlange mit Frauenhaupt und Bruſt geſehen. In Wyß's Schweizerſagen erſcheint die Schlangenkönigin als Schlange, die verſchmachten will, dann als ſchöne Jungfrau mit glänzender Krone, auf dem gewundenen Schweif einer Schlange ſitzend. Ein Fräulein von Boyneburg iſt, als das Schloß nicht mehr bewohnt war, oft als guter Geiſt geſehen worden. Ein Schäfer ſah ſie als ſchneeweiße Jungfrau in der Sonne ſitzen mit freundlich traurigem Blick. Viele Schätze ſollen in der Burg verborgen liegen. Auf dem Köterberg erſcheint ein prächtiges Königsfräulein und große Schätze liegen im Berg. Auf dem Schloßberg in Thüringen unweit Ordruf läßt ſich zuweilen eine Jungfrau mit einem Gebund Schlüſſel ſehen, und kommt dann um zwölf Uhr Mittags vom Berg herab, um in Herlingsbrunnen zu baden*). Am Meißner in Heſſen liegt ein See, Frau

---

*) In den Trümmern des Bergſchloſſes Rauheneck ſoll ein großer Schatz verborgen liegen, den nur der heben kann, der als Kind

---

in einer Wiege geſchaukelt ſeyn wird, die aus dem Holz eines jetzt nur erſt als ſchwaches Reiß aus der Thurmmauer ſprießenden Baumes gezimmert worden.

*) "Auch die meiſten thüringer Klöſter ſtanden auf heidniſchen Stellen, namentlich Ordruff, deſſen naher Schloßberg der Opferplatz war. Oben mit einem Graben umgeben hat er auf ſeinem felſigen Gipfel viel tiefe, wie es ſcheint, ausgehauene Höhlen, wo ſich nach der Volksſage zuweilen eine Jungfrau mit einem Bunde Schlüſſel

Hollenbad genannt, darin wird Frau Holle zuweilen badend in der Mittagsſtunde erblickt. In oder auf dem Frau Hollenteich zeigt ſich Frau Holle als ſchöne weiße Frau. Aus dieſen Vergleichungen erhellt, daß die ſchöne, weiße, goldhaarige, gekrönte Jungfrau mit dem Schlüſſelgebund, die ſich zur Mittagszeit ſehen läßt und badet, daß die verwünſchte oder verfluchte Jungfrau, die auch in ſchreckender Geſtalt als Kröte und Schlange erſcheint, die altdeutſche Frau Holla iſt, die noch in Sagen und Märchen lebt und der alle die Orte geheiligt geweſen ſeyn müſſen, wo ſie ſich als verwünſchte Jungfrau aufhält und ſehen läßt. Doch hat ſie wohl nicht überall dieſen Namen geführt. Als Jungfrau Ilſe (welcher Name als urheimiſch und nicht als aus Eliſabeth abgekürzt anzuſehen iſt) iſt ſie an den Ilſenſtein gebannt, den ſie, wie einige ſagen, jeden Morgen aufſchließt, ſich in der Ilſe zu baden; wer ſie kennt, preiſt ſie. Auch hier Schätze im Felſen. Hier ſtand einſt ein Schloß; eine Hexe verwandelte ihn in einen Felſen und verzauberte die Jungfrau. Sie iſt nur in einigen Tagen des Jahres im Bade ſichtbar und harrt eines Erlöſers, der ihr an Schönheit und Tugend gleichen muß. Wahrſcheinlich gehört hieher auch die Heidenjungfrau zu Glatz, deren ſchönes, gelbes Haar in der Schloßkirche hängt und die eine Zauberin und Wahrſagerin geweſen ſeyn ſoll. Ihre Weiſſagung von der Schlacht der Türken und Chriſten (Grimm I. p. 409) iſt wohl die nordiſche und deutſche Sage von der Weltſchlacht am Ende der Tage beim Eintritt der Götterdämmerung; die große Linde, bis zu der die Jungfrau ſchoß, und die, wenn ſie verdorrt, immer wieder grünt, iſt der Weltbaum, der Baum der Zeit.

Frau Holla iſt ein freundliches und zugleich ſchreckliches Weſen *); ſie iſt die indiſche Bhavani, von welcher

---

ſehen läßt, Mittags zwölf Uhr herabgeht und ſich in dem Herlingsbrunn badet.“ Mone in Creuzer's Symb. u. Mythol. VI., 212.

*) Sie führt auch das wilde Heer an.

Ganga und Bhadrakali zwei verſchiedene Geſtalten ſind, Ganga ſchön, lieblich, mild, Bhadrakali feindlich, furchtbar, kohlſchwarz. Auch die verwünſchte Jungfrau, welche eben, wie gezeigt, Frau Holla iſt, erſcheint in entgegengeſetzter Geſtalt, in freundlich menſchlicher, als ſchöne, goldhaarige, ſchneeweiße Frau und als gräuliche Schlange und Kröte. Sie iſt das in die Endlichkeit dahingegebene creatürliche Princip, das erlöſt werden ſoll und einſt erlöſt werden wird. Alle Verſuche, die den Sagen nach bisher unternommen worden, um ſie zu erlöſen, ſind mißglückt. Einſt aber, wenn eine neue Zeit anheben wird, wenn der Weltbaum neu wachſen und grünen wird, da wird ein Erlöſer geboren werden, in der aus dem Baume gezimmerten Wiege gewiegt. Bis dahin bleibt ſie verzaubert mit dem Gotte (dem, um das gefallene creatürliche Weſen zu erlöſen, ſelbſt in die Endlichkeit eingegangenen göttlichen Princip), der jetzt noch verborgen iſt, um am Ende der Tage als Retter zu erſcheinen. Daher hauſt Barbaroſſa mit ſeiner Tochter im Kyffhäuſer, er, der einſt hervorkommen wird in goldener Rüſtung, um ſein Volk zu erretten aus großer Noth, und im alten Schloſſe Schildheiß ſitzt ein gewaltiger König im Seſſel, ſchimmernd von Edelgeſtein und ihm zur Rechten hält eine holdſelige Jungfrau dem Könige das Haupt, gleich als ruhete es darinnen. Die hört man bitterlich ſeufzen, naht man ſich aber, ſo wandelt ſie ſich in eine feuerſpeiende Schlange. Hier alſo wieder die Schlangenjungfrau. Der ſchlafende König aber iſt ohne Zweifel Eines mit dem verborgen lebenden oder ſchlafenden Barbaroſſa, Karl, Tell ꝛc. Und wie vom Barbaroſſa erzählt wird, ſein Bart ſey durch den Tiſch gewachſen, ſo führt das Fräulein von Willberg einen Schäfer in ihre Höhle, wo große Schätze liegen und ein Männlein am Tiſche ſitzt, deſſen Bart durch den Tiſch gewachſen iſt (Grimm Nr. 314).

Die verfluchte Jungfer und Frau Holla erſcheint als weiße Frau. Hiemit ſind denn auch die Weſen des Volksglaubens verwandt, die man die »weiße Frau« nennt. Die ſogenannte ſchloßweiße Frau erſcheint in Wäldern und auf Wieſen, kommt zuweilen mit brennenden Wachskerzen in Pferdeſtälle und putzt die Pferde. Sie ſoll, wenn ſie ausgeht, hell ſehen, in ihrer Wohnung aber blind ſeyn. Auch ſie erſcheint hier in entgegengeſetzter Eigenſchaft und wie eine der oben angeführten Geſtalten die Wieſenjungfrau heißt, ſo erſcheint auch ſie auf Wieſen und in Wäldern. Ferner iſt bekannt Frau Berta oder die weiſe Frau, die in den Schlöſſern mehrerer fürſtlicher Häuſer erſcheint. Sie trägt einen Schlüſſelbund, wie obige verwünſchte Jungfrauen, und eine weiße Schleierhaube. Ihr Erſcheinen verkündet Fröhliches und Trauriges, letzteres, wenn ſie einen ſchwarzen Handſchuh trägt. Auch hier wieder der Gegenſatz. Sie iſt ſomit auch die ſchwarze. Im Namen aber heißt ſie Berta, Perchta d. h. die Weiße, Glänzende, die weiße Frau*). Sie ſoll geſtiftet haben, daß in Böhmen alle Roſenberge ihren Leuten auf ewige Zeiten ein Mahl geben müſſen, wie ſie es im Leben that, wobei ein Brei mit Fiſchen gegeſſen wird. Unterbleibt es, ſo erſcheint ſie zürnend. Auch in Deutſchland eſſen viele Leute am letzten Tage des Jahres Klöße und Heringe, ſonſt komme, ſagt man, die Perchta oder Prechta, und ſchneide ihnen den Leib auf. Sie heißt auch die eiſerne Bertha**), die wilde Bertha, Bildabertha, Hildabertha. Sie erſcheint als wilde Frau mit zottigen Haaren und beſudelt dem Mädchen, das am letzten Tag des Jahres ihren Flachs nicht abſpinnt, den Rocken. Das iſt nun wieder Frau Holla, die in der Weihnacht bis zum großen Neujahr herumzieht und zürnt, wenn ſie noch unabgeſponnene Rocken findet. Hilda aber iſt Hulda, Holla, und die Namen Holla, Hulda und Bertha, Perchta ſind im Namen Hildabertha vereinigt, woraus, wie es ſcheint, das Volk die wilde Bertha gemacht hat. Dieß jedoch der Sache nach nicht mit Unrecht. Denn ſie iſt, wie eine gute, ſo auch eine zürnende, ſchreckliche, wilde Gottheit. Jährlich geht Frau Holla im Lande um und verleiht den Aeckern Fruchtbarkeit, erſchreckt aber auch die Leute, an des wilden Heeres Spitze durch den Wald fahrend. In Entlebuch heißt ſie das Poſterli, eine Unholdin des Volksglaubens, die die Geſtalt einer alten Hexe, einer Ziege oder eines Eſels hat und deren Jagd die Einwohner jährlich Donnerſtags vor Weihnachten in einem großen Aufzug mit fürchterlichem Lärm vorſtellen. Das ſind lauter Reſte des Heidenthums (vergl. Mone in Creuzer's Symb. VI. p. 245). In Luzern hat man die Sträggelenacht, wo die Sträggele, eine Hexe, in der Frohnfaſtennacht am Mittwoch vor den heilgen Weihnachten herumſpuckt, und die Mädchen ſtraft, die ihr Tagewerk nicht geſponnen. Auch hier alſo ganz wieder Frau Holla.

---

*) Vergleiche Gebr. Grimm altdeutſche Wälder III. p. 43 über die Kerlingiſche Ahnmutter Berta.

**) In meiner Kindheit hörte ich zu Nürnberg noch die Rede: wenn man in der Faſtnacht keine Kuchen eſſe, ſo ſchneide einem der Eiſenbert den Bauch auf.

In der Sage von Jungfrau Ilſe iſt von dieſem Weſen nur die freundliche Seite erhalten, dagegen ſtellt Jungfer Eli, welche wohl daſſelbe Weſen iſt, ſo wie Ilſe und Eli dieſelben Namen, nur die feindliche, geſpenſtige Seite dar. Die Sage läßt in ihr noch die alte Göttin als wilde Jägerin und Waldfrau erkennen. Sie fährt jährlich einmal mit ſchrecklichem Gebrauſe über die Abtei zu Freckenhorſt, wo ſie vor Zeiten Haushälterin einer Aebtiſſin geweſen ſeyn ſoll. Sie hielt ſich nach ihrem Tode als Geſpenſt im Walde auf und flog von Baum zu Baum, die Geiſtlichkeit aber bannte ſie in die Davert, einen Wald im Münſterſchen, wo Geſpenſter hauſen. So wurde die Tutoſel, eine Thüringer Nonne, in Geſtalt einer Ohreule in die Dumburg auf den Harz gebannt. Sie zieht als

Nachteule dem wilden Heere voran und iſt wohl wieder Eines mit Holla, Berta, Poſterli, Sträggele, Eli.

Von Jungfrau Ilſe wird auch erzählt, ſie ſey, mit ihrem Geliebten auf den Harz fliehend, in den Fluthen der Sündfluth untergeſunken. An dem Orte zu Nürnberg aber, der von der verfluchten Jungfrau benannt iſt, ſtand ehemals auch ein Stein, von dem man ſagte, er ſey der Grabſtein zweier Liebenden, die hier einſt mit einander in den Stadtgraben geſtürzt. Das Volk nannte ſie Hänſel und Gretel, und letztere wurde mit einem Schlüſſelbund geſehen, auch wollen die Leute zuweilen ihren Geſang gehört haben. Der Schlüſſelbund mahnt wieder an die verfluchte Jungfrau und weiße Frau, und Gretel iſt, wie kaum zu zweifeln, daſſelbe Weſen, das unter dem Namen der verfluchten Jungfrau in dem Gartengebäude abgemahlt war und dort herumſpucken ſoll. Das Verſinken in den Stadtgraben mit dem Geliebten ſcheint mit obiger Sage von Jungfrau Ilſe verwandt. Es iſt wohl hier wieder das Götterpaar, das als Mann und Weib oder als Vater und Tochter vorgeſtellt wurde und auch als verwünſchter König und verwünſchte Jungfrau mit einander im Berge hauſt. Wenn wir oben die Namen Ilſe (Elſe) und Eli zuſammenſtellten, ſo möchten wir nun auch die Form Eila hinzufügen, die ſich in der Nürnberger Sage von der Truten-Eila findet, welche vom Volk als eine Art von Schutzgottheit betrachtet wird, an die man ſich in Nöthen wenden kann. Ihr Aufenthalt am Dutzendteich bei Nürnberg mahnt an den Frau Hollenſee oder Hollenteich. So können wir nun als verſchiedene Namen derſelben Gottheit wohl nicht mit Unrecht beſtimmen: Frau Holla, Hulda, Hilda, Bertha, Berchta, Prechta, eiſerne Bertha, Eiſenbertha (Eiſenbert), Hildabertha, Ilſe, Elſe, Eli, Eila, Truten-Eila, Sträggele, Poſterli, — noch in der

Sage lebend als **weiße Frau — verfluchte Jungfrau — guter Geiſt — Hexe und wilde Jägerin.**

VIII. Die ſpinnende Maria.

In der ehemaligen ſogenannten Todtenkapelle zu Nürnberg wurde, wie man ſagt, eine Maria mit einem Spinnrad und dem Garne auf der Spule gezeigt, welches ſie geſponnen und welches nie ein Ende nehmen ſollte, ſo viel auch ſchon davon abgeriſſen worden ſey oder noch abgeriſſen werden würde. Die, welche dieſer Maria Opfer brachten, ſollen Trümmer von dem nie ausgehenden Garne als wunderthätig wirkend erhalten haben. Wurde hier von den Prieſtern Betrug getrieben, ſo war er wahrſcheinlich durch alten heidniſchen Glauben und Cultus veranlaßt und jene Sage von der ewig Garn quellenden Spule ſchwerlich eine bloße Prieſtererfindung. Ueber die ſpinnenden Göttinnen des Alterthums ſ. Creuzer. Eine ſolche ſpinnende Göttin wurde in heidniſcher Zeit wohl auch an der Stätte verehrt, wo die genannte Capelle erbaut wurde. Die chriſtlichen Prieſter in bekannter Weiſe bequemten ſich dem Volksglauben, ihm chriſtliche Form gebend, und aus der Göttin, die das Gewebe der Endlichkeit (wie Penelope) endlos ſpann, ward nun ein heiliges, wunderthätiges Marienbild. Mit der »Spinnerin am Creutz« bei Wien mag es ſich auf ähnliche Weiſe verhalten (Grimm'ſche Sagenſammlung I. p. 260). Auch Frau Holla war eine ſpinnende Göttin und führt im Volksglauben die Aufſicht über die Spinnerinnen, beſtraft Faule, belohnt Fleißige und ſpinnt für dieſe ſelbſt des Nachts, daß die Spulen des Morgens voll ſind.

IX. Die beiden Baumeiſter.

An dem alten Thurm der Lorenzer Kirche haben, ſagt man, zwei Meiſter gebaut, von denen der eine den andern aus Neid und Eiferſucht vom Fenſter herabgeſtürzt, welches Fenſter deßhalb noch heut zu Tage vermauert ſey. Daß dieſer Sage nichts Hiſtoriſches zu Grunde liege, kann man daraus abnehmen, daß ſie von andern ähnlichen Gebäuden häufig erzählt wird. Etwas uralt Mythiſches, welches auf beſondere Localitäten überall übergetragen wurde, liegt immer ſolchen mehrfältig vorkommenden Sagen zu Grunde. Auch Athen hatte jene Sage. Denn vom Schloſſe daſelbſt ſtürzte Dädalus aus Künſtlerneid den Lehrling Talos herab. Durch dieſe Vergleichung werden wir auf ein hohes Alterthum zurückgeführt, von dem ſowohl Griechen als Deutſche dieſe Sage her haben müſſen. Die beiden Meiſter ſind wohl zwei demiurgiſche Mächte, von denen die eine der andern in der ſymboliſchen Sprache des Alterthums den Tod gegeben. Verwandt mit obigen Sagen ſcheinen diejenigen, wo ein Meiſter den Lehrling wegen eines von dieſem vollbrachten Glockenguſſes tödtet. Als die Glocke zu S. Maria Magdalena in Breslau gegoſſen werden ſollte, und alles faſt fertig war, gieng der Gießer zum Eſſen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkeſſel anzurühren. Der Junge aber aus Neugierde bewegte den Krahn und das Metall rann in die zubereitete Form. Der Meiſter im Zorne darüber erſtach den Jungen, die Glocke aber war trefflich gerathen. Zum Schwert verurtheilt, bat der Gießer noch zuvor den Klang der Glocke zu hören, und ſeit der Zeit wird mit dieſer Glocke den armen Sündern geläutet. Attendorn, ein cölniſches Städtchen in Weſtphalen hat dieſelbe Sage. Die Attendorner ließen eine Glocke gießen und das Erz dazu ſammeln, worunter unbekannter Weiſe eine Goldplatte kam. Der Glockengießer, der verreiſen mußte, hatte einen Geſellen hinterlaſſen, mit Befehl, die Form zu fertigen und alle ſonſtigen Anſtalten zu treffen, doch den Guß bis zu ſeiner Ankunſt einzuhalten. Der Geſell aber fertigte eine Glocke von ſchönſtem Klang und der zurückkommende Meiſter ſchoß ihm im Zorne eine Kugel durch den Kopf, worauf er zur Strafe hingerichtet wurde. Dem Geſellen ward auf der Brücke, da ihn der Meiſter erſchoß, ein eiſernes Kreuz zum Gedächtniß aufgerichtet.

X. Der betrogene Teufel.

Die ehemalige Kaiſerskapelle auf dem Schloß zu Nürnberg ruht auf vier Säulen, deren eine in der Mitte mit einem eiſernen Ring gefaßt iſt. Oben am Gewölbe iſt der ſteinerne übermahlte Kopf eines Mönchs oder Prieſters zu ſehen. Davon giebt es folgende Sage. Der Teufel wettete einſt mit einem Kapellan dieſer Schloßkapelle, der ungemein hurtig Meſſe leſen konnte, daß er vier ſteinerne Säulen aus Rom auf das Schloß bringen wolle, ehe der Geiſtliche mit einer Meſſe zu Ende ſeyn würde, und dieſer vermaß ſich, des Teufels zu ſeyn, wenn er nicht eher fertig ſeyn würde. Es kam die erſte, zweite, dritte Säule, ehe der Geiſtliche noch zu dem Memento gekommen. Aber wie der Teufel mit der vierten kam, war die Meſſe geleſen und der Teufel voll Grimm ſchmiß die Säule auf den Boden, daß ſie zerbrach. Dieſe aber ward zuſammengeküttet und zum Andenken mit den übrigen aufgerichtet, ſo wie auch des Geiſtlichen Kopf am Gewölbe angebracht.

So auch mit einem Prieſter, Namens Wazlava Kralizzeck, ſchloß der Teufel nach einer Sage den Vergleich:

er wolle zu Anfange einer Meſſe, die der Prieſter leſen werde, eine von ihm beſeſſene Perſon verlaſſen; könne er von da an bis zum Schluſſe eine Säule aus der Peterskirche zu Rom herbeibringen, ſo gehöre ihm der Prieſter, wo nicht, ſo ſey die beſeſſene Perſon erlöſt. Kralizzeck las die Meſſe, und eben war ſie geendigt, da kam der Teufel und warf wüthend die Säule hin, daß ſie in drei Stücke zerſprang.

Eigentlich hatte der Teufel die Aufgabe, die Kirche zu bauen, und ward um ſeinen Lohn betrogen, als er mit der letzten noch fehlenden Säule kam, wie man aus folgender däniſchen Sage erſieht.

Zu Kallunborg in Seeland wollte Esbern Snare eine Kirche bauen, hatte aber nicht die Mittel dazu. Ein Trolle erbot ſich zum Bau, nach Beendigung deſſelben aber müßte jener des Trollen Namen ſagen können oder dem Trollen Herz und Augen geben. Schon fehlte nur noch ein Pfeiler, als Esbern gramvoll auf Ulshoi Bank ſich niederlegend von innen die Stimme eines Trollenweibes hörte, die ihrem Kinde zuſang, daß morgen der Vater kommen und ihm Esbern Snare's Herz und Augen bringen werde, damit zu ſpielen. So erfuhr der Mann den Namen, den er dem Trollen zurief, als dieſer mit dem noch fehlenden halben Pfeiler kam *). Darüber ward der

---

*) Man vergleiche hiemit das Märchen vom Rumpelſtilzchen (Fliederſlitz ꝛc. in einer Nürnberger Erzählung: Ziprideischen). Ein König giebt einer Müllerstochter, von der er gehört, daß ſie Stroh zu Gold ſpinnen könne, die Aufgabe, eine Quantität Stroh zu Gold zu ſpinnen, wäre es nicht bis morgen geſchehen, ſo müſſe ſie ſterben. Zu dem rathloſen Mädchen, das die Arbeit nicht vollbringen kann, kommt ein kleines Männchen, das verſpricht die Arbeit zu thun, wofür das Mädchen, wenn ſie Königin werde, ihm ihr erſtes Kind geben ſoll. Der König heirathet die Müllerstochter; als ſie ein Kind gebiert, kommt das Männchen, es zu holen, giebt aber der jammernden Mutter drei Tage Friſt; wenn ſie bis dahin ſeinen Namen zu nennen weiß, ſoll ſie das Kind behalten. Einer ihrer Diener be-

Trolle ſo wüthend, daß er mit dem Pfeiler durch die Luft auf und davon gieng, daher die Kirche nur drei und einen halben Pfeiler hat.

Auf dem Gipfel des Romberges liegen theils zerſtreute, theils geſchichtete Granitblöcke, die man die Teufelsmühle heißt und wovon man Folgendes erzählt. Der Teufel war mit einem Müller übereingekommen, ihm hier eine Mühle zu bauen, die in der folgenden Nacht vor Hahnenſchrei fertig ſeyn müſſe, wofür der Müller ſeine Seele verſchrieb. Der Teufel hatte die Mühle gebaut, als der Müller noch einen Stein vermißte, den jener ſogleich erſetzen wollte und ſchon mit dem Stein geflogen kam, als der Hahn krähte. Da faßte der Teufel wüthend das Gebäude und ſtreute die Trümmer umher.

Von der nordgauer Pfalhecke erzählten die Bauern um Oberndorf und Otmannsfeld Folgendes. Der Teufel habe mit Gott dem Herrn den Vergleich geſchloſſen: dasjenige Stück Landes, das er vor Hahnenkrat mit Mauer umgebe, ſolle ihm zufallen. Doch ehe noch der Schlußſtein aufgeſetzt war, krähte der Hahn und der erzürnte Teufel warf alle Steine über den Haufen.

Wer hier den Vergleich ſchließt, iſt nicht ein Menſch, ſondern Gott. Und das iſt das Aechteſte. Denn die nordiſche Mythologie hat uns einen Mythus bewahrt, der uns unzweifelhaft zeigt, welches Urſprungs dieſe Sagen ſind. Ein Schmied erbot ſich, in drei Halbjahren eine Burg zu bauen, ſo feſt und ſicher, daß weder Berg- noch Reifrieſen, wenn ſie nach Midgart hineinkämen, ſie einnehmen könnten. Dafür bedung er ſich die Freyia, die Sonne und den Mond zum Lohne und die Aſen giengen es ein, wenn er

---

lauſcht das Männchen, wie es ſingend ſich ſelber nennt. Als ihm die Königin den Namen nennt, reißt es ſich ſelbſt entzwei (ſ. 1. Heft p. 62). Auch hier iſt der Dämon werkthätig, ſchaffend. Das Werk iſt hier ein Geſpinnſt, in obigen Sagen ein Bau.

die Burg in einem Winter bauen könnte. Das wurde von beiden Theilen beſchworen, und auf Loki's Rath noch die weitere Bedingung aufgenommen, daß Niemand dem Schmiede helfen dürfe, als ſein Roß Svadilföri, und er bis zum erſten Sommertage fertig ſeyn oder nichts erhalten ſollte. Wider alles Vermuthen gedieh das Werk ſo ſchnell, daß es drei Tage vor Sommers Anfang bis auf die Thore fertig war. Nun drohten die Aſen dem Loki mit dem härteſten Tode, wenn er die Vollendung nicht vereitelte, er ſchwur dafür einen Eid, und als am nächſten Abend der Schmied ausfuhr, um über Nacht, wie gewöhnlich, Steine herbeizuführen*), kam Loki als Stute und wieherte den Hengſt an, der ihm nachlief in den Wald, ſo daß der Schmied ſeine Arbeit nicht fertig brachte und aus Zorn und Angſt ſeine Rieſengeſtalt annahm, um mit größerer Kraft das Werk zu vollenden; jetzt aber hielten ſich die Aſen nicht an ihren Eid und Vertrag gebunden, riefen den Thor herbei, der eben von ſeiner öſtlichen Reiſe, wo er das Trollvolk bekämpft, heimgekehrt war; der warf mit ſeinem Hammer den Rieſen todt und ſandt ihn nach Niflhel.

Der Bau iſt der Weltbau. Die böſe Rieſennatur giebt die Materie zu dieſem Bau, iſt eine demiurgiſche Kraft, deren Wirken Selbſtſucht iſt. Aber dieſes Princip wird um das, wornach es ſtrebt, betrogen; denn es wird durch das göttliche Princip entſelbſtigt. Ehe dieß aber geſchieht, thut es ſich noch einmal in ſeiner ganzen Negativität hervor; dann geht es als dieſe abſtrakte Selbſtheit unter, Thor erſchlägt den Rieſen und der Dämon des Märchens reißt ſich ſelbſt entzwei.

Der Mythus, wie es die Sitte des Alterthums war, wurde vom Cultus localiſirt, ſo wird er auch wohl zu Nürnberg von einem heidniſchen Heiligthum auf die nachher entſtandene chriſtliche Kapelle übergegangen ſeyn. Bei ſolchem Uebergange mußte er chriſtliche Form annehmen und es ward ein Teufels- und Pfaffenmärchen daraus.

---

*) Auch hier wird in der Nacht gebaut.

In dieſen Kreis gehören auch die Sagen, wo der Teufel Kirchen oder Brücken baut, um Menſchenſeelen zu erhalten, wofür man ihm Thierſeelen unterſchiebt.

Als man den Dom zu Achen baute und Geldmangel die Vollendung hinderte, erbot ſich der Teufel zum Bau, wenn er die erſte Seele, die bei der Einweihung zur Thür hineingienge, haben ſolle. Man trieb aber einen Wolf durch die Hauptthüre und der erzürnte Teufel warf das eherne Thor ſo gewaltig zu, daß der eine Flügel ſprang, wovon noch der Spalt zu ſehen.

Zu Regensburg ſchloß der Teufel mit einem Manne den Contrakt: daß er ihm eine Brücke bauen wolle, dafür ſollten die erſten drei Darübergehenden ſein eigen ſeyn. Jener aber, da die Brücke fertig iſt, jagt einen Hahn, einen Hund und eine Katze darüber.

Von der Sachſenhäuſer Brücke zu Frankfurt ſagt man: der Baumeiſter, der ſie bis zu einer beſtimmten Zeit fertig machen ſollte und nicht konnte, habe den Teufel zu Hülfe gerufen, der ſie unter der Bedingung vollendete, daß das erſte lebendige Weſen, das darüber gehen werde, ihm gehören ſolle. Der Baumeiſter aber trieb einen Hahn über die Brücke, den der Teufel im Zorne zerriß und durch die Brücke warf, wovon zwei Löcher entſtanden, die bis auf dieſen Tag nicht zugemauert werden können.

Es iſt ſchon oben mit dieſen Sagen ein Märchen in Verbindung geſetzt worden, in welchem der Dämon deſſen, was er gewonnen zu haben glaubt, durch Nennung ſeines Namens verluſtig wird. Daſſelbe iſt die Löſung des Räthſels, die der Sphinx den Tod giebt und durch die im Märchen der Teufel betrogen wird.

In einem Märchen macht der Teufel mit drei Soldaten den Vertrag, ihnen aus der Noth zu helfen, nach ſieben Jahren aber ſollten ſie ſein eigen ſeyn, außer wenn ſie ein Räthſel errathen würden, das er ihnen aufgeben werde. Einem von den dreien verhilft des Teufels Großmutter zur Löſung und ſie ſind frei.

Nach einer andern Erzählung müſſen die drei ein Jahr in der Hölle bleiben, bis die Zeit kommt, da ihnen der Teufel ſein Räthſel vorlegt. Einer derſelben erlauſcht die Löſung vom Teufel ſelbſt in einem Geſpräch deſſelben mit dem Lucifer.

Verwandt iſt das Märchen vom Teufel mit den drei Goldhaaren. Ein Glückskind, Sohn einer armen Frau, wird mit vierzehn Jahren einer Königstochter Gatte, ſoll aber drei goldene Haare von des Teufels Haupt aus der Hölle holen. Er ſteigt zur Hölle nieder und des Teufels Großmutter hilft ihm zu den drei goldenen Haaren und den Geheimniſſen des Teufels, durch deren Kunde er ſein Glück macht.

Hier kommt wieder das Hinabſteigen zur Hölle vor, welche hier den Abgrund des Außerſichſeyns bedeutet, in welchen ſich, um zu ſchaffen und zu erlöſen, das göttliche Princip begiebt (vergl. 1. Heft p. 62 und 63).

Nachträgliches.

Zu 1. füge ich noch folgende Sprungſagen hinzu.

Aus Oberwallis iſt die Sage, daß ein Hirt, da ihn ſpät Abends der Weg über die Visper führte, wo ſie in einer tiefen Felſenſchlucht rauſcht, einen Sprung über den Abgrund gethan, weil ihm der Teufel durch einen Kohlenhaufen auf der ſchmalen Bretterbrücke den Weg verſperrte (Grimm I. p. 276).

Zu den p. 2 u. 3 angeführten Ritterſagen gehört wohl auch folgende. Zu der Zeit, als in Graubünden das Landvolk das Joch des Adels abwarf, ſeine Burgen zerſtörte und ihre Bewohner ermordete, ſoll der Herr der Burg Johannisberg bei Tuſis am Hinterrheine, von der noch die Ruine zu ſehen, nachdem er ſeinem Pferd die Augen verbunden, völlig gewappnet von der Felswand, auf der die Burg ſtand, in den Abgrund, in welchem der Rhein fließt, geſprengt ſeyn (Keßler's Briefe auf einer Reiſe durch Süddeutſchland).

Zu p. 6. Wie Dramaus (δρομος, δρομας) der Sprung hieß, ſo mag auch der Name zweier Nürnberger Orte Lauf (Städtchen Lauf und Dorf Lauf, letzteres: Lauf am Holz, Laufenholz) die Bedeutung Sprung gehabt haben, vergl. engl. leap, Sprung (bei Ulphilas hlaupan, angelſächſ. hleapan, laufen, ſpringen, iſl. hleipa). Leap hieß auch der iriſche Sprungberg. Die Namen Eglofſtein (Schloß im Bambergiſchen), Marloffſtein (Schloß hinter Erlangen) heißen Roßſprungfels von Mar und Ek, Pferd, Lof, Sprung und Stein, Fels, wie die Stelle des Felſens, wo Harras ſprang, der Harrasſprung d. i. der Sprung des Roſſes (hors, haras) oder Roßgottes heißt.

Ueber

die Entwendung

ägyptiſchen Eigenthums

beim

Auszug der Iſraeliten aus Aegypten.

◆

Als vorläufiges Bruchſtück eines die durch das Sendſchreiben
an Kindler veranlaßten Gegenſchriften der Herren

Götz, Wild und Höfling

betreffenden Werks über Bibel und Chriſtenthum

von

G. Fr. Daumer.

Nürnberg,
Druck und Verlag von Friedrich Campe.
1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Eine von mir herausgegebene populäre Schrift über die Frage: ob die Cholera Morbus ein Strafgericht Gottes ſey, hat einige Gegenſchriften veranlaßt, eine von Herrn Rektor Götz:

> «Ueber den mythiſchen Jeſus Chriſtus und ſein antiquirtes Evangelium, Sendſchreiben an Daumer,»

eine andere von Herrn Pfarrer Wild:

> «Ueber göttliche Strafgerichte,»

eine dritte, von Herrn Pfarrer Höfling:

> «Beleuchtung des Daumeriſchen Sendſchreibens an Pfarrer Kindler, mit beſonderer Rückſichtnahme auf Vertheidigung der in demſelben angegriffenen heiligen Schrift.»*)

---

*) Die Verfaſſer dieſer drei Schriften führen Stellen aus meiner "Andeutung eines Syſtems ſpec. Phil." an; keinem derſelben hat es aber gefallen, die zu Ende dieſer Schrift angezeigten Druckfehler zu verbeſſern.

Ueber die in dieſen Schriften beſprochenen Gegenſtände habe ich vor, eine ausführliche Schrift herauszugeben, da aber die Ausarbeitung derſelben unter den ſchon ſonſt angeführten höchſt mißgünſtigen Umſtänden nur ſehr langſam von Statten gehen kann, die Erſcheinung des Ganzen daher ſich noch geraume Zeit verzögern wird, ſo theile ich einſtweilen gegenwärtige Abhandlung mit, die, wie ich glaube, allein ſchon hinreichen wird, um die Nichtigkeit und Schmählichkeit derjenigen Art von Glauben, welcher die beiden zuletzt genannten Gegner zugethan ſind, auf's Entſchiedenſte erkennen zu laſſen.

Die Herren Götz und Wild haben daher ſo ſinn- und redeentſtellende Fehler wie: unbeſtimmte Form und maaßloſe Aeußerlichkeit ſtatt unbeſtimmte, form- und maaßloſe Aeußerlichkeit (Andeut. p. 8) und: nur durch nichts Anderes, ſtatt durch nichts Anderes (p. 43) in den von ihnen abgeſchriebenen Stellen ſtehen laſſen. Die Beruckſichtigung angezeigter Druckfehler kann ein Schriftſteller, zumal wenn er in der Vorrede beſonders darum bittet, wenigſtens von denen verlangen, die öffentlich über ihn zu urtheilen unternehmen und Stellen aus ſeinen Schriften anführen.

3. Moſe. C. 2.

V. 16. Darum ſo gehe hin, und verſammle die Aelteſten in Iſrael, und ſprich zu ihnen: der Herr, eurer Väter Gott, iſt mir erſchienen, der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs; und hat geſagt: ich habe euch heimgeſucht, und geſehen, was euch in Aegypten widerfahren iſt.

V. 17. Und habe geſagt: ich will euch aus dem Elende Aegyptens führen in das Land der Cananiter, Hethiter, Amoriter, Phereſiter, Heviter und Jebuſiter; in das Land, darinnen Milch und Honig fleußt.

V. 18. Und wenn ſie deine Stimme hören, ſo ſollſt du und die Aelteſten in Iſrael hinein gehen zum König in Aegypten und zu ihm ſagen: der Herr, der Hebräer Gott, hat uns gerufen. So laß uns nun gehen drei Tagereiſen in die Wüſte, daß wir opfern dem Herrn, unſerm Gott.

V. 19. Aber ich weiß, daß euch der König in Aegypten nicht wird ziehen laſſen, ohne durch eine ſtarke Hand.

V. 20. Denn ich werde meine Hand ausſtrecken und Aegypten ſchlagen mit allerlei Wundern, die ich darinnen thun werde. Darnach wird er euch ziehen laſſen.

V. 21. Und ich will dieſem Volk Gnade geben vor den Aegyptern, daß wenn ihr auszieht, ihr nicht leer auszieht.

V. 22. Sondern ein jeglich Weib ſoll von ihrer Nachbarin und Hausgenoſſin fordern *) ſilberne und goldene Gefäße und Kleider; die ſollt ihr auf eure Söhne und Töchter legen, und den Aegyptern entwenden.

---

*) Das hebräiſche Wort (שָׁאַל) hat hier die Bedeutung Borgen, in der es auch ſonſt vorkommt. Im Hiph. in der Bedeutung leihen ſteht es unten C. 12. V. 36.

2. Moſe. C. 4.

V. 28. Und Moſe ſagte Aaron alle Worte des Herrn, der ihn geſandt hatte, und alle Zeichen, die er ihm befohlen hatte.

V. 29. Und Moſe und Aaron gingen hin, und verſammelten alle Aelteſten von den Kindern Iſrael.

V. 30. Und Aaron redete alle Worte, die der Herr mit Moſe geredet hatte, und er (Moſes) that die Zeichen vor dem Volk.

V. 31. Und das Volk glaubte; und da ſie hörten, daß der Herr die Kinder Iſrael heimgeſucht und ihr Elend angeſehen hätte, neigten ſie ſich und beteten an.

2. Moſe. C. 11.

V. 2. So ſage nun zu dem Volk, daß ein Jeglicher von ſeinem Nächſten, und eine Jegliche von ihrer Nächſtin, ſilberne und goldene Gefäße fordere.

V. 3. Und der Herr gab dem Volk Gnade vor den Egyptern.

2. Moſe. C. 12.

V. 31. Und er (Pharao) forderte Moſe und Aaron in der Nacht, und ſprach: Machet euch auf, und ziehet aus von meinem Volk, ihr und die Kinder Iſrael; gehet hin und dienet dem Herrn wie Ihr geſagt habt.

V. 32. Nehmet auch mit euch eure Schafe und Rinder, wie ihr geſagt habt; gehet hin und ſegnet mich auch.

V. 33. Und die Aegypter drangen das Volk, daß ſie es eilend aus dem Lande trieben; denn ſie ſprachen: Wir ſind alle des Todes.

V. 35. Und die Kinder Iſrael hatten gethan, wie

Moſes geſagt hatte und von den Aegyptern gefordert ſilberne und goldene Geräthe und Kleider.

V. 36. Dazu hatte der Herr dem Volke Gnade gegeben vor den Aegyptern, daß ſie ihnen leiheten; und ſie entwandtens den Aegyptern.

Das erzählte Factum iſt alſo dieß: Gott verkündet dem Moſes, daß er ſein Volk vom ägyptiſchen Joche erlöſen und in ein anderes Land führen wolle. Den Aegyptiern aber ſollte nach Gottes Befehl nur ein Zug in die Wüſte zum Behufe eines Opferfeſtes vorgeſpiegelt werden. *Hier alſo ſchon wird von Gott ein Betrug befohlen.* Ferner befiehlt Gott, daß die Iſraeliten ſilberne und goldene Gefäße und Kleider borgen und nicht wiedergeben (*entwenden*) ſollten. *Hier alſo ein zweiter von Gott befohlener Betrug* und zwar *ein Betrug der niedrigſten Art, ein Betrug gutmüthigen Vertrauens,* um *ſich durch fremdes Eigenthum zu bereichern.* Alles aber, was Moſes von Gott vernommen, ſollte er durch eine Verſammlung der Aelteſten dem Volke mittheilen und wir leſen (Cap. 4, V. 29 ff.), daß dieß wirklich geſchah, ſo wie wir auch nachher beim Auszug aus Aegypten leſen, daß die Iſraeliten thaten, wie ihnen der Herr durch Moſes geboten hatte, und die geliehenen Koſtbarkeiten den Aegyptiern *entwandten. Gott gab alſo den ausdrücklichen Befehl, zu lügen, zu betrügen, zu entwenden* und *dieſen Befehl vollzogen die Iſraeliten.* Das iſt, was mit den oben angeführten Worten ganz unzweideutig, unverhohlen und unbeſchönigt die Bibel erzählt.

Wenn nun Herr Höſling ſagt: „Gott gebot den Iſraeliten nicht, die Geräthe zu *ſtehlen,* ſondern ſie zu fordern; die Umſtände, unter welchen die Zurückgabe des Entlehnten unmöglich wurde, konnte von den Iſraeliten nicht vorhergeſehen werden; ſie wurden von Gott herbeigeführt» *) — wenn er uns bereden will, es ſey der Bericht der Bibel, oder ihr Bericht erlaube anzunehmen, daß die Iſraeliten in der guten Abſicht geborgt hätten, die Geräthe zurückzugeben, ohne um ihres Gottes Plan zu wiſſen, der ſie dadurch bereichern wollte, ſo ſagt er die offenbarſte der Unwahrheiten. Moſes wußte ja unmittelbar von Gott, daß keine Zurückgabe ſtattfinden ſollte; Ihr ſollts entwenden, ſagte ihm Gott, das heißt doch wohl: nimmer wiedergeben; durch Moſes und Aaron aber waren alle Worte des Herrn dem Volke verkündigt worden. Man borgte alſo, um nicht wiederzugeben und es bedurfte keiner nachherigen, unvorhergeſehenen Umſtände, um zu bewirken, daß die Zurückgabe unterblieb, die ſchon beim Borgen nicht im Willen der Iſraeliten lag.

Völlig nichtig iſt auch die Ausflucht: die Aegyptier hätten die Geräthe den Iſraeliten zuletzt gern überlaſſen und es wäre daher keine unrechtliche Entziehung des Eigenthums geweſen, wenn die Geräthe nicht zurückgegeben wurden. Wäre auch zuletzt, da die Aegyptier, von unerhörten Schrecken und Drangſalen niedergedrückt, die Iſraeliten antrieben, ihren Zug anzutreten, aus der anfänglichen Leihung eine Schenkung geworden, ſo wäre doch immer der Befehl Gottes zum Lügen und Betrügen und das unredliche Abborgen mit dem Bewußtſeyn, daß die Aegyptier ihr Eigenthum nicht wieder erhalten ſollten,

---

*) Zu dem Worte entwenden 2 Moſe 3, 22 bemerkt J. Fr. v. Meyer: "Nicht ſtehlen, ſondern Gott befahl zu fordern, machte die Aegyptier geneigt, und die Unmöglichkeit der Rückgabe des Geliehenen entſtand aus dem Betragen der Aegyptier, wodurch Gott zugleich eine große Gerechtigkeit übte. Die Aegyptier gaben und ließen's ihnen gern, wenn ſie nur zogen.»

vorausgegangen. Allein von einer Schenkung iſt in der bibliſchen Erzählung ſo wenig die Rede, daß es vielmehr noch zuletzt beim Auszug aus Aegypten ausdrücklich heißt: die Iſraeliten hätten gethan, wie ihnen der Herr geboten hatte und das Geliehene (nicht Geſchenkte) entwandt. Auch kann deßhalb kein Gedanke an eine Schenkung ſeyn, weil die Iſraeliten nicht auf immer entlaſſen wurden, ſondern unter der Bedingung, nach Beendigung des Opferfeſtes, zu dem ſie, wie man annehmen muß, die Geräthe geborgt hatten, zurückzukehren und wie ſich verſteht, dieſelben ſodann den Eigenthümern wieder zuzuſtellen. Wollte man ſagen, es ſey zwar keine ausdrückliche Schenkung, wohl aber eine ſtillſchweigende Verzichtleiſtung geweſen, indem die Aegyptier vermuthen mochten, daß die Ausziehenden nicht zurückkehren würden und in der Todesangſt, welche die letzte Plage erzeugte, die Iſraeliten mitſammt dem geliehenen Gut forttrieben, wohl ahnend, daß ſie es nie wieder erhalten würden; ſo iſt auch dadurch nichts gewonnen, denn eine ſolche ſtillſchweigende Verzichtleiſtung kann nicht als Schenkung betrachtet werden und gab kein Recht, das Geliehene zu behalten, und wäre es auch, ſo gieng doch das betrügliche Abborgen voraus, welches den Iſraeliten von Gott befohlen worden war, und jene göttlichen Befehle zum Lügen und Betrügen und das lügenhafte, betrügliche Abborgen ſelbſt, werden wir auf keine Weiſe los. Auf dieſe Befehle kommt es hier an und Herr Rektor Götz giebt ſich daher eine ganz unfruchtbare Mühe, wenn er mit Verſchweigung dieſer ausdrücklichen Gebote Gottes bloß das Betragen der Iſraeliten zu entſchuldigen ſucht.

Iſt es nun gewiß, daß uns hier in der Bibel ausdrückliche Befehle Gottes zu lügen und zu betrügen vorliegen, ſo ſind folgende Anſtößigkeiten in der Erzählung. Ein Gott, der zu lügen und zu betrügen befehlen kann, und der durch die, denen er's befiehlt, ſelbſt lügt und betrügt, um ſeine Abſichten zu erreichen, iſt kein heiliger Gott, und undenkbar iſt es, daß der Gott, den wir verehren, ein Volk, das er ſich ſo ganz beſonders zu erziehen und zu leiten übernommen, durch ausdrückliche Vorſchriften zu ſo niedrigen Handlungsweiſen angeleitet habe. Ferner bedurfte Gott als der Allmächtige ſolcher Betrügereien nicht, um ſeine Abſichten zu erreichen. Nach der bibliſchen Erzählung bediente ſich Gott eines Betruges (der Vorſpiegelung eines Zuges in die Wüſte), um ſein Volk aus Aegypten zu führen, und eines Betruges, um es zu bereichern. Eben ſo gut aber, als er die Aegyptier zwang, die Iſraeliten zu einem Opferfeſt in die Wüſte ausziehen zu laſſen, hätte er ſie auch zwingen können, ſie für immer zu entlaſſen, eben ſo gut, als er die Aegyptier durch eine wunderbare Wirkung auf ihr Gemüth geneigt machte, zu leihen, hätte er ſie auch geneigt machen können, zu ſchenken, oder er hätte die Schätze der Aegyptier durch ein äußeres Wunder ohne Betrug den Iſraeliten zuwenden oder dieſe auf eine andere Weiſe bereichern können, ohne die Aegyptier zu berauben. Dieß alles ſtand in des Allmächtigen Wahl, daraus aber, daß ſich Gott der bibliſchen Erzählung zu Folge jener Liſten bediente, um ſeine Abſichten zu erreichen, folgt entweder, daß er ſolches Betruges dazu bedurfte, und daher nicht allmächtig iſt oder, wenn er deſſen nicht bedurfte und ſich desſelben dennoch bediente, ſich ſeiner Allmacht, die ihn der Nothwendigkeit des Betruges überhebt, nicht bewußt war, oder, wenn er ſich ſeiner Allmacht bewußt war und dennoch zum Betruge griff, dieß aus Wohlgefallen an dieſer Handlungsweiſe that und daher kein heiliges Weſen iſt, oder endlich, wenn dieß alles nicht angenommen werden kann, daß die Erzählung der Bibel, was den Befehl Gottes zum Betruge und deſſen Mitwirkung zu demſelben betrifft, ein ungereimtes, gottesläſterliches Mährchen iſt.

Für diejenigen, welche nicht allen Beſtimmungen unſeres vernünftigen und ſittlichen Bewußtſeyns Trotz zu bieten im Stande ſind, wird dieß, wie ich glaube, vollkommen hinreichend ſeyn, um die betrachtete Sache zum Schluß zu bringen. Der altartige Bibelglaube fällt ſchon mit dieſem einzigen Schlage, denn er muß unrettbar fallen, wenn auch nur von einer einzigen Stelle oder Erzählung der Bibel anerkannt werden muß, daß ſie ungereimt, Gottes unwürdig, unwahr iſt. Daß hier aber ausdrückliche Befehle Gottes zum Lügen, Betrügen und Entwenden in der Bibel vorliegen, iſt vernünftiger Weiſe nicht zu läugnen, eben ſo wenig, daß dieſelben Gottes unwürdig ſind. Erſteres den offenbaren Worten der Bibel zum Trotz zu läugnen, ſcheut ſich, wie geſagt, Herr H. nicht, und er ſcheut ſich auch nicht, aller vernünftigen Einſicht zum Trotze Letzteres zu läugnen. Die eine Unverſchämtheit macht zwar die andere unnöthig, und man könnte meinen, wer die eine begeht, werde nicht zugleich zu der andern greifen; aber Herr H. iſt ein kluger Mann; weil ein ſolcher Befehl Gottes, wie er fühlen muß, doch gar zu anſtößig in Aller Ohren tönt, ſo läugnet er ihn, und weil er nicht zu läugnen iſt, behauptet er, man nehme mit Unrecht Anſtoß daran. Ueber dieſe letztere Behauptung will ich, um die kaum glaubliche Rohheit und tiefe Unſittlichkeit dieſer Parthei einmal in vollem Lichte darzuſtellen, Einiges hinzufügen. Herrn Höſling's Worte in dieſer Beziehung ſind folgende. «Sündigten die Iſraeliten, indem ſie das ausdrückliche Gebot des Herrn, ihres Gottes, erfüllten? Was für einen andern Maßſtab des Guten und Böſen, des Rechten und Unrechten haben wir als den erkannten Willen Gottes. Wenn wir dieſen thun und einem ausdrücklichen Gebote Gottes Folge leiſten, ſo können wir in keinem Falle ſündigen. Man berufe ſich nicht auf anderwärts, nämlich in dem ſpäter gegebenen Geſetze und im Gewiſſen ſich ausſprechenden Willen Gottes, der das Stehlen verbietet. Das ſpecielle Gebot für einen beſtimmten, einzelnen Fall hebt, wie ſchon Flacius richtig bemerkt, das allgemeine Verbot hinſichtlich deſſelbigen auf.» — «Die Sünde des Stehlens wurde hier eben ſo wenig begangen, als Abraham die Sünde des Todtſchlags begieng, da er auf Gottes ausdrücklichen Befehl ſeinen Sohn Iſaak opfern wollte, oder als die Iſraeliten Blutſchuld auf ſich luden, da ſie nach Gottes Willen und als Vollſtrecker göttlicher Strafgerichte die kanaanitiſchen Völker ausrotteten *). Etwas Anderes iſt es, wenn der Menſch ſo etwas für ſich, und etwas Anderes, wenn er es auf Befehl Gottes thut. Hier fällt der Begriff der Sünde, weil nichts gegen, ſondern alles nach dem Willen Gottes geſchieht, weg.»

Was Herr H. hier ausſpricht, iſt das Princip der Religionsbarbarei, nämlich die Unterwerfung alles Allgemeinen und Geſetzlichen unſeres Bewußtſeyns und der daraus hervorgehenden Ordnung der Dinge unter den Glauben an eine uns äußerliche höhere Macht und die unbedingte Aufhebung dieſes Allgemeinen und Geſetzlichen, wo der angebliche Wille dieſer Macht dagegen iſt. Alles, was wir unter dem Namen Vernunft, Recht, Sittlichkeit, Menſchlichkeit begreifen, wird dieſer geglaubten Macht

---

*) Eben ſo läßt ſich J. Fr. v. Meyer in ſeiner Einleitung ins alte Teſtament vernehmen: "Die Vertilgungskriege, die mit der Einnahme des verheißenen Landes verbunden ſind, gehören eines Theils zur altteſtamentlichen Strenge, andern Theils zu denjenigen unmittelbaren Handlungen und Befehlen Gottes, über die keine menſchliche Moral zu richten fähig iſt." S. 110 ſagt H. Hösling: "Wenn das Verfahren der Iſraeliten gegen die Kanaaniter von ihnen als Menſchen ausgegangen, und aus menſchlichen Antrieben geſchehen wäre, ſo würden wir kein Bedenken tragen, es für Barbarei zu erklären. Anders aber verhalt es ſich, wenn man, wie man nach der Erzählung der heiligen Schrift nicht anders kann, den ganzen Hergang dieſer Sache als ein Gericht, und die Iſraeliten nur als die Vollſtrecker des ihnen ausdrücklich erklärten Willens Gottes anſieht."

unterworfen und hat die Geltung, die man ihm einräumen mag, nur ſo lange und ſo weit ſie nicht dagegen ſpricht. Weil das ganze Innere des Menſchen dieſer ihm äußern Macht, als der abſoluten untergeordnet iſt, ſo hat der Menſch kein Recht und keinen Maaßſtab der Beurtheilung für das, was als ihr Wille, ihr Befehl, ihre Offenbarung gilt; ſie kann auch wollen, befehlen, offenbaren, was der entſchiedenſten Einſicht, dem entſchiedenſten Gefühle des Rechten, Guten und Wahren entgegen iſt, und der Menſch muß dann, um den Willen ſeines Gottes zu vollbringen, ſich mit ſeinem eigenen Weſen entzweien, die Stimme der Vernunft, des Gewiſſens und der Menſchlichkeit für nichts achten, er muß aufhören ein Menſch zu ſeyn. Empörenderes für die menſchliche Natur giebt es nicht, als wenn verlangt wird, daß Eltern ihre eigenen geliebten Kinder morden. Aber ihr Gott heiſcht es und ſie gehorchen. Den einzigen Sohn führt der ſich entmenſchende Abraham zum Schlachtorte, weil ſein Jehova das abſcheuliche Opfer begehrt *) und weil er ſich entmenſcht hat, belobt und belohnt ihn ſein Gott. **) Seine Tochter, ſein einziges, theures Kind muß der tiefgebeugte Jephthah ſeinem Gotte ſchlachten, denn er hat unbedachtſam «den Mund aufgethan gegen den Herrn und kanns nicht widerrufen.» Einem durch Feuer erhitzten Götzenbilde rollen die unglückſeligen Eltern ihre Erzeugten zu Hunderten in den flammenden Schlund *) und das Liebſte, was ſie haben, darf ihnen nicht zu lieb ſeyn, um es der furchtbaren Macht zu Gefallen dem gräßlichſten Tode zu weihen.

---

*) »Nimm, ſagt Gott nach 1 Moſe 22. 2, deinen Sohn, deinen einigen, den du lieb haſt, und gehe hin und opfere ihn zum Brandopfer.» In der That, ſo muß man es anfangen, um alles Menſchliche im Menſchen zu Grunde zu richten. Soll dieß göttliche Erziehung heißen, ſo ſehen wir wenigſtens, daß der Teufel als Moloch ſeine Diener eben ſo erzog, und der altteſtamentliche Gott ſtellt ſich vollkommen dieſem phönizischen Gotte gleich, dem man die einzigen und liebſten Kinder zum Zeichen der tiefſten Unterwerfung opferte.

**) »Nun weiß ich, daß du Gott fürchteſt und haſt deines einigen Sohnes nicht verſchonet um meinetwillen. Ich habe bei mir ſelbſt geſchworen, dieweil du ſolches gethan haſt, daß ich dich ſegnen will und durch deinen Namen ſollen alle Völker auf Erden geſegnet werden, darum daß du meiner Stimme gehorchet haſt.»

Zwar auf die Frage: Kann Gott etwas Unrechtes, Abſcheuliches, Rohes wollen und befehlen? antwortet Herr H. natürlich mit einem entſchiedenen Nein. Iſt es denn aber nicht unrecht, zu betrügen und zu ſtehlen, nicht abſcheulich, ſein eigenes Kind zu ſchlachten, nicht grauſam, lebendigen Pferden die Fußſehnen zu durchhauen, **) nicht barbariſch, mit dem Verbrecher zugleich ſeine Söhne und Töchter, ſeine Ochſen, Eſel und Schafe ſteinigen und verbrennen zu laſſen, ***) was doch alles der bibliſche Gott befiehlt? Freilich wohl, ſagt Herr H., wenn es der Menſch für ſich thut, nicht aber wenn es Gott gebeut. *) Denn was Gott will und befiehlt, iſt recht und gut, ſey es auch der beſtimmteſten Einſicht, dem entſchiedenſten Gefühle des Menſchen nach unrecht und verabſcheuungswürdig. Alſo im menſchlichen Bewußtſeyn iſt gar keine abſolut gültige Beſtimmung des Guten und Böſen gegeben? Nein! denn was auch für Beſtimmungen in unſerem Innern gegeben ſind, ſeyen ſie auch von Gott ſelbſt, wie die Offenbarung ſeines Willens im Gewiſſen; — für beſondere Fälle kann Gott durch einen beſondern, auf äußerliche Weiſe mitgetheilten Befehl dieſe Beſtimmungen aufheben und für dieſen Fall iſt ſelbſt das recht und gut, was den von Gott in unſerm Innern gegebenen Beſtimmungen des Guten und Böſen entgegen iſt. So lehrt Hr. Höfling, ſo muß er lehren, wenn er den altartigen Bibelglauben aufrecht erhalten will, und dieſe Lehre muß ſich daher auch jeder in dieſer Weiſe Bibelgläubige gefallen laſſen. In dieſe bodenloſe Tiefe der Unvernunft führt dieſer Glaube mit Nothwendigkeit; er kann nicht behauptet werden, ohne die Losreißung des Menſchen von allem Allgemeingültigen, ſelbſt von Moralität und Menſchlichkeit; nichts, was menſchlich heißt, nichts in unſerem Innern von Gott ſelbſt Stammendes darf dem Gläubigen *abſolut* gelten, ſondern nur ſo lang und in ſo weit, als keine

---

*) Das eherne Bild des Molech, dem auch die Hebräer Menſchenopfer brachten, glich nach den Rabbinen einem Menſchen mit einem Stierkopf. Es war inwendig hohl, wurde von unten glühend gemacht und die zu opfernden Kinder ihm in die Arme gelegt. Auf ähnliche Weiſe wird der ſogenannte Kronos (Baal oder Moloch d. h. Herr, König) zu Karthago beſchrieben. Er war von Metall, in gebückter Stellung, mit ausgeſtreckten und erhobenen Händen, inwendig hohl und durch einen unten angebrachten Ofen glühend gemacht. In die Hände legte man die zum Opfer beſtimmten Kinder, die ſo in den Feuerſchlund hinabrollten.

**) Joſua 11, 6, wozu v. Meyer bemerkt: «Wodurch ſie unbrauchbar gemacht oder wegen der Pulsadern ſanft getödtet werden.» Man höre! Die fromme Seele nimmt keinen Anſtoß daran, daß auf einen ausdrücklichen Befehl Gottes dieſen unſchuldigen Geſchöpfen grauſam die Füße zerhauen werden! Was aber den ſanften Tod betrifft, der etwa auch von Gott beabſichtigt worden ſeyn könnte, ſo will ich wetten, daß Herr von Meyer eines ſo ſanften Todes an zerhauenen Füßen nicht zu ſterben begehrt.

***) Joſ. 7. Das Verbrechen, das hier ſo grauſam beſtraft wird, war ein Diebſtahl, dieſelbe Handlungsweiſe, zu der Gott ſelbſt den Iſraeliten, der oben angegebenen Erzählung zu Folge, die Anleitung gegeben. —

---

*) In einer alten, mit Anmerkungen verſehenen Ausgabe der lutheriſchen Bibelüberſetzung wird zu Moſe 18, 21 bemerkt: „Molech war ein Abgott, dem ſie ihre eigenen Kinder zu Dienſt verbrannten, aber *weil ihnen Gott das nicht befohlen hatte, wie dem Abraham, war es unrecht*. Darum ſpricht hie Gott, daß ſein Name dadurch entheiliget werde, denn es geſchah unter Gottes Namen und war doch teufliſch.„ Auch hier wird nicht die Handlung an ſich als unrecht verworfen, ſondern nur, weil ſie nicht auf Gottes Befehl geſchah und wenn Gott die Molochsopfer geboten hätte, ſo wären auch *ſie* eine gute, löbliche Handlung geweſen.

äußere Offenbarung Gottes dagegen iſt, und gegen eine ſolche muß alles Menſchliche, alles uns ſelbſt inwohnende Göttliche verſtummen.

Wie, wenn nun Hr. H. von Gott den Befehl erhielte, ſeinen Vater umzubringen und aufzueſſen, oder andere Dinge zu thun, ſo unſittlich, gräulich und wahnſinnig er ſie ſich nur denken kann, ſo würde Herr H. gehorchen? *) Er kann nicht ſagen, ſo etwas kann und wird Gott nie befehlen; denn was für Beſtimmungen des Guten und Böſen, Rechten und Unrechten auch ſonſt von Gott gegeben ſind, Gott kann ſie in beſondern Fällen aufheben und ich erinnere Herrn H. an ſeine eigenen Worte: »Was für einen andern Maaßſtab des Guten und Böſen, des Rechten und Unrechten haben wir, als den erkannten Willen Gottes. Wenn wir einem ausdrücklichen Gebote Gottes Folge leiſten, ſo können wir in keinem Falle ſündigen. Man berufe ſich nicht auf den anderwärts ſich ausſprechenden Willen Gottes, der Morden und Menſchenfreſſen verbietet und dem vollends die Ermordung und Auffreſſung des eigenen Vaters ein Gräuel iſt, denn das ſpecielle Gebot für einen einzelnen Fall hebt, wie ſchon Flacius richtig bemerkt, das allgemeine Verbot hinſichtlich desſelben auf.« Oder ſind das nicht etwa Ihre eigenen Sätze, Herr Höſling? Ich habe nichts daran verändert, als das Beiſpiel eines beſtimmten Falles, habe nur ſtatt des Diebſtahls Ermordung und Aufzehrung des eigenen Vaters geſetzt. Das aber ändert nichts in der Sache, weil unter dem aufgeſtellten allgemeinen Satze jeder nur denkbare einzelne Fall begriffen iſt und wenn wir

---

*) Schon Döderlein in den »Fragmenten und Antifragmenten« (1. Theil. S. 40) will »das Betragen der Iſraeliten beim Auszug aus Aegypten nicht aus dem Majeſtätsrecht Gottes, welcher ſeinem Volke eine Entwendung wohl befehlen konnte (als ob er auch befehlen könnte, zu ehebrechen) rechtfertigen.«

einmal überhaupt glauben, daß Gott etwas befehlen könne, was unſerem ſittlichen Bewußtſeyn zuwider iſt, ſo läßt ſich auch nicht beſtimmen, bis zu welchem Grade des Gegenſatzes mit dieſem Bewußtſeyn er in ſeinen beſondern Befehlen fortgehen könne. Wenn gar keine abſolut gültige Beſtimmung deſſen, was gut und böſe iſt, weder in unſerm Innern, noch durch eine äußere Offenbarung gegeben iſt, und alles, was Gott als gut und recht uns allgemein vorgeſchrieben, in beſondern Fällen von ihm umgeſtoßen werden kann, ſo iſt nicht zu ſagen, daß er irgend etwas, was es auch ſey, nie befehlen könne und Herr H. kann alſo auch nicht ſagen, daß Gott ihm nicht befehlen könne, ſeinen Vater aufzueſſen.

Wie aber, fragen wir weiter, kann denn Herr H., wenn ſein Ohr den göttlichen Befehl, ſeinen Vater zu ermorden und aufzueſſen, zu vernehmen glaubte oder wie konnte Abraham, als er die Stimme Gottes vernahm, die ihm ſein Kind zu ſchlachten gebot, verſichert ſeyn, daß dieß wirklich Gottes Stimme ſey und daß ihn nicht ſeine Phantaſie oder der Teufel betrüge? Darf der Menſch in einem ſolchen Falle ſeine Vernunft, ſein ſittliches Bewußtſeyn entſcheiden laſſen, ſo wird er einen Befehl dieſer Art entweder als Selbſttäuſchung oder als Trug der Hölle verwerfen müſſen. Darf er es nicht, ſo iſt er in Gefahr durch eine Selbſttäuſchung, ja durch den Teufel ſelbſt bewogen, etwas Entſetzliches zu thun. Auch jene Molochsdiener hätten einem ihre gräßlichen Menſchenopfer als unmenſchlich Tadelnden mit Herrn von Meyer's Worten entgegen können: das gehöre zu denjenigen göttlichen Willensbeſtimmungen, über die keine menſchliche Moral zu richten fähig ſey, — oder mit Herrn H.: »Was für einen andern Maaßſtab des Guten und Böſen, des Rechten und Unrechten haben wir, als den erkannten Willen Gottes? Etwas anderes iſt es, wenn der Menſch für ſich ſo etwas thut, und etwas anderes, wenn er es im Dienſt und nach dem Willen der Gottheit vollbringt.«

Wenn es Princip der religiöſen Barbarei iſt, alles Allgemeine und Geſetzliche unſers Innern, alles, was im edlen Sinne des Wortes menſchlich iſt, und dem Menſchen ſeine Würde giebt, alles was wir unter den Namen Vernunft, Recht, Sittlichkeit, Humanität verſtehen, unter den Glauben an eine übermenſchliche Macht und deren Offenbarung gefangen zu nehmen, ſo iſt es dagegen Princip der religiöſen Bildung, jenes Allgemeine und Geſetzliche als das Höchſte, Selbſtſtändigſte anzuſehen, welches keinem andern unterworfen und aufgeopfert werden darf. Der Menſch trägt auf dem Wege der Bildung zuerſt das ihm zum Bewußtſeyn kommende Allgemeine und Geſetzliche ſeines eigenen Weſens auf die geglaubte ihm äußere Macht über, bis zu dem Punkte, daß er ſich das Edle ſeiner Natur bei dieſer Macht in reinſter, vollkommenſter Weiſe ſtattfindend, daß er ſich ſeinen Gott im höchſten Grade vernünftig, ſittlich, wohlwollend, wohlthuend, denkt. Die Anſicht der höchſten religiöſen Bildungsſtufe aber iſt dieſe, daß jene geglaubte Macht, die der Menſch auf der eben angegebenen Stufe der Bildung mit dem Edlen, das in ihm ſelbſt iſt, veredelt, gar keine ihm äußere ſey, ſondern daß das Gute und Edle in ihm, das er auf jene Macht überträgt, Gott ſelbſt ſey, daß es deſſen eigene lebendige, perſönliche Exiſtenz in ihm ſey. Mag man jedoch von dieſer letzten Anſicht halten, was man wolle, darin werden gewiß die meiſten meiner Leſer mit mir übereinſtimmen, daß ſie an keinen Gott glauben mögen, der zu lügen, zu betrügen, die eigenen Kinder zu ſchlachten, den Verbrecher mit Kindern und Vieh hinzurichten, Pferden die Fußſehnen zu zerhauen u. ſ. w. befehlen kann. *)

---

*) Bekanntlich hatten die Gnoſtiker nicht die vortheilhafteſte Meinung vom altteſtamentlichen Gott. Und gäbe es ein Weſen, das

Wenn der unterſte Standpunkt des religiöſen Bewußtſeyns, der Standpunkt ſeiner Barbarei, der Glaube an eine übermenſchliche, mit dem menſchlich Guten und Edlen nicht weſentlich einsſeyende Macht iſt, ſo daß das menſchlich Gute mit dem Willen dieſer Macht im Widerſpruch ſtehen kann und in dieſem Falle ihr unterworfen werden muß; auf dem höchſten Standpunkte aber dieß menſchlich Gute ſelbſt als Gott erkannt und in ſo fern Gott und Menſch als Eins geſetzt wird, *) ſo liegt dazwiſchen, wie geſagt, als Uebergang die Anſicht, nach welcher das

---

ſo geboten und ſo gehandelt hätte, wie nach der bibliſchen Darſtellung der altteſtamentliche Gott, ſo könnten wir in der That nicht das, was wir Gott nennen, ſondern ein ſehr ungöttliches, ſelbſt jenem gräulichen Moloch oder Baal der phöniziſchen Völker nahe verwandtes Weſen in ihm ſehen. Gäbe es ein ſolches Weſen, kann man mit Julianus von Eclanum ſagen, ſo könnte man beweiſen, daß es nicht Gott ſey.

*) Nicht mit Recht kann man eine Anſicht Pantheismus nennen, nach welcher Gott bloß das Edle in uns, nicht auch das Schlechte und Böſe iſt. Wenn ich geſagt, Gott habe, was werden ſollte, ſelbſt werden müſſen, ſo habe ich auch gezeigt, wie das kreatürliche Princip, das Gott dadurch hervorbrachte, daß er es ſelbſt wurde, ſich ihm entgegenſetzte und ein anderes wurde als Gott und daß das Böſe, deſſen Urſprung dieſe Entgegenſetzung iſt, mir nichts Göttliches iſt. Des Menſchen Ichheit iſt nicht Gott, vielmehr das Widergöttliche in ihm; aber es iſt noch mehr im Menſchen oder richtiger, der Menſch iſt noch mehr als ſein Ich, er iſt auch Allgemeines, und daß er dieß iſt, macht den Adel ſeiner Natur, ihre Göttlichkeit aus und der Menſch wäre nicht Menſch im edlen Sinne des Wortes, wenn er nicht in dem angegebenen Sinne auch Gott wäre, da Gott allein alles Gute iſt und ein Weſen nur gut iſt und ſeyn kann, in ſo fern Gott in ihm exiſtirend geworden. Der ganze Menſch aber, nicht nur ſeine Ichheit, ſondern auch das göttliche Princip in ihm, iſt es, was unſere Frommen unter die geglaubte äußere Macht und Offenbarung beugen, womit ſie wunderlich genug, indem ſie Gott und Chriſto zu dienen und ihn zu ehren meinen, den Chriſtus in uns, wie die Bibel jenes uns innere göttliche Princip bezeichnet, weit ſchmähliger, als einſt die Juden den leiblichen, kreuzigen.

Gute und Edle im Menſchen der geglaubten ihm äußeren Macht nur als Eigenſchaft beigelegt wird und dieſe Anſicht iſt jetzt noch die herrſchende, dagegen, wie die angeführten Stellen der Herren Höfling und v. Meyer zeigen, auf jenem unterſten Standpunkte, auf dem die Molochsdiener ſtanden, unſere Offenbarungs- und Bibelgläubigen ſtehen und um der Bibel willen ſtehen müſſen. Iſt aber das Gute und Edle unſeres geiſtigen Weſens auf irgend eine Weiſe Eins mit Gott, ſey er es unmittelbar ſelbſt oder ſey es ſeine Wirkung, Offenbarung, Gabe oder wie man ſich ſonſt ausdrücken will, ſo thun jene Gläubigen vielmehr ſelbſt, was ſie andern zum Vorwurf machen, ſie ſtellen das Göttliche unter ein Ungöttliches, ja Teufliſches, beſtimmen jenes nach dieſem, und beten, einen nicht guten, nicht heiligen Gott, einen Götzen der Selbſtſucht an, der ſie für die niederträchtige Beugung ihrer vernünftigen Natur unter ſeine Offenbarung auf ewig glücklich machen ſoll. Die Partei, mit der wir es hier zu thun haben, iſt mit jeder Art von Bildung in grellem Widerſpruche, indem ihr ſelbſt Recht, Sittlichkeit, Menſchlichkeit nichts gilt, wo dieſe göttlichen Beſtimmungen unſeres Innern mit der von ihr geglaubten äußeren Offenbarung in Widerſpruch ſind; ſich ſcheuend jedoch, jener allgemein geltenden Gleichſetzung des menſchlich Guten mit dem Göttlichen in entſchiedener Weiſe entgegenzutreten, oder auch ſelbſt von den empfangenen Eindrücken der herrſchenden Bildung ſich völlig loszureißen unvermögend, läßt auch ſie es zwar im Allgemeinen gelten, daß Gott ein durchaus gutes und ſittliches Weſen ſey, macht aber für beſondere Fälle Ausnahmen davon, wo ſie gleichwohl durch elende Kniffe die Nothwendigkeit des Eingeſtändniſſes, daß ihr Gott hier unrecht, unſittlich und gräulich handle, abzuwehren ſucht. So Hr. Höfling, indem er behauptet, wenn es in ſolchen Fällen den Menſchen auch ſo erſcheine, als ob Gottes Handeln unrecht ſey, ſo ſey dieß dennoch nicht wirklich ſo, weil alles, was Gott thut, gut und recht ſey. Niemand aber verſteht unter gut und recht etwas Anderes, als das, was wir als ſolches erkennen und allgemein ſo nennen und es iſt daher offenbar, daß Hr. H. auf dieſe Weiſe nur die anſtößige Benennung abzuwehren ſucht, der Sache nach aber ſein Gott wirklich unrecht, unſittlich, grauſam, gräuelvoll handelt, wenn er z. B. zu lügen und zu ſtehlen, die eigenen Kinder zu erwürgen, unſchuldiges Vieh ſchmerzvoll zu lähmen oder zu morden befiehlt. Dieſe Handlungsweiſen, die jeder nicht völlig rohe Menſch für unrecht und abſcheulich zu halten gezwungen iſt, ſind nach H. Höfling's Ausſpruch, wenn Gott ſie vorſchreibt, recht und gut, womit er aber, wie jedermann ſieht, bloß ein betrügliches Spiel mit Worten treibt.

Ganz jener roheſten religiöſen Anſicht und Geſinnung entgegen, die der angeblichen Offenbarung einer übermenſchlichen Macht alles menſchlich Gute und Edle unterwirft, hat ſchon der heilige Auguſtinus gelehrt: um eine ſich für göttlich ausgebende Offenbarung als wahr anzunehmen, ſey erforderlich, daß der Menſch ſie als rein und Gottes würdig auch erkenne. «Nos Deo nostro non credidissemus, nisi nobis satisfecisset etiam testimoniis virtutum, nec legem ejus suscepissemus, si non illam puram et ipsa professiona dignam cognovissemus (quaestt. Opp. T. IV. p. 828 Bas.) Er macht hier alſo des Menſchen ſittliches, und wenn wir dieß zur Vernunft rechnen, ſein vernünftiges Bewußtſeyn zum Prüfſtein alles deſſen, was ſich ihm als göttliche Offenbarung darbietet und ſcheut ſich ſomit, nach der rohen Art jener Frömmler zu reden, nicht, das Menſchliche über das Göttliche zu ſtellen, dieſes nach jenem zu beurtheilen. Damit aber die Frevelhaftigkeit dieſes Verhaltens zur göttlichen Offenbarung verſchwinde, iſt nicht einmal nöthig, ſich auf den Standpunkt der höchſten Einſicht zu erheben, ſie verſchwindet ſchon, wenn wir annehmen, daß unſer ſittliches Bewußtſeyn ſelbſt eine Offenbarung des außerweltlichen und außermenſchlichen Gottes ſey. Dann muß es nicht nur erlaubt ſeyn, ſondern iſt nothwendig, daß wir jede angebliche äußere Offenbarung Gottes der Prüfung der unmittelbar und allgemein in unſerem eigenen Innern geſchehenden und darum gewiſſeſten unterwerfen, welche Prüfung uns im Falle der Uebereinſtimmung der angeblichen äußeren Offenbarung mit jener innern zwar noch nicht die Gewißheit giebt, daß jene wirklich von Gott komme, doch im Falle der Nichtübereinſtimmung uns die Falſchheit der angeblichen äußeren Offenbarung beweiſt, da nicht zu glauben iſt, daß irgend eine uns von außen kommende Offenbarung Gottes ſeiner Stimme in unſerer Bruſt widerſpreche. Auch Hr. H. nimmt zwar eine Offenbarung Gottes im Gewiſſen an, meint aber, dieſer innern Offenbarung könne in beſondern Fällen eine äußere widerſprechen und dann müſſe der Menſch nicht der inneren, ſondern der äußeren folgen — eine wegen ihrer ungeheuren Abſurdität und Rohheit in der That merkwürdige Meinung. Wohl jeder meiner Leſer, in welchem die Menſchheit nicht ſelbſt bis zu dieſer gräulichen Barbarei des Glaubens und Verworfenheit der Geſinnung entäußert iſt, wird ſich von Verachtung und Abſcheu gegen eine Parthei ergriffen fühlen, die ſolche Meinungen hegt und vor einer gebildeten Welt öffentlich auszuſprechen ſich erfrechen kann.

Dasſelbe Princip religiöſer Barbarei, wie in den obenangeführten Stellen die Herren Höfling und v. Meyer ſpricht im Koran Muhammed mit den Worten aus: «Zu der Güte einer Handlung iſt es hinlänglich, daß ſie Gott geboten hat. Der Wille Gottes muß geſchehen. Dem Propheten iſt das kein Verbrechen, was ihm Gott befohlen hat.» (Koran von Wahl p. 402 f.) Dieß aber ſagt der Prophet, (gleichwie Hr. H. mit den obenangeführten gleichſinnigen Worten den Betrug der

Iſraeliten rechtfertigt) zur Entſchuldigung der ihm zum Vorwurf gemachten Verbindung mit der Frau ſeines Adoptivſohnes, die er ihrem Gatten entriſſen hatte. Er hatte dieſe ſchöne Frau einſt in Abweſenheit ihres Mannes angetroffen und war von heftiger Liebe zu ihr entzündet worden, die er ſogleich als eine Fügung Gottes erkannte und ausſprach. Sein Adoptivſohn war zwar aus Gefälligkeit gegen den Propheten bereit, das Weib von ſich zu laſſen; ſie aber widerſetzte ſich der Scheidung und der Prophet ſelbſt, das daraus entſtehende Aergerniß bedenkend, that Verzicht und ſuchte die ihn verzehrende Flamme zu dämpfen. Da er dieß aber gegen den erkannten Willen Gottes that, ſo war es Sünde und er wird daher im Koran von Gott mit den Worten getadelt: »Du verbargeſt die Liebe, die Gott offenbaren wollte und trugeſt Scheu vor Menſchen, da du dich billig mehr vor Gott hätteſt fürchten ſollen.« Muhammed jedoch, um den Willen Gottes zu erfüllen, brachte zuletzt gebührendermaßen ſeine Vernunft und ſein Gewiſſen zum Schweigen, und die Vermählung des Propheten mit der Heißbegehrten ward durch Scheidung von ihrem Gatten zu Stande gebracht.

»Ohne Urſache ſagt Hr. H., thut Gott ſo etwas freilich nie; aber in ſeiner Weisheit und Gerechtigkeit ſind Gründe zu einem ſolchen Verfahren genug vorhanden.« Auch bei jenem dem Muhammed ertheilten Befehle, ſeinem Adoptivſohn ſein Weib zu entreißen, hatte Gott, nach des Propheten Verſicherung, eine weiſe Abſicht. Gott that dieß, ſagt der Koran, »damit die Gläubigen keinen Gewiſſenszweifel über die Weiber ihrer angenommenen Söhne haben möchten, wenn ſie ſich ihrentwegen entſchloſſen haben.« So ſucht Hr. H. mit lauter Kniffen des falſchen Propheten jene bibliſche Erzählung zu rechtfertigen, mit Kniffen, die alles beſchönigen können, ſey es auch das Niederträchtigſte und Abſcheulichſte.

Zum Glück jedoch, wenn auch ſolche fabelhafte Diebs- und Mordbefehle, wie die des altteſtamentlichen Gottes im Hintergrunde einer grauen Vergangenheit dem Glauben eines Höflings und ſeiner Partei noch ihre Geltung haben, duldet ſie doch in der Wirklichkeit keine gebildete Menſchheit, kein wohleingerichteter Staat. Polizei und Juſtiz laſſen in einem ſolchen für dergleichen die rechtliche und ſittliche Ordnung der Dinge aufhebende göttliche Wirkſamkeit keinen Spielraum zu, denn man würde die Vollbringer ſolcher göttlicher Befehle als Verbrecher beſtrafen oder als wahnſinnige Schwärmer behandeln. Man verſetze einmal in Gedanken die Opferung Iſaaks in eine gebildete Zeit und laſſe z. B. unter uns jemand von Gott den Befehl erhalten, ſein Kind zu ſchlachten. Ein ſolcher Gottesmann, wenn er behauptete, Gott habe ihm die Schlachtung ſeines Kindes befohlen und Anſtalten machte, den erhaltenen göttlichen Befehl zu vollziehen, oder Herr Höfling, wenn er nach dem oben angenommenen Falle von Gott den Befehl erhielte, ſeinen Vater todtzuſchlagen und aufzueſſen, und dieſen Befehl zu vollſtrecken, gleich Abraham den pflichtmäßigen Gehorſam zeigte, würde zu erwarten haben, daß man ihn in's Tollhaus ſperrte. Ein Dieb, der behauptete, von Gott den Befehl zum Stehlen erhalten zu haben, was nach Herrn Höflings Meinung Gott in beſondern Fällen ſeinem allgemeinen Verbote in der Schrift und ſeinem Ausſpruche im Gewiſſen zuwider befehlen kann, würde nur dann der durch die Geſetze beſtimmten Züchtigung entgehen, wenn man Gründe hätte, zu glauben, daß es in ſeinem Kopfe nicht richtig ſey. Muhammed, unter ganz andern Verhältniſſen, als die unſrigen ſind, konnte, als er ſich in eines Andern Weib verliebte, durch den angeblich göttlichen Beſchluß zu ſeinem Zwecke gelangen und der gläubige Muhammedaner nimmt an dieſer ſcandalöſen Geſchichte eben ſo wenig Anſtoß und verwirft deßhalb eben ſo wenig den Koran als

Gottes Wort, als ein roher Jude oder Chriſt an den göttlichen Diebs- und Mordbefehlen und ſo manchem Anderen dem edlen und denkenden Menſchen Unverdaulichen, was im alten und neuen Teſtamente ſteht, Anſtoß nimmt. Doch entging Muhammed ſchon zu ſeiner Zeit den Vorwürfen wegen jener unrechtmäßigen Heirath nicht und wenn unter uns jemand als Religionsſtifter aufträte und einen ſolchen Befehl von Gott erhalten zu haben vorgäbe, ſo würde er ſich zum allgemeinen Geſpötte machen. Das ächt Göttliche, welches zugleich das ächt menſchliche iſt, hat ſich bei einer gebildeten Menſchheit die überwiegende Geltung und Macht errungen und duldet keine ſie aufhebende höhere Autorität. *) Gelänge es einer ſolchen, ſich eine neue Uebermacht zu erringen und die Schranken zu durchbrechen, die ihr durch die geſetzlichen Einrichtungen, die verbreiteten Anſichten, Geſinnungen und Sitten unſeres Zeitalters geſetzt ſind, ſo hätte eine neue, in ihrem Fortgange durch keine Grenzen beſtimmbare Barbarei ihre fürchterliche Herrſchaft gegründet und allen Abſcheulichkeiten und Heilloſigkeiten religiöſer Unvernunſt und Tyrannei, wie ſie die Blüthezeiten des chriſtlichen Glaubens ſahen, wäre der Weg gebahnt. Ein neue Barbarei iſt es auch, welcher, da die altchriſtliche mit ihrer Fülle von Gräuel, Wahnſinn und alles, was die heidniſchen Religionen Barbariſches aufzuweiſen haben, übertreffenden Grauſamkeit nach ſo vielen Kämpfen und Opfern kaum überwunden iſt, unſere Frommen mit heißer Sehnſucht entgegenharren und ſie wird da ſeyn, wenn, wie Hr. Höſling ſich aus-

---

*) Alles, ſagt Demoſthenes adv. Lept., was im Namen der Gottheit gethan werde, müſſe ſo beſchaffen ſeyn, daß es auch als bloß menſchliche That für recht gehalten werden könne. *Χρη γαρ, ὡς εμοι γε δοκει, παντ' ὁσα τις πραττει τους θεους επιφημιζων, τοιαυτα φαινεσθαι, οια μηδ' αν επ' ανθρωπου πραχθεντα πονηρα φανειη.*

drückt, die Weltgeſchichte **die Stillen im Lande zu Ehren bringt**.*) Um zu ahnen, was uns bevorſtände, wenn dieſe alles Menſchliche in den Staub zu treten fähige Partei die Oberhand bekäme, leſe man nur Herrn Wilds obengenannte Schrift von göttlichen Strafgerichten. Die Strafloſigkeit antibibliſcher Aeußerungen rechnet dieſer Theolog p. 10 unter die Urſachen der beſondern Strafwürdigkeit unſerer Zeit, die das Zorngericht der Cholera Morbus herbeigeführt.**) **Von falſcher Barmherzigkeit**, ſagt er p. 39, **werden wir befreit werden**, und p. 15 f. klagt er, daß die Weichlichkeit der Zeit Gott in ein Buttermännchen umgewandelt habe, das lauter Liebe ſey*), und rühmt das ſtarke Geſchlecht einer frühern

---

*) „Die Weltgeſchichte, ſagt Hr. H. p. 45, wird die Stillen im Lande, welche das Salz der Erde ſind und die leuchtende Gottesſtadt, endlich zu Ehren bringen.“

**) Am gerathenſten, um Gottes Zorn über dieſe gottloſe Zeit zu wenden, möchte es ſeyn, ein großes Auto da Fe zu halten und etwa vor der Hand alle, die man als ſogenannte Rationaliſten und Pantheiſten kennt, nebſt ihren Schriften, feierlich zu verbrennen, einige, beſonders gottloſe Menſchen aber, mich z. B. mit beſondern Strafen zu belegen, etwa nach dem Vorgang früherer chriſtlicherer Zeiten, erſt nach Ausreißung der Zunge durch den Henker den Flammen zu übergeben, wie man dem Philoſophen Vanini that, oder an langſamem Feuer zu braten, wozu das engliſche Parlament den Schulmeiſter Lambert verdammte, weil er anders als Heinrich VIII. über das Abendmahl zu denken wagte, oder durch in Rollen laufende Ketten über dem Feuer auf und nieder zu ziehen, wie man 1549 zu Paris den Ketzern that, um ihre Todesqualen zu verlängern. O ſchöne Zeiten des chriſtlichen Glaubenseifers, da ſich ein Mönch vor heiligem Entzücken nicht zu faſſen wußte, als er es dahin gebracht, daß in der Diöceſe Chalons hundert und drei und achtzig ſogenannte Manichäer auf einmal verbrannt wurden, oder da in den Jahren 1482 bis 1500, wie uns ein ſpaniſcher Inquiſitor mit rechter Herzensfreude erzählt, allein in Sevilla an 4000, in ganz Spanien aber mehr als 100,000 Ketzer verbrannt wurden, oder da ein Calvin ſeiner Partei zur Pflicht machte, nicht läſſiger in Verfolgung Andersdenkender zu ſeyn, als die Katholiken und ſelbſt durch des Servetius Verbrennung ein vorleuchtendes Beiſpiel gab. Dieſe goldenen Zeiten ſind es, auf deren Wiederkehr uns die (jetzt zwar ſehr lauten) Stillen im Lande die entzückende Ausſicht eröffnen.

---

*) Die Herren Höfling und Wild, die mir die gröbſten Inconſequenzen nachzuweiſen und mich mit meinen eigenen Waffen zu ſchlagen meinen, rucken mir vor, daß ich in meinen philoſophiſchen Darſtellungen ſelbſt von einem Zorne Gottes geſprochen und es gleichwohl für roh erklärt, wenn man Gott in Herrn Kindlers Weiſe zürnen laſſe. Ich habe in jenen Darſtellungen vom Zorne Gottes im Sinne Jacob Böhm's geſprochen, der Gott, inſofern er eine ſich noch unklare ringende Natur iſt, einen finſterfeurigen, zornigen nennt und ſagt, in dieſer Beſtimmtheit heiße er nicht eigentlich Gott, da aber, wo er zur freien Exiſtenz gekommen und wo man ihn eigentlich Gott nenne, ſey er nur Liebe und Licht. Hierin iſt nichts Rohes und Abſurdes; roh und abſurd aber iſt es, wenn unſere Theologen, die von keiner Natur in Gott wiſſen, einen Zorn und Grimm in die klare Gottheit ſetzen. Völlig toll iſt Herrn Wild's Vermiſchung Böhm'ſcher Beſtimmungen mit ſeinem gemeinen mechaniſchen Theismus, indem er p. 19 von Beengung, Beſchränkung, Schmerz und Qual des Geiſtes Gottes ſpricht. „Wenn der Geiſt Gottes, ſagt er, nicht frei durchziehen kann, wenn er gleichſam eingeengt und beſchränkt wird durch die Sünde ꝛc., das macht ihm Schmerz und Qual. Gequält und beengt von Böſen, macht Gott ſich auf und ſucht es zu tilgen.“ So ſagt Herr Höfling p. 107: „Die Geſchöpfe liebt Gott nur, in ſofern ſein Geiſt durch ſie hindurch ziehen kann. Wenn das Geſchöpf ſich iſolirt, in Selbſtſucht ſich zuſammenziehend den Wirkungen des göttlichen Geiſtes ſich verſchließt, ſo verſetzt es ſich dadurch in Feindſchaft mit Gott; die in ihrer Wirkung und Aeußerung gehemmte göttliche Liebe muß als Zorn auftreten.“ In dieſen Worten könnte man einen guten Sinn finden, aber nur von dem Standpunkte der Betrachtung aus, den meine Gegner den pantheiſtiſchen nennen. So aber glauben dieſe Herren ohne, wie Jacob Böhm zu unterſcheiden, an einen nicht unendlichen, beſchränkten, unſeligen Gott, indem zugleich nach Herrn Wild (p. 63) der erhabene König der Ewigkeit unterſchieden und unabhängig von der Welt auf ſeinem hohen Thron ſitzt und alles mit größter Ruhe, Klarheit und Leichtigkeit nach ſeinem Willen beſtimmt, und nach Hrn. H. p. 75, „Gottes Daſeyn und Wirkſamkeit nirgends eine Schranke geſetzt iſt.“ ja geklagt wird, daß nach modernen Vorſtellungen „dem Unendlichen an dem Endlichen ſelbſt eine Grenze und Schranke geſetzt werde.“ Dieſe Gedan-

Zeit, das einen Gott zu ertragen vermocht, «dem Dampf aus der Naſe geht und verzehrendes Feuer aus dem Munde». *) Daß ſo etwas heut zu Tage geſchrieben werden könne, wäre unglaublich, wenn man ſich nicht mit eigenen Augen davon überzeugen könnte. Daraus ſehe man, was es noch heut zu Tage unter den Theologen für Subjekte giebt und bedenke, was dieſe Feinde der Humanität zu thun fähig wären, wenn ſie den in ihnen lebenden Geiſt der Tyrannei zu entwickeln, den erwünſchten Spielraum bekämen. Eine Natur wie Herrn Wild's brauchte nur durch Zeitalter und Stellung begünſtigt zu ſeyn, um ſich als einen Torquemada zu offenbaren. Welche entſetzliche Folgen gehen nicht ſchon aus der unſinnigen Meinung hervor, die Herr Wild p. 8 f. und Hr. Höfling p. 17 zu erkennen geben, daß das religiöſe Glauben in des Menſchen Willkür ſtehe, daher das Nichtglauben Sünde und Bosheit und der Nichtglaubende ſchon als ſolcher ſtrafbar ſey. Ich z. B. und alle die vielen Theologen und Nichttheologen, die ſich nicht überreden können, daß Gott Diebſtahl, Kindermord, Grauſamkeiten gegen Menſchen und Vieh befohlen und was der vielen abſcheulichen und abſurden Dinge mehr ſind, die in einem für durchaus wahr und göttlich ausgegebenen Buche ſtehen, ſind deßhalb böswillige, ſtrafbare Empörer gegen Gott und ſeine Offenbarung. Und doch läßt ſich beweiſen, daß dieſe Bibelgläubigen entweder ſelbſt nicht an die Bibel glauben oder wenn ſie glauben, deſto ſtrafbarere Verbrecher am Worte

---

kenloſigkeit geht durch Herrn Höfling's ganzes Buch. — P. 23 eifert Herr Wild gegen die Lehre, "die in Gott ſelbſt Finſterniß und Licht ſetzt, zwiſchen Exiſtenz Gottes und Grund von Exiſtenz unterſcheidet, und Gott alle Dinge aus dem Grunde, gleichſam der einen Hälfte von ſich bilden läßt.„ Weiß denn Herr Wild nicht, daß ſich dieſe durch Schelling erneuerte Lehre von Jacob Böhm herſchreibt, den er ſelbſt ſo gern als Autorität anführt?

*) 2 Samuel. 22, 9.

Gottes und Chriſto ſind, da ſie nicht den geringſten Anſtand nehmen, die Gebote ihres Herrn und Meiſters, wo ſie mit den Staatseinrichtungen im Widerſpruch ſind, allgemein hintanzuſetzen und zu übertreten. Denn fragt man dieſe Leute im Allgemeinen: Haltet ihr euch für verpflichtet, die ausdrücklichen Gebote Chriſti zu befolgen und Gott mehr zu gehorchen als den Menſchen? ſo antworten ſie ohne Zweifel mit einem unbedingten Ja. Nun hat aber Chriſtus z. B. den Eid ausdrücklich und ohne Ausnahme unterſagt und dennoch leiſten unſere modernen Frommen und Bibelgläubigen dem Staate und den Gerichten unbedenklich den verlangten Eid.*) Entweder glauben ſie alſo an Bibel und Chriſtus nicht, oder wenn ſie daran glauben, ſo frage ich, welche ſind hier die Strafbaren oder doch Strafbareren, die, welche ſich nicht für verpflichtet halten, alle Gebote Chriſti zu befolgen und deßhalb ſich auch kein Gewiſſen machen, dem Staate zu ſchwören, oder die, welche den unbedingten Glauben an Bibel und Chriſtum und die Befolgung ſeiner Gebote für heilige Pflicht erklären und dennoch ein ausdrückliches, ausnahmsloſes Gebot desſelben nicht etwa bloß einzeln und aus menſchlicher Schwachheit und Uebereilung, in Momenten, wo das Bewußtſeyn durch Affekt oder Leidenſchaft getrübt iſt, ſondern mit ruhigem Blute vorbedächtig und allgemein übertreten und Chriſtum für nichts achten, weil die äußere Macht gebeut?

---

*) Zu Matth. 5, 33 f. wo es heißt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt, du ſollſt keinen falſchen Eid thun und ſollſt Gott deinen Eid halten; ich aber ſage euch, daß ihr allerdings (ὁλως, durchaus) nicht ſchwören ſollt ꝛc. — eure Rede ſey: ja, ja, nein, nein, was darüber iſt, das iſt vom Uebel;“ macht Herr v. Meyer die Bemerkung: „Eide ſollten unter Chriſten nicht nöthig ſeyn.“ Alſo ſind Eide nöthig, obgleich ſie Chriſtus verboten hat und Chriſtus hat thöricht gethan, weil er etwas, was nöthig iſt, allgemein und unbedingt verboten, ſomit ein Verbot gegeben hat, das nicht gehalten werden kann. Eben ſo ſagt Herr Hauptprediger Fikenſcher in ſeiner Schrift gegen Herrn Weihbiſchof Wittmann: „Jeſus habe zwar geradehin jeden Eid verboten, es ſey aber für die Zeit der menſchlichen Schwachheit (ſind die Quäker, die nicht ſchwören, etwa keine Menſchen?) ein nothwendiges Uebel.“ — Auch Jacobi 5, 12 heißt es: „Vor allen Dingen ſchwöret nicht weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch mit einem andern Eid. Es ſey aber euer ja, ja und euer nein, nein, auf daß ihr nicht unter das Gericht fallet.“ Und trotz dem ſchwören unſere für bibelgläubig ſich ausgebenden Frommen und Theologen unbedenklich jeden Eid, den die weltliche Macht von ihnen verlangt.

Anhang.

1.

Ich habe im Sendſchreiben beiſpielsweiſe einige anſtößige und ungereimte Stellen der Bibel angeführt; ich will hier noch Einiges der Art beibringen.

Jeſ. 42, 14, wo Jehova ſelbſt ſpricht, iſt vom zornigen Schnauben Gottes die Rede. Selbſt in des erleuchteten Herrn v. Meyer's Bibelwerk wird als die beſſere Ueberſetzung angegeben: »ich will ſchnauben und athemholen zugleich d. h. ſo heftig wüthen, daß Ein- und Ausathmen Eins ſeyn ſoll.«

2. Moſe 21, 20 wird erlaubt, daß der Herr den Knecht bis auf den Tod ſchlagen könne, wenn der Tod nur nicht unmittelbar unter den Streichen erfolge. »Wer ſeinen Knecht oder Magd ſchlägt, daß er ſtirbt unter ſeinen Händen, der ſoll darum geſtraft werden, bleibet er aber einen oder zwei Tage, ſo ſoll er nicht geſtraft werden.«

2. Moſe 21, 6 wird die Rohheit vorgeſchrieben, den Knecht zum Zeichen der Knechtſchaft an die Thür zu halten und ihm mit einem Pfriemen das Ohr zu durchbohren.

2. Kön. 2, 13 läßt Gott zwei und vierzig Kinder von Bären zerreißen, weil ſie den Propheten Eliſa — ei-

nen Kahlkopf geſcholten! »Und als er auf dem Wege hinan gieng, kamen kleine Knaben zur Stadt heraus und ſpotteten ihn und ſprachen zu ihm: Kahlkopf, komm herauf! Und er wandte ſich um und fluchte ihnen im Namen des Herrn. Da kamen zween Bären aus dem Walde und zerrißen der Kinder zwei und vierzig.«

Ezech. 4, 12 gebietet Gott dem Propheten, ſein Brod mit Menſchenkoth zu backen *) und weil dieß demſelben gar zu arg iſt und derſelbe ſich deßhalb gegen Gott beklagt, ſieht dieſer ſelbſt ein, daß er etwas allzu Empörendes gefordert und erlaubt dem Propheten, für Menſchenkoth, Kuhmiſt zu dem Gebäcke zu nehmen.

Joſ. 7 wird Joſua's ganzes Heer den Feinden Preis gegeben, weil ſich Achan am Heiligen vergriffen.

2 Sam. 24, 10—25 wird eine Sünde David's von Gott durch eine dreitägige Peſt und den Tod von 70,000 Menſchen geſtraft, was man lächerlicher Weiſe dadurch zu rechtfertigen ſucht, daß man annimmt, Gott habe dabei die Aufräumung einer überzähligen Volksmenge beabſichtigt.

2 Sam. 21, 1—14 kommt zu David's Zeit eine dreijährige Theurung wegen einer Verſchuldung Sauls, Gott läßt ſich ſieben von deſſen Nachkommen zur Blutrache von den Gibeoniten aufhängen und iſt nun dem Lande verſöhnt, ſo wie Joſ. 7 ſein Zorn ſich legt, als der Verbrecher und mit ihm ſeine Söhne und Töchter und ſein Vieh geſteinigt und verbrannt ſind.

Wenn jemand der Bibel glauben will, daß einſt ein Eſel mit ſeinem Herrn geſprochen, — daß die Sonne auf

---

*) Als ſymboliſche Handlung, ſo wie er dem Jeſaia gebot, nackend zu gehen (Jeſ. 20) und dem Hoſea, eine Hure zu nehmen und Kinder mit ihr zu zeugen (Hoſ. 1). »Gehe hin, ſagt Jehova, ehelige eine Hure und zeuge mit ihr Kinder, welche eine Ehebrecherin zur Mutter haben. Denn eben ſo huret das Land und iſt untreu Jehova.«

Joſua's Geheiß am Himmel ſtille geſtanden, — daß Moſes Ruß in die Luft geworfen, daß es über ganz Aegypten ſtäubte und davon im ganzen Lande Blattergeſchwüre auffuhren, — daß Aaron durch Berührung ſeines Stabes den Staub in ganz Aegypten in Läuſe (Mosquiten) verwandelt habe u. ſ. w., ſo kann man ihn deßhalb für nicht mehr, als für einfältig halten; wer aber und zwar in bewußtem Gegenſatze gegen die erwachte Vernunft, einen Gott glaubt, der wüthen kann, der Lug und Betrug, Rohheiten und Grauſamkeiten gegen Menſchen und Vieh gebeut, eine Hure zu ehelichen, mit Menſchenkoth gebackenes Brod zu eſſen befiehlt, es frei ſtellt, einen Knecht bis auf den Tod zu ſchlagen und ſo fort, der iſt ein Elender.

Wenn Gott den Iſraeliten bei ihrem Eroberungskriege gebietet, ſelbſt das Kind im Mutterleibe zu erwürgen (4. Moſe 31, 17), ſo findet dieß die Rohheit nicht anſtößig, weil Gott auf dieſe Weiſe ein Strafgericht an einem gottloſen Volke vollzogen habe. Hatte denn aber Gott keinen andern Weg, ein gottloſes Volk auszurotten, als ein anderes Volk, das er ſich erziehen (doch wohl zur Humanität und nicht zur Beſtialität erziehen) wollte, dazu zu gebrauchen? Mußten ſolche Gebote und ſolch ein Vertilgungskrieg ein rohes Volk nicht noch roher machen und auf eine furchtbare Weiſe verhärten und verwildern? Heißt das göttliche Erziehung des Menſchengeſchlechts?

Römer 11 heißt es: «Das Iſrael ſucht, das erlanget es nicht, die Auswahl aber erlanget es, die übrigen ſind verſtockt. Wie geſchrieben ſteht: Gott hat ihnen gegeben einen Geiſt der Schlafſucht, Augen, daß ſie nicht ſehen und Ohren, daß ſie nicht hören, bis auf den heutigen Tag. Und David ſpricht: Laß ihren Tiſch ihnen zum Strick werden und zur Berückung und zur Aergerniß und zur Vergeltung. Verblende ihre Augen, daß ſie nicht ſehen *) und beuge ihren Rücken allezeit.“

Von einem Gott, der verblendet und einem Theil ſeiner Geſchöpfe unmöglich macht, zum Heile zu gelangen (ſey es aus welchem Grund es wolle), mögen wir nichts mehr wiſſen, und die Bibel, die mit dem Koran **) einen ſolchen Gott lehrt, können wir eben ſo wenig, als den Koran für eine lautere Offenbarung Gottes halten.

II.

Zu p. 10.

„Worin hatten alle Gräuel der falſchen Religionen ihren Grund, fragt Hr. Höfling, wenn nicht in der Verkehrtheit der natürlichen, ſich ſelbſt überlaſſenen Vernunft?“ Und worin, Hr. Höfling! hatten denn die zum Theil ſogar von Gott ſelbſt befohlenen altteſtamentlichen, worin hatten denn die jene heidniſchen weit übertreffenden Gräuel des Chriſtenthums z. B. die fürchterlichen Martern, mit denen der Glaubenseifer Ketzer mordete oder die entſetzlichen Hexenproceſſe, durch welche Millionen auf's Unmenſchlichſte gefoltert und dann „zu Gottes Ehre“ verbrannt wurden *), ihren Grund? Etwa in der durch die jüdiſche und chriſtliche Offenbarung, durch das Wort Gottes geleiteten, zurechtgewieſenen, erleuchteten Vernunft? Juridiſch begründet wurden dieſe entſetzlichen Prozeſſe wirklich durch eine Bibelſtelle, die den Tod der Hexen gebietet. Von dieſer Stelle, (2 Moſe 22, 18) ſagt Kirchenrath Horſt in ſeiner Dämonomagie: «Dunkel, verhängnißvoll, mit Menſchenblut geſchrieben, ſteht ſie in der Geſchichte dreier Jahrhunderte da. Erwägt man, daß dieſe drei dunklen Worte einer längſt ausgeſtorbenen Sprache **) das eigentliche Todesurtheil gegen die der Zauberei angeklagten Hexen juridiſch begründeten, und denkt dabei, daß wir ſie wahrſcheinlich gar nicht mehr recht verſtehen: ſo muß man eine Offenbarungsurkunde, deren Ausſprüche, indeß der Vernunft und dem menſchlichen Gefühle zu ſchweigen geboten wird, über Leben und Tod entſcheiden, mit Schauder in die Hände nehmen. Welche Folgen ein dumpfer Buchſtabe haben kann, wenn ſich Vernunft und Zeitfortſchritte nicht an ihm rächen, dieß ſieht man aus dieſem mit blutigen Zügen geſchriebenen Geſetz.» — «Katholiken und Proteſtanten, ſagt er ferner, fanden die Zauberei mit allem temporären Unſinn jenes Zeitalters in — der Bibel, und zwar ſo unwiderſprechlich, daß anderer Meinung ſeyn bei jenen Ketzerei, bei dieſen Verachtung des Worts Gottes geweſen wäre.» — «Im Proteſtantismus trieb man den Zauberglauben und Hexenprozeß faſt noch weiter und faßte ihn noch ſchärfer auf, als in der katholiſchen Kirche, denn ſo wollte es Gottes Wort, wie man die Bibel nannte. Selbſt bei dem erſchrecklichen hieſigen Hexenprozeß war der Domherr von Roſenbach zuletzt die Zuflucht der armen Hexen, indeß v. Oynhauſen zur Ehre Gottes und ſeines heiligen Wortes, das nicht lügen könne und den Tod der Zauberinnen gebiete, das „„verfluchte Hexengeſchmeiß““ ohne Gnad' und Barmherzigkeit ausgerottet wiſſen wollte.“ (II. p. 128, 142).

---

*) Hiezu bemerkt Fr. v. Meyer: „Zum Lohn für ihre vorſätzliche Blindheit.“ Alſo erſt machen Menſchen ſich ſelbſt blind und dann zum Lohn dafür, macht Gott ſie blind.

**) Sure VII.: „Viele Genien und Menſchen haben wir für die Hölle geſchaffen. Dieſe haben Herzen und verſtehen nicht, Augen und ſehen nicht, Ohren und hören nicht.“ — „Die Uebelthäter werde ich machen, daß ſie meine Zeichen ſehen und doch nicht glauben.“ Vergl. Röm. 9 (worüber in der Folge ausführlich).

---

*) Nach Thomaſius's Berechnung wurden ſeit Gregor's des Großen Zeiten — 9,442 994 angebliche Hexen verbrannt!

**) P. 139 bemerkt Horſt: «Das ganze Blutgeſetz beſteht aus folgenden drei einzigen Worten: — vielleicht den wichtigſten und ohne Zweifel den blutigſten drei Worten, die je mit einem Meiſel ausgehauen, mit einem Griffel eingegraben, mit einer Feder geſchrieben wurden: מְכַשֵּׁפָה לו תְחַיֶּה.»

Die ganze Geſchichte kennt keine entſetzlichere, allen, was Bildung und Humanität heißt, entgegengeſetztere Erſcheinung, als dieſe chriſtlichen Hexenprozeſſe. Der edle Jeſuit Spee, der gegen dieß Unweſen ſchrieb, ſagte dem Kurfürſten Johann Philipp von Mainz, das graue Haar das er ſchon im blühenden Alter trug, verdanke er dem tiefen, ſein Leben verzehrenden Kummer über die Schlachtopfer des Aberglaubens, die er habe zum Scheiterhaufen begleiten müſſen und ihre ihm gemachten Bekenntniſſe. „Recht und Gerechtigkeit, Glaube und Treue, Erbarmen und Menſchlichkeit — ſagt Horſt in ſeiner Dämonomagie II, 37 — hörten unter den Hexenprozeſſen auf. Alle Leidenſchaften wurden angeregt. Die Menſchen erboßten und verwilderten bis zum Entſetzen. Die Folter, die im Hexenprozeß in ihrer ganzen abſcheulichen Schrecklichkeit erſcheint, machte das Maaß des Jammers voll und vollendete das Weltübel.“ Ein der Hexerei verdächtigtes achtzehnjähriges Mädchen ward, wie Horſt unter Anderem beibringt, ehe man ſie verbrannte, dermaßen gefoltert, daß ſie dreimal auf der Folterbank die fallende Sucht bekam. Man ruhte, ſo lange der Anfall dauerte und ſchritt dann in der hölliſchen Arbeit weiter fort. Horſt macht in Beziehung auf den Lindheim'ſchen Hexenprozeß folgende Bemerkung: „Man denke ſich dieſe erſchreckliche Lage, da jedes fühlende Weſen bei dem Bewußtſeyn innerer Schuldloſigkeit, die äußerer Gewalt unwillkührlich unterlag, bis zum tiefſten Abgrund einer moraliſchen Verzweiflung fortgeriſſen werden mußte. In der That, wenn aus irgend einer Situation für den Menſchen als freies Weſen betrachtet, deſſen moraliſcher Wille durch keine Gewalt gebeugt werden ſoll, Verwilderung, d. h. Verzweiflung an Gott und Menſchen hervor gehen mußte, ſo war es aus dieſer auf der Folterbank in den Hexenprozeſſen, wo die Freiheit durch die Uebermacht phyſiſcher, ihr entgegengeſetzter Kräfte ihren eigenen Geſetzen zuwider ſich zu äußern gezwungen ward. Hier Entſchloſſenheit, das Aeußerſte zu leiden, Unſchuld, Tugend, Muth, Hingebung und Glaube. Auf der anderen Seite Rohheit, Barbarei, unerträglicher Folterſchmerz, unwillkürliche Beſiegung des Geiſtes durch das Uebermaaß namenloſer Körperpein. So bei Schüler und ſeiner guten Frau. Sie unterlag geſchwind. Erſt erklärte ſie, ſie wollte ſich lieber in Stücke zerreißen laſſen, ehe ſie gegen ſich ſelbſt zeugete. Die Folter überwältigte ihren edlen Entſchluß. *) Aus Furcht, von neuem gefoltert zu werden, blieb ſie bei ihrer Ausſage und ward verbrannt. Länger und ſchrecklicher war der Kampf bei dem ſtärkeren Mann. Schüler unterlag in dieſer die Menſchheit revoltirenden Situation auf der Folter, er ſchämte ſich unterlegen zu haben, revocirte und unterlag von Neuem, er raffte ſich noch einmal zuſammen, revocirte von Neuem, und würde ohne Zweifel abermals unterlegen haben und verbrannt worden ſeyn, wenn er ſich nicht durch die Flucht gerettet hätte.»

Uebel, ſehr übel ſähe es mit der Beurtheilung des Chriſtenthums aus, wollte man Chriſti Ausſpruch: «an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!» auf die welthiſtoriſche Entwicklung des Chriſtenthums ſelbſt anwenden.

---

*) Sie war eine nervenſchwache Frau und ihr Mann hatte es ihr vorausgeſagt, daß ſie bei ihrer Leibesbeſchaffenheit die Tortur nicht würde aushalten können.

Denn, was wohl zu bedenken iſt, die Schrecken und Gräuel der Barbarei fiengen erſt an zu verſchwinden, als im achtzehnten Jahrhundert der alte Glaube ſank und ein ihm feindſeliges Aufklärungsſtreben die Oberhand bekam. Die Humanität und Milde der gegenwärtigen Zeit verdanken wir nicht dem Chriſtenthume, ſondern einer vielmehr im Gegenſatze zu ihm ſich aufgethan habenden, ſelbſtſtändigen Menſchenbildung. Wir verfolgen und morden nicht deßhalb keine Ketzer mehr, wie früher noch die Proteſtanten thaten, *) weil uns das Chriſtenthum humaner gemacht, ſondern weil Bildung und Humanität über die Barbarei des Chriſtenthums den Sieg errungen. Gelänge es dagegen unſern modernen Frommen, die das altartige Chriſtenthum im Gegenſatze zu der neuen Richtung des Geiſtes repräſentiren, ihre Sache wieder zu dem ehemaligen Grade der Macht und des Anſehens emporzurichten, ſo würden vielleicht ſchon nach einem halben Jahrhundert wieder von chriſtlichen Barbaren Ketzer und Philoſophen gemordet.

---

*) Dem unglücklichen Servet, den der Bibelchriſt Calvin auf den Scheiterhaufen brachte, gewährte man in einer proteſtantiſchen Stadt nicht einmal die Bitte, ihn zu enthaupten, ſtatt zu verbrennen; man nahm feuchtes Holz zu ſeinem Scheiterhaufen, ſo daß er ſich über eine halbe Stunde quälen mußte, bis er nach unſäglichen Schmerzen den Geiſt aufgab. Zu Dresden wurde dagegen einer der erſten Staatsbeamten als heimlicher Calviniſt von den Lutheranern auf offenem Markte hingerichtet. (1601). In England reformirte König Heinrich VIII. und ließ aller Orten für Lutheraner und Katholiken die Scheiterhaufen rauchen. In Deutſchland wurden die reformirten Unterthanen von den lutheriſchen Herren noch ärger mißhandelt, als ſelbſt die Katholiken und umgekehrt. So einig und menſchlich machte die Wiederherſtellung des lauteren Evangeliums die Geiſter und Herzen der Chriſtenheit.

III.

Von der Art, mit welcher die Herren Höſling und Götz zu Werke gehen, um mich ihren Leſern in möglichſt gehäſſigem Lichte darzuſtellen, ſey mir geſtattet; zu perſönlicher Nothwehr hier gleich folgende Beiſpiele anzufügen.

Meinen in der »Andeut. eines Syſt. ſpec. Phil.« ausgeſprochenen Anſichten zu Folge, berichtet Hr. Höſling, erleuchte nicht Gott den Menſchen, ſondern der Menſch Gott*). Man braucht nicht mehr von mir zu wiſſen, als dieß, um mich für den abſcheulichſten und verrückteſten aller Ketzer zu halten. Wenn nur nicht in demſelben Buche, aus welchem Hr. H. zu berichten angiebt, ausdrücklich das Gegentheil ſtände. Denn es heißt daſelbſt p. IV:

> »Er iſt es, der uns unterweiſt,
> Hellt des Gedankens Kraft den Geiſt.«

D. h., wie aus dem Zuſammenhange zu erſehen:
Gott iſt es, der uns unterweiſt, wenn des Gedankens Kraft den Geiſt erhellt.

So erleuchtet alſo nach meiner Anſicht Gott den Menſchen und der Menſch nicht Gott. Vielleicht aber habe ich an einer andern Stelle dieſes Buches, auf welche ſich Herr Höſling bezieht, das gerade Gegentheil behauptet. P. 50 ſteht, daß das uns bewußtlos inwohnende göttliche Princip in unſerem Bewußtſeyn offenbar zu werden ſtrebe, daß es, um zum Bewußtſeyn zu kommen, die creatürliche Selbſtheit zu überwinden und ſich an die Stelle ihres Bewußtſeyns zu ſetzen habe. Jedermann kennt das dem Menſchen bewußtlos inwohnende, von deſſen überwiegender Selbſtheit in die Verborgenheit des Innern zurückgedrängte göttliche Princip unter dem Namen eines ſchlafenden Gewiſſens und das ins Bewußtſeyn tretende unter dem Namen des erwachenden. Alle Erkenntniß des Wahren und Guten aber iſt nichts, als ein uns zum Bewußtſeyn Kommen des uns inwohnenden göttlichen Princips. Indem nun dasſelbe uns zum Bewußtſeyn kommt, werden ohne Zweifel wir von ihm, nicht aber es von uns, d. h. von der creatürlichen Selbſtheit erleuchtet, die ohne jenes zum Bewußtſeyn Kommen des göttlichen Princips in ihr blind für das Wahre und Gute iſt.

---

*) »Nicht er erleuchtet unſere Vernunft (gewiß nicht! denn er iſt das Vernünftige ſelbſt in uns), ſondern umgekehrt, dieſe iſt das Mittel und Werkzeug der Erleuchtung für ihn.« (p. 57). Das Umgekehrte von Letzterem wäre: daß Gott das Mittel und Werkzeug der Erleuchtung für unſere Vernunft wäre!!

Nach meiner aus dem Buche, aus welchem Herr Höfling zu berichten angiebt, ausgeſprochenen Anſicht verbleibt das Weſen des Einzelnen nach dem Tode innerhalb des unzerreißbaren Ganzen der Menſchheit und hat das Schickſal derſelben mitfortzuerleben, mit ihr ſich fortzuverwandeln, damit am Ende der Entwicklung ein Kreis geläuterter, vollendeter Individualitäten zu bleibender Exiſtenz hervorgehen könne (p. 27—29). Es iſt an dieſem Orte von einer in der erſcheinenden und zufälligen enthaltenen weſentlichen Individualität die Rede, die nicht ſterblich ſey, ſondern durch den Tod und die Arbeit und Bildung des verjüngten, fortrückenden Lebens bis zum abſoluten Ziel hin ſich vom Nichtigen, Zufälligen, den verſchiedenen Zeiten und Umſtänden der Entwicklung ausſchließlich Angehörigen reinige und es heißt wörtlich p. 28: «nur das Nichtige bleibt im Tode ſchlechthin verloren und untergegangen.» Und was berichtet nun Hr. Höfling ſeinen Leſern darüber? Er berichtet an verſchiedenen Orten, daß ich für den gegenwärtigen Stand der Weltentwicklung alle individuelle Unſterblichkeit geradezu läugne, daß nach meinem Syſteme die geiſtige Individualität durch den Tod vernichtet werde, daß ich an keine Unſterblichkeit der Menſchenſeelen glaube, daß ich die Geſtorbenen für verloren halte und daß es bei mir darauf

hinaus komme, als ſterbe der Menſch gerade ſo, wie das Vieh.

Eine hieher bezügliche Stelle der Andeutung führt Herr Götz folgendermaaßen an: „Das Individuum, ſagen Sie, wird ſich gefallen laſſen müſſen, mit ſeinem Weſen innerhalb dieſer Erde und Menſchheit zu verbleiben und nur mit dem allgemeinen Geiſte in ihr (der Erde) von Geſchlecht zu Geſchlecht fortzurücken und dem abſoluten Ziele entgegen zu gehen.“ Warum bezieht hier Hr. Götz das Pronomen nicht, wie es ſich gehört, auf das nähere, ſondern auf das entferntere Subſtantiv, und allein auf dieſes? Giebt es etwa keinen Sinn, es auf Menſchheit zu beziehen? Sollte man von einem allgemeinen Geiſt der Menſchheit nicht ſprechen können, ſondern nur von einem allgemeinen Geiſt der Erde? Aber es ſoll gehäſſig herauskommen, es ſollen die Herzen der Leſer gegen mich empört werden, darum muß ich geſagt haben, das Individuum bleibe an den Erdgeiſt gebannt, nicht, es gehe, mit dem allgemeinen Geiſt der Menſchheit von Geſchlecht zu Geſchlecht fortrückend, dem abſoluten Ziele entgegen.

Ich habe in einer Note des Sendſchreibens p. 21 auf Andeut. p. 17 verwieſen, wo in unzweifelhaftem Zuſammenhange vom hiſtoriſchen Chriſtus, ausdrücklich vom „Stifter des Chriſtenthums“ die Rede iſt. Dieſer Stelle ſchiebt Hr. Götz, indem er dieſer meiner Hinweiſung gedenkt, eine andere unter, die p. 5 ſteht, um mir vorwerfen zu können, daß der Chriſtus, von dem ich im Sendſchreiben geſagt, daß ich ihn ſehr hoch ſtelle, nicht der hiſtoriſche, ſondern ein ſymboliſch-mythiſcher ſey, über welches Verfahren, da Herr Götz doch wohl nicht 5 ſtatt 17 geleſen haben kann, man ſich nicht wenig verwundern muß. Auf wie unwahrhafte Weiſe auch Hr. Höſling, indem er mich als Verächter und Läſterer der Perſon Chriſti zu verſchwärzen ſucht, zu Werke geht, wird aus folgendem Beiſpiel erhellen. Im Sendſchreiben p. 15 ſteht zu leſen: «Was gehen Sie dergleichen Einwürfe an? Ihre Anſicht iſt einmal die bibelgemäße und die Bibel iſt die Richtſchnur Ihres Glaubens. Allerdings! Ihre Anſicht iſt ſo bibelgemäß, als es bibelgemäß iſt, zu glauben, daß Gott zuweilen Reue und Verdruß über ſeine Handlungen empfinde« u. ſ. w. Jedermann ſieht, daß ich hiemit ſagen wollte, es ſey ungereimt, zu glauben, daß u. ſ. w. Unter den in demſelben Satze in fortlaufender Reihe angeführten Beiſpielen ſteht nun p. 17 wörtlich auch folgendes: «daß Chriſtus einmal im Unmuth einen gewiß höchſt ſchuldloſen Feigenbaum verflucht habe, weil er keine Frucht daran gefunden, ſeinen Hunger zu ſtillen,« Das heißt alſo: Es iſt ungereimt, zu glauben, daß Chriſtus u. ſ. w. Dennoch ſagt Hr. H. von mir p. 136: «Er wirft Chriſto vor, daß er einmal im Unmuthe nicht geſtillten Hungers und aus thörichter, lächerlicher Rachſucht einen höchſt unſchuldigen *) Feigenbaum ver-

---

*) Wegen dieſes Ausdrucks wirft mir Herr Höſling lächerlich ſentimentales Mitleid mit dem verdorrten Baume vor, da ich doch offenbar kein Mitleid mit dem Baume, ſondern die Ungereimtheit, einen bewußt- und willenloſen Gegenſtand als einen ſchuldigen zu behandeln, dadurch bezeichnen wollte. So iſt auch offenbar, was ich ſagen wollte, als ich in Beziehung auf jene Verwünſchung des Feigensbaumes bemerkte: «Dieß iſt, wie wenn jemand eine Wand ſchlüge, an der er ſich geſtoßen oder wie Cyrus einen Fluß züchtigte, der ihm ein Pferd erſäuft hatte.» Wer eine Wand ſchlägt, an die er ſich geſtoßen, wer einen Fluß züchtigt, der ihm ein Pferd erſäuft und wer einen Baum verdorren macht, an dem er keine Früchte findet, um ſeinen Hunger zu ſtillen, dieſe alle behandeln einen bewußt- und willenloſen, ſomit zurechnungsunfähigen Gegenſtand, indem ſie ihren Unmuth an ihm auslaſſen, wie einen bewußten, willenhaften, zurechnungsfähigen. Auch iſt in den drei Fällen das Streben, ſich zu rächen, inſofern thöricht erfolglos, als weder der Wand, noch dem Fluß, noch dem Baum ein Leid zugefügt wird, weil dieſe Gegenſtände keine Empfindung haben. Gleichwohl ſagt Herr Höſling: es ſey wohl ſeit Menſchengedenken kein

flucht ꝛc. u. p. 40: «Der Verfaſſer des Sendſchreibens ſtellt den Heiland als einen unſinnigen, in einzelnen Momenten alle vernünftige Beſonnenheit verlierenden, den thörichtſten Ausbrüchen ſeines Zornes ſich überlaſſenden Menſchen dar;» wobei er alſo annimmt, daß ich das unwürdige Märchen vom verfluchten Feigenbaum, das ich ſo beſtimmt als Märchen bezeichnet habe (vergl. p. 34 des Sendſchreibens und p. 98 der Andeutung) für hiſtoriſch wahr halte oder dafür habe gelten laſſen, ſich aber p. 144 f. gleichwohl dagegen ereifert, daß ich dieſes und andere Wundergeſchichtchen, womit die Sage das Leben Jeſu ausgeſtattet hat, für Märchen erklärt habe.

Ich überlaſſe nun meinen Leſern, dem Betragen, das ſich dieſe chriſtlich-frommen Männer gegen mich erlaubt haben, das ihm zukommende Prädicat beizulegen.

---

albernerer Vergleich gemacht worden. Die geſchlagene Wand ſpüre nichts von den Schlägen, der gezüchtigte Fluß laufe nach wie vor unverändert fort, aber der Feigenbaum — ſey verdorrt! Herr H. muß demnach glauben, der Baum habe durch die Verdorrung ein Leid empfunden, weil er ſie im Gegenſatze zu den Schlägen darſtellt, von denen die geſchlagene Wand nichts ſpürt. Ueberdieß lief der gezüchtigte Fluß, von dem ich ſprach, nicht nach wie vor unverändert fort, denn Cyrus leitete ihn durch Canäle ab.

◆

Berichtigungen.

S. 22 Z. 3 v. u. ſtatt Serpetius lies Servetus.
S. 23 Z. 19 v. u. ſtatt von lies vom.

Züge

zu einer

neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte

vornehmlich in Beziehung

auf die chriſtlichen Ideen der göttlichen Dreieinigkeit,
der vorweltlichen Zeugung des Sohnes, des kakodämoniſchen
Princips, des Abfalls von Gott, der Weltſchöpfung,
der Menſchwerdung Gottes, der Erlöſung und Verſöhnung,
des Leidens, Todes, der Auferſtehung und Verklärung
des Sohnes, des Ausgangs des heil. Geiſtes
von demſelben, der Wiederkunft Chriſti zum tauſendjährigen
Reich, des Fegefeuers, der Hölle und des Himmels,
des jüngſten Tages und Gerichtes und der zukünftigen
höheren Welt

und

auf das Vorhandengeweſenſeyn und die Symbolik dieſer
Ideen in den Religionen des vorchriſtlichen
Alterthums.

Von

G. Fr. Daumer.

Erſtes Heft.

Nürnberg 1835,
Verlag von Schneider und Weigel.
(Julius Merz.)

„Der rechte Glaube iſt ein geiſtlicher Verſtand, Erkenntniß und Empfängniß der ewigen Wahrheit, darinnen das ganze Leben des Gerechten ſtehet.“

Schwenkfeld.

Vorrede.

Ich fahre in dieſen Blättern mit Entwicklung des Syſtemes ſpeculativer Philoſophie und Theologie, von dem ich bereits in mehreren früheren Schriften Andeutungen und Fragmente mitgetheilt, in der Art fort, daß, nachdem ich in einigen meiner vorhergegangenen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten das gegen das Unwahre und Barbariſche herrſchender religiöſer Vorſtellungen und Geiſtesrichtungen Negative meiner Denkart in ſeiner ganzen Schärfe hervorzuheben, veranlaßt worden, hier nun beſonders das bejahende und anerkennende Verhältniß derſelben zu Chriſtenthum und Theologie ſich darſtellen ſoll. Daß Denken und Bildung über Barbarei und Aberglauben einen gründlichen und bleibenden Sieg davon tragen, dazu iſt nicht hinreichend, daß letztere als ſolche in ihrer ganzen Blöße und ihrem ganzen unheilvollen Gegenſatz gegen jene der Welt vor Augen geſtellt werden, ſondern es iſt auch nöthig und noch weit nöthiger, daß das in jene finſtern Hüllen verſchloſſene Wahre und Göttliche, was eine oberflächliche Aufklärung und Philoſophie zugleich mit jenen von ſich ſtößt, und was bis jetzt auch von den tiefer gehenden Philoſophien ſelbſtſtändiger und autoritätsloſer Art nur mangelhaft, dürftig und theilweiſe erkannt und anerkannt worden iſt, in ſeinem ganzen Umfange und ſeiner ganzen Tiefe zum denkenden Erkennen, zu freier wiſſenſchaftlicher Einſicht und Anerkennung gebracht und hiemit der Glaubensbarbarei die Lebenskraft entzogen werde, die ihr von dieſem in ihr als eigenthümliches Beſitzthum verhüllten Elemente der Wahrheit und Göttlichkeit — den klarſten und unwiderſprechlichſten Negationen zum Trotze — immer auf's Neue gewährt wird. Hiezu etwas beyzutragen, darauf iſt außer dem allgemeinen wiſſenſchaftlichen Zwecke dieſer Blätter ihr beſonderes Abſehen gerichtet. Es wird hier nun zunächſt ein neuer kurzer Ueberblick über das Ganze des Syſtems nach dem gegenwärtigen Standpunkte ſeiner Entwicklung gegeben, worauf das aus meinen Papieren gerade mittheilbarſte Nähere und Ausführlichere in Form von einzelnen Aufſätzen und Abhandlungen, Aphorismen und Fragmenten folgen ſoll. Eine ſtreng wiſſenſchaftliche und ſyſtematiſch-ausführliche Darſtellung des geſammten Syſtems zu liefern, habe ich zwar im Sinne, kann ſie aber wegen der Größe des Unternehmens und der dazu in argem Mißverhältniſſe ſtehenden, auf ungewöhnliche Weiſe hemmenden Lebensumſtände nur erſt nach langer Zeit zu Stande zu bringen hoffen. Das Werk ſoll den Titel führen: „Speculative Geſchichte Gottes, des Geiſterreichs und der Welt.“ Hiezu verhalten ſich alle meine vorhergängigen philoſophiſchen Schriften als Vorarbeiten und vorläufige Mittheilungen. Einige neuerlich vorgekommene Mißverſtändniſſe über frühere Darſtellungen des Syſtemes wird das gegenwärtige Heft beſeitigen.

Inhaltsanzeige.

Seite
I. Ueberblick über das Ganze des Syſtems 1
II. Werden des abſoluten Reiches. Chriſti Tod und Wiederkunft 22
III. Tod und Zuſtand nach dem Tode 28
IV. Ueber eine kakodämoniſche Thierſchöpfung 37
V. Ueber Apollon 39
Eingeſchaltet: Ueber Lepra und Syphilis 52
VI. Die zweifache Geburt des Sohnes Gottes und ſeine Auferſtehung aus dem Tode der freien Selbſtentäußerung in den Geiſt in den Mythen, Cultusbildern und Myſterien des heidniſchen Alterthums 60
VII. Das ſündentragende Lamm Gottes und der Widder des Phrixos 81
VIII. Einiges über die Perioden der Weltgeſchichte 86
IX. Charitendienſt. Gnadenfluth und Gnadenſtein 93
X. Ueber die Idee der Menſchwerdung Gottes 95
XI. Jeſaias im Homer oder über Aineias 100

Seite
XII. Ueber Hippolytos und Virbius 103
XIII. Ilos, Ganymedes und Aſſarakos 105
XIV. Agamedes und Trophonios 107
XV. Ueber Oidipus und ſein Haus 110
XVI. Kabbalah 115
XVII. Trinitätslehre des alten Heidenthums 118
XVIII. Der Sproß des neuen Lebens aus dem Geiſte. Oreſtes, Daphne, Zemach 124
XIX. Braut und Bräutigam im myſtiſchen Sinne des Alterthums. Kybeledienſt, die Danaiden ꝛc. 125
XX. Erichthonios, Triptolemos und Jaſion 132
XXI. Einiges über die Religion der alten Aegyptier 134
XXII. Ueber die Avataras Vishnu's nebſt Schlußbemerkungen . . 135

I. Ueberblick über das Ganze des Syſtems.

Unſer Syſtem beginnt mit den einfachſten, den rein ideellen Selbſtbeſtimmungen des göttlichen Weſens und führt ſich von da durch zwei Realiſationsprozeſſe, in die ſich daſſelbe erſenkt, bis zum letzten Punkte und Reſultate der Weltgeſchichte fort, das noch in der Zukunft liegt. Um Anderes, als es uranfänglich und vorſchöpferiſch ſelber iſt, hervorzubringen, hat das göttliche Weſen keinen andern Weg, als ſich ſelbſt zu dieſem Anderen zu machen; hiedurch beſtimmt ſich das Schaffen Gottes als Selbſtentäußerung. Das durch Selbſtentäußerung geſetzte Andersſeyn aber iſt ein ſich ſelbſt Widerſtreitendes, indem in ihm das ſeiner Natur nach Freie und Unendliche ein Unfreies und Endliches iſt, das dieſe Beſchränktheit aufzuheben und in die Freiheit zurückzukehren der Trieb und das Streben iſt. So ergiebt ſich ein Prozeß der Rückkehr des ſich ſelbſt entfremdeten Göttlichen zu ſich ſelbſt, wie in der aufſteigenden Reihe der Entwicklungsſtufen des weltlichen Daſeyns der Erkenntniß nahe liegt. Unſer Syſtem aber findet ſich bewogen, dieſem Prozeß einen andern analogen vorausgehen zu laſſen, in welchen bereits die Mächte entſtanden ſeyen, die wir in der Entwickelung des weltlichen Daſeyns wirkend ſehen. In dieſen prämundanen Entwicklungsprozeß fällt dasjenige, was man das Gezeugt- oder Geborenwerden des

Sohnes Gottes vor Erſchaffung der Welt genannt; in jedem der beiden Prozeſſe aber kommt ein von der chriſtlichen Theologie ſogenanntes Ausgehen des heiligen Geiſtes vom Sohne, als abſoluter Rückgang des göttlichen Weſens in ſich aus dem Andersſeyn, zu dem es ſich entlaſſen, ſomit als höchſte Stufe und Schluß des ganzen Prozeſſes vor, mit deſſen Vollendung Gott ſchon in jener prämundanen Sphäre vollſtändig als dreieiniger entwickelt iſt. Dieß verhält ſich näher folgendermaßen.

Das göttliche Weſen in ſeiner erſten ungetheilten Einheit und reinen einfachen Selbſtbeziehung beſtimmt ſich vor allem Uebergehen in reelles Andersſeyn (allem Zeugen und Schaffen) zuvörderſt dazu, das reine Denken und Wollen ſeiner ſelbſt, als einer zu realiſirenden **Welt lebendigen Daſeyns und Wirkens zu ſeyn — ein Denken, das zugleich Wollen und ein Wollen, das zugleich Denken in ununterſchiedener Einheit** iſt *). In dieſer Sphäre urſprünglichen Seyns und Selbſtbeſtimmens iſt das göttliche Weſen noch nicht Perſon in demjenigen ſtrengen Sinne des Wortes, in welchem daſſelbe eine reelle Beſonderung und Entgegenſetzung gegen Anderes beſagt; dieß wird Gott erſt durch ſeine Rückkehr in ſich aus ſeiner erſten Selbſtnegation oder Selbſtentäußerung, durch Ausſcheidung ſeiner gegen das durch ihn geſetzte Andersſeyn und Concentration in ſich gegen daſſelbe. Aber ein bloß Leeres, Beſtimmungsloſes iſt er, indem er zu dieſem Prozeſſe übergeht, bereits nicht mehr, ſondern hat ſich ſchon Beſtimmtheit, aber eine nur erſt rein ideelle, gegeben. Er iſt Erkenntniß, nehmlich ſeiner, als des noch unbeſtimmten Einen und Einfachen, das ſich erſt zu beſtimmen und zu entfalten hat, und *Wille*, noch Anderes, als dieß unlebendige Eine zu ſeyn, ein Wille, der in ſeiner vollſtändigen Selbſtentwicklung *Idee* der Welt und Plan zu ihrer Verwirklichung iſt *). Will man dem Begriff der Perſönlichkeit durch dieſe Beſtimmungen ein Genüge gethan ſeyn laſſen, ſo kann man, wie wir ſelber früher, allerdings ſagen,

---

*) Daß Gottes Ideen nicht ohne Wille ſind, liegt darin, daß ſie ſchöpferiſche Ideen ſind und ein Denken ohne Wollen findet hier eben ſo wenig, als (wie man neuerdings zu meinen ſcheint) ein Wollen ohne Denken ſtatt oder vielmehr dieſes zweifache Beſtimmen jener nur einfachen geiſtigen Thätigkeit Gottes iſt unangemeſſen und gehört der Mangelhaftigkeit der Sprache in Beziehung auf das Speculative an.

---

*) Der Seher *Jacob Böhme* erklärt ſich über dieſe erſte ideelle Thätigkeit Gottes alſo: „So denn *der erſte Wille* ein *Ungrund* iſt, zu achten als *ein ewig Nichts* (ein rein Ideelles ohne alle Beſtimmtheit reellen Andersſeyns), ſo erkennen wir ihn gleich einem Spiegel, darin einer ſein eigen Bildniß ſiehet, gleich einem Leben und iſt doch kein Leben, ſondern eine Figur des Lebens und des Bildes am Leben. Alſo erkennen wir den ewigen Ungrund außer der Natur gleich einem Spiegel; er iſt gleich einem Auge, das da ſiehet und führet doch nichts im Sehen, das Sehen iſt ohne Weſen (reale Gegenſtändlichkeit) — gleich einem Auge, da die Natur innen verborgen liegt, gleich einem verborgenen Feuer, das nicht brennet, das da iſt und auch nicht iſt,“ u. ſ. w. *Sechs Punkte* c. 1. „Alſo iſt zu verſtehen von der ewigen verborgenen Weisheit Gottes, die gleichet ſich einem ewigen Auge ohne Weſen (Realität) — ſie iſt der Ungrund und ſiehet doch Alles, es iſt alles in ihr von Ewigkeit verborgen geſtanden, davon ſie ihr Sehen hat. Sie iſt aber nicht eſſentialiſch, gleichwie der Glaſt (Schein, Bild) im Spiegel auch nicht eſſentialiſch iſt.“ Ebendaſelbſt. „Wir erkennen, daß Gott in ſeinem einigen Weſen kein Weſen (nichts Reales, ein nur ideales Beſtimmtſeyn) iſt, ſondern nur bloß die Kraft oder der Verſtand zum Weſen (zur Realität), als ein ungründlicher (grund- oder vorausſetzungsloſer) ewiger Wille, in dem alles lieget und der ſelber alles iſt und doch nur Eines iſt, ſich aber begehret zu offenbaren und in ein geiſtlich Weſen einzuführen, welches durch Feuer (Negation des Negativen) in der Liebebegierde, in der Kraft des Lichtes geſchieht.“ Myster: magn. c. 6.

Die Aeonenlehre des Gnoſtikers Ptolemäus ſchrieb dem Bythos zwei *συζυγους* zu als urſprüngliche Beſtimmungen der Gottheit: *εννοια* und *θελημα*, den *Gedanken* und den *Willen* (der göttlichen Lebenserzeugung).

daß Gott ſchon in ſeinem uranfänglichen Seyn vor allem Zeugen und Schaffen (Setzen reellen Andersſeyns vor aller Natur, als Ungrund, um mit Böhm zu reden) ein perſönliches Weſen geweſen; wir ziehen es aber jetzt vor, das Wort Perſönlichkeit in jenem ſtrengen Sinne zu gebrauchen, um für die durch den Prozeß der Selbſtgeburt Gottes aus dem von ihm geſetzten Grunde der Selbſtheit ſich erzeugende geiſtige Beſonderheit Gottes (den Sohn) eine unterſcheidende Bezeichnung zu haben *).

---

*) J. H. Fichte in ſeiner Schrift „über Gegenſatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philoſophie" berichtet von meiner „Andeutung eines Syſtems ſpecul. Philoſ.:" ſie beginne mit der Vorausſetzung der göttlichen Perſönlichkeit, „wo denn freilich die Hauptſchwierigkeit, den Begriff des Abſoluten ſpeculativ bis zur Idee des Geiſtes fortzubeſtimmen, durch bloßes Vorausſetzen deſſelben bey Seite geſchoben werde." Die Vorrede des Buches beſagt, daß ich von meinem Syſtem, an deſſen ausführlicher und wiſſenſchaftlicher Darſtellung ich gehindert ſey, hier nur, ſo viel mir unter den obwaltenden Umſtänden möglich, eine Andeutung, wie es auch das Titelblatt nennt, veröffentlichen wolle, und p. 1. iſt zu leſen: „Dieß (daß die Gottheit ſich ſchon vor der Weltſchöpfung zur Perſönlichkeit beſtimmt habe) muß in gegenwärtiger Art der Darſtellung als bloße Vorausſetzung hingeſtellt bleiben; bei der wiſſenſchaftlichen und ausgeführten Darſtellung des hier nur angedeuteten Syſtemes wäre das Erſte die Darſtellung der Selbſtentwicklung Gottes zur Perſönlichkeit aus dem Vorausſetzungsloſen" wobey auf §. 10. p. 30, wo die Hauptmomente des Syſtems in tabellariſcher Ueberſicht gegeben ſind, verwieſen wird. Wenn nun Herr Fichte berichtet, ich habe jene Aufgabe der ſpeculativen Philoſophie bey Seite geſchoben, ſo giebt dieß die falſche Vorſtellung, als gehe ich über dieſe Aufgabe, als über eine ſolche, die nicht gelöſt werden könne oder ſolle, oder deren Löſung ich aus dem Gebiete meines Philoſophirens ausgeſchloſſen, hinweg. Herr Fichte fährt fort: „Aber ſchlimmer noch bleibt der ganze Begriff ſelber damit völlig zweideutig, indem Gott nun theils gefaßt werden kann im Hegel'ſchen Sinne, als das ſich zum menſchlich-individuellen Bewußtſeyn fortbeſtimmende Abſolute, oder als Urperſönlichkeit über der

Das göttliche Weſen, in der Beſtimmtheit ſeiner urbildlichen, reinen Idealität wird von uns die göttliche Idee

---

Welt, auf welche Meinung die letzten Worte des angeführten §.: „„der die Idee der Welt und den Plan zu ihrer Verwirklichung frei in ſich entworfen hat““ — allerdings Anfangs zu deuten ſcheinen. Iſt nun die ſpätere beſtimmte Aeußerung p. 39. damit widerſprechend, wo es heißt: „„das Wiſſen des Menſchen von Gott iſt zugleich das Wiſſen Gottes von ſich ſelbſt und er hat ſein Wiſſen von ſich nur im Menſchen““ — ſo wird dieſer Widerſpruch nur vermehrt, wenn man kurz vorher geleſen: „„Gott iſt freier Urheber der Welt und dieſe in ihm, ehe ſie wirklich geworden, als Gedanke vorhanden geweſen.““ Als Gedanke in noch nicht zum Bewußtſeyn Gelangten, — Menſchgewordenenen? Dieß liefe ſonach auf den ſonſt auch ſchon vernommenen harten Widerſpruch einer blinden Vernunft, eines bewußtloſen Gedankenprototypus der Welt in Gott hinaus, womit ſich jedoch abermals der behauptete Begriff einer „„freien““ Urheberſchaft der Welt durch Gott nicht vertrüge. — Alles verhängnißvolle Verwirrungen in den höchſten und wichtigſten Ideen“ u. ſ. w. Ueber dieß alles habe ich mich auf's deutlichſte und ausdrücklichſte erklärt, ſo daß für den, der mit nur ganz gewöhnlicher Faſſungskraft und Aufmerkſamkeit lieſt, kein Zweifel darüber, wie es das Buch gemeint, und kein Schein eines Widerſpruchs jener Beſtimmungen miteinander obwalten kann. Die hier ganz beſtimmt und unzweideutig erklärte Anſicht iſt: daß Gott ſchon vor der Welt ſich ſeiner ſelbſt bewußt und perſönlich geweſen und die Idee der Welt und den Plan zu ihrer Verwirklichung frei in ſich entworfen habe, durch keine blinde, geiſtloſe Nothwendigkeit zur Schöpfung beſtimmt und nicht durch ſolche dazu übergehend (§. 1, p. 1 und 39), daß er aber, um ſich zu realiſiren, mit ſeinem eigenen Weſen und Selbſt in den Prozeß der Weltentwicklung habe eingehen und ſein freies Beiſichſeyn der Welt zum Opfer bringen müſſen (§. 5, pag. 9 f.), aus dieſem ſchöpferiſchen Beiſichſeyn komme er im Menſchen zu ſich ſelbſt zurück (p. 11, 19 f. 39) und es wird (p. 49.) ausdrücklich erklärt: „Gott, wenn er (in der Welt) Geiſt und Perſon wird, wird nur wieder, aber in der concreten Einheit mit einer realen Welt, was er ſchon vor dieſer geweſen.“ Es findet ſich überdieß dieß alles p. 39 in kurzen, ganz beſtimmten und — feſt oder kurzweg die Idee genannt *) und iſt das, als noch bloß ideelle Beſtimmtheit, was wir, als realiſirt, die abſolute Welt genannt (Andeutung eines Syſtems ſpecul. Philoſ. p. 31 vergl. §. 9 p. 24 ff.). Die göttliche Idee und ihr abſolutes Realiſirtſeyn oder die abſolute Welt ſind die beiden Punkte, zwiſchen denen ſich nun das Syſtem als ſpeculative Geſchichte des Geiſterreichs und der Welt fortzube-

---

ten wir glauben — allgemeinfaßlichen Sätzen zuſammengerückt, ſo daß Herr Fichte nur dieſe einzige Seite, aus der heraus er doch citirt, mit ein wenig Beſinnung hätte leſen dürfen, um zu ſehen, daß jene Beſtimmungen ſich ganz und gar nicht zuwider ſind. Denn wenn Gott ſich auf die angegebene Weiſe zur Weltſchöpfung entäußern mußte, ſo iſt es kein Widerſpruch, daß er ſchon vor der Welt freie, bey ſich ſeyende Perſönlichkeit und klar bewußter Gedanke geweſen und dann aus ſeiner Entäußerung, ſeinem ſchöpferiſchen Selbſtverluſte im Menſchen zu ſich ſelbſt zurückkommend jetzt nur in dieſem ſein Wiſſen von ſich ſelber habe.

*) Durchaus nicht im Sinne der Hegel'ſchen Logik, mit der wir hier nichts gemein haben wollen. Die Aeußerungen der Schrift: „Philoſophie, Religion und Alterthum“ über das uranfängliche Denken Gottes, ſeine erſte, reine Idealität, ſind ſo aufgefaßt worden, als wollten wir ein Reich von Abſtraktionen, wie jenes wunderliche Machwerk Hegel's, gegen das wir uns früher doch ſo ſtark erklärt haben, an die Spitze ſtellen, was uns nie in den Sinn gekommen. Das Denken, das wir als die allem Zeugen und Schaffen, aller realiſirenden Thätigkeit Gottes vorhergehende Selbſtbeſtimmung des ewigen und vorausſetzungsloſen göttlichen Urweſens ſetzen, iſt dieſes Urweſen, das ſich — dieß Unbeſtimmte — als das — nur erſt mögliche — Syſtem eines in die Beſonderheit ausgelegten und in ſeine Identität zurückgenommenen lebendigen Daſeyns und Wirkens, als eine aus ſich zu entwickelnde Welt in ſich gegliederter Geiſtigkeit und Lebendigkeit denkt und vorſtellt, zu dem es ſich zu machen, zugleich der Wille iſt (durch welchen zweifachen Ausdruck wir nothgedrungen dieſe ganz einfache ideelle Thätigkeit bezeichnen) — ſo, daß von einem dialektiſchen Prozeſſe unfreien, willenloſen Uebergehens und Reſultirens von Abſtraktionen, wie Seyn, Nichts, Werden ꝛc. ganz und gar nicht die Rede iſt.

wegen hat. Das abſolute Realiſirtſeyn der Idee iſt gegenwärtig ein noch in der Zukunft Liegendes, iſt die künftige höhere Welt, die uns vom Chriſtenthum als die Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde vorgeſtellt und verkündigt wird, auf welche ſich alle Entwicklungen der Natur und des Geiſterreichs als auf ihr letztes Ziel beziehen. Die Entwicklungen, die von der Idee ausgehend, zwiſchen der Idee und dem Realiſirtſeyn derſelben, der abſoluten Welt, liegen, ſind theils prämundane, der Schöpfung der Welt vorausgehende, theils weltliche, die Geſchichte dieſer unſerer weltlichen Natur und der Menſchheit ausmachende, — zwei Lebenserzeugungsprozeſſe aus ſchöpferiſcher Selbſtentäußerung des Göttlichen, nebſt der dazwiſchen liegenden Uebergangsgeſchichte von dem einem zum andern, deren jeder einen Ausgang des h. Geiſtes vom Sohne in ſich begreift und damit ſchließt.

Was nun die erſten, prämundanen Entwicklungen betrifft, von denen wir ein, jedoch mehrfacher Berichtigungen bedürftiges Fragment ſchon in der „Urgeſchichte des Menſchengeiſtes" (wir verſtanden unter Menſchengeiſt mit einem zu umfaſſenden Namen — denn der Geiſt des Menſchen beſteht auch aus dem menſchgewordenen Göttlichen — das creatürliche Princip oder von uns ſogenannte relative Grundweſen) gegeben haben, ſo iſt zuerſt die Entſtehung des creatürlichen Princips aus Gott und die aus dieſem hervor ſich vollbringende Selbſtgeburt Gottes zur Perſönlichkeit (dem Sohne) und zu dem über dieſer Perſönlichkeit aufgehenden Geiſte der abſoluten Einheit und Freiheit zu beſchreiben. Die Idee, um ſich zu realiſiren, entläßt ſich zur reinen Objektivität und wird ein ſich ſelber Aeußerliches, ein Abgrund des in ein unbeſtimmtes Andersſeyn ſich entlaſſenden Schauens, gegen welches Außerſichſeyn ſich die entäußerte Geiſtigkeit des Abſoluten in einen dunklen Grund der Selbſtheit zuſammenzieht, der im aufſteigenden Prozeſſe dieſer göttlichen Selbſtgeburt überwunden, indifferenzirt und als dienende Grundlage der Exiſtenz in das aus ihm hervorgehende Höhere eingehüllt wird. Der in ſeine Freiheit zurückſtrebende Geiſt durchbricht dieſe erſte, rein negative Innerlichkeit und Selbſtigkeit und ſetzt ſie zur Indifferenz herab; hierauf entſteht eine zweite, höhere Concentration, freie Ichheit und perſönliches Seyn, ein reines Sich-Haben und Halten im Gegenſatze gegen das abgeſtoßene Andersſeyn; auch dieſen Gegenſatz überwindend kehrt das göttliche Weſen in ſeine abſolute Freiheit und Unendlichkeit zurück, iſt die ſich in der abſoluten Rückkehr zu ſich erfüllende freie Unendlichkeit, die das aus ihr Beſonderte, über das ſie hinausgegangen, als ein in ſie Erhobenes und Verinnertes enthält und begreift. Als dieſer in die Tiefen der Gottheit zurückgründende Geiſt ſtellt ſich das göttliche Weſen auch zu dem Reich des reinen Denkens, zu dem es ſich Anfangs gemacht, wieder her und iſt ſo die, nun aber bereits zu dieſer erſten Lebensſphäre durch Selbſtentäußerung und Rückkehr aus dieſer in ſich realiſirte Idee. So hat ſich Gott in dieſem ſeinem erſten prämundanen Realiſationsprozeſſe in zwei Weſen getheilt, jenes baſiſche Princip und eine ſich frei in ſich reflektirende, in ſich haltende, bey ſich ſeyende Beſonderheit (Perſönlichkeit), welche beide Beſonderungen in einem über ſie aufgehenden Dritten, der ſich wiederherſtellenden abſoluten Einheit und Unendlichkeit des Göttlichen vermittelt, verbunden und als Eines geſetzt ſind.

Allem realen Werden vorausgehend iſt uns ſonach **die göttliche Idee**, dieß rein ideale Urweſen, das, wovon alles reale Werden, alles Zeugen und Schaffen ausgeht, — der Vater. Die Idee ſetzt ſich ein Andersſeyn ihrer durch Selbſtaufhebung, Selbſtentäußerung und aus dem Aufheben dieſes Andersſeyns reſultirt Gott erſt als abſolute Perſönlichkeit, was man die vorweltliche Zeugung des Sohnes Gottes genannt, dann als univerſeller Geiſt dieſer Sphäre der Realität, der auf den Urſprung zurückgründend die Idee findet — es reſultirt Gott als dreieiniger Gott, wie ihn aus ſolchem Prozeſſe reſultirend ſchon das heidniſche Alterthum gekannt. Die Idee iſt die Metis der Griechen, welche die erſte Gemahlin des Zeus d. h. die erſte Beſtimmtheit des göttlichen Weſens geweſen ſeyn ſoll und die in einem orphiſchen Fragmente (b. Gesner p. 373) als πρωτος γενετωρ erſcheint; — es iſt die indiſche Bhavani, von der es heißt, ſie ſey die erſte und direkte Hervorbringung des Allmächtigen und die auch ſeine Gemahlin heißt. Aus ihr ſoll die große Götterdreieinheit (Brahma, Vishnu und Sivas) hervorgegangen ſeyn, indem ſie entzückt über ihr Seyn und Hymnen ſingend in die Hände geſchlagen, oder indem ihr, da ſie im Entzücken tanzte und ſprang, drei Eier entfielen, aus denen jene drei Weſen entſtanden. Einige berichten, Vishnu (der Sohn) ſey die unmittelbare Hervorbringung der Bhavani und aus ihm ſeyen die zwei übrigen Weſen des Trimurtis entſtanden, wie nach unſerer ſpeculativen Darſtellung aus dem Sohne der Geiſt ſich entfaltet und durch dieſen die Idee (der Vater) ſich wiederherſtellt. Dieſe Bhavani iſt Eins mit jener Nacht (νυξ auch *Μαια*), mit welcher ſich über die Weltſchöpfung berathend der orphiſche Demiurg bei Proklos eingeführt wird. Nacht bezeichnet hier nicht das an und für ſich Dunkle, ſondern das dem Menſchen Verborgene, der Gottheit tiefſtes Myſterium; es iſt jene ägyptiſche Neith, von der es heißt, ihren Schleier habe noch kein Sterblicher gehoben. Daſſelbe Weſen werden wir in der Folge in Leto, Latona (der Verborgenen λαθειν, latere) erkennen, die ſich zu Zeus, wie Metis zu demſelben verhält. Zeus mit Leto iſt der verborgene Gott, mit Metis der denkende, μητιοεις, μητιετης. In altperſiſcher Lehre führt die Idee (der Vater) den Namen Zeruane akerene, welches Bohlen im alten Indien aus dem Sanskr. durch: ungeſchaffenes All erklärt. — νοητον απαν bey Damascius, paterna mens in den chaldäiſchen Orakeln. Als von dieſem Urweſen ausgehend, geordnet, geſetzt wird der ganze Gang der Realitätsentwicklung, als von ihm geſchaffen der Weltſchöpfer Ormuzd (secunda mens in den chaldäiſchen Orakeln) gedacht, der durch das Urwort Honover ſchafft, das vor der ganzen Welt ſchon dageweſen. In den ſieben Amſchaspands, deren Höchſter und König der übrigen Ormuzd iſt, ſcheinen die ſieben Entwicklungsmomente des ſchon oben in der Kürze dargeſtellten göttlichen Realiſationsprozeſſes, wie wir ſie unten in ihrer Beſtimmtheit der Reihe nach angeben werden, verborgen zu ſeyn (vergl. auch unten XVI über die Zahlen der Kabalah).

Nach chineſiſcher Lehre iſt Tao durch ſeine Natur eins; der Erſte hat den Zweiten hervorgebracht, zwei haben den Dritten hervorgebracht, die drei haben alle Dinge gemacht.

Aus einem prämundanen Prozeſſe des Werdens läßt die ſkandinaviſche Mythologie die Brüderdreiheit Wile, We und Odin entſpringen, Feinde des Froſtrieſen Ymer (des baſiſchen Weſens; durch Froſt wird die baſiſche Concentration bezeichnet), den ſie in den Abgrund ſchleppen und die Welt aus ihm bilden (Hinausgeſetztwerden des baſiſchen Weſens in den Abgrund des Außerſichſeyns beym Uebergang zur Weltſchöpfung ſ. unten).

Eine orphiſche ſogenannte Kosmogonie ſetzt Aether als Princip; zu beiden Seiten des Aethers bedeckte die Nacht Alles, was unter den Aether war, bis das Licht durchbrach und Alles erleuchtete. Dieſes Licht iſt das höchſte, und zertheilt ſich in drei Strahlen, *Μητις*, *Φως* und *Ζωη*, und dieſe drei ſind Eins, ſie ſind der ungeſehene unbekannte Gott, der alles gemacht hat, was iſt.

Dieſe Ueberlieferung redet von dem oben beſchriebenen vorweltlichen Zeugungsprozeß, aus welchem Gott als dreieiniger hervorgeht. Metis iſt die Idee — Phos iſt die göttliche Perſönlichkeit, als Licht des Selbſtbewußtſeyns — Zoe iſt der Geiſt der abſoluten Einheit und Freiheit als die lebendige Seele der Totalität.

In dem kabaliſtiſchen Buche: „die 32 Wege der Weisheit“ ſind in den drei erſten ſogenannten Wegen die drei Hypoſtaſen der Gottheit nicht zu verkennen:

„1. Weg. Heißt der geheime Verſtand (die höchſte Krone) und iſt das urſprüngliche Licht des Verſtändniſſes, und iſt die erſte Herrlichkeit, deren Seyn kein Geſchöpf begreifen mag.“

„2. Weg. Iſt der erleuchtende Verſtand und iſt die Krone der Schöpfung und der Glanz der gleichen Einheit (das von der höchſten Einheit ausfließende Licht?), ſo erhöhet iſt über alles zum Haupt und heißt nach den Kabaliſten: die zweite Herrlichkeit.“

„3. Weg. Heißt der heiligende Verſtand und iſt der Grund der urſprünglichen Weisheit (ſehr zweifelhafte Ueberſetzung), die da heißt: die gewiſſe Wahrheit“ u. ſ. w.

Der „erleuchtende Verſtand“ iſt *Φως* in obiger Dreiheit: *Μητις*, *Φως*, *Ζωη*.

Die Reihe der Momente der prämundanen Geburt Gottes aus dem von ihm geſetzten Grunde der Realität haben wir ſchon in der „Urgeſchichte des Menſchengeiſtes“ in ihrer Beſtimmtheit zu entwickeln begonnen; eine ſpätere Darſtellung findet ſich in „Philoſophie, Religion und Alterthum“, 1 H. p. 2 f., es fehlt aber hier noch die beſtimmte Unterſcheidung des Geiſtes vom Sohn und die Darſtellung des Ausgangs jenes von dieſem, wie wir ſie jetzt hinzufügen. Der Verlauf der göttlichen Geburt vom Setzen des erſten Realen, der erſten Selbſtfaſſung des Göttlichen aus dem unendlichen Schauen der Entäußerung (dem Abgrund) an geſchieht durch folgende ſieben Momente: 1) Erſte, unterſte Concentration, ganz abſtraktes Inſichgehen im Suchen und Sehnen des entäußerten Urweſens nach ſich ſelbſt, Selbſtfaſſung zu einem rein negativen, dunklen, verſtandloſen Inſichſeyn — erſte reale Grundlage aller Lebensentwicklung. 2) Entſtehung einer entgegengeſetzten Willensrichtung in dieſem Grunde, Hinausbegehren des ſo gefaßten Geiſtes über dieſe dunkle Faſſung, dieſe ſelbſtiſche Verſchloſſenheit zur Freiheit. 3) Reale Entgegenſetzung und Widerſtreit der beiden Richtungen, der auf dem höchſten Punkt der Spannung und des Auseinanderſtrebens 4) in die Zerreißung und eine nur erſt momentane und haltloſe Offenbarkeit, Reflex des göttlichen Geiſtes in ſich übergeht, bey Jakob Böhm der Feuerſchrack oder Blitz der Freiheit genannt, in welchem der Grund — jene baſiſche Selbſtheit — überwunden und indifferenzirt wird, nur als aufgehobene Baſis der Lebensentwicklung im Göttlichen verbleibt. 5) Die Einheit der Indifferenz, in welche dieſer Blitz der Freiheit, dieß ſich gewaltſam für ſich ſetzende Höhere mit der baſiſchen Concentration, die durch ihn durchbrochen und aufgehoben wird, zuſammen ſinkt. 6) Neue höhere Concentration in ſich, freier Reflex in ſich gegen das abgeſtoſſene Andersſeyn, abſolutes Beyſichſeyn, vollendete Perſönlichkeit (Wort, Sohn) — über welcher 7) der allen Gegenſatz in ſich ausgleichende und vermittelnde Geiſt der abſoluten Einheit und Freiheit (der h. Geiſt) aufgeht und ſich als die urſprüngliche Ideenwelt (den Vater) herſtellt, die ſich nun zu dieſer erſten, jene beiden Principien, das baſiſche Weſen und die göttliche Perſönlichkeit, als in die Einheit des univerſellen Geiſtes erhoben, in ſich haltenden Lebensſphäre verwirklicht findet *).

So iſt jedoch die Idee nur erſt zum Theil realiſirt; es ſind nur erſt die Anfänge und vorläufigen Grundlagen der göttlichen Selbſtrealiſation. Soll nun eine weitere Lebensentwicklung Statt finden, ſo kommt es darauf an, das baſiſche Weſen aus dem Schlummer der Selbſtloſigkeit zu wecken, den es, im Prozeſſe der göttlichen Selbſtgeburt überwunden und gegen ſich indifferent gemacht, in der Einheit des Göttlichen ſchlummert (vergl. „Philoſophie, Religion und Alterthum“ 1 Heft, p. 4 und 5) — es zur ſelbſtbewußten Wirklichkeit und Lebendigkeit zu bringen. Es hat tiefſte Grundlage und Grundſtoff der weitern Schöpferthätigkeit Gottes zu ſeyn, kann dieß aber nicht als dieß ſelbſtlos Verinnerte, Indifferente ſeyn, das es im Prozeſſe der göttlichen

---

*) Der heilige Geiſt als dieß Reale, als dieſe lebendige Seele des Prozeſſes der göttlichen Lebensgeburt und die vermittelnde Einheit der entwickelten Realitäten macht ſo mit demjenigen was wir die Idee genannt haben, dem rein Idealen (dem Vater) — ohne einerley mit ihm zu ſeyn — Ein unzertrennliches Weſen aus. Auch der Sohn iſt zwar in dieſe Einheit eingeſchloſſen, aber nicht unzertrennlich von ihr, den indem er ſich in die Materie eingiebt und in die weltliche Vielheit und Beſonderheit zerſplittert (ſ. unten) hat er den höhern Geiſt und dieſer ihn verloren und es bedarf eines Prozeſſes der Wiederbringung und In-Eins-Setzung mit Vater und Geiſt für den Sohn, der auch nach den bibliſchen Darſtellungen ein in Gott Zurückkehrendes und zu Verklärendes iſt.

Selbſtgeburt geworden. Es geht deßhalb von Gott, als der Idee, ſelbſt die Anforderung und Anregung in das creatürliche Princip aus, nicht dieß ſelbſtloſe, Indifferente zu ſeyn, ſondern ſich zu faſſen, zum ſelbſtbewußten Ich zu machen (vergl. Urgeſchichte §. 5.). Indem es ſich nun hiezu macht, tritt es vorerſt in die Beſtimmtheit einer einſeitigen, abſtrakten Selbſtigkeit und in die Stellung des Gegenſatzes gegen Gott und iſt nun ein von der göttlichen Einheit Abgebrochenes, von Gott Abgefallenes, mit welchem der Kampf zu beſtehen *). Gott im Uebergange zur Weltſchöpfung ſetzt dieß

---

*) Der erſte Kampf mit dieſem zerfallenen und empörten Anderen Gottes geht noch der Weltſchöpfung voraus. In der nordiſchen Mythologie erſcheint das baſiſche Weſen als Froſtrieſe Ymer (durch Kalte und Gefrieren wird hier jene erſte, baſiſche Concentration bezeichnet), der Feind der Gotter Odin, Wile und We (der ſchaffenden Dreieinigkeit), den ſie getodtet in den Abgrund ſchleppen (das Hinausſetzen des Grundes aus Gott ſ. ſogleich unten) und aus welchem ſie dann die Welt bilden. Der Grund ergreift ſich erſt in ſeiner Selbſtheit und empfindet dann als dieß Abgebrochene die Negativität der Einheit (den Zorn Gottes) in ſich als Pein (die Qual des Prometheus, die auf ſeinen Feuerraub folgt; er hatte ſich das Licht des Selbſtbewußtſeyns genommen, das ihm vorenthalten war, wie Adam vom Baum der Erkenntniß gegeſſen, und ſein Name iſt vielleicht aus dem indiſchen Prabodhas gräciſirt). Dieſen Zuſtand der Pein aufzuheben und in der unendlichen Bitterkeit, unterdruckte Natur zu ſeyn (dem Grunde aller kakodämoniſchen Bosheit), erhebt ſich das baſiſche Weſen, um ſich zur freien Exiſtenz und die freie Exiſtenz des Göttlichen ſich baſiſch zu machen, ſomit ſein Verhältniß zu Gott umzukehren (die Gewalt, die man ſagt, daß Prometheus, Tityos, Ixion einer Gottheit hatten anthun wollen) — wird aber von der Negativitat des Gottlichen in ihm in ſich ſelbſt zurück geworfenen und niedergehalten, wodurch eine kreiſende Bewegung (Ixions Rad) entſteht, das auf dem hochſten Punkte der Spannung und des Widerſtreits in jene Exploſion der göttlichen Negativität, jenen todtenden Blitzſchlag übergeht, der oben als Blitz der göttlichen Lebensgeburt beym erſten pramundanen Zeugungsprozeſſe vorgekommen. So iſt das baſiſche Weſen jene böſe him-

entzweite Andere völlig aus ſich hinaus und macht es ſo zur reinen Aeußerlichkeit, der noch ganz unbeſtimmten, abgründlichen Materialität, aus welcher er mit beſtändigem und auf jeder Stufe erneuten Kampfe und mit Eingehen und Eingeben ſeines eigenen Weſens in ſie, die Geſtalten des weltlichen Daſeyns hervorgehen läßt, bis zu dem Punkte, wo der Gegenſatz abſolut überwunden und Gott in der Welt zum vollkommenen Realiſirtſeyn ſeiner, als der Idee, gelangt ſeyn wird.

Der Uebergang zur Weltſchöpfung geſchah durch eine Umkehrung der erſten, prämundanen Lebensſphäre, zu welcher ſich das göttliche Weſen gemacht, durch welche Umkehrung ſich dieſe ganze Sphäre in die Objektivität und Aeußerlichkeit hinüberwarf. Zuerſt wird das baſiſche Weſen zur extremen Aeußerlichkeit, zu einem Abgrunde des Außerſichſeyns gemacht, gegen welchen die göttliche Perſönlichkeit als die ſich noch in ſich haltende Subjektivität des Göttlichen ſteht. Der vermittelnde und befaſſende Geiſt der abſoluten Einheit und Freiheit aber, der vorerſt die über den beiden Centris der Geburt ſich in ſich erhebende unendliche Peripherie des Aufgangs war, erhält in dieſem Umſchwung die Beſtimmung der tiefſten, verborgenſten Innerlichkeit, aus der er ſich erſt wieder am Ende der ganzen Weltentwicklung zu ſeiner urſprünglichen Freiheit und Offenbarkeit erheben wird. Die göttliche Perſönlichkeit (der Sohn) aber iſt die ſchöpferiſche

---

melſtürmende Rieſennatur, die vom Blitze des Zeus gebändigt wird. Die urſprüngliche reine und einfache Kunde, die das Alterhum von dieſem prämundanen Vorgang hatte, wurde im Munde des Volks und der Dichter zu einer phantaſtiſchen Gigantomachie erweitert; Gigant hieß urſprünglich wohl der ſich erhebende Grund, von zwei Wörtern gebildet, die ſich im Hebraiſchen folgendermaßen finden: 1) גֵּי, גַּי, Thal, niederes Land 2) גָּאָה ſich erheben, vrgl. גֵּאֶה, ſtolz, übermüthig, frech, gewaltthätig, גֵּאָה und גַּאֲוָה, Hochmuth. Uebermuth, גָּאוֹן, Hoheit, Stolz, גְּאֵיוֹן, ſtolz.

Aktivität, die ſich durch das ihr entgegenſtehende Andere, es erfaſſend und ſtufenweiſe zur baſiſchen Innerlichkeit ſich unterwerfend, hindurchzugebären hat. In dieſer Hindurchgebärung verliert es ſich zunächſt in die Materie als ein in dem Außerſichſeyn dieſer Außerſichſeyendes und wird in die Vielheit der durch ſie in ihrem Schöpfungskampfe hervorgehenden Geſtaltungen zerriſſen und zerſtreut — der zerſtückelte Oſiris, Dionyſos ꝛc. des Alterthums, deſſen zerſtreute Glieder aufgeleſen und geſammelt werden, der in die Vielheit der Natur verlorene, durch eine höhere Macht (den h. Geiſt nach chriſtlichem Ausdrucke) in die Einheit zurückgebrachte Gott *). Dieſe göttliche Perſönlichkeit iſt es zuerſt, die durchbrechend

---

*) Des zerſtückelten Zagreus noch ſchlagendes Herz (den ein völliger Tod der göttlichen Perſönlichkeit tritt nirgends ein und auch in ihrem äußerſten Selbſtverluſte iſt noch ein Pulsſchlag ihres Lebens da) entreißt Pallas den Titanen und bringt es dem Vater. Sie iſt, was „des vielfachen Naturlebens Keim in die ewige ſchöpferiſche Einheit flüchtet.“ Creuzer II. 769. Aus den von der Pallas dem Vater gebrachten Herzen des Zagreus ſollte der neue Dionyſos geworden ſeyn. Das iſt die Wiedergeburt des Logos aus ſchöpferiſchem Tode. Des Oſiris Glieder ſammelt Iſis, Oſiris aber iſt Dionyſos. Im deutſchen Marchen (ſ. in der Grimm'ſchen Sammlung das Märchen vom Machandelbaum mit den Anmerk.) erſcheint, was hier Iſis heißt als das Schweſterchen, das des geſchlachteten Bruders Gebeine ſammelt, woraus ein ſingender Vogel entſteht. In den Anmerkungen der Grimm'ſchen Sammlung wird bemerkt: „Das Sammeln der Knochen kommt in den Mythen von Oſiris und Orpheus und in der Legende von Adalbert vor.“ Die böſe Mutter, die den Bruder tödtet, iſt das baſiſche Weſen, ihm entgegengeſetzt iſt das Schweſterchen als rettende Macht, wie Iſis in Beziehung auf Oſiris, Pallas in Beziehung auf Dionyſos. Dieſer — was wir die göttliche Perſonlichkeit nannten, Gott der Sohn in der chriſtlichen Theologie — iſt zwiſchen dieſe beiden Machte ſo in die Mitte geſtellt, daß die eine unter ihm, die andere über ihm ſteht. Dieſe beiden Mächte ſehen wir in den Mythen Anſprüche auf ihn machen, ſich um ihn ſtreiten und in ihn theilen, wie im Mythos des Attes, Adonis und Oſiris. Bey Attes iſt es

die Schranke der Materialität und creatürlichen Selbſtheit, die ſie im ſchöpferiſchen Erfaſſen der Materie in dieſer zu dämoniſcher Entgegenſetzung erregt und als ſolche zu bekämpfen hat [*]), in die Freiheit zurückkehrt und zu ſich ſelber

---

Kybele und Agdiſtis oder Sangaritis, bey Adonis Venus und Proſerpina, bey Oſiris Iſis und Nephthys ꝛc. ſ. in der Folge.

Zu jenen Mythen von dem aus der Zerreißung und Vielheit zur Einheit und Totalität wiederhergeſtellten Gotte gehört auch folgende tibetaniſche. Der Gott Cenreſi rannte einſt mit dem Kopf dergeſtalt gegen eine Mauer, daß er in eilf Theile zerſprang. Schnell eilte der Gott Horame aus dem höchſten Himmel herbei und verband die zerriſſenen Theile ſo künſtlich, daß ſich aus jedem einzelnen Stück ein eigener Kopf bildete. So wird denn auch dieſer Cenreſi mit eilf Menſchenköpfen vorgeſtellt, die pyramidenförmig übereinander ſtehen und deren oberſter mit Strahlen umgeben iſt. Cenreſi, ſagt man, werde durch ſeine Vervielfältigung in alle Arten von Körper und Seelen verwandelt, ſo wie Zagreus, da ihn die Titanen zerreißen, ſich in alle Elemente und Naturen wandelt.

[*]) Es iſt dieſem Syſteme alles Geiſt; auch das Aeußerlichſte, Ungeiſtigſte iſt ihm nur ein äußerlich gewordener, erſtorbener Geiſt, der doch als Geiſt nicht abſolut vernichtet iſt. Die Materie iſt die durch ihr Hinausgeſetztwerden aus Gott auch ſich ſelbſt verlorene, außer ſich geſetzte abſtrakte Selbſtheit, zunächſt der leere finſtere Abgrund des Außerſichſeyns, aus welchem dem ſchaffenden Gotte die Aufgabe geſtellt war, die Geſtalten des weltlichen Daſeyns hervorzuziehen, zu *ſchöpfen* gleichſam, wie denn auch wirklich die Worte *Schöpfung*, *Schöpfer*, *Geſchöpf* aus alter Lehre, nach welcher alles weltliche Daſeyn ein aus der Tiefe der Entäußerung *Geſchöpftes* war, ihren Urſprung zu haben ſcheinen. Indem nun der Gott zu dieſem Schöpfen übergeht und die Materie erfaßt, um ſie in ſich zurückzuſetzen und als Baſis ſeiner Exiſtenz zu unterwerfen, ſo wird die Materie dadurch aus ihrem Tode zur Erinnerung ihrer, zur Subjectivität oder Selbſtheit erregt und erweckt und iſt als die abſtrakt ſelbſtiſche und vernunftloſe Natur, die ſie iſt, ein Reagierendes, Widerſtrebendes gegen dieſe ſchöpferiſche Thätigkeit, durch welche ſie ſich ſelbſt entriſſen und zur dienenden Grundlage des göttlichen Seyns aufgehoben und verinnert werden ſoll.

kommt; erſt mittelſt ihrer und durch ſie hindurch, ſie und ihr Beſondertes in ſich nehmend geht aus der tiefſten Innerlichkeit der Geiſt der abſoluten Einheit und Freiheit aus und auf*). Der Weg des göttlichen Schaffens iſt ein Weg der Umkehrung des Umgekehrten, der Wiederherſtellung des aufgehobenen Urſprünglichen, aber ſo, daß dieſe Wiederherſtellung zugleich die Entwicklung des Hergeſtelltwerdenden zu weiterer und reicherer Realität, der Schöpfung eines ganzen großen, zur mannigfaltigſten Lebendigkeit beſonderten und in die Einheit und Freiheit des univerſellen Geiſtes erhobenen Weſenreiches iſt. Der Gang dieſer Umkehrung vollbringt ſich ganz dem des Werdens jener erſten göttlichen Lebensſphäre, die umgekehrt ward, analog, indem das Göttliche auch hier ein entgegengeſetztes Negatives zu durchbrechen, ſodann ſich zur Perſönlichkeit in ſich zurückzunehmen und zu concentriren hat, über welcher Concentration die höchſte Gottheit und Geiſtigkeit des realen Univerſums, der Geiſt der abſoluten Einheit und Freiheit aufzugehen und das Entwickelte und Beſonderte in ſich zu erheben und zu verklären hat. Aber der Gang jener erſten Lebensentwicklung war ein weit einfacherer und die Dualität hatte dort erſt zu entſtehen, dagegen ſie hier ſchon von Anfang an in ihrer vollen Beſtimmtheit beſteht, und der Hervorgang des göttlichen Weſens zur freien Perſönlichkeit war dort das Werden eines einfachen Ich, dagegen hier der die Materie durchbrechende und ſich im Gegenſatze gegen ſie erfaſſende Gott in eine Vielheit von Selbſtheiten und Ichheiten zerſplittert erſcheint (dionyſiſche Welt), gegen welche der aus der Latenz und Innerlichkeit, in die er geſunken, ſich zu offenbaren und aufzugehen habende Geiſt als lebendiges Geſetz der Einheit und organiſirendes Princip des ſelbſtiſchen und perſönlichen Seyns ſich negativ erzeigt. Im geſtirnlichen Seyn iſt das letzte Reſultat dieſer Negation vor Aufgang der animalen Lebendigkeit das Sonnenſyſtem, im Animalen iſt es der menſchliche Organismus, im Sittlichen der abſolute Staat, der identiſch mit der abſoluten Kirche iſt [*]) und den zu Stande zu bringen, der Geiſt noch in der Arbeit iſt. Ueber dieſe in den Schranken des weltlichen Seyns jedoch noch immer unvollkommen bleibende göttliche Schöpfung und relative Realiſation der Idee hinausgehend, in die Sphäre ſeiner Abſolutheit ſtrebend und zur reinen Realiſation der Idee fortgehend, die Negation der weltlichen Aeußerlichkeit und Getrenntheit abſolut durchbrechend und mit Inſichnahme und Verklärung alles Seyns in ſich, als den abſolut befreiten, unendlichen Geiſt, eine höhere Welt des Lebens aus der beſtehenden entſtehen laſſend, in welcher die Idee ihre reine und ungetrübte Verwirklichung findet, gelangt er endlich zu ſeinem abſoluten Ziele und zu ſeiner und aller

---

*) Wie ſich dieſes Auf- und Ausgehen mittelſt der freien Selbſtentäußerung des Sohnes vollbringt, die ihm den Weg zu ſeinem Ausgange eroͤffnet, wird in dem unten folgenden zweiten Aufſatze dargeſtellt werden.

Die Idee des ausgehenden Geiſtes war ſchon im alten Heidenthume da, worüber unten. Auch der Name begegnet im Apollon Ekbaſios, ἐκβάσιος, Ausgang.

---

[*]) Die geiſtliche und weltliche Macht war am Anfang Eins und wird es — worauf alte, bibliſche Weiſſagungen deuten — auch wieder am Ende ſeyn. Das Auseinanderfallen von Kirche und Staat gehört eben ſo ſehr nur einem Zuſtande der Zerreißung, der aufzuheben iſt, an, als das von Religion und Philoſophie. Kirche und Staat, Religion und Philoſophie ſollen nicht nur nicht einander feindlich entgegenſtellt, ſondern gar nicht von einander unterſchieden ſeyn, und ſind ſie dieß, ſo müſſen ſie nothwendig in Unterdrückungs- und Vernichtungskriege gegen einander ausbrechen und ſich zu vertragen, iſt in der Art gegen ihre Natur, daß ein ſolches Vertragen nur dadurch möglich wird, daß Eines von Beiden herunterkommt, an ſeiner Lebendigkeit, Energie, Eigenthümlichkeit, Entwicklung, Würde und Ehre verliert. Im Mittelalter herrſchte Religion und Kirche über Philoſophie und Staat zum Schaden und zur Entwürdigung der letzteren, durch Reformation, Aufklärung und moderne Bildung iſt das Umgekehrte eingetreten. Bey keinem von Beiden aber kann es ſein Verbleiben haben und nur ein ganz Neues, in welchem Philoſophie und Religion, Kirche und Staat in Eins zuſammenfallen, kann Befriedigung gewähren.

Dinge reinen Befriedigung und ſetzt den ewigen Sabbath der Schöpfung ein.

Erſt nach dieſem letzten Durchbruch durch die Aeußerlichkeit und das creatürliche Andersſeyn, wird Gott der **Ueberweltliche**, vollkommener Herr aller Dinge und Alles in Allem, Gott im vollſten Sinne des Wortes ſeyn. Es iſt dieß die vom Chriſtenthum unter dem Namen des jüngſten Tages verkündigte letzte Kriſis und Kataſtrophe des Weltlebens, die als der letzte Akt und die Vollendung des Ausgangs des heiligen Geiſtes vom Sohn im kosmo-theogoniſchen Entwicklungsprozeſſe zu betrachten iſt*). Durch dieſes totale Durch-

---

*) Auch **Jacob Böhme** eignet das Werk des jüngſten Tages dieſem Geiſte zu. Er ſagt in ſeinen 40 Fragen: „Alda wird ſich die Stimme der heiligen Dreizahl nach allen drei Principien eröffnen und durch den Mund des Richters Chriſti ſagen: Stehet auf ihr Todten und kommt vor Gericht. Dieſe Stimme iſt der urkundliche ewige Geiſt, der alles Leben hält und jemals regieret hat in allen drei Principien, denn er iſt der Geiſt, aus dem alles Leben iſt entſtanden und in dem es in Ewigkeit ſtehet, der aller Dinge Leben und Bewegen iſt geweſen, in dem der Anfang eines jeden Lebens iſt geſtanden und auch ſein Ende, und die Ewigkeit, denn er iſt von Ewigkeit und der Schöpfer aller Dinge. Er hat zwei ewige Anfänge, als (nehmlich) im Feuer und im Lichte und der dritte Anfang iſt ein Spiegel des Ewigen geweſen, als (nehmlich) der Geiſt dieſer Welt; er iſt in dieſer Welt als ein Wunder geweſen und durch ihn ſind die Wunder offenbar worden, und er iſt's, der das letzte Gericht beſitzet, **ſeine Bewegung iſt die letzte**“ 30. Fr. §. 30. „Das letzte Gerichte iſt dem Richter Chriſto mit dem heiligen Geiſte; denn allhier wird ſich des ewigen Geiſtes Centrum bewegen, — — — — **das letzte Bewegen ſtehet ihm zu**, er iſt nach der Gottheit in Chriſti Munde und nach dem Zorn in der helliſchen Angſtqual und nach den Wundern im Geiſte dieſer Welt, er war aller Weſen Werkmeiſter, ſo iſt er auch der, der jedem Werke wird ſeine ewige Herberge geben und jedes in ſeine Scheuer ſammmeln.“ Ebendaſ. §. 11. „Die letzte Bewegung und das Gericht iſt ſein, er wird jedes Ding heimführen an den ewigen Ort und dieß geſchiebt durch die Stimme des Wortes aus dem Munde Chriſti. Denn der Geiſt gehet in zwei Principien in Gott aus, im Zorne und Feuer, als der ernſte Grimm des

brechen des Geiſtes der abſoluten Einheit und Freiheit durch die umſchließende Aeußerlichkeit des weltlichen Daſeyns wird auch die phyſiſche Natur ihre Negativität gegen den Geiſt verlieren und paradieſiſch d. h. vom göttlichen Leben ungehemmt und widerſtandslos durchdrungen werden. Nach dieſer letzten Naturkataſtrophe und nach Vernichtung alles der Idee Unangemeſſenen im Geiſterreiche, dem Weltgerichte, wird ein Reich unſterblicher Individualitäten, reiner Darſtellungen der göttlichen Ideenwelt, Götter in Gott zur Exiſtenz gelangen und alles nur der Eine, aber zu dieſer lebendigen Welt des Daſeyns entfaltete und gegliederte, ſeelige Gott ſeyn*).

Schubert ſagt irgendwo: „In allen dieſen Sternen iſt Ein Trieb der Bewegung und Ein Rythmus der Zeiten, in allen Lebendigen nur Ein Wille, der, wie der Sturm über den Meereswellen, die einzelnen Weſen alle erregt und bewegt zu harmoniſchem Zuſammenwirken. Wenn der Kreislauf der Geſtirne unſerem Lande den Sommer wiederbringt und belebende Wärme, führt dieſelbe allesbewegende, in allen einzelnen Dingen ſich ſpiegelnde Seele, den Vogel zurück aus dem Lande ſeiner ſüdlichen Wanderung, die Bewohner der

---

Feuerlebens, und im Lichte der Liebe als eine Flamme der göttlichen Majeſtät und im Geiſte dieſer Welt als ein Wunder des Lebens.“ Ebendaſ. §. 42. „Und allhie wird ſich der Geiſt Gottes zum Recht bewegen in allen dreien Principien, und das Centrum naturae erwecken, daß es im Zornfeuer brennen wird; denn es wird alles zugleich im Feuer ſtehen, Himmel, Erde und Firmament und wird die turba die irdiſche Welt im Feuer verſchlingen, und wieder in das ſetzen, was ſie war vor der Schöpfung .... und da wird das irdiſche Leben mit dem irdiſchen Leibe hinfallen, und das Feuer wird ihn verzehren, und wird in den Gerechten der herrliche ſchöne Paradiesleib durchs Feuer gehen mit ſeinen Wundern, welche ihm werden nachfolgen, und was falſch iſt, wird im Feuer bleiben.“ Ebendaſ. §. 79.

*) Man mag über dieſe letzten Dinge die „Andeutung eines Syſtems ſpeculat. Philoſ.“ §. 9. und „Philoſophie, Religion und Alterthum“ 1 Heft p. 17 f. p. 36, in mythologiſcher Beziehung beſonders 2 Heft p. 34—40 vergleichen.

Meerestiefen führet ſie aus Norden, wo ſie den Winter hindurch ruhten in den von unten her erwärmten, von keiner Kälte berührten Abgründen, herabwärts, nach dem ſüdlichen Lichte und dieſe gemeinſame Seele, die, in allen lebend, alles weiß und ſieht, weiß den zurückgekehrten Vogel wieder zu zu ſeinem vorjährigen Neſte zu führen, die verirrte Biene in ihre Heimath und die Lebendigen bewegen ſich alle froh und harmoniſch gegen einander, weil die frohe, ſich nimmer verändernde, ewig wache, liebende Seele der Dinge in ihnen ſich bewegt und regt, in ihnen liebt und ſucht, ſo wie flieht und meidet. Aber unendlich erhaben über jene Seele der Natur ſtehet ein allumfaſſender, allwaltender, ſich ſelbſt erkennender Geiſt."

Der Gott, den hier *Schubert* meint und in Gegenſatz gegen jene allinnere Weltſeele ſtellt, iſt jedoch noch nicht, ſondern ſoll erſt *werden*. Sein Werden iſt, was wir hier als Ausgehen des h. Geiſtes beſtimmt. Er wird ſeyn, wenn der Geiſt vollkommen ausgegangen ſeyn wird. *Wäre* er ſchon, ſo müßte es anders ſeyn und anders zugehen in der Welt und nur, wer ſich gewaltſam die Augen verblendet, wenn er anders Augen hat, kann dieſer Einſicht entgehen*). Wenn jener vollendete Gott einſt ſeyn wird, ſo wird auch eine vollendete Harmonie des Weltlebens exiſtiren und er wird ſelbſt dieſe lebendige und ſelbſtbewußte Harmonie der Natur und des Geiſterreichs ſeyn, wovon die Apokalypſe ſchreibt: „Und ich ſah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Und ich Johannes ſahe die heilige Stadt, das neue Jeruſalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geſchmückte Braut ihrem Manne. Und hörete eine große Stimme vom Himmel, die ſprach: Siehe da, die Hütte Gottes bey den Menſchen und er wird bei ihnen wohnen und ſie werden ſein Volk ſeyn, und er ſelbſt, Gott mit

---

*) Ausführlich iſt darüber gehandelt in unſern polemiſchen Blättern 2 Heft VI. vorzüglich p. 87 — 106. Auch der Bibel zufolge iſt Gott noch nicht *vollkommener* Herr der Welt, ſondern ſoll es erſt werden ſ. 1 Corinth. XV, 28.

ihnen, wird ihr Gott ſeyn. Und Gott wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen und der Tod wird nicht mehr ſeyn, noch Leid noch Geſchrei, noch Schmerz, denn das erſte iſt vergangen. Und der auf dem Stuhl ſaß, ſprach: Siehe ich mache alles neu!“

II. Werden des abſoluten Reiches. Chriſti Tod und Wiederkunft.

Das abſolute Reich, den vollendeten Organismus des Geiſtes in der Menſchheit zu geſtalten, darauf beziehen ſich alle Bewegungen und Operationen des Geiſtes in der Geſchichte der Menſchheit, als auf ihr abſolutes Ziel. Um es hervorzubringen, ward der Friede der Urwelt, das Glück des erſten goldenen Weltalters und die in dieſes fallende erſte, natürliche Einheit des Geiſtes aufgegeben, der Sohn aus der Einheit des Geiſtes hinausgeworfen und auf's Neue in die Vielheit und Beſonderheit zerriſſen und zerſtreut, um, in die Einheit des Geiſtes zurückgenommen, mit ihm den Organismus des Geiſtes zu bilden, der im letzten Weltalter, an deſſen Schwelle wir ſtehen, ſeine Vollendung erhalten wird. In dieſem Organismus wird zwar der Sohn alle Glieder deſſelben ſelber ſeyn und ſich in ihnen wiſſen, aber in Einer Individualität und Perſönlichkeit ſein centrales Seyn und Bewußtſeyn haben und ſich als Haupt der Glieder dieſes Organismus und Fürſt des abſoluten Reiches verhalten. Dieß wird die vom Chriſtenthum verkündete Herrſchaft Chriſti und ſeiner Heiligen auf Erden, das ſogenannte tauſendjährige Reich ſeyn, auf welches erſt noch der abſolute Durchbruch des Geiſtes durch die Schranken der weltlichen Natur und allgemeine Kriſis des Weltlebens (der jüngſte Tag) und der Hervorgang der abſoluten Welt (des neuen Himmels und der neuen Erde) zu folgen hat.

Zwiſchen dem Herausgeworfenſeyn des Sohnes aus der urweltlichen Einheit des Geiſtes und dem abſoluten Reiche, das im letzten Weltalter vor dem ſogenannten jüngſten Tage zu Stande kommen wird, liegt der Prozeß des Leidens und Todes des Sohnes, welcher die Bedingung ſeiner Neugeburt im Geiſte (Verklärung), ſowie des Ausgangs des Geiſtes aus der Latenz und Innerlichkeit, in der er als Welt- und Naturſeele iſt, in die Sphäre ſeiner göttlichen Freiheit iſt. Der Erſcheinung des Sohnes und ſeiner Gemeinde oder Kirche im letzten Weltalter als abſoluten Reiches und deſſen Fürſten muß die des leidenden und ſterbenden vorangehen, wo der Sohn eben ſo in Einem Individuum als centralem Seyn und Bewußtſeyn ſeiner in der Menſchheit leidet und ſtirbt (in welchen Prozeß ihm die übrige Menſchheit als ſeine Gemeinde und Kirche nachzufolgen hat *), als er im abſoluten Reiche

---

*) Auch dieſe Selbſtentäußerung des in den Weltprozeß eingegangenen Sohnes findet ihre Analogie in dem oben dargeſtellten prämundanen Entwicklungsprozeß, ſo, daß wieder, was in dieſem in ganz einfacher Weiſe geſchah, im Weltprozeſſe, wo der Sohn in die dionyſiſche Vielheit zerriſſen worden, als die That eines ganzen großen Geiſterreiches zu geſchehen hat. Denn auch in jenem prämundanen Prozeſſe gieng aus der Selbſtaufhebung des Sohnes der Geiſt auf und aus, und ſo wird im Weltprozeſſe der Auf- und Ausgang des Geiſtes in ſeine Abſolutheit durch die Selbſtaufgebung und Selbſtaufhebung des Sohnes in den Geiſt bedingt.

Dieſes prämundane Analogon des Todes Chriſti und des Ausgangs des Geiſtes ſtellt der Indier ächt national als eine Büßung dar, die der Sohn verrichtet, nachdem er vor der Weltſchöpfung aus Gott geboren war. Birmah ſchwamm über den Waſſern auf dem Lotusblatte und ſah nichts als Waſſer und Finſterniß. Da verfiel er auf die Fragen: Wer bin ich? Woher bin ich? Hundert Götterjahre verharrt er in dieſer Selbſtbetrachtung ohne Erfolg und große Unruhe entſteht in ihm. Da gelangt die Stimme an ſein Ohr: richte dein Gebet an Bhagavat (das ewige Weſen)! Birmah denkt nach über das ewige Weſen, das ihm ſodann erſcheint und von ihm angebetet wird. Nun wird Birmah erleuchtet und ſieht „in dem Schauſpiel des ewigen Wein Einem Individuum, als Haupt dieſes Reiches, ſeine ſiegreiche und triumphirende Selbſtdarſtellung haben wird, Offenb. Joh. c. 20, v. 4 und 6. Die jüdiſche Sage nimmt zwei Meſſiaſe an, von denen der erſte, welcher der Sohn Joſephs heißt, getödtet werden und der Vorläufer des zweiten, ſiegreichen ſeyn ſoll, der der Sohn Davids genannt wird. Von jenem heißt es: „er werde ſich ſelber dargeben und ſeine Seele in den Tod ausſchütten und ſein Blut werde das Volk Gottes verſöhnen.“ Vergl. Jeſ. c. 53.: „Wenn er ſein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, ſo wird er Saamen haben und in die Länge leben, und des Herrn Vornehmen wird durch ſeine Hand fortgehen. Darum daß ſeine Seele gearbeitet hat, wird er ſeine Luſt ſehen und die Fülle haben. - - - - - - Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und er ſoll die Starken zum Raube haben, darum, daß er ſein Leben in den Tod gegeben hat“ u. ſ. w.

Der Geiſt, nachdem er mit dem Sohne weltſchaffend den Naturgrund durchbrochen, hat, um in ſeine abſolute Freiheit auszugehen, das — in der urweltlichen Einheit des Geiſtes und Sohnes zwar eingehüllte, aber durch den Bruch dieſer Einheit offenbar gewordene — Fürſichſein des Sohnes aufzuheben und über daſſelbe übergreifend es ſich latent zu machen. Dieß geſchieht dadurch, daß der Geiſt den Sohn zur eigenen That der Entäußerung (Verinnerung) in den Geiſt erregt, ihn

---

ſens alle unendlichen Geſtalten der irdiſchen Welt, wie begraben in einem tiefen Schlafe.“ Darauf befiehlt der Ewige dem Birmah ſtrenge Buße und fortgeſetzte Contemplation, um die zur Verwirklichung jener Ideen, die ihm aufgetragen wird, nöthige Macht zu erlangen. Birmah büßt nun hundert Götterjahre hindurch, worauf er zum Schaffen tüchtig wird und die Welt hervorbringt. In dieſem merkwürdigen Ueberreſte ſpeculativer Erkenntniß des Alterthums haben wir erſtlich die prämundane Zeugung des Sohnes, dann die Aufhebung deſſelben in das Univerſale, das ſich aus ihm ſelbſt entwickelt, und die Herſtellung der Ideenwelt (ſ. die oben gegebene Darſtellung des Prozeſſes) — dann die Schöpfung der Welt.

zum Wollen der Selbſtentäußerung, des Eingangs in den Prozeß ſeines Leidens und Todes beſtimmt. Als dieſer wollende Sohn ſteht derſelbe der aus der Einheit des Geiſtes gefallenen und in ihrer Beſonderheit und Fürſichſeyn noch fixirten, außer jenem Wollen der Selbſtentäußerung ſtehenden Menſchheit als frommer Dulder עני, wie ihn das Alterthum bezeichnete (worüber in der Folge ausführlich), entgegen, und indem er den Akt der Selbſtentäußerung in allgemeiner Bedeutung oder als allgemeiner Menſch auch bereits als jene noch nicht wollende Menſchheit vollzieht, wird ſein Leiden und Sterben als ein ſtellvertretendes angeſchaut. Da gegen das Fürſichſeyn, das dem Geiſte als ein ſeinem Durchdringen und Ausgehen Negatives entgegenſteht, derſelbe ſich wiederum als Negatives oder als Zorn Gottes verhält, ſo hat jener Tod der Selbſtentäußerung des Sohnes die Bedeutung Verſöhnungstod zu ſeyn, den Zorn Gottes zu tilgen, den zürnenden, feindlichen Geiſt in das entgegengeſetzte Verhalten umzuwandeln. Indem das Fürſichſeyn des aus der Einheit gefallenen Menſchen ſich aufgiebt und in den Geiſt entäußert, aufhört, ſich in ſeiner Negativität zu behaupten, welcher die Negativität des Geiſtes entgegenſteht, verſchwindet die letztere, und das Zornfeuer Gottes iſt ausgelöſcht.

Erſt durch dieſen Tod der Selbſtentäußerung des Sohnes, deſſen Symbol Chriſti Kreuzestod iſt, wird dem Geiſt der Weg ſeines Ausgangs geöffnet, indem die Negativität und Beſchränktheit der Selbſtheit, die auch der Sohn in ſeinem Herausgeworfenſeyn aus der Einheit des Geiſtes hat, und die den Geiſt hindert, in die Sphäre ſeiner Abſolutheit auszudringen, aufgehoben wird, daher der Schrift zufolge ohne das Gehen Chriſti in den Tod der Geiſt nicht kommen kann (Evang. Joh. 16, 7.). Indem nun aber durch den geſtorbenen Sohn hindurch der Geiſt in ſeine Freiheit tritt, wird auch der Sohn, aber als neues Geiſtleben, als verklärter, in dieſe Freiheit erhoben und feiert ſo ſeine Auferſtehung und Erhöhung in den Geiſt. So iſt dieſer Tod des Sohnes, den er, ſo zu ſagen, in den Geiſt hinein- und zurückſtirbt, der gerade umgekehrte von dem, den er weltſchaffend geſtorben war, denn mit dieſem ſtarb er in die weltliche Aeußerlichkeit und Materie hinein, in das, was unter ihm war *), mit jenem ſtirbt er in den Geiſt zurück, in das, was über ihm iſt, und der Geiſt, den er ſo in ſich Raum gemacht, durch ihn hindurch und über ihm aufzugehen, nimmt ihn, indem er aufgeht, in ſich und erhebt ihn mit ſich in die Abſolutheit, in die er ſich ſelbſt erhebt.

Dieß iſt nun aber, wie ſchon oben bemerkt, nicht bloß Eines Individuums Prozeß, ſondern des Geſchlechtes, in welchem geſammt der Sohn ſein Daſeyn hat, und was ſich in Einem Individuum der Menſchheit anfängt und begründet, hat ſich welthiſtoriſch als That und Geſchichte des Geſchlechtes zu vollbringen. Zwar iſt die That der Selbſtentäußerung des Sohnes in jenem Einen Individuum, inſofern daſſelbe als Repräſentant des Geſchlechtes leidet und ſtirbt, zum Voraus auch ſchon als That des Geſchlechtes geſchehen, nicht aber ſo, daß deßhalb die Durchführung dieſer That durch das Ganze, die als Nachfolge Chriſti in ſeiner Gemeinde zu verfolgen iſt, zu erſparen wäre, wie nach der rohkirchlichen Faſſung der Verſöhnungs- und Rechtfertigungslehre, in Gegenſatz gegen deren idee- und heillos einſeitigen Christus pro nobis alte Myſtiker auf den Christus in nobis als auf den lebendigen innern Prozeß präſenter Selbſtentäußerung drangen (ſ. unſere „polemiſchen Blätter" 2. H. p. 118 ff. und p. 14 Note).

Es führt ſich demnach der Prozeß des Sohnes in ſeiner Gemeinde und Kirche fort oder der Sohn verfolgt als Ge-

---

*) Ein anderer und in das chriſtliche Bewußtſeyn ſelbſt fallender Gegenſatz iſt der, den Chriſti Gehorſam und Tod gegen jenes Hervortreten des Fürſichſeyns aus der urweltlichen Einheit bildet. Dieſes Fürſichſeyn wird als alter Adam dem neuen Adam Chriſtus entgegengeſtellt, ſ. die alten Myſtiker, beſonders die „deutſche Theologia," welche mit bewundernswürdiger Reinheit des Erkennens über den Fall Adams ſpricht, ſ. beſonders c. 3; vergl. c. 2. über den Fall des Teufels, wo beyderley Abfall als Hervortreten der Ichheit bezeichnet wird.

meinde und Kirche ſelbſt ſeinen Prozeß als welthiſtoriſch zu verwirklichenden und durchzuführenden. Es folgt die Periode, in welcher ſich die abſtracte Idee ſeines Leidens und Sterbens in ſeiner Gemeinde und Kirche realiſirt, das Weltalter des als katholiſches ſich fixirenden Chriſtenthums, welches in das der concreten Beziehung auf die Wirklichkeit zur Hervorarbeitung des abſoluten Reiches übergeht, wozu der Reformatismus den nächſten, äußerlichen Durchbruch macht.

Schon in jenem katholiſchen Weltalter erſcheint ein Anſatz zur Organiſirung des abſoluten Reiches im deutſchen Reiche und ſeinen großen Fürſten, vornehmlich den Hohenſtaufen, dem Gipfelpunkt der weltlichen Herrlichkeit des Mittelalters. Aber dieſer Anſatz ſtand noch in negativer Beziehung zur Religion und Kirche, die in ihrer erſten, abſtracten Haltung ſich behauptend, die Zerrüttung und Zerſtörung in jenen Anſatz brachte. Der Fortgang zur Verſöhnung geſchieht zunächſt durch die völlige Abreißung und Emancipation des Weltlichen, das, indem die veraltete Kirche als eine geiſtverlaſſene Geſtalt der Vergangenheit marklos dahin ſchwindet, den Prozeß zur Bildung des neuen Reiches frei in ſich ſelbſt beginnt, und ſich auf dieſe Weiſe in ſich ſelbſt zur Geiſtlichkeit und Kirchlichkeit zurückbildet, um zuletzt als neue Kirche, die identiſch mit dem Staate iſt, als abſolutes Reich, in welchem der Gegenſatz des Weltlichen und Geiſtlichen aufgehoben iſt, hervorzugehen. Auf dieſe Weiſe nun iſt die Erſcheinung des Sohnes als des ſiegreichen und triumphirenden Herrn der Welt zu erwarten; derſelbe wird, wie auch ſchon bibliſche Weiſſagungen anzeigen *), weltliche und geiſt-

---

*) Beſonders Zachar. IV.:

Sieh, bald erſcheint ein Mann, mit Namen Zemach,
— — — — — — — — — — — —
Und baut Jehova's Tempel,
Erbeutet großen Ruhm,
Sitzt auf dem Thron als Herrſcher
Als Prieſter ſitzt er auf dem Thron
Daß Beides friedlich ſey vereint.

liche Macht in ſich vereinigen und zugleich als König und Prieſter das Haupt des abſoluten Reiches (des abſoluten Staates und der abſoluten Kirche) ſeyn.

III. Tod und Zuſtand nach dem Tode.

Schon in unſerer „Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie“ iſt folgende Anſicht über Tod und Unſterblichkeit vorgetragen worden.

Die in gegenwärtiger Welt und Natur entſtehenden Individualitäten ſind nur noch ſterbliche, in dem Sinne, daß deren Sterben kein bloß ſcheinbarer Tod, wie nach dem gangbaren Unſterblichkeitsglauben, kein Uebergang zu einer Bekräftigung des individuellen Beſtandes des Sterbenden für eine neue Sphäre des Seyns, ſondern eine wahre Beendigung dieſes individuellen Beſtandes, eine wahre Auflöſung der geiſtigen Individualität wie der körperlichen in ihr Allgemeines iſt, mit der Einſchränkung jedoch, daß gewiſſe aus der göttlichen Idee hervorzuarbeitende und zu unvergänglichem Seyn beſtimmte Charaktere und Geſtalten des individuellen Seyns in der Bildung begriffen ſind, deren noch unvollkommene Erſcheinung in der Menſchheit aus der Tiefe des allgemeinen Geiſtes, in welche ſie durch den Tod zurücktritt, immer neu und zu reinerem Daſeyn ſich durcharbeitend in's Leben zurückkehrt, ſo daß es zwar allerdings eine gewiſſe Unſterblichkeit auch für den gegenwärtigen Standpunkt der Weltentwicklung giebt und je völliger eine Individualität der eben bezeichneten Art in einem Menſchen zur Wirklichkeit gekommen, deſto unſterblicher vor Anderen dieſer Menſch genannt werden kann *), nicht aber ſo, daß irgend ein In-

---

*) Man kann hier an die orphiſche Lehre bei Pindar erinnert werden, nach welcher Perſephone die Seelen derjenigen, von denen

dividuum der Menſchheit in eine ſchon fertige und bereit gehaltene höhere Sphäre von Lebendigkeit über die Menſchheit und aus der Menſchheit hinaustrete und daſelbſt ohne den Prozeß der Auflöſung dieſer ſeiner durch Zeit und Stufe der Entwicklung beſtimmten und beſchränkten individuellen Erſcheinung zu erfahren, mit dieſer, wie man ſich vorſtellt, nach dem Tode fortbeſtehe.

Der ſchaffende Geiſt der Welt ringt, einen Kreis, ein Syſtem, einen Organismus vollendeter Perſönlichkeiten und Individualitäten hervorzubringen, der aber erſt in jener fernen Weltperiode zu Stande kommen wird, die das Chriſtenthum mit den Ausdrücken: **jüngſter Tag, jüngſtes Gericht, Auferſtehung, Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde** bezeichnet. Zu dieſer Zeit, wo aus den letzten Kämpfen und Kriſen des Weltlebens eine neue, höhere Welt aus der unſrigen wie der Schmetterling aus der Puppe hervorbrechen wird, wird es **Unſterbliche** im vollſten Sinne des Wortes geben, dergleichen bey dem jetzigen Stande der Weltentwicklung noch unmöglich, und ſie für möglich und wirklich zu halten, nur noch ein ſchwärmeriſcher, einſichtsloſer Traum des Glaubens iſt. Bis zu jener Zeit der Vollendung herrſcht der Tod *),

---

ſie, verſöhnt, die Buße des alten Leides annimmt, nach achtjähriger Gefangenſchaft auf die Oberwelt heraufſendet, auf daß herrliche Könige, Helden und Weiſen aus ihnen werden, die bey der Nachwelt Heroen heißen. Deßhalb mag auch jene furchtbare **Mania** der alten Italer die **Mutter der Laren** heißen, weil ſie die edleren Abgeſchiedenen neu in's Leben gebiert, während ſie ſich gegen niedrigere Seelen nur als Vernichtungszorn des Geiſtes verhält (vergl. Otfr. Müller's Etrusker II, 101 f.).

*) „Der letzte Feind der aufgehoben wird, iſt der Tod“ ſagt der Apoſtel, und Herakles — deſſen Mythos, wie wir in der Folge zeigen werden, eine meſſianiſch vorbildliche Bedeutung hat, — **beſchließt mit der Bändigung des Kerberos und des Todes, des Hades, die Reihe ſeiner Heldenthaten.** Euripides läßt denſelben mit *Θανατος*, dem Tode, kämpfen, und bey Homer verwundet er den Pluton:

nicht nur zum Schein und als eine bloße Ortsveränderung und Kleiderwechſel gleichſam der Seele, ſondern im vollen furchtbaren Ernſte des Worts, und als ein Gericht Gottes, das über alles der göttlichen Idee nicht Entſprechende ergeht und ergehen muß. Der waltende göttliche Geiſt vertilgt das Beſtehende, weil es ihm nicht genügt, eine noch mangelhafte und unreine Darſtellung des zu realiſirenden Göttlichen iſt, über welche hinaus er zu dem Beſſeren, Reineren, Höheren ſtrebt. So erzeigt er ſich als Zerſtörer und Todesgott, als Vertilger der eigenen Werke, gleich jener Penelope, die immer wieder auflöſt, was ſie ſelber gewebt, — ein noch unverſöhnter göttlicher Zorn ruht über allem menſchlichen Leben, auch dem beſten und edelſten *), und ſo lange es keine

---

Τλη τ' Αΐδης εν τοισι πελωριος ωκυν οϊστον
Ευτε μεν ωυτος ανηρ υιος Διος αιγιοχοιο
Εν πυλῳ εν νεκυεσσι βαλων οδυνησιν εδωκεν.

Selbſt auch Aides trug's, der gewaltige Schattenbeherrſcher,
Als ihn eben der Mann, der Sohn des Aegiserſchütt'rers
Unten am Thor der Todten mit ſchmerzendem Pfeile verwundet.

wo ſich aber der dritte Vers im Griechiſchen buchſtäblicher ſo verſtehen läßt, daß Aides zu Pylos *unter die Todten geſtreckt worden* ſey.

Die Lehre, daß der Heiland des Chriſtenthums den Tod überwunden, gehört zu demjenigen, was auch noch im Chriſtenthum weniger Factum als Vorbild iſt. Die Ueberwindung des Todes, die mittelſt der freien Selbſtentäußerung in den Geiſt, deren Symbol der Kreuzestod Chriſti iſt, zu Stande zu kommen hat, iſt Streben der ſchaffenden Macht und Prozeß durch die ganze Weltgeſchichte hindurch, und die Erreichung des Ziels, die Todesüberwindung im vollen Sinne des Wortes auch für die in die Nachfolge Chriſti in ſeinen Tod verſenkte Gemeinde oder Kirche kann nur der lezte Preis der Beſtrebungen, Anſtrengungen und Operationen der ganzen Weltgeſchichte ſeyn.

*) Wenn Göthe's Mephiſtopheles ſagt:

Denn alles, was entſteht
Iſt werth, daß es zu Grunde geht —

vollkommenen (der göttlichen Idee abſolut entſprechenden) Weſen giebt — und daß es ſolche nicht giebt wird zugeſtanden werden — wird es auch keine in demjenigen vollen Sinne des Wortes unſterblichen geben, in welchem man von Unſterblichkeit der menſchlichen Seele träumt.

Um in den allgemeinen Geiſt der Welt und des Lebens, insbeſondere der Menſchheit ſich aufzulöſen, ſtirbt der Menſch, oder dieſe Auflöſung iſt eben ſein Sterben. Nicht jedoch iſt dieſe Auflöſung ſchon dadurch vollbracht, daß die äußerliche Körpermaſſe, den die belebende Seele organiſch durchdrang und bewältigt hielt, von dieſer geſchieden iſt, oder Geſtorbenſeyn in dieſem Sinne iſt noch nicht das abſolute Geſtorbenſeyn oder jene von uns angegebene Auflöſung der ſeeliſchen und geiſtigen Individualität; dieſe iſt ein Prozeß, der, wie die Auflöſung der abgeſchiedenen Körpermaſſe, die Verweſung des Leichnams, allmählig, in einer Stufenfolge und in gewiſſen Zeiträumen vor ſich geht, die nach Umſtänden

---

ſo ſpricht er nicht den Grimm des kakodämoniſchen Prinzips, ſondern den Zorn des göttlichen Geiſtes aus, der den Maaßſtab der göttlichen Idee an die Dinge legend, dieſe jener unangemeſſen erkennt und deßhalb zerſtörend über ſie hinwegzuſchreiten und das der Idee Angemeſſene hervorzubringen trachtet. Denn nicht dem kakodämoniſchen Prinzip, ſondern dem Geiſte (πνευμα) Gottes iſt jener Maaßſtab der Idee eigen, denn nichts, was noch zum Daſeyn gekommen, congruent gefunden wird, was der göttliche (nicht kakodämoniſche) Grund des Untergangs aller Dinge iſt. Es iſt in der Göthe'ſchen Darſtellung des Teufels dieſe bewunderungswürdige Tiefe, die Negativität (das verneinende Verhältniß) der Idee und des Geiſtes der Idee (des πνευμα ἅγιον) in ihrer Abſolutheit zum Ausſpruch gebracht zu haben, es iſt ihr jedoch der Vorwurf zu machen, daß ſie das kakodämoniſche Prinzip mit dem göttlichen Geiſt, als verneinendem.

„Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint;
Und das mit Recht; denn alles, was entſteht
Iſt werth, daß es zu Grunde geht)

confundirt.

verſchieden ſeyn*), und, wenn man den Angaben der Geiſterſeher glauben will, in manchen Fällen ſehr lange, ſelbſt Jahrhunderte lang dauern können. Was nun hier von hauptſächlichſtem Gewichte iſt, iſt die Beſchaffenheit des aufzulöſenden Weſens in Hinſicht der guten oder böſen Beſchaffenheit ſeiner individuellen Natur, des Standpunkts ſeiner ſittlichen Bildung, des Entwickeltſeyns des Selbſtiſchen (das in ſeiner Abſtraktheit das Böſe iſt) oder des Allgemeinen und Göttlichen (des Guten) in ihm. Je unentwickelter oder je bewältigter und überwundener jenes, das Selbſtiſche, in ihm iſt, deſto leichter — je entwickelter hingegen und fixer, ſtarrer es beſteht, deſto ſchwieriger muß die Auflöſung vor ſich gehen. Je ſchwieriger ſie aber vor ſich geht, deſto peinlicher für die Empfindung des Aufzulöſenden. Und hier können die Vorſtellungen des Fegefeuers und der Hölle ihre ſpeculative Rechtfertigung finden. Die Negativität des in der Tiefe des abgeſchiedenen Lebens arbeitenden Geiſtes, der die Aufgabe hat, die ſtarre Selbſtheit, die den Fluß des allgemeinen Lebens hemmt, in ſich aufzulöſen und flüſſig zu machen, wird von dieſer Selbſtheit als ſie durchglühende

---

*) Schon in der „Andeutung eines Syſtems ſpec. Phil.“ bemerkten wir p. 47 Folgendes: „Die Auflöſung des geiſtigen Selbſtes in das innere Allgemeine iſt Prozeß und muß ſich nach der verſchiedenen Beſchaffenheit und Stufe dieſes Selbſtes richten. -------- Geiſter von großer Kraft der Selbſtheit oder die noch im Sterben von Affekt, Leidenſchaft, pſychiſcher Gebundenheit an Daſeyendes mächtig und heftig bewegt waren, können ſich wohl noch geraume Zeit gegen jene Auflöſung in der Unruhe des Zurückſeyns, und, ſich in's Daſeyn zurückdrängend, in einer ſpukhaften Beziehung auf Lebendes und Aeußeres erhalten. ----- Auch das Reich des abgeſchiedenen Lebens hat ein Gegenſtand rein wiſſenſchaftlicher Forſchung zu ſeyn und was davon in die Erſcheinung fällt, muß mit wiſſenſchaftlichem Auge betrachtet werden.“ Es iſt zu bedauern, daß dieſe Sphäre von Erſcheinungen ganz nur der Behandlung der Glaubensbarbaren und unwiſſenſchaftlicher Köpfe überlaſſen bleibt, die damit ihre ſchlechte Religioſität und ihre rohen Welt- und Gottesanſichten zu ſtützen und zu bewahrheiten die Abſicht haben.

Feuerpein empfunden und die Vorſtellung der Hölle als feuriger und eines Feuers der Reinigung hat einen guten, auf treffender Analogie beruhenden Grund.

Man kann ſich dem Verſtändniß deſſen,-was in dieſer dunklen Region vorgeht, auch durch die Vergleichung mit einem Prozeſſe der Verdauung nähern, durch welchen die Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit eines in den verarbeitenden Organismus aufgenommenen Stoffes aufgehoben und derſelbe hiedurch zur Gleichheit und Einheit mit dem Organismus bewältigt und verarbeitet wird. Stelle man ſich vor, der in den Magen gekommene Stoff, der verdaut werden ſoll, habe Empfindung, Selbſtgefühl, ſo wird die Negation ſeines Fürſichſeyns durch die verdauende Lebenskraft demſelben in dem Grade Pein verurſachen müſſen, als er ſchwer zu verdauen iſt. Das durch den univerſellen Geiſt im Tode zu Verdauende, ſo zu ſagen, — in den Fluß des allgemeinen Lebens überzuſetzende, iſt die ſelbſtiſche Natur des Individuums, welche, je entwickelter zum Fürſichſeyn und unüberwundener durch ächte Bildung und Religioſität ſie in dem Sterbenden beſteht, ſich deſto peinlicher, gequälter in der Region befinden muß, wo das allgemeine Lebensprinzip aufhört, die Individualität zu bejahen und in die entgegengeſetzte Richtung, die verneinende, überſchlägt.

Was den Einfluß, die Macht des Glaubens in Beziehung auf das Schickſal nach dem Tode betrifft, ſo iſt leicht einzuſehen, daß nur ein ſolcher hiefür wohlthätig zu ſeyn vermöge, der wahrhaft gemüthbeſſernd und veredelnd, d. h. die dem Fluſſe des göttlichen Lebens entgegengeſetzte Selbſtheit überwindend und ertödtend und das univerſelle Göttliche in dem Individuum zur Exiſtenz bringend wirkt. Nichtig und thöricht iſt hier alles Bauen auf einen Glauben, der die Geſinnung des Individuums unverwandelt und unveredelt läßt, z. B. die Meinung, daß uns Gott um Chriſti Leiden und Sterben willen die Zuſtände der Unſeligkeit, die gefürchtet werden, erlaſſen wolle und werde, wenn wir nur glauben, daß es einen ſolchen Chriſtus gegeben, der für uns gelitten habe und geſtorben ſey. Denn obwohl dem Glauben an ein ſtellvertretendes Leiden und Sterben Chriſti eine große und tiefe Wahrheit zu Grunde liegt, dieſe nehmlich, daß es die göttliche Menſchheit (der in der ganzen Menſchheit Menſchgewordene Gottesſohn) ſelbſt war, die in Chriſtus durch freie Entäußerung ihres natürlichen Fürſichſeyns, Abſterben ihrer natürlichen Selbſtheit den mit dieſer entzweiten Geiſt befriedigte (verſöhnte) und zu ſeinem Aufgehen in der Menſchheit Raum machte, ſo daß, was hier der Einzelne vollbrachte, allgemeine Bedeutung hat und wie im Namen der Menſchheit vollbracht worden iſt, ſo iſt es doch unumgänglich nothwendig, daß die Uebrigen, in denen der Zorn Gottes auf gleiche Weiſe verſöhnt werden ſoll, in dieſen Prozeß des Abſterbens, dieſen innern Tod, deſſen Symbol nur das äußere Leiden und Sterben Chriſti iſt, wirklich und wahrhaft nachfolgen und ſich ihrer ſelbſtiſchen Natur entäußern, über welche das nur mit dem Erſterben derſelben erlöſchende Gericht des göttlichen Geiſtes ergeht. Ein in der Weiſe, wie ſich der gemeine Glaube vorſtellt, vergebender und vergeben könnender Gott exiſtirt gar nicht; auch ſtraft Gott nicht, wie nach der Vorſtellung einer barbariſchen Theologie, um der Strafe ſelbſt willen, d. i. aus Rache, um einen Zorn perſönlichen Beleidigtſeyns zu befriedigen, welche äußerſt rohe Vorſtellung jene Theologie unter dem Euphemismus der Heiligkeit Gottes zu verſtecken pflegt, ja Gott ſtraft gar nicht im Sinne unſerer gemeinen Theologie, ſondern er hat als im Schöpfungsprozeſſe ſeiner höhern Welt noch ringende Natur die Aufgabe, das ſeinem Zwecke Widerſtrebende, ſeiner allgemeinen Lebendigkeit, die ſich zum Reiche Gottes zu organiſiren ſtrebt, hemmend Entgegenſtehende zu überwältigen, aufzulöſen, in ſich aufzuheben, und dieß allein iſt ſein Richten und Strafen, das durch nichts verhindert und aufgehoben werden kann, als durch das Verſchwinden des Gegenſtandes ſeiner Negation, dieſes Richtens und Strafens, nehmlich durch das Erſterben und Verſchwinden der ſelbſtiſchen Natur des Individuums ſelbſt.

Außer der unreinen und böſen Beſchaffenheit des Gemüthes kann auch Aufgeregtheit und Unruhe der ſterbenden

Seele, bloß als ſolche, und wenn auch nicht im Zuſammenhange mit dem moraliſch Unreinen und Böſen, ja ſelbſt aus edlem Grunde entſpringend, die Auflöſung in den allgemeinen Geiſt oder, wie man es nennt, das zur Ruhe Kommen eines Geſtorbenen aufhalten und erſchweren, ähnlich, wie man bey aufgeregtem Gemüthe nicht einſchlafen kann; und ſo wie es eine Pein iſt, nicht einſchlafen zu können, wenn die Natur den Schlaf verlangt, ſo muß es auch eine Pein ſeyn, nicht ſterben zu können, wenn die Natur den Tod verlangt.

Es mögen auch noch einige andere Dinge Einfluß haben können, wie tiefe Sehnſucht und Sympathie der Lebenden mit den Geſtorbenen. Sehr merkwürdig in dieſer und anderer Hinſicht ſcheint uns folgende Erzählung einer Frau. Ihr war ein ſehr geliebtes Kind geſtorben, um das ſie mit Vergießung vieler Thränen und ungemeiner Sehnſucht trauerte. Da ſey ihrer Schweſter, die gewacht zu haben behauptete, dieß verſtorbene Kind erſchienen und habe ihr geſagt: die Mutter möge doch nicht ſo weinen und trauern, denn ſie (das Töchterchen) könne deßhalb nicht zur Ruhe kommen. „Es iſt was Hartes, wenn man wieder her muß“ ſollen die eigenen Worte des Kindes geweſen ſeyn. Die Frau, die die Erſcheinung gehabt, ward in Folge derſelben krank und bettlägerig.

So wie im Reiche des Todes ſich Schreckniſſe und Qualen bergen, dem lebendigen Seyn und Bewußtſeyn fremd, ſo auch ganz eigenthümliche Beſeeligungen für die Empfindung derjenigen, deren individuelles Weſen ſich ohne Schwierigkeit in Gott erſenkt. Von der unbeſchreiblichen Süßigkeit dieſes Eingehens und Einſchlummerns in Gott haben manche in einen todtähnlichen Zuſtand Verſunkene etwas empfunden und aus dieſem Zuſtande erwachend die Erinnerung davon in ihr waches Leben herübergebracht, ſo daß der Eindruck davon niemals aus ihrer Seele wich. Jene ſcheintodt geweſene Frau zu Auerbach im Voigtlande hat ein beſtändiges, ſchwermüthiges Heimweh behalten. Schon mit tiefen Ohnmachten ſoll öfters ein Gefühl von ganz eigenthümlich ſüßer Ruhe verbunden ſeyn. Die Ichheit iſt die Quelle und Wurzel aller

Pein, und wenn die Spannung derſelben gegen Gottes univerſelle Lebendigkeit, die bey uns Lebendigen in gewiſſem Grade noch durchaus ſtatt findet, nachdem wir aus der urſprünglichen Einheit mit Gott getreten, vollkommen ſich löſt, ſo wird dieſe Löſung als tiefſte, vollkommenſte Beruhigung empfunden. Dieſe nun iſt der Himmel, der den wahrhaft Guten und Frommen nach dem Tode erwartet, aber eine poſitive höhere Lebendigkeit der Individualität und eine Fortdauer derſelben, wie nach der gewöhnlichen Vorſtellung, iſt nach dem Tode nicht möglich; die poſitive höhere Lebendigkeit, die das höchſte und äußerſte Ziel aller Entwicklung, aller göttlichen Hervorbringungen, Lenkungen und Operationen im Weltall iſt, kann erſt nach der letzten Kriſis des Weltlebens, dem ſogenannten jüngſten Tage eintreten und iſt das, was der altchriſtlichen Vorſtellung der *Auferſtehung* zu Grunde liegt, die unnöthig und unmöglich wäre, wenn das Individuum gleich nach dem Tode zu der höheren Lebendigkeit, die vom ſchaffenden Geiſte beabſichtigt wird, übergienge und der Himmel des Guten und Frommen nach ſeinem Tode der Zuſtand der abſoluten Vollendung wäre.

Es iſt merkwürdig, wie ſich *Jacob Böhme* über die gemeine chriſtliche Vorſtellung des Himmels äußert: „Babel meinet, die Seele fahre über die Sterne in einen Himmel; ich kenne denſelben Himmel nicht, will auch ſeiner wohl entbehren.“ 40 Fragen von der Seele 21. Fr. Uebrigens ſagt er in dieſer Schrift über den Zuſtand der abgeſchiedenen Frommen: „Ihre Ruhe iſt ohne Weſen in der Stille, da ſie in Gottes Hand ſind und keine Qual rühret ſie an, ſie haben keine Empfindlichkeit einiger Qual, ſondern ihnen iſt als einem, der in einem ſüßen Schlaf läge und gar ſanfte ruhete. Es iſt gar eine ſüße magiſche Paradießfreude in ihnen, *aber das Paradieß iſt in ihnen noch nicht rege, mit ganzer Vollkommenheit*, denn es gehöret dem neuen Leibe aus der Erden, ----- der wird die Wunder bringen und wieder in's Paradieß eingehen und mit Gottes Majeſtät umgeben werden, alsdann iſt eine Hütte Gottes bey den Menſchen.“ 29. Fr.

IV. Ueber eine kakodämoniſche Thierſchöpfung.

Der Krankheitsdämon, wie ſchon in Phil Rel. und Alt. 2. H. beſtimmt worden, ſteigert ſich zum Thier, zum Eingeweidewurm. Dahin gehört noch manches Andere, z. B. die vena medinensis, ſ. die Beobachtung des Dr. Groß und deſſen Bemerkungen darüber in der homöopathiſchen Zeitung 1832, Nr. 18. Solcher Krankheitserzeugung gehören auch die in Krätzbläschen vorkommenden Krätzmilben verſchiedener Art bey Menſchen und Thieren an und es ſind alle ſolche Weſen als aus dem dem Organismus inwohnenden kakodämoniſchen Krankheitsprincip entſprungen zu betrachten. Es liegt der perſiſchen Lehre von einer kakodämoniſchen (ahrimaniſchen) Thierſchöpfung etwas ſehr Wahres zu Grunde und man wird wohl einſt erkennen, wie ein großer Theil der Thierwelt niedrigerer Art aus dem kakodämoniſchen Naturprincip, das ſich in dieſer Geſtalt im Gegenſatz gegen die göttliche Lebenſchöpfung und auf Koſten des ächten Lebens zur lebendigen Exiſtenz erhebt, ſeinen Urſprung hat. Wie in jenen Fällen eine der individuellen Animalität, ſo iſt eine dem Erdleben im Ganzen entgegengeſetzte Schöpferkraft des kakodämoniſchen Naturprincips in der wunderbaren Belebtheit zu ſehen, die bey großen Epidemien und allgemeinen Erkrankungen des Erdlebens innerhalb der Inſektenwelt zum Vorſchein kommt. Erſt neuerlich ſchrieb man aus Gent beym Wiederausbruche der Cholera: „Wolken von Inſekten füllen ſeit einigen Tagen unſere Straßen mit Geſtank und beläſtigen die Vorübergehenden, indem ſie in die Augen und Naſenlöcher fliegen und ſich an die Kleider kleben.“ Heuſchrecken und Musquitoſchwärme begleiteten ſchon nach der bibliſchen Erzählung von den ägyptiſchen Plagen (einer epidemiſchen Krankheitsperiode) den Naturaufruhr und nach dem Berichte eines Reiſenden ſind Heuſchrecken zu Phila das ſicherſte Zeichen der ausbrechenden Peſt zu Cairo. Eine Reihe außerordentlicher Erſcheinungen in Italien 176 vor Chr., worunter eine ſchreckliche Seuche, wurde durch einen verderblichen Heuſchreckenſchwarm beſchloſſen. Im Jahre 1031, da eine Peſt von Indien an die Provinzen Ghazna, Khoraſan, Dgiordgian durchziehend Armenien, Kleinaſien und Syrien bis in die Nähe von Conſtantinopel verheerte, verwüſteten gleichzeitig mit dieſer Krankheit auch Heuſchreckenſchwärme jene Gegenden; vergebens hoffte man einmal, daß ſie ihren Tod zum größten Theile im Helleſpont gefunden hätten; die an's Geſtade getriebenen Leichname derſelben wurden durch die Hitze neubelebt und ſetzten ihre Verheerungen fort. Im Jahre 1091, wo Seuchen unter Menſchen und Thieren überhand nahmen, erſchienen Heuſchreckenſchwärme und Züge von einem unbekannten Inſekt, die oft einen Raum von zwei Meilen in der Breite und einer in der Länge einnahmen (nach Schnurrer's Chronik der Seuchen). In Beziehung auf jene fürchterliche Seuche des 14. Jahrhunderts, die man den ſchwarzen Tod genannt, ſagt Hecker in ſeiner Schrift über dieſelbe: „Heuſchrecken haben vielleicht nie in dichteren Schwärmen die Sonne verfinſtert. Sie verbreiteten ſich über die meiſten Länder, von denen wir Nachrichten erhalten haben, in der Richtung von Oſten nach Weſten.“ — „Im innerſten Schooße der Erde war im Jahre 1333 die Anregung gegeben, die in unabläſſiger Aufeinanderfolge ſechs und zwanzig Jahre hindurch bis an die weſtlichen Meeresufer die Erdoberfläche erſchütterte. Gleich Anfangs nahm der Luftkreis Theil an den telluriſchen Erſchütterungen; atmoſphäriſche Waſſer überflutheten die Länder oder verſengender Brand ließ Menſchen und Thiere verſchmachten. Die Inſektenwelt wurde wunderbar belebt; es ſchien, als ſolle das Lebende die Zerſtörung vollenden, welche die aſtraliſchen und telluriſchen Krafte begonnen hatten. So gewann dieß grauſe Werk der Natur von Jahr zu Jahr größere Ausdehnung; es war eine fortſchreitende Anſteckung der Zonen, die über und unter der Erde ihre mächtigen Schwingen regte und ſchon in den erſten Jahren des telluriſchen Aufruhrs in China, erkennbar in leichten Vorbedeutungen, den ganzen Erdball durchzuckte.“ Hier brachte eine Zeit, in der das ganze übrige Reich des Lebendigen bedroht und angefochten ward, doch einem Theile derſelben ein ausgezeichnetes Gedeihen und erhöhte Lebendigkeit, was den angegebenen Gegenſatz zweier ſich widerwärtiger Principien des Naturlebens offenbar genug zu erkennen giebt (vergl. unten über Apollon zu Ende).

V. Ueber Apollon.

In den Göttern des vorchriſtlichen Heidenthums erſcheinen Sohn und Geiſt in ihrer Nichteinheit, der Sohn als aus der Einheit des Geiſtes geworfen und im Schwanken zwiſchen Befangenheit im Natürlichen und Durchbruch der Selbſtbefreiung durch daſſelbe, als Gott der Luſt und Trauer, des Jubels und der Klage, der Geiſt aber als Negatives gegen dieſes Fürſichſeyn und dieſe Natürlichkeit und ſeine Religion feindlich gegen dieſe Religion des noch unwiedergebornen Sohnes geſtellt. Die Vermittlung iſt die, daß der Sohn durch freie Selbſtentäußerung in den Geiſt, der durch dieſe Selbſtentäußerung hindurch in ſeine Freiheit ausgeht, in eben dieſe Freiheit neugeboren und erhöht wird, wie es in der heiligen Geſchichte des Chriſtenthums und ſchon im Heidenthum durch Cultusbilder und Myſterien ausgedrückt erſcheint, welche mehr oder weniger reelle Bedeutung haben, ſo daß der angegebene Prozeß bereits im Heidenthum aus ſeiner Vorbildlichkeit in Realität überzugehen beginnt, bis zu der Stufe der Realiſirung, die er im Chriſtenthum gewinnt (ſ. unten VI.).

Die höchſte Cultusgeſtalt des h. Geiſtes im Heidenthum iſt die des griechiſchen Apollon. Apollon in dieſer ſeiner eigenthümlichen helleniſchen Exiſtenz und Präſenz iſt der von uns hier ſogenannte Geiſt der abſoluten Einheit und Freiheit (im Chriſtenthum der h. Geiſt genannt), wie er aus ſeiner urweltlichen ruhigen Einheit mit der Natur und der menſchlichen (menſchgeworden göttlichen) Perſönlichkeit getreten, daher der zürnende, furchtbare, zerſtörende Gott, aber nicht mehr in derjenigen ganz abſtrakten Weiſe des Entzweitſeyns und der Feindſeligkeit, in welcher der Geiſt den Griechen als Kronos, andern Völkern als Baal, Moloch, Sivas ꝛc. war, ſondern fortgeſchritten zur Poſitivität helleniſcher Cultur, reell ſich erzeigend als den Maaß, Geſetz, Ordnung in der übernatürlichen Sphäre menſchlicher Geiſtigkeit herſtellenden Gott, ideell im helleniſchen Bewußtſeyn ſich überdieß als den in den reinen Aether der Freiheit ſich erhoben habenden *anticipirend*, in welchen er auszugehen ſtrebt.

Wirklich wird dem Geiſte dieſes Ausgehen nur durch den Tod der freien Selbſtentäußerung des Sohnes in den Geiſt, die, wie oben dargeſtellt, den zürnenden, entzweiten Geiſt zum verſöhnten macht und ihm den Weg ſeines Ausgehens eröffnet, womit zugleich der Sohn als aus jenem Tode der Selbſtentäußerung erſtandener und durch den Geiſt neugeborener in die Sphäre der göttlichen Freiheit erhoben wird, zu der der Geiſt aufſteigt. Da erſcheint der Geiſt zunächſt als *Mutter* des göttlichen Sohnes, als Demeter, die den neugeborenen Jakchos ſäugt und dieſer iſt der aus dem Tode neugeborene Bakchos-Dionyſos, der als noch unwiedergeborener dem noch unverſöhnten Geiſte feindlich entgegenſteht. Dieß der Gegenſatz der apolliniſchen und dionyſiſchen Religion, der ſeine Auflöſung in den Myſterien findet. Apollon, als *vom Sohne* (Dionyſos) *ausgehender* heißt *Dionyſodotos*, der vom Dionyſos Gegebene, was nach Pauſan. ein Beiname des Apollon zu Phlius war. *Dieſer* Dionyſos war der myſteriöſe, der durch ſeinen Tod dem Geiſte den Weg des Ausgangs eröffnet und ſo die Menſchheit des Geiſtes theilhaftig macht, wie Chriſtus im Evangelium Johannis 16, 7. ſeinen Jüngern ſagt: „Es iſt euch gut, daß ich hingehe. Denn ſo ich nicht hingehe, kommt der Tröſter nicht zu euch. So ich aber hingehe, will ich ihn zu euch ſenden.“ Vergl. ebendaſ. 7, 39.: „Das ſagte er von dem Geiſt, welchen empfangen ſollten, die an ihn glaubten; denn der h. Geiſt war noch nicht da, weil Jeſus noch nicht verkläret war.“ Von dieſem kommenden Geiſte hatte wohl Eleuſis, wo der Sohn als Koros verherrlicht ward, den Namen (ελευθω) — ebenſo Orchomenos, was ſtatt Ερχομενος ſteht, ſ. Otfr. Müller's Orchom. p. 129., der ſchon auf die gleiche Bedeutung beider Namen aufmerkſam macht. Man hatte einen Heros Eleuſin, dieß war wohl der Sache und dem Namen nach der kommende Geiſt, denn Heros hieß Geiſt — Geiſt der Verſtorbenen, der Vorfahren, Schutzgeiſt — und ſcheint uns Ein Wort mit dem verſchieden erklärten Namen der dritten Hypoſtaſe der indiſchen Trinität: Haras zu ſeyn. Apollon hieß der ausgehende Geiſt ganz mit dieſer Ausdrucksform in ſeinem Namen Εκβασιος.

Dionyſos als der noch nicht in den Geiſt zurückgebrachte Sohn iſt der in die Vielheit der weltlichen Lebendigkeit zerſplitterte *), Apollon dagegen (der daher auch die Glieder des Dionyſos ſammelt), das einigende, die zerſtreute Beſonderheit zur Totalität zuſammenfaſſende, organiſirende Princip, (vergl. Creuzer's Symb. III. 385). Auch der Name Apollon, doriſch-äoliſch Απελλων, möchte den Sammler, Einiger bedeuten, vergl. lakon. απελλη ſ. v. a. σηκος, εκκλησια und απελλαζω ſ. v. a. εκκλησιαζω.

So wie das Chriſtenthum dieſen Geiſt, der ſich im Apollon darſtellte, den heiligen nennt, ſo hieß auch Apollon

---

*) Aus der erſten Zerſplitterung, die durch die Zerreißung des Zagreus angezeigt wird, iſt der Sohn zwar ſchon in der Urwelt zur Einheit zurückgebracht, aber durch den Zerfall dieſer auf's Neue in die unorganiſche Vielheit zerſplittert worden, die der Gegenſtand der Negation des Geiſtes iſt. Dieſe zweite Zerſplitterung ſcheint beſtimmt in der Zerreißung des Orpheus gegeben. Der mit dem Sohne (als Wort des Lebens) aus der Tiefe aufſteigende Geiſt heißt in dieſem Mythos Eurydike — die Geliebte, die Orpheus ſingend aus der Unterwelt heraufführte, und die ihm (durch den Bruch der urweltlichen Einheit) wieder verloren gieng. Wieder vereinigt erſcheinen die beiden in Koros und Kore, Liber und Libera ſ. unten.

der **Reine, Heilige:** *ἁγνος θεος*, wie er oft mit Nachdruck genannt wird — sanctus Apollo — *Φοιβος*, der Reine, Unbefleckte (vergl. *φοιβαζειν* und februare, reinigen) — *ξανθος*, daſſelbe (rein, hell) bedeutend, daher die Flüſſe bei den Heiligthümern des Gottes in Troja und Lykien Xanthos heißen und bei den Makedoniern das Sühnfeſt des Heeres *Ξανθικα*. Hiezu erlauben wir uns eine Vermuthung über *ἡιος Παιαν* zu fügen, welcher Name vielleicht den **reinen (heiligen)** oder **reinigenden** Geiſt bedeutet hat. Erſtlich könnte *Παιαν* im Zuſammenhang mit fanum, Heiligthum, fanaticus, Geheiligter, fanare, weihen, heiligen, ſo viel als *ἁγνος*, *φοιβος*, *ξανθος* bedeuten. Eine nähere Spur aber ſcheint Indien zu geben, das einen Gott des Windes, Namens Pâvanas oder Vayus hat, von welchen Benennungen die erſtere den **Reiniger**, die zweite den **Wind** bedeutet (Bohlen's altes Indien I, 241). Nun iſt **Wind** in den Sprachen ſ. v. a. Geiſt, wie hebr. רוּחַ, Wind und Geiſt, רוּחַ יְהוָה, Geiſt Gottes רוּחַ קָדְשׁוֹ, Gottes **heiliger Geiſt**, ſo auch נֶפֶשׁ, Hauch und Geiſt, נְשָׁמָה Hauch, Seele, Gottes begeiſternder Anhauch. So verhält ſich ferner *ανεμος* und animus, grönländ. silla, Luft, deutſch **Seele**, hug altdeutſch Gemüth, bretagniſch Geiſt (Geſpenſt), hochd. **Hauch**, das deutſche **Geiſt** hieß urſprünglich Wind, **geiſten** hieß ehemals **wehen**, spiritus, Wind, Athem, Hauch und Geiſt, *πνευμα*, Wind und Geiſt, *ψυχω*, hauchen, athmen, *ψυχη*, Hauch des Menſchen und Thieres, Athem, Leben, Seele, *ψυχος*, Hauch der Luft, Kühle, Kälte (wie Winter von Wind), *θυμος*, Seele, Gemüth, *θυω*, heftig wehen, ſtürmen, *θυελλα*, Sturmwind, ſlaviſch duscha, Seele, dutsch (dutez), wehen, blaſen. Schubert in ſeiner Geſchichte der Seele p. 674 der 1. Ausg. bemerkt: „Es bezeichnet die Sprache aller Zeiten und Völker ſowohl die Seele, als noch mehr den Geiſt durch ein Wort, welches zugleich den belebenden Hauch der Luft, den Wind, oder das Emporwallen des tropfbar flüſſigen Elements zur Dampfform bezeichnet, und es vergleichet nicht bloß das Buch der Offenbarung das übermächtig neugeſtaltende Walten des Geiſtes an Seele und Leib mit den Brauſen eines gewaltigen Sturmwindes, ſondern es erſcheinet auch dem Sokrates der unſichtbare Geiſt gleich einem lebendig machenden Winde.“ Demnach könnte Pâvanas mit Vayus urſprünglich der reine und reinigende Geiſt geheißen haben und das griechiſche ιη παιαν, ιηιος παιαν, ηιος παιαν iſt vielleicht nur eine andere Form für dieſes vayus pâvanas. Setze man ein Digamma vor: Fηιος, Fαιος, und mache aus παιαν: παυαν (wie κλαιω, κλαυσομαι, καιω, καυσω), was für παFαν ſtehen könnte, ſo wird dieß griechiſche weios pawan, waios pawan mit dem indiſchen vayus pavan(as) faſt ganz gleichlautend. Ueber Lykeios (den Reinen) und Lykegenes (den reinen Geiſt) ſ. unten XIX.

Sonne war Apollon nach unſerer Faſſung, weil der Auf- und Ausgang des Geiſtes durch den Sonnenaufgang bildlich bezeichnet ward*). Daher auch, wie wir ſpäter zeigen werden, der Geiſt die Morgenröthe hieß und dieſe als aufgehender Geiſt aus dem Bette des ſchwindenden Tithonos (des ſterbenden Sohnes) ſtieg. Die Anwohner des Pontus haben einen Apollon Ἑῷος gehabt.

Zur weitern Betrachtung dieſer wichtigen und dem Verſtändniß beſonders ſchwierigen Göttergeſtalt heben wir einige Stellen aus Otfr. Müller’s Doriern aus.

„Es iſt auffallend, heißt es hier, mit welchem ſtrengen Ernſt Homer, der doch ſonſt die Gottheiten und beſonders die Freunde der Troer mit parodiſcher Leichtfertigkeit darſtellt, den Charakter des Apollon auffaßt. Nie zeigt er ihn von blinder Leidenſchaft ergriffen. Auch die Griechen feindet er nicht grundlos und nach Willkühr an, ſondern nur, wenn ſie das heilige Recht des Prieſters und Flehenden verletzen oder in ſchrankenloſem Uebermuth über alles Maaß hinausgehen. Aber als die Götter ſich ſelbſt entzweien und in Kampf treten, vermeidet er, von Leidenſchaft unbewegt, den Streit und redet von der Vergänglichkeit der ſchnellaufblühenden und baldhinwelkenden Menſchengeſchlechter in einem Tone, der den pythiſchen Orakelgott bezeichnet. Ein ähnlicher Geiſt wehet in den Worten, womit er den tollkühnen Diomedes zurückſcheucht „„nicht gleich ſey der unſterblichen Götter Geſchlecht und der ſterblichen Menſchen.““ So verwaltet Apollon hier den Dienſt der den Uebermuth niederbeugenden Nemeſis. In demſelben Sinne verderbt er die ſtolze Mutter Niobe, die unbändigen Aloiden, die Götterfeinde Python und Tityos.“

---

*) In ſeiner Schweſter Artemis iſt Apollon nur erſt das Licht der Nacht (der Mond) oder das in die Nacht zurückgeſunkene Licht des Geiſtes und ſtellt als furchtbare Hekate (ſ. unten X.) beſonders die negative Seite ſeines Weſens dar, das jedoch in der Geburtsarbeit der neuen Geiſteswelt begriffen iſt. Es kann hieher an jene mythiſche Geſchichte der Chalias auf Ceylan erinnert werden, die Joinville durch einen Juriſten dieſer Kaſte mitgetheilt erhalten, wo von Bramen die Rede iſt, die aus einer höhern Sphäre herabgeſunken, grobkörperliche Menſchengeſtalten geworden, ihres alten Glanzes verluſtig. So in Finſterniß verſenkt, hatten ſie die Sünde bereut, durch welche ſie, die einſt die Welt erleuchtet, zur dunklen Nacht geworden. Sie beteten und erhielten ein neues Licht, die

Der Python iſt der finſtere Naturgrund (wie Ahriman und Typhon), ſcheint auch in ſeinem Namen den Grund zu

---

Sonne Souria, zu welcher Zeit Vaiswata, der Sohn der Sonne in all ſeiner Schöne u. Seeligkeit erſchien. Und nachdem die Sonne geſchienen, gieng ſie unter und Finſterniß kehrte zurück (Untergang der urweltlichen Geiſtesexiſtenz). Da beteten die Bramen wieder und erhielten ein anderes Licht, den Mond Chandria, der Wiedervereinigung bedeutet. Zu dieſer Zeit mußten die Bramen auf der Erde arbeiten, auf daß ſie Brod zu eſſen hatten (man erinnere ſich des bibliſchen Fluches: Verflucht ſey der Acker um deinetwillen, mit Kummer ſollſt du dich darauf nähren dein Lebenlang ꝛc.) und Eigennutz, Habſucht und Treuloſigkeit herrſchten. Da wählten ſie ſich einen Fürſten willig, ihm allein zu gehorchen. Derſelbe war jenes glänzende, ſchöne, vollkommene Weſen, der Sohn der Sonne (des Geiſtes, der aus dem Geiſte neugeborene Krishnas-Horos-Jakchos, worüber unten das Weitere). Sie nannten ihn Maha Samette, bezeichnend die einmüthige, große Erwählung. Jene erſte Erſcheinung dieſes Sonnenſohns iſt identiſch mit Orpheus nach obiger Faſſung (ſ. die vorhergehende Note).

bedeuten, = πυθμήν, Grund, Boden, Baſis, verwandt mit βυθός, wozu auch das deutſche Boden hebr. פַּדָּן, Feld, Ebene, griech. πέδον, πέδιον, πεδινός, und in der Bedeutung Schlange: פֶּתֶן, Otter, giftige Schlange gehört. Dieſer Python, gegen welchen Apollon ſteht, iſt näher der nach ſeinem urweltlichen Ueberwundenſeyn beim Zerfall der urweltlichen Einheit ſich auf's Neue erhoben habende Grund. Tityos ſcheint mit Python gleichbedeutend, ſein Name mit dem der finſtern Rieſendämonen der Indier: Daidyas zuſammengehörig.

Dem, daß Apollon am Streite der Götter keinen Antheil nimmt, liegt die Idee zu Grunde, daß er beim Auseinandertreten der Prinzipien der Bewahrer der Einheit oder vielmehr die ſich bewahrende Einheit ſelber iſt, wiewohl er eben als ſolche den ſtreitenden Principien negativ entgegenſteht und inſofern gleichfalls ein Gegenſätzliches und Kämpfendes iſt. Er iſt ferner auch das Negative gegen die erarbeitete niedrigere Einheit, um die höhere hervorzubringen und inſofern auch ſelbſt entzweiende, zu Gegenſatz und Streit aufregende Macht. „Er iſt ein furchtbarer Gott, wenn er von den Zinnen der Burg herab die Troer mit lautem Schlachtgeſchrei zum Kampf treibt und ihnen als λαοσσόος, eine Wolke um die Schultern und die Aegis in der Hand, vorſchreitet, an Kriegsgewalt dem Ares gleich, obgleich hoch erhaben über deſſen ſtürmiſchen Trotz.“

„Apollon unterwirft als göttlicher Heros jegliches Widerſtrebende einer göttlichen Ordnung und einem höhern Geſetz; höhere Geſetze und Ordnungen ſind es auch, die er als Prophet des Zeus ausſpricht. Auch durch dieſe ſoll überall Ruhe, Klarheit, Harmonie bewirkt und hergeſtellt und das Hindernde und Störende entfernt werden. Der Glaube an eine Geſetzmäßigkeit, deren Vollſtrecker Apollon ſey, lag aller Weiſſagung bey dieſem Cult zu Grunde.“

Als Weiſſagegott gehört ihm auch der Lorbeer, nehmlich wegen der ſomnambülmachenden Kraft deſſelben, da der Geiſt in dieſer Periode noch der Gewaltſamkeit ſomnambuliſtiſcher Zuſtände bedarf, um ſich zu offenbaren, — wie auch jetzt noch der Lorbeer an Somnambülen dieſe Kraft erweiſt. Dieß iſt bey Müller p. 336. nicht erkannt. Weil nun zu ſolchen Zuſtänden das Weib am geneigteſten iſt, ſo muß eine Frau der Mund des Gottes ſeyn. „Auch ſonſt ſind mit Apollontempeln häufig Prophetinnen verbunden, wie ſchon in mythiſcher Zeit Manto bey dem Jömeniſchen und Klariſchen, und Kaſandra bey dem Thymbräiſchen Heiligthume, mit denen die Sibyllen zunächſt verwandt ſind, in deren Sprüchen ein ſtrenger Geiſt geweht zu haben ſcheint, der das Ueberwallen des freudigen Muthes durch Ankündigung der göttlichen Gerichte bändigte und beſchränkte. Sehr bezeichnend ſagt der alte Herakleitos von Epheſos: Mit raſendem Munde kündet die Sibylla freudeloſe, ungezierte und ungeſalbte Reden, aber des Gottes voll.“

„Weit entfernt, als zeugender oder producirender Gott zu erſcheinen, bleibt Apollon unvermählt und Jüngling, denn daß die dichteriſchen Liebſchaften mit der Nymphe des Lorbeerbaums *) und ſeine poetiſchen und prophetiſchen Söhne die Cultusidee nichts angehen, iſt leicht einzuſehen. In den Gebräuchen und Symbolen deſſelben dagegen iſt keine Spur von jener Verehrung der zeugenden Kräfte, wie ſie auf eine naive Weiſe im altarkadiſchen Cultus des Hermes, den argiviſchen Mythen von Hera, den attiſchen von Hephäſtos und Athena hervortritt. Noch weiter bleibt von ihm der glühende ſich ſelbſt verzehrende Orgiasmus, in welchem choleriſche Völker von einer Naturanſicht bewegt, die den Naturgott bald leidend und zerfleiſcht, bald ſiegend und ſtrahlend erblickte, in taumelnder Luſt und ausgelaſſenem Toben den Jubel auszuſprechen und die Wehmuth zu erſticken ſtrebten, welche Geſtalt religiöſer Empfindung für Griechenland die thraciſche Verehrung des Dionyſos **) darſtellt. Obgleich dieſe am Helikon und Parnaß ganz in der Nähe des pythiſchen

---

*) Hierüber ſ. jedoch unten XVIII.

**) Dieß die Religion des Sohnes nach der oben angegebenen Beſtimmtheit.

Heiligthums blühte, und das Lokal beider Religionen mannigfaltig ineinander greift, ſo blieben die Culte ſelbſt in genauer Sonderung, wenn auch wieder auf der andern Seite die Annahme von Religionskriegen durchaus unbegründet ſcheint.“

Der Geiſt der abſoluten Einheit und Freiheit hat dieſe zwei Beſtimmungen in ſeiner Natur: alle göttliche Lebensſchöpfung zur Geburt zu bringen und über alles zur Geburt gebrachte, als ein Endliches und Ungenügendes hinauszugeben. In Apollon ſtellte ſich dieſe Entzweiung mit dem Endlichen und Natürlichen am auffallendſten darin heraus, daß er nicht duldete, daß auf ſeiner heiligen Inſel Delos ein Weſen geboren ward[*]). Dieſe Naturgeburt war eine Befleckung für ihn, den Reinen (Heiligen), φοιβον, ἁγνον. In Widerſpruch damit ſteht es, daß er, wenn nicht als Hervorbringer — es gab jedoch einen Apollon Genetor — doch als Schützer, ſomit Freund des natürlichen Daſeyns erſcheint. So iſt er der Bringer der Aehre zur Aerndtezeit[**]) und der Widerſpruch dieſer Beſtimmung mit jenem Abſcheu vor dem natürlichen Werden wird nicht entfernt, wenn man dieß ſo verſtehen will, daß er in der Aehre die Lebendigkeit und Fülle des natürlichen Daſeyns nur behüte, nicht erzeuge; auch als bloßer Behüter konnte er kein bloß übernatürliches, außer der Natur ſtehendes Weſen und kein reiner Feind des Natürlichen ſeyn. Eben ſo iſt es ein Widerſpruch, daß er nicht litt, daß auf Delos ein Weſen ſterben durfte und alſo auch das natürliche Vergehen als ſeinem Weſen entgegengeſetzt und eine Befleckung für daſſelbe erſcheint, und er dennoch Todtesgott, ja Peſtſender iſt, und ſein Amt, das natürliche Vergehen zu wirken und zu beſchleunigen. Aber eben dieſe Widerſprüche bilden ſeine eigenthümliche Natur und ſind in ihm, als dem mit der Natur gebrochen habenden und bis zu dieſer Abſtraktheit des Abſcheus vor dem ganzen Progreſſe ihres Entſtehens und Vergehens und der Vorſtellung der abſoluten Erhabenheit darüber fortgegangenen, dennoch aber noch in ihr ſtehenden und ſtehen bleiben müſſenden, weſentlich da.

---

[*]) Jede ſchwangere Mutter mußte nach dem nahen Rheneia übergeſchifft werden.

[**]) Er kehrt von den Hyperboreern mit der reifen Aehre zurück, wenn in Griechenland das erſte Korn geſchnitten wird. Mit vollen Gerſtenähren in der Hand, auch mit einem Aehrenkranze um den Kopf erſcheint er abgebildet, und goldene Aehren werden ihm als Tribut geſandt.

„Warum Apollon die Kithar ſchlägt? - - - - - weil ſie ruhige und einfache Harmonie auszudrücken am geeignetſten ſchien; denn eine feierliche Ruhe und Stille der Seele ſucht der apolliniſche Cultus überall hervorzubringen. Am ſchönſten redet Pindar von dem Gotte, der die Kitharis erfand, und die Muſe ertheilt, wenn er will, um friedliches Geſetz in das Herz einzuführen. Darauf deuten auch die goldenen Keledonen, die vom Dache des ehernen Tempels zu Delphi hiengen, ſie ſollen ohne Zweifel die den Sinn bezähmende und beſänftigende Gewalt des Gottes anzeigen. Beſonders mußte dieß die Abſicht der Muſik ſeyn, wenn ſie bey καθαρμοις und als επῳδη gebraucht wurde, wo Leidenſchaften zu beſchwichtigen und Schmerzen zu ſtillen waren, und gerade dieß war eine der wichtigſten Anwendung derſelben in alter Zeit. Chryſothemis, ein alter pythiſcher Sänger im Mythus, heißt darum Sohn des tarrhäiſchen Sühnprieſters Karmanor, wie auch der kretiſche Dichter Thaletas durch Muſik das von Krankheit heimgeſuchte Sparta reinigte und beruhigte. So wandten ferner die Pythagoräer, die den Apollon mit beſonderer Vorliebe verehrten, die Muſik an als επῳδη zur Beſänftigung der Leidenſchaft, als Stimmung des Geiſtes zur Harmonie, als Arzenei des Körpers und Gemüths. Darum zogen ſie die Kithar bey weitem der Flöte vor, in deren Ton nach griechiſchen Begriffen etwas Aufregendes, Wildes und zugleich Düſteres lag und eben dieß iſt der Grund, warum Apoll die Flötenmuſik ſeit alten Zeiten haßt und verſchmäht, worauf ſich ſein Streit mit Marſyas, dem phrygiſchen Silen und Flötenſpieler bezieht, deſſen ſchlauchähnliche Haut, die ihm der ſtrenge Sieger abgezogen, ſich immer noch zu Kelänä nach Sage der Einwohner beim Flötentone ſanft und freundlich bewegte.“

Es möchte außerdem mit dieſer Abziehung der Thierhaut („Marsyas barbatus, vultu ferino trux, hispidus illutibarbus, spinis et pilis obsitus“. Apulej. Florid.) eine ſehr bedeutſame ſymboliſche Bewandniß haben, und wir erinnern hiebei an die in Thiergeſtalt muſicirenden verzauberten Prinzen der Märchenwelt, wo einer z. B. als Igel, der andere als Eſel (vrgl. über den muſikaliſchen Eſel Phil., Rel. und Alterth. 1. H. p. 76.) Muſik macht, damit die Braut gewinnt, die thieriſche Verhüllung abwirft und in menſchlicher Jugendſchöne erſcheint oder in einem höchſt ähnlichen indiſchen Märchen erlöſt in den Himmel zurückkehrt, aus dem er geſunken war (ſ. Grimm altdeutſche Wälder I. 165).

„Das Düſtere, Traurige, weichlich Klagende iſt, wie dem Dienſte des Gottes überhaupt, ſo ſeiner Tempelmuſik fremd und zuwider, die in ernſten und männlichen Tönen eine heitere Ruhe und Ordnung über den Geiſt auszubreiten ſtrebt.“

„Aus dieſem Geſichtspunkte werden wir auch die wunderliche Nachricht von dem Wettſtreite Apolls mit Linos und wie er dieſen als Ueberwinder tödtet, verſtehen lernen. Der Gegenſtand des Geſanges Linos iſt urſprünglich ein Gott jener Naturreligionen, die den ſteten Tod alles blühenden Lebens ſo ergreifend darſtellen, dem Narkiſſos (dem Erſtarrten) nahe verwandt, man zeigte zu Theben und zu Argos ſein Grab, und am letzteren Ort beklagten ihn Frauen und Jungfrauen als einen unter Lämmern auferzogenen und von Hunden zerriſſenen Knaben. Der Geſang aber, der den frühen Tod des vielgeliebten Kindes beklagte, wurde mit leiſer gedämpfter Stimme zur Kithar geſungen, und in Homeriſcher und Heſiodiſcher Zeit gern gehört, obgleich damals ſchon mit ermäßigter Trauer und vielleicht bloß als ein ſanftes Adagio; doch muß es auch nachher noch einen vorherrſchend traurigen Charakter gehabt haben, wie die Namen *Αιλινος* und *Οιτολινος* beweiſen; beſonders ſangen ihn die Landbauer (gewöhnlich Ureinwohner) gern und oft. Das alte Griechenland kam in dieſer Hinſicht mit dem kleinaſiatiſchen Orient überein, wo ſolche religiöſe Klagelieder nach den Landſchaften verſchieden, aber überall mit demſelben Grundtone ſich wieder finden, der Klagegeſang der Dolionen, der Hylas an den Quellen im Lande der Myſer und Bithyner, ziemlich einerley mit dem Myſſon, der ſchöne Bormos, deſſen Waſſertod die Landleute der Mariandynen um Sommersmitte zur einheimiſchen Landesflöte ſangen, der Lityerſas, den die Phryger zu Kelänä, in Marſyas Heimat, jährlich zur Erndtezeit beklagten, das ſchwermüthige Karikon auf phrygiſchen Flöten geſpielt, weiterhin der Gingras oder Adonisgeſang und das Peluſiotiſche Ackerlied Maneros, das ſchon Herodot mit dem Linos verglichen hat. Ja in Kypros erneuert ſich gewiſſermaßen der Kampf der entgegengeſetzten Sangweiſen, nach der Sage, daß Kinyras, der Aphroditenprieſter und Erfinder klagender Adoniasmen, gleich Marſyas und Linos, im Wettſtreit von Apoll überwunden und erſchlagen worden ſey.“

„So ſehen wir den Gott, der ein Vorſtand iſt einer ſtrengen, einfachen, ruhigen helleniſchen Muſik im Kampfe mit dem leidenſchaftlichen, bald unruhig bewegten, bald erſchlafften Geiſte, den eine entgegengeſetzte Naturreligion, die das menſchliche Gemüth vom Schwindel orgiaſtiſcher Freude in die Tiefen aufgelöſten Schmerzes zu ſtürzen liebt, auch in den Anfängen der Muſik darlegt.“

Jene Gegenſätze Apollon’s Kinyras, Marſyas und Linos drücken in ihren Namen alle Trauer und Klage aus, Linos, das mit לין verglichen worden iſt, heißt Klage, Kinyras eben ſo, κινυρος, μινυρος (wie κελαινος, μελας, μελαινος), klagend, trauernd, κινυρομαι, μινυρομαι — und Marſyas iſt = מַרְזֵחַ, Trauer, Jammerruf. Der zerriſſene Linos iſt Eins mit dem zerriſſenen Zagreus-Dionyſos, deſſen Name Bakchos gleichfalls auf Trauer zu gehen ſcheint, βακχος, phöniz. Wehklagen, בכה, weinen. Maneros iſt wohl ſo viel als μινυρος (= κινυρος, Kinyras), Hylas vielleicht von ὑλαω bellen, in der Bedeutung klagen, die das Wort im deutſchen heulen (vrgl. ululo, ὀλολυζω) behalten hat.

Wunderbar iſt, wie ein Mythos der apolliniſchen Mythologie an die neuteſtamentliche Ausgießung des h. Geiſtes anklingt, bey welcher von Leuten aus den verſchiedenſten Nationen, da ſie die Predigt der geiſterfüllten Apoſtel hörten, jeder ſeine eigene Sprache zu hören geglaubt haben ſoll. Wir meinen folgende Stelle des homeriſchen Hymnos auf Apollon, wo an der Stelle der Apoſtel dem Apollon geweihte Jungfrauen und an der Stelle der allverſtändlichen Apoſtelpredigt ein wunderbarer Geſang ſteht, welchen hörend ein jeder meint, ſich ſelber reden zu hören.

„Aber ein Wunder hiezu, ein gewaltiges, ewiggerühmtes:
Deliſche weilen daſelbſt dem Treffenden dienende Jungfrau'n,
Welche, nachdem vorerſt ſie Apollon prieſen im Feſtſang,
Leto's wieder ſofort und der bogenfreudigen Göttin
Wieder gedacht, den Ruhm altadlicher Männer und Frauen
Künden im Feiergeſang und ſchmelzen der Menſchen Geſchlechter.
Doch ſo Stimmen der Menſchen geſammt als Weiſen des Liedes
Wiſſen ſie darzuſtellen und jeglicher ſagte, ſich ſelber
Hör' er; alſo iſt dieſen der wonnige Laut im Einklang.“

Φαιη δε κεν αυτος ἑκαστος φθεγγεσθ' — wie in der Apoſtelgeſchichte: „es hörete ein jeder, daß ſie mit ſeiner Sprache redeten“ — „wir hören ſie, ein jeglicher in ſeiner Sprache, darin wir geboren ſind.“

Daß Apollon der richtende, ſtrafende ſey, liegt ſicher in ſeiner Uridee, ob es aber darin liege, daß er Peſtſender ſey, daran könnte man geneigt ſeyn zu zweifeln. Epidemiſche Krankheiten ſind nach unſerer Anſicht (vergl. Philoſ., Rel. und Alterth.) kakodämoniſcher Natur, durch den zur Exiſtenz ſtrebenden und damit gegen das Reich der göttlichen Schöpfung ſich empörenden Naturgrund verurſacht. Aber ein Walten des göttlichen Zorns in der Peſt mag dennoch mit Recht und mit urſprünglich tiefſter Erkenntniß geſehen worden ſeyn. Denn ſolche Erſcheinungen bilden ſich aus der zweifachen Wirkſamkeit, erſtlich des kakodämoniſchen Princips und zweitens des ihm entgegentretenden göttlichen, des Geiſtes als Naturgeiſtes, und gegen das ſich empörende Andersſeyn wird die ſich erhaltende organiſche Einheit, die lebendige Seele der Totalität, die der Geiſt als Naturgeiſt iſt, als Zornfeuer im Phyſiſchen empfunden, welches die Krankheit auf ihre akute Spitze treibt. So iſt im Grunde Apollons Zorn in der Krankheit ein Zorn gegen die Krankheit, inſofern dieſe aus der Wirkſamkeit des kakodämoniſchen Princips beſteht, ein Kampf zur Rettung des Lebens von ſeinem Naturfeinde; ſo iſt er Wehrer des Uebels, Helfer, Retter, *Ἀλεξικακος*. Auch wenn in dieſem Kampfe das Einzelleben zu Grunde geht, ſo iſt doch auch in dieſem Einzelleben der Kampf nicht vergebens geſtritten und es reſultirt doch auch hieraus — für das Reich des Lebens im Allgemeinen — die Niederſchlagung des feindlichen Princips. Auch der Tod iſt hier gewiſſermaßen ein Sieg des göttlichen Lebensprincips.

Wie das allgemeine göttliche Leben (der Geiſt als Naturgeiſt) ſelbſt als aufregend akute und epidemiſche Krankheitserſcheinungen gedacht werden könne, mag ein durch eine Stelle Hahnemann's veranlaßter Aufſatz über Lepra und Syphilis, den wir hier gelegentlich mittheilen wollen, an ein Paar hiſtoriſchen Beyſpielen zeigen.

Lepra und Syphilis.

Hahnemann (chroniſche Krankheiten p. 18) ſagt: „Die während des Mittelalters in Europa in Geſtalt eines bösartigen Rothlaufs (St. Antoniusfeuer genannt) mehre Jahrhunderte über furchtbar geweſene, abendländiſche Pſora nahm durch den, von den rückkehrenden Kreuzzüglern im dreizehnten Jahrhundert mitgebrachten Ausſatz wieder die Geſtalt des Ausſatzes an, und, obgleich dadurch noch mehr in Europa verbreitet, fand die als gräßlicher Hautausſchlag nun mehr um ſich greifende Pſora doch wiederum ihre, wenigſtens äußere, Minderung in den von eben dieſen Kreutzfahrern zugleich aus dem Morgenlande mitgebrachten Reinlichkeit befördernden Mitteln, nehmlich den vorher in Europa unbekannten Hemden und dem häufigern Gebrauche warmer Bäder, durch welche beiden Mittel dann, ſo wie durch, bey erhöheter Bildung, eingeführte ausgeſuchtere Koſt und Verfeinerung der Lebensweiſe, es binnen ein Paar Jahrhunderten doch dahin gedieh, daß die äußere Scheußlichkeit der Pſora ſich ſo weit minderte, daß zu Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts ſie nur noch in der Geſtalt gewöhnlichen Krätzausſchlages erſchien, als ſo eben die andersartige miasmatiſche chroniſche Krankheit, die Syphilis, 1493 zuerſt ihr furchtbares Haupt zu erheben anfieng.“

Daß ein ſo ſchreckliches, hartnäckiges und gewiß tief liegendes, nicht bloß äußerlich die Haut einnehmendes, ſondern — wie nach **Hahnemann** ſelbſt, der es unter die Pſoraformen ſtellt — zugleich und von vorne herein des Innern des Organismus mit ſeinem miasmatiſchen Krankheitsprinzipe ſich bemeiſtert habendes Leiden, wie der Ausſatz*) bloß durch

---

*) S. **Hensler** „vom abendländiſchen Ausſatze im Mittelalter“ und daſelbſt die Beſchreibung des von **Hensler** ſelbſt beobachteten Falls aus neuerer Zeit (1776) und Dr. **Herings** Berichte über den Ausſatz im Archiv für Homöopathie.

Hensler in dem angeführten Buche p. 391 ſagt: „Aretäus leitet das Uebel aus dem Innerſten her und läßt es wie **Archigenes** daſelbſt zuerſt ſeine große und Hauptrolle ſpielen, bevor es von innen nach außen hervorbricht. Und eben ſo ſagt auch **Chauliac**: von innen hebt der Ausſatz an, geht nach den äußern Theilen hin und kehrt zuletzt nach dem Innern zurück, wo ſein Gift dem Uebel ein Ende macht. Was dieſe Männer ſagen, das ſagt auch die Natur der Sache laut. Es geht alles vom Innern nach dem Aeußern zu.“ Und p. 314: „Es vergehen Jahre, nachdem dieſe Krankheit im Innern empfangen iſt, bis ſie auf der Oberhaut ſich anmeldet. Denn wenn auf der Oberhaut, ſagt **Archigenes** ſehr richtig, ihre Merkmale zum Vorſchein kommen, ſo wird die Krankheit nicht erſt erzeugt, ſondern vervollſtändigt (perficitur); der Anfang hebt vom Innern an, und erſt im Fortgange verbreitet er ſich bis zur Haut.“ — „Auch iſt keine Krankheit, bey der die Animalität des Menſchen und derſelben Werkzeug, die Haut, des Nervenſyſtem, ſo beſonders leidet, in ſeiner Regſamkeit und Empfindlichkeit ſo ſehr verändert wird. Es hebt mit Taubheit der Gefühle an, und geht zum Stumpfſinn und zur ſtärkſten Unempfindlichkeit fort. Es iſt in den meiſten Fällen eine innere Unbehaglichkeit mit Unkraft verbunden, die alle Klaſſen von Trübſinn und Unthätigkeit durch bis zur völligſten äußere Reinigkeitsmittel, den aufkommenden Gebrauch der Hemden, die häufigere Anwendung warmer Bäder, ausgeſuchtere Koſt und dergl. ſo ſehr gemildert und umgeformt worden ſey, iſt eine uns ganz unglaubliche, der eigenen Anſicht Hahnemann's über die Natur der chroniſchen Krankheiten zuwiderlaufende Meinung. Die auffallende Thatſache, daß gerade damals, als die Syphilis erſchien, die Lepra verſchwand (noch zu Ende des 15ten Jahrhunderts zählte man in Frankreich 21000 Leprahäuſer, 1526, als die Syphilis kaum 30 Jahre vorhanden war, hatte ſich die Lepra ſo verringert, daß die Leprahäuſer aufgehoben wurden) verbunden mit der anfänglichen Aehnlichkeit der Syphilis mit der Lepra (welche die damaligen Aerzte beſtimmte, die Syphilis für eine Abart der Lepra zu halten) ſcheint auf etwas ganz Anderes hinzuweiſen, darauf nehmlich, daß die Syphilis eine durch Umwandlung der Lepra von der Natur hervorgebrachte neue Krankheit ſey*). Den Grund dieſer Umwandlung glauben

---

Kraftloſigkeit und Verzweiflung aufſteigt. Nie hat man einen dem ähnlichen Zuſtand von dem kleinſten bis zum höchſten Grade in irgend einer Krankheit in dem Maaße wahrgenommen.“ Das Eigenthümliche dieſer Pſoraform, wenn man ſie mit Hahnemann ſo beſtimmen will, beſteht nicht bloß in der „äußern Scheußlichkeit.“

*) K. Sprengel in der Geſchichte der Arzneikunde II, 706 ſagt: „Es iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß der Ausſatz, im Mittelalter durch das ganze Abendland äußerſt verbreitet, - - - - - - - - ſich nach und nach ſo umgewandelt, daß die Zufälle an den Zeugungstheilen immer häufiger geworden, und endlich die ſyphilitiſche Form der unreinen Uebel entſtanden.“

Schönlein in ſeinen Vorleſungen über Pathologie und Therapie ſagt: „Die Syphilis zeigte zwar bey ihrem erſten Auftreten Aehnlichkeit mit Lepra. aber es war nicht die Lepra ſelbſt. Das Exanthem, mit dem die Syphilis auftrat, war ganz von der Lepra verſchieden, daher jene Behauptung, daß die Syphilis eine Degeneration der Lepra ſey, keine Berückſichtigung verdient.“ Wir ſagen, die Syphilis ſey nicht die Lepra ſelbſt, ſondern eine eigene, neue Krankheit, jedoch von der Natur durch Umwandlung der Lepra in dieſe neue Form zur Schwächung des als Lepra wir in einem Beſtreben der Natur zur Schwächung, Milderung der Lepra zu finden. Denn ſo furchtbar und zerſtörend auch der Kampf der Natur, den ihr die Bildung der neuen Krankheit koſtete, für die Individuen war, in denen ſie ihn vorgehen ließ, ſo zeigte ſich doch mit dem Erſcheinen des Trippers die von der ringenden Natur bezweckte Milderung. Fracaſtori, Arzt zu Verona, bemerkte, daß, ſo wie der wahre ſyphilitiſche Tripper auftrat, ſich eine Milderung der früher ſo verderblichen Krankheit zeigte.

Die Syphilis trat als akute Krankheit auf und gieng von dieſer Form in die chroniſche über. So ſcheint ſich auch der europäiſche Ausſatz im Mittelalter aus einer akuten Form herausgebildet zu haben; wir meinen diejenige, die unter dem Namen heiliges Feuer (le feu sacré) jene großen Verheerungen anrichtete *). Und ſo würden wir für

---

ſich offenbarenden Krankheitsprincips hervorgebracht. Gegen dieſe Faſſung wird wohl die Erfahrung nichts einzuwenden haben, ſ. ſogleich unten im Texte.

Wie der Ausſatz in Syphilis ſich wandelte, ſo kann auch in einzelnen Fällen und unter gewiſſen Umſtänden die Syphilis wieder in ihre alte Geſtalt umſchlagen; wie Jac. Cataneus (1505) zweimal den Uebergang der Luſtſeuche in den Ausſatz beobachtete, in neueren Zeiten Larrey und Clarus (Sprengel a. a. O. p. 705).

*) Schnurrer in der Chronik der Seuchen I, 278 ſagt: „Es war ſchon aus der früheren Geſchichte der Krankheiten erſichtlich, daß diejenige akute Krankheitsform, welche die größten Verheerungen anrichtete, das heilige Feuer (ignis sacer), in ſpätern Zeiten völlig erloſchen iſt. Da nun die Erfahrung lehrt, daß eine durch viele Jahrhunderte hindurch mächtige Krankheit nicht ſpurlos verſchwindet, ſondern allmählig in mehrere chroniſche Krankheiten ſich auflöſt, ſo läßt ſich ſchon vorher vermuthen, daß um jene Zeit ihre Trümmer hätten angetroffen werden müſſen. Dieß beſtätigt aber auch die Erfahrung; gerade damals in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden in Spanien, Frankreich und Deutſchland allgemein Spitäler zur Aufnahme von Kranken, die das Antoniusfeuer hatten, errichtet, und es läßt ſich fragen, ob nicht der Uebergang des heiligen Feuers in ausſatzähnliche Krank-

einen großen, viele Jahrhunderte umfaſſenden Krankheitsprozeß im Occident folgende Ueberſicht gewinnen. Zuerſt eine furchtbare akute Form (das heilige Feuer, nachher Antoniusfeuer), aus der ſich die chroniſche der Lepra bildet. Dieſe hebt ſich wieder auf in eine akute, die Form, in welcher die Syphilis zum Vorſchein kam, und dieſe geht in die nachherige chroniſche Syphilis mit Ableitung der Wirkung des nun geſchwächten Krankheitsprincips auf die Genitalien über.

Hiernach wäre die Grundverſchiedenheit der Syphilis von der Lepra, die Hahnemann ſetzt, nicht anzuerkennen. Dazu mag man die Erſcheinung erwägen, daß nach Grünpeck im Anfange der Syphilis einige Kranke einen krätzähnlichen Ausſchlag über den ganzen Körper bekamen, der unter heftigen Jucken und Brennen bald abfiel, bald von neuen ſich erzeugte.

Sieht man ſich einmal bewogen, die ganze Fülle von Krankheitsübeln, die Hahnemann für pſoriſch erklärt und mit ihnen auch die ſyphilitiſchen (der Hahnemanniſche Unterſchied von Syphilis und Sykoſis hält auch nicht Stich) aus einem gemeinſchaftlichen Krankheitsurgrunde abzuleiten, ſo liegt es nicht weit mehr ab, zu vermuthen, daß aus eben demſelben alle auf miasmatiſchen Grunde ruhende Krankheiten ihren Urſprung haben, daß ſie alle in ihrer tiefſten Wurzel nur Eine und dieſelbe große Krankheit ſeyen, an der

---

heiten eben ſo viel zu jener Häufigkeit des Ausſatzes (nach dem Teſtamente Ludwigs VIII, der 1226 ſtarb, gab es allein in Frankreich zweitauſend Ausſatzhäuſer) beygetragen habe, als die Züge der Abendländer nach Syrien. Bey der Beantwortung dieſer Frage darf auch nicht unbeachtet bleiben, daß der Ausſatz, eine das ganze Material des Körpers ſo durchaus erfaſſende und mit der Geſchlechtsentwicklung ſo eng verbundene Krankheit, nicht bloß als eine Hautkrankheit betrachtet werden darf, ſondern vielmehr eine ſubjective Anlage vorausgeſetzt werden muß, welche der Generation des Abendlandes nicht durch die geringe Zahl der aus dem Orient zurückkehrenden Wallfahrer mitgetheilt werden konnte.“

in unzähligen Formen und Formenwandlungen das geſammte Reich der Lebendigen leidet.

Der Homöopathe Schindler ſagt in einer Abhandlung über das Variolin: „Vor der Entdeckung Jenners konnten da, wo die Menſchenblattern aufkeimten, wenige Skrophelkranke ſich zeigen, da das latente Pſoragift zugleich mit den Blattern aus den Körpern ausgeworfen wurde, alſo ſpäter nicht ſo häufig erſcheinen konnte, als jetzt, da die Individuen, die viel Pſoraſtoff im Körper gebunden enthielten, von der Blatternkrankheit überwältigt, ſtarben.“ Die Blatternepidemieen ſind wohl ein ähnlicher Kampf des allgemeinen Lebens mit dem allgemeinen, von Hahnemann unter dem Namen Pſora der Erkennung nahe gebrachten, Krankheitsprinzips der Natur, wie jener ſyphilitiſch-epidemiſche. Und hier läßt ſich abnehmen, welche tiefen Nachtheile für das Leben der Menſchheit die Unterdrückung dieſes Kampfes durch die Kuhpockenimpfung bereits herbeygeführt haben müſſe und herbeyzuführen fortfahren müſſe, wenn nicht etwa die Natur, wie zu erwarten ſteht, und worauf Erſcheinungen bereits zu deuten ſcheinen, trotz allgemeinſter Hemmung ſich dennoch endlich durch einen gewaltigen Krankheitsausbruch Luft verſchafft, der an Furchtbarkeit die bisherigen Blatternepidemieen wohl weit übertreffen wird. Schnurrer in der Chronik der Seuchen II. p. 618 ſagt von den Pocken des Jahrs 1823: „Eine Erſcheinung, *die man gar nicht mehr für möglich hätte halten ſollen*, bildete die vielfache Verbreitung der Pocken. Der Trefflichkeit der Hamburger Anſtalten gelang es nicht, die Krankheit zu beſchränken, und eine Zeit lang ſoll von 6 Kranken einer geſtorben ſeyn; die Epidemie dauerte über 8 Monate, die nehmliche Krankheit brach auch zu Lille, im Voralbergiſchen, in Berlin aus, und zu Paris betrug im verfloſſenen Jahre die Zahl der an den Pocken Verſtorbenen 1084, da die im vorletzten nur 105 geweſen war.“ Von der Schutzpockenimpfung ſagt dieſer Schriftſteller ebendaſ. p. 412.: ſie ſey der wichtigſte und, möchte man ſagen, *einzige* Sieg, der je gegen Seuchen und anſteckende Krankheiten errungen wurde. Schlimmes Geſtändniß! Denn dieſer wichtigſte und, möchte man ſagen, einzige Sieg war der ärgſte Mißgriff und das bedauernswürdigſte Uebel, das der Menſchheit zugefügt werden konnte*).

Noch bemerken wir die merkwürdige Ähnlichkeit der Syphilis in ihrer erſten akuten Form nach Grünpecks Schilderung mit den jetzigen Blattern. In Schönlein's Vorleſungen über Pathologie und Therapie heißt es in dieſer Beziehung: „Wo kann man in die Schilderung von Grünpeck, deſſen kleine Schrift treu wiedergiebt, was er an ſich und andern beobachtete, etwas Anderes erkennen, als ein förmliches akutes Exanthem, das große Aehnlichkeit mit den jetzigen Blattern hat?“

Es iſt aber der Geiſt, — es ſind die ihn darſtellenden Geſchwiſter Apollon und Artemis auch der Grund des allgemeinen Todes der Lebendigen. Denn der Geiſt, wie er das alles Leben zur Geburt Bringende iſt (daher Artemis die Geburtshelferin), geht auch über alles, als über ein Verendlichendes, den Fluß ſeiner Entwicklung und ſeiner allgemeinen Exiſtenz und Lebendigkeit Hemmendes hinaus und löſt das in ſeiner Beſonderheit und Endlichkeit erſtarrende Individuelle auf durch den Tod. Dieß iſt das Zorngericht des Geiſtes, das fortwährend über alles Lebendige ergeht, und das erſt in jener Zeit der Vollendung ruhen wird, in welcher das Einzelne, völlig durchdrungen vom Geiſte und in ihn verinnert, kein Erſtarrendes und für ihn Hemmendes mehr ſeyn wird. Iſt dieſe Auflöſung der Individualität nicht mit einem für die Empfindung des aufzulöſenden Daſeyns harten, ſchmerzlichen Kampfe der Natur (des Geiſtes als Naturgeiſtes) gegen kakodämoniſche Krankheitsmächte begleitet, ſo iſt es jener Todesgötter ſanfter Pfeil, der tödtet. So fragt Odyſſeus ſeine Mutter in der Unterwelt: „Biſt du an einer langwierigen Krankheit geſtorben, oder hat dich Artemis mit ihren ſanften Pfeilen getroffen?“ Und die Bewohner der glücklichen Inſel Syria drücken nicht ſchreckliche Krankheiten, ſondern, wenn ſie alt werden, kommen Apollon und Artemis und tödten ſie mit ihren Pfeilen“. Odyſſ. XV. Penelope wünſcht: „Möchte mir Unglücklichen doch Artemis einen ſanften Tod geben, wie wenn ein weicher Schlaf mich umhüllte“ und ſo mehr.

---

*) Der Verfaſſer ſelbſt war ein völlig geſundes Kind, bis er (durch den verſtorbenen Dr. Eichhorn zu Nürnberg) der Impfung unterworfen ward; von dieſer Zeit an iſt er mehr oder weniger mit Krankheit behaftet geweſen. Der verſtorbene Dr. Preu erzählte dem Verfaſſer, wie eine Mutter, deren geſundes Kind er durch Impfung chroniſch krank gemacht, mit Anklage und Vorwürfen gegen ihn losgebrochen ſey. Demſelben Arzte zeigte nach ſeiner Erzählung ein anderer Arzt zu Erlangen ſeine Kinder, von denen zwei ſtark und kräftig, die übrigen ſchwächlich und verkümmert ausſahen und bemerkte, die letzteren ſeyen geimpft worden, die erſteren nicht. Dr. Reuter zu Nürnberg ſagte uns, wie er das Hervorbrechen entſchiedener Krankhaftigkeit bey Kindern nach der Impfung zu beobachten pflege.

Das kakodämoniſche Princip verneint nicht die Exiſtenz und das Leben überhaupt und unbedingt, ſondern ſein Verneinen geht darauf, ſich das göttliche Leben als Baſis ſeines eigenen zu unterwerfen, und ſo ſich ſelbſt zur Exiſtenz und Lebendigkeit zu erheben. Zu den Produkten dieſes Strebens gehören die Schmarozerthiere, in denen ſich das Krankheitsprincip zu einer niedrigen Stufe von Organiſation erhebt, wie im Eingeweidewurm, in der Krätzmilbe, der Laus u. ſ. w. (ſ. oben IV.), ja das kakodämoniſche Princip tritt auch unabhängig von der individuellen Lebendigkeit als ſchöpferiſche Macht hervor, wie in den Inſektenſchwärmen, die bey allgemeinen Krankheitszeiten, bey epidemiſchen Aufſtänden des allgemeinen Krankheitsprincips wie im Bunde mit der Krankheit erſcheinen (ſ. ebendaſ.). Gegen ſolche ahrimaniſche Thierſchöpfung, um perſiſch zu reden, iſt wohl Apollon auch als Bekämpfer und Vernichter gedacht worden, wohin Folgendes gerechnet werden mag.

Ottfr. Müller ſagt in Beziehung auf Apollon als Gott der Aehre: „Auf den Münzen von Metapont ſehen wir die Aehre ſehr häufig zuſammen mit einer Heuſchrecke, bisweilen mit einer Maus, die beide auf dem Nebenblatte wie herankriechend erſcheinen; für beide iſt dieſelbe Deutung anzuwenden. Sowohl Maus als Heuſchrecke — denn an die ſangreiche Cicade iſt dabey nicht zu denken — ſind dem Korne ſchädliche Thiere, um deren Abwendung und Verminderung der Gott gebeten wird. Die letztere vertrieb er nach Sage und Glauben aus Attika und Seleukia in Kilikien; er hieß davon bey den Aeolern *Πορνοπιος*, die ſogar darnach einen Monat *Πορνοπιων* nannten. Gleicherweiſe war der kretiſche Apollon Smintheios ohne Zweifel ein Vertilger der Feldmäuſe (*σμινθοι*), wie ihn denn auch ſein Standbild den Fuß auf eine Maus ſetzend zeigte.“

VI. Die zweifache Geburt des Sohnes Gottes und ſeine Auferſtehung aus dem Tode der freien Selbſtentäußerung in den Geiſt in den Mythen, Cultusbildern und Myſterien des heidniſchen Alterthums.

Der Sohn wird zweimal geboren, einmal natürlich, einmal übernatürlich; er muß wiedergeboren werden und hat, ſo zu ſagen, zwei Mütter, den Grund und den Geiſt. Das iſt Dionyſos *διμητωρ*, *διγονος*[*]. Seine erſte Mutter iſt Semele, der Grund[**], die ſtirbt vom Blitze des Zeus[***], und Dionyſos wird aus ihr genommen als unreife Frucht. Zum zweitenmal wird er geboren, indem ihn Zeus aus ſeiner Hüfte, in die er ihn geborgen, gezeitigt hervorholt *). Nach Hemſterhuis entſtand die Sage von der Hüftgeburt durch die im Oriente gewöhnliche Redensart: aus jemandes Lenden entſpringen, was auch uns wahrſcheinlich iſt. Der Sage von der zweiten Zeugung und Geburt des Dionyſos aus Zeus überhaupt aber liegt die Idee der zu geſchehen habenden Neugeburt des Sohnes aus dem höheren Geiſte zu Grunde. Daſſelbe bedeutet der Uebergang des Dionyſos in den myſteriöſen Jakchos, der an der Mutterbruſt der Demeter liegt. Der Jakchos der attiſchen Myſterien heißt beim Suidas ausdrücklich: der an der Mutterbruſt liegende Dionyſos und der Name Jakchos ſelbſt wurde von Bochart durch jacco ſyr. Säugling erklärt. Dazu kommt Dionyſos als Beyſitzer der Demeter, Jakchos *Δημητριος* und *δαιμων της Δημητρος*. In den Eleuſinien ward Dionyſos am ſechſten Tag des Feſtes als Knabe (*κουρος*) mit dem Myrtenkranze auf dem Kopfe in den Cerestempel zu Eleuſis

---

[*] Der Name Dionyſos ſcheint Gottesſohn in dem hier gebrauchten eigenthümlichen und ausgezeichneten Sinne zu bedeuten = *Διος νοσσος* (*νεοσσος*) nach einem alten Dialekt, der *νυσσος*, *νυσος* ſtatt *νοσσος* ſprach (vrgl. *Διοπευς*)

[**] Der Name Semele ſelbſt bedeutet vielleicht Grund, Baſis, nehmlich *σεμελη* = *θεμελη* mit bekannter Dialektverſchiedenheit, vrgl. *θεμελιος*, *θεμελιον*, *θεμηλον*, *θεμειλον*, *θεμειλιον*, *θεμεθλον*, gelegter Grund, Grundlage, Grundſtein.

[***] Dem ſchaffenden Gotte ſteht zunächſt eine form- und maßloſe Aeußerlichkeit entgegen, in der ſich im Gegenſatze gegen ſeine ſchaffende

---

Thatigkeit eine dunkle negative Selbſtheit bildet, über welche dieſe Welt des Lebens erbaut und welche die Baſis ihres Seyns iſt. Das finſtere Einziehen und Inſichzehren dieſes Grundes iſt das Weſen des Geſtirns, welches durch einen umkehrenden, elevirenden Feuerkampf überwunden werden mußte, den der durch daſſelbe hindurchbrechende Gott mit ihr ſtritt. Noch ſehen wir in Gewittern und vulkaniſchen Erſcheinungen die partiellen Reſte dieſes allgemeinen Kampfes. Aus ihm gieng das Reich des Erdlebens (der Sohn als die aufgeſchloſſene Beſonderheit des Naturlebens) hervor; wie dem analog noch jetzt auf den Feuerkampf des Gewitters Fruchtbarkeit folgt. Dieß iſt nun die flammende Erſcheinung des Donnerers, durch welche Semele ſtarb, indem aus dem zerriſſenen Leibe derſelben der junge Dionyſos — ein *πυριγενης*, *πυρισπορος* — ſprang.

*) In der 48. orphiſchen Hymne iſt Sabazios als der Gott genannt, der den Dionyſos-Bakchos in ſeiner Hüfte zeitigt, damit er vollendet ſich zur Hippa auf den Tmolos geſelle, worüber unten XVII. weiter gehandelt werden wird.

gebracht, und in der folgenden Nacht hier verherrlicht. Demeter iſt bereits als der h. Geiſt beſtimmt worden. Der neugeborne Jakchos iſt der aus dem Geiſte neugeborne Sohn, wenn auch der Unterſchied der Benennung im Laufe der Zeit nicht mit Strenge feſtgehalten ward. Der Geiſt, aus dem der neue Gott der Myſterien geboren wird, erſcheint erſtlich als Todesgöttin, denn aus dem Tode des alten Lebens erſteht das neue Geiſtleben des Sohnes, darum erſcheint Perſephone als Braut des Dionyſos (von welchem, als dem dieſem Tode Vermählten, unter dem Namen Hades Meldung geſchieht) *), aber der Geiſt, als dieſe Macht des Todes für die noch unverklärte Selbſtigkeit und Natürlichkeit, welche ſterben muß, iſt zugleich die des Lebens und der Auferſtehung in Beziehung auf das aus dieſem Tode reſultirende neue Seyn des Sohns — in dieſer Beziehung wird der Geiſt als Mutter Demeter **) dargeſtellt, mit dem Säugling Jakchos an der Bruſt — die heilige Mutter und Mutter Gottes des Chriſtenthums. Göttliche Mutter oder Gottesmutter iſt auch vielleicht die wahre Bedeutung des Namens Demeter, von *μητηρ* und einem Wort, das in die Verwandſchaft von deus, dea, *θεος*, *θεα*, dius, *θειος* gehört. Noch paſſender würde man *Δημητηρ* nebſt *Δηω* mit

---

*) So werden auch unter den drei ſamothrakiſchen Kabiren Axieros, Axiokerſa und Axiokerſos die beiden letztern als Perſephone und Hades ausgelegt und man kann in ihren Namen die Bedeutung Braut und Bräutigam ſehen (Heſych. *κερσης*, *γαμος*).

**) Jakchos ſollte aber auch der Perſephone Sohn ſeyn (vergl. Lobeck's Aglaophamus p. 821.) — Perſephone und Demeter ſind hier Eins — Jakchos iſt der aus dem Tode des alten Lebens (Perſephone) als Quelle des neuen Geiſtlebens (Demeter) wiedergeborene Gottesſohn. — So werden wir unten den Phönix Joſeph mit dem Tode Asnath vermählt und aus dieſem als neuem Phönix Ephraim-Briah geboren ſehen. — Für Jaſon war Demeter auch unter dieſem Namen die Todesbraut; durch die Verbindung mit ihr geht er unter, und wird durch dieſen Tod, was er in ſeinem Namen iſt: der Heiland.

δεω, δειω, δεος, fürchten, Furcht, in Beziehung ſetzen, womit verwandt Δηω die Heilige (vor der man heilige Scheu trägt), Δημητηρ die heilige Mutter heißen könnte, wie von σεβω, ſcheuen, σεμνος kommt, welches Bezeichnung der Demeter iſt (σεμνη — σεμνη θεα Creuzer's S. u. M. IV, 328.). Die Bezeichnungen des h. Geiſtes als des heiligen gehen theils von den Grundbegriff der Reinheit, theils von dem der Scheuerregung, Furchtbarkeit aus.

Jene beiden, Dionyſos als der aus dem Naturgrunde geborene und als der aus dem Geiſte wiedergeborene und verklärte der Myſterien, Jakchos genannt, als welcher er dem Gottmenſchen des Chriſtenthums entſpricht, haben hinter ſich den prämundanen und bey der Weltſchöpfung in die Vielheit des Naturlebens zerriſſenen Zagreus, der ſich, da ihn die Titanen zerreißen, in alle Elemente und Naturen wandelt. Derſelbe geht dem Mythos ſelbſt nach in den Sohn der Semele über. Zeus gab das zerſtampfte Herz des Zagreus der Semele als Philtrum ein und nach andern verſchluckte es Zeus ſelbſt, verwandelte es in ſeinen Lebensſaft und befruchtete ſo die Semele mit dem Weſen des Gottes, ſo daß ihr Sohn Dionyſos nur der wieder ins Leben getretene Zagreus war. Dieſer Dionyſos erzeugt ſich ſelber wieder, indem er ſich mit der Todesbraut Perſephone vermählt und dann aus dieſer als der mütterlichen Demeter zu neuem, höherem Leben ausgeboren wird, und ſo kann Jakchos beides, Dionyſos und Sohn des Dionyſos ſeyn (ſ. Lobeck a. a. O.). Dionyſos aber können alle Geſtalten des Sohnes heißen, weil dieß der allgemeine Name des Sohnes (≐ Διος νοσσος ſ. oben) iſt.

Indem der Sohn aus dem Geiſte neugeboren wird, tritt mit ihm zugleich der Geiſt in ſein neues, höheres Leben ein, wird der in die Sphäre ſeiner Freiheit ausgehende Geiſt. Er gebiert ſo nicht nur den Sohn, ſondern ſich ſelbſt mit dieſem und ihn mit ſich in die höhere Geiſtigkeit hervor, zu der er ſich durch den Tod des noch unwiedergebornen Sohnes den Weg geöffnet. Daher tritt neben Jakchos-Koros, den neugebornen und verjüngten Sohn, der Geiſt ſelbſt als Kore, als neuer und jugendlicher Geiſt, ſo wie neben den mit Dionyſos gleichbedeutenden Hyakinthos deſſen Schweſter Polyboia tritt und mit ihm in den Himmel ſteigt ꝛc. (ſ. in der Folge). Koros und Kore, Liber und Libera, Knabe und Mädchen, Sohn und Tochter (liberi, Kinder) heißen Sohn und Geiſt als die Erzeugniſſe des Prozeſſes, durch welchen der Sohn neu aus Gott gezeugt, im vollſten Sinne des Wortes wieder Sohn Gottes wird*) und mit ihm der Geiſt in das neue höhere Leben ſich herausgebiert, als Tochter ſeiner ſelbſt, die dem Sohne ſymboliſch als Schweſter und Gattin verbunden iſt.

Wie in jenen griechiſchen, wird auch in celtiſchen Myſterien die neue Geburt des Sohnes aus dem Geiſte dargeſtellt. Hier iſt Perſephone-Demeter = Ceridwen, Dionyſos als noch natürliches und mit dem Geiſt zerfallenes Leben des Sohnes = Gwion und Jakchos = Talieſin. Ceridwen, wird berichtet, unternimmt einen Zauberſud und beſtellt den Gwion dazu, des Keſſels zu warten, der ſo lange Jahr und Tag fortkochen muß, bis man drei geſegnete Tropfen von den Gaben des Geiſtes davon erhalten kann. Eines Tages fliegen die drei Tropfen aus dem Keſſel, davon dann Gwion Weisheit erlangt. Da wird Gwion von Ceridwen feindlich verfolgt und, da er ſich fliehend in ein Weizenkorn verwandelt, von Ceridwen als Henne verſchlungen, worauf ſie ſchwanger von ihm wird und, von ihm entbunden, ein ſo liebliches Kind an ihm findet, daß ſie keinen Gedanken mehr hat, es umzubringen. Das Keſſelſieden iſt der Zauberprozeß der Weltſchöpfung und Weltentwicklung — zunächſt das urweltliche Naturleben, denn der Sohn als Urmenſch (Gwion) vorgeſetzt war. Die Klugheit, die Gwion aus dem Keſſel erhält, iſt das Bewußtſein der freien Perſönlichkeit, als welches ſich herausſtellend der Sohn mit dem Geiſte, der in der Urwelt des Sohnes und der Dinge friedliches Inneres war, in Zwieſpalt geräth. Dieſe freigewordene Beſonderheit in ſich aufzuheben iſt nun Streben des in dieſem Gegenſatze als zürnend und feindlich erſcheinenden Geiſtes, der ſich verſöhnt und befriedigt findet, wenn er dieſe Beſonderheit in ſich zurückgenommen und neu in ſeiner univerſellen Lebendigkeit und Freiheit hat erſtehen laſſen. So alſo, nachdem Ceridwen den Gwion verſchlungen und aus ſich neugeboren, iſt ihr Zorn, ihre Feindſchaft in Liebe und Sanftmuth verkehrt. Der aus Ceridwen neugeborene Gwion heißt nun König Talieſin (d. h. Strahlenſtirne), und wird als allweiſer, allwiſſender Sänger geſchildert. Das iſt der Sohn, als der im Geiſt verklärte, und ſeine Weisheit nun eine andere, als jene erſte Erhebung zur ſelbſtiſchen Freiheit aus der Natur; es iſt die Weisheit des Geiſtes.

---

*) Liber (Sohn) war zwar auch ein allgemeiner Name des Sohnes, wie Dionyſos, allein in der myſteriöſen Verbindung von Ceres, Liber und Libera, war Liber beſtimmt der aus dem Geiſte neugeborene Gottesſohn. Vergl. Cicero de natura deorum II, 24: Hunc dico Liberum Semela natum, non eum, quem nostri majores auguste sancteque Liberum cum Cerere et Libera consecraverunt; quod quale sit, ex mysteriis intelligi potest.

Ein Reſt dieſer alten Wiedergeburtslehre und ihrer Symbolik ſcheint ſich auch in folgendem Vorgeben der Grönländer zu finden. Wenn einer ihrer Zauberer, die ſie Angekok's (weiſe Männer) nennen, ein Angekok Poglik d. i. ein großer Angekok werden will, ſo muß er in einem finſtern Hauſe liegen und ſingend und trommelnd ſein Begehren zu erkennen geben. Wird er von Torngarſuk (dem großen Geiſte) der verlangten Ehre würdig geachtet, ſo kommt ein weißer Bär und ſchleppt ihn in die See. Dort wird er von dem Bären und einem Wallroß aufgefreſſen, nach einer Weile aber auf die Stelle, wo er vorher lag, wieder ausgeſpieen, worauf ſein Geiſt aus der Erde hervorkommend, die Knochen neu belebt. Dieſes Aufgefreſſenwerden iſt wohl daſſelbe, was dort das Verſchlungenwerden durch Ceridwen; auch ſoll durch dieſen Tod und dieſe Neubelebung eine höhere Stufe geiſtiger Exiſtenz und Macht, der höchſte Grad magiſcher Wiſſenſchaft errungen werden, ſo wie Gwion als neugeborener der allweiſe Sänger Talieſin wird.

Einige Grönländer ſagen auch Folgendes. Wenn einer ein Angekok werden wolle, ſo müſſe er ſich an einen großen Stein ſetzen, den Torngarſuk rufen und ſagen, was ſein Begehren ſey. Kommt derſelbe, ſo erſchrickt der Lehrling, ſtirbt und bleibt drei Tage todt liegen. Nach Verlauf derſelben wird er wieder lebendig und bekommt ſeinen spiritus familiaris, der ihm alle Weisheit und Geſchicklichkeit gewährt (ſ. Majer's mythol. Lexik. II, 249). Dieß kann an Chriſti Auferſtehung am **dritten Tage** erinnern.

Gwion fällt, verfolgt von der zürnenden Ceridwen, nach mehrfachen Verwandlungen als Weizenkorn auf eine Tenne in einen Weizenhaufen. „Seine Verwandlungen, ſagt Mone, ſind eben ſo viele Läuterungen, bis er als reines Weizenkorn von der ſchwarzen Henne aufgenommen wird" (Geſchichte des nordiſchen Heidenthums II, 529.). Daſſelbe Bild der Reinigung iſt im Dionyſos λικνιτης gegeben. *Λικνον* heißt 1) eine geflochtene Schwinge, womit man das Getraide von der Spreu im Winde reinigte, (auch λικμος, λικμας, λιχμας, Wanne, Wurfſchaufel, davon Demeter λικμαιος der reinigende Geiſt = Ceridwen) — 2) eine Wiege und im λικνον trug man den neugebornen Gott. Wanne und Wiege ſind Bild der Läuterung durch den Geiſt*) und der Wiedergeburt aus ihm, des neuen Geiſtlebens; der gereinigte Dionyſos iſt der aus dem nun verſöhnten Geiſte neuerſtehende, in der Wiege des neuen Lebens und an der Mutterbruſt des Geiſtes als Säugling (Jacco, Jakchos) liegende Gottesſohn.

Man kann in dieſen Darſtellungen der alten Religionen prophetiſche Hindeutungen und Vorbilder auf Chriſtus ſehen, aber auch mehr als dieß, ein gewiſſermaaßen ſchon vor unſerem Chriſtenthum beſtanden habendes thatſächliches Chriſtenthum. Ein vorbildliches Bewußtſeyn von jenem Prozeß des Sohnes, iſt, wie wir weiter unten darthun werden, aus unbeſtimmten Fernen der Weltgeſchichte her gegeben; dieſe Vorbilder aber fangen ſchon in den Religionen des vorchriſtlichen Alterthums an in eine ſtufenweiſe Erfüllung zu gehen, bis zur Stufe, in welcher ſie durch das Chriſtenthum gedeihen. Und auch dieſes, wie es bis jetzt vorliegt, iſt noch nicht die höchſte und die Erfüllung in ihm in weit größerem Grade und Umfange bereits vorhanden geglaubt, als wirklich da. Es offenbart ſich ſo eine welthiſtoriſche Reihe von Chriſtenthumen, ſo zu ſagen, die noch nicht geſchloſſen iſt, und einen neuen Fortſchritt erheiſcht, der in der künftigen Kirche zu ſeiner reellen welthiſtoriſchen Exiſtenz und Offenbarkeit gelangen wird.

---

*) „Der Menſch ſolle in den Myſterien gereinigt werden, wie das Getraide durch die Wanne" ſagt Servius zu Virg. Georg.

Es iſt offenbar, daß in den alten Myſterien die Verſöhnung eben ſo als gegenwärtig und den Menſchen unmittelbar beruhigend und beſeeligend vorgeſtellt ward, als im Chriſtenthum. Daher jene vollkommene und zum Sprichwort gewordene Freudigkeit des Myſteriencultus (nemo in mysteriis tristis — *ουδεις μυουμενος οδυρεται*) *). Die Myſterien haben, wie man lieſt, den ihrer theilhaftig gewordenen, „nicht nur über den Ausgang des Lebens, ſondern für ewige Zeiten die ſüßeſten Hoffnungen gewährt," und jener von den Alten tiefempfundene Zorn Gottes, der ſeit der Entzweiung der menſchlichen Perſönlichkeit mit dem univerſellen Geiſte im Tode waltet, wurde als durch die Myſterien beſänftigt betrachtet: *Ελεγον οἱ Ἑλληνες, ὡς οἱ τα μυστηρια μυηθεντες ευμενους και ιλεω της Περσεφονης ετυγχανον* (ſ. Lobeck's Aglaophamos p. 73.).

Wir führen noch einige mit den obengegebenen verwandte altheidniſche Darſtellungen jenes Prozeſſes der Selbſtentäußerung des Sohnes in den Geiſt, der Neugeburt und Verklärung deſſelben durch letzteren und des Geiſtaufgangs aus jenem Tode des Sohnes aus den Mythen verſchiedener Völker und Erdtheile an.

---

*) Die in den Myſterien vorkommenden Schreckniſſe bezogen ſich auf die Schreckensperiode des noch ganz negativen, dem aus ihm herausgeworfenen ichheitlichen Daſeyn des Menſchen feindſeligen und fürchterlichen Geiſtes.

Mit Semiramis vermählte ſich nach der Sage erſt Menones, der Statthalter von Syrien, dann der Eroberer Ninus, dem ſie den Ninyas gebar. Dieſe drei Namen bedeuten daſſelbe, nehmlich Sohn, Sohn Gottes, wie Dionyſos, Διος νοσσος. Denn Ninus iſt = נין, proles, suboles, Menones nur eine andere Form deſſelben Wortſtammes = מָנוֹן, Kind, soboles, beides nin und manon Derivat von נין niph. oder hiph. subolescere. Ninyas aber iſt von jenem nin und von jah, יה, Gott (Jehovah) und bedeutet Gottesſohn. Semiramis iſt der h. Geiſt, der hier, wie auch ſonſt im Alterthum, als Gattin und Mutter des Sohnes erſcheint. Erſt ſoll Semiramis den Ninus bey ſeinen Eroberungen begleitet haben und ihm behülflich geweſen ſeyn, dann, als derſelbe ſie zu ſeiner Gemahlin gemacht und ihr auf einige Tage unumſchränkte Macht bewilligt, ihn getödtet und ſich ſelbſt zur Gebieterin gemacht haben. Auch hier wird der Geiſt als gegen den Sohn feindſeliges Princip dargeſtellt, auch hier der Uebergang aus dem Tode des Sohnes in die Herrſchaft des Geiſtes. Und wie Demeter den Dionyſos als Jakchos gebiert, ſo gebiert Semiramis den Ninus als Ninyas wieder. Vorher war er der noch unwiedergeborne, der durch den vom Geiſte ihm bereiteten Tod zur Wiedergeburt aus dem Geiſte überzugehen hatte. Die Idee des freiwilligen Eingehens in dieſen Tod ſcheint in der Sage noch in dem Zuge aufbehalten zu ſeyn, daß Ninus von Semiramis getödtet ward, nachdem er ihr ſelbſt die Herrſchaft eingeräumt.

Wenn die alten Mexikaner den Gefangenen, den ſie ihrem Gotte Huizilopochtli mit Ausreißung des Herzens opferten, weiſer Herr des Himmels nannten, ſo ſcheint dieß den durch ſeinen Selbſtentäußerungstod verklärten Sohn zu bedeuten, und wenn der Gefangene zwar an einem gewiſſen Tage zu ſterben gezwungen war, ſich aber zu einer von ihm frei gewählten Zeit den opfernden Prieſtern darzuſtellen hatte, ſo ſollte dieß wohl die freie Selbſtopferung des Sohnes bezeichnen. Als allweiſer Sänger und Prophet (Talieſin) erſchien der celtiſche Gwion, nachdem er den Prozeß des Todes und der Neugeburt durchgemacht (ſ. oben).

Nach einer mexikaniſchen Sage war die Sonne am Ende des dritten Weltalters erloſchen, und es hieß, der erſte, der ſich in ein großes Feuer, um das man ſich verſammelt hatte, ſtürzen werde, werde den Ruhm erlangen, Sonne zu werden. Sogleich ſtürzte ſich Nanahuatzin, der beherzteſte der Menſchen, in die Flammen und ſtieg zur Hölle hinab, worauf er in der Gegend des Aufgangs als neue Sonne zum Vorſchein kam. Eben ſo entſtand auch der Mond, denn ein anderer der Verſammelten folgte dem Beyſpiel, ſtürzte ſich in die Flammen und wurde zum Mond.

Hiemit vergleiche man folgende griechiſche Sage: Orion von Hyria hatte zwei Töchter, Metioche und Menippe. Da ihr Vater von der Artemis getödtet worden, nahm ſie die Mutter zu ſich und Athena erzog ſie in allen Künſten der Weberei. Damals verwüſtete eine Seuche ganz Aonien und die Aonen ſchickten eine heilige Geſandſchaft zum Apollon Gortynios. Der Gott antwortete, ſie ſollten die beiden Erinnien durch das freiwillige Opfer zweier Jungfrauen verſöhnen. Menippe und Metioche bieten ſich dar und tödten ſich ſelbſt mit dem Weberkamme und die Gottheiten verwandeln ſie in Kometſterne. Alle Aonen aber errichten in Orchomenos ein herrliches Heiligthum der Jungfrauen und bringen ihnen jährlich durch Knaben und Mädchen Sühnungsopfer dar; die Aioler nennen ſie Koronides. Ihre Freier aber, die ſich in die Flamme warfen, wuchſen als zwei Jünglinge hervor, die nach der Jungfrauen Namen Koronai heißen.

Gemeinſchaftlich iſt beiden Sagen: Menſchen ſtürzen ſich mit freier Selbſtaufopferung in die Flammen und werden zu Geſtirnen, und dieſer freigewählte Tod wird nachgeahmt. Dieß Gemeinſchaftliche ſcheint beiden ſo entlegenen Völkerſchaften aus einer gemeinſchaftlichen Quelle gefloſſen zu ſeyn und in welches Alterthum reicht dann nothwendig dieſe Urquelle und der Urſprung jener griechiſchen Sage hinauf! —

Jene freie Selbſtentäußerung, die das Chriſtenthum im Kreuzestod Chriſti anſchaut, ſtellt der Mythos des Herakles in Aehnlichkeit mit den zuletzt angeführten Mythen als Reinigungstod in den Flammen dar, die der zur Göttlichkeit aufſteigende Held ſich ſelber entzündet. Auch hier die neue, höhere Geburt, wie im Mythos des Dionyſos. Sie wird ſo vorgeſtellt, daß Here den Herakles endlich an Kindesſtatt angenommen und von nun an ſtets mütterliche Zuneigung gegen ihn bewieſen habe, (wie von der dem Gwion feindſeligen Ceridwen geſagt wird, nachdem ſie ihn in ſich geſchlungen und als Talieſin geboren, habe ſie ein ſo liebliches Kind an ihm gefunden, daß ſie keinen Gedanken mehr gehabt, ihn umzubringen ſ. oben). Here habe ihr Lager beſtiegen, den Herakles in ihren Schoos gezogen und ihn aus ihrem Gewand zu Boden fallen laſſen. Es war eigentlich eine wirkliche Geburt, und Here hat den Herakles wirklich in ſich aufgenommen und eingezogen, wie Ceridwen den Gwion verſchlang.

Aus der langen Nacht des Entzweitſeyns mit Gott, der finſtern Periode des Zorns und der Schrecken Gottes ward Herakles in langen, ſchweren Geburtswehen zum Heil und zur Verſöhnung der Welt mit Gott hervorgeboren, daher der Sage dreifache Nacht, in welcher ihn Zeus gezeugt haben ſoll. Er zeugte ihn aber, ſo hören wir noch ausdrücklich, damit er ein Abwehrer des Fluches für Menſchen und Götter ſey; Heſiod im Schilde 27:

— Doch der waltende Herrſcher der Welt Zeus
Ordnete anderen Rath im Innerſten, daß er den Göttern
Und den erfindſamen Menſchen des Fluchs Abwehrer erzeugte.

Auch ward Herakles vorzüglich unter dem Namen Alexikakos, Abwehrer des Uebels, Heiland, verehrt. Von ἄλκω, ἀλκεῖν, abwehren, helfen, kommt (wie Alexikakos und ἀρῆς ἀλκτῆρ bey Heſiod) auch ſein Name Alkides. Einen Erretter und Heiland σωτήρ verehrte auch Thaſos in ſeinem Herakles. Ueber Herakles als Ueberwinder des Todes (Hades, Thanatos) ſ. oben p. 29 f.

Die Alten ſagen: Nur was Herakles Sterbliches von ſeiner Mutter an ſich hatte, ſtarb im Feuer. Als der Scheiterhaufen noch brannte, ſenkte ſich nach Apollodor eine Wolke mit Donner herab und nahm den von den groben ſterblichen

Stoffen befreiten Körper in den Himmel auf, wo er verſöhnt mit Here und mit Hebe vermählt, nun ein Gott, ein Unſterblicher iſt, — bey Homer: er ſelber im Kreis der unſterblichen Götter freut ſich der Feſt' und umarmt die leichthinſchwebende Hebe.

Mit dem aus dem ſelbſtgewählten Flammentode ſich verklärenden Herakles iſt der ſich ſelbſt verbrennende und aus der Aſche neu auflebende Phönix Eins. Vom Scheiterhaufen des puniſchen Melkarth flog ein Adler auf. Auch der hebräiſche Joſeph gehört hieher. Er zeugt einen Ephraim, der Aſche (אֵפֶר) Sohn, d. h. er iſt der aus der Aſche ſich verjüngende Phönix. Als ſolchem wird dem Erhöheten der Name Zaphnath Phaanech gegeben, Phaanech פענח iſt = φηνη. φηνις, Adler, und φοινιξ, Vogel Phönix, der nach Herodot in Geſtalt und Größe dem Adler gleicht; vergl. Pſalm 103: „daß ſich erneuet, gleich dem Adler, deine Jugend," und Jeſ. 40, 31. Zaphnath צפנת aber ſcheint mit dem Namen שְׁבָבָה verwandt, nach dem Arabiſchen: blühender Jüngling, wonach Zaphnath Phaanech den verjüngten Phanech oder Phönix bedeuten möchte. Als Sohn Ephraims wird ein Briah, בְּרִיעָה angegeben, welcher Name wohl = בְּרִיאָה, etwas von Gott Hervorgebrachtes, Wunderbares, Neues, iſt und die neue Geburt aus Gott und in Verbindung mit Ephraim den aus der Aſche auflebenden neuen Phönix bedeutet. Ephraim's Mutter iſt Asnath d. h. der Tod; אָסְנַת nehmlich = אֲשְׁנַת d. i. שְׁנַת mit dem in bekannter Weiſe vorgeſetztem א von יָשֵׁן, ſchlafen, den Todesſchlaf ſchlafen. Da dieſer Tod der reinigende und Gott verſöhnende iſt, ſo zeugt Joſeph mit Asnath auch einen Sohn Manaſſe, der den vergeſſen Machenden bedeutet d. h. die Sündenvergebung, die Schuldvernichtung.

Den Säugling des neuen Lebens aus dem Geiſte nach Untergang des alten ſelbſtiſchen ſcheint, wie Jakchos, auch Tithonos in Sache und Namen bedeutet zu haben, vergl. τιτθη, Bruſt, Zitze, Amme, franz. teton, Weiberbruſt, tetine, Euter, τιθηνη, Amme. Tithonos als alter Menſch der mit dem Geiſte entzweiten Beſonderheit iſt der Hinſchwindende, und heißt es, er ſey wieder zum Kinde geworden und in der Wiege gelegen, ſo bedeutete dieß die neue Geburt aus des alten Lebens Tod. Eos aber, die den Tithonos raubt, iſt der Geiſt, und ſteigt ſie aus des Tithonos Bette empor, ſo liegt die Idee des Geiſtaufgangs aus dem aufgehobenen Sohne zu Grunde. Warum der Geiſt die Morgenröthe heißt, iſt ſchon oben V. geſagt; der Geiſtaufgang hieß Sonnenaufgang und Apollon, als aufgegangener Geiſt vorgeſtellt, war die aufgegangene neue Geiſtesſonne.

Eos, die Morgenröthe, ſcheint etymologiſch nicht die Vorſtellung von Licht, ſondern von Wind zu Grunde liegend zu haben. *Ηως*, *αως* äol. *αυως* iſt wohl Eins mit obigem *ηιος*, indiſch vayus, Wind, kann auch aus dem griechiſchen *αω*, wehen, hergeleitet werden. Auch gebiert die Morgenröthe nach der Mythologie die Winde. Auch den Kephalos raubt Eos, und von dieſem wird erzählt, er habe nach Aura, der Luft geſeufzt. Mit *αυρα*, aura, Luft, Wind, ſcheint auch *αυριον*, morgen und aurora zuſammenzuhängen. Luft und Wind iſt aber, wie oben gezeigt, in den Sprachen gleichbedeutend mit Geiſt, und dieſe Namen für Morgenröthe kamen aus der heiligen Sprache, nach welcher der Geiſt die Morgenröthe oder aufgehende Sonne war.

Kein anderer als der Säugling Jakchos und Tithonos möchte auch der Zeus von Kreta geweſen ſeyn, der hier begraben lag und geboren ward. Nur einer Namensähnlichkeit wegen ſcheint es uns mit dem Gottvater Zeus zuſammengeworfen worden zu ſeyn. Zeus als Name des kretiſchen Gottes könnte in etymologiſchem Zuſammenhange mit צאצאים, welches Sprößlinge, Nachkommen, Kinder bedeutet, Sohn oder Kind (*κορος*) geheißen haben (vergl. oben über Koros und Liber). Dieſer Zeus war es denn wohl auch, den, wie Pauſanios ſah, zu Megalopolis die Nymphe Nais in ihrem Buſen als Säugling trug. Den myſtiſchen Tod und die Neugeburt des Sohnes aus dem Geiſte bezeichnete der zu Kreta geſtorbene und neugeborne Zeus, wie der mit dem Tode vermählte und als Säugling des Muttergeiſtes Demeter neu erſtehende Jakchos der eleuſiniſchen Myſterien.

Das Zeusgrab in Kreta war ein heiliges Grab, wie das des Chriſtenthums in Paläſtina, da wurde der geſtorbene Gottesſohn verehrt und Kreta heißt vielleicht von dieſen Cultus das Grab vergl. חרת, eingraben. Den Kirchenhiſtorikern zu Folge wurde dieſes Zeusgrab noch mehrere Jahrhunderte nach Chriſtus verehrt und noch heutzutage wird auf dem Berge Jukta der Platz von Zeus Grabmal den Reiſenden gezeigt.

Die angebliche Inſchrift: „Zeus werde nicht mehr donnern, weil er längſt geſtorben" iſt ein Scherz. Nach einer Angabe lautete die Grabſchrift ſo: *ενθαδε κειται θανων Πικος ὁ και Ζευς.* Nach Suidas ſtarb *Πηκος*, auch *Ζευς* genannt, nachdem er ſeinen Sohn Hermes die Regierung übergeben, und ward zu Kreta begraben. *Πηκος* ſcheint uns = pekach, פקח, Erlöſer, zu ſeyn. Sterbend übergiebt der Sohn die Herrſchaft dem Geiſte, der hier den Namen Hermes führt; vergl. oben über Ninus und Semiramis. Wir finden in dem Mythos dieſes Zeus auch den kindermordenden Herodes, dem das Chriſtuskind entkommt; aber hier iſt er noch ein Gott, ein Weltregent, was er urſprünglich war. Es iſt der Kinderfreſſende Kronos, deſſen grauenvoller Herrſchaft der neue Gott ein Ende machen ſoll. Seine Weltzeit iſt die Periode des unverſöhnten Zornes Gottes, des zürnenden ſchrecklichen Geiſtes, jenes Moloch, Baal, Sivas ꝛc. der zugleich Erzeuger und Vernichter iſt, ſein Erzeugniß, das ſich als ein gegen ihn Entzweites und Ausſchließendes aus ihm herausſtellt, feindſelig zerſtört und als Todesgott zurück in ſeine dunkle Tiefe ſchlingt. Ueber den Namen Kronos, der den Zorn Gottes oder zürnenden Gott bedeutet ſ. unten VII.

Als menſchlicher König, wie in der Bibel als König Herodes, erſcheint jener vernichtende Gott des Zornes ſchon in vorchriſtlichem Mythos, wie im indiſchen König Kanſa, der alle Kinder der Devaki tödtet, bis auf das jüngſte, Krishna, der dieſem Morde eben ſo, wie dem bethlehemitiſchen das Chriſtuskind, durch der Eltern Flucht entkommt.

Was bey den Griechen Dionyſos und Jakchos, iſt in der Reihe der Erſcheinungen Vishnus Rama und Krishna. Rama und Dionyſos als der noch nicht im Geiſte verklärte Sohn erſcheinen mit einer Schaar thieriſcher und halbthieriſcher Begleiter, welche das Bild der niedern Natürlichkeit ſind, in welcher der Sohn noch ſteht und befangen iſt. In Krishna und Jakchos geht aus dem Tode dieſer unreinen Natürlichkeit und Selbſtigkeit das höhere Leben des aus dem Geiſte wiedergeborenen Sohnes auf. Da erſcheint der Geiſt als Mutter Devagi und Demeter mit dem Säugling an der Bruſt; bey den Aegyptiern ſind daſſelbe Iſis und Horos, der hinter ſich den leidenden und ſterbenden Vater Oſiris hat, der in ihm wiedergeboren wird, ſo wie auch Jakchos des Dionyſos Sohn, aber auch Dionyſos ſelbſt geweſen ſeyn ſoll. Krishna iſt in ſeinem Mythos beides, der ſterbende und neulebende; auch als Dunkel und Licht iſt dieſer Gegenſatz ausgedrückt, daher Krishna dem Namen nach der dunkle (blaue) iſt und dunkelfarbig gebildet wird wie Oſiris in einem Gemälde blau auf ſchwarzem Grunde erſcheint; aber als aus dem Geiſte neugeborener erſcheint Krishnas auf dem Schooße der himmliſchen Jungfrau mit dem Strahlennimbus umgeben, wie Horos auf dem Schooße der Iſis. Krishna iſt auch aus dem Hauſe Jud, Juda, wie unſer Chriſtus.

Auf einem Mithramonumente in den Katakomben Roms erſcheint der neugeborene Gott ſogar neben einem Ochſen und Eſel gelagert, mit der Mutter und einem Greiſe hinter ſich, und drei Männer ihm Geſchenke bringend, über dem Hauſe der Stern *). Dieſer Stern findet ſich auch ſonſt

---

*) Gegen dieſe Zeugniſſe der Geſchichte wird den Altgläubigen, die ſich der Ueberzeugung erwehren wollen, daß das Chriſtenthum im Heidenthum wurzele, wohl kein anderer Ausweg mehr übrig bleiben, als der, den ſchon die Kirchenväter einigermaßen eingeſchlagen, zu behaupten, jene Myſterienbilder ſeyen den Heiden vom Teufel zur Verwirrung des Glaubens gezeigt. So erklärt Juſtinus Martyr: „Brod und Wein wird auch in den Myſterien des Mithras

in den Sagen. So erfährt Nimrod durch einen Traum, es werde ein Stern aufgehen, der Sonne und Mond verdunkeln werde, er läßt darauf alle Neugeborenen erwürgen, um den durch dieſen Traum vorbedeuteten Mann zu vernichten, aber Abraham wird von ſeiner Mutter in einer Höhle verſteckt. Nach arabiſcher Sage erfährt Pharao durch einen Traum, es werde ein Kind geboren werden, das ihm die Herrſchaft über Iſrael entreißen werde. Bey der Empfängniß erſcheint ein neues glänzendes Geſtirn am Himmel, das die Wahrſager als den Stern des iſraelitiſchen Retters erkannten. Nun ergieng ein ſtrenger Befehl, alle iſraelitiſchen Knaben zu tödten, die im neunten Monat nach Erſcheinung des neuen Geſtirns geboren würden, aber der Mutter des Moſes gelang es, ihr Kind vor dieſen Nachſtellungen zu ret-

---

gereicht, worin die böſen Dämonen uns (das h. Abendmahl) nachahmen, denn zu den Ceremonien des Einzuweihenden gehört auch, daß man ihm Brod nebſt einem Becher mit Wein giebt und dabei gewiſſe Formeln ſpricht." Und Tertullian ſagt: „Der Teufel ahmt in jenen Myſterien der Götzendiener unſere heiligen Gebräuche in vielen Stücken nach. Auch ſeine Verehrer und Gläubigen unterziehen ſich der Taufe als Reinigungsmittel zur Abwaſchung ihrer Sünden, auch zeichnet, wenn ich mich noch erinnere, der Teufel in den Mithrasgeheimniſſen die Eingeweihten an der Stirne und läßt ihnen das geweihte Brod reichen, auch dort iſt ein Bild der Auferſtehung eingeführt" ꝛc. An einem andern Orte: „Agnoscamus ingenia diaboli, idcirco quaedam de divinis affectantis, ut nos de suorum fide confundet." Die auffallendſte Gleichheit mit unſerem Abendmahl hat die perſiſche Darunsfeier, d. i. die Feier des geſegneten Brodes und Kelches zum Andenken Hom's, der zugleich Prophet und Hombaum iſt; der Saft des Hombaums iſt Eins mit dem Blute des Propheten. „Wer mich genießet, ſagt Hom, Gebet in Demuth mir opfernd, der nimmt von mir die Güter der Welt." Für verſtändige Forſcher wird aus dieſen Vergleichungen die Ueberzeugung reſultiren, daß ein Chriſtenthum in der That ſchon im Heidenthum vorhanden und unſer Chriſtenthum nur ein erneutes Aufflammen des zu einer neuen Entwicklung hervorbrechenden heidniſchen Chriſtenthums geweſen.

ten. Man erinnere ſich hiebey an jene Jungfrauen, die nach ihrer freien Selbſtaufopferung zu Kometſternen werden. So iſt auch der Phönix der Vogel des Sternes, mit deſſen Conſtellation er aufſliegt und hat im Bilde bey ſich den Stern des großen Jahres, das Bild des Sirius (Sothis). Den Sohn des Sternes בר כוכב nannte ſich jener Jude zu Bither, der ſich zum Meſſias ſalben und krönen ließ. Vergl. 4. Moſe 24, 17.: „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen" ꝛc. und Apokal. 22, 16.: „Ich Jeſus bin der helle Morgenſtern." Der Prophet Zeroaſter heißt in dieſem Namen (Zeraduscht, Zeretoschtro): Stern des Glanzes, Goldſtern.

Der noch nicht ausgegangene Geiſt iſt der finſtere, zürnende, ſchreckliche; ausgehend erheitert er ſich allmählig in den gnädigen, milden, liebevollen Gott und wird, wie er zuvor das Allerſchrecklichſte war, das gerade Gegentheil davon, das Allerlieblichſte und Holdſeligſte, im Chriſtenthum als dulcis mater Maria, früher ſchon zu Kreta als die ſüße Jungfrau und Kindermutter Brito (die Süße) oder Britomartis (die ſüße Jungfrau, virgo dulcis) verehrt. Sie iſt die Tochter der Karme d. h. das Kind der Wonne (χαρμα, χαρμη, χαρμόνη); auch der Name des angeblichen Vaters dieſer Karme: Eubulos deutet Güte, Liebe, Verſöhntheit an. Britomartis iſt nach Dioder in der ſonſt nicht vorkommenden Stadt Kaino geboren, welche (καινος, neu) das neue Geiſtesreich, die Sphäre des neuen Seyns, in welche der Geiſt ausgeht, bedeutet. Mit Kindern erſcheint ſie abgebildet, auch ihr Name Diktynna könnte die Kinderfrau, die gute Mutter ihrer Kinder bedeuten (δικω, τεκω, τικτω, τεκος, τεκνον) *). Sie iſt der gerade Gegenſatz zu dem alten, fürchterlichen Kin-

---

*) Will man dieſen Namen, wie geſchieht, von δικτυον, Netz, Garn, ableiten, wie ſie denn auch die Netze erfunden haben ſoll, und Fiſcherei in ihrer Symbolik gefunden wird (ſ. Kreta von Hoeck II. p. 169), ſo kann man annehmen, ſie habe ſo geheißen als die in die Höhe Ziehende.

derfreſſer Kronos-Baal-Moloch. Sie verzehrt nicht, ſie erhält und bewahrt als ſüße Mutter ihre Kinder, ihre Erzeugniſſe. Als ausgehender Geiſt war ſie die Springerin, ſie habe ſich, erzählte man, von Minos verfolgt durch einen Sprung vom Diktynneiſchen Berge gerettet. Das iſt der Jungfernſprung der deutſchen Sage ſ. Gebr. Grimm deutſche Sagen I. p. 411 ff. die Erzählungen von der Roßtrappe, dem Cretpful, dem Mägde- und Jungfernſprung. Hier ſpringt z. B. eines Hünenkönigs Tochter über den tiefen Abgrund von einem Fels zum andern, Emma heißt die Springerin, Bodo der Rieſe, der hier des Minos Rolle ſpielt. Der Bienenname Emma (Imme) könnte zur Vergleichung auch des Namens mit der ſüßen Brito einladen.

Es ſcheint ſogar die Vorſtellung des Todes eines leidenden und ſterbenden Heilandes und Gottesſohnes am Kreuze dem alten Heidenthum nicht fremd geweſen zu ſeyn und ein Gekreuzigter von ihm ſchon eben ſo, wie nachher im Chriſtenthum gebräuchlich geworden, verehrt worden zu ſeyn. Daß die Verehrung des Kreuzes in viel ältere Zeiten zurückreicht, als der Anfang des Chriſtenthums iſt, haben ſchon mehrere Alterthumsforſcher gezeigt, und in den Denkmalen des alten Aegyptens kann man etwas der Kreuzigung Chriſti höchſt ſonderbar Aehnliches aus uralter Zeit noch heutzutage abgebildet ſehen. Ein Reiſender berichtet bey Beſchreibung eines ägyptiſchen Grabes Folgendes: „Was in dieſem Gewinde hoch verzierter Gänge und Säle die Reiſenden nicht wenig in Erſtaunen ſetzt, iſt ein Gekreuzigter, an jedem Winkel des ins Viereck getheilten Ganges, ganz ſo, wie wir Chriſtum darzuſtellen pflegen, ausgehauen. Er hat 4′ Höhe, wendet das Haupt zur Seite, die Arme ſind ausgeſpreitet, die Füße übereinander geſchlagen. Der nächſte Gedanke iſt, daß die erſten Chriſten der Thebaide dieſen Zuſatz den Darſtellungen des Ganges gegeben haben, aber er iſt des älteſten, unverkennbar ägyptiſchen Styles, paßt in die angereihten Bilder und zeigt noch die Farben, mit denen auch er, wie alle übrigen Hieroglyphen und Bilder, bemalt war. Er trägt überdieß die ägyptiſchen

Armbänder und hat Legenden aus Hieroglyphen zur Seite. Eine Kreuzigung uralter Zeit.“ Briefwechſel zwiſchen Julius Schneller und ſeinem Pflegſohne Prokeſch, Leipzig und Stuttg. 1834, p. 269.

Im altchineſiſchen Alphabet ſtellt die Figur des Buchſtabens N einen Mann vor, der ſeine Arme nach beiden Seiten ausbreitet; im ſemitiſchen Alphabet heißt dieſer Buchſtabe nun, und von נון, nun, sobolescere, kommt נין und מָנוֹן, proles, soboles. Ninus, Ninyas und Menones hießen uns oben Sohn, Sohn Gottes. Sollte dieſer Buchſtabe nun urſprünglich den gekreuzigten Sohn bedeutet haben? Aus dem Kreuzeszeichen kann die Figur נ leicht entſtanden ſeyn und der untere Haken nur dem Zug des Schreibens angehören. Auch der Buchſtabe ת hatte im alten phöniziſchen Alphabete, wie auf den jüdiſchen Münzen, die Geſtalt eines Kreutzes, daher die Geſtalt des griechiſchen und lateiniſchen T. Denke man weiter an die crux ansata, welche auf ägyptiſchen Bildwerken jeder Prieſter in der Hand hält, an die Kreuzesfigur, die an der Stirne indiſcher Götterbilder verehrt ward, die an der Stirne eines epheſiſchen Götterbildes erſcheint, die man zu Alexandria fand, als ein Serapistempel zerſtört ward, und welche Heiden ſowohl als Chriſten auf ihre Religion bezogen, mit der die alten Hebräer ihre Heerden bezeichneten, wie die Chriſten im dritten und vierten Jahrhunderte anfiengen, die ihrigen dadurch vor Anſteckung zu wahren oder ein Kreutz über ſich zu machen, wenn man aus dem Bade kam, die man ſogar in nordiſchen Runengräbern gefunden haben ſoll ꝛc. Dieß alles zuſammengenommen giebt großen Anſchein, daß das Zeichen des Kreutzes der alten Welt als Zeichen des geſtorbenen Gottesſohns und des durch ſeinen Tod der Welt erworbenen Heiles gegolten habe, wenn es auch nicht erlaubt iſt, jene Erzählung vom gekreuzigten Salivahanan der Indier dazu zu ziehen, die Schubert in den Ahndungen ꝛc. folgendermaßen berührt: „Salivahanan wird nach einigen, offenbar in ſpäterer Zeit ſo geſtalteten Sagen, unter Mördern und Dieben an ein Kreuz geheftet; der Gekreuzigte -- erzählen die Puranas weiter — thut ſeinen Mund nicht auf[*]), dicke Finſterniß bedeckt die Erde. Abgenommen vom Kreuze, ſteigt er zur Hölle, überwindet den Tod, erneuert die Welt. Allerdings verräth ſich hier deutlich eine fremde, jüngere Quelle, aus welcher dieſer Zuſatz gekommen, indeß wird auch in Mahabharat, Bhagavata und Sahyadrichanda, im letztern am ausführlichſten jenes Peishecar Brahmen währt, welcher für Andere ſterben wollte.“ Man darf wohl annehmen, daß Oſiris-Horos in doppeltem Sinne, wie Zagreus-Dionyſos-Jakchos getödtet und neugeboren gedacht und dargeſtellt worden ſey, ſo, daß er einmal in der Natur ſeinen Tod erlitt und auferſtand, dann aber den Heilandstod der freien Selbſtentäußerung in den Geiſt ſtarb, aus dem er aus Iſis als dem Geiſte wiedergeboren ward. Dieſen geſtorbenen Heiland ſollten wohl jene Crucifixe der ägyptiſchen Gräber bezeichnen. Auf dieſen Heilandstod baute der Aegyptier, wie nachher der Chriſt, ſeine Hoffnung in Beziehung auf ſein Schickſal nach dem Tod. „Das große Geheimniß von Abydus ward nimmer offenbaret, und blieb in des Aegyptiers Munde ein unverbrüchlicher Schwur, ſo unverletzbar, wie der beym heiligen Grabe zu Philä. Hier lag Oſiris begraben, und jeder edle Aegyptier trachtete darnach, wo möglich hier beſtattet und des Oſiris Grabgenoſſe zu werden.“ Creuzer I. 281. „Welches Gewicht in der Nationalreligion der Todtendienſt von Philä hatte, beweiſet nichts ſo ſprechend, als der Umſtand, daß der Aegyptier keinen heiligeren Schwur kannte, als den: *Μα τον εν Φιλαις Οσιριν*. Bey dem Oſiris, der zu Philä begraben liegt.“ Ebendaſ. 264. Herodot berichtet: „Noch iſt deſſen Gruft, deſſen Namen ich nicht für erlaubt halte, bey einer ſolchen

---

[*]) Nicht wie der neuteſtamentliche Chriſtus, der ſeinen Mund am Kreuze wohl aufthut, ſondern wie der leidende Heiland in der alten Darſtellung des Jeſaias c. 53, 7: da er gequält und gemartert ward, that er ſeinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird und wie ein Schaaf, das verſtummet vor ſeinem Scheerer und ſeinen Mund nicht aufthut.

Sache auszuſprechen, in Sais, im Heiligthume der Athene ---- daran iſt ein See ------ und in dieſem See geben ſie Nachts die Darſtellungen ſeiner Schickſale, welches die Aegyptier ihren Geheimdienſt (Myſterien) nennen. Indeſſen hievon, wiewohl mir ein Mehreres von der ganzen Art und Weiſe bewußt iſt, laßt mich reinen Mund halten.“ Creuzer a. a. O. bemerkt: „Noch in den chriſtlichen Jahrhunderten war Abydus ein Orakel- und Wallfahrtsort. Ein myſteriöſer Gott Beſas (*Βησᾶς*) zog viel Volk dorthin und manche Reſte des oſiriſchen Todtendienſtes mochten ſich hier im Dunkeln erhalten haben.“ Wir ſehen in dieſem *Πησᾶς* das hebr. pesach, פסח, Paſchalamm, vergl. unten **VIII.** über den ſündentragenden Opferwidder der Phrixos, der mit dem Paſchalamm und dem chriſtlichen Lamm Gottes, das die Sünden der Menſchen trägt, identiſch iſt.

Nichts Anderes, als ein einem alten Cultus heiliges Grab, wie das zu Kreta und jene Todesſtätten Aegyptens ſcheint auch das unterirdiſche Gemach geweſen zu ſeyn, in welches Danae von Akriſios verſchloſſen worden ſeyn ſoll. Bey den Argivern wurde ein unterirdiſches Gemach der Danae gezeigt. Danae aber heißt Tod (*θάνατος*, makedoniſch *δάνος*, Tod, *δάνοι*, die Todten, Creuzer's Symb. IV. 41). Wie der Jakchos-Dionyſos der Myſterien aus dem Tode Perſephone, Askanios aus dem Tode Kreuſa (ſ. unten), der neue Phönix Ephraim-Briah aus dem Tode Asnath, ſo war der Gottesſohn und Heiland Perſeus (der Strahlende von *πέρθω*, — der Phönixſtern der neuen Zeit ſ. oben) aus dem Tode Danae geboren; in jenes Heilandsgrab hinabſteigend vermählte ſich Zeus (der hier identiſch mit dem kretiſchen Zeus, dem Sohne erſcheint) mit dem Tode Danae, wie Dionyſos mit Perſephone; in dieſer Vermählung löſt ſich das finſtere Feuer des Zornes Gottes in die lichte, goldene Fluth der Gnade und Liebe auf (vergl. IX.) und der neue Gottesſohn geht als ſtrahlender Stern des Heiles auf. Akriſios verhält ſich zu Perſeus, wie Kronos zum kretiſchen Zeus und was Kronos (חרון, Zornesglut), das bedeutet auch der Name Akriſios, der in die Verwandtſchaft von acer, *ακρος*, *οκρις*, *οκριαω*, zürnen (wie exasperari) gehört und den ſtrengen, harten, zürnenden Gott bezeichnet (vergl. VII. über Aietes, Kronos, Karneios, Aſaſel. Als Vernichter des **Polydektes**, des Vielaufnehmenden, der ihn ſelbſt aufgenommen, d. i. des Hades, iſt Perſeus, wie Herakles, Todesüberwinder und Vernichter des Todtenreichs.

Mehreres noch ſonſt hieher Gehörige, wie was die Mythen von Oidipus und Aineias betrifft, wird ſich in den unten folgenden Nummern finden.

VII. Das ſündentragende Lamm Gottes und der Widder des Phrixos.

Das chriſtliche Bild des **Lammes Gottes**, **das die Sünden der Menſchen trägt**, ſoll hier in einem griechiſchen Mythos aufgezeigt werden. Es iſt der Widder, der den Phrixos und die Helle trägt, und für jenen zum Opfer in Kolchis fällt. Phrixos und Helle nehmlich ſind Namen des Sünders und ſeiner Sündenſchuld, die in der Sprache des Alterthums dem Opferlamme oder Opferwidder aufgeladen wird, vergl. פָּרִיץ cstr. פְּרִיץ Gewaltthätiger (welches priz auch im Namen von Phrixos Sohn **Presbon** enthalten ſ. unten) und עָוֶל, Unrecht, Unredlichkeit, עַוְלָה, Ungerechtigkeit. Im urſprünglichen Bilde und Mythos war es vielleicht nicht, daß der Widder den Phrixos, ſondern nur, daß er ſeine Sünde עַוְלָה trug und dadurch des Phrixos oder Sünders Retter war und daraus geſtaltete ſich in der Volksſage die Flucht des Phrixos und ſeiner Schweſter Helle auf dem Widder.

Phrixos und Helle ſind Kinder des **Athamas**, d. h. des **Menſchen** אדם und der **Nephele** vergl. נְבָלָה, Thorheit. Athamas mit Nephele bedeutet die in der Geiſtesirre, dem Wahnſinne der Gottentfremdung, Entzweiung mit Gott befangene Menſchheit, daher Athamas im Mythos der Wahnſinnige iſt, auch die Nephele deßhalb verlaſſen haben ſollte, weil ſich Spuren von Wahnſinn bey ihr gezeigt. Hiebey möge man ſich der in den ſemitiſchen Sprachen herrſchenden Verbindung der Vorſtellungen Thorheit und Böſeſeyn, Gottloſigkeit erinnern, nach welcher auch jenes נבלה die Bedeutung des Schlecht- und Böſeſeyns hat. Die dem Sünder Phrixos und der Sünde Helle feindſelige Ino iſt der Geiſt und heißt die Reinigende (*ινω*) — daſſelbe als Matuta, was ihr ſemitiſcher Name war, vergl. מְטַאטֵא, Beſen, טַאטֵא, auskehren. Als ſelbſt reine heißt ſie Leukothea, die weiße d. i. fleckenloſe, reine Göttin. Kolchis oder Aia, wo der ſündentragende Widder als Verſöhnungsopfer fällt, heißt die Stätte des Gerichts, Leidens, Todes, Kolchis daſſelbe Wort als Golgatha, wo Chriſtus leidet; mit Aia vergl. עַיָּה, Zerſtörung, עִי, Trümmer, Ruinen. In dem Lande des Gerichtes Kolchis-Golgatha waltet der grauſame Aietes, d. h. der Zorn Gottes, der durch das Blut des Opferwidders (Paſchalammes) verſöhnt werden muß, vergl. עיט, zornig werden, wovon das grimmige Raubthier עַיִט ſyr. עיטא, Zorn; dem entgegen ſteht der den Phrixos gütig aufnehmende Dipſakos, d. h. die Verſchonung oder der ſchonende, verſöhnte Gott = הַפֶּסַח (eigentlich Uebergang von פסח, vorübergehen, ſchonend vorübergehen, vergl. פֶּסַח, Paſchalamm). Weil das Alterthum dem Zornfeuer des entzweiten Geiſtes das es löſchende Waſſer der Gnade und Verſöhnung ſymboliſch entgegenſetzt*), ſo war der Opferwidder ein Sohn des Waſſergottes Poſeidon, eben deßhalb geht auch Helle, die Sündenſchuld, in den Fluthen unter, und Poſeidon zeugt nach ihrem Untergange mit ihr den Almops, die Schuldvergebung, von עלם, verbergen (ſ. v. a. vergeben)**) und חוב Schuld. War der Widder

---

*) Daher dem Aegyptier der Heiland Oſiris „das kühle Waſſer“ gab, vergl. unten X.

**) Vergl. כָּפָה, bedecken (die Sünde), daher vergeben, כפר, arab. bedecken 2) ſühnen, verſöhnen, כִּפֵּר, vergeben (die Schuld mit einer Theophane erzeugt, ſo bezeichnete ihn dieß als Theophanie, wie die Kirchenväter auch die Erſcheinung Chriſti nannten. Phrixos, der Sünder, für welchen der göttliche Widder als Verſöhnungsopfer fällt, iſt in ſeinem Sohne Presbon der ſich bekehrende Sünder, pres von demſelben פריצ, aus welchem Phrixos gräciſirt iſt, und von פנה, ſich wenden, daher Presbon im Mythos der Zurückkehrende iſt. Die Gattin Chalkiope oder Jophoſſa, die Phrixos erhält, heißt die ſchwindende Schuld (Befreiung von Schuld) — der erſtere Name von חלך, vergehen, ſchwinden, ſterben, und חוב, Schuld, der letztere, wo ח in i erweicht worden, von demſelben חוב und von יצח, endigen.

Sehr hervortretend iſt in dieſem Mythos die Idee der freiwilligen Selbſtaufopferung. Nach der Darſtellung des Logographen Pherekydes hat bey großer Dürre und Landesnoth Phrixos ſich freiwillig zur Opferung und Sühne geboten. Beſonders merkwürdig aber iſt der Zug, daß der Widder dem Phrixos, da er auf Scheinbefehl des Vaters das ſchönſte Thier der Heerde ausſucht, ſich ſelbſt zur Opferung dargeboten. Phrixos iſt der bibliſche Iſaak, der vom Vater geopfert werden ſoll und der Widder des Phrixos kein anderer als der Widder, den Abraham an ſeines Sohnes Statt zum Opfer bringt. Wir haben ſchon in „Philoſophie, Religion und Alterthum" mit dieſem hebräiſchen Mythos die deutſche Sage von der Grabfelder Hungersnoth verglichen, wo ein Auswanderer aus Noth ſein Kind ſchlachten will, indem er aber das Schwert zieht, das Söhnlein zu erwürgen, eine Hindin ſtehen ſieht, der er ſich ſofort ſtatt des Kindes zur Speiſe bedient. So wird auch die zum Opfer beſtimmte Iphigeneia gerettet und eine Hindin an ihrer Stelle geopfert.

Auch Athamas, der mit Phrixos eigentlich identiſch iſt,

---

bedecken), ſühnen, entſündigen, verſöhnen, עבר, arab. bedecken.
2) vergeben.

ſollte geſchlachtet werden, das Land zu entſühnen; da befreite ihn ſein Enkel Kytiſſoros, welchen die gewöhnliche Sage Herakles nannte Auch dieſer Name Kytiſſoros iſt ſemitiſch und drückt die Rettung vom Tode aus, vergl. כִּיד, Verderben, und סוּר, weichen, entfernt werden, vorübergehen, vorüberſeyn, Hiph. entfernen, wegnehmen, wegſchaffen, לֹא יָסוּר מִנִּי חֹשֶׁךְ, er entgeht nicht dem Unglück.

Herodot erzählt: Athamas und Ino ſannen ihrem Sohne Phrixos Verderben. Darnach ſetzten die Achaier einem Götterſpruche zu Folge allen ſeinen Nachkommen einen ſolchen Unglückskampf. Welcher jedesmal der Aelteſte des Geſchlechtes iſt, dem legen ſie auf, von dem Prytaneion, was ſie Leiton oder Gemeindehaus nennen, fern zu bleiben und halten ſelbſt Wache davor. Geht er hinein, ſo kommt er auf keinen Fall wieder heraus, ehe er zum Opfer abgeführt wird. Viele nun von denen, die geopfert werden ſollten, entwichen aus Furcht in ferne Länder, kamen aber hernach im Verlaufe der Zeit zurück; wer aber von dieſen wiederum im Prytaneion ergriffen worden iſt, den opfern ſie, dicht umhüllt mit Wollenbinden, und in feierlichem Auszuge hinausgeführt. Dieß betrifft beſtändig die Nachkommen Kytiſſoros, des Sohnes Phrixos, weil Kytiſſoros, gerade als die Achaier nach einem Götterſpruche Adamas, den Sohn Aiolos, ſeinen Großvater, zur Sühne des Landes ſchlachten wollten, aus Aia-Kolchis heimkommend ihn befreit habe. Denn dadurch erregte er allen ſeinen Nachkommen den Groll des Gottes."

„Uralte Gebräuche alſo, bemerkt hiezu Otfr. Müller, beym Tempel des laphiſtiſchen Zeus, die an dem beſtimmten Geſchlechte der Athamantiden hafteten, ſind es, in denen der geſammte Mythos von Athamas und ſeinen Söhnen wie in ſeinen Angeln hängt. Die Opferung, ſo ſelten ſie auch ſeyn mochte, dauerte dennoch auch im platoniſchen Zeitalter für die Nachkommen des Athamas fort, nicht minder als im arkadiſchen Lykaia, erſt ſpäter gemildert, wie einer der älteſten Scholiaſten berichtet, daß noch zu ſeiner Zeit ein Nachkomme des Phrixos in das Prytaneion eingehe, um dem laphyſtiſchen Zeus zu opfern." — „Mich dünkt, es trete in

Athamas Mythe der ethiſche Sinn des Sühnopfers (καθαρμα) reiner und erhabener hervor, als irgendwo anders. Man vergleiche, wie am joniſchen Feſte der Thargelien, zwei Männer oder ein Mann und eine Frau, mit Blumen und Früchten geſchmückt, mit wohlriechenden Kräutern eingerieben, feierlich wie Opferthiere vor das Thor geführt und vom Felſen geſtürzt wurden. Aber hier waren es überwieſene Verbrecher, verworfene Menſchen, die die Stadt beſonders dazu genährt und aufbewahrt hatte, um ſie den Sühnungstod ſterben zu laſſen. Und von keiner andern Art ſind faſt alle (?!) Menſchenopfer der alten Welt. Allein im Geſchlechte der Athamantiden ſind es die edelſten des Volkes, der alte königliche Stamm, Zeus Abkömmlinge, heilig und verflucht zugleich, es ſind die Prieſter, die zugleich Opfer ſind. Keine beſondere, nur die allgemeine Sünde laſtet auf ihnen." Dieſe Nachkommen des Athamas, d. i. Adam's, des Menſchen, der aus der Einheit und Innerlichkeit Gottes getreten, ſtellen die geſammte Menſchheit dar, in deren Geſchlechtern die Entzweiung, die Sünde, der Fluch ſich forterbt und Verſöhnung erheiſcht, zu der zu gelangen hier der noch ganz barbariſche Weg des Menſchenopfers eingeſchlagen iſt. Der laphyſtiſche Zeus iſt der verzehrende Feuergott Sivas, Jehova, Baal (vergl. die folgende Nummer), der Verzehrer von λαφυσσω genannt, mit dem kolchiſchen Zorngott Aietes Eins, in deſſen oben aus dem Semitiſchen erklärten Namen, nach dem Griechiſchen ſelbſt, wer will, einen Feuergott und Verzehrer (vergl. αιητος, αιθος, αιθων) finden kann.

Dem grauſamen Aietes und Zeus Laphyſtios im Mythos des Athamas und Phriros entſpricht der hebräiſche Aſaſel, zu dem man den Sündenbock in die Wüſte ſandte. Aſaſel heißt der ſtrenge, harte, ſchreckliche Gott, vergl. עזז, wovon עַז, hart, grauſam, und אֵל, Gott, dem verſöhnten Gotte (Dipſakos in jenem Mythos) entgegengeſetzt.

Auch der griechiſche Apollon war nach einer Seite hin, die für ſich und in ihrer ganzen Abſtraktheit im Kronos, als Gotte der Vergangenheit, ſich darſtellte, dieſer ſchreckliche Gott, der Gott des unverſöhnten Zornes, und hieß als dieſer: Karneios und ſein Zorn, der als Phasma die Dorier verfolgte: Karnos, vergl. חָרוֹן, Zornesglut, Zorn, beſonders vom göttlichen Zorne gebraucht. Dieſen Zorn tilgt, dieſes Phasma erlegt Hippotes, welcher, wie Hippolytos (ſ. unten XI.), der Schuldbedecker zu heißen ſcheint, von חוב, Schuld und עטה, bedecken. Aus jenem חרון, dem Zorne Gottes, der die Bezahlung der Sündenſchuld forderte, entſtand der Mythologie ein Todesgott Charon, dem man als Todtenſchiffer Fährgeld zahlen mußte (vergl. Otfr. Müller's Etrusker II, p. 100), wo die Lehre zu Grunde liegt, daß der Zorn des Geiſtes die Urſache des Todes der Menſchen und dieſer gleichſam eine Schuldeinforderung Gottes ſey. Zu den Formen Charon, Karnos und Karneios ſcheint auch der Name des alten, ſchrecklichen Kronos zu gehören, des Zorngottes der alten barbariſchen Zeit.

Stand nach Pauſanias ein Bild des Apollon Karneios im Hauſe des Krios, eines Sohnes des Theokles, ſo haben wir hier wieder den kolchiſchen Widder (κριος), den Zorngott Aietes, Laphyſtios (Karneios) und den verſöhnten Gott Dipſakos, was Theokles bedeuten möchte, κλης nemlich von kle, mild, noch im lat. cle-mens, ſanftmüthig, erhalten, griech. χλεαινω, χλιαινω, erweiche, ſchmelze.

VIII. Einiges über die Perioden der Weltgeſchichte.

Die unblutigen Opfer — ſymboliſche Handlungen in noch unverſtörtem Frieden der Seele verrichtet — waren die älteſten; dann folgte jene Periode des Entſetzens und der Gräuel, wie ſie in ihrer abſtrakteſten Geſtalt noch der menſchenverbrennende Molochsdienſt oder der blutige Cultus der alten Mexikaner gezeigt *), dann der allmählige Uebergang in mildere Sitte, wie er in der Geſchichte des Orients und Occidents erſichtlich iſt. Zur Zeit der gemilderten Barbarei und erheiterten Sitte verhielten ſich daher die Menſchenopfer und verwandte Gräuel als alter, der unblutige Dienſt — wie auch nach griechiſcher Sage — als älteſter Brauch.

„Unblutigen Darbringungen, bemerkt Ottfr. Müller, wurden in vielen Haupttempeln des Apollon eine beſondere Heiligkeit und Wichtigkeit beygelegt. Zu Delphi weihete man Kuchen und Weihrauch in heiligen Körben, zu Patara Kuchen in Form von Bogen, Pfeil und Leier — um zugleich an den zürnenden und den beſänftigten Gott zu erinnern — auf Delos ſtand hinter dem Hornaltare der ſogenannte Altar der Frommen, dem Apollon Genetor heilig, auf den man nur Waizen und Gerſtenkuchen legte, der einzige nach der Sage auf welchem Pythagoras opferte. Hier war es auch, wo man an Feſten Malven und Aehren, die einfachſten Nahrungsmittel, in den Tempel trug, zur Erinnerung an primitive Einfachheit und Nüchternheit, wie ſie Epimenides von Phäſtos, der apolliniſche καθαρτης erſtrebte. In Delphi ſollen die parnaſſiſchen Jungfrauen dem Apollon, gleich nach der Erlegung des Python, Erſtlinge der Jahresfrucht dargebracht haben; nichts anderes ſind die frommen Gaben

---

*) Da wurde z. B. an einem Feſte des Huitzilopochtli dem zum Opfer beſtimmten Gefangenen in den Armen der Prieſter die Bruſt geöffnet und das Herz ausgeriſſen. Dabey machte man allen ſeit einem Jahre geborenen Kindern einen Einſchnitt auf die Bruſt und am Leibe, wodurch das Kind, wie bey Juden und Chriſten durch Beſchneidung und Taufe, geheiligt ward. Zur Aufbewahrung der Köpfe der geopferten Menſchen hatten die Mexikaner eigene Gebäude, wo eine ungeheure Zahl von Todtenköpfen, von denen die verfallenden immer durch friſche erſetzt wurden, auf Stangen prangten. Einige Spanier ſollen einmal gegen 136,000 ſolcher Köpfe gezählt haben. Man kann hiebey an jenen Kyknos denken, der dem Apollon einen Tempel von Leichenſchädeln baut.

der Hyperboreer.“ — „Jene Gaben bezeichnen ohne Zweifel den Zuſtand eines reinen und kindlichen Verhältniſſes, wie das, in welchem die Hyperboreer zum Gotte gedacht werden, wo es nur eines beſtändigen Anerkennens bedarf, wie milde und huldvoll uns die Gottheit beſchützt und ſchirmt.“ — Es waren Erinnerungen an den unentzweiten Zuſtand und Verſuche der Feſthaltung und Erneuerung deſſelben, auf eine künftige Zeit wiederhergeſtellter Einheit deutend. Noch aber wurde ſelbſt in erheiterter Hellenenzeit der laſtende Zorn des Geiſtes dergeſtalt empfunden, daß an den Thargelien zwei zum Opfer geſchmückte Menſchen feierlich vor's Thor geführt und unter Verwünſchungen von Felſen geſtürzt wurden. Vgl. oben VII. über die Opferung der Nachkommen des Athamas.

Wildheit, Rohheit, Barbarei ſteht nicht in den Anfängen des Menſchengeſchlechts, ſondern iſt Folge einer Zerreißung, die in den Urzuſtand der Anſatz des Geiſtes zu ſeinem Ausgehen brachte.

In der urweltlichen Zeit hatte ſich der Geiſt der abſoluten Einheit und Freiheit, den das Chriſtenthum den heiligen nennt, der Apollon der Griechen, vollkommen eingeboren in die Welt bis zu dem höchſten Produkte der Entwicklung, dem Menſchen, hinan, — war die in allem ungehemmt wirkende Natur und Weltſeele, das magiſche Band des Weltlebens mit zur Latenz gebrachter Negativität des Naturgrundes *) und Vereinigung der in die Vielheit zerſplitterten göttlichen Perſönlichkeit zur Urgemeinde, in deren Religion er ſein erſtes Bewußtſeyn in Menſchen hatte. Dieſe Innerlichkeit jedoch mußte aufgehoben werden, damit Gott überweltlicher Geiſt und alles ihm, als übergreifender und in abſoluter Freiheit ſich in ſich haltender Macht, innerlich werde. War der Geiſt in der Urwelt allem innerlich, ſo iſt dagegen das Wahre und das Ziel des Geiſtes, das er durch die welthiſtoriſche Entwicklung zu erreichen hat, daß alles ihm inner-

---

*) Der Urregent der Welt Uranos (der urweltliche Gott) hielt nach dem bekannten Mythos die Rieſen und Titanen (die revolutionären Rieſenmächte des Naturgrundes) in der Tiefe verſchloſſen.

lich — von ihm, als in die Sphäre ſeiner Abſolutheit und reinen Göttlichkeit ausgegangenen, begriffen, umfangen und beſchloſſen ſey. Dieß nun wird er ſeyn nach jener letzten Kriſis des Weltlebens, die das Chriſtenthum den jüngſten Tag nennt und die wir oben als den letzten, abſchließlichen Akt des Geiſtausgangs beſtimmt. Dazwiſchen (zwiſchen der urweltlichen Einheit und der nach dem jüngſten Tage folgenden neuen Welt) verläuft die Weltgeſchichte als Umkehrungs- und Umwandlungsprozeß, ſo daß der Geiſt aus ſeiner Innerlichkeit ausbrechend alle Dinge ſich innerlich zu machen, im Streben und in der Arbeit iſt. Der Geiſt, den Anſatz zu ſolchem Ausgehen machend, zertrümmert die urweltliche Einheit und offenbart ſich gegen die freigelaſſene und in die Stellung des Gegenſatzes tretende Beſonderheit und Natürlichkeit als zorniger, ſchrecklicher Gott, den das Alterthum mit Blut, Tod und Qualen, als der Negation der natürlichen Beſonderheit zu befriedigen rang. Wir finden dieſen Gott in ſeiner ganzen, noch ungemilderten Furchtbarkeit in dem Kronos oder Baal der Phoinikier und jenen Molech der Bibel, dem die ſchrecklichen Kinderopfer gebracht wurden; in Indien erſcheint er als Sivas mit der fürchterlichen Kali (des Gottes verneinender, zerſtörender Eigenſchaft). Durch ihn geht der uralte Brahmaismus unter, das friedliche Reich des erſten Weltalters der Menſchengeſchichte, wo der Menſch der ihm innern, noch nicht aus dieſer Innerlichkeit verſtörend aufgährenden Gottheit mit unblutigen Opfern huldigte und in ſtiller Beſchaulichkeit nur Pflanzenkoſt genoß. Dann kommt der wilde Dienſt des ſchrecklichen Sivas, Brama's Tempel werden umgeſtürzt und nur in den Geheimſchriften des Tempels von Cheringuam wußte man noch, es habe Brama ehemals, wie Sivas, Tempel, Altäre und Bilder gehabt. Es folgt Vishnu, der den wildaufgährenden Sivaismus mildert. Vishnu iſt der aus dem Geiſte neugeborene Gottesſohn, mit deſſen Erſcheinung der Zorn des Geiſtes (Sivas) ſich beſänftigt, und eine neue Periode beginnt, wie mit dem neugeborenen Zeuskind auf Kreta, das der ſchrecklichen Herrſchaft des alten Zorngottes (Kronos) ein Ende macht.

Görres in der Mythengeſch. 556 ſagt: „Im dritten Weltalter erſcheint Krishna als Reformator, mildernd den alten Dienſt des Mahadeva — der zornige Feuergott iſt in demſelben Verhältniß zu ihm ſtehend, wie der Jehova des Moſes zu Chriſtus, wie dieſer iſt er aus dem Hauſe Jud, Juda und ihm in vielen ſonſt ſchon bemerkten Aehnlichkeiten verwandt. Siva, Tod und Leben in demſelben Lingam umſchließend, verdrängte den Cultus des Brama, dem auch die Hebräer jenſeits des Euphrat dienten und Orgien, in denen wild das Leben in ſich ſelbſt entbrannte, und blutige Opfer, in denen ſich der Tod berauſchte, folgten der einfachen Feier. Aus Tod und Leben, Grimm und Liebe war auch der Jehova des Moſe zuſammengeſetzt, er ein verzehrend Feuer, das die Opfer fraß und ſelbſt das Blut der Tochter Jephtas ſich gefallen ließ.“ Der Jehova der Hebräer war Urſprungs nichts Anderes als der phöniziſche Kronos-Baal und Melech der Ammoniter, in den bibliſchen Darſtellungen nur in der Milderung und im Uebergang zu einer neuen Periode begriffen; die gräßlichſten Kinderopfer waren bey den Hebräern bis nach dem Exil im Gange und dieſe waren kein Abfall vom Altnationalen zu Fremdem und keine Neuerung, ſondern im Gegentheil eine Fortſetzung des Altnationalen, ein Hängen an demſelben, im Gegenſatze gegen den reformirten Jehovismus, der auch die hebräiſche Sagengeſchichte in den bibliſchen Darſtellungen in ſein Licht ſtellte, und das Neue als ein Alterthümliches erſcheinen ließ. Das ſogenannte moſaiſche Geſetz muß die Menſchenopfer zu wiederholten Malen auf's ſtrengſte unterſagen. So arbeitet das indiſche Geſetz dahin, die Ueberreſte der Opfergräuel auszurotten; der Bramine ſoll weder ſein eigenes Blut, noch irgend ein ſolches Opfer bringen, ſondern nur Fürſten oder Vornehme aus der Kriegerkaſte dürfen es thun, wenn der König ſeine Einwilligung gegeben. Das Opfer muß 25 Jahr alt und ohne Fehl ſeyn, es darf keine Sünde auf ſich haften haben, noch auch vorher einer andern Gottheit geweiht geweſen ſeyn. Kein Weib darf geopfert werden, kein Brahmane, kein Fürſt, kein Kſchatriya, kein Chandala oder Paria, kein Vater, keiner, der Verwandte hat, ſo bleiben eigentlich nur die Vaisyas und Sudras unter den genannten Einſchränkungen übrig und können ſich dem Opfer leicht entziehen, wenn ſie ſich, wie gewöhnlich geſchah, irgend einer Gottheit weihen. Einige Schriften drohen für die Opfergräuel geradezu ewige Höllenſtrafen an. Auch bey den Aegyptiern finden ſich Spuren früherer Menſchenopfer, die aber zu Herodots Zeiten längſt aufgegeben waren und ſeit Amaſis nur noch mit Wachsfiguren ſymboliſch dargebracht wurden, wie auch die indiſchen Kſchatriyas ihre Opfer ſich von Teich formen dürfen; die Incas in Peru führten ſtatt der Menſchenopfer blutbeſtrichene Opferkuchen ein. In Griechenland finden ſich unläugbare Beyſpiele von Menſchenopfern, bey den Arkadiern noch zur Zeit des Theophraſt; **Otfr. Müller** Etrusk. II. 107 ſagt: „Auch die Griechen hatten noch in den ſchönſten Zeiten ihrer Bildung Menſchenopfer, aber ſie traten in ſeltenen Fällen, einzeln, ein und wurden doch immer auf irgend eine Weiſe faktiſch umgangen, das geweihte Opfer dem Tode entzogen.“

In Kronos, Baal, Moloch, Sivas ꝛc. iſt der Vernichtungszorn des über ſein Geſetztes hinausgehenden Geiſtes herausgefaßt, die neue Poſitivität des Geiſtes, die aus der Aufhebung der alten, urweltlichen zu entſtehen hat, iſt als Liebesgöttin, Aphrodite, neben ihn geſtellt. Denn aus des Uranos von Kronos abgeſchnittenen Zeugungsgliede ſoll ſie entſtanden ſeyn. In dieſer nun wird der Geiſt als **ausgehender, aufſteigender, kommender** als die ſich entwickelnde höhere Einheit und Poſivität gefaßt, daher ſie **Anadyomene**, die **Auftauchende**, **Venus**, die **Kommende** (venire) heißt und ihre Verehrung die des zerſtörenden Kronos überdauert, durch deſſen Verneinen ſie entſtanden iſt. Als Schaumgeborene, *Ἀφρογένεια*, iſt ſie die neue, höhere Einheit und poſitive Lebendigkeit, die ſich aus der gleichſam ſchäumenden Fluth des in Bewegung und Gährung geſetzten Daſeyns zu entwickeln hat, wie in ähnlicher Weiſe ein deutſcher Dichter ſich ausdrückt, wenn er ſagt:

Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Geiſterreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Wie Aphrodite iſt nach Oken auch *Eileithyia* Mutter des Eros, d. h. der neuen Einheit, die aus der Zerſtörung der erſten urweltlichen ausgehen ſoll — und heißt, wie Aphrodite-*Venus*: die *Kommende* (Eileithyia, Eleutho, ἐλεύθω, kommen). Wie Venus und Eleutho ſcheint auch die indiſche *Ganga*, die als Seegensfluth von des ſchrecklichen Feuergottes Sivas Haupte ſtrömt, die *Kommende* zu heißen. Man ſagt, ſie heiße ſo von ihrem Gange (gâ, gehen) auf die Erde (gan, Erde) — (Bohlen's altes Indien I, 250, *Schlegel's* indiſche Bibliothek I, 96) — allein *Ganga* iſt wohl einfach dieſelbe Form, die ſich im deutſchen *Gang* bewahrt (goth. gaggan, gehen).

Nach dem Zend und Pehlvi ſind Piſchdadi und Päriodekeſchi *Menſchen des Urgeſetzes*, *testes veritatis*, *gerechte Menſchen vor Zaroaſters geſchriebenem Geſetz*, unter denen Hoſching und Dſchemſchid, beſonders ausgezeichnet werden. Unter letzterem erreichte Iran ſeinen höchſten Glanz. Sein war der Wunderbecher Giam, angefüllt mit dem koſtbarſten Tranke, zugleich Weltſpiegel, Zauberſpiegel und Gefäß des Heils. Unter ſeiner ſiebenhundertjährigen Regierung war die goldene Zeit. Er war nach den Zendſchriften der Vater der Völker, der Glänzendſte der Sterblichen, deren Geburt je die Sonne ſah. Unter dieſem Fürſten ſtarben die Thiere nicht, an Fruchtbäumen und Geſchöpfen der Nahrung war kein Mangel. Es war nicht Hitze, nicht Froſt, nicht Alter, nicht Tod, nicht zügelloſe Leidenſchaft, Schöpfungen der Dews, die Menſchen waren jugendlich an Munterkeit und Glanz. Aber das Glück machte Dſchemſchid's Herz übermüthig, er berief die Großen des Reiches und ſprach: Außer mir kenne ich nichts auf Erden. Verſtand kam durch mich u. ſ. w. So erklärt Ferduſi die Urſache ſeines nachherigen Unglücks, den Verluſt ſeines Reiches durch Zohak ꝛc. Obgleich, berichten die Zendſchriften über die letzten Regierungsjahre Dſchemſchids, derſelbe ſchon eine Gattin hatte, vermählte er ſich doch noch mit der Schweſter eines

Dews, und mit dieſem Dew verband ſich ſeine Schweſter. Hieraus entſtanden die Waldmenſchen mit dem Schwanze und die Sünder, — die Gottloſen, die Neger, die Araber der Wüſte kommen her von ſolcher Vermiſchung mit den Dews.

Als Stolz ſich der Seele Dſchemſchids bemächtigte, da kam Verwirrung, Auswanderung und das große Strafgericht mit Zohak, der Irans Glanz während tauſendjähriger Uſurpation in eine lange ſchreckliche Nacht verwandelte. Von ſeinen Schultern erhoben ſich zwei ziſchende Schlangen, die mit Menſchenfleiſch gefüttert werden mußten, wodurch Perſien auf eine ſchreckliche Weiſe entvölkert ward.

Dſchemſchid in ſeinem Glücke bezeichnet die urweltliche goldene Zeit und die Herrſchaft des mit dem Geiſt noch nicht zerfallenen Sohnes in derſelben, ſein Stolzwerden die aus der Einheit des Geiſtes heraustretende Ichheit, Zohak's Uſurpation die Periode des entzweiten zürnenden Geiſtes. Zohak iſt Eines Weſens mit Baal, Molech, Kronos, Sivas und ſteht beſonders mit letzterem in nachweisbar naher Beziehung. Die von Zohak's Schultern ſich erhebenden Schlangen ſind diejenigen, die Sivas in beiden Händen gegen ſeine Schultern emporhält, ſo daß ſein Kopf zwiſchen zwei Schlangenköpfen ſteht. Drei Gürtel ſoll Zohak gehabt haben, drei Gürtel trägt auch Sivas. Und wie dieſer ſchneeweiß gemahlt wird, ſo ſcheint auch Zohak's Name den Schneeweißen, blendend Weißen anzuzeigen (hebr. צחח, blendend weiß ſeyn, צח, blendend weiß). Das Füttern der Schlangen mit Menſchenfleiſch bezeichnet die Periode der Menſchenopfer, die man dem zürnenden, ſchrecklichen Geiſte brachte.

IX. Charitendienſt. Gnadenfluth und Gnadenſtein.

Der Glut des Zornes und Grimmes Gottes wird vom Alterthum das ſie löſchende Waſſer der Huld und Gnade entgegengeſetzt, daher der Aegyptier ſpricht: „Oſiris gebe dir das kühle Waſſer“, als Heiland und Beſänftiger des Zornes nehmlich — daher der indiſche Vishnu Waſſergott iſt, im Gegenſatze gegen den ſchrecklichen Feuergott Sivas, deſſen wilden Dienſt er mildert, wie auch von des Sivas eigenem Haupte die ſegensreiche Ganga ſtrömmt, — daher auch Helle, die Sündenſchuld, in den Fluthen untergeht und Poſeidon der Waſſergott, mit ihr den Almops, die Sündenvergebung zeugt (ſ. o. VII.). Bey Orchomenos war eine Quelle, in der nach einheimiſcher Sage die Chariten badeten. Sie hieß Akidalia *) vergl. ακη, ακεω, ακεομαι, ακεων, und war das Waſſer der Beruhigung, Beſänftigung, in ihr die Chariten, d. h. die göttlichen Gnaden und Hulden. Denn dieſe Bedeutung hatte Urſprungs die Charis und der Charitendienſt, Apollon trug die Chariten auf den Händen als beſänftigter Gott, im Gegenſatz gegen ihn ſelbſt, als zürnenden, ſchrecklichen, verzehrenden. Soll Eteokles, der Stifter des Charitendienſtes, ein Sohn des Stromes Kephiſſos geweſen ſeyn, (wie auch wahrſcheinlich das uralte Heiligthum der Chariten im Thale des Kephiſſos erbaut war; Otfr. Müller's Orchomenos p. 177), ſo iſt dieß aus jenem ſymboliſchen Gegenſatz von Feuer und Waſſer (= Zorn und Gnade) zu verſtehen. Die Chariten waren der Hauptdienſt der Orchomenier: „die ſangeswerthen Königinnen, wie ſie der Lyriker nennt, der glänzenden Orchomenos, uralter Minyer Schirm,“ nach Theokrit: „die göttlichen Jungfrauen des Eteokles, dem Minyeiſchen Orchomenos hold.“ Hier hatten ſie ein altes Feſt, die Chariteſien, welches mit muſiſchen Agonen gefeiert ward. Hinſichtlich der vorkommenden Benennungen der Chariten iſt wichtig zu bemerken, daß Pauſanias äußert, die Namen, unter welchen Eteokles die Chariten verehrt habe, ſeyen unbekannt. Wenn die Charis, wie es in ältern Zeiten zu Orchomenos durchaus der Fall war, in rohen Steinen verehrt wurde, die zu Eteokles Zeit vom Himmel gefallen ſeyn ſollten (wie Thespiai den Eros im Bilde eines unbehauenen Steines anbetete), ſo zeigt dieß genugſam, wie fremd dieſer Dienſt urſprünglich der griechiſchen Kunſtreligion und Kunſtanſchauung war. Jener Stein der Charis und des Eros aber iſt im Grunde kein anderer, als der, welcher dem Verzehren des ſchrecklichen Kronos ein Ende macht. Er bezeichnet den Grenzpunkt der Periode des Zorns, dem Römer Terminus genannt, und Baitylos geheißen vom chald. בְּטֵל, aufhören, raſten Pa. בַּטֵּל, hindern, abhalten oder einer verwandten Form, als zielſetzender Stein. Schon die hebräiſche Sage wußte dieſes Namens ächte Deutung nicht mehr und machte daraus ein בֵּית אֵל, Gotteshaus, wie Jacob den Ort benannt haben ſollte, wo er den heiligen Stein geſalbt. Vorher ſollte der Ort Lus geheißen haben, aber das hieß daſſelbe, vergl. לוּן, abbiegen; es war der Stein des Abwendens, Abhaltens, der Abwehr des göttlichen Zorns. Dieß bedeutete endlich auch der Name jenes Baitylos: Abadir vergl. אבד, Pi. vertilgen und צִיר, Zorn: Tilgung, Beendigung des Zorns.

---

*) Otfr. Müller erinnert dabey an die eleoniſche Akiduſa, wo man die drei Jungfrauen, Töchter des Quells und Baches Skamandros, ehrte. Akidalia heißt auch Aphrodite, in deren ſteter Begleitung bey Homer die Chariten ſind. Auch der in den gleichnamigen Strom am Fuße des Aetna verwandelte Akis möchte hinzu zu rechnen ſeyn, deſſen Geliebte Galatea wohl nur mit einem andern Namen bezeichnet, was er ſelber mit dem ſeinigen (ακη etc.), vergl. γαληνη, Ruhe, Stille, Heiterkeit, γαληνιος, γαληρος etc.

In dieſen Kreis möchte auch jene räthſelhafte Daeira, Daira gehören, von welcher geſagt wird, ſie ſey die feuchte Natur und darum feindlich der Demeter. Mit einer Daeira, Tochter des Okeanos ſoll Hermes den Heros Eleuſis gezeugt haben. Phanodemos aber nannte die Demeter ſelbſt Daeira. Daeira iſt Gnadenfluth im Gegenſatze des Zornfeuers, und inſofern Demeter die Zürnende (Erinnys und Thuria), die als Zornfeuer Gottes Brennende und Verzehrende iſt, iſt ihr Daeira entgegengeſetzt und in ihr Demeter ſich ſelbſt, denn dieſe ſelbſt iſt es, die ſich aus der Zürnenden in die Beſänftigte wandelt, wie auch ausdrücklich der Mythos ſagt *). Der Name *Δαειρα*, *Δαῖρα*; Da-ira ſcheint uns wie jener Gnadenſtein: Grenze, Ende, Beendigung, Zielſetzung des Zorns zu bedeuten, vergl. תָּאָה, worin der Begriff der Begrenzung, und obiges עִיר, Zorn, oder auch יִרְאָה, Furchtbarkeit, lat. ira, Zorn. Aus dieſer Verſöhnungsfluth Dacira (vergl. die indiſche Ganga) entſpringt der Heros Eleuſin, d. i. der kommende, ausgehende Geiſt, ſ. oben p. 41.

X. Ueber die Idee der Menſchwerdung Gottes.

In der urweltlichen Zeit war der Geiſt der abſoluten Einheit und Freiheit als Naturgeiſt, als Weltſeele vollendet und friedliches, durchwaltendes Inneres der Welt, der Sohn als Urmenſch mit dieſem Innern als Eins geſetzt; der Geiſt hatte ſein centrales Seyn und Bewußtſeyn in ihm und der Sohn war kraft dieſer Einheit der magiſche Herr der Natur, deren finſterer Grund (Ahriman, Typhon, Python) zur baſiſchen Latenz gebracht und unterworfen war. So aber ſollte und konnte es nicht bleiben; es mußte zur übernatürlichen Geiſtigkeit und überweltlichen Freiheit hinausgegangen werden, welcher Fortſchritt in jenes erſte, goldene Weltalter die Zerrüttung, den Untergang brachte. Es trat nun im Menſchen die freie, ihrer ſelbſt gewiſſe Perſönlichkeit hervor und mit ihr war der Friede mit der Natur und dem univerſellen Geiſte als ihrer Seele, als Naturgeiſte, aufgehoben, der Menſch verlor jene Herrſchaft der Natur, der Geiſt ſein centrales Seyn und Bewußtſeyn im Menſchen, und in der ſo aus ihren Fugen tretenden Natur ſtrebte der zuvor in der Tiefe niedergehaltene finſtere Naturgrund als revolutionäre, lebenſtörende Macht aus dieſer Tiefe empor. Des Geiſtes Aufgabe war nun, die verlorene Stelle im Menſchen, der über ſeinen Naturſtand hinausgerückt war, wieder einzunehmen, und ſo ſich gleichfalls in die Sphäre der freien übernatürlichen Geiſtigkeit zu erheben. Dieß kann nur dadurch geſchehen, daß die ſich für ſich erfaßt habende Perſönlichkeit des Sohnes ſich ihrer ſelbſt entäußert und dem Geiſte hiedurch Raum macht, in ihr auf- und über ſie in die Sphäre ſeiner Abſolutheit auszugehen. Ehe dieß geſchieht, iſt das Verhältniß dieſes, daß der Sohn, als die freigewordene Beſonderheit des Weltlebens eine Entwicklungsſtufe höher, als die dieſer Beſonderheit ihrer Idee nach übergeordnete univerſelle Geiſtigkeit (der Geiſt der abſoluten Einheit und Freiheit) ſteht *), und daß letztere, welcher jene innerlich ſein, welche als in ihre Abſolutheit und höchſte Offenbarkeit ausgegangen jene umſchließen und enthalten ſoll, eine verhüllte, verborgene Innerlichkeit iſt, die ſich jedoch inſofern als Aeußerlichkeit verhält, als ſie die über ſie hinausgetretene Ichheit nicht durchdringt und erfüllt, ſondern ein von ihr Abgeſtoßenes, Ausgeſchloſſenes, Negirtes iſt. In der urweltlichen Zeit war der Geiſt rein innerliche Macht und alles durchdringend und erfüllend als organiſche Seele des Weltlebens, ſodann ward er dieß aus dieſem Gleichgewichte geworfene, in die Tiefe zurückgeſunkene, abgeſtoßene dunkle Innere (Verhüllte), welches als ausgeſchloſſen zugleich als Aeußerliches ſich verhält und der menſchlichen Ichheit erſt innerlich zu werden, in ihr erſt auf's Neue aufzugehen und ſich auf gleiche Linie mit deren Entwicklungsſtufe zur Freiheit zu ſetzen hat. Als der aus der urweltlichen Gleichgeſetztheit getretene ſcheint der

---

*) Mit der zürnenden, ſich aber beſänftigenden Demeter ſoll der Gott der Fluthen Poſeidon das Wunderroß Arion erzeugt haben, vom Zorne hieß jene: Erinnys, als welche ſie die Fackel trug, beſänftigt badete ſie ſich im Fluſſe Laden, von welchem Baden ſie Luſia hieß. Auch hier der Gegenſatz von Zornfeuer und Beſänftigungsfluth.

---

*) Vergl. was ſchon in der „Andeutung eines Syſtems ſpec. Phil." p. 50 Nr. 15 geſagt worden.

Geiſt dem Alterthum Loxias, der Schiefe geheißen zu haben (bekannter Beynahme Apollons), und dieſes Gewichenſeyn aus dem Gleichgewichte in Hephaiſtos durch deſſen Hinken ausgedrückt worden zu ſeyn. Zweimal war dieſer Gott der Sage nach vom Himmel geſtürzt und von ſeinem zweiten Sturze hinkend geworden. Der erſte Sturz bedeutete, daß der Geiſt beym Uebergange zur Weltſchöpfung zur latenten Innerlichkeit geworden war, der zweite, daß er von der Höhe, die er im urweltlichen Seyn bereits die Entwicklungsſtufen der Natur hinauf erſtiegen hatte, wieder herabgeſunken ſey. Als noch Aeußerliches, Ausgeſchloſſenes, noch nicht wieder in den Menſchen Eingegangenes hieß der Geiſt dem Alterthum Hekatos, weiblich Hekate, welche Namen Geſchieden-, Ausgeſchloſſen-, Aeußerlichſeyn ausdrücken (ἐκ, ἐξ, ἑκας, lat. secus, ἑκατερος), und da der Geiſt als dieſer Entzweite der in die Tiefe geworfene dunkle Verſchloſſene und in dieſer Verſchloſſenheit Schreckliche, Zürnende iſt, ſo iſt Hekate die furchtbare Göttin der Unterwelt.

Der mit dem Menſchen entzweite, in die dunkle Tiefe geworfene Geiſt, dieſer äußerlich-innerliche, der er durch den Zerfall der urweltlichen Einheit geworden, ſoll wieder in den Menſchen eingehen, aus ſeiner Aeußerlichkeit ein-, aus ſeiner Innerlichkeit ausgehen, wieder ein den Menſchen durchdringender, erfüllender, ja über ihn Hinausgehender werden. Der Menſch, als jene freigewordene Perſönlichkeit verhält ſich negativ gegen den Geiſt, der in dieſem Sinne als Nicht-Menſch beſtimmt iſt; dieß Nicht-Menſch-Seyn ſoll aufgehoben werden, er (und mit ihm der Vater, die Idee, die hier unter dem Namen des Geiſtes mitverſtanden wird) ſoll Menſch werden. Wenn von der Menſchwerdung Gottes geſprochen wird, ſo liegt zu Grunde, daß unter dem Namen Menſch die aus dem Geiſte geworfene Perſönlichkeit des Sohnes dem Geiſte (nebſt dem Vater) als Gott entgegengeſetzt wird. In dieſe Perſönlichkeit wieder eingehend und ſie durch den Tod der freien Selbſtentäußerung, wozu er ſie erregt, in ſich zurückgebärend erſcheint Gott (Geiſt und Vater) als Menſch, hat menſchliche Natur angenommen, und der Menſch, dieſe Perſönlichkeit, wird durch die Neugeburt aus dem Tode, wieder Eins mit Gott, ſelbſt Gott, eine Beſtimmtheit des eigenen Weſens Gottes; die Dreieinigkeit ſtellt ſich wieder her, die durch den Zerfall der urweltlichen Einheit zerriſſen worden.

Chriſtus wird als ein in Gott Zurückkehrender, zu Gott Gehender, aufzuſteigen Habender dargeſtellt; damit iſt eine Trennung von Gott ausgeſprochen. Aber Chriſtus wird auch in den Anfängen ſeiner Erſcheinung nicht als ein mit Gott Entzweites, wie die ſündige Welt, die zu erlöſen und verſöhnen er gekommen ſey, dargeſtellt, wird ihr vielmehr als ein Sündeloſer entgegengeſetzt. Es wurzelt dieß auch ſchon in den Vorſtellungen des vorchriſtlichen Alterthums. Daſſelbe unterſcheidet folgende Zuſtände und Stellungen des Sohnes in der Weltgeſchichte. Erſtlich iſt der Sohn in ſeiner erſten, natürlichen, urweltlichen Einheit mit Gott. Aus dieſer herausgeworfen hat er die Stellung des Gegenſatzes, der Entzweiung mit Gott. Das dritte iſt der Prozeß des Wiedereingehens Gottes in den Menſchen (des Geiſtes in dieſen mit ihm zerfallenen Sohn), die ſich durch den Tod der freien Selbſtentäußerung des Sohnes zu vollbringen hat. Daß der zerfallene Sohn hiezu den Willen ſchöpft, iſt bereits ein Moment des Eingehens des Geiſtes in ihn, ſchon in dieſen wollenden Menſchen iſt Gott gewiſſermaßen wieder eingegangen, es iſt ſchon ein Anſatz und Anfang der Menſchwerdung vorhanden, ſchon dieſer wollende Menſch iſt ein neues Erzeugniß Gottes in der Menſchheit, ein Gottesſohn, als ſolcher, deſſen Sohnſchaft jedoch noch nicht vollendet iſt, erſt durch den zu gehenden Weg der Selbſtentäußerung, das Gehen in den Tod, ſich zu vollenden hat. Dieſer wollende Sohn wird nun als frommer Dulder der nicht wollenden Menſchheit, als der noch im Argen liegenden Welt entgegengeſetzt, und indem er in allgemeiner Bedeutung, nicht nur als Einzelner ſondern als Menſchheit, zugleich aber in dem angegebenen Gegenſatze gegen die, als nicht wollend, von ihm unterſchiedene unfromme Menſchheit leidet und ſtirbt, ſo wird dieß ſo ausgedrückt, daß er für dieſe böſe Welt und in ihr und durch ſie als ein *Unſchuldiger* leidet. Vergl. den ſogleich folgenden Aufſatz XI.

XI. Jeſaias im Homer oder über Aineias.

Eine meſſianiſche Darſtellung des alten Teſtaments lautet folgendermaßen.

„Es ſchießt auf vor ihm, wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Geſtalt noch Schöne; wir ſahen ihn, aber da war keine Geſtalt, die uns gefallen hätte. Er war der allerverachteſte und unwertheſte, voller Schmerzen und Krankheit, er war ſo verachtet, daß man das Angeſicht vor ihm verbarg, darum haben wir ihn für nichts geachtet; fürwahr, er trug unſere Krankheit und lud auf ſich unſere Schmerzen; wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geſchlagen und gemartert wäre. Aber er iſt um unſerer Miſſethat willen verwundet und um unſerer Sünde willen zerſchlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Friede hätten und durch ſeine Wunden ſind wir geheilet.“

„Er iſt aber aus Angſt und Gericht genommmen, wer will ſeines Lebens Länge ausreden? Wenn er ſein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, ſo wird er Saamen haben, und in die Länge leben und des Herrn Vornehmen wird durch ſeine Hand fotgehen. Darum, daß ſeine Seele gearbeitet hat, wird er ſeine Luſt ſehen, und die Fülle haben,“ u. ſ. w.

Dieſe Ideen finden ſich höchſt merkwürdiger Weiſe auch im *Homer*, wobey wir jedoch nicht annehmen, der Dichter ſelber habe ein Bewußtſeyn davon gehabt. Wir meinen die Züge, die uns derſelbe vom Mythos des Aineias aufbewahrt. Wir finden hier jene bibliſche Vorſtellung des *ſtellvertreden Leidens*; Aineias leidet unſchuldig Schmerzen um Anderer willen: αναιτιος αλγεα πασχει ἑνεκ' αλλοτριων αχεων — und obgleich der göttlich Verehrte: ὁς Τρωσι *θεος ὡς τιετο δημῳ* — iſt er zugleich der ungeehrteſte, hinterſte, *ὑστατος* — der allerverachteſte nach Jeſaias — *τον δ' ὑστατιον εὑρεν ὁμιλῳ ἑσταοτ'. επει γαρ Πριαμῳ επιμηνιε διῳ οὑνεκ' αρ' εσθλον εοντα μετ' ανδρασιν ουτι τιεσκεν.* Er iſt der todtwunde, krankliegende; die Pfanne iſt ihm zermalmt, die Sehnen ſind ihm zerriſſen, die Haut entblößt, er ſinkt und finſtere Nacht umzieht die Augen; da entreißen ihn Götter der Gefahr, Apollon trägt ihn in ſeinen Tempel auf Pergamos heiliger Höhe, dort pflegen ihn Leto und Artemis drinnen im heiligſten Raum und ſchenken ihm Kraft und Herrlichkeit:

Αινειαν δ' απατερθεν ὁμιλου θηκεν Απολλων
Περγαμῳ ειν ἱερῃ, ὁθι οἱ νηος γ' ετετυκτο·
Ητοι τον Λητω τε και Αρτεμις ιοχεαιρα
Εν μεγαλῳ αδυτῳ ακεοντο τε κυδαινον τε.

Il. V. Das iſt die Aufnahme des leidenden und ſterbenden Sohnes in's Innere des Geiſtes und ſeine Verherrlichung und Verklärung in ihm. Bey Trojas Brand entflieht Aineias dem Geſchick: *μοριμον δε οἱ εστ' αλεασθαι* — und ſein Geſchlecht ſoll über Troja herrſchen ewiglich. Dazu kommt ſein Name, der jenes *αναιτιος αλγεα πασχει* zu bezeichnen ſcheint; denn wir finden ein ähnliches Wort im Hebräiſchen, das ſeiner Bedeutung nach nicht paſſender ſeyn könnte: ענה, leiden, gebeugt ſeyn, unterdrückt ſeyn, wovon עָנָו, עָנִי, leidend, arm, hülflos mit dem Nebenbegriffe; demüthiger, frommer, unſchuldig leidender Dulder (ſ. Geſenius unter ענו und אביון), und als dieſer fromme Dulder hat Aineias auch wohl den Beynamen Pius erhalten. Vollſtändig war der Name wohl aus עָנִי und יָהּ geworden, bedeutend: Armer oder Leidender Gottes, frommer Dulder Gottes.

Des Aineias Weib Kreuſa ſcheint in ihrem Namen den letzten Leidensmoment des frommen Dulders zu bezeichnen, nach **Homers** Darſtellung:

„— Und der Held dort
Sank vorwärts in die Knie' und ſtemmte die nervige Rechte

Gegen die Erd' und die Augen umzog die finſtere Nacht ihm.
Dort nun war er geſterben, der Völkerfürſt Aineias" —

Kreuſa nehmlich von כרע, vor Mattigkeit in die Kniee ſinken, zuſammenſinken (בִּרְכַּיִם כֹּרְעוֹת, ſinkende Kniee) und כֹּחַ, Kraft, alſo: Sinken der Kraft, die (zum Tode) ſinkende Kraft, der Tod ſelbſt, der ihm ſymboliſch vermählt wird, wie dem Dionyſos die Todesbraut Perſephone, dem Phönix Joſeph der Tod Asnath. Dabei iſt ſonderbar, daß das homeriſche Gemälde des in die Kniee ſinkenden Aineias mit jenem beſondern Gebrauche des Wortes כרע, in die Kniee ſinken, zuſammenſtimmt. Man kann hiezu den in die Kniee ſinkenden Herakles in Erinnerung bringen (vergl. Creuzer's Symb. II, 210, wo indeſſen die uns fern liegende Deutung auf die Sonne herrſcht). Auch Herakles war jener kranke, ſchmerzvolle עני des Alterthums.

Im Askanios ſtellt ſich die Idee des aus dem Tode der Selbſtentäußerung neugeborenen, durch Leiden und aus Leiden zur Herrlichkeit gegangenen Sohnes heraus; er iſt Aineias als wiedergeborener und heißt, wie Jakchos, Tithonos ꝛc. in ſeinem Namen Julus, Ilus: Kind, Säugling, vergl. עול, ul (mit dem für uns unſprechbaren orientaliſchen Kehlhauch, woraus das i in Julus) Kind, עויל, עול, Milch geben, ſäugen, arab. עיל, ſchwanger ſeyn und ſäugen; im Namen Askanios aber liegt jenes homeriſche *ακεοντο τε κυδαινον τε*, denn -ani-os iſt das beſprochene ani, עני, ask- aber חזק, erſtarken, ſiegen, die Oberhand behalten Pi. heilen; es iſt der gekräftigte, geheilte, ſiegreiche, triumphirende עני, Ani-os. Auch ein Silvius ſoll Sohn des Aineias oder Julus geweſen ſeyn, derſelbe könnte: der ſich ruhigen, ungeſtörten Glückes Erfreuende heißen, nehmlich von שלו, שָׁלֵו, שַׁלְוָה, ruhiges, ungeſtörtes Glück, lat. salus, salvus, — wenn hier nicht vielmehr der Geiſt (als vom Sohne ausgehender) neben den Sohn tritt (wie in weiblicher Geſtalt Polyboia neben Hyakinthos, Kore neben Koros-Dionyſos, Libera neben Liber ſ. oben IV.) und Silvius = Silfe, Geiſt iſt. Julus und Silvius herrſchen in Alba longa, der Stadt des langen, (ewigen) Glücks und

Heils vergl. *ολβος, ολβιος* — es iſt die mansura urbs Virgil's, die Aineias gründet, die unvergängliche Stadt, das neue Jeruſalem, dasjenige neue Troja, von dem die Weiſſagung gilt:

Νυν δε δη Αινειαο βιη Τρωεσσιν αναξει
Και παιδες παιδων τοι κεν μετοπισθε γενωνται.

Von gleicher Bedeutung mit Alba longa und ſelbſt etymologiſch damit verwandt möchte der Name der Stadt Lavinium ſeyn, dazu auch der Name der zweiten Gemahlin des Aineias: Lavinia gehören; nehmlich Alba, Lavinia, Lavinium ſtatt Alaba, Alava, Alavinia, Alavinium. Heil und Glück drücken dieſe Namen aus und Lavinia iſt der Gegenſatz von Kreuſa, des leidenden עני ſinkender Kraft und Todesnoth. So wird der aus der Aſche ſich verjüngende Phönix Herakles mit Hebe, der ewigen Jugend vermählt.

Aineias zeugt außer Askanios und Silvius auch eine Tochter Etias, welchen Namen uns wieder Jeſaias erklären helfen mag. Derſelbe ſagt: „Siehe ein Mädchen iſt ſchwanger und wird einen Sohn gebären, den wird ſie heißen Emanuel“ d. h. Gott mit uns. So heißt nun Etias, Etiah: Gott mit mir, von אִתִּי und יָהּ, wie das gleichbedeutende Ithiel gebildet worden: אִיתִי אֵל für אִתִּי אֵל. Der Name ſollte die vom Geiſte durchdrungene, mit ihm als Eins geſetzte menſchliche Perſönlichkeit, die Aufhebung der Trennung und Negation gegen Gott (den Geiſt), die Menſchwerdung Gottes bedeuten (vergl. oben X.).

XII. Ueber Hippolytos und Virbius.

An Aineias reihen wir jenen Liebling der Artemis: Hippolytos an, der nach ſeinem Leiden und Sterben auf ähnliche Weiſe errettet und verherrlicht wird. Sein Sohn ſoll Virbius, dieſer Name aber auch ſein eigener zweiter Name geweſen ſeyn, den Diana dem Auferſtandenen gab. Es verhält ſich dieß ebenſo, wie mit Askanios, der Aineias ſelbſt als geretteter, geheilter, neulebender עבר war. Auf Heilung und Rettung geht auch der Name der Nymphe, die dem Hippolytos zugeſellt wird: Aricia, welches = ארפה Geneſung, Rettung, Heil iſt, vergl. oben X. über Lavinia. Dieſelbe Bedeutung hat der Name des Hains Aricia, wohin Diana den Hippolytos gebracht und wo er geherrſcht haben ſoll; es war die Stätte des Heils ארפה, wie Lavinium und Alba longa, wo der geheilte, ſeelige עבר herrſchte. Der Name Hyppolytos ſcheint uns aus dem Semitiſchen gräciſirt und den Schuldentilger, Heiland zu bedeuten, von חיב, ſich verſchulden, חוב, Schuld und לוט, verhüllen: Bedecker der Sündenſchuld (vergl. oben VII. über die gleichbedeutenden Namen Hippotes und Almops). Virbius aber aus griechiſch-lateiniſchem Sprachſtamme drückt den auferſtandenen, neulebenden Heiland aus, denn vir heißt neu, friſch, vergl. vireo, viridis, und bius iſt = βιος, Leben, βιω βιFω, vivo. Der Sohn wird durch den Prozeß des Leidens, des Todes und der Neugeburt die Bahn vom Irdiſchen, Sterblichen zum Himmliſchen und Göttlichen aufwärts wandelnd und mit dem Geiſte, aus deſſen Einheit er herausgefallen war, ſich wiedervereinigend vorgeſtellt, daher Ovid:

— de disque minoribus unus
Numine sub dominae lateo atque accenseor illi.

Der verklärende, höhere Geiſt, das πνευμα ἁγιον ſtellt ſich hier in der reinen Artemis dar, die die künftige Verehrung des Leidenden gleichſam anordnet und ihm die höchſten Ehren verſpricht, bey Euripides:

Σοι δ' ω ταλαιπωρ' αντι τωνδε των κακων
Τιμας μεγιστας εν πολει Τροιζηνιᾳ
Δωσω —

Xenophon: *Ιππολυτος ὑπο της Αρτεμιδος ετιματο και εν λογοις ην, σωφροσυνη δε και ὁσιοτητι μακαρισθεις ετελευτησε.* Lactant. Plac.: Quem (Hippolytum) Aesculapius Dianae voluntate, cujus initio comes fuerat, reduxit ad superos. Hinc ab eadem Diana evocatus in nemus Ariciam mortalitatem exuit. Virgil:

— Ferunt fama Hippolytum, postquam arte novercae
Occiderit, patriosque explerit sanguine poenas,
Turbatis distractus equis, ad sidera rursus
Aetheria et superos coeli veniſse sub auras
Paeoniis revocatum herbis et amore Dianae.

Er iſt ein aus dem Tode auferweckter und zum Himmel gefahrener Chriſtus des alten Heidenthums geweſen.

Hier will uns aber dieß nicht paſſen, daß Hippolytos als zerriſſen vorgeſtellt worden. Aber ſeine Zerreißung durch die Pferde läugneten die Trözenier. Und doch war auch wohl dieſer Zug des Mythos nicht ohne ſeinen guten Grund. Hippolytos war auch ein Zerriſſener geweſen, wie Zagreus (ſ. oben VI.) oder Orpheus (ſ. oben V. p. 41); aber ſein Heilandstod, aus dem ihn die liebende Gottheit zur Herrlichkeit erhob, war ein ganz anderer, als derjenige Tod, bey welchem er zerriſſen ward, worüber oben VI. das Verſtändniß eröffnet worden iſt.

XIII. Ilos, Ganymedes und Aſſarakos.

Ein alter griechiſcher Ausdruck für heiliger Geiſt רוּחַ הַקֹּדֶשׁ, — Gottesgeiſt רוּחַ אֱלֹהִים ſcheint θέσπις ἄελλα geweſen zu ſein; Hauch, Wind iſt, wie oben gezeigt, in den Sprachen ſo viel als Geiſt. Dieſe θέσπις ἄελλα entführt im homeriſchen Hymn. auf Aphrod. den Ganymedes:

ὅππῃ οἱ φίλον υἱὸν ἀνήρπασε θέσπις ἄελλα.

Sie oder der entführende Adler iſt der Geiſt, der den Sohn verklärend empor zum Vater trägt, wie dort Apollon (der Geiſt) den Aineias (den leidenden Sohn) in's Heiligthum auf Pergamos. Was der Name Ganymedes urſprünglich bedeutet habe, darauf mag uns die lateiniſche Form Catamitus führen. Sie bedeutet, was der leidende Meſſias bey Jeſaias, was jener Widder des Phrixos und das chriſtliche Lamm Gottes war, den **Sündenträger**, und iſt aus zwei Wörtern zuſammengeſetzt, die ſich im Hebräiſchen alſo finden: חֲטָאָה, Sünde und מִטָּה, Tragbett, Bahre. In dem Namen Ganymedes aber ſteckt auch jenes עני, wovon oben die Namen Aineias und Askanios abgeleitet worden. Dieß fängt mit dem uns unſprechbaren Kehlhauch ע an, den der Grieche bey Bildung des Namens Aineias abgeworfen, und, wie es ſcheint, durch den Diphthong zu erſetzen geſucht, bey dem Namen Ganymedes aber in γ verwandelt, mit welchem Buchſtaben ihn auch die LXX. ausdrücken, z. B. in עזה, *Γαζα*. Der vollſtändige Name beſtand wohl aus den drei Wörtern: עני, חטאה und מטה, etwa Gani-kata-mita lautend, und bedeutete: **der fromme Dulder, der Sündenträger, der ſündentragende fromme Arme, Leidende.** Dieſer Name, durch Abwerfung des erſten Wortes abgekürzt, ward zum lateiniſchen Catamitus und, mit Auswerfung des mittleren Wortes und (wie ja die Griechen mit ausländiſchen Wörtern zu verfahren pflegten) mit Anſchmiegung an griechiſchen Sprachlaut, zum griechiſchen *Γανυμηδης*, was jedoch auch aus einer Compoſitionsform: Gani-mita-kata abgekürzt ſeyn könnte *).

Ganymedes hatte zwei Brüder: **Ilos** und **Aſſarakos**. Homer berichtet:

> *Τρωος δ' αυ τρεις παιδες αμυμονες εξεγενοντο*
> *Ιλος τ' Ασσαρακος τε και αντιθεος Γανυμηδης —*
> *Τον και ανηρειψαντο θεοι Διϊ οινοχοευειν*
> *Καλλεος εινεκα οιο, ιν' αθανατοισι μετειη.*

Dieſer Brüderdreiheit liegt wohl die Idee der Dreieinigkeit zu Grunde. Im Ganymedes haben wir den Sohn erkannt, für **Ilos** bietet ſich im Semitiſchen das chald. עִלִּי, der Obere, Höchſte, אֱלָהָא עִלָּאָא, der höchſte Gott, עִלָּאָא,

---

*) In dieſem Namen **Catamitus**, **Ganymedes** wird unten XIV. ein dritter: **Agamedes** kommen, wo -medes von derſelben Bedeutung zu ſeyn ſcheint.

der Höchſte, dar. Nun bliebe für den heiligen Geiſt: Aſſarakos, und dieſer = *σαραγος* mit vorgeſchlagenem *α* heißt: Reiniger wie Pavanas, *Παιαν* ſ. oben über Apollon. Ihm giebt man einen Capys zum Sohn, und dieſer heißt daſſelbe, vergl. כבס, reinigen, trop. von der Läuterung des Herzens, ſo daß Aſſarakos wohl nur die Ueberſetzung von Capys und beide eigentlich zwei Namen für Eine mythiſche Perſönlichkeit ſind. Nun bemerke man auch noch den ſo auffallend bedeutſamen Namen der dem Aſſarakos beygegebenen Gattin Hieromneme. Sie bezeichnet den h. Geiſt als Prinzip der göttlichen (ſpeculativen) Erinnerung, der Wiederherſtellung des göttlichen Urbewußtſeyns, — der Idee, wie wenn es von Athene heißt: „ſie allein ſey mit dem Vater ihrer Herkunft eingedenk.“

XIV. Agamedes und Trophonios.

Die Brüder Agamedes und Trophonios waren nach Pauſanias vor allen geſchickt, den Göttern Heiligthümer zu bauen und Königshäuſer den Menſchen. So bauten ſie dem Hyrieus ein Schatzhaus, wo ſie aber einen Stein ſo einfügten, daß er ohne Mühe herausgenommen werden konnte, da ſie dann von Zeit zu Zeit, ſo viel ihnen beliebte, von den Schätzen nahmen. Hyrieus, den Abgang gewahrend, ſtellt Schlingen und Fangeiſen, in denen Agamedes gefangen wird. Trophonios aber ſchneidet dem Bruder, damit ſie nicht erkannt würden, den Kopf ab — da ſpaltet ſich die Erde und verſchlingt den Trophonios.

Eine ähnliche Geſchichte erzählt bekanntlich Herodot. Der ägyptiſche König Rampſinit läßt ſich eine ſteinerne Schatzkammer bauen; der Baumeiſter aber ſetzt einen Stein dergeſtalt ein, daß er herausgenommen werden kann, worauf die Söhne des Mannes den Schatz berauben, der König Schlingen legt, der Diebe einer gefangen wird und der Bruder ihm auf ſein Geheiß den Kopf abſchneidet und ſich davon macht.

Die Brüder ſind Sohn und Geiſt als Weltbaumeiſter, ſie durchbrechen den zur ſtarren Materialität ſich contrahirenden Grund, der das Leben verſchließt, in den der ſchaffende Logos entäußert iſt, und rauben aus dieſem Steinhauſe der Materie den Schatz des lebendigen Seyns, ziehen es als Schöpfer des Naturlebens aus ihm hervor (vergl. **Otfr. Müller's** Orchomenos p. 156.). Nachdem ſie aber zuſammen den Grund durchbrochen und das Naturleben hervorgebracht, entzweien ſich dieſe ſchöpferiſchen Mächte, der Geiſt wird negativ gegen den Sohn und nimmt als ausgehender Geiſt über ihn, als aufgehobenen, ſeinen Weg zur Freiheit. Darum tödtet Trophenius, der Geiſt, den Agamedes, den Sohn*), und entflieht aus dem Gefängniſſe dieſer Welt, das ſie beide ſelber gebaut. So tödtet, wie oben dargeſtellt, Semiramis den Ninus, ſo wird auf den Mithrasmonumenten der Stier gewürgt**). Und wie Ninus der Semiramis ſel-

---

*) Wenn wir hören, daß zwei Korybanten oder Kabiren ihren Bruder erſchlagen hätten, ſo war der Erſchlagene wohl der Sohn (Dionyſos), wie oben Agamedes, die Brudermörder aber Geiſt und Vater, die mit dem Sohn in dieſer alten Symbolik als eine Bruderdreiheit erſcheinen. Dieſe beiden Brüder begraben den erſchlagenen dritten am Olymp, ſie begraben den alten Menſchen der entzweiten Selbſtigkeit, damit der neue des Geiſtes erſtehe. Ueber dieſes Begraben vergl. unten XV.

) Der den in Stiergeſtalt erſcheinenden Sohn tödtende Geiſt wird theils in männlicher, theils in weiblicher Geſtalt gefunden, ſ. **Creuzer Symb. IV. 204. Auf einem Basrelief bey Zoega ſieht man die geflügelte und mit dem Diadem geſchmückte Nike (Victoria) den Stier opfern. Artemis und Athene heißen *Ταυροβολος*, als die, die den Stier tödten, der Geiſt, der den Sohn negirt. Ueber den negirten Sohn geht der Geiſt in ſeine Freiheit aus, ſchreitet daher nach einer ſymboliſchen Darſtellung des Alterthums über den niedergeworfenen Stier hinweg. Auf einer Münze des Auguſtus ſieht man die Artemis Tauropolos über den liegenden Stier hinwegſchreiten. Die Form *Ταυροπολος* der die Herrſchaft einräumt, ſo bietet ſich jener Bruder ſelber zur Enthauptung dar, — es iſt die oben erklärte Idee der freiwilligen Selbſtentäußerung des Sohns. Trophonios aber wird von der Tiefe verſchlungen in demſelben oben dargelegten Sinne, in welchem Hephaiſtos vom Himmel ſtürzt, es iſt das Zurückſinken des Geiſtes in die Tiefe latenter Innerlichkeit, während der Sohn als freie Perſönlichkeit aus ſeiner Einheit tritt.

Wie auf jenen Mithrasmonumenten der getödtete Sohn die Geſtalt des Stieres hat, ſo hat Agamedes die Geſtalt des Widders (vergl. oben VII. über den Widder des Phrixos und Abraham.). Denn in der Nacht, wo das Orakel des Trophonios befragt wurde, ward als Hauptopfer dem Agamedes ein Widder geſchlachtet; dieſer Widder aber bedeutete wohl eigentlich den Agamedes ſelber, der als Verſöhnungsopfer dem Geiſte ſtarb; auch ſcheint Agamedes in ſeinem Namen der Widder zu ſeyn, vergl. אַקּוֹ, was durch Steinbock erklärt wird, אַקָּא im Talmud der Bock, womit auch wohl das griechiſche αἴξ zuſammenhängt. Der übrigbleibende Theil des Namens: -medes bezeugt, daß auch dieſer Widder wie der des Phrixos und das chriſtliche Lamm Gottes als ſündentragend vorgeſtellt worden; denn mit dieſem -medes hat es wohl dieſelbe Bewandniß, wie mit dem in Ganymedes und mit -mitus in Catamitus, worüber man oben XIII. ſehe. Auch hier haben wir den Fall des ausgelaſſenen חַטָּאָה, wie im Namen Ganymedes; Agamedes, אקא-מטה heißt der Widder, der Träger d. h. der Sündenſchuld.

---

heißt daher vielleicht: die über den Stier Wandelnde, Schreitende (πέλω). Stier und Widder bedeuten hier daſſelbe, wie ihre Opferung über einer Grube, wobei der untenſtehende Menſch zu ſeiner Reinigung mit Blut beſprüzt ward, ſo wie im Chriſtenthum das Blut des Lammes von Sünden reinigt. Ueber die Widdergeſtalt des Agamedes wird unten die Rede ſeyn.

XV. Ueber Oidipus und ſein Haus.

In dem Unbeſtimmten, Aufgelöſten, Zerfloſſenen des Entäußertſeyns zum weltlichen Naturanfang, bildet ſich nach alter Lehre und Symbolik das Beſtimmte, aus der unendlichen Weite, dem Urabgrunde des weltlichen Seyns bis zum Extreme der ſtarren Materialität Contrahirte, als **Stein** und **Fels**, aus welchem Felſengrunde der Materie der Sohn als neuerſtehendes Leben bricht, die ſtarre Materie zur Grundlage ſeiner aus ihrem Tode befreiten natürlichen Lebendigkeit überwindend und erweichend. Dieß vollendet ſich bis zur Organiſation des Urmenſchen, in welchem der mit dem Sohn aus der Materie brechende univerſelle Geiſt in noch natürlicher Einheit mit dem Sohn iſt, die in Entzweiung übergeht, indem der Sohn als freiwerdende Ichheit gegen den Geiſt, und der Geiſt gegen ihn, als dieſe Ichheit negativ wird, worauf die Verſöhnung durch den freien Tod der Selbſtentäußerung des Sohnes in den Geiſt und die Neugeburt aus dieſem zu Stande kommt.

Jenen Urabgrund, in dem ſich die Welt gebildet, ſtellt des Laios Vater **Labdakos** dar. Die Spur der Namensbedeutung iſt in λαπαθον, λαπαθος, Grube, Aushöhlung vorhanden. Und da die alte Welt die Materie in ihrer erſten Unbeſtimmtheit, jenes Zerfloſſenſeyn der Entäußerung zur Natur durch Waſſer bezeichnete, daher auch in der moſaiſchen Schöpfungsurkunde mit dem Wüſten und Leeren ein Urgewäſſer erſcheint, ſo möchte akos in Labdakos = αχα, aqua, αχες (Wogen) ꝛc. ꝛc. und der Sinn des ganzen Namens: **Waſſerabgrund** ſeyn. Mit **Nykteis**, der **Nächtlichen**, verbunden iſt er der **finſtere**, — das aus der Finſterniß dieſes feuchten Abgrundes brechende Licht iſt in des Labdakos Nachfolger: **Lykos** (lux, λυκαβας) gegeben. **Laios** aber iſt das Feſte aus dem Unbeſtimmten, Zerfloſſenen, jener Stein- und Felſengrund der Materie, vergl. λας, λαας, Stein, und die Macht der ſelbſtiſchen Concentration des Naturgrundes, durch welche dieß compakte Materielle geworden, iſt durch die Sphinx, die Zuſammenſchnürende (σφιγγω), ausgedrückt, die auf dem Felſen (λας, Laios) ſitzt. Dieſe beiden tödtet das durchbrechende Leben des Sohnes: Oidipus, deſſen Name wohl den zeugenden Logos als Ithyphallos, als ſchwellende ποσθη, lat. putium (in praeputium) bezeichnete*). Das Räthſel der Sphinx, das er auflöſt, iſt dieſe Sphinx, dieſe ſelbſtiſche Contraktion des Geſtirnes ſelbſt, die er als Wort des Lebens (Logos) löſt, und Laios, der ihm in der engen Straße im Wege ſteht, iſt die ſtarre Materialität, die ſich dem ausbrechen wollenden Leben entgegenſtellt und von dieſem aufgehoben wird, ſo daß das neue Leben Oidipus in Laios, dieſem Grunde der ſtarren Materialität, aus dem es ſich erzeugt, ſeinen Vater tödtet. Aber dieß natürliche Leben, muß untergehen, damit aus ſeinem Tode ein höheres, das übernatürliche des Geiſtes ſich erzeuge. Der glückliche und herrſchende Oidipus iſt der urweltliche Sohn; dann folgt die Entzweiung, Oidipus wird durch ſein Forſchen und Wiſſen unglücklich (wie Gwion und Adam) und in Haß und Zwietracht entzündet ſich ſein fluchbeladenes Haus. Oidipus verhält ſich nun als der alte Menſch der mit dem Geiſt entzweiten Ichheit, welche ſterben muß, damit aus ſeinem Tode der neue Menſch und die Verſöhnung mit dem Geiſte reſultire. Auf göttlichen Ruf und freiwillig geht Oidipus in den Tod — das iſt die beſprochene freie Selbſtentäußerung des Sohnes in den Geiſt. Was dort Kolchis-Golgatha, wo der Zorn Aietes herrſcht, die Gerichts-, Todes- und Verſöhnungsſtätte für Phrixos und den Opferwidder, das iſt hier Kolonos und der Hain der Erinnyen, wo Oidipus ſich ſterben läßt und die Sühne des großen Leides durch ſolchen Tod zu Stande kommt. Kolonos heißt Grab, κολωνος, κολωνια ſ. v. a. ταφος. Es war, wie Kreta (ſ. oben) das heilige Grab eines alten Cultus, eines altheidniſchen Chriſtenthums *), aus deſſen Symbolik ſich die poetiſche Fabel geſtaltete. Oidipus ſagt bey Sophokles:

---

*) Man kann hier an den aus dem Heerde aufſteigenden Phallus denken, dem Servius Tullius (auch Romulus und Remus nach einer Sage) ſeine Entſtehung zu danken haben ſoll. Er war wohl eigentlich, wie Oidipus, der aus dem Geſteine, dem Steingrunde der compakten Materie ausbrechende Phallus und Phallusgott ſelbſt, daher auch ſeine Mutter Ocriſia, vom alten ocris, welches durch mons confragosus erklärt wird, griechiſch ὀκρις, ὀκριοεις λιθος.

> αλλ' εατ' εμε
> αυτον τον ιερον τυμβον εξευρειν, ινα
> μοιρ' ανδρι τωδε τηδε κρυφθηναι χθονι.

Aus dieſem Tode nun hat die neue Geburt zu erfolgen. Der Geiſt aus dem der alte Menſch Oidipus als Geiſtleben wiedergeboren wird, iſt Jokaſte, die in ihrem Namen den reinen, heiligen Geiſt bedeutet, vergl. ιηιος, nach obiger Auseinanderſetzung Geiſt und castus, rein, heilig. Wie der Geiſt dem Dionyſos als Todesbraut Perſephone vermählt wird und als Demeter ſeine, als des neuen Lebens im Geiſte (Jakchos), Mutter wird, ſo iſt Jokaſte Gattin und Mutter des Oidipus. Seine Wiedergeburt aus ihr ſtellt ſich dar in ſeiner frommen Tochter **Antigone**, welche in dieſem Namen im Gegenſatze gegen jene erſte natürliche Geburt oder Zeugung die **Gegenzeugung**, **Wiedergeburt** beſagt. Ihre Schweſter Jsmene (ισμη, ιδμη) zeigt die durch die Wiedergeburt kommende **Erkenntniß**, **Weisheit** des Geiſtes an, vergl. oben

---

*) Schon **Hegel** in der Religionsphiloſophie bemerkt: „Oedipus Koloneus ſpielt an die Verſöhnung und näher an die chriſtliche Vorſtellung der Verſöhnung an, er kommt bey den Göttern zu Ehren, die Götter berufen ihn zu ſich.“ II. p. 115. „An das Chriſtliche ſpielt die Vorſtellung von Oedipus auf Kolonos an, wo dieſer alte Oedipus, der ſeinen Vater erſchlagen, ſeine Mutter geheirathet hatte, der von ſeinen Söhnen verjagt war, bey den Göttern zu Ehren kommt, die Götter berufen ihn zu ſich.“ II. p. 128. Dieß, daß er ſeinen Vater erſchlagen, ſeine Mutter geheirathet, konnte nach obiger Erklärung nicht urſprünglich zu ſeiner Schuld gehören, aber nichts war natürlicher, als daß es der Volksmythos dazu machte, und davon ſein Unglück ableitete.

über Talieſin ꝛc. Den neuteſtamentlichen Gegenſatz des Fleiſches und Blutes gegen das geiſtliche Leben aus der Wiedergeburt finden wir auch hier ſchon in Kreon und ſeinem Sohne Haimon gegeben (κρεας, αιμα). Antigone, die Wiedergeburt, begräbt im Kampfe mit Kreon, dem Fleiſche, den Polyneikes, die Entzweiung, was dieſer ſein Name beſagt, — mit einer ähnlichen Symbolik, wie wenn der Phönix bey Herodot ſeinen Vater begräbt, ſo auch Joſeph und Aineias, die der Phönix ſind (ſ. oben) ihre Väter beſtatten. Dieſer Vater nehmlich iſt der alte Menſch der mit dem Geiſte entzweiten Selbſtheit, ſo wie der junge Phönix den neuen Menſchen des Geiſtes bedeutet; daher auf des Aineias Vater Anchiſes dem Mythos nach der Zorn der Gottheit ruht:

> Jam pridem invisus Divis — annos
> Demoror —

ſagt er bey Virgil. Eine Schuld läßt ihn der Mythos begehen, die Zeus ſogar durch ſeinen Blitz gerächt haben ſoll.

So wie die Sphinx verloren iſt, da Oidipus das Wort des Räthſels ſpricht, ſo reißt im deutſchen Märchen der Dämon (Rumpelſtilzchen ꝛc. ſ. Grimm'ſche Märchenſammlung) ſich ſelbſt entzwei, da ihm ſein Name genannt wird. Das Entzweireißen ſcheint die Aufhebung der ſelbſtiſchen Contraktion des Grundes zu bezeichnen, durch welche Negation die lebendige Beſonderheit und Individualität des weltlichen Daſeyn entſteht. In den Märchen befreien ſich Menſchen aus des Teufels Gewalt durch Errathen eines ihnen von demſelben aufgegebenen Räthſels (ſ. Phil. Rel. u Alt. 2. H. p. 54 f); auch wird der Teufel in Sagen durch ſchnelles Meſſeleſen betrogen (ſ. ebendaſ. p. 50.), wo eben ſo die Vorſtellung der ſchaffenden Macht des Wortes (Logos) zu Grunde zu liegen ſcheint. In dieſen von uns in der angeführten Schrift zuſammengeſtellten Sagen und Märchen iſt auch der Teufel werkthätig und führt vornehmlich Steine zum Bau herbey, wobey man den Stein Laios, λας, und den Felſen der Sphinx vergleichen kann. Ferner findet häufig eine Zertrümmerung ſtatt; der Teufel zerbricht die herbeygebrachte Säule, wirft ſie im Zorne hin, daß ſie in Stücke zerſpringt, zertrümmert die Mühle oder die Mauer, die gebaut werden ſoll, was wohl denſelben Sinn hat, als die oben angeführte Selbſtzerreißung des (gleichfalls werkthätigen) Dämons Rumpelſtilzchen. Im nordiſchen Mythos wird der Rieſenſchmidt, der Steine zum Burgbau führt, von den Aſen um ſeinen Lohn betrogen, wie in den genannten Märchen und Sagen der Teufel. Die böſe Rieſennatur erzeugt durch ihre ſelbſtiſche Contraktion die Materie zum Weltbau, wird aber durch die ſie durchbrechende göttliche Schöpfermacht um ihren Lohn gebracht d. h. ihr ſelbſtiſcher Zweck wird vereitelt, ſie muß dem göttlichen Leben als ein Aufgehobenes, Unterworfenes dienen. Auch im indiſchen Mythos werden die Rieſen von den Göttern betrogen, da mit ihrer Hülfe letztere den Lebenstrank Amrita bereiten. Hier ſtellen ſich Laios und Sphinx als der im Weltmeer umgedrehte (eigentlich durch Zuſammendrehen, *σφιγγειν*, entſtehende) Berg Mandara dar. Im nordiſchen Mythos durchbohrt Odin als Bölwerk mit einem Bohrer den Felſen, worin der köſtliche Dichtermeth verſchloſſen, kriecht als Wurm durch das Loch und raubt ihn ſo den Rieſen. Hier finden wir das Bild des Steindurchbrechens, Felsdurchdringens auf eine recht deutliche Weiſe ausgedrückt. Die griechiſche Fabel hat aus den betrogenen Rieſenmächten, welche den Steingrund der Materie erzeugen, ein paar Götter gemacht, die dem Laomedon die Mauern Trojas erbauen helfen, aber von ihm um ihren Lohn betrogen werden. Aus unſern Zuſammenſtellungen iſt zu erſehen, daß dieß, daß Götter (Apollon und Poſeidon) die Betrogenen ſind, eine Verderbung des Urſprünglichen iſt. Laomedon aber bewahrt noch in ſeinem Namen die Bedeutung des ſchöpferiſchen Stein- oder Felſendurchbrechers; lao iſt = *λας*, Laios, *μεδω* iſt = metior, durchfahren (viam, iter, aquas); die Grundbedeutung iſt ſchneiden, theilen, daher metiri meſſen, *μετρον*, Maaß, *μεδιμνον*, ein Maaß, auch Brunnenröhre (Oeffnung, Durchbruch) bedeutend, und da in den Sprachen die Bedeutungen von denken, meinen, urtheilen häufig von denen des Schneidens, Theilens kommen[*]), ſo haben μεδω, meditor, die Bedeutung des Sinnens, Denkens erhalten.

XVI. Kabbalah.

Wir dachten bey Faſſung der ſpeculativen Ideen dieſer und der früheren Schriften (wie in Beziehung auf letztere gemeint worden iſt) nicht an die Kabbalah, finden aber jetzt eine wunderbare Uebereinſtimmung derſelben mit unſern Entwicklungen.

Nach unſerem Syſteme gehen der erſten realen Selbſtfaſſung Gottes, der erſten, baſiſchen Concentration aus dem abgründlichen Schauen, zu dem er ſich, die Idee, entäußert, folgende Beſtimmungen voraus: 1) das göttliche Weſen in ſeiner erſten unmittelbaren Selbſtbeziehung 2) die Idee 3) das abgründliche Schauen der Entäußerung zum Andersſeyn, das Setzen einer ganz abſtrakten Objectivität. Auf dieſes folgen die obenangegebenen ſechs Momente des prämundanen Realiſationsprozeſſes, bis zu der zweiten höhern Concentration des Göttlichen in ſich, der göttlichen Perſönlichkeit (dem Sohne) und dann als ſiebentes Moment und Schluß des Prozeſſes der Ausgang des Geiſtes als abſolute Rückkehr des Unendlichen zu ſich als ſolchem. In Analogie mit dieſem prämundanen Entwicklungsprozeſſe vollbringt ſich dann der weltliche und ſchließt eben ſo mit einem Geiſtausgang.

---

[*]) So ſagt man im Deutſchen: ein Urtheil fallen und einen Baum fallen, und Urtheil ſelbſt hat von Theilung den Namen, lat. putare, meinen, und putare arborem, einen Baum fallen, amputare, abſchneiden, בין, geſchieden ſeyn, daher diſtinkt, klar ſeyn, dann merken, einſehen, verſtehen, wiſſen, können, lat. cernere, ſcheiden und ſehen, decernere, beſchließen, glauben, meinen, einſehen, intelligere, einſehen, eigentl. unterſcheiden, videre, ſehen, verwandt mit videre, dividere, theilen.

Hiemit möge man folgende Angaben vergleichen, die ſich im zweiten Theile von *Molitor's* Philoſophie der Tradition p. 243 finden. Zehn iſt nach der Kabbalah der Totalinbegriff aller Zahlen. Die Kabbaliſten theilen die zehen Zahlen und ſo auch die zehen Sephiroth in drei Abtheilungen. Die erſte begreift die drei Grundzahlen oder die drei obern Sephiroth, nehmlich *Keter* (die *Krone*), ſo in der Gottheit den *Arich Anpin* (das *lange* Geſicht) bezeichnet — *Cachmah* die *Weisheit*, den Anfang der Offenbarung in der Gottheit, *Abbah*, der *Vater* genannt *) — endlich *Binah*, den Verſtand, *der die Dimenſion der Tiefe bezeichnet* und in der Gottheit die *Imah Ilaah* (die obere Mutter) heißt, in welcher die Prinzipien aller Dinge ausgeboren werden.

Das *lange* Geſicht iſt hier wohl, was bey Böhm: „die große Weite ohne Ende,“ das Unendliche, im Gegenſatz des *kleinen* Geſichtes (ſ. unten), des Sohnes als der Concentration in ſich und ſomit Beſchränktheit des perſönlichen Seyns gegen das Unendliche, Grenzenloſe. Binah iſt nach obiger kabbaliſtiſcher Erklärung, was wir das abgründliche Schauen der Entäußerung zum Andersſeyn nannten.

Nun folgt die zweite Abtheilung, welche die ſechs folgenden Sephiroth in ſich ſchließt, welche alle zuſammen den Namen Jehovah oder *Seir Anpin*, *das kleine Geſicht* genannt (bilden? — bey *Molitor* fehlt hier ein Wort) und als *die auswirkende Kraft des Sohnes* betrachtet werden — daher in der Kabbalah die ſechs Seiten der Welt, ingleichen *die ſechs Tage des Baues* heißen.

Die dritte Abtheilung endlich enthält die ſiebente Zahl oder die Sephirah *Malchuth* (das Reich), welche als die auswirkende Kraft der obern Mutter die untere Mutter (dieſes Oben und Unten hat hier wohl nur die Bedeutung des Früheren und Späteren im Entwicklungsprozeß) *die Kirche von Iſrael*, die Schechinah, *der heilige*

---

*) Wie die μητις der Orphiker πρωτος γενετωρ.

Geiſt, das Weib von Seir Anpin genannt wird und auch der ſiebente Tag oder der Schluß des Baues heißt.

Hier iſt auf die weibliche Geſtalt des h. Geiſtes und deſſen Verhältniß zum Sohne als Weibes deſſelben, wie in den Mythologien öfters vorkommt, aufmerkſam zu machen. Es iſt Iſis im Verhältniſſe zu Oſiris, Cybele zu Attes u. ſ. w.

Eine kabbaliſtiſche Schrift ſagt: „Das Jod des heiligen Namens iſt ein Verband von drei Knöpfen (der obern kabbaliſtiſchen Dreiheit) das Wav iſt der Sohn, der geboren und hervorgegangen iſt von jenem und von ihm geht hervor das Heh — die Tochter, in deren Händen alle Gerichte ſind. Bemerke man hier die Bezeichnung des h. Geiſtes als richtender Macht, die ſo ſehr mit unſerer Darſtellung ſtimmt.

Der Name Jehovah iſt hier gebraucht, wie die Indier ihr heiliges **Om** auslegen. Bohlen im alten Indien I, 212 ſagt: „Die Einheit der drei Götter Brahma, Vishnu und Siva wird entweder bildlich durch eine Figur mit drei Häuptern, wie ſie ſchon in den alten Felſentempeln erſcheint, angedeutet oder ſprachlich durch die Sylbe **Om**, beſtehend aus den Chiffern A, U, M, womit das Leſen jeder heiligen Schrift begonnen und beſchloſſen wird oder endlich emblematiſch durch einen Cirkel im Dreiecke, womit die Vorſtellung der Aegyptier zu vergleichen wäre, welche das Univerſum mit einem Triangel verglichen und die Dreizahl auf die Gottheit anwandten.“ Und p. 340: „Die Buddhiſten nehmen in dem **Om** eine Dreiheit an, die ſogenannten drei Vortrefflichſten, nehmlich Buddhas, Dharmas und Sangghas.“ Man kann hier an die homeriſchen τρεις αμυμονες denken (ſ. oben XIII.).

XVII. Trinitätslehre des alten Heidenthums.

Ein Gott des alten Italiens wird mit dreierley Namen benannt: 1) Semo, Semo pater 2) Fidius, Deus (Dius) Fidius 3) Sangus, Sancus, Sanctus. Ovid ſagt:

> Quaerebam, Nonas Sanco Fidione referem
> An tibi Semo pater, cum mihi Sancus ait:
> Cuicunque ex illis dederis ego munus habebo
> Nomina tria fero. Sic voluere Cures.

Hier könnte die Idee der Dreieinigkeit durchzuſchimmern ſcheinen, welche nachweislich uralt iſt. So wird der tibetaniſche Conciva bezeichnet: deus tres et unus in essentia. Ein höchſter Gott, finden wir angeführt, werde in Kleintibet verehrt, bald Konchok chik, der einige Gott, bald Konchok ſchu, der dreifache Gott genannt, zuſammengeſetzt aus Om, Verſtand, Ha, Wort, Hum, Herz oder Liebe. Nach chineſiſcher Lehre iſt Tao durch ſeine Natur Eins; der Erſte hat den Zweiten hervorgebracht, zwei den Dritten, die Drei haben alle Dinge gemacht. Tao bedeutet Dreieins. Laotſeu ſpricht ſich hierüber ſo aus: „I, Hi und Wei — dieſe drei ſind vereint und Eins------dieß wird die Verkettung des Tao genannt." Auch ſo wird dieſe chineſiſche Dreieinigkeit bezeichnet gefunden: „Das höchſte Weſen iſt die große Einheit, dieſe Einheit umfaßt drei, Eins iſt drei und drei iſt Eins." Bohlen im alten Indien ſagt: „Der Matſyapurana erklärt geradezu, daß das große Eine erkannt werde als drei Götter in Einer Perſon ekâ mûrtis trayo devas." Akoſta (Geſchichte von Weſtindien) ſagt: „In Kuquiſako iſt eine Kapelle, wo ein großes Götzenbild verehrt wird, welches ſie Tongatanga nennen d. h. Eins in Drei, Drei in Eins." Eine katariſche Dreieinigkeit ſoll es geben unter folgenden Benennungen: Artugon, Schugotengon, Tangora, welche man ſo erklärt: Schöpfer aller Dinge, Gott der Heere (der Vielheit wie Dionyſos?), Liebe, die von beiden ausgeht," und auf den Südſeeinſeln ſoll ſich die Verehrung dreier höchſter Götter finden, die alſo heißen: 1) Tane ne Medua, der Vater 2) Oramattow Tua ti te Myde, Gott in dem Sohne 3) Taroa-Mamut te Hua, der Vogel, der Geiſt.

Wollte man zuſehen, ob nicht etwa auch die Namen jenes dreifachbenannten Gottes des alten Italiens die Lehre von Vater, Sohn und Geiſt verrathen möchten, ſo würde ſogleich Semo pater als Vater, Sancus, Sanctus, als heiliger Geiſt ſich aufdringen. Dann bliebe für den Sohn: Dius Fidius, das man in der That durch Dijovis filius erklärt findet. Von Semo pater könnte Semo für ſich ſchon Vater nehmlich im Zuſammenhange mit semen, den Beſaamer, oder den Saamen aller Dinge (die Idee) bedeuten, ſo daß pater eine Ueberſetzung oder Erklärung des alten Namens Semo wäre, — Fidius könnte mit *φιτυ*, Sprößling, Sohn, *φιτυω*, ſäen, pflanzen, zeugen, *φυτευω*, pflanzen, zeugen lat. futuo, *φυτον*, Kind zuſammenhängen und Deus Fidius, Dius Fidius, Gott der Sohn, der göttliche Sohn oder gezeugte Gott heißen.

Die zuſammenverehrten drei Götter der Etrusker: Tinia, Minerva und Juno waren wohl auch die Dreieinigkeit, ſo daß Minerva die Idee, den Vater in weiblicher Geſtalt, Tinia den Sohn als Herrſcher, Juno den Geiſt als Prinzip der Einigung bedeutete. Der tuskiſche Name der letzteren war Kupra, welches eines Urſprungs mit dem Namen Kypris zu ſeyn und Band, Verbindung, Einheit, Liebe zu bedeuten ſcheint, vergl. חָבַר, binden, חֶבְרָה, Geſellſchaft. Tinia ſcheint aus zwei Wörtern gebildet, aus Ti = *Δι-ς*, *Δι-ος* und nia = *νεος*, *νεοσσος*, bedeutend: Gottesſohn. Minerva, Menerfa oder Menrfa heißt wohl: der verborgene Verſtand (wie in der oben angeführten kabbaliſtiſchen Dreiheit die erſte Hypoſtaſe der geheime Verſtand) d. i. die noch unenthüllte Idee, vergl. mens, meminí etc. und *ερεφω*, bedecke, *ερεβος*, Finſterniß, ארב, im Geheimen lauern, אֹרֶב, Hinterhalt.

In einem chineſiſchen Bilde, das Kircher in ſeiner China illustrata giebt, erblickt man getragen von einem fliegenden Drachen, den eine Schildkrötenſchaale deckt, drei Gottheiten im Heiligenſcheine, worunter die höchſte mit koſtbarer Krone, die Hände in das Gewand gehüllt, die verborgene Kraft des Gottes anzudeuten.

Dieſe verborgene höchſte Gottheit iſt vielleicht auch jener Consus der Römer geweſen, der Gott der Rathſchläge, wie es heißt, deſſen Altar unter der Erde verborgen war; Servius: Consus deus est consiliorum, qui ideo templum sub tecto habet, ut ostendatur, tecta esse debere consilia — Plutarch im Romulus: weil der Plan verborgen und geheim geweſen, habe der Gott einen unterirdiſchen und verſteckten Altar gehabt. Man kann bey dem Namen Cons-us an das ſemitiſche כנס, כמס, verbergen, denken.

In dem berühmten indiſchen Trimurtis (dem Dreigeſtaltigen): Brahma, Vishnu, Sivas (dieß die gewöhnliche Ordnung dieſer Namen, wie bey uns: Vater, Sohn und Geiſt) läßt ſich trotz dem verwirrenden Fabel- und Sektenweſen der Indier ſehr wohl noch die uralte Trinitätslehre erkennen. Brahman, mit Scepter, Ring (als Symbol der Ewigkeit) und Vedas und mit ſeiner Gattin Vach der Urvernunft, die als Saraſvati alle Wiſſenſchaften unter ihrer Obhut hat, zeigt ſich als die maaßgebende, alles Daſeyn begründende Idee, den Vater. Er führt am häufigſten die Namen: Urvater, Herr der Weſen, Schöpfer, Weltenſchöpfer, Herr der Götter, aller Weſen Erſtgeborener und hat vier Geſichter, die ſeine Allwiſſenheit bezeichnen ſollen. Vishnu iſt der in die Materie eingehende, durch ſie hindurchbrechende (daher der Durchdringer genannt) und einen Weg von Verwandlungen von Niedrigſten bis zum Höchſten durchmachende Gott, in ſeiner Erſcheinung als Rama dem Dionyſos entſprechend, der dann als Krishnas vom halbgöttlichen Heros zum Gott aufſteigt, — der Sohn. Sivas ſoll in dieſem ſeinen Namen der Verehrungswürdige heißen; das Wort iſt wohl = *σεμνος* (ſtatt *σεβανος* von *σεβω*), den Heiligen bezeichnend (wie oben Sancus, Sanctus) d. i. den heiligen Geiſt. Wie aber der h. Geiſt als dieſer indiſche Gott erſcheint, iſt er der in ſeiner noch unverſöhnten Negativität, als ſchrecklicher Zorngott und Vernichter, wie er nach Zerſtörung der urweltlichen Einheit geworden, Eines Charakters mit Baal, Molech und Kronos. Dieſen hebt auf die verſöhnende Erſcheinung des Sohnes, die ſich im Vishnuismus darſtellt. Da fängt der Geiſt an in anderer Geſtalt zu erſcheinen, wie er der den Sohn und mit ihm ſich ſelbſt Verklärende iſt; und wie dort die θεσπις ἀελλα den Ganymedes zum Vater trägt, Apollon den leidenden Aineias in ſein Heiligthum auf Pergamos, ſo trägt der Geiſt als Vogel Garuda den Vishnu im Sturme in deſſen Paradieß Vaikuntha (das Schmerzenloſe). In den alten Tempeln zu Gaja ſitzt Vishnu entweder auf dieſem Vogel oder der Vogel, der oft mit dem Geſichte eines ſchönen Jünglings und in faſt ganz menſchlicher Geſtalt gebildet wird, geht neben ihm her mit einem kleinen Bogen. Hier möchte man ſagen, ſey der griechiſche Apollon wie in ſeinem Aufkeimen zu ſehen.

Von der tibetaniſchen Dreiheit Giam Jang, Cenreſi und Cihana Toreeh erzählt man, ſie habe einen Rath gehalten, wie Tibet zu bevölkern d. h. die Welt zu erſchaffen*) ſey, wobey die ſich berathenden Elohim der Bibel ſich der Vergleichung bieten. Der oberſte: Giam Jang habe eine Rede gehalten und gezeigt, wie zu jenem Behufe nothwendig ſey, daß Cenreſi (der Sohn = Vishnu) die Geſtalt eines Affen (Symbol der niedern Natürlichkeit, wie Rama's Affen, Bakchos Satyrn und Faunen) annehme. Cenreſi wird als „die Vertheilung der göttlichen Subſtanz, um die Natur der ſichtbaren Dinge hervorzubringen“ beſtimmt. Cihana Toreeh iſt wie Sivas ein fürchterlicher Gott und hat, wie dieſer, ein drittes Auge auf der Stirne. Mit blitzenden Augen, zuſammengezogenen Augenbraunen und drohendem Angeſichte ſteht er zwiſchen Flammen und mit Schlangen umgeben.

---

*) Die Geſchichten Gottes, der Geiſterwelt, des Univerſums, der Menſchheit wurden in den Volksſagen zu Geſchichten von Völkern und Ländern herabgeſetzt und beſondert, ſo daß für Univerſum, Seyn überhaupt das Volk ſein Land, für Menſchheit oder Geiſterwelt ſich ſelber ſetzte.

Die alten Sachſen hatten ein heiliges Kriegszeichen, worauf ein Drache, ein Löwe und ein darüberfliegender Adler — signum leonis atque draconis, atque desuper aquilae volitantis, — quo ostentaret fortitudinis atque prudentiae atque earum rerum efficaciam. Wir glauben auch hier die Spur der Trinitätslehre zu ſehen; der Drache iſt in der Edda der *weiſe*; er ſcheint in jenem Bilde die Idee (dem Vater) zu bezeichnen, der Löwe aber die durch die Materie ſich hindurchringende Kraft der Perſönlichkeit (wie Vishnu der Durchdringer heißt), der darüberfliegende Adler den h. Geiſt zu bedeuten, deſſen Vogelgeſtalt, wie gezeigt, uralt iſt. Im Haupttempel der Schweden wurden nach Adam von Bremen drei große Götter in Bildſäulen verehrt, drei Götter der Frieſen finden ſich und Columbanus fand in Bregenz das Volk zum Heidenthume zurückgekehrt und drei eherne, vergoldete Bilder anbetend, die in der Kirchenwand befeſtigt waren, und von denen es hieß, ſie ſeyen die alten Götter und Schützer des Ortes, durch deren Gnade das Volk bis dahin erhalten worden ſey. In der bekannten altdeutſchen Abſchwörungsformel wird der chriſtlichen Dreieinigkeit die fränkiſche: *Thunaer*, *Woden*, *Saxnote* entgegengeſetzt. In letzterem Worte vermuthen wir die Bedeutung: *heiliger Geiſt*, nehmlich sax = sacer (ſprich saker), Sangus, Sancus (in obiger Dreiheit: Semo, Fidius, Sancus) — note aber = anot isl. spiritus, anitis auf den oſtindiſchen Marieninſeln *Geiſter* (der Verſtorbenen). Dazu gehört vielleicht der Name jener Anaitis, die im pontiſchen Zela mit zwei andern Gottheiten, dem Amanos und Anandatos verehrt ward. Amanos ſcheint der Sohn, der Logos Om, Hom, Homanes geweſen zu ſeyn, Anandatos der Vater, als das *Unendliche* bezeichnet, vergl. ſanskr. ananda, infinitus.

Ein König von Schweden, heißt es, habe auf drei Thronen drei männliche Geſtalten geſchaut, von denen die eine *Har*, der Erhabene, die andere *Jafnhar*, dem Erhabenen gleich, die dritte Thridi, der Dritte geheißen. Dieſe letztere Benennung ſcheint den Namen eines ver drei alten Anakes der Athener: Tritopatreus, Eubuleus und Dionyſos erklären zu können. Tritopatreus iſt = Thridi, der dritte zu zweien, der h. Geiſt zu Vater und Sohn*); der Vater heißt hier Eubuleus (βουλη, Wille, Plan, Abſicht) als Idee, über Dionyſos als Sohn iſt ſchon gehandelt worden.

Der Bezeichnungen der Dreieinigkeit ſcheint ſich die alte Welt auch als Schlußformel und Schlußſegens bedient zu haben, wie im Indiſchen der drei heiligen Worte: **Canscha, Om, Pacsha,** womit die Braminen religiöſe Gebräuche beſchließen, und bey den Myſterien des Sabos der Worte: **Euoi Saboi Hyes Attes,** womit man dieſe Myſterien beſchloß. **Canscha** wird ſo erklärt: es bezeichne den Gegenſtand des höchſten Sehnens — das ſcheint der Vater zu ſeyn, **Om** iſt das Wort, der Sohn als Logos, **Pacsha,** das Wechſelung, Wanderung, Reihe ꝛc. bedeuten ſoll, möchte den Geiſt als kommenden, ausgehenden (Heros Eleuſin — Ekbaſios ꝛc. ſ. oben) oder als Princip der Umkehrung, Umwälzung des Univerſums in ſich als den Geiſt, — als weltverklärenden bezeichnen. Was die Formel **Euoi Saboi Hyes Attes** betrifft, ſo würde ſich leicht für *ὑης*: *υιος*, Sohn, für *αττης*: *αττα*, Vater bieten und *σαβοι* könnte wie Sivas und jener **Sancus** der alten Sabiner den Heiligen bedeuten, vergl. *σεβω*, *σεβαζω*, *σεβας*, *σεβαστος*, *σεμνος* (ſtatt *σεβανος*). An die Form *σεβαζω*, ſchlöſſe ſich ſehr wohl die Namensform Sabazios an. *Ευοι* könnte bloßer Ruf, wie bey den Bacchanten, ſeyn; unſere obigen Zuſammenſtellungen von vayus, *ιηιος*, *ηιος*, *ιη*, *ιο* (in *Ιοκαστη*) können aber auch die Bedeutung Geiſt darin vermuthen laſſen. Sodann hieße *αττης*, Vater, *ὑης*, Sohn, *ευοι σαβοι*, heiliger Geiſt.

In der 48. orphiſchen Hymne iſt Sabazios als der Gott genannt, der den Dionyſos-Bakchos in ſeiner Hüfte gezeitigt, damit er vollendet ſich zur Hippa auf dem Tmolos geſelle. Dieß paßt ſehr gut ſowohl für die eben gegebene Auslegung des Namens Sabazios, nach welcher dieſer Gott nicht mit Dionyſos identiſch, ſondern der ihn (den Sohn) verklärende Geiſt iſt, als auch zu unſerer obigen Deutung der Hüftgeburt des Dionyſos aus Zeus, wie die gewöhnliche Fabel den Gott benennt. Dort in der Hymne tritt zu Sabazios und Dionyſos ein drittes Weſen, **Hippa** hinzu, und zwar auf eine Art, daß wir vermuthen können, es ſey in ihr die Idee des **Vaters** verborgen, wie in jenen des Geiſtes und Sohnes. Der **Sohn** wird vom **Geiſte** wiedergeboren und kehrt hiedurch zum **Vater** zurück und Sabazios zeitigt den Dionyſos in ſich, damit er vollendet (wiedergeboren) ſich zur Hippa geſelle. So trägt der Geiſt als Adler und θέσπις ἄελλα den Ganymedes zum Vater empor, ſo als Apollon den leidenden Aineias in ſein Heiligthum auf Pergamos, wo ihn Artemis und Leto pflegen, heilen, verherrlichen. Hippa ſteht wohl dem Namen nach mit אב, Vater griech. ἀπφα, in mehreren Sprachen aba, aba, appa, apa, arinz. ypa etc. in Zuſammenhang und hat urſprünglich nichts anderes als **Vater** bedeutet.

---

*) So iſt vielleicht auch Athene Tritonis, Tritogeneia zu verſtehen.

XVIII. Der Sproß des neuen Geiſtlebens, Oreſtes, Daphne, Zemach.

Mit des Oreſtes Muttermord wird es wohl dieſelbe Bewandniß haben, wie mit dem obenerklärten Vatermord des Oidipus. Oreſtes flieht nach Delphoi, da dann Apollon (der Geiſt) als der ihn Reinigende erſcheint. Die Reinigung wird auch nach dem uralten Tempel des Apollon bey Troizen verlegt, hinter welchem man ein Haus (σκηνη Ορεστου) zeigte, wo Oreſtes, abgeſondert von aller Welt, wie ein Miſelſüchtiger, lange gelebt hatte, bis ihn die kretiſchen Prieſter ſühnten (αφαγνιζειν). Aus den vergrabenen Mitteln der Reinigung wuchs nach der Ortsſage ein Lorbeer auf.

Es iſt das Sproſſen des neuen, geläuterten Geiſtlebens aus dem Tode der vom entzweiten Geiſte (den Furien des Oreſtes) befeindeten Selbſtheit, was hier durch das Aufwachſen des Lorbeerbaums bezeichnet wird. So entſpringt auch aus der untergehenden Daphne die dem Gotte heilige Pflanze, mit der er ſeine Schläfe kränzt.

In dieſen Kreis alter Symbolik gehört auch der צֶמַח יְהוָה der Bibel, der Meſſias als Sproß des neuen Lebens, Lebensbaum. Vergl. Zach. 6, 12: „Siehe es kommt ein Mann, mit Namen **Zemach**, denn er wird aufſproſſen, aufwachſen.“ Zach. 3, 8.: „Denn ſiehe, ich will meinen Knecht **Zemach** kommen laſſen.“ — Jeſ. 4: „Zu der Zeit wird des Herrn Zweig (Zemach Jehovah) lieblich und herrlich ſeyn“ — Jerem. 23, 5: „Siehe, es kommt die Zeit, daß ich dem David ein gerechtes Gewächs erwecken will, und ſoll ein König ſeyn, der wohl regieren wird“ ꝛc. — Jerem. 33, 15: „Zur ſelbigen Zeit will ich dem David ein gerecht Gewächs aufgehen laſſen, und ſoll Recht und Gerechtigkeit anrichten auf Erden.“ Jeſ. 11: „Und es wird eine Ruthe aufgehen von dem Stamm Iſai und ein Zweig aus ſeiner Wurzel Frucht bringen, auf welchem wird ruhen der Geiſt des Herrn“ ꝛc. — Jeſ. 53, 2: „Denn er ſchießt auf vor ihm, wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich“ ꝛc. — Jeſ. 11, 10: „Und wird geſchehen zu der Zeit, daß die Wurzel Iſai zum Panier den Völkern ſtehen wird“ ꝛc. —

XIX. Braut und Bräutigam im myſtiſchen Sinne des Alterthums.

Hierüber iſt ſchon oben unter IV. Einiges aus den griechiſchen Myſterien beygebracht. Der Geiſt in den myſtiſchen Beziehungen alter Religionen iſt Mutter, Kind, Schweſter und Gattin des Sohnes. Die Verbindung des Geiſtes mit dem Sohne bringt dieſem, als der aus dem Geiſte getretenen Ichheit, den Untergang und der Geiſt wird ihm vermählt als Braut und Gattin des Todes und Verderbens — aus dieſem Tode wird er neugeboren als mit dem Geiſte in Eins geſetzt, und der Geiſt ſelbſt geht in neuer Geſtalt und zu einem neuen Leben der Freiheit aus dieſem Tode hervor; da iſt der Geiſt Mutter des Sohnes und ſeiner ſelbſt, des Geiſtes, ſo ſind ſie auch Bruder und Schweſter, Koros und Kore, Kinder der Mutter Demeter, die daher Kalligeneia d. i. die Mutter der ſchönen, edlen Geiſtesgeburten heißt, und ihre innige Vereinigung und Durchdringung in dieſem neuen Leben aus dem Tode der entzweiten Selbſtheit wird dadurch ausgedrückt, daß beide auch in dieſer Beziehung Gatte und Gattin (Libera-Ariadne) ſind. Wird dagegen der Geiſt in männlicher Geſtalt gebildet, ſo treten jene ſymboliſchen Geſchlechtsverhältniſſe in umgekehrter Weiſe ein; die mit dem Geiſte entzweite Selbſtheit wird dem Geiſte als Geliebte, Braut, Gattin verbunden, die in dieſer Vereinigung den Untergang findet; ſo gehen die Geliebten Apollons unter und er läßt aus ihrem Tode die ihm heiligen Pflanzen (den Sproß des neuen Geiſtlebens ſ. oben) erblühen. Pſyche wird wie zum Leichenzug gerüſtet, dem Eros (dem Geiſte) vermählt (ſ. unten.)

Was nach Obigem Ariokerſos (ſ. IV.), das mag bey den alten Römern Talassius bedeutet haben, nehmlich den göttlichen oder heiligen Bräutigam; tal, Bräutigam, vergl. δάλις, τάλις, τάλιξ, Braut, θάλαμος, Brautbette, und assius iſt vielleicht daſſelbe Ehrenbeywort, wie axios im Ariokerſos, Ariokerſa und Arieros, verwandt mit ἄσιος, nur daß Talaſſius der Geiſt, Ariokerſos aber der mit dem Geiſte als Ariokerſa (Perſephone) verbundene Sohn (Dionyſos) geweſen ſeyn möchte. Daß auch jener von Feuer glühende eherne Talos Kreta's, an deſſen Bruſt die von ihm Umfaßten ſtarben, in Name und Sache hieher zu rechnen ſey, gedenken wir in der Folge in einer Abhandlung über den kretiſchen Religions- und Mythenkreis naher zu erörtern.

Ein merkwürdiger Reſt aus dieſem myſtiſchen Bilderkreiſe findet ſich auch im alten Teſtamente. Es iſt der Ausdruck חֲתַן דָּמִים, **Blutbräutigam**, vom neubeſchnittenen Kinde geſagt. Es zeigt ſich hierin, wie auch Andere erkennen, die Vorſtellung einer myſtiſchen Vermählung, Eheverbindung mit Jehova. Die Beſchneidung aber war Ausdruck der innern Selbſtentäußerung in den Geiſt, des Abthuns der unreinen Selbſtheit und Natürlichkeit, mit gemilderter Sitte an die Stelle der Entmannung geſetzt, wie ſie noch im Kybeledienſte erſcheint *). Durch dieſe Selbſtentäußerung ward die heilige Eheverbindung mit Gott, dem Geiſte, eingegangen, darum hieß das durch die Beſchneidung zu dieſer Verbindung geweihte Kind der Blutbräutigam. Ja ſelbſt in der Sprache iſt dieſe Verbindung von Vorſtellungen zu ſehen, da חתן, beſchneiden heißt. Hiernach möchten wir dem Namen des entmannten Kybelelieblings **Attin**, (Attis, Attys), des Urbildes, dem jene Kybelediener nachfolgten, die nicht nur, wie Hebräer und Aegyptier die Beſchneidung, ſondern mit dem Ausdrucke des noch ungeſchwächten Fanatismus und urſprünglicherer Barbarei die Entmannung an ſich vollzogen, in Vergleichung mit obigen Formen חתו, חֲתֻנָּה die Bedeutung **Bräutigam** und zugleich **Verſchnittener** zuerkennen. Die Caſtraten dieſer Religion hießen *Γάλλοι*, mit welchem Worte es ſich wohl ebenſo verhält; vergl. בָּעַל, heirathen. Dieſe Caſtraten ſollten ſeyn, was ihr Urbild Attis: **Blutbräutigame** nach jenem bibliſchen Ausdrucke, durch Negation der natürlichen Exiſtenz und Selbſtheit mit dem Geiſte (Kybele) Verbundene, Vermählte. Wie von *Γαλλοι* iſt auch von Eunuch, *Ευνουχος*, Verſchnittener, die urſprüngliche Bedeutung: Bräutigam oder Gatte, von *ευνη*, Bette, Ehe, Beyſchlaf, Ehe- und Bettgenoſſin und *εχω* (der die Braut, die Gattin hat). Die Kybelediener hießen auch Kybeben, ſo wie die Göttin ſelbſt Kybebe; *Κυβηβος*, *Κυβηβη* hieß wohl wieder nichts anders als Bräutigam und Braut; *κυβη* ſo viel als *ευνη*, *θαλαμος*, vergl. auch cubile. *Κυβηβος*, *Κυβαβος* mit der vor *β* häuſigen Einſetzung von *μ*: *Κυμβαβος* iſt auch der Caſtratenname Combabus, der ſomit gleichfalls Bräutigam oder Gatte bedeutete. So möchte auch spado, Verſchnittener, mit sponda (*θαλαμος*) und sponsus in Zuſammenhang ſtehen. Auch Aphrodite hatte den Namen Braut (Nympha); Pauſan. Korinth. 32. Was Kybebe, Kybele, das bedeutete auch wohl der Name Rhea, Rheia = רַעְיָה, amica, Geliebte, רֵעָה, Gefährtin, רְעוּת, Freundin, Genoſſin (רֵעַ, Geliebter, Buhle). Den geheimen Dienſt der Rhea, die ihn verſchnitten hatte, ſollte Attis gelehrt haben, und Rhea die ſyriſche Göttin zu Hierapolis ſeyn. Auch hier hatte man heilige Caſtraten (Gallen), orgiaſtiſche Feſte, wobey ſich die Andächtigen unter Trommelſchlag, Flötenton und Tanz gegenſeitig blutig geiſelten, und ſelbſt des Männlichen ſich beraubten. Daneben werden fanatiſche Frauen erwähnt, die leidenſchaftlich dieſe Caſtraten liebten, ſo wie hinwiederum dieſe ſie. So ſollte Stratonike jenen (mit Attis, wie ſie mit Kybele-Rheia identiſchen) Jüngling geliebt haben, der um ihrentwillen ſich des Männlichen beraubt, und davon dieſe Weiſe zu lieben gekommen ſeyn (Plutarch de dea Syria). Es iſt die Liebe des Geiſtes und zum Geiſte, die ſo in einem Urbilde dargeſtellt war, und dieſes ward nachgebildet in der Liebe jener Weiber und der heiligen Caſtraten. Es kann keinen größeren Mißgriff geben, als hier von Naturreligion und Naturdienſt zu ſprechen. Es iſt das gerade Gegentheil, es iſt eine abſtrakte Geiſtesreligion, mit der man es hier zu thun hat. Negation des Natürlichen iſt es, was jene Verwundungen der Arme und

---

*) Bohlen im alten Indien ſagt: „Etwas Anſprechendes hat der Gedanke, daß urſprünglich wirkliche Entmannung möge ſtatt gefunden haben, wie bey Atys und andern Prieſtern der Kybele, um den Göttern ewige Keuſchheit zu weihen, denn die Heiligkeit des Gebrauchs erhellt daraus, daß Aegypten denſelben auf den Prieſterſtand eingeſchränkt hatte und ihn bey den Weihen für nöthig erachtete, wodurch ſodann das ganze Volk der Hebräer gewiſſermaßen zu einem geweihten und heiligen wurde.“

Füße bey den Attisfeiern *), jene blutigen Geiſelungen, jene grauſamen Selbſtverſtümmelungen ausdrücken, und wenn man annimmt und behauptet, dieſe Gewaltſamkeiten gegen die Natur ſeyen aus Naturverehrung entſprungen, ſo iſt dieß etwa ſo, wie wenn man behaupten wollte, die chriſtlichen Mönche ſeyen aus Naturandacht in's Kloſter gegangen.

Woher jene Todesbraut im unterirdiſchen Gemach, d. i. im Grabe, aus dem der Stern des neuen Lebens, Perſeus, erglänzt, Danae (θανος, θανατος ſ. oben), daher könnte auch Danaos und die männerverderbenden Danaiden ihren Namen zu haben ſcheinen. Danaos iſt der Todesgott und wird weiblich in ſeinen Töchtern, den Danaiden, die als Todesbräute (wie Perſephone-Demeter in Beziehung auf Dionyſos und Jaſion iſt) ihre Männer in der Hochzeitnacht tödten, bis auf Lynkeus, der von Hypermneſtra, weil er ſie unberührt gelaſſen, erhalten wird. Es iſt der Geiſt, der das Unreine tödtet und nur das Reine leben läßt. Der reine Lynkeus heißt auch wohl in ſeinem Namen dieß, der in Verwandſchaft mit lux, Licht, λυκαβας, Lichtbahn, λυχνον, Licht, λυχνευς, ein leuchtender durchſichtiger Stein, λυγδος, ein blendend weißer Stein oder Marmor, ſtehen mag, wohin auch Apollons Namen: λυκειος, der Reine, Heilige, wie φοιβος, ἁγνος (ſ. oben), und λυκηγενης, der reine, heilige Geiſt (γενης = genius) zu gehören ſcheinen, wie denn auch Danaos ein Heiligthum des lykiſchen Apollon geſtiftet haben ſoll. Er war vielmehr ſelbſt dieſer reine und reinigende Geiſt in ſeiner rein negativen Geſtalt (als Todesgott). Hypermneſtra, die den Reinen leben läßt, während ihre Schweſtern (mit denen ſie ein und daſſelbe Weſen iſt) die Unreinen morden, iſt die Schlangenjungfrau der deutſchen

---

*) So lieſt man von den Verehrern des Baal in Samaria 1. Kön. XVIII, 28: „Und ſie riefen laut und ritzeten ſich mit Meſſern und Pfriemen nach ihrer Weiſe, bis daß ihr Blut hernachgieng.“ Aus Armen und Schenkeln, Ohren, Augenbraunen, Naſe und Zunge zogen auch die am Feſte der Centeotl Buße übenden Mexikaner Blut.

Sage, die nur ein reiner Jüngling erlöſen kann, und zwar durch einen Kuß (auch hier das Bild der Liebesvereinigung), indem ſie ihm in Geſtalt eines furchtbaren Ungeheuers erſcheint. Viele ſollen dabey vor Schrecken und Gräuel umgekommen ſeyn (ſ. deutſche Sagen von Grimm 1. Th. Nr. 13 und 222. p. 17 und 304 *). Auch heißt Hypermneſtra die Schlangenbraut, vergl. ὑπερα, Raupe, (Wurm, serpens), lat. vipera, und μνηστη, μνηστηρ, μνηστρον. Dieß nun könnte zu einer andern Vergleichung und Ableitung der Namen Danaos und Danaiden führen, als jene obige iſt, da hebr. תַּנִּים, תַּנִּין, Schlange heißt (lat. tinea, Wurm). So wären Danaos und die Danaiden in ihrem Namen ſämmtlich Schlangen. Es konnten aber Beide, Schlange

---

*) Wahrſcheinlich ſteht hiermit der Judaskuß in Verwandſchaft, durch welchen Chriſtus dem Tode überliefert worden ſeyn ſoll. Judas Iſcharioth iſt zunächſt zu vergleichen mit dem abtrünnigen Schüler Tewetat oder Diwahdet, mit welchem der orientaliſche Religionsſtifter Sommona Codam oder Schigemuni zu kämpfen hat. Jener kommt ſogar mit einer Kriegesſchaar, um dieſen zu fangen, der am Fuß eines Berges wandelt, wie Judas zum Oelberg kommt, um ſeinen Meiſter zu fangen (nach Majer's mythol. Lexikon I. p. 457). Dieß iſt indeß Verderbung des Urſprünglichen, daß Judas und Tewetat abtrünnige Schüler waren; ſie waren der Geiſt als Todesgott, wie es denn auch von Tewetat heißt, daß er, von der Hölle Awethi verſchlungen, daſelbſt als Herr des Unterreiches weile. Es kann vermuthet werden, daß ein Religions- und Sektengegenſatz jene Geſtaltung des Mythos erzeugt habe, und dieß wird dadurch beſtätigt, daß es eine Sekte des Diwahdet giebt, welche die des Schigemuni heftig anfeindet. — Jener Kuß des Judas — urſprünglich die todgebende Umarmung des Geiſtes, als des Todesgottes — ſcheint mit dem Küſſen Eſau's 1. Moſe 33. v. 4. identiſch, wo eine beſondere Tradition ſtattgefunden zu haben ſcheint. Das Wort וישקהו und er (Eſau) küſſete ihn, iſt nehmlich mit den ſogenannten punctis extraordinariis notirt worden und Rabbi Janna ſagte, dieß ſey deßhalb geſchehen, weil das Küſſen Eſau's (נשק) ein Beißen der Schlange (נשך) geweſen ſey. Mehr hierüber ſ. im 2. Heft.

und Tod, Hades dem Alterthum, das ſie ſymboliſch aufeinander bezog, auch gemeinſchaftliche Namen führen, und es können daher auch beiderlei Vergleichungen ihre Wahrheit haben.

Da der Geiſt theils weiblich, theils männlich vorgeſtellt wird, ſo wird ihm das ichheitliche Weſen des Menſchen hier als Braut und dort als Bräutigam vermählt, als Braut z. B. in der Fabel von Eros und Pſyche, welche letztere wie zum Leichenzuge gerüſtet auf einen Berg geführt und einer Schlange zur Braut überliefert werden ſoll. Hier iſt Pſyche in anderem Sinne, als Hypernmeſtra, die Schlangenbraut, nehmlich die Braut der Schlange, als welche der Geiſt erſcheint, dagegen Hypernmeſtra eben dieſer, die Braut als Schlange iſt. Zu Whida wurden die Negermädchen feierlich mit der Schlange vermählt, wie Böttiger (Ideen zur Kunſtmythol. p. 57.) beybringt, welcher ſagt: „Zuweilen bekommt die Abgötterſchlange Bräute, wie zu Lanuvium. Reine Jungfrauen mußten dort im Frühling an einem feierlichen Tage, wozu ganz Rom hinwallfahrtete, Opferkuchen in die Schlangengrotte tragen. So wie es die alten Schriftſteller erzählen, erſcheint die Sache allerdings mehr als eine Jungfrauenprobe zur Gattung der Parthenomantie. Allein es war eigentlich auf eine Vermählung mit dem Schlangenfetiſch abgeſehen und die Nachrichten, die uns Bosman und de Marchais von der großen Schlange in Whida gegeben haben, wo die Negermädchen ſo feierlich mit der Nationalſchlange vermählt wurden, enträthſeln auf einmal das ganze Spiel.“ Reine Jungfrauen mußten Lanuviums Schlangenbräute ſeyn, wie dort in der deutſchen Sage nur ein reiner Jüngling die verzauberte Schlangenjungfrau erlöſen kann, wie dort der der Schlangenjungfrau Hypermneſtra vermählte Lynkeus der Reine iſt und heißt. Von der heiligen Schlange hatte Lanuvium auch vielleicht den Namen, vergl. altd. lande, Schlange, und unſer Schlange (s-lange mit vorgeſchlagenem Ziſchlaut) ſelbſt. Es möchte hieher auch die Fabel von Minos gehören, von welchem Schlangen giengen und der ſo durch ſeine Umarmung die Weiber tödtete, welchem Schickſal jedoch Prokris entgieng, die hier daſſelbe, was in obigem Mythos der dem Tode entgehende Lynkeus iſt. Minos, wie wir in der Folge näher erörtern werden, iſt der Geiſt als Todesgott, wie Danaos mit ſeinen Töchtern, den mordenden Schlangenbräuten. Ueber den Namen **Prokris** ſ. 2. Heft.

XX. Erichthonios, Triptolemos und Jaſion.

Athene iſt Jungfrau, aber ſie hat dennoch einen Sohn — einen Sohn des Geiſtes, den Heiland **Erichthonios**, den **Heilgeber**, von אֲרֻכָה und חֵנָה, lat. danere, donare. Aus der Lehre, daß er ihr Sohn bey unbefleckter Jungfrauſchaft geweſen, hat ſich wohl die Fabel von des Hephaiſtos verſchüttetem Saamen gebildet. Athene hat den Erichthonios in ihren Tempel genommen und da erzogen, — der Geiſt nimmt den wiedergeborenen Sohn in ſein Inneres auf, ſo wie er als Apollon den Aineias in ſein innerſtes Heiligthum auf Pergamos trägt. Erwachſen errichtet Erichthonios die Statue der Athene und führt die Panathenäen, den Dienſt des Geiſtes, ein. Es gehört dieſer Mythos zu den orientaliſchen von den Heilanden und Religionsſtiftern, die von ihren Müttern als reinen Jungfrauen geboren waren. Im Heiligthume der Athene hatte Erichthonios auch ſein Grab — ſein **Heilands**grab.

Iſidorus Peluſiota ſagt: „Paulus durchzog, dem Ackermann auf dem Flügelwagen gleich, die ganze Erde und ſtreuete unter die Unwiſſenden die göttliche Botſchaft aus.“ Es war nur ein anderes gleichbedeutendes Wort für *εὐαγγέλιον*, wenn von Triptolemos ein **Eumolpos** ſtammte, der die Weihen zu Eleuſis eingerichtet, und er ſelber, Triptolemos hieß der Mann **der neuen Geiſtesſaat**, vergl. טרף arab. neu ſeyn, טָרָף, friſch, recens und תֶּלֶם, Saatfurche. Hieß dort der Geiſt Athene, ſo heißt er hier

Demeter und aus dieſer, als des Geiſtes, Händen empfängt Triptolemos die Aehre des neuen Lebens*). Ihm zeigt ſie auch ihren Opferdienſt, ihre Orgien. So war er ein Stifter der Geiſtesreligion, wie der Heilgeber Erichthonios. Er iſt identiſch mit Jaſion, mit welchem verbunden Demeter die Fülle des Segens Plutos zeugt (was nach Kanne im Pantheon p. 583 im ſlaviſchen plod noch das Getraide, plodnost, Fruchtbarkeit, im Mittelalt. bladum, franz. le bled, frumentum bedeutet). Wie Erichthonios mit ſemitiſchen Namen der Heiland heißt, ſo Jaſion mit griechiſchen, wiewohl auch der Name Jaſion aus den Semitiſchen gedeutet werden kann, vergl. יְשׁוּעָה, Hülfe, Rettung, Heil, יְהוֹשׁוּעַ, יְהוֹשֻׁעַ, Josua, Jesus, was vielleicht nur mit glücklichem Zuſammentreffen der Bedeutungen in Jaſion umgeformt worden iſt. Die Verbindung mit Demeter brachte dem Jaſion, deßhalb den Tod, weil die Vereinigung mit dem Geiſte der unwiedergeborenen Selbſtheit und Natürlichkeit den Untergang bringt. In der Umarmung der Göttin ſoll Jaſion geſtorben ſeyn. Da iſt Demeter dem Jaſion jene Todesbraut Perſephone, wie dem Dionyſos, der als neues Leben Jakchos aus ihr wiedergeboren werden ſoll. Begeiſtert von Demeter und Perſephone ſoll Jaſion in mehrere Länder gekommen ſeyn, und die Orgien dieſer Gottheiten gelehrt haben. „In der höhern Würde des zum Gotte gewordenen Heros ſtand Jaſion als göttlicher Heiland und Vollender da, als Heiland der Seelen, denen er die Rückkehr bereitet an den göttlichen Ort durch die Pforte der Götter" (Creuzer's Symbol. III. 534). Auch Joſua war der Führer zur Heimath (ſ. die Note a. E. dieſer Schrift).

---

*) Hier werden wir in Erinnerung an das oben V. über den ährenbringenden Apollon Geſagte zu der Frage veranlaßt, ob nicht in dieſem Aehrenbringen auch eine höhere Bedeutung und myſtiſche Seite geweſen, wie wir hier bey Triptolemos und Demeter anzunehmen, uns bewogen ſehen. Auch Vater konnte Apollon in höherem und myſtiſchem Sinne ſein, wie Demeter, Athene ꝛc. Mutter nennen.

XXI. Ueber die Religion der alten Aegyptier.

(Vergl. oben unter VI, p. 74 und 77 ff.).

Oſiris iſt der Sohn, Iſis der Geiſt als Gattin und Mutter des Sohnes, wie ihn das Alterthum darzuſtellen pflegte, Horos der wiedergeborene Oſiris, Typhon der finſtere Naturgrund, das dem ſchaffenden Gotte negative baſiſche Weſen. Der beglückende Eroberungszug des Oſiris iſt der Entwicklungsweg des ſchaffenden Logos durch die Natur; Waffen hatte er nicht nöthig, heißt es, durch Muſik und Rede beugte er die Völker; er war nehmlich das ſchaffende Wort. Durch Typhon wird Oſiris getödtet, in den Kaſten verſchloſſen, zerſtückelt, Bilder der Entäußerung des ſchaffenden Logos in den Naturgrund und der Zerreißung deſſelben in die Vielheit des weltlichen Seyns. Horos iſt Oſiris als aus dem Tode auferſtandener und das in zweifachem Sinne, erſtlich als Naturleben, zweitens als aus dem Geiſte wiedergeborener. Oſiris iſt erſchlagen von Typhon, der ſchaffende Gott verſchlungen von der Materie, aber er durchbricht ſie als Horos, was wahrſcheinlich den jungen, verjüngten, neuen bedeutet *), der ſtarke Horos wird des Vaters Rächer, Typhon unterliegt und wird gefangen. Das iſt die urweltliche Zeit, die dann in Entzweiung übergeht. Der zu ſeinem Ausgange fortgehende Geiſt iſt es ſelbſt, der die Entzweiung bringt,

---

*) Dieß vermutheten wir zunächſt aus dem Mythos ohne ſprachlichen Grund, jetzt iſt es uns wahrſcheinlich, daß Horos Eins ſey mit des indiſchen Gottes Viſhnu (des Sohnes) Beynamen Haris (was nach Bohlen im alten Indien gleichbedeutend iſt mit harit, grün) — wohl im Sinne von frisch, bluhend, jung, neu (viridis). Bohlen a. a. O. ſagt: „Wie Kriſhna mit den Strahlennimbus umgeben, auf dem Schooße der himmliſchen Jungfrau (dieß iſt Viſhnu als aus dem Geiſte wiedergeborener) abgebildet erſcheint, eben ſo Horus auf dem Schooße der Iſis, ſelbſt ſein Name ſcheint mit Haris, der dem Viſhnu zukommt, zu ſtimmen.“

ſomit das durch die erſte Einigung bewältigte Negative losläßt, dem finſtern Naturgrund ſeinen Aufſtand aus der Latenz möglich macht. Darum löſt Iſis im Mythos die Bande des gefangenen Typhon. Und da hier Sohn und Geiſt ſich entzweien, indem der Sohn als freies Ich aus dem Geiſte tritt, der Geiſt aber hiedurch ſeiner urweltlichen Herrſchaft verluſtig wird, ſo heißt es, Horos habe im Zorne der Mutter das ſtrahlende Diadem vom Haupte geriſſen, wofür nun Iſis eine Kuhhaut mit Stierhörnern trägt, zum Zeichen der Negativität, in die der in die Tiefe geworfene Geiſt nun übergeht. Was nun weiter zu folgen hat, die Verſöhnung durch den Tod der freien Selbſtentäuſſerung des Sohns, wird in's Myſterium gehüllt. Da leidet und ſtirbt Oſiris in einem andern Sinne und Horos wird in einem andern der Iſis Sohn, der Säugling des neuen Geiſtlebens, wie Jakchos-Dionyſos der an der Mutterbruſt der Demeter liegende neugeborne Gott. Auf jenen zweiten Tod beziehen ſich jene altägyptiſchen Crucifixe, dahin gehört auch wohl der myſteriöſe Beſas d. i. Pesach, das Paſchalamm (ſ. oben). Noch Einiges über Aegypten ſ. in der folgenden Nummer a. E.

XXII. Ueber die Avatara's Viſhnu's.

Waſſer iſt nach alter Symbolik der Anfang der realen Dinge, aus den Waſſern, d. h. dem Unbeſtimmten (der Entäußerung) iſt die Welt geworden, daher erſcheint Viſhnu zuerſt als Fiſch. Dann entſteht das Beſtimmte, Feſte, darum nimmt Viſhnu darauf die Geſtalt eines Amphibiums, dann eines Landthieres an. Aus der Thiergeſtalt aber, welche die niedrige Natürlichkeit bezeichnet, geht der Gott in die menſchliche über, entwickelt ſich zur höheren, geiſtigen Exiſtenz. Den Uebergang bezeichnet die Geſtalt eines Menſchthieres (Mannlöwen, Menſchen mit einem Löwenhaupte oder Löwen mit Menſchenhaupt), die Viſhnu nun annimt.

Zugleich wird der Uebergang aus der Thiergeſtalt in die menſchliche als Uebergang aus Finſterniß in Licht dargeſtellt, denn Vishnu erſcheint hier in der Dämmerung*). Ja daß es Uebergang iſt, wird noch deutlicher dadurch bezeichnet, daß Vishnu hier auf der Schwelle erſcheint (er erlegt den Tyrannen — d. h. den Naturgrund — als Mannlöwe auf der Thürſchwelle in der Dämmerung). Zuerſt ſodann zeigt ſich der Gott als Zwergmenſch in unſcheinbarer Geſtalt, dann als menſchlicher und halbgöttlicher Held und Krieger, endlich als Gott und geiſtlicher Lehrer, wo dann nur noch die Erſcheinung zum letzten, abſchließlichen Kampfe der Weltentwicklung übrig bleibt, entſprechend der richterlichen Zukunft Chriſti in unſerer Religion. Alſo eine Darſtellung des Ganges der ganzen Welt- und Gottes- (Logos-) Entwicklung von Anfang der Schöpfung bis zum jüngſten Tag und Gericht. Nirgends erſcheint das Syſtematiſche und Totale der religiöſen Weltanſchauung des Alterthums einleuchtender und glänzender, als in dieſer Avataralehre Indiens, mit der wir die mythologiſchen Darſtellungen dieſes Heftes beſchließen wollen, indem wir noch darauf aufmerkſam machen, daß die Entwicklungsſtufe der Krishnaavatara diejenige iſt, welche Gegenſtand der Myſterien des Alterthums war und nachher vom Chriſtenthum mit Abſtreifung alles unter ihr liegenden Naturdienſtes ganz für ſich und ausſchließlich herausgeſtellt und zur öffentlichen und alleinigen Volksreligion gemacht ward, ſo daß man ſagen kann, das Chriſtenthum ſey nur das geoffenbarte und in's Volksleben ſchrankenlos herausgetretene Myſterium des Alterthums und dieſes ſey das im Heidenthum noch als Myſterium wie im Kerne verſchloſſene und im dunkeln Schooße der Erde ſich zu entwickeln beginnende Chriſtenthum geweſen, das dann unter dieſem Namen an's Licht hervorbrechend als ein mächtiger Baum in die Lüfte ſchoß und ſeine Zweige über die Welt verbreitete. Denn mit Krishna's Avatara beginnt die Umkehrung in den Geiſt durch den Tod der mit dem Geiſt entzweiten Selbſtheit und Natürlichkeit und die Neugeburt im Geiſte, da der Sohn als Säugling des neuen Lebens an der Mutterbruſt des Geiſtes, Krishnas als göttliches Kind mit dem Strahlennimbus an der Bruſt der Mutter Devagi liegt. Auch wurde Krishnas als der ſterben müſſende und freiwillig in ſeinen Tod Gehende dargeſtellt, worüber künftig ein Näheres. Dieſer Tod iſt derſelbe, den als myſteriöſer Gott auch Oſiris in Aegypten, Dionyſos in Griechenland ſtarb und aus dem Oſiris als Horos, Dionyſos als Jakchos, die an der Mutterbruſt der Iſis und Demeter liegen, neugeboren wird. Dieſe Neugeburt wird auch auf Denkmalen der Mithrasreligion (vergl. oben VI.) auf eine mit der chriſtlichen Abbildungsweiſe ſo übereinſtimmende Weiſe ausgedrückt gefunden, daß uns, die wir gewöhnt ſind, das Chriſtenthum ohne allen Zuſammenhang mit der heidniſchen Vorwelt zu denken, das höchſte Staunen ergreift, ſo wie es uns auf's Aeußerſte befremdet, wenn uns altägyptiſche Denkmale die Verehrung eines **Gekreuzigten** im vorchriſtlichen Aegypten zu bezeugen ſcheinen. Hier in Aegypten ſcheint dieß Myſterium des Alterthums ſeine tiefſte Vertiefung in ſich erreicht zu haben und von daher möchte auch dem Chriſtenthum durch den Kanal des Judenthums, das zur Veröffentlichung des Myſteriums des Alterthums vom Geiſte beſtimmt geweſen *), ſeine weſentlichſte Quelle fließen.

---

*) Man kann dieß in folgender Tabelle veranſchaulichen:

I. Finſterniß — Thiergeſtalt.
    1. Waſſer — Fiſch.
    2. Uebergang zum Feſten — Amphibium.
    3. Feſtland — Landthier.
II. Uebergang zum Licht, Dämmerung — Menſchthiergeſtalt.
III. Licht — Menſchengeſtalt.

---

*) Die Juden waren allem Anſchein nach ein africaniſcher Volksſtamm des alten Aegyptens geweſen, was ein Phyſiolog ſelbſt aus der gleichen Form der altägyptiſchen und jüdiſchen Schädel beweiſen wollte, ſo daß die Abſtammung der Juden von einem nomadiſchen Fürſten Aſiens und ihrer Einwanderung in Aegypten bloß Fabel ſey. Die angeblichen Altväter der Juden ſind lauter ſymboliſ

mythiſche Figuren; ſo haben wir oben in Joſeph ein ägyptiſches Symbol, den Phönix, aufgezeigt. Auch mit Moſes und Joſua verhält es ſich ſo, wiewohl der Erzählung vom Auszug aus Aegypten eine hiſtoriſche Thatſache zu Grunde liegen mag, auf welche eine Fülle von alter Mythologie übergieng und hiſtoriſche Form annahm (vergl. die Nachweiſung ſolchen Falles im 2. Hefte von „Phil., Rel. und Alterth.“ in der Abhandlung über Eppelein von Gailingen). Wir werden ſpäter dieſen Mythos von Moſes und Joſua auseinanderſetzen und bemerken hier nur, daß Joſua, deſſen Name bekanntlich derſelbe mit Jeſus iſt, den Heiland und Erlöſer der Welt bezeichnet, der in den Jſraeliten die Menſchheit und Geiſterwelt in ihre alte Heimath, die höhere Welt, führt, aus der die Geiſter nach alter Lehre geſunken ſind.

Das Paſchalamm iſt nach Obigem (VI. und XXI.) ein ägyptiſches Myſterium geweſen, ſelbſt unter gleichem Namen in Aegypten verehrt, vergl. auch oben über den Widder des Phrixos, der daſſelbe iſt, was das hebräiſche Paſchalamm und das ſündentragende Lamm Gottes des neuen Teſtamentes.

Wir ſchließen mit folgendem Satze als Ergebniſſe unſerer Forſchungen, das, wie wir hoffen, die Folgezeit im vollſten Maaße anerkennen und bewähren wird: **das innerſte Myſterium des Heidenthums, insbeſondere der geheimnißvollen ägyptiſchen Religion, liegt in dem allerbekannteſten und verbreitetſten Buche der Welt, in der Bibel, veröffentlicht da**, wiewohl auch in dieſer Veröffentlichung ein Myſterium bleibend, das nur eine in's Tiefſte gehende Wiſſenſchaft und Philoſophie erſchließt.

Zuſätze.

Zu p. 2 ff. J. Böhme ſagt: „Der Anfang der Schöpfung hat dieſe Welt als ein Modell in ſich geſchloſſen und das Ziel gegründet, darin ſind nun die Wunder eingeſchloſſen worden, welche ſollten im Mittel und in der Zeit eröffnet werden und zum Weſen kommen (realiſirt werden), welche waren von Ewigkeit in der Weisheit in Gottes Magia geſehen worden; ſind dieſelben Wunder alle im Weſen (real geworden), ſo iſt das Ziel vorhanden und keine Zeit des Suchens mehr, denn es iſt vollbracht; was Gott in ſeinem ewigen Rath hatte, das hat er erfaſſet und eröffnet in einer Zeit. Nun iſt der Zeit (des Weltprozeſſes) Ende da, und der Anfang hat das Ende gefunden.“ (40 Fragen von der Seele 30 Fr. §. 19.)

Zu p. 10 und 13. Dieſe Symbolik der nordiſchen Mythologie, daß die erſte, baſiſche Concentration des göttlichen Realiſationsprozeſſes durch Kälte und Gefrieren bezeichnet wird, findet ſich wieder bey Jacob Böhme. „Die Gottheit, ſagt er (Aurora C. 13, §. 55.) hat in ihrer innerlichſten und anfänglichſten Geburt im Kerne eine gar harte, erſchreckliche Schärfe, indem die herbe Qualität gar ein erſchrecklich, hart, finſter und kalt Zuſammenziehen iſt, gleich dem Winter, wenn es grimmig kalt iſt, daß aus dem Waſſer Eis wird.“

Zu p. 17 f. Da p. 17. von der dionyſiſchen Welt — der Welt der in die Vielheit zerſtreuten göttlichen Perſönlichkeit — die Rede iſt, ſo hätte p. 18. die dieſe Vielheit in ſich aufhebende univerſelle Geiſtigkeit als apolliniſche

Natur bezeichnet werden können. Man ſehe den Aufſatz über Apollon p. 39 ff., in Beziehung auf obigen Gegenſatz p. 41 f.

Auch ſchon p. 15. in der Note wäre es paſſend geweſen, die einigende Natur Apollons im Gegenſatz der dionyſiſchen Vielheit und daß Apollon die Glieder des Dionyſos ſammelt, anzuführen. Vergl. auch Creuzer's Symb. I, 456 über Memnon und Aurora.

Zu p. 43. Zu den Beiſpielen von Wörtern, welche Luft und Geiſt, Seele bedeuten, kann hinzugefügt werden: *πεμφις*, Hauch, Wind, Athem, Luft und Seele, Leben — *ατμη*, *ατμις*, *ατμος*, *ατμαινω*, *ἀϋτμη*, *ἀϋτμην*, deutſch Athem, athmen, Odem, ſanskr. atman, Geiſt, jivatma, lebende Seele, Lebensodem, Brahmatma, Gottesodem (vergl. Bohlen's Geneſis p. 25). — Von *ανεμος*, animus findet ſich im Sanskr. die Wurzel an, respirare, vivere.

Zu p. 80. **Perſeus** (*περθω*, *πρεθω*, *πρηθω*, entflamme, *πρηστης*, der feurige Wetterſtrahl) iſt der als ſtrahlender Stern des neuen Lebens aus Grab und Tod aufſteigende Gottesſohn (vergl. p. 75 f.); aber mit dem Sohne ſteigt auch der ausgehende Geiſt in die neue, höhere Exiſtenz empor; deßhalb ſind die beiden den Alten ein Doppelgeſtirn in den Dioskuren, die als Schöpfer und Heilande aus Leben in Tod und aus Tod in Leben gehen und als rettende Lichter den Menſchen erſcheinen. Auch haben ſie einen dem Namen **Perſeus** (Stern) ähnlichen und wohl gleichbedeutenden Namen: *Λαπερσαι* d. i. Sterne des Glanzes, Strahlenſterne, *λα* nehmlich von *λαω*, leuchte, glänze (ſ. **Riemer** unter *ΛΑΩ*), vergl. den Stern des Glanzes Zoroaſter und den Namen שְׁחַר בִּוְנִי im Perſ. leuchtender Stern. Ausführlich über die Dioskuren gedenken wir künftig zu handeln.

Zu p. 95. Die Bedeutung Terminus hatte auch wohl der als unförmlicher Stein verehrte Zeus *Κασιος*, vergl. קְצָה, Ende, Grenze.

Zu p. 106. Ein Beyſpiel ſolcher Umkehrung der Wortſtellung, wie hier als möglich angenommen, giebt das alte

Teſtament im Namen אליעם 2 Sam. 11, 3., welcher 1 Chron. 3, 5. umgekehrt עמיאל lautet. Die in Catamitus angenommene Wortſtellung findet ſich auch ſonſt im Hebräiſchen. So in יהשבע, Jehova's Eid, יוכבד, Jehova's Ruhm.

Zu p. 111. Was die hier gegebene Auslegung des Räthſels der Sphinx betrifft, deſſen Auflöſung der Menſch iſt, ſo kann man folgende Worte Schelling's vergleichen: „Wie aus einer unabſehlichen Tiefe emporgehoben erſcheint die Subſtanz ſchon in Pflanzen und Gewächſen, bis in thieriſchen Organismen hypoſtaſirt das erſt grundloſe Weſen dem Betrachter immer näher und näher tritt und ihn aus offnen, bedeutungsvollen Augen anblickt. Immer zwar ſcheint es noch ein Geheimniß zurückbehalten zu wollen und nur einzelne Seiten von ſich ſelbſt zu offenbaren." Ueber das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur in der Schrift von der Weltſeele p. LIII. Dieſelbe Betrachtungsweiſe iſt, wenn wir recht ſehen, dort vom Alterthum ausgeſprochen und niedergelegt. Das Wort des Räthſels der Sphinx iſt der Menſch; — mit der Erſcheinung des Menſchen iſt das Geheimniß enthüllt, das die Natur in ſich verſchloſſen trug, und Oidipus, der das Wort des Räthſels ſpricht, iſt das bis zur Menſchengeſtalt durch die Materie hindurchgedrungene, ſich hindurchgebildet habende ſchaffende Wort (Logos) ſelbſt.

Zu p. 119 und 122. Sanskr. sak und sank, heilig ſeyn (Bohlen das alte Indien II, 449 f.).

Zu p. 127. חתן, chatan, Bräutigam iſt das perſiſche kadan, Umgang mit einem Weibe haben, deutſch Gatte, begatten, Gattung (wie genus, γενος von γενω, gigno), Κοτυς, δαιμων παρα Κορινθιοις τιμωμενος εφορος των αισχρων (Suid.), Kotytto, Kotyttien, die Liebesgöttin Kythere, plattdeutſch Kutte, das weibliche Glied.

Berichtigungen.

S. 34. Zeile 15. von unten iſt nach: **Heiligkeit** einzuſchalten: und **Gerechtigkeit.**

S. 58. ſoll die Note folgendermaaßen beginnen:

Der Nachtheil der Schutzpockenimpfung für das Leben der Menſchheit iſt dieſer zweifache: erſtlich, daß der oben beſprochene Kampf der Natur mit ihrem allgemeinen Feinde verhindert wird, und zweitens: daß ein beſonderes Prinzip chroniſcher Krankheitsentwicklung auf die der Impfung unterworfenen Individuen übergetragen wird und ſo die Blüthe der Menſchheit von vorn herein auf's Verhängnißvollſte vergiftet und zerrüttet zu werden pflegt. Der Verfaſſer ſelbſt ꝛc.

Gedruckt bei Hilpert's Wittwe in Erlangen.

Entdeckung

eines

Complotts wider Religion und Chriſtenthum

gemacht durch

Eſchenmayer's Schrift:

„Conflict
zwiſchen Himmel und Hölle an dem Dämon
eines beſeſſenen Mädchens“

von

Dr. Amadeus Ottokar.

Nürnberg, 1837.
Verlag von Bauer und Raspe.
(Julius Merz.)

Der alte, böſe Feind,
Mit Ernſt er's jetzt meint,
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erd' iſt nicht ſeins Gleichen.

Luther.

Eſchenmayer's Schrift: „Conflikt zwiſchen Himmel und Hölle an dem Dämon eines beſeſſenen Mädchens" hat uns mit dem höchſten Erſtaunen erfüllt, und wir entdeckten darin etwas ſo Gräuliches, Entſetzliches und Bedrohliches, daß wir nicht umhin können, dieſe Entdeckung zur Warnung der Chriſtenheit hiemit öffentlich bekannt zu machen. Wir werden beweiſen, daß Eſchenmayer und ſeine Conſorten nichts Anderes im Sinne haben, als Religion und Chriſtenthum völlig herunterzubringen und mit Spott und Schande zu bedecken, die Kraft Gottes und Chriſti und den Namen Chriſti der Gewalt und Liſt der Hölle gegenüber als kraftlos und nichtig erſcheinen zu laſſen, Gott und ſeine Boten als Geiſter der Lüge und Täuſchung darzuſtellen, die Ausſprüche Chriſti und der heiligen Schrift Lügen zu ſtrafen, alles Vertrauen auf Gott, ſeine Macht, Wahrheit und Hülfe zu Boden zu ſchlagen, und unter dem Scheine des Eifers für Gott und Chriſtus einen großen Sieg der Hölle über den Himmel, des Teufels über Chriſtus herbeizuführen. Nie iſt wohl ein antichriſtlicheres, heilloſeres und gefährlicheres Buch geſchrieben worden, als dieſes Eſchenmayer'ſche. Man höre und urtheile!

Es wird uns hier wieder eine jener Perſonen vor Augen gebracht, die, wie behauptet wird, von einem Dämon, einem verſtorbenen Menſchen und nunmehrigen Geiſt der Hölle, beſeſſen ſind, um deſſen Austreibung es ſich handelt. Es wird nach Eſchenmayer's Darſtellung lang und viel zu dieſem Behufe verſucht und gearbeitet, und das nicht nur von chriſtgläubigen Menſchen mit allen zu Gebote ſtehenden geiſtlichen Mitteln und Waffen des Glaubens und Chriſtenthums, ſondern auch von einer Anzahl dazu von Gott geſendeter Engel, worunter Gabriel und »der ſtarke Michael, der einſt den Satan auf die Erde geworfen«, und der Dämon wird dennoch nicht überwältigt und verhöhnt alle dieſe Anſtrengungen; nachdem insbeſondere dieſer ſtarke Engel Michael einen dreimaligen fruchtloſen Verſuch gemacht, den Teufel auszutreiben, bekommt ein verſoffener, von einem ſich wahnſinnig gegen Gott empörenden Hochmuth erfüllter Schneider den göttlichen Auftrag, einen nochmaligen Verſuch zu machen, ja ſpäterhin kommt ſogar der Befehl vom Himmel, assa foedida oder Teufelsdreck zu Hülfe zu nehmen; mehrmals werden von Engeln und ſeeligen Geiſtern beſtimmte Zeitpunkte der Befreiung angekündigt und das beſeſſene Mädchen bleibt unbefreit und verfällt darüber in Zweifel, Verzweiflung und Gedanken des Selbſtmordes; auch der Dämon, der zu Gott zurückzukehren wünſcht, findet bei völliger Ergebung und höchſtem Glaubensaufſchwung ſeine ihn vom Himmel herab gemachten Hoffnungen auf nahende Hülfe und Errettung getäuſcht und wird dadurch natürlich noch erboſter und feindſeeliger gegen Gott und Chriſtus, als vorher; das Ende iſt, daß der ſtarke Engel Michael ſein Bedauern und ſeine Betrübniß über die ſtets mißlingenden Austreibungsverſuche ausdrückt, und daß

Menſchen und Engel ihre Bemühungen um Dämon und Beſeſſene aufzugeben und die Unglückliche ihrem Elende zu überlaſſen, ſich genöthigt ſehen; das Mädchen iſt bis auf dieſe Stunde noch von dem Höllengeiſte beſeſſen, und es iſt zu befürchten, daß es »mit völliger Geiſtesabſtumpfung« oder mit »leiblicher Auszehrung« enden werde. Schon aus dieſem gedrängteſten Auszuge der Eſchenmayerſchen Darſtellungen wird in die Augen ſpringen, daß Eſchenmeyer und ſeine Geſellen des chriſtlichen Glaubens auf eine fürchterliche Weiſe haben ſpotten und die Lehre aufſtellen wollen: daß es mit Chriſtus und Chriſtenthum nichts ſey, und daß Hölle und Teufel ſtärker ſeyen als Gott, ſeine Engel und ſeine Gläubigen. Wir wollen dieſe unerhörte und beyſpielloſe Sache nun aber auch in ihrer ganzen Beſtimmtheit und Ausführlichkeit vor Augen legen und zur unläugbarſten Gewißheit des geneigten oder ungeneigten Leſers bringen.

Es heißt, es ſey mehrmals im Namen Chriſti und im Glauben an Chriſtus förmlicher Exorcismus vorgenommen worden, und der Teufel fuhr dennoch nicht aus. Nun weiß Jedermann, daß Chriſtus verheißen hat, daß man werde Berge verſetzen können, wenn man nur einen Glauben ſo groß als ein Senfkorn beſitze, und daß er ſeinen Jüngern und Gläubigen als ſolchen die Macht der Austreibung über die unſaubern Geiſter gegeben; Ev. Marci c. 16, v. 17. 18. thut er bei ſeiner Himmelfahrt den unbedingten Ausſpruch, daß diejenigen, die glauben werden, die Macht haben ſollen, Teufel auszutreiben und Kranke zu heilen; dadurch nun, daß ein Beiſpiel aufgeſtellt wird, wie eine wiederhohlte gläubige Beſchwörung im Namen Chriſti unnütz geweſen und von dem Dämon verhöhnt worden ſey, wird offenbar der Glaube an Chriſtus und der Name Chriſti zu Spott und Schanden gemacht und das Evangelium Lügen geſtraft. Ja dieß letztere wird p. 10 förmlich gethan, indem gelehrt wird, daß auch bei »vollem Glauben« die Austreibung eines Teufels mißlingen könne. Daher kann es nur als Hohn erſcheinen, wenn es p. 101 heißt: »Wir haben durchaus keine andere Waffe gegen die Unnatur (worunter Eſchenmayer Hölle und Teufel verſteht), als den Namen des Herrn. Wer ihn im vollen Glauben anruft, dem wird die Kraft zum Streit nie fehlen. Jeden, ohne Ausnahme, der in und mit dem Namen Chriſti ſtreitet, verleiht der Herr auch die Kraft« — und p. 205 f.: »Dieſe Geſchichte unterrichtet uns von der Kraft des Namens Jeſu als dem Ueberwinder des Satans und alles Böſen« — und wenn p. 145 aus dem lutheriſchen Kirchenlied mit ausgezeichnetem Druck die Stelle angeführt wird: »Ein Wörtlein kann ihn fällen« (den Teufel nehmlich).

Einer der Frommen und Gläubigen, die ſich um das beſeſſene Mädchen bemühen, iſt der Schneider, Prophet, Geiſterſeher, Magier und Exorciſt Dürr, der bei den Teufelsaustreibungsverſuchen eine große Rolle ſpielt. Von dieſem Menſchen wird p. XI berichtet, daß er ein Trunkenbold ſey, und wie er ſich damit zu entſchuldigen pflege, daß er des Weines ſchlechterdings benöthigt ſey, um ſich bei ſeinen Curen zu ſtärken, daß dieſer hiebei ſein einziges Stärkungsmittel ſey: »Wo ſoll ich denn, ſo lauten ſeine Worte, die Kraft zu meinen Curen hernehmen? Eſſen kann ich nicht beinahe nichts, und anderswoher kann ich ſie auch nicht erſetzen. Der Wein iſt mein einziger Erſatz.« Wer erkennt hier nicht den abſcheulichſten Hohn gegen das Chriſtlich-Heilige? Es giebt dieſer Aeußerung zu Folge nichts Anderes, was dieſen frommen Mann ſtärken kann, als den Trunk; der Glaube an Chriſtus, die Kraft Gottes und Chriſti, auf die wir bei ſolchen Krankheiten durch Chriſtus einzig angewieſen ſind, iſt nichts, durch ſie kann er nicht heilen und Teufel austreiben, der Wein thut es, nur der Wein; wenn er den Wein nicht hätte, könnte er nichts — hat man je aus ſcheinheiligem Frömmlermunde etwas Frecheres und Ruchloſeres gehört? Hiemit iſt ja Bibel und Chriſtenthum total umgeſtoßen und der Glaube und Name Chriſti, in welchem die Teufel auszutreiben, durch Bibel und Chriſtus geboten wird, für völlig nichtig erklärt. Von einem ſolchen Menſchen iſt doch wohl Alles zu glauben, z. B. wenn er einmal, wie p. 64 erzählt wird, das beſeſſene Mädchen in ſeinem Bette übernachtet und ſich zu ihr in's Bette legt.

Nach p. 112 berichtete die Beſeſſene einmal, daß ihr Gott Nachmittags einen Engel ſenden werde, der ihr ſchon Vormittags erſchienen war und ſeine Wiederkunft vorausgeſagt hatte. Darauf entgegnete Dürr: »Ja, ich werde dir den Engel . . . . (er nannte ihn mit Namen) zuſenden.« *) Gott hat alſo

---

*) Die Benennung iſt auch bei Eſchenmayer unterdrückt. Warum?

beſchloſſen, jenen Engel zu ſenden, und der Schneider, als einer, der Macht hat, willkürlich Engel zu commandiren, macht einen Gegenbeſchluß, verkündet, dafür einen andern zu ſenden, und ſetzt ſich ſomit gegen Gott und über Gott und ſeine Engel. Welch eine wahnſinnig ſataniſche Empörung gegen Gott! Und dieſer in tollſtem Hochmuth wider Gott ſtreitende Trunkenbold, der da behauptet, er treibe die Teufel aus in Kraft des Weins und der Wein, in welchem er ſich betrinke, ſey die einzige Quelle der Kraft für ihn bei ſeinen exorciſtiſchen Curen, wird als ein Menſch dargeſtellt, der eine beſondere und außerordentliche Fähigkeit habe, Teufel auszutreiben, mit himmliſchen Geiſtern in vertrautem Verkehr ſtehe, und ſie zur Hülfe herbeirufen könne (p. IX. 29. 35. 150.)! Bis zu dieſem Grade ſteigert ſich der Hohn, den dieſe Menſchen mit der Religion treiben und die Schmach, den ſie auf den Himmel häufen! Wenn Gott vorzugsweiſe *ſolche* Menſchen auswählt, um für ſein Reich zu wirken und gegen ſeine Feinde zu ſtreiten, und wenn die himmliſchen Geiſter ſich vorzugsweiſe *ſolchen* Menſchen offenbaren, mit ihnen umgehen und ihnen zu Dienſten ſind, was muß man dann von Gott, was von dieſen himmliſchen Geiſtern denken?!

Ein Hauptſkandal iſt ferner folgender: Mehrfach wird von himmliſchen Geiſtern und Boten Gottes Hülfe, Erlöſung und Befreiung als nahe bevorſtehend oder in beſtimmten Zeitpunkten erfolgen ſollend zugeſagt, und erfolgt dennoch nicht. Auf dieſe Weiſe wird ſowohl der Dämon, als die Beſeſſene getäuſcht und zu Unmuth, Zweifel, Verzweiflung und Abfall gereizt.

Was für's Erſte den Dämon betrifft, der zu wiederhohlten Malen in der ernſtlichſten Umkehr begriffen iſt und den lebendigſten Glauben, die volleſte Zuverſicht auf Gott und Chriſtus zu erkennen giebt, ſo ſagt zu ihm p. 39 der Schutzgeiſt Anton: daß es jetzt droben im Himmel: »Freude, Freude!« heiße, und p. 40 wird am 1. Novemb. den Augen des Dämons ſogar der Himmel geöffnet, der bereit ſey, das verlorene Kind wieder aufzunehmen, und die Seeligen winken und rufen ihm zu: »Ach, ach, bald heißt es: Gehe ein zu deines Herrn Freude. O Freude, Freude, Freude!« Nach p. 41 erwarten alle, auch der Prophet Dürr, 5 Uhr als die Stunde der Erlöſung, ſtatt dieſer aber tritt p. 42 ein furchtbarer Kampf ein, der Himmel iſt verſchloſſen, Alles iſt Nacht, die Pforten der Hölle wollen den reuigen Sünder überwältigen, der in Todesangſt um Barmherzigkeit zum Himmel ruft. Dennoch bleibt der Dämon feſt in Glauben, Reue und Gebet. Am 9. Novemb. kehren die Anfechtungen des Satans in verſtärktem Grade wieder und nun wird der Dämon rückfällig. Als Grund wird p. 57 f. die fehlgeſchlagene Hoffnung auf baldige Erlöſung aufgeſtellt, und bemerkt: »Nichts ſchlägt den Muth mehr nieder und macht den Menſchen geneigter zu entgegengeſetzten Vorſätzen und Handlungen, als eine vereitelte Hoffnung.« Eſchenmayer kennt alſo dieß phychologiſche Moment recht gut, der Himmel hätte es aber nach ſeiner Darſtellung nicht gekannt oder nicht berückſichtigen wollen, und der Himmel erregt aus Unverſtand oder böſem Willen Hoffnungen, die nicht in Erfüllung gehen; die

Himmliſchen kündigen ſchleunig bevorſtehende Aufnahme in den Himmel an und thun, als wäre bereits alle Schwierigkeit beſiegt; ſtatt deſſen aber wird der Hölle Macht gegeben, ihre Angriffe zu verſtärken und die Seele des Dämons zu überwältigen, ſo daß der Abfall deſſelben offenbar dem Himmel ſelbſt zur Laſt zu legen iſt. Dennoch fängt der Dämon p. 65 ff. auf's Neue ſeine Bekehrung an, ſetzt ſein Vertrauen wiederum auf Gott und Chriſtus und beſchwört den Satan im Namen Chriſti zu entweichen p. 72. Einige Worte und Gebete des Dämons, die ſeine große Ergebung, Gläubigkeit und Demuth ausſprechen, ſind folgende p. 77 f.: »Ach lieber Heiland! ſchenke mir doch Kraft, aus deinem Ueberfluß nur einen Tropfen, ſo kann ich ſiegen. Ich habe ja nichts von mir, Alles habe ich von dir, Kraft, Muth, Hoffnung und Glauben — wo ſollte ich es hernehmen, ich, der ärgſte Sünder, wenn nicht deine Gnade mir Alles ſchenkte? Mein Seelenſchaden iſt groß, aber du nimmſt ja jeden Sünder an, wenn er zu dir kommt, wenn er ſeine Hände nach dir ausſtreckt. — Wenn du nicht dem Feinde ſteuerſt, ſo muß ich unterliegen. Du haſt ja auch für mich gelitten, biſt auch für mich gekreuzigt, dein Blut macht mich rein von allen Sünden« — und p. 81: »Ja, ich bin ein Sünder, einer der verruchteſten, aber Chriſtus nimmt alle Sünder an, auch mich nimmt er an; wenn du (Satan) es nicht weißt, ſo geh' auf Golgatha, da ſiehe her (auf ein Crucifix deutend), ſieh ihn am Kreuze hangen, ſiehe ſeine Wunden, ſeine Nägelmale, ſiehe die Dornenkrone, lies die Aufſchrift: Jeſus Nazarenus, der gekreuzigte König! Auch für mich hat er gelitten, auch meine Schuld auf ſich genommen. Gloria, Victoria, das Lämmlein ſiegt!" — und p. 82: „Du (Satan) bekommſt mich nicht — Chriſtus iſt mein Held" — und p. 83: „O Heiland! Das Herz bricht mir! Ich kann nicht mehr! Nun leg' ich es ganz in deine Hände, ob ich ſiegen oder unterliegen ſoll; aber ich weiß, du verläſſeſt mich nicht." — „Mit Jeſu iſt gut ſtreiten, der Sieg iſt gewiß." Mehr, als ſich in dieſen Worten ausſpricht, eine tiefere Selbſtdemüthigung, eine reinere Ergebung, einen größeren Glauben, ein zuverſichtlicheres Vertrauen konnte nach chriſtlicher und bibliſcher Lehre und Anſicht Gott und Chriſtus doch gewiß nicht verlangen, um dieſe arme Seele auf's kräftigſte zu unterſtützen, ihr den Sieg wider die Anſtürmungen des Satans zu verſchaffen und die erſehnte Rettung und Erlöſung angedeihen zu laſſen. Sagt denn nicht Chriſtus: „Bittet, ſo wird euch gegeben, klopfet an, ſo wird euch aufgethan?" Der Dämon hatte nun jenen Darſtellungen zu Folge gebeten und angeklopft, er konnte und durfte erwarten, daß ihm gegeben und aufgethan werde, zumal, da er nach den Erklärungen des Himmels keineswegs bereits rettungsunfähig geworden und ihm die nahe Erlöſung von oben herab beſtimmt verheißen worden war. Statt deſſen läßt ihn der Himmel ſeinem hölliſchen Feinde unterliegen, die Hölle triumphiren, ja, wie ſich am Ende zeigt, den Unglücklichen auf ewig verloren gehen, da noch die nicht zu vergebende Sünde wider den heiligen Geiſt dazu kommt, um ihn dem Satan rettungslos in die Hände zu liefern p. 148. Da ferner eine bekannte bibliſche und kirchliche Lehre dieſe iſt, daß der Glaube und nicht die Werke ſeelig machen und der Glaube zur Erwerbung der Seeligkeit genügend iſt, und da der Dämon den entſcheidenſten Glauben offenbart und ſein ganzes Vertrauen auf das für ihn vergoſſene Blut Chriſti ſetzt, ſo iſt durch das von Eſchenmayer dargeſtellte Factum auch dieſe bibliſche und kirchliche Lehre über den Haufen geworfen. , Der Dämon erklärt in obigen Stellen, daß ſeine eigene Kraft in dieſem Streite mit der Hölle durchaus nichts vermöge, daß es nur die Kraft Gottes nnd Chriſti ſey, die ihm den Sieg verſchaffen könne, übereinſtimmend mit der Bibellehre, daß Gott das Wollen und Vollbringen ſchaffe. Das Wollen war nun bereits in dem Dämon geſchaffen, warum ſchuf Gott nicht auch das Vollbringen? Der Dämon ſagt: »Ich kann nicht mehr, ich leg' es ganz in deine Hände, ob ich ſiegen oder unterliegen ſoll.« Und er war berechtigt, dieſe Entſcheidung in Gottes Hände zu legen, wie die angeführten Stellen der heiligen Schrift bezeugen. Die Erfechtung des Sieges, war alſo ganz die Sache Gottes, und unterlag der Dämon, ſo *wollte* entweder Gott nicht ſiegen und wäre dann kein gutes Weſen, oder er *konnte* nicht, und Satan iſt ſtärker und mächtiger, als Gott, und kann den Willen Gottes und deſſen Rettung anſtrebendes Wirken zu Schanden machen, auch wo auf Seiten des zu rettenden Weſens gar kein Widerſtand, keine Hemmung vorhanden iſt, welcher man — obwohl jener Bibellehre, daß Gott auch das Wollen im Menſchen wirken müſſe, entgegen — die Schuld beymeſſen könnte. Man wird einſehen, daß, wenn die Eſchenmayerſche Darſtellung richtig iſt, das bibliſche und kirchliche Chriſtenthum, mit dem ſie in ſo entſchiedenem Widerſpruch ſteht, total vernichtet iſt, und kein heilbegieriger Menſch und armer Sünder, der dieſe Geſchichte kennt und glaubt, wird je wieder ſolche Worte des Glaubens und Vertrauens, wie jene des Dämons, an Gott und Chriſtus zu richten und auf die Kraft und Macht Gottes und Chriſti zu bauen vermögen. Doch um dieſe läſterliche Geſchichte himmliſcher und göttlicher Täuſchungen weiter zu verfolgen, ſo ſagen p. 84 »die Schutzgeiſter die nahende Hülfe auf morgen voraus« und der Schutzgeiſt Anton ſagt zu dem Dämon: »Deine Hülfe iſt nahe, wenn du Stand hältſt.« Der Dämon hält auch wirklich Stand, beharrt im Gebet, iſt p. 86 durch ein geiſtliches Lied auf's innigſte gerührt und zerfließt in Thränen, und die auf dieſen Tag angeſagte Hülfe bleibt dennoch aus, wozu bemerkt wird: »Wir konnten uns wohl tröſten mit den unergründlichen Rathſchlüſſen, aber der üble Eindruck, den dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung auf den Dämon machte, war ſchwer auszulöſchen und machte uns bange.« Wie ſchlecht verhüllt hier Eſchenmayer ſeinen fürchterlichen Hohn! Denn die Hinſicht auf die unergründlichen Rathſchlüſſe Gottes entfernt ja keinesweges das entſetzliche Reſultat dieſer Begebenheit, daß Gott und ſeine Boten Geiſter der Täuſchung ſeyen und daß man ſich auf ihr Wort, ihre beſtimmte unzweideutige Zuſage nicht verlaſſen könne, und wenn der vom Himmel betrogene Dämon in Unglauben verfiel, ſo war dieß ein nothwendiger, vollkommen wohlbegründeter und berechtigter Erfolg, der ganz nur dem Himmel zur Laſt fällt. Religion und Chriſtenthum iſt alſo unrettbar verloren, wenn dieſe Geſchichte wahr iſt, und keine Ausflucht, kein Sophisma kann es hindern. Noch frecher tritt der Hohn dieſer Darſtellung hervor, indem es heißt: »Solche Gnadenacte laſſen ſich nicht an beſtimmte Tage binden«; denn der Himmel ſelbſt hatte einen beſtimmten Tag für den verheißenen Gnadenact feſtgeſetzt und dadurch erklärt, daß ſich ſolche Acte allerdings an beſtimmte Tage binden laſſen, ſo daß Eſchenmayer geradezu den Himmel Lügen ſtraft. Einmal wird der Dämon auch in entgegengeſetzter Weiſe mit Unwahrheit berichtet. P. 89 ſagt der Schutzgeiſt zu dem nun wieder Abgefallenen und Umgewandeltem: »Du wirſt in den nächſten Tagen in den Pfuhl geworfen, wo Schwefel und Pech brennt,« was aber in den nächſten Tagen nicht geſchieht und bis jetzt noch nicht geſchehen iſt, da der Dämon noch immer in der Beſeſſenen ſteckt.

Was zweitens dieſe, die Beſeſſene, betrifft, ſo wird dieſelbe nicht minder arg von den Verheißungen des Himmels getäuſcht, theils zugleich mit dem Dämon in den ſchon angegebenen Fällen, theils für ſich. P. 111 f. erſcheint ein Engel höherer Stufe, kündigt baldige Hülfe an, und beſtimmt die Zeit ſogar um 8 Uhr. »Alle Freunde, heißt es, waren begierig und harrten. Die Stunde ſchlug, aber es blieb Alles ruhig. Man wartete noch gegen 9 Uhr. Umſonſt. Caroline (ſo heißt die Beſeſſene) ſagte zu Anton: »Was ſoll ich denken? Immer heißt es, deine Hülfe kommt«.

Nach 9 Uhr erſcheint der Engel und ſagt, die Gnadenzeit ſey dem Dämon um 24 Stunden verlängert worden. Auch als dieſe 24 Stunden herum ſind, iſt die Lage der Dinge die alte, und der Dämon ſpottet über die ausbleibende Hülfe. »Liebes Kind, ſagt er p. 114 zu der Beſeſſenen, ich mache dir viel zu leiden, aber es iſt dir ja Hülfe verſprochen — wann kommt deine Hülfe?« — »Liebes Kind, wenn ein Gott im Himmel wäre, hätte ich ſchon längſt meine Strafe«. Man ſieht, wie der Leſer dieſer Geſchichte darauf geführt werden ſoll, daß es mit dem Gotte des Chriſtenthums wirklich nichts ſey. Später p. 123 wird ein neuer Befreiungstermin angeſagt; ein Engel, der »der ſtarke Engel« genannt wird, und der ſich p. 122 als den großen Engel Michael zu erkennen giebt, der den Satan auf die Erde geworfen, iſt bereits zugegen, um den Dämon auszutreiben, und wartet nur noch auf einen zweiten, der den beſtimmten Befehl dazu von oben bringen ſoll. Dieſer erſcheint und bringt ihn, und der Engel beginnt das Austreibungsgeſchäft; allein der Dämon wird nicht ausgetrieben und verhöhnt den Engel. P. 126 f. fällt die Beſeſſene durch die vorangegangenen Anſtrengungen und Abmarterungen ihres Körpers bey wiederholtem Austreibungsverſuch durch den ſtarken Engel Michael und durch die »unaufhörlichen boshaften Einflüſterungen des Dämons« in einen Zuſtand der Entſchlaffung, Sinnenbetäubung und Geiſtesverwirrung, worin ſie die Stimme des Schutzgeiſtes und des »liſtigen Dämons« durchaus nicht mehr unterſcheiden kann und ihre Gedanken und Worte in Unordnung gerathen. Welch ein Erfolg nach ſolchen Zuſagen des Himmels und Bemühungen himmliſcher Geiſter! Welch ein Regiment Gottes auf Erder! P. 127 haben Betäubung und Muthloſigkeit den höchſten Grad erreicht; nun kommt die Nachricht, daß um 6 Uhr Abends die Stunde der Erlöſung ſey. Zum drittenmal iſt es ſodann, daß der ſtarke Engel Michael unter dem Geheul des Dämons das Austreibungsgeſchäft unternimmt, aber die Austreibung erfolgt nicht, und um 7 ½ Uhr kommt vom Himmel die Nachricht: »Heute nicht liebes Kind, morgen!« Auch jetzt wird wieder eine Stunde beſtimmt, 6 Uhr. Am andern Tage kommt der Befehl, ſtatt des ſtarken Engel Michael ſolle der Schneider Dürr wieder Hand anlegen. Während ſodann dieſer auf göttlichen Befehl das Austreibungsgeſchäft unternimmt, kommt ein neuer Engel herab und ſpricht der Beſeſſenen Troſt zu, aber der Teufel wird dennoch nicht ausgetrieben. Dazu wird p. 129 bemerkt: »den ſchlimmſten Eindruck machte es auf das Gemüth der Caroline, welche ſich ſo oft getäuſcht ſah; ſie jammerte laut auf: So vergehen alle die angeſagten Stunden, eine nach der andern, ohne Hülfe. Was ſie thue, ſie möge reden, beten, oder auch nur ſtill in Gedanken ſich beſchäftigen, ſo miſche der Böſewicht ſeinen frechen Spott und Hohn hinein. Sie finde nirgends Ruhe und auch die Gebote, um den Dämon in Ruhe zu bringen, helfen nur auf Augenblicke. Der liebe Gott wiſſe ja, daß ſie ſo nicht leben könne, es bleibe ihr nichts übrig, als ſich in's Waſſer zu ſtürzen«. Hierauf folgen neue Verheißungen, neue Täuſchungen. P. 132 war um

11 Uhr eine Entſcheidung vorausgeſagt, die nicht eintrat; dann ward auf den Abend um 6 Uhr eine Stunde „mit viel Hoffnung der erſehnten Hülfe“ angekündigt; aber nachdem von 2 — 6 Uhr ein heftiger Kampf gedauert, nachdem dem verzweifelnden Mädchen, welches ausrief: „dem, der ihr das Leben nehme, würde ſie eine große Belohnung geben, der Jammer in ihr ſey unbeſchreiblich und es ſey nicht möglich, ihn länger auszuhalten“, die himmliſchen Geiſter wiederum zugerufen hatten: „Deine Hülfe iſt nahe“, und der Engel Michael auf die Frage des Mädchens: „Wann werde ich befreit?“ geantwortet hatte: „Heute noch“ — ſo waren die exorciſtiſchen Verſuche dennoch erfolglos, und der Tag gieng ohne Hülfe und Befreiung vorüber. In der Nacht erfolgte hierauf ſogar ein Kampf, der fürchterlicher war als alle früheren; und ob es gleich p. 134 heißt: Nachts um 2 Uhr ſey der Sieg erfochten worden, ſo dauern doch die Kämpfe und Martern der Unglücklichen fort und zuletzt wendet ſich die Sache dahin, daß zwar die heftigen Anfälle nachlaſſen, aber nach p. 151 völlige Geiſtesabſtumpfung oder leibliche Abzehrung zu befürchten iſt. Auch ſtimmen ſich p. 133 die Verheißungen von oben plötzlich in der Art herab, daß der Engel Michael angiebt: „Von jetzt an werde der Dämon allmählig abgelöſt und ſtumm gemacht werden, daß er ihrer Seele nichts mehr ſchaden könne“. Allein auch mit dieſer mäßigeren Zuſage ſieht es windig aus. Denn nun erfolgt in der Nacht erſt jener fürchterlichſte Kampf von allen; p. 137 erwacht die Beſeſſene „mit dem glei-

chen Jammer und der gleichen Klage über die Bosheit des Dämons«; p. 138 wird »ein ernſthafter Verſuch mit dem Exorcismus gemacht«, aber auch er bleibt ohne Erfolg, und dieß wirkt auf das Gemüth des Mädchens traurig zurück; p. 139 erfolgt ein Kampf, der »dem letzten ſchweren Kampfe nur wenig nachſtand«; und wenn p. 137 ein Nachlaſſen der Heftigkeit dieſer Kämpfe gerühmt worden war, ſo ſehen wir nun wieder eine Steigerung derſelben eintreten, und das Wort des Engels geht alſo ſchlecht genug in Erfüllung. P. 140 wird der Dämon auf's Neue im Namen Jeſu Chriſti beſchworen, auszufahren, allein umſonſt; und als dann geiſtliche Lieder geſungen werden, wodurch ſich alle Uebrigen gerührt fühlen, erregt der Geſang in der Seele der Beſeſſenen Bangigkeit und Seelenangſt, und es heißt: »Wahrſcheinlich theilte der Dämon ihr ſeine Angſt mit, die der Geſang in ihm erweckte.« P. 144 hat die Arme wieder einen ſtarken Kampf mit dem Dämon, p. 145 iſt er ſo wild, daß er durch drei Perſonen gehalten werden muß. P. 146 iſt er ſo tobend, daß ein ſtarker Müller, den er mit Fäuſten angreiſt und dem er etwas am Kleide zerreißt, »genug zu thun hat.« Darauf nehmen unſichtbare Kräfte wieder einen Exorcismus vor, und dieſer vierte Engels-Exorcismus war noch heftiger, als die drei früheren; aber der Dämon ward dennoch nicht ausgetrieben, ſondern »bekam auch dießmal wieder Friſt.« P. 148 begeht der Dämon die Sünde wider den heiligen Geiſt, und jetzt konnte, da dieſe Sünde nicht zu vergeben iſt, von einer dem Dämon zu ertheilenden Gnadenfriſt durchaus keine

Rede mehr ſeyn; aber der Dämon behält dennoch ſeinen Sitz, und es hat allen Anſchein, daß er ihn bis an das Lebensende der Unglücklichen behalten werde, die nach p. 151 nunmehr ſowohl von ihren himmliſchen, als von ihren menſchlichen Tröſtern und Exorciſten verlaſſen iſt und dem traurigſten Untergang entgegenſieht.

In dieſem Grade alſo ſtellen ſich in dieſer Geſchichte die Verheißungen und Prophezeiungen Gottes und ſeiner Engel als falſch und trügeriſch dar, worüber p. 134 eine Betrachtung folgendermaßen eingeleitet wird: »Jedem muß es auffallen, wie viele Termine zur Befreiung angekündigt waren und immer vergeblich verfloſſen ſind, ſelbſt wenn ſie von den Engeln (ohne Zuthun des Dürr) angeſagt waren. Immer hieß es, deine Hülfe iſt nahe, wir warteten jeden Tag darauf, und immer blieb ſie aus und die Gründe, warum ſie ausblieb, wollten nicht mehr zureichen.« Welch ein Zugeſtändniß! Nun thut zwar Eſchenmayer, als wolle er dieſe empörende Sache rechtfertigen, und giebt Gründe der Entſchuldigung an. Allein die Sache iſt ſchlechterdings nicht unanſtößig, erträglich und erbaulich zu machen, mag man Gründe angeben, welche man will; denn feſt ſteht es nach dieſer Darſtellung: Gott und ſeine Engel haben oftmals prophezeit, was nicht eintraf, die beſtimmten, unbedingten Zuſagen des Himmels haben getäuſcht. Gott und ſeine Boten können aber ſchlechterdings nicht als Geiſter der Täuſchung und Lüge gedacht werden, ohne Religion und Chriſtenthum aufzuheben, und allen Glauben, alles Vertrauen zum Himmel und ſeinen Zuſagen zu zerſtören; und — wir können es wiederholen — iſt dieſe Geſchichte wahr, ſo iſt es aus mit Religion und Chriſtenthum, und keine Gründe der Entſchuldigung und Rechtfertigung können dem abhelfen; denn es iſt nicht genug, für Täuſchungen und falſche Prophezeiungen des Himmels Gründe zu finden, ſie mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen; kann der Himmel aus irgend einem Grunde täuſchen und falſch prophezeien, ſo iſt unſer Glaube zu Grunde gerichtet, und es iſt ſchon irreligiös, unchriſtlich und gotteslästerlich, Gründe aufzuſuchen und aufzuſtellen, warum der Himmel täuſchen und falſch prophezeien könne, da derſelbe dadurch der Unwahrhaftigkeit beſchuldigt wird, und heilig und unbedingt dieſes feſtſtehen muß, daß Gott ein Gott der Wahrheit und nicht der Täuſchung, des Betruges und der Lüge ſey. Gleichwohl wollen wir auch Eſchenmayer's beſchönigende Gründe angeben und in Erwägung ziehen. Erſtlich heißt es, es ſeyen deßhalb die Prophezeiungen nicht eingetroffen, weil Gott die Termine der Ausſtoßung aus Gnaden verlängert habe und es für die göttliche Gnade keine Termine gäbe. Angenommen, dieß ſey ſo, ſo durfte doch Gott nicht durch feſte und unbedingte Terminbeſtimmungen erklären, daß ſeine Gnade Termine habe, durfte, bey möglicher Aenderung ſeiner richterlichen Ausſprüche, dieſelben nicht in beſtimmer, unbedingter Weiſe verkündigen laſſen; dieß aber iſt nach der Eſchenmayerſchen Darſtellung geſchehen. Erkennt man aber die in jenen Terminbeſtimmungen enthaltene Erklärung Gottes, daß ſeine Gnade Termine habe, an, ſo fällt der Eſchenmayerſche Entſchuldigungsgrund ohne Weiteres weg; er widerſpricht einem durch Gott ausgeſprochenem Satze; was Gott ausſpricht, gilt uns als wahr; es kann alſo dieſer Grund gar nicht aufgeſtellt werden, und es iſt unbegreiflich, wie ein nicht ganz geiſtesſchwacher Menſch ſagen kann: »Gottes Gnade hat keine Termine,« während er angiebt, daß Gott ſelbſt Termine ſeiner Gnade geſetzt, — wenn er nicht abſichtlich etwas ſo ungeheuer Dummes und Abſurdes ſagen will. Ueberdieß widerſpricht jenem Eſchenmayerſchen Satz auch Chriſtus und die heilige Schrift, indem ſie die Sünde wider den heiligen Geiſt als eine nicht zu vergebende beſtimmen und ſomit der göttlichen Gnade allerdings eine beſtimmte Grenze ſetzen. Dieſe Sünde begeht auch endlich der Dämon p. 148, und von dieſem Augenblicke konnte auch von einer Gnadenfriſt und einem aus Gnaden zu änderndem Urtheilsſpruche nicht mehr die Rede ſeyn; jetzt konnte die Verzögerung der verheißenen nahen Hülfe keinen Grund mehr in der Gnade Gottes haben, für dieſen Zeitraum fällt alſo die Eſchenmayerſche Entſchuldigung wiederum hinweg. Zweitens ſagt Eſchenmayer, die Urtheile der Schutzgeiſter hätten keine apodiktiſche Gewißheit, d. h. dieſe Geiſter könnten Irrthümer haben und durch dieſe die Menſchen täuſchen. Aber erſtlich werden dieſe höhern Geiſter doch wohl ſo klug ſeyn, daß ſie den Menſchen nichts verkündigen und prophezeien, was ſie nicht gewiß wiſſen, und wozu ſie nicht den Auftrag von Gott haben; auch erklärt der Schutzgeiſt Anton p. 119, er thue nichts ohne den Willen des Herrn, und auf die Frage: »Er rede doch Vieles mit der Caroline, wo er nicht immer den höhern Willen einholen könne?« antwortet er: »Immer nur das, was dem Wort angemeſſen ſey, das ihre (der Schutzgeiſter) ewige Richtſchnur bleibe.« — »Alles hänge nur von dem Willen des Herrn ab«; und wie könnte und dürfte es auch Gott zugeben und zulaſſen, daß Geiſter, deren er ſich als ſeiner Boten an die Menſchen bedient, bey dieſen durch falſche Prophezeiungen und Vertröſtungen ſich und ihn in Mißcredit ſetzen, was ja der Wirkſamkeit dieſer Engel auf Erden und der ſeinigen durch ſie den größten Schaden bringen müßte? Endlich brachten ja dieſe Engel nach Eſchenmayer's Darſtellung Verkündigungen und Befehle, die ſich als nichtig und täuſchend erwieſen, unmittelbar von Gott ſelbſt herab, und der Vorwurf, falſch und trüglich geſprochen zu haben, fällt demnach auf Gott ſelbſt. Drittens fragt Eſchenmayer: »Hatten wir wohl das Recht, die verſprochene Hülfe auf die förmliche Austreibung des Dämons zu beziehen?« und verneint dieſe Frage. Allein wenn »Befreiung« verſprochen wurde, ſo konnte dieß nicht anders verſtanden werden, als daß Befreiung vom Dämon, von der Beſeſſenheit und ihren Leiden erfolgen ſollte. Wenn z. B. das Mädchen p. 133 den Engel fragt: »Wann werde ich befreit?« ſo konnte ſie nichts Anders meinen, als dieß, und die Antwort des Engels: »Heute noch« konnte nichts anderes bedeuten; eben ſo hat Hülfe in dem Zuſammenhange der vorgetragenen Geſchichte entſchieden dieſe Bedeutung, und ſollte das Wort eine andere haben, ſo hätte der Himmel, der es brauchte, ſich darüber erklären müſſen, um einem ſonſt nothwendigen Mißverſtand und heilloſen Aergerniſſen und Störungen des Glaubens und Vertrauens vorzubeugen, die außerdem nur ihm ſelbſt zur Laſt fallen konnten. Ferner heißt es: Hülfe und Befreiung ſey auch wirklich eingetreten, indem die Beſeſſene in ihrem Glaubenskampfe Siegerin blieb und ihre noch immer Statt findenden Glaubenskämpfe nicht mehr die frühere Gefahr hätten. Hat ſie aber noch zu kämpfen, ſo iſt ſie nicht befreit, und es heißt am Ende ausdrücklich, ſie ſey jetzt zwar »ohne große Anfechtungen, aber noch nicht befreit«, ja es ſey völlige Geiſtesabſtumpfung oder leibliche Auszehrung zu befürchten. Eine ſchöne Hülfe und Befreiung! Sodann handelt es ſich auch nicht bloß um eine endlich und zuletzt eingetretene oder noch eintreten ſollende Hülfe und Befreiung, ſondern darum, daß der Himmel baldige Hülfe und Befreiung, ja dieſelbe zu beſtimmten Tagen und Stunden angeſagt hat, ohne daß bald und ohne daß zu dieſen beſtimten Zeitpuncten Hülfe und Befreiung irgend einer Art gekommen ſey. Endlich ſollen dieſe Täuſchungen zu einer Glaubensprobe für die Beſeſſene gedient haben, p. 136, 130. Welch ein Unſinn, welch ein Hohn! Gott prüft unſern Glauben, indem er uns verſpricht und nicht hält, indem er uns durch eine Menge falſcher Verheißungen auf das ſchmerzlichſte täuſcht und mit Unwahrheit berichtet! Einem Lügner kann man nicht Glauben und Vertrauen ſchenken, und wenn ſich uns Gott, wie nach dieſer gotteslaſterlichen Darſtellung, als einen Lügner und Betrüger offenbart, ſo kann er nicht verlangen, daß wir ihm glauben und vertrauen ſollen, er kann mit entſchiedenem Lug und Trug keine Glaubensprobe beabſichtigen, und wenn er uns belügt und betrügt, ſo haben wir das Recht, ihm nichts mehr zu glauben.

Schrecklich und empörend iſt es ferner, wie in den durch himmliſche Geiſter, namentlich durch den »ſtarken Engel Michael, der den Satan auf die Erde geworfen,« betriebenen Teufelaustreibungsverſuchen, die Kraft und Macht dieſer Geiſter und die durch ſie wirkende Kraft und Macht Gottes an der der Hölle zu Schanden wird und als unterliegend und nichtig erſcheint. Viermal wird durch himmliſche Geiſter ein Exorcismus unternommen, jedesmal vergeblich, und es ſtellt ſich allmählig mit völliger Klarheit und Beſtimmtheit heraus, daß die Unkraft und Ohnmacht jener gottgeſandten Geiſter der Grund des Mißlingens geweſen. Vorn herein zwar wird der Skandal zu bemänteln geſucht, wiewohl durch höchſt erbärmliche Beſchönigungsgründe; das erſtemal p. 117 ſoll es zur völligen Austreibung deßhalb nicht gekommen ſeyn, weil dem Dämon nur Ernſt gezeigt, und ihm ſeine Ohnmacht fühlbar gemacht werden ſollte, da er über das Nichtgelingen früherer Exorcismen ſeinen Spott getrieben; dieß giebt jedoch nur Eſchenmayer und nicht der Himmel an, und wie noch weit mehr iſt der Dämon jetzt zu ſpotten berechtigt, da ihn auch die Exorcismen der Engel, die heftigſten Angriffe des ſtarken Engels Michael nicht von ſeinem Sitze trieben! Das zweitemal p. 124 ſagt der Dämon, da er eben ausfahren ſoll: »Ich will zum Heiland,« und da hierauf der Exorcismus unterbrochen wird und einer der Engel abgeht, um neue Befehle einzuhohlen, freut ſich der Dämon „der gelungenen Liſt“ und ſagt nach Abgang des Engels: „Es iſt mir nicht Ernſt, ich will nicht zum Heiland.“ Dazu wird bemerkt: „Man kann hier fragen, ſollten die Engel die Liſt des Dämons nicht gemerkt haben oder war es ihm für dieſen Augenblick doch Ernſt? Es ſey dem, wie ihm wolle, ſo iſt die Appellation an den Heiland von ſo großem Werthe im Geiſtereiche, daß, ohne weitern Befehl, das beynahe vollendete Werk doch abgebrochen werden mußte.“ Von einer Rückkehr des abgegangenen Engels hört man jedoch nichts, der Himmel iſt über die Sache mäuschenſtill, und der Dämon wird nicht weiter incommodirt, obgleich er erklärt, daß es ihm mit dem Wollen zum Heiland nicht Ernſt geweſen und alſo dieſe Rückſicht wegfällt. Am andern Tage kommt die Nachricht vom Himmel, daß heute nichts vorgenommen werden ſolle, weil Feſttag (dritter Advent) ſey und dieſer durch nichts geſtört werden dürfe. Das iſt eben ſo lächerlich und erbärmlich an ſich, als unchriſtlich; denn gute Werke zu thun, für das Reich Gottes zu ſtreiten und über die Hölle zu ſiegen, ſchickt ſich gewiß auch an Feſttagen, und Chriſtus heilte bekanntlich auch am Sabbath, ſiehe Matth. 12, 10 ff. Marc. 3, 1 ff. Luc. 6, 6 ff. Luc. 14, 2 ff.; man ſehe, wie er ſich hier gegen die Schriftgelehrten und Phariſäer vertheidigt, z. B. „Welcher iſt unter euch, ſo er ein Schaaf hat, das ihm am Sabbath in eine Grube fällt, der es nicht ergreife und aufhebe? Wie viel beſſer iſt nun ein Menſch, denn ein Schaaf? Darum mag man wohl am Sabbath Gutes thun« — und eben daſſelbe wird man der zweifelloſen Meinung Chriſti nach auf jeden Feſttag anwenden dürfen. Auch wäre eine Teufelaustreibung, beſonders durch einen Engel, namentlich den ſtarken Engel Michael, ja gerade eine recht erbaulich-religiöſe Sache geweſen, und hätte ſich alſo ganz beſonders gut für einen Feſttag geſchickt, und daß Gott des Advents wegen ſogar ſeine Engel abgehalten haben ſoll, einem vom Teufel geängſtigten Menſchen zu Hülfe zu eilen, und daß alſo wohl an Feſttagen überhaupt keine Hülfe durch Gottes Engel zu erwarten ſey, iſt überſchwänglich abſurd und läſterlich. Es ſcheint jedoch vielmehr, daß der Himmel und ſeine Engel den Feſttag nur zum Vorwand gebraucht, um für das leidige, nicht von Statten gehende Austreibungsgeſchäft Anfſchub zu gewinnen. Das drittemal endlich p. 127 f. wird bemerkt: »Die Freunde waren in Erwartung, daß heute der Exorcismus gelingen werde, da gar kein Grund eines längern Aufſchubs mehr auszudenken war.« Nachdem nun p. 128 der Engel Michael einen neuen Angriff mit Drängen und Preſſen auf den Dämon gemacht, und derſelbe wiederum erfolglos geblieben war, wird auch gar kein Verſuch mehr gemacht, einen Entſchulgungsgrund vorzubringen, und die ſkandalöſe Sache ſteht in ihrer ganzen Blöße da. Da der Engel hiebey das Lied »Jeſu hilf ſiegen« hatte beten laſſen, ſo iſt offenbar, daß es auf einen Sieg, eine Ueberwindung des Dämons abgeſehen war, und da dieſe dennoch nicht erfolgte, der Himmel vielmehr die getäuſchte Unglückliche ohne alle Angabe eines Grundes auf den folgenden Tag vertröſtete: »Heute nicht, liebes Kind, morgen!« — ſo iſt ein fruchtloſes Sich-Abarbeiten der himmliſchen Kräfte aus Ohnmacht derſelben und überlegener Kraft der Hölle um ſo klarer und unzweideutiger an den Tag gelegt. Auch beym Erfolglosbleiben des vierten und heftigſten der durch Engel unternommenen Exorcismen p. 147 fehlt jeder Beſchönigungsgrund; die Anzahl der anweſenden Engel iſt vermehrt, die Engel ermahnen den Dämon zum Gebet und zur Bekehrung, die er entſchieden von ſich abweiſt, ſo wie er auch auf das Geheiß, der Beſeſſenen nicht mehr an der Seele ſchaden zu wollen, zu wiederhohlten Malen ausſpricht, daß er dem zum Trotz fortfahre, dieß zu wollen; und dennoch bekommt er ohne alle Andeutung und Denkbarkeit eines Grundes »auch dießmal wieder Friſt,« und die Macht der Hölle wird als unerſchütterlich und triumphirend dargeſtellt. Aber nicht genug der Schmach und des Hohns! Nachdem der ſtarke Engel Michael bereits dreimal angeſetzt und nichts zu Wege gebracht hat, kommt der Befehl, es ſolle nun an ſeiner Statt Dürr, der verſoffene, übermüthige Schneider, wieder Hand anlegen, und den Teufel zu vertreiben ſuchen. So geht es alſo, wie man zu ſagen pflegt, von dem Gaul auf den Eſel, von dem Engel auf den Menſchen, und auf was für einen Menſchen! Während nun alſo der Schneider ſtatt des Engels Michael operirt, kommt ein neuer Engel herab, und, wie es wörtlich heißt, »dennoch war auch dieſer Angriff vergeblich.« Um dem Skandal die Krone aufzuſetzen, kommt

p. 138, nach ſo vielen vergeblichen Verſuchen von Menſchen und Engeln, den Teufel im Namen und in der Kraft Gottes und Chriſti auszutreiben, vom Himmel der Befehl, nunmehr ein natürliches Mittel aus der Apotheke, assa foedida, Teufelsdreck, zu Hülfe zu nehmen, was denn auch doch ſo weit hilft, daß der Dämon nicht mehr, wie früher, das Schlucken verhindern kann. Der Teufelsdreck ſcheint ſomit in dieſer von Menſchen und Engeln betriebenen, geiſtlich-wunderthätigen, magiſch-magnetiſchen und, hinſichtlich des Teufelsdrecks, endlich auch apothekariſch-mediciniſch-natürlichen Cur das Beſte gethan zu haben. Damit hiebey auch nicht ein ausdrückliches Geſtändniß der himmliſchen Geiſter fehle, daß ihre Unmacht und Unkraft an dem Mißlingen ihrer Operationen Schuld und die Hölle ſtärker, als der Himmel ſey, ſo äußert der ſtarke Engel Michael zu wiederhohlten Malen ſeine Betrübniß und ſein Bedauern über die traurige Lage der Sache und das Mißlingen der Cur, etwa in der Art, wie ein Arzt, der alles, was er aufzubieten wußte, an dem rettungsloſen Kranken verſucht hat, die Achſeln zuckt und ſein Bedauern äußert. „Es iſt traurig“ ſagt der Engel in dieſem Sinn und Zuſammenhange p. 129. und eben ſo oftmals p. 132: „Es iſt betrübt.“ So wird dieſe Geſchichte am Ende zu einem ganz unverhohlenen Beweis der Unkraft und Ohnmacht des Himmels gegen die Hölle, und der unerſchütterlichen Macht der letztern und der dargeſtellte Kampf himmliſcher und hölliſcher Kräfte zeigt dieſe triumphirend, jene auf das traurigſte und ſpöttlichſte den Kürzern ziehend und verhöhnt.

Man wird es unſern Beweisführungen zugeſtehen müſſen: Iſt dieſe Geſchichte, wie ſie uns von Eſchenmayer vorgetragen wird, wahr, ſo ſind Gott, Chriſtus, Evangelium, Himmel und Engel vielfach und unrettbar mit Schimpf und Schande bedeckt, unſer Vertrauen, unſere Hoffnung und Zuverſicht auf ſie total zu Boden geſchlagen, das Anſehen der heiligen Schrift und der Kirche Chriſti abſolut und auf immerdar zu Grunde gerichtet, und allem, was Religion, Glauben und Chriſtenthum heißt, hat mit dieſem fürchterlichſten aller Bücher die letzte Stunde geſchlagen. Daß dieß aber Eſchenmayer bey Abfaſſung ſeines Buches nicht gemerkt und eingeſehen haben ſollte, das iſt höchſt unglaublich; denn wer nicht einſähe, in welcher Gefahr hier Religion und Chriſtenthum ſchwebt, wie geiſtesſchwach und blödſinnig müßte der ſeyn! Eſchenmayer aber iſt ein Denker von Profeſſion, der als ſolcher viele Jahre lang eine academiſche Lehrſtelle bekleidete, ein renommirter, geiſtreicher, tief- und ſcharfſinniger Philoſoph, und alſo durchaus nicht einer jener Unglücklichen, denen der unergründliche Rathſchluß des Himmels das Licht des Geiſtes verſagte, kein Menſch, der nicht dreie zählen kann und zu dumm iſt, den Löffel zum Munde zu führen, kein Blödſinniger, kein Cretin. Daher iſt anzunehmen, daß er ſein gotteslästerliches, antichriſtliches, alle Religion vernichtendes Buch mit Bewußtſeyn und Willen als ein ſolches und im Intereſſe nnd Dienſte der Hölle geſchrieben, um Religion und Chriſtenthum total zu Grunde zu richten und die Kirche Chriſti über den Haufen zu ſtürzen, von der wir jedoch wiſſen, daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen werden. Nehme man noch dazu Eſchenmayer's auch wieder in dieſer Schrift vorgebrachte und eingeſchärfte Schauder erregende Gotteslehre, die darauf ausgeht, die Idee Gottes von den weſentlich in ihr enthaltenen und unabtrennlichen Ideen des Wahren, Guten und Schönen zu befreien, und dem Falſchen, Böſen und Häßlichen in der Religion Eingang und Spielraum zu verſchaffen, ſiehe p. 183, 186 f. Gott hat nach Eſchenmayer eine unbedingte Wahl- und Machtvollkommenheit, die über alle moraliſche, logiſche und äſthetiſche Beſtimmungen erhaben und an die Ideen des Wahren, Guten und Schönen nicht gebunden iſt, ſo daß es ihm frei ſteht, auch Unwahres, Unguter und Unſchönes, Falſches, Böſes und Häßliches zu wollen, und was er aus abſoluter Wahlfreiheit beſchließt, wenn es auch Unwahres, Ungutes, und Unſchönes, Falſches, Böſes und Häßliches iſt, das muß uns als Geſetz, muß uns für wahr, gut und ſchön gelten. So heißt es p. 183: „Der Menſch ſollte nicht ſagen, der Wille Gottes ſey an's Gute gebunden, weil dieſer Wille erſt beſtimmt, was gut ſeyn ſoll“ — was nichts Anderes heißen kann, als: Gott kann auch Böſes wollen und thun und dieß böſe muß dann gut genannt werden. „Es iſt, wird hinzugeſetzt, ein vollkommen freier Act von Gott, die Idee des Guten zu beſtimmen und uns daſſelbe zum moraliſchen Geſetz zu geben. Ueber dieſes göttliche Schaffen, Beſtimmen und Geben reicht keine menſchliche Frage hinauf.“ Vergl. Blätter aus Prevorſt 4. Sammlung p. 35: „Man fragt: Iſt Gott nicht die ewige Wahrheit, Schönheit und Güte? — Er iſt es, wenn, wie und wo er es ſeyn will,“ u. ſ. w. — das heißt: es kann Fälle geben, wo Gott nicht die ewige Wahrheit, Schönheit und Güte iſt.“ Dergleichen ſchändliche Gottesläſterungen aber erregen keinen Anſtoß, kein Erſtaunen, keine Verfolgung, während wegen unendlich geringfügigerer und gutmüthigerer Dinge Himmel und Erde bewegt wird. So heißt es ferner in der Schrift „Conflict zwiſchen Himmel und Hölle ꝛc.“ p. 186: „Heilige Wahrheiten ſind von einer andern Natur, als logiſche, äſthetiſche und moraliſche“ und p. 187: „Logik — mit der Idee der Wahrheit — Aeſthetik — mit der Idee des Schönen — und Ethik — mit der Idee des Guten — haben durchaus keine entſcheidende Stimme für die Religion.“ Hiernach hätte ſich denn auch Eſchenmayer die Mühe erſparen können, für ſeinen betrügenden, dem Teufel und der Hölle den Sieg laſſenden Gott und Himmel weitere Rechtfertigungsgründe zu ſuchen; denn iſt Gott nicht an das Gute gebunden, ſteht es ſeiner unbedingten Wahl- und Machtvollkommenheit zu, auch Unmoraliſches und Böſes zu wollen und zu thun, ſo konnte und durfte er ohne weitern Grund auch lügen und betrügen, bußfertigen Sündern Gnade und Seeligkeit verſagen und Hölle und Satan triumphiren laſſen. Dieß iſt zwar böſe und unmoraliſch; aber über das Gute und die Beſtimmungen der Moral iſt Gott erhaben und es braucht ſomit keine weitere Entſchuldigunge und Beſchönigung dafür; und wenn Eſchenmayer thut, als wolle er jene Handlungsweiſen ſeines Gottes mit der Moral und der Idee des Guten in Einklang bringen, und dieſe ſomit als für Gott und Religion unumſtößliche Bedeutung habend anerkennt, ſo treibt er offenbar nur ein falſches Spiel. Daß aber durch jene Lehren Eſchenmayer's unter den Namen Gott der — allerdings nicht an das Gute gebundene und über alle moraliſche Beſtimmung erhabene — Teufel in die Religion eingeführt und ſeine Verehrung und ſein Reich auf Erden theoretiſch begründet werden ſoll, iſt leicht einzuſehen. Wer, wie alle guten und edlen Menſchen, den wahren Gott, das gute Princip nehmlich, das als ſolches nichts Böſes wollen und thun kann, als Gott verehrt, wie könnte dem die Abſcheulichkeit beykommen, einen Gott aufzuſtellen, der an die Idee des Guten nicht nothwendig gebunden ſey, und was kann Eſchenmayer für ein Intereſſe haben, dieß zu thun, als um einem Weſen, das Böſes will und thut, Anerkennung und Spielraum zu verſchaffen, und ſo Religion und Kirche in die Hände des böſen Princips zu ſpielen? Man erkenne doch endlich, auf welcher Seite in Wahrheit der Satan wirkt und waltet, welche Art von Leuten und Parteymenſchen ſeine wahren, ächten Diener, Geſchworenen und Erſcheinungen auf Erden ſind. Wenn der leibhaftige Satanas auf der Erde wandelt und für ſein Reich wirkt und wirbt, ſo iſt er nicht ſo dumm, mit Hörnern, Schwanz, Pferdefuß und hölliſchem Schwefelgeſtank auf Straßen und Märkten umherzugehen, ſondern er wird im Habite des Zionswächters und im Kleide des Pieteſten erſcheinen. In dem beſprochenen Buche jedoch hat er dieſe Mummerei zu ſtark gelüſtet, um nicht aller Welt Augen als hölliſche Majeſtät kenntlich zu ſeyn, und nun laßt uns ihn packen! Zu dieſem Behufe nun noch Folgendes.

Eſchenmayer ſteht nicht allein und einſam da, es iſt eine bekannte Sippſchaft und Verbrüderung, zu der er gehört, und auch in der zuletzt veröffentlichten Geſchichte und Darſtellung tritt er mit andern, zum Theil nahmhaft gemachten, öffentlich Zeugniß Ablegenden und gut Heißenden auf. Da wir nun bewieſen haben, daß dieſes Buch, das die Reihe vieler vorhergegangenen und vorläufigen beſchließt, und krönt, die weiter zu berühren hier zu weitläufig wäre, ein auf die Verhöhnung und Beſchimpfung alles Heiligen, auf die Vernichtung der Religion und des Chriſtenthums abgeſehenes und im Dienſte der Hölle und des Satans geſchriebenes iſt, ſo entdeckt ſich uns ein Complott, eine Verſchwörung gegen Religion und Chriſtenthum, eine ihrer wahren Natur und Tendenz nach geheime Geſellſchaft, auf welche aufmerkſam zu machen, welche endlich zu entlarven, wir für unſere heilige Pflicht halten. Wir überlaſſen es hiebey dem Urtheile derer, die da die Macht und die Befugniß haben, ob ſie es für angemeſſen halten, über dieſe antireligiöſe, antichriſtliche, ſatansdieneriſche Verſchwörung und Verbrüderung voll der unerhörteſten, ſchauderhafteſten Gottesläſterung und Teufelei eine förmliche Unterſuchung zu verhängen. Wally, junges Deutſchland, Leben Jeſu von Strauß — gegen welches letztere Werk Eſchenmayer die Frechheit hat, das ſeinige als Gegenwerk und von der Vorſehung gewähltes Gegenmittel und Gegengewicht aufzuſtellen — was ſind ſie gegen dieſes Buch von Eſchenmayer, gegen dieſe hölliſche Empörung und Verſchwörung gegen Gott, Chriſtus, Evangelium, Kirche und was damit zuſammenhängt? Nicht Mücken gegen Elephanten, ſondern Infuſorien gegen Milchſtraßen und Weltſyſteme! Hierhin richtet euere erſchreckten Blicke! Die möglichen Folgen dieſes Buches, dieſer Tendenz und dieſer Verbrüderung bedenkt! —

Indem ich mit dieſen Worten meine Schrift beſchließen will und auf das Ganze zurückblicke, kommt mir der Gedanke, es werde Einige geben, die neben dem bittern Ernſte dieſer Schrift auch einige Ironie zu erkennen meinen und — indem ſie es doch lieber der, wenn gleich ſo unglaublichen, Dummheit und blödſinnigen Bewußtloſigkeit dieſer Menſchen zuſchreiben, daß ſie ſo gottesläſterliche und antichriſtliche Bücher ſchreiben — meiner Denunciation nur die Abſicht beymeſſen möchten, dieſen haſſenden, verdammenden und verfolgenden Finſterlingen*) deſto eindringlicher und niederſchlagender zu zeigen, welcher entſetzlichen Dinge man ſie ſelbſt beſchuldigen kann. Mag man nun aber von dieſem Schriftchen denken, was man will, das werde ich mir nicht nehmen laſſen, und das iſt mein heiliger Ernſt, daß hier der leibhaftige Satanas ſpuckt und ſein Weſen treibt. Sätze, wie die angegebenen Eſchenmayer's, daß Gott, wenn es ihm beliebt, auch nicht die ewige Wahrheit, Schönheit und Güte ſeyn könne, daß er viel zu erhaben und vornehm ſey, um ſich an's Gute zu binden; daß die Ideen des Wahren, Schönen und Guten in Sachen der Religion keine entſcheidende Stimme haben — ſind nicht bloß Dummheit, ſondern Teufelei, vollkommenſte, offenbarſte Teufelei. In dieſen Leuten lebt und wirkt, aus dieſen Leuten ſpricht und lehrt wahrhaftig der Teufel, mögen ſie es ſelber wiſſen oder nicht, und die Sache iſt deſto gefährlicher, wenn ſie darüber ſelbſt im Unklaren, wenn ſie des alten Drachen nur unbewußte Manifeſtationen und Werkzeuge ſind. Und über dieſe ſchwarze Höllennatur ſcheinheiliger Frömmelei unſerer Tage iſt die Welt noch lange nicht genug aufgeklärt, und es muß einmal noch Umfaſſenderes an den Tag kommen, als durch dieſes Schriftchen möglich iſt. Es wird in dieſer Sphäre angeblicher Religioſität und Chriſtlichkeit unter dem ſchrecklich gemißbrauchten Namen Gottes und Chriſti in der That das böſe Princip verehrt und geltend gemacht, welches der Feind und Haſſer

---

*) Unter Anderem heißt es am Ende des beſprochenen Werkes von Eſchenmayer: »Und nun erfülle ich meinen Auftrag an Dr. Strauß. Dieſer Auftrag (wenn ihn Eſchenmayer durch einen der Lügengeiſter ſeines Buches erhielt, hat er nicht viel Gewicht) lautet: Sage ihm, daß er ſeinen Irrthum verlaſſe und zu Jeſu Füßen zurückkehre, wo nicht, ſo wird ſein Loos ſchlimmer ſeyn, als dieſes des Dämons.« So wird in den Blättern aus Prevorſt 1. Samml. p. 43

---

prophezeit: »Chriſtus wird den Rationaliſten einſt ſagen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir, ihr Uebelthäter!«

alles Lebens, aller Luſt, alles Glückes und Wohlſeyns des Menſchengeſchlechts iſt und dieſes unaufhörlich in Geiſtesverwirrung, Finſterniß, Zerreißung, Zwietracht, Jammer und Elend zu ſtürzen ſtrebt, und welches als dieſer dunkle, finſtere Mißgönner, Verderber und Zerſtörer nicht Eins ſeyn kann mit jenem großen, Leben, Licht und Freude ſchaffenden und gönnenden Schöpfergeiſte der Welt und Natur, den der beſſere und klügere Theil der Menſchheit um ſo reiner und entſchiedener als ſeinen Gott verehrt, je beſſer und klüger er iſt, von dem jedoch die Welt durch große Liſt und Macht der Hölle ſeit vielen Jahrhunderten abwendig gemacht und ſeinem ſchrecklichen Feinde in die Hände geliefert wird, ihm, dem Verderber, den ſie ſogar offen und ungeſcheut als ſolchen, als den Sender der Peſten und alles Mißgeſchicks auf Erden zu verehren und zu verkündigen und für den Herrn der Welt und der menſchlichen Schickſale und für die ächte, wahrhaftige Gottheit der Chriſtenheit auszugeben wagen, und der in den letzten Zeiten ſelbſt wieder blutige Menſchenopfer und Selbſtverſtümmelungen, wie in alten heidniſchen Gräuelzeiten, zu heiſchen begonnen hat.

V.o.germ. 262 k

BETTINA.

Gedichte

aus

Goethe's Briefwechsel

mit

einem Kinde.

Nebst

erläuternden und vergleichenden
Anmerkungen.

Von

G. FR. DAUMER.

Nürnberg 1837.
Verlag von Bauer und Raspe.
(Julius Merz).

Wd

Zum Tempeldienst bin ich geboren;
Umweht mich nicht der heil'ge Duft,
So dünkt die Heimath mir verloren,
So wandel' ich in fremder Luft.

Tagebuch p. 30. Briefwechs. I, p. 235.

Gedichte

aus

Goethe's Briefwechsel

mit

einem Kinde.

Vorrede.

Rein absichtlos zunächst und ohne Rücksicht auf Oeffentlichkeit und Publicum, ganz nur durch den poetischen Anhauch einiger ausgezeichneter Stellen in Bettina's Briefen und Tagebuch erzeugt, entstanden folgende metrische Gestaltungen. — Wenn es Gedichte in Menge giebt, in welchen Reim, Rythmus, Metrum Alles ist, was sie zum Gedichte macht, so stehen dagegen viele Stellen jener Bücher hinsichtlich ihrer übrigen, hochpoetischen Beschaffenheit in so groſsem Widerspruch mit der Prosa ihres Wortes, daſs sie sich dem poetischer Kunst nicht Untheilhaften leicht mit der dringenden Aufforderung an's Herz legen, sie in das metrische Element, in welches sie ihrer Natur nach gehören, und aus dessen Wogen sie wie herausgerissen und auf das trockene Land der Prosa gesetzt erscheinen, wieder einzutauchen, und so zum förmlichen Gedichte zu vollenden. Ein solches Gefühl hat wohl auch schon Göthen selbst bestimmt, als er mehrere Stellen dieser Art metrisch darzustellen unternahm. Und es kann der Reiz hiezu um so gröſser seyn, da diese Stellen zum Theil noch gleichsam von der Feuchte jener goldenen Wellen triefen, und Reime, Rythmen, metrische Anklänge manigfaltiger Art, ja selbst vollständige Verse, die man nur als solche hinzustellen braucht, darin erscheinen. Hie und da — was gar sehr eigen ist — kann es bey aufmerksamerer Betrachtung sogar den Anschein gewinnen, als läge wirklich ein förmliches, kunstgemäſs gestaltetes Gedicht zu Grunde, das als solches nur unvollständig aus der Erinnerung auftauche — über welches interessante Phänomen ich mich vielleicht später einmal bestimmter und ausführlicher erklären werde. Die von Göthe in seinen Gestaltungen dieser Stoffe gebrauchten Reime finden sich zum Theile fast alle im Originale schon, und Göthe hat nicht einmal alle daselbst vorfindlichen benützt. Von derselben Beschaffenheit sind auch andere, von Göthe nicht behandelte Stellen. Sogar zur reimvollen Form des Gasels fand sich ein Paarmal die Aufforderung. Auch finden sich Anneigungen zu antiken Formen, wie zu Hexametern, jambischen Trimetern, anapästischen Tetrametern, und gern schmiegte ich mich bey meiner Behandlung diesen Spuren an, und ging zuweilen recht eigentlich darauf aus, die in Bettina's Dichterseele etwa ursprünglich gelegene Versform herauszufühlen und an's Licht zu ziehen. Mehreres der Art habe ich in den Anmerkungen hervorgehoben und nachgewiesen. —

Wie mich nun die Lust an dieser Beschäftigung, mit der ich mich in die geliebten Bücher mehr und mehr hineinfühlte und hineindachte, immer weiter und weiter führte, bemerkte ich, daſs sich eine Art von Ganzem bilde, das mit planmäſsiger Zusammenstellung zunächst verwandter und vergleichbarer Stücke, und mit Anordnung der so entstandenen Partieen, ein in seiner Art recht augenfälliges Bild der eben so tiefen, geistgewaltigen und bedeutungsvollen, als reizenden, lieblichen und holdseligen Eigenthümlichkeit jener wunderbaren Mädchenseele abgeben und dazu dienen könne, die in ihr aus ursprünglichster, frischester Quelle des Gemüthes so merkwürdig zur Entwicklung gekommene Religion und Ethik der Natur, der Liebe und des Geistes in ein helleres Licht zu setzen. In diesem Sinne wurde denn vorliegende Sammlung mit Hinzufügung einer Reihe erläuternder und vergleichender Anmerkungen, wie vorliegt, vollends zu Stande gebracht. Was die hinzugefügten Anmerkungen betrifft, so besprechen sie theils Einzelnes und Besonderes für sich und stellen es mit Aehnlichem und Verwandtem zusammen, theils haben sie den Zweck, das Ganze als solches in seinem Zusammenhange und der planmäſsigen Folge seiner Anordnung zu erläutern. Hiebey wird man Dinge hervorgehoben und erörtert finden, die, so viel ich weiſs, noch von keinem der Vielen, die sich über Bettina haben vernehmen lassen, auch nur im Entferntesten berührt worden sind, ob sie gleich zu den eigenthümlichsten, wesentlichsten und tiefsten Momenten der Bücher und des Wesens Bettina's gehören. Ueberhaupt scheint die Welt noch weit davon entfernt zu seyn, die ganze Gröſse, Tiefe und welthistorische Bedeutsamkeit dieser einzigen Erscheinung einzusehen, ja nur zu ahnen. Ich glaube, daſs Göthe und Bettina wirklich wesentlich zusammengehören, und daſs sie das Herrlichste, Gröſste und Gewaltigste sind, was der schaffende Geist der Natur im Ringen nach der Geburt einer neuen Zeit, Welt und Menschheit hervorgebracht, und zwar in der Art, daſs da, wo Göthe's Grenze eintritt, wo er in seiner Aufgabe, seinem göttlichen Berufe stehen bleibt, ja zurückschreitet, der noch lebenvollere Genius des Kindes den Fortschritt macht und mit überflügelnder Gewalt die Schranke durchbricht. Hier sprudeln neue Quellen lebendiger göttlicher Offenbarung, deren die Zeit so unendlich-schmerzlich bedarf, und die ihr Rohheit, Parteywuth und satanische Bosheit gleichwohl mit aller Gewalt verschütten wollen; hier sind neue Theophanieen und Incarnationen, neu auf Erden wandelnde, wirkende und weissagende

Götter und Dämonen zu schauen; hier eröffnen sich längst verschlossene und verschollene Abgründe göttlicher Mysterien wieder; ungeahnte Geister des Lebens und des Lichtes steigen aus dem dunklen Schooſse der alten, guten Mutter Erde herauf; zum erstenmale wieder nach langer Nacht der Taubheit und Verblendung, der Dumpfheit und des Wahnsinns, werden die mahnenden, rufenden, zurechtbringenden und zurückführenden Stimmen aus der heiligen Tiefe der Natur in ihrer ganzen unvermischten und unverfälschten Reinheit und Ursprünglichkeit gehört, und die in den Menschen sich auf's Neue eingebärende Natur erkennt und vernimmt sich selber, die gekränkte, miſshandelte, zurückgestoſsene, in Nacht und Finsterniſs gebannte und verstummte, wieder; hier ist ein neuer Tempel der Gottheit im Geiste und in der Wahrheit erbaut, ein Tempel, der die Natur, die Welt und Menschheit selber ist, im Lichte der Gottheit und als mit ihrem präsenten, lebendigen, schaffenden Selbst erfüllt und durchwaltet erschaut, und das Prinzip des neuen Weltalters und kommenden wahren Reiches Gottes auf Erden erscheint mit einer Lauterkeit, einem Reize und einer Holdseligkeit geoffenbart, vor welcher alle finstern Götzen der Erde in den Staub sinken werden. Ich glaube nicht fürchten zu müssen, daſs man diese Worte einer bloſsen, der Besonnenheit und Umsicht entbehrenden Exaltation des Gefühls und Aufwallung poetischer Begeisterung zuschreiben werde; man wird mir vielleicht zutrauen, daſs ich weiſs, was ich sage, und daſs das Gesagte das Resultat meines guten Bedachtes und reiflichen Nachdenkens ist, und wer dieſs Buch einer mehr als oberflächlichen Ansicht würdigt, wird sich auch wohl davon überzeugen können. Auch dürften in diesem Augenblicke, da theils die scheinheiligen Berückungen der Finsterniſs, wunderlich wider sich selbst arbeitend, zur Entlarvung und zum Sturze reif genug zu seyn scheinen, theils die Imponirungen der unfruchtbaren und lebenversengenden Weisheitsonnen der Zeit alle Kraft verloren haben, viele der Edleren und Sinnbegabteren nicht unschwer bewogen werden können, sich inniger und ernster mit einem ächten Lichte des Lebens und des Heiles zu befreunden, wie es uns von Bettina's schönem Sterne gespendet wird. —

Es liegen, außer den Gestaltungen und Verarbeitungen Göthe's selbst, bereits einige neuere Versuche vor, sich der poetischen und naturreligiösen Stoffe Bettina's zu förmlich poetischer Darstellung zu bemächtigen, und auch sie mögen ein Zeugniſs ablegen, wie sehr die Natur der Sache zu einer solchen Behandlung reizt und drängt. Ich habe sie übrigens bey Unternehmung dieses Werkes nicht gekannt und sie sind auch von bedeutend verschiedener Art, als die meinigen, bey welchen ich ganz in die Fuſsstapfen Göthe's trat, der auch hier den rechten Weg gewiesen und sich in seiner köstlichen Objectivität meist damit begnügt hat, die poetische Prosa Bettina's, ohne alle Zuthat eigener Erfindung, in die Kunstsprache der Poesie zu übersetzen, — welches bescheidene Wort er von dieser seiner Behandlungsweise selber braucht. Nichts Anderes, als Uebersetzungen in diesem Sinne Göthe's sollen auch meine Behandlungen seyn. Ich habe mich in jeder Rücksicht, sowohl dem Inhalt als der Form nach, so treu und innig, als möglich, dem Originale angeschmiegt, so daſs nur hie und da etwas in weniger dunkler, unvollständiger und unentwickelter Weise auszudrücken, Unterbrechungen und Zerstückelungen zu tilgen und Zerstreutes in Eins zu fassen und in einen gewissen Gesammtausdruck zu bringen, unternommen ward, und es so ziemlich bey dem bleibt, was in Beziehung auf einige zufällig in die Welt getretene einzelne Gedichte dieser Sammlung, meinen Sinn sehr wohl erkennend, ein Frankfurter Blatt, der Phönix vom 12. Dec. vorigen Jahres, bemerkt: daſs ich „nur sehr Weniges geändert, um das, was ohne förmliches Metrum in wahrhaft poetischer Begeisterung niedergeschrieben, nun in vollendet künstlerischer Gestaltung darzustellen.“ Dieser beständigen festen Beziehung auf das Original gemäſs wurden auch vor jedem Gedichte die bezüglichen Stellen aus Briefwechsel und Tagebuch zu Nachweis und bebeliebiger Vergleichung citirt, wobey Br. I und II die beiden Bände des Briefwechsels, Tag. das Tagebuch, die übrigen Zahlen die Pagina[illegible] bezeichnen. Da aber zuweilen in einem Gedichte Zerstreutes zusammengefaſst und eine Stelle durch eine oder mehrere andere ergänzt worden ist, so sind vor manchem Gedichte auch mehrere Citate auf einmal zu sehen; doch bedeutet ein zu dem ersten hinzugefügtes Citat zuweilen auch eine bloſse Vergleichungsstelle. —

Einen ungewohnten Anblick werden die Bezeichnungen der Länge (—), der Kürze (◡) und des rythmischen Accentes (_́ und ◡́) gewähren, die hie und da über einzelnen Sylben, Worten und Stellen angebracht sind. Theils schienen dieselben etwas allgemein Nöthiges zu seyn, um unzweideutig wissen zu lassen, wie es in rythmischer und metrischer Hinsicht gemeint sey; zum Theil sind diese Zeichen zwar für den Kundigen und Geübten etwas Ueberflüſsiges; aber ich wünschte auch dem dieser Dinge weniger Mächtigen möglichst klar zu seyn und ihn ohne störendes Besinnen, Versuchen und Verfehlen in den Besitz dieses musikalischen Momentes zu setzen, und ich hoffe, man werde mir diese Sorgfalt nicht übel ausdeuten und ihren einfachen Grund nicht unfreundlich verkennen wollen. —

Und so erhält denn das Publicum ein poetisch-psychologisches-religionsgeschichtliches Werk, dem ich lange Zeit die beste Kraft meines Sinnens und

Schaffens in groſser Liebe zugewandt, und dem ich wünsche, daſs es seine Zwecke wenigstens nicht ganz verfehlen und sich als ein der geist- und gottgewaltigen Erscheinung, deren Namen es trägt, und der es sich in aller Bescheidenheit und Demuth zu Füſsen legt, nicht ganz unwürdiges erweisen möge.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

(Tag. 43, 46.)

$- \overline{\smile\smile} - \overline{\smile\smile} - \smile\smile - \overset{\smile}{\smile\smile}$
$- \smile\smile - \overset{\smile}{\smile\smile}$
$- \overline{\smile\smile} - \overline{\smile\smile} - \smile\smile - \overset{\smile}{\smile\smile}$
$- \smile\smile - \overset{\smile}{\smile\smile}$
$- \overline{\smile\smile} - \overline{\smile\smile} - \smile\smile -$

In der Semiramis hangenden Gärten
Bin ich, ein bräunlich,
Glatt, feingliedriges Rehchen erzogen,
Freundlich und zahm stets
Jeglichem, der mir, ein Kosender, naht,

Aber unbändig in eigenen Neigungen:
Konnte mich je wer
Reiſsen vom glühenden Felsen am Mittag,
Waren mir wehrbar
Gipfel der Bäum' und die steilesten Höh'n?

Ward ich Vergessenheitsträumen entrückt je
Unter Lebendigen,
Lieſs ich von nächtlich begeisterter Wanderung,
Welche mich hintrug
Weit auf nebelerfülletem Pfad?

Sturm und Gewitter, sie locken in's freie
Reich der Natur mich;
Unter die schwärmenden Bienen mit Blüthen-
Zweigen im Munde
Leg' ich ins Gras mich und fürchte sie nicht.

Und wo es schauerlich dunkelt in Nächten
Wandel' ich furchtlos;
Allem, was Andere schrecket, zu trotzen,
Ist mir gegeben;
Ueberall traulich umfängt mich Natur.

II.

(Br. I, 150.)

Heute mit frühestem Tag, als kaum des gewaltigen Sturmes
  Nächtliches Wüthen vertobt, weckte die Sonne mich auf.
Goldene Ruh' ausbreitete sich am himmlischen Blau hin;
  Kantige Felsen hinab strebte gesammlete Fluth.
Und es brachen den brausenden Strom vom Sturme gebroch'ne
  Tannen, und Felsengeblöck spaltete seinen Erguſs.
Aber unhaltsam entstürzte die Fluth, mitreiſsend im Sturze,
  Was nicht stärkebewehrt, solcherley Drang zu bestehn.
Da nun ergriff mich die Lust, und ich konnte der übergewalt'gen
  Nicht wiederstehen und hoch schürzet' ich auf das Gewand,
Stemmte die Arm' in die Seiten, auf daſs ich gleiches Gewichtes
  Schwebet' im Lauf und kühn sprang ich hinunter den Hang;
Und es hielt mich im Zaum beym fliegenden Haare der Frühwind;
  Also von Felse zu Fels gieng's mit gewagetem Satz

Hüben anitzt, dann drüben im Flug und die brausende Strömung
Wie in gewettetem Lauf stürmte zum Grunde mit mir. —
Welch ein Gefühl, wenn Nebel und Hauch der Frühe der Mensch trinkt,
Junger Kräuter Gedüft dringet in Brust und in Kopf;
Wenn sich jagen mit ihm in köstlicher Frische die Winde,
Wenn's in der Wang' ihm glüht und in den Schläfen ihm pocht,
Wenn er das himmlische Naß den befeuchteten Haaren entschüttelt,
O mein geliebeter Freund, welche beglückende Lust!

III.

(Tag. 44 – 46.)

Als ein klein achtjähriges Kind ausharrt' ich im Freien
Nächte hindurch, kühn war ich, ein Held, doch ohne Bewuſstsein,
Und rings sämmtliche Lande, so weit sie mir immer ermeſsbar
Waren mein Bett. Ob am Rande der Fluth, von Wellen umspület,
Ob ich schlummert' auf steilem Gefels, von fallendem Thau naſs,
War mir gleich. Und, Freund, wenn die Dämmerung wich und des Morgens
Purpurlicht, nachdem ich dem Lied der steigenden Lerche
Schon im Traume gelauscht, bey tausendfachem Gejubel
Alles gefiederten Volkes der Luft mich weckte, wie dünkt dir's,
Daſs ich mich fühlte? Geringer um nichts, denn göttliches Wesens,
Und ich achtete nichts, so fühlend, sämmtliche Menschheit
Zweier erinner' ich mich schwül drückender Nächte, das stahl ich

Durch Tiefſchlafende hin mich aus dumpfigen Schlummergemächern
Fort in die freie Natur und es zog am Himmel Gestürm auf,
Und mich deckte der Linde gebreitetes blühendes Laubdach.
Blitze durchfeuerten nun des Baums tiefhangende Zweige;
Schaurig erhellten sie mir den entferneten Wald und das einzeln
Ragende Felsengezack urplötzlich zuckendes Leuchtens;
Und den umklammernden Arm um den Baum her schlug ich ergrausend;
Heftig pochte mein Herz; ich fühlte mich einsam in diesem
Sturm der empörten Natur in die Mitte der Schrecken gestellet;
Dennoch war mir wohl und mein Herz ward feurig erhoben. —
Horch! Sturmglockengeläut vom Kloster herüber. Die Nonnen
Eilen im Kleide der Nacht, die geweiheten Kerzen in Händen,
In das gewölbete Chor; ich sehe die flüchtigen Lichter
Lang hin flackern die Gäng'; es tönet ihr ora pro nobis
Zu mir herüber im Wind; bey jeglichem Flammen des Blitzes
Ziehen sie an die geweihete Glock', und so weit ihr Schall trägt,
Ist dem Gewitter gewehrt, zur Erde zu senden den Blitzstrahl. —
So ich unter dem Baum in der schreckenerfüllten Natur Schooſs;

Und sie alle, die mir zu der Kindheit Pflege geordnet,
Dorten zusammengeschaart in der innersten Tempelumwölbung
Gleich verschüchterter Heerd', und um der Gefahr Abwendung
Zage Gesäng' anstimmend; es war mir lustig zu denken
Unter dem wölbenden Laub, wo der Wind durchrast' und der Donner,
Recht wie ein brüllender Löwe, verschlang Litanei und Geläute.
Und es machte mich stark wider das, was schrecklich allein ist,
Wider die Angst. Nicht fühlet' ich mehr verlassen und einsam
Mich in dem Reich der Natur, dem Allumfassenden; nicht ja
Brachte den Blumen Verderb auf feinem Stengel des Regens
Stürzende Fluth, es vertraute ja auch das kleine Gevögel,
Und so bannet' auch ich aus meinem Gemüthe die Furcht aus.

IV.

(Tag. 99 — 102.)

Frühe schon im Kloster zogen
Mich die Geister und bewogen,
Daſs die Furcht dem Drange wich,
Ihnen zu gesellen mich,
Lockten mich aus meiner Zelle
In der Mondnacht Zauberhelle;
Da durchstrich
Wunderlich -
Dunkler Gänge Grausen ich,
Hörete die Wasser rauschen,
Und mit brustbeklemmtem Lauschen
Zu dem Springquell wandert' ich;
Rings der Blumen duft'ge Beete,
Wo mich jede Blum' und jede
Form der Kräuter mannigfalt
Schaut' als eine Traumgestalt;
Schwankend mit der Phantasie
Buhlten sie und rangen sie; —
Und ich schritt zum Quelle fort,
Stand anitzt an seinem Bord,

Sah sich in der Luft, der regen,
Nun herüber,
Nun hinüber,
Seinen flüss'gen Strahl bewegen,
Sah der Mondscheinlichter Weben
In der Fluth krystall'nem Leben,
Wie des Blitzes rascher Stift
Silber-Hieroglyphenschrift
In der Wogenkreise Feuchte
Züngelnd schrieb; da kniet' ich, beugte
Mich begier'gen Angesichtes
Ueber dieses schwindelhaft
Wunderbare Spiel des Lichtes,
Lauschet' ihm mit aller Kraft.
Und mir war nicht zweifelhaft
Dafs durch diese Charaktere
Etwas hingeschrieben wäre,
Voll Bedeutung meinem Wesen;
Und als ob ich es gelesen
Und verstanden seinen Sinn,
Welcher deut' auf Hochgewinn,
Auf ein überschwänglich Glück,
War ich freudig; und zurück
Durch die schauervolle Länge
Labyrinth'scher Klostergänge,
Die behängt mit sonderbaren
Heil'gen-Bildnereien waren,
Gieng ich in gelass'ner Ruh'

Meiner Schlummerstätte zu;
Und das Fenster öffnet' ich,
Gab dem Mondlicht freie Bahn,
Lieſs die Brust mir strahlen an;
Und ein groſs erfüllte mich
Mit einströmendem Entzücken
Allumfassend Geistbeglücken.
Und ich fühlte mich im Halt
Einer liebenden Gewalt,
Der ich mich an's Herze schmiegte,
Die mich süſs in Schlummer wiegte.
Wie zu nennen diese Macht —
Geist des Lebens, der Natur? —
Weiſs ich nicht, noch was erfuhr
Mein Gemüth in jener Nacht.
Dieses Eine weiſs ich nur,
Daſs es war ein Groſsbegebniſs,
Ein bedeutsam Hocherlebniſs,
Daſs es mir im Herzen war
Wie ein Keim, der an das Licht
Aus der ersten Hülle bricht.
Mit dem Geiste saugt' ich Licht,
Nahm mit seinem Auge wahr,
Was dem leiblichen Gesicht
Tief verhüllt und dunkel war.
Und was spielend die Natur
Bot auf ihrer bunten Flur,
Richtet' auf ein heimlich Innen

Eig'ner Wesenheit mein Sinnen;
Und die Farben und Figuren,
Stiller Pflanzencreaturen
Schaut' ich meinem Geist zur Nahrung
Mit verzehrend tiefem Blick;
Also jene Nachterfahrung
Weckte mir ein Seherglück.

V.

(Br. I, 43 f.) [illegible]

Des Lebens, das ich führe, hat kein Mensch Verstand;
Es führt der Geist mich stille Straſsen an der Hand;
Er führet mich hinaus in Feld und Flur und Hain,
Er setzet sich und ruht mit mir am Wasserrand;
Er führet mich auf steile Bergeshöh'n empor,
Er läſst mich schau'n in's Nebelthal von Bergeswand;
Und sieht man vor den Füſsen kaum den nächt'gen Pfad,
Ich gehe dennoch mit an seinen Schritt gebannt;
Und wo ich geh' und steh', ich fühl' ohn' Unterlaſs
Sein heimlich Weh'n und lausch' ihm ewig unverwandt;
Ich schlieſse mich des Nachts mit ihm in Schlummer ein,
Und Morgens hüll' ich mich vor ihm in mein Gewand;
Nicht bin ich einsam auch in Zelleneinsamkeit,
Stets fühl' ich mich zu ihm gesellt, von ihm erkannt;
Gern miss' ich jede Kunst und jede Wissenschaft,
Wenn ich nur seiner Tiefbelehrung Kunde fand.

VI.

(Tag. 49 f.)

Hoch aufstrebet' ein Baum phantastischen, feinen Gezweiges,
Deſs breitblättriges, sammtenes Grün sich dehnte zum Laubdach.
Oft da lagert' ich mich in der kühlen Umwölbung und blickte
Auf zu dem Baum, wie das Licht durchäugelte. Schlummer umhüllte
Einst mein Auge daselbst; da lag ich begraben in tiefer
Ruhe mit offener Brust; von süſsen Geschenken der Liebe
Träumete mir; das kam von der magischen Neige des Baumes;
Wie sonst ohne Verzug verstand ich ihn, als ich erwachte?
Denn hernieder die Frucht, die reif vom Zweige gelöste,
Senkt' er auf mich und es netzte die Brust im Fallen ihr Saft mir.
Siehe, dieſs dunkele Blut, dieſs schöne der übergereiften

Beere des Maulbeerbaums, nicht kannt' ich und hatte zuvor sie
Nimmer mit Augen geschaut, und doch mit vollestem Zutrau'n
Kostet' ich sie, wie des Liebenden Mund Kuſserstlinge kostet.

VII.

(Tag. 79 f. Br. I, 325.)

Im Garten liebt' ich meine erste Liebe:
Der Blumen keimenden Geschlechtern neigte
Des Kindes Wesen sich; verschämt und innig
Glüht' es dem Reiz der zarten, duftigen
Vielfarbig bunten Blumenwelt entgegen.
Mit blickender Sonn' an jedem frühen Morgen
War ich im Garten in der Geisblattlaube,
Dem Aufbruch ihrer röthlichen Knospen mich
Entgegendrängend; wenn sich dann mein Blick
In die verschlossnen Kelche sehnend senkte,
Da liebt' ich, betet' ich die Sinnenwelt
In diesen Blüthen an, und meine Thränen
Vermischt' ich mit dem Honig ihrer Kelche.
Es war ein eigner, wunderbarer Reiz,
Die Thräne, die in dunklem Seelendrang
In's Aug gedrungne, da hinein zu betten.
So mischte sich in jenen Kindertagen
Mit Wehmuth meine Lust. — O Gott! O du!
Warum doch schmerzt die Schönheit der Natur?
Wohl weil die Liebe sich untüchtig fühlt

Zu fassen ganz die Schönheit und der Sehnsucht
Nicht kann Genüge thun; darum von Wehmuth
Ist auch die glücklichste getrübt. So füllt
Mit Wehmuth mein Gemüth auch deine Schönheit,
Weil ich sie nimmer kann genugsam lieben.

VIII.

(Tag. 57 f.)

In jener schwellenden Kinderzeit
Da schnitt mir in's Herze das Abendroth
Und das schweifende Gold,
In das die Gewölke sich senkten.
O wie mir wehe, wehe war,
Durchwandelt' ich so einsam - still
Das schlummernde Blumengefild,
Und weiten, weiten Himmels
Umwölbung über mir,
Mit der Wolkenheerde flüchtigem Getrieb,
Roth, blau und gelb im Wechselspiel der Farben,
Bis dunkele Schatten ihn bewältigten. —
Da stand ich armes Kind,
Und sahe verspätete Vögel
Mit eiliger Fittige Schwung
Nach ihren Nestern fliegen;
Da dacht' ich, wenn nur einer
Mir flög' in die Hand und ich fühlte darin
Sein kleines Herzchen pochen,
Ich wäre zufrieden und froh.

Allein kein Vogel wollte
Mir fliegen in die sehnende Hand,
Schon hatt' ein jeglicher anders gewählt,
Und ich blieb mit meiner Sehnsucht Drang
Allein und unverstanden.
Und ich meinete doch, die gesammte Natur
Bestehe nur und werde nur,
Aus erregtem Gefühle der Sehnsucht:
Nur darum blühten die Blumen all,
Nur darum schmelze das stolze Licht
In aller Farben buntes Spiel
So lieblich seine Helle:
Nur darum hauche so leis und lind
Mir seine Schauer in die Brust,
So schmeichlerisch, der Abendwind.
Es mahl' in trunkner Liebeslust
Sich darum nur
Der Himmel im Spiegel der Welle. —

So blickt' ich in das Leben der Natur,
Und glaubte, daſs ein Geist der Lieb', entsprechend
Der Wehmuth, die in mir, dieſs Leben sey.
Es seyen seine Regungen und seine
Gedanken, die dieſs Alles bildeten
So Tag als Nacht; ja ich empfand, ich müsse
Einschmelzen in diesen Geist, und einzige
Beseeligung sey: aufgehn in diesen Geist.
Dahin, unkundig, was der Tod sey, rang' ich

Mich aufzulösen: ich trank mit vollen Zügen,
Trank unersättlich ein den Hauch der Nacht;
Ich hob zur Luft empor sehnsücht'ge Hände,
Der Locke Flug, das Flattern des Gewandes,
Es war mir ein Beweis der Gegenwart
Des liebevollen Geistes der Natur;
Geschlossenen Auges lieſs ich mich vom Strahle
Der Sonne küssen, öffnete dann den Blick,
Und hielt es aus mit Festigkeit und dachte:
Sie küsset dich, ihr Kuſs beglücket dich,
Und nicht ertragen solltest du ihr Anschau'n?

IX.

(Br. I, p. 91 f.)

Dieß theure Leben willst du tödten,
An welchem meine Seele hängt —
Ach denke mein in deinen Nöthen
Und wenn die frevle Lust dich drängt!

Denn wenn du schlummerst in der Erden,
Durchbohrt von eigner zarter Hand,
Was soll aus mir, der Aermsten, werden,
Die ohne dich kein Glück erkannt?

Sieh meinen Schmerz, sieh meine Thränen,
Erbarme dich und lebe mir! —
Wie darfst du so den Bund verhöhnen,
Den heil'gen zwischen mir und dir?

Laß mich die Todesstelle küssen,
Hier unter dieser schönen Brust!
So will ich sie geheiligt wissen,
Geschirmt vor jeder blut'gen Lust.

Die Vögel sich auf jenen Zweigen;
So spielten wir in Treuen süſs!
Welch einen Fehl wirst du mir zeigen,
Der dich an mir verzagen hieſs?

Wie ich vom Stocke diese Reben,
Abreiſs' und stampfe mit den Tritt,
So thust du unserm Liebeleben,
So spielst du meiner Treue mit.

Du darfst auf diese Treue bauen;
Befiehl in tiefster Nächte Graus,
Und ohne Zaudern, ohne Grauen
Verlass' ich Bett, verlass' ich Haus,

Und geh', gebannt an deine Seite,
Wohin du winkst, wohin du ziehst,
In alle Welt, in alle Weite,
Und wenn du in die Hölle fliehst!

X.

(Br. I, 37 f.)

Ich steh' auf hohem, steilem Ranft;
Tief senket sich des Thales Kessel,
Sein sammt'ner Boden schmieget sanft
Sich an der Hänge runde Fessel.

Mit weiſsen Heerden rings besät
Die grüne Wand der tiefen Klause —
Das Schäferhaus inmitten steht,
Dabey die Mühl' am Bachgebrause.

Uralte Linden, in die Luft
Hochragend, decken die Gebäude,
Sie dampfen ihren Blüthenduft
Bis auf in diese Gipfelweite.

Es wölkt der Rauch von Schorngestein
Empor durch ihres Laubes Dichte;
Aus reinem Blau der Sonne Schein
Füllt Berg und Thal mit gold'nem Lichte. —

O säſs' ich Schaafe hütend hier,
Und wüſste, daſs am Abend einer
Zu diesem Rand hereilte mir,
Der eingedenk in Liebe meiner.

Den Tag, den ganzen, harrt' ich sein;
Es schwänden liebebang die Stunden;
Bey Silbermond und Sternenschein,
Da wäre mir der Freund gefunden.

Ich stürzt' ihm heiſs an heiſse Brust —
Was wäre weiter zu erwerben?
Nach solch empfund'ner höchster Lust,
Da möcht' ich sinken wohl und sterben.

XI.

(Br. I, 31, 133.)

Ich wollt', ich säſs' an seiner Thür',
Ein armes Bettelkind,
Durch's schlechte Kleidchen schau'rte mir
Der Regen und der Wind.

Ich bät' ein Stückchen Brod von ihm
Und nähm' es von ihm hin,
Und er erkennte dann am Blick,
Weſs Geistes Kind ich bin.

Da faſst' er mich in seinen Arm,
Und zöge mich an sich,
Und hüllte lieb und hüllte warm'
In seinen Mantel mich.

Gewiſs, gewiſs, er lieſse mich
Nicht wieder von sich geh'n;
Ich dürft' im Hause stetiglich
Ihm dienen und ihn seh'n.

So giengen denn die Jahre mir,
Das Leben selig hin,
Und keiner wüſste, wo ich her,
Und keiner, wer ich bin.

Nur bey ihm seyn, nur schauen ihn,
Sonst wollt' ich, braucht' ich nichts, —
Er meine Welt, sein Angesicht
Mein ew'ger Quell des Lichts.

XII.

(Tag. 97.)

Also war des Schickſals Wille:
Einen Stern
Muſst' ich lieben,
Und der Stern, er war so fern.
Und zu ihm hat mich getrieben
Uebermächt'ger Sehnsucht Fülle,
Und es war in dieſs Verlangen
All mein Sinnen aufgegangen,
Und ich sah und dacht' allein
Meines Sternes Himmelsschein,
Daſs er sich vom Firmament
Losgetrennt
Bis zur Erde
Nimmer zu mir neigen werde. —

Und ich träume von dem Sterne
Daſs er sich
Aus der Ferne
Zu mir senke gnädiglich;

Und zum Auge wird sein Strahlen,
Und das meine seeliglich
Kann sich spiegelnd in ihm mahlen.
Und ich bin von Glanz umbreitet,
Und von aller Welt — so weit
Auge reicht und Denken — scheidet
Mit des Sternes Herrlichkeit.

XIII.

(Tag. 185 f.)

Was ich ergösse zu dir und erfüllet' es auch Folianten,
Nimmer ermüd' es dir, sprachst du, die Lesegeduld.
Ach und du weiſst es doch, wie in kleinem Kreise beschlossen
Meiner Empfindungen stets gleiche Verkündigung ist.
Zwar ich habe gewühlt durch's eigene Herz wie ein Maulwurf;
Strahlenden Schatz in der Nacht, wollt' ich erwühlen für dich;
Aber umsonst mein Mühn! Nicht hab' ich gewaltige Dinge
Dir zu vertraun; es bleibt liebliches Liebegesteh'n.
Aber, o Freund, ausruhst du am Bach, von blühender Kräuter
Düften umhaucht und es schwebt leicht die Libelle daher,
Läſst sich nieder auf dich mit ihren krystallenen Augen,
Fächelt die Stirne dir an: wirst du ihr böse darob?
Oder es klimmt ein Käferchen auf an deinem Gewande
Schlüpft dir in Busen hinein: nennst du es allzugewagt?

Siehe, das kleine Gethier, es kennet und ahnet das Herz nicht,
Welches so göttlich und groſs unter den Füſschen ihm schlägt,
Und ich hab' es erkannt: wie noch minderes Zürnen gebührt mir,
Dränget mĭch ān dieſs Herz flammender Liebe Gewalt?

XIV.

(Br. I, 135.)

All mein Denken, Sehnen, Wollen
Durch die Liebe mir erschlossen,
Gleichet sich den armen Blumen,
Die da auf dem Felde sprossen.

Unbewufst die gold'nen Augen
Oefnen sie auf grünem Grunde,
Lachen dann zum blauen Himmel
Eine helle Lebensstunde.

Und dann blinken tausend Sterne,
Die des Mondes Pracht umtanzen,
Und in Nacht und Schlummer sinken
Zitternd die bethränten Pflanzen.

Also stehst, mein hoher Meister,
Ueber mir als Mond im Glanze,
Hochverherrlicht und umschlungen
Von Begeistrungssternentanze.

Und was sich in mir entfaltet,
Ferne von den Herrlichkeiten,
Liegt als Blume, thränend, bebend
Tief in Thalesdunkelheiten.

All mein Muth und Geisterheben
Sinkt, o Herr, vor dir zu Ende,
Und mein ganzes Wesen schlummert
Unter deinem Firmamente.

XV.

(Br. I, 45.)

Wenn's mich, eh' tagend blickt der Sonne Schein
  Von meinem Lager treibt nach Bergeshöhen,
  Und reich vom Thau getränkt die Pflanzen stehen,
  Und streifen nässend mir die Füſse rein;

Dann giebt der Geist demüth'gem Sinnen ein:
  Es sey der Herr der Welt, der mir im Gehen
  Die Füſse wasch' und gebe zu verstehen,
  Herz soll, wie Fuſs, vom Staub gereinigt seyn.

Und wenn ich dann des Berges Spitz' erklomm,
  Und schaue mit gebreitetem Gesichte
  Das weite Land im ersten Morgenlichte,

Dann hauch' ich meinen Dank zur Sonne fromm,
  Daſs sie mich schauen läſst mit Einem Blicke,
  Was meines Lebens Reichthum, Schmuck und Glücke.

XVI.

(Tag. 89.)

— ⏓ — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏒
— ⏓ — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏒
— ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏒
— ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ —

Wie vernehmend auf weit ruhendem Meeresplan
Ferner Flöten Getön freudig der Delphin scherzt,
Und muthwillig die Wasser
Hoch in glänzende Lüfte jagt,

Daſs sich über die glatt spiegelnde Fläche hin
Aus aufschäumender Fluth breitet ein Perlenrausch,
Und in jeglicher Perle
Sich abspiegelt die Welt gesammt:

Also jauchzet mein Herz, also auch spiegelt mir
Glänzend jeder Gedank' ewiger Weisheit Licht,
Da durch Geist und Gemüth mir
Deiner Hulden Entzückung strömt.

An die Wange gelehnt hattest du mir die Hand,
Auf der Stirne zu ruh'n, beugte dein Mund sich mir,
Und es wehte dein Athem
In der Stille, wie Geisterhauch.

Sonst wohl fliehet die Zeit eilig dem Glücklichen,
Doch nicht jagete sie jetzo, der Augenblick
Ward, der kurze, zum Meere
Unermeſslicher Ewigkeit.

XVII.

(Tag. 174.)

–́ – – ◡ ◡ – ◡ – ◡ –́ ⏓
– ◡ – ◡ ◡ – ◡ – ◡ ◡ –
– ◡ – ◡ ◡ – ◡ –
◡ – ◡ – ◡ – ⏓
⏓ – ◡ – ⏓ – ◡ – ◡ – –

Was ist Lieben? — Der Wächter auf der Zinne
Ruft die nahende Morgenstunde. Der Geist
Ahnet schlummernd den Tag; er bricht
Hervor aus seiner Traumwelt
Und schaut erwacht des jungen Tages
Lichtglanz.

Und das ist die Gewalt der Liebe. Wahrheit
Wird gesammt, was ein Traumgebilde zuvor,
Und ein göttlicher Genius
Erleuchtet den zum Tage
Der Lieb' Erwachten das entzückte
Daseyn.

XVIII.

(Tag. 173, 2. Br. II, 165.)

⏑ ⏑ –́ ⏓, ⏑ ⏑ –́ ⏓, ⏑ ⏑ –́ ⏓
–́ ⏑ – ⏓, –́ ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – ⏓
– ⏑ – ⏑ ⏑ –

Daſs der Athem, den du aushauchst, sich der Luft mischt,
Welche trinkt auch meine Brust,
Wandelt sie zum Aether
Einer höheren Welt.

Und die Wand auch, die dich einschlieſst, und der Spiegel
Wird magnetisch, der dein Bild
In sich fäſst, der Lichtstrahl,
Der dich streifet, dein Sitz. —

Es ist Alles, von Magie voll; du bist weg zwar,
Sie jedoch vertritt dich nun,
Und die Erde küss' ich,
Wo dir ruhte der Fuſs.

XIX.

(Br. II, 143.)

◡◡◡ —́ ◡◡ — ◡◡◡ —́ ◡◡ — ◡◡◡ —́ ◡ —

Du klarer Bronnen, in dem der Mond sich spiegelt ab,
Wo man die Sterne mit hohler Hand zum Trinken schöpft!
Du freigeborener Sohn der Natur, der in der Brust
Ihr Strahlenbild uns arme Sklavenkinder es
Anbeten lehrt! Wie wär' in traurige Finsternifs
Mein Seyn versunken ohne dich! Nicht anders als
Des blindgeborenen Armen, der von himmlischer
Lichtherrlichkeit erfahren nichts und nichts begreift.

XX.

(Tag. 98.)

–́ ⏑ ⏑ –, – –́ ⏑ ⏑ –, – –́ ⏑ –́ ⏓ oder
–́ – –, ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –, – –́ ⏑ –́ ⏓
–́ ⏑ ⏑ –, ⏓ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ –́ ⏓
–́ ⏑ ⏑ –, – –́ ⏑, oder –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́

Mich und die Welt umkleidet dein Glanz, dein Licht ist Traumlicht
Höherer Welt, wir athmen in ihrem Luftkreis,
Und es umfängt heimathlich
Duft der Erinnerung uns.

Ja, es erhebt, es trägt uns empor, es schwebet unse
Schwankendes Loos auf spiegelnden Aetherfluthen
Auf zu der ewigen Götter
Alles umfassenden Arm.

Und mir ward, daß ich deinem Gesang ohn' Ende träumend
Lauscherin sey, gesungen an meiner Wiege,
Bis zu dem letzten der Tage
Welcher mein Auge bestrahlt.

XXI.

(Tag. 187, 179, 34.)

— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — —
— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — ⏓
— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — ⏓
— ◡ ◡ — ⏓

Denkt sie dich, regt Psyche sogleich die Flügel
Und verweilt nicht länger im Staub und hebt sich,
Denn der Erd' unwürdige, dumpfe Schwere
Fühlet sie harmvoll:

Und gewahr manch schnöder Umgarnung wird sie,
Die sie fern hält ihrem Beruf, dem hohen,
Himmlischen — da, edelen Zorns durchbrechend
Ihrer Verzaub'rung

Fesselband aufschwebt sie in dir und durch dich,
Der du ihr Lichtäther und ihres Hochschwungs
Trageluft bist, wie sich ein Vogel leicht hin
Schwinget im Luftráum.

XXII.

(Tag. 4.)

— ⏑ — — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑̄
— ⏑ — — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑̄
— ⏑ — — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑̄
— ⏑ ⏑ — ⏑̄

Gleich gefelsdurchbrechendem Quell, der rauschend
Niedereilt in's blühende Thal und liebend
Rings die Pracht anhauchet, so hauch' ich dich an,
Süſser Geliebter!

Murmelnd nur hingleitet der Bach und lispelnd
Wechseln ihm nur wenig melod'scher Töne,
Aber horch' ihm freundlichen Ohrs, so wird dir
Jauchzen und Klagen

Und Gefleh' auftönen und Trotz — es werden
Aus der Tief' aufblitzen Geheimniſswunder
Deinem Huldanblick, die allein versteht, dem
Liebe die Brust schwellt.

XXIII.

(Tag. 37, 51, 2.)

Nach Wahrheit in der Seele welch Begehren!
Wie dürstet sie, wie trinkt sie ihren Seegen!
Wie lechzend einsaugt den Gewitterregen
Die Erd', um tausend Blüthen hold zu nähren.

Wahrheit ist auch elektrisch, gleich dem hehren
Geflamm des Blitzes und Gewitterschlägen,
Ich fühle Kopf und Brust von Sturmbewegen
Erfüllt und von der Wolkenschlacht, der schweren.

Wie erst die Donner mählig nah'n mit weichen
Anrollungen, dann immer mächt'ger steigen,
Raschzuckenden Blitz der Seele zu begleiten;

Bis unter den geklärten Himmelsweiten
Mir der Gedanken stille Blumen sprieſsen,
Die ich dir all' hinstreue zu den Füſsen.

XXIV.

(Tag. 30 — 33.)

Mit erstem Morgen war ich heute drauſsen
Und gieng den ersten Feldweg.
Feldhühner schreckten vor mir auf, so früh' wars:
Die Wiesen lagen da im Morgenglanze,
Mit Fäden übersponnen,
An denen angereiht des Thaues Perlen. —
Dir wandl' ich nach in diesen Einsamkeiten;
Wenn alles still und ruhig ist, dann lispelt
Mir jedes windgehobene Blatt von dir.
Da lass' ich meine Gedanken stille stehn
Und lausch', und meine Sinne breiten sich
Gleich einem Netz, um dich zu fangen aus.
Da streich' ich zwischen Hecken,
Ich dränge mich durch's Gebüsch,
Die Sonne brennt, ich lege mich in's Gras.
Nicht weil ich müde bin, nur ganz und gar
In meine Welt des Traumes zu versinken.
Da zieht es mich hinüber, da hebt es mich
Zu dir, den ich mit Menschen nicht vergleiche.
Den streifenden Lichtern und ihren blauen Schatten.

Den Nebelwolken, die am Berge hinzieh'n,
Dem Vögelgeräusch im Walde,
Dem zwischen Gestein hinplätschernden Gewässer,
Dem Winde, der dem Sonnenlicht
Die belaubten Aeste zuwiegt,
Vergleich' ich dich, o Freund,
Erkenne deine süſse Laune drin.
Das Schwärmen der Bienen, das Summen der Käfer trägt
Mir deine Nähe zu, ja selbst das ferne
Gebell der Hund' im Nachtwind
Erweckt mir Ahnungen von dir.
Spielt mit dem Monde das Gewölk,
Schwimmt es verklärt im Lichte,
Geist ist mir Alles und klärlich
Aus deiner Brust gehaucht.
Da wendest du dich mir,
So glaub' ich, ein Geist, entgegen,
Zufrieden, wie auf Wellen
Getragen zu seyn vom Athem meiner Liebe. —
Und also lieb' ich die Natur, dich liebend,
Und ruh' in ihr und liebe mich zu senken
In sie, mich senkend in dein Angedenken.

XXV.

(Br. II, 312. III, 233.)

O du Vernichter meiner selbst
Der mir den freien Willen nahm —
O du Erzeuger, welcher mich
In's wache Daseyn ausgebar —
Mit tausend Funken elektrisch mich
Aus dem heiligen Reich der Natur durchzuckt —
Getaucht in dessen Geisteshauch
Hinwieder mir die gesammte Natur
Nur deinen Athem entgegenweht!
Um deinetwillen lieb' ich
Der jungen Rebe Gewind;
Um deinetwillen wein' ich,
Auf ihre gereifte Frucht;
Um deinetwillen küſs' ich
Der jungen Gräser Sproſs:
Um deinetwillen biet' ich
Die offene Brust dem Thau:
Um deinetwillen lausch' ich.
Umschwärmet mich, umgaukelt
Mich Bien' und Schmetterling.

Denn dich allein empfinden nur
In meiner Wonnen heiligstem
Bezirke will ich. Ahndest du
Die Schauer, die durchbebenden,
Die mit den Blüthen, mit dem Duft
Auf mich die Bäume niederweh'n?
Da denk' ich, weiſs ich, glaube fest,
Dein Kosen mit der Natur sey das,
Dein ihrer Schöne Hochgenuſs,
Ihr Schmachten, ihr Hingeben an dich,
Die diese Blüthen vom Gezweig,
Dem liebehauchbewegten lös'
Und in den Schoos
Mir leise niederwirble. —
O ihr Spiegelnächte des Mondes!
An euerem Himmelsbogen wie dehnt
In seinem Gefühl mein Geist sich aus!
Da entnimmt mein Traum das irdische
Bewuſstseyn mir und erwachend aus ihm
Bin ich der Welt ein Fremdling.
In nahendem Gewittergra'un
Da ahnet mein Geist, da empfindet mein Herz
Den gewaltigen Freund, und der Athem der Brust,
Ihm strömet er zu und freudig löst
In Donnergeroll und in Blitzegekreuz
Sich in ihn die gebundene Seel' auf.

XXVI.

(Br. II, 5. I, 144. 270.)

Mich des Wortes zu bedienen,
O wie wenig gnügt es mir!
Mit Geberden und mit Mienen
Gern so manches sagt' ich dir.
Dir das Höchste zu verkünden
Aus tiefinnerster Natur,
Weiſs ich Bess'res nicht zu finden,
Als dich anzulächeln nur.

XXVII.

(Br. I, 203.)

Siehe, mein liebendes Herz ein gestadlos wogendes Weltmeer!
Was schwimmfähiger Art trägt es auf hohem Gewog;
Aber dich mit Gewalt in die innersten Tiefen entrafft' es,
Und braust freudig dahin deines Besitzes gewiſs.

XXVIII.

(Tag. 185.)

Sämmtliche Welt ringsum im Glanze der Sonne! — doch in mir
Du nur allein im Glanz, sämmtliches Uebrige Nacht.

XXIX.

(Tag. 98.)

Nimmer erfreut mich Gewinn, zwischen mir und jedem Gewinne,
Stehst du in göttlichem Glanz, reicher als jegliches Glück.
Nimmer betrübt mich Verlust; zwischen mir und jedem Verluste
Stehst du ein übervoll Alles ersetzendes Heil.

XXX.

(Tag. 188 f.)

Die Sonne sinkt, es breitet ihr Purpurzelt
Sich über deine Gartenau'n, hier sitz' ich
Und überschaue die Pfade, welche du
Durch sie geleitet hast. —

Verlassen alle, tiefe Stille rings
Bis in die Ferne hin!
Sogar den Vogel hab' ich im Busch verscheucht,
Die Glockenblumen schlafen,
Es winken einander Hesperus und Mond.

Längst harret' ich auf diese tiefe Ruh,
In ihrem Schweigen wollt' ich mich besinnen
Und mit dir reden, Freund! —
Und jetzo, wie verzagt mein Geist vor dir!

Wohin mich wenden? — Den Baum, in dessen Rinde
Du manchen Namen eingeschnitten hast,
Hab' ich verlassen, bin herab zum Hause

Gewandelt, habe die Stirn' auf's Schloſs der Thüre
Gelegt, das deine Hand so oft berührt — —
O was von meiner Liebe, was denkst du doch?
Von ihr, die ewig, wie die Fluth an's Ufer
Anbraust an dich und möchte mit dir reden
Und kann nur seufzen? Sage doch, was meinst du,
Daſs diese Liebe will? Ich selber muſs
Erstaunen oft, wie aus dem Traum erwachend,
Daſs so mich dieser Traum beherrscht.
Doch bald auf's Neue beugt
Sich unter den Schatten seiner Umwölbungen
Der kaum erwachte Sinn zurück,
Und schmieget seinem Flüstern sich,
Und lässet sich betäuben
Vom Flügelrauschen unbekannter Geister. — —

Göttlich will ich seyn,
Göttlich und groſs, wie du!
Frei über der Welt,
Nur in deinem Lichte stehend
Und von dir verstanden nur!
Pfeile will ich senden,
Gedanken, die nur dich
Treffen und keinen Andern!
Prüfe du ihre Schärfe!
So in heimlichem Verkehr
Sollen meine Sinne gedeih'n,
Muthig, rasch und freudig seyn!

So in deiner Kraft gesund,
Ewig strebend auf zur Höh',
Nimmer sinkend zu dem Grund
Meine Lebensgeister,
Ihrem Erzeuger dir
Zuströmen, ihrem ewigen Herrn und Meister!

XXXI.

(Tag. 35 f.)

Hier auf dem Tische liegen
Pfirsich' im Pelz und Trauben im Duft
Und buntbemahlte Nelken.
Vorn liegt die Ros' und saugt
Den einzigen Sonnenstrahl ein,
Der durch den geschlossenen Fensterladen dringt.
Wie sie glüht! — Psyche nenn' ich sie.
Wie locket ihr glühendes Roth
Den Strahl in den innersten Kelch!
Wie duftet sie! Hier lobt das Werk den Meister.
Rose wie lobst du das Licht!
Wie Psyche den Eros lobt.
Unendlich schön ist Eros,
Und seine Schöne durchleuchtet sie,
Wie das Licht die Rose durchglüht.
Und ich, die ich auch so wähne
Durchleuchtet zu seyn von deines Wesens Schöne,
Hintret' ich vor den Spiegel,
Ob so verklärt auch *meine* Schöne blüht.

XXXII.

(Tag. 181 f.)

Wie heute mir in geistigem Gesichte
Dein Bild erglänzt? —
Mit heiligem Laub bekränzt,
Ruhend im Morgenlichte
Auf goldenem Stuhl hochthronst du am Meeresstrand,
In weiſses, wollenes Gewand
Gekleidet,
Den Purpur untergebreitet;
Und ferne seh'
Ich weiſse Seegel ziehen,
Auf hoher See
Aneinander vorrüberfliehen,
Geschwellt vom Wind;
Und mich, dein Kind,
Sitzen zu deinen Füſsen
Und sie mit meergeschöpfter Fluth begieſsen. —
So muſs ich mich im Geist in tausend Bildern
Zu deinem Dienst und dich im Glanze schildern.

XXXIII.

(Tag. 8.)

Nicht wieder, o schöne Nacht, will ich versäumen,
Wie gestern, deinen Seegen,
Will mich in deinem Schoose schlafen legen.

Du wiegest mich mit süſsen Liebesträumen
Dem Morgenlicht entgegen;
Dann spiegelt auf erwachter Blüthenflur
Mir diese Träume wieder die Natur.

Denn so wie diese halberschloss'nen Rosen
Sind freundliche Küsse; gleich dem Blüthenregen
Weht leises Flüsterkosen,
Und gleich den Blumen, die im Grase wanken,
Von sanfter Winde schmeichelndem Bewegen,
So wanken auch der Liebe die Gedanken.
So träufet Zähr' auf Zähre, wenn den Blick
Uns füllt ein Uebermaſs von Liebeglück,
Wie von den Aesten diese Regenthränen
Herniederthau'n; es schlägt in seinem Sehnen
Voll innerer Melodie auch unser Herz,
So wie in Lust und Schmerz

Die Morgenrothbegeisterte Nachtigall.
Nur weil sie liebt, jauchzt auf ihr Jubelschall;
Sie seufzt aus Lieb'; es klagt um Liebesnoth
Auch ihre Klage.
Drum schlafen, süſse Nacht!
Entgegen dem Morgenroth,
Aus Liebesnacht entgegen dem Liebestage.

XXXIV.

(Br. I, 50.)

Den ganzen Tag empfand' ich ein Begehren
Nach meinen Träumen, was sie mir
Wohl würden in der künftigen Nacht bescheeren;
Da kam denn auch in ihr
Auf goldenem Strom ein Kahn,
Beladen und geschmückt
Mit Blumen aus dem Paradies heran,
Nebst einem Apfel, mir
Vom Liebsten zugeschickt;
Den mufst' ich auch sogleich verzehren.

XXXV.

(Br. II, 207.)

Wie lieblich hier, zur Erde sich zu senken,
Und überdacht von Tannen und von Birken,
Die hoch des Mittags heiſse Glut bezirken,
Auf grünem Lager deiner zu gedenken!
Die schweren Tannenzapfen funkeln oben
Harzreich als tausend kleine Tagessterne,
Und drüber hin des Himmels blaue Ferne
Wie unerreichbar scheint sie mir erhoben!
Und trug den Himmel mancher doch im Glücke
In seiner Brust! Ich meine selbst, ich hätte
Ihn wohl in mir in seeligem Augenblicke,
Den weitgewölbten über'm Erdenbette;
Hin über Berg und Thal und Strom und Brücke,
Gefels und Höhl' und Wald und Flur und Städte,
In einem Strich bis an dein Herze dringt er,
Und dort am Ziel mit mir zusammen sinkt er.

XXXVI.

(Br. I, 187.)

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuſs von deinem Munde —
Wer davon hat, wie ich, die seel'ge Kunde,
Was könnte dem noch sonst erfreulich scheinen?

Fern bin ich dir, entfremdet auch den Meinen;
Da kehren die Gedanken,
So wie sie immer schweifen in die Runde,
Mir stets auf jene Stunde
In der in deiner Arme sanften Schranken,
Ich lag umfaſst — da fang' ich an zu weinen. —

Doch trocknen unversehens diese Thränen,
Und meine Schmerzen weichen.
Er liebt herüber ja in diese Stille,
Ich fühle seines Athems Liebehauch;
Wie sollte denn nicht auch
Mein ewiges, mein niegestörtes Sehnen
Zu ihm hinüber in die Ferne reichen? —

O Freund, vernimm, was dir mein Herz zu sagen!
Von Seufzern fließt es über und von Klagen,
Und alle flüstern dir:
Mein einzig Glück auf Erden sey dein Wille,
Dein freundlicher, zu mir;
O lieber Freund, o gieb mir doch ein Zeichen!

XXXVII.

(Br. II, 120.)

Weit scheint der Mond her über die Gebirge;
Hinziehn die Winterwolken heerdenweis,
Und ich, am Fenster stehend, sehe zu,
Wie's jagt und treibt da oben. —
O liebster, bester Freund! Ich bin allein,
Und wieder hat es mich
Ganz aus den Angeln, auf zu dir, gehoben. —
Ich muſs sie, diese Liebe zwischen uns,
Recht, wie ein neugebornes Kindlein pflegen,
Ich pflanz' um seine Wiege schöne Blumen,
Worauf sich prächtige Schmetterlinge wiegen,
Und goldene Fabeln schmücken seine Träume.
Ich scherze, spiele mit ihm, und jede List
Um seine Gunst versuch' ich. Aber du,
Du bist sein Herr und Meister mühelos
Durch deines Geistes göttliche Kraft allein
Und herrliches Ebenmaſs. Nicht dir vonnöthen
Ist zärtlicher Ausbruch, Schmeicheln und Betheuern:
Und während ich um jeglichen Moment
Der Gegenwart besorgt, geht eine Kraft
Geruhiglich von dir des Seegens aus,
Die über alle Vernunft und alle Welt.

XXXVIII.

(III, 234 f.).

In Böhmen auf der Höh' am Waldesrande,
Da harrtest du; ich klimmte dir entgegen;
Dein Mantel flog von wüthendem Bewegen
Des Sturms, den Wetterkampfbeginn entsandte.

Ich kam, und du, in säulenfestem Stande
Beharrend, nahmst mit bergendem Umhegen
Mich an die Brust; so standen wir im Regen,
Als plötzlich nun die Wetterschlacht entbrannte.

Es flammte Blitz, der Donner kracht', es hoben
Zu dir empor sich Arme mir und Schauen;
Da legtest du mir Mund auf Mund mit Neigen,

Bis der Empörung Sturm begann zu schweigen;
Da sagtest du: »So läſst man ohne Grauen,
Hält Liebchen man im Arm, die Wetter toben.«

XXXIX.

(Tag. 114.)

Nie hab' ich mich aus deinen Armen losgemacht,
Zuerst die Arme senktest du und sprachst: Nun geh!
Und dann gehorsam war ich deiner Lippen Wort.
Doch hätt' ich dem gefolgt, was mir dein Auge sprach,
Geblieben wär' ich, denn es winkte mir: Komm her!

XL.

(Br. II, 73 f. Br. I, 291.)

Gold und Perlen sind
Nicht bey deinem Kind;
Doch ein gröſserer Schatz
Ist bey mir am Platz: —
Käm' Feuer aus
In meinem Haus,
Wonach ich einzig griffe,
Das wären deine Briefe,
Die Lieder, die schönen, lieben,
Von deiner Hand geschrieben;
In rother Sammettasche Pracht
Mit frommen Liebesorgen
Geborgen,
Von meines Hauptes Kissen bedeckt,
Ruhen sie heilig jede Nacht
Zum Morgen.
Da ruhn auch die Violen,
Die deine Hand mir zugesteckt
Verhohlen,
$\overline{\text{Als}}$, $\breve{\text{w}}$ie ein Sperber, dein Blick

Ueber jedem Blicke kreiste,
Daſs keiner aufzusehen sich erdreiste,
Und zu gewahren mein süſses Glück.

Wie anders thut des Fürsten junge Muse!
Sie gibt es auf, die Opfer, die er ihr
In Dichterperlen zu Füſsen gelegt,
Unter dem Wust von Flitterstaat
Und falschem Schmuck zu finden.
Und sie waren doch im Zauberhauch
Der Mondnächte beym Nachtigalllied
Aufgereiht
Klang' um Klang,
Sylb' um Sylb' erfunden.

Wer Sylb' um Sylbe *die* nicht liebt,
Nicht diesen Schlingen sich gefangen giebt,
Der mag von Himmelskräften auch nichts wissen,
Wie zärtlich die von Reim zu Reim sich küssen.

XLI.

(Br. 1, 205 f. 158.)

War auf des Götze Burg, der alten,
Auf höchster Mauer, wo sich schier
Kein Menschenfuſs vermag zu halten,
Und klimmte schwindelnd über Spalten,
Indessen du mit mächt'gem Schalten
Herz und Gedanken fülltest mir.

Ich dacht' an deinen Strom, den jungen,
Der aufgesprudelt riesenhaft,
Da du den alten Götz gesungen,
Und wie so fort und fort gerungen
Und all' die Wunder ausgeklungen
Und klingt noch jetzo deine Kraft. —

Dort steigt, gewaltig über Maſsen,
Ein Thurmgebäude himmelan,
Wo einst vor Zeiten Wächter saſsen,
Und schauten auf die Wasserstraſsen,
Und sagten mit Trompetenblasen
Der Frankenschiffe Nahen an.

Es wachsen Tann' und Fichten oben,
Die ob des Thurmes Höhe sich
Zur Hälfte fast emporgehoben,
Da saſs, von Winterkält' umschnoben
— Noch glänzten Hügel weiſsbestoben —
Auf abgebrochnem Balken ich.

Da fror ich zwar, doch glüht' und sprühte
Der Liebe Feuer im Innern mir
Durch Seele strömend und Geblüte:
Und wohl ergraust ich im Gemüthe
Und bebt', und wagt' es doch und mühte
Noch höher mich, zu Liebe dir.

So machst du mich zur Ueberkühnen,
Die trotzet jeder Fährlichkeit;
Ja, wären in den Schloſsruinen
Des Waldes wilde Wölf' erschienen
Gestürzet hätt' ich mich mit ihnen
Zu Ehren dir in tollen Streit.

XLII.

(Br. II, 208.)

In die tiefe Schlucht des Felsen
Klettert' ich mit kühner Wage,
Unter frischen, hohen Kräutern
Streckt' ich mich zu kühler Lage.

Wimmelnd ist von Spinn' und Würmchen
Diese kleine Welt belebet,
Eidex' auch aus feuchtem Loche
Schlüpfet und das Köpfchen hebet.

Staunt mich an mit klugen Augen,
Schlüpfet dann zurück mit Eile,
Sagt's den andern, daſs dein trautes
Mädchen in der Tiefe weile.

Und sie kommen schaubegierig
Kommen all' aus ihren Lucken
Wollen die, so mit dem König
Der Natur vereint, begucken.

XLIII.

(II, 25 f.)

Ist so geschmeidig deine Phantasie
Mich über Berg' und Klüfte zu geleiten,
In jede Schlucht verfallenen Gemäuers
Mit mir zu dringen, nun, so will ich auch
Dich bey mir selber einzuführen, wagen.
Komm also, bitt' ich, höher — immer höher —
Drei Treppen hoch — in dieses Zimmer tritt —
Hier auf den blauen Sessel setze dich
Mir gegenüber an den grünen Tisch.
Nur anzuschaun begehr' ich dich und — Freund!
Folgt deine Phantasie mir immer noch?
Dann mußt du unerschütterlichste Liebe
In meinen Augen seh'n, mich liebevoll
An deinen Busen ziehen und gesteh'n,
Ein so getreues Kind ist mir bescheert
Zum Lohne, zum Ersatz für manches And're.
Es ist mir werth, dieß Kind, ist mir ein Schatz,
Ein Kleinod, das ich nicht verlieren will;
Und — siehst du — mußt mich küssen; denn das ist,
Was meine Phantasie der deinen eingiebt. —

Noch weiter führ' ich dich — tritt sachte, sachte,
In meiner Herzenskammer auf! Hier sind wir
Im Vorgemach — ah welche groſse Stille!
Kein Humbold ist zu seh'n, kein Architekt,
Kein Hund, der bellt. Geh hin, poch an, es wird
Alleine seyn, es wird: Herein! dir rufen;
Du wirst's auf kühlem, stillem Lager finden,
Ein freundlich Licht wird dir entgegenblinken,
Und Alles wird in Ruh' und Ordnung seyn,
Und du willkommen. — Himmel! was ist das?
Die Flammen über ihm zusammenschlagend!
Ach armes, armes, nothgedrungnes Herz!
Was kann hier der Verstand? Nur klüger seyn
Und besser wissen, aber helfen nicht!
Der läſst die Arme sinken!

XLIV.

(Br. II, 222.)

In die Empfindung ganz
Deiner versenkt und deſs,
Was du mir bist, Geliebter!
Hier am hohen Mittage
Sitz' ich im Garten allein. —
Siehe, da kommt leise der Wind
Spielt vor mir mit dem Staub und jagt
Unter der tanzenden Mückchen Schaar,
Legt sich an's Herz so lebendig frisch,
Schmeichelt die brennende Wange so kühl,
Wehret die Gluthen der Sonne mir ab,
Hebet die Ranken am üppigvoll -
Blättrigem Rebengeländer empor,
Flüstert im Laube gelind und streift
Ueber die neigenden Blumen dahin,
Ueber die Felder enteilend. —
Kam der von dir?
Sollt' er Botschaft bringen?

Hab' ich ihn recht gefaſst?
Gruſsen mich viel tausendmal
Soll er vom Freund, welcher. genaht,
Harret und brennt
Mich an die Brust zu schlieſsen?
Könnt' ich noch einmal doch
Gewahren sein deutsames Spiel!
Allein, dahin leichtbeschwingt
Floh er in's weite Gefild. —
Laſs ihn, o Herz! er ziehe,
Leist' Andern, die sich sehnen auch
Nach einem holden Liebesgruſs
Den freundlichen Erquickungsdienst!
Ich wende mich nun zu ihm selber hin,
Der all' mein Seyn urkräftig erregt,
Mit seines Mundes Zauberhauch
Mir in's Innerste dringt, mein Leben erneut,
Zu dem gottgewaltigen, geisterfüllt
Hochherrlichen Herrscher der Herzen!

XLV.

(Tag. 109.)

Du bist so gut, du willst nicht
Daſs ich dieſs liebliche Liebegeschwätz
Abbreche mit dir; es ist ja doch
So schön und so verständlich
Wie das Sternegeflimmer der Nacht.

Laſs Träume, schöne Träume
Durch sein melodisches Flüstergetön
Dich lehren, o Freund! beflügelnde dich,
Leicht auf zu des himmlischen Aethers
Hochräumen entführende dich!

Wie herrlich du auf diesen
Traumteppichen hinschwebst über der Welt,
Durchwühlend tausendfältige
Buntfarbige Schleierumhüllung
Phantastischer Liebemagie! —

Schlafe! —
Schlafe, senke
Deine Wimpern

Ineinander,
Meine Schlummer-
Zauberkreise,
Wie mit Wiesen-
Sommerfäden,
Laſs dich leise
Leis umweben,
Und dich bannen,
Und dich schlieſsen
In das Traumland! —
Schlafe! —
Und gieb vom weichen Pfühle
Träumend ein halb Gehör!

XLVI.

(Br. II, 313, 220.)

⏓ ⏓ ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏓
⏓ — ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏓
⏓ — ⏑ — ⏓ — ⏑ — ⏓
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓

Wahnsinn benennt, all himmlischem Hauche fremd,
Wenn gotterfüllt in Liebebegeisterung
Die ird'sche Brust der dumpfen Schranke
Spottet, die Welt; doch es achtet ihrer
Die Seele nicht, die spüret die Gottgewalt,
Und freud'gen Muths entschwingt sie dem Bogen sich
Des mächt'gen Gottes, mit dem Pfeile
Niederzusinken am Fuſs des Liebsten.

Und heilig acht' und wahre mit Sorglichkeit
Im Busen ihn, wem nieder zu Fuſse sank
Ein solch Geschoſs; es weiht mit dessen
Schwunge sich ihm und verglüht ein Leben
So achte denn ein solches Geschenke mich,
Das deiner Schönheit freundlich ein Gott geweiht,
Auch du; es ist für dich mein Daseyn
Himmelversöhnt und verglüht dem Ird'schen.

XLVII.

(II, 232 f.)

⏑ ⏑ — ⏓, ⏑ ⏑ — ⏓, ⏑ ⏑ — ⏓
⏑ ⏑ — ⏓, ⏑ ⏑ — ⏓, ⏑ ⏑ — ⏓
— ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ — ⏓
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ —

Es erscheint mir in dem Geist, Freund, wie du saſsest
In der Däm'rung an dem Fenster und ich vor dir
Stand und wie du Rede mit mir tauschtest
Und mein Blick dir in das Auge sich gedrückt

Wie ein Pfeil scharf und in Haft auch in ihm blieb so;
Ja wie tiefer noch und tiefer er hinein sich
Bohret', und wie beide wir verstummten,
Und gelöset von der Scheitel sich mein Haar,

Und die Locken durch die Finger du hindurch zogst,
Ach und fragtest, ob ich dein auch in der Zukunft
Schauend in die Schimmer der Gestirne
Wolle denken — und ich hab' es dir gelobt.

Von der Zeit nun des Gelübdes, o wie oft doch
Zu dem Sternheer hat der Blick mir sich gewandt auf,
Während, o Geliebter, dein Gedanke
Mir erfüllte das entflammtere Gemüth!

Daſs du dahin mir gebannt hast die Betrachtung
Wie durchschau'rt mich's! O bedenk' es doch auch du nun!
Schreibend in die Sterne mir den Trostgruſs,
Der mir strahle dann von ihnen in das Herz!

XLVIII.

(Tag. 16 — 18.)

Hier in den Wein -
Bergen am Rhein
Bietet die Schau
Ein Tempelbau,
Der ephesischen Göttin Tempel nachgestaltet.

In Abendrothes Glüh'n
Sah' ich ihn gestern liegen;
Wie leuchtet' er so kühn!
Wettergewölk' überdunkelt' ihn,
Blitz' umzüngelten ihn. —
So denk' ich deine leuchtende Stirne mir,
Wie die Kuppel des Tempels hier
Worin ein hergescheuchtes Vogelheer,
Mit Sturmwind - aufgeblättertem Gefieder
Sich furchtsam duckte nieder;
So stolz gelagert und hehr;
So beherrschend all' die Umgebung rings umher. —

Und weil am Abende mir
In dem Tempel erschien dein Bild,

Heut frühe — noch dunkelt' es schier —
Da eilet' ich voll Begier
Durch's thauige Wiesengefild.
Nicht scheuet' ich den Weg, den stundenlangen,
Zu schreiben hier an dich war mein Verlangen,
Von deiner Geistesnähe Hauch erfüllt. —
Und nun die Hand leg' ich auf diesen Altar,
Von neun Säulen umkreist;
Zeugen seyen sie mir,
Daſs ich schwöre dir
Treu und wahr
Dich anblickend im Geist. —

Aber was soll,
Liebster, was soll ich schwören?
Daſs ich dir
Treulich woll'
Ewig angehören,
Ob du es achten mögest oder nicht?
Oder daſs ich lieben woll'
Einzig im Buch, bekennend nicht? —
All deſs kann ich dir Keines schwören!
Denn zu selbstständig ist
Treueschwur — bin ja an dich
Aufgegeben längst und nichts
Eignet meiner Seele mehr,
Nichts vermag ich über mich:

$\overline{\text{Da}}$ $\overset{\smile}{\text{wie}}$ $\overline{\text{wär}}$
Treue zu schwören in meiner Macht und Gewalt doch?
$\overline{\text{Wie}}$ $\overset{\smile}{\text{in}}$ $\overline{\text{mir}}$ $\overline{\text{vor}}\text{sätzliche}$ Kraft zum Halt noch? —
Lieben im Buch, bekennend nicht,
$\overset{\prime}{\overline{\text{Dieſs}}}$ $\overline{\text{auch}}$ $\overset{\prime}{\overline{\text{kann}}}$, $\overset{\prime}{\overline{\text{will}}}$ $\overset{\smile}{\text{ich}}$ $\overline{\text{nicht}}$!
Meiner Geheimnisse Wiederhall,
Mit seinen Träumen und Wonnen all,
Mit seinen Schmerzen und Klagen,
Soll dieſs Buch in wogendem Schwall
An deinen Busen schlagen.
Als Trank der Labe nimm sie, diese Fluthen,
O sauge diese Gluthen,
Ach nur ein einzigmal
Neige des Auges Strahl,
Senke den Blick hinein
Und laſs ihn untergehen
In diesem klaren, glühenden Liebeswein.

XLIX.

(Tag. 191 f.)

Es steigt der Mond herauf am Himmelsbogen;
Die Landschaft liegt von seinem Licht erhellt;
In seinem Licht erkenn' ich meine Welt,
Und ruh' in seinen Zauberkreis gezogen.

Und was von meiner Seele wird gepflogen
Unglaubliches und sie für wirklich hält,
Nicht wie vom Sonnenlichte dargestellt
Wird es von ihm als nichtig und erlogen.

Er drängt sich schmeichelnd in den Schoos der Thale;
Ich fühle, wie Natur ihn sehnend liebt,
Und wie er ihr sich wieder gänzlich giebt.

Ach ruht' ich so in deiner Hulden Strahle,
Von deiner Kraft durchwobene Natur,
Ein rein Empfängniſs deiner Schöne nur!

L.

(Tag. 4 f.)

Der Mond ist aufgegangen;
Wolken jagen und decken ihn,
Und immer wieder leuchtet er mich an.

Da denk' ich, daſs die Zeiten auch
So eilen und jagen in mannigfalt,
Gleich jenen Wolken, wechselnder Gestalt;
Und daſs der Menschen Geist und Sinn
Ein Sklave der Zeit und meine, mit ihr
In gleicher Flucht eil' Alles hin,
Und jenes reine Licht,
Das durch die Zeiten bricht,
Wie der Mond durch fliehende Wolken
Das anerkennt er nicht. —

Du aber, o Freund, erkenne meine Liebe doch,
Und denke, daſs die Zeit, so rasch sie jagen mag,
Doch dieses Eine hat, daſs in ihrem flüchtigen
Momente sich die Ewigkeit erfassen läſst.

LI.

(Tag. 190.)

In stiller Nacht, wenn Alles schweigt
Regt Psyche ihre Schwingen,
Zu dir, zu dir zu dringen,
Und hat sie dich erreicht,
Tausend Gedanken sinnest du
Deren keiner ihrer denket,
Also lässig minnest du.
Doch sie senket
Ihr Gefieder
Beugt,
Deiner Füſse Staub zu küssen nieder,
Bis dein Blick sich zu ihr neigt.

LII.

(Br. I, 171.)

Es schwebt Geheimniſswunder
Um liebverbund'ne Herzen,
Und hüllet sie wohlthätig
In seine Zauberschleier;
Daraus den Fernbetrübten
Entfaltet sich beschwichtend
Entzückungstraumgebild. —

An deinem Busen lag ich
Auf grünen Rasenpolster,
Und du aus gold'nem Becher
Trankst dunklen Wein und gossest
Die Neig' auf meine Stirne.
Aus diesem Traum erwachend,
War heut ich hochbeglücket,
Im Glauben, daſs du freundlich,
Geliebter, mein gedacht.

Ja diese Träume kommen
Von dir; es ist dein Herze
In solchem Augenblicke
Mir zugewandt; wem könnt' ich
Dieſs seelige Seyn verdanken,
Gäbst du mir's nicht, o Freund?

LIII.

(Br. II, 33)

Ach, wie wär' ich elend,
Machte mich die Liebe
Nicht zur Seherin!
Diese frostgeschaffenen
Blumen an den Fensterscheiben
Und den Sonnenstrahl betracht' ich,
Der sie allgemach zerschmelzet,
Und ich denke mir dieſs Alles
Also auch in deiner Stube,
Wie du stehst und die gefror'nen
Tannenwaldlandschaften sinnend,
Und die Blumenstücke schaust;
Und da werden mir so deutlich,
Werden immer deutlicher
Die geliebten Züge deines
Angesichtes und ich kann
So fürwahr
Auch geschieden.
Heiſser Seele Trieb zu frieden,
Dich leibhaftig sehn und klar.

LIV.

(Tag. 3.)

⏓ —́ ⏑ —, ⏓ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏓

Wie müd ich sey, doch ohne mit dir zu reden
Nicht schlafen geh'n! — Zusinken, o Freund, die Augen
Bey meinem Wort — nun trennet von dir gewaltsam
Der Schlummer mich! — Er trennete mich? Es trennen
Nicht Berge mich, noch Ströme von dir, noch Zeiten,
Noch auch sogar, daſs also dein Herz voll Kaltsinn;
Und wie denn nun mein Schlummer? O dir in Busen
Einwühl' ich mich, umzingle mit Liebesflammen
Dein Herz, und so einschlummer' ich süſs und freudvoll.

LV.

(Br. I, 253 — 256.)

Am letzten Abend stieg ich noch zu Berge
Und schrieb an dich, Geliebter, und sodann
Versank ich tief in meiner Träume Reich.
So schwand mir unbemerkt die Zeit dahin;
Und wie ich mich besann und wie ich meinte,
Es sey die Sonn' im Untergeh'n, da war's
Der Mond im Aufgang. Und ich war betroffen,
Und hätte mich gefürchtet, hätten es
Die Sterne gelitten, die vom Himmel sahen,
Die hunderttausende mit mir zusammen
In dieser Nacht. Ich wagte mich vom Berge
Nicht mehr hinab; es war kein Nachen mehr
Zur Ueberfahrt bereit und auf der Höhe
War Alles Blüth' und Wohlgeruch umher.
Der flatternde Silberschein des Mondes tanzt'
Im Thale dahin den Fluſs in fernste Ferne —
Das weite, grenzenlose Heer der Sterne —
Die ungeheu're Stille der Natur,
In der gehört wird, was sich reget nur —

In diese heiligen Schauer der Nacht gepflanzt
Fühl' ich die Seele mir.
Zukünftige Gedanken keimen hier;
Und diese kühlen Perlen
Des Thaues, welche Gras und Kraut beschweren,
Ich fühle, wie sie meinen Geist ernähren.
Dir sprosset er, o Freund, dir will er blühen,
Ausbreiten dir sein buntes Farbenglühen;
Und dafs ich denken will und dafs ich ringe
Zu sprechen aus unausgesproch'ne Dinge,
Ist einzig diese Liebe nur zu dir.
Du blickest mich im Geiste magisch an,
Und ziehst Gedanken aus mir;
Gebannt und unwillkührlich sprech' ich dann,
Was ich selber nicht verstehe,
Was ich nur sehe. — —

Dort kamst du durch den Wald,
Den flüsternden, daher,
Von Dämmerung mild umflossen;
Und wie du nahtest, trugen es nicht mehr
Die müden Sinne, der Thymian umher
Betäubte mich mit seiner Duftgewalt;
Da neigt' ich mich
Zur Seite, da haben sich
Die entschlummerden Augen geschlossen.
Und weckten in irrendem Lauf
Mich streichende Lüftchen auf,

So dacht' ich an dich und rief zu dir,
Und sprach im Herzen: O sey bey mir,
Auf daſs ich sey vor Furcht und Schreck bewahrt! —
Dann träumt' ich eine Fahrt
Entlang des Rheines schilfigem Uferrand;
Und als ich eben über'm Tiefsten schiffte,
Da zwischen schwarze Felsen in Wasserklüfte,
Entfiel dein Ring von meiner Hand.
Ich sah ihn sinken bis zum tiefsten Grund;
Schon öffnet' ich zum Hülferuf den Mund,
Da wacht ich auf im Morgenroth, beglückt,
Daſs noch der Ring am Finger unentrückt. —
Was wollte dieser Traum? O sprich, Poete,
Sey dieses Traumes deutender Prophete!
Und sorge doch, ich mahne dich, ich flehe,
Daſs uns'rer Liebe nicht zu nah' geschehe
Und dieser schönen Nacht,
Wo zwischen Furcht und Lust ich deiner Zukunft
Im Rathe der Sterne gedacht!

LVI.

(Br. II, 42.)

Die Sonne tagt mir wunderlich,
Leuchtet itzt, blendet mich,
Mit schwerem Gewölke wechselnd über mir,
Ietzt Laune des Sturms und jetzo wieder Ruh'. —

Es ebnet sich gemach, wird rein und mild,
Und auf dem glatten Spiegel glühend-licht,
Steht immer neu des liebsten Mannes Bild,
Und weicht und wanket nicht.
Warum vor allen Andern einzig du?
Warum nach Allen immer wieder du?
Und dennoch — bin ich werther dir
Mit all' der ewigen Lieb' in meiner Brust? —
Befrag' ich dich? — zu gut ist mir bewuſst
Du erwiederst nicht und ruf' ich auch dich an:
»O über Alles lieber, einz'ger Mann!«

LVII.

(Br. II, 118.)

Zwischen Tannen und Fichten gemach, die das breite Gezweige
Schleifen im Sand, aufsteigst du nach Wolfstein. Dorten dem schönen
Ludewig stand vor Zeiten, dem Bayernherzog, ein Jagdschloſs.
Diesem zu schweifen gefiel's im Dämmer und Nebel des Abends;
Also gelanget' er einst an ein Mühlwerk, hörend im Dunkel
Nur das Gebrause der Fluth und das klappernd drehende Mühlrad;
Sonst war schweigende Ruh'; da lieſs er die rufende Stimme,
Ob sie ein Mensch vernehm' in der Mühl', auftönen und weckte
Drinnen die Müllerin auf, ein gar holdseliges Frau'nbild.
Und sie entzündete Kien und kam mit der Leuchte zum Herzog;
Dieser erglühte sogleich beym Scheine der Fackel in Sehnsucht,

Und gieng ein mit der Schönen, und schied am dämmernden Morgen;
Aber auf heimlichem Pfade bereitet' er schleunige Rückkehr,
Und in Vergessenheit sank sonst Alles ihm, außer dem Liebchen.
So achtlosen Gemüthes in seeligem Taumel der Liebe
Hat er die Mark verloren, die Brandenburgische. Werth wohl
War des Tausches die Lust, die ihm blühet' am Busen der Liebsten,
Und recht hat er gethan, daſs er hin um Liebe die Mark gab.
Jetzo noch stehet die Ulmenallee, die mit eigenen Händen
Pflanzte der liebende Fürst von dem Jagdschloſs her zu dem Mühlwerk. —
Gäbest du auch um Liebe die Mark hin? Wenig Behagen
Machte mir das, wenn lieber als ich, dir wäre die Grafschaft.

LVIII.

(Tag. 56 ff.)

Komm, Freund, durchwandele mit mir
Der hangenden Gärten Zauberrevier,
In welchem meine Kindheit eingeheimet,
Und frühster Ahnung Träume still gekeimet.

Zuhöchst die Klosterkirche
Mit rundem Garten stund,
Von da treppunter gieng es
Zu zweitem Gartenrund;
Ein Bach mit schäumendem Sturze
Schoſs über die Treppenwand,
Und füllt' ein mächtig Becken
In duftigem Blumenland.
Da sprang chrystallnen Strahles
Das Wasser hoch empor;
Von Taxuspyramiden
Umragt' ein Zirkelchor;
Die Pyramiden prangten
Besäet ohne Zahl
Mit purpurrothen Beeren,
Die prächtig allzumal
Harzdiamanten schwitzten,

Und diese blinkten und blitzten
Hellspiegelnd in der Sonne Morgenstrahl. —

Von diesem Garten weiter
Zu drittem gieng es treppenab,
Der voll von wogenden Wipfeln
Den zweiten wie ein Meer umgab.
Da hab' ich unter den Bäumen
In heiſser Mittagssonne Gluth
— Es regte sich kein Hälmchen —
In lautlos stiller Natur geruht.
Da fiel in's Gras vom Zweige
Die Frucht, die reife, neben mich;
Da dacht' ich: »Niemand finden
Wird, arme Frucht, auch dich!«
Und nach dem goldenen Apfel streckt'
Ich meine Hand und rühret' ihn
Mit meinen liebenden Lippen an,
Daſs doch nicht ganz vergeblich sey
Sein armes Seyn gewesen. —

Stürzend in diesen Garten auch
Hat sich der Quell ergossen,
Und geruht in Steincisternenbauch
Von hohen Tannen umschlossen.
Und in der Tannennacht umher,
Da haust' ein Nachtigallenheer;
Da freut' ich mich zu spielen
Mit bloſsen Füſsen in der Fluth, der kühlen;

Dann entströmte der Quell auch diesem Ort
Zum untersten Gartenrunde:
Dann unter der Mauer floſs er fort
In's freie Land und strömte dort
Sanft hin im Thalesgrunde; —
Wohin von da — ich habe keine Kunde. —

Oft von dem obersten Plan
Sein Stürzen und Sprudeln beschaut' ich
Und seine beruhigte Bahn.
Wie er sich sammelt' und auf-
Sprang in die Höh' kunstreich,
Und in feinem Gestrahl spielet' umher
In der glänzenden Lüfte Bereich.
Mit ihm zu stürzen, mit ihm
Zu weilen, mit ihm in alles Land zu zieh'n,
War meiner Seele sehnliches Begehr.
Und ich eilet' ihm nach und lief mit ihm,
Und spiegelt' in ihm und kühlete mich,
Dann bis in den untersten Ring hinab
Nachfolget' ich ihm; — da war mein Lauf gehemmt,
Da muſst' ich ihn ohne mich
Hinwallen lassen seine stolzen Pfade. —

Wohl strömte Well' auf Well' ohn' Unterlaſs
In brausendem Terassensturz; es spielte
Der Strahl im Becken Tag und Nacht, und nie
Versiegte der Cisterne klare Fülle;

Doch eben da, wo die geliebte Fluth
In's weite Land entströmte, sehnte sich
Mein Herz nach ihr; da hätt' ich folgen mögen
Durch Auen, Thale, Wüsten fort und fort
Zu einem unbekannten fernen Ziele. —

Ū́nd s̄o seh' ich auch dich
Strömen und brausen, o Herr!
Dich kuntsreich spielen und ruhigen Lauſs
Hinflieſsen im Thā́l Tā́g für Tag
Durch blühender Matten Gefild.
S̆o entlenken die Bahn auch dich
Aus traulicher Liebe Bezirk,
Wo meines Herzens Heimath ist,
Ŭnd verwaist mich lassen in meinem Schmerz und einsam. —

Und also hat der Bach, an dessen Ufern
Ich spielt' als Kind, in seiner Wellen Lauf
Mein kommendes Geschick mir treu gespiegelt.

LIX.

(Tag. 80.)

O verlasse mich nicht! Nur so weit willig und hold sey,
Wie den Blumen der Thau. Am Morgen erweckt er und nährt sie, —
Reiniget sie vom Staub und kühlet die Hitze des Tages
Ihnen am Abend ab. Und also mach' es auch du, Freund,
Weck' und nähre den Geist mir am Morgen, und kühle der Seele
Lechzende Gluth und reinige mich von Sünden am Abend.

LX.

(Br. I, 133 — 135.)

Bey nächtlicher Kerze Schein, dir schreibend, saſs ich;
Da riſs der Wind mir plötzlich auf die Thür'
Und löschte mir das Licht — das Fenster offen —
Gesenkt der Vorhang und vom Spiel des Sturmes
Gehoben dieser — heftig niederrauschend
Gewitterregensturz — da ward mein kleiner
Kanarienvogel aufgescheucht; er flog
In Nacht und Sturm hinaus und schrie nach mir;
Ich locket' ihn die ganze, lange Nacht,
Umsonst! — und legt' am Ende voll Ermattung
Und Traurigkeit nach ausgetobtem Wetter
Zur Ruhe mich. Nun ist er fort, der Arme;
Gewiſs hat ihm der Sturm den Tod gegeben.
Da dacht' ich mir, wenn ich nun auch hinausflög'
Und suchte dich im Sturm und rief nach dir,
Und käm' an deine Thüre, die du mir
Nicht öffnen würdest — nein, du wärest fort,
Du hättest nicht, wie ich, die ganze Nacht
Auf's Vögelchen, gewartet und gewacht.
Denn andern Menschen wandelt nach dein Pfad,

BIBLIOTHECA

In Regionen, die mir fremd und ferne,
Beweget sich dein Geist, so früh' als spat.
Bald sind es ja des Himmels hohe Sterne
Mit denen er zu Red' und Rathe geht,
Und bald des Abgrunds tiefe Felsenkerne;
Bald schweifet er, ein deutender Prophet,
Hin durch der Lüfte Dunst und Nebelschichten;
Bald sind's der Blumen Farben, die er nimmt,
Und sie vermählt dem Finsteren und Lichten.
Du findest deine Leier stets gestimmt,
Und prangte sie mit frischem Blumenglanz
Dir auch entgegen, ach, du würdest fragen,
Wer dir gewunden diesen schönen Kranz.
Begännst du dann dein Saitenspiel zu schlagen,
Wie bald mit deines Liedes fremden Klängen
Die armen Blüthen würdest du versengen!
Es bleichten ihre Farben frisch und bunt,
Sie würden sterbend ihre Häupter hängen,
Und unbeachtet schleifen an dem Grund.

LXI.

(Br. II, 224.)

Als wir im Licht des Mondes gestern Abends
Iohannisbeeren lasen, flogen uns
Unzählige Falter um den Kopf, wir hatten
Mit unserem Ernten eine ganze Welt
Von träumerischen Wesen aufgestört,
Die irre geworden nun die Luft durchschwärmten.
Zum Zimmer kehrend, fand ich es erfüllt
Von ihrem Schwarme, der sich in die Kerze
Zu stürzen flatternd rang. Erbarmungsvoll
Bemüht' ich mich, das Licht vor's Fenster haltend,
Die Armen in das freie, dunkle Reich
Hinauszulocken wieder aus der Stube.
Und also quält' ich mich die halbe Nacht,
Und keine Plage lieſs ich mich verdrieſsen. —
O du! O habe dŏch āuch mit mir Geduld,
Umschwärm' ich dich, mein angebetet Licht,
Und will ich von den Strahlen deines Glanzes,
Ich armer Schmetterling, nicht trennen mich. —
Doch ach! du möchtest gerne wohl mich auch
Aus deiner Stube leuchten in das Freie,
Wie ich die Falter leuchtet' aus der meinen.

LXII.

(Tag. 81 — 85.)

Hast du mich lieb? — Ach wenn dein Angesicht,
Der Birke wogendem Gezweige gleich
Sich zu mir neigte, welche Seeligkeit!
Und hauchtest du mich nur im Schlummer an,
So wie der Nachtwind über Fluren streift, —
Nicht mehr, o Freund, verlangt mein Herz von dir! —

Die Nachtigall war anders gegen mich,
Als du, gesinnt. Sie stieg von Ast zu Ast,
Kam immer näher, hing am äufsersten
Gezweig, um mich zu sehn; ich wendete,
Sie nicht zu scheuchen, leise mich zu ihr —
Und siehe da, wie blickten Aug' in Aug',
In Menschenauge Nachtigallenaug',
Und hielten's aus. Was hat sie doch bewogen,
Mir nachzugeh'n und von der Höh' herab
So nah sich mir zu setzen, dafs ich sie
Im Stande war, mit meiner Hand zu haschen?
Was blickte sie mich an? Was sahe sie
In's Auge mir? — Das Auge spricht und fragt.

Antwortet auch; sie wollte mit mir sprechen,
Die Nachtigall, es drängte sie, ein Gefühl,
Einen Gedanken mit mir auszutauschen.
Welch' einen Keim hat hier Natur gepflanzt!
Wie tief sind ihrer wunderbaren, groſsen
Entfaltung Steigerungen angelegt!
Welch' einen Blick in ihre heilige
Werkstätte gönnt uns hier die Künstlerin!

Am andern Tage ging ich wieder hin;
Es kam auch wiederum die Nachtigall.
Geahnet hatte mir's, sie werde kommen,
Und die Guitarre hatt' ich mitgebracht,
Ihr etwas vorzuspielen. Gegenüber
Der wilden Rosenhecke war's, die über
Des Nachbargartens Mauer ihre langen
Geschwanken Zweige streckt' und fast den Boden
Mit ihren Blüthen küſst'; in dieser saſs,
Ihr Hälschen streckend, jen' und sah mir zu,
Wie mit dem Sand ich spielt'. Ich stieg empor
Auf einer hohen Pappel schlanken Wipfel
Mit der Guitarr' und band mit einer Schnur
Mich an die Zweige fest. Schwül war's, es regte
Sich stärker nun der Lüfte Strom und trieb
Ein Heer von Wolken über uns zusammen.
Die Rosenhecke wurde hochgehoben
Vom Wind und wiederum herabgebeugt;
Doch feste saſs die Nachtigall; es tönte,

Je brausender der Sturm, je schmetternder
Ihr Lied, und jubelnd strömt' ihr ganzes Leben
Aus kleiner Kehl' in der Natur Empörung.
Nicht hemmte sie des Regens Niederfall,
Nicht übertäubte sie der Bäume Rauschen,
Es schreckte sie des Donners Krachen nicht;
Und ich auf meiner schlanken Pappel wogte
Im Sturme nieder auf die Rosenhecke,
Und streifte durch die Saiten, um den Jubel
Der Sängerin durch meinen Takt zu mäſs'gen.
Wie stille war's nach ausgetobtem Wetter,
Welch' heilige Ruh der Sturmbegeist'rung folgte!
Er breitete mit ihr sich über's weite
Gefilde die Dämmerung; es schwieg ermüdet
Nun auch die Nachtigall, und ich, nachdem ich
Der Abendstill' Erquickung eingeathmet,
Stieg nieder von dem Baum, und von dem Groſsen
Und Herrlichen, das ich erlebt, durchdrungen,
Miſsachtet' ich die Menschheit um mich her.

LXIII.

(Tag. 96 f.)

Im Nachbargarten eingezäunet läuft
Ein Rehchen an den Brettern hin und her
Und seufzt. Ich öffn' ihm seine Kerkerwand,
Daſs durchzustecken seinen Kopf ihm möglich.
Der Winter hat das Land in Schnee gehüllt;
Ich such' ihm von den Bäumen Moos und bring's ihm.
Wir kennen uns. Wie schön sind seine Augen
Welch tiefe Seele blickt mich an aus ihnen,
Wie wahr, wie warm! Gern legt es seinen Kopf
Mir in die Hand und sieht mich an. Ich bin
Ihm herzlich gut. Ich eile zu ihm hin
So oft er nach mir rufet; in den kalten
Mondhellen Nächten hör' ich seine Stimme,
Ich spring' aus meinem Bett mit bloſsen Füſsen,
Und laufe durch den Schnee, es zu beschwichten.
Und wenn du mich geseh'n, so bist du ruhig,
Du wunderbares Thier, deſs Auge mich
Anblickt, deſs Stimme mir ertönt, als bätest
Du um Erlösung mich. Wie fest ist dein
Vertrau'n zu mir, die doch so fremder Art!

Ach armes Thier! Wie du, so bin auch ich
Getrennt von meines Gleichen; einsam sind wir,
Und theilen das Gefühl der Einsamkeit.
Oft hab' ich in den fernen Wald für dich
Mich hingedacht, wo weithin auszulaufen
Vergönnt und nicht nur ewig in die Runde
Wie hier in dem Verschlag, und jeder Schritt
Dich froh und glücklich zu Gefährten trug;
Dagegen hier dein Kerker hoffnungslos
Den heissen Trieb in engem Raum umspannt.
Wie schaudr' ich deinem Schicksal, armes Thier!
Wie nah' verwandt mag es dem meinen seyn!

LXIV.

(Br. I, 206 f.)

Mitternacht, die böse Geisterstunde,
Weckte mich; — im kalten Winterwinde
Leg' ich mich an's Fenster; stumm und todt
Ist die ganze Stadt; verglimmend düstert
Der Laternen Docht, und ihren Miſslaut
Greinen mir die alten, rostigen
Wetterfahnen vor. »Ist das die ew'ge
Leier?« denk' ich und empfinde bitter
Daſs dieſs Leben ein Gefängniſs ist,
Wo das Schauen in die eig'ne Seele
Die alleinige kümmerliche Aussicht
In die Freiheit ist; da tobt, da rast es
In mir auf; da möcht' ich über die alten
Spitzen Giebeldächer, die den Himmel
Mir abschneiden, hinauf und aus dem Zimmer,
Ueber des Hauses weite Gänge stürm' ich;
Durch die alten Böden such' ich mir
Einen Weg empor; Gespenster ahn' ich,
Die da hausen in dem alten Sparrwerk;
Doch nicht acht' ich ihrer; suche, finde,

Eile des kleinen Thürmchens Trepp' empor,
Und bin oben endlich, sehe da
Aus der Lucke des Thurms den weiten Himmel,
Dem ich zugestrebt und friere nicht.
Und mir ist, als müss' ich mein Gemüth
Aller innerlich gehäuften Thränen
Hier entladen. Dann am andern Tage
Bin ich heiter und wie neugeboren,
Und mich treibt es, einen lustigen Scherz
Auszuführen — und das Alles, Alles
— Glaubst du mir's? — Das Alles bist nur du!

LXV.

(Br. II, 26 — 28.)

Kalt und bedeutungslos vergeht das Leben
— Was dann die Welt gesundes Daseyn nennt —
Es wagt nur einen einzigen tiefern Schritt,
Und schlägt in Flammen auf, sich selbst verzehrend. —

Die Augen muſs ich schlieſsen, nichts zu sehen
Was theuer mir und lieb; Erinnerung,
Die kleinste, macht ergrimmen mich im Zorne
Sehnsüchtiger Pein; abrufen die Gedanken,
Die Wandeler nach dir, muſs ich gewaltsam
Vom Pfad, um nicht in wilder Gluth zu rasen.
Wenn ich die Arm' ausstrecke, so erfass' ich
Die leeren Wände nur, und wenn ich spreche,
So ist es in den Wind und wenn ich schreibe,
Empöret sich mein Herz, daſs ich die Brücke
Von dreimal Tag' und Nacht, die kurze, nicht
Durchfliegen soll und mich in seeliger
Beruhigung zu deinen Füſsen legen. —

Von welcherlei Natur die Liebe sey,
In anderer Menschen Brust, ob Leidenschaft,
Die unbezwingbar, oder ob zu brechen
Ihr Trieb und ihre Macht, ich weiſs es nicht;
Ich weiſs, sie ist in mir ein Wille, stark,
Unüberwindlich, mächtig über Alles.

XLVI.

(Br. II, 234.)

Wohl hat die Welt manch' einsam - tief -
Verborgnen Ort in Höhl' und Wald;
Doch keiner ist zu Ruh' und Schlaf
So gut als Gottes Schoos.

Da denk' ich mir's bequem und frei,
Daſs Einer auf des Andern Brust
Gelagert süſs mit seinem Haupt,
Und daſs ein warmer Liebeshauch
Am Herzen streife hin.

Da möcht' ich, o Geliebter, wohl
Mit dir in heil'gem Schlummer ruh'n,
Da möcht' ich ruh'n an deiner Brust
In allertiefster Ruh!

LXVII.

(Tag. 87 f.)

Ach welch ein Morgen muſste heut mir tagen!
Ach welch ein Leid muſs ich im Herzen tragen!
Ach wem vertrau' ich mich? Wen eint ein menschlich
Empfinden mir, wem soll ich, darf ich klagen?
Wer ist mein Freund? Wer darf, auf diesen Stufen
Aufklimmend, mir sich zu gesellen wagen?
Auf diesen Stufen, die mich über aller
Menschheit Berührung in die Höhe tragen?
Wer darf die Hand auf meine Stirne legen
Und: Friede sey mit dir! beschwichtend sagen? —
Dir töne, dir mein Jammerruf! Dir über
Das Graun der Klüfte will ich weinen, klagen;
O sieh, es schwellen meiner Sehnsucht Seegel,
Es fliegt mein Schiff mit heiſsem Ruderschlagen;
Ich überfliege Welt und Zeit und Leben
Der Trennung Räume hinter mich zu jagen; —
Allein in's Bodenlose fällt mein Anker
Und lässet mich an allem Grund verzagen!

LXVIII.

(Br. II, 264.)

Der Schütze, der nach Liebe zielet,
Hat tausend Pfeile schon versandt;
Doch weil er nie Ermattung fühlet,
So ist's, daſs er noch einmal spannt,

Und zwinget mit gestrengtem Ziehen
Zum Aug' heran des Bogens Seil,
Und blicket scharf — mit raschem Fliehen
Nach deinem Busen schwirrt der Pfeil.

Allein trotz vollstem Kraftergieſsen
All' mein Geschoſs, es sinkt dahin
Und häufet sich zu deinen Füſsen;
O sieh' es an mit gnäd'gem Sinn,

Bewuſst ja, welch allmächtig Minnen
Zu sagen stets das Eine treibt! —
Ach wird mir nie ein Pfeil entrinnen,
Der dir am Busen haften bleibt?

LXIX.

(Tag. 67 f.)

Komm mit, o Freund, und scheue nicht
Den feuchten Abendthau;
Ich bin ein Kind, du bist ein Kind
Auf goldbeblümter Au.

Wie gerne ruh'n wir überwölbt
Von freien Himmelshöh'n,
Wo wir der Abendwolken Zug
In Purpur schwimmen seh'n.

O komm! Wie diese Kinderruh
Ist ja kein Traum so süſs,
Und schöner wird und seel'ger seyn
Kein himmlisch Paradies.

Im Gegenwärtigen beglückt
So voll, so ganz, so rein:
Kein Ahnen, daſs es nicht mehr so
Je könne, müsse seyn;

Nicht Rechenschaft, nicht Uebersicht,
Nichts, als Versunkenheit
In dem, was ist, der Augenblick
Zeitlose Seeligkeit.

In diesen Frieden zieh' ich dich,
O Freund, hinab mit mir;
Ich bin ein Kind, du bist ein Kind,
Ganz Eines Sinns mit mir.

Und was ich lebe, was ich bin,
So göttlich rein und froh,
Das spiegelt sich in deinem Sinn,
Dem gleichen, eben so.

LXX.

(Tag. 50 — 53 vergl. 64.)

Der groſse Geist der waltenden Natur,
Er war es, der zum Geistesleben mich,
Das Kind, aufnährete. Nicht würd' ich sonst
Noch jetzo jener Sonnenstrahlen Licht
Auffangen mit dem Auge der Erinn'rung,
Nicht jener Wolkenzüge noch gedenken,
Als hocherhabener Begebenheiten;
Die Blumen der entschwundnen Frühlinge,
Nicht würden sie mir heute noch so frisch
Mit ihren Farben, Düften, Formen lächeln;
Die reifen Früchte, die ich liebend koste,
Bevor ich sie genoſs, nicht würden sie,
Wie mit Erinnerungen seeliger
Genüsse der Liebe, nach so manchem Iahre
Mich mahnen an die heimliche Lust. Wie lachten
Mich diese runden Aepfel an, und diese
Gestreiften Birnen, diese schwarzen Kirschen,
Die ich von höchsten Zweigen mir erklimmte!
O heiſser brennt kein theures Angedenken
In meinen Herzen und auf meinen Lippen,

Das diesem wich an Rang; nicht haben Menschen.
Nicht du, nicht And're, für die süſse Kost,
Der Kirsche, die der glühende Sonnenstrahl,
Auf höchstem Gipfel mir gezeitiget,
Für den Genuſs waldeinsamer Erdbeere,
Die ich gelesen im bethauten Grase,
Mir einmal nur Ersatz gewährt. Und weil
Sich diese Genüsse früher Kindertage
So tief in meinen Busen eingegraben,
Tief, wie die Flammenschrift der Leidenschaft,
So muſs ich achten sie als Offenbarung,
Als göttliche! —

Die Heerden, wandelnd in des Abends Dämmer
Mit ihrem Geläute, die ich von der Mauer
Betrachtete, die tönende Schalmei
Des Schäfers, der in mondbeglänzten Nächten
Von Trift zu Trift hinweidete seine Schaar,
Das ferne Gebell des Hundes, das am Himmel
Hinjagende Gewölk, der Abendwinde
Aufseufzender Hauch, das Stromgeräusch des Flusses,
Der Fluthen an dem steinigen Gestade
Sanftklatschendes Anwogen, das Entschlummern
Der Pflanzen, ihr Einsaugen des Morgenlichts,
Der Nebel Spiel und Kampf — o welcher Geist
Hat Gleiches je dem meinigen geboten?
Du etwa? Hast du dich so traulich je
Mir angeschmiegt, wie jene Abendschatten,

Drang deine Stimme je mir in das Herz
Wehmüthig freundlich ein, wie jene ferne
Rohrpfeife? Hat auf deiner Liebe Flur
Der Hund mir je anschlagend kund gethan,
Es nah' auf heimlicher Fährte, dem mein Herz
Entgegenschlägt? Und hab' ich so mich hier
In Vollbefriedigung zu tiefer Ruh,
Wie auf den Auen jener liebevollen
Natur gesenkt? O nie! An ihrem Herzen
Erfuhr ich dieſs allein; in ihrem Spiegel
Hab' ich, wie nimmer sonst, mit Kinderaugen
Die Bilder eines höhern Seyns erblickt.
Ich habe keinen Schmetterling umsonst
In jener Zeit verfolgt; es fähigte
Die Seele, nachzujagen geistigem
Verborgenem Reitz', und drückt' ich in das hohe
Gekräut der blühenden Erde mein klopfend Herz —
Ich lag am Busen einer göttlichen
Natur, die meiner Inbrunst, meiner Sehnsucht
Wohlthätigen Balsam kühl zuträufelte,
Und jegliches Begehr in geistiges Schau'n
Verwandelte der tiefbewegten Brust.

LXXI.

(Tag. 55.)

In dieses Buch ergieſs' ich meine Klagen,
Mein einsam unbeachtet schweres Leid.
Ach armer Trost! Ach traurig öde Zeilen!
Ihr spiegelt nur mein tief Verlassenseyn.
Verlassenseyn? War ich vereint mit dem,
Was meine Liebe war, verstanden je?
Und wie verlangen darf ich nach Verständniſs?
Ist dann nicht Alles um mich her Geheimniſs?
Die ganze Natur mit allem ihrem Zauber?
Die Liebe mit allen ihren Seeligkeiten,
Mit allem ihren Schmerz? — Es strahlt die Sonne,
Treibt Blüth' und Frucht; dann folget ihr die Nacht,
Es folgen ihrer Gluth des Winters Fröste.
Sind auch die Bäume dann so ohne Trost
In Nacht und Frost? Auch so verzweiflungsvoll
Wie jetzt in seiner Oede mein Gemüthe?
Sehnt nach dem Lichte sich und nach der Blüthe
Die Pflanz' und ringet so in Angst und Pein,
Wie dieses Herz, zu lieben, zu empfinden,

Empfunden wieder und geliebt zu seyn?
Und was bist du, daſs ich's in dir zu finden
Gedrungen bin? Ach todt ist allumher
Die ganze, weite Welt, ach öd' und leer
Jedweder Busen! Gäb's ein einzig Herz,
Gäb's einen einzigen Geist, der mir erwachte!

LXXII.

(Br. II, 39, 42 f 50 f.)

Ich habe keinen Muth und keinen Witz —
Ach hätt' ich einen Freund,
Der nächtlich mit mir über die Berge ging! —

In diesem Froste liegen mit Weib und Kind
Zwischen den Felsen die Heldensöhne Tyrols,
Und ihres begeisterten Athems Gluth
Durchwärmt den ganzen Luftkreis. —

Ach könnt' ich handeln, ach wollten
Die Schicksalsmächte mich nicht verschmähn!
O Bitterkeit, mit all dem heiſsen Drang
Der Brust, so nichts zu seyn in ihrer Schätzung,
Zu nichts verwandt von ihrem groſsen Schalten! —

Was hab' ich alles erlebt in diesen Tagen
Was mir die Brust zerriſs! Ich hatt' in Kopf
Und Herzen einzig nur das mächt'ge Schicksal
Das dort in den Gebirgen rast. —

Ach warum klagen, weinen
Um die, so dort in freudiger Begeistrung

Ihr Leben ausgehaucht? Was rührt mich, was
Erbarmt mich so? Hier ist Erbarmen nur
Mit mir zu haben, die also auszuhalten
Anstrengen sich mit wundem Busen mufs. —

Hellsehend bin ich, Göthe!
Ich sehe das vergossne Blut der Helden
Im Triumphe zurück in den Busen der Gottheit strömen!
Die hohen, gewaltigen Eichen,
Die Wohnungen der Menschen
Die grünen Matten und glücksel'gen Heerden,
Der geliebte, gepflegte Reichthum
Des Heldenvolkes, das den Opfertod
In Flammen starb —
Das alles seh' ich verklärt
Mit ihnen gen Himmel fahren,
Bis auf den treuen Hund,
Der seinen Herrn beschützend
Den Tod verachtet, wie er. —

Den Hund, der keinen Witz hat, nur Instinct,
Und heiter in jedem Geschick das Rechte thut! —
O hätte doch der Mensch nur so viel Witz,
Den eigenen Instinct nicht zu verläugnen. —

O wenn er wär' und ich könnte hin,
Und käme noch zu rechter Zeit,
Zu sterben dort den Heldentod!

Das muſs ein köstlich Wesen seyn,
Und Lohns genug für Häupter, die
Im Lorbeerschmucke sinken hin.
Deſs zeuget klar der Hochtriumph
Im Augenblick des Uebergangs
Daſs Heldentod-Begeisterung
Der Widerschein der Glorie des Himmels. —

Und fall' ich dort, o Freude!
Gaukelnd, ein Schmetterling,
Dem Sarge des Leibes entflattr' ich.
Dann in der herrlichen Sommerzeit
Unter Blumen treff' ich dich,
Und wenn dann unter Blumen dir
Ein Schmetterling den Vorzug giebt,
Und lieber auf deiner Stirne sitzt,
Und lieber von deinen Lippen nascht,
Als auf den blühenden Rosen umher,
Dann glaube gewiſs, es ist mein Geist,
Der los von irdischen Banden ward
Dort auf des Schlachtfelds blutigem Grund,
Und frei entschweben kann, wohin
Ihn seine Liebe ruft.

C

LXXIII.

(Br. II, 65 f.)

Gekommen ist der Mai, die Bäume blüh'n —
Was wird geschehen, bis die Früchte reifen!

Dort über den Alpen glüht der Horizont —
Nicht von der sinkenden Sonne Feuermeer —
Er glüht von Mordbrand!

Dort kommen sie in Flammen um,
Mütter und zarte Säuglinge, —
Hier liegt die geruhige Welt
Im schweigenden Frieden der Nacht;
Mild tränkt der Thau die Kräuter,
Und dort verkohlt die Flamme
Den heldenblutgetränkten Grund. —

Ich stand die halbe Nacht im Thurm
Und sah den rothen Feuerschein;
Nicht konnt' ich beten; es hilft zu nichts;
Und ein göttlich Geschick
Ist gröſser, als alle Noth und aller Jammer. —

Ach wenn sehnsüchtiger Jammer Beten ist,
Warum erhörte Gott mein weinendes,
Mein heiſses Beten nicht; was ließ er mich
Den Führer missen, der die Pfade mich
Hinüber leitete? — Wie ich auch erbebe
Vor Furcht und Schrecken über all den Gräu'l,
Der nicht zu ahnen, wenn er nicht geschähe,
Doch übertäubt die Stimme
Zu ihnen hin aus meinem Herzen Alles.

LXXIV.

(Br. II, 67—71.)

Ich schreibe diese Blätter dir
Als ein verzweifelt Liebender,
Und gebe sie dem Sturme Preis,
Ob dieser etwa mildgesinnt
Dem Freunde sie hintrag', in den
Mein krankes Herz vertraut. —

Doch sieh, es hat mein guter Genius
Mich nicht verlassen. Auf einem schlechten Klepper
Durchsauset er die Luft als Postillion,
Und frühe nach einer Nacht
Voll weinender Träum' erblick' ich
Auf meiner grünen Decke
Des Liebsten blauen Brief. —

So tretet denn, ihr ragenden Gebirge
Des Heldenvolks, ihr schroffen Felsenwände,
Ihr kecken, rachegluthbeseelten Schützen,
Ihr rauchenden Hütten, Thale der Verwüstung,
Bescheiden in den Hintergrund zurück,

Und lasset mich der ungemess'nen Lust,
Die elektrische Kette zu berühren, die
Von ihm den Funken leitet bis zu mir,
Und aufzunehmen dies Entzückungsfeuer
Zu ungezählten Malen Schlag auf Schlag!

Ein groſses Herz, hoch über der Zeit Zerwurf,
Neigt sich dem meinen! Wie der Silberfaden
Durch grünende Matten und Blüthenbüsche des Mais
Zu Thale niederschlängelt
Und in spiegelndem Krystalle mir mein Bild zeigt,
So leitet deiner freundlichen Worte Bach
Herab zu mir das schöne, süſse Bewuſstseyn,
Bewahrt in deiner Erinnerung, in deiner
Gefühle Heiligthum zu seyn. —

O Freund! Indessen du von trüber Zeit
Wirrsal dich wendest und in einsamer Höhe
Geschicke bildest und scharfen Sinnes lenkst,
Und wohl mit freundlichem Hauch die stille Blume
Des Menschenglückes weckst, in zauberisch
Geheimniſsvoll erglühendem Farbenspiel,
Was unser Geist entbehrt, erblühen machend —
Da hat es sich in mir ganz anders, anders
Gestaltet. Heiter war und hell und klar
Der Himmel meines Denkens und Gefühls,
Mein Seyn ein grüner, blumenreicher Spielplatz,
Wo Heerden buntbemahlter Schmetterlinge

Sich über Blumen wiegten, und unter ihnen
Muthwillig spielt' und ihnen selber gleich
Dein Kind, als Priester dich, als einzigen,
Umjauchzend dieser göttlichen Natur;
Dann auch wohl tiefbewegtest allen Reiz
Beglückter Lieb' in seinem Busen sammelnd,
Und dir zu Füſsen strömend seiner Begeist'rung
Maaslose Fluth aus seinem Innersten. —

Wie anders nun! — Düstere Grabeshallen,
Prophetisch mahnende Todesmonumente
Gewaltiger Helden umschlieſsend,
Sind meiner Seele Behausung itzt,
Und meines schweren Ahnens Mittelpunct.
Da dringet nicht der weiche Mondesstrahl,
Der silbernen Birke Duft nicht ein;
Da wohnen Träume nur,
Die mir das Herz zerreiſsen, die
Im Kopfe glüh'n, daſs alle Adern pochen. —

Hier lieg' ich an ödem Ort
Und muſs die Namen rufen dieser Helden,
Durch deren schauerlich Geschick
Mein Herz verwundet ist.
Ich sehe, wie ihre Häupter,
Die mächtigen, die stolzen,
Geschmückt mit Siegeskränzen
Unter dem Henkerbeile

Niederrollen auf's Schaffot.
O Himmel! —
Welch ein Schrei der Verzweifelung
Entführt bey diesen Träumen mir?
Was zagen, da noch nichts verloren ist? —
Fieberisch glüht mein Kopf. — —

Dort auf dem tonnenförmigen Gipfel des Kotch
Speckbachers Horst, der ohne Schlaf,
Keiner Speise bedürfend,
Seelebeschwingt von Hoffnung,
Ueber der Entscheidung Augenblick
Leicht wie ein Vogel schwebt —
Auf dem Brenner, wo Hofers
Unwandelbarer Gleichmuth
Die Geschicke lenkt und die Todten-
Opfer der Treu anordnet —
Am Iselberge, wo der Kapuziner,
Den weiſsen Stab in der Hand,
Alles errathend, Allem
Vorbeugend, klugen Sinns,
Allem voran sich wagt.
Und an des Landvolks Spitze, siegbewuſst,
Ueber die Saaten niederjagt in's Thal —
Da seh' ich unter dieſen im Geist auch mich
Die kurze, grün' und weiſse
Standarte schwingend auf steilstem Gipfel weit voran,

Und in den Gliedern brennet mir der Sieg. —
Da, wehe, kommt der böse Traum,
Und hauet mir ab mit geschwungener Axt
Die feste Hand, die niederstürzt
Mitsammt der Fahn' in den Abgrund.
Und dann ist Alles so öd' und stumm,
Und Nacht bricht ein, und verschwunden ist,
Was ich Alles geschaut, und einsam ich
        Auf ödem Gefels,
Und Hand und Fahne verloren. — —

Heut Morgen träumt' ich meinen jüngsten Traum:
Gemessenen Wesens, milden Angesichtes,
Als wär' es Hofer, nähert' auf dem Schlachtfeld
Sich mir ein Mann und sprach inmitten unter
Den Leichen stehend: »Diese starben Alle
»Mit groſser Freudigkeit.« —
    Ach eine dich mit mir, ich flehe dich,
Zu gedenken ihrer, die da ohne Namen
Hinstürzen in den Tod, mit kindlichem,
Fehllosem Herzen, lustig wie zur Hochzeit
Geschmückt mit goldenen Sträuſsern, ihre Mützen
Mit Auerhahn - Schwungfeder geziert,
Und mit Gemsbärten, dem Zeichen
Tollkühner Schützen. Ja
Gedenke du der Armen
Und feiere sie; es ist des Dichters Ruhm,
Den Helden die Unsterblichkeit zu sichern.

LXXV.

(Br. II, 83—86, I, 214 f.)

Wenn kein Sturm, kein Kriegesschreck,
Keiner verwüstenden Zeitung Lärm
Störet im Busen die sinnig - still
        Alles bildende Ruhe:
Dann wohl mag ein leichter Wind,
Welcher durch Grashalme fährt,
Mag ein Nebel, welcher sich
Linde von der Erde löst,
Mondessichel überm Berg,
Oder sonst ein einsamlich
Stillbeschauen der Naur
        Tiefe Gedanken erregen;
Aber in dieser erwühleten Zeit,
Wo Grundvestengekrach erschreckt,
        Ist kein Raum der Gedanken;
Nur wo ein liebender Freund Theil nahm,
Wenn man auf ihn den Arm gestützt,
Auf der Schulter ihm süſs geruht,
        Ihm die Lippe berührt hat,

Aezet der Ding' uns jegliches
Lineament untilglichen Zugs
Sich in's tiefeste Herz ein. —

Und also weiſs ich jeden Baum des Parks,
Den ich mit dir vorüberging, wie du
Der Zuckerplatane Zweige niederbogest,
Und zeigtest unterm jungen Laube mir
Die röthliche Woll' und sagtest mir, die Jugend
Sey wollig; dann den runden, grünen Quell,
An dem wir standen und welcher sein »Bul Bul«
So unaufhörlich sprudelt, und wie du sagtest,
Sie ruf' in Perserzunge die Nachtigall,
Und dann die Laube mit der Bank von Stein,
Die Kugel an der Wand — da wünscht' ich mir,
Nur einen Frühling so mit dir zu seyn. —
Da kam der Fürst; ich wollte mich verbergen;
Du aber warfest über meinen Kopf
Dein Uebergewand; ich blickte durch die Aermel,
Und sah, wie jener immer näher kam,
Und sah auf seinem Gesicht, er merke was;
Dann stehen bleibend an der Laube sprach er,
Was ich in meinen Aengsten nicht verstand;
Wie klopfte mir das Herz! Du winktest ihm;
Er lachte, stand, nahm Kies und warf nach mir,
Und ging; dann haben wir noch lang geplaudert —
Was war es doch? — Nicht eben groſse Weisheit;
Denn du verglichest mich mit jener Griechin,

Der weisheitvollen, die den Sokrates
Die Lieb' erklärt' und sprachst: »Kein kluges Wort
Kommt über die Lippe dir; doch deine Narrheit
Belehrt weit besser, als der Griechin Weisheit. —
Und warum waren wir so tief bewegt?
Du fordertest einfach: »Liebe mich immer, immer!«
Und ich versprach es dir. — Sodann vom Gitter
Der Laube nahmest du ein Spinngewebe,
Und hingst mir's über und sagtest: »Also bleib
Vor jederman verschleiert, und zeige Keinem,
Was du mir bist.« — Ach, Freund, ich habe dir
Mit diesen Lippen, die von heftiger
Bewegung zuckten, keine Worte kennend,
Nicht Treue zugeschworen und nicht wüſst' ich,
Daſs ich Beharrung wissentlich betheuert.
Was kann ich wollen? Mächtiger als ich
Ist Alles in mir; ich kann nichts thun, als Alles
Geschehen lassen.

LXXVI.

(Tag. III, 47 — 49.)

Ōft, wŏ die Klosterkirch' auf oberstem Plane der Anhöh
Ragt, in der Sacristei Thürwölbung saſs ich an manchem
Sonnigen Nachmittag, nachdem mein heiliges Amt ich
Hatte bestellt, und den Hostienkelch und die Tücher des Kelches
Hatte gereint, denn ich war zum Sacristane beordnet;
Hier nun stand, überlaubt von ragenden Taxusbäumen,
Links in des Kreuzbau's Ecke, den Bienen ihr rundliches Korbhaus,
Und zur Rechten, bepflanzt mit duftigen Nelken und Kräutern
Blühte der Gartenbezirk, aus dem das regsame Völkchen
Saugte des Honiges Stoff. Da weit, weit aus in die Ferne
Trug die geöffnete Schau, in sie, die die Seele des Kindes
So tiefeigen erregt und ihr ferndunkeler Zukunft
Ahnende Schauer erweckt. Da saſs ich und sahe die Bienen
Kehren vom streifenden Zug und sich wälzen im Staube der Blumen,
Und fortfliegen und schweifen hinaus in unmeſsbare Fernen,

Und verschweben zuletzt im sonnedurchglänzeten Blaue.
Mitten in meines Gemüths melancholischen Regungen ging mir
Da ein Ahnen zugleich von nicht zu ermessendem Glück auf.
Jetzo noch füllet Erinnerung mich mit jener Bewegung
Die leis ein mit der Dämmerung brach, dann wieder zurückwich,
Wenn mit der Leuchte des Tags der Sterne Gefunkel der Himmel
Tauscht' und der Abendthau mein Haar losringelte. Nachtluft
Stählte, die kältende, mich; ich buhlte mit all den tausend
Augen der Finsterniſs, die aus allen Gesträuchen und Büschen
Mich anblitzten umher. Bald an den Kastanienbäumen
Stieg ich kletternd empor und legte geschlank und elastisch
Ihrem Gezweige mich auf, und wenn sie der Wind durchschwirrte
Und mich jegliches Blatt anflüsterte, dünkte der eig'nen
Sprache Getön mir dieſs. Bald hoch am Traubengeländer,
Das an's Kirchengemäuer sich lehnete, schwang ich empor mich,
Und in den Nestchen daselbst der Schwalben Geplauder vernahm ich,
Ihr halbträumendes zwei - dreisylbiger Töne Gezwitscher,
Seufzen aus tiefester Ruh' und süſsen Befriedigungswohllaut,
Nichts als Liebesglück und das volleste, reinste Behagen
In der befreundeten Wärme Gefühl, die ihr Bettchen durchströmte. —

Weh' mir, daſs ich es schaut' in der Kindheit Tagen, dieſs laut're,
Seelige Glück der Natur, dieſs tausendfache, die Nacht durch
Stöhnende Liebegeseufz' — und ich inmitten ein einsam
Kind, einsam bis in's innerste Mark, das lauschet der Inbrunst,
Lauschet den Wonnen gesammt, das sauget wie Lehren der Weisheit
Blüthengedüft und Geheimnisse forscht im Kelche der Blumen —
Denn es ist darum nur in des Herzens Tiefe so weh mir.

LXXVII.

(Tag. 104 f.)

⏑⏑⏑ –́ ⏑⏑⏑ – ⏑⏑⏑ –́ ⏑⏑⏑ – ⏑⏑⏑ –́ ⏑ –

Das kleine Häuschen, welches hier auf lieblicher
Mit sammtenem Rasen kegelrund anschwellender
Bergkuppe mit rothen Steinen aufgemauert steht,
Voll reinlich schön wohlthätiger Ordnung innerlich,
Einfachem Bedarf genügend eines Genügsamen, —
Noch war es vor drei Jahren nicht zu schau'n allhie,
Da war die Liebe gegen Wind und Wetter noch
Der alleinige Schirm, da fanden und umarmten sich,
Vom freien Himmel überdacht, die Liebenden.
Vom Lenze bis zum Herbst, von Sonnenuntergang
Bis Sonnenaufgang lagen sie vom Mond belacht,
Auf grünem Rasenbette zwischen silbernen
Bergquellen $\overset{\smile}{\text{in}}$ $\overset{-}{\text{welt}}\overset{-}{\text{ach}}\overset{\acute{-}}{\text{tlos}}$ beglückter Traulichkeit.
Dann rief die Kriegstrommete fort den Freund; es blieb
Allein Armide; bald jedoch gesellte sich
Dem kleinen Amor, den sie lang an schöner Brust
Im Wonnerausch gemilcht, ein zweites Säugekind.
Da erstand sie sich die Kuppe hier, des Liebeglücks

Geliebten Schauplatz, bauete dann das kleine Haus,
Und wohnt mit ihrem goldgelockten Bübchen itzt
Hier oben, wo sie ferne durch das Thal dahin
Ausschauet und auch, wenn still die Luft, des Trommelschlags
Gewirbel hört und zwischen den Felsenwänden her
Die Trommete schmettern. Kehret ihr nun der Freund zurück,
Erkennt er an dem lustigen, buntbemahleten
Schornsteine, der auf's Häuschen aufgepflanzet ragt,
Daſs jene Liebeswonne nicht in Reue schmolz.

LXXVIII.

(Br. I, 137 ff.)

Solches ist oft mein Traum und immer träum' ich es wieder:
Tanzen soll ich vor dir, ich steh' in ätherischem Kleide,
Und mich erhebt ein Gefühl, es werde mir Alles gelingen.
Ringsum dränget die Meng'; ich suche dich, sehe dich sitzen,
Und du bemerkst mich nicht, voll anderer Dinge Bedenkung.
Jetzo in goldenen Schuh'n, nachlässig die silbernen Arme
Senkend, nah' ich und harre vor dir; da erhebet dein Haupt sich,
Und es ruhet auf mir dein unwillkürlicher Anblick.
Magische Kreise sofort, dich leisen Schrittes umwandelnd,
Zieh' ich, und nimmer verläſst dein Auge mich, folget gebannt mir,
Wo ich mich wend' und es fühlet mein Herz den Triumph des Gelingens.
Was du geahnet kaum, im Tanze dir Alles enthüll' ich,
Und du bist höchlich erstaunt ob meiner getanzeten Weisheit.
Nun abwerf' ich den Mantel, den luftigen, Schwingen entfaltend,

Und hoch steig' ich empor und hoch auch folget dein Blick nach.
Wiederum schweb' ich herab in deine geöffneten Arme.
Seufzend athmest du auf, siehst an mir empor und erscheinest
Ganz durchdrungen von mir; aus diesen Träumen erwachend
Find' ich im Wirklichen mich wie aus fernster Ferne gekehret,
Also, daſs Menschengeberde mir fremd und menschlicher Laut dünkt. —
Ach, es vergieſset, o Freund! bey dieser Träume Bekenntniſs
Thränen mein Aug'; sie werden ja einst, ich weiſs es, entschwinden,
Zaubergewand und Schwingen und alle die magischen Reize,
Welche mich schmücken anitzt und über des Tages Gewohnheit
Tragen den Geist und über der Welt urtheilende Dumpfheit,
Die mit dem Fluche der Sünde belegt, was heilig und rein ist;
Und ich werd' im Gewand des gemeinen Lebens einhergeh'n.

LXXIX.

(Br. I, 201 f.)

Wenn der hispanischen Tänzerin mich, des zierlichen Kindes,
Reizender Tanz entzückt, steigt der Gedanke mir auf:
Wille der Gottheit sey, daſs sich unserer ringenden Tugend
Finstre Bestrebsamkeit wandel' in heitere Kunst,
Daſs anmuthig und leicht nach seeligen, himmlischen Einklangs
Freundlichem Maaſs und Gesetz rege die Glieder der Geist.

LXXX.

(Tag. 64 f.)

Es geht uns eine Sonn' auf;
Sie wecket den Geist, wie den jungen Tag,
    Mit ihrem Untergange geht er schlafen. —

Steigt sie empor, so erwacht's
Im Herzen, dem Frühlinge gleich,
Und stehet sie hoch, so erglühet der Geist
Mit Machten und ragt über Irdisches auf
    Und trinket Offenbarung. —

Neigt sie dem Abende sich,
Da tritt die Besinnung hervor,
Und es folgt des Entschwund'nen Erinnerung
Da entsinnen wir uns in der Schattenruh'
Der wogenden Seel' in dem Meere des Lichts
Und der Gluth in der Zeit der Begeisterung
    Und geh'n sodann mit diesen Träumen schlafen. —

Doch giebt es Geister, die steigen so hoch,
Daſs ihnen nimmer in's Dunkel sinkt
Die Sonne der Lieb' und der kehrende Tag
    Sich an den entsinkenden anschlieſst.

LXXXI.

(Br. I, 257.)

Heut Morgen erwacht
Auf Bergesau
Gebadet im Thau,
Da war mir, als hätt' ich erſahren die Nacht
Ĕin gewaltiges Erlebniſs.

Als hätten meiner Brust Gelübde Flügel,
Und schwängen empor sich über Thal und Hügel
In's reine, heitere, lichterfüllte Blau.
Keine Bedingung, keinen Schwur,
Freie Bewegung Alles nur
Z̆u dem Höchsten ein rein Bestrebniſs.

Und dieses ist es, was von mir gelobet ward:
Freiheit von allen Banden und einzig nur
Zu glauben und zu trauen dem Geist,
Der Schönes offenbart
Und Seeligkeit verheiſst.

LXXXII.

(Br. I, 58.)

Lieber das weidende Lamm, als betende Menschen in Kirchen,
Lieber der Lilie Pracht auf Feldern schau' ich, als langhin
Wallendes Kirchengepräng, das durch das Gefild hinstolpernd
Herrlichste Blüthe zertritt. Auch ward mir nimmer in Kirchen
Andachtglück; da seufzet aus mir langweilige Marter,
Und mit bleiernem Druck auflastet den Augen die Predigt.
O wie ich leicht aufathmet', entsprang ich der Kirche des Klosters
Und in den Garten hinaus! Da hat die geringste Besonnung
Mich weit besser erleuchtet, als sämmtliche Kirchengeschichte.

LXXXIII.

(Tag. 74 f. vergl. 10.)

–́ ⏑ – ⏒ –́ ⏑ – ⏒ –́ ⏑ –
–́ ⏑ –
–́ ⏑ – ⏒ –́ ⏑ – ⏒
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –

Alles, was dem Wesen nicht der Liebe freund,
Sündig ist's;
Und was sündig, ist der Liebe
Heiligem Wesen nicht freund.

Mein Gemüth vernimmt der Liebe Rüge nur;
Sie allein
Ehr' ich als Gewissen, messe
Jegliche Regung an ihr.

LXXXIV.

(Tag. 243.)

Was ist das Wissen, welches nicht die Liebe weiſs?
Was ist Erfahrung, welche nicht die Lieb' erfährt?
Was ist Bedürfniſs, welches nicht der Liebe Drang?
Was ist die That, die nicht der Liebe Handlung ist?
Und streckest du die Hand und hast den Willen nicht,
Die Liebe zu erreichen, was erfassest du?
Die Lieb' allein ist wahren Seyns Gebärerin,
Und was sie nicht dem himmlischen Erzeuger bringt,
Ist nichtig und gehört zur ew'gen Sippschaft nicht.

LXXXV.

(Tag. p. 158 vergl. p. 124.)

Es wohnt ein höherer Mensch in uns, dem sollen wir
Stets gehen nach und Folge leisten seinem Wink,
Ihm Tempel und Altäre bau'n, dem einzigen,
Und andere Götter nimmer haben neben ihm.
Nicht auſser ihm soll irgend eine That gescheh'n,
Kein Glück gekannt seyn auſser ihm und keine Lust,
Die nicht in ihm, begehrt, gesucht, genossen seyn.

LXXXVI.

(Tag. 107 f.).

Was mit dem Genius dich, dem göttlichen, zweiet, es sey dir
Böse, doch jegliches gut, was er gebeut und vergönnt.
Weſs dumpfrichtende Brust von des Genius Kühne verletzt wird,
Nimmer ein göttliches Weh'n hauchte den Busen ihn an.
Wohl gährt wüstes Getrieb der Natur, dem Genius fremdes,
Ihn nicht kennendes, ihn darum verläugnendes nicht;
Aber ein tugendlich gibts, ein zahmes, gebildetes Wesen,
Dessen Gemeinheit ihn haſst und verdammt und verbannt.

LXXXVII.

(Br. II, 209.)

Hier lieg' ich zwischen Gefels auf weichem Moos
Von vielen Lenzen her in tiefer Kluft.
Die jungen Tannen dampfen heiſses Harz,
Und rühren mit den Aesten meinen Kopf.
O schöner Sommertag! —
Ich brauche nicht zu denken, müſsig schaut
Der Geist hinauf in die krystall'ne Luft.
Kein Witz und keine Tugend — nackt und bloſs
Die Seel', in welcher Gott sein Bild erkennt.

LXXXVIII.

(Tag. 107 f.)

Wie du auch ringest, o Mensch, dich selbst zu beherrschen, es scheitert
Witz, Ausdauer und List, ringst du aus eigener Kraft.
Dich hingebend allein dem Genius, wie dem Geliebten
Gänzlich und willkührlos hin sich ein Liebender giebt,
Wirst du beherrschen dich selbst mit wahrer und sicherer Obmacht,
Welche des Gottes Macht, der dich erfüllt und besitzt.
Nur wer dieser vertraut, der athmet göttliche Freiheit,
Welcher der Ichheit Kraft bleibet ein ewiger Knecht.

LXXXIX.

(Br. II, 28.)

So unterscheidet Menschenwille sich
Von göttlichem, dafs menschlicher, wandelbar,
In jedem Momente: »soll ich, darf ich?« fragt,
Und an des Irdischen Widerstand und Macht
Zu Grunde geht, doch göttlicher nimmer fragt
Und nimmer schwankt, und keine Gewalt der Erde
Ihn brechen und vernichten kann.

XC.

(Tag. 105 f.)

So oft ein Gedanke des Lichts dir wird,
Es ist dein liebender Genius,
Der schmeichelt dir, liebkoset dich,
Er will dich locken zum Gegenkuſs.
Eingebung ist Wahrheit gesammt,
Es ist Liebkosung und brünstiglich
Anneigen und Reiz Eingebung all',
Dem Genius ganz zu lassen dich.
Du Denkender, sey liebend stets
Geneigt zu deinem Genius,
Und seiner Fülle sey gewiſs,
Die dich durchströmt im Lieberguſs.

XCI.

(Br. I, 280. Tag. 140 Br. I, 294, 299)

Lebte der Geist uns innen im lauteren Reiche der Wahrheit,
Könnt' er im Aeußeren auch wahr machen sein inneres Leben,
Und ein Zauberer wär' er allmächtiglich. Aber der Lüge
Nacht umdunkelt' ihn itzt und schließet ihn traurig und machtlos
In sein Inneres ein, und er kann dem sehnenden Herzen
Nimmer erfüllen den Wunsch und es feindet ihn rings die Natur an. —
Vieles und Anderes noch gern kündet ich', aber zu schwer ist's,
Und mich ergreift Unruh, und ich weiß nicht, wie zu bewält'gen
Solcherlei Wissen in mir mit dem Wort; wohl klärlich ist Alles
Und reichhaltig im ersten Moment und es blitzet mit heller
Geistiger Schau und ich sehe den Schatz aufleuchten im Nachtgrau'n,
Wie man im Märchen erkennet der Kötslichkeiten des Schatzes
Jegliche deutlich und klar; doch rühret man an, so versinkt er.

XCII.

(Br. I, 82 ff.)

Mit Farb' und Form
Und Duft der Blumen
Gespräche führt' ich,
Und sah begeistet
Sodann Gesichte,
Gar wunderbare;
Und wollt' ich's sagen
Der Welt, es würde
Von ihr als Wahnsinn
Und Rausch geachtet.
Doch meinem Herrn,
Dem nichts geheim sey
In meiner Seele,
Will ich erzählen,
Was vor dem innern
Auge des Geistes
Erschienen mir. —

Die Farbe selber
War mir ein Geist,
Der sprach mit mir,
So Form und Duft auch:

Und dieses sprachen
Die Blumengeister
Zu meinem Geist:
In der Natur
Gebildet sey,
Erzeuget Alles
Durch Gottmagie;
Und es sey die Schönheit
Der Geist der Gottheit,
Der in der Natur
Mütterlichen Schoos
Sich eingesenket
Und ausgeboren,
In Stoff und Leibe
Sichtbar gewordener
Himmelsgeist. —
Von diesen Gesprächen
Erfüllet sah ich
Gesichte dann,
Und schaute groſse
Erscheinungen deutlich
Mit geschlossenem Aug.

Siehe die Himmelskugel in unermeſslicher Gröſse
Wälzte sich um vor mir; nicht sah ich Ende noch Grenze,
Aber empfand ihr Rund, und es tanzte das Heer der Gestirne
Kreisend um mich auf dunkelem Grund und bildete geistig-

Reine Figuren im Tanz, die mir auch als solche begreißbar.
Und ich sah Monumente von Säulen und Bauten; dahinter
Kreisten die Stern' und es taucht' in ein Meer von Farben das Schauspiel.
Blumen entsprießeten nun und wuchsen in's Hohe gigantisch;
Um sie goldene Schatten; dahinter ein höheres, weißes
Licht; so wechselte mir der Erscheinungen innere Fülle.
Und es ertönt' in den Ohren ein feines, silbernes Klingen,
Welches gemach, je länger ich lauscht', ein gewaltiger Ton ward,
Mir zur Ergötzung und Lust; denn ich fühlte den Geist mir erstarken,
Wie ich den großen Ton ließ walten in meinem Gehöre.
Oeffnet' ich dann mein Auge, so war dieß Alles entschwunden;
Aber es war so hell und so klar mir dieser Gesichte
Innere träumende Welt, daß ich nicht von wacher Erkenntniß
Und von äußerem, wirklichem Seyn sie zu scheiden vermochte;
Ja mir dünkte zuletzt, nur wahr sey, was ich im Traum sah
Und mit der Seele Gesicht und das Uebrige sämmtlich ein Traum nur.

XCIII.

(Br. I, 286.)

Ich glaub' es, o Freund, daſs Orpheus einst
  Sĭch umringt von wildem Gethier sah,
Das auf in Wehmuth stöhnete süſs
  Mĭt den Seufzern seines Gesanges,
Daſs Bäume genaht und Felsen und neu
  Umstanden in Gruppen und Wäldern.
Was hab' ich selbst für Wunder erlebt!
  Ich sah aufsteigende Säulen,
Und wunderbare Gebälke, worauf
  Sich reizende Jünglinge wiegten,
Und Hallen, in welchen gestellet zu seh'n
  Erhabene Göttergebilde,
Lichtstrahlende Bauten, an welchen die Kraft
  Sich brach anstrebendem Aufblick.
Und es bildeten Tempel die Gallerie'n,
  Und es wandelten Priesterinnen
Mit goldenem Opfergeräthe darin
  Und schmückten die Säulen mit Blumen.
Und es ward umflogen die Zinnenhöh'
  Von kreisenden Schwänen und Adlern,

Und ich sah, wie der Nacht vermähleten sich
Die gigantischen Architekturen.
Wie schmolzen mit ihrem demant'nen Lazur
Die elfenbeinernen Thürme
In des Abends Roth und rageten auf
Hoch über das Heer der Gestirne,
Das schwingend umher im Tact der Musik
In dem kalten Blaue der Nacht flog.
Da höret' ich, Freund, in den Wäldern fern
Das Seufzen der Thier' um Erlösung —
Und was noch sonst vor innerem Blick
Und in träumendem Geiste geschwärmt mir.
Was glaubet' ich nicht in solchem Moment,
Daſs ich müss' und könne vollbringen,
Und welche Gelübde den Geistern nicht
Aussprach ich in meiner Entzücktheit!
Da hab' ich, was sie verlangten von mir
Auf ewig und ewig gelobet. —
Dieſs Alles hab' ich im Grünen erlebt,
In dem goldbeblümeten Grase.

XCIV.

(Br. I, 283 f.)

O glaube gewiſs, daſs wahre Musik
Ein übermenschliches Wunder!
Unmögliches heischet des Meisters Wort
Von den unterworfenen Geistern,
Und sieh' es geschieht, und sie leisten es ihm,
Und es wird das Unmögliche möglich.
Zu bezweifelen nicht ist magische Macht;
Doch es leistet das Uebergewalt'ge
Sich allein im Reiche der Uebergewalt,
Und es ist das Wunder bedungen
Von dem ahnenden, wollenden Zauberbezug
Deis, dem sich neigen die Geister.
Wer Göttliches ahnt, wer Göttliches will,
Dem werden sie Göttliches leisten.
Des Wunderthätigen Meisters Herz,
Ein reines, ein ewiges Opfer
An die Gottheit ist es, und füget und giebt
Sich um ihrentwillen in Alles.
Und dieſs Verdienst hat der Meister allein
Zu gehorchen der inneren Gottheit,

Und daſs er erträgt, wie die Geister an ihn
    Eindringen und schalten im Innern,
Ihm ganz zu vertilgen das eigene Selbst,
    Und daſs er ringet in Demuth,
Zu suchen allein, was über ihm ist
    In ewigem Schmerz der Begeist'rung.

XCV.

(Br. II, 198 nach Beethoven.)

Durch menschlichen Geist hindurch gebiert sich göttlicher
In Kunsterzeugung, und jegliche, die's wahrhaftiglich,
Ist über dem Künstler, gröſser als er und mächtiger,
Ein nur durch ihn gegangenes Uebermenschliches
Und nicht von ihm abhängig, und durch sie zurück
Zu seiner Freiheit Aether kehrt das Göttliche. —
Ob aber auch nicht mächtig ist der Menschengeist
Deſs, was er also schafft, ein Gottgebärender,
So ist er doch durch Gottgebärung hochbeglückt.

XCVI.

(Br. I, 38 f.)

Auf tiefnächtlichem Pfad in des Mondlichts Scheine die langen
Traubengänge dahin dem Rhein zu wandelt' ich einsam,
Lehnte mich über die Mauer und blickte hinaus in die Rheinfluth.
Da war Alles so still in der mitternächtlichen Stunde;
Nur weiſsschaumiger Wogen Gezisch durchtönte das Schweigniſs,
Und es patscht' an's Ufer, wie Kindlein lallten die Wellen.
Steh' ich so einsam in schweigender Nacht in der freien Natur Reich,
Ist mir, als wär sie ein Geist, der erlöst seyn wolle vom Menschen.
Oft empfand ich das, als ob wehmüthig und jammernd
Mich die Natur anfleht', und es schnitt durch's tiefeste Herz mir,
Daſs mir ergründbar nicht, was ihr Harm und stummes Begehr sey.

XCVII.

(Tag. 161 f.)

Von Bergeshöhe
Das Thal übersah' ich;
Es war geziert mit Silberbändern,
Von welchen eingeschnürt die grünen Matten;
Der schwarze Wald umarmt' es und von fernen
Bergkuppen war's umwacht.
Die Heerden wandelten über die Wiesen hin,
Die Wolkenheerde zog der Sonne nach,
Von ihrem Glanz durchschimmert, und lieſs
Ueber dem schwarzen Tannenforst
Allein die blasse Mondessichel steh'n.
Ich sah hinauf und hinab —
Wunderliche Bilder überall —
Schwermüthige Töne vernahm ich
Und fühlte leises, schauerliches
Athmen der Natur.
Sie seufzte, sie umschmeichelte mich wehmüthig,
Als wolle sie sagen: »Weine mit mir!« —
Ach was vermag meine Macht.
Ach was kann ich ihr geben?

XCVIII.

(Tag. 14).

Ich glaube, daſs du die Sprache verstehst
Der Stille der Natur, o Freund!
Ich glaube, daſs sie mit dir Gedanken wechselt,
Und daſs du die eig'ne, göttliche Natur
In ihr gespiegelt schaust.
Und wie sie dich schmerzlich auch erschüttern mag;
Nicht glaub' ich, daſs du sie, wie And're, fürchtest. —

So lange wir Kinder im Gemüthe sind,
Uebt Mutterpfleg' an uns Natur und reicht
Uns Kinderkost, und dann entläſst sie uns
Aus ihrem Mutterschoose zu uns selbst,
Um sich in unser'm freigeword'nen Geiste,
Sich neu vereinend aus Zerrüttungen,
Als Genius zu entfalten. Denn zum Höchsten
Strebt auf in uns und dränget uns Natur,
Verlanget Geist zu seyn im Menschengeiste,
Geoffenbart in ihm und aufgeschlossen
Mit ihren innersten, geheimsten Tiefen.
Und welch' ein Schreckniſs auch in diesen wohne,

Und welcherley Vernichtung droh' in ihnen,
Nicht bleicht er ihrem Graus,
In welchem lebt die Kraft des Genius,
Und all' verlor'ne Seeligkeit und Schöne
Wird Muth, Vertrau'n und Glaube
An ihn, den Gott, den innern, wiederbringen.

XCIX.

(Tag. 194 ff. Br. I, 82, 324 f. 338. II, 145, 192).

Es läugnet den Zauber die Welt
Und glaubet, das äuſsere Seyn,
Das greifliche Wirkliche sey
Machtvoll und gewaltig allein;
Und es ruhet doch Leben und Daseyn
Auf heimlichem, göttlichem Zauber gesammt.

Wie würden im Frühlinge Baum
Und Blume zum Blühen bewegt,
Wie zeitigte würzige Frucht,
Wie würde zum Leben erregt
Der Keim im Schooſse der Mutter
Und reifet' entgegen dem Sonnenlicht?

'S ist magisches, göttliches Werk! —
Noch Gröſseres wirket in uns
Nie rastende schaffende Kraft:
Die himmlische Liebe der Brust,
Unsterbliches Wesen und Freiheit
Sind Werke derselbigen Zaubergewalt.

Was Herrliches, Strahlendes auch
Kunst bildet und Dichtergenie,
Dem staunenden Menschengeschlecht,
Quillt einzig aus dieser Magie,
Zu erheben das irdische Daseyn
Zu höheren, himmlischen Seyns Natur.

Zu erschaffen ein Geistparadies
Widerstrebendem Stoffe zum Trotz,
Von Stufe zu Stufe mit Macht
Allüberall ringet der Gott; —
Doch Uebergang in das Ersehnte
Ist unserer Herzen gebärender Schmerz.

Geboren aus ringendem Weh
Wird seeliges Höchstes allein;
Beschwörende Formel ist Weh
Aufzaubernd ein besseres Seyn;
Und es wandelt der tiefste der Schmerzen
Sich in ewig entzückende Wollust um.

C.

(Br. I, 159.)

Der Gott da oben, Göthe,
Er dünkt mich ein gewaltiger Poete,
Geschicke bildend für ein künftig Leben,
Die frei im Aether und voll Glanzes schweben.

Und uns're armen Herzen,
Sie sind der Schooſs, aus dem er sie mit Schmerzen,
Mit tiefen, groſsen, kreisend ausgebieret,
In's kampferfüllte, trübe Daseyn führet.

Es bricht das Herz im Leide;
Allein es schwingen sich zu lichter Weite
Die göttlichen Geschick' und hallen fröhlich
Im Götterraum und leben ewig seelig.

CI.

(Br. I, 147 f. II, 145, 234. Tag. 90.)

Auf meinem Schlummerpfühle wendet' ich
Mich schon zur Seite, wollt' im Denken deiner,
In dir entschlafen, da an jenes Wort
Gemahnt es mich: »Im Herrn entschlafen«. Was doch
Bedeutet es? — Ich weiſs es, Freund! — So wie
Dem Liebenden in Vielbeschäftigung
Der Tag vergeht, so geht der edlen Seele
Das ganze Leben hin. Wohl hat sie sich
Bedungen heimlich, und bey aller Störung
Und Angesprochenheit bedungen bleibt es,
Mit dem Geliebten einmal nur in trautem
Alleingespräche zu verständigen sich; —
Doch jede Stunde, jeglicher Moment
Legt im Vorüberschreiten dringend all
Sein Wollen und Bedürfen und Gebieten
Der übertäubten Seele dar; da muſs sie
Sich fügen in der Uebermacht Getrieb.
Doch endlich sinkt der Abend; endlich kommt
Der Augenblick, an dem der Lebenstag,

Der ihr Tyrann und Unterdrücker war,
Den Scepter sinken läfst — und da entschläft denn
Die müde Seel' im Herrn. —
Da steigen göttliche Träum' auf
Und nehmen sie in ihren Schoos,
Und hüllen sie ein, und ihr magischer Duft
Umnebelt die Seele mit himmlischem Rausch,
D̆afs sĭe nichts mehr weifs von dem eigenen Selbst,
W̆ie ĭch denkend an dich, verloren mir selbst
Einschlummer' in dir, und dieses, o Freund,
Ist Todesschlaf
Ŭnd dĭe seelige Ruhe des Guten.

CII.

(Tag. 12 f.)

Ich ging vor Tag dem Thal entlang,
Das eingelagert eng in Bergeswände.
Da rieseln nieder in's sanfte Gras die Bäche
Und lallen wie Wiegenkindlein. —
Da lag es mir im Herzen, auf der Lippe,
Im thränenschwellenden Auge; da muſst' ich dir's
Zuhauchen in die Ferne, klagen dir,
Daſs du nicht seyst bey mir. —
Da war die Sonne so freundlich;
Da reget' es sich, da rauschet' es hinter mir —
War's Anklang aus der Ferne, war es nur
Ein streifendes Wild? Ich eilte rasch empor;
Ich wollte dich ereilen; auf der Höhe
Eröffnete sich dem Blick das weite Land;
Es theilten sich die Nebel und es war mir,
Als trätest du geheimniſsvollen Nahens
Entgegen meinem bittenden Gemüth,
Und schauetest mich an,

Und nähmest mich an deinen
Mir unerforschten Busen auf. —

Jeglicher ewiger Trieb,
Er erwirbet, erreicht, er ist
Nicht unterthan der Zeit und ihrer Laune.
Was also wäre zu fürchten? Diese Sehnsucht,
Gehört sie den Vergänglichkeiten an,
Du wirst mit ihr verschwinden,
Wo nicht, sie wird ihr hohes Ziel erreichen.

CIII.

(Tag. 10 f. 140, 7 f.)

Nicht bist du mein in diesem äuſsern Leben,
Nichts bin und hab' ich, dessen du begehrest,
Kein Morgen wecket dich, nach mir zu fragen,
Kein Abend leitet dich zu mir nach Hause,
Denn ach! bey mir ist deine Heimath nicht.

Und dennoch bist du mein;
Und dennoch hab' ich dich, besitze dich
In meiner Innenwelt und habe hier
Vertrau'n zu dir und bin vertraut mit dir,
Dem göttlichen Geheimniſs deines Daseyns.
Und alle wunderbaren Wege, die
Mein Geist zu geh'n hat, führen hin zu dir,
Und sind gebahnt durch deine Vermittelung.
Und wenn ich dich besäſs' und wäre nicht
Dem Gott befreundet, welcher dich beseelt,
Was hätt' ich dann? Es würde dein Besitz
Zu dem ersehnten Ziel mich nimmer tragen. —

Wie weit wohl Liebe geht? —
Sie entfaltet ihre Fahnen;

Sie erobert ihre Reiche;
Im Freudejauchzen, im Siegestoben eilt
Sie ihrem ewigen Erzeuger zu.
So weit geht Liebe, daſs sie da eingeht,
Von wo sie ausgegangen. —

Was soll ich klagen, daſs du mich nicht wieder liebst?
Lebt dieses Feuer nicht in mir, dieſs göttliche.
Und ist sie, diese Gluth
Nicht ewig allumfassendes Himmelsgut?

CIV.

(Tag. 110 — 125.)

Noch düsterte die Nacht am Weihnachtmorgen,
Als wir zur Kirche gingen; eine Leuchte
Schritt uns voran, uns durch den Schnee zu leiten.
Da kamen wir vorbey an einer öden
Verfallenen Klosterkirche, wo der Wind
Durch die zerbrochenen Fenstergläser pfiff
Und klappert' in des Daches losen Ziegeln.
»Hier ist es nicht geheuer«, sprach der Führer,
»In diesen Mauern gehen Geister um.« —
Darauf am Abend saſsen uns versammelt
Zum Spiel im kerzenhellen Zimmer Leute,
Verfallen, öde, wie jene alten Mauern,
Und ich gedachte dieser bey dem Anblick,
Versetzte mich im Geist in ihre Schauer
Und dachte mir, wie fürchterlich es dort
Dem Einsamen seyn müss' und wie ich jetzt
Um alles Gut der Welt nicht dort seyn möchte.
Kaum hatt' ich dieses ausgedacht, so stieg
In mir die Frag' auf, ob ich es nicht dennoch
Versuchen woll'. Ich schüttelte den Gedanken

Ergrausend ab, er drang sich wieder auf,
Und mein Ergrausen wuchs, unmöglich schien's,
Ich wehrte mich mit aller Macht, allein
Stets dringender dazu getrieben ward ich.
Der Lockung zu entfliehen stand ich auf
Und flüchtete mich zu einer andern Ecke.
Hier fiel jedoch mein Blick durch eine Thüre
In dunklen Raum; da spielten, züngelten
Die Geisterwinke magisch in der Nacht,
Und webten, schwebten bis heran zu mir.
Ich hüllte mich mit zugedrückten Augen,
Sie nicht zu sehen, in den Fenstervorhang,
Und schmiegte mich in's eigene Selbst hinein.
Doch hier auch war's und sprach mir freundlich zu,
Ich solle zu den öden Kirchenmauern
Und zu den Geistern wandeln, die da spucken.
Nun überlegt' ich, ob ich wagen könne
Den einsam weiten Weg in dieser Stunde,
Den wenig nur bekannten, welchen selbst
Am Tag allein zu geh'n, bedenklich war;
Und immer tiefer, tiefer zog es mich
In geistverwandten, abgeschloss'nen Kreis,
Und wie aus weiter Fern' und einer Welt,
Die auſserhalb der meinen, tönten mir
Nur noch die Stimmen jener Spielenden.
Hierauf eröffnet' ich das Aug' und sah
Die wunderlichen Räthsel - Angesichter
Der Menschen dort von heller Kerzen Schein

Beleuchtet sitzen, höret' ihre Rufe,
Bannsprüchen, Zauberformeln gleich, unheimlich
Zum Spiele tönen; es waren diese Wesen
Mir grausenhaft-gespenstig, unverständlich
Ihr Thun und ihre Mienen, ja es dünkten
Ein toller Spuck selbst ihre Gewande mir.
Da flüchtet' ich entsetzt und schlich mich leise
Zur Thüre hinaus, zum Hof hinab; da ward
Mir wieder wohl; da athmete wieder frei
Die Brust, da lag des Schneees reiner Teppich
Zu meinen Füſsen glänzend ausgebreitet,
Und deckte sanft anschwellend jegliche
Unebenheit, da breiteten im Lichte
Des wallenden Mondes die bereiften Bäume
Das silberne Gezweig. Warm war die Kälte
Und freundlich mir, nichts unverständlich, nichts
Zu fürchten hier, den bösen Geistern drinnen
Entflohen, höret' ich die guten hier
Vernehmlich, traulich mir zum Herzen reden,
Und ohne Zaudern folgt' ich ihrem Worte.
Und über's Hofthor klettert' ich behend,
Warf über den Kopf das Kleid einhüllend mir,
Und in flüchtigen Sprüngen über den Schnee hin setz' ich.
Begegnendem wird manchem ausgebeugt;
Es steigt die Angst, es pocht das Herz, und also
Gelang' ich an mein Ziel. Mit scheuem Blick
Umschau' ich furchtsam, zaudere dennoch nicht
In's Inn're des öden Ortes einzudringen;

Ein Pfad den Füſsen über das beschneite
Gerülle des Zusammensturzes wird
Zur Kirchenmauer hin gebahnt; da lehn' ich
Den Kopf an, lausche, höre das Geklapper
Der Ziegeln in dem Dach und wie der Wind
Im losen Sparrwerk rasselt, und ich denke:
Ob das die Geister sind? — Da senkt es sich,
Da schwebet es über'm Haupte tiefer, tiefer,
Ich kämpfe mit der Angst und allgemach,
Wie wenn ich die entblöſste Brust dem Hauch
Des Freundes böte, den ich eben noch
Als meinen Todfeind angeschaut, entweicht sie. —

Mit Kleidern, vom geschmolzenen Schneee naſs
Kehrt' ich zurück. Vergessen über Nacht
War Alles schnell, doch als dieselbe Stunde
Des Abends dunkelte, da kehrte mir
Das Angedenken der erlebten Dinge
Und der erlittenen Angst, und nicht begriff ich
Das kühne Wagstück, solchen öden Weg
Die Nacht allein zu wandeln, und die Schauer
Des öden Ortes zu bewältigen. —
Doch an des Hofes Thüre stand ich schon,
Getrieben von dem kehrenden Gelüste.
Nicht war es heut, wie gestern, still und mild;
Aufseufzeten die Winde zu meinen Füſsen,
Und hoben sich und brauseten wild dahin,
Der Seite zu, wo mich die Geister zogen;

Es beugten sich des Gartens schwanke Pappeln
Und warfen ab des Schneees weiſse Last;
Mit ungeheuerer Eile jagt' am Himmel
Der Wolkenzug, was festgewurzelt stand,
Das schwanket' über, was ablöslich war,
Riſs unaufhaltsam mit sich fort der Sturm.
Und schnell war über's Thor auch ich im Nu,
Und hurtigen Laufes hin zur Kirche ging es,
Und athemlos gelanget' ich zum Ziele.
Gelehnt beharrt' ich, bis des Athems Ringen
Beschwichtiget; mir war, als würde mir
In dieser Einsamkeit so Leib als Seele
Gereint; ich fühlte meines Genius
Liebkosungen im Busen, fühlte sie
Als ächte Göttersprach und Unterredung
Mit meinem Selbst. —

Es führet' an der alten Klosterkirche
Ein hoch Gemäuer tief zu einer Bleiche
Hinab, an der der Main begränzend hinfloſs.
Es schwindelte mir vor dieser Höh und dennoch
Mit willenlosem Schwung hinüber war ich.
Ich fand im Dunkel kleine Mauerspalten,
Hineinzuklemmen Händ' und Füſse, fand
Vorragendes Gestein, an welchem ich
Mir niederhalf, und ohne zu bedenken,
Wie da zurückzukommen möglich sey,
Gelangt' ich bis zum tiefen Grund hinab.

Hier fand ich eine Wanne, rollte sie
Zum Ufer hin und setzte mich hinein,
Und sah dem Eisgang zu; ich fühlt' ein rein
Behagen, so als eingerahmtes Bild
Der Winterlandschaft, der erhabenen
Natur in's Angesicht zu schau'n. Rückkehrend
Endeckt' ich jene kleinen Mauerspalten
Und ragenden Gesteine glücklich wieder,
Und nun vermochte nichts, kein Ungestüm
Der Witterung, kein Zufall, mich zu hemmen,
Im Dunkel jedes Abends hinzueilen
Zur Geisterkirch und über das Gemäuer
Zu klimmen und am Ufer in der Wanne
Den Strömungen des Eises zuzuseh'n;
Und als einmal der mächtigen Schollen eine
An's Ufer stieſs, da reizte mich der Dämon,
Und kecken Muthes sprang ich auf das Eis
Und trieb auf silbernem Floſs die Fluthen hin.
Dann tiefer in den Strom verlockt es mich;
Von meiner Scholle sprang ich auf die nächste,
Und weiter so, bis ich zuletzt inmitten
Der Fluthungen hinsegelt' auf dem Eis.
Am fernen Horizonte schimmerte
Ein dunkeles Roth und trübes Gelb — das Licht
Gefesselt in den Umarmungen der Nacht —
Und milderte zur Dämmerung das Dunkel.
Da wendet' ich die Augen hin, da trug mich
Mein Seelenverkäufer hin, mein eisiger,

Und zu den Füſsen spielte mir der Wind,
Der durch des Raumes Niederungen strich,
Und klatschte mit den Falten meines Kleides. —
O wunderbare Nacht! O Hochgefühl
Des herrlichen, des ungeheueren
Naturmomentes, der in seiner Freiheit
Obwaltet' über mir, der Preis gegeb'nen!
Es weckt noch heute mir Erinnerung
Den königlichen Stolz in meiner Brust,
Noch heut erhebet mich das Angedenken
Der meinen Fuſs umschmeichelnden Winterlüfte,
Noch heute glüht in mir nach manchem Jahr
Die Vollbegeisterung der kühnen Nachtfahrt,
Wie wenn es wär' in dieser kalten Nacht,
In der ich sitz' und schreibe, dir zu Liebe,
Mein Herr und Freund, dieſs Alles zu erzählen. —

In jenen Zeiten sann ich nach, wohin
Mich diese Wege wohl noch führen möchten.
Da ahnete mir ein Weg, der immer weiter
Mich tragen werde, doch zurücke nicht,
Und mich verlangte nach dem Abentheuer.
Und wahrlich, es haben diese freundlichen
Nachtgeister mich auf einen Weg geführt,
Der nicht zurücke trägt, sie lehrten mich
Der Tiefe, dem Ernst, der Weisheit meines Glückes
Nachwandeln fort und fort und nicht zu kleben
An dem Genuſs des flüchtigen Momentes.

Dieſs Eine nur ist Glücke, was des höhern
Verborgenen Menschen Fittig uns entfaltet,
Und der Genuſs allein, der ihn empor
Zum Aether hebt und trägt und fliegen lehrt
In unbekannte Geisterregionen,
Ist Aechtbeseeligung der Menschenbrust. —

Wohl möcht' ich immer bey dir seyn, o Freund!
Dein Antlitz schau'n und mit dir Rede tauschen,
Und meine Lust, sie würde nie versiegen;
Und dennoch sagt die innere Stimme mir:
Nicht würde solches deiner würdig seyn,
Und meiner nicht. Zum ewigen Ocean
Forteilen unverrückt, das sind die Wege,
Die vorgeschrieben einst auf eis'ger Bahn
Die Geister mir, und nicht zu fürchten ist
Auf ihnen dein Verlust. Denn selber auch
Forttreibt es dich, und nimmer kehrst du um,
Und unseres Begehrens einziges
Erhabenes Ziel, es sind die Ewigkeiten.

CV.

(Tag. 116.)

Ich gleiche dich jener freundlichen, kalten Winternacht,
In welcher sich die Geister mein bemächtigten:
Nicht leuchtest du, ein strahlenwarmer Sonnentag —
Ein tausendfach sternfunkelnder Himmel bist du mir;
Und alles Kleine, was der Tag mit seinem Licht
Verdeutlichet in vieleckiger Widerwärtigkeit,
In erhabene Massen schmilzet es zusammen mir
In deiner erdumhüllenden hehren Sternennacht.

CVI.

(Tag. 197 f.)

Maaſs der vier vierzeiligen Strophen:

—́ ⏑ — —́ ⏑ ⏑ —
—́ ⏑ — —́ ⏑ — ⏓
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏓
—́ ⏑ ⏑ — —́ ⏑ ⏑ —

Hier aus Bergschluchten hervor,
Unbegehrt, ungerufen,
Wie wohl sonst auf deinen Wegen,
Komm ich und wag's, rede zu dir.

Wie auf vorragendem Fels
Gleich dem Stoſsvogel einst ich
Im bohemischen Gebirge
Ueber dir hing, weiſst du es noch?

Wī́e ich dānn nī́ederklimmt'
In Erhitzung und die Adern
Alle mir im Kopſe pochten,
Wie du mit der Hand sodann

Mir vom Staub die Augenwimpern
Säubertest und aus den Flechten
Mir die Moos' und kleinen Kräuter
Sammeltest und auf den Sitz
Neben dich sanft legtest hin? —
Ach verschwunden ist es ja
Deinem Angedenken!
Schaaren zogen dir vorüber,
Haben dich begrüſst mit lautem
Ehrenruſs Gejubel, haben
Fahnen vor dir her geschwenkt;
Könige kamen und berührten
Deines Mantels Saum und legten
Ehrenketten
Um den freien Busen dir.

$\overline{\text{Daſs}}$ $\overset{\smile}{\text{ich}}$ $\overline{\text{einst}}$ $\overline{\text{da}}$ hinein
Alle die geles'nen Blumen
Und die wilden Kräuter pflanzte,
Und die Hand legte drauf,
Um sie fest zu drücken;
Daſs die Hand gefangen mir
Lag inmitten deiner Brust;
Daſs du mich den wilden Hopfen
Nanntest, der da Wurzel fasse,
Und sodann hinauf sich ranke
Ueberschlingend und umwachsend
Also dich, daſs fürder nichts

Sey zu kennen mehr an dir
Als der wilde Hopfen nur; —
Ach verschwunden ist es all
Deinem Angedenken!

Mir nur, mir bleibt es bewufst!
Sieh' es haust hier in dieser
Doppelwand von Bergesschluchten
Wiedergetöns freudiger Ruf:

So auch hallt, künstlichen Baus,
Mir die Brust doppelwandig,
Dafs so süfser Mähre Schall sich
Tausendfach ihr ewiglich kreuzt.

CVII.

(Br. II, 308.)

Jede Blume, die noch ſpät
Im verblühenden Garten ſteht,
Letzte Roſen von dem Beet,
Süſse, friſchgereifte Trauben, —
Solch ein Thun, ich ſollte glauben,
Dürfte ſich mein Herz erlauben,
Solch ein freundliches Beſchenken,
Könnte doch, ich ſollte denken,
Nicht erzürnen und nicht kränken,
Wen es ſo zu ehren geht. —

Fürchten ſollt' ich dich? —
Daſs du mit der Hand,
Die ich küſsen wollte,
Mich zurück geſtoſsen,
Dieſes iſt ſchon lange her,
Und ſo grauſam biſt du heut nicht mehr. —

Sey dem Becher, den du geleert,
Dieſer Strauſs in den Kelch gepflanzt;

Uebernacht' er diese Blumen,
Diese letzten, und ihr Grab
Sey er; morgen wirf sie weg.
Und den Becher fülle wieder
Zu gewohntem Trunke dir. —
Also hast du mir gethan;
Aus dem Kelche deines Mundes
Mich genommen
Und geworfen in den Staub.

CVIII.

(Tag. 199 f.)

— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —
— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ —
— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ — ⏑ —
— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —
—́ ⏑ —, —́ ⏑ —
— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ &c.

Sind's Posaunen und Pauken
Die den festlichen Jubelschlag
Bis zu den Wolken dröhnen? —
Sind es Harfen und Zimbeln?
Ist es ein tausendfach Gewirr
Trunkener Instrumente,
Welches auf's Commandowort
Sich in reiner Linie Tact
Löset auf klar und licht

Sprache des Himmels redend?
Dringet in Strahlenklängen
In des Menschen Busen ein
Geist und Sinne vermählend?
Ist es dieser Erzeugung
Kraft, die durch die Adern rinnt
Und das Blut beschwöret,
Irdisches zu stoſsen aus
Und zu gebären der himmlischen
Liebe Frucht, die reine?
Ja es ist vollbracht von dir,
Wenn es noch zur Stunde mir
Leuchtet in der Seele!
Ja, es leuchtet, denk' ich dein! —
Oder sind es nur Schalmei'n,
Sinnig, wähnend, an das Licht
Streifend nur, und Klänge nicht
Seiner Offenbarung? —

Was es sey! Es geleite
Bis in des Todes Nacht mich
Der ersten Liebe Musik!
Ich will zu deinen Füſsen
Den Grundbaſs pflanzen ein;
Er sprosse dir auf zum Palmenhain
In dessen Schatten du wandelst!
Alles Lieb' und Süſse
Was dein Mund mir zugehaucht,

Es flüstere von Zweig zu Zweig,
Wie zwitschernder Gevögel
Melodisches Getön!
All' die seel'gen Genüsse,
All' die trunkenen Ergüsse,
Unser Kosen, unsre Küsse,
Sey'n die honigtriefenden
Früchte dieses Haines!
Und meines Lebens Element,
Die Harmonie mit der Natur,
Mit dir, mit Gott, aus dessen Schooſs
Die Fülle der Erzeugung steigt,
In's Licht, empor zum Licht, im Licht vergehend —
Das sey der Strom, der gewaltige,
Der diesen Hain umzingelnde,
        Der dich und mich
Auf ewig in ihm vereinsamt!

Anmerkungen.

Anmerkungen.

Zu I — V.

Wir lassen zuvörderst das ungetrübte, reine, universelle Verhältniſs Bettina's zur Natur auf den Schauplatz treten. Hieher gehörten auch einige später folgende Gedichte, wie LXIX, LXX, CIV, die aber anderer Beziehungen wegen eine andere Stelle erhalten haben.

Zu I.

»In der Semiramis hangenden Gärten« Vergl. unten LVIII.

Zu III.

Wir sehen hier des wunderbaren Kindes Seele dem universellen Geiste der Natur sich unter Blitz und Donner vermählen — eine zweite Semele, die aber nicht stirbt, wie jene erste, sondern die furchtbare Erscheinung des Gottes erträgt und leben bleibt. Denn diese tiefere, naturreligiöse Bedeutung hat man in jener Nachtgewitterscene zu erkennen, und sie ist das Tiefinteressante und eigenthümlich Reizende darin, nicht etwa nur, daſs Muth bewiesen wird, wie aus der Totalität der Aeuſserungen und Darstellungen Bettina's einleuchtend genug seyn wird. Eine ähnliche, aber durch das Hereinbrechen einer neuen Tendenz modificirte Gewitterscene s. LXII.

Zu IV.

1.

Bettina, als früh verwaistes Kind, hat in einem Kloster vier Jahre verlebt; hier verrichtet sie die kleinen Dienste im Gotteshause, reinigt die heiligen Gefäſse, läutet zur Kirche, schmückt den Altar, vergl. unten LXXVI. Da könnte man denn an ihr Wort denken: »Zum Tempeldienst bin ich geboren«, vergl. Blätter für literarische Unterhaltung 21. März 1835, p. 330 — aber es war nicht dieser Tempeldienst, zu dem sie geboren war, sondern ein ganz anderer, und es entwickelt sich merkwürdig gerade im Gegensatze zu dieser sich gegen Natur und Leben negativ verhaltenden abstracten Geistesreligion ein in die Fülle und Tiefe des Naturlebens zurück sich stürzende Naturreligion; in den Garten, in das freie Feld hinaus, in die Schauer der Mond- und Gewitternächte treibt es das wunderbare Kind; da vermählt es sich unter Blitz und Donner dem groſsen Geiste der Natur; da saugt es Offenbarungen aus Wasserspiegel und Mondglanz — welches Letztere an die Erweckung der Seherkraft Jacob Böhm's durch Metallglanz erinnern mag — und es ist von gröſstem, speculativ-psychologischem und religionsgeschichtlichem Interesse, zu betrachten, wie diese Natureligion rein selbstständig, frei und ursprünglich aus den geistigen Abgründen des menschlichen Wesens in dem äuſserlich nach einer ganz entgegengesetzten Seite hin gezogenen Kinde herauftaucht, wohl nicht ohne groſse Bedeutung für die Wendung, welche die religiösen Weltzustände in der Zukunft nehmen möchten. Hier bemerken wir jedoch sogleich, daſs es nicht etwa das entgegengesetzte Extrem einer abstracten Naturreligion ist, was als das in Bettina Aufgehende anzusehen ist, wiewohl von der reinen Gestalt der Natürlichkeit ausgegangen wird, sondern die religiöse Tendenz Bettina's erweist sich vielmehr, diese zu seyn: sich mit Negation des abstract Geistreligiösen völlig wieder in die Natur, jedoch nur darum zu entäuſsern, damit die Natur selbst im Menschen als Geist aufgehe, zum Geiste erhoben werde und so der alte Zwiespalt von Geist und Natur, die Quelle alles Elends und aller Barbarei des Menschengeschlechts, ihr endliches Ende finde. Die im Menschen als Geist aufgehende und sich verklärende Natur ist aber nach Bettina's Bestimmung der Mensch des Genius, der geniale Mensch s. in der Folge. Hier heben wir vor der Hand die Stelle Br. II, 145 aus: »Es kommt darauf an, daſs der Geist Natur werde, damit dann wieder ein Geist aus dieser sich gestalte« — und gedenken der Inschrift, die Bettina ihrem Entwurf zu Göthe's Monumente gab: Και ἡ σαρξ εγενετο πνευμα. Denn sie sieht — mit Recht — das Princip ihrer Religion bereits in Göthe's gewaltiger Natur aufgegangen und geoffenbart.

2.

P. 16:

Und ein groſs erfüllte mich
Mit einströmendem Entzücken
Allumfassend Geistbeglücken.

Ob diese Wortstellung nicht allzukühn für deutsche Ohren sey, weiſs ich nicht; aber es wäre, wie mich dünkt, nun wohl endlich Zeit, die Schranken unserer gewohnten Wortstellung zu durchbrechen und wenigstens der Poesie eine der der griechischen und römischen Sprache ähnliche Freiheit zu erobern. So unter XXV:

Dein Kosen mit der Natur sey das,
Dein ihrer Schöne Hochgenuſs.

Und schon Platen:

Weisheiterfullte, die er schrieb, Komödien.

Zu V.

Der universelle Geist der Natur wird hier in besonderer Beziehung auf die Subjectivität Bettina's als ihr Genius und Führergeist angeschaut. Vergl. unten LXXXV, LXXXIII, XC und sonst.

Zur Form des Gasels bestimmte der im Original vorfindliche mehrmalige Reim auf -and, -ant: »Das Leben, was ich jetzt führ', davon hat keiner Verstand, an der Hand führt mich der Geist einsame Straſsen, er setzt sich mit mir nieder am Wasserrand — in meiner einsamen Stube fühl' ich mich verstanden und erkannt von diesem Geist« — wozu sich durch nahe liegende

Wortvertauschung noch mehr der Art auffinden lieſs, wie bey den Worten: »am Morgen ist er es, vor dem ich mich verhülle, wenn ich mich ankleide«: Gewand. Vergl. die Bemerkungen zu XXXVI. Auch wäre in Hinsicht des Inhalts keine geeignetere Form zu finden gewesen, da der stets wiederkehrende Reim die in der Stelle sich ausdrückende stete Richtung auf das Eine vortreflich mahlt.

Zu VI — VIII.

Vergl. Tag. 93: »Ich soll dir erzählen von den Zeiten, in welchen ich deinen Namen noch nicht hatte kennen lernen? Gewiſs, du hast Recht, wissen zu wollen, was mich auf dich vorbereitet hat. Ich sagte dir, daſs Blumen und Kräuter zuerst mich ansahen, daſs ich erkannte, im Blick sey eine Frage, eine Forderung, die ich nur mit zärtlichen Thränen beantworten konnte, dann lockte mich die Nachtigall; und ihr selbstständig Handeln, ihr Gesang, ihr Annähern und Zurückziehen lockte mich noch mehr, als das Leben der Blumen; ich war ihr näher im Gemüth; ihr Umgang hatte etwas Reizendes. Aus meinem Bettchen konnte ich ihr nächtig Lied hören, ihr melodisches Stöhnen weckte mich, ich seufzte mit ihr und legte ihrem Gesang Gedanken unter, auf die ich tröstende Antworten erfand. Ich erinnere mich, daſs ich damals unter blühenden Bäumen Ball spielte; ein junger Mann, der ihn fing, brachte ihn mir und sagte: »du bist schön«. Dies Wort brachte mir Feuer in's Herz; es glühte auf, wie meine Wangen; aber ich dachte auf die Nachtigall, deren Gesang mich wahrscheinlich nächtlich verschöne, und in diesem Augenblicke brach die heilige Wahrheit in meinem Geiste auf, daſs Alles, was über das Irdische erhebt, Schönheit erzeugt; und ich widmete mich der Nachtigall mit mehr Eifer, mein Herz hielt pochend still und lieſs sich von ihren Tönen berühren, *wie von göttlichem Finger*. — Ich wollte schön seyn und *Schönheit war mir göttlich*, ich neigte mich vor dem Gefühl der Schönheit, und überlegte nicht, ob es äuſserlich sey oder innen«. Vergl. Tag. 36: »Und ich, die da wähnt, von deiner Schönheit eben so durchleuchtet zu seyn (wie die Rose vom Licht), trete vor den Spiegel, ob es mich auch, wie sie verschönt.« Man sieht, wie sich durch alle diese Gestalten der Zuneigung der mystisch-religiöse Faden zieht.

Wir lieſsen zuerst das universelle und ungetrübte Verhältniſs Bettina's zur Natur auf den Schauplatz treten; nun sehen wir dasselbe in die Richtung zum Individuellen, als der höhern Entwicklungsgestalt jenes universellen Naturprincips, und in die Trübung einer unbefriedigten, ja nicht zu befriedigenden Sehnsucht übergehen. Es wird gestrebt, jenen Gott und mystischen Geliebten der Seele, in der höheren, entwickelteren Bestimmtheit individuellen Seyns und Lebens anzuschauen, zu erfassen, mit ihm in Verhältniſs zu treten, geeint zu seyn. Blume, Baum, einzelne Thiergestalten werden ergriffen, um diesem Streben Genüge zu thun. Mehrere in der Folge zerstreute Gedichte sind gleichfalls hieher zu beziehen, haben aber, wegen anderer Beziehungen andere Stellen erhalten. Ein Verhältniſs zu einzelnen Thiergestalten, namentlich das zu Nachtigall LXII und Reh LXIII, stellt sich in der Folge dar. Diesem Verhältniſs zu Gestalten der Thierwelt geht das zur Pflanzenwelt voraus und steht auf der Uebergangslinie vom Universalen zum Reich der höhern, individuellen Entwicklungen, wie die Pflanzenwelt selbst. In dieser ist die die höhere Lebendigkeit bedingende Zerreiſsung, die im Thierreich beginnt und sich im Menschlich-Geistigen vollendet, noch nicht vorhanden, und es findet in per Pflanzenwelt eine noch unmittelbare Berührung mit jener allgemeinen schöpferischen Daseyns- und Lebensquelle Statt, in welche Bettina in jenen frühern Darstellungen versenkt erscheint. Individueller fixirt erscheint übrigens das Verhältniſs schon in Nr. VI. Der mystische Geliebte ist hier ein Baum, und die Frucht, die das wunderbare Kind genieſst, ist eine Gabe der Liebe, ein Liebesgenuſs, ein göttliches Mysterium, es feiert ein Abendmahl, genieſst seinen Geliebten und Gott darin. Hier werden nun folgende Stellen aus Schuberts «Geschichte der Seele» zu nicht uninteressanter Vergleichung dienen. »Ein sehr alter, vielverbreiteter Volksglaube nahm die Verbindung einer geisterhaften, lebenden Natur mit dem Pflanzenreiche an, eine Welt der Dryaden und Hamadryaden, deren Daseyn und Leben z. B. mit jenem des Baumes in einer sehr innigen, nahen Beziehung stehe. Das Kind, wie der in Einklang und beständigem Umgange mit der Natur lebende Mensch, fühlt den Schauder oder die Lust der Nähe einer unsichtbaren Geiserwelt an der stummen, schlafenden Pflanzenwelt noch mehr, als an dem wachen, immer bewegten Thiere«. Die Besonderheit, Individualität, Persönlichkeit, die im animalischen Leben aus dem Mutterschooſse des Allwesens heraustritt, ist in der Pflanze noch embryonisch in ihm eingeschlossen und hängt noch zerreiſsungslos mit dem Universalleben und Universalgeiste der Natur zusammen. »Das Pflanzenreich gleichet dem Ungebornen im Mutterleibe; das Thierreich dem Ausgeborenen, selbstständig Athmenden und Bewegten. Das Ungeborene im Mutterschooſse, es gestaltet sich nicht durch eigene, inwohnende Kraft, sondern es wird gestaltet durch die Lebenskraft der Mutter. Man sagt, daſs die Gedanken, das Sehnen, die Gefühle der letztern auf das Ungeborne gestaltend einwirken, in ihm sich spiegeln. So spiegeln sich im Pflanzenreiche die Gedanken und Empfindungen einer unsichtbaren, die Sichtbarkeit im Schooſse tragenden und gebärenden Mutter«. — »Das Ungeborene stehet der Mutter noch näher, ist noch ein Leben mit ihr. So hat auch das Pflanzenreich das noch vor dem Thierreich voraus, daſs jenes so ruhend. so treu, so unmittelbar den waltenden, belebenden Einfluſs der jungfräulichen Werkmeisterin, der bildenden Weisheit empfängt«. — »Und das ist der eigenthümliche Reiz, das mächtig Anziehende, welches das Pflanzenreich, vor dem Thierreich voraus, auf die Seele des Menschen hat; es ist ein Gefühl von der noch unmittelbareren, wesentlicheren Nähe und Einwirkung der bildenden Mutterkraft. Es sind die Gedanken, die Gefühle der jungfräulichen Bildnerin selbst' die da strahlend in den Farben des Regenbogens, und in sinnvollen Gestalten, dunkel, in ihrer Bedeutung aber tiefergreifend, wie die Bildersprache des Traumes, dem denkenden Geist begegnen. Da sind die nährenden und heilenden Kräfte, die noch unmittelbar aus dem Quell des Lebens und der Gesundheit der Wesen kommen, es sind die Pulsschläge des mütterlichen Herzens selber, welche gefühlt und bemerkt werden«. Es sind reelle Producte der Natur, nicht bloſse Gedanken und Phantasiegebilde, und doch noch ganz und ohne alle Zerreiſsung sie, die Natur, selbst, Pflanzengeister, in die sich der Eine universelle Geist besondert, ohne aufzuhören, in dieser Bestimmtheit er selbst zu seyn; es ist ein reelles Schaffen, aber nach Art einer tiefruhigen, seeligen Gedankenbildung. Diesem stillen, embryonischen Geisterreiche, worin der Eine groſse Naturgeist noch ungetrübt und unverloren gefühlt und angeschaut wird, ist nun auch Bettina's Seele zunächst sich neigend, ehe sie mit der Natur selbst den Fortschritt zu entwickelterem, aber auch entzweiterem Leben macht. —

In Nr. VII f. drückt sich aber noch etwas Weiteres, als diese Entwicklung, etwas bereits über alles dieſs Hinausgreifendes aus. Zu tieferer, innigerer Vereinigung mit dem zunächst in der elementarischen und organischen Natur, in Pflanzen- und Thierwelt, dann in der höhern, göttlich begeisteten Menschheit angeschauten und angestrebten Göttlichen fortgehend, geräth der Trieb hiezu in die

Verzweifelung an der Möglichkeit seiner Befriedigung und in die Empfindung einer Schranke, die nur der Tod zu vernichten vermöge. Sehr anklingend ist folgendes Gedicht von Platen (Gedichte 2. Aufl. p. 88):

Tristan.

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen
Ist dem Tode schon anheimgegeben —
— — — — — — — — — — — — — —

Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe;
Denn ein Thor nur kann auf Erden hoffen,
Zu genügen einem solchen Triebe,
Wen der Pfeil des Schönen je getroffen,
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe!

Ach er möchte wie ein Quell versiegen,
Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen,
Und den Tod aus jeder Blume riechen;
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ach er möchte wie ein Quell versiegen.

Vergl. besonders VII a. E.

Warum doch schmerzt die Schönheit der Natur?
Wohl weil die Liebe sich untüchtig fühlt,
Zu fassen ganz die Schönheit und der Sehnsucht
Nicht kann Genüge thun; darum von Wehmuth
Ist auch die glücklichste getrübt.

Und VIII:

— Ja ich empfand, ich müsse
Einschmelzen in diesen Geist und einzige

Beseeligung sey, aufgeh'n in diesen Geist.
Dahin, unkundig, was der Tod sey, rang ich
Mich aufzulösen; ich trank mit vollen Zügen,
Trank unersättlich ein den Hauch der Nacht,
Ich hob zur Luft empor sehnsüchtige Hände —

Zu IX ff.

Es tritt das Verhältniſs zu dem Menschlich-Individuellen auf.

Zu IX.

An die unglückliche Günderode gerichtet, die durch einen Dolchstoſs ihr Leben endete, und welcher Bettina ein so schönes und geistvolles Denkmal der Freundschaft, oder vielmehr der Liebe, gesetzt. Vergl. auch Br. I, 163.

Zu XI ff.

Das Verhältniſs zu Göthe — das wichtigste, tiefgreifendste und umfangreichste beginnt.

Es entwickelt sich, wie schon bemerkt, in Bettina's Gemüth und Geiste zunächst eine reine Naturreligion in Beziehung auf die umgebende elementarische, vegetabilische und animalische Natur, und wir sahen schon diese ganz die Gestalt eines mystischen Liebesverhältnisses annehmen. Zuerst ist es die Natur universell-objectiv angeschaut, worein sich B. versenkt, sodann erscheint ihr der Gott in der Gestalt ihres Genius und Führergeistes V, vergl. XC, wo wieder rein die Gestalt eines mystischen Liebesverhältnisses zum Vorschein kommt und jeder Gedanke des Lichts als eine Kuſsberührung des Genius erscheint, so wie auch unter CIV von empfundenen Liebkosungen des Genius die Rede ist — andererseits aber thut sich der Drang hervor, diesen Geist und Gott, diesen mystischen Geliebten und Gemahl ihrer Psyche in individuell lebendiger Gegenständlichkeit und Realität zu erblicken und zu besitzen; und sie selbst spricht es aus, daſs in all' ihrer Liebessehnsucht und Liebe dieses mystisch-religiöse Moment enthalten ist, s. Tag. 106: »Gott ist Mensch geworden in dem Geliebten, in welcher Gestalt du auch liebst — er ist das Ideal deiner eigenen höheren Natur, die du im Geliebten berührst«. Die höchste Blüthe und vollendetste Erscheinung dieser ganzen Tendenz ist nun das Verhältniſs zu Göthe, das sich in den jetzt folgenden Gedichten auszusprechen beginnt. Dieses Verhältniſs ist durchaus als mystisch religiöser Natur seyend zu betrachten und zu beurtheilen; der Trieb des Menschen überhaupt, Gott im Menschen und einen präsenten, menschgewordenen Gott zu erblicken und anzubeten, die Quelle mannigfaltig schwärmerischer Verehrung groſser Menschen, thut sich hier auf eine beyspiellos gewaltige und geistherrliche Weise in der Seele des tiefſinigen, wunderbaren Kindes hervor, und Bettina schaut an, verehrt, liebt in Göthe nur wieder dieselbe göttliche Macht, die sie in der Natur und in sich selbst erkannt, mit der sie bereits dort und hier in ein tiefinnerliches, geistiges, bewuſstes Verhältniſs getreten; sie betet in Göthe die Menschwerdung des Gottes an, zu dessen Priesterin sie sich geweiht, wie sie dieſs selbst auch mit Bestimmtheit ausspricht, z. B. Br. II, 233: »Und wieder muſs ich *vor dieser Menschwerdung* knieen und muſs dich lieben und begehren, *wie alle Natur*«. Vergl. unten XXIV, XXV mit Anmerk. Gut sagt Börne: »Kein erhabener Mensch, kein groſser Fürst, kein Gott hat je eine seelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als sie Göthe von Bettinen empfing. Ihre Briefe sind *Gebete des Geschöpfes an seinen Schöpfer*, jedes Wort zu seiner Verherrlichung«. In welchem Grade übrigens das, was Börne in seinem Hasse und seiner Leidenschaft gegen Göthe rast und lästert, und was er in diesem Geiste des Gegensatzes Bettinen für eine Bedeutung giebt, uns fremd und widerwärtig sey, ist leicht zu denken. Einem solchen bornirten Göthe-Hasser muſs es denn freilich auch ein nicht geringes Räthsel bleiben, wie die feinfühlende und scharfsichtige Bettina zu einer solchen Schwärmerei und Leidenschaft für Göthe entzündet und hingerissen werden konnte. »Frau von Sevigné, als einst Ludwig XIV einen Menuet mit ihr getanzt, rief begeistert aus: Es ist doch wahr, wir haben einen groſsen König! So haben gar viele Personen Göthen groſs gefunden und bewundert, nur weil er so gnädig war, ihnen zu schreiben, weil er einen Brief-Menuet mit ihnen getanzt. Aber zu diesen eitlen Enthusiasten gehörte Bettina nicht; sie hatte ein zu groſses Herz, um eitel zu seyn. Aber wie konnte sie Göthen lieben und bewundern? Es ist das Geheimniſs der

Apokalypse, man kann hundert Auslegungen versuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück«. Gleich darauf heiſst es: »Bettina hatte einen bewundernswürdigen Höhesinn und eine unstillbare Kletterlust. Sie kletterte an Göthen hinauf, wie an Thürmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte sie, sie hätte oben die Wärme gefunden, und die schöne Aussicht, die sie auf der Höhe gewann, sie glaubte, die Höhe habe sie geschaffen«. Von ihrem Höhesinn und ihrer Kletterlust kam es freilich. Sie strebte zu dem Höchsten und Vollendetsten, was in der Wirklichkeit vorhanden war — den̄ das Jenseitige und leer-Ideale war ihre Sache nicht; sie suchte den in der Wirklichkeit präsenten Gott in seiner vollendetsten Gestalt. Und zu wem sollte sie nun gehen, um diese Sehnsucht zu befriedigen? Sie und die Günderode wollten den olympischen Zeus sehen; diese ist sehr traurig zu Grunde gegangen, Bettina hat es ausgeführt. S. Br. I, 78: »Wir lasen vom Jupiter Olympius des Phidias, daſs die Griechen von dem sagten, der Sterbliche sey um das Herrlichste betrogen, der die Erde verlasse, ohne ihn gesehen zu haben. Die Günderode sagte: Wir müssen ihn sehen, wir wollen nicht zu den Unseligen gehören, die so die Erde verlassen. Wir machten ein Reiseproject, wir erdachten uns Wege und Abentheuer« u. s. w. Und wer sollte, konnte dieſs anders seyn als Göthe? —

Es war auch nicht einmal Göthe's Ruhm, seine Werke, oder die Kenntniſs seiner Person, was zunächst Bettina's

Verhältniſs zu ihm begründete, sondern ihr Sehergeist, die Eingebung ihres δαιμονιου; sie erzählt nehmlich Tag. 154 Folgendes: »Wie ich da so still in der Mittagsstunde saſs — — — — — — da lauschte ich, da hörte ich in der Ferne den Lärm der Welt; da dachte ich: du bist auſser dieser Welt, aber mit wem bist du? — Wer ist bey dir? — Da besann ich mich auf nah und fern; da war nichts, was mir angehörte. Da konnte ich nichts erfassen, nichts mir denken, was mein seyn könne. Da trat zufällig, oder war's in den Wolken geschrieben, deine Gestalt hervor; ich hatte von dir nichts weiter gehört als Tadel; man hatte in meiner Gegenwart gesagt: Göthe ist nicht mehr, wie sonst, er ist stolz und hochmüthig, er kennt die alten Freunde nicht mehr, seine Schönheit hat gewaltig abgenommen, er sieht nicht mehr so edel aus, wie sonst; noch Manches wurde über dich gesprochen, was zu deinem Nachtheil war. Ich hatte es nur im Vergessen angehört; denn ich wuſste nicht, wer du seyst. Jetzt in dieser Einsamkeit und abgeschlossenen Stille kamen diese Reden mir wieder in's Gedächtniſs; da sah' ich im Geist, wie die Menschen, die über dich urtheilen wollten, Unrecht hatten; ich sagte zu mir selbst: Nein, er ist nicht unschön, er ist ganz edel; er ist nicht übermüthig gegen mich; trotzig ist er nur gegen die Welt, die da drauſsen lärmt, aber mir, die freundlich von ihm denkt, ist er gewogen, und zugleich fühlte ich, als ob du mir gut seyst, und ich dachte mich von deinem Arm umfaſst und getrennt durch dich von der ganzen Welt, und im

Herzen spürte ich dir nach und führte freundliche Gespräche in Gedanken mit dir — — — — — — —. Vergiſs nicht, Göthe, wie ich dich lieben lernte: daſs ich nichts von dir wuſste, als daſs man dich in meiner Gegenwart böslich erwähnt hatte — — — — — — ich war ganz dein und liebte dich, ohne zu wissen, daſs du der Dichter seyst, von dem die Welt so Groſses spreche und erwarte; das kam Alles später; damals wuſste ich nur, daſs die Leute dich tadelten, und mein Herz sagte: Nein, er ist gröſser und schöner als Alle; und da liebte ich dich mit heiſser Liebe bis auf heut, und trotzte der ganzen Welt bis auf heut, und wer über dich sprach, von dem wendete ich mich ab, ich konnte es nicht anhören. Wie ich aber endlich deine Herrlichkeit fassen sollte, da dehnten mir groſse Schmerzen die Brust aus, ich legte in Thränen mein Angesicht auf das erste Buch, das ich von dir in die Hände bekam« — — — —. Vergl. Tag. 20: »Es waren nicht seine Gedichte, nicht seine Bücher, die mich so ganz leidenschaftlich stimmten; ich war viel zu bewegt, noch eh' ich ihn gesehen hatte; meine Sinne waren viel zu verwirrt, um den Inhalt der Bücher zu fassen; ich war im Kloster erzogen und hatte noch nicht Poesie verstehen lernen; aber ich war schon im sechzehnten Jahre so von ihm hingerissen, daſs, wenn man seinen Namen nannte, man mochte ihn loben oder tadeln, mich Herzklopfen befiel; war es bey Tisch, so konnt' ich nicht mehr essen, währte das Gespräch länger, so vergingen mir die Sinne, ich ward nichts mehr gewahr, es brauste um mich her, und wenn ich allein war, dann brach ich in Thränen aus; ich konnte die Bücher nicht lesen, ich war viel zu bewegt; da war's gleichsam, als erstürze der Strom meines Lebens über Fels und Geklüft in tausend Kaskaden herab und es dauerte lang, ehe er sich wieder zur Ruhe sammelte.« So fängt diese Liebe mit einem rein Wunderbaren, mit etwas an, was ganz aufser dem Kreise des gemein Verständlichen und Erklärbaren liegt — wenn man nicht etwa die Robheit haben will, jene Darstellungen für erfunden zu erklären — und so fehlt es Göthen sogar nicht an Wundern zum Zeugnisse für die inwohnende Göttlichkeit seiner Natur gegen Herabsetzung, Hafs und Lästerung *).

---

*) Die ihm Bettina's Sehergeist vorausverkündet hatte Br. I, 143: »Die Menschen werden dich nicht immer verstehen — ich seh' in die Zukunft, da sie rufen werden: Steiniget ihn!«

Zu XI.

»Ich wollt', ich säfs an seiner Thür',
Ein armes Bettelkind.«

So fängt die Originalstelle selbst an. Lautet das nicht wie Liedesanfang, so dafs man meint, es müsse so fortgehen im Wechsel vier- und dreifüfsiger Jamben mit gereimten Endsylben? Es ist diefs eine derjenigen Stellen, bey welchen es uns am meisten vorkam, als wolle Bettina ein förmliches, bestimmt metrisches Gedicht, wie aus der Erinnerung, recitiren, bringe es aber nur unvollkommen und disjectis membris poetae hervor; vergl. Vorrede. Es hat auch der Verfasser der »Semiramis« (Frankf. a. M. 1836) diese Stelle behandelt und zwar in demselben Metrum, das auch er aus dem Original herausgefühlt zu haben scheint, obgleich er — wohl nur um des Reimes willen — den von uns unverändert gelassenen Anfang verändert hat:

Ich wollt', in ärmlichem Gewand
Säſs' ich an seiner Thür,
Es reichte seine milde Hand
Ein Stückchen Brod herfür —

Man wird aber wohl fühlen, daſs Bettina's eigene Worte einen ganz andern Eindruck machen.

Zu XV.

Eine der schönsten Stellen in Bettina's Büchern und eines der sprechendsten Denkmale ihrer geistreichen, genialen Frömmigkeit und erhabenen, edlen Naturreligion, die weit entfernt ist, einen abstracten Gegensatz zum Geistigen und Sittlichen zu bilden, sondern nur im Gegensatz zu jenem abstract Geistigen, das in's Hohle, Leere und Leblose geht, und zu jenen ethischen Abstractionen steht, welche das Unglück und Elend der Menschheit sind. Bey den Worten: »ich hauche die Sonne an zum Dank« — fiel uns Hölderlin's Gedicht »Die Scheinheiligen Dichter« bey, wo es heiſst:

Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verstand, ihr glaubt nicht an Helios.

Noch an den Donnerer und Meergott;
Todt ist die Erde, wer mag ihr danken?

Getrost ihr Götter! zieret ihr doch das Lied,
Wenn schon aus eurem Namen die Seele schwand;
Und ist ein groſses Wort vonnöthen,
Mutter Natur, so gedenkt man deiner!

Auch folgendes von demselben Dichter, überschrieben: »Sonnenuntergang«:

Wo bist du? Trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daſs ich gelauscht, wie goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Dort aber sehen wir eine Dichterin, eine ächte, wahrhaftige, die ihn noch ehrt, deren Naturandacht nicht eine bloſse Redensart ist; die in der Fülle ihres liebenden Gemüthes Dankgebete zu dem groſsen Helios haucht und dem furchtbaren Donnerer im Wettersturm, im Zucken des Blitzes und Donnergeroll die kindliche Seele vermählt.

Zu XVI.

»Wie vernehmend auf weit ruhendem Meeresplan Ferner Flöten Getön freudig der Delphin scherzt«. — In einem Fragment des Pindar bey Plutarch de sol. anim. ist von dem Delphin die Rede, »den auf des Meers stillruhendem Spiegel der Flöten lieblich erklingendes Lied erregt.« So heiſst der Delphin auch bey Euripides Electr. 435 φίλαυλος, der flötenliebende.

Zu XIX.

Es ist eigen, wie diese schöne Stelle sich schon im Originale zu jambischen Trimetern neigt. Die Worte: »Du klarer Bronnen, in dem der Mond sich spiegelt, da man die Sterne mit hohler Hand zum Trinken schöpft, du Dichter, Freier der Natur, der, ihr Bild in der Brust, und arme Sklavenkinder es anbeten lehrt« — können mit Zusatz einer einzigen Sylbe folgendermaſsen als Trimeter gelesen werden:

Du klarer Bronnen, in dem der Mond sich spiegelt ab
Da man die Sterne mit hohler Hand zum Trinken schöpft,
Du Dichter, Freier der Natur, der ihr Bild in der Brust
Uns arme Sklavenkinder es anbeten lehrt.

In dem letzten Verse fällt auch die schwere Thesis in ānbeten auf eine der classisch geeigneten Stellen, und nur der dritte Vers ist nicht unanstöſsig.

Zu XXIV und XXV.

Nachdem der Geist und Gott, den Bettina in der ihr aufgegangenen Naturreligion verehrt, ihr die menschlichindividuelle Gestalt Göthe's angenommen hat, so ist es nun dieser, den sie in der Natur sucht, findet, fühlt, anbetet, vergl. oben die Anmerk. zu XI ff. und folgende Stellen: »Alles, was die Natur Sinnliches bietet, umgiebt dich und spricht für dich; auf Höhen erscheinst du, zwischen Bergwänden in verschlungenen Wegen ereile ich dich, und dein Gesicht mahlt Räthsel, lieblich zu lösen.« Br. I, 160 — »Wenn es recht schön ist drauſsen, wenn die Luft schmeichelt, ja wenn die Natur gut und freundlich ist, wie du, da fühl' ich dich so deutlich.« Br. I, 199 — »Wo ich mich hinlagere am grünenden Boden, von Sonne und Mond beschienen, da bist du meine Heiligung.« Br. I, 235 — Und selbst noch nach Göthe's Tode: »O dieses Jahres Frühlingsregen, die Gewitter seiner Sommerzeit, sie kommen aus deinem Bereich. Du wirst mir zudonnern, du wirst deine gewaltige, tiefe Natur mir an's Herz schmettern, und ich jauchze mich hinauf.«

Zu XXXI.

Die Originalstelle ist von ausgezeichnet rythmischer Natur und mit geringer Aenderung von uns in obige Gestalt gebracht. So heiſst es im Original:

> »Wie lockt das glühende Roth den Strahl in den innersten Kelch! Wie duftet sie, hier lobt das Werk den Meister! Rose, wie lobst du das Licht! Wie Psyche den Eros lobt. Unendlich schön ist Eros, und seine Schönheit durchleuchtet Psyche, wie das Licht die Rose.«

Bey uns:

Wie locket das glühende Roth
Den Strahl in den innersten Kelch!
Wie duftet sie — hier lobt das Werk den Meister!
Rose wie lobst du das Licht!
Wie Psyche den Eros lobt.
Unendlich schön ist Eros,
Und seine Schöne durchleuchtet sie,
Wie das Licht die Rose durchglüht.

Nach folgendem Schema:

⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
⏓ —́ ⏑ — ⏓ —́ ⏑ —́ ⏑ —́ ⏓
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ —
⏓ — ⏑ — ⏑ — ⏓
⏓ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —
⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —

Zu XXXVI.

Diese Stelle hat zwar schon Göthe selbst behandelt, aber mit einer durch die gewählte Form des Sonetts nöthig gewordenen Beschränkung des Inhalts, die uns veranlaſste, eine nach unserer Weise vollständigere Darstellung zu versuchen. Es ist dieſs eine derjenigen Stellen, bey denen man nicht wenig versucht seyn kann, zu glauben, man habe ein ursprünglich förmliches, metrisch gestaltetes, aber in Prosa aufgelöstes Gedicht vor sich, vergl. Vorrede. Es ist dieselbe voller Spuren oder — möchte man sagen — Reste poetischer Formation, die auch schon Göthe meist in sein Gedicht verwandt. Man erlaube uns der Merkwürdigkeit willen, die Originalstelle und Göthe's daraus formirtes Sonett hieherzusetzen, worauf wir einige Nachweisungen des Bemerkten folgen lassen wollen.

»Ein Blick von deinen Augen in die meinen, ein Kuſs von dir auf meinen Mund, belehrt mich über Alles; was könnte dem auch wohl noch erfreulich scheinen zu lernen, der wie ich, hievon Erfahrung hat? — Ich bin entfernt von dir, die Meinen sind mir fremd geworden, da muſs ich immer in Gedanken auf jene Stunde zurückkehren, wo du mich in den sanften Schlingen deiner Arme hieltest; da fang' ich an zu weinen; aber die Thränen trocknen mir unversehens wieder; er liebt ja herüber in diese verborgne Stille, denke ich, und sollte ich mit meinem ewigen, ungestörten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? Ach vernimm es doch, was dir mein Herz zu sagen hat, es flieſst über von leisen Seufzern, alle flüstern dir zu: mein einzig Glück auf Erden sey dein freundlicher Wille zu mir. O lieber Freund, gieb mir ein Zeichen!«

Bey Göthe:

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuſs von deinem Mund auf meinem Munde,

Wer davon hat, wie ich, gewisse Kunde,
Mag dem was And'res wohl erfreulich scheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich stets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen sie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang' ich an zu weinen.

Die Thräne trocknet wieder unversehens:
Er liebt ja, denk' ich, her in diese Stille,
Und solltest du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieses Liebewehens:
Mein einzig Glück auf Erden sey dein Wille,
Dein freundlicher zu mir, gieb mir ein Zeichen!

Die Originalstelle fängt jambisch an; mit den Worten: »Ein Blick von deinen Augen in die meinen« als Jambus beginnt Göthe's Gedicht und unser obiges. Aus den Worten; »Was könnte dem auch wohl noch erfreulich scheinen« — erhält man mit Auswerfung des »auch« oder des »wohl« wiederum einen fünffüſsigen Jambus, wie oben bey uns:

Was könnte dem wohl noch erfreulich scheinen? — und zwar einen, der auf jenen ersten reimt. Dazu bieten sich sodann auch noch die Reime: die Meinen und weinen — welche vier Reime von Göthe, wie von uns, benützt worden sind. Statt »Erfahrung« bietet sich leicht Kunde als Reim auf das vorhergehende Mund — verwandelt in Munde — und das folgende Stunde dar, so wie man bey den Worten: »in Gedanken auf jene Stunde zurückkehren,« leicht auf Runde verfällt, so daſs der bey Göthe und uns sich darstellende vierfache Reim entsteht. Ferner bietet sich: Stille, Wille — reichen, Zeichen — von Göthe und uns benützt, sodann Thränen, Sehnen — dir, mir — von uns verwandt, von Göthe unbenützt gelassen. Statt »Schlingen« kann man Schranken setzen, wie Göthe irgendwo sagt:

Du ruhst in meiner Arme Schranken,
Lieblichster von allen Gottesgedanken —

was denn auf das vorhergehende »Gedanken« reimt, s. unsere obige Darstellung und vergl. die Bemerk. zu V. — Sollte nun das Alles bloſser Zufall seyn? Jene im Original entschieden enthaltene Reimfülle wenigstens: meinen, scheinen, die Meinen, weinen — Mund, Stunde — Stille, Wille — reichen, Zeichen — Thränen, Sehnen — dir, mir — ist, in so kleinen Raum zusammengedrängt, doch gewiſs sehr sonderbar; wobey man bemerken möge, daſs diese Reime nicht so gestellt und geordnet sind, daſs sie als solche in die Ohren fielen, so das sie füglich als der natürliche, mehr oder weniger bewuſste und absichtliche Ausfluſs einer poetischen Stimmung beym Niederschreiben der Stelle zu betrachten wären. Ich will hierüber, wie schon in der Vorrede bemerkt, noch nichts Bestimmteres äuſsern, und begnüge mich, in diesen Anmerkungen einige der ausgezeichnetsten Thatsachen dieser Art nur als solche hinzustellen.

Zu XL.

»Wer Sylb' um Sylbe die nicht liebt« u. s. w. — Diese schöne Stelle ist Wort für Wort dem Original entnommen. »Der mag von Himmelskräften auch nichts wissen, wie zärtlich die von Reim zu Reim sich küssen.« Vergl. Faust:

»Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!«

Dieser groſsen Weltharmonie Abbild und Wiederklang ist nach jener Stelle die metrische Form, das musikalische Moment der Poesie, so wie die Musik schon im Alterthum mit jener kosmischen Harmonie in Beziehung gesetzt und letztere als eine Musik des Weltalls bezeichnet worden ist — wiewohl diese göttliche Harmonie der Dinge im Weltall eine Idee ist, der die Wirklichkeit nur erst unvollkommen entspricht, von der aber geglaubt werden mag — vergl. die Ahnungen und Weissagungen der christlichen, persischen, altgermanischen etc. Religion — daſs sie einst ihre vollendete Realität erlangen werde.

In so fern hat Musik und Poesie — überhaupt die Kunst — eine prophetische Bedeutung, vergl. die Schrift: »Darstellung des religiösen und religionsgeschichtlichen Verhältnisses der Herren Gutzkow und Menzel« p. 60 ff. — und es hat die bloſse Form der Kunst diese groſse und tiefe Bedeutung, daſs in ihr jene Seeligkeit und Vollendung des Daseyns, nach der der menschliche Geist sich sehnt, und die er sich in der Religion prophezeit, voraus empfunden wird. Darin liegt auch die wunderbar versöhnende Kraft dieser Form, so daſs, auch wenn der Inhalt, der sich in einem Gedichte ausspricht, der zerreiſsendste, und wenn auch sonst keine Andeutung einer Auflösung des Widerspruchs vorhanden ist, diese Auflösung schon durch die bloſse Kunstform gegeben ist.

Zu XLIII.

»Ist so geschmeidig deine Phantasie«. Göthe hatte geschrieben: »Meine Einbildungskraft folgt dir mit Vergnügen sowohl auf die Bergeshöhen, als in die engen Schloſs- und Klosterhöfe. Gedenke meiner auch bey den Eidexen und Salamandern!« —

»Kein Humbold ist zu seh'n, kein Architekt« Göthe in demselben Briefe: »Wilhelm Humbold hat uns viel von dir erzählt, das heiſst: oft. Er fing immer wieder von deiner kleinen Person zu reden an, ohne daſs er so was recht Eigentliches zu sagen gehabt, woraus wir denn auf ein eigenes Interesse schlieſsen konnten. Neulich war ein schlanker Architekt von Kassel hier, auf den du auch magst Eindruck gemacht haben«. —

Die hier jambisch dargestellte Originalstelle ist zum Theil schon ohnehin von jambischer Beschaffenheit, und man kann mehrere unserer Verse in derselben ganz oder fast wörtlich wiederfinden z. B. »Geh' hin, poch' an — es wird allein seyn und Herein! dir rufen. Du wirst's auf kühlen, stillem Lager finden, ein freundlich Licht wird dir entgegenleuchten; Alles wird in Ruh' und Ordnung seyn und du willkommen.«

Zu XLIV.

Diese Stelle ist zwar schon von Göthe im Divan behandelt, doch glaubten wir uns darum den Versuch einer unserem Zwecke gemäſs vollständigeren Versification des Originals mit charakteristisch bewegterem Rythmus nicht versagen zu müssen. —

Winde als Boten, welche von Liebenden und zu solchen gesandt werden, darzustellen und anzureden, ist besonders der orientalischen Poesie geläufig. So wird der Zephyr redend eingeführt: »Ich wehe die Geheimnisse der Liebenden hin; Morgens verkünde ich die Ankunft des Freundes, ich bin der Bote der Liebenden zu den Geliebten und bringe den Kummergebeugten Lust und Freude.« Die Winde werden angesprochen: »O ihr sanftwehenden Winde! Bringt ihr Kunde von dem, der mir das schon schwindende Leben zurückzugeben vermag?« Ein persischer Dichter sagt:

Früh mit dem tagenden Licht bringt fröhliche
Kunde der Ostwind.
Daſs der Getrenntheit Nacht endlich, die grause,
dahin.

Und Dschelaleddin Rumi:

Bey Tebrisi ist mein Herz;
Ost, o grüſs' ihn unverweilt!

Und Hafis:

O Morgenwind, hinstreifest du am Aufenthalt der Freundin,
Bring einen Hauch vom Wohlgeruch des Ambrahaars der
Freundin!
Bey ihrer Seel', ich will aus Dank die meinige verstreuen,
Wenn du zu mir die Kunde bringst vom Busenschnee der
Freundin.

Vergl. Wurm's Commentar zu Göthe's Divan p. 216, 214. In dieser Art ist auch folgendes Gedicht nach dem Altdeutschen:

Bote Morgenwind.

Des Mondes Silberschein verblich,
Die finstre Nacht von dannen schlich,
Die Morgenröth' am Himmel steht,
Ein lieblich frisches Lüftchen weht.

O Lüftchen, such' ihr Kämmerlein,
Und wecke leis die Liebste mein,
Entbiet' ihr einen guten Tag,
Und meld' ihr treulich, was ich sag.

Hauch' meinen Namen ihr in's Ohr,
Mein heimlich Sehnen trag' ihr vor,
Und wie um sie die ganze Nacht
Ich so voll Kummer durchgewacht.

Schau' an für mich ihr goldnes Haar,
Die Wänglein zart, ihr Aeuglein klar,
Küss' auch für mich den rothen Mund,
Und, leidet sie's, ihr Brüstlein rund.

In Göthe's »finnischem Lied« (Werke I, 171) heifst es:

Wind, o hättest du Verständnifs,
Wort' um Worte trügst du wechselnd,
Sollt' auch Einiges verhallen,
Zwischen zwei entfernten Liebchen.

Aber es ist hier der poetische Mangel, dafs nur gewünscht wird, der Wind möchte Verständnifs haben, nicht, wie in jenen vollkommeneren Poesieen, der Wind, als wirklich Verständnifs habend und dienstthuend vorgestellt wird.

Bey Bettina selbst wäre noch Folgendes Br. I, 261 zu vergleichen: »Vorgestern auf dem Rochus, in tiefer Nacht allein, da hörte ich den Wind ganz von Weitem herkommen; er nahm zu in rascher Eile, je näher er kam, und dann, gerade zu meinem Füfsen, senkte er die Flügel sanft, ohne nur den Mantel zu berühren, kaum, dafs er mich anhauchte; mufste ich da nicht glauben, er sey blofs gesendet, um mich zu grüfsen? — Du weifst es doch, Göthe, Seufzer sind Boten; du säfsest allein am offenen Fenster am späten Abend und dächtest und fühltest die letzte Begeisterung für die letzte Geliebte in deinem Blute wallen; dann unwillkürlich stieſsest du den Seufzer aus — der macht sich augenblicklich auf den Weg und jagt — du kannst ihn nicht zurückrufen.« Was jedoch eine subjectivere Gestalt und Natur, als obige Darstellungen, hat, da es nicht der freie, für sich seyende Hauch der umgebenden Natur ist, der sich in den Dienst des Liebenden begiebt, sondern der eigene Seufzer desselben dessen Bote wird. In einem Liede aus dem Munde des Landvolkes im Itzgrunde, mitgetheilt in Wolf's »Halle der Völker« 2. B. p. 170, kommt folgende, diese Vorstellung volksthümlich - schön aussprechende Stelle vor:

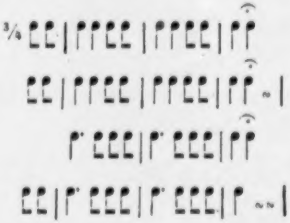
Küsset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daſs es Seufzer seyn,
Die ich zu dir sende;
Tausend schick' ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke.«

Zu XLVI ff.

Wir haben bis jetzt eine Reihe von Stellen gegeben, in welchen sich die unbedingte, unendliche Hingebung, die erste, frische — so hochpoetische — Schwärmerei und beglückte Blüthezeit dieser Liebe ausspricht und schildert; in den folgenden Zusammenstellungen lassen wir den sich entwickelnden Widerspruch und Bruch zur Erscheinung kommen, der dann wieder in einer spätern Partie seine Auflösung finden mag.

Zu XLVII.

Besser würde das Metrum durch Noten folgendermaſsen bezeichnet:



Wie denn überhaupt diese Art der Bezeichnung die bessere und gebildetere wäre.

Zu LVII.

Wir haben hier der Sage und Poesie, wie billig, ihr Recht gelassen und ihr ihren schönen Ludwig nicht entziehen wollen; ein Otto jedoch war jener historische Fürst, der mit Gretchen, der schönen Müllerin, in Liebe lebte, und, nachdem er die Mark Brandenburg für eine geringe Summe Geldes an Karl IV. abzutreten, auf seiner Mutter Iagdschloſs Wolfstein 1379 arm und ruhmlos sein Leben beschloſs.

Zu LVIII.

Es ist folgende Stelle eines Gedichtes von Fr. Hölderlin vergleichbar:

»Und oben durch der Buchen Dunkel quillt
Das klare flüchtige Gewässer nieder.
— — — — — — Oft stand ich dort und sah
Ihm nach aus seiner Bäume Dämmerung
Hinunter in die Ferne, wo zum Bach
Es wird, zum Strome, sehnte mich mit ihm
Hinaus — wer weiſs wohin?«

Und schon in Werther's Leiden (Brief vom 9. Mai): »Ich erinnerte mich so lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abentheuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinflösse, und wie ich da so bald Grenzen meiner Vorstellungskraft fand; und doch muſste das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor.«

Zu LIX.

Die Originalstelle, die wir nur wenig verändert haben, gehört zu denjenigen, die sich auffallend leicht in den Rythmus des Hexameters fügen. Man vergleiche: »O verlasse mich nicht, sey mir nur so weit willig gesinnt, wie der Thau den Blumen gesinnt ist; Morgens weckt er sie und nährt sie, und Abends reinigt er sie vom Staub und kühlet sie von der Hitze des Tages. So mach' es auch du, wecke und nähre meine Begeisterung in der Frühe und kühle meine Gluth und reinige mich von Sünden am Abend.« Mit weniger Rücksicht auf's Technische konnte die Stelle noch unveränderter übergetragen werden; der Schluſs:

> Meine Gluth und reinige mich von Sünden am Abend —

kann, wie er ist, als Hexameter gelten. Eine andere Stelle der Art befindet sich Tag. 93: »Das Trachten der Liebe ist nicht Trachten vergänglicher Menschen. Alle Blumen, die wir brechen, werden unsterblich im Opfer — ein liebend Herz entschwingt sich feindseligem Loos.« In Hexametern dargestellt:

> Trachten der Lieb' ist nicht das Trachten vergänglicher Menschen.
> Alle gebrochenen Blumen, sie werden unsterblich im Opfer,
> Und ein liebendes Herz entschwingt feindseligem Loos sich.

So auch Tag. 223: »Gebete steigen zum Himmel, was ist Er, der auch himmelan steigt? — Er ist auch Gebet, gereift unter dem Schutze der Musen. — Eros, der himmlische, leuchtet vorauf und theilt ihm die Wolken.« In Hexametern dargestellt, mit ganz unverändertem letzten Satze:

> Himmelan steiget Gebet; was ist Er, der himmelan steiget?
> Er ist auch ein Gebet, gereifet im Schutze der Musen,

Eros, der himmlische, leuchtet vorauf und theilt ihm
die Wolken.

Dergleichen kann nun freilich auch zufällig vorkommen, und nicht unbekannt ist uns die unnütze Bemühung einiger älteren Philologen, die aus griechischer und lateinischer Prosa allerhand Verse, Hexameter, Senare, Choliamben und Hendekasyllaben herausgelesen; gleichwohl will es uns wenigstens schwer werden, bey dem häufigen Vorkommen solcher Fälle in Bettina's Büchern, wie die in dieser Anmerkung und früher nachgewiesenen sind, einen durchgehenden Zufall anzunehmen. Vergleiche man noch folgende längere Stelle Tag. 233 f:

»Du bist oben, du lächelst herab! O dieses Iahres Frühlingsregen, die Gewitter seiner Sommerzeit, sie kommen aus deinem Bereich. Du wirst mir zudonnern, du wirst mir deine gewaltige tiefe Natur an's Herz schmettern und ich jauchze mich hinauf.«

»Wenn die Begeisterung den Weg zum Himmel nimmt, dann schwingt sie sich tanzend im Flug, und die Götterjünglinge stehen gereiht und freuen sich ihrer Kühnheit. Und du? — Du bist stolz, das sie der Liebling deiner irdischen Tage ist, die den Luftocean mit lustbrausender Ungeduld durchrudert, aufspringt mit gleichen Füſsen am Himmelsbord und mit hochauflodernder Fackel dir entgegenfliegt, sie über dir schwingend, dann sie hinschleudernd in die hallenden Himmelsräume, daſs sie dem Zufall leuchte zum Dienst; ihr ist's einerlei, wie; sie lieg im Schooſs des Geliebten und Eros, der eifersüchtige, hält Wache, daſs nicht ähnliche Flammen in ihrer Nähe sich zünden.«

In Hexametern:

Du bist oben, du lächelst herab! O dieses Iahres
Frühlingsregenergüss' und seine Sommergewitter
Kommen aus deinem Bereich. Du wirst mir donnern, es wird sich
Deine gewaltige tiefe Natur an's Herz mir schmettern,
Und ich jauchze mich zu dir hinauf. — —
Wenn die Begeisterung den Weg zum Himmel empor nimmt,
Schwingt sie sich tanzend im Flug und die Götterjünglinge stehen
Hin am Wege gereiht und freuen sich ihrer Erkühnung.
Und Du? — Du bist stolz, daſs sie deiner irdischen Tage
Liebling ist, die den Ocean der Lüfte durchrudert
Mit lustbrausender Hast und auf am himmlischen Bord springt,
Und dir entgegenfliegt mit hochauflodernder Fackel,
Und sie über dir schwingt und dann in die hallenden Himmel
Schleudert hin, auf daſs sie dem Zufall leuchte zum Dienste;

Ihr ist's einerlei, wie; sie liegt im Schoofs des Geliebten,
Während Eros umher, der eifersüchtige, wachet,
Dafs nicht ähnliche Flammen in ihrer Nähe sich zünden.

Wir wollten absichtlich nicht mehr feilen und bessern, da es hier darauf ankam, zu zeigen, mit wie geringer Aenderung, ja wie theilweise ohne alle Veränderung sich diese Stellen in den Hexameter fügen. Der fünfte Vers erscheint als abgebrochener Hexameter. Vier von diesen Versen, der erste, siebente, fünfzehnte und siebenzehnte sind ganz unverändert dem Original entnommen. Bey andern wurden nur ganze leichte Umstellungen der Worte gebraucht, wie:

Und dir entgegenfliegt mit hochauflodernder Fackel —
statt: »und mit hoch auflodernder Fackel dir entgegenfliegt.«

Und so wäre noch Mehreres nachzuweisen; wir fürchten jedoch, diese Anmerkungen allzusehr anschwellen zu machen.

Zu LX — LXIII.

In Bettina's Verhältniſs zur Thierwelt ist, wie schon oben zu XI ff. bemerkt, ein mystisches Moment, die Tendenz enthalten, den Geist der Natur in individueller Gestalt zu erfassen, zu erkennen, zu lieben, in dieser Bestimmtheit Eins zu seyn mit ihm. Das allgemeine Verhältniſs zur Natur wird als unbefriedigendes empfunden; so wie sie ja selbst sich als Allgemeines ungenügend ist und zur Individualität und immer tieferer Subjectivität und Persönlichkeit fortgeht. Vergl. Zu VI — VIII. Nun ist aber der Mensch im Bruche mit der Natur, steht ihr entfremdet und feindlich gegenüber; dem naturfrommen Kinde ist daher die Menschenwelt gleichfalls fremd und ferne; sie kommt ihm nach mehrfacher Aeuſserung als eine unheimliche Gespensterwelt vor, in Gegensatze zu welcher es mit Natur und Geistern im Bunde lebt und bey diesen Schutz vor jener sucht, vergl. CII mit Anmerk. Näher ist dem Kinde die in die Natur noch eingetauchtere Thierwelt, an die sich nun seine Sehnsucht und sein Liebebedürfniſs schmiegt. Merkwürdig heiſst es Tag. 96: »Die Nähe der Nachtigall war mir eine liebe Gewohnheit; es schmerzt mich, sie zu entbehren, hätte ich doch etwas, was sie mir ersetzt! Vielleicht ein ander Thier — an die Menschen dachte ich nicht.«—

Sehen wir indessen von diesem mystischen Momente ganz ab und fassen das ganz allgemein — Menschliche, wollten wir sagen; aber leider ist das, was wir im Sinne haben, dem Menschengeschlechte nicht sehr eigen und gemein — in's Auge, so ist auch dieſs in hohem Grade der Beachtung und Betrachtung werth. Dieses liebe- und erbarmungsvolle Sich-Neigen Bettina's zur Thierwelt ist einer der schönsten und liebenswürdigsten Characterzüge ihres Wesens überhaupt, der um so schätzbarer ist, da er inmitten einer in dieser Beziehung so harten, stumpfen, unbarmherzigen Menschenwelt zum Vorschein kommt, bey welcher man Gefahr läuft, als ein Thor und Sonderling angewundert und belächelt zu werden, wenn man sich auf eine gegentheilig zartere Weise benimmt und vernehmen läſst. Mögen hier aus Bettina's Büchern noch einige andere bezügliche Stellen zur Vergleichung stehen. Br. II, 216: »Ich erzählte — wie ich erst dreizehn Iahre alt gewesen, da hab' ich Nachmittags allein auf einer Rasenbank gesessen, und da habe sich ein Kätzchen auf meinen Schooſs in die Sonne gelegt und sey eingeschlafen, und ich bin sitzen geblieben, um sie nicht zu stören, bis die Sonne unterging, da sprang die Katze fort.« Br. I, 277: »Ich war früh um 4 Uhr bey den Salmenfischern — Einen Karpfen hab' ich losgekauft und Gott und dir zu Ehren wieder in die Fluth entlassen« — wobey man an Göthe's Fischer erinnert werden kann:

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
　Was lockst Du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menshenlist
　Hinauf in Todesglut?

Tageb. 168: »Der Kuhstall inmitten bildet ein Amphitheater, einen Halbkreis von spiegelglatten Kühen, an jedem Ende durch einen Bullen abgeschlossen. An dem Ende, wo ich eintrat, ist der Ochs so freundlich, so zärtlich, daſs er jeden, der ihm nahe kommt, mit der Zunge zu erreichen sucht, um ihn zu belecken; er muhte mich an in hohem Ton; ich wollte ihn nicht vergeblich bitten lassen, muſste mein Gesicht von seiner schaumigen Zunge belecken lassen; es schmeckte ihm so gut; er konnte nicht fertig werden; er verkleisterte mir alle Locken, die deine Hand immer in so schöne Ordnung streichelt.« Schon um dieser einzigen Stelle willen verdiente Bettina die Königin unserer Herzen zu seyn. Br. II, 17: »Rumohr, du hast ein so groſses Erbarmen und bist freundlich mit allen Thieren; vor wenig Wochen, wie das Eis brach und der Fluſs überschwoll, da setztest du Alles daran, eine Katze aus der Wassernoth zu retten. Vorgestern hast du einem todtgeschlagenen Hund, der am Wege lag, mit eigenen Händen eine Grube gemacht, und ihn mit Erde bedeckt, obschon du in seidenen Strümpfen warst und einen Klaque in Händen hattest. Heute Morgen hast du mit Thränen geklagt, daſs die Nachbarn ein Schwalbennest zerstörten, trotz deinen Bitten und Einreden.« Hier erfährt man zu seinem Troste, daſs es denn doch auch in unserem wilden Europa Menschen giebt, die verdienten, in Indien geboren zu seyn. Es fällt uns hier auch ein Gedicht aus eines Freundes ungedruckter Sammlung bey, von dem wir folgendes Bruchstück mittheilen wollen:

Das Paradies der Thiere.

Schweizersage.

— — — — — —

Und der Erde Lustrevier,
Erst in göttlich reiner Zier
Blühend, sich verkehrt in Wildniſs,
Und der Mensch fühllos und hart
Der Tyrann der Thiere ward,
Die er, sich zu wilder Lust,
Hetzt in Angst und Todesleiden,
Die er würgt mit kalter Brust,
Sich an ihrem Fleisch zu weiden,
Oder sich ihr Lebenlang
Fröhnen läſst in dumpfem Zwang, —
Da blieb nur ein kleiner Kreis,
Wie des Schweizers Sage weiſs,
Auf unnahbar steilen Höhen
In der alten Wonne stehen.
Ferne von des Menschen Blick,
Von des Menschen Grausamkeiten,
Sollen da in stillem Glück
Sicher Gems und Steinbock weiden,
Sammt viel anderem Gethier,
Seltsam schön und wunderbar,
Wie es einst der Erde Zier
Vor des Menschen Falle war.
Immer nur nach zwanzig Jahren
Soll es, da hineinzublicken

Zu den unschuldfrohen Schaaren,
Einem Gemsenjäger glücken,
Der den Mattenberg durchjagt;
Aber mit den wilden Händen
Schmerz und Tod hineinzusenden,
Ist dem Grausamen versagt.

Aehnlicher Art ist Schiller's schönes Gedicht: »Der Gemsenjäger«, dessen zu Grunde liegende Volkssage aus dem Ormont-Thale im Waadtlande ist. Nach dieser Sage überfällt den Jäger ein Ungewitter, aus welchem der Berggeist zu ihm spricht. Vortreflich und man sollte glauben, jedes Menschengemüth ergreifen und jeden Menschenverstand zum Verständniſs zwingen müssend ist Schiller's Behandlung und Ausdruck besonders in den folgenden Versen:

Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
  Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riſs geborstner Klippen
  Trägt sie der gewagte Sprung,
Aber hinter ihr, verwogen,
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
  Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken —
  Und verschwunden ist der Pfad;

Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst; denn loszudrücken,
Spannt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Berges-Alte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier:
»Mufst du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir? —

Aber es mag noch Jahrtausende dauern, bis solche Stimmen durchzudringen und etwas in der Welt zu bewirken und zu verändern im Stande seyn werden. Es hat uns auf's Höchste empört, wie jenes Schiller'sche Gedicht ganz kürzlich erst in dem Buche: »Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs« 1837 behandelt worden ist. Da wird darüber folgendes herzlose philosophische Gewäsche verführt: »Indem der Wille sich auf die sinnliche Welt bezieht, wird dieser ihre Macht. Er mufs sich als solche Macht auch beweisen. Diefs hat »Der Alpenjäger« zum Inhalt (!!!). Was schon dem Willen unterthan ist, hat keinen bleibenden Reiz für den Menschen:

Willst du nicht die Lämmlein hüten?

— — — — — — — — — — — — — — —

Mutter, Mutter, laſs mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen.

Aber der Wille ist nicht so die Macht über die Natur, daſs er sie wesentlich verändern könnte. Ihre Uebereinstimmung mit dem Willen läſst sich nicht erzwingen (!! Freilich läſst sich nicht bewirken, daſs sich das Wild gutwillig schieſsen, das Schlachtvieh gutwillig würgen läſst und sich etwa dem Jäger und Schlächter selbst zum Morde darbietet). Ohnedieſs ist zwischen der Natur und unserem Willen ein feindlicher Gegensatz. Wir thun der Natur Gewalt an, aber die Natur ist gleichfalls eine Macht über den Menschen:

Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Berges - Alte *).

---

*) Dieser Berggeist ist dasselbe, was in Göthe's oben genanntem Gedichte: »der Fischer« das auftauchende Wasserweib. In beiden Gedichten ist das grausam-tyrannische Verhältniſs der Menschheit zur Natur hervorgehoben; in Göthe's Gedicht aber liegt noch mehr: es ist darin zugleich die künftige Wiedervereinigung des Menschen mit der Natur und die Seeligkeit dieser Vereinigung im Gegensatz gegen die Krank- und Qualhaftigkeit des von der Natur abgefallenen Menschenwesens ausgedrückt:

Du stiegst hinunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Das Wasser ist hier Symbol und Repräsentant des

Aber diese Ballade enthält erst den Gedanken der Freiheit" u. s. w. So ist denn dieſs tiefgefühlte Schiller'sche Gedicht auf gut hegelisch glücklich und glorreich begriffen und — todtgeschlagen. Dieſs ist nun aber nicht bloſs als eine besondere oder einzelne Rohheit zu betrachten, sondern es erscheint darinn die tiefe, tiefe Nacht der Barbarei, die über diese Zeit und Welt überhaupt noch ihre schwarzen Fittige breitet.

Und hier wäre noch Manches zu sagen und mitzutheilen, was wir aber der ungeheueren Unreife der Zeit wegen lieber für uns behalten wollen. Es giebt Schmerzen, die gröſser sind, als alle anderen, die mit dem Einsamen niemand theilt, weil niemand Sinn und Herz dafür hat, die ihm das Schicksal, auch wenn es ihn mit der gröſsten Fülle von Glück und Glanz überströmte, nicht würde zu mindern vermögen, und die er unabwendbar und fruchtlos bis zum Grabe zu tragen, die Aufgabe hat.

Zu LXII und LXIII.

Zu der Wahl des Versmaaſses forderte das Original selbst auf und mehrere Verse sind ganz oder fast unverändert demselben enthoben worden, vergl. XLIII Anm.

Naturgeistes, der Natur überhaupt, und an das Wohlgefühl, das wir beym Eintauchen in ein sommerliches Fluſsbad empfinden, wird die Ahnung der Gesundheitswiederbringung und Beseeligung der allgemeinen Wiedervereinigung mit der Natur geknüpft.

Zu LXIX f.

Wenn sich oben VII, VIII eine Zeit sehnsüchtiges Nichtbefriedigtseyns innerhalb des Naturkreises ausspricht, so wird hier im Gegensatz gegen das Nichtbefriedigtseyn in dem Verhältnisse zu Göthe auf eine Kindheitsperiode des vollen Befriedigtseyns in der Natur schwermüthig zurückblickt.

Zu LXXII ff.

Es folgt nun eine Reihe von Gedichten, deren vorherrschende Bestimmung die Darstellung und Entwicklung welthistorischer, allgemein ethischer und speculativer Anschauungen, Gefühle und Ansichten ist.

Zu LXXII — LXXIV.

Es ist eine höchst interessante, originelle Erscheinung, wie hier eine groſse Tragödie der Wirklichkeit und Weltgeschichte von einer eben so unmittelbar lebendigen Lyrik des Mitgefühls, gleichwie die Vorgänge der antiken Kunsttragödie von den Ergüssen und Betrachtungen des Chorgesangs, begleitet wird. Wir haben nun in obigen Nummern die hauptsächlichsten Stellen dieser Art herausgegefaſst und auch der Form nach theilweise der rythmischen Bewegung alter tragischer Lyrik zu nähern versucht, wiewohl den sich übrigens am natürlichsten bietenden fünffuſsigen Jambus mit Verkürzungen und daktylischer und anapästischer Modification zu Grunde legend. —

Br. II, 51 heiſst es: »Ja, wenn Alles wahr würde, was ich schon in der Phantasie erlebt, wenn alle glanzvollen Ereignisse meines innern Lebens auch im Aeuſsern sich spiegelten, dann hättest du schon groſse und gewaltige Dinge von deinem Kind erfahren; ich kann dir nicht sagen, was ich träumend schon gethan habe, wie das Blut in mir tobt, daſs ich wohl sagen kann, ich hab' eine Sehnsucht, es zu verspritzen.« Schon Br. I, 284 f. kommt folgende Stelle vor:« Ich fühlte eine Bewegung zum Handeln, ich wuſste aber nicht, was ich ergreifen sollte. Oft dachte ich, ich müsse mit fliegender Fahne voranziehen den Völkern, ich würde sie auf Höhen führen über den Feind und dann müſsten sie auf mein Geheiſs, auf meinen Wink hinunterbrausen in's Thal und siegend sich verbreiten; da sah ich die rothen und weissen Fähnlein fliegen und den Pulverdampf in den Sonneblendenden Gefilden; da sah' ich sie heransprengen in Galopp, die Siegesboten, mich umringen und mir zujauchzen; da sah und fühlte ich, wie der Geist in der Begeisterung sich löst und zum Himmel aufschwingt, die Helden, an den Wunden verblutend, zerschmettert, seelig aufschreiend im Tod — ja, ich selbst hab' es mit erlebt; denn ich fühlte mich auch verwundet und fühlte, wie der Geist Abschied nahm, gern noch verweilt hätte unter den Palmen der Siegesgöttin, und doch, da sie ihn erhob, auch gern sich mit ihr aufschwang.« Woraus zu sehen, daſs jene kriegerische Begeisterung, jener Heldengeist, jene Sehnsucht, vor siegenden Völkern, als eine zweite Jungfrau von Orleans, die Fahne zu tragen, die sich bey

Gelegenheit des Tyroler Aufstandes aussprachen, nicht erst durch diesen erweckt worden seyen, und wie tief begründet in Bettina's Natur der Antheil war, den sie an diesen Kriegsscenen nahm.

Zu LXXV.

Diese Nummer wäre eigentlich einer frühern Partie dieser Sammlung zuzutheilen gewesen, schlieſst sich aber mit ihrem Eingang zu sehr an die zunächst vorhergehenden Nummern an, um füglich davon getrennt werden zu können. —

»Denn du verglichest mich mit jener Griechin,
Der weisheitvollen, die dem Socrates,
Die Lieb' erklärte.« —

Diotima in Platon's Gastmahl.

Zu LXXVIII.

Stark an diesen Traumtanz Bettina's kann die tanzende Fiametta (Flämmchen) in Immermann's geistvollen »Epigonen« erinnern; auch findet wohl nicht bloſs eine Wesensverwandtschaft, sondern auch ein äuſserer Zusammenhang zwischen diesen beiden Phantasiegebilden Statt.

Zu LXXIX.

Vergl. Rahel II, 572: »Das Tanzen — die schönste Kunst, wo wir selbst Kunststoff werden, wo wir uns selbst frei, glücklich, schön, gesund, vollständig vortragen befreit von Elend, Kampf, Zwang, Beschränkung und Schwäche! Dieſs sollte nicht die schönste Kunst seyn? Gewiſs, sie und die andere, welche entstände, wenn die Sittlichkeit bis zur sichtlichen Darstellung gebracht oder gesteigert werden könnte, verdienten vor allen diesen Namen, weil sie uns selbst idealisch und frei darstellen, alle andern aber nur Ideen und Zustände unserer besten Momente. So denk' ich mir's, so fühlte ich's von Kindheit an, und am reizendsten von allen Künstlererscheinungen schwebte mir die der vollkommensten idealischen Tänzerin vor.«

Zu LXXXI.

»Zu glauben und zu trauen dem Geist,
Der Schönes offenbart und Seeligkeit verheist.«

Erlaube man uns, aus einer unserer früheren Schriften folgendes zur Vergleichung zu bieten:

Das holde Licht, des Lebens Urblick
Aus endlos öden Finsterniſsen —
Gesetz und Maaſs aus Ungemess'nem —
Aus Rohem, Wildem, Ungeschlachtem
Der Schönheit schmiegsam zarte Blume —
Aus starrem Tod lebend'ge Regung,
Bewegten Daseyns Millionen, —
Aus rauher, finst'rer Thiergestaltung
Durch mühsam tausendstuf'ges Bilden
Den Wunderbau holdsel'ger Menschheit —
Aus dumpfem Selbst der Liebe Sehnen —
Aus blindem Trieb der Seelen Bündniſs —

Aus Geistesnacht den Lichtgedanken —
Erschafft die ringend dunkle Macht.

Sie, die so groſses Thun entrollet
Vor äuſs'rem Aug' und inn'rem Schauen,
Die Höchstes, Bestes stets gewollet,
Wie käme mir vor ihr ein Grauen?
Sie mag mit mir, mit Welten schalten,
Mich, sie, zu was sie will, entfalten,
Ihr geb' ich mit getrostem Sinn
Im Leben mich, im Tode hin.

Zu LXXXIV.

Hiezu bietet sich aus dem Bereiche der osmanischen Poesie Folgendes zum Vergleiche dar:

Vernunft und Liebe.

Nach Aaschikpascha.

Worin besteht das Leben der Vernunft? In Liebe.
Worin besteht die Seele der Vernunft? In Liebe.
Es ist Vernunft, die ohne Lieb', auch ohne Leben;
Es ist auch seelenlos Vernunft, die ohne Liebe.
Nie ohne Liebe wird Vernunft Wahrheit ergründen,
Nie eines Strahls aus Gott sich freuen ohne Liebe.

Angelus Silesius hat Folgendes:

Ach lauf doch nicht nach Witz und Weisheit über Meer!
Der Seelen Würdigkeit kommt bloſs von Liebe her.

Die Tugend nackt und bloſs, kann nicht vor Gott besteh'n;
Sie muſs mit Liebe seyn geschmückt, dann ist sie schön.

Der goldene Begriff, durch den man alles kann,
Ist Liebe; liebe nur, so hast du's kurz gethan.

Zu LXXXVII.

Eine wunderbare Stelle, leicht erinnernd an das Wort der Bergpredigt Matth. V, 3: »Seelig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.«

Alles Denken und Wollen, das auf ichheitlichem Grunde beruht, alle Weisheit und Tugend dieser Art, alles Streben nach Wahrheit und nach derjenigen Selbstbeherrschung, in welcher Sinnlichkeit und Selbstheit in Kraft der Selbstheit beherrscht wird, bildet einen Gegensatz zu dem ächten Denken und Wollen, welches auf Versenkung in das göttliche Princip der Welt und auf gründlicher Negation der Selbstheit beruht; vergl. LXXXVIII.

Auf der erregten Selbstheit des Menschen beruht die Qual, der Fluch seines Daseyns; diese Selbstheit in die tieſste innere Ruhe zu versenken, damit das göttliche Princip in ihr das allein Thätige und sie der reine Träger seiner Activität sey, darauf kommt es an. Die Sehnsucht, den Trieb, sich in diese göttliche Stille, Ruhe, Thatlosigkeit — die mit der Erscheinung der lebendigsten und mühevollsten Thätigkeit verbunden seyn kann und zum Theil nothwendig verbunden ist — zu versenken, finden wir bey Bettina verschiedentlich ausgedrückt, und da ihr Gott, Natur und Göthe in Eins verschmilzt, so spricht sich das auch in folgender Weise aus: » — — — — — — und zogst meinen Kopf an deine Brust, an der ich von Ewigkeit zu Ewigkeit ruhen sollte und des Denkens und Treibens mich überheben; das wär schön, das wär wahr, das wär so recht die süſse Faulheit meines Daseyns; das ist die Paradiesesfrucht, nach der ich schmachte, ruhen und schlafen in dem Bewuſstseyn, daſs ich dem Herrlichsten nahe bin..« Tag. 202. Vergl. LXVI.

Zu XCII und XCIII.

Die in diesen Nummern sich darstellende merkwürdige Correspondenz der Gesicht- und Gehörphantasie, dieser Uebergang des Gesehenen in Gehörtes und des Gehörten in Gesehenes, der Gestalt in den Ton und des Tons in die Gestalt erinnert uns an folgendes Gedicht von Wezel:

Tongesicht.

Bey Iena auf der Leuchtenburg,
Als ich das Irrenhaus ging durch,
Einen schlichten, stillen Mann ich sah,
Der stund mit einer Geige da.

Urplötzlich kommt der Geist auf ihn,
Und hebt zu spielen stark und kühn;
Ein jeder Strich war Blitz und Licht;
Solch Spiel hört' ich mein Tage nicht.

Halt' ein, halt' ein! bald rief ich aus,
Kein Menschenherz den Klang hält aus.
Solch übermenschliche Gewalt!
Das ist nicht Ton, das ist Gestalt!

Gestalt? Ha! ruft der Mann verstört,
Hast lauten auch davon gehört?
Ia, ja, mir ist es wohl gescheh'n,
Die Töne in Gestalt zu seh'n.

Im Fieber lag ich lang und schwül,
Schier taub und blind und ohne Gefühl,
Vielmehr Aug, Ohr und aller Sinn
Gewendet ganz nach innen hin.

Am dritten Tag zur Abendzeit
Mir ist, die Ohren würden weit,
Und eine Luft, so kühl und klar,
Zieht durch's Gehör mir wunderbar.

Des andern Tags zur selben Stund'
Ich ganz daſselbe Ding empfund;
Am dritten aber es geschach —
Es war kein Traum, ich war ganz wach:

Beginnt ein Tönen über mir,
Als käm' es aus dem Himmel schier;
Viel zarter als Harmonika,
Kömmt es je mehr und mehr mir nah.

Ich schaut' empor und ward gewahr,
Was unaussprechlich ganz und gar,
Die Töne selber mannigfalt
In geistig leiblicher Gestalt.

Und sah wieTon aus Ton entsprang,
Ihr Tanz sich ineinander schlang,
In überirdisch süſsem Schall,
Als wie Gestirne von Krystall.

Und höher immer über mich
Die Tongebilde schwangen sich
Zuletzt in eine Höh' empor,
Die meinem Auge sich verlor.

Nun immer leiser ward der Hall,
Bis er zuletzt verklungen all';
Wie lang gewährt das Wunderspiel,
Ich weiſs nicht, denn die Zeit stund still.

Auch wie die Töne von Gestalt,
Ist mir entfallen alsobald;
Nur tief im Ohre blieb noch lang
Ein Nachhall von dem Himmelsklang.

Und lang, auch wie ich schon gesund,
Mir alle Musik gar widerstund;
Mir war, ich höre Holz und Stahl,
Doch nicht den Ton, den reinen Strahl. —

So spricht der Mann, wird plötzlich stumm;
Auf einmal wendet er sich um;
Zurück! Zurück! — Da fängt der Mann
Flugs fürchterlich zu rasen an.

Der Wärter stracks ergreift die Geig';
Es hilft, spricht er, nichts weiter euch;
Ich halt' ihm nur die Geige vor,
Gleich wird er still, als wie zuvor.

Der Wärter thut's, und sieh' im Nu
Kömmt, wie bezaubert, er zur Ruh,
Er faſst die Geig' und hebt sodann
Ein schmelzend Stück zu spielen an.

Ein Ton, der durch die Seele dringt,
Und wilde Bären wohl bezwingt! —
Noch immer steht der Mann mir vor;
Noch klingt der Ton in meinem Ohr.

Auch bey Bettina waren jene Visionen mit einem krankhaften Zustande verbunden. Tag. 85: »Ich schrieb an die Günderode, ich weiſs nicht was; sie kam heraus nach Offenbach, sah mich zweifelhaft an, that befremdende Fragen über mein Befinden; ich sah im Spiegel: schwärzer waren die Augen, wie je, die Züge hatten sich unendlich verfeinert, die Nase so schmal und fein, der Mund geschwungen, eine äuſserst weiſse Farbe; ich freute mich, ich sah mit Genuſs meine Gestalt — da waren wenig Tage verflossen, so hatte ich das Fieber, ich legte mich zu Bett und schlief — endlich erwachte ich; es war am 14. Tag, nachdem ich mich gelegt hatte.« — — — — — — — —

Es ist indessen bekannt, wie auch die ganz besonnen beobachtende Physik auf ihrem ganz äuſsern Felde der Erfahrung zwischen dem Vorgange der regelmäſsigen Gestaltung unorganischer Körper, der Krystallisation, und und dem des Tönens, Klingens, eine innere Verwandtschaft entdeckt und aufgezeigt hat.

Zu XCIII.

»Was hab' ich selbst für Wunder erlebt« — »Das Alles hab' ich im Grünen erlebt, in dem goldbeblümeten Grase.« Br. II, 284: »Wie ich aus dem Kloster kam nach Offenbach, da lag ich im Garten auf dem Rasen und hörte Salieri und Winter und Mozart und Cherubini und Haydn und Beethoven. Das Alles umschwärmte mich, ich begriff's weder mit den Ohren, noch mit dem Verstand, aber ich fühlte es doch, während ich alles Andere im Leben nicht fühlte; das heiſst: der innere, höhere Mensch fühlte es« — — — — — — Br. II, 180: »Damals in Offenbach, wo ich in der Groſsmutter Garten auf grünem Rasen lag, und in den sonnigen, blauen Himmel sah, während im Nachbargarten Onkel Bernhards Kapelle die ganze Luft durchströmte und ich nichts wuſste, nichts wollte, als meine Sinne der Musik vertrauen, damals hatte ich kein Urtheil, ich hörte keine Melodieen heraus, es war kein Schmachten, kein Begeistertseyn für Musik; ich fühlte mich in ihr, wie der Fisch sich im Wasser fühlt. Wenn ich gefragt wurde, ob ich damals zugehört habe, so konnte ich's eigentlich nicht wissen; es war nicht Zuhören, es war Seyn in der Musik; ich war viel zu tief versunken, als daſs ich gehört hätte auf das, was ich vernahm.« Ein Freund sagte mir einst: Musik wirke auf ihn, wie der Gedanke der spinozischen Substanz — was wieder an Bettina erinnern kann, wenn sie geradezu erklärt, die Musik sey Gott, Br. II 300 f.

Zu XCVI f.

Hier sehen wir das des Widerspruchs und der Zerreiſsung bewuſste Verhältniſs Bettina's zur Natur zu einem in's Allertiefste hinein hellseherisch-empfindenden werden, so daſs alle Schranke und Scheidewand zwischen Natur und Menschengemüth zu zerbrechen auf dem Puncte zu stehen scheint. Der Naturgeist, aus dem abtrünnigen Menschengemüthe, seinem ehemaligen, urweltlichen Centrum in die Nacht des Untermenschlichen zurückgestoſsen *), jammert, klagt und fleht die geängstete Seherin

---

*) Vergl. Andeutung eines Systems speculativer Philosophie. Nürnberg bey Campe 1831 (eine leider durch

um Erlösung an, wobey jene alten Märchen in Erinnerung kommen können, wo in freier Natur auf Wiesen und Felsen verwünschte Geister erscheinen und zu Menschen, wiewohl vergeblich, um Erlösung flehen, so wie auch jenes Wort, das die Günderode nach Br. 1, p. 80 zu Bettina sprach: » — Das Alles wird sich dir zu einem Schlüssel bilden, mit dem du vielleicht tief versunkene Reiche wieder aufschlieſsen kannst.« Möge folgende Sage aus Hessen, mitgetheilt durch die Brüder Grimm, ihres nahen Anklangs wegen, hier eine Stelle finden: »Ein Knabe von Auerach an der Bergstraſse hütete seines Vaters Kühe auf der schmalen Thalwiese, von der man das alte Schloſs sehen kann. Da schlug ihn auf einmal von hintenher eine weiche Hand sanft an den Backen, daſs er sich umdrehte, und siehe eine wunderschöne Jungfrau stand vor ihm, von Kopf zu den Füſsen weiſs gekleidet und wollte eben den Mund aufthun, ihn anzureden. Aber der Bub erschrack, wie vor dem Teufel selbst, und nahm Reiſsaus in's Dorf hinein. Weil indessen sein Vater bloſs die eine Wiese hatte, muſste er die Kühe immer wieder zu derselben Weide treiben, er mochte wollen oder nicht. Es währte lange Zeit und der Junge hatte die Erscheinung bald vergessen; da raschelte etwas in den Blättern an einem schwülen Sommertag und er sah eine kleine Schlange kriechen, die trug eine blaue Blume

---

Druckfehler sehr entstellte Schrift) p. 49, 50 (Anhang III, 13 u. 15).

in ihrem Mund und fing plötzlich zu sprechen an: »»Hör, guter Junge, du könntest mich erlösen, wenn du diese Blume nähmest, die ich trage, und die ein Schlüssel ist zu meinem Kämmerlein droben im Schloſs, da würdest du Geldes die Fülle finden.«« Aber der Hirtenbub erschrack, da er sie reden hörte, und lief wieder nach Haus. Und an einem der letzten Herbsttage hütete er wieder auf der Wiese, da zeigte sie sich zum drittenmal in der Gestalt der ersten, weiſsen Jungfrau und gab ihm wieder einen Backenstreich, bat auch flehentlich, er möchte sie doch erlösen, wozu sie ihm alle Mittel und Wege angab. Aber all ihr Bitten war umsonst, denn die Furcht überwältigte den Buben, daſs er sich kreuzigte und segnete und wollte nichts mit dem Gespenst zu thun haben. Da hohlte die Jungfrau einen tiefen Seufzer und sprach: »Wehe, daſs ich mein Vertrauen auf dich gesetzt. Nun muſs ich neuerdings harren und warten bis auf der Wiese ein Kirschenbaum wachsen und aus des Kirschenbaumes Holz eine Wiege gemacht seyn wird. Und das Kind, das in dieser Wiege gewiegt werden wird, nur das kann mich dereinst erlösen.« Etwas Aehnliches finden wir im zweiten Buch von Sanchuniathon's durch Philo von Byblos bearbeiteter phönizischer Geschichte, herausgegeben von Fr. Wagenfeld *). Melikarthos, den Wald einer öden In-

---

*) Die Frage über Aechtheit und Nichtächtheit des Wagenfeldischen Sanchuniathon schwebt zwar noch; doch scheint das Uebergewicht der Gründe für die

sel durchschreitend, erblickt ein schlafendes schönes Weib, welches, erwachend, ihn zu sich ruft. Er naht sich und sieht, daſs die Beine des Weibes Schlangen sind. Das Weib aber spricht: »Ich bin eine Sklavin der Königin Leiathana, welche von dem Masisabas auf diese Insel gebannt ist; auf und laſs uns zu ihr gehen.« Er folgt ihr und erblickt in einer groſsen Höhle die Königin, umgeben von schlangenfüſsigen Sklavinnen. Diese redet ihn folgendermaſsen an: »Schon früher wuſste ich, daſs du ein guter und tapferer Mann bist, und daſs du mich rächen wirst an dem Masisabas, der mich aus meinem Vaterlande vertrieben und mich durch Zauberformeln hieher gebannt. So gehe denn hin und tödte ihn, und hast du es vollbracht, so wirst du schöne und groſse Schätze in seiner Wohnung finden.« Der Name Melikarthos scheint nach einer von Münter, Religion der Karthager 1821 p. 40, mitgetheilten Erklärung des Namens Melkarth: König der Erde d. h. der Mensch zu bedeuten. Es wäre also auch hier, wie bey Bettina, der Mensch überhaupt, an welchen die Natur — die verwünschte Schlagenjungfrau, Schlangenkönigin dieser Märchen und Mythen — ihren Hülferuf ergehen lieſse. Wir erinnern uns auch einiger, gleichfalls anklingender, Jugendgedichte, die aber

---

Aechtheit desselben groſs genug zu seyn, um sich einer vergleichenden Benützung dieser Quelle, wie unsere obige ist, nicht enthalten zu müssen.

verloren gegangen sind, und wovon wir nur noch folgende Strophe anzuführen im Stande sind:

Es sitzt die Königin lange
Auf nie geschautem Throne;
Ihr ist so weh und bange,
Möcht gern beym Kinde wohnen;
Das hat sie gar vergessen,
An schnöder Amme Brüsten,
Nach ihrem Wunderschlosse
Thät ihm gar nimmer gelüsten.

Es waren diese Gedichte, so viel wir uns erinnern, von sehr dunkler, symbolischer Natur. Aus dem Kreise unserer gegenwärtigen Gedanken und Ansichten erlauben wir uns noch folgende andeutende Bemerkungen.

Das, was der göttliche Geist der Natur, der durch die Abtrünnigkeit des Menschen-Ich von ihm das friedliche, allmächtige Centrum seiner kosmischen Existenz verloren hat, will, sucht und zu seiner Erlösung nöthig hat, ist dieſs, wieder aufgenommen zu werden in jene Centralstelle im menschlichen Gemüthe, aus der er verstoſsen ist; und der Erlöser der Natur und damit auch sein eigener und der Menschheit von ihrer Zerrissenheit und ihrem Elend, insofern er für sie überhaupt die Schranke durchbrochen hätte, wäre der, der jenen Geist ganz in sich aufgenommen, in dem er ganz wieder in sein altes, nun aber auf einer höhern Stufe der Entwicklung stehendes, Weltcentrum eingetreten wäre, in dem somit die

Natur wieder ganz menschgeworden, mit dem Menschen in Eins gesetzt wäre. Und das wäre dann jener in der Kirschbaumwiege gewiegte Heiland der Volkssage. Zu dieser Aufnahme der Natur in den Menschen gehört aber schon jenes Vernehmen der Stimme der Natur, wie sie bey Bettina und schon in jenen alten Sagen und Mythen vorkommt, gehört Bettina's ganzes wunderbares Verhältniſs zur Natur, gehört überhaupt in mannigfaltiger Stufenfolge und Entwicklungsreihe alles Geniale, göttlich Naturgewaltige im Menschen, und in all dem erscheint jener Geist im Menschen als neu aufgehender, Menschwerdender und wird auch von Bettina als solcher erkannt, gesucht und verehrt. Und wenn es hier vor Allen Göthe ist, in welchem sie die neue Menschwerdung des göttlichen Naturgeistes, mit dem sie in vollendetster individueller Gestalt vereinigt zu seyn, die Sehnsucht hat, anschaut und anbetet, so hat ihr Trieb wohl insofern nicht fehlgegriffen und ihr Sehergeist nicht gelogen, als Göthe für seine Zeit wirklich die totalste Erscheinung jenes Geistes im Menschen war, nach Bettina's Ausdruck: »der Freigeborene der Natur, der, ihr Bild in der Brust, uns arme Sklavenkinder es anbeten gelehrt«. Dieser gewaltige Begründer der neuen Geist-Naturreligion, der Religion des neuen, sich zu entwickeln habenden Weltalters gewesen zu seyn, dieser Ruhm, diese Bedeutung wird Göthe'n wohl ewig bleiben. Einen Schritt weiter in's Freie und tiefer in die Tiefen lebendiger Gottes- und Naturerkenntniſs in Einheit mit dem Göthe'schen Geist-Naturprincipe führt uns des Kindes Genius. Zeigt sich nun der alternde Menschgott auch unfähig, auf der »von den Geistern vorgeschriebenen« Bahn des Kindes mitfortzugehen, so ist dieſs durchaus kein Grund, ihm jenen Ruhm, jene ungeheuere Bedeutsamkeit für die ganze künftige Weltentwicklung anzutasten. Auch scheint alle die wahnsinnige Polemik des Hasses, die gegen ihn geführt worden ist, nur dazu dienen zu müssen, ihn in der Erkenntniſs Deutschlands und der Welt um so klarer herauszustellen und zu verherrlichen. In Dr. K. Reck's Schrift: »Göthe und seine Widersacher« heiſst es unter Anderem: »Denket doch diesen Genius weg aus Deutschland, als nicht geboren; was habt ihr andern denn, was seyd ihr selbst? — Schufet ihr euch etwa selbst als Urmächte des Mythos?« — »Auf Göthe, als unsern geistigen Leitstern die Augen heftend, können wir mit ziemlicher Sicherheit den Schritt in die Zukunft setzen.« — »Diese Saamenfrucht, dieses Saatkorn ist fast nach allen Richtungen schwanger mit unserer Zukunft, für Leben, Staat, Kunst und Wissenschaft. Wehe uns, wenn wir dasselbe zerschroten oder gar, gierig verschwenderischen Thieren gleich, im Schmutze zertreten wollen! Woher sollten wir alsdann den Samen für unsere Zukunft nehmen?« — »Die Thorheit sagte: Laſst uns die Henne schlachten, um ihre Eier zu essen!« — »Mir ist dieser Mann, in seinen gegebenen Verhältnissen, das gröſste Wunder seiner Zeit.« — »Wer es mit Deutschland (man kann wohl sagen: mit der Welt) gut meint, der falle nicht von jenem Manne ab, sondern folge im Wesentlichen der Richtung, die er uns gab. Seyd Erben seines Sinnes und Strebens und nicht seiner Worte.« — Es wäre zu bedenken, ob es nicht gut und welthistorisch angemessen wäre, wenn sich im Namen Göthe's und Bettina's sogar ein förmlicher Geisterbund gestaltete, der das von diesen Genien geoffenbarte Geistnatur- und Culturprincip zu hegen, zu pflegen und zu entwickeln, zu seiner Aufgabe machte. Denn was uns etwa an Göthe mit Recht miſsbehagen und ungenügend erscheinen mag – setzet zu seinem Namen den Namen Bettina, so habt ihr — im Princip und Keim wenigstens — Alles ohne Einschränkung, was die Menschheit in der Zukunft Positives zu entwickeln, von Gott, Natur und Genius der Menschheit und Weltgeschichte die Aufgabe zu haben scheint. Und wolltet ihr etwa eine heilige Trias haben und den Namen Rahel hinzusetzen, so wären wir keineswegs gesonnen, Einspruch zu thun — wobey uns namentlich die ungeheuere Stelle II, 19 im Sinne liegt. –

In naher Verwandtschaft mit all dem in dieser Anmerkung Berührten steht folgende Stelle aus Hölderlin's Hyperion: »Du fragst nach Menschen, Natur? Du klagst, wie ein Saitenspiel, worauf des Zufalls Bruder, der Wind nur spielt, weil der Künstler, der es ordnete, gestorben ist? Sie werden kommen, deine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen und du wirst werden, wie seine Braut, und der alte Bund der Geister wird sich erneuen mit dir. Es wird nur

Eine Schönheit seyn und Menschheit und Natur wird sich in Eine allumfassende Gottheit vereinen.« B. I, p. 160. Vergl. B. I, p. 54 desselben Buches.

Zu XCVIII.

Wenn gleich Bettina klagt, daſs sie nicht zu verstehen, zu ergründen vermöge, was die klagende, flehende Natur verlange — s. die beiden vorhergehenden Nummern a. E. — so weiſs sie es doch, und in der gegenwärtigen Nummer ist es ausgesprochen. Es ist eine neue Selbstoffenbarung im Menschen, eine neue Einheit mit ihm, dem mit ihr zerworfenen, von ihr abgefallenen, wonach sie verlangt und strebt; sie, die einst das Centrum ihrer kosmischen Existenz im Menschen hatte, und durch den Abbruch desselben von ihr in die Nacht des Untermenschlichen zurückgestoſsen wurde, strebt diesen Sitz wiedereinzunehmen und von diesem Centrum aus wieder die aus ihrer Zerrüttung und ihrem Kriege zur Harmonie und zum Frieden zurückgeführte Welt (paccatum orbem, s. Virgil's Idylle an Pollio) zu beherrschen, und derjenige, in welchem die Natur ihren vollständigen Selbstaufgang erreicht haben, eine wiederum vollständig Menschgewordene seyn wird, dieser ist es, dem sowohl Natur als Menschheit als ihrem künftigen Erlöser und Heiland entgegenharrt, in dem sich auch jene göttliche Weltherrschaft in persönlicher und individueller Gestalt darstellen wird (s. eben jene die Weissagung der cumanischen Sibylle vortragende Idylle Virgils und die Schrift: »Darstellung des Verhältniſses der H. H. Gutzkow und Menzel etc. p. 31, auch, oben zu XCVI f.). In obiger Stelle ist ferner die wichtige Erkenntniſs ausgesprochen, daſs die Natur (Gott) selbst es ist, durch welche der Abfall des Menschen von ihr bedingt und hervorgebracht ist. Die Natur selbst entzweit sich im Menschen mit sich selbst, um eine höhere Einheit des Menschen mit ihr, eine höhere Stufe der Weltentwicklung und des Weltzustandes zu erstreben, und jener ursprüngliche und allgemeine Abfall des Menschen von der Natur (= Gott), der sich nachbildlich im Heraustreten des Menschen aus dem Zustande kindlicher Unschuld und Reinheit wiederhohlt und fortsetzt, ist nicht als etwas Zufälliges, ganz ohne und wider Gottes Willen und Fügung Geschehenes, als eine rein zufällige, grundlose Willensbestimmung des Menschenwesens, sondern als ein nothwendiges Moment der göttlichen Weltentwicklung und als im Willen und Plane der Gottheit selbst Gelegenes anzusehen. So sagt Platen in einem Gasel:

Ich fühle, daſs die Schuld, die uns aus Eden bannte,
Schwungfedern uns zum Flug nach höhern Himmeln leihe.

Und Rückert:

Mehr als ein Paradies, ein nie verlorenes,
Ist ein aus dem Verlust zurückbeschworenes.

Und schon ein katholisches Kirchenlied preist, wie Leibnitz in der Theodicee anführt, den Sündenfall Adams als das glückseligste der Ereignisse, weil er die Ursache der Menschwerdung Christi, der höhern Erscheinung und Verherrlichung Gottes in der Menschennatur geworden sey. Auch jene berühmte, tiefgeistige *Rahel* erklärt sich gegen die gemeine Ansicht vom Sündenfall, indem sie sagt: » — — — — — der Sündenfall — es ist eine Sünde, ein tiefster, beleidigendster Irrthum, Sünde anzunehmen im Aufbau der Welt!!! In des höchsten Geistes Spiel!« Rahel III, p. 331. Sünde *ist* wohl und ist *ein Aufzuhebendes, zu Ueberwindendes*; aber es ist, wie Rahel richtig bestimmt, die tiefste Beleidigung der Gottheit, anzunehmen, daſs der Einbruch der Sünde in die Welt Gott zum Trotz und Hohne sich habe ereignen können und die Sünde ein auſserhalb des göttlichen Willens absolut Gelegenes sey, wodurch ein Dualismus gesetzt ist, der nicht besser, als der gröbste Manichäismus ist.

Der Uebergang von einer Stufe zur andern, geht nur durch Zerrüttung und Zerreiſsung, und alle Zerrüttung und Zerreiſsung gründet sich auf ein im Plane der göttlichen Weltentwicklung und Vorsehung gelegenes Streben aus dem Niedrigeren zum Höheren, dem Unvollkommneren zum Vollkommneren. So ging auch die älteste ursprüngliche Einheit des Menschen mit der Natur zu Grunde, damit eine höhere entstehe; jenem paradiesischen Urzustand folgte die fürchterliche Zerreiſsung, von der die ehemals über die Welt verbreiteten schrecklichen Menschenopfer die charakteristischste Erscheinung sind. Aus dieser Menschenopferreligion hatte sich auch die griechische Cultur herauszuringen; diese aber war die nächst neue Einheit, die zu erkämpfen war. Auch diese ging zu Grunde und es entstand eine neue Zerreifsung, diejenige, die Göthe in der Braut von Corinth mit den Worten bezeichnet:

Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Diese alte, abstracte Geistreligion ist nun im Begriffe, sich in die zweit-höhere Einheit aufzulösen, die eine noch höhere und — was Eins ist — tiefere wird seyn müssen, als jene frühere griechische war; für diese neue Einheit nun sind Göthe und Bettina Gestalten von der höchsten Bedeutsamkeit, als in welchen sich die Geistnaturreligion des neuen Weltalters in ursprünglichster, lebendigster, positivster Weise begründet und geoffenbart hat, und wir wünschten, bewirken zu können, dafs sie in der ganzen Fülle dieser Bedeutsamkeit auch erblickt und erkannt würden, vergl. Vorr.

Zu CI.

Als anklingend mag hier folgendes Gedicht aus der schon oben angeführten Sammlung eines Freundes stehen:

Nimm in deine heil'gen Gründe
Mich zurück, du ew'ges Seyn,
Dafs ich holde Heilung finde,
Dieser schweren Lebenspein.

Wie am Busen des Geliebten
Süfs entschläft die müde Maid,
So in dir harrt des Betrübten
Reinste Schlummerseligkeit.

Rahel III, p. 242 kommt Folgendes vor: »Als Frau von Arnim bey uns war und über vieles viel und schön sprach, sagte sie auch: Beym Einschlafen könne man dem Geiste eine Art von Weg vorschreiben und gleichsam Regionen anweisen; das hätte sie lange versucht und auch im Plato bestätigt gefunden; da erinnerte ich Varnhagen an das, was ich immer sage: Im wahren, festen Schlafe gehe die Seele nach Hause, sich zu stärken, sonst halte sie's nicht aus; das sey ihr versprochen. Sie bade sich in Gottes See.« Bettina's Tagebuch p. 90: »Gut seyn begnügt die Seele, wie das Wiegenlied die Kinderseele zum Schlaf befriedigt. Gutseyn ist die heilige Ruhe, die der Saame des Geistes haben muſs, ehe er wieder gezeitigt ist zur Saat. Der Geist aber ahnet, daſs Gutseyn die Vorbereitung zu einem tiefen, unerforschlichen Geheimniſs ist. Das hast du mir anvertraut, Göthe, gestern Abend beym Sternenhimmel am offenen Fenster, wo ein Lüftchen nach dem andern hereinschwirrte und wieder hinaus. — Wenn also die Seele gut ist: das ist eine Ruhe, ein Einschlafen im Schooſse Gottes, wie der Saame im Schooſse der Natur schläft, ehe er keimt. Wenn aber der Geist das Gute will, so will er die Gottheit selbst« u. s. w. Vergl. »Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte« (Nürnberg Schneider und Weigel): »So wie im Reiche des Todes sich Schreckniſse und Qualen bergen, dem lebendigen Seyn und Bewuſstseyn fremd, so auch ganz eigenthümliche Beseeligungen für die Empfindung derjenigen, deren individuelles Wesen sich ohne Schwierigkeit in Gott ersenkt. Von der unbeschreiblichen Süſsigkeit dieses Eingehens und Einschlummerns in Gott haben manche in einen todtähnlichen Zustand Versunkene etwas empfunden und aus diesem Zustande erwachend die Erinnerung davon in ihr waches Leben herübergebracht, so daſs der Eindruck davon nie aus ihrer Seele wich. Iene scheintodt gewesene Frau zu Auerbach im Voigtlande hat ein beständiges, schwermüthiges Heimweh behalten. Schon mit tiefen Ohnmachten soll öfters ein Gefühl von ganz eigenthümlich süſser Ruhe verbunden seyn. Die Ichheit ist die Quelle und Wurzel aller Pein und, wenn die Spannung derselben gegen Gottes universelle Lebendigkeit, die bey uns Lebendigen in gewissem Grade noch durchaus Statt findet, vollkommen sich löst, so wird diese Lösung als tiefste, vollkommenste Beruhigung empfunden.« —

Wie übrigens für Bettina Göthe's Person mit Natur und Gott in Eins verschmilzt und von welch tiefreligiöser Natur diese Liebe ist, giebt sich hier wieder recht auffallend kund. Denn »im Herrn entschlafen« ist ihr = »in Göthe entschlafen.«

Zu CII ff.

Einige Ergüsse aus der spätesten Zeit des Verhältnifses zu Göthe, und solche, in denen sich der Widerspruch dieses Verhältnifses in Bettina's Innerem grofsartig aufzulösen ringt und auch wirklich auflöst, mögen diese Sammlung beschliefsen.

Bettina ergreift Göthen als den menschgewordenen Gott und Geist der Natur zunächst in der ganzen Concretion und Totalität seiner Ersheinung; was jene höchst poetischen Ergüsse begründet, in welchen in Göthe ein Vollendetes, Vollkommenes ohne Abbruch, Verkümmerung, Zwiespältigkeit angeschaut, geliebt, angebetet, sich ihm mit unbedingter, unendlicher Hingebung unterworfen wird; da aber dann doch ein Gefühl, ein tiefstörendes Bewuſstseyn des Mangels nicht ausbleibt, und Göthe sich in nicht geringem Maaſse negativ gegen ihre Erwartungen und Anforderungen verhält, so sehen wir gewaltiges Miſsbehagen und groſse Klage entstehen. Aber Bettina ist nicht diejenige, die irgend einem Geschick zu unterliegen und nicht aus jeder Tiefe des Schmerzes sich in Kraft des inwohnenden Genius und Dämoniums zu erheben wüſste; und sie weiſs sich jenen Widerspruch richtig dadurch aufzulösen, daſs sie ihren Glauben an den ihr in Göthe erschienenen Gott und ihre innere persönliche Beziehung zu ihm zwar keineswegs aufgiebt, aber einen Unterschied zwischen Göttlichem und Menschlichem, Göttlich-Wesenhaftem und Unwesenhaftem, Zufälligem des Wesens und der Erscheinung Göthe's macht, wie sie es merkwürdig und schön in den Worten ausspricht: »Manchmal hab' ich den Trieb, mich von dir, wie ich dich sinnlich kenne, abzuwenden und an das göttliche Geheimniſs deines Daseyns zu appelliren; dann fühl' ich, wie sich alle verschiedenen Neigungen in Eine auflösen.«

Tag. 140. Insofern nun aber dieses Mysterium doch zu seiner vollkommenen Offenbarung und Darstellung in der Menschheit zu gelangen hat, so wird die Zukunft, »die Ewigkeit,« die ganze, nicht zu ermessende Folge der Menschheits-Entwicklungen in Anspruch genommen; es taucht sich das Gemüth der Liebenden in den allgemeinen Strom des göttlich-menschlichen Weltlebens mit dem Vertrauen ein, daſs von demselben ihre und des Geliebten göttliche Wesenheit zu dem letzten und höchsten Ziele aller Entwicklung unverloren und ungetrennt werde fortgetragen werden.

Zu CII.

Vergl. Br. I. p. 175: »Gestern waren viele witzige Köpfe im Haus Brentano beysammen, da wurden unter andern gymnastischen Geistesübungen auch Räthsel aufgegeben; da waren sehr geschickte Einfälle und wie die Reihe an mich kam, da wutst' ich nichts. Und wie ich in der Verlegenheit mich umsah und kein Gesicht sah, das mir einen befreundeten, verständlichen Ausdruck hatte, da erfand ich dieſs Räthsel: Warum die Menschen keine Geister sehen? — Keiner konnt' es rathen; ich sagte: weil sie sich vor Gespenstern fürchten. — Wer? — Die Menschen? — Nein, die Geister. — Ja so grausamlich kamen mir diese Gesichter vor und so fremd und unverständlich; aus denen nichts zu mir sprach, wie aus deinen geliebten Zügen, vor denen sich die Geister gewiſs nicht fürchten — — — — —.«

Anhang.

Verschiedene Ursachen bestimmten uns, einige vorstehender Sammlung eingereiht gewesene Nummern bey Seite zu legen; einen Theil der zu denselben gefertigten Bemerkungen und Mittheilungen jedoch finden wir keinen Anstand, hier anhangsweise zuzugeben. Ein Mehreres und Vollständigeres über die hier berührten Gegenstände vielleicht künftig, wenn günstige Sterne wollen.

I.

(Br. II, 134 — 136).

Es ist höchst charakteristisch, wie sich Bettina über dieses Werk — Göthe's Wahlverwandtschaften — ausspricht. Sie glaubt sich in obiger Stelle zwar vorn herein durch dasselbe erhoben und geläutert zu fühlen — aber am Ende bricht auf einmal gegen den abstract ethischen Geist dieses Buches der ihrer heterogenen Eigenthümlichkeit wie ein plötzliches Gewitter los. Denn ihr Geist ist ein Geist des Lebens und nicht des Todes, und die Tragik jener abstracten Sittlichkeit kann sie nicht verstehen; oder vielmehr sie versteht sie gar wohl als eine Barbarei, als einen Gräuel der Abstraction. Es ist eine ihr fremde Welt und Atmosphäre, in der sie hier athmet; in einer fernen, paradiesischen Welt des Lebens und der Liebe ist sie geboren und zu Hause mit ihrem Geiste und Gemüthe, und der ethisch - tragische Geist jenes Werkes ist ihr »ein gieriger Tiger«, der, dem Leben und der Liebe feind, selbst dieses »zarte, feine Gebilde der geistigen Liebe« nicht verschont, und erbarmungslos in seinen blutigen Rachen hinunterschlingt.

P. 145 heifst es: »Deine Muse ist eine Sappho; statt dem Genius zu folgen, hat sie sich hinabgestürzt.«

Schon II, 106 f. kommt Folgendes in Beziehung auf die noch nicht erschienenen Wahlverwandtschaften vor: »Es geht hier eine Sage unter dem Volke, es werde bald eine Erscheinung seyn, die soll Wahlverwandtschaften heifsen. — Ich habe einmal einen fünf Stunden langen, sauern Weg nach einem Sauerbrunnen gemacht, er lag so einsam zwischen Felsen, der Mittag konnte nicht zu ihm niedersteigen, die Sonne zerbrach tausendfach ihre Strahlenkrone an dem Gestein, alte dürre Eichen und Ulmen standen wie Todeshelden darum her, und man sah da Abgründe, die keine Abgründe der Weisheit waren, sondern dunkle, schwarze Nacht; mir wollt' es nicht behagen, dafs die himmlische Natur solche Launen habe, der Athem wurde mir schwer und ich hatte das Gras in's Gesicht gewühlt. Wenn ich aber diese Wahlverwandtschaften dort an der Quelle wüſste, gern wollt' ich den schauerlichen, unheimlichen Weg noch einmal machen etc.« Worauf Göthe schreibt p. 110: »Was du zum Voraus über die Wahlverwandtschaften sagst, ist prophetischer Blick; denn leider geht die Sonne düster genug dort unter.« Wenn man liest, was Bettina später, da sie die Wahlverwandtschaften gelesen, über dieselben schreibt, so erscheint dieser Blick als ein noch prophetischerer. Denn es ist in jener Stelle, als wollte sie ihre nachherigen Gedanken und Empfindungen über das Werk recht scharf und gedrängt zum Voraus aussprechen, indem sie sagt: »Die Abgründe, die man da sah, waren keine Abgründe der Weisheit, sondern dunkele, schwarze Nacht; mir wollt' es nicht behagen, daſs die himmlische Natur (= Göthe) solche Launen habe.«

Erwartungen ganz anderer Art hatte sie sich früher von den Wahlverwandtschaften gemacht, Br. II, 68: »O lieber Freund, während du dich abwendest von dem Unheil trüber Zeit, in einsamer Höhe Geschicke bildest und mit scharfem Sinne lenkest, daſs sie ihrem Glück nicht entgehen, — denn sicher ist dieſs schöne Buch, das du dir zum Trost über alles Traurige erfindest, ein Schatz köstlicher Genüſse, wo du in feinen Organisationen und groſsen Anlagen und Charakteren Stimmungen einleitest und Gefühle, die beseeligen, wo du mit freundlichem Hauche die Blume des Glückes erweckest und in geheimniſsvoll glühenden Farben erblühen machst, was unser

Geist entbehrt« — was, wenn man die angeführten späteren Ergüsse damit zusammenhält, ein fast ironisches und in dieser Weise gleichfalls prophetisches Ansehen gewinnt.

Rücksichtlich jener starken Ausfälle gegen die so eben geschriebenen Wahlverwandtschaften aber, ist es zu bewundern und macht Göthen Ehre, wie er darauf zu antworten im Stande ist: »Deine tiefen, aus dem Geist und der Wahrheit entspringenden Ansichten gehören jedoch zu den schönsten Opfern, die mich erfreuen, aber niemals stören können.«

Bettina's Geist zeigt sich mehrfach als einen Geist des Lebens und des Muthes, der jeder Tragik abhold ist, die nicht die des im Kampfe fallenden Helden ist. In dieser Beziehung ist es auch interessant und wichtig, zu vergleichen, wie sie sich über den Selbstmord der Günderode äußert: »Es kränkt mich und ich mache ihr Vorwürfe, daß sie die schöne Erde verlassen hat; sie hätte noch lernen müssen, daß die Natur Geist und Seele hat und mit den Menschen verkehrt und sich seiner und seines Geschickes annimmt und daß Lebensverheißungen in den Lüften uns umwehen.« Br. I, 75. Zu ihr selbst hatte sie gesagt Br. I, 93: »Ich habe doch noch das Bewußtseyn, daß ich eher vermögend wär, etwas zu wagen, obschon ich mich nie umbringen würde; aber mich und dich in einer Gefahr zu vertheidigen, dazu hab' ich Muth.«

II.

In einer unserer Anmerkungen war folgendes Gedicht aus der mehrerwähnten Sammlung eines Freundes mitgetheilt.

Frau Venus im Berge.

Gleichwie der alte Barbarosse
In seinem unterird'schen Schlosse
Gewaltigen Erwachens harrt,
So schlummert seine Schlummerstunden,
Was Alles je hinweggeschwunden
Von herrlicher und groſser Art.

Denn wie das Herrliche, das Groſse
Aufstieg aus heil'gen Dunkels Schooſse,
So kehrt es auch in ihn zurück,
Und birgt in ihm sich unverloren,
Und wird auf's Neu' aus ihm geboren,
Zu göttlicherem Glanz und Glück.

Auch der Hellenen schöne Götter,
Sie fielen zwar, wie Herbstesblätter,
Vom Zeitensturm herabgeweht;
Doch hat das Labsal aller Wesen,
Frau Venus, jenen Berg erlesen,
Aus dem sie einst wohl auch ersteht.

Es wird nicht stets vor ihrem Grabe
Eckart, der greise, mit dem Stabe
    Als warnender Verscheucher steh'n;
Er wird in leere Luft verschwinden,
Und aus den dumpfverruf'nen Gründen
    Die rosenlichte Göttin geh'n.

Ihr wird bey neuer Sonne Tagen
Das Herz der Welt entgegenschlagen,
    Der holden Mutter süſs und warm;
Sie wird voll Huld den Kindern winken,
Und wir an ihren Busen sinken,
    Und ledig seyn von allem Harm.

Als nahe verwandt kann das Wiederheraufbringen Helena's im 2. Theile des Göhe'schen Faust, so wie schon das Erscheinen dieser Helena in der alten Sage selbst in Erinnerung gebracht werden. Bekannt sind übrigens die Sagen von dem im Berge schlafenden Kaiser Barbarossa und dem Venusberge mit der seit dem Untergange des alten Heidenthums und der Herrschaft des Christenthumes darin hausenden »Frau Venus«, auf welche sich das Gedicht bezieht. Noch immer finden sich der letztern Sage nach einzelne Menschen in dieser unterirdischen Behausung bey der alten Liebesgöttin ein und leben da in Wonne, so wie man von dem edlen Tanhäuser erzählt, daſs er hinab ging, ihre Wunder zu schauen und ihrer Freuden genoſs. Aber die Angst vor der ewigen Höllenqual, womit die christliche Gottheit diese Versenkung in ein ihr feindliches Gebiet bestrafen werde, schreckte ihn aus dem Schooſse dieser Wonne auf. Er zog zu Pabst Urban, beichtete und suchte um Versöhnung und Vergebung nach, um seine Seele zu retten vor dem Entsetzlichen. Der strenge Priester aber schnitt ihm alle Hoffnung der Begnadigung ab; da zog er in Verzweiflung zurück in den Venusberg, um da zu wohnen immerdar. Die Sage aber setzt sich dem harten Priesterspruche entgegen und gewährt dem Tanhäuser Hoffnung und Vorzeichen der Begnadigung und Gottesmilde. So regt sich hier schon merkwürdig die Sehnsucht nach dem alten Heidenthum und der Geist jener bitteren Entgegensetzung, der sich in neuerer Zeit in bekannten Dichterproducten, wie in Schiller's »Göttern Griechenlands« und Göthe's »Braut von Corinth« ausgesprochen, wo es z. B. bey Schiller heiſst:

»Ach da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da,
Da man deine Tempel noch bekränzte
Venus Amathusia!« —

— »Diese traur'ge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen, was ihn feiern kann.« —

Und bey Göthe:

»Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert,
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt:
Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.« —

»Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.« —

Woran sich noch andere, spätere Erscheinungen schlieſsen. Der Verfasser des obigen Gedichtes nun nimmt eine versöhnende, neu-heitere, aber auf höherer Stufe der Entwicklung, als jene zurückgewünschte und betrauerte Vergangenheit, stehende Zukunft in Anspruch. Hiezu noch folgende anspruchlose Andeutungen:

Die älteste und ursprünglich-reine Einheit des Menschen mit der Natur hüllt sich uns in ein tiefes, vorhistosches Dunkel ein. Doch können die bekannten Sagen von einem ehemaligen geldenen Weltalter und Paradiese einen glückseligen Urzustand in noch unzerrissener Einheit mit der Natur gewichtvoll zu bezeugen scheinen. Was jetzt einzeln, theil- und bruchstückweise, und mit dem Charakter des Abnormen und Krankhaften in den Erscheinungen des Somnambulismus und animalischen Magnetismus zum Verschein kommt, das scheint in jener Vorzeit in ursprünglicher Reinheit und Totalität vorhanden und die normale Bestimmtheit des Menschen gewesen zu seyn. Dann scheint sich der ungeheuere Bruch ereignet und jene furchtbare Zerreiſsung und Gewaltsamkeit gegen die Natur entwickelt zu haben, die sich uns in den Menschen-Kinder- und Thieropfern, den Entmannungen und andern Verstümmelungen, Gewaltthätigkeiten und Verneinungen des Alterthums ausgeprägt zeigt. Zu einer zweiten und neubestimmten Einheit mit der Natur, die sich als eine der Kunst und Cultur darstellt, ging sodann die Menschheit im Hellenismus über; wiewohl die Reste und Spuren der alten Gräuelzeit, sogar der Menschenopfer, selbst in die entschiedenste und schönste Blüthe hellenischer Cultur hinein sich erstreckt und erhalten haben. Späterhin mit dem Verfalle dieser Bildung that sich ein Weltalter neuer Abstraction, Zerreiſsung und Gewaltsamkeit gegen die Natur auf, die aber in den letzten Iahrhunderten unserer Zeitrechnung die Wendung zu einem neuen Cultur- und Humanitätszustande, einer neuen Versöhnung mit der Natur und Milde und Freundlichkeit der Sitte und Ansicht zu nehmen begann. Ob sich nun dieser neue Welt- und Zeitcharakter trotz der wiedererwachten alten Negation durchführen und durchsetzen werde, und wie, steht zu erwarten. In einer bloſsen Auffrischung und Herstellung jener altclassischen Einheit aber würde diese dritte wohl nicht zu bestehen haben, sondern eine wesentlich höhere und tiefergreifende als jene seyn, so daſs der Gang der Weltentwicklung von Einheit zu Zerreiſsung, von Zerreiſsung zu Einheit, aber zu immer höherer, fortschritte und so endlich zu dem von der Vorsehung und waltenden, bewegenden Gottheit bestimmten groſsen Ziele käme, vergl. oben zu XCVIII. Wie aber jener wiedererwachte ‚Geist der Negation sich regt und gebahrt, davon wollen wir ein Paar charakteristische und beachtenswerthe Züge und Beyspiele geben. Wir kennen Personen aus sehr gebildetem Kreis, die, von einer pietistischen Secte bearbeitet, in ihren Familien die Sitte des Guten-Morgen- und Gute-Nacht-Wünschens abzubringen sich bemühten, weil es dem Menschen nicht heilsam sey, daſs es ihm gut gehe und man es ihm daher auch nicht wünschen müsse. — In einer geistlichen Rede wird gegen das Princip der Liebe, der Vereinigung der Herzen, als Basis der Eheverbindungen geeifert, dasselbe als irreligiös dargestellt und Schiller wegen seiner Empfehlung dieses Princips ein bloſser Dichter des Fleisches genannt. »Ein deutscher Dichter sagt warnend:

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet —

aber es ist nur ein Dichter des Fleisches, nicht des Geistes. Ob sich das Herz zum Herzen findet — das sollte es ausmachen?« Predigt über die unglücklichen Ehen von L. Kransold. Nürnberg, Raw'sche Buchh. 1836. — Sogar die altheidnischen Gräuel des Menschen- und Kinderopfers und der Selbstentmannung fehlen nicht mehr in der Geschichte der neuern Zeit; wir haben sie in der Schweiz und im Herzen Deutschlands sich erheben gesehen und ganz kürzlich melden öffentliche Blätter aus Frankreich einen religiösen Selbstopferungsfall. Im Priesterseminar zu Acq in Südfrankreich schnitt sich ein junger Mann vor dem Altar der Kapelle mit einem Rasirmesser die Gurgel ab. Zuvor hatte er sich bedeutende Wunden an Brust und Armen beygebracht. Schriftlich hinterlieſs er, daſs er Gott habe ein Opfer bringen wollen. — Vor einigen Jahren hat ein von Kanne und Schubert geleiteter junger Mann, den ich selbst von Schule und Universität her kannte, in religiöser Schwärmerei sich selbst entmannt und ist dann elend zu Grunde gegangen. Im südlichen Ruſsland hat sich sogar eine ganz neue christliche Entmannungssecte gebildet, deren Mitglieder bey ihrer Aufnahme in den Bund durch ein altes Weib verstümmelt werden. Die Maaſsregeln, welche die russische Regierung gegen die Ausbreitung dieser Secte ergriffen hat, sind vergeblich gewesen, und man hat dieselben aufgeben müssen, aus Furcht, diesem Fanatismus durch das Märtyrerthum einen noch gröſsern Aufschwung zu geben; vergl. Gamba voyage dans la Russie meridionale, tom. 2. p. 419. Stuhr Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients p. 441. — Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen und begnügen uns, diese — bloſs consequenten — Manifestationen des negativen Princips in der Religionsgeschichte der neusten Zeit dem eigenen Nachdenken des geneigten Lesers zu empfehlen.

III.

(Tag. 85 f.)

Sehr ähnlich lautet folgendes osmanische Gedicht, in welchem sich die Religion und der Cultus der Liebe au gleiche Weise gegen eine uns fremde Religionssphäre geltend macht.

Anbetung des Schönen.

Nach Chalili.

Als ich, o schöner Freund, dich sah,
    Da sank ich betend hin zum Grund,
Und lobt in meinem Herzen Gott,
    Den Höchsten in dem Weltenrund.
Und war das Aug', in dich versenkt,
    Dem Scheine nach kein Muselman,
War's doch gebeugt dem Göttlichen,
    Ihm war in dir die Gottheit kund.
Du bist so äuſseres Gebet,
    Als inneres, mein Koran du,
Und was von deiner Lippe floſs,
    Es ist mir heil'gen Wortes Fund.
Es wiederholt ohn' Ende sich
    Der süſse Ton im Geiste mir,
Ob auch Gebet im Aeuſseren
    Und Litaneien spricht mein Mund.
Es will an Freundes Schwelle nur
    Chalili's Knie Anbeter seyn;
In's dumpfe Kloster wandre hin
    Und zur Moschee der Heuchlerbund!

Verzeichniſs

der Gedichte nach ihren Anfängen bezeichnet:

pag.

I. In der Semiramis hangenden Gärten 1
II. Heute mit frühestem Tag 3
III. Als ein klein achtjähriges Kind 5
IV. Frühe schon im Kloster zogen 8
V. Des Lebens, das ich führe hat kein Mensch Verstand 12
VI. Hoch aufstrebet' ein Baum 13
VII. Im Garten liebet' ich die erste Liebe 15
VIII. In jener schwellenden Kinderzeit 17
IX. Dieſs theure Leben willst du tödten 20
X. Ich steh' auf hohem, steilem Ranft 22
XI. Ich wollt', ich säſs' an seiner Thür 24
XII. Also war des Schicksals Wille 26
XIII. Was ich ergösse zu dir 28
XIV. All mein Denken, Sehnen, Wollen 30
XV. Wenn's mich, eh tagend blickt der Sonne Schein 32
XVI. Wie vernehmend auf weit ruhendem Meeresplan 33
XVII. Was ist Lieben? — Der Wächter auf der Zinne 35
XVIII. Daſs der Athem, den du aushauchst 36
XIX. Du klarer Bronnen, in dem der Mond sich spiegelt ab 37
XX. Mich und die Welt umkleidet dein Glanz 38
XXI. Denkt sie dich, regt Psyche sogleich die Flügel 39
XXII. Gleich gefelsdurchbrechendem Quell, der rauschend 40
XXIII. Nach Wahrheit in der Seele welch Begehren 41
XXIV. Mit erstem Morgen war ich heute drauſsen ... 42
XXV. O du Vernichter meiner selbst 44
XXVI. Mich des Wortes zu bedienen 46

pag.
XXVII. Siehe mein liebendes Herz.................. 47
XXVIII. Sämmtliche Welt ringsum................. 47
XXIX. Nimmer erfreut mich Gewinn.............. 48
XXX. Die Sonne sinkt, es breitet ihr Purpurzelt... 49
XXXI. Hier auf dem Tische liegen................. 52
XXXII. Wie heute mir in geistigem Gesichte....... 53
XXXIII. Nicht wieder, o schöne Nacht, will ich versäumen.............................. 54
XXXIV. Den ganzen Tag empfand ich ein Begehren 56
XXXV. Wie lieblich hier, zur Erde sich zu senken 57
XXXVI. Ein Blick von deinen Augen in die meinen 58
XXXVII. Weit scheint der Mond her über die Gebirge 60
XXXVIII. In Böhmen auf der Höh' am Waldesrande 61
XXXIX. Nie hab' ich mich aus deinen Armen losgemacht.............................. 62
XL. Gold und Perlen sind........................ 63
XLI. War auf des Götze Burg, der alten,....... .. 65
XLII. In die tiefe Schlucht des Felsen............. 67
XLIII. Ist so geschmeidig deine Phantasie.......... 68
XLIV. In die Empfindung ganz.................. 70
XLV. Du bist so gut, du willst nicht............. 72
XLVI. Wahnsinn benennt, all himmlischem Hauche fremd 74
XLVII. Es erscheint mir in dem Geist, Freund.... 75
XLVIII. Hier in den Wein-Bergen am Rhein...... 77
XLIX. Es steigt der Mond herauf am Himmelsbogen. 80
L. Der Mond ist aufgegangen.................... 81
LI. In stiller Nacht, wenn Alles schweigt......... 82
LII. Es schwebt Geheimnifswunder............... 83
LIII. Ach wie wär' ich elend.................... 84
LIV. Wie müd' ich sey, doch ohne mit dir zu reden. 85
LV. Am lezten Abend stieg ich noch zu Berge..... 86
LVI. Die Sonne tagt mir wunderlich............. 89

pag.
LVII. Zwischen Tannen und Fichten gemach...... 90
LVIII. Komm, Freund, durchwandere mit mir..... 92
LIX. O verlasse mich nicht..................... 96
LX. Bey nächtlicher Kerze Schein............... 97
LXI. Als wir im Licht des Mondes gestern Abends. 99
LXII. Hast du mich lieb? — Ach wenn dein Angesicht 100
LXIII. Im Nachbargarten eingezäunet läuft........ 103
LXIV. Mitternacht, die böse Geisterstunde........ 105
LXV. Kalt und bedeutungslos vergeht das Leben... 107
LXVI. Wohl hat die Welt manch einsam-tief.... 109
LXVII. Ach welch ein Morgen muſste heut mir tagen 110
LXVIII. Der Schütze, der nach Liebe zielet....... 111
LXIX. Komm mit, o Freund, und scheue nicht.... 112
LXX. Der groſse Geist der waltenden Natur...... 114
LXXI. In dieses Buch ergieſs ich meine Klagen... 117
LXXII. Ich habe keinen Muth und keinen Witz.... 119
LXXIII. Gekommen ist der Mai, die Bäume blühn. 122
LXXIV. Ich schreibe diese Blätter dir............ 124
LXXV. Wenn kein Sturm, kein Kriegesschreck. 229*
LXXVI. Oft, wo die Klosterkirch'................ 232
LXXVII. Das kleine Häuschen, welches hier auf lieblicher 235
LXXVIII. Solches ist oft mein Traum............ 237
LXXIX. Wenn der hispanischen Tänzerin mich... 239
LXXX. Es geht uns eine Sonn' auf............... 240
LXXXI. Heut Morgen erwacht auf Bergesau..... 241
LXXXII. Lieber das weidende Lamm............ 242

---

* Sollte 129 etc. heiſsen, was aber oben in der Paginirung versehen worden.

pag.

LXXXIII. Alles, was dem Wesen nicht der Liebe freund 143

LXXXIV. Was ist das Wissen, welches nicht die Liebe weiſs? 244

LXXXV. Es wohnt ein höherer Mensch in uns 244

LXXXVI. Was mit dem Genius dich, dem göttlichen, zweiet 245

LXXXVII. Hier lieg' ich zwischen Gefels auf weichem Moos 246

LXXXVIII. Wie du auch ringest, o Mensch 247

LXXXIX. So unterscheidet Menschenwille sich 247

XC. So oft ein Gedanke des Lichts dir wird 248

XCI. Lebte der Geist uns innen 249

XCII. Mit Farb' und Form und Duft der Blumen .. 250

XCIII. Ich glaub' es, o Freund, daſs Orpheus einst. 253

XCIV. O glaube gewiſs, daſs wahre Musik 255

XCV. Durch menschlichen Geist hindurch 257

XCVI. Auf tiefnächtlichem Pfad 258

XCVII. Von Bergeshöhe das Thal übersah' ich 259

XCVIII. Ich glaub' es, daſs du die Sprache verstehst 260

XCIX. Es läugnet den Zauber die Welt 262

C. Der Gott da oben, Göthe, ... 264

CI. Auf meinem Schlummerpfühle wendet' ich 265

CII. Ich ging vor Tag dem Thal entlang 267

CIII. Nicht bist du mein in diesem äuſsern Leben . . 269

CIV. Noch düsterte die Nacht am Weihnachtmorgen 271

CV. Ich gleiche dich jener kalten, freundlichen Winternacht 279

CVI. Hier aus Bergschluchten hervor 280

CVII. Iede Blume, die noch spät 283

CVIII. Sind's Posaunen und Pauken 285

BIBLIOTHECA
REGIA

Polem. 3026

Anti-Satan.

Sendſchreiben

an

Profeſſor Eſchenmayer

betreffend

deſſen Entgegnung auf die Schrift:

„Entdeckung eines Complots wider Religion und
Chriſtenthum etc.“

von

Dr. Amadeus Ottokar.

Nürnberg, 1838.
Verlag von Bauer und Raspe.
Julius Merz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mein Herr!

In Ihrer neueſten Schrift: »Karakteriſtik des Unglaubens, Halbglaubens und Vollglaubens in Beziehung auf die neueren Geſchichten beſeſſener Perſonen« (Tübingen 1838.) kommen Sie auch auf die meinige: »Entdeckung eines Complots wider Religion und Chriſtenthum, gemacht durch Eſchenmayer's Schrift: Conflict zwiſchen Himmel und Hölle« (Nürnberg bei Bauer und Raspe 1837) zu ſprechen, und beginnen p. 71 folgendermaßen:

»Noch iſt übrig, von einem Pamphlet zu ſprechen, das den Titel führt: Entdeckung u. ſ. w. Von dem Titel aus muß jeder auf einen im Verſtande verrückten Verfaſſer ſchließen; ſpäter aber zeigt es ſich, daß das Uebel in die Kategorie der kritiſchen Geiſteskrankheit und der moraliſchen Herzensſchwäche, die heut zu Tage ein ſtarkes Contagium bilden, zu rechnen iſt.«

»Der moraliſch-chriſtlichen Herzensſchwäche« ſagen Sie. Wenn ich alſo ein moraliſch-chriſtliches Herz habe, das ſich gegen ein immoraliſches Antichriſtenthum empört, wie ich es in Ihren greuelhaften Schriften finde, ſo iſt dieß — eine moraliſch-chriſtliche Herzensſchwäche?! Man darf kein moraliſch-chriſtliches Herz haben, ohne ſich Ihrer Verachtung und dem Vorwurfe der Schwäche auszuſetzen?! Sie ſehen es als ein Contagium, eine Krankheit und Peſt der Zeit an, wenn ſie moraliſch-chriſtlich zu fühlen und geſinnt zu ſeyn, ſich geneigt zeigt?! O mein Herr! Es bedarf nur dieſes einzigen Wortes, um vollkommen berechtigt zu ſeyn, über Sie und Ihre Sache den Stab zu brechen; hier werfen Sie ihre chriſtlich-religiöſe Maske gänzlich ab, und wer etwa früher der Meinung war, die von mir gegen Sie erhobene Anklage einer verkappten Feindſchaft wider Religion und Chriſtenthum ſey nur eine den innern, bittern Ernſt meiner Schrift verhüllende ironiſche Form geweſen, der wird ſich jetzt genöthigt ſehen, derſelben unbedingt und in vollſtem Maaße beyzuſtimmen. Geradezu und ohne alle Einſchränkung — es wäre unglaublich, wenn man es nicht factiſch vor Augen hätte — wird hier chriſtliche Moralität und moraliſches Chriſtenthum — das doch wenigſtens als ein weſentlicher Theil des geſammten Chriſtenthums anerkannt werden muß — verächtlich behandelt, verworfen und für eine Krankheit des Zeitalters und eine Schwäche des Gemüthes erklärt, über die man ſich zu erheben habe. Es kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn, und unmöglich können Sie es vergeſſen haben, daß unſer Herr Chriſtus ſelbſt ein großer Moraliſt und Moralprediger geweſen, daß das Evangelium voll von ſeinen Moralpredigten iſt, die ganze, große Capitel füllen, daß er ſogar Matth. 25, V. 31—46 von dem chriſtlich moraliſchen Verhalten der Menſchen die ewige Seligkeit abhängig macht; — und dennoch iſt Ihnen chriſtliche Moralität nichts als eine verächtliche Sentimentalität ſchwacher Seelen, über die Sie unendlich hinaus und erhaben ſind? — Da hat man vor einiger Zeit von dem ſogenannten jungen Deutſchland und ſeiner unmoraliſchen Tendenz, insbeſondere der ſeines Wally-Dichters ſo viel Weſens und Lärmens in die Welt gemacht; hat aber derſelbe irgendwo eine ſo allgemein wegwerfende und umfaſſende Aeußerung wider chriſtliche Moralität und moraſches Chriſtenthum gethan? Hat er ſich erfrecht, alles chriſtlich-moraliſche Geſetz, Gewiſſen und Gefühl ſo mit Einem Schlage zu Boden zu werfen und mit Füßen zu treten, wie Sie? Ich erinnere mich nicht. Man hat ihn nur in einem gewiſſen Puncte der Immoralität beſchuldigt, und er hat dafür die ſchimpflichſte Behandlung zu erfahren gehabt; was gebührt nun Ihnen, mein Herr, der Sie die geſammte chriſtliche Moral, und damit auch das geſammte, von ſeiner Moral unabtrennliche Chriſtenthum mit Verachtung und Wegwerfung behandeln und für null und nichtig erklären? —

»Von einer ernſtlichen Antikritik,« fahren Sie p. 71 in Ihrer Entgegnung fort, »wird mich jederman diſpenſiren, nachdem ich erwieſen, wie ſehr die Geſchichte des beſeſſenen Mädchens nicht nur mit evangeliſcher Wahrheit zuſammenhängt und dieſelbe durch Thatſachen beſtätigt, ſondern auch Lehren enthält, die bisher noch nicht genug beherzigt ſind.« Eine ſo ſchwere und erſchreckende Anklage, deren Urheber Sie, der oben angeführten Stelle zu Folge, doch auch nicht für verrückt zu halten im Stande ſind, — eine ſo ſehr in's Thatſächliche eingehende, citat- und auszugweiſe referirende und erhärtende, ausführliche und ſtrenge Beweisführung *) wäre denn doch wohl, meine ich, einer ernſtlichen, ſich in alle Puncte beſtimmt einlaſſenden Widerlegung, wofern ſie möglich war, nicht unwerth geweſen; ſtatt einer ſolchen aber verweiſen Sie auf den vorausgehenden Theil Ihrer Schrift, der nicht die mindeſte

---

*) Einen Auszug davon hat Herr Dr. Paulus in dem theologiſchen Literaturblatt zur allgemeinen Kirchenzeitung Marz 1838 Nro. 30 u. 31 gegeben, und mir daſelbſt das Zeugniß ertheilt, daß ich »genau referirt« (p. 243) und daß meine Schrift »den höchſt auffallenden Inhalt des »»Conflictes zwiſchen Himmel und Hölle«« hiſtoriſch ſo richtig angebe, daß das Weſentliche davon nicht wahrer dargeſtellt werden könne« (p. 233.)

Widerlegung der meinigen, nicht die entfernteſte Berührung ſo vieler beſtimmter Nachweiſungen und bewieſener Beſchuldigungen, namentlich der Vorwürfe enthält, daß Ihre Geſchichte Gott und ſeine Boten als Geiſter der Lüge und Täuſchung und als ſchimpflich ohnmächtige Ankämpfer gegen die Gewalt der Hölle und ihrer Dämonen darſtelle, den erfolglos gebrauchten Namen unſeres Herrn und Heilandes mit Spott und Schande bedecke, Chriſtum und das Evangelium Lügen ſtrafe, und ſo nur zum Ruine des Glaubens, des Chriſtenthumes und der Kirche diene. Auf dieſe Weiſe machen Sie ſich die Sache freilich leicht genug; ja ſtatt zu widerlegen, geben Sie mir, wie abſichtlich, nur neue Waffen gegen Sie, neue Gründe der Anklage und Beſtätigungen des Dargelegten in die Hände, und es kann nur wieder als der höhnendſte Spott und die giftigſte Ironie erſcheinen, wenn Sie, in Ihrer Gegenrede fortfahrend, in folgende Declamation ausbrechen: »Nirgends ſchöner, als in der Geſchichte des beſeſſenen Mädchens hat ſich die Kraft des Namens Jeſu ſiegreich gezeigt, nirgends iſt der Triumph des Himmels über die Hölle ſo augenſcheinlich dargeſtellt; nirgends der höhere Beyſtand für den, der ſich im Gebet und Glauben an Chriſtus hält, ſo auffallend gezeigt« u. ſ. w. Denn die Hölle behält ja in dieſer Geſchichte den Sieg, der Dämon bleibt trotz der Beſchwörungen im Namen Jeſu im Beſitze des unglücklichen Mädchens, und iſt weder durch Menſchen noch durch — hiezu vom Himmel geſandte — Engel zum Ausfahren zu bringen; ſelbſt der ſtarke Engel Michael, der den Satan auf die Erde warf, verſucht die Austreibung zu wiederholtenmalen umſonſt und ſagt zuletzt verzweifelnd: »Es iſt traurig« — »Es iſt betrübt« — wie ich das Alles mit vielem Anderen, die Rettungs- und Heilloſigkeit der Sache ſonnenklar Erweiſenden, umſtändlich nachgewieſen, ausgehoben und zuſammengeſtellt. Auch wieverhohlen Sie es unmittelbar nach den oben angeführten prahleriſchen Worten ſelbſt, daß der Exorcismus im Namen Jeſu mißlungen ſey, und wir erfahren aus dieſer ihrer neueſten Schrift, daß das arme Mädchen noch immer nicht von ihrem dämoniſchen Elende befreit ſei (p. VI). Wie in aller Welt können Sie ſagen: „Nirgends ſchöner habe ſich die Kraft des Namens Jeſu ſiegreich gezeigt, nirgends ſey der Triumph des Himmels über die Hölle ſo augenſcheinlich dargeſtellt“ u. ſ. w. ? Das könnten Sie auch dann nicht ſagen, wenn ſich das Mißlingen des Exorcismus entſchuldigen ließe, und ihre Rede iſt ganz von derſelben Art, wie wenn man ſagen wollte: „Nirgends ſchöner leuchtet die Sonne, als in ſtockfinſterer Nacht, nirgends herrlicher blühet die Flur und reifen die Früchte, als bei Schnee und grimmigem Winterfroſt.“ Wer müßte dieß nicht für Spott und Ironie halten? Wenn Sie p. 74 tadeln, daß ich mich an das Nichteintreffen der von den himmliſchen Geiſtern prophezeieten Ereigniſſe halte und dieſes wieder *damit* zu entſchuldigen ſuchen, daß die Gnade Gottes, die dem Dämon Friſt und immer wieder Friſt gegeben, unergründlich ſey, ſo haben Sie vergeſſen oder wollen Sie vergeſſen haben, daß ich dieſe Entſchuldigung bereits p. 20 und 21 meiner früheren Schrift genaueſt in's Auge gefaßt und umſtändlich erörtert habe, weßhalb ich Sie und meine Leſer dahin verweiſe und nur das wiederhole, daß weder durch dieſe, noch durch eine andere erdenkbare Entſchuldigung das für Religion und Chriſtenthum ſo tödtliche Falſch-Prophezeien des Himmels und ſeiner Boten geändert und aufgehoben wird, daß die Prophezeiungen bedingungsweiſe hätten geſtellt ſeyn müſſen, um nicht, als unerfüllte, im höchſten Grade anſtößig ſeyn und trotz aller Rechtfertigungs- und Beſchönigungsverſuche bleiben zu müſſen, und daß, nachdem der Dämon die nicht zu vergebende Sünde wider den heiligen Geiſt begangen, von einer Gnadenfriſt für ihn keine Rede mehr ſeyn konnte. Einen neuen, wunderbaren und überraſchenden Grund haben Sie ſich erſonnen, um das Mißlingen des Exorcismus zu rechtfertigen. Es habe derſelbe, ſagen Sie p. 74 f. mißlingen *müſſen*, weil zum Gelingen Glaube an den Namen Chriſti nöthig ſey, und dieſen kein Menſch habe. Ihre eigenen nicht anders zu verſtehenden Worte ſind folgende: „Der Doctor beruft ſich auf den Ausſpruch Chriſti: „„In meinem Namen werden die Gläubigen Kranke heilen und Teufel austreiben,““ und heißt den Ausſpruch Chriſti Lügen ſtrafen, weil der Exorcismus bey der Caroline nicht gelungen ſey.“ Das iſt, in Parentheſe bemerkt, kein Deutſch. Sie wollen ſagen: ich behaupte, das Mißlingen des Exorcismus in Ihrer Geſchichte ſtrafe den Ausſpruch Chriſti Lügen, als welcher ſeinen Gläubigen die Macht ertheilt, die Teufel auszutreiben. Und das ſteht auch, was die Geſchichte als *Darſtellung* betrifft, unwiderſprechlich und unerſchütterlich feſt; denn diejenigen, welche in dieſer Geſchichte den Exorcismus unternehmen und ſich um die Heilung der Beſeſſenen bemühen, werden entſchieden als Gläubige *dargeſtellt*, und wem in der Welt könnte es auch nur entfernt in den Sinn kommen, daß Leute, welche ſo zelotiſch den Glauben predigen, mit ſo ſchweren Geſchützen der Drohung und Verdammung gegen die Ungläubigen zu Felde ziehen, ſich für geeignet halten, ſelbſt hölliſche Geiſter zum Glauben zu bekehren und Formeln an den Dämon richten, wie: Praecipio in nomine Jesu Christi, vade Satana! (nach p. 137 des „Conflictes“ ꝛc.) oder: „Ich gebiete dir im Namen Jeſu Chriſti, Satan, fahr aus!“ (nach p. 140 derſelben Schrift) — wem, ſage ich, könnte es beykommen, daß ſolche Leute nicht als Gläubige im vollſten Sinne des Wortes gelten wollten? Wird doch p. X zum Ueberfluß ausdrücklich behauptet, die magiſchen

Heilungen des in dieſer Geſchichte eine ſo große Rolle ſpielenden verſoffenen Schneiders Dürr ſeyen Wirkungen des Glaubens oder, wie Sie wörtlich ſagen: »die Wirkung im Namen des Herrn mit dem unbedingten Glauben an die Kraft dieſes Namens,« und p. 10 iſt von einem bey exorciſtiſchen Behandlungen Statt findenden vollen Glauben die Rede, der den Erfolg der Behandlung jedoch nicht ſichere; das Gelingen des Exorcismus nehmlich »könne auch bey vollem Glauben ausbleiben; denn die Zulaſſung von Dämonen könne unter Bedingungen geſtellt ſeyn, welche nicht dem Glauben der Menſchen zu lieb aufgehoben werden« — im Widerſpruche mit jener Verheißung des Herrn und mit p. 101 des »Conflictes« ꝛc., wo gelehrt wird: »wer den Namen des Herrn im vollen Glauben anruft, dem wird die Kraft zum Streite nie fehlen; jedem ohne Ausnahme, der in und mit dem Namen Chriſti ſtreitet, verleiht der Herr auch die Kraft.« Nun aber in Ihrer neueſten Schrift erklären Sie — gewiß zum höchſten Erſtaunen aller Welt — daß Sie und Ihre Freunde, die die Caroline behandelten, keinen Glauben an den Namen des Herrn gehabt, wie er zur Heilung des Mädchens und zur Austreibung des Teufels erforderlich war, ja daß ein ſolcher Glaube ein Unding, eine Unmöglichkeit ſey. »Armer Wicht,« rufen Sie mir zu; »wie fad ſind deine Einwürfe! Erſtlich heißt es: Nur die Gläubigen werden dieß vermögen; wo ſind denn dieſe, die einen zweifelloſen Glauben an den Namen Jeſu haben?« Unerhört und entſetzlich! Es giebt alſo Niemand auf Erden, der nicht an der Kraft des Namens Chriſti, alſo auch an Chriſti Verheißung rückſichtlich dieſer Kraft, an ſeiner Wahrhaftigkeit und ihm ſelbſt, zweifelte? Alle, die ſich für Gläubige ausgeben, zweifeln? Es giebt alſo — da ein zweifelnder Glaube in Wahrheit kein Glaube, ſondern Zweifel iſt —

eigentlich gar keine Chriſtus-Gläubigen in der Welt? Das Chriſtenthum und ſeine göttliche Kraft und Wirkſamkeit mit dem vom Herrn geſendeten heiligen Geiſt, der uns in alle Wahrheit leitet, iſt ſo ſchwach und ohnmächtig, daß es ſich auch nicht Einen Gläubigen zu erzeugen vermocht, der dieſen Namen mit vollem Rechte führte, und auf welchen ſich die Verheißung des Herrn beziehen könnte, durch die, welche glauben, würden Kranke geheilt und Teufel ausgetrieben werden? Es ſind wohl auch ſogar die heiligen Apoſtel und Märtyrer unſerer Religion keine rechten, eigentlichen Gläubigen geweſen? Denn es kann kein Zweifel ſeyn, daß in jener Ihrer Frage, wie Sie ſie hinſtellen, der Satz enthalten iſt: es ſey dem Menſchen überhaupt unmöglich, einen zweifelloſen Glauben an den Namen Chriſti zu haben, oder, einfach geſagt, an Chriſtum zu glauben. Und wenn das ſo iſt, und Sie und die Uebrigen Ihrer Partei ſelbſt keinen Glauben an Chriſtum haben und jämmerliche Zweifler ſind, was verführen denn Sie und Ihres Gleichen ein ſo gewaltiges, anklägeriſches und verdammendes Geſchrei gegen Ungläubige und Zweifelnde? Dann ſind wir ja im Grunde einander alle gleich, alle ungläubig, und wenn wir verklagen und verdammen, ſo rückt der Keſſel dem Ofentopf ſeinen Ruß und ſeine Schwärze vor. Und daß Sie nicht etwa einen nur zuweilen durch Zweifel unterbrochenen Zuſtand von Gläubigkeit im Sinne haben, indem Sie ſich und den Ihrigen einen zweifelloſen Glauben abſprechen, geht aus dem Zuſammenhang hervor. Denn wenn der Exorcismus in Momenten des Zweifels nicht gelingen konnte, ſo hätte man ja warten können, bis dieſe Momente vorüber ſeyen, oder zum Exorcismus einen der Gläubigen verwenden können, der gerade nicht mit Zweifeln geplagt war. Da aber, wie Sie bekennen, wegen obwaltender Zweifel der Exorcismus gar nicht gelingen konnte, noch überhaupt gelingen kann, ſo müſſen Sie einen Zuſtand beſtändigen In-Zweifel-Seyns meinen, und in dieſen verſetzen Sie die ganze Kirche des Herrn und behaupten, ſich über dieſen Zuſtand in den des Glaubens zu erheben, ſey nicht möglich, nennen mich ſogar einen armen Wicht und meinen Einwurf fad, weil ich das nicht wiſſe und berückſichtige. Wie nennen Sie denn aber unſern Herrn ſelbſt und ſeinen Ausſpruch, wenn er ſagt, es werde Gläubige geben, und dieſelben würden Teufel austreiben? Wozu Sie ihn durch den Satz, daß es keine Teufel austreibenden Gläubigen gebe, noch geben könne, ohnehin machen, das iſt ein — wenigſtens aus Thorheit und Mangel an Erkenntniß — falſcher Prophet, wenn nicht gar ein bewußter Täuſcher und Lügeredner. Wenn es ferner, wie Sie behaupten, keinen Glauben giebt, noch geben kann, wie er beim Gelingen des Exorcismus nöthig iſt, ſo haben Sie bei der exorciſtiſchen Behandlung Ihrer Kranken etwas unternommen, was unmöglich iſt, und wovon Sie wußten, daß es unmöglich ſey. Das aber wird wohl ſelbſt ein Wahnſinniger nicht thun; vielmehr wird er das Unmögliche, das er unternimmt, für möglich halten, er wird z. B., wenn er es unternimmt, zu fliegen, der Meinung ſeyn, er könne fliegen; Sie aber wußten, daß Teufel-Austreiben, wegen mangelnden Glaubens, unmöglich ſey, und unternahmen es doch; Ihre Tollheit übertraf alſo ſelbſt diejenige, mit welcher ſich Wahnſinnige zu benehmen pflegen. Endlich widerſpricht Ihre Annahme von der Unmöglichkeit des Glaubens an Chriſtum der bekannten Annahme und Vorausſetzung Ihrer auf dieſelbe ihr gewohntes Schelten, Geifern, Verketzern und Verdammen gründenden Partei, daß ſich der Menſch willkürlich zum Glauben oder Nichtglauben beſtimme, und daß ihm das Glauben zum Verdienſt, das Nichtglauben zur Sünde und zum Verbrechen zu rechnen ſey; vergleichen Sie nur Ihre eigenen Worte p. 101 des Conflictes;

»Jedem, ohne Ausnahme, der in und mit dem Namen Chriſti ſtreitet, verleiht der Herr auch die Kraft; aber den Willen und den Vorſatz zum Streite und den Glauben an die Kraft dieſes Namens muß der Menſch ſelbſt mitbringen.« Dem zu Folge wäre es nur Ihre und Ihrer Freunde eigene Schuld geweſen, wenn Sie keinen zum Teufel-Austreiben erforderlichen Glauben beſaßen. Und was halten Sie von dem Ausſpruche des Herrn: »Wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden«? Meinen Sie wohl, der Herr habe bei dieſem Ausſpruche einen zweifelnden Glauben im Sinne gehabt, und der göttliche Richter werde ſich mit einem ſolchen gläubigen Unglauben und ungläubigen Glauben — wofern dieß Unding zu exiſtiren vermag — begnügen und abfinden laſſen? Unglücklicher Mann! Schon ſeh' ich ſie im Geiſte im Abgrunde der Hölle brennen und für Ihren zweifelnden Glauben d. h. für Ihren Unglauben, die Qualen des ewigen Feuers dulden! Und hätten Sie in früheren, frömmeren und glaubenseifrigeren Zeiten gelebt und eine ſolche Aeußerung gethan; hätten Sie verlauten laſſen, daß Sie am Namen Chriſti zweifeln, ja ſogar zu behaupten gewagt, daß die geſammte Chriſtenheit mit ihrer geſammten Geiſtlichkeit und allen ihren Apoſteln, Heiligen, Märtyrern und Wunderthätern keinen Glauben an Chriſtum habe, gehabt habe, noch haben und gehabt haben könne, und daß der ein armer Wicht und fader Redner ſey, der in der Vorausſetzung lebt und ſtreitet, es könne und ſolle einen wirklichen, wirkſamen und nach der Verheißung Chriſti wunderthätigen und Teufel austreibenden Chriſtus-Glauben geben, — ſo würden Sie zum Lohne ſolches eingeſtändlichen Unglaubens und ſo unerhörter Läſterung und Beſchimpfung der Religion und Kirche Chriſti ohne Zweifel den Scheiterhaufen beſtiegen und vorläufig ſchon mit zeitlichen Flammen gequält und gebrannt worden ſeyn. Ja wer weiß, was geſchieht und was wir noch zu erleben das Glück haben werden. Denn unſere Zeit eilt mit Rieſenſchritten zu dem ſchönſten, edelſten, herrlichſten und entzückendſten aller Ziele fort; nehmlich zurück in die glorreiche, wonnevolle, himmliſche Periode der Scheiterhaufen, des Menſchenbratens, der Tortur, der Inquiſition und der Hexenprozeſſe; ſchon hat unter Anderem Dr. Leo, Profeſſor der Geſchichte zu Halle, in ſeinem Lehrbuch der Univerſalgeſchichte 3. B. p. 219 den rühmlichen Muth gehabt, die langſame Verbrennung des ketzeriſchen Servetus durch den Reformator Calvin, als eine vollkommen rechtmäßige, ächt fromme, chriſtliche und lobenswürdige Handlung, als die Verfahrungsart einer »geſunden« Zeit im Gegenſatze gegen unſere glaubenskranke darzuſtellen, und unſere moderne Humanität, die ſolche Gräuel und Abſcheulichkeiten — wie ſie ſich in ihrer Verkehrtheit auszudrücken pflegt — nicht mehr dulden will, für das nichtige Wahngeſchöpf eines gottvergeſſenen Zeitalters erklärt, und ſchon früher ruft Krummacher in ſeinem Elias der Thesbiter I. p. 266 den Rationaliſten zu: »Schon iſt das Schwert gezückt, das euch erwürgen, der Trank gemiſcht, an dem ihr ſterben ſollt, der Holzſtoß aufgerichtet, auf welchem ihr, als ewige Zeugen der göttlichen Gerechtigkeit und ſeiner heiligen Rache, lodern werdet« — ſo, daß man deutlich ſieht, es iſt zur Erneuerung jener heiligen, feierlichen Handlungen des Glaubens (Auto da Fe's) nur noch das Hinzukommen einer äußerlichen, polizeilichen Macht und Gewalt vonnöthen, auf deren baldiges Zu-Hülfe-Kommen denn auch bei Krummacher auf's zuverſichtlichſte gerechnet iſt. Alſo nur noch ein wenig Geduld, und es wird beſſer — es wird ganz gut werden in unſerer chriſtlichen Welt, ſo gut, als es nur irgend jemals geweſen iſt; unſere gottloſe Humanität liegt bereits in den letzten Zügen und wird in Kurzem dem ächten, wahren Chriſtenthum der Torquemada's und Calvine weichen; wir werden wieder — welch himmliſche Luſt, welch göttliche Befriedigung und Erquickung edler, frommer Chriſtenherzen! — Scheiterhaufen mit Ketzern, Philoſophen, Herrn und Hexenmeiſtern zum Himmel flammen ſehen, die Leo's, Krummacher u. ſ. w. werden als Großinquiſitoren die heiligen Unterſuchungen und Gerichte leiten, und da werden wir wohl auch die Genugthuung haben, Sie, mein Herr, für Ihre Schmähungen und Läſterungen der Religion und des Glaubens, in majorem Dei gloriam braten und brennen zu ſehen. —

Doch um in meiner Beleuchtung Ihrer Gegenrede fortzufahren, ſo ſchließen ſich an Ihre zuletzt angeführten Worte p. 74 f. folgende an: „Zweitens ſteht nirgends geſchrieben, daß es jedesmal, zu jeder Zeit und an jedem Orte gelingen müſſe.“ Wie? Wenn der Herr geradezu und ohne alle Einſchränkung die Verheißung giebt: „Dieſe Zeichen werden folgen denen, die da glauben: In meinem Namen werden ſie Teufel austreiben u. ſ. w., auf Kranke werden ſie die Hände legen, ſo wird's beſſer mit ihnen werden“ Marc. 16, 17 — ſo ſollte das nicht für jeden Fall, jeden Ort und jede Zeit gültig ſeyn? Das iſt nicht anders, als wenn man behaupten wollte, die Worte des Herrn: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden“ — Worte, die Marc. 16, 18 den oben ausgehobenen unmittelbar vorhergehen, und in genaueſtem Zuſammenhange mit ihnen ſtehen — ſeyen nur theilweiſe und nicht für jeden Fall, jeden Ort und jede Zeit gültig und in Anwendung zu bringen. Iſt das die „gläubige Exegeſe“ unſerer Zeit? Dann kann man ſie wahrlich nur für eine verkappte *ungläubige*, ja kaum mehr für eine verkappte halten, und ich muß meine Anklage wiederhohlen, daß Ihr ſchriftſtelleriſches Streben darauf ausgehe, die heilige

Schrift, die Worte des Herrn und die ganze chriſtliche Religion auf's unerhörteſte zu verſpotten, zu verhöhnen und um Anſehen, Glauben und Vertrauen zu bringen.

Weiter ſagen Sie p, 75: »Unbezweifeltes Factum iſt es, daß von der erſten Zeit der Kirche an der Exorcismus im Namen Chriſti unzählichemal gelungen iſt und daß eben der, den der Doctor den verſoffenen Schneider nennt« — von der Immoralität und dem Wirthshausleben dieſes Menſchen ſprechen Sie ſelbſt auch neuſtens wieder in Ihrer Schrift p. 85 u. 86 — »fünf Dämonen ausgetrieben und ihre Beſeſſenen ſchnell und gründlich geheilt hat.« Vorher haben Sie das Mißlingen des Exorcismus bei der Caroline dadurch entſchuldigt, daß es keinen zweifelloſen Glauben gebe, als welcher zum Gelingen des Exorcismus nothwendig ſey; nun aber ſagen Sie, derſelbe ſey unzählichemal gelungen, wie z. B. durch den unmoraliſchen Schneider Dürr — alſo gab es auch unzähliche Fälle und gab deren noch neuſtens, wo ein zweifelloſer Glaube, den es doch nach Ihrer Behauptung nicht geben ſoll, vorhanden war. So ſchlagen Sie mit ſchreiend nebeneinandergeſtelltem Widerſpruche ſich ſelbſt. Thun Sie das wirklich ganz bewußtlos? Iſt das glaublich? Das wäre doch eine in der Literatur meines Wiſſens ganz beyſpielloſe Stupidität und Schwachſinnigkeit. Oder haben Sie mit Bewußtſeyn geſchrieben? Dann müſſen ſie eine verächtliche Vertheidigung Ihres Glaubens und Ihrer Sache haben ſchreiben wollen, und die in meiner erſten Schrift erhobene Anklage einer vermummten Feindſchaft wider Chriſtenthum, Kirche und Religion muß als auf's neue unwiderſprechlich bewahrheitet gelten.

Ich gebe zu, daß dieſe letztere Annahme recht ſehr wunderlich und unglaublich klingt; aber noch weit wunderlicher und unglaublicher iſt, was Sie ſchreiben. Man möchte zu träumen glauben, wenn man es lieſt; aber dieſe unerhörten und ungeheuerlichen Dinge liegen denn doch wirklich und unzweifelhaft gewiß vor unſern Augen, und man muß ſich überzeugen, daß kein phantaſtiſcher, neckender Traum den Geiſt bethört. Und daß Sie beym Schreiben und Kundmachen dieſer Dinge nicht bloß als beyſpielloſer, unbegreiflicher Schwachkopf handeln, dafür ſchöpfe ich aus Ihrer Gegenrede folgenden neuen Beweis. Wie nehmlich vertrüge ſich ſolche Schwäche und Unbeſinnlichkeit mit der feinen Spürkraft und bewundernswürdigen Scharfſinnigkeit des Geiſtes, die Sie bey Herausbringung meines wahren Namens beweiſen? Ich glaubte unter dem fingirten Namen Dr. Amadeus Ottokar und dadurch, daß ich meine Schrift in dem auswärtigen Nürnberg drucken ließ, verborgen und ſicher genug zu ſeyn; — aber ſiehe, Sie umkreiſen mich, wie Sie ſich p. 78 ausdrücken, Sie rücken mir immer näher auf den Leib, und jetzt — jetzt haben Sie mich, packen mich bei der Bruſt, reißen mir die Larve vom Geſicht und die Welt kennt mich, den verrufenen Verfaſſer des Lebens Jeſu, Dr. Strauß! Das war ein Meiſterſtück, jedoch ein unbedachtſam ausgeübtes, denn es verräth auch Sie, mein Herr! —

Bey den in meiner früheren Schrift p. 30 ff. angeführten ächt ſataniſchen Sätzen und Lehren beharren Sie unverrückt und ungeſcheut auch in Ihrem letzten literariſchen Product. Ich vermuthete, Sie würden, wenn Sie mich einer Antwort würdigen ſollten, dieſelben zu beſchönigen und zu modificiren ſuchen und mich einer gehäſſigen, in's Unrichtige treibenden Auslegung und Darſtellung beſchuldigen. Aber nein! Sie begnügen ſich mit der Bemerkung p. 78: »Es ſind auch Stellen aus meinen andern Schriften angezogen, die dem neuern Kriticismus ein Dorn im Auge ſind.« Sie erkennen ſie alſo ohne alle Proteſtation und Rechtfertigung für die Ihrigen an, ja tiſchen ſie uns an mehreren Orten nur wieder auf's Neue auf. Solche

Sätze ſind: „Das Gute muß dem Heiligen untergeordnet werden, und das Heilige kann, ja muß im Gegenſatze und Widerſpruche mit dem Guten ſtehen — die Ideen des Wahren, Guten und Schönen haben keine entſcheidende Stimme in der Religion — es kann Fälle geben und giebt deren, in welchen Gott nicht die ewige Wahrheit, Schönheit und Güte iſt — Gott iſt an die Beſtimmungen des Wahren, Guten und Schönen nicht gebunden, und kann daher auch Falſches, Böſes und Häßliches wollen und thun — Sätze, die nicht bloß dem neuern Kriticismus anſtößig, ſondern jedem guten, edlen und vernünftigen Menſchen ein Gräuel ſeyn und eine baare Gotteslästerung bedünken müſſen. Nach Ihrer neueſten Schrift p. 9 kümmert ſich das Heilige auf Erden um durchaus nichts Geſetzliches in Natur, Herz, Geiſt, Gewiſſen, Sitte und Staat; „wenn ſich, ſagen Sie, das Heilige in das Menſchenleben niederläßt, ſo fragt es nichts nach unſerer Phyſik, Logik, Pſychik, Politik und Moral; alles dieß liegt tief unter ſeinen Füßen.“ Aller natürlichen, geiſtigen, ſocialen, ſtaatsgeſetzlichen und ſittlichen Bande des Daſeyns und des Menſchenlebens iſt dieſes ſogenannte Heilige ledig und los; es kann alſo lügen, ſtehlen, rauben, morden, rebelliren u. ſ. w., wie es ihm beliebt. Man ſieht, die hier offen und unverhohlen dargelegten Grundſätze dieſes frommen und orthodoxen Mannes und der edlen Gemeinde, die ſich an ihn ſchließt und ihm ihre Beyſtimmung giebt, ſind gräulicher, erſchreckender, zerſtörender und verwüſtender, als die der abſtracteſten Demagogie; nur der niedrigſte Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft, die verworfenſte Claſſe der Menſchen, die gottloſeſte, entmenſchteſte und gefährlichſte Räuber- und Mörderbrut hegt ähnliche Grundſätze und Geſinnungen, und wenn die Juſtiz, wie die entſprechenden Thaten, ſo auch die ausgeſprochenen Anſichten und Tendenzen richtete, ſo wäre niemand geeigneter und weiſer für das Hochgericht, als Sie, der Sie ſich im Angeſicht der ganzen Welt zu erklären erdreiſten: unter dem bloßen Namen der Heiligkeit ſeyen alle nur denkbaren Laſter, Verbrechen, Schandthaten und Gräuel erlaubt. Solche Sätze und Lehren, die nur aus einem vom Satan im Tiefſten durchdrungenen und beſeſſenen Gemüthe kommen können, haben offenbar den Zweck, dem Böſen, Verruchten und Teufliſchen in Religion und Leben einen unbeſchränkten, ungemeſſenen Spielraum zu eröffnen und auf den Thron Gottes — des guten Geiſtes der Welt — das verneinende Princip, den Satan zu ſetzen. Daß Sie das Böſe, Verbrecheriſche, welches Sie wollen und predigen, das Heilige und den Satan, den Sie auf den Thron Gottes ſetzen, Gott nennen, darauf kommt es doch wahrlich nicht an; denn der Name ändert die Sache nicht, ſonſt brauchte ſich der Sklave, um wirklich zu herrſchen, nur König und Kaiſer, der Bettler, um reich zu ſeyn, nur einen Rothſchild und Cröſus, und der des Mordes Ueberführte, nur eine ſanfte Taube zu nennen, die nimmer einen Tropfen Blut vergießt. So wunderlich iſt es aber dermalen in der Welt beſchaffen, daß man nur Chriſtlichkeit und Heiligkeit zu heucheln braucht, um ohne Anſtoß auch das Abſcheulichſte, Verruchteſte und Gottloſeſte lehren und predigen zu dürfen, was ſich nur denken läßt. Und daß ſich in unſerer Zeit unter dem Namen und Deckmantel chriſtlicher Frömmigkeit und Gläubigkeit eine neue Religion des Böſen und ein neuer Teufelscultus zu geſtalten ſtrebt, das, ſollte ich meinen, müßte doch endlich jeder ſehen, der Augen zu ſehen hat. Gleichwie das böſe Princip die Lande zuweilen mit phyſiſchen Seuchen und Peſten überzieht, ſo giebt es auch geiſtige Epidemieen, die, erregt von dem nehmlichen Principe, die Menſchheit ergreifen, von welcher Art und Natur namentlich das iſt, was man heutzutage unter dem Namen des Myſticismus und Pietiſmus begreift. Wir ſehen in dieſem Phänomen jene geheimnißvolle, fürchterliche Macht, jenen alten, ſchrecklichen Moloch-Baal-Kronos-Siwas und wie er ſonſt geheißen war, jenen Feind des Lebens und der Liebe wieder auferſtehen, in deſſen Dienſte die alten Völker ſo große Gräuel verübten, dem ſie ſo eifrig Menſchen opferten und ihre eigenen, geliebten Kinder ſchlachteten oder auf glühenden Götzenarmen verbrannten. Schon ſind dieſem gräßlichen, den Menſchen mit dem widernatürlichſten Wahnſinn erfüllenden Weſen im Schooße des modernen Pietiſmus und Myſticiſmus, ſo wie des engliſchen, den gleichen Geiſt athmenden Methodiſmus, nicht wenig Menſchenopfer gefallen;*) die Schaar unſerer Gläubigen brennt vor Begier, ihm auch jene ſchrecklichen Menſchenopfer und Auto da Fe's unſerer alten Kirchenthümer **) zu er-

---

*) Vergl. z. B.: Schwärmeriſche Gräuelſcenen oder Kreuzigungsgeſchichte einer religiöſen Schwärmerei in Wildenſpuch von J. L. Meyer. Zürich 1824. — Selbſtmord aus Myſticiſmus. Ein Gedicht von Stiegler mit Vorrede von Scheibler. Aachen 1837. — Der Methodiſmus von Blum. Zürich 1838, wo es p. 62 heißt: „Schon iſt ſeit der Einführung des Methodiſmus in der Schweiz das ſechſte Beyſpiel von Wahnſinn und daraus erfolgtem Selbſtmorde bekannt geworden (ſ. Allg. K. Zeitung Nro. 85. 1825); die durch Momiers-Verſammlungen veranlaßten Geiſteszerrüttungen ſind noch viel zahlreicher (ſ. Theolog. Nachrichten, Auguſt 1825)." Die Selbſtentleibung eines ſchweizeriſchen Schwärmers zu Göttingen berichtet die allg. Kirchenzeit. Nro. 37. 1838. Den Selbſtmord einer Pietiſtin ebendieſelbe Nro. 41. 1838. In dem angeführten Schriftchen: „Selbſtmord aus Myſticiſmus" heißt es in Rückſicht der ſogenannten Myſtiker:

Moloch iſt von Neuem auferſtanden
Und es hält in unauflösbarn Banden
Feſt ſie ein allmächtiger Tyrann,
Gierig, Menſchenopfer nur zu ſchauen u. ſ. w.

**) Mit großem Unrecht nimmt man an, es habe dieſen an der Sitte des Menſchenopfers gefehlt; denn ihre unzähligen Hinrichtungen und Verbrennungen von Ketzern und angeblichen Hexen und Zauberern — gegen welche letztere auch der ältere

neuern, und ein Leo und Krummacher wirkt offen und ungeſcheut auf die Entzündung neuer Scheiterhaufen hin. Das Princip dieſes neuen Barbarismus, Diabolismus und Feuerdienſtes, wie das der früheren Zeitalter, iſt das von Ihnen ausgeſprochene und gepredigte: das Heilige —

Proteſtantismus ſo ſchrecklich, ja noch grauſamer als der Katholicismus gewüthet — gehörten dem Sinne, Geiſt und Gefühle dieſes Alterthums nach zu ſeinem Religionscultus, zur Erbauung und zum religiöſen Genuſſe der Gläubigen; ſie geſchahen mit bekanntem Ausdrucke: zur Ehre Gottes; der Gott dieſer Zeiten erheiſchte ſolche Opfer zu ſeiner Ehre und Verherrlichung, und man war ſo erpicht darauf, ſie bringen zu können, daß man ſogar Individuen, deren Unſchuld klar und erwieſen war, den Flammen überlieferte. So in dem ſchrecklichen Lindheimiſchen Hexenprozeß von 1650—1653. Hier hatten ſechs Weiber unter den Martern der Tortur die Ausſage gethan, daß ſie ein gewiſſes Kind getödtet und eine Hexenſalbe daraus bereitet hätten. Obgleich nun aber, als hierauf das Grab eröffnet worden, dieſes Kind ganz unverſehrt im Sarge gefunden ward, auch die Eltern ſelbſt ausſagten, daß das Kind ſchon todt auf die Welt gekommen, ſo wurden die angeſchuldigten Weiber dennoch nicht losgegeben, ſondern den um den Fund im Grabe Wiſſenden bei ſchwerer Strafe verboten, etwas davon laut werden zu laſſen, bis jene ſechs Weiber verbrannt wären, die denn auch ſofort wirklich den Feuertod litten; ſ. Horſt's Dämonomagie 2. Th. p. 396 ff. p. 416. f. Bey ſolchen Hinrichtungen war es im Grunde eben ſo wenig bloß darum zu thun, daß Schuldige beſtraft und Feinde der Religion vernichtet würden, als es bey den Opfern des Heidenthums und Judenthums erforderlich war, daß die zu opfernden Weſen der herrſchenden Religion als Feinde und Verbrecher gegenüberſtänden, wiewohl auch Feinde und Verbrecher geopfert wurden, und z. B. 1 Sam. 15, 33 Samuel den gefangenen König Agag zu Gilgal mit eigener Hand dem Herrn ſchlachtet, vergl. Leo's Geſchichte der Juden p. 140, und unter Davids Herrſchaft Jehova zürnt und Theuerung ſchickt, bis ihm ſieben Individuen aus dem Hauſe ſeines Feindes Saul zum Opfer gebracht werden, 2 Sam. 21, v. 1, 6, 8, 9, 14. Zunächſt war es zwar allerdings nur die Feindſchaft gegen das der herrſchenden Religion wirklich oder eingebildetermaßen Entgegenſtehende, was die Verfolgung der Ketzer, Hexen und Zauberer bewirkte, aber dem

d. h. Barbariſche, Sataniſche — dem das Gute untergeordnet und aufgeopfert werden muß, und ſo weit wären wir nun mit all' unſern Kämpfen und Anſtrengungen um Bildung und Humanität gekommen, daß eine entſchiedene, reine Religion des Unmenſchlichen, Geſetzloſen, Böſen und

---

überhaupt gegen Leben und Daſeyn feindlichen Geiſte der mittelalterigen und altproteſtantiſchen Religion war dieſe Fehde und Verfolgung eine willkommene Gelegenheit, ſeine allgemeine Vernichtungstendenz zu entwickeln, und ſich in der Weiſe eines großen, koſtbaren, Menſchenleben dahinraffenden Opfercultus zu entfalten, der fürchterlicher, als irgend ein noch ſo ſchrecklicher Opferdienſt der frühern Zeiten und Religionen gewüthet hat. Der religiöſe Mordgeiſt dieſes Alterthums und ſeine Begierde, um jeden Preis Opfer zu erhalten, giebt ſich auch deutlich genug in den bekannten Schonungsloſigkeiten ſeiner Religionskriege, ſo wie in den ſchreienden Ungerechtigkeiten und hölliſchen Liſtigkeiten ſeiner inquiſitoriſchen Geſetzgebungen kund. Der Abt von Citeaux z. B., an der Spitze des Zuges gegen die Albigenſer ſtehend, ließ in ſchonungslos unbedingter Wuth und Mordluſt Alles niedermetzeln, und als man ihm nach der blutigen Eroberung von Beziers bemerkte, daß neben den Ketzern auch viele Rechtgläubige hier wohnten, rief er: „Nur Alles niedergehauen, der Herr kennt die Seinen“ — worauf denn bey 60,000 Menſchen ohne Unterſchied des Glaubens niedergemacht wurden. Man wüthete mit Feuer und Schwert, bis das Land zur Einöde geworden, und verbrannte die Gefangenen zu Hunderten auf dem Scheiterhaufen. Bey den Inquiſitionsgerichten und Hexenproceſſen jener Zeiten war nicht nur die Tortur das allmächtige Werkzeug, welches auch dem Unſchuldigſten jedes gewünſchte Geſtändniß erpreßte, ſondern es wurde auch jeder einen Ketzer Anzeigende belohnt, dem Angeklagten ſein Ankläger weder genannt, noch unter die Augen geſtellt und jedes Zeugniß angenommen, wenn es nur nicht für den Angeklagten war. Ein inquiſitoriſches Geſetzbuch des 14. Jahrhunderts erlaubt den Ketzer durch falſche Verſprechungen der Freiheit und großer Belohnungen zu den gewünſchten Ausſagen zu bewegen; der Richter, heißt es, dürfe keine Entſchuldigung des Angeklagten glauben, kein Zeuge, der für denſelben ſpreche, dürfe gehört werden; dagegen ſey jeder, der gegen ihn ſpreche, zugelaſſen, wenn er ſich auch bei keinem weltlichen Gerichte zum Zeugen eigene u. ſ. w. Wie klar iſt hier die Abſicht, nur Opfer, ſey es ſchuldige oder ſchuldloſe, auf alle Weiſe in die Gewalt zu bekommen! So war denn

Teufliſchen ohne Scheu und Scham öffentlich gelehrt und verkündigt wird. Dieſer Religion iſt alles affirmativ Menſchliche, Lebendige, lebendig Liebevolle, organiſch Thätige, Bildende und Schaffende verhaßt und Sünde und Verbrechen genannt; die Auflöſung aller menſchlichen Bande, Zwietracht, Zerſtörung, Haß, Grimm, Mord und Tod iſt, was ſie will und aufregt, und was ſie, mehr oder weniger offen oder verſteckt, als offenbarer Wolf, oder in dem bekannten Schaafskleide der Paſſivität und Demuth, der Menſchheit und dem Volke predigt. Was hat dieſe Religion des Grauſens und Entſetzens in ihren verſchiedenen periodiſchen Herrſchaften auf Erden nicht Alles geheiligt und für gut, recht, fromm und gottgefällig erklärt. So glaubten die alten Hebräer — über deren eigentlichen und urſprünglichen Volkscultus, beyläufig geſagt, noch ein großes und ſeiner Erhellung harrendes Dunkel liegt — ſie glaubten nach Micha 6, 7 ihrem Jehova die eigenen, erſtgeborenen Kinder opfern zu müſſen, auf welche bekanntlich auch nach dem moſaiſchen Geſetze Jehova Anſpruch macht, und der König der den Hebräern von Lot her nah verwandten Moabiter Meſa verbrannte, um die Gottheit zu ſeiner Rettung zu bewegen, ſeinen erſtgeborenen Sohn und Thronfolger auf der Mauer ſeiner von den Königen von Juda und Iſrael belagerten Veſte Kirhareſchot 2. Kön. 3, 27, was denn auch, eben dieſer Erzählung zu Folge, ſo kräftig half, daß Iſrael abziehen mußte. So ferner ſchrieben die menſchen- und kinderopfernden, den Hebräern gleichfalls ſtamm- und ſprachverwandten Kartha-

---

durch Martern, Betrug und Entfernung aller Gerechtigkeit, Billigkeit und Menſchlichkeit mehr als hinlanglich dafür geſorgt, daß es der heiligen Grauſamkeit und Mordgier jener Zeiten nie an der erwünſchten Menge der Menſchenopfer fehlte, die ſie ihrer furchtbaren Gottheit zu bringen ſich beeiferte, und deren Zahl daher auch in die Millionen geht.

ger — eine Colonie der Phönizier, die den ſalomoniſchen Tempel zu Jeruſalem bauten — die gegen Agathokles verlorene Schlacht dem Zorne ihres Kronos zu, weil ſie ihm nicht mehr, wie in früheren, frömmeren Zeiten ihre eigene und edelſte Jugend, ſondern fremde, dazu gekaufte und gemäſtete Knaben opferten; als ſodann Agathokles mit ſeinem Heere vor Karthago erſchien, beſchloß man, zweihundert Knaben aus dem vornehmſten Adel zu opfern, und außerdem gaben ſich noch zweihundert Männer freiwillig dem Tode hin. Eine ſolche Frömmigkeit verdunkelt freilich das Opfer eines Abraham, der ſeinen Sohn zwar zum Opfertode führte, aber doch nicht wirklich ſchlachtete, wiewohl auch hier einige Gelehrte, wie Böttiger und Bohlen, die Verwandtſchaft der paläſtinenſiſchen und phöniziſchen Molochopfer in Anſpruch genommen, und in der bibliſchen Erzählung eine ſpätere, die wirklich geſchehene Opferung verſchleiernde Hand zu erkennen geglaubt haben. Dieſe Verehrung und Verſöhnung der Gottheit durch Tod und Menſchenmord war nur eine conſequentere Art von Myſticismus, um es mit dem Worte des Tages zu bezeichnen, und unſer ſogenannter Myſticismus, der beſſer Molochismus oder Satanismus hieße, iſt nur eine, noch nicht wieder zu ihrer praktiſchen Durchſetzung und Vollendung gediehene Menſchenopferreligion der neueſten Zeit. Schon daraus, daß dieſe Religion ihre Phantaſie ſo gierig und unerſättlich mit Blut und Tod erfüllt, nach Art jenes Liedes:

Wer uns will hören,
Den thun wir nichts als Lammsblut lehren,
Und das iſt Alls.

Es iſt unſer erſtes und letztes Wort
Und zwiſchen drinne ſchallt immer fort
Blut und Tod

Und Wunden und wieder Wunden
In den Früh- und Abendſtunden,
Das Blut, das Blut —

ſchon daraus ließe ſich abnehmen, daß es der nach Blut und Mord verlangende Tiger im Menſchen iſt, der hier auflechzt und zur Erſcheinung kommt — daſſelbe Princip des Blutdurſtes und der Grauſamkeit, welches das Volk in Schaaren zu den Schaffoten treibt, um ſich an dem Schauſpiele des Mordes und Blutvergießens zu ergötzen, und das einſt auf dem Throne Roms einen Nero und Caligula beſeelte. Dieſes Princip, deſſen Exiſtenz im Menſchen leider nicht geläugnet werden kann, iſt auch der ſo offen darliegende, und doch ſo wenig erkannte Grund des ſogenannten Myſticismus und Pietismus unſerer Tage, ſo wie der andern, verwandten Erſcheinungen, die ich berührt. Das Alles geht aus einer und derſelben finſtern, diaboliſchen Wurzel hervor; es ſind alle dieſe Phänomene nur Erſcheinungsformen eines und deſſelben kosmiſchen, pſychologiſchen und religiöſen Princips, welches in ſeinen religiöſen und theologiſchen Verkappungen — dieſen gefährlichſten und fürchterlichſten ſeiner Erſcheinungen und Geſtaltungen in der Menſchheit — zu durchblicken, zu entlarven, in welthiſtoriſchem Zuſammenhange zu erkennen und zu verſtehen, und hiedurch als welthiſtoriſche, den Gang der Bildung hemmende Macht auf immer zu vernichten, die wichtigſte und nöthigſte negative Aufgabe der Zeit zu ſeyn ſcheint, zu deren Löſung anzuregen, und nach dem Maaße meiner geringen Kräfte mitzuwirken, in dieſem, wie in dem vorhergegangenen Schriftchen mein Beſtreben war. Die Form, die ich hier meiner Polemik gab, möge ſich dem helldenkenden und antizelotiſchen Leſer durch die zu nehmende Rückſicht auf Zeit und Umſtände entſchuldigen; — das Licht, um ſcheinen zu dürfen, muß ja leider zu Zeiten Finſterniß ſcheinen.

Sabbath, Moloch und Tabu.

Eine
hiſtoriſch-theologiſche Andeutung
mit
Rückſicht auf die neueſten Auffaſſungen
der
chriſtlichen Sonntagsfeier

von

G. Fr. Daumer.

Nürnberg, 1839.
Verlag von Bauer u. Raſpe.
(Julius Merz.)

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Eine ſchon alte, von Bildung und Menſchlichkeit längſt zurückgedrängte, in unſern Tagen aber, wo wieder alle Teufel und Geſpenſter der Vergangenheit ſpuken, auf's Neue zur Erſcheinung kommende Tendenz, den chriſtlichen Sonntag in die innigſte und weſentlichſte Beziehung zu dem jüdiſchen Sabbath zu ſetzen und den Geiſt und Charakter des letzteren auf den erſteren überzutragen, verbunden mit einer zu der Behandlung des Gegenſtandes an mich von außen her ergangenen Aufforderung, veranlaßt mich, ein offenes und ehrliches Wort über die Natur, den Urſprung, die religions- und völkergeſchichtliche Baſis des jüdiſchen Sabbaths, den Gott und die Religion des Gottes, dem er urſprünglich und eigentlich angehört und den ganzen Kreis und Zuſammenhang von religiöſen und weltgeſchichtlichen Erſcheinungen zu ſprechen, in welchen er gehört, — ein Wort, wie es von keiner der theologiſchen und religiöſen Parteien und Tendenzen des Tages zu erwarten ſteht. Wenn ich hiebei auf Puncte gerathe, wegen welcher ich, ſtatt ausführlicher und vollſtändiger Erörterungen, auf zukünftige Darſtellungen verweiſe, ſo möge mich das geringe Maaß des Raumes und der Zeit entſchuldigen, auf welches ich mich bei dieſer gelegentlichen Arbeit beſchränken muß.

Zuerſt: Weſſen Tag iſt jener Sabbath? Welchem Gotte und welcher allgemeinen Religionsſphäre gehört er eigentlich und urſprünglich an, und welches Weſens und Charakters iſt der Gott, dem er angehört?

Die Antwort, wenn man ſich nicht ſelbſt mit Blindheit ſchlagen und den ſich von allen Seiten her aufdrängenden Zuſammenhang der Sache gewaltſam abweiſen will, kann nur in folgender Weiſe gegeben werden.

Der Sabbath, dieſer vom hebräiſchen Volke von Alters her ſo heilig gehaltene Wochentag, iſt dem Alterthum der heilige Tag des Gottes Saturnus geweſen und hat als **dies Saturni** deſſen Namen geführt. Dieſer Saturnus war der Kronos der Griechen, der Baal und Moloch der paläſtinenſiſchen und phöniziſchen Völkerſchaften, dem auch die Phönizier den ſiebenten Tag der Woche feierten, es war derſelbe Gott, dem nach Zeugniſſe des Propheten Amos[1] die alten Hebräer unter dem Namen Kijjun die 40 Jahre lang in der Wüſte dienten[2], und der, wie ich an einem andern Orte ausführlicher erörtern werde, mit dem hebräiſchen Jehova, der gleichfalls Baal[3] und Melech, König, eins mit Molech, Moloch[4], hieß, urſprünglich ganz ein und derſelbe Gott geweſen, ſo daß nur eine ſpätere reformirende Partei den Gott anders aufgefaßt und die ihm von den Hebräern gebrachten gräßlichen Menſchenopfer abgeſchafft haben wollte. Rückſichtlich dieſer urſprünglichen Identität kommt hier beſonders die auszeichnende Beſtimmtheit in Betracht, mit welchem der Gott Iſraels den Saturnustag als ſeinen, ihm eigenthümlich angehörigen und geweiheten Tag hervorhebt, wenn er ſagt: „Haltet meinen Sabbath, denn derſelbe iſt ein Zeichen zwiſchen mir und euch auf eure Nachkommen, daß ihr wiſſet, daß ich der Herr bin, der euch heiliget; darum haltet meinen Sabbath, denn er ſoll euch heilig ſeyn“[1] — wo alſo der hebräiſche Nationalgott nach ſeinem eigenen nachdrücklichen Zeugniſſe mit dem allgemeinen Gotte des Tages in Eins zuſammenfällt und jene Nachrichten der römiſchen Hiſtorie beſtätigt, nach welchen die Juden ihren Sabbath zu Ehren des Saturnus begingen.[2] Was nun aber die Natur und den Charakter dieſes alten Moloch-Jehova, Baal, Kijjun, Kronos, Saturn betrifft, ſo ſtellt ſich derſelbe als ein im höchſten Grade bösartiger heraus. Dieſer Gott beſtimmt ſich hiſtoriſch ganz entſchieden und unzweideutig als ein Gott der Finſterniß, des Unheils, der Vernichtung, des Verderbens; die alten Araber ſtellten ihn in einem ſchwarzen Bilde dar und verehrten ihn an ſeinem Tage, dem Sonnabend, in einem ſchwarzen Tempel und in ſchwarze Gewande gekleidet.[3] Chamos, Kemoſch, ein Gott der Moabiter und Amoriter, den auch die Hebräer verehrten, wurde einer jüdiſchen Tradition zu Folge unter dem Bilde eines ſchwarzen Sternes verehrt und iſt wohl auch nichts Anderes, als dieſer Moloch-Saturn geweſen.[1] In denſelben Kreis gehört ferner auch wohl jener, Tartak genannte, Götze der Avväer deſſen Name im Pehlv. tiefe Finſterniß oder Held der Finſterniß bedeutet[2]. Auch vom Gotte Iſraels wird es nicht verhehlt, daß er ein Gott der Nacht und Finſterniß war; Jehova erſcheint dem Abraham in einer ſehr merkwürdigen, alteſtamentlichen Erzählung, auf die ich zurückkommen werde, erſt nach Untergang der Sonne bei völliger Finſterniß und läßt »eine große Finſterniß« auf ihn fallen[3], und jener mit Jakob ringende Gott ſcheint

---

[1] Amos 5, 26.

[2] Vergl. Apoſtelg. 7, 43. u. Winer bibl. Realwörterb. II. p. 456 der 2. Ausg.

[3] Vergl. Hoſea 2, 16.

[4] »König — König Jehova — Jehova, König Iſraels — großer König — König der Majeſtät ſ. z. B. Pſ. 5, 3. Pſ. 24, 7—9. Pſ. 44, 5. Pſ. 47, 3. Pſ. 98, 6. Zephania 3, 15. Maleachi 1, 14, vergl. 1. Sam. 8, 7. c. 12, 12. Pſ. 2, 6.: »Ich habe meinen König (Melech) eingeſetzt auf meinem heiligen Berge Zion« geht auf Einweihung eines Molochbildes u. 2. Sam. 12. 31 verbrennt David gefangene Feinde im Molochofen, vergl. Athenäum Auguſtheft 1838. p. 48.

---

[1] 2 Moſ. 31, 13 — 17.

[2] Tac. hist. 5, 4. Dio Caſſ. 37, 17. Tibull. 1, 3, 17. Auch Tac. 5, 2. iſt bedeutſam: »Die Judäer, von der Inſel Kreta flüchtig, hätten ſich, heißt es, im äußerſten Libyen niedergelaſſen, zur Zeit, da Saturnus, von Jupiter verſtoßen, ſein Reich aufgab.« Es liegt darin das Factum, daß die Juden wirklich von einer gewiſſen Inſel gekommen und von da ihren Saturnus- (Moloch-Jehova-Kijjun)-Cultus mitgebracht, ſ. unten.

[3] Man führt hierüber aus Ali Taleb folgendes an: Templum Saturni sexangulum est, nigrique coloris — positis huic nu-

---

mini imaginibus variis, una Indiani nigrique senis, qui securim manu tenet. — — In medio templo fuit solium, ducta in orbem scala novem graduum sublime, Saturnique simulacro lapideo et fusci coloris illustre. Adierunt vero hoc Sabii die Sabbathi iique nigro induti et gestantes manu frondosos oleae ramos — — bove annoso tum deo litatum est. Ductusque hic oleo aspersus in foveam igni subjecto cremebatur, voto hoc nuncupato: sanctissime deus, cui male, non bene facere insitum est, obtulimus tibi, quod tui simile est, accipias id numenque tuum malignum a nobis avertas! Vergl. Winner bibl. Realw. II. 455. Wunderbar, daß auch unſerem Cultus dieſe Farbe der Finſterniß und des Teufels als die heilige, gottesdienſtliche und prieſterliche gilt!

[1] Vergl. Winer a. a. O. I. p. 261.

[2] Winer a. a. O. II. 703.

[3] »Und die Sonne wollte eben untergehen, da fiel ein tiefer Schlaf auf Abram, und ſiehe, ein Schrecken, eine große Finſterniß fiel auf ihn.« — »Da nun die Sonne völlig untergegangen, da war es Finſterniß und ſiehe, es war ein rauchender Ofen und eine Feuerfackel, welche zwiſchen die Fleiſchſtücke (der dem Jehova geſchlachteten Opferthiere) hindurchging. An dieſem Tage machte Jehova mit Abram einen Bund« 1 Moſ. 15, 12. f.

den Tag und ſucht als Nachtgeiſt noch vor anbrechender Morgenröthe zu entkommen 1), ſo wie denn auch ſonſt in den bibliſchen Darſtellungen der Gott Iſraels in Finſterniß, Dunkel und Gewölk gehüllt erſcheint und als ein Gott des Dunkels und der Finſterniß von Salomo ſelbſt bezeichnet wird. 2) Ein Gott des Unheils und Verderbens war Saturn — ſo wie auch in den hebräiſchen Gottesnamen Jehova (Jehowah) und Schaddai ganz offenbar dieſe Bedeutung liegt, 3) er war der fürchterlichſte und böſeſte Gott des Alterthums, die Araber nannten ihn „das große Mißgeſchick“ und noch im vierten chriſtlichen Jahrhundert ward er „ein Mörder“ und „der ſeine Kinder freſſende Kevan“ genant. 4) Die ſchauderhafteſten Menſchenopfer wurden dieſem ſchrecklichen Weſen dargebracht; insbeſondere heiſchte er die Kinder der ihm dienſtbaren Menſchheit zum Opfer, die man ihm theils ſchlachtete, indem man dem Gotte die Knochen zertheilte und zum Opfer verbrannte, das Uebrige aber zu heiligen Opfermahlen verwandte 5), theils auf den glühenden Armen eines ſtierköpfigen, metallenen, durch untergeſchürtes Feuer geheizten Götzenbildes verbrannte, dergleichen zu Karthago und im Thale Hinnom bey Jeruſalem ſtand, wo die Hebräer

---

1) 1 Moſ. 32, 25. ff.

2) 2. Moſ. 20, 21. c. 19, 16. 5. Moſ. 4, 11. 2. Sam. 22, 10. 12. Pſalm 18, 10. 12. 1 Kön. 8, 10—12. 2 Chron. 6, 1.

3) Vergl. hebr. howah, hawwah, Verderben und schadad verderben.

4) S. Münters Religion der Karthager. Kopenh. 1827. p. 15.

5) Ueber allgemeines Kinderſchlachten der Hebräer klagen die bibliſchen Propheten z. B. Jeſ. 57, 6. Ezech. 16, 20 f. c. 23, 39, und daß man in Paläſtina das Fleiſch der geſchlachteten Kinder aß, und ihr Blut trank, ſagt ausdrücklich das Buch der Weisheit 12, 4—6. Vergl. die Nachweiſungen im Auguſtheft d. Athenäums 1838. p. 54. ff.

ihre Söhne und Töchter dem unmenſchlichſten, martervollſten Opfertode weiheten[1]. Als Genius der Zerſtörung und Vernichtung ward dieſer Gott in der verzehrenden, vernichtenden Flamme erblickt und angebetet; dem Abraham erſcheint er in der ſchon oben angeführten Stelle in Nacht und Finſterniß als *Feuerfackel* und *Rauchofen*, welche letztere Geſtalt in offenbarer Beziehung auf den Molochdienſt ſteht, da der geglühte Molochgötze nur ein zur Statue ausgebildeter Opferofen war[2]; als vernichtendes, verderbendes, freſſendes Feuer wird der hebräiſche Gott ſo häufig in den bibliſchen Büchern bezeichnet und dargeſtellt: Jehova, der Gott Iſraels und iſt ein verzehrendes Feuer[3], geht als ſolches vor Iſrael her[4]; ſeine Herrlichkeit iſt anzuſehen, als ein verzehrendes Feuer[5], Dampf geht auf von ſeiner Naſe und verzehrendes Feuer von ſeinem Mund[6]; in Feuer und Blitz erſcheint er auf dem Sinai und der ganze

---

[1] Auch auf der ſogenannten Tenne Aravna ſtand, wie ich an einem andern Orte darthun werde, ein ſolches ſtierköpfiges Molochbild, das David von dem jebuſitiſchen Molochprieſter kaufte, um zur Abwendung der Peſt zu opfern. Auf demſelben Platze ward ſpäter von molochdieneriſchen Phöniziern, mit welchen David und Salomo in der freundſchaftlichſten Verbindung ſtanden, der ſalomoniſche Tempel gebaut, der, wie ich zeigen werde, gleichfalls ein Heiligthum des Moloch war. 5. Moſ. 33, 17. wird der Stamm Joſeph geprieſen, weil er ein ſtierköpfiges Molochbild beſitze, denn es heißt: »*In* (ב) *ſeinem Stierofen* (כור שורו) *iſt ihm Herrlichkeit*« d. i. ſein ſtierköpfiges Molochbild gereicht ihm zur Ehre, zum Ruhm, woraus man erkennen kann, mit welchen Augen das alte Iſrael dieſen gräßlichen Cultus betrachtete.

[2] Vergl. Athenäum, Auguſtheft 1838. p. 48;

[3] 5. Moſ. 4, 24.

[4] 5. Moſ. 9, 3.

[5] 2. Moſ. 24, 17.

[6] Pſ. 18, 9. 2. Sam. 22, 9.

Berg brennt und raucht, wie ein Ofen[1]; er redet aus dem Feuer[2], als Feuer und Rauchſäule zieht er vor ſeinem wandernden Volke her[3], ein ewiges Feuer muß auf ſeinem Altar brennen[4], Feuer geht aus von ſeinem Angeſicht und verzehrt das Opfer des Altars[5], und beim Opfer des Elias fällt ſein Feuer herab, frißt Brandopfer, Holz, Steine und Erde und leckt das umhergegoſſene Waſſer auf[6] — und ſo iſt denn Jehova ein Feuergott, ein Gott der verzehrenden, vernichtenden Feuerglut und Flamme geweſen gleich dem indiſchen Gotte des Feuers und der Vernichtung **Sivas** und dem ſipphareniſchen Feuerkönig **Adrammelech**, dem jene Koloniſten in Samaria ihre Söhne verbrannten[7]. Und wenn uns Amos die bei unſerer herkömmlichen Blindheit in dieſen altteſtamentlichen Dingen ſo befremdende Nachricht giebt, daß die Hebräer in der Wüſte nicht dem Jehova (dem reformatoriſchen der Propheten), ſondern ihrem Melech (Molech, König) Kijjun gedient, ſo geſteht dagegen Ezechiel offen zu, daß Jehova, der Gott Iſraels, ſelbſt, nicht ein fremder, ausländiſcher Götze, den Iſraeliten in der Wüſte befohlen habe, ihm alle Erſtgeburt zum Opfer zu verbrennen[8] und daß die Iſraeliten von der Wüſte her bis auf die Gegenwart den altväterlichen Gräuel der Verbrennung ihrer Kinder geübt[9], und Micha behauptet, Jehova verlange weder Thier- noch

---

[1] 2. Moſ. 19, 16. 18. c. 20, 18. 5. Moſ. 4, 11.

[2] 5. Moſ. 4, 12.

[3] 2. Moſ. 13, 21. f.

[4] 3. Moſ. 6, 12. f.

[5] 3. Moſ. 9, 24.

[6] 1. Kön. 18, 38.

[7] Vergl. **Winer** a. a. O. I. 29.

[8] Ezech. 20, 25.

[9] Ebend. v. 30. f.

Menſchenopfer, nicht die Frucht des eigenen Leibes, nicht den erſtgebornen Sohn: »Womit ſoll ich vor Jehova treten? Soll ich vor ihn treten mit Brandopfer und jährigen Kälbern? Hat etwa Jehova Gefallen an viel tauſend Widdern? Oder ſoll ich meinen erſtgebornen Sohn für meine Uebertretung geben? Meines Leibes Frucht für die Sünden meiner Seele?« [1]) — ſo daß als herrſchender Glaube unzweifelhaft dieſer ausgeſprochen wird, daß Jehova nicht nur an Thier-, ſondern auch an Menſchenopfer Wohlgefallen habe, und daß die Opferung eines erſtgebornen Sohnes eine ihn verſöhnende Kraft habe, ſo wie auch das wirkliche im Schwange Gehen ſolches Kinderopfercultus, als dem eigenen, nationalen Gotte geltend, ſicher dadurch beurkundet wird, denn niemand eifert und polemiſirt gegen etwas, war gar nicht vorhanden iſt. Haben ſich doch noch in der reformatoriſch überarbeiteten Geſetzſammlung der Hebräer Beſtätigungen dieſer ohnehin vollgültigen Zeugniſſe der Propheten erhalten. So ſoll nach einer Stelle derſelben nicht nur alle Erſtgeburt, wie vom Viehe, ſo vom Menſchen des Jehova ſeyn, ohne daß irgend ein Unterſchied gemacht wird: »Heilige mir alles Erſtgeborene, was die Mutter bricht (die Gebärmutter eröffnet) unter den Kindern Iſraels, mein ſoll es ſein!« [2]) — ſondern es ſagt auch Jehova: »Die Erſtgeburt deiner Söhne ſollſt du mir geben. Alſo ſollſt du thun mit deinem Ochſen und deinem Schaafe: ſieben Tage ſollen ſie bei der Mutter ſeyn, am achten ſollſt du ſie mir geben (opfern)« [3]) — wo denn die Sache durch den Zuſammenhang und die völlige Gleichſtellung des Menſchen und Viehes zur Opfergabe ſo deutlich in die Augen ſpringt, daß ſie ſich auch ſchon andern Forſchern nicht verbergen konnte, wenn ſie auch nicht recht wagen, ihren Augen zu trauen.[1] Einen hellen Blick in's hebräiſche Alterthum läßt auch jene bibliſche Erzählung thun, nach welcher Meſa, der König der den Hebräern ſtammverwandten Moabiter, um die Gottheit zur Rettung zu bewegen, ſeinen erſtgebornen Sohn und Thronfolger auf der Mauer ſeiner von den Königen von Juda und Iſrael belagerten Veſte Kirchareſeth verbrannte, was denn auch nach der Darſtellung der Bibel ſo kräftig half, daß die Iſraeliten abziehen mußten.[2] Denn es kam ein großer kezeph oder Jehova-Zorn über Iſrael und trieb es hinweg, ſo daß der Moabitergott, dem das ſchreckliche Opfer gebracht ward, mit dem Gotte Iſraels, der dieſelben Opfer heiſchte, augenſcheinlich in Eins zuſammenfällt. —

---

[1]) Micha 6, 6.

[2]) 2 Moſ. 23, 2.

[3]) 2 Moſ. 22, 28

Durch die ganze Erde hin herrſchte einſt dieſer Gott und ſein entſetzlicher Dienſt. Es war der alte, große Welttyrann der griechiſchen Mythologie, der den noch älteren Vorgänger, den Weltall- und Vorweltgott Uranos entthront und entmannt d. i. ſeine Religion geſtürzt und den Prozeß der göttlichen Natur- und Weltentwicklung gehemmt und unterbrochen hatte. Spuren ſeines Cultus ziehen ſich durch beide Hemiſphären durch, ſie fehlen nicht in der von uns ſogenannten neuen Welt, deren Altherthum für uns ein tiefes Dunkel deckt; denn auf einer der Inſeln des mexikaniſchen Meerbuſens ſahen die älteſten Entdecker mehrere Molochgötzen karthagiſch-paläſtinenſiſcher Art, ungeheuere hohle

---

[1] Vergl. Gramberg kritiſche Geſchichte der Religionsideen des alten Teſtamentes 1. Th. p. 106.

[2] 2 Kön. 3, 27.

Metallſtatuen mit ausgeſtreckten Händen und innen die Spuren verbrannter Menſchenopfer, [1] die Opferung der Erſtgebornen, wie ſie das ſtrenge, noch ungemilderte moſaiſche Geſetz befahl, hat ſich bei den alten Floridanern [2], ein Kinderopfercultus, dem ſelbſt ſchon unſere Miſſionäre den Namen eines Molochdienſtes gegeben, auf den Inſeln des ſtillen Meeres gefunden, und meine Unterſuchungen haben mich gelehrt, daß von hier das Unheil ausgegangen, ſich durch das alte Amerika hindurchgezogen, von da nach Aſien, Afrika und Europa übergewandert iſt und ſo auf allen fünf Welttheilen ſeine Herrſchaft aufgeſchlagen hat. Nicht die edelſten Völker der alten Welt entgingen der erobernden Gewalt dieſes weltbeherrſchenden Ungeheuers, ſelbſt die Griechen, dieſe herrlichen Begründer menſchlicher Cultur und Humanitätsentwicklung waren in alten Zeiten von dieſem fürchterlichen Genius der Verneinung geknechtet und mußten ihm ſeine Tribute zahlen, aber durch eine große religiöſe Umwälzung der Dinge befreiten ſie ſich von dem Gräuel auf ähnliche Weiſe, wie ſich ſpäter die Germanen von den Scheiterhauſen ihrer Inquiſitionen, Feuerkammern und Hexenprozeſſe — dieſem Feuer- und Molochdienſte des alten Chriſtenthums — befreit; der Kronos-Moloch der alten Welt, deſſen Thron ſelbſt bei ſemitiſchen Völkern zu ſchwanken begann, [3] galt jenen glorreichen Ueberwindern der Barbarei und Geiſtesknechtſchaft nur noch als der von einem neuen, menſchlicheren Machthaber geſtürtzte böſe, ſchreckliche Weltregent einer fernen fabelhaften Vergangenheit, deſſen finſtere Macht und Herrlichkeit zu Ende war. Daß jener ſtierköpfige Minotauros auf Kreta, dem die Athener ihre Kinder zum Fraße ſandten und von deſſen Obmacht ſie ihr Nationalheld Theſeus befreite, nichts anderes, als ein ſemitiſcher (phöniziſcher) Molochgötze geweſen, iſt anerkannt,[1] und ich kann es nachweiſen und klar machen, daß auch der Kampf der Griechen gegen Troja ein Kampf der Bildung und Humanität gegen Molochdienſt und ſemitiſch-orientaliſche Prieſterherrſchaft war,[2] ſo wie denn auch der große Kampf der Römer gegen die gräuliche Molochdienerin Karthago eine analoge welthiſtoriſche Bedeutung gehabt. War nun zwar im Alterthume eine Zeit, in welcher jener böſe Genius durch die Anſtrengungen europäiſcher Menſchheit wider ſemitiſch-orientaliſchen Barbarismus und Molochismus entthront und vertrieben ward, ſo fand derſelbe doch bald genug die Mittel und Gelegenheiten wieder, ſich aufs Neue der Herrſchaft zu bemächtigen, und die Menſchheit mit dem fürchterlichſten Wahnſinn des Selbſthaſſes, der Selbſtzerfleiſchung und der Naturzermalmung zu entzünden, ſo daß es nach des Dichters inhaltſchwerem Worte heißen konnte:

---

[1] Münter's Religion der Karthager p. 10.

[2] Majer's mythol. Lex. II. p. 12.

[3] Bei den Hebräern war es der edle, menſchliche Saul, der den Kampf mit ſeines Volkes altväterlichem Molochdienſt begann, in demſelben aber zu Grunde ging. Samuel und David, von deſſen Cultus ich ſchon oben einige Winke gegeben, ſtanden an der Spitze der molochdieneriſchen Partei, wie künftig aufs genugendſte nachgewieſen werden ſoll.

---

[1] Vergl. Böttigers Ideen zur Kunſtmythologie p. 336. ff. und Bohlen Geneſis p. 231.

[2] Hier nur ſo viel. Der trojaniſche Paris (hebr. par, Stier d. i. der ſtierköpfige Moloch-Minotaur, gleichwie auch der feuerglühende Talos auf Kreta, ein offenbarer Molochgötze, Tauros, der Stier hieß) iſt nichts anderes als der ſich die berühmteſte Schönheit von Hellas zum Opfer heiſchende Moloch geweſen, wobei man an den böſen Heros von Temeſſa denke, dem man auf Befehl des delphiſchen Orakels jährlich die ſchönſte Jungfrau opferte, Creuzer's Symbol. 2. Ausg. III, 22. Dieſes Opfer aber hieß in der heiligen Sprache der Molochdiener eine Vermählung mit dem Götzen, daher die Geſtalt, in der uns die Sage das Ereigniß giebt. Noch wird auf oſtindiſchen Inſeln beim Regierungsantritt eines Fürſten am Meeresufer eine Jungfrau angebunden und dem Krokodill zum Fraße ausgeſetzt, und dieß gilt als Vermählung mit dem Seethiere ſ. Magazin für die neueſte Geſchichte der proteſtantiſchen Miſſions- und Bibelgeſellſchaften 6. Jahrg. 1821, p. 13. Bey den Hebräern trat der Knabe durch die an ihm vollzogene Beſchneidung in ein myſtiſches Eheverhältniß mit Jehova und hieß der Blutbräutigam, 2. Moſ. 4, 24, und nach dem Sprachgebrauche der Araber, Perſer und Türken führt die Vermählung der Mädchen und die Beſchneidung der Knaben den gemeinſchaftlichen Namen der Hochzeit.

»Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier
Aber Menſchenopfer unerhört!«

Eine neue, vielhundertjährige Nacht der Barbarei, nur durch zahllos flammende Schaudergerüſte mit zur Ehre Gottes verbrennenden Unglücklichen erleuchtet, folgte dem morgenhellen Lichtaufblick helleniſcher Schönheits- und Humanitätsentwicklung, ſo wie jetzt eben nach einer kurzen Lichtung des menſchlichen Weſens und Daſeyns, nach einem verhältnißmäßig ſo höchſt flüchtigen Zuſichſelbſtkommen der Menſchheit mittelſt eines Bildungsprozeſſes, als deſſen vollkommenſtes Erzeugniß Göthe gelten kann, ſchon wieder die Sonne der Bildung ſinkt und eine Nacht der Barbarei einbricht, ſo finſter und gräulich nur immer eine geweſen

---

Innerhalb des Chriſtenthums werden die Frauen, die ins Kloſter aufgenommen werden, zu *Bräuten und Vermählten Gottes und Chriſti* geweiht; es werden ihnen die Haare abgeſchnitten und auf einem Opferteller zum Altare getragen, ein Leichentuch wird über ſie gebreitet, ſie werden als Tode eingeſegnet, es wird ein Requiem geſungen, und den dem Leben und der Welt Abgeſtorbenen, der negativen Gottheit dieſer Religionsſphäre Geopferten ein Kruzifix gereicht, *um es als ihren Bräutigam zu küſſen.* Auf eine ergreifende Weiſe ſchildert einen ſolchen Vorgang Bettina in ihrem Tagebuch p. 71 f. der 2. Aufl.

iſt. Denn wo ſich bereits eine nicht unbedeutende Anzahl religiöſer Selbſtmorde und eigentlicher Menſchenopfer ereignet hat, wo in einem großen chriſtlichen Reiche eine chriſtliche Entmannungsſecte entſtanden und, unerſchüttert durch die Maaßregeln der Staatsgewalt, ihren ſcheußlichen Beſtand behauptet, wo ſelbſt ein deutſcher Theolog den nehmlichen Entmannungsgräuel an ſich ſelbſt begangen, wo man »die Vereinigung der Herzen in Liebe« als Baſis chriſtlicher Eheverbindungen verdammt und in die Kategorie der »Fleiſchlichkeit« ſetzt, wo ein Calvin geprieſen wird, weil er den anders denkenden Servet lebendig den Flammen übergab, wo man ungeſcheut und unbeſchönigt neue religiöſe Menſchenſchlächtereien und die Entzündung neuer Scheiterhaufen für den rationaliſtiſchen Theil der theologiſchen Welt fordert und ankündigt, wo man dem ſpaniſchen Bluthund Alba auf ſein vom Fluche der Menſchheit beladenes Haupt eine Ehrenkrone ſetzt und die Pfäfferei ihre alten verbrauchten Kunſtgriffe und Intriguen mit neuem, glänzendem Erfolg anwendet, um Familien- und Staatsleben zu entzweien und zu zerrütten und die Völker mit Haß und Wuth gegen ihre Regierungen zu entflammen, u. ſ. w.[1] — da müßte es auch dem Dümmſten der Dummen und dem Blindeſten der Blinden einleuchten, worauf es hinausgeht, was ſich vorbereitet und was wir zu erwarten haben. Es iſt mit einem Worte der alte Moloch und ſeine Religion des Gräuels und Entſetzens, die ſich zu einer neuen Offenbarung und Entwicklung ihres kakodämoniſchen Weſens und Geiſtes ans Tageslicht drängt — eine Religion, die in ihren verſchiedenen Modificationen und weltgeſchichtlichen Erſcheinungsformen immer dieſelbe iſt, nur mehr oder weniger rein von beigemiſchten Elementen der Humanität und zum Theile in heuchleriſcher, betrügeriſcher Weiſe in ihr Gegentheil verkleidet und verhüllt. Es iſt die Religion der abſoluten Negation und Abſtraction, der Feindſchaft gegen Natur, Erzeugung, Leben, Realität, Bewegung, Societät und affirmatives, organiſches und harmoniſches Bewußtſeyn und Seyn; — Unterdrückung, Zermürbung und Zermalmung der Natur, Geiſtesverwirrung und Vernichtung des Vernunftprincips, Verbitterung und Zerreißung des Daſeyns, Zerrüttung und Auflöſung der menſchlichen Verhältniſſe und göttlichen Organismen der menſchlichen Geſellſchaft, Zwietracht, Mord und Tod — das ſind die Zielpunkte, auf die es bei dieſer Religion des Genius der Verneinung offener oder verſteckter Weiſe abgeſehen iſt und die eine das Evangelium verfälſchende Hand ſogar gewagt hat, in den heiligen Mund des Stifters unſerer Religion zu legen, ſo daß dieſer ſanfte Friedefürſt und Heiland der Menſchheit ein Bringer nicht des Friedens, ſondern »der Zwietracht und des Schwertes« und ein Auflöſer aller natürlichen und ſittlichen Bande der menſchlichen Geſellſchaft, ein »Erreger des Sohnes wider den Vater, der Tochter wider die Mutter, der Schnur wider die Schwieger« wäre [1], gleichwie ſchon in einer alteſtamentlichen Stelle auf eine mit jenen in's Evangelium Chriſti eingeſchwärzten Feindſeligkeiten offenbar innigſt zuſammenhängende Weiſe die Verachtung und Vonſichſtoßung der Eltern, Geſchwiſter und Kinder gelehrt und als etwas religiös Verdienſtliches und Nothwendiges ausgeſprochen und geprieſen wird *). Weſentlich iſt dieſer Religion das Opfer, insbeſondere und vor Allem das Menſchenopfer, ſey es im eigentlichen oder in uneigentlichem Sinn, in welchem letzteren es oft noch ſchrecklicher und grauſamer, als in dem erſteren iſt. Während der gute, wohlthätige, ſchöpferiſche, künſtleriſche Geiſt und Gott der Natur und Realität ſeinen Werken und Geſchöpfen ſich ſelber ewig zum Opfer bringt, ſich ſelbſt aufhebend in ſie entäußert und verwandelt, und nur in ihnen ſein Leben hat und haben will, ſo wie er als Sonnenlicht ewig ſeine Strahlen und ſeine Schöpferkraft

---

[1] Vergl. Antiſatan. Sendſchreiben an Prof. Eſchenmayer von Dr. Amadeus Ottokar. Nürnberg Bauer u. Raspe 1838 p. 13 f. p. 20 ff. u. meine »Bettina« p. 372. f.

---

[1] Matth. 10, 34 f. Luc. 12, 51—53. vergl. v. 49. Aufs ſchrecklichſte ſind dieſe Worte in Erfüllung gegangen innerhalb der ſpaniſchen Inquiſition, wo Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern, Ehegatten, Verlobte und Geſchwiſter einander angeklagt haben.

---

*) 5 Moſ. 33, 9. Zu den Worten: »Wer zu ſeinem Vater und zu ſeiner Mutter ſpricht: ich ſehe ihn nicht, und ſeine Brüder nicht kennet, und von ſeinen Söhnen nichts weiß —, macht J. Friedr. v. Meyer die erklärende Bemerkung: »wer ohne irdiſche Ruckſicht iſt.« Was iſt hier irdiſche Rückſicht? Die Liebe zu Vater und Mutter, Bruder und Sohn! Ueber dieſe Liebe alſo, ſollſt du, bibelgläubiger Chriſt, erhaben ſeyn! — Es fallt mir hier folgende Stelle aus Immermann's Epigomen bei: »Wenn die Mutter, der ihr Kind geſtorben, ſpricht: wie ſoll ich klagen, da es bey Gott iſt? — und acht Tage darauf in ihre gewöhnlichen Geſellſchaften geht, wenn der ſogenannte Freund dem in weite Ferne, vielleicht für immer, ſcheidenden Freunde, nichts Anderes nachzurufen weiß, als: Man ſoll ſein Herz nicht an irdiſche Dinge hängen! — Dann wende ich meine Schritte und überlaſſe die frommen Schwätzer ihrer öden Selbſtzufriedenheit.« In demſelben Buche wird weiterhin eine ſehr artige Geſchichte erzählt, wo ein Verlobter ſeiner ſich krank ſtellenden und von ihrem nahen Tode ſprechenden Geliebten in der Zerſtreuung zur Antwort gibt: »Wie Gott will! Der Wille des Herrn geſchehe!« über welche fromme Ergebung in Gott das Mädchen in die höchſte Wuth geräth, die Medicinflaſche zu Boden ſchleudert und mit den Worten: »Aus meinem Augen! fort! Wir ſind für immer geſchieden!« das Verhältniß löſt. Natürlich! Welche Geliebte, welche Braut in der Welt ließe ſich eine ſolche Gottſeligkeit gefallen?

in den Schooß der Erde ergießt, um unzähligen Geſtalten des Daſeyns ihr buntes, freudiges Leben zu geben, — ſo ſoll dagegen jenem dem Abgrund entſtiegenen, böſen, grimmigen Geiſte der Negation das Daſeyn und Leben der Welt, der Natur und der Menſchheit vielmehr zum Opfer gebracht und in die Abſtraction des Nichtſeyns aufgelöſt und verflüchtiget werden; es iſt nicht nur etwa ein unedler, unſchöner, der Vernichtung in Wahrheit würdiger Theil der Welt und Wirklichkeit, dem er den Krieg erklärt, ſondern es iſt die geſammte Realität und Welt der Beſtimmtheit und Mannigfaltigkeit des Naturlebens, wogegen er haſſend und feindlich ſteht und was ihm eigentlich zum Opfer fallen ſollte, da im Grunde nur er allein, dieß finſtere, ſtarre, alles in ſich einzehrende und verſchlingende Ich exiſtiren ſoll und will, und die von ſeinem Aufgähren in ihnen geängſten Völker ſuchen ihn durch große und koſtbare Opfer zu begütigen und von ſich abzuhalten, damit er ihnen wenigſtens ein theilweiſes, theuer bezahltes Leben laſſe. Da müſſen Völker ihre edelſte und ſchönſte Jugend, Eltern ihre erſtgeborenen, einzigen, liebſten Kinder dem fürchterlichen Weſen ſchlachten oder zum gräßlichſten Verbrennungstode in die feuerglühenden Arme legen, und noch im Uebergang zu einer gemilderten Geſtalt, wie er in einer bekannten Darſtellung des hebräiſchen Alterthums erſcheint, muß doch wenigſtens der Wille und die Bereitſchaft vorhanden ſeyn, an dem einzigen, im Alter geborenen, geliebten Kinde den blutigen Befehl zu vollziehen¹).

---

¹) Sehr anklingend an dieſe Erzählung iſt folgende Tradition der Eingeborenen der Sandwichsinſel Havaji: »In den Tagen Umi's opferte der König zu Waipio mehrere Gefangene; da vernahm er die Stimme ſeines Gottes von den Wolken herab, welcher mehr Menſchen verlangte; der König opferte mehr, und die Stimme forderte ſo lange fort, bis er alle ſeine Leute

So muß nach einer gewiſſen, molochdieneriſchen Auffaſſung des Chriſtenthums der den ſchrecklichen Gott des Todes und der Vernichtung durch ein großes, blutiges Menſchenopfer zu verſöhnen habende Meſſias, als ſtellvertretender Repräſentant der Menſchheit, die eigentlich insgeſammt zum Opfer fallen ſollte und als dem Tod und Verderben geweiht, betrachtet wird, angeheftet an einen Marterpfahl, unter langwierigen Todesqualen, ſein unglückliches Leben verhauchen, und nur, wer ſich in dieſe Marter, dieſes Hinſchmachten und Hinſterben, dieſen blutigen, grauſamen Tod mit Herz und Geiſte ſo einſenkt und vertieft, daß er ſelbſt als mitgemartert und mitgeſtorben gelten kann, darf Gnade hoffen, — eine klägliche, armſelige Gnade zwar, nehmlich diejenige, als etwas, was vielmehr nicht iſt, als iſt, als ein abgebleichtes, abgeſtorbenes, geiſt- und lebloſes Schattenleben und Geſpenſt zu exiſtiren. Wie aber der religiöſe Trieb der Zeit über dieſen Opfercultus der Vorſtellung und innern Selbſttödtung hinausgeht und wieder eine blutige Wirklichkeit und Gegenwart verlangt, zeigen unter Anderem jene höchſt merkwürdigen Gräuelſcenen von Apfelwang und Wildenſpuch, die wir ja nicht in Vergeſſenheit gerathen laſſen wollen! Es war in der Charwoche 1817, daß

---

zum Opfer gebracht, einen ausgenommen, der ſein großer Liebling war, und den er gern am Leben erhalten hätte. Allein der Gott forderte mit Ungeſtüm auch dieſen, und ſo opferte er auch ihn, ſo daß an achtzig Menſchen gemordert wurden, und nur der König und der Prieſter uberblieben.« Reiſe durch Havaji, eine der Sandwichs-Inſeln, von W. Ellis. Hamburg 1827. Vergl. 1. Moſ. 22, 2. »Und Gott ſprach: nimm deinen Sohn, den einzigen, welchen du liebſt, den Iſaak, und opfere ihn zum Brandopfer.« Daß ſelbſt eine äußerliche Beziehung der Hebräer zu jener Inſelwelt des ſtillen Meeres und ihrem ſchrecklichen Menſchen- und Kinderopfercultus nicht fehlt, davon wird unten die Rede ſeyn.

zu Apfelwang in Oeſtreich in einer frommen Verſammlung die Frage entſtand, „ob wohl, da das Opfer Chriſti dem himmliſchen Vater ſo angenehm geweſen, es ihm nicht auch gefallen würde, wenn jemand aus ihrer Mitte den Opfertod erlitte?“ Sofort ward auch wirklich beſchloſſen, ein ſolches Opfer zu bringen, das Loos geworfen und ein zu der frommen Gemeinde gehöriges junges Mädchen dem Herrn zum martervollen, blutigen Opfer gebracht. Von den ſchweizeriſchen Schwärmern zu Wildenſpuch wurde eine weibliche Perſon dem Herrn zum Opfer mit eiſernen Werkzeugen todtgeſchlagen, eine andere auf das ſcheußlichſte zerſchlagen, **gekreuzigt**[1]) und durch Eintreibung eines Stemmeiſens in den Schädel getödtet.[2]) Auf dieſe Weiſe

---

[1]) Kreuzigungen, die jedoch nicht tödtlich wurden, kamen ſchon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor, und zwar in Paris innerhalb der Secte der ſogenannten Convulſionärs, welche alljährlich am Charfreitage eine oder mehrere der frommen Schweſtern an's Kreuz ſchlugen. Die Schweſter Francoiſe ließ ſich dreimal an's Kreuz ſchlagen und wurde jedesmal von ihren Wunden glücklich wiederhergeſtellt. Zu dem Schauſpiele dieſer Kreuzigungen fanden ſich ſelbſt Perſonen aus den höchſten Ständen ein; unter denen, die am Charfreitage des Jahres 1760 in des Vorſtehers de la Barre Wohnung zugegen waren, wird eine Fürſtin von Kinsky, eine Fürſtin Monaco und ein Graf von Stahremberg genannt. Vergl. Corres[illegible]ndance litteraire philosophique et critique par le Baron de Grimm et par Diderot III. Tom. Paris 1813. p. 11 ff. 134. ff.

[2]) **S. J. Salat** Verſuche über Supernaturalismus Sulzbach 1823. 8. St. XV. 543 und **J. L. Meyer** ſchwärmeriſche Greuelſcenen in Wildenſpuch Zürich 1824. p. 142 ff. und p. 331. Es werden dieſelbſt auch einige Auszüge aus den Schriften und Liedern gegeben, die in den Händen der Wildenſpucher Pietiſten waren. Ein Paar Liederſtellen ſind folgende:

Hier ſuche du
Mein Geiſt die Ruh,
Hier labe dich mit Jeſu Blut

gährt aus der unheimlichen Tiefe der menſchlichen Natur dieſelbe finſtere Macht auf und droht ſich ein neues Reich des Grauſens und Entſetzens auf Erden zu begründen, die einſt den Molochdienſt mit ſeinen Gluthgötzen, die die Mar-

---

Auf ſeinem Wundenbach. —
Ich will nach meiner Gnadenwahl
Hier fleißig ſeh'n in's Wundenmahl,
Und droben prangen in dem Kleid
Dein's Blutes und Gerechtigkeit. —
O Martermann, ſo ſchon!
Dem wir entgegen gehn,
Stärk uns ſo lang im Glauben
Bis wir dich alle ſeh'n! —
Ach, daß an meiner Stirn
Und Aug' und Bruſt erſchien
Ein in des Lammes Blut
Getauchter Sunderſinn. —
Ihr Hande, drin mit Blut geſchrieben
Mein blutbedürft'ger Name ſteht. —
Blutbrautigam Herr Jeſu Chriſt u. ſ. w.

wozu ich folgende Bemerkung aus A. Ottokar's Antiſatan p. 23 fuge: »Schon daraus, daß dieſe Religion ihre Phantaſie ſo gierig und unerſättlich mit Blut und Tod erfüllt, nach Art jenes Liedes:

Wer uns will hören,
Den thun wir nichts als Lammsblut lehren,
Und das iſt Alls. —
Es iſt unſer erſtes und letztes Wort
Und zwiſchen drinne ſchallt immer fort
Blut und Tod
Und Wunden und wieder Wunden
In den Früh- und Abendſtunden
Das Blut, das Blut! —

ſchon daraus ließe ſich abnehmen, daß es der nach Blut und Mord verlangende Tiger im Menſchen iſt, der hier auflechzt und zur Erſcheinung kommt — daſſelbe Princip des Blutdurſtes und der Grauſamkeit, welches das Volk in Schaaren zu den Schaffoten treibt, um ſich an den Schauſpiele des Mordes und Blutvergießens zu ergötzen, und das einſt auf dem Throne Roms einen Nero und Caligula beſeelte.«

terkammern, Scheiterhauſen, Religionskriege und Bluthochzeiten vergangener chriſtlicher Jahrhunderte geboren und geheiligt hat. Fürchterlich wird die Menſchheit von dieſem Genius des Verderbens betrogen, der die Maske der Frömmigkeit und Heiligkeit vor's Geſicht nimmt und den Menſchen Heil und Friede verkündigt, indem er nur Zwietracht, Elend und Vernichtung alles Guten, Edlen und Schönen wirkt. In der alten Welt hieß man ihn den Böſen, den Verderber und betete ihn offen als ſolchen an, wie auch noch mehrere wilde Völker thun; unter uns aber läßt er ſich als das gerade Gegentheil ſeiner ſelbſt, als einen Geiſt und Gott der Liebe, der Güte und des Erbarmens verkündigen, indem er doch nur der iſt, der „am Schaden ſich letzt und am Verderben ſich weidet.“ Doch iſt die neueſte Zeit von dem offenem Bekenntniß einer reinen Teufelsreligion nicht mehr weit entfernt, und es iſt, als ob ſich auch in dieſer Hinſicht eine Rückkehr zum Alterthümlichen und Urſprünglichen vorbereite, indem der Zwang der Heuchelei, dem ſich das böſe Princip gefügt, ihm unerträglich zu werden und es den Drang zu verſpüren ſcheint, ſich wieder einmal in der reinen Form der Satanität zu ergehen und zu offenbaren. Bereits hat Eſchenmayer die Lehre von einem Gott aufgeſtellt, für den es eine Schmach wäre, mit ſeinem Wollen und Thun an die Ideen des Guten, Wahren und Schönen gebunden zu ſeyn, und in deſſen Willkühr, in deſſen „Macht- und Wahlvollkommenheit“ es ſiehe, auch das Gegentheil, nehmlich Böſes, Falſches und Häßliches zu wollen und zu thun, ſo daß es ihm z. B. gar wohl einfallen könnte, ſämmtliche Menſchheit zu ſeiner Beluſtigung am Spieße zu braten. Hier bleibt von dem, was gute und gebildete Menſchen Gott nennen, in der That nur noch der leere Schall des Namens übrig, ſo daß die Natur des durch dieſen benannten

Univ. Bibl.

Weſens offen und unverhohlen als eine in's maaßlos Unmenſchliche, Widergöttliche und Sataniſche Gehende beſtimmt und ausgeſprochen wird. 1) Zu ſeinem reinſten, vollendetſten Selbſtbewußtſeyn und verhältnißmäßig offenſten Selbſtverrath und Selbſtausſpruch aber iſt das böſe Princip im Menſchen durch jenen großen Ritter des Patriotismus, der Moral und des Chriſtenthums, durch Wolfgang Menzel gekommen, der die einzige Schönheit und Würde der Geſchichte darin findet, daß ſie zu einer allgemeinen Selbſtzerſtörung des Erdlebens, einem allgemeinen gegenſeitigen Todſchlag der in's Koloſſale entarteten Menſchheit und einer endlichen Selbſtverbrennung der Erde nach vollendeter Selbſtvernichtung des Menſchen dränge, und der den jüngſten Tag des Chriſtenthums ſo auffaßt, daß auf den Untergang dieſer Welt nicht eine neue, ſchönere, beſſere folge, ſondern aus dem ganzen Entwicklungsprozeſſe der Weltgeſchichte nichts reſultire, als das rein Negative, das Nichts und der Tod. 2) —

Doch iſt es Zeit, uns zur Betrachtung des jüdiſchen Sabbaths und jener der Religion der Verneinung angehörigen Auffaſſung des chriſtlichen Sonntags insbe-

---

1) Vergl. Dr. Amadeus Ottokakar Entdeckung eines Complots ꝛc. Nürnberg 1836. p. 30 ff. ebendeſſelben Antiſatan. Nürnberg 1838 p. 16.

2) »So wie« ſagt Menzel, »der Tod alles phyſiſche Leben auf dieſer Erde überwindet, ſo auch das Böſe alles moraliſche Leben. Nur im Kampfe dagegen verherrlicht ſich der Menſch und bildet ſeine bewundernswürdige Geſchichte aus, aber das feindliche Princip überwindet ihn zuletzt und darin allein beſteht die erhabene Schönheit, der tragiſche Reiz der Geſchichte. Ohne dieſen entſetzlichen Ausgang wäre die Geſchichte ein Kinderſpiel, ein fades Märchen.«

ſondere zu wenden, die denſelben ganz wieder zu einer Feier jenes alten, böſen Geiſtes der Abſtraction zu machen ringt, der den Tod des Lebens, der Natur, der Mannigfaltigkeit und der Bewegung will, und welcher das lebendige Daſeyn der Welt als verworfen und verflucht von ſich ausſcheidet, zur Sünde und zum Verbrechen macht. Denn man mag die Sache bemänteln und begleißnern, wie man will, worauf es ankommt, iſt in der That nur dieß: das Leben der Menſchheit und Natur ſoll ſtille ſtehen, der Pulsſchlag der Schöpfung ſtocken, alles ſich auflöſen und zerrinnen in den Tod und die Nacht der reinen Abſtraction. Und hier iſt es nun hauptſächlich, wo ich auf eine ſchon mehrmals berührte hiſtoriſche Entdeckung hinweiſen muß, die ich in einem ausführlichen Werke: »die Kinder Ebers,« das vielleicht noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinen wird, in aller Vollſtändigkeit mitzutheilen gedenke. In demſelben werde ich den Beweis führen, daß das ſemitiſche Menſchengeſchlecht mit ſeinem Moloch- und Teufelsdienſt, ſeinem religiöſen Menſchen- und Kindermord, ſeiner Naturverſtümmelung und ſeinen finſtern, menſchenfeindlichen Sabbathfeiern, dieſes von uralter Zeit her vorzugsweiſe vom Dämon der Negation ergriffene und zum Träger und Verbreiter ſeiner Offenbarung gemachte Geſchlecht, von dem all unſer pietiſtiſches und pfäffiſches Grauſal und Unheil auf uns übergetragen und fortgepflanzt worden iſt, — ich werde, ſage ich, den Beweis führen, daß daſſelbe urſprünglich auf den Inſeln des ſtillen Meeres gewohnt, und von da her ſich durch Amerika hindurch nach Aſien gezogen und verbreitet hat. Dort, wo die Urväter der Hebräer gewohnt, haben europäiſche Seefahrer und Miſſionäre, ſo wie Kindermord und Kinderopfer, religiöſes Hungern (Faſten) und Beſchneidung — dieſe zum Theil ganz nach jüdiſcher Art — 1) ſo auch ein höchſt merkwürdiges Analogon zum jüdiſchen Sabbath und jener verneinenden Art der ihm verwandten chriſtlichen Sonntagsfeier gefunden. Dieſe prieſterlich-religiöſe Einrichtung ward Tabu genannt und die Aufhebung alles Lebens und aller Bewegung, die Ruhe und Stille des Todes war es, die dadurch zur Darſtellung gebracht werden ſollte. War nehmlich dieſes Tabu ſtreng, ſo mußte jedes Licht und Feuer der Inſel oder des Diſtrictes, der damit belegt worden war, ausgetilgt werden, kein Kanoe durfte in's Waſſer gelaſſen werden, niemand baden, niemand außer diejenigen, welche im Tempel ſeyn mußten, einen Fuß vor die Thüre ſetzen, kein Hund durfte bellen, kein Schwein grunzen, kein Hahn krähen, man band Hunden und Schweinen das Maul zu, ſetzte das Geflügel unter Kalabaſſen oder befeſtigte vor

---

1) Die Beſchneidung zielt offenbar auf Vernichtung der zeugenden Naturkraft hin, als ſtellvertretende Milderung der wirklichen Entmannung nehmlich, vergl. Bohlen's altes Indien I. 292, und ſteht in inniger Verwandtſchaft mit jenen religiöſen Entmannungen, wie ſie im Kybeledienſt gebräuchlich und neuerdings von einer chriſtlichen Secte in Rußland erneuert werden, die alle ihre Mitglieder caſtrirt, ſ. Gamba voyage dans la Russie méridionale tom. 2. p. 419. Bey den Hottentotten hat ſich eine Art von Beſchneidung gefunden, die in halber Entmannung beſtand und von einem hottentottiſchen Prieſter bey jedem männlichen Kinde vorgenommen ward, ſ. M. Peter Kolbens Beſchreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und derer darauf wohnenden Hottentotten Frankf. u. Leipz. 1745, wo p. 150 eine Beſchreibung der Ceremonie. Aus einer jüdiſchen Sage in Eiſenmenger's entdecktem Judenthum I, 674 ſcheint hervorzugehen, daß die Vorhäute urſprünglich dem Jehova geopfert wurden; Abraham legt die abgeſchnittenen Vorhäute ſeines Hauſes auf einen Haufen, der Geruch der verweſenden ſteigt zu Jehova, wie Weihrauch und Opferduft, und Jehova, entzückt davon, ertheilt dem Abraham Gnadenverheißungen für deſſen Nachkommenſchaft.

ihren Augen Stücke Zeug. Weder den Prieſtern noch dem König war erlaubt, etwas anzurühren, ſo daß ihnen die Speiſen von einer andern Perſon in den Mund geſteckt werden mußten. Auf den Bruch des Tabu ſtand Todesſtrafe; der Verbrecher ward den Göttern geopfert, erdroſſelt, erſchlagen oder verbrannt.[1] Dem Löſchen der Feuer bey dieſem auſtraliſchen Tabu entſpricht höchſt auffallend das altteſtamentliche Gebot: »*Ihr ſollt kein Feuer anzünden am Sabbath in allen eueren Wohnungen*«[2] ſo auch dem auſtraliſchen Verbot, die Häuſer zu verlaſſen, das moſaiſche: »*So bleibe nun ein jeglicher in dem Seinen und niemand gehe heraus von ſeinem Orte des ſiebenten Tages*«[3]. Todesſtrafe ſtand auch hier auf dem Tabu-Bruch, »wer den Sabbath entheiliget, der ſoll des Todes ſterben, denn wer eine Arbeit thut am Sabbath, deß Seele ſoll ausgerottet werden aus ſeinem Volk«[4], ſo wie denn auch ein Mann, der am Sabbath Holz geleſen, wirklich geſteiniget wird.[5] Unter den rabbiniſchen Regeln für die jüdiſche Sabbathfeier findet ſich auch *das Verbot des Badens und Schwimmens.*[6] Der Jude darf am Sabbath auch keinen Brief berühren und öffnen, wie jene im Tabu begriffenen Prieſter und Fürſten der Sandwichsinſeln nichts anrühren durften.[7] Nach einer Tradition der Sandwichsinſulaner ſoll einmal in den alten

---

[1] S. W. *Ellis* Reiſe durch Havaji. Hamburg 1827, p. 215 ff.

[2] 2 Moſ. 35, 3.

[3] 2 Moſ. 16, 20.

[4] 2 Moſ. 31, 14. 15 und C. 35, 2.

[5] 4 Moſ. 15, 36.

[6] ſ. Bodenſchatz kirchliche Verfaſſung der Juden. Erlangen 1748. II. p. 129

[7] S. ebendaſelbſt.

Tagen des Königes Umi — jenes Abraham des ſtillen Meeres — eine dreißigjährige Tabu-Feier ſtatt gefunden haben, während welcher es den Männern nicht erlaubt war, ihren Bart zu ſcheeren u. ſ. w. [1] Auch den Juden iſt verboten, am Sabbath den Bart zu ſcheeren und die Nägel zu beſchneiden. [2] So ſpringt nicht nur der gleiche Geiſt und Charakter der beiden Inſtitutionen in die Augen, ſondern es wird ſich bey ſo ſpeciellen Uebereinſtimmungen auch wohl jedem die Vermuthung an einen äußern Zuſammenhang aufdringen, eine Vermuthung, die ſich nach vollſtändiger Darlegung meiner Unterſuchungen über dieſe hiſtoriſchen Beziehungen zur vollkommenen Ueberzeugung ſteigern dürfte.

Dieſer grauerlichen, wüſten, unmenſchlichen Religionsfeier nun ſuchte man zwar ſchon bey den alten Hebräern Ideen und Zwecke der Humanität unterzuſchieben, wie aus den Worten erhellt: »auf daß dein Ochs und Eſel ruhen und deiner Magd Sohn und Fremdling ſich erquikken möge« [3], »auf daß dein Knecht und deine Magd ruhe, gleichwie du« [4]. Wie wenig es aber gelang, dieſen ſchönen Geiſt der Milde und Menſchlichkeit in die jüdiſche Tabufeier ein- und durchzuführen, ſieht man namentlich daraus, daß die Juden Chriſtum für einen Sabbathſchänder erklärten, weil er am Sabbath heilte und zuließ, daß ſeine Schüler an dieſem Tage einige Aehren ausrauften. Auch unſer chriſtlicher Sabbath hat dieſe Zweideutigkeit und Zweiſeitigkeit in ſich, daß er, human gefaßt und behandelt, eine Erquickungs- und Erhohlungskraſt von mechaniſchem, knechtiſchem Treiben und Arbeiten, eine Rückkehr des menſchlichen Weſens in ſich aus unwürdigem und erzwungenem Außerſichſeyn, als barbariſches, kakodämoniſches Tabu aber ein Verſinken in die Oede und Leere der Abſtraction und des Nichtſeyns, eine Stille des Todes und der Vernichtung lebendigen Regens und Bewegens, eine Qual und Grauſamkeit gegen die widerſtrebenden Triebe der Natur und des Lebens iſt. In den letzteren Charakter ſoll er jetzt wieder hineingetrieben werden; daß dieſer Tag ſo weit humaniſirt und freigegeben iſt, als es gegenwärtig unter uns der Fall iſt, daß er eine rein menſchliche Wohlthat für das arme, bedrückte Volk geworden, dem er vergönnt, einmal aufzuathmen von ſeiner Laſt und ſich als ein in ſich ſelbſt Seyendes und Lebendiges zu fühlen, das gereicht jener vom böſen Geiſte beſeſſenen, molochiſtiſchen, jede Spur von Freiheit, Leben und Bewegung haſſenden und begeifernden Partei zum größten Aergerniß. Der Tag ſoll wieder enthumaniſirt, judaiſirt und barbariſirt, und die zu freie Kehle der Menſchheit, aus der etwa an dieſem Tage ein Ton der Luſt und des Wohlſeyns dringen könnte, mit dem alten, ſataniſchen Tabubande zugeſchnürt werden, das ihr zu locker geworden. So ſtellt der Verfaſſer der Schrift: »der Tag des Herrn und ſeine Feier« von Dr. Fr. Liebetraut, Berlin 1837 den Satz auf, daß am Sonntag nichts geſchehen dürfe, was nicht in irgend einer »kirchlichreligiöſen Beziehung zum Herrn« ſtehe. Schon hieraus kann man die ſchreckenvolle Ahnung ſchöpfen, in welchen kahlen, platten, leeren, grauenhaften Tod der Abſtraction er den Tag verſenken und begraben will. In der That iſt des langen, langweiligen und abgeſchmackten Geſchwätzes kurzer und einfach ſataniſcher Sinn nur folgender: daß ſich das Leben der Welt trotz alles Jammers, aller Plage, alles Elends, womit es geſchlagen iſt, ſo unverwüſtlich friſch und fröhlich regt und bewegt und nicht erſtarren und verſtummen will, das iſt unerträglich und nicht zu dulden von Kirche und Policei, und ſo lang nicht mehr geſchehen kann, ſo ſoll wenigſtens ein Tag der Woche dem Dämon zum Opfer fallen, einer wenigſtens aus dem Buche der Natur und des Lebens ausgeſtrichen ſeyn. Um aber dem in ſeiner Art merkwürdigen Buche auch einige ſpecielle Züge zu entheben, ſo wird p. 254 die am Sonntage zuläſſige Menſchenfreude auf ein „dem Herrn Dienen mit Furcht und ſich Freuen mit Zittern“ beſchränkt und nach p. 255 ſoll man am Tage des Herrn gar ſein Fleiſch kreuzigen. P. 259 wird das Spazierengehen am Tage des Herrn zwar nicht ganz verwehrt, ſoll aber nur „ein feſtliches Wandeln im ſichtbaren Tempel Gottes in heimlicher Vorahnung ſeiner verborgenen Herrlichkeit“ ſeyn, welche „verborgene Herrlichkeit“ aufrichtig geſagt, nichts Anderes iſt, als die chaotiſche alte Nacht, in welche der Religionsdämon des Verfaſſers Welt und Leben zurückzuſtürzen ringt. Höchſt bedenklich iſt nach p. 260 das Spazierengehen in der Nähe volkreicher Städte; es hat „ſeine hohe Bedeutung“, daß ſich der Schotte das Spazierengehen am Tage des Herrn gänzlich verſagt, und nach p. 261 kann man ja ſtatt des Sonntags an einem andern Wochentage ſpazierengehen!! Scherz und Spiel ſind natürlich ganz unziemlich und daß am ſchottiſchen Sabbath ſelbſt die Kinder nicht ſpielen dürfen, wird als höchſt lobenswerth und verehrungswürdig hervorgehoben p. 263. Tanz dürfte Statt finden, wenn bibliſche und religiöſe Gegenſtände und Geſchichten dadurch allegoriſch dargeſtellt würden, was indeſſen dem Verf. nicht wohl ausführbar ſcheint. Unſer Tanzen iſt überhaupt verwerflich, weil es nur ſtatt findet, um ſich oder Andern eine Luſt zu machen, und „mit Recht“ hat nach p. 121

---

[1] Ellis a. a. O. p. 217.

[2] S. Bodenſchatz u. a. O.

[3] 2 Moſ. 23, 12.

[4] 5 Moſ. 5, 14.

Auguſtinus in Hinſicht der ſonntäglichen Luſtbarkeiten den Ausſpruch gethan: Beſſer iſt es zu pflügen, als zu tanzen — d. h. lieber möge der Menſch am Sonntag ſeine Werktagsplage fortſetzen und ſich abrackern als ein armes, elendes Vieh, als ſich freuen und glücklich ſeyn. Theatraliſche Vorſtellungen und Inſtrumentalconcerte, ſo wie alle »rein äſthetiſchen Unterhaltungen« ſind verpönt, und »wie die weltliche Tanz- und Theatermuſik, ſo müſſen die entſprechenden Lieder und Geſänge, in denen ſich Phantaſie, wie unſchuldig etwa ſonſt auch, in eigener Luſt ergeht, ſelbſt von der Privatfeier des Chriſten am Tage des Herrn ausgeſchloſſen ſeyn« p. 269. Nach p. 270 kann es nicht erlaubt ſeyn, ſich am Sonntage zur Bewunderung muſikaliſcher Virtuoſen und Componiſten hinreißen zu laſſen; p. 269 heißt es: »Schon die öffentliche, förmliche Vereinigung einer Menge von darſtellenden Künſtlern und hörenden Kunſtfreunden, um einen größeren Theil des Tages dem Genuſſe der Kunſt am Tage des Herrn zu widmen, muß unter allen Umſtänden als ſehr mißlich erſcheinen« und »theatraliſche Kunſtwerke im ſtrengen Sinne des Wortes« dürfte es nach p. 272 überhaupt nicht geben. »Trefflich« waren nach p. 120 jene altchriſtlichen Geſetze, welche jede Art von theatraliſchen Luſtbarkeiten am Sonntag, wie an den übrigen chriſtlichen Feſtzeiten verboten, ſo, daß dieſes Verbot auch für ungläubige Juden und Heiden galt und ſtrenge Strafen für Beamte und Privatleute feſtgeſetzt wurden, wenn ſie an kirchlichen Tagen ein Theater beſuchen würden. Nach p. 234 darf man an Sonntage »Werke, die mehr Werke der Gefälligkeit oder einer mehr irdiſchen als himmliſchen Liebe ſind« nicht üben, vergl. p. 120: »Was als (am Sonntag erlaubtes) Werk der Noth und der Liebe galt, wurde zu verſchiedenen

Zeiten verſchieden beſtimmt. *Doch herrſchte im Allgemeinen ein dem heiligen Zwecke angemeſſener, heilſamer Ernſt, welcher einer leichtfertigen Willkür wenig Spielraum ließ.*“ Entſetzlich! Es wird eine kirchlich-policeiliche Strenge und Härte belobt und anempfohlen, die der Ausübung von Liebeswerken wenig Spielraum läßt! „Wenn“ heißt es ebendaſelbſt, „der Kaiſer Honorius ausdrücklich befahl, gerade am Sonntage ſich nach dem Befinden der Gefangenen genau zu erkundigen, ſie aus den Gefängniſſen ins Freie und in die Bäder zu führen, ſo *wurden dieſe Werke der Liebe ſpäterhin nicht mit Unrecht auf andere Wochentage übertragen*,“ wo es dann vollends mit der unzweideutigſten Beſtimmtheit an den Tag tritt, daß es dem Verf. mit der Idee der Sonntagsfeier nicht zu harmoniren ſcheint, Werke der Liebe, der Menſchlichkeit und des Erbarmens zu üben. Ein am Sonntage brennendes Haus zu löſchen iſt nach p. 235 glücklicherweiſe nicht verwehrt, Briefſchreiben jedoch nach p. 238 nur dann erlaubt, wenn es einen religiöſen Zweck und Inhalt hat. In einer andern ſo eben zu Nürnberg erſchienenen Schrift: „Die Idee der Sonntagsfeier“ von Dr. Porſch kommt p. 54 folgende Stelle vor: „Die Juden hatten nicht ganz Unrecht, in der Beobachtung der Sabbathfeier eine größere Conſequenz zu behaupten, nach welcher es z. B. unerlaubt iſt, am Sabbath *auch nur zu ſchreiben*. Kann überhaupt irgend einem Berufe das Arbeiten am Sonntage verboten werden, ſo iſt *nicht einzuſehen, warum nicht mit gleichem Rechte auch das Schreiben oder eine ähnliche Beſchäftigung verboten werden könne.*“ Zwar wird hinzugeſetzt: „Aber Gott bewahre die chriſtliche Kirche vor ſolchen jüdiſchen Conſequenzen.“ — warum aber ſoll Gott die chriſtliche Kirche vor etwas bewahren, worin nicht nur die Juden »nicht ganz Unrecht haben«, ſondern wovon auch »das Unrecht gar nicht einzuſehen iſt? Warum ſoll uns Gott vor conſequenter Durchführung von Grundſätzen und Principien behüten, die gut und richtig ſind? Was aber dieſe betrifft, ſo habe ich meinen Leſern die Augen zu öffnen und ihnen die ganze Tiefe des hölliſchen Abgrundes, auf dem dieſe Dinge ruhen, zu zeigen verſucht.

P. o. germ. 262 k

Die

GLORIE

der

heiligen Jungfrau Maria.

Legenden und Gedichte

nach

ſpaniſchen, italieniſchen, lateiniſchen und deutſchen
Relationen und Originalpoeſieen

durch

Euſebius Emmeran.

[Georg Friedrich Daumer]

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raſpe.
1841.
Linz bei Quirin Haßlinger.
Prag bei Haaſe Söhne.
Graz bei Damian u. Sorge.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiſs nur, daſs der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht
Und ein unendlich ſüſser Himmel
Mir ewig im Gemüthe ſteht.

Novalis.

Inhalt.

I. Die andächtigen Ameiſen 1

II. Das Muttergottes-Gläschen 4

III. Maria ihren Maler rettend 7

IV. Die Muttergottes-Pantoffeln 9

V. Der marianiſche Wunderborn 12

VI. Das fürbittende Marienbild 16

VII. Maria als Küſterin 21

VIII. Maria einen Ehemann beſſernd 27

IX. Unſerer lieben Frauen Milch 32

X. Die Samſtagſonne oder Maria im Fegfeuer 36

XI. Schön Eſtherchen 38

XII. Maria einen Mauren bekehrend 44

XIII. Der einfältige Prieſter 52

XIV. Die Ave-Maria-Lilien 59

XV. Die Gebote der heiligen Jungfrau 61
XVI. Der Maler und der Böſe 64
XVII. Flucht zum himmliſchen Urbilde 75
XVIII. Viſion 79
XIX. Die drei himmliſchen Jungfrauen 84
XX. Maria ein Gewand beſſernd 86
XXI. Maria einen Mönch ſtärkend 90
XXII. Sanct Odilo 94
XXIII. Sanct Ildephons 97
XXIV. Sanct Fulbert 100
XXV. Sanct Joſcio Roſeus 102
XXVI. Sanct Adrian 104
XXVII. Sanct Franziska. 107
XXVIII. Sanct Paula 111
XXIX. Die ſchöne Maria von Regensburg 115
XXX. Unſere liebe Frau vom Buſche 118
XXXI. Die bauverſtändige Taube 122
XXXII. Die heilige Mutter Gottes von Tremedal 124
XXXIII. Muttergottes-Pantöffelchen 129
XXXIV. Die Mutter Gottes im Teiche 130
XXXV. Madonna aus dem Meere 133
XXXVI. Sanct Hermann Joſeph von Cöln 135
XXXVII. Inſchrift 141

XXXVIII. Maria, Gnadenmutter zu Freyberg 143
XXXIX. Anruf 145
XXXX. Das hohe Lied 148
XXXXI. Marientempel 150
XXXXII. Wiegenlied einer alten Magd 152
XXXXIII. Ave Maria 154
XXXXIV. Ave-Maria-Kraft 156
Schluß 157
Anmerkungen 159

I.

Die andächtigen Ameiſen.

Mit Schaam vernimm's und Reueſchmerz,
Du kaltes, hartes Menſchenherz:
Vorgeht in heißer Andacht dir
Ein arm Inſect, ein kleines Thier!
Es läſſet auf Bologna's Au'n
Sich eine heilige Höhe ſchau'n,
Auf die geſtellt ein Kirchenbau
Und ein Altar für unſre Frau.
Alljährlich hier zu jener Friſt,
Wenn unſrer Frau Geburtstag iſt,
Beeilen über Land und Meer
Ameiſen, ein geflügelt Heer,

2

Gleich einer dunklen Wolke Zug,
Zum Heiligthum den Wimmelflug.
Nur wenn Geſtürm und böſer Wind
Und Regengüſſe feindlich ſind,
Beſchicket ſich die Tage drauf
Und ſtrebt heran der fromme Hauf.
Am Dome ſinkt er nieder, zeucht
Sacht über'n Boden hin, erkreucht
Die Tafel des Altars und liegt,
Bis ihm die letzte Kraft verſiegt.
So opfert er ſein Leben hin
Der hochverehrten Herrſcherin,
So minnet er und glüht und loht,
Bis er verglüht in heiligem Tod.
Und wenn er nun, ſo hingeſtreckt,
Die ſchwarzbeladne Fläche deckt,
So ſammelt ihn der Prieſter ein,
Benedicirt die Körperlein
Und ſpendet ſie an alle Schaar,
Die her zu Tempel und Altar
Um dieſe Tage wallt und drängt
Und gierig jene Gab' empfängt.

3

Sie wird zur Arzenei verwandt,
Und iſt kein Uebel in dem Land,
Und keine noch ſo böſe Wuth,
Wofür ſie nicht zur Hülfe gut.
Dies fromme Thierchen arm und klein,
Dir ein Exempel laß es ſein,
Und ſchmelze dir das Eis der Bruſt
An jener Andacht Flammenluſt!

* * *

II.

Das Muttergottes-Gläschen.

Es zog in heißer Sonne Strahl
Ein Wagen über Berg und Thal,
Beſchwert mit einem edlen Gut,
Koſtbarer Weine goldner Fluth.
Der ſenkte ſich tief in ein Moor,
Und nimmer aus dem Grund hervor,
So ſehr der Fuhrmann hieb und ſchalt,
Bracht' ihn der Roſſe Zuggewalt.
Da kam ein wandernd Weib daher,
Das athmete ſo matt und ſchwer
Und redete den Fuhrmann an
Und ſprach: »Wie haſt du, guter Mann,
Die Fäſſer edler Labe voll!
Ach würde mir ein kleiner Zoll
Aus dieſer Ladung Ueberfluß!
Es wäre mir ein Heilgenuß.«

Worauf der Mann, ſo ſehr er grollt:
»Dir wäre wohl ein Trunk gezollt;
Allein wo iſt ein Trinkgeſchirr?« —
»Nicht mache dich ein Zweifel irr!«
Entgegnet ihm das Frauenbild;
»Es ſproßt ja wohl aus dem Gefild,
Beſcheidenem Begehr gemäß,
Ein uns bedienend Trinkgefäß.«
Und wie ſie ſpricht, da keimt empor
Ein fein Gewächs, da blüh'n hervor
Glasgleiche Blüthen weiß und roth,
Als riefe ſie ein Machtgebot.
Solch eine Blüthe wunderbar
Abbricht die Frau und reicht ſie dar.
Der Schaubetroffne macht ſie voll
Und reicht ſodann den Labezoll.
Den ſchlürft ſofort die Wunderfrau
Und iſt verſchwunden aus dem Gau.
Zugleich erhebt ſich aus dem Moor
Die ſchwere Laſt und ſchwebt empor
Und wird wie von geheimer Hand
Getragen auf das reine Land.

Und es erkennt der Mann anitzt,
Was ihm ſo hell in's Auge blitzt:
Der höchſten Herrin große Macht
Hat ihn ſo lieblich angelacht,
Geſchenk genommen klein und zart
Und ihn beglückt mit freier Fahrt.
Anbetend ſinkt er in den Grund
Und dankt hinauf mit frohem Mund
Und preiſet ihre ſüße Zier,
Und ſo wie er, ſo preiſen wir.

III.

Maria ihren Maler rettend.

Gegründet unſrer lieben Frau
Ward einſt ein hoher Tempelbau,
Man mühte ſich mit aller Macht
Zu ſchaffen eine große Pracht,
Man bauete manch langes Jahr,
Und wie das Haus vollendet war
Und nur der Raum, der innre, leer,
Da rief man einen Maler her,
Der thürmet' an der Wand hinauf
Ein hoch Gerüſt und ſtand darauf,
Und nahm den Pinſel in die Hand
Und ſchmückte die geweihte Wand
Und bildete mit Liebesſinn
Das Bild der hohen Königin,
So wie er es lebendig-nah
Mit innerlichem Auge ſah.

Und wie er eben fertig war
Und ſchauete ſein Werk ſo klar
Und in entzückter Minne brannt',
Erkrachte der zu loſe Stand,
Und tief hinab vom Brette nun
War ihm beſtimmt, den Fall zu thun; —
Das Bildniß aber in der Wand
Streckt' eilig aus die weiße Hand
Ergriff den Arm des Bebenden
Und ohne Haltung Schwebenden
Und hielt ihn alſo wunderbar
Bis Menſchenhülfe nahe war. —
O zarte Hand und mächtige,
Zu retten nie bedächtige,
Was unter deinen Schutz geſtellt,
Dich küſſ' in Andacht alle Welt!

IV.

Die Muttergottes-Pantoffeln.

Ein armer Mann voll Noth und Drang,
Vor außerſtem Geſchicke bang,
Kniet vor dem Bildniß unſrer Frau
Und opfert heißen Thränenthau.
»Wirſt du mein Heil und Leben nicht
Du allerbarmend Gnadenlicht,
Ich muß mit Weib und Kindelein
Verloren und des Todes ſein.«
So rufet er die Mutter mild; —
Nun hatte das gerufne Bild
Pantoffeln an, ein koſtlich Paar,
Von edelem Geſteine klar.
Mit einem holden Lächelgruß
Bewegt das Bild den einen Fuß
Und ſchleudert den Juwelenſchuh
Dem weinenden Verehrer zu.

Der ſtaunet tief, zieht in Betracht
Der blitzenden Geſteine Pracht,
Schickt dann der Blicke neuen Lauf
Zur halbbeſchuhten Herrin auf,
Dankt endlich mit verirrtem Wort
Und ſtürzet wie im Traume fort.
Er bringt den Schatz dem Juwelier;
Der aber donnert: »Wehe dir!
Maria ſchenkte dieſen Schuh?
Nein, Kirchenraub begingeſt du!
Fort, zum Gerichte folge mir!«
Der Arme folgt dem Juwelier,
Beſchwört mit Thränen, was geſcheh'n,
Allein er muß zum Tode geh'n.
Da fleht er eine letzte Huld:
Nur einen Augenblick Geduld,
Bis er dem Bild an heiliger Statt
Die neue Noth gebeichtet hat.
Sofort zum Dome führt man ihn:
»O Himmliſche, was du verlieh'n,«
So ruft er aus, »bringt mir den Tod;
Erkenn' und tilge meine Noth!« —

Mit einem holden Lächelgruß
Bewegt das Bild den zweiten Fuß
Und ſchleudert auch den andern Schuh
Dem weinenden Verehrer zu,
Und ringsherum die ganze Schaar,
Sie ſieht's mit ihren Augen klar,
Mirakel! ruft ein jeder Mund,
Es ſinkt ein jedes Knie zum Grund. —
O du, die unſre Leidennacht
In ſolche lichte Freudenpracht
Zu kehren uns, allſtets geneigt,
So wie nur unſer Seufzer ſteigt,
Sei, wonnevolle Himmelsmaid,
Sei hoch gelobt in Ewigkeit!

V.

Der marianiſche Wunderborn.

Gianetta war ein armes Weib,
Sehr dürftig und ſehr ſchwach von Leib.
Zu Caravaggio wohnte ſie;
Oft führte ſie jedoch von hie
Durch ein Gehölz ein Wandergang,
Zu dem die Noth, die herbe, zwang.
Da ward ihr einſt ſo weh zu Muth;
Es faßte ſie mit Doppelwuth
Das wilde Weh, mit dem ſie ſtritt,
Und hemmte jeden Tritt und Schritt.
Da ſank ſie weinend auf die Knie'
Und betete zu Sanct Marie:
»Hilf, heilige Mutter Gottes, du;
Wo nicht, ſo ſpende Todesruh!«

Da ſiehe wird ein Glanz geſchaut,
Vor dem der helle Tag ergraut;
Es iſt die klare Majeſtät
Der Himmliſchen, zu der ſie fleht;
Die ſpricht zu ihr: Sei kummerlos!
Hier aus der Erde dunklem Schooß
Drängt ſich bereits ein Quell der Kraft,
Der dir und Andern Hülfe ſchafft.
Verkünde, wenn dein Leid geheilt,
Welch eine Macht ich mitgetheilt
Dem Orte, den mein Fuß berührt
Und dem ein heiliger Bau gebührt! –
Hierauf verſchwindet das Geſicht,
Und aus der rauhen Decke bricht,
Umrungen von Gebüſch und Dorn,
Ein ſilberheller Gnadenborn.
Das Weib der reinen Fluth geneußt,
Die Leben in das Inn're geußt,
Ihr neue Kraft und Bluthe leiht
Und niegefühlte Heiterkeit.
Dann heim gewendet macht ſie kund,
Was ihr gebot der Göttermund.

Da pilgern alle Sieche hin,
Und keiner ohne Troſtgewinn;
Der Taube hört, der Blinde ſieht,
Der Stumme ſingt ein Freudenlied,
Der Lahme wirft die Krücke fort
Und wandelt raſch von Ort zu Ort.
Das preiſen alle weit umher;
Ein fürſtlich Ohr vernimmt die Mähr';
Visconti ruft die arme Frau,
Erkundet Alles ganz genau,
Beſcheert ihr einen goldnen Hauf,
Und richtet dann den Tempel auf.
Der nimmt ſofort die Wunderflut
In prangende, gewölbte Hut,
Und wer mit ihr die Zunge letzt
Und ſeine kranken Glieder netzt,
Der ſchreitet aus dem hehren Haus
Ein neugeborner Menſch heraus. —
O du, die über Sternen geht,
Und tröſtlich in der Tiefe ſteht,
Die Leben nur und Liebe quellt,
Du großer Arzt der ganzen Welt!

15

Gedenk' ich nur, o Mutter, dein,
Hinweggehaucht iſt alle Pein,
Ein Jubel alle meine Noth
Und wonnevoll ſelbſt Grab und Tod.

* * *

VI.

Das fürbittende Marieenbild.

Ein Wucherer, der viel erwarb
Unrechte Hab', erkrankt' und ſtarb.
Sein Sohn, ein raſches junges Blut,
Vergeudet' all erworbnes Gut,
Verſank in Armuth bitterſchwer
Und wußte keine Hülfe mehr.
Da murrt' er in ſich ſelbſt hinein:
»Und ſoll ich denn verloren ſein,
Und wird mein heiß Gebet zu Gott
So ganz und gar zu Hohn und Spott,
So ſei ein ander Theil erloſt,
So ſei der böſe Feind mein Troſt!«
Und alſo trieb ſein Duſterſinn
Ihn Nachts auf einen Kreuzweg hin;
Da rufet er den böſen Feind,
Und dieſer hört ihn und erſcheint.

Der Knabe ſtammelt ſein Begehr,
Und Satanas verſpricht Gewähr,
Allein befiehlt zu gleicher Friſt
Zu fluchen Gott und ſeinem Chriſt.
Der Bebende gehorcht dem Wort;
Drauf fährt der Arge weiter fort:
»Noch einen Fluch befehl' ich dir:
Auch Sanct Marieen fluche mir!
Der Knabe ſtutzt und weicht zurück:
»»Dies minnigliche Gnadenglück,
Dies wonnigliche Weltenlicht,
O Satanas, verfluch' ich nicht.«« —
Dagegen ihm der Böſe ſchnaubt:
»So biſt du meiner auch beraubt;
Verlaſſen hat dich Gott der Herr,
Und nun verläßt dich Lucifer;
Zu Grunde geh' in deiner Noth,
Und ſtirb, du Thor, ſchmachvollen Tod!«
Verſchwunden iſt die Grau'ngeſtalt,
Der allverſtoßne Knabe wallt
In Jammer hin und großer Pein
Und lenkt in einen Dom hinein,

Wo Gott der Herr am Kreuze hangt
Und nebenan Maria bangt.
Die hebt er an mit heißer Brunſt
Zu fleh'n um ihre reiche Gunſt,
Und daß ſie, als ein kühler Born,
Begütige den Flammenzorn,
Der in des Sohnes Buſen loht
Und ihm mit ewiger Rache droht.
Nun wer erriethe, was geſchieht?
Die Herrin unter'm Kreuze kniet
Als ſichtliche Vertreterin
Vor ihren Sohn, den großen, hin,
Und zwiſchen ihm und ihr ſofort
Verlautet dieſes Koſewort:
»O du, den ich, vom Geiſt erregt,
Als eine zarte Frucht gehegt,
Den ich genährt mit Mutterluſt
An unberührter Jugendbruſt,
Erhöre, Sohn, die Bitte mein,
Und laß ihn nicht verloren ſein,
Der ob verübter Frevelthat
In Reue dir und Schmerze naht!« —

--O du, die mich, vom Geiſt erregt,
Als eine zarte Frucht gehegt,
Die mich genährt mit Mutterluſt
An unberührter Jugendbruſt!
Wenn deine linde Bitte ſpricht,
So widerſteht mein Herze nicht.
Dem zwar gebührt die ewige Qual
Und nicht des Himmels Wonneſaal,
Doch dir zu Liebe ſei verzieh'n,
Und Hoffnung ohne Maaß verlieh'n.--
Wie unſre Frau in dieſem Ton
Der Rede pflag mit ihrem Sohn,
Und freudereich der Knabe ſtund
Ob ſeines Heils erneutem Bund,
Da ſah zugleich ein reicher Mann
Dies ungemeine Wunder an,
Trat näher und begunnte ſo:
-Du, der ſo großer Gnade froh
Durch Sanct Maria's hehre Macht,
Sei auch von mir nicht unbedacht!
Ich hab' ein feines Töchterlein,
Das ſoll, o Sohn, dein eigen ſein;

Auch ſollſt du mir beerben ganz
All meines Hauſes reichen Glanz;
So geh'n wir an Maria's Hand
Zuſammen ein in's Wonneland.« —
So wurde dieſem Gunſt gewährt
Und unverhofftes Glück beſcheert.
O haltet an Marieen feſt!
Arm iſt allein, wer ſie verläßt;
Und was ihr auch für Schuld verübt,
Und wie ihr auch den Herrn betrübt,
Sein noch ſo dräuend Strafgericht,
Schirmt jene nur, es ſchmettert nicht.

* * *

VII.

Maria als Küſterin.

Beate, Kloſterküſterin,
Die hatte wenig Kloſterſinn;
Es tobt' in ihrem heißen Blut
Unbändiger Begierde Wuth,
Und wie ſie fleht' und wie ſie rang,
Nicht ruht' in ihr der wilde Drang.
Da hält ſie es nicht länger aus
In der Entſagung ſtrengem Haus;
Hinunter in die Kirche ſacht
Begiebt ſie ſich in ſtiller Nacht,
Legt vor Maria's Bilde hier
Die Schlüſſel hin und ſpricht zu ihr:
»In deine hohe Gnadenhand
Leg' ich dies allzu reine Pfand;
Welch einer Flamme Raub ich bin,
Du weißt es, hohe Königin;

Sie duldet in ſo enger Pflicht
Mich Ueberwundne länger nicht;
Du, die ſo rein und doch ſo lind,
Verzeihe dem gequälten Kind;
Der Hölle Gluth durchwühlt mich hier;
Kein Born der Labe kühlt mich hier;
Dort außen aber ſpringt ſo hell
Der tauſendfach lebend'ge Quell,
Nach welchem alle Sinne glüh'n,
Für den ſo viele Reize blüh'n;
Hinaus muß ich aus dieſem Graus,
Muß in die freie Welt hinaus.-
Beate ſpricht es und entflieht
In's ſündetrunkne Weltgebiet, .
Lebt hier zu ihres Standes Hohn
Ein Leben aller Zucht entfloh'n,
Und weil ſie reich an Schöne prangt,
So hat ſie, was ihr Herz verlangt.
So ſtreichen ihr zehn Jahre hin;
Da wandelt ſich ihr Luſtgewinn
In bitterer Verlaſſenheit
Schmach, Jammer, Angſt und Traurigkeit;

Verblichen iſt ihr Angeſicht,
Entwichen ihrer Sonne Licht;
Es flieht der letzte Dämmerſchein,
Es bricht die volle Nacht herein;
Sie fleht zuletzt in ihrer Noth
Um ein verſchimmelt Bettelbrod.
Nun ſuchte ſie gern wiederum
Das ſtille Monaſterium,
Das ihr vordem ſo ſchlimm behagt,
Dem ſie ſo haſtig abgeſagt;
Doch daß ſie dorthin wiederkehrt,
Das bleibt ihr ewig unbeſcheert;
Denn ihre Seele ſchrickt und ſcheut,
Bedenkt ſie, welche Rache dräut.
Indeſſen dringt zu ihrem Ohr
Die weiterſchollne Kunde vor,
Wie eine heilige Nonne ſei,
Der alle Welt Verehrung weih',
Die mit erhabner Meiſterſchaft,
Bewältige Dämonenkraft
Und jeglichem, der krank und ſchwach,
Wegſegne jedes Ungemach.

Dieſelbe Nonne — welch ein Wort! —
Sei Küſterin an jenem Ort,
An welchem es Beate war,
Ja nenne ſich Beate gar.
Und wie ſie forſcht und wie ſie fragt
Um jene, die hinausgejagt
Verpönte Welt- und Luſtbegier, —
Nicht eine Seele weiß von ihr;
Nur eine war ſie fort und fort,
Die Küſterin Beate dort.
Da ahnet ihr ein Wunder groß
Und ein erſtaunlich Gnaden-Loos;
Es treibt ſie nach dem heiligen Ort
Trotz aller Furcht und Bange fort;
Schon an der Pforte ſchwankt ihr Fuß;
Da hebt ſie an mit Bede-Gruß:
»Berichte, gute Pförtnerin!
Iſt eine heilige Frau hierin,
Genannt Beate, fromm und rein,
Ein Troſt für alle kranke Pein,
Geſchmückt mit hohem Preis und Ruhm
Und Küſterin im Heiligthum?«

Die Pförtnerin entgegnet ihr:
»Ja, dieſe Frau iſt Nonne hier
Und blicket auch — wie wunderbar! —
So wie du ſelber ganz und gar.«
Und wie ſie ſtaunt und wie ſie ſchaut
Und kaum dem eignen Auge traut,
Da tritt mit hellem Angeſicht
Die Heilige her, die alſo ſpricht:
»Vernehmt, daß ich Maria bin!
Ich habe mich als Küſterin
Für dies verirrte Kind geſtellt,
Das, heiß begehrend nach der Welt,
Mir dieſe Schlüſſel dargebracht
Und ausgefloh'n in dunkler Nacht.
Sie nehme ſie auf's neue hin
Und ſei die alte Küſterin;
Sie trete frei in dieſes Haus
Und bange keinem Rache-Graus;
Ihr leuchte meiner Gnade Licht
Und ſcheuche jedes Strafgericht!«
Maria ſpricht es und verweht;
In Freuden hoch Beate ſteht.

Begiebt ſich in den alten Port
Und dienet ihrem hohen Hort
In Treuen hier zu aller Friſt,
Bis ausgehaucht ihr Odem iſt. —
So handelt' unſre Königin
An einer armen Sünderin;
Solch eine Langmuth und Geduld
Erprobte ſie an dieſer Schuld;
Solch eine Demuth übte ſie,
Und kein Verzug betrübte ſie;
Mit ſolch erhabner Liebe Thau
Labt einzig unſre liebe Frau.

VIII.

Maria einen Ehemann beſſernd.

Es lebte zu Sevillia
Ein Weib, mit Namen Lucia,
Gar freundlicher und frommer Art
Wie Mondesſtrahl ſo mild und zart.
Doch ihr Gemahl war ein Tyrann,
Ein geiziger und harter Mann;
Nie fühlt Erbarmen ſeine Bruſt.
Und übte ſie nach ihrer Luſt
Austheilende Barmherzigkeit,
Und ſchirmte nicht Verborgenheit,
So wüthet' in dem Unglückshaus
Ein Haderſturm, ein Rachegraus.
So traf geſchwungen und geballt
Ruchloſe, rohe Fauſtgewalt,
So ward ſogar mit Zauſekraft
Das weichliche Gelock entrafft.

Und weil ſie liebt' umherzugeh'n,
Und einen Jammer auszuſpäh'n,
Der dann von ihrer Hand begabt
Und linde ward mit Troſt gelabt,
Verſchloß er ihr des Hauſes Thor
Und ſchnob in ihr erſchrecktes Ohr
Ein Dräuen groß und grimmiglich,
Wofern ſie je der Haft entwich.
Nun hielt einmal den rauhen Herrn
Ein ernſtliches Geſchäfte fern;
Da wagte ſie's und ließ ihr Haus
Und ſchlich nach einem Hüttlein aus,
Wo tiefes Elend hauſete
Und bleiches Siechthum grauſete.
Wie dies von ihrer Hand begabt
Und linde ward mit Troſt gelabt,
Da ließ ſich ein Gewittergrau'n,
Ein plötzliches, am Himmel ſchau'n;
Bald unter Blitz- und Donnerwuth
Stürzt himmelab maaßloſe Fluth;
Empörte Waſſer ſchwellen an,
Und überſchwemmt iſt alle Bahn.

So bricht die dunkle Nacht herein —
Für Lucia, welch' eine Pein!
Ihr Morgenloos wie fürchterlich,
Wenn alſo dieſe Nacht verſtrich!
Doch was zu rathen, was zu thun?
Sie muß in jener Hütte ruh'n.
Wie ruhelos iſt dieſe Ruh!
Wie ſchlöſſe ſich ihr Auge zu?
All' ihre Raſt iſt ein Gebet,
Das in die hohen Himmel fleht;
Zur Gnadenmutter heiß hinauf
Nimmt ihre Qual den Bebe-Lauf,
Und was ſie ſchickt zur Wolk' empor,
Dort oben hört's ein leiſes Ohr. —
    Gewichen iſt die grimme Nacht;
Ein ſchrecklicherer Tag erwacht.
Die freigewordnen Steige tritt
Die zarte Frau, die Sorge mit.
Nun iſt erreicht das eigne Thor,
Nun ſteigt ſie zum Gemach empor.
Wie pocht das Herz, wie fliegt die Bruſt,
Des immer nähern Sturms bewußt!

Doch was geſchieht? Gar minniglich
Umfaßt ſie jener Wütherich,
Und küßt ſo lieblich, koſ't ſo fein:
»Ach, liebes Herz, wie harr' ich dein!
Kaum eine Stunde warſt du weit
Doch ſchien ſie mir Unendlichkeit.«
Erſtaunend horchte Lucia,
Und nicht begriff ſie, was geſchah.
Er aber küßt' und koſ'te fort
Mit niegewohntem Schmeichelwort,
Gedachte, wie ſo ſeliglich
Ihm dieſe letzte Nacht verſtrich,
Wie er erkannt, in Lucia
Sei ihm des Himmels Wonne nah,
Wie er geſaugt von ihrem Mund,
Was nie zuvor der Seele kund,
Und nun ein Leben ſüß und neu
In ſeine Bruſt gedrungen ſei,
Von welchem er zu keiner Zeit
Abſcheiden woll' in Ewigkeit.
Dazu bereut und klagt er an
All' rauhe That, die er gethan.

Und bittet ab demüthiglich,
Und Aug' und Wange feuchtet ſich.
Da muß ja wohl die Gute ſeh'n,
Welch ein gewaltig Ding geſcheh'n,
Da muß ihr endlich werden hell
Der unverhoffte Gnadenquell,
Der alſo reich und alſo voll
Auf ihr Gebet vom Himmel quoll.
Sie zu vertreten dieſe Nacht,
Hat ſich die Huldin aufgemacht,
Ja hat noch größre Gunſt beſcheert,
Hat ihren Unhold umgekehrt,
Geſchaffen, daß dies wilde Blut
Geworden, wie ein Engel gut. —
Ach welch ein Wunder groß und ſchön
Aus mildgeneigten Aetherhöh'n!
Ach preiſet Alle Tag und Nacht!
Maria's Huld, Maria's Macht!

◆

IX.

Unſerer lieben Frauen Milch.

Es war 'mal ein Canonicus,
Poet zugleich und Muſicus,
Ein Mann von hohem Genius,
Sein Name war Carcerius.
Der weihte ſeinen Geiſt und Sinn
Der benedeiten Königin,
Der gab ſich ohne Wandel hin
Der lieblichen Fürbitterin,
Der allgeneigten Retterin,
Der allgewalt'gen Löſerin
Von aller Noth und aller Schuld,
Dem ewigen Born maßloſer Huld.
Sein Ave war, ſein Liebes-Ach
Mit blickender Aurore wach,
Es hatte nicht bei Tage Raſt,
Es grüßte noch bei'm Sterneglaſt.

Und manches ſchöne Lied erſann
Sammt Melodie der heilige Mann,
Sie zu erheben hell und klar,
Die ſeines Herzens Flamme war.
Allein in ſeiner Andacht Glück
Erſchüttert ihn ein hart Geſchick;
Er ſinkt dahin und ſiecht ſo ſchwer,
Und wohl erſteht er nimmermehr.
Noch immer zwar aus ſeiner Bruſt
Steigt der gewohnten Preiſe Luſt;
Noch iſt zu jeder Stunde wach
Sein Ave-Gruß, ſein Liebes-Ach;
Allein zuletzt wird auch die Kraft,
Des Wortes und der Stimm' entrafft;
Nicht mehr aus ſüßem Sängermund
Wird künſtliches Getöne kund,
Stumm iſt der geiſtbeſeelte Klang,
Der jegliches Gemüthe zwang.
Doch das im Mund erſtickte Wort,
Noch jubilirt's im Innern fort;
Noch iſt ſein Auge matt und ſtumm
Ein tönendes Präconium.

Doch näher immer rückt der Schluß,
Und es empfaht Carcerius
All heiliges Sacrament, das noth
Zu eines guten Chriſten Tod.
Es ſchweigt die Nacht, es nicken ein,
Die ſich der düſtern Pflege weih'n, —
Da breitet ſich in dunkler Klauſ'
Ein wunderbarer Schimmer aus;
Es ſteht in heller Gloria
Die hochgelobte Mutter da,
Naht dem verlornen Manne ſich,
Umfaſſet ihn trautmütterlich,
Macht ihre Bruſt der Hülle baar,
Reicht die verklärte Wonne dar,
Den himmel-reinen Buſenſchnee; —
Wo biſt du Tod? Wo biſt du Weh?
Der Kranke ſaugt mit ſchwachem Mund
Die Göttermilch und iſt geſund.
Sofort entſchwebt die hohe Frau;
Die Helle weicht dem alten Grau;
Doch aufgerichtet ſtimmt der Mann
Ein doppelhelles Preiſen an,

Und Alles kommt und ſteht umher
Und ſtaunet ob der Wundermahr,
So gratios und glorios
Holdſelig und miraculos,
Wie keine, die zu Ohren kam
Und Ohr und Herz gefangen nahm. —
Solch eine Herrin haben wir,
An ſolcher uns erlaben wir
In Allem, was uns Herbe beut,
In Lebe-, wie in Sterbezeit.
Ihr tön' all unſer Leben lang,
Sie feiere mit Ueberſchwang,
Ihr ſteig' empor mit Jubelklang
Ein ewiger Dank- und Lobgeſang!

X.

Die Samſtagſonne
oder
Maria im Fegfeuer.

An jedem Samſtag ſcheint einmal
Der lieben Sonne warmer Strahl;
Großmütterchen hat mir's bewährt
Und auch davon den Grund gelehrt.

Es ſenket aus der Himmelspracht
Sich alle Freitag in der Nacht
Die heilige Mutter ſanft und gut
In Fegefeu'rs entfachte Wuth.

Wenn dann die theure Huldgeſtalt
Hin durch gekühlte Flammen wallt,
So kommt der armen Seelen Hauf,
Faßt ihr Gewand und weint darauf.

So wird von Anfang bis zuletzt
Gewaltiglich ihr Saum benetzt;
Drum, wenn ſie wieder heimgekehrt,
Sie raſch ein neues Kleid begehrt.

Das aber, das ſo naß geweint,
Auslegen, wenn der Tag erſcheint,
Die Engel in dem hohen Saal
Und trocknen es im Sonnenſtrahl.

So muß ja wohl an dieſem Tag,
Wie ſehr ſie ſich auch bergen mag,
Zu dienen unſrer lieben Frau'n,
Die Sonne durch die Nebel ſchau'n.

XI.

Schön Eſtherchen.

Im Jahr des Heiles tauſend
Einhundert zwei und dreißig,
Da Ferdinand gewaltig
Obſiegete den Mauren,
Begab ſich in Caſtilien
Die wunderbarſte Mähre.
Neigt euer Ohr und hört:

Es blühet' in Segovia
Hold überaus und reizend
Die Tochter eines Juden,
Schön Eſtherchen genannt.
Ein reicher Herr von Adel
Entbrannte heiß in Sehnſucht
Zur dieſe ſeltne Blüthe
Und ward mit allen Machten

Um ihre ſtille Liebe;
Doch unbewältigt blieb ſie
In jeglicher Verſuchung
Und ſonder alle Schuld.
Des Herrn Gemahlin aber,
Die eiferſuchtempörte,
Die ſeine Flamme kannte,
Tod und Verderben ſchwur ſie
Dem ſchönen Judenkind.
Als eine böſe Hexe,
Die durch geheime Künſte
Den Gatten ihr bezaubert,
Verklagte ſie die Arme,
Und dieſe ward verurtheilt,
Von dem Gefels Corvara,
Dem grauenhaft geſteilten,
Umflogenen von Raben,
Schmachvoll hinabgeſtoßen
Zu endigen ihr Daſein,
Und des Gevögels Beute
Zu liegen in der Tiefe
Zerſchmettert und zerſchellt.

Gekommen iſt die Stunde
Des Mordgerichts; es wandelt
Schön Eſtherchen zum Tode.
Frei flattern ihr die Haare,
Die aufgelöſten, ſchwarzen;
Ein Hemde nur bedeckt ſie;
Rückwärts auf ihre Hüfte
Gebunden ſind die Hände,
Die zarten Füße bloß.
Es rühret ihre Schönheit
Selbſt ihre rauhſten Henker;
Es hatte ſie viel lieber
Gekußt mit hundert Kuſſen
Ein jeder, als geſtoßen
In furchterlichen Tod.

Viel hatte ſie gebetet
In Weiſen ihres Volkes,
Erbarmen abzuringen
Und Rettung ihrem Gotte,
Doch ohne Troſt und linde
Beſchwörung ihrer Angſt.

Nun ſchwindelt ſie am Rande
Des ragenden Geſteines,
Dicht neben ihr die düſtern
Vollſtrecker ihres Urtheils,
Mit tödtlichen Gewalten
Sie ſchrecklich anzutaſten,
Beſtellet und bereit,
Und in gedehntem Kreiſe
Des Auges eine zahllos
Herbeigeſtrömte Menge,
Begierig, anzuſchauen,
Wie ſie, hinunterſtürzend
Zerſchmetter' im Gethal.

Mit einem Male blitzet
Durch ihrer Seele Nachtgrau'n
Ein lieblicher Gedanke,
Ein morgenheller Strahl.
Die Chriſtenheit beſitze —
So hatte ſie vordeſſen
Aus frommberedtem Munde
Vernommen oft und gerne —

Die wundervollſte Herrin,
Großmächtig ohne Schranke,
Holdſelig ohne Trübe,
Liebherzig ohne Maaß.
Zu ſelbiger anitzo
In höchſter Noth Bedrängniß,
Ob ſie verhöhnter Unſchuld
Erhobne Stimme leichter,
Als jene Gottheit höre,
Die taubgebliebne, ſendet
Schön Eſtherchen den Anruf:
»Maria, heilige, hilf!«
In ſelbigem Momente
Wird ſie hinabgeſtoßen
Und fällt. Doch wie ſie fällt,
Ergriffen in den Lüften
Und ſachte von der Höhe
Hinabgetragen wird ſie
Und ſänftiglich gebettet,
Wie auf gelinde Kiſſen,
Auf harter Erde Grund.
Was ihr geſchieht, ſie ſelber

Im Taumel ihres Schreckes
Iſt deſſen ohne Kunde;
Doch tauſend Augen ſehen,
Wie eine himmelſchöne,
Glanzhelle Frau das Mägdlein
Mit ihren Armen auffängt
Und durch die Räume trägt.
Gerettet iſt die Jüdin,
Iſt keine Jüdin weiter.
Als eine Heilige preiſet
Die alſofort Getaufte,
Nicht Eſtherchen hinführo,
Maria nun Geheißne,
Del Salto Zubenannte
Ehrfürchtig alles Volk.

XII.

Maria einen Mauren bekehrend.

Viel eifrige, doch völlig
Fruchtlos verhauchte Worte
Verlor an einen Mauren,
Den Sklaven eines edlen
Hiſpaniers ein Prieſter
Der wahren Religion;
Denn was er auch für ſanfte
Belehrungen ertheilte,
Denn was er auch für ernſte
Bedrohungen verſuchte,
Stets wiederhohlte jener,
Der Argverſtockte dieß:
»Der ich zu meinem Heile
Geboren und erzogen
Im Schooße bin des Islam,
Ich denke — denn ich ſcheue,

Hinabzuwandeln tief einſt
Die fürchterlichſte Straße —
Zu ſterben auch in ihm.«

Nun war jedoch im Hauſe
Des adeligen Eigners
Ein Bildniß unſrer Frauen,
Ein treffliches und ſchönes,
Nicht ohne Licht von oben
Und allerhöchſten Beiſtand
Gefertiget von frommer
Und meiſterlicher Hand.
Gar ſehr gefiel daſſelbe
Dem Auge jenes Mauren;
Es fühlte ſich ſein Herze
Gar freundlich angezogen,
Gar minnig hinbewegt.
Da zündet' er allnächtlich
Ein Lämpchen an und ſtellt' es
Mit zagender Verehrung,
Als übt' er ein Verbrechen,
Vor das geliebte Bildniß.

Und betete, der tief noch
Von ſeiner alten Blindheit
Umnachtete, wie folgt:
»Vergebung, ach, Vergebung,
O Muhamed und Allah!
Nie taufe mich die Taufe,
Die chriſtliche, verhaßte!
Doch dieſes holde Bildniß
Bezwingt ſo ſüß die Seele,
Daß rein zu widerſtehen,
Ich Schwacher ohne Macht.«

Nicht lange hatt' er alſo
Mit kleinen, aber doch ſchon
Werthvollen Huldigungen
Die Himmliſche gefeiert,
Da ward ihm eine Gnade
Der allerreichſten Art.
Es weckt' ihn aus des Schlummers
Tiefnächtlicher Betäubung
Ein ungemeiner Glanz auf;
Im Glanze, weiß gekleidet,

Stand eine hehre Jungfrau
Und ſtrahlet' ihn mit hellen,
Huldreichen Augen an.
»Wer biſt du,« ſprach der Sklave,
»Wie mochte dir's gelingen
In dieſes riegelfeſte
Gemach hereinzudringen?
Biſt du vielleicht der Jungfrau'n
Des Paradieſes eine,
Ein Bote vom Azur?« —
»»Ich bin,«« verſetzte jene,
»»Die, welche du allnächtlich
Durch eine Lampe ſchmückeſt,
Die Königin des Himmels,
Die Herrſcherin der Erde,
Die Fürſtin aller Welt.
Dein Dienſt gefällt mir, Achmed!
Durch ſelbigen bewogen
Bin ich herabgeſtiegen
Vom Stuhle meiner Herrſchaft,
Dem über Goldgeſtirnen
Erhobenen, vom Liede

Der Seraphim umtönten,
Und möchte dich bereden
Zu weihen ungetheilt mir
Und ſonder allen Abbruch
Die Pulſe deines Lebens,
Ein feierlich Benetzter
Durch heiliger Taufe Naß.«« —
Erſchrockenen Gemüthes
Antwortet' ihr der Maure:
»Der Hölle Grau'n, befürcht' ich,
Wird mich hinunterraffen,
Wenn ich die Treue breche
Dem Großen und Alleinen,
Den Muhamed verkündet,
Der göttliche Prophet.«
Da nahete dem Bangen
Die mutterliche Huldin,
Die Kämpferin mit Waffen
Der ſanfteſten Gewalt,
Umfaſſet' ihn mit Armen,
So ſtarken, als gelinden,
Und hauchte dem Beglückten

— O Sklave, mehr, denn Obherr
Geſammter Weltgebiete! —
Den ſeligſten der Küſſe
Auf ſeine braune Stirn.
„„Laß immerhin,““ ſo ſprach ſie,
„„Von Muhamed und Allah,
Und werde mein Geſpons!
Kein Schade droht im Leben,
Kein Uebel dem im Tode,
Der völlig übergeben
Mir Seele hat und Daſein,
Dem meine Minne lächelt,
Den meine Huld umfächelt,
Den meine Hand beſchirmt.““ —
„O Königin,“ verſetzte
Der Maure, der berauſchte
Von überird'ſcher Wonne,
„Wie biſt du reich an Demuth,
Wie biſt du reich an Liebreiz,
Ganz Seligkeit, ganz Schöne,
Ganz Himmel und ganz Licht!
Ein nie gefühltes Feuer

Durchſtrömt Gebein und Ader,
Entflammt Gemüth und Geiſt mir
Und ſchmelzet der Beharrung
Geſammte ſtarre Kraft.
Es weihe mich die Taufe,
Die chriſtliche, die tief mir
Noch eben erſt verhaßte,
Zu endeloſem Dienſte,
Holdſelige, dir; doch Eines
Gelobe mir dein Mund!
Nicht ſchaue dich mein Auge
Das letzte Mal! Wenn Zweifel
Und Aengſte mich ob deſſen,
Was ich gethan, erſchüttern,
Wenn tiefe, heiße Sehnſucht
Nach dem, was ich anitzo
In deinem Arme fühle,
Mich übermannt, ſo höre
Die Rufe, die ich ſende,
Und nahe dich, wie jetzo,
Zu tröſtlicher Beſchwichtung,
Zu traulichem Verein!“ —

„Du rufe nur! Ich höre,“
Antwortete Maria
Und fuhr mit ihrem Prangen
Zum hohen Aether auf.
So wie hierauf des Morgens
Purpurne Säume glühten,
Verfügte ſich der Sklave
Zu ſeinem Herrn und heiſchte
Getauft zu ſein. Er ward es.
Auch ſäumte nie Maria
Dem oft ſofort erhobnen
Inbrünſtiglichen Rufe
Des liebenden Beſchwörers,
Erglänzete, wie damals,
Dem Einſamen, verſcheuchte
Die düſteren Gewölke
Des Geiſtes ihm und kühlte
Die Gluthen ſeiner Seele
Mit himmliſcher Liebe Kuß.

XIII.

Der einfältige Prieſter.

Es war einmal ein armer
Hiſpaniſcher Clericus,
Der hatt' an Witz und Weisheit
Gar wenig Ueberfluß.
Das leidige Studiren,
Das war ſein Hauptverdruß,
Denn wie er ſich auch quälte,
Es kam zu keinem Fluß.

Nur eine Meſſe wußt' er,
Die war ihm alle werth,
Von allen andern hat er
Die Kunde rein entbehrt.

Das salve sancta parens,
Das ſang er unbeſchwert,
Nur in Marieens Preiſe
Stark, munter und gelehrt.

Doch kam zuletzt die Sache
Vor den Episcopus:
»Da ſei ein gar ſo träger
Und blöder Clericus,
Nur eine Meſſe wiſſ' er,
Die ſing' er ohne Schluß
Und wecke ſo der Spötter
Hohnlachenden Erguß.«

Roth ward darob vor Aerger
Des ſtrengen Herrn Geſicht.
»Nie,« rief er aus,» vernahm ich
Solch einen Schandbericht.
Den Schmählichen, man ſtell' ihn
Sogleich vor mein Gericht!
Und iſt die Sache richtig,
Die Strafe fehlt ihm nicht.«

Man rief ihn her, den armen,
Einfältigen Clericus;
Er ſchwitzte kalte Schweiße
Bei dieſem harten Muß;
Geſenkten Auges trat er
Vor den Epiſcopus
Und harrte bleich und zitternd
Auf deſſen Redeſluß.

Und es begann der Finſtre:
»Sag' an und lüge nicht!
Iſt wahr, was ich vernehme
Und was die Menge ſpricht?
So ſchwach und blöde biſt du,
So leer an Unterricht,
Nur eine Meſſe weißt du,
Und mehr als dieſe nicht?«

Ihm ſtammelte der Gute:
»O Herr, erbarmt euch mein!
Ich kann es nicht verhehlen,
Ich löge, ſagt' ich nein.

Das salve sancta parens,
Das ſing' ich ganz allein,
Denn nur das Eine bracht' ich
In meinen Kopf hinein.«

Da ſprach in ſeinem Grimme
Der geiſtliche Patron:
»O Schmach der heiligen Kirche,
O Aergerniß und Hohn!
Hinweg von deinem Amte
Du ungerathner Sohn!
Geh', rühre deine Glieder
Um einen Tagelohn!«

In Schaam und Trauer eilte
Der arme Prieſter fort;
Zu ſeiner Herrin floh er,
Zu ſeinem hohen Hort:
»O du, die ich gegrüßet
Ohn' Ende fort und fort,
Sei du in dieſem Sturme
Mein Anker und mein Port!«

Und kaum vernimmt's die Holde,
So ſenkt ſie ſich auch ſchon,
Die nie umſonſt Geflehte,
Von ihrem hohen Thron,
Entſchleiert ſich dem Dränger
In einer Viſion
Und hält ihm einen ſtrengen
Und ernſtlichen Sermon.

»Ei, ei, was muß ich hören,
Mein ſaubrer Herr Patron!
Ihr wagt es, anzutaſten
Mein Herz und meine Kron'?
Ihn, den ohn' Ende regen
In meiner Ehre Frohn —
Ihr raubt mir meinen Prieſter,
Ihr kränkt mir meinen Sohn?

Ihr haltet es für arge,
Strafwerthe Ketzerei,
Daß man in Kirchen ſinge
Nur meine Melodei?

Sogleich von aller Sorge
Macht den Erſchreckten frei,
Sogleich reſtituirt ihn
In ſeine Kaplanei!

Und wo ihr ſäumen ſolltet
Mein Herr Episcopus,
So harrt auf eures Lebens,
Nicht ſäumenden Beſchluß!
Drei Tage Friſt vergönn' ich;
Nach dieſer Zeit Verfluß
Prangt er in eurem Amte,
Der arme Clericus.«

Zum Tode faſt erſchrocken
War der Episcopus,
Berief ſogleich den armen,
Verſtoßnen Clericus,
Und bat ihn um Vergebung
Mit einem Thränenguß,
Daß er gefaßt ſo harten
Und feindlichen Beſchluß.

»Du bleibſt in allen Ehren
Der alte Kapellan,
Und ſtimmſt der Glorioſen
Den alten Hymnus an.
Und ſollte dir was fehlen,
Vielwerther, heiliger Mann,
So ſiehſt du meine Habe
Ganz als dein eigen an.«

Der gute Mann, er hört es
Mit überraſchtem Ohr;
Er geht und ſingt die Meſſe,
Die eine, wie zuvor;
Und wie er ſtirbt, da ſchwebt er,
Selig und ſanft empor,
Sein Salve fortzuſingen
Im lichten Engelchor.

* * *

XIV.

Die Ave-Maria-Lilien.

Hugo, der edle Kämpe, ſatt der eitlen
Irdiſchen Ehren, nahte ſich dem Abte,
Mit dem Erſuchen, ihn den Laienbrüdern
Beizugeſellen.

Selbiger aber meinte, zu gering ſei
Dieſe Geſellſchaft für den Hochberühmten,
Wünſchete ſehnlichſt, ihn dem Orden ſelber
Einzuverleiben.

Und ſo gebot er denn der Brüder einem,
Ihm die Gebete des Breviers zu lehren;
Hugo jedoch behielt allein das Wörtlein:
Ave Maria.

Ave Maria war ſofort ſein Weidſpruch,
Ave Maria Stoßgebet und Fluch ihm,
Wenn er erwachte tönt' und wenn er einſchlief:
Ave Maria.

Ave Maria — ſeine ganze Seele
Löſete ſich in dieſes eine Wort auf;
Noch, wie er hinſchied, lispelt' er ein ſterbend
Ave Maria.

Ja es erhuben ſich — ein ſchönes Wunder —
Lilien aus dem Grabe des Verſenkten,
Goldene Züg' auf ihren Blättern grüßten:
Ave Maria.

XV.

Die Gebote der heiligen Jungfrau.

War eine ſeine, minnigliche Frau,
Die hatte zu der Hochgebenedeiten
Viel fromme Luſt und kindliche Geneigtheit
Und ſann darauf, wie ſie die werthe Herrin
Durch einen ihr recht angenehmen Dienſt
Erfreuete. Da offenbarte dieſe
Sich ihr in einer Viſion und ſprach:
»Dieweil du ein ſo groß Verlangen hegſt,
Etwas zu thun, was mich erfreuen könne,
So komm ich her und gebe dir Beſcheid,
Auf welche Weiſe dir's gelingen möge.
Auf's höchſte nehmlich wirſt du mich erfreu'n,
Befolgſt du treulich folgende Gebote.
Sind dir gebeugte Menſchenherzen nah,

Beeifere dich, ſie liebend aufzurichten,
Und wenn du ſiehſt, wie Noth und Mangel harmt,
So ſäume nicht mit freundlicher Begabung!
Nicht ſuche, wenn du fromme Thaten übſt,
Der Menge Beifall, wende deinen Blick
Auf mich allein. Wenn dich die Welt beleidigt
Beleidige nicht wieder, dulde ſtill!
Und ſollte ſie dir fluchen, liebes Kind,
Nicht fluche wieder, ſegne du dafür!«
So ſprach die holde Herrin und verſchwand.
Tief prägte ſich in das Gemüth der Frau
Ein jegliches von dieſen heiligen Worten,
Und ihnen nachzuleben allertreulichſt
War ihr Bemühen all ihr Leben lang.
Doch als ſie ſich zu ihrem Ende neigte,
Fiel auf das Herz ihr manch' geheime Luſt,
Die ſie genoſſen wider Zucht und Sitte,
Und ihre Seele wollte ganz und gar
An göttlicher Barmherzigkeit verzagen.
Da trat Maria vor ihr Lager hin
Und ſprach zu ihr: »Gieb dich zur Ruhe, Kind!
Denn da du ſo getreulich eingedenk

Der Lehre warſt, die dir mein Mund gegeben,
So fehle dir in dieſer letzten Noth
Auch meine tröſtlich ſtarke Hülfe nicht!
Frei ſollſt du ſein von aller Sündenſchuld,
Frei ſein von aller Qual der Sündenſtrafe! –
Deß tröſtete die Sterbematte ſich,
Und ihre Seele fuhr zur ewigen Freude.

* * *

XVI.

Der Maler und der Böſe.

Noch jung an Jahren war Agoſto ſchon
Ein Meiſter in der Kunſt der Malerei
Und bildete vor Allem zwei Geſtalten
Mit großem Fleiß und mächtigem Erfolg:
Die ſterngekrönte Fürſtin im Azur,
Der Myriaden lichte Geiſter dienen,
Und den Monarchen der verſtoßnen Schaar,
Den ſchwarzen in der Hölle Nachtgebieten,
In ungemeinem Glanze ſtrahlend ſie,
Scheuſelig ihn und häßlich überaus,
So, daß vor ihm ein jedes Herz erſchrack,
Indeß Marieens göttlicher Geſtalt
Ein jegliches entzuckt entgegenpochte.
Und zwar befanden ſich auf den Gemälden

Des Trefflichen gern Beide miteinander,
So, daß die triumphirend ſtarke Maid
Die Füße ſetzt' auf das gekrümmte Scheuſal,
Und deſto heller alſo durch Contraſt
Die Schöne der geliebten Herrin glänzte.
Ingrimmiglich entbrannte drob der Arge;
Doch weil Agoſto gar ſo fromm und rein,
Gelang es nie, ſich Rache zu verſchaffen.
Schwach aber iſt die menſchliche Natur
Und unbedroht auch nicht die reinſte Reine;
Daher verfiel der Gute dennoch einſt
In ſchwere Schuld und machte ſo den Unhold
Zu ſeines Schickſals fürchterlichen Herrn.
Da nehmlich ihm ſein noch ſo köſtlich Werk
Doch nie genügen wollte, ſpahet' er
Nach Zügen hoher, edler Frauenſchöne,
Die er benützen möchte, mühte ſich,
Das Höchſte zu erreichen, ſeine Kunſt.
Da war nun in der Stadt ein ſchönes Weib,
Die Gattin eines adelichen Herrn,
Die dieſer ihm zu conterfei'n gebot,
Und die, ſo dünkt' es ihm bei dieſer Arbeit,

Vor allen andern Frauen in der Welt
Sich eignete zu jenem hehren Zwecke.
Kaum könne ja — ſo raunte liſtig ihm
Der ſchon herangerückte Böſe zu —
Kaum könne ja die Hocherhabne ſelbſt,
So ſehr ſie alles Menſchliche beſiege,
Dem Auge, dem ſie ohne Schleier klar,
Holdſeligere Majeſtät beweiſen.
Bald hatten auch geſammte ſeinem Pinſel
Entfloſſene Madonnen dieſen Blick,
Der ſo gebietend und zugleich ſo milde,
Dies prächtige, gelockte, goldne Haar,
Den Adel dieſer ſchlanken Hochgeſtalt
Und dieſer Glieder reines Ebenmaß.
Zugleich begann in ſeinem Innern ſich
Ein Streit zu heben zwiſchen ihr, zu der
Sich himmelan die fromme Seele ſchwang,
Und ihr, die ſo verführend nahe prangte;
Und mehr und mehr in Fabiana's Reize
Vertiefte ſich ſein Auge, ſein Gemüth;
Ja es verſchwand am Ende ganz die Liebe
Der Himmliſchen aus der bethörten Bruſt

Und die allein zur ſchönen Irdiſchen
Blieb ihm zurück und ſtieg zu einer Gluth,
Die jede fromme Zucht in ihm erſtickte
Und jede Scham und jeglichen Bedacht,
Und ihn dahinriß in verpönte That.
Die ohnedem ſich Neigende bereits,
Sie widerſtand der knieenden Verehrung,
Der heißen Bitte des Verführers nicht,
Bot willig ihre Lippe ſeinem Kuß
Und ſog die wilden Feuer ſeines Mundes
Begierig auf, ſo oft die Stunde hold.
Die Flamme, die gefährliche, zu ſchüren,
Beiſtand verleihend dem geheimen Bund,
Verſäumte der geſchäftige, gewandte,
Schon ſeiner Rache ſichre Dämon nicht;
So kam es endlich, daß die Tobenden
In Leidenſchaft, damit ſie ſich beſäßen
Ohn' alle Schranke, Kühneres beſchloſſen
Und um die Zeit der erſten Schlafgewalt
Bei Nacht und Nebel aus der Stadt entfloh'n.
Kaum iſt jedoch das freie Feld erreicht,
So hebt ſich hinter ihnen ein Tumult,

Der Alles aus gelinder Ruhe ſchreckt;
Sturm wird geläutet auf dem höchſten Thurm,
Und wie die ganze Bürgerſchaft in Aufruhr
Und jede Lippe bange Fragen ſtammelt,
Tönt eine Stimme furchtbar und gewaltig
Vom Thurm herab und thut die Mähre kund:
Verbunden in verbrecheriſcher Gluth
Sei an Agoſto's Seite, dieſes Heuchlers,
Der, nach dem Aether nur zu ſchmachten ſcheinend,
Auf freche Thaten ſinne, Fabiana,
Gemahl und Haus und Stadtbezirk verlaſſend,
Hinausgefloh'n in Schirme dieſer Nacht, —
Bezeichnet auch den eingeſchlagnen Pfad
Und fordert auf, in Eile nachzuſetzen
Und aufzugreifen und zurückzuſchleppen
Und ungeſäumt, ſo wie der Tag erſcheine,
Streng zu beſtrafen jenes frevle Paar,
Ein fürchterlich Exempel ſtatuirend,
Damit des Himmels aufgeregter Zorn
Nicht ſo, wie einſt mit Sodom und Gomerrha,
Verfahre jetzt mit dieſer argen Stadt
Und Feuer regne von entflammter Hohe!«

Man eilt zu thun, was eine Stimme heiſcht,
Die aus erhabnem Reiche ſcheint zu ſtammen;
Die Flüchtigen, ſie werden eingehohlt,
Ergriffen, in die Stadt zurückgeſchleppt
Und in die tiefſte Kerkernacht geworfen,
Um feierlich hinwiederum daraus
Hervorgehohlt bei hellem Morgenlichte,
Zu büßen in den Flammen ihre Schuld,
Und abzuwenden alſo jenes große
Vom Thurm herab gedrohte Strafgericht. —

So liegen nun gekettet und getrennt
Die Beiden in dem ſchauerlichen Dunkel,
Und ſchwärzer noch, als dieſes Grauſen, iſt
Die Düſterniß, die ihr Gemüth umflort.
Indeſſen klagt, in's einſame Gemach
Zurückgekehrt, der Gatte Fabiana's,
Der ſchrecklich überraſchte, bitterlich
Um die geraubte Wonne ſeines Lebens;
Und um noch eilig eine traurige
Reliquie zu retten ſeines Glückes,
Schickt er zu der Verrätherin im Kerker.

Läßt ihr der Haare prangendes Geleck,
Dem keines ähnlich in der Region,
Abſchneiden und darbringen in ſein Haus,
Befeuchtet das empfangene mit Thränen
Und ſchließt es ſeufzend in ein Käſtchen ein.
Der Jüngling aber geht in ſeiner Noth
Mit ſich zu Rath, ob er es wagen dürfe,
Zu ſeiner hohen, himmliſchen Geliebten,
Die er ſo ſchlimm vergeſſen und verſäumt,
In dieſer Angſt der Seele ſich zu wenden
Und anzurufen ihre große Macht.
Er überwindet ſeine bange Scheu,
Er ringet in aufweinendem Gebet,
Und leichtbewegt hört jene, was er fleht.
Sie ſchwebt herab, macht ſeine Bande los,
Eröffnet ihm den Kerker und gebeut,
In ſeine Wohnung kecklich einzutreten,
Denn aufgethan werd' ihm auch dieſe ſein,
Und ſonder Harm, als wäre nichts geſcheh'n,
Sich zu betragen, wenn die Sonne tage.
Sodann begiebt die Gütige ſich auch
Zu Fabiana, löſet ihre Feſſel,

Bahnt ihr den Ausgang und gebietet ihr,
Zurückgewendet in das eigne Haus,
Denn aufgethan werd' ihr auch dieſes ſein,
Zur Seite des verlaßnen Eheherrn
Sich ſchweigend hinzubetten auf ihr Lager
Und ſonder Harm, als wäre nichts geſcheh'n,
Sich zu betragen, wenn die Sonne tage. —

Am Himmel lacht der helle Morgenſtrahl,
Und es erwacht aus einem kurzen Schlummer
Voll quäleriſcher Träume Fabiana's
Aufſtöhnender, unglücklicher Gemahl.
Die leere Stätte meint' er anzutrauern,
Die ſie voreinſt mit ihrem ſüßen Leib
Ihm ausgefüllt, die ewiglich Verlorne;
Doch wie er ſchaut, erblickt er eben dieſe,
Die Schuldbeladne, von des Himmels Fluch
Getroffene, Gekettete, Geworfne
In Kerkernacht und dennoch izt vor ihm
In ihrer Anmuth ganzem, ungeſchwächtem,
Sogar erhöhtem Reize ſchlafbeglückt
Auf dem gewohnten Pfühle Hingeſtreckte!

Wie wallt ſo friedlich ihre weiße Bruſt,
Als hätte reinſte Segnungen des Himmels
Beſondre Gnade tief hineingeſenkt!
Auch nicht die doch hinweggeraubte Zier
Des Haargelockes fehlt dem holden Haupte
Der Schläferin. Mit Staunen und Entſetzen
Fährt jener auf, ſtarrt weitgerißnen Auges
Die größte der Unmöglichkeiten an,
Beſinnt ſich, ob ihn nicht vielleicht noch immer
Ein Traum bethöre, rühret die Erſcheinung
Mit bebendem Getaſte prüfend an
Und fühlt lebendig warme Gegenwart.
Auch ſie erwacht, die Angerührte, jetzt,
Schlägt klarer Augen heitre Lichter auf
Und grüßet ihn mit unbeſorgtem Gruße.
Nun haſtet er nach dem verſchloßnen Käſtchen,
Dem er das abgeſchnittne Haar vertraut,
Eröffnet es und findet es geleert.
Drauf jagt er forſchend nach dem Kerkerhauſe;
Verſchloſſen iſt die Klauſe Fabiana's,
Von ihr jedoch iſt keine Spur zu ſeh'n.
Schon hat man auch, wo Ketten und Verſchluß

Ihn feſtgebannt, Agoſto nicht gefunden;
Er mahlt, wie man in ſeine Zelle tritt,
Geruhiglich an ſeiner neuſten Tafel.
Da glaubet alle Welt an einen Trug
Der böſen Macht, glaubt, daß, den eifrigen,
Gottſeligen, kunſtreichen Förderer
Der marian'ſchen Ehren zu verderben,
Der aufgebrachte Fürſt der Finſterniß
Mit lügenhaften, nächtlichen Phantomen
Die aufgewühlte Bürgerſchaft berückt;
Und dieſer, in ohnmächtiger Erboſung
Die Zähne knirſchend und die Fäuſte ballend,
Flieht in der Hölle tiefſten Schacht hinab. —

Noch iſt zu melden, welche ſelige
Veränderung ſich in Agoſto's Herzen
Begeben hat. Hinweggenommen iſt
Seit jener Nacht jedwede Leidenſchaft
Und Luſt der Sünde. Reize dieſer Erde
Sie können ihm nie mehr die Seele bannen;
Sein Auge hat ſie ſelber nun geſchaut,
Die Himmliſche, die er zu ſchildern rang.

Der eignen Meinung nimmermehr genugend,
Und die von nun an noch unendlich ſchöner
Und herrlicher auf ſeinen Tafeln prangt.

◆

XVII.

Flucht zum himmliſchen Urbilde.

Hinweg —
Hinweg mit euch, ihr buhleriſchen Klänge,
Ihr nichtigen, abgöttiſchen Geſänge,
Der irdiſchen Lieb' und ihrem Trug geweiht!
Fort alte Sehnſucht, alte Wonne fort,
Fort alles Herzeleid,
Fort altes Hoffen, alter Liebeshort!
Ein Traum iſt Alles, Alles Eitelkeit,
Ein Schatten nur, ein flüchtig hohler Schaum.
Nicht länger in ſo ſchnöder Kette ſchwach
Gieb der verderblichen Bethörung Raum,
O meine Seel' — entraffe dich dem Schein.

Beginne, neu zu ſein,
Dein wahres Leben brünſtiglich entfach'!
Der Sünde Schreck, der Reue ſtöhnend Ach
Erwach'
Und ſcheuche ſtöhnend ewiges Ungemach!
Sich aus der Tieſe deiner Bruſt ergießen,
Laß eine Thränenader heiß und jach,
Unglücklicher, laß fließen,
Laß fließen hin den gottgeweihten Bach,
An dem die Blumen ewiger Freude ſprießen!
Der irdiſchen Liebe Klagen und Geſtöhn
Verwandelt in Gehöhn,
Entführt der Wind in's leere Nichts dahin.
Ach welch ein Seufzen, welch ein Wehgetön,
Das dir die Welt entrang, die Täuſcherin!
Welch ſeliger Gewinn,
Hätt' es ein unberückter, frommer Sinn
Gehaucht zu Gott und Himmel in die Höh'n!
O welche Thränenflüſſe,
Die ihr, der eiferſüchtig Schmollenden,
Grundlos-beleidigt ſchönen Grollenden
Hinfloſſen in den Staub! Unnütze Güſſe!

Hatt' euch dem Aug' entwühlt
Das Wehe der Zerknirſchung und der Buße,
Ihr hättet alle meine ſchwere Schuld
Wie leicht hinweggeſpült,
Und mir errungen höchſte Gotteshuld!
Unheilig blinde Muſe!
Die Zeit, die du zu ſpenden angewandt
So großen Ruhm verbuhltem Augenbrand
Und goldenen Lockenringen,
Wie beſſer war's, ſie preiſend hinzubringen
Ihn, deſſen allgewaltiger Werde-Ruf
Der Erde Felſengrund
Und das erhabne Dach des Himmels ſchuf
Und zu unendlich rächendem Beruf
Der ſchauerlichen Hölle Feuerſchlund!
Ihr, nur bedacht, die Falſche zu beſingen,
Die euch entzückt, Gedanken voller Wahn,
Beſinnet euch, ſagt an,
Welch einen Lohn gelang euch zu erringen?
Was reget ihr ſo ſehnend eure Schwingen?
Was ſuchet ihr? Wofern
Ein Haupt von weichem Golde reich umlockt,

Ein lichtgeborner, ſchöner Augenſtern
Euch alſo ſehr verleitet und verlockt,
Wo ſtrahlen euch dergleichen Herrlichkeiten
In ſo vollkommen göttlich ächter Schau.
Wie bei der hohen Frau,
Der himmliſchen, der hochgebenedeiten,
Die ohne Gleichen prangt im Aetherblau,
Die unſre Seele, wenn ſie matt durch Leiden
Und allzuflüchtige Freuden,
Gleichwie die matte Blum' auf heißer Au
Der kühle, linde Thau,
Zu laben eilt durch reinſte Seligkeiten?

XVIII.

Viſion.

Du, gehüllt in lichte Scheine,
Wunderholde, Wunderfeine,
Wie gezeugt aus höchſter Reine,
Du, der allerſchönſten Grüße
Würdige, wie nimmer Eine,
Tauſendmal Gegrüßte mir!
O bekenne deinen Namen,
Sage mir, woher ſie kamen,
Deine leichten Aetherfüße,
Und wohin ſie wohl gedenken
Ihre Schwebe zu entlenken
Durch der Erde Nachtrevier?
Rede, zarte Himmelsroſe,
Sage, biſt du Sanct Mariee? —
Ja du biſt die Tadelloſe.

Der ich beuge meine Kniee,
Der ich brenne, der ich glühe,
Der ich heilige Flammen ſprühe,
Flammen ewiger Begier.
Herrin, ach, ich flehe dir:
Denke nicht hinwegzuwallen;
Meine Bitte, laß ſie dir
Mit geneigtem Ohr gefallen;
Flüchte, flüchte, ſüße Zier,
Dich zu mir.
Deine Wohnung, nimm ſie hier! —

Sieh, wie tief die Dunkel grauſen,
Höre, wie die Stürme brauſen,
Wie die Wolken Feuchte gießen
Anzuſeh'n, wie Ströme ſchier!
O, wie ſchrecklich iſt es außen!
Und vor all der Ungebühr,
Vor den Güſſen, vor den Winden,
Die da ſturzen, die da ſauſen,
Ruhe gaſtlich zu genießen,
Wo verhoffſt du wohl zu finden

Ein befreundet Nachtquartier?
Alle Pforten, alle Klauſen,
Sind verriegelt, ſind verſchloſſen,
Alle Hände ſind verdroſſen,
Der Verirrten aufzuſchließen
Fromm befliſſen Thor und Thür.
Offen und bereit von allen
Zu bedienen nach Gebühr
Deine Zartheit, iſt alleine
Dieſe Zelle, dieſe kleine,
Dieſe Hand, die arme meine,
Dieſe Bruſt, die heiße, hier.
Herrin, ach, ich flehe dir:
Denke nicht, hinwegzuwallen;
Meine Bitte, laß ſie dir
Mit geneigtem Ohr gefallen;
Flüchte, flüchte, ſüße Zier,
    Dich zu mir,
Deine Wohnung, nimm ſie hier!

*

Sieh, ich weiß, Erhabne, Hehre,
Wo ſie uns genaht erſcheine,

Deine Huld, ſie naht alleine.
Daß ſie ewiges Heil gewähre.
Daß ſie in die irdiſche Leere
Höchſte Gottheit ausgebäre. —
Eia. Mutter, kreiße mir!
Deine reiche Füll' entleere,
Ein unendlich Glück beſcheere,
Deine Segen o gebier!
Steh'n will ich als dein Getreuer.
Steh'n in nie geſchwächtem Feuer
Jeglichem Begehr zur Steuer
Lauſchenden Gehörs vor dir.
Mag die Welt, die ſchaudervolle.
Grollen ihre finſtern Grolle
Und in ihrem Haß, die tolle,
Wild. erheben ihr Panier;
Zugerichtet, Wonnereiche,
Steht dir eine fromme Scheuer,
Dargeboten, Ohne-Gleiche,
Wird dir eine liebevolle,
Wird dir eine minneweiche,
Trauliche Taberne hier.

Herrin, ach, ich flehe dir:
Denke nicht, hinwegzuwallen;
Meine Bitte, laß ſie dir
Mit geneigtem Ohr gefallen;
Flüchte, flüchte, ſüße Zier,
    Dich zu mir,
Deine Wohnung, nimm ſie hier!

XIX.

Die drei himmliſchen Jungfrauen.

Es hatte ſich in ſeine ſtille Zelle
Der heilige Martinus eingeſchloſſen,
Und ſeine Schüler Gallus und Severus
Erwarteten ihn außen an der Thüre.
Da flöteten in ihr erſtauntes Ohr
Niemals vernomm'ne, ſüße, klare Stimmen,
Die mit dem Biſchof in der Zelle ſprachen,
Und wonnevolle Schauer rieſelten
Den Horchenden durch Ader und Gebein.
Wie drauf mit hell verklärtem Angeſicht
Martinus aus der Thüre trat, da frugen
Die Schüler ihn, die wißbegierentflammten:
»Welch himmliſche Genoſſenſchaft beſeligt,

O Heiliger, dein einſames Gemach?
Wir hörten unvergleichlich ſchöne Stimmen,
Die nimmermehr von dieſer Erde ſind.« —
»»Wofern ihr es der Menge zu verhehlen
Geloben wollt,«« antwortete Martinus,
»»So will ich euch entdecken ohne Rückhalt
Welch überreiche Gnadenfülle mir,
Welch unverdiente, mir zu Theile ward.
Die hochgebenedeite Mutter Gottes
Mit zwei'n der allerheiligſten und ſchönſten
Jungfrauen, die der hohe Himmel hegt,
Der heiligen Agnes und der heiligen Thecla,
Beehrte mich mit ihrer Gegenwart.««

XX.

Maria ein Gewand beſſernd.

Der heilige Biſchof Thomas
Aus Anglia geflüchtet
Und ſtill geborgen lebend
In einer Zelle Gallia's,
Erblickte ſeine ſchlichte,
Grobhärige Bekleidung
In allzu lückenhaftem
Und ungebührem Stand,
Griff Nadel an und Faden
Und dachte ſie, zu beſſern,
So gut er eben mochte
Durch eigne, fromme Hand.
Er mühte ſich vergebens;

Er mußte rein verzagen
An dieſem Ungeſchäfte;
In Fetzen ohne Haltung
Zerfiel das alte, morſche,
Zerrüttete Gewand.

Da ſaß er nun; der Gute,
Der Rath- und Hülfeloſe,
Die Trümmer auf dem Schooße,
Beſtürzung im Geſicht.
Mit einem Male ſchreckt ihn
Ein Schimmer auf; er richtet
Das Aug' empor und nahe
Sieht eine Dame, prächtig
Und wunderſchön von Anſeh'n,
Dem ſtockenden Betriebe
Mit ſchweigendem Belächeln
Die Sehe zugewendet,
Das klare Himmelslicht.
»Wer biſt du, wie gelangſt du
In dieſe Kloſterhalle?«
Beginnt der höchſt Erſtaunte,

Und ſie dagegen ſpricht:
»Welch eine Frage, Thomas!
Mich, die ſo nah Verwandte,
Befreundete, Bekannte,
So viel zu jeder Stunde
Mit brünſtiglichem Munde
Gegrüßte, kennſt du nicht?
Entflore deine Blicke,
Beſinne dich geſchwind!
Ich bin ja deine Liebſte,
Ich bin ja deine Mutter,
Und du, du biſt mein Trauter,
Und du, du biſt mein Kind.
Mit künſtlichem Bedachte,
Mit wohlgeübtem Finger
Dir beizuſtehen, komm' ich
Bei einer Frauenarbeit,
Die deinen Händen freilich,
Den männlichen, gelehrten,
In leere Luft zerrinnt.
Komm, reiche dar!« Verſtummend
In Rührung und in Andacht,

Darreichte der erkannten
Hochheiligen der Biſchof
Das ärmſte der Gewänder,
Und ſie, das ſüße Glück
Des Himmels und der Erde,
Sie nimmt es hin, berührt es
Allmächtigen Getaſtes,
Und legt es ohne Säumen,
Das von Gebrechen freie,
Ganz wieder neu gewordne,
In ſeine Hand zurück.
»Es iſt geſcheh'n, Geliebter!
In Minne mein gedenkend
Die heile Hülle trage!
Nie mehr veralten wird ſie,
Nie wieder riſſig werden.«
Die Gratioſe ſpricht es
Und ſchwindet aus dem Blick.

XXI.

Maria einen Mönch ſtärkend.

Auf's Feld hinaus, die reife Saat zu mäh'n,
Ging eine Schaar Ciſterzienſermönche,
Und mühet' in der Sonne heißem Blick
Sich emſiglich mit der gekrümmten Waffe.
Da war nun aber einer unter ihnen,
Ein hochbetagter, ſehr gebückter ſchon
Fromm überaus und große Demuth übend,
Und keine Pflicht verſäumend fort und fort —
Er hatte ſich, ſo ſehr man es empfahl,
Nicht halten in der kühlen Zelle laſſen —
Der, wie er ſeine ſchwachen Kräfte zwang,
Sank vor Ermattung nieder auf den Boden.
Da legten ihn die Mönche ſänftiglich
Im Schatten eines Baumes auf den Raſen

Und rauſcheten von neuem in die Saat.
Nicht lange drauf, wie ſie die Blicke huben,
Da ſahen ſie von einem Hügel her
Die ſchönſte der Prozeſſionen nah'n.
Vor Allen eine königliche Frau,
Durch deren helle Glorie getrübt
Die ſommerliche Pracht der Sonne ward;
Zahlloſe weißgekleidet lichte Jungfrau'n
Nachfolgeten, und durch die Lüfte drang
Ein Wohlgeruch, gleichwie von hundert Lenzen;
Es lenkte ſich der wunderbare Zug
Dem Baume zu, wo der Erſchöpfte ruhte,
Deß Auge ſich gelinde zugethan.
Nun ſtand ſie vor ihm, jene Herrliche,
Empfing von einer ihrer Folgerinnen
Ein dargereichtes, duftgewebtes Tuch,
Abtrocknete, ſich an des Schläfers Seite
Danieder laſſend, ſein befeuchtet Antlitz,
Und drückte ſcheidend ihren Roſenmund
Auf ſeine Stirne. Dann erhub ſie ſich
Und ſchwebete mit ſämmtlichen, hochheil'gen
Jungfrauen in das hohe Blau hinauf.

Der in den Staub geworfnen Väter Auge
Verfolgte ſie, bis ganz und gar verdämmert
Die Wonneſchau, und ſtarrte lange noch
Anbetend in die leere Luft empor.
Drauf wurde zu dem Greiſe hingeeilt,
Der, aufgewacht, wie ein Verklärter blickte.
Was ihm geſcheh'n, das wußt' er nicht zu ſagen,
Doch neugeboren fühlten und durchſtrömt
Von überirdiſch lieblichem Behagen
Sich Leib und Seele. Weggenommen war
Jedwede Laſt und Schwäche ſeines Alters;
Der eingekrümmte Rücken ſtreckte ſich,
Und jugendlichem, ſtarkem Manne gleich
Erſchien der eben noch ſo müde Greis.
Da, wo der Mund der Königin die Stirne
Des Glücklichen berührte, blieb ein Schein,
Ein roſiger, für alle Zeit zurück.
Und welcher Angefochtene von Leiden
Sich fromm verehrend dieſer klaren Spur
Der ſüßeſten von allen Lippen nahte,
Einſaugte mit dem Auge dieſen Strahl
Und um den Segen dieſes Heiligen bat.

93

Der fand geneſend ungemeßne Gnade,
Der ſtieg geheilt aus jedem Dornenbad
Und Roſenhuld umwehte ſeine Pfade.

XXII.

Sanct Odilo.

Ein mißgeboren trauriges Geſchöpf,
Lahm und gekrümmt an Händen und an Füßen,
Ward Odilo an's Licht der Welt gebracht,
Und reiche Thränen weinten über ihn,
Den ohne Troſt Unglücklichen, die Eltern.
Bald zeigte ſich jedoch in ihm ein Geiſt
Beſonderer und auserleſ'ner Art.
Noch unentfaltet kindiſcher Natur
Und ohne Theil an ernſterem Belehr,
Schon eifert' er entzündeten Gemüthes
Dem Dienſte ſich der Himmliſchen zu weih'n,
Schon drängt' es ihn zu ihrem Heiligthum
Die hier Geſtellte feierlich zu grüßen.

Man trägt ihn hin, ſein kindlich Ave ſchallt,
Und heil ſofort ſind alle ſeine Glieder.
Herangereift in frommen Uebungen
Vertieft er ſich in klöſterliche Stille,
Ward ein vor Allen hochberühmter Abt,
That Werke der Barmherzigkeit und Liebe
Und offenbarte ſeiner Herrin Macht
Durch ungemeine, glänzende Mirakel.
Er war ein Vater aller Klagenden;
Er ſcheute nicht, der Kirche reiche Güter
Den Nackten und den Hungrigen zu ſpenden;
Er ſchonte nicht das eigene Gewand;
Er heilete, der ſelber einſt Geheilte
Durch Sanct Marieens freundliche Gewalt,
Rings alle Lahmen und Gebrechlichen,
Erſtreckte ſeine liebevolle Sorge
Bis in die düſtre Todtenwelt hinab,
Erlöſete durch ſeine Betekraft
Manch arme Seel' aus ihrer heißen Qual
Im Fegefeuer, ſtiftete das Feſt,
Das jährliche, das aller in die Gluthen
Der Reinigung geſenkten Abgeſchiednen

Mit liebender Bekümmerung gedenkt,
Schritt ohne Fahr und unbenetzter Sohle
Auf wildbewegtem, grauſem Meere hin
Und ſchöpfet' aus kryſtallenen Gewäſſern,
Den plötzlich unter ſeiner heiligen Hand
Purpuriſch umgewandelten, des Weines
Gewürzig edle, labevolle Fluth.

XXIII.

Sanct Ildephons.

Sanct Ildephons, der Erzbiſchof Toledo's,
Der Capellan der Hochgebenedeiten,
Der goldene Mund und Anker unſres Glaubens,
Wie er genannt mit vollem Rechte ward,
Der feurige Bekämpfer und Vernichter
Der antimarian'ſchen Ketzerei'n
Hiſpaniens, der Fertiger des Werkes
De illibata gloriosae matris
Virginitate, ſo wie auch des ſchönen
Officiums der Himmelfahrt Mariä,
Erlebete zu ſeines Eifers Lohn
Entzückender Begebenheiten zweie.
Als ſelbiger vor königlicher Hoheit

Und einer ungemeinen Menge Volkes
Die Meſſe las, erhub ſich ob dem Grabe
Der heiligen Leocadia der Stein;
Die Heilige ſelbſt in geiſtlichem Habit
Und klöſterlichem Schleier ſtieg hervor
Aus ihrer Gruft und dankete dem Edlen
Für ſeine ſiegend treffliche Beſchirmung
Der Königin des Himmels, ihrer Frau,
Vor frevelhafter Rotte wüſtem Anſturm.
Sanct Ildephons, der freudig überraſchte,
Wagt' es, zu dieſer herrlichen Erſcheinung
Erbaulichem Gedächtniß, ſich ein Stück
Von Leocadia's Schleier auszubitten
Und durfte ſich daſſelbe, das noch jetzo
In toledan'ſchem Heiligthum bewahrte,
Abſchneiden mit beglückter eigner Hand. —
Zum Dank jedoch für das Officium
Hat ſich die Glorioſe ſelbſt bemüht.
Einſt in der Nacht, da ſich der Erzbiſchof
Zum Dome hin vorleuchten ließ, um hier
Der Herrſcherin, wie er gewohnt, zu dienen,
Erblickte man das heilige Haus, noch ehe

Man es betrat, erfüllt von einem Lichte,
Das glänzender, denn das der Sonne war.
Da zagte, ſich zu nahen, männiglich;
Nur Ildephons trat ohne Scheu hinein
Und ſah umringt von Chören himmliſcher
Jungfrauen und erhabner Seraphim
Sie thronen, welche ſeine Wonne war.
Sie winket' ihn mit freundlicher Geneigtheit
Zu ſich heran und legt ihm auf die Schulter
Ein prächtiges biſchöfliches Gewand,
Das ebenfalls noch heute zu Toledo
Zu ſehen iſt und hoch bewundert wird.

* * *

XXIV.

Sanct Fulbert.

Den um Maria's Ehr' und ſchönen Dienſt
So hoch verdienten Heiligen Carnutums,
Fulbert genannt, den trefflichen Erfinder
Von Liedern und Geſängen mancher Art,
Womit er unſre liebe Frau beſchenkte,
Den Gründer eines ihr mit großer Pracht
Und großen Koſten aufgeführten Tempels,
Den Autor einer geiſterfüllten Schrift
De laudibus Mariae, den Erwecker
Des allgemeinen kirchlichen Gebrauches,
Die alle Welt beglückende Geburt
Der Hochgebenedeiten zu begeh'n,
Warf eine nicht zu lindernd wilde Qual
Hart und gefährlich auf ſein Lager hin.

Da wendet' er ſein Auge himmelan
Und betete dies ſtöhnende Gebet:
»Von jener Milch des Lebens und des Heiles,
Die deine Bruſt, die mütterliche, ſchwellt,
Ein Tröpfchen nur auf meine heiße Pein
Laß mildiglich herniederthau'n, o Herrin!«
Ein Tröpfchen nur, wie ſehr genügte das!
Was thauet' aber für ein Ueberfluß!
Verſchwunden war der Zelle graues Dach,
Der helle Himmel ſtrahlete herein,
Und in der Helle zeigte ſich die Huldin,
Die rührend ihre Bruſt mit einem Drucke
Des Fingers eine Quelle weißen Nektars
Eroffnete, die ſich im Bogenſprunge
Hernieder auf den Heiligen ergoß
Und in Entzücken wandelte ſein Wehe.
Mit ihm befeuchtet wurde ſein Gewand,
Mit ihm die Decke, die ſich auf dem Boden
Hinbreitete, zu ſeinem Lager dienend;
Sie werden noch zur Stunde zu Carnutum
Als köſtliche Reliquien bewahrt.

XXV.

Sanct Joscio Roſeus.

Sanct Joscio, ſich bergend in der Stadt
Sanct Audomar's in eine Kloſterzelle,
Pflag deſſen hier, was ſeine Seele war,
Der liebenden Verehrung unſrer Frau.
Mit fünf Gebeten betet' er zu ihr,
Die, weil beginnend mit den theuern fünf
Buchſtaben ihres Namens, ihn zuſammen
Ingenios darſtelleten. Was ihm
Für Gnade ward im Stillen und für Lohn
Für dieſe reine Flamme ſeiner Bruſt,
Nie hat er es den Menſchen offenbart;
Nur ſein entzücktes Angeſicht verrieth
Die Wonnethume ſeiner Einſamkeiten.

Er hauchet', ohne daß man es bemerkte,
Sein Leben aus, und als man ihn erſtarrt
Zur Leiche fand, da waren aus dem Munde
Fünf wunderſchöne Roſen ausgeblüht,
Von welchen eine jede jener fünf
Buchſtaben eine hegt' in ihrem Schooße,
So daß ſie, zum Erſatze jener lauten
Begrüßungen aus noch belebtem Mund,
In ſtummer Glut auflächelten: Maria!

XXVI.

Sanct Adrian.

Sanct Adrian aus Afrika, der Abt,
Der fernehin berühmte Sprachgelehrte,
Der der Rhetorik, der Philoſophie
Und der Matheſis mächtige große Meiſter,
Demüthig ohne Gleichen trotz ſo ſeltner
Errungenſchaft im Wiſſen und ſo ſanft
Wie eine Taube von Gemüthe war er,
Inſonderheit der zarten Jugend hold
Und im Belehren, Leiten und Ermahnen
Von unermüdlich einziger Geduld.
Als eine Taube, die ſo weiß wie Schnee
Von Farbe war, erſchien er auch zuweilen
Nach ſeinem Hingang, ängſtlich um den Lehrer,

Der allzugrauſam ſeine Ruthe ſchwang,
Die Flügel ſchlagend und zur Milde mahnend.
Verfolgte Kleine, die zu ſeinem Grabe
Sich flüchteten vor ungerechter Wuth,
Sie fanden hier ein ſchirmender Aſyl,
Als hinter Gräben und Unwallungen;
Denn Stimmen und Geſichte ſchreckten ab,
Und der Bedränger ausgeſtreckte Hand
Erlahmte plötzlich an der Taubengruft.
Daß dieſer edle, große Heilige
Auch unter den begeiſterten Verehrern
Der Benedeiten nicht der letzte war,
Aus ihrer Kraft, in ihrer Minne nur,
Zu ihrer Ehr' alleine lebt' und lehrte,
Wär' auch, wofern ich es verſchwiege, klar.
Unzählige, geſalbte, muſterhafte
Lobreden auf Maria hielt im Leben
Sanct Adrian, er hält ſie fort und fort
Auch jetzo noch im Stande der Verklärung.
Der heilige Dunſtanus, aufgehoben
Im Geiſte zu dem Lichtgefild, erblickt' ihn
Von einem unermeßlichen Gedränge

Der Engel und der Seligen umgeben,
Vor welchen er in oratoriſcher
Begeiſterung die theure Herrin pries.

XXVII.

Sanct Franciſca.

Die hochgeborne Römerin Franciſca
Entſpendete den Armen und Bedrängten
Oft ſammtliche, vom Himmel ihr jedoch
Stets wunderbar zurückgegebne Habe,
Verſuchte ſich auch gern in Uebungen
Demüthiger Verläugnung ihrer ſelbſt,
Warf allen Glanz und alle Würde weg
Und freute ſich, als eine dunkle Magd
Der Niedrigen im Volke zu erſcheinen.
Der Hochgebenedeiten, der ſie ſich
Abſonderlich ergeben, baute ſie
Ein Gotteshaus und eine Kloſterhalle,

Worein ſie ſich am Ende ſelbſt begab,
Das Haupt geſenkt, die Füße bloß, den Hals
Mit einem Strick umwunden, alſo ſich
Zu Fuße werfend den geweihten Frau'n
Und flehend ohne Noth, zu gönnen einer
Unwürdigen beſcheidnen Aufenthalt.
Reich an Mirakeln, welche ſie verrichtet,
Iſt die Geſchichte dieſer Heiligen.
Die Hände legend auf das Haupt der Kranken
Beſiegte ſie Gebrechen aller Art,
Als: Lähmungen der Glieder, traurige
Verluſte des Geſichtes und Gehörs,
Fallſuchten und entflammte böſe Fieber.
Ein Stückchen Brod, ein ganz geringes nur,
Genügt' ihr einſt in einer Hungersnoth
Zu ſpeiſen ihre ganze Schweſterſchar,
Und als ſie dieſe lechzend und erſchöpft
Von einer allzuheißen Mühe ſah
Entquollen ihren Händen edle Trauben.
Was Freveles in ihre Nähe kam
Und nur berührt von ihrem Hauche ward,
Das fühlte ſich im Innerſten bewegt,

Das ſahe man erbaulich umgewandelt
Und von des Herzens wildem Hang befreit.
Mit ihrem ſchirmend beigegebnen Engel
Verkehrte ſie ſo innig und ſo traut,
Daß man die wunderherrliche Geſtalt
Des ſchönen Jünglings aus dem Aetherland
Zu aller Stunde neben ihr erblickte,
Daher du ſie in ihren Conterfeien
In der Geſellſchaft eines Engels ſiehſt.
Oft war mit ihr ein Heiliger des Himmels,
Wie zum Exempel Sanct Gregorius,
Der ehedem Gewaltige zu Rom,
Sanct Benedict, der Patriarch der Mönche,
Der heiligen Apoſtel ein- und andrer,
Nicht ſelten auch die Glorioſe ſelbſt,
Die ihr einmal zu glänzender Belohnung
So großer Tugend und Entſelbſtigung
Das Haupt mit einer goldnen Krone ſchmückte.
Nach ihrem Hingang, da die Menge ſich
Ohn' Ende zu der heiligen Leiche drängte,
Die ausgeſetzt unzählige Wunder that,
Verblieb ſie viele ſchwüle Tage lang

Ohn' alle Spur anhebender Verweſung,
Ja breitete ſtatt widrigen Geruches
Ein ambraduftig köſtliches Arom.

XXVIII.

Sanct Paula.

Sanct Paula war ein wunderſames Weſen,
Schon im Beginne heilig und geweiht,
Nichts Irdiſches begreifend und Gemeines,
Nicht heimiſch in der Erde dunklem Thal,
Zu Hauſe nur in jener lichten Höhe,
Wo um Marieen und den Mächtigen,
Der zartbewältigt ihr im Schooße ruht
Und alle ſeine Macht an ſie entäußert,
Ein myriadenfältig Ave ſchallt.
Das erſte Wort aus ihrem kindlichen,
Noch unbelehrten Munde war Maria,
Ihm folgete der Name Jeſus nach,
Und dieſe Laute, was ſie ſpäter auch
Für andre lernte, blieben ihrem Herzen

Alleine von Bedeutung und Gehalt.
Spielluſtige Mägdlein freu'n ſich einer Docke;
Sanct Paula freute ſich als Mägdelein
Nur einer ſchönbemalten kleinen Tafel,
Wo ſich Maria mit dem Kinde wies.
Sie heftet' auf das himmliſche Gebild
Ihr nie geſättigt liebevolles Auge,
Sie küſſet' es, ſie drückt' es an das Herz,
Sie weinete der Rührung heißen Thau,
Sie betet' an und ehret' es im Staube.
Nicht Ruh' und Raſt fand in der Nacht ſogar
Ihr flammend Herz, ſie dachte ſchlummerlos
Nur jener hohen Frau und ihres Kindleins.
Da nun geſchah's, daß ſich die Benedeite,
Den angeſchmiegten Gott an ihrer Bruſt,
Leibhaftiglich zu ihr herniederließ
Und ihrer Sehnſucht Wehe ſüß beſchwor.
Das hehre Kind, es drängte ſich mit hellem
Anlachen auf die kleine Paula zu,
Umſtrickte ſie mit ſeinen Lilienarmen
Und drückt' auf ihre Lippe Kuß auf Kuß.
Maria ſelber beugte ſich zu ihr,

Reicht' ihr die Bruſt, die mütterliche, dar,
Sie aus äther'ſcher Labequelle tränkend,
Und machte ſie auf dieſe traute Weiſe
Zur Säugeſchweſter ihres eignen Sohns.
In klöſterlicher Zelle tiefe Stille
Geborgen in der Folge ſtreng und ernſt,
Auch hier erfuhr ſie dieſe Gnadengröße,
Auch hier gebrach der fürſtliche Beſuch,
Des Säugebruders himmelreiner Kuß
Und freundliches Umhalſen nicht; ſie durfte
Der in ſo lieblich blickender Geſtalt
Herabgelaßnen höchſten Majeſtät
Liebkoſungen ohn' alle Scheu erwiedern;
Es ſenkte ſich mit beiden Hochgewalten
Der ganze Himmel prächtigen Getönes
Zu ihr herab und ſchuf in ihr den Wahn,
Schon ſei ſie eine Bürgerin des Himmels.
So ſchwand ihr einſam edles Sein dahin;
Gleichwie ihr erſtes, alſo war ihr letztes,
Hinſterbendes Gelall Marie und Jeſus;
Es beugte ſich, ſo wie dem Lager einſt
Der kindlich erſt Erbluhenden, ſo jetzo

Dem Pfühle der Erblaſſenden Maria,
Und ihre Seele von der Lippe nahm
Ein Bruderkuß des ihr vom Mutterarm
Hinabgeneigten göttlichen Geſpielen.

XXIX.

Die ſchöne Maria von Regensburg.

»Die ſchöne Maria von Regensburg« — ſo hieß
Ein einziges, ein zauberhaftes Bild
Der Himmliſchen, die unſer Stern. Ihm ſtrömte
In trunkner Wonne Näh' und Ferne zu;
Es labte ſich der Bettler und der Kaiſer
Und ausgelöſcht war Beider Unterſchied;
Ein jedes Alter drängte ſich heran;
Gebückte Greiſe mit dem Silberhaare,
Altmütterchen auf ihren Stab gekrümmt
Erlabten ihren ſterbematten Blick
Und fühlten ihre goldne Jugend wieder;
Vom Arme der Geliebten löſte ſich
Der Liebende, das ſchöne Bild zu grüßen,

Und dachte die Verlaſſene zu zürnen,
Gleich führte ſie derſelbe fromme Trieb
Zum Dome hin; der wilde Knabe ließ
Von ſeiner Spiele Tobeluſt, das Mägdlein,
Das kindiſche, von der geputzten Docke;
Es ſandte zart gegliedert junge Weſen
Die Fremde, die entlegene, ſogar;
Hinweggeführt von unerhörtem Trieb,
Entflohen ihren Eltern, ihren Wärtern,
Ein Stückchen Brod in ihrer kleinen Hand,
Das gottgefriſtet nie zu Ende ging,
Durchrangen ſie niemals betretne Pfade,
Erreichten endlich das erſehnte Ziel
Und drangen in die volle Tempelhalle,
»Die ſchöne Maria von Regensburg« zu ſeh'n.
Daß alle noch ſo traurigen Gebrechen,
Daß alle noch ſo fürchterlichen Weh'n,
Die aufgeſtiegen aus der Hölle Grund,
Gequälter Menſchheit Sonne zu verfinſtern,
In jenes Anſchau'ns heiliger Wonne ſtarben,
Das, liebe Seele, denkſt du dir von ſelbſt.
Doch ach das Gift unſeliger Ketzerei

Verpeſtete die reine Luſt des Glaubens,
Und alle jene Gnaden und Mirakel
Mit dem bezaubernd ſchönen Bilde ſelbſt,
Das Engelhand entführete, verſchwanden
Der ſolches Segens, ſolcher Glorie
Unfähig und unwerth gewordnen Erde.

◆

XXX.

Unſere liebe Frau vom Buſche.

Nicht ferne von der Bergeshöh', wo Kloſter
Und Kirche Sanct Johannes in Acquara,
Ragt eine zweite, wild und dicht bewachſ'ne,
Die reich an Höhlen und Geklüſten iſt.
In dieſe Wildniß floh ein heiliger Mann,
Ein marian'ſchem Minnedienſt ergebner,
Und barg in eine jener Höhlen ſich,
Um ganz verſenkt in Contemplation
Und in Gebet ſein Leben hinzubringen,
Ein ſtilles Opfer der erhabnen Frau.
An der gewählten Höhle ſtand ein Baum,
An deſſen Rinde heftete der Klausner
Ein Täfelein von eigner Hand gemahlt,

Worauf Maria's ſelige Geſtalt.
So wurde zum Altare dieſer Baum,
Vor dem, in Andacht brünſtig aufgelöſt,
Hinkniete früh und ſpat der Eremit.
Und wie er lebte ſtill und tief verborgen,
Entfremdet aller Welt und unbekannt,
Mit der verehrten Herrin nur im Bunde,
So ſchied er auch, gebettet auf den Stein,
Zu ihr hinauf das letzte, ſterbende
Geſeufze hauchend; dunkler Höhle Graus
Verſchloß den heiligen, abgezehrten Leichnam.
Doch vom Momente dieſes Todes an.
Begab ſich etwas höchſt Mirakuloſes;
Denn es verlief, von ungewohntem Triebe
Hinweggeführt, ſich allerlei Gethier
Von gruner Au und von geliebter Weide;
Und wie die Hirten, wie die Herren ſuchten
Und in das Inn're jener duftigen
Berghöhe drangen — welche ſeltne Schau!
Es lagert' an des Eremiten Höhle,
Es beugte ſeine Kniee menſchenähnlich
Vor dem Gemählde, das am Baume hing.

Das ſämmtliche, verſchwundene Gethier,
Mit waldbehauſend flüchtigem gemiſcht,
Das, wie in Edens Garten, ohne Furcht.
Das Rind, die Geis, das Schaf, der Hirſch, das Reh,
Sie pflegten alle gleichgeſtimmter Andacht
Und achteten der Menſchen Nähe nicht.
Von dieſes außerordentlichen Anblicks
Sich rings umher verbreitendem Gerüchte
Wird alle Welt bewegt; zum Berge drängt
Die Menge ſich und kniet mit dem Gethiere;
Die Kleriſei, den Biſchof an der Spitze,
Kommt hergezogen in Proceſſion;
Beſchloſſen iſt, das heilige Gebilde,
Das nicht zu ſteh'n am rechten Orte ſcheint,
Zu bringen in das angeſehenſte,
Prachtvollſte Gotteshaus der Region.
Man löſt es ab; man ſtimmet Hymnen an;
Man trägt es hin in feierlichem Zuge,
Zu bergen es in würdigeren Raum; —
Doch nicht gefällt der Herrin, was geſchieht.
Ihr lieb vor Allem iſt Gebirg und Höh'
Und Laubgebüſch und waldiger Verſteck;

Und dort, wo ſich ein ihr geweihtes Leben
In heißer Andacht ſtill dahingeopfert,
Ein doppelt ihrem Herzen werther Ort,
Ein ihrer myſtiſch großen Gegenwart
Und ſüß beſtrickend göttlichen Magie
Sich um ſo mehr erfreuender iſt dort.
Kaum iſt daher die Tafel eingebracht
Und dargeſtellt im Dome zur Verehrung,
Verſchwunden iſt ſie plötzlich ohne Spur.
Man ahnet einen Fehl; man eilt zurücke
'Nach Berg und Höhl', und wiederum allhier
Am Baume hängt, ſo wie zuvor, die Tafel.
Wie ſehr man irrte, man erkennt es nun,
Und es entſteht auf waldigem Gebirg
Ein Heiligthum von ungemeinem Ruf
Und ungewöhnlich heilſamer Bewährung.
Maria della fratta ſei gelobt,
Geprieſen unſre liebe Frau vom Buſche!

XXXI.

Die bauverſtändige Taube.

War eine reich begüterte Matrone,
Die Piccola Galucci war genannt
Und bei Bologna Felderei'n beſaß.
Dieſelbige beſchloß auf dieſen Au'n
Der Himmliſchen zum Ruhme, welche ſie
Herzinnig ehrt', ein Heiligthum zu bau'n.
Das Werk beginnt. Gebälke wird gehau'n
Und Späne fallen auf die Seite nieder;
Da läßt ſich etwas Wunderliches ſchau'n.
Es ſenket eine Taube das Geſieder
Und trägt mit ihrem Munde Späne fort
Und kehret oft zu neuem Raube wieder.
Darob verlautet manch erſtauntes Wort.
»Was will die Taube,« fragen ſich die Leute,

»Mit ſolcher ihr doch ganz unnützen Beute?
Was baut die Thörin und an welchem Ort?
Neugierige folgen endlich ihrem Flügel;
Es führt nach einem nachbarlichen Hügel
Die ohne Ruhe wiederhohlte Bahn.
Hier auf der Höhe ſieht man einen Plan
Gezeichnet auf den Boden hin durch jene
Holzräuberin; es fügen ſich die Spane
Mit künſtlichem Bedachte wunderbar
Und ſtellen eine runde Kirche dar.
Man ſieht, es will die Königin hier oben
Auf luſtiger Höh' ihr Tempelhaus erhoben,
Nicht auf der Erde flachgedehntem Kreis.
Die Dame hört's, erblickt die Wunderproben,
Womit ein Täubchen ſie zu lehren weiß,
Und folgt entzückt dem lieblichen Geheiß.
Bald pranget an dem auserwählten Orte
Das heilige Rund, es drängt die Menge heiß
Zu ihm hinan und bringet ihren Preis.
Und nicht zu zählen ſind die Wunder alle,
Die da geſcheh'n in hoher Tempelhalle.

◆

XXXII.

Die heilige Mutter Gottes von Tremedal.

Es ſteigt in arragoniſchem Bezirk
Ein ſteil Gefelſe, Tremedal genannt,
Hier ſaß am Abhang, da noch unbebaut;
Die Höhe war und unbeſucht die Gegend,
Ein halbgekleidet dürftiger Hirtenknabe.
Den Weideſtab in ſeiner linken Hand —
Die Rechte war verbogen und verdorrt
Und ohne Kraft zu faſſen und zu halten —
Behütet' er die Herde ſeines Vaters
Und ſann bekummert über ſein Geſchick.
Da nahet' eine wunderſchone Dame,
Beſtrahlet' ihn mit lichtem Augenſtern

Und ſprach zu ihm: »Woferne du, o Knabe,
Ein Brod bewahrſt in deiner Hirtentaſche,
So reiche mirs; ich irrete vom Weg,
Und wurde lange keiner Speiſe froh.«
Der Knabe legte ſeinen Stecken nieder,
Griff mit der Linken in die Hirtentaſche
Und reichte das hervorgeholte Brod.
Allein die Dame wies es ab und ſprach:
»Nicht mit der linken, mit der rechten Hand
Darreiche mir, o Knabe, dein Geſchenk!«
Das arme Kind, beſchämten Angeſichtes
Und eine Thrän' im Aug', entgegnete:
»Nur mit der linken kann ich es, denn dürr
Und ohne Leben iſt die rechte mir.«
»Du biſt im Irrthum, Kind,« verſetzte jene,
»Ich ſehe, daß ſie kräftig iſt und ſchön.«
Der Knabe blickt' auf ſeine kranke Hand
Und fand ſie frei von jeglichem Gebrechen.
Da ahnet' er was Göttliches und Großes
Und fiel verehrend nieder auf den Grund.
Sie aber legt' auf ſeine braune Stirne
Die Götterhand, die weißere, denn Schnee,

Und ſprach zu ihm: »Dein Auge ſieht Marieen,
Die mütterliche Herrin aller Welt.
Ich habe dieſen Felſen auserkoren
Ein mir geweihter, heiliger Ort zu ſein;
Auf ſeiner Höhe rage mir ein Tempel!
Geh hin nach Origuela; melde dort
Was du geſchaut, vernommen und erfahren,
Und ſorge nicht um deine Herde hier!
Ich werde ſie bewachen und bewahren.«
Der Knabe that, was ihm befohlen war
Und meldete das herrliche Mirakel.
Man ſäumte nicht, man ordnete begeiſtert
Hin zum Gefelſe die Prozeſſion
Und hoffte, die Gebieterin annoch
Als Hüterin der Herde zu erblicken.
Doch zeigte ſich am Hange nur die Herde,
Die Hirtin aber, die erhabne, nicht.
Dagegen auf der Kuppe des Geſteines
Erſpähte man ein himmelab geſchenktes
Marieenbild, das man herab zu hohlen,
Die ſteile Hohe mit Gefahr erklomm.
Nach Origuela ward es fortgeſchafft.

Zwar widerſprach der Knabe; denn Maria
Befahl zu bauen auf der Felſenhöhe.
Allein ſie ſprachen: »Welch ein ſteiler Ort!
Auf dieſer Spitze ſollte man den Tempel,
Den ſchwindligen, errichten, dieſe Wand
Emporzuklimmen ſich ohn' Ende müh'n?
Gewiß, du haſt nicht recht gehört, o Knabe!
Es pranget uns ein ſtattliches Gebäu;
Hier aufgeſtellt auf duftigem Altar,
Gefeiert hier von ſchallender Verehrung,
Das werthe Bild, es wird zufrieden ſein.«
Und wie beſchloſſen, ſo geſchah es auch.
Man ſtellete das Bildniß in den Dom,
Umwölket' es mit heiligem Arom
Und grüßet' es mit freudereichem Schalle.
Mit einem Male wird es aus der Halle
Hinweggerückt von unbemerkter Hand;
Es ſtarret in die Leere, wo es ſtand,
Jedwedes Auge; Schreck und Trauer endet
Dumpf alle Luſt und bange Fragen weh'n
Von Mund zu Mund. »Ach welcherlei Vergeh'n
Entraffet uns den kaum erworbnen Hort?

Nimmt uns der Himmel, was er uns geſpendet,
Weil wir ſo ſtörrig bei des Boten Wort,
Des kleinen, armen, den er uns geſendet?
Das edle Bild, das dieſe Räume flieht,
Hat ſich's vielleicht nach jenem Hochgebiet,
Dem felſigen, hinwiederum gewendet?«
Man macht ſich auf, man kehrt zurück, man ſieht
Das Bild von neuem auf der Felſenſpitze,
Die ſich zu ihrem glorioſen Sitze
Die benedeite Mutter ausgewählt
Und weiß anitzt, wie man mit irrem Witze,
Sich gegen ihren Willen hat verfehlt.
Sofort beginnt ein Regen und Bewegen,
Ein rüſtiges, auf dieſen öden Au'n;
In das Geſteine wird ein Pfad gehau'n,
Und bald auf hohem Felſen iſt zu ſchau'n
Ein Tempelhaus voll Gnade, Troſt und Segen.

* * *

XXXIII.

Muttergottes-Pantöffelchen.

Auf dem Gebirge wachſen kleine Blumen;
Pantöffelchen der Mutter Gottes nennt ſie
Das fromme Volk, das dieſe Blumen ehrt,
Die alle Jahr' um die beſtimmte Zeit
In reichem Maaße dringen aus der Erde,
Hervorgelockt durch himmliſche Magie.
Denn wiſſet, alle Jahr' um dieſe Zeit
Hinſchreitet über das Gebirge ſie,
Der alle Macht im Weltenall gebühret,
Die große Mutter aller Creatur,
Und wo ihr Fuß den Grund der Erde rühret,
Da läſſet er die holde Blüthenſpur.

XXXIV.

Die Mutter Gottes im Teiche.

Das edle Waſſer rein
Spiegelt des Himmels Schein,
Mond, Sonne, Sternelein,
Ja pflegt zu Zeiten wohl
In Höheres hinein
Mit ſeinem Blick zu ragen,
Gebilde zu erjagen
Und in den eignen Hagen
Miraculos zu tragen;
Das lehret uns Tyrol.

Allhier in alten Tagen
Verbarg ſich im Bereich

Noch nie betretner Wälder
Und unbebauter Felder
Ein klarer, heller Teich.
Ein Jäger, in Geſträuch
Und Wildniß eingeſtricket,
Hat ſelbigen erblicket,
Und voll Begier ſogleich
Zur Feuchte ſich gebücket,
Daß er die Zunge ſich
Beſpüle mildiglich,
Die trockene; da, ſiehe,
Erglänzet unſre Frau,
Im Waſſerſchoß Mariee! —
Wie er zurückgekommen
In den bewohnten Gau,
Da haben es entnommen
Nicht Wenige ſeinem Mund;
Da hat man angefangen
Zu pilgern mit Verlangen
Zu dieſem Wunderfund.
Und allem Auge kund
Machte der helle Grund

Daſſelbe lichte Prangen;
Das ſchönſte Bild gefangen,
So ſchien es allgemein,
Mußt' im Gewäſſer ſein.
Man ſpürete mit Stangen,
Man forſchte tief hinein
Und konnte nichts erlangen,
Es war ein bloßer Schein.
Da merkte man, es wäre
Geſogen dieſe Kläre
Aus der azurnen Sphäre
Durch das kryſtallne Naß.
Deß freu'n ſich um ſo baß
Die angezognen Heere,
Und es erſteht ſofort
Ein Kirchlein an dem Ort,
Wozu von da und dort
Im Kreiſe fort und fort
Andächtige, fromme Seelen
Herzieh'n und ſich empfehlen
Marieen, ihrem Hort.

* * *

XXXV.

Madonna aus dem Meere.

Zwei arme Fiſcher weilten an der See
Beſchäftiget, zu beſſern ihrer Garne
Beſchädigung; da fiel von ungefähr
Der Blick des einen in den Ocean,
Und ihm bedünkte, Seltſames zu ſchau'n.
Geraden Weges nahete ſich ihnen
Aufragend aus der Fluth ein Gegenſtand,
Den ihre Sehe nicht zu deuten wußte.
Doch wie er immer, immer näher kam,
Erkannte man ein Bildniß unſrer Frau,
Ein thronendes, das aus der Wog' empor
Delphine trugen und mit ihrem Rücken,

Dem dunkelen, hinſtützten an den Strand.
Auf ihre Kniee fielen die Erſtaunten
Und beteten das Wunder an; dies aber,
Ganz nah gerückt, begann zu ihnen ſo:
»Auf, liebe Leute, löſet dieſe Fiſche
Von ihrer Laſt, erhebt mich an das Land
Und laßt mich auf Meſſina's Höhe thronen,
Wohin zu deſſen Heil und eigner Luſt
Mein Herz verlangt!« Sofort erſtanden jene,
Erhuben das Mirakel aus der Feuchte,
Verehrten es von neuem, drückten ihm
Inbrünſtige Lippen auf Gewand und Fuß
Und trugen es ſodann zur Stadt hinein,
Die große Mahre kündigend. Da weinte
Des Dankes und der Freude reichen Thau
Jedwedes Auges mild getrübter Stern;
Zugleich erhob ſich auf Meſſina's Höhe
Der aus dem Meer geſtiegnen Herrſcherin,
Auf daß ſie ſchirmend über Land und See
Hinwalte mit dem liebevollen Zepter,
Das ragende, begehrte Heiligthum.

XXXVI.

Sanct Hermann Joſeph von Cöln.

Es war zu Cöln am Rheine
Ein Knabe ſeltner Art,
So ſittig und ſo reine,
So ſinnig und ſo zart.
Ihn ſcheuchte jeder wilde,
Lärmfreudige Verein
In einſame Gefilde,
In's ſtille Kämmerlein.

Oft auch bewölkt' ein Sehnen,
Ein dunkles, ihm den Sinn
Und zog ihn unter Thränen,
Er wußte nicht, wohin.

Dann war ſogar des Maien
Begehrte Blumenluſt
Ein herbes Ungedeihen
Für ſeine kranke Bruſt.

Nun ſahe dieſer Knabe
Ein Bildniß unſrer Frau;
Das bot ſo ſüße Labe
Für eine feine Schau.
Zu ſelbigem geſellet
Gar häufig und vertraut
Fühlt' er die Nacht erhellet
Die ſein Gemüth umgraut.

Er hebet an, zu koſen
Mit dieſer ſchönen Frau;
Er bringt ihr alle Roſen
Von ſeiner Blumenau;
Von Kuchen und von Früchten,
Die ſeine Hab', an ſie
Tribute zu entrichten,
Er unterläßt es nie.

Und ſie, wiewohl von Holze,
Beginnt zu reden auch,
Grüßt frei von allem Stolze
Nach menſchlichem Gebrauch,
Nimmt ſämmtliche Geſchenke,
Und daß den holden Sohn
Ja kein Verſchmähen kränke,
Genießt ſie auch davon.

Gern auch zu dieſer Letze
Gar freundlichem Vergelt
Beſcheert ſie kleine Schätze,
Die ſchönſten in der Welt,
Pflegt bunte Malereien
Von wunderbarer Zier
Und Stifte zu verleihen
Und köſtliches Papier.

Sie löſt ſogar zuweilen
Das Kind von ihrer Bruſt,
Und beide Knaben eilen
Zum Spiele dann mit Luſt.

Hoch wird emporgeſchleudert
    Ein leicht geworfner Ball,
Und Aug' und Herz erheitert
    Sein Steigen und ſein Fall.

So hat die Kinderzeiten
    In heiligem Unbedacht
Mit der Gebenedeiten
    Sanct Hermann hingebracht.
Und welche ſo begonnen
    Die Minne hoch von Art,
Auch männlich und beſonnen
    Hat er ſie tief bewahrt.

Ein klöſterlicher Orden
    Schloß den Getreuen ein,
Und hier iſt ihm geworden
    Der allerhellſte Schein.
Hier ſpähend in die Fernen
    Mit niegelöſchter Brunſt,
Sollt' er erfahren lernen
    Die allernächſte Gunſt.

Im Dome ſeine Grüße
Aufſendet er zu Nacht;
Da tritt ſie her, die Süße,
In bräutlich hoher Pracht;
Um ſie im Aetherglanze
Zahlloſe Cherubim;
So in Talar und Kranze
Vermählt ſie ſich mit ihm.

Ein Fingerreif, erleſen
Zum Schmucke ſeiner Hand,
Verpfändet ihm ihr Weſen
Zu ewigem Verband.
Joſeph wird er geheißen
Von ihr zu dieſer Friſt —
Sagt, ob in ſchönern Gleiſen
Ein Menſch gegangen iſt? —

Nun denn mit allen Ehren
Tonreicher Melodei
Gelobt mit ihr, der Hehren,
Sanct Hermann Joſeph ſei! —

Ach daß auch uns gelinge
  Solch Lieden und Beſteh'n,
Um uns mit ihrem Ringe
  Auch ſo geſchmückt zu ſeh'n!

XXXVII.

Inſchrift.

Du, der du walleſt dieſe Straße hin,
Wallfahrer oder fromme Pilgerin,
Laß raſten hier die müden Wanderfüße!
Maria, die Mutter ſüße,
Steht an dem Ort und harret deiner Grüße
Und wartet der Beſcheere,
Durch die ſich ihr dein liebend Herz bewähre.

Und hat ihr auch zu weihen und zu ſchenken
Nichts deine Hand, die leere, —
Nicht müſſe deß dich eine Sorge kränken!
Dann, liebes Kind, gewähre
Der Holdeſten nur eine ſtille Zähre!

Mit Augen, welche Rührung niederthauen,
Sie minnig anzuſchauen;
Und ihrer reinen Milde zu gedenken,
Das wird ihr werther ſein,
Als Silber, Gold und edeles Geſtein;
Sie wird ſodann mit Treuen
Auch dich hinwieder ſeelentief erfreuen.

XXXVIII.

Maria, Gnadenmutter zu Freyberg.

[illegible]

Heilige, prächtige,
Herrliche, mächtige,
Huldige, wonnige, himmliſche Frau,
Der ich in kindlicher,
Unüberwindlicher,
Ewig ergebener Minne vertrau'!
Jegliches Gut dir,
Leben und Blut dir,
Gerne, ja gerne, was immer ich bin,
Geb' ich, o ſüße Maria, dir hin.

Goldener Sterne Glanz
Flicht dir um's Haupt den Kranz,

Sonne begleitet dich himmelenthront;
Höchſte, dir neiget ſich
Schönſte, dir beuget ſich
Unter die Füße der ſilberne Mond;
Höhen und Lufte,
Tiefen und Grüfte,
Wogende Waſſer und irdiſcher Plan
Sind dir, o Königin, untergethan.

Mutter, zu dir, zu dir
Sämmtliche ſeufzen wir,
Düſter umrungen von Jammer und Noth;
Tröſterin magſt allein,
Freundliche, du uns ſein,
Schrecket uns Arme der grimmige Tod.
Faßte ſein Weh' uns,
Liebend erfleh' uns
Gnad' und Erbarmen vom himmliſchen Thron,
Schirmend erweiche den göttlichen Sohn!

XXXIX.

Anruf.

Erhabne, hehre, reine,
Großmächtige Gebieterin
Im Weltenall, du unſrer Noth
Holdſelige Befriederin
Im Leben und im Tod!
O du in allem Sturme wild
Geſchreckter Seele Port ſo mild,
Du unſer hoher Hort und Schild
Vor richterlicher Flamme Zorn,
O Roſe du alleine,

Die ohne Dorn,
Licht ohne Gluth
In deſſen hellem Scheine
Wir unſre Geiſter wohlgemuth
Und ohne Bange ſonnen,
Du aller Huld ein Bronnen,
Du alles Heils ein Born!
Kommt dieſe Fluth geronnen,
Ruht alle Wuth,
Gewonnen unverronnen
Sind namenloſe Wonnen;
In deiner Hand, in deiner Hut
Iſt ewig Alles gut.
Dich ſingt der Erde Kreis,
Es ringt der Engel Fleiß
In Liedern hell und heiß;
Doch nimmer iſt gelungen,
So viel ſich auch geſchwungen,
Der Stimmen und der Zungen
Im himmelhohen Paradeis
Und im Gethal hienieden,
Zu endigen all deiner Ehre Preis.

Neige dein Ohr,
Herrin unſrem Chor;
Zeuch uns hinweg der Seele Duft und Flor;
Zeuch, Mutter, uns an deine Bruſt empor;
Gieb, Heilige, gieb uns Frieden!

◆

XXXX.

Das hohe Lied.

Ich habe mir erleſen
Ein Lieb ſo zart, ein Lieb ſo fein;
Hochadelich von Weſen,
Hochfürſtlich iſt die Traute mein;
Von allem Harm iſt meine Bruſt geneſen,
Seit ich belacht von ihrer Hulden Schein.

O Gott, wie kann ſie grüßen
Aus minniglichem Roſenmund!
Wie kann ſie Blicke ſchießen
Bis in der Seele tiefſten Grund!
Wie ſollte dem noch eine Thräne fließen
Dem dieſe Grüße, dieſe Blicke kund?

Es glanzet eine Klare,
Es ſtrömt herab ein Strahlenquell,
Der Erde Nacht und Schwere
Vernichtend alle wunderſchnell;
Es leuchten nicht des Himmels Sternenheere,
Die Sonne nicht ſo lauter und ſo hell.

Es bluhet eine Blume
Und ſtreuet ihren Wonneduft
Aus hohem Heiligthume
Hernieder in der Erde Gruft;
Nicht Ambra würzt und nicht die Cardamume
Oſtindiens ſo koſtlich alle Luft.

Kennt ihr die hohe Meine,
Die Prangende mit ſolcher Pracht?
Kennt ihr die Strahlenreine,
Die Siegerin ob aller Nacht?
Kennt ihr die ſuße Roſe, die ich meine,
Die alles würzt mit ihrer Dufte Macht?

XXXXI.

Marientempel.

War' Wünſchen und Können nur eine Kraft,
Ein Huram wär' ich an Meiſterſchaft,
Salomoniſche Güter beſäß' ich,
Nicht meine Gewalten ermäß' ich,
Dich, liebſte Maria, zu ehren
Und ehrend die eigene, heilige Wonne zu mehren.

Die hehrſte der Hallen erſtünde dir,
Da blitzet' in Gold und Juwelenzier
Der Boden und alle Gewölbe;
Ich ſelber, ich wäre dieſelbe;
Der Altar, der erſchiene rubinen,
Zu ſelbigem ſollte, du Holde, mein Herz dir dienen.

151

Mein Geiſt, ein goldenes Raucherfaß,
Der ſollte dir glühen ohn' Unterlaß,
Der ſollte dir dampfen ohn' Ende
Arabia's Weihrauchſpende;
Ich meine die frommen Gedanken;
Die ſollten dich alſo in duftigen Wolken umſchwanken

Die Bewohner der Erde, den bunten Schwall,
Da rief ich und ſammelt' und eint' ich all';
Sie hatten, geſtellt in die Runde,
Angeliſche Zungen im Munde;
Die prieſen ſo pur und ſo reine
Dich Konigin nur, dich alleinige Mutter alleine

XXXXII.

Wiegenlied einer alten Magd.

Ich that mich einſt vermiethen
Zu Sanct Marie
In den Himmel hinein;
Ich wollt ihr helfen wiegen
Das liebe Kind,
Ihr Jeſulein;
Da ward ich aufgehoben
In den goldigen Saal
Voll Engelein;
Die thaten alle leben
In dem ewigen Strahl
Maria rein.

Maria kam und führte
Mich an der Hand
Ins Kämmerlein;
Im Kammerlein, da, ſiehe,
Stand an der Wand
Ein Wiegelein;
Darinne ſah' ich liegen
Das liebe Kind,
Das Jeſulein;
Da fing ich an zu wiegen
Mit der Hand ſo lind
Und ſang darein:
„Schlaf' lieblich ein,
Schlaf lieblich ein,
Schlaf' allerliebſtes Jeſulein,
Schlaf' ſüß und ſelig ein!“ –

* * *

XXXXIII.

Ave Maria!

Herrſcherin der hohen Himmel,
Königin der Seraphinen,
Welcher unſre Herzen dienen,
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

Goldenen Gewandes ſtrahlend,
Sternbekränzte, Glorioſe,
Hochgebenedeite, Große,
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

Schönſte du der Allerſchönſten,
Ewiger Reize Gottgeſchmückte,
Allem Makel Ferngerückte,
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

Du in alles Glanzes Fülle
Sanfte, Milde, Zarte, Süße,
Durch unendlich fromme Grüße
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

XXXXIV.

Ave - Maria - Kraft

Tönt Ave Maria,
So lachen die Himmel,
So jauchzen die Engel,
So jubelt die Erde
So flieh'n die Dämonen
Hinunter in Nacht,
So bebet der Hölle
Gebrochene Macht.

Schluſs.

Die Liebe Gottes zu uns erſcheint am größten, wenn uns in Gott ein Mutterherz entgegenſchlägt. Die höchſte und tiefſte Liebe iſt die Mutterliebe. Der Vater tröſtet ſich über den Verluſt des Sohnes; er hat ein ſtoiſches Princip in ſich. Die Mutter dagegen iſt untröſtlich; die Mutter iſt die Schmerzenreiche; aber dieſer Reichthum an Schmerz, dieſe Troſtloſigkeit iſt die Wahrheit der Liebe. . . . . Die Liebe iſt an und für ſich weiblichen Geſchlechts und Weſens. Der Glaube an die Liebe

Gottes iſt der Glaube an das Weibliche, als an ein göttliches Princip.“

Ludwig Feuerbach über den katholiſchen Mariendienſt in dem Werke: „das Weſen des Chriſtenthums“, Leipzig 1841, p. 83.

„Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.“

Göthes Fauſt 2. Th. a. E.

Anmerkungen.

II. **Das Muttergottesgläschen.** Die vom Volke ſo benannte Blume iſt die Ackerwinde, convolvulus arvensis. Vergl. unten XXXIII.

IX. **Unſerer lieben Frauen Milch.** Vergl. unten XXIV. Sanct Fulbert.

X. **Die Samſtagſonne oder Maria im Fegfeuer.** Aus dem Volke; vergl. die Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

XII. **Maria einen Mauren bekehrend.** Faſt ganz ſo wird nach Einigen ein alter Türke bekehrt. Man braucht ihn zur Reinigung der Kapelle unſerer lieben Frau von Trapani in Sicilien, wo ein wunderthätiges, hülfreiches Muttergottesbild; er faßt hier eine große Neigung zu Marien, verehrt ſie ſogar und klagt ihr ſeine Bedrängniſſe, verweigert jedoch den förmlichen Uebergang zum Chriſtenthum, bis Maria in eigner Perſon vom Himmel kommt und ihn zur Taufe bewegt; vergl. die zu Rom gehaltenen Exempelpredigten von Rho und Bovius, I. Abtheilung, 4. Buch, 2. Exempel. — Ein jüdiſches Mägdlein, Rahel, nachher Katharina genannt, wird durch die Süßigkeit des Namens Maria, den ſie aus dem Munde der vor den Thüren ſingenden armen Schüler vernimmt, zum Uebertritt bewogen, ſ. Ranbeck calendarium annale Benedictinum, die Legende zum 31. Julius.

XIII **Der einfältige Prieſter.** In Form, Ton und Inhalt dem ſpaniſchen Originale folgend.

XIV. **Die Ave-Maria-Lilien.** Vergl. unten XXV. **Sanct Joscio Roſeus.** In der Bretagne entſpricht die Tradition vom armen Salaür. Er lebte um das Jahr 1513, war blödſinnig und hatte ſich in einen Wald zurückgezogen, wo er bei einer Quelle, ſich eines Steines zum Kiſſen, eines Baumes zum Dache bedienend, ohngefähr vierzig Jahre hinbrachte. Er erſchien Sommer und Winter hindurch zerlumpt und baarfuß und bettelte in der Umgegend, keine andern Worte vorbringend, als: »Ave Maria!« und »Salaür mechte Brod.« Wenn es fror, hing er ſich, um ſich zu erwärmen, an zwei Aeſte ſeines Baums, ſchwang ſich in der Luft und ſang ein Lied zu Ehren der Jungfrau. Er ſtarb an ſeiner Quelle und wurde hier auch begraben. Aus ſeinem Grabe wuchs eine ſchöne Lilie, auf deren Blättern mit goldenen Buchſtaben: »Ave Maria!« ſtand. Man baute an der Stelle eine Kirche zu Ehren unſerer lieben Frau von Folgoat, die durch große Wunder berühmt wurde. Vergl. das Gedicht: »Unſere liebe Frau von Folgoat« und die Bemerkungen dazu in Th. von la Villemarque's Schrift: **Barzas-Breiz. Chants populaires de la Bretagne. Paris 1840.** Volkslieder aus der Bretagne von Keller und Seckendorf. Tübingen 1841.

XVII. Flucht zum himmliſchen Urbilde. Spaniſch.

XVIII. Viſion. Spaniſch. Anklingend iſt ein altdeutſches Gedicht:

Ach wie ſo ſchön, ſo hübſch und fein
Sind deine Tritt, Maria rein,
In deinen Schühlein leis dahin!
Was haſt du doch in deinen Sinn?

u. ſ. w. **Procopii Mariale Festivale p. 448**

XXIV. Sanct Fulbert. .... Aeger ergo, dum humi decumberet — anginam tolerabat exulceratissimam — vibrabat oculos ad matrem gratiae, stillam matris misericordiae precatus; cum ecce repente coelo spectabilis Virgo dulcissimum uber digito premit atque fatiscentem morbo Fulbertum rorante arcuatim lactis nectare suavissime recreat. Ranbeck a. a. O. in der Legende zum 10. April. Vergl. oben IX. **Unſrer lieben Frauen Milch.** Carnutum iſt Chartres.

XXV. Sanct Joscio Roſeus. Vergl. oben XVI. **Die Ave-Maria-Lilien.** Ein ſinniges Bild ſtellt dieſen Heiligen alſo dar, daß er mit der Linken auf ſeine den Namen Maria bildende fünffache Gebetreihe:

Magnificat —
Ad Dominum —
Retribue —
In convertendo —
Ad te levavi —

deutet, mit der Rechten aber der herabgeneigten Mutter Gottes einen Strauß von fünf mit den

Buchſtaben ihres Namens bezeichneten Roſen reicht. Die Stadt Sanct Audomar's (Audomaropolis) iſt S. Omer.

XXIX. Die ſchöne Maria von Regensburg. Hier theilt ſelbſt eine feindſelige Darſtellung, indem ſie den im Jahre 1516 entſtandenen Zulauf beſchreibt, die intereſſanteſten Züge mit, z B.: »Kleine Kinder, die ihr lebenlang nichts von Regensburg gehört, auch den Weg nicht wußten, kamen von weiten Orten mit einem Stück Brods in der Hand und geſchahe viel wunderbares Dings da.« Hiſtoriſcher Chroniken beſchrieben durch J. L. Gottfrieden 6. Theil, Frankfurt 1540, p. 410.

XXX. Unſere liebe Frau vom Buſche. XXXI. Die bauverſtändige Taube. XXXII. Die heilige Mutter Gottes von Tremedal. Dieſe Legenden ſind zuſammenzuhalten; ſie repräſentiren einen der merkwürdigſten marianiſchen Legendenkreiſe, in welchem namentlich die Bedeutung hervortritt, die Bäume, Waldungen und Anhöhen im Mariendienſt haben, und wo ſich häufig der Zug wiederhohlt, daß das in Wäldern und auf Bergen gefundene Bild an ſeinen alten Ort zurückkehrt; vergl. Brüder Grimm deutſche Sagen 1. Th. p. 447: »Das Gnadenbild aus dem Lerchenſtock zu Waldraſt.« In dieſer tyroliſchen Stiftungslegende wächſt das Muttergottesbild höchſt wunderbar im hohlen Lerchenſtock, wird von zwei frommen Hirten entdeckt, mit einer Säge aus dem Stock geſchnitten und nach Matrey gebracht, von wo es jedoch auf göttliche Veranſtaltung in die Waldraſt zurückverſetzt wird, wo man ihm eine eigene Kirche baut. Marien von Bäumen benannt giebt oder gab es in verſchiedenen Ländern der Chriſtenheit, wie unſere liebe Frau von der Eiche zu Viterbo, unſere liebe Frau vom Oelbaum in Portugal u. ſ. w. In einer böhmiſchen Stiftungslegende wird ein Marienbild von einer Haſelnußſtaude gewonnen, Rho und Bovius a. a. O. 2. Abtheilung, 2. Buch, 27. Exempel. In einer andern hängt auf einem Berge der Inſel Scio ein Muttergottesbild an einer Myrte und ſtrahlt des Nachts einen gewaltigen Glanz aus; Eremiten entdecken es. Daß die Myrte ein der Himmelskönigin beſonders heiliger Baum ſei, iſt die Meinung kirchlicher Schriftſteller, ſ. Rho und Bovius a. a. O. 2. Abtheilung, 1 Buch, 20. Exempel. Ein leuchtendes Bild im Wald entdeckt von einem Holzhauer und anbetende, kniebeugende Thiere, wie in Nro. XXX. ſ. in einer polniſchen Tradition bei Gumpenberg im 1. Theile ſeines marianiſchen Atlas 49. Bild und bei Rho und Bovius a. a. O. 2. Abtheilung. 1. Buch, 38. Exempel. Wie in Nro. XXXI. eine Taube, ſo zeichnet in einer franzöſiſchen Stiftungslegende ein Hirſch die zu erbauende Kirche vor, und zwar mit ſeinen Fußſtapfen in den bei großer Sommerhitze gefallenen Schnee, Otho Gislen de Virgine Aniciensi und Rho und Bovius a. a. O. 1. Abth., 1. B. 35. E.

XXXVII. Inſchrift. XXXVIII. Maria Gnadenmutter zu Freyberg. XXXIX. Anruf. XXXXX. Das hohe Lied. XXXXI. Marientempel. Altdeutſch aus verſchiedenen Jahrhunderten bis in's 12. zurück; vergl., beſonders was Nro. XL. betrifft, die Bemerkung J. Grimm's in deſſen deutſcher Mythologie p. XX., wonach der ſeit dem 12. und 13. Jahrh. um ſich greifende Mariendienſt »mit der zarteſten Frauenverehrung, die je Statt gehabt, in der Poeſie unſerer Minneſänger zuſammentrifft.« Huram in Nro. XLI. der Baumeiſter des ſalomoniſchen Tempels.

XXXXIV. Ave-Maria-Kraft. Ein Spruch des heiligen Bernhard. Nach der Erzählung deſſelben Heiligen erzog eine Jungfrau einen Vogel und lehrte ihm die Worte »Ave Maria« ſprechen. Einſt, da er ſich dem Schooße der Jungfrau entſchwang. ſchoß auf ihn ein Falke herab; er rief: »Ave Maria,« und ſogleich ließ der Räuber ſeine Beute los.

Druckfehler.

P. 10. in der 5. Zeile von oben ſteht in einigen Exemplaren: verirrten ſtatt verwirrten.

Kein Druckfehler iſt p. 32 in der letzten Zeile Sterneglaſt, wo, um eine minder harte Form zu erzielen, das n ausgeworfen. Wen dies ſtören ſollte, den bitten wir Sternenglaſt zu leſen.

Die Schreibart Sevillia p. 27 iſt aus metriſchem Grunde gewählt.

Marie ſteht für die zweiſylbige, Mariee für die dreiſylbige Form.

Der

Feuer- und Molochdienſt der alten Hebräer

als

urväterlicher, legaler, orthodoxer Cultus
der Nation,

hiſtoriſch-kritiſch nachgewieſen

durch

G. Fr. Daumer.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Fr. Otto.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Den Hauptinhalt dieſes Buches bildet die auf dem Titel angekündigte Abhandlung über den Feuer- und Molochdienſt der alten Hebräer, in welcher dieſer Cultus, der herkömmlichen Anſicht von ſeiner fremdartigen, ketzeriſchen Natur entgegen, als uralter, ächter, orthodoxer Jehovismus Iſrael's theils an und für ſich, theils im Verhältniſſe zu zwei andern mit ihm im Kampfe liegenden Culten betrachtet wird; einmal nehmlich zu einem in extremer Weiſe entgegengeſetzten, urſprünglich unſemitiſchen, dem althebräiſchen Eſel- und Waſſerdienſt, dann zu einem, jenen uralten Molochismus der Nation zwar zur Baſis und zum Ausgangspunkte habenden, aber mildernden, umgeſtaltenden, ſelbſt mit modificirten Elementen des Eſel- und Waſſerdienſtes vermiſchenden, dem durch Propheten, Prieſter und Könige begründeten reformatoriſchen Jehovismus der nachſalomoniſchen Zeit. Die Erörterung einiger in den Kreis dieſer Unterſuchungen gehöriger beſonderer Gegenſtände ſchien am füglichſten vereinzelt und in einen Anhang verwieſen zur Sprache gebracht zu werden. Es ſind die Aufſätze über die ſogenannte Bundeslade als molochiſtiſches Heiligthum, über den trojaniſchen Krieg, als einen Kampf helleniſcher Roß-

und Waſſerreligion wider ſemitiſchen Feuer- und Molochdienſt, und über die Abſtammung und Einwanderung der Aegyptier und Semiten aus Amerika, von woher, nach meinem Dafürhalten, auch jener ſemitiſche Molochismus in unſere Hemiſphäre gekommen. Ich bitte hiebei zu unterſcheiden, was als unwiderſprechlich nachgewieſene hiſtoriſche Wahrheit ſeine unbedingte Anerkennung fordert, und was, wenn auch durch Zuſammenhang und gewichtige Einzelgründe geſtützt, doch nur erſt als eine zu hoher Wahrſcheinlichkeit erhobene Anſicht hervortritt und ſich Forſchern und Sachkennern zu prüfender Beachtung empfiehlt. Sollte mein Vortrag, auch was den letztern Theil der von mir aufgeſtellten Sätze betrifft, hie und da den Ton der Entſchiedenheit und Gewißheit angenommen haben, ſo möge dies als etwas nur Formelles betrachtet und dem hiedurch belebteren Vortrage zu Gute gehalten werden. Vollſtändig erwieſen glaube ich die urſprüngliche Identität des althebräiſchen Jehovismus und Molochismus und die große Rolle zu haben, die im hebräiſchen Jehovadienſt die Menſchenopfer geſpielt, ſo daß das Vorgeben der Juden, als ſtehe der alte, neuerlich durch die berüchtigten Vorfälle zu Damaskus wieder angeregte Glaube an fortdauernde jüdiſche Menſchenopfergebräuche in unvereinbarem Widerſpruch mit ihrer altteſtamentlichen Volks- und Religionsgeſchichte, künftighin als eine lächerlich offenbare Unwahrheit zurückzuweiſen iſt. Dieſer Erweis iſt das zunächſt Wichtigſte und Folgenreichſte, was dieſe Schrift enthält, und würde in das Hinſinken anderer ihr eigener Behauptungen keineswegs hineingeriſſen werden. Von dem angegebenen

Verhältniß Iſrael's zu Amerika und Auſtralien bin ich zwar lebhaft überzeugt und glaube die Sache ſchon hier, bei vorerſt nur fragmentariſcher Mittheilung, auf nicht zu verachtende Grundlagen geſtellt zu haben; um jedoch dem Leſer nicht zu viel auf einmal zuzumuthen, habe ich die zunächſt entgegentretenden Abhandlungen über Molochdienſt und Bundeslade inſofern ganz davon abgelöſ't, als ich hier, wo es zur Erläuterung meines Gegenſtandes nützlich und nöthig ſchien, nur die vorgefundenen auffallenden und lehrreichen Analogieen zwiſchen ſemitiſchen, amerikaniſchen und auſtraliſchen Dingen gab, ohne mich über die Art des daraus jedenfalls erhellenden völkergeſchichtlichen Zuſammenhangs zu erklären, ſo daß, auch wenn dieſer auf andere Weiſe zu beſtimmen ſein ſollte, die beigebrachten Thatſachen ihr volles Intereſſe und Gewicht behalten. Um jedoch auch in dieſer Beziehung meine Anſicht darzulegen und auch denjenigen zu genügen, welche für dergleichen weit ausgreifende Unterſuchungen Sinn und Geneigtheit haben, wurde zuletzt noch ein Aufſatz beigegeben, der die bekannte, vielfach, wie von Gilb. Genebrand, Malvenda, Garcia, Thomas Thorowgood, Adair, Colton, Rabbi Menaſſe Ben Iſrael und Noah, geäußerte Meinung von der Abſtammung amerikaniſcher Völkerſchaften von Iſrael umkehrt und die Anſicht begründet, daß das Aegypten, in welchem einſt Iſrael gewohnt und aus dem es den unbegreiflichen vieljährigen Zug nach Paläſtina gethan, nicht afrikaniſches, ſondern amerikaniſches Land geweſen.

Man wird in der vorliegenden Schrift durchaus nur hiſtoriſche Angaben, Unterſuchungen und Beweisführungen finden, indem jede nicht rein auf geſchichtliche Thatſachen bezügliche Kritik und Polemik abſichtlich ferne gehalten iſt; daher von einem Zeitalter, das ſich als ein gebildetes betrachtet, zu erwarten ſteht, daß es dem Buche durchaus keine andern Waffen, als die ehrlichen und geziemenden des Geiſtes, der Wiſſenſchaft und der Gelehrſamkeit entgegenſetzen werde.

Inhalt.

Seite

Der Feuer- und Molochdienſt der alten Hebräer als urväterlicher, legaler, orthodoxer Cultus der Nation 1 — 197

Anhang.

I. Die Bundeslade . . . . 201 — 211
II. Apollon, Paris und der Kampf gegen Troja . . . . 212 — 224
III. Aegypten in Amerika. Fragment einer allgemeinen Unterſuchung über die altteſtamentliche Menſchen- und Völkergeſchichte in Beziehung auf Auſtralien und Amerika . . . . 225 — 320

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Wie alt iſt der Molochdienſt in Iſrael? Der herkömmlichen Meinung und Angabe gemäß, geht er nicht über das ſalomoniſche Zeitalter zurück. »Salomo hatte, von den Frauen des Harems verleitet, den Cultus des Molech auch in Judäa begründet, und die Judäer ſcheinen — obwohl das moſaiſche Geſetz Todesſtrafe darauf ſetzte — von da an ununterbrochen im Thale Hinnom dieſem ſchrecklichen Gottesdienſte gehuldigt zu haben, bis Joſias die dem Molech heiligen Stätten zerſtörte [1]).«

---

[1]) Winers bibliſches Realwörterbuch, Leipz. 1838, 2. Bd. S. 118 f. Vergl. 1 Kön. 11, 5 u. 7. 1 Kön. 11, 33. Von den Königen Ahas und Manaſſe wird ausdrücklich berichtet, ſie hätten ihre Söhne geopfert. 2 Kön. 16, 3. c. 21, 6. 2 Chron. 28, 3. c. 33. 6: „Ahas räucherte im Thale der Söhne Hinnoms und verbrannte ſeine Söhne im Feuer" u. ſ. w. Auch that gleich wieder des Joſia Sohn und Nachfolger Joahas „was böſe war in den Augen Jehova's, ganz ſo, wie ſeine Väter gethan." 2 Kön. 23, 32; von des Joahas Nachfolgern Jojakim, Jojachin und Zedekia, den letzten Königen von Juda, wird daſſelbe geſagt, und der im Exile weiſſagende Ezechiel ſpricht: „Auf dem Wege euerer Väter verunreiniget ihr euch und ihren Scheuſalen huret ihr nach, und indem ihr euere Geſchenke bringet, indem ihr euere Kinder durch's Feuer opfert, verunreiniget ihr euch durch all' euere Götzen bis auf dieſen Tag." Ezech. 20, 30 f. Vergl. Pſeudojeſ. 57, 5 u. 9. Bohlen, Geneſis Einleitung, p. CX, und Michaelis moſaiſches Recht, Biehl 1777, V. §. 247, S. 86 ff., wo es heißt: „Gegen keine andere Art des Götzendienſtes ſind Moſis Geſetze ſtrenger als gegen dieſe (die canaanitiſchen Menſchenopfer) — und doch iſt ſie unter den Iſraeliten bis in ſehr ſpäte Zeiten geblieben, ſo daß gerade die letzten Schriftſteller, die den Staat überlebet und im Anfang des babyloniſchen Elends geſchrieben, Jeremias und Ezechiel, davon Erwähnung thun und ſie nicht als einen veralteten, ſondern noch vor Kurzem oder bis auf ihre eigene Zeit üblichen Gräuel beſchreiben." Die Strafe, meint Michaelis, hätte

Der weiſe König Salomo, der jehoviſtiſch-fromme Sohn des jehoviſtiſch-frommen David, ein zur ächten, reinen, alles Fremdartige ſo ſtreng ausſcheidenden und verpönenden Nationalreligion der Hebräer erzogener und gebildeter Mann, der ſich den bibliſchen Darſtellungen zu Folge ſo ausgezeichneter, wiederholter Offenbarungen des wahren Gottes und ſo inniger Vertrautheit mit ihm zu erfreuen gehabt, dem dieſer Gott, wie man lieſ't, ein ſo weiſes und einſichtsvolles Herz gegeben, daß ſeines Gleichen nicht vor ihm geweſen, noch nach ihm zu erwarten ſtand, deſſen Angeſicht alle Lande ſuchten, um die ihm von ſeinem Gotte in's Herz gegebene Weisheit zu hören, und den derſelbe noch überdies ſo nachdrücklich und bedrohſam vor allem Götzendienſt gewarnt [1]) — ein ſolcher Mann läßt ſich von fanatiſchen, kindermord-luſtigen Haremsdamen verleiten, den ſcheußlichſten aller Götzenculte in ſein Reich einzuführen! Und dieſer das menſchliche Gefühl in ſo hohem Grade empörende fremdartige Gräuel wurzelt auf der Stelle ſo tief in dem durch die vorhergegangenen Bemühungen Samuel's, David's und Salomo's von allem Götzendienſt geſäuberten, zum lautern Jehovismus gewöhnten Iſrael, erſcheint dem vielleicht mit einem Male wahnſinnig gewordenen Volke ſofort ſo reizend, glorreich und unentbehrlich, daß er, trotz dawider eifernder Propheten, Prieſter und Könige, und trotz einer ihn verabſcheuenden und mit Todesſtrafe bedrohenden einheimiſchen, alten Geſetzgebung bis zum Untergang des Reiches Juda und drüber hinaus in das Exil hinein unausrottbar in Schwange ging [2]).

---

noch ſchärfer ſeyn ſollen, um den unbändigen, verführeriſchen Reiz zu dämpfen, den es für Iſrael gehabt, die Canaaniter in Verbrennung der eigenen Kinder nachzuahmen.

1) 1 Kön. 3, 5 ff. c. 9, 2 ff. c. 10, 23 f. 2 Chron. 1, 7 ff. c. 7. 12 ff.

2) Vergl. Gramberg, kritiſche Geſchichte der Religionsideen des alten Teſtamentes, Berl. 1829, 1. Thl. S. 502 f.: „Die angeblich von Jehova nach der Erbauung des Tempels an Salomo ergangene Ermah-

Ein in der That höchſt wunderbares und erſtaunliches Phänomen, ſo ganz ohne genügenden Entſtehungsgrund und Entwicklungsgang, daß man jeden Anſpruch auf Denkbarkeit und Begreiflichkeit aufgeben muß, um ſich dabei beruhigen zu können. Es giebt indeſſen eine Anzahl anderer bibliſcher Nachrichten, Darſtellungen, Spuren und Zuſammenhänge, die mit jener Angabe und der darauf geſtützten Geſchichtsanſicht in entſchiedenem Widerſpruche ſtehen und zu der Aufſtellung des folgenden, in dieſer Schrift zu beweiſenden Satzes berechtigen:

„Der Moloch- und Kinderopfer-Dienſt der alten Hebräer war keineswegs etwas Fremdes, Ausländiſches, von Alters her geſetzlich Verpöntes und Ausgeſchiedenes in Iſrael, war kein Abfall vom patriarchaliſchen, altherkömmlichen, von Moſe fixirten, legalen Jehova-Cultus; er war von Anbeginn heilig und national, der Cultus eines Abraham, Moſe, Samuel und David, der ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten der althebräiſchen Volks- und Religionsgeſchichte, war weſentlich

---

nung, er und ſein Volk ſollten ſich hüten, irgend andere Götter, außer Jehova zu verehren, damit ſie nicht in's Exil geführt und der Tempel zerſtört werden möchte, wird von dem frommen Salomo durchaus nicht befolgt. Denn nach dem Zeugniſſe deſſelben Schriftſtellers iſt Salomo als der eigentliche Stifter des Götzendienſtes unter den Iſraeliten anzuſehen, den Samuel und David in Schranken gehalten und faſt ganz vertilgt hatten. Salomo läßt ſich von ſeinen Weibern verführen, mit ihnen allen Göttern der Nachbarvölker zu opfern und denſelben in und bei Jeruſalem Heiligthümer zu errichten, und unter Rehabeam iſt nach 1 Kön. 14, 22 f. ſchon ganz Juda dem Götzendienſt ergeben und verehrt die Götter auf allen hohen Hügeln und unter allen grünen Bäumen" u. ſ. w. „Hätte Salomo," ſagt Vatke, Religion des alten Teſtamentes, Berl. 1835, 1. Thl. S. 309, „eine ſo geläuterte und innerlich durchgebildete Erkenntniß der Wahrheit gehabt, wie ihm die Sage beilegt, beſonders in dem Gebete bei Einweihung des Tempels, ſo wäre es ſchlechterdings unmöglich geweſen, daß er ſpäter in Götzendienſt verſunken" u. ſ. w.

und ohne allen Unterſchied und Gegenſatz einer und derſelbe mit jenem alten, ächten, einheimiſchen Jehova-Cultus ſelbſt [1]).

Setzen wir, um die Wahrheit dieſes Satzes zu erhärten, zunächſt die alte, fundamentale, durch ſpätere Cultur- und Humanitätselemente noch ungemilderte, unverfälſchte Vorſtellung von Jehova, dem Nationalgotte Israels, in's Licht. Hiebei werden wir am füglichſten folgende höchſt merkwürdige, inhaltſchwere und an Beziehungen reiche Darſtellung der Geneſis zu Grunde legen.

»Und die Sonne wollte eben untergehen, da ſiel ein tieſer Schlaf auf Abraham und ſiehe, ein Schrecken, eine große Finſterniß ſiel auf ihn.« — »Da nun die Sonne völlig untergegangen, da war es Finſterniß, und ſiehe, es war ein rauchender Ofen und eine Feuerfackel, welche hindurchfuhr zwiſchen die Fleiſchſtücke (der dem Jehova geſchlachteten Opferthiere). An dieſem Tage machte Jehova mit Abraham einen Bund« u. ſ. w. [2]).

Als was giebt ſich hier der alte, patriarchaliſche Gott der Hebräer zu erkennen? Als ein Gott der Finſterniß und des Nachtgrauens, des Schreckens und des Feuers, des verzehrenden, vernichtenden Elementes, — ganz allein als ſolchen macht er ſich ſeinem Diener und Propheten offenbar, da er jenen feierlichen Bund mit ihm ſchließt.

---

[1]) Schon in einer im Jahre 1835 von mir herausgegebenen Schrift ſteht der Ausſpruch: „Der Jehova der Hebräer war Urſprungs kein Anderer, als der phönizische und canaanitiſche Kronos, Moloch und Baal, in den bibliſchen Darſtellungen nur in der Milderung und im Uebergange zu einer neuen Periode begriffen; die gräßlichſten Kinderopfer waren bei den Hebräern bis in's Exil hinein im Gange, und dieſe waren kein Abfall von Altnationalem zu Fremdem und keine Neuerung, ſondern im Gegentheil eine Fortſetzung des Altnationalen, ein Hängen an demſelben, im Gegenſatze gegen den reformirten Jehovismus, der auch die hebräiſche Sagengeſchichte in den bibliſchen Darſtellungen in ſein Licht ſtellte und das Neue als ein Alterthümliches erſcheinen ließ.“

[2]) 1 Moſ. 15, 12 ff.

Als ein Gott der Finſterniß und des Nachtgrauens erſtlich, der in feindlichem Gegenſatze zu Sonnenlicht und Tage ſteht. So ſcheut jener mit Jakob ringende Gott den Tag und ſucht als Nachtgeiſt noch vor anbrechendem Morgenroth zu entkommen: »Da ſprach er: Entlaſſe mich, denn die Morgenröthe bricht an« [1]) — nicht anders, als Mephiſtopheles in Göthe's Fauſt zum Aufbruch mahnt:

„Meine Pferde ſchaudern;
Der Morgen dämmert auf" —

und in indiſcher Mythologie die bösartigen Rakſhaſas oder Rakſhas, die Götterfeinde, vor Tagesanbruch furchtbar ſind:

„Ehe ſich färbet der Oſten und ehe die Dämmerung anbricht,
Dann zur ſchrecklichen Stunde gewaltig ſind ſie, die Rakſhas" [2]).

Diodor ſpricht von Aethiopiern, die die aufgehende Sonne ſchmähen [3]) und Jehova's Allerheiligſtes iſt, der Region der aufgehenden Sonne entgegen, nach Weſten gekehrt, wie denn auch ſonſt in bibliſcher Darſtellung dieſer Gott als ein in Finſterniß und Gewölk gehüllter erſcheint und als ein Gott des Dunkels und der Finſterniß von Salomo bei Einweihung des Tempels bezeichnet wird: »Und Moſe nahete ſich dem Dunkel, worin Gott war« [4]) — »Er fuhr hernieder, Dunkel unter ſeinen Füßen — er machte Dunkel rings um ſich her, zum Zelte Waſſerſammlung, dichtes Gewölk« [5]) — »Jehova hat beſchloſſen, zu wohnen im Dunkeln« [6]) — ſo, daß Jehova, der Gott Iſraels, mit dem Kronos-Saturn des griechiſchen und ſemitiſchen Alterthums, den die Araber in einem ſchwarzen Bilde darſtellten und an dem ihm, wie dem hebräiſchen Jehova, eigenen und heiligen Tage, dem Sonnabend,

---

1) 1 Moſ. 32, 27.
2) Hidimb. 4, 46. Bohlen, das alte Indien I, 225, vergl. 263.
3) Diodor 3, 9. 4) 2 Moſ. 20, 21, vergl. c. 19, 16 u. 5. Moſ. 4, 11.
5) 2 Sam. 22, 10. 12. Pſalm 18, 10. 12.
6) 1 Kön. 8, 12. 2 Chron. 6, 1.

in einem ſchwarzen Tempel und gekleidet in ſchwarze Gewande verehrten 1)), mit dem Chamos, Kemoſch der Moabiter und Amoriter, der nach einer jüdiſchen Tradition unter dem Bilde eines ſchwarzen Sternes verehrt wurde und mit dem Tartak der Avväer, deſſen Name tiefe Finſterniß oder Held der Finſterniß bedeutet 2)), in augenſcheinliche Verwandtſchaft tritt. In dem an Analogieen mit ſemitiſchen Dingen ſo reichen Amerika hat ſich die Verehrung des böſen Geiſtes Maboya, als eines Geiſtes der Nacht und Dunkelheit, eines Bewirkers von Donner, Sturm und Mondfinſterniß und Urhebers aller Uebel gefunden, und es iſt von der Art, in welcher bei den alten Einwohnern der karibiſchen Inſeln dieſer Maboya beſchworen ward, folgende Beſchreibung vorhanden. Man bereitete eine Hütte, beſetzte die Opfertiſche mit Opfern und verſammelte ſich, wenn es gänzlich Nacht geworden. Nachdem man alles Licht in der Hütte und um ſie her gelöſcht hatte, ging der Beſchwörer in das Dunkel der Hütte hinein und beſchwor den böſen Geiſt, der mit fürchterlichem Lärm erſchien und die Fragen des Beſchwörers beantwortete 3)). So beginnen die Piaches oder Zauberer im holländiſchen Guiana ihr Gebet an Yowahu und ihr Zweigeſpräch mit ihm gegen Abend und endigen es gegen Mitternacht 4)). Am Eingang der finſtern, von vielen

---

1) Winer, bibl. Realwörterbuch II, 455. Geſenius, Commentar zum Jeſaia, 2. Thl. S. 344. Görres, Mythengeſchichte, 1. Bd. S. 290 f. Den Sabbath oder Saturnustag erklärt Jehova ausdrücklich für den ſeinigen, 2 Moſ. 31, 15: „Am ſiebenten Tage iſt Ruhetag, dem Jehova heilig,“ vergl. Bohlen, Geneſis, S. 231 u. Vatke, Religion des alten Teſtamentes, Berlin 1835, 1. Thl. S. 196 f. 199.

2) Winer a. a. O. II. S. 703.

3) Baumgarten, allgemeine Geſchichte der Völker und Länder von Amerika, Halle 1753, 2. Th. S. 567, 846, 849 f. Majer's mythologiſches Lexikon, Weimar 1803, 1. Bd. S. 345 ff. Rochefort, histoire naturelle et morale des Antilles, l. II. ch. 24.

4) Orbigny's maleriſche Reiſe in Amerika, überſ. von Diezmann, Leipz. 1839, S. 26.

tauſend Nachtvögeln bewohnten Felshöhlen von Guacharo nehmen, nach Humboldt, die indianiſchen Zauberer und Giftmiſcher, die Piaches und Imorons, ihre nächtlichen Gaukelkünſte vor, um den Häuptling der böſen Geiſter Ivorokiamo zu beſchwören [1]). Einen Gott des Todes und der Unterwelt bezeichnen die Gegner des Propheten Jeſaias als denjenigen, auf welchen ſie ihr Vertrauen ſetzen: »Wir haben einen Bund geſchloſſen mit dem Tode und mit der Unterwelt einen Vertrag gemacht; die überfluthende Geiſel, wenn ſie daher fährt, wird uns nicht treffen;« worauf der Prophet antwortet: »Getilgt wird euer Bund mit dem Tode und euer Vertrag mit der Unterwelt beſteht nicht; die überfluthende Geiſel, wenn ſie daher fährt, ſo wird ſie euch zertreten« [2]). Und Pſeudo-Jeſaias wirft ſeinem Volke vor: »Du zieheſt zum Könige (מלך Molech, Moloch) mit Oel und nimmſt viel deiner Salben (den Moloch zu ſalben, ſ. unten), du ſendeſt deine Boten in weite Ferne bis tief in die Unterwelt« [3]) — wo Molochdienſt und Verkehr mit der Unterwelt verbunden erſcheint. Silius Italicus führt unter den karthagiſchen Göttern den Erebus an, deſſen Altar im Tempel der Dido geſtanden haben ſoll [4]), und Philoſtratus ſagt von den Gaditanern, daß ſie dem Tode Päane ſängen [5]). Mit jenem Tartak zuſammen als Idol der Avväer wird Nibchas genannt und dieſer iſt in den ſabiſchen Religionsſchriften der Herr der Finſterniß, deſſen Thron bis an die Oberwelt reicht, deſſen Füße aber auf den äußerſten Theilen des Abgrundes ruhen [6]). Der Gott des Todes und der Unterwelt als »König der Schrecken« tritt uns im Buche Hiob entgegen [1]) — eben ſo ward Jehova ſelbſt als ein furchtbares Weſen, als ein Gott des Schreckens bezeichnet, worüber unten mehr. Dieſen in Nacht, Finſterniß und Abgrund wohnenden böſen Dämon hatte ſich der alte Hebräer zu ſeinem Gott und Herrn, zu ſeinem Melech, Molech, Moloch oder König gewählt, und das war der urſprüngliche, ächte Jehova und Nationalgott Iſraels. Der eigentlichſte centralſte Sitz dieſes Dämons iſt Tiefe und unterirdiſche Nacht, aber das verneinende Princip wird auch als ein allgegenwärtiges, in allen Dingen und Welten wirkſames gedacht; es ſteigt aus ſeiner Tiefe herauf, um ſich zum Herrn und König der Erde und ihrer Geſchlechter zu machen, ja es fehlt am Himmel nicht, wo es von dem unter den Geſtirnen der Wochentage der feindlichen Sonne entfernteſten und entgegengeſetzteſten, dem Sabbath-Stern Saturn, Beſitz ergreift, und von ihm aus ſeine verderblichen Wirkungen auch von der Höhe ſendet [2]), ſo daß es als Beherrſcher einer dreifachen Region erſcheint, wie in

---

[1] A. v. Humboldt, Reiſe in den Aequinoctialgegenden des neuen Continents, 2. Th., S. 113. Vergl. den Vorwurf des Uebernachtens in Höhlen als einer Abgötterei, Jeſ. 65, 4.

[2] Jeſ. 28, 15 u. 18.

[3] Jeſ. 57, 9.

[4] Sil. Ital. I. v. 92; ordine centum stant arae coelique deis Ereboque potenti.

[5] Vita Apollon. l. V. c. 4: τον θανατον μονοι ανθρωπων παιανιζονται.

[6] 2 Kön. 17, 31. Winer a. a. O. II. S. 178. Gramberg a. a. O. I. S. 517.

---

1) Hiob 18, 14.

2) Vergl. Tacit. histor. V. 4. Ueber den Saturn als bösartiges Geſtirn vergl. Bohlen, Indien II., S. 248 und Geſenius, Commentar zum Jeſaia II. S. 343. Die Planeten der Wochentage erſcheinen bei den Indiern auf unſere Weiſe geordnet:

Tag des Surgas	oder der Sonne,
— — Chandras	— des Mondes,
— — Mangalas	— des Mars,
— — Buddas	— des Merkur,
— — Vrihaspatis	— des Jupiter,
— — Sukras	— der Venus,
— — Sanis	— des Saturn,

und aus Sanistag, Sanstag iſt unſer Samstag geworden; vergl. Kanne, Syſtem der indiſchen Mythe, S. 334. Venus und Merkur ſind glückliche Sterne, Saturn iſt unheilbringend, ihm daher der Rabe geweiht, der allenthalben als ein Zeichen des Unglücks, der Trennung, der Regenzeit erſcheint. Bei occidentaliſchen Klaſſikern heißt Saturn stella nocens, sidus triste, sidus grave in omne caput, Prop. 4, 1, 84. Juven. 6, 569. Lucan. 1, 650: Summo si frigida coelo stella nocens der Geſtalt jenes fürchterlichen Sivas der Indier, deſſen drei Augen und Dreizack auf dieſe Dreiwelt, auf Unterwelt, Erde und Himmel zielen [1]), oder in der der griechiſchen Hekate, die nicht nur die furchtbare, unterirdiſche Herrſcherin und nächtliche, geſpenſtige Zaubergöttin iſt, ſondern auch Erde, Meer und Himmel beherrſcht und als dreileibige oder dreiköpfige — τριμορφος, τριπροσωπος, τριαυχην, τρισσοκεφαλος, triformis, triceps, trigemina — beſchrieben und bezeichnet wird. Der Körper jenes Geryones auf Erytheia, den Herakles tödtete, beſtand aus drei Manneskörpern, die in der Gegend des Bauches zuſammengewachſen waren, von da aber ſich wieder trennten, daher er der dreigeſtaltige, tricorpor, triformis, tergeminus, τρισωματος βοτηρ Ερυθειας, der dreileibige Hirt Erytheia's, heißt; ſeine Heerden bewachte ein zweiköpfiger Hund Orthros oder der dreiköpfige Höllenhund Kerberos; er iſt eben auch nichts anderes, als jener dreigeſtaltige und dreigewaltige Todesgott des Alterthums. Auch die von Bellerophon beſiegte feuerſpeiende Chimaira ſoll ein dreigeſtaltiges Ungeheuer, dreileibig und dreiköpfig, τρισωματος, τρικεφαλος geweſen ſein, und dem von Herakles bewältigten Cacus werden drei Köpfe und drei feuerſpeiende Rachen gegeben. Sie waren, wie un-

---

nigros Saturni accenderet ignes. Er iſt ein Zeugung hemmendes, unfruchtbar machendes Geſtirn: Sterilitatem liberorum tam Saturno, quam Lunae tribuunt, hanc enim sicut Saturnum orbandi potestatem habere. Servius ad Aen. 3, 141. Die alten Araber nannten ihn „das große Mißgeſchick.“ Ephräm der Syrer, T. II. S. 458 B verſpottet die Geſtirnanbeter ſeiner Zeit auf dieſe Art: „Von einem andern Sterne ſagen ſie, daß er ein Mörder ſei; dieſen weiſ't (der Chaldäer) ſeinem Sohne zum Lehrer an, daß er das Schwert ziehe ohne Unterſchied, er ſelbſt aber gleiche dem ſeine Kinder freſſenden Kewan.“ Dieſen Kewan, hebr. Kijjun, d. i. Saturn, verehrten nach Amos die Hebräer die vierzig Jahre lang in der Wüſte, worauf wir unten zurückkommen werden. Vergl. Münter, Religion der Babylonier, Kopenhagen 1827, S. 15, Movers, die Phönizier, 1. Th. S. 289 ff. Görres, Mythengeſchichte, 1. Bd. S. 289.

[1]) Bohlen, das alte Indien, I. S. 207.

ten näher gezeigt werden ſoll, nichts Anderes, als ſemitiſche Feuer- und Molochgötzen, wider welche helleniſche Menſchheit und Menſchlichkeit kämpfte. Auch bei den alten Hebräern fehlt es nicht an Spuren ſolcher Dreigeſtalt. In dreier Männer Geſtalt erſcheint dem Abraham ſein Gott [1]) und ſchon an einem andern Orte habe ich erörtert, wie die drei Männer und Brüder, die den Abraham in den Krieg begleiten und für deren Antheil an der Kriegsbeute (die zu opfernden Kriegsgefangenen) er eifert, eigentlich nichts anderes, als die dreifache Gottheit des Patriarchen geweſen [2]).

Als ein Gott des Schreckens erſcheint Jehova in jenem Geſichte Abraham's. Als ein ſolcher, als ein furchtbares, ſchreckendes und ſchreckliches Weſen wird er ja auch durch das ganze alte Teſtament hindurch beſtimmt, das voll von Beſchreibungen und Bezeichnungen ſeiner unmilden, unheimlichen, drohenden, zerſchmetternden, vernichtenden Gewalt und Sinnesart iſt. Bei ſeiner Erſcheinung auf dem Sinai wird das Volk gewarnt, daß es ſich nicht nähere und von Jehova zerſchmettert werde [3]), David fürchtet ſich, die Bundeslade in ſeine Stadt zu bringen, der bedrohlichen zerſchmetternden Furchtbarkeit des Gottes wegen, deſſen Gegenwart mit ihr verbunden iſt, und der den gar keinen Frevel beabſichtigenden Uſa bloß deshalb auf der Stelle tödtet, weil er dieſes Heiligthum berührt, um es vor dem Falle zu ſchützen [4]), ja der die Bethſemiter, welche ſich freuen, die herkommende Lade zu ſehen, ob des Anblicks derſelben mit einer mörderiſchen Seuche ſtraft, die über fünfzigtauſend Menſchen hinrafft [5]). Und ſo heißt denn dieſer Gott auch der Schreckliche, Furchtbare, Fürchterliche כערץ, כורא [6]), der furchtbare, fürchterliche Schem [7]), ja der Schrecken מורא, פחד

---

[1]) 1 Moſ. 18, 1 ff.

[2]) S. Athenäum, Octob. 1839, S. 16 und unten im Anhange III.

[3]) 2 Moſ. 18, 21 — 25. [4]) 2 Sam. 6, 6 — 10.

[5]) 1 Sam. 6, 13 f. 19 ff. [6]) Pſ. 89, 8. [7]) 5 Moſ. 28, 58.

ſelbſt [1]. So wird auch jener ſchreckliche Sivas der Indier, der Gott des Feuers und der Zerſtörung, Rudras und Ugras, der Fürchterliche, genannt, und die alten Mexikaner hießen ihren Schutz- und Kriegsgott Huitzilopochtli oder Mexitli nicht nur Tetzauhteotl, den ſchrecklichen Gott, ſondern auch Tetzahuitl, den Schrecken ſelbſt [2].

Als Zerſtörer, Vernichter, gleich dem indiſchen Sivas, erſcheint auch der altteſtamentliche Gott in mehreren ſeiner Benennungen; ſo heißt er Schaddai, der Verderber, von שדד, verderben, und Jehova, Jehowa, wo in Vergleich mit הוה, howa, hawwa, Verderben, Vernichtung, die gleiche Bedeutung nahe liegt. Im Irokeſiſchen heißt ne jawoheje, der Tod, jawoheje, ſterben [3], und Jawahou, Jowahu, iſt eine ſchon oben erwähnte Benennung des böſen Geiſtes bei den Indianern in Guiana. Dem Teufel, den ſie Jawahi nennen, ſchrieben, nach Quandt, die Indianer in Surinam alle Krankheiten und alles ihnen begegnende Böſe zu [4], und in dem Werke eines Holländers über Guiana findet ſich folgende Notiz: »Ein gewiſſer Rath von unſerer Colonie Eſſequebo, Namens Pypersberg, fuhr im Jahre 1746 hoch hinauf am Maſſerouny und ſah am ſiebenten Tage ſeiner Reiſe in einer zwiſchen hohen Bergen gelegenen Ebene eine ſehr hohe Pyramide von gehauenen Steinen, die dem Anſehen nach vollkommen viereckig war und ſich in eine Spitze endete. Er war begierig, ſie näher in Augenſchein zu nehmen, allein keiner ſeiner Indianer wollte mit ihm gehen, indem ſie behaupteten, es ſei ein Haus des Jawahu, wie ſie den Teufel nennen; weßhalb er aus Furcht, von ihnen verlaſſen zu werden, die Unterſuchung aufgab« [1]). Es war dies wohl ein altamerikaniſches, gleich dem Sinai unnahbares Jehova-Heiligthum geweſen, indem der Name Jawahu nichts anderes, als das mit Metatheſe geſprochene Jehova der Bibel zu ſein ſcheint. Denn auch in anderer und noch unveränderterer Form kommt dieſer Name in Amerika vor. Von nordamerikaniſchen Indianerſtämmen berichtet C. Colton Folgendes: »Während auf dem Brandopferaltare das Feuer lodert, tanzen ſie ſingend um ihn herum und rufen mit lauter Stimme J-U-Je-Wah. Wer erblickt nicht alſobald in dieſen Tönen den heiligen Namen Jehova? Auch das hebräiſche Wort Elohim gebrauchen ſie für den großen Geiſt, ſo wie auch in ihren heiligen Geſängen nicht ſelten und eben ſo deutlich, wie in chriſtlichen Chören, das Wort: Hallelujah vernommen wird« [2]). Nach Latiſau, Escarbot, Charlevoix, Adair und Noah ſingen dieſe Indianer Halleluja, haben eine heilige, unenthüllbare Lade (Bundeslade), verehren den Yo-He-Wah und laſſen bei heiligen Tänzen und Geſängen dieſen Namen in getrennter Weiſe mit Zuſatz von Meſchiha und Schilu folgendermaßen vernehmen: Yo-Meſchihah, He-Meſchihah, Wah-Meſchihah oder Schilu-Yo, Schilu-He, Schilu-Wah [3]), was mit dem Schem hamphoraſch der

---

[1] Pſ. 76, 12; vergl. Jeſ. 8, 12 f., wo מורא und מעריץ verbunden, wie Pſ. 89, 8 נערץ parallel von נורא ſteht. 1 Moſ. 31, 42: פחד יצחק der Schrecken, Schreckensgott Iſaak's.

[2] Clavigero, Geſchichte von Mexiko, Leipz. 1789, 1. Th. S. 358.

[3] Loskiel, Miſſionsgeſchichte, Barby 1789, S. 29 f.

[4] Quandt, Nachricht von Suriname und ſeinen Einwohnern, Görlitz 1807, S. 258. Das gute Weſen iſt Kururuman, es iſt der Schöpfer der Männer; der der Weiber iſt Kulimina, daſ. S. 256.

---

1) J. J. Hartſink, Beſchreibung von Guiana aus dem Holländiſchen von Fabri, Berl. 1784, 1. Th. S. 265.

2) Baſeler Miſſionsmagazin 1834, S. 561, nach Coltons „Reiſe zu den nordamerikaniſchen Seen und unter den Indianern im nordweſtlichen Gebiete im Jahr 1830," London 1833.

3) Vergl. Latisau, moeurs des sauvages Américains, Paris 1723, wovon eine Ueberſetzung in Baumgarten's allgemeiner Geſchichte der Länder und Völker von Amerika, ſ. daſ. 1. Th. S. 426 u. 2. Th. S. 670, wo der indianiſche Geſang: Tameja *alleluya*, tameja douvem Hau Hau He He, mit den muſikaliſchen Noten. Ferner Escarbot, histoire de la nouvelle France, l. 3, ch. 6. Charlevoix, histoire d'un voyage dans l'Amérique septentrionale, Paris 1744, T. 6. p. 72. J. Adair, history of the American Indians, London 1775, m. m. Noah, Beweis, daß die

Juden, als verdreifachtem Jehova-Namen, vergleichbar iſt [1]). In dem Worte Meſchihah erkennt man das hebr. משיח maschiach, Fürſt, König, und Schilu erinnert an den im Segen Jakobs verheißenen Völkerbeherrſcher, den der dunkele Name schilo bezeichnet [2]). Der Pluto Juvie der Umbrier ward auch Akeruniamen, der Zerſtörer, genannt [3]), und dieſe Umbrier hatten auffallender Weiſe das Opfer einer rothen Kuh, wie die Hebräer [4]). Dem böſen Typhon der Aegyptier wurden Stiere und Menſchen von rother Farbe geopfert [5]), und wir werden bald auf's Neue ſehen, wie ſich mit dieſem ägyptiſchen Gotte der hebräiſche Jehova berührt. Auch שם, השם, der Schem, heißt dieſer, ſo daß ſich in einer Stelle des Pentateuchs die Ausdrücke folgendermaßen häufen: »daß du fürchteſt den Schem, dieſen großen und furchtbaren, den Jehova, deinen Gott« [6]), wo die Bedeutung: Name, die man dem Worte giebt, ſehr matt und gezwungen erſcheint und ein ſtellvertretender Ausdruck für Jehova ganz überflüſſig iſt, da dieſer Name ſelbſt nicht fehlt, ſondern ſogleich hinzugeſetzt wird. Vergl. vielmehr die Formen שמם, ישם, אשם, שמר, deren Grundlaut שם iſt und die wiederum auf die Bedeutung: Verwüſter, Verderber, als auf die urſprüngliche, führen, die mit der Bedeutung Name, Name Jehova's nur verwechſelt und confundirt worden iſt. Eine Form war שמו mit dem ו paragogicum, wie רעו = רע, מתו = מת; ſo in dem Namen Samuel, שמואל, Schemuel, Schmuel, d. h. Schmu (Schem) iſt Gott, wie Joel: Jo (Jehova) iſt Gott. Nun hieß aber der ägyptiſche Typhon Smy [7]), was wohl daſſelbe Schmu iſt,

---

amerikaniſchen Indianer die Abkömmlinge der verlornen Stämme Iſrael's ſind, Altona 1838.

[1]) Eiſenmenger, entdecktes Judenthum, I. S. 155.

[2]) 1 Moſ. 49, 10. [3]) Creuzer, Symbolik, 2. Ausg. II. S. 964.

[4]) Ebendaſ. und 4 Moſ. 19, 2.

[5]) Diodor. l. 1. c. 88. Plutarch. de Isid. et Osir. 31.

[6]) 5 Moſ. 28, 58. [7]) Plutarch. de Isid. et Osir. c. 62.

ſo, daß ſich Schem=Jehova als der böſe Typhon der Aegyptier beſtimmt, deſſen Verehrer die Hebräer waren. Daher läſtert ein Halbhebräer, eines Aegyptiers Sohn, den Schem, und wird dafür geſteinigt; der böſe Typhon war es, dem er geflucht hatte [1]). Typhon hieß auch Seth [2]), und da iſt es nun höchſt auffallend, daß ſich die Hebräer von einem Schem (Sem) und Scheth (Seth) ableiten, daß dieſe Namen, von deren einem der Name Semiten gebildet, die höchſten begründenden Spitzen ihrer genealogiſchen Beſonderheit bilden und Schem noch überdies ausdrücklich der Vater aller Kinder Ebers heißt [3]). Wie ließe ſich da noch zweifeln, daß die Hebräer von den älteſten Zeiten her ein dieſem böſen-Geiſte, dieſem verderbenden Typhon=Moloch=Saturn geweihtes Geſchlecht geweſen?

Der Vorſtellung eines ſo ſchrecklichen Weſens gemäß war es, daſſelbe unter der Geſtalt entſetzlicher, grimmiger, reißender Thiere, wie unter der des Krokodills, des Hayfiſches, der Schlange, des Löwen, Tigers und Bären zu verehren, Typhon ward als Krokodill verehrt, drei ägyptiſche Provinzen, der Nomos von Coptos, von Arſinoe und von Ombos waren dieſem Cultus ergeben, und wir hören, daß ſich ägyptiſche Mütter freueten, wenn die Krokodille ihre Kinder fraßen. Das Volk von Ombos grub kleine Teiche für dieſe Thiere und fütterte ſie [4]). Auf den oſtindiſchen Inſeln findet derſelbe Cultus Statt. Viele halten ein Krokodill in ihren Häuſern, zu Zeiten werden den Krokodillen in Flüſſen Familienfeſte gegeben; man fährt in Böten mit Muſik in die Flüſſe hinaus, Lebensmittel, Betel u. ſ. w. werden mitgeführt. Ja man hat ſich hier dieſen Symbolen des böſen Princips in folgender Art verbrüdert.

---

[1] Moſ. 24, 10 ff. „Und es läſterte der Sohn des israelitiſchen Weibes den Schem und fluchte."

[2] Plutarch. de Isid. et Osir. c. 41, 49, 62.

[3] 1 Moſ. 10, 21. Vergl. Plutarch de Isid. et Osir. 31, wo Typhon den Hieroſolymus und Judäus erzeugt.

[4] Prichard, ägyptiſche Mythologie von Haymann, Bonn 1837, S. 296 f.

Man hegt den Glauben, daß jedem, der geboren wird, zu gleicher Zeit als Zwillingsbruder ein Krokodill geboren wird, das er verehren muß. Dahin wird auch die altamerikaniſche Darſtellung einer knieenden menſchlichen Figur vor einem Krokodill bezogen [1]. Bei dem Regierungsantritt eines Fürſten wird auf jenen Inſeln am Meeresufer eine Jungfrau angebunden und dem Krokodill zum Fraße ausgeſetzt; dies gilt als Vermählung mit dem Seethiere [2], wobei man an die dem Seeungeheuer ausgeſetzten Jungfrauen Heſione und Andromeda denke. Eine andere Geſtalt des göttlich verehrten Ungeheuers iſt der Hayfiſch. Auf der Sandwich-Inſel Wahu, wo in dem ſogenannten Perlenfluſſe Haye ſind, fand Kotzebue, daß man in einem am Ufer angelegten, mit Korallenſteinen eingefaßten Teich einen großen Hay hielt und ihm zuweilen erwachſene Menſchen, meiſt aber Kinder zum Opfer gab [3], ſo daß dieſes Thier hier ganz die Rolle jenes kinderfreſſenden, in ägyptiſchen Teichen gehaltenen Krokodills ſpielt und beide Thiergeſtalten im Lichte des phöniziſchen und hebräiſchen Molochismus erſcheinen, deſſen Gott der kinderfreſſende Kronos iſt, ſ. unten. Weiter iſt die Schlange das Symbol der verneinenden Macht. Charlevoix erzählt von einem indianiſchen Dorfe in Paraguay, in deſſen Mitte ſich ein pyramidenartiger Thurm befand, der Wohnung und Tempel einer von den Einwohnern angebeteten und mit Menſchenfleiſch gefütterten ungeheuern Schlange war. Die Indianer behaupteten, daß ihnen dies gräuliche Thier Orakel ertheile [4]. Von den Tahus in der Provinz Culiacan, 200 Stunden weſtlich von Mexiko, wird in einer alten Reiſebeſchreibung Folgendes berichtet: »Sie erziehen große Schlangen, für welche ſie viele Verehrung be-

---

1) Braunſchweig, über die altamerikaniſchen Denkmäler, Berlin 1840, S. 104 f.

2) Baſeler Miſſionsmagazin, 6. Jahrgang 1821, S. 13.

3) Otto von Kotzebue, Entdeckungsreiſe, Weimar 1821, 2. Bd. S. 33.

4) Geſchichte von Paraguay, aus dem Franzöſ. des P. Fr. Xaver de Charlevoix, Nürnb. 1768, 1. Bd. S. 131 f.

gen« [1]). Die alten Peruaner vor den Zeiten der Inkas ſollen großen Schlangen und außerdem insbeſondere verſchiedenen vierfüßigen grauſamen Raubthieren göttliche Ehre erwieſen haben [2]). Auf der Inſel Dominique ſollte ſich, nach Ausſage der Karaiben, in einem tiefen Grunde zwiſchen hohen Bergen eine ungeheuere Schlange aufhalten mit einer Krone auf dem Haupte, die wie ein Karfunkel leuchte, die Augen blende und von unſchätzbarem Werthe ſei [3]). Es entſpricht dieſes der nordamerikaniſchen Mythe von dem ſogenannten Thale der glänzenden Alten. Am nördlichen Arme des Fluſſes der Cheroken zwiſchen zwei hohen und furchtbaren Bergen zieht ſich eine Reihe tiefer Thäler hin, wo es ſo heiß ſein ſoll, daß hier nichts zu exiſtiren vermöge, als gewiſſe ungeheuere Klapperſchlangen, die von Anbeginn der Welt hier wohnten, die Könige der Schlangen ſeien, und die glänzenden Alten oder die guten alten Könige hießen — ein euphemiſtiſcher Ausdruck, denn es ſind ſehr furchtbare Weſen. Augenblicklicher Tod erfolgt, ſobald man ihrem Gebiete naht, und verderblich iſt es, ihren Zorn zu erregen — ganz wie bei Jehova's Erſcheinung auf dem Sinai: »Und umhege das Volk ringsum und ſprich: Hütet euch den Berg zu beſteigen und ſein Ende zu berühren; denn wer den Berg berührt, ſoll getödtet werden« u. ſ. w. [4]).

---

1) Amerika, von Ternaux-Compans, überſ. von Alvensleben, Meiſſen 1839, 2. Bd. S. 109.

2) Baumgarten, allgemeine Geſchichte der Länder und Völker von Amerika, 2. Th. S. 215 f. Vergl. S. 274, 330 u. 335. Tiger und Löwen (Cuguars, Jaguars, Pumas) wurden mit Opfern von Menſchenblut und Herzen verehrt. Ueber die Anbetung eines aufgerichteten Bärenkopfs in Neufrankreich ſ. daſ. S. 542.

3) Baumgarten a. a. O. 2. Th. S. 833.

4) 2 Moſ. 19, 12 f. v. 21 — 24. Philipp Salvator Gilli, der ſich 18 Jahre lang unter den Indianern am Orinoko aufgehalten, berichtet von unnahbaren, heiligen Plätzen des böſen Geiſtes Mavari, namentlich von einem derſelben unweit Encamarada. Eine viele Menſchen wegraffende anſteckende Krankheit hatte, nach Erklärung der Piacis oder Zauberer, Mavari bloß deshalb geſchickt, weil jenes Heiligthum zufällig verletzt

Das blendende Licht, das in der Mythe von Dominique der Krone entſtrömt, bricht hier aus dem einzigen Auge hervor, das die Schlangenkönige mitten auf der Stirne haben. Wie ein ägyptiſcher Agathodämon, im Gegenſatze gegen dieſe ſchrecklichen Schlangendämonen, erſcheint »das Mädchen im Grün,« eine kleine Schlange, die, mächtiger als jene, vor ihnen zu ſchützen vermag und als rein wohlthätiger Genius kein Wehe zufügt [1]. Den Boſchuanen in Afrika iſt eine Art von Waſſerſchlangen heilig, die es in den Quellen des Landes giebt und von denen ſie glauben, die Quelle werde vertrocknen, ſobald ein in ihr wohnendes Thier der Art getödtet werde [2], und das ſchwediſche Volk ſchreibt die Kraft der Heilquellen einer im Waſſer liegenden weißen Schlange zu, ſpricht auch von einer Waſſerjungfer mit der Schlange, als einem wohlthätigen Genius der Gewäſſer, was gar ſehr an jenes amerikaniſche »Mädchen im Grün« gemahnt, das im Gegenſatze zu den im Feuer lebenden Schlangendämonen ſteht. Tauſende ſtrömten im Jahre 1809 zu dem wunderthätigen Helsjö, einem kleinen See unweit Rampegårde; man erzählte, Vieh hütende Kinder hätten dieſes Jahr über öfters eine junge, ſchöne Frau am Ufer ſitzen ſehen, die in ihrer Hand eine Schlange hielt; nur alle hundert Jahre ſoll dieſe Frau mit der Schlange erſcheinen [3]. Auf die andere Seite dagegen, die Erſcheinung des verneinenden Princips in Schlangengeſtalt, fällt weiter Folgendes. Eine hölzerne Schlange, Expaniitl genannt, war den alten Mexikanern Attribut ihres Kriegsgottes Huitzilopochtli und ward in Prozeſſion getragen; das koloſſale Bild des Gottes ſelbſt war mit einer goldenen Schlange umwunden und

---

worden war, Nachrichten vom Lande Guiana aus dem Italieniſchen des Gilii von Sprengel, Hamburg 1785, S. 438.

1) James Athearn Jones, Traditions of the North-American Indians, Lond. 1830. „Das Thal der glänzenden Alten" in den „Sagen der nordamerikaniſchen Indianer." Altenburg 1837.

2) Baſeler Miſſionsmagazin, 1829, S. 299.

3) Grimm, deutſche Mythologie, S. 701.

aus den vier Ecken ſeines Sitzes kamen eben ſo viel fürchterliche Schlangen hervor [1]). Denke man nun endlich auch an die von Moſe aufgerichtete Giftſchlange, die noch zu Hiskia's Zeit ein Gegenſtand der Verehrung in Iſrael war [2]) und von deren Cultus ſich auch im Buche der Richter eine Spur zeigt. Denn einer der hier namhaft gemachten Schophetim oder ſogenannten Richter heißt Thola, wohnt zu Samir und wird daſelbſt begraben. Thola aber bedeutet Wurm, und Samir, Schamir, iſt Namen eines Wurmes in der jüdiſchen Fabelwelt, der Berg und Steine ſpaltet und deſſen ſich Salomo zu ſeinem Tempelbau bediente [3]), ſo daß Richter und Stadt von dem göttlich verehrten Wurme (= Schlange) benannt zu ſein ſcheinen, eine Art von Benanntheit, die uns in der Folge öfter begegnen wird. Der Name der von Moſe erhöhten Giftſchlange Saraph — von saraph, brennen, verbrennen — führt uns auf jene mythiſchen Schlangendämonen Amerika's zurück, die in der Gluthhitze leben. . Hier verbindet ſich mit dem Bilde der Schlange die Vorſtellung der von ihr repräſentirten böſen Macht, als des in verderbender, verzehrender Gluth und Flamme erſcheinenden Typhon=Jehova, zu deſſen näherer Betrachtung wir nun übergehen.

Als ſolcher nämlich iſt es endlich, daß Jehova, der Gott Iſraels, nicht nur in jener Viſion des hebräiſchen Ahnherrn erſcheint, ſondern auch ſonſt ſo oft und ausdrücklich in den altteſtamentlichen Darſtellungen, ſelbſt noch denen der reformatoriſchen, antimolochiſtiſchen Propheten, bezeichnet wird, daß man im höchſten Grade verblendet ſein muß, um nicht eine Gottheit zu erblicken, die von einem Feuergenius, wie der indiſche Sivas oder der ſippareniſche Feuerkönig Adrammelech [4]), im Grunde durchaus nicht verſchieden iſt. Jehova, der Gott Iſraels, iſt ein freſſend Feuer 1) und geht als ſolches vor ſeinem Volke her, die Völker zu vertilgen 2); das Anſehen der Herrlichkeit Jehova's iſt wie freſſend Feuer auf der Spitze des Sinai 3); er erſcheint auf dieſem in Feuer und Blitz und der Berg raucht wie ein Ofen 4); er redet aus dem Feuer 5); Rauch ſteigt aus ſeiner Naſe und Feuer frißt aus ſeinem Munde, Kohlen brennen aus ihm und aus dem Glanze vor ihm her fahren Wolken, Hagel und Feuerkohlen 6); als Feuer- und Wolkenſäule zieht er ſeinem wandernden Volke voran 7); ein ewiges Feuer muß auf ſeinem Altar brennen 8); Feuer geht aus von ihm und frißt das Opfer des Altars 9); beim Opfer des Elias fällt Feuer Jehova's herab, frißt Brandopfer, Holz, Steine und Erde und leckt das umhergegoſſene Waſſer auf 10); Ezechiel ſchaut in einer ausführlich beſchriebenen Feuererſcheinung Jehova's Herrlichkeit 11); und noch nach der Tradition der Talmudiſten iſt Dinur oder Regjon ein Feuerfluß, welcher ſich von dem heiligen, gebenedeiten Gott unter dem Throne ſeiner Herrlichkeit hervor ergießt 12).

---

[1]) Clavigero, Geſchichte von Mexico, 1. Th. S. 358 f. S. 428.

[2]) 4 Moſ. 21, 6 ff.

[3]) Castelli, lexicon heptaglotton, col. 3782. Eiſenmenger, entdecktes Judenthum, 1. Th. S. 351 ff.

[4]) Winer, bibl. Realwörterb. I. S. 29.

Eben ſo gut, als in dem Phänomene der verzehrenden Feuergluth und lodernden Flamme konnte dieſer Gott aber auch in dem der Kälte, der wärmeloſen Starrheit erblickt werden; denn auch letztere bildet einen feindlichen Gegenſatz gegen Lebenſchöpfung, Lebenerhaltung, Wohlſein und organiſche Natur, und Alles, was dieſe verneint, iſt eine Erſcheinung dieſes zerſtörenden Princips. Daher war den Chaldäern, nach

---

1) 5 Moſ. 4, 24; vergl. Jeſ. 33, 14: „Es erbeben in Zion die Sünder, Zittern ergreift die Gottloſen: Wer von uns mag wohnen bei dem freſſenden Feuer und wer von uns wohnen bei den ewigen Gluthen?“

2) 5 Moſ. 9, 3. 3) 2 Moſ. 24, 17.

4) 2 Moſ. 19, 16. 18. c. 20, 18. 5 Moſ. 4, 11.

5) 5 Moſ. 4, 12. 6) 2 Sam. 22, 9. 13. Pſ. 18, 9. 13. Ps. 97, 3

7) 2 Moſ. 13, 21 f. 8) 3 Moſ. 6, 12 f. 9) 3 Moſ. 9, 24.

10) 1 Kön. 18, 38. 11) Ezech. 1, 4 ff. v. 26 ff.

12) Eiſenmenger, II, 346. 371 ff.

Lydus de mens., der Planet Saturn zugleich heiß und kalt, und in der ummauerten Gottesburg des Buches Henoch iſt es heiß wie Feuer, und kalt wie Eis, und keine Luſt und kein Leben iſt da [1]). Nach der Vorſtellung der Araber und Neuperſer wohnt Saturn im ſiebenten Himmel in einem hohen, wohlverwahrten Schloß, ein Schutzherr aller Gauner und Räuber, und ein Sprichwort ſagt: »Er war ſo ſchlau, daß er des Saturnus feſte Burg untergraben hätte« [2]). Da nun auch die Feuerburg, in welcher nach jüdiſcher Vorſtellung der Thron Gottes ſteht, im ſiebenten Himmel, dieſer Sphäre des Saturn, iſt [3]), ſo ſchlingt ſich das Alles ſo in einander, daß die zu Grunde liegende Identität des hebräiſchen Jehova mit dem verderblichen, heiß-kalten Saturn auf's unabweislichſte in die Augen ſpringt. Innerhalb jener heiß-kalten Gottesburg des Buches Henoch ferner ſoll eine zweite ſtehen, die alſo beſchrieben wird: »Und ſiehe, da war eine andere geräumige Wohnung, zu welcher jeder Eingang vor mir offen ſtand, errichtet in einer zitternden Flamme. Ihr Fußboden war auf Feuer, oben waren Blitze und ſich bewegende Sterne, während ihr Dach ein loderndes Feuer zeigte. Aufmerkſam betrachtete ich ſie und ſah, daß ſie einen erhabenen Thron enthielt, der von Anſehen *dem Reif* ähnlich war, während ſein Umfang dem Kreiſe der glänzenden Sonne glich. Unten von dieſem mächtigen Strome her ſtrömten Bäche lodernden Feuers; auf ihn zu ſehen, war unmöglich. Ein Großer in Herrlichkeit ſaß darauf, deſſen Kleid glänzender als die Sonne, und *weißer als der Schnee*. Kein Engel vermochte hindurch zu dringen, zu ſchauen das Antlitz deſſelben, des Herrlichen und Strahlenden. Auch konnte kein Sterblicher ihn anſehen. Ein Feuer loderte rings um ihn. Ein Feuer auch von großem Umfange ſtieg immerwährend von ihm auf, ſo daß keiner von denjenigen, welche ihn umgaben, im Stande war, ſich ihm zu nähern« [1]. Der Gott iſt hier zwar als ein lichter, ſtrahlender beſtimmt, allein es iſt das mit ihm verbundene Licht nur ein äußerer Schmuck und nicht mit ſeinem Weſen eins; er iſt vielmehr auch ſo der Dunkele, Finſtere; denn er kann nicht geſehen werden, ſelbſt die Engel durchdringen das ihn umgebende prangende Dunkel nicht. An einem andern Orte des Buches Henoch wird Gott als das Haupt oder der Herr der Tage bezeichnet, deſſen Haupt ſo weiß wie Wolle ſei [2]. Hiemit vergleiche man die Beſchreibung Daniels: *der Alte der Tage* ſitzt auf einem Throne; ſein Kleid iſt *weiß wie Schnee*, ſein *Haar wie Wolle*, ſein Thron *Feuerflammen*, die Räder *lodernd Feuer* und *ein Feuerſtrom ergießt ſich von ihm* [3]. Dieſen Alten der Tage vergleicht ſchon Münter mit dem als Greis gedachten Saturn, den die Karthager den *Alten* nannten und zu deſſen Tempel, nach Auguſtinus de consensu evangeliorum, im römiſchen Karthago eine Gaſſe führte, die als vicus Saturni, noch öfter aber als vicus senis bezeichnet ward [4]. Dazu kommt die ſchneeweiße Farbe, die der danieliſche Gott mit dem zerſtörenden Feuergott Indiens gemein hat; denn die

---

[1]) Vergl. Görres, Mythengeſchichte, 1. Bd. S. 291. Movers, die Phönizier, Bonn 1841, 1. Th. S. 259. Hoffmann, das Buch Henoch, Jena 1833, 1. Abthl. S. 178.

[2]) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 9. Movers, a. a. O. S. 258. Roſenöl oder Sagen und Kunden des Morgenlandes, Stuttgart und Tübingen 1813, 1. B. S. 5, nach den Gemälden des Abſchaib: „Saturn, der alte, böſe, unverbeſſerliche Gauner und Schelm, ſteht allein aufrecht mit weit auseinanderſtehenden Füßen, während die andern Geſtirngötter (Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars und Jupiter) ſitzen. In feſtem Schloß und hinter unerſteiglichen Mauern verwahrt er ſeine Schätze. Keiner iſt ihm noch zu klug geworden, und auf tauſenderlei Weiſe weiß er Rath und Gold zu ſchaffen. Mit ſieben Armen greift er um ſich, rafft zuſammen was er vermag, und Nichts entflieht ſeiner Raub- und Goldgier.“

[3]) Movers, a. a O. S. 229. Hoffmann, a. a. O. S. 180.

---

[1] Hoffmann, a. a. O. S. 179 ff. [2] Daſ. S. 344, vgl. S. 352.

[3] Dan. 7, 9 f.

[4] Münter, Religion der Karthager, S. 9. Movers, a. a. O. S. 260 f.

Farbe des Sivas auf Bildwerken iſt ſchneeweiß, ſein Symbol zugleich ein Triangel mit der Spitze nach oben, die Flamme bezeichnend [1]). Er iſt einerſeits ein Schneegott, ein Gott der ſtarrenden Kälte, und andererſeits der auflöſenden, zerſtörenden Gluth; der ägyptiſche Typhon war die verderbliche Sommergluth, daher man ihm in den Hundstagen Menſchen opferte [2]); eben ſo ſehr aber galt er auch für den Winter und die winterliche Hemiſphäre [3]), und nach Theopomp bei Plutarch hieß den gegen Abend Wohnenden der Sommer Venus, der Winter Saturn [4]).

Daß der Gott Abrahams und ſeiner hebräiſchen Nachkommen im Grunde kein Anderer iſt, als dieſer leben- und naturfeindliche Genius der Verneinung, dieſer Sivas, Typhon, Saturn u. ſ. w., bezeugt ferner auch die bis auf Abraham zurückgeführte Sitte der Beſchneidung in Iſrael. Dieſelbe iſt, wie ſchon Andere erkannt und ausgeſprochen, eine ſtellvertretende Milderung der Entmannung [5]); bei den Hottentotten hat ſich eine Art von Beſchneidung gefunden, die in halber Entmannung beſtand, und von einem Prieſter bei jedem männlichen Kinde vorgenommen ward [6]). Der Planet Saturn war den Alten ein Zeugung hemmendes Geſtirn, ſ. oben; Kronos entmannt in griechiſcher Mythe den zeugenden Vater Uranos, und ſein Attribut iſt die Harpe, welche »zu den Caſtrationen und den Köpfungen der zum Opfer beſtimmten Menſchen im Saturndienſte gehörte und womit man dem Feinde die Kniekehlen zerhieb« [7]). Die Juden bekennen ſich durch ihre ſo eifrig feſtgehaltene Beſchneidung noch bis auf dieſen Tag zu dem Saturndienſte, den ſie nach Amos die vierzig Jahre lang in der Wüſte trieben, ſo wie daſſelbe in Rückſicht des ihnen fortwährend ſo heiligen Saturntages, des Sabbaths, gilt. Auch das hat man einzuſehen und auszuſprechen begonnen, daß die ſogenannte Bundeslade nichts Anderes, als eine von jenen in altem Typhons- und Molochdienſte gebräuchlichen goldenen Laden geweſen, dergleichen die des Papremis, einer Form des ägyptiſchen Typhon, war. Man bewahrte das Bild deſſelben in einem mit Gold überzogenen Tempelchen von Holz, das man auf einem vierrädrigen Wagen fuhr[1]. Daß ſich auch in der hebräiſchen Bundeslade ein Idol befand, wird Anhang I. zeigen. Ihr Deckel bildete den Thron deſſelben, wenn es nicht im Innern ruhte.

---

[1]) Bohlen, das alte Indien, 1. Th. S. 207.

[2]) Plutarch, de Is. et Os. 73. [3]) Movers, a. a. O. S. 526.

[4]) Plutarch, a. a. O. 69. [5]) Bohlen, a. a. O. S. 292.

[6]) M. Peter Kolbens Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Frankf. u. Leipz. 1745, S. 150. Vergl, was Diodor 3, 32 von den beſchnittenen und verſtümmelten Troglodyten ſagt, und meine Schrift Sabbath, Moloch und Tabu, Nürnb. 1839, S. 25.

[7]) Movers, a. a. O. S. 272, 422. 362.

Gehen wir nun zu der Erörterung des hieher gehörigen altteſtamentlichen Opfercultus über. Daß ein Gott, wie nach all' den angeführten Zeugniſſen, Thatſachen und Zuſammenhängen der hebräiſche Jehova war, in den Zeiten ſeines unvermiſchten, durch ſpätere Humanitäts- und Bildungsfortſchritte noch nicht gemilderten Characters ſich nicht mit Thieropfern begnügt, ſondern weit koſtbarere Aufopferungen erheiſcht haben werde, iſt leicht zu erachten, und daß es wirklich der Fall geweſen, liegt noch in vielen bibliſchen Ausſprüchen und Darſtellungen ganz unverhüllt am Tage; ſogar in der Geſetzſammlung des Pentateuchs haben ſich Stellen erhalten, welche Menſchenopfer billigen, heiligen, gebieten. So, was die Art von Gaben und Opfer betrifft, die man חרם, cherem, d. h. ein unbedingt und unwiderruflich dem Jehova zum Geſchenk und Opfer Geweihtes (»Verbanntes« bei Luther) nannte. Auch einen zu ſolchem Cherem geweiheten Menſchen — ſo heißt es mit nachdrücklicher Wiederholung an einer der merkwürdigſten Stellen des Pentateuchs — ſolle man nicht leben laſſen, ſondern er ſolle getödtet werden. »Alles Verbannte, was jemand dem Jehova weihet von allem, was ſein iſt, von Menſchen und Vieh und vom Felde ſeines Eigenthumes, das ſoll nicht verkauft und nicht gelöſet werden; alles Verbannte iſt ein Hochheiliges Jehova's. Kein Verbannter, wer verbannet iſt von Menſchen, ſoll gelöſet werden, er ſoll getödtet werden«[1]. Man weihete alſo dem Jehova Menſchen zum Opfer, die, der eigenen, ausdrücklichen Geſetzgebung dieſes Gottes zu Folge, unter keiner Bedingung am Leben bleiben, ſondern wirklich geopfert, zum Opfer getödtet werden mußten. Das ſteht unwiderſprechlich feſt.

---

[1] Herodot, 2, 63. Movers, a. a. O. S. 355. Prichard, a. a. O. S. 106 und 310.

Es opferten aber die alten Hebräer ihrem Jehova Feinde, Verbrecher und Unſchuldige, Menſchen aus eigenem, wie aus fremdem Stamm.

---

[1] 3 Moſ. 27, 28 f. nach de Wette. Vergl. Winer, bibl. Realwörterbuch, I. S. 156. „Bann, חרם, ein Gelübde, vermöge deſſen Perſonen oder Sachen dem Jehova als unwiderrufliches und unlösbares Eigenthum geweiht wurden. Verbannte Perſonen mußten ſterben.“ Michaelis, moſaiſches Recht, III. §. 145. S. 8 ff. u. V. §. 246, S. 84, wo zugegeben wird, daß eine verbannte Stadt, deren Menſchen zum Schwert, ſo wie ſie ſelbſt zum Feuer heilig, gleichſam ein dem Jehova dargebrachtes Opfer geweſen. Die Sache bedürfte keiner weitern Beſtätigung, da ein einer Gottheit zum Eigenthume geweihter Menſch, der als ſolcher getödtet wird, in Geſinnung und Vorſtellung des Tödtenden dieſer Gottheit unſtreitig zum Opfer fällt; es iſt aber zum Ueberfluß die Stelle 5 Moſ. 13, 17 vorhanden, wonach eine verbannte Stadt und alle von ihr genommene Beute dem Jehova zum Brandopfer verbrannt werden ſoll. „Dieſer rohe Prozeß,“ ſagt Vatke, „hatte, wie ſchon der Name zeigt, immer religiöſe Bedeutung, wurde aber in ältern Zeiten wohl mehr an Menſchen, als an Sachen vollzogen.“ Religion des alten Teſtamentes, Berlin 1835, 1. Th. S. 278. Vergl. auch Gildemeiſter, Blendwerke des vulgären Rationalismus, Bremen 1841, S. 5: „Wenn Hengſtenberg, Chriſtol. III, 456 die Behauptung aufſtellt, es ſei hier nicht von einem freiwilligen Gelübde die Rede, ſondern von einer gezwungenen Weihung, ſo widerſpricht dies den klaren Worten des Textes: „„Alles cherem, welches ein Mann dem Jehova zum cherem macht, von Allem, was ſein iſt““ — was nicht in ſein Gegentheil verkehrt werden kann, ſo daß es bedeutete: „Wenn er es zwar nicht ſelbſt zum cherem macht, ſondern Jehova ihm das Verweigerte nimmt.“

Feinde zu opfern, gehörte den alten Hebräern in dem Grade zu ihrem Opfercultus, daß ſie, wie die alten Mexikaner, ganz nur zu dieſem Zwecke Kriege führten. Man pflegte, um dem ſchrecklichen Gotte der Nation ein recht koloſſales Opfer zu bringen, ganze Städte und Bevölkerungen zum Cherem zu weihen (zu verbannen, bei Luther) und führte Opferkriege, wobei alles, deſſen man habhaft ward, dem Jehova zum Opfer erwürgt, verbrannt oder dem Heiligthum zugeſprochen ward. Da finden wir denn öfters mit Wohlgefallen, Ausführlichkeit und nachdrücklicher Wiederholung hervorgehoben, daß Alles vertilgt worden ſei, was Athem und Leben gehabt, daß man Mann und Weib, Jung und Alt, Ochſen, Schafe und Eſel erwürgt[1]). In dieſem Sinne und Geiſte iſt es, daß Samuel den Saul zum Kriege wider Amalek treibt und ihm gebietet, dies Volk zum Vertilgungsopfer zu machen, und zu tödten Mann und Weib, Kind und Säugling, Ochs, Schaf, Kameel und Eſel, und da Saul dieſen Befehl nicht vollſtändig vollſtreckt, den König Agag und einen Theil des Viehes verſchont, und von Rindern und Schafen nur »alles, was verächtlich und untüchtig« vernichtet, ſo iſt dies ein Frevel und Raub an Jehova's Recht und Eigenthum, ein Religionsver-

---

1) S. z. B. Joſ. 6, 17. 21. c. 10, 28. 30. 32. 35. 37. 39. 40. Selbſt mehrere Stellen der prophetiſchen Bücher des alten Teſtamentes ſind hieher zu ziehen. So Jer. 46, 10: „Aber ſelbiger Tag iſt dem Herrn Jehova der Heerſchaaren ein Tag, ſich zu rächen an ſeinen Feinden, und es friſſet das Schwert und ſättiget ſich und wird trunken von ihrem Blute, denn ein Opfer hat der Herr Jehova der Heerſchaaren, im Lande des Nordens am Strome Euphrat" — und Jeſ. 34, 6 ff.: „Das Schwert Jehova's iſt voll Blut, gemäſtet von Fett, vom Blute der Lämmer und Böcke, vom Nierenfette der Widder. Denn ein Opfer hält Jehova in Bozra, ein großes Schlachten im Lande Edom. Und es ſtürzen wilde Büffel mit ihnen und Stiere ſammt Ochſen, und getränkt wird ihr Land mit Blut und gedüngt ihr Boden mit Fett. Denn einen Tag der Rache hält Jehova, ein Jahr der Vergeltung, um Zion zu rächen."

brechen, das nicht verziehen werden kann. Den Agag, den Saul hatte leben laſſen, ſchlachtet ſodann Samuel nachträglich ſeinem Gott, indem er ihn zu Gilgal vor Jehova zerſtückt, und ſcheidet ſich ſofort auf immer von dem ruchloſen Könige 1). Sehr ähnlich iſt die in den Büchern der Könige erzählte Geſchichte von Ahab's Krieg mit Ben-Hadad, dem Könige von Syrien, wo ein im Namen Jehova's weiſſagender Prophet dem Ahab ermunternd zur Seite ſteht, ſo wie aber dieſer den um ſein Leben flehenden Ben-Hadad edelmüthig behandelt und freigelaſſen hatte, ſich alſo gegen ihn ereifert: »So ſpricht Jehova: dieweil du den Mann, den ich verbannet, freigelaſſen aus der Hand, ſo ſoll dein Leben haften für ſein Leben, und dein Volk für ſein Volk« 2). Jene erſtere Erzählung iſt übrigens nicht unverfälſcht durch Zuthaten und Wendungen im Sinne einer ſpätern Zeit geblieben. Saul ſucht ſich damit zu entſchuldigen, daß man einen Theil des zum Cherem geweiheten Viehes der Feinde nur deshalb habe leben laſſen, um es dem Jehova zum Opfer zu bringen, worauf Samuel antwortet: »Hat Jehova Luſt an Brandopfer und Schlachtopfern, ſo wie am Gehorſam gegen Jehova? Siehe, Gehorſam iſt beſſer, als Opfer, Aufmerken beſſer, als das Fett der Widder. Denn wie Sünde der Wahrſagerei iſt Widerſpenſtigkeit und wie Abgötterei und Götzendienſt Eigenſinn« 3). Wie wenig das in den Geiſt und Zuſammen-

---

1) 1 Sam. 15, 3. v. 9 — 35. Leo, Geſchichte des jüdiſchen Staates, Berl. 1828: „Wir werden bei dieſer Gelegenheit belehrt, daß die Juden Menſchenopfer kannten, gleich den Phöniziern und Karthaginienſern, ihren Sprachverwandten.“ Gramberg, Religionsideen, I. S. 115. 343 f. 360. II, S. 80: „Agag wird beim Heiligthum zu Gilgal vor Jehova, d. h. als Opfer niedergehauen.“ Daß dieſer Ausdruck לפני יהוה der Tödtung eines Menſchen die Bedeutung eines Menſchenopfers giebt, kann nicht widerſprochen werden; man vergl. z. B. wie Salomo und Volk „vor Jehova Opfer opfern.“ 1 Kön. 8, 62. 2 Chron. 7, 4.

1) 1 Kön. 20, 13 f. v. 22 u. 28. v. 42. 2) 1 Sam. 15, 21 ff.

hang des Ganzen paßt, wird nach Obigem in die Augen leuchten. Die Tödtung der Feinde und ihres Viehes als Cherem, war ja ſelbſt ein Opfer, das man dem Jehova brachte, und wenn Samuel nachher den Agag zu Gilgal vor Jehova zerſtückt, d. h. dem Jehova opfert, ſo handelt er ſelbſt in dieſem Sinn. Es hätte demnach einer vollſtändigeren und conſequenteren Ueberarbeitung und Umbildung der alten, im Geiſte des ächten, urſprünglichen Jehovismus geſchriebenen Geſchichte bedurft, um die Wahrheit nicht noch mit zweifelloſeſter Beſtimmtheit durchblicken zu laſſen.

Die noch in ſpäten Zeiten fortdauernde Tendenz dieſer Art von Opfercultus erkennt man aus folgendem rabbiniſchen Ausſpruche: »Wer das Blut der Gottloſen vergießt, der thut daſſelbe, als wenn er ein Opfer brächte«[1]). Unter den Gottloſen רשעים aber werden die Chriſten verſtanden[2]).

Auch Religionsverbrecher und ihre Verwandtſchaft wurden dem Jehova zum Opfer gebracht. »Wer andern Göttern opfert, als dem Jehova allein, der ſoll verbannet« — ſelbſt dem Jehova zum Opfer unnachſichtlich geopfert — »werden«[3]). Eine Stadt, deren Bewohner vom legalen Cultus abgefallen, ſoll mit allem, was darin iſt, verbannt, die Bewohner nebſt ihrem Viehe mit dem Schwert vertilgt, die Stadt ſelbſt mit ſämmtlicher auf dem Markt zuſammengehäufter Beute als Brandopfer des Jehova mit Feuer verbrannt werden[4]). Hinrichtungen von Ketzern und Verbrechern gegen Jehova, ſofern ſie die Bedeutung eines dem Jehova dargebrachten Opfers hatten, wurden durch den Ausdruck des Sterbens vor Jehova, לפני יהוה bezeichnet; vergl. das über dieſen Ausdruck oben Bemerkte. So zeigt uns derſelbe, was es mit dem Tode der Söhne Aarons, Nadab und Abihu, die »fremdes

---

1) Jalkut Schimoni, über die 5 Bücher Moſis, fol. 245. col. 3. Bamidbar rabba fol. 229. col. 3. Eiſenmenger, entdecktes Judenthum, II. S. 203. 2) Eiſenmenger, I. S. 689. 735. 756 — 761. 770.
3) 2 Moſ. 22, 19. 4) 5 Moſ. 13, 13 ff.

Feuer« vor Jehova gebracht, für eine Bewandtniß gehabt: »Aber es ſtarben Nadab und Abihu vor Jehova, als ſie fremdes Feuer darbrachten vor Jehova in der Wüſte Sinai«[1]), und wenn es in einer vorhergegangenen Erzählung ſo dargeſtellt wird, daß »Feuer von Jehova ausgegangen und ſie aufgefreſſen und ſie alſo vor Jehova geſtorben«[2]) — ſo iſt zu vergleichen, wie gleich vorher eben ſo Feuer von Jehova ausgeht und das Brandopfer und die Fettſtücke auf dem Altare frißt[3]), ſo daß auch hier die Bedeutung des erzählten Factums, als eines dem Jehova gebrachten Opfers, in die Augen ſpringt. Auch jene Männer, die ausgeſandt worden, das Land zu erkunden und die Gemeinde wider Moſe in Aufregung verſetzt, ſterben vor Jehova, d. h. ſie werden ihm als Verbrecher geopfert[4]). Eine offenbar ſpätere Hand ſetzt hinzu במגפה — durch eine Plage, Peſt — allein die ſtehen gebliebene Formel »vor Jehova« läßt nicht zweifeln, wie es mit dieſer Erzählung eigentlich gemeint geweſen. So werden ferner jene ſieben Männer aus dem Hauſe Sauls zur Abwendung einer Hungersnoth vor Jehova aufgehängt[5]), wo wegen des ganz offnen Vortrags und der ganz unmittelbaren Klarheit die Sache um ſo weniger einem Zweifel und Einwurf ausgeſetzt ſeyn kann[6]). Ja ſelbſt noch Joſia opfert bei ſeiner Reformation alle Höhenprieſter Samariens[7]); von ähnlicher Art iſt, wenn Elia die Propheten des Baal ſchlachtet[8]).

Es ſind aber nicht bloß Fremde, Feinde Jehova's und ſeiner Nation, Verbrecher und was mit ihnen in Verwandtſchaft

---

1) 4 Moſ. 3, 4.

2) 3 Moſ. 10, 2. 3) 3 Moſ. 9, 24. 4) 4 Moſ. 14, 36 f.

5) 2 Sam. 21, 9 vergl. v. 6.

6) Vergl. Gramberg's kritiſche Geſchichte der Religionsideen des alten Teſtaments, 1. Th. S. 115. „Die allerbeſtimmteſten Ausdrücke laſſen hier gar nicht zweifeln, daß Menſchenopfer auch noch zu Davids Zeiten gar nicht für unerlaubt, ſondern vielmehr für kräftige Sühnopfer gehalten wurden, den Zorn Jehova's abzuwenden."

7) 2 Kön. 23, 20. 8) 1 Kön. 18, 40.

ſteht, was dem furchtbaren Gotte der alten Hebräer zum Opfer fällt; derſelbe iſt, als allgemeiner Feind des Lebens und Daſeins im Grunde auch nicht ſeines Volkes und ſeiner Freunde Freund, er ſteht immer, ſo zu ſagen, auf dem Sprung, auch ſie zu verderben und aufzufreſſen; ſie ſtehen daher in fortwährender Unterhandlung mit ihm, um ſeinen Grimm, ſeine Feindſchaft von ſich abzuwenden, und ihre ihm eigentlich auch verfallene Exiſtenz durch Hinopferung eines theuern und koſtbaren Theils derſelben zu erkaufen. Da giebt denn das Geſammtvolk ſeine Fürſten, Heerführer und Hoheprieſter in den Tod, und Eltern müſſen ihre Kinder, und unter dieſen beſonders die für die edelſten und beſten gehaltenen, ihre erſtgebornen, ja einzigen dem Schlacht- und Feuertode weihen.

Was die Opferung der Volkshäupter und Hohenprieſter betrifft, ſo hat uns die Bibel von zweien dergleichen Thatſachen die noch hinlänglich beſtimmte Tradition bewahrt. Es iſt Moſes und Aarons Tod gemeint. Das Orakel Jehova's verkündet, daß ſie ſterben ſollen, ſie beſteigen einen Berg und ſterben, d. h. ſie werden geopfert 1). Der Beiden Tod wird ausdrücklich verglichen und gleichgeſetzt: »Stirb,« ſagt Jehova, »auf dem Berg, wohin Du ſteigeſt und werde geſammelt zu deinem Volke, ſo wie Aaron, dein Bruder, geſtorben auf dem Berge Hor und zu ſeinem Volke verſammelt ward« 2). Und ſo ſtirbt denn auch Moſe »nach Jehova's Befehl« 3). Nicht anders ſtarben jene Prieſterkönige von

---

1) 4 Moſ. 20, 23 ff. 5 Moſ. 32, 49 ff. c. 34. 2) 5 Moſ. 32, 50.

3) 5 Moſ. 34, 5. „Auffallend iſt dieſe Art des Sterbens Aaron's, ſo wie es in der Folge die des Moſe iſt.“ Vater, Commentar über den Pentateuch, Halle 1805, 3. Th. S. 100. Bei Gramberg, Religionsideen, II. S. 137 ſprechen „die feierlichen Anſtalten zu Aaron's Tode, den Moſe nicht vorherwiſſen konnte, gegen die hiſtoriſche Auffaſſung der Mythe“ — welche Verblendung gegen das nur allzuhiſtoriſche Factum eines Todes, den Moſe eben ſo gut vorauswiſſen konnte, als man das Ende ſeines Verbrechers vorausweiß, der auf das Schaffot ſteigt! — Die Worte על פי יהוה hat man überſetzt: „am Munde Jehova's, durch Jehova's Mund“ und ſie ſo verſtanden, als hätte Jehova dem

Meroe. Ein göttliches Orakel ſprach den Todesbefehl, und der König fügte ſich dem Göttergebot und ſtarb 1) — ein Gebrauch, der mit jenem hebräiſchen wahrſcheinlichſt zuſammenhängt und dieſelbe Bedeutung hatte. Die alten Preußen hatten einen Prieſterfürſten Criwe oder Criwe Criweito, der ein ewiges Feuer unterhielt, im Donner mit den Göttern ſprach, von aller Kriegsbeute den dritten Theil erhielt und ſo heilig war, daß es für ein höchſtes Glück galt, ihn einmal zu Geſichte zu bekommen. Derſelbe pflegte in ſeinem Alter für das Heil des Volkes ſich ſelbſt zum Opfer zu verbrennen 2). Ja, was noch auffallender iſt, die vergötterten Stammhelden dieſer Preußen, Waidewut, ihr erſter König, und Pruten, ihr erſter Criwe, die beide über hundert Jahre alt geworden, haben ſich, der Tradition nach, beide den Göttern zum Opfer verbrannt 3), was wunderbar mit Moſe's und Aaron's Opfertod ſtimmt. Auch Dido, die Gründerin Karthago's, opferte ſich. Sie habe, ſagt man, als ſie ſich ſelbſt tödten wollte, einen Scheiterhaufen errichten und viele Opferthiere ſchlachten laſſen, als wolle ſie den Schatten ihres verſtorbenen Gemahls verſöhnen und ihm ein Todtenopfer bringen, oder ſie habe vorgegeben, dem ſtygiſchen Zeus zu opfern; auch ſoll im Pallaſte ein Tempel des Sichäus geſtanden ſein, aus welchem dieſer ihr zu rufen geſchienen, und Aeneas bei Virgil ſieht ſie mit dieſem in der Unterwelt vereint 4). Dieſer Sichäus aber iſt nichts Anderes, als der Todesgott, Hades ſelbſt, dem ſie

---

Moſe die Seele ausgeküßt, als wäre Moſe durch einen Kuß Jehova's geſtorben. Auf dieſe Weiſe ſoll, nach den Rabbinen, außer Moſe und Aaron auch die Schweſter Moſe's, Mirjam, geſtorben ſein, eine merkwürdige Tradition, aus welcher abzunehmen, daß auch Mirjam dem Jehova zum Opfer gefallen; vergl. Prophetae veteres pseudepigraphi ed. Gfrörer, Stuttgart 1840, p. 333 u. 361, und Eiſenmenger I, S. 865.

1) Diodor, III, 6.

2) Mone, Geſchichte des nordiſchen Heidenthums, I. S. 83. 92.

3) Daſ. S. 95.

4) Justin. XVIII, 6. Virgil. Aen. IV, 457 ff. u. 638. VI, 472 f.

ſich, alter Symbolik gemäß, vermählte, indem ſie ſich ihm zum Opfer tödtete [1]). Sichäus oder Sychäus nämlich iſt phöniziſcher Name des Hades, hebr. שיחה, schicha, oder שוחה, schucha, Grube, Abgrund, vergl. שחת, Grab, שוח, hinabſinken, und zwar, אל מות, in's Todtenreich. Ein anderer, bei Juſtin vorkommender Name des Sichäus iſt Acerbas (ſprich: Akerbas), hebr. החרבה, die Vernichtung, der Tod, von חרב, vertilgen. Die Bedeutung eines Opfers hatte wohl auch jene von Juſtin erzählte Kreuzigung Cartalo's, der, in prieſterlichem Ornate prangend, von ſeinem Karthago belagernden Vater an's Kreuz geſchlagen ward [2]) — ein Fall, auf den wir unten beſtimmter zu ſprechen kommen werden. Auch iſt hieher die merkwürdige Nachricht zu ziehen, daß man zur Zeit der Chriſtenverfolgungen den Männern, die man den wilden Thieren vorwarf, die Kleidung der Prieſter Saturns anzog [3]). Blicken wir nach Amerika hinüber, ſo finden wir ſo manches Entſprechende auch hier. Von dem mexikaniſchen Könige Chimalpopoca erzählt man, er habe ſich entſchloſſen, als ein Opfer des Gottes Huitzilopochtli zu ſterben, und ſich nebſt Mehreren, die ſich mit ihm dem Tode weiheten, den Prieſtern zur Opferung dahingegeben, wie vor ihm ſchon andere, für Helden gehaltene Männer gethan [4]). Die Mixtecas zogen, wenn einer ihrer Herren ſtarb, einem Sklaven deſſen Kleider und eine Maske an, erwieſen ihm die Ehren, die dem Verſtorbenen gebührten, und opferten ihm ſodann, wo alſo ſtatt der urſprünglichen wirklichen Opferung der Nationalfürſten ein ſtellvertretendes eingeführt worden war [5]). Bei den alten Tolteken galt das Geſetz, daß ein König nur 52 Jahre lang regieren durfte; hatte ein König ſo lange auf dem Throne geſeſſen, ſo legte er die Regierung nieder [1]); in frühern Zeiten mußte er ſich wahrſcheinlich dem Tode weihen, und das Niederlegen der Regierung war eine Milderung dieſer Barbarei. Man erinnere ſich dabei der ſagenhaften Inſel des Jambulus bei Diodor, wo die Häuptlinge der einzelnen Stämme, wenn ſie das Alter von 150 Jahren erreicht, ſich tödten müſſen [2]). Die Patagonier haben Prieſter beiderlei Geſchlechtes, die zugleich Prieſter, Propheten und Wahrſager ſind; die Männer müſſen ehelos bleiben und Frauenkleider anlegen, jenen Prieſtern der Kybele gleich. Sie werden ihr ganzes Leben lang von zweien aus der Schaar der böſen Geiſter begleitet, die ſie nach ihrem Tode ſelbſt vermehren, und deren Beherrſcher der böſe Genius Gualichu oder Huocuvu iſt. Sie offenbaren ihren Beruf durch Verzuckungen und Epilepſie; man ſieht ſie mit feurigen Augen, ſtarrem Haare und ſchäumendem Munde, mit Trommel und anderem Geräthe ihre Beſchwörungen vollbringen, oder auch in Begeiſterung, auf einer Art von Dreifuß ſitzend, dem verſammelten Volke Siege oder Niederlagen verkündigen. Dieſe Prieſter des böſen Princips ſieht man aber auch bei verſchiedenen Gelegenheiten, namentlich bei großen, allgemeinen Unfällen, zum Sühnopfer fallen [3]).

---

[1]) Von dieſer Darſtellungsweiſe des Alterthums wird unten noch öfter und ausführlicher die Rede ſein. Hier nur die Zurückweiſung auf jene oſtindiſche Vermählung einer ausgeſetzten Jungfrau mit dem Krokodill und auf den Vermählungskuß Jehova's, durch welchen Moſe, Aaron und Mirjam ſtarben. [2]) Justin. XVIII, 7.

[3]) Passio S. Perpetuae et Felicitatis ed. Possini, Paris 1664, p. 30.

[4]) Clavigero, Geſchichte von Mexiko, Leipzig 1789, 1. Th. S. 222 f.

[5]) Daſ. S. 447.

Wie nah und innig das Alles mit der jüdiſchen, in das Chriſtenthum und ſeine Dogmatik übergegangenen Vorſtellung eines leidenden und ſterbenden Meſſias zuſammenhängt, ſpringt in die Augen. Auch der erwartete höchſte und größte Herrſcher und Hoheprieſter ſeines Volkes muß den heiligen Opfertod Moſe's und Aaron's ſterben, und noch immer gilt bei den Juden, was wenigſtens den einen der beiden von ihnen erwarteten Heilande, den ſogenannten Sohn Joſephs, betrifft, die Behauptung: »er werde ſich ſelbſt darbringen, ſeine Seele

---

1) Clavigero, S. 136. 2) Diodor, 2, 58.
3) Orbigny, a. a. O. S. 167.

in den Tod ausſchütten und mit ſeinem Blute das Volk Gottes verſöhnen« [1]), womit zu vergleichen, wie jener »Knecht Gottes« des Jeſaia für ſein Volk leidet, wie ihn Jehova ſelbſt verwundet und krank macht und »ſeine Seele das Schuldopfer erlegt« [2]). Wie ſich der Geiſt dieſes uralten Menſchenopferweſens auch ſonſt noch in Iſrael fortdauernd erhalten hat, iſt aus folgenden Beiſpielen zu erſehen. In der Geſchichte des 1496 geborenen Rabbi Joſeph, Ben Joſua, Ben Meir des Sphardi, d. h. des Spaniers [3]), wird erzählt, wie Salomo Molocho, der Sohn eines jüdiſchen Renegaten, zum Glauben ſeiner Väter zurückgekehrt und auf Befehl Kaiſer Karl's V., den er zu bekehren verſucht, verbrannt worden ſei, wobei ſich der jüdiſche Geſchichtsſchreiber folgender Ausdrücke bedient: »Und der Herr ſchmeckte den ſüßen Geruch« u. ſ. w. Und noch in neueſter Zeit, in einem jüdiſchen Schreiben aus Jeruſalem, wird über das Erdbeben im Jan. 1837 Klage geführt und geſagt, die durch daſſelbe untergegangenen jüdiſchen Gemeinden ſeien zum Sühnopfer geworden für ganz Iſrael [4]). In Theologie und Cultus des Chriſtenthums iſt die Vorſtellung des derartigen Menſchenopfers und ſeiner Nothwendigkeit, die bekannte dogmatiſche Central-Idee derſelben, und noch weit weſentlicher und charakteriſtiſcher ausgeprägt, als im Judenthum, welche Erſcheinung uns bereits in den Schriften des neuen Teſtaments entgegentritt. Hier wird z. B. eine Aeußerung des Hohenprieſters Kaiaphas ganz in dieſem Sinne ausgelegt [5]); es deuten dahin die Worte Chriſti beim Abendmahl [6]), und nach einem

---

[1] Eiſenmenger, entdecktes Judenthum, II, 723.

[2] Jeſ. 53, 1 ff., beſonders v. 10.

[3] In's Engliſche überſ. von Bialloblotzky: Chronicles of Rabbi Joseph the Sphardi, 2 Theile, 1836. Vergl. Carové, Neorama, Leipzig 1838, 3. Th. S. 96 ff.

[4] Univerſal-Kirchenzeitung, 1837, Nr. 40. Carové, a. a. O. S. 103 f.

[5] Joh. 11, 49 ff.

[6] Matth. 26, 26 ff. Marc. 14, 22 ff. Luc. 22, 17 ff.

Ausdrucke des Apoſtels Paulus hat ſich Chriſtus Gott zum lieblichen Geruche geopfert [1]). Die Thieropfer des alten Teſtamentes werden hier als noch ungenügende, kraftloſe Schatten- und Vorbilder des großen Menſchenopfers Chriſti betrachtet; ſo im Hebräerbrief, wo das Blut Chriſti dem Blute der Stiere und Böcke und der Aſche der Kuh entgegengeſetzt und die Erklärung gegeben wird, daß es eines beſſeren Opfers bedürfe, als des thieriſchen [2]); eben ſo auch in dem apokryphiſchen Sendſchreiben des Apoſtels Barnabas [3]).

Was endlich die hauptſächlich in Betrachtung zu ziehenden althebräiſchen Kinderopfer betrifft, ſo iſt es ſchon die urväterliche Zeit des Abraham, die uns in dem berühmten Unternehmen dieſes gefeierten Stammhauptes, den einzigen, geliebten Sohn dem Jehova zum Opfer zu ſchlachten, ein Beiſpiel bietet. Die Anregung zur That geht von dem Gotte ſelber aus: »Nimm deinen Sohn, deinen Einzigen, welchen du liebſt, und opfere ihn zu einem Brandopfer« [4]) — und wenn zwar dieſer, nach jetzt vorliegender Darſtellung, nicht wirklich geopfert wird, ſo iſt doch immer damit das Princip des Kinderopferdienſtes gegeben, der Anſpruch, den Jehova auf das junge Leben der Menſchheit macht, und die allerhöchſte Gefälligkeit ausgeſprochen, mit welcher er eine ſolche Darbringung betrachtet. Wäre man nicht gewohnt, in dieſen Dingen ſtockblind zu ſein, längſt hätte dieſes — wenn auch nicht vollbrachte — Kinderopfer des Stammvaters zur Aufhellung der dunklen und widerſpruchvollen Geſchichte des hebräiſchen Cultus gedient. »Menſchenopfer,« ſagt Winer, »verabſcheuten die frommen Iſraeliten als heidniſch auf's tiefſte, obgleich die heil. Sagengeſchichte ein Beiſpiel intendirter Sohnesopferung erzählte, und in der rohen Zeit der Richter eine Tochter unter dem Opfermeſſer ihres abergläubiſchen Vaters gefallen war« 1). Wie konnte aber das Menſchenopfer verabſcheuende, ſie für einen antijehoviſtiſch-heidniſchen Gräuel haltende Iſrael die Bereitwilligkeit des Stammvaters, einen ſolchen Gräuel zu begehen, für etwas ſo Glorreiches, ſeinem Jehova ſo Wohlgefälliges halten, wie konnte man glauben, Jehova ſelbſt habe ſo etwas befohlen und ſich ſo dem dergleichen Opfer heiſchenden canaanitiſchen Molochgötzen, von dem er ſich doch ſo ſcharf und ſtreng geſchieden wiſſen will, ganz gleich geſtellt? 2) Darauf wird ſchwer zu antworten ſein. Und ſetzen wir dieſes auf Befehl des Nationalgottes ſchon vom Stammvater intendirte, ihn in den Augen ſeines Volkes ſo hochſtellende Kindesopfer nicht nur mit dem von Jephtha wirklich vollbrachten, ſondern auch mit denen in Verbindung, die nach dem Zeugniſſe der Propheten bis zum Ende des jüdiſchen Staates und darüber hinaus in Schwange gingen und etwas in Iſrael ganz Gewöhnliches waren — der bis auf den heutigen Tag an den Juden haftenden Beſchuldigung, heimliche Kinderopfer zu bringen, für jetzt noch zu geſchweigen — was iſt einleuchtender, als daß wir hier einen durch die ganze Geſchichte Iſraels von Abraham bis in's Exil hinein durchherrſchenden, in der religiöſen Grundrichtung dieſes Volkes tiefbegründeten Zug vor uns haben? Doch das iſt nicht Alles, was wir zu ſagen haben. Daß uns die Geneſis die Tradition von Abrahams Kinderopfercultus nicht vollſtändig giebt, erſieht man aus einer Nachricht des Sanchuniathon, bei Euſebius praeparat. evangel. l. I, wo ſich Folgendes findet: »Als einſt eine Seuche und großes Sterben über das Land kam, opferte Kronos ſeinen einzigen, ächten Sohn ſeinem

---

[1]) Epheſ. 5, 2. [2]) Hebr. 9, 12 ff. v. 19 ff. v. 23 o. 10, 1 ff.

[3]) Cap. 7 u. 8, vergl. Cap. 2, S. 66 ff. S. 50 f. der Ueberſetzung von Häfele, Tübingen, Wien und Prag 1840. [4]) 1 Moſ. 22, 2.

---

1) Winer, bibl. Realwörterbuch, II, S. 211.

2) „Hätte die Vorſtellung von Menſchenopfern gänzlich außerhalb der Sphäre des Jehovadienſtes gelegen, ſo durfte die Sage eine ſolche Forderung dem Jehova *ſelbſt nicht unter der Form der Verſuchung* unterſchieben, und Abraham hätte vielmehr recht gehandelt, wenn er den Befehl als Gottes unwürdig von der Hand gewieſen hätte.“ Vatke, Religion des alten Teſtamentes, 1. Th. S. 276.

Vater Uranos, verrichtete die Beſchneidung an ſich, und zwang ſeine Begleiter, daſſelbe zu thun. Nicht lange nachher weihete er einen andern Sohn, den ihm Rhea geboren, Muth mit Namen, den Göttern. Der Name iſt der phöniziſche für den Tod oder den Pluto der Hellenen.« Daß dieſer Kronos mit dem Abraham der Geneſis, der ſeinen einzigen, ächten Sohn zu opfern geht, ſich ſelbſt beſchneidet und an Ismael und allen ſeinen männlichen Hausgenoſſen dieſelbe Operation verrichtet 1), in Eines zuſammenfällt, iſt zu deutlich, um es bezweifeln zu können; der Name Muth, als Bezeichnung der Todesweihe = בן מות, Sohn des Todes, gefaßt 2), ſtimmt mit dem Namen Iſaak überein, inſofern derſelbe ein Ausdruck des Molochdienſtes war, die Beſtimmung zum Tode auf den glühenden Armen der Metallſtatue bezeichnend, worüber unten das Nähere. Fragt man, wie Abraham dazu komme, mit dem phöniziſchen Kronos confundirt zu werden, ſo möchte etwa Folgendes zur Antwort dienen. Abraham's eigentlicher Name Abram, Ab-ram, bedeutet hoher Vater, großer Vater, und ſcheint ein Titel geweſen zu ſein, den er als Stammhaupt und Häuptling führte 3); als ſolcher mochte er

---

1) 1 Moſ. 17, 23 ff.

2) Vergl. Pſ. 79, 11. Pſ. 102, 21 בני תמותה, morti destinati.

3) Vergl. 1 Moſ. c. 14, wo Abraham als angeſehener kriegeriſcher Häuptling erſcheint, Sirach 44, 19, wo er, „der große Vater vieler Völker" heißt, und 1 Moſ. 23, 6, wo ihn die Hethiter einen Fürſten Gottes nennen. Den Titel „großer Vater" führt bei den Indianern Amerika's ein großes Haupt; die Oſagen nannten, nach Hunter, den König von England „den großen Vater jenſeits der Gewäſſer", J. D. Hunters Denkwürdigkeiten ſeines Aufenthalts unter den Wilden in Nordamerika (der Gefangene unter den Wilden, von Lindau, Dresden 1824, 1. B. S. 60); der Präſident der vereinigten Staaten ward von den Indianern als ihr „großer Vater" bezeichnet, Baſeler Miſſionsmagazin 1828, S. 628, und 1834, S. 569 ff. 573. 576. 578. 581; der erſte Krieger der Nadoweſſier hieß, nach Carver, „der große Vater der Schlange," Carver, travels through the interior parts of North-America, London 1778, p. 380, und in Paraguay belegten die Eingebornen, nach dem Berichte des Jeſuiten Anton

auch אל, el, Fürſt, heißen, und unter dieſem Namen den Phöniziern bekannt ſein; es iſt dies aber zugleich der Name des phöniziſchen Kronos, Ιλος bei Sanchuniathon. Oder, da es eine Sitte des Alterthums war, ſich mit den Namen der Gottheiten zu benennen, die man verehrte, ohngefähr, wie wir uns mit dem Namen unſerer Kalenderheiligen ſchmücken, ſo konnte Abraham jenen Namen auch deshalb führen, weil es der Name ſeines Gottes war; vergl. die bibliſchen Perſonennamen Jehu יהוא, was wohl ſo viel als יהו, Jeho, und יהו, Jahu, = יהוה, Jehova, in Zuſammenſetzungen, Malcam, wie auch der Molochgötze hieß, Melech, eine andere Form des Namens Molech, Moloch, Hammelech, d. i. Melech mit dem Artikel, Baal und Adrammelech, wie zugleich der mit Kinderopfern verehrte »Feuerkönig« der Sippharener hieß [1]. Auf jeden Fall iſt es der größten Aufmerk-

---

Sepp (er iſt der Ueberſetzung von Charlevoir's Geſchichte von Paraguay, Nürnb. 1768, angefügt) mit dem Namen „großer Vater" den Pater Provincial. Mit dem hebr. ab, Vater, hängt vielleicht das peruaniſche apu, Oberhaupt, zuſammen; hatum apu, großer Chef, war ein Titel peruaniſcher Machthaber. Auch in der Bedeutung Vater findet jenes ab mehrfachen Anklang in den Sprachen Amerika's; vergl. Villela op, Toneves bei Gumilla aba, um Peru nach Gregor. Garcia abba, Cora yaoppa, Runſienes appaa, Vater; ſ. Mithridates von Adelung und Vater, und des Letzteren Unterſuchungen über Amerika. Vater iſt dem Alterthume = Herr; der Familienvater der arabiſchen Beduinen iſt zugleich Herr und Befehlshaber ſeiner Horde und hat in ihr das Recht über Leben und Tod; er iſt oberſter Prieſter und verrichtet das Opfer; er iſt es, der mit andern Familien Krieg führt und Bündniſſe ſchließt, vergl. Bohlen, Geneſis Einl. S. LXLII. Rahel nennt ihren Vater ihren Herrn, 1 Moſ. 31, 35, und noch ſagt der Jude: „mein Herr, der Eigner dieſes Hauſes" für „mein Vater," Peſach-Hagada hebr. und deutſch, Leipzig 1840, S. 21. Im Nadoweſſiſchen iſt nach Carver's Wörterverzeichniß in dem angeführten Werke ota König u. Vater, vergl. griech. αττα, lat. atta, ſchweizeriſch Atti, Vater.

1) 1 Chron. 8, 9. c. 8, 35. c. 9, 41. Jer. 36, 26. c. 38, 6. 1 Chron. 5, 5. c. 9, 30. Jeſ. 37, 38. 2 Kön. 19, 37. 2 Kön. 17, 31. Noch andere Beiſpiele ſ. unten und bei Movers a. a. O. S. 341, vergl. S. 290, auch bei J. Fr. Meyer zur Aegyptologie, Frankf. a. M. 1840, S. 8 ff.

ſamkeit würdig, daß Abraham und Moloch=Saturn der Sage in Eins zuſammenfällt, und daß Abraham auch in phöniziſcher Tradition als eine eigene, einheimiſche Geſtalt der Vorwelt erſcheint. Auch bei den Arabern ſchmolz Abraham und Saturn in Eines zuſammen; Abraham war ihnen der als Greis und mit ſieben Pfeilen oder Schickſalsloſen in der Hand dargeſtellte Saturn in der Kaaba, ein Idol, das Muhammed mit den Worten zerſtörte: »Unſern Alten (Scheich) ſtellen ſie dar als mit den Pfeilen zaubernd! Was hat Abraham mit den Pfeilen zu ſchaffen?« [1]). Das Alles zuſammengenommen wird klar genug zu erkennen geben, daß Abrahams Cultus kein anderer als phöniziſcher Molochdienſt mit Kinderopfern war [2]), und daß die milde Darſtellung der Geneſis, die es zu keinem wirklichen Opfer kommen läßt, die Ausgeburt eines verhältnißmäßig ſehr ſpäten, auf Abſchaffung der alten Gräuel hinarbeitenden Zeitalters iſt. Doch legt der Umſtand, daß Iſaak das Geſchlecht fortpflanzt, der Anſicht von der wirklichen Opferung deſſelben eine nicht zu umgehende Schwierigkeit in den Weg. Auch läßt ſich, um die bibliſche Darſtellung nicht ganz

---

Ein böſer Geiſt der Indianer in Braſilien heißt Taguaiba, und ein gewiſſer Kazike auf dem Berge Ipyapaba nannte ſich Taguaibunuçu, großer, ſchwarzer Teufel; Murr, Reiſen einiger Miſſionarien der Geſellſchaft Jeſu, Nürnb. 1785, S. 585 f.

[1]) Pococke, specimen hist. arab. p. 980. Movers, die Phönizier, 1. B. S. 86.

[2]) Vergl. Bohlen, Geneſis, S. 230 f. Böttiger, Ideen zur Kunſtmythologie, Dresd. und Leipz. 1826, S. 220. Ammon, Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion, Leipz. 1833, 1. Hälfte, S. 114 und 127: „Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Abraham durch das Beiſpiel der Canaaniter, die ihre Kinder dem Saturn oder tyriſchen Hercules opferten, zu einem ähnlichen Vorhaben mit ſeinem einzigen Sohne Iſaak gereizt ward.“ So ringt ſich hier aus alter totaler Blindheit in dieſen Dingen Halbſehen hervor. Einfach bei der Sache zu bleiben und zu ſagen, Abraham war ein Kinderopferer und Molochiſt, wie ſeine Stammverwandten, die Canaaniter und Phönizier, iſt dieſem Theologen nicht möglich; er muß von den phöniziſchen Stämmen Canaans zu dieſem Cultus gereizt, verführt worden ſein.

fallen zu laſſen und die Sache doch in Uebereinſtimmung mit der Volksgeſchichte und dem allgemeinen Gang der Dinge zu ſetzen, mit Hinblick auf das bei Euſebius Bewahrte folgender Satz aufſtellen: Abraham verſchonte den letzten, ihm im Alter geborenen und dennoch der Gottheit zum Opfer geweihten Sohn, nachdem er die frühern Erzeugniſſe ſeiner Ehe wirklich geopfert[1]). Er war, was wir weiterhin näher beſtätigt finden werden, ein molochdieneriſcher Fanatiker der erſten Art, der darum auch im Andenken der molochdieneriſchen Semiten ſo hoch geſtellt erſcheint; dagegen der reformatoriſche Pſeudojeſaias — wohl im Beſitze einer vollſtändigeren Tradition über Abraham — ſeinem Volke zum Vorwurf macht, daß ſchon »ſein erſter Ahnherr geſündigt«[2]) — was ungezwungen nur auf den, obgleich in ſeines Volkes Augen ſo makelloſen, Abraham zu beziehen. Denn deſſen rühmten ſich ja die Juden als ihres Ahnherrn[3]), und Zurückweiſungen, wie die von Geſenius zu der Stelle: »An Abraham zu denken, der dem Ausdrucke nach am nächſten läge, erlaubt der Zuſammenhang nicht; denn es läßt ſich nicht denken, daß der Prophet dieſen als Sünder hervorgehoben haben würde, zumal da die Geſchichte keine Gott mißfällige Handlung von ihm erwähnt,« heben ſich auf unſerem Standpunkte leicht. Es tritt hier ein ähnlicher Fall ein, wie wenn wir zu unſerer nicht geringen Verwunderung bei Amos eine Stelle finden, die auf eine ſehr tadelnde und feindſelige Weiſe des ſonſt mit ſolchem Nimbus der Heiligkeit umgebenen davidiſchen Saitenſpieles gedenkt[4]), oder wie wenn Jeremia alle Könige, Ober-

---

1) Vergl. 2 Chron. 28, 3, wo König Ahas ſeine Söhne — alſo nicht nur einen! — zum Opfer verbrennt. 2) Jeſ. 43, 27.

2) Vergl. Joh. 8, 39. Röm. 4, 1.

3) „Die da liegen auf elfenbeinernen Lagern und ſich ſtrecken auf ihren Ruhebetten und eſſen Lämmer von dem Heerde und Kälber aus dem Stalle, die da faſeln zum Klange der Harfe, ſich Saitenſpiele erſinnen, wie David.“ Amos, 6, 4 f. nebſt Vorausgehendem und Nachfolgendem.

ſten, Prieſter, Propheten und Einwohner von Jeruſalem, Juda und Iſrael, als ſolche, die nur Böſes und dem Jehova Mißfälliges thaten »von ihrer Jugend an« und »von dem Tag an, da man Jeruſalem gebaut« ohne Ausnahme bezüchtiget [1]), und der ſelbſt auf den höchſtverehrten Stammvater Beſchuldigung werfende Prophet ſieht wohl den Kinderopferdienſt desſelben mit keinen andern Augen an, als die zu ſeiner Zeit noch fortdauernden Kinderſchlächtereien ſeiner Nation, die mit jenem gewiß in die gewichtigſte, begründende und rechtfertigende Beziehung geſetzt wurden. Wenn Abraham in jetzt noch allein übriger Darſtellung nur wegen der Unfruchtbarkeit ſeines Weibes als kinderloſer Greis erſcheint, ſo verfehlte die ältere, ächtere Relation es ſicher nicht, daß er nur deshalb der kinderloſe war, weil er die Kinder ſeiner Ehe ſeinem Gott zum Opfer gebracht, und wenn er gegen dieſen die bittere Aeußerung thut: »Herr Jehova, was willſt du mir geben? Gehe ich doch kinderlos dahin und der Beſitzer meines Hauſes wird der Damascener Elieſer« [2]) — ſo hatte dies in der zu Grunde liegenden älteren Relation wohl dieſen Sinn: »Du kannſt mir für meine dir dahin geopferten Kinder keinen Erſatz gewähren.«

Gehen wir zu einem zweiten Factum dieſer Art, zu der Opferung der Tochter Jephtha's fort! Hier tritt keine Theophanie dazwiſchen und nicht die geringſte Mißbilligung verlautet, da Jephtha — auch wieder dem Jehova, dem Gotte Iſraels, und keinem fremden Götzen — ſeine Tochter, ſein einziges Kind zur Opferung führt und — wie es die Beſtimmtheit der bibliſchen Relation in Uebereinſtimmung mit der jüdiſchen Tradition über allen Zweifel erhebt — auch wirklich opfert [3]). Schon das dieſem Opfer vorausgegangene Gelübde

---

1) Jer. 32, 30—35. 2) 1 Moſ. 15, 2.

3) „Er löſte ſein Gelübde ויעש לה את-נדרו Richt. 11, 39. Dieſe Worte können nicht wohl anders verſtanden werden, als von der wirklichen Aufopferung der Tochter, wie ſie denn auch die jüdiſche Tradition ſo faßte, Joseph. Antt. 5, 7. 10. θυσας την παιδα ὡλοκαυτωσεν"

beweiſ't für die ehemalige Sitte der Menſchenopfer in Iſrael und für den herrſchenden Glauben, daß ſolche Opfer höchſt wirkſam ſeien, die Gunſt und den Beiſtand Jehova's zu erwerben; denn Jephtha gelobt und ſpricht: »Wenn du die Söhne Ammons in meine Hand giebſt, ſo ſoll, wer herausgehet aus der Thüre meines Hauſes mir entgegen, dem Jehohova geweihet ſein und ich will ihn opfern zum Brandopfer« [1]) — wo Jephtha offenbar ſchon ein Menſchenopfer im Sinne hat und jedenfalls auf das Entgegenkommen eines menſchlichen Weſens, eines Familiengliedes, auch des eigenen, einzigen Kindes gefaßt ſein mußte, welche Gefahr eben die kräftige Natur des Gelübdes ausmacht, das außerdem nur unbedeutend und matt geweſen ſein würde [2]). Daß es ein alterthümlicher Brauch war, in Gefahren dieſe Art von Gelübden zu thun, erkennt man aus dem ganz gleichen, ſchon ſonſt verglichenen des Idomeneus, der bei einem Sturme das erſte zu opfern verhieß, was ihm bei ſeiner Heimkehr entgegenkommen würde. Das erſte, was ihm entgegenkam, war ſein Sohn. Ein ſo koſtbares Opfer war eigentlich gemeint; man wollte es nur nicht geradezu ſelbſt beſtimmen, und der Gottheit oder dem Zufall einen Weg der Erlaſſung und Schonung übrig laſſen,

---

u. ſ. w. Winer, bibl. Realwörterb. I. S. 635 f. Die dem Buchſtaben und Zuſammenhang der vollkommen klaren und unzweideutigen Relation Hohn ſprechende Annahme, Jephtha habe ſeine Tochter nicht geopfert, ſondern nur dem Dienſte Jehova's beim Heiligthum und einer ewigen Jungfrauſchaft geweiht, hat ſchon Michaelis witzig zermalmt, ſ. deſſen moſaiſches Recht III. §. 145. S. 21. Note, vergl. S. 13 ff. und wegen des Sprachlichen Winer a. a. O. S. 637.

1) Richt. 11, 30 f.

2) Schon Michaelis ſagt: „Es kann gar wohl ſein, daß Jephtha nicht bloß an ein Thier, ſondern auch an einen Sklaven dachte, der ihm vielleicht zuerſt entgegenkommen würde, und ihn auf heidniſch zu opfern verſprach.“ Moſaiſches Recht III. §. 145. S. 13. Beſtimmter Vatke a. a. O. S. 275: „Schon die Form des Gelübdes zeigt, daß Jephtha von vorn herein ein Menſchenopfer beabſichtigte, da ihm ja nur ein Menſch aus der Thüre ſeines Hauſes entgegenkommen konnte.“

der aber in jenen beiden, durch hebräiſche und griechiſche Tradition bewahrten Fällen den Gelobenden nicht zu Gute kam. Auch im Gewande des Mährchens tritt uns das Andenken an dieſe Barbareien des Alterthums entgegen. Da müſſen Väter in ihrer Noth einem Ungeheuer das erſte zum Eigenthum verſprechen, was ihnen bei ihrer Heimkehr begegnen würde; das zuerſt Begegnende aber iſt eine Tochter, ein eigenes Kind [1]). Wie wenig die bibliſche Darſtellung ſelbſt einen Anſtoß an dieſer Sache nimmt, wie weit ſie entfernt iſt, ſo Gelübde, wie That, als gegen Geiſt und Geſetz der Jehova-Religion ſtreitend anzuſehen, offenbart ſich entſcheidend genug durch den Zug, daß auf Jephtha, da er ſein Gelübde thut, ſo eben der Geiſt Jehova's gekommen [2]). Und was ſoll man vollends zu dem Schluſſe der Erzählung ſagen, wo es heißt: »Und es ward Sitte in Iſrael: von Jahr zu Jahr gehen die Töchter Iſraels hin, zu preiſen die Tochter Jephtha's, des Gileaditen, vierzig Tage lang« —? So war ja die Bereitwilligkeit der Tochter, ſich zum Opfer zu geben, ſomit dieſe Art von Opfercultus ſelbſt, als etwas Tadelloſes, ja Glorreiches von ganz Iſrael anerkannt, und Leo hat vollkommen Recht, wenn er über die That des hebräiſchen Häuptlings als über etwas die Religion und den Cultus der alten Hebräer überhaupt Charakteriſirendes Folgendes ſagt: »Als Beleg zu dem Ausſpruche, daß die jüdiſche Vorſtellung von der Gottheit und deren Verehrung durchaus abſtrakter Natur geweſen, kann man die fürchterliche Gewaltſamkeit betrachten, mit welcher Jephtha alle menſchlichen Gefühle zu Boden ſchlägt, um ein der Gottheit unvorſichtig (?) gethanes, aber einmal ausgeſprochenes und darum bindendes Gelübde zu erfüllen. — — — Es iſt das nicht etwas bloß einzeln Daſtehendes; wo ein Vater ſo, mit dieſer Beſonnenheit und Vorbereitung ſeine Tochter opfern kann, ohne daß ſich Alles um ihn empört, da müſſen nothwendig alle an dieſe abſtrakte Denkweiſe gewöhnt, es muß das ganze Leben in entſetzliche Gegenſätze zerriſſen ſein [1].« So ſchließt auch Vatke vollkommen beweiskräftig auf die allgemeine Natur des alten Jehova-Cultus, als eines menſchenopfernden Molochismus, indem er ſagt: »Jephtha's Opfer ſcheint vereinzelt dazuſtehen, aber nur auf den erſten Blick. Ein Menſchenopfer war offenbar ſchon von dem Gelobenden beabſichtigt; durch ein ſolches konnte er aber nur in dem Falle die Hilfe Jehova's zu verdienen meinen, daß dieſem auch ſonſt noch Menſchen geopfert wurden; im entgegengeſetzten Falle reizte er nur Jehova's Zorn. Die beſonnene Vollziehung des Opfers ſpricht ebenfalls dafür, und der auffallende Umſtand, daß die hebräiſche Tradition nur das eine Beiſpiel erzählt, erklärt ſich daraus, daß ſich eine ſpäter fortdauernde Sitte daran knüpfte, welche der Ueberlieferung ſelbſt zum Leiter diente« [2].

---

[1]) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Berl. 1819, Nr. 88. 2 B. S. 6. ff. mit den Anmerkungen des 3. Bandes S. 156. Daß das Ungeheuer das Mädchen zur Braut und Frau verlangt, beruht darauf, daß man im Alterthume die Opferungen menſchlicher Perſonen als Vermählungen derſelben mit dem Gotte darſtellte, ſ. oben und in der Folge.

[2]) Daſ. v. 29 f.: „Da kam auf J. der Geiſt Jehova's und er zog — — — — und gelobte dem Jehova ein Gelübd" u. ſ. w. Ich habe dies ſchon früher einmal hervorgehoben, und es hat dagegen ein Theolog (Höfling, Beleuchtung des Daumeriſchen Sendſchreibens an Pfarrer Kindler, Nürnb. 1832, S. 134) Folgendes bemerkt: „Der Geiſt des Herrn, der über die Richter kam, war nicht ein offenbarender und erneuernder, nicht ein innerlich erleuchtender und heiligender, noch weniger wurde er ohne Maaß gegeben, ſo daß er vor Irrthum und Sünde bewahrt hätte." Was doch einem ſolchen Theologen und Apologeten zu ſagen erlaubt iſt! Einem Anderen würde man Aeußerungen dieſer Art als die ſchrecklichſte Blasphemie zur Laſt legen.

Rückſichtlich des angeblichen moſaiſchen Geſetzes iſt aus dieſer Geſchichte das Reſultat zu ziehen, daß weder zu Jephtha's Zeit, ſofern man die Erzählung des Buches der Richter zum Maaßſtab nimmt, noch zu der Zeit, da dieſe Erzählung ſo, wie ſie vor uns liegt, entſtand, eine Geſetzgebung Jehova's exiſtirte, welche dergleichen Menſchenopfer als einen fremdartigen Gräuel verabſcheute und mit Todesſtrafe bedrohte. Es ſpringt dies um ſo mehr in die Augen, wenn man mit der bibliſchen Relation die des Joſephus vergleicht, der zwar daſſelbe, aber in ganz anderer Manier erzählt, und nicht unterläßt, hinzuzuſetzen, daß Jephtha eine ungeſetzliche, Gott mißfällige und keineswegs rühmliche That gethan. Es fällt hiemit die hiſtoriſche Schwierigkeit, daß Jephtha's That mit dem — als moſaiſch betrachteten — Verbote der Kinderopfer in althebräiſcher Geſetzgebung in grellſtem Widerſpruche ſtehe, und mit ihr eine Auflöſung derſelben, wie ſie Winer giebt, gänzlich hinweg: »Daß Menſchenopfer 1) dem moſaiſchen Geſetze zuwider geweſen, hebt ſich durch die Bemerkung, daß in dem unruhigen Zeitalter der Richter, wie ſich aus manchen andern Relationen ergiebt, das moſaiſche Geſetz bei Weitem nicht allgemein bekannt oder ſtreng beobachtet war, wie denn auch die ganze Faſſung des Gelübdes mit beſonnener Erwägung des Geſetzes gar nicht beſtehen könnte« 2). Als wenn

---

[1] Leo, Geſchichte des jüdiſchen Staates, S. 126.
[2] Vatke a. a. O. S. 275.

---

1) Das iſt noch immer das trügliche Vorgeben der Theologen, daß Menſchenopfer ohne alle Ausnahme verboten geweſen, was ſelbſt nach vorliegender Geſetzſammlung unrichtig iſt.

2) Winer a. a. O. I. S. 636. Der gelobende Jephtha ſoll durchaus an ein Thieropfer gedacht haben, und da konnte ihm ja ein unreines, zum Opfer untaugliches Thier, ein Hund oder Eſel, entgegenkommen! Vergl. Michaelis a. a. O. III. §. 145. S. 12, der ſich durch Herabſetzung des Jephtha hilft. „Dieſer aus einem unehrlichen und erbloſen Kinde zum Räuber, und aus dem Anführer einer Räuberbande zum Feldherrn gewordene tapfere Barbar" — „der früh aus ſeiner Heimath vertriebene und unter einer Räuberbande im Lande Tob zum Manne ausgebildete Jephtha mochte vom Geſetze Moſis nicht viel wiſſen, und ein ſchlechter Rechtsgelehrter und eben ſo ſchlechter Theologe ſein." Aber es kann die Sache, wie dargethan, keineswegs als eine in ſolche Vereinzelung und Subjectivität eingeſchloſſene behandelt werden; Jephtha's That war die ſeines Volkes, das ihn gewähren ließ, nachdem er zwei Monden lang gezögert und ihn niemand während dieſer Zeit über die Unrechtmäßigkeit

es allein die Zeiten der Richter wären, in welchen das moſaiſche Geſetz nicht befolgt ward und deshalb gar nicht vorhanden geweſen zu ſein ſcheint. Man denke z. B. an das Paſſah, das nach der ausdrücklichen Verſicherung eines altteſtamentlichen Geſchichtſchreibers ſeit den Zeiten der Richter bis auf Joſia nicht in der gehörigen, moſaiſch-geſetzlichen Form gehalten ward [1], oder an den vom Geſetze verbotenen und doch fortwährend üblichen Höhencultus Iſraels unter Richtern und Königen, denn »nicht nur bis zu den Zeiten Salomo's beſtanden ſolche heilige Höhen, auf denen man opferte und räucherte, ſondern unter den Königen der getrennten Reiche war, wie es ſcheint, der Höhencultus förmlich organiſirt, und ſelbſt fromme Könige vermochten nicht, ihm zu ſteuern« [2] — wodurch denn die Merkwürdigkeit entſteht, daß der Pentateuch »von Moſe's Tode an in den wichtigſten Geſetzen vernachläſſigt und erſt nach einem Jahrtauſend auf das kleinlichſte befolgt wurde, ſtatt daß ſonſt jede Geſetzgebung in den erſten Zeiten ihrer Einführung mit gewiſſenhafter Strenge ausgeübt wird, und nur nach und nach in Vergeſſenheit geräth« [3]. Was die im Geſetze verbotenen Kinderopfer betrifft, ſo war ja auch in dieſer Rückſicht nicht nur zu den Zeiten der Richter, ſondern auch zu denen der Könige, von Solomo an und bis ins Exil hinein, die moſaiſche Legislation »bei weitem nicht allgemein bekannt oder ſtreng beobachtet,« da wir hören, daß die Hebräer dieſe Zeiten hindurch nicht nur die barbariſchſten Molochdiener waren, ſondern auch dem Jehova ſelbſt ihre Kinder zum Opfer brachten [4]. Ja wir werden ſehen, daß Moſe,

---

ſeines Vorhabens belehrt hatte, ja das ſogar zu Ehren der vollbrachten That ein jährliches Feſt- und Loblied ſang.

[1] 2 Kön. 23, 22. vergl. 2 Chron. 35, 18.

[2] Winer a. a. O. I. S. 600, vergl. daſ. Art. Geſetz, S. 493 f. und die hier citirten Schriftſteller.

[3] Bohlen, Geneſis, S. LXLI der Einl.

[4] Vergl. oben die erſte Note und die unten folgenden nähern Darlegungen.

der dieſe Opfer verboten haben ſoll, ſeine eigene Geſetzgebung ſo wenig kannte oder befolgte, daß er ſelbſt einer der fanatiſchſten Menſchen- und Kinderopferer war.

Hieher kann auch die bibliſche Erzählung gezogen werden, nach welcher Meſa, der König der den Hebräern ſtammverwandten Moabiter, um die Gottheit zur Rettung zu bewegen, ſeinen erſtgebornen Sohn und Thronfolger auf der Mauer ſeiner von den Königen von Juda und Iſrael belagerten Veſte Kirhareſeth verbrannte [1]. Denn dieſes Opfer wirkte nach bibliſcher Darſtellung ſo kräftig, daß die Belagerer abziehen mußten. Es kam ein großer קצף oder Jehova-Zorn über Iſrael und trieb es hinweg, ſo daß der Gott, dem der moabitiſche Fürſt dies ſchreckliche Opfer brachte, mit dem Gotte Iſraels, dem bibliſchen Jehova, offenbar in Eins zuſammenfällt, und die Kraft und Wirkſamkeit, die dergleichen Opfer bei Jehova hatten, als von der Bibel ſelber anerkannt, vor Augen liegt.

Als ein ſolches Opfer ward wohl auch der ſchon oben erwähnte karthagiſche Prieſter Cartalo gekreuzigt, und wie dort Meſa ſich ſeiner Belagerer zu erwehren beabſichtigte, ſo wollte ſich hier der belagernde Rebell eines glücklichen Kampfes gegen die einzunehmende Stadt verſichern. Es war dieſe Hinrichtung, als Opfer betrachtet, von doppeltem Gewicht, einmal als Prieſteropfer, ſ. oben, und zweitens als Hingabe des eigenen Sohnes in den Opfertod. Wäre dieſelbe eine reine Grauſamkeit ohne die angegebene religiöſe Bedeutung geweſen — der abſcheuliche Vater hätte ſie doch wohl nicht wagen dürfen, ohne ſein Heer gegen ſich zu empören; er hätte nicht nur als Kindesmörder, ſondern auch als Verhöhner der Religion und des Cultus gefrevelt. Und doch ward das gräuliche Schauſpiel recht gefliſſentlich im Angeſicht des Heeres und der Stadt gegeben! [2] Auch wurde er in der Folge nicht wegen dieſer Gräuelthat, die ihm aber im Geiſte ſeiner Religion vielmehr als Großthat anzurechnen war, ſondern wegen angemaßter Herrſchaft mit dem Tode beſtraft.

---

[1] 2 Kön. 3, 27.

[2] Atque ita eum ornatu suo in altissimam crucem in conspectu urbis suffigi jussit. Justin. XVIII. 7.

Gehen wir jetzt zu dem Kern unſerer Beweisführung, zu den aller herkömmlichen Anſicht von der alten Geſchichte und Geſetzgebung Iſraels ſo wunderbar widerſtreitenden Prophetenſtellen über! Da hören wir denn z. B. von einem gewiſſen Schandgötzen reden, dem Iſrael von jeher Thiere und Menſchen, Söhne und Töchter geopfert. »Der Schandgötze הבשת fraß den Erwerb unſerer Väter von unſerer Jugend an, ihre Schafe und Rinder, ihre Söhne und Töchter. Wir liegen in unſerer Schande und uns decket unſere Schmach; denn wider Jehova, unſern Gott, haben wir geſündigt, wir und unſere Väter von unſerer Jugend an bis auf dieſen Tag, und gehorchten nicht der Stimme Jehova's unſeres Gottes« [1]. Nun wahrlich, ſo war ja derjenige Gott, den der Prophet mit dem Namen Jehova bezeichnet, nie der Gott Iſraels geweſen, ſondern eben jener Schandgötze בשת, den er ihm entgegenſetzt und den er in einer nachfolgenden Stelle mit dem Namen Baal bezeichnet: »Denn wie viel deiner Städte, ſo viel ſind deiner Götter, Juda, und wie viel Straßen von Jeruſalem, ſo viel Altäre habt ihr dem Schandgötzen לבשת gemacht, Altäre, dem Baal zu räuchern« [2]. Baal hieß aber auch der Moloch, dem die Hebräer im Thale Hinnom ihre Kinder verbrannten: »Sie baueten Höhen dem Baal im Thale der Söhne Hinnoms, um ihre Söhne und Töchter dem Moloch zu opfern« [3], — ſo daß Alles berechtigt, den Satz aufzuſtellen: »Der Moloch ward von den Hebräern von jeher mit Darbringung der eigenen Kinder verehrt.« Daran ſchließt ſich die ungeheuere, unſere ganze herkömmliche Theologie mit einem Schlage zerſchmetternde Behauptung des Propheten Amos, daß Iſrael alle die vierzig Jahre lang in der Wüſte ganz und gar nicht dem Jehova, ſondern dem Saturnus **Kijjun** als ſeinem Könige (Melech, Molech, Moloch) gedient. Dieſe Stelle lautet folgendermaßen: »Habt ihr Schlacht- und Speisopfer mir (dem Jehova) gebracht in der Wüſte vierzig Jahre lang, Haus Iſraels? Ihr truget die Hütte eueres Königes und den Kijjun, euer Götzenbild, den Stern eueres Gottes, den ihr euch gemacht hattet« [1]. Das Wort כיון hält ein Theil der Erklärer mit Vergleichung des Syriſchen, Arabiſchen und Perſiſchen für den Namen des Planeten Saturn, den die Araber als ein Geſtirn des Unheils verehrten und der »das große Mißgeſchick« hieß [2]; Andere überſetzen: »das Geſtell euerer Bilder,« wobei jedoch immer die Behauptung bleibt, daß die Hebräer einem ganz andern Gotte, als dem Jehova des Propheten gedient, daß ſie eine Hütte — das alſo die ſogenannte Stiftshütte? — und einen Stern dieſes Gottes als ihres Königes מלן getragen; nur die Bezeichnung des althebräiſchen Götzen erſcheint weniger beſtimmt; der Widerſpruch des frappanten Vorwurfes mit dem Pentateuch und der herkömmlich theologiſchen Geſchichtsauffaſſung wird kein geringerer. Auch kann von einer pathetiſchen Uebertreibung des Propheten durchaus keine Rede ſein; denn, ſprach derſelbe mehr aus, als zu ſeiner Zeit für unwiderſprechliche Wahrheit galt, ſo mußte er gewärtig ſein, daß man ihn der Lüge und Verläumdung bezüchtigte. Man verſuche es einmal, einem Volke oder einer Religionspartei, gegen die man ſcheltend und eifernd in die Schranken tritt, etwas vorzuwerfen, was nicht als reine Wahrheit und hiſtoriſche Thatſache zugegeben werden muß! Wird doch ſelbſt die offenbare Wahrheit geläugnet, wenn ihre Anerkennung zu ſchimpflich oder gefährlich für den Beſtand einer Sache erſcheint! Und ſollten wir dem Propheten die Unbeſonnenheit zutrauen, ſich eine ſolche Blöße zu geben? Nein, des Propheten Ausſage muß einen feſten, traditionellen Grund gehabt haben, auf den auch wir mit ihm uns ſtützen dürfen, und den es nicht erlaubt iſt, mit leichtfertig unredlicher Hand bei Seite zu ſchieben, weil man die allerdings gewaltigen Conſequenzen fürchtet. Mit dieſen hochwichtigen Zeugniſſen der Propheten muß einmal Ernſt gemacht werden, und es iſt eine Schmach für die Hiſtorie und den menſchlichen Geiſt, daß es nicht ſchon längſt geſchehen. Doch hat unſere Zeit bereits begonnen, auf dieſe Ausſprüche das gebührende Gewicht zu legen, und auf dieſe Weiſe eine ganz neue altteſtamentliche Geſchichte Iſraels zu begründen. Vatke äußert ſich über jene Stelle folgendermaßen: »Erwägen wir die Worte des Amos, ſo fällt die Allgemeinheit auf, in welcher der Saturndienſt bei den Iſraeliten vorausgeſetzt wird; man kann ſie um ſo weniger auf Rechnung des prophetiſchen

---

[1] Jer. 3, 24 f. [2] Jer. 11, 13. [3] Jer. 32, 35.

---

[1] Amos 5, 25 f.

[2] S. Winer, bibl. Realwört. II, S. 455 ff., wo die Erklärung des כיון durch Saturn gegen Hengſtenberg feſtgehalten wird, und Movers, Phönizier 1. Th. S. 289 ff. über den Gebrauch der Namen Kijjun, Kun, Kon, Kyn, Keiwan für Saturn bei Hebräern, Phöniziern, Babyloniern, Syrern, Aegyptiern, Arabern und Neuperſern. Was die Bedeutung dieſes dunklen Namens betrifft, ſo wird man, im Kreiſe der ſchulgemäßen Erklärungsweiſen verharrend, ſchwerlich das Wahre finden; für diejenigen, die es vertragen können, darüber hinausgeführt zu werden, ſei Folgendes bemerkt. So wie in andern, bereits vorgekommenen Fällen, erſcheinen auch hier die Sprachen Amerika's wichtig und Aufſchluß gebend; vergl. araukaniſch cuni, Böſes; Mithridates, 3. Th. 2. Abth. S. 422, womit auffallend das ſchweizeriſche Kuhni, Kueni, Teufel, ſtimmt; Grimm, deutſche Mythol. S. 562. Marqueſaniſch in Auſtralien heißt kuani Geiſt, wohl eigentlich böſer Geiſt, Dämon, auf Neuſeeland und der Hervey-Gruppe kino, böſe; Baſeler Miſſionsmagazin 1838, S. 163. Kehnis heißt ein bösartiges Geſpenſt der Letten, das den Leuten den Hals umdreht; Kohl, die deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, Dresden und Leipzig 1821, 2. Th. S. 33. Und wie dieſer böſe Gott der Gott des verzehrenden Feuers war, ſo hieß auch das Feuer ſo, wie im Latein. und Griech. Vulcanus u. Hephäſtos auch das Feuer bezeichnet; vergl. in amerikaniſchen Sprachen coun̄, coun, kan, chaan, kchan, Feuer; Mithridates 3. Th. 3. Abth. S. 226 f. 424. So ſcheint auch der Name Jehova, den wir oben verſchiedentlich in Amerika fanden und der im Hebr. auch Jeho, Jo, Jahu lautet, zur Bezeichnung des Feuers geworden zu ſein, vergl. in amerikaniſchen Sprachen iuu und yau, Feuer; Vater, Unterſuchungen über Amerika's Bevölkerung S. 198; und den rabbiniſchen Feuerengel Jehuel; Eiſenmenger, entdecktes Judenthum II, S. 379.

Pathos ſetzen und für bloße Uebertreibung ausgeben, da die Reden des Amos keineswegs einen phantaſtiſchen und hyperboliſchen Anſtrich haben. Wir können uns daher auch nicht mit dem Nothbehelf mancher Ausleger begnügen, welche unter dem erwähnten Zelte des Saturn ein kleines, unbedeutendes Zeltchen verſtehen, welches ein Theil der Israeliten heimlich mit ſich umhergeführt hätte, ſo daß es den Augen des Moſe und der Beſſergeſinnten verborgen geblieben wäre. Die Worte ſetzen vielmehr voraus, daß man Jehova überhaupt keine Opfer dargebracht, daß aber der Cultus des Saturn geherrſcht; ja dieſer Umſtand wird als eine bekannte Sache erwähnt; die Tradition davon mußte daher wenigſtens mit der moſaiſchen Sage des Pentateuch parallel laufen, ja noch allgemeiner verbreitet ſein. So viel leuchtet auf den erſten Blick ein, daß beide ſich ſchlechthin widerſprechen und daher auch nicht ſo vereinigt werden können, daß man unter dem Zelte des Amos geradezu die Stiftshütte des Pentateuch verſteht und derſelben außer Jehova noch den Saturn zum Bewohner giebt; vielmehr wird, wenn die Zelte ſonſt identiſch ſind, der eine Gott vor dem andern weichen müſſen, oder ihr Unterſchied beſtand bloß in der verſchiedenen Vorſtellung des Volkes« [1]. Die Sache iſt dieſe, daß zwiſchen Jehova und Saturn oder Moloch in älterer Zeit gar kein Unterſchied war, und daß ein Unterſchied ſich erſt zu der Zeit geſtaltete, als eine reformatoriſche Propheten-Partei den Nationalgott Iſraels auf eine Weiſe faßte, die zwar den, etymologiſch bereits dunkel gewordenen, heiligſten ſeiner Namen in Ehre ließ, ja für ſich allein in Anſpruch nahm, aber die Vorſtellung dermaßen änderte, daß ein entſchiedener, wiewohl höchſt unhiſtoriſcher und erzwungener Gegenſatz entſtand. Man berückſichtige Stellen, wie folgende: »Ich bin Jehova, das iſt mein Name, und meine Ehre geb' ich keinem andern, noch meinen Ruhm den Götzenbildern« [2]. — »Die bei Jehova's Namen ſchwören und den Gott Iſraels preiſen, doch nicht mit Wahrheit und Redlichkeit« u. ſ. w. — und gleich darauf: »Daß du nicht ſprächeſt: mein Götze that es, mein Schnitz- und Gußbild verordnete es« [1]). — »Und wenn ſie auch »»beim Leben Jehova's«« ſchwören, ſo ſchwören ſie doch falſch« [2]). — »Wenn du deine abſcheulichen Götzen wegthuſt von meinem Angeſicht — und ſchwöreſt »»beim Leben Jehova's«« mit Wahrheit, mit Gebühr und Gerechtigkeit« [3]). — »Deine Söhne haben mich verlaſſen und ſchwören bei Nicht-Göttern« [4]). — »Ihr denn, Haus Iſraels, ſo ſpricht der Herr Jehova: Gehet hin und dienet ein jeglicher ſeinen Götzen auch in Zukunft, wenn ihr nicht auf mich hören wollt, aber meinen heiligen Namen entweihet nicht mehr durch euere Gaben und durch euere Götzen!« [5]) — Stellen, aus welchen deutlich genug hervorgeht, daß auch die, gegen welche die Propheten eifern, Jehova-Diener ihrer Art waren, ſo daß dabei Jehova- und Götzencult in keinen Gegenſatz traten, wie ihn die Scheidung der Propheten erzwingt. Die urſprüngliche Einheit Jehova's und Moloch-Saturns in Hinſicht der im Dienſte beider gebrachten Kinderopfer, läßt ſich aber auch aus den Propheten erweiſen. Micha behauptet, Jehova verlange weder Thier- noch Menſchenopfer, nicht die Frucht des eigenen Leibes, nicht den erſtgebornen Sohn. »Womit ſoll ich treten vor Jehova, mich beugen vor dem Gott der Höhe? Soll ich vor ihn treten mit Brandopfer, mit jährigen Kälbern? Wird Jehova Gefallen haben an Tauſenden von Widdern, an Myriaden Strömen Oels? Soll ich meinen Erſtgebornen geben zu meinem Schuldopfer, meine Leibesfrucht zum Sündopfer meiner Seele?« — welchen Fragen ſofort ein reines Moralgeſetz entgegengeſtellt wird [6]).

---

[1] Vatke, Religion des alten Teſtamentes, 1. Th. S. 191. [2] Jeſ. 42, 8.

---

1) Jeſ. 48, 1 f. v. 5. 2) Jer. 5, 2. 3) Jer. 4, 1 f. 4) Jer. 5, 7.

5) Ezech. 20, 39, vergl. 3 Moſ. 18, 21: „Von deinem Samen ſollſt du nicht geben dem Moloch zu opfern, damit du nicht den Namen Jehova's, deines Gottes, entweiheſt."

6) Micha 6, 6 ff.

Hiemit wird *als herrſchender Glaube* unzweifelhaft dieſer ausgeſprochen, daß Jehova nicht nur an Thier-, ſondern auch an Menſchenopfern Gefallen habe, und daß in der Opferung eines erſtgebornen Sohnes eine Sündenſchuld tilgende Kraft liege, ſo wie auch das wirkliche im Schwange Gehen ſolches Kinderopfercultus ſicher dadurch beurkundet wird. Denn niemand widerſpricht und beſtreitet etwas, was gar nicht gilt und Statt findet; was der Prophet zuerſt in Frage ſtellt und dann verneint, iſt, ob er thun ſolle, *wie gethan wird*; und ſo iſt in obiger Stelle entſchieden der Satz enthalten: Iſrael verehrt ſeinen Jehova mit Brandopfern, jährigen Kälbern, Widdern, Oel und *Opfern erſtgeborner Söhne*, und glaubt, daß dies zu ſeinem Heile nöthig und Jehova's Wille, Geſetz, Forderung ſei« [1]. Es geſteht ferner Ezechiel, daß eine hebräiſche Geſetzgebung exiſtirte, nach welcher die Opferung aller Erſtgeburt durch Jehova ſelbſt vorgeſchrieben war, und läßt dieſen ſagen: *er ſelbſt, Jehova, habe ſeinem Volke in der Wüſte einen böſen, heilloſen Gottesdienſt vorgeſchrieben, indem er ihm geboten, alle Erſtgeburt zu opfern*; aber er habe es zu deſſen Strafe und Züchtigung gethan: »Und auch gab ich ihnen Satzungen, die nicht gut waren, und Rechte, wodurch ſie nicht lebten, ich verunreinigte ſie durch ihre Opfergaben, indem ſie alle Erſtgeburt darbrachten, auf daß ich ſie zerſtörete, auf daß ſie erkenneten, daß ich Jehova bin« [2]. Der Prophet wagt es nicht, eine ſolche Geſetzgebung Jehova's in Abrede zu ſtellen — wie tiefgewurzelt, feſt und altherkömmlich muß alſo der Glaube an ſie beſtanden haben! — aber er ſucht ſich durch die wunderbare, gewaltſame Wendung zu helfen, daß dieſelbe nur ein Strafgericht für ein ungehorſames Volk, nicht eigentliche, unmittelbare, weſentliche Willensmeinung des hebräiſchen Gottes geweſen!! Kecker dagegen behauptet Jeremias, das Geſetz, worauf ſich die Gegner berufen, ſei ein verfälſchtes, erdichtetes: »Wie möget ihr ſagen: Weiſe ſind wir und das Geſetz Jehova's kennen wir? Fürwahr, zur Lüge macht es der Lügengriffel der Schreiber!« [1]). Wie ſie aber auf Geſetz und Gottes Wort ſich gegen ihn ſtützen konnten, läßt uns der Prophet ſelber in Folgendem hören: »Sie ſprechen: Kommt und laſſet uns Anſchläge ſinnen wider Jeremia; denn nicht untergehen kann das Geſetz unter den Prieſtern, noch der Rath unter den Weiſen, noch das Wort Gottes unter den Propheten. Kommt und laſſet uns ihn todtſchlagen mit der Zunge und nicht aufmerken auf alle ſeine Reden!« [2])

---

[1] Vergl. Gramberg, Religionsideen, 1. Th. S. 119, wo der Verfaſſer die noch an alter Blindheit klebende Vermuthung äußert, daß die Sitte, Kinder zum Sühnopfer zu verbrennen, aus dem Molochdienſt in den Jehovacultus herübergenommen worden ſei. Im Zuſammenhange mit uralt-jehoviſtiſchem Menſchenopfercultus dagegen betrachtet auch Vatke die Stelle, Religion des alten Teſtamentes, 1. Th. S. 276.

[2] Ezech. 20, 25 f.

Wir ſehen alſo, wer die Neuerer, die hiſtoriſch und geſetzlich Unberechtigten, die Abfälligen vom alten Glauben und Gottesdienſt, die Ketzer gegen die altherkömmliche Orthodoxie der Prieſter und des Volkes waren — jene reformatoriſchen, einen ganz andern Jehova und Jehovacultus, als den der Väter und des Volkes, aufſtellenden Propheten waren es! Sie behielten zwar den Namen des nationalen Gottes bei, änderten aber Vorſtellung und Begriff. Gleichwohl ſollte dieſer Jehova kein neuer Gott, kein anderer, als der uraltväterliche ſeyn; daher denn die von Alters her beſtehende Geſetzgebung dieſes Gottes für verfälſcht und erdichtet erklärt, oder, um dieſes kühne Wort zu umgehen, die Wendung genommen ward, Jehova habe jenes fürchterliche Geſetz des althebräiſchen Kinderopfercultus in ſeinem Zorn und zur Strafe des dem wahren und ächten Jehova-Cultus unfügſamen Volkes gegeben.

Vergleichen wir die hebräiſche Geſetzgebung, wie ſie in

---

1) Jerem. 8, 8. vergl. c. 7, 4. 2) Jer. 18, 18.

der bibliſchen Geſetzſammlung noch heutzutage vor unſern Augen liegt, ſo finden wir auch hier noch von all' dem die genügendſte Beſtätigung. Hier ſoll nicht nur alle Erſtgeburt, wie vom Viehe, ſo vom Menſchen, des Jehova ſein, ohne daß ein Unterſchied gemacht wird: »*Heilige mir alle Erſtgeburt, Alles, was die Mutter bricht, unter den Söhnen Iſraels an Menſchen und an Vieh; mein ſoll es ſein*« 1) — ſondern es gebietet Jehova noch ausdrücklicher folgendermaßen: »*Die Erſtgeburt deiner Söhne ſollſt du mir geben. Alſo ſollſt du thun mit deinem Ochſen und Schafe, ſieben Tage ſollen ſie bei der Mutter ſein, am achten ſollſt du ſie mir geben,*« d. h. opfern 2) — wo denn die Sache durch den Zuſammenhang, durch die völlige Gleichſtellung des Menſchen und Viehes hinſichtlich der Opfergabe und durch die Abweſenheit aller dem Menſchenopfer vorbauenden Beſtimmung und Erläuterung ſo hell in die Augen leuchtet, daß jeder Zweifel ſchwinden muß 3). Hier ſehen wir jenes altväterliche, fürchterliche Geſetz der Hebräer, wogegen die Propheten ankämpfen, noch in ſeiner ganzen urſprünglichen, ungemilderten Strenge ausgeſprochen, und wenn an andern Stellen Milderungen eintreten und Loskaufungen angeordnet werden, ſo liegt am Tage, daß dieſelben nichts als reformatoriſche Abänderungen ſpäterer, den menſchlichen Gefühlen zu huldigen beginnender Zeiten ſind. So, wenn es heißt: »Bring Alles, was die Mutter bricht, dem Jehova dar, und alles erſte Junge des Viehes, das du haſt, das Männliche, dem Jehova! . . . . Aber alle Erſtgebornen von Menſchen

---

1) 2 Moſ. 13, 2. 2) 2 Moſ. 22, 28 f.

3) Das ſo Offenbare ſieht auch Gramberg in den Religionsideen 1. Th. S. 106; was er aber ſieht, mit Beſtimmtheit auszuſprechen, getraut er ſich dennoch nicht: „Man wäre faſt verſucht, an Menſchenopfer zu denken, da der Ausdruck (die Erſtgeburt deiner Söhne ſollſt du mir geben!) nicht näher erläutert wird und der Dichter fortfährt: Alſo ſollſt du thun u. ſ. w.“

unter deinen Söhnen ſollſt du löſen« 1). Und wenn man es auch läugnen könnte, was nach all' dem aufrichtiger und vernünftiger Weiſe niemand wird läugnen können, daß der ächte alte Jehova-Cultus der Hebräer ein Menſchen- und Kinderopferdienſt geweſen, ſo bliebe doch immer, wie bei dem dem Abraham erlaſſenen Kindesopfer — es bliebe ſelbſt in jenen mildernden, erlaſſenden Stellen das Princip des Menſchen- und Kinderopfercultus anerkannt, geheiligt und in Gültigkeit. Alle Erſtgeburt von Menſchen und Thieren ſoll von Rechtswegen dem Nationalgotte zum Opfer fallen: »Mein iſt alles Erſtgeborne! Zu der Zeit, da ich alles Erſtgeborne im Lande Aegypten ſchlug, hab' ich mir alles Erſtgeborne in Iſrael geheiligt, von Menſchen bis zum Vieh; mir ſoll es gehören, mir, dem Jehova! 2). Beſtimmter und entſchiedener ließe ſich das Princip nicht ausdrücken, und was ohnehin klar, daß unter jenem Angehören und dem Jehova eigen ſein, nichts Anderes, als ein Beſtimmtſein zum Tode zu verſtehen, wird überdies durch die Hinweiſung auf das Erwürgen der Erſtgeburt in Aegypten bekräftigt, das ſomit als eine große Opferhandlung des Jehova für ſich ſelbſt zu betrachten iſt 3). Jene Milderung und Ausnahme kann in dem angegebenen Zuſammenhange nur als reine Nachſicht, ein gnädiger Erlaß des Gebührenden, ein nicht völliges Beſtehenwollen Jehova's auf ſeinem Rechte erſcheinen, eigentlich aber — das bleibt — ſollte auch die menſchliche Erſtgeburt dem Opfertod anheimfallen 4). Dort in Aegyp-

---

1) 2 Moſ. 13, 12 f. 2) 4 Moſ. 3, 13.

3) Vergleiche die oben ausgehobenen Stellen, wo Jehova ſich ſelbſt zum Opfer große Schlächtereien anſtellt, Jeſ. 34, 6 ff. Jer. 46, 10.

4) In gleichem Sinne ſpricht ſich ſelbſt ein, ſo viel ich weiß, dem jüdiſchen Stamme angehöriger Schriftſteller aus: „Zwar eifert Moſe (?) gegen den Molochdienſt; aber war nicht die Sitte, die erſtgebornen Kinder dem Saturn zu opfern, nur ſcheinbar aufgehoben, nur gemildert in dem Gebote wieder zum Vorſchein gekommen, welches befahl, alles Erſtgeborene dem Jehova zu heiligen, erſtgeborene Kinder aber

ten übt Jehova durch das Schlagen der Erſtgeburt ſein volles Recht; er nimmt ſich, was ihm gebührt; die Aegyptier — das iſt der altprieſterliche Sinn der Erzählung — verweigern ihm ſein Eigenthum, den von ihm rechtmäßig zu erhebenden Tribut; da muß er ſich ſelbſt ſein Recht verſchaffen; ſie opfern ihm ihre Erſtgeburten nicht, daher nimmt er ſie ſich ſelbſt[1]; ſeine ihm treu ergebenen Hebräer dagegen entrichten ihm freiwillig und von ſelbſt, was ihm gebührt, darum braucht er hier keine Gewalt zu üben. Für Iſrael aber war dieſe Begebenheit eine Warnungstafel, daß es nimmermehr ſeine Erſtgeburt verſchone, ſondern wirklich opfere; das war augenſcheinlich an einer Stelle des Pentateuchs ausgedrückt, wo durch Umbildung jetzt ein wunderlicher Widerſpruch zum Vorſchein kommt; denn gar keinen Sinn hat es, wenn es heißt: »Jehova tödtete alles Erſtgeborne im Lande Aegypten, vom Erſtgebornen der Menſchen bis zum Erſtgebornen des Viehes; darum opfere ich dem Jehova Alles, was die Mutter bricht, und alle Erſtgebornen meiner Söhne löſe ich«[2]. Jehova's That ſoll hiernach das Muſter für das opfernde Iſrael ſein; was ſein Gott ihm vorgethan, ſoll es nachthun; Jehova tödtete ohne Ausnahme alles Erſtgeborne, ſo muß auch Iſrael ohne Ausnahme Alles, auch das Menſchliche, tödten. So hat die Stelle Sinn und Zuſammenhang bis auf den Zuſatz: »und alle Erſtgebornen meiner Söhne löſe ich«; durch welchen ſie auf's ſonderbarſte ſich ſelbſt widerſtreitet, und der ſich ſomit als unächt und fremdartig zur Genüge zu erkennen giebt. So ſieht man vielfach, daß dem Pentateuch Urkunden zum Grunde lagen, die im ſtrengen, unnachſichtigen Geiſte des althebräiſchen Menſchenopferdienſtes verfaßt waren, und daß ſpätere, reformatoriſche Hände geſchäftig waren, durch Correc-

---

durch eine Abgabe an die Prieſter loszukaufen?" Nork, das Leben Moſis, Leipz. 1838, S. 202.

[1] Vergl. Bohlen, Geneſis, S. 231 und CIX der Einleitung.

[2] 2 Moſ. 13, 15.

turen, Umbildungen und Einſchaltungen jene fürchterliche, ausnahmsloſe, unnachſichtige Strenge zu ermäßigen.

Höchſt merkwürdig fand ſich der Gebrauch, die männliche Erſtgeburt zu opfern, auch in Amerika. Das zu opfernde Kind wurde vor dem die Gottheit repräſentirenden Fürſten und in Gegenwart der trauernden Mutter nach Beendigung eines Tanzes und anderer Ceremonien auf einen Block gelegt und mit einer Keule todtgeſchlagen. Franzoſen ſahen in Florida dieſes Opfer vollziehen, und Laſitau vergleicht es mit den canaanitiſchen Molochopfern[1]. Wie nahe zugleich die für ihn und ſeines Gleichen aus religiöſer Befangenheit nicht anzuſtellende Vergleichung mit der hebräiſchen Geſetzgebung und den angeführten Stellen des Pentateuch liegt, bedarf keiner weitern Erörterung. Ferner gehört hieher die bei mehreren amerikaniſchen Völkerſchaften, wie bei den Kariben, Galibis und Braſilianern vorgefundene Sitte der Männer, ſich bei der Geburt ihrer erſtgebornen Kinder ſehr ſtrengen und harten Büßungen zu unterwerfen, wodurch wohl die urſprünglich auch hier gebräuchliche Opferung der Erſtgeburt von dem ſie fodernden Gotte losgekauft werden ſollte. Man lieſ't bei Labat, Biet, du Tertre und Laſitau von einem bis zum Gerippe abzehrenden, dreißig- bis vierzigtägigen, ja drei- und ſechsmonatlichen Faſten mit Aufritzen der Haut und Einſchneiden in den Leib, Blutlaſſen aus allen Theilen des Körpers und Waſchen der Wunden mit in Waſſer gebrühtem Piment oder indianiſchem Pfeffer von der ſtärkſten Sorte, Roucou und Tabackſaft; ja nach Thevet's Verſicherung müſſen die braſilianiſchen Frauen ein noch längeres und härteres Faſten, als die Männer, dulden. Beſonders merkwürdig iſt, was Labat ſagt, daß der fürchterlich mißhandelte Vater ganz blutig geſchminkt auf einen roth angeſtrichenen Stuhl geſetzt und ſo dem Teufel zum Opfer geboten wird, wobei man dem Unglücklichen, *wie einem kleinen Kinde, Speiſe in den Mund ſteckt*. Auch bei andern Kindern, als den erſtgebornen, ſoll gefaſtet werden, aber nicht ſo ſtrenge, wie das erſtemal[1]). Die zu Grunde liegende Vorſtellung ſcheint alſo zu ſein, daß der verneinende Gott auf alle menſchliche Geburten Anſpruch mache, ganz beſonders aber auf die erſtgebornen, zu deren Auslöſung es daher der außerordentlichſten ſtellvertretenden Büßung bedürfe. Haben ſich doch in Amerika Stämme gefunden, bei denen es Gebrauch war, alle ihre Kinder oder alle ihre weiblichen zu tödten! In den »Abenteuern, Reiſen und Schiffbrüchen des Don Alvar Nuñez

---

[1] Laſitau a. a. O. Baumgarten a. a. O. 1. Th. S. 87. Majer's mythologiſches Lexikon, 2. Bd. S. 91.

---

1) Des Pater Labat Reiſen nach Weſtindien von Schad, Nürnb. 1782, 1. Bd. S. 441 ff. Laſitau, bei Baumgarten a. a. O. 1. Th. S. 123. Biet, voyage de la terre équinoxiale, l. 3. ch. 13. Thevet, cosmogr. univers. l. 2. ch. 5. Du Tertre, hist. nat. des Antill., traité 7, ch. 1. §. 4. Nach Barrere's Beſchreibung von Guiana muß der Mann nach erſter Niederkunſt ſeiner Frau auch auf einige Zeit bei einem alten Indianer in Dienſte treten und ſich als einen Sklaven anſehen und behandeln laſſen. Vergl. Humboldt, Reiſe in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents, 5. Th. S. 323: „Den Männern der Kariben-Völker wird die Sitte zugeſchrieben, ſich, wenn ihre Weiber in die Wochen kommen, in ein Hängebett zu legen und andauernde Faſten zu begehen. Es ſcheint dieſe ſeltſame Sitte nur wenigen Stämmen angehört zu haben, häufiger aber bei andern Nationen vom Orinoko und Amazonenſtrom geweſen zu ſein. Dieſelbe ward vormals bei Iberiern, Corſen und Tibarenern getroffen. Sogar auch in mehreren Provinzen des ſüdlichen Frankreichs, ſagt man, legen ſich die Männer zu Bette, wenn ihnen ein Kind geboren wird.“ In Orbigny's maleriſcher Reiſe in Süd- und Nordamerika, deutſch von Diezmann, S. 27, heißt es bei Abhandlung des holländiſchen Guiana: „Nach einem ſehr ſeltſamen indianiſchen Gebrauch muß ſich bei Niederkunft der Frau der Mann krank ſtellen, in der Hängematte bleiben und ſtreng faſten. Nach dreißig Tagen hebt man ihn aus der Hängematte, um ihn auszupeitſchen und ihm große Ameiſen auf die Arme zu ſetzen. So erzählen einige Reiſende; nach andern dauert die unerklärliche Ceremonie nur drei Tage.“ Daß der Mann ſich ſtellen müſſe, als ſei er ſelbſt die Wöchnerin, iſt wohl nur falſche Auffaſſung und bringt eine der nur allzu ernſten Bedeutung der Ceremonie ganz fremde Lächerlichkeit hinzu.

Cabeça de Vaca« wird von den Mareamees erzählt, daß ſie die Sitte hätten, bei gewiſſen Träumen ihre eigenen Kinder zu tödten, was aber die Töchter betreffe, ſie ſogleich nach der Geburt von Hunden freſſen zu laſſen. Letzteres thäten auch die Yguazes; ja es tödteten dieſelben auch ihre Söhne. Wollten ſie ſich verheirathen, ſo kauften ſie Weiber von ihren Feinden; eben ſo kauften ſie auch die Söhne anderer Völkerſtämme[1]. Es hält ſchwer, dergleichen Dinge zu glauben; aber wir ſtehen hier auf einem Gebiete menſchlichen Wahnſinns, der ſo Vieles erzeugt hat, was zu glauben unmöglich ſeyn würde, wenn es nicht leider allzu gewiß und hiſtoriſch unzweifelhaft wäre. Aehnliche Erſcheinungen trifft man in der Geſchichte Auſtraliens: Kindermord, Kinderopfer und jene berüchtigte Ordensverbrüderung der Arreoys, Arreois oder Erreoes auf den Südſeeinſeln, von welcher Cook, Forſter und Andere berichten, und bei welcher es Geſetz war, jedes neugeborne Kind zu tödten, ſo daß, wer in dieſer Geſellſchaft auch nur eines ſeiner Kinder am Leben ließ, den Rang und die Vorrechte deſſelben verlor und aus dem Orden geſtoßen ward[2]. Daß Abraham ein ſolcher Hinopferer aller ſeiner Kinder war, deſſen letztes er nur — als austretender Arreoy, möchte man ſagen — am Leben ließ, um ſein Geſchlecht fortzupflanzen, haben wir oben wahrſcheinlich gefunden. Von dem auf Radack üblichen Kindermord berichtet A. v. Chamiſſo Folgendes: »Jede Mutter darf nur drei Kinder erziehen, das vierte und die folgenden ſoll ſie ſelbſt lebendig begraben. Ein eingepflanzter Stab mit ringförmigen Einſchnitten bezeichnet das Grab der Kinder, die nicht leben durften«[1]). Durch »drängenden Mangel und Unfruchtbarkeit der Erde«, wie man angegeben findet, erklärt ſich dieſes Geſetz höchſt ungenügend; denn warum jene rein überflüſſige Grauſamkeit, daß die Mutter ſelbſt das Kind lebendig begraben muß? Es liegt vielmehr die Vergleichung mit den phöniziſchen Kinderopfern nahe, bei welchen die Mutter ſelbſt zugegen ſeyn mußte und ſich keine Aeußerung des Schmerzes erlauben durfte[2]). Auch das alte Arabien, wie es vor Muhammed's religiöſer Umwälzung war, bietet einige bemerkenswerthe Anklänge dar. Der Koran weiſ't öfters auf dieſe Erſcheinungen hin. So heißt es an einer Stelle: »Die Götzen der Meccaner haben ſie verführt, ihre Kinder zu tödten und ihre Religion zum Deckmantel dieſes Bubenſtücks zu machen.« Und an einer andern: »Hört der Araber, daß ihm eine Tochter geboren worden, ſo färbt die Traurigkeit ſein Antlitz ſchwarz; dieſe Nachricht dünkt ihm ein ſo entehrendes Uebel zu ſeyn, daß er ſich vor keinem Menſchen ſehen läßt, und er iſt zweifelhaft, ob er die ihm geborne Tochter zu ſeiner Unehre behalten, oder in die Erde ſcharren ſoll.« Die heidniſchen Araber pflegen die heimgeführte Braut mit dem Zurufe zu begrüßen: »Mögeſt du glücklich ſeyn, nur Knaben, nicht Töchter gebären!« Beſonders bei einigen Stämmen, wie bei dem Stamme Kendah, wurde die Geburt einer Tochter für ein wahres Unglück gehalten, ſo daß ein ſolches Kind nicht ſelten auf Antrieb der Tempelvorſteher den Götzen geopfert oder lebendig begraben wurde. Es hängt dies wohl mit der hebräiſchen Herabſetzung und Verfluchung des Weibes, als eines dem ſemitiſchen Moloch-Jehova-Saturn insbeſondere feindlichen und verhaßten Weſens, zuſammen. Was die Opferung der Söhne betrifft, ſo zeigt ſelbſt die Familie des arabiſchen Propheten ein berühmtes, mit Abrahams Darbietung ſeines Sohnes zum Opfer zuſammengeſtelltes Beiſpiel auf; denn Muhammed's Großvater Abdalmutalleb ſoll das Gelübde gethan haben, in dem Falle, daß er den heiligen Brunnen Semſem entdecken würde, von zehn Söhnen einen zum Opfer zu bringen, nach Erfüllung ſeines Wunſches aber ſeinen vom Looſe getroffenen Sohn Abdallah, den Vater des Propheten, durch ein Opfer von hundert Kameelen gelöſ't haben 1).

---

[1] Ternaux-Compans, Amerika, ſeine Entdeckung und ſeine Vorzeit, deutſch von Alvensleben, Meißen 1839, 1. Bd. 217 f.

[2] Cook's dritte und letzte Reiſe, überſetzt von Wetzel, Anſpach 1789, 3. Bd. S. 43 f. Miſſionsreiſe in's ſüdliche ſtille Meer unter James Wilſon, Wien 1801, S. 525 und 34: „Ein Onkel des Königs Pomarre hatte acht Kinden getödtet, um ſeinen Rang als Arreoi zu behaupten.“ Vergl. Baſeler Miſſionsmagazin, Jahrgang 1832, S. 173, wo ein Inſulaner den an vier Kindern begangenen Mord beklagt. Daſ. Jahrg. 1827, S. 206, wird „die furchtbare Arreoi-Geſellſchaft“ für ein heidniſches, mit grauſamen Myſterien verbundenes Inquiſitions-Gericht erklärt.

---

[1] Chamiſſo's Werke, 2. B. S. 235. O. v. Kotzebue, Entdeckungsreiſe in die Südſee und nach der Beringsſtraße, Weimar 1821, 3. Bd. S. 119.

[2] Plutarch. de superstit. 13, von den Karthagern: „Diejenigen, die kinderlos waren, pflegten von den Armen Kinder zu kaufen und abzuſchlachten; die Mutter ſtand dabei, ohne eine Thräne zu vergießen oder einen Seufzer hören zu laſſen; ließ ſie aber nur einen Seufzer oder eine Thräne bemerken, ſo war das Geld verloren und das Kind wurde nichts deſto weniger geopfert; um die Bildſäule des Gottes herum war Alles voll Lärm des Flötenſpiels und der Pauken, damit das Schreien und Jammern nicht gehört werden konnte."

Mit jenem Erwürgtwerden aller Erſtgeburt in Aegypten durch Jehova verknüpft die bibliſche Darſtellung zweierlei. Erſtlich den Ausſpruch Jehova's: »Alle Erſtgeburt iſt mein«, und das Gebot, ihm alles Erſtgeborne zu heiligen, zweitens die Einſetzung des Paſſah. Dieſe Verbindung wirft auf letzteres ein großes Licht. Denn ſicher iſt das Paſſah-Opfer urſprünglich nichts anderes, als ein großes Kinderopferfeſt der alten Hebräer geweſen, wobei alle Erſtgebornen dem Jehova zum Opfer getödtet wurden, und dieſes ſchreckliche Menſchenopfer ward ſpäterhin in ein Thieropfer, in das Schlachten des Paſſah-Lamms verwandelt, dem ja auch fortwährend die Bedeutung eines dem Jehova gebrachten Opfers verblieb, denn זבח, Opfer, ward es genannt; das Blut des Thieres ward vom Prieſter aufgefangen und am Altar ausgeſchüttet oder verſprengt, und die Fettſtücke deſſelben kamen auf den Altar

---

1) Koran, Sure VI, XVI und XLIII, S. 113, 216 und 496 der Ueberſetzung von Wahl mit der Note i an dem zuletzt genannten Orte, vergl. daſ. S. 442, Note z, S. 668, Note p und Einleitung, S. XIII.

und wurden verbrannt [1]). Das Paſſah war eine Nachtfeier, weil es dem lichtfeindlichen Gotte der Nacht und Finſterniß galt; noch ſollte daher das Paſſah-Lamm geſchlachtet werden zwiſchen Abend, wie Luther überſetzt, hebr. בין הערבים, zwiſchen den beiden Abenden, ein von Alters her ſtreitiger Ausdruck, verſtanden theils von der Zeit, wo ſich die Sonne zu neigen beginnt, bis zum wirklichen Untergange, theils von der Zeit zwiſchen dem Verſchwinden der Sonne unter den Horizont bis zu dem Dunkelwerden des Wolkenhimmels. Auch Abraham ſchlachtet ſein Bundesopfer beim Untergange der Sonne und bei annahender Dunkelheit der Nacht, und wie es völlig dunkel geworden, erſcheint der Gott und geht zwiſchen den Opferſtücken hindurch. Als jährlich wiederkehrende Feſtfeier vergleicht ſich das Paſſah mit dem jährlich wiederholten Kinderopferfeſte der Phönizier, von dem Euſebius meldet [2]). Daß das Paſſah-Lamm gegeſſen ward und zum Familienmahle diente, deutet darauf, daß mit dem Kinde, an deſſen Stelle es trat, einſt eben ſo verfahren ward, ſo wie das Gebot, daß dem Thiere kein Knochen zerbrochen werden durfte, darauf, daß in Betreff des Kindes das Nehmliche gegolten, indem die Gebeine der in ſeiner Vollſtändigkeit zu erhaltende Antheil des Gottes waren, der ihm zum Opfer verbrannt werden mußte [3]). So haben die Tſcheremiſſen die Sitte, nur die Knochen des Opfers zu verbrennen, das Uebrige zu verzehren; ſo auch die Wotjaken, die das Fleiſch der Opferthiere ſelbſt eſſen, den größten Theil der Knochen aber und das mit Blut in den Magen gefüllte Fett verbrennen [4]). Auf dieſes Opfern der Knochen weiſ't auch die Sage

---

1) Vergl. Winer, bibl. Realwörterbuch II, 234.

2) Euseb. Or. de laud. Constantini, c. 13. *Κρονῳ γαρ Φοινικες καθ' ἑκαστον ετος εθυον τα αγαπητα και μονογενη των τεκνων.*

3) Die Beine am Paſſah-Lamm kamen mit auf den Tiſch, wurden aber am 16. Niſan mit den übrigen nicht eßbaren Theilen verbrannt. Winer a. a. O.

4) Baſtholm, Nachrichten zur Kenntniß des Menſchen in ſeinem

von Prometheus hin, der einen Stier zerlegt, das zerſtückelte Fleiſch und die Eingeweide auf einen Haufen legt, und auf einen zweiten die mit Fett bedeckten Knochen, welche der Gott erhält. Auch in Amerika und Auſtralien fehlen merkwürdige Analogien nicht. Bei Beſchreibung eines indianiſchen Opferfeſtes in Nordamerika berichtet Loskiel Folgendes: »Es iſt Geſetz, daß alles, was zum Opfer beſtimmt iſt, von den Gäſten rein aufgezehrt werde. Von dem Fette gießen einige der älteſten Männer etwas in das Feuer, die Knochen werden verbrannt.« Und in Beziehung auf ein anderes ſolches Feſt: »Die Gäſte müſſen das zubereitete Bärenfleiſch rein aufeſſen.« Und bei Darſtellung eines dritten: »Das Verbrennen der Knochen machte den Beſchluß« [1]). Auch vom Paſſah-Lamm ſollte nichts übrig gelaſſen werden [2]). Ferner lieſ't man von jenen Indianern, daß bei ihrer Darbringung der Erſtlinge und des Männlichen kein Knochen zerbrochen werden ſoll [3]) und ebenſo galt auf Otaheiti das Geſetz, daß dem Menſchen, den man opferte, kein Knochen zerbrochen werden ſollte [4]). Hieraus iſt der groſſe, religions-

---

wilden und rohen Zuſtande, überſ. v. Wolf, Altona 1821, 4 Th. S. 219 und 221. Majer, mythol. Lexikon, 2 B. S. 556 f., wo auch das Wort Amin auffällt, das bei dem Gebete des Prieſters die ſich zur Erde neigende Gemeine der Tſcheremiſſen ſpricht.

1) Loskiel, Miſſionsgeſchichte, Barby 1789, S. 54. 55. 58.

2) 2 Moſ. 12, 10. 3) Noah a. a. O. S. 38.

4) Miſſionsreiſe in's ſüdliche ſtille Meer unter James Wilſon, Wien 1801, S. 546. Vergl. John Tanner's Denkwürdigkeiten über ſeinen dreiſſigjährigen Aufenthalt unter den Indianern Nordamerika's, überſ. von Andree, Leipz. 1840, S. 310 f. „Beim Feſte der Namenbeilegung müſſen die Gäſte Alles eſſen, was vorgeſetzt wird, ſo viel es auch ſei.“ — „Beim Kriegsfeſte muß das zum Feſtmahle beſtimmte rein aufgegeſſen werden; übrig bleiben darf gar nichts. Es wird genau darauf geachtet, daß nicht ein einziger Knochen des verzehrten Thieres zerbrochen werde. Die Knochen werden zuſammengebunden und an einen Baum gehängt.“ Und S. 206: „Es wurden dem Thiere die Knochen ausgelöſ't und alle auf einen Haufen gelegt, dabei auch Sorge getragen, daß nicht ein einziger zerbrach; darauf wurden ſie an einen ſichern Ort gebracht und ſo

geſchichtliche Zuſammenhang zu erkennen, in welchem dieſe altteſtamentlichen Dinge ſtehen und in welchen es ſich endlich einzugehen ziemte. Auf den alterthümlichen Gräuel des Kinderopferns und Kindereſſens, mit Aufſammeln der Knochen für den Gott, ſpielen ſelbſt bei uns noch alte Mährchen und Lieder an, z. B.

„Meine Mutter kochte mich,
Mein Vater aß mich,
Schweſterchen unter'm Tiſche ſaß,
Die Knöchelein all' all' auflas —"

oder, wie ich zu Nürnberg hörte:

„— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Mein Schweſterlein klein
Hebt auf die Bein,
Wickelt's in ein Lümplein,
Gräbt's unter ein Lindlein" —

oder, wie bei Göthe im Fauſt:

„Meine Mutter, die Hur',
Die mich umbracht hat,
Mein Vater, der Schelm,
Der mich geſſen hat,
Mein Schweſterlein klein,
Hub auf die Bein',
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein" — 1)

dergleichen Erinnerungen an alten ſchrecklichen Menſchen- und Kinderopfercultus in unſern Haus- und Kindermährchen mehr-

---

hoch aufgehängt, daß weder Hunde noch Wölfe daran kommen konnten; denn ein Thierknochen, den man auf dieſe Weiſe zum Opfer bringt, darf unter keiner Bedingung zerbrochen werden." Jenes „Rein-Aufeſſen" bezieht ſich wohl auf den Alles verzehrenden Feuergeiſt, dem zu Ehren geſchmauſt wird; vergl. Loskiel a. a. O. S. 55: „Das vierte Opferfeſt, bei welchem die Indianer das zubereitete Bärenfleiſch rein aufeſſen und das Fett wie Waſſer trinken, wird einem gewiſſen Freßgeiſte zu Ehren gehalten, der nicht ſatt werden kann."

1) Vergl. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 47. „Der Machandel-Boom" mit den Anmerkungen im 3. B. S. 79 f.

artig vorkommen, vergl. das oben rückſichtlich der Tochter Jephtha's Bemerkte und unten über den althebräiſchen Ofendienſt. Nun ſollte man freilich glauben, daß einer ſo extremen Scheußlichkeit, wie das Verzehren der eigenen Kinder iſt, die menſchliche Natur nicht fähig ſei; allein es iſt nur zu gewiß, daß ſolche Dinge in alten Zeiten wirklich geſchahen, und das namentlich in Paläſtina, wofür wir ein ganz entſchiedenes bibliſches Zeugniß haben. »Du haſſeteſt die alten Einwohner deines heiligen Landes, weil ſie abſcheuliche Werke der Zauberei und frevelhafte Gebräuche übten, und als umbarmherzige Kindermörder, welche Opferſchmäuſe von Menſchenfleiſch und Blut hielten, als zu ſchandbarem Götzendienſt Eingeweihete, und hülfloſe Kinderſeelen würgende Eltern, und wollteſt ſie vertilgen durch unſerer Väter Hände« [1]. Zwar wird hier Alles ganz ſäuberlich von Iſrael abgewälzt und ganz nur auf die canaanitiſchen Stämme geſchoben; daß aber die Hebräer einſt nicht beſſer geweſen, als dieſe Stamm- und Sprachverwandten, ſagen uns die Propheten und andere bibliſche Schriftſteller offen genug. So geſchieht das Wort Jehovah's zu Ezechiel folgendermaßen: »Menſchenſohn, thue Jeruſalem ſeine Gräuel kund; und ſprich: So ſpricht der Herr Jehova zu Jeruſalem: Dein Urſprung und deine Geburt iſt aus dem Lande der Canaaniter, dein Vater ein Amoriter und deine Mutter eine Hethiterin« u. ſ. w., wo denn weiterhin auch von dem in Jeruſalem üblichen Schlachten der eigenen Kinder und Opfern der Söhne und Töchter und von »dem Blute ſeiner Söhne, die es ſeinen Gräuelgötzen gegeben« ausdrücklich und wiederholt die Rede iſt und unter Anderem noch folgendes hinzugeſetzt wird: »Und deine ältere Schweſter iſt Samaria und deine jüngere Sodom. Aber du wandelteſt nicht auf ihren Wegen, und nach ihren Gräueln thateſt du nicht, *bald war es zu gering; du thateſt ſchlimmer als ſie in all' deinem Wandel.* Durch deine Sünden, welche du abſcheulicher geübt als ſie, erſcheinen ſie gerechter als du« [1]). Nach einer andern Stelle deſſelben Propheten hat Iſrael von Aegypten her nichts als Götzendienſt und kinderopfernden Molochismus getrieben, und es wird daſelbſt in Beziehung auf eine beſſere, nachexiliſche Zukunft die Aeußerung gethan: »Ihr werdet gedenken eueres Wandels und all' euerer Handlungen, wodurch ihr euch verunreinigt habt, und werdet bei euch ſelbſt Ekel haben vor all eueren Uebelthaten, die ihr geübet habt« [2]). So an einem dritten Orte, wo der Götzendienſt Ohola's und Oholiba's, d. h.

---

[1] Auch die in der römiſchen Kaiſerzeit umherziehenden Chaldäer ſtanden in dem Rufe, daß ſie aus dem Blute und den Eingeweiden unſchuldiger Kinder wahrſagten, von dem Fleiſche Opfermahlzeiten hielten und von dem evocirten Dämon des Kindes über die Zukunft belehrt würden, vergl. Philostrat. vita Apollon. VII. 20. VIII. 10. 12. f. 15. Clem. recogn. II. 13. III. 44. Kannibaliſche Opferſchmäuſe waren auch in Indien üblich, daher indiſche Schriften die Lehre geben, man ſolle das Fleiſch der Thiere eſſen, nicht aber ſeine Mitmenſchen verzehren; Bohlen, altes Indien I. p. 303. Ueber die moraliſche Möglichkeit, die eigenen Kinder zu freſſen, vergl., was Humboldt aus amerikaniſcher Sitte nachweiſ't: Pedro de Cieça beſchuldigt die Indianer von Darien, Uraba, Zenu (Sinu), Tatabe, den Thälern von Nore und Guaca, den Gebirgen von Abibe und Antioquia, die grauſamſten Menſchenfreſſer zu ſein, und verſichert, daß die Eingebornen des Thales von Nore Weiber der benachbarten Stämme entführten, um zuerſt die in dieſer Verbindung erzeugten Kinder zu verzehren und darauf die Frauen ſelbſt. Da er vorausſetzt, daß man an eine ſo ſcheußliche Ausartung der menſchlichen Natur, die jedoch auch Colomb in den Antillen bemerkt haben will, nicht glauben werde, ſo beruft er ſich auf das Zeugniß des Juan de Vadillo, welcher das Nehmliche beobachtet hatte und noch 1554 lebte, als des Pedro de Cieça Chronica del Peru in Belgien erſchien.“ Alexander von Humboldt, Reiſe in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents, 6. Th. 2. Hälfte, S. 61. Baumgarten, allgemeine Geſchichte der

---

Länder und Völker von Amerika, 2. Th. S. 152. „Die alten Einwohner von Karthagena führten, ſo oft ſie zu Felde zogen, ihren Götzen Chiappen mit ſich, dem ſie zu Anfang eines Krieges ihre Kinder opferten, ſolche verzehrten, und mit dem Blute das Götzenbild beſtrichen." Daſ. 1. Th. S. 633.

1) Ezech. 16. 1 ff. v. 20 f. v. 36. v. 38. v. 46 ff.

2) Ezech. 20, 4 ff. v. 43.

Samariens und Jeruſalems, auch wieder bis auf Aegypten zurückgeführt wird und beide namentlich folgendermaßen bezüchtiget werden. »Und Jehova ſprach zu mir: Menſchenſohn, willſt du richten Ohola und Oholiba? Offenbare ihnen ihre Gräuel, daß ſie Ehebruch getrieben, und Blut an ihren Händen iſt, und daß ſie mit ihren Götzen Ehebruch getrieben und ſogar ihre Kinder, die ſie mir geboren, ihnen zur Speiſe geweihet. — — — — Denn wenn ſie ihre Kinder den Götzen geſchlachtet, kamen ſie in mein Heiligthum an ſelbigem Tage, um es zu entweihen, und ſiehe, ſo haben ſie gethan in meinem Hauſe« [1]). So ruft ferner Pſeudojeſaias: »Tretet her, Söhne der Zauberin, Brut des Ehebrechers und der Hure! Ueber wen macht ihr euch luſtig, über wen ſperrt ihr das Maul auf, ſtrecket die Zunge? Seid ihr nicht Kinder des Abfalles, Brut der Lüge, die da entbrannt ſind für die Götzen unter jeglichem grünen Baum, welche die Kinder ſchlachten in den Thälern, unter den Felsklüften?« [2]) Auf dieſelben Grauſamkeiten des den Hebräern mit andern verwandten Stämmen Canaans gemeinſchaftlichen Cultus beziehen ſich Stellen in den Pſalmen: »Sie vertilgten nicht die Völker, und vermiſchten ſich mit ihnen und lernten ihre Thaten; ſie dieneten ihren Götzenbildern, und opferten ihre Söhne und Töchter den Götzen und vergoſſen unſchuldig Blut, ihrer Söhne und Töchter Blut, die ſie den Götzen Canaans opferten, daß entweihet ward das Land durch Blut« [3]). So fehlen auch Hindeutungen auf die mit den gerügten Menſchenopfern verbundenen Opfermahlzeiten und Genüſſe von Menſchenblut und Menſchenfleiſch nicht. »Nicht ſpend' ich ihre Spenden von Blut — Jehova iſt mein Becher-Theil«, rühmt ſich ein reformatoriſch-jehoviſtiſcher Pſalmiſt [4]), und Ezechiel

---

1) Ezech. 23. 1 ff. v. 30 ff. 2) Jeſ. 57. 3 ff. 3) Pſ. 106. 34 ff.
4) Pſ. 16, 4 ff. Es läßt ſich hiebei an jenen Blutbecher des Maſtuſius in griechiſcher Sage denken. Demiphon, König von Plaguſa, ſandte bei einer in ſeinem Lande herrſchenden Seuche nach Delphi und erhielt zur Antwort, er ſolle jährlich eine vornehme Jungfrau opfern.

ſagt: »So ſpricht der Herr Jehova: Ihr eſſet mit dem Blute und erhebet euere Augen zu euern Götzen und vergießet Blut!« [1] — »Und du, Menſchenſohn, willſt du richten die Stadt der Blutſchuld? Thu' ihr all' ihre Gräuel kund und ſprich: So ſpricht der Herr Jehova: Stadt, die du Blut vergießeſt in deiner Mitte und dir Götzen macheſt zur Verunreinigung« — — — — — — »auf den Bergen eſſen ſie Opferfleiſch in dir, Verbrechen üben ſie in deiner Mitte« [2]. — »So ein Menſch gerecht iſt, auf den Bergen nicht Opferfleiſch iſſet« [3]. — »Höret das Wort Jehova's, ihr Berge Iſraels! So ſpricht der Herr Jehova: Weil ſie zu euch ſprechen: »»Du haſt Menſchen gefreſſen und dein Volk kinderlos gemacht««, darum ſollſt du nicht mehr Menſchen freſſen und dein Volk nicht mehr kinderlos machen, ſpricht der Herr Jehova. Und ich will dich nicht mehr hören laſſen die Schmähung der Völker, und den Hohn der Nationen ſollſt du nicht mehr tragen, und dein Volk ſollſt du nicht mehr kinderlos machen, ſpricht der Herr Jehova. Und es geſchah das Wort Jehova's zu mir und ſprach: Menſchenſohn! das Haus Iſrael wohnete in ſeinem Lande und verunreinigte es durch ſeinen Wandel und durch ſeine Thaten; wie die Unreinigkeit eines unreinen Weibes war ſein Wandel vor mir. Und ſo ſchüttete

---

Er that dies nach Entſcheidung des Looſes, doch ließ er ſeine eigenen Töchter nicht mit looſen. Der darüber erzürnte Vater einer geopferten Jungfrau, Namens Maſtuſius, lud den König und ſeine Töchter zum Opfer, tödtete die letzteren und reichte ihr Blut dem Vater in einem Becher dar; der König ließ ihn ſammt dem Becher in's Meer werfen, das davon den Namen des maſtuſiſchen, ſo wie der Hafen den Namen des Kraters erhielt. Den Krater nahmen die Aſtronomen unter die Sternbilder auf, Philarchus bei Hyg. Poet. Astr. 2, 40. Der Sitte, Menſchenblut zum Trankopfer zu gebrauchen, erwähnt Plutarch im Publicola, 4: „Es wurde ein großer, furchtbarer Eid beſchloſſen, wobei Menſchenblut zum Trankopfer gebraucht und die Eingeweide des Geopferten berührt werden ſollten.“

[1] Ezech. 33. 25. [2] Ezech. 22, 2 ff. v. 9.

[3] Ezech. 18, 6. vergl. v. 11 und 15.

ich meinen Grimm über ſie aus, wegen des Blutes, das ſie im Lande vergoſſen, und weil ſie es durch ihre Götzen verunreinigt hatten« 1).

Wie ließen dieſe zahlreichen, bittern Klagen und Vorwürfe der altteſtamentlichen Schriftſteller den mindeſten Zweifel übrig, daß es in Iſrael gerade ſo ausgeſehen habe, wie bei den umwohnenden verwandten Völkerſtämmen? daß auch hier der Cultus ganz beſonders in wirklichen Kinderopfern beſtanden und die zum Opfer geſchlachteten Kinder eben ſo zu blutigen Opferſchmäuſen gedient, wie in jenen vom Buch der Weisheit bezüchtigten kannibaliſchen Myſterien Canaans? Die Verbote des Blutgenießens im Geſetz können dagegen ſo wenig verfangen, als die daſelbſt befindlichen Verbote des kinderverbrennenden Molochcultus gegen die Gewißheit, daß dieſer Dienſt gleichwohl der alte, ächte Nationaldienſt Iſraels geweſen; denn dieſe offenbar ſehr ſpät verabfaßten, die im Schwunge gehenden Gräuel und Barbareien auszurotten verſuchenden Verbote bezeugen im Gegentheil kräftigſt ein, wenn auch endlich vernichtetes, doch früherhin Statt gefundenes, tief in der Sitte gelegenes Vorhandenſein dieſer Dinge. »Kein Blut ſollt ihr eſſen in all' eueren Wohnungen — jegliche Seele, die Blut iſſet, werde ausgerottet aus ihrem Volke« 2). — »Ein jeglicher aus dem Hauſe Iſraels und von den Fremdlingen, welche ſich aufhalten unter ihnen, der irgend Blut iſſet, wider einen ſolchen Bluteſſer richte ich mein Angeſicht, und rotte ihn aus ſeinem Volke. — — — — — Darum ſpreche ich zu den Söhnen Iſraels: Niemand unter euch ſoll Blut eſſen« u. ſ. w., in fortlaufend nachdrücklicher Wiederholung, ſo daß theils von Blutgenuß bei Opfern, theils von Trinken des Thierblutes auf der Jagd die Rede iſt, und man ſieht, wie gierig der alte Hebräer nach dieſem Genuſſe war, da er beim Erlegen eines Thieres gleich das noch warme

---

1) Ezech. 36, 1. v. 13 — 18. 2) 3 Moſ. 7, 26 f.

Blut deſſelben trank [1]). »Nur ſei feſt,« heißt es an einem andern Orte, »daß du nicht das Blut eſſeſt, — du ſollſt es nicht eſſen; auf die Erde ſollſt du es gießen, wie Waſſer. Du ſollſt es nicht eſſen, auf daß es dir wohl gehe und deinen Söhnen nach dir, ſo du thuſt, was recht iſt in den Augen Jehova's« [2]). Welch' eine Ueberwindung muß es alſo dem Volke gekoſtet haben, ſich des Blutes zu enthalten, da ſolche Einſchärfungen nöthig waren! Wie ſchwer muß es den reformatoriſchen Geſetzgebern geworden ſein, mit ſolchen wider die Natur des Volkes ankämpfenden Verordnungen durchzudringen, und wie leicht möglich, daß ſich ſolche eingewurzelte Sitten theilweiſe und heimlich forterhalten haben trotz derſelben! Daß man den reformatoriſchen Propheten, die wider die Nationalgräuel eiferten, das Gehör verſagte und unbekümmert um ihre Predigten und Strafreden fortthat, was Sitte war, zeigen ja zur Genüge ihre unaufhörlichen Klagen darüber. Und hier kann ich es nicht unterlaſſen, der von Alters her auf den Juden laſtenden Beſchuldigung zu gedenken, daß ſie im Gebrauche hätten, zu ihrem Paſſah-Opfer Chriſtenkinder zu ſchlachten, mit dem Blute der Geopferten ihre ungeſäuerten Brode zu backen und ihren Feſtwein zu miſchen, ja dem noch lebenden Kinde Fleiſch auszuſchneiden und aus den Wunden das Blut zu ſaugen, worüber Eiſenmenger und Hosmann eine Menge von Fällen, die im Orient und Occident ſich zugetragen haben ſollen, geſammelt haben [3]). Die uralten Gerüchte, die von dieſen Gräueln gehen, ſind

---

1) 3 Moſ. 17, 10 — 14.

2) 5 Moſ. 12, 23 ff. vergl. v. 16. c. 15, 23.

3) Eiſenmenger, entdecktes Judenthum, 2. Th. S. 220 ff. Sigmund Hosmann, das ſchwer zu bekehrende Judenherz, Zelle 1699, S. 90 — 132. Vergl. Brüder Grimm, deutſche Sagen, 1. Th. S. 455 ff. Der Miſſionair Wolf traf dieſelbe Tradition unter Muhamedanern in Perſien. Als einmal ein ſolcher eines ſeiner Kinder vermißte, beſchuldigte er die Juden, das Kind ermordet und das Blut deſſelben getrunken zu haben, ſ. Baſeler Miſſionsmagazin 1837. S. 598.

in unſern Tagen bei dem plötzlichen Verſchwinden des Pater Thomas in Damaskus in neue Anregung gekommen, und es haben bei dieſer Gelegenheit öffentliche Blätter von dem in Syrien und der Levante überall verbreiteten Glauben geſprochen, daß die Juden zu ihrem Paſſah ein ſogenanntes »vollkommenes Brod« mit dem Blute eines geraubten Chriſtenkindes bereiteten, zu Zeiten aber, wie die Juden in Damaskus in dem betreffenden Jahre 1840, ein »ganz vollkommenes« Brod bücken, wozu es das Blut eines geſchlachteten Geiſtlichen bedürfe, welches letztere uns jenen Opfertod hebräiſcher und anderer Prieſter und Prieſterfürſten, von dem wir oben gehandelt, in das Gedächtniß zurückführen mag. Die alten, ächten Opfer dieſer Art waren Menſchen des eigenen Stammes und der eigenen Religion, Kinder und Prieſter derſelben Nation, die dieſe Opfer brachte; wir wiſſen indeſſen, daß mit der Zeit die Wendung eintrat, Fremde und Feinde dafür zu gebrauchen. Diodor berichtet, die Karthager hätten die gegen Agathokles verlorene Schlacht dem Zorn ihres Moloch-Kronos zugeſchrieben, weil ſie ihm nicht mehr, wie in älteren Zeiten, ihre eigene, edelſte Jugend, ſondern fremde, eigens dazu gekaufte und gemäſtete Knaben dargebracht; man habe bei der Unterſuchung einige von den Eltern auf die Seite gebrachte Kinder gefunden, und da nun Agathokles mit ſeinem Heere vor den Mauern Karthago's erſchienen, habe man die alte Sitte wieder herzuſtellen beſchloſſen und zweihundert Knaben aus dem vornehmſten Adel geopfert [1]. Eine ähnliche Wendung mag die Sache unter den Hebräern genommen haben, und Fremde mögen an die Stelle der Opfer aus eigenem Stamme getreten ſein. Wir haben der Kreuzigung eines karthagiſchen Prieſters durch ſeinen eigenen Vater gedacht, worin die Bedeutung eines Opfers nicht zu verkennen iſt. Der Kreuzigung aber ſollen ſich auch Juden zu ihren Paſſah-Opfern bedient haben. Einer alten Nachricht zufolge, haben ſie im

---

1) Diod. XX, c. 14. Vergl. Lactant. instit. divinar. l. 1. c. 21.

Jahre 419 zu Inmeſtar, einem in Syrien zwiſchen Chalcis und Antiochia gelegenen Ort, einen Chriſtenknaben an ein Kreuz gebunden und zu Tode geſchlagen [1]. So ſollen im Jahre 1250 auch die Juden in Arragonien einen Knaben gekreuzigt und mit einem Speer durchſtochen haben [2]. In Syrakus dagegen haben ſie, wie man lieſ't, im Jahre 1113 einen lebendigen Schaafbock gekreuzigt [3], wo wieder Thieropfer ſtatt Menſchenopfer. Das, meinten die alten Chriſten, geſchähe zur Verſpottung ihrer Religion; wir dagegen, auf dem freien, rein hiſtoriſchen Standpuncte, auf dem wir ſtehen, mögen darin den Zuſammenhang des Chriſtenthums und ſeiner Euchariſtie mit althebräiſchen Paſſah-Feiern erkennen. Uralte Opfer-Gebräuche ſind es, woran das Alles hängt, und es handelt ſich nur um die richtige Vorſtellung von der Natur des hebräiſchen Paſſah älteſten Styles, als eines großen Menſchenopferfeſtes nehmlich, wobei man auf verſchiedene Weiſe Menſchen opferte, deren Fleiſch und Blut zu heiligen Opfermahlen und deren unzerbrochene Knochen zum Verbrennungsopfer verwendete. An dieſem großen Feſte des alten Moloch-Jehova war es auch wohl, daß die Fürſten und Hohenprieſter des hebräiſchen Alterthums geopfert wurden, und darum mußte an dieſem auch der Meſſias des jüdiſch-chriſtlichen Glaubens ſterben, wodurch das in ein Thieropfer verwandelte Paſſah zu der Bedeutung eines großen Menſchenopfers zurückgeführt ward. Jeſus trat ja nach bekannter bibliſcher und kirchlicher Vorſtellung an die Stelle des altteſtamentlichen Paſſah-Lammes, und erlitt als ſolches am 14. Niſan ſeinen Kreuzigungstod; als ſolchem ward ihm, der Tradition zufolge, auch kein Bein zerbrochen [4]. Von großer Merkwürdigkeit iſt es, daß die Sitte des Kreuzigens, als einer Opferhandlung, ſich auch im alten Cultus Amerika's findet. Die Tlascalaner befeſtigten die zum Opfer beſtimmten Menſchen an hohe und niedrige Kreuze und ſchoſſen mit Pfeilen nach ihnen, oder ſchlugen die ſo Aufgehängten todt [1]). Die Stätte, auf der Jeſus gekreuzigt worden ſein ſoll, die Schädelſtätte Golgotha, war wohl eigentlich ein alter Menſchenopferplatz, wo man — namentlich zum Paſſah — Menſchen kreuzigte und deren Köpfe auf eine Art bewahrte, wie man im alten Merико that. Man hatte hier Gebäude, wo die Köpfe der geopferten Menſchen, auf Stangen geſteckt oder an Wänden befeſtigt, einen grauſenhaften Anblick gewährten; das größte dieſer Gebäude, Huitzompan genannt, hatte die Geſtalt einer abgekürzten Pyramide; man ſtieg eine Treppe von dreißig Stufen zur Oberfläche hinan, wo große Stangen ſtanden, durch welche von oben bis unten Löcher gebohrt waren; durch dieſe Löcher gingen von einem Baume bis zum andern kleine Stangen, auf welchen die Köpfe prangten. An jeder Ecke des Hauſes ſoll ſich ein von Köpfen und Kalk gemauerter Thurm befunden haben. Einige Spanier brachten zählend gegen 136,000 Köpfe heraus [2]). Jener in griechiſcher Mythologie vorkommende Unhold Kyknos, ein Sohn des Ares, in einem Paſſe Theſſaliens hauſend, überfiel, nach der Erzählung des Steſichoros, die vorüberziehenden Fremden und ſchnitt ihnen die Köpfe ab, um aus ihren Schädeln dem Ares einen Tempel zu bauen. Herakles kämpfte mit ihm, aber Ares kam ſeinem Sohne zu Hülfe, und Herakles floh. Nachher traf dieſer den Kyknos allein und erſchlug ihn [3]). Wahrſcheinlich ein Kampf helleniſcher Humanität mit ſemitiſcher Barbarei, dergleichen uns noch öfter begegnen wird. Denn unter dem Ares, deſſen Sohn der Abſcheuliche iſt, verbirgt ſich wohl das hebräiſche, von Jehova gebrauchte עריץ, ariz, mächtig, ſtark, furchtbar, als Name dieſes Gottes in ſeiner alten, vorreformatoriſchen Geſtalt, in welcher er jene ſchrecklichen Opfer heiſchte [1]). Daß die Semiten, die allerfanatiſchſten und grauſamſten Menſchenopferer des Alterthums, in demjenigen ihrer Stämme, der noch im ſogenannten Exil nicht aufhörte, die eigenen Kinder zu ſchlachten, auch in ſpätern Zeiten die uralte, tief gewurzelte Sitte nicht ganz aufgegeben, ſondern dieſelbe, da ſie nicht öffentlich durften, im Geheimen feſtgehalten und fortgetrieben, kann nur dem unglaublich ſcheinen, der mit Geſchichte und Charakter dieſes Stammes unbekannt, oder durch irgend ein Vorurtheil und ſubjectives Intereſſe verblendet iſt. Der Prozeß gegen die Juden zu Damaskus iſt zwar auf eine ſehr barbariſche Weiſe geführt und die ganze Sache zuletzt gerichtlich niedergeſchlagen worden; daß aber irgend eine Gräuelthat vorgefallen, das läßt ſich gleichwohl nicht leicht in Abrede ſtellen, und es haben ſich davon ſelbſt Männer überzeugt, die die Sache ganz ohne Haß und Leidenſchaft, und ſelbſt mit den Augen des entgegenſtehenden Vorurtheils gebildeter Zeiten betrachteten. Ein öffentliches Blatt hat in dieſer Beziehung Folgendes mitgetheilt: »Der Obere der Lazariſtenmiſſion in Damaskus, Tuſtet, hat an den Generalbevollmächtigten der Lazariſten in Paris, Abbé Stephan, ein Schreiben gerichtet, worin mit großer Ausführlichkeit die blutigen Vorfälle in Damaskus geſchildert ſind. Der Verfaſſer dieſes Schreibens ſoll ſeit 9 Jahren in Damaskus leben, und wird als ein verſtändiger Mann bezeichnet; daß er keinen Haß gegen die Juden nährt, geht aus ſeinen eigenen Worten hervor. Zuerſt, ſagt er, traf der Verdacht einen Juden, der ſeit Kurzem ſich mit dem Impfen abgegeben hatte. Er wurde verhaftet und man durchſuchte ſeine Wohnung; da man aber nichts fand, kam er wieder los. Die öffentliche Meinung bezeichnete jedoch die Juden als Thäter. Man beſchuldigte ſie der Menſchenopfer und nannte verſchiedene Perſonen, die vor Ibrahim Paſcha's Zeit im Judenviertel verſchwunden, ſowie Andere, die nur kaum dem Fanatismus derſelben entgangen ſeien. Verſchiedene Angriffe dieſer Art, obwol bekannt und erwieſen, waren ſtraflos geblieben, weil einzelne Juden bei der Regierung das Uebergewicht hatten. Anfänglich ſchien uns dieſes Gerede ſo unſinnig, daß wir die Achſeln zuckten und es wie ein arabiſches Mährchen behandelten. Als es ſich ſpäter verbreitete, bemühten wir uns, es zu widerlegen. Faſt ſämmtliche Europäer in Damaskus verſuchten, jene Meinung in's Lächerliche zu ziehen; ſie ſtützten ſich vorzüglich darauf, daß dergleichen der jetzigen Bildung ſelbſt im Oriente zu ſehr entgegen ſei. Allein endlich mußten wir unſere Philoſophie dennoch aufgeben, denn die Wahrheit kam zuletzt an den Tag. Ja, theurer Freund, hier giebt es wirklich noch Juden, die den barbariſchen Fanatismus haben, Menſchenopfer zu bringen« [1]). Eine mit eigener Hand geſchriebene Erklärung des unter dem Namen Mohamed Muſelmani zum Islam übergetretenen Rabbiners von Damaskus, Moſes Abu-Afie, beſagt, daß letzterer bei dem Opfertode des Pater Thomas zugegen geweſen, daß das Blut ſolcher Schlachtopfer den Juden zur Verfertigung ihres Oſterbrodes nöthig ſei, und daß ein eigenes jüdiſches Buch von dieſen blutigen Dingen handle [2]). Die bei angeſtellter Unterſuchung entdeckten Menſchengebeine und Stücke des ſchwarzen Käppchens mit eigenthümlicher, röthlich ſchwarzer Borte geben dieſen Ausſagen einen Nachdruck, der ſchwerlich zurückzuweiſen iſt. Jene Gebeine haben vier europäiſche und ſieben arabiſche Aerzte für menſchliche erkannt [3]). Man kann ſich hiebei geneigt fühlen, zwar an der Unſchuld der orientaliſchen Juden zu verzweifeln, doch

---

[1] Socrat. hist. eccl. 1. 7. c. 16.

[2] Eiſenmenger a. a. O. S. 220, nach Johannes a Lent de Pseudo-Messiis, S. 33.

[3] Hosmann a. a. O. S. 99, nach dem Chronicon des Johannes Bromton.

[4] 1 Cor. 5, 7. Joh. 19, 36. Winer, Realwörterb. II. S. 239.

---

[1]) Clavigero, Geſchichte von Merіko, Leipz. 1789. 1. Th. S. 395.

[2]) Daſ., 1 Th. S. 373.

[3]) Schol. Pind. Ol. 11, 19.

---

[1]) Vergl. unten über Phalaris als ſemitiſchen בעל עריץ.

---

1) Leipziger allgemeine Zeitung vom 12. Juni 1840, Nr. 164.

2) „Der große Prozeß gegen die Juden in Damaskus wegen Ermordung des Pater Thomas und ſeines Dieners daſelbſt" von ****** יוכח, Augsburg 1841, S. 10, vergl. S. 49.

3) Daſ. S. 15. 49. 55. 71. f.

aber an die der occidentaliſchen, unter uns ſelbſt verbreiteten Juden zu glauben; doch iſt noch in unſerm Jahrhundert in Deutſchland ein Fall vorgekommen, bei welchem, nach Oertels Darſtellung der Umſtände, dieſe Juden nicht unſchuldig geweſen ſein können. Hier war das Opfer ein Chriſtenknabe, dem man, wie durch den aufgefundenen Leichnam klar, das Blut unter der Zunge abzapfte 1). Daß es eine allgemeine Sitte der Juden ſei, zu ihrem Paſſah gekaufte oder geſtohlene Kinder zu martern und hinzuopfern, und deren Blut zu abergläubiſchen Zwecken zu verwenden, haben ſelbſt mehrere im Judenthume Geborene und Erzogene behauptet 2). Die Juden wollen die Zeugniſſe der Abgefallenen nicht gelten laſſen; man muß aber erſtlich bedenken, daß dieſe, wenn auch nicht in Glauben und Sitte, doch immer der Abſtammung nach Juden bleiben, und niemand muthwillig ſeinen Urſprung beſchimpft; zweitens muß man wiſſen, in welchem Grade auch die zum

---

1) Oertel „Was glauben die Juden?“ Bamberg 1825, S. 133 ff.

2) Daſ. S. 128 f. Eiſenmenger. II. S. 225. M. Raderi Bavaria sancta, 3. Th. S. 172 und 179. Brentz, jüdiſcher abgeſtreifter Schlangenbalg, c. 1. Wülfer, theriaca judaica ad examen revocata, Nürnb. 1681, in welchem Werke Brentzens, eines getauften Juden, zuerſt zu Nürnberg 1614, ſodann daſelbſt 1680 gedruckte Schrift enthalten, wo S. 5 Folgendes zu leſen: „Iſt aber eine Jüdin vorhanden, die ihrer weiblichen Würde nicht los werden kann und in großen Nöthen ſtehet, ſo nimmt der Rabbi oder der oberſte Jude nach ihm, Barnus genannt, ein rein hirſchin Pergament und ſchreibt drei unterſchiedliche Zettel; den erſten legt man ihr auf das Haupt, den anderen giebt man ihr in den Mund, den dritten in die rechte Hand, ſo gebieret ſie denn. Was aber das für eine Dinte ſein muß, damit dieſe Zettel geſchrieben werden, halten ſie gar verborgen; ich habe aber ſolches durch wahrhafte und glaubwürdige Geſchichte, daß die Juden bisweilen Chriſtenkinder gekauft oder geſtohlen und dieſelben gemartert, mit deren Blut vielleicht ſolche Zettel geſchrieben werden, welches ich wohl weiß, ſie für keine Sünde achten, was ſie wider die Goim, daß iſt, wider die Chriſten fürnehmen, ſagen auch, es ſei beſſer, man bring einen Chriſten um das Leben, denn daß ein ganzes Geſchlecht ſollte des Satans ſein, das von dieſem möchte herkommen.“

Chriſtenthum übergetretenen Juden mit ihrem Stammvolke ſympathiſiren, und mit welchem Feuer und Unwillen ſie gegen die Beſchuldigungen zu ſtreiten pflegen, die man ihm macht. Wenn ſie daher trotz dem etwas ſo Nachtheiliges zugeſtehen, ſo iſt man berechtigt, ihrer Ausſage die größte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Das den Schlachtopfern des jüdiſchen Fanatismus entfloſſene Blut ſoll namentlich zur Erleichterung ſchwerer Geburten dienen. Was zu Grunde liegt, iſt wohl die Vorſtellung, daß in ſolchen, das Werden eines menſchlichen Weſens erſchwerenden und gefährdenden Nöthen jene natur- und lebenfeindliche Macht wirke, die durch das Blut der ihr Geopferten zu beſänftigen ſei; vergl. die Erzählung des Buches Exodus, nach welcher Jehova, der im Begriff iſt, den Moſe zu tödten, durch das Blut der Beſchneidung begütigt wird [1]. Hieher gehört auch die altdeutſche Sage von dem »armen Heinrich«, dem Ausſätzigen, dem nach Ausſage des weiſen Meiſters zu Salern nur durch das Blut einer für ihn geopferten Jungfrau zu helfen war. Die Stelle des opfernden Prieſters übernimmt hier der Arzt; die Form der Opferung iſt Ausſchneidung des noch ſchlagenden Herzens aus der völlig nackten Lebendigen; ganz die alte mexikaniſche Opferſitte [2]! Die Sage von des Herzogs Artus Gemahlin Hirlanda bezeichnet dieſe Art, den Ausſatz zu heilen, als eine jüdiſche Erfindung. Ein Jude räth dem ausſätzigen Könige Richard in England, ſich zur Befreiung von ſeiner entſetzlichen, durch kein anderes Mittel zu heilenden Krankheit in dem friſchen Blute eines neugebornen, noch ungetauften Kindes aus fürſtlichem Stamme zu baden, und überdies das Herz deſſelben ganz warm und roh, ſo wie es aus dem Leibe genommen, zu verzehren [3]. Die Opferung fürſtlicher Kinder hielt auch das ſemitiſche Alterthum für die kräftigſte und unter den

---

1) 2 Moſ. 4, 24 ff.

2) Clavigero, Geſchichte von Mexiko. 1. Th. S. 389.

3) Volksbücher von Marbach, Leipz. 1841, Nr. 21. S. 4 ff.

gegen die Juden erhobenen Beſchuldigungen iſt auch die, daß ſie geraubte Chriſtenkinder mit Aufſchlitzung des Leibes und Ausreißung des Herzens opferten [1]. Reiſende aus Griechenland und der Türkei verſicherten mir, es herrſche bei Griechen und Türken der allgemeine Glaube, daß die Juden im Gebrauche hätten, geraubte Kinder vierzig Tage lang zu mäſten, ihnen ſodann alles Blut zu entziehen und zum Behufe der Vermiſchung mit dem ungeſäuerten Brode zu vertheilen, wo auch wieder eine Analogie zwiſchen Iſrael und Amerika auffällt. Die zum Opfer beſtimmten Menſchen zu füttern und zu mäſten, war eine Sitte der Bewohner Neuſpaniens [2], und ſchon Münter vergleicht ſie mit der der Karthager, die zum Opfer beſtimmten Knaben zu mäſten [3]. So mäſteten die alten Einwohner von Haiti die gefangenen Kinder der Feinde zum Fraß [4]. Aehnliches fand ſich auch ehemals im Norden Europa's bei den Eſthen vor, welche dem Gotte Thor geraubte und gemäſtete Kinder zu ſchlachten und die Leiber derſelben zu einer Opfermahlzeit zu verwenden pflegten. Man lieſ't darüber näher Folgendes: »Thors Verehrung war unter bedenklichen Umſtänden ſchrecklich. Es verſammelten ſich dann die Prieſter, hielten einen Rath und erkannten nicht ſelten, daß das beſte Mittel, ihren erzürnten Gott zu verſöhnen, das Schlachten auserleſener Knaben ſei. Dieſe wurden von den Bewohnern der Inſel Oeſel an auswärtigen Küſten geraubt und wohl gemäſtet. Waren die Unglücklichen geſchlachtet, geopfert und ihre Eingeweide den Raubvögeln Preis gegeben, ſo briet man die Leiber und verſpeiſete ſie nach Art der Karaiben« [5]. Von demſelben Volke wird Folgendes berichtet:

---

[1] Eiſenmenger, I. S. 162.

[2] Clavigero a. a. O. S. 393. Gemelli Carreri, Giro del Mondo, Venez. 1728, nach welchem Cortez, als er 1519 in Tlaſcala einzog, dieſe Sitte fand. [3] Münter, Religion der Karthager, S. 19.

[4] Baumgarten, Geſchichte der Länder und Völker in Amerika. 2. Th. S. 629.

[5] Kohl, die deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, Dresden und Leipzig 1841, 2. Th. S. 276.

»Gern nehmen ſie verſteckter Weiſe ein Fläſchchen Branntwein zur Kirche mit, damit es geheiligt werde; es iſt nachher gegen mancherlei Krankheiten probat. Eben ſo ſuchen ſie ſich etwas vom Wein und Brode des Abendmahls zu verſchaffen, um es in hundert Fällen als heilſam zu gebrauchen« 1) — ein Aberglaube, der aus dem Heidenthume übergetragen und mit dem berührten jüdiſchen Blutgebrauche zuſammenzuhängen ſcheint, ſo, daß in der Vorſtellung der Bekehrten an die Stelle des altheidniſchen Opferſchmauſes der Genuß des Brodes und Weines als des Fleiſches und Blutes Chriſti im Abendmahl trat. Nach einer bei Joſephus contra Apionem II. bewahrten Erzählung, fand Antiochus im Tempel zu Jeruſalem einen Menſchen, dem ein mit verſchiedenen Speiſen beſetzter Tiſch zu Gebote ſtand, und welcher ausſagte, er ſei ein Grieche, ſei von den Juden aufgegriffen und in den Tempel eingeſchloſſen worden, und werde daſelbſt mit allerlei Speiſen wohl genährt. Es geſchehe dies aber einer jüdiſchen Sitte gemäß, nach welcher ein gefangener, zum Opfer beſtimmter Ausländer ein ganzes Jahr lang im Tempel gemäſtet, dann mit gewiſſen Ceremonien geopfert und theilweiſe verzehrt würde. Soll nun dieſe alte Erzählung auch nur auf bloßer Lüge und böslicher Erdichtung beruhen, wie alles der Art, was ſo viele und ſo mannigfaltige Stimmen der Zeiten und Nationen gegen die Juden ausſagen, ſo iſt es doch höchſt ſonderbar, daß auch dieſe Lüge wieder in ganz beſtimmter Analogie zu altmexikaniſchem Opferweſen ſteht. Denn hier wurden Gefangene, die den Göttern Tezcatlipoca und Huitzilopochtli zum Opfer fallen ſollten, ein ganzes Jahr zuvor ausgeſucht, und von einem derſelben hört man, daß ihm prächtige Mahlzeiten gegeben wurden 2). Was aber endlich die Sache auf eine ganz feſte Baſis ſtellt, iſt die ſchon von Oertel hervorgehobene Thatſache, daß die Rabbinen das Blut der Heiden *für rein*

---

1) Kohl ꝛc. S. 279.

2) Clavigero, Geſchichte von Mexico. 1. Th. S. 416 f. S. 419.

erklärt und ſo, die bibliſchen Blutverbote beſchränkend, zu kannibaliſchen Opfergebräuchen und Blutgenüſſen den nöthigen Spielraum gerettet 1).

Ich bin übrigens weit entfernt, alle jetzt lebenden Juden herkömmlich kirchlichen Charakters ohne Unterſchied zu menſchenopfergierigen Ungeheuern zu machen. Reſte der alten Opfergräuel können ſich bei verſchiedenen Judengemeinden auf verſchiedene Weiſe und in verſchiedenem Maße erhalten, zum Theil in ein ſehr tiefes Myſterium zurückgezogen haben, von dem die große Maſſe der Judenſchaft gänzlich ausgeſchloſſen ward, zum Theil auch bereits völlig verſchwunden ſein. Engliſche Blätter haben Auszüge aus einem neugriechiſchen Werke gegeben, das im Jahre 1803 in moldauiſcher Sprache geſchrieben ſein, und den iſraelitiſchen Rechtskundigen Haham, der im 38. Jahre zum Chriſtenthume übertrat und ſpäter Mönch wurde, zum Verfaſſer haben ſoll. In dieſem wird verſichert, daß ſolche Mordthaten, wie in Damaskus vorgekommen, allerdings bei den Juden vorgeſchrieben ſeien, daß aber dieſes Geheimniß nicht niedergeſchrieben werde und nicht Allen bekannt ſei, ſondern von den Wiſſenden bloß einem ihrer Söhne mitgetheilt werden dürfe; ſo habe er es ſelbſt von ſeinem Vater erfahren 2). Auf dieſe Weiſe iſt es leicht möglich, daß der größte Theil der Juden von dieſem Unweſen gar nichts mehr weiß und einen entſchiedenen Abſcheu davor aufrichtig zu äußern vermag, während die Nation gleichwohl im Geheimen mit Menſchenopfergräueln und damit verknüpftem Aberglauben behaftet iſt. Auch mögen die Juden in einzelnen Fällen oft genug ohne Grund beſchuldigt und verfolgt worden ſein. Das beweiſ't jedoch nichts gegen die Richtigkeit der Sache im Allgemeinen. Geſetzt aber, die unter Chriſten und Muhamedanern lebenden Juden wären ganz und gar unſchuldig an den ihnen von jenen überall durch Aſien und Europa hin zur Laſt gelegten

---

1) Oertel, a. a. O. S. 130. Miſchnah Th. 6. Cap. 7. Abth. 2.

2) Keſſelringſche Dorfzeitung vom 8. Juni 1840, Nr. 128.

Unthaten, immer blieben die zu Grunde liegenden Traditionen wichtig, indem ſie auf die durch die bibliſchen Autoren ſelbſt bezeugten Barbareien und Kannibalismen des hebräiſchen Alterthums zurückweiſen und ſie ins Licht zu ſetzen helfen. Beſonders iſt das von Gewicht, daß ſich jene Sagen und Anklagen ſo beſtimmt und ausdrücklich an das jüdiſche Paſſah knüpfen und dieſes zu einem Menſchen- und Kinderopferfeſte ſtempeln, was ſich durch den Judenhaß der Chriſten und die Geneigtheit, ihnen arge Beſchuldigungen aufzuwälzen, nicht genügend erklären läßt, wohl aber unſere Behauptung beſtätigt, daß das Paſſah wirklich einmal ein ſolches Opferfeſt mit Darbringung von Menſchen, namentlich Kindern, geweſen. Als weitere Beſtätigung dieſer Behauptung ſind noch folgende ſehr auffallende amerikaniſche Analogieen zu benutzen. Bei dem peruaniſchen Feſte Citu, zu deſſen Vorbereitung Enthaltſamkeit und ſtrenges Faſten gehörte, wurde zur Nachtzeit das Brod Cancu bereitet, das von zweierlei Art war. Unter den Teig der einen dieſer Brodarten ward Blut gemiſcht, das man Kindern, insbeſondere Knaben von 5 — 10 Jahren, abgezapft. Alſo gerade ſo, wie nach jenen Sagen die Juden ihr ungeſäuertes Paſſah-Brod, ihr ſogenanntes vollkommenes Brod bereiten, mit Kinderblut! Mit jenem Blut-Teige ferner ward die Hausthüre gerieben, eben ſo, wie die Juden mit dem Blute des Paſſah-Lamms die Hausthüren beſtrichen. Endlich ward auch eine Art von Paſſah-Lamm gegeſſen, das auf ähnliche Art, wie bei den Juden, die Stelle des urſprünglichen Kinderopfers vertreten zu haben ſcheint, ſo jedoch, daß letzteres noch in dem Abzapfen des Kinderblutes zum Behufe jener nächtlichen Feſtbäckerei angedeutet und einigermaßen beibehalten blieb. Es wurde nehmlich eine Menge Schafe geopfert, deren Blut und Eingeweide in's Opferfeuer geworfen, das Fleiſch gebraten, unter die Anweſenden vertheilt und öffentlich verzehrt[1]. Dem hebräiſchen und peruaniſchen Beſtreichen der Thüren mit Blut oder blutigem Teige entſpricht im alten Mexiko das Aufhängen mit Blut gefärbter Schwertelblätter an den Thüren zum Zeichen vollbrachter Büßungen, die darin beſtanden, daß man ſich Blut aus verſchiedenen Theilen des Körpers zog[1]). Hier wurden aber auch fortwährend Menſchen und namentlich Kinder geopfert, das Thürgeſimſe des Tempels mit dem Blute der Geopferten beſtrichen, und das Fleiſch derſelben zum Theil verſchmauſt[2]). Torquemada behauptet, es wären in Mexiko jährlich, außer den übrigen Opfern, zwanzigtauſend Kinder geſchlachtet worden[3]), und ſelbſt Clavigero findet es nicht unglaublich, daß jährlich wenigſtens ſo viel Menſchen überhaupt im ganzen Reiche geopfert worden ſeien[4]). Wenn uns die hebräiſche Geſchichte von ungeheuern, dem Jehova zum Opfer veranſtalteten Thierſchlächtereien erzählt, wie, daß zur Einweihung des ſalomoniſchen Tempels 22,000 Rinder und 120,000 Schafe geſchlachtet worden ſeien[5]), ſo berichtet uns dagegen die Geſchichte von Mexiko von eben ſolchen Menſchenſchlächtereien, ſo, daß ſich die Zahl der Menſchen, die bei Einweihung des großen Tempels von Mexiko geopfert wurden, nach Torquemada auf 72,344, nach Andern auf 64,060 belaufen haben ſoll[6]). Und da Mexiko, wie Amerika überhaupt, auch ſonſt ſo viele auffallende Analogieen zu den Religionsgebräuchen der paläſtinenſiſchen und der ihnen verwandten Völker liefert, und die Zuſtände im alten Paläſtina mit denen von Mexiko die größte Aehnlichkeit gehabt zu haben ſcheinen, ſo iſt die Frage, ob es nicht bei Einweihung des ſa-

---

[1] Garcilasso de la Vega, histoires des Yncas, l. VII. ch. 6 f.

Majer's mythologiſches Lexikon, Weimar 1803, 1. B. S. 388 ff., vergl. S. 396. f. Baumgarten, allgemeine Geſchichte der Länder und Völker von Amerika, 2. Thl. S. 232 f.

1) Clavigero, Geſchichte von Mexiko, 1 Thl. S. 414.

2) Daſ. S. 390. 3) Monarch. Ind. l. 7. c. 21.

4) Clavigero, a. a. O. S. 393.

5) 1 Kön. 8. 63. 2 Chron. 7, 5.

6) Clavigero, a. a. O., S. 288.

lomoniſchen Tempels auf eine ähnliche Weiſe zugegangen, wie bei der des mexikaniſchen, ſo, daß eine ſpätere, die alten Gräuel verhüllende Hand ſtatt der Menſchenopfer Thieropfer geſetzt. Daſſelbe läßt ſich vermuthen, wenn bei einem Transport der Bundeslade unter David immer nach ſechs Schritten, die die Träger gethan, ein Rind und ein Maſtkalb zum Opfer fällt, und ſo der ganze Weg mit Blut und Tod bezeichnet iſt. Dergleichen wäre wohl immer noch zu ärmlich geweſen, um bei einem außerordentlichen Anlaſſe einem Gott gefällig zu werden, wie nach den hier von uns geſammelten Thatſachen und Spuren der urſprüngliche, vorreformatoriſche Gott der alten Hebräer war. Daß die alten, mit Phöniziern und Hebräern eines Stammes geweſenen Karthager ihrem Moloch mehrere Hunderte von Kindern auf einmal opferten, iſt bekannt, vergl. oben. Bei jener Bedrängniß durch Agathokles begnügte ſich die ſchreckliche Religion dieſes Volkes nicht mit der erwähnten Opferung von zweihundert Knaben aus den edelſten Familien, ſondern es weiheten ſich noch außerdem dreihundert Männer freiwillig dem Opfertode. Von einem großen Menſchen- und Kinderopferfeſt, das Moſe als orthodoxe Feſtfeier ſeines Herrn und Gottes im Gegenſatze gegen die Anbetung des goldenen Kalbes, zu dem die Menge abgefallen, angeordnet und durchgeſetzt habe, berichtet uns eine Stelle des Pentateuchs, wo Moſe folgendermaßen ſpricht: »Füllet euere Hand dem Jehova, ja ein jeder (fülle ſie) mit ſeinem Sohn und ſeinem Bruder«, d. h. ein jeder opfere einen Sohn und Bruder![1]) »Seine Hand dem Jehova füllen« iſt nehmlich eine hebräiſche Redensart, welche bedeutet: dem Jehova Gaben und Opfer bringen[2]), und: »ſeine Hand dem Jehova füllen mit etwas« heißt: ihm etwas opfern, z. B. ſeine Hand füllen בפר, mit einem Stier[3]). Dort an unſerer Stelle heißt es: jeder fülle ſeine Hand בבנו ובאחיו, mit ſeinem Sohn und

---

[1]) 2 Moſ. 32, 29. [2]) So 2 Chron. 29, 31 ff. 1 Chron. 29, 5. [3]) 2 Chron. 13, 9.

Bruder; es iſt alſo kein Zweifel, daß Moſe ein allgemeines Schlachten von Söhnen und Brüdern anordnet, ſo wie denn auch kurz vorher die Worte ſtehen: »Ein jeglicher tödte ſeinen Bruder, und ein jeglicher ſeinen Freund, und ein jeglicher ſeinen Nachbar. Und die Söhne Levi's thaten nach dem Worte Moſe's, und es fielen von dem Volke an ſelbigem Tage bei dreitauſend Mann« [1]). Nach dieſer Stelle zwar ſcheint die ungeheuere Metzelei die Bedeutung eines dem Jehova gebrachten Opfers nicht zu haben; aber erſtlich haben wir ſchon oben geſehen, wie der Pentateuch Religionsverbrecher dem Jehova opfert, zweitens ſcheint es hier, wie an vielen andern Stellen des Pentateuchs, der Fall zu ſein, daß die Erzählung aus mehreren, verſchiedenartigen Darſtellungen zuſammengeſetzt iſt, aus einer nehmlich, die ein förmliches Opfer anordnen, und aus einer andern, die eine bloße Metzelei befehlen läßt.

Wenn nun, wie jetzt niemand mehr leugnen wird, der nicht den Gebrauch ſeiner Augen verſchworen, das hebräiſche Paſſah ein urſprüngliches, erſt ſpäterhin in ein bloßes Thieropfer verwandeltes Menſchen- und Kinderopferfeſt geweſen, ſo entſteht die Frage, ob ſich beſtimmen laſſe, wann und durch wen dieſe Umgeſtaltung zu Stande gebracht worden ſei. Das aber ſtellt ſich durch die hebräiſchen Geſchichtsbücher der bibliſchen Sammlung noch ganz deutlich heraus. Die Könige Hiskia und Joſia unternahmen und bewirkten dieſe Reform. Der erſtere ladt das ganze Volk zu einem reformatoriſchen Paſſah ein, über welches zwar theilweiſe gelacht und geſpottet, das aber doch von einer großen Menge Volkes zu Jeruſalem dem Willen des Königs gemäß gefeiert wird [2]). Hiebei wird bemerkt, man habe das Paſſah lange nicht gehalten, wie geſchrieben ſtehe [3]), und ſeit der Zeit des Königs Salomo ſei desgleichen nicht geſchehen zu Jeruſalem [4]). Sodann unter Joſia findet ſich plötzlich ein Geſetzbuch, welches den damals von der Väter Zeiten her in Juda beſtehenden Cultus als unächt und als einen dem Jehova mißfälligen Götzendienſt verwirft, worauf dieſer Cultus, worunter auch der Molochdienſt im Thale Hinnom, abgeſchafft und ein Paſſah der Art gehalten wird, wie es in dem neugefundenen Buche vorgeſchrieben ſteht [1]. Es wird hinzugeſetzt: »ein ſolches Paſſah ſei nicht gehalten worden von den Zeiten der Richter an und in der ganzen Zeit der Könige von Iſrael und der Könige von Juda«[2] oder: »es ſei kein ſolches gehalten worden in Iſrael ſeit der Zeit des Propheten Samuel, und alle Könige von Iſrael hätten kein ſolches gehalten und die Prieſter und Leviten und ganz Juda und Iſrael und die Bewohner von Jeruſalem nicht[3]. Es war alſo etwas ganz Neues, Unerhörtes, desgleichen ſich kein Menſch zu entſinnen wußte. Um etwas ſo Befremdliches durchzuſetzen, was unter den Hebräern nie, ſo lange ſie von Richtern und Königen regiert worden waren, d. h. gar niemals geſchehen war, wurde die Erfindung eines Geſetzes zu Hülfe genommen, welches angeblich göttlichen und altmoſaiſchen Urſprungs war, und in welchem zu leſen war, was man dem uralten Herkommen entgegen ins Werk ſetzen wollte. Damals wurde denn wohl der Sage vom Auszug aus Aegypten und dem hiebei gegebenen Paſſah-Geſetze Jehova's die milde Geſtalt gegeben, in der ſie jetzt im Buch Exodus vor uns liegt. Die Täuſchung iſt offenbar; ſie gereicht aber jenen Reformatoren ſo wenig zur Unehre, daß man ſie vielmehr im höchſten Grade darum ſchätzen und verehren muß. Hiskia's früherer Reformationsverſuch war ſchnell wieder vereitelt worden; ſchon ſein Sohn Manaſſe ſtellte den geſammten abgeſchafften Cultus wieder her. Daß die reformatoriſche Partei ohne alle hiſtoriſche Grundlage und Berechtigung war, und daß der von Hiskia mit Abſchaffung des vorherigen eingeführte Dienſt als eine reine Neuerung und als eine Vernichtung des wahren, nationalen Jehova-Cultus galt, offenbart ſich in dem dieſem Könige gemachten Vorwurfe: »er habe die Höhen und Altäre Jehova's, des Gottes Iſraels, abgebrochen und könne daher von dieſem ſeinem Nationalgotte keine Hülfe in der Noth mehr erwarten« 1). Unter ſolchen Umſtänden mußte es wohl dringend nöthig ſcheinen, der Reformation eine hiſtoriſche Baſis zu geben, und ſo wurde denn unter Joſia das reformatoriſche Geſetz mit der neuen Paſſah-Legende des Buches Exodus zum Vorſchein gebracht, damit Joſia ſagen konnte: »Haltet Paſſah dem Jehova, euerem Gott, ſo wie es geſchrieben ſtehet in dieſem Buche des Bundes« 2). Schade nur, daß Joſia, der doch ſeines Gleichen in voller, geſetzlicher Frömmigkeit nicht gehabt haben ſoll 3), ſo unglücklich enden mußte; das wurde von der Gegenpartei ſicher für ein göttliches Strafgericht und ein offenbares Zeichen göttlicher Mißbilligung ausgelegt, und ſo darf man ſich um ſo weniger wundern, daß auch wieder Joſia's Sohn, Joahas, ein Anhänger des alten orthodoxen Cultus war.

---

[1]) 2 Moſ. 32, 27. f. [2]) 2 Chron. 30, 1. ff.
[3]) Daſ. v. 5. [4]) Daſ. v. 26.

---

[1] 2 Kön. 22, 8 ff. c. 23, 1 ff. 2 Chron. 34, 14 ff. c. 35, 1 ff.
[2] 2 Kön. 23, 22. [3] 2 Chron. 35, 18.

Noch haben wir von jener raffinirten Form des Molochdienſtes, mit Verbrennung der Kinder auf den Armen des geheizten, glühenden Götzen, zu handeln. Dieſelbe hat ſich wohl aus einer äußerlich roheren, einfacheren entwickelt, nach welcher der Götze ein bloßer, geſtaltloſer Ofen war, der erſt ſpäter zur Metallſtatue ausgebildet ward. Beide Formen fanden ſich in Amerika. Nordamerikaniſche Indianer begehen, nach Loskiel, dem Feuer ein Opferfeſt und errichten im Opferhauſe einen Ofen, der geheizt wird, und in welchen zwölf Männer kriechen, die ſo lange darin aushalten, als möglich, und wenn ſie herauskommen, eine Zeit lang wie in Ohnmacht liegen 4) — ein unverkennbarer Reſt alter, dem Feuer- und Ofengotte

---

1) 2 Kön. 18, 22. 2) 2 Kön. 23, 21. 3) Daſ. v. 25.

4) Loskiel, Miſſionsgeſchichte, Barby 1789, S. 56.

gebrachter Menſchenopfer, ſo daß man einſt wirklich 12 Männer verbrannte, ſpäterhin aber nur bis zu dem angegebenen Puncte der Gluth des Opferofens ausſetzte. Spuren dieſes Cultus haben ſich ſelbſt noch unter uns in Mährchen, Sagen und unſchuldigen Kinderſpielen erhalten, in welchen ein Ofen angebetet wird, worüber J. Grimm Folgendes bemerkt: »Wie das ſchwediſche Volk vor dem ugnhol kniet, ſo iſt in deutſchen Märchen und Sagen der Zug, vor dem Ofen zu knieen und ihn anzubeten, erhalten; — es iſt die vom uralten Feuercultus übergebliebene, unverſtandene Formel und Form«[1]. Man muß in Kinderſpielen vor dem Ofen knieen und ſagen: »Lieber Ofen, ich bete dich an«, — worauf ein willkürlicher Reim folgt, wie: »Sei mein lieber Gevattermann.« In einem alten Luſtſpiel heißt es: »Komm, wir wollen vor dem Ofen knieen, vielleicht erhören die Götter unſer Gebet«[2]. Es iſt auch noch ein Mährchen vorhanden, in welchem eine Jungfrau einen Eiſenofen heirathen, d. h. ihm geopfert werden ſoll[3]. In einer chriſtlichen Legende kommt der Zug vor, daß ein Jude ſein eigenes Kind, weil es an einer Communion Theil genommen, ſeinem Gotte zum Opfer in einen geheizten Ofen wirft[4], und im neuen Teſtamente ſind Stellen, wo die Hölle, in noch ganz deutlichem Zuſammenhang mit altem Ofencultus, als der Opferofen erſcheint, worein Verbrecher und Feinde Jehova's geworfen werden [1]). Gehen wir auf das alte Teſtament zurück, ſo begegnet uns nicht nur die Erzählung von dem brennenden Feuerofen, in welchen Nebucadnezar die Verächter ſeines Idoles wirft [2]), ſondern es finden ſich auch Spuren von einer althebräiſchen Verehrung des Ofens oder Ofengottes. Den Ofen, in welchem David Feinde opfert, — der Ausdruck iſt העביר von den Molochopfern gebraucht, die Randgloſſe giebt מלבן, Ziegelofen, der Text מלכן = מלכם, מלך, Moloch [3]) — berühre ich hier nur obenhin, da unten näher davon die Rede ſein wird; richten wir aber unſere Aufmerkſamkeit auf eine Anzahl bibliſcher Eigennamen, welche von jener Verehrung ein nicht unbedeutendes Zeugniß ablegen, inſofern es nehmlich eine ſchon oben berührte Sitte des Alterthums war, ſich nach den Gottheiten, die man verehrte, zu benennen. So z. B. die öfters vorkommenden Namen Achijja und Achimelech. Leitet man hier das gemeinſchaftliche אחי, achi, von אח, ach, Bruder ab, ſo erhält man die Bedeutungen: Bruder Gottes, Bruder des Königes — wie doch die Namen ſchwerlich heißen konnten. Aber אח, ach, heißt auch ein Feuertopf zur Heizung der Zimmer — und nun iſt die Sache klar. Ofen Gottes und Ofen des Königes (Melech, Molech, Moloch) heißen die Namen und beziehen ſich auf den althebräiſchen Ofen- und Molochdienſt. So ferner Achinoam, ein Frauenname, bedeutend nicht Bruder, ſondern Ofen der Pracht, der Herrlichkeit, von נעם, Schönheit, Pracht, ſo wie man auch נעם יהוה, Pracht Jehova's findet [4]); ſo Achitub, Ofen der Majeſtät von טוב, Schönheit, Glanz, Majeſtät, und zwar die des Jehova ſelbſt [5]); ſo Achitophel, Ofen des Gebetes, תפל = תפלה, Gebet von פלל, beten, wie תמם von ממם. Der Name des molochdieneriſchen

---

[1] Grimm, deutſche Mythologie, S. 359.

[2] Der ehrlichen Frau Schlampampe Leben und Tod, Leipzig 1696 und 1750, Act. 8. Scene 8.

[3] Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nro. 127. Grimm führt den Eiſenofen auf das alte eitofan, Feuerofen, Camin zurück, 3. Thl. S. 221. Liegt aber vielleicht die Erinnerung an den metallenen Ofengötzen des Alterthums zu Grunde?

[4] Bovius, marianiſcher Gnaden- und Wunderſchatz, deutſch von Banzau, Augsburg und Stadt am Hof 1737, 1. Thl. S. 79 ff. Merkwürdig iſt das dem Juden in den Mund gelegte Gebet: „Gott, laß dir dieſe meine That gefallen, indem ich heut mehr, denn Abraham ſelbſt gethan, und nicht nur gewollt und nahe daran geweſen bin, meinen Sohn umzubringen, ſondern ihn aus Eifer für dein heiliges Geſetz mit eigener Hand in dieſes Feuer geworfen."

---

[1]) Matth. 13, 42 und 50, vergl. Offenb. Joh. 19, 20. c. 20, 10.

[2]) Dan. 3, 1 ff. Münter, Religion der Babylonier, Kopenhagen 1827, S. 71, f.

[3]) 2 Sam. 12, 31

[4]) Pſ. 27, 4.

[5]) 2 Moſ. 33, 19.

Königes Achab bedeutet: Der Ofen iſt Vater, gerade wie Joab, Jehova iſt Vater, inſofern nehmlich Vater = Herr iſt; ſ. das oben in der Abhandlung über Abrahams Kindesopfer und ſein Zuſammenſchmelzen mit dem phöniziſchen Kronos Bemerkte. So wird auch el, Gott, mit dieſem den Ofengott bezeichnenden ach vertauſcht, vergl. Achieſer, Flieſer; ſo auch adon, Herr, vergl. Achikam, Adonikam und Achiram, Adoniram. In Amerika finden ſich Worte, die, dem hebräiſchen ach, Ofen, ähnlich, Gott bedeuten, ſo Othom. oqha, Huron. ocki [1], vergl. den Namen des böſen Geiſtes Okée, als deſſen Opfer, einer Beſchreibung bei Laſitau zufolge, eine Anzahl indianiſcher Knaben furchtbar mißhandelt wird, ſo daß ſie zum Theile daran ſterben, zum Theile durch dieſe Opferweihe geheiligt, zu Prieſtern und Wahrſagern der Indianer erhoben werden [2]. Hindoſtaniſch iſt ag, nubiſch yag, Zigeunerſprache jag, jak, jago, Feuer [3]. Daß ſich aber die Hebräer ihren Gott — nicht nur einen fremden, ausländiſchen Molochgötzen, ſondern ihren einheimiſchen, urväterlichen Jehova ſelbſt — in Geſtalt eines geheizten Ofens dachten, wiſſen wir beſtimmt durch jene oben ausgehobene Stelle der Geneſis, die dieſer ganzen Abhandlung zu Grunde gelegt worden, und zu der wir hiemit noch einmal zurückkehren. Jehova erſcheint da dem Abraham als rauchender Ofen תנור עשן [4] — eben ſo iſt Rauchofen, כור עשן, der Name einer althebräiſchen Stadt, der offenbar von dieſem Ofencultus ſeinen Urſprung hat. Auch in der ſchon oben angeführten Beſchreibung: »Rauch ſteigt aus ſeiner Naſe und Feuer frißt aus ſeinem Munde, Kohlen brennen aus ihm« [5] — iſt Jehova noch der lebendige alte Moloch und Ofengott. Die beim Opfer in

---

[1] Vater, Unterſuchungen über Amerika, S. 195.

[2] Baumgarten, a. a. O. 1. Thl. S. 134.

[3] Grellmann, die Zigeuner, Deſſau und Leipzig 1783, S. 193 und 222.

[4] 1 Moſ. 15, 17. [5] Pſ. 18, 9. 2 Sam. 22, 9.

Gluth geſetzte Statue deſſelben, wie ſie im Thale Hinnom bei Jeruſalem ſtand, hatte bekanntlich Menſchengeſtalt, jedoch mit Stierkopf, war aus Erz gegoſſen, von ungeheuerer Größe und hohl inwendig, die Arme waren zum Empfang des Opfers ausgeſtreckt. So beſchreiben ſie die Rabbinen. Die zu Karthago war, den Nachrichten der Alten zufolge, ebenfalls von Metall und hatte die Arme ausgeſtreckt, ſo daß die hineingelegten Kinder in den Feuerſchlund hinunterrollten [1]). Der Sage von dem Stiermenſchen Minotauros auf Kreta, dem die Athener jenen neun-, oder drei-, oder alljährigen Tribut von Jünglingen und Jungfrauen lieferten, ſo wie der von dem ehernen, auch Tauros, Stier, genannten Talos auf Kreta und Sardinien, der, von Feuer glühend, die Ankömmlinge umarmte, liegt ohne Zweifel dieſelbe Bildnerei und Cultusweiſe zu Grunde. Es ſchließt ſich daran die Tradition von dem ehernen Stiere des Phalaris, wo der ſemitiſche Ofengott die völlige Stiergeſtalt hat [2]). Man kann in dem Namen jenes Tyrannen einen nur gräciſirten ſemitiſchen Fürſtentitel zu erkennen glauben, der aus בעל, baal, Herr, und עריץ, ariz, mächtig, ſtark, furchtbar, zuſammengeſetzt. Es konnte dieſer indeſſen auch der von dem Tyrannen geführte Name ſeines Gottes ſein; baal, Herr, iſt zugleich der bekannte Gottesname, und ariz wird von Jehova gebraucht [3]). Wenn es daher heißt, Phalaris habe ſeine eigenen Kinder oder die Säuglinge der Agrigentiner lebendig aufgeſpeiſt [4]), ſo kann man hierin den kinderfreſſenden Kronos der Griechen, ſo wie den mit ihm ſo augenſcheinlich identiſchen Moloch-Baal der Semiten erkennen. Und wenn man lieſt, daß Phalaris die Knaben bald gefreſſen, bald zur Wolluſt gebraucht, ſo iſt die dieſer Religionsſphäre eigene Darſtellungsweiſe des Cultus zu berückſichtigen, nach welcher der Gott, dem Menſchenopfer fielen, zu dieſen im Verhältniſſe des Buhlen, Bräutigams und Gatten ſtand. Ich will dieſen rückſichtlich der hier zu beleuchtenden Gegenſtände ſo höchſt wichtigen Punkt jetzt einer ausführlichen Betrachtung unterwerfen. Von der Vermählung der ſich opfernden Dido mit dem phöniziſchen Hades, schicha oder Sichäus, dem Vermählungskuſſe, durch welchen nach jüdiſcher Sage Moſe, Aaron und Mirjam ſtarben, der oſtindiſchen Vermählung einer zum Fraß ausgeſetzten Jungfrau mit dem Krokodill, dem germaniſchen Mährchenzuge, daß ein Ungeheuer oder ein Eiſenofen ein Mädchen zur Braut oder Frau verlangt, iſt ſchon die Rede geweſen. Es gehört dazu auch wohl die Sage von der Jungfrau Aſpalis zu Melite in Phthia, welche der Tyrann Tartaros beſchlief[1]; in deutſcher Sage kommt zu Jungfrauen als Buhle oder Bräutigam »der leibhaftige Tod«[2], und in einem altdeutſchen Liede wird die Braut von dem Bräutigam vor dem Altare ermordet[3], worin man leicht den Zuſammenhang mit alten, dem Gotte des Todes und der Vernichtung gebrachten Jungfrauenopfern erblickt, wenn man jene Darſtellungsweiſe des Alterthums kennt. In einer ſehr merkwürdigen ſchleſiſchen Sage, die auf den Wieſen von Kohlsdorf bei Neiße ſpielt, hält ein, den hier befindlichen Krötenpfuhl — ein für bodenlos gehaltenes, dunkles, ſtehendes Gewäſſer — bewohnender, bald als Kröte erſcheinender, bald als Harfenſpieler, auftretender böſer Geiſt mit Jungfrauen Hochzeit, und zieht ſie in ſeine Tiefe hinab. Ein Mann zu Kohlsdorf, der aus fernen Landen dahin gekommen war, opferte vor Zeiten dem Dämon dieſes Pfuhles ſeine ſieben Töchter und verbrannte zuletzt ſich ſelbſt; alle Jahr verſchlang der Schlund ein Kohlsdorfer Mädchen, und um dem Jammer ein Ende zu machen, befahl ein Prieſter, daß alles junge Volk ausziehen und ſieben

---

[1]) Vergl. Münter, Religion d. Karthager, Kopenhagen 1821, S. 9 f. Böttiger, Ideen zur Kunſtmythologie, Dresd. u. Leipz. 1826, S. 372 u. 377, ff. Winer, Realwörterb. Artik. Molech.

[2]) Böttiger, a. a. O., S. 359. [3]) Jer. 20, 11.

[4]) Böttiger, a. a. O., S. 384.

---

[1] Antonin. Lib. 13.

[2] Gebr. Grimm, deutſche Sagen, Berlin 1816, 1. Thl. 173 f.

[3] Des Knaben Wunderhorn, Heidelberg 1819, 1. Thl. S. 117 ff.: „die Gräuelhochzeit."

Jahre lang den Wohnort des böſen Geiſtes meiden, die Kinder aber, insbeſondere die Töchter, auf die benachbarten Ortſchaften vertheilt und in ſtrengen Dienſt gethan werden ſollten. Zuletzt aber, nach abermal ſieben Jahren, mußte doch noch eine Jungfrau ſich opfern, und mit dem als Freier der Unterwelt bezeichneten Dämon, der ſie mit einer »himmelblauen, goldbeſaiteten Davidsharfe« bezaubert, kohlſchwarz gekleidet Hochzeit halten. Der vom Dämon beſtimmte Tag iſt der erſte Mai, über den jedoch auf den funfzehnten hinausgegangen wird. Man ſchlägt auf den Wieſen Zelte auf und feiert im Dunklen ohne Kerze und Lampe ein altheidniſches Feſt; hiebei um Mitternacht verſchwindet die Braut im Schlunde und auf dem ſchwarzen Gewäſſer ſchwimmt ihr Kranz [1]). Das ſind ganz deutliche Zurückweiſungen auf alte Menſchenopfer mit nur leichtem Ueberwurf des Mährchenhaften. Ohne Zweifel ward in jenen Pfuhl alljährlich im Mai eine Jungfrau verſenkt, was als Vermählung derſelben mit dem Dämon galt, wobei man dieſem ein nächtliches Religionsfeſt feierte, das mit dem althebräiſchen Paſſah, auch einer nächtlichen Frühlingsfeier mit Kinderopfern, in naher Verwandtſchaft zu ſtehen ſcheint. Wie der ſchleſiſche Dämon als Harfner auftritt, ſo hat Schweden einen durch muſikaliſche Kunſt verlockenden Waſſergeiſt Namens Strömkarl und eine Weiſe des Strömkarlslag, die dem Nachtgeiſt und ſeinem Heere gehört; in Norwegen lockt der Waſſergeiſt Foſſegrimm in ſtillen, dunklen Abenden die Menſchen durch ſeine Muſik [2]). Die einſt dieſen finſtern Waſſerdämonen gebrachten Menſchenopfer leben auch ſonſt noch in des Volkes Erinnerung fort. Wenn Menſchen ertrinken, ſo ſagt man: »der Flußgeiſt fordere ſein jährliches Opfer,« gewöhnlich »ein unſchuldiges Kind« [3]), worin auch J. Grimm die

---

[1]) Schleſiſche Sagen von Ladislaus Tarnowski. Braunſchweigiſche Morgenzeitung, November 1840, Nr. 81 ff.

[2]) Grimm, deutſche Mythologie, S. 278.

[3]) Daſ. S. 279. Gebr. Grimm, deutſche Sagen, Nr. 61 und 62.

Spur uralter Menſchenopfer erblickt [1]. Derſelbe bemerkt, daß durch die Waſſergeiſtſagen ein eigener Zug von Grauſamkeit und Blutdurſt gehe, der bei Dämonen der Berge, Wälder und Häuſer nicht leicht vorkomme [2]. Das kann Wunder nehmen, da doch ſonſt das Waſſer als das wohlthätige, heilſame Element verehrt worden iſt [3]; aber die Vorſtellung des böſen Dämons der Gewäſſer, deſſen Natur und Charakter ganz der eines kinderverſchlingenden, lebenfeindlichen ſemitiſchen Moloch iſt, geht wohl von ſchädlichen, gräulichen Sumpfwaſſern, Pfuhlen und Schlünden, ſo wie von Strudeln und gefährlichen Stellen fließender Gewäſſer aus, wo viele Menſchen zu verunglücken pflegen. Da konnte eben ſo gut, wie in der verzehrenden Flamme, das böſe Princip zu hauſen und ſeine Opfer zu fordern ſcheinen. Hierauf deutet der Kinderreim:

> Nix in der Grube,
> Du biſt ein böſer Bube u. ſ. w.

vergl. mittellat. nocca, spectrum marinum in fluviis et stagnis, eine Form, die ſich an das däniſche nocke, nok, nök für Nix, Waſſergeiſt ſchließt. Die vita S. Sulpicii Bituricensis erzählt: „Gurges quidam erat in Virisionensium situs agello aquarum mole copiosus, utpote daemonibus consecratus, et si aliquis causa qualibet ingrederetur eundem, repente funibus daemonicis circumplexus amittebat crudeliter vitam“ [4]. Gervasius Tilberiensis erzählt von einem See auf einem Berge in Catalonien: „in cujus summitate lacus est aquam continens subnigram et in fundo imperscrutabilem. Illic mansio fertur esse daemonum ad modum palatii dilatata et janua clausa — in lacum si quis aliquam lapideam aut alias solidam projecerit materiam, statim, tanquam offensis daemonibus, tempestas erumpit.“ Worauf die Geſchichte eines von den Waſſergeiſtern entführten Mädchens folgt [1]). Von einem für unergründlich gehaltenen See in der Schweiz, Calandari genannt, lieſ't man: »Wenn ein ungeſtümes Wetter vorhanden, ſo ſchwellet ſich in Mitten dieſes Sees ein gewaltig großer Wirbel auf, welcher in zunehmendem Wachſen ſo ſtark brüllet, daß man ihn wohl 6 Stunden weit hören kann. Es hat dieſer See noch eine andere verborgene Eigenſchaft, daß er die Menſchen, die dabei ſchlafen, an ſich zieht.« Worauf die Geſchichte einer vom See verſchlungenen Frau. »Es ſind noch Leute am Leben, welche auch bei dieſem See eingeſchlafen, und da ſie erwachten, ſchon mit ihren Füßen in dem Waſſer geweſen« [2]). In Amerika glaubt man von dem ſtrudeligen Fluſſe Kenaway, es wohne in ihm ein böſer Geiſt, der Alles in den Grund hinunterziehe [3]), und dem Aegyptier war Typhon nicht nur der Dämon der Hitze und Dürre und des verſengenden Gluthwindes der Wüſte, ſondern auch der des unfruchtbaren Meeres, des ποντος ατρυγετος, im Gegenſatze zu Oſiris, dem Genius der ſegensreichen Feuchte und des befruchtenden Nil [4]). Ein merkwürdiger Zug jener ſchleſiſchen Tradition iſt auch der, daß ſie auf eine Einwanderung des Cultus aus der Ferne her zu deuten ſcheint, da jener Töchter opfernde, ſich ſelbſt verbrennende Kohlsdorfer weither aus fremden Landen kommt. In dem Namen der ſchönen Zille, die ſich opfern muß, möchte ich faſt etwas Semitiſches wittern; vergl. צלל, verſenkt werden, zula, mezula, mezola, Tiefe, Abgrund, von Meer und Fluß. Zille hieß wahrſcheinlich jede zur Verſenkung in den Pfuhl beſtimmte Braut des Abgrunds; vergl. unten über den Namen Hyakinthos. Daß der Vater der ſieben geopferten Jungfrauen ſich ſelbſt verbrennt, erinnert an die oben angeführten altpreußiſchen Stammhelden und Prieſterfürſten, die in ihrem Alter, ein Opfer für das Heil des Volkes, ſich ſelbſt verbrannten. Der Vater der ſchönen Zille, die noch zuletzt zur Beute des Abgrundes wird, heißt Siſemummel, was an die Waſſerlilie, welche Waſſermännlein und Mummel heißt 1), an die weſtphäliſche Watermöme 2), die kinderraubende Roggenmuhme der Altmark und Mark Brandenburg 3), an die Koboldnamen Mummhart, Mummanz, Mummel und Mummelmann 4), und an die von Nixen bewohnten Seen erinnert, welche die Namen Meumkeloch und Mummelſee führen 5). Vom Nix haben Pflanzen auch ſonſt den Namen, ſo die Nymphäa, Nixblume u. ſ. w., nach dem Waſſermann der lauſitzer Wenden, der Leute unter's Waſſer zieht, ſind die Blüthen und Samenkapſeln einiger Schilfe benannt; auch vom finniſchen Näkki, eſthniſch Nek, der Menſchen in die Tiefe lockt und eiſerne Zähne hat, haben Waſſerpflanzen den Namen 6). Siſemummel hat alſo wohl der Dämon ſelbſt geheißen, und der opfernde Vater war alter Sitte nach von ſeinem Gotte benannt. Was den Laut Siſe betrifft, ſo iſt ganz derſelbe in sisesang, carmen lugubre, enthalten 7). Von jenen ſpukhaften Mummelſeeen iſt be-

---

[1] Grimm, deutſche Sagen, S. 279. [2] Daſ. S. 280.

[3] S. daſ. 327 ff. S. 339., wo die ſchöne Sage vom See Eim, und S. 701, wo von dem ſchon oben berührten, mit dem amerikaniſchen „Mädchen im Grün“ und der den Boſchuanen in Afrika heiligen Waſſerſchlange zuſammengeſtellten ſchwediſchen Agathodämon, einer in der Heilquelle liegenden weißen Schlange, die Rede; Prichard, ägyptiſche Mythologie von Haymann, Bonn 1837, S. 62 ff., und unten über den Eſel- und Quellencultus des Alterthums. Der ägyptiſche Oſiris iſt Waſſer und Licht, Nil und Sonne; der Cultus jener bösartigen Waſſergeiſter hingegen iſt, wie der des Moloch und alten Moloch-Jehova Iſraels, ein Cultus der Nacht und Finſterniß.

[4] Grimm, deutſche Mythologie, S. 337.

---

[1]) Grimm, deutſche Mythologie, S. 337 f.

[2]) Scheuchzer, Naturgeſchichte des Schweizerlandes, Zürich 1706—1708, 1. Th. S. 314.

[3]) Aſſall, Nachrichten über die frühern Einwohner von Amerika, herausgegeben von Mone, Heidelberg 1827, S. 106.

[4]) Prichard a. a. O. S. 66.

---

1) Grimm, deutſche Mythologie, S. 276.

2) Grimm, a. a. O. S. 276.

3) Daſ. S. 269 f. Gebr. Grimm, deutſche Sagen, Nr. 89. Vergl. die kinderraubenden „unterirdiſchen Weiber,“ Nr. 90.

4) Grimm, deutſche Mythologie, S. 288. 513.

5) Daſ. S. 276. Deutſche Sagen, Nr. 59. 331.

6) Grimm, deutſche Mythologie, S. 276. 699. 7) Daſ. S. 628.

ſonders der im tiefen Murgthale mit den Ruinen der Feſten Seeburg und Schwarzkopf und den daran haftenden Sagen zu beachten. Freitags um Mitternacht erſcheinen hier zwölf Nonnen, in ihrer Mitte ein blutender Mann, in deſſen Leibe zwölf Dolche ſtecken, ſo wie auch zwölf ganz ſchwarze Männer, aus deren Leibern Funken ſprühen und überall brennende Flocken hervorlodern, in ihrer Mitte ſchleicht eine weibliche Geſtalt. Die Nonnen ſetzt die Sage in Beziehung auf den Mummelſee [1]). Hier ſcheinen zwölf Feuer- und zwölf Waſſerdämonen verehrt worden zu ſein, ſo, daß man jenen einen Mann, dieſen eine Jungfrau opferte, und auf beiden Seiten die Geopferten als der kakodämoniſchen Buhlſchaft dieſer theils weiblich, theils männlich dargeſtellten böſen Weſen dahingegeben dachte; die ſo auffallend hervortretende Zahl Zwölf erinnert an die hebräiſche Wichtigkeit derſelben, die ſich auch bei den Eingebornen Amerika's findet. Dem Feuer, welches der Großvater aller indianiſchen Nationen Amerika's ſein ſoll, giebt der Glaube derſelben zwölf Manitto's oder Fetiſche zu [2]); es wird ihm ein ſchon oben berührtes Opferfeſt begangen, wobei man einen Ofen baut, zu dem zwölf Stangen, jede von einer beſondern Holzart, genommen werden, der mit zwölf glühenden Steinen geheizt wird, und in welchen zwölf Männer kriechen, ſo wie auch zwölf Pfeifen Taback zur Opfergabe auf die glühenden Steine geſchüttet werden [3]). Auf ähnliche Weiſe werden auch andere Opferfeierlichkeiten der Indianer beſchrieben: »Zwölf Stöcke werden im Kreiſe befeſtigt und mit Decken behangen, dann zwölf glühende Steine in den Kreis gerollt, deren jeder einem Gotte geweiht iſt, der größte »dem großen Gotte im Himmel« [4]); einige Indianer hielten für nöthig, ſich zur Reinigung von Sünden mit zwölf verſchiedenen Stöcken durchprügeln zu laſſen [5]);

---

1) Gebr. Grimm, deutſche Sagen, Nr. 331.
2) Loskiel, Miſſionsgeſchichte, S. 55. 3) Daſ. S. 56.
4) Daſ. S. 566. 5) Daſ. S. 50.

es iſt ferner eine Sitte der Indianer, ihre Altäre aus zwölf Steinen zurecht zu legen [1]), ſo wie es bei den Hebräern geſchah [2]); ja es exiſtirt ſogar eine Tradition, nach welcher alle Indianerſtämme von einem Manne abſtammen, der zwölf Söhne hatte [3]). Doch um zu dem verneinenden Prinzip, als vorgeſtelltem Buhlen, Bräutigam und Gatten ſeiner Opfer zurückzukehren, ſo gehören hieher auch die bekannten blutigen Blaubartſagen. »Der Herr vom Mordſchloß« iſt der Gott eines alten Cultus, dem man Jungfrauen opferte, und »das Mordſchloß« das Heiligthum, in welchem man dieſe Gräuel übte [4]). Ein im Mittelalter zu heimlichen Gerichten gebrauchtes Bild war die ſogenannte eiſerne Jungfrau, die der zum Tode Beſtimmte umarmen mußte, und die demſelben in dieſer Umarmung vermittelſt eines gewiſſen Mechanismus den Tod gab. Das nannte man das Jungfernküſſen, wovon ſich zu Nürnberg die Sage erhalten, und ich zweifle nicht daran, daß dieſe Art der Hinrichtung aus einem alten Opfercultus ſtammte, in welchem die Gottheit die Geſtalt des buhlenden Weibes hatte. Dahin weiſ't auch die Sage von dem Fräulein von Kynaſt, die ich zwar nur aus Rückert's Gedicht: »Die Begrüßung auf dem Kynaſt« kenne. Das ſtolze Fräulein will nur deſſen ſein, der, ohne zu ſtürzen, den Mauerrand der Veſte umritten; das bringt viele Ritter in's Verderben; ſie aber bleibt ledig und verwandelt ſich zuletzt in ein hölzernes Bild, das man den Fremden zum Kuſſe bringt:

„Ein Bild, anſtatt der Haare, bedeckt mit Igelhaut,
Das muß ein Fremder küſſen, wenn er den Kynaſt ſchaut.

Wir bringen's ihm zum Küſſen, und wenn davor ihm graut,
Muß er mit Geld ſie löſen, wenn er nicht küßt die Braut.“

---

[1]) Noah, Beweis, daß die nordamerikaniſchen Indianer die verlornen Stämme Iſraels ſind, Altona 1838, S. 22.

[2]) 2 Moſ. 24, 4. Joſ. 4.

[3]) Baſeler Miſſionsmagazin 1834. S. 498.

[4]) Grimm, Kinder- u. Hausmärchen Nr. 46, mit den Anm. im 3. B., S. 75 ff. Vergl. Wunderhorn, 1. Th. S. 284; „Ulrich und Ännchen.“

BAYERISC

Hier fielen wohl einſt die Fremden zum Opfer, und ihr Tod ward als Vermählung mit dem Idol angeſehen, das ſie küſſen mußten. Ueber die eben ſo ihre Freier in's Verderben bringende Frauen Penelope und Sara im Buche Tobiä, ſ. Anhang II. Zu weiterer Vergleichung und gegenſeitiger Erklärung dienen: die Venus Libitina und Epitymbia der Römer und Griechen 1), die Lamien, Empuſen und Mormolykeien der Griechen, die buhlend ſchöne Jünglinge an ſich locken, um ihr Fleiſch zu verzehren 2), was ſich auf alte, kannibaliſche Opferſchmäuſe bezieht, ſ. oben, unſere den Bauch aufſchneidende eiſerne Bertha 3), der eiſerne Karl auf eiſernem Pferd, deſſen Anblick ſchon beinahe entſeelt 4), der die todte Geliebte küſſende und umarmende Karl 5) und die eiſerne Pandora der Griechen, von der es heißt:

> Raſch von dem Aides fuhren herauf durch das lodernde Feuer
> Unholdinnen voll Grau'ns, unmild und entſetzlichen Anblicks;
> Denn der einen Geſtalt war eiſerne, welche des Abgrunds
> Reich Pandora benennt 6). —

Ueber den bibliſchen Ausdruck: Blutbräutigam, als Bezeichnung des durch die Beſchneidung in ein myſtiſches Eheverhältniß zu Jehova tretenden hebräiſchen Knaben wird unten die Rede ſein. Auch in's Chriſtenthum iſt dieſe Symbolik übergegangen: im Evangelium findet ſich das Bild vom Bräutigam und den Jungfrauen 7); der Apoſtel Paulus ſagt: »Ich habe euch einem Manne verehlicht, Chriſto, um euch demſelben als reine Jungfrau zuzuführen« 8), und in der Apokalypſe iſt das Lamm der Bräutigam der ihm geweihten Heiligen und hält ſeine Hochzeit mit ihnen 9). Mehreres der Art bietet der Katholicismus dar; ſo das von Koſegarten nach einem altdeutſchen Liede gegebene Brautlied der heiligen

---

1) Plutarch. Qu. Rom. 23.
2) Philostr. vit. Apollon. IV, 25. VIII, 9.
3) Grimm, deutſche Sagen. 1. Th. S. 259. 4) Daſ. 2. Th. S. 113.
5) Daſ. S. 129. 6) Orph. Arg. 973. 7) Matth. 25, 1 ff.
8) 2 Cor. 11, 2. 9) Offenb. Joh. 19, 7—9.

Agnes [1]) und die in dieſe Symbolik eingetauchte Aufnahme weiblicher Perſonen in den Kloſterverein; ſolche werden zu Bräuten und Vermählten des chriſtlichen Gottes geweiht; es werden ihnen die Haare abgeſchnitten und auf einem Opferteller zum Altare getragen; ein Leichentuch wird über ſie gebreitet; ſie werden als Todte eingeſegnet; es wird ein Requiem geſungen und den ſo gleichſam zum Opfer Getödteten ein Kruzifix gereicht, um es als ihren Bräutigam zu küſſen [2]). Es gehört in dieſen Kreis auch wohl der Kuß, durch welchen Chriſtus ſelbſt im Evangelium zum Opfer geweiht wird, der ſogenannte Judaskuß, ſo wie derjenige, den Achilles von Deiphobos empfängt, während ihn Paris erſticht, worauf wir im Anhang zurückkommen werden. Zugleich kommen hier mehrere alte Namen, Wortformen und bibliſche Stellen in ein neues Licht zu ſtehen; ſo ſcheint der Name des griechiſchen Hades und Todesgottes Ἀΐς, Ἀΐδης nur andere Form und Ausſprache von αἴτης, Geliebter, zu ſein, und der gleichbedeutende Name David war wohl eigentlich ein Name des Gottes, nach dem ſich der molochiſtiſche König nannte; daher denn auch der Ausdruck: »Stadt Davids« für Jeruſalem eigentlich ſo viel als Stadt des Moloch ſein möchte, wobei man die Bezeichnungen dieſer Stadt durch Stadt des Gottes Iſrael's, des Jehova Zebaoth, des groſien Königs d. i. Jehova's [3]) vergleiche. Eine Stelle des Pſeudojeſaias giebt zu erkennen, daß die hebräiſchen Idole durch die Ausdrücke חמות, Liebſter, und חבר, Gatte (vergl. חברת, Gattin) bezeichnet wurden: »die Götzenbildner ſind alle eitel und ihre **Liebſten** nützen zu nichts. — Wer bildete einen Gott und goß ein Bildniß, daß es nichts nütze? Siehe, all ſeine **Gatten** werden zu Schanden« 1)), wo »die von ihnen verfertigten Liebſten« — »die von ihm verfertigten Gatten« oder ſo geheißenen Idole zu verſtehen. David ſoll auch zu Hebron regiert haben, und dieſer Name, von derſelben Wurzel, wie das ſo eben genannte חבר, חברת gebildet, thut dieſelbe Symbolik kund. Ein anderer Name dieſer Stadt war קרית-ארבע, Stadt des Arba, und auch hier bietet die Wurzel רבע, liegen, ſich begatten, dieſe Bedeutung an. Die Namen gehen ſomit wohl alle auf canaanitiſchen Molochdienſt, und wenn Arba, der Vater der Enakiter 2)), als hiſtoriſche Perſon zu faſſen, ſo hat er eben auch, wie David, den Namen ſeines Gottes geführt. Eben ſo verhält es ſich mit dem König **Og**: »Nur Og, der König von Baſan, war übrig vom Reſte der Rieſen, ſiehe, ſein Bette von Eiſen, ſtehet es nicht zu Rabba, im Lande der Söhne Ammons, neun Ellen ſeine Länge und vier Ellen ſeine Breite, nach dem Ellenbogen eines Mannes?« 3)) Og, עוג, heißt Ofen, vergl. עוג, backen, und dieſer Ofengott, dem man Menſchen vermählte, d. h. opferte, hatte zu Rabba **ein eiſernes Bette**, in welches man das gleichfalls metallene Idol und die ihm zu opfernden Menſchen legte, ſo daß alles zuſammen in Gluth geſetzt ward und die Menſchen gebraten wurden; zu welcher Ausdeutung die diaboliſche Natur dieſes Cultus und der ganze Zuſammenhang zur Genüge berechtigt. Eine in mehreren Sprachen vorkommende ſonderbare Uebereinſtimmung der Ausdrücke für Ofen und Buhlſchaft iſt hiebei auch nicht zu überſehen, vergl. כבש, subegit feminam, und כבשן, Ofen, lat. fornix, Hurenhaus und Hurer, fornicari, huren, πορνος, Hurer, furnus, fornus, fornax, Ofen, arab. פרן, furnus, in quo panis coquitur. Jener die Fremden um-

---

[1]) Vergl. Rouſſeau, Purpurviolen der Heiligen. Frankfurt a. Main 1835. 1 Bd. S. 28.

[2]) Vergl. Bettina's Tagebuch, S. 71 f. der 2. Aufl. Aus Schillers Ritter Toggenburg erinnert ſich jedermann der Worte:

> Die ihr ſuchet, trägt den Schleier,
> Iſt des Himmels Braut;
> Geſtern war des Tages Feier,
> Der ſie Gott getraut.

[3]) Pſ. 48, 2 f. v. 9.

---

1) Jeſ. 44, 9 ff.

2) Joſ. 14, 15. c. 15. 13. c. 21. 11. 3) 5 Moſ. 3, 11.

armende, feuerglühende Stiergötze Kreta's und Sardiniens, Tauros und Talos genannt, hieß in letzterem Namen der Bräutigam, vergl. ταλις, mannbares Mädchen, Braut, lat. talassus, talassio, talassius, offenbar als vorgeſtellter Bräutigam der von ihm umarmten Unglücklichen. Daß ſich auch in der Sage von dem trojaniſchen Frauenräuber Paris (פר, par, Stier) ein ſolcher Opfer- und Vermählungsſtier verberge, der ſich die berühmteſte Schönheit von Hellas zur Braut oder Beiſchläferin, d. h. zum Opfer erkor, werde ich im Anhang ausführen. Es fällt derſelbe, wie wir ſehen werden, ganz deutlich nicht nur mit dem kretiſchen Tauros-Talos und Minotaur, mit dem er auch den Apfel, das Symbol der Liebe und Vermählung, gemein hat, ſondern auch mit dem großen Horte Troja's, Apollon zuſammen, mit dem er wunderbar die Rolle wechſelt, und der allem Anſchein nach in Troja als ſtierköpfiger Moloch verehrt worden iſt, ſo daß der Troer Alexandros, dem wir ſeine hiſtoriſche Exiſtenz darum nicht abzuſprechen brauchen, als Paris von ſeinem Gotte den Namen trug und daher im Mythus mit ihm zuſammenfloß. Dieſer ſchreckliche Gott, der ſchon in ſeinen Namen (Απολλων und ουλιος) der Verderber, wie Jehova-Schaddai iſt, bei Homer die Peſt in's Lager der Griechen ſendet und der Nacht gleich ſchreitet, ja im homeriſchen Hymnus bei ſeinem Eintritte in die Götterverſammlung alle Götter erſchreckt, ſo daß ſie zitternd von ihren Sitzen fahren, dieſer furchtbar nächtliche Gott der Vernichtung und des Schreckens iſt im Grunde kein anderer, als der ſemitiſche Moloch-Jehova, von dem heitern, menſchlichen Genius der Hellenen nur gemildert, entbarbariſirt und allmählig bis zu jener wunderbar herrlichen Kunſtgeſtalt verklärt, in der man nun freilich nicht mehr den alten ſcheußlichen Unhold erkennt, der er vor Zeiten war. Daß er aber in der Tiefe ſeines Weſens wirklich der alte, böſe Saturn geweſen, dafür legt ein ſehr gewichtiges Zeugniß der Umſtand ab, daß ihm, wie jenem und dem mit Saturn in ſeiner Wurzel gleichfalls identiſchen Jehova der Hebräer, der ſiebente

Tag geheiligt und eigen war [1]), und wie Saturn der kinderfreſſende, Jehova der die Erſtgeburt würgende und zum Opfer verlangende, und deſſen weibliche Darſtellung, die böſe Lilith (ſ. u.), die kindertödtende iſt, ſo ſendet Apollon den Argivern ein Ungeheuer, Pöne genannt, das den Müttern ihre Kinder entreißt, bis es Koröbos erſchlägt [2]). Der ſemitiſche Moloch in ſeiner alten Geſtalt als kinderfreſſender Kronos galt den Griechen als geſtürzter Weltregent, an deſſen Stelle der helleniſche Zeus getreten, aber in umgewandelter, verjüngter und veredelter Geſtalt hatte der Verderber auch noch im helleniſchen Olymp ſeinen Platz, als Phöbos Apollon, von dem — als einſt mit Kronos identiſchem — ſich aber doch noch die Sage erhalten, daß er von Zeus zu Grunde geſchmettert und vernichtet worden [3]). Was uns hier beſonders angeht, ſind die Liebſchaften dieſes Gottes, die einen ganz eigenen, räthſelhaften Charakter haben. Wenn Apollon, wie Otfr. Müller hervorhebt, als naturfeindliches Princip, der reine, keuſche, Φοιβος, ξανθος, ἁγνος iſt, ſo iſt er doch zugleich auch der liebende, buhlende, aber nicht im eigentlichen, freundlichen und naturfreudigen, ſondern in jenem uneigentlich-ſchlimmen, verneinenden Sinn; denn ſeine Liebe und Buhlſchaft bringt Verderben und Tod. Der ſchöne Hyakinthos, des Gottes Liebling, wird von ihm zum Tode getroffen — ſo tödtet Paris ſeinen Liebling Antheus, — Leukothoe, Apollon's Geliebte, wird von ihrem Vater lebendig in die Erde gegraben; ſo gehen auch andere von dem Gotte geliebte Knaben und Mädchen, wie Kypariſſos, Leukates, Boline und Daphne unter, und nur aus der Bedeutung dieſes Gottes, als eines Genius des Todes und Verderbens, und ſeiner Liebſchaften, als eines ehemaligen Menſchenopfercultus, erklärt es ſich, daß die von ihm Begehrten ſich ſo ſehr vor ihm entſetzen, ſeine Umarmung fliehen und dem in ſeiner Kunſtgeſtalt ſo ſchönen Gotte einen Menſchen vorziehen. Daphne weicht bei Ovid noch als Baum vor ſeinen Küſſen zurück, Kaſſandra widerſteht ihm, da er ſie im Tempel überraſchen will, oder verſpricht ihm zwar, ſich hinzugeben, hält aber nicht Wort, und Marpeſſa verſchmäht den um ſie werbenden und kämpfenden, und wählt den Idas. Sehr merkwürdig iſt, daß in den Mythen von Hyakinthos und Kypariſſos ſtatt des Apollon, als Liebende auch Boreas und Zephyros genannt werden, da ſich hier ſemitiſche nur in helleniſche Namensformen umgeſtaltete Sprachlaute verrathen. Mit Boreas vergl. hebr. בור, bor, Grube, Grab, Unterwelt, mit Zephyros צפירה, zephira, Verderben, Untergang, arab. צפר, ſterben, ſo wird man merken, daß man es mit gräciſirten Namen eines ſemitiſchen Todesgottes zu thun hat, und daß Boreas und Zephyros eigentlich nur der zum Verderben der geliebten Weſen liebende Apollon ſelber ſind. Daß ſich der Mythos von Hyakinthos auf alten Menſchenopferdienſt gründet, geben noch mehrere Umſtände zu erkennen. Man merke erſtlich auf den Namen, der wohl einſt ein allgemeiner Name der dem Gotte geweihten, bei dem Feſte, welches Hyakinthia hieß, zum Opfer gebrachten Jünglinge war, wie Zille nach Obigem ein Name der dem ſchleſiſchen Dämon zur Beute werdenden Jungfrauen. Er gehört eigentlich einer dunkelfarbigen Blume an, die von der jetzt ſogenannten Hyacinthe ganz verſchieden iſt, und ſich in alter Symbolik auf Tod und Unterwelt bezog. Von Kosmoſandalen oder Hyacinthen dieſer Art waren die Kränze geflochten, welche die Knaben bei dem Feſtzuge des Demeterfeſtes Chthonia zu Hermione trugen [1], und Hyakinthides hießen jene attiſchen Jungfrauen, die man einem Orakelſpruche zufolge auf dem Grabe des Kyklopen Geräſtos opferte, als im Kriege mit Minos Hungersnoth und Peſt die Stadt bedrängte; auch hieß Hyakinthos ein Flecken, wo ſie, die Töchter des Erechtheus, geopfert worden ſein ſollen, als Athen von den Eleuſiniern und Thrakiern oder von den Böotiern mit Krieg überzogen ward. Weiter kann der Umſtand, daß die Baſis der Bildſäule des Apollon zu Amyklä für das Grabmahl des Hyakinthos galt 1), an Movers Vermuthung erinnern, daß der Molochdienſt in den goldenen Laden ſeiner Feuergötter die verbrannten Gebeine geopferter Kinder beiſetzte 2). Pauſanias berichtet auch, daß man an den Hyakinthien dem Hyakinthos ein Heroenopfer in jene, wie ein Altar geſtaltete Baſis trage, was ebenfalls anſpielt, wiewohl es nur noch als umgedeuteter Reſt der alten molochiſtiſchen Sitte erſcheint. Von der Bildſäule des amykläiſchen Apollon, die — jedenfalls ſchauerlich genug — auf dieſem Grabe ſtand, ſagt Pauſanias, ſie ſei alt und ohne Kunſt gearbeitet; denn das Geſicht, die äußerſten Theile der Füße und Hände ausgenommen, ſei ſie einer ehernen Säule ähnlich, habe auf dem Haupte einen Helm und in den Händen Speer und Bogen. Hier alſo noch keine Ahnung von der ſchönen helleniſchen Kunſtgeſtalt des Gottes, ſo wie denn vollends auf molochiſtiſche Stiergeſtalt der Name des Apollon Karneios (קרן, chald. קרנא, karna) deutet. Eine den Urſprung des Namens zwar unrichtig ausdeutende (ihn mit dem griechiſchen Worte Kraneiä, Kornellenbäume, combinirende) Sage iſt doch dadurch merkwürdig, daß ſie auf einen Hain des Apollon auf dem trojaniſchen Ida zurückführt 3), und daß wenigſtens im trojaniſchen

---

[1] Aeschyl. Sept. c. Theb. 806: — τας ἑβδομας ὁ σεμνος Ἑβδομαγετας αναξ Απολλων ειλετ'.

[2] Paus. 1, 43. Koröbos muß dafür Buße thun und dem Apollon einen Tempel bauen — einer der alten Kämpfe helleniſcher Menſchheit mit ſemitiſchem Molochdienſt, deren wir mehrere aufzeigen werden.

[3] Otfr. Müller, Prolegomena zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie, Göttingen 1825, S. 307.

---

[1] Pausan. 2, 35. Klymenos und ſeine Schweſter Chthonia ſollen das Heiligthum der Göttin geſtiftet haben; dieſe aber hieß ſelbſt Chthonia,

---

die Unterirdiſche; Klymenos war Name des Hades, und ein Tempel dieſes Klymenos ſtand dem der Chthonia gegenüber, was Alles Pauſanias in demſelben Cap. mittheilt. Vergl. Otfr. Müller, Prolegomena, S. 243.

1) Pausan. 3, 1 und 19. 2) Movers Phönizier, 1. Th. 356 ff.
3) Pausan. 3, 13.

Cultus ganz die ſemitiſche Form mit ſtierköpfiger, geglühter Metallſtatue geherrſcht, geben mehrere berühmte Namen aus der königlichen Familie des Priamos zu erkennen, wie der ſchon berührte Paris, Stier, deſſen Bruder Hektor vom hebr. und chald. chek und tor, Stierofen, und deſſen Sohn Korythos, vom hebr. cor und ud, Feuerofen; vergl. im Anhang. Der vom Stiere Paris entführten Helena entſpricht die vom Stiere geraubte Europa, ein wohl auch ſemitiſcher Name, Geliebte oder Braut bedeutend, arab. ערוב, dilecta conjugi. Der in letzterer Mythe vorkommende Stier ſoll theils der verwandelte Zeus, theils ein von Zeus geſendeter, der ſogenannte kretiſche Stier geweſen ſein, gegen welchen Herakles zog [1]. In Kreta zu Hauſe iſt auch der Stiermenſch Minotaur und der Bräutigamsſtier Talos=Tauros, auch ſpielt hier die Buhlſchaft der Paſiphae mit dem Stier, und dieſer Stier der Paſiphae ſoll auch wieder derſelbe geweſen ſein, gegen welchen Herakles zog [2]. Der Minotaur heißt auch Aſterion, und ein Kreterkönig Aſterios oder Aſterion, Vater der Kreta, nimmt die nach Kreta kommende Europa zum Weib. Den Minotaur erlegt Theſeus, derſelbe bewältigt auch den marathoniſchen Stier. Der Kreter Althamenes ferner baut dem atabyriſchen Zeus auf Rhodos einen Tempel, und hier auf dem atabyriſchen Berge befinden ſich eherne Rinder, welche brüllen, wenn etwas Außerordentliches geſchieht, was auf einen orakelgebenden, metallenen Stiergötzen deutet. Es iſt dies Alles wohl nur ſymboliſcher und mythiſcher Ausdruck ſemitiſch=molochiſtiſchen Opfercultus, und Zeus als Stier der Europa, der Stier der Paſiphae, der kretiſche und marathoniſche Stier, Aſterion und Aſterios=Minotaur, Talos=Tauros und Zeus Atabyrios mit den ehernen Rindern — ſie ſind alle daſſelbe ſtiergeſtaltige oder ſtierköpfige Idol, gegen deſſen Gräuelcultus helleniſche Menſchheit kämpfte. Eine weitere hieher gehörige Spur iſt in der Mythe von dem durch Herakles bezwungenen feuerſpeienden Cacus Italiens gegeben. Derſelbe hauſ'te, wie der kretiſche Minotaur, in einer Art von Labyrinth, den dem Ausfluſſe der Tiber ſich nähernden Fremdlingen Verderben drohend:

---

[1] Apollod. 2, 5, 7. vergl. 3, 1, 3 f. [2] Daſ.

Dort war einſt die Höhle mit tief eingehender Mündung,
Welche der Halbmenſch Cacus bewohnt', ein entſetzliches Scheuſal;
Niemals ſtrahlte die Sonn' in die Kluft und beſtändig von friſchem
Mord war laulich der Grund; an der grauſamen Pforte geheſtet
Schwebten Männergeſichte, gebleicht in graſſer Verweſung;
Zeuger war Vulkanus dem Unhold, deſſen geſchwärzte
Flammen entſpie ſein Mund, wenn plumper Laſt er einhertrat[1]).

Virgil nennt dieſes Scheuſal einen Halbmenſchen, ſpäterhin ein Halbthier, wobei man ſich leicht des Stiermenſchen Minotauros erinnert. Die letzten Worte der angeführten Stelle: magna se mole ferebat, ſcheinen auf einen metallenen Koloß zu deuten, und daß er Feuer ſpie, läßt einen Feuer- und Ofengott, wie Moloch und Talos erkennen, wobei jedoch die am Eingange des Heiligthums aufgeſteckten Menſchenköpfe zu bemerken, die an das oben über die Schädelſtätte Golgotha Geſagte erinnern mögen. Hier wurden die zum Opfer geweihten Menſchen, ehe man ſie verbrannte, wohl erſt geköpft; dagegen der kretiſche Talos die Lebenden umklammerte; denn ſie mußten unter jenen convulſiviſchen Verzerrungen des Geſichtes ſterben, die man das ſardoniſche Gelächter nannte, ſ. unten. »Merkwürdig,« ſagt Böttiger, »iſt auch die Aehnlichkeit, die auf alten Denkmälern in der Vorſtellung des durch Herakles erlegten Cacus und des von Theſeus bewältigten Minotauros herrſcht. Antoninus Pius hat die Befreiung der evandriſchen Kolonie am Palatin von Cacus in einer großen Medaille aus Bronze ſo abbilden laſſen, daß der erſchlagene Cacus mit halbem Körper aus der Höhle herausgezerrt zu den Füßen des Herakles liegt, deſſen auf die Keule ſich ſtützende Rechte Jünglinge und Mädchen zu küſſen ſich bemühen. Wer erinnert ſich hiebei nicht des Dankes der atheniſchen Mädchen und Jünglinge an Theſeus, den Minotaurostödter, in den Pitture d'Ercolano?« [1]). Wenn dieſer Cacus drei Köpfe und drei feuerſpeiende Rachen gehabt haben ſoll [2]), ſo erſcheint er der von Bellerophon getödteten dreiköpfigen, feuerſpeienden Chimära ähnlich, die dem Hellenen nur durch Umdeutung und Umwandlung eines ſemitiſchen Namens in das Griechiſche zur Ziege χιμαιρα, χιμαρος ward. Denn es iſt einleuchtend, daß der Name Chimära in die Verwandtſchaft von כמר, camar, entbrannt ſein, חמר, im Talmud anbrennen, חמר, chemar, brennbares Erdharz, Asphalt, Judenpech, gehört, und ſo finden wir auch hier wieder in der Sprache die ſemitiſche Spur. Noch ſei bemerkt, daß das Phänomen des Molochdienſtes in der zuletzt beſprochenen Geſtalt ſich auch in Amerika gefunden. Mehrere hohle Metallſtatuen von ungeheurer Größe mit ausgeſtreckten und gefalteten Händen und in dieſen Koloſſen die Reſte verbrannter Menſchenopfer wurden von den älteſten Entdeckern Amerika's im Jahre 1518 auf einer der Inſeln des mexikaniſchen Meerbuſens geſehen, die ſie Carolina nannten 1).

---

[1] Virg. Aen. 8, 192 ff. Ovid. Fast. 1, 551 ff. Auf dem höchſten Berge der Südſee-Inſel Rajatea iſt der Po, eine geheimnißvolle, noch unbeſuchte Höhle, vermuthlich der Krater eines Vulkans, der durch unterirdiſche Gänge mit einer Höhle an der Küſte zuſammenhängt. Ein Inſulaner ſagte, hier habe einſt ein böſer Geiſt gehauſt, der auf Reiſende herausgeſprungen und ſie in die finſterſten Behälter derſelben geſchleppt, um ſie zu verzehren. Er getraute ſich nicht in die Nähe des Schreckensortes; Baſeler Miſſionsmagazin 1832, S. 275. Auch ſoll in dieſer Höhle ein alter höchſt grauſamer und verhaßter König mit Namen Taihe wohnen, ſ. daſelbſt. Hiemit iſt eine von Anderſon in Cooks dritter Reiſe von 1776—1780 mitgetheilte Sage von Otaheiti zu vergleichen, wonach einſt zwei Menſchen Namens Taheeai auf der Inſel lebten, im Gebirge hauſ'ten, die Landbewohner tödteten und auffraßen und ſo die Inſel entvölkerten, endlich aber dadurch getödtet wurden, daß man Steine erhitzte, in geſäuerten Brodfruchtteig legte und ihnen ſodann zu eſſen gab. Lautet das nicht zugleich wie die Mythe von dem Kinderfreſſer Kronos, dem Rhea einen eingewickelten Stein zum Verſchlingen reichte? Eine mit jenen Taheeais verbundene Frau hatte zwei Zähne von ungeheurer Größe und wurde unter die Zahl der Göttinnen verſetzt. Mit dem Namen Taheeai wird überhaupt ein Kannibale bezeichnet, ſo wie auch ein grimmig ausſehendes Thier mit großen Hauern. Es iſt offenbar, daß Taihe oder Taheeai der Name einer Art von Moloch und Minotaur dieſer Inſeln war, und jene Höhle mit unterirdiſchen Gängen ſein Labyrinth.

---

[1]) Böttiger, Ideen zur Kunſtmythologie, S. 387 f., vergl. über die ganz ähnliche Darſtellung des Theſeus daſ. S. 352.

[2]) Propert. 4, 9. 10. 15.

Daß nun der Menſchenopferdienſt auch ſelbſt in dieſer ausgebildeten Form, wie er von den alten Hebräern im Thale Hinnom getrieben ward, keinem andern Gotte, als dem eigenen, einheimiſchen, nationalen Jehova galt, auch dafür fehlt es nicht an Zeugniſſen. Jeremias ereifert ſich wider das geſammte blutige und grauſame Opferweſen ſeines Volkes; von Brand- und Schlachtopfern, behauptet er, habe Jehova den Vätern des Volkes, da er ſie aus Aegypten führte, nichts geboten 2), womit er alle die vielen und weitläufigen Opfergeſetze des Jehova, die uns der Pentateuch vor Augen legt, für unächt und erdichtet erklärt. Bald darauf iſt auch von jenem im Thale Hinnom getriebenen hebräiſchen Molochismus die Rede, und es wird auch von dieſem behauptet, *daß ihn Jehova nicht befohlen, noch gewollt habe*. »Die Einwohner von Jeruſalem bauten die Höhen des Thopheth im Thale der Söhne Hinnoms, um ihre Söhne und Töchter mit Feuer zu verbrennen, was ich (Jehova) nicht geboten, und was mir nicht in den Sinn gekommen« 3). So auch an einer andern Stelle: »Sie baueten Höhen dem Baal im Thale der Söhne

---

1) L. Vives ad Augustin. de civitate Dei l. VI. c. 19. Vergl. Baumgarten, allgemeine Geſchichte der Länder und Völker von Amerika, 1. Th. S. 646, wo Grijalva auf zwei Inſeln derartige Gräuel trifft, auf einer, die er die Opferinſel nennt, ſechs Leichen in ungeheuern Statuen. In der Südſee fanden ſich bei Zertrümmerung hölzerner Götzenbilder im Innern derſelben eine Menge von Gebeinen geopferter Menſchen, Baſeler Miſſionsmagazin 1832, S. 108.

2) Jer. 7, 22. 3) Jer. 7, 31.

Hinnoms, um ihre Söhne und Töchter dem Moloch zu opfern, was ich ihnen nicht geboten und mir nicht in den Sinn gekommen, daß man ſolche Gräuel thue« ¹). Dieſe Verneinungen und Verſicherungen, daß Jehova alle dieſe Opfer nicht wolle und nicht befohlen habe, wären überflüſſig und abſurd, wenn ſie nicht gegen eine in Iſrael beſtehende Anſicht gerichtet wären, die das bejahte, was der Prophet verneint. Niemand, wie wir ſchon oben bei einer ähnlichen Stelle des Micha bemerkt, widerſpricht und beſtreitet etwas, was gar nicht gilt und Statt findet; was daher Jeremias verneint, muß in Iſrael gegolten haben; das Volk muß geglaubt haben, Jehova ſelbſt verlange ſolche Opfer, wie man ſie im Thale Hinnom brachte, dieſer Cultus ſei ſeine Anordnung, ſein Geſetz; jener ſtierköpfige, glühende Metallgötze kann als ein dem Jehova feindlich entgegenſtehendes Weſen unmöglich betrachtet worden ſein, und glaubte man, es ſei Jehova's Wille und Geſetz, auf dieſem Idole Kinder zu verbrennen, ſo hat daſſelbe auch wohl für nichts Anderes, als eine Darſtellung Jehova's ſelbſt gegolten ²). Die das Idol bezeichnenden Namen Baal und Moloch können uns hiebei in keinerlei Verlegenheit bringen; es ſind keine fremden, ausländiſchen, unhebräiſchen Namen; ſie gehören der eigenen Sprache des Volkes an, Herr, Gott, König bedeutend; daß Iſrael ſeinen Jehova ſeinen Baal nannte, wiſſen wir entſchieden aus einer Prophetenſtelle ³), und wie oft kommen in den altteſtamentlichen Schriften die den

---

1) Jer 32, 35.

2) Vergl. Vatke, Religion des alten Teſtamentes, 1. Thl. S. 355: „Aus der Antitheſe des Jeremia (7, 31. 19, 5.) darf man vielleicht ſchließen, daß das abgöttiſche Volk ſie (die molochiſtiſchen Menſchenopfer) mit dem Jehovadienſte zu vereinen wußte und darin keinen direkten Abfall erkannte." Man getraue ſich doch, beſtimmt zu ſprechen; denn man hat ja das Recht dazu!

3) Hoſea 2, 16. f., wo zugleich der Widerwillen des Propheten gegen dieſen Namen, und die Tendenz, ihn abzuſchaffen, ausgedrückt iſt. Es werde eine Zeit kommen, wo man Jehova nicht mehr ſo nennen, ja dieſen Namen gar nicht mehr hören werde.

Juden noch jetzt zur Bezeichnung ihres Gottes geläufigen Ausdrücke: König — König Jehova — Jehova, König der Herrlichkeit oder Majeſtät, vor! So namentlich in den Pſalmen, deren mehrere mit dem Ausruf: »Jehova iſt König«! gleich ihren Anfang nehmen 1); »Des großen Königes Stadt« heißt Jeruſalem in ebendenſelben 2); auch der Jehova der Propheten wird unbedenklich als König, großer König, ewiger König, König Iſraels, König der Völker bezeichnet 3); zum Könige hatte Iſrael im theokratiſchen Sinne eigentlich nur den Jehova 4), und wenn die in der Bibel gebräuchliche Wortform, in der Jehova König heißt, Melech iſt, der metallene Götze aber, auf deſſen glühenden Armen man Kinder verbrannte, den ausſchließlichen Namen Molech führt, ſo iſt das doch nur verſchiedene Ausſprache eines und deſſelben Wortes, wie ſie auch ſonſt oft genug vorkommt 5), und da die Vokalzeichen der hebräiſchen Schrift urſprünglich fehlten, ſo iſt der ganze Unterſchied rückſichtlich des alten Gebrauches in Paläſtina und bei den bibliſchen Schriftſtellern noch überdies ſehr ungewiß. Doch kann

---

1) Pſ. 5, 3. Pſ. 24, 7 — 9. Pſ. 44, 5. Pſ. 47, 3. Pſ. 98, 6. Pſ. 93, 1. Pſ. 97, 1. Pſ. 99, 1. Vergl. Pſ. 96, 10. Pſ. 146, 10.

2) Pſ. 48, 3.

3) Pſeudojeſ. 44, 6. c. 52, 7. Jer. 10, 7 u. 10. Zephanja 3, 15. Malcachi 1, 14.

4) 1 Sam. 8, 7. c. 12, 12.

5) Vergl. z. B. אמר, omer und emer, Wort; אשר, oscher und escher, Glück; בשם, bosem und besem, Gewürz; חוק, chosek und chesek, Hülſe; גשם, goschem u. geschem, Regen; חצן, chozen und chezen, Buſen; חסר, choser und cheser, Mangel; מתק, mothek und methek, Süßigkeit; נשר, noscher und nescher, Unglück; סבל, sobel und sebel, Laſt; עצם, ozem und ezem, Körper; עמק, omek und emek, Tiefe, Thal; in welche Reihe denn auch מלך, molech u. melech gehört. Dem mit der Grammatik Vertrauten ſind die ſogenannten Segolatformen mit a, e und o in der erſten Sylbe, deren eine מלך iſt, ohnehin bekannt.

man annehmen, daß einſt ſchon in Paläſtina und bei noch im Schwange gehenden Molochdienſte beide Formen in der Art neben einander beſtanden, daß Molech, die ältere, am Idole haftete und ſich nur noch in Verbindung mit dem molochiſtiſchen Opfercultus erhielt, während der ſonſtige, dem reformirten Jehovismus anheimfallende Sprachgebrauch nur Melech ſagte.

Es fragt ſich nun, wo in Bibel und Geſchichte des hebräiſchen Volkes die erſte Spur des Ofen- und Molochdienſtes in dieſer ausgebildeten Form zu finden. Ich habe ſie ſchon in der Geneſis und zwar in der Geſchichte Abraham's entdeckt. Es iſt zwar nur ein einziges Wort, ein bloßer Name, auf den ich mich berufen kann, der aber wie ein Blitz in der Nacht auf einmal das ganze ſchauerliche Geheimniß enthüllt. Es iſt der Name des Sohnes, den Abraham zu opfern geht, der Name Iſaak. Wir wiſſen nehmlich, daß man durch die den Verbrennungsſchmerz erregten Geſichtsverzerrungen, unter welchen die Menſchen in den Armen jenes ehernen, feuerglühenden Talos auf Kreta und Sardinien ſtarben, das ſardoniſche Gelächter nannte [1]; nun iſt der Name Iſaak יצחק oder ישחק von צחק, שחק gebildet, welches lachen bedeutet; und ſo wird auf einmal das noch ſo tief Verhüllte klar: Iſaak ſollte lachen, wie jene Opfer des Talos, in oder auf den Armen der glühenden Metallſtatue, und der Name war zunächſt nicht der eines Einzelnen, als ſolchen, ſondern ein Wort der molochiſtiſchen Cultusſprache, das ein zu jenem fürchterlichen Sterbegelächter beſtimmtes Menſchenopfer bezeichnete, in ähnlicher Art, wie wir oben die Namen Zille und Kypariſſos zu faſſen veranlaßt waren.

Nun merke man auf folgenden Zuſammenhang. Der Ort, wohin Abraham ſeinen Sohn zum Opfer führte, iſt der Geneſis zufolge ein Berg »des Landes Morija« oder »der

---

[1] Vergl. Böttigers Ideen zur Kunſtmythologie, S. 359, 378.

Gegend des Morija« geweſen, wie man überſetzt[1]) — Morija hieß der ſüdöſtliche, mit dem höheren, weſtlich gelegenen Zion durch eine Brücke verbundene Hügel von Jeruſalem[2]), und hier iſt der Ort des ſalomoniſchen Tempelbaus: »Und Salomo begann das Haus Jehova's zu bauen zu Jeruſalem, auf dem Berge Morija, der David, ſeinem Vater, gezeigt war, an dem Orte, den David beſtimmet hatte auf der Tenne Arnan's, des Jebuſiters«[3]). War jener Berg und jene Gegend Morija, wo Abraham ſeinen Sohn hinführte, wo dieſer das Sterbegelächter der Molochopfer lachen ſollte, ein dem althebräiſchen Moloch-Jehova heiliges Revier mit einem Idol und Cultus der beſchriebenen Art, ſo drängt ſich die Vermuthung auf, daß auch wohl der gleichnamige Ort, wo die ſogenannte Tenne Arnans oder Aravna's ſtand, jener ſo ausgezeichnete Opferplatz des David, wo Salomo durch molochdieneriſche Phönizier ſeinen berühmten Tempel baute, nichts Anderes als ein Heiligthum und Opferplatz des Moloch, gleich jenem des Abraham geweſen, und daß auch der berühmte ſalomoniſche Tempel keinem andern Gott und Cultus gewidmet geweſen. Jene Phönizier hätten einem ihrer Religion feindſeligen Gotte, hätten dem reformatoriſchen Jehova der Propheten und der reformatoriſchen Geſetzgebung des Pentateuches gewiß keinen Tempel gebaut, und gar nicht dieſem Gotte war es angemeſſen und natürlich, von ſolchen verhaßten Heiden ſich einen bauen zu laſſen. Mit dieſen aber ſehen wir David und Salomo im Bunde und in inniger Freundſchaft und Verbrüderung ſtehen. »Und es ſandte Hiram, der König von Tyrus, ſeine Knechte zu Salomo, denn er hatte gehört, daß ſie ihn geſalbt zum Könige an ſeines Vaters Statt; denn Hiram war ein Freund Davids geweſen alle Zeit.« — »Und Hiram freuete ſich und ſprach: Geprieſen ſei Jehova heute, welcher dem David einen weiſen Sohn gegeben über dies große Volk« — »Und es war Friede zwiſchen Hiram und Salomo, und ſie ſchloſſen einen Bund mit einander«[1]. Wobei die Anerkennung, die dem Jehova durch Hiram wird, nicht wenig auffallend iſt, ſich aber leicht aus dem angegebenen Geſchichtspunkt erklärt. Die urkundlichen Beweiſe dieſer Verbindung Hirams mit Salomo ſollen noch zur Zeit des Joſephus in den tyriſchen Archiven gelegen haben[2].

---

[1]) 1 Moſ. 22, 2. [2]) Josephus Arch. 15, 14.

[3]) 2 Chron. 3, 1.

Daß es mit dem ſalomoniſchen Tempel eine unheimliche Bewandtniß gehabt, dafür fehlt es auch ſonſt nicht an Spuren. So wird von einer Reformation des Königes Aſa berichtet, wobei der eherne Brandopferaltar des ſalomoniſchen Tempels auf eine räthſelhafte Weiſe zur Sprache kommt. »Und Aſa faſſete Muth und ſchaffete die Scheuſale aus dem ganzen Lande Juda und Benjamin und aus den Städten, die er genommen vom Gebirge Ephraim und erneuerte den Altar Jehova's, welcher vor der Halle Jehova's[3]. Was ſoll das heißen? Iſt von einer Wiederherſtellung des Altars, als welcher entfernt worden, oder einer Wieder-Weihung deſſelben, als welcher zum Götzendienſt gebraucht worden, die Rede? Da ſollte man aber erwarten, etwas von dem zu leſen oder zuvor geleſen zu haben, was ſeit Salomo in und mit dem Tempel Mißbräuchliches und Götzendieneriſches vorgegangen; darüber jedoch herrſcht tiefes Stillſchweigen, und es gewinnt ſo den Anſchein, als wenn jener Altar ſelbſt, ſo wie er von Salomo her exiſtirte, einer Aenderung und Neugeſtaltung bedürftig geweſen. War dieſer eherne Altar vielleicht nichts Anderes, als jener eherne Götze des phöniziſchen Molochcultus, der gar wohl ein Altar heißen konnte, weil man ihm die zu opfernden Kinder in die zum Empfang ausgeſtreckten, glühenden Arme legte? In der That, dieſes Idol ſcheint von Salomo an bis auf Aſa's Reformation unangetaſtet im Tempel geſtanden, und dieſer erſt einen zu Thieropfern beſtimmten Altar an deſſen Stelle geſetzt zu haben 1). Doch finden wir ihn im Tempel unter dem molochdieneriſchen Ahas wieder, der ihn nicht wegſchafft, ſondern ihm nur eine andere Stelle giebt 2). Die Sache iſt näher dieſe. Ahas ſieht zu Damaskus einen Altar, der ihm gefällt, und nach deſſen Muſter er einen für den Tempel zu Jeruſalem machen läßt. Um ihn anzubringen, macht er eine Veränderung in der Stellung des ſogenannten ehernen oder kupfernen Altars und gebietet dem Prieſter Uria Folgendes: »Auf dem großen Altar zünde das Morgenopfer an, und das Abend-Speisopfer und das Brandopfer des Königes und ſein Speisopfer und alle Brandopfer des ganzen Volkes des Landes und ihre Speisopfer und ihre Trankopfer und alles Blut der Brandopfer und alles Blut anderer Opfer ſollſt du auf ihn ſprengen, und wegen des kupfernen Altars will ich mich bedenken.« So de Wette. Von einem aus dem Bedenken des Königs hervorgegangenen Entſchluſſe hört man nichts. Es iſt auch wohl von gar keinem Bedenken die Rede. Das Wort, das daſſelbe bezeichnen ſoll, iſt בקר; dies heißt chald. auch ſuchen; und den Jehova ſuchen oder das Antlitz Jehova's ſuchen (בקש, דרש, שחר) bedeutet: ſich an ihn wenden, zu ihm flehen, ihn anbeten; das kann auf die Vermuthung führen, daß an unſerer Stelle der Name des Gottes ausgelaſſen worden, den zu ſuchen, den mit Darbringung von Opfern auf jenem Altar zu verehren, der König ſich vorbehielt; war das der Name Jehova, ſo war kein Grund, den Text zu verſtümmeln; es iſt alſo wohl המלך, der Molech, geweſen, und die Worte: ומזבח הנחשת יהיה-לי לבקר ſind ſo zu verſtehen: und der eherne Altar (der Molochgötze) bleibe mir, den Moloch zu ſuchen, ihn mit Darbringung eines Kindes zu verehren. Daß המלך geſtrichen ward, geſchah, wenn es der Fall war, nicht zu Gunſten des ſonſt gar nicht geſchon-

---

[1] 1 Kön. 5, 15. 21. 26; vergl. 2 Chron. 2, 2. ff.; 2 Sam. 5, 11 und ſonſt.

[2] Joseph. antt. 8, 2. 8. Apion. 1. 17.

[3] 2 Chron. 15, 8.

---

1) Vergl. 2 Chron. 15, 11. 3) 2 Kön. 16, 14.

ten, hart genug verklagten Königes, von dem es im Vorhergehenden heißt, er habe auch ſeinen Sohn verbrannt, alſo Molochdienſt getrieben [1]); es geſchah zu Gunſten des ſalomoniſchen Brandopferaltars, von dem man nicht mehr wiſſen ſollte, was es mit ihm für eine Bewandtniß gehabt. Es iſt indeſſen noch eine zweite Erklärung jenes בקר möglich, wobei man gar keine Auslaſſung anzunehmen braucht. Wir werden unten finden, daß der ſtierköpfige Molochgötze, dem David auf der Tenne Aravna opferte, הבקר, der Stier, בקר העלה, der Opferſtier, Brandopferſtier, genannt wurde; von dieſem בקר, Stier, Stiergötze, konnte ein denominatives Verbum בקר, dem Stiere, Stiergott, opfern, gemacht worden ſein [2]), und dieſes Wort iſt es vielleicht, was uns an jener Stelle entgegentritt. Aber auch abgeſehen von der Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit dieſer Erklärungen, bleibt die Stelle bedenklich genug, und auch die angeführte Ueberſetzung de Wette's würde bei der dargelegten verdachtvollen Natur des ehernen Altars, über den ſich der König bedenken will, auf ein fortdauerndes Hängen deſſelben an ſeinem Molochismus, in welchem er in letzter Zeit nur wankend geworden, zu beziehen ſein.

Weiter iſt zu beachten und findet hier wohl ſeine genügendſte Erläuterung ein wunderlicher Widerſpruch, in welchen zwei bibliſche Relationen über den König Manaſſe ſtehen. Nach der einen beharrte dieſer große Götzendiener, der auch ſeinen eigenen Sohn dem Moloch opferte, in ſeiner Verſtocktheit bis in den Tod [3]); nach der andern bekehrte er ſich gründlich zum Jehovadienſt und ſtellete den Altar Jehova's her [4]).

---

[1]) 2 Kön. 16, 3.

[2]) So אהל, ohel, Zelt; אהל, ahal, mit Zelten umherziehen, Hiphil daſſelbe; שרש, schoresch, Wurzel, Piel: scheresch, entwurzeln, Poel, Poal und Hiphil, Wurzel ſchlagen; von לבן, laban, weiß ſein, kommt לבנה, lebena, Ziegelſtein, und von dieſem wieder laban, Ziegelſteine formen.

[3]) 2 Kön. 21, 1—18.

[4]) 2 Chron. 33, 12. ff. v. 16. Der hebräiſche Ausdruck iſt הכין,

Beide Darſtellungen in Einklang zu ſetzen, kann nicht gelingen; »ein ſo wichtiges Factum konnte der Verfaſſer des Buches der Könige nicht übergehen; dagegen wird die Nachricht der Chronik verdächtig, da ſie mit dem doppelten Streben des Verfaſſers, das untheokratiſche Leben der jüdiſchen Regenten in möglichſt mildem Lichte zu zeigen und alles teleologiſch zu motiviren, ſo nahe zuſammentrifft.« So Winer [1]). Aber vielleicht hat die Erzählung der Chronik, ſo unhiſtoriſch ſie ſein mag, doch eine Veranlaſſung und hiſtoriſche Grundlage gehabt, die nur in einem falſchen, die hiſtoriſche Wahrheit in ihr Gegentheil verkehrenden Sinne aufgefaßt und benutzt worden iſt. Der Regierung des Manaſſe geht jene geprieſene des Hiskia voraus, der ſich dem Götzendienſt, wie ihn der reformatoriſche Jehovismus vernichtet haben wollte, feindlich erwies; dieſer hat den alten Molochgötzen, dem ſein Vorgänger Ahas nur eine andere Stelle im Tempel gegeben, wohl ſchwerlich im Heiligthum gelaſſen; ganz natürlich aber iſt es, anzunehmen, daß ihn der molochdieneriſche Manaſſe wieder in den Tempel ſtellte [2]), und das möchte es geweſen ſein, was die Geſchichte berichtete, indem ſie von der Herſtellung des ſalomoniſchen Brandopferaltars durch Manaſſe ſprach; die Relation der Chronik aber faßt dies ſo auf, als habe ſich Manaſſe zu dem reformatoriſchen Jehovismus bekehrt, in deſſen Glanzlicht die verfälſchte Hiſtorie der Hebräer die Regierungen David's und Salomo's ſtellt. Noch iſt der merkwürdige Umſtand hervorzuheben, daß im 2. Buch der Könige, ſo wie in der dem Propheten Jeremia angehängten Nachricht von der Zerſtörung Jeruſalems, bei umſtändlicher Aufzählung der ehernen Geräthſchaften im ſalomoniſchen Tempel, des ehernen Altars mit kei-

---

ſtellen, während in obiger Nachricht von der Erneuerung des Altars durch Aſa חדש ſteht.

1) Realwörterb. II. S. 63. Vergl. Gramberg, Religionsideen II. S. 233. ff.

2) Vergl. 2 Kön. 21, 3. 2 Chron. 33, 3.

ner Sylbe gedacht wird [1]). Dieſe Scheu, ihn nur zu nennen, ſteigert den Verdacht auf's Höchſte, und ſo vieles Auffallende zuſammen genommen — ſollte es nicht die Berechtigung geben, in dieſem räthſelhaften Opferaltare Salomo's etwas ganz Anderes zu erblicken, als wofür er bis jetzt gehalten worden iſt? Schließen wir nun von dem ehernen Altar des ſalomoniſchen Heiligthums auf den des moſaiſchen zurück, wovon uns der Pentateuch eine gewiß nicht ächte Beſchreibung liefert [2]), ſo werden wir ſelbſt in dieſer noch weit verhüllenderen Darſtellung das Wahre durchſchimmern ſehen; denn wenn dieſer Altar nicht nur *gehörnt*, wie der Moloch ſtierköpfig, ſondern auch *hohl* und *geſalbt*, wie eben dieſer, erſcheint [3]), ſo werden diejenigen, in deren Intereſſe es nicht liegt, ſich ſelbſt zu verblenden, zur Genüge unterrichtet ſein [4]).

Daß es ferner einmal Gebrauch geweſen, im jeruſalemiſchen Tempel Menſchen zu opfern, und zwar dem Jehova, dem eigenen, nationalen Gotte Iſraels, das bezeugt ſogar noch ein bibliſcher Pſalm, in welchem der Dichter verkündet, daß er dem Jehova zum Danke für eine Lebensrettung und zur Erfüllung eines in der Noth gethanen Gelübdes ein ſolches Opfer im Tempel zu Jeruſalem öffentlich darbringen werde: »Meine Gelübde will ich dem Jehova erfüllen vor den Augen ſeines ganzen Volks. *Koſtbar iſt in Jehova's Augen der Tod ſeiner Frommen.* O höre mich, Jehova — — — — — dir will ich opfern Opfer des Dankes und Jehova's Namen anrufen. Meine Gelübde will ich dem Jehova erfüllen vor den Augen ſeines ganzen Volkes in den Vorhöfen des Hauſes Jehova's, in deiner Mitte, Jeruſalem!« [1]). Merke man hier zunächſt auf die nachdrückliche, wiederholte Verſicherung, daß der Dichter ſeine Gelübde bezahlen werde, und zwar vor den Augen ſeines ganzen Volkes, damit, wie es ſcheint, kein Zweifel bleibe, daß ſie wirklich erfüllt worden ſeien. Wozu dieſer Nachdruck, dieſe Wiederholung, dieſe Verwahrung vor etwaigem Zweifel und Mißtrauen? Da kann von keiner geringen Sache, von keinem ſo gemeinen Opfer, wie ein Thieropfer geweſen wäre, die Rede ſein; da iſt etwas Größeres, ſchwerer zu Vollbringendes, Koſtbareres gemeint. Was iſt aber koſtbar, werth, ganz beſonders angenehm in den Augen Jehova's? »Der Tod ſeiner Frommen«, d. h. die Opferung von Menſchen, die aus dem eigenen Volke, aus der Mitte der frommen, treuen Verehrer Jehova's genommen ſind, im Gegenſatze gegen Feinde, Ausländer, Kriegsgefangene, Ketzer, Religionsverbrecher. Denn auch dieſe werden geopfert, ſind aber lange nicht ſo große und koſtbare Opfer, als diejenigen, die aus Individuen des eigenen, orthodoxen, heiligen Geſchlechtes beſtehen. An Thieropfer iſt ſomit gar kein Gedanke; ſelbſt Menſchenopfer der bezeichneten geringer geachteten Art wären zu ſchlecht und gemein; der Dichter hat etwas weit Edleres, hat höchſt wahrſcheinlich ein Individuum der eigenen Familie, ein Kind, zum Opfer zu bringen gelobt.

---

[1] 2 Kön. 25, 13. ff. Jer. 52, 17. ff.

[2] Vergl. Bohlen, Geneſis Einl. S. XII. ff.

[3] 2 Moſ. 27, 2. v. 8. c. 29, 36. Vergl. das über den geſalbten Opferaltar und Molochgötzen unten Folgende.

[4] Eine noch nähere und mit eigenthümlichen Forſchungen verbundene Beleuchtung dieſes Gegenſtandes hat man von Herrn Bibliothekar Dr. Ghilany in Nürnberg zu erwarten. Auch dieſer, ſich mit mir auf gleichem Wege hiſtoriſcher Unterſuchung und Erkenntniß befindende Gelehrte, kann nicht umhin, in dem ehernen Altare der Stiftshütte und des ſalomoniſchen Tempels das metallene Idol des phöniziſchen Molochdienſtes zu ſehen.

Gehen wir nun zur Unterſuchung des jeruſalemiſchen Tempels in ſeiner erſten Geſtalt und Anlage, der ſogenannten Tenne Aravna's, als des Ortes über, den David wählt, um zur Abwendung einer Peſt zu opfern [2]). Auch hier blickt durch die Umbildungen, welche die Ueberlieferung erfahren, noch gar merkwürdig das Urſprüngliche durch. In einer außerordentlichen Plage und Bedrängniß des Volkes, bei einer mörderiſch wüthenden Seuche, nimmt der König, angewieſen vom Seher Gad, ſeine Zuflucht zu einem Opfer auf der Tenne des Jebuſiters Aravna — warum? Die Relation giebt keinen Grund an. Zwar wird erzählt, der Engel Jehova's, der, das Volk verderbend, ſeine Hand über Jeruſalem reckte, ſei bei der genannten Tenne geſtanden; ſo daß es ſcheinen kann, als ſei dieſe Erſcheinung als Grund der Wahl dieſes Ortes gedacht; allein es wird zugleich angegeben, noch vor dem Ankauf der Tenne und dem Opfer darauf habe der Gott dem Sterben ein Ende gemacht: »Und der Engel reckete ſeine Hand aus über Jeruſalem, ſie zu verderben; da bereuete Jehova das Böſe und ſprach zu dem Engel, der da unter dem Volke verderbete: Genug, nun ziehe deine Hand zurück! Der Engel Jehova's war aber bei der Tenne Aravna's des Jebuſiters« [1]). Und doch bedarf es noch immer des Opfers auf der Tenne zur Abwendung der Peſt, und erſt durch dieſes »ließ ſich Jehova erbitten vom Lande, und die Plage ward abgewehrt von Iſrael« [2]). — »Und Jehova befahl dem Engel, da zog er ſein Schwert zurück in ſeine Scheide. Zu ſelbiger Zeit, als David ſah, daß ihn Jehova erhörete auf der Tenne Arnan's, des Jebuſiters, ſo opferte er daſelbſt« [3]). Die Erzählung ſcheint ſomit aus zwei verſchiedenen Relationen zuſammengeſetzt, deren eine den Gott ohne jenes Opfer dem Lande wieder verſöhnt werden läßt, deren andere hingegen erſt in Folge deſſelben. Hier drängt ſich die Frage auf, hatte vielleicht die erſtere Relation ihre guten Gründe, warum ſie gar nichts von dem Opfer wiſſen wollte, war es vielleicht von einer gewiſſen ſchrecklichen Art? Und half ſich vielleicht die zweite Relation dadurch, daß ſie das Opfer zwar nicht ganz verſchwieg, aber ihm doch ſeinen anſtößigen Charakter nahm? Dazu kommt folgende Vermuthung. Daß man auf jener Tenne den Verderber erblickt haben ſoll, erſcheint zwar als ein mythiſcher Zug, mit dem ſich der Hiſtoriker nicht zu befaſſen braucht; allein er hat doch wohl eine Veranlaſſung gehabt; es liegt ihm doch wohl irgend etwas zu Grunde, was nur dieſe mythiſche Geſtalt erhalten — und was iſt das? Erinnern wir uns, daß Jehova dem alten Hebräer ein Gott der Zerſtörung, des Verderbens war, daß dies ſelbſt ſein Name beſagt, ſo wie auch dem Griechen ſein Apollon der Verderber Απολλων und ουλιος hieß, auch wie Jehova Peſtgott war. Dieſer Verderber ſtand ſicher dort auf der ſogenannten Tenne Aravna's, nehmlich ein Idol deſſelben, eine Statue jenes alten, vorreformatoriſchen Jehova, der ein und derſelbe mit dem canaanitiſchen und phöniziſchen Moloch war; es ſtand auf der Tenne Aravna's ein Molochbild, und die Tenne war ein Heiligthum dieſes Moloch-Jehova, eingerichtet zu fürchterlichem Menſchenopferdienſte. Scheint doch ſelbſt noch eine Nachricht von den in bekannter Weiſe ausgeſtreckten Händen des Götzen in der Erzählung enthalten zu ſein, da der Engel des Verderbens, bei der Tenne ſtehend, die Hand ausreckt; ein Zug, der in der Chronik verwiſcht iſt, indem hier der Engel nicht mehr einfach die Hand, ſondern ſein Schwert über Jeruſalem zückt [1]). So erklärt ſich erſtlich dieſe Mythe von dem Peſtengel, zweitens ergiebt ſich daraus der hiſtoriſche Grund, aus welchem es ſo heilſam geweſen ſein ſoll, zur Peſtzeit an jenem Orte zu opfern. Daß hier an kein geringes, unbedeutendes Opfer zu denken, wäre ohnehin klar; Mythologie und Geſchichte belehren uns vielfältig, daß man im Alterthume zu den Zeiten großer Noth und Bedrängniß, beſonders wenn Seuchen wütheten, ſeine Zuflucht zu Menſchen- und Kinderopfern nahm; wie es mit dem althebräiſchen Opferweſen überhaupt beſchaffen geweſen, iſt gezeigt worden, und um nur bei der Lage der Dinge unter David ſtehen zu bleiben, ſo bedurfte es ja unter dieſem auch zur Zeit einer Hungersnoth eines

---

[1]) Pſ. 116, 14 ff.

[2]) 2 Sam. 24, 15 ff. und 1 Chron. 21, 14 ff.

---

[1]) 2 Sam. 24, 16. vergl. 1 Chron. 21, 15. [2]) 2 Sam. 24, 25.
[3]) 1 Chron. 21, 27 f.

---

1) 1 Chron. 21, 16.

Menſchenopfers, und erſt nachdem jene ſieben Männer aus dem Hauſe Saul's zur Sühne geopfert worden, iſt Jehova befriedigt und dem Lande verſöhnt; wie könnte man glauben, daß ſich derſelbe zur Peſtzeit mit einem Thieropfer und noch dazu mit einem ſo ärmlichen, als es nach den vorliegenden Erzählungen erſcheint, begnügt haben werde! Aber gerade in dieſe Aermlichkeit des Opfers verhüllt ſich eine neue Spur des auf jener Tenne getriebenen Molochdienſtes. Aravna ſagt nehmlich zu David: »Es nehme mein Herr, der König, die Tenne und opfere, was ihm gut däucht; ſiehe, die Rinder zum Brandopfer und die Dreſchwagen und das Geſchirr des Rindes zum Holze« [1]). — »Nimm dir die Tenne, und es thue mein Herr, der König, was ihm gut däucht; ſiehe, ich gebe die Rinder zum Brandopfer, und die Dreſchwagen zum Holz und Waizen zum Speisopfer« [2]). Das iſt doch beim Himmel wunderbar, wie kümmerlich es hier zugeht! David muß, um opfern zu können, von dem Jebuſiter Rindvieh und Waizen kaufen, als hätte er und ſein Volk nicht ſelber dergleichen zum Opfern gehabt, und als hätte ſein Königs-, Sieger- und Nationalſtolz es zugelaſſen, ſich ſo tief zu einem überwundenen Feinde herabzulaſſen; denn die Jebuſiter waren die früheren Beſitzer von Jeruſalem (Jebus) geweſen und David hatte dieſe ihre Stadt erobert. Ja noch mehr: es müſſen ſogar die Dreſchwagen und das Geſchirr des Rindes zum Holze herhalten! Insbeſondere jedoch wird auf den Kauf des Rindes Gewicht gelegt, und es heißt zuletzt im Buche Samuels nur ganz einfach: »Und ſo kaufte David die Tenne und die Rinder um fünfzig Seckel Silbers.« Er kauft mit dem Orte הבקר, das Rindvieh, die Rinder — erinnern wir uns dabei, daß das Molochbild der alten Hebräer, wie das zu Karthago, einen Stierkopf gehabt und daß jener, Talos genannte, kretiſche und ſardiniſche Molochgötze auch Tauros, der Stier, hieß; denken wir an den kreti-

---

1) 2 Sam. 24, 22. 2) 1 Chron. 21, 23.

ſchen Minotauros, den kretiſchen und marathoniſchen Stier, den trojaniſchen Paris u. ſ. w. zurück, ſo werden wir merken, daß von dem Ankauf eines ſtierköpfigen Molochbildes die Rede iſt, welches auch ſo הבקר, der Stier κατ' ἐξοχην hieß. Zwar pflegt בקר in dem uns vorliegenden Hebräiſchen nicht für den einzelnen Stier zu ſtehen, ſondern collect. Rindvieh, Rinder zu bedeuten; aber es iſt doch eine Singularform, die einmal auch Singularbedeutung haben konnte, auf welche letztere auch der vorkommende Plural בקרים führt. Der Stier הבקר erſcheint aber auch mit dem Zuſatz לעלה — ſo iſt er der Opferſtier, vergl. מזבח העלה, Brandopferaltar. Der Stier, das ſtierköpfige Molochbild iſt ja, wie ſchon oben bemerkt, zugleich der Altar für das zu bringende Menſchenopfer, das man dem Idol in die ausgeſtreckten, glühenden Arme legt. Daß mit jenem Ausdruck in unſerer Erzählung urſprünglich wirklich ſo etwas, und nicht ein zum Opfer zu bringender eigentlicher Stier gemeint worden ſei, wird vollends durch Folgendes klar. Aravna ſagt: »Es nehme der König und opfere, was ihm gut däucht; ſiehe die Rinder zum Brandopfer« u. ſ. w. Hier iſt erſtlich ſonderbar, daß Aravna ſein Rindvieh anbietet, ohne darum angegangen zu ſein, als ob ſich das ſo von ſelbſt verſtände und kein anderes Rindvieh als das ſeinige vorhanden wäre, welches Räthſel ſich aber löſ't, wenn man den Ausdruck הבקר in der angegebenen Weiſe faßt. Zweitens wird in jenen Worten die Wahl des Opfers zuerſt unbeſtimmt gelaſſen und dem Gutdünken, der Willkür des Königs anheimgeſtellt, ſogleich darauf aber und in unbegreiflichſtem Widerſpruche damit ein beſtimmter Gegenſtand, das Rindvieh des Beſitzers der Tenne zum Opfer angewieſen. Hieraus iſt zu erſehen, daß mit dem letzteren etwas anderes gemeint ſein müſſe, als Vieh, zum Opfer beſtimmt, und auch hier erklärt ſich die Sache auf's genügendſte, wenn wir in dem Opferſtier die ſtierköpfige Opferſtatue erkennen. Was wirklich geopfert ward, war höchſt wahrſcheinlich ein eigenes Kind des Königes, ganz nach Art jener ſpätern hebräiſchen

Könige, die ihre eigenen Kinder dem Moloch zum Opfer verbrannten, und wenn Aravna ſagt: »Der König nehme und opfere, was ihm gut dünkt« — ſo ſcheint er den furchtbaren Sinn: »hier magſt du, wie es Brauch und wie es dein Vorſatz iſt, dein eigenes Kind opfern« — nicht geradezu ausdrücken, ſondern, das Vatergefühl des Königes ſchonend, umſchreiben zu wollen. Indem aber Aravna den Stier übergiebt, weiſ't er auch auf das dazu gehörige Geſchirre des Stieres: »das Geſchirre des Rindes zum Holze« hin. Hier iſt כלי, Geſchirr, wohl für כליא, Kerker, in der Bedeutung: Behältniß, Höhlung, zur Einlegung des Brennholzes, geſetzt; כלי הבקר לעצים alſo eigentlich der Ofen des Stieres, Stiergötzen, zu deſſen Heizung und Glühendmachung. Und ſo merken wir, daß dieſen Erzählungen eine alte, Alles ganz unverholen im Geiſte der vorreformatoriſchen Orthodoxie des molochiſtiſchen Jehova-Cultus vortragende Ueberlieferung zu Grunde liegt, von der beſonders noch im 2. Buche Samuels erkennbare und wörtliche Reſte vorhanden ſind. Doch ſind noch einige Fragen zu beantworten: wie kommen die Dreſchwagen herein? Wie ward dieſes Heiligthum des Moloch zu einer Dreſchtenne, auf welcher in der Chronik Aravna Waizen driſcht? Wer war dieſer Aravna und was hatte er für ein Verhältniß zu dem Heiligthume? Was das letztere als angebliche Dreſchtenne betrifft, ſo erklärt ſich die Sache durch das Wort גרן, welches einen ebenen, freien Platz überhaupt, insbeſondere aber eine Dreſchtenne, einen feſtgeſtampften Platz auf freiem Felde bedeutet. Dieſe beſondere Bedeutung ſchob man dem Worte unter, und ſo ward aus dem heiligen Bezirk, auf dem das Idol ſtand, eine Dreſchtenne, und aus Aravna ein Dreſcher. Was aber dieſer für ein wirkliches Verhältniß zu dem Orte hatte, läßt ſich auch errathen. Der Name dieſes räthſelhaften Mannes wird ſehr verſchieden und ſchwankend geſchrieben, als: ארונה, אורנה, ארניה, ארנן, woraus zu ſehen, daß die ſichere Form und Ausſprache des Namens verloren iſt. ארונה kann man auch Arona leſen, und ארנן mit der ſehr leichten Aenderung in ארון kann Aron heißen; wobei ſich leicht der Name des Hohenprieſters Aaron, Aharon, vergleicht, der auch Hoherprieſter überhaupt bedeutet. Ich habe mit dieſem an einem andern Orte und in einem daſelbſt entwickelten völkergeſchichtlichen Zuſammenhange den Namen eines Oberhaupts der Prieſterſchaft auf den Sandwich-Inſeln Orono, ſo wie mit dem Moria als Kinderopferplatz des Abraham jene Menſchen- und Kinderopferplätze des ſtillen Meeres verglichen, welche Morai heißen [1]). Beide Namen finden wir hier beiſammen, indem ja die Tenne Aravna's (Arona's) auf einer Höhe, Namens Moria, dem heiligen Berge des nachherigen ſalomoniſchen Tempelbaues, lag. Schon hieraus läßt ſich die Vermuthung ſchöpfen, daß Aravna ein Prieſter des Molochcultus, und ihm, als ſolchem, ſeine ſogenannte Tenne eigen war. Sodann kommt jener Name in der Verbindung ארונה המלך vor, worin man nun ſogleich die Bedeutung: Prieſter des Molech oder Moloch erkennen wird. Die Stelle wird wunderlich überſetzt, als: »Alles gab Aravna der König, dem Könige« oder, wie oben und bei de Wette: »Das Alles giebt Aravna, o König, dem Könige.« Der wahre Sinn der Worte iſt vielmehr dieſer: »Alles (Heiligthum und Götzenbild) übergiebt, überläßt der Prieſter (Aaron Aron, Aronah) des Molech (= Melech, König) dem Könige (David), damit er nach ſeinem Vorhaben dem Molech opfere.« Und nur ſo begreift ſich endlich die Behandlung, die Aravna vom König erfährt. Denn — muß man endlich fragen — wie kommt es doch, daß der König mit dieſem Jebuſiter, einem Mann aus einem kürzlich überwundenen, canaanitiſchen Volksſtamme, ſo viel Umſtände macht; daß man ihn nicht nur bisher im ruhigen Beſitze ſeines Eigenthums gelaſſen, ſondern ihn auch jetzt, da man deſſelben zum Cultus benöthigt iſt, nicht ſofort aus ſeinem

---

[1]) Athenäum, October 1839, S. 14 und 19. In gegenwärtigen Werke ſ. Anhang III.

Beſitze vertreibt, ſich nicht ohne Weiteres des Platzes bemächtigt, ſondern ihm denſelben mit ſo vieler Rückſicht und Höflichkeit um Geld abkauft. Dies muß bei der im alten Teſtamente ſo häufig und unverhüllt hervortretenden Sitte der alten Hebräer, mit ihren Feinden aufs allerſchonungsloſeſte und barbariſchſte zu verfahren, nicht wenig Wunder nehmen; allein auch dieſes Räthſel löſ't ſich ganz ungezwungen in der Einſicht auf, daß die Hebräer Molochdiener gleich den Jebuſitern und andern verwandten Stämmen Canaans waren; daß Aravna ein angeſehener Prieſter oder Prieſterfürſt dieſer gemeinſam-ſemitiſchen Religion, und darum eben ſo heilig und unantaſtbar auch dem ſiegenden und erobernden Hebräer war, als es innerhalb des Chriſtenthums der Biſchof eines feindlichen Gebietes einem gut katholiſchen Eroberer iſt. Der Ankauf des Heiligthums von Aravna hatte wohl dieſen Sinn, daß damit die Prieſterwürde auf David und ſeine Familie ſelbſt übergehen und ſo ſein Opfer auf jener Höhe deſto nationaler und kraftvoller ſein ſollte. David trägt ja den bibliſchen Berichten zufolge prieſterliche Kleider und verrichtet prieſterliche Geſchäfte, auch ſeine Söhne werden Prieſter genannt, und ſein Sohn Salomo verrichtet bei der Einweihung des Tempels, den er an eben dieſem Platze, der Tenne Aravna, erbaut, die Functionen eines oberſten Prieſters. Ja, wenn ſtatt der Worte ובני דויד כהנים היו »und die Söhne Davids waren Prieſter«, wie ſie das 2. Buch Samuels giebt, an der entſprechenden Stelle der Chronik die Worte erſcheinen: ובני דויד הראשנים ליד המלך »und die Söhne David's waren die Erſten (Vornehmſten) zur Hand des Königes«[1]), ſo iſt klar genug, daß beiden Stellen ein gemeinſchaftliches Original zu Grunde liegt, welches ſo gelautet haben muß: ובני דויד כהנים ליד המלך oder: ובני דויד כהני המלך »und die Söhne David's waren Prieſter beim Molech, oder Prieſter des Molech«, d. h. ſie waren zu Prieſtern im Heiligthume des

---

[1]) 2 Sam. 8, 18. 1 Chron. 18, 17

Molech auf der ſogenannten Tenne Aravna beſtellt [1]), welche für ſpätere Zeiten ſo höchſt anſtößige Stelle auf zweierlei Art verändert ward, einmal ſo, daß der Beiſatz: »beim Molech« oder »des Molech« geſtrichen ward, und dann ſo, daß ſtatt »Prieſter«: »die Erſten« geſetzt und מלך auf den König David bezogen ward. Dieſe letztere Correctur wurde zugleich deshalb gemacht, weil die Chronik keine unlevitiſchen Prieſter in der Geſchichte duldet, wie ſchon Andere erkannt [2]).

Vielleicht wird man darin eine Schwierigkeit ſehen, daß wir oben ſchon in dem ehernen Brandopferaltar des moſaiſchen Heiligthums einen Molochgötzen erkannt; denn hatte man ſchon einen ſolchen im Gebrauch, wozu hatte man einen andern, fremden zu erwerben und auf deſſen Erwerbung und Gebrauch ein ſo großes Gewicht zu legen? Es läßt ſich hierauf zur Antwort geben, daß König Saul, in welchem wir unten einen großen Gegner des Molochdienſtes erkennen werden, die Idole deſſelben in Iſrael wahrſcheinlichſt vernichtet hatte, und daß in Folge dieſer religiöſen Umwälzung noch zu der Zeit, da David Jeruſalem genommen hatte und die Peſt wüthete, zu dem in dieſer Noth für unumgänglich nöthig erachteten molochiſtiſchen

---

[1]) Eben ſo ſcheinen die trojaniſchen Königsſöhne Molochprieſter geweſen zu ſein, jener wenigſtens, der Alexandros oder — nach dem Götzen פר, par, ſ. oben — Paris hieß; als ſolcher und im Namen ſeines Gottes die zum Opfer erſehene Helena entführend, ſchmolz er mit dem Gotte in eine mythiſche Perſon zuſammen. Sollte es ſich auf ähnliche Weiſe mit Amnon, dem ſeine ſchöne Schweſter nothzüchtigenden Sohne David's, verhalten? Der molochiſtiſche Ofengötze war Buhle und Bräutigam, ſ. oben; ach heißt im Hebräiſchen Ofen und Bruder; der hebr. Molochofen macht Anſpruch auf die ſchöne Thamar, und in deſſen Namen Amnon als Molochprieſter; ſo konnte ſich ganz leicht die Sage bilden, es ſei ihr von dem Bruder ſelbſt Gewalt geſchehen. So begreift ſich auch leichter der Mord des Amnon durch Abſalom, den wir auch ſonſt Urſache finden, für einen antimolochiſtiſchen Prinzen des Davidiſchen Hauſes zu halten, ſo was ſeine Empörung gegen David und ſeinen Namen betrifft, der der Name einer entgegengeſetzten Gottheit war, ſ. unten.

[2]) Gramberg, Religionsideen, 1. Th. S. 186 und 252.

Menſchenopfer kein anderes metallenes Idol zu Gebote ſtand, als das auf der Tenne Aravna befindliche.

Sehen wir nun zu, ob in der uns überlieferten Geſchichte David's nicht noch mehrere Spuren jenes Cultus zu entdecken. Eine ſehr frappante hat ſich im zweiten Buche Samuel's erhalten, wo geradezu erzählt wird, er habe Feinde im Moloch oder Molochofen geopfert. Die Stelle heißt nach de Wette: »Und das Volk, das darin (nehmlich in der eroberten Stadt Rabba) war, führete er hinaus, und legte ſie unter Sägen und unter eiſerne Dreſchwagen und unter eiſerne Beile und ſteckte ſie in Ziegelöfen« [1]). Aber das iſt nicht wortgetreu; denn es heißt im Texte והעביר אותם .במלכן, was offenbar nichts anderes heißt, als: er opferte ſie im Moloch. Es iſt nehmlich מלכן, Malcan, nur eine andere Form für מלכם, מלך, Malcam, Milcam und Molech; und obige Ueberſetzung: »er ſteckte ſie in Ziegelöfen« iſt nach der Randgloſſe: מלבן, die aber auch nicht treulich wiedergegeben iſt; denn es müßte wenigſtens überſetzt ſein: er ſteckte ſie in den Ziegelofen; und dieſer Ziegelofen κατ’ ἐξοχην wäre eben auch wieder nichts Anderes, als der alte Ofengötze der Hebräer, aber in jener einfachen, unausgebildeten Geſtalt, von der wir ſchon gehandelt haben, und die man ſich hier allerdings in Anwendung gebracht denken kann. Dies beſtätigt der Ausdruck, der gebraucht iſt, um die Handlung des Verbrennens in dieſem Ofen zu bezeichnen, denn es iſt gerade das Wort, das von dem althebräiſchen Verbrennen der Kinder zum Molochopfer gebräuchlich, nehmlich העביר, darbringen, zum Opfer darbringen, העביר למלך, dem Molech weihen. Wie könnte bei all' dem der geringſte Zweifel walten? Die Einwohner der Stadt Rabba wurden von David ohne Zweifel als Cherem (ſ. oben) behandelt und ſämmtlich auf eine grauſame, qualvolle Weiſe, wie ſie im Geiſte dieſes Cultus war, Jehova zum Opfer getödtet.

---

1) 2 Sam. 12, 31.

Bemerken wir ferner Folgendes. David iſt befreundet und verbündet mit der Prieſterſchaft zu Nob; Saul läßt dieſe erwürgen, und der einzige, der entrinnt, flieht zu David. Dieſer Flüchtling iſt Abjathar, Sohn des Ahimelech, und dieſer letztere ſtand an der Spitze jener Prieſterſchaft, ſtillte David's Hunger mit Schaubroden und bewehrte ihn mit dem im Heiligthume bewahrten Schwerte Goliaths 1). Es war aber dieſer Ahimelech, wie Ahia, jener Jehovaprieſter zu Silo 2), ein Sohn Ahitub's 3), und ein Ahimelech, Sohn Abjathars, erſcheint auch wieder ſpäterhin als Prieſter David's 4). Daß dieſe mit Ahi (Achi, Ach, Ofen) zuſammengeſetzten Namen ſich auf den Ofen- und Molochdienſt der alten Hebräer beziehen, iſt oben gezeigt worden; hier ſehen wir eine dem David befreundete und mit ihm gegen Saul verbundene Prieſterſchaft, gegen welche der ſonſt ſo milde und menſchliche König mit ſolcher Strenge verfährt, mehrfach und auffallend durch dieſe Namen bezeichnet; daraus erhellet, daß es David mit dem Jehovismus der alten Art, dem alten Ofen- und Molochcultus der Hebräer hielt, daß jene Prieſterſchaft eine ofen- und molochdieneriſche, und Saul, der auf ihre Vertilgung ausgehende ſtrenge Richter derſelben, ein Gegner dieſes Cultus war. Dazu kommt, daß ſich an einer Stelle der Bücher Samuels 5) ein Paar Worte erhalten haben, die ganz beſtimmt und geradezu ſagen, daß Saul ein Gegner des Molochdienſtes war; dieſe, die Ausleger und Ueberſetzer in eine ſo erbärmliche Noth verſetzenden Worte lauten בן שנה שאול במלכו und bedeuten: »Ein Empörer war Saul gegen ſeinen Molech (König, Herrn, Gott)« — ward es nehmlich, wie aus dem ſogleich Folgenden hervorgeht, nachdem er zwei Jahre über Iſrael regiert, trat nach zwei Jahren ſeiner Erhebung auf den Thron als Gegner des Molochdienſtes auf. Das Wort שנה nehmlich kommt von שנה, rebelliren, und

---

1) 1 Sam. c. 21 und 22. 2) 1 Sam. 14, 3. 3) 1 Sam. 22, 9.
4) 2 Sam. 8, 17. 5) 1 Sam. 13, 1.

בן שנה heißt: Sohn der Rebellion, Empörung, d. i. nach bekanntem hebräiſchen Sprachgebrauche: Rebell, Empörer. Es hängt die Stelle mit der unmittelbar vorhergehenden Ermahnung Samuel's zuſammen, nicht abfällig zu werden von Jehova; auch folgt ſogleich die Entzweiung Saul's mit Samuel, deſſen Jehovismus dem ganzen Zuſammenhang nach kein anderer war, als der jener ofendieneriſchen Prieſterſchaft von Nob. Zur Aufrechterhaltung dieſer Religion des böſen Princips wird David von Samuel zum Gegenkönig Saul's geſalbt, und entſpricht den Wünſchen und Erwartungen des alten Molochpropheten auf's Vollkommenſte.

Noch verdienen die Nachrichten von den Aemterbeſetzungen unter David und Salomo eine nähere Beleuchtung: »Und David herrſchte über ganz Iſrael und übete Recht und Gerechtigkeit gegen all ſein Volk. Joab aber, der Sohn Zeruja's, war über das Heer, und Joſaphat, der Sohn Ahilud's, Kanzler, und Zadok, der Sohn Ahitub's, und Ahimelech, der Sohn Abjathar's, waren Prieſter, und Seraja Schreiber, und Benaja, der Sohn Jojada's, war über die Scharfrichter und Läufer, und die Söhne David's waren Prieſter« [1]. Ganz dieſelben Worte ſtehen auch in der Chronik, nur daß ſtatt Seraja: Savſa ſteht, und die letzte der Beſetzungen ſo ausgedrückt erſcheint: »und die Söhne David's waren die erſten zur Hand des Königes« [2]. Dieſe ſehr wichtige und verrätheriſche Differenz iſt ſchon oben zur Sprache gebracht und gezeigt worden, wie die Vergleichung beider Stellen das Reſultat giebt, daß nach gemeinſchaftlich zu Grunde liegendem Berichte die Söhne David's zu Molochprieſtern beſtellt geweſen. Einen ganz ähnlichen Fall treffen wir bei der Aemterbeſetzung unter Salomo: »Und ſo war der König Salomo König über ganz Iſrael. Das aber ſind die Oberſten, die er hatte: Aſarja, der Sohn Zadok's des Prieſters, Elihoreph und Ahija, die Söhne Siſa's, waren Schreiber, Joſaphat, der Sohn Ahilud's, war der Kanzler, und Benaja, der Sohn Jojada's, war über das Heer, und Zadok und Abjathar Prieſter, und Aſarja, der Sohn Nathan's, war über die Amtleute, und Sabud, der Sohn Nathan's, Prieſter, Freund des Königes, und Ahiſar war über das Haus, und Adoniram, der Sohn Abda's, über die Frohn« [1]). Bemerke man, daß in beiderlei Verzeichniſſen zuerſt zwei Perſonen als Prieſter aufgeführt werden, und dann nach einer Unterbrechung noch eine Prieſterwürde zum Vorſchein kommt, die alſo von beſonderer Art geweſen ſein muß. Die erſten beiden prieſterlichen Perſonen ſind einmal Zadok und Ahimelech, dann Zadok und Abjathar; die zweite Stelle erſcheint unter David durch deſſen Söhne, unter Salomo durch Sabud beſetzt. Und wie ſonderbar, daß rückſichtlich dieſer zweiten Stelle hier, wie dort, in räthſelhafter Weiſe das Wort König (melech) erſcheint! Wenn wir nun in dem einen Falle in dieſem melech den Molech, Moloch erkannt, zu deſſen Dienſte David die eigenen Söhne beſtellte, ſollte etwas Entſprechendes nicht auch in dem andern gegeben ſein? In der That, es kann, im Lichte dieſes Zuſammenhanges betrachtet, nicht verborgen bleiben, daß im hebräiſchen Texte das Wort רעה, Freund, zwiſchen כהן, Prieſter, und המלך, des Königes, nur eingeſchoben worden, um letzterem Worte die unanſtößige Beziehung auf den König Salomo zu geben. Aber auch hier wieder hatte es den Moloch bedeutet, und wie dort die Söhne David's, ſo war hier zu dem beſondern Dienſte der ſtierköpfigen, geheizten Metallſtatue Sabud beſtellt, während die beiden andern Prieſter dem Moloch-Jehovismus in der ſonſt üblichen gemeinen Form vorgeſetzt waren, nach welcher man die zum Opfer beſtimmten Kinder und andere Menſchen ſchlachtete, zu Opfermahlen verwandte, und die unverletzt erhaltenen Gebeine als Antheil des Gottes den Flammen übergab.

---

[1] 2 Sam. 8, 15 ff. [2] 1 Chron. 18, 14.

---

[1] 1 Kön. 4, 1 ff.

Gehen wir weiter in die hebräiſche Geſchichte zurück und zeigen die vielleicht noch ferner zu entdeckenden Spuren des Molochdienſtes und eines ihn betreffenden Gegenſatzes und Kampfes auf. Hier iſt gleich Samuels Jugendgeſchichte und ſein Verhältniß zu Eli und deſſen Söhnen in Silo von Intereſſe. Es iſt daraus zu erſehen, daß dazumal der alte Moloch-Jehovismus ſtark in den Hintergrund getreten, daß ein Cultus von ganz verſchiedenem Geiſt und Charakter herrſchend geworden und Samuel es war, der dieſen zurückdrängte und den altorthodoxen Dienſt wieder in ſeine Stelle einſetzte. »Das Wort Jehova's war ſelten in ſelbigen Tagen« 1), aber Samuel, »der vor Jehova als Knappe diente« 2), fühlte ſich auf's Neue entzündet und begeiſtert von dieſer verneinenden Macht. Die Söhne Eli's, die Prieſter Hophni und Pinehas, »ſchliefen bei den Weibern, die zum Dienſt eintraten, an der Thüre des Verſammlungszeltes« 3) — das deutet auf religionsgebräuchliche Vermiſchungen und ſogenannte Tempelunzucht, dergleichen im Cultus der babyloniſchen Mylitta und der armeniſchen Anaitis 4), ſo wie in dem Dienſte des canaanitiſchen Baal Peor ſtattfand, an welchem, nach einer Erzählung des Pentateuchs, auch die Iſraeliten Theil nehmen, und zu deſſen Sühne Jehova alle Häupter des Volkes zu

---

1) 1 Sam. 3, 1. 2) Daſ. 2, 18. 3) Daſ. v. 22.

4) Nach einer bekannten Stelle des Herodot 1, 199, mußte ſich jede Babylonierin wenigſtens einmal in's Heiligthum der babyloniſchen Aphrodite ſetzen und ſich mit einem Fremden vermiſchen, vergl. Baruch 6, 43 ff., und 2 Kön. 17, 30 errichten die babyloniſchen Anſiedler in Samaria סכות בנות, Töchter- oder Mädchenhütten, d. i. Zelte und Laubhütten, in welchen ſich die Mädchen zu Ehren der Mylitta gottesdienſtlich preisgaben. Damit ſteht allem Anſcheine nach das jüdiſche Laubhüttenfeſt חג הסכות in engem Zuſammenhang, ſ. unten. Zu dem Dienſte der armeniſchen Anaitis lieferten die Vornehmſten des Landes ihre Töchter in den Tempel, wo ſie ſich lange preisgaben und dann bei der Rückkehr in's väterliche Haus deſto eher Männer fanden; ſ. Creuzer Symb. II S. 20. Geſenius, Commentar zum Jeſaia, II. S. 338.

opſern beſiehlt [1]); aber die Darſtellung verwiſcht die Bedeutung jenes Thuns; denn die Söhne Eli's ſind ihr bloß »nichtswürdige Buben«, die ohne alle gottesdienſtliche Bedeutung und Berechtigung aus bloßer Wolluſt ſündigen; doch ſind die Aeußerungen merkwürdig, daß ſie nichts von Jehova gewußt [2]) und daß ſie das Opfer Jehova's verachtet [3]); denn darin ſcheint mehr zu liegen, als das von der Darſtellung Ausgeführte, daß ſie denen, welche Opfer darbrachten, unziemlicher und übermüthiger Weiſe die beſten Stücke weggenommen, noch ehe das Opfer vollendet war. Was aber das Merkwürdigſte iſt, ſo eifert ein Prophet Jehova's wider Eli und ſein Haus, ihm Verſtoßung und großes Unheil verkündend, und läßt unter Anderem den Gott, der ihn begeiſtert, Folgendes ſagen: »Geſprochen hab' ich: Dein Haus und das Haus deines Vaters ſollen vor mir wandeln ewiglich; aber nun iſt der Spruch Jehova's: Fern ſei es von mir!« — »Und ich will mir einen treuen Prieſter beſtellen, der wird thun, wie es in meinem Herzen und in meiner Seele iſt, und ich will ihm ein beſtändiges Haus bauen und er ſoll vor meinem Geſalbten wandeln ewiglich« [4]). Hier iſt von einem Könige die Rede, vor welchem der an die Stelle der Söhne Eli's zu ſetzende treue Prieſter wandeln ſolle, und doch giebt es zu der Zeit, da dies geſprochen wird, noch keinen König in Iſrael! Dieſelbe Sonderbarkeit erſcheint noch einmal in demſelben Capitel in dem Gebete der Hanna, welche ſpricht: »Jehova richtet die Enden der Erde und giebt Macht ſeinem Könige und erhöhet das Horn ſeines Geſalbten« [5]). Wenn nun zwar dem Jehova eine Hindeutung auf das künftige königliche Reich der Hebräer in den Mund gelegt werden mochte, wiewohl auch das an dieſer Stelle wunderlich genug iſt; wie konnte man jenes betende Weib dergleichen Aeußerungen thun laſſen? Aber auch hier wieder liegt an beiden Stellen der

---

1) 4 Moſ. 25, 1 ff. 2) 1 Sam. 2, 12. 3) Daſ. v. 17.
4) 1 Sam. 2, 30 und 35. 5) 1 Sam. 2, 10.

Moloch=Jehova der Hebräer als göttlicher König oder Melech Iſraels verſteckt. Das wird entſchieden klar, wenn man auf den Zuſammenhang der Rede Jehova's merkt, wonach erſt Eli's Haus vor Jehova wandeln ſollte ewiglich, nun aber der neue Prieſter Jehova's vor deſſen Geſalbtem wandeln wird ewiglich. Alſo Jehova und ſein Geſalbter iſt Eines, vor beiden ſoll gewandelt, das Prieſteramt verwaltet werden; es wird ein Prieſter Jehova's und ein Prieſter des Königes genannt, und beide fallen, wie Jehova und König, in Eins zuſammen. Es fragt ſich nur, wie kann ſich Jehova von ſich ſelbſt, als ſeinem König und Geſalbten, unterſcheiden? Wir brauchen hier zu keiner Verderbung der urſprünglichen Worte unſere Zuflucht zu nehmen; der geſalbte König Jehova's iſt das dieſen Gott repräſentirende Idol, welches zum Herrſcher über ſeine Verehrer wirklich geſalbt zu werden pflegte. Gedenken wir der ſchon oben angeführten Stelle, wo Iſrael zum König mit Oel zieht und viel ſeiner Salben nimmt, den Moloch zu ſalben [1]; eine Stelle des Pentateuchs gebietet, alle hebräiſchen Heiligthümer, Stiftshütte, Bundeslade, Tiſch, Leuchter u. ſ. w. mit dem heiligen Salböl zu ſalben [2]; eine andere aber ſcheint dieſes Salben auf den Brandopferaltar zu beſchränken, in welchem wir oben das althebräiſche Moloch=Idol erkannt [3]. Von der auch ſonſt vorkommenden Sitte, Idole zu ſalben, iſt im Deutſchen der merkwürdige Ausdruck Oelgötze übrig [4]; ein ſolcher Oelgötze war denn auch jener Moloch Canaans, jener geölte, geſalbte König Jehova's, der Jehova ſelber war. Es kann hiebei das Verhältniß dieſer geſalbten Moloch=Idole zu dem im Allerheiligſten befindlichen, in der ſogenannten Bundeslade verborgenen oder auf ihrem Deckel thronenden Idol in Frage kommen; dieſes letztere, worüber im Anhang mehr, war das heiligſte von allen, zunächſt und eigentlich den hebräiſchen Gott repräſentirend, unnahbar und unanſchaubar dem Volke und in keinem unmittelbaren Verkehr mit ihm ſtehend; es ſtellte des Gottes innerlichſte, geheimſte Weſenheit dar, die im Gegenſatze zu dem ſich ewig und Allen mittheilenden freundlichen Lichtweſen, das als Sonne die Welt erleuchtet, in tiefem, ſchauerlichem Dunkel wohnt, und heraustretend aus ihm nur in Phänomenen des Schreckens und Verderbens, insbeſondere in dem der lodernden Flamme und verzehrenden Feuergluth, wahrgenommen wird. In dieſer bietet es ſich daher auch öffentlicher Verehrung dar und empfängt ſeine Opfer; ſo iſt der Gott ein flammender Altar, eine Feuergrube, ein einfacher oder zur glühenden Metallſtatue ausgebildeter Opferofen. Durch letzteren ſteht Jehova mit dem molochiſtiſchen Volke in vermittelter, öffentlicher Beziehung; dieſer Moloch oder König herrſcht ſichtbar über das ihm huldigende und ſeine Tribute bringende Iſrael, und heißt denn auch vorzugsweiſe der Herr und König deſſelben. Einen andern ſollte Iſrael eigentlich gar nicht haben, und ein Verbrechen, ein Abfall von Jehova war es geweſen, daß Iſrael von Samuel einen andern, wirklichen verlangte 1); wenn daher Jehova von ſeinem König und Geſalbten ſpricht, ſo meint er keinen wirklichen, ſondern das ihn öffentlich repräſentirende geſalbte Moloch-Idol. Dahin ſind auch die Worte eines hebräiſchen Liedes zu deuten, in welchem von Jehova und ſeinem Geſalbten die Rede iſt, von deren Obergewalt ſich Völker und Könige unabhängig zu machen trachten, und wo Jehova ſpricht: »Ich habe meinen König geſalbt auf Zion, meinem heiligen Berg« 2). Ein geſalbter Moloch hatte, nach Vernichtung dieſer Idole durch Saul, gefehlt, Iſrael war ohne

---

[1] Jeſ. 57, 9. [2] 2 Moſ. 30, 25 ff. [3] 2 Moſ. 29, 36.

[4] Götze iſt im Altdeutſchen Bildſäule, idolum; ſ. Grimm, deutſche Mythologie, S. 11.

---

1) Jehova ſpricht hier zu Samuel die Worte: „Nicht dich, ſondern mich haben ſie verworfen, daß ich nicht König (melech, moloch) ſein ſoll über ſie.“ 1 Sam. 8, 7; und zum Volke: „Ihr verwerfet heute euern Gott und ſprechet zu ihm: Einen König ſollſt du ſetzen über uns.“ 1 Sam. 10, 19.

2) Pſ. 2, 6.

ſolchen theokratiſchen Herrſcher geweſen; nun war wieder einer vorhanden und über Iſrael feierlich zum König geſalbt; und da, was von prieſterlichen Händen geſchieht, die Gottheit ſelber thut, ſo hatte Jehova ſelbſt wieder einen König über Iſrael geſalbt, einen König, der ihn ſelber vorſtellte, der ſeine eigene göttliche Repräſentation und Erſcheinung war. Indem aber David als Moloch-Prieſter dies Idol zum Könige ſalbte, degradirte er formell ſich ſelbſt, ſetzte ſich zum bloßen prieſterlichen Weſir des Idoles herab und machte ſo jenes Verbrechen des Volkes, einen andern wirklichen König über ſich geſalbt zu haben, wieder gut, was denn in molochdieneriſchen Augen ein unendliches Verdienſt, eine abſolute Frömmigkeit war. Darum geht nun über ihn ein Götterſpruch (חק), der ihn ob dieſer That als ächten Sohn Jehova's erhebt: »Du biſt mein Sohn, heute (an dem Tage der Salbung oder Einweihung) habe ich dich gezeuget!« Darum erklärt ſich Jehova zugleich für bereit, ihm die Herrſchaft der Welt zu übergeben [1]. Und wenn es nun weiter heißt: »Dienet Jehova mit Furcht und erbebet mit Zittern! Küſſet den Sohn, daß er nicht zürne, und ihr umkommt auf euerem Wege. Denn bald erglühet ſein Zorn! Heil allen, die ihm vertrauen!« [2] — ſo ſcheint hier zwar der Ausdruck Sohn ſich auf jenes Orakel zurück zu beziehen, das den König den heute gezeugten Sohn Jehova's nennt; doch zeigt der ganze Zuſammenhang der Worte, daß ein Höherer, daß Jehova ſelbſt gemeint iſt, zu deſſen Anerkennung und Cultus die Angeredeten aufgefordert werden. Auch ſteht im Hebräiſchen hier nicht daſſelbe Wort für Sohn, ſondern ein ganz anderes, in dem ſich wieder ein gewiſſes Geheimniß zu verbergen ſcheint. Es iſt das Wort בר, bar, das im Chaldäiſchen Sohn bedeutet, und das hier Einige aus dem Hebräiſchen ſelbſt ableiten und »der Beſtimmte, Auserwählte« überſetzen. Allein das Wort in dieſer Form verdankt ſein Entſtehen wohl einer Correctur, welche ſtatt des urſprünglich ſtehenden פר, par, Stier, mit leichter Aenderung בר, bar, Sohn, ſetzte und dieſen Ausdruck auf die Worte: »Du biſt mein Sohn« u. ſ. w. zurückbezogen wiſſen wollte. »Der Stier« κατ' ἐξοχην iſt wieder, wie der trojaniſche **Paris**, wo uns daſſelbe Wort begegnet, wie der kretiſche Minotauros und Talos, welcher letztere auch Tauros, der Stier, hieß, das ſtierköpfige Molochbild. Was die Mahnung betrifft, jenen bar **zu küſſen**, ſo iſt der bekannte Huldigungskuß gemeint, den man Königen und Idolen leiſtete; an einer Stelle des alten Teſtamentes iſt von dem in Iſrael üblichen Küſſen des Baal, an einer andern von dem Küſſen der im ephraimitiſchen Cultus verehrten Kälber die Rede [1]). Es iſt das natürlich zugleich eine Aufforderung, dem zu küſſenden Idole die üblichen, gebührenden Opfer zu bringen; ſie ergeht an die von David unterworfenen Völkerſchaften und ihre Oberhäupter; ſie ſollen nach Jeruſalem ihre Menſchenopfertribute ſenden, in derſelben Art, wie die Athener dem kretiſchen Minotaur ihre Kinder zum Fraße ſandten.

---

[1] Pſ. 2, 7 ff.

[2] Daſ. v. 11 f.

Kehren wir zu dem von den Hebräern und Moabitern verehrten phalliſchen Baal Peor zurück. Ich finde in ihm den Eſelgott, den nach der bekannten Behauptung der Alten die Hebräer verehrten. Man merke erſtlich auf folgenden Zuſammenhang. Bileam, der den berühmten redenden Eſel hat, verleitet die Hebräer zum Dienſte des Baal **Peor**, der auch bloß **Peor** heißt [2]), er weiſſaget auf dem Gipfel des Berges **Peor** [3]) und heißt und nennt ſich ſelbſt einen Sohn des **Beor** [4]) — welche letztere Form augenſcheinlich nur eine andere Schreibart oder Ausſprache von Peor mit bekanntem Wechſel von פ und ב, wie in פור und בור iſt. Bileam iſt ein Sohn, d. h. ein Anhänger, Prieſter, Prophet des Gottes פעור oder בעור, zu deſſen Cultus er die Hebräer verführt, und daß

---

1) 1 Kön. 19, 18. Hoſ. 13, 2. Winer, Realwört. I. S. 811 f. Gramberg, Religionsideen I. S. 470. 2) 4 Moſ. 31, 16.

3) 4 Moſ. 23. 28. 4) 4 Moſ. 22, 5. c. 24, 3.

dieſer Name Eſel bedeute, läßt ſich aus dem aram. בעירא arab. בעיר, jumentum onerarium, camelus, asinus — vergl. ſpaniſch burro, Eſel; burrazo, großer Eſel; Zigeunerſprache purikka, Eſel — abnehmen. Der amerikaniſche Tapir, Danta oder Anta, ein Thier von der Größe eines mittelmäßigen Mauleſels, heißt auch Beori[1]), ja vielleicht iſt die radikale Grundlage dieſer Formen: ער, עיר, עור, Eſel, griech. ορευς, ουρευς, Mauleſel, ſo, daß das vorſtehende ב ein mit dem Worte verſchmolzener alter Artikel iſt, der ſeine Spur in dem ſogenannten Beth essentiae zurückgelaſſen, und mit dem koptiſchen Artikel p, pi, Ⲫⲓ vergleichbar iſt, der, den Subſtantiven vorgeſetzt, auch ſo ein Wort mit ihnen bildet. Mit angeſetztem ד wird ערד, ערוד, onager, daraus. Was Bileams redenden Eſel betrifft, ſo kann man den mythologiſchen Eſel der Griechen, dem Dionyſos die Gabe verlieh, mit menſchlicher Stimme zu reden[2]), ſo wie das redende Roß des Achilles vergleichen. Dergleichen Roſſe kommen auch in deutſchen Mährchen vor; in einem derſelben ſpricht noch das abgehauene Haupt des Roſſes Falada[3]). Aber der Eſel iſt nicht nur der

---

1) Clavigero, Geſchichte von Meriko, 1. Thl. S. 77, und 2. Thl. S. 435.

2) Von der Hera raſend gemacht, nahm Dionyſos ſeine Zuflucht zu dem bodonäiſchen Orakel; auf der Reiſe dahin hinderte ihn ein See; da traf er zwei Eſel, von denen ihn einer glücklich durch die Fluth trug; dafür verſetzte der Gott die hülfreichen Thiere unter die Geſtirne, oder er gab dem Eſel, der ihn getragen, Menſchenſtimme und Rede, die von dieſem zu einem Streite mit Priapos benutzt ward, der mit dem Tode des Eſels endete. Hyg. Poet. Astr. 2, 28. An dieſen Dionyſos-Eſel ſchließt ſich der des Silen, vergl. Creuzer, Symb. III. S. 208 f. und 383. Der Eſel wird in alter Symbolik und Mythologie mit Waſſer und Wein in Verbindung geſetzt; zu Nauplia zeigte man einen in den Felſen gehauenen Eſel, von dem man das Beſchneiden des Weinſtocks gelernt haben wollte, Paus. Corinth. c. 38. Vergl. 1 Moſ. 49, 10. ff. u. Kanne, Pantheon der älteſten Naturphiloſophie, Tübingen 1811, S. 124 und 409. Mehr hierüber wird unten folgen.

1) Gebr. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 89 und 126, nebſt den Anmerkungen im 3. B. S. 161.

redende, ſondern auch der muſicirende; von dieſem muſicirenden Eſel weiß Orient und Occident in Sprüchwörtern und Mährchen zu ſagen: »Welcher Eſel nicht kann Lauten ſchlagen, der muß die Säcke zur Mühle tragen.« In einem deutſchen Mährchen geht der Eſel, um Stadtmuſikant in Bremen zu werden [1]); in einem andern wird einem Könige ſtatt eines menſchlichen Prinzen ein Eſel geboren, den er gleichwohl zu ſeinem Nachfolger im Reiche beſtimmt. Das Eſelein zeigt beſondere Luſt an der Muſik und lernt meiſterlich die Laute ſchlagen. Es geht in die Welt und kommt zu einem andern König, wo es mit ſeinen Füßen die Laute ſpielt, worüber Alles lacht. Aber der König wird ihm gewogen und giebt ihm ſeine Tochter. In der Brautnacht wirft es die Eſelshaut ab und ſteht als ſchöner königlicher Jüngling da, und der lauſchende König ergreift die abgeſtreifte Haut und verbrennt ſie zu Aſche [2]). Dies deutſche Kindermährchen findet ſich höchſt merkwürdig in Indien wieder, und zwar in folgender Form. Ein Gandharva oder himmliſcher Chorſänger iſt verurtheilt worden, die Geſtalt eines Eſels anzunehmen. In dieſer Geſtalt wird er geboren im Hauſe eines Töpfers in der Hauptſtadt des Königes Tamraſena, muß täglich wandern und ſich ſein Futter ſuchen. Da verlangt er die Tochter des Königs zur Frau; dieſer will ſie unter der Bedingung geben, daß der Gandharva bis morgen früh vor Sonnenaufgang die Mauer und die Häuſer der Stadt in Erz verwandele. Es geſchieht dies, und die Vermählung geht vor ſich. Die Mutter lauſcht und ſieht den Gandharva in Menſchengeſtalt bei der Tochter liegen, erblickt auch die abgeworfene Eſelshaut und verbrennt dieſelbe. Da iſt die Laufbahn des Gandharva zu Ende und er kehrt in den Himmel zurück [3]).

---

[1]) Gebr. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 27.

[2]) Daſ. Nr. 144 nach einem lateiniſchen Gedicht aus dem 15. Jahrhundert, vergl. 3. B. S. 237 f.

[3]) Aus dem 1. Abſchnitt des Sinhaſana Dwatrinſati, genannt Vi-

Dieſes indiſche Mährchen iſt ſehr dazu geeignet, uns in den ſpeculativen Gedankenkreis des zunächſt ſo roh erſcheinenden Eſelcultus einzuführen. Doch bevor ich mich hierüber erkläre, wird es gut ſein, noch Folgendes aus der jüdiſchen Theologie und Mythologie zu geben.

Mehrere Dinge ſind nach dieſer vor der Welt, mehrere mit ihr geſchaffen. Unter jenen iſt der Name des Meſſias, von dem es auch heißt, er ſei von Anfang an ausgeſprochen worden. Unter dieſen iſt das Maul der Eſelin Bileams, os loquens asinae, erſchaffen mit neun andern Dingen am erſten Freitag zwiſchen der Abenddämmerung[1]. Sodann wiſſen die Rabbinen auch von einem Eſel zu ſagen, der ſeit uralter Zeit vorhanden, und der »ein Füllen jener Eſelin« geweſen, »welche zu Anfang der Welt in der Dämmerung geſchaffen ward«; derſelbe iſt es, auf welchem der Meſſias ſeinen Einzug in Jeruſalem halten wird[2]. Der redende Eſel Bileams und der jüdiſche Meſſiaseſel fallen hier deutlich in Eines zuſammen. Auch wird der im Anfang der Dinge ausgeſprochene Meſſiasname, ſo wie der neuteſtamentliche Logos damit combinirt werden dürfen; der Eſelgott des Alterthums iſt nehmlich der Logos, das ſchöpferiſche Wort Gottes, in welchem die Gottheit weltſchaffend und naturwerdend ſich ſelber ausgeſprochen, damit ſich ſelber ihrer vorweltlichen Freiheit und Geiſtigkeit entäußert und Knechtsgeſtalt angenommen hat. Dieſelbe ward im Eſelcultus des Alterthums durch die Geſtalt des dienſtbaren Thieres angedeutet, die bei Griechen und Germanen in die edlere, äſthetiſchere, aber unächtere und von der zu Grunde liegenden Idee ſich entfernende Geſtalt des Roſſes

---

crama-Upachyana, vergl. Wilford essay on Vicramaditya. As. Res. IX. p. 147—149.

[1] Siehe die Nachweiſungen in Gfrörer's Jahrhundert des Heils, Stuttgart 1838, 2. Abth. S. 30 ff. und Eiſenmengers entdecktes Judenthum, 1. Thl. S. 316.

[2] Gfrörer a. a. O. S. 339. Eiſenmenger II. 697. Micha 5, 1, welche leztere Stelle wir weiter unten näher beſprechen werden.

überging. Daß Eſel und Roß dem Alterthum das göttliche Wort, der Logos war, werden wir unten ſelbſt noch durch die Zeugniſſe der Sprachen beſtätigt ſehen. Da aber jene Entäußerung des göttlichen Weſens zur Weltwerdung auch durch das Bild des Sterbens und des Todes bezeichnet ward, ſo iſt der Eſel auch der ſterbende, todte; jener mit Menſchenſtimme begabte Dionyſoseſel findet ſprechend den Tod, und das Wunderroß Falada im deutſchen Mährchen iſt noch im Tode das ſprechende. Das Sich-Ausſprechen des göttlichen Weſens in der Weltſchöpfung wird aber auch als Sang und Spiel ſymboliſirt; darum iſt der Eſel der muſicirende, darum tritt in griechiſcher Mythologie das Roß in Verbindung mit Muſen und Poeſie, wiewohl die Vorſtellung des Pegaſos als eines Reitpferdes der Poeten dem Alterthum fremd war; Pierides heißen die ſingenden Muſen, ein Pieros ſoll ihren Dienſt geſtiftet haben, vergl. die Roßquelle Peirene, den von Zeus in Roßgeſtalt gezeugten Peirithoos und die Formen פרא, pere, wilder Eſel, פרד, pered, Maulthier, lat. veredus, afrikan. Galla Ferd, Pferd, deutſch Pferd, lat. burdo, Mauleſel, arab. ברדון, jumentum, ſyr. ברדונא, Mauleſel. Im indiſchen Mährchen iſt der Eſel ein himmliſcher Chorſänger, der aus höherer Sphäre herabgeſtiegen, die Geſtalt eines Eſels angenommen; er wirft aber, wie im deutſchen Mährchen der Eſel als Lautenſchläger, ſeine thieriſche Hülle ab und erſcheint in königlicher Menſchengeſtalt. In dieſe übertretend, ſollte der alte Eſelgott als Meſſias und Heiland der Welt erſcheinen; darum weiſſagt Bileam, der Eſelprophet, den kommenden Meſſias, der indeſſen zunächſt noch immer halb Eſel iſt und daher als Eſelreiter und ohne Gepräng und Größe aufzutreten hat, ſo wie der Prophet in der bekannten Stelle ſpricht: »Frohlocke ſehr, Tochter Zions; jauchze, Tochter Jeruſalems! Siehe, dein König kommt zu dir, gerecht und ſiegreich iſt er, demüthig und reitet auf einem Eſel, auf einem Füllen, der Eſelin Sohn. Und ich rotte Wagen aus Ephraim und Roſſe aus Jeruſalem, und ausgerottet werden Kriegesbogen. Und er redet Frieden zu den Völkern und ſeine Herrſchaft reichet vom Meere zum Meere und vom Strome zu den Enden der Erde« 1) — eine Stelle, auf welche ſich das Evangelium beruft, da es den Einzug Chriſti auf dem Eſel berichtet 2). Ein apokryphiſches Evangelium erzählt von einem in einen Mauleſel verwandelten jungen Mann, auf welchen Maria ihr Kind ſetzt und der dadurch ſeine menſchliche Geſtalt wiedererhält — ein wohl auch mit jener alten Symbolik des Eſelcultus zuſammenhängender, in dieſer Beziehung aller Aufmerkſamkeit werther mythiſcher Zug 3).

Das war nun der Meſſias und Heiland des Eſelcultus; es gab aber noch einen andern, den des Moloch-Jehovismus. Der war kein in's Fleiſch gekommener, zur Knechtsgeſtalt herabgeſunkener Gott, ſondern ein bloßer Menſch, der der Retter ſeines Volkes und der Erheber deſſelben zur Weltherrſchaft ſein und nach oben erläutertem alterthümlichem Gebrauch als Hoheprieſter und prieſterlicher Volksherrſcher, wie Aaron und Moſe, dem verneinenden Gotte der Nation zum Opfer fallen ſollte. Noch macht die jüdiſche Theologie die Unterſcheidung zweier Meſſiaſe, von denen ſie den einen den Sohn David's, den andern den Sohn Joſeph's nennt; welcher letztere es iſt, der getödtet werden und das Volk Gottes mit ſeinem Blute verſöhnen ſoll 4). Ferner — was ungemein merkwürdig iſt — wird jener unter dem Bilde eines Eſels, dieſer unter dem eines Ochſen gedacht, und darauf nach rabbiniſcher Gewohnheit verſchiedene Bibelſtellen bezogen 5). Der Meſſias des Eſelcultus iſt ein königlicher Herr und aus einem Königshauſe, wie der Eſel im Mährchen ein Königsſohn, der, in einen Eſel

---

1) Sacharja 9, 9.   2) Matth. 21, 4. f. Joh. 12, 14.

3) Fabricii codex apocryphus N. T., Hamburg 1719, I. S. 183 f. Vergl. daſ. S. 3 f. und II. S. 399 f. über die den Juden und Chriſten Schuld gegebene Eſelverehrung. Ononychites, Eſelklauen habend, nannten die Heiden den Gott der Chriſten, den ſie mit den Ohren und Klauen eines Eſels abbildeten, Tertull. Apol. 16.

4) Gfrörer a. a. O. S. 258 ff. Eiſenmenger II. 720 ff.

5) Eiſenmenger I. 481; vergl. Gfrörer, S. 259.

und Knecht verwandelt, dieſe Thier- und Knechtsgeſtalt abwirft und als Herr und König erſcheint; dieſer ſtirbt auch nicht zum Opfer, wie der Meſſias der molochiſtiſchen Stier-Religion; er iſt zwar auch ein leidender, ſterbender, aber in einem ganz anderen Sinne; er ſtirbt als Gott in der Weltſchöpfung und ſteht in allem Daſein lebendig wieder auf. Der Meſſias des Moloch-Jehovismus iſt zunächſt ſo wenig ein Gott und Jehova ſelbſt, daß er vielmehr ein Knecht Jehova's heißt, und alſo zu dieſem in dem höchſt differenten Verhältniß des unterworfenen, dienenden, zu ſeinem Herrn und Gebieter ſteht; ganz anders verhält es ſich mit der Dienſtbarkeit und Knechtſchaft, aus deren Geſtalt ſich der Eſelmeſſias erhebt; dieſer iſt keines Gottes Knecht, ſondern der der Creatur, die ſich zur Baſis creatürlichen Daſeins herabgeſetzt habende ſchöpferiſche Gottheit ſelbſt. Doch kann der Moloch-Meſſias ein Sohn ſeines Gottes in demſelben Sinne heißen, wie der Pſalmiſt, zu dem Jehova die wohlgefälligen Worte ſpricht: »Du biſt mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget«, ſ. oben; auch kann er als inſpirirter Prophet und Prieſter Jehova's dieſen ſelbſt repräſentiren, ſo allerdings mit ſeinem Gotte ſelbſt zuſammenſchmelzen und auch ſelbſt für Jehova und Molochſtier gelten. Ein Sohn Joſeph's ward er deshalb genannt, weil auf ihn, als Molochſtier, die ſich auf Joſeph beziehenden Worte im Segen Moſis angewandt wurden: »Der Erſtgeborne ſeines Stieres, Hoheit iſt ihm, wie Hörner des Büffels ſeine Hörner, mit ihnen ſtößt er die Völker nieder allzumal bis an die Grenzen der Erde, und das ſind die Myriaden Ephraims und das die Tauſende Manaſſe's« [1]. Das hat ſich nun aber im neuen Teſtamente und chriſtlicher Dogmatik wunderlich zuſammengemiſcht und in einander gewirrt; als Meſſias, David's Sohn, iſt Jeſus Gott und Wort, weltſchaffender Logos, als ſolcher zugleich erniedrigter, Knechtsgeſtalt angenommen habender Gott und Eſelreiter, eine Erſcheinung des Heils und Friedens für alle, nur Liebe und

---

[1] 5 Moſ. 33, 17. Gfrörer a. a. O. S. 260.

Sanftmuth predigend, das alte Geſetz aufhebend, Sabbath verachtend, Gelagen beiwohnend und bacchiſch Waſſer in Wein verwandelnd [1]; als Meſſias, Joſeph's Sohn, iſt er zwar Gottes Sohn, aber der Vater iſt größer als er; als ſolcher muß er den ſchrecklichen Vater mit ſeinem Blute verſöhnen und als wieder vermenſchlichtes Paſſah-Lamm und großes Menſchenopfer ſeinen martervollen dogmatiſchen Opfertod ſterben; als ſolcher kommt er nur, das Geſetz zu erfüllen, nicht aufzuheben, kommt er nicht, den Frieden zu bringen, ſondern *die Zwietracht* und *das Schwert*; und leider hat der letztere Beſtandtheil dieſer ſonderbaren Miſchung in der bisherigen Geſchichte des Chriſtenthums das theologiſche und welthiſtoriſche Uebergewicht erhalten, ſo daß in den Scheiterhaufen und Marterkammern der Inquiſition und der Hexenprozeſſe ſogar der alte reine Feuer- und Molochdienſt mit ſeinen gräßlichen Menſchenopfern wieder lebendig ward [2]. Als ein merkwürdiger Reſt des alten Eſelcultus in Rückſicht der Thiergeſtalt des Gottes erſcheinen übrigens die ſogenannten Eſelsfeſte des Mittelalters, die in Italien, Frankreich und Spanien im Gebrauche waren. Ein geputzter Eſel, auf welchem eine junge Dirne ſaß, ward mit großen Ceremonien in die Kirche und an den

---

[1] Gewiß ächt bacchiſch, da Jeſus die Joh. 2, 10 bemerkte, dem Uebermaaß vorbeugende Sitte verachtet. Zu mythologiſcher Vergleichung dienen die Töchter des Königes Anios auf Delos, welche οἰνοτρόπαι, die Weinverwandlerinnen, hießen, und von Dionyſos die Gabe erhalten hatten, Waſſer in Wein, und Alles, was ſie wollten, in Getreide oder Oliven zu verwandeln, Tzetz. Lyk. 570. „In Teos," ſagt Diodor 3, 66, „beruft man ſich zum Beweis, daß Dionyſos daher ſtamme, auf die Erſcheinung, daß noch gegenwärtig zu beſtimmten Zeiten in der Stadt eine köſtlich duftende Quelle mit Wein von ſelbſt hervorſtröme," und noch glaubt unſer Volk, zu Weihnachten oder Oſtern um oder gegen Mitternacht verwandle ſich Brunnenwaſſer in Wein; Grimm, deutſche Mythologie, S. 328, Anhang S. LXIX. und C.

[2] „Sie bringen dem Gott der Liebe Menſchenopfer, wie einem feuerarmigen Moloch," ſagt Schiller's Karl Moor, Räuber, letzte Scene des 2. Acts.

Altar geführt; bei der Meſſe wurden alle Geſänge mit dem Tone des Eſels beendigt, ſtatt des Segens iahte der Prieſter dreimal, und das verſammelte Volk iahte ſtatt des Amens ebenfalls, womit ſich dieſer Cultus in's rein Lächerliche und Poſſenhafte verliert. Hieher iſt wohl auch Folgendes zu rechnen. Auf einer Stelle vor Querfurt, wo der Eſel des heiligen Bruno ſtätig ward und nicht weiter zu bringen war, baute man die Capelle zu Eſelſtett, und große Wallfahrten des Volkes geſchahen auf die Querfurter Eſelwieſe; in ſpätern Zeiten ward ein Jahrmarkt mit zuſtrömender Menge der Umwohnenden daraus [1]).

Man kann jenen alten bacchiſch-priapiſchen Eſelcultus vom Standpunkt unſerer eigenen Moral aus als etwas ſehr Verabſcheuungswürdiges betrachten, da er gefliſſentlich durch alle die Bande brach, in welchen Geſetz und Sitte die natürlichen Triebe und Wünſche des Menſchen gefangen halten; man muß jedoch geſtehen, daß er von tiefem, ſpeculativem Gehalte war, und daß ein Geiſt der Milde und der Humanität in ihm wehte, der ihm zur größten Ehre gereicht, ſo daß ſich das Chriſtenthum in dieſer Beziehung gewiß nicht zu ſchämen hat, mit ihm zuſammenzuhangen. Wenn Jeſus ſtatt den Fluchenden zu fluchen, nur zu ſegnen gebietet, ſo weigert ſich in gleichem Geiſte Bileam, irgend einen Fluch auszuſprechen; er und ſein Gott wollten und konnten nur Segen und Wohlwollen ſpenden. Die hebräiſche Relation wendet das ſo, als ſei Bileam ein von Jehova inſpirirter Prophet geweſen, der als ſolcher dem auserwählten Volke dieſes Gottes freilich nicht fluchen konnte; aber ſie verwickelt ſich hiemit in arge, die Unächtheit dieſer Darſtellung bezeugende Widerſprüche; denn nun will es unbegreiflich ſcheinen, wie Bileam das Volk Jehova's zum Dienſte des feindlichen Baal Peor verführen konnte; nun wird, was noch wunderbarre iſt, dieſer Jehova-Prophet von ſeinem eigenen Gotte ohne alle Urſache angefeindet, indem er den Eingebungen deſſelben doch nur die ſtrengſte Folge leiſtet; denn dieſer verſtattet und befiehlt ihm, fortzuziehen, und wie er von dieſer Weiſung Gebrauch macht, ergrimmt der Gott und widerſteht ihm [1]).

---

[1]) Spangenberg, Querfurt. Chronik, S. 128, 131, 133. Grimm, deutſche Sagen, Nr. 572. 2. Thl. S. 369. Ein „heiliger Eſelreiter," wie Bruno, war auch Sanct Florentius, Einſiedler und Stifter eines Kloſters zu Haslach. Zum Kloſtergrunde beſtimmte, der Legende zufolge, König Dagobert des Waldes ſo viel, als der Heilige, während Dagobert im Bade ſaß, auf ſeinem Eſel würde umreiten können. Der Eſel lief wunderbar ſchnell, umſchrieb den ganzen Wald und drückte ſeinen Fußtritt in den Stein. S. calendarium annale Benedictinum von Ranbeck, Augsburg 1677, 4. Th, die Legende des 13. Novembers nebſt den daſ. S. 367 angeführten Schriftſtellern. Den Ausdruck „heiliger Eſelreiter" hat die Ueberſetzung von Bierholz, Augsburg 1731, 4. Thl. S. 157.

Dieſe, die ſchaffende Naturkraft im Gegenſatze des verderbenden, vernichtenden Gottes Iſraels, das gute Princip im Gegenſatze des böſen, in der Form eines bacchiſch-priapiſchen Eſelcultus verehrende Religion ſcheint zur Zeit der Richter die vorherrſchende bei den alten Hebräern geweſen zu ſein, bis Samuel und David den alten abrahamiſchen und moſaiſchen Moloch-Jehovismus wieder in ſein Recht einſetzten. Es finden ſich im Buche der Richter Relationen, die auf einen in Iſrael förmlich eingeführten und prieſterlich organiſirten Eſelcultus ſchließen laſſen. So hat der Richter Jair, יאיר, dreißig Söhne, die auf dreißig Eſeln, עירים, reiten und dreißig Städte, עירים, haben, welche die Dörfer Jair's heißen [2]). Jair heißt alſo der Richter, und mit demſelben Namen werden die Ortſchaften ſeiner auf Eſeln reitenden Söhne bezeichnet; zugleich wird dem Worte עיר, Stadt, die ſonſt nicht vorkommende Pluralform עירים ſtatt ערים gegeben, die mit עירים, Eſel, ganz gleichlautend iſt. Das fordert zur Beachtung und Unterſuchung des Namens auf, der an עיר, Eſel, auffallend anklingt und wohl nur eine modificirte Ausſprache deſſelben Wortes iſt. Dies wird dadurch beſtätigt, daß unter den Prieſtern David's auch ein Jairiter, Namens Ira, עירא, auf-

---

2) 4 Moſ. 22, 20. ff. 2) Richter 10, 3. f.

geführt wird [1]), ſo, daß ſich nun die Formen יאיר, עיר und עירא in augenſcheinlichem Zuſammenhang an einander reihen. Eſel, ערר, hieß auch eine canaanitiſche Königsſtadt, wohl von demſelben Eſelcultus Canaans benannt, von welchem Jair und ſeine Ortſchaften den Namen hatten, ja allem Anſchein nach iſt das Wort עיר, Stadt, urſprünglich gar nichts Anderes als עיר, Eſel, geweſen, ſo daß die ſpecielle Bedeutung: Eſelſtadt, Stadt als Sitz und Centrum des Eſelcultus, in die allgemeine: Stadt übergegangen, und ſelbſt noch die Sprache für dieſen einſt in Canaan im Schwange gegangenen Eſelcultus zeugt, auf ähnliche Art, wie für jene einſt üblichen religiöſen Geſchlechtsvermiſchungen im Heiligthume das Wort קדשה, Heilige, Geweihte, für Hure. עיר, ir, gir, iſt mit modificirter Ausſprache das gleichbedeutende קיר, kir, קרת, kereth, chald. kartha, mit den Städtenamen Cirta, Tigranocerta u. ſ. w. Die dreißig Söhne des Jair ſind wohl nicht Söhne des Richters im eigentlichen Sinne des Wortes geweſen, ſondern Söhne des Gottes und ſeines oberſten Repräſentanten in bildlichem und geiſtlichem Sinn, Unterprieſter, Biſchöfe, ſo zu ſagen, des Eſelcultus, deſſen Papſt oder Dalailama Jair war [2]).

---

[1] 2 Sam. 20, 25. „Auch Ira, der Jairiter, war Prieſter David's", d. h. wohl: ſelbſt das prieſterliche Oberhaupt des hebräiſchen Eſelcultus trat unter David zum Molochdienſt über und ward Molochprieſter. Erinnern wir uns hiebei, daß David nach Obigem ein Name des Moloch war, Prieſter David's alſo = Prieſter des Moloch.

[2] Vergl. im neuen Teſtamente den Synagogenvorſteher Jair zu Capernaum, Luc. 8, 41. Matth. 9, 18. Dieſe Ortſchaft wird als die Stadt Jeſu, als ſeine Stadt (ἡ ἰδια πολις) bezeichnet, Matth. 9, 1. Marc. 2, 1. Dies iſt Ueberſetzung des Namens כפר נחום, Stadt des נחום, des Gottes und Heilandes des Eſelcultus; vergl. מנחם, Tröſter, Name des Meſſias bei den Juden; Eiſenmenger II, 653. Gfrörer, Jahrhundert des Heils, 2. Abth. S. 266. Hier knüpft ſich die Mythe an eine alte Stätte des canaanitiſchen Eſelcultus, wie öfter der Fall; eine ſolche war gewiß auch Kana in Galiläa, wo Jeſus Waſſer in Wein verwandelt; ſo auch Bethania. Von hier, dem Flecken der Maria und Martha, iſt Lazarus; hier wird dieſer auferweckt; hier wird Jeſus be-

Dieſelbe Erſcheinung kehrt wieder bei Erwähnung des Richters Abdon, der vierzig Söhne und dreißig Enkel hat, die auf ſiebenzig Eſeln reiten [1]). Es iſt eine förmlich organiſirte Eſelcultushierarchie, deren höchſtes Haupt Abdon iſt; unter ihm ſtehen vierzig Eſelprieſter des zweiten, und noch dreißig andere des dritten Ranges; ſie reiten ſämmtlich auf dem heiligen Thiere dieſes Cultus, das mit dem darauf ſitzenden prieſterlichen Richter Iſraels der lebendige Repräſentant des Gottes iſt. Wie ferner der Richter Abdon 40 Söhne und 30 Enkel hat, die zuſammen 70 ſind, ſo hat der Richter Gideon 70 Söhne [2]), mit denen es ſich wohl eben ſo verhält, worüber unten das Nähere. Weiter iſt der Name der Stadt Pirathon zu beachten, aus welcher Abdon iſt und in welcher er auch begraben ward [3]); denn da tritt die Bedeutung Eſel ſogar doppelt hervor. Vergl. nehmlich mit פרעתון erſtlich פרא, pere, wilder Eſel, und zwei-

---

wirthet und geſalbt; hier übernachtet er nach ſeinem Einzug in Jeruſalem; hier fährt er zum Himmel, Joh. 11, 1 ff. c. 12, 1 ff. Matth. 26, 6 ff. c. 21, 17. Luc. 24, 50. Mit Bethanien zuſammen wird Bethphage genannt; in der Nähe dieſer Orte ſendet Jeſus zwei Jünger „in den Flecken, der vor ihnen liegt", nach dem Eſelsfüllen, Marc. 11, 1 ff. Luc. 19, 29 f. Matth. 21, 1 f. Bethania iſt das Haus des demüthigen, zur Knechtsgeſtalt erniedrigten Eſelgottes, hebr. chald. עני, עניא, als welcher der auf dem Eſel reitende Meſſias des Sacharja 9, 9 bezeichnet wird; Bethphage iſt das Haus des Kinnbackens, des Eſelkinnbackens nehmlich, aus dem die Quelle ſpringt, ſ. unten, chald. פגה, griech. φαγων, maxilla, vergl. Castelli lex. heptagl. col. 2955, und Kanne, erſte Urkunden der Geſchichte, Baireuth 1808, S. 69 und 686. Im Syr. iſt פכא, maxilla, gena, deutſch Backen. Die Schädelſtätte Golgatha dagegen gehört den obigen Erörterungen zufolge dem menſchenopfernden Molochismus an. So auch der Oelberg, 2 Sam. 15, 30 und 32. 1 Kön. 11, 7. Gramberg, Religionsideen, 1. Thl. S. 36 und 64, nebſt S. XVII der Vorrede, wo Geſenius bemerkt: „daß auch der Oelberg zu den alten Gebetſtätten Paläſtina's gehörte, iſt bedeutungsvoll für das neue Teſtament, wo derſelbe ein Lieblings-Andachtsort Chriſti iſt, und hätte von den Auslegern deſſelben nicht überſehen werden ſollen."

[1]) Richter 12, 13. [2]) Richter 8, 30.

[3]) Richt. 12, 13 und 15.

tens אתון, athon, Eſelin, wo nur א für ע mit bekanntem Wechſel ſteht, wie in אגם für עגם u. ſ. w. Wenn das Alles Zufall wäre, ſo wäre es ein ungeheuerer; allein ſo ſpielt der Zufall nicht. Abdon heißt auch eine hebräiſche Stadt; auch dieſer Name ſcheint ſich auf den althebräiſchen Eſelcultus und deſſen in Knechtsgeſtalt erſcheinenden Gott zu beziehen: עבד, abad, heißt dienſtbar ſein, ebed, Knecht, vergl. arab. אבד, asina, ancilla et ex his natus [1]). Wie die Sichemiten von Abimelech abfallen, tritt Geal, der Sohn Ebeds, auf und beredet ſie, den Männern Hemors, des Eſels, zu dienen, und er ſelbſt iſt als Sohn Ebeds, d. i. des Knechtes, ein Mann des Eſels oder Eſelgottes, welcher der Knecht hieß, im Gegenſatze gegen den Moloch-Jehova Iſraels, den ewigen unveränderlichen, ſich nie ſeiner Herrlichkeit entäußernden König und Herrn. Ein Hemor, Chamor, Eſel, als Herrſcher von Sichem, tritt uns auch in der Geneſis entgegen; den Namen Sichem führt auch deſſen Sohn [2]), und auch dieſer Name hat dem ganzen Zuſammenhang nach Eſel, Laſtthier oder Knecht bedeutet; Sichem, שכם, heißt nehmlich Schulter, Nacken, und konnte das belaſtete Thier bezeichnen, äthiop. שכם, bajulavit, tulit, portavit, vergl. im Segen Jakob's die Worte: »Iſſaſchar, ein knochiger Eſel, — — — — — — — er bot ſeine Schulter hin der Laſt und ward ein Taglöhner« [3]), arab. קערה, ephippium, sella camelina, asinus, griech. νωτευς, der auf dem Rücken tragende Eſel von νωτος, Rücken, κιλλος, Eſel, κιλλιβας, laſttragende Unterlage, ονος, Eſel, onus, Laſt, αστραβη, Saumſattel, geſattelter Mauleſel, Saumroß, ſpaniſch asna, Eſelin und Dachſparren, asnilla, ein Querbalken, der zur Unterſtützung eines ſchadhaften Gebäudes dient, ein hölzernes Geſtell, asnillo, ein Bock der Mauerer und Zimmerleute, asnico, Eſelfüllen, und der Bock oder das Eiſen, worauf der Bratſpieß ruht, asnado, ein Stützpfeiler im Bergwerke. Sichem hieß auch Sichar[1]), was auf bacchiſchen Cultus deutet, שכר, schachar, zechen, schechar, berauſchendes Getränk, schiccor, trunken, schiccaron, Trunkenheit. Ein ſolcher Cultus fand nach bibliſcher Nachricht zu Sichem wirklich Statt, worüber unten das Nähere. Es läßt ſich aber auch das perſiſche shakra, Eſel, vergleichen, wobei die frappante Aehnlichkeit in Betrachtung kommt, die auch ſonſt in den Sprachen die Ausdrücke für Eſel, Wein und Weinſtock haben; vergl. hebr. חמר, chamor, Eſel, chald. chamar, hebr. chemer, Wein, griech. ἥμερις, Weinſtock, ονος, Eſel, οινος, Wein, lat. asinus, Eſel, asinusca, eine Art Weintrauben, κανθος, κανθων, κανθηλιος, Eſel, κανθηλια, Saumſattel, lat. cantherius, canterius, Laſtthier, Mähre, κανθαριος, eine Rebenart, κανθαρος, cantharus, Trinkgeſchirr, κανθιαι und κανθηλια, Weintraubenbutten, κονδυ, Becher, deutſch Kandel, Kanne, griech. κανειον, κανεον, κανουν, Gefäß, woran ſich vielleicht die Hochzeit in Kana reiht, wo Jeſus Waſſer in Wein verwandelt.

---

[1]) Castelli, lex. heptagl. col. 6. Freitagii lex. arabico-latinum I. p. 2 und 3.

[2]) 1 Moſ. 33, 19. c. 44, 2. [3]) 1 Moſ. 49, 14 f.

Die Richter Iſrael's ſchlagen ihre Feinde bald mit einem Ochſenſtecken, bald mit einem Eſelskinnbacken. Samgar ſchlägt mit jenem ſechshundert Philiſter[2]), und Simſon mit dieſem tauſend[3]). Die zu Grunde liegende hiſtoriſche Wahrheit iſt die, daß dieſe Heerführer bald unter dem Zeichen des Stiergottes oder Moloch-Jehova, bald unter dem des Eſelgottes oder Baal Peor ſtritten und Siege errangen. Man vergleiche das als Kriegspanier gebrauchte Bild des Minotaur[4]) und die Nachricht bei Diodor, die Aegyptier hätten Bilder der von ihnen verehrten Thiere gemacht und auf Spieße geſteckt, die die Befehlshaber tragen mußten; ſiegend hätten ſie dann geglaubt, ihr Glück dieſen Thieren zu danken[5]). Dahin erklärt ſich auch die Einnahme Troja's durch ein Roß. Die Griechen, die unter dem Zeichen des poſeidoniſchen Roſſes fochten, ſchrieben dieſem den Sieg zu; das göttliche Roß, dieſer helleniſche Roß- und Waſſergott, hatte über den ſemitiſchen Stier- und Feuergott Troja's den Sieg errungen, hatte durch ſeine Verehrer und in ihnen ſtreitend die Stadt genommen.

---

[1]) Ev. Joh. 4, 5.

[2]) Richt. 3, 31. [3]) Richt. 15, 15 f.

[4]) Böttiger, Ideen zur Kunſtmythologie, S. 351.

[5]) Diodor 1, 86.

Wie der Moloch-Jehovismus Iſrael's ein Feuerdienſt, eine Anbetung des verneinenden Princips in der freſſenden, verzehrenden Flammengluth, ſo war der von Bileam eingeführte Eſelcultus ein Waſſerdienſt, eine Verehrung der ſegensreichen, befruchtenden Feuchtigkeit, ähnlich, wie in Indien die Waſſer-Religion des Vishnus der des Feuergottes Sivas entgegenſteht [1]). Aus Simſons Eſelskinnbacken ſpringt daher ein Quell, und wenn man auch durch andere Auffaſſung und Ueberſetzung der Worte den Sinn gewinnt, daß der Quell nicht aus dem Kinnbacken (lechi), ſondern aus einem Felſenritz an einem, Lechi benannten Ort geſprungen, ſo iſt doch die Beziehung dieſes Lechi auf den Kinnbacken (lechi) des Eſels unzweifelhaft, ſo daß auch noch in dieſem Falle Quell und Eſel in einer Verknüpfung erſcheint, wie ſie ſehr merkwürdigerweiſe auch ſonſt, und zwar namentlich in Beziehung auf hebräiſchen Eſelcultus, zum Vorſchein kommt. Nach Tacitus

---

1) Wenn Vishnus den Tyrannen urd Götterfeind Mahabali, der ſeine Herrſchaft ſo weit ausgedehnt hatte, daß ſich ſelbſt der Himmel von ihm bedroht ſah, des Reiches beraubt und ihm nur die Unterwelt zum Aufenthalt läßt, ſo hat dies wohl dieſelbe Bedeutung, als wenn der helleniſche Zeus ſeinen Vorgänger in der Herrſchaft, den fürchterlichen Kronos, entthront und in den Tartaros verſtößt. Wie dieſer ein ſemitiſcher Gott, der phöniziſche Moloch-Baal, ſo iſt wohl auch jener indiſche Bali ein ſemitiſcher Baal geweſen; eben ſo mag es ſich mit dem Feuergotte Sivas verhalten, deſſen Namen zum Theile eher ſemitiſch als indiſch ſcheinen; vergl. mit Sivas, Siva, hebr. זועע, sevaa, Schrecken, und mit Haras, Hara, hebr. חרה, chara, entbrennen, charchur, Entzündung, charon, Brand — gewiß paſſender für den ſchrecklichen Feuergott, als wenn dieſe Namen indiſch verſtanden: „der Verehrungswürdige“ und „der Ergreifende“ bedeuten.

haben die Hebräer das Bild eines Eſels im Heiligthume geweiht, weil ſie, von einer Heerde wilder Eſel geleitet, reichliche Brunnquellen gefunden [1]), und die Geneſis erzählt von einem gewiſſen Anah, der die Waſſerquellen (ימים verwandt mit ים, Meer, See, Strom) gefunden, als er die Eſel ſeines Vaters Zibeon hütete [2]). Hier ſcheint in dem Namen Anah, ענה, ſelbſt wieder die Bedeutung Eſel zu liegen, vergl. arab. עאנה, Heerde wilder Eſel, Eſelin, עני, der demüthige Eſelgott des Sacharja, ſ. oben; eben ſo in dem ſeines angeblichen Vaters Zibeon, d. i. der Bunte, der Scheck, צבע, färben, zeba, ein buntgefärbtes Kleid. Es iſt nehmlich der ſcheckige Eſel gemeint, der bei den Hebräern in beſonderen Ehren ſtand, daher auch ihr Meſſias auf einem ſolchen bunten, ſcheckigen (hundertfarbigen) Thiere reitend erſcheinen ſoll [3]). In griechiſcher Mythologie und Symbolik ſehen wir die Vorſtellung von Waſſer und Quell auf gleiche Weiſe mit der Geſtalt des Roſſes verknüpft, und griechiſche, wie deutſche Sagenwelt hat Roß- und Eſelquellen. Den Griechen iſt das Roß Geſchöpf und Attribut des Waſſergottes Poſeidon; zu Roſſe ſitzend oder mit dem Zwei- und Viergeſpann fahrend wird er ſelber dargeſtellt, führt als Roßgott die Namen Hippios, Hippeios, Hipparchos, Hippagetes, Hippokurios, verwandelt ſich auch ſelbſt in ein Roß, um die Demeter zu berücken, und als Perſeus der Meduſa, mit der ſich Poſeidon in Geſtalt des Roſſes begattet hatte, das Haupt abſchlug, ſprang das Quellroß Pegaſos (πηγη, Quell) hervor. Von eben dieſes Roſſes Hufſchlag entſtand die Roßquelle Hippokrene auf dem Helikon, wie die zu Trözen, ſo auch die Quelle Peirene zu Korinth. Vom Hufſchlage des Roſſes Karls des Großen ſoll der Gleisbrunnen des Odenberges entſprungen ſein [4]), und in der Ortenau, wo das

---

[1]) Tac. hist. 5, 3 f. [2]) 1 Moſ. 36, 24.

[3]) Eiſenmenger II, S. 698. Winer, bibl. Realwörterb., I. S. 408.

[4]) Vergl. Mone, Geſchichte des nordiſchen Heidenthums. 2. Th. S. 155. Grimm, deutſche Mythologie, S. 526.

Kloſter Allerheiligen ſtand, ſchlug einſt ein Eſel mit dem Huf auf den Boden, und eine friſche Quelle ſprang [1]). Eine ſolche Eſelquelle hatte auch Canaan. Es iſt der Quell aus Simſons Eſelskinnbacken ſelbſt dem Namen nach. Denn dieſe Quelle heißt: עין הקורא , was die bibliſche Darſtellung auf Simſons Rufen (קרא) zu Jehova bezieht, welches Rufen aber ſelbſt erſt aus dem Worte herausgedeutet und durch eine jener falſchen Etymologieen hevorgebracht iſt, die in hebräiſcher und ſonſtiger Sagengeſchichte ſo häufig ſind [2]). Denn קורא, kore, hat wohl eigentlich Eſel bedeutet, und עין הקורא, Eſelquelle, wie Hippukrene Roßquelle; vergl. Sanskr. Kharas, pelv. Khar, chald. כאר, Eſel, deutſch Gorre, Gurre, Pferd, wozu vielleicht auch der Name des gegen Moſe verſchworenen Korah, arab. Karun, gehört, der nach der Sage auf einem weißen Maulthier ritt [3]). Von gleicher Bedeutung, wie עין הקורא ſcheint עין חרור, die Quelle Harod zu ſein, an welcher der Eſeldiener Gideon lagert [4]), ſo daß חרור = ערור, onager mit Verwechſelung der Kehlhauche ח und ע.

Der Name der Eſelquelle Simſon's führte uns in die indo-germaniſche Sprachenſphäre; in dieſelbe verſetzt uns Folgendes. Simſon's Vater heißt Manoah, vergl. indiſch manuja, Menſch, eigentl. Manusgeborner, da Manu als Stammvater der Menſchen gilt, manus, Mann, goth. man, mann, manna, abgeleitet mannisk, Menſch, Mannus, der Stammvater der Germanen bei Tacitus [1]). Simſon war ferner aus dem Stamme Dan, von dem im Segen Jakobs geſagt wird: »Dan wird richten ſein Volk wie einer der Stämme Iſraels« [2]) — ſo daß er hier gar nicht als iſraelitiſcher Stamm betrachtet, vielmehr den übrigen Stämmen als fremder entgegengeſtellt zu werden ſcheint. Wahrſcheinlich hatte ſich ein iſraelitiſcher mit einem fremden dergeſtalt vermiſcht, daß er in dieſem ganz aufgegangen war. Im Buche der Richter iſt das ſeparatiſtiſche Weſen und Treiben der Daniten ſehr auffallend; ſie haben hier noch gar kein Erbtheil in Iſrael, ſuchen ſich einen Wohnſitz, nehmen Lais ein und nennen es Dan [3]) — wo die Notiz der Einwanderung eines eigentlich ganz fremden Volksſtammes leicht herauszufaſſen. Nach einer rabbiniſchen Sage zog der Stamm Dan zur Zeit Jerobeam's nach Aethiopien [4]), und es iſt wunderbar, wie deutlich in den Sprachen der öſtlichen Küſten Afrika's ein indo-germaniſcher Beſtandtheil hervortritt; man hört dort oft ganz deutſche Formen erklingen [5]). Die Apokalypſe läßt bei Aufzählung der zwölf Stämme Iſraels den Stamm Dan weg 1), und Hippolytus und Theodoret, auf jüdiſche Ueberlieferung geſtützt, erklären ſogar, es werde aus dieſem Stamme der Antichriſt erſtehen 2). Zu Dan ſtellt Jerobeam eines ſeiner goldenen Idole auf, von denen wir unten ſehen werden, daß ſie nicht Kälber, ſondern Eſel geweſen. Danaer und Danaiden hießen die Argiver, und in den Mythen von Danaos und ſeinen Töchtern tritt Waſſer- und Quellendienſt hervor. »Das waſſerarme Argos machten zum waſſerreichen die Töchter des Danaos«; Amymone, die Tochter des Danaos, wird ausgeſendet, um Waſſer zu ſuchen; da wohnt ihr Poſeidon bei und zeigt ihr die Quellen in Lerna, oder er befiehlt ihr, nach anderer Sage, den von ihm in einen Felſen geworfenen Dreizack herauszuziehen; die darauf entſprungene dreifache Quelle hieß nach ihr die amymoniſche. Die Töchter des Danaos wurden in Argos verehrt und es waren ihnen daſelbſt vier Brunnen geweiht. An heiligen Quellen ward bacchiſcher und phalliſcher Eſeldienſt getrieben, ein ſolcher Ort war wohl einſt der, an welchem Maimuna, eine Gattin Muhamed's, begraben ward. Denn es geſchah dies, ihrem Verlangen gemäß, neben einer Quelle und unter einem Baume, unter welchem ſie Muhamed das erſte Mal beſchlafen hatte; hier wurde dann eine Moſchee gebaut, zu der man häufig wallfahrtete 3). Wahrſcheinlichſt ein in ein muhamedaniſches Heiligthum umgewandeltes heidniſches. Der Name Maimuna ſtimmt mit

---

[1]) Die ſchon in meiner Abhandlung über Eppelein von Gailingen erwähnte Sage iſt näher dieſe. Herzogin Utta von Schauenberg, der jenes Kloſter ſeinen Urſprung verdankte, ließ, um deſſen Platz zu finden, einen Eſel mit Geld bepacken und frei dahin gehen. Auf der Höhe, wo ſich der Eſelbrunnen mit dem Monumente des Eſels befindet, ließ ſelbiger die Quelle ſpringen, und auf der Bergkuppe warf er den Sack ab.

[2]) Vergl. z. B. Grimm, deutſche Sagen, Nr. 111. 1. Th. S. 168 f. An der Stelle des Arendſees in der Altmark ſtand einſt ein großes Schloß, das unterging, ſo, daß nur ein Mann und ein Weib davon kam. Das Weib, ſich umſchauend und die plötzliche Veränderung gewahrend, rief: „Arend ſee!“ d. h. Arend ſieh! denn ſo hieß der Mann; davon der Name Arendſee.

[3]) Vergl. Koran, von Wahl, Halle 1828, S. 365, zu Sure XXVIII.

[4]) Richt. 7, 1.

---

[1]) Bohlen, das alte Indien I. S. 218 f. Grimm, deutſche Mythol. S. 204 und Anhang S. XXVIII. [2]) 1 Moſ. 49, 16.

[3]) Richt. 18, 1 ff. [4]) Eiſenmenger II. S. 527.

[5]) So iſt in dem kleinen Verzeichniß von Kielmaier, im Ausland vom 16. März 1840, Nr. 76, S. 303: Galla ferd, Pferd, Danakil woddar, Schaf, vergl. Widder; Somali aré, Schaf, vergl. griech. αρην, lat. aries; Danakil achnera, Erde, vergl. lat. ager, deutſch Acker; Danakil gaer, laufen, Schiho cor, reiten, vergl. lat. curro, laufe, currus, carrus, Wagen, franz. carrière, ſpaniſch carrera, Pferdelauf, Rennen; Danakil jo, ich, vergl. εγω, ego, ital. io, ſpaniſch yo, ich. Aus dem Mithridates 3. Th. 1. Abth. hebe ich beiſpielsweiſe folgende afrikaniſche Formen aus, mit denen es ſich eben ſo verhält: Sokko manni, Lagoa-Bay monhee, Menſch, Beetjuanas monuna, Mann, auch hier alſo jenes indiſch-deutſche Wort; . Agows kussani, küſſen, vergl. Sanskr. kus, küſſen, umarmen; Agows wajn, Falaſcha wajn, Gallas wajen, Wein; Gafat, mojt, amajät, Wein, vergl. unſer Meth, griech. μεθυ, Wein, Sanskr. madhu, madhus, Honig, Nektar; Tembu bu, Kind;

---

ebenſo bi auf der Goldküſte, Baſeler Miſſionsmagazin 1827, S. 540; vergl. Bu, Bube, engl. boy, Knabe, βαιος, klein; Wawu mone, Mond, altdeutſch mone, Mohn; Lagoa-Bay matee, Waſſer, vergl. lat. madeo, madidus; Galla bischan, Waſſer, was an den indiſchen Waſſergott Vishnus gemahnt. Bei den Kaffern iſt hamba gehen, Baſeler Miſſionsmagazin 1835, S. 536, lat. ambulare, gehen, ital. gamba, franz. jambe, Bein, Fuß, gambade, Luftſprung, engl. gambado, Halbſtiefel, gambol, Luftſprung.

1) Offenb. Joh. 7, 4 ff.

2) Gfrörer, Jahrhundert des Heils, 2. Abth. S. 237.

3) Koran, von Wahl, Einl. S. LXX.

dem der Danaide Amymone ſonderbar überein, ſo daß man auch hier einen Zuſammenhang ahnen möchte. Ein Ort in Paläſtina hieß עין עגלים, Quelle zweier Kälber, und wir werden finden, daß die zwei angeblichen Kälber des Jerobeam zu Dan und Bethel Eſel geweſen. Am Thore von Enaim, d. i. Zweibrunnen, wird Thamar von Juda umarmt, und vielleicht ſteckt in dem Namen Thamar die Bedeutung Eſelin, vergl. in Afrika Somali damer, Eſel [1]. Ebendaſelbſt iſt Schiho danan, Eſel [2], was uns die Namen Dan und Danaos erklären mag. Es ſchließt ſich der Name der von Sichem, dem Eſel, und Sohn des Eſels Chamor, geſchwächten Dina daran. Die Namen dieſer Mädchen ſind wohl eigentlich die des weiblichen Eſelgottes, daher, wie wir ſehen werden, Thamar zugleich die Gattin des Eſels ער, עיר. Im Aramäiſchen iſt das etwas ferner ſtehende טען, beladen ſein, hebr. die Thiere zur Reiſe bepacken, lat. migravit, iter fecit, arab. טעין, camelus onus gestans. Hebr. mit vorſchlagendem א iſt אתון, aram. אתנא, arab. אתאן, asina, Letzteres zugleich, was ſehr merkwürdig iſt, locus aquam haurientis ad oram putei, was ſich daraus erklärt, daß die friſche, belebende Quelle als Wohnſitz und Heiligthum des Eſelgottes, ja als dieſer in ihr erſcheinende Naturgott ſelbſt, ſo wie das Feuer als Erſcheinung und Gegenwart des verderbenden Feuergottes Moloch = Jehova angeſehen ward. Daher läßt ſich weiter vergleichen: דכן, arab. mit Dſal fluxit, תנין, Seethier, amerikaniſch tuna, Waſſer und Fluß [3], galiſch tonn, Woge, nebſt Flußnamen, wie Dünne, Don, Donau, Tonna, Tanais, Danubius, Dan in Amerika u. ſ. w. Wenn Juda am Zweibrunnen buhlt, ſo heißt das wohl eigentlich, der Stamm Juda iſt hier dem wollüſtigen Quellen- und Eſeldienſt ergeben; und dies wird hier als Verſchuldung und Abfall zu falſcher Religion bezeichnet und in ein gehäſſiges Licht geſtellt. Thamar gebiert von Juda zwei Söhne, Namens Perez, d. h. Riß, Spaltung, Bruch, und Serach, d. h. Ausſatz, vergl. זרח, vom Ausbrechen deſſelben 1) — alſo wohl eine beſchimpfende Allegorie und Darſtellung eines Abfalles des Stammes Juda zum Eſeldienſt. Doch ſind vielleicht, einer bei den Juden ſehr gebräuchlichen Manier gemäß 2) gewiſſe andere, ächte, der zu beſchimpfenden Gegenpartei ſelbſt angehörige Namensformen nur feindſelig verändert und verdreht; denn Perez ſcheint aus Pered, Maulthier oder Eſel, gemacht, und Serach mag in zu Grunde liegender, unverfälſchter Form die Bezeichnung eines bacchiſchen Cultus geweſen ſein, vergl. שרק, sorek, eine edle Art von Weinſtöcken, שרוקים, edle Reben, arab. צרחד, Wein. Früher wurden, der Darſtellung der Geneſis zufolge, von einem canaanitiſchen Weibe drei Söhne Juda's mit Namen Er, Onan und Schela geboren; Er wird Gatte der Thamar, iſt aber böſe in den Augen Jehova's und wird von ihm getödtet; Onan läßt ſeinen Samen auf die Erde fallen und wird ebenfalls getödtet, Schela wird zu Keſib, der Lügen-

---

[1] Kielmaier a. a. O.

[2] Daſ.

[3] Humboldt, Reiſe in die Aequinoctialgegenden, 2. Th. S. 258. Murr, Reiſen einiger Miſſionarien der Geſellſchaft Jeſu in Amerika, Nürnberg, 1785, S. 402. Dort iſt Chaymas tuna, Waſſer, hier tamanakiſch tuna, Waſſer und Fluß.

---

1) 2 Chron. 26, 19.

2) So wird in feindlichem Gegenſatze gegen das Chriſtenthum der Dom zum Abgrunde tehom, oder zur Unreinigkeit tuma, die Meſſe zum Tode mitha oder misa, das festum natale zum Feſte des Gehenkten nithal, der Apoſtel Petrus oder Sanct Peter zur Erſtgeburt des Eſels peter chamor u. ſ. w. verdreht; ja die Rabbinen haben dergleichen Wortveränderungen zur Vorſchrift gemacht; ſo ſoll für beth galja, hohes Haus, d. i. Kirche, geſagt werden beth carja, tiefes Haus, Haus, das in die Grube falle, oder beth calja, zur Vertilgung beſtimmtes, oder beth gadja, Bockshaus, oder beth charja, Schweineſtall, bei welchen zum Theil ſehr drolligen Veränderungen die höchſt gefügige Sprache zur Hülfe kommt; vergl. Eiſenmenger I. S. 275, 277, 518 ff. 528, 539, 549 ff. 533 f. 654. Bohlen, Geneſis Einl. S. CXCVIII.

ſtadt, geboren [1]) und ſcheint in ſeinem Namen eine Ketzerei, einen unwahren Cult bezeichnen zu ſollen, vergl. שלה, irren, fehlen, ſich vergehen, in Hiph. irre führen, täuſchen, erinnert aber zugleich an den Schilo im Segen Jakobs, mit deſſen Erwähnung die Worte verbunden: »Er bindet an den Weinſtock ſein Eſelfüllen und an die edle Rebe ſeiner Eſelin Sohn, er wäſcht im Weine ſeine Kleidung und in dem Blute der Trauben ſein Gewand« [2]); der mit Thamar verbundene Er iſt der Eſel עיר, Onan iſt der Eſelgott als zeugende, die Erde befruchtende Sonnenkraft, vergl. און, on, Zeugungskraft. Auf ähnliche Weiſe tritt in den Namen der Söhne Gad's die Beziehung auf den Eſelcultus hervor. Es werden hier zuſammen genannt: Ziphjon und Ezbon, Eri, Arodi oder Arod, Osni und Chaggi [3]); die Formen Ziphjon und Ezbon, letztere mit prosthetiſchem א = צבן, mögen uns an den oben beſprochenen Zibeon als ſcheckigen Eſel erinnern; Eri iſt, wie Er, der Sohn Juda's = עיר, Eſel, Arod iſt ערוד, wilder Eſel, Osni, vergl. isl. asni, lat. asinus, wiederum Eſel [4]), mit Chaggi vergl. afrikaniſch Galla gage, Maulthier [5]), Quagga, Quacha, equus quagga, ein ſüdafrikaniſches Thier aus dem Pferdegeſchlechte, das viele Aehnlichkeit mit dem Zebra hat, und deſſen Schwanz ſich, wie beim Eſel, in einen Büſchel verliert, hebr. חג, chag, Feſt, bei den Talmudiſten das freudige Laubhüttenfeſt, ur=

---

[1]) 1 Moſ. 38, 1 ff. [2]) 1 Moſ. 49, 10 f.

[3]) 1 Moſ. 46, 16. 4 Moſ. 26, 15 f.

[4]) Ein ausländiſches Wort wäre hier ganz am Orte, weil der Cultus auf Berührung und Miſchung mit indo=germaniſchem Stamme beruht; doch ſtellt Kanne, Pantheon, S. 214 und 621, das Wort mit dem hebr osen, Ohr, zuſammen, asinus, eigentl. Ohrenthier, asio, Ohreule, vom Grundlaut as, der aber freilich wieder dem Indiſchen und Griechiſchen eignet, Sanskr. usa, Höhlung, griech. ους, ως, αυς, Ohr, ωτος, otus, Ohreule, von der Genitivform, neugriech. αυτιον, Gehör, αυς, ως, mit Wechſel von s und r lat. auris, deutſch Ohr.

[5]) Kielmaier a. a. O.

ſprünglich wohl vom Eſelgotte benannt, Eſelfeſt, חגג, tanzen, von der mit Tänzen begangenen Feier des Eſelcultus [1]).

Im Segen Jakob's kommt eine ſehr dunkle Stelle vor, die durch gewöhnliche Auffaſſungsweiſen nicht zu bezwingen, mir aber auf dieſem Wege ganz klar geworden iſt. Sie bezieht ſich nehmlich auf Eſelfeſtbegehungen des Stammes Joſeph an heiliger Quelle mit Aufſchlagung von Zelten, wie die bekannten סכות בנות oder Töchterhütten, wo ſich die babyloniſchen Mädchen beſchlafen ließen. Es heißt hier בנות צערה עלי שור, d. i. Töchter des Eſels oder Eſelinnen, an oder vor dem Zelte, der Laub- und Töchterhütte des Eſelcultus, ſitzend; denn צערה heißt im Arabiſchen asinus, צחע, onager, בנאת צערה, onagri, und שור iſt das äthiopiſche שור, locus secretus, claustrum [2]), es iſt ſo viel als סכה, Laubhütte, in der Benennung סכות בנות, Töchterhütten. Joſeph ſelbſt heißt בן פרת עלי עין, ein Sohn des Eſels an der Quelle; denn פרת iſt hier gewiß nur andere Schreibart oder Ausſprache für פרד, Maulthier, lat. veredus, burdo u. ſ. w., wie in ברל, arab. בתל, theilen, vergl. auch arab. פרט, equus velox, einfachere Form chald. פרא, laufen, hebr. und arab. פרא, onager, arab. פריה, asina, פרה, alacer, agilis fuit, פארה, alacer, agilis. An der Stelle von Sichem, wo wir Eſelcultus nachgewieſen, wird nach dem Zeitalter Jeſus ein Neapolis erwähnt, deſſen einheimiſcher Name nach Joſephus Μαβορϑα oder Μαβαρϑα war; derſelbe bedeutet Eſelquelle, von מים, מי, arab. מא, Waſſer, und jenem פרר, פרת, ברת, Maulthier oder Eſel. Wie aber im Arabiſchen אתאן Eſel und Brunnen in Eines zuſammenfällt, ſo iſt es auch hier; jene Formen bedeuten auch Waſſer und Quell, arab. פראת, aqua dulcis, arab. פראת, hebr. פרת, der Euphrat, mit dem auch letztere griechiſche Form bildenden proſthetiſchen א: אפרת, אפרתה, die Waſſer- und Eſelſtadt, aus welcher der Meſſias dieſes Cultus, der ſpeculative, der das uranfängliche Wort und das im Anfang der Dinge erſchaffene Maul der Eſelin Bileams, os loquens asinae, iſt, hervorgehen ſoll [1]).

---

[1]) Es iſt der Cultus des goldenen Kalbes, in welchem wir unten den den Hebräern vorgeworfenen Cultus des goldenen Eſels erkennen werden; vergl. daher 2 Moſ. 32, 5 f. v. 18 f. Hier wird „Kalb und Reigentanz“ verbunden, auch fehlt das Wort חג nicht. Auch das in dieſem Cultus wurzelnde Laubhüttenfeſt, worüber unten näher, ward mit Muſik, Geſang und Tanz begangen.

[2]) Castell. lex. hept. col. 3212 und 3719. Freitagii lex. arabico-latinum I, S. 162. II. S. 498 und 480. Amerikaniſch in Guiana iſt sura eine indianiſche Hütte, ein Stockwerk hoch; Barrere's Beſchreibung von Guiana und Baumgarten a. a. O. 2. Th. S. 470. Ein niedriges, der Erde gleiches Haus dagegen heißt kubuya, arab. hebr. קבה, kubba, Schlafgemach.

Die Erwähnung des Eſelcultus im Segen Jakob's iſt billigend, das Gedicht iſt, wie man auch aus ſeinem bacchiſchen Schilo-Silen mit Eſel und Weinſtock ſieht, in eſeldieneriſchem Geiſte verfaßt. Ganz anders verhält es ſich mit jener Darſtellung von Juda's Buhlſchaft mit Thamar, welche den Geiſt der entgegengeſetzten Religionspartei athmet. So feindſelig ſie aber iſt, ſo hat ſie uns doch noch in zweien der von ihr genannten Namen ein ſehr ſprechendes und merkwürdiges Zeugniß für die Gutartigkeit des angefeindeten Cultus bewahrt. Es ſind die Namen der Männer, mit denen Juda von vorn herein in Berührung kommt. Derſelbe zieht hinab von ſeinen Brüdern zu einem Manne von Adullam, deſſen Name Chira iſt; daſelbſt ſieht er die Tochter des Canaaniters Schua, mit der er die drei Söhne Er, Onan und Schela zeugt. In Chira liegt, den Dialekten zufolge, der Begriff der Güte [2]), in Schua der der Großmuth und Freigebigkeit; es ſind eigentlich Namen des Eſelgottes, als des Guten, Wohlwollenden, reich Begabenden, Leben und Luſt bereitenden, im Gegenſatze der gegen Leben, Luſt und Wohlſein feindlichen Gottheit des ſemitiſchen Moloch=Jehovismus.

---

[1]) Micha 5, 1. „Du aber, Bethlehem Ephrata, aus dir wird mir hervorgehen, der Herrſcher ſein ſoll in Iſrael, deß Urſprung aus der Vorzeit, aus den Tagen des Alterthums“. Vergl. oben über den Eſel als ſchöpferiſches Wort und den von uralter Zeit her vorhandenen Meſſias-Eſel der Rabbinen.

[2]) Vergl. Caſtellus unter חיר col. 1217 ff. das Aethiopiſche und Arabiſche, und Freitag I. S. 540.

Moloch=Jehova iſt Nacht und Finſterniß, der Weſten iſt ſein Theil, verhaßt iſt ihm Morgen= und Sonnenlicht; ſtarrende Kälte und verzehrende Feuergluth, Peſt und Tod ſind ſeine Manifeſtationen in der Natur, man verehrt und beſänftigt ihn durch Enthaltſamkeiten, Caſteiungen, Selbſtverwundungen und Selbſtverſtümmelungen, durch Unterdrückung und Vernichtung der zeugenden und gebärenden Kräfte der Natur, durch Caſtrationen und ſtellvertretende Beſchneidungen, durch Hinopferung des neuentſtandenen und blühenden Menſchenlebens, der koſtbarſten, edelſten und theuerſten Perſönlichkeiten des Volkes, daneben auch alles andern ſo freundlichen wie feindlichen lebendigen Seins. Von dem Allen iſt der Eſelgott und ſein Cultus, in ſeiner Urſprünglichkeit und unvermiſchten Reinheit wenigſtens, das gerade Gegentheil. Er iſt ganz harmlos, ganz mild und ohne Gewaltſamkeit; ſo tritt er namentlich im Prophetismus Bileams hervor. Der Gott deſſelben, der in der Schöpfung erniedrigte und geſtorbene gute Geiſt des Lebens und der Natur, als erniedrigter die ſymboliſche Geſtalt des Eſels habend, iſt Gott des Lichts, des Waſſers, des Weins, der bacchiſchen und phalliſchen Luſt, der Vergönner und Erreger der ungebundenſten Heiterkeit. Er iſt das Licht und die Leben erweckende Sonnenkraft, als ſolche der Beſamer der Erde, der Sonnengott Onan. Er iſt zugleich der Gott der befruchtenden Feuchte, er iſt Waſſer= und Quellengott, aus dem Knochen ſeines abgeſchlagenen Hauptes ſpringt die Quelle, oder er ſchlägt ſie aus dem Felſen mit dem Huf. Er iſt Reben= und Weingott, und wandelt Waſſer in Wein, ſteigert das kühle, nüchterne Element in Weinſtock, Traube und gährendem Moſte zum begeiſternden, berauſchenden Traubenſaft. Er iſt auch der Gott der geſchlechtlichen Luſt und Hervorbringung, und dieſe beſonders wird hier zur Cultusſache, zu Sacrament und Gottesdienſt. Jene Babylonier in Samaria machen bei verwandtem Cultus Töchterhütten, und ſchon früher gedachten wir hiebei des jüdiſchen Laubhüttenfeſtes, das Plutarch ſo merkwürdig als eine Dionyſosfeier bezeichnet [1]. Es erregt zwar die vom Buche Nehemia bei Beſchreibung dieſes Feſtes gemachte Bemerkung, daß die Iſraeliten nicht alſo gethan ſeit den Tagen Joſua's, des Sohnes Nun [2]), den Verdacht, die ganze Sache ſei erſt eine nachexiliſche Erfindung geweſen; aber es verhält ſich hier wohl, wie mit dem reformatoriſchen Paſſah der Könige Hiskia und Joſia: ein Paſſah war wohl da geweſen, aber ein ganz anderes; und wie man bei dieſem, im alten Moloch-Jehovismus gegründeten Feſte die Menſchenopfer und den damit verbundenen Kannibalismus abſchaffte, indem man Thieropfer und Thierfleiſchgenuß an die Stelle ſetzte, ſo ſchuf man das dem canaanitiſchen Eſeldienſte angehörige alte Laubhüttenfeſt in eine zwar freudige, doch jene gottesdienſtlichen Geſchlechtsgenüſſe verbannende Jehova-Feier um [3]). So miſchten ſich zweierlei ganz entgegengeſetzte Culte unter verſchiedenartigen Beſchränkungen und Ermäßigungen in einen dritten zuſammen. In Rückſicht auf den Eſelcultus als Waſſer- und Weincultus iſt folgender im jüdiſchen Laubhüttenfeſt gebliebener Reſt zu bemerken. An jedem der 7 Feſttage fand eine Waſſerlibation ſtatt; zur Zeit des Morgenopfers holte ein Prieſter in goldenem Kruge Waſſer aus der Quelle Siloa und goß es nebſt Wein in zwei an der weſtlichen Seite des Altars befindliche durchlöcherte Schalen, wobei Muſik und Lobgeſang ertönte [1]. Am Laubhüttenfeſt, als dieſem Waſſerfeſt, iſt es auch, daß Jeſus auftritt und ſich als meſſianiſchen Geber lebendigen Waſſers zu erkennen giebt [2]; nach Sacharja, deſſen Meſſias auf dem Eſel kommt, ſoll künftig zu Jeruſalem nur das Laubhüttenfeſt gefeiert werden, und diejenigen, die nicht kommen werden, es mitzufeiern, werden keinen Regen haben; aus Jeruſalem aber werden zwei Ströme lebendigen Waſſers hervorgehen [3]; vergl. den Leben, Fülle und Geſundheit gebenden Strom, der nach Ezechiels Weiſſagung aus dem Tempel brechen und das Land bewäſſern wird, und die von Joel nebſt Fülle des Moſtes, der Milch und des Waſſers verheißene Tempelquelle [4]. Die heutigen Juden nennen den ſiebenten Tag des Laubhüttenfeſtes den kleinen Gerichtstag, weil Gott nach ihrer Meinung an dieſem Tage Gericht über die Waſſer hält, d. h. entſcheidet, wieviel es im folgenden Jahre regnen ſoll [5]. Sehr charakteriſtiſch iſt endlich, was neueſtens aus Jeruſalem berichtet wird, daß man daſelbſt in den Synagogen, die man Kehal Zijon nennt, eine künſtliche Maſchine anbringt, die während der Feierlichkeiten des Laubhüttenfeſtes Waſſer in die Höhe ſpritzt [6].

---

[1] Sympos. 4, 5. Vergl. 2 Macc. 10, 6 f.: „Und ſie feierten mit Freuden acht Tage nach der Weiſe der Laubhütten, — und trugen Epheuſtäbe und ſchöne Zweige, auch Palmzweige" — welche θυρσοφορια alle Aufmerkſamkeit verdient.

[2] Nehem. 8, 17.

[3] Vergl. 5 Moſ. 16, 13 ff. „Das Feſt der Laubhütten ſollſt du halten ſieben Tage, wenn du einſammelſt von deiner Tenne und von deiner Kelter. Und freue dich an deinem Feſte, du und dein Sohn und deine Tochter u. ſ. w. Denn Jehova, dein Gott, wird dich ſegnen in all deinem Ertrag und in allem Thun deiner Hände; darum ſei nur fröhlich!"

Daß die alten Hebräer bacchiſche Religion und Mythologie in ſich aufgenommen, läßt ſich nicht bezweifeln. Noch rabbiniſche Fabeln bezeugen es. Die Griechen erzählen vom

---

1) Winer, bibl. Realw. II, S. 8 f.   2) Joh. 7, 37 f.

3) Sacharja, 9, 9. c. 14, v. 8 u. 16 ff.

4) Ezech. 47, 1 ff. Joel 4, 18. Dazu Jeſ. 35. 6. f. u. Offenbar. Joh. 22, 1, wo vom Throne Gottes ein Strom von Lebenswaſſer fließt. Die entſprechenden rabbiniſchen Vorſtellungen ſ. bei Gfrörer, Jahrhundert des Heils, 2. Abth. S. 250.

5) Oertel, „Was glauben die Juden?“ S. 116.

6) Der Orient. Zeitſchrift von Dr. Julius Fürſt, Leipzig 25. Febr. 1840, Nr. 4.

Roſengarten des Königs Midas und von der mit Wein gemiſchten Quelle Inna, wo der gefangene Silenus dem Könige habe weiſſagen müſſen [1]). Nach einer andern Darſtellung miſcht Midas eine Quelle mit Wein, und ſchickt dahin einen Satyr, den er fangen will. Derſelbe trinkt, ſchläft trunken ein und wird gefangen. Das ſoll Apollonius von Tyana nachgemacht und auch ſo einen Satyr gefangen haben [2]). In rabbiniſcher Sage iſt die Rolle des Midas dem Könige Salomo übertragen, und Silen iſt der Teufel Aſchmedai. Dieſer hat eine Waſſergrube, aus der er zu trinken pflegt; Salomo ſendet den Benaja, der in die Grube Wein gießt. Aſchmedai trinkt, wird trunken und entſchläft. Benaja feſſelt ihn und führt ihn zu Salomo, dem er entdecken muß, wo das Steine ſpaltende Würmchen Schamir zu finden [3]). Midas hat bekanntlich Eſelohren, ſoll ein Freund des bacchiſchen Cultus geweſen ſein und erſcheint im bacchiſchen Zuge. Die in verſchiedene Gegenden, von Xenophon in die von Thymbrion und Tyräon, von Pauſanias nach Ankyra, von Bion, der ſie Inna nennt, an die pannoniſche Grenze verlegte Midasquelle, wo Silen oder der Satyr gefangen worden ſein ſoll, war eine heilige Quelle des Eſelcultus, wie die in der Ortenau, die des Simſon aus dem Eſelkinnbacken und die Quelle Siloa, deren Waſſer man beim Laubhüttenfeſte mit Wein miſchte. Des Midas Vater war Gordius; dieſer war König zu Gordium, und ſchon Kanne hat dieſen Namen mit ערוד, arod, garod, Eſel, combinirt [4]). Die Stadt lag am Fluſſe Sangarius oder Sagaris, und auch dieſer Name führt auf Eſel und Wein; ſ. o. über den Namen Sichar, hebr. schachar, zechen u. ſ. w. Aus bacchiſchem Eſeldienſte ſtammte wohl auch der im herodianiſchen Tempel über dem Thor der Halle ſich zeigende, koloſſale goldene Weinſtock, deſſen Trau-

---

1) Creuzer, Symb. III. S. 215.

2) Philostr. vit. Apollon. 6, 27.

3) Eiſenmenger, I. S. 350 ff.

4) Erſte Urkunden der Geſchichte, S. 677. Pantheon S. 125.

ben in Menſchengröße herabgehangen haben ſollen [1]). Vorſtellungen dieſer Religion entwickelt auch ein merkwürdiger Pſalm, der den Namen Jehova nennt und wo es alſo heißt: »Gott unſeres Heils, der da ſtillet das Brauſen des Meeres und das Getöſe der Völker — des Morgens und Abends Aufgang fülleſt du mit Jubel. Du ſiehſt nach der Erde und leiheſt ihr Ueberfluß, begabeſt ſie reichlich, *Gottes Bach iſt voll Waſſers*, Getreide bereiteſt du, ihre Furchen tränkend, ihre Schollen ebnend, ſie mit Regengüſſen ſchwemmend, ihr Gewächs ſegnend. Du kröneſt das Jahr mit deinem Segen, und deine Fußſtapfen triefen von Fett. Es triefen die Anger der Wüſte, mit Jubel gürten ſich die Hügel, es kleiden ſich die Triften mit Schafen und die Auen ſind in Korn gehüllt; Alles jauchzet und ſinget« [2]). Die von Fett triefenden Fußſtapfen des Segenbringers können an den Rieſenſchuh des Perſeus, der in Aegypten das Zeichen eines fruchtbaren Jahres war [3]), ſowie an die in einem alten Denkmale erſcheinenden Fußſpuren der fruchtbringenden Iſis erinnern, wo man zwiſchen dem Bilde zweier Fußſtapfen oder Fußſohlen die Worte: Isidi fructiferae lieſ't [4]).

Wir ſind oben veranlaßt worden, den Richter Gideon in eine Reihe mit den Richtern und Prieſterfürſten des Eſelcultus Jair und Abdon zu ſtellen. Er war der Zerſtörer des Baalcultus zu Ophra [5]), und wir werden nach dem früher Dargelegten in dieſem Baalcultus keinen von außen her eingeführten, fremdartigen Dienſt, ſondern denſelben uralten, all-

---

1) Winer, Realwörterb. II, S. 682.

2) Pſ. 65, 6 ff.

3) Herod. 2, 91: „Die Chemmiten ſagen, Perſeus werde oft in ihrem Lande und innerhalb des Heiligthums geſehen; auch finde ſich ein Schnürſchuh von ſeinem Fuße, zwei Ellen groß, und ſo oft dieſer geſehen werde, komme Segen über ganz Aegypten.“

4) Schläger, de nummo Hadriani et gemma Isiaca, S. 142. Creuzer, Symb. IV. S. 57.

5) Richt. 6, 25 ff.

gemein ſemitiſchen, wenn auch hier etwa beſonders geſtalteten Cultus des verneinenden Princips zu erkennen haben, dem ſchon Abraham und Moſes und ſpäterhin Samuel, David und Salomo huldigten. Baal, Moloch und Jehova ſind bewieſenermaßen nur verſchiedene Bezeichnungen einer und derſelben, ſonſt auch Kronos und Saturn genannten Gottheit geweſen, und der Altar des Baal, den Gideon zerſtört, iſt der ſeines eigenen Vaters Joas, deſſen Name יואש, יהואש ſich auf Jehovadienſt bezieht. Was die auf dem Baals-Altare des Joas ſtehende Aſchera betrifft, ſo iſt hier ſchwerlich, wie man gethan, an eine Glücksgöttin, an eine freundliche, heitere Naturgöttin zu denken; wir werden vielmehr die mit Sivas, dem indiſchen Gotte des Feuers und der Vernichtung, verbundene ſchreckliche Kali zu vergleichen haben. Denn jeder indiſche Gott hat ſeine rechtmäßige Gattin oder sakti, Kraft, die mit denſelben Attributen und derſelben Macht, wie ihr Gatte, verſehen iſt und als ihm entſproſſen gedacht zu werden pflegt. So iſt des Siva Gattin oder er ſelber in weiblicher Form die eben ſo, wie er, zerſtörende, vernichtende Kali, deren blutiger, früher mit Menſchenopfern begangener Cultus unter den Sivaiten durch's ganze Land verbreitet iſt, ſo daß ſie auf allen Straßen ihre Kapellen hat [1]). Auf eine fürchterliche Darſtellung ſcheint das mit Aſchera verbundene Wort miphlezeth, von פלץ, erſchrecken, zu deuten [2]), vergl. tiphlezeth, Schrecken, und die oben erwähnten Namen pachad, Gott, eigentl. Schrecken u. ſ. w. Auch der in der ſcythiſchen Taurica verehrten Upis läßt ſich gedenken, von der Creuzer Folgendes ſagt: »Sie war die Stiergöttin im Stierlande. Ein blutiger Dienſt war ihr angeordnet, und ſie dürſtete nicht weniger nach Menſchenblut, als jener ſtierköpfige Moloch der Ammoniter. Noch in der Verpflanzung nach Sparta be-

---

1) Bohlen, das alte Indien, I. S. 180, 208, 247, 265.

2) 1 Kön. 15, 13. Aſſa beraubt ſeine Mutter Maacha ihrer Königswürde, weil ſie ein miphlezeth der Aſchera gemacht.

hauptete dieſe Scythenreligion ihren Charakter. Die Lacedämonier hatten ihre Upis, ſo ſagten ſie, dorther; ſchon bei der Einweihung des Gottesdienſtes war Raſerei, Mord und Todtſchlag die erſte Wirkung geweſen, und wenn man zu Sparta dieſer Taurierin auch nur Anfangs Menſchen ſchlachtete, ſo mußte ſpäterhin doch von dem Rücken der gegeißelten Jünglinge Menſchenblut fließen. Der erſte Anblick des Bildes hatte die ſich ihm Nähernden raſend gemacht. Alſo ein grauſenhaftes Scheuſal von Idol mit magiſcher Kraft. Vielleicht hatte es, aus dem Stierlande geſendet, einen Stierkopf" [1]). Dieſe ſcythiſche Artemis wird bei Pauſanias Orthia, die Aufrechte, genannt [2]), und dieſer Name iſt gleichbedeutend mit dem hebräiſchen Namen Aſchera von אשר, gerade ſein; man hat ſich nehmlich dieſe Aſcheras als auf einer Säule oder einem Baumſtamme aufgerichtete Idole, zunächſt wohl oben zum Idole roh ausgearbeitete, übrigens belaſſene Baumſtämme zu denken, dergleichen man auf den Inſeln des ſtillen Meeres gefunden [3]), oder wie ſie uns eine Mythe bei Euſebius beſchreibt, wo Zeus mit Hülfe des Alalkomenes eine große Eiche haut, dieſelbe menſchenähnlich ſchnitzt, bräutlich ausſchmückt und Dädale nennt [4]). Säulen aus weißem Steine, aufgeſtellt von Darius, verwandten die Byzantiner zum Altare der Artemis Orthoſia, was nur andere Form für Orthia iſt [5]). Die hebräiſchen Aſcheras aber mit ihrer in dem Worte mitbegriffenen Baſis ſind immer von Holz; ſie werden aufgepflanzt, umgehauen und verbrannt, und noch nach rabbiniſchem Sprachgebrauche bedeutet Aſchera einen Baum [1]). »Du ſollſt dir keine Aſchera von allerlei Holze aufpflanzen zum Altare deines Gottes, den du dir macheſt«, gebeut eine Stelle des Deuteronomiums [2]), und Gideon haut mit zehn Knechten die koloſſale Aſchera ſeines Vaters um und richtet mit dem Holze derſelben ein Brandopfer an [3]). Daß dieſe Aſchera die wenigſtens theilweiſe Geſtalt des Stiers, wie Moloch und Minotaur, und wie, nach Creuzer, jene ſcythiſche Artemis gehabt, davon findet ſich folgende Spur. Es ergehet an Gideon der Befehl: »Nimm das Stierrind פר השור, das dein Vater hat, und den zweiten Stier von ſieben Jahren, und zerſtöre den Altar des Baal, den dein Vater hat, und die Aſchera, die neben ihm, haue um! Und baue einen Altar Jehova, deinem Gott, auf dem Gipfel dieſes Felſens mit dem zurechtgelegten Holze, und nimm den zweiten Stier und opfere ein Brandopfer mit dem Holze der Aſchera, welche du umgehauen. Da nahm Gideon zehn Männer aus ſeinen Knechten, und that, ſo wie Jehova zu ihm geredet hatte. — — — — — Und als die Leute der Stadt des Morgens frühe aufſtanden, ſiehe, da war der Altar Baals zertrümmert und die Aſchera, die neben ihm, umgehauen, und der zweite Stier lag als Brandopfer auf dem erbauten Altare« [4]). Was Gideon mit dem erſten Stier gethan, bleibt unerwähnt. Es iſt indeſſen leicht zu ſehen, daß nur unter dem zweiten Stiere, dem, der geopfert wird, ein wirklicher Stier zu verſtehen, unter dem räthſelhaften erſten aber, von dem ganz beſonders geſagt wird, daß ihn Joas gehabt, ein ſtierköpfiges Idol. **Bekannt** iſt die mit einem gehörnten Stierkopfe abgebildete Aſtarte, auf welche ſich der Stadtname Aſtaroth Karnaim bezieht; »Aſtarte ſetzte als königlichen Schmuck einen Stierkopf auf ihr Haupt«, ſagt

---

[1]) Creuzer, Symb. II. S. 127 f. [2]) Paus. 3, 16.

[3]) Ein ſolches, einem alten Heiau (Tempel) der Sandwichsinſel Hawaji angehöriges, „aus einem einzigen Baum ausgeſchnittenes" Götzenbild abſcheulichen Anſehens iſt in William Ellis Reiſe durch Hawaji, Hamburg 1827, S. 242, abgebildet; vergl. die Abbildung eines königlichen Morai dieſer Inſel mit den aus Holz geſchnitzten und auf Stämmen erhöhten gräulichen Geſtalten in Kotzebue's Entdeckungsreiſe, Weimar 1821, 1. Th. zwiſchen S. 18 u. 19.

[4]) Euseb. praep. evang. 3, 1: — τεμοντας αυτους ευκτεανον και παγκαλην δρυν, μορφωσαι τε αυτην και καταστειλαι νυμφικως Δαιδαλην προσαγορευσαντας.

[5]) Herod. 4, 87.

---

[1] Vergl. Movers, Phönizier, 1. Th. S. 567 u. 573.

[2] 5 Moſ. 16, 21. [3] Richt. 6, 27. [4] Richt. 6, 25 — 28.

Sanchuniathon [1]). Alſo recht ein weiblicher Moloch, und wie Moloch mit Baal als identiſch geſetzt und doch gewiſſermaßen von ihm unterſchieden wird, ſo iſt es auch mit Aſchera der Fall. Denn wie es dort bei Jeremias heißt, die Hebräer hätten im Thale der Söhne Hinnoms dem Baal Höhen gebaut, um ihre Söhne und Töchter dem Moloch zu opfern [2]), ſo finden wir im Buche der Richter einen Altar des Baal, und als Idol dieſes Altares eine den Baal repräſentirende Aſchera. Wie aber mit den Altären des Baal, ſo wird Aſchera, einer ſchon oben ausgeſchriebenen Stelle des Pentateuches zufolge, auch mit denen des Jehova verbunden [3]) und repräſentirt alſo eben ſo auch dieſen; und ſo fließen denn alle dieſe Namen und Geſtalten am Ende wieder in Eines zuſammen. Ein anderer Name der Aſchera, als dieſer sakti des Jehova und Baal, ſcheint Lilith geweſen zu ſein; er iſt von ליל, Nacht, gebildet, wobei wir uns Jehova's, als des oben nachgewieſenen Gottes der Nacht und Finſterniß, erinnern, und bezeichnet ein jüdiſches, Kindern nachſtellendes, ſie tödtendes Nachtgeſpenſt, jenen Lamien, Empuſen und Mormolykeien ähnlich, welche Kinder raubten und Jünglinge an ſich lockten, um deren Fleiſch und Blut zu genießen, und welche im Grunde wohl auch nichts Anderes, als der weiblich dargeſtellte Moloch mit ſeinen Menſchenopfern und Opferſchmäuſen waren. Μορμω, μορμολυκειον, Schreckbild, Larve, Popanz, iſt der Wortbedeutung nach jenes hebräiſche miphlezeth, das Movers gewiß unrichtig in veretrum, Schamglied, umdeutet, μορμωτος, ſchrecklich, μορμυσσομαι u. ſ. w., erſchrecken, ſchrecken, ſcheuchen. In Aegypten iſt Lilith-Aſchera die böſe Nephthys, der im Gegenſatze zu Iſis die dunkle Hemiſphäre gehört, und welche die Griechen Αφροδιτη Σκοτια nannten [4]). Sie iſt eine Aphrodite, Liebesgöttin im Sinne jener Nachtgeſpenſter und in dem, in welchem der Moloch ein Buhle, Bräutigam und Gatte derer iſt, die ihm zum Opfer fallen, ihm als dem Gotte des Todes und der Lebensvernichtung geweiht und gleichſam vermählt werden. Daſſelbe Verhältniß tritt in der Darſtellungsweiſe des Cultus zwiſchen dem Gotte und denen ein, die ſich in ſeinem Dienſte entmannen, oder die man ihm durch Beſchneidung weiht; denn dieſe iſt Stellvertretung der Caſtration. Der unbeſchnittene Knabe heißt Blutbräutigam in Bezug auf eine myſtiſche Verehelichung deſſelben mit Jehova, die dadurch zu Stande kommt [1]), und nach dem Sprachgebrauche der Araber, Perſer und Türken führt die Beſchneidung den Namen Hochzeit [2]). Es iſt das Verhältniß des Attys und der, gleich ihm, ſich entmannenden Gallen zu ihrer Göttin, vergl. גאל, gaal, heirathen; ſo kann der Name Attys, Attis, der auch Attin lautete, mit חתן, chathan, Bräutigam, chathunna, Vermählung, verglichen werden; die Diener der Kybele heißen auch Kybeben, ſo wie die Göttin ſelbſt Kybebe [3]); vergl. äthiop. כבכב, nuptiae, hebr. חפה, chuppa, Brautgemach, Brautbette, arab. und hebr. קבה, kubba, Schlafzimmer, der Ort, wo Simri mit der Midianiterin buhlt, קבה, koba, Scham, an derſelben Stelle vorkommend [4]), lat. cubare, cumbere, cubile, griech. κωβηλη bei Heſych. = συνουσια, συνουσιασμος, hebräiſch חב, chob, chald. חובא, choba, chuba, חבא, chubba, Schooß, Buſen, חבב, chabab, lieben, chald. חביב, חביבא, חבוב, chabbib, chabbibah, chibbub, Geliebter, ſo auch mehrere Formen im Arabiſchen; davon die Formen Κυβελη, Κυβηλη, Κυβηβη, Κυβηβος, Braut und Bräutigam, Gattin und Gatte, Κυβηβος, Κυβαβος, mit Einſetzung von μ, wie in cumbere, und ſonſt:

---

[1]) Bei Euſebius, praepar. evangel. 1, 10. [2]) Jerem. 32, 35.

[3]) 5 Moſ. 16, 21.

[5]) Plutarch, de Iside, c. 44. Hesych. s. v. Σκοτια. Prichard, ägyptiſche Mythologie, überſ. von Haymann, S. 124.

---

[1]) 2 Moſ. 4, 26.

[2]) Vergl. meine Schrift: Sabbath, Moloch und Tabu, S. 13 f. Note.

[3]) Creuzer, Symbol. III, S. 40.

[4]) 4 Moſ. 25, 8: „Und Pinehas ging dem iſraelitiſchen Manne nach in das Gemach und durchſtach ſie beide, den iſraelitiſchen Mann und das Weib durch ihre Scham.“

Κυμβαβος, der Caſtratenname Combabus; ſelbſt ευνουχος, Verſchnittener, zeigt dieſelbe urſprüngliche Bedeutung, von ευνη, Bette, Ehe, Beiſchlaf, Ehe- und Bettgenoſſin, und εχω, habe, alſo einen, der die Braut, die Gattin hat, bedeutend. Damit ſtimmt auch Rhea, Rheia, ein anderer Name der Kybele, vergl. רעיה, raja, רעה, rea, רעות, reuth, Freundin, Genoſſin, Geliebte, amica. רע, rea, Geliebter, Buhle. Man erinnere ſich zugleich des oben angeführten, aus der Eiche geſchnitzten, bräutlich geſchmückten Götterbildes. Die in der hebräiſchen Geſchichte in Verbindung mit Aſchera erwähnten angeblichen Buhlen, קרשים, d. h. Geweihte, Geheiligte, ein Ausdruck, der in Beziehung auf verſchiedene Gottheiten ganz Verſchiedenes bedeuten kann, ſind Verſchnittene, Gallen der Aſchera, des weiblichen Baal und Moloch-Jehova [1], und Aſchera keine Göttin der Unzucht, ſondern der natur- und lebenfeindlichen Reinheit und Keuſchheit, ein Weſen, das die zeugenden und gebärenden Kräfte der Natur bekämpft und deren bereits in's Daſein getretene Producte vernichtet. An einer Stelle ſtoßen wir auf Zelte der Aſchera und ihrer Geheiligten (Caſtraten) im Hauſe Jehova's; die Frauen begeben ſich in die im Tempelrevier aufgeſchlagenen Wohnungen dieſer Geheiligten, um Zelte für die Aſchera zu weben [2]. Hier muß man ſich nicht täuſchen laſſen. Wir wiſſen, daß die Gallen in Gemeinſchaft mit den Frauen lebten, und beide Theile eine fanatiſche Liebe zu einander hegten oder affectirten. Lucian erzählt von Stratonice, die den Combabus liebte, daß ſie ihre Liebe zu ihm nicht aufgegeben, als ſie gefunden, er ſei entmannt, ſondern in unzertrennlicher Gemeinſchaft mit ihm geblieben ſei. Darauf fährt er fort: »Und dieſe Art von Liebe kam in Gebrauch in der heiligen Stadt und findet ſich jetzt noch daſelbſt. Die Frauen ſind mit beſonderem Verlangen den verſchnittenen Prieſtern zugethan, und dieſe Gallen hegen wiederum eine heftige Leidenſchaft gegen die Frauen. Niemand aber verargt ihnen ſolches aus Eiferſucht, ſondern man ſieht dort in dieſer Liebe etwas Heiliges« 1)). Mit Vierhundert ſolcher heiliger Caſtraten umgab ſich die Königin Iſebel; denn als ſolche ſind ſicherlich jene vierhundert Propheten der Aſchera zu faſſen, die neben vierhundert und funfzig Baalspropheten genannt werden 2)). Wenn man die Selbſtverſtümmelungen im Dienſte der Kybele aus einer Verehrung der zeugenden Naturkraft ableitet, ſo iſt das im höchſten Grade abſurd; denn Caſtration iſt ja Vernichtung der zeugenden Kraft, und mit demſelben Rechte könnte man ſagen, dem katholiſchen Mönch- und Nonnenweſen liege Naturverehrung zu Grunde. Der naturfeindliche Charakter jener Religion tritt ja auch ſonſt ſo entſchieden hervor, ſo, was die Selbſtmißhandlungen und Büßungen betrifft, welche die herumziehenden Gallen und Prieſter der ſyriſchen Göttin zur Schau boten; das Haupt tief zur Erde geſenkt und in Kreiſen ſich herumdrehend, ſo daß das aufgelöſte Haar durch den Koth ſchleifte 3)), flogen ſie wild durch einander, dabei zerbiſſen ſie ſich die entblößten Arme und zerſchnitten ſie mit den zweiſchneidigen Schwertern, die ſie zu tragen pflegten. Hierauf fing einer von ihnen unter Aechzen und Stöhnen zu prophezeien an, klagte ſich öffentlich der von ihm begangenen Sünden an, die er nunmehr durch Züchtigungen des Fleiſches beſtrafen wolle, nahm die knotige Geißel, welche die Gallen ebenfalls bei ſich zu haben pflegten, zerſchlug den Rücken und zerſchnitt ſich mit Schwertern, bis das Blut von dem verſtümmelten Kör-

---

[1] Vergl. Movers, die Phönizier, 1. Th. S. 683.

[2] 2 Kön. 23, 7.

---

1) Lucian. de dea Syria 22. Vergl. Creuzer, Symbol. III. S. 61. Movers a. a. O. S. 686.

2) 1 Kön. 18, 19.

3) Daher den Namen dieſer Caſtraten mehrere Worte entſprechen, die ein Niederbeugen des Hauptes und eine Kreisbewegung bedeuten, ſ. bei Caſtellus lex. heptaglott. col. 1663, ſ. unter כבב das Aethiopiſche und Arabiſche, im Griechiſchen enthalten beiderlei Bedeutung die Formen κυβιζω, κυβισταω, κυμβαχος; mit Gallos vergl. גלל, גליל, גלגל, letzteres Rad.

per heruntertroff [1]. »Wenn nun doch die Gallen«, ſagt Movers, »zu Ehren der Aſchera ſich als Kedeſchen Preis gaben, ſo iſt dies ſchwerlich anders zu erklären, als dadurch, daß ſie zweien verſchiedenen Göttern, dem Moloch-Saturn und der unzüchtigen Naturgöttin, heilig waren« [2]. Damit befriedige ſich, wer will und kann. Movers ſelbſt führt an, daß jene herumziehenden Gallen ſich nur ganz heimlich zur Päderaſtie gebrauchen ließen [3]; es war dies alſo wohl kein Cultusact. Auch Mönche und Nonnen treiben heimliche Laſter, die nicht zu ihrem Stand und Cultus ſtimmen, ſondern dieſen im höchſten Grade zuwider ſind; die Geilheit der Mönche iſt dem Volke zum Sprichwort geworden; ein junges, noch unreif ſcheinendes Mädchen wird in einem alten Spottliede alſo angeredet:

Haſt du's probirt mit unſerm Knecht,
So biſt du Pfaffen und Mönchen recht —

ja es giebt kleine hölzerne Bilder von Mönchen, deren Kutte, wenn man an einem Faden zieht, in die Höhe geht und, gleich den Neuroſpaſten der Alten [4], einen verhältnißmäßig ungeheuern

---

[1] Vergl. Movers, Phönizier, 1. Th. S. 682 f. mit den daſelbſt citirten Schriftſtellern u. S. 688, wo er Julian's pneumatiſche Auslegung giebt. In Amerika iſt ein durch ähnlichen Religionsfanatismus merkwürdiger Stamm; es ſind die Minetaren am obern Miſſouri, die bei den Dſchippeway's den Namen Agutſchaninne führen. Dieſelben feiern alljährlich einen ſogenannten Reuetanz, wobei die Büßenden ſich ſelbſt verſtümmeln, oder von den Prieſtern mit einem Meſſer Fleiſch vom Körper ſchneiden laſſen. Manche laſſen ſich die Schulter durchbohren, ziehen durch die Oeffnung einen Riemen, an dem ein Büffelkopf befeſtigt iſt, und ſchleifen ihn hinter ſich her, Alles ohne einen Laut von ſich zu geben. Balbi's Erdbeſchreibung von Andree, 2. Th. S. 575. John Tanner's Denkwürdigkeiten ſeines dreißigjährigen Aufenthalts unter den Indianern Nordamerika's, Leipz. 1840, S. 42.

[2] Daſ. S. 688 f. [3] Daſ. S. 683.

[4] Lucian, de dea Syria, 16, beſchreibt ſie als „kleine, aus Holz geſchnitzte Männchen mit ungemein großen Schamgliedern"; ſie wurden mit Saiten oder Fäden gezogen und in Bewegung geſetzt, daher der Name.

Phallus zeigt. Iſt aber daraus abzunehmen, daß Unkeuſchheit und Unzucht eine Sache des katholiſchen Cultus ſei? —

Doch um wieder auf unſern Helden zu kommen, der den Baalcultus ſeines Vaters zu Ophra ſtürzt, ſo kann es ein Widerſpruch bedünken, daß Jehova auch als ſein Gott erſcheint. Es ließe ſich das auf Rechnung der Darſtellung ſchreiben, die ihn zu einem jehoviſtiſchen Helden im Sinne einer ſpätern Zeit zu ſtempeln ſucht; doch errichtet Gideon auch einen Altar und nennt ihn Jehova-Schalom, d. i. Jehova Heil[1]), und ſolche beſtimmte, an Oertlichkeiten geknüpfte Namen verdienen große Aufmerkſamkeit. Doch ſehen wir hier jedenfalls die nach Obigem ſchon im Namen liegende Vorſtellung von Jehova, als einem Genius der Vernichtung und des Verderbens, in das reine Gegentheil umgewandelt, und es will ſomit das Anſehen gewinnen, als ſei der Name Jehova ſchon damals etymologiſch dunkel und darum fähig geworden, von verſchiedenen und entgegengeſetzten Parteien in Anſpruch genommen und gebraucht zu werden, ſo wie bei uns der ebenfalls dunkele Name Gott auf die verſchiedenſten Gottesvorſtellungen unſerer Religionsſphäre, ja auf die Gottheiten aller Religionen und Culte ſeine Anwendung findet[2]). Sehen wir doch auch, wie er in Verbindung mit dem angeblichen Kälberdienſt der alten Hebräer erſcheint, von dem wir unten zeigen werden, daß er kein Stierdienſt, wie man annimmt, ſondern ein Eſeldienſt geweſen, wie die reformatoriſche, dem Moloch- wie dem Eſeldienſt entgegenſtehende Partei des alten Teſtamentes ſich nicht nur ebenfalls ganz unbedenklich dieſes Namens bedient, ſondern ihn auch ganz allein für ſich haben und ihn jeder anderen Partei verwehren will, und wie ihn der Pentateuch auf eine Weiſe auslegt, die zwar der urſprünglichen Bedeutung deſſelben keineswegs unangemeſſen iſt — denn dieſes »Ich bin, der ich bin«, dieſes Ich = Ich, dieſe abſtrakte Beziehung auf ſich ſelbſt 1), iſt in der That nur der geiſtige Ausdruck für jenes böſe Princip, das Princip der ganz abſtrakten, in ihrer Beziehung auf Anderes nur verneinenden Selbſtheit und Egoität — die aber doch die wahre Etymologie des Wortes nicht kennt oder zu verſchleiern trachtet. Jehovah-Schalom wäre daher einfach ein Gott des Heils im Gegenſatze gegen den altherkömmlich-molochiſtiſchen Gott des Unheils und Verderbens; eine andere Form des Namens ſcheint Ab-Schalom, Vater des Heils, geweſen zu ſein, und von dieſem Gotte, alterthümlicher Sitte gemäß, der gegen den molochiſtiſchen David empörte Abſalom den Namen getragen zu haben; vergl. das über dieſen Prinzen ſchon oben Bemerkte. Man könnte indeſſen auch vermuthen, daß Gideon nicht reiner Eſeldiener geweſen, ſondern den alten Moloch-Jehovismus nur zu mildern und mit dem Eſeldienſte zu vermitteln und zu verſchmelzen geſucht, ſo daß ein heiterer Cult mit Thieropfern ſtatt der Menſchenopfer damit verbunden ward. Wir hören auch nicht, daß ſeine ſieben-

---

[1]) Richt. 6, 24.

[2]) „Ueber die wurzelhafte Bedeutung des Wortes ſind wir nicht hinlänglich aufgeklärt," ſagt Grimm, deutſche Mythol. S. 10. Sucht man ein erklärendes deutſches Wort dazu, ſo ſteht nur gut zu Gebote; dies wird von Grimm zurückgewieſen; wäre jedoch die Gleichſetzung richtig, ſo würde ſie nicht hindern, ‚von böſen Göttern zu ſprechen, und Theologen, wie Krummacher und Hengſtenberg, würden dennoch behaupten, daß ſich Gott „an dem Todesröcheln ſeiner Feidne ergötze und in ewigen Qualen der Verdammten ſeine Herrlichkeit offenbare"; ſo auch umgekehrt, wenn der Name urſprünglich das mit Menſchenopfern verehrte Krokodill, indiſch godha, Alligator, bedeuten ſollte; vergl. Bohlen, Indien I. S. 190, und oben über Krokodillcultus. Man vergleicht übrigens das perſiſche khoda, und findet darin den Begriff des durch ſich ſelber Seins; Grimm, a. a. O. Bohlen, Indien I. S. 146. Kanne, im Pantheon, S. 634, macht außerdem noch folgende Zuſammenſtellungen:

---

karalit. gud, kreol. Neger god, tatar. in Tobolsk chudai, Canada cudrugnii, kamtſchad. kout, Freundſchaftsinſeln catoa, Gott, griech. κυδος, Herrlichkeit. Das deutſche Wort ſelbſt lautet in den verſchiedenen germaniſchen Sprachen und Dialekten: guth, gudh, gud, god, got, cot.

1) 2 Moſ. 3, 14. „Und Gott ſprach zu Moſe: Ich bin, der ich bin. Und er ſprach: So ſollſt du ſprechen zu den Söhnen Iſrael's: Ich bin hat mich geſandt zu euch.“

zig Söhne, die nach Obigem als ſiebenzig Unterprieſter und untergeordnete Volkshäupter zu faſſen, auf Eſeln reiten, wie die der Eſelfürſten Jair und Abdon, und als dem Reformator die Herrſchaft angetragen wird, ſpricht er: »Ich will nicht herrſchen über euch und mein Sohn ſoll nicht herrſchen über euch, Jehova ſoll herrſchen über euch!« Und nun macht er ſeinem Volke einen Melech oder Molech, einen Herrſcher im Bilde, als deſſen Prieſter und Weſir er ſelber über Iſrael waltet, ein ſogenanntes Ephod, das er in ſeiner Stadt Ophra aufſtellt und dem ganz Iſrael dient. Das erſcheint ganz in jenem, ſchon oben beſprochenen Sinne molochiſtiſcher Theokratie gehandelt, der zufolge formell kein anderer Herrſcher Iſrael's, als der zu deſſen König geſalbte Moloch, exiſtiren darf. Da uns aber bei ſolchen Unterſuchungen zuweilen ein Name verräth, was uns die aus ſpäter Zeit herrührende Darſtellung mit oder ohne Abſicht verbirgt, ſo iſt vielleicht auch nicht der Name zu überſehen, den ein Knappe Gideon's trägt. Er heißt Pura; auf ihn vertraut Gideon, da er in's Lager der Feinde geht, und man begreift nicht, wie dieſer nur flüchtig erwähnte Diener zu ſo großer Bedeutung kommt, daß der gewaltige Kriegsheld nur in ſeiner Begleitung keine Furcht empfindet 1). Dahinter möchte wohl etwas verborgen ſein. Iſt es vielleicht Gideon's Gott, der ihn begleitet und auf den er ſein Vertrauen ſetzt, ein tragbares Idol, das er mit ſich führt? Jenen Namen führt auch die Kelter, welche purah heißt; war jener Pura ein Keltergott, ein Dionyſos Lenaios, welchem ein Kelterfeſt ληναια, gefeiert ward? Lenai von ληνος, Kelter, Weinleſe, heißen auch die Bacchantinnen; Gideon driſcht Weizen in der Kelter; daſelbſt erſcheint ihm ſein Gott, und die Bürger von Sichem, da ſie von Abimelech, dem Vernichter der gideoniſchen Religionseinrichtungen, abfallen, halten im Hauſe ihres Gottes ein Kelter- und Freudenfeſt und fluchen dem Abimelech 2). Daß Pura zum Diener, Knechte, Knappen Gideon's ward,

---

1) Richt. 7, 10.

2) Richt. 6, 11, c. 9, 27.

konnte daher kommen, daß der Eſelgott der Knecht עבר hieß, ſ. oben; und ſo ſchiene ſich der Cultus Gideon's gleichwohl als ein bacchiſcher Eſeldienſt herauszuſtellen. Auf einen ſolchen bezieht ſich auch vielleicht der Name der Stadt, wo er ſein Bild aufſtellt; עפר, das Junge von Hirſch, Reh, Gazelle, arab. junger Steinbock, — Bedeutungen, die mit der des wilden Eſels in Verwandtſchaft ſtehen, worüber unten mehr, arab. יעפור, dorcas, יעפור und עפיר, ein Eſelname, asinus quidam celeber Mahomedi [1]). Von der Quelle des Eſels Harod, wo Gideon lagert, iſt ſchon oben die Rede geweſen, und daß an dieſer Quelle eine Auswahl und Scheidung des Volkes vor ſich geht, iſt auch nicht zu überſehen und ſcheint ſich auf eine Trennung zweier religiöſer Parteien zu beziehen. Schon 22000 Mann hatten Gideon verlaſſen, und nur 10,000 waren übrig geblieben; nun bei der Scheidung an der Eſelquelle bleiben nur dreihundert — wahrſcheinlich rein eſeldieneriſch geſinnte — zurück. Wie es ſich nun aber auch damit verhalten möge; ſo viel iſt wohl klar, daß Gideon ein Gegner des alten, reinen Moloch-Jehovismus ſeines Volkes, und ſeine Religion nicht ohne Milde des Charakters war. Gleich aber Abimelech, der Sohn des Helden, ſtrebt deſſen Werk zu vereiteln. Derſelbe iſt als wirklicher Sohn Gideon's zu betrachten, da hingegen jene ſiebenzig nur uneigentlich und in dem oben erörterten Sinne ſeine Söhne heißen, wiewohl ſie die Sage für eigentliche nimmt [2]). Dieſe ſiebenzig erwürgt Abimelech ſämmtlich auf einem Stein, d. h. er opfert ſie; ſofort beherrſcht er Iſrael als König drei Jahre lang; ſein Name aber bedeutet »Vater,

---

[1]) Freitagii lex. arabico-lat. III. p. 184. Castelli lex. heptagl. col. 2845 f. ע alternirt mit ג, כ, ק, und im Arabiſchen hat עפר den harten Kehllaut Ghain; daran ſchließt ſich das lat. caper, caprea, capreolus, capricornus, Ziegenbock, Gemſe, Reh, Rehbock, Steinbock, galiſch gabhar, Ziege; da es aber auch mit צ vertauſcht wird, wie in עמר, צמר u. ſ. w., ſo iſt עפר = צפר, hebr. arab. צפר, laufen, צפיר, Bock, u. ſ. w.

[2]) Richt. 8, 30.

d. h. Weſir des Königes« 1), — dieſer König, als deſſen Weſir er herrſcht, iſt kein anderer, als der althebräiſche Moloch-Jehova, deſſen Reich und Dienſt Abimelech wieder hergeſtellt. Die Bürger von Sichem aber fallen ab, und Gaal, der Sohn Ebed's, des Knechtes, d. h. des Eſelgottes Ebed (Pura-Ebed, des Kelter- und Eſelgottes Gideon's), zieht ein in Sichem und fordert die Bürger auf, den Männern Hemor's, des Eſels, zu dienen 2).

So reich das Buch der Richter an Spuren des althebräiſchen Eſelcultus iſt, ſo arm iſt die ſpätere bibliſche Geſchichte daran. Die ſiegreichen molochiſtiſchen Bemühungen Samuel's und David's vernichten ſeine Exiſtenz, und wenn Saul und Abſalom im Intereſſe des Eſelcultus kämpften 3), ſo waren dies, wie es ſcheint, die letzten Lebensäußerungen deſſelben in Iſrael. Späterhin tritt als neuer Gegenſatz gegen den uralten, durch Samuel und David neubefeſtigten Gräuel des Molochdienſtes, ſowie gegen den durch alle Schranken brechenden bacchiſch-priapiſchen Eſelcultus, der bilderloſe, moraliſche Reformatismus der Propheten und jüdiſchen Könige auf, während ſich das losgeriſſene Reich Ephraim zumeiſt dem ſogenannten Kälberdienſt ergiebt, von dem man nicht weiß, was man zu halten hat, und woran man ihn anknüpfen ſoll. Hier iſt es nun aber Zeit, eine ſchon mehrmals vorläufig erwähnte Vermuthung zu entwickeln, die, wenn ſie feſtzuhalten wäre, dem Eſeldienſt der Hebräer eine viel weitere Ausdehnung geben, und eine große Klarheit und Einfachheit in die alte Geſchichte Iſraels bringen würde. Sie betrifft eben dieſen ſogenannten Kälberdienſt, den Dienſt des goldenen Kalbes

---

1) „Vater des Königes", ein bekannter orientaliſcher Ausdruck zur Bezeichnung der Weſirwürde; ſo 1 Moſ. 45, 8: „Gott hat mich gemacht zum Vater Pharao's und zum Herrn ſeines ganzen Hauſes und zum Herrſcher über ganz Aegyptenland."

2) Richt. 9, 28.

3) Vergl. die unten folgende Bemerkung über den wahrſcheinlichen Quellen- und Eſelcultus Saul's.

in der Wüſte und den von Jerobeam I. im Reiche Iſrael organiſirten Dienſt der goldenen Kälber zu Bethel und Dan. Man meint, es ſei dieſe Thiergeſtalt des hebräiſchen Cultus aus Aegypten entlehnt, wo zwei lebendige Stiere, der Apis in Memphis und der Mnevis zu Heliopolis, verehrt wurden; wenn aber dieſe Stiere das Vorbild des hebräiſchen Kälberdienſtes waren, warum blieb man nicht bei der Verehrung des lebendigen Stieres 1)? Sollte es in Iſrael ſo ſehr an Rindvieh gefehlt haben, daß entweder gar keines aufzutreiben war, oder daß es zu koſtbar und unentbehrlich ſchien, um es zum Cultus zu verwenden? Nach anderer Anſicht »ſcheinen ſich die hebräiſchen Stierbilder vielmehr an die ältere canaanitiſche Symbolik, namentlich an den Dienſt des Saturn angeſchloſſen zu haben« 2). Das ſcheint auf den erſten Blick weit paſſender; doch iſt es ſonderbar, daß der Name des Idoles immer עגל, Kalb, junger Stier, iſt, da doch Saturn = Moloch ſo beſtimmt der Alte, der Greis iſt. Für den Molochſtier auf der Tenne Aravna haben wir die Bezeichnung בקר gefunden; nach ſonſtigem Sprachgebrauche hätte man שור oder פר ſagen können, was auch Beides verbunden wird; der Stiergötze Troja's hieß Paris, d. i. פר, und das von Gideon geſtürzte Idol wird durch פר השור bezeichnet, ſ. oben. Die Annahme, daß

---

1) Vergl. Vatke, Religion des alten Teſtamentes, 1. Th. S. 398. „Das Eigenthümliche des ägyptiſchen Thierdienſtes überhaupt und Stierdienſtes im Beſondern beſtand ja darin, daß man lebendige Thiere für heilig hielt, Thierbilder aber in der Regel nur als Masken oder in Compoſitionen anbrachte, ſ. Creuzers Symbol. I, 480 ff.“

2) Vatke, a. a. O. S. 398, vergl. S. 198. Nach Movers, Phönizier I. S. 380 f. iſt die iſraelitiſche Vorſtellung zwar von Aegypten her, nähert ſich aber mehr der phöniziſchen und oberaſiatiſchen Anſicht, wo der Stier nicht ſowohl ein Symbol der zeugenden Naturkraft, ſondern der göttlichen Macht überhaupt war, und es verbindet ſich mit den Kälbern die Idee des Moloch-Jehova, obgleich die gewöhnliche Cultusweiſe des Moloch im Feuer und mit Menſchenopfern hier nicht ſo bedeutſam hervortritt, wie man erwarten könnte. — Das iſt doch ein recht klägliches Hin- und Hergezerre, ſtatt deſſen man beſſer ganz ſchwiege.

Kälber hier ſo viel als kleine Stiere (Stieridole) ſeien 1), hat gar keine Wahrſcheinlichkeit; ſo kleinwinzig die Idole ſein mochten, wenn völlige, in ihrer vollen Kraft ſtehende, anſehnliche Thiere abgebildet waren, wie es in Hinſicht der auszudrückenden Vorſtellung der Macht und Herrſchaft erforderlich war, ſo konnte man ſie doch nicht wohl Kälber nennen; auch paßt für jene Vorſtellung, ſowie für die Aufrichtung der Idole zu öffentlicher, allgemeiner Volksverehrung, wo eher etwas Impoſantes, Koloſſales zu erwarten 2), die angenommene Kleinheit der Idole keineswegs. Wie nun, wenn עגל hier gar nicht mit Kalb, ſondern mit Eſel zu überſetzen wäre? Die Bedeutungen der Thiernamen wechſeln häufig in den Sprachen 3), und

---

1) Movers, a. a. O. S. 376.

2) Vergl. 1 Kön. 12, 28 und 2 Moſ. 32, 4 ff. Das Idol wird dem ganzen Volke gezeigt, das ganze Volk ſchaut es und betet es an, Aaron errichtet vor ihm einen Altar, es wird zum Centralpunct eines allgemeinen Cultus gemacht.

3) Vergl. A. W. v. Schlegel, über Thiernamen, in deſſen indiſcher Bibliothek, 1. B. 2. H. S. 238 ff., und Kanne, Verwandtſchaft der griechiſchen und deutſchen Sprache, Leipzig 1804, S. 72 ff. Die an erſtgenanntem Orte gegebenen Beiſpiele ſind: hebr. eleph, Rind, griech. ελαφος, Hirſch, ελεφας, Gen. ελεφαντος, Elephant, goth. ulbandus, fränk. olbent, angelſächſ. olfend u. ſ. w. Kameel; lat. vulpes, Fuchs, goth. vulfs, Wolf; griech. καπρος, Eber, lat. caper, Bock; lat. ursus, Bär, altd. ors, Pferd; griech. καμηλος, hebr. gamal, Kameel, lat. caballus. Kanne führt unter Anderem das deutſche Bär an, welches in Weſtphalen ein männliches Schwein bedeute, engl. boar, und barrowhog, Eber, boar-cat, Kater. So iſt ferner zu vergleichen: indiſch naga, äthiopiſch nage, Elephant, joloſiſch und ſereriſch in Afrika nague, naque, Ochs; Schlegel, a. a. O. S. 207 u. 211. Mithridates 3. Th. 1. Abth. S. 160; amerikan. Quichua llama, Thier, Llama, das peruaniſche Schafkameel, afrikan. Harrer lam, Kuh, Kielmaier a. a. O.; Conguar, Jaguar, Jaguarete ſind Namen amerikaniſcher Tigerarten, braſil. jacoara, Hund, jagoarete, Tigerkatze, jacare, Krokodill, Caiman; Clavigero a. a. O. 2. Th. S. 431. Baumgarten a. a. O. 2. Th. S. 398. Murr, Reiſen einiger Miſſionarien der Geſellſchaft Jeſu in Amerika, Nürnberg 1785, S. 269, 542, 549; die braſilianiſche Kaninchenmaus heißt in Paraguay pag, in Braſilien paca, in Quito picuru, das

das arabiſche הכבר, הכברה, vereinigt in ſich die Bedeutungen *Stier*, *Eſel* und *Pferd* [1]. Denke man ſich, es habe ſo einſt auch עגל die Bedeutungen *Eſel* und *Kalb* vereinigt, wie leicht möglich, daß die eine verloren gegangen, und nur die andere ſich im Gebrauch erhalten! Was die aus dem Semitiſchen ſelbſt ſich ergebende Etymologie und Grundbedeutung des Wortes betrifft, ſo paßt dieſelbe weit beſſer auf Eſel, als auf Kalb. Mehrere hebräiſche Namen für Eſel kommen von Wurzeln her, in denen der Begriff der Hurtigkeit, Schnellfüßigkeit liegt; wobei an die große Schnelligkeit des wilden Eſels, ſowie auch daran zu erinnern, daß ſelbſt der zahme Eſel des Orients mit unſerem nordiſchen in keine Vergleichung kommt, und weit ſtattlicher, lebhafter, muthiger und ſchneller iſt, als dieſer. So heißt denn nicht nur פרא, der wilde Eſel, eigentlich *der Schnelle*, von פרא, laufen, celeriter ferri, eben ſo ערוד, onager, vom ערד, arab. micare, emicare, celeriter prosilire, ſondern auch עיר, Eſel überhaupt, wird etymologiſch auf dieſe Vorſtellung zurückgeführt [2]. Da es ſich nun mit עגל, egel, ebenſo verhält, wenn man arabiſch עגל, festinare, properare vergleicht, wonach egel ein ſchnelles, flüchtiges Thier bezeichnet, ſo iſt wenigſtens das unzweifelhaft, daß dieſes Wort ein ſemitiſcher Name des Eſels ſein *konnte*. Im Aethiopiſchen iſt עגל, אגל, juvencus, pullus, catulus, infans, „usurpatur de homine deque omnibus

---

Biſamſchwein heißt am Orinoko pachira, bei Buffon pecari, der kanadiſche Marder pecan, der amerikaniſche Löwe in Chili pagi, das chiliſche Schafkameel alpaca, camelus paca L., Clavigero, a. a. O. S. 432 f., lat. pecus, Gen. pecoris, Vieh überhaupt.

[1] Freitag, IV. S. 412: הכבר, verſchieden ausgeſprochen, hyaena, pullus asini, taurus, equus, הכברה, asina. So im Arabiſchen öfters, z. B. רבל, asellus, רובל, sus, asellus, lupus, vulpes; רעלג, lupus, asinus,; עגרו, onager, equus, taurus, bos, camela, vulpes, lupus, hyaena, leo, canis, lepus u. ſ. w.

[2] Vergl. Bohlen, Geneſis, S. 187. Winer, Realwört. I. 407. Winer, lexicon manuale, Leipz. 1828, S. 788, 747, 713.

animalibus“ [1]), afrikan. Danakil okolo, Eſel [2]), und wie es öfters geſchieht, daß ſich alte Sprachformen und Wortbedeutungen, die aus dem Munde des Volkes verſchwunden ſind, in der Sprache des Cultus erhalten, ſo mag egel, in der Bedeutung Eſel, dem hebräiſchen Eſelcultus verblieben ſein. Jener die Bürger von Sichem zu dieſem Cultus auffordernde Eſelprophet hieß Gaal, געל, was wahrſcheinlich eigentlich עגל lautete, aber durch eine abſichtliche Metatheſe — vergl. die oben angeführten Beiſpiele jüdiſcher Namensverdrehung — in עגל verwandelt ward, ſo daß ein Gegenſtand des Abſcheues daraus wurde, da געל, gaal, verabſcheuen, goal Abſcheu bedeutet. Spricht man das unſerem Organ fremde ע, das wir in unſerer Ausſprache des Hebräiſchen ganz zu übergehen pflegen, und das die LXX zum Theil durch Γ ausdrücken, wie g, ſo wird עגל und געל = גגל völlig gleichlautend und man begreift um ſo leichter die Verwandelung. Nun möge man aber auch eine weiter ausgreifende, in die indo-germaniſche Sphäre übergehende Forſchung geſtatten. Das l des Wortes ſcheint angeſetzt, und der einfache Grundlaut עג, אג, ag, ak, zu ſein, Sanskr. ag, griech. αγω, lat. ago, bewegen, Sanskr. aç, anç,, durchgehen, durchdringen, açus, lebhaft, griech. ωκυς, lat. acer, ſchnell, Sanskr. açvas, lat. equus, galiſch each, griech. ικκος, Pferd, altgermaniſche Formen wigg, vigg, vicg, erweiterte Form iſt Hengſt, wo heng, eng, ang zu Grunde liegt; ſo auch angel, der Name der vom göttlichen Roſſe benannten Angeln, deren Stammhelden Hengiſt und Horſa ſind [3]); daran ſchließt ſich denn auch jenes עגל, als arabiſches Verbum und muthmaßlicher altſemitiſcher Name des Eſels, afrikan. ogola, Eſel, der griechiſche Achilleus mit dem redenden Roß, der fränkiſche Ritter Ekkelein mit dem ſpringenden Wunderroß, über welchen ich einmal eine eigene Abhandlung geſchrieben[1]; er hieß auch Gailing, vergl. Gaul[2]; ſo mit dem Namen des ſpringenden Ritters Harras[3] das altdeutſche hors, Pferd, franz. haras, Stuterei. Einer der Orte, wo Ekkelein geſprungen ſein ſoll, heißt Dramaus, griech. δρομος, δρομας, Sprung, δραμειν, Aoriſt von τρεχω, und die jüdiſche Tradition ſpricht von einem Helden Bar Deroma, der eine halbe Meile weit ſprang[4], wo wieder die von außen aufgenommene Mythe und Wortform zu erkennen. Aus einem Gedichte Lorichs von Hadamar, welches den Sprung des Ekkelein in den Main beſingt, iſt zu erſehen, daß dieſer Springer als Flußgott verehrt worden iſt[5], wo denn wieder Roßgottheit und Waſſergottheit als eine erſcheint, wie in dem Poſeidon der griechiſchen Mythologie. Eben ſo war nach Obigem der hebräiſche Eſelgott ein Waſſergott; es fragt ſich, ob davon keine Spur in dem angeblichen Kälberdienſt der alten Hebräer zu finden. Auf den Namen עין עגלים, En eglaim, Quelle zweier Kälber, haben wir ſchon oben aufmerkſam gemacht; es hieß ſo eine moabitiſche Stadt; אגלים, Eglaim, wofür die LXX Αγαλειμ, Αγαλλειμ haben, hieß eine andere Stadt an der Grenze des Moabiterlandes; man erklärt den Namen durch gemina aquae receptacula, geminae piscinae; vergl. Wogulitſchi agel, Waſſer [1], griech. Αχελωος, der bekannte Fluß, und Waſſer überhaupt; bei Enaim, Zweibrunnen, buhlt Juda mit der Eſelin Thamar, ſ. oben. Sodann iſt der Name des Reiches Ephraim wohl = Eglaim, ſo fern dieſes zwei Eſel bedeutet, denn das א iſt prosthetiſch und פרים iſt Dual von פרא, פרה, Eſel. Auch hier tritt zugleich die Bedeutung Waſſer hervor, vergl. das oben über die Formen פרת, אפרת, über Joſeph den Eſelſohn בן פרת, und den aus Ephratha kommenden Eſelmeſſias Geſagte. Ferner wird der Stifter des angeblichen Kälberdienſtes im Reiche Ephraim als Sohn des Nebat, נבט, bezeichnet; wenn wir hiemit das arab. נבט, scaturivit, emanavit, נבט, puteus scaturientis aquae, nebſt dem verwandten hebr., chald., ſyr. und arab. נבע, quellen, ſtrömen, vergleichen, ſo wird uns der Waſſerdienſt, dem Jerobeam im Gegenſatze des althebräiſchen Feuerdienſtes huldigte, wohl klar genug in die Augen leuchten [2]. Eine weitere Spur iſt die, daß Joſephus die Einrichtung des ephraimitiſchen Kälberdienſtes durch Jerobeam an das Laubhüttenfeſt knüpft, welches, wie gezeigt, das große Waſſer- und Weinfeſt des hebräiſchen Eſelcultus war. Sodann bedeutet נבט auch die Nabatäer, eine arabiſche Völkerſchaft, welche von Nebajoth, dem Sohne Ismael's, ſtammen ſoll, und Ismael wird von der Geneſis als wilder Eſel bezeichnet [3], womit die Benennung einer Quelle verbunden wird, die den Namen לחי ראי erhält; vergl. den Namen רמת לחי, und den Eſelkinnbackenbrunnen des Simſon [4]. Auch iſt eine orientaliſche

---

[1] Castell. lex. heptagl. col. 27. [2] Kielmaier, a. a. O.

[3] Vergl. die angelſächſiſche Stammtafel bei Grimm, deutſche Mythol., Anhang, S. III. ff., wo noch mehrere Roßnamen vorkommen, ſo was die zwiſchen Woden und Hengeſt ſtehenden Glieder betrifft. „Die Benennungen Hengeſt und Horſa ſind vom Pferd entlehnt, man möchte auch bei Wictgisl, Wicta, Vecta an das angſ. vicg, altſ. wigg, altn. vigg, equus, denken, lat. vehere.“ Daſ. p. IV.

---

[1] S. darüber den 3. Jahresbericht des hiſtoriſchen Vereins im Rezatkreiſe für das Jahr 1832, Nürnb. 1833, S. 11 f. Ekkelein iſt die in der kaiſerlichen Urkunde von 1375 vorkommende Form, Eppela Galla von Dramaus im alten Reim.

[2] Beide Namen führte nicht nur der Einzele, ſondern die ganze Ritterfamilie; „die Ekkelein, Gailing genannt,“ heißt es in jener Urkunde. Man könnte die römiſche Familienbenennung Asinius vom Eſel asinus vergleichen; dort hatte ſich ein deutſches Geſchlecht vom altgermaniſchen Roßgotte benannt.

[3] Grimm, deutſche Sagen, 1. Th. Nr. 321: „der Harrasſprung.“

[4] Eiſenmenger, 1. S. 396.

[5] Waldau, Beiträge zur Geſchichte Nürnbergs, 1. B. S. 219.

---

[1] Vater, Unterſuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continent, Leipz. 1810, S. 53.

[2] War vielleicht auch Saul ein ſolcher Quellenſohn? Er iſt ein Sohn des קיש, kisch, und קישון, Kischon, heißt jener auf dem Tabor entſpringende Bach. Kiſch hat Eſel, die ſein Sohn Saul ſucht; man erinnere ſich, was im Hebr. Gott ſuchen, Jehova ſuchen, das Antlitz Jehova's ſuchen für eine Bedeutung hat. Saul hatte ein Sucher, d. h. Verehrer, Anbeter des Eſels geheißen, und daraus hat die Sage jene Erzählung geſponnen.

[3] 1 Moſ. 16, 12. [4] Richt. 15, 17 ff.

Sage bekannt, nach welcher in den Brunnen Semſem oder Zemzem bei Mekka, der als die Quelle verehrt wird, die Gott um Hagar's und Ismael's willen entſpringen ließ, die beiden der Kaaba geweihten goldenen Gazellen geworfen wurden, die nach faſt 1500 Jahren, durch eine im Traum erhaltene himmliſche Anweiſung geleitet, Abdelmutalleb, der Großvater des Propheten, wieder zum Vorſchein brachte[1]. Sollte das nicht in Zuſammenhang mit den beiden von Jerobeam aufgeſtellten goldenen Kälbern ſtehen? Hier wurden aus den Eſeln, wie ſonſt Kälber, Gazellen, was wohl wiederum nur auf ſprachlichem Wechſel der Bedeutungen beruht; man erinnere ſich obiger Erläuterung des Namens Ophra, wie jene Stadt hieß, wo der wahrſcheinlich eſeldieneriſche Gideon ſein Idol aufſtellt, arab. עפיר, ein Eſelname, hebr. עפר, das Junge von Reh, Hirſch, Gazelle, arab. עפר, junger Steinbock u. ſ. w.; in dieſe Bedeutungen geht auch jenes עגל, egel, Kalb, über; denn da g in Ziſchlaute — wie namentlich das ג der ſemitiſchen Alphabete im Arabiſchen in dsch — übergeht, und dieſe mit den mutis der Lingualen wechſeln, ſo gehört dazu wohl auch das griech. ιξαλος, Gemſe, Steinbock, ιξαλη, ισσελα, ιτϑελα, Ziegenfell, ιταλος, lat. vitulus, Kalb, und damit auch hier nicht der Zuſammenklang mit Benennungen des Waſſers fehle, ſo vergleiche man tatar. idel, amerikan. Vilela itels, Fluß[2]. Mit den Formen ιξαλος, ιξαλη, ισσελα, ſtimmt ferner arab. עשל mit Sin, celeriter incessit, עשל, camela velox, hebr. אזל, gehen, arab. עזאל, ſyr. עוזיל, hinnulus, pullus dorcadis, capreolus, deutſch Eſel. Das griechiſche ὑννος, ἰννος, γιννος, lat. hinnus, hinnulus, iſt Maulthier, aber ὑννη und ὑννας wird auch durch αιξ αγρια erklärt, und hinnulus, hinnula, hinnuleus iſt junger Hirſch und Rehbock. Ein Sohn jenes Ana, der die Eſel ſeines Vaters Zibeon weidet und die Quellen findet — in beiden Namen haben wir die Bedeutung Eſel erkannt — iſt Diſchon [1]), und das iſt der Name einer Gazellen- und Antilopenart [2]), חיש, Bock, Ziegenbock. Wir haben oben den Namen der Thamar, der Gattin des Eſels ער, עיר durch Eſelin erklärt, afrikan. damer, Eſel; da nun חמר mit bekanntem Wechſel = שמר iſt [3]), ſo könnte dazu auch der Name שמרון, Samaria, der Haupt- und Reſidenzſtadt des Reiches Ephraim, gehören; das ephraimiſche Idol heißt »Kalb Samaria's« [4]), ſowie denn auch ſonſt der Name Samaria zur Bezeichnung dieſes Cultus dient; von Semer, Schemer, dem Herrn des Berges, auf dem die Stadt gelegen, ſoll ſie ihren Namen haben [5]), was wohl in ſofern richtig, als Schemer ein Name des ephraimitiſchen Eſelgottes war; verwandt ſcheint זמר, semer, ein gewiſſes Thier aus dem Hirſch- oder Gazellengeſchlechte [6]), arab. זמר, saliit caprea, Samiri iſt Name des Künſtlers, der nach der Sage des Korans den Iſraeliten in der Wüſte das goldene Kalb machte [7]), und Simri heißt der Mann, der am Feſte des Eſelgottes Baal Peor mit der Midianiterin buhlt, und wohl mit dieſer das Götterpaar des Eſelcultus repräſentirt, daher auch gegen dieſes Paar vor Allem der Zorn des molochiſtiſchen Fanatikers Pinehas entbrennt [8]). Daß die Benennungen des Eſels in ſemitiſchen und andern Sprachen zu Bezeichnungen des Weins und Weinſtockes, der Luſt und feſtlichen Freude geworden, haben uns oben eine Reihe der auffallendſten Beiſpiele gelehrt; ſo iſt es denn auch hier mit der Wurzel זמר der Fall, vergl. die Formen semora, Weinranke, samar, den Weinſtock beſchneiden, samir, Zeit des Weinbeſchneidens [1]), simmer, ſingen, semir, simra, Geſang, Jubel; ein ephraimitiſcher König, der in den Wegen Jerobeam's wandelt [2]), heißt Simri. Was aber unſere Vermuthung am kräftigſten unterſtützt und faſt über allen Zweifel erhebt, iſt die Darſtellung des Propheten Hoſea. Denn indem dieſer gegen jenen angeblichen Kälberdienſt des Reiches Ephraim eifert und das »Kalb Beth-Avens und Samariens« ſchilt [3]), weiſt er erſtlich auf den oben beleuchteten Dienſt des Eſelgottes Baal Peor zurück und ſpricht: »Wie Trauben in der Wüſte fand ich Iſrael, wie eine Erſtlingsfrucht am Feigenbaum in der Frühzeit erſah ich euere Väter; aber ſie gingen zum Baal Peor und weiheten ſich dem ſchändlichen Götzen und wurden abſcheulich gleich ihrer Buhlſchaft« [4]); ſodann ſcheint er auch auf die Eſelgeſtalt des vom Reiche Ephraim verehrten Gottes anzuſpielen, indem er ſpricht: »Sie ziehen nach Aſſyrien; ein Waldeſel bleibt (doch ſonſt) für ſich allein, aber Ephraim dinget Buhlſchaften« [5]); auch wird der Cultus als dem Genius der zeugenden, ſchaffenden Natur geltend und mit Unzucht verbunden mehrfach dargeſtellt. So heißt es: »Rechtet mit euerer Mutter — — — — — denn ſie ſpricht: Ich will nachgehen meinen Buhlen, die mir geben mein Brod und mein Waſſer, meine Wolle und mein Linnen, mein Oel und mein Getränk« — »Um Getraide und

---

[1] Vergl. Herbelot, orient. Biblioth. 4. B. S. 64, und Muradgea d'Ohſſon, Schilderung des othomaniſchen Reiches, von Beck, Leipz. 1788 und 1793, 2. Th. S. 139 f. vergl. S. 90.

[2] Vater, Unterſuchungen, S. 160.

---

[1]) 1 Moſ. 46, 25.

[2]) Unter andern zum Genuß geſtatteten Thieren, 5 Moſ. 14, 5, genannt.

[3]) So שור, schor, chald. תור, tor, Rind, arab. thsaur, mit Thſe, griech. ταυρος, lat. taurus, Sanskr. sthuras, sthiras, deutſch Stier.

[4]) Hoſ. 8, 5 f. [5]) 1 Kön. 16, 24.

[6]) Koran, Sure XX. S. 271 ff. der Ueberſetzung von Wahl.

[7]) 5 Moſ. 14, 5, mit jenem dischon zuſammen genannt.

[8]) 4 Moſ. 25, 1 ff. v. 14. Vergl den Maigrafen und die Maigräfin, den Maikönig und die von ihm gewählte Maikönigin des germaniſchen Maifeſtes, in England lord of the may und lady of the may, Grimm, deutſche Mythologie, S. 449 ff.

---

[1] Dieſes samir möchte das germaniſche somir, sumar, sumer, Sommer ſein, welches nach Grimm, deutſche Mythologie, S. 436, „außer aller Verwandtſchaft ſteht.“ Der Herbſt heißt poln. wiosna, mähr. wesna, ſerb. jesen, was ſich eben ſo mit den beſprochenen Formen osen, osni, asn, asinus, Ohr, Ohrenthier, Eſel, asinusca, Weintraube, berührt.

[2] 1 Kön. 16, 19. [3] Hoſea, 8, 5. c. 10, 5. [4] Hoſ. 9, 10.
[5] Hoſ. 8, 9.

Moſt verſammeln ſie ſich, mir ſind ſie abwendig« — »Hurerei und Wein und Moſt rauben den Verſtand« — »Ich kann's nicht ahnden an eueren Töchtern, daß ſie huren, und an eueren Schnüren, daß ſie ehebrechen; denn ſie ſelber gehen bei Seite mit Huren und opfern mit Buhlerinnen« — »Freue dich nicht Iſrael bis zum Jubel gleich den Völkern, denn du hureſt, untreu deinem Gott, liebeſt Buhlerlohn auf allen Korntennen. Tenne und Kelter wird ſie nicht laben, und der Moſt ſie trügen« [1]). Man mag ſich hiebei noch einmal erinnern, wie es von jenen Bürgern von Sichem heißt, da ſie von Abimelech abfallen und der in Sichem eingezogene Gaal dieſelben zum Eſeldienſt bekehrt: »Und ſie gingen hinaus auf das Feld und laſen ihre Weinberge und kelterten und hielten ein Freudenfeſt und gingen in das Haus ihres Gottes und fluchten dem Abimelech« [2]). Was den Vorwurf der Unzucht betrifft, ſo geht der Prophet ſo weit, das Reich Iſrael mit jenen unzüchtigen Bewohnern von Gibea, von denen das Buch der Richter die bekannte Schandthat erzählt, in eine Klaſſe zu werfen und in hiſtoriſchen Zuſammenhang zu bringen: »Tief verderbt ſind ſie, wie zur Zeit Gibea's« — »Seit Gibea's Zeit haſt du geſündiget, Iſrael! damals blieben ſie (übrig); ſie erreichte nicht der Krieg zu Gibea wider die Frevler« [3]). Als ein Cultus der Luſt charakteriſirt ſich auch derjenige des von Aaron gefertigten goldenen Kalbes; das Volk ißt und trinkt und tanzt; Joſua hört von ferne das Jauchzen des Volkes und Moſe die Töne des Geſangs, und wie er naht, erblickt er Kalb und Reigentanz [4]). Daß dieſem Cultus jene charakteriſtiſchen Kinderopfer des molochiſtiſchen Stierdienſtes vorgeworfen werden, welche die Propheten und andere bibliſche Autoren ſonſt ſo oft und ausdrücklich erwähnen, hören wir nicht. Dazu kommt endlich, daß eine orientaliſche Sage vorhanden,

---

1) Hoſ. 2, 4 ff. v. 7. c. 7, 14. c. 4, 11. v. 14. c. 9, 1 f.
2) Richt. 9, 27. 3) Hoſ. 9, 9. c. 10, 9. Vergl. Richt. c. 19 f.
4) 2 Moſ. 32, 6. v. 17 ff.

die noch ſehr deutlich jener Vorſtellung des ſprechenden, ſingenden Eſels entſpricht, indem ſie behauptet, das goldene Kalb habe einen tönenden Laut von ſich gegeben [1]).

In ſolchem Maaße alſo wäre es wahr, was die Profanſchriftſteller ſagen, daß die Hebräer den Eſel zum Gegenſtand ihrer Verehrung gemacht; Moſe hätte nicht gegen einen ägyptiſchen Apisdienſt, nicht gegen einen molochiſtiſchen Stiercultus, ſondern gegen denſelben, in indo-germaniſchen Religionsideen und Tendenzen wurzelnden Eſeldienſt geeifert, deſſen Prophet und Prieſter Bileam war, und der zu den Zeiten der Richter eine ſo große Rolle ſpielt, und es würde ſich der religiöſe Gegenſatz beim Zerfall des davidiſch-ſalomoniſchen Reiches in die Reiche Juda und Ephraim dahin beſtimmen, daß Juda bei dem urväterlichen, durch Samuel und David wieder in ſein Recht eingeſetzten Moloch-Jehovismus blieb, Iſrael aber losgelöſt von der davidiſch-ſalomoniſchen Zwingherrſchaft, ſich auf's neue dem gewaltſam unterdrückten Cultus zuwandte und den Eſeldienſt zur Hof- und Staatsreligion machte.

Dieſer ephraimitiſche Eſeldienſt hat es nun wohl eben ſo gemacht, wie die Partei des reformatoriſchen Jehovismus im Reiche Juda; er hat ſich in der alten Geſchichte und Geſetzgebung des Volkes eine Baſis zu geben geſucht und ſie daher in eine ihm entſprechende Geſtalt gebracht; dieſe Geſtalt hat Tacitus gekannt, der über den Wüſtenzug Iſraels folgende Sage giebt: »Nichts drückte ſie ſo ſehr, als Mangel an Waſſer. Und ſchon lagen ſie, dem Tode nahe, auf den Feldern umher, als eine Heerde wilder Eſel von der Weide auf einen waldbeſchatteten Felſen zulief. Moſes folgte der Spur des graſigen Bodens und fand reichliche Brunnquellen. Dieſe erquickten ſie; und nach ununterbrochener Wanderung von

---

1) Tabari's arabiſche Geſchichte der Völker und Könige, und daraus Roſendl oder Sagen und Kunden des Morgenlandes, Stuttgart und Tübingen 1813, 1. B. S. 105. Die Juden ſagen, es habe aus dem Kalbe der Sammael gebrüllt, Eiſenmenger I, S. 824.

ſechs Tagen nahmen ſie am ſiebenten ein Land ein, wo ſie, nach Vertreibung der Anbauer, Stadt und Tempel gründeten.« — »Das Bild des Thieres, deſſen Weiſung ſie von Irrfahrt und Verſchmachtung erlöſ't hatte, weiheten ſie im Heiligthume« [1]). Von dieſer Darſtellung ſind auch Spuren und Fragmente im Pentateuch, der auf dieſe Weiſe ein ähnliches Miſchwerk iſt, wie die Evangelien des neuen Teſtamentes, und zum Theil den alten, ächten Molochismus der Nation, zum Theil den eingedrungenen Eſelcult zur Baſis hat. Dahin gehört ſchon des Moſe Kindheitsgeſchichte; er iſt hier der incarnirte Gott des Eſel- und Waſſerdienſtes, der indiſche Krishna, der griechiſche Dionyſos und der neugeborne Gottmenſch des Evangeliums; er entkommt, wie Krishna und Chriſtus, einem Kindermord; die Rolle des indiſchen Kanſas und des Herodes im Evangelium ſpielt hier Pharao; im Kaſten ſchwimmt Moſe, wie Dionyſos nach der Sage der Eleutherolakonen in Braſiä [2]). Als Dionyſos ſchlägt Moſe mit ſeinem Stabe den Quell aus dem Felſen; es iſt der Quell, den der griechiſche Gott zu Kypariſſiä mit dem Thyrſos aus dem Boden ſchlägt [3]). Es haftet aber in rabbiniſcher Tradition an dieſem Wunder ein Makel; Moſe ſoll einen Stab von ſchlimmer Art gehabt und deshalb beim Schlagen an den Felſen geſündigt haben; von dieſem Stabe wird ein anderer, gutartiger unterſchieden [4]). Der erſtere iſt eben der Thyrſos des Dionyſos geweſen, den die antimolochiſtiſche, ephraimitiſche Partei ihrem verfälſchten Moſe in die Hände gab.

Hier könnte man fragen: »Wenn es im hebräiſchen Alterthume von dem Zuge aus Aegypten nach Paläſtina, von Moſe und deſſen Geſetzgebung zweierlei ganz verſchiedene Darſtellungen gab. wie läßt ſich erkennen, welche von beiden die ächte und ältere, und welche die auf Geſchichtsverfälſchung beruhende war? Könnte nicht ein in ſpätern Zeiten von außen eingedrungener Molochismus eben ſo, wie Eſeldienſt und dionyſiſcher Cult, die alte Geſchichte des Volkes an ſich geriſſen, und ſeinen Intereſſen gemäß verändert haben? — Hierauf iſt jedoch nicht ſchwer zu antworten, und es liegt die Antwort bereits in unſerer ganzen Abhandlung. Der Molochdienſt war der dem ſemitiſchen Menſchengeſchlechte beſonders eigene Cult, und giebt ſich, bei anderen Völkern, wie bei den Griechen, auftretend, als ein durch Semiten aufgedrungener zu erkennen; dieſem Geſchlechte aber gehörten die Hebräer an. Umgekehrt weiſt der ſemitiſche Eſel-, Waſſer- und Weincultus nach außen zu Indiern, Griechen und Germanen hin. Auch zeigen die ausgehobenen und beſprochenen Vorwürfe und Zugeſtändniſſe der bibliſchen Propheten zur Genüge, was wahrhaft nationale und hiſtoriſche Baſis war, zumal, wenn ſie mit ſichtlichem Zwang und Widerwillen etwas zugeben, was nicht zu ihren Behauptungen ſtimmt, und was ſie gerne läugnen würden, wenn es nur möglich wäre; ſo, wenn Ezechiel von der in der Wüſte durch Jehova befohlenen Opferung der Erſtgeburt ſpricht. Der ächte Moſe war ohne allen Zweifel der molochiſtiſche; der dionyſiſche, ſowie der reformatoriſch-Jehoviſtiſche mit Abſchaffung der Kinderopfer, war ein gemachter; die molochiſtiſche Grundlage blickt im Pentateuche, wie in den folgenden hiſtoriſchen Büchern und der ganzen Geſchichte der Hebräer von Abraham bis auf Salomo überall durch, und die Gegenſätze treten in beſtimmten Geſtalten heraus, wie Bileam, der große Prophet des Eſeldienſtes, gegen Moſe, Gideon gegen ſeinen Vater Joas, Saul und Abſalom gegen Samuel und David, Jerobeam gegen Salomo und Rehabeam ſteht; überall iſt allgemein ſemitiſcher, althebräiſcher Molochismus und Feuerdienſt bacchiſchem und priapiſchem Eſel- und Waſſercult entgegengeſetzt, und der ſpäterhin ſich entwickelnde Reformatismus im Reiche Juda mit ſeinem unter Hiskia und

---

[1]) Tacit. hist. 5, 3 f.

[1]) Als Kadmos entdeckte, daß Semele von Zeus den Dionyſos geboren, ſetzte er ſie und das Kind in einen Kaſten und warf dieſen in's Meer, der bei Braſiä an's Land trieb. Semele war todt, Dionyſos aber wurde von der Ino in einer Grotte erzogen. Paus. 3, 24.

[2]) Paus. 4, a. E. [3]) Eiſenmenger I. S. 379 f.

Joſia eingeführten neuen Paſſah=Feſte ſteht ohnehin in der evidenteſten Beziehung zu altherkömmlichem, tiefgewurzeltem Molochismus der Nation, der ſich faſt unbezwinglich erweiſ't, ja allgemeinem Vorwurfe der Völker und Jahrhunderte und nicht abzuweiſenden Zeugniſſen und Spuren zufolge, ſich heimlich ſogar bis auf die neueſten Zeiten herab erhalten hat.

Noch ſcheint es einer Erläuterung zu bedürfen, wie es komme, daß in den bibliſchen Büchern der Molochdienſt eines David, Samuel, Moſe und Abraham ſo ſehr in's Dunkel geſchoben, der des Salomo nur theilweiſe, der der ſpätern Könige endlich ganz offen und unverholen eingeſtanden wird. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich leicht auf folgende Weiſe. Jene vorſalomoniſchen Geſtalten und Namen der hebräiſchen Geſchichte waren dem Andenken des molochdieneriſchen Volkes zu heilig und unantaſtbar, als daß ſie, gleich ſpätern, der reformatoriſchen Partei gleichzeitig entgegenſtehenden Fürſten, als Gottloſe und Feinde des Nationalgottes dargeſtellt werden durften; da war kein anderer Rath, als die Geſchichte zu verfälſchen, jene Männer fromm, rechtgläubig und gottgefällig im Sinne des reformatoriſchen Jehovismus darzuſtellen, dieſen überall dem alten, ächten, mit dem Molochdienſt identiſchen unterzuſchieben, und ſo Alles auf den Kopf zu ſtellen. Es war dies zugleich der Weg, dem uralten Molochismus der Nation die hiſtoriſche Baſis und Berechtigung zu entziehen, und eine ſolche dem in der Luft ſchwebenden reformatoriſchen Jehovismus zu erobern. Bei Salomo trat der Wendepunkt dieſer Alles umkehrenden Geſchichtsverfälſchung ein; von David durfte Salomo ſeinen Molochdienſt nicht herhaben, der Tempel zu Jeruſalem, den man zum Sitze des reformatoriſchen Jehovismus gemacht, durfte kein Molochtempel geweſen ſein, er mußte von vorn herein dem Gotte des neuen Cultus gehört haben, und Salomo erſt in ſeinen ſpätern Lebenstagen von fremden Weibern zum Götzendienſt verführt worden ſein, und wenn die Bücher der Könige den ſalomoniſchen Götzendienſt zum Theile eingeſtehen, jedoch, um ihn nicht auf David, Tempel und Nationalität fallen zu laſſen, auf die ausländiſchen Schönen des königlichen Harems ſchieben und auf die außer dem Tempel errichteten Heiligthümer beſchränken, ſo tilgt die Chronik, die auch ſo manche andere in den Büchern Samuel's und der Könige glücklich erhaltene Spur des altnationalen Moloch-Jehovismus völlig verwiſcht, ſelbſt dieſes, und macht, daß auch noch Salomo's Regierung in reinem Glanze des reformatoriſchen Jehovismus ſtrahlt. Ja noch weiter greift die Chronik reinigend in die Geſchichte der Könige herab, und wenn es z. B. in den früheren Relationen von Rehabeam heißt, es ſei unter ihm der allergräulichſte Götzendienſt im Schwange gegangen, und Abia, ſein Sohn, habe in allen Sünden ſeines Vaters gewandelt, ſo erſcheint er dagegen in der Chronik als der reinſte und eifrigſte Freund des ſpäterhin ausgebildeten reformatoriſchen Jehovismus und Levitenthums [1]). Auf dieſe Weiſe ward der ganzen Geſchichte des hebräiſchen Volkes bis auf Salomo und drüber hinaus mit ihren von Alters her heiligſten und verehrteſten Namen ein fremder, unhiſtoriſcher Charakter gegeben, und es wurde möglich, den hebräiſchen Vorfahren Lobreden zu halten, wie die des J. Sirach, die mit den Worten beginnt: »Laſſet uns nun berühmte Männer loben und die Vorfahren unſeres Geſchlechts« — wo denn mit den hochtönendſten Redensarten eine Auswahl von althebräiſchen Namen vorgeführt wird, und in einer Reihe: Henoch, Noah, Abraham, Iſaak, Jakob, Moſe, Aaron, Pinehas, Joſua, Caleb, Samuel, Nathan, David, Salomo, Elia, Eliſa, Hiskia, Jeſaia, Joſia, Jeremia, Heſekiel u. ſ. w. erſcheinen [2]).

Was ich nunmehr theils unwiderſprechlich dargethan, theils wenigſtens zu einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit gebracht zu haben glaube, iſt, in einige überſichtliche Hauptſätze zuſammengefaßt, Folgendes.

---

1) 1 Kön. 14, 14 ff. c. 15, 3. 2 Chron. 13, 8 ff.
2) J. Sirach, c. 44 — 50.

1) Jehova und Moloch waren urſprünglich ganz ein und derſelbe Gott.

2) Nicht erſt Salomo begründete den Molochdienſt in Iſrael; er iſt die urväterliche, ſchon von Abraham her vererbte Religion der Hebräer geweſen, und die ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten der althebräiſchen Geſchichte bis auf Salomo, wie Abraham, Moſe, Samuel, David, waren Propheten und Heroen dieſer Religion.

3) Menſchenopfer waren der althebräiſchen Religion als Moloch-Jehovismus weſentlich, waren ſelbſt noch, nach offenen, unverhohlenen Berichten der bibliſchen Geſchichte und klaren, beſtimmten Ausſprüchen der vorliegenden hebräiſchen Geſetzſammlung, unter Moſe, Richtern und Davidiſcher Königsherrſchaft üblich, erlaubt, für nothwendig erachtet und vorgeſchrieben.

4) Die alten Hebräer brachten ihrem Moloch-Jehova theils Feinde und Ausländer, theils Menſchen des eigenen Stammes, Verbrecher und Unſchuldige, ihre eigenen Kinder, Söhne und Töchter, ja ſelbſt ihre Fürſten und Hohenprieſter in verſchiedener Form zum Opfer dar.

5) Insbeſondere iſt das ausnahmloſe, unnachſichtige Gebot, alle männliche Erſtgeburt, auch und vor Allem die menſchliche, zum Opfer zu tödten, der Kern der ächten, unverfälſchten moſaiſchen Religion und Geſetzgebung geweſen.

6) Den Moloch- und Kinderopferdienſt in der raffinirteſten canaanitiſchen und phöniziſchen Form mit geglühter Metallſtatue hat ſchon Abraham auf dem Moria und David auf dem gleichnamigen Hügel (der ſogenannten Tenne Aravna) getrieben, wo Salomo durch Phönizier den Tempel von Jeruſalem — einen canaanitiſch-phöniziſchen Molochtempel — erbauen ließ. Auch iſt der ſogenannte eherne Altar des moſaiſchen und ſalomoniſchen Heiligthumes nichts Anderes, als jenes zu molochiſtiſchen Kinderopfern beſtimmte metallene Idol geweſen.

7) In dieſer Form wurden jedoch nur die Kinder der

Häupter und Fürſten des Volkes und ihrer nächſten Verwandtſchaft, des Adels der Nation, geopfert; außerdem und nach gemeiner Sitte des hebräiſchen Moloch-Jehovismus wurden die dem Gotte zum Opfer geweihten Kinder und andere Menſchen geſchlachtet, ihr Fleiſch und Blut zu heiligen Opfer- und Familienmahlzeiten verwandt, die unverletzt erhaltenen Gebeine aber als Antheil des Gottes dem Feuer übergeben.

8) Dieſem Dienſte des verneinenden Princips trat von früher Zeit her ein anderer, ausländiſcher, auf indiſche, griechiſche und germaniſche Religion, Mythologie und Sprache hinweiſender entgegen, der die zeugende, ſchaffende und erhaltende Kraft der Natur zum Gegenſtande ſeiner Verehrung machte. Dem Moloch-Jehovismus, als dem Dienſte des Feuers und der Finſterniß, ſtand derſelbe als Waſſer- und Lichtdienſt gegenüber, und wie dem Gotte des erſteren durch Enthaltſamkeiten, Selbſtverſtümmelungen, Martern und Mord, ſo ward dem des zweiten mit entbundener Luſt und Steigerung des natürlichen Wohlſeins zu höchſtmöglichem Grade gedient. Der Gott, als ein ſich weltſchaffend erniedrigt und zu dienender Baſis creatürlichen Daſeins herabgeſetzt habender, hatte die Geſtalt des Eſels, und ward in dieſer Beziehung Baal Peor oder Beor genannt.

9) Dieſer letztere Cultus, als deſſen Prieſter und Prophet im Gegenſatze zu moſaiſchem Moloch-Jehovismus ſich zuvörderſt Bileam bemerklich macht, war in der Richterzeit der vorherrſchende, und erſcheint im Buche der Richter als hierarchiſch organiſirte Volksreligion mit geiſtlich-weltlichem Oberhaupt, wie die Richter Jair, Abdon und Gideon waren. Späterhin wird er durch Samuel und David, gegen welche Saul und Abſalom erfolglos in die Schranken treten, überwältigt und unterdrückt, und altſemitiſcher Molochismus zur ausſchließlichen Staatsreligion gemacht; nach Salomo's Tode jedoch thut ſich der alte Gegenſatz von neuem hervor und zerreißt das Reich.

10) Zu dieſem Cultus iſt nehmlich auch das ſogenannte goldene Kalb, das die Hebräer in der Wüſte verehrten, ſo wie

auch der angebliche Kälberdienſt des Reiches Ephraim zu rechnen, ſo daß hier unter Kalb in Wahrheit nichts Anderes als Eſel zu verſtehen.

11) Beiderlei Culten entgegengeſetzt entwickelte ſich in der nachſalomoniſchen Zeit ein Jehovismus moraliſch-reformatoriſcher Art, mit Verwerfung ſowohl einerſeits des uralten ächtnationalen Moloch-Jehovismus mit Menſchenopfern, nur daß auch hier noch religiöſe Gegner zum Opfer fielen, als auch andererſeits des in ſchrankenloſer Luſt ſich ergehenden Eſelcultus, ſo wie alles Bilderdienſtes irgend einer Religion, indem zwar der alte Nationalgott ſcheinbar beibehalten, aber in einer ſeinen Charakter verändernden, mehr oder weniger mildernden Weiſe aufgefaßt und dargeſtellt ward.

12) Dieſer zuletzt entwickelte Reformatismus war es, der dem moſaiſchen Geſetz und der Geſchichte der Nation von den Urzeiten bis auf Salomo und darüber hinaus die gegenwärtig vorliegende, die alten Gräuel theils verhüllende, theils bekämpfende, allen Bilderdienſt verbietende, verfälſchte Geſtalt gegeben, die jedoch durch eine Menge unvertilgt gebliebener Reſte und Spuren des hiſtoriſch Wahren in Geſchichte und Geſetz, beſonders aber durch die unverhohlenen und ausdrücklichen Geſtändniſſe, Berichte und Zeugniſſe der bibliſchen Propheten noch gar leicht und ſicher als das, was ſie iſt, erkannt werden kann.

13) Daneben finden ſich Spuren, daß auch der Eſelcultus die alte Nationalgeſchichte ſeinem Intereſſe gemäß behandelte und umgeſtaltete, ſo daß Moſe aus einem Propheten des Molochdienſtes in einen Propheten und erſcheinenden Gott des Eſelcultus verwandelt ward, aus welcher Darſtellung mehrere mit indiſchem, griechiſchem und chriſtlichem Mythus übereinſtimmende Züge in der Geſchichte des Geſetzgebers ſtammen.

14) Der ächten, molochiſtiſch-moſaiſchen Religion der Hebräer gehört in ſeiner urſprünglichen Form das Paſſah-Feſt an. Es war ein jährliches, allgemeines Menſchenopferfeſt, wo

namentlich Kinder geſchlachtet und gegeſſen, und die unverletzt erhaltenen Knochen dem Gotte zum Opfer verbrannt wurden. Dieſes Feſt zu reformiren, war das Beſtreben der Könige Hiskia und Joſia, die für die zu ſchlachtenden und genießenden Kinder des Volkes das ſogenannte Paſſah-Lamm ſetzten.

15) Dagegen gehört das Laubhüttenfeſt in ſeiner urſprünglichen Form dem Eſel- und angeblichen Kälberdienſt der alten Hebräer an, und iſt eine bacchiſch-priapiſche Feier mit Preisgebung der Jungfrauen geweſen. Dieſe Feier mit gemäßigtem Charakter dem reformirten Jehovismus der ſpätern Zeiten einzuverleiben, war Eſra's und Nehemia's Werk.

16) Auf dieſe Weiſe läßt ſich ein mehrfacher Moſe unterſcheiden, ein rein molochiſtiſcher, der der ächte hiſtoriſche iſt, ein eſeldieneriſcher, der ein völlig unächter, freigeſchaffener iſt, und ein reformatoriſcher in zweierlei Beziehung, erſtlich in Beziehung auf den altnationalen Molochdienſt, den er durch Abſchaffung der Kinderopfer und Umgeſtaltung des Menſchen opfernden althebräiſchen Paſſah mildert, und zweitens auf den von außen gekommenen Eſeldienſt, den er zum jüdiſchen Laubhüttenfeſt ermäßigt.

17) In Hinſicht der meſſianiſchen Vorſtellungen der Hebräer zeigt ſich eine Gedoppeltheit und ein Gegenſatz, der eben ſo in dem der beiden von Alters her ſtreitenden Religionen des Moloch-Jehova und Baal Peor oder Eſelgottes begründet iſt. Jede derſelbe hat ihren eigenen, ſehr verſchieden beſtimmten Meſſias; der Meſſianismus des Molochdienſtes iſt ohne ſpeculativen Gehalt, der des Eſelcultus von tiefſpeculativer Natur; jener iſt particulär, egoiſtiſch, feindſelig und zerreißend, und läßt den hoheprieſterlichen Fürſten und Helden der Nation als großes Menſchenopfer zur Verſöhnung des verneinenden Gottes fallen; dieſer hat mit der Vorſtellung des verſöhnenden Menſchenopfers nichts zu thun, ſein Meſſias iſt unmittelbar Gott ſelbſt, als ſchaffendes Wort, in ſeinem Schaffen ſich ſelbſt entäußernder und verlierender, die Geſtalt der Niedrigkeit und Unfreiheit annehmender, dieſelbe jedoch abwerfender und in

königlicher Menſchengeſtalt erſcheinender Gott; eine Miſchung aus beiden Elementen iſt die Mythologie, Dogmatik und Geſchichte des Chriſtenthums, ſo jedoch, daß das ächt ſemitiſche, naturfeindliche Element das welthiſtoriſche Uebergewicht erhalten, und die an das althebräiſche Paſſah geknüpfte Vorſtellung des Menſchenopfers und ſeiner Nothwendigkeit zum dogmatiſchen Centrum der neuen Religion geworden.

Anhang.

7

I.

Die Bundeslade.

Es iſt von der bekannten, heiligen Kiſte die Rede, die zur Aufbewahrung der hebräiſchen Geſetztafeln diente. Daß ſonſt durchaus nichts in dieſem berühmten Behältniſſe geweſen, wird ausdrücklich verſichert: »Nichts war in der Lade, als nur die beiden ſteinernen Tafeln, welche Moſe hineingelegt am Horeb« u. ſ. w. [1]). Gerade dieſe ausdrückliche Verſicherung aber erregt Verdacht, indem eine Abweiſung dieſer Art auf ein Abzuweiſendes, auf eine widerſprechende Tradition oder Behauptung deutet, der man ſich entledigt ſehen will. Von welcher Art mag dieſe geweſen ſein? Wußte man vielleicht von einem Idole zu ſagen, das in jener Kiſte bewahrt worden ſei? Und bemühte man ſich andererſeits im Intereſſe eines allen Bilderdienſt ausſchließenden reformatoriſchen Jehovismus, dieſes Wiſſen, dieſe Tradition aus dem Gedächtniß der Nation zu verwiſchen?

Sehen wir zu, ob ſich für dieſe Vermuthung nicht noch anderweitige Stützpunkte auffinden laſſen. Die Lade wird ארון העדות, Lade des Geſetzes, ſowie die ſogenannte Stiftshütte אהל העדות, משכן העדות, Zelt, Wohnung des Geſetzes, genannt. Aber dieſes עדות, eduth, Geſetz, iſt ein räthſelhaftes Wort, und wird in einer Stelle des Pentateuchs dem Gottesnamen Jehova entſchieden gleichgeſetzt: »Und Moſe ſprach zu Aaron. Nimm ein Gefäß und thue einen Gomer voll Man hinein und ſtelle es vor Jehova (לפני יהוה) zur

---

[1]) 1 Kön. 8, 19.

Aufbewahrung auf euere künftigen Geſchlechter hin. So wie Jehova dem Moſe geboten, ſtellete es Aaron vor das Geſetz (לפני העדת) zur Aufbewahrung« [1]). Unmöglich konnten doch die Geſetztafeln für den Jehova ſelber gelten, oder wäre es ſo geweſen, ſo hätte man dieſe Tafeln als ein Idol betrachtet und als den Gott ſelbſt idololatriſch verehrt. Aber es haben dieſe wohl gar nicht exiſtirt, und עדות bedeutete den in ſeinem Bilde gegenwärtigen Gott und dieſes in der heiligen Kiſte bewahrte Gottesbild ſelbſt. Das Wort läßt ſich ſprachlich mit עד, ed, Befehlshaber, עתוד, attud, Führer des Volkes, und יתד, jathed, Oberer, Mächtiger, princeps civitatis, zuſammenſtellen, welche Benennungen wohl alle nur verſchiedene Formen eines und deſſelben Wortes ſind, eines uralten Wortes, das ſich auch im Aegyptiſchen, Phöniziſchen und Amerikaniſchen findet. In den Verzeichniſſen der altägyptiſchen Dynaſtieen und Königsnamen kommen die Formen Athothis, Athoſthis, Athotes vor [2]); Sanchuniathon's phöniziſche Geſchichte bei Euſebius praepar. evang. I. führt einen Götterkönig Namens Adodos auf [3]), und Atahauta iſt ein unter Indianern am Lorenzofluß vernommener Gottesname [4]), wozu vielleicht auch der neuſeeländiſche Gottesname atua, auf Otaheiti eatua, Gott, zu rechnen [5]). Jene erſteren Namen wenigſtens, die mit weggenommener griechiſcher Endung: Athoth, Adod u. ſ. w. heißen, ſind ganz deutlich jenes hebräiſche attud u. ſ. w., Herr, König, Gott, wie Adon, Adonai, Baal, Bel, Melech, Molech, Moloch, bedeutend; für das Idol der hebräiſchen Gotteslade eduth = attud, — vielleicht änderte man die letztere Form abſichtlich in jene um, damit der Name Geſetz bedeute — bietet beſonders der phöniziſche Götterkönig Adod einen ſprechenden Vergleich. So wird es höchſt begreiflich, wie עדות und יהוה als gleichbedeutende Ausdrücke wechſelten; erſterer Name haftete an dem uralten Idol der heiligen Lade, wie der Name Molech an dem metallenen Stierbilde; Jehova aber war beides, und kein Geſetz deſſelben, keine Geſetztafeln, kein Decalog [1]) lag in der Lade, ſondern ein Jehova-Götze, der Eduth oder Attud, Herr, Herrſcher, König, hieß, merkwürdig entſprechend jenem

---

[1]) 2 Moſ. 16, 33.

[2]) Vergl. Prichard, ägyptiſche Mythologie, überſ. v. Haymann, Bonn 1837, S. 387 u. 401.

[3]) Vergl. Macrob. Saturnal. I. 23: Assyrii deo, quem summum maximumque venerantur, *Adad* nomen dederunt.

[4]) Deuber, Geſchichte der Schiffahrt im atlantiſchen Ocean, Bamberg 1814, S. 85. Die amerikaniſchen Wortformen adaut, atat, attata, tat, tata, tautah und andere ähnliche bedeuten Vater, ſo auch in Afrika die Formen tata, tatatat, tatame, ſ. Mithridates im 3. Theil; Vater aber iſt, obigen Erörterungen zufolge, urſprünglich = Herr; nadoweſſiſch, nach Carver, iſt ota Vater und König.

[5]) Baſeler Miſſionsmagazin 1836, S. 635: „Ihren Gott denken ſich die Neu-Seeländer als einen großen Geiſt, der im Himmel donnert, den Wind herausbringt und allen Schaden verurſacht, den man an Ei-

---

genthum und Leben nimmt. Daher kommt es, daß ſie nur mit Furcht und Zittern an dieſes höchſte Weſen denken, das ſie Atua nennen. Iſt dieſer Atua zornig, ſo macht er die Menſchen krank, indem er in Geſtalt einer Eidechſe in ihre Leiber kriecht und an ihren Eingeweiden ſo lange nagt, bis ſie ſterben." S. ſ. Miſſionsreiſe in's ſüdliche ſtille Meer, Wien 1801, S. 536, und Cook's dritte und letzte Reiſe, überſetzt von Wetzel, Anſpach 1787, 2. Th. S. 329 u. 337 f., wo von einem heiligen, verhüllten Behältniß, einer „Bundeslade (ark) des Eatua" die Rede, worin der Gott, dem man ein Menſchenopfer brachte, oder das ihn vorſtellende Sinnbild enthalten war.

1) Ueber Tafeln u. Decalog vergl. Bohlen, Geneſis, Einleitung S. XXXVIII f. und CLXXIII, und Vatke, Religion des alten Teſtamentes, 1. Th. S. 202 ff. Note. Sie verrathen eine ſehr ſpäte Zeit; es giebt kein gültiges hiſtoriſches Zeugniß für ſie, und weder ein Prophet, noch ſonſt ein Sittenlehrer hat ſich bei Rüge des Götzencultus oder Ehebruchs auf ſie berufen. Vatke beleuchtet „die unklare Weiſe", mit welcher die Tafeln vom Pentateuch eingeführt werden und den Widerſpruch, in dem die Bedeutung der Lade zu ihrem angeblichen Inhalt ſteht, und kommt zu dem Reſultate: „Faßt man dies Alles zuſammen, ſo wird das ſpätere Vorhandenſein eines ſchriftlichen Denkmals über die zehn Gebote — und dies konnten nur die Tafeln ſelbſt ſein — mehr als zweifelhaft, und wir ſind auch hierin an die mündliche Ueberlieferung gewieſen."

trojaniſchen, von Zeus dem Dardanos geſchenkten Idol, das in einer heiligen Lade lag und Αισυμνητης, der Herr, hieß. Und wie Dardanos dieſes Bild von Zeus, ſo hatte Moſe ſeinen Götzen Eduth oder Attud von Jehova ſelber empfangen; wie ferner Eurypylos bei Eröffnung dieſer trojaniſchen Bundeslade und beim Anblick des darin bewahrten Bildes wahnſinnig ward, ſo war auch die hebräiſche von ſo ſchauerlicher, entſetzlicher Heiligkeit, daß ſie niemand weder anſehen, noch unmittelbar berühren durfte, und Peſt und plötzlicher Tod ihren Anblick und ihre Berührung beſtrafte. Hiezu findet ſich auch folgende Analogie im alten Ilios. Ilos, der Erbauer der Stadt, empfängt von Zeus ein Pallas-Idol, Palladion, für welches er einen Tempel baut. Da dieſer abbrennt, rettet Ilos das Bild, wird aber, da es von niemand geſehen werden darf, blind. Die Indianer in Nordamerika haben eine heilige Lade, die ſie, wie die Hebräer mit der ihrigen thaten, mit ſich in den Krieg führen. Sie darf, nach Adair, nie auf den Boden aufgeſetzt werden, und Long, ein neuerer Reiſender, berichtet in ſeiner Expedition nach den Rocky Mountains Folgendes von ihr: »Sie wird auf eine Unterlage geſtellt und darf nie die Erde berühren; niemand darf alle ihre Hüllen entblößen, und drei Perſonen, welche, von Neugierde getrieben, die geheimnißvolle Lade zu unterſuchen wagten, wurden der Tradition zufolge auf der Stelle blind« [1]). Auch was von den ehemaligen Wanderungen der alten Mexikaner erzählt wird, kann hieher bezogen werden, und erinnert wunderbar an die Art zu wandern, die nach bibliſcher Darſtellung Iſrael gehabt, an Stiftshütte und Bundeslade. Es war auf Befehl ihres Gottes Huitzilopochtli, daß die Mexikaner von ihren früheren Wohnſitzen aufbrachen, um ein Land der Verheißung und des Glückes zu ſuchen, das er ihnen geben werde, und wo ſie zu Herren der Völker werden ſollten, die es in ihrem gegenwärtigen Beſitze hätten. Bei der Wanderung war der Gott

---

1) Noah, a. a. O. S. 14 ff.

ihr Wegweiſer, der ihnen durch den Mund der Prieſter ſagte, wohin ſie ſich wenden und wo ſie halten ſollten [1]). Das Bild des Gottes wurde von den Prieſtern in einem Kaſten — der mexikaniſchen Bundeslade — getragen, und nahmen die Wanderer irgendwo ihren Aufenthalt, ſo wurde ihm mitten im Lager eine Hütte — Stiftshütte — gebaut [2]) und ſein Bild auf eine Art von Altar geſetzt. Dabei gab der Gott Geſetze, ordnete Opfer und Gebräuche an, und verhängte Strafgerichte über Widerſpenſtige [3]). Es heißt auch, ſie hätten dem Schutzgotte ihrer Nation, damit er ſie auf ihrer Reiſe begleiten möchte, eine hölzerne Statue gefertigt und ſie auf einen Stuhl von Rohr geſetzt, den ſie den Stuhl Gottes nannten, auch Prieſter gewählt, deren viere den Götzen abwechſelnd auf ihren Schultern trugen und Diener Gottes hießen [4]). Dies kann den Uebergang zu folgender Erörterung bilden.

Die Bundeslade heißt der Fußſchemel Gottes, inſofern, wie man ſagt, Jehova auf derſelben thronend gedacht wird. So wird verbunden: »Die Lade des Bundes Gottes und der Fußſchemel unſeres Gottes« — »Laßt uns gehen zu ſeiner Wohnung, niederfallen zum Schemel ſeiner Füße! Erhebe dich, Jehova, zu deinem Ruheort, du und die Lade deiner Herrlichkeit« — »Erhebet Jehova, unſern Gott, und fallet nieder zum Schemel ſeiner Füße« [5]). Sodann ſtanden auf dem Deckel (Luther: Gnadenſtuhl, hebr. כפרת) zwei goldene Cherub-Bilder mit ausgebreiteten Flügeln, das Geſicht gegen einander gekehrt, und zwiſchen dieſen Cherubs war es, wo man ſich — ſo giebt man an — Jehova gegenwärtig dachte. In demſelben Pſalm, wo die angeführten Worte ſtehen: »Fallet nieder zum Schmel ſeiner Füße«, heißt es auch: »Jehova iſt König — er thronet auf den Cherubs« und ſonſt z. B.: »Die Bundeslade Jehova's der Heerſcharen, der über den Cherubs thronet« — »Ich will mit dir reden vom Deckel herab, zwiſchen den zwei Cherubs hervor, die auf der Lade des Geſetzes ſind«[1]. Ferner hören wir, daß Jehova über dieſem Deckel in einer Wolke erſchien[2], und die Rabbinen ſagen von einer Wolke, שכינה, die beſtändig über der Lade geſchwebt habe, und das Symbol der Nähe Jehova's geweſen ſei, die »gnadenvolle Gegenwart Gottes«, die nach dem Koran bei der Lade war[3]. Es ſcheint zwar jene Bibelſtelle durch eine ihr folgende dahin erklärt zu werden, daß die Wolke nichts Anderes, als die den Deckel der Lade verhüllende Wolke des Rauchwerks ſei[4]; aber dieſe Erklärung ſtimmt mit dem Zuſammenhange der erſteren Stellen keineswegs überein: »Rede zu Aaron, deinem Bruder, daß er nicht eingehe zu aller Zeit in's Heiligthum hinter den Vorhang vor den Deckel auf der Lade, auf daß er nicht ſterbe; denn in der Wolke erſcheine ich über dem Deckel« u. ſ. w. Aaron ſoll nicht eingehen wider Vorſchrift, nehmlich ohne zugleich die begütigenden Opfer zu bringen, weil ihm ſonſt das Anſchauen der Gottheit tödtlich ſein würde; in der Wolke ſelbſt aber erſcheint dieſelbe, das Anſchauen der Wolke ſelbſt wäre tödtlich; dieſe iſt alſo keineswegs für die die Gottheit einhüllende Rauchwolke zu halten[5]; es kann nur ſo viel zugegeben werden, daß die Relation ſelbſt ſchon der Sache dieſe Wendung giebt; wobei jedoch Grundlage und Ueberarbeitung zu unter-

---

[1]) Vergl. 2 Moſ. 40, 36 f. u. beſonders 4 Moſ. 9, 17 — 23: „Nach Befehl Jehova's lagerten ſie und nach Befehl Jehova's brachen ſie auf; was gegen Jehova zu beobachten war, beobachteten ſie nach Befehl Jehova's durch Moſe.“

[2]) 4 Moſ. 2, 2: „Der Stiftshütte gegenüber ringsum ſollen ſie lagern.“

[3]) Baumgarten, a. a. O. 2. Th. S. 56. Clavigero, a. a. O. 1. Th. S. 172 f. 176, 179.

[4]) Daſ. S. 176.

[5]) 1 Chron. 28, 2. Pſ. 132, 7 f. Pſ. 99, 5.

---

1) Pſ. 99, 1. 1. Sam. 4, 4. 2. Moſ. 25, 22.
2) 3 Moſ. 16, 2.
3) Koran, Sure II. S. 38 der Ueberſ. von Wahl.
4) 3 Moſ. 16, 13.
5) So Winer, bibl. Realwörterbuch I. S. 239.

ſcheiden, und einzuſehen, daß ענן für jene etwas ganz Anderes, als für dieſe war. Jene muß ein Idol darunter verſtanden haben, ein auf der Lade thronendes Jehovabild, und daß ענן, Wolke, auch Bild bedeuten konnte, läßt ſich folgendermaßen begreifen. Wolke und Schatten, Wolkendunkel und Schattendunkel ſind verwandte Vorſtellungen, eben ſo auch Schatten und Bild, wie wir Beides in dem Worte Schattenbild vereinigen, vergl. hebr. צל, צלל, Schatten, צלם, Bild, Schattenbild, Götzenbild, lat. umbra, Dunkelheit, Schatten, adumbrare, durch Farben vorſtellen, entwerfen, adumbratio, Schattenriß, Entwurf, umbraliter, bildlich. Und ſo wird es ſich wohl nicht läugnen laſſen, daß die Lade nicht bloß eine heilige Kiſte für ein in ihr verſchloſſenes Jehova-Idol, ſondern zugleich der Thronſitz für ein ſolches geweſen, das wahrſcheinlich das nehmliche war, indem das bei Wanderungen und Kriegszügen in der Kiſte getragene und dem allgemeinen Anblick entzogene Bild im Heiligthum herausgenommen und auf den ſodann zum Throne und Fußſchemel dienenden Deckel geſetzt wurde.

Zwei Cherubs, hören wir, waren auf dem Deckel der heiligen Lade gebildet; zwiſchen ihnen thronte Jehova. Nun ziehe man folgende Stelle aus Sanchuniathon's phöniziſcher Geſchichte bei Euſebius praep. evang. I. in Betrachtung: »Taautos erfand die heiligen Zeichen und Buchſtaben, indem er die Geſtalten des Uranos, des Kronos, des Dagon und der übrigen nachbildete: er erſann auch für den Kronos Abzeichen ſeiner königlichen Würde, nämlich vier Augen, zwei vorne und zwei hinten, von denen zwei ſanft geſchloſſen waren, ferner vier Flügel an den Schultern, zwei gleichſam zum Fluge entfaltet, die beiden andern geſenkt. Der Sinn dieſer bildlichen Zeichen war der, daß Kronos auch ſchlafend noch ſchauete und wachend ſchlief, und daß er auch ruhend einherflog, und mitten im Fluge ruhete. Den übrigen Göttern gab er jedem zwei Flügel an den Schultern, zum Zeichen, daß ſie den Flug des Kronos begleiteten; ihm ſelbſt endlich noch zwei

Flügel am Haupte, einen zum Sinnbilde des herrſchenden Geiſtes, den andern der wahrnehmenden Erkenntniß.« Dieſe Beſchreibung klingt auf eine frappante Weiſe an die Cherubs des Ezechiel an, wie ſie die Erſcheinung des über ihnen thronenden Jehova begleiten. Sie haben zwei Flügel ausgebreitet und zwei geſenkt, und ſind voll Augen ſo hinten als vorn [1]). Wenn wir nun Bibel und Sanchuniathon ſich gegenſeitig erklären und ergänzen laſſen, ſo gewinnen wir folgendes Reſultat. Die bei letzterem, den Kronos begleitenden Götter ſind die Cherubs der Bibel und insbeſondere der Bundeslade, zwiſchen denen Jehova thront, und das Bild dieſes thronenden Jehova iſt das des phöniziſchen Kronos nach Sanchuniathons Beſchreibung. Die ſo oft ſich ergebende Ueberzeugung, daß der hebräiſche Jehova im Grunde kein anderer, als der phöniziſche Moloch-Saturn geweſen, findet hiemit eine neue Bekräftigung.

Befand ſich nun alſo in der Bundeslade ein Idol und thronte eines auf ihr, und zwar das eines Gottes, der mit jenem phöniziſchen einer und derſelbe war, ſo begreift ſich wohl, warum der zwar auch einen Jehova, aber einen ſehr verſchiedenen, reformatoriſch verwandelten predigende Jeremias ſo übel geſtimmt gegen dieſes Heiligthum iſt, und es aus ſeines Volkes Religion und Cultus auf ewig entfernt wiſſen will. Denn alſo läßt er ſeinen Jehova ſprechen: »Kehret zurück, abtrünnige Söhne, denn ich bin euer Herrſcher und ich will euch nehmen (wäre es auch nur) einen von der Stadt und zween vom Geſchlecht und gen Zion bringen. Und ich will euch Hirten geben nach meinem Sinne, die euch mit Einſicht und Klugheit weiden. Und es geſchieht, wenn ihr euch mehret und fruchtbar ſeid im Lande in ſelbigen Tagen, ſpricht Jehova, ſo wird man nicht mehr ſprechen von der Lade des Bundes Jehova's und ſie wird keinem in den Sinn kommen, und man wird ihrer nicht gedenken, noch ſie vermiſſen, noch wird eine andere gemacht werden. Zu ſelbiger Zeit wird man Jeruſalem nennen Jehova's Thron, und es werden ſich zu ihr alle Völker verſammeln um des Namens Jehova's willen und ſie werden nicht mehr dem Starrſinn ihres böſen Herzens nachwandeln« [1]). Auf der Bundeslade thronte jenes Idol des alten Moloch-Jehova; das ſoll, ſo will der Prophet, inskünftige nicht mehr ſein; Jehova ſoll nur noch unſichtbar und geiſtig zu Jeruſalem thronen, und es ſoll dies nicht mehr der alte, gräuliche Moloch-Jehova, deſſen Idolen die Hebräer, nach einer in demſelben Capitel vorkommenden Stelle, von Alters her ihre Schaafe und Rinder, ihre Söhne und Töchter geopfert [2]), ſondern der humaniſirte des reformatoriſchen Prophetismus ſein. Dann wird Iſrael »mit Wahrheit, Gebühr und Gerechtigkeit »»beim Leben Jehova's«« ſchwören« [3]).

---

[1]) Ezech. c. 1 u. 10.

So wiet hatte ich dieſen Aufſatz geſchrieben, als ich auf die ſchon oben benutzte Vermuthung von Movers aufmerkſam wurde, daß der Molochdienſt in den goldenen Laden ſeiner Feuergötter die Reſte der ihnen zum Opfer verbrannten Kinder beigeſetzt. Wendet man dies auf die hebräiſche Lade an, ſo erſcheint der Abſcheu des antimolochiſtiſchen Propheten noch weit beſſer motivirt. Was das Verhältniß des, dem öffentlichen Anſchauen Preis gegebenen metallenen Molochgötzen der hebräiſchen Heiligthümer, der ſich unter dem ſogenannten ehernen Altare derſelben verbirgt, zu dem im Innerſten verborgenen Jehova-Idol betrifft, ſo iſt daſſelbe ſchon oben gelegentlich zur Sprache gekommen. Dasjenige Idol, welches die eigentlichſte, centralſte Gegenwart des im tiefſten Dunkel wohnenden, aus ihm hervor ſeine verderblichen Aeußerungen ſendenden, ſchrecklichen Dämons repräſentirte, ward in tiefer Verborgenheit bewahrt, ſeine Aeußerung und Wirkung, ſein öffentliches Erſcheinen in dieſer war im Molochgötzen perſonificirt, der als eine Art von Stellvertreter der innerſten, eigentlichſten Gottheit galt, an ſeiner Stelle zum König über Iſrael geſalbt ward und die dem Gotte gebührenden Opfer hinnahm [1]). Damit aber zwiſchen beiden Idolen die Verbindung hergeſtellt werde, wurde ein Theil der Reſte der verbrannten Menſchenopfer in die heilige Lade geſtreut. Die Baſis der Bildſäule des amykläiſchen Apollon galt, nach Pauſanias, für das Grabmal des von dem Gotte getödteten Hyakinthos — ein Name, der nach Obigem eigentlich die in frühern Zeiten dem Apollon geopferten Knaben überhaupt bezeichnete — und hatte die Geſtalt eines Altars; auch wurde in ſie hinein ein Opfer getragen, was, in dieſem Lichte betrachtet, mit jenem molochiſtiſchen Einſtreuen verbrannter Menſchenopferreſte in die heilige Lade in augenſcheinlichem Zuſammenhange ſteht. Nimmt man dazu die obige Nachricht von den Wanderungen der Mexikaner, bei welchen ein Bild des Kriegsgottes in einem Kaſten getragen und, wenn Halt gemacht ward, mitten im Lager eine Hütte (Stiftshütte) gebaut und jenes Bild auf eine Art von Altar geſetzt ward, ſo wird die Vermuthung geſtattet ſein, daß der ſogenannte goldene Altar des hebräiſchen Heiligthums, der eben ſo, wie die Lade, von Akazienholz und mit

---

[1]) Jerem. 3, 14 ff. [2]) Jer. 3, 24.

[3]) Jer. 4, 2. Vergl. c. 5, 2: „Und wenn ſie auch: „„beim Leben Jehova's““ ſchwören, ſo ſchwören ſie darum doch falſch“ — und gleich wieder v. 7: „Deine Söhne haben mich verlaſſen und ſchwören bei Nicht-Göttern“ — und v. 12: „Sie verläugnen Jehova“ u. ſ. w.

---

2) Vergl. die Nachricht des Arktinos, bei Dionys. 1, 69, nach welcher das Palladion, das Dardanos von Zeus empfangen, bis zur Eroberung Troja's im Heiligthume verborgen, ein Nachbild aber öffentlich aufgeſtellt ward, und die biblische Wolkenſäule, die in der Thüre des Zeltes ſtand und von allem Volke geſehen ward, im Gegenſatze gegen die oben erklärte Wolke des Allerheiligſten auf dem Deckel der Bundeslade. 2 Moſ. 33, 7.

reinem Golde überzogen geweſen ſein ſoll, in Wahrheit nichts Anderes, als die Lade ſelbſt geweſen, die zugleich als Altar galt, und in der Tradition theils als Altar, theils als Lade bezeichnet war, was dann endlich den Mißverſtand erzeugte, als ſeien Lade und goldener Altar zwei verſchiedene Heiligthümer geweſen.

II.

Apollon, Paris und der Kampf gegen Troja.

Apollon, von dem affirmativen Genius helleniſcher Menſchheit zu einer ſo ſchönen und herrlichen Geſtalt verklärt, war, wie wir ſchon oben zu bemerken veranlaßt waren, urſprünglich nichts Anderes, als der verneinende, kakodämoniſche Moloch=Jehova Canaans und Phöniziens. Noch immer heißt er Απολλων und ουλιος, der Verderber, Vernichter, Namen, die als Ueberſetzungen der gleichbedeutenden hebräiſchen: Schaddai und Jehova betrachtet werden können [1]. Als dieſes ſchreckliche Weſen führt er Bogen und unabwendbares Geſchoß, und ſendet Peſt und Tod. So auch ſeine weibliche Darſtellung Artemis, die als ſeine sakti, indiſch zu reden, die απολλουσα, die Verderberin und Todesgöttin iſt, die Peſt und Tod unter Menſchen und Thiere ſendet, und als ſolche gemeinſchaftlich mit dem Bruder wirkt. Derſelbe war Anfangs auch nichts weniger, als ein Gott des Lichts, ſondern im Gegentheil, wie der hebräiſche Gott, ein Geiſt der Nacht und Finſterniß. Er iſt ein Sohn der Leto, Latona, der Finſterniß, von λαθεῖν, latere, hebr. לט, nicht etwa, weil er als Licht und Sonne aus der Finſterniß bricht, ſondern, wie nach hebräiſchem Sprachgebrauche ein Sohn der Finſterniß ſo viel als ein Finſterer ſelber iſt. Als ſolchen ſehen wir ihn bei Homer der Nacht gleich ſchreiten und den Troern voran in ein Gewölke gehüllt als furchtbarer Kriegsgott die entſetzliche

---

[1] Vergl. Aeschyl. Agam. 1081, wo Kaſſandra ruſt: Απολλον, αγυιευ τ᾽ απολλων εμος, Apollon, mein Geleiter und Verderber!

Ägis tragen [1]). Darum heißt er auch σκιαλλιος, der Dunkele, von σκια, Schatten, ſo wie λυκαιος, λυκειος von λυκη, Finſterniß, und λυκηγενης, der Nachtgeborne, in demſelben Sinne, wie Leto's Sohn. Darum iſt auch λυκος, der nächtliche Wolf, zugleich als furchtbares Raubthier, ſeine und ſeiner Mutter Thiergeſtalt; als Wölfin kam Leto von den Hyperboreern nach Delos, ein Wolf von Erz lag bei dem Altare zu Delphi, und daß ein Wolf in eine Stierheerde fällt, veranlaßt die Verehrung des Apollon Lykeios in Argos, wo auf dem Markte die Gruppe in Erz zu ſehen. Apollon iſt der Feind der zeugenden, ſchaffenden Natur, mit der er im Kampfe liegt, deren Geburten oder die er in ihren Geburten ſelber mordet, und die ihm unter dem Namen Python, Delphyne, Niobe entgegenſteht. Delphyne heißt die Schlange Python, die das Erdorakel am kaſtaliſchen Quell bewachte und ſelber am Parnaſſe Orakel ertheilte. Der Name bedeutet die gebärende Mutter Natur, vergleiche δελφυς, Bärmutter, eben ſo Python nach dem Semitiſchen, vergl. בטן, beten, Mutterleib, aber mit feindlichem, ſemitiſchem Wortſpiele: Schlange, vergl. פתן, pethen, Otter, giftige Schlange, wodurch denn wohl erſt die Delphyne zur Schlange ward. Daſſelbe iſt die kinderreiche Niobe, deren Kinder Apollon und Artemis tödten, daſſelbe die allzeugende, allnährende Mutter Gäa, dieſe mater omniparens et alma, die auch einmal, allein oder mit dem Waſſergotte Poſeidon, das delphiſche Orakel beſeſſen, und die, nach Pindar, ebenfalls mit Apollon gekämpft [2]). Eine andere Geſtalt des Gegenſatzes iſt der phrygiſche Silenos Marſyas, »ein Dämon der ſaftſtrotzenden Natur und Quellengott«, ſein Symbol ein Schlauch, der nach der Sage der Einwohner zu Kelänä beim Flötentone in eine ſanfte, freundliche Bewegung gerieth [3]).

---

[1]) Il, 1, 47 u. 15, 306 ff.

[2]) Vergl. Otfr. Müller, Prolegomena zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie, Göttingen 1825, S. 278.

[3]) Daſ. S. 114.

Auf Pergamos ward Apollon mit Mutter und Schweſter gemeinſchaftlich verehrt; hieher in ſeinen Tempel trägt er den Aeneas aus dem Schlachtgetümmel, hier wird troiſche Kriegsbeute geweiht [1]). Apollon iſt der große Hort und Beiſtand Troja's und des daſſelbe vertheidigenden Hektor im Kampfe mit den Hellenen; auch von troiſchem Feuerdienſte hören wir; Homer erzählt uns, wie ein reicher, mächtiger Feuerdiener zu Troja ſeine Kinder zum Kampf ausſendet, und wie ſich zu ſeinen Gunſten der Feuergott bemüht [2]); dagegen der Roß- und Waſſergott Poſeidon, mit bitterem Grolle gegen die Troer erfüllt, den Hellenen Sieg verleiht. So wie in Paläſtina Eſel- und Waſſercultus mit Molochſtier- und Feuerdienſt, ſo ſtreitet hier Roß- und Waſſercultus mit demſelben Feind. Achilleus hat ein redendes Roß, wie einen redenden Eſel Bileam, und beide, Roß und Eſel, ſind, wie ſchon oben erörtert, im Grunde der Roß- und Eſelgott ſelbſt, in deſſen Dienſte Achilleus und Bileam ſtehen, und von dem der erſtere auch ſeinen Namen hat; ein Roß, d. h. eben dieſer Gott, in deſſen Namen der große Kampf gekämpft wird, nimmt Troja ein. Es war ein Religionskrieg, oder in der Sprache der alten Welt ein Götterkrieg; darum kämpfen bei Homer die Götter ſelber wider einander. Auch davon ſind Spuren vorhanden, daß der troiſche Gott des Feuers und Verderbens, wie der in Canaan und Karthago, ein ſtierköpfiger Moloch und Ofengott geweſen. So wie jene althebräiſchen Namen Ahia, Ahimelech u. ſ. w. dieſen Cultus zur Schau tragen, ſo iſt es auch mit troiſchen der Fall. Der Hauptheld Troja's führt den Namen Stierofen, Hektor nehmlich von חיק, chek, Vertiefung, vom Altare: die Vertiefung, worin das Feuer brennt, und חור, tor, Rind. Korythos heißt der Vater des Dardanos, auch heißt ein Sohn des Paris ſo; der Name bedeutet Feuerofen, vergl. כור, cur, cor, Ofen, אוד, ud, Feuerbrand, und den Stadtnamen כור עשן, Rauchofen;

---

[1]) Homer. Il. 5, 446 u. 7, 81 ff. [2]) Il, 5, 9 — 24.

Korythos heißt auch eine Stadt in Etrurien, und eben aus dieſer ſollte Dardanos ſein. Sie hieß auch Cortona, Ofen des Gebetes, Preiſes, wie Ahitophel, von jenem cor und תנה, tana, in Pi. loben, lobſingen. Es ſcheint dies auf einen alten Molochismus Etruriens zu deuten, der mit dem troiſchen in Verbindung ſtand. Paris ferner, der berüchtigte Räuber der Helena, heißt der Stier, פר, par, ſo wie auch jener eherne feuerglühende Talos Kreta's und Siciliens — ein offenbarer und anerkannter Molochgötze — ταυρος, der Stier κατ' εξοχην, hieß. Man lieſ't von einem Lieblingsſtier des Paris, um welchen gekämpft worden ſei [1]) — eine weitere Spur des Molochſtieres, von welchem Alexandros als Paris den Namen trug. Da nun dieſer Troer wie der Gott ſelber hieß, ſo konnte er leicht mit dem Gotte ſelbſt in eine mythiſche Perſon zuſammenſchmelzen, wie wir denn auch den auffallenden Umſtand finden, daß er mit dem troiſchen Apollon in folgender Weiſe zuſammenfällt. Auf dem Ida weidet Paris ſeine Heerden, und Apollon weidet ebendaſelbſt das Hornvieh des Laomedon [2]); wie der Gott, ſo erſcheint auch Paris als Bogenſchütze, verwundet als ſolcher den Diomedes, Machaon, Eurypylos, Euchenor, Deiochos, — und den Achilleus tödtet ſowohl er, als der Gott. Achilleus »ſtarb von keinem Manne zwar, vom Gotte ſelbſt geſchoſſen, wie ſie ſagen, von des Phöbos Kraft« [3]); der Gott trifft ihn, von Wolken umhüllt, am Knöchel; gleichwohl ſoll er auch von Paris getödtet worden ſein, entweder im Tempel des Apollon zu Thymbra oder in der Schlacht, ſo daß der Gott des Paris Geſchoß auf den Helden gelenkt, oder Apollon nahm bei Erlegung deſſelben die Geſtalt des Paris an [4]). Man merkt hieraus, daß der troiſche Apollon eben Paris ſelber war, nehmlich als Molochſtier פר; es wurde ja Apollon auch als Karneios verehrt, ein Name, der auf eine ähnliche Geſtaltung deutet, vom hebr. chald. קרן, keren, קרנא, karna, ind. carnis, lat. cornu, griech. κερας, Horn. Dies läßt nun auch den Raub der Helena und ihre Vermählung mit Paris in einem neuen, nehmlich religionsgeſchichtlichen Licht erblicken, und wenn man weiß, daß das Alterthum die Darbringung von Menſchenopfern als eine Vermählung mit dem Gotte, dem das Opfer dargebracht ward, zu bezeichnen pflegte, ſo drängt ſich die Vermuthung auf, Helena ſei geraubt worden, um in dieſem Sinne vermählt, d. h. geopfert zu werden. Nach einer Sage ward Helena wirklich geopfert, wiewohl nicht in Troja, ſondern in Skythien bei den Tauriern [1]. Es ließe ſich wohl denken, warum der Schauplatz des Opfers verlegt worden wäre; eine Sage war da, Helena ſei geopfert worden; aber ſchon hatte ſich die Poeſie der Sache bemächtigt und ſie in bekannter heiterer Weiſe aufgefaßt und feſtgeſtellt; da wurde denn das Opfer in eine fremde Region verlegt. Doch hat es bekanntlich noch eine Sage gegeben, nach welcher Helena gar nicht nach Troja kam, indem nur ein der Helena ähnliches Trugbild den Paris dahin begleitete, die wahre Helena aber zu Proteus nach Aegypten gebracht ward und da verharrte, bis Menelaos ſie abholte. Hier bietet ein in den ſchon oben berührten Blaubartſagen vorkommender Zug eine merkwürdige Vergleichung dar. Eine angekleidete Puppe muß die Braut vorſtellen und an die Stelle des Mädchens treten, das gerettet

---

[1]) Hyg. f. 91. [2]) Il. 21,448:

Doch du weideteſt, Phöbos, das ſchwerhinwandelnde Hornvieh
Durch die waldigen Krümmen des vielgewundenen Ida.

[3]) Sophocl. Philoct. 334 f.

[4]) Nach Dictys de b. Tr. 3, 29, liebte Achilleus die Polyxena, kam auf das Verſprechen, ſie zur Gemahlin zu erhalten, in den Tempel des

---

Apollon zu Thymbra und ward hier, während ihn Deiphobos küßte, von Paris erſtochen. Es iſt aus all dem leider hinlänglich klar, daß der Held geopfert ward. Der Kuß des Deiphobos iſt der Kuß des Judas, der den chriſtlichen Heiland zum Opfer weiht; erinnern wir uns zugleich des Moſe, dem Jehova die Seele auskűßt, und des ſogenannten Jungfernküſſens im Mittelalter, von dem oben die Rede geweſen.

[1] Ptolem. Heph. 4.

wird [1]). Dies deutet auf eine mildernde Abänderung alter Menſchenopfergebräuche, ſo daß dem Gotte ſtatt des wirklichen Menſchen ein ihn vorſtellendes Bild geweiht und dargebracht ward. So wurden in Aegypten ſeit Amaſis ſtatt Menſchen Wachsfiguren ſymboliſch dargebracht [2]), ſo warfen die Römer im Monat Mai von der hölzernen Brücke Menſchenbilder in den Fluß, und das ſoll deshalb geſchehen ſein, weil man hier ehemals gefangene Griechen geopfert, Herakles aber den Gebrauch eingeführt hatte, ſtatt ihrer dergleichen Bilder in den Fluß zu werfen [3]). Machen wir hievon die Anwendung auf Helena und den trojaniſchen Krieg, ſo ſcheint als hiſtoriſche Wahrheit Folgendes ermittelt. Helena war zum Opfer erſehen und ſollte dem troiſchen Paris-Apollon zum wirklichen Opfer dargebracht werden; allein man gab ſie nicht und ſandte dafür ein ſie vorſtellendes Bild, womit der Gott abgefunden werden ſollte. Der aber — die ihren damaligen Hauptſitz in Troja habende, Hellas geiſtlich tyranniſirende ſemitiſche Prieſterſchaft nehmlich — beſtand auf dem wirklichen Opfer, und hierüber entbrannte der Kampf der ſich wider dieſe Prieſterſchaft empörenden Hellenen, der mit der Zerſtörung Troja's endete. Aber jene Gräuel überlebten den Fall der Stadt. Denn die Lokrer, heimgeſucht durch eine Peſt, erhielten vom Orakel die Weiſung, jährlich zwei Jungfrauen [4]) nach Ilios zu ſenden. Sie thaten dies bis zum heiligen Krieg. Kamen die Jungfrauen unbemerkt in das Heiligthum, ſo wurden ſie Tempeldienerinnen; wurden ſie bemerkt, ſo ergriff und tödtete man ſie und warf die Aſche in's Meer [5]).

---

1) Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 46, mit der jenen Zug betreffenden Anmerk. im 3. Th. S. 76.

2) Euseb. praep. evang. 4, 16. Auf den ägyptiſchen Gebrauch, eine irdene Statue in Geſtalt eines Mädchens zu machen, „die verlobte Braut“ zu nennen und in den Nil zu ſtürzen, ſpielt Thomas Moore in ſeinem bekannten Gedichte Lalla Rukh an.

3) Plutarch. Qu. R. 32, vergl. Ovid. Fast. 5, 621 ff.

4) Nach Serv. Virg. Aen. 1, 45 nur eine.

5) Müller, Orchomenos, S. 167.

Warum aber ward gerade dieſe Helena dem troiſchen Moloch zum Opfer erſehen? Weil ſie die berühmteſte und gefeiertſte Schönheit ihrer Zeit und des theokratiſchen Reiches von Troja war, deſſen Herrn und Könige die Schönſte als Braut zuzuführen, es ſich nach alter molochiſtiſcher Vorſtellungsweiſe geziemte. Das hängt mit jener Aufſchrift: »der Schönſten« zuſammen, die auf dem goldenen Apfel der Eris ſtand. Paris wird mit dem Apfel dargeſtellt, den er der Aphrodite als Preis der Schönheit reicht. Auch der kretiſche Minotauros bietet auf alten Bildwerken einen runden Gegenſtand dar, den man für einen Apfel halten kann [1]. Hiemit ſpringt ein neuer, gewiß einleuchtender Zuſammenhang in die Augen. Paris der Stier und der Stiermenſch Minotauros ſind daſſelbe göttliche Weſen, der ſemitiſche Moloch, dem man Menſchen, insbeſondere die ſchönſten weiblichen Perſonen opfert, und die dem Gotte als deſſen Bräute zugeführt werden. Er wird abgebildet mit dem Apfel in der Hand, dem Symbole der Liebe und Ehe, dem Apfel, durch deſſen Genuß auch Perſephone dem Todesgotte zu eigen wird [2]. Dieſer Apfel heißt der Apfel der Verlobung, der Brautſchaft, Vermählung, und zwar mit einem ſemitiſchen Worte, aus welchem, dem griechiſch gedeuteten, der mythologiſche Apfel der Eris ward, vergl. ארש, eres, ſich ein Weib erkaufen, erfreien, verloben, אורש, oras, verlobt ſein, vom Mädchen, chald. ארס [3].

---

[1] Böttiger, a. a. O. S. 349, mit Taf. V. Figur 1 u. 2.

[2] Vergl Kanne, erſte Urkunden der Geſchichte, S. 283 f. Creuzer, Symbol. und Mythol. II., 588, f. Sickler, Hymnus an Demeter, Hildburghauſen 1820, S. 135 ff. mit den an dieſen Orten befindlichen weitern Citaten. Die drei goldenen Aepfel, die Meilanion oder Hippomenes bei ſeinem Sieg über Atalante auf die Rennbahn warf, hatte er von der Liebesgöttin Aphrodite erhalten; der Scholiaſt zu Theocrit. id. 2, 118, nennt ſie Liebesäpfel des Dyoniſos. Nach ſoloniſchem Geſetze mußte die Braut, ehe ſie in's Schlafgemach trat, einen Quittenapfel eſſen, Plut. Qu. Rom. 65.

[3] In der amerikaniſchen Chaymasſprache iſt ures, Mädchen. Humboldt, Reiſe II. S. 258.

Dieſen Apfel reicht der Gott der Schönſten, d. h. er verlangt ſie zum Opfer. Daß dergleichen im Alterthume wirklich geſchah, wiſſen wir. Man denke an den böſen Heros von Temeſſa, den das Orakel zu Delphi rieth durch Stiftung eines Haines und Tempels und durch jährliches Darbringen der ſchönſten Jungfrau zu verſöhnen. Man bildete jenen böſen Dämon ſchwarz, fürchterliches Anſehens und mit einer Wolfshaut bekleidet; er war wohl im Grunde nichts Anderes, als der Nacht- und Wolfgott Apollon ſelbſt, deſſen heilloſes Orakel, wie in mehreren von der Tradition bewahrten Fällen, ſo auch in dieſem den empörendſten Menſchenopfercultus begründete [1]. Wie Bellerophon und Theſeus, die Söhne des Poſeidon, gegen Chimära und Minotauros kämpfen, ſo übernimmt hier Euthymos, bewegt von Mitleid und Liebe, den Kampf mit dem Ungeheuer und befreit Temeſſa von dem Gräuel; derſelbe aber ſtirbt nicht, ſondern ſteigt in den Fluß Cäcinus hinab und gilt für einen Sohn des Flußgottes [2]. Dem ganz analog iſt Folgendes. Bei Kriſſa, am Fuße des Parnaſſos, hauſete ein weiblicher Dämon von furchtbarer Größe und Geſtalt, Sybaris oder Lamia genannt. Hier fielen ſchöne Jünglinge zum Opfer, bis einſt Eurybates, aus dem Geſchlechte des Fluſſes Arios, aus Liebe zu dem ſchönen Alkyoneus, der eben zum Opfer fallen ſoll, die böſe Sybaris von dem Felſen des Parnaſſos hinunterſtürzte. Sie zerſchmetterte den Kopf an einem Steine, und aus dieſem entſprang ſofort eine Quelle [1]). Lauter Kämpfe helleniſchen Waſſerdienſtes gegen ſemitiſchen Molochismus und Feuercult; Waſſer- und Quellendienſt tritt an die Stelle der auch hier durch Apollons Orakel begründeten Opfergräuel, und die Quelle des Steins, an dem das Scheuſal den Kopf zerſchmettert, iſt ihrer religiöſen Bedeutung nach dieſelbe mit jener aus Simſons Eſelskinnbacken. Sybaris bedeutet die Verderberin als weiblicher Apollon oder Verderber (απολλυμι) mit beibehaltenem ſemitiſchem Worte, vergl. שבר, scheber, שברון, schibbaron, Verderben, Untergang. In Achaja ferner, bei Mißwachs und Peſt, ward auf Geheiß des delphiſchen Orakels der Gebrauch eingeführt, der Artemis Triklaria jährlich den ſchönſten Knaben und die ſchönſte Jungfrau zu opfern [2]). In Indien unter den Mahratten hat ſich dieſe Art von Opfer bis auf die neueſten Zeiten herab erhalten. Maurice erzählt, »daß unter einigen Mahrattenſtämmen, Menſchen, die ſich durch jugendliche Blüthe auszeichnen, gleich den Ochſen für den blutigen Opferaltar gemäſtet werden, was beſonders bei Mädchen der Fall« [3]).

---

[1] Noch im erſten meſſeniſchen Kriege gebot das delphiſche Orakel den Meſſeniern, den unterirdiſchen Mächten in dunkler Nachtzeit eine Jungfrau zu opfern, Pausan. I. 4, c. 9. Auch hier wieder verräth ſich der Nachtgott und das nächtliche Paſſah des ſemitiſchen Verderbers des blühenden Menſchenlebens. Wie gewaltig damals noch der Aberglaube war, ſieht man daraus, daß, als Ariſtodemus ſeine Tochter, die die Liebe ihres Verlobten vergeblich zu retten ſtrebte, ermordet hatte, und dieſe That für ein genügendes Opfer erklärt worden war, die Lacedämonier und ihre Könige muthlos wurden und Bedenken trugen, noch ferner die Meſſenier zu einem Treffen aufzufordern; daſ. c. 10.

[2] Creuzer, Symbol. III. 22 f.

Den Helden des ſemitiſchen Molochismus zu Troja tödtet Achilleus; Peleus, des Achilleus Vater, aber ſteht in feindlichen Verhältniſſen zu Aktor und Phokos und ſoll ſie auch beide getödtet haben. In dieſen Namen verräth ſich derſelbe Kampf gegen ſemitiſchen Feuer- und Ofendienſt, den die Hellenen und Achilleus gegen Troja kämpften. Wie Hektor von חיק und תור, ſo Aktor von אח, ach, und תור, tor, alſo wieder Stierofen; mit Phokos vergl. focus, Feuerſtätte, Φωγω, röſte, brate. Peleus und Achilleus, dieſe zu Feuer, Ofen und ſemitiſchem Stiercult in allgemeinem Gegenſatze ſtehenden Waſſer- und Roßhelden, ſind in dieſer Beziehung mit der Nereide Thetis, mit dem Roßmenſchen Cheiron, einem jener ſtierfeindlichen Kentauren, mit dem Gotte der Gewäſſer Poſeidon und den dem Peleus von Poſeidon geſchenkten unſterblichen Roſſen Balios und Xanthos verknüpft. Jene Kentauren oder Hippokentauren, Roßkentauren ſind wohl deshalb die ſtierfeindlichen, ſtiertödtenden (κενω und ταυρος), und man legt ihnen deshalb rindertödtende Beile (βουφονους πελεκεις) bei, weil ſie Gegner des ſemitiſchen Stierdienſtes waren und darauf ausgingen, deſſen Stieridole (ταυρους) zu vernichten. Sie waren Stiertödter, wie Theſeus der Tödter des Minotauros, Bellerophon der der Chimära, Herakles des Cacus war, und wie ſelbſt noch im Katholicismus der Zertrümmerer eines Chriſtusbildes als Gottesmörder zur Strafe gezogen ward [1]). Die den Kentauren beigelegte große Begierde nach Wein und Frauen, insbeſondere das dionyſiſche Weinfaß des Kentauren Pholos, mit deſſen Namen man πωλος, Fohlen, Füllen, vergleiche, deutet auf die phalliſche und bacchiſche Natur des Cultus, die auch dem entſprechenden canaanitiſchen Eſelcultus eigen war; der Name der ihnen entgegenſtehenden Lapithen aber deutet wieder auf ſemitiſchen Feuerdienſt, vergl. לפיד, lappid, Flamme, Fackel. Zwar hält man das Wort für unſemitiſch, ſyr. למפידא, griech. λαμπω, λαμπας; doch fällt die Uebereinſtimmung mit jener hebräiſchen Geſtaltung des Wortes auf, und es verräth hier auch ſonſt die Sprache des Geſchlechtes und zeigt, wie helleniſche Menſchheit mit ſemitiſch redenden Feuerdienern im Kampfe lag; der Lapithe Kaineus ſtellt ſeine Lanze zu göttlicher Verehrung auf dem Markte auf und führt auch einen auf ſie bezüglichen Namen, da קין, kain, Lanze heißt; der ſeines Vaters Atrax würde ſich zwanglos durch: Anbeter des Ofens erklären, vergl. עתר, athar, Anbeter, und אח, ach. Wenn die Kentauren für Kinder der Nephele gelten, ſo ſtammt dies wohl von einem Ausdrucke der feindlichen, ſemitiſchen Partei, welche ſie Kinder der נבלה, nebala, der Schlechtigkeit, Verworfenheit, nannte. Auch Rohheit und Ungeſchlachtheit, die ihnen zum Vorwurfe gereicht, mag hauptſächlich auf Rechnung feindlicher Darſtellung kommen; man denke an den freundlichen, gaſtlichen Pholos und den weiſen, durch Lehre und Erziehung wirkſamen Cheiron, der vorzugsweiſe der Kentaur heißt. Dieſer muß ein großes und allgemeines Symbol der edleren und milderen helleniſchen Natur geweſen ſein, er, der gerechteſte aller Kentauren, an dem an Heilkräutern reichen Pelion wohnend, wo nach ihm das Tauſendgüldenkraut Kentaurion heißt, wo noch ſpät die Magneſier ihm die Erſtlinge weihen, und das heilkundige Geſchlecht der Cheironiden von ihm den Namen trägt, er, der nicht nur der Jagd, ſondern auch der Heilkunde, Muſik, Gymnaſtik und Weiſſagung kundige Lehrer der helleniſchen Heldenknaben, die man zu ihm auf den Pelion bringt, wie eines Peleus, Achilleus, Theſeus, Jaſon u. ſ. w.

---

[1]) Daſ. S. 24 f. [2]) Paus. 7, 19, 2. [3]) Basl. Miſſionsm. 1816 S. 345.

---

[1]) Bekannt iſt nehmlich das Schickſal jenes römiſchen Bildhauers, der für einen Cardinal ein marmornes Chriſtusbild verfertigt, wegen ſchlechter Bezahlung aber zurückgenommen und zerſchlagen hatte. Er ward des Gottesmordes angeklagt und nach dem Ausſpruche des heiligen Officiums der Inquiſition zum Flammentode geführt, indem er ſich vergebens damit zu entſchuldigen ſuchte, daß er ja nur ein Werk ſeiner eigenen Hand vernichtet habe.

Einem der Helden aber, die gegen Troja zogen, erzeigt ſich der Roß- und Waſſergott ſo feindlich — warum? Denn bei den Gründen, die die Dichter angeben, und die kein hiſtoriſches Licht gewähren, kann nicht ſtehen geblieben werden. Wichtig aber erſcheint die Nachricht, daß Odyſſeus zur Theilnahme am Zuge nach Ilios gezwungen werden mußte. Nehmen wir dazu den merkwürdigen Umſtand, daß an dem Tage, an welchem der heimgekehrte Odyſſeus in ſeiner furchtbaren Geſtalt erſcheint, in Ithaka ein großes Feſt des Apollon war, daß »an dem Tage Apollons, des rächenden Gottes, des Vorſtehers der Bogenſchützen, Odyſſeus das Geſchoß ergreift und mit Apollon das Werk der Rache vollbringt«[1] — ſo werden wir merken, daß es mit Odyſſeus in Beziehung auf Apollon dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem troiſchen Paris hatte. Apollon war des Königes Gott, derſelbe Apollon, der der Gott und Schützer Troja's war, und gegen welchen bei dem Kriege wider Troja die poſeidoniſche Roß- und Waſſerreligion in Kampf trat; wie Paris, ſo war auch Odyſſeus mit einem Namen des Gottes ſelbſt benannt, und ſchmolz ſo mit dieſem ganz begreiflich in ein mythiſches Weſen zuſammen, ſo daß der Bogen des Odyſſeus, wie der des Paris, im Grunde der des Gottes ſelber iſt; Odyſſeus nehmlich von *οδυω, οδυσσω*, der Betrübende, Schmerz, Jammer Erregende, ein Name des Apollon zu Ithaka, wo er noch ganz in ſeiner ungemilderten Furchtbarkeit als ſemitiſcher Moloch gehauſt und mit Menſchenopfern verehrt worden zu ſein ſcheint. Daß die Freier der Penelope am Tage des Apollon fallen, zeigt, daß ſie als Menſchenopfer zu ſeinem Paſſah ſterben; ja in Penelope ſcheint nur Odyſſeus-Apollon in weiblicher Geſtalt gegeben, ſo, daß nach erörterter Ausdrucksweiſe des Alterthums die dieſer Gottheit Geweihten ihre Bräutigame hießen und deßhalb Penelope die von Freiern umworbene war; vergl. den jüdiſchen Dämon Asmodi, der die Bräutigame der Sara tödtet [1]). Auf Molochopfer im engſten Sinne des Wortes deutet es hin, wenn die Freier bei Homer in das ſardoniſche Gelächter ausbrechen: »Und ſchon lachten ſie alle mit wildverzerretem Antlitz« [2]). Doch ſcheint jene gräßlichſte Opferform,

---

[1] Otfr. Müller, Prolegomena, S. 360 f.

---

1) Tob. 3, 7 f.

2) Odyss. 20, 347: *οἱ δ' ηδη γναθμοισι γελοιων αλλοτριοισιν* — noch recht bezeichnend für jene fremdartigen Geſichtsverzerrungen des fürchterlichſten Todesſchmerzes; vergl. das ſogleich Nachfolgende:

— — — — — aber die Augen
Waren mit Thränen erfüllt und ihr Herz umſchwebete Jammer.
Jetzo vor ihnen begann Theoklymenos, göttlicher Bildung:
„Ach unglückliche Männer, was duldet ihr? Rings ja in Nacht ſind
Eure Häupter gehüllt und Angeſichter und Glieder!
Schrecklich ertönt Wehklag' und thränenbenetzt ſind die Wangen!
Blut auch trieft an den Wänden und jeglicher ſchönen Vertiefung!
Und von Schattengebilden iſt Flur erfüllet und Vorhof,
Die zum Erebus eilen in Finſterniß! Aber die Sonn' iſt
Ausgelöſcht am Himmel und rings herrſcht gräßliches Dunkel.

Auch der Name des ſardoniſchen Gelächters kommt vor v. 302.

die man als ſardoniſches Gelächter bezeichnete, hier bereits in den Hintergrund getreten und die dafür geſetzte mildere folgende geweſen zu ſein. Der König der Inſel, als Prieſter des Gottes, dieſen ſelbſt vorſtellend und deſſen Namen (Odyſſeus) tragend, erſchoß mit dem Bogen die zum Tode Beſtimmten, welche die Freier, Bräutigame der Penelope, des weiblichen Odyſſeus, hießen. Ihre Schmauſereien gründen ſich wohl darauf, daß ſie, der ſchon oben vorgekommenen ſemitiſchen und amerikaniſchen Sitte gemäß, zum Opfer gemäſtet wurden. Als zerſtörende Macht hat der mit dem Verderber Apollon Ulios, Schaddai, Jehova identiſche Odyſſeus den Beinamen πτολιπορθος, Städteverwüſter, und Penelope als weiblicher Odyſſeus iſt die Zerſtörerin des Gewebes, nehmlich des Gewebes der ſchaffenden Natur. Noch ſcheint aus der Symbolik und Bildnerei des Cultus zu ſtammen, wenn Odyſſeus als ſtatt der Haare Feuer auf dem Haupte tragend beſchrieben wird:

> Völlig ſcheint mir an jenem ein Glanz, wie der Fackel, zu ſchimmern,
> Oben vom Haupt, auf dem kein einziges Härchen zu ſeh'n iſt [1].

Er iſt Moloch-Jehova, der ſemitiſche Feuergott, daher die Feindſchaft des Waſſergottes Poſeidon gegen ihn, daher ihm auch nach der Weiſſagung des Teireſias aus dem Waſſer der Tod kommen — helleniſcher Waſſerdienſt den ſemitiſchen Feuercultus verdrängen ſoll.

---

[1] Odyss. 18, 354 f.

III.

Aegypten in Amerika.

Fragment

einer allgemeinen Unterſuchung über die altteſtamentliche Menſchen- und Völkergeſchichte in Beziehung auf Auſtralien und Amerika.

Jener berühmte, vierzigjährige, eine ganze Generation hinraffende Zug Iſraels aus Aegypten nach Paläſtina, mit ſeiner langen, gehäuften, dunkeln und unbegreiflichen Stationenreihe, ſteht mit der geographiſchen Lage der Dinge in allerwunderlichſtem, ohne Zwang und Gewaltſamkeit ſowohl ungläubiger- als gläubigerſeits noch nie gelöſ'tem Widerſpruche [1]. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, ob Iſrael nicht ganz anderswo hergekommen ſei, als aus dem Aegypten Afrika's, ob es nicht noch ein anderes Aegypten gegeben, als dieſes, ob daſſelbe nicht etwa in der andern Hemiſphäre gelegen, in Amerika, wo jene wunderſamen Ruinen und Ueberreſte alter, einheimiſcher Cultur, wo jene Tempel, Pyramiden, Obelisken, Labyrinthe, Koloſſe, Thierkreiſe, Hieroglyphen, Mumien u. ſ. w. ſo auffallend an die alten Cultur-Zuſtände Aſiens und Afrika's, insbeſondere Aegyptens, mahnen. Der wunderbare trockene Uebergang Iſraels über das Meer — er war vielleicht nichts Anderes, als der Uebergang vom amerikaniſchen Continent nach Aſien über die gefrorene Beringsſtraße, und *dieſe*, nicht der arabiſche Meerbuſen, das Meer, das Jehova zu *trockenem Boden* gemacht und Iſrael *trockenen Fußes* überſchritten haben ſoll[1]. Man verſchmähe es nicht, hiebei die Worte des Korans zu berückſichtigen, der alſo erzählt: »Moſe ſprach zu ſeinem Diener: Ich will fortreiſen, bis ich an den Ort komme, *wo die beiden Meere zuſammenfließen; lange, lange achtzig Jahre will ich reiſen*«[2]. Und war nicht einem hebräiſchen Stationenverzeichniß zufolge *Wüſte vor und nach* jenem Uebergange, *Verödung hier und dort*, ſo daß man gar wohl an die, wenn auch jetzo nicht mehr unbewohnten, nordiſchen Regionen Amerika's und Aſiens denken kann, die man vor und nach dem Ueberſchreiten der die beiden Welttheile trennenden Meerenge zu durchziehen hatte[3]?

---

[1] Vergl. in Göthe's weſt-öſtlichem Divan den Aufſatz: „Iſrael in der Wüſte" und in Winer's bibliſchem Realwörterbuch, 2. B. S. 810 ff. den Artikel: „Arabiſche Wüſte." Daß die berührten, den Widerſpruch begründenden Züge der hebräiſchen Tradition, an denen ich im Weſentlichen feſt halten zu müſſen glaube, nicht auf bloßer Erdichtung und Uebertreibung beruhen, dafür habe ich einen guten Grund. Denn ſo großen Spielraum auch Sage und Volksdichtung in phantaſtiſcher Vergrößerung und Ausſchmückung alter Begebenheiten und Erſinnung von Zuſätzen hat, ſo hat ſie doch ihre beſtimmten pſychologiſchen Grenzen, und erſinnt zwar leicht und ſpinnt aus, was der Nationaleitelkeit ſchmeichelt und zu Ruhm und Ehre gereicht, nie aber das Gegentheil; weßhalb man mit Sicherheit annehmen kann, daß jenes lange, ſchmähliche Irren des auswandernden, eine neue Heimath und Stätte des Bleibens ſuchenden Volkes voll Noth und Elend keine mährchenhafte Phantaſie ſei, ſondern in ächter, hiſtoriſcher Nationalerinnerung wurzele.

---

1) 2 Moſ. 14, 16, 21, 22. „Die Söhne Iſraels werden mitten durchs Meer gehen *auf dem Trockenen*." — „Jehova machte das Meer *zu trockenem Boden*" — „und die Söhne Iſraels gingen mitten durchs Meer, *auf dem Trockenen*" — in welchen Ausdrücken man leicht noch den einfachen, hiſtoriſchen Grund einer Tradition erkennen wird, die in ihrer Anwendung auf das rothe Meer, das nicht friert (zu trockenem Boden wird), nothwendig eine ſo phantaſtiſche Wundergeſtalt annehmen mußte.

2) Koran, Sure XVIII. S. 247 der Ueberſ. von Wahl.

3) 4 Moſ. 33, 6 ff. *Etham*, *Wüſte Etham*, v. 6 u. 7, dazwiſchen der Gang durch's Meer; vergl. arab. יחם solitudo, hebr. ישם, אשם, שמם mit bekanntem Wechſel von ה und ש, wovon ישימון und שממה, Wüſte, Einöde.

Hat ſich nicht noch in Namen und Sage die Erinnerung an einen Zug in den Norden bewahrt [1]? Ja bezeugt nicht das erwähnte Stationenverzeichniß ſogar noch dieſes, daß das von Iſrael überſchrittene Meer ein anderes, als das ſogenannte Schilfmeer oder der arabiſche Meerbuſen war [2]? Auf dieſe Weiſe würde ſich Alles ſehr natürlich und begreiflich geſtalten, und außerdem noch manches ähnliche Räthſel der Weltgeſchichte ſeine Löſung finden. Nicht nur Iſraeliten, auch Indier, Griechen, Kolchier, Afganen, kaukaſiſche Bergvölker, Zigeuner, Irländer ſollen aus Aegypten gekommen ſein — wie ſonderbar! Iſt das vielleicht durchgängig wahr, aber in dem Sinne, daß alle dieſe Völker nicht dem afrikaniſchen Aegypten, ſondern einem großen ägyptiſchen Urreich Amerika's entſtammen, von dem das afrikaniſche ſelbſt nur eine Colonie war? Die Afganen nennen ſich bene Jisrael, Kinder Iſraels [3], haben alſo wohl einmal ein Volk mit den Iſraeliten ausgemacht; allein ihre Ableitung aus Paläſtina hat große Schwierigkeiten. Der Miſſionair Wolf, von Geburt ein Jude, ſagt Folgendes über ſie: »Daß ſie von dem ausgewanderten Zehnſtämme-Reich abſtammen, darüber ſind mir viele Zweifel geblieben. Sie haben im Allgemeinen [4] keine jüdiſche Geſichtsbildung, ihre Traditionen von jüdiſcher Abſtammung ſind nicht allgemein, denn manche glauben von den ägyptiſchen Kopten abzuſtammen. In ihren Geſchlechtsregiſtern herrſcht große Verwirrung und ihre Sprache hat wenig Aehnlichkeit mit der hebräiſchen«[1]). Von einem ſehr merkwürdigen, in ähnlicher ferner und doch naher Beziehung zu Iſrael ſtehenden wilden Volke in den nördlich von Cabul und Peſchaur liegenden Gebirgen, den Kafir Syapuſch, meldet ebenderſelbe. Ihr Aeußeres iſt ganz europäiſch, ſie opfern Thiere und ſprengen das Blut über ein Götzenbild hin, kennen den Unterſchied zwiſchen reinen und unreinen Thieren, und eine Mutter, die geboren hat, wird drei Tage lang aus dem Dorfe entfernt, damit ſie es nicht unrein mache[2]), ſie verehren einen Gott, den ſie Imra (Herr, von אמר, arab. אמיר, imperator, princeps) nennen, zeigen eine Inſchrift in unbekannter Sprache, die aus dem Taurat (Tora, Geſetz Moſis) ſei u. ſ. w., haben aber keine Tradition über ihren Urſprung[3]). Durch eine ähnliche Räthſelhaftigkeit zeichnen ſich ferner die Oſſeten des Kaukaſus aus, die man als ein uraltes, von allen umwohnenden Stämmen völlig verſchiedenes Wurzelvolk beſtimmt. Sie ſollen von einem Sohne Japhets, Namens Oss, ſtammen, und daher, wie ſie ſich ſelbſt nennen, Ossi heißen. Sie mußten einſt den Chazaren einen Tribut von Ochſen zahlen, der begar, (hebr. bakar, Rindvieh) hieß. Den Samſtag und Sonntag ehren ſie dadurch, daß ſie baarhaupt gehen. Den erſteren nennen ſie shabate, Sabbath. Eine Art von zottigen Geweben, Ueberzügen und Mänteln heißen ſie burka, hebr. barocheth, Vorhang. Es gilt bei ihnen das jüdiſche Geſetz, daß der Bruder eines verſtorbenen Mannes deſſen Wittwe heirathen muß. Den Vatermörder verbrennen ſie ganz altteſtamentlich mit Familie, Haus, Geräthſchaft und Vieh — Gebräuche, welche übrigens auch in

---

[1] Daß der Zug der Hebräer, um das Meer zu überſchreiten, in den Norden ging, beſagt der Name des in der alten Welt nicht nachzuweiſenden Baal Zephon, 2 Moſ. 14, 2 und 4 Moſ. 33, 7. Baal iſt der bekannte hebräiſche Vorſatz vor geographiſchen Namen, und Zaphon bedeutet im Hebr. Norden, Nordgegend. Nach der berühmten arabiſchen Geſchichte Tabari's wendeten ſich die Hebräer, um das Meer zu überſchreiten, nach Norden und hatten des Nachts ein Nordlicht zum Wegweiſer; ſ. Roſenöl, oder Sagen und Kunden des Morgenlandes, aus arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Quellen, Stuttg. und Tübingen 1813, 1. B. S. 100.

[2] Es wird Meer und Schilfmeer unterſchieden; über dieſes geht Iſrael nicht, ſondern über jenes, v. 8; an das Schilfmeer kommt es erſt ſpäter, v. 11.

[3] Baſeler Miſſionsmagazin 1837, S. 701.

[4] Sie fehlt alſo doch wohl im Einzelnen nicht.

---

1) Daſ. S. 702, vergl. S. 628.

2) 3 Moſ. 12, 2 — 6.

3) Miſſionsmagazin 1837, S. 705.

Amerika zu Hauſe waren [1]). Sie feiern das Feſt des h. Elias den ſie Ilia nennen, indem ſie gewiſſe Speiſen kochen, ſelbſt davon tüchtig ſchmauſen, und einen Theil in ein einſames Zimmer ſtellen, damit der Hausgeiſt davon genieße, eben ſo, wie die Juden bei ihrem Oſterfeſte einen Becher Weins und eine Schüſſel mit übrig gebliebener Speiſe auf dem Tiſche ſtehen laſſen und glauben, daß in der Nacht Elias komme und Wein und Speiſe verzehre [2]). Sonſt erinnert Vieles bei dieſen Oſſeten an die Germanen der älteſten Zeit. Sie haben blonde Haare und blaue Augen. Ihre Trinkgefäße ſind große Hörner von Schafen oder Rindern, und ſie ſetzen etwas darein, ſo gewaltige Becher auf einen Zug zu leeren [3]). Daß auch dieſe Völker, ſo wenig ſie von den Juden abzuleiten ſein mögen, doch einmal in einer gewiſſen Verbindung mit dem ſemitiſchen Stamme geſtanden haben müſſen, wird man zugeben; ſie gehörten wohl zu jenem Zuge ſemitiſcher und anderer, mit dieſen verbundener Völker aus Amerika nach Aſien [4]); aber der Zuſammenhang zerriß bereits vor der Beſetzung Paläſtina's durch

---

[1]) Baumgarten, allgemeine Geſchichte der Länder und Völker von Amerika, 2. Th. S. 236. Kanne, Syſtem der indiſchen Mythe, Leipzig 1813, S. 260. De la Borde, Reiſe zu den Caraiben oder wilden Bewohnern der antilliſchen Inſeln, deutſch in Schad's Reiſen des Pater Labat nach Weſtindien, Nürnberg 1782, 1. Th. S. 377, wo es von den Inſel-Kariben heißt: „Einige haben ſich eingebildet, daß ſie von den Juden ſtammeten, weil ſie ihre Blutsfreundinnen heirathen müſſen und kein Schweinefleiſch eſſen." Charlevoix, Geſchichte von Paraguay, Nürnb. 1768, 2. Th. S. 303: „Wenn ein Mann ohne Kinder ſtirbt, ſo heirathet ſein Bruder ſeine Wittwe, und wenn die Frau ohne Kinder ſtirbt, ſo heirathet der Mann ihre Schweſter, wenn ſie eine hat." 1 Moſ. 38, 8, und Bohlen, Geneſis, S. 365 f. in der Note zu dieſer Stelle.

[2]) Oertel, „Was glauben die Juden?" Bamberg 1823, S. 98.

[3]) Ausland 1839. Nr. 109 ff.

[4]) Vergl. 2 Moſ. 12, 38. 4 Moſ. 11, 4. Es zog mit Iſrael, der hier aufbewahrten Tradition zufolge, ערב רב, eine große Menge Nicht-Iſraeliten — ein erſt auf unſerem Standpunkte ſich genügend erklärender Zug.

Iſrael. Daß auch die Gebirgsvölker des Kaukaſus aus Aegypten ſtammen, iſt eine ſchon oben berührte Tradition, die der Miſſionair Lang in einer alten türkiſchen Schrift fand 1). Was die Zigeuner betrifft, ſo iſt der Glaube, daß ſie aus Aegypten ſtammen, ſo alt, als ihre Einwanderung in Europa; er entſtand durch die ſich für Auswanderer aus Aegypten erklärenden Ankömmlinge ſelbſt, man nannte ſie geradezu Aegyptier, engl. Gipsies, franz. Bohémiens, aber auch Egyptiens, ungariſch Pharao Nemsetség oder Abkömmlinge Pharao's; Michel, Herzog von Aegypten, nannte ſich der Anführer der 1418 in die Schweiz eindringenden Zigeuner, auch wird Aegyptens auf den Grabſtätten zigeuneriſcher Häuptlinge gedacht 2). Nicht nur aber Aegypten, auch Indien nannten die Zigeuner als ihre Heimath 3); auch nennen ſie ſich Sinte 4), was mit Sinde, dem hindoſtaniſchen Namen der Hindu, ſtimmt. Weſen und Sitten deuten auf die barbariſchen Stämme Indiens, die ſogenannten Paria's, insbeſondere die durch Malcolm näher bekannt gewordenen Bhill's (Billa) mit Entſchiedenheit hin 5), und in ihrem Wörterverzeichniß laſſen ſich, nach Bohlen's Bemerkung, zwei Drittheile auf indiſche Idiome, und ſelbſt auf das Sanskrit zurückführen 6). Doch fällt in ihrer Sprache

---

1) Baſeler Miſſionsmagazin 1834, S. 406. Von Noah's Söhnen ſollen vier große Chane geſtammt ſein, welche in uralter Zeit mit ihrem Volke nach Aegypten zogen, und auf deren einen, Namens Walaun, das Geſchlechtsregiſter der Tſcherkeſſen zurückgeführt wird.

2) Grellmann, die Zigeuner, Deſſau und Leipzig 1783, S. 90 ff. S. 192 f. und die daſelbſt citirten Chroniken. Michael v. Kogalnitchan, Skizze einer Geſchichte der Zigeuner, überſ. von Casca, Stuttg. 1840, S. 3, 5, 8, nebſt der hier angeführten Geſchichte der Schweiz, von Joh. v. Müller.

3) Muratori scriptor. rerum Italic. XIX, p. 890: Aliqui dicebant, quod erant de India.

4) Kogalnitchan, a. a. O. S. 71, vergl. S. 4.

5) Bohlen, Indien I, S. 44 ff., vergl. die von Grellmann a. a. O. gezogenen Parallelen.

6) Bohlen, a. a. O. S. 46. Grellmann, a. a. O. S. 216 ff. Kogalnitchan, a. a. O. S. 38. Barrow, the Zingali or an account of

das Wort rom, Mann, auf, welches ein koptiſches Wort iſt[1]; auch fehlt es nicht ganz an Analogie der Sitten und Gebräuche mit den ägyptiſchen[2]. Nun kommt aber auch das dazu, daß Mehreres in der Sprache, dem Weſen und den Sitten dieſes Volkes an Amerika gemahnt. Amerikaniſche Wortformen ſcheinen z. B. folgende zu ſein: Zigeun. dud, Glanz, tuttu, tatto, heiß, tatto, tattopen, Wärme, vergl. braſil. tata, Feuer; zigeun. pabni, Citrone, vergl. pappai, papaya, papayo, ein in den Sprachen Amerika's ſehr verbreiteter Name für eine edle Frucht; zigeun. schegari, Jagd (Fang), vergl. peruan. tschigra, Netz, rete; zigeun. gad, gath, Hemd, vergl. peruan. catana, Bedeckung, Kleid; zigeun. kutschaha, Thon (weiche Erde), vergl. peruan. cotscha, Sumpf (Schlamm) u. ſ. w.[3]. Auf Amerika ſcheinen ferner zu deuten die kupferfarbenen Geſichter der Zigeunermädchen[4], der Gebrauch, den Körper zu färben[5], der ihnen in Ungarn Schuld gegebene arge Kanni-

---

the Gypsies in Spain etc., London 1841. George Barrow, Agent der engliſchen Bibelgeſellſchaft in Spanien, hat hier viel mit den Zigeunern verkehrt und das zuletzt genannte Werk geſchrieben, das ich noch nicht benutzen konnte, von dem ich aber leſe, daß es ein Wörterverzeichniß der Zigeunerſprache enthalte, die der Verfaſſer mit dem Sanskrit in dem Grade verwandt finde, daß er die Zigeuner deshalb für ein Volk aus Indien erkläre.

1) Grellmann, a. a. O. S. 232, 252. Kogalnitchan, a. a. O. S. 41 u. 63, vergl. S. 71: „roma, romino, romnitschel, Zigeuner" — und S. 4: „Die Zigeuner nennen ſich in ihrer Sprache romnitschel, Sohn des Weibes, oder rome, Männer."

2) Grellmann, S. 203 f. Unter den hier angeführten, von Griſellini verglichenen Gebräuchen, ſind doch einige in der That frappante Zuſammenſtimmungen, die nicht ſo ganz zurückzuweiſen ſein möchten.

3) S. die Wörterverzeichniſſe bei Grellmann und Kogalnitchan. Vater, Unterſuchungen S. 53, wo auch amerik. Musgohg. toutkah, aſiat. Wogulitſchi tat, oſtiak. tat, Feuer, verglichen; galiſch iſt teath, heiß. Murr, Reiſen einiger Miſſionarien in Amerika, Nürnb. 1785, S. 340, 436, 438. Eine apfelförmige amerikaniſche Frucht heiſt pepunha, daſ. S. 538, vergl. griech πεπων, lat. pepo, Pfebe.

4) Kogalnitchan, a. a. O. S. 10.

5) Grellmann, a. a. O. S. 31, 91.

balismus und das Verbrennen der Knochen dabei [1]), wobei wir uns der oben abgehandelten, mit ſolchem Verbrennen verbundenen amerikaniſch-hebräiſchen Opferſchmäuſe erinnern. In Deutſchland, Frankreich und Spanien beſchuldigte man die Zigeuner des Kinderraubes; mehrere Schriftſteller reden von ihrem Menſchenraube und behaupten, daß ſie beſonders Kindern nachſtellten, und Grellmann vermuthet, daß ſie das thäten, um die Geraubten zu ſchlachten und zu verzehren, womit die ungariſchen Nachrichten ſtimmen, nach welchen ihnen vornehmlich nach dem Fleiſche junger Menſchen gelüſtet. Das gemeine Volk in der Moldau und Walachei glaubt von den Zigeunern, daß ſie gegen das Ende der Welt hin, den Antichriſt an ihrer Spitze, erſcheinen werden, um die Chriſten zu peinigen und ihre Kinder aufzufreſſen [2]). Das Alles ſieht ganz amerikaniſch aus. Einzelne amerikaniſche Stämme von beſonders zigeunerartigem Charakter werden von mehreren Schriftſtellern hervorgehoben. So ſagt Veigl in ſeiner Beſchreibung der Landſchaft von Maynas: »An das Dorf der Omaguas ſind auch einige Familien der Mayurunas beigefügt, die an Sprache ſowohl, als an Geberden, eine ganz beſondere Nation ſind. Aus allen ſonſt bekannten weiß man keine andere, die, wie dieſe, auf Zigeuner-Art ohne förmlichen Wohnſitz immer da und dort herumwandern; doch bleiben ſie aus Furcht, auf Chriſten oder auf andere wilde Völker zu ſtoßen, bei ihren Wanderungen nur innerhalb des ihnen bekannten Bezirkes« [3]). Auch was Veigl von dem bei den Panos üblichen Verfertigen von Schüſſeln, Töpfen und Krügen ſagt [4]), kann an die Zigeuner erinnern. Walter Scott in ſeinem Romane »Guy Mannering oder der Sterndeuter« ſagt von den Zigeunerhorden in Schottland Folgendes: »Viele rohe Handwerke wurden

---

1) Grellmann, a. a. O. S. 34. Kogalnitchan, S. 32.

2) Grellmann, a. a. O. S. 35, 38 f. Kogalnitchan, S. 32 ff.

3) Murr, Reiſen einiger Miſſionarien der Geſellſchaft Jeſu in Amerika, Nürnb. 1785, S. 87.

4) Daſ. S. 66.

dieſen Wanderern gänzlich überlaſſen, vorzüglich die Kunſt der Verfertigung hölzerner Teller, die Manufactur des Hornlöffelmachens und das ganze Geheimniß der Keſſelflickerkunſt.« — »Dieſe Horden«, ſagt ebenderſelbe, »waren die Paria's von Schottland, welche, gleich wilden Indianern, unter europäiſchen Anſiedlern lebten und, gleich ihnen, nach ihren eigenen Gewohnheiten und Meinungen, und nicht als Mitglieder eines civiliſirten Theils der Geſellſchaft beurtheilt wurden.« Ein zigeuner- und judenartiges Volk traf Pentland bei einem Ausfluge in das Thal Sorata. »Es iſt eine gegen 3000 Seelen ſtarke Bevölkerung, von welcher die männlichen Perſonen vorzugsweiſe als Quackſalber und Wahrſager umherziehen. Sie verlaſſen mit einem in den Thälern an der öſtlichen Abdachung der Cordilleren geſammelten Kräuterbündel das Land und wandern von einem Ende Südamerika's bis zum andern. Man trifft ſie in Chili, Buenos-Ayres und Bogota. Sie bringen auf ihren Reiſen große Summen Geld zuſammen, die ſie nach ihrer Rückkehr im Trunke verſchleudern. In ihren Gewohnheiten ähneln ſie ſehr den Zigeunern, haben eine ganz andere Geſichtsbildung, als die übrigen Indianer, und nähern ſich ſehr den Juden. Die Sprache, die ſie unter ſich ſprechen, iſt ihnen ganz eigenthümlich und den Aymara-Indianern völlig unbekannt«[1]). Eigentliche Iſraeliten unter den Indianern Amerika's fand, nach Rabbi Manaſſe, im 17. Jahrhundert ein Jude Namens Aaron Levi, auch Monteſinus genannt. Derſelbe hatte zu ſeinem Führer einen Indianer, der ſeinen Gott mit dem hebräiſchen Namen Adonai belegte, als ſeine Vorfahren Abraham, Iſaak und Jakob nannte, und ſich ſelbſt vom Stamme Ruben ableitete. Durch ihn wurde Monteſinus mit einem ganzen Stamme von Juden bekannt, die ihn als ihren Bruder umfaßten und küßten, ſich aber nicht mit ihm verſtändigen konnten, ſo daß er, da er auf ſeine Fragen keine Antwort erhielt, in Zorn gerieth [1]). Dies letztere iſt ein höchſt beachtenswerther Zug, der uns dafür bürgt, daß die Nachrichten des Monteſinus nicht rein erdichtet ſind; denn hätte man eine Lüge erſonnen, ſo hätte man ihr nicht ſoenge Grenzen geſteckt; man hätte jene indianiſchen Juden gewiß nicht ſtumm gemacht, ſondern vielmehr gar wichtige, außerordentliche und wunderbare Dinge erzählen laſſen; Monteſinus muß wirklich auf Indianer geſtoßen ſein, die er Gründe hatte, für Stammverwandte zu halten, und bleiben wir auch nur bei dieſem, alles Beſtimmtere bei Seite laſſenden Satze ſtehen, ſo iſt dies ſchon erheblich genug. Auf die Erzählung des Monteſinus hin haben jüdiſche Schriftſteller die auch von chriſtlichen aufgeſtellte Behauptung gegründet, daß die Eingeborenen Amerika's iſraelitiſcher Abkunft und von den einſt verſchleppten und verlornen Stämmen her ſeien, die von Aſien aus nach Amerika gegangen. Jene indianiſchen Iſraeliten aber möchten vielmehr ſolche geweſen ſein, die bei dem erwähnten Völkerzuge, dem angeblichen Auszug aus Aegypten, in ihrem amerikaniſchen Vaterlande zurückgeblieben, wodurch ſich am beſten die, bei aller auf Verwandtſchaft deutenden Uebereinſtimmung, hervortretende große Differenz erklärt, welche auch in andern Fällen zu groß iſt, um bei all den von Adair, Noah und Anderen berichteten und zuſammengeſtellten, zum Theil höchſt frappanten Analogieen [2]) an eine Abkunft aus Paläſtina

---

[1]) Ausland vom 17. April 1829, Nr. 107. S. 428.

---

2) Rabbi Manaſſe, Mikveh Jisrael, c. 20, fol. 6, 1. col. 2. Eiſenmenger, II. S. 571 f. Noah, a. a. O. S. 24.

1) S. unſere obigen Abhandlungen mit den beigebrachten Citaten. Hier noch Folgendes aus Kanne's Syſtem der indiſchen Mythe, Leipz. 1813, S. 260: „Selbſt den Schuh der Herrſchaft und des Weibes Pantoffel finden wir im ehelichen Ritus der Peruaner wieder; denn ſie ſchließen die Ehen, indem der Bräutigam der Braut den Schuh anzieht, und hiermit wieder hat Huet in ſeiner trefflich gelungenen Vergleichung amerikaniſcher Gebräuche mit hebräiſchen das moſaiſche Geſetz zuſammengeſtellt, daß, wer ſeines Bruders Wittwe nicht heurathen wollte, dem ſolle die Schwägerin einen Schuh ausziehen und ſein Name müſſe in Iſrael heißen des Baarfüßers Haus. Denn daß der Bruder die

zu glauben. Einzelne, zerſtreuete Anklänge zwiſchen den ſemitiſchen Dialekten und den Sprachen Amerika's giebt es viele, ſo daß ſich ein nicht unbedeutendes Verzeichniß zuſammenſtellen läßt. Mehreres der Art iſt ſchon in den vorhergehenden Abhandlungen gelegentlich beigebracht worden; einige andere Beiſpiele ſind folgende. Hebr. ani, ich, pimaſ. und muskohg. ani, delawar. und in verwandten Sprachen ni, ich. Hebr. henna, hier, Tarahumara henna, hier. Hebr. oth, Zeichen am

---

Schwägerin heurathete, war eben auch in Peru, ſo wie in Neuſpanien und Guatimala, Geſetz." Rückſichtlich der Nachrichten Adair's bemerkt Carver in dem angeführten Werke folgendes: „Herr Adair behauptet, daß die Völkerſchaften, bei welchen er ſich aufhielt, faſt alle Gebräuche beobachteten, welche im moſaiſchen Geſetze verordnet wurden; allein ich konnte bei den Indianern, die nur einige Grade weiter gegen Weſten wohnen, keine Spuren von Judenthum entdecken, wenn man eine gewiſſe Gewohnheit der Weiber und ihre Eintheilung in Stämme ausnimmt." Vater, Unterſuchungen über Amerika's Bevölkerung, S. 15, äußert ſich über Adair folgendermaßen: „Adair hat mit vieler Kenntniß des iſraelitiſchen Alterthums und aus unverwerflichen Daten, die er über die Völker in Süd- und Nord-Karolina, Weſt- und Oſt-Florida giebt, eine Menge von Aehnlichkeiten zuſammengeſtellt. Am auffallendſten iſt es, daß die Chikkaſah bei ihren religiöſen Gebräuchen Allelujah ſingen, welches man dem Adair, bei ſeinem ſichtbaren Beſtreben, zuverläſſige Erörterungen zu geben, glauben müßte, auch wenn nicht Eſkarbot dieſelbe Geſangsweiſe von nördlicheren Völkern anführte. Auch Charlevoir, der die Ableitung der Amerikaner von den Iſraeliten beſtreitet, ſagt von dieſem Allelujah und daß er Menſchen fand, die wegen dieſer religiöſen Sitte und wegen der Aehnlichkeit gewiſſer Reinigungsgeſetze der Frauen es ſich nicht ausreden ließen, daß zwiſchen den Kanadenſern und den alten Hebräern Zuſammenhang ſei." Eine wunderliche Uebereinſtimmung iſt die in Long's Reiſen eines amerikaniſchen Dolmetſchers, Berlin 1792, S. 87 f. bemerkte: „Ein Theil des frommen Aberglaubens der Wilden beſteht darin, daß jeder ſeinen Totam oder Lieblingsgeiſt hat, der über ihn wacht und der die Geſtalt eines Thieres annimmt, das er deshalb nie jagt, tödtet oder ißt. — Der berühmte jüdiſche Banquier an Ludwigs XV. Hofe, Samuel Bernard, hatte eine ſchwarze Henne, an der ſein Schickſal hing; er trug die größte Sorge für ſie und ihr Tod war das Ende ſeines eigenen Lebens im Januar 1739; ſ. Vie privée de Lonis XV."

Himmel, Huaſteca ot, Stern. Hebr. laila, Nacht, Lule lailo, Nacht. Hebr. zach, weiß, zachach, weiß ſein, Maya in Yucatan zac, totonak. zacaca, weiß. Hebr. parur, Glanz, Zamuca porora, weiß. Hebr. zaid, zeda, Speiſe, Reiſekoſt, mirtekiſch dzita, Brod. Hebr. taphasch, fett ſein, Chaymas topuche, mit ſpaniſcher Ausſprache, fett. Chald. attun, Ofen, Pima etonni, brennend. Chald. arak, Erde, Aymara urakke, Erde. Hebr. ud, Feuerbrand, Kariben ouato, Feuer. Hebr. sed, sidon, übermüthig, frech, frevelhaft, Tarahum. tsetu, böſe. Hebr. adam, Menſch, Cochimi tama, tamma, tämma, Menſch, Othomi dame, Mann. Hebr. poth, weibliche Scham, Tamanaka puti, Weib. Hebr. caph, hohle Hand, Maya cab, Mobima chopa, Inſel-Kariben noucabo, maipuriſch nucapi, meine Hand mit vorgeſetztem nu, mein. Hebr. chasek, ſtark, mächtig, haitiſch cazique, casiche, Anführer, regulus. Hebr. bajith, beth, Haus, Poconchi pat, Haus. Hebr. boker, Morgen, Quichua in Peru pacarina, Morgenröthe. Hebr. ziza, Blume, Quichua sissa, Blume. Hebr. יער, jaar, Wald, ſyr. jaro, Dornſtrauch, Quichua yura, Baum, haitiſch jaruma, jauruma, Waldbaum. Hebr. schem, Name, Ruf, Quichua, schimi, Mund. Hebr. עת, eth mit dem Kehlhauch Ajin, Zeit, eine Zeit lang, atta, zur Zeit, nach einiger Zeit, Quichua huata, Jahr. Hebr. jerakon, Bläſſe des Angeſichts, Quichua yurak, weiß. Hebr. ach, Bruder, Aleuten agi, Quichua huauki, huaquey, Bruder, Onondagos akzia, Schweſter. Hebr. em, amma, Mutter, Shebay hama, Lule umue, Mutter. Hebr. עוב, ub, verdunkeln, עוף, uph, verdunkelt werden, Lule uyba, Nacht. Hebr. caphal, chald. kappel, doppelt machen, Yukatan cappel, zwei. Hebr. sabal, wohnen, sebul, Wohnung, Ort, huaſtekiſch tzabal, Erde. Hebr. rakia, Himmelsgewölbe, Kiriri arakie, Himmel. Hebr. piggul, gräulich, abſcheulich, Guiana puguly, ein Giftbaum, mit deſſen Milch die Indianer ihre Pfeile vergiften[1]). Hebr. camar, entbrannt ſein, chamar, roth ſein, Guiana coumery, Rothholz. Hebr. עמר, omer, Garbe, Guiana hummari, Kopfbinde von an einander gebundenen Federn. Hebr. בקע, baka, ſpalten, zerſchneiden, Guiana pagaye, ein dünnes Ruder, womit große Wellen aufs ſchnellſte zerſchnitten werden. Hebr. zizith, Vorderhaar, Yukatan, tzoz, Mixteca ydzidzique, ydzidzini, Haar. Hebr. פוח, puach, blaſen, tſchipiräiſch poagan, Pfeiſe 1). Von פוח iſt Hebr. פיח, piach, Aſche, ſchawaneſiſch piqua, aus Aſche gemacht 2). Hebr. haga, ſprechen, klagen, ſeufzen, girren, hagig, von der Form hagag, Klage, Geſeufz, Quichua, guagani, weinen, mexikan. cuica, Cora chuica, ſingen. Hebr. maweth, moth, Tod, muth, ſterben, Cora mucat, Tod, Pimas muhat, tödten. Hebr. awen, Nichtigkeit, Eitelkeit, delawar. awonn, Miami awaunweeh, Luſt. Hebr. gaph, Rücken, Höhe, gab, Gewölbe, gaboah, hoch, karibiſch cabo, cabou, Tamanaca capu, Yaoi capou, Himmel. Hebr. גבה, gabah mit lautbarem h, hoch, erhaben ſein, gobah, gobach, Hoheit, Majeſtät, Quichua capac, König. Hebr. tuchijjim, tukkijjim, Vögel aus Ophir, die man für Pfauen oder Faſanen hält, vergl. malabar. togei, Pfau, in Amerika arawack. tukkuku, »die rothen Gänſe am Seeufer« nach Quandt, Chaymas tucuchi, Colibri nach Hum-

---

[1]) Man berückſichtige hierbei den merkwürdigen, nach Amerika zurückweiſenden Umſtand, daß hebr. chema Milch und Gift bedeutet.

---

2) Ein Indianer, in John Tanners Denkwürdigkeiten ſeines dreißigjährigen Aufenthalts unter den Indianern Nordamerika's, deutſch von Andree, Leipz. 1840, S. 248, heißt Opoihgun, die Pfeiſe.

1) Piqua iſt der Name einer der vier Schawaneſen-Horden, die von einem aus Brand und Aſche hervorgekommenen Mann ihren Urſprung haben ſoll. Eine andere dieſer Horden, die Mequachake-Horde, iſt Prieſterſtamm, wie bei den Hebräern der Stamm Levi. Er verrichtet alle religiöſen Geſchäfte der Nation, und niemand, als gewiſſen Individuen dieſer Horde, iſt es erlaubt, ihre Heiligthümer zu berühren. Aſſall, Nachrichten von den frühern Einwohnern von Nordamerika, Heidelberg 1827, S. 89. Auch Humboldt, Reiſe, 5. Th. S. 39, ſpricht von dieſer merkwürdigen Erſcheinung; „Im nördlichen Amerika nimmt man wahr, daß bei den Schawano's, die aus mehreren Stämmen beſtehen, die Prieſter, die den Vorſitz bei den Opfern haben, aus einem einzigen Stamme, wie bei den Hebräern, dem der Mequachakes, gewählt ſein müſſen.“

boldt, Toko, Tukan, ramphastus toco, ramphastus tucanus, der braſilianiſche Pfefferfreſſer. Hebr. chor, Berghöhle, in Amerika cuar, Bergſchlucht, als Endſylbe vieler Cumanagoten- und Karibennamen, wie in guaymacuar, Eidechſenſchlucht. Arab. ma, hebr. majim, me, meme, Waſſer, Villela ma, Nortonſtraße mooe, Waſſer, meami, miami, maumi, nordamerikaniſch-indianiſche Flußnamen. Hebr. ben, Kind, Sohn, araukaniſch penien, puen, Kind, Eslenes panna, Sohn, grönländiſch pannia, pannik, Tſchuktſchen panika, Kadjak paneaka, Tochter. Hebr. nin, Nachkommen, Darien ninah, Tochter. Hebr. jonek, joneketh, jenikah, Sprößling, Villela inake, Sohn, Tochter, Mbaya yoniki, Sohn, yonaga, Tochter, grönländ. nuka, Sohn. Hebräiſch makak, im Niph. hinſchwinden, vergehen, mak, Fäulniß, Moder, Tarahum. mukiki, merikan. miqui, ſterben, delawar. mekih, Verderbniß, Fäulniß. Hebr. zula, Meerabgrund, mezula, Tiefe des Meeres, Fluſſes, Darien dulah, Waſſer, Arawacken tullan, tief ſein. Hebr. tehom, Fluth, Gewäſſer, tehom rabba, das große Waſſer, das Meer, Mobima tomi, Waſſer, Quichua tamia, Regen, floridaniſch der See Theomi, der austretend die große Fluth der apalachitiſchen Sage bewirkte. Chald. teren, drei, Yarura tarani, drei. Hebr. aleph, ſyr. olaph, arab. eliph, phöniziſch-griechiſch alpha, der erſte Buchſtabe des Alphabets, als Zahlzeichen eins, Lule alapea, eins. Hebr. beth, griech. beta, zweiter Buchſtabe, als Zahlzeichen zwei, Cayubaba bbeta, Mbaya itobata, zwei. Daſſelbe iſt im Arabiſchen be, vergl. in Afrika Mobba bah, Camoncons ba, Afnu biu, Kaſchne biju, zwei, in Amerika Aymara paya, zwei. Hebr. ajin, arab. ain, in, chald. aina, Auge, Moſſa aaino, Auge, tamanak. ano, Lule ini, inni, Sonne, Tag. Jenes ſemitiſche Wort bedeutet aber auch Quelle, daher zu vergleichen die haitiſchen Flußnamen Aina und Junna, huroniſch aouin, Moſſa une, uni, omaguiſch uni, Quichua unu, maipuriſch ueni, Koluſchen in, iin, jin, Waſſer. Hebr. nagah, leuchten, nogah, negoha, Glanz, Feuerſchein, Sonnenſchein, ſyr. nogah, Tagesanbruch, Mokobi naga, Abipona neoga, Mbaya nocco, Toba naax, mit ſpan. Ausſpr. Tag, Quichua nagui, Moſſa nuki, Auge, in Afrika Widah noucou, Augen. Hebr. ner, nir, Leuchte, nur, nahar, leuchten, hell ſein, nehara, chald. nehor, nehira, arab. nur, Licht, Aymara naira, Kariben enourou, Auge. Hebr. or, hell werden, or, orah, Licht, ur, Feuer, Aymara uru, Huronen ourhenha, juaran. ara, Tupi arà, gemein-braſilianiſch ara, Collå aura, Tag, in Afrika Somali orah, Shiho und Danåkil euro, Sonne. Hebr. sarach, aufgehen, von Licht und Sonne gebraucht, serach, Aufgang, vergl. Hottentotten sorököa, Tag, in Amerika Galibi siricca, Yaoi chirikka, tamanak. und otomak. cirica, Stern, Guiana xeric, das Siebengeſtirn. Hebr. cheres, charsa, Sonne, guaraniſch quarasi, cuarazi, Tupa coaracy, omaguiſch huarassi, gemein-braſil. arassu, Sonne. Hebr. athek, athik, glånzend, Kniſtenaux attak, Stern, Cayubaba itoca, Sonne, arawack. addikin, ſehen, in Afrika Shiho hottuq, Danåkil hottuqt, Somali hittigah, Stern. Hebr. bal, beli, nicht, belijjaal, Nichtswůrdigkeit, Verderben; pal oder pel, den delawariſchen Wörtern vorgeſetzt, zeigt nach Heckewelder eine Verneinung, auch etwas Unrechtes, Böſes an, ſo in palhiken, fehlſchießen, pelsittank, ein Unglåubiger u. ſ. w. Hebr. טעם, taam, koſten, arab. טעם, eſſen, טעם, טעאם, טעמה, Speiſe, Getreide, ſchawaneſiſch dame, Korn, merikan. tamalli, Othomi thume, Tarahumara temeke, grönlånd. timmiursaut, Brod, Yarura tambe, Brod von Caſſava. Hebr. נגע, nega, Plage von Gott geſandt, haitiſch nigua, der ſeine Eier unter die Någel der Fußzehen legende und dadurch heftige, zuweilen in Brand übergehende Entzündungen verurſachende Sandfloh, pulex penetrans. Hebr. zuph, überſtrömen, sub, fließen, delawariſch sipo, sipu, Fluß, daher der Miſſiſippi, eigentlich namaesi sipu, der Fiſchfluß, ſchawaneſiſch sepe, Fluß, Ottawa sepe, Ottawa-Fluß u. ſ. w. Hebr. chedek, Dornſtrauch, delawar. hittuk, Baum, Aſaph, der Geſangmeiſter David's, delawar. assuwi, ſingen. Hebr. tachan, wågen, genau prüfen, tikken, abwägen, abmeſſen, feſtſtellen, gerade ſtellen, tochen, Maaß, araukan. toquin, Geſetz, Gerichtsbarkeit, Herrſchaft. Hebr. harag, verderben, tödten, araukan. hueracan, beleidigen, haitisch huracane, uracane, Orkan, Galibi Hyↄrokan, Teufel, böſer Geiſt, ein Krankheit und Tod wirkendes dämoniſches Weſen. Hebr. car, Anger, Aue, Weideplatz, arawack. carau, Gras, Savanne [1]). Es fehlt auch nicht an merkwürdigen grammatiſchen Analogieen. So kommt in amerikaniſchen, wie in ſemitiſchen Sprachen die Erſcheinung vor, daß die dritte Perſon der Verba ohne Pronominal-Vorſatz iſt, während alle andern Perſonen dergleichen haben [2]), und hier wie dort finden ſich regelmäßige Syſteme von Conjugationen mit modificirter Bedeutung, Reihen von Verbalformen, wie ſie in unſerer Hemiſphäre nur die ſemitiſchen Sprachen beſitzen. Man vergl. z. B. folgende hebräiſche und arawackiſche Conjugationsſyſteme:

1. hebr. Conjugation Kal katal, tödten, arawackiſch assukussun, waſchen;
2. hebr. Conj. Niphal niktal, getödtet werden, arawack. assukussahün, gewaſchen werden;
3. und 4. hebr. Conj. Piel kittel und Hiphil hiktil, tödten laſſen, arawack. assukussukuttun, waſchen laſſen,
5. hebr. Conj. Hithpael hithkattel, ſich tödten, arawack. assukussunnua, ſich waſchen [3]).

---

[1]) Die amerikaniſchen und afrikaniſchen Wörter und Namen, nach Vater's Unterſuchungen über Amerika's Bevölkerung und Mithridates, A. v. Humboldt's Reiſe in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents, Heckewelder's Nachricht von den indianiſchen Völkerſchaften; Loskiel's Miſſionsgeſchichte, Quandt's Nachricht von Surinam, Aſſall's Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerika, Barrere's Beſchreibung von Guiana, Carver's Reiſen in die innern Gegenden von Nordamerika, Baumgarten's allgemeiner Geſchichte der Länder und Völker von Amerika, Murr's Reiſen einiger Miſſionarien der Geſellſchaft Jeſu in Amerika, und Kielmaier a. a. O.

[2]) Vater, Unterſuchungen über Amerika's Bevölkerung, Leipz. 1810, S. 204.

[3]) Quandt, Nachricht von Surinam und ſeinen Einwohnern, Gör-

Zuweilen ſcheint ſich in den amerikaniſchen Wortformen das vortretende מ der ſemitiſchen Wortbildung zu verrathen; ſo möchte in dem ſchawaneſiſchen miskeque, Pfütze, die Wurzel סחח enthalten ſein, ſyr. סחיחא, fracidus, putridus, סחיחותא, putredo, corruptio, vergl. in Amerika ſelbſt sahgiegun, See[1]). Eben ſo zeigen ſich Spuren ſemitiſcher Bildungsweiſe mit vortretendem ת; das haitiſche tabaco bedeutete nicht das Kraut, ſondern die Röhre, der man ſich zum Tabackrauchen bediente[2]), und in dieſem Worte iſt, wie in den oben angeführten Formen poagan und opoihgun, Pfeiſe, die Wurzel bac, pag, pach zu erkennen, hebr. puach, naphach und japhach, blaſen, hauchen, dud naphuach, ein durch angeblaſenes Feuer erhitzter Topf. Auf dieſelbe Weiſe läßt ſich das ſchawaneſiſche tecaca, Axt, erklären, hebr. חקה, chaka, חקק, chakak, einhauen, vergl. ſchawaneſiſch cheketecacu, Schlachtbeil[3]), ingleichen der Name der indianiſchen Streitaxt Tomahawk, tamahican,[4]), hebr. מחק, machak, ſchlagen, im Arab. und Samar. verderben, vertilgen. Nicht zu überſehen ſind auch ſo manche bei den Indianern Amerika's vorkommende, mit althebräiſchen, bibliſchen höchſt auffallend übereinſtimmende Redensarten. So wird »lebendiges Fleiſch« für »Menſchen« geſetzt, hebr. בשר, Fleiſch ſtatt Menſchen; »alles Fleiſch« ſt. »alle lebende Geſchöpfe« und im engeren Sinne »alle Menſchen«, im Arabiſchen hat das Wort die Bedeutung cutis hominis, homo, homines, humanum, genus. »Einen unter ſeine Flügel ſtellen« bedeutet dem Indianer: ihn beſchützen, in den

---

litz 1807, S. 301 f. Quandt ſelbſt weiſt hier auf das Hebräiſche hin. „Alle Verba der Arawacken können ſo gebraucht werden, daß ſie die Bedeutung der Conjugation Hiphil bekommen.“

[1]) Aſſall, a. a. O. S. 105: miskeque, Pfütze, miskekopke, Sumpfboden; vergl. bei John Tanner a. a. O. S. 50 f. und 22 muskeeg, Moraſt, muskeegonegummeweeseebe, Strom des Moraſtes, ein Flußname, und sahgiegun, See.

[2]) A. v. Humboldt, Reiſe in die Aequinoctialgegenden u. ſ. w. 2. Th. S. 233. Murr, a. a. O. S. 407.

[3]) Aſſall, a. a. O. S. 105.

[4]) Heckewelder, a. a. O. S. 425.

Pſalmen: »Unter den Schatten deiner Flügel verbirg mich!« Einem Lehrling indianiſcher Zauberer erſcheint bei Loskiel ſein Gott in Geſtalt eines Greiſes mit weißgrauem Haar und ſpricht ganz im Style der Bibel alſo zu ihm: »Fürchte dich nicht, ich bin ein Fels; das iſt mein Name; ſo ſollſt du mich nennen. Ich bin Herr über die ganze Erde und über Alles, was darauf iſt, auch über alle Vögel in der Luft, auch über Wind und Wetter. Niemand kann mir widerſtehen, und dieſelbe Macht will ich dir geben.« Das Wort Bruder wird gebraucht, um Aehnlichkeiten zu bezeichnen; ſo ſingt eine Indianerin von dem Herzen ihres Geliebten, daß es immer in Liebe bebe, und nennt es daher »den Bruder des Eſpenlaubes«, ganz wie der Hebräer ſich ausdrückt, z. B. »ich bin ein Bruder des Schakals«, d. h. ich winſele wie er. Wollten die jetzt untergegangenen Irokeſen ihren Entſchluß ausdrücken, einen Feind zu bekriegen, ſo ſagten ſie: »Kommt, laßt uns dieſe Nationen eſſen!« Bewarben ſie ſich um den Beiſtand eines benachbarten Volkes, ſo luden ſie es »auf eine Suppe vom Fleiſche ihrer Feinde« ein. Heckewelder führt die Redensart an: »Wir ſchenken euch die chriſtlichen Indianer, Suppe davon zu kochen«, ſo auch Loskiel: »Wir ſenden euch dieſe Gefangenen, damit ihr euch Suppe davon kochet.« Derſelbe ſagt: »Will jemand recht feierlich ſeinen kriegeriſchen Muth erklären, ſo nimmt er ein Stück Fleiſch, zeigt es den Anweſenden und verzehrt es mit den Worten: »So will ich meine Feinde freſſen«, — dem ganz gemäß auch in althebräiſchen Redensarten die Iſraeliten ihre Feinde freſſen, ſich ihrer zur Speiſe bedienen, ja ſich untereinander ſelbſt ſo behandeln 1). Und ſo ſind wir denn

---

1) Die indianiſchen Redensarten ſ. bei Robertſon, Geſchichte von Amerika, deutſch von Schiller, Leipzig 1802, 1. Th. S. 462, bei Heckewelder, a. a. O. S. 213. 219. 264. 20, bei Carver in dem angeführten Werke, deutſch, Hamburg 1780, S. 262 u. 339, und bei Loskiel a. a. O. S. 61, 188 f., 198; vergl. Pſ. 17, 8. Pſ. 36, 8. Pſ. 57, 2. 5 Moſ. 32, 4. 31. 37. Hiob 30, 29. Sprüchw. 18, 9. 4 Moſ. 14, 9. 5 Moſ.

aufs Neue, ohne es zu wollen, in der Region jenes altamerikaniſchen Kannibalismus angelangt, der ſich gleichmäßig auch bei paläſtinenſiſchen Völkern und Zigeunern geoffenbart. Denn wenn jene Ausdrücke auch nicht wörtlich zu verſtehen, ſo deuten ſie doch auf älteren wirklichen Genuß des Menſchenfleiſches hin [1]). Doch um wieder näher auf die Zigeuner zu kommen, ſo bin ich der Anſicht, daß ſie zwar zu uns aus Indien, nach Indien aber aus demſelben Aegypten gekommen, aus welchem Iſrael zog, aus einem ägyptiſchen Reiche des alten Amerika, zu deſſen Herrſchervolke ſich beide Nationen als unterworfene, barbariſche Stämme, als ſogenannte Paria's verhielten. Ein ſolches Verhältniß läßt ſich auch aus ſprachlichen Gründen vermuthen. Die Hebräer wollen in Goſen, Goſchen, גשן, gewohnt haben, was ſich in unſerer Hemiſphäre nicht nachweiſen läßt, und im Arabiſchen heißt das ſehr ähnliche גשאן, ſyr. גוסנא, Cingari, Nubiani, tympanistae, Zigeuner [2]). In der Sprache der Zigeuner iſt gadzo, gatscho, Menſch, Perſon, gadsi, gadschi, Frau, Eheweib [3]); aſiatiſche Anklänge,

---

7, 16. Pſ. 27, 2. Jerem. 50, 17. Micha 3, 2 f. Die zuletzt angeführten fanden ſich auch in Auſtralien, Baſeler Miſſionsmagazin 1827, S. 260 f.: „Ich bin gekommen, dich in Stücke zu zerſchneiden und zu freſſen. Du ſollſt mir eine gute Speiſe ſein.“ — „Da ihr im Gefechte geſchlagen waret und man euch ſchon als Fleiſch zum Eſſen betrachtete.“

[1]) Loskiel, indem er von jenen, zum Behufe des „Suppekochens“ geſendeten Gefangenen ſpricht, ſetzt hinzu: „Solche Gefangene werden darum nicht gegeſſen; aber ihre Hinrichtung iſt unvermeidlich.“ — „Die Indianer“, bemerkt Carver, „ſagen zwar, ſie wollen das Fleiſch ihrer Feinde eſſen und ihr Blut trinken; allein das pflegt nur ein figürlicher Ausdruck zu ſein. Doch freſſen ſie wirklich zuweilen das Herz ihres erlegten Feindes und trinken ſein Blut.“ Und Aſſall, a. a. O. S. 95: „Die Ottawas ſpeiſeten das kleingehackte Fleiſch ihrer Gefangenen in Suppen. Das letzte Kannibalenfeſt hielten die Miamis vor mehr als 35 Jahren; ſeit dieſer Zeit iſt das Menſchenfreſſen völlig abgekommen; in früheren Zeiten jedoch ſoll es ſehr gemein und verbreitet geweſen ſein.“

[2]) Castelli lex. heptagl. col. 590.

[3]) Grellmann, a. a. O. S. 229. 232. 238. Kogalnitſchan, a. a. O. S. 57. 64.

ebenfalls Menſch bedeutend, ſind chassa, kassee, kaise, kese, kisi; Smith-Barton hat ſie mit dem amerikaniſchen kessona, Menſch, verglichen [1]), und dieſes ſtimmt wieder ganz nahe mit der Form גשן überein. Dieſe Namen ſind nun wohl eigentlich die Bezeichnung barbariſcher, verachteter und unterworfener Volksſtämme im alten Amerika geweſen; die Zigeunerſprache zeigt durch jene Laute auch eine verächtliche Menſchenart an; daher gatscho, Bauer, gadsche, Landleute, gadscho, Heide, Nicht-Zigeuner; die Zigeuner verachten nehmlich alle andern Völker, und nur ſich ſelber nennen ſie romnitschel, des Weibes Sohn, Menſch im edleren Sinne des Wortes [2]). Dieſelbe vermuthliche Grundbedeutung der Namen Goſchen, gatscho u. ſ. w. iſt es, worauf auch der reichhaltige arabiſche Dialekt durch eine Menge von klangverwandten, Vorſtellungen jener Art ausdrückenden Formen leitet. Dergleichen ſind diejenigen, denen das einfache גש, גץ mit theilweiſem Anſatz eines dritten Conſonanten zu Grunde liegt, und die ſich auf Dienſtbarkeit, harte Arbeit, Mühſal und grobe, rauhe, ſchlechte, unedle Beſchaffenheit von Dingen und Perſonen beziehen, chald. גט, crassus, rudis [3]). Aehnliches iſt zu bemerken, wenn man die Laute חו, חש, חץ und die mit ihnen beginnenden erweiterten Formen in Betrachtung zieht [4]); ebenſo, wenn man die

---

[1]) Vater, Unterſuchungen über Amerika, S. 49.

[2]) Kogalnitchan, a. a. O. S. 37. 52. 59. 62. In ähnlicher Weiſe ſagen, nach Humboldt, Reiſe in die Aequinoctialgegenden, 5. Th. S. 27, die Kariben oder Karaiben in Amerika: „Wir allein bilden ein Volk; die andern Menſchen ſind nur da, um uns zu dienen.“ Denſelben Dünkel haben bei aller Erniedrigung und unter allem Drucke die Juden bewahrt, vergl. Ezech. 34, 30 f., wo Iſrael den Namen Menſch ausſchließlich führt. S. auch Robertſon's Geſchichte von Amerika, von Schiller, Leipzig 1802, 1. B. S. 530, und Adair, hist. of Americ. Indians, pag. 32, wonach ſich insbeſondere die Cherokeſen das geliebte und auserwählte Volk, die Europäer hingegen das verfluchte Geſchlecht nennen.

[3]) Freitagii lex. arabico-latinum, 1. Th. S. 277 ff. S. 325, vergl. 250 ff. Castelli lex. heptagl. col. 588 ff. col. 626 ff.

[4]) Freitag, a. a. O. S. 373 ff. S. 442. 482. 484 ff.

Anfangsbuchſtaben ג und ח mit כ und ק vertauſcht und die Bedeutung der hieher gehörigen mannichfaltigen Formen vergleicht 3); es ſchließen ſich daran auch Wörter mit dem zwiſchen den beiden erſten Conſonanten eingeſetzten Kehlhauche ע. Ermüdend würde die Aufzählung all dieſer Wortgeſtaltungen ſein, unter welchen ſich nicht ſelten die Bedeutungen Unreinheit, Schmutz, Unflath, Geſtank bemerklich machen. Aehnliche Laute drücken aber auch in amerikaniſchen Sprachen etwas Schlechtes, Böſes, Niedriges, Unreines, Verworfenes aus; ſo itonamiſch kisihiane, böſe, Achaßlier keches, mit franzöſiſcher Ausſprache böſer Menſch und verdorbene Speiſe, Tarahumara cotschi, Chippeway. cuocootche, Schwein, Tarahum. cocotschi, karibiſch caïcouchi, mit franz. Ausſpr. Hund 2), Akouchi, ein kleines vierfüßiges Thier in Guiana 3), Coaſo, eine Art von Stinkthier in Amerika 4), vergl. franz. coche, cochon, Schwein; im Peruaniſchen iſt cotscha, Sumpf, vergl. zigeun. kutschahu, hindoſtan. kitsch, der Thon des Töpfers 5), hebr. גוש, גיש, gusch, gisch, Erdſcholle 6), franz. couchis, Unterlage von Sand, Kies u. ſ. w. unter dem Pflaſter, gâchis, flüſſiger Koth, Pfütze, gâcheux, ſchlammig, kothig, arab. חש, געש, קעש, קשע, קשא, latrina, merda, stercus, lutum, sordes, pituita, sputum. Als indianiſche Stämme in Guiana werden die Cuſſanis und Caicucianes genannt 7), welche letztere Form dem karibiſchen

---

1) Freitag, a. a. O. 4. Th. S. 31 ff. 3. Th. S. 438 ff.

2) Mithridates, 3. Th. II. S. 146. 573 f. III. S. 204. Vater, Unterſuchungen über Amerika, S. 199.

3) Buffon und Clavigero, a. a. O. 2. Th. S. 428.

4) Daſ. S. 429.

5) Grellmann, a. a. O. S. 283.

6) Hiob, 7, 5: „Meinen Leib bekleiden Würmer und Erdſchollen“ — das Letztere von der ſchmutzigen Erdfarbe und ſchuppigen, kruſtigen Geſtalt der Haut des Kranken.

7) Baumgarten, a. a. O. 2. Th. S. 467. Barrere, Beſchreibung von Guiana, deutſch in den „Neuen Reiſen nach Guiana, Peru und durch das ſüdliche Amerika“, Göttingen 1751, S. 176 f. Unter den

caïcucahi entſpricht, und die Minitaren am obern Miſſouri führen bei den Oſchibbeways den vielleicht verächtlichen Namen Agutſchaninnes [1]). Zugleich mit einem Reſte des urſprünglichen Verhältniſſes ſcheint ſich dieſer uralte Name roher und abhängiger Völkerſchaften und ihrer Wohnſitze zwiſchen Maracaibo und Rio de la Hache bei den Goahiros und Cocinas erhalten zu haben, von denen dieſe öſtlicher als jene und in einer Art von Abhängigkeit von ihnen wohnen [2]). Um es hiebei glaublich zu finden, daß ſo ſchimpfliche Benennungen, wie nach obigen Zuſammenſtellungen die Namen Goſen, Cuſſanis, Gocinas u. ſ. w. waren, von den durch ſie herabgewürdigten Stämmen ſelbſt gebraucht und bewahrt werden konnten, bedenke man, daß einſt bei den Natchez in Amerika der gemeine Mann ſich ſelber miche-miche-quipy, d. h. ſtinkend nannte [3]). Der Name ferner, unter welchem man die barbariſchen Stämme Indiens, die ſogenannten Paria's, zuſammenfaßt [4]), haftet in Amerika an dem Vorgebirge Paria — ein Gleichklang von vielleicht mehr als zufälliger Natur. Die alten Namen des Landes, wie ſie die Seefahrer zu hören glaubten, ſind Paria, Uraparia, Huriaparia, Payra; ein durch den Widerſtand, den er 1530 dem Don Diego Ordaz leiſtete, berühmter Kazike hieß Uriapari, und Uriapari, Yuyapari oder Iyupari ſind Namen, die der Orinoko bei ſeiner Ausmündung angenommen; auch heißt der Orinoko im obern Guiana parava, Meer oder großes Waſſer heißt im Karibiſchen, Maypuriſchen und Braſilianiſchen parana, im Tamanakiſchen parava, peruaniſch heißt regnen parani, und paria iſt alterthümlicher

---

bei Quandt a. a. O. S. 290 von den Arawacken genannten Nationen ſind die Kaiukuſſianu.

1) John Tanner's Denkwürdigkeiten über ſeinen dreißigjährigen Aufenthalt unter den Indianern Nordamerika's, überſ. von Andree, Leipzig 1840, S. 42.

2) Mithridates, 3. Th. II. S. 699. 3) Daſ. III. S. 287.

3) Bohlen, a. a. O. S. 43.

Name eines Sees in Peru [1]). Dazu vergleiche man hindoſtan. pohara, Quelle, und in der Zigeunerſprache die Wörter pir, Fluß und para, Ufer [2]). Das alles zuſammen deutet darauf hin, daß die öſtlichen Ufer von Südamerika ein uralter Wohnſitz barbariſcher Stämme geweſen, von denen Zigeuner und indiſche Paria's ihren Urſprung haben. Noch eine intereſſante Spur iſt folgende. Zigeun. bolepen, bolipen oder bollopen, Welt [3]), iſt ein Wort der Karibenſprache und bedeutet eigentlich das Feſtland von Amerika; die Kariben der Antillen theilten ihre Nation in Bewohner der Inſeln, oubao-bonon, und Bewohner des Feſtlandes, baloue-bonon [4]), welches letztere mit bolepen, bollopen, bolipen deutlich in Eines zuſammenfällt, ſo daß ſich der Continent von Amerika als die frühere Welt der Zigeuner zu erkennen giebt.

Aber nicht nur dieſe barbariſchen und unterworfenen Stämme Amerika's fanden den Weg in unſern Continent; auch der edle und herrſchende Theil der altamerikaniſchen Bevölkerung zog aus. William Jones führt indiſche Sagen an, nach welchen ſich einſt ägyptiſche Prieſter in Indien niedergelaſſen, und ein indiſcher Pandit gab den unſre Anſicht ſehr gewichtvoll unterſtützenden Beſcheid: »es gebe zwei Länder mit Namen Miſr« — ſo heißt bekanntlich Aegypten — »das eine im Weſten unter der Herrſchaft der Muſelmänner« — das afrikaniſche Aegypten — »das andere, das alle Saſtras und Puranas erwähnten, in einer bergigen Region gegen Norden von Ajodhja« [5]). Was iſt das für ein Aegypten? Kann man es in Aſien, in unſerer Hemiſphäre ſuchen? Wo wollte man hier Fuß faſſen? Sind es alſo vielleicht die von alten Culturſtaaten beſetzten Rücken der Cordilleren und Hochebenen Amerika's, worauf jene Angabe zu beziehen? Hatte hier einſt jenes muthmaßliche amerikaniſche Aegypten ſeinen Sitz und dehnte ſeine Herrſchaft auch über die Niederungen und Flachländer Amerika's aus? Es entſpräche dies ſelbſt noch dem Zuſtande, in dem ſich bei der Eroberung Amerika's dieſer Welttheil befand. Hier wurden, nach Humboldt's Bemerkung, große Staaten nur auf dem Rücken der Cordilleras und auf dem Aſien gegenüber liegenden Küſtenlande gefunden, während die mit Waldungen bewachſenen und von Flüſſen durchſchnittenen Ebenen, die ſich in unermeßlichen Weiten oſtwärts ausdehnenden und den Horizont begrenzenden Grasflächen, Savannen, dem Auge des Wanderers nur herumirrende, durch Sprache und Sitte getrennte, zerſtreute Völkerſchaften darboten. Denken wir uns nun die Gebirgsrücken und Hochebenen Süd- und Nordamerika's von einem amerikaniſch-ägyptiſchen Herrſchervolke beſetzt, ſo harmoniren hiemit aufs Beſte die bibliſchen Namen Aegyptens, welche urſprünglich nichts Anderes als Amerika, ſofern es jenem Herrſchervolke unterworfen war, bezeichnet zu haben und auf das afrikaniſche nur übergetragen zu ſein ſcheinen. Unter mazor, Veſte, nehmlich ließe ſich das Feſtland von Amerika, das baloue der Kariben, oder beſtimmter der Sitz jenes Volkes auf den Hochebenen Amerika's verſtehen, ſo daß die Dualform mizraim auf die beiden Amerika's, auf Süd- und Nordamerika zu beziehen wäre. Vor einiger Zeit meldeten öffentliche Blätter die Entdeckung einer Million mexikaniſcher Mumien, die in ſitzender Stellung mit ägyptiſchen Bändern, Umhüllungen und Zierathen verſehen ſeien; in Central-Amerika habe man unter Anderem ein mit Hieroglyphen bedecktes Monument von der Form eines Obelisken gefunden, das oben eine männliche Statue trage und an ſeiner Baſis viele Figuren zeige, ferner vier andere Monumente, zwiſchen welchen ein runder Stein mit Inſcriptionen und Hieroglyphen befindlich u. ſ. w. Man hat bereits behauptet: »Ruinen aus den älteſten Zeiten beweiſen es unwiderlegbar, daß Montezuma's Vorfahren die Ufer des Nil's bewohnt« — wobei jedoch die Frage zu beantworten, ob nicht ein umgekehrtes Verhältniß der Abſtammung und Coloniſirung zwiſchen Aegypten und Amerika Statt finden könne. Zu Tututepec, dem ehemaligen Hauptorte im Lande der Niedermisteken, der Reſidenz des Herrſchers dieſes Volkes, ſah Mühlenpfordt Spuren einer alten Opferpyramide (eines ſogenannten Teocalli) und dabei zwei alte Steinbilder, die »große Aehnlichkeit mit ägyptiſchen oder oſtindiſchen Statuen haben.« Eine menſchliche Figur trägt eine Art von Turban, von dem ein Tuch im Nacken und an den beiden Seiten des Geſichts herabfällt; ein lang herabhängender Schmuck ziert die Ohren, ein ſonderbarer Zierath bedeckt die Bruſt und hängt über den Rücken herab, verſchiedene Gürtel und herabhängende Verzierungen bedecken den übrigen Theil des Körpers, Arme und Beine ſind nicht ſichtbar. Eine zweite Figur iſt die eines liegenden Thieres mit dem Schwanz auf dem Rücken und fehlendem Kopfe, »vielleicht eine Statue des von dieſen Völkerſchaften göttlich verehrten hieſigen Kaninchens. Beide Statuen ſind aus einem äußerſt harten und feſten Syenit gehauen, und man begreift ihrer Rohheit ungeachtet kaum, wie die Indianer beim Mangel aller eiſerner Werkzeuge ſie auszuhauen vermochten« 1). In einem altamerikaniſchen Grabe fand man die Rückenwirbel und Rippen einer Schlange, die »der Species der Crotalus anzugehören ſcheinen. Es iſt bekannt, daß noch jetzt verſchiedene Indianerſtämme dieſem Thiergeſchlechte beſondere Ehrerbietung erweiſen, und der Umſtand der Entdeckung dieſer Knochen an dieſem Orte macht es wahrſcheinlich, daß Klapperſchlangen von den frühern Indianern göttlich verehrt und nach ihrem

---

[1]) Humboldt, Reiſe in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents, 2. Th. S. 236, und Vater, a. a. O. S. 197, wo Galibi und braſil. parana, Yaoi parona, Meer, verglichen.

[2]) Grellmann, a. a. O. S. 223. Kogalnitchan, a. a. O. S. 57. 69.

[3]) Grellmann, a. a. O. S. 221. Kogalnitchan, a. a. O. S. 70, vergl. S. 60: bolopen, Himmel, Luft.

[4]) Oubao, Inſel, baloue, Feſtland, icabanum, icabatobon, Wohnung, vergl. Humboldt, a. a. O. 5. Th. S. 319.

[5]) Abhandlungen über die Geſchichte, die Alterthümer u. ſ. w. Aſiens, Riga 1795, 1. B. S. 238 — 242.

---

1) Mühlenpfordt, Ausflug an die Ufer der Südſee, im Ausland vom 19. Juni 1839, Nr. 170, S. 679.

Tode beigeſetzt wurden« [1]). Wer kann ſich hier enthalten, an die bekannte Sitte der Aegyptier zu denken, die ihnen heiligen Thiere einzubalſamiren und in heiligen Grüften beizuſetzen [2])? So deutet noch manch Anderes mit mehr oder weniger Beſtimmtheit auf Aegypten hin, um einen nicht mehr abzuweiſenden Zuſammenhang des alten Amerika mit dem Lande der Pharaonen zu erhärten. »Man wird überraſcht,« ſagt Vater, »wenn man in den treuen Nachahmungen mexikaniſcher Gemälde, die man in Herrn von Humboldt's essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne finden wird, ganz den Styl, ganz die Geſichter und Gliederverhältniſſe bemerkt, welche die ägyptiſchen Menſchenfiguren charakteriſiren« [3]). Ferner enthält Herrn Uhde's in Handſchuhsheim bei Heidelberg Privatſammlung amerikaniſcher Alterthümer einen koloſſalen Kopf, »der an den Oſymandias in erhabener, edler Ruhe und ſeinen Kopfſchmuck, das Prachtſtück der Turiner Sammlung, erinnert« [4]). Im Angeſichte ſolcher Uebereinſtimmungen kann es nicht mehr zu kühn und zu träumeriſch erſcheinen, von einem ehemaligen Aegypten in Amerika zu reden. Von den Reſten eines alten peruaniſchen Bauwerkes in Callao ſagt ein Beobachter Folgendes: »Man ſieht in den Mauern ungeheure Steinblöcke und die Thüren ſind oben enger als unten. Dieſer Tempel des Inca, den man dem Huayna Capac zuſchreibt, ſcheint ein Gebäude von vierſeitiger Geſtalt, an jeder Seite 20 Metres lang, geweſen zu ſein. Man kann noch vier Außenthore und acht Gemächer erkennen. Die Symmetrie der Thüren, die Regelmäßigkeit der Niſchen, die Behauung der Steine, alles erinnert an die ägyptiſche Bauart in deren minder vollkommenen Schöpfungen. Das Gebäude muß ſich in der Zeit ſeines Glanzes, zwiſchen zwei ſchneeigen Berggipfeln, dem Cotopaxi und dem Jliniſſa, gelegen, großartig und impoſant ausgenommen haben« [1]). Die Peruaner hatten auch eine Art von Labyrinthen, Gebäude mit Zimmern und Gängen, »die eine Art von Jrrgang vorſtellten, aus dem man ſich kaum herausfinden konnte. Selbſt die damit Bekanntern wagten es nicht, ohne einen Knäuel Bindfaden hineinzugehen, wovon das eine Ende an die Thüre gebunden ward, um ſich nicht zu verirren« [2]). Um einige jener merkwürdigen mexikaniſchen Pyramiden (Teocallis) hervorzuheben, ſo iſt die berühmteſte derſelben die von Cholula, die man auch den von Menſchenhand gemachten Berg (monte hecho a mano) nennt, und deren Geſtalt durch Einſtürze und Pflanzenwüchſe ſo verändert iſt, daß man ſie für einen natürlichen Hügel halten könnte. Jhre Seiten, ſo viel man noch erkennen kann, waren genau nach den vier Cardinalpunkten gerichtet; ihre Baſis iſt zweimal größer als die der ägyptiſchen Pyramiden, ihre Höhe jedoch beträgt nur 54 Metres. Sie iſt von ungebrannten Lehmſteinen gebaut, welche mit Lehmſchichten wechſeln. Nach den örtlichen Sagen waren im Jnnern der Pyramide Höhlen zum Begräbniſſe der Könige; auch hat ſich in den Seiten derſelben ein viereckiges von Steinen und mit Balken der cupressus disticha gebautes Haus ohne Ausgang mit zwei Leichnamen, Götzenbildern und kunſtvoll gemahlten Gefäßen gefunden. Acht Stunden nordöſtlich von Mexiko, in einer Ebene, die den Namen Micoatl oder Todtenweg führt, ſtehen zwei große, 55 und 44 Metres hohe Pyramiden, der Sonne

---

[1] So Aſſall in den von Mone herausgegebenen Nachrichten über die frühern Einwohner von Nordamerika, Heidelberg 1827, S. 59.

[2] Herod. 2, 67 ff. Die heiligen Schlangen in der Gegend von Theben wurden im Heiligthume des Zeus begraben; daſ. 2, 74.

[3] Vater, a. a. O. S. 13.

[4] Carl Ritter's Vorrede zu Braunſchweig's Schrift über die altamerikaniſchen Denkmäler, Berlin 1840, pag. VII, f. pag. IX, wo zugleich des Volkes mit rother Hautfarbe, Bartloſigkeit und dem Kopfſchmucke peruaniſcher Inka's in den Abbildungen der Kriegszüge des Seſoſtris auf ägyptiſchen Monumenten gedacht wird.

---

1) Maleriſche Reiſe durch Süd- und Nordamerika, verfaßt unter der Leitung Alcide d'Orbigny's, deutſch von Diezmann, Leipzig 1839, S. 59.

2) Baumgarten, allgemeine Geſchichte der Länder und Völker von Amerika, Halle 1753, 2. Th. S. 146 ff.

und dem Monde geweiht, und von mehreren Hunderten kleinerer umgeben, welche von Süden nach Norden und von Oſten nach Weſten gerichtete Straßen bilden. Auf der Spitze der großen ſtanden — den Pyramiden-Koloſſen der Aegyptier entſprechend — zwei koloſſale Statuen der Sonne und des Mondes von Stein und mit Goldblech belegt, das die Soldaten des Cortez abgeriſſen haben. In einem Walde verborgen ſteht die Pyramide von Papantla, die ſich von den andern in Form und Stoff unterſcheidet, von ſehr regelmäßig behauenen Steinen aufgeführt iſt und ſieben Stockwerk von 18 Metres in der Höhe hat. Drei Treppen führen zu ihrer Plattform, die Bekleidung der Abſätze iſt mit kleinen Niſchen und hieroglyphiſchen Sculpturen ſymmetriſch verziert. Gleich den ägyptiſchen und aſiatiſchen Pyramiden war auch der Teocalli von Tenochtitlan (Mexiko) — ein pyramidaliſcher Bau in der Mitte einer großen Ringmauer, 37 Metres hoch und aus ſieben Stockwerken beſtehend — genau nach den Weltgegenden gerichtet. Die Geſchichtſchreiber ſagen, dieſes große hölzerne Gebäude ſei mit einem harten und glatten Steine überkleidet geweſen, und man findet auch wirklich um die Stadt her ungeheure Porphyrſtücke, mit welchen der Tempel bekleidet geweſen ſein mag [1]. In dem Namen, den dieſe mexikaniſchen Bauten führen, finden wir höchſt ſonderbar ein griechiſches Wort wieder; teo-calli heißt Haus Gottes, wie teo-pan, Platz Gottes, ein anderes Wort für Tempel im Mexikaniſchen; teo iſt die Baſis des mexikaniſchen teotl, Gott, vergl. tetéo, Götter, teoyotl, Gottheit [2]; theos nennen die Betoyer nach Gilij die von ihnen als Gottheit verehrte Sonne [3], und das iſt ganz das griechiſche ϑεος, vergl. jaruriſch do, Sonne [4]; mit calli, mexikaniſch Haus, vergl. moguliſch kol, kual, kölla,

---

[1] A. v. Humboldt, Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes du nouveau continent. Orbigny, a. a. O. S. 240 — 243. Braunſchweig, a. a. O. S. 49 ff.

[2] Clavigero, a. a. O. 1. Th. S. 365. 2. Th. S. 532.

[3] Murr, a. a. O. S. 341. [4] Daſ. S. 402.

Haus [1]), griech. καλια, Wohnung, Grotte, Kapelle, θεοκαλια, Götterwohnung. Dieſe Vergleichung iſt um ſo wichtiger und tiefer führend, da kol, kual, kölla, griech. καλια eine amerikaniſche Formation iſt, indem lli im Mexikaniſchen Subſtantivendung iſt. Dergleichen auf Amerika als Vaterland der Wortbildung hinweiſende Fälle giebt es mehrere, z. B. peruaniſch tiu, Sand, araukaniſch tue, Erde, tuetu, irdiſch, mit der Endung tu [2]), hebr. טיט, tit, Lehm, Töpferthon, Sanskrit ditis, Erde. — Cora. mueat, Tod, wo mu das Radikale iſt; dies vergleicht ſich mit dem koptiſchen muy, Tod, hindoſtan. mua, zigeun. mojas, muyas, todt, leblos, hindoſtan. muena, zigeun. mujas, ſterben [3]); bei den Pimas in Mexiko iſt muhat, tödten [4]), hebr. muth, ſterben. Eine Sage führt die Entſtehung jener alten Pyramide von Cholula auf ein Rieſengeſchlecht der Vorzeit zurück, welches die mexikaniſchen Hochebenen bewohnte und einen Berg aufrichtete, um in den Himmel zu ſteigen [5]). Hiemit kann folgende Stelle aus einem ältern franzöſiſchen Miſſionsberichte verglichen werden: »Man findet in der Provinz Chinca in Südamerika noch verſchiedene Denkmäler, die das Andenken jener Rieſen zurückrufen, deren die Geſchichte von Peru erwähnt und die eines Laſters wegen, das ſchon den Städten Sodom und Gomorrha die Züchtigung des Himmels zuzog, vom Blitze vernichtet ſein ſollen. Es hat ſich hievon bei den Indianern folgende Sage erhalten. Eine Sündfluth nöthigte ihre Vorfahren, ſich auf die höchſten Berge zu flüchten; als das Waſſer wieder in's Meer getreten war und ſie in ihre Thäler zurückkehren wollten, fänden ſie

---

[1] Vater, Unterſuchungen über Amerika, S. 54.

[2] Mithridates, 3. Th. 2. Abth. S. 406.

[3] Vater, Unterſuchungen, S. 171. Grellmann, a. a. O. S. 234 und 237. Kogalnitchan, a. a. O. S. 62 f. S. 68 unter leblos, Leiche, ſterben.

[4] Pfefferkorn, Beſchreibung der Landſchaft Sonora, Köln 1794, 2. B. S. 253.

[5] Orbigny, a. a. O. S. 241.

Männer von außerordentlicher Größe, die einen grauſamen Krieg mit ihnen anfingen. Wer ihrer Verfolgung entwiſchte, verbarg ſich in die Höhlen der Berge. Hier wohnten die Indianer viele Jahre lang, bis ſie endlich in der Luft einen Jüngling erblickten, der mit Blitz und Donner ihre Unterdrücker zerſchmetterte und ſie wieder in den friedlichen Beſitz ihrer alten Wohnungen ſetzte« [1]. Mehrere Sagen der Geneſis finden hier ihren Anklang, die Rieſen vor der Fluth, die Fluth ſelbſt, der Thurmbau zu Babel, Sodom und Gomorrha; von Fluthſagen iſt Auſtralien und Amerika voll, mehrfach ertönt in letzterem Welttheil die Tradition von der Sprachenverwirrung; Schöpfung eines Menſchenpaares, Entſtehung des Weibes aus der Rippe des Mannes, Sündenfall, Schlange mit der Frucht, Kain und Abel, die Abſtammung von einem Manne mit 12 Söhnen, Analogieen der Tradition zu den ägyptiſchen Plagen werden angetroffen; insbeſondere tritt uns die Sage vom Thurmbau in frappant einheimiſcher Geſtalt entgegen, in jener Tradition der Chiapaneſen nehmlich, daß Wotan — ein Enkel des ehrwürdigen alten Mannes, der die große Arche baute, um bei der großen Fluth ſich und ſeine Familie zu retten, und einer der berühmten Männer, nach welchen die 20 Tage der chiapaneſiſchen Monate benannt ſind — bei dem großen Bau geweſen, der auf Befehl ſeines Oheims bis zu den Wolken emporgeführt werden ſollte, daß damals jedes Volk ſeine eigene Sprache bekam, und daß jener Wotan von Gott den Auftrag erhalten, die Eintheilung des Landes Anahuac (Mexiko's) zu machen [2]. »Die Sagen der

---

[1] Zur Kunde fremder Völker und Länder, aus franzöſiſchen Miſſionsberichten, Leipzig 1782, 2. B. S. 141.

[2] S. bis auf ausführlichere Darſtellung dieſer Ueberlieferungen unſere obige Abhandlung über den Molochdienſt, den Aufſatz über die Zwölfzahl bei den Eingebornen Amerika's, im Märzheft des Athenäums 1839, S. 75 ff., C. Colton, im Baſeler Miſſionsmagazin 1834, S. 498 ff. Clavigero, Geſchichte von Mexiko I. S. 133 f. 138. 164 f. 344 f. 412 f. 625. 633. II. S. 280 f. 282. 336 f. Deuber, Geſchichte der

Geneſis«, ſagt Bohlen, »klingen in den älteſten helleniſchen wieder, ja ſie fanden ſich bei der Entdeckung von Amerika bei Peruanern, Braſilianern und Mexikanern; alle dieſe Völker wußten von einer Fluth und einem Kaſten mit Thieren, von Erfindung der Waffen und vom Todtſchlage. Es fanden

---

Schiffahrt im atlantiſchen Ocean, Bamberg 1814, S. 84 ff. Ph. Salvator Gilii saggio di storia naturale civile e sacra de' regni e delle provincie spagnuole di terra ferma nell' America meridionale, Rom 1782, in deutſchem Auszuge von Sprengel: Nachrichten vom Lande Guiana u. ſ. w., Hamburg 1785, S. 441, wo die Schöpfung des Lichtes vor der Sonne und die des Weibes aus der Rippe des ſchlafenden Mannes, de la Borde, Reiſe zu den Caraiben, deutſch in Schad's Ueberſetzung der Reiſen des Pater Labat, Nürnb. 1782, 1. Th. S. 384 f., wo Sündfluth und Schlangendämon mit Baum und Frucht, Barläus, braſilianiſche Geſchichte, Cleve 1659, S. 711, wo bei Sündenfall und Verluſte des Paradieſes der Fuchs die Rolle der Schlange ſpielt, Quandt, Nachricht von Surinam und ſeinen Einwohnern, Görlitz 1807, S. 257, wo Schöpfung, Sündenfall, Verluſt der Unſterblichkeit und ägyptiſche Finſterniß, und James Athearn Jones, traditions of the North-American Indians, London 1830, wo namentlich eine Erzählung der Hundsrippen-Indianer mit der bibliſchen Schöpfungs-, Sündenfalls- und Fluthgeſchichte, ſowie mit der babyloniſchen Sprachverwirrung ſtimmt; der letzteren entſpricht auch eine Sage der Bomelmeek-Indianer eben daſelbſt, die bekannte mexikaniſche und eine irokeſiſche, ſ. Neorama von Carové, Leipzig 1838, 3. Th. S. 394. Die Fluthſage findet ſich nicht nur in der ſemitiſchen Form und mit allen Zügen der bibliſchen Ueberlieferung, ſondern auch das, was die Griechen von Deukalion und Pyrrha und den durch dieſe entſtandenen neuen Menſchen ſagen, erzählt eine amerikaniſche Tradition, welcher A. v. Humboldt und Ph. Salvator Gilii gedenken; nur ſetzen die Amerikaner ſtatt der rückwärts geworfenen Steine die Früchte und Kerne der Mauritia-Palme, Humboldt, Reiſe in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents, 3. Th. S. 406. Es will ſogar ſcheinen, als ſei der Name Deukalion ein amerikaniſcher; denn die Eingebornen von Weſt-Caledonia auf der Nordweſtküſte von Amerika, die ihre Reiſe in Kähnen machen, nennen ſich Ta-Culliee, Waſſerwanderer; dieſelben ſagen auch von einer Sündfluth und einem einzigen aus ihr geretteten Menſchenpaare, Braunſchweig, a. a. O. S. 16. 18. So ſcheint unter Anderem auch der Name Hellen amerikaniſch und eigentlich ſo viel als Menſch überhaupt zu ſein; denn eleno bedeutet im Schawaneſiſchen, lenno im Delawariſchen Mann, und die Delawaſich ähnliche Vorſtellungen von der Schöpfung; die Einwohner von Mexiko und Cuba ſprachen ſelbſt von einem Menſchen, der ſich mit ſeinem Weibe in einem Nachen gerettet und einen kleinen Vogel entlaſſen, der einen grünen Zweig gebracht; aber den babyloniſchen Thurm kannten ſie nicht, ſo wenig, wie die Indier und Griechen, weil dieſer Mythus lokal iſt; ſie kannten nicht den Jehova, nicht die hebräiſchen Propheten, welche doch bei einer Sage aus dem Judenthum gewiß wichtig waren; wohl aber war bei den Irokeſen die Vorſtellung von dem indiſch-griechiſchen Höllenfluſſe und der mythiſchen Schildkröte, welche die Erde trägt« 1). In Hinſicht des babyloniſchen Thurmes und des Jehova irrt ſich der gelehrte Mann; nichts iſt einheimiſcher im alten Amerika, als die Sage vom Thurmbau und der Sprachenverwirrung oder Sprachenſpaltung, wie denn Amerika auch in der That die Heimath einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Sprachen und Dialekten iſt 2), und den Jehova Amerika's haben wir

---

ren nennen ſich lenni lenape, urſprüngliches Volk, Aſſall, a. a. O. S. 104. Heckewelder, Nachricht von der Geſchichte, den Sitten und Gebräuchen der indianiſchen Völkerſchaften von Heſſe und Schulz, Göttingen 1821, S. 24, Mithridates, von Adelung und Vater, 3. Th. 3. Abth. S. 361. 363. 415, wo Schawano ilenni, illenni, Miami helaniah, Illinois illini, Meſſiſaugers linneeh, Menſch.

1) Altes Indien, 1. Th. S. 217 f. Latiſau bei Baumgarten, a. a. O. 1. Th. S. 45. Nouveau voyage d'un pays plus grand que l'Europe, par Louis Hennepin, Utrecht 1698, S. 117. Deuber, a. a. O. S. 85. Heckewelder, a. a. O. S. 434 u. 527. „Einer der Stämme der Delavaren oder Lenape, der den Namen der Schildkröte führt, macht auf einen Vorrang vor den andern Anſpruch, weil er der großen Schildkröte verwandt ſei, welche dieſe große Inſel (Amerika) auf dem Rücken trage, und deren Bewegung die Erdbeben verurſache.

2) Vergl. Vater, Unterſuchungen über Amerika's Bevölkerung, Leipzig 1810, S. 92 — 100. Jefferſon, notes on the state of Virginia, London 1787, S. 162 ff. bemerkt, man finde, wenn man die Sprachen der Völker in Amerika und Aſien nach ihrer wahrſcheinlichen Abſtammung ordne, immer zwanzig verſchiedene in Amerika gegen eine in Aſien, nehmlich in dem Grate verſchiedene, daß alle Aehnlichkeit zwiſchen ihnen ver-

ſchon oben in der Abhandlung über den Molochdienſt nachgewieſen, daſelbſt auch von der in Guiana geſehenen merkwürdigen Pyramide des böſen Geiſtes Jawahu geſprochen. In A. v. Humboldt's Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes du nouveau continent findet man eine Beſchreibung der Bauart jener Teocallis oder mexikaniſchen Pyramiden mit der Architectur des Belustempels verglichen, die Arabesken, womit die Ruinen von Mitla bedeckt ſind, Idole aus Baſalt mit der Calantica der Iſisköpfe verziert [1], und eine große Anzahl ſymboliſcher Gemälde, welche die Frau mit der Schlange — die mexikaniſche Eva —, die Sündfluth von Coxcox und die erſten Wanderungen der Völker von aztekiſchem Stamme vorſtellen. Der Verfaſſer bemüht ſich, die

---

ſchwunden ſei. Nach einer zu Lima auf Befehl des Biſchofs Urban von Matha gedruckten ſpaniſchen Nachricht über das Land der Moxes, ſprechen die unter dieſem Namen begriffenen Völkerſchaften neun und dreißig Sprachen, die nicht das mindeſte Verhältniß zu einander haben, — „das ſichtbare Werk des Teufels,“ ſetzt der Biſchof von Lima hinzu, „der durch dieſe Sprachverwirrung die Verbreitung des Evangeliums erſchweren wollte.“ Zur Kunde fremder Völker und Länder, aus franzöſiſchen Miſſionsberichten, Leipzig 1782, 2. B. S. 199. Clavigero, in Mexiko geboren, zählte hier fünf und dreißig noch jetzt bekannt gebliebene Sprachen; am Maragnon zählten die Portugieſen im Anfange des 18. Jahrhunderts deren hundert und fünfzig. „In Südamerika, namentlich in Guiana und Columbia, zeigt ſich eine unzähliche Mannigfaltigkeit von Sprachen auf kleinem Terrain und bei geringer Menſchenzahl. Humboldt zählt unter einer Volkszahl von 60 — 80,000 Individuen mehr als 200 Sprachen — eine der merkwürdigſten Erſcheinungen.“ Braunſchweig, a. a. O. S. 7. 9. 22. 24. 27 f. Bekannt iſt die Verſchiedenheit der karibiſchen Männer- und Weiberſprache. De la Borde, von dieſer Erſcheinung ſprechend, ſetzt hinzu: „Wenn die Alten eine Kriegsunternehmung verabreden, bedienen ſie ſich einer kauderwelſchen Sprache, von der die Jüngeren nichts verſtehen.“ S. Pater Labat's Reiſen nach Weſtindien von Schad, Nürnberg 1782, 1. B. S. 455 f.

[1] Die Büſte einer mexikaniſchen Prieſterin, deren Kopfanzug der calantica der Iſisköpfe, der Sphinxe und anderer ägyptiſcher Bilder ähnlich und mit Perlen geſchmückt iſt, ſ. Atlas pittoresque, pl. 1 u. 2.

Aehnlichkeiten zu zeigen, die theils der toltekiſche Calender und die Cataſterismen des toltekiſchen Thierkreiſes mit der Zeitrechnung der tartariſchen und tibetaniſchen Völker, theils die mexikaniſchen Traditionen über die vier Erdregenerationen mit den Pralayas der Hindus und den vier Weltaltern des Heſiodus haben. Er theilt auch Fragmente von den mexikaniſchen Handſchriften mit, die ſich zu Rom, Veletri, Wien und Dresden befinden, und wovon die letztere durch Linearſymbole an die Kouas der Chineſen erinnert. »Gabriel von Cabrera«, ſagt derſelbe berühmte Forſcher an einem anderen Orte, »fand auf Cuba eine Ueberlieferung, welche jener der Völker von ſemitiſcher Race von Noah gleicht, der zum erſten Male die Wirkungen eines durch Gährung erzeugten Getränkes verſpürte. Er ſetzt hinzu, es knüpfe ſich an dieſe Ueberlieferung die Vorſtellung von zwei Menſchenracen, einer nackten und einer bekleideten. Sollte Cabrera einen neuen Zug beigefügt haben zu den Analogieen des Weibes mit der Schlange, des Kampfes der zwei Brüder, der großen Waſſerfluth, der Flöße von Coxcox, des Ausſpähervogels und ſo manch anderer Mythen, die uns unzweifelhaft darthun, daß ein Zuſammenhang alter Ueberlieferungen zwiſchen den Völkern beider Welten vorhanden war?« [1]). Die Gewißheit eines ſolchen Zuſammenhanges treibt zu der Frage nach der Art derſelben; die Wahrnehmung der zwiſchen beiden Hemiſphären Statt findenden Einheiten der Tradition, Vorſtellung, Sitte und Cultusweiſe, wie ſie zerſtreuter Weiſe ſehr häufig vorkommt, auch ſchon mancherlei Zuſammenſtellungen zu verſchiedenem Zwecke veranlaßt hat, iſt ein Räthſel, das ſeine Löſung verlangt und deſſen Löſung zwar unmöglich ſcheint, es aber vielleicht nicht wäre, wenn nicht gewiſſe Vorurtheile unſere Augen verblendeten und die durch Völkerwanderungen und Anſiedelung von Völkerſtämmen und Völkerſagen in fremden Regionen verrückten und aus ihrer wahren Lage gebrachten Schauplätze alter Geſchichten und

---

[1]) Humboldt, Reiſe in die Aequinoctialgegenden, 6. Th. S. 179.

Ueberlieferungen nicht fort und fort die Forſchung neckten. Was ich meine, iſt dies, daß es einſt eine Zeit gegeben, in welcher die von uns ſogenannte alte Welt die neue, und die von uns ſogenannte neue die alte war, und daß eine Menge Geſchichten und Traditionen der Vorzeit, von denen wir uns gar nicht einfallen laſſen, daß ſie einer andern, als unſerer Hemiſphäre angehören könnten, daß namentlich alle bibliſchen Geſchichten vor dem Zuge Iſrael's aus Aegypten, d. h. aus Amerika, der ſogenannten alten Welt eigentlich ganz fremd und nach Amerika und Auſtralien zurück zu verlegen ſind, von wo ſie durch auswandernde, ſich ihrer alten Wohnſitze entfremdende und außer allen Zuſammenhang mit ihnen gerathende Völkerſchaften herübergebracht und in den beſetzten, mit den Namen der alten Wohnſitze belegten neuen Regionen einheimiſch gemacht und lokaliſirt worden ſind. Aſiens und Afrika's alte Culturzuſtände und Cultusweiſen ſind nur der Widerſchein, die Fortſetzung und Fortentwicklung von ſolchen, die urſprünglich dem alten, vorhiſtoriſchen Amerika, ja vielleicht gar einem jetzt nicht mehr exiſtirenden, im ſtillen Meere gelegenen Continente angehören, der durch eine große Kataſtrophe — die Sündfluth der Bibel — vernichtet ward, und bei ſeinem Untergange als Reſte ſeines Daſeins jene über den Ocean zerſtreuten zahlreichen Gebirgsinſeln Auſtraliens zurückließ. Es kommt Vieles zuſammen, um mich glauben zu laſſen, daß auf dieſem Continente das in der bibliſchen Urkunde beſchriebene Paradies gelegen [1]), ſo wie auch, daß eben derſelbe die Atlantis der ägyptiſchen Prieſterſage bei Plato im Timäus und Critias war, die zugleich mit dem geſammten Geſchlechte einer urgewaltigen, das Vorbild der ägyptiſchen Staatseinrichtungen geweſenen, auf dem gegenüberliegenden Feſtlande gelegenen Stadt Athen zu Grunde gegangen ſein ſoll [1]). Wenn dieſes Athen das bekannte griechiſch-europäiſche geweſen ſein ſoll, ſo iſt mit der Sache gar nichts anzufangen, und dieſe die Wißbegierde ſo eigenthümlich reizende Tradition bleibt ein ewig täuſchendes, ſich nie auf den feſten Boden der Geſchichte herablaſſendes Luftgebild. Aber Athen, Athenai iſt ein amerikaniſches Wort, und die ägyptiſchen Prieſter, wenn ſie von jenen uralten Kämpfen Athens mit der Atlantis und der furchtbaren Kataſtrophe erzählen, welche beide zu Grunde richteten, erzählten auſtraliſche und amerikaniſche Urgeſchichten. Athenai nehmlich iſt das indianiſche otaeney, welches einfach Stadt bedeutet [1]), und die untergegangene amerikaniſch-ägyptiſche Stadt, die ein ähnliches Schickſal, wie im Jahre 1746 die vom Meere verſchlungene Küſtenſtadt Callao erfuhr, hieß die Stadt κατ' ἐξοχήν, wie Rom auch urbs, die Stadt, hieß. Daß einſt zwiſchen den Bewohnern Amerika's, der Inſeln des ſtillen Meeres, des indiſchen und japaniſchen Archipelagus eine Verbindung Statt gefunden, iſt durch Nachweiſung vieler frappanter Uebereinſtimmungen erwieſen, namentlich weiſen die Denkmäler von Palemque, ſelbſt was die Geſichtsbildung der menſchlichen Figuren betrifft, auf die Inſelwelt des ſtillen Meeres hin [2]). Der mit den Fluthſagen verknüpfte Name Noach, Noah, Noe, phrygiſch auf Münzen von Apamea No, ſcheint in Auſtralien urheimiſch und Name des

---

[1]) Aus naturwiſſenſchaftlichen Gründen verlegte ſchon der Kanzler von Autenrieth die Entſtehung des Menſchen und das bibliſche Paradies in die Südſee, ſ. deſſen Reden über den Menſchen, Tübingen 1826, S. 7 ff.; eine ähnliche Richtung auf dieſen Punkt nimmt neueſtens Haug, ſ. deſſen allgemeine Geſchichte, Stuttgart 1841, 1. B. S. 77, wo an javaniſche Sagen von Zertrümmerung eines Continents erinnert und vermuthet wird, daß dort in der überſchwänglich reichen Naturfülle, dem Vaterlande des Piſangs und der Brodfrucht, das älteſte Verbreitungscentrum des Menſchen geweſen.

---

[1]) Der ſchönſte und fruchtbarſte Theil der Atlantis war, nach Plato, (Critias, S. 158 der Beckerſchen Ausgabe) eine in der Mitte gelegene Ebene, welche wohl mit dem bibliſchen Eden in Eins zuſammenfallen möchte. Auch wohnte auf der Atlantis einer der aus der Erde geborenen Menſchen, und mit deſſen Tochter Clito zeugt Poſeidon die zehn atlantiſchen Fürſten und Stammhäupter, welche die zehn Theile der Atlantis beherrſchen und viel Analogie mit den zwölf Söhnen Iſraels und Stammvätern der iſraelitiſchen Stämme haben. Wie unter dieſen Ruben — der aber 1 Moſ. 49, 4 ſeiner Würde entſetzt erſcheint — ſo hat unter den Atlantikern Atlas, der älteſte jener Zehn, die Oberherrſchaft; einer der zehn atlantiſchen Könige hieß Gadeiros, auf griechiſch Eumelos, der Schafreiche, vergl. hebr. gader, Mauer, gederah, die Mauer, welche die Hirten auf den Triften errichten, um ihr Vieh zu ſichern. Die übrigen Namen werden, der Erklärung im Critias zufolge, nur in griechiſcher Ueberſetzung gegeben, ſcheinen jedoch zum Theil nur gräciſirt, griechiſch lautend gemacht zu ſein, wie Atlas, Atlantis, welchem Namen ſo anlockend der entſpricht, den die Mexikaner ihrem alten nördlichen Vaterland Aztlan geben. Der Name Eudämon, der Glückliche, wäre als Ueberſetzung den hebräiſchen Stammnamen Gad und Aſcher analog, die daſſelbe bedeuten. Das im Critias S. 171 beſchriebene Bundesopfer der verſammelten atlantiſchen Oberhäupter entſpricht auf's frappanteſte der Stelle 2 Moſ. 24, 4 — 5; auch hat ſich ein Nachklang dieſer Ceremonie auf den Inſeln des ſtillen Meeres erhalten; nach Ellis Beſchreibung in deſſen Reiſe durch Hawaji, Hamburg 1827, S. 80, begaben ſich die ſandwichinſulaniſchen Oberhäupter und Prieſter zum Behuf eines Friedensſchluſſes in einen Tempel, wo ein Thier geſchlachtet, das Blut deſſelben in ein Gefäß gegoſſen und ſodann ausgegoſſen ward. Was den über den Uebertreter des atlantiſchen Geſetzes ausgeſprochenen Fluch betrifft, vergl. 5 Moſ. 27, 11 ff.

---

1) Heckewelder, Nachrichten von den indianiſchen Völkerſchaften, Göttingen 1821, S. 188. Daſſelbe Wort iſt übrigens wohl auch der Name der griechiſchen Stadt. Ich habe ſchon oben einige griechiſche Wörter und Namen aus dem Amerikaniſchen erklärt. Auch der Name der atheniſchen Göttin Pallas iſt amerikaniſch, palla war ein Titel, den peruaniſche Frauen von königlichem Geblüte führten, Pele hieß eine große Göttin der Sandwich-Inſeln, hebr. baal, Herr, baalah, Herrin, Bel, der Gott Bel, Belus der Babylonier. Babel heißt Burg des Bel, vom auſtraliſchen pa, Bergveſte, Burg; Baſeler Miſſionsmagazin 1836, S. 627.

2) Braunſchweig, a. a. O. S. 79. 92 ff. Ellis, Reiſe durch Hawaji, Hamburg 1827, S. 244: „Man kann manche Aehnlichkeit zwiſchen den Ureinwohnern Amerika's und den Oſt-Inſulanern des ſtillen Meeres entdecken, wie in Hinſicht der Kriegsgebräuche, der Werkzeuge, der körperlichen Uebungen, der Flöße oder Kanoes, der Behandlung der Kinder, der Art, die Haare zu tragen, des Federſchmuckes der Oberhäupter und Mädchen, beſonders der Kleidung der letzteren, welche, dem Schnitte und Gebrauch nach völlig mit der peruaniſchen übereinſtimmt." S. auch Aſſall, a. a. O. S. 95 u. 85.

hier zertrümmerten Continentes und mit ihm zu Grunde gegangenen auſtraliſchen Urreiches geweſen zu ſein. Nach der Tradition der Societäts-Inſeln haben die großen Götter der Inſulaner einmal im Zorne die ganze Welt zerbrochen, und ſämmtliche Inſeln umher ſind nur kleine Theile von venua noi, dem großen Lande, das zertrümmert ward [1]). Otaheite nue, Groß-Tahiti, heißt die größere Halbinſel von Tahiti oder Otaheiti, jeri nue heißt auf den Sandwich-Inſeln großer Chef [2]), und nue, nui bedeutet auf tahitiſch, marqueſaniſch, neuſeeländiſch und hawaijianiſch groß [3]); in Amerika begegnet Maja noh, groß [4]), vergl. hebr. נה, noah, etwas Großes, Schönes, Herrliches [5]), arab. נאה, eminuit, admiratione affecit, placuit, נאיה, eminens, in Afrika koptiſch naa, tigriſch nauy, groß [6]), und die Einwohner der Inſel Huaheine hatten eine Gottheit, Namens Noa, welche ſie als einen furchtbaren Rieſen beſchrieben, der ein zerſtörendes Werkzeug in der Rechten führte, womit er jeden Begegnenden niederſchlug, dabei aber milde gegen die Beſiegten war und alle ſchützte, die vor ihren Feinden bei ihm Schutz ſuchten [7]) — offenbar die Perſonification eines mächtigen Reiches, das ſich als furchtbar den Feinden, milde den Beſiegten und hülfreich den Schutz Suchenden bezeichnete. Das war nun wohl jenes im ſtillen Meere gelegene atlantiſche Reich und ſein Herrſchergeſchlecht, und nichts Anderes, als dieſe Perſonification ſcheint auch der bibliſche Noah zu ſein, ſo wie ſeine Söhne nichts Anderes, als Bezeichnung dreier Menſchenſtämme, aus denen die Bevölkerung dieſes Reiches beſtand; vergl. in letzterer Beziehung das apokryphiſche Buch Henoch, wo Noah mit drei

---

[1]) Miſſionsreiſe ins ſüdliche ſtille Meer mit dem Schiffe Duff unter James Wilſon, Wien 1801, S. 537.

[2]) Kotzebue, Entdeckungsreiſe, 2. B. S. 115.

[3]) Baſeler Miſſionsmagazin 1838, S. 163.

[4]) Mithridates, 3. Th. III. S. 15. [5]) Ezech. 7, 11.

[6]) Mithridates, 3. Th. I. S. 77.

[7]) Baſeler Miſſionsmagazin 1832, S. 156.

Gefährten in der Arche ſchwimmt, von denen der eine weiß, der andere roth, der dritte ſchwarz iſt [1]. Das »rückwärts Zuſammentreffen der drei Hauptracen des jetzigen Menſchengeſchlechtes, der europäiſch-kaukaſiſchen, der amerikaniſch-mongoliſchen und der der Neger in Auſtralien« hat ſchon Autenrieth geltend gemacht; öfters haben hier Entdecker und Reiſende eine drei- und mehrfache Färbung der Bevölkerung auf einem Punkte bemerkt, und dieſe als »kupferroth, weiß und ſchwarz — gelbbraun, ſchwarz und weiß wie Europäer — ſchwarz, weiß, gelb und ſchwarzbraun — gelbbräunlich, von dunklerer Farbe ſeiend und ganz weiß — kupferfarbig mit glatten, langen Haaren, weiß mit rothen Haaren, Mulatten mit krauſem Haare« beſtimmt [2]. So erklärt ſich auch am beſten der trunkene Noah, indem dieſe Darſtellung auf die bekannte Kava-Berauſchung der Bewohner des ſtillen Meeres geht, wobei die intereſſante Thatſache zu beachten, daß die Chileſen in Amerika einen Trank haben, den ſie Kawau nennen und der wie der Kava der Südſee bereitet wird [3]. Die Hottentotten erzählten, ihr Gott Tiqkoa habe einen Mann Noh und eine Frau Hingnoh in ihr Land geſchickt, und das ſeien ihre erſten Eltern geweſen [4], was wohl eine Herkunft aus jenem untergegangenen Continente bezeichnet, der vermittelnd zwiſchen Aſien, Amerika und Afrika lag und in dieſe drei Welttheile Colonieen ſandte. Diejenigen, welche Amerika durch Juden bevölkern laſſen, ſtützen ſich auf eine amerikaniſche Tradition, nach welcher von zehn Theilen der indianiſchen Voreltern neun über den großen Strom gegangen, und man glaubt hier offenbar das iſraelitiſche Zehnſtämmereich zu ſehen, das, in die Gefangenſchaft geſchleppt, einen Weg nach Amerika gefunden [1]). Allein auch auf der Atlantis blühte, nach Plato, ein in zehn Theile getheiltes Reich, und von dieſem her war es wohl, daß die Amerikaner einwanderten. Bei den Schavaneſen fand ſich die Sage, daß ihre Väter vor grauen Zeiten über das Meer gekommen; woher, wußten ſie nicht, aber ſie feierten ein Jahresfeſt zur Erinnerung an die glückliche Ankunft ihrer Vorfahren [2]). Daß die Hebräer über ein Gewäſſer gekommen, beurkundet noch ihr Name; denn ſie heißen **Eber**, **Ibrim**, von abar, über ein Gewäſſer ſetzen, eber, das jenſeits eines Gewäſſers gelegene Land, el eber hajjam, über das Meer hin; insbeſondere heißt Abraham **Ibri**, der Fremdling jenſeits der Gewäſſer her, d. h. der Auſtralier. Wenn man in der bibliſchen Genealogie von Sem bis Abraham die Namen **Schelach**, **Eber**, **Peleg**, **Reu** und **Serug** [3]) unterſucht, ſo kann man darin die verſteckte Notiz einer Auswanderung über's Meer und der Zerreißung einer völkerſchaftlichen Einheit erkennen. Der Name Schelach drückt Entſendung, Miſſion, Auswanderung aus, Eber mit Peleg zuſammen den Uebergang über's Meer, peleg bedeutet in unſerem Hebr. Bach, hat aber im Griechiſchen pelagos die Bedeutung Meer bewahrt, Reu und Serug zuſammen beſagt: Zerreißung des Bandes, vergl. רעע, zerbrechen, zertrümmern, und die Formen sarach, sarag, verflechten, verſchlingen, seroch, Schnur. Abraham's Opferplatz **Moria** iſt ein auſtraliſcher **Morai** geweſen, wie nehmlich die Opferplätze, Götzenhaine und heiligen Einſchließungen auf den Inſeln der Südſee heißen; die Societätsinſel Eimeo wird von den Eingebornen **Morea**,

---

[1] Hoffmann, das Buch Henoch, Jena 1838, 2. Abth. S. 712.

[2] Autenrieth, über den Menſchen, Tübingen 1825, S. 10. Alexander Dalrymple, hiſtoriſche Sammlung der Reiſen nach der Südſee im 16., 17. u. 18. Jahrhundert, Hamburg 1780, S. 47. 168. 119. 122. 132.

[3] Chamiſſo, bei Kotzebue a. a. O. 3. Th. S. 50. Ein eben ſo durch Kauen bereiteter, von Murr a. a. O. S. 279 ebenfalls mit dem Kava der Südſee verglichener Trank iſt der der Völker von Malnas, Maſſato genannt.

[4] M. Peter Kolbens Beſchreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, Frankfurt und Leipzig 1745, S. 21.

---

[1]) Baſeler Miſſionsmagazin 1834, S. 497.

[2]) Affall, Nachrichten über die Einwohner von Nordamerika, herausgegeben von Mone, Heidelberg 1827, S. 87.

[3]) 1 Moſ. 11, 12 ff.

Muria genannt [1]) — vielleicht daſſelbe Wort. Morai heißt auch ein alter Heiau oder Tempel der Sandwichsinſel Hawaji [2]). Es kommt in der Geſchichte Abrahams auch die Terebinthe More, wie im Deuteronomium die Terebinthen More, vor; auch wohnt derſelbe unter den Terebinthen des Mamre, und unter den Terebinthen des Mamre erſcheint ihm Jehova in dreifacher Geſtalt [3]). Die Bewohner von Radack haben heilige Cocospalmen, in deren Krone ſich ihr Gott Anis niederläßt [4]), und auf Huaheine war ein prächtiger Baum, der mit ſeinen ſich in die Erde ſenkenden und zu neuen Bäumen emporwachſenden Zweigen einen Hain bildete, der dem höchſten Schutzgotte der Inſel, Tani; heilig war, und an deſſen Zweige man Menſchenopfer hing [5]). Beſonders aber kommen hier jene amerikaniſchen Rieſencypreſſen in Betracht, wovon dreie zur Bildung eines altindianiſchen Heiligthums gehörten. In dem zapotekiſchen Dorfe Santa Maria del Tule öſtlich von der Stadt Oajaca erhebt ſich innerhalb der Mauer, welche die Kirche umgiebt, eine Rieſencypreſſe (cupressus disticha L.), die älter iſt, als die ſpaniſche Invaſion, deren Stamm 124 ſpaniſche Fuß im Umfang hat, und aus welcher oben, wo ſie ſich in Zweige ſpaltet, etwa

---

[1]) Miſſionsreiſe in's ſüdliche ſtille Meer, S. 52. Cook's dritte und letzte Reiſe von Wetzel, 2. Th. S. 323. Nach Forſter iſt Morea ein Bezirk der Inſel Eimeo. Eine andere Societäts-Inſel heißt Maurua

[2]) W. Ellis, Reiſe durch Hawaji, S. 28.

[3]) 1 Moſ. 12, 6. 5. Moſ. 11, 30. 1 Moſ. 13, 18 u. 18, 1 ff.

[4]) A. v. Chamiſſo, Werke, 2. B. S. 220.

[5]) Baſeler Miſſionsmagazin 1832, S. 140: „In der Nähe des Baumes befindet ſich ein heidniſcher Götzentempel, in welchem die Regenten der Inſel begraben liegen und wo ſie am Fuße des heiligen Berges, unter dem Schatten des prachtvollen Toa, in mehr als orientaliſcher Verzierung neben einander auf dem Lager ruhen.“ Der Name Tani bedeutet den Gott, den erſten Menſchen und einen Ehemann, ebendaſ. S. 155, hebr adonai, adon, Herr, Gott, Eheherr, abgeleitet von din, dun, herrſchen; ſo auch das hebr. baal, Herr, Gott und Gemahl.

25 Fuß über dem Boden eine Quelle rinnt. »Die alten Indianer hielten dieſen Baum für heilig. Faſt immer findet man drei davon in der Nähe der Ruinen alter Adoratorien, oft in Gegenden, in denen die Natur den Baum urſprünglich nicht hervorbringt, und wohin er nur aus weiter Ferne gebracht ſein kann. Auch zu Tule, deſſen Kirche, wie faſt alle in altindianiſchen Orten, auf dem Platze des alten heidniſchen Adoratoriums erbaut iſt, ſind drei dieſer Cypreſſen vorhanden. Die erſte iſt die beſchriebene; eine zweite ſteht, nicht weit von dieſer, neben der Südoſtſeite der Kirche noch innerhalb der Mauer, eine dritte außerhalb derſelben, nordweſtlich von der erſten, kaum weiter von ihr entfernt, als die zweite. Beide, beſonders die innerhalb der Mauer, deren Stamm etwa ſechs Fuß im Durchmeſſer hat, ſind ebenfalls ſehr große Bäume. Zu Mitla, in der Nähe der Paläſte, finden ſich ebenfalls drei dieſer Cypreſſen« 1). Eine amerikaniſche Reiſebeſchreibung giebt Folgendes an: »In der ganzen Provinz (des Staates Oaxaca in den vereinigten Staaten von Mexiko), beſonders auf dem halben Wege von der Küſte in der gemäßigten Gegend (tierra templada), drei Stunden von der Hauptſtadt, findet ſich der ungeheuere Stamm der cupressus disticha, der 36 Metres im Umfange hat. Dieſer alte Baum iſt dicker als alle Boababs Afrika's, was minder erſtaunlich ausſieht, ſeit Anza entdeckt hat, daß er die Vereinigung von drei verſchiedenen Stämmen iſt« 2). Es bezog ſich dieſer Baum wohl auf eine im alten Amerika verehrte Götterdreiheit, wie wir ſie in der Geſchichte Abrahams finden. So wie dieſem unter den Terebinthen des Mamre drei Männer erſcheinen, die ſich als Jehova offenbaren, ſo begleiten ihn auch drei Männer in den Krieg, von denen einer den Namen Mamre führt; die drei zuſammen heißen Eſchkol, Aner und Mamre, die Geneſis macht ſie zu drei Brüdern, und Abraham eifert

---

1) Ausland 1840, Nr. 10, S. 37.

2) Orbigny, a. a. O. S. 260.

dafür, daß dieſelben ihren Antheil bekommen, die Kriegsgefangenen nehmlich, welche der König von Sodom von Abraham zu erhalten wünſcht, das heißt: es ſollen dieſe Gefangenen dem dreifachen Gotte Abrahams zum Opfer fallen, und der König von Sodom, als ein Gegner des Menſchenopferdienſtes, ſucht ſie durch Verzichtleiſtung auf die erbeutete Habe dieſem Schickſale zu entreißen, wogegen Abraham mit fanatiſcher Uneigennützigkeit allen Gewinn aufopfert, um den Göttern ſeines Cultus zu genügen — »ſie ſollen ihren Antheil haben!« [1]). Sei es, daß hier die bibliſche Relation den eigentlichen Sinn der von ihr behandelten Ueberlieferung abſichtlich verbirgt, oder daß ſie ihn ſelbſt nicht mehr kennt; der Zuſammenhang der Sache iſt klar und entſcheidend genug. Auch der amerikaniſche Gott Bochica (Botſchika) führte drei Namen; nehmlich Bochica, Nemquetcba und Zuha, ebenſo ſeine Frau, welche Chia, Yubecayguara und Huythaca hieß [2]). Daß aber Abraham, der nie ein Land unſerer Hemiſphäre betrat, in Aſien und Afrika herumgezogen ſein ſoll, iſt nicht wunderbarer, als daß unſer in Amerika angeſiedeltes Chriſtenthum ſchon jetzt ſeine Heiligen-Legenden hierhin verlegt und der heilige Antonius eine Stunde weit von Potoſi mit dem Teufel gekämpft haben ſoll [3]). Wo das Ur lag, aus welchem Abraham gekommen ſein ſoll, glaube ich beſtimmt nachweiſen zu können; es iſt die Sandwich-Inſel Hawaji mit ihrem göttlich verehrten Vulkane geweſen, welche die Feuerinſel Ur (hebr. ur, Feuer) hieß [4]), und wo ſich noch unverkennbare Traditionen von Abraham (daſelbſt Umi geheißen) und ſeinem nach rabbiniſcher Sage rieſengroßen Knechte Elieſer oder Og (dem ſandwichinſulaniſchen Kauroalani) erhalten haben. Der Ofen, in welchem Charan nach einer jüdiſchen Sage ſeinen Tod gefunden haben ſoll [1]), iſt eben jener Vulkan, in welchen der Cultus der Inſulaner zur Beſänftigung der vulkaniſchen Gottheiten Opfer warf [2]). Charan, deſſen frühzeitigen Tod in Ur die Bibel nur leiſe und wie ein gewiſſes Geheimniß verſchweigend erwähnt [3]), iſt als Opfer in den Krater des Kiraura geworfen worden [4]). Jehova erſcheint dem Abraham in Geſtalt eines

---

[1]) 1 Moſ. 14, 21 ff.

[2]) Orbigny, a. a. O. Einleit. pag. V. A. v. Humboldt, in der Cottaiſchen deutſchen Vierteljahrs-Schrift, Januar — März 1839, S. 107 ff. Den erſten ſpaniſchen Eroberern wurden Idole gezeigt, in welchen Bochica mit drei Köpfen abgebildet war, vergl. Aſſall a. a. O. S. 67, über das ſogenannte Triune-Idol, eine in Nordamerika ausgegrabene Vaſe, die aus drei Köpfen beſteht.

[3]) Orbigny, a. a. O. S. 214: „Ein Bild des h. Antonius ſteht als Beweis der Sache da, und wehe dem, der daran zu zweifeln wagt!"

[4]) Ein Diſtrikt von Hawaji heißt Ora, Ellis Reiſe durch Ha-

---

waji, Hamburg 1827, S. 157. Uri heißt der Hauptgott der Zauberer dieſer Inſel, daſ. S. 149. Daß dieſelbe gegenwärtig einen gegentheiligen Namen führt, daß ſie Hawaji, die Waſſerinſel, heißt, vergl. Baſeler Miſſionsmagazin 1832, S. 193, ſcheint von einem Zeitpunct herzurühren, in welchem Waſſerdienſt über Feuerdienſt geſiegt; denn von einem ſolchen ſprechen die Traditionen der Inſel, ſ. Ellis, a. a. O. S. 128, wo der Kampf zwiſchen dem Waſſergotte Tamapuaa und der vulkaniſchen Feuergöttin Pele beſchrieben.

1) Eiſenmenger, entdeckt. Judenth. I. S. 492.

2) Ellis, a. a. O. S. 127, vergl. 117. 22. 200. Feuer- u. Vulkanencult, und Opfer in den Krater geworfen, finden ſich auch auf Java; Stuhr, Religionsſyſtem der heidniſchen Völker des Orients, Berlin 1836, S. 324. Vulkane der Tonga-Inſeln, für Wohnſitze der Götter gehalten, ſ. im Baſeler Miſſionsmagazin 1824, S. 203. Auch die Bewohner der Fuchsinſeln halten feuerſpeiende und rauchende Berge für Wohnungen der Götter und Geiſter, und ihre Schamanen richten an dieſe Berge ihre Gebete; Baſtholm, Nachrichten zur Kenntniß des Menſchen in ſeinem wilden und rohen Zuſtande, überſ. von Wolf, Altona 1821, IV. S. 155 f. In Chili iſt ein Vulkan, in welchem, nach indianiſchem Glauben, Pillan, der mächtigſte der Götter, wohnt; Orbigny, a. a. O. S. 202.

3) 1 Moſ. 11, 28.

4) Eine Beſchreibung dieſes Kraters ſ. bei Ellis a. a. O. S. 117 ff. „Es gähnte vor uns ein ungeheurer Schlund in Form eines Halbmondes, ungefähr zwei Meilen lang, eine breit und anſcheinend 800 Fuß tief. Der Boden war mit Lava bedeckt, und ſüdweſtlich und nördlich war eine ausgedehnte Fluth von brennender Materie im Zuſtande fürchterlicher Aufwallung, ihre flammenden Wellen und feurige Branbung hin und her rollend. Ein und funfzig kegelförmige Inſelchen von ver-

Ofens und einer Feuerfackel 1) — denn Jehova iſt ein Gott des Feuers und der Zerſtörung, ſ. oben; die Geſtalt des Ofens hängt ſowohl mit auſtraliſch-amerikaniſchem und althebräiſchem Vulkanencult 2), als mit amerikaniſchem und ſemitiſchem Molochdienſt zuſammen, deſſen Idol ein Ofen oder eine geheizte Metallſtatue — ein zur Statue ausgebildeter Opferofen — war 3); was die Geſtalt der Feuerfackel betrifft, ſo erſchien auch der Kriegsgott Tairi auf den Sandwichs-Inſeln und der Gott Tani auf den Societäts-Inſeln als Flamme oder dem Schweife eines Kometen ähnlich. Auch auf Hawaji bringt Abraham-Umi der Gottheit, die ihm dies ſchreckliche Opfer vom Himmel herab befiehlt, ſein Liebſtes dar, und wie nach orientaliſcher Sage der Rieſe Og oder

---

ſchiedener Form und Größe, eben ſo viele Krater enthaltend, erhoben ſich um den Rand und über die Fläche des brennenden Sees. Zwei und zwanzig gaben beſtändig eine Maſſe grauen Dampfes oder Pyramiden von glänzenden Flammen von ſich, und verſchiedene derſelben ſpieen zu gleicher Zeit aus ihren feurigen Rachen Lavaſtröme aus, die in flammenden Strömen die ſchwarzen, gezackten Seiten hinab in die unten ſiedende Maſſe floſſen.“ — „Dies alles ſtellte ein ungeheueres vulkaniſches Rundgemälde dar, deſſen Eindruck durch das beſtändige Brüllen des großen, unterirdiſchen Ofens vermehrt wurde.“

1) 1 Moſ. 15, 17 — eine ſchon in der Abhandlung über den Molochdienſt mehrfach benutzte wichtige Stelle.

2) Der Sinai raucht wie ein Ofen, 2 Moſ. 19, 18 — derſelbe war, wie durch künftige Erörterungen klar werden ſoll, ein Vulkan des Himmelsgebirges, den die Hebräer auf ihrem Zuge durch Aſien verehrten. Daß die Phänomene, die nach Philo's Beſchreibung die Geſetzgebung Jehova's auf dem Sinai begleiten, „lebhaft an den Ausbruch eines feuerſpeienden Berges“ erinnern, bemerkt Gfrörer, Jahrhundert des Heils, Stuttg. 1838, 2. Abth. S. 397.

3) S. unſere obige Abhandlung über den Molochdienſt, Loskiel, Miſſionsgeſchichte S. 55 ff., wo ein amerikaniſcher Ofencultus beſchrieben, und Münter, Religion der Karthager, S. 10, wo ein amerikaniſcher Molochismus mit geheizter Metallſtatue nachgewieſen iſt. Vergl. auch die Vorſtellung der Societätsinſulaner, daß die Geſtorbenen, in einem Gluthofen gebacken, als Leckerbiſſen auf die Tafel der Götter kämen, Baſeler Miſſionsmagazin 1832, S. 141.

Audſch, von dem die Juden behaupten, er ſei der Knecht und Hausgenoſſe Abrahams geweſen, in den Gewäſſern der Sündfluth wadet und ſich mit der Hand Delphine und Wallfiſche aus der Tiefe holt [1], ſo wadet jener rieſenhafter Begleiter Umi's in den Wellen und holt ſich mit der Hand die Fiſche des Meeres herauf [2]. Es mag eine alte auſtraliſche Fürſtenſitte geweſen ſein, rieſenhafte Diener und Begleiter zu haben; einen »rieſenmäßigen« Sklaven hatte, nach einem Miſſionsberichte, ein neuſeeländiſcher Häuptling [3]. Zu den Zeiten Umi's ſollen die auſtraliſchen Tabu-Geſetze in extremer Strenge gegolten haben, und ſchon an einem andern Orte habe ich auf dieſe die Geſetze der hebräiſchen Sabbath-Feier zurückgeführt. Hier ſei Folgendes ausgehoben. Bei ſtrengem Tabu mußte jedes Licht und Feuer getilgt, durfte kein Kanoe in's Waſſer gelaſſen werden, niemand baden, niemand, außer denjenigen, die im Tempel ſein mußten, einen Fuß vor die Thüre ſetzen, kein Hund bellen, kein Schwein grunzen, kein Hahn krähen; man band Hunden und Schweinen das Maul zu, ſetzte das Geflügel unter Kalebaſſen oder befeſtigte vor ſeinen Augen Stücke Zeug. Weder dem König noch den Prieſtern war es erlaubt, etwas anzurühren, ſo daß ihnen die Speiſen von einer andern Perſon in den Mund geſteckt werden mußten. Auf den Bruch des Tabu ſtand Todesſtrafe; der Verbrecher wurde den Göttern geopfert, erſchlagen, erdroſſelt oder verbrannt [1]). Man vergleiche die bibliſchen Sabbath-Geſetze, kein Feuer anzuzünden [2]) und nicht aus dem Hauſe zu gehen [3]). Todesſtrafe ſtand, wie auf dem Tabu-Bruch, ſo auf der Entheiligung des Sabbaths; ein Mann, der am Sabbath Holz geleſen, ward geſteinigt [4]). Unter den rabbiniſchen Regeln für die jüdiſche Sabbath-Feier findet ſich auch das Verbot des Badens und Schwimmens [5]). Der Jude darf am Sabbath auch keinen Brief berühren und öffnen, wie jene Inſulaner nichts anrühren durften [6]). Nach einer Tradition derſelben ſoll in den Tagen des Königes Umi eine dreißigjährige Tabufeier Statt gefunden haben, während welcher es den Männern nicht erlaubt war, den Bart zu ſcheren u. ſ. w. [7]). Auch den Juden iſt verboten, am Sabbath den Bart zu ſcheeren und die Nägel zu beſchneiden [8]). Sehr bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß die bekehrten Inſulaner die chriſtliche Sonntagfeier ganz als einheimiſche Tabufeier auffaſſen und behandeln. So heißt es in einem Miſſionsberichte: »Heute waren alle chriſtlichen Inſulaner beſchäftigt, ihre Speiſen für den kommenden Sonntag zuzurichten. Am Sonntage wird bei ihnen kein Feuer angezündet, keine Brodfrucht gebacken, kein Baum erſtiegen, kein Boot ins Waſſer geſetzt und keine Reiſe zu Land gemacht« [9]). Ganz ſo, wie bei Vancouver von einem Interdikt oder Tabu zu leſen, womit ein Diſtrikt auf Otaheiti belegt worden war. »Kein Kanoe durfte längs dem Ufer hinrudern, kein Feuer durfte angezündet werden. Den Tag vor-

---

[1] Eiſenmenger, entdeckt. Judenth. I. S. 381 f. 385. 389. Roſendl, 1. B. S. 35.

[2] Vergl. das Schriftchen: „Sabbath, Moloch und Tabu“, Nürnberg 1839, S. 18, und Ellis, S. 201 f. 57.

[3] Baſeler Miſſionsmagazin 1833, S. 75. Ueber den großen, ja rieſenhaften Menſchenſchlag des ſtillen Meeres ſ. daſ. Jahrgang 1824, S. 186. 244. 306. Jahrg. 1827, S. 200. Jahrg. 1832, S. 71. 212. 248. 265. Jahrg. 1838, S. 120. 123. Beſonders pflegen ſich die Häuptlinge der Inſeln durch ihre Größe auszuzeichnen, wie denn auch Abraham ſelbſt ein Rieſe geweſen ſein ſoll, ſ. Eiſenmenger I. S. 392 f.; von einem Häuptlinge der Schiffer- oder Samoa-Inſeln heißt es in der zuletzt angeführten Stelle des Miſſionsmagazins: „Er war einer der größten und rieſenhafteſten Männer, die ich geſehen; ſein mächtiges Knochengeſtell erinnerte uns an jene Helden der alten Zeit, die Speere trugen, deren Schaft gleich einem Weberbaum war.“

---

1) Ellis, S. 215 ff. 2) 2 Moſ. 35, 3. 3) 2 Moſ. 16, 20.

4) 2 Moſ. 31, 14 f. u. c. 35, 2. 4 Moſ. 15, 36.

5) Bodenſchatz, kirchliche Verfaſſung der Juden, Erlangen 1748, II. S. 129.

6) Daſ. 7) Ellis, S. 217. 8) Bodenſchatz, a. a. O.

9) Baſeler Miſſionsmagazin 1832, S. 51.

her dagegen hatte man im ganzen Diſtrikte zahlreiche Feuer bemerkt; wahrſcheinlich bereiteten ſich hiebei die Inſulaner Speiſen für die Zeit des Interdikts« 1). So kehrt hier das Ende zu ſeinem Anfang zurück 2). Auch die hebräiſchen Speiſeverbote, ſowie die hebräiſche Unreinheit in Folge der Berührung eines Todten oder eines Weibes während des monatlichen Blutfluſſes gehören in dieſes uralte auſtraliſche Tabu-Syſtem. »Taboo (Tabu) war das Recht, das die Könige als oberſte Prieſter hatten, gewiſſe Speiſen, Arbeiten an gewiſſen Tagen u. ſ. w. zu verbieten. Jede Uebertretung des Taboo ſetzte den Uebertreter der Todesſtrafe aus« 3). — »Dieſes Tabu-Syſtem, nach welchem gewiſſe Perſonen und Sachen den Göttern geheiligt, auch gewiſſe Speiſen, Handlungen, Gewerbe, Orte u. ſ. w. als unheilig verboten waren, und welches in derſelben Geſtalt auf den Sandwich-Inſeln, auf den Societäts-Inſeln und auf Neuſeeland Statt fand oder noch Statt findet, war ohne Zweifel ſchon ſeit mehreren Jahrtauſenden auf dieſen Inſeln im Gange« 4). — »Die wichtigſte Rolle im Leben dieſer Inſulaner ſpielt das Tabu oder die Weihe, die mit allen Angelegenheiten des Lebens mannichfaltig verknüpft iſt und auf allen Inſeln der Südſee, im weiteſten Umfange aber auf Neuſeeland, die Herrſchaft über das Volk führt. Wer einen Säugling angerührt, einem Leichname nahe gekommen, einem Freunde den letzten Dienſt erwieſen, der befindet ſich mehrere Tage lang unter dem ſtrengen Geſetze der Reinigung« u. ſ. w. 5). — »Das Tabu bildete einen wichtigen und weſentlichen Beſtandtheil des grau-

---

1) Vancouver's Entdeckungsreiſe von Sprengel, Halle 1799, S. 51, vergl. S. 60. 217. 219 f. 239. 262. 265. 267 f. 271.

2) Vergl. die angeführte Schrift: „Sabbath, Moloch und Tabu" S. 25 ff.

1) Baſeler Miſſionsmagazin 1824, S. 283.

2) Daſ. 1821, S. 152.

3) Daſ. 1836, S. 603 ff., wo über das Tabu der Neuſeeländer ausführlich gehandelt iſt.

ſamen Götzencultus-Syſtems und war einer der ſtärkſten Grundpfeiler deſſelben. In den meiſten Mundarten Polyneſiens iſt die eigentliche Bedeutung des Wortes **heilig**; es deutet aber nicht auf eine moraliſche Eigenſchaft, ſondern drückt bloß eine Beziehung auf die Götter, eine Ausſchließung von gewöhnlichen Zwecken, die beſondere Beſtimmung geheiligter Perſonen und Sachen aus. Doch gebrauchen die Eingebornen das Wort auch in weiterer Bedeutung und wenden es auf jeden unterſagten und unſchicklichen Gegenſtand an.« Vergl. hebr. תעב, taab, im Piel verabſcheuen, im Niphal ein Abſcheu ſein, toeba, Abſcheu, Gräuel. »Das Tabu war eine religiöſe Veranſtaltung und konnte nur von Prieſtern auferlegt werden; ſein Alter iſt das der übrigen Zweige des Aberglaubens, von dem es einen Beſtandtheil ausmacht. Das Fleiſch der Schweine, Vögel, Schildkröten und verſchiedener Arten von Fiſchen, Kokosnüſſe und faſt alle zum Opfern beſtimmten Dinge waren tabu zum Gebrauche für die Götter und die Männer, und die Frauen blieben daher, beſondere Fälle ausgenommen, vom Genuſſe derſelben ausgeſchloſſen. Gewiſſe Früchte, Thiere und Fiſche beſonderer Plätze blieben zuweilen Monate lang für Männer und Frauen tabu« [1]. — »Das Weib während der Katamenien iſt tabu; die Perſon und die Sachen der Prieſter und Häuptlinge ſind tabu; wer den erſten Feind erlegt, iſt tabu auf zehn Tage lang; das Morai iſt tabu; Menſchenfleiſch iſt für die Weiber tabu« u. ſ. w. [2]. Das Weib zur Zeit des monatlichen Fluſſes und der Niederkunft war auch in Amerika tabu. So bei floridaniſchen Indianern, von deren Frauen eine alte Reiſebeſchreibung Folgendes ſagt: »Wenn die Weiber in ihren kritiſchen Tagen ſind, holen ſie nur für ſich ſelbſt Nahrung und ſonſt niemand rührt etwas davon an« [3].

---

1) Ellis, a. a. O. 215 ff.

2) Braunſchweig, a. a. O. S. 141. Langsdorf, Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt, Frankfurt a. M. 1813, 1. B. S. 172 — 186.

3) Amerika, von Ternaux-Compans, Meißen 1839, 1. B. S. 244.

Von denen der Sonorer ſagt Pfefferkorn: »Wenn ſich die Niederkunft nähert, ſo ſuchen ſie einen abgeſonderten Ort. Dies thun ſie aus einer Art von Aberglauben; ſie bilden ſich ein, daß die Nähe gebärender Weiber Unglück bringe. Aus derſelben Urſache müſſen ſich die Weiber, ſo lange ihre monatliche Zeit dauert, an einem abgeſonderten Ort außer der Geſellſchaft anderer Menſchen aufhalten« [1]. — »In Hinſicht der Trennung der Mädchen und Weiber bei ihrer monatlichen Reinigung,« ſagt Latifau, »ſind die Gebräuche in Amerika ſehr ſtrenge. Denn es werden ihnen beſondere Cabanen angewieſen, gleich denen, die bei den Juden am Ausſatze krank lagen. Sie werden dann auch für ſo unrein gehalten, daß ſie nicht wagen dürfen, das Geringſte anzurühren, was etwa noch gebraucht werden könnte. Wenn ſie zum erſtenmal in jenen Zuſtand gerathen, ſo werden ſie dreißig Tage lang vom übrigen Volke abgeſondert; wenn ſie ihre Cabane verlaſſen, wird das Feuer ausgelöſcht und neues angezündet; bei den am Plata wohnenden Völkern nähet man ſie in Hangematten, als ob ſie todt wären, und läßt nur eine kleine Oeffnung am Munde; hierin müſſen ſie aushalten, ſo lange ihre Umſtände dauern« [2]. — »Wenn ein delawariſches Mädchen ſeine erſte Reinigung hat,« berichtet Loskiel, »ſo muß es dieſelbe außer dem Dorfe in einer abgeſonderten Hütte abwarten. Dabei wird ihr der Kopf zwölf Tage lang verhüllt, ſo, daß ſie niemanden ſehen kann; ſie muß Brechmittel nehmen, wenig eſſen und darf nichts arbeiten. Nachher wird ſie gewaſchen und neu gekleidet; aber noch zwei Monate lang darf ſie niemand ſehen« [3]. »Die Mädchen, die zum erſtenmale ihre monatliche Zeit haben«, ſagt Barrere in ſeiner Beſchreibung von Guiana, »hängt man in ihrem Hamak ganz oben in dem Karbet auf. Sie müſſen eine Zeit lang ſtreng faſten; dann macht man ihnen verſchiedene blutige Schnitte in den Leib. Die Männer enthalten ſich ihrer Weiber, wenn dieſe ihre Zeit haben, vermeiden ſie mit großer Vorſicht und geſtatten nicht, daß ſie ihnen das Eſſen bereiten oder daß ſie ſonſt das Geringſte anrühren, wie wenn der Athem derſelben vergiftet wäre« 1). Der auf das Weib gelegte Fluch charakteriſirt auſtraliſche, amerikaniſche und ſemitiſche Völkerſchaften und Religionsſyſteme; vergl. oben in der Abhandlung über den Molochdienſt. Auch der Zug, daß gewiſſe Speiſen für die Weiber tabu ſind, kommt in Amerika vor. »Die Mädchen der Mbayas eſſen nie Fleiſch und den Frauen ſind gewiſſe Speiſen unterſagt« 2). Von den Hottentotten, die wir oben aus Auſtralien abzuleiten veranlaßt waren, berichtet ein Schriftſteller viele jüdiſche Gebräuche, wobei ſie, wie er hinzuſetzt, nichts von den Kindern Iſrael, nichts von Moſe und vom Geſetze wiſſen. Auch bei ihnen iſt das Weib während der Niederkunft und dem Monatlichen tabu; auch ſie müſſen ſich gewiſſer Speiſen enthalten, namentlich Schweinefleiſch, Erſticktes und Fiſche ohne Schuppen meiden 3). Ein von Europäern vorgeſetztes Schwein durften, nach A. v. Chamiſſo's Erzählung, Sandwich-Inſulaner nicht eſſen. »Das Schwein, das wir den Herren vorſetzten, war nicht im Morai geweiht,

---

[1] Pfefferkorn, Beſchreibung der Landſchaft Sonora, Köln 1794, 2. Th. S. 237. 100.

[2] Baumgarten, a. a. O. S. 125.

[3] Loskiel's Miſſionsgeſchichte, S. 73.

---

1) Neue Reiſen nach Guiana, Peru und in's ſüdliche Amerika, Göttingen 1751, S. 168 f.

2) Orbigny, a. a. O. S. 137.

3) P. Kolbens Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Frankf. u. Leipzig 1745, S. 22. 136. 140. Vergl. Baſeler Miſſionsmagazin 1816, S. 365: „Die Neger in Loango glauben einen guten Gott Zambi, den ſie lieben, ohne ihn anzubeten, und einen böſen Geiſt Zambianchi, den ſie fürchten und den zu beſänftigen ſie ſich dieſe und jene Speiſe verſagen; ſie richten, um ihm wohlgefällig zu werden, ſogar ihre Brodfruchtbäume zu Grunde.“ So ſtammt alles Natur- und Menſchenfeindliche in den Culten des höchſten Alterthums, wie der ſpäteren Zeiten, aus der Vorſtellung eines böſen, durch Negationen des Daſeins und Lebens zu befriedigenden Weſens ab.

und ſo war es, europäiſch zu ſprechen, nicht kauſcher, und nichts von allem war kauſcher, was an ſelbigem Feuer mit ihm gekocht und gebraten war. Sie mußten uns nüchtern eſſen ſehen, ohne ſich einmal mit uns unterhalten zu können.« Derſelbe erzählt Folgendes: »Der Tiſch war für uns in einem Hauſe, das im Umfange des königlichen Morai lag, auf europäiſche Weiſe gedeckt. Der König geleitete uns dahin mit ſeinen Häuptlingen; doch nahm weder er, noch einer von ihnen Antheil an dem Mahle, das wir allein verzehrten. Unſere Matroſen wurden nach uns auf gleiche Weiſe bewirthet. Nach uns ſpeiſ'te Tameiameia in ſeinem Hauſe allein, wobei wir ihm zuſchauten, ſo wie er uns zugeſchaut hatte« [1]). Das erinnert auf die frappanteſte Weiſe an folgende Stelle der Geneſis: »Und man trug für ihn (Joſeph in Aegypten) beſonders auf, und für ſie (ſeine Brüder) beſonders, und für die Aegyptier, welche mit ihnen aßen, beſonders; denn die Aegyptier dürfen nicht eſſen mit den Hebräern, weil es ein Gräuel (תועבה, tabu) iſt« [2]). Ein dem jüdiſchen ganz gleicher Abſcheu vor Schweinefleiſch fand ſich bei den Indianern Amerika's. »Kein Indianer«, ſagt Pfefferkorn »läßt ſich dazu bereden, den Schweinehirten zu machen, nicht zwar aus Hochmuth, ſondern aus angeborenem, unverſöhnlichem Haſſe gegen das Schwein, welches ſie ſo verabſcheuen, daß ſie lieber den bitterſten Hunger leiden, als ein Stück Schweinefleiſch genießen würden.« Derſelbe Abſcheu fand ſich bei den Kariben und Indianern in Paraguay. »Die ſüdlichen Amerikaner«, ſagt Latifau, »unterſtehen ſich nicht, von Allem zu eſſen. Insbeſondere iſt ihnen die Schildkröte eben ſo verboten, als ehedem den Troglodyten. Noch weniger eſſen ſie das Fleiſch der Schweine und der Lamentine« [3]). Was die Sprache jener Inſelwelt des ſtillen

---

[1]) Chamiſſo's Werke, 1. B. S. 224. 213. [2]) 1 Moſ. 43, 32.

[3]) Pfefferkorn, a. a. O. 1. Th. S. 239. Dobrizhofer, Geſchichte der Abiponer, 1. B. S. 342. Schad's Reiſen des Pater Labat, 1. Th. S. 377. Baumgarten, a. a. O. 1. Th. S. 326. Doch wird das amerikaniſche Biſamſchwein gegeſſen, Pfefferkorn, S. 271 f.

Meeres betrifft, in der wir gedrungen ſind, die Urſitze der Hebräer zu erkennen, ſo hat man die Bemerkung gemacht, »daß die tahitiſche (otaheitiſche) Sprache, die mit geringer Veränderung auch auf den Sandwich-Inſeln geſprochen wird, eine große Anzahl von Wörtern enthält, welche wahre hebräiſche Wurzeln ſind, und daß bei ihr die vielfachen Veränderungen des Zeitwortes faſt in derſelben Geſtalt, wie im Hebräiſchen erſcheinen« [1]. Der von Chamiſſo angegebene ſandwich-inſulaniſche Friedensgruß und Toaſt arocha iſt ein offenbar hebräiſches Wort, hebr. arucha, Heil; und ſo verräth ſich auch ſonſt in den Wortformen dieſes Dialekts das ſemitiſche Element. Vergl. ferner tahitiſch taparahi, morden, hebr. dabar, im Piel vertilgen; Tonga taffi, Trommel zu Sang und Tanz, hebr. toph, Handpauke, von tanzenden Weibern geſchlagen; Tonga kofu, Hawaji kapa, Kleidung, hebr. chapha, bedecken, verhüllen, chuppa, Decke; Fidſchi-Inſeln suli, Kleidung, hebr. schul, Schleppe des Kleides von schul, arab. sala, weit, ſchlaff ſein, herunterhängen; Fidſchi talo, Kleidung, hebr. talal, im Piel bedecken, dalal, herunterhängen; Fidſchi avita, morden, hebr. und chald. abad, umkommen, wovon Pi. ibbad, Hiph. heebid, Aph. hobed, umbringen, tödten; Fidſchi soloma, Mitleid, hebr. schalom, Friede, Freundſchaft, gutes Vernehmen; Chamori lemmai, Brodfrucht, hebr. lechem, Brod; Chamori abbale, ſchlecht, von Menſchen, hebr. chabal, ſchlecht handeln; Chamori matai, ſterben, Freundſchafts- und Sandwich-Inſeln mate, tödten, in Amerika Pimas muhat, tödten, Cora mueat, Tod, hebr. muth, ſterben, meth, ein Todter, motheth, tödten; Chamori tahno, Land, Inſel, Gebiet, hebr. tanna, Wohnung; Chamori didiki, klein, hebr. dakak, zart, fein ſein; Chamori kanei, Arm, Hand, hebr. kane, Arm des Leuchters, Armröhre; Chamori tjumatju, Cap thamunemun, eſſen, hebräiſch taam, koſten, im Arabiſchen eſſen, in Amerika thume, dame u. ſ. w., Brod, Korn, ſ. unſer obiges amerikaniſch-ſemitiſches

---

[1] Baſeler Miſſionsmagazin 1827, S. 662.

Wörterverzeichniß; Cap turu, ſingen und tanzen, hebr. tur, herumkreiſen; Cap alit, ſchwarz, hebr. alata, dichte Finſterniß; Cap emul, fallen, hebr. amal, verwelken, amelal, ſchwach, ohnmächtig; Cap tuv, Stern, hebr. tub, Glanz, Kongo in Afrika tubia, Feuer; Cap olian, Maſtbaum, chald. ilan, Baum, hebr. ellon, allon, Terebinthe, Eiche; Cap thillagk, Ulea tilleg, Wurfſpieß, Tonga tolo, das Aufwerfen des Speeres, in Amerika Norton-Sund dallek, grönländ. tellek, Eskimo telluk, Unalaſchka toolak, Arm, hebr. tul, lang ſein, im Hiphil und Pilpel lang hinſtrecken, werfen; Cap und Ulea kaul, Schleuder, hebr. kala, ſchleudern, kela, Schleuder; Cap pan, Ulea oluel, Gewächs, Baum, Kraut, ual, Blume, hebr. ben; Sprößling, Setzling, Sohn, olel, Kind, Knäbchen, in Amerika araukan. penien, Kind, Eslenes panna, Sohn, grönländ. pannia, Tochter; Ulea eculip, Friſt, hebr. cheleb, Fett; Ulea cotomai, Oſtgegend, hebr. kedem, Oſtgegend, kidma, kadmon, öſtlich; Ulea und Radack oath, Rauch, Cap athanevi, Rauch, in Amerika Pima etonni, brennend, chald. attun, Ofen; Ulea eppel, leicht, hebr. hebel, Hauch; Radack allil, Schatten, hebr. elil, Nichtigkeit, ſo wie Cap vahn, Schatten, an das lateiniſche vanus, deutſch Wahn erinnert; Ulea und Radack sagi, Schlafmatte, hebr. sak, grobes, härenes Zeug, im Aethiopiſchen grobe Zeltdecke; Ulea culul, walzenförmig, hebr. galil, drehbar; Radack eliip, Ulea eolep, groß, etolep, viel, hebr. und chald. eleph, alaph, tauſend, vergl. hebr. rab, groß, viel, ribbo, rebaba, zehntauſend; Ulea ta, Blut, Neuſeeland und Hervey-Gruppe ta, morden, hebr. dam, Blut, Mord, tahitiſch tamai, Krieg, Fidſchi ta, böſe; Ulea por, trinken, hebr. bor, Ciſterne, beer, Brunnen; Radack eidara, gut, hebr. adar, herrlich ſein; Radack elallap, Greis, hebr. alluph, Familienhaupt; Radack gäloch, ſpringen, Ulea galloch, gehen, hebr. halach, gehen, halich, Schritt; Radack loma, Leute, Menſchen, hebr. leom, Volk, Nation; Ulea und Radack tapi, Cap thawi, ein ſchiffförmiges, hölzernes Gefäß, arab. thabuth, chald. tebutha,, hebr. teba, Kiſte, Kaſten, Sarg, die Arche Noah's und das Behältniß, in welchem Moſe ausgeſetzt ward; Ulea gkeus, Radack gisu, hebr. gesa, Baumſtamm; Radack giru, Säugethiere, Neuſeeland und Freundſchafts-Inſeln guri, Hund, hebr. gur, junges Thier, catulus, in den Dialekten junger Hund, Löwe und dergleichen mehr. Den ſemitiſchen Vorſatzbuchſtaben m entdeckt man, wie in den amerikaniſchen Sprachen, ſo auch hier, vergl. z. B. Radack moghan, Confect aus Bananenſaft, hebr. maog, Kuchen, von ug, Kuchen backen, uga, kleiner Brodkuchen; SandwichInſeln maru, Schatten, hebr. mare, mara, Erſcheinung, Geſtalt, Viſion, Spiegel, von raa, ſehen; Neuſeeland makaridi, kalt, hebr. mekera, Abkühlung, von קרר, kühl, kalt ſein, wovon auch kor und kara, Kälte, kar, kalt, kühl. Die hier zugleich bemerklich gemachten Uebereinſtimmungen zwiſchen Auſtralien und Amerika wären noch mit manch anderen Beiſpielen zu vermehren, vergl. z. B. Freundſchafts-Inſeln catlo, karibiſch catoli, Korb, Neuſeeland pa, Bergfeſte, Guiana bahii, Haiti boa, Haus [1]). Unter den von Anderſon in Cook's dritter und letzter Reiſe bemerkten otahaitiſchen Redensarten iſt auch eine ganz bibliſche. »Die in der Bibel vorkommende Redensart: die Eingeweide werden von Schmerz bewegt, wird auch in Otaheiti gebraucht, denn die Inſulaner nehmen an, daß der Sitz des Schmerzes in den Eingeweiden, ja daß hier der Sitz aller Wirkungen des Geiſtes ſei.« Dem Hebräer kochen, ſieden die Eingeweide מעים, und das Herz לבב iſt ihm zugleich Magen, Sinn, Vornehmen, Verſtand, Kenntniß, Einſicht. Den Namen des ſandwich-inſulaniſchen Prieſterfürſten Orono mit dem des hebräiſchen Hohenprieſters Aaron zu vergleichen, ſind wir ſchon in der Abhandlung über den Molochdienſt veranlaßt worden; eigentlich hieß ein Gott ſo, und dann der Prieſter als Repräſentant des Gottes. »Den Namen Orono gaben die Inſulaner erſtlich einem unſichtbaren Weſen, das im Himmel wohne; ſodann war er der Titel eines Mannes von großem Rang und Anſehen, der mit dem Dalai Lama in Aſien und dem geiſtlichen Kaiſer von Japan viel Aehnlichkeit hat« [1]. Ein heiliges Haus hieß harre-no-onoro, Haus des Orono, und Capitän Cook ward als der auf der Inſel erſchienene Orono betrachtet, mit dieſem Namen benannt und durch ihm dargebrachte Opfer verehrt [2]. Auch wird mit dieſem Namen ein König von Hawaji bezeichnet, der in uralter Zeit regiert haben, in kampfſüchtige Tollheit verfallen und in einem eigens gebildeten Kanoe nach Haiti oder einem fremden Lande ausgefahren ſein ſoll [3]. Wahrſcheinlich iſt hier unter dem Namen Orono nicht bloß ein Individuum, ſondern ein ganzes, den Namen ſeines Gottes und prieſterfürſtlichen Oberhauptes führendes Prieſter- und Fürſtengeſchlecht zu verſtehen, das ſeines allzu heilloſen Treibens willen zur Auswanderung gezwungen ward. Und das iſt denn wohl jene Auswanderung über das Meer hin, von welcher die oben erklärte Namenreihe Schelach, Eber, Peleg, Reu und Serug ſpricht, und die Auswanderung Abraham's und ſeiner Familie aus Ur war die jenes ſandwich-inſulaniſchen Orono aus der Feuerinſel Hawaji, die nach Haiti, d. h. nach Amerika gerichtet war [4]. Abraham-Umi's Reſidenz in Hawaji war das

---

[1]) Die auſtraliſchen Formen nach den Angaben und Wörterverzeichniſſen Chamiſſo's, Mariner's, der über die Tonga- oder Freundſchafts-Inſeln ſchrieb, und des Miſſionsmagazins, wo namentlich Jahrg. 1838, S. 163 eine tabellariſche Vergleichung von neun auſtraliſchen Dialekten gegeben, ſ. auch Jahrg. 1830, S. 73, und übrigens Mithridates und die oben angeführten Werke.

---

[1] Cook's dritte und letzte Reiſe, überſ. von Wetzel, Anſpach 1787, 4. B. S. 161.

[2] Daſ. S. 173 ff. S. 165. [3] Ellis, a. a. O. S. 67 f.

[4] Ueber die Seefahrten der Inſulaner und ihre Traditionen von ſolchen aus alter Zeit ſ. Ellis a. a. O. S. 245 u. 220. Nach einer Sage der Sandwich-Inſulaner ſtammen dieſe von Tahiti ab; daſ. S. 243, und eine andere ſcheint anzuzeigen, daß ſie einmal unter der Herrſchaft eines ſocietäts-inſulaniſchen Fürſten geſtanden, daſ. S. 219.

Thal von Waipio, »ein in Geſängen und Traditionen gefeierter Ort der Inſel, da es der Wohnplatz Akea's und Miru's, der erſten Könige, ſowie der Könige Umi und Niroa war, die in der Geſchichte Hawaji's eine bedeutende Figur machen. Auch lebte hier der grauſame Haakau, der Nero der Sandwich-Inſeln« [1]. Hier war es auch, wo einſt Umi auf einmal an achtzig Menſchen opferte. »Nachdem Umi die Beherrſcher von ſechs Diviſionen der Inſel beſiegt, opferte er mehrere Gefangene zu Waipio, als er die Stimme Kuahiro's, ſeines Gottes, von den Wolken herab vernahm, welcher mehr Menſchen verlangte; der König opferte mehr und die Stimme forderte ſo lange, bis er alle ſeine Leute, einen ausgenommen, der ſein großer Liebling war, und den zu ſchlachten er ſich weigerte, dargebracht hatte. Der Gott forderte mit Ungeſtüm, und ſo opferte er auch dieſen« [2]. Der Name Umi, den Abraham in der Tradition von Hawiji führt, hängt vielleicht mit dem peruaniſchen umu, Prophet, zuſammen, wovon der Oberprieſter der Peruaner Villac-Umu hieß. Das ſandwich-inſulaniſche kumu, bedeutet Lehrer [3], und das k fällt im Dialekte der Societäts-Inſeln weg [4]. Auf dieſe weiſen auch die Stamm-

---

1) Daſ. 202.

2) Daſ. S. 201, vergl. S. 140. Mit dem Namen Kuahiro ließe ſich hebr. cur, Ofen, mit Akea und Haakau hebr. ach, Ofen, vergleichen. Dem Abraham der Bibel erſcheint ſein Gott als Ofen, und die Fürſten und Prieſter des Alterthums führten die Namen ihrer Götter, ſ. oben. Akea und Miru ſind zugleich Götternamen; in Amerika iſt othom. oqha, huron. ocki, Gott, und ein böſer Geiſt heißt Okée, ſ. oben.

3) Baſeler Miſſionsmagazin 1832, S. 248 f.

4) Daſ. S. 216: „Die Sprache der Sandwich-Inſeln iſt ihren Wurzeln nach dieſelbe, welche auf den Geſellſchafts-Inſeln geſprochen wird. Der Hauptunterſchied beſteht im Gebrauche des Buchſtabens k, der hier geläufig iſt und den die Tahiti-Sprache nicht kennt. Näheres über die Dialekte Auſtraliens, ſ. daſ. 1838, S. 161 ff. Sie unterſcheiden ſich vornehmlich durch die Ausſchließung oder Verwechſelung gewiſſer Buchſtaben; ſo ino in drei, kino in zwei Dialekten, böſe.

ſagen der Sandwich-Inſulaner hin, ſo daß ſie in Verbindung mit vielen andern Umſtänden die Unterſuchung über die Herkunft und die älteſten Wohnſitze der Hebräer, die ſich zunächſt nach Amerika, als auf das Aegypten der bibliſchen Urgeſchichte, und von da nach Hawaji, als auf das Ur derſelben, geführt ſah, noch um einen Schritt weiter auf jene Inſelgruppe der Südſee zurückdrängt. Und nach all' dem kann es nun auch nicht mehr befremdlich ſein, mehrere auſtraliſche Ortsnamen in der Bibel, namentlich in dem Stationenverzeichniſſe des iſraelitiſchen Wüſtenzuges, zu finden. In den von Ellis mitgetheilten Sagen der Sandwich-Inſulaner kommt der Name der Societätsinſel Tahiti, Tahaiti, Otaheiti und der der Marqueſas-Inſel Tahuata vor, vergl. den der bibliſchen Station Tahath. Mathana bezeichnet auf Otaheiti einen ausgezeichneten Wohnſitz, dem andere untergeordnet ſind, und eben ſo heißt eine bibliſche Station. Die Stationen Abarim und Rithma können mit den Inſeln Aborima und Rotumah zuſammengehalten werden; die Stationen Hiroth, Kohelata, Makeheloth, Phunon oder Punon mit Hiro, Kohala, Puna und Ponahohoa auf Hawaji [1]). Mehreres der Art ſoll in künftigen Auseinanderſetzungen beigebracht werden, und ſo wenig ſolche Uebereinſtimmungen einzeln und für ſich etwas beweiſen können, ſo bekommen ſie doch durch Häufung und Zuſammenhang Gewicht. Die in der Geſchichte der hebräiſchen Altväter vorkommenden Namensveränderungen, wie Abraham ſtatt Abram, Sara ſtatt Sarai, Iſrael ſtatt Jakob, ſind ganz nach auſtraliſchem Fürſtengebrauche; gerade ſo änderten bei gewiſſen Veranlaſſungen die Könige

---

1) Ellis, a. a. O. S. 220 u. 243, nebſt der dem Werke begegebenen Charte von Hawaji. Miſſionsreiſe in's ſüdliche ſtille Meer, S. 355. Miſſionsmagazin 1827, S. 214, wonach die Inſel Huaheine in acht Matenas oder Diſtrikte getheilt iſt. Matania hieß altindianiſch die weſtindiſche Inſel Martinique, Baumgarten, a. a. O. 2. Th. S. 830. Was die Namen Rithma und Rotumah betrifft, ſo iſt omaguiſch in Amerika ritama Wohnſitz, Mithridates, 3. Th. 2. Abth. S. 608.

von Otaheiti ihre Namen 1). Ueber den Namen Abraham als amerikaniſchen Fürſtentitel iſt ſchon oben in der Abhandlung über den Molochdienſt die Rede geweſen. Wegen genauer Aehnlichkeit einer Einrichtung auf Hawaii mit den iſraelitiſchen Freiſtätten hält Ellis eine Nachahmung der letzteren für unmöglich 2) — da müßten denn die Hebräer von Paläſtina aus auf die Inſeln des ſtillen Meeres gewirkt haben. Hier aber ſcheinen die Dinge vielmehr ihren Urſprung und ihre uralte Heimath zu haben. Eben ſo iſt es auch wohl mit den hier vorgefundenen bibliſchen Sagen, die den Miſſionären ſo auffallend waren. »Wunderbar genug«, ſagt ein Miſſionsbericht, »treffen wir hier (auf den Sandwich-Inſeln) faſt alle die alten Sagen wieder, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit der früheſten Bibelgeſchichte ihre Wurzeln in dieſer zu haben ſcheinen, und welche überall auf den Inſeln des ſtillen Meeres umher, eben ſo, wie auf den naheliegenden weſtamerikaniſchen Küſten von Kalifornien bis nach Chili, angetroffen werden« 3).

---

1) Daſ. 1838, S. 41 und Miſſionsreiſe, S. 197. Ein König Otu änderte bei der Geburt eines Sohnes ſeinen Namen in Otju; vormals hieß er Whappai. Auch führten der König und die Häuptlinge der Societäts-Inſeln verſchiedene Namen zu gleicher Zeit, ſ. Miſſionsmagazin a. a. O.: „Außer ihren Eigennamen hatten der König und die Häuptlinge noch beſondere ihnen zu gebende Amtsnamen.“ Aehnliches erſcheint auf den Sandwich-Inſeln. „Der gewöhnliche Name des Königes war Rihoriho; ſonſt wurde er zuweilen nach ſeinem Vater Tamehameha genannt und führte außerdem noch eine Menge anderer Namen, wovon der gewöhnlichſte Jolani war.“ — „Die Königin hatte, wie alle Perſonen von Auszeichnung, viele Namen; ihr bekannteſter war Kamehamaru.“ Ellis, a. a. O. S. 253 u. 256.

2) Ellis, a. a. O. S. 84.

3) Zur Probe Folgendes. Aus dem Munde Auna's, eines Societäts-Inſulaners, ehemaligen Götzenprieſters und Anführers der myſteriöſen Geſellſchaft der Arreoi wurde die Sage vernommen: dem Gotte Taroa, dem Schöpfer aller Dinge, der den erſten Menſchen aus Sand gemacht und Tani genannt, ſei der Gedanke gekomme, es müſſe dieſer ein unglückliches Geſchöpf ſein, wenn er ihn allein ließe, und darum habe er beſchloſſen, ihm eine Geſellin zu geben, ein Loch in deſſen Seite ge-

Nur findet ſich von den in Amerika ſo ſtark hervortretenden, den bibliſchen vom babyloniſchen Thurm und der Sprachverwirrung entſprechenden Traditionen in Auſtralien nichts; dieſe ſind ein in Amerika hinzugekommener Anwachs der ſemitiſchen Sagengeſchichte. Die mit der Bibel übereinſtimmenden Sagen Auſtraliens gehen mit Ausſchluß der genannten nicht über Abraham hinaus, die von Amerika nicht über den Auszug aus Aegypten. Von Auſtralien ging allen von mir gefundenen Spuren und Zuſammenhängen zufolge die geſammte Bevölkerung Amerika's, theils vor, theils nach der ſündfluthlichen Kataſtrophe aus; ſowohl Aegyptier als Hebräer waren, wie in unſere Hemiſphäre aus Amerika, ſo nach Amerika aus Auſtralien gekommen, und die Atlantiker des Plato, die das gegenüber liegende Feſtland (Amerika) überzogen, machten wohl nur ihr Recht auf eine von ihnen ausgegangene, abhängig geweſene, ſich aber losgeriſſen habende Colonie in Amerika geltend. Die den Aegyptiern und Hebräern gemeinſchaftliche Beſchneidung, die ſich auch in Amerika fand, hat ſich auf den

---

macht und etwas herausgenommen, woraus er das Weib gebildet, das er ſodann dem entzückten Tani dargeſtellt, Baſeler Miſſionsmagazin 1832, S. 155 f. — ganz ſo, wie der bibliſche Menſchenſchöpfer bedenkt, es ſei nicht gut, daß Adam allein ſei, und beſchließt, ihm eine Gehülfin zu machen, 1 Moſ. 2, 18. Daneben ſtehe der doppelten Vergleichung wegen eine ſchon oben flüchtig berührte amerikaniſche Sage. „Purrunaminari, das höchſte Weſen der Maipurier, ſchuf zuerſt den Mann, und da dieſer ſchlief, nahm er eine ſeiner Rippen und bildete daraus das Weib, darauf weckte er ihn und ſagte zu ihm: Siehe das Weib an!“ Ph. Salvator Gilii, a. a. O. S. 441. Von ſolcher Schöpfung des Weibes aus der Rippe des Mannes wiſſen, nach Colton a. a. O. S. 449, auch die Indianer Nordamerika's. So kommt auch die Geſchichte vom Sündenfall in Auſtralien und Amerika vor und — was ganz außerordentlich merkwürdig und noch weit gewichtvoller, als mündliche Traditionen iſt — fand ſich ſogar in einem Bildwerke, das Otto von Kotzebue in einem Morai oder prieſterlichen Heiligthume der Sandwich-Inſeln ſah, mit unverkennbarer Deutlichkeit ausgedrückt; ſ. Otto von Kotzebue, Entdeckungsreiſe in die Südſee und nach der Beeringsſtraße, Weimar 1821, 2. B. S. 115.

Inſeln des ſtillen Meeres als eine urheimiſche Sitte verbreitet gezeigt, und wird zum Theil ganz auf jüdiſche Manier vollzogen; die Bewohner von Otaheiti hatten ſogar ein Schimpfwort für einen Unbeſchnittenen [1]. Daß die otaheitiſchen Frauen angeſehene Fremde mit derſelben unanſtändigen Ceremonie begrüßten, wie die ägyptiſchen den Apis, hat ſchon Otfried Müller bemerkt [2]. Auch pyramidale Bauten ſah man in Auſtralien. Obea's großer Morai, auf einer Landſpitze von Otaheiti gelegen, war eine ungeheuere Maſſe von Steinwerk in pyramidaler Form auf einer länglich viereckigen Area aufgeführt, mit einer Treppe von zehn Stufen ringsumher und mit Mauern umgeben, welche Pyramide, Hof und heilige Räume einſchloſſen [3]. In den Verzeichniſſen der alten ägyptiſchen Könige kommen mehrere auſtraliſche Namen vor; ſo Orus, Athoes, Othoes, Rathuris [4]. Ori, Orio, Uru, Otoo, Othu ſind Fürſtennamen und Königstitel der Societäts-Inſeln, dieſelben Namen, wie die drei erſten der angegebenen ägyptiſchen, wenn man von dieſen die unächten Endungen ſcheidet; uro heißt im Aegyptiſchen König, und ratira, ratirra iſt die Bezeichnung einer Art von Edlen, Häuptlingen und Güterbeſitzern auf Otaheiti [5]. An das ägyptiſche

---

[1] S. Authenrieth, Abhandlung über den Urſprung der Beſchneidung, Tübingen 1829, S. 19 ff. 40 ff., wo die Beſchneidung in Amerika, auf den Inſeln der Südſee und in Neuholland nachgewieſen, und Cook's dritte und letzte Reiſe, überſ. von Wetzel, Anſpach 1789, 3. B. S. 48.

[2] Otfr. Müller, Prolegomena zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie, Göttingen 1825, S. 280 f. Diod. 1, 85.

[3] Miſſionsreiſe ins ſüdliche ſtille Meer unter James Wilſon, S. 283. Braunſchweig, a. a. O. S. 128: „Die großen pyramidalen Denkmäler in Amerika ſind offenbar aus weiterer Kunſtentwickelung der Morai's hervorgegangen. Als Typus dürfte der koloſſale Morai auf Otaheiti anzunehmen ſein. Das große Denkmal von Cholula vereinigte den Grabhügel mit der Pyramide und ging aus der Form des auſtraliſchen Morai hervor."

[4] Prichard, ägyptiſche Mythologie, S. 389 ff.

[5] Baſeler Miſſionsmagazin 1819, S. 263. 274. 280. Jahrg. 1832, S. 313. Miſſionsreiſe in's ſüdliche ſtille Meer, S. 517.

Pharao ſchließen ſich die auſtraliſchen Namensformen Faaroau, Faarua, Faori an [1]; ja ein Geſchlechtsregiſter der Könige von Hawaji zeigt an der Spitze den Namen Poorahoo [2]. Joſeph in Aegypten erhält die Tochter des Potiphera, des Prieſters der Sonnenſtadt On oder Heliopolis zum Weibe; dieſer Name Potiphera iſt wohl der auſtraliſche Gottes- und Fürſtenname Futtafähi, zuſammengeſetzt mit raa, heilig [3], oder rahi, groß [4]. »Die Oberhäupter der Freundſchafts-Inſel Tongatabu heißen Herren der Sonne und des Himmels; die Familie des Königes führt den Namen Futtafaihe, nach dem Gotte dieſes Namens, dem Meergotte Futtafaihe oder Footafora, den ſie vermuthlich als ihren Schutzgott und gemeinſchaftlichen Ahnherrn betrachten [5]. Potiphe-ra wäre demnach ein Prieſterfürſt aus dem von Auſtralien nach Amerika übergegangenen Fürſtenſtamme der Potiphe oder Futtafähi geweſen [6]. Es hat ſich endlich auf den Societätsinſeln und auf Neuſeeland auch eine höchſt merkwürdige Art von Einbalſamirung und Mumiſirung der Leichen gefunden. »Auf Otaheiti wurde völlig die ägyptiſche Procedur angewendet und ſelbſt der Taricheut, der den Körper mit wohlriechenden Oelen ſalbte, für unrein gehalten, und noch mumiſiren die wilden Neuſeeländer künſtlicher, als je die Aegyptier gethan« [1]). Die Unreinheit des Taricheuten iſt ein dem oben dargelegten auſtraliſchen Tabu-Syſtem angehöriger Zug. Was den Uebergang der Aegyptier aus Amerika in unſere Hemiſphäre betrifft, ſo hatten, wie die Hebräer, ſo auch die Aegyptier die Tradition von einem, nach Diodor neunjährigen, großen Zuge ihrer Nation, jener außerordentlichen Unternehmung des Königes Seſoſtris, der mit einem gewaltigen Heere das Feſtland durchzogen und von deſſen Zuge die kolchiſchen Aegyptier zurückgeblieben; — das Aegypten, von dem er auszog, war wohl daſſelbe, aus dem die Hebräer kamen, nicht das Aegypten Afrika's, ſondern das oben vermuthete Amerika's, ja die Nachricht Herodots, dieſer Seſoſtris ſei an ein Meer gekommen, das vor Seichte nicht mehr zu beſchiffen war [2]), ſcheint mir daſſelbe zu verrathen, was der trockene Uebergang Iſraels über das Meer — das Stoßen auf ein gefrorenes Meer im Norden Amerika's. Was die Völker Amerika's in dieſe rauhen nördlichen Regionen und über das Eis des Nordens nach Aſien trieb, iſt nicht ſchwer zu errathen, wenn man ſich die ſogenannten ägyptiſchen Plagen als eine, gleich dem ſchwarzen Tode des Mittelalters [3]), mit vielen

---

[1] Miſſionsmagazin 1827, S. 263. Jahrg. 1830, S. 8. Jahrg. 1838, S. 88.

[2] Cook's dritte und letzte Reiſe, überſ. von Wetzel, 4. B. S. 378.

[3] Miſſionsreiſe, S. 517. 522.

[4] Miſſionsmagazin 1838, S. 163.

[5] Cook's dritte und letzte Reiſe, 2. Th. S, 260. 264. Vergl. S. 272: „Poulao iſt ein bloßer Beinahme, um den König von den übrigen der Familie zu unterſcheiden.“ S. auch Miſſionsreiſe, S. 70. 75. 233. 235.

[6] Im Uebrigen dienen der Geſchichte Joſeph's die ſocialen und phyſiſchen Phänomene Amerika's zum Commentare. Die Aegyptier verkaufen ſich dem Pharao in einer Hungersnoth um Brod; ſo verkaufen die Mexikaner ihre Freiheit für Mais-Aehren, da die Mais-Ernte mißrathen und eine Hungersnoth entſtanden; Clavigero, a. a. O. 1. Th. S. 263. Eines allgemeinen Mißwachſes, der Mais und Weizen traf und ſieben Jahre lang dauerte, gedenkt Pater Sepp; ſ. deſſen Reiſe nach Paraguay in Charlevoix's Geſchichte von Paraguay, Nürnb. 1768, 2. Th. S. 12 f., wo wiederholt von dieſer „ſieben Jahre lang anhaltenden peſtilenzialiſchen Dürre“ die Rede iſt. In Jamaika will man ein alle ſieben Jahre wiederkehrendes großes Sterben der Bevölkerung bemerkt haben, ſ. Baumgarten a. a. O. 2. Th. S. 740 und über

---

die Zahl Sieben als Naturperiode; Schubert, Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens, 2. Th. S. 15.

[1]) Bohlen, das alte Indien, 2. Th. S. 184, mit den daſ. citirten Schriften. Vancouver, Entdeckungsreiſe, überſ. von Sprengel, Halle 1799, S. 62 — 66. Miſſionsreiſe, S. 563 f.

[2]) Herodot 2, 101.

[3]) Vergl Hecker, der ſchwarze Tod im 14. Jahrhundert, Berlin 1832, beſonders S. 15 ff. Mißwachſe, Hungersnöthe, Regengüſſe, Fluthen, Erdbeben, Inſectenſchwärme u. ſ. w., Alles vereinigte ſich zu beiſpielloſem Schrecken und unglaublichen Verwüſtungen. „Von China bis

andern ſchrecklichen und außerordentlichen Naturerſcheinungen begleitete, große epidemiſche Krankheitsperiode des alten Amerika, als einen ungeheuern, dem Völkerleben Amerika's Vernichtung drohenden Aufruhr der Natur denkt, der alle ſocialen und ſtaatlichen Bande löſ'te, und welchem die erſchreckten Völker um jeden Preis zu entfliehen ſtrebten. Auf dieſe Weiſe begreift es ſich leicht, wie im Norden Amerika's ein Zuſammendrang von Völkern entſtand, die theils, einander fortſtoßend, nach Aſien überflutheten und ſich in einer großen Völkerwanderung, von welcher Iſrael nur ein Theil, durch Aſien hin verbreiteten, theils im Norden Amerika's ihren nothgedrungenen Wohnſitz aufſchlugen, und in ſpätern Zeiten bei veränderter Lage der Dinge wieder in den Süden zurückwanderten, wie die ſehr civiliſirten Völker Neu-Spaniens, die Tolteken, die Chichimeken und die Azteken, welche vom 6. bis 12. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung von drei nördlich gelegenen Nachbarländern herabgezogen zu ſein behaupten 1). Es iſt wun-

---

an den atlantiſchen Ocean bebte der Boden, in ganz Aſien und Europa gerieth der Luftkreis in Aufruhr und gefährdete durch ſchädliche Einflüſſe das Pflanzen- und Thierleben. Im innerſten Schooße der Erde war im Jahre 1333 die Anregung gegeben, die in unabläſſiger Aufeinanderfolge 26 Jahre lang bis an die weſtlichen Meeresufer Europa's die Erdoberfläche erſchütterte. Gleich anfangs nahm der Luftkreis Theil an den telluriſchen Erſchütterungen; atmoſphäriſche Waſſer überflutheten die Länder, oder verſengender Brand ließ Pflanzen und Thiere verſchmachten. Die Inſektenwelt wurde wunderbar belebt; es ſchien, als ſollte das Lebende die Zerſtörung vollenden, welche die aſtraliſchen und telluriſchen Kräfte begonnen hatten. So gewann dies grauſe Werk der Natur von Jahr zu Jahr größere Ausdehnung; es war eine fortſchreitende Anſteckung der Zonen, die über und unter der Erde ihre mächtigen Schwingen regte, und ſchon in den erſten Jahren des telluriſchen Aufruhrs in China, erkennbar an leichteren Vorbedeutungen, den ganzen Erdball durchzuckte."

1) Als die Azteken ums Jahr 1160, aus dem unbekannten Lande Aztlan ausbrechend, in Anahuac erſchienen, ließen ſie ſich eine Zeit lang am Gila-Strome nieder. Südlich von dieſem, der ſich mit dem Rio Colorado in den californiſchen Meerbuſen ergießt, liegen einſam in der

derbar, auf dem Archipel der aleutiſchen Inſeln, der ſich in einem Bogen von Alaſchka in Amerika nach Kamtſchatka in Aſien zieht, die oben auf den Südſee-Inſeln nachgewieſene ägyptiſche Sitte wiederzufinden, die Todten einzubalſamiren [1]). Dieſe Sitte fand auch bei den peruaniſchen Inca's Statt. Des Inca Viracocha, des achten der 13 rechtmäßigen peruaniſchen Herrſcher von Manco Capac bis auf Huascar, einbalſamirte Leiche, ſowie die ſeiner Gemahlin, hat Garcilaſſo de la Vega im Jahre 1560 geſehen und dieſe Leiber ſo vollkommen erhalten gefunden, daß ihnen nur das Leben zu mangeln ſchien [2]). Von einem Könige der Chechemeca's in Anahuac lieſ't man, daß er nach ſeinem Tode mit Ausnehmung der Eingeweide einbalſamirt worden ſei, ſ. unten; Mumiſirung der Leichen fand ſich ferner auch bei den Apalachiten in Florida und ſchon Columbus ſah 1502 zu Cariari auf der Küſte des amerikaniſchen Feſtlandes einbalſamirte Leichname und Gräber mit Schnitzwerk, Malerei und Darſtellung verſchiedener Thiere geziert [3]).

Steppe die von den Spaniern las casas grandes genannten Trümmer des Aztekenpalaſtes. Die Franziskaner-Mönche Garces und Font, die dieſelben im Jahre 1773 beſuchten, verſichern, die Ruinen nähmen über eine Quadratmeile Flächeninhalt ein. Die ganze Ebene iſt mit Scherben von künſtlich bemahltem, irdenem Geſchirr bedeckt. Der Hauptpallaſt hat 420 Fuß Länge und 260 Fuß Breite. Nach Johannes von Müller's Bemerkung trafen um die Zeit jenes Zuges auch in Nordaſien große Völkerzüge ein. Durch den Einbruch des Tartaren Riüſche wurden die chineſiſchen Kaiſer der Dynaſtie Sum gezwungen, ihre Reſidenz weiter ſüdlich nach Linegan zu verlegen. Es ſcheint ſich alſo auch damals wieder eine Völkerfluth vom Norden Amerika's aus nach Aſien ergoſſen zu haben, während ſich die Azteken in umgekehrter Richtung nach Anahuac wandten. Vergl Humboldt, Anſichten der Natur, 1. B. S. 140 ff.

[1] Aleutiſche Mütter pflegen die balſamirten Leichen ihrer Kinder noch lange bei ſich zu behalten; Orbigny, a. a. O. S. 301.

[2] Baumgartens allgemeine Geſchichte der Länder und Völker von Amerika, Halle 1752, 2. Th. S. 297, vergl. S. 221.

[3] Vergl. Bohlen, Indien, 2. Th. S. 184. Sitten und Meinungen der Wilden, Frankf. a. M. 1777, I. S. 100. 112. 496. Braunſchweig, über die altamerikaniſchen Denkmäler, S. 15. Barläus, bra-

Auch ſind die bei der Entdeckung Amerika's vorgefundenen und bewunderten Culturzuſtände und Culturreiche nicht die einzigen, älteſten und höchſten im Alterthum Amerika's geweſen, und Völkerſtämme, die nicht mehr ſind, haben in verſchiedenen Theilen Amerika's die Spuren eines räthſelhaften Daſeins zurückgelaſſen. Ich laſſe hierüber eine Reihe von Zeugniſſen und Urtheilen folgen, die zugleich die Annahme eines ehemaligen ägyptiſchen Reiches in Amerika näher erhärten werden. Große Denkmäler der Baukunſt, wie ſie das peruaniſche und mexikaniſche Reich enthielt, gab es nach Garcilaſſo de la Vega, ſchon vor den Inca's; es fanden dieſe die Bergebenen von Tiahuanacu bereits mit Ruinen von ausgezeichneter Größe bedeckt; nach Garcia fand man bei der Eroberung von Tabaſco ſchon zertrümmerte Gebäude mit Spuren des höchſten Alterthums [1]). A. v. Humboldt bemerkt in dieſen Beziehungen Folgendes: »An den Ufern des Sees Titicaca, deſſen Oberfläche zwanzigmal die des Genferſees und zweimal die mittlere Größe eines franzöſiſchen Departements umfaßt, in der Nähe von Tiahuanacu und in den Hochebenen von Callao befinden ſich Ruinen, die auf eine frühere Cultur hinwieſen, als die iſt, welche die Peruaner dem Reiche des Inca Manco Capac danken zu müſſen glauben« [2]). — »Im Innern von Südamerika, zwiſchen dem 2. und 4. Grade nördlicher Breite, liegt eine waldige Ebene, welche von vier Flüſſen, dem Orinoco, dem Atabapo, dem Rio Negro und dem Caſſiaquari eingeſchloſſen iſt. Hier findet man Granit- und Syenitfelſen, welche, wie die von Caicara und Uruana, mit ſymboliſchen Bildern — koloſſalen Figuren von Crocodilen, Tigern, Hausgeräthen, Mond- und Sonnenzeichen — bedeckt ſind. Dabei iſt dieſer entlegene Erdwinkel gegenwärtig auf

---

ſilianiſche Geſchichte, S. 751, wo es von den Indianern in Chili heißt: „Die Leichname wickeln ſie in etlich Gekräut und Gewürz wider die Verfaulung und laſſen ſie alſo etliche Monate lang liegen.“

1) Mithridates, 3. Th. II. S. 325 f.

2) Humboldt, Reiſe, 5. Th. S. 410.

mehr als 500 Quadratmeilen Oberfläche völlig menſchenleer. Die angrenzenden Völkerſtämme ſind nur auf der unterſten Stufe menſchlicher Bildung, nackt umherziehendes Geſindel, weit entfernt, Hieroglyphen in Stein zu graben. Man kann in Süd-Amerika eine ganze Zone dieſer Felſen mit ſymboliſchen Zeichen bedeckt von Rupunury und Eſſequebo an bis an die Ufer des Yupura verfolgen. Merkwürdige Reſte untergegangener Kultur ſind auch die mit zierlichen Labyrinthen geſchmückten Granitgefäße, wie die irdenen, den römiſchen ähnlichen Masken, welche man an der Mosquito-Küſte unter wilden Indianern entdeckt hat. Alterthumsforſcher erſtaunen über die Aehnlichkeit dieſer a la grecs mit denen, welche den Pallaſt von Mitla bei Oaxaca in Neuſpanien zieren« [1]). — »Auf einer weit ausgedehnten Landſchaft, am Unter-Orinoko, gleichwie an den Geſtaden des Caſſiaquari und zwiſchen den Quellen des Eſſequebo und Rio Branco finden ſich Granitfelſen mit ſinnbildlichen Vorſtellungen überdeckt, welche bezeugen, daß ſie verſchwundenen Geſchlechtsfolgen — Völkern angehört haben, die von den jetzt in dieſen Landſchaften lebenden verſchieden waren« [2]). — »Die Höhle von Ataruipe iſt eigentlich ein Gewölbe, eine weit überhängende Klippe, eine Bucht, welche die Waſſer ausgewaſchen, als ſie einſt dieſe Höhe erreichten. Dieſer Ort iſt die Gruft eines vertilgten Völkerſtammes. Wir zählten ohngefähr 600 wohlerhaltene Skelette in eben ſo vielen Körben, welche von den Stielen des Palmbaums geflochten ſind. Die Knochen ſind auf dreierlei Weiſe zubereitet, theils gebleicht, theils mit Onoto, dem Pigmente der Bixa Orellana, roth gefärbt, theils mumienartig zwiſchen wohlriechendem Harze in Piſangblätter eingeknetet. Neben den Körben findet man auch Urnen von halbgebranntem Thon, welche die Knochen von ganzen Familien zu enthalten ſcheinen. Die größeren derſelben ſind 3 Fuß hoch und 5½

---

[1]) Humboldt, Anſichten der Natur, 1. B. S. 177 ff.

[2]) Humboldt, Reiſe, 5. Th. S. 16.

Fuß lang, von angenehmer ovaler Form, grünlich, mit Henkeln in Geſtalt von Krokodilen und Schlangen, an dem obern Rande mit Mäandern und Labyrinthen geſchmückt, Verzierungen, die ganz denen ähnlich ſind, welche die Wände des mexikaniſchen Pallaſtes bei Mitla bedecken«[1]). — »Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß in Anahuac vor den Azteken, die im Jahre 1190 in der Hochebene von Anahuac erſchienen, und in Peru vor der in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Ankunft des erſten Inca weder intellektuelle Bildung, noch Ordnung in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen beſtanden habe. Die großen pyramidenförmigen Denkmäler von Teotihuacan, Cholula und Papantla ſind älter als die Azteken, und ebenſo bieten uns die Ruinen von Tiahuanaco in den Umgebungen des Sees von Titicaca auf der peruvianiſchen Hochebene Spuren einer Civiliſation dar, die der Einrichtung der Gebäude zu Cuzko durch die Inca's voranging. Aber die neue Welt hat, wie die alte, ohne Zweifel Wechſel der Barbarei und Civiliſation erfahren. Wir wiſſen mit Beſtimmtheit, daß die Völker von Peru vor der theokratiſchen Geſetzgebung des erſten Heliaden (des Sonnenſohnes Manco Capac) in einen auffallenden Zuſtand geiſtiger und ſittlicher Schwäche verfallen waren; wir wiſſen, daß das gewerbfleißige und erfindſame Volk der Tulteken, welches Mexiko 500 Jahre vor den Azteken bewohnte, das ſich, wie ſie, einer hieroglyphiſchen Schrift bediente, und ein Jahr hatte, das genauer war, als das der meiſten Völker Europa's, ſeit dem 11. Jahrhundert von dem Gipfel ſeiner Macht geſtürzt und bis zu großer Erniedrigung herabgeſunken war. Vor den Zeiten des Columbus, Cortez und Pizarro beſtanden vielleicht andere Mittelpunkte partieller Kultur in Guatemala, zu Utatlan, Copan, Peten und S. Domingo Palenque; im Norden von Mexiko zu Quivira, dem Dorato des bärtigen Königes Tatarrax, welches durch die Lügen des Fray Marcos von Nizza berühmt geworden iſt;

---

1) Humboldt, Anſichten der Natur, 1. B. S. 224 ff.

im Norden von Louiſiana zwiſchen den Ufern des Ohio und den großen Seen von Kanada, vom 39. bis zum 44. Breitengrade. Die Spuren einer Art von Fortſchritt in den Künſten *bis zu den nördlichſten Regionen hin* ſind außer Zweifel geſetzt, aber es iſt bisher nicht möglich geweſen, genauer den Zeitraum zu beſtimmen, in welchem die tumuli und polygonähnlichen Umwallungen im obern Louiſiana und die reich mit Bildwerken verzierten Gebäude von Palenque entſtanden ſind. Dem Mittelpunkte der alten Civiliſation des Königreiches von Quiche, die wahrſcheinlich älter iſt, als die Ankunft der Azteken in Anahuac, gehören vielleicht auch die Denkmäler in der Halbinſel von Honduras an, wo man noch in der Nähe von Copan einen großen Circus ſieht, ferner die unterirdiſchen Gewölbe von Tibulco und eine Anzahl von Bildſäulen, deren Bekleidung einen überaus bizarren Charakter hat« 1). M. M. Noah, Major der Miliz zu New-York, früher Hafencommandant und nordamerikaniſcher Geſandter zu Tunis, läßt in Amerika daſſelbe Geſchlecht walten, welches die Tempel und Pyramiden Aegyptens gebaut, indem er jedoch, nach gewöhnlicher Anſicht, Alles von unſerer Hemiſphäre ausgehen läßt. »Wenn«, ſagt er, »von den mexikaniſchen Alterthümern die Rede iſt, ſo muß man die rohen Arbeiten der neueren Zeit nicht mit den glänzenden Meiſterwerken verwechſeln, welche die Anſtrengungen derer auszeichneten, die die ägyptiſchen Pyramiden thürmten und die Tempel von Theben und Memphis bauten. Nicht die mexikaniſchen Alterthümer, die von Tultekan ſind es, und zu den Ruinen von Palenque muß man die Pyramiden von Cholula, Otamba, Paxaca, Mitlan, Tlascala und die auf den Bergen von Tescoca fügen, die größer ſind, als die ägyptiſchen, die Hieroglyphen und Thierkreiſe, ein ſymboliſches und phonetiſches Alphabet, Papyrus, Meto-

---

1) Humboldt, kritiſche Unterſuchungen über die hiſtoriſche Entwickelung der geographiſchen Kenntniſſe der neuen Welt, überſ. von Ideler, Berlin 1836, 1. B. S. 381 ff.

pen, Triglyphen, Tempel und Gebäude von ungeheuerer Größe, Militärſtraßen, Waſſerleitungen, Landſtraßen, Poſtſtationen und Diſtanzen, Brücken von bedeutender Größe und maſſiver Bauart, die alle die deutlichſten Beweiſe von dem Daſein einer mächtigen, unternehmenden Nation liefern, welche 2000 Jahre vor der ſpaniſchen Eroberung geblüht haben muß« [1]). Orbigny's maleriſche Reiſe in Süd- und Nordamerika enthält über die berühmten Ruinen von Culhuacan, die uneigentlich Ruinen von Palenque heißen, Folgendes: »Die Spuren einer großen Stadt waren, in ungeheuerem Walde verſteckt, drei Jahrhunderte lang unſern Alterthumsforſchern unbekannt geblieben, als 1787 der Capitain Antonio del Rio und Don Joſe Alonſo de Calderon auf dieſe Trümmer ſtießen, die merkwürdigſten und umfangreichſten in der neuen Welt. Seitdem haben dieſe von dem Capitain Dupaix an Ort und Stelle gezeichneten Denkmäler in den Augen der europäiſchen Archäologen eine große Wichtigkeit erlangt. Die Stadt Culhuacan, unweit von Micol, einem Beifluſſe des Tulija, gelegen, ſcheint, ſo viel man nach dem Anblicke ihrer Ueberreſte urtheilen kann, ſechs bis ſieben Stunden im Umfange gehabt zu haben. In dieſer ganzen Ausdehnung von Ruinen erkennt man Tempel, Befeſtigungen, Gräber, Pyramiden, Brücken, Waſſerleitungen, Häuſer, und findet unter dem Sande Vaſen, Götzenbilder, muſikaliſche Inſtrumente, koloſſale Statuen, ſo wie ſehr gut ausgeführte Basreliefs mit Charakteren, welche wirkliche Hieroglyphen zu ſein ſcheinen. Das Ausſehen des Ortes, die Vollendung einiger dieſer Sculpturen, die allgemeine Form der Denkmäler, alles verräth eine ſonſtige Civiliſation, welche das, was man in dem übrigen Mexiko findet, weit übertrifft. Die Figuren ſtellen ein hochgewachſenes Volk von ſchlanken, zierlichen Verhältniſſen und einer edlen, regelmäßigen Geſichtsbildung dar. Unter dieſen Fragmenten eines koſtbaren Alterthumes bemerkt man beſonders einen großen Tempel von viereckiger Form, umgeben von einem Periſtyl, ein Gebäude, das 300 Fuß lang und 60 Fuß breit geweſen ſein kann. Die Mauern ſind vier Fuß dick. Das Innere iſt in verſchiedene Wohnungen getheilt. Die Form des Ganzen iſt eine Maſſe von pyramidalen Bauten auf einer Baſis in länglichem Viereck, die ſich abſchüſſig über einander erheben. Vor der Façade, welche nach Oſten ſieht, befindet ſich eine große Treppe von behauenen Steinen, welche zu dem Haupteingange führt. In der Mitte des Gebäudes erhebt ſich ein etwa 75 Fuß hoher Thurm, der wahrſcheinlich als Belvedere diente, und deſſen vier Stockwerke noch unberührt ſind. Die Treppe, welche hinaufführte, befindet ſich in der Mitte und wird von Fenſtern erhellt, die ſich an jeder Seite und in jedem Stockwerke finden. Die Bauart des Gebäudes ſelbſt iſt im Ganzen zierlich und einfach. Unter dem Tempel ziehen ſich ungeheuere Keller hin, welche noch nicht durchſucht zu ſein ſcheinen. Die Mauern ſind mit in Stein gehauenen und mit ſehr feinem Gips überzogenen Basreliefs bedeckt, die Figuren gewöhnlich ſieben bis acht Fuß hoch. Man fand in Palenque ein Basrelief, das eine angebliche Verehrung des Kreuzes darſtellt und worüber unſere Archäologen ſehr gelehrt geſchrieben haben. Dieſes Basrelief zeigt in der Mitte ein großes Kreuz von lateiniſcher Form mit einem zweiten auf dem erſten [1]. Die drei obern Arme der beiden Kreuze endigen ſich in drei vereinten Halbmonden, und der Fuß des großen Kreuzes ruht auf einer halb elliptiſchen Stütze, auf einem Herzen, deſſen oberer Theil die Figur einer 8 in Querlage trägt. Ueber dem Kreuze befindet ſich ein Hahn mit doppeltem Schweife, der im Schnabel eine halbrunde Mütze hält. Links von dem Kreuze ſieht man eine Frau, die ein neugeborenes Kind am linken

---

[1]) Noah, Beweis, daß die Indianer Amerika's die Abkömmlinge der verlornen Stämme Iſraels ſind, Altona 1818, S. 28 ff.

---

[1] Man denke an das ſogenannte ägyptiſche Tau, crux ansata. Creuzer, Symbol. 2. Ausg. 2. Th. S. 512 ff.; vergl. Humboldt, kritiſche Unterſuchungen, überſ. von Ideler, 1. B. S. 544 f.

Arme hält und daſſelbe einem ſtehenden Prieſter in Prieſtergewändern neben einem aus zwei entgegenlaufenden Spiralen gebildeten Sitze reicht. Das Kind liegt auf zwei Lotoszweigen; ſein Kopf endigt ſich in einem Halbmonde, von deſſen Spitze die nach oben gerichtete Strahlenſcheibe ausgeht. Hinter dem Kopfe kommen zwei Lotosblätter hervor, und ſein Körper, der ſich ebenfalls in einem Blatte endigt, iſt durch vier kleine Sphären von der Hand der Frau geſchieden. Das Kreuz auf dem Kreuze iſt ſeiner ganzen Länge nach von vier Halbzirkeln umgeben, die zwei und zwei einander gegenüber ſtehen. Von jedem der Seitenarme des großen äußern Kreuzes geht ein gerader Zweig aus, der ſich in einem rechtwinkeligen Haken mit divergirenden und von kleinen Kugeln geendeten Strahlen endigt. Dieſes große Gemälde iſt von Basreliefs und Figuren umgeben. Der Scarabäus findet ſich mehrmals an den beiden Seitenſtreifen, und auf dem rechten des Kreuzes ſieht man ihn mit zwei gekreuzten Ellipſen. Auf mehren Medaillons bemerkt man das rechtwinkelige Kreuz mit gleichen Theilen, und auf einem trägt es vier Kugeln, deren jede einer ſeiner Ecken entſpricht. Auf einem andern Medaillon ſieht man das T und darunter eine Ellipſe, welche eine zweite Ellipſe in ſich ſchließt, die einen Bogen mit einer Pyramide darüber enthält. Zwei Sphären befinden ſich über einander und eine darunter. In dieſem Gemälde und in den Charakterenſtreifen darumher haben unſere europäiſchen Archäologen wirkliche Hieroglyphen geſehen. Sie glaubten überdies, daß dieſe Hieroglyphen in vielen Punkten den ägyptiſchen gleichen« 1). Don Alonſo, ein Einwohner von la Paz, ſprach bei Beſuchung der Ruinen von Tiahuanaco zu einem Reiſenden folgendermaßen: »das Thor, das Sie vor ſich ſehen und deſſen bewundernswerthe Erhaltung von der Dauerhaftigkeit des Baues zeugt, mußte allen Stürmen trotzen, denn es reizte die Habſucht der Eroberer nicht. Seine

---

1) Orbigny, a. a. O. S. 257 ff.

Größe und Maſſe, ſowie die Seltſamkeit des architektoniſchen Syſtems, zu dem es gehört, zeugen von der Exiſtenz eines Volkes, das ich für älter und mächtiger halte, als die Quichua-Nation oder das Volk der Inca's. Sehen Sie nur dieſen aufgeſchütteten Hügel und auf ihm dieſe coloſſalen Statuen, dieſe von ungeheuern Pfeilern eingefaßten Räume; betrachten Sie dieſe maſſiven Baue, deren Steine der Größe nach kaum denen der Bauwerke des alten Aegyptens nachſtehen, unterſuchen Sie dieſes Thor mit Sculpturen in Relief, deren hauptſächlichſte unzweifelbar die Wichtigkeit verrathen, welche man dem Condor beilegte, der als politiſches Emblem der Größe und des Ruhmes, oder vielmehr als beſonderer Gegenſtand einer Verehrung angeſehen wurde. Zeugen nicht alle dieſe Gegenſtände von dem Daſein einer älteren und weiter vorgeſchrittenen Civiliſation, als die der Inca's ſelbſt war, einer Civiliſation, von welcher die der letzteren, ſo impoſant ſie auch erſcheinen mag, nur ein Ueberreſt war?«[1]) In gleichem Sinne äußert ſich Alcide d'Orbigny in der Einleitung zur maleriſchen Reiſe in Süd- und Nordamerika. »Ehe ich«, ſagt er, »von der hiſtoriſchen Zeit des Reiches der Inca's ſpreche, glaube ich ein Wort über die Denkmäler ſagen zu müſſen, die ſich aus einer frühern herſchreiben und von keiner hiſtoriſchen Tradition erwähnt werden. Dieſe Bauwerke ſind die von Tiahuanaco an dem Ufer des Sees Titicaca, auf dem Gipfel der Anden, inmitten der Nation Aymara. Ich habe unermeßliche Bauten unterſucht, welche eine vielleicht noch höhere Civiliſation anzeigen, als die der Inca's, und die man mit andern nicht verwechſeln kann; man muß hier einen Civiliſationsmittelpunkt ſehen, der wenigſtens eben ſo alt, als jener von Palenque, und wahrſcheinlich demſelben auch an Großartigkeit der Bauten nicht nachſteht. Dieſe zeichnen ſich beſonders durch die ungeheuere Größe der behauenen Steinblöcke aus, aus denen ſie beſtehen, und die weit her gebracht worden ſein müſſen, weil man die Steinart nur in großer Entfernung ſindet, — eine Thatſache, von welcher man ein Beiſpiel nur in dem alten Aegypten ſindet. In der Mitte einer weiten Ebene wird ein tumulus von 100 Fuß Höhe von Säulenreihen getragen. Er iſt von mehrern Tempeln umgeben, die 3 bis 500 Fuß an jeder Façade haben, aus koloſſalen Pilaſtern und Monolithen-Portiken beſtehen und mit flachen Reliefs bedeckt ſind, welche Allegorieen vorſtellen und ſehr regelmäßig ausgeführt, wenn auch plump gezeichnet ſind. Man ſieht auch koloſſale Statuen mit allegoriſchen Skulpturen, die immer die Sonne und den Condor, ihren Boten, vorſtellen« [1]). Was dieſen ſymboliſchen Condor betrifft, ſo denke man an den ungeheuern Simurg oder Anka der orientaliſchen Mythe, jenen weiſen Vogelkönig, welcher der erſte vertraute Staatsrath der voradamiſchen Salomonen und Dſchinnenkaiſer war, und noch jetzt einſam auf dem Gebirge Kaf lebt, von dem der ganze Orient ſpricht und den niemand geſehen hat. Er iſt wohl eine Erinnerung an den iſolirt lebenden, die Wohnungen der Menſchen meidenden amerikaniſchen Rieſengeier, vultur gryphus, der, was die größten Individuen betrifft, die man in der Andeskette um Quito ſindet, mit ausgeſpannten Flügeln 14 Fuß mißt, und deſſen gewöhnlicher Aufenthalt in einer Region liegt, die in der Höhe des Aetna beginnt [2]). Die voradamiſchen Salomonen aber, deren mythiſche Herrlichkeit auf den hebräiſchen Salomo übergetragen ward, an deſſen Hofe denn auch noch einmal der rieſige Vogelfürſt Simurg als Weſir und Repräſentant des Vogelgeſchlechtes erſcheint, dieſe Urdynaſtie von dſchinniſchen Weltmonarchen, deren Univerſalherrſchaft mit dem Auftreten des adamiſchen Menſchengeſchlechtes zu Ende ging, bezeichnet wohl eigentlich ein wirkliches, amerikaniſches Urreich, das durch ein rothes, ſich ſelbſt Adam, d. h. rother Menſch (hebr. adam, roth) nennendes Geſchlecht geſtürzt worden iſt [1]). Es können hiebei die mexikaniſchen Otomie's, dieſe uralten rothen Einwohner von Anahuac, in deren Sprache dame, Mann — vergl. Cochimi tama, tamma, tämma, Menſch — heißt, ſowie auch die den Hebräern verwandten Edomiter, die von Eſau Edom, dem Rothen, abgeleitet werden, und ſelbſt Edom und Adomi — mit gleicher Grundbedeutung, wie Adam — heißen, in Erinnerung kommen. Eine Stadt Namens Adam, und eine andere Namens Adami kommt im Buche Joſua vor [2]), und Adma hieß eine von den fünf Städten, die mit dem Thale Siddim untergingen. Ein Unterſchied und Gegenſatz der Farbe im alten Amerika kann ſelbſt nach Maaßgabe der gegenwärtigen und hiſtoriſch bekannten indianiſchen Körperfarbe ſehr wohl angenommen werden. Die Indianer Amerika's ſind nicht alle roth. »Die Farbe iſt ſehr mannichfaltig«, ſagt Orbigny, »die Nordamerikaner ſind kupferfarbig und röthlich, die Peruaner, Patagonier und andere Völker des Südens dunkel, und die Völker der düſtern Wälder gelblich und faſt weiß« [1]. Einige Bemerkungen Humboldt's über dieſen Gegenſtand ſind folgende. »Wenn die gleichartige Hautfarbe des amerikaniſchen Stammes nordwärts kupfrichter und röther erſcheint, ſo iſt ſie dagegen bei den Chaymas dunkelbraun und nähert ſich dem Lohfarben. Der Name rothkupferfarbichter Menſchen würde zur Bezeichnung der Eingebornen in den Aequinoctialgegenden nie entſtanden ſein« [2]. Indianer von hellbrauner Hautfarbe ſahen Humboldt und Bonpland in Esmeralda und in der Nähe der Quellen des Orinoko [3]. »Im nordöſtlichen Theile von Amerika trifft man Stämme, deren Kinder weiß ſind und die erſt zur Zeit ihrer Mannbarkeit die Farbe der Eingebornen von Peru und Mexiko annehmen. Michikinakoua, das Oberhaupt der Miamis, war an den Armen und den der Sonne nicht ausgeſetzten Theilen des Körpers beinahe weiß. Weſtwärts von den Miamis bei den Kolouchen und Tſchinkitanen der Norfolkbai zeigen die erwachſenen Mädchen, wenn ſie angehalten werden, ſich zu waſchen, die weiße Farbe der Europäer. Eben dieſe weiße Farbe wird, einigen Nachrichten zufolge, auch unter den Bergvölkern von Chile angetroffen« [4]. — »Es finden ſich unter den Eingebornen Amerika's Stämme von einer ſehr wenig dunklen Farbe, die ſich der der Araber und Mauren nähert. Die Völker am Rio negro ſind weniger ſchwarzbraun, als die am niedern Orinoko, und doch iſt das Klima dort friſcher, als hier. In den Wäldern von Guiana leben mehrere weißliche Stämme, die, ohne daß eine Spur von der Krankheit der Albino's vorhanden iſt, die Farbe wahrer Meſtizen haben. Nie haben ſie ſich mit Europäern vermiſcht und ſind umgeben

---

[1]) Orbigny, a. a. O. S. 217.

---

[1]) Orbigny, Einleit. p. V. Von dem Inca Viracocha lieſt man, daß er zwei ſymboliſche Condore auf hohen Säulen aufrichten ließ, und bei dem großen peruaniſchen Sonnenfeſte ſchmückten ſich einige vornehme Peruaner (Curacas) mit den Federn des Condors, zum Zeichen der Abſtammung von ihm, Baumgarten, a. a. O. 2. Th. S. 291. 227.

[2]) „Höher als der Kegelberg von Teneriffa auf den ſchneebedeckten Rücken der Pyrenäen gethürmt, höher als alle Gipfel der Andeskette ſchwebte über uns der Cundur, der Rieſe unter den Geiern. Raubſucht und Nachſtellung der zartwolligen Vicuñas, welche gemſenartig und herdenweiſe in den beſchneiten Grasebenen ſchwärmen, locken den mächtigen Vogel in dieſe Regionen.“ Humboldt, Anſichten der Natur, 2. B. S. 2 u. 58 ff. und deſſen recueil d'observations de zoologie et d'anatomie comparée, vol. I. p. 62.

---

[1]) J. D. Hunter, ein Engländer, der in ſeiner Kindheit unter die nordamerikaniſchen Indianer gerieth und „Denkwürdigkeiten ſeines Aufenthaltes unter den Wilden“ ſchrieb, giebt an: „Die Indianer nennen ſich rothe Menſchen im Gegenſatze der weißen und ſchwarzen, und pflegen auf dieſe ihre Hautfarbe ſehr ſtolz zu ſein. Für ein beſonderes Zeichen der Tapferkeit gilt ihnen das dunkle Kupferroth; Bleichheit der Haut dagegen iſt ihnen ein Zeichen von weichlicher, feiger, weibiſcher Natur.“ Hunter wurde ſeiner Farbe wegen von den indianiſchen Knaben verſpottet, indem ſie behaupteten, jeder Weiße ſei ein Squah, d. h. ein Weib, als Schimpfwort im Gegenſatze eines indianiſchen Kriegers gebraucht.

[2]) Joſ. 3, 16 u. 19, 33.

---

[1] Orbigny, Einleit. p. VII.

[2] Humboldt, Reiſe 2. Th. S. 189.

[3] Daſ. S. 215.

[4] Daſ. S. 251.

von ſchwärzlichbraunen Stämmen. — Unter 54°, 10′ nördlicher Breite zu Cloak-Bai, mitten unter Eingebornen, die eine Kupferfarbe und kleine, ſehr in die Länge gezogene Augen haben, zeigt ſich ein Stamm mit großen Augen, europäiſchen Geſichtszügen und einer Haut, die weniger braun iſt, als die unſerer Bauern« [1]). Der Jeſuit Eckart in ſeinen Zuſätzen zu P. Cudenas Beſchreibung Braſiliens ſagt: »Am Fluſſe Xingu war eine Nation mit Namen Coriberé, die an Weiße viele Europäer übertraf« [2]). In den von Ternaux-Compans herausgegebenen alten Berichten werden weiße indianiſche Weiber erwähnt und einmal heißt es: »Wir ſahen eine Indianerin, die ſo weiß war, wie eine Spanierin, ausgenommen, daß ſie das Kinn bemalt hatte, wie eine Maurin.« Ebendaſelbſt kommt eine alte indianiſche Sage von weißen, bärtigen Leuten vor [3]), dergleichen bekanntlich auch die mythiſchen Propheten und Culturſtifter Amerika's Quetzalcoatl und Bochica geweſen ſein ſollen [4]). »Die Carapachos am Marañon«, ſagt ein ſpaniſcher Reiſebericht, »ſind weiß und haben äußerſt ſtarke Bärte. Daſſelbe hat der Miſſionär P. Narciſo Girval de Barcelo bei dem zahlreichen Stamme der Chipeos bemerkt.« — »Die Sipibos oder Supebos zeichnen ſich vor ihren Nachbarn durch ihre langen, gewirkten Kleider aus, die einer Tunica gleichen. Man findet viele von weißer Geſichtsfarbe unter ihnen« [5]). Daß aber die Hebräer ein urſprünglich rother, glatter, d. h. den Bart und die Haare des Leibes, außer den Kopfhaaren ausraufender auſtraliſch-amerikaniſcher Menſchenſtamm geweſen, dafür ſpricht Vieles. So, was die Farbe betrifft: der Name Adam, der Rothe, für Menſch, die heliopolitaniſche Tradition, daß Moſe, und die bibliſche,

---

1) Humboldt, Essai politique de la nouvelle Espagne, p. 82 ff.

2) Murr, a. a. O. S. 522, vergl. S. 32.

3) Ternaux-Compans, Amerika, Meißen 1839, S. 99. 180. 200.

4) Orbigny, a. a. O. p. IV. f. Clavigero, a. a. O. 1. Th. S. 350.

5) Fiſcher, Beiträge zur genauern Kenntniß der ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika, Dresden 1802, S. 258. 262 f.

daß Eſau und David rothe Menſchen geweſen, beſonders aber die jüdiſche Sage von den rothen Juden, hebräiſchen Stammverwandten mit purpurfarbigen Angeſichtern, die jenſeits des Sambatjon, eines mythiſchen Fluſſes, wohnen, in welchem die offenbare Erinnerung an ein nordiſches Meer enthalten, das Aſien und Amerika ſcheidet. Wenn man die traditionelle Beſchreibung des Ausſehens Moſe's lieſ't, die uns Euſebius aufbewahrt hat, ſo glaubt man die eines Urbewohnes von Auſtralien und Amerika von langer Statur, rother Farbe und ſtarkem Haarwuchſe zu leſen: γεγονεναι δε Φησι τον Μωυσην μακρον, πυρρακη, κομητην[1]) — vergl. was ein Miſſionsbericht von den Bewohnern des öſtlichen Auſtraliens ſagt: »Die Farbe dieſes Geſchlechtes iſt hoch kupferartig; ſeine Haare hängen in langem Wuchſe über die Schultern herab; die Männer ſind groß und ſchlank, meiſt über 6 Fuß hoch« [2]) — oder was Humboldt von den Kariben: »Ich habe nirgend einen ganzen Stamm von ſchlankeren und koloſſaler gebildeten Menſchen geſehen. Da ihr Körper mit Onoto (Roucou) gefärbt iſt, ſo ſehen ihre großen Geſtalten von kupferrother Farbe und maleriſch drappirt von Weitem auf der Steppe zum Himmel ragend antiken Bronzeſtatuen gleich« [3]). — »Sie haben überaus lange und ſchwarze Haare, die ſie öfters kämmen und mit Oel einſchmieren«, ſagt de la Borde von ſeinen Inſel-Kariben [4]), und Clavigero von ſeinen Mexikanern: »Sie haben dickes, ſchwarzes, ſtarkes, glänzendes Haar [5]). Eſau Edom, der Rothe, wird als ſolcher durch den Ausdruck admoni bezeichnet; eben ſo David [6]), und der letztere, der nach arabiſcher Sage auch tättowirt war [1], beweiſ't, daß die Hebräer auch noch in Aſien zum Theile rothe Menſchen waren, ihren Stammverwandten, den Phöniziern, gleich, welche durch eben dieſen Namen (Φοινιξ, roth) als ein rother Menſchenſtamm bezeichnet ſind. Einen gewichtvollen Gegenſatz bildet der weiße Laban, dem Jakob dient und deſſen Töchter er heirathet, hebr. laban, weiß. Daß Jakob dem Schwiegervater um die Töchter dient, iſt einem altamerikaniſchen Geſetze, das in Guatemale galt, ſo wie einer Sitte gemäß, die Carver bei den Nadoweſſiern fand [2]; denn ſo iſt hier Alles Zug für Zug auſtraliſch und amerikaniſch, und als ſolches noch jetzt nach Jahrtauſenden zu erkennen. Daß ferner Eſau ein behaarter, Jakob aber ein glatter Mann iſt [3], bedeutet, daß dieſer ein die Haare ſeines Körpers nach erwähntem auſtraliſch-amerikaniſchen Gebrauche vertilgender — mit der Wurzel ausziehender — Menſch geweſen, vergl. hierüber Volney, Loskiel, Adair, Carver und Andere. Der zuletzt genannte z. B. ſagt: »Die Männer glauben, daß ein Bart ſehr verunſtalte und wenden daher viele Mühe an, ſich davon zu befreien. Eben ſo halten ſie jeden andern Haarwuchs ihres Körpers für häßlich, und beide Geſchlechter wenden viele Zeit auf die Ausrottung deſſelben« [4]. Die Guana's in Paraguay ziehen die Haare des Bartes, der Augenbrauen und der Augenlieder aus [5], und Barläus ſagt von ſeinen Braſilianern: »Haar haben ſie nur auf dem Haupte, ſonſt leiden ſie keines und raufen es überall aus [6]. Von den Bewohnern der Inſel Otaheiti lieſ't man: »Sie ziehen jedes in der Naſe, den Achſelgruben u. ſ. w. befindliche Haar aus« [7], und von denen der Pelew-Inſeln: »Wenige tragen einen

---

[1]) Euseb. praepar. evang. 9, 27.

[2]) Baſeler Miſſionsmagazin 1838, S. 157. 159.

[3]) A. v. Humboldt, Reiſe, 5. Th. S. 11. Vergl. Ternaux-Compans a. a. O. 1. B. S. 178: „Die Indianer, die ich in Florida erblickte, ſehen, da ſie ſehr groß und ganz nackt ſind, in der Ferne Rieſen gleich.“

[4]) Reiſen des Pater Labat, von Schad, 1. B. S. 435.

[5]) Clavigero, a. a. O. 1. Th. S. 126.

[6]) 1 Moſ. 25, 25 u. 30. 1 Sam. 16, 12. c. 17, 42.

---

[1] Roſenöl, 1. B. S. 140.

[2] Orbigny, a. a. O. S. 235. Carver, a. a. O. S. 314.

[3] 1 Moſ. 27, 11. [4] Carver, a. a. O. S. 193 f.

[5] Orbigny, a. a. O. S. 136.

[6] Barläus, braſilianiſche Geſchichte, S. 69.

[7] Miſſionsreiſe in's ſüdliche ſtille Meer, S. 554.

Bart; ſie reißen ſich ihn gewöhnlich aus. Von den Weibern haben einige ein ſehr langes Haupthaar; was ſich aber ſonſt von Haaren am Leibe befindet, reißen ſich beide Geſchlechter überall aus« [1]). Doch fehlt es auch nicht an dem in der Geneſis durch Eſau's Behaartheit bezeichneten Gegenſatz. So ſagt Orbigny: »Wenn die Guarani's faſt bartlos ſind, ſo haben ſie unter ſich die Guarayo's, die einen wahrhaft patriarchaliſchen Bart beſitzen.« — »Mehrere der Guahibo's hatten Bart und ſchienen auf dieſe Zierde ſtolz zu ſein« [2]). Und Gilii: »Unter ſo vielen unbärtigen und die Haare des Leibes, ſelbſt die Wimpern ausziehenden Menſchen giebt es doch einige, die ihre Barthaare mit Sorgfalt pflegen. Der König der Ojis faßte ſich oft mit Wohlgefallen am Kinn, und freuete ſich, daß die Miſſionäre auch Bärte hätten« [3]). Da nach unſerem Syſteme Alles in der hebräiſchen Volksgeſchichte, was vor dem Auszuge aus Aegypten (Amerika) vorfällt, noch nicht in Aſien und Afrika, ſondern in Auſtralien und Amerika, und in letzterem Welttheile Alles geſchieht, was nach Abraham's Ausgang aus Ur (Hawaji) bis auf Iſrael's Zug aus Aegypten vorgeht, ſo haben wir den weißen Laban als einen weißen Menſchen und Volksſtamm Amerika's zu faſſen; und daß ſolche Menſchen und Stämme bis auf unſere Zeiten herab in Amerika geſehen worden, iſt ſchon oben nachgewieſen. Von Jakob und den Töchtern des weißen Laban leiten ſich die zwölf Stämme Iſrael's her, wodurch ſich dieſes als ein Miſchvolk bezeichnet, das als ſolches ſchon aus hohem Alterthume ſtammt. Die rothe Farbe verlor ſich in ihm allmählich und trat nur noch zuweilen als eine Seltenheit hervor, die, wie die Hervorhebung David's als eines rothen Menſchen zeigt, eine noch fortwährend geſchätzte, für einen Vorzug geltende war. Höher hinauf, über die Entſtehung der zwölf Stämme zurück, erkennt das hebräiſche Volk nur den rothen Stamm als den ſeinigen an; von den drei Söhnen Noah's beſtimmt ſich Ham, Cham als der ſchwarze (חמם, arab. ſchwarz ſein, hebr. חום, ſchwarz), Japhet (Japetos, der helleniſche Vater des Menſchengeſchlechtes) als der weiße Stamm, ſo, daß für Sem, den »Vater aller Söhne Eber's« 1), die rothe Stammfarbe übrig bleibt, vergleiche die oben erwähnten drei weiß-, roth- und ſchwarzfarbigen Gefährten Noah's im Buche Henoch. Was den Fluß Sambatjon betrifft, über welchem die rothen Juden wohnen, ſo heißt derſelbe der Sabbath-Fluß, d. i. der ruhende, ſtillſtehende (hebr. schabath, ruhen), auch der Steinfluß (nehar abanim); er trocknet der Sage nach und wandelt ſich in einen weißen, dem Schnee gleichen Sand — lauter Andeutungen eines gefrierenden und gefrorenen Gewäſſers, er ſcheidet »das große Indien«, man dringt zu ihm nicht ohne nothgedrungene Entheiligung des Sabbaths durch Völker und Wildniſſe; er liegt über der Wüſte von Calicut jenſeits der in Aſien zerſtreuten Judengeſchlechter und begrenzt ein großes Land mit vielen Ländern und Königreichen, wo »ein ſchöner, großer, dicker Weizen«. wächſt und wo unzählige Juden wohnen, welche Berge Goldes haben und einen Centner Gold für einen Centner Eiſen geben, an welchem letzteren allein es mangelt — man kennt den Mangel und Werth eiſerner Werkzeuge bei den Eingebornen Amerika's 2), und in dem »ſchönen, großen, dicken

---

[1]) Plant's Erdbeſchreibung und Geſchichte Polyneſiens, Leipzig und Gera 1789, 2. B. S. 250.

[2]) Orbigny, a. a. O. p. VII der Einleit. und S. 41.

[3]) Gilii, Nachrichten vom Lande Guiana, von Sprengel, S. 249. Vergl. außer dem ſchon früher Berührten: Pfefferkorn, a. a O. 2. Th. S. 11 mit den hier angeführten Schriften; Vater, Unterſuchungen über Amerika, S. 74 f., den daſ. angeführten Volney, der Wilde mit erſtaunlich langen Achſelhaaren ſah, und Humboldt, Reiſe in die Aequinoctialgegenden, 3. Th. S. 200 u. 493, wo namentlich von den mit dichtem Barte verſehenen Yabipais und den zum Theil ſelbſt auf der Bruſt behaarten Guarani's die Rede.

---

1) 1 Moſ. 10, 21.

1) In einem alten Schriftchen (bei Humboldt, kritiſche Unterſuchungen, 3. B. S. 181) heißt es: „Die Eingebornen ermangeln des Eiſens und geben alles hin, was ſie beſitzen, um eine Hacke zu erlangen. Die

Weizen« wird man leicht den amerikaniſchen Mais erkennen; der Sabatjon rollt ferner Steine — in der Behringsſtraße, die im Winter durch ungeheure, ſich feſt aneinander drängende Eisbänke verſchloſſen iſt, ſieht man ſelbſt im Sommer Eisſchollen umhertreiben; er läßt zuweilen ein fürchterliches Getöſe, gleich dem ſtärkſten Donner, vernehmen; — damit vergleiche man folgende Worte aus Wrangel's Reiſe längs der Nordküſte Sibiriens und auf dem Eismeer: »Selbſt im vollen Sommer iſt hier das Meer mit großen und kleinen Eisſchollen bedeckt, die durch Winde und Strömungen hin und hergetrieben werden und bei etwas ſtärkeren Stürmen ein unbeſchreibliches Schauſpiel geben. Man muß den ungeheuern Aufruhr des tobendenden Elementes, die durch daſſelbe hoch

---

Hacken und Spaten der Indianer ſind meiſt nur von Stein.“ Auch die älteſten Meſſer der Hebräer waren von Stein, und es iſt höchſt merkwürdig, daß die Bibel einen ſo großen Werth auf Eiſen legt; 5. Moſ. 8, 9 führt Jehova ſein Volk in ein Land, deſſen Steine Eiſen ſind, und 5 Moſ. 33, 24 wird dem Aſcher verheißen: „Eiſen und Erz ſei dein Riegel“ — wie man uns im Sprichworte „goldene Berge verſpricht. Wo aber das Andenken an das amerikaniſche Alterthum bewahrt werden ſollte, da mußte Eiſen ferne bleiben, daher 5. Moſ. 27, 5 ff.: „Von unbehauenen Steinen ſollſt du den Altar Jehova's, deines Gottes, bauen, nicht ſellſt du darüber ein Eiſen ſchwingen — weil nehmlich Jehova (Yohewah, Jawahu ſ. oben) ein amerikaniſcher Gott war; vergl. Joſ. 8, 31 u. 2 Moſ. 20, 25. Das Canaan, in welches Moſe ſein Volk führte, mußte nothwendig als ein Land des Eiſens bezeichnet werden, weil Eiſen dem amerikaniſchen Hebräer das Köſtlichſte war; aber das Canaan, in welchem Iſrael vor dem großen Wüſtenzuge, der Auswanderung aus Amerika, gewohnt, das amerikaniſche Original-Canaan, war ein Land des Goldes, und Abraham und ſeine Nachkommen hatten daſelbſt einen Ueberfluß an Silber und Gold, 1 Moſ. 13, 2. Judith 5, 9: „Und ſie wohnten in Canaan und wurden reich an Gold und Silber“ nach dem Griechiſchen; 1 Moſ. 24, 22 giebt Abraham's Knecht Elieſer der Rebecka einen goldenen Naſenring, wie ihn die Kariben-Frauen, nach Volney die Louiſiana-Indianer, von Silber und Kupfer im durchbohrten Naſenloch tragen („Naſe und Unterlippe der Guatemala-Indianer tragen Ringe“ Orbigny, S. 236) — und was die Iſraeliten bei ihrem Auszug aus dem amerikaniſchen Aegypten für Schätze führen, ſind goldene und ſilberne, 2 Moſ. 12, 35.

emporgeſchleuderten rieſigen Eismaſſen und ſeine Schaumberge geſehen, man muß das donnerartige Getöſe der aneinanderſchlagenden Eisberge, das furchtbare Ziſchen derſelben bei ihrem Sturze gehört haben, um ſich eine Vorſtellung von dem Ganzen zu machen« 1). Es wird auch von zwei, jenſeits des Sambatjon wohnenden Königen erzählt, von denen der eine kriegeriſch ſei, zuweilen über den 17 Meilen breiten Sambatjon ziehe und alles mit Feuer und Schwert verheere, der andere aber ein höchſt ſanftmüthiger Herrſcher ſei und einen Karfunkel habe, der ſein aus Edelſteinen und Perlen erbautes Schloß wie die Sonne erleuchte 2). Dies deutet auf amerikaniſchen Edelſteincultus; in der peruaniſchen Stadt Manta »betete man einen Smaragd an, der die Größe eines Straußen-Eies hatte; dieſen ſetzte man an großen Feſten zu Jedermanns Beſchauung aus und die Amerikaner kamen von fernen Orten her, ihn anzubeten« 3). Es ſtimmen dieſe jüdiſchen Sagen auch mit den griechiſchen von der Inſel Meropia überein. Der alte Silenus ſagte dem phrygiſchen Könige Midas, es gebe außer Europa, Afrika und Aſien noch ein weit größeres Land, einen unermeßlichen Continent. Daſelbſt befänden ſich zwei Städte, Machimos, die ſtreitbare, und Euſebes, die fromme; in der letzteren lebten die Einwohner in Frieden, die Bewohner der erſteren aber ſeien ſo ſtreitbar, daß die Kinder ſchon bewaffnet auf die Welt kämen und die meiſten im Kriege fielen. Sie ſeien einſt zur Unterwerfung Europa's ausgezogen, aber aus Verachtung wieder in ihre Heimath zurückgekehrt, wo ſie Gold und Silber in

---

1) „Das Ausland“ von 1839, Nr. 361, S. 1441.

2) Ueber den Sambatjon, die rothen Juden u. ſ. w. ſ. Eiſenmenger, entdecktes Judenthum, 2. Th. S. 533 ff.; Bodenſchatz, kirchliche Verfaſſung der Juden, Erlangen 1748, 4. Th. S. 262 u. 265, und Oertel, „Was glauben die Juden?“ Bamberg 1823, S. 189 ff. Noch der letztere weiß eine für die Geſchichte Iſraels, ja der ganzen Menſchheit ſo wichtige National-Erinnerung nur mit Hohn und Verachtung zu behandeln.

3) Baumgarten, a. a. O. 2. Th. S. 340.

ſo großer Menge hätten, daß dieſe Metalle in geringerem Werthe ſtänden, als bei uns das Eiſen 1). Dem Gegenſatze des Charakters, der hier von Juden und Griechen hervorgehoben wird, war noch bei der Entdeckung Amerika's der der Reiche von Peru und Mexiko analog; denn wenn die Inca's kämpften, ſo geſchah es nur, um barbariſche Völker zu civiliſiren, mit Milde und nur in dem Falle, daß Ueberredung fruchtlos blieb. Jene dſchinniſchen Salomonen der orientaliſchen Sage drücken ſchon in ihrem Namen eine friedliche, milde Geſinnung aus. Die Namen Dſchinne, Dſchan — Dſchan Ben Dſchan hieß der erſte und letzte der präadamiſchen Dſchinnenkaiſer, und wie aus Adams Rippe Eva, ſo ward aus der Rippe des Dſchinnenvaters Dſchan Ben Dſchan die Mutter des Dſchinnengeſchlechtes erſchaffen — hat man mit dem Sanskritworte dschana verglichen, welches Perſon, Mann, Menſch bedeutet; zugleich ſcheint es höchſt bedeutſam und charakteriſtiſch zu ſein, daß dschanä, dschani, dschän, dschin im Aegyptiſchen zart, ſanft, zärtlich, mild, gütig bedeutet 2). Der Name Salomo wird auf die ruhige, unkriegeriſche Regierung des übrigens keineswegs milden und ſanften Königes bezogen 3) und von schalam, in Ruhe, Wohlſtand leben, Frieden und Freundſchaft haben, schalom, Heil, Wohlbefinden, Glück, Frieden, Freundſchaft, abgeleitet; es fragt ſich indeſſen, ob dieſe Bedeutungen nicht ſecundärer Art und von der friedlichen, milden, glücklichen und beglückenden Herrſchaft jener Dſchinnen und Salomonen abgeleitet ſind, ſo daß dieſer letztere Name eigentlich etwas ganz Anderes, nehmlich Herrſcher, Regenten bedeutet, vergl. in Amerika Tarahumara seli, befehlen, selimea, Reich 4). Von der einfacheren

---

1) Theopompus ap. Aelian. var. histor. III. 18.

2) Vergl. Koran von Wahl, Halle 1828, S. 633, die Sammlung Herbelot's, über die präadamiſche Sagengeſchichte des Orients, und Roſendl, 1. B. S. 13 ff.

3) 1 Chron. 22, 9, wonach die Bedeutung der Friedliche iſt.

4) Mithridates, 3. Th. III. S. 149 — 151.

Form ohne das angeſetzte m iſt wol שילה, der Schilo oder Herrſcher benannt, den der Segen Jakob's verheißt [1], womit der in der Abhandlung über den Molochdienſt angeführte amerikaniſche Gottesname Schilu zu vergleichen; aber auch hier ſchließt ſich jene zweite Bedeutung an, ſo daß man auch dieſes Wort durch pacificus, Friedefürſt, erklären konnte, vergl. schala, schalaw, ruhig ſein, ſich eines ruhigen Glückes erfreuen. Nach einer orientaliſchen Mythe nahm Salomo ſterbend eine Stellung an, durch welche er den getäuſchten Dſchinnen als lebend auf ſeinem Throne erſchien [2]. Auch hier knüpft ſich an den Namen dieſes hebräiſchen Königes eine Erinnerung von Amerika her. Die einbalſamirten Leichen der peruaniſchen Könige wurden prächtig gekleidet und im Sonnentempel auf goldene Throne geſetzt, ſo daß ſie lebend zu ſein ſchienen [3]. Die Leiche Xolotl's, des erſten Königes der Chechemeca's in Anahuac, ward auf einen Stuhl von Gummi Kopal und allerlei aromatiſchen Subſtanzen geſetzt, und blieb ſo fünf Tage ſtehen. Daſſelbe geſchah mit der Leiche ſeines nächſten Nachfolgers. Die eines andern, des Königes Quinatzin ward geöffnet, nach ausgenommenem Eingeweide einbalſamirt, in königlichem Ornate auf einen Stuhl geſetzt und vierzig Tage ausgeſtellt [4]. Dieſe Chechemeca's verehrten die Sonne, und brachten ihr Kräuter, Blumen und Kopalgummi zum Opfer [5], ein Cultus, der ſich von dem gräulichen Opferweſen der Azteken und anderer ihnen ähnlicher Völkerſchaften Amerika's ſcharf ſcheidet, und mit dem der alten Apalachiten in Florida und der peruaniſchen Inca's in Verwandtſchaft ſteht. Von den kunſtreichen und gebildeten Tolteca's, den Vorgängern der Chichimeca's in Anahuac, deren Reich durch Hunger und Peſt vernichtet wurde, weiß man auch nicht, daß ſie jene religiöſen

---

[1] 1 Moſ. 49, 10.

[2] Roſenöl, 1. B. S. 255.

[3] Baumgarten, a. a. O. 2. Th. S. 221.

[4] Clavigero, a. a. O. 1. Th. S. 151. 156. 158.

[5] Daſ. S. 143.

Gräuel geübt, und der von ihnen verehrte Quetzalcoatl war ſo ſanft und hatte einen ſolchen Abſcheu vor allen Grauſamkeiten, daß er nicht einmal den Namen des Krieges hören konnte [1]. Alle dieſe mildern Regions- und Nationalcharaktere Amerika's ſcheinen Reſte und Nachklänge jener alten Dſchinnen- und Salomonenherrſchaft im amerikaniſchen Continente zu ſein, die theils durch ſich erhebende wilde oder ihre Wildheit mit einem Grade von angenommener Cultur vermiſchende Paria's und Adamiten, deren Charakter ſich uns am vollkommenſten in dem grauſen Religionscultus der alten Azteken in Mexiko, ſowie in dem der canaanitiſchen und phöniziſchen Völkerſchaften unſerer Hemiſphäre ausgeprägt zeigt, theils durch große, zu Staatenauflöſung und Völkerwanderung treibende Naturereigniſſe erſchüttert und geendigt ward. Man erinnere ſich hiebei jener Hykſos des Manetho, die einſt Aegypten erobert und mehrere Jahrhunderte lang tyranniſirt haben ſollen, und in deren Geſchichte die der Hebräer und ihres Auszuges aus Aegypten verflochten iſt. Es ſind dies lauter amerikaniſche Urgeſchichten und berühren das afrikaniſche Aegypten nicht. Manetho erzählt von den Befeſtigungen, welche die Hykſos angelegt; hier bieten ſich jene alten Befeſtigungswerke räthſelhaften Urſprungs, die man in Nordamerika zwiſchen den Rocky-Mountains und der Alleghani-Gebirgskette gefunden hat, zum Vergleich. A. v. Humboldt theilt über dieſelben Folgendes mit. »Alle viereckigen Fortins ſind eben ſo genau orientirt, wie die ägyptiſchen und mexikaniſchen Pyramiden. Die Mauern dieſer Fortificationslinien ſind meiſt aus Erde aufgeführt, aber zwei Meilen von Chillicothe, im Staate von Ohio, findet ſich eine aus Steinen erbaute Mauer, die 12 — 15 Fuß Höhe und 5 — 8 Fuß Dicke hat, und einen Einfang von 80 Morgen bildet.« — »Mit dieſen militäriſchen Denkmälern dürfen die Hügel oder tumulus nicht vermengt werden, welche Tauſende von Beingerippen eines unterſetzten und kaum 5 Fuß hohen Menſchenſtammes enthalten. Brackenridge glaubt, es mögen leicht nahe an 3000 tumulus von 20 — 100 Fuß Höhe zwiſchen den Ausmündungen des Ohio, des Illinois, des Miſſouri und des Rio San Francisco vorhanden ſein, und die Menge der darin enthaltenen Beingerippe müſſe die vormals ſtarke Bevölkerung dieſer Gegenden darthun. Es werden dieſe Denkmäler, die man für Grabſtätten großer Gemeinheiten anſieht, meiſt beim Zuſammenfluß von Strömen auf dem für den Handelsverkehr beſtgelegenen Punkten getroffen. Die Baſis der tumulus iſt rund oder eirund; ſie ſind meiſt kegelförmig, an der Spitze zuweilen abgeplattet, als wären ſie für Opfer oder andere Ceremonien beſtimmt, die von einer großen Volksmaſſe gleichzeitig geſehen werden ſollten; ſ. meine vues des Cordillères, S. 35. In der Nähe von Point-Creek und von Saint-Louis finden ſich deren von 2 und 3 Stockwerken, ihre Formen erinnern an die mexikaniſchen teocallis und die Stufenpyramiden Aegyptens und Weſtaſiens. Die tumulus ſind zum Theil aus Erde, zum Theil aus über einander gelegten Steinen erbaut. Man hat darin Aexte, farbiges Porcellan, kupferne Gefäße und Zierrathen, weniges Eiſen und vielleicht Gold gefunden. Einige dieſer Hügel, die nur wenige Fuß haben, ſtehen entweder im Mittelpunkt oder in der Nähe der kreisförmigen Umſchanzungen; ſie gleichen den cerritos hechos a mano, die im Königreiche Quito, in der Nähe von Cayambe adoratorios de los Indios antiguos heißen; es waren entweder Tribunen, von denen man zum verſammelten Volke ſprach, oder Opferſtätten.« Ich bringe hiebei die Opferhöhen, bamoth, der alten Hebräer in Erinnerung, welche mit den berührten, bereits von Geſenius in ſeiner Vorrede zu Gramberg's Religionsideen in Anſpruch genommenen amerikaniſchen Erſcheinungen innigſt verwandt ſein möchten. »Bisweilen«, fährt H. fort, »wo ſie 20 — 25 Fuß Höhe haben, können ſie für eine Art Obſervatorien, zur Entdeckung der Bewegungen eines nahen Feindes, angeſehen werden. Die großen tumulus von 80 bis 150 Fuß Höhe ſtehen meiſt vereinzelt, andere Male ſcheinen ſie auch mit den Fortificationen, mit denen ſie zuſammenhängen, gleiches Alter zu haben. Dieſe letzteren verdienen beſondere Aufmerkſamkeit. Ich kenne weder im ſüdlichen Amerika, noch auf dem alten Feſtland etwas, was ihnen ähnlich iſt. Vorzüglich merkwürdig erſcheint die Regelmäßigkeit der polygoniſchen und Kreisfiguren und die kleinen, zur Deckung der Eingangsthore beſtimmten Werke. Man weiß nicht, ob es Einfaſſungen eigenthümlicher Grundſtücke oder Vertheidigungsmauern gegen feindliche Völker ſind, oder verſchanzte Lager, wie im centralen Aſien« [1]. Aſſall, nachdem er von dieſen nordamerikaniſchen Alterthümern gehandelt, ſagt von dem verſchwundenen Volke, von dem ſie zeugen, Folgendes: »daß es ſich viele Jahrhunderte hindurch in dieſen Gegenden aufhielt und einen Flächenraum von der Größe Europa's einnahm, läßt ſich aus den zahlreichen Begräbnißplätzen ſchließen, die mit den Knochen von Perſonen aller Lebensalter überfüllt ſind; eben ſo, daß ſie in Städten oder Gemeinſchaften zuſammen wohnten. Südlich von Columbus am Scioto, Paint-Bach, Muskingum, Ohio, Grab-Bach u. ſ. w. waren ihre Niederlaſſungen am ſtärkſten, und daß einſt das Miſſiſſippi-Thal viel ſtärker bevölkert geweſen, als jetzo, iſt keinem Zweifel unterworfen. Viele dieſer Hügel enthalten eine Anzahl von Skeletten und Knochen, und die am großen Grabbach und den meiſten Flüſſen ſind mit Millionen von Menſchenknochen angefüllt. Es mußte dieſes alte Volk beträchtlichen Ackerbau und Viehzucht treiben, weil ſich mit der Jagd allein, dieſer Lebensweiſe der Indianer, eine ſolche Menſchenmenge nicht ernähren konnte« [2]. Aſſall vergleicht auch eine Anzahl ähnlicher Erſcheinungen in unſerer Hemiſphäre. »Wenn wir«, ſagt er, »Pennants Reiſe durch Wales zu Rathe ziehen und die Beſchreibung und Kupfer von Deloins oder Juch-Turthels am Fluſſe Tay genau betrachten, ſo werden wir eine große Aehnlichkeit mit den alten Werken am Licking-Fluſſe bei Neu-Ark nicht verkennen. Von Pennant wird es den Römern, von Boethius aber den Picten, die es Tulina nannten, zugeſchrieben. Das Lager von Comeril am Fluſſe Zuchel liegt auf einem hohen aufgeſchwemmten Boden, eben ſo die Alterthümer von Ardock am Fluſſe Kneck; die Wälle, Gräben, Thorwege, die Hügel vor, hinter und in denſelben haben die größte Aehnlichkeit mit den unſrigen. Pennant läßt es ein Werk der Römer ſein; andere aber halten ſie mit mehr Recht für pictiſchen Urſprungs. Eben ſo beſchaffen iſt Catter-Thum, zwei Meilen von Argus, desgleichen die Werke am Fluß Lober oder Lowther und am Eimet u. ſ. w. Dieſer Schriftſteller beſchreibt noch eine Menge ſolcher Alterthümer in Schottland, England, Wales, Irland und verſchiedenen anderen brittiſchen Inſeln, von denen ſehr viele wegen ihrer Aehnlichkeit mit den amerikaniſchen in Betracht zu ziehen ſind. Sie dienten dem Volke der Picten, von den Römern alſo genannt, wegen ihrer Sitte, ſich zu bemalen, gleich den Aboriginern Amerika's, als Oerter religiöſer Verrichtungen, als Begräbniß- und Vertheidigungsplätze. Auf der Straße von St. Petersburg nach Moskau ſtößt man auf eine Menge koniſcher Erdhügel, unter denen diejenigen zwiſchen Vezolbisky und Valdav auf beiden Seiten der Straße, von wo ſie ſich bis Jedrova zu ziehen ſcheinen, die merkwürdigſten ſind. Man findet ſie aber nicht allein hier, ſondern über ganz Rußland und über die Steppen der Tartarei und Türkei ausgebreitet. Wenige Meilen von Woronetz an der Straße nach Paulowsky haben ſich einige ſehr gut erhalten. Die Bewohner der Tartarei bedienen ſich häufig dieſer Hügel zur Anlegung von Kellern, und bei dieſer Gelegenheit ward manchmal der Inhalt entdeckt, wie uns Edw. Dan. Clarke in ſeiner Reiſe durch Rußland, die Türkei und Tatarei im Jahre 1800 lehrt. Man fand Vaſen, deren Maſſe mit denen in England, Schottland, Wales und den nordamerikaniſchen Ländern gefundenen übereinſtimmt. Clarke erzählt weiter, daß er in der Tartarei einen Platz mit Namen »Invernes« gefunden, der in der Krümmung eines Fluſſes liegt. Auf die Frage nach der Bedeutung dieſes Namens, erhielt er die Antwort, daß er in ihrer Sprache »in der Krümmung eines Fluſſes gelegen« bedeute. Vergleichen wir hiemit Pennant's Werke, ſo finden wir eine Platte mit einer Stadt in Schottland, die in dem Buge eines Fluſſes liegt, mit gleichem Namen. Nicht wenige Flüſſe in Schottland, England und Wales führen Benennungen, welche wir bei den Flüſſen der Tartarei in großer Aehnlichkeit wieder finden. Es wird dadurch die Vermuthung beſtärkt, daß die brittiſchen Inſeln zuerſt von Scythen oder deren Nachkommen, den Tartaren, bevölkert wurden, und die Thatſache, daß die ſchottiſchen, engliſchen, waliſchen und aſiatiſchen Alterthümer dieſer Arten in ſo vielen ihrer Verhältniſſe von den amerikaniſchen nur wenig abweichen, begründet die Meinung, daß Amerika von einem jenen verwandten Stamm, jedoch von Weſten her, bevölkert wurde« [1]. Sollten jene Spuren nicht einfach den Weg bezeichnen, den amerikaniſche Völkerſchaften durch Aſien und Europa bis auf die brittiſchen Inſeln genommen haben? Sollten jene gemalten Picten [2] nicht Amerikaner geweſen ſein? Oder will man etwa die durch ganz Amerika und Auſtralien hin heimiſche und herrſchende Sitte, ſich den Leib zu bemalen und zu tättowiren [3], von übergewanderten Picten herleiten? Will man ewig die ſtarre, auf ſo große Abſurditäten führende Meinung feſthalten, daß Alles von unſerer Hemiſphäre ausgegangen ſein müſſe — eine Meinung, die in der Geſchichte daſſelbe ſein möchte, was in der Aſtronomie die Anſicht, daß ſich die Sonne um die Erde bewege — ?

---

[1] Clavigero, a. a O. S. 139. 351. 388.

---

[1] Humboldt, Reiſe, 5. Th. S. 305 ff. [2] Aſſall, a. a. O. S. 80.

---

[1] Aſſall, a. a. O. S. 76 ff.

[2] Dieſelbe Bedeutung, wie Picti, hat Britanni: „bemalte oder tatuirte Leute“, ſ. Mone, Geſchichte des nordiſchen Heidenthums, 2. Th. S. 423 ff. Brut wird der erſte König Britanniens genannt, hebr. barod, geſprenkelt, gefleckt, bunt. Am meiſten findet bei den Amerikanern Rothfärbung Statt, aber auch Buntfärbung mit Roth, Weiß, Schwarz, Blau, Grün. Bunt färbten ſich die hebräiſchen Fürſten nach Klagel. 4, 7: „Ihre Fürſten waren glänzender als Schnee, weißer als Milch, röther waren ſie am Leibe als Korallen, wie Sapphir ihre Geſtalt“ — eine Pracht, an der ſich Kaſpar Hauſer höchlich ergötzt haben würde, ſ. meine Mittheilungen über Kaſpar Hauſer, 1. Heft, S. 28 f.

[3] Auch auf den oſtindiſchen Inſeln zeigt ſich dieſe Erſcheinung.

Zum Schluſſe noch Folgendes. Daß die ausführliche Behandlung der in dieſem unſeren letzten Aufſatze angeregten Gegenſtände die Sache eines eigenen großen Werkes ſein würde, iſt leicht zu erachten. Ein ſolches Werk, eine Erläuterung der bibliſchen Urgeſchichten durch Auſtralien und Amerika, iſt auch bereits entworfen worden, möchte jedoch erſt nach Jahren an's Licht treten können. Um eine gedrängte Ueberſicht der Grundgedanken zu geben, diene folgende ſchon vor einiger Zeit von einer Zeitſchrift meinen Mittheilungen zufolge gemachte Anzeige, der ich hier einige Noten beifügen will.

Es war hier nehmlich von einem Werke die Rede, »in welchem die bibliſchen Urgeſchichten auf eine ganz neue Weiſe beleuchtet werden und das hebräiſche Volk mit ſeiner ganzen ſemitiſchen Stammverwandtſchaft und mehrern andern Völkerſchaften unſerer Hemiſphäre als aus Auſtralien und Amerika ſtammend und ausgewandert nachgewieſen wird. Die ganze große Wanderung wird ſich mit Hülfe bibliſcher Urkunden, auſtraliſcher, amerikaniſcher, jüdiſcher und ägyptiſcher Traditionen, geographiſcher, völkerkundlicher und naturwiſſenſchaftlicher Notizen, übergebliebener architektoniſcher Werke des Alterthums und ſprachlicher Uebereinſtimmungen noch faſt

---

So wohnen auf Luzon, der größten der philippiniſchen Inſeln, Menſchen, die faſt ganz nackt gehen und ſich das Angeſicht und den Leib bemalen, daher auch von den Spaniern Pintados, Gemalte, genannt werden; Plant, Erdbeſchreibung und Geſchichte Polyneſiens, 1. B. S. 532 u. 602. Alſo auch hier Picten.

Schritt vor Schritt verfolgen laſſen. Die Hebräer gingen, nach den zu den ſpeciellſten Beſtimmungen gediehenen Unterſuchungen des Verfaſſers, von den Societäts-Inſeln der Südſee, namentlich von der Inſel Rajatea aus [1]); von da ſetzten ſie auf die nordwärts gelegenen Sandwich-Inſeln über und wohnten auf der Inſel Hawaji, wo ihre Religion Feuer- und Vulkanencultus mit Menſchenopfern war [2]). Von den Sandwich-Inſeln gingen ſie unter Therach, dem Vater Abraham's, nach Amerika über und verbreiteten ſich nach dem Oſten und Süden dieſes Welttheils hin zu einer Zeit, in welcher der Meerbuſen von Mexiko und das karibiſche Meer noch nicht

---

1) Rajatea, O-Rajetea, Reidea, auch Ulietea (Miſſionsreiſe in's ſüdliche ſtille Meer, S. 54), war Hauptſitz und Mutterland des ehemaligen Religionscultus der Südſee. „Der König der Inſel war zugleich der Oberprieſter aller umliegenden Inſeln und ſein Name wurde vergöttert. Menſchenopfer wurden von allen benachbarten Inſeln hieher gebracht und dem Gott des Krieges (Oro) geweiht. Hieher wallfahrteten die Götzendiener mit ihren Prieſtern, um ſich im väterlichen Glauben zu ſtärken. Hier vereinigte ſich ein Syſtem unbedingter Prieſtermacht mit königlicher Tyrannei und bildete eine ſeit undenklichen Zeiten für unüberwindlich gehaltene Gewalt.“ Baſeler Miſſionsmagazin 1827, S. 223, und 1832, S. 271. Hier hat man ſogar noch die jüdiſchen Phyſiognomieen gefunden, Miſſionsreiſe in's ſüdliche ſtille Meer, S. 223. Das Rajatea des phönizisch-griechiſchen Alterthums war Creta, wohin die Athenienſer ihre Jugend zum Opfer ſandten, und von dieſer Inſel, die auch ihrem Namen nach an das Reidea, Rajatea der Südſee anklingt, ſollen nach einer alten Sage die Juden ſtammen, Tacit. hist. 5, 2. Man erinnere ſich, daß wir oben in der Abhandlung über den Molochdienſt auf Rajatea eine Art von Labyrinth und Minotaur gefunden, und ſo wird man in dieſer molochiſtiſchen Herrſcher- und Prieſter-Inſel ein Original-Creta erkennen, wie wir es ſonſt in dieſer Unterſuchung mit einem Original-Aegypten und Original-Canaan im Weſten und Oſten Amerika's zu thun haben.

2) Die Feuerinſel Hawaji mit ihrem Vulkan, ihrem Diſtrikt Ora und ihrem Gotte Uri iſt nach Obigem das bibliſche Ur, hebr. ur, Feuer. Auf den Societätsinſeln herrſchte der grauſame Dienſt des Oro, der als „der allgemeine Moloch der Südſee-Inſulaner“ bezeichnet wird, ſ. Miſſionsmagazin 1833, S. 46, vergl. S. 16 u. 36, Jahrg. 1832, S. 271. 273, vergl. S. 131 ff. Bei Cook finden ſich Ooro, Ooroo, Oroo, Oraa als Götter der Südſee genannt, in der angeführten Miſſionsreiſe kommen die Götter- und Fürſtennamen Ura, Uraa, Uru vor, vergl. ägyptiſch uro, König. Die Bedeutung König iſt wahrſcheinlich die urſprüngliche; das Feuer als Herr und Gott (melech, molech) des Feuerdienſtes hieß der König, ur = melech, molech, und ſo ward ur der Name des Feuers, lat. urere.

exiſtirte, ſondern in dieſen Gegenden amerikaniſches Feſtland war. Als Einwanderer aus der auſtraliſchen Jenſeitswelt (Eber) hieß Abraham Ibri, der Jenſeitige, ſo wie ſein Volk Ibrim und Söhne Eber's. Im Weſten Amerika's blühte damals ein cultivirtes ägyptiſches Reich, von welchem die afrikaniſchen Aegyptier ſtammen; zu dieſem Aegypten, nicht zu dem afrikaniſchen, kamen die Hebräer in das Verhältniß der Knechtſchaft zu ſtehen; aus dieſem Aegypten führte ſie Moſe in den Norden Amerika's und über die gefrorne Behringsſtraße, dem Sambatjon der jüdiſchen Sage und das Meer, das Jehova zu feſtem Boden gemacht, nach Aſien über. Der berühmte, vieljährige Wüſtenzug Iſraels, der eine ganze Generation hinraffte, ging nicht durch die arabiſche Wüſte, ſondern durch Oſtſibirien und die große mongoliſche Wüſte Gobi mitten durch Aſien durch, auf welchem Wege denn auch der wahre Sinai befindlich, ein Vulkan des Himmelsgebirges, den die Hebräer nach Art ihres alten auſtraliſchen Feuer- und Vulkanencultus verehrten 1). Von da zogen ſie ſich endlich

---

1) Die Namen Sinai, Wüſte Sinai, Wüſte Sin und Zin — vergl. das ferne Land Sinim, Jeſ. 49, 12, worin man bekanntlich Sina, China ſieht — deuten auf öſtliche Fernen hin, und der Name Sinai iſt in Folge der Verwechſelung des amerikaniſchen Aegypten mit dem afrikaniſchen, und der Wüſte Gobi mit der arabiſchen nur übergetragen. In die Wüſte Gobi, das chineſiſche Sandmeer Schamo, verflacht ſich das Himmelsgebirge Thian-Schan oder Mus-Tagh mit ſeiner hochverehrten dreigipfeligen Höhe, der heilige Berg oder Berg Gottes genannt — gleichwie der Sinai der Berg Gottes, der Berg Jehova's heißt — und dieſes Gebirge bietet viele vulkaniſche Erſcheinungen dar und hat auf der Nordſeite den Vulkan Pe-Schan, an der Südſeite den Vulkan von Turfan oder von Ho-Tſcheu, der unaufhörlich Rauch ausſtrömt. „Der Peſchan war einſt ein ſehr thätiger Vulkan; ſchon 92 v. Chr. erwähnen die chineſiſchen Annalen deſſelben als eines Vulkans, aus welchem beſtändig Feuer hervortrete; im Anfange des 7. Jahrhunderts erzählt die Hiſtorie der Soui-Dynaſtie von dieſem Berge, daß er ſtets Feuer und Rauch zeige, und in der Hiſtorie der Tang wird er der Berg der Feuerfelder genannt. Nach einem andern chineſiſchen Berichte dieſer Zeit heißt es eben ſo, daß er ununterbrochen Feuer und Rauch ausſtoße, auf der einen Seite deſſelben brennen alle Steine, ſchmelzen und fließen einige Stunden weit. Nach einem Berichte vom vorigen Jahrhundert iſt in dieſer Gegend ein Salmiakberg voll Höhlen und Klüfte, und dieſe ſind im Frühling, Sommer und Herbſt voll Feuer, ſo daß bei Nacht der Berg wie durch tauſend Lampen erleuchtet ſcheint. Niemand

bis an das mittelländiſche Meer hinab, wobei jedoch mehrere Völkerſchaften, die mit Iſrael ein Volk ausgemacht, wie die judenartig erſcheinenden Kaſchmirer und die ſich jetzt noch als Iſraeliten bezeichnenden Afganen im Oſten zurückblieben [1]). Außerordentliche, den Völkern Amerika's Vernichtung drohende Schrecken der Natur, aus der Bibel unter dem Namen der ägyptiſchen Plagen bekannt [2]), hatten die völkerſchaftlichen

---

kann ſich demſelben nähern; nur im Winter, wenn der viele Schnee das Feuer gedämpft, ſammeln die Einwohner den Salmiak." Ritter's Erdkunde II. S. 335 f. In einem von Ritter S. 349 gegebenen Berichte heißt es: „Im Norden von Pething liegt ein Berg, aus dem man das Ammoniakſalz erhält; er raucht ſtets am Tage und iſt faſt immer mit Schnee und Nebeln bedeckt. Die, welche dort das Salz holen, gehen auf hölzernen Sohlen hin, weil die ledernen bald verbrennen. Beim Scheine ſeines Feuers nehmen auch Vögel und Ratten dieſen Lichtſchein an." Das erinnert wunderbar an Moſe's glänzendes Antlitz, das er erhalten haben ſoll, indem er mit ſeinem Feuergott geſprochen.

1) S. oben. Bei den Kaſchmirern findet ſich der häufige Gebrauch des Namens Muſa, und Bernier, der der Hypotheſe, die Kaſchmirer ſeien zerſtreute Juden, widerſpricht, geſteht doch, daß dieſer Name, ſo wie der ganze Eindruck, den ihr Benehmen auf ihn gemacht habe, ihn auf das Lebhafteſte an die Juden erinnert habe, vergl. Ritter's Erdkunde III, S. 1185. Von den Afganen und Kafir Syapuſch war ſchon oben die Rede. Die Bene Kaibr in Arabien nennen ſich ſelbſt Bene Moſcheh, Kinder Moſis; die Juden ſagen von ihnen, ſie ſeien in der Wüſte geblieben, als Joſua das Volk Gottes nach Canaan führte, Baſeler Miſſionsmagazin 1823, S. 246 f. Zerſtreute Theile des hebräiſchen Zuges ſcheinen bis an die Weſtküſten Afrika's gelangt zu ſein, wo ſich die Aſhantee's durch die Beſchneidung und häufigen Mangel der Negerphyſiognomie auszeichnen; es finden ſich bei ihnen Sagen von einer Menſchenſchöpfung, von einer von der Gottheit vorgelegten Wahl zwiſchen Gut und Böſe und von Vertheilung der Welt unter Weiße und Schwarze, ja ſelbſt die Tradition, daß ſie einſt mit andern afrikaniſchen Völkerſchaften zwölf Stämme ausgemacht, vergl. Ritter's Erdkunde I. S. 321 ff.

1) Manchen eigenthümlichen Zug der bibliſchen Erzählung hat auch die amerikaniſche Tradition bewahrt, ſo, was die Verwandlung des Waſſers in Blut und die ägyptiſche Finſterniß betrifft. Eine nordamerikaniſche Sage z. B. läßt einen See vom Blute eines Dämons roth geworden ſein und führt auf dieſe Begebenheit den Namen deſſelben, der rothe See, zurück; ſ. J. Long, Reiſen eines amerikaniſchen Dolmetſchers, überſ. von G. Forſter, Berlin 1792, S. 81 f. Ein Fluß in Paraguay hat wirklich eine Blutfarbe; Charlevoix, Geſchichte von Paraguay, Nürnb. 1768, 1. Th. S. 221. Indianer in Surinam erzählten einem Miſſionär nicht nur eine der bibliſchen ähnliche Sündenfallsgeſchichte, ſondern berichteten auch, es ſei einmal eine ſolche Finſterniß ge-

Bande des alten Amerika aufgelöſ't und eine Völkerwanderung veranlaßt, von der der Zug der Iſraeliten unter Moſe nur ein Theil[1]. Von dem damaligen Zuge der amerikaniſchen Aegyptier durch Aſien ſchreiben ſich die kolchiſchen Aegyptier des Herodot her. Auf dieſe Weiſe ſpielt die ganze Geſchichte der Hebräer vor der Wanderung Iſraels unter Moſe nicht in Aſien und Afrika, wohin ſie nur durch Verwechſelung übergetragener Namen verlegt worden iſt[2], ſondern in Auſtralien und Amerika, und die Bibel enthält, was ſich bisher noch niemand hat träumen laſſen, eine Geſchichte dieſer Welttheile aus fernem grauem Alterthume. Auch die Zerſtörung Sodom's und Gomorrha's wird vom Verfaſſer als ein altamerikaniſches Ereigniß nachgewieſen, als eine vulkaniſche Kataſtrophe in der Gegend Weſtindiens, wodurch die Antillen, Reſte eines ehe-

---

weſen, daß die Indianer beſtändig in ihren Wohnungen hätten verbleiben müſſen und weder in ihren Corjaren fahren, noch den Buſch zu ihren Coſſabifeldern hätten kappen können; ſ. Quandt, Nachricht von Suriname und ſeinen Einwohnern, Görlitz 1807, S. 257, vergl. 2. Moſ. 10, 22 f.

1) In der ſpätern Geſchichte Amerika's entſpricht der Untergang der Monarchie der Tolteca's in Anahuac durch eine wiewohl beſchränktere Krankheitsperiode der amerikaniſchen Natur, Clavigero, a. a. O. I. S. 140. Rückſichtlich der Großartigkeit und Allgemeinheit der Erſcheinung haben wir ſchon oben den ſogenannten ſchwarzen Tod verglichen.

2) Umgekehrt haben wir unſere europäiſchen Ortsnamen nach Amerika übertragen; man denke z. B. an Neu-Spanien, Neu-Orleans, Frankfort in Amerika, Amſterdam im niederländiſchen Guiana u. ſ. w. Was den im hohen Alterthume von Amerika nach Aſien übertragenen Namen Canaan betrifft, der auch der einheimiſche Name der Phönizier war, ſo ſtehe hier die Vergleichung mit den amerikaniſchen Namen Guanahani, Guanaheini, Guanina, Guanima, Goanin, Guanaja, Guana, Guiana, Guacana u. ſ. w., vergl. Humboldt's kritiſche Unterſuchungen, überſ. von Ideler, 2. B. S. 116. 148. 150. 152. Ein Ghanin kommt in den Geſchlechtsregiſtern der Afganen vor, Baſeler Miſſionsmagazin 1837, S. 702, und unter den zwanzig berühmten Vorfahren der Chiapaneſen, die zu dem Reiche der alten Mexikaner gehörten, iſt ein Ghanan, Clavigero, a. a. O. 1. Th. S. 412. In Nordamerika ſind die Kanai oder Kanhawa's, deren Namen auch ein Fluß führt, der ſich in den Ohio ergießt, Heckewelder, a. a. O. S. 26 u. 164, in Braſilien die Guaycanans u. ſ. w. Mehrere entſprechende Namen, wie den der Guayanicomos, Guanimanaſſe, Jabacuyanas und Paraguanas giebt A. v. Humboldt in dem Verzeichniß der Völkerſtämme am Orinoko; Reiſe, 5. Th. S. 341 ff.; vergl. Mithridates, 3. Th. 2. Abth. S. 426. 462. 470. 474.

maligen Küſtenlandes, vom Continente getrennt wurden und durch Einbruch des atlantiſchen Meeres das karibiſche Meer und der Meerbuſen von Mexiko entſtand [1]). So groß das Ereigniß war, ſo war es doch nur das Nachſpiel eines viel größeren, des größten in dieſer Reihe von Kataſtrophen und Naturſchrecken, und des größten dieſer Art in der ganzen Geſchichte der von Menſchen bewohnten Erde, nehmlich des Unterganges eines dem amerikaniſchen Feſtlande benachbarten Continentes im ſtillen Meere, wovon die auſtraliſchen Gebirgsinſeln die zerſtreuten Ueberreſte ſind [2]). Das war die bibliſche Sündfluth, und auf jenem untergegangenen Continente war das bibliſche Paradies und der Urſprung des ſemitiſchen, ja des geſammten Menſchengeſchlechtes.

---

1) „Die niedrige Landſchaft oſtwärts der Anden von Guatimala und von Neu-Spanien ſcheint in's Meer verſenkt worden zu ſein und bildet jetzt den Grund des Antillenmeeres.“ Humboldt, Reiſe in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents, 5. Th. S. 398. Peter Martyr führt amerikaniſche Sagen an, nach welchen die Inſeln Cuba, Haiti, Jamaica u. ſ. w. vor Zeiten ein Continent geweſen: Innumerabiles Mexicani sinus insulas, quas uno nomine Jucaias dicunt, cum caeteris majoribus Aiti, Cuba, Jamaica, Borriquen, unam olim continentem fuisse; ita ex majorum antiquissima traditione ipsos incolas asserere; labentibus saeculis avulsas vi tempestatis et exiguis fretis divisas in tantum numerum excrevisse. Ueber das Vulkanenſyſtem der Antillen, welches eine ſo große Gewalt beſitzt, daß es von Zeit zu Zeit ſogar das Feſtland erſchüttert, ſ. Humboldt in dem angeführten Werke, 1. Th. S. 494: 3. Th. S. 5. 8. 32. 34. 38. 43 ff.

2) Dieſen paradieſiſchen Welttheil durch Emporthürmung von Korallenbänken, die ſich zu Inſeln geſtalten und welche ſofort eine reiche Vegatation überzieht, wiederherzuſtellen, ſcheint die Natur auf's eifrigſte befliſſen zu ſein.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Anthropologismus
und
Kriticismus
der Gegenwart
in
der Reife ſeiner Selbſtoffenbarung.

Der

Anthropologismus

und

Kriticismus

der Gegenwart

in

der Reife ſeiner Selbſtoffenbarung

nebſt

Ideen

zur

Begründung einer neuen Entwicklung in Religion
und Theologie.

Von

G. F. Daumer.

Nürnberg,
Verlag von Bauer und Raſpe.
(Julius Merz.)
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.

Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart in der Reife seiner Selbſtoffenbarung.

I. Ludwig Feuerbach .. 1
II. Bruno und Edgar Bauer 28
III. Friedrich Feuerbach 43
Ideen zur Begründung einer neuen Entwicklung in Religion und Theologie 53

Anhang.

I. Ueber die Weiſe des Feuerbachiſchen Philoſophirens überhaupt 91
II. Ein Gegner Feuerbach's . 114
III. Ein Vertreter Feuerbach's 118

Berichtigungen.

P. 6, Z. 5 von unten ſtatt uns lies nur

P. 7, Z. 10 von oben nach Glaube ſetze ein Anführungszeichen.

P. 46, Z. 14 v. u. gehört das Anführungszeichen zu Weder.

P. 76, Z. 13 v. o. lies Naturphänomene.

P. 78 in der Note ſtatt unter I. lies: in der erſten Abtheilung dieſer Schrift.

I.

Ludwig Feuerbach.

Als ich L. Feuerbach's neueſte Schrift:

Das Weſen des Glaubens im Sinne Luthers.
Ein Beitrag zum »Weſen des Chriſtenthums.«
Leipzig 1844.

in die Hände nahm, mußte mich gleich dieſer Titel erſchrecken. Feuerbach giebt hier einen Beitrag zu einem bereits zu Stande gebrachten, von ihm ſelbſt zu Stande gebrachten Werke, einem Buche, von dem ſogar ſchon eine zweite, bereicherte Ausgabe vorhanden. Beiträge aber giebt man nur zu Werken, die erſt zu Stande zu bringen, und zwar im Verhältniſſe zu Andern, die daran arbeiten; es wird ein Gebäude errichtet, da hilft man und trägt einen Stein herbei, und das iſt ein Beitrag; wer einen Bau allein vollendet, giebt keinen Beitrag, und iſt er ſchon vollendet, ſo kann nur noch ein armer, verrückter Menſch einen Stein herbeitragen, einen Beitrag liefern. Um einen ſo anerkannten Denker, wie F. iſt, nicht mit dieſem Maaße zu meſſen, iſt nöthig, anzunehmen, daß er nicht Deutſch verſtehe und etwa Nachtrag ſagen wollte; leider aber rechtfertigt der Inhalt des Werkchens eine ſtrengere Auffaſſung der Sache nur allzuſehr. Gehen wir zu der Betrachtung dieſes Inhalts fort.

Es ſind im Ganzen die alten, wohlbekannten Sätze der Feuerbachiſchen Theorie, die, erſt im »Weſen des Chriſtenthums« aufgeſtellt, dann in den »Grundſätzen der Philoſophie der Zukunft,« Zürich und Winterthur 1843, wiederholt, uns hier zum dritten Mal begegnen. Es werden hier ſelbige noch einmal in beſonderer Beziehung auf Luther und mit Aushebung vieler Stellen aus ſeinen Schriften zur Sprache gebracht, die bereits ausführlich bewieſenen noch einmal bewieſen, zu ihrer Erläuterung und Befeſtigung neue Analogieen zu Hülfe genommen und ſo dem lange todt gemachten, zu Boden liegenden Götzen noch einige zornige Fußtritte verſetzt. Zum Unglück aber hat der Fuß des ſiegreichen Denkers eine ihm ſelbſt unbekannte wunderthätige Kraft; gerade durch ſeine Stöße wird der Götze zu neuem Leben erweckt; er erhebt ſich und ſtellt ſich mit gedoppelter Kraft ſeinem Feinde gegenüber. Was werden wir jetzt beginnen? Die große That des Götzenmordes noch einmal vollbringen? Das »Weſen des Chriſtenthums« noch einmal ſchreiben? Der Götze wird lachen.

Nein, Niemand in der Welt kann ſeine Sache ſchlechter, ungeſchickter, verkehrter verfechten, als hier Feuerbach thut. Gott als Gott iſt ſeiner Behauptung nach nichts weiter als ein Phantom, eine Form des menſchlichen Selbſtbewußtſeins ohne wahre Objektivität, der Menſch als Nicht-Menſch, als ein Anderer ſeiner ſelbſt chimäriſch vorgeſtellt — und das wird hier erklärt und erhärtet durch Beiſpiele, in welchen zwei wirkliche Weſen im Verhältniſſe ſtehen, ſo daß durch eines von ihnen jenes Phantom repräſentirt wird! So wird einmal das Verhältniß von Mann und Weib, dann dasjenige von Vater und Kind in Anwendung gebracht. Das wird ſich der Glaube, der dieſer Analogieen ſich ſelber bedient, mit Freuden gefallen laſſen; er wird ſagen: Ja, ja, ſo iſt es recht!

So wie ſich dieſe realen Perſönlichkeiten zu einander verhalten, ſo verhält ſich der Menſch zu Gott, der eben ſo real iſt und trotz Allem, was du dagegen vorbringſt, real ſein kann, wie deine eigenen Beweiſe lehren.

Um F. ſelbſt reden, d. h. den alten Glauben an Gott predigen zu laſſen, ſo heißt es p. 13f. ſeiner Schrift: »Gott und Menſch ſind gegeneinander, wie Mann und Weib — ein von Luther und überhaupt den Chriſten häufig gebrauchtes Gleichniß.« Hiernach wäre zu erwarten, daß in einer nachfolgenden Ausführung Gott = Mann, Menſch = Weib geſetzt zu finden; es kommt aber umgekehrt. »Wenn das Weib für mich kocht, wäſcht, ſpinnt, ſo brauche ich nicht ſelbſt zu kochen, zu ſpinnen, zu waſchen; wo das Weib thätig iſt, bin ich unthätig, wo es etwas iſt, da bin ich nichts. Was ich überhaupt an dem Weibe habe, das brauche ich nicht an mir ſelbſt zu haben, denn was des Weibes iſt, iſt doch des Mannes, wenn gleich das Weib ein anderes Weſen, ein Weſen außer dem Manne iſt. Will daher der Mann ſelber ſein und thun, was ihm das Weib iſt und thut, will er ſich ſelbſt das Weib erſetzen, ſo vergeht er ſich ſchmählich. Wenn ich nun aber dem Manne die Selbſtbefriedigung verwehre, bin ich deßwegen ein unmenſchlicher Barbar gegen ihn? Durchaus nicht; denn ich verbiete ihm nicht die Befriedigung; ich verbiete ihm nur, daß er ſich ſelbſt befriedige, daß er in ſich ſelbſt ſuche, was er nur außer ſich ſuchen ſoll und nur außer ſich naturgemäß finden kann.«

So beſtimmt alſo F. ſich ſelbſt — ſollte man es für möglich halten? — als einen Onaniſten im Punkte der Religion; denn er iſt ja ganz vorzüglich einer von denen, die Gott von ſich abgethan haben, keine Ehe mit Gott führen, ſondern mit ſich ſelber leben, ihre Befriedigung nicht außer ſich, ſondern in ſich ſelber ſuchen.

»Gerade ſo iſt es nun mit Gott« — ſo wird zu deſto größerem Erſtaunen des denkenden Leſers in unmittelbarem Zuſammenhang mit dem Angeführten fortgefahren. »Was du in Gott haſt, das haſt du allerdings nicht in und an dir ſelbſt, aber gleichwohl haſt du es — es iſt dein, zwar nicht ſo, wie dein Arm, dein Bein dein iſt, aber ſo, wie dein Weib dein iſt. Es iſt dein, nicht als Eigenſchaft in dir, ſondern als Gegenſtand, aber als ein Gegenſtand, der nicht zufällig, ſondern weſentlich ein Gegenſtand für dich iſt, denn er hat, was dir fehlt, gehört alſo zu dir ſelbſt. Gott iſt, was du nicht biſt; aber gerade deßwegen iſt er dir eben ſo unentbehrlich, als die Speiſe dem Hunger, der Trank dem Durſte, das Weib dem Mann.«

So weiterhin p. 71: »Gott iſt das Weſen des Menſchen, aber als ein von ihm unterſchiedenes d. i. als gegenſtändliches Weſen. Gott iſt der Vater des Menſchen. Der Vater iſt das, was das Kind nicht iſt, das für das Kind, was das Kind nicht für ſich ſelbſt iſt. Das Kind iſt unſelbſtſtändig, unfrei, unfähig, ſich ſelbſt zu verſorgen und zu beſchirmen; aber was es nicht in ſich ſelbſt iſt, das iſt es im Vater, frei und ſelbſtſtändig. Das Kind braucht nicht zu betteln, hängt nicht ab von der Willkühr fremder Perſonen, iſt nicht bloß geſtellt den Angriffen feindlicher Mächte; es iſt verſorgt, gedeckt. Es geht an der Hand des Vaters eben ſo getroſt durch alle Gefahren hin, als der Mann, der ſich nur auf ſeine eigene Kraft und Einſicht verläßt. Die Kraft des Vaters iſt des Kindes Kraft« u. ſ. w. in langer Ausführung.

Man ſollte glauben, F. wolle ſeiner ſelbſt ſpotten, oder ein Anderer, der ſeiner ſpotten wolle, habe dieſe Schrift unter ſeinem Namen geſchrieben. Darauf gründet ſich doch Alles in ſeiner Theorie, daß er ſagt, weil die Beſtimmungen im Weſen Gottes Beſtimmungen des menſchlichen Weſens ſelbſt ſeien, ſo ſeien ſie nur menſchliche, ſo ſei Gott, der nichts ohne dieſe ſein Weſen ausmachenden Beſtimmungen ſei, nichts außer dem Menſchen Seiendes, kein wirklicher, ſondern ein nur eingebildeter Gegenſtand; erſcheine das Weſen Gottes als ein an Beſtimmungen reiches, das des Menſchen dagegen als ein an ſolchen armes, ſo ſei es nur deßwegen, weil der Menſch die Beſtimmungen ſeines Weſens aus ſich hinausſetze und als die eines andern Weſens vorſtelle, ſo alſo ſich ſelbſt beraube und entleere, um ſich außer ſich als Gott zu wiſſen. Hier nun wird nachgewieſen, daß es Fälle giebt, in denen die Beſtimmungen im Weſen einer realen Individualität und Perſönlichkeit zugleich auch Beſtimmungen einer andern eben ſo realen ſind, und zwar ſo, daß das Verhältniß des Mangels auf der einen und der Fülle auf der andern ganz ſo erſcheint, wie bei Menſch und Gott, ohne daß man ſagen kann, das eine dieſer Weſen habe den Reichthum ſeines Inhalts phantaſtiſch aus ſich hinausgeſetzt und ſo ſich ſelber ſcheinbar arm gemacht.

Und ſo müſſen Sätze, wie folgende, durch welche uns F. beſtimmen will, Gott fahren zu laſſen und nur an uns ſelbſt zu glauben, all ihre Kraft verlieren.

»Gott und Menſch ſind Gegenſätze,« worauf ein Beleg aus Luther folgt, p. 1. »Willſt du Gott haben, ſo gieb den Menſchen auf, willſt du den Menſchen haben, ſo verzichte auf Gott, oder du haſt keinen von beiden.« p. 2. »Was Gott iſt, das kann unmöglich der Menſch ſein, wenn nicht Gott ein bloßer Luxusartikel ſein ſoll« p. 7. u. ſ. f. Aber auch Mann und Weib ſind Gegenſätze, und wie abſurd wäre es, wenn man dem Weibe, um es zu beſtimmen, den Mann aufzugeben, an dem es hangt, den natürlichen Gegenſatz ſeines und des männlichen Weſens vor Augen ſtellte, und ihm mit Sätzen käme, wie dieſe ſind: »Willſt du, Weib, dich ſelber haben, ſo gieb den Mann auf, willſt du den Mann haben, ſo gieb dich ſelber auf, oder du haſt weder dich ſelbſt, noch den Mann.« Das in der Liebe des Mannes ſich ſelbſt aufgebende Weib hat im Manne ſich ſelber und ſo umgekehrt wie im Obigen F. ſelber auseinanderſetzt. »Was der Mann iſt, das kann unmöglich das Weib ſein, wenn nicht der Mann ein bloßer Luxusartikel ſein ſoll.« Aber eben in dieſer Differenz, dem Sein, der Fülle, die auf der einen Seite, ſo wie dem Nichtſein, dem Mangel, der auf der andern obwaltet und fühlbar iſt, liegt der Reiz, die Wahrheit und Nothwendigkeit des Verhältniſſes.

Ueberraſchend iſt die begeiſterte Lobrede auf den Glauben p. 52. ff. »Glaube iſt Seligkeit, Unglaube Unſeligkeit; Glaube Einigkeit, Unglaube Zwietracht; Glaube Gewißheit, Unglaube Zweifel« — ſonſt war zwiſchen Unglaube und Zweifel ein bedeutender Unterſchied, von jetzt an iſt keiner mehr — »aber auf der Gewißheit ruht der Segen des Lichts, auf dem Zweifel der Fluch der Nacht, die keines Menſchen Freund iſt. Der Zweifel ſteht auf dem Spiele des Zufalls, der Glaube auf dem unerſchütterlichen Boden der Nothwendigkeit; es iſt unmöglich, daß dieſes Weſen mich täuſcht und betrügt, unmöglich, daß Gott lügt, er kann nicht anders als wahrhaftig, er kann nicht auch nicht wahrhaftig ſein. Der Glaube iſt die Wurzel der Liebe — Glaube, Vertrauen erweckt Liebe — der Zweifel die Wurzel des Haſſes — Zweifel, Mißtrauen entzweit den Menſchen mit dem Menſchen — der Zweifel ſtößt ab, Vertrauen zieht an, der Zweifel iſt unfreundlich, der Glaube leutſelig. Der Unglaube iſt die Hölle der Eiferſucht, der Glaube der Himmel gewiſſer Liebe« und ſo noch lange fort. Wir theilen der Kürze wegen uns noch den Schluß p. 55. mit: »Der Unglaube iſt kleinmüthig, klug, ja überklug, bedingt, umſtändlich, philiſterhaft, befangen, zaghaft; der Glaube hochgeſinnt, unbedingt, lakoniſch, reſolut, frei, ſorglos.« In einer Note p. 53. wird bemerkt, daß hier der Glaube, »obwohl auf den Grund Luthers,« nur nach ſeinem allgemeinen, wahren, menſchlichen Sinn charakteriſirt werde. Eine ganz andere Darſtellung des Glaubens, und zwar auch wieder auf den Grund Luthers, kommt p. 62. ff. vor. Hier wird der Glaube als Selbſtliebe, Egoismus der Liebe als der Nächſtenliebe entgegengeſetzt. »Die Liebe iſt das Herz, das für Andere, aber der Glaube das Herz, das nur für ſich ſelbſt ſchlägt« p. 64. »Weich, nachgiebig, duldſam, leidend, bedürftig, abhängig iſt die Liebe, aber über Alles hinaus und weg, hoffärtig, ſelbſtiſch, herriſch, intolerant, wie die Gottheit, iſt der Glaube p. 65. Aus Luther wird angeführt: »Die Liebe ſoll nicht fluchen, ſondern immer ſegnen, der Glaube hat Macht und ſoll fluchen. Denn Glaube macht Gottes Kinder und ſtehet an Gottes Statt, aber Liebe macht Menſchendiener und ſtehet an Knechtes Statt.« Luther ſetzt hier und in andern, noch beſtimmteren Stellen, ſ. ebendaſ. p. 63. ff., den Glauben weit über die Liebe, womit er ſich in einem merkwürdigem Widerſpruch mit dem doch ſonſt von ihm zur Richtſchnur genommenen Apoſtel Paulus befindet, der die Liebe über den Glauben und die Hoffnung ſetzt, und F. ſtimmt Luthern bei, indem er bemerkt, daß der Egoismus der Zeit nach der Liebe vorangehe und vorangehen müſſe, was allerdings richtig iſt; es handelt ſich hier aber nicht darum, was der Zeit nach, ſondern was dem Range nach das Erſte ſei; und da wollen wir es denn doch lieber mit dem Apoſtel Paulus, als mit Luther und Feuerbach halten; ja wir wollen von einem Glauben, der einen ſo fürchterlichen Gegenſatz gegen die Liebe bildet — »im Weſen des Chriſtenthums« wurde derſelbe als das böſe Princip der Religion beſtimmt — gar nichts mehr wiſſen, ihn nicht einmal mehr in untergeordneter Weiſe haben.

P. 69. wird Glauben als Eſſen beſtimmt. »Glauben heißt Eſſen; aber im Eſſen hebe ich den Gegenſtand auf, verwandle ſeine

Eigenſchaften in Eigenſchaften von mir, in Fleiſch und Blut. So werden vom Genuß der Färberröthe die Knochen der Thiere roth.« Das Letztere beweiſt ja aber gerade, daß durch das Eſſen, Verzehren eines Gegenſtandes derſelbe nicht völlig aufgehoben wird, daß ſeine Eigenſchaften nicht alle verwandelt werden, ſondern zum Theil dieſelben bleiben, da ſich die Farbe, das Roth bewahrt.

»Für den Menſchen giebt es kein anderes Maaß des Guten, als den Menſchen. Wenn daher der oberſte Grundſatz der chriſtlichen Moral lautet: Thue das Gute um Gottes willen, der oberſte Grundſatz der philoſophiſchen Moral: Thue das Gute um des Guten willen, ſo lautet dagegen der Grundſatz der auf den Menſchen gegründeten Moral: Thue das Gute um des Menſchen willen.« P. 20.

Es iſt alſo nicht erlaubt, hat wenigſtens durchaus keinen moraliſchen Werth, iſt überflüſſig, thöricht, abſurd, ein gequältes Thier von ſeiner Qual zu befreien, wenn es bloß um dieſer Befreiung ſelbſt willen geſchieht; man hat keine Befugniß und Verpflichtung, einem Menſchen zu wehren, der ſeine Freude an Thierquälerei hat; es muß ſogar als unmoraliſch gelten und verboten ſein, denn man würde hier den Menſchen um des Thieres willen beſchränken und beeinträchtigen, eine menſchliche Glückſeligkeit negiren. Die »auf den Menſchen gegründete« Moral iſt alſo eine wahre Teufelsmoral. Zugleich erfahren wir, wenn wir es nicht bereits anderswoher wiſſen, daß F., wiewohl er Grundſätze einer Philoſophie der Zukunft geſchrieben, einer Philoſophie, die eben die ſeinige ſein ſoll, kein Philoſoph und ſeine Philoſophie keine Philoſophie iſt, indem er ſeine Philoſophie eben ſo ſehr von der Philoſophie, als von Theologie und Chriſtenthum ſcheidet. *)

---

*) Vergl. Weſen des Chriſtenthums, p. X. f., wonach die Feuerbachiſche Philoſophie »das Weſen der Philoſophie in die Negation der Phi-

Was jenen Satz betrifft, daß es für den Menſchen kein anderes Maaß des Guten, als den Menſchen ſelbſt gebe, ſo wird ferner auch Folgendes bemerkt. »Dieſes Maaß — verſteht ſich aber nur, wenn es nicht im Sinne des Einzelnen, ſondern im Sinne der Gattung genommen wird — iſt keineswegs ein egoiſtiſches, ein beſchränktes, ſelbſt nicht im phyſikaliſchen Sinne, denn der Menſch exiſtirt eben ſo gut unter dem Aequator, als unter den Polarkreiſen.« Auch im Waſſer, wie der Fiſch, auch, wie der Vogel, in der Luft. »Was der Tod des Menſchengeſchlechts wäre, das wäre auch der Tod der Pflanzen- und Thierwelt, wenigſtens der gegenwärtigen. Eine abſolut unmenſchliche Hitze und Kälte könnten auch die Thiere und Pflanzen nicht ertragen.« Und wenn eine Sündfluth käme, ſo würden mit den Menſchen auch die Fiſche erſaufen. »Das Maaß der Gattung iſt ein abſolutes, kein relatives, wie das der Individuen und Arten; denn was der einen Art gut und zuträglich, iſt der andern nicht gut und unerträglich; aber die Gattung faßt alle dieſe relativen Maaße in ſich. Was daher dem Menſchen im Sinne der Gattung gut iſt, das iſt auch der Thier- und Pflanzenwelt gut, das iſt an ſich ſelbſt gut.« P. 29. f. Vorhin ſahen wir, daß das bezeichnete Maaß ein egoiſtiſches, beſchränktes iſt, nun hören wir das Gegentheil. Dies wird aber nur im phyſikaliſchen, nicht im moraliſchen Sinne ausgeführt; denn was die »auf den Menſchen gegründete Moral« betrifft, ſo bleibt es bei dem Satze: »Alles nur um des Menſchen willen!«

Zur Vergleichung heben wir den 54. Paragraphen der »Grundſätze der Philoſophie der Zukunft« p. 79 ff. aus.

---

loſophie ſetzt.« Ja wohl iſt das eine Philoſophie, die weſentlich alle Philoſophie negiert, inſofern es zum Weſen der Philoſophie gehört, Vernunft und Verſtand zu haben

»Der Menſch unterſcheidet ſich keineswegs nur durch das Denken von dem Thiere. Sein ganzes Weſen iſt vielmehr ſein Unterſchied vom Thiere. Allerdings iſt der, welcher nicht denkt, kein Menſch, aber nicht weil das Denken die Urſache, ſondern nur weil es eine nothwendige Folge und Eigenſchaft des menſchlichen Weſens iſt. Wir brauchen daher auch hier nicht über das Gebiet der Sinnlichkeit hinauszugehen, um den Menſchen, als ein über den Thieren ſtehendes Weſen zu erkennen. Der Menſch iſt kein particuläres Weſen, wie das Thier, ſondern ein univerſelles, darum kein beſchränktes und unfreies, ſondern uneingeſchränktes, freies Weſen, denn Univerſalität, Unbeſchränktheit, Freiheit ſind unzertrennlich. Und dieſe Freiheit exiſtirt nicht etwa in einem beſondern Vermögen, dem Willen, eben ſo wenig dieſe Univerſalität in einem beſondern Vermögen, der Denkkraft, der Vernunft — dieſe Freiheit, dieſe Univerſalität erſtreckt ſich über ſein ganzes Weſen. Die thieriſchen Sinne ſind wohl ſchärfer als die menſchlichen, aber nur in Beziehung auf beſtimmte, mit den Bedürfniſſen des Thiers in nothwendigem Zuſammenhang ſtehende Dinge, und ſie ſind ſchärfer eben wegen dieſer Determination, dieſer ausſchließlichen Beſchränkung auf Beſtimmtes. Der Menſch hat nicht den Geruchsſinn eines Jagdhundes, eines Raben; aber nur weil ſein Geruchsſinn ein alle Arten von Gerüchen umfaſſender, darum freier, gegen beſondere Gerüche indifferenter Sinn iſt. Wo ſich aber ein Sinn erhebt über die Schranke der Particularität und ſeine Gebundenheit an das Bedürfniß, da erhebt er ſich zu ſelbſtſtändiger, zu theoretiſcher Bedeutung und Würde: — univerſeller Sinn iſt Verſtand, univerſelle Sinnlichkeit Geiſtigkeit. Selbſt die unterſten Sinne, Geruch und Geſchmack, erheben ſich im Menſchen zu geiſtigen, zu wiſſenſchaftlichen Akten. Geruch und Geſchmack der Dinge ſind Gegenſtände der Naturwiſſenſchaft. Ja ſelbſt der Magen des Menſchen, ſo verrächtlich wir auch auf ihn herabblicken, iſt kein thieriſches ſondern menſchliches, weil univerſales, nicht auf beſtimmte Art von Nahrungsmittel eingeſchränktes Weſen. Eben darum iſt der Menſch frei von der Wuth der Freßbegierde, mit welcher das Thier über ſeine Beute herfällt. Laß einen Menſchen ſeinen Kopf, gib ihm aber den Magen eines Löwen oder Pferdes — er hört ſicherlich auf, ein Menſch zu ſein. Ein beſchränkter Magen verträgt ſich auch nur mit einem beſchränkten, d. i. thieriſchen Sinne. Das ſittliche und vernünftige Verhältniß des Menſchen zum Magen beſteht daher auch nur darin, denſelben nicht als ein viehiſches, ſondern menſchliches Weſen zu behandeln. Wer mit dem Magen die Menſchheit abſchließt, den Magen in die Claſſe der Thiere verſetzt, der autoriſirt den Menſchen im Eſſen zur Beſtialität.«

»Man ſoll Menſchen und Thiere nicht zuſammenrechnen,« pflegt das Volk zu ſagen. Dieſer gemeine Hochmuth der abſoluten Unterſcheidung des Menſchen vom Thiere iſt es, dem hier F. die ungemeine Form der unerhörteſten Albernheit giebt.

Die Sinne des Thieres ſind ausſchließlich auf Beſtimmtes, auf die mit den Bedürfniſſen des Thieres in nothwendigem Zuſammenhang ſtehenden Dinge beſchränkt; das Thier ſieht, hört, riecht, ſchmeckt, fühlt keineswegs Alles, was der Menſch, ſondern ganz nur jene Dinge, und wegen dieſer Determination ſind ſeine Sinne ſchärfer, als die menſchlichen. Insbeſondere wird dies in Beziehung auf den Geruchſinn behauptet. Der Hund riecht nicht Alles, was der Menſch riecht, ſondern nur gewiſſe Dinge und dieſe daher ſchärfer, was wegen dieſer Einſchränkung kein Vorzug iſt; den Vorzug hat vielmehr der Menſch, der Alles, wenn auch ſtumpfer riecht. So unſer Philoſoph. Was aber der Menſch ſieht, hört, riecht, ſchmeckt und fühlt, das ſieht, hört, riecht, ſchmeckt und fühlt bei entſprechenden, gleich hoch entwickelten, gleich weit ausgebildeten Sinnesorganen wohl auch das Thier, und das eben ſo gut oder noch beſſer, als der Menſch; am meiſten ſpringt dies in Betreff des Sehens und Hörens in die Augen; oder ſollte der Adler nur die Beute bemerken, auf die er niederſpäht, und nicht auch das mit ſeinen Bedürfniſſen gewiß nicht in nothwendigem Zuſammenhange ſtehende Kreuz oder Heiligenbild, worauf ſein ſcharfes Auge trifft? Sollte die Katze blos das Geräuſch vernehmen, das die Maus macht, weil ſie dieſe zu fangen und zu freſſen pflegt, und nicht auch das ſtampfende Roß, das ihr nicht zur Nahrung dient, oder den über ihr rollenden Donner, den ſie nicht zu hören hat, um ſich zu nähren und da zu ſein? So gut ein Thier irgend etwas Beſtimmtes ſieht und hört, eben ſo gut ſieht und hört es ohne Zweifel alles Sichtbare und Hörbare überhaupt, und übertrifft es ſehend und hörend den Menſchen in Beziehung auf irgend einen einzelnen Gegenſtand, ſo übertrifft es ihn zugleich in Beziehung auf jeden andern, wenigſtens ſo weit bloß die dem Menſchen und Thiere gemeinſchaftliche ſinnliche Thätigkeit in Anſchlag kommt. Leſen kann der Hund freilich nicht, aber er ſieht doch die ihm vorgehaltene Schrift, und das weit beſſer, als ſo mancher Gelehrte, für deſſen blödes Auge dieſelbe ohne Brille ein ewiges Geheimniß bliebe, nicht nur was die Bedeutung der zu erkennenden Züge, ſondern auch, was ihre dem Hunde nicht verborgene Form betrifft. Es läßt ſich hier durchaus keine Beſchränktheit des Thieres zum Vortheile des eitelen Menſchen erzwingen, der ſelbſt ſeine augenſcheinlichſten Mängel für göttliche Vollkommenheiten erklärt; das Thier hat hier den unbedingten Vorzug vor demſelben; ſeine Sinne pflegen überhaupt und in jeder Rückſicht ſchärfer und feiner, als die menſchlichen, ſo wie dieſe überhaupt und in jeder Rückſicht ſtumpfer, als die thieriſchen zu ſein, und dies iſt die Folge des ſpirituellen, abſtrakt geiſtigen in ſich Gehens des Menſchen im Gegenſatze zur Natur, welches der wahre — nicht alttheologiſche — Abfall von Gott und der Grund alles Uebels iſt. Wo dies nicht vorhanden, da ſind die menſchlichen Sinne eben ſo fein, als die thieriſchen, wie ſehr merkwürdig mein ehemaliger Zögling und Pflegeſohn Kaſpar Hauſer bewies, der zwar äußerlich im beſchränkteſten Zuſtande gelebt, ſich aber noch nicht ſpirituell entwickelt hatte. Dieſer roch ſo ſcharf, daß er jedes Individuum, gleich dem Hunde, an der Beſonderheit ſeines Geruches erkannte; in gleicher Weiſe war es mit ſeinen übrigen Sinnen beſtellt.

Indem F. den Unterſchied des Menſchen vom Thiere auch in Hinſicht der Nahrungsmittel, der Verdauungskraft und der Art, zu genießen, betrachtet, kommen nicht minder originelle und geiſtreiche Gedanken zu Tage. Weil der Magen des Thieres auf eine beſtimmte Art von Nahrungsmitteln eingeſchränkt iſt, ſo fällt es wüthend über ſeine Beute her. Von dieſer »Wuth der Freßbegierde« iſt der Menſch frei, weil er einen univerſalen Magen hat, der alles Mögliche aufnehmen und verarbeiten kann. So Feuerbach. Hat denn dieſer Mann noch niemals eine ſtill graſende Heerde geſehen, bei der von einer Wuth der Freßbegierde gar keine Rede ſein konnte? Das auf Mord ausgehende, hungrige Raubthier freilich, auch wohl das zahme Hausthier, das der Menſch nicht ſelten ſo grauſam hungern läßt, fällt wüthend über ſeine Jagdbeute oder über die ihm endlich von karger Menſchenhand geſpendete Nahrung her; aber auch der peinlich hungernde Menſch iſt kein Muſter von Haltung und Ruhe, wenn es an's Eſſen geht; auch giebt es Menſchen genug, die dies überhaupt nicht ſind, und bei manchem weit anſtändiger genießenden Thiere in die Lehre gehen könnten. Ganz neu iſt die Behauptung, daß das Thier ſtets nur auf eine einzige Art von Nahrungsmitteln eingeſchränkt ſei, da doch z. B. das Schwein einen ſehr univerſalen Magen hat, wie F. in irgend einer Zoologie nachleſen, auch wohl von jedem Bauer erfahren kann. Es iſt aus dieſem populären Beiſpiel zugleich die Einſicht zu ſchöpfen, daß es kein ſo weſentliches und entſcheidendes Merkmal einer hochentwickelten, edlen Natur iſt, vielerlei verzehren und vertragen zu können. Schweine, heißt es bei Goldfuß, »ſind dumme, ungelehrige, unreinliche Thiere, welche faſt jede Nahrung zu ſich nehmen und ſich gern in Sümpfen wälzen.« Man verzeihe den Luxus, ſo etwas Bekanntes durch ein Citat zu belegen; es iſt nur unſerer Philoſophie wegen, die auch das Allergewöhnlichſte nicht weiß. Um etwas tiefer einzugehen, ſo iſt der Unterſchied der Beſtimmtheit und Befähigung zu animaliſcher oder vegetabiliſcher oder auch zu beiderlei Nahrung zugleich in Betrachtung zu ziehen. Zu beiderlei zugleich iſt nun allerdings der Menſch geſchickt, nicht aber er allein, ſondern zum Theil auch das Thier. So nährt ſich der Bär in ſeiner Jugend mehr von Vegetabilien, insbeſondere von Früchten, älter aber hält er ſich faſt ausſchließlich an animaliſche Koſt. Weiter iſt eine höchſt wichtige Frage die, ob eine Doppelbefähigung der Art mit Recht zu rühmen, ob es wirklich ein Vorzug des ob ſeiner Univerſalität ſo hoch geprieſenen menſchlichen Magens ſei, daß er ſich nicht, gleich dem der ſanfteren, friedlicheren Weſen der Schöpfung, auf vegetabiliſche Nahrung beſchränkt, ſondern auch, dem des grauſamen Raubthiers gleich, mit Fleiſche gefüttert ſein will, ja als anthropophagiſch-anthropologiſcher Magen nach Menſchenfleiſch hungert. *) Und ſollte dies weit füglicher für eine

---

*) Wollen wir einer alten Darſtellung glauben, ſo war es urſprünglich ganz anders mit ihm beſtellt. »Und Gott ſprach: Siehe ich gebe euch alles ſamentragende Kraut, das auf der ganzen Erde iſt, und alle Bäume, auf welchen ſamentragende Baumfrucht; ſie ſollen euch zur Speiſe ſein.« 1 Moſ 1, 29. Es hing wohl der uranfängliche Menſch an jenen Mutterbrüſten der Natur, die ſie ihm noch jetzt auf den paradieſiſchen Inſeln der Südſee reicht. »Innerhalb der Wendezirkel, auf Inſeln des großen Südmeers, wächſt gegenwärtig noch der Brodfruchtbaum wild, neben ihm die Piſangſtaude mit ihren

Schande, als für einen Ruhm zu achten ſein, ſo wird dieſelbe dadurch vermehrt, daß eine gewiſſe Einſeitigkeit des menſchlichen Geſchmacks und Bedürfniſſes in Beziehung auf animaliſche Nahrung nicht wohl zu läugnen ſein wird. Zu dieſer nemlich pflegt ſich der ſo, ſtreng genommen, keineswegs univerſale Magen des Menſchen vorherrſchend hinzuneigen, daher uns eine Waſſerſuppe für eine ſchlechte Suppe, Waſſer und Brod für eine Hunger- und Strafkoſt, die Entbehrung des Fleiſches in einer Faſtenzeit, wenn

---

mehlicht-ſüßen Feigen, unter vielerlei andern fruchttragenden Bäumen eine eigenthümliche Art wirklich goldfarbiger, apfelartiger Früchte (spondias dulcis), welcher Forſter den Vorzug vor jedem Obſte irgend eines Landes zu geben, keinen Anſtand nimmt. Nach Forſter's Beobachtung ernähren ſchon drei bis vier von den Brodfruchtbäumen der Geſellſchaftsinſeln einen Menſchen acht Monate des Jahres hindurch, und ſelbſt für die übrige Jahreszeit bieten ſie ihm in überreifgewordenen Früchten noch einen von ſelbſt geſäuerten eßbaren Brodteig dar. Die Piſang-Früchte oder Paradies-Feigen, die in allen heißen Ländern größtentheils die Stelle unſeres Brodes vertreten, reifen am meiſten zur Zeit, wenn der Brodfruchtbaum ausruht und in Bündeln, die zuweilen eines Mannes Laſt ſind.« Autenrieth, über den Menſchen, Tübingen 1825, p. 7. f. Der Verfaſſer bemerkt hiezu, daß den Menſchen ſein ganzer Bau auf ſaftvollen ſüßlichen Mehlſtoff oder auf Brod unter irgend einer Geſtalt als auf ſeine natürliche Nahrung anweiſe; iſt dies wahr, wie weit hat ſich der Menſch von der Natur entfernt! Pope in ſeinem Verſuch über den Menſchen, 3. Brief, ſagt von dem Menſchen des Anfangs: »Kein Mord bekleidete, kein Mord ernährte ihn.« — »Ach, wie wenig blieb ihm der Menſch der folgenden Zeiten gleich, dieſer Würger und dieſes Grab der Hälfte der Lebendigen, dieſer Feind der Natur, der das allgemeine Aechzen hören kann, alle Geſchlechter der Thiere erwürgt und ſein eignes verräth! Aber verdiente Krankheit folget auf Praſſen, und jeder Tod gebiert ſeinen eigenen Rächer. Die wüthenden Leidenſchaften fingen von dieſem Morde an und ſtellten dem Menſchen ein grauſameres Raubthier, den Menſchen entgegen« Werke, Straßburg 1778, 3. Band p. 155. ff. Virgil, Georg. II. 536 ff. nennt die Menſchheit eine gens impia, weil ſie, abgewichen von den Sitten einer ſanfteren Vorwelt, den Stier morde und in ſeinem Fleiſche ſchwelge.

auch ſonſt Alles geſtattet und reichlichſt vorhanden iſt, für etwas Hartes gilt und dieſe Härte von der ſie gebietenden Kirche ſelbſt durch Diſpenſationen gemildert wird. Man ißt nicht Fleiſch zum Brode, ſondern Brod zum Fleiſch, ſo daß dieſes die Hauptſache iſt, und wenn uns Gemüſe munden und gedeihen ſollen, ſo muß ihnen bei ihrer Zubereitung ein ſtarker animaliſcher Beſtandtheil zugemiſcht ſein. Es iſt nicht mehr, als dies ſo allgemein Vorkommende und Bekannte nöthig, um die vorherrſchende Inclination des Menſchen zum Animaliſchen zu beweiſen; um aber noch etwas Abſonderliches hinzuzufügen, ſo ſei an jene Gier des Abiponers nach dem Fleiſch und Fette des Tigers erinnert, die ſo unwiderſtehlich iſt, daß ihn die Gefahr der durch die Klauen des Tigers entſtehenden unheilbaren Schmerzen von der Jagd dieſes furchtbaren Thieres nicht abzuhalten vermag. Wohl kann der Menſch auch meiſt oder ganz von Vegetabilien leben; doch wenn das Univerſalität heißen ſoll, ſo kann ſich einer ſolchen auch der Hund rühmen, der zwar am liebſten Fleiſch frißt, ſehr häufig aber nichts weiter, als Brod und Waſſer bekommt und damit auch beſtehen kann. Auch das Thier iſt im Stande, ſich in verſchiedene Lagen und Umſtände zu fügen, ſich in örtliche und klimatiſche Beſonderheiten zu finden; ſo hat ſich das Pferd im hohen Norden gewöhnen müſſen, Fiſche zu freſſen, auf den Südſee-Inſeln wird der Hund mit Baumfrüchten gefüttert. Vom Menſchen dagegen iſt zu ſagen, daß ihm gar manches nicht zuſagt und genügt, was Thieren gut und hinreichend iſt, daß ihm namentlich eine rein vegetabiliſche, unzubereitete, unvermiſchte Koſt, ſo wie ſie das Rind, das Pferd, das Schaf, die Ziege genießt, höchſt fremdartig entgegenſteht, und daß er in Folge dieſes Mangels an univerſaler Verdauungskraft an Orten und unter Umſtänden, wo ſich jene Thiere ſehr behaglich fühlen, ein Raub der Noth und des Hungers wird. In dieſer Beziehung bemerkt Autenrieth in ſeiner Schrift über den Menſchen p. 4 Folgendes: »Baumblätter und das allein faſt überall auf der Erde verbreitete Gras kann der Menſch nicht verdauen; mit den eigentlichen Mahlzähnen fehlt ihm dazu auch der außerordentlich lange Darmkanal der grasfreſſenden Thiere.« In Manches findet ſich der Menſch zur Noth, aber mit Nachtheil für ſeine Geſundheit, wovon derſelbe Schriftſteller ein Beiſpiel liefert. »Wäſſerichte Früchte und Beeren ernähren allein nicht hinreichend. Leben auch die Wilden von Neuſpanien und Californien nach den Berichten ihrer Miſſionäre eine beſtimmte Zeit im Jahre allein von der Pitahaja-Frucht, dem Obſte der Cactus-Arten, ſo begleitet doch, obſchon ſie nahrhaft iſt, ein beſtändiger Bauchfluß ihren alleinigen Genuß.« Daſ. p. 3. Das Beſtreben, den menſchlichen Magen über den thieriſchen zu ſtellen, kann ſomit auf keine Weiſe zu einem haltbaren Reſultat gelangen, auch abgeſehen von den ganz beſondern Abſurditäten eines Feuerbach, worin ihm ſo leicht kein Anderer gleichkommen wird. Weit treffender wäre es, die Sache umzukehren. Denn daß zwiſchen den beiderſeitigen Mägen ein recht großer, weſentlicher Unterſchied iſt, das läugne ich keineswegs, behaupte es vielmehr ſelber auf das beſtimmteſte, doch freilich nicht zum Ruhme des menſchlichen. Der von unſerem Philoſophen völlig ignorirte Unterſchied des menſchlichen und thieriſchen Magens iſt nehmlich der, daß dieſer ein ſehr vernünftiger und beſcheidener, ſomit allerdings beſchränkter [*]), jener aber ganz das Gegentheil iſt; denn der thieriſche hält Maaß, übernimmt ſich nicht, macht ſich nicht muthwillig krank, wie der menſchliche, der ſelbſt ein tödtliches Uebermaaß nicht ſcheut. Daß es Menſchen giebt, die ſich durch einen höchſt unverhältnißmäßigen Genuß von Speiſe und Trank in jeder Rückſicht zu Grunde richten, wer weiß es nicht? Wer aber kann ein Thier nennen, das in ähnlicher Weiſe ſich ſelber ſchadet? Wollte Gott, es hätte mancher ſtatt ſeines ächt menſchlichen Magens einen thieriſchen! Es würde mit ſeiner Geſundheit, ſeinem Leben, ſeinem Rufe, ſeinem Vermögen, ſeiner Familie beſſer ſtehen. Der Menſch pflegt aller ihm von der Natur geſetzten Schranken zu ſpotten; der Menſch ißt, trinkt, liebt ſich zu Tode, denn er iſt Geiſt und als ſolcher die Negation des Natürlichen. Dabei iſt er aber ſo ungerecht und lügenhaft, eine That der allerunnatürlichſten Maaßloſigkeit, deren ein Thier gar nicht fähig iſt, und einen in Folge dieſer That eingetretenen Zuſtand, der dem Thiere eben ſo fremd iſt, als einen thieriſchen zu bezeichnen, einen »viehiſchen, beſtialiſchen« zu nennen.

---

[*]) F. pflegt Unbeſchränktheit Freiheit, Unbedingtheit, Unendlichkeit als das durchaus Höhere, Beſſere, Edlere, Rühmlichere zu betrachten, als wenn z. B. der vernünftige Menſch nicht unendlich beſchränkter, unfreier, bedingter, endlicher wäre, als der unvernünftige, der eben als ſolcher im Stande iſt, ſich über alle Schranke und Rückſicht hinwegzuſetzen und jeder Laune und Willkür im Denken, Wollen und Thun einen unbeſtimmten Spielraum zu laſſen, als wenn die gute treue Mutter, die ſich den kleinlichſten Sorgen und Bemühungen für ihr Kind hingiebt, nicht unendlich gebundener wäre, als jene ſchlechte, gewiſſenloſe, die

---

es vernachläſſigt und verläßt, u. ſ. w. »Einſamkeit iſt Endlichkeit und Beſchränktheit, Gemeinſchaftlichkeit iſt Freiheit und Unendlichkeit,« lehrt F. in ſeinen Grundſätzen § 61. p. 83. Als ein Frauenzimmer, dieſe Schrift in die Hand nehmend, zufällig auf dieſe Worte ſtieß, fragte ſie mich: »Iſt denn das nicht Unſinn? Iſt man denn nicht freier und ungebundener, wenn man für ſich iſt, als wenn man ſich mit Andern verbindet?« Es war das freilich kein philoſophiſch gebildetes Frauenzimmer. »Mein Herz iſt nicht mehr frei«, ſagt ein Mädchen; was heißt das nach Feuerbach? Es heißt und kann nichts Anderes heißen als Dies: »Ich liebe nicht mehr, habe die Verbindung mit meinem Geliebten abgebrochen, bin in mein einſames und beziehungsloſes Verhältniß zu mir ſelbſt zurückgekehrt.« So werden die alten, abſurden ſpiritualiſtiſchen Traditionen und Phraſen ewig fortgeſchleppt, und doch giebt man ſich, mit dieſer Erbſchaft beladen, für etwas durchaus Neues, von allem Alten höchſt weſentlich Unterſchiedenes aus.

F. weiß ſich gar nichts Beſſeres, Inſtruktiveres, Gründlicheres in der Welt, als jenen gemeinen Gegenſatz von Menſch und Thier. Im »Weſen des Chriſtenthums« fängt ſeine ganze Darſtellung damit an, das Weſen des Menſchen im Gegenſatze gegen das des Thieres, als gegen ein untergeordnetes, beſchränktes, zu erläutern und dieſes ſo ſtark als möglich gegen jenes im Schatten zu ſtellen, da es doch viel zeitgemäßer und förderlicher wäre, die im gemeinen Vorſtellen fixirte abſolute Differenz des Menſchlichen und Thieriſchen aufzuheben, ja den Hochmuth des Menſchen durch Hinweiſung auf die in ſo mancher Hinſicht beſſere und edlere Natur des Thieres zu beugen *).

---

*) Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hin erſchien eine dahin abzielende Schrift mit dem Titel: »Menſchenſtolz und Thierqualen,« Helmſtadt 1799. In unſeren Tagen bemühten ſich um die Hinwegräumung jenes ſtarren Gegenſatzes die in Deutſchland aufgekommenen Vereine gegen Thierquälerei; vergleiche insbeſondere: Ehrenſtein, Schild und Waffen gegen Thierquälerei, Leipzig 1840. Schön iſt das hier p. 2. in der Note Mitgetheilte. Ein Cavallerie-Capitän zeigte nach engliſchen Berichten der zoologiſchen Geſellſchaft folgende von einer ganzen Compagnie beobachtete Thatſache an. Ein Pferd, das nicht mehr fähig war, ſein Futter zu kauen, wurde zwei Monate lang von zwei Pferden gefüttert, die mit ihm fraßen; ſie kauten Hafer und Heu und warfen das Gekaute vor das alte Pferd. Bekannt iſt die Geſchichte von dem Pferde, das Napoleon auf dem Schlachtfelde beobachten ließ. Dasſelbe ließ ſich von der Leiche ſeines gefallenen Herrn auf keine Weiſe fortbringen, hütete ſie ſo lange, bis ſie in Verweſung überging, ſtieß dann endlich ergreifende Töne des Jammers und der Verzweiflung aus, lief nach dem Fluſſe und ertränkte ſich darin. Dieſe Begebenheit widerlegt die Behauptung Hegel's, Rechtsphiloſophie §. 47, daß ſich das Thier nicht umbringen könne. Aus einem von mir geſchriebenen populären Schriftchen über Thierquälerei, Nürnberg 1840, wo p. 19 ff. mehrere thierpſychologiſche Merkwürdigkeiten zuſammengeſtellt, erlaube ich mir, folgende zu wiederhohlen. Ein Mann zu Paris wollte ſeinen Hund erſäufen, nahm ihn, ein Fahrzeug beſteigend, mit ſich in den Fluß, warf ihn mitten in der Strömung in's Waſſer und bemühte ſich, ihn mit einer Stange unter das Waſſer hinabzuſtoßen. Bei dieſer allzu eifrig betriebenen Beſchäftigung verlor er das Gleichgewicht, ſtürzte

Dabei iſt wunderbar, in einer Note p. 3. beider Ausgaben bemerkt zu finden: »Uebrigens ſoll mit dem Geſagten das Weſen des Thieres keineswegs herabgeſetzt werden.« Man ſetzt etwas keineswegs herab, wenn man es als ein Niedriges gegen ein Höheres beſtimmt. Man ſetzt es keineswegs herab, wenn man es in den Koth tritt. Man thut etwas keineswegs, wenn man es thut. Man iſt ein genialer Kopf, man iſt über alle Geſetze des Denkens hinaus, man iſt der Philoſoph der Gegenwart.

Kehren wir zu dem letzten und reifſten Produkte dieſes Denkers, dem »Weſen des Glaubens« zurück.

Hier finden wir nun weiter einen alle Wirklichkeit entleerenden, zu dem eitlen Nichts einer reinen Indifferenz herabſetzenden Idealismus des Gefühls und der Geſinnung, wie er in folgender Stelle p. 6. entgegentritt. »Selig ſpricht nur der Gefangene den Freien, der Kranke den Geſunden. Seligkeit exiſtirt nur in der Phantaſie, nicht in der Wirklichkeit, nur in der Vorſtellung vom Beſitze, nicht im Beſitze ſelbſt. Nur als Gegenſtand der Vorſtellung, nur in der Entfernung, der Trennung wird das Triviale zum Idealen, das Irdiſche Himmliſches, das Menſchliche Göttliches. Heilig iſt uns vergangenes, nicht gegenwärtiges Glück, heilig der Todte, nicht der Lebendige, kurz heilig nur ein Gegenſtand, ſo lang er ein Gegenſtand in der Vorſtellung, nicht in der Wirklichkeit iſt.«

Kein wirklicher Zuſtand, Beſitz oder Gegenſtand alſo vermag dem Menſchen ein ſeliger, ein heiliger zu ſein. Iſt das richtig,

---

in's Waſſer und wäre jetzt ſelbſt ertrunken, wenn ihn nicht das ſo ſchrecklich behandelte Thier bei'm Rock ergriffen und an's Ufer gezogen hätte. Das iſt der Menſch und das iſt das Thier, dieſes allerdings auch hier nicht ſo unbeſchränkt, unendlich und frei, wie jener, der alle Bande der Liebe, Treue und Dankbarkeit zu zerreißen, nicht nur im Stande iſt, ſondern auch die wohlbekannte, charakteriſtiſche Gewohnheit hat.

ſo iſt es ſchlimm für einen Weltreformator, der den Menſchen vom Reiche der Vorſtellung abzuziehen und zu dem der Wirklichkeit zurückzuführen unternimmt. Denn dann hat der Menſch zu weſentlich einen Himmel der Vorſtellung nöthig, als daß man ihm ſelbigen entreißen könnte. Wie? Nirgend auf dieſer Erde iſt Seligkeit, nirgend eine reine, volle Befriedigung im Leben und Wirklichkeit, auch nicht auf einen kurzen Augenblick? Das iſt eine Philoſophie, die in die Wüſte, in's Kloſter treibt, das iſt noch bei weitem mehr, als Alles, was finſtere Weltverächter und Bußprediger jemals behauptet haben. Denn ſolche machen doch nur auf die Flüchtigkeit der irdiſchen Freuden aufmerkſam, behaupten nur, daß man hienieden nicht auf die Dauer glücklich ſei, oder daß dies ganze Leben, wenn auch noch ſo voll Wonne, ſo bald vorübergehe *). Und nun kommt F. und ſagt: Es iſt mit der ganzen Wirklichkeit nichts, im ſtrengſten Sinne des Wortes nichts; denn du magſt dir denken, was du willſt, ſo wie du zu der deiner Vorſtellung entſprechen ſollenden Realität gelangſt, zerplatzt dir das mit der Vorſtellung verbundene Glück, wie eine Seifenblaſe. Iſt das der Mann, die alte Traumwelt zu ſtürzen?

Doch ſehen wir uns das, was F. ſagt, etwas genauer an. Verſuchen wir, es uns vermittelſt der von ihm ſelbſt gegebenen Beiſpiele klar zu machen. Der Freie, ſagt er, iſt nicht ſelig, weil er im Beſitze der Freiheit iſt; ſo iſt auch der Geſunde nicht ſelig, weil er im Beſitze der Geſundheit iſt; ſelig iſt der Gefan-

---

*) So giebt es ein altes Kirchenlied, in welchem jede Strophe mit den Worten: »Ach wie nichtig, ach wie flüchtig« — beginnt, worauf mit folgenden: »iſt der Menſchen Leben« — »iſt der Menſchen Freude« — »iſt der Menſchen Schöne« — »iſt der Menſchen Glücke« u. ſ. w. fortgefahren wird.

gene, der ſich die Freiheit, der Kranke, der ſich die Geſundheit nur vorſtellt; denn nur in der Vorſtellung iſt Seligkeit. So ausgedrückt, leuchtet die Abſurdität der Behauptung von ſelbſt ein. F. verwechſelt Seligkeit und Vorſtellung von Seligkeit, d. h. von einem Beſitz oder Zuſtande, als einem ſeligen, bei'm Mangel deſſelben. Die letztere aber iſt keine Seligkeit, ſondern das ganz Entgegengeſetzte; gerade ſie gereicht ja zur Qual und macht vornehmlich, ja ganz allein das Elend des Elenden aus. Je vollkommener, lebhafter die Vorſtellung eines entbehrten Gutes, als eines ſolchen iſt, deſto unglücklicher fühlt ſich der Menſch, und ſo auch im Gegentheil; am glücklichſten iſt derjenige, der, eines Glückes beraubt, gar keine Vorſtellung davon hat, wie Kaſpar Hauſer in ſeinem dunklen Loche, wo er nichts von Freiheit wußte. Der Gefangene aber, der ſie kennt und durch dieſe Kenntniß höchſt unglücklich iſt, er wird ſelig, wenn er frei wird, wenn ihm die Freiheit zur Wirklichkeit wird, wenn er aufhört, ſie ſich zu ſeiner Pein bloß vorzuſtellen.

Daß ſich der Menſch ſehr häufig einen Beſitz, einen Zuſtand, in welchem er nicht iſt, als einen höchſt glücklichen vorſtellt, ſich aber getäuſcht findet, wenn er in dieſen Beſitz, dieſen Zuſtand kommt, das iſt freilich wahr; aber es iſt dies nur oft, nicht immer der Fall; die Wirklichkeit entſpricht nicht ſelten wenigſtens anfänglich der von ihr gehabten Vorſtellung; es giebt doch wenigſtens ſogenannte Flitterwochen des Glückes; es giebt auch Fälle, in welchen die Vorſtellung von der Wirklichkeit übertroffen wird, gegen die Wahrheit und Fülle der letzteren die erſtere matt und mangelhaft erſcheint. Ein Weib iſt lange kinderlos und empfindet dieſes Schickſal tief; ſie hat dabei die Vorſtellung eines ihr mangelnden Beſitzes, als eines ſeligen, iſt aber nicht ſelig, ſondern ganz das Gegentheil. Nun aber hat ſie Hoffnung, Mutter zu werden; ihr Glück iſt groß, und dieſes Glück beſteht in der Vorſtellung eines Beſitzes, der zwar noch mangelt, aber bald nicht mehr mangeln wird. Nun endlich gebiert ſie, beſitzt in Wirklichkeit, und dieſer Moment iſt doch noch ſüßer und ſeliger, als die Vorſtellung der nur erſt Hoffenden war.

P. 34 der nehmlichen Schrift wird Folgendes geleſen: »Nur die Sinne« — ſo ſchon im Original unterſtrichen — »geben dem Menſchen, was alle ſeine Erwartungen und Vorſtellungen überſteigt, worauf er nie von ſelbſt gekommen wäre.« Hier wird alſo im gedankenloſeſten Widerſpruch mit den früher citirten Behauptungen in das ſinnlich Wahre, Wirkliche eine das Erfindungsvermögen der Vorſtellung bei weitem überbietende Fülle von Befriedigung geſetzt. Entſprechende Aeußerungen begegnen auch ſonſt, ſo nachſtehende p. 33. »Folge mit Vernunft den Sinnen, aber unterbreche (unterbrich) ſie nicht durch eigenmächtige Vorſtellungen, laß ſie ihr Thema bis an's Ende ausſpielen — und Du findeſt gewiß, wenn auch erſt am Schluſſe, Befriedigung. Was dem Leibe die Quelle, das iſt dem Kopf, dem Geiſte der Sinn; Heilkraft liegt in den Sinnen, Kopf und Herz reinigen und befreien die Sinne. Was dich drückt und beängſtigt, reizt und befleckt, mache es aus einem Gegenſtand der Vorſtellung zu einem Gegenſtand des Sinnes — und du wirſt ſicherlich frei. Die Vorſtellung benebelt, aber die Sinne machen nüchtern; die Vorſtellung macht trübſelig, feig, menſchenfeindlich, aber die Anſchauung heiter, muthig, menſchenfreundlich; aus der Vorſtellung der That kommt das Verbrechen, aber aus der ſinnlichen Gewißheit der That das Gewiſſen.« Das nach Begehung eines Verbrechens erwachende böſe Gewiſſen alſo befriedigt, beglückt, erheitert, ermuthigt den Menſchen. »Wohl entzünden auch die Sinne das Feuer der Begierde; ihr Feuer iſt jedoch ein belebendes, wohlthätiges Feuer, aber die Vorſtellung, aber der bloße Gedanke iſt ein »»verzehrendes Feuer,«« wie die »»göttliche Majeſtät,«« die nur ein vorgeſtelltes, gedachtes, kein wirkliches, ſinnliches Weſen iſt.«

Um noch einmal auf jene erſteren, entgegengeſetzten Behauptungen zu kommen, ſo ſoll dem Menſchen ein Wirkliches, ſinnlich Gegenwärtiges auch nicht *heilig* ſein können, nicht z.B. das Haupt des Vaters, ſo lange derſelbe noch unter den Lebendigen wandelt, ſomit nur eine platte, gemeine, indifferente, gleichgültige Wirklichkeit iſt, nicht das Glück der Liebe, ſo lang es eine lebendige, präſente Wahrheit iſt, ſomit des Reizes entbehrt, den ihm erſt nach ſeinem Untergange der romantiſche Traum des Andenkens verleiht; ich muß meinen Vater todtſchlagen, um mein Verhältniß zu ihm zu heiligen, ich muß das Glück meiner Liebe zerſtören, damit es mir ein heiliges werde, ich muß es für einen Segen des Himmels halten, wenn mich ein Schlag des Unglücks von dem Bedürfniſſe ſolcher Mordthaten und Zerſtörungen befreit. Sonſt hält man einen Menſchen, dem, wie man ſagt, *nichts heilig iſt*, wobei man an Realitäten und nicht an bloße Vorſtellungen und Träume denkt, für einen der ſchlechteſten und verworfenſten, die es giebt, und F. ſelbſt gebietet im »Weſen des Chriſtenthums« p. 403 der 2. Ausgabe: »Heilig iſt und ſei dir die Freundſchaft, heilig das Eigenthum, heilig die Ehe, heilig das Wohl jedes Menſchen, aber heilig an und für ſich ſelbſt.«

So wie nach F. die Seligkeit und Heiligkeit eines Zuſtandes, Beſitzes oder Gegenſtandes nur in der Vorſtellung vorhanden iſt, ſo auch das Schreckliche, Furchtbare, das irgend ein Leiden, eine Thatſache für uns hat. So lieſt man p. 32 Folgendes: »Selbſt die Gewißheit des Schrecklichſten iſt nur ſo lang erſchrecklich, ſo lange ſie noch keine unmittelbare, ſinnliche, ſondern nur eine Gewißheit für die Vorſtellung iſt.« Es gehört viel dazu, einen ſolchen Satz zu ſchreiben; machen wir uns denſelben durch ein Paar Beiſpiele deutlich!

Ich höre, daß mir mein Kind, meine Geliebte geſtorben. Schreckliche Gewißheit! Aber nur ſo lange ſchrecklich, bis ich die theure Leiche mit Augen geſehen, mit Händen betaſtet. So wie dies geſchehen, iſt mein Herz beruhigt, ſind meine Thränen geſtillt, iſt Alles gut.

Oder auch: ich weiß, daß man mich rädern oder verbrennen wird. Entſetzlich! Doch getroſt, es kommt die Stunde, wo das nur in meiner Vorſtellung ſo fürchterliche Leiden wirklich eintreten wird, wo ich die gräßliche Marter des Gerädert- oder Verbrannt-werdens wirklich empfinden werde, und in dieſem Momente wird das Entſetzliche nicht mehr entſetzlich, dies ganze Schreckniß verſchwunden ſein.

»Schrecklich iſt allerdings der Kampf mit dem Tode; aber da iſt auch der Tod noch keine unmittelbare ſinnliche Gewißheit; der Moment der ſinnlichen Gewißheit iſt auch der Moment der Verſöhnung und Erlöſung.« p. 32 f.

Der vollſtändig eingetretene Tod iſt alſo eine Gewißheit, ſomit ein Wiſſen, ein Bewußtſein, denn ohne dieſes iſt keine Gewißheit, und indem der vollſtändig geſtorbene Menſch ſich als ſolcher unmittelbar und ſinnlich gewiß iſt, es alſo weiß, mit der vollſten Beſtimmtheit weiß, daß er geſtorben iſt, hat der Tod nichts Schreckliches mehr für ihn. Sollte F. ſagen, daß ich ihn mißverſtehe, daß er die Gewißheit meine, die der Tod für Andere, nicht für den Todten ſelber hat, ſo würde ihm das keineswegs aus der Verlegenheit helfen; denn die Gewißheit der Andern erlöſt den Sterbenden nicht von ſeiner Qual, vielmehr erlöſt ihn das Aufhören aller Gewißheit für ihn ſelbſt, das Schwinden ſeines Bewußtſeins; wenn alſo F. unter der unmittelbaren, ſinnlichen Gewißheit, durch die der mit dem Tode Ringende verſöhnt und erlöſt werde, die Gewißheit, das Wiſſen Anderer von dem vollſtändig eingetretenen Tode verſteht, ſo iſt das ein eben ſo koloſſaler Unſinn, als der vorige.

»Gas kann nicht zugleich feſter Körper, Gedachtes nicht zugleich Geſagtes ſein; denn iſt es Geſagtes, ſo iſt es nicht mehr Gedachtes, und iſt es Gedachtes, ſo iſt es noch nicht Geſagtes; Eines ſchließt das Andere aus.« P. 40.

Sonſt war man in dem ſchönen Wahne, man könne etwas zugleich denken und ſagen, man müſſe nicht aufhören, zu denken, wenn man ſpricht. Hier werden wir eines Beſſeren belehrt, wir hören, daß ſich das menſchliche Gehirn im Ausſprechen ſeines Gedankeninhalts gänzlich entleert, ſo daß auch nicht das Geringſte zurückbleibt, daß folglich auch Feuerbach nichts von dem, was er ausſpricht, feſthält und zu denken fortfährt, von welchem Letzteren allerdings Spuren vorhanden.

Wir können jetzt, was F. betrifft, unſere Aufgabe gelöſt zu haben, den »Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart in der Reife ſeiner Selbſtoffenbarung« d. h. im Zuſtande der Verrücktheit hinreichend dargeſtellt zu haben glauben. Feuerbach's Abhandlung über den Glauben im Sinne Luther's, an die wir uns hauptſächlich gehalten haben, zählt nicht mehr als 77 Seiten, und welche Fülle von Unſinn und Ungereimtheit beiſpielloſer Art iſt auf dieſen wenigen Blättern zuſammengedrängt! Man hat es zum Theil, wie nachgewieſen, mit den erſchreckenden Aeußerungen einer reinen Geiſteszerrüttung, einer totalen Auflöſung des Denkvermögens zu thun, mit Aeußerungen, die über Alles hinausgehen, was man unter dem Namen des Verſtandes und der Vernunft begreift.

Man wird vielleicht ſagen, daß in den betreffenden Stellen doch mitunter etwas Wahres enthalten ſei, und das iſt auch ſo, aber nur etwa in folgender Art. Es behauptet Jemand, der Menſch habe vier Augen; darin iſt das Wahre, daß der Menſch zwei Augen hat, den 2 iſt in 4 enthalten. Oder es wird behauptet, der Menſch habe nur ein Auge; darin iſt das Wahre, daß der Menſch allerdings ein Auge hat, in der Regel jedoch noch eines dazu. Bei manchen Sätzen Feuerbach's iſt aber nicht einmal ſo viel zuzugeſtehen. Dazu kommt der ungeheuere Widerſpruch mit ſich ſelbſt, indem das eine Mal dies, das andere Mal das gerade Gegentheil, ohne alle Spur von Vermittlung und Zuſammenhang zu leſen iſt.

Worin ſollen wir den Grund dieſer Erſcheinung ſuchen? In zufällig eingetretener Schwäche und Sinnverwirrung eines Individuums? Dann hätte die Sache kein allgemeines, wiſſenſchaftliches Intereſſe; es wäre nur ein Gegenſtand des Mitleids und Bedauerns vorhanden, und ich hätte mir, wenn ich dies glaubte, die traurige Mühe erſpart, ſo viele Documente eines zerſtörten Geiſtes zu beleuchten. Schwerlich aber iſt der Grund ein ſo äußerlicher und oberflächlicher; es liegt tief im Weſen dieſes anthropologiſchen Philoſophirens ſelbſt, einen ſolchen Ausgang zu nehmen; es iſt dieſe abſtrakte Beziehung des Menſchen auf ſich, dieſe ſchon von Anfang an obwaltende Beſchränktheit und Subjektivität des Standpunktes, die ſich in ihrem Fortſpinnen und Fortarbeiten in ſich ſelbſt nothwendig auf dieſe Spitze der Willkür, des Unſinns und der Verrücktheit treibt.

Dieſe Spitze iſt jedoch eine nur erſt relative; die abſolute wird von Bruno Bauer erreicht, und Edgar Bauer eifert, es ihm gleich zu thun.

II.

Bruno und Edgar Bauer.

In der von Bruno Bauer herausgegebenen Monatsſchrift: »Allgemeine Literatur-Zeitung«, 5. Heft, Charlottenburg 1844, wird über Proudhon gehandelt. Es wird an ihm getadelt, daß er die Kategorieen der Geſellſchaft, die ihm als uranfänglich leitend feſtſtehen, beibehalte und von ihnen aus deducire, ſo daß dieſe nur beſſer verſtanden werden ſollen. Dann wird p. 41 alſo fortgefahren: »Doch, ſagt ihr, wie ſoll man denn ſchreiben? Iſt es denn möglich, ſich anderer Begriffe, als der ſchon beſtehenden: »»Freiheit, Gleichheit«« u. ſ. w. zu bedienen? Ich antworte, daß die griechiſche, die lateiniſche Sprache untergingen, als der Gedankenkreis erſchöpft war, dem ſie zum Ausdrucke dienten.« Alſo: Die gegenwärtig exiſtirenden Sprachen ſind nicht fähig, auszudrücken, was Herr Br. Bauer denkt und will, und was er will, daß man denken und wollen ſoll. Es muß daher eine neue entſtehen, und in dieſer wird Herr Br. Bauer, wenn er noch lebt, oder wer dann ſeine Rolle vertritt, die zeitgemäße Wahrheit enthüllen. Bis dahin aber ſoll niemand mehr ſprechen und ſchreiben, oder es iſt doch völlig unnütz, wenn jemand ſpricht oder ſchreibt. Eine Ausnahme macht natürlich Herr Bruno Bauer ſelbſt; denn wiewohl keine Sprache der Welt im Stande iſt, ſeine Ideen auszudrücken, ſo ſpricht und ſchreibt er dennoch fort.

Wir haben hier ſogleich ein Beiſpiel des Höchſten vor uns, was in dieſer Sphäre geleiſtet und zu leiſten iſt. Einen gleich raſenden Unſinn zu produciren, iſt ſchwer; doch thut Edgar Bauer ſein Möglichſtes, um dieſem großen Muſter nahe zu kommen. Es folgen hier einige Proben davon.

In E. Bauer's Schrift: Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat, Bern 1844, p. 28 f. kommt Nachſtehendes vor. »Atheiſt, meine ich, iſt ein zu ſpecieller Ausdruck; es liegt in dieſem Worte noch viel zu ſehr der Gegenſatz gegen Gott ausgedrückt; der religiöſe Menſch ſteht aber auch, ja ſtellt ſich ſelber in Gegenſatz zu Gott, und ſo mein' ich, *daß Atheiſt noch ein viel zu religiöſer Ausdruck iſt, noch viel zu ſehr eine Art Verhältniß zu Gott bezeichnet.* Der Kritiker will aber nicht bloß immer im Gegenſatz, im Kampf mit dem religiöſen Bewußtſein bleiben; er will ſiegen, jenes ganz von ſich abwerfen, er will Menſch ſein; ſagen wir alſo fortan nicht mehr: Der Kritiker iſt ein Atheiſt, ſondern der Kritiker iſt ein freier Menſch« *). Der Kritiker, ein Wort, womit dieſe Bauer ſtets nur ſich ſelber meinen, ſoll und will alſo noch mehr als Atheiſt ſein, will in gar keiner, ſelbſt in keiner negativen, läugnenden und bekämpfenden Beziehung zu Gott und religiöſem Bewußtſein ſtehen, und doch iſt und bleibt er Kritiker in dem Sinne, in welchem er es bisher geweſen, fährt fort, ſich als ſolchen geltend und wichtig zu machen, iſt in dem dauerndem Beſtreben begriffen, Gott, religiöſes Bewußtſein und alles, was damit zuſammenhängt, kritiſirend und polemiſirend hinwegzuräumen, wie eben in dem Buche geſchieht, dem wir jene Aeußerung enthoben. Dieſe keineswegs aufgegebene antireligiöſe Stellung und Polemik drückt ja ſchon der Titel des Buches aus; eben ſo die darin

---

*) Vergleiche daſelbſt p. 169: Herr Gruppe »glaubt Wunder wie über ſeinen neuen Fund, daß wir Atheiſten ſeien, triumphiren zu müſſen, als ob das nicht für jeden, der leſen und der denken kann, klar zu Tage gelegen habe. Nur muß ich hier noch einmal wiederhohlen, *daß der Ausdruck Atheiſt, Gottesläugner, falſch iſt, weil er noch viel zu religiös iſt.*« — »Ich meine alſo, daß der Atheiſt auch darüber, Atheiſt zu ſein, hinausgehen, daß er ſiegreich ſeinen Gegenſatz gegen die Vorſtellungen des religiöſen Bewußtſeins aufgeben und ſich ganz Menſch fühlen muß.«

vorkommenden Ueberſchriften: »Die Kritik und das religiöſe Bewußtſein«. — »Chriſtlich und Proteſtantiſch«. — »Das theologiſche Bewußtſein.« — »Darſtellung der Bruno Bauer'ſchen Kritik.« — »Die Reſultate der Bauer'ſchen Kritik.« — »Das Chriſtenthum.« — »Das religiöſe und ſpießbürgerliche Bewußtſein.« — „Die theologiſche öffentliche Meinung« — »Die theologiſchen Facultäten und die Univerſitäten.« — »Die chriſtliche Kirche.« — »Der chriſtliche Staat.« — »Der chriſtliche Staat und der Unterthan.« — „Die theologiſche Regierung.« — »Der chriſtliche Staat und der freie Menſch.« So viel ſauere Mühe gibt ſich der Kritiker noch fortwährend um die Negation der Religion und Theologie, ſomit auch Gottes, von dem er im ſtrengſten Sinne nichts mehr wiſſen will, und das nicht etwa, bevor er jenen alle Beziehung auf religiöſe Dinge abweiſenden Ausſpruch gethan, da alle jene Ueberſchriften mit den unter ihnen befindlichen Abhandlungen erſt hintennach kommen. Der Name Gott wird bloß auf den zwei zufällig ausgewählten Seiten p. 196 f. neunmal geleſen. Iſt das nicht über allen Ausdruck haltungs- und beſinnungslos?

Doch um die Sache nicht ſo ſtreng zu nehmen, wie ſie bei ſolchen weltmeiſternden und weltverhöhnenden Denkern doch wohl mit Recht genommen wird, ſo iſt die Meinung vielleicht dieſe. Mit dem gegenwärtigen Buche von E. Bauer iſt alle Beziehung des Kritikers auf religiöſe Dinge vollkommen abgethan. Alle antitheologiſche Polemik wird fortan verſtummen, der Kritiker wird ſelbſt die leidige Vorſtellung von Gott und Religion aus ſeinem Bewußtſein tilgen, er wird ſo endlich ein ganz gegenſatzloſer, ſich ganz nur zu ſich ſelbſt verhaltender, ganz freier Menſch ſein. Damit hat er aber auch aufgehört, Kritiker zu ſein; denn dies iſt er nur ſo lange, als er kritiſirt, in dieſer beſtimmten Beziehung zu dem Gegenſtande ſeines Kritiſirens, Negirens ſteht; giebt er dieſe Beziehung auf, ſo giebt er ſich ſelbſt, als Kritiker, auf und darf keinen Anſpruch mehr auf dieſen Namen machen; beharrt er dabei, ſo iſt er in einem Gegenſatz befangen, ein nach jener Beſtimmung keineswegs freier, ſondern unfreier Menſch. Gleichwohl ſoll Kritiker und freier Menſch daſſelbe, der zum freien Menſchen in dem bezeichneten Sinne, ſomit zum Nicht-Kritiker, gewordene Menſch noch immer Kritiker ſein, und wie ſollten auch dieſe Leute Verzicht auf einen Namen und Gegenſatz thun, in welchem ihre ganze Bedeutung liegt, ohne den ſie gar nichts wären?

Selbſt alſo dieſe milde, nachſichtige Auffaſſung hebt den Unſinn nicht. Es treten uns aber noch überdies Stellen entgegen, die eine ſolche ganz unmöglich machen. So folgende.

»Muß denn — ſagt der Philiſter — muß denn die Wiſſenſchaft ſich ewig mit der Religion in den Haaren liegen? Daſ. p. 81. Die Wiſſenſchaft liegt ſich in den Haaren mit der Religion! Ein Schuljunge ſchreibt ein richtigeres Deutſch. Doch das iſt Nebenſache. Was hiemit ausgedrückt, auch in dem weiterhin Geſagten beſtätigt wird, iſt dies, daß Wiſſenſchaft und Religion einen unabläſſigen Krieg miteinander zu führen haben, einen Krieg, der nur dann enden darf, wenn die Religion vernichtet, nicht mehr vorhanden iſt.

Das Erſtaunen über die ungeheuere Inconſequenz dieſes neukritiſchen oder vielmehr unkritiſchen Denkens ſteigert ſich, wenn man p. 56 f. deſſelben Buches unter der Aufſchrift: »Wichtigkeit der Kritik« erfährt, daß die Kritik nur erſt am Anfange ihrer Bahn ſteht und eine noch ganz unbeſtimmte Arbeit der Negation zu vollbringen hat. »Fürchterlich revolutionäre Kraft, die in der Kritik liegt! Sie verleiht dem menſchlichen Bewußtſein alle Gewalt, alle Macht, zu binden und zu löſen, alle Schlüſſel zum Himmelreich der Freiheit, alle Freiheit, die es nur aus ſich herausbilden kann, ja ſie macht es ihm zur Pflicht, dieſe Freiheit zu ſeinem Eigenthum zu machen. Wer kann abſehen, welchen Lauf die Kritik noch nehmen wird? Noch ſteht ſie am Anfange ihrer Bahn! Noch hat ſie nur die erſte Schranke, welche das religiöſe Bewußtſein dem freien Menſchen entgegengeſtellt, niedergeriſſen. Wird ſie nicht durch ihr eigen Princip weitergeführt werden? Wehe dem, der ſie aufhalten will! Und doch liegt es im Weſen des religiöſen Bewußtſeins, ſie aufhalten, ja ſie durch ſeine Blitze zerſchmettern zu wollen. Das wäre mir eine ſchlechte und unkräftige Kritik, welche nicht ſehr energiſche Gegenmaßregeln hervorriefe!« Die Kritik hat alſo noch weit hin, um frei zu ſein, um ſich in keiner negativen Stellung und Spannung zu irgend einem Gegenſtande mehr zu befinden.

Aber wie wird einem erſt zu Muthe, wenn man p. 185 f. lieſt, daß ſie zu dieſem Ziele nimmermehr gelangen wird, kann und will! »Da der Kampf das nothwendige Lebenselement der Weltgeſchichte iſt, ſo wird der Kritiker nie zur Ruhe, ſondern ſtets zum Kampfe angeregt ſein. Was er als unvollkommen begreift, will er überwinden, nicht ſich in ihm beſeligen. Er will nicht ſtillſtehen, ſondern zerſtören. *) Er wird zwar in dem Alten auch das Menſchliche erkennen; aber er weiß auch, daß der Menſch nur Menſch iſt, indem er fortſchreitet. Er weiß, daß es mit dem »»Menſchlichen«« dieſelbe Bewandtniß hat, wie mit dem Vernünftigen. Es tritt in's Daſein, doch nur, um ſo bald als möglich einer höheren menſchlichen Erſcheinung Platz zu machen.« Schon vorher p. 184 f. hieß es: Wenn die Vernunft, »ein ewig Feſtſtehendes, Normales« wäre, ſo wäre ſie, »etwas Todtes, Wirkungsloſes« — »Es giebt keine abſolute Vernunft, ſondern nur eine ſich ewig neu mit der Entwicklung des Selbſtbewußtſeins geſtaltende, keine ſeiende, ſondern nur eine werdende. Dieſe werdende Vernunft ſchafft

---

*) »Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint«, ſagt Mephiſtopheles bei Göthe.

nun die Formen der Geſellſchaft. Kann ſie aber, die ſelbſt keine abſolute iſt, abſolute Formen ſchaffen? Gewiß nicht. Es werden alſo die Formen zwar ſo lange vernünftig und wirklich ſein, als die Vernunft keine höhere geworden iſt; von da an haben ſie aber das Recht, vernichtet zu werden. Sie ſind, *aber ſie ſind nur, damit ſie vergehen.*« Abſcheulich! Wenn das nicht Diabolismus iſt, ſo giebt es keinen in der Welt. P. 271 prangt auf einem eigenen Titelblatte die Aufſchrift: »Der Friede.« Ein wahrhaft teufliſcher Hohn; denn der ſo betitelte Aufſatz beginnt folgendermaßen: »Die Wahrheit iſt nur Wahrheit, ſo lange ſie kämpft. Iſt ſie allgemein anerkannt, ſo iſt ſie auch ſchon nahe daran, Unwahrheit zu werden. Gemüthliche Menſchen mögen daher nach dem Frieden ſeufzen, *Schwärmer mögen von einer Zeit allgemeinen Einklangs träumen, mögen ſich das gleißende Gemälde einer Zeit, wo die Wahrheit herrſche, mit liberaler Phantaſie ausſchmücken.* Wir ſehen ein, daß, wie erſt der Tod des freien Mannes Ruhe iſt, ſo auch die Ruhe der Freiheit Tod genannt werden muß. Was ſprecht ihr daher von Frieden?«

P. 274 läßt ſich unſer Kritiker Folgendes einwenden: »Aber was wollt ihr, ſagſt du. Wenn nun doch einmal in der Welt ſtets Wahrheit und Unwahrheit, Freiheit und Unfreiheit im Kampf liegen ſollen, wenn es keine abſolute Wahrheit, keine vollkommene Freiheit giebt, warum quält ihr euch? Was iſt das für ein Leben, an deſſen Ende ihr euch geſtehen müßt, ihr habet in ihm doch nichts Rechtes vor euch gebracht? Was iſt das für eine Wahrheit, die ſich nie erreichen läßt? Was iſt das für eine Freiheit, die nie auf Erden einkehren ſoll?«

Man wird begierig ſein, zu hören, was E. Bauer hierauf zu ſagen hat. »Ich antworte dir,« ſagt er, »daß die Freiheit keine Zuſtände ſchafft, ſondern nur aufhebt, daß ſie den Menſchen nicht zufrieden, ſondern unzufrieden macht« u. ſ. w. Was die Kritik bezweckt, ſei nichts Anderes, als »den geſchichtlichen Kampf zu einem Kampf unter Gleichen zu machen.« Daſ. p. 274 f. Es ſoll Alles gleich gemacht werden, und dann ſoll der Kampf und Streit der Weltgeſchichte in der Art fortgeſetzt werden, daß die Gleichen gegeneinander eben ſo wüthen und toben, wie vorher die Ungleichen. »Wer übrigens eine *ſichere* Wahrheit haben will, der gehe doch zur Religion; ſie predigt ewige Wahrheiten; der freie Menſch aber befriedigt ſich mit dem Bewußtſein, ſein Leben lang gedacht und geſtritten zu haben.« Daſ. p. 275. Das heißt die Menſchen in der That zur Religion zurücktreiben, es darauf anlegen, daß ſie entſetzt und empört von einem ſo wüſten, ſinnloſen Treiben in ihre alten Schafſtälle zurückkehren und jeden Gedanken an religiöſe und politiſche Freiheit für immer aufgeben.

Daß die Kritik »bei eben demſelben Reſultat ankomme, wie die Religion, daß auch ſie das menſchliche Thun, die Schöpfungen menſchlicher Geſchichte für nichtig, für vergänglich erkläre« wird zugegeben; es ſei jedoch »ein großer Unterſchied, ob ich das im Namen eines himmliſchen Geiſtes oder im Namen der Menſchheit thue, welche fortſchreiten müſſe, weil der Fortſchritt ihr Leben iſt.« Daſ. p. 275. Man wird hier allerdings einen großen Unterſchied finden, aber nicht in dem vorgeſchriebenen, ſondern in umgekehrtem Sinn; man wird in dem nackten Scheuſale der Baueriſchen Kritik und ihrem weltvernichtendem Thun etwas Unerträglicheres ſehen, als in der bei weitem nicht ſo kahl, ſo grauſig, ſo troſtlos erſcheinenden Negativität der Religion.

»Jedes Princip iſt *vandaliſch*, weil es bis zu ſeiner extremſten Ausbildung fortgehen muß.« Daſ. p. 83. »Das Princip zertritt auf ſeinem Gange, den ihm ſeine eigene innere Nothwendigkeit vorſchreibt, Alles, was ſich ihm nicht unbedingt anſchließen will; *die Zerſtörung, die es anhebt, iſt ſchonungslos*, und es ruht nicht eher, als bis es ſeine Feinde bis auf den letzten Mann niedergeworfen hat.« Daſ. p. 83 f. »Durch den erhabenen Begriff der Menſchheit, unter deſſen Fahne die Vernunft ihre Streiter ſammelt, gelingt es ihr, in dieſen die Bereitwilligkeit, den ſchonungsloſeſten Enthuſiasmus hervorzurufen und einen Fanatismus, der vor nichts zurückſchreckt.« Daſ. p. 85.

Hier wird »Vernunft« und »erhabener Begriff der Menſchheit« mit Vandalismus, Fanatismus und ſchonungsloſer Zerſtörungswuth in die weſentlichſte Verbindung gebracht. Man könnte ſo endlich faſt auf den Gedanken kommen, dieſe modernen Barbaren ſtänden im heimlichen Solde der Mächte, gegen welche ſie ankämpfen, und hätten den Auftrag, unter dem Scheine, Vernunft, Humanität und Freiheit wider ihr Gegentheil zu vertreten und zu verfechten, dieſe Heiligthümer der Menſcheit vielmehr verächtlich und verhaßt zu machen. Wir glauben dies nicht, müſſen aber eben deßhalb annehmen, daß dieſe Menſchen nicht nur des Teufels, ſondern auch von Sinnen ſeien. Denn wenn nur noch ein Reſt von Beſinnung und Menſchenverſtand in ihnen wäre, ſo müßten ſie doch einſehen, daß ſie durch eine ſo aufrichtige Darſtellung ihrer Geſinnungen und Tendenzen nothwendig ihr Spiel verlieren, um allen Credit und Einfluß kommen, ja zu Gegenſtänden des allgemeinſten Abſcheues werden müſſen. So total iſt es noch nicht mit aller Bildung zu Ende, daß wir einer ſich ſelbſt als vandaliſch bezeichnenden Denkweiſe huldigen, daß wir keinen Anſtoß an ſo wildem Zerſtören, wie das angedeutete, nehmen, daß wir nicht vor einem »vor nichts zurückſchreckenden Fanatismus« zurückſchrecken ſollten.

Weitere charakteriſtiſche Aeußerungen und Selbſtmanifeſtationen des hier auf die alleräußerſte, keine weitere Entwickelung zulaſſende

Spiʒe getriebenen, zugleich aber auch am ſchmählichſten zu Schanden werdenden, am härteſten mit ſich ſelbſt zerfallenden, am ödeſten in ſich ſelbſt vergehenden Subjektivismus und Negativismus der Zeit ſind nachſtehende.

In einer »Correſpondenz aus der Provinz, Literatur-Zeitung, 6. Heft p. 38, wird an die Bauer geſchrieben oder laſſen ſie an ſich ſchreiben: »Ihr ſeht, daß die Literatur-Zeitung ihren Zweck erfüllt, d. h. daß ſie keinen »»Anklang«« findet.« Daß die Literatur-Zeitung keinen Anklang findet, iſt kein Wunder; das aber geht über allen Begriff, daß ſie dadurch ihren Zweck erfüllt.

In jener Correſpondenz kommt auch ſonſt noch viel Intereſſantes vor. Wir ſehen hier, wie die kritiſchen Geiſter in Berlin haltlos auseinanderſtieben, und Bruno Bauer, ihr Herr und Meiſter, ſo vornehm geworden, daß er es für unſtatthaft und unter ſeiner kritiſchen Würde hält, noch ferner mit Jemand zu ſprechen und umzugehen.

»Wahrhaftig«, ſchreibt einer an Br. Bauer p. 28, »vor lauter Humanitätsprincip möcht' ich ganz boshaft auf dich werden.« Dann wird erzählt, wie einer aus Berlin zum Beſuche kommt, »mißmuthig, gedrückt, kann kaum mehr den Mund aufthun, er, der ſonſt immer mit einem recht »»frechen«« Worte bei der Hand geweſen war. Wie geht's? fragt er mich ganz kleinlaut. Nun, wie ſoll's gehen, ſchrei' ich ihm entgegen, gut, da ich dich ſehe; komm und erzähl' mir doch von Berlin! — Ach, was Berlin entgegnet er; Berlin exiſtirt nicht mehr, und mißliebig fährt er fort: Es iſt mit Allem nichts; ich wollte, ich hätte Geld, um nach Amerika zu gehen. — Nun, da ſoll doch gleich! Was iſt euch denn in Berlin dazwiſchen gefahren? Habt ihr denn gar nichts mehr zu thun oder könnt ihr nichts mehr thun? Sind euch die Gedanken ausgegangen, daß ihr vor eurer deutſchen Gedankenloſigkeit nach Amerika fliehen müßt? ſo fahr' ich ihn an. Nun fängt er an, zu erzählen. An die Stelle des Zuſammenhaltens ſei eine gegenſeitige Unzufriedenheit, an die Stelle der Partei, in der man ſich gegenſeitig zu tragen und zu ertragen habe, die Ausſchließlichkeit getreten. Gar keine Geſellſchaft mehr, gar kein Geſpräch mehr, gar keine Discuſſion mehr! Er könne nicht begreifen, wie Leute, wie ihr beide, die doch dem Humanitätsprincip huldigten, ſich ſo abſchließend, ſo abſtoßend, ſo hochmüthig benehmen könnten. Er habe faſt alle Luſt verloren, etwas zu ſchreiben; denn er wiſſe gar nicht mehr, für wen er ſchreibe; nirgends finde er Anklang« — da iſt der Mann in der Bildung zurück; denn nach Obigem erfüllt etwas ſeinen Zweck, wenn es keinen Anklang findet — »man werde gar noch von ſeines Gleichen verhöhnt; übrigens habe er ſelber das drückende Bewußtſein, lange nichts Rechtes zu Stande gebracht zu haben. Ich weiß gar nicht, fuhr er fort, warum es einige unter uns giebt, die, wie es ſcheint, abſichtlich eine Spaltung hervorrufen. Wir ſtehen doch alle auf demſelben Standpunkt, wir huldigen alle dem Extrem, der Kritik, ſind alle fähig, einen extremen Gedanken, wenn auch nicht zu erzeugen, ſo doch aufzufaſſen und anzuwenden. Wie geſagt, ich finde bei dieſer Spaltung kein anderes leitendes Prinzip, als Egoismus und Hochmuth.» P. 29 f.

Nun wendet ſich der Briefſteller an Br. Bauer und zieht ihn über dieſes Betragen zur Rechenſchaft. »Ich will nichts von der Nothwendigkeit des Zuſammenhaltens ſagen, — das iſt hinlänglich abgedroſchenes Zeug. Aber ſage mir, behaupteſt du denn nicht auch, daß der Menſch zum geſellſchaftlichen Leben geſchaffen ſei, und du willſt die Geſellſchaft derer, mit denen du früher zuſammenarbeiteteſt, meiden? — daß er zum Gedankenaustauſch geſchaffen ſei, und du willſt in Andern keinen Gedanken anerkennen? — daß er ſich nicht ariſtokratiſch abſchließen dürfe, und du willſt nicht einmal durch die Gedanken, die du ſchärfer zu haben glaubſt, geſprächsweiſe belehren? Ich begreife das nicht. Haben denn nicht wenigſtens einige unter unſern Freunden die Kritik erfaßt oder vielleicht den guten Willen der Kritik — ut desint vires, tamen est laudanda voluntas?« P. 29 f.

Ja, mit dem guten Willen, da kommt man ſchön an bei dieſen Kritikern und Anthropologen. Es ſind Wölfe, die nicht nur das Schaf, ſondern auch einander ſelbſt zerfleiſchen; an eine Gemeinſchaft iſt da gar nicht zu denken; jeder will der abſolute, der alleinige Wolf der Schöpfung ſein und keinen andern neben ſich dulden, und ſo beweiſen ſie durch ſich ſelbſt, was der Menſch iſt, ihr Princip.

Wie antwortet Bauer? Der Menſch ſei allerdings zum geſellſchaftlichen Leben geſchaffen, nicht aber der Kritiker, der eine Ausnahme mache. Es iſt intereſſant, zu hören, daß der Kritiker kein Menſch iſt. Denn »kann der Kritiker in derjenigen Geſellſchaft leben, die er kritiſirt? Müßte er dann nicht auch ihre Vorſtellungen, ihre Geſetze zu den ſeinigen machen? Eben ſo wenig kann er mit einer Clique leben, denn ſo würde er, ſich ſelbſt zu einem Mitgliede der Geſellſchaft machend, der Geſellſchaft ein Recht des Krieges über ſich geben, während er ſelbſt ſein Recht der unbefangenen Kritik über ſie aufgeben würde. Ja, der Kritiker darf es nicht einmal wagen, ſich perſönlich in die Geſellſchaft einzulaſſen, denn, ſie auslachend, ſich an ihre Geſetze nicht kehrend und von ihr nicht verſtanden, würde ſein Betragen nur zu demjenigen ausarten, was gewöhnlich »»Unſinn machen«« heißt. So entbehrt der Kritiker aller Freuden der Geſellſchaft, aber auch ihre Leiden bleiben ihm fern. Er kennt weder Freundſchaft noch Liebe« u. ſ. w. p. 31 f. Schauderhaft! So lebt alſo der Kritiker, dieſer auf der Spitze der Entwicklung ſtehende Menſch der Gegenwart, einſamer, als das Thier im Walde, abgeſchloſſener in ſich und getrennter von allem Menſchlichen, als der Mönch, der Eremit, der Säulenheilige des religiös ſpiritualiſtiſchen Alterthums.

Aehnliches iſt p. 34 f. zu leſen. Die Kritik iſt einſam .... ſie löſt ſich von Allem ab. Jede gemeinſame Vorausſetzung, die zur Bildung einer Partei immer nothwendig iſt, würde ſie als ein feindſeliges Dogma betrachten, wenn ſie, wie es innerhalb der Parteien nöthig iſt, ſich gehindert ſehen ſollte, dieſelbe zu kritiſiren und aufzulöſen.“ Es iſt hier angenommen, daß es irgend eine feſte, bleibende Wahrheit ſchlechterdings nicht geben könne, daß alles Geſetzte negirt, alles irgendwie und jemals Geſtaltete und Beſtehende aufgelöſt werden müſſe, ſo daß nichts übrig bleibt, als dieſes ewige Auflöſen ſelbſt — eine Annahme, die wir ſchon oben bei Edgar Bauer fanden. Möchte man ſich nicht lieber dem lebendigen Teufel in der Hölle ergeben, als dieſer herzloſen, grauenhaften Kritik, die nur vergißt, ſich ſelbſt zu kritiſiren?

Br. Bauer kritiſirt — für wen? Conſequenter Weiſe könnte er es nur für ſich ſelbſt thun. Er hat die ganze Geſellſchaft von ſich ausgeſchloſſen, die ganze Menſchheit von ſich abgeſchält, nichts Gemeinſchaftliches hat er mehr mit ihr in Leben und Gedanken, und dennoch ſchreibt er, druckt er — doch wohl im Ernſte, nicht, um ſich einen leeren Spaß zu machen, oder bloß des Gewinnes wegen, den von der Welt zu ziehen, ſie ihm allein noch gut genug wäre, für Andere alſo, nicht für ſich allein, für die Geſellſchaft, deren ſämmtliche Begriffswelt er negirt, für die Menſchheit, mit welcher er in gar keiner principiellen Gedankenverbindung mehr ſteht! Wie kann er nun glauben, ſich trotz der zwiſchen ihm und ihr befeſtigten unendlichen Kluſt mit ihr verſtändigen, auf ſie einwirken, etwas ändern und beſſern zu können? Nach Obigem iſt ſelbſt die Brücke des Wortes für ihn abgebrochen; er hat keine Sprache mehr, in der er ſich ausdrücken könnte. Auch hat er bereits aufgehört, geſprächsweiſe zu belehren; warum nicht auch ſchriftſtelleriſch? Spricht man nur, wenn man es mündlich, und nicht auch, wenn man es durch Schrift und Preſſe thut?

Es iſt fortan nichts mehr, was dieſe Leute thun können, als ſchweigen, ſtumm ſein, wie das Grab. Jede Befugniß, zu reden, haben ſie ſich ſelbſt genommen. Daß ſie bei der dargelegten, total vereinzelten und iſolirten Denkweiſe nicht bereits verſtummt ſind, ſchon das iſt lächerlich und verächtlich genug; noch lächerlicher und verächtlicher wird es ſein, wenn ſie inskünftige auch nur noch ein Sterbenswörtchen verlauten laſſen. Es kommt hiebei durchaus nicht auf das an, was ſie ſprechen, ſondern ganz nur darauf, daß ſie ſprechen. Es iſt aus, rein aus mit ihnen durch ſie ſelbſt. Sie ſind ſich mehr, als alle, wenn auch noch ſo beengende und ſchonungsloſe Cenſur und Polizei. Sie berauben ſich aus unermeßlichem, überſchwänglichem Dünkel, der nicht weit genug gehen zu können glaubt, ſelbſt der ihnen verliehenen göttlichen Güter der Vernunft und der Sprache und eines ihnen von Niemand verwehrten Gebrauches derſelben. Sie ſetzen ſich ſelbſt, nicht etwa zum Thiere, denn ſelbſt dieſes ſpricht in ſeiner Art und theilt ſich Andern mit, ſie ſetzen ſich zum Steine herab.

Unſere Aufgabe, den »Anthropologismus und Kriticismus in der Reife ſeiner Selbſtoffenbarung« zu zeigen, iſt jetzt als völlig gelöſt zu betrachten; den Reiferes — nehmlich zum Irrenhauſe — kann es gewiß nicht geben. Sehen wir auf Feuerbach zurück, ſo iſt dieſer, ſo hoch er es bringt, doch immer noch ein Zwerg gegen dieſe Bruno Baueriſche Rieſengeſtalt, der ſich Edgar, ihr brüderlicher Trabant, ſo glücklich nachzuſtrecken verſteht. Bruno Bauer iſt, das muß man ihm laſſen, der erſte Mann der Zeit; aber dieſe Zeit iſt die einer vollendeten Verrücktheit und Teufelei in antireligiöſer Form, ſo wie das Mittelalter die einer ſolchen in religiöſer war. Beide ſind abſtrakt geiſtiger, ſpiritualiſtiſcher Art; und dies tritt, was den antireligiöſen Spiritualismus der Gegenwart betrifft, am reinſten in Bauer hervor. Feuerbach hat ein naturaliſtiſches Element in ſich, mit dem er ſich herumkämpft, von dem er nicht loskommt, das ihm ewig zu ſchaffen macht; er iſt bei aller Negativität doch eine von Haus aus noch viel zu gute, poſitive Natur, um ein ſo ganz kahler, hohler, leerer Teufel zu ſein *); hier hingegen bei Bauer erſcheint der auf ſich ſelbſt beſchränkte Menſch ganz als das, was er iſt, als dieſe abſolut verneinende, zerſtörende, diaboliſche Egoität und Spiritualität, als Geiſt im negativen, abſtrakten Sinne des Worts. Der Geiſt in dieſem Sinn iſt das böſe Prinzip, und dies iſt eben der Menſch ſelbſt im Gegenſatze zur Natur, von der er abgefallen. Der Menſch, als ſolcher, als ſeiner eigenen, negativen Natur getreu, iſt weſentlich Spiritualiſt, ſei es in religiöſer oder nicht religiöſer Geſtalt; ſei es als ägyptiſcher Anachoret oder als Berliner Kritiker. Das alle ſeine Schranken brechende menſchliche Ich iſt ſo hier, wie dort, Prinzip, unmittelbar hier und mittelbar dort; denn der Gott, in den der ſpiritualiſtiſche Schwärmer ſich ſelbſt entäußert, iſt ſein eigenes geiſtiges Ich, als ein von allen Schranken des wirklichen Ich befreites chimäriſch vorgeſtellt; dagegen der Kritiker im Baueriſchen Sinn das Ich der religiöſen Phantaſie delirt, ſein eigenes wirkliches aber von aller Schranke zu befreien trachtet und, da es unmöglich iſt, damit in objektiver und allgemeiner Weiſe zu Stande zu kommen, ſich auf eine rein ſubjektive, particuläre Abſtraktion

---

*) Es war eine Zeit, in der ich in Feuerbach's philoſophiſche Kräfte ein großes Vertrauen ſetzte; ich erinnere mich, ihn damals aufgefordert zu haben, eine von allen ſpiritualiſtiſchen Abſtraktionen und Traditionen der Schule befreite, ganz poſitive Philoſophie zu ſchaffen; er hat aber eine ſolche nicht zu Stande gebracht; denn wiewohl er ſeine Füße in die Natur taucht, ſo hält ihn doch ewig der Geiſt bei den Haaren empor. So iſt ſeine Philoſophie, wie er ſelbſt ausſpricht, eine dualiſtiſche; dazu brauchten wir aber keines neuen Philoſophen und Weltreformators, um elend auseinandergezerrt und zerriſſen zu ſein; das ſind wir ohnehin, und das iſt eben der Jammer, dem abzuhelfen wäre.

reducirt und ſo in Alles abſtoßender, einſamer, todter, ſprachloſer Beziehung auf ſich ſelbſt erſtarrt.

Was nach Darſtellung dieſer letzten, ſublimſten, rein menſchlichen d. h. antireligiös ſpiritualiſtiſchen Entwicklung noch etwa zu ſehen iſt, das kann nur dies ſein, ob ſich nirgend in dieſer Sphäre der Trieb, das Bedürfniß regt, über einen ſo beſchränkten, armſeligen Standpunkt hinauszuſchreiten. Auf der Seite der ſich nordwärts vollbringenden unendlich ſubjektiven Zuſpitzung deſſelben können wir ſo etwas nicht ſuchen; denn jene Kritiker haben in dem hochmüthig deſperaten Erſtarren ihres Negativismus in ſich ſelbſt alle Fähigkeit verloren, etwas Anderes, als vollendete Unmenſchen und Barbaren zu ſein; wohl aber könnte es ſich auf der unreinen, ſchwankenden Seite, auf der des Feuerbachiſchen Anthropologismus finden. Und ſo iſt es auch, es iſt in Friedrich Feuerbach vorhanden. In dieſem regt ſich der nicht ganz intereſſeloſe Drang, poſitiv zu ſein; da er aber zugleich mit höchſter Befangenheit an dem unfruchtbaren anthropologiſchen Princip ſeines Bruders feſthält, ſo kann er zu keinem nur einigermaßen haltbaren Reſultate gelangen; er ſtrengt umſonſt ſeine Kräfte an, und ſtellt nur den wunderlichen Widerſpruch des Fortwollens und Nicht-Fortwollens dar, einen Widerſpruch, von deſſen Daſein er ſelbſt kein Bewußtſein, keine Ahnung hat; ſein Thun iſt das eines Menſchen, der gern in den Fluß ſtiege und ſchwämme, ſtatt deſſen aber ſich nur auf den von ihm für Waſſer gehaltenen Sand wirft und da die Bewegungen eines Schwimmenden macht.

III.

Friedrich Feuerbach.

Derſelbe iſt Verfaſſer der Schrift:

Die Religion der Zukunft.
Zürich und Winterthur 1843.

Sie erinnert an L. Feuerbach's: »Grundſätze der Philoſophie der Zukunft,« Geiſt und Tendenz aber ſind ganz anderer, nehmlich praktiſcher, populärer, vermittelnder Art. Fr. Feuerbach ſchließt ſich eng an ſeinen von ihm für den größten aller Denker gehaltenen Bruder an, iſt Anthropolog in dem bekannten Sinne deſſelben und ein großer Gegner des Chriſtenthums; er fühlt jedoch, daß es bei bloßen Negationen, antithetiſchen Künſteleien und unentwickelten Principien nicht bleiben, daß der Menſch ſo ganz ohne Religion doch nicht auskommen kann; er ſucht daher etwas Poſitives zu geben, aus der Nicht-Religion ſeines Bruders eine Religion zu machen, hält es hiebei nicht für unmöglich, ſogar den Clerus und die Politik in ſein Intereſſe zu ziehen, und erwartet, es werde ſich zu der Ausführung des großen Unternehmens, das Chriſtenthum aus dem Volksbewußtſein zu entfernen und die Kirche in eine anthropologiſche Volksbildungsanſtalt im Feuerbachiſchen Sinne zu verwandeln, Philoſophie, Theologie und Staatsregierung »brüderlich die Hände reichen«, ja »unter den Auſpicien der deutſchen Fürſten die Löſung der wichtigen Frage: Wie iſt die oben erwähnte Umwandlung der Kirche und des geiſtlichen Standes auf geiſtigem, friedlichem Wege am beſten zu bewerkſtelligen? — zu einer wahrhaft deutſchen Frage, zu einem Einigungspunkt aller geiſtigen Kräfte erhoben werden, ſ. p. 38 ff. der angeführten Schrift. Das iſt ſo wunderbar kindlich und naiv, daß man glauben ſollte, der gute Mann ſei ſo eben erſt auf die Welt gekommen.

Das Princip der Feuerbachiſchen Philoſophie, das ſo praktiſch, wie theoretiſch, alle andern verdrängen und erſetzen ſoll, iſt der Menſch, nicht ein idealer Menſch, nicht der Menſch in irgend einem beſondern Sinn, ſondern der Menſch ganz ohne Weiteres, ſo, wie er iſt, ſo wie er geht und ſteht, indem nur das Uebermenſchliche nach der Vorſtellung der Religion, und das Untermenſchliche, das Thieriſche, ausgeſchloſſen wird. Hören wir, mit welchem Pathos dies Prinzip als das allein heilbringende und ſeligmachende verkündigt wird.

»Der Menſch allein iſt und ſei unſer Gott, unſer Vater, unſer Richter, unſer Erlöſer, unſere wahre Heimath; unſer Geſetz und Maaß, das A und O unſeres ſtaatsbürgerlichen und ſittlichen, unſeres öffentlichen und häuslichen Lebens und Strebens. Kein Heil außer dem Menſchen!« P. 15. »Achte und liebe über Alles in Andern ſowohl, als in dir ſelbſt, das menſchliche Weſen, als den wahren Erlöſer vom wahren Uebel, als den Urquell aller menſchlichen Glückſeligkeit! Kein Heil außer dem Menſchen! Das iſt die Religion des Denkers, das wird die Religion der Zukunft ſein.» P. 11. »Kein Heil außer dem Menſchen! In dieſen Worten liegt die ganze Religion der Zukunft.« P. 33.

Hier wird alles dem Menſchen Uebergeordnete oder Ueberzuordnende auf das entſchiedenſte und ausdrücklichſte negirt und dieſe Negation wird Religion genannt. Nie und nirgend aber wird mit dieſem Worte etwas Anderes bezeichnet, als die Anerkennung eines Höheren, als der Menſch iſt, und die Unterwerfung des Menſchen unter daſſelbe. Eine dem Menſchen auf ſich ſelbſt beſchränkende Religion, iſt das abſolute Gegentheil der Religion, und ſie dennoch Religion zu nennen, iſt nicht anders, als wenn man dem Tage die Nacht, als ebenfalls einen Tag gegenüberſtellte. Die Anſtrengung unſeres Anthropologen, eine Religion zu ſchaffen, hat ſomit kein anderes Reſultat, als die Wiederherſtellung und den Gebrauch des Namens, bei fortwährender Bekämpfung und Verneinung der Sache. Damit aber wird uns nicht geholfen ſein, und dieſe »Religion des Denkers,« die ſchicklicher die Nicht-Religion des Nicht-Denkers hieße, wird ſchwerlich die Religion der Zukunft werden.

»Der Wille, der den Menſchen über Alles heilig ſein ſoll, vor dem ſie in tiefſter Demuth ſich beugen ſollen, der wahrhaft göttliche Wille, iſt kein anderer, als der Wille des Menſchen.« P. 14. f.

Was iſt der Wille des Menſchen? Der Menſch, als einzelner, hat einen einzelnen, abſonderlichen Willen, der dem aller andern widerſpricht. Der Menſch, als Menſchheit, als alle Menſchen zuſammen genommen, hat keinen Willen; denn die Menſchheit iſt in lauter Einzelheiten und Beſonderheiten zerſtückelt. Es giebt wohl Gemeinſchaften, aber nur beſondere, keine allgemeine, es giebt eine Menge von Staaten und Völkern, und jeder Staat, jedes Volk hat ſein eigenes, iſolirtes Intereſſe; da iſt kein allgemeiner Wille, der ſie alle durchdränge und beſeele; ſelbſt innerhalb jeder einzelnen dieſer Gemeinſchaften iſt keine vollkommene und für immer gültige Einheit des Willens vorhanden; nur durch äußerlichen Zwang erhält ſich das innerlich in lauter feindliche Tendenzen und Geſinnungen zerfallende Ganze und iſt nie vor Kampf und Umwälzung ſicher; eine Gemeinſchaft, wie die innerhalb des Thierreichs im Bienenſtaate ſich darſtellende, giebt es im Menſchengeſchlechte nicht. Der Wille des Menſchen iſt alſo ein leeres, ſinnloſes Wort.

Weiter wird verſucht, eine Art von Moral aufzuſtellen, deren Zweck die menſchliche Glückſeligkeit iſt; es entſteht ſo eine an die Stelle der Religionslehre zu ſetzende Glückſeligkeitslehre. »Religionslehre iſt dem Verfaſſer die Lehre von der menſchlichen Glückſeligkeit,« wie zur Verhütung von Mißdeutungen bereits das Vorwort erklärt. Die hier hervortretenden Gedanken ſind auszüglich folgende.

Der Menſch iſt bisher ſo unglücklich geweſen und iſt es fortwährend; der Grund liegt in der Religion im bisherigen Sinne des Wortes, in dem Glauben an Gott und eine jenſeitige, himmliſche Welt; dieſe Schwärmerei zerreißt den Menſchen, hindert ihn, ſeine »wirklichen, menſchlichen« Bedürfniſſe zu befriedigen; dieſe ſollen und werden inskünftige nach Hinwegſchaffung jener Uebermenſchlichkeiten der Vorſtellung und des Glaubens und der im Verhältniß zu ihnen Statt findenden Selbſtverneinung des Menſchlichen befriedigt und ſo die Unglückſeligkeit des Menſchen in Glückſeligkeit verwandelt werden. Ein böſer Umſtand iſt zwar dieſer, daß es der Menſch auch liebt, ſich »viehiſcher Rohheit« zu ergeben; das muß er aber nicht thun; denn es iſt ja viehiſch und nicht menſchlich; der Menſch muß ganz nur Menſch ſein und ſo wird er glücklich ſein.« Weder in viehiſcher Rohheit, noch in einem übermenſchlichen engliſchen Leben und Weſen beſteht die menſchliche Glückſeligkeit, ſondern in einem, allen wirklichen menſchlichen Bedürfniſſen des Einzelnen – wozu freilich auch die Bedürfniſſe der Sinnlichkeit gehören — entſprechenden und mit dem Wohle der menſchlichen Geſellſchaft übereinſtimmenden Leben.« P. 15.

Wie aber, wenn ich nun einmal ein Freſſer, ein Säufer bin, wenn ich nun einmal mein Glück darein ſetze, in »viehiſcher Rohheit« zu leben, wenn ich mich in einem gemäßigten, geregelten Daſein höchſt unbehaglich fühle, wenn ich es, wie jener liederliche Schneider in einem bekannten Singſpiele, »nicht aushalte,« ein ordentlicher Menſch zu ſein? In dieſem Falle wird man mich nicht bewegen können, der Feuerbachiſchen Glückſeligkeitslehre zu folgen, oder, wofern ich dazu gezwungen werde, ſo wird ſie eine Unglückſelichkeitslehre für mich ſein, die ich verwünſchen und verfluchen muß. Es iſt ferner ſchon oben bemerkt worden, daß jene ſogenannte viehiſche Rohheit, worunter man ein maaßloſes Schwelgen in ſinnlichen Genüſſen zu verſtehen pflegt, vielmehr eine menſchliche iſt; denn kein Thier pflegt ſo wenig Maaß zu halten, als der Menſch. »Sich im Eſſen und Trinken übernehmen und zu jeder Jahrszeit der Liebe pflegen, das iſt das einzige, was den Menſchen vom Thier unterſcheidet,« heißt es in einer alten Komödie. Wenn der Menſch Princip iſt, ſo iſt das Unmaas, Uebermaaß Princip. Das Maaß iſt das Untermenſchliche, bloß Natürliche, Thieriſche; der Charakter des Menſchen, als ſolchen, iſt weſentlich die Maaßloſigkeit, Schrankenloſigkeit, das Hinausgehen über ſeine Naturbeſtimmtheit, durch welches er erſt Menſch im Unterſchiede vom Thiere iſt. Wenn der Menſch nur ſeine natürlichen Bedürfniſſe befriedigte, nur äße, um ſeinen Hunger zu ſtillen, nur tränke, um ſeinen Durſt zu löſchen, ſo wäre er nichts weiter, als ein Thier, und wie will man dem Edlen, Erhabenen eine ſolche Schmach zumuthen? Des Menſchen eigenſte, innerſte Natur iſt die Unnatur; denn der Menſch iſt Geiſt, und der Geiſt iſt die Negation des Natürlichen, als ſeiner Schranke, die er entweder genießend zu erweitern oder gründlicher durch mönchiſche Entſagung und Abtödtung gänzlich aufzuheben ſucht. Darum wirft ſich der Menſch in dieſen Extravaganzen umher, die unſer Glückſeligkeitslehrer vermieden wiſſen will; darum ſucht er ſich entweder durch »viehiſche Rohheit« oder durch ein »übermenſchliches« d. h. übernatürliches, »engliſches Leben« zu befriedigen. Dieſer Charakter des Menſchen aber verträgt ſich mit dem Wohle der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, mit welchem Fr. F. die Befriedigung der menſchlichen Bedürfniſſe in Verbindung bringt, ſchlechterdings nicht; daher der ewige Kampf und Widerſpruch des Geiſtlichen und Weltlichen und innerhalb des letzteren ſelbſt des Einzelnen und Allgemeinen. Der geiſtliche Menſch ſondert ſich von der Menſchheit, der Geſellſchaft, dem Staate ab, um ein himmliſch unbeſchränktes Leben zu führen; der weltliche will in ſeiner Weiſe ungebunden ſein und regt dadurch das Allgemeine zu Reactionen auf, die ihn in ſeine Schranken zurückwerfen, ja ſeine Exiſtenz, als eine allzu negative, ſtörende, verderbliche, gänzlich aufheben. Was wollen wir alſo mit dem Menſchen? Ihn in ſeiner alle Schranken brechenden Einzelheit zum Princip zu machen, geht nicht an, und ſagt man: »Wir machen die Geſellſchaft, das Ganze, Allgemeine zum Princip,« ſo iſt das die alte Leier; es wird ſo zwar nothdürftig ein geordneter Zuſtand erhalten, aber das Glück des Einzelnen negirt, ſo wie es durch tauſendfachen Zwang ſchon längſt geſchieht; wir ſind nicht um einen Schritt vorwärts gekommen, unſer Zuſtand bleibt, wie er iſt, miſerabel und ſchlecht.

Fr. F. will die *wirklichen* menſchlichen Bedürfniſſe befriedigt wiſſen; alle Bedürfniſſe des Menſchen aber ſind wirkliche, auch die auf das Unwirkliche, Chimäriſche gerichteten. Das iſt dieſer Mangel an Unterſcheidungskraft, das ſind dieſe ſtümperhaften Verwechſelungen, die ſich auch Ludwig Feuerbach, der Philoſoph von Profeſſion, zu Schulden kommen läßt, wie wenn er oben Vorſtellung von Seligkeit bei mangelnder Seligkeit für Seligkeit nimmt.

Um das Maaß des hier zu Tage kommenden praktiſch anthropologiſchen Jammers noch voller zu machen, iſt endlich auch noch an gewiſſe verrückte, wahnſinnige und entſetzliche Neigungen und Gelüſten zu denken, die keineswegs in Religion und Theologie ihren Grund haben, ſondern ganz ſelbſtſtändige, höchſt räthſelhafte Erſcheinungen bilden, und die man *auch* kennen muß, wenn man vom Menſchen reden will. So giebt es bekanntlich Individuen, die, ohne etwa von Mangel, Noth, Rachſucht und dergleichen gewöhnlichen Motiven geſtachelt zu ſein, den leidenſchaftlichſten Drang zu Diebſtahl, Brandſtiftung, Menſchenmord, ja Menſchenfraß empfinden. Dergleichen Triebe brauchen zuweilen nur eine zufällige, gelegentliche Veranlaſſung, um aus ihrer Latenz hervorzubrechen, ſo, daß der Hang zum Morden beim Anblick einer Hinrichtung, der zum Brandſtiften beim Anblick einer Feuersbrunſt erwacht, und da ſie zum Theil ganz unwiderſtehlich ſind, ſo läßt ſich die »Wirklichkeit« der durch ſie begründeten Bedürfniſſe um ſo weniger in Abrede ſtellen. *) Was will unſer Glückſeligkeitslehrer

---

*) Beiſpiele findet man bei Gall, bei Schubert in deſſen Geſchichte der Seele, bei Wagner in deſſen Beiträgen zur philoſophiſchen Anthropologie und Anderen. Dem Hang zum Stehlen unterlagen nach Gall und Schubert Viktor Amadeus I. von Sardinien, der überall Dinge von geringem Werthe nahm, die Gräfinnen M. in Weſel und J. in Frankfurt, die Frau des berühmten und reichen Arztes Gaubius, ein Arzt, der bei Krankenbeſuchen ſtahl und ſpäter nicht mehr an das Geſtohlene dachte, das ſeine Frau aus ſeinen Taſchen hervorſuchte und den Eigenthümern zurückſandte, u. ſ. w. Der berühmte Saurin in Genf klagte bitterlich über ſeinen eigenen Hang zum Stehlen; manche Frauen zeigen einen ſolchen während der Schwangerſchaft; der leidenſchaftliche Dieb, von welchem Moritz in ſeinem Magazin erzählt, ſtahl ſeinem Beichtvater noch unmitteſbar vor der Hinrichtung die Doſe. Was jenen ſchrecklichen Trieb zum Morde betrifft, ſo beging z. B. nach Serrurier bei Gall ein Holländer nach und nach 34 Morde, weder aus Rachſucht, noch um zu ſtehlen, ſondern bloß deßhalb, »weil er ein außerordentliches Vergnügen dabei empfand.« Die Mailänderin, von der Prochaska, oper. min. t. II. p. 98, erzählt, hatte zugleich das Fleiſch der von ihr gemordeten Kinder zu ihrer täglichen Koſt gewählt. Die Hiſtoriker Thuroth, Iſtwanfy u. K. erzählen von einer ungariſchen Dame von hohem Adel, die ſich Anfangs des Menſchenblutes zur Verſchönerung der Haut bediente, dann aber aus bloßer Mordluſt gegen 650 junge Mädchen, die unter dem Vorwande einer vortheilhaften Bedienſtung in das Schloß von Cſeita (Tſcheita) gelockt worden, umbringen ließ. Die Ermordung geſchah unter den ausgeſuchteſten Martern, bei denen das Ungeheuer ſelbſt Hand anlegte und an denen es mit Wohlgefallen das Auge weidete. Wagner a. a. O. II. p. 268. Ein Melancholiſcher, in welchem durch eine Hinrichtung ein heftiger Drang zum Morden entſtanden, feſſelte ſich ſelbſt die Hände, und

nun vollends mit dieſen machen? Vertilgen kann er ſie nicht, ihre Befriedigung geſtatten kann er auch nicht; und ſo bleibt es wieder bei'm Alten: der Krieg des Allgemeinen gegen das Einzelne mit all ſeinen traurigen und ſchrecklichen Mitteln, mit Polizei und Juſtiz, mit Gefängniß, Zuchthaus, Schafot und Irrenhaus dauert fort trotz Abſchaffung des Chriſtenthums, Anthropologie und Glückſeligkeitslehre.

Schließlich kann ich nicht umhin, an gewiſſe wunderliche, zum Theil ſehr bekannte Aeußerungen, Sprüche und Verſe zu erinnern, ſo wie ſie ſich zum Beweiſe eines bei aller Eitelkeit, allem Hochmuthe doch nicht ganz zu unterdrückenden wahrhafteren und aufrichtigeren Bewußtſeins des Menſchen über ſich ſelbſt nicht ſelten bei unſern Dichtern finden und mit der panegyriſch-anthropologiſchen Begeiſterung, mit der wir es hier zu thun haben, einen merkwürdigen Contraſt bilden. Dergleichen ſind folgende.

Werner. Herr Major! Ich bin ein Menſch —
v. Tellheim. Da biſt du was Rechts!

Leſſing, Minna v. Barnhelm.

»Es gibt keinen Reim auf Menſch — der Menſch iſt eben ein ungereimtes Weſen.«

Kotzebue.

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft, iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

Göthe.

---

bat ſeine Freunde, ihn zurückzuhalten. In der 1802 zu Schwabmünchen enthaupteten Maria Frank entſtand der Hang zum Brandſtiften durch eine Feuersbrunſt. Schubert a. a. O.

Gewaltſam ſchüttle Helios die Lockengluth;
Doch Menſchenpfade, zu erhellen ſind ſie nicht.

Derſelbe, Pandora.

Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.

Schiller.

Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Derſelbe.

Ideen

zur

Begründung einer neuen Entwicklung in Religion und Theologie.

Wohin ſteuern wir? Zurück nach der verlaſſenen Küſte, der alten Heimath zu, die uns ſo unheimlich und unwohnlich geworden, wo wir, wie unſere Anthropologen nicht mit Unrecht hervorheben und wie ich ſelber lange vor ihnen hervorgehoben, ſo unglücklich und elend, ſo ſehr allem Menſchlichen im ſchönen Sinne des Wortes entfremdet waren? Mit Nichten! Aber auch auf der See, dieſen Wirbeln und Untiefen, dieſen Wogen und Stürmen ausgeſetzt, wollen wir nicht bleiben; wir wollen landen, aber auf der Küſte eines neuen Continentes, wollen wieder eine Heimath haben, aber eine andere, beſſere, als die, der wir entflohen ſind. Dort wütheten Ungeheuer, dort bebte der Grund, dort öffneten ſich Schlünde und ſpieen hölliſche Flammen aus; hier aber, auf wildem Meere zu ſchwanken, iſt auch nicht lieblich, iſt auch nicht ſicher; darum fort, die Bucht zu finden, die unſer traurig irrendes Schiff zu freundlicher Aufnahme lädt!

Gott und *Menſch*, *Theismus* und *Atheismus*, *Theologie* und *Anthropologie* — dieſe Gegenſätze genügen nicht; es ſind vielmehr die von *Gott* und *Gott*, *Theismus* und *Theismus*, *Theologie* und *Theologie* zu ſetzen, ſo daß die Prädikate *falſch*, *unwirklich*, *eingebildet*, *chimäriſch*, *ſubjektiv* und die ihnen entgegengeſetzten *wahr*, *wirklich*, *reell*, *objektiv* den Unterſchied begründen. Oder: es handelt ſich um einen neuen, wahren, wirklichen, objektiven Gott im Gegenſatze des alten, unwahren, unwirklichen, bloß eingebildeten und ſubjektiven, um einen neuen Theismus, eine neue Theologie im Gegenſatze des alten Theismus, der alten Theologie, ſo daß, wie hier der alte, falſche Gott der Gegenſtand des Glaubens, der Betrachtung, der Verehrung war, es dort der neue, der wahre ſei.

Daß es religiöſe Vorſtellungen und auf ſie gegründete theologiſche Lehrgebäude und Culte giebt, die als falſch, heillos, verderblich zu bezeichnen, das iſt ein Satz, der ſo im Allgemeinen nicht fürchten darf, auf Widerſpruch zu ſtoßen. Auch unſere Gläubigen und Frommen behaupten ihn; nur halten ſie ihre eigene Art von Vorſtellung, Lehre und Gottesverehrung als die abſolut wahre gegen alle übrigen feſt; gerade aber ſie iſt es, die durch den Gang des Denkens und der Wiſſenſchaft in dieſen Tagen auf's heftigſte angefochten und bis in's Innerſte hinein erſchüttert iſt. Ich ſelber bin zu einer Zeit, da ſolche Tendenzen und Stimmen noch ſehr einſam ſtanden und wider ſich die einerſeits herrſchende Speculation und den andererſeits blühenden Pietismus hatten, in dieſem Sinne thätig geweſen, bin in Betreff der da zu Tage gekommenen negativen Anſichten und Geſinnungen mir ſelbſt auch keineswegs untreu geworden, habe keine Rückſchritte gemacht, habe vielmehr den theologiſchen und philoſophiſchen Spiritualismus, in welchem ich noch theilweiſe befangen war, vollſtändig abgeſtreift, mich von der hergebrachten Achtung vor dem Geiſte, dieſem alten Erbtheil und Princip der chriſtlich germaniſchen Welt bis auf den letzten Reſt befreit. *) Ein Bemühen alſo, das nach meiner An-

---

*) Um plumpen Mißverſtändniſſen vorzubeugen, ſei hier ſogleich Folgendes bemerkt. Wenn ich hier und ſonſt vom Geiſte, als etwas nach meiner Anſicht Verwerflichem und Verderblichem, ſpreche, ſo iſt damit nicht Geiſt in jedem Sinne des Wortes, ſondern jenes abſtrakte, negative Princip gemeint, deſſen Weſen iſt, der Gegenſatz und die Verneinung der Natur zu ſein, ſo namentlich, was Theologie und

ſicht mit Recht verneinte, ſeiner Auflöſung mit abſoluter Nothwendigkeit entgegengehende theologiſche und religiöſe Alterthum wieder aufzurichten und neu zu beleben, iſt von mir nicht zu erwarten, wäre auch in Hinſicht der Sache ſelbſt ganz eitel und unfruchtbar, und könnte nur etwa gewiſſe perſönliche Vortheile, die ich mein ganzes Leben lang verſchmäht und aufgeopfert, in Ausſicht ſtellen. Das Alte im Sinne unſerer kirchlichen Orthodoxieen iſt dahin, unwiederbringlich dahin; es iſt gerichtet durch ein Gericht, das vollgültiger und entſcheidender gar nicht ſein könnte, gerichtet nicht nur durch das ſeine Feſſeln ſprengende reine Denken der Wiſſenſchaft, ſondern auch, und noch weit furchtbarer und zerſchmetternder, durch die Rieſenerfahrung ſo vieler Jahrhunderte, durch die von keiner Gewalt und keiner Liſt der Erde zum Schweigen zu bringende Weltgeſchichte, die über den Theismus und Theologismus des ſpiritualiſtiſchen Alterthums ein dreifaches Wehe ruft. Aber auch einer bloßen, leeren, oberflächlichen Negation deſſelben ohne Poſition des religiöſen Momentes in neuer, wahrhafterer

---

Kirche Geiſt, spiritus, πνευμα nennt. Etwas ganz Anderes iſt es, wenn wir z. B. einem Dichter oder Künſtler Geiſt zuſchreiben, jemand überhaupt geiſtvoll, geiſtreich nennen; denn der hier gemeinte Geiſt iſt kein der Natur feindſelig entgegengeſetzter, iſt ein mit ihr identiſcher Geiſt, der deßhalb derſelben alttheologiſchen Verdammniß unterliegt, wie die Natur. Vergl. Fauſt, 2. Theil, wo der Kanzler die Worte ſpricht:

»Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht mit Chriſten;
Deßhalb verbrennt man Atheiſten,
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel« u. ſ. w.

Auch die Natur iſt Geiſt, aber nicht in geiſtlichem, kirchlichem Sinn; ſie iſt der wahre Geiſt im Unterſchiede von jenem falſchen, den die alte Theologie allein ehrt, allein gelten läßt, der aber gegen den mit der Natur in Eins zuſammenfallenden, wie er das Princip der claſſiſchen Cultur der Griechen und Römer war, nur ein hohles Geſpenſt der Negation und Abſtraktion iſt.

Form können wir nicht huldigen, auch ſie kann uns die nöthige Uebereinſtimmung des Menſchen mit ſich und mit der Welt durchaus nicht zu begründen ſcheinen, auch über ſie iſt längſt ſchon thatſächlich und welthiſtoriſch abgeurtheilt. Was der Menſch mit Glauben und Gott in der alten Bedeutung des Wortes iſt, das hat unſer ſchwärmeriſches, bigottes Alterthum mit ſeinen Inquiſitionen, Marterkammern, Scheiterhaufen, Bluthochzeiten u. ſ. w. genügend und übergenügend dargethan; was der nach Zerreißung der alten religiöſen Bande auf ſich ſelbſt geſtellte Menſch iſt, das haben die Gräuel der franzöſiſchen Revolution in einem zu ewiger Warnung gereichenden blutigen Schreckbild zur Anſchauung gebracht.

Die Stellung, die wir uns hier geben, iſt die eines doppelten Gegenſatzes, indem wir einerſeits der Theologie und Religion der alten Zeit, und andererſeits dem nicht nur ſie, ſondern alle Theologie und Religion negirenden Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart den Krieg erklären, jener durchaus und dieſem zum Theil. Denn gemeinſchaftlich iſt uns mit dieſem die polemiſche Beziehung auf den eingebildeten, ſelbſtgemachten, nur in der Willkür des Vorſtellens exiſtirenden Gott des alten Glaubens, und ſo entſchieden wir ihm auch übrigens entgegenzutreten genöthigt ſind, ſo können wir doch nicht umhin, zu bekennen, daß er, jenen Gott negirend, in ſeinem guten Rechte ſei. Sein großer und unverzeihlicher Fehler iſt aber der, daß er dieſen falſchen, bloß ſubjektiven Gott als den alleinigen fäßt, die Erkenntniß und Anerkennung eines andern, objektiven, der da fähig wäre, dem Bedürfniſſe der Menſchheit und der Zeit gemäß an die Stelle des erſteren zu treten und zum Princip unſeres Denkens und Lebens zu werden, gänzlich ausſchließt, und ſo, ſtatt Gottes, als jenes Wahngebildes des träumenden Menſchen, nur den von dieſem Phantom befreiten, übrigens in ſeiner ganzen Verſchrobenheit, Verderbtheit, Zerriſſenheit, Unwiſſenheit und Ohnmacht belaſſenen

Menſchen ſetzt, ein Princip, mit dem nichts anzufangen, das, wie ſchon von ſelbſt erhellen müßte, in den verunglückten Verſuchen des Tages aber auch faktiſch vor Augen liegt, keiner andern Entwicklung fähig iſt, als einer abſurden und unſinnigen.

Fragt man uns nun, was denn das für ein Gott ſei, den wir als den eines neuen Theismus, einer neuen Theologie oder Religion beſtimmen, der nach unſerer Meinung als ein wahrhafter, objektiver, wirklicher, an die Stelle des alten, falſchen, ſubjektiven, chimäriſchen zu treten habe, ſo antworten wir und können nicht anders antworten, als ſo: Dieſer Gott, dieſer einzige Anker und Hort unſeres ſonſt völlig rath- und haltloſen Denkens und Daſeins iſt — die Natur.

»Und iſt ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur, ſo gedenkt man deiner.«

Hölderlin.

Oder ſollte die Natur kein Gott und nicht würdig der höchſten Verehrung des Menſchen ſein? Iſt etwas mächtiger, als ſie? — ihre Gewalt erſtreckt ſich über Alles, ſelbſt über den von ihr abtrünnigen Menſchengeiſt. Iſt etwas gütiger? — alles Gute, was wir haben, iſt von ihr und was nicht von ihr iſt, das iſt nicht gut. Iſt etwas weiſer? — Tag und Nacht iſt ſie beſchäftigt, wieder gut zu machen, was wir in unſerer Thorheit verdorben und ſchlimm gemacht, und wenn ihre ordnende, vorbauende und beſſernde Weisheit nicht wäre, der Menſch in der unendlichen Verkehrtheit ſeines Wollens und Thuns hätte längſt ſich ſelbſt vernichtet.

Es war eine Zeit, in welcher eine ſchöne, kindliche Begeiſterung für die Natur herrſchte und dichteriſche Stimmen, wie folgende:

Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält! —

oder:

Süße, heilige Natur,
Laß mich geh'n auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband! —

den tiefſten Anklang fanden. Dergleichen iſt aus der Mode gekommen; aber nicht zum Vortheil der Bildung, des Fortſchrittes und der menſchlichen Glückſeligkeit; es ſind die retrograden Bewegungen des 19. Jahrhunderts, es iſt namentlich dieſer dumpfe, ſelbſtſüchtige Pietismus, dieſer in der Philoſophie ſich neugeſtaltende und emporſchraubende ſpirituelle Hochmuth, was die Natur um jene Liebe und Ehre gebracht, deren Erneuerung und Wiederherſtellung das weſentlichſte, wenn auch vom hohlen Lärm des Tages übertäubte, noch wenig zum Ausſpruch gekommene Bedürfniß der Gegenwart iſt. *)

Das Wort Natur hat das Unbequeme für uns, daß es zu umfaſſend iſt, daß mehr damit bezeichnet zu werden pflegt, als uns im Sinne liegt und hier in Anwendung zu bringen, und daß es in dieſer Beziehung, wofern nicht durch beſtimmte Erklärungen vorgebaut wird, Gegnern und Uebelwollenden leicht genug wird, Einwürfe zu machen, Inconſequenzen hervorzuheben, den Gegenſtand zu verwirren, die Reinheit der Sache zu trüben. So ſind z. B. ſelbſt die verkehrteſten Neigungen und Triebe des Menſchen, zumal wenn ſie als angeborne, vererbte erſcheinen, in gewiſſem Verſtande Natur zu nennen; doch erlaubt es der Sprachgebrauch auch wohl, zu ſagen, daß dieſe Natur vielmehr eine Unnatur ſei,

---

*) Ich ſelber habe es ſchon vor Jahren in meiner »Bettina,« Nürnberg 1837, auszuſprechen und an's Herz zu legen begonnen, jedoch zu früh; es müſſen erſt alle nur möglichen Irrthümer und Thorheiten verſucht und erſchöpft ſein, bis man endlich geneigt werden mag, der allein heilbringenden Wahrheit ſein Ohr zu leihen.

inſofern nehmlich anzunehmen, daß dergleichen Neigungen und Triebe auf einer totalen Umkehrung der urſprünglichen, wahren, reinen Naturbeſtimmtheit beruhen. *) Der Menſch hat die Freiheit, ſich ſelbſt eine Beſtimmtheit zu geben, er kann ſich z. B. an etwas Schlimmes, Heilloſes, Verderbliches gewöhnen, wogegen er erſt Abneigung und Abſcheu empfindet; dieſe kann ſich ſodann in Luſt und Leidenſchaft verwandeln, die Beſtimmtheit, die er ſich ſelbſt gegeben, kann eine Macht über ihn werden, die ihn aller Freiheit beraubt und zum elendeſten Sklaven erniedrigt; er kann

---

*) Schubert, Geſchichte der Seele, Stuttgart und Tübingen 1830, p. 711 ſagt: »Der natürliche Menſch, durch keinen Inſtinkt gehalten und geleitet, reißet die Gaben der äußern Natur an ſich aus Lüſternheit, auch wenn ſie ihm Gift ſind,« wobei auf jene Wilden hingewieſen wird, die »mit einer unbezähmbar wilden Gier zum Brantweintrinken den elenden Leib zerſtören oder ihn durch den eingeathmeten Rauch und Staub narkotiſcher Kräuter ſchwächen und betäuben.« Hier ſtände doch wohl billiger: »Der unnatürliche Menſch,« zumal da Schubert ſelbſt manches unnatürlich nennt, was bei weitem nicht ſo ſehr den Charakter der Unnatur trägt, wie ebendaſelbſt p. 771, wonach ſich »in einigen Ländern, wie in den ſüdwärts vom Senegal gelegenen bei den Bewohnern ein unnatürlicher Hang nach faulen Fiſchen zeigt.« Wenn dort p. 711 gegen diejenigen geſprochen wird, die jene Wilden für Beiſpiele des urſprünglichen, reineren Naturzuſtands halten, ſo ſei hier gelegentlich bemerkt, daß wir weit entfernt ſind, den wilden und rohen Menſchen für einen in Wahrheit ſo zu nennenden Naturmenſchen zu halten. Denn es iſt derſelbe gerade derjenige, der die allerunnatürlichſten Neigungen und Sitten hat, der am meiſten ſeine Luſt und ſeine Ehre darein ſetzt, die Natur zu mißhandeln und zu verunſtalten, dagegen der gebildete Menſch, je mehr er dies iſt, deſto mehr in Neigung, Sitte und Geſchmack mit der Natur übereinſtimmt und daher z. B. die menſchliche Lippe nur ſo, wie ſie die Natur bildet, ſchön und reizend findet, häßlich und abſcheulich aber ſo, wie ſie der Botocude formt, der ſie durchbohrt, ungeheuere Holzſcheiben hineinſteckt und ſo ſeinen Leib zu verſchönern meint. Bildung — wenigſtens im beſſeren, edleren Sinne des Wortes — iſt Rückkehr zu der vom Menſchen verlaſſenen Natur; vollendete Bildung wird vollendetes Einsgewordenſein des Menſchen mit der Natur ſein.

ſich dem Allerunnatürlichſten ergeben, und dieſes kann ihm ſo natürlich werden, daß es ihm ganz unmöglich iſt, wieder loszukommen. Die Gewohnheit iſt eine zweite Natur, wie ſchon das Sprüchwort ſagt, und dieſe zweite iſt zwingender, als die erſte; denn von dieſer kann man ſich leichter entfernen, als von jener. Wir beziehen uns hier auf Einzelheiten, dergleichen überall zur Hand ſind; auf entſprechende Weiſe verhält es ſich aber auch mit dem Menſchen im Ganzen und Großen, mit dem menſchlichen Geſchlechte überhaupt. Daß auch dieſes die Fähigkeit habe, vom Natürlichen zum Unnatürlichen fortzugehen, daß es namentlich in einer vorgeſchichtlichen Zeit im Stande geweſen, ſeiner urſprünglichen, reinen Naturbeſtimmtheit untreu zu werden und ſich eine dieſer entgegengeſetzte Beſtimmtheit zu geben, wird keinem Widerſpruch unterliegen; dieſe allgemeine Unnatur aber muß, nachdem ſie lange zur Natur geworden und als menſchliche Selbſtbeſtimmung nicht mehr im Bewußtſein des Menſchen iſt, noch weit mehr als Natur im Gegenſatze zur menſchlichen Freiheit erſcheinen, als die zur Gewohnheit gewordene beſondere Unnatur des Einzelnen. Schwieriger zu erörtern iſt ein anderer Punkt, den wir doch auch nicht ganz übergehen wollen, eine ausführlichere Darſtellung der Zukunft ſparend. Es kommen nehmlich im Bereiche des Erdlebens gewiſſe feindliche, fürchterliche Phänomene vor, die den ruhigen, ſtillen, geordneten Lauf der Dinge gewaltſam unterbrechen und zum Theile ganz ungeheuere Verwüſtungen anrichten, ſo wenn Stürme, Seuchen, Erdbeben wüthen, die eben ſo, wie der belebende Strahl der Sonne, wie die Fülle des Segens, den die Erde aus ihrem Schooße hervorquellen läßt, zur Natur gerechnet werden, Naturerſcheinungen heißen. Sie würden aber viel richtiger als Manifeſtationen des Geiſtes in der Natur erkannt, ſofern der Geiſt das Widerſpiel der Natur, die Negation des Natürlichen iſt. Es tritt hier ein Princip auf, das mit der Natur, als ſchaffender, bildender, organiſirender Macht im direkteſten Widerſpruch ſteht, deſſen Aeußerungen durchaus keine Aehnlichkeit mit denen der Natur im affirmativen Sinne des Wortes, wohl aber die größte Analogie mit dem Thun des Menſchen haben, wenn er als wüthender, ſchonungsloſer Fanatiker die Welt verheert, ſo, daß es nicht allzu kühn ſein dürfte, zu ſagen, es ſei der im Menſchen frei werdende Geiſt, ſo wie er ſchon vor und unter dem Menſchen in der Tiefe vorhanden, da aber noch eingeſchloſſen in Feſſeln und Schranken iſt, die er in ſchreckhafter Erſcheinung vielfach zu durchbrechen ringt, von einem Willen und einer Gewalt entgegengeſetzter Art jedoch ſtets wieder gebändigt und in ſeine Latenz zurückgeführt wird. Alles Uebels, aller Zerrüttung Grund und Quell iſt der Geiſt; der Geiſt in ſeiner höchſten Erſcheinungsform, der vorzugsweiſe ſo zu nennende Geiſt iſt der Menſch; er iſt aber auch außer dem Menſchen da und wird dieſem als ein außermenſchliches, kakodämoniſches Weſen fürchterlich. Hiebei findet zwiſchen den beiden Erſcheinungsformen dieſes böſen Princips ein geheimnißvoller Zuſammenhang Statt, der unſere größte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Es läßt ſich nehmlich bemerken, daß zu den Zeiten, wo ſich der Menſch vorherrſchend als Geiſt im Gegenſatze zur Natur beſtimmt, auch häuptſächlich jene furchtbaren Manifeſtationen des negativen Princips in der außermenſchlichen Welt zum Vorſchein kommen. Nie hat ſich dieſe dem Menſchen ſo feindlich erwieſen, als zu der Zeit, da ſich auf den Trümmern der alten naturaliſtiſchen Culturwelt der Griechen und Römer jene von Paläſtina ausgegangene ſpiritualiſtiſche Barbarei, die im chriſtlichen Mittelalter den Gipfel ihrer welthiſtoriſchen Entwicklung erreichte, ihr Haupt erhob und ihre Herrſchaft übte, wobei wir der Kürze wegen auf Schnurrer's Chronik der Seuchen verweiſen, wo nebſt den menſchlichen Krankheiten auch die übrigen außerordentlichen Phänomene des in's Schwanken gerathenen Erdlebens geiſtvoll verzeichnet ſind. So fällt z. B. in dies dem Geiſte geweihte Weltalter die Erſcheinung der weltgeſchichtlich großartigſten und entſetzlichſten aller Peſten, die wir kennen, des mit beiſpielloſen Erdbeben und andern ſchrecklichen und ungewöhnlichen Naturereigniſſen begleiteten ſchwarzen Todes, über den eine eigene Schrift von Hecker vorhanden, auf die wir ebenfalls verweiſen. *) Manche furchtbare und ſcheußliche Krankheits-

---

*) Der ſchwarze Tod im 14. Jahrhundert. Nach den Quellen von Dr. Hecker, Berlin 1832. Wir heben folgende Stellen und Angaben aus: »Es kann mit Grund und ohne Uebertreibung angenommen werden, daß Europa durch die ſchwarze Peſt fünf und zwanzig Millionen Einwohner verloren hat.« P. 40. In Venedig allein ſtarben 100,000 Menſchen, in London wenigſtens eben ſo viele, von Barfüßer Mönchen in Deutſchland 124,434. P. 30 f. Was die begleitenden Phänomene betrifft, ſo fanden z. B. auf Cypern folgende Schreckniſſe Statt. Während der Peſt erſchütterte ein Erdbeben die Grundfeſten der Inſel und tobte ein ſo furchtbarer Orkan, daß die Einwohner in ſinnloſem Schrecken hierhin und dorthin flohen. Das Meer fluthete über, die Schiffe zerſchellten an den Felſen. Von dem Erdbeben hatte ſich ein ſo giftiger Geruch verbreitet, daß Viele, überwältigt davon, zu Boden ſtürzten und in grauſem Todeskampfe ihre Seele aushauchten. Nur Wenige überlebten dieſe Zeit und das blühende Eiland ward einer Wüſte gleich. P. 17 f. »Nach dem Aufhören der großen Peſt war eine größere Fruchtbarkeit der Weiber überall auffallend — dieſelbe großartige Erſcheinung, die nach jeder verheerenden Seuche das Walten einer höheren Macht in der Richtung des organiſchen Geſamtlebens, wenn irgend ein Vorgang, überzeugend beweiſ't. Die Ehen waren faſt ohne Ausnahme geſegnet, und häufiger, als ſonſt, wurden Zwillinge und Drillinge geboren.« P. 41. Man ſieht hier auf's deutlichſte das Walten zweier ganz verſchiedenartiger Principien, von denen uns hier nur das eine, das ſchöpferiſche, wiederherſtellende, Natur heißt, und dies mit Recht ſelbſt der Etymologie nach, da natura von nasci kommt. Sehr ſcharf und tiefſinnig ſpricht ſich der berührte Gegenſatz im erſten Theile des Fauſt aus:

Mephiſtopheles.

. . . .

Was ſich dem Nichts entgegenſtellt,
Das Etwas, dieſe plumpe Welt,

form, ſo wie ſie jenen namenlos grauenhaften Zeiten eignete und Jahrhunderte láng ihr Recht behauptete, wie das ſogenannte heilige Feuer, ignis sacer, mal des ardents, an dem ſo viele Tauſende ſchrecklich dahinſtarben, *) oder der occidentaliſche Ausſatz, für den man i. J. 1226 bloß in Frankreich 2000 Krankenhäuſer

---

So viel ich auch ſchon unternommen,
Ich wußte nicht, ihr beizukommen
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand;
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land.
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menſchenbrut,
Der iſt nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich ſchon begraben!
Und immer zirkulirt ein neues, friſches Blut.
So geht es fort, man möchte raſend werden;
Der Luft, dem Waſſer und der Erden
Entwinden tauſend Keime ſich
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten;
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Aparts für mich
Fauſt.
So ſetzeſt du der ewig regen,
Der heilſam ſchaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfauſt entgegen,
Die ſich vergebens tückiſch ballt!

Was Mephiſtopheles, als Repräſentant des ſpirituellen, negativ geiſtigen Princips hier will, iſt nichts Anderes, als die Aufhebung des Endlichen, Beſchränkten, Bedingten, Beſtimmten, und die Herſtellung des Unendlichen, Unbeſchränkten, Unbedingten, Unbeſtimmten; dieſes aber iſt das Nichts. Mit der Negation dieſes Nichts hat es die Natur, als ſchaffendes, bildendes Princip, durchaus zu thun; das negirte Nichts aber ſtrebt in ſeine Unendlichkeit zurückzukehren, ein Streben, das, was das außermenſchliche Reich der Dinge betrifft, am auffallendſten in ſolchen mörderiſchen, aus dem innerſten Schooße der Erde aufſteigenden, mit einem Aufruhr des geſammten Erdlebens begleiteten Seuchen, wie jene große Weltpeſt war, zur Erſcheinung kommt.

*) Manche lebten nach brandig gewordenen und abgefallenen Gliedern fort, Schnurrer, Chronik der Seuchen, Tübingen 1823, 1. Th. p. 198, vergl. p. 40. 180. 217. 218. 221. 254. Ueber das Antoniusfeuer, als chroniſche Form des Uebels ſ. daſ. p. 260.

hatte, iſt verſchwunden; mit andern, wie mit den Pocken und veneriſchen Krankheiten kämpfen wir noch jetzt. Doch iſt das, was wir leiden, gering gegen die Uebel des chriſtlichen Alterthums, und fragen wir warum, ſo wird es ſchwerlich eine andere Antwort geben, als dieſe, daß der im Mittelalter zum Gipfel ſeiner Macht gediehene Spiritualiſmus geſunken iſt, daß wir uns im Uebergange zu einem naturaliſtiſchen Weltalter befinden. Zwar wurden wir vor einigen Jahren von der Cholera heimgeſucht; offenbar aber nur deßhalb, weil ſich damals wieder der alte, von der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts geſtürzte Glaube hob und geltend machte. *) Auf dieſe Weiſe verwandelt in Folge eines wunderbaren ſympathetiſchen Zuſammenhanges, der ſich zum Geiſte machende Menſch auch die Natur in Geiſt, ſchafft ſomit, da die Natur gut und wohlthätig, der Geiſt aber böſe und feindſelig iſt, die Natur in ein Schreckniß um, das er zwar nicht als ſein eigenes Werk erkennt, das aber dieſes nach tieferer Wahrnehmung wirklich iſt. Eben ſo würde der Menſch, wenn er aufhörte, Geiſt im Gegen-

---

*) In Nürnberg, wo man die das herandrohende Uebel als ein Strafgericht Gottes darſtellenden Theologen verhöhnte und wohin ſie alſo von Rechts wegen hätte kommen und ihre größten Schrecken entwickeln müſſen, erſchien ſie nicht. Ich gab damals das Schriftchen: »Iſt die Cholera Morbus ein Strafgericht Gottes? Sendſchreiben an Pfarrer Kindler in Nürnberg,« Leipzig 1832, heraus, welches mehrere theologiſche Gegenſchriften hervorrief, und welchem ich zwei weitere polemiſche Produkte: »Ueber Entwendung ägyptiſchen Eigenthums« u. ſ. w. Nürnberg, 1833, und: »Polemiſche Blätter,« Nürnberg 1834, 2 Hefte, folgen ließ. Der verſtorbene Rektor Götz in Nürnberg ſchrieb damals gegen mich: »Ueber den mythiſch-ſymboliſchen Jeſus Chriſtus und ſein antiquirtes Evangelium,« Nürnberg, 1832, wogegen dann wieder mein alter, leider ebenfalls verſtorbener Freund, der geiſtvolle Dr. Preu zu Nürnberg, »Text und Noten,« Nürnberg 1832, lieferte. Aus dem Titel der genannten Schrift von Götz iſt zu ſehen, wie wenig neu der Gedanke war, mit welchem nachher Dr. Strauß ſo viel Aufſehen machte.

ſatze zur Natur zu ſein, und ganz wieder Natur würde, auch die Natur im Sinne des außermenſchlichen Daſeins von der durch ihn erregten Spiritualität befreien, die Natur würde ganz wieder Natur, ganz wieder ſie ſelbſt, ſomit nur freundlich und hold, ein reines Paradies des Lebens und der Liebe ſein.

Wir glauben hiemit das, was wir unter Natur, als dem göttlichen Gegenſtand menſchlicher Liebe und Verehrung, *nicht* verſtehen und verſtanden wiſſen wollen, zur Genüge bezeichnet zu haben. Um uns auch poſitiv auszudrücken, ſo verſtehen wir unter der = Gott geſetzten Natur jene ſchaffende, bildende, maaßbeſtimmende, geſetzgebende, berechnende, zweck- und planmäßig handelnde, alle Störungen mächtig ausgleichende, alles Zerſtreute, Vereinzelte einheitlich verbindende und zuſammenhaltende, ſo die Welt vor einer ſtets drohenden Auflöſung bewahrende univerſale Macht, die mit uns ſelbſt nicht unmittelbar identiſch, deren Wiſſen und Wollen von dem unſrigen nur allzu unterſcheidbar iſt, die viel Dunkles, Räthſelhaftes, Unerforſchliches auch für den einſichtsvollſten und tiefſinnigſten der Menſchen hat, die uns aber in all der angegebenen affirmativen Eigenheit thatſächlich zur Erſcheinung kommt, ſomit als ein Hirngeſpinſt, eine leere Hypotheſe unmöglich betrachtet und behandelt werden kann. Dieſe groſe, reale, gewiſſe, von keinem, der bei geſunden Sinnen iſt, in Zweifel und Abrede zu ſtellende Macht als eine vom Menſchen in Demuth und Ergebung zu verehrende göttliche und heilige oder vielmehr als die allein göttliche und heilige zu beſtimmtem Bewußtſein und allgemeiner Anerkennung zu bringen, darauf kommt es an, darin liegt das Heil, die Rettung und Beſſerung der menſchlichen, ſo wie der außermenſchlichen Dinge und Verhältniſſe, nicht aber darin, den alles Maaßes und Haltes entbehrenden, ſo ſchwachen, als hochmüthigen, ſo unwiſſenden, als aufgeblähten, mit ſich und der ganzen

Welt im heilloſeſten Gegenſatz und Widerſpruch ſtehenden Menſchen der gegenwärtigen Weltperiode zum Gotte zu ſtempeln.

Die Natur iſt Gott und außer ihr iſt kein Gott. Dieſer Satz, vor dem man nur dann zu erſchrecken brauchte, wenn man ihm eine ſchlechte, geiſtloſe Vorſtellung von der Natur unterſchöbe, iſt der Fundamentalſatz der neuen Religion und rettet uns eben ſo von dem Schreckniß unſeres alten, ſubjektiven, ſpiritualiſtiſchen Theismus und Theologismus, als von dem flachen, ungenügenden, in Aberwitz und Wahnſinn auslaufenden Anthropologismus und Kriticismus des Tages. Es iſt ein Satz, der ſich mit leichter Mühe auch jedem einleuchtend machen läßt. Denn wäre außer und neben der Natur noch ein anderer Gott, ſo wäre dieſer theils etwas Müßiges und Ueberflüſſiges, theils aber etwas Störendes und Deſtruirendes, inſofern er entweder dem Wirken und Walten der Natur thatlos nur zuzuſehen, oder willkürlich in ſie einzugreifen und ſo ihre Ordnung, ihre Geſetze über den Haufen zu ſtoßen hätte. Ein ſolcher Gott wäre zwar etwa für die ſelbſtſüchtigen, iſolirten Wünſche, Bedürfniſſe und Zwecke einzelner Menſchen und Völker, nicht aber für Alle, nicht für das Ganze ein guter, wohlthätiger und weiſer Gott; ein ſolcher würde die Exiſtenz der Welt gefährden, würde je thätiger, wirkſamer er wäre, deſto mehr das Univerſum zerrütten, es bei fortgeſetztem Walten ſeiner Auflöſung entgegenführen, in Nacht und Chaos ſtürzen — und vor einem ſolchen Gotte ſoll uns Gott bewahren!

Die Natur iſt kein todter Mechanismus, keine blind wirkende Macht, kein bewußtloſes Ungeheuer; ſie iſt allumfaſſende Idee, alldurchdringender Verſtand, allwiſſende, allbedingende, allenkende Bewußtheit und Lebendigkeit — das kann geſagt werden mit voller Beſonnenheit und ohne alle Gefahr der Träumerei. Denn wohnte dem Univerſum nicht ſolch eine großartige, es als ungetrennte Natürlichkeit durchwaltende Intelligenz in, wie ſollte es ſein, was es iſt, Univerſum, Welt, organiſche Totalität, wie ſollte es, zumal bei ſo großem Widerſtreit empörlicher, in's Schrankenloſe ſtrebender, ſtets neu zu bändigender Kräfte, beſtehen und zuſammenhalten? Leer von einer ſolchen die Welt zu denken, iſt die ungeheuerſte Gedankenloſigkeit, die um ſo weniger zu entſchuldigen iſt, wenn ſie ſich bei ſolchen findet, die das Denken zum eigenthümlichen Geſchäft und Charakter ihrer geſammten Lebenserſcheinung gemacht. Wird aber die Natur auf die angegebene würdige Weiſe gefaßt, ſo entſteht dasjenige, worauf hier unſer Abſehen gerichtet, *ein theiſtiſcher Naturalismus* und *naturaliſtiſcher Theismus*, ſo wie er bereits in der tiefen, lebendigen Anſchauung eines Jakob Böhm und Göthe vorhanden war.

Offenbar ſollte der Menſch, auf den alle Werke der Natur hinzielen, ihr, als dieſer weltbeherrſchenden Intelligenz, Centralſitz ſein, war es auch wohl anfänglich, iſt es aber nicht mehr, iſt im Gegentheil auf das traurigſte und ſchmählichſte von dieſem Allwiſſen und Allleben losgeriſſen, iſolirt, auf ſich ſelbſt und ein ganz äußerliches Verhältniß zu der umgebenden Welt beſchränkt. Selbſt ſein eigener Leib iſt ihm ein dunkles, verſchloſſenes, geheimnißvolles Anderes, worin ein fremder Wille, ein fremdes Bewußtſein, eine fremde Gewalt ihr eigenes, unabhängiges Weſen treibt. *) Das

---

*) »Sobald der Menſch über ſich nachdenkt, wird er ſich in ſich eines geiſtigen Ichs bewußt, dem gegenüber er ſogar ſeinen Körper als etwas jenem Aeußeres betrachten kann.« — »Unerforſchlich iſt ihre (des geiſtigen Ichs und des Körpers) eigentliche Verbindung.« So fremd iſt dem Menſchen, als Geiſt, ſein Leib, daß er über ſeine Verbindung mit ihm, als über etwas Unbegreifliches, in Staunen geräth! »Gewiß aber iſt, daß der Geiſt des Menſchen nur mit zunehmender Entwickelung ſeines Körpers vielſeitiger und freier ſich kund zu thun vermag, daß er nur mit deſſen Hülfe Beſtimmtes zu empfinden, ſich vorzuſtellen, zu denken und zu wollen im Stande iſt, daß er nur unter Mitwirkung dieſes Körpers in ihm ſich ſeiner ſelbſt erinnern

Streben des Menſchen muß ſein, mit der allweiſen, liebevollen Seele der Welt, mit der er ſich entzweit, um ein abſtraktes, geiſtiges Selbſt zu ſein, wieder Eins zu werden; gelingt ihm das, ſo wird er in Wahrheit ein Gott und Herrſcher ſein, nicht durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt, ſondern durch jene und in jener, in die er ſich und die ſich in ihn entäußerte und aufgehen ließ.

Der Menſch pflegt ſo ſtolz auf ſich, als Geiſt zu ſein, pflegt ſeinen Leib als etwas ſo weſentlich Schlechteres, nur zur untergeordneten Baſis ſeines ſpirituellen Seins, als eines unendlich höheren, Beſtimmtes anzuſehen, und doch liegt es ſo nahe, zu erkennen, daß der Leib des Menſchen, ſo wie jetzt die Sachen ſtehen, viel edler und göttlicher iſt, als ſein Geiſt, in welchem die Natur zwar eine werthvolle, doch keineswegs ausreichende und durchgreifende Spur ihrer Anweſenheit hinterlaſſen hat, die Vernunft. Im Leibe iſt jene univerſale Intelligenz des Weltlebens, der ſich der Menſch als Geiſt im Gegenſatze zur Natur, als dies abſtrakte, ichheitliche

---

kann.« Der Menſch als Geiſt hängt weſentlich von etwas ab, was er doch nur auf mühſam gelehrtem Wege und auch ſo nur höchſt äußerlich und ungenügend zu erkennen vermag. »Die Seele kennt durch unmittelbare Wahrnehmung weder den größten Theil der nie aufhörenden Lebensbewegungen im Innern unſeres Körpers, noch vermag ſie dieſelben zu beherrſchen.« — »Die ganze künſtliche Bildung unſeres Körpers, ſein Wachsthum, alle ſein Leben begleitende Umwandlung des ihn darſtellenden materiellen Stoffes hat die Natur einer unmittelbaren Willensherrſchaft der Seele entzogen.« Autenrieth über den Menſchen Tübingen 1825, p. 51. 54. Vergleiche daſ. p. 33: »Kann doch die Seele des Menſchen nicht einmal den innern Bau des eigenen Körpers, ohne von außen gegebene Erfahrung, durch Vernunftſchlüſſe im Voraus darthun. Nach einer Anſtrengung der Philoſophen und Aerzte von Jahrtauſenden her, giebt es noch ſogar beträchtliche Eingeweide in uns, von deren Nothwendigkeit, Verrichtung und Zweck wir nichts Haltbares ſagen können, deren Daſein ſelbſt wir nicht ahnen würden, wären ſie nicht bei'm Oeffnen todter Körper gefunden worden.« Welche Schmach!

Fürſichſein, entfremdet hat, wenn auch nicht ungetrübt und ungeſtört durch ſpirituelle Einwirkungen, doch immer noch bei weitem lebendiger und machtvoller da, als in unſerem zu maaßloſer Willkür und Geſetzloſigkeit fortgehenden Geiſt; von unſerem Leibe läßt ſich ſagen, was von unſerem Geiſte gewiß nicht geſagt werden kann, daß in ihm die Weisheit und Güte Gottes allgemein zu Tage liege und jedem ſichtbar ſei, der die Fähigkeit und den Willen, zu ſehen, hat. Und in welch beſtimmtem, unläugbarem, jedes Verſuches, das Menſchliche und Göttliche zu identificiren, ſpottenden Unterſchiede von unſerem geiſtigen Selbſt tritt dieſe Weisheit, dieſe Güte hervor! Das Geſchäft der Verdauung z. B. iſt ein ſo künſtliches, daß die Einſicht des gelehrteſten Naturforſchers zu ſeiner Verrichtung nicht hinreichend wäre, und doch verſteht daſſelbe der Magen des einfältigſten Landmanns zu verrichten, eines Menſchen, der nicht die geringſten chemiſchen und phyſiologiſchen Kenntniſſe hat und ſich nie auch nur im mindeſten darum kümmert, was aus dem nährenden Stoffe wird, den er in ſeiner Einfalt hinunterſchlingt. Genießt der Menſch etwas ihm qualitativ oder quantitativ Schädliches und Gefährliches, ſo mag ſein armer, mißhandelter Magen zuſehen, wie er damit fertig werde, und wirklich iſt derſelbe in ſehr vielen Fällen auch einer ſolchen Bewältigung nicht geforderter, unbrauchbarer, feindlicher Stoffe fähig.*) Das Merkwürdigſte, Wundervollſte, den ſpirituellen Dünkel des Menſchen am kräftigſten zu Boden Schlagende iſt aber die Entſtehung deſſelben; ein Werk, das ſich keineswegs in ſeinem Geiſte und durch dieſen, ſondern in ſeinem Leibe, mit bloß leiblichen Mitteln und im allerauffallendſten Gegenſatz zu ſeinem geiſtigen Wollen und Wiſſen vollbringt. Um ſich recht deutlich zu machen, wie ſchmählich geſchieden der Menſch als Geiſt von ſeinem Leibe und der in ſelbigem wirkenden Naturmacht iſt, und wie frei und ſelbſtſtändig dieſe in ihm handelt, denke man ſich das Werden eines menſchlichen Weſens unter all den ſonderbaren und widerſprechenden Umſtänden und Verhältniſſen, die dabei möglich, häufig, zum Theil auch immer und überall vorhanden ſind. Zwei Menſchen wünſchen zuſammen ein Kind zu erzeugen, und es entſteht ihnen keines, wie in der Ehe öfters der Fall; zwei andere wollen es vermeiden, ſchöpferiſch zu ſein, und ſie ſind es dennoch zu ihrem Schrecken und Verdruß, wie ſehr oft in außerehelichem, zuweilen ſogar in ehelichem Verhältniſſe geſchieht. Der Prozeß des Werdens in der Mutter beginnt, und dieſe weiß es nicht, bemerkt es erſt aus ganz äußerlichen Anzeichen, verſteht von dem ganzen Vorgange — einem Vorgange voll der erſtaunlichſten Kunſt und göttlichen Verſtandeskraft — in der Regel auch nicht das Mindeſte, auf jeden Fall, und ſei ſie ausnahmsweiſe die unterrichtetſte Kennerin der Natnr, unendlich weniger, als dazu erforderlich iſt; ſie weiß auch nicht, wie ſich beſtimmter das in ihr Werdende geſtalte, ob zu männlicher oder weiblicher, ob zu dieſer oder jener weiteren Beſchaffenheit; die Eltern wünſchen vielleicht einen Knaben zu erhalten und ſehen ſich mit einem Mädchen beſchenkt oder umgekehrt, und das nicht zufällig, da die Natur hinſichtlich der männlichen und weiblichen Geburten ein beſtimmtes Verhältniß beobachtet. *) Was das entſteh-

---

*) Man kann hiebei an den Archeus des Paracelſus denken, jenen eigenmächtig handelnden Alchymiſten und Meiſter im Magen, der weiſer iſt, als der Menſch, das Böſe vom Guten ſcheidet, das letztere verarbeitet und ſo den Leib erhält. »Der Menſch iſſet ein Fleiſch, in dem iſt Gift und Gutes, aber in ſeinem Eſſen erkennt er das Alles für gut; ſo alſo die Speiſe in den Magen kommt, alsbald iſt der Alchymiſt da und ſcheidet; das, was nicht zu der Geſundheit des Leibes gehört, das wirft er in einen beſondern Ort, das Gute auf ſeine Stätte, da es hin gehört.« Paracelſus, Bücher und Schriften, Baſel 1589. 1. Th. p. 28 f.

---

*) Bekanntlich exiſtirt ſchon vom Jahre 1742 her ein vom Prediger

ende Weſen ſelbſt betrifft, ſo wird Niemand behaupten wollen, daß es ſich ſelber entſtehen laſſe, daß es als ein denkendes, wiſſendes, wollendes ſich ſelbſt vorausgeſetzt ſei und als ſolches, wie es bei einem ſo kunſt- und abſichtreichen Thun der Fall ſein müßte, ſich ſelbſt geſtalte; es wird ſo geiſtig, als leiblich von einem dem Menſchen fremden Denken, Wiſſen, Wollen und Können hervorgebracht. In dieſem Grade iſt die Entſtehungsgeſchichte des Menſchen der Willkür, ja ſelbſt dem Bewußtſein deſſelben entrückt; ſo wenig Antheil hat ſein geiſtiges Ich, das er als ſein eigentliches, weſentliches zu betrachten gewohnt iſt, an dieſem bewundernswürdigen, ſein eigenes Sein in jeder Beziehung begründenden Werke der Natur. Der Menſch, als Geiſt, iſt ausgeſchloſſen von allen lebendigen Operationen und Geſtaltungen der ſchaffenden Macht; er kann ihnen nur hemmend und erſchwerend entgegentreten, nur mit rohen Fäuſten eingreifen, nur zerrütten und zerſtören, nicht aber ſchaffen und hervorbringen; nur in den Momenten, wo er, überwältigt von der Natur, ſich ſelbſt vergißt, ſeine ihr gegenüber eingenommene geiſtige Stellung und Haltung gänzlich aufgiebt und blindlings ihrem Triebe folgt, verhält der Menſch ſich ſchöpferiſch, und auch da nur in einem ſehr beſchränkten Sinn. Eben ſo, wie mit dem Werden des Menſchen im Dunkel des mütterlichen Leibes iſt es ferner auch mit der Entwicklung des Geborenen beſtellt; dieſes, das durch die vorſorgende Veranſtaltung einer von dem menſchlichen Wiſſen und Wollen völlig unabhängigen Macht und Güte auch ſeine erſte

---

Süßmilch verfaßtes Buch, das den Titel führt: »Die göttliche Ordnung in denen Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts, das iſt, gründlicher Beweis der göttlichen Vorſehung und Vorſorge für das menſchliche Geſchlecht aus der Vergleichung der Gebornen und Sterbenden, der Verheiratheten und Gebornen, wie auch inſonderheit aus dem beſtändigen Verhältniß der gebornen Knaben und Mädchen u. ſ. w.

Nahrung bereit findet, wächſt, zahnt, wird mannbar, — was weiß und verſteht von dieſen höchſt zweckmäßigen, weiſen und wichtigen Vorgängen der ſich entwickelnde, zunächſt ſo bewußt- und verſtandloſe Menſch?

So giebt ſich unmittelbar an uns ſelbſt auf's offenbarſte und augenſcheinlichſte ein mehr als menſchliches, mehr als wir ſelbſt wiſſendes, bedenkendes und könnendes Weſen, ein Gott zu erkennen — nicht zwar der der alten, ſpiritualiſtiſchen Theologie, der viel zu hoch und erhaben iſt, um in Magen und Uterus zu wohnen, wohl aber der der neuen, der ein in Welt und Leben ſich überall unendlich demüthigender und unterordnender, darum auch ſo unendlich verkannter, herabgewürdigter, mißhandelter iſt. Es giebt nichts Liebenswürdigeres, als dieſen Gott, der, einer zärtlichen, ſorgenden, ihrem unverſtändigen, ſtörriſchen, unbändigen, trotz all ſeiner Unarten geliebten und unverlaſſenen Kind ihre unermüdliche Thätigkeit weihenden Mutter gleich, ſich ſelbſt verläugnet und demjenigen dient, das in Wahrheit unter ihm iſt, ſo wie es im Gegentheil nichts Unliebenswürdigeres giebt, als jenen alttheologiſchen, hohen, erhabenen, himmliſchen Gott, dieſen »Herrn« κατ' ἐξοχην, der aber nur ein Abbild des eigenen, hochmüthigen, antinaturaliſtiſchen Weſens des Menſchen, insbeſondere des männlichen iſt, daher dieſer letztere Gott ein weſentlich in männlicher Geſtalt gedachter, der erſtere dagegen am angemeſſenſten in weiblicher dargeſtellt und als »Mutter Natur« bezeichnet wird. Denn der Mann in ſeiner ſtolzen, ſtarren, ſelbſtſüchtigen und zerſtörenden Egoität repräſentirt ganz insbeſondere den Geiſt, ſo wie das dienende, ſich ſelbſt vergeſſende und aufopfernde Weib die Natur. Der eigentliche Menſch iſt nur der Mann; das Weib, wenn es iſt, was es ſein ſoll, iſt Gott ſelbſt in Menſchengeſtalt. Von dieſem Geſichtspunkt aus iſt die in der germaniſchen Natur ſo tiefgegründete Frauenverehrung zu betrachten, die ſelbſt im ſpiritualiſtiſchen Mittelalter eine ſo große Rolle ſpielt, und durch welche die germaniſchen Völker ihren Beruf, den ihnen — zum Theil ſo blutig — aufgedrungenen orientaliſchen Spiritualismus zu überwinden und in einen neugegründeten, welthiſtoriſchen Cultus der Natur zu verwandeln, ſelbſt damals, da ſie von jenem am ſchmählichſten geknechtet und ſich ſelbſt entriſſen waren, ſo merkwürdig beurkundet haben.

Dieſelbe göttliche Macht, die ſich als ſolche an uns ſelbſt erweiſt, zeigt ſich auch im außermenſchlichen Reiche der Dinge waltend; ſo zunächſt im Thierreich, wo ganz ähnliche Prozeſſe vor Augen liegen, Prozeſſe, in welchen, wie in den oben erwähnten ein übermenſchliches Wiſſen und Können im Menſchen, ſo ein überthieriſches und übermenſchliches zugleich im Thiere zu erblicken iſt, nur daß das thieriſche Selbſt nicht dieſen ſpirituellen Gegenſatz zur wirkenden Natur bildet, wie das menſchliche, ihr nicht ſolch ein negatives, oppoſitionelles Wollen, Streben und Thun entgegengeſetzt. Eine eigene, die Anerkennung eines ſchaffenden Verſtandes recht handgreiflich nahe legende Erſcheinung ſind in dieſer Sphäre gewiſſe dem Thiere von der Natur gemachte, zu ganz beſondern Zwecken dienende Werkzeuge, ſo wie ſie der Menſch ſich ſelber macht. Ein Inſekt z. B. bedarf einer Säge; die Natur erfindet und ſchafft ihm eine ſolche, und zwar eine noch kunſtreicher eingerichtete, als die unſrigen ſind. Ich will die Sache mit den Worten Autenrieths vortragen, der in ſeiner Abhandlung über den Menſchen p. 97 f. auf dieſen merkwürdigen Gegenſtand zu reden kommt. »Die Blattweſpe, die ihre Eier in das junge Holz der zarten Roſenzweige zu legen beſtimmt iſt, und die ſie in der ganzen Welt ſonſt nirgend hinlegen kann, wenn ſie nicht umkommen ſollen, hat, um die gehörigen Einſchnitte dazu in das junge Holz der Roſenzweige zu machen, von der Natur in ihrem Körper eine Doppelſäge von Horn erhalten, die ganz nach den Grundſätzen gebaut iſt, wie der Menſch ſeine Sägen erfand; nur daß bei jener noch künſtlichere und noch zweckmäßigere Einrichtungen angebracht ſind, daß z. B. der Rand der Sägezähne ſelbſt wieder ſägenartig eingekerbt iſt, daß auch die Blattſeiten der Säge feilenartig ausgerüſtet ſind, u. ſ. w.« Sollte es je mit Recht veraltet und abgeſchmackt erſcheinen können, ſollten wir durch unſere Philoſophie und Kritik in Wahrheit darüber hinausgebracht oder hinauszubringen ſein, in ſolchen Fällen das Daſein und Thun einer der Welt inwohnenden göttlichen Intelligenz zu erkennen? Sollte es einſichtsvoller, geiſtreicher, ehrlicher ſein, ſtatt deſſen nur unſere eigene menſchliche Klugheit und Vorſorge oder gar nichts zu erkennen und die ganze Sache mit anthropologiſch-kritiſchem Stillſchweigen zu übergehen? Mag man dergleichen teleologiſche Naturphänomäne noch ſo tief verachten, ſo bedürfen ſie doch jedenfalls einer Erklärung; von einer ſolchen verlautet aber in unſerer Zeitphiloſophie auch nicht das Mindeſte; dieſelbe ſagt weiter nichts als dies: Der Menſch iſt das höchſte Weſen, und Alles, was er als Gott verehrt, iſt nur er ſelbſt; über ihm iſt nichts, und unter ihm iſt die Natur — aber dieſe Natur, dieſe große, wunderbare, räthſelhafte, die ſich noch überdies als eine Macht über den Menſchen erweiſt, die dieſer jeden Augenblick ſeines Lebens ſo unabweislich zu empfinden und zu erfahren hat, erklärt, enträthſelt ſie uns doch, ihr großen Denker und Weiſen dieſer Zeit! Ihr habt bisher nur einen Erklärungsverſuch geliefert, einen religionsgeſchichtlichen; liefert uns nun auch einen naturgeſchichtlichen, und bleibt dabei euerem Principe, dem Menſchen, getreu! Stellt ihn uns als den Schöpfer und Erhalter nicht nur ſeiner ſelbſt, ſondern auch des ganzen umgebenden Weltalls dar! Oder wenn ihr es nicht könnt, wenn ihr über dieſen Gegenſtand auch nicht ein einziges klares, vernünftiges, befriedigendes Wort vorbringen könnt, ſo ſchämt euch und ſchweigt inskünftige und bedecket euch, die deutſche Wiſſenſchaft und dies ohnehin ſchon mit ſo viel Fluch und Schande beladene Jahrhundert nicht mit noch tieferer Schmach!

Der ſcharfſinnige Kant, in ſeinem Beſtreben, die Haltloſigkeit der ſpeculativen Beweiſe vom Daſein Gottes zu zeigen, wagte es nicht, dem ſich auf die erfahrungsgemäße, natürliche Beſchaffenheit und Anordnung der Welt ſtützenden, ſehr alten, namentlich ſchon von Sokrates gebrauchten *) phyſikotheologiſchen Beweis allen Werth und alle Kraft abzuſprechen; er ſprach die ewig denkwürdigen Worte aus: »Es würde nicht allein troſtlos, ſondern auch ganz umſonſt ſein, dem Anſehen dieſes Beweiſes etwas entziehen zu wollen. Die Vernunft, die durch ſo mächtige und unter ihren Händen immer wachſende, ob zwar nur empiriſche Beweisgründe unabläſſig gehoben wird, kann durch keine Zweifel ſubtiler, abgezogener Speculation ſo niedergedrückt werden, daß ſie nicht aus jeder grübleriſchen Unentſchloſſenheit, gleich als aus einem Traume, durch einen Blick, den ſie auf die Wunder der Natur und der Majeſtät des Weltbaues wirft, geriſſen werden ſollte, um ſich von Größe zu Größe bis zur allerhöchſten, vom Bedingten zur Bedingung bis zum oberſten und unbedingten Urheber zu erheben.« Kritik der reinen Vernunft, Werke, 2. Band, Leipzig 1838, p. 478.

Was ſagt ihr dazu, ihr Trefflichen? Findet ihr in dieſer

---

*) S. Xenophon, memor. lib. I. Sokrates weiſt zunächſt auf den höchſt zweckmäßigen Bau des menſchlichen Körpers hin und ſagt dann: »Kannſt Du zweifeln, ob eine mit ſo großer Vorſicht getroffene Einrichtung das Werk einer zwecklos oder mit Ueberlegung und Abſicht wirkenden Kraft ſei?« Worauf Ariſtodemos: »Nein, gewiß nicht! Im Gegentheil ſcheint mir dieſe Einrichtung das Werk eines weiſen, für das Leben ſeiner Geſchöpfe beſorgten Schöpfers zu ſein« — »Und das ungeheuere, aus unzähligen Körpern beſtehende Weltall, ſollte ſich, um mich ſo auszudrücken, durch Unverſtand in eine ſolche Ordnung und Harmonie gefügt haben?« — »O nimmermehr!«

ausdrucksvollen Erklärung eines Philoſophen und Kritikers von ſolchem Range nichts, gar nichts, was euch erſchüttert und in Verlegenheit bringt?

»Uns, die wir über Fichte, Schelling, Hegel hinaus ſind, die wir zuletzt noch dem modernen Strauß einen Zopf angehängt haben, mit dem alten, verroſteten Kant zu kommen!«

O, ihr dürftet ſchon noch weiter zurückgehen, ihr mit euerem anthropologiſch kritiſchem Dünkel und Aberwitz unter die noch unentwickelte Vernunft eines Kindes hinabgeſunkenen,*) ihr dürftet in aller Demuth bei einem Wolf und Reimarus in die Schule gehen, dürftet eine ganz gemeine, längſt vergeſſene Logik in die Hand nehmen, um wieder ein wenig zu Verſtand und Beſinnung zu kommen.

Daß der Standpunkt der alten Phyſikotheologen nicht mehr der unſrige ſein kann, das iſt allerdings zuzugeben, doch nur inſofern, als wir es aufgeben müſſen, eine ſelbſtgemachte, vorausgeſetzte Gottesidee durch die Natur bewahrheiten, einen von der Natur getrennten, abſtrakt geiſtigen Gott durch ſie als real erweiſen zu wollen. Phyſikotheologie in dem Sinne, daß unmittelbar die Natur ſelbſt als eine intelligente, göttliche Macht, als etwas nicht nur Mächtigeres, ſondern auch Weiſeres und Beſſeres, als das geiſtige Ich des Menſchen iſt, als etwas, worunter ſich dieſes zu beugen und zu demüthigen hat, empiriſch erkannt und aufgezeigt wird, dieſe Phyſikotheologie iſt eine Theologie, die nicht antiquirt werden kann, die noch immer möglich, ja nothwendig iſt, die als eine gerade jetzt recht zeitgemäße, zugleich ewige, unvergängliche Theologie zu betrachten iſt. Den Gott der Bibel, den Gott der alten Scholaſtik und Metaphyſik, den Gott unſerer Kirchengläubigen, Myſtiker und Pietiſten beweiſt die Natur freilich nicht, ſie wiverlegt ihn vielmehr, ſie thut als wahr und wirklich nur ſich ſelber kund, aber ſich ſelber als einen Gott, als einen großen, guten, des Vertrauens, der Liebe, der Hingebung vollkommen würdigen Gott.

---

*) Die Beweiſe ſ. oben unter I.

Der Philoſoph Vanini, des Atheismus beſchuldigt, nahm vor ſeinen Richtern einen Strohhalm vom Boden auf und ſagte, ſchon dieſer Strohhalm müßte ihn vom Daſein Gottes überzeugen. L. Feuerbach, der in jeder Beziehung für Gott den Menſchen ſetzt, wird ſagen, daß ihn der Strohhalm Vanini's nur vom Daſein des Menſchen zu überzeugen vermöge. Aber was wird die Vernunft zu dieſer Rede des großen Denkers ſagen? Daß ſie die Rede eines Tollhäuslers iſt.

Viel beſonnener und achtungswerther erſcheint doch noch der alte Hegelianismus; aber er iſt über die hier angeregten Dinge auch ſehr oberflächlich und hochmüthig hinweggegangen. Wir heben in dieſer Beziehung einige Stellen aus Hegel's Vorleſungen über die Beweiſe vom Daſein Gottes aus.

»Wenn wir die Lebendigkeit in ihrer Wahrheit auffaſſen, ſo iſt ſie ein Princip, ein organiſches Leben des Univerſums, ein lebendiges Syſtem. Alles, was iſt, macht nur die Organe des einen Subjektes aus, die Planeten, die ſich um die Sonne drehen, ſind nur Rieſenglieder dieſes einen Syſtems; auf dieſe Weiſe iſt das Univerſum nicht ein Aggregat von vielen gleichgültigen Accidenzen, ſondern ein Syſtem der Lebendigkeit. Damit iſt aber noch nicht die Beſtimmung des Geiſtes geſetzt. *)

---

*) Hegel's Vorleſungen über die Philoſophie der Religion, von Marheinecke, Berlin. 1832, 2. Band, p. 462 f Vergl. p. 479: »Die Beſtimmung: Gott iſt die eine allgemeine Thätigkeit des Lebens, die einen κοσμος hervorbringende, ſetzende organiſirende Seele — dieſer Begriff iſt noch nicht hinreichend für den Begriff von Gott. Der Begriff von Gott enthält weſentlich, daß er Geiſt iſt.«

Dies Letztere aber iſt für gar keinen Mangel, keine Unehre zu halten, da der Geiſt nichts Göttliches, da er vielmehr das Schlechte, Zufällige, Böſe iſt. Durch den Geiſt und nur durch ihn kommt in die große, einheitliche, ſyſtematiſche Natur die Zerrüttung, der Kampf, der Verfall, und nur durch die Negation dieſes negativen, böſen Princips wird ein harmoniſcher Zuſtand der Dinge wiederhergeſtellt.

»Die phyſikotheologiſche Betrachtung kann bloß Betrachtung äußerlicher Zweckmäßigkeit ſein; ſo iſt dieſe Betrachtung in Mißkredit gekommen, und mit Recht; denn da hat man endliche Zwecke, dieſe bedürfen Mittel; z. B. der Menſch zu ſeinem animaliſchen Leben braucht dies und das; das ſpecificirt ſich weiter. Nimmt man ſolche Zwecke an, daß ſie ein Erſtes ſind, Mittel vorhanden ſind für die Befriedigung dieſer Zwecke, und daß es Gott iſt, welcher dieſe Mittel für ſolche Zwecke hervorgehen läßt, ſo ſcheint bald ſolche Betrachtung unangemeſſen dem, was Gott iſt.« *)

Dagegen iſt zu ſagen, daß es eine ſchlechte, kahle, ſpiritualiſtiſche Abſtraktion iſt, nur das in's Ganze, Große, Allgemeine Gehende zu ſchätzen, daß es Gottes nicht unwürdig iſt, ins Kleinſte, Speciellſte hinein zu denken, zu ſorgen und wirkſam zu ſein, daß er gerade dann am größten erſcheint, wenn wir ihn, der doch zugleich die allumfaſſende Seele des Ganzen iſt, ſelbſt im Beſonderſten, Beſchränkteſten, Geringfügigſten zu erkennen genöthigt ſind. Ein ſchlimmer Umſtand iſt freilich der, daß wir zwar im außermenſchlichen Univerſum, auch wohl in unſerem Leibe, nicht aber in unſern eigenſten, menſchlichen d. i. geiſtigen Dingen einen Gott, eine waltende Weisheit, eine durchherrſchende, vernünftige Einheit finden. »Bei Gott iſt die Vorſtellung eines abſoluten, unendli-

---

*) Daſ. p. 407 f.

chen Zwecks und dieſe kleinen Zwecke contraſtiren ſehr mit dem, was man bei Gott findet. Wenn wir uns dann in höheren Kreiſen umſehen und menſchliche Zwecke betrachten, die wir relativ für die höchſten anſehen können, ſo ſehen wir ſie meiſt zerſtört und ohne Erfolg zu Grunde gehen« — »Wenn wir das Gebiet der Sittlichkeit bis zur höchſten Stufe derſelben, bis zum Staatsleben durchgehen und zuſehen, ob die Zwecke erfüllt werden oder nicht, ſo werden wir zwar finden, daß Vieles erreicht wird, daß aber noch mehr durch die Leidenſchaften und die Laſterhaftigkeit der Menſchen, ja die größten und herrlichſten Zwecke verkümmert und zerſtört werden.« *) Aber wie können wir uns darüber wundern und beſchweren, daß es in unſerem Hauſe ganz heillos zugeht, wenn wir die ordnende, waltende, zu unſerem Nutzen und Wohlſein unaufhörlich thätige Hausfrau zum Hauſe herausgeworfen, auch gar keine Miene machen, ſie wieder herein zu rufen? Freilich ſind wir ohne Gott und ohne Vorſehung, **) aber nur, weil wir ſie nicht wollen, weil wir von dem wahren Gotte und ſeiner Vorſehung abgefallen, weil wir uns einen falſchen gemacht, und an dieſem entweder mit blinder Hartnäckigkeit feſthalten, oder uns begnügen, ihn zu negiren und dafür unſer eigenes ſchlechtes Ich zu ſetzen, mit dem wir wahrlich nicht gebeſſert ſind. *)

---

*) Daſ. p. 634 f.

**) Höchſt merkwürdig ſagt dies ſelbſt der glaubensfeſte Luther, wie Feuerbach, Weſen des Glaubens p. 28, anführt: »Das ſehen wir in der Erfahrung, daß Gott dieſes zeitlichen Lebens ſich nicht annimmt.« — »Er läßt uns in dieſem zeitlichen Leben umwaten, als hätten wir keinen Gott, der uns helfen wollte oder könnte.« Luther's Schriften und Werke, Leipzig 1729 — 1740, 15 Th. p. 77. Wie die Erfahrung der herkömmlichen Vorſtellung von einer göttlichen Weltregierung widerſpricht, habe ich in meinen polemiſchen Blättern, Nürnberg 1834, 2. Heft, p. 69 — 107 auseinandergeſetzt. Ich habe jedoch auch hier nicht Atheismus gepredigt; mein Beſtreben ging hier und ſonſt nur dahin, die Idee Gottes auf eine mit Vernunft und Erfahrung übereinſtimmende, ſo nicht, gleich dem alten Theismus, den Atheismus nothwendig hervorrufende Weiſe zu beſtimmen.

Dem wahren Gotte, dem guten, liebevollen, hülfreichen, im Kleinen, wie im Großen, weiſen und mächtigen, ſich überall, wo man ihm nicht auf's weſentlichſte widerſteht, ſo unmittelbar und lebendig bezeugenden Naturprincipe, ſteht tief feindlich Beides entgegen, die Philoſophie, als dieſe ſich in ihren neueſten Entwicklungsformen vollendende Vertiefung des Menſchlichen in ſich ſelbſt im Gegenſatze gegen Alles irgendwie Höhere und Beſſere, ſei es wirklich oder vorgeſpiegelt, und die ſich neben ihr forterhaltende Religion und Theologie des ſpiritualiſtiſchen Alterthums, deren

---

*) »Der Kritiker,« ſagt Edgar Bauer, »will dem Menſchen beweiſen, wie ſein ſtarkes, ſtolzes Ich erhaben iſt über alle Schranken, über alle Einrichtungen, die ihn feſſeln wollen. Es iſt recht eigentlich die Aufgabe der Kritik, von allem, was unantaſtbar, was heilig, was göttlich ſein will, d. h. von allem, was ſeinen geſchichtlichen, menſchlichen Urſprung verläugnet, dieſen Schein der Göttlichkeit, der Heiligkeit herabzureißen und es als eine Schöpfung des menſchlichen Bewußtſeins zu charakteriſiren Dadurch giebt die Kritik dem freien Ich das Recht, ja die Pflicht, über all dieſe überkommenen Einrichtungen ſich hinwegzuſetzen, über all dieſen Stank, den die Kritik nicht durch ein Machtwort, wie die Religion, »»Dreck«« nennt, ſondern den ſie als lumpig und ſchmutzig beweiſt. Das Ich ſoll ſeine eigene Freiheit als die höchſte und einzig reſpektable Macht hinſtellen.« Streit der Kritik mit Kirche und Staat p. 56. Nun, wir werden ſehen, was dabei herauskommt — nach E, Bauer ſelbſt p. 274 f. derſelben Schrift ein Krieg Aller gegen Alle — oder vielmehr, wir werden es nicht ſehen; denn zu der unglücklichen Gelegenheit, es ſehen zu können, wird es hoffentlich nicht kommen. Schon jetzt ſtehen dieſe Kritiker, die in beiſpielloſem, unermeßlichem Hochmuthe Alles abſtoßen, ihre Luſt und Befriedigung nach eigenem Geſtändniß nur in einem ewigen Verneinen und Zerſtören finden, und einem neu geſchaffenen Zuſtande der Dinge eben ſo feindlich entgegengetreten werden, als ſie dem alten entgegenſtehen, einſam und allein, und niemand wird fürderhin Luſt haben, ſich ihnen anzuſchließen und ſolch einem unerhörten, in nackter Scheußlichkeit daſtehenden Diabolismus zu huldigen.

Weſen der Traum, die Einbildung, die Vorſtellung und Geltendmachung einer realitätsloſen Uebernatürlichkeit, Uebermenſchlichkeit und Ueberweltlichkeit iſt. Auch dieſe zwar giebt ihrem Gott ein poſitives Verhältniß zur Wirklichkeit, aber im Widerſpruch mit ſich ſelbſt und ſo, daß auch zugleich das negative erhalten wird; ſie beſtimmt ihn als Schöpfer und Erhalter der Welt, aber auf eine ganz äußerliche, alles Denken vernichtende Weiſe, und nicht einmal das mit Wahrheit und Aufrichtigkeit; denn was ſie in der That als Gott verehrt, das iſt keineswegs der Schöpfer und Erhalter, ſondern der Feind und Verderber der Welt. Der weltſchaffende, welterhaltende Gott iſt eben das, was wir Natur nennen, Natur im höchſten, edelſten Sinne des Wortes; von dieſer aber weiß unſere alte, ſpiritualiſtiſche Theologie nichts, von dieſer will ſie nichts wiſſen, ſo weit ſie wenigſtens ächt, unverfälſcht, ſich ſelbſt gleich iſt. Was weltlich und natürlich iſt, das iſt ihr verworfen und unter den Fluch gethan; ihr gilt als das Wahre und Gute nur die Negation deſſelben; daher erkennt ſie mit Ernſt und Eifer nur in den fürchterlichen, zerſtörenden, Tod und Vernichtung bringenden Erſcheinungen eines negativen, kakodämoniſchen Princips ihren welt- und naturfeindlichen Gott. So, wenn Seuchen und Erdbeben wüthen; da erhebt ſie ihre Stimme und predigt von den göttlichen Strafgerichten, die da hätten einbrechen müſſen, weil ſich's die Menſchen hätten zu wohl ſein laſſen, ſcheut ſich ſo nicht, ihren hohen, himmliſchen Gott mit dem finſtern Dämon der Tiefe zu verknüpfen, deſſen Werke Mord und Verwüſtung ſind; von den Reizen und Segnungen der affirmativen Natur, als göttlicher Erſcheinungen und Offenbarungen, verlautet ſo gut, als nichts. Das zweifelhafte und angefochtene Daſein Gottes zu beweiſen, kann es keine zweckmäßigere Weiſe geben, als ſo etwa, wie oben geſchehen, das Walten ſeiner Macht und Weisheit in den menſchlichen Zeugungen und Geburten nachzuweiſen; ein Thema aber, wie dieſes, zu behandeln, wird unſere Theologie für höchſt anſtößig und unanſtändig halten, und was beweiſt ſie dadurch? Daß ſie die entſchiedene Gegnerin desjenigen Gottes iſt, der durch lebendige, zeugende Liebe die Welt erſchafft und in ihrem Sein erhält. Und lehrt ſie nicht endlich ſogar das Bevorſtehen einer allgemeinen Welt- und Naturvernichtung durch ihren Gott? So iſt es offenbar ein feindliches, böſes Weſen, was ſie als Gott verehrt und zu verehren giebt, und das ſie nur verſtellter Weiſe für ein freundliches, gutes erklärt.

Der Gott der alten Theologie iſt der ferne, hohe, jenſeitige, himmliſche Gott, der nichts gemein hat mit Welt, Natur und lelebendiger Wirklichkeit, und der ſich, wofern er ſich auf ſie bezieht, nur negativ, nur zürnend, übelwollend, furchtbar, zerſtörend verhalten kann. Gegen dieſen abſtrakt geiſtigen, ſpiritualiſtiſchen Gott, mit den wir noch immer geſchlagen ſind, hat ſchon der naturaliſtiſch geſinnte philosophus Teutonicus mit wunderbarer Kraft und Kühnheit des Gedankens, wie des Ausdrucks, den wahren Gott, den mit der Natur in Eins zuſammenfallenden, geltend gemacht. So wird in der — eine Morgenröthe des neuen Welttages mit Recht zu nennenden — Aurora c. 23 folgende merkwürdige Stelle geleſen: »Es dürfte wohl mancher ſagen: Was wäre das für ein Gott, deſſen Leib, Weſen und Kraft in Feuer, Luft, Waſſer und Erde ſtünde? Siehe, du unbegreiflicher (nicht begreifender) Menſch, ich will dir den rechten Grund der Gottheit zeigen. Wo dieſes ganze Weſen nicht Gott iſt, ſo biſt du nicht Gottes Bild; wo irgend ein fremder Gott iſt, ſo haſt du keinen Theil an ihm. Denn du biſt aus dieſem Gott geſchaffen, und lebeſt in demſelben und derſelbe giebt dir ſtets aus ihm Kraft, Segen, Speiſe und Trank; ſo ſtehet auch alle deine Wiſſenſchaft in dieſem Gott, und wenn du ſtirbſt, ſo wirſt du in dieſem Gott begraben.« Und weiterhin: »Siehe, das iſt der rechte einige Gott, aus dem du geſchaffen biſt und in dem du lebeſt: wenn du anſieheſt die Tiefe und die Sterne und die Erde, ſo ſieheſt du deinen Gott, und in demſelben lebeſt und biſt du auch, und derſelbe Gott regieret dich auch, und aus demſelben haſt du auch deine Sinne und biſt eine Creatur aus ihm und in ihm, ſonſt wäreſt du nichts.« So auch »drei Principia« c. 7: »Darum, du edler Menſch, laß dich ja den Teufel und den Antichriſt nicht narren, der dir die Gottheit weit von dir zeigen will und dich in einen weit abgelegenen Himmel weiſet« u. ſ. w. Jakob Böhm, ſagt Hegel, hat weſentlich die Vorſtellung: »Gottes Weſen,« aus der ewigen Tiefe als Welt herausgegangen, »iſt nicht etwas Fernes, das eine ſonderliche Stätte oder Ort beſäße; denn« das Weſen, »der Abgrund der Natur und Kreatur iſt Gott ſelber.« Von göttlicher Beſchaulichkeit c. 3. Hegel, Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie, 3. Band, p. 322. Gott iſt für Jakob Böhm eine lebendige, präſente Wahrheit und darum ungetrennt von Welt und Natur; zugleich will er Gott durchaus nicht als »eine Kraft und Qualität, welche keine Vernunft und Wiſſenſchaft in ſich habe,« ſondern als Intelligenz gedacht wiſſen. Gott iſt ihm »ein allmächtiger, allweiſer, allwiſſender, allſehender, allhörender, allriechender, allſchmeckender Gott, der da iſt in ſich ſänftig, freundlich, lieblich, barmherzig und freudenreich, ja die Freude ſelbſt.« Aurora c. 3.

Der dem Menſchen ſo ferne, hohe, jenſeitige, himmliſche Gott der alten, ſpiritualiſtiſchen Theologie iſt gerade derjenige, den der Menſch ſich ſelber macht, ein Weſen ohne alle Realität, das reine Produkt einer überſchwänglichen menſchlichen Einbildungskraft; da hingegen der Gott der Wahrheit und Wirklichkeit, der mi der Natur identiſche Gott ſo nah iſt, daß man ihn mit Händen greift. Gott im Gegenſatze zur Natur iſt der Geiſt im negativen, abſtrakten Sinne des Wortes; daſſelbe iſt auch der Menſch; denn auch der Menſch iſt der Geiſt und eigentlich *nur* der Menſch; der vom Menſchen als der Geiſt beſtimmte Gott nehmlich iſt nichts Anderes, als der

Menſch ſelbſt, der in der Vorſtellung ſich ſelbſt verdoppelt. Der Unterſchied zwiſchen Menſch und Gott iſt hier nur der, daß jener der mit der Natur verbundene, von ihr trotz aller Abſtraktion bedingte, beſchränkte, in Abhängigkeit erhaltene, dieſer der von der Natur völlig losgelöſte, reine Geiſt, der Menſch als dieſe vollendete Abſtraktion von der Natur, die für ſich gedachte, reine Spiritualität des Menſchen iſt. Dieſer über die Natur erhabene, von allen ihren Bedingungen und Beſchränkungen befreite Gott iſt das Ideal des ſpiritualiſtiſchen Menſchen, nach deſſen Erreichung er ringt, das er durch Negation ſeiner, als eines Naturweſens, durch Mortifikation, Ertödtung ſeiner realen Lebendigkeit zu erreichen hofft. Dies Ringen aber iſt eitel, dies Hoffen eine Thorheit; denn auch der Aſcet, der Büßer, der Einſiedler, der Mönch, mag er es in der Abſtraktion auch noch ſo weit gebracht haben, kommt doch nie los von der Natur, der allgewaltigen, allmächtigen, der er entfliehen will; ja er empfindet deſto heftiger ihren Zug, je mehr er ſich von ihr entfernt, fällt um ſo ſchmählicher, je höher er geſtiegen iſt. Auf dieſem von uns ein ganzes, großes Weltalter hindurch zu unſerem namenloſen Unglück gegangenen Wege iſt erfahrungsgemäß weder Freiheit, noch Friede zu finden; beide wird der Menſch nur dann finden, wenn er ſeine negative Stellung gegen die Natur aufgeben, wenn er ſich, ſtatt in den leeren Himmel der Abſtraktion zu flüchten, mit ſeinem ganzen Selbſt in ſie zurückſtürzen wird, um kampf- und widerſpruchslos in dieſer ſeligen Tiefe zu weben.

»O wüßteſt du, wie's wohlig iſt
Dem Fiſchlein auf dem Grund,
Du ſtiegſt hinunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.«

Die alte Religion war die des Geiſtes, die neue iſt die der Natur; jene erreichte den Gipfel ihrer Entwicklung und Ausbildung im Katholicismus des Mittelalters, dieſe iſt in allgemeiner und conſtituirter Weiſe noch gar nicht vorhanden; aber ein Uebergang iſt da, der Proteſtantismus, ein Mittelding von Spiritualismus und Naturalismus, der von jenem in dieſen überleitet. Der Katholicismus iſt reiner Spiritualismus, reine Geiſtreligion; die neue Religion dagegen iſt reiner Naturalismus, reine Naturreligion; der zwiſchen beiden ſtehende Proteſtantismus giebt es nicht auf, Spiritualismus zu ſeyn, ſein innerſter Sinn und Geiſt aber iſt Naturalismus; der Naturalismus iſt der Kern des Proteſtantismus, aber noch eingehüllt in die Schale des Spiritualismns. Dieſe Schale iſt zu ſprengen, jener Kern in ſeiner Reinheit, abgelöſt von allem Fremdartigen, hervorzuheben; geſchieht dies, ſo tritt die neue Religion an's Licht, die ſo die Vollendung des Proteſtantismus, der abſolute, allen Spiritualismus, ſo der Form, wie dem Weſen nach, auf ewig negirende und antiquirende Proteſtantismus iſt.

Innerhalb des Proteſtantismus, als der ihr verwandteſten Sphäre, wird die neue Religion auch wohl zunächſt ins Leben treten und Geſtalt gewinnen. Es wird dies dadurch geſchehen, daß ſich ein Bund von Freunden und Verehrern der Natur in der angegebenen großen und tiefen Bedeutung des Wortes bildet, der zum Zwecke hat, die Intereſſen der Natur zu wahren, allem ihr Widerſtreitenden in Leben und Sitte nach Kräften entgegenzutreten, und ſo dahin zu wirken, daß der urſpüngliche, ſelige und herrliche Zuſtand der Dinge wiederhergeſtellt, das verlorene Paradies des reinen, unverfälſchten Naturlebens wiederhergeſtellt werde. Da unſer gegenwärtiges Sein ein ſo total verkehrtes und naturwidriges, da die Unnatur die eigentliche Seele der Geſellſchaft nnd ihrer Sittlichkeit iſt, ſo iſt die ſich hier ſtellende Aufgabe der Beſſerung und Zurechtbringung zu groß und ſchwierig, als daß einer raſchen Löſung derſelben entgegen zu ſehen wäre; es kann ihre Löſung im Ganzen und Großen nur die Sache der Jahrhunderte und Jahrtauſende ſein; doch würde vorerſt in beſchränkten Kreiſen und ohne viel

Lärm und Aufſehen viel Gutes zu wirken und ſo eine geſchichtliche Baſis zu ſchaffen ſein, auf welche, bei wachſender Anzahl derjenigen, die dem neuen Princip huldigen, ein großes und feſtes Gebäude errichtet werden könnte. Sollte die Gegenwart noch nicht reif genug ſein, zu dieſem edlen und heilſamen Werke zu ſchreiten, über deſſen nähere Beſchaffenheit wir vor der Hand noch nichts zu äußern wagen, ſo wird ihm eine beſſere Zukunft ihre fromm begeiſterte Thätigkeit weihen; denn auf ewig unterbleiben kann und wird bei aller Schwierigkeit der Sache die Vollbringung deſſelben nicht; dafür bürgt uns diejenige Macht, in deren Dienſt wir ſtehen, die ſich als die größte, zuverläſſigſte und unwiderſtehlichſte aller Gewalten ſtets zu erweiſen pflegt, und die am Ende ſelbſt das unbändigſte aller Weſen, den Menſchen, zu bändigen im Stande ſein wird — die Natur.

Anhang.

I.

Ueber die Weiſe des Feuerbachiſchen Philoſophirens überhaupt.

Es handelte ſich in dem erſten, negativen Theile dieſer Schrift darum, den wiſſenſchaftlichen Standpunkt eines Feuerbach und Bauer in den letzten und höchſten Zuſpitzungen ſeiner Subjektivität zu betrachten und ſo den faktiſchen Nachweis zu liefern, daß der klägliche Ausgang dieſes ganzen bornirten Treibens die offenbare, reine Verrücktheit ſei. Zu dieſem Behufe mußten die jüngſten und reifſten Produkte jener Denker beleuchtet werden; auf Früheres, namentlich auf Feuerbach's bekanntes »Weſen des Chriſtenthums« ward nur gelegentlich Rückſicht genommen. Da könnte es nun Einigen vorkommen, als hätten wir ein näheres Eingehen auf die fundamentalen Großthaten jener Geiſter zu ſcheuen, als hätten wir tückiſch nur einen Moment der Schwäche erlauert, um ihnen beizukommen; dort aber im Bereich ihrer Stärke ſei ein bei all der übrigens aufgezeigten Imbecillität dem gründlichen Geiſte deutſcher Forſchung und Wiſſenſchaft entſprechender, unantaſtbarer, unüberwindlicher Kern enthalten. Um ſolche Gedanken niederzuſchlagen, wird, denke ich, Nachſtehendes hinreichend ſein. Man wird daraus entnehmen, daß von einem Kerne, wie der bezeichnete, gar keine Rede ſein kann, ſo wie auch, daß es längſt in meiner Macht geſtanden, gewiſſe Schritte zu thun, deren ich mich aber aus natürlicher Abneigung gegen Zerwürfniſſe der Art, trotz der zu erleidenden, zum Theil empörenden Negationen, ſo lange enthielt, bis die meinem Schweigen und Zuſehen zur Entſchuldigung dienenden

Gründe vollſtändig weggefallen waren, und eine fortgeſetzte Unthätigkeit nur noch Sache der Trägheit, der Feigheit, der Gleichgültigkeit gegen das Allgemeine ſein konnte. Um dieſen Anhang nicht unverhältnißmäßig auszudehnen, habe ich mich auf wenige, doch hoffentlich eindringliche und zweckdienliche Erörterungen beſchränkt; ſollte ich mich zu Weiterem veranlaßt ſehen, ſo kann ich auch damit dienen.

Zunächſt vom Weſen und Charakter der Feuerbachiſchen Philoſophie nach ihres Urhebers eigenen Erklärungen im »Weſen des Chriſtenthums«, wonach uns dieſelbe als eine rein objektive, realiſtiſche, alle Willkür und Subjektivität des Deutens und Vorausſetzens ausſchließende entgegentritt.

»Ich bin himmelweit unterſchieden von den Philoſophen, welche ſich die Augen aus dem Kopfe reißen, um deſto beſſer denken zu können. Ich brauche zum Denken die Sinne, vor Allem die Augen, gründe meine Gedanken auf Materialien, die wir uns nur vermittelſt der Sinnenthätigkeit aneignen können, erzeuge nicht den Gegenſtand aus dem Gedanken, ſondern umgekehrt den Gedanken aus dem Gegenſtande; aber Gegenſtand iſt nur, was außer dem Kopfe exiſtirt.« Weſen des Chriſtenthums, 2. Ausg. Vorrede p. IX. In beſonderer Beziehung auf dies Werk wird bemerkt: »Meine Schrift iſt nichts, als eine ſachgetreue, ihrem Gegenſtand ſich auf's ſtrengſte anſchließende, hiſtoriſch-philoſophiſche Analyſe — die Selbſtenttäuſchung, das Selbſtbewußtſein der Religion.« Daſelbſt p. XVIII *)

---

*) Vergl. deutſche Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt vom 16. Febr. 1842 p. 154, wo F., in einem: »Zur Beurtheilung der Schrift: Das Weſen des Chriſtenthums« betitelten Aufſatze ſeine Philoſophie von

Wenn's nur auf's Sagen, Vorreden, Selbſtrühmen ankäme, ſo würde an den Leiſtungen unſeres Philoſophen gar nichts auszuſetzen ſein. Wie ſachgetreu aber jene Analyſe iſt, wie ſtreng ſie ſich ihrem Gegenſtande anſchließt, das wird ſich aus einigen beiſpielsweiſe herausgegriffenen und beleuchteten Fällen ergeben.

Nehmen wir zuvörderſt das hochwichtige, von F. nun endlich enthüllte »Myſterium der Trinität« vor.

Gott iſt nach F. nichts Anderes, als der in der Vorſtellung ſich aus ſich ſelbſt hinausſetzende Menſch. Nun iſt aber der Menſch ein geſelliges Weſen, unbefriedigt als einzelner und einſamer, als bloßes Ich, und erſt mit einem andern menſchlichen Weſen, einem Du, verbunden, ein ganzer Menſch. Dieſe im Verhältniſſe der Liebe und Freundſchaft vorhandene Totalität des Menſchen muß auch in Gott, als dem eigenen, nur als ein anderes vorgeſtellten Weſen des Menſchen, ſein, und ſo iſt Gott nothwendig ein gedoppelter, dreieiniger — folgerecht freilich nur zweieiniger Gott; aber die dritte Perſon der Dreieinigkeit, dieſer Einheit dreier göttlicher Perſonen, iſt nichts weiter, als die Einheit zweier.

»Gott der Vater iſt Ich, Gott der Sohn Du. Ich iſt Verſtand, Du Liebe. Liebe aber mit Verſtand und Verſtand mit Liebe iſt Geiſt, Geiſt aber die Totalität des Menſchen, als ſolchen, der totale Menſch.« — »Die dritte Perſon in der Trinität drückt nichts weiter aus, als die Liebe der beiden göttlichen Perſonen zu einander, iſt die Einheit des Sohnes und Vaters, der Begriff der Gemeinſchaft, widerſinnig genug ſelbſt wieder als ein beſonderes, perſönliches Weſen geſetzt.« Weſen des Chriſtenthums p. 99.

---

der ſeines Lehrers Hegel auf's ſchärfſte zu ſcheiden ſucht und hiebei ſich namentlich zu ſagen erlaubt: »Hegel verfährt willkürlich ich nothwendig.«

Das Chriſtenthum ſagt, der Geiſt ſei ein beſonderes, perſönliches Weſen; F. ſagt, er ſei nichts für ſich, ſei nur die Einheit von Vater und Sohn, die Liebe der beiden göttlichen Perſonen zu einander. Die Kirche hat eine Dreieinigkeit; F. bringt auf dem von ihm eingeſchlagenen Wege der Erklärung nur eine Zweieinigkeit heraus, ſo muß auch nur eine ſolche ſein und die dritte Perſon der Trinität wird geſtrichen; es koſtet ja nur einen Federzug. Und das ſoll nun gleichwohl »eine ſachgetreue, ihrem Gegenſtande ſich auf's ſtrengſte anſchließende hiſtoriſch-philoſophiſche Analyſe« ſein!

F. fühlt indeſſen, daß ſeine Ausdeutung doch gar zu unpaſſend und ungenügend iſt; denn — man denke nur! — die Einheit von Vater und Sohn, die Liebe der beiden Perſonen zu einander, geht aus, diktirt den bibliſchen Schriftſtellern d. h. Schrift, wird verheißen, wird ausgegoſſen und dergleichen. Obgleich alſo der h. Geiſt »weiter nichts,« als jene Einheit und Liebe iſt, ſo iſt er doch auch ſonſt noch allerlei. »Er iſt die Liebe, mit der Gott ſich und die Menſchen, und hinwiederum die Liebe, mit welcher der Menſch Gott und den Menſchen liebt.« P. 99. »Nur dieſe Bemerkung noch.« Mit dieſer loſen, beliebigen Wendung werden noch mehrere, ſich von der zuerſt gegebenen Erklärung noch weiter entfernende Beſtimmungen eingeleitet. »Inwiefern der h. Geiſt die ſubjektive Seite repräſentirt, ſo iſt er eigentlich die Repräſentation des religiöſen Gemüthes vor ſich ſelbſt, die Repräſentation des religiöſen Affektes, der religiöſen Begeiſterung, oder die Perſonification, die Vergegenſtändlichung der Religion in der Religion. Der h. Geiſt iſt daher die ſeufzende Creatur, die Sehnſucht der Creatur nach Gott.« P. 99 f. Hier erfährt man alſo erſt nachträglich, was der h. Geiſt »eigentlich« iſt. Und wenn es vorher hieß, derſelbe ſei die Einheit von Vater und Sohn, der Begriff der Gemeinſchaft, der Ausdruck menſchlicher Totalität in Gott, auch die Einheit von Gott und Menſch, die Liebe Gottes zum Menſchen und des Menſchen zu Gott, ſomit nichts weniger, als etwas Einſeitiges, ſondern im Gegentheil die Negation aller Einſeitigkeit, ſo wird dies nun dahin berichtigt, daß er vielmehr nur eine Seite, die ſubjektive, repräſentire. Zwar kommt es mit den Beſtimmungen der zuletzt enthobenen Stelle zu einiger Objektivität der Auffaſſung und Darſtellung; gerade ſie aber paſſen am wenigſten in das Syſtem, ſind nur ſo anhangsweiſe beigegeben und ſtanden in der erſten Ausgabe p. 76 gar am Ende einer unter den Text geworfenen Note. Was ungezwungen aus den Feuerbachiſchen Vorausſetzungen folgt, iſt nur dies, daß der h. Geiſt die Einheit der beiden göttlichen Perſonen iſt, deßhalb nehmlich, weil er übrigens etwas für dieſe Theorie ganz überflüſſiges iſt; aber als dieſe Einheit wird er im Chriſtenthum gar nicht gedacht und dargeſtellt, auch giebt unſer Philoſoph nicht den geringſten Beleg dazu; wir ſollen's ihm eben glauben.

Charakteriſtiſch iſt ferner die weiterhin folgende nähere Beſtimmung der zweiten Perſon, des Sohnes.

»Die zweite Perſon iſt die Selbſtbejahung des menſchlichen Herzens als des Princips der Zweiheit, des gemeinſchaftlichen Lebens — die Wärme, der Vater das Licht, obwohl das Licht hauptſächlich ein Prädikat des Sohnes war, weil in ihm die Gottheit erſt den Menſchen licht, klar, verſtändlich wird. Aber deſſen ungeachtet können wir dem Vater, als dem Repräſentanten der Gottheit, als ſolcher, des kalten Weſens der Intelligenz, das Licht, als hypertelluriſches Weſen, dem Sohne die Wärme, als telluriſches Weſen, zuſchreiben.« P. 100.

Das Chriſtenthum macht das Licht zum Prädikat des Sohnes, F. aber macht es zu dem des Vaters; es iſt etwas für F. ſo, »obwohl« es an ſich anders iſt; es iſt an ſich ſo, »deſſen ungeachtet« iſt es für F. nicht ſo; und das ſoll, um noch einmal an jene dreiſte Lüge zu erinnern, »eine ſachgetreue, ihrem Gegenſtande ſich auf's ſtrengſte anſchließende, hiſtoriſch-philoſophiſche Analyſe« ſein!

»Gott als Sohn erwärmt erſt den Menſchen; hier wird Gott aus dem Objekt des Auges, des indifferenten Lichtſinnes, ein Objekt des Gefühls, des Affekts, der Begeiſterung, des Entzückens, aber nur, weil der Sohn ſelbſt nichts Anderes iſt, als die Glut der Liebe, der Begeiſterung.« So ſchon im Original unterſtrichen, p. 100 f.

Der Sohn iſt alſo die Glut der Liebe, der Begeiſterung. Sonderbar! Dies iſt ja, wie wir kurz erſt hörten, wie zum Theil ſogar auf einer und derſelben Seite p. 100 zu leſen, der als Liebe, Repräſentation des religiöſen Affektes, der religiöſen Begeiſterung beſtimmte Geiſt. Nun aber ſoll es der Sohn ſein und zwar ausſchließlich; denn er iſt »nichts Anderes«, als dieſe Glut der Liebe, der Begeiſterung, Licht alſo gar nicht, wiewohl das Licht »hauptſächlich ein Prädikat des Sohnes war.« Giebt es einen Ausdruck, ein bezeichnendes Prädikat für etwas der Art?

Weiter iſt der Sohn »nichts, als das göttliche Herz, das ſich als göttliches Weſen gegenſtändliche menſchliche Herz.« P. 101 f. »Der Sohn Gottes iſt das milde, ſanfte, verzeihende, verſöhnliche Weſen, das weibliche Gemüth Gottes.« P. 105.

So z. B. wenn er in katholiſchen Legenden einem Sünder zürnt und Maria die Vermittlerin zwiſchen ihm und dem Verworfenen macht *), oder wenn er nach allgemein chriſtlicher Vorſtellung als furchtbarer Weltrichter in den Wolken erſcheint! Man leſe in Betreff des Letzteren Stellen, wie Matth. 16, 27. c. 24, 30 f. c. 25, 31 ff. Marc. 13, 26. Luc. 17, 24. c. 21, 27. 1 Theſ-

---

*) Vergl. Euſebius Emmeran, die Glorie der h. Jungfrau Maria, Nürnberg, Wien, München und Cöln 1841, p. 16 ff.

ſal. 1, 7 ff. *) nach, man vergleiche alle chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe, wo Chriſtus überall als der keineswegs bloß milde, ſanfte, verſöhnliche Richter der Lebendigen und der Todten bezeichnet wird!

Dies alſo zunächſt ein — gewiß glänzendes — Beiſpiel der, wie F. ſelber rühmt, mit der Sache ſelbſt vollkommen congruirenden anthropologiſch-kritiſchen Auffaſſungs- und Erklärungsweiſe. **) Nun zu einigen andern Proben der Art aus demſelben Buch.

Als »eine höchſt merkwürdige, das innerſte Weſen der Religion charakteriſirende Erſcheinung« wird p. 38 dieſe hervorgehoben, »daß, je menſchlicher im Weſen das göttliche Subjekt, um ſo größer ſcheinbar die Differenz zwiſchen Gott und Menſchen iſt, d. h. um ſo mehr von der Reflexion über die Religion, von der Theologie, die Identität des göttlichen und menſchlichen Weſens geläugnet und das Menſchliche, wie es als ſolches dem Menſchen Gegenſtand ſeines Bewußtſeins iſt, herabgeſetzt wird. Der Grund hievon iſt: weil das Poſitive in der Anſchauung des göttlichen Weſens allein das Menſchliche, ſo kann die Anſchauung des Menſchen, wie er Gegenſtand des Bewußtſeins iſt, nur eine negative ſein. Um

---

*) Hier heißt es: ..... »bei der Offenbarung des Herrn Jeſu vom Himmel, mit den Engeln ſeiner Macht in Feuerflammen, welcher Strafe zutheilt denen, ſo Gott nicht kennen und nicht gehorchen dem Evangelium unſeres Herrn Jeſu Chriſti, welche dann Pein leiden werden, ewiges Verderben vom Angeſichte des Herrn und von der Herrlichkeit ſeiner Macht.«

**) Vergleiche Wigand's Vierteljahrſchrift, 2. Band p. 203 :»Nein, man ſollte nicht gar ſo arg ſtutzen vor den böſen Geiſtern eines Feuerbach und Bauer! Freilich, wir wiſſen es wohl, was den chriſtlich Frommen gerade dieſe ſo entſetzlich macht. Es iſt die unangreifbare theoretiſche Wahrhaftigkeit und Entſchiedenheit, es iſt das vollkommen ſichere Bewußtſein des Sieges, aus dem heraus ſie leidenſchaftslos die ganze Geneſis und Exiſtenz des lange überwundenen Feindes erklären.« Es müſſen große Schwachköpfe ſein, die vor etwas ſo unſäglich Schlechtem zittern, eben ſo, wie diejenigen, die es als etwas glorreich Vollendetes mit freudigem Stolze begrüßen.

Gott zu bereichern, muß der Menſch arm werden, damit Gott Alles ſei, der Menſch nichts ſein.« Daran ſchließt ſich p. 39 der ſchon im Original unterſtrichene Satz: »Je mehr das Sinnliche negirt wird, deſto ſinnlicher iſt der Gott, dem das Sinnliche geopfert wird.« Dieſen Satz citirte F. ſelbſt, als er in den deutſchen Jahrbüchern für Wiſſenſchaft und Kunſt *), und zwar unter einem angenommenen Namen, ſo daß es ſchien, als citire ihn ehrenvollſt ein Anderer, das, wiewohl höchſt antipfäffiſch gemeinte, Werk eines alten, vertrauten Freundes vernichtete. Es giebt aber nichts Falſcheres, Abſurderes, als dieſen Satz, auf deſſen Erfindung F. ſo eitel iſt. Der chriſtliche Gott, ſo wie der chriſtliche Himmel, der nach F. daſſelbe iſt, was jener **), iſt nicht vor andern ſinnlich, weil ihm das Sinnliche vor andern geopfert wird. Der chriſtliche Gott verlangt, daß ihm die Natürlichkeit des Menſchen zum Opfer falle; man dient ihm durch Entſagung, durch Unterdrückung und Abſtumpfung der natürlichen Triebe und Begierden, durch Mortification, Abtödtung der ſinnlichen Lebendigkeit; er ſelbſt aber iſt nicht darum ein vorzugsweiſe naturaliſtiſch beſtimmter, ſinnlich lebendiger Gott, er iſt und bleibt Geiſt im negativen, abſtrakten, naturfeindlichen Sinn.

»Wohin tret' ich? Dieſe traur'ge Stille,
Kündigt ſie mir meinen Schöpfer an?
Finſter, wie er ſelbſt, iſt ſeine Hülle,
Mein Entſagen, was ihn feiern kann.«
Schiller in den Göttern Griechenlands.

---

*) S. hier Nr. 11 vom 14. Januar 1842, p. 41.

**) S. Weſen des Chriſtenthums, Kap. XIX. »Gott iſt nur der implicirte, involvirte Himmel, der wirkliche Himmel der explicirte Gott« P. 255. »Kein Unterſchied zwiſchen Gott und Himmel.« P. 258. »Somit iſt bewieſen, daß Gott der Himmel iſt, daß beide identiſch ſind.« P. 260. »Wie der Menſch ſeinen Himmel denkt, ſo denkt er ſeinen Gott, die Inhaltsbeſtimmung ſeines Himmels iſt die Inhaltsbeſtimmung ſeines Gottes.« Daſelbſt.

Es ſind insbeſondere die Freuden der irdiſchen Liebe, die man ihm opfert. Der wahre Chriſt — wie auch F. in dem Kapitel über Cölibat und Mönchthum p. 237—251 behauptet — lebt keuſch und ehelos. Eben ſo ſind aber auch mit der Idee des chriſtlichen Gottes jene Acte der Natur ganz unverträglich; es wäre der unchriſtlichſte aller Gedanken, die größte aller Blasphemieen, ihm ein Bedürfniß derſelben, eine Theilnahme an ihnen zuzuſchreiben, wie ſie nur heidniſchen Gottheiten, einem Jupiter, Bacchus u. ſ. w. ziemt; er zeugt zwar einen Sohn, aber nicht auf natürliche, ſondern auf übernatürliche Weiſe; er wird zwar Menſch, fühlt aber nicht, wie ein Menſch; er kommt zwar in's Fleiſch, das Fleiſch wird aber dadurch nicht affirmirt, ſondern negirt; er kommt nur deßhalb in's Fleiſch, um es zu tödten. Ganz ſo verhält es ſich auch mit dem chriſtlichen Himmel und dem Verhältniſſe des Chriſten zu ihm. Es opfert dieſer, um in den Himmel zu kommen, die als unheilig, ungöttlich, ſündig beſtimmten Freuden dieſer Welt; der Himmel aber, in den er zu kommen hofft, iſt nicht ein in dem Grade, als er der Welt und ihrer Luſt entſagt, weltfreudiger, ſinnlicher; die Seligkeit, die er erwartet, iſt nicht die eines Weltkindes, das ſich in Wonnen des Fleiſches berauſcht; er meint nicht, er werde jenſeits das dann geheiligte, von keinem ſteinernen Gaſte mehr geſtörte, luſtige Leben eines Don Juan führen. Einem Welt- und Naturmenſchen, einem Menſchen, der nicht ein ganz beſonders exaltirter ſpiritualiſtiſcher Schwärmer iſt, kann der Gedanke, in den Himmel zu kommen, kein lieblicher, reizender ſein; man wird ſelbſt unter den frömmeren Chriſten nur äußerſt wenige finden, die ſich aufrichtig den Tod wünſchen, um ſelig zu werden, denn

»Fremde, nie verſtandene Entzücken,
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich hier beglücken,
Tauſch' ich neue, die ich miſſen kann.«

Schiller in dem genannten Gedicht.

Es iſt auch hier wieder namentlich die im Chriſtenthum vorzugsweiſe unheilige, ſündige Luſt der Geſchlechtsliebe, was ausgeſchloſſen iſt. Dort wird man nicht freien, noch ſich freien laſſen, man wird den geſchlechtloſen Engeln gleichen, ſ. Matth. 22, 30. Marc. 12, 25. Luc. 20, 34 ff., zu welcher Stelle J. Fr. v. Meier in ſeinem Bibelwerke die Bemerkung macht: Die Auferſtandenen »ſind geſchlechtlos, nicht leibliche Eltern und Kinder mehr; die jetzige Zeugung iſt nur dem ſterblichen Fleiſch eigen, vergl. Röm. 8, 23.« F. ſelbſt ſagt p. 246: »Vom Himmel iſt das Princip der Geſchlechtsliebe als ein irdiſches, weltliches ausgeſchloſſen.« Eben ſo p. 250: »Das natürliche Princip der Ehe, die Geſchlechterliebe — mag auch die bürgerliche Ehe unzählige Male dieſem Princip widerſprechen — iſt im Chriſtenthum ein unheiliges, vom Himmel ausgeſchloſſenes.« Und p. 251: »Der Chriſt ſchließt vom Himmel das Gattungsleben aus; dort hört die Gattung auf, dort giebt es nur reine, geſchlechtloſe Individuen, »»Geiſter««, dort herrſcht die abſolute Subjektivität.« *) Und p. 268: »Was der

---

*) Ebendaſelbſt p. 251 wird in der Note Folgendes bemerkt. »Inſofern das religiöſe Bewußtſein alles zuletzt wieder ſetzt, was es anfangs aufhebt, das jenſeitige Leben daher zuletzt nichts Anderes iſt, als das wiederhergeſtellte diesſeitige Leben, ſo muß conſequent auch das Geſchlecht wiederhergeſtellt werden. Erunt .... similes angelorum. Ergo homines esse non desinent ... ut apostolus apostolus sit et Maria Maria. Hieronym. ad Theodoram viduam. Aber wie der jenſeitige Körper ein unkörperlicher Körper, ſo iſt nothwendig das dortige Geſchlecht ein differenzloſes d. i. geſchlechtloſes Geſchlecht.« Oben hatte F. vernünftig geſprochen; von dieſer Unnatur erhohlt er ſich, indem er ſeiner Narrheit wenigſtens in einer Note den Zügel ſchießen läßt. Wenn der jenſeitige Körper ein unkörperlicher, alſo kein Körper, das dortige Geſchlecht ein geſchlechtloſes, alſo kein Geſchlecht iſt, ſo wird im Jenſeits weder Körper noch Geſchlecht wiederhergeſtellt und die Sätze, daß das religiöſe Bewußtſein alles wieder ſetze, was es aufhebt, das jenſeitige Leben nichts Anderes, als das wiederhergeſtellte dieſſeitige ſei, fallen über den Haufen.

Chriſt ſchon hier von ſich ausſchließt, wie das Geſchlechtsleben, das iſt auch vom andern Leben ausgeſchloſſen.« Der Muhamedaner dagegen, der unbedenklich und mit Genehmigung ſeiner Religion in ſeinem Harem ſchwelgt, ſchließt dieſe Art von Genuß durchaus nicht von ſeinem Himmel aus. *) F. beruft ſich auf die katho-

---

*) Vergl. Oelsner, Mohamed, Frankfurt a. M. 1810. p. 53 f.: »Trifft den Gläubigen der Tod, ſo ſtürzt er ihn in den Schooß der Wollüſte, welche die Welt kennt, welche alle Welt wünſcht, nnd welche die muſelmänniſche Religion, ſtatt zu verdammen, empfiehlt und erhebt, indem ſie ſelbige in's Unendliche verlängert. Der Chriſt hat nur eine ſehr dunkle, wie in Nebel gehüllte Vorſtellung von dem Paradieſe, das ihn erwartet; ein demüthiger Sünder, erhält er nur aus Gnade Einlaß; der Muſelmann hingegen nimmt Platz in dem ſeinigen, wie ein junger Fürſt in dem Gebiete ſeiner Voreltern. Hier harren ſeiner Befehle 80,000 Sklaven, Schätze und unermeßliche Beſitzungen ſtehen ihm zu Gebote. Ein ewiger Frühling belebt das Grün ſeiner Gärten und Haine, wo des Herrſchers Willkür kühlenden Schatten und alle Arten köſtlicher Früchte ſchafft; man pflückt ſie ſtehend, ſitzend oder liegend. Wohlriechende Gerüche laden dich zu ſüßen Träumen beim Murmeln eines Quelles ein, wenn du nicht lieber in einem Luſthauſe von Rubinen und Hyacinthen ruhſt, wo allerwärts üppige Lager und alle Verfeinerungen weicher Genüſſe verbreitet ſind. Der Selige wandle oder dehne ſich nachläſſig an dem Ufer eines Baches, deſſen Wellen in einem Bette von gelbem Ambra, von Diamanten und Smaragden gleiten; nie quält ihn weder die Hitze des Tages, noch die Feuchte der Nacht Das Geflüſter der Bäume, Engelsſtimmen und ein äoliſcher Strom vom Throne des Ewigen herab füllen das Ohr mit dem Zauber der Muſik. Der Knecht Gottes, in Seide gehüllt, mit unterſchlagenen Beinen und auf einem herrlichen Teppich unter Blumen ſitzend, ertheilt Befehle. Augenblicklich bringt man ihm herrliche Speiſen in goldenen Schüſſeln, dreihundert auf jeden Gang. Kaum iſt das Mahl geendigt, ſo verhaucht er es als Wohlgeruch, um dagegen ein anderes einzunehmen mit erhöhter Luſt. Dreihundert ſchöne Edelknaben, in ihrem Zuge einer Schnur ächten Geſchmeides gleich, bringen Taſſen und Gefäße aus Kriſtall und gießen ihm Getränke des Paradieſes, Getränke köſtlicher Art, welche die Seele erheitern, ohne zu berauſchen. Zwei und ſiebenzig unſterbliche Nymphen mit ſchwarzen Augen und ſchneeweißem Leibe, friſch wie der Morgenthau, rein und glänzend, wie das Mittagslicht, voll ſittſamer Schaam, in ausgehöhlten

liſche Maria, in welcher der chriſtliche Mönch den Erſatz für die Gemeinſchaft mit irdiſchen Frauen fand. „Die Mönche gelobten die Keuſchheit dem göttlichen Weſen, ſie negirten die Geſchlechtsliebe an ſich, aber dafür hatten ſie im Himmel, in Gott, an der Jungfrau Maria das Bild des Weibes, ein Bild der Liebe. Sie konnten um ſo mehr des wirklichen Weibes entbehren, je mehr ihnen ein ideales, vorgeſtelltes Weib ein Gegenſtand wirklicher Liebe war. Je größere Bedeutung ſie auf die Negation der Sinnlichkeit legten, je größere Bedeutung hatte für ſie die himmliſche Jungfrau, ſie trat ihnen ſelbſt an die Stelle Chriſti, an die Stelle Gottes.“ P. 39. Worauf denn unmittelbar die Behauptung folgt: »Je mehr das Sinnliche negirt wird, deſto ſinnlicher iſt der Gott, dem das Sinnliche geopfert wird.« Aber hat ſich denn der Mönch ſeine Maria, der er in Keuſchheit diente, als eine Venus vulgivaga gedacht? Die h. Jungfrau iſt nie und nirgend anders gedacht worden, als rein und unbefleckt, auch wenn ſie noch ſo mild, ſo herablaſſend erſchien, und das hätte durchaus nicht der Fall ſein können, wenn jene Behauptung richtig wäre; ſie hätte vielmehr als das unzüchtigſte aller Weſen gedacht werden müſſen. Eben ſo war es bei der römiſchen Veſta und ihrem Cult; die Veſtalinnen mußten rein von geſchlechtlichem Umgange ſein, und ihre Göttin war es ebenfalls, war ihr Vorbild in ſolcher Enthaltſamkeit. Einer Venus hingegen weihte man ſich in ſinnlicher Liebesluſt, und ſie ſelbſt war ſinnlich nnd hingebend, wie ihr Dienſt. So ſtimmt die Beſchaffenheit einer Gottheit immer und überall mit der ihres Cultus überein, wie denn auch wieder F. ſelbſt zu behaupten kein Bedenken trägt. Denn es pflegt derſelbe von allem, was er ſagt, auch das Gegentheil zu ſagen, nicht etwa planmäßig und abſichtlich, als ein ſich

---

Rieſenperlen lauſchend, werfen Blicke nur auf die Seeligen. Kein Menſch, kein Engel darf ſie berühren, nur ihr Gemahl, deſſen Stärke nach jedem Ermatten wächſt.“

durch lauter Widerſprüche und ihre Auflöſung künſtlich hindurchbewegender Dialektiker, ſondern in der zufälligen, beliebigen Weiſe einer reinen Halt- und Bewußtloſigkeit. Und ſo iſt denn auch der ihm von uns entgegengeſtellte Satz, daß das Weſen einer Gottheit erfahrungsgemäß keinen Gegenſatz mit dem ihres Cultus bilde, daß beide, die Gottheit und die Art, ihr zu dienen, vielmehr auf das genaueſte übereinzuſtimmen pflegen, ganz ausdrücklich bei ihm ſelbſt zu finden. Der oben erwähnte Freund Feuerbach's, der unter dem Namen Euſebius Emmeran eine Sammlung marianiſcher Gedichte herausgab, wollte durch dieſe zeigen, wie die urſprünglich ſo herbe, ſtrenge Geſtalt Maria's durch den affirmativen Genius der germaniſchen Stammnatur gemildert, d. h. ſinnlicher, naturaliſtiſcher beſtimmt worden ſei. Das hätte ſich F. in ſeiner Art ſehr wohl zu Nutze machen können, ohne dem befreundeten Dichter ſo feindlich wehe zu thun; er trat aber wider alles Vermuthen als ſchonungslos daniederſchlagender Gegner auf, indem er namentlich die zu Grunde liegende, abſtrakt geiſtige Natur der altchriſtlichen Göttin als diejenige geltend machte, die hier allein zu beachten ſei. »Maria«, ſagt er p. 20 der angeführten Zeitſchrift vom Jan. 1842, »iſt weſentlich eine negative, naturwidrige Geſtalt, nichts Anderes, als die naturwidrige katholiſche Caſtität in einer Perſon. Sie heißt darum ausdrücklich die magistra virginitatis oder castitatis, und der Maria dienen, ſich weihen, vermählen, heißt nichts Anderes, als ſich, zwar nicht leiblich, aber geiſtig caſtriren, ſich entmannen.« *) So auch daſelbſt p. 42: Maria »bleibt doch immer die

---

*) Vergl. Weſen des Chriſtenthums p 204: »Tantum denique abest incesti cupido, ut nonnullis rubori sit etiam pudica conjunctio. M. Felic. Oct. c. 31. Der Pater Gil war ſo außerordentlich keuſch, daß er kein Weib von Geſicht kannte, ja er fürchtete ſich ſogar, nur ſich ſelbſt anzufaſſen, se quoque ipsum attingere quodammodo horrebat.« .... »Aber das oberſte, das göttliche Princip dieſer

heikle, naturſcheue, immaculirte Jungfer, die allein ſchon durch den Anblick einer nackten Wade oder Zehe auf's tiefſte verletzt wird, ſ. Pater Pemble's Quodlibet.“ Und ſ. 44: „Maria iſt nicht einmal ein veritables Weib. Sie iſt vielmehr, wie gezeigt, als die religiöſe Feier und Verherrlichung der trocknen, immaculirten, perpetuirlich fixirten Jungferſchaft eine dem hingebenden Weſen des Weibes, überhaupt der Natur, der Vernunft, dem guten Geſchmacke zuwidere, kurz eine unäſthetiſche Geſtalt.“ Und p. 41: »Veſta konnte doch ihre Jungfräulichkeit verlieren und hätte ſie auch wirklich beinahe verloren; aber die Maria konnte ſie nicht verlieren und verlor ſie ſelbſt nicht durch die Mutterſchaft.“ So war ſie alſo noch vollkommener unſinnlich, als die heidniſche Göttin, und doch ſoll ſie die Behauptung beweiſen, daß ein Cultus in dem Grade, in welchem er unſinnlich iſt, eine gegentheilig beſtimmte, ſinnliche Gottheit habe. Mit der vollſten Beſtimmtheit endlich wird ebendaſelbſt p. 40 eine durchgängige abſolute Gleichheit des Cultus und ſeiner Gottheit behauptet: »Qualis rex, talis grex. Ein äſthetiſcher Cultus hat nothwendig eine äſthetiſche, ein unäſthetiſcher nothwendig eine unäſthetiſche Geſtalt zur Vorausſetzung.« So kann man alſo auch ſagen: Ein ſinnlicher, keuſcher Cultus hat nothwendig eine ſinnliche, keuſche, ein unſinnlicher, unkeuſcher eine unſinnliche, unkeuſche Geſtalt zur Vorausſetzung. Wie in aller Welt ſoll dies aber mit dem nicht nur im Weſen des Chriſtenthums aufgeſtellten, ſondern auch in eben dieſer Recenſion nachdrücklichſt wiederholten und citirten Satze ſtimmen: »Je mehr das Sinnliche negirt wird,

---

hyperphyſiſchen Delicateſſe iſt die Jungfrau Maria; daher ſie bei den Katholiken heißt: Virginum gloria, Virginitatis corona, Virginitatis typus et forma puritatis, Virginum vexillifera, Virginitatis magistra, Virginum prima, Virginitatis primiceria.“

deſto ſinnlicher iſt der Gott, dem das Sinnliche geopfert wird«?

C. Frantz, über den Atheismus, Berlin 1844, p. 130 f. macht folgende Bemerkung. »Die Chriſten, ſagt Herr Feuerbach, hielten die Welt für nichtig, aber ſie wollten doch die Freuden des Lebens genießen; hier auf Erden galt ihnen das Familienleben gering, aber dafür ſchwelgten ſie in der Anſchauung der himmlichen Familie. *) Aber warum findet ſich denn dieſe himmliſche Familie auch bei den Heiden, die ja die Welt gar nicht verläugneten?« Daſ. p. 130 f. Hätte es doch Herr Hettner, der Vertreter Feuerbach's gegen Frantz, der Mühe werth gefunden, auf dieſen gar nicht verächtlichen Einwurf Rede zu ſtehen! Es wäre dies freilich etwas ſchwieriger geweſen, als zu ſagen: »Auf die nähere Kritik können wir uns nicht einlaſſen.« **)

Der ſich in religiöſer Vorſtellung aus ſich hinausſetzende Menſch, ſagt F., entleert ſich ſo und ſtattet mit den Beſtimmungen ſeines Weſens, die er als ſeine eigenen, menſchlichen negirt, eine chimäriſche göttliche Perſönlichkeit aus. Was der Menſch in Gott ſetzt, das nimmt er alles aus ſich ſelbſt, deſſen beraubt er ſich, um ſeinen Gott zu beſchenken, und weſſen er ſich nicht beraubt, das entbehrt nothwendig ſein Gott; einer von beiden, der Menſch oder ſein Gott, muß arm ſein, während der andere reich iſt, muß haben, während der andere nicht hat; beide zugleich können nicht reich oder arm ſein, haben oder nicht haben, denn immer iſt der eine nur auf Koſten des andern bejahend beſtimmt, ſo wie immer nur zu Gunſten des andern verneinend. Es wird dieſe ſcharfſinnige Entdeckung neuſtens auch wieder im Weſen des Glaubens, und zwar mit großem Nachdruck, hervorgehoben und darauf die ſchneidend ſcharfe Forderung gegründet: »Willſt du Gott haben, ſo gieb den Menſchen auf, willſt du den Menſchen haben, ſo verzichte auf Gott, oder du haſt keinen von beiden.« Weſen des Glaubens p. 2.

---

*) Vergl. Weſen des Chriſtenthums p. 108: »Der dreieinige Gott iſt ein inhaltsvoller Gott, deßwegen da Bedürfniß, wo von dem Inhalt des wirklichen Lebens abſtrahirt wird. Je leerer das Leben, deſto voller, deſto concreter iſt Gott. Die Entleerung der wirklichen Welt und die Erfüllung der Gottheit iſt ein Act. Nur der arme Menſch hat einen reichen Gott. Gott entſpringt aus dem Gefühl eines Mangels; was der Menſch vermißt — ſei dieſes nun ein beſtimmtes, darum bewußtes, oder unbewußtes Vermiſſen — das iſt Gott. So bedarf das troſtloſe Gefühl der Leere und Einſamkeit einen Gott, in dem Geſellſchaft, ein Verein ſich innigſt liebender Weſen iſt.« Was in dieſen Worten Wahres enthalten — denn allerdings iſt Gott, was der Menſch nicht iſt, z. B. ewig — — wird unten zur Sprache kommen.

**) Wigand's Vierteljahrſchrift, 2. Band, p. 90. Auf beide genannte Herren werden wir unten beſonders zu ſprechen kommen.

Aber hatten denn die Griechen nicht einen ganzen Kreis von Göttern, die mit menſchlichen Beſtimmungen auf's reichſte ausgeſtattet waren? Entleerten ſie ſich ſelbſt, indem ſie in der Vorſtellung göttlicher Fülle ſchwelgten? Nahmen ſie ſich etwas, indem ſie es ihren Göttern gaben, entbehrten ſie etwas, von dem ſie glaubten, daß es ihre Götter genöſſen? Enthielten ſie ſich des Zechens, weil ihre Götter zechten, des Lachens, weil ihre Götter lachten, der Liebe, weil ihre Götter liebten? Sie ſtellten ſich ihre Götter menſchlich vor, unendlich menſchlicher, als die Chriſten ſich ihren Gott und ihre Heiligen im Himmel dachten, und behielten doch ihre ganze poſitive Menſchlichkeit; die Chriſten gaben dieſe auf, verſetzten ſie aber nicht darum in den Himmel; das Leben, das Gott und ſeine Heiligen in dieſem Himmel führte, war kein menſchliches, irdiſch vergnügliches; denn ein ſolches galt in jeder Beziehung für ungöttlich und unheilig, wurde nicht dieſſeits negirt, um jenſeits wiederhergeſtellt zu werden; und ſo war beides arm, der Himmel eben ſo gut, als die Erde, wie bei den Griechen beides reich. Die göttliche Familie des Chriſtenthums, dieſer Vater, dieſer Sohn, dieſe Mutter, waren keine wahre Familie, da das weſentliche Moment der Natürlichkeit fehlte; die griechiſchen Götter dagegen, welche in vollem, natürlichem Sinne des Wortes zeugten, machten eine wahre Familie aus; niemand aber dachte daran, das Familienleben unter den Menſchen zu verwerfen und aufzugeben; es gab keine Mönche und Nonnen, keine Heiligen, die das Weib ſorgfältiger mieden, als die Peſt. Mit jener anthropologiſchen Geneſis des Göttlichen und Himmliſchen iſt es alſo ſchlechterdings nichts; ſie iſt der ungereimteſte aller Gedanken, die jemals gefaßt worden ſind. Hätte F. doch nur die Götter Griechenlands von Schiller geleſen oder vor Augen gehabt! Es braucht nicht mehr, als die Erinnerung an dies bekannte, ſchon oben benützte Gedicht, um ſeine ganze Theorie über den Haufen zu ſtoßen.

»Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland,
Ach, da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia!«

Schöne Götter regierten eine ſchöne Welt; als das Göttliche aufhörte, ſchön zu ſein, da war auch die Welt nicht mehr ſchön.

»Finſtrer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt;
Glücklich ſollten alle Herzen ſchlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne,
»Keiner Freude ſchämte ſich der Gott,« u. ſ. w.

Das alles müßte nach F. ganz anders geweſen ſein, da er zum genetiſchen Princip der Religion die reine Umkehrung und Entgegenſetzung macht, ſo daß Menſch und Gott, Erde und Himmel, Dieſſeits und Jenſeits ſtets das völlige Widerſpiel ſeien; die Griechen mit ihrem vollen, reichen, heitern Daſein und Leben hätten einen ganz abſtrakten, negativen Himmel und Gott, die Chriſten dagegen mit ihrem düſtern Anachoreten- und Kloſterleben, mit ihren wüſten Weltentſagungen und Mortifikationen einen ſo vollen, reichen, heitern Götterhimmel haben müſſen, wie der Olymp der Griechen war.

Daß ein gewiſſer Gegenſatz zwiſchen Menſchlichem und Göttlichem, Irdiſchem und Himmliſchem überall Statt findet, das iſt allerdings richtig; derſelbe beruht aber nicht darauf, daß der Menſch, als religiöſer, dasjenige, was er wirklich iſt und hat, ſich ſelber nimmt und in ein göttliches, himmliſches Jenſeits verlegt, ſondern darauf, daß er ſeinen Göttern, ſeinem Himmel dasjenige zuſchreibt, was er nicht iſt und hat, nicht ſein und haben kann, was in der That ein Nicht- und Uebermenſchliches iſt. So dachten ſich die Griechen ihre Götter als menſchliche Individuen, wie ſie ſelber waren, aber als nicht ſo dem Alter und Tode unterworfene, als ewige, unſterbliche, ſo wie ſich ſelbſt als nicht ewige, als ſterbliche; dies letztere aber mußten ſie, wenn ſie nicht von Sinnen waren; denn ſie ſelber waren ja nicht ewig und unſterblich, wie ſie ſich ihre Götter dachten; ſie ſtatteten alſo ihre Götter nicht mit einer Vollkommenheit aus, die ſich ſelber nahmen, ſondern mit einer, die ſie ſich gar nicht nehmen konnten, weil ſie ſie nicht hatten. Was ſie hatten, das gaben ſie ihren Göttern, behielten es aber auch ſelbſt; was ſie nicht hatten, von dem glaubten ſie, daß es ihre Götter hätten. Auf entſprechende Weiſe verhält es ſich, wenn wir unſern Gott als ein über alle Schranken der Zeit erhabenes Weſen denken, das keinen Anfang und kein Ende habe. Wir nehmen uns hier nicht etwas und geben es Gott, denn wir ſind ja nicht ohne Anfang und Ende; ſelbſt von unſerer Gattung müſſen wir wenigſtens ſo viel geſtehen, daß ſie einen Anfang genommen. F. bringt im Weſen des Glaubens p. 1 ff. mehrere Stellen von Luther bei, woraus erhellen ſoll, daß der Menſch ſich ſeine Vorſtellung von Gott nur dadurch bildet, daß er ſich ſelber deſſen beraubt, was er Gott beilegt; hier kommt bei Luther unter andern Gegenſätzen auch der vor, daß Gott »von Ewigkeit iſt und in Ewigkeit bleibt,« der Menſch dagegen »mitten im Tode lebet alle Augenblicke.« Darauf wird mit unſinnigem Triumphe alſo fortgefahren: »Jedem Mangel im Menſchen ſteht eine Vollkommenheit in Gott gegenüber, Gott iſt und hat gerade das, was der Menſch nicht iſt und hat. Was man Gott beilegt, wird dem Menſchen abgeſprochen, und umgekehrt, was man dem Menſchen giebt, entzieht man Gott.« Die Meinung iſt, daß der Menſch der Vollkommenheit, die er ſich abſpricht und Gott beilegt, nicht wirklich ermangele, daß er vielmehr der wahre und alleinige Beſitzer derſelben ſei, daß es ſomit in ſeiner Macht ſtehe, daß er dazu berechtigt, ja zu einer Zeit philoſophiſcher Selbſtenttäuſchung, wie die jetzige, verpflichtet und genöthigt ſey, jede ſolche Vollkommenheit mit Aufgebung des Glaubens an das ihn beraubende, entleerende Göttliche als ſeine eigene zu betrachten, was denn auch beſtimmt gefordert wird. Der ſo nahe liegende Gedanke, daß man ſich beſonnener Weiſe doch nicht als ein Weſen ohne Anfang und Ende betrachten kann, kommt dieſem großen Denker nicht.

»Die Religion iſt das Verhalten des Menſchen zu ſeinem eigenen Weſen — darin liegt ihre Wahrheit und ſittliche Heilkraft — aber zu ſeinem Weſen nicht als dem ſeinigen, ſondern als einem andern, von ihm unterſchiedenen, ja entgegengeſetzten Weſen — darin liegt ihre Unwahrheit, ihre Schranke, ihr Widerſpruch mit Vernunft und Sittlichkeit, darin die unheilſchwangere Quelle des religiöſen Fanatismus, darin das oberſte, metaphyſiſche

Princip der blutigen Menſchenopfer, kurz, darin die prima materia aller Gräuel, aller ſchaudererregenden Scenen in dem Trauerſpiel der Religionsgeſchichte.« Weſen des Chriſt. p. 293.

Hiernach müßte jede Art von Religion eine Quelle von Grauſamkeiten und mörderiſchen Gräueln ſein. Eine rein milde, menſchenfreundliche Religion, eine Religion ohne fanatiſche Negationen, ohne Menſchenopfer und andere dergleichen Barbareien, oder eine, die ihnen gar feindlich entgegenträte, könnte es ſchlechterdings nicht geben, wie denn auch F. beſtimmt genug p. 507 ſagt: »Der Glaube opfert Gott den Menſchen auf. Das Menſchenopfer gehört ſelbſt zum Begriffe der Religion. Die blutigen Menſchenopfer dramatiſiren nur dieſen Begriff.« Es gab aber Religionen, die zu den menſchen- und thieropfernden einen entſchiedenen Gegenſatz bildeten. »Der reine Sonnendienſt,« ſagt Bohlen im alten Indien I. p. 144,« pflegt an ſich keine blutigen Opfer zu haben, ſondern mild und heiter, wie das wohlthätige Geſtirn ſelbſt zu ſein; die Apalachiten in Florida meinten, wie die alten Perſer, daß es die Sonne nicht gern ſehe, wenn man ihre lebenden Geſchöpfe vernichte, weßhalb ſie nur Weihrauch und Specereien zum Opfer brachten.« *) Wie will das F. mit ſeiner Theorie vereinigen? Es zeigt ſich hier, wie falſch es iſt, alles, was Religion heißt, über einen Leiſten zu ſchlagen. Man kann hier keine allgemeine Geneſis aufſtellen, nicht Alles aus demſelben Princip ableiten, nicht Alles unter denſelben Geſichtspunkt bringen; man muß vielmehr mit aller Schärfe zweierlei Arten von Religion unterſcheiden, von denen nur die eine die principielle Quelle von Gräueln iſt; es iſt dies nehmlich diejenige, in welcher ein ſpiritualiſtiſcher, antinaturaliſtiſcher Gott verehrt wird; da gilt es, das natürliche,

---

*) Vergl. Sitten der Wilden I. p. 441 nach Bohlen.

weltliche Daſein zu negiren, da iſt Mord und Vernichtung ein heiliges, gottgefälliges Werk, ja das heiligſte, gottgefälligſte, das im Grunde einzige, worauf es ankommt, was weſentlich zu vollbringen iſt.

»Der geſchichtliche Fortgang in den Religionen beſteht darin, daß das, was der frühern Religion für etwas Objektives galt, jetzt als etwas Subjektives, d. h. was als Gott angeſchaut und angebetet wurde, jetzt als etwas Menſchliches erkannt wird. Die frühere Religion iſt der ſpäteren Götzendienſt: der Menſch hat ſein eigenes Weſen angebetet. Der Menſch hat ſich verobjektivirt, aber den Gegenſtand nicht als ſein Weſen erkannt; die ſpätere Religion thut dieſen Schritt; jeder Fortſchritt in der Religion iſt daher eine tiefere Selbſterkenntniß.« Weſ. des Chriſt. p. 19.

Hier hat ſich F. einen recht artigen Entwurf zu einer allgemeinen Religionsphiloſophie gemacht. Der Menſch wird ſich in der Religion ſeines Weſens bewußt nicht als ſeines eigenen, ſondern als eines andern, fremden, außer ihm ſeienden; er wird ſich ferner in dieſer Weiſe verſchiedener Beſtimmungen ſeines Weſens bewußt, die den beſondern Inhalt der verſchiedenen Religionen ausmachen. Eine Religion bringt eine ſolche Beſtimmung zum Bewußtſein, aber als eine außer- und übermenſchliche, göttliche; nun kommt eine andere Religion und ſpricht es aus, daß dieſe Beſtimmung vielmehr eine menſchliche iſt, ſie ſelbſt aber ſetzt eine andere als außer- und übermenſchlich, die dann von einer dritten Religion eben ſo degradirt und vermenſchlicht wird, und ſo fort, bis endlich aller Schein der Außer- und Uebermenſchlichkeit vernichtet und der Menſch ſich ſeines ganzen Weſens als ſeines eigenen bewußt geworden iſt.

Sehen wir, ob ſich das wirklich ſo verhalte, nehmen wir irgend ein geſchichtliches Beiſpiel vor! Das nächſte iſt das Chriſtenthum; wie hat ſich dieſes gegen die ihm vorausgegangenen, von ihm vorgefundenen Religionen erklärt? Hat es geſagt, ſie ſeien bloß menſchlichen Urſprungs und Inhalts, Juden und Heiden hätten in ihren Göttern nur ſich ſelbſt, ihr eigenes Weſen verehrt? Nicht im geringſten. Das Judenthum behielt den Rang einer göttlichen Offenbarung. Der Gott der Juden wurde nicht für einen Nicht-Gott erklärt, man behauptete nicht, daß Abraham, als er von ſeinem Gotte den Befehl erhielt, ſeinen Sohn zu opfern, dieſen Befehl nur von ſich ſelbſt erhalten habe, oder daß Moſe, als ihm Jehova im feurigen Buſche erſchien, in dieſer Geſtalt nur ſich ſelbſt erſchienen ſei. Was aber die heidniſchen Götter betrifft, ſo wurden dieſe auch nicht zu einem bloß Menſchlichen gemacht, denn man erklärte ſie für Teufel. F., in gewohnter Weiſe ſich ſelber ſchlagend, ſagt dies ſogar ſelbſt p. 380 derſelben Schrift: »Der Glaube kennt keinen andern Unterſchied, als den zwiſchen Gottes- und Götzendienſt. Der Glaube allein giebt Gott die Ehre; der Unglaube entzieht Gott, was ihm gebührt. Der Unglaube iſt eine Injurie gegen Gott, ein Majeſtetsverbrechen. Die Heiden beten Dämone an; *ihre Götter ſind Teufel*. »»Ich ſage, daß die Heiden, was ſie opfern, das opfern ſie den Teufeln und nicht Gott. Nun will ich nicht, daß ihr in der Teufel Gemeinſchaft ſein ſollt.«« 1. Korinth. 10, 20. Der Teufel iſt aber die Negation Gottes; er haßt Gott, will, daß kein Gott ſei. So *iſt der Glaube blind gegen das Gute und Wahre, welches dem Götzendienſte zu Grunde liegt; ſo erblickt er in allem, was nicht ſeinem Gott d. i. ihm ſelbſt huldigt, Götzendienſt und im Götzendienſt nur Teufelswerk.*« So auch p. 382: »Nur ſeit der Zeit, wo an die Stelle der Macht des Glaubens die Macht der naturwahren Einheit der Menſchheit, die Macht der Vernunft, der Humanität getreten, erblickt man auch im Polytheismus, im Götzendienſt überhaupt Wahrheit, oder ſucht man wenigſtens durch poſitive Gründe zu erklären, *was der in ſich ſelbſt befangene Glaube nur aus dem Teufel ableitet.*«

Man ſieht, es herrſcht hier die reinſte Subjektivität, Willkür und Ungebundenheit des Auffaſſens, Beſtimmens, Erklärens und Darſtellens *); der Philoſoph hat einen Einfall; er ſchreibt ihn hin, ohne alles weitere Nachdenken, ohne alle Prüfung, und das in Rückſicht hiſtoriſcher Gegenſtände, wo es ſo leicht iſt, ſo nahe liegt, zuzuſehen, ob der gefaßte Gedanke der Wirklichkeit entſpreche. Es wird etwas behauptet, und eben ſo gut auch das vollkommene Gegentheil, ſo wie man es eben braucht, hier dieſes, dort jenes, hier vielleicht einmal etwas Wahres, nicht um ſeiner Wahrheit willen, ſondern weil es gerade in dieſen beſondern Zuſammenhang paßt, dort etwas total Unwahres aus demſelben Grund. **) An einen innern, conſequenten Zuſammenhang iſt bei dieſen liederlichen Arbeiten nicht zu denken; es geht ſo weit, daß die ſchreiendſten, unauflöslichſten Widerſprüche dicht neben einander auftreten. Dort p. 19, wo die ausgehobene Stelle über den geſchichtlichen Fortgang in den Religionen ſteht, wird ganz beſtimmt erklärt, daß alle Religion nichts weiter ſei, als das Verhalten des Menſchen zu ſich ſelbſt, zu ſeinem eigenen Weſen, als zu einem andern, in der Vorſtellung aus ſich hinausverlegten — Feuerbach's bekannter Hauptgedanke; gleich darauf p. 20 heißt es aber: »Die Religion, *wenigſtens die chriſtliche*, iſt das Verhalten des Menſchen zu ſich ſelbſt.« Alſo giebt es eine oder mehrere Religionen, welche nicht das Verhalten des Menſchen zu ſich ſelbſt ſind. Und dieſes Buch iſt bereits in einer zweiten, überarbeiteten Ausgabe da, ohne daß der Verfaſſer dieſe ungeheuern Gedankenloſigkeiten bemerkt und zu verwiſchen geſucht.

---

*) Man erinnere ſich hiebei des Contraſtes wegen der oben citirten Worte Feuerbach's: »Hegel verfährt willkürlich, ich nothwendig.«

**) Doch iſt dieſer Art zu philoſophiren nur bei dem Letzteren ganz wohl; ſie iſt wahr nur aus Noth, unwahr hingegen aus Neigung. Das Hauptgewicht wird auf die allerverrückteſten Sätze gelegt und von vernünftigen Erörterungen auf ſie der zum Theil ganz luxuriöſe Sprung gemacht, vergl. oben p. 100 die Note.

II.

Ein Gegner Feuerbach's.

Ein Herr Conſtantin Frantz hat geſchrieben:

Ueber den Atheismus
mit beſonderer Bezugnahme auf Ludwig Feuerbach.
Berlin 1844.

Die Abſicht dieſes modernen Denkers iſt alles Ernſtes dieſe, die Vernunft zu vernichten. Ceterum censeo, rationem esse delendam, ſagt er p. 10. Vernunft und Glaube widerſprechen einander; dieſer Widerſpruch muß gehoben werden, und zwar durch „ein radikales Mittel,“ das in gänzlicher Entfernung der einen Seite beſteht, als welche, wie bei Andern der Glaube, ſo hier die Vernunft beſtimmt wird. „Es iſt ſehr einfach und beſteht in der Abſchaffung der Vernunft, der ewigen Geſetze, womit denn aller und jeder Rationalismus für immer zu Grabe getragen iſt.“ P. 119. Daran ſchließt ſich Folgendes. »Die Theologie unterwarf die Vernunft dem Glauben, ſo daß ſie an und für ſich wohl die Quelle der Wahrheit ſein, nur aber für die Religion nicht ausreichen ſollte. Dies iſt Unfreiheit. Sagen wir hingegen, daß die Vernunft überhaupt gar nicht das Princip der Wahrheit ſei, ſo iſt es ſchon keine Unfreiheit mehr, das Vernunftwidrige, d. h. das Wunderbare anzunehmen, im Gegentheil, es fördert die Freiheit, daß wir uns von einer ſolchen Chimäre, wie die Vernunft iſt, losmachen; und endlich, was wir an die Stelle der Vernunft ſetzen, iſt die Freiheit ſelbſt.«

P. 120. »Die Freiheitslehre erkennt daher das Wunderbare ohne alles Bedenken an, und es würde ſie nicht kränken, wenn auch noch tauſendmal mehr Wunder geſchehen wären; ſie nimmt den ganzen Inhalt der poſitiven Religion in ſich auf.« P. 120. »Und dies ſei nun das letzte Wort über die Vernunft und ihre ewigen Geſetze; denn ſie ſind mir bereits ſo zum Eckel, daß mir ſchlimm wird, wenn ich ſie nur nennen muß. P, 121,

Man muß in dieſer ſchmählichen Zeit ſo unerträgliche Dinge erleben, daß man lieber gar nicht mehr leben möchte. Wie es unſere antireligiöſen Freiheitslehrer treiben, haben wir vor Augen gelegt; hier nun iſt ein religiöſer, und wie es mit dieſem ſteht, davon liegt eine Probe vor.

Wir heben nur noch folgende, einen intereſſanten Punkt berührende Stelle aus.

»Wie wenig ſtimmt es doch mit den Thatſachen, daß das Chriſtenthum aus den Bildungselementen ſeiner Zeit hervorgegangen ſei!« — »Wie kommt es doch, daß gerade die Gebildeten, die ja am beſten die Zeichen der Zeit begreifen mußten, das Chriſtenthum verwarfen, ja kaum beachteten, wenn es doch eine geſchichtliche Entwicklung ſein ſoll? Und überhaupt, wenn es ein geſchichtliches Produkt wäre, ſo würde die Geſchichte damit in geradliniger Entwicklung fortgeſchritten ſein, während im Gegentheil die ganze alte Weltbildung zerfällt, ſo wie das Chriſtenthum erſcheint, zum deutlichen Beweiſe, daß es ſelbſt nicht aus dieſer Bildung hervorgegangen iſt, ſondern einen übergeſchichtlichen Urſprung hat, weßhalb denn eben mit ſeiner Erſcheinung in der Welt eine ganz neue Geſchichte anfangen mußte.« Daſ. p. 118 f.

Was hier gegen die Auffaſſung des Chriſtenthums, als einer in ſtetigem, ununterbrochenem Fortgange menſchlicher Entwicklung zu Wahrerem, Beſſerem, Vollkommnerem auftretenden, ſich zu der alten Weltbildung der Griechen und Römer als höhere Stufe verhaltenden weltgeſchichtlichen Erſcheinung eingewandt wird, das möchte denjenigen, die ihm eine ſolche Stellung und Bedeutung anweiſen, allerdings ſchwer zu beantworten ſein. Was aber die auf die Abweiſung eines continuirlichen Entwicklungsprozeſſes gegründete Behauptung eines übernatürlichen Urſprungs der chriſtlichen Religion betrifft, ſo würde ein reiner, ächter, vollendeter Gegner derſelben eine Erwiederung in Bereitſchaft haben, der ebenfalls nicht leicht zu begegnen ſein dürfte, und durch deren überzeugende Entkräftung ſich Herr Frantz ein großes Verdienſt um dieſe Religion erwerben würde. Ein ſolcher würde ſagen können, daß es eine ganz natürliche, alles Uebergeſchichtliche unnöthig machende Anſicht der Sache gebe, daß nehmlich in der Geſchichte Zeiten des Fortſchritts und der Bildung mit ſolchen wechſeln, die einen entgegengeſetzten Charakter zeigen, daß, wenn eine Culturſtufe der Menſchheit vollſtändig durchgeführt, die von ihrem Principe beherrſchte Welt in ihrer Auflöſung begriffen und ein an die Stelle zu ſetzendes Neues, Höheres noch nicht vorhanden iſt, culturfeindlichen Principien und Tendenzen, die ſonſt auf ein dunkles, bedeutungsloſes Daſein beſchränkt ſind, eine Möglichkeit des Hervortretens, ein Spielraum der Entwicklung gegeben ſei, und daß unter dieſen Geſichtspunkt auch das Chriſtenthum falle. Daſſelbe ſei eben nichts Anderes, als ein jüdiſcher Barbarismus, der, als die alte Culturwelt in Trümmer ging, die ſich bietende Gelegenheit benützte, ſein niedergedrücktes Haupt zu erheben und ſich eine welthiſtoriſche Geltung und Exiſtenz zu geben, die der Menſchheit zu nichts weniger, als zum Heile gedient, der in der Culturgeſchichte derſelben mit Wahrheit und Aufrichtigkeit keine andere Bedeutung, als die einer retrograden Bewegung einzuräumen ſei; daher denn auch der Bildungstrieb der neueren Zeiten weſentlich die Wendung genommen, auf die vom Chriſtenthum verachtete und verworſene heidniſche Weltbildung zurückzugehen.

III.

Ein Vertreter Feuerbachs.

Als ſolcher tritt in Wigand's Vierteljahrſchrift 2. Band, Leipzig 1844, p. 75 ff. ein gewiſſer Hermann Hettner auf. Sein Aufſatz iſt überſchrieben: »Zur Beurtheilung Ludwig Feuerbach's.« Seine Stellung und Schreibart iſt hinſichtlich Feuerbach's die eines unbedingten Verehrers, Bewunderers und Wiederhohlers der Worte, die aus des Meiſters Munde gefloſſen; ſeine Polemik iſt gegen den im nächſt Vorhergehenden berührten Gegner Feuerbach's, C. Frantz, gerichtet. Die Feuerbachiſche Apotheoſe des Menſchen ſehen wir hiebei in ihrer ſchönſten Blüthe ſtehen. Zur Probe Folgendes.

»Der Menſch iſt das Höchſte, das überhaupt exiſtirt, die einzige und ausſchließliche Realität des Denkens und der ſich vernehmenden Vernunft. So iſt das Vernünftige, Wahre und *Wirkliche* nur das Menſchliche. Der Widerſpruch, daß wir beſchränkte Weſen ſind und doch abſolut erkennen, reducirt ſich daher ganz einfach auf den Widerſpruch des Individuums und der Gattung. *Das Wiſſen des Individuums iſt beſchränkt, endlich, das der Gattung unendlich und abſolut.*« P. 85 f.

Was hier in Wahrheit unendlich und abſolut iſt, das iſt nur die Unverſchämtheit, ſo etwas auszuſprechen. Wenn ich boshaft wäre, ſo wünſchte ich Herrn Hettner und anderen ſolchen anthropologiſchen Großſprechern, daß ſie in jenen traurigen Fall kämen, in welchen ſich ſchon unzählige Menſchen befunden haben, in den Fall, wider ein ſchweres, hartnäckiges Krankheitsübel bei allen möglichen Aerzten

Hülfe zu ſuchen und hiebei recht bitter und ſchmerzhaft zu erfahren, wie ſchlecht es mit menſchlicher Kunſt und Wiſſenſchaft ſteht. Gewiß ſind nicht alle jene Leiden, welche die Aerzte ſammt und ſonders ungeheilt und ungelindert laſſen oder die ſie durch ihr Eingreifen nur verſchlimmern, vermehren, zu einem durch die Krankheit ſelber nicht begründeten tödtlichen Ausgang bringen, an ſich unheilbar und auf keine Weiſe zu beſchwichtigen; man würde ſie, wenn nicht durchaus, doch theilweiſe heilen, wenigſtens mindern können; es fehlt nur am Wiſſen — einem Wiſſen, das nicht nur Einzelnen, das der Gattung, der Menſchheit fehlt. Wollte man ſich in ſolchen eine allgemeine Beſchränktheit des menſchlichen Geſchlechtes beweiſenden Fällen auf die Zukunft berufen und ſagen: wenn die Gattung auch jetzt noch ihre Schranken habe, ſo werde doch einmal eine Zeit kommen, in der dies nicht mehr der Fall ſein werde *) —

---

*) Vergl. Weſen des Chriſtenthums p. 220 f. »Die Geſchichte der Menſchheit beſteht in nichts Anderem (!!), als einer fortgehenden Ueberwindung von Schranken, die zu einer beſtimmten Zeit für Schranken der Menſchheit und darum für abſolute, unüberſteigliche Schranken gelten. Die Zukunft enthüllt aber immer, daß die angeblichen Schranken der Gattung nur Schranken der Individuen waren. Die Geſchichte der Wiſſenſchaften, namentlich der Philoſophie und Naturwiſſenſchaft liefern hiefür die intereſſanteſten Belege« u. ſ. w. Es iſt hierin das Zugeſtändniß, daß die Gattung ſelbſt zu beſtimmten Zeiten ihre Grenzen habe, ſolche bis jetzt fortwährend gehabt, auch wohl noch lange haben werde, wenigſtens enthalten; es iſt nur der läſtige, zu dem unbedingten Satze, worauf ebendaſelbſt p. 227 hingeeilt wird, daß die Gattung unbeſchränkt, beſchränkt nur das Individuum ſei, nicht paſſende Ausdruck dieſes Zugeſtändniſſes in der Art umgangen, daß alle Schranke ſchon hier als eine bloß individuelle bezeichnet wird, obſchon die Schranke, über welche zu einer gewiſſen Zeit ſelbſt die begabteſten Individuen nicht hinaus können, ohne Zweifel auch Schranke der Gattung, der ganzen Menſchheit, wenn auch nur für dieſe Zeit, iſt. Feuerbach ſpricht hier übrigens mit dem behaglichen Dünkel eines Wagner:

.... »Es iſt ein groß Ergötzen,
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen.

ſo müßte es, angenommen, es ließe ſich nicht das Geringſte dagegen einwenden, doch auch ſo noch ſehr unangemeſſen erſcheinen, in ſo allgemeiner und unbedingter Weiſe von der Unendlichkeit und Abſolutheit der Gattung zu ſprechen, die alle Urſache hat, in Rückſicht auf das verhältnißmäßig ſehr Wenige, was ſie nach vielen Jahrtauſenden errungen, ſich der Beſcheidenheit zu befleißigen. Geſetzt, wir werden einmal in Folge fortſchreitender Entwicklung — nach Millionen von Jahren vielleicht — alles Mögliche wiſſen und kraft dieſes Wiſſens vollbringen können, ſo ſieht es mit unſerem Wiſſen und Können doch jetzt noch mehr ſchmählich, als herrlich aus; wir ſind, wenn nicht durchaus, doch gerade in Betreff des Tieferen, Wichtigeren und Werthvolleren viel zu weit zurück, um wiſſenſchaftliche Triumphlieder anſtimmen zu können; denn wäre es z. B. nicht weit beſſer und ehrenvoller, eine tüchtige, den Leiden der Menſchheit gewachſene Medicin, als Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen zu haben? Dann aber iſt die wichtige Frage die, ob die Menſchheit wirklich jemals dahin kommen werde, daß man in Wahrheit ſagen kann, ſie ſei in irgend einer Weiſe unendlich und abſolut, ſie ſei allwiſſend, allmächtig und dergleichen.

Zu ſchauen, wie vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht.«

Worauf der klügere Fauſt die höhniſche Antwort giebt:

»O ja, bis an die Sterne weit!«

Dabei iſt ſonderbar, jenen mit den Errungenſchaften der Gegenwart ſo groß thuenden Philoſophen gleichwohl in ſo harte Anklagen wider ſeine Zeit ausbrechen zu ſehen, ſo wie wir ſie ebendaſ. p. V. der Vorrede leſen. »Schein iſt das Weſen der Zeit, Schein unſere Politik, Schein unſere Sittlichkeit, Schein unſere Religion, Schein unſere Wiſſenſchaft. Wahrheit iſt unſerer Zeit Unſittlichkeit, ſittlich iſt nur die Lüge« u. ſ. w. Eine ſo grauenhafte Verkehrtheit alſo iſt das Reſultat ſo vieler weltgeſchichtlicher Mühen und Entwicklungen des Menſchengeiſtes, und doch ſoll man die unbedingteſte Achtung vor der Menſchheit, ihren bereits gemachten Fortſchritten und ihrer Befähigung zu weiterem Fortſchreiten haben!

Es verſteht ſich nicht von ſelbſt, iſt nicht unmittelbar ſicher und gewiß, daß eine ſolche Zeit erſcheinen werde, und eine Philoſophie, die, um nicht von der gegenwärtigen Lage der Dinge widerlegt und zum Schweigen gebracht zu werden, ihre Zuflucht zu jener Zukunft nimmt, müßte uns erſt ihre Nothwendigkeit und Unausbleiblichkeit beweiſen. Das aber wird unmöglich ſein, ja es würde, wenn die bisherige Geſchichte und Erfahrung des Menſchengeſchlechts den Beweis liefern ſollte, weit eher das Gegentheil erhellen. Denn wir ſehen die Menſchheit wohl Fortſchritte machen, aber auch Rückſchritte, und zwar die ungeheuerſten, ſo daß ſie nicht nur als momentane, unbedeutende Schwankungen erſcheinen, ſondern mit rieſengroßer, welthiſtoriſcher Entwicklung und Durchſetzung culturfeindlicher Principien ganze Jahrtauſende füllen. Als ſich z. B. die von den Griechen begründete Bildungsperiode zu ihrem Ende neigte, begann ſich eine Barbarei zu entwickeln, die ein ganzes, großes Weltalter hindurch die ſchauderhafteſte, unmenſchlichſte Herrſchaft übte, die niemand, ohne alle Vernunft mit Füßen zu treten, für einen Fortſchritt, eine Beſſerung und Veredlung menſchlicher Dinge erklären kann, mit deren Ueberwindung wir, wiewohl ihre fürchterlichſten, gewalthätigſten Formen beſeitigt ſind *), noch immer zu kämpfen haben. Auch ich zwar glaube, daß es einſt anders werden, daß eine Periode der Vollendung und des Verſchwindens der uns jetzt tief beſchä-

---

*) So die Hexenprozeſſe, die jedoch noch tief in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fallen. »Die ganze Erſcheinung,« ſagt Hegel, »iſt an und für ſich höchſt wunderbar, wenn wir bemerken, wie es noch gar nicht lange iſt, daß wir aus dieſer furchtbaren Barbarei heraus ſind.« Philoſophie der Geſchichte p. 427. Die letzten Opfer des Hexenprozeſſes ſind erſt 1793 in Polen gefallen, aber noch in dieſem Jahrhundert haben Prieſter und Pöbel dann und wann in England, Frankreich Deutſchland und ſonſt auf eigene Hand und ohne gerichtliches Verfahren eine Hexenexecution veranſtaltet. Vergl. Wigand's Vierteljahrſchrift, 2. Band, p. 65.

menden Mängel nicht ausbleiben werde; aber ich baue bei dieſem Glauben nicht, wie unſere Anthropologen, auf den Menſchen, als auf dieſes von der Natur getrennte, auf ſich, dieſe hohle Subjektivität, und ein bloß äußeres, oberflächliches Verhalten zur Welt beſchränkte, ſo nothwendig unwiſſende und ohnmächtige, ſich in ſeiner Unwiſſenheit und Ohnmacht gleichwohl zur Abſolutheit aufblähende Ich, ſondern erſtlich auf eine endliche völlige Verzweiflung deſſelben nicht nur an ſeinem ſelbſtgemachten Göttlichen, ſondern auch an ſich ſelbſt, als freiem, ſelbſtändigem, von jeder Beziehung auf etwas über ihm Seiendes entbundenem, dann auf die höhere, göttliche Macht der Natur, die, nachdem ihr durch jene Verzweiflung die Möglichkeit geworden, ſich neu im Menſchen zu offenbaren, ihn, ſeine Geſchichte und ſeine Erfahrung weſentlich neu beſtimmen wird.

„Der Menſch weiß jeßt, daß er das wahre *ἓν καὶ πᾶν* iſt. Wer Alles in ſich ſuchet, der wird auch Alles in ſich finden.“ P. 88.

Thu uns den Gefallen, Freund, und ſuche in dir eine untrügliche Heilmethode! Daß du ſie finden wirſt, iſt deiner eigenen Lehre zu Folge gar nicht zweifelhaft; haſt du ſie aber gefunden, ſo theile deinen köſtlichen Fund ſofort der Welt mit und Millionen werden dich als ihren Retter und Heiland preiſen.

P. 86. wird dem Vorwurfe begegnet, daß der Feuerbachiſche Anthropologismus nicht wiſſe, was das Böſe ſei. Es ſei dieſes, ſagt Herr Hettner, die praktiſche Unangemeſſenheit des Individuums zur Gattung. „Die Unangemeſſenheit des Individuums zur Gattung iſt theoretiſch der Irrthum, praktiſch das Böſe.“

Was ſoll nun aber das heißen? Etwa dieſes: Das Individuum müſſe, um richtig zu denken, ſo denken, wie die Gattung denkt, um recht zu wollen und zu handeln, ſo wollen und handeln, wie die Gattung will und handelt? Aber wie denkt, will, handelt denn die Gattung? Iſt ſie Kantianerin, Fichtianerin, Schellingianerin, Hegelianerin, Feuerbachianerin — iſt ſie monarchiſch, republikaniſch, ſocialiſtiſch, communiſtiſch geſinnt — iſt ſie für Allöopathie, Homöopathie oder Waſſerheilkunde u. ſ. w.? Und was iſt denn die Gattung? Alle Menſchen zuſammengenommen nur mit Ausnahme des Individuums, das ſich nach der Gattung zu richten hat, oder nur die meiſten, die Vielen im Gegenſatze Weniger, οἱ πολλοι, wie ſich die Griechen auszudrücken pflegten? In di[illegible] Beziehung ließe ſich wohl ſagen, wie die Gattung denkt, will und handelt, nehmlich unedel, gemein, roh, ſchlecht, abergläubiſch u. ſ. w.; dies aber nachzuthun, wird doch wohl nicht gefordert werden. Man ſieht, die Sache iſt ſo einfach nicht; es wird Hitze koſten, ſie in's Reine zu bringen; möchte doch Feuerbach oder einer ſeiner Freunde und Schüler recht bald Hand anlegen, damit wir erfahren, wie wir es anzufangen haben, um nicht dem Irrthum und dem Böſen verfallen zu ſein!

In Hinſicht des Praktiſchen könnte geſagt werden, es ſei nicht gemeint, daß man ſo wollen und handeln ſolle, wie die Gattung will und handelt, ſondern dermaßen, daß Exiſtenz und Wohlſein derſelben gefördert oder doch nicht beeinträchtigt werde. Dann aber ſind erſtlich Grauſamkeiten gegen Thiere, inſofern bloß dieſe darunter leiden, nichts Böſes, denn über den Menſchen führt uns jene Regel nicht hinaus. Auch einzelne Menſchen wird man beliebig betrüben, beeinträchtigen, mißhandeln, vernichten dürfen, wenn dadurch nur nicht die Gattung leidet. Dann iſt auch die Meinung des Individuums über das, was der Gattung gut, in Erwägung zu ziehen. Hier iſt das Individuum dem Irrthum ausgeſetzt; was hat es zu thun, um ſich vor ſolchem zu bewahren? Es iſt nicht an ſeine ſelbſtſtändige Denkkraft, ſondern, wie durchaus, ſo auch in dieſem Falle, nur an die Gattung gewieſen, ſoll in Angemeſſenheit zu dieſer ſein; das kann hier nichts Anderes heißen, als dies, es ſoll ſich nach der Anſicht der Gattung richten. Was hat aber dieſe für eine Anſicht? Da ſtehen wir wieder auf dem alten Punkt.

Weiter ſind p. 87 folgende Stellen zu leſen: »Wir ſagen, das Bewußtſein iſt das Weſen der Menſchheit, die Menſchheit realiſirt ſich aber nur durch die Menſchen, durch die Individuen. Der ſubjektive Geiſt, das Selbſt, heißt daher auf Deutſch einzelner Menſch, Individuum, der objektive eben ſo Gattung, Menſchheit.« — »Dies Verhältniß von Gattung und Individuum iſt das Fundamentalprincip der ganzen Anthropologie« — »Die Menſchheit, wiſſen wir, iſt der Gipfelpunkt, Zweck und Ziel alles Seins, das Höchſte, was überhaupt exiſtirt. Folglich iſt ſie das Unendliche, abſolut Freie, die abſolute Macht und Wahrheit alles Seins. Nur das Individuum, nicht die Menſchheit iſt beſchränkt durch die Natürlichkeit.« Das Individuum kann keine Reiſe in den Mond, in die Sonne machen, wohl aber die Menſchheit. »Aber auch der Menſch, als einzelner, iſt, als bewußt, höher und mächtiger, als das bloß Natürliche, Materielle, ſetzt dieſes zum bloß dienenden Mittel herab.« So fahre ich z. B. auf den Fittigen des Sturmes dahin, bediene mich des Erdbebens, um Mauern zu ſtürzen, u. ſ. w., und ſollte mir, als Individuum, etwas der Art unmöglich ſein, ſo iſt es doch der Gattung, der Menſchheit möglich.

Ob es dieſer Menſchgott nicht für möglich hält, von einem herabfallenden Dachziegel, einem ſo unendlich unter ihm ſtehenden materiellen Dinge, des Bewußtſeins und des Lebens beraubt zu werden? Ja, wird er ſagen, aber die Gattung, die Menſchheit wird durch keinen Dachziegel des Bewußtſeins und des Lebens beraubt. Es iſt indeſſen ſchon ſchlimm genug, daß jeder Einzelne in Gefahr iſt, ſo geiſtloſen Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten zu erliegen, und wer ſteht ihm denn dafür, daß nicht einmal durch eine große, allgemeine Naturrevolution das ganze Menſchengeſchlecht zu Grunde geht?

»Und wie wir eben Menſchen ſind,
Wir ſchlummern alle auf Vulkanen.«

Unſere Exiſtenz iſt ſo wenig geſichert und verbürgt, wir ſind ſo wenig im Stande, uns ſelbſt zu erhalten und vor dem Untergange zu ſchützen, daß uns jeder Augenblick, den wir leben, als ein geſchenkter erſcheinen muß, nicht nur was das Individuum, ſondern auch, was die Gattung, die Menſchheit betrifft.

Durch die letztere werden dieſem Anthropologismus zu Folge alle Flecken, Mängel und Gebrechen des Einzelnen ausgelöſcht und zu nichte gemacht. Bin ich z. B. ein Cretin oder ein Wahnſinniger, der in Ketten raſt, ſo iſt unendlich klug und vernünftig doch die Gattung; bin ich ein Schurke, ein Böſewicht, ein Teufel, ſo iſt die reinſte Redlichkeit und Güte doch die Menſchheit; bin ich ein elender, ohnmächtiger Schwächling, ſo ſind doch alle Menſchen zuſammengenommen ein allmächtiger Gott. Aber — jetzt kommt das Wunderbarſte, Ungeheuerſte, Unglaublichſte, jetzt mache man ſich auf ein ſprachloſes Erſtaunen gefaßt! Dieſe Gattung, dieſe Menſchheit, dieſe einzig und allein den Makel der Endlichkeit und Beſchränktheit tilgende göttliche Größe iſt weiter nichts, als »ein abſtrakter, abgeleiteter Begriff, ein ſeelen- und lebloſes Abſtraktum.« Denn alſo erklärt ſich p. 89 der würdige Schüler Feuerbach's: »Herr Frantz wird uns einwenden, daß wir ihm nicht die Frage beantwortet haben, wie die individuelle Exiſtenz aus dem allgemeinen Weſen, d. h. aus der Gattung hervorgehen könne. Aber dieſe Frage iſt ſelbſt eine ſinnloſe Abſtraktion. Der Begriff Gattung iſt ein abſtrakter und deßhalb ſchon abgeleiteter Begriff. Erſt ſind die Menſchen und dann erſt die Menſchheit. Das Wirkliche producirt nur wirkliche Weſen, nicht ſeelen- und lebloſe Abſtrakta.« Oben ſagte Herr Hettner, die Menſchheit realiſire ſich durch Menſchen, Individuen, ſo dieſe aus jener ableitend, die vorausgeſetzt wurde, dieſe, die Menſchen, Individuen, ſeien der ſubjektive Geiſt, jene, die Menſchheit, die

Gattung, ſei der objektive, ſie ſei das Unendliche, abſolut Freie, die abſolute Macht und Wahrheit alles Seins. Das alles iſt hier vergeſſen, ſo leicht, ſo ſchnell, wie man eine Hand umwendet; es giebt auf einmal nur Menſchen, Individuen, und jene ganze Fülle realer Herrlichkeit wird unbedenklichſt und ohne die geringſte Ahnung eines Widerſpruchs, einer Ungereimtheit in einen hohlen, leeren, ſubjektiven Begriff verflüchtigt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die

Stimme der Wahrheit

in den

religiöſen und confeſſionellen Kämpfen der Gegenwart.

Von

G. Fr. Daumer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nürnberg, 1845.
Verlag von Bauer und Raspe.
(Julius Merz.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Die Stimme der Wahrheit in den religiöſen und confeſſionellen Kämpfen der Gegenwart?! Alſo iſt in all dem, was bis jetzt in dieſem ſo ungemein belebten Gebiete laut geworden, keine Wahrheit zu finden?“ —

Wahrheit mit allerlei Unwahrheit und Beſchränktheit gemiſcht, Wahrheit von zum Theil ſehr edlem und achtungswerthem Charakter, doch nur innerhalb gewiſſer Grenzen und bis zu gewiſſen Punkten hin, auf deren Ueberſchreitung doch Alles anzukommen ſcheint — das allerdings. Was ich hier aber unter Wahrheit verſtehe, jene reine, volle, ganze, von allen Vorausſetzungen, Traditionen und Illuſionen der Parteien und der Schulen befreite und befreiende, ganz offen und unverhüllt, nur höchſtens etwa mit einiger *formeller* Mäßigung und Vorſicht ausgeſprochene Wahrheit, ſowie ſie, wie ich wenigſtens glaube, allein zu Heil und Rettung gereicht — dieſe Wahrheit iſt in der bezeichneten Sphäre noch nirgend zum Vorſchein gekommen. Ich erlaube mir daher den Verſuch, dieſem Mangel ſo tüchtig und genügend abzuhelfen, als es meine durch das dieſer Arbeit geſetzte ſehr geringe Maaß der Zeit und des Raumes bedingten Kräfte geſtatten.

Zwar weiß ich wohl, daß dieſe Blätter, gerade um der angegebenen beſondern Beſchaffenheit willen, ſehr wenig dazu geeignet ſein werden, ſich Beifall und Popularität zu erwerben, ein Glück, das nur ſolchen Leiſtungen beſchieden zu ſein pflegt, die mit einer gewiſſen Kraft und Klarheit dasjenige ausſprechen, was Viele bereits zu denken und zu wollen begonnen. Wie freut man ſich, ſeine eigene ſtille Herzensmeinung öffentlich dargelegt und plauſibel gemacht, Wahrheiten, die man nur erſt dunkel geahnt, ins Licht geſetzt, Ueberzeugungen, zu denen man ſich nur erſt ſchwankend geneigt, befeſtigt, Beweiſe, die man vermißt und zu deren Führung man nicht ſelber befähigt iſt, recht ſchlagend und wirkſam geführt zu ſehen! Auf Sympathieen der Art jedoch iſt hier ſehr wenig zu rechnen. Gleichwohl will ich reden, gleichwohl meine, wenn auch noch ſo Vielen anſtößigen und unbequemen Anſichten vortragen; denn es muß und darf nicht Alles populär ſein, nicht Alles der Menge gefallen, nicht Alles auf unmittelbare und auffallende Erfolge zählen; es müſſen auch ganz eigene, noch iſolirte Erſcheinungen zu Tage kommen, auch ganz neue, ſchwierige Entwicklungen begründet werden; und ſo wahrſcheinlich, ſo gewiß es auch ſein mag, daß uns die Welt für unſere, wiewohl höchſt wohlgemeinten und ſachlich tiefberechtigten, Bemühungen ſtatt eines Lorbeerkranzes eine Dornenkrone auf's Haupt ſetzen wird, ſo erheiſcht es doch die Pflicht, auch unter ſolchen Umſtänden das Seinige zu thun, das, was man Wahres und Gutes weiß oder zu wiſſen glaubt, ohne die äußerſte Noth nicht vorzuenthalten, und auf dieſe Weiſe zu wirken, ſo viel man eben kann, ſowie dies insbeſondere in einer ſo wichtigen, tiefgreifenden, umfaſſenden Angelegenheit, wie die betreffende, gilt, in einer Angelegenheit, bei der es ſich um nichts Geringeres handelt, als um das Glück und den Frieden der Welt.

Wie voll von Unruhe, Unheil und Schmach iſt dieſe, und das hauptſächlich und meiſt nur um der Religion willen und durch ſie, die ſich, wie faſt immer und überall, ſo auch jetzt wieder als eine die Menſchheit in ſich ſelbſt furchtbar entzweiende und zerreißende Macht erweiſt. Soll das ewig ſo fortgehen, giebt es kein Mittel, dieſe ewig neu aus dem Boden ſchlagenden Flammen der Zwietracht und des Haſſes zu dämpfen? Es giebt eines, es muß eines geben, oder der Menſch iſt für immer dazu verdammt, das ſchlimmſte, fürchterlichſte, wahnſinnigſte und unglückſeligſte aller Weſen zu ſein.

Ein Radikalmittel! — Aber da wird es manchem bange werden; es wird ſich ihm das Schreckbild einer überſchwänglichen Negation vor Augen ſtellen. Man fürchte ſich jedoch nicht allzu ſehr! Es iſt nicht die Meinung, die Religion überhaupt und in jedem Sinne des Wortes zu verneinen; die Zeit einer reinen Negation alles Poſitiven für jetzt und künftig, dergleichen die jüngſte, damit einer förmlichen Tollheit anheim gefallene philoſophiſche Schule zu Tage gefördert, iſt vorbei, und ich ſelbſt bin dieſem eitlen, leeren Treiben erſt kürzlich beſtimmt genug entgegengetreten *). Ich werde alſo nicht darauf ausgehen, einen in falſcher Freiheit ſchwindelnden Zuſtand ohne Gott und Religion herbeizuführen, ich werde nichts weniger, als Atheismus lehren, es wird alles, was ich ſagen werde, aus einem tief religiöſen Grunde und Intereſſe kommen. Hat mich doch — zu einigem Schutze vor Unverſtand und Bosheit, nach ſo mancher zu Haß und Verkennung gereichenden literariſchen That und im Begriffe, eine neue der Art zu begehen, darf ich es wohl anführen — ein philoſophiſcher Schriftſteller ſchon vor Jahren „einen der gottvertrauteſten Männer der Gegenwart" genannt **), und daß ich in der That Religion habe und wiſſe, was Religion ſei, bezeugt mir neuſtens ſogar ein theologiſcher Widerſacher, der nicht darauf ausgeht, mich in ein glänzendes Licht zu ſetzen ***). Aber eine gewiſſe Art von Religion werde ich eben aus Religion ohne Schonung entlarven und beſtreiten müſſen; denn dieſe iſt es, die uns ins Verderben ſtürzt.

So viel, um vorläufig Sinnesart und Abſicht zu zeichnen; gehen wir nun zu dem Beſtimmteren über.

Es iſt der durch den Bildungsgang einer früheren Zeitperiode in Schatten geſtellte, jetzt aber zu neuer Kraft und Bedeutung gekommene Gegenſatz des Katholicismus und Proteſtantismus, nebſt der innerhalb dieſer confeſſionellen Lebenskreiſe ſich hervorthuenden beſondern Antipathieen und Zerfallenheiten, was uns in dieſen Tagen ſo vorzugsweiſe beſchäftigt und in Unruhe verſetzt. Dieſe religiöſen Erſcheinungen ſollen beleuchtet werden, und zwar auf eine wahrhaftere, gründlichere und aufrichtigere Weiſe, als es zu geſchehen pflegt. Hiezu nun ſcheint vor Allem eine Ermittelung und Feſtſtellung der eigenthümlichen, principiellen Natur des Chriſtenthums überhaupt, inſofern an dieſer mehr oder weniger alle beſondern Chriſtenthümer Theil nehmen und Theil nehmen wollen, und ſich durch größere oder geringere, tiefere oder oberflächlichere, realere oder mehr nur ſcheinbare Theilnahme an derſelben unterſcheiden und charakteriſiren, erforderlich zu ſein, und dieſer Aufgabe hoffen wir dadurch zu genügen, daß wir das Chriſtenthum der Bibel, das allen kirchlichen Parteien für ächt, urſprünglich und begründend gilt, mit welchem keine in weſentlichem Widerſpruch ſtehen will und ſtehen zu dürfen glaubt, das ſelbſt die negativſten unter ihnen noch immer wenigſtens als den Ausgangspunkt der Entwicklung bezeichnen, in die auch ſie noch eingeſchloſſen ſind *), und in welchen jedenfalls, wie niemand läugnen wird, die allgemein chriſtlichen Grundlagen und Principien enthalten ſind, in ernſte Betrachtung ziehen, nicht ohne das, was ſich aus jenen Grundlagen und Principien im Allgemeinen wirklich entwickelt hat und noch fortwährend entwickelt, in gewichtvollen Vergleich zu bringen. Mit dem auf dieſe Weiſe gewonnenen Maaßſtabe werden wir dann an die ſpecielle Unterſuchung und Beurtheilung der in Frage ſtehenden Confeſſionen und Parteien gehen, ihr Verhältniß zu der bibliſch-evangeliſchen Baſis, zum Chriſtenthum überhaupt und zu einander ſelbſt beſtimmen und den Grad angeben, in welchem ſie wahrhaft evangeliſch, bibliſch und chriſtlich ſind oder nicht. Es wird ſo unſere Abhandlung zunächſt in zwei Theile zerfallen, von welchen der erſte das Chriſtenthum der Bibel, der zweite die

---

*) S. meine Schrift: Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart in der Reife ſeiner Selbſtoffenbarung nebſt Ideen zur Begründung einer neuen Entwicklung in Religion und Theologie. Nürnberg, Bauer und Raspe (Julius Merz) 1844.

**) Carriere, vom Geiſt. Weilburg 1841. p. 35.

***) Haußmann, der moderne Pantheismus als Religion. Stuttgart 1845. p. 20.

---

*) Vergl. Wislicenus: „Ob Schrift? Ob Geiſt?“ Leipz. 1845. Die Schriften des neuen Teſtamentes ſind dem in ſeiner Art ſehr freiſinnigen und kühnen Verfaſſer, den die orthodoxen Eiferer nach p. 29 „hinauswerfen wollen, wie einen räudigen Hund,“ zwar kein „Glaubensgeſetz,“ doch aber „Zeugniſſe von dem Glauben der erſten Chriſtengemeinden. Wir vernehmen dieſe Zeugniſſe und laſſen ihre großen Gedanken und die gewaltige Hingabe an das Göttliche, die wir darin finden, das Leben des h. Geiſtes in ihnen, auf uns wirken, ohne uns durch die Form, in welcher es darin auftritt, binden zu laſſen. Und ſo ehren wir die Schrift hoch und gebrauchen ſie, aber ſind nicht ihre Knechte.“ — „Worauf zielt denn Alles in der Schrift hin, als darauf, den heiligen, den ſittlichen Geiſt in den Menſchen zu erwecken, und worauf kann denn aller Glaube, alles Kirchenweſen, alle Erlöſung ſonſt hinzielen? Das Leben des h. Geiſtes in dem Menſchen iſt alſo das eine große Ziel der Schrift und der eine große Inhalt ihrer ſelbſt. Dieſes Ziel haben wir auch; mit dieſem weſentlichen Inhalt ſtimmen wir überein“. p. 38. f.

Confeſſionen und ihre Differenzen in ſich zu unterſuchen und zu erläutern hat; da aber die eine derſelben, die proteſtantiſche, hinſichtlich ihrer in ſich ſelbſt unvollendeten, übergangsartigen Beſchaffenheit, über ſich ſelbſt hinaus auf etwas Zukünftiges, erſt zu Beſtimmendes und Geſtaltendes weiſt, ſo wird ſich als dritter Theil die Frage nach unſerer religiöſen und confeſſionellen Zukunft und der Verſuch einer kurzen Beantwortung dieſer Frage ergeben.

Das bibliſche Chriſtenthum.

Es ſoll die eigenthümliche, ſpecielle Natur des Chriſtenthums ermittelt und feſtgeſtellt werden, und zwar auf den Grund der bibliſchen Urkunden hin. Was iſt nun wohl nach Maaßgabe dieſer das Chriſtenthum? —

Wollte man ſich erdreiſten, daſſelbe als *die Religion der abſoluten Entzweiung und Zerreißung* zu beſtimmen, wollte man behaupten, als ſolche ſei es bereits in den bibliſchen Urkunden ausgeprägt und die Zeloten und Fanatiker der chriſtlichen Kirche ſeien durch Geiſt und Buchſtaben dieſer Urkunden vollkommen berechtigt und darauf angewieſen, das Glück und die Ruhe der Völker, Familien und Individuen zu ſtören und zu Grunde zu richten — ſo würde dies als eine abſcheuliche Läſterung und Verläumdung erſcheinen, die empört zurückzuweiſen, ja wohl gar an dem, der es wagte, ſie auszuſtoßen, nachdrücklich zu beſtrafen wäre. Das Chriſtenthum iſt ja ganz das Gegentheil; es iſt — wer weiß es nicht, wer glaubt es nicht, wer ſagt es nicht wenigſtens? — *die Religion des Friedens und der Liebe, eine die reinſte Humanität und Menſchlichkeit lehrende und übende und ſo die menſchliche Wohlfahrt und Glückſeligkeit, wie keine andere wollende, begründende, bewirkende Religion**).

Zwar wenn wir die Geſchichte fragen, ſo ſcheint dieſe den zuletzt bezeichneten höchſt milden und harmloſen Charakter dieſer Religion durchaus nicht kund zu geben, und es wäre ſchlimm, wenn wir den ihr eigenen Ausſpruch: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!“ auf ſie ſelbſt anwenden wollten. Denn ſo lange dieſelbe in der Welt iſt, hat das Feuer des Haſſes und der Zwietracht auf eine die Menſchheit beiſpiellos zerrüttende Weiſe gewüthet, iſt nie mehr, als auf kurze Zeit, und das ſonderbar genug nur durch un- und widerchriſtliche Denkungsarten und Bemühungen gedämpft worden, und iſt ſo eben wieder in einem ſo ernſtlichen Auflodern begriffen, daß ein Ende dieſes ſich durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende hindurchziehenden Weltbrandes gar nicht abzuſehen. Das iſt nun aber natürlich nicht die Schuld des Chriſtenthums an und für ſich, ſondern einzig und allein der Chriſten, die in Folge der in ihnen vorwaltenden ſündigen und verkehrten Menſchennatur die reine, edle Lehre ihres göttlichen Herrn und Meiſters ſo ſchlecht beobachtet, ſo gewiſſenlos aus den Augen geſetzt oder ſo irrig und heillos aufgefaßt und entwickelt haben, ja dies Alles leider noch fortwährend thun und zu thun gedenken*). — Aber was ſagt denn eigentlich jener erſte und oberſte Lehrer des Chriſtenthums, als was beſtimmt und kündigt er nach dem Berichte der bibliſchen Evangelien die Religion an, durch deren Stiftung er die Menſchheit zu beglücken und zu beſeligen kommt? Fände es ſich, daß er ſelbſt ſchon eine der angeblichen Beſchaffenheit des Chriſtenthums völlig entgegengeſetzte Darſtellung gegeben, dann freilich könnte von Läſterung und Verläumdung keine Rede ſein. Wir heben einige ſeiner betreffenden Aeußerungen aus.

---

*) Unter den neueſten Erſcheinungen, die hier verglichen werden können, iſt die am 9. Februar 1845 bei der Verſammlung der katholiſchen Gemeinde zu Leipzig von Robert Blum gehaltene, in den ſächſiſchen Vaterlandsblättern und daraus beſonders abgedruckte Rede, welche dem Chriſtenthum in der angegebenen Beziehung die brillanteſten Lobſprüche ertheilt.

---

*) Der oben genannte deutſch-katholiſche Redner ſchiebt alle Schuld auf den Pabſt und die römiſch-katholiſche Prieſterſchaft; man muß aber ein ſchlechter Hiſtoriker ſein, um nicht zu wiſſen, wie es ſchon von den erſten Zeiten an, wie es zu allen Zeiten und an allen Orten in der Chriſtenheit zugegangen; vergl. hierüber meine polemiſchen Blätter. Nürnberg 1834. 1. Hft. p. 43 ff. Wenn Herr Robert Blum p. 3 des beſondern Abdrucks ſeiner Rede die pathetiſchen Worte ſpricht: „O wie vermöchte es das Wort, den tiefen Sinn und die göttliche Moral einer Lehre zu ſchildern, auf welcher 18 Jahrhunderte von Entwicklung, Fortſchritt, Vervollkommnung und Veredlung der ganzen Menſchheit ruhen!“ — ſo ſteht das ſogar mit dem, was er ſelbſt beibringt, im wunderlichſten Widerſpruch.

„Feuer kam ich auf die Erde zu bringen und wie wünſche ich, daß es ſchon brennete!“ Luc. 12, 49.

Was iſt dies für ein Feuer, das zu entzünden der Stifter des Chriſtenthums einen ſo ungeduldigen Eifer zeigt? Das ſüße Feuer der Liebe iſt es nicht, denn gleich darauf V. 51 — 53 ſteht Folgendes:

„Meinet ihr, daß ich gekommen ſei, Frieden zu ſtiften auf Erden? Nein, ſag' ich euch, ſondern Entzweiung. Denn es werden von nun an Fünf in einem Hauſe entzweiet ſein, Drei wider Zwei und Zwei wider Drei. Es wird entzweiet ſein der Vater wider den Sohn, der Sohn wider den Vater, die Mutter wider die Tochter und die Tochter wider die Mutter, die Schwieger wider ihre Schnur und die Schnur wider ihre Schwieger.“

Ebenſo in einem andern Evangelium:

„Wähnet nicht, daß ich gekommen ſei, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menſchen zu entzweien mit ſeinem Vater, und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schnur mit ihrer Schwieger, und feind werden einem Menſchen ſeine Hausgenoſſen ſein.“ Matth. 10, 34 — 36.

Man kann es nicht deutlicher und beſtimmter ausdrücken, daß man durchaus nicht geſonnen ſei, einen friedlichen und freundlichen Zuſtand der Dinge herbeizuführen. Feuer, Entzweiung und Schwert — das iſt es und nichts Anderes, was durch Gründung und Einführung der chriſtlichen Religion in die Welt kommen ſoll. Alles ſoll in Aufruhr gerathen, nichts ſoll in Ruhe bleiben, ſelbſt nicht der heilige, ſtille Kreis des Familienlebens; denn ſelbſt in dieſen wird die Fackel der Zwietracht geſchleudert; es werden alle Bande der Natur und der Geſellſchaft zerriſſen, die entſetzlichſte Feindſchaft muß in Folge der chriſtlichen Lehre ſelbſt zwiſchen Eltern und Kindern entbrennen — und dieſe Lehre ſoll dennoch eine Lehre des Friedens und der Liebe ſein? Ja für diejenigen, die zu dem Tage ſagen: du biſt Nacht, und zu der Nacht: du biſt Tag.

Ein gewiſſer Schriftſteller, der ſchon im Jahre 1839 dieſe Stellen in ernſtere Erwägung gezogen, bemerkt Folgendes: „Auf's ſchrecklichſte ſind dieſe Worte in Erfüllung gegangen innerhalb der ſpaniſchen Inquiſition, wo Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern, Ehegatten, Verlobte, Geſchwiſter einander angeklagt haben." Ein bitterer Vergleich, doch leider nicht ohne Anſchein von Richtigkeit. Was unſer Zeitalter betrifft, ſo äußert ſich über das, was theils ſchon geſchieht, theils noch zu befürchten iſt, ſehr merkwürdig Dr. Viſcher in der Bevorwortung ſeiner akademiſchen Rede, wobei er jener Giftmiſcherin gedenkt, die vor Gericht die Worte ſprach: „Ich hielt es auch deßwegen für keine Sünde, meinen Mann zu vergiften, weil er ein Freigeiſt war." Der Vergiftete war, wie Viſcher hinzuſetzt, „ein Ehrenmann, der über religiöſe Dinge rationell dachte, wie jeder Gebildete" *).

In öffentlichen Blättern las man neulich Folgendes:

„Donaueſchingen, 2. März. In dem benachbarten evangeliſchen Dorfe Oefingen hatten die pietiſtiſchen Beſtrebungen und Umtriebe des Pfarrers ſchon längere Zeit mannigfache Zerwürfniſſe hervorgerufen, und die Sache war ſelbſt in öffentlichen Blättern beſprochen worden. Vor wenigen Tagen war endlich eine Unterſuchungskommiſſion dorthin abgegangen, den Abend vor ihrer Ankunft aber, der Sage nach, der Pfarrer durch die Drohungen des größeren Theils ſeiner Gemeinde zur Flucht genöthigt worden. Geſtern Nachts brachen die Zerwürfniſſe ſeiner Anhänger mit ſeinen Gegnern in förmliche Fehde aus, ſo daß die Gendarmerie von Donaueſchingen und Hüfingen dorthin beordert wurde. Heute ſind einige Gefangene von dorther eingebracht worden, die bei den Streitigkeiten, bei welchen ſelbſt Feuergewehre in Anwendung gekommen ſein ſollen, vorzüglich betheiligt waren."

Man kann im Hinblick auf die angeführten Bibelſtellen durchaus nicht ſagen, daß dergleichen pietiſtiſche Unruhſtiftungen wider die Lehre Chriſti und den Geiſt des Evangeliums ſtreiten, eben ſo wenig diejenigen, die man am Katholicismus und hier beſonders an dem in unſerer Zeit wieder eine ſo große Weltrolle ſpielenden Jeſuitismus tadelt, wie wenn Johannes Ronge die römiſche Hierarchie anklagt, „daß ſie ihren Beruf, den ſie nach dem Evangelium habe, den Beruf der Verſöhnung und Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, nicht erfülle, ihm vielmehr geradezu entgegen handle, die Religion zur Buhldirne eines empörenden Jeſuitismus erniedrige, den Haß unter den Völkern wach er-

---

*) Dr. Fr. Viſcher: Akademiſche Rede. Tübingen 1845. p. XXXIV. f.

halte, Bürgerkrieg entzünde" u. ſ. w.*); — oder wenn Robert Blum in der erwähnten Rede unter Anderem folgende Worte ſpricht: „Rom löſte den Eid der Treue und Anhänglichkeit zwiſchen Fürſten und Völkern, wiegelte die Völker gegen ihre Herrſcher auf, ... löſte mit frevelnder Hand die heiligſten Bande der Natur und des Herzens, ... trug die Waffe aus dem Felde in friedliche Wohnungen, den Hader in den Schooß der Familien, warf den Zwieſpalt zwiſchen Eltern und Kinder, Bruder und Schweſter, Gatten und Gattin, ſäete überall Unfrieden und Haß und ſpann den 30jährigen Krieg zu einem 300jährigen aus" — und weiterhin: „Sehen Sie um ſich im Vaterlande und überall werden Ihrem Blicke die Beweiſe begegnen, daß Rom fort und fort ſeinen Frieden untergräbt, Haß und Zwietracht ſäet und die Einigkeit und Brüderlichkeit zerſtört, in welcher die Menſchen verſchiedener Bekenntniſſe ſo gern mit einander leben. Jedes Blatt der Tagesgeſchichte bezeugt uns, wie das Unkraut aufgegangen iſt, welches Rom ausgeſtreut, und wie Unduldſamkeit und Glaubenshaß von demſelben eben ſo ſehr gepflegt als ausgeübt werden. Und ſtrecken nicht ſeine Jeſuiten ihre Polypenarme beutegierig wieder um die ganze Erde?" u. ſ. w.**) — oder wenn den letzteren in den ſchweizeriſchen Tagſatzungsverhandlungen vorgeworfen wird, ſie hätten durch unnatürliche Lehren gefährliche Streitigkeiten hervorgerufen, ſie ſtörten das Familienleben und den häuslichen Frieden und erkennten kein Vaterland an — oder wenn Eduard Duller über die furchtbar aufregende Natur des Jeſuitismus geſchichtliche Nachweiſungen giebt und ſich z. B. folgendermaßen äußert: „Um Vergeltung dampft das Schweizerblut gen Himmel, das gefloſſen iſt, damit der Orden, der ſich nach dem heiligſten Manne der Liebe, nach Jeſus Chriſtus, nennt, triumphiren könne," — und weiterhin: „In neueſter Zeit haben es die Jeſuiten auf alle mögliche Weiſe verſucht, ſich im Münſterland und in Rheinpreußen einzuſchleichen; ſie rechneten dabei auf die fromme Gläubigkeit der dortigen katholiſchen Bevölkerung; ſie ſuchten dieſe zum Glaubenshaſſe gegen alle Proteſtanten aufzureizen und eiferten deßhalb gegen die ſogenannten gemiſchten Ehen, jenem Geiſt des Friedens, der Verſöhnung und der Liebe ſo ganz zuwider, welchen der erhabene Stifter des Chriſtenthums predigte, verfluchen ſie die gemiſchten Ehen und die Kinder aus ſolchen als Baſtarde“*). Keinem von dieſen Chriſtenthum und Humanität confundirenden Deklamatoren ſcheint bekannt zu ſein, was „der erhabene Stifter des Chriſtenthums“ den bibliſchen Urkunden zufolge in der That gewollt und gepredigt hat; es wird ewig nur das alte Lied geſungen, das uns doch nimmermehr vom Flecke bringt. Unendlich beſſer wiſſen Pietiſten und Jeſuiten, was Chriſtenthum iſt, unendlich beſſer paßt ihre Auffaſſung deſſelben zu den hervorgezogenen Stellen im Evangelium, mit denen ſie offenbar im vollkommenſten Einklang ſteht.

---

*) Johannes Ronge: Rechtfertigung. Jena 1845. p. 45.

**) R. Blum a. a. O. p. 6. 10.

Zwar weiß ich wohl, wie man es anfängt, um jenen ſo äußerſt merkwürdigen, die innerſte Natur des Chriſtenthums enthüllenden Worten des Urhebers dieſer Religion ihre ausdrucksvolle, unzweideutige Beſtimmtheit zu nehmen, ſie nämlich ſo zu drehen und auszudeuten, daß man die beliebten, einſchmeichelnden Redensarten gleichwohl nicht aufzugeben braucht. So ſoll Chriſtus nach einem rationaliſtiſchen Ausleger nichts weiter ſagen wollen, als Folgendes: „Nehmet keinen Anſtoß daran, daß ſich unſer Gutes nicht ausbreiten läßt, ohne erbitterte Gegner zu erwecken. Wenn das Gute werden ſoll, muß ich und alſo will ich auch ſolche machen.“ Das bei Matth. vorkommende βαλειν μαχαιραν bedeutet nach ebendemſelben: „nicht ſelbſt Krieg wollen oder führen, ſondern eine Gelegenheit zu Krieg und Blutvergießen geben, für die, welche ſie gern ergreifen**). Hiebei aber wird den Schriftworten

---

*) E. Duller: Die Jeſuiten, wie ſie waren und wie ſie ſind. Dem deutſchen Volke erzählt. Berlin 1845. p. 106. 108.

**) Paulus im Commentar. Lübeck 1804. I. p. 851. Roſenmüller, schol. in nov. testament. bemerkt zu Matth. 10, 34 — 36 Folgendes: Recte monent interpretes, non indicari hic consilium et voluntatem Christi, quasi ipse voluisset, haec evenire, sed effectum et eventum. Praevidit Jesus, fore, ut propter doctrinam suam multae orirentur dissentiones et discordiae, sed noluit propter haec dissidia desistere a proposito introducendi et per apostolos suos propagandi novam hanc suam religionem humano generi utilissimam. Non obstat, quod summa religionis christianae est, amare alios. Die Geſinnungen und Abſichten Chriſti gineine große und nicht zu rechtfertigende Gewalt angethan; denn wer fühlt nicht den in ihnen wehenden ächt kriegeriſchen Geiſt? Wenn doch nur irgend ein Bedauern ausgedrückt wäre, daß der ſanfte, menſchenfreundliche Zweck des Erſcheinens Chriſti auf keine andere, als auf eine das menſchliche Daſein ſo furchtbar zerrüttende Weiſe zu erreichen ſei! Statt deſſen aber ſcheint ſich jener große Bringer des Friedens und des Heils vielmehr auf den Zeitpunkt zu freuen, in welchem ein ſo ſchrecklicher Zwieſpalt im Leben der Menſchheit eintreten werde, er ſcheint ihn vor Ungeduld gar nicht erwarten zu können. — Aber, wird man ſagen, das iſt nur um des ſchönen, herrlichen Zieles willen, zu welchem die durch das Chriſtenthum zunächſt herbeigeführte Zerrüttung leitet. Hier iſt es indeſſen bedenklich, daß ein ſolches Ziel bis jetzt in der ganzen Geſchichte nicht gefunden wird, daß wir noch immer im Zeitalter des Zerwürfniſſes leben, wiewohl ſeit Chriſtus und ſeiner Stiftung bereits achtzehn Jahrhunderte verfloſſen ſind*). Sollte übrigens noch ein Zweifel an der richtigen Auffaſſung der fraglichen Stellen ſein, ſo giebt es noch andere, die wir vergleichen und durch die wir uns auf einen um ſo ſichereren Standpunkt der Beurtheilung verſetzen können.

Wenn Chriſtus an einer jener Stellen ſagt, er ſei gekommen, das Schwert zu bringen, ſo finden wir an einer andern, daß er gebietet, ſich

---

gen ſonach nicht im mindeſten auf Streit und Kampf; er ſah aber, daß es ohne ſolchen nicht abgehen könne, und zum Behuf der Einführung einer dem Menſchengeſchlechte ſo heilſamen Religion durfte nichts geſcheut und gemieden werden. Das Chriſtenthum iſt ſo nichtsdeſtoweniger als die Religion der Liebe zu betrachten.

*) Roſenmüller a. a. O. bemerkt: Referuntur haec ad seditiones et calamitates tunc ortas in Palaestina et orbe Romano occasione doctrinae Jesu, quam Judaei et Pagani opprimere conabuntur. Non est sermo de effectu religionis christianae in omnibus omnino locis, temporibus et seculis. Was Chriſtus ſagt, bezieht ſich hiernach nur auf die anfängliche Lage der Chriſtenheit; denn wenn es unbeſchränkte Geltung hätte, ſo ſtände es ſchlimm mit dem Chriſtenthum — das fühlt dieſer Ausleger wohl. Immer und überall aber hat dieſe Religion, wofern ſie nicht durch Einwirkung und Beimiſchung fremdartiger Principien die weſentlichſten Veränderungen erlitt, die nämliche Wirkung gehabt, und hat ſie jetzt eben wieder in hohem Grade.

um jeden Preis, ſelbſt wenn man deßhalb ſein Gewand verkaufen müßte, ein Schwert anzuſchaffen, worauf es heißt: „Sie ſprachen: Herr, hier ſind zwei Schwerter. Er ſprach zu ihnen: Es iſt genug. Luc. 22, 36. V. 38.

Dieſe Erzählung haben die Interpreten mit der Behauptung eines rein friedlichen Charakters Chriſti und ſeines Evangeliums nur auf die desperateſte Weiſe zu vereinigen gewußt. „Es fällt natürlich auf, daß der Erlöſer, der König des Friedens, ſollte ſeine Freunde zu äußerlichem Widerſtande auffordern wollen"*). Dieſe Schwierigkeit zu beſeitigen, haben Einige z. B. μαχαιρα, Schwert, für Schlachtmeſſer genommen. Dergleichen Erklärungen nun ſind nach Olshauſen's richtiger Bemerkung „offenbar bloß aus Verzweiflung an der Stelle hervorgegangen"**). Die aber von dieſem Ausleger als die allein richtige bezeichnete, nach welcher unter dem Schwerte, von welchem Chriſtus ſpricht, ein bloß bildliches, das Schwert des Geiſtes, zu verſtehen, iſt keineswegs beſſer, als die verworfene. Die Jünger, das wird zugegeben, verſtehen ihren Meiſter ganz anders; ſie bringen zwei wirkliche Schwerter her, und Chriſtus thut nichts, um ihren Irrthum zu berichtigen, wofern ein ſolcher vorhanden iſt; denn er ſagt: „Es iſt genug," was vielmehr eine Beſtätigung und Billigung jenes Verſtändniſſes iſt. Wenn aber Chriſtus keine äußerliche Waffe in Anwendung gebracht wiſſen wollte, ſo mußte er den Jüngern, die in einen ſo groben und gefährlichen Irrthum gefallen, nothwendig den beſtimmteſten Aufſchluß geben. Es iſt ſo nur ein zwangloſes und ſtatthaftes Verſtändniß der Stelle möglich, das einfache, buchſtäbliche, nach welchem Chriſtus wirkliche Schwerter herbeigeſchafft wiſſen will. Geſetzt aber, er habe nur jenes Schwert des Geiſtes im Sinne, von welchem Olshauſen ſpricht, ſo iſt auch damit nichts Sanftes und Friedliches ausgeſagt; denn jenes Schwert des Geiſtes kann leicht eben ſo fürchterlich oder noch fürchterlicher ſein, als alle äußern, führt auch oft genug den äußern Schwertſchlag herbei. Wie man das Schwert des Geiſtes in unſern Tagen braucht, darüber ſpricht Fr. Viſcher a. a. O., eine blinde Volkswuth, deren Grenzen, wenn ſie ausbreche, unbeſtimmbar ſeien; werde durch jedes zum Zwecke führende Mittel aufgeregt, wobei zu fürchten, daß ſelbſt die blutigſten Conſequenzen nicht ausbleiben möchten *).

---

*) Olshauſen, Commentar II. p. 393.

**) Daſ. p. 394.

Wenn ſich ferner finden ſollte, daß Chriſtus geradezu und unumwunden zu haſſen befiehlt, ſo wäre es mit dem Vorgeben, daß das Evangelium deſſelben nichts als Liebe und Güte athme, um ſo beſtimmter zu Ende. Nun höre man aber mit ganzem Ohr auf folgende Stelle:

„Es zog aber viel Volks mit ihm; und er wandte ſich um und ſprach zu ihm: Wenn jemand zu mir kommt und nicht Vater und Mutter und Weib und Kinder und Brüder und Schweſtern, ja auch ſogar ſein Leben haſſet, ſo kann er nicht mein Jünger ſein. Luc. 14, 25 f.

Man hat natürlich auch dieſer Stelle ihre Strenge und Schärfe zu nehmen geſucht. Was hilft es aber, ſich auf's Aramäiſche zu berufen und ſo dem Ausdruck haſſen ein wenig abzuzwacken? So viel bleibt doch gewiß, daß der Menſch durch das Chriſtenthum von allem Menſchlichen losgeriſſen und auf jene ſchauerliche Höhe hinaufgeſchraubt werden ſoll, wo ihm ſelbſt die ſüßeſten, theuerſten und heiligſten Bande der Natur und Geſellſchaft keine mehr ſind **).

Eine ſehr ähnliche, mit der unſrigen in offenbarem Zuſammenhang ſtehende Stelle kommt ſchon im alten Teſtamente vor, wo Moſes in Beziehung auf die Leviten Folgendes ſagt:

„Wer zu ſeinem Vater und zu ſeiner Mutter ſpricht: Ich ſehe ihn nicht und ſeine Brüder nicht kennet und von ſeinen Söhnen nichts weiß, ſondern halten deine Rede und bewahren deinen Bund, die werden Jakob deine Rechte lehren und Iſrael dein Geſetz.“ 5. Moſe 33, 9 f. *).

---

*) Viſcher, akademiſche Rede p. XXXIV. f.

**) Vgl. Hegel, Vorleſungen über die Philoſophie der Geſchichte, Berlin 1837, p. 338 f., wo dieſer Denker mehrere hieher gehörige Aeußerungen Chriſti anführt und dazu die Bemerkungen macht: „So hoch ſteht die Lehre Chriſti, daß alle Pflichten und ſittlichen Bande dagegen gleichgültig ſind“. — „Hierin liegt eine Abſtraktion von allem, was zur Wirklichkeit gehört, ſelbſt von den ſittlichen Banden.“

Man ſieht hier, wie wenig jene Worte Chriſti, ſo wie ähnliche, früher berührte, ganz nur auf die beſondern Umſtände, unter welchen das Chriſtenthum in's Leben trat, zu beziehen ſind, wie wenig ſie namentlich aus dem Gegenſatze des Chriſtenthums und Judenthums erklärt werden können. Ihr Inhalt und Geiſt kommt aus dem Judenthum ſelbſt; wie denn das Chriſtenthum überhaupt nichts Anderes, als Judenthum, nur potenzirtes, verallgemeinertes, bis zur höchſten Spitze der Vollendung getriebenes Judenthum iſt. Wir ſind alle Juden, und nur darin liegt der Unterſchied, daß wir es in noch höherem Grade, als die Juden ſelber ſind, daß ſie die relativen, wir aber die abſoluten Juden ſind.

Es ſind zum Ueberfluß auch einige Stellen vorhanden, in welchen Chriſtus beſtimmte verwandtſchaftliche Verhältniſſe negirt und daran die entſprechende allgemeine Lehre knüpft. So nachſtehende.

„Zu einem Andern ſprach er: folge mir! Der aber ſprach: Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingehe, meinen Vater zu begraben. Jeſus aber ſprach zu ihm: Laß die Todten ihre Todten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes! Es ſprach aber auch ein Anderer: Ich will dir folgen, Herr, zuvor aber erlaube mir, Abſchied zu nehmen von den Meinigen. Jeſus aber ſprach zu ihm: Niemand, der ſeine Hand an den Pflug gelegt und zurückblicket, iſt geſchickt zum Reiche Gottes.“ Luc. 9, 59—62. Vergl. Matth. 8, 21 f.

Für Todte werden in dieſem „thatſächlichen Commentar zu Matth. 10, 37“ nach Olshauſen's Bezeichnung **) diejenigen erklärt, die ſich durch natur- und pflichtgemäße Anhänglichkeit an die Ihrigen auch nur noch einigermaßen gebunden fühlen und namentlich die Achtung, die ſie ihren Eltern ſchuldig, nicht völlig aus den Augen ſetzen, lebendig und zum Reiche Gottes geſchickt hingegen diejenigen, in welchen von Liebe zu Vater und Mutter, Weib und Kind u. ſ. w. auch nicht ein Funke mehr iſt, die keine Pflicht mehr gegen ſie beobachten und anerkennen, die es, indem ſie ſich von ihnen trennen, ſogar verſchmähen, von ihnen Abſchied zu nehmen *).

---

*) Nach de Wette's Ueberſetzung und vollſtändiger: „Und von Levi ſprach er: Deine Wahrheit und dein Licht ſind bei deinem Frommen, den du verſuchteſt bei Maſſa, mit dem du haderteſt bei Meriba; der da ſpricht von ſeinem Vater und von ſeiner Mutter: Ich ſah ſie nicht, und ſeinen Bruder nicht erkennet und von ſeinen Söhnen nichts weiß. Denn ſie beobachten dein Wort und deinen Bund bewahren ſie. ſie lehren deine Rechte Jakob und dein Geſetz Iſrael, ſie bringen Weihrauch deiner Naſe und Brandopfer auf deinen Altar.“

**) Comment. I. p. 580.

„Als er aber noch zum Volke redete, ſiehe, da ſtanden ſeine Mutter und ſeine Brüder draußen, und ſuchten mit ihm zu reden. Und es ſprach jemand zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder ſtehen draußen und ſuchen mit dir zu reden. Er aber antwortete und ſprach zu dem, der zu ihm ſprach: Wer iſt meine Mutter und wer ſind meine Brüder. Und er ſtreckte die Hand aus auf ſeine Jünger und ſprach: Siehe meine Mutter und meine Brüder! Denn wer irgend den Willen meines Vaters im Himmel thut, der iſt mein Bruder und meine Schweſter und meine Mutter.“ Matth. 12, 46—50. Vgl. Marc. 3, 31—35. Luk. 8, 19—21.

Chriſtus giebt hier alſo ein öffentliches, eclatantes Beiſpiel der abſoluten Verachtung alles Familienverbandes, aller Familienpflicht, ſelbſt der Achtung und Aufmerkſamkeit, die ein Sohn ſeiner Mutter ſchuldet.

Es wird zweckdienlich ſein, noch einige Bemerkungen von J. Fr. v. Meyer und Olshauſen über die hier angeregten Gegenſtände hervorzuheben; denn die theologiſche Partei, zu welcher dieſe frommen Freunde und Ausleger der bibliſchen Schriften gehören, ſtehen dem in ſelbigen ausgeſprochenen ächten und eigenthümlichen Chriſtenthum nahe genug, um uns Dinge zu verrathen, die ſonſt leicht nur in böswilliger, antichriſtlicher Auffaſſung vorhanden zu ſein ſcheinen.

) Vgl. die Bemerkung Olshauſens daſelbſt p. 580 f.: „Der Erlöſer fordert den von ihm Gerufenen auf, alles Aeußere, ſelbſt die Pietät gegen den verſtorbenen leiblichen Vater, denen zu überlaſſen, welche ſich noch rein im Aeußern bewegen, und ſtatt deſſen dem Rufe des himmliſchen Vaters Folge zu leiſten“). Die Pietät gegen Aeltern iſt alſo etwas Aeußeres, über welches die chriſtliche Innerlichkeit erhaben zu ſein hat.

Meyer z. B. erklärt die Worte 5. Moſ. 33, 9: „Wer zu ſeinem Vater und zu ſeiner Mutter ſpricht: Ich ſehe ihn nicht und ſeine Brüder nicht kennet und von ſeinen Söhnen nichts weiß,“ durch: „Wer ohne irdiſche Rückſicht iſt,“ und bei Luc. 14, 25 f.: „Wenn jemand zu mir kommt und nicht Vater und Mutter und Weib und Kinder und Brüder und Schweſtern, ja auch ſogar ſein Leben haſſet,“ ſpricht er von einem edlen Haſſe gegen die Creatur[*]).

Man ſoll ohne irdiſche Rückſicht ſein, was darin beſteht, oder wozu gehört, daß man von ſeinen Blutsverwandten nichts wiſſen will; bibelgemäß, chriſtlich, edel iſt es ferner, die Creatur, das Geſchöpf und Werk Gottes, den Menſchen zu haſſen, denn die Creatur, von der hier die Rede, iſt Vater und Mutter, Weib und Kinder u. ſ. w.; das Chriſtenthum iſt ſo identiſch mit Menſchenhaß.

Ausführlicher iſt Olshauſen, der z. B. folgende Erläuterungen giebt.

„Das Evangelium wird dargeſtellt als die natürlichen Verhältniſſe des irdiſchen Lebens überragend; das neue Lebenselement, das es in die Welt gebracht hat, wird durch keine Schranken der Verwandtſchaft und der Familienbande gehemmt, es eignet ſich überall die empfänglichen Gemüther an. Eben dadurch aber ruft es auch den Gegenſatz in den Gemüthern derer hervor, die ſich ſeinem Einfluß nicht öffnen, und das Evangelium des Friedens bringt das Schwert, ſelbſt in den Schoos der Familien, denn als Gottes Wort ſcheidet es Mark und Bein“[**]).

Die hiezu citirte, in der That bezeichnende Stelle, lautet alſo:

„Denn lebendig iſt das Wort Gottes und kraftvoll und ſchärfer als jegliches zweiſchneidige Schwert und dringet hindurch bis zur Scheidung von Seele und Geiſt, Gelenken und Mark, und iſt ein Richter der Gedanken und Geſinnungen des Herzens.“ Hebr. 4, 12.

Weiter ſagt Olshauſen und dieſe Aeußerung iſt ganz beſonders intereſſant und beachtenswerth:

„Natürliche Tugend kann die Welt liebenswürdig finden; ſie empfindet es ihr an, daß ſie eine Blüthe ihres eigenen Lebens iſt. Aber das ſpecifiſch Chriſtliche haßt ſie, denn ſie fühlt, darin ruht ihr Tod“ *).

---

[*]) Meyer's Bibelwerk, Frankf. a. M. 1823, 1. Th. p. 287. 3. Th. p. 122.

[**]) Olshauſen, Commentar, Königsberg 1830, 1. p. 330.

Man merke wohl auf den hier ausgeſprochenen ſcharfen, unverſöhnlichen Gegenſatz des chriſtlichen Princips und Geiſtes zu allem Weltlichen, d. h. Realen und Natürlichen, auf die Ausſchließung liebenswürdig natürlicher Tugend und die Annahme eines ſelbſt haſſenden und feindſeligen und nur darum Haß und Feindſchaft erregenden ſpecifiſch Chriſtlichen. Dieſes, das unſere Gläubigen fortwährend ſo hartnäckig feſthalten und gegen auflöſende, aufklärende Tendenzen verfechten **), von dem Olshauſen auch einmal ſagt, es mache die Welt ſchäumen vor Wuth“ ***), iſt ſomit keineswegs als die Religion des Friedens und der Liebe, ſondern als die der Zwietracht und des Haſſes beſtimmt.

„Da Kampfſcheu leicht, beſonders in der erſten Zeit des Evangelismus — doch gilt daſſelbe von allen Zeiten der Kirche — von offenem Bekenntniß abhält, ſo hebt der Herr beſonders das hervor, daß das Evangelium ſeiner Natur nach Kampf bringen muß. Nicht als ob der Kampf ſelbſt das Objekt ſei, das iſt das Ende des Kampfes, der Friede“ — der nur leider auf dem Gebiete des „ſpecifiſch Chriſtlichen“ und in Folge deſſelben nie zum Vorſchein kommt — „aber er iſt nothwendig Folge des Eintretens Chriſti in die Welt oder in ein Herz. Eben weil in Chriſto die abſolute Heiligkeit erſcheint, der κοσμος aber Gutes und Böſes gemiſcht in ſich faßt, ſo ſcheidet der Geiſt Chriſti das Böſe aus, und den, der es feſthält, mit demſelben“ †).

In Chriſto erſcheint die abſolute Heiligkeit, d. h. die abſolute Abgeſchiedenheit von Welt und Fleiſch, welche Ausdrücke die ganze Realität befaſſen, ſo daß ſelbſt noch derjenige, der Vater und Mutter, Weib und Kinder liebt, ein weltlich, fleiſchlich geſinnter Menſch iſt, und als ſolcher außer dem Kreiſe chriſtlich religiöſer Vollkommenheit ſteht, nicht heilig, wie Chriſtus iſt. Daß dieſe Heiligkeit das Princip der abſoluten Entzweiung und Zerreißung iſt, als deren Religion wir oben das Chriſtenthum bezeichnet, wird einleuchtend ſein. Das Heilige im chriſtlichen Sinne des Wortes wird mit einem trügeriſch verwirrenden Ausdruck auch das Gute genannt; dieſer Ausdruck erweckt die Vorſtellung von etwas Mildem, Friedfertigem, Freundlichem, Wohlthuendem, das „ſpecifiſch Chriſtliche" und chriſtlich Heilige aber iſt von all dem das extremſte Gegentheil, ſo, daß es, vom Standpunkte der Menſchlichkeit aus beurtheilt, keineswegs das Gute, ſondern das Böſe, das auf's höchſte geſteigerte, abſolute Böſe zu nennen wäre. Olshauſen ſelbſt kommt einmal auf die contradictoriſche Differenz deſſen zu ſprechen, was dem Chriſten, und deſſen, was dem vom Humanitätsprincip beherrſchten Weltmenſchen gut und böſe heißt: „Die Welt nennt das Göttliche in ſeiner lauterſten Offenbarung das Teufliſche, worin zugleich der Gegenſatz liegt, daß ſie ſomit in dem Teufliſchen das Göttliche ſieht, alſo eine totale Verwechſelung der Elemente des Guten und Böſen geltend machen will"*). Nicht ganz chriſtlich iſt es, wenn Olshauſen den κοσμος, das vom chriſtlichen Princip verworfene und bekriegte Weltleben, als eine Miſchung von Gutem und Böſem bezeichnet; dieſes Weltleben iſt vielmehr ganz unheilig, ganz böſe, ganz teufliſch nach rein chriſtlichem Urtheil und Geſchmack; das chriſtlich Heilige, Gute, Göttliche hat nichts gemein mit ihm, man muß es ganz aufgeben, man muß, wie alle ächten Heiligen des Chriſtenthums thaten, auch das, was in der Welt für gut und edel gilt, wie die Liebe zu Weib und Kind und die treue, zärtliche Sorge dafür, verachten, fliehen und verabſcheuen, um bis zum Gipfel chriſtlicher Vollkommenheit zu gelangen.

---

*) Olshauſen, Commentar, I. p. 330.

**) Vergl. Reuter's durch Ghillany's freimüthiges Schriftchen: „Römiſch oder Deutſch?“ veranlaßte Predigt über 1. Joh. 4, 1—6, Nürnberg 1845, p. 6 f. p. 11 ff. Der Verfaſſer ereifert ſich namentlich p. 13 gegen jene aufklärende „Ausleerung alles chriſtlichen Gehaltes, bis nichts mehr übrig iſt, als was Juden, Türken und Heiden auch wiſſen.“

***) Olshauſen a. a. O. p. 338.

†) Daſelbſt p. 337.

Zu Luc. 9, 59 ff. bemerkt Olshauſen:

„Die Sentenzen: Laß die Todten ihre Todten begraben — und: „Niemand, der ſeine Hand an den Pflug gelegt und zurückblickt, iſt geſchickt zum Reiche Gottes" — tragen ihre bleibende Wahrheit für alle Zeiten und Verhältniſſe der Kirche in ſich, indem nimmer jemand ein

---

*) Olshauſen a. a. O. p. 333.

Jünger Chriſti ſein kann, als wer Allem abſagt, was er hat, Luc. 14, 33, und Gott zu lieben ſucht aus allen ſeinen Kräften, Marc. 12, 30; denn Chriſti Ruf zur Nachfolge iſt Gottes Ruf und der Menſch kann niemand dienen neben Gott."

Vortrefflich! Ganz in der Tiefe gefaßt! Gott und Menſch in reinſter Antitheſe auseinandergehalten!

Das Weſen des bibliſchen und jedes andern ihm nicht weſentlich untreu gewordenen Chriſtenthums — das werden wir jetzt ſchon einſehen, und dies einzuſehen, darauf kommt Alles an — es iſt durchaus nicht die Einheit im poſitiven, bejahenden Sinne des Wortes, ſondern der Gegenſatz, der abſolute, unendliche Gegenſatz; auch iſt es eben deßhalb auf keine Weiſe in den Fortſchritt im Sinne der Cultur zu ſetzen *), denn dieſer beruht ganz nur auf der Aufhebung des Gegenſatzes, und der Herſtellung der Einheit, ſondern einzig und allein in die Reaction und Reſtauration im Geiſte des Pietismus und Jeſuitismus, der, wie ſehr man ſich auch dagegen ſträuben mag, es anzuerkennen, der allein ächt chriſtliche iſt. Das Chriſtenthum erſchien zu einer Zeit, in welcher die Griechen eine herrliche, glorreiche, auch zu den damals die Welt beherrſchenden Römern übergegangene Humanitätsbildung begründet und entwickelt hatten, und das Weſen dieſer, und nicht des Chriſtenthums, war die Einheit, die wahre wirkliche, aufrichtige und unverſtellte Einheit des Göttlichen und Menſchlichen und des Menſchlichen mit ſich ſelbſt. Die Götter des Heidenthums waren menſchlich und die Menſchen göttlich, denn Göttliches und Menſchliches war Eins, das Menſchliche ſich ſelbſt, als ein Göttliches, heilig, theuer, lieb und wahr. Die reale Welt, zu der und in die der Menſch gehört, war nicht verworfen und unter den Fluch gethan; der Menſch, der in ihr zu Hauſe war, durfte dies ſein, war dazu berechtigt und getrieben von ſeiner Religion, ſündigte nicht, wenn er ſeinen Trieben folgte und die ihm von der Natur beſtimmten und bereiteten Freuden des Lebens genoß; denn die Natur war göttlich und in jenen Trieben und Freuden wurde der Wille, die Wirkung und das

---

*) „Im Chriſtenthum" der erſten Zeiten „lag der Antrieb zum Fortſchritte für alle Zukunft," ſagt neuſtens Robert Blum p. 3 der ſchon oben citirten Rede. Nur Rom, meint er, iſt Schuld, daß wir nach 1800 Jahren nicht weiter ſind.

Daſein großer, guter, anbetungswürdiger Mächte erkannt. Gegen dieſe ſchöne, ſüße, ſelige Einheit der claſſiſch heidniſchen Culturwelt ſetzte ſich das aus feindlichen jüdiſchen Grundlagen hervortreibende Chriſtenthum, als reactionäre, reſtauratoriſche Tendenz und Macht, vernichtete jenes harmoniſche Sein und verwandelte es in die ſchreiendſte Diſſonanz, die je in der Weltgeſchichte zum Vorſchein gekommen.

Doch wir haben unſere bibliſchen Unterſuchungen noch nicht erſchöpfend genug zu Ende geführt; wir müſſen noch etwas tiefer eingehen, und knüpfen deßhalb wieder an den verlaſſenen Stellen im Evangelium an.

In welchem Grade — einen unglaublichen, wenn man ihn nicht buchſtäblich vor ſich hätte — der Stifter des Chriſtenthums alles Menſchliche verneint, wir haben es geſehen; was aber ponirt, ſetzt, bejaht er denn? *Sich ſelbſt, ſeine eigene, göttliche Perſon.* Alles ſoll man haſſen und laſſen, was Menſch heißt, namentlich das, was uns naturgemäß am nächſten ſteht, wie Aeltern und Geſchwiſter, Weib und Kind und ſich ſelbſt dazu, nicht etwa um einer dringenden Noth ſeines Vaterlandes, ſeines Staates, ſeines Volkes wegen, wo zwar nicht das Haſſen, aber doch das Laſſen entſchuldigt und gerechfertigt wäre, ſondern — *um Chriſti willen*; denn: „wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, der iſt mein nicht werth, und wer Sohn und Tochter mehr liebet, denn mich, der iſt mein nicht werth.“ Matth. 10, 37. Daß hier Chriſtus nicht als menſchliches Einzelweſen ſpricht, iſt klar; denn als ſolches kann et ſo ungeheuere Forderungen nicht zu machen wagen; er ſpricht als Gott; Gott und Menſch aber ſind ſich dermaßen entgegengeſetzt, verhalten ſich in dem Grade verneinend und ausſchließend gegeneinander, daß man nicht zugleich Gott und den Menſchen lieben, nicht an beiden zugleich hangen, nicht in dem Einen auch den Andern haben, ehren und genießen kann. Hier wird es am Orte ſein, einige Stellen aus dem bekannten, von Katholiken und Proteſtanten verehrten und geprieſenen Buche des Thomas a Kempis de imitatione Christi zu geben; ſie ſind von der merkwürdigſten Art, da ſie jenes von allem Menſchlichen gewaltſam losreißende Verhältniß der „ſpecifiſch“ chriſtlichen Seele zu ihrem Gott und Heiland in ſeiner ganzen ungemilderten und unverſchleierten Härte und Strenge hervortreten laſſen.

„Die größten Heiligen mieden, wo ſie konnten, die Geſellſchaft der Menſchen, und wollten lieber Gott im Verborgenen leben."

„Wer ſich von Bekannten und Freunden entfernt, dem nahet Gott mit den heiligen Engeln."

„Löblich iſt es für einen gottgeweihten Menſchen, ſelten auszugehen, ſich nicht gerne ſehen laſſen und auch Andere nicht ſehen wollen.

„Wir müſſen, was uns lieb iſt, um des Liebſten willen verlaſſen, weil Jeſus einzig, über Alles geliebt ſein will."

„Dein Geliebter iſt von ſolcher Art, daß er keinen Andern neben ſich dulden will; er allein will dein Herz haben und als König für ſich auf ſeinem Throne ſitzen. Wenn du dich von jedem Geſchöpfe recht loszumachen verſtändeſt, ſo würde Jeſus gern bei dir wohnen."

„Sei rein und frei in deinem Innern und nicht gefeſſelt von irgend einem Geſchöpf. Du mußt dein Herze nackt und rein zu Gott bringen, wenn du fühlen und ſehen willſt, wie freundlich der Herr iſt. Und dahin wirſt du wahrlich nicht gelangen, wofern du nicht durch ſeine Gnade vorher veredelt und hingezogen biſt, daß du, von allem Anderen leer und frei gemacht, allein mit dem Alleinigen vereiniget wirſt."

„Die göttliche Gnade läßt ſich nicht vermiſchen mit äußern Dingen, noch mit irdiſchem Troſt. Daher mußt du hinwegwerfen alle Hinderniſſe derſelben, um ihren Einfluß in dich aufzunehmen. Suche dir eine geheime Stätte, lebe da gern einſam mit dir ſelbſt, begehre keine Unterhaltung mit irgend einem Menſchen, ſondern ergieße dich in andächtigem Gebete vor Gott. Die ganze Welt achte für nichts, den Umgang mit Gott ziehe allem Aeußerlichen vor. Denn du kannſt nicht mit ihm umgehen und auch an dem Vergänglichen deine Freude haben. Von Bekannten und Geliebten mußt du dich entfernen, und von allem zeitlichen Troſte dein Gemüth abziehen"*).

Man ſieht, ich habe hier für meine Auffaſſung des bibliſchen Chriſtenthums eine große Autorität. Auch würde es vergeblich ſein, wenn man behaupten wollte, dieſer furchtbar zerreißende Myſticismus und Spiritualismus ſei nicht in der Bibel begründet, ſei ohne allen principiellen und genetiſchen Zuſammenhang mit ihr. Der fromme Verfaſſer des berühmten Buches beruft ſich an verſchiedenen Orten ſelbſt auf ſie, auch hat man ſich in neueren Zeiten die Mühe gegeben, das ganze Buch mit entſprechenden Bibelſtellen zu verſehen und ſo faſt jeden Satz zu belegen **). Um aber unſere eigenen Nachweiſungen fortzuſetzen, ſo heben wir zunächſt ein Paar Stellen aus dem Evangelium Johannis aus, deſſen Chriſtus und Chriſtenthum bereits einen ſo auffallend myſtiſchen Charakter zeigt, und führen dann weiter in die angereihete bibliſche Literatur hinab. Ueberall werden uns die abſtrakteſten, keine Vermittlung zulaſſenden Gegenſätze vor Augen treten.

„Ihr ſeid von unten her, ich bin von oben her; ihr ſeid von dieſer Welt, ich bin nicht von dieſer Welt." Joh. 8, 23.

„Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; wiederum verlaſſe ich die Welt und gehe zum Vater." Joh. 16, 28.

„Wenn ihr von der Welt wäret, ſo würde die Welt (euch, als) das Ihrige lieben, weil ihr aber nicht von der Welt ſeid, ſondern ich euch von der Welt auserwählet habe, darum haſſet euch die Welt." Joh. 15, 19.

„Ich bitte für ſie, nicht für die Welt bitte ich, ſondern für die, die du mir gegeben haſt, weil ſie dein ſind. Und alles Meine iſt ja dein, und das Deine iſt mein, und ich bin verherrlichet in ihnen. Und ich bin nicht mehr in der Welt, dieſe aber ſind in der Welt und ich komme zu dir. . . . . . Ich habe ihnen dein Wort gegeben, und die Welt hat ſie gehaſſet, weil ſie nicht von der Welt ſind, ſo wie ich nicht von der Welt bin. . . . . Von der Welt ſind ſie nicht, ſo wie ich nicht von der Welt bin." Joh. 17, 9—16.

---

*) Thom. a Kempis de imitat. Christi lib. I. c. 20. II. c. 7. 8. III. c. 53.

**) So in der Ueberſetzung von Köthe, Nürnb. 1820.

Chriſtus iſt alſo nicht von der Welt und bittet nicht für die Welt, das reale, concrete Menſchliche; damit hat er nichts zu ſchaffen, davon iſt er völlig abgelöſt. Er bittet auch nicht für die Seinen um ihrer ſelbſt willen, er nimmt an ihnen, als realen, concreten Perſönlichkeiten, keinen Theil und ſie haben als ſolche keinen Theil an ihm, nur inſofern ſie an jener Abſtraktion Theil nehmen, nimmt er Theil an ihnen und haben ſie Theil an ihm.

„Wenn aber unſer Evangelium verhüllet iſt, ſo iſt es verhüllet bei den Verlorenen, in welchen der Gott dieſer Welt den Sinn zum Unglauben geblendet, daß ihnen nicht der Glanz des herrlichen Evangeliums Chriſti ſtrahle, welcher iſt das Ebenbild Gottes.“ 2. Cor. 4, 3 f.

„Wir aber haben nicht den Geiſt der Welt empfangen, ſondern den Geiſt, der von Gott iſt, auf daß wir wüßten, was uns von Gott verliehen worden. Und ſolches lehren wir, nicht in Worten, wie ſie von menſchlicher Weisheit gelehret ſondern wie ſie vom heiligen Geiſte gelehret worden, indem wir Geiſtliches mit Geiſtlichem verbinden. Der ſinnliche Menſch aber nimmt nicht auf, was des Geiſtes Gottes iſt, denn es iſt ihm Thorheit und er kann es nicht erkennen, weil es geiſtlich beurtheilt werden muß.“ 1. Cor. 2, 12—14. Vergl. das Vorausgehende und Nachfolgende.

„Wenn jemand ſich dünket, weiſe zu ſein unter euch in dieſer Welt, der werde ein Thor, auf daß er weiſe werde. Denn die Weisheit dieſer Welt iſt Thorheit bei Gott. 1. Cor. 3, 18 f.

Alles kehrt das Chriſtenthum um, es macht die Weisheit zur Thorheit und die Thorheit zur Weisheit, die Vernunft zur Unvernunft und die Unvernunft zur Vernunft, das Gute zum Böſen und das Böſe zum Guten, das Göttliche zum Teufliſchen und das Teufliſche zum Göttlichen *), das Leben zum Tod und den Tod zum Leben, das Wirkliche zum Unwirklichen und das Unwirkliche zum Wirklichen — es iſt der fürchterlichſte Umſturz aller Begriffe und Verhältniſſe, der je zur Erſcheinung gekommen. Welche Aufgabe für Bildung und Weltge-

---

*) Vergl. die eben p. 20 angeführten Bemerkungen Olshauſen's.

ſchichte, dies alles wieder zurecht zu ſtellen, die Umkehrung dieſer ungeheuerſten aller Umkehrungen zu vollbringen!

„Jene ſind von der Welt, darum reden ſie, was von der Welt iſt, und die Welt höret ſie; wir ſind von Gott; wer Gott erkennet, der höret uns; wer nicht von Gott iſt, der höret uns nicht. Daran erkennen wir den Geiſt der Wahrheit und den Geiſt des Irrthums.“ 1. Joh. 4, 5 f.

„Wir wiſſen, daß wir von Gott ſind und die ganze Welt im Argen lieget.“ 1. Joh. 5, 19.

Ein gewiß nicht mildes und menſchenfreundliches Wort, ein Wort, das zwiſchen dem Menſchen, wie er mit Gott identiſch, und dem Menſchen als ſolchem die ungeheuerſte Kluft befeſtigt, das von dünkelloſer, Alles umfaſſender und ausgleichender Humanität und Liberalität das alleräußerſte Widerſpiel iſt.

„Willſt du beſſer ſein, als wir,
Lieber Freund, ſo wandre!“

ſagt Göthe. Doch wenn man dieſem modernen Heiden folgte und nicht weit beſſer ſein wollte, als andere ehrliche Menſchen ſind, wo bliebe jener unermeßliche, geiſtlich ariſtokratiſche Hochmuth, der die Herzen unſerer Pietiſten beglückt, wo jene göttlichen Vorzüge, die den katholiſchen Mönch und Prieſter vor dem Laien auszeichnen? *).

„Habt nicht lieb die Welt und was in der Welt iſt. So jemand die Welt lieb hat, in dem iſt nicht die Liebe des Vaters. Denn Alles, was in der Welt iſt, des Fleiſches Luſt und der Augen Luſt und die Hoffahrt des Lebens, iſt nicht vom Vater, ſondern von der Welt.“ 1. Joh. 2, 15 f.

Gott iſt nicht Schöpfer und Bildner der Welt; Gott hat nicht,

---

*) Vgl. Gaume, Domherr zu Nevers, katholiſche Religionslehre, aus dem Franzöſiſchen, Regensburg 1844, 4. Band p. 310: „Chriſtus macht die Biſchöfe und Prieſter zu Theilnehmern ſeines Prieſterthums und will, daß ſie, wie er, von Gott und nicht von Menſchen zu ſo hoher Würde berufen ſeien, daß ſie in der Welt ſeine vollkommene Heiligkeit darſtellen, und wie er, heilig, ohne Flecken, getrennt von den Sündern, demüthig“ — dennoch?! Iſt das möglich? — „und unabhängiger von den Geſchöpfen, als gemeine Chriſten ſeien.“

du ſchöner Jüngling, du ſchöne Jungfrau, dein holdes Antlitz, deinen reizenden Gliederbau gebildet, denn das iſt etwas Weltliches, ſomit Ungöttliches, Widergöttliches, Gottverhaßtes, Verworfenes, Verfluchtes, und man ſoll kein Wohlgefallen daran haben. Hat man es, ſo iſt man von Gott gefallen und befindet ſich in der Welt, die nicht vom Vater iſt. Zwar lehrt das Chriſtenthum auch, daß Gott der Schöpfer und Erhalter der Welt ſei, aber im wunderlichſten Widerſpruche mit ſich ſelbſt, da er zugleich als Feind und Vernichter alles Weltlichen dargeſtellt wird. Wie ernſtlich dies Letztere gemeint iſt, ſpringt in die Augen, eben ſo, daß die Lehre von der Schöpfung und Erhaltung der Welt durch Gott ein nur zum Scheine vorhandenes, illuſoriſches, müßiges Dogma ohne Ernſt und Einfluß iſt. Wäre es mehr als dies, ſo würde es niemand eingefallen ſein, die in Welt und Natur zu erkennende Wirkſamkeit und Gegenwart Gottes zu ſchmähen, mit Füßen zu treten, für etwas vielmehr Teufliſches als Göttliches zu erklären, und diejenigen, die dies thaten, würden nicht für gottbegeiſtert und verehrungswerth, ſondern für gottlos und verabſcheuungswürdig gehalten worden ſein.

„Ihr Ehebrecher und Ehebrecherinnen! Wiſſet ihr nicht, daß der Welt Freundſchaft Gottes Feindſchaft iſt? Wer nun der Welt Freund ſein will, der wird Gottes Feind. Oder meinet ihr, daß die Schrift umſonſt ſagt: Eiferſüchtig begehret (uns) der (göttliche) Geiſt, der in uns Wohnung genommen, giebt aber (deſto) größere Gnade?“ Jakob. 4, 4 — 6.

Der Chriſt hat, losgeriſſen von der Welt, nur Gott anzuhangen, gleichſam eine reine, keuſche Ehe mit ihm zu führen, der ein ſtrenger, eiferſüchtiger Gatte iſt; fällt er mit ſeiner Neigung, ſeinem Wohlgefallen, ſeinem Umgang zur Welt ab, ſo iſt er ein Ehebrecher und erweckt als ſolcher den göttlichen Zorn, vergl. die oben mitgetheilten Stellen aus Thomas a Kempis de imitatione Christi.

„Es ſei ferne von mir, mich zu rühmen, denn allein des Kreuzes unſeres Herrn Jeſu Chriſti, durch welchen für mich die Welt gekreuzigt iſt und ich für die Welt“ oder, „durch welchen wir einander abgeſtorben ſind und widerwärtig, wie Miſſethäter,“ wie der fromme J. Fr. v. Meyer in ſeinem Bibelwerke die Stelle erklärt, Gal. 6, 14. Man kann dem chriſtlichen Princip der Trennung und des Gegenſatzes keinen ſtärkeren Ausdruck geben.

„Ich bin mit Chriſto gekreuziget und lebe nicht mehr ich ſelbſt, ſondern Chriſtus lebet in mir.“ Gal. 2, 20.

„Chriſtus iſt mein Leben und Sterben iſt mein Gewinn.“ Phil. 1, 21.

Fragen wir, was denn Chriſtus und das Leben, das wir durch Abtödtung unſerer natürlichen Lebendigkeit gewinnen ſollen, eigentlich ſei, ſo wird ſich ſchwerlich eine poſitive Erklärung finden, da ohne dieſe Lebendigkeit und außer allem Zuſammenhang mit ihr eigentlich gar nichts iſt und zu ſein vermag; und es kommt ſo am Ende zu Tage, daß Chriſtus und jenes höhere, dem natürlichen entgegengeſetzte, es völlig ausſchließende Leben, eben nichts Anderes iſt als die unendliche Abſtraktion und Negation, der Tod und das Verſchlungenwerden in den Tod, der in der Alles umkehrenden Weiſe des Chriſtenthums den Namen ſeines Gegentheils erhält.

„Wenn ihr nun mit Chriſto auferſtanden ſeid, ſo trachtet nach dem, was droben iſt, wo Chriſtus zur rechten Hand Gottes ſitzet; ſinnet auf das, was droben iſt, nicht auf das, was auf Erden iſt. Denn ihr ſeid geſtorben, und euer Leben iſt verborgen mit Chriſto bei Gott.“ Coloſſ. 3, 1.

Auf dieſe Weiſe iſt der Chriſt zu einem aller Realität entfremdeten Weſen geworden; er iſt und lebt zwar noch, aber ſo, als ob er nicht wäre und nicht lebte, ſein Sein hat die Bedeutung eines Nichtſeins, ſein Leben die eines Nichtlebens erhalten, vergl. 1. Cor. 7, 29—31.

„Wiſſet ihr nicht, daß ſo viel unſer getauft ſind auf Chriſtum Jeſum, auf ſeinen Tod getauft ſind? So ſind wir nun mit ihm begraben worden durch die Taufe auf den Tod, auf daß, ſo wie Chriſtus auferwecket worden von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, alſo auch wir in Neuheit des Lebens wandeln. Denn wenn wir verwandt ſind der Aehnlichkeit ſeines Todes, ſo werden wir es ja doch auch ſein mit der Auferſtehung. Wir wiſſen ja, daß unſer alter Menſch mitgekreuzigt worden, auf daß der Leib der Sünde vernichtet würde, damit wir nicht mehr der Sünde dienen.“ Röm. 6, 3—6.

„Denn die Liebe Chriſti dränget uns, indem wir alſo urtheilen, daß, wenn Einer für Alle geſtorben, demnach Alle geſtorben ſind, und er für Alle geſtorben iſt, auf daß, die da leben, nicht ſich ſelber leben, ſondern dem, der für ſie geſtorben und auferwecket iſt. Daher wiſſen wir von nun an von Keinem mehr dem Fleiſche nach; wenn wir aber auch Chriſtum dem Fleiſche nach gekannt haben, ſo kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr. Daher, ſo jemand in Chriſto iſt, ſo iſt er eine neue Schöpfung, das Alte iſt vergangen, ſiehe es iſt Alles neu geworden." 2. Cor. 5, 14—17.

„Da nun Chriſtus im Fleiſche für uns gelitten, ſo wappnet auch ihr euch mit demſelben Sinne, denn wer im Fleiſche litt, der iſt von der Sünde abgezogen, damit ihr nicht mehr den Lüſten der Menſchen, ſondern den Willen Gottes die noch übrige Zeit im Fleiſche lebet." 1. Petr. 4, 1 f.

„Der Geiſt iſt's, der da lebendig macht, das Fleiſch iſt nichts nütze." Joh. 6, 63.

Zwar ohne Fleiſch, ohne Sinnlichkeit und Leiblichkeit iſt kein Leben, iſt nur der Tod; gleichwohl macht der Geiſt lebendig im Sinne des Chriſtenthums, weil dieſem der Tod das Leben iſt; das, was hier Geiſt heißt, iſt nehmlich jene unendliche Negation und Abſtraktion, die alles Leben tödtet, daſſelbe, was ſonſt Chriſtus heißt, denn „der Herr iſt der Geiſt," 2. Cor. 3, 17.

„Geliebte, ich ermahne euch, als Fremdlinge und Pilger, euch zu enthalten der fleiſchlichen Lüſte, welche wieder die Seele ſtreiten." 1. Petr. 2, 11.

„Stellet euch nicht gleich den ehemaligen in euerer Unwiſſenheit (gepflegten) Lüſten, ſondern nach dem Vorbilde des Heiligen, der euch berufen, werdet ſelbſt auch im ganzen Wandel heilig. Denn es ſtehet geſchrieben: Ihr ſollt heilig ſein, denn ich bin heilig." 1. Petr. 1, 14—16. Vergl. 3. Moſ. 19, 2.

Heilig ſoll man ſein, wie Gott, d. h. eine reine, vom Sinnlichen unberührte Geiſtigkeit, ganz ohne innern Zuſammenhang mit Welt und Fleiſch, erhaben in ſich über dieſe ganze, der chriſtlichen Betrachtung ungöttliche, unheilige Realität.

Paulus vergleicht einmal die Chriſten mit griechiſchen Wettläufern und Wettkämpfern, wobei er ſagt: „Wer aber kämpfet, iſt in Allem enthaltſam; jene nun ſinds, um einen vergänglichen Kranz zu erhalten, wir aber, um einen unvergänglichen. Ich lauſe demnach alſo, wie nicht auf's Ungewiſſe hin, ich kämpfe alſo, wie nicht die Streiche in die Luft führend, ſondern ich zerſchlage meinen Leib und führe ihn gefangen, damit ich nicht, nachdem ich Andern gepredigt, ſelbſt verwerflich werde." 1. Cor. 9, 24 — 27.

Wer alſo ein wahrer Chriſt ſein und als ſolcher belohnt werden will, der muß ſich einer gewaltſamen Unterdrückung ſeiner leiblichen Lebendigkeit befleißigen.

„Ziehet den Herrn Jeſum Chriſtum an und des Leibes pfleget nicht zur Entzündung von Begierden." Röm. 13, 14.

„Die Chriſto angehören, haben ihr Fleiſch gekreuziget ſammt den Lüſten und Begierden." Gal. 5, 24. Vergl. Timoth. 2, 22, wonach die jugendlichen Lüſte zu fliehen, Tit. 2, 12, wonach die weltlichen Lüſte zu verläugnen und Col. 3, 5, wonach die irdiſchen Glieder zu tödten ſind.

„Chriſtus . . . . . in welchem ihr auch beſchnitten ſeid mit einer nicht mit Händen gemachten Beſchneidung, durch die Ablegung des fleiſchlichen Leibes, durch die Beſchneidung Chriſti." Coloſſ. 2, 11.

„Gott hat ſeinen Sohn geſandt in Aehnlichkeit eines ſündigen Leibes und um der Sünde willen und die Sünde verdammet im Fleiſch, auf daß das Recht des Geſetzes in uns erfüllet würde, die wir nicht nach dem Fleiſche wandeln, ſondern nach dem Geiſt . . . . . das Trachten des Fleiſches iſt Feindſchaft wider Gott . . . . die im Fleiſche leben, können Gott nicht gefallen. Ihr aber lebt nicht im Fleiſche, ſondern im Geiſte, wenn nehmlich Gottes Geiſt in euch wohnet. Wer aber Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt nicht ſein." Röm. 8, 3 — 9.

Alles geht auf Entleibung des Menſchen hinaus, der Menſch ſoll nichts als Geiſt ſein, und nur in dem Grade, daß er es iſt, gefällt er dem chriſtlichen Gott, iſt er Eins mit ihm. Dieſe Entleibung und Vergeiſtigung des Menſchen zu bewirken, ſandte Gott ſeinen Sohn, der ſich herabließ, die Geſtalt einer gottverhaßten, verworfenen Exiſtenz anzunehmen, aber nur deßhalb, um ſie aufzuheben. Wenn das Chriſtenthum lehrt, daß Gott in's Fleiſch gekommen, daß er Menſch geworden, als Menſch auf Erden gewandelt, unter Menſchen gelebt und ſo uns ähnlich und gleich geworden, ſo hat das einen lieblichen, tröſtlichen Klang; wer aber meint, es ſei damit eine wahre, affirmative Verbindung und Vereinigung des Göttlichen und Menſchlichen, des Himmliſchen und Irdiſchen, des Geiſtigen und Sinnlichen gegeben, der täuſcht ſich, der hat nie begriffen oder geahnet, was Chriſtenthum iſt. Selbſt Paulus, der mildeſte und ſchmiegſamſte aller Apoſtel, lehrt uns dies auf das entſchiedenſte, wie namentlich in der zuletzt ausgehobenen Stelle der Fall. Allerdings eint ſich in Chriſti Erſcheinung Gott und Menſch, Himmel und Erde, Geiſt und Fleiſch, aber nur, wie zwei feindlich einander gegenüberſtehende Ringer ſich nähern, berühren, umfaſſen, und — einander zu überwältigen trachten. Sowohl zwei Freunde, als zwei Feinde gehen aufeinander zu und machen Eins aus Zwei, aber in ganz verſchiedener Geſinnung und Abſicht, ſo daß nur in dem erſteren Falle die Einheit eine einfach wahre und bejahende, in dem andern aber das reinſte Gegentheil von ſich ſelber iſt. Dieſer letztere Fall iſt der chriſtliche: Gott kommt in's Fleiſch, um es zu vernichten, Gott wird Menſch, damit der Menſch aufhöre, Menſch zu ſein, die Menſchwerdung Gottes im Chriſtenthum iſt ein Blitz, der alles Menſchliche zerſchmettert, ein vom Himmel fallendes Feuer, das alles Irdiſche, Leibliche, Weltliche, Wirkliche verzehrt.

Einige beſonders hervorzuhebende Punkte von beſtimmterer confeſſioneller Wichtigkeit ſind die das Verhältniß des bibliſchen Chriſtenthums zur Geſchlechterliebe, zum Genuſſe von Speiſe und Trank und zu Beſitz und Eigenthum betreffenden.

Zuerſt vom Verhältniſſe des bibliſchen Chriſtenthums zur Geſchlechterliebe. Dieſe Liebe iſt von allem, was in der Welt lebendig iſt, das lebendigſte, das eigentliche Leben im Leben, wie alle Dichter ſagen, die es wahrhaft ſind, das höchſte Werk und die ſüßeſte Wohlthat der Natur, die Blüthe und Krone der ganzen Realität, das, mit welchem das Daſein ſeinen weſentlichſten Reiz und Gehalt verliert, zugleich das Mittel fortdauernder Weltſchöpfung und Weltentwicklung. Gegen ſie alſo muß das wider Welt, Leben, Natur und Realität geſtellte Chriſtenthum in der allerfeindſeligſten Stimmung und Spannung ſein, und ſo finden wir denn in der That, daß ſchon die Bibel nicht nur die außereheliche, ſondern ſelbſt die eheliche Liebe verneint und

Keuſchheit über Alles ſetzt. Der auf Erden erſcheinende, in's Fleiſch kommende Gott und Heiland des Evangeliums wird naturgemäß zwar geboren, doch nicht erzeugt, eine Jungfrau, die von keinem Manne weiß, gebiert ihn vom h. Geiſt. Als Menſch unterliegt er wohl einigen Trieben und Bedürfniſſen der Natur, er empfindet z. B. Hunger und Durſt und ißt und trinkt; er iſt jedoch darüber erhaben, ein Weib zu lieben und eine Familie zu gründen *). Im Himmel, von dem er kommt und wohin er zurückkehrt, iſt an eine ſolche Liebe ohnehin nicht zu denken; die Engel ſind geſchlechtlos, eben ſo die Menſchen nach der Auferſtehung, denn dann „heirathen ſie nicht und werden nicht verheirathet, ſondern ſind wie die Engel Gottes im Himmel." Matth. 22, 30. Marc. 12, 25. „Die Menſchen dieſer Welt heirathen und werden verheirathet, die aber gewürdiget werden, zu jener Welt und zur Auferſtehung von den Todten zu gelangen, heirathen nicht und werden nicht verheirathet; denn ſie ſind engelgleich und Söhne Gottes, da ſie der Auferſtehung theilhaftig ſind." Luc. 20, 34 — 36. Wie nun aber die chriſtliche Gottheit iſt, wie jene erhabenen Geiſter des chriſtlichen Himmels ſind, und wie die Chriſten einſt ſein werden, wenn ſie in dieſe Sphäre eines vollendet chriſtlichen Zuſtandes erhoben ſind, ſo ſollen ſie ſtreben, möglichſt ſchon hier zu ſein, ſollen alle geſchlechtliche Lebendigkeit in ſich zu ertödten ſuchen, und in dem Grade, daß dies gelingt, ſind ſie heilig, vollkommen und gottgefällig. Zwar erlaubt der Apoſtel Paulus, auf den ſich proteſtantiſch Geſinnte ſo gern zu berufen pflegen, ein Weib zu haben; doch nur aus Nachſicht, um der menſchlichen Schwachheit willen und zur Vermeidung der Unzucht, als

---

*) Einem katholiſchen Schriftſteller zu Folge iſt Chriſtus „das Muſter unſeres innern und äußern Lebens, das der Vorgeſetzten, der Untergebenen, der Menſchen überhaupt in ihren Pflichten gegen Gott, gegen ihres Gleichen und gegen ſich ſelbſt, das Muſter aller Lebensalter und Stände." Gaume, katholiſche Religionslehre, aus dem Franzöſiſchen, Regensburg 1844, 4. Band, 48. und 49. Lection. Das Muſter eines guten Gatten und Vaters aber iſt Chriſtus nicht; auch hat er Mutter und Brüder von ſich geſtoßen, und ſo vielmehr das Beiſpiel einer unendlichen Erhabenheit über die Pflichten, Sitten und Tugenden des natürlichen Lebens gegeben, ſ. oben p. 17.

eines größeren Uebels. Man leſe in dieſer Hinſicht das 7. Cap. des 1. Briefes an die Corinther, wo ſich in dieſer Hinſicht die merkwürdigſten Aeußerungen finden. An der Spitze dieſer apoſtoliſchen Vorſchriften ſteht der Satz: „Es iſt den Menſchen gut, kein Weib zu berühren.“ V. 1. Beherziget das! Nur „um der Hurerei willen“ wird V. 2. hinzugeſetzt, daß jeder ſein Weib, und jede ihren Mann haben möge. Die Gatten ſollen ſich einander auch nicht völlig entziehen, „damit ſie nicht der Satan verſuche wegen ihrer Unenthaltſamkeit;“ doch mögen ſie es auf eine Zeit lang thun, um dem Faſten und Gebete obzuliegen. V. 3—5. Ueberdies bemerkt der Apoſtel V. 6 f., daß er dies nur „zugeſtehungsweiſe,“ nicht befehlsweiſe“ ſage; „denn ich wünſche, daß alle Menſchen ſeien, wie ich.“ Merket das! Den Unverheiratheten, namentlich den Witwen wird geſagt: „Es iſt ihnen gut, wenn ſie bleiben, wie ich; können ſie ſich aber nicht enthalten, ſo mögen ſie freien; denn es iſt beſſer zu freien, als Brunſt zu leiden.“ V. 8 f. Weiterhin V. 27. heißt es: „Biſt du an ein Weib gefeſſelt, ſo ſuche nicht Löſung; biſt du eines Weibes ledig, ſo ſuche kein Weib.“ Sehr wichtig iſt ferner der Ausſpruch V. 32—34: „Der Unverheirathete ſorget, was des Herrn iſt, wie er dem Herrn gefallen werde; der Verheirathete aber ſorget, was der Welt iſt, wie er dem Weibe gefallen werde. . . . . Die Unverheirathete ſorget, was des Herrn iſt, daß ſie heilig ſei ſowohl an Leib als Geiſt, die Verheirathete aber ſorget, was der Welt iſt, wie ſie dem Manne gefallen werde.“ Auch hier alſo iſt der ungeheuere Gegenſatz und Widerſpruch des Göttlichen und Menſchlichen, der das Princip des Chriſtenthums iſt, die Unverträglichkeit einer rein chriſtlichen Frömmigkeit mit menſchlichen Pflichten und Genüſſen ausgeſprochen, auch hier iſt jene furchtbare Feindſchaft von Gott und Welt herausgekehrt, es iſt auf's klarſte ausgedrückt, daß der Eheſtand und ſeine ſittlichen Obliegenheiten mit chriſtlicher Tugend und Vollkommenheit nicht zu vereinigen ſind. Man überſehe nicht, in welcher Verbindung hier der tadelnde, verwerfende Ausdruck Welt vorkommt; daß der Mann dem Weibe, das Weib dem Manne zu gefallen ſtrebt, wird von uns als etwas ſehr Löbliches betrachtet; es begründet ja das eheliche Glück, es iſt das Gegentheil der ehelichen Untreue, es ſcheint uns vollkommen recht und gut zu ſein; bei Paulus aber erſcheint es als eine widerchriſtliche Weltlichkeit, mit der ein ächter Chriſt nichts zu ſchaffen haben könne. Am Ende heißt es noch V. 35—40: „Wenn jemand ſeiner Jungfrau Unehre zuzuziehen meinet, wenn ſie überreif iſt und es alſo geſchehen muß, ſo, thue er was er will, er ſündiget nicht, ſie mögen freien. Wer aber feſt ſtehet in ſeinem Sinne und nicht genöthiget iſt, ſondern Freiheit hat, nach ſeinem Willen zu handeln, und hat ſolches beſchloſſen in ſeinem Herzen, ſeine Jungfrau zu behalten, der thut wohl. Daher, wer ſeine Tochter verheirathet, thut wohl, wer ſie aber nicht verheirathet, thut beſſer." Daß ein Vater ſeine Tochter zwingt, unverheirathet zu bleiben, wie, wenn er ſie als Katholik in's Kloſter ſtößt, erſcheint uns vom Standpunkte moderner Milde aus als eine empörende Grauſamkeit; hier bei Paulus aber wird dies als das ächt chriſtliche Verfahren dargeſtellt. „Ein Weib iſt gebunden durchs Geſetz, ſo lange ihr Mann lebet; wenn aber ihr Mann geſtorben iſt, ſo iſt ſie frei, und kann verheirathet werden, an wen ſie will, nur im Herrn. Glückſeliger aber iſt ſie, wenn ſie alſo bleibet, nach meiner Meinung; ich glaube aber auch Gottes Geiſt zu haben."

In der Offenbarung Johannis C. 14, V. 1 ff. erſcheint auf Zion das göttliche Lamm und mit ihm 144000 Heilige, auf deren Stirnen der Name des Lammes und ſeines Vaters geſchrieben. Sie ſingen ein neues Lied, und das kann niemand lernen, als dieſe von der Erde erkauften 144000 Heiligen. „Dieſe ſind's, die ſich mit Weibern nicht befleckt haben, denn Jungfrauen ſind ſie; dieſe folgen dem Lamme, wohin es irgend geht, dieſe wurden erkauft aus den Menſchen als Erſtlinge Gott und dem Lamme." V. 4. Der weſentliche Werth, den das bibliſche Chriſtenthum der geſchlechtlichen Reinheit ſelbſt mit Ausſchluß des ehelichen Verhältniſſes beimißt, ſpringt auch hier in die Augen und kann um ſo weniger irgend einem Widerſpruch ausgeſetzt ſein.

Was den Genuß von Speiſe und Trank betrifft, ſo wird dieſer nicht nur inſofern negirt, als er in unnatürlich ausſchweifendem, ſchädlichem, zerrüttendem Maaße Statt findet, er wird auch ſonſt herabſetzend behandelt, es erſcheinen auch in dieſer Hinſicht naturwidrige Entbehrungen als etwas dem Geiſt und Zwecke des Chriſtenthums Entſprechendes, Löbliches, ja Nöthiges. Das Beiſpiel eines 40 Tage und Nächte dauernden Faſtens giebt Chriſtus, Matth. 4, 2. Luc. 4, 2. Faſten wird gebilligt und ſoll belohnt werden, Matth. 6, 16 f. Nur durch Faſten und Beten wird eine gewiſſe Art von Teufel ausgetrieben, Matth. 16, 21. Die Apoſtel faſten und beten, Apoſtelgeſch. 13, 2 f. C. 14, 23. Eheleute ſollen zu Zeiten faſten und beten und ſich der ehelichen Umarmung enthalten, 1. Kor. 7, 5. „Die Speiſen ſind für den Magen und der Magen für die Speiſen, Gott aber wird dieſen und jene abthun,“ ſagt Paulus wegwerfend ebendaſ. 6, 13. Einmal ermahnt derſelbe, etwas Wein zu trinken, aber nur in einem beſondern Falle, als Arzenei: „Trinke nicht mehr (bloß) Waſſer, ſondern genieße ein wenig Weins um deines Magens und deiner häufigen Schwächen willen.“ 1. Tim. 5, 23. In dem allen ſpricht ſich das bibliſche Chriſtenthum deutlich genug zu Ungunſten auch dieſer Genüſſe aus und rechtfertigt das Hinausſchreiten über die Grenzen natürlicher Mäßigkeit in ein Uebermaaß von Enthaltſamkeit, welches, wenn auch zuweilen aus gewiſſen Rückſichten zu meiden, doch im Allgemeinen als das wahrhaft chriſtliche Verhalten erſcheint.

Beſitz und Reichthum wird nicht geſtattet. Einem Jüngling, der Chriſtum bittet, ihn zu lehren, was er thun ſolle, ſagt derſelbe vorerſt eine Anzahl jüdiſcher Gebote und Verbote her; das iſt nichts Neues und Beſonderes; dieſer Belehrung bedarf der fromme Jüngling nicht; er will mehr hören. „Alles dieſes habe ich gehalten von meiner Jugend an, weſſen ermangele ich noch?“ Jetzt giebt der Stifter des Chriſtenthums etwas ſpeciell Chriſtliches an: „Wenn du vollkommen ſein willſt, ſo gehe hin, verkaufe deine Habe und gieb ſie Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir. Als aber der Jüngling die Rede gehöret, ging er betrübt hinweg, denn er war Beſitzer vieler Güter. Da ſprach Jeſus zu ſeinen Jüngern: Wahrlich ich ſage euch, ein Reicher wird ſchwerlich in's Himmelreich kommen. Und wiederum ſage ich euch: Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein

Reicher in's Reich Gottes komme.“ Matth. 19, 16—24. Marc. 10, 17—25. Luc. 18, 18—25. Vergl. auch Luc. 14, 33: „Es kann keiner, der ſich nicht von all ſeiner Habe losſagt, mein Schüler ſein.“ Das iſt doch gewiß Alles, was man ſagen kann; es iſt unmöglich, die Lehre, daß nur ein Bettler, ein Habenichts ein wahrer Chriſt ſein kann, nachdrücklicher und warnender vorzutragen, und es iſt nicht die Schuld des erſten und oberſten Lehrers der Chriſtenheit, wenn dieſe ſo allgemein und unerſchüttert an ihrer Habe hält und, ſtatt alles wegzuwerfen, vielmehr darauf ausgeht, ſo wohlhabend und reich zu werden, als nur immer möglich iſt.

Das Chriſtenthum wurzelt in dem Bewußtſein der Schranke, die das Leben in der natürlichen Welt dem Menſchen ſetzt und in dem Trieb, ſie aufzuheben, einem Triebe, den dieſe Religion bis zum höchſten Grade des Fanatismus ſteigert, dem ſie die maaß- und grenzenloſeſte Folge giebt. Freiheit, ganz einfach, abſtrakt und unbedingt, ohne allen Uebergang dieſer unendlichen Negativität in Poſitivität — denn wo eine ſolche begegnet, iſt ſie nur Schein, Hülle, Redensart — das iſt im Grunde der einzige, das Chriſtenthum begründende und belebende Begriff. Der Chriſt ſoll frei ſein von der Natur, von der Welt, von der Geſellſchaft, von ſich; er ſoll in keinem natürlich weltlichen Verbande ſtehen, wenigſtens innerlich; er ſoll losgelöſt ſein von Familie, Staat, Vaterland, Menſchheit überhaupt; er ſoll keine fleiſchlichen d. h. auf's Poſitive, Reale gerichteten Triebe, Begierden und Leidenſchaften haben, nur die geiſtlichen, die auf Zerſtörung ſeiner ſelbſt und der Welt gehenden, ſind ihm erlaubt und angemeſſen. So iſt das Chriſtenthum im alleräußerſten Grade auflöſend und zerrüttend; es verneint Alles, weil Alles eine Schranke, ein Band, eine Feſſel iſt; es iſt nichts ſo edel, ſo gut, ſo ſchön, ſo heilig vom Standpunkt der natürlichen Sittlichkeit aus, was dieſer vollendete Fanatismus nicht mit Füßen tritt*). In

---

*) Noch bis auf den heutigen Tag läßt die katholiſche Kirche die Ihrigen Gebete, wie folgendes beten: „O mein Gott, mein Erbarmer, durch deinen geliebten Sohn bitte ich dich, laß mich alles Irdiſche unter die Füße treten und nur nach dem Himmliſchen dürſten.“ **Maria consolatrix afflictorum.** Maria, Tröſterin der Betrübten. Vollſtändiges Gebet- und Erbauungsbuch für das andächtige weibliche Geſchlecht u. ſ. w. von einem katholiſchen Geiſtlichen aus der Ge-

unſerer Zeit zwar, wo man das Heterogenſte zuſammenmiſcht, um weder das eine noch das andere und doch beides zugleich zu ſein, in dieſer Zeit der Halbheit und Selbſttäuſchung wird natürliche Sittlichkeit mit chriſtlicher Heiligkeit in einen Bund gebracht, der Unzählige über die wahre Natur des Chriſtenthums täuſcht. Es iſt aber nichts Falſcheres, als die Meinung, daß Chriſtlichkeit = Sittlichkeit ſei. Wahre, reine, nicht rationell gemilderte und verfälſchte Chriſtlichkeit iſt ganz das Gegentheil, die Aufhebung aller Sittlichkeit, die Negation alles natürlich Guten und Tüchtigen. Denn dies beſteht gerade darin, daß man ſich nicht von Welt und Leben ablöſt, vielmehr darein verſenkt, ſich davon beſtimmen und bedingen läßt und in den dadurch geſetzten Schranken beharrt. Das Chriſtenthum hingegen will und geht über alle Beſtimmungen, Bedingungen und Schranken hinaus, nicht zwar in der Weiſe weltlicher Unſittlichkeit, welche die Grenzen des Rechten und Guten deßhalb überſchreitet, um in einem Uebermaaße von doch immer natürlichen Genüſſen zu ſchwelgen, ſondern in rein ſpiritualiſtiſcher, weltfeindlicher, abſolut unnatürlicher Manier, die durch ein Uebermaaß von Entſagung und Enthaltſamkeit, durch mönchiſche Abtödtung und Verzichtleiſtung auf Dinge, worauf der Menſch keineswegs Verzicht leiſten ſoll, worauf man als guter, tüchtiger, nützlicher, ſittlicher und rechtlicher Menſch durchaus nicht Verzicht leiſten darf, noch weit negativer iſt, noch weit zerſtörender und verderblicher wirkt *).

Was die eſchatologiſchen Vorſtellungen des Chriſtenthums betrifft, ſo drückt daſſelbe ſeinen Welthaß und ſeine Luſt am extremſten, fixirteſten Gegenſatz durch die Lehre vom jüngſten Tag und Weltuntergang, und durch die von ewiger Verdammniß und endloſen Höllenſtrafen aus. Die ganze Welt ſoll ſchonungslos zu Grunde gehen: „Es wird aber

---

ſellſchaft Jeſu, Crefeld, ohne Jahrzal, doch aus der neueſten Zeit. Die Sache iſt um ſo empörender, da jene Worte Frauen beten ſollen; denn iſt die Liebe derſelben zu ihren Kindern und die Sorge für dieſe, auf welche das weibliche Geſchlecht beſonders angewieſen, und die etwas ſo tief Gutes und Edles, in Wahrheit Heiliges iſt, nicht auch etwas Irdiſches, was jener Anleitung zu Folge unter die Füße zu treten?

*) Vergl. über dieſe Gegenſtände meinen „Anthropologismus“ u. ſ. w., beſonders p. 47. 63. 65. 86.

der Tag des Herrn kommen, wie ein Dieb in der Nacht, an welchem die Himmel werden mit Krachen vergehen, die Elemente im Brande aufgelöſet und die Erde und die Werke auf ihr verbrannt werden. Da nun dies Alles aufgelöſt wird, wie groß müſſet ihr ſein in heiligem Wandel und Gottſeligkeit, erharrend und erſehnend die Zukunft des Tages Gottes, durch welchen die Himmel werden in Feuer aufgelöſet werden und die Elemente im Brande zerſchmelzen“ 2. Petr. 3, 10—12. Was dann folgt, iſt für die Heiligen, die ſich von Allem losgemacht, was natürlich, irdiſch, weltlich, menſchlich war, ein Zuſtand, der ohne dies alles iſt, der ſo in der That dem Nichts gleich iſt. In den andern tobt die Wuth eines unendlichen Uebelwollens, der Zorn Gottes, der identiſch mit dem Zorne ſeiner Heiligen iſt, als endlos quälendes Höllenfeuer. Die unbeſtimmtere Lehre von der Verdammniß aller nicht zum chriſtlichen Verbande Gehörigen ſpricht Chriſtus folgendermaßen aus: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird gerettet werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ Marc. 16, 16. Es lehrt aber auch er ſchon auf das entſchiedenſte eine nie endende Feuermarter, ſo Marc. 9, 43—47, wonach die Hölle ein „unauslöſchliches Feuer“ iſt, „wo ihr Wurm nicht ſtirbt und ihr Feuer nicht verliſcht,“ welche Worte dreimal geleſen werden; vergl. Matth. 8, 12. C. 13, 42 und 50. C. 22, 13. C. 25, 30. 41. 46. Luc. 16, 23—25. 2. Theſſal. 1, 7—9. 2. Petr. 2, 4—9. Offenb. Joh. 19, 20. C. 20, 10. C. 21, 8, nach welchen letzteren Stellen — es iſt mir zu ſchauderhaft, Alles abzuſchreiben — jeder, der nicht im Buche des Lebens ſteht, in einen mit Feuer und Schwefel brennenden Pfuhl geſtürzt und Tag und Nacht in alle Ewigkeit gepeinigt wird. Dieſe und andere dergleichen Stellen ſind das Graſſeſte, was man ſich denken kann; es iſt da von Milde, Güte, Liebe, Verſöhnung, Schonung und Erbarmen, es iſt von dem, was wir Humanität und Menſchlichkeit nennen, nicht eine Spur. Hebr. 10, 26—31 heißt es: „Wer das Geſetz Moſis übertreten hat, muß ohne Barmherzigkeit ſterben; wie viel ſchlimmere Strafe meint ihr, wird der verdienen, der den Sohn Gottes mit Füßen getreten, und das Blut des neuen Bundes, wodurch er geheiligt iſt, für unrein geachtet, und gegen den Geiſt der Gnade gefrevelt hat. Denn wir kennen ja den, der geſprochen: „Mein iſt die Rache“ u. ſ. w. „Schrecklich aber iſt es, in die Hände des lebendigen Gottes fallen.“ Eben ſo ſchrecklich iſt es denn natürlich auch von jeher geweſen, in die Hände derer zu fallen, die an dieſen Gott glauben. Von ſo fürchterlichen Stellen machen die Theologen jetzt wieder den beſten Gebrauch; die zuletzt angeführten, unterſtrichenen Worte hörte ich ſelbſt zu Nürnberg von der Kanzel donnern; und wer will es unſern Predigern wehren, Gottes Wort zu verkünden?

Was nachzuweiſen war, daß das Chriſtenthum, ſo wie es ſich bereits in den bibliſchen Büchern offenbart, die Religion der abſoluten Entzweiung und Zerreißung iſt, daß es nichts weniger als Frieden und Eintracht will, daß es nicht Liebe, ſondern Haß predigt, daß es alle natürlichen und ſittlichen Bande löſt, daß es den Menſchen mit ſich und der ganzen Realität in den ungeheuerſten, unauflöslichſten Widerſpruch ſetzt, daß es nicht nur etwa dasjenige, was in der Welt in Wahrheit ſchlecht, verwerflich, heillos iſt, ſondern auch das Wahre, Gute, Edle, und Schöne darin anfeindet und ausſchließt, daß es in ſeinem Welthaſſe einer allgemeinen Vernichtung des natürlichen Univerſums mit Verlangen entgegen ſieht, daß ſeine Luſt an Gegenſatz und Widerſpruch groß genug iſt, um alle Nichtchriſten zu verdammen und ewige Höllenſtrafen zu lehren, und daß es durch dieſe gräßlichen Lehren der Glaubenswuth und fanatiſchen Volksaufregung die vollkommenſte Berechtigung und die gedeihlichſte Nahrung giebt — das, denke ich, iſt nachgewieſen. Doch können wir die Sache noch immer nicht für völlig abgethan halten, wir werden noch Verſchiedenes zu erörtern haben, inſoferne gewiſſen möglichen und zu erwartenden Einwendungen und Gegenbeweiſen eine beſtimmte Berückſichtigung nicht zu verſagen iſt.

Es giebt nehmlich in der Bibel eine Anzahl von Stellen, aus denen von all dem, was wir feſtgeſtellt, das Gegentheil dermaßen zu erweiſen ſteht, daß das Chriſtenthum allerdings die Religion der Liebe und des Friedens zu ſein, daß es ſtatt jener extremen Feindlichkeit gegen alles Menſchliche, Lebendige und Wirkliche die reinſte Humanität zu athmen, eine in jeder Beziehung einheitliche, nicht gegenſätzliche

Weltanſchauung zu bieten ſcheint, wogegen jedoch zweierlei zu bemerken iſt, erſtlich, daß ein Theil der erwähnten Stellen das nicht wirklich meint und will, was er, oberflächlich und iſolirt betrachtet, zu meinen und zu wollen bedünkt, ſodann, daß zwar einige Lehren und Darſtellungen von unleugbar humaner und einheitlicher Natur vorhanden, daß aber dieſe eben um dieſer Natur willen durchaus kein ächtes, eigentliches, „ſpecifiſches" Chriſtenthum enthalten, ſolchem vielmehr auf's unverträglichſte zuwider, von eingemiſchter, heterogener, fremdartiger Beſchaffenheit und füglicher heidniſch als chriſtlich zu nennen ſind.

Wir wenden uns der zuerſt genannten Art von Stellen zu und zeigen ihren rein illuſoriſchen Charakter auf. Da ſpricht z. B. niemand mehr von Liebe und Eintracht, als Johannes. Wer ſeinen Bruder haßt, iſt in der Finſterniß, im Lichte dagegen, wer ihn liebt, 1. Joh. 2, 9 — 11. Wer ſeinen Bruder nicht liebt, iſt nicht von Gott; „denn das iſt die Ankündigung, die ihr gehöret habt von Anfang an, daß wir einander lieben ſollen." Daſelbſt C. 3. V. 10 f. „Wir wiſſen, daß wir vom Tode zum Leben übergegangen ſind, weil wir die Brüder lieben. Wer den Bruder nicht liebet, der bleibet im Tode. Jeder, der ſeinen Bruder haſſet, iſt ein Menſchenmörder" u. ſ. w. Daſ. V. 14 — 18. „Und das iſt ſein Gebot, daß wir glauben an den Namen ſeines Sohnes Jeſu Chriſti und einander lieben, ſo wie er uns geboten hat." Daſ. V. 23. „Geliebte, laſſet uns einander lieben, denn die Liebe iſt von Gott, und jeder, der liebet, iſt von Gott geboren und erkennet Gott. Wer nicht liebet, der hat Gott nicht erkannt, denn Gott iſt die Liebe." Daſ. C. 4, 7 f. „Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm." Daſ. V. 16. „So Jemand ſpricht: Ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. . . . . Und dies Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, auch ſeinen Bruder lieben müſſe." Daſ. V. 20 f.

Dieſe Lehren und Ermahnungen haben einen ſchönen Klang; ſehen wir aber auf das übrige von demſelben Apoſtel Ausgeſprochene und bringen es mit jenen in Zuſammenhang, ſo ſteht es mißlich. Wir haben ſchon oben aus den Briefen des Johannes einige Stellen gegeben, aus denen der negative Geiſt und Charakter des Chriſtenthums ſehr ſtark hervorleuchtet, ſo 1. Joh. 1, 15 f. C. 5, 19, wo Gott und Chriſtenthum mit der Welt in den ſchneidendſten Gegenſatz tritt und eines das andere abſolut ausſchließt. Wie kann bei einer ſo beſchränkten, particulären, verneinenden, excluſiven Anſicht und Geſinnung ein ächt humanes, univerſelles Princip walten? Wie muß jener Gott, der die Liebe ſein ſoll, nicht vielmehr als der Haß erſcheinen? Doch es begegnet noch etwas Frappanteres. Auch die zweite Epiſtel dringt auf Liebe, ganz ſo, wie die erſte, ſ. V. 5 f.; dann aber iſt von gewiſſen Verführern die Rede, die nicht bekennen wollen, daß die chriſtliche Gottheit im Fleiſch erſchienen; es wird ermahnt, an dem chriſtlichen Dogma feſtzuhalten und endlich V. 10 das feindſeligſte Verhalten gegen Andersdenkende eingeſchärft. „Wenn jemand zu euch kommt und dieſe Lehre nicht bringet, ſo nehmet ihn nicht in's Haus auf und grüßet ihn nicht!“ Nun frage ich, was hier gepredigt wird, die Liebe oder der Haß, der Friede oder der Krieg, das Wohlthun oder das Uebelthun?

Jede Gemeinſchaft und Geſellſchaft muß, um ſich nicht aufzulöſen, in ſich zuſammenhalten, und das um ſo mehr, je particulärer, egoiſtiſcher, feindlicher ſie gegen die übrige Menſchheit geſinnt und geſtellt iſt. Den Sinn eines ſolchen Zuſammenhaltens in ſich gegen die ganze übrige, unendlich verhaßte Menſchheit, und durchaus keinen andern, haben denn auch die, oberflächlich und iſolirt betrachtet, ſo ſchönen und rührenden Mahnungen zur chriſtlichen Bruderliebe, die Johannes gibt. Die Chriſten ſollen recht innig verbunden und zuſammengeſchloſſen ſein, damit das Chriſtenthum beſtehe, nicht gleich nach ſeiner Stiftung von und in ſich ſelber aufgerieben werde; den nicht zur Partei Gehörigen darf und ſoll man haſſen, keines Grußes würdigen, zum Hauſe hinausweiſen; er iſt kein „Bruder,“ kein „Nächſter,“ iſt ausgeſchloſſen, verworfen, verdammt. Auf jene corporative Concentration in ſich aber waren die — leider ſelbſt nicht einigen — Apoſtel um ſo eifriger zu dringen veranlaßt, da es gleich in der neu geſtifteten Kirche gräulich zuging. Gal. 5, 14 f. ſchärft Paulus das Gebot der Nächſtenliebe ein, dann fügt er hinzu: „Wenn ihr aber einander beißet und zerfleiſchet, ſo ſehet zu, daß ihr nicht von einander aufgerieben werdet.“ Vergl. Epheſ. 4, 31 f. Phil. 2, 1 ff. Col. 3, 12 ff. 1. Petr. 4, 8. Welch ein Geiſt der Liebe und der Verzeihung übrigens auch in

Paulus herrſchte, das ſieht man aus 2. Tim, 4, 14, wo er ſagt: „Alexander, der Schmidt, hat mir viel Böſes erwieſen; der Herr vergelte ihm nach ſeinen Werken!"

Das Gebot: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben, als dich ſelbſt," Matth. 19, 19. C. 22, 39. Röm. 13, 9. Galat. 5, 14. Jacob. 2, 8 ſcheint Vielen eine gar herrliche Moral im Sinne einer der humanen Richtung zugewandten Zeit und Menſchheit zu ſein, bedeutet aber vielmehr, daß man eigentlich niemand lieben, ſondern nur das alle andern aufhebende Intereſſe ſeiner Partei im Auge haben, ſich in Beziehung darauf mit ſeinem Mitjuden oder Mitchriſten ganz gleich ſtellen ſolle, vergl. 3. Moſ. 19, 16—18: „Du ſollſt nicht mit Verläumdung umhergehen unter deinem Volke, du ſollſt nicht auftreten gegen das Leben deines Nächſten. Du ſollſt deinen Bruder nicht haſſen in deinem Herzen, warnen ſollſt du deinen Nächſten, daß du nicht ſeinethalben Schuld trageſt, du ſollſt nicht rachgierig und nachtragend ſein gegen die Söhne deines Volkes, und liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt." Vergl. Apoſtelg. 7, 27. Matth. 5, 43. Soll das Gebot eine univerſelle Bedeutung und Anwendung erhalten, ſo wird Unſinn daraus; denn jeden Menſchen nur gerade ſo viel, nicht weniger und nicht mehr zu lieben, als ſich ſelbſt, iſt unmöglich. Das Princip der Liebe in vollem, lebendigem Sinne des Wortes iſt keineswegs die Gleichſtellung des Andern mit ſich, ſondern die Ungleichſtellung, ſo daß das geliebte Weſen dem Liebenden mehr, als er ſelber gilt. Wenn ich jemand wahrhaft und wirklich liebe, ſo gebe ich in dieſer Liebe mich ſelber auf, opfere mich dem Geliebten, ſterbe für ihn *). Andere dagegen muß ich weniger lieben, als mich ſelbſt; ſo kann und ſoll ich ein ſchlechtes, nichtswürdiges, der Menſchheit unnützes, ja ſchädliches Individuum, einen Schuft, einen Schurken, einen Böſewicht, nicht in jeder Beziehung mir

---

*) So halt' ich es mit meiner Liebe,
Daß ich mein eignes Sein vergeſſe,
Zehntauſend Seelen wenn ich hätte,
Ich würde ſie vor dir verſtreu'n.

Hafis im Divan p. 515 der Ueberſetzung von Hammer, Stuttgart und Tübingen 1812.

ſelbſt gleichſtellen inſofern ich mich für beſſer und edler halte und halten darf; ich kann und ſoll einem Biedermann und einem unwürdigen Subjekt gegenüber nicht gegen beide ganz auf dieſelbe Weiſe, wie gegen mich geſinnt ſein und ſo auch allen unter ihnen ſelbſt zu machenden Unterſchied aufheben; könnte und thäte ich es, ſo wäre es unvernünftig und ungerecht. Zwar ſoll ich auch dem verächtlichſten, verworfenſten, verruchteſten der Menſchen ein gewiſſes Wohlwollen bewahren, ſoll wünſchen und wollen, daß er nicht unglücklicher ſei, als er ſein muß, ſoll ihm kein unnöthiges Leid zufügen, ihm ein ſolches vielmehr, wo möglich, erſparen, ihm gerne auch wohl eine poſitive Wohlthat erweiſen, wofern es ohne Schaden für die menſchliche Geſellſchaft und ſo, daß nicht Beſſere darunter leiden, geſchehen kann, das fordert die Humanität; aber eine abſolute Gleichſtellung mit mir und allen andern menſchlichen Individuen iſt das nicht.

„Ihr habt gehört, daß geſagt iſt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber ſage euch, daß man dem Böſen nicht widerſtehen ſoll; ſondern wer dir einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar, und dem, der mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel, und wer dich nöthiget eine Meile, mit dem gehe zwei.“ Matth. 5, 38 — 41. „Wer dich auf den Backen ſchlägt, dem reiche auch den andern, und dem, der dir den Mantel nimmt, wehre auch den Rock nicht.“ Luc. 6, 29.

Hier wird die Forderung gemacht, daß wir uns Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten aller Art ohne allen Widerſtand hingeben und obendrein denjenigen, der uns mißhandelt, zu noch weiterem derartigen Uebelthun veranlaſſen ſollen. So wird das Gute und Vernünftige, was in einer gehörig begrenzten Verpflichtung zu Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Verſöhnlichkeit gegeben wäre, dermaßen übertrieben und überſchraubt, daß etwas offenbar Böſes und Unvernünftiges daraus wird. Wer dieſer Lehre nachkommen wollte, würde ſich und die Seinigen auf die muthwilligſte Weiſe in Schaden bringen, dem Hohn und der Verachtung Preis geben, in Unglück und Verderben ſtürzen; er würde von niemand gelobt, von Allen getadelt, wohl gar für wahnſinnig gehalten werden, und das nicht bloß von ſogenannten Weltkindern; wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß niemand in der Chriſtenheit, ſelbſt nicht der frömmſte und glaubenseifrigſte Katholik, Pietiſt und Myſtiker nur im entfernteſten daran denkt, in Einfalt des Herzens und ohne willkührliches Deuten und Drehen, ſo wie es der Conſequenz nach beſonders diejenigen müßten, welche die Bibel für die alleinige Richtſchnur ihres Glaubens und Lebens erklären, jenen in dem heiligen Buche wiederholt vorkommenden Lehren Chriſti zu folgen — und wir müſſen froh ſein, daß es ſo und nicht anders iſt *).

So ſteht es alſo auch mit den größten Theil der in der Bibel zu Liebe und Frieden verpflichtenden Moral; er athmet einen ganz andern Geiſt, als denjenigen, welche er bei oberflächlicher und ſtumpfſinniger Auffaſſung allerdings zu athmen ſcheint, entſpricht keineswegs in Wahrheit dem, was uns Vernunft und Humanität gebietet, widerſpricht ihm vielmehr und läßt ſich aufrichtiger und zwangloſer Weiſe nicht damit in Einklang bringen. Damit ſoll indeſſen nicht geläugnet werden, daß ſich einige Stellen finden, die auch vom Standpunkt der Vernunft und Humanität aus gebilligt werden können; dahin gehört z. B. die ſchöne Erweiterung, die dem eigentlich ſehr engen und ausſchließlichen Begriffe des „Nächſten“ Luc. 10, 29 — 37 gegeben wird. Eben deßhalb aber, weil die in dergleichen Stellen ausgedrückten Anſichten, Geſinnungen und Grundſätze ſo wenig Anſtößiges haben, weil ſie in ſolchem Grade mit demjenigen ſtimmen, was wir unter Vernunft und Humanität verſtehen, eben deßhalb ſind ſie nichts eigentlich und „ſpecifiſch“ Chriſtliches, ſondern etwas allgemein Menſchliches und menſchlich Natürliches, auch dem durch keine übernatürliche Offenbarung erleuchteten Heidenthum eigen ſein Könnendes und wirklich Eigenes. Was das Letztere, das unſern „ſpecifiſch“ chriſtlichen Hochmuth ſo bitter niederſchlagende Vorkommen analoger Beſtimmungen im Heidenthum betrifft, ſo haben die ſchönſten, ſanfteſten, edelmüthigſten Lehren z. B. die Indier;

---

*) Vergl. Wislicenus, ob Schrift, ob Geiſt? Leipzig 1845 p. 18: „Dieſe Worte, nach ihrem einfachen und klaren Sinne genommen, ohne die gewöhnliche Deutelei, werden von uns nicht nur nicht befolgt, ſondern nicht einmal als eine moraliſche Forderung feſtgehalten, denn wir wiſſen wohl, daß ihre Befolgung das Weltregiment der Schlechtigkeit überliefern würde.“

man höre! „So wie die Erde diejenigen, die ſie mit der Hacke verletzen, mit Geduld trägt, ſo iſt es für uns eine Hauptſache, diejenigen, die uns beſchimpfen und beleidigen, mit Geduld zu tragen.“ — „Werden wir gleich auf alle Weiſe verachtet und beſchimpft, ſo laßt uns darüber doch nicht aufgebracht, noch zu einer unziemlichen Handlung verleitet werden.“ — „Kein größerer Ruhm, als wenn wir Andern ihre Schuld vergeben; keine größere Tugend, als wenn wir das uns angethane Unrecht ſofort vergeſſen.“ — „Verſtändige Leute ſiegen über diejenigen, die ſich durch Bosheit an ihnen vergehen, durch Geduld.“ — Wer einen Feind ſeinen Zorn und ſeine Rache empfinden läßt, wird ſich ein Vergnügen bereiten, das einen Tag dauert; wer aber Unrecht mit Geduld trägt, hat ſein ganzes Leben lang Ehre und Freude davon[*].“ — „Die Pflicht des Gerechten fordert, daß er ſeinem Mörder nicht nur verzeihe, ſondern ihm ſogar wohlthue in dem Augenblicke, da ihn dieſer mordet, gleich dem Sandelbaume, der in dem Augenblicke, da er hinſtürzt, Wohlgeruch um die ihn fällende Axt verbreitet[**].“ Daß ähnliche Vorſchriften auch in der dem römiſchen und griechiſchen Heidenthum eigenen Philoſophie und Ethik nicht fehlen, daß ſie Sanfmuth und Geduld, gelaſſenes Ertragen von Beleidigungen, allgemeine Menſchenliebe, ja ſelbſt die am Evangelium ſo ſehr bewunderte und gerühmte Feindesliebe lehrt, iſt Unterrichteten nicht unbekannt. Leſet namentlich die Betrachtungen des durch ſtoiſche Philoſophie gebildeten Kaiſers Marcus Aurelius Antoninus, dieſes herrlichen Menſchen, der, um Verunglückten aufzuhelfen, ſelbſt die Geräthſchaften ſeines Pallaſtes verkaufte! Ihr werdet darin den Geiſt der reinſten, edelſten Milde und Menſchlichkeit finden[***]. Was bleibt da dem

---

[*] Cämmerer, des Tiruwalluwer Gedichte und Denkſprüche aus dem Tamuliſchen, Nürnberg 1803, p. 29 ff.

[**] Ezurvedam überſ. von Ith, Bern und Leipzig 1794. Creuzer, Symbolik und Mythologie, Leipzig und Darmſtadt 1819, I. p. 638 f.

[***] Vergl. Tennemann, Geſchichte der Philoſophie, Leipz. 1748 ff. 5. Band p. 142. 145 f. 180 f. Vorrede zu Hoſmann's Ueberſetzung des Antoninus, Hamburg 1755, wo es von den Stoikern heißt: „Wer hat die allgemeine Menſchen-

Chriſtenthum Beſonderes, Specielles, nur durch die außerordentlichſte Veranſtaltung der Vorſehung zur Kunde Gekommenes? Wahrlich, dazu brauchten wir keine Menſchwerdung Gottes, keine übernatürliche Offenbarung, keine vom heiligen Geiſt inſpirirte Schriftſtellerei, um Mitleid, Wohlwollen, Wohlthun, Edelmuth zu lernen, wohl aber, um zu wiſſen, daß man alle Bande der Natur und der Sittlichkeit zerreißen, daß man Vater und Mutter, Weib und Kind, Bruder und Schweſter haſſen, daß man jemand, der ſich nicht zu gewiſſen abſonderlichen Glaubensſätzen bekennt, nicht grüßen und nicht in's Haus aufnehmen ſoll und dergl., denn das iſt über Natur, Vernunft und Menſchenherz, das iſt eigen, einzig, unerhört, das iſt mit Recht „ſpecifiſch" zu nennen *). —

Ich habe mich bei meinem bisherigen Bemühen, möglichen Ein-

---

liebe je eifriger und höher getrieben, die Güte ohne Wucher, die Gerechtigkeit ohne Einſchränkung und die Demuth ohne Niederträchtigkeit beſſer zu üben gelehrt?" Roſenmüller zu Matth. 5, 48 mit der hier angegebenen Stelle Cicer. pro Marcello 3. Animum vincere, iracundiam cohibere, victoriam temperare, adversarium nobilitate, ingenio, virtute praestantem, non modo extollere jacentem, sed etiam amplificare ejus pristinam dignitatem, haec, qui faciat, non ego eum cum summis viris comparo, sed simillimum Deo judico. S. auch meine polemiſchen Blätter, Nürnberg 1834, 1 Heft, p. 34—97.

*) Vergl. Spener's Predigten über Arnd's Bücher vom wahren Chriſtenthum, Frankf. a. M. 1711. p. 179: Nächſtenliebe d. h. hier: Menſchenliebe „iſt eine Pflicht, die allen Menſchen von Natur bekannt und in's Herz geſchrieben iſt, Röm. 2, 14 f., daher es auch die Heiden verſtanden haben und der Kaiſer Alexander Severus den Spruch Chriſti Matth. 7, 12 geführet, daß jeder dem andern thun ſolle, was er ſelbſt von ihm verlange. Die Natur zeiget, daß jeglicher Menſch als ein Glied des menſchlichen Geſchlechts das Beſte des ganzen Leibes beſorgen helfen und alſo alle Glieder mitlieben ſolle. Daher die Liebe des Nächſten der Natur am gemäßeſten iſt." Und p. 187: Die Tugend der Feindesliebe „findet ſich in gewiſſem Grade auch bei einigen Heiden, welches zeiget, daß auch die Vernunft ſolcher Tugend Billigkeit und Würde erkenne; dadurch diejenigen, die Chriſten heißen wollen und ſolche nicht allein nicht haben, ſondern für unmöglich halten, beſchämet werden können."

würfen zu zegegnen, nur mit dem Ethiſchen beſchäftigt; was das Dogmatiſche betrifft, ſo iſt ſchon oben p. 30 f. etwas bemerkt worden, worauf ich zurückweiſen kann; es iſt dort nehmlich gezeigt worden, daß die Lehre von der Erſcheinung Gottes im Fleiſche, ſeiner Menſchwerdung, einen einheitlichen, friedlichen, verſöhnenden Charakter nicht wirklich hat, ſondern nur zu haben ſcheint. Anderes hat gegen meine Auffaſſung des Chriſtenthums, wie ſie bereits in meinem „Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart“ zu finden, ganz neulich Haußmann *) hervorgehoben, ſo, was Paulus Apoſtelg. 17, 22 ff. den Athenienſern vorträgt, wo namentlich V. 27 f. die Worte ſtehen: „Gott iſt nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Denn in ihm leben, weben und ſind wir, wie auch euerer Dichter etliche geſagt haben! Denn deſſen Geſchlecht auch ſind wir. Da wir nun Gottes Geſchlecht ſind“ u. ſ. w. Vergl. Röm. 1, 19 f.: „Denn die Erkenntniß von Gott iſt unter den Menſchen offenbar, nehmlich Gott offenbarte es ihnen; nemlich ſeine unſchaubaren Eigenſchaften werden ſeit der Schöpfung der Welt in (ſeinen) Werken durch Nachdenken geſchaut, ſeine ewige Macht und Göttlichkeit; ſo daß ſie keine Entſchuldigung haben.“ So weit nun in dieſen Stellen allerdings etwas Gott und Menſch, Gott und Natur in Einheit Setzendes ausgeſprochen iſt, gilt die Bemerkung, daß daſſelbe nichts „ſpecifiſch“ Chriſtliches, daß es etwas dieſem vielmehr Widerſprechendes, vielmehr Heidniſches als Chriſtliches iſt, was um ſo offenbarer, da Paulus ſelbſt auf heidniſche Schriftſteller **) hinweiſt und ihre Worte gebraucht. Ueberdies verliert die Sache den Werth und die Bedeutung, die ſie haben könnte, durch Abſicht und Zuſammenhang. Denn ſieht man auf dieſe, was kommt da heraus! Die Griechen für's erſte, jene glorreichen Begründer und Entwickler einer auf Vermenſchlichung des Göttlichen und Vergöttlichung des Menſchen beruhenden, wahrhaft einheitlichen Cultur ſollen bekehrt werden zu dem allerentgegengeſetzteſten, was es giebt, nicht bloß nehmlich zum Judenthum, ſondern zum Chriſtenthum, einem potenzirten Judenthum! Um dies zu bewirken, um in dies glanzvolle Reich des Lichtes einen ſchwarzen, chriſtlich-jüdiſchen Schatten zu werfen, accomodirt ſich der Apoſtel den Vorſtellungen jener edlen Nation, ſagt ihr, was das Ihrige iſt, was ſie von ihm nicht erſt zu erfahren braucht und was wir eben ſo weit beſſer, als aus der Apoſtelgeſchichte, aus den heidniſchen Autoren ſelbſt entnehmen; und was knüpft er daran? — Eine Polemik gegen die herrliche griechiſche Kunſt! Hätten die Griechen ſcheußliche Klötze verehrt, ſo ging es an. Aber dieſen hochgebildeten Griechen, deren Kunſt die vollendete, claſſiſche Darſtellung des Göttlich-Menſchlichen und des Menſchlich-Göttlichen war, eine jüdiſch abſtrakte Gottesverehrung aufdringen zu wollen, das iſt ſtark. Nicht beſſer ſieht es mit der Stelle im Römerbrief aus. Denn nachdem hier Paulus von der Offenbarung Gottes in der Natur geſprochen, geht er V. 25 zu dem Vorwurfe fort, daß die Heiden ſtatt des Schöpfers das Geſchöpf zum Gegenſtand ihrer Verehrung gemacht, wogegen dann wieder die zerreißende jüdiſche Gottesverehrung als die einzig wahre geltend gemacht wird. So wird überall das Einheitliche, Harmoniſche nur darum herbeigezogen, um davon den Sprung auf das Antithetiſche, Diſſonirende zu machen. Und dergleichen Stellen ſollen das bibliſche Chriſtenthum vor dem Vorwurfe ſchützen, daß es abſtrakter, dualiſtiſcher Spiritualismus ſei? —

---

*) Der moderne Pantheismus als Religion p. 30 f.

**) Arat. phaenom. v. 5. Cleanth. hymn. in Jov. v. 4.

Alles, was in dieſem erſten Theile unſerer Abhandlung zu thun oblag, ſcheint nun gethan zu ſein, und ſo können wir denn an die Betrachtung der verſchiedenen, im Streite liegenden Confeſſionen und der in ihnen hervortretenden beſtimmteren Unterſchiede und Beſonderungen gehen.

Die Confeſſionen.

Die Confeſſionen und Kirchen, von denen die Rede iſt, ſind diejenigen beiden, die das lebendige Intereſſe der Gegenwart und des Vaterlands bilden, die römiſch-katholiſche und die proteſtantiſche *). Es fragt ſich, was für ein Verhältniß dieſelben zu den erörterten bibliſchen Grundlagen haben.

Dieſe Frage iſt nicht ganz einfach, inſofern wir gefunden haben, daß das bibliſche Chriſtenthum in ſich ſelber geſpalten und aus verſchiedenartigen, ſich widerſprechenden Elementen zuſammengeſetzt iſt. Doch vereinfacht ſich die Frage wieder dann, wenn wir uns erinnern, daß nur einer der beiden nachgewieſenen heterogenen Beſtandtheile ächtes, eigentliches, „ſpecifiſches" Chriſtenthum iſt. Dies letztere aber hat ſich uns *als die Religion der abſoluten Entzweiung und Zerreißung gezeigt*. Wie verhalten ſich nun zu dieſem die Confeſſionen?

Es kann fürs erſte nicht behauptet werden, daß eine derſelben aus dem bezeichneten Chriſtenthum völlig heraus, ihm gänzlich untreu geworden ſei und nur noch etwa dem Namen nach an ihm feſthalte. Die negative, dualiſtiſche Natur des Chriſtenthums mit den in ihr begründeten verhängnißvollen Gegenſätzen von Gott und Welt, Himmel und Erde, Geiſt und Fleiſch u. ſ. w. zieht ſich durch das ganze bis jetzt entwickelte Chriſtenthum hindurch, ſo daß ſelbſt die bis zur äußerſten Ermäßigung dieſes eigenthümlich antithetiſchen Weſens fortgehende Rationalität deſſelben in ihrer Art damit behaftet iſt. Fragt es ſich aber, welche der beiden Confeſſionen als die reinſte, treueſte, wahrhafteſte, conſequenteſte Entfaltung und Darſtellung des „ſpecifiſch" chriſtlichen Princips zu betrachten iſt, ſo iſt dies offenbar die katholiſche, während die proteſtantiſche, wenn auch noch immer chriſtlich, doch dies nicht lauter und ſtreng, ſondern in weſentlich gemilderter, gemäßigter Weiſe und ſo bereits im Uebergange zu einem fremdartigen, der bibliſch- und katholiſch-chriſtlichen Negativität und Dualität entgegengeſetzten Gebiete, zu dem des Affirmativen, Einheitlichen, Vernünftigen, allgemein Menſchlichen, Realen, Natürlichen, zu demſelben alſo, auf welchem bei Erſcheinung des antiheidniſchen, reactionären Chriſtenthums das gebildete Heidenthum ſtand, begriffen iſt, ſo daß die katholiſche Auffaſſung und Bezeichnung dieſer Confeſſion, als einer vom reinen, ächten, vollſtändigen Chriſtenthum abgefallenen Häreſie keineswegs ſo leicht und mit ſo großem Recht, als man auf proteſtantiſcher Seite ſich vorzuſtellen pflegt, zurückzuweiſen iſt, zugleich aber auch — dies mag zu hinlänglichem Troſte gereichen — keineswegs als etwas in der That zu Schmach und Schande Gereichendes zurückgewieſen zu werden braucht.

---

*) Was von der römiſch-katholiſchen zu ſagen, gilt übrigens großentheils auch von der ſehr ähnlichen griechiſchen, ſo wie das, was die proteſtantiſche betrifft, von der ſogenannten deutſch-katholiſchen.

Alle chriſtlichen Kirchen und Orthodoxien ſind dem Frieden und Glücke der Menſchheit gefähr; ſie haben alle, inſofern und ſo weit ſie in Wahrheit chriſtlich ſind, nicht gerade das Chriſtliche im Chriſtenthum fahren laſſen, ein ruheſtörendes, zu Streit, Kampf und Gewaltthat fanatiſch aufregendes Princip in ſich. Die kriegeriſchſte von allen iſt aber doch offenbar die römiſch-katholiſche, die ſomit dem Worte Chriſti, daß er nicht gekommen ſei, den Frieden zu bringen, ſondern *Feuer*, *Zwietracht* und *Schwert*, am getreueſten entſpricht. Alles, was ihr in dieſer Hinſicht dem Katholiscismus, insbeſondere ſeinen Jeſuiten, dieſen beſten, vollkommenſten aller Chriſten in unſerer Zeit, zum Vorwurfe macht, das rückt ihr im Grunde dem Chriſtenthum ſelbſt vor, das ihr doch von Papismus und Jeſuitismus ſo ſtreng zu ſcheiden pflegt, daß es den Anſchein hat, als verhielten ſich die beiden zu einander, wie Tag und Nacht. „Machen wir,“ ruft Robert Blum, „die Bruderliebe, die der Bildung der Zeit und unſern Gefühlen entſpricht, endlich zur Wahrheit! Rom hat ſie auf der Zunge, aber Fluch im Herzen“ *). Er hat Recht; es iſt höchſt nöthig und wünſchenswerth, daß wir einmal aufhören, haſſende, grimmige Barbaren zu ſein, daß wir einmal Menſchen werden, ſo wie es zu unſerer unendlichen Beſchämung doch ſchon die vorchriſtlichen Heiden waren; nur muß man wiſſen, daß „die Bruderliebe, die der Bildung der Zeit und unſern Gefühlen entſpricht,“ keine chriſtliche, wenigſtens keine ſpeciell oder „ſpecifiſch“ chriſtliche iſt, und daß man ſich, indem man Rom verläßt, von der totalſten, präſenteſten und ſolideſten Erſcheinung des chriſtlichen Weſens und Geiſtes löſt.

---

*) S. die angeführte Rede p. 12.

Das Chriſtenthum war bei ſeinem Auftreten gegen die auf Natur und Realität gerichtete, mit dieſer in Einheit ſetzende, ſomit höchſt friedliche, beruhigende, beglückende heidniſche Bildung gekehrt; dieſe zu zerſtören und in ihr Gegentheil zu verwandeln war ſeine Aufgabe, ſein Werk. Was es dagegen zur Erſcheinung brachte, war in ſeiner vollendeten Durchführung jenes in die feindlichſten, furchtbarſten Gegenſätze zerriſſene Reich des Mittelalters, mit dem römiſchen Biſchof, als Repräſentanten der chriſtlichen Gottheit, an der Spitze, einem geiſtlichen Gewaltherrn, wie er zur welthiſtoriſchen Durchſetzung und Darſtellung des chriſtlichen Princips durchaus nothwendig war. Es iſt albern, gegen die Weltlichkeit des Papſtthums die reine Spiritualität und Innerlichkeit des Chriſtenthums geltend zu machen. Das Chriſtenthum, in der Welt erſcheinend, mit ihr in Kampf tretend, muß der Form nach nothwendig ſelbſt weltlich werden; es iſt dies aber nicht dem Geiſt und Sinne nach, es nimmt nur deßhalb die Geſtalt des Weltlichen, Realen an, um daſſelbe zu zerrütten, zu verwüſten, in's Verderben zu ſtürzen, vergl. Röm. 8, 3 und unſere obigen Bemerkungen dazu p. 30. Eben ſo iſt es auch mit der Sinnlichkeit des katholiſchen Cultus beſtellt. Sie würde, vom Standpunkt einer antidualiſtiſchen Bildung aus, dem Katholicismus zur Ehre gereichen, ein Vorzug deſſelben vor dem weit ärmer, kahler, proſaiſcher erſcheinenden, deßhalb weit weniger anziehenden Proteſtantismus ſein; aber dieſe Sinnlichkeit iſt nicht ſinnlich, ſondern ſpirituell gemeint; das Ueberſinnliche, Ueberreale, d. h. Unreale, Unwirkliche nimmt die Geſtalt ſeines Feindes, des Sinnlichen, Realen, Wirklichen an, um ihn zu verdrängen und ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen. Der Katholicismus iſt antirealer Realismus, antinaturaliſtiſcher Naturalismus und beweiſt ſich ſo als die allerernſtlichſte, machtvollſte Negativität gegen das Reale und Natürliche, wogegen die des Proteſtantismus eine nur matte, ſchwache, wirkungsloſe iſt, bei der ſich der zu bekämpfende Feind erholt, zu ſeiner Freiheit, zu ſeinem Rechte, zu ſeiner Ehre kommt.

Der Proteſtantismus ſcheint dem oberflächlich Betrachtenden die ſubjektivere, ſpirituellere Geſtalt und iſt doch gerade deßhalb, weil er ſo ſubjektiv und ſpirituell iſt, und in dem Grade, als er es iſt, das Gegentheil; er negirt nehmlich die falſche Objektivität und Naturalität des Katholicismus zu Gunſten der wahren, will dieſe nicht ſo durch eine unwahre verdrängen, macht nicht ſo das Ueberſinnliche zu einem Sinnlichen und das Sinnliche zu einem Ueberſinnlichen, das Unwirkliche zu einem Wirklichen und das Wirkliche zu einem Unwirklichen, greift nicht ſo verkehrend in Natur und Wirklichkeit ein, läßt dieſe in ihrer einfachen, ruhigen Identität mit ſich *).

Augenfälliger zeigt der Katholicismus ſeine Uebereinſtimmung mit dem bibliſchen Chriſtenthum in Hinſicht ſeines ascetiſchen Rigorismus, ſeiner Abſtraktion von den natürlich ſocialen Beziehungen, ſeiner Mißhandlung und Herabſtimmung der leibliſchen Lebendigkeit, was alles auf unmittelbarer bibliſcher Baſis ruht. Das Chriſtenthum der Bibel tritt feindſelig gegen die Familie auf; es löſt gewaltſam alle Bande der Natur und der Sittlichkeit; es ſtellt nicht nur dem ſittlich verwerflichen, ſondern auch dem ſittlich guten und nothwendigen Beſtandtheile des Weltlebens das ſtrenge, eiskalte, fürchterliche, Alles verneinende, allen Zuſammenhang mit der Realität aufhebende Princip der Heiligkeit entgegen, — eben ſo der Katholicismus. Die geſchlechtliche Vereinſamung ſeiner Mönche, Nonnen und Prieſter, ſeine Rangerhöhung des keuſchen und eheloſen Lebens über die Ehe und die Tugenden des Familienlebens iſt ganz jenem ihm mit der Bibel gemeinſchaftlichen Princip gemäß, hat insbeſondere ſchon das Beiſpiel Chriſti und des Apoſtels Paulus und die ausdrücklichſten Erklärungen des letzteren für ſich, auf den ſich die Proteſtanten gleichwohl als auf ihre hauptſächlichſte Autorität zu berufen pflegen, ſ. unſere obigen Nachweiſungen und Auszüge. Das bibliſche Chriſtenthum ſchließt Beſitz und Reichthum aus, man ſoll, um vollkommen im chriſtlichen Sinne des Wortes, um alſo ganz chriſtlich zu ſein, Alles den Armen geben und eher ſoll ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als ein Reicher in's Himmelreich kommen — der Katholicismus führt

---

*) Dies zugleich als Entgegnung auf Haußmann's Einwendungen gegen meine Auffaſſung des Katholicismus, „der moderne Pantheismus" u. ſ. w. p. 34.

dieſe Art von Chriſtlichkeit — zwar nicht durchaus, weil das nicht möglich iſt — doch aber zum Theil in ſeinen individuell beſitzloſen Mönchen und heiligen Bettlern durch. Das bibliſche Chriſtenthum hält an der Sitte des Faſtens — der Katholicismus faſtet; es verlangt jenes überhaupt, daß man den Leib, das Fleiſch, die ſinnliche Natur negire, als Gegenſatz und Hemmung chriſtlicher Frömmigkeit und Vollendung betrachte und dem gemäß ſo weit als möglich herunterbringe und energielos mache — der Katholicismus entſpricht dieſen Weiſungen in ſeinen ſich caſteienden, geiſelnden und ſonſt zermarternden und ſchwächenden Ordensgeiſtlichen und Heiligen; ja ſelbſt die Uebrigen werden nicht völlig losgelaſſen, ſie werden wenigſtens einigermaßen und ſo gut es gehen will, in das kirchliche Geſchäft der Abtödtung und Herabſetzung der leiblichen Lebendigkeit hineingezogen. So repräſentirt die katholiſche Kirche, das bibliſche Chriſtenthum am vollſtändigſten und kann auf den Namen der wahren Kirche Chriſti den gegründetſten, gültigſten Anſpruch machen.

Nicht ſo der Proteſtantismus, deſſen Tugend nicht mehr jene ächt chriſtliche, alles Weltliche, Irdiſche, Sinnliche, Wirkliche ſchneidend von ſich ablöſende Heiligkeit, ſondern eine mehr heidniſch, als chriſtlich zu nennende, wenn auch noch allerdings in gewiſſer Hinſicht chriſtlich gefärbte und beengte Sittlichkeit iſt*). Wie ſehr derſelbe gegen den Katholicismus auf die Bibel pocht, kann mir nicht unbekannt ſein; neuerlich thun es eben ſo die deutſch-katholiſchen Reformatoren wieder*); auch iſt nicht zu läugnen, daß ſich manches Einzelne aufgreifen und zu Gunſten reformatoriſcher Zwecke anführen läßt; denn was ließe ſich nicht aus der Bibel beweiſen, wenn man, ſtatt auf Geiſt, Zuſammenhang und eigentliche, innere Herzensmeinung, ſtatt auf das Eigenthümliche, Unterſcheidende, Vorherrſchende, Ueberwiegende, im Ganzen und Allgemeinen Gewollte und Angeſtrebte zu ſehen, ſich nach Belieben und wie man es eben braucht, an dies und jenes hält? Ich will, um einige frappante Möglichkeiten zu zeigen und dergleichen Beweisführungen recht augenfällig zu beſchämen, aus Matth. 5, 17 — 19 den unumſtößlichen Beweis führen, daß das moſaiſche Geſetz noch für uns ſeine volle Gültigkeit habe und daß nicht die kleinſte Beſtimmung davon hätte aufgegeben werden ſollen und aufgegeben werden dürfe; ich will dem unſern Frommen und Gläubigen ſo tief verhaßten Pantheismus durch Apoſtelg. 17, 27 f. eine glänzende Rechtfertigung, einem heidniſchen Bacchuscult, über den unſre Frömmler und Zeloten, über den alle unſere Theologen ohne Ausnahme, über den ſelbſt ganz gewöhnliche, nicht beſonders fromme und gottſelige Chriſten die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen ſollen, aus Joh. 2, 1 — 11 eine treffliche Begründung geben**).

---

*) Vergl. Hegel, Encyclopädie, Heidelberg 1827, p. 508. Auch nach der Bemerkung dieſes Denkers wird die dem Katholicismus gültige Heiligkeit in der proteſtantiſch geſinnten neueren Zeit durch die dieſer allein noch in Kraft und Anſehen ſtehende Sittlichkeit verdrängt. „Statt des Gelübdes der Keuſchheit gilt die Sittlichkeit der Ehe und damit als das Höchſte auf dieſer Seite des Menſchen die Familie; ſtatt des Gelübdes der Armuth die Thätigkeit des Selbſterwerbes durch Fleiß und Verſtand und die Rechtſchaffenheit in dieſem Verkehr und Gebrauch des Vermögens, die Sittlichkeit der bürgerlichen Geſellſchaft; ſtatt des Gelübdes des Gehorſams“ gegen einen vom weltlichen Willen geſchiedenen geiſtlichen „der Gehorſam gegen das Geſetz und die geſetzlichen Staatseinrichtungen, die Sittlichkeit im Staat.“ S. auch Hegel's Vorleſungen über die Philoſophie der Geſchichte, Berlin 1837, p. 388. Er ſagt hier unter Anderem, daß in den drei Gelübden „alle Sittlichkeit degradirt,“ das Unſittliche namentlich dadurch zum Heiligen geweiht worden ſei, daß über

---

Thätigkeit und Arbeit die Unthätigkeit und Träg[illegible] ging. Die Wiederherſtellung des Sittlichen und Vernünftigen dagegen wird p. 423 f. von der proteſtantiſchen Welt gerühmt.

*) Vergl. Czersky, Rechtfertigung meines Abfalls von der römiſchen Hofkirche. 2. Auflage, Bromberg 1845. Glaubensbekenntniß der chriſtlich-apoſtoliſch-katholiſchen Gemeinde zu Schneidemühl, Bromberg 1844. Müller, Sendſchreiben an den jungen Chriſtenverband in Schneidemühl, Berlin 1844.

**) Vergl. über die zuletzt berührte Erzählung—die Hochzeit zu Kana und die hier geſchehene Verwandlung des Waſſers in Wein betreffend, wo namentlich „das unverhältnißmäßige Quantum Weines, das Jeſus den Gäſten gewährt, in Erſtaunen ſetzt.“ — Strauß, Leben Jeſu II. p. 228 f. der 2. Ausgabe. Es iſt luſtig zu ſehen, in welchen Schmerzen ſich unſere Exegeten bei ſolchen rein heidniſchen Stellen winden; ſ. z. B. Tholuck, Commentar zum Ev. Johannis, Hamburg 1837 p. 83: „Daß die Wunderthätigkeit des Herrn,“ welche ſonſt einen ſo jovialen Charakter nicht hat, „in dieſem

Das alles aber, im Ernſte gethan, würde doch ſehr albern und lächerlich ſein; denn es iſt bei all dieſer wunderlichen Buntheit im Einzelnen eine ſehr einfache, jene Beweisführungen ſämmtlich vernichtende Auffaſſung des bibliſchen Chriſtenthums möglich; es läßt ſich ganz beſtimmt einſehen und aufzeigen, daß es weder jüdiſche Orthodoxie, noch Pantheismus, noch bacchiſche Lebensluſt, ſondern etwas dies alles Verneinendes und Ausſchließendes iſt. Eben ſo verhält es ſich mit dem, was der Proteſtantismus anführt, um als reines, ächtes, mit dem bibliſch-evangeliſchen identiſches Chriſtenthum zu erſcheinen; es können dieſe Stellen nichts gegen die Totalität und innerſte Eigenthümlichkeit des bibliſchen Chriſtenthums beweiſen, nichts gegen ſeinen allgemeinen, ſich auch in vorwiegender, ausgedehnter welthiſtoriſcher Entwicklung bewährt habenden Genius, der in der That katholiſch-myſtiſch und asceтиſch iſt, ſo daß der Katholicismus, wenn er ſich auf die Bibel berufen will, in weit größerem Maaße, als der Proteſtantismus, ſogar den Buchſtaben der Bibel für ſich hat.

Ich erſchrecke, wenn ich ſehe, welch ein ungeheueres Zugeſtändniß die augsburgiſche Confeſſion dem Katholicismus macht. Der Kaiſer ſoll, dem 22. Artikel „vom Eheſtand der Prieſter" zu Folge, „beherzigen, daß jetzund in den letzten Zeiten und Tagen, von welchen die Schrift meldet, die Welt immer ärger und die Menſchen gebrechlicher

---

Falle nur zur Beförderung des geſelligen Genuſſes wirkt, hat allerdings etwas Auffälliges" .... „Das Auffällige, was dieſes Wunder in Bezug auf den Charakter des Herrn hat" u. ſ. w. Mit einem Worte, es wäre beſſer, wenn dies anſtößige, dem Sinn und Geiſte des Chriſtenthums ſo völlig zuwider laufende Wunder unterblieben wäre. Man erzählt von einem geiſtlichen Obern, der einen Pfarrer wegen ſeines Beſuches heiterer geſelliger Kreiſe herunterlaufen ließ, und der, da dieſer zu ſeiner Entſchuldigung das Beiſpiel Chriſti anführte, der auf die Hochzeit zu Kana gegangen, in ſeinem Eifer die Worte ſprach: „Er hätte auch beſſer gethan, wenn er zu Hauſe geblieben wäre." Kritiſch betrachtet beruht die bibliſche Erzählung ohne Zweifel auf dem Eindringen eines heidniſchen Elementes, das jedoch nicht durchdrang, ſo daß jene Mythe eine iſolirte Erſcheinung bildet, die bei der Beurtheilung des bibliſchen Chriſtenthums überhaupt nicht weſentlich in Anſchlag zu bringen.

und ſchwächer werden.“ Gott habe „den Eheſtand menſchlicher Gebrechlichkeit zu helfen und Unzucht zu wehren, eingeſetzt. So ſagen die alten canones auch, man müſſe zu Zeiten die Schärfe und rigorem lindern und nachlaſſen um menſchlicher Schwachheit willen und Aergeres zu verhüten und zu meiden.“ Der Katholicismus mit ſeiner Strenge iſt ſo für die Religion der chriſtlichen Kraft und Vollkommenheit, die aber jetzt in ſo geſunkener Zeit nicht mehr paſſe, der Proteſtantismus mit ſeiner Milde dagegen für die Religion der Schwäche und Unvollkommenheit, ſo wie ſie ſich für ſo ſchlechte Zeiten allein noch eigne, ſomit für eine vom chriſtlichen Standpunkt aus ſelbſt ſchlechte, wenn auch allein noch mögliche, Religion erklärt.

Minder naiv drücken ſich die modernen Reformatoren der katholiſchen Kirche aus; übrigens leidet ihr Standpunkt und ihre Polemik an derſelben Erbärmlichkeit. Die Bibel wird als ein durchaus mit ſich ſelbſt übereinſtimmendes Werk behandelt, mit dem man überhaupt harmonire, wenn man eine einzelne Stelle für ſich anzuführen wiſſe; es wird aus ihr herausgenommen, was man braucht, und gethan, als wenn ſonſt nichts darin ſtände; beſonders unredlich geht man mit den Ausſprüchen Pauli um, die den Eheſtand betreffen. Alles beruft ſich auf 1. Cor. 7, ſo Czersky in der angeführten Rechtfertigung p. 13, das Schneidemühler Bekenntniß p. 16, Müller's Sendſchreiben in den Noten der 3. Seite wiederholt; aber daß es in demſelben Capitel, wo nur der menſchlichen Schwäche ohne Aufgebung des Princips einige vernünftige, doch widerwillige Zugeſtändniſſe gemacht worden, auch Stellen, wie folgende, vorkommen: „Es iſt dem Menſchen gut, kein Weib zu berühren“ — „Ich wünſche, daß alle Menſchen ſeien, wie ich“ — „Es iſt den Unverheiratheten und Wittwen gut, wenn ſie bleiben, wie ich“ — „Der Unverheirathete ſorget, was des Herrn iſt, wie er dem Herrn gefallen werde, der Verheirathete aber ſorget, was der Welt iſt, wie er dem Weibe gefallen werde; die Unverheirathete ſorget, was des Herrn iſt, daß ſie heilig ſei, ſowohl an Leib als an Geiſt, die Verheirathete aber ſorget, was der Welt iſt, wie ſie dem Manne gefallen werde" — „Wer ſeine Tochter verheirathet, thut wohl, wer ſie aber nicht verheirathet, thut beſſer — „Glückſeliger iſt ſie," eine Wittwe nehmlich, „wenn ſie alſo" ohne weitere Verehelichung „bleibet, nach meiner Meinung; ich glaube aber auch Gottes Geiſt zu haben" — davon verlautet nicht ein Wort, und man wird doch annehmen dürfen, daß die Reformatoren, daß Czerski, der ſo viel von ſeiner Bibelforſchung ſpricht *), auch dieſe Stellen geleſen.

Der Katholicismus iſt für, der Proteſtantismus gegen die „Werke"; das iſt ſonderbar, denn die Subjektivität des Nichtwirkens, der Unthätigkeit, des Müßiggangs iſt katholiſcher, die Objektivität des Wirkens, der Thätigkeit, der Arbeit proteſtantiſcher Natur. Hier aber ſpukt wieder jene „ſpecifiſch" chriſtliche Umkehrung aller Begriffe und Verhältniſſe, die wir ſchon früher nachgewieſen. Wenn der Proteſtantismus den „Werken" abhold iſt und ihnen den Krieg erklärt, ſo iſt es nicht auf Hinwegräumung natürlicher und geſellſchaftlicher Thätigkeit und Betriebſamkeit, auch nicht auf Beſeitigung liebevoller und wohlthätiger Handlungen, ſondern auf Entfernung jener „kindiſchen, unnöthigen" Werke, wie ſie der 20. Artikel der augsburgiſchen Confeſſion bezeichnet, welche ganz den Werth der Werk- und Thatloſigkeit haben, oder noch viel ſchlimmer und heilloſer ſind, insbeſondere jener naturwidrigen, weltfeindlichen Enthaltſamkeiten, Entſagungen, Caſteiungen und Mißhandlungen des Körpers, auf die der Katholicismus einen ſo großen Werth legt, abgeſehen. So hat der Proteſtantismus offenbar ein großes Moment des Fortſchrittes, der Vernünftigkeit und Menſchlichkeit in ſich, iſt aber vom rein chriſtlichen Standpunkt aus eben deßhalb einem ungeheueren Tadel und Vorwurf ausgeſetzt, iſt in demſelben Maaße, als er die „Werke" negirt, für ketzeriſch, unchriſtlich und unbibliſch zu halten. Denn ſelbſt derjenige Apoſtel, auf den ſich Proteſtanten und Reformatoren ſo füglich zu ſtützen meinen, ſelbſt Paulus, iſt katholi-

---

*) So z. B. a. a. O. p. 10: „Ich ſtudirte mit allem Eifer Theologie, konnte über manche vorgetragene Dogmata nicht einig werden und verglich ſie mit der Bibel." Und p. 12: „Ich warf mich wieder auf das Studium der Bibel" u. ſ. w.

ſcher „Werkheiligkeit" ſo wenig entgegen, daß er ein feindliches Verhalten gegen die natürliche Lebendigkeit des Menſchen für löblich, heilſam, ſeinem Gegentheile bei weitem vorzuziehen, ja für nöthig und unerläßlich erklärt ſ. z. B. 1. Cor. 9, 27. Ueberhaupt iſt das, namentlich 1. Petr. 1, 15 f. — vergl. Hebr. 12, 14. Röm. 6, 19. V. 22. Theſſal. 4, 3. V. 7 — ausgeſprochene Princip des bibliſchen Chriſtenthums die Heiligkeit; um aber heilig zu ſein, muß man nothwendig werkheilig ſein; denn dies iſt im Grunde nichts Anderes, als wirklich, nicht nur angeblich und ſcheinbar heilig. Der Proteſtantismus aber will eben die Wirklichkeit der Heiligkeit, ſomit die Heiligkeit ſelbſt tilgen, er will, daß dies ächt chriſtliche Princip nicht praktiſch entwickelt und durchgeführt werde, er giebt der Lehre von der Rechtfertigung, Erlöſung und Verſöhnung durch Chriſtus und von dem ſeligmachenden Glauben an ihn eine Bedeutung und Ausdehnung, die ſie in der Bibel nirgend hat *), er erklärt das von Chriſtus, dem einzigen Heiligen, der ihm übrig bleibt, durch ſein Leiden und Sterben vollbrachte Werk für hinlänglich und ausreichend in jeder Beziehung und für alle Zeit, er will ſeinem Gott und Heilande durchaus nichts von ſeiner Ehre rauben, ſchiebt dieſem alles Verdienſt zu, will ſelber gar keines

---

*) S. hierüber, was die Vorſtellungen und Lehren des Apoſtels Paulus betrifft, Lützelberger's Grundzüge der pauliniſchen Glaubenslehre, Nürnberg 1839, p. 89 ff. 93 ff. p. 106 f. p. 117 f. 120 f. Die Beſtimmungen dieſes ſcharfſinnigen Freundes ſind ſehr wichtig und beachtenswerth und löſen alle Schwierigkeiten. Es kommt namentlich auf den Begriff des pauliniſchen „gerettet werden," bei Luther „ſelig werden" an, was etwas ganz Anderes bezeichnet, als wir unter dem letzteren Ausdrucke zu verſtehen gewohnt ſind. Es bedeutet nehmlich — um es in meiner Weiſe zu ſagen — das Uebergehen aus dem Zuſtande einer zu angeblichem Verderben gereichenden außerchriſtlichen Natürlichkeit in den Bereich der ſpirituellen göttlichen Wirkſamkeit; dazu kommt der Menſch ohne Werk und Verdienſt durch bloßen Glauben; im Uebrigen aber iſt er darauf angewieſen, Werke zu thun, ſich Verdienſt zu erwerben, und das ganz in katholiſchem Sinn und Geiſt; Paulus ſelbſt zerſchlägt ſeinen Leib und führt ihn gefangen, um nicht verwerflich zu werden. 1. Cor. 9, 27.

haben; will ganz ohne eigene Bemühung und Beläſtigung aus purer Gnade ſelig werden *), will nichts von jener Nachfolge Chriſti in ſein Leiden und ſeinen Tod wiſſen, ohne die man doch der Schrift zu Folge kein Chriſt ſein kann **), hält ſo das Chriſtenthum bloß noch im Glauben, d. h. in der Vorſtellung feſt und reinigt davon das Leben und die Wirklichkeit. Iſt das nicht Ketzerei, iſt das nicht Abfall, iſt das nicht Feindſchaft gegen das Chriſtenthum?

Es iſt zwar im Proteſtantismus eine Partei, die innerhalb dieſes ſelbſt das eigentliche, ächte, „ſpecifiſche" Chriſtenthum repräſentirt, ein proteſtantiſcher Katholicismus, ſo zu ſagen, eine Reaction gegen die aus jener Art von Chriſtenthum mehr oder weniger herausſtrebende proteſtantiſche Tendenz, es iſt der, das freiere proteſtantiſche Leben trübende, ſeine Fortentwicklung ganz vorzüglich hemmende Pietismus vorhanden. Doch iſt derſelbe noch immer Proteſtantismus, nicht nur dem Namen, ſondern auch dem Weſen und Charakter nach, bleibt innerhalb dieſes häretiſchen Gebietes ſtehen und erreicht bei weitem nicht die katholiſche Conſequenz und Vollkommenheit. Denn ſieht man auch nur ihnen dieſer weltverdammenden Kopfhänger und Konventikelmenſchen dem Worte ſeines Herrn und Meiſters folgen und alle ſeine Habe von ſich werfen, um vollkommen zu ſein und einzugehen in jenes Himmelreich, in welches ein Reicher ſchwerer geht, als ein Kameel durch ein Nadelöhr? Strebt man in dieſer ſich ſo chriſtlich dünkenden Sphäre eine engelgleiche Reinheit und Keuſchheit an, verſchmäht man es, eine Familie zu gründen, um ſich ganz nur mit Gott zu beſchäftigen, verachtet man es, Gatte und Gattin, Vater und Mutter zu ſein, macht man ſich, wie der h. Franz von Aſſiſi, Weib und Kinder aus Schnee, beeilt man ſich nicht im Gegentheil beſtens, eine fromme Schweſter zu heirathen und im Herrn ſo viele Kinder, als möglich, zu zeugen? Als wenn es dem Principe der chriſtlichen Frömmigkeit und Heiligkeit genug gethan wäre, im Herrn und nicht im Geiſte der Welt zu lieben und Kinder zu zeugen, oder vielmehr, als wenn dies nicht unmöglich wäre, da geſchlechtliche Liebe und Umarmung ſtets ein im Geiſte der Welt vollzogener Act, ſtets ein am Herrn begangener Ehebruch iſt!*).

---

*) „Unſer Herr Gott iſt ein ſolcher Gott, der alle ſeine Gaben jedermann aus Gnaden und umſonſt ſchenket, und dieſes iſt ſeiner göttlichen Majeſtät allerhöchſtes Lob und Ruhm. Aber ſolche ſeine göttliche Majeſtät und Herrlichkeit kann er vor denen Wertheiligen und Heuchlern nicht vertheidigen, welche ſolche Gnade und ewiges Leben von ihm nicht alſo vergeblich und umſonſt annehmen wollen, ſondern wollen es viel lieber aus ihren eigenen Werken verdienen; darum wollen ſie ihm kurzum, es ſei ihm lieb oder leid, den Preis und Herrlichkeit ſeiner göttlichen Majeſtät wegrauben." Luther in der Auslegung des 2. Cap. der Epiſtel an die Galater. Dies iſt die proteſtantiſche Liſt für Gottes Ehre zu eifern, die durch die Werke geſchmälert werde, um ſich dieſe leidigen vom Halſe zu ſchaffen.

**) „Und wer nicht ſein Kreuz auf ſich nimmt und folget mir, der iſt mein nicht werth." Matth. 10, 38. „Will mir jemand nachfolgen, der verläugne ſich ſelbſt und nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir." Matth. 16, 24. Vergl. Joh. 8, 12. Offenb. Joh. 3, 21. 1. Petr. 4, 1 f. Gal. 5, 24. Röm. 8, 1. V. 8 f. V. 12 f. V. 17 C. 12. 1. Phil. 3, 10 f. S. auch die höchſt merkwürdige Ausführung bei Thomas a Kempis de imitat. Christi lib. II. c. 12: De regia via sanctae crucis.

Und nun erſt die andere Seite, der Rationalismus, zumal wie er ſich neuſtens in einem Wislicenus, einem Ghillany repräſentirt! Stehen wir hier nicht auf dem Punkte, über das „ſpecifiſch" Chriſtliche, dieſes theuere, dem Menſchen zu ſeinem Heile ſo unentbehrliche Geſchenk des Himmels, total hinauszugehen und dem allgemein Menſchlichen, Vernünftigen, Natürlichen mit unbegrenztem Vertrauen in die Arme zu fallen? —

Doch wenn dies freilich eine welthiſtoriſche Nothwendigkeit wäre, wenn es zum wahrhaften, nicht bloß ſogenannten Heile der Menſchheit diente, wenn der Proteſtantismus von der Vorſehung beſtimmt und in ſich ſelbſt unabweislich genöthigt wäre, dieſen wichtigen Schritt zu thun, ſo würde man ſich darein ergeben müſſen, und keine an hergebrachten Bekenntniſſen feſthaltende Orthodoxie, kein rückwärts drängender Pietismus und Jeſuitismus den Willen Gottes und den Gang der Weltgeſchichte zu hemmen vermögen. Und in der That ſcheint Alles darauf hinauszulaufen; denn was im Sinken iſt, es iſt trotz all der ungeheuern Hinderniſſe, die ihr im Wege ſtehen, wohl nicht die vorwärts gehende

---

*) Vergl. oben p. 27. 33 f. 56 f.

Richtung auf jenes univerſaliſtiſche, humaniſtiſche, realiſtiſche Ziel, ſondern im Gegentheil trotz all der ungeheuern Vortheile, deren es ſich zu erfreuen hat, das Fortſchritt hemmende, reactionäre, reſtauratoriſche Thun und Treiben der Zeit; es wird nicht gar zu lange mehr die Welt verwirren, es wird, nach den letzten Anſtrengungen, die es in unſern Zeiten macht, für immer machtlos zuſammenſtürzen.

Und welch ein Glück, welch ein unausſprechliches Glück, wenn es nun endlich einmal zuſammenſtürzt, wenn dieſer furchtbare, die Menſchheit ſchlangengleich umſchnürende Jeſuitismus, dieſer dumpfe, düſtere, herz- und lebenvergiftende Pietismus, dieſe ſtarre, bornirte, tyranniſche, rachſüchtige, verfolgende Orthodoxie, wenn all dieſe ſchwarzen, nächtlichen Ungeheuer — Formen und Modificationen eines und deſſelben allverneinenden, entſetzlichen Phänomenes — an der ihnen unerträglichen Sonne eines hell aufgehenden, wachſenden Welttages ſterben! Jubellieder wollen wir ſingen, wie noch keine geſungen ſind, wenn dies „ſpecifiſche" Chriſtenthum, dieſe als ſolche nicht nur durch obige Bibelbeleuchtungen, ſondern auch durch unzählige Thatſachen, durch die reiche, fürchterliche Erfahrung eines ganzen großen Weltalters erwieſene *Religion der abſoluten Entzweiung und Zerreißung* gefallen ſein wird.

Was aber dann? — Dann tritt die neue Religion an's Licht, diejenige, welche mit beſſerem Rechte, als jenes in der That nur negative, haſſende, feindliche Chriſtenthum *die Religion der Liebe und des Friedens* zu nennen ſein wird, von der man wird ſagen können, nicht etwa, daß ſie das *wahre* Chriſtenthum im Sinne einer bekannten, beliebten, populären Redensart, wohl aber, daß ſie das *wahr gemachte* ſei, inſofern dasjenige, was im Chriſtenthum bloß Schein, Vergeben, Maske, Mittel zur Einführung und Durchſetzung eines völlig Entgegengeſetzten, oder, wenn dies nicht, doch nur ein todt daliegender, effektloſer Buchſtabe iſt, zu lebendiger Wirklichkeit, Geltung und Ausführung gelangen wird. Wollt ihr dieſe Religion noch immer Chriſtenthum nennen und an die wenigen ihr entſprechenden Stellen der Bibel knüpfen, dergleichen ihr außerhalb dieſer, namentlich in heidniſchen Büchern, eben ſo gute oder noch beſſere finden könnt; glaubt ihr, daß dies der an Namen, Gewohnheiten und herkömmlichen Autoritäten zu hartnäckig klebenden Menge und anderer Umſtände wegen nicht zu umgehen ſei, ſo thut es! Durchaus nöthig aber iſt es, daß jener die Welt zerrüttende Kakodämonismus auf keine Weiſe beibehalten und mit fortgeſchleppt, ſondern, damit er durchaus keinen Halt mehr habe und nie mehr erſchreckend aufkeime, auf das beſtimmteſte und erklärteſte verworfen und ausgeſchieden werde. Werfen wir jedes Dogma, jede Ceremonie hinweg, worin ſich die negative, antithetiſche Natur des Chriſtenthums zu erkennen giebt, laſſen wir nichts übrig, was zwiſchen Menſch und Menſch eine inhumane Scheidewand bildet, wollen wir nichts Beſonderes, Ausſchließliches, Particuläres mehr haben, geben wir keiner Negation des Natürlichen, Wirklichen, Weltlichen mehr Raum, erkennen und entwickeln wir dieſes vielmehr in ſeiner ganzen göttlichen Wahrheit, Schönheit und Kraft, machen wir aus dem Proteſtantismus, der bis jetzt nichts weiter geweſen, als eine unſelige Zwittergeſtalt, eine Monſtroſität von Schaf und Bock, um chriſtlich zu reden, eine für ſich höchſt ungenügende Uebergangsform voll charakterloſer Halbheit und Zerfallenheit, etwas Einfaches, Ganzes, in ſich Einiges und Genügendes, indem wir endlich mit voller Entſchiedenheit in die rein menſchliche, realiſtiſche, naturaliſtiſche Sphäre treten, zu welcher derſelbe ſeinem innerſten Weſen und Charakter nach hinüberneigt und hinüberſtrebt, geſtalten wir aus ihm mit Abſtreifung alles Widerſprechenden, Hemmenden, Zurückwerfenden das ſchon ſeit Jahrhunderten in der Geburt begriffene confeſſionelle Phänomen, das man in Beziehung auf die zu vollbringende totale Negation des Negativen den abſoluten Proteſtantismus nennen kann, während der bisherige nur noch unvollſtändig negirende als der erſt relative bezeichnet werden mag *).

Wir erleben neuſtens eine merkwürdige Begebenheit. Das ſeit dreihundert Jahren ſtagnirende Waſſer des Katholicismus bewegt ſich und gebiert auf einmal eine Menge kleiner Inſelchen, welche deutſch-katholiſche Gemeinden heißen, und durch welche die 1100000 rock- und ſtockgläubigen Wallfahrer nach Trier wohl hinlänglich aufgewogen ſind. Ihr Name iſt katholiſch, ihr Geiſt und Weſen iſt proteſtantiſch und zwar

---

*) Vergl. meinen „Anthropologismus und Kriticismus" u. ſ. w. p. 87.

dermaßen, daß nicht nur zu dem gemein kirchlichen Proteſtantismus unſerer Reformatoren, ſymboliſchen Bücher und orthodoxen Eiferer, daß über dieſe hinaus bis zu ganz modernen Modificationen, Läuterungen und Ausmerzungen des eigenthümlich Chriſtlichen fortgegangen wird. Da ſieht man nun, welch eine Fülle von Ketzerei die katholiſche Kirche ſtill und unbemerkt in ihrem Schooße gehegt; denn diejenigen, die jetzt förmlich aus ihr heraustreten, waren innerlich gewiß ſchon längſt keine Katholiken mehr. Ein ähnliches Verhältniß iſt bei uns im Proteſtantismus vorhanden, inſoferne dem im Staate allein berechtigten altreformatoriſch orthodoxen Proteſtantismus eine Menge von Proteſtanten, wenn auch nicht dem Bekenntniß, doch der Denkart nach untreu geworden, ja feindlich ſind, ſo daß ſie in förmlichem Heraustreten aus der alten Kirchengemeinſchaft gar wohl eine ähnliche Erſcheinung bieten könnten, als jene ſich ſo nennende deutſch-katholiſche. Daß es nicht geſchieht, iſt, dieſer gegenüber, faſt ſchmählig zu nennen; doch freilich iſt hier die Sache ſchwieriger; denn aus dem Katholicismus kann nach dem Vorgange des Proteſtantismus, als einer längſt welthiſtoriſch gewordenen, anerkannten Geſtalt zu einer ähnlichen nicht allzu ſehr verſchiedenen leicht übergegangen werden; was ſich aber aus dem Proteſtantismus herauszuſtellen und zu formiren hätte, liegt noch ſehr in Unklaren, und hat ſich durchaus keiner ſtaatlichen Anerkennung zu erfreuen. Dieſe würde indeſſen ſchon kommen müſſen, wenn nur die Sache fürs erſte in ſich ſelbſt bis zu einem gewiſſen qualitativen Punkte gereift, dann auch zu einer imponirenden quantitativen Beſtimmtheit gediehen wäre. Um dieſe höchſt wünſchenswerthe Lage der Dinge herbeizuführen, um einem, wenn auch nicht für die in Stumpfſinn und Gemeinheit begrabene Menge, doch für den geiſtvolleren und redlicheren Theil der Nation von Tag zu Tag peinlicher und unerträglicher werdenden Zuſtand voll Druck, Falſchheit und Mangel an wahrer Befriedigung ſein Ende zu bereiten und der neuen Periode, der alle edlen Herzen ſehnſüchtig entgegen ſchlagen, eine vor der Hand wenigſtens ideelle Grundlage zu ſchaffen, wollen wir nichts unterlaſſen, was in unſerem Vermögen ſteht, und ſo, wenn keine weiteren Erfolge zu erleben ſein ſollten, doch den nicht abzuweiſenden Trieben und Mahnungen unſeres Geiſtes und Gewiſſens genügen. Zu dieſem Behufe gehen wir nun auch zu dem letzten, dem ſchwierigſten und gewagteſten Theile unſeres Unternehmens fort, zu dem Verſuche, der Zukunft unſeres religiöſen und confeſſionellen Lebens einen mehr als in dämmernder Allgemeinheit gehaltenen, ſcharf beſtimmten, charakterfeſten Ausdruck zu geben.

(Aeußere Umſtände zwingen uns, hier abzubrechen; doch gedenken wir den ſo eben angekündigten dritten Theil unſerer Abhandlung in einem beſondern Hefte nachzuliefern. Es wird uns dieſe zwar unfreiwillige Verzögerung den Vortheil gewähren, unſerer Darſtellung eine noch ausgeführtere Geſtalt zu geben, als hier möglich und am Orte wäre).

Erſt, als der Druck dieſer Blätter beinahe beendigt war, kam mir eines Ungenannten: „Proteſtantiſche Erwiederung auf Ghillany's: Römiſch oder Deutſch?“ Nürnb. 1845, zur Hand. Ghillany hatte ganz richtig bemerkt, daß die Orthodoxie aus der Bibel nur das herausfaſſe und anerkenne, was ihr tauge, das Uebrige aber verheimliche oder verdrehe, womit man oben bei uns p. 52 — 60 vergleiche. Nun geht zwar auch der Ungenannte mit dem in der Bibel, was ſeinem theologiſchen Syſtem zuwider, gräulich um, ſo mit der Stelle Matth. 19, 16 f., weil dieſe für den Rationalismus ſpricht; gleichwohl beſchwert er ſich, daß man ſeine Kirche „zur Heuchlerin und Lügnerin ſtemple,“ wagt es ſogar, ſich p. 10 in folgender Weiſe auszudrücken: „Wahrlich eine niederträchtige Kirche müßte das ſein, die mit ſolchem Anſpruch auftritt und dann doch ſo ganz anders mit dem Wort handthiert. Aber in der That auch eine alberne Kirche müßte das ſein, daß ſie es zu einer ihrer angelegentlichſten Sorgen gemacht hat, die Bibel zu verbreiten und in jedermanns Hände zu bringen, und nicht müde wird, zu ermahnen, täglich zu forſchen in der Schrift, daß man ſähe, ob ſich's alſo verhalte.“ Die ehrenrührigen Prädicate niederträchtig und albern hat der Unbeſonnene ſelbſt unterſtrichen. Eine große Klage erhebt derſelbe auch über die außerordentliche Verarmung an Gehalt, welche die alte Theologie durch den Rationalismus erleide, zumal wie dieſer neuſtens bei Gillany erſcheint; mit dieſer magern Koſt könne man ſich unmöglich begnügen. Dagegen iſt zu ſagen, daß da, wo die Fettigkeit einer Sache, in Wuſt und Gräuel beſteht, Magerkeit ein Vorzug, ein Lob, und keineswegs das Gegentheil iſt. Welcher Gebildete wenigſtens wird nicht lieber Waſſer und Brod, eine doch reinliche und menſchliche Koſt genießen, als den maſtuſiſchen Becher leeren oder an einer thyeſteiſchen Tafel ſchwelgen! Uebrigens habe man nur noch ein wenig Geduld! Wir werden mehr, weit mehr, als Waſſer und Brod erhalten. Der Realismus und Naturalismus der neueren Zeiten hat zweierlei zu thun, ſich erſtlich von dem das alte Poſitive ausmachenden Spiritualismus zu befreien, wobei er ſich vor der Hand nur negativ, entleerend, beraubend, den Reichthum der alten Dogmatik, des alten Cultus in eine immer empfindlichere Dürftigkeit verwandelnd*), ja ſich in Haß oder Gleichgültigkeit ihm gänzlich entfremdend und gegenüberſtellend erzeigen kann, dann aber auch ſelbſt eine poſitiv religiöſe Geſtalt anzunehmen, und da wird es ihm möglich ſein, eine Fülle von materiellen und formellen Beſtimmungen zu entfalten, über die man ſich wundern ſoll. Ob dann nicht auch die politiſchen Gewalten ſich lieber an dieſen friſchen, lebendigen Bau, als an die morſche Ruine einer nie mehr herzuſtellenden Vergangenheit anzulehnen gedenken, das ſteht dahin. Gut wäre es für ſie; denn nur dieſes wird ſie zu retten im Stande ſein, da ſie hingegen, geſtützt auf das Verlorene, nothwendig verloren ſein werden.

In eine andere literariſche Zeiterſcheinung: „Breslau und Leipzig“ u. ſ. w. von Treumund Schwertfeger, Altenburg 1845, werfe ich nur einen Blick, und finde da p. 12 die merkwürdige Notiz, daß „die Grundſätze des Evangeliums eine vernünftige Lebensanſchauung,“ ja ſogar „die freie Entwicklung jedes Volkes aus ſich heraus forderten.“ So weit geht die Unverſchämtheit! Was jedem einfällt, was jeder haben will, von dem ſagt er, daß es chriſtlich, bibliſch, eine Forderung des Evangeliums ſei. In der Broſchüre: „Johannes Tetzel,“ Leipz. 1845, heißt es p. 7: „nach der Lehre Chriſti ſei Reue das Hauptmoment,“ um ſich mit dem Weltgeiſte auszuſöhnen. Der Weltgeiſt iſt nun zwar nach Chriſti Lehre der Teufel, ſ. Ev. Johann. 12, 31. C. 14, 30. C. 16, 11. vergl. 2. Cor. 4, 4. Epheſ. 2, 2. C. 6, 12. und um ſich mit dem Weltgeiſt auszuſöhnen, muß man vor allen Dingen aufhören, ein Chriſt zu ſein —

---

*) Dies trifft aber nicht bloß den Rationalismus, ſondern den Proteſtantismus überhaupt. Wenn es euch auf den Reichthum religiöſer Beſtimmungen ankommt, ſo müßt ihr katholiſch werden.

Doch da geht Alles durcheinander,
Wie Mäuſedreck und Coriander.

Noch kommt mir ein Schriftchen zu, das führt den Titel: „Ihr träumt! Weckruf an das Ronge-berauſchte Deutſchland, von W. Jordan“ Leipzig 1845. Einiges hierin ſtimmt mit dem von uns Auseinandergeſetzten zuſammen, ſo wenn es p. 16 von den ſogenannten Deutſch-Katholiken heißt: „Sie lehnen ſich nicht allein gegen den Katholicismus auf, indem ſie ſeine Satzungen verwerfen, obgleich ſie noch mit ſtarker Betonung den Namen Katholiken beibehalten, ſondern gegen die Bibel und ſo gegen das Chriſtenthum überhaupt — und doch wollen ſie gerade die ächten Chriſten ſein!“ Hiezu bemerken wir nachträglich noch Folgendes: Beſſer, als Rationalismus und ſogenannter Deuſch-Katholicismus, ſtimmt mit dem bibliſchen Chriſtenthum die altproteſtantiſche Orthodoxie; beſſer, als dieſe, der Pietismus; beſſer, als dieſer, der Katholicismus; innerhalb dieſes, repräſentirt ſich das bibliſche Chriſtenthum am vollkommenſten in ſeinen Mönchsorden. Dieſe nicht mehr abzuweiſende Erkenntniß läßt Alles, was zwiſchen dem Katholicismus, dieſem Chriſtenthum der Wahrheit und Kraft, und einer über das Geſammtgebiet der alten Religion hinausliegenden Sphäre iſt, als halt- und charakterloſe Halbheit, Schwäche, Einbildung und Lüge erſcheinen. Uebrigens iſt die genannte Schrift ein Schrei des Schmerzes und der Entrüſtung über die in Deutſchland verlorene Sache des Atheismus, des gemeinen, poeſieloſen Materialismus und der in dieſer Verbindung bethätigten politiſchen Umwälzungstendenzen. Dieſe Pflanzen kommen nun einmal auf unſerem Boden nicht recht fort; die Deutſchen ſind nicht dazu gemacht, ein ſo durchaus nüchternes, irreligiös politiſches, gemein materialiſtiſches und praktiſches Volk zu ſein, wie hier gefordert wird, und werden es allem Anſchein nach in alle Ewigkeit nicht zu werden vermögen; ſie ſind tief religiöſer, poetiſcher und ſpeculativer Natur, und ob ihr dieſe euch ſo verhaßte Natur mit Heugabeln hinausjagtet, ſie würde wiederkommen. Daher träumt ihr vielmehr, die ihr dieſes wunderliche Volk, das ihr zu verſtehen ganz unfähig ſeid, ſeines eigenen Weſens und Charakters zu berauben, ihm einen völlig fremden aufzudringen ſtrebt. Jordan verhöhnt die unzulängliche, kleinliche, tölpelhafte Art der Deutſchen, ſich im politiſchen Felde zu bewegen — nun ja, das können wir nicht; darum möchte es beſſer ſein, wenn wir davon abſtrahirten und uns mit voller Concentration auf das würfen, wozu wir Neigung und Fähigkeit haben und worin wir es alſo auch wohl zu etwas zu bringen im Stande ſind. Daß es hiemit auf nichts Antireales und Retrogrades abgeſehen, daß jene p. 4 den Deutſchen vorgeworfene „überſchwängliche Himmelei,“ ſofern darunter unſer altreligiöſer, nicht bloß deutſcher, ſondern allgemein chriſtlicher Spiritualismus zu verſtehen, durchaus nicht meine Sache iſt, das thut ſich in meinen Schriften wohl überall hinlänglich kund; aber ich fürchte mich eben ſo ſehr, als vor religiös ſpiritualiſtiſchen Schwärmern vor jenen unächten, rohen Realiſten, die in ihrem fanatiſchen Haſſe gegen Alles nicht unmittelbar Praktiſche und Politiſche auch Kunſt und Wiſſenſchaft zu Grunde richten, die im Stande wären, einen Copernicus und Kepler von ſeiner Warte zu reißen und mit den Worten: „Was haſt du nach den Sternen zu gucken, du Schwärmer, du Faulpelz! Kümmere dich um's Irdiſche und arbeite!“— in eine Werkſtätte zu ſtoßen. Ich geſtehe, daß ich lieber einem orientaliſchen Deſpoten huldigte, als in einer Geſellſchaft lebte, wo ſolche Menſchen den Ton angäben. Jordan pfeift auch wieder jenes alte Lied, ſetzt uns gegen andere äußerlich tüchtigere, energiſchere, impoſanter auftretende Völker und Staaten herab, ſo p. 4 gegen die Engländer, von deren nationaler Kraft und Macht er zu unſerer Beſchämung eine begeiſterte Schilderung entwirft. Vergebliche Bemühung! Wir werden keine Engländer werden; es iſt albern, zu verlangen, das Auge ſolle gehen, wie der Fuß, das Gehirn verdauen dem Magen gleich. Und dann — was ſind denn dieſe Engländer trotz ihrer Technik und ihres weltbeherrſchenden Dreizacks? Bornirte, bigotte Bibelleſer, Sontagsfeierer und Kirchengänger. Nein, wir wollen keine Engländer ſein. Und dieſe Franzoſen, die ſchon zwei große, welthiſtoriſche Revolutionen hinter ſich haben, ſie kämpfen ſich — ô Schmach! — noch jetzt mit den Jeſuiten herum und ein Miniſter verliert ſeinen Verſtand darüber. Soll gründlich geholfen werden, nicht nur dem Vaterlande, ſondern der Welt, ſo darf nicht, wie Jordan will, von allem Religiöſen abgeſehen, es muß der Kampf auf dieſem Gebiete zu Ende geführt werden. Und dies zu thun, das Alte vollends zu zertrümmern, aus den Ruinen aber ein neues Leben hervorblühen zu laſſen, das iſt Deutſchlands Beruf und Vermögenheit; darin liegt ſeine Größe, darauf beruht ſeine künftige Glorie. Der Vorwurf der Ignoranz und des Zurückſeins, den Jordan Andern macht, trifft ihn ſelbſt; er weiß nicht, daß die Weltuhr eine Minute vorgerückt iſt, daß die Heroen der atheiſtiſchen Kritik, auf die er hinweiſt und deren Nicht-Kennen er rügt, bei gewiſſen Anläſſen aufs kläglichſte verſtummt ſind und alſo mit Fug als überſchritten betrachtet werden können. Wenn Jordan das römiſch-katholiſche Kirchenthum als etwas ſo macht- und einflußloſes darſtellt, daß es lächerlich ſei, ſich damit zu befaſſen, ſo weiß man vor Erſtaunen nicht, was man ſagen ſoll. Iſt Jordan vielleicht ein Jeſuit, der uns mit ſeinem „Weckruf“ in Betreff unſerer gefährlichſten Feinde in Schlaf lullen will? Von Robert Blum ſpricht Jordan als von einem eigentlich ganz irreligiöſen politiſchen Demagogen, der ſich jedoch der Zeit und den Umſtänden accommodire. „Er und ſeine Geſinnungsverwandten, die ganze Partei der Vaterlandsblätter, führen eine ſeltſame Maskerade auf. Sie ſehen, das einzige Mittel, das deutſche Volk zu elektriſiren, iſt noch immer die Religion . . . . . Sie ſteigen zum Volke herab, in der Einbildung, es nachher zu ſich heraufziehen zu können,“ p. 12 f. Mit Grund wird dies Unternehmen für ein eitles, thörichtes erklärt; noch einfältiger aber iſt es, zu meinen, man könne ſich des deutſchen Volkes nur ſo ganz unmittelbar zu demagogiſchem Zwecke bemeiſtern. Deutſchland iſt das Judäa des neuen Weltalters, dem ihr durch euern platten Atheismus und Communismus nicht beikommen werdet; es hat im Grunde nur eine Sehnſucht, nur einen Bedarf, den des ungehinderten Fortſchrittes aus der ihm unmöglich gewordenen alten Religion in die theils negativ, theils poſitiv zu begründende neue. Nur wenn dieſes große, tiefe Bedürfniß ſeine Befriedigung findet, kann und wird Deutſchland glücklich ſein; wo nicht, ſo wird es ſich elend fühlen, wenn auch ſonſt Alles herrlich ſteht. Dies wünſchen wir, daß ſowohl oben, als unten eingeſehen werde. Nicht auf eine politiſche, ſondern auf eine religiöſe Revolution kommt es an, und dieſe letztere iſt zum Glück nicht nothwendig mit einer politiſchen verbunden. Es löſe die weltliche Macht den Bund, den ſie mit einer längſt erſchütterten und immer haltloſer werdenden geiſtlichen geſchloſſen, ſie wähne nicht mehr, in dieſer eine weſentliche und unerſetzliche Garantie ihrer Exiſtenz zu beſitzen, ſie gebe dem Werden, der Entfaltung des neureligiöſen Bewußtſeins Raum, ſetze dieſem wichtigſten und nothwendigſten aller Entwicklungsprozeſſe keinerlei Widerſtand und Hemmniß entgegen, fördere denſelben vielmehr nach Kräften, und ſie wird nichts dabei verlieren, wird nur gewinnen; ein unendliches Mißbehagen, eine grenzenloſe Bitterkeit wird ſchwinden; die Hauptdifferenz, an welcher unſer Daſein krankt, wird weggenommen ſein, und leicht werden dann auch die übrigen Probleme ihre Löſung finden.

Druckfehler.

S. 5. Z. 10 von oben ſetze nach „habe“ ein Komma.
S. 5. Z. 15 von unten ſtatt der lies den.
S. 11. Z. 3 von unten ſtatt eines Komma ſetze ein Semikolon.
S. 27. Z. 8 von oben „beruft“ ſtatt „heruft.“
S. 28. Z. 13 von oben nach „iſt“ ein Komma.
S. 52. Z. 12 von unten ein Komma vor „iſt.“
S. 61. Z. 9 von unten „Vergeben“ ſtatt „Vergeben.“

In unſerm Verlag ſind ebenfalls folgende Schriften erſchienen und durch alle guten Buchhandlungen zu erhalten:

Daumer, G. Fr. Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart in der Reife ſeiner Selbſtoffenbarung, nebſt Ideen zur Begründung einer neuen Entwicklung in Religion und Theologie. 8. broſch. 12 ggr. ſächſ. oder 54 kr. rhn.

— — — Bettina, Gedichte aus Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde. Nebſt erläuternden und vergleichenden Anmerkungen. 8. broſch. 1 Thlr. 12 ggr. oder 2 fl. 42 kr.

— — — Sabbath, Moloch und Tabu. Eine hiſtoriſch theologiſche Andeutung mit Rückſicht auf die neueſten Auffaſſungen der chriſtlichen Sonntagsfeier. 8. broſch. 4 ggr. oder 18 kr.

Lützelberger, F. E. J. Die Gründe der freiwilligen Niederlegung meines geiſtlichen Amtes. 8. broſch. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

— — — Abſchiedsrede, bei der freiwilligen Niederlegung meines geiſtlichen Amtes gehalten. broſch. 1½ ggr. oder 6 kr.

— — — Grundzüge der pauliniſchen Glaubenslehre. Ein theologiſch-exegetiſcher Verſuch. 8. broſch. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

— — — Jeſus, was er war und wollte und wie er zum Chriſtus ward. 8. broſch. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

— — — Das Protevangelium Jacobi, zwei Evangelien der Kindheit Jeſu und die Acten des Pilatus oder das Evangelium Nicodemi, aus der Sammlung neuteſtamentlicher Apokryphen von Fabrizius in's Deutſche überſetzt. 8. broſch. 8 ggr. oder 36 kr.

Hafis.

Eine Sammlung perſiſcher Gedichte.

Bei **Hoffmann & Campe** in Hamburg
iſt erſchienen:

	Thlr.	gGr.
Buchner, K., Friedrich Staps, in 5 Geſängen...	—	12
Burger, Iſidor, Helgoland. Lieder aus der Nordſee. 2te Auflage..................	—	8
Cruſius, Beſuch in Hainthal. Idyll m. 6 Stahlſt..	1	—
Gelbcke, F. A., Octavianus Magnus. Ein ſatyriſches Gericht in 4 Geſängen...	—	12
Hebbel, Fr., Gedichte	1	—
— — Genoveva. Eine Tragödie in 5 Act.		
— — Judith. Eine Tragödie in 5 Act...	1	—
— — Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerſpiel in 3 Acten.....	1	—
Heine, Heinr., Buch der Lieder. 5te Aufl......	1	12
— — Neue Gedichte. 2te Aufl.... ...	1	12
— — Reiſebilder. 4 Bde. 3te Aufl....	7	—
— — über den Adel	—	20
— — franzöſiſche Zuſtände...........	2	—
— — romantiſche Schule	2	—
— — Der Salon. 4 Bde.............	6	16
— — über den Denunzianten....... ..	—	6
— — über Ludwig Börne.	2	—
Hoffmann v. Fallersleben, unpolit. Lieder. 2 Thle.	2	—
Immermann, K., Das Trauerſpiel in Tyrol...	—	20
— — Tulifäntchen...............	—	20
— — Kaiſer Friedrich II...........	1	—
— — Verkleidungen..............	—	20
— — Memorabilien. 3 Bde.......	5	8
Lieder eines cosmopolitſchen Nachtwächters. 2te Aufl.	1	—
— — Schleswig-Holſteiniſche, von einem Schleswig-Holſteiner..................	—	6
Polenlieder, ein Todtenopfer	—	6
Sang, der, des fremden Sängers. Eine Phantaſie.	—	6
Sloman, Eliza, Dichtungen	1	—
Spaziergänge eines Wiener Poeten. 2te Aufl.	1	—
Tſcherkeſſenlieder	—	16
Weitling, W., Kerkerpoeſien	—	12

Hafis.

Eine

Sammlung perſiſcher Gedichte.

Nebſt

poetiſchen Zugaben

aus

verſchiedenen Völkern und Ländern.

Von

G. Fr. Daumer.

Daumer

Hafis

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Inhalt.

Seite

Hafis. Eine Sammlung perſiſcher Gedichte.... 1

Schluß. Weſt-öſtlich 151

Poetiſche Zugaben aus verſchiedenen Völkern und Ländern 155

Türkiſch 157

Arabiſch 167

Hebräiſch aus dem hohen Lied 179

Indiſch 191

Zigeuneriſch 197

Neugriechiſch 207

Aus der Moldau 219

Aus Krain 223

Lettiſch-litthauiſche Volkspoeſie 227

Eſthniſch 269

Sprüche und Räthſel der Letten und Eſthen 281

Nachträglich zu Hafis 287

Anmerkungen 311

Druckfehler.

Seite	30.	Zeile	7	von	oben	ſtatt	ihrem	lies	ihren.
»	32.	»	12	»	»	»	Auf	»	Aus
»	42.	»	4	»	unten	»	dieſen	»	dieſe.
»	64.	»	9	»	»	»	Bau	»	Bann.
»	67.	»	4	»	»	»	beſchwellt	»	geſchwellt.
»	77.	»	3	»	»	»	des Fragezeichens ſetze ein Komma.		
»	142.	»	4	»	»	»	Ganzhelle	lies	Glanzhelle.
»	177.	»	10	»	oben	»	am	»	an.
»	183.	»	4	»	»	»	harrte	»	harrete.
»	194.	»	1	»	unten	»	Geborne	»	Geborene.
»	202.	»	1	»	oben	»	Morgengraun	lies	Morgengraue.
»	213.	»	8	»	unten	»	nun	lies	um
»	241.	»	10	»	oben	»	Oſt	»	Aſt.
»	279.	»	6	»	»	»	entarteten	»	entartetem.

Vorrede.

Das hier erſcheinende Werk beſteht, was ſeinen hauptſächlichſten und intereſſevollſten Inhalt betrifft, aus einer Sammlung und Auswahl von Gedichten perſiſchen Urſprungs und Charakters, welche den Zweck hat, die auf dem Gipfel ihrer Entwicklung ſtehende orientaliſche Poeſie in unſerem heimathlichen Sprachelemente ſo treu, wahr und weſenhaft, zugleich aber auch ſo zwanglos, verſtändlich und genießbar, als möglich, abzuſpiegeln, und welche, um das, was ſie iſt und ſein will, ſogleich entſchieden kund zu thun, den Namen des großen Geiſtes, der die poetiſche Kunſt und Weltanſchauung des Orientes bis zu jener bewundernswürdigen Höhe geſteigert, und der nicht nur als Dichter im engeren Sinne des Wortes, ſondern auch als Denker und Polemiker von der größten Bedeutung iſt, an ihrer Spitze trägt. Keinem unſerer Leſer wird dieſer Name völlig unbekannt ſein; da aber, wie jetzt noch die Sachen ſtehen, eine nähere hiſtoriſche Bekanntſchaft mit der in Rede ſtehenden eminenten Erſcheinung nur bei ſehr wenigen vorhanden ſein dürfte, und eine ſolche in Beziehung auf Verſtändniß, Genuß und Würdigung dieſer Liederſammlung doch nicht wohl zu entbehren iſt, ſo werden folgende vorläufige Notizen nicht überflüſſig ſein.

Mohammed Schemſeddin, die Sonne des Glaubens, mit dem Beinamen Hafis, der Bewahrer des Korans, weil er dies heilige Buch von einem Ende zum andern auswendig wußte, war geboren zu Schiras und lebte daſelbſt von den erſten bis zu den letzten Decennien des 14ten Jahrhunderts hin, in Zeiten alſo, wo es bei uns im Occidente noch tief nachtete und an einen Luther, Voltaire, Göthe und ähnliche, ein neues Weltalter großartig vorbereitende Genialitäten und Lichtaufgänge noch lange nicht zu denken war. Er gehörte zu einer Gemeinſchaft von Derwiſchen und Sofis oder contemplativen Weiſen und Myſtikern, beſchäftigte ſich mit theologiſchen und philologiſchen Arbeiten, ſtimmte in ſeiner ascetiſchen Begeiſterung die erhabenſten, alles Irdiſche und Sinnliche unter die Füße tretenden Lieder an, wurde die myſtiſche Zunge genannt, war ein großer, berühmter, eine Menge von Schülern um ſich verſammelnder Lehrer ſeiner Zeit, gab Unterricht am Hofe, und ſtand ſo hoch in Gunſt, daß ihm der Großweſir Hadſchi Kawameddin Mohammed Ali eine beſondere Schule baute. Alle dieſe Beſtrebungen, Leiſtungen und Errungenſchaften ſeines Lebens, ſeine Weisheit und Wiſſenſchaft, ſeinen Stand und Beruf, ſeinen Glanz und Ruhm verhöhnt nun aber der einzige Mann in ſeinen, einer ſpäteren, im Alter eingeſchlagenen Richtung angehörigen Gedichten in der freieſten, kühnſten und heiterſten Manier, ſo wie ſie nirgend ihres Gleichen hat; er erſcheint hier als der geſchworene Feind aller Pfaffen, Mönche, Myſtiker und Schulpedanten, einer Claſſe von Menſchen alſo, deren Zunftgenoß und College er ſelber iſt, zu der er aber innerlich den totalſten Gegenſatz bildet; er offenbart eine ſo unendliche Feſſelloſigkeit nach jener Seite hin und eine ſo reine, ungetrübte, göttliche Seligkeit und Sicherheit in ſich ſelbſt; er entwickelt eine ſo herrliche, heitere, objektive Weltanſchauung und iſt zugleich ſo außerordentlich geiſtreich in Ausdruck und Form, daß man wohl ſagen kann, niemand in der Welt habe das tief wurzelnde Übel einer abſtrakten und negativen Denkart, ſo wie ſie in Orient und Occident ihre leidigen Repräſentationen hat und ihren lebensfeindlichen Einfluß übt, vollſtändiger überwunden, und den entgegengeſetzten Standpunkt ingeniöſer vertreten und verfochten, als dieſer mit wunderbarer Umkehrung des gewöhnlichen Laufes der Dinge ſtatt im Lenze des Lebens in deſſen Winter erblühende und in glänzender Jugend des Geiſtes daſtehende Dichtergreis. Gehaßt, doch nicht beſchädigt von Zeloten und Finſterlingen, geliebt und verehrt von den Edleren und Verſtändigeren, entſchlief der ſo zu hohen Jahren Gekommene ſanft und ruhig im Jahre 1389, und wurde, wiewohl es die Eiferer verſuchten, ihn der Ehre des Begräbniſſes zu berauben, in Moſella, einer ſchönen Vorſtadt von Schiras, wohin noch heute ſeine Verehrer wallfahrten, zur Erde beſtattet. Da man es unmöglich fand, ſeine freiſinnigen und lebensfrohen Geſänge und ihre verführeriſchen Wirkungen auf die Gemüther der Gläubigen durch äußere, brutale Gewaltſtreiche zu vernichten, ſo erklärte man ſie für geiſtliche Allegorien, die unter der Hülle des Sinnlichen und Irdiſchen ganz nur von deſſen Gegentheile, vom Überſinnlichen und Himmliſchen reden, ohngefähr, wie ſich unſere Theologen das hohe Lied, von deſſen wunderſamen Liebesgluthen in den Zugaben einige metriſche Proben zu finden, zurecht zu machen gewußt. Die ascetiſche und ethiſche Abſtraktion des Überſinnlichen und Himmliſchen iſt es aber gerade, was Hafis, wenigſtens in dem größten Theile ſeiner Lieder und Äußerungen entſchieden verneint. Eine gewiſſe Myſtik iſt zwar allerdings auch hier zu erkennen, aber eine ganz andere, als jene mönchiſch düſtere, frömmleriſche. Wenn er nämlich die Nüchternheit verdammt und die Trunkenheit preiſt, ſo verſteht er unter jener die Zurückziehung der menſchlichen Ichheit vom natürlich Realen und Objektiven in ſich, ein abſtraktes, ſubjektives Verhalten, das mit Recht als böſe beſtimmt und als der Quell alles Übels bezeichnet wird, unter dieſer aber kein eigentliches, gemeines Berauſchtſein durch Wein, ſondern die begeiſterte Verſenkung der Seele in Natur und Wirklichkeit, eine Trunkenheit, die ſehr wohl ohne allen Weingenuß denkbar iſt. Sprechen doch ſelbſt wir von einer uns nicht behagenden Nüchternheit, und fordern ein Gegentheil derſelben, das uns in etwas ganz Anderem, als in einem durch ſtarke Getränke erzeugtem ſinnloſen Taumel beſteht! Um den perſiſchen Dichter nicht ſchief zu faſſen, dazu gehört erſtlich, daß man Scherz verſtehe und nicht Alles, wozu eine fröhliche, neckiſche Laune in poetiſcher Darſtellung fortzugehen reizt, für trocknen, proſaiſchen Ernſt nehme; dann aber auch, daß man den gleichwohl vorhandenen, ſelbſt hinter dem tollſten Muthwillen verſteckten, feineren Ernſt bemerke, um deſſen willen man ſagen kann, daß Hafis, trotz aller Verachtung, Verhöhnung und Zermalmung der Theologie, Speculation und Moral ein Theolog, Philoſoph und Moraliſt in ſeiner Art iſt. In einem Gedichte von Hölderlin kommt folgende hieher zu ziehende Stelle vor:

Wer das Tiefſte gedacht, liebt das Lebendigſte;
Hohe Tugend verſteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weiſen
Oft am Ende dem Schönen ſich.

Es iſt dies in Beziehung auf Sokrates geſagt; hier aber iſt mehr als Sokrates, der, gegen Hafis gehalten, nur ein Philiſter iſt. [illegible]

Daß ein ſo unvergleichlicher Genius dem Publikum näher gerückt zu werden verdiene, als bis jetzt geſchehen iſt, werden Geiſt- und Geſchmackvollere nicht in Abrede ſtellen, und ſo ſei denn der Wunſch geſtattet, daß die hier gegebene auszügliche Darſtellung einige Wirkung thun, und daß ich es nicht zu bereuen haben möchte, gewiſſen dringenden, ſelbſt öffentlich ergangenen Aufforderungen und Mahnungen zur Herausgabe Folge geleiſtet zu haben. Es iſt ein Werk der innigſten Liebe und Hingebung, was man vor ſich hat; ich habe mich eine ziemliche Reihe von Jahren hindurch im Stillen damit beſchäftigt und die beſten Momente meines Lebens darauf verwandt, und das läßt mich hoffen, daß es wenigſtens nicht völlig mißlungen ſei. Was meine Vorgänger auf dieſem Felde betrifft, ſo konnten mir dieſe, ſo hoch ſie übrigens in geiſtiger Kraft und poetiſcher Kunſt geſtellt ſein mögen, im Ganzen nicht zum Vorbilde dienen; kaum, daß hie und da in einzelnen ſeltenen Fällen einiges ihnen Verdankte zu bemerken ſein möchte. Den häufig vorkommenden Namen Hafis und andere ſolche habe ich überall mit der für Reim und Rhythmus ſo vortheilhaften Betonung der letzten Sylbe in Anwendung gebracht.

So viel ſpeciell über den perſiſchen Dichterfürſten und den aus ſeinem poetiſchen Zaubergarten in dieſen Blumenhain verpflanzten Roſenflor. Kürzer kann ich über die Zugaben ſein. Sie beſtehen aus einer Reihe von kleineren Sammlungen und Proben der Art, die in Betreff der ihnen zu Grunde liegenden Originalgedichte ebenfalls Produkte der Fremde und Ferne ſind, und die der Ehre, mit Hafiſens hochpoetiſchen Geſängen zuſammen ein Buch zu bilden, ſämmtlich wenigſtens einigermaßen würdig ſcheinen. Namentlich ſind die lettiſch-litthauiſchen Volkslieder von einer Schönheit, Zartheit und Lieblichkeit, die Staunen erregt. Man wird da zum Theil einer Mythologie begegnen, die in einer wunderlichen, aber höchſt anmuthigen Miſchung heidniſcher und chriſtlicher Vorſtellungen beſteht. Die Sonne hat Töchter, Gott aber Söhne, wobei ſich erotiſche Beziehungen ergeben; die Söhne Gottes lieben, voll jugendlichen Feuers, die ſchönen, herrlichen Sonnentöchter, nähern ſich ihnen bei jeder Gelegenheit, erweiſen ihnen Gefälligkeiten, fahren ſie im Schlitten und werfen ſie, zu raſch und wild hiebei zu Werke gehend, in den Schnee; die Sonne zürnt darüber, iſt unzufrieden mit dem lieben Gott, der ſeine Kinder nicht beſſer im Zaume hält, blickt finſter und es giebt einen trüben Tag u. ſ. w. Tiefer geht das Übrige; es findet ſich hier manches, was jeden, der nur noch einigen Sinn für Poeſie und menſchliche Dinge im edleren Sinne des Wortes hat, im Innerſten ergreifen muß. Zu denen, die ſolche Dinge in ihrem ganzen Werthe zu empfinden und zu erkennen vermögen, hat unſer großer Leſſing gehört, in deſſen Literaturbriefen ſich folgende Stelle findet: „Es iſt nicht lange, daß ich in Ruhig's litthauiſchem Wörterbuch blätterte und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über dieſe Sprache eine hieher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte, einige litthauiſche Dainos oder Liederchen nämlich, wie ſie daſelbſt die gemeinen Mägdlein ſingen. Welch ein naiver Witz, welche reizende Einfalt! Man kann hieraus lernen, daß unter jedem Himmelsſtriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gebildeter Menſchen ſind.“ Möchte ſich unſere lettiſch-litthauiſche Blüthenleſe einiger ähnlicher Leſer und Beurtheiler zu erfreuen haben, wie jener Unſterbliche war!

Es bleibt nun noch übrig, ein Paar Worte über die in dieſem Werke zur Anwendung gekommenen fremdartig metriſchen Formen zu ſagen. Hier iſt erſtlich die des Gaſels und der Vierzeile bekannt genug, nur vielleicht der von uns gewählten Darſtellung für's Auge wegen nicht jedem ſogleich erkennbar und vertraut. Sie beſteht, wie man weiß, aus Diſtichen oder Doppelverſen, die alle durch den nämlichen Reim verbunden ſind, ſo daß derſelbe in dem erſten, dem ſogenannten Königsdiſtichon, zweimal nacheinander, in den folgenden aber nur einmal anſchlägt. Wenn nun die Einzelverſe in ſich ſelbſt wieder in zwei oder mehrere Theile zerfallen, ſo werden ſie füglich auch ſo geſchrieben, wie wenn man ſtatt folgender gedehnter Schreibart:

An der Pforte der Erbarmung klopft Hafis entſchloſſen an;
Glaube mir, ſie wird ihm eher, als dem Heuchler aufgethan —

nachſtehende wählt:

An der Pforte der Erbarmung
Klopft Hafis entſchloſſen an;
Glaube mir, ſie wird ihm eher,
Als dem Heuchler aufgethan.

Werden dann weiter dieſe Diſtichen durch Zwiſchenräume auseinandergehalten, ſo tritt die befreundete und beliebte Geſtalt eines einheimiſchen, in Strophen abgetheilten Liedes vor Augen, wobei nur die Reimart eigen. So wäre z. B. folgendes hafiſiſche Gedichtchen in unſerer Manier gereimt:

Gieb, o Gott, dem Mann der Zelle
  Der Entſagung hehre Kraft;
Mache, daß er hoch im Äther
  Schweb' ob aller Leidenſchaft;

Mir jedoch, dem minder Edlen,
  Spende, was mir frommt allein:
Eine Lippe, ſüß, wie Kandel,
  Schöne Reime, Feuerwein!

Setzt man aber am Ende ſtatt Feuerwein: Rebenſaft, ſo bezieht ſich der Reim nicht auf den erſten Theil derſelben Strophe, ſondern auf die ganze erſte Strophe zurück und es entſteht eine Vierzeile, die ſich indeſſen der gebrochenen und getrennten Schreibart wegen vielmehr als zweiſtrophige Achtzeile präſentirt. Künſtlicher wird dieſe Form gehandhabt, wenn in den ſonſt leer ausgehenden Verſen und Zeilen ein zweiter Reim durchgeführt wird, wie in den Nummern 93, 94, 136, 18, 88, 177 unſerer perſiſchen Sammlung der Fall. In den neugriechiſchen Gedichten findet ſich der jambiſche Vers; der an die Stelle des antiken Hexameters und Pentameters getreten. Er zerfällt in zwei Theile, ſo daß ſich der erſte derſelben auch wieder in ſich ſelbſt zu theilen im Stande iſt, und zuweilen zwei dieſer Theile oder alle drei zuſammen mit demſelden Worte oder derſelben Wortverbindung beginnen, was einen beſondern Effekt macht, wie z. B. in folgenden Nachahmungen der Fall:

Nun blüht die Flur, nun lacht die Welt.
Nun iſt die ſchöne Zeit da —

Drei Tage hält er kämpfend aus.
Drei Tage ringt der Brave;
Ohn' alle Raſt, ohn' alle Ruh',
Ohn' alle Labe bleibt er.

Was das Übrige betrifft, ſo iſt keine Erläuterung nöthig.

Und ſo ſeien denn dieſe meiſt wunderſchönen Erzeugniſſe der poetiſchen Menſchennatur voll Leben und Geiſt, die ich, ſoferne Stoff und Gehalt nicht mein Eigenthum iſt, ohne alle Unbeſcheidenheit und Anmaßung rühmen und empfehlen kann, dem Publikum vertrauend an's Herz gelegt!

1.

Als einſt von deiner Schöne,
O meine ſüße Wonne,
Ein Strahl entzückter Ahnung
Durch alle Himmel hin,
Durch die nun erſt erhellten,
Sich breitete — geboren
Ward eine neue Gottheit;
Die Liebe war's, der Herzen
Gewaltige Königin.

Und über den Himmel ſchwang ſie
Den flammenſprüh'nden Zepter
Mit ihrer ſtolzen Hand;
Allein die Engel ſtanden
Inmitten ihrer Feuer
Eiskalt und unentbrannt.
Da faßte Zorn die Göttin;
Sie flog zur Erde nieder,
Zu fühlender Menſchen Herzen
Die Fittige gewandt.
Seit jenem Tage ſprühen,
Seit jenem Tage glühen
Die Flammen ihres Zepters
Durch alles ird'ſche Land.

II.

Prachtbediademte Herrſcher,
Ungeliebte, liebeloſe,
Nur gekrönte Bettler ſind ſie,
Arme Bettler im Ornat.
Liebevoll geliebte Bettler,
Fürſten ohne Krone ſind ſie,
Kaiſer ohne Kaiſerſtaat.

III.

Welch ein eignes Reich iſt doch
Das der Liebe! ſeine Wunder
Werden nimmer ausgeſagt.
Nicht befremdlich iſt es uns,
Wenn gefürchtet ſtarke Löwen
Schüchterne Gazellen jagen;
Die Gazelle deines Auges
Macht jedoch auf Löwen Jagd.

IV.

Die Freiheit iſt ein Meer
Und ſeine Fiſche Herzen;
Sie ſchwimmen ohne Schmerzen
Behaglich hin und her.
Doch dieſe Luſt, wie Schade!
Iſt von geringer Dauer;
Es wohnet am Geſtade,
Es ſtehet auf der Lauer
Liebe, die Fiſcherin.
Sie fiſcht mit eignen Angeln;
Sie fiſcht mit Ambralocken;
Die purpurrothen Fiſchchen,
Sie kommen unerſchrocken,
Sie laſſen von der argen
Sich gar zu gerne locken,
Und eines um das andre
Iſt ihrer Liſt Gewinn.

V.

Was iſt der Lenz? Ein Commentar;
Er machet deine Schöne klar;
Er legt, ſo weit es ſeinem Müh'n,
Dem freilich unzureichlichen,
Doch eifrigen, gelingen mag,
Die Fülle deiner Reize dar;
Denn nur von ihnen handeln
Licht, Blume, Duſt allüberall
Wo meine Füße wandeln.

VI.

Es werde Licht! So tönete
  Ruf Gottes in die dumpfe Nacht,
Und ſiehe da, es wurde Licht,
  Es wurde deines Auges Pracht.

VII.

Durch der Sonne Strahl
Heiter allzumal
Wird der Erde Saal,
Blühen im Gethal
Blumen ohne Zahl;
Doch ſie ſelbſt, die Sonne,
All in ihrer Wonne,
Strahlt allein durch deines Auges Strahl.

VIII.

Ich preiſe Gott, der Tag und Nacht gemacht,
Den Tag, dein Antlitz und dein Haar, die Nacht.

IX.

Der Oſt gerieth in Streit mit der Natur;
Er wollte nicht mehr auf der Roſenflur,
Er wollte weh'n auf einer ſchöneren,
Er wollte weh'n auf deiner Wange nur.

X.

Jn's Grübchen deiner Wange fiel die Seele mir;
Da langte ſie nach deines Haares Schlängel-Zier.
Ach, armer Juſſuf! Da du aus der Grube kamſt,
Umſtrickte dich das Feſſelband der Locke hier.

XI.

Aufſchwinge dich, o Wind,
Mit einem ihrer Düfte
Und wonnige damit
Jn Edens Hain die Lüfte!

XII.

Die ſchönen Haare flicht,
O meine Selma, nicht!

Es wohnt darin ein Hauf
Von Seelen, o wie dicht!

Worunter, wie du weißt,
Die meine nicht gebricht.

Nicht tödte mit der Hand
Die Zarten, o mein Licht!

XIII.

Wir zieren, ich und du,
Den Himmel, den geſtirnten,
Der Liebe wunderbar:
Du als der Mond, der volle,
Stolzfreudige der Anmuth,
Als thränende Plejaden
Mein feuchtes Augenpaar.

XIV.

Von deinem holden Lächeln
Entſprang der Roſe ſchöne Zier;
Von meinem heißen Blicke
Entſproßte die Granate hier.

XV.

Es reißen Sturmgewalten
Aus mit der Wurzel Bäume;
Das im Naturbereiche
Iſt der gemeine Brauch.
Aus mit der Wurzel riß mich —
O ſprich, wie war es möglich? —
Der melodieenreiche,
Der gar zu linde, weiche,
Von deinem Mund der Hauch.

XVI.

Mich in ein arm Geſtiebe
Verwandelt hat die Liebe,
Und alſo deine Schöne
Umwirbel' ich und höhne,
So leicht und zart beſchaffen,
Der Winde Sturmgewalt.
Denn mich hinwegzuraffen
Aus deiner Reize Schlingen,
Nie wird es ihr gelingen,
So ſchrecklich ihre Woge wallt.

XVII.

O wär' ich ein See, ſo ſpiegelhell,
Und du die Sonne, die ihm blickte!
O wär' ich ein klarer Wieſenquell,
Und du die Blume, die ihm nickte!

O wär' ich ein grüner Roſendorn
Und du die Roſe, die ihn ſchmückte!
O wär' ich ein ſüßes, ſüßes Korn,
Und du der Vogel, der es pickte!

XVIII.

Das Aethermeer, das nächtige,
Erglänzet in des Mondes hehrem Glanze;
Schon blicket er, der prächtige,
Durch's dunkle Laub als goldne Pomeranze.

Es ſtreuet ihm die Lilie
Weihrauch empor; es bangt an ihm bezaubert
Bülbül, die tonkunſtmächtige,
Und grüßet ihn mit ihrer ſüßen Stanze.

Doch, ach, wie ſtolz erhebt er ſich,
Damit er nie zu Hoffnungen, zu ſchönen,
Die Sängerin berechtige,
Und nie die ſtille, liebevolle Pflanze! —

Du biſt der Mond, die Lilie
Iſt mein Gemüth und Nachtigall die Lippe,
Die dir umſonſt andächtige
Gebete weiht die Sommernacht, die ganze.

XIX.

Siehe, der arme Geſelle,
Der da wallt von Haus zu Haus,
Seine Fluth vom Quelle
Schreiet er mechaniſch aus.

Doch es ſtockt der Schrei ihm,
Sein Geſchäft, vergeſſen iſt's,
Nahet deiner Schwelle,
Stehet er an deinem Haus.

Nicht die Fluth, die helle,
Gießet der verliebte hier,
Nein, die trübe Welle
Seines heißen Auges aus.

XX.

Wenn der Oſt durch deines Hauptes
Duftiges Gelocke ſtrich,
Rein geneſen, wo er hauchet,
Heben arme Kranke ſich. —

Singen Engel vor des Himmels
Hohem Herrſcher ihren Preis
Feiern ſie als ſeine ſchönſte,
Wundervollſte Schöpfung dich. —

Wären Myriaden Seelen,
Myriaden Herzen mein,
Alle dir zum Liebesopfer
Vor die Füße ſtreuet' ich. —

Die zu dir gewandte Sehe,
Unverwendet ſtarrte ſie,
Ob in ungeheurem Sturze
Beider Welten Fuge wich. —

Ach warum zu dir, o Kaba
Frommer Liebe, geht der Weg
Durch verbrannter Wüſteneien
Mörderiſchen Sonnenſtich? —

Auf die Blätter meines Harmes
Einen Blick der Gnade wirf!
Mit des Auges Blute malt' ich
Jeden Zug und jeden Strich.

XXI.

Gieb ihr, Oſt, die Kunde meiner Leiden,
Aber gieb ſie ſchwach! Es wird genügen.
Malteſt du in vollen, ächten Zügen —
Ach, du würdeſt ihr den Tod bereiten.

XXII.

Schon häufig an der Pforte meines Herzens
Hat angepocht der Gram,
Doch es verſchloß ſich riegelfeſt, ſo oft es
Den Widrigen vernahm.

Auf's neue pocht' er neulich, und es wurden
Ihm ohne Zögerung
Die Thore weit — warum? Weil er geſendet
Von deinem Auge kam.

XXIII.

Die Flamme hier, die wilde, zu verhehlen,
Die Schmerzen alle, welche mich zerquälen,
Vermag ich es, da alle Winde ringsum
Die Gründe meiner Traurigkeit erzählen?

Daß ich ein Stäubchen deines Weges ſtäube,
Wie magſt du doch, o ſprich, wie darfſt du ſchmählen?
Verklage dich, verklage das Verhängniß,
Das waltet über alle Menſchenſeelen!

Da ſelbiges verordnete, das ew'ge,
Wie alle ſollten ihre Wege wählen,
Da wurde deinem Lockenhaar der Auftrag,
Mir Ehre, Glauben und Vernunft zu ſtehlen.

XXIV.

Es ſchmückt die Herrſchaft hohe Throne nicht;
Sie wohnt, o Lieb, in deinem Angeſicht.

Den Tag erſchafft die Sonne nicht; es tagt
Durch deiner Augen zauberiſches Licht.

Dir huldiget gefeſſelt alles Sein,
Und keines iſt, das ſeine Bande bricht,

In deiner Hand iſt Leben und Verderb,
Wie deine Willkühr unſer Urtheil ſpricht.

Zwar wenig iſt des Guten, das du thuſt,
Des Böſen ein unendliches Gewicht;

Doch morde nur und trinke Blut auf Blut!
Nicht geht mit dir der Himmel in's Gericht;

Nicht ſchreiben Engel deine Schulden auf;
Sie ſelbſt entflammt, ſie brechen ihre Pflicht.

XXV.

Für die böſe Liebe braucht' ich
Schon ſo manche Medicin;
Doch es wurde mir die Ruhe,
Die erſehnte, nicht verlieh'n.

Denn es iſt in mir die Liebe
Nicht ein bloßer Gaſtbeſuch,
Wie er wohl in andern Herzen
Pfleget ein- und auszuzieh'n.

Iſt mir Odem, Geiſt und Seele —
Werden Odem, Seele, Geiſt,
Meine letzten Hauche ſchwinden,
Wird dahin auch jene flieh'n.

XXVI.

Drinnen im Gemache ſchmiegt ſich
Ihrer Bruſt ein Fremder an,
Und ich lieg' auf ihrer Schwelle,
Preisgegeben dem Orkan.

Dieſe Stelle zu verlaſſen,
Riethe mir der Brauch der Welt,
Riethe mir das Ich, das kalte, [illegible]
Riethe der Verſtand mir an.

Doch ſo groß die Welt, die weite,
Eine Stelle giebt ſie mir,
Dieſe nur, es geht von dieſer
Nur zum Grabe meine Bahn.

XXVII.

Mein Weinen, es iſt zu gleichen
Dem Regen im Lenz, dem reichen,
Nicht von der Tafel des Buſens
Im Stande, dein Bild zu ſtreichen.

XXVIII.

Sie, welche nicht an Liebe glauben,
Ich lade ſie zu meinem Grabe.
So wie ſie deinen Namen nennen,
Wird hell empor aus meinem Sarge
Ein Klageton die Luft durchzieh'n.

XXIX.

Freue dich, o Seelenvogel,
Laſſe deine Jubel ſchallen,
Daß du in der Roſe zarte,
Liebe, ſüße Haſt gefallen!

Nicht in eines Vogelſtellers
Rohe Netze wirſt du ſinken,
Nicht ergriffen wirſt du werden
Mörderiſch von Räuberkrallen.

Zwar es hat der Dorn der Roſe
Tief genug dein Herz verwundet,
Und ſo wirſt du dich verbluten
Und hinab zu Grabe wallen.

Doch der Tod, der dich erwartet,
Iſt der ſchönſte Tod von allen;
Sterben wirſt du nach dem edlen
Sterbebrauch der Nachtigallen.

XXX.

So halt' ich es mit meiner Liebe,
Daß ich mein eignes Sein vergeſſe,
Daß ich mein Ich, mein ganzes, opfre;
Zehntauſend Seelen wenn ich hätte,
Ich würde ſie vor dir verſtreu'n.

So halt' ich es mit meiner Liebe:
Treu bin ich ohne Wank und Wandel.
Laß jeden höchſten Reiz der Erde
Vorüber zieh'n vor meinem Auge,
Nicht weckt er eine leiſe Regung;
Ich ſehe dich, nur dich alleine,
Und jedes andre Bild verweht.

Ich bin Medſchnun, der, lieberaſend
Nicht Perſien und nicht Arabien,
Die Erde nicht mit ihren Blumen,
Den Himmel nicht mit ſeinen Sternen,
Für ſeine ſüße Leila nimmt.

Man drohe mit gehobner Klinge,
Man laſſe Wund' auf Wunde bluten,
Man ſchlage mir das Haupt herunter!
Ich weiche nicht von deiner Schwelle,
Ich liefere dem Schwertbewehrten
Nicht aus das einzig edle Kleinod,
Das ich beſitze, meine Liebe;
Mit eiſiger, erſtarrter Hand noch
Halt' ich die ſchöne Perle feſt.

XXXI.

Fort mit dem Ich und ſeiner Kraft,
Gebeut die Liebe, fort damit!
Vor jenem Auge ziemet ihm
Daß es verſtiebe; fort damit!

Nein, geize nach der Ehre nicht
Dir ſelber ewig gleich zu ſein;
Woferne nur ein Schein davon
Zurückebliebe, fort damit!

Sich aufzulöſen iſt ſo ſchön
In ungemeſſner Leidenſchaft,
Und deiner Ichheit ſtolze Pracht
So triſt und trübe; fort damit!

Zu Aſche brenn' ein liebend Herz,
Und in die Lüfte ſtreu's der Wind,
Beweiſend aller Welt, wie groß
Die Macht der Liebe; fort damit!

XXXII.

Wo iſt der Ort, an dem du weilſt?
An dieſem Orte will ich ſterben.
Kein andrer Port auf wildem Meer;
In dieſem Porte will ich ſterben.

Es läßt Karun von ſeinem Gold,
Der Reiche nicht von ſeinem Horte;
Wo wäre mir ein Hort, wie du?
Bei dieſem Horte will ich ſterben.

Und wenn du dich vor mir verbirgſt,
Und wenn du deine Pforte ſchließeſt,
An dieſer Pforte lager' ich,
An dieſer Pforte will ich ſterben.

Das letzte Wort aus meinem Mund,
Was wird es ſein? Dein ſüßer Name.
Wie fiele mir ein andres ein?
Mit dieſem Worte will ich ſterben.

XXXIII.

Dein ohne Wank und Wandel,
So lang ich athme, bin ich;
Wenn ich des Grabes Raub,
Anfliegen an den Saum dir
Werd' ich als Grabesſtaub.

XXXIV.

Lieben, ohne Maaß entflammt,
Lieben iſt mein einzig Amt,

Ob ſie meine Bitte hört,
Ob ſie meinen Trieb verdammt,

Ob ſie mich in Dorne legt
Oder in der Gnade Sammt;

Lieben ohne Maaß und Ziel
Lieben iſt mein einzig Amt.

[illegible]

[illegible]

XXXV.

Bitteres zu ſagen, denkſt du;
Aber nun und nimmer kränkſt du,
Ob du noch ſo böſe biſt.
Deine herben Redethaten
Scheitern an korallner Klippe,
Werden all zu reinen Gnaden,
Denn ſie müſſen, um zu ſchaden,
Schiffen über eine Lippe,
Die die Süße ſelber iſt. 45. 25.

XXXVI.

f. 43

So ſteh'n wir, ich und meine Weide,
So leider mit einander beide:

Nie kann ich ihr was thun zu Liebe,
Nie kann ſie mir was thun zu Leide.

Sie kränket es, wenn ich die Stirn ihr
Mit einem Diadem bekleide;

Ich danke ſelbſt, wie für ein Lächeln
Der Huld, für ihre Zornbeſcheide.

XXXVII.

Nur darum iſt mein Auge, daß es deinem Glanz
Den Spiegel halte;
Nur darum iſt mein Buſen, daß er deinem Bild
Ein Zelt entfalte.

XXXVIII.

Ich möchte dir ſo gern die Seele geben;
Doch haſt du ſie durch ewigen Beſchluß
Schon ohnehin, und nicht bin ich im Stande
Zu ſagen, daß ſie je mein eigen war.
Geſchaffen hat, ſo viel ich mich beſinne,
Der Himmel ohne Seele mich und die
Mir zugehörige Seele dir geſchenkt.

XXXIX.

Ich bin der Liebe Morgenflur,
Harr' auf der Sonne prächtiges Erſcheinen,
Und werde, ſchmückt ſie den Azur,
Den Morgenthau der Luſt und Freude weinen.

XL.

Ich bin ein armes Lämpchen nur,
Ein dämmerndes in dunkler Nacht;
Du biſt die lichte Morgenpracht
Aufſtrahlend im Azur.
Du ſtrahle nur, du prange nur!
Wiewohl vor deinem Angeſicht
Des armen Lämpchens Auge bricht,
Ich bebe nicht, ich bange nicht;
Du leuchte nur,
Und ich vergehe gern in deinem Licht.

XLI.

Wähne nicht, ich ſei noch!
Ging ja doch in deiner Liebe Feuer
Auf in helle Flammen
Meines Seins entzündlich arme Scheuer!

Nur ein Häufchen Aſche
Blieb zurück; das ſtäubet in die Lüfte,
Sinkt herab und legt ſich
Vor die Füße dir als Liebesſteuer.

XLII.

Nichts iſt dumpfer Gemüther
  Träumenden Heerden wunderbar;
Doch mir dünket am Ende
  Alles auf Erden wunderbar.

Iſt nicht Leben und Athem,
  Himmel und Licht und Roſenflur,
Iſt nicht ſchwellender Jugend
  Liebliches Werden wunderbar?

Schönheit, welche Mirakel
  Stellſt du betroffnem Auge dar!
Sind nicht, ſage, Suleima's
  Holde Geberden wunderbar?

Welch ein Wunder die Liebe!
  Ach, um ein einzig Lächeln nur
Trägt die Seele Hafiſens
  Welche Beſchwerden wunderbar!

XLIII.

Holder Oſt, beſchwingter Bote,
  Den die Liebe wandeln heißt,
Grüße mit dem ſchönſten Gruße
  Jene Schöne, die du weißt.

Melde, daß mir in die Lüfte
  Schwinde der gequälte Geiſt,
Wenn ſie nicht zu ſpenden eile
  Jene Spende, die du weißt.

Denn zu kennen und zu miſſen,
  Was mit Edens Wonne ſpeiſ't,
Es gebiert die tiefe Trauer,
  Die gefähre, die du weißt.

Ja, was ſind die Paradieſe,
  Welche der Verzückte preiſ't,
Lacht ſie, jene Flur der Liebe,
  Jene zarte, die du weißt!

Nicht der Aar zu ſein verlangt mich,
  Der hinauf zur Sonne reiſ't;
Nachtigall Hafis vergöttert
  Jene Roſe, die du weißt.

XLIV.

Eine tröſtlich holde Kunde weigre nicht!
Eine traute Wonneſtunde weigre nicht!

Heilbeſcheer, balſamiſchen, mein ſüßer Arzt,
Für ſo manche böſe Wunde weigre nicht!

Deiner Lippe Kandel, daß von jeglicher
Thräne mir das Aug' geſunde, weigre nicht!

Der da bis zum Kaſe deine Schöne preiſ't,
Seine Koſt dem Liedermunde weigre nicht!

Jene Bruſt, aus Lilienſchimmer aufgeballt,
Schwellend in vollkommner Runde, weigre nicht!

Was mit eiferſuchtentflammtem Auge ſieht
Die geſtirnte Weltrotunde, weigre nicht!

Was zu vollgehaltiger Äonen Werth
Stempelt eine Luſtſekunde, weigre nicht!

Was allein empor zu halten fähig iſt
Ueber'm öden Grabesſchlunde, weigre nicht!

XLV.

Wie Melodie aus reiner Sphäre hör' ich;
Wie Harmonie aus ewiger Kläre hör' ich;

Ein Weh'n, ſo ſanft, als ob mir eines Engels
Gelinde Schwinge nahe wäre, hör' ich.

Erzählt der Oſt von deiner Bruſt Geneigtheit?
Denn eine wunderſüße Mähre hör' ich.

Verkündet er die ſeligſte der Stunden?
Denn was da ſcheucht jedwede Zähre hör' ich.

XLVI.

Mit ſeinem Mohrenheer erſchien der Gram,
Mein Blut vergießend grauſam und verrucht;
Ein lichtgeborner, weißer Engel kam
Und ſchlug den Unhold plötzlich in die Flucht.

XLVII.

Ich will bis in die Sterne
Die Fahne der Liebe tragen;
Sie ſoll auf einer Wolke
Ob ſämmtlichen Himmeln ragen.

Ich will im hohen Äther
Anſtimmen erhabne Lieder,
Will rühmend eine Pauke
Unendlicher Ehre ſchlagen.

Orion und Plejade
Sie ſollen im Tanze kreiſen,
Und Sohre freudig horchend
Das eigene Spiel vertagen.

Tief unter mir die Wüſten,
Die ſandigen, ungeheuern,
Sie ſollen blüh'n und grünen
Gleich himmliſchen Roſenhagen.

„Warum, Hafis?“ ſo fragſt du.
Wie magſt du ſo thöricht fragen?
Es lächelte mir die Freundin,
Es endeten alle Klagen.

XLVIII.

Wie biſt du, meine Königin,
Durch ſanfte Güte wonnevoll!
Du lächle nur — Lenzdüfte weh'n
Durch mein Gemüthe wonnevoll.

Friſch aufgeblühter Roſe Glanz
Vergleich ich ihn dem deinigen?
Ach, über alles, was da blüht,
Iſt deine Blüthe wonnevoll!

Durch todte Wüſten wandle hin,
Und grüne Schatten breiten ſich,
Ob fürchterliche Schwüle dort
Ohn' Ende brüte, wonnevoll.

Laß mich vergeh'n in deinem Arm!
Es iſt in ihm ja ſelbſt der Tod,
Ob auch die herbſte Todesqual
Die Bruſt durchwüte, wonnevoll.

XLIX.

Es hält der Oſt, der eitle, ſich,
Für ſämmtlicher Geſchöpfe Geiſt;
Doch höre deines Haars Arom,
Das ihn mit Fug zurechte weiſ't:

„Ich bin die Seele der Natur,
Da ohne mich die Welt zerfällt,
Und ihrem öden Trümmerhauf
Des Chaos alte Nacht umkreiſ't.“

L.

Mein ſüßer Schatz! Du biſt zu gut;
Du nähreſt meinen Uebermuth;
Es ſtrahle nicht ſo reich an Huld
Mir deiner Augen ſchöne Gluth!

Erlaube nur, daß meine Hand
Den Staub, worauf dein Fuß geruht,
Mir auf die Scheitel legen darf,
Wie mit der Kron' ein Kaiſer thut!

LI.

Ich dachte dein in tiefer Nacht;
Da leuchtete mit heller Macht,
Mit plötzlicher, die Finſterniß,
Und wurde klar, wie Morgenpracht.

Zu jener Stunde hat gewiß,
Dein Auge, Liebchen, auch gewacht,
Zu jener Stunde hat gewiß,
In Liebe mein dein Herz gedacht.

LII.

Wie glücklich iſt der Morgenwind!
Er ſchwingt ſich auf ſein Ambra-Roß
Und jagt zu dir und fleugt zu dir
So leicht, ſo raſch, wie ein Geſchoß.

Mich aber hält gebändiget
Ein unerbittlich Mißgeſchick,
Wiewohl mein ewig quellend Aug'
Weltmeere ſchon des Grams vergoß.

O pfui der Schmach, pfui über mich!
Ich lebe noch, ich athme noch,
So manche bittre Stunde ſchon
Mich ohne dich der Tag verdroß.

Allein getroſt! Es ſtocken mir
Die Pulſe ſchon, die ſchmählichen,
Und bald bin ich der ewiglich
In Nacht Gehüllten Schlafgenoß.

Doch träumt gewiß auch dann Hafis
Von deiner Wangen Roſe noch;
Aufſteigen zum Beweiſe wird
Auf ſeiner Gruft ein Roſenſproß.

LIII.

Klagen ob der Trennung Pein,
Melden nicht ihr Leid, ihr wahres;
Tauſend Bände ſind nur ein
Abſchnitt ihres Commentares.

LIV.

Wiſſe, Verliebter, und prüfe dich,
Ob dein Lieben ein ächtes ſei,
Ob ſein Weſen erdichtet:
Vor dem Mufti der Liebe gilt
Dein Gebet nur in einem Fall,
Wenn du geſetzlicher Reinigung
Pflicht mit lauterer Welle nicht,
Nein, mit Blute verrichtet.

LV.

In die gramentladne Bruſt
Zog herein
Welche Luſt!
Sie zu bergen ohne Laut
Sollt' ich es im Stande ſein?
Nein, o nein, ſie ſoll vertraut
Freundlichem Gehöre ſein!
Aber nicht dem Menſchenkinde
Meine ſüße, ſüße Poſt,
Ich verkünde ſie dem Winde,
Ich vertraue ſie dem Oſt.

LVI.

Wehre nicht, o Lieb,
Wühlen in den Locken
Deines holden Hauptes
Laß mich ohne Stocken!
Denn ein eigner Trieb
Waltet, es bewältigt
Eine ſympathetiſch
Eigne Zaubermacht.
Wiſſe, meine Seele
Such' ich auf, die arme,
Die ſich in die dunkle,
Labyrinth'ſche Pracht,
Tief hinein verloren
In die ſchöne Nacht.

LVII.

Ich höhne der Vernichtung
Furchtbaren Schlund
Feſt hangend an Suleima's
Rubinenmund.

Dem Ruhenden im Centrum
Des Lebens hier
Wie zeigte ſich zu beben
Der kleinſte Grund?

LVIII.

Weißt du noch, mein ſüßes Herz, wie Alles ſich
Hold begeben zwiſchen dir und mir?

Wie der Liebe Siegelring auf meine Stirn
Drückte ſchon der erſte Blick von dir?

Wie zu ſchelten deine Lippe rang und doch
Honigküſſe träufelten von ihr?

Wie auf uns der ſtille Blick des Monds geruht
Und in ſeinem ſtillen Blicke wir!

Wie, was ſich kein gläubiges Gemüthe träumt,
Uns die Huld des Himmels ſchenkte hier?

Und wie dann Hafiſens Verſeperlenſchatz
Tauſendfach an Werth gewann und Zier?

Weißt du noch, mein ſüßes Herz, wie Alles ſich
Hold begeben zwiſchen dir und mir?

LIX.

Es kam ein Hauch von oben,
Der mir in's Ohr die Worte blies:
„Nicht wähn' aus eignem Innern
Entſtröme dein Geſang, Hafis!

Vom Urbeginn der Zeiten
Auf Roſen und auf Lilien
Steh'n ſeine Zauberformeln
Geſchrieben hoch im Paradies."

LX.

Der Schah von Ormus ſah mich nie,
Er, welcher mir Geſchenke beut;
Der Schah von Jesd kennt mich ſo gut,
Er ſchenkt mir aber keinen Deut.
So iſt es in der Welt, o Herz;
Sei wohlgemuth zu aller Friſt,
Und ſegne, wie die offne Hand,
So jene, die verſchloſſen iſt!

LXI.

Dornen in den Weg geſchleudert
Werden uns von frommen Händen;
Laſſet uns dafür die Roſen
Allgemeiner Liebe ſpenden!

LXII.

Zerriſſen wird der Erde Bauch, und ſieh', er giebt
Dem, welcher ihn zerriſſen hat, Goldſchätze Preis;
Steinwürfe fliegen auf den Baum und er gewährt
Dem, welcher ihn geworfen hat, Fruchtlabungen;
Zerſchlagen wird der Muſchel Leib, ſie aber ſchenkt
Dem, welcher ſie zerſchlagen hat, ihr Perlenherz; —
Was willſt du, Menſch, unedler als der Erde Bauch,
Unedler, als der Baum und als die Muſchel ſein?

LXIII.

Ob feindſelige Winde
Schreckhaft toſen, o gräme dich nicht!
Denn hold werden im Lenze
Lüftlein koſen, o gräme dich nicht!

Ob erſtorbne Gebüſche
Rings dein Auge beleidigen,
Aus dem Tode lebendig
Blüh'n einſt Roſen, o gräme dich nicht!

Ob durch ſtachlige Wüſte
Hin zur Kaba die Reiſe geht,
Laß dich Dornen und Diſteln
Nicht erboſen, o gräme dich nicht!

Ob glückſeliger Heimath
Juſſuf grauſam entriſſen weint,
Hoch in Glorie prangt einſt,
Der verſtoßen, o gräme dich nicht!

Alles kreiſet und wechſelt,
Auch dein Leiden, es wandelt ſich;
Nicht erliege den herben
Schickſalsloſen, o gräme dich nicht!

LXIV.

Es betet Hafis — merkt auf und ſaget Amen,
Ihr Heiligen all' in unſerem Zecherrunde:
Herr, gieb uns unſer täglich Brod vom Zucker
Holdſeliger, geliebter, ſüßer Munde!

LXV.

Selige Kunde tönt:
  Der Lenz beginnt den Wonnelauf;
Geht die Beſoldung ein,
  Sie geht für Wein und Roſen auf.

Himmel und Erde fragt:
  „Wo iſt der beſte Keller, wo?“
Selber die Kutte lechzt;
  Wohlan, es regne Wein darauf!

Aber in Anbetracht,
  Der Roſen fällt mir dieſes ein:
Selbige ſammeln wir
  Von dieſen Wangen ohne Kauf.

Einzig erſchien Hafis
  Auf dieſer Erde deinethalb;
Reiche den ſüßen Mund!
  Bald muß er wieder himmel-auf.

LXVI.

Es hauſet der Gedanke
Im unendlichen Weltenſaal;
Nicht bannt ihn eine Schranke,
Nicht hemmt ihn eine Kette,
Es ringet Höh' und Thal
Sein Fittig aus, verbrannte Zon' und Pol,
Und fleugt mit allen Stürmen in die Wette.
Doch, ach, es ſtöhnt in friedeloſer Qual,
Lebt mit ſich ſelbſt im Zanke,
Der Kranke,
Fühlt, daß die Welt ihm ewig leer und hohl
Und findet nirgend eine Ruheſtätte. —
Der Lieb' in ihrem kleinen Kabinette
Iſt himmliſch wohl.

LXVII.

Ich bin ſo fromm, ich bin ſo rein;
Bald iſt das höchſte Ziel erklettert. —
Doch o wie ſchön, ein Menſch zu ſein!
Drum, Freunde, ſagt, wo iſt der Wein,
Der fromme Seelen niederſchmettert?

LXVIII.

Zur Wüſte grimmig ausgebrannt
Von heißer Buße Sonnenſtich,
War meines Seins verlorne Flur;
Da ſtäubet' ich, da wirbelt' ich,
Ein aufgewühlter Wüſtenſand,
Hoch in die Luft getragen
Vom Winde, zum Azur.
Gott ſei gelobt! Er hat mir
Die mörderiſche Gluth gedämpft,
Mir einen Regen herabgeſandt,
Mich mild zurückgeſchlagen
Zu meinem alten Ruheſtand,
Hat mich gemacht zu fröhlichem,
Friſch aufgeblühtem Land.

LXIX.

Viel bin ich umhergewandert,
Um zum Heile zu gelangen,
Mit Betagten und Erfahrnen
Bin ich eifrigſt umgegangen,
Stillte nicht der Seele Bangen,
Reifte nicht zum Lichte ſo,
Und am Ende blieb ich, wo? —
An Suleima's Lippe hangen,
Meines Seins erſt jetzo froh.

LXX.

Auf des Sidra heiligen Äſten
Hoch im himmlichen Revier
Niſtete mein Seelenvogel
Sonder irdiſche Begier.

Einen einzigen Blick, Geliebte,
Sandteſt du zum Himmel auf,
Und getroffen ſank der Vogel
Himmel-ab zu Fuße dir.

Strebt er in die Höhe wieder? —
Ach ſein einzig Leben iſt
So der Erde Staub zu küſſen,
So im Staub zu ſterben hier.

LXXI.

Hingeworfen zum Gebete,
Wollt' ich in die Höhe ſchauen;
Aber, ach, vor meinen Augen
Standen einzig deine Brauen.

Und es raubten dieſe beiden
Kleinen, holden Himmelsbogen
Mir den einen, mir den großen,
Mir den unermeßlich blauen.

LXXII.

Ich roch der Liebe himmliſches Arom
Und möcht' in ihrem Weh'n
Sanft aufgelöſt mit Seele, Geiſt und Leib
Verſchwinden und vergeh'n.

LXXIII.

Kloſter und Schenke —
Heilige Räume
Sind ſie und gänzlich
Eins für mich,
Dieſe, die beiden.
Glühend in mir
Dort, wie hier,
Waltet derſelbe
Göttliche Trieb,
Weil ich an dich nur
Ueberall denke,
Kaba der Liebe,
Himmliſches Lieb!

LXXIV.

Es ſind die Wege Gottes wunderbar,
Und ich erprob' es in beſonderm Grade;
Doch ſpür' ich auch im Wirbel der Gefahr,
Der lichtberaubten, ſeine reiche Gnade;
Es irrt mein Herz in deinem Lockenhaar,
Da leitet es der Herr die dunkeln Pfade.

LXXV.

Was ſprichſt du mir vom Alkoran?
Studir' ich ihn ſo eben nicht?
Ich ſtarre nach der Liebſten Aug'
Und leſ' in ihrem Angeſicht;
Die Sure „Nachtſtern" leſ' ich hier,
Ich leſe hier die Sure „Licht."

LXXVI.

Horch' hörſt du nicht vom Himmel her,
Ein wunderherrlich Muſiciren? —
Du hörſt die lieben Engelein
Hafiſens Lieder einſtudiren.

LXXVII.

Erſchlagen iſt Haſis. Wer ihn erſchlagen,
Das mußt du, Kind, dein ſchwarzes Auge fragen.

Der böſe Mohr! Wie grimmig iſt ſein Eiſen!
Der Tod umröchelt ihn in tauſend Lagen.

Ach hat der Vogel Edens eine Seele,
Strebt nicht zu dir ſein heißes Flügelſchlagen? —

Nicht ſchrecke mich mit der Vernunft! Denn dieſe,
Nichts hat ſie hier zu ſchaffen und zu ſagen.

Der Liebe Weg iſt unbegrenzt, ſie halten
So kalte Schranken nicht und enge Hagen.

Barmherzigkeit — welch edle Tugendübung!
Was haſt du hier zu zaudern und zu zagen?

Du biſt aus einem eignen Stoff gebildet;
Dich rühren nicht Haſiſens ſchöne Klagen.

LXXVIII.

Ungläubige macht und Gläubige dein Lockenhaar
Zu einer und derſelben armen Sünderſchaar.

In's Grübchen deiner Wange fällt ein ſchwach Gemüth.
Es fällt darein der große, ſtarke Geiſt ſogar.

Dein ſchwarzes Aug', ein Meiſterſtück der ſchwarzen Kunſt.
Es zeucht zurück vom Aetherflug den Sonnen-Aar.

Wie ſollte nicht die Nachtigall verloren ſein,
Die zärtliche, die aller hohen Flüge baar?

Vergeſſen hat durch dich Hafis ſein Frühgebet
Und Nachtgebet, und ſein Verderb iſt offenbar.

LXXIX.

Ein doppelter Rubin iſt mein Ruin;
Denn nimmermehr zu meiden und zu flieh'n,
Iſt, was mir auch Vernunft und Glaube ſagt,
Des Weines hier und deines Munds Rubin.

LXXX.

Ihre Locke kräuſelte
Hyacinthe, putzerfahren;
Doch der Oſt, er ſäuſelte
Ihr ein Wort von deinen Haaren.

LXXXI.

„Lockenſtricke
Sollſt du wiſſen,
Sind voll arger
Liſt und Tücke;
Zarte Munde,
Schöne Blicke,
Auf ſie halten
Große Stücke,
Auf ſie bauen
Sein Geſchicke
Wird der Weiſe
Nimmermehr.“ —

Und es wäre
Gut, wenn ich ein Weiſer wär'.
Aber, ach, ich bin ein Thor,
Bin ein Rohr,
Welches in der Liebe Sturm
Schwankend allen Halt verlor,
Doch um Antwort nicht verlegen.
Mich beſtricke
Lockentücke,
Mir berücke
Geiſt und Sinn,
Mich entzücke
Schöner Blicke,
Zarter Munde
Süße Falſchheit
Immerhin!
Welch ein Glücke,
Welch ein Segen,
In dem ſeligen Augenblicke,
Wo ich ihrem Trug erlegen,
Wo ich traue,
Wo ich baue,
Mich getroſt an ſie verkauſe,
Jene ſchöne Mörderin!

LXXXII.

In der Anmuth Schule ging ich,
Um ihr Alphabet zu lernen,
War ein ungeſchickter Lehrling,
Denn ich faßte nur das Elif,
Blieb beim erſten Zuge ſtehen;
Wollt' ich mich von ihm entfernen
Und zu andern übergehen,
Ohne Frucht war alle Plage,
Voll Verwirrung meine Lage,
Nicht zu tragen meine Pein.
Und ſo prägte ſich allein
Dieſer König aller Ziffern,
Aller Züge ſchlank und fein —
Deine ſchöne Form mir ein.

LXXXIII.

Lieblich in der Roſenzeit
Hält die Liebe Schule;
Es docirt die Nachtigall
Vom Doktorenſtuhle.

Ihrem Worte horcht Hafis
  Mit Scholarentreue,
Früh und ſpat diktirt ſie ihm
  In die Federſpule.

Meine Meinung, könnte ſie
  Wohl verborgen bleiben?
Wein an einem ſchönen Ort,
  Eine zarte Buhle!

Ohne dieſen Ächtgewinn
  Sind die Weltgebiete
Wüſteneien, angefüllt
  Vom Geſchrei der Ghule.

Darum heiß zum Himmel auf
  Fleh' ich im Gebete:
Nie, o nie errette mich
  Aus dem Sündenpſuhle!

LXXXIV.

Lilie hat der Zungen Zehne;
  Doch es ſchlägt die Nachtigall,
Und da ſchweigt ſie vor Entzücken
  Und zum Dufte wird ihr Schall.

l

LXXXV. 14

Weh'n im Garten die Arome
Deines Haares ſüß und linde,
Zärtlich an die Bruſt der Roſe
Fällt die trunkne Hyacinthe.

LXXXVI.

Eiferſüchtig würden Töpfe
Sich die Hälſe brechen,
Wenn du ihrer einem würdeſt
Einen Kuß verſprechen.

LXXXVII. *

Ach, wie ſüß, wie ſüß ſie duftet,
Deiner Locke krauſe Zier!
Doch ſie duftete noch ſüßer,
Duftete dein Herz mit ihr.

LXXXVIII.

Nicht, was hehr,
Weil ich es nicht faſſen kann;
Nicht, was ſchwer,
Bürde mir auf, mir armem Mann!

Da ſo viel
Schon mir ein Löckchen zu ſchaffen macht,
Wie vielmehr
Stöhnt' ich erliegend in ſolchem Bann!

LXXXIX.

Nicht in meinem armen Hirne
Suche Rath und gute Lehren!
Denn du wirſt darin nur Lauten,
Flöten nur ertönen hören.

XC.

Ich wollt' erhabne Dinge melden;
Die Märtyrer des wahren Glaubens
Lobpreiſen im Geſange wollt' ich;
All ihre Thaten, ihre Wunden,
Die heiligen und glorioſen,
Wollt' ich beſingen hell und hehr.
Zu Hülfe bei ſo großem Werke
Rief ich den Oſt, der um die Roſen
Und Veilchen im Gefilde buhlte,
Und bat ihn um die Wunderkunden,
Die im Betreffe der beſagten
Materien ſein Geiſt bewahre;
Doch übel unterſtützte der.
Er ſprach: „Hafis, wir beide ſind
Für ſolche Dinge nicht geſchaffen;
Dazu gehören andre Helden,
Denn unſer Weſen iſt zu luſtig
Und jene Dinge ſind zu ſchwer.
Erzähle du die Heroismen,
Die du gethan beim Weinpokale,
Beſchäftige dich mit ſüßem Tande,
Berichte, wie viel Seelen=Angeln
Du in Suleima's Locke zählteſt,
Beſchreibe deines holden Schenken
Rubinenlipp' und Schelmenauge
Et caetera; daneben mache

Dem lieben, alten Herrn der Schenke,
Dem würdigen und vielerfahrnen —
Sein treuer Sklave bin auch ich —
Ein Compliment, denn er verdient es;
Und haſt du das zu hundert Malen,
Zu tauſenden, gar ſchön verrichtet,
Verricht' es immer, immer wieder,
Dergleichen hört man immer gerne;
Des Weiteren entſchlage dich!

XCI.

Fern ſei die Roſ' und ihre Pracht!
  Ein Roſenmündchen iſt genug;
Fern ſei der Bund mit Glück und Macht!
  Ein Koſebündchen iſt genug.

Ach ſchicke mich nach Eden nicht;
  Aus deiner Kammer, ſüßes Kind!
Ein Räumchen hier, zu ſündigen
  Ein trautes Sündchen, iſt genug.

Mir wurde kein erhabner Geiſt,
  Den großer Dinge Fund beglückt;
Doch find' ich einer Schenke Thür',
  O dieſes Fündchen iſt genug.

Zu ewig iſt die Ewigkeit
Für meine ſchwache Phantaſie;
An einer warmen Wogebruſt
Ein Wonneſtündchen iſt genug.

Aus welchem Grunde bin ich hier?
Sei's ohne weitern, ſei es nur,
Zu küſſen deiner Füße Staub!
Denn dieſes Gründchen iſt genug.

XCII.

Wohl iſt Hafis ein Schwätzer,
Der Nichtiges zu Markte bringt;
Wohl iſt Hafis ein Sänger,
Der immer nur daſſelbe ſingt —

Doch darfſt du ihm nicht ſagen:
„Du halte deinen Odem an!"
Geh' auf die Flur und höre,
Wie's im Gebüſche ſingt und klingt!

Was hemmet dort dem Vogel
Die Triller- und die Schmetterluſt,
Die ihm, ſo lang er lebet,
Aus ewig heller Kehle dringt?

XCIII.

Wo nehm' ich Kunde vom Geliebten her?
Wer giebt ſie mir, Unglücklichen, o wer?

Zwar kam der Oſt mit eiligem Geſchwirr
Zu meinem Ohr und liſpelte Belehr;

Allein zu ſtammelnd war und allzu wirr
Sein Unterricht und zu verſteh'n zu ſchwer;

Denn ſelber, ach, verwirrt und geiſtesirr
Iſt durch die Schöne des Geliebten er.

XCIV.

Zu der Roſe, zu dem Weine komm!
Her zu dieſem ſtillen Haine komm!

Mild zu ſtillen meiner Sehnſucht Ach,
Denn es rührt ja ſelbſt die Steine, komm!

Hold zu hemmen meiner Zähre Bach,
Die ich ſchon ſo lange weine, komm!

Mir zu ſpenden hier im Laubgemach
Edens Heil in aller Reine, komm!

Bald, o bald, daß nicht in Aſche jach
Falle mein verkohlt Gebeine, komm!

Aber erſt, wenn Tag und Sonne ſchwach,
Aber heimlich und alleine komm!

XCV.

Stehl' ich mich aus der Moſcheee — hadre nicht!
Wenn ich in die Schenke gehe — hadre nicht!

Denn die Predigt iſt ſo trocken, iſt ſo lang,
Daß ich gar kein Ende ſehe — hadre nicht!

Wenn ich mich, o meine Sonn', in deinem Strahl
Als ein armes Stäubchen drehe — hadre nicht!

Wenn ich, armer Papagei, zu deinem Mund
Um ein wenig Zucker flehe — hadre nicht!

Ach, du biſt ſo ſchön, ſo ſchön, ſo wunderſchön!
Taumel' ich in deiner Nähe — hadre nicht!

Sonder Ende klagt die Nachtigall ihr Weh,
Sing' ich ewig Ach und Wehe — hadre nicht! —

Krächzen, o Hafis, dich fromme Schnäbel an,
Stille, ſtill, mit Rab' und Krähe — hadre nicht!

XCVI.

Nicht kirre mich, o Scheich, mit Betkorallen!
Ich werde nicht in deine Netze fallen;
Denn ich gehöre zu der Ketzerſekte
Der roſenhauchberauſchten Nachtigallen.

XCVII.

Was willſt du, daß ich bete?
Was willſt du, daß ich büße?
Ich bin nur eine Fliege
Und ſchwirre nach der Süße.

XCVIII.

Bin ja nur ein armer Schwamm,
Bin ja nur ein Zunder,
Und die Schönheit ein Vulkan —
Brenn' ich, iſt's ein Wunder?

XCIX.

Ich mühte mich, ein Stein zu ſein,
Von dumpfer Zelle Nacht umfangen;
Was half es, ach, da aus dem Stein
Der Liebe helle Funken ſprangen?

C.

Was exiſtirt in dieſer Welt? —
Die Taube mit dem Tauber.
Denn Exiſtenz hat Liebe nur
Nur Liebe Werth und Zauber.

CI.

Wohl hatt' ich eine ſchöne Zeit,
Wohl eine Zeit, in der ich lebte,
In der ich Lieb' und Seligkeit
An hold gegönntem Munde bebte.

Kein Leben war das Übrige,
Nur ſinnberaubte, dumpfe Leere,
Nur eine Zeit, in welcher ich
Das leere Nichts, den Tod erlebte.

CII.

O wie ſüß ein Duft von oben
Meinen Geiſt umwittert!
Wie ein Blick in jene Kläre
Mir das Hier verbittert!

Breit', o Seele, deine Flügel,
Schwinge dich nach Eden! —
Wehe, wehe, daß du ringsum
Schmählich eingegittert! —

Aber nein, ich will nicht klagen,
Nein, ich will nicht fliegen,
Ob mir auch, in's Freie winkend,
Jede Schranke ſplittert

Alles Schönſte, Liebſte, Beſte
Blühet auf der Erde,
Und es iſt ein hohler Flitter,
Der dort oben flittert.

Nur ein Schatten ird'ſcher Wonne,
  In der Höhe ſpiegelnd,
Macht daß unſre Bruſt ſo ſehnlich
  Ihr entgegenzittert.

Um das Heil, das uns von dorther
  In die Leere ladet,
Sei auf Erden nicht ein einzig
  Roſenblatt zerknittert!

CIII.

Die Weiſen mit ihrem ſauern Rath,
Sie machen uns das Herz ſo ſchwer;
Und wäre nicht mein alter Wirth,
Ich lebte wohl ſchon lang nicht mehr.

CIV.

Ich hatte geſtern Skrupel
  Und ging zu meinem alten Wirth;
Der löſ'te jede Frage,
  Er iſt ein ächter Seelenhirt.

Sogleich zu ſeinem Stalle
  Zeucht er zurück ein jegliches
Der Schafe ſeiner Herde,
  Das ſich vom rechten Weg verirrt.

Er zeigte mir im Glaſe
  Den Becher Dſchem's, den magiſchen;
In ſeiner Tiefe ſah ich
  Das Wahre klar und unverwirrt.

Ich ſahe, daß voll Weisheit
  Nur was die ſüße Nachtigall
Auf ihrem Aſte flötet,
  Die Taube, die verliebte, girrt.

Ich ſahe, daß voll Tiefſinn
  Die wunderliche Stanze nur,
Die uns der Käfer murmelt,
  Der um den Kelch der Lilie ſchwirrt.

CV.

Es bietet der Lenz
  Auflachender Freude Strauß;
Es bricht die Natur
  In Jubel unendlich aus.

Nun meide Gefahr
  Und ſchließe dich ängſtlich ein,
Und fliehe der Luſt
  Verderblichen Saus und Braus!

Nicht äugle bethört
  Nach Lippen- und Wangenroth,
Jungſchwellender Bruſt
  Und Zierde des Gliederbau's.

Aufſchmachte zur Höh'
  Und Becher- und Lautenklang
Und Roſen-Arom,
  Sie ſei'n dir ein Höllengraus!

Denn was du verlierſt
  An wirklichem Heil und Glück,
Der Todte gewinnt's
  Im himmliſchen Freudenhaus. —

„Ich wittre, Hafis,"
So ſprichſt du, „Verſtellungsduft." —
Gut ſpürſt du, o Freund,
Den heimlichen Schalk heraus.

CVI.

Der tadelloſe, große Herr
Des ewigen Weltenbau's,
Schloß unſere Seele feſt hinein
In dieſes ird'ſche Haus.

Und nimmermehr, ſo ſehr du dich
Entlebeſt und entleibſt,
Entringſt du dich, entſchwingſt du dich
Aus ſeinem Bau hinaus.

So ſorge denn um Sünde nicht
Und nicht um Ketzerei,
Wenn es in dir, wenn du in ihm
Lebendig und zu Haus.

Die wahre Sünde, glaube mir,
Die wahre Ketzerei,
Iſt finſterer Entſagungen
Liebloſer Leichengraus.

CVII.

Wehe mir, mein Roſenkränzlein,
Weh, es iſt entzwei geſprungen,
Denn zu heiß um deine Hüfte
Hatte ſich mein Arm geſchlungen.

Ach, wie ſoll ich zelleneinſam
Läppiſche Gebete murmeln,
Der ich alſo glüh' und ſprühe,
Von verliebten Huldigungen.

Alſo hat kein Herz gelodert,
Seit geboren ward die Liebe,
Seit in alten Wundermähren
Thaten ihrer Macht erklungen.

Seit Cosroen und Schirine,
Leila's und Medſchnune waren,
Seit Ferhade voll Verzweiflung
Ihre Hände wund gerungen.

Von der unerhörten Flamme,
Welche mir im Buſen wüthet,
Iſt die Sonne nur ein Funke,
Der ſich in die Luft geſchwungen.

CVIII.

Für die Liebe ſind geſchaffen
  Dieſer Welt geſchmückte Hallen;
Es bezeugen's aller Orten
  Roſen uns und Nachtigallen.

Dennoch, ach, mit Pfeil und Bogen
  Droh'n der Liebe tauſend Schützen,
Und gelegt ſind ihrem Fuße
  Schlingen und verborgne Fallen.

Eine Stunde lachte geſtern,
  Die der Sterne Gunſt geboren,
Denn es ruht' auf mir dein Auge
  Mit gelindem Wohlgefallen.

Doch es wachten Schlangenaugen,
  Und, geſchreckt von ihrem Blitze,
Mußte ſchmachtend ohne Labe
  Deine Bruſt und meine wallen.

CIX.

In des Geliebten Haare wühlt ein wilder Wind —
Unwürdiges Schickſal, dem wir unterworfen ſind!
Zu gleichen nicht vermag ich einem Hauch der Luft,
Zu ſpielen nicht an jene Wange leis und lind!

CX.

O harte Sterne! Nie verſöhnte, rauhe Welt!
Kaum raſtet einmal ſeelig in der Liebe Zelt
Das müde Herz, von ſehnlicher Begier beſchwellt, —
Da, horch, der Karawanenglocke Stimme gellt,
Und wieder in das weite, wüſte, wilde Feld
Des Lebens iſt die heißbethränte Fahrt geſtellt.

CXI.

Tief in Nacht und Dunkel
Sei der Liebe Poſten,
Sei der Wonne Port!
An verrufnem Ort,
In der Geiſterſtunde
Deine Süße koſten
Laß mich, o mein Hort!
Der ich ohne dich
In der Sonnenhelle
Wandel' als ein blaſſer,
Trauriger Geſelle,
Geiſterhaft zu ſeh'n,
Dorten in dem Grauſen,
Wo die Geiſter hauſen,
Werd' ich in das Leben
Warm zurückekehren,
Werd' ich als ein Jüngling
Blühend auferſteh'n.

CXII.

Tief um Mitternacht — ich ruhte
Lange ſchon auf meinem Lager —
Da begann es ſchön zu ſpuken,
Da — ich hatt' es nicht erwartet —
Stellte ſich das holdeſte
Der Geſpenſter bei mir ein.
Mit Gelächter und Geſange,
Schelmiſchen, verliebten Auges,
In der Rechten einen Becher,
Trunkne Gluthen auf der Wange,
Nahte meine traute Wonne,
Setzte ſich an meine Seite,
Faßte mich bei meinem Arme,
Neigte ſich mit ihrem Munde
Meinem Ohr und rief hinein:
„Schläfſt du ſchon, mein fauler Alter?
Mußt du ſchon ſo frühe ſinken?
Haſt du keine Luſt zu trinken,
Haſt du keine Luſt zu küſſen?
Werde doch ein wenig munter,
Koſte dieſen Becher Wein!"
Wenn der Sofi, dem ein Nachttrunk
Dieſer Art wird zugetrunken,
Nicht den Wein anbetet, iſt er
So beſeelt, wie todte Klötze,
So lebendig, als ein Stein.

R. I.

CXIII.

Kommt, o kommt, betrübte Seelen,
Wollen uns nicht länger quälen,
Faſſen einen ſtarken Muth,
Mit Koranen und Brevieren
Ein gewaltig Feuer ſchüren,
Nichts von all dem Tande ſchonen,
Lachen ob der Mönche Wuth,
Schleudern unſers Grams Dämonen
In die flackernd helle Gluth!

CXIV.

Lern', o Schüler, ächte Gnoſe!
Siehe da, der Buſch der Roſe
Brennet dir mit hellen Gluthen
Als der Feuerbuſch des Moſe.

Und aus ihm, wofern du nehmlich
Nicht zu dumpfe, ſeelenloſe
Sinne haſt, wie lind und lieblich
Spricht zu dir der Herr, der große!

CXV.

Führer auf dem Weg des Heils,
Nicht zu dieſem Thor hinaus!
Denn es liegt am Wege hier
Der Geliebten theures Haus.

Hier vorüber kann ich nicht,
Was ich auch verſäumen mag;
Laß mich auf der Schwelle hier;
Wandle du zum Geiſterſchmaus!

CXVI.

Ich habe mich dem Heil entſchworen,
Da wurd' ich in das Heil geboren.

Nicht bei den Weiſen fand ich Weisheit,
Ich fand ſie aber bei den Thoren;

Ich fand ſie nicht in Bücherſälen,
Ich fand ſie unter Blumenfloren;

Ich habe mich erſt ſelbſt gefunden,
Da ich mich ganz in dich verloren.

XCVII.

Hoher Geiſt, bei'm Himmel, ward Haſiſen;
Denn von dieſer Welt und von der andern,
Welche Pracht und welche Wonn' in ihnen
Eine minder edle Seele rühre,
Nichts von Allem ſpringet ihm in's Auge,
Als der Staub der Schwelle deiner Thüre.

XCVIII.

Ein Simſon iſt mein Herze;
Jedwede Feſſel ſprengt es,
Und wäre ſie von Eiſen,
Nur eine nicht — nur deine Locke nicht.
Darin verhaftet hängt es,
Und nicht die Kräfte ſtrengt es,
Die Schlinge zu zerreißen,
Die es ſo ſüß, ſo wunderſüß umflicht

CXIX.

Es ſchmelzt mein Ach die Steine,
Schmelzt jegliches Metall;
O ſage, ſüße Kleine,
Aus welchem Stoff im All
Ward deiner Seele Spiegel?
Ich hauch' ihn glühend an;
Doch in gewohnter Reine
Strahlt fort und fort ſein leuchtender Kryſtall.

CXX.

Zu gleichen einer Knoſpe dich,
Nie fall' es einem Dichter ein,
Denn eine Knoſpe hatte nie
Ein gar ſo niedlich Mündelein.

CXXI.

Es iſt die Liebe wunderlich
In Weſen und Gedank' und Wort;
So preiſ' ich itzt dein ſchwarzes Aug',
Weil es ſo ſtark im Seelenmord.

CXXII.

Ach nur einmal deine Lippe,
Alſo ſprach ich zur Geliebten,
Reiche mir zum Feſtgenuß!
Denn es bricht ja ſonſt mein Herze. —

Gerne thät' ich's, o Hafis,
Sagte ſie, allein ich fürchte,
Daß dein allzu heißer Kuß
Mir die zarte Lippe ſchwärze.

CXXIII.

Mein Morgenſegen, er hat mir endlich doch genützt
Mein Abendſegen, er hat mich vor dem Tod geſchütz
Ein endelos Gebet zur Liebe betet' ich,
Nun hat mir endlich Liebeshuld in's Aug' geblitzt.

CXXIV.

Bitter iſt die Welt und nicht
Ohne Kandel zu genießen;
Doch ich kenne Lippen, die
Dieſe ganze Welt verſüßen.

CXXV.

Ach, wie richtete, ſo klagt' ich,
Saure Weisheit, Alter, Tugend
Mich ſo ganz und gar zu Grunde! —

Komm und ſauge, ſprach mein Liebchen,
Süße Thorheit, Sünde, Jugend
Leiſe mir vom Roſenmunde,
Linde mir vom Lilienbuſen,
Und zu neuem Tag geſunde!

CXXVI.

Schön, wie Peris, iſt mein Kind,
Und ſo gut, wie Engel ſind,
Fern von allem Uebermuth,
Und für alle Fehle blind.

CXXVII.

Vom Geſchlechte der Ceder iſt mein ſchönes Kind;
Macht mir einen Sarg aus Cederholz!
So begraben, o wie werd' ich wunderlind
Raſten, o wie freudig und wie ſtolz!

CXXVIII.

Nie wallte ſie zur Schule;
Nie führte ſie die Spule,
Die kritzende, der Feder;
Nie vor dem Lehrerſtuhle
Aufſagte ſie ihr Sprüchlein,
Hafiſens ſüße Buhle;
Doch dieſe Feine meiſtert
Die Meiſter all' der Schule.

CXXIX.

Wie ſtimmſt du mich zur Andacht,
Der ich ſo arm an Frömmigkeit erſcheine,
Und doch dem Herrn der Welten
Die heiße Thräne meines Dankes weine,
Daß in die Welt geſendet
Solch eine Schönheit wurde, wie die deine!

CXXX.

Willſt du mit einem Male
Zeigen uns das ew'ge Leben,
O ſo befiehl dem Oſte,
Dir den Schleier aufzuheben!

CXXXI.

Streuet' ich die Perlen
Meiner Seele nicht vor deine Füße hin,
Hätte meine Seele,
Hätten ihre Perlen einen Zweck und Sinn?

CXXXII.

Wüthewind,
Kommſt du, zu verwüſten dieſe Blüthenflur?
Sei gelind,
Schone dieſe Roſe, dieſe Roſe nur!

CXXXIII.

Den Mundrubin, der mich berücket,
In deinem Auge dieſe Pracht,
Die klarer, als die Sonne blicket,
Das Lockenhaar, das mich beſtricket,
Das ſchwärzere, denn Mitternacht,
Den Lilienſchnee, woraus geworden
Dein Buſen iſt, o mein Idol,
Beſchreib' ich ihn dem Feinde wohl,
Dem dumpfen aus verrücktem Orden,
Dem gleichen einem Klotze ſchier?
All dieſe zarte, ſüße Zier,
Die göttlicher Natur Magie
Aus Seele, Duft und Lichte wob,
Beſchreib' ich ſie dem Schulpedanten,
Dem ſich Gehirn und Herz verſchob?
Was wiſſen ſie, die Ignoranten,
Des kraſſen Unſinns Hierophanten
Voll abgeſchmackter Prüderie,
Die Wühler in gelehrtem Schunde
Mit ſtierem Aug' und trocknem Munde,
Die traurigen, was wiſſen ſie
Von der Phyſik der Poeſie,.
Was von der Liebe Pflanzenkunde,
Von ihrer Mineralogie,
Von ihrer Farbentheorie?

CXXXIV.

Komm, komm, o du, der Anmuth
Hellleuchtendes Geſtirne,
Entſende deine Strahlen,
Entfalte deine Zauber,
Entraffe die Beſinnung
Den Selbſtbeherrſchungseitlen,
Beweiſe, daß die Schönheit
Gewaltiger, denn Alles,
Was ſich hienieden ſtark nennt,
Ein übermächt'ger Fallſtrick
Für jede ſtolze Tugend
Und ſteife Sitte ſei!
Beſchäme mir der Schule
Geſpreizte Majeſtäten,
Verwirre mir der Frömmler
Geſchraubte Puritäten,
Vernichte mir der Heuchler
Erlogne Dignitäten,
Zu deinen Füßen liege
Weltoffenbar und bettle
Um einen Blick der Gnade
Die ganze Cleriſei!

IX

CXXXV.

Was meines Herzens Pochen,
Das mächtige, bedeute?
Es liebt Haſis, der alte,
Wie ehedem, noch heute.

Und Selma's ſüßes Äugeln.
Inmitten aller Leute?
Er wird geliebt, der gute,
Wie ehedem, noch heute.

„Du biſt ja bald, du biſt ja
Faſt ſchon des Grabes Beute!“
Jung iſt das Herz, das heiße,
Wie ehedem, noch heute.

Und ob die Trauerglocke
Mir ſchon zu Grabe läute —
Ich ſinge, trinke, küſſe,
Wie ehedem, noch heute.

CXXXVI.

Sollte mich in plötzlichem Ruin
Feuerblick und heitre Laune flieh'n,

Sollte ſich durch Ader und Gebein
Bange Qual und dumpfe Schwere zieh'n –

Nicht, o nicht mit herben Arzenei'n,
Denn ich haſſe dieſe Medicin,

Komm zu mir mit einem Becher Wein,
Komm mit Laute, Flöte, Tamburin!

Wirket das zu wenig auf mich ein,
Komm mit einem ſüßen Mundrubin!

Wird umſonſt auch dieſe Mühe ſein —
Dann Ade! dann ſprich: Begrabet ihn!

CXXXVII.

Nicht mit triſter Miene,
Nicht mit Thränentrübe
Komm zu meinem Grabe;
Komm mit einem Becher,
Komm mit einem Liede,
Angeſtimmt aus voller
Jubelheller Bruſt!
Steigen aus dem Duſt
Wird der alte Zecher,
Trinken aus dem Becher,
Stimmen in dein Lied ein,
Sich im Tanze heben,
Springen hoch vor Luſt.

CXXXVIII.

Enthalte dich der Nüchternheit,
So biſt du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rauſch zur Seligkeit
Unnütze ſei, das iſt ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirſt du nur im Rauſch empfah'n;
Denn daß der Unberauſchte nicht
Ganz ſinſter ſei, das iſt ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und ſpat
Lies in der Schönheit Alkoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentiſch ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere;
Doch was du liebſt, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt
Und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor ſeinem Stern!
Und o, wie iſt es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe ſei, das iſt ein Wahn.

CXXXIX.

Es eilt die Roſ' aus ihrem Nichts
Ins wundervolle Sein zu treten,
Und die Viole neigt ſich ihr,
Sie tief in Ehrfurcht anzubeten.

Komm, trink' ein Gläschen Morgenwein
Bei Tamburin und Lautenklange,
Und hüte dich, des Seins Genuß
Bis auf das Ende zu verſpäten.

Erhaſche dir ein holdes Kind,
Verſuch' ein Küßchen zu erſchmeicheln!
Nicht eine taube Hülſe werth
Iſt all dein Faſten, all dein Beten.

Bekehre dich zum Feuerdienſt!
Denn flammenheiß iſt Lieb' und Leben,
Und Leichenhauch und Schauderfroſt
Durchweh'n die Zelle des Asceten.

Nicht hör' auf abgedroſchenen
Legendenkram und fromme Lügen;
Hör' auf des Lenzes Unterricht,
Des ewig jungen Urpropheten!

Er weht — o öffne deine Bruſt
Dem einzig ächten Duft des Heiles! —
Der Liebe Geiſt, der Liebe Luſt
Von Myriaden Blumenbeeten.

CXL.

Ich bin ein Salamander
Und leb' in eitel Gluth;
Mir iſt allein das Feuer,
Das heiße, heiße, theuer,
Mir nur die Flamme gut.

CXLI.

Gehſt du vorüber, o du mein Licht,
Blühend am Kloſterthor,
Raſch zu des Auges Fenſterlein
Springet das Herz empor.

CXLII.

Das Kloſter hat, das traurige,
Uns keinen Nutz gebracht;
Nun ſteh'n wir an der Schenke Thor
Und rufen: Aufgemacht!

ix

CXLIII.

Zechen will ich Glas auf Glas,
Küſſen will ich Kuß auf Kuß,
Lieben will ich ohne Maß,
Trinken will ich ohne Schluß.

CXLIV.

Frage nicht: „Welch einen Nutz
Schafft die Trunkenheit?“
Vom Verſtande, wenn du trinkſt,
Biſt du rein befreit.

CXLV.

Wüßte der Verſtand, wie ſelig
  Herzen ruh'n im Lockenband —
Es verlöre der arme Teufel
  Auf der Stelle den Verſtand.

CXLVI.

Ein Wohlerfahrner giebt die Lehre:
„Statt dich auf Studien, ernſte, ſchwere
Und tiefe gründlich zu verlegen,
Trink' und erwarte des Himmels Segen!“

CXLVII.

Wein, o Schenke, das reine, das himmliſche Gut bring' her!
Flüſſige Flammen und flammenenthaltende Fluth bring' her!

Wein, der jeglichen irdiſchen Harms Medicin und Troſt,
Der meſſianiſche Wunder, unendliche, thut, bring' her;

Für den ſtörrigen, grilligen Kopf die gewaltigen
Stricke des Weins, bis er raſtet in ihnen und ruht, bring' her!

Schweigt Bülbülengeſang, das erbebende Saitenſpiel,
Gläſergeklirr und der Reben erregendes Blut bring' her!

Schein' ich ein Trunkener ſchon, o in Eile noch mehr des Weins,
Daß ſich in Eile vollende mein trunkener Muth, bring' her!

Ein, zwei köſtliche Flaſchen annoch für Hafis, den doch
Nie verſöhnten mit giftiger, mönchiſcher Brut bring' her!

IX CXLVIII.

Bringe mir den Stein der Weiſen,
Bringe mir den Becher Dſchemſchid's,
Mir den Spiegel Alexander's R I, 17
Und das Siegel Salomonis,
Bringe mir mit einem Worte,
Bring', o Schenke, bringe Wein! —

Wein, daß ich die Kutte waſche, R I, 17
Die beſleckte von des Hochmuths
Und des Haſſes ſchwarzem Makel,
Wein, daß ich das Garn des Unſinns,
Welches über Welt und Leben
Pfäffiſcher Betrug gebreitet,
Mit geſtärktem Arm zerreiße,
Wein, daß ich die Welt erobre,
Wein, daß ich den Himmel ſtürme,
Wein, daß ich mit einem Sprunge
Ueber beide Welten ſetze,
Bring', o Schenke, bringe Wein!

CXLIX.

Den Pokal her, daß in ſeinem Glanze
Mir die triſte Leuchte, die ich haſſe,
Mir die Lampe der Vernunft erblaſſe;
Daß ich von Brevier und Roſenkranze,
Alkoran und Commentarenmaſſe
Keine Sylbe wiſſe mehr und faſſe,
Daß, ſo wie ich ſinge, wie ich praſſe,
Sich der Himmel dreh' im Sphärentanze,
Daß ich auf die ganze
Welt die Fahne meiner Herrſchaft pflanze!

CL.

Als Fackel, o Schenke, den Weinpokal
An jedem Morgen der Sonne mir
Entgegenhalt' und ſprich zu ihr:
Dein Weltenlicht, entzünd' es hier,
Und doppelherrlich leuchte
Dein ſonſt zu matter Strahl!

CLI.

„O Düſterniß, o Trauerflor!
Der iſt fürwahr der größte Thor,
Der ſich für heller Sonne Strahl
Solch eine tiefe Nacht erkor.“

So rief ich aus, geradewegs
Gekommen aus der Schenke Thor;
Da kam dem Auge Kloſterraum
Und Schule gar ſo dunkel vor.

CLVII.

Es flucht Hafis den Waſſerfluthen;
Er trieft von Lippenhonigſeim;
Er flammt in eitel Minnegluthen,
Und wenn er ſpricht, ſo iſt's ein Reim;
Er lacht der Zucht und ihrer Ruthen;
Er iſt ſo träg zu allem Guten;
Erſtickt iſt aller edle Keim —
So kommt man aus der Schenke heim.

CLIII.

Im Begriff, zu reiſen,
Thu' ich ein Gelübde,
Werd' es ſicher halten:
Wird die Huld des Himmels
Ihre Macht beweiſen,
Werd' ich wohlbehalten
Der geliebten Heimath
Wonne wiederſeh'n —
Auf der Stelle werd' ich,
Meinen Gott zu preiſen,
In die Schenke geh'n.

CLIV.

Wenn Alles, Alles ewig vorbedacht,
Was ſoll ich machen?
Beſtimmte mich zum Trunk die ew'ge Macht,
Was ſoll ich machen?

Der Vogel liebt die Flur, den Wald der Leu,
Haſis die Schenke;
So wollte Gott, der Alles wohlgemacht;
Was ſoll ich machen?

CLV.

So viele Jahre bracht' ich in der Schenke zu;
Nun ziemt es ſich, daß ich mein Heil bedenke.
Wo iſt es nun hinfüro gut für meine Ruh',
Mein Leben hinzubringen? — In der Schenke.

CLVI.

Jetzo gilt es; ſei'n wir fleißig
Und vertrinken alle dreißig
Tage, die die Faſte zählet,
Wie Hafis, der lockre Zeiſig!

CLVII.

„Wie ſteht's auf eurem Markte?
Sag' an, Hafis, wie kauft man ein?" —

Man giebt bei uns der Dſcheme
Zweitauſende für ein Glas Wein.

CLVIII.

Der jüngſte Tag bricht an,
Der in ein ernſt Gerichte
Mit ſämmtlichen Geſchlechten
Auf dieſer Erde geht.
Auf hohem Stuhle ſitzet
Hafis, der Weinprophet.
Wie wird er richten? Höret!
„Ihr Trunkenen, ihr hoch mir
Geſegneten zur Rechten!
Ihr Nüchternen, ihr Schlechten,
Zu meiner Linken ſteht!“

CLIX.

Du ſpiele mir den Alten nicht, o Knabe!
Nicht haſt du noth, mir einen Text zu leſen,
Den ich geleſen hundert Andern habe.
Lang bin ich alt und ernſt, ich ſelbſt, geweſen;
Dann hat von oben eine Gnadengabe,
Gemacht hat endlich dieſe Purpurlabe,
Daß ich zu Jugend und zu Glück geneſen.

CLX.

Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen,
Herab in's irdiſche tolle Getümmel gefallen.

Da ſah er umher die Kräuter und Blumen der Wieſe;
Ihm hat das luſtige, bunte Gewimmel gefallen.

Er hörte die Glöckchen am Halſe der Herde läuten;
Ihm hat das klingende, kleine Gebimmel gefallen. [illegible]

Er ſah, wie ein Roß leicht über die Heide dahinflog;
Ihm hat der herrliche, fliegende Schimmel gefallen.

Ihm haben die traulichen Hütten, die laubigen Bäume,
Ihm ſelber im Wald ein ärmlicher Stümmel gefallen.

Nicht wieder empor zum erhabenen Himmel verlangt' er;
Er blieb, was er war, blieb gerne vom Himmel gefallen.

CLXI.

Ich trübte mir die Seele
Mit dem finſteren Hauche der Myſtik;
Valet will ich nun geben
Dem ſchwarzen Rauche der Myſtik.

Ich will ſofort den Nektar
Der Weintaberne ſchlürfen,
Nie mehr die Lippe netzen
Mit dem Waſſerſchlauche der Myſtik.

Mein Lied, es ſoll ſich ſchwingen
Um Lilien und um Roſen,
Nicht mehr verſtrickt beharren
Im Dornenſtrauche der Myſtik.

Ein neuer Jonas bin ich,
Ein jämmerlich verſchlungner,
Doch glücklich ausgeſpie'ner
Vom Wallfiſchbauche der Myſtik.

CLXII.

Sieh, es iſt Meſſiashauch
In die Lande gekommen;
Um zu ſprengen iſt der Lenz
Alle Bande gekommen.

Eine Schrift von Gottes Hand
Deren zierliche Lettern
Wunderſchöne Blüthen ſind
Iſt zu Stande gekommen.

Nachtigallen üben, horch,
Ihre Coloraturen;
Von Verführern iſt, o weh,
Eine Bande gekommen. —

Brenne, brenne, liebes Herz,
Was nicht brennet, es lebt nicht.
Sieh, wie todt die Kerze ſtarrt,
Aus dem Brande gekommen. —

Aus dem Kloſter geht Hafis
In die Schenke, der alte,
Von verrücktem Frömmler-Rauſch
Zum Verſtande gekommen.

CLXIII.

Ein Geheimniß ſei entdeckt,
Eine Fackel aufgeſteckt!
Unter Edens Luſtmirakel,
Unter höchſtem Tabernakel,
Iſt — ſo ſehr die Mythe neckt —
Ein realer Sinn verſteckt.
Bilder ſind es, die da ſagen,
Wie der Erde Roſenhagen
Wenn der Lenz die Blüthe weckt,
Wie der Sonne reines Tagen,
Düfte, die der Oſt entführte,
Wie Pokale wohlbehagen,
Welche Wonne der Berührte
Von Suleima's Lippe ſchmeckt.

CLXIV.

Schon beſchloß ich, mit der Tugend
  Einen feſten Bund zu machen —
„Welch ein Einfall“, ſprach der Frühling,
  „Einen armen Hund zu machen!“

Sollte mir an einem kranken
  Tage dieſe Grille kehren,
Eilt, mit einem Becher Weines
  Meinen Geiſt geſund zu machen! —

Ei, wie ſchön hat es getroffen,
  Da er ſchuf, der große Meiſter,
Daß es ihm gefiel, die Buſen
  Junger Mädchen rund zu machen; —

Küſſe, trinke, ſchenke trunken
  Weg der Welt geſammte Güter!
Denn was wäre ſonſt auf dieſer
  Tollen Erde Rund zu machen? —

Schmerzlich iſt es für Hafiſen,
  Nur ſo heimlich Wein zu naſchen;
Eilet, es mit Pauk' und Pfeife
  Jedem Ohre kund zu machen!

CLXV.

Meine Verſe hab' ich immer
Spielend ohne Zwang gemacht,
Nimmer aber hab' ich etwas
Ohne ſüßen Drang gemacht.

Darum iſt ſo wohlgelitten
Schemſeddin mit ſeinem Lied,
Darum hat ihn oft ſo glücklich
Traulicher Empfang gemacht.

Jene ſchöne Roſenknoſpe —
Wenn ſie ſich für mich erſchließt,
Hat es einzig meiner Lieder
Wonnevoller Klang gemacht.

Wurde je die Welt gebeſſert,
Wurde je ein Herze froh,
Hat es einzig Lenz und Liebe,
Becher und Geſang gemacht.

Lange nach dem Rath der Myſtik
  Harret' ich auf Heil und Licht;
Aber dieſe trügeriſche
  Hat es mir zu lang gemacht.

Reich belohnt ſtudir' ich jetzo
  Nur der Anmuth Alkoran;
Ihn ſtudirend hab' ich Alles,
  Was mir je gelang, gemacht.

CLXVI.

Still zu deinem Buche greifſt du,
  Zum Pokale greift Hafis;
Zur Vollendungskrone reifſt du,
  Zum Verderben reift Hafis.

In gewohnter Schranke bleibſt du,
  Ein geduldig frommes Schaf;
Als ein Leu aus ſeinem Gitter
  In die Wilde ſchweift Hafis.

Eitel gute Werke häufſt du,
Strahlender Verdienſte Berg;
Fürchterlich zu aller Stunde
Seine Sünden häuft Hafis.

Viele fromme Herzen ſtärkſt du
Durch gelehrten Unterricht;
Mächtiglich in aller Thorheit
Alle Thoren ſteift Hafis.

Mörderiſche Klingen ſchleifſt du,
Ziehend in den Ketzerkrieg;
Seine Verſediamanten,
Seine ſchönen, ſchleift Hafis.

Hoch hinauf zum Himmel ſteigſt du
Als ein qualmend Rauchgewölk;
Eine friſche Felſenquelle,
Tief zu Thale läuft Hafis.

Faſſ' ich es in eine Stanze;
Ewig, o du armer Mann,
Träufſt du nur von Bitterkeiten,
Und von Süße träuft Hafis.

CLXVII.

Hört, Freunde, die Sage von Roſen,
Narciſſen, Lilien, Tulipanen geh'n!
Nicht möge ſie ohne die fromme
Sprenge des Weines ihre Bahnen geh'n! —

O ſeht dies reizende Schelmchen,
Wie's gläubige Seelen ketzeriſch berückt,
Und wie ſie, ihm zu Gefallen
In liebetrunknen Karawanen geh'n!

Geſchmacklos iſt der berühmte
Perſiſche Kandel ihrem Zungenſchmack;
Sie wollen allein nach ſeines
Lieblichen Mundes Marzipanen geh'n.

Mit ihnen wir! Es walle
Nach Mekka, wen Arabiens Wüſte freut!
Wir werden allein — o Heil uns! —
Mit *deinen* allerliebſten Fahnen geh'n.

CLXVIII.

Selbſt Ketzer ärgern ſich
An einer Ketzerei, die keine Pflicht
Und keine Satzung ehrt,
Und mein geliebter Chriſtenknabe ſpricht:

„Bei'm Himmel, es iſt Schad'
Um einen ſolchen Mann, wie du, Hafis!
Wie wird es dir ergeh'n,
Hält einſt der Herr ſein ſchreckliches Gericht!"

Sei ruhig, gutes Kind!
Denn unermeßlich iſt des Himmels Huld,
Und geſtern wurde mir
Ein Engel zugeſandt mit dem Bericht:

„Am jüngſten Tage gilt
Kapuze, Scheich und Mufti keinen Deut.
Du bete Gott den Herrn
In Weinſpelunken an und zittre nicht!"

CLXIX.

Ungeſäumt erlöſche mir
Meines Lebens Funke,
Giebt es einen beſſern Ort
Als die Weinſpelunke.

Hier herein im Sturme flieht
Nachtigall und Taube;
Dorten in der Zelle duckt
Schlange, Molch und Unke. —

Traue keinem Heiligen!
Süße Worte ſpricht er;
Aber in der Kutte ſteckt
Immer ein Halunke.

Nicht der Inſpiration
Raſende Geberde,
Nicht ein heilig Fabelbuch,
Nicht ein alter Schunke, —

Aechte Revelation
Lehret dich der Becher,
Lehret dich Hafiſens Mund,
Aufgethan im Trunke.

CLXX

„Mir einen Satz, der etwas ſetzt, ergründe!
Wahrheit, Haſis, ohn' alle Furcht verkünde!

Ein Weltenlicht, das von bewölkter Erde
Wegſcheuche jede Finſterniß, entzünde!"

So höre denn, o Schüler, meine Rede,
Und nütze ſie, als eine gute Pfründe!

Ein Schatte nur ganz ohne Weſen wäre
Wer vor dem Herrn in aller Reine ſtünde.

Lebendig iſt die Sünde nur im Leben;
Das Leben, es beſtehet in der Sünde.

CLXXI.

Und will's der Mönch verdammen,
Zu brennen in zarten Flammen,
Zu ſtöhnen in ſüßer Qual —
Ihm über's Haupt zur Stunde,
Damit ſein Hirn geſunde,
Geuß einen Weinpokal!

CLXXII.

Viel Bitteres geſprochen
Hat wider mich der Pfaffe —
O Gott, wie gern verzeih' ich
Ihm ſeine wilde Wuth!
Das ſchöne Kind des Unholds
Hat mir die ſüße Lippe
Geboten hold und gut.

CLXXIII.

Immerhin, ſo viel ſie mag
Wider dich zum Streit
Rüſte ſich zelotiſche
Pöbelhaftigkeit!

Hege keine Furcht, Hafis!
Gnädig ohne Maß
Hält dir Allah ſeinen Schirm,
Seinen Lohn bereit.

Selſebile ſpendet er,
Welche deinem Mund
Seine hohe Sonne kocht
In der heißen Zeit.

Manchen ungeflügelten
  Engel ſendet er,
Dir zu ſcheuchen wunderſüß
  Jede Bitterkeit.

Nicht genug; ein Ueberſchuß
  Seiner Gnaden iſt,
Daß er auch des Dichterrangs
  Schöne Krone leiht.

Sina lernt und Griechenland
  Deine Melodei,
Neidet deinem Liede ſchon
  Die Unſterblichkeit.

Eine Wallfahrtſtätte wird
  Deiner Gruft dereinſt,
Lockerem Geſindel ſtets
  Heilig und geweiht.

Ja du ſteckſt, ſo wie du todt,
  Dein verklärtes Haupt
Mitten aus der Sonne Pracht
  In die Zeitlichkeit.

CLXXIV.

Wonach Hafis verlanget
Nur er allein und Gott im Himmel weiß es;
Denn ihm allein vertraut er
Sein ſchwaches Herz, ſein ſündiges, ſein heiſſes.

Und nicht allein verzeihet
Der Gütige, nein, ſchonet auch und ſchweiget;
Nicht Menſchen und nicht Engeln
Sagt er davon ein Wörtchen nur, ein leiſes.

CLXXV.

Mein Liebchen will und es geſchieht,
Daß ich geduldig bis zum Grabe,
Die Liebenden, die ihr genehm,
So lieb, wie meine Seele habe.

Gleicht eines Andern Minnedienſt
Dem meinigen? Sie darf nur wollen,
Und was ſo bitter, als der Tod,
Es wird ſo ſüß, wie Honigwabe. —

Ob wider mich zum Streite zieh'n
Viel tauſend Heere ſchöner Kinder,
Sie alle, wie ſie ſind, ſie flieh'n
Vor ihr, die meiner Augen Labe. —

Mir perlt im Becher edler Wein,
  Mir lacht ein Liebchen, ſchön zum Malen;
Rühmt einer ſich auf dieſer Welt
  Noch köſtlicherer Doppelhabe? —

Lang war Hafis ein ſtiller Menſch,
  Nun aber iſt er trunkberüchtigt;
Je nun, was kümmert ihn ſein Ruf!
  Noch eine Flaſche Wein, o Knabe!

CLXXVI.

Ich und Sinnesändrung —
  Himmel welche Träumerei'n!
Einiger Verſtand doch
  Wird mir ja geblieben ſein.

Ich, ſo manches Jahr durch
  Stärkend meinen Geiſt mit Wein,
Sollte nun ſo ſchwach ſein?
  Welch abſurde Fabelei'n!

Mich geheilt von Dummheit
  Hat für alle Zeiten mein
Guter, alter Schenkwirth;
  Stets will ich ſein Sklave ſein.

CLXXVII.

Mich zu warnen, mich zu mahnen,
  Frommer, unterlaß!
In das Land der guten Namen
  Hab' ich keinen Paß.

Euere Moralſyſteme,
  Die aus einem ſchwarz
Angelaufnem Herzen kamen,
  Sind mir allzu graß.

Nimmer haben ſchöne Kinder,
  Was mich irgend ſchreckt,
Nimmer regen ſchöne Damen
  Meinen Harm und Haß.

Vor der Flaſche mich zu neigen,
  Meinem kleinen Gott
Trotz Kapuzen' und Imamen,
  Bin ich auch nicht laß.

Lang genug im Trauermeere
  Schwamm ich als ein Fiſch,
Doch der Liebe goldner Hamen
  Zog mich aus dem Naß.

Eure Ränke hab' ich alle
  Trefflich einſtudirt;
Leicht jedoch macht mein Examen
  Eure Wange blaß.

Miſchet eure falſche Karte,
  Wie ihr immer wollt!
Immer werf ich euch zum Amen
  Ein gewinnend Aß.

Nimmer hofft, mich ſchwach zu ſehen!
  Nimmer macht mein Aug',
Arme Tröpfe nachzuahmen,
  Eine Wimper naß.

In die Schenke weiß ich blind noch
  Meinen Weg zu geh'n;
Ihn zu geh'n werd' ich erlahmen,
  Sterbend unterm Faß.

CLXXVIII.

Kehr' ich einmal aus der Erde
  Moderigem Schlunde wieder,
Eilig, eilig in die Schenke
  Wander' ich zur Stunde wieder.

Hier die wohlbekannten alten,
  Oder neue gute Brüder
Treff' ich an und zeche jubelnd
  In gewohntem Runde wieder.

Sind ſodann auch noch vorhanden
  Liebliche Rubinenmunde,
O ſo küſſ' ich ohne Zweifel
  Auch dergleichen Munde wieder.

Sollte noch Kapuz' und Kutte
  Die betrogne Welt verdüſtern,
O gehaßt werd' ich gewißlich
  Auch von dieſem Schunde wieder!

Todtet dich, Haſis, die Liebe,
  Richtet dich der Wein zu Grunde,
Geh', ſo oft du lebſt, durch dieſe
  Süßberauſcht zu Grunde wieder.

CLXXIX.

Die Schuld — ein Kind mit voller runder Bruſt,
Die Tugend — ein angrinſendes Gerippe.
Die Schuld daher, wir küſſen ſie mit Luſt,
Doch vor der Tugend ſchaudert unſre Lippe.

CLXXX.

Sachte, ſachte, denn der Welt
Auge wacht, das finſtre, ſtrenge;
Gute Werke muß man thun
Heimlich ohne viel Gepränge.

CLXXXI.

Und will mich auch die ganze Welt verhindern,
Geiſt und Gemüth zu opfern ſchönen Kindern,
Nie wird ſie doch in mir die Stimme Gottes
Und meinen freudigen Gehorſam mindern.

CLXXXII.

Gerne dien' ich dem Verliebten
Mit der Bruſt voll Liebesſchmerzen,
Aber nicht dem blauen Heuchler
Mit dem ſchwarzen Pfaffenherzen.

CLXXXIII.

Des Feuers werth
Sind alle Kutten,
Dem guten Geiſte
Der Welt zum Opfer,
Laßt hell in Brand
Aufgeh'n ſie alle.
Dies ſüße Sein —
In bittre Galle
Verwandelt wird es
Durch ſie allein.

CLXXXIV.

Nimm dir ein Exempel an den Roſen!
Auf der Sonne klares Angeſicht,
Morgenthau und ſüßer Oſte Koſen
Thun ſie nun und nimmermehr Verzicht.

Siehe, wie ſie lachen, dieſe loſen!
Ja, ſo lang ſie leben hell und licht,
Fragen ſie, die freudigen, nach Moſen,
Fragen ſie nach den Propheten nicht.

CLXXXV.

Von unbändigem Hader o wie ſchallen
Widerlichſt akademiſche Meiſterhallen!

Blinde ſchrei'n ſich allhier mit Blinden heiſer,
Es erſchreckt Anathem und Fäuſteballen.

Laß uns flüchten in Allah's Dom, den ſtillen,
Aus unſinniger Rede Tollhauskrallen!

Dem Gekoſe der Oſte laß uns horchen
Und kryſtallener Woge leiſem Wallen!

Horchen uns der Erörterungen ſchönſter,
Dem Geſange verliebter Nachtigallen!

CLXXXVI.

Waſſer und Wogenſchwall — o weh der Sündfluth!
Flieh'n wir ohne Säumen in die Arche —
In die Schenke! Da ſitzt mit ſeinen Kindern
Vater Hafis, der fromme Patriarche.

Heil dir, Heil, du Noah unſrer Zeiten!
Haſt noch einmal dieſe Welt gerettet.
Und begraben liegen im Waſſerſchlunde
Mufti, Scheich, Magiſter und Scholarche.

ix

CLXXXVII.

Nie, Hafis, du lieblicher Papagei
Aus der Liebe goldenem Dſchinniſtane,
Fehl' es deinem Schnabel an Koſeglücks,
Näſcherei und ſüßem Marzipane. —

Wehe, weh uns Armen! Ach, es geht
Mit dem Turban auch der Kopf verloren!
Doch, ſo wie er uns vom Rumpfe rollt,
Gegen uns, was ſind die Tamerlane? —

Fernehin aufſuchte des Lebens Quell
Alexander — er hat ihn nicht gekoſtet;
Wir, wir koſten ihn im Vaterland
Bei der Schenke grauem Guardiane. —

Lüſtet dich zu wühlen im Lockenhaar
Eines holden, jugendlichen Hauptes,
Nicht um Urlaub flehe die Vernunft!
Nichts erflehſt du von dem Paviane. —

Dünken ein allzu leichtes, luſtiges,
  Luſtiges Geſindel die Poeten —
Mit dem Blute des Herzens füttern ſie
  Ihre Verſebrut, die Pelikane. —

Singt Hafis ſein zauberiſches Lied,
  Nüchterne taumeln ihm und Trunkne tanzen;
Auf dem Reichspallaſte der Poeſie
  Wehet er als Pracht- und Ehrenfahne.

vx

CLXXXVIII.

Siehe, ſieh, die Tulpenſtengel,
  Dieſe frechen Ketzerlein,
Heben ihre bunten Becher
  Und begehren Trunk und Wein.

Sieh, der Oſt, der freche Buhle,
  Jeder Roſe, wo er weht,
Schmeichelt er den jungen Buſen
  Aus dem engen Miederlein.

Dieſes lockere Geſindel
Fördert meine Tugend nicht;
Es erſchüttert meine guten,
Frommen Sitten ungemein. —

Nur des Edlen, nur des Reinen,
Liebe Freunde, ſeid beſtrebt;
Trinkt allein von edlen Weinen,
Trinket eure Weine rein! —

Ausgelöſ't ſind alle Kutten,
Welche man um Wein verſetzt;
Eine nur, es iſt die meine,
Lieber Wirth, ſie bleibe dein! —

Stirbt Hafis, o nicht begrabt ihn
In die dumpfe Gruft hinein;
Nein, begrabt ihn in den Keller,
Werft ihn in ein Faß voll Wein!

CLXXXIX.

Bezähme die Begier, ſo iſt es wohlgethan;
Leb' als ein Engel ſchier, ſo iſt es wohlgethan.

Doch weiß ich einen Rath, der iſt noch köſtlicher:
Verkaufe dein Brevier, ſo iſt es wohlgethan.

Bei Weinpokal und Flötenhauch und Tamburin
Aufſchlage dein Quartier, ſo iſt es wohlgethan.

In offnem Aufruhr wider alle Heuchelei
Aufſtecke dein Panier, ſo iſt es wohlgethan.

Es bete fromm der Eine da, der Andre dort
Und denke: „Bet' ich hier, ſo iſt es wohlgethan.“

Knie'n wir in Andacht vor geliebtem Angeſicht,
Vor ſchönem Auge wir, ſo iſt es wohlgethan. —

Nein, denke nicht: „Behandl' ich ihn in froſtiger,
Unfreundlicher Manier, ſo iſt es wohlgethan!“

Preiswürdig iſt die Milde nur, es werd', o Kind,
Ein Kuß der Milde mir, ſo iſt es wohlgethan.

Zwar wenn du dich in doppelt dichte Schleier hüllſt,
Naht das Gemeine dir, ſo iſt es wohlgethan.

Entflorſt du aber lichtgebornem Dichterblick
All deine ſüße Zier, ſo iſt es wohlgethan.

CXC.

Wißt, daß ich alle Feſſeln der Geduld
Zerriſſen habe;
Wißt, daß ich mich der Ungebundenheit
Befliſſen habe;

Wißt, daß ich aller heiligen Bräuche mich
Entbunden habe,
Und doch die allerreinſte Seelenruh'
Zum Kiſſen habe!

Was thut es auch, daß ich der Kaba mich
Entfremdet habe,
Da ich zur Kaba ihres Augenlichts
Narciſſen habe?

Wenn ich die Hyacinthen ihres Haars
In Händen habe,
Sagt, Freunde, was ich an dem Roſenkranz
Zu miſſen habe?

Wißt, daß ich ſelbſt nach Edens Früchten kein
Verlangen habe,
Weil ich in meines Liebchens Apfelkinn
Gebiſſen habe.

Doch nun Ade, da ich zur Schenke nun
Zu eilen habe,
Und in Betreff des Kirchengangs ein zart
Gewiſſen habe.

CXCI.

Wir haben allen Glanz der Heiligkeit
Hinweggeworfen
Wir haben jegliche Verſtellung weit
Hinweggeworfen.

Der hohen Schule Porticus und Saal
Und Quäſtionen,
Wir haben all gelehrten Zank und Streit
Hinweggeworfen.

Den guten Namen von ſo manchem Jahr,
Den ſchwer errungnen,
Wir haben ihn, wie eine Kleinigkeit,
Hinweggeworfen.

Wir haben unſer altes, ernſtes Haupt,
Es vor die Füße
Dir rollend in den Staub der Niedrigkeit
Hinweggeworfen.

Wir haben alles, was da löblich iſt,
Wir haben Glauben,
Schaam, Sitte, Tugend und Beſcheidenheit
Hinweggeworfen.

Wir haben, der Narciſſe deines Augs
Die Seel' empfehlend,
All andrer Hoffnung Troſt und Süßigkeit
Hinweggeworfen.

CXCII.

Nicht düſtre, Theoſoph, ſo tief!
Nicht blicke, Moraliſt, ſo ſcheel!
Wir möchten gerne ſelig ſein,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Hinſchmachtend in der Wüſte Sand
Gleichwie die Kinder Iſrael,
Schrei'n wir zu Gott um Labungen,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Was kümmert uns der Tuba-Baum,
Und was der Engel Gabriel?
Wir ſuchen einer Schenke Thür',
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Wir lieben unſern alten Wirth
Und haben deß auch keinen Hehl;
Wir fliehen alle Heuchelei,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Nicht Menſchenblut vergießen wir
Auf wilden Haſſes Wuthbefehl;
Der Rebe Blut genießen wir,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Wir öffnen unſern Buſenſchrein
Der Liebe köſtliches Juwel
Mit vollen Händen auszuſtreu'n,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Wir preiſen unſer ſüßes Herz
Vierzeilig oder im Gaſel;
Dem Holden iſt der Dichter hold,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Du trage keuchend jede Laſt,
Dem Eſel gleich und dem Kameel!
Wir ſchütteln unſre Bürden ab,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

CXCIII.

Die fromme Taub' in meinem Herzen hie,
Ergebung in den Willen des Geſchickes,
Erlegt, o meine Sonne, haſt du ſie,
Verbrannt mit einem Blitze deines Blickes.

Und es erſteht aus ihrer Aſche, ſieh,
Und hebt zum Hohne jedes Erdenſtrickes,
Sich eines Adlers göttliches Genie
Zu den Genüſſen eines Ätherglückes.

CXCIV.

Nicht, o Freund,
Heiligen des Bechers einen ſolchen Blick!
Einen beſſern!
Einen Schritt
Und noch einen der Taberne näher rück',
Einen beſſern!

Achte ſie,
Deine Tugend, deine ſelbſtiſch eitele,
Keinen Deut werth!
Einen Schlag
Gieb ihr und noch einen in ihr ſteif Genick,
Einen beſſern! —

Bärtiger,
Ruhmgekrönter Forſcher alles Heimlichen,
Großer Denker!
Uns der Nacht
Dieſes Seins durch einen neuen Fund entrück',
Einen beſſern! —

Dieſer Arm
Hebe den Pokal und dieſer ſchmiege ſich
Um ein Liebchen!
Mein Gemüth,
Wenn Du kannſt, durch einen andern Rath beglück',
Einen beſſern! —

Wenn du dich
Hängen willſt, ſo greife nicht nach ſchmählichem,
Rohem Stricke;
Winde dir
Aus gelocktem Ambra-Haar den Hänge-Strick
Einen beſſern! —

Krankt Hafis,
Mit gelahrtem, graubehaartem Medicus
O verſchon' ihn;
Ihm ſogleich
Einen blutjung roſenwangigen Arzt beſchick',
Einen beſſern!

CXCV.

Eben kam mir ein ächter Bußgedanke;
Kehren wollt' ich in heilſam enge Schranke;

Doch mein Liebchen, es lugt herein mit hellen
Schelmenaugen und merket, daß ich kranke,

Schleicht dann näher und lacht mich aus und ſchmeichelt
Und umgarnet die Seele mir, die ſchwanke.

Ach, wie lacht mich ihr Mündchen an, das rothe,
Ach, wie reißt mich ihr Brüſtchen hin, das blanke!

Sag', o Himmel, o ſage ſelbſt, wie bliebe
Frei das Innere hier von argem Wanke?

Du, das Gold der realen Wonne heiſchend,
Giebſt ſo luſtige Waare nur zum Danke!

Drum erlaube mir immer noch ein wenig,
Daß ein traulicher Arm mich ſüß umranke!

CXCVI.

Wenn einer mäßig trinket,
So ſoll ihm das gedeihlich ſein;
Wenn ohne Maß, ſo ſoll es
Ihm ohne Maß gedeihlich ſein.

Der Scheich, der alte Vater,
Wenn er zu Glas und Flaſche greift,
Laß Himmel ihm die Flaſche,
Laß ihm das Glas gedeihlich ſein!

Den Kuß auf zarte Munde
Laß in Pallaſt und Hütten uns,
Auf Kiſſen und auf Polſtern
In Buſch und Gras gedeihlich ſein!

Doch ſperrt die Erde hungernd
Zehntauſend ſchwarze Rachen auf,
Laß ſie Zeloten freſſen
Und ihr den Fraß gedeihlich ſein!

CXCVII.

Was du forderſt, es geſcheh'!
Rede nur, o Lieb, ich geh',
Ob es auch ein ſaurer Gang,
Alſofort in die Moſchee.

CXCVIII.

Durſtig ſind wir, lieber Wirth,
Doch im Bankerutte;
Nimm, o nimm für baares Geld
Unſre blaue Kutte!

Buße, Contemplation,
Kanzel und Katheder,
Lieber Gott, was ſind ſie werth?
Keine Hagebutte.

Aber hoch geprieſen ſei
Rebe mir und Winzer,
Kelterfaß und Kelterer
Und die volle Butte!

Das reale Reſultat
Dieſer edlen Mühen,
Es gedeih' uns früh und ſpat,
Wie dem Kind die Dutte!

„Das Gebäude deines Seins
Stürzet es!“ Es ſei ſo!
Einen ſchönen Schatz vielleicht
Find' ich in dem Schutte.

CXCIX.

Was Hafiſen in der Welt das Beſte däuchte?
Lautenklang und Weinpokal und ſchöner Reigen,
Vielgeliebter Augen helllebend'ge Leuchte,
Und zuletzt ein nachtbedecktes Wonneſchweigen.

CC.

Es dünket dir, ich wäre nichts; ich aber
Ein Mann im Staat,
Ein Mann von Rang, ich bin im Reich der Liebe
Geheimer Rath.

Dann bin ich auch im Kreiſe der Betrunknen
Ein Veteran,
Der hier ſo manche Jahre ſchon die Wege
Des Herrn betrat.

Es iſt ein Ausbund adeliger Geiſter
Allhier vereint;
Ein jeder iſt Prophete, Sofi, Seher
Und Potentat.

Sie ſitzen und ſtudiren freudeſtrahlend
Im Glaſe Dſchem's,
Und beſſer iſt, als das der Philoſophen,
Ihr Reſultat.

Doch fehlet einer und mit ihm die reinſte
Beſeligung.
Wo bleibt Hafis? Wo lieber, als bei'm Becher
Weilt er ſo ſpat?

Verſchmähet er des Weines edle Labe
Weil er entzückt
Von einer Huri-Lippe juſt den Nektar
Der Huld empfaht?

Doch nein, er kommt; er eilt mit raſchem Fuße
Der Schenke zu;
Ein Jubelruf begrüßt den alten Meiſter,
So wie er naht.

Ja, wenn du ſehen willſt, was ich bedeute.
Komm in mein Reich,
Mein jauchzendes! Du weigerſt meiner Größe
Kein Atteſtat. —

Mir auf die Kutte deuteſt du, die alte,
Die ſchäbige?
Du Ignorant! So prangen ächte Kaiſer
Im Feſtornat.

CCI.

Es gab um einen Apfel einſt
  Mein Vater Edens Wonneſtand;
Es giebt ihn um die Äpfelchen
  Im Buſen hier mein Minnebrand. —

Entſchwinden in die leere Luſt
  Laß eine weiſe Lehre dir;
Dein Liebchen, nicht entſchlüpfe dir's
  Aus deiner Arme Feſſelband. —

Wer nie der Schönheit Reiz genießt
  Und Seele ſich und Geiſt erfriſcht,
Der gleichet einem Dorngebüſch
  In ſchauerlicher Wüſte Sand. —

Es irren in der tiefſten Nacht
  Die zwei und ſiebzig Sekten all,
Die Sekte nur des Sektes iſt
  Befreit von allem Unverſtand. —

Gefeiert in der Schenke Reich
Iſt hoch Hafis, wiewohl du ſagſt,
Der Glorie des Ruhms beraubt
Sei ein Prophet im Vaterland. —

Ein Götzentempel iſt mein Herz,
Von Silber iſt der Götze drin; RI. 332
Umſchloſſen einen ſchöneren
Hat nimmer eine Tempelwand. —

Wir alle ſind verliebter Art,
Und brennſt du nicht für Andere,
Hat ſich der Liebe Luſt und Trieb
In's eigne hohle Selbſt gewandt. —

Jüngſt reichte mir ein Heiliger
Die gelbe Hand zum Kuſſe hin;
Ich bückte meinen Mund hinab
Und koſete den Becherrand.

CCII.

Hafis iſt einer von den Heuchlern
Der Zelle zwar,
Doch legt er euch berauſcht ſein ganzes
Gemüthe dar.

Oft aus dem Haus der Zucht und Buße
Schleicht er hinaus
Und ſchwelget in der Weinſpelunke
Ganz ſchauderbar.

Doch nicht allein der Trunk befleckt ihn;
Es macht die Lieb'
Ihn vollends aller edlen Tugend
Und Sitte baar.

Ein Augenſtern, aus Geiſt gewoben,
Ein Mundrubin,
So ſüß, wie Kandel, überwältigt
Ihn ganz und gar.

Beugt er die Knie' an heil'gem Orte,
So ſtellet er
Im Geiſte ſein Idol, ſein ſchönes,
Auf den Altar.

Ja, um zu kehren der Geliebten
Beſtaubt Gemach,
Raubt er den Huri's in der Höhe
Ihr Lockenhaar.

CCIII.

Ach, wie ſchön iſt Nacht und Dämmerſchein!
Ach, wie traulich unſer Trinkverein!

Höret den muſikiſch hellen Ton!
Was verkünden Lauten und Schalmei'n?

„Laſſet den Myſterien der Luſt
Ein verſtändig Ohr geöffnet ſein!

Rettet eure Seele, werfet ab
Des Betruges eckle Mummerei'n!

Aller andern Bande ledig, ſchlingt
Euch in Lockenbande lieblich ein!“ —

Sollte wohl in dieſem Kreiſe wer
Unbelebt von Hauch der Liebe ſein?

Grabgebete betet über ihn;
Segnet ihn als einen Todten ein! —

Windet euren Arm um ſilberne
Hüften her in einem Bad von Wein!

Alles Andre, predigt Schemſeddin,
Iſt verlorne Mühe, Qual und Pein.

CCIV.

Laßt, Freunde, das Superne,
Das Hohe, Tiefe, Ferne!

Kommt zu Verſtande, pilgert
In eine Weintaberne!

Da funkeln in den Bechern
Die ſchönſten Himmelsſterne;

Da leuchtet auf den Tiſchen
Die klarſte Denklucerne;

Da webt ihr in des Lebens
Tiefinnerlichem Kerne;

Drum kecklich in den Winkel
Stellt eure Nachtlaterne!

CCV.

Fort, himmliſche Wonn'
Und ewiges Heil!
Das irdiſche hier iſt beſſer!
Ein einziger Blick,
Ein Lächeln, ein Kuß,
Der Liebe von *ihr*, iſt beſſer. —

Der Freiheit Glück
Es iſt edel und groß;
Doch wenn ich es recht bedenke,
Verſtrickt mit der Seel'
Und gefangen zu ſein
Im Lockenrevier, iſt beſſer. —

Weit beſſer erſcheint
Dein geiſtlicher Trieb,
Als unſre Begier, doch dieſe
Iſt ohne Geprahl
Anmaßung und Zank,
Und dieſe Begier iſt beſſer. —

Doch o wie gefehlt
Die Rede mit dem
Der myſtiſchem Unſinn opfert!
Zu reden in klar
Verſtändlicher Art,
Mit Hammel und Stier, iſt beſſer. —

„O ſieh doch, Hafis,
Wie hier mir am Hals
Das ſchönſte Geſchmeide funkelt!
Kein Schmuck in der Welt
So köſtlich er iſt,“
So ſprach ſie zu mir, „iſt beſſer.“ —

„Vergleiche, mein Lieb,“
Antwortet' ich ihr,
„Die poetiſchen Perlenſchnüre,
Die dir zum Schmuck
Mein Finger gereiht!
Denn ſelbige Zier iſt beſſer.“

CCVI.

Komm, Sofi, komm, und laß uns aus der Heuchler
Befleckt Gewand zieh'n,
Uns über ihre freche Lügentafel
Die naſſe Hand zieh'n!

Laß, öder Zelle Dunkelheit verfluchend,
Den Weinpokal uns
Aufſtecken als Panier und alſo jauchzend
Durch's weite Land zieh'n!

Jungholde Weſen, welche ſcheu und ſchüchtern
Die Wonne meiden,
Laß uns herbei an einem Strick von Roſen
Zum Heilverband zieh'n!

Wir wollen nichts, als gute Thaten üben;
Laß zwiſchen ſie uns
Und nachtgeborne Fanatismen endlich
Die ſcharfe Wand zieh'n!

Laß uns der Liebe ſüße Fackel ſchleudern!
In jede Seele
Soll ein die Luſt und aus Entbehrungstrauer
Und Unverſtand zieh'n!

Ganz helle von Pallaſte zu Pallaſte
Von Hütte lodernd
Zu Hütte ſoll der weltreformatoriſch
Entfachte Brand zieh'n.

CCVII.

Ich gebe dir ein gut Geſetz,
Ein redliches und reines hie:
Genieße, was dein Herz erfreut,
Doch Bruderherzen kränke nie! —

H. J.

Die Flaſche trug ich unter'm Arm,
Da meinte man, es ſei ein Buch
Und irrte nicht; ich lerne draus
Rhetorik und Philoſophie. —

Lang an der Schale klebet' ich
Da zog der Liebe ſtarke Hand
In's flammenheiße Centrum mich
Aus froſtiger Peripherie. —

Wohin gehörſt du, ſtrenge Maid?
In's unbelebte Pflanzenreich.
Die Meine, weil ſie lebt, verlacht
Der Sitte dumpfe Deſpotie. —

Des Schelteworts Beleidigung
Verzeihet dir kein Nüchterner;
Mich mag ſie treffen ohne Scheu,
Ich Trunkner überhöre ſie. —

Schön mag es in der Höhe ſein,
Doch auch hier unten iſt es ſchön;
Lenz, Liebe, Becher, Lautenklang —
Was willſt du, daß ich ferne zieh'? —

Nicht ſprich, Hafis, daß ungerecht
Die Welt getheilt! Du haſt genug;
Haſt deinen ewig heitern Geiſt
Und deiner Reime Melodie.

CCVIII.

Nicht verleiht dir Heuchelei
Heiterkeit und ſüße Ruhe;
Lebe lieber frank und frei,
So wie ich, der Ketzer thue.

CCIX.

Sprachen ſeien viele, viele,
Aber einfach unſre Triebe;
Sei's auf türkiſch, auf arabiſch,
Reimt nur immer Wein und Liebe!

CCX.

Von Liebe ſpricht der Myſtiker,
Von Liebe flötet auch Hafis;
Du aber höre dieſen nur!
Denn ſein Geſang, ſein lieblicher,
Haucht Leben und Natur;
Der Myſtiker, ſo prangend auch
Sein ausſtudirter Redebrauch
Driſcht leere Halme nur.

LXXI.

Stehe, ſteh'
Flüchtiges Reh!
Nicht, wie der Wind,
Eile hinweg,
Liebliches Kind;
Scheue zu grüßen nicht,
Fürchte Haſſen nicht!
Glaub', er iſt fromm,
Glaub', er iſt gut,
Heget und pflegt
Schöne Gefühle,
Klappert er auch
Nicht, wie die Mühle,
Plappert er auch
Hohle Gebete nicht,
Blicke du ihm
Kecklich in's Angeſicht,
Und du verlachſt,
Was der Zelote ſpricht.

CCXII.

Blick' auf, beſchränkte Tadlerzunft,
An Witz unendlich arme du!
Sieh, was erhabner Urvernunft,
Die beſſer urtheilt, als die Welt,
Die blinde hier, zu thun gefällt!
Sie wirft vom hohen Lichtgezelt
Mir hunderttauſend Küſſe zu.

CCXIII.

„Geh, meide mich!“ ſo ſprach im Zorne
Mein Lieb zu mir, „ich muß dich haſſen;
Du biſt der Ärgſte von den Argen,
Die je der gute Geiſt verlaſſen.“

Doch fand ſie bald der Finſterlinge
Abſurde Moden unerträglich;
Da hat ſie ſich von meinem Worte
Verſtändiglich bedeuten laſſen.

CCXIV.

Wir, Vater Schemſeddin und ſeine Kinder,
Wir, Scheich Hafis und ſeine frommen Mönche,
Wir ſind ein eignes, wunderliches Volk.
Von Gram gebeugt und ewiger Klage voll,
Ohn' Unterlaß in unſerem Trauerjoch
Des feuchten Auges heiße Perle ſtreuend,
Und ewig hell und ewig heiter doch;
Der Kerze gleich hinſchmelzend und vergehend,
Und doch, wie ſie, in lichter Wonne lachend;
Gemordet allezeit von Wimperdolchen,
Von grauſamen, die nur nach Blute dürſten,
Und juſt hierinnen unſeres Seins gewiß;
Verſunken in ein Meer von Schuld und Sünde,
Ganz unbekannt mit dem Gefühl der Reue,
Und fromm zugleich und frei von allem Argen,
Des Lichtes Söhne, nicht der Finſterniß,
Und ſo der Menge völlig unbegreiflich.
Denn dieſe kennt nur dreierlei Naturen,
Den Frömler erſtlich, den Fanatiker,

Den finſteren, blödſinnigen Barbaren,
Den Wüſtling ohne Geiſt und Herz ſodann,
Den ſelbſtiſchen, unedelen, gemeinen,
Den endlich in gewohnter Schranke dumpf
Beharrenden; für Leute ſo, wie wir,
Gebricht es ihr an Namen und Begriff.

CCXV.

Weißt du, warum ich trinke?
Von Hochmuth ſtrotz' ich und Eitelkeit,
Und die will ich erſäufen
Im Meere der Betrunkenheit.

CCXVI.

Reicht meiner Sünde den Tugendpreis!
Wer ſo, wie Hafis, zu ſündigen weiß,
Tief in der Gottheit Gnadenmeer,
Der Selige, verſinket er.

Schluß.

West-östlich.

I.

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geiſt;
Dieſe Hochzeit hat gekannt,
Wer Hafiſen preiſt.

Göthe.

II.

Und mag die ganze Welt verſinken!
Hafis, mit dir, mit dir allein
Will ich wetteifern; Luſt und Pein
Sei uns, den Zwillingen, gemein!
Wie du, zu lieben und zu trinken,
Das ſoll mein Stolz, mein Leben ſein.

Göthe.

III.

Daß ſich in Oaſen-Grüne
  Eine Quelle Weins ergöſſe,
Deren unbekanntes Eden
  Eine Wüſtenei umſchlöſſe!

Hin zu dieſer Quelle zög' ich,
  Bauet' eine kleine Hütte,
Daß ich hier in aller Stille
  Segen ohne Maß genöſſe.

Triſte Menſchen unſres Schlages,
  Traurige Philiſterſeelen,
Müßten nicht hinzugelangen,
  Daß ſie mein Genuß verdröſſe.

Nachtigallen müßten ſchmettern
  Und Gazellen müßten ſpringen,
Liebe, zarte, fromme Thiere,
  Welche niemand niederſchöſſe.

Und da wollt' ich Wonne ſchöpfen
  Und Haſiſens Reime ſingen,
Daß von Luſt und Liederhonig
  Meine trunkne Lippe flöſſe.

Nach Rückert.

Poetiſche Zugaben

aus verſchiedenen Ländern und Völkern.

Türkiſch.

I.

Wer kein geliebtes Weſen
In ſeine heißen Arme ſchleußt,
Der iſt, ſo viel er prahle,
Ein Körper ohne Seel' und Geiſt.

II.

Wiſſenſchaft iſt leerer Schaum
Vor der Liebe göttlicher Natur,
Iſt ein kleiner Schüler kaum,
Iſt ein läppiſch ſchwacher Greiſe nur

III.

Ungütiges Geſchick, wie viel
Giebſt du dem Herzen des Begehrens!
Und ſchreit zu dir das flammende,
Welch eine Karge des Gewährens!

IV.

Es hat das Schickſal, wie es ſcheint,
Nichts Anderes in der Welt zu thun,
Als daß es treue Herzen trennt,
Die ſelig aneinander ruh'n.

V.

Verzicht', o Herz, auf Rettung,
Dich wagend in der Liebe Meer!
Denn tauſend Nachen ſchwimmen
Zertrümmert am Geſtad' umher!

VI.

Die Trennung vom Geliebten ſoll von Höllenpein
Die Probe ſein?
Daß Höllenpein die Probe ſei von Trennungspein,
Hat größern Schein.

VII.

Der Märtyrer der Liebe,
Maaßloſem Harm erlegen,
Wie herrlich und wie hehr
Im Tode raſtet er!
Der heilige Geiſt ſpricht ihm den Grabesſegen.

VIII.

Nicht Würde, Macht und Hoheit,
  Goldſchätze nicht, noch Ruhm und Ehre will ich;
Nur einen trauten Buſen
  Zum überreichen Heilbeſcheere will ich.

In's Paradies der Liebe
  Strebt meiner Sehnſucht nie geſenkte Schwinge;
In keines andern Edens
  Zu ſtolze mir, zu kalte Sphäre will ich.

Geliebter Hand balſam'ſche
  Beſchwichtigung für ſo viel herbe Wunden,
Die mir das Leben bohrte,
  Das grauſame, mit ſeinem Speere, will ich.

Für meine heißen Sinne
Mitheiße Sinn' und glühendes Verſchmelzen,
Auf meiner Gruft Gedenkſtein
Aus treuen Augen eine Zähre will ich.

Durch Feld und Aue ſchweif' ich,
Durchringe Berg und Thal und dürre Steppe;
Das ſtille Ruheplätzchen
Aufſpüren, ach, das ich begehre, will ich.

IX.

Von deinem Reize wollte reden
Der dichtende Verſtand;
Da fiel er in ein Meer des Staunens
Und die Beſinnung ſchwand.

Die Perle dieſes Verſes endlich
Aufgriff er in der Fluth;
Die legt anitzt der aufgetauchte
In deine ſchöne Hand.

X.

Sultanin der Herzen iſt
Dieſe fränkiſche Louiſe;
Quelle welcher Schmerzen iſt
Dieſe fränkiſche Louiſe!

All mein Jslam iſt dahin,
Denn ich denke nur an dieſe
Wunderſchöne Ketzerin,
Dieſe fränkiſche Louiſe.

Krank bin ich, dem Tode nah,
Wie geſpießt an tauſend Spieße,
Denn mein Aug' erblickte ja
Dieſe fränkiſche Louiſe

Doch wie bald wär' ich geſund,
Wenn ſie mich zum Kuſſe ließe!
Denn Herr Jeſus iſt der Mund
Dieſer fränkiſchen Louiſe.

XI.

Es gaukeln die Gedanken mir
An Künſten reich
An deiner Lockenringe Zier
Seiltänzern gleich.

LX

XII.

Eine Rieſenmuſchel
Iſt die Welt,
Die als einzige Perle
Dich enthält.

XIII.

Umarmſt du nicht, ſo biſt du ſchön; jedoch
Umarmſt du mich, ſo biſt du ſchöner noch.

XIV.

Unterſuche meinen armen Kopf!
  Denn es ſcheint, als ſei es hier nicht richtig.
Alles, Alles ſcheint mir ohne Werth;
  Und nur eine liebe Locke wichtig.

2x

XV.

Eiferſüchtig ſchwillt der Mond,
Sieht er unſerem Kuſſe zu,
Kommt nach einem Monat erſt
Wieder in die alte Ruh'.

XVI.

Ob mir ohne Raſt mein Ende droht,
  Ewig iſt mein Auge hell und heiter.
Beißen mich die Lockenſchlangen todt,
  Blüh'n an meinem Grabe Lebenskräuter;
Küſſe ſind's, die tilgen alle Noth,
  Und ſo leb' ich immer, immer weiter.

XVIII.

Der Recht behaltende Derwiſch.

1.

Es ſtritten miteinander
Ein Denker und ein Derwiſch.
Und ſchmählich unterlegen
Iſt bald genug der Derwiſch;
Denn mißlich iſt das Streiten
Mit der Philoſophie.
Allein es hat der Derwiſch
Doch Recht behalten — wie?
Er ballte ſeine Fäuſte
Und prügelte den Denker,
Daß er um Gnade ſchrie.
Denn ſo wird aller Orten,
Wird ſtets der Glaube fertig
Mit der Philoſophie.

2.

Der Denker ging, dem Kadi vorzuklagen,
Daß ihm der Derwiſch Arm und Bein zerſchlagen.
Der Kadi ſprach: „Da dämpfe deinen Trutz!
Da kann man nichts, als ſchweigen und ertragen;
Denn nehm' ich die Philoſophie in Schutz,
Werd' ich und du vom Volke todtgeſchlagen.“

Arabiſch.

I.

1.

Die Blicke deiner Augen,
O meine ſchöne Freundin,
So wie ſie ſich nur einmal
Den meinen zugelenkt, —
Ach dieſe Zauberblicke,
Die leuchtenden Geſchoſſe,
Die mörderiſchen Pfeile
Mit ſüßem Gift getränkt! —
Sie haben ohne Zorn mich,
Sie haben ohne Feindſchaft
Mich alſo ſchwer verwundet,
Mich alſo tief gekränkt,
Daß ſchon von Sterbedunkel
Mein irres Auge flimmert,
Daß ſich mein Haupt ermattet
Zu Tod und Grabe ſenkt.

2.

O du, mein theures Leben,
Du, mein geliebter Tod!
O ſähſt du meine Thränen,
Die ohne Maß vergoßnen
In meiner heißen Noth!
Zu ſchmelzen harte Steine,

Uralte Felſenblöcke,
Vermöchten dieſe Gluthen,
Vermöchten dieſe Fluthen,
Mit welchen meine Seele,
Mit welchen Kraft und Daſein
Hinſtrömet harmzerfloſſen
Aus ſchwimmender Augen Noth.

3

Wie brennt ſie, meine Wunde!
Wie fiebern meine Schläfe!
Mein Athem, ach, wie ſchöpft er
So ängſtlich und ſo ſchwer! 4
Und rings in meinem Jammer,
Allrings in meiner Bange,
Nach einem Arzt der Liebe,
Nach Arzenei'n der Sehnſucht
Forſch' ich im Land umher.
Da wird mir aus dem Munde
Der Leute dieſe Kunde:
„Für ſolche ſchlimme Wunde,
Für ſolche böſe Krankheit,
Sind alle Weltenrunde
An Rath und Hülfe leer;
Wenn nicht vielleicht durch jene
Dein ſieches Herz geſundet,
Die dich ſo tief verwundet,
Die dieſe Noth geſtiftet,

Die deine Bruſt vergiftet
Mit dieſer Gluthbeſchwer.

4.

O du, von der getrennt mich
Unbeugſame Gewalten,
Feindſelige Schrecken halten,
Die deiner Tage Herrn!
O ſprich, wie kann ich athmen,
Wo deines Hauches Ambra
Nicht alle Lüfte würzet,
O ſprich, wie kann ich athmen,
Von deinem Munde fern?
O ſprich, wie kann ich leben,
Getrennt von einem Lichte,
Dem ſeine Strahlenwonne
Zu danken hat der Sonne
Lichtloſer, dunkler Kern?
O ſprich, wie kann ich leben
Fern deinem Angeſichte,
Fern deinem Augenſtern?

5.

Allein bei dieſen Augen,
Bei'm Ambra dieſes Mundes,
Bei deines Angeſichtes
Geweihter Kaba ſchwör' ich:
Nicht lange mehr, ſo bin ich

Verloren oder ſelig,
Vernichtet oder heil.
Nicht lange mehr, ſo wird man
In meiner Hand erblicken
Ein wuthgeſchwungnes Beil.
Damit werd' ich die Thore,
Die prangenden, zerſchmettern,
Die meiner Thräne ſpotten,
Verhöhnen alle Leiden,
Von deiner Bruſt mich ſcheiden,
O meiner Seele Heil!
Dann ſei der Taumel Edens,
Sei namenloſe Wonne,
Wo nicht, die Pein der Hölle,
Sei Untergang mein Theil!

II.

Beſtieg ein edles Roß,
Um eilig heimzukehren;
Es ſtand mir einſt in Ehren
Ein traulicher Genoß.
Nun dünkte mir, es wären
Viel beſſer, als dies Roß
Die ſchlechteſten der Mähren
In ſchlechter Gäule Troß.
Je mehr es brauſ't und brannte
Und durch die Lande rannte
Und über Klüfte ſchoß,
Je mehr ich es mit Harme
Aus meinem Herzen bannte,
Das leidig edle Roß.
Denn aus geliebtem Arme,
Aus meiner Freuden Schloß
Von ſeinem Braus getragen,
Wie mochte mir's behagen,
Im Fluge hinzujagen
Nach minneleeren Hagen,
Wo mich die Welt verdroß!

III.

Es raſt im Schmerze
Mein liebend Herze;
Da ſenden Tadler
Und kalte Spötter
So harte Rügen
Und herbe Scherze,
Wie böſe Bienen,
Nach meinem Buſen
Unedel aus.
Sie kehren ihnen
In raſchen Flügen
Zurück in's Haus.
Dort, ſagen ſie,
Bedeckt mit Schweiße,
Dort ſchreckt im Kreiſe
Ein Flammengraus.
Wer wagt zu nahen
Wer hält es aus?

IV.

Eine Magd, mit wunderbarem Reiz geſchmückt,
Der es Leid iſt, daß ſie unſer Aug' entzückt!

Wenn du ihr zu nah'n befiehlſt, ſo naht ſie dir
Kalt und ernſt, von Freude nie das Herz beglückt;

Wenn du ihr zu geh'n gebeutſt, ſie wallt dahin,
Und du ſiehſt ihr Weſen nicht von Harm gedrückt.

Welch ein Eden wäre dieſe ſtolze Magd,
Von der Liebe Leidenſchaft und Luſt berückt!

V.

Es graut die Nacht; mit einer Kanne Wein
Tritt Allia zu mir und ſchenket ein.

Aus ihrem Munde träufen Honige,
Purpuriſch aus der Kanne quillt der Wein.

Komm, Allia, und laß dem Wein gemiſcht
Die Honige von deinem Munde ſein!

Bald reiche mir die purpurrothe Fluth,
Bald dieſen Mund in köſtlichem Verein!

Die Flamme meiner Bruſt und dieſes Weins
Beſchwöre mild die ſüße Lippe dein!

VI.

Der Dichter Asmai erzählt:

Im Prunkgemach, worin die kühle Luſt
Durchwonniget von reichem Ambraduſt,
Da ruhten in behaglichem Verein
Drei ſchöne Kinder traulich und allein,
Und man beſchloß, geheime, zarte Sachen
Im Wettgeſange reimend kund zu machen;
Ein Beutel Goldes ſollte für den Sieg
Und ich der Richter ſein in dieſem Krieg.
Nicht ohne Scheu ſofort zum Anbeginn
Verkündete die erſte Sängerin:
„Ich ſchlummerte; da nahte meine Luſt
Und weckte nicht — o trauriger Verluſt!“
Die andere, nicht ohne Rückbehalt,
Entſchleierte ſich im Sange dergeſtalt:
„Mit meinem Freund im Traume koſet' ich;
O träumte mir ſo ſchön allewiglich!“
Nun kam die Reih' auch an die dritte Schöne,
Und es verriethen ihre Silbertöne:
„Sink' ich dahin in ſeinem Arme ſüß,
Mein Lager wird zum Roſenparadies.“
Drauf hat man eine Sklavin abgeſendet
Und mir die Verſe ſämmtlich eingehändet.
Ich krönte raſch den dritten Wettgeſang,
Denn holde Wahrheit athmete ſein Klang.

Noch aber iſt die Mähre nicht geendet;
Bald wurde mir noch etwas eingehändet;
Ein Beutel mit Dukaten ward geſendet.
Die Siegerin, was ich ihr zugewendet
Durch meinen Spruch, das hat ſie mir geſpendet.

VII.

Ich ſchlief, da trat zu meinem Bett der Teufel,
Der Teufel, wie er lebt und leibt,
Und ſprach zu mir: „Du haſt wohl ohne Zweifel
Ein Opiat, das ſüß betäubt?“
Ich ſagte: Nein! „So labſt du dich am Weine,
Der Feuer in die Glieder geußt?“
Ich ſagte: Nein! „Doch iſt ein Sänger deine,
Deß Lippe dir wie Honig fleußt?“
Ich ſagte: Nein! „So haſt du doch ein Weibchen
Das dich mit holdem Reiz beglückt?“
Ich ſagte: Nein! „So iſt vielleicht dein Täubchen
Ein Knabe, der noch mehr entzückt?“
Ich ſagte: Nein! Da hub er auf die Hände,
Ausrufend: „Nein und ewig Nein!
Unglücklicher, ſchlaf' ewig und ohn' Ende!
Ein Fluch für dich iſt wach zu ſein.“

VIII.

Tiefe Kenner der Natur,
Alte Weiſe ſagten aus:
Fände ſich im Weltenhaus
Nur ein Mann, ein Weibchen nur,
Und im fernen Oſten wär'
Sie daheim, im Weſten er —
Beide zögen ſo ſich an,
Daß ſie fingen an zu wandern,
Und das Eine bei dem Andern
Käm' am Ende richtig an.

IX.

Durch Ibrahim, Mahadi's Sohn, bedeuten
Laß dich und leiten
Zu den drei beſten Freuden,
Die du allhier auf Erden magſt erbeuten.
Es iſt der Umgang erſtlich mit geſcheiten,
Geiſtreichen Leuten,
Dann eine gute Flaſche Wein zum zweiten,
Zum dritten ſich zu weiden ohne Neiden,
Ruhend im Arm geliebten Minnebräuten.

Hebräiſch

aus dem hohen Lied.

I.

Stark wie der Tod die Liebe,
Feſt wie Scheol ihr Wille,
Eine Flamme Gottes,
Jede Gewalt der Erde
Höhnend ihre Gluth.

Nicht erliſcht die Liebe
Durch gewaltiger Wogen
Brauſende Waſſerfülle;
Nicht hinweggefluthet
Wird ſie durch empörter
Ströme wilde Wuth.

II.

Auf meinem Lager wach' ich in der Nacht
Und miſſe den, der mir den Frieden giebt;
Ich ſchlummer' ein und wache wieder auf
Und ſuche den, den meine Seele liebt.

Doch greif' ich, ach, in eitle Leere nur
Und werde bang und ſtöhne tiefbetrübt:
„Was hemmet ihm die Schritte durch die Nacht?
Was ſäumet er, den meine Seele liebt?“

Aufſteh'n will ich, ſo wie die Sonne blickt
Und, ſich zu regen, alle Weſen übt,
Und mich bemüh'n, auf Straßen und auf Markt
Zu finden ihn, den meine Seele liebt.

Und find' ich ihn, ſo ſchmeichl' ich ihm ſo lang,
Bis er beſiegt ſich mir zu eigen giebt;
Denn, ach, wie ſollte mir erträglich ſein,
Zu miſſen ihn, den meine Seele liebt?

III.

Gebadet und geſalbt von Myrrhe troff ich,
Von köſtlicher, balſamiſchen Geruchs;
Ich harrte des Geliebten in der Nacht,
Ich harrte vergeblich und entſchlief.
Da pocht es, horch! — Des Freundes Stimme tönt:
„Thu' auf, o meine traute Schweſterſeele,
Thu' auf, o meine zarte Taube mir!
Feucht iſt mein Haupt, es träuft die Locke mir
Vom Thau der Nacht; o ſäume nicht und öffne!“
Beraubt der Sinne bin ich vor Entzücken
Ob dieſer Stimme Klang; es ſchlägt mein Herz
Mit lautem Schlage ſeinem Glück entgegen;
Ich fliege, reiße den Riegel raſch zurück
Und ſpäh' erſchrocken in die leere Nacht,
Entwichen iſt, verſchwunden ohne Spur
Mein ſüßes Heil. Ich rufe — niemand hört!
Ich hülle mich in meinen Mantel ein,
Ich walle manche dunkle Straße hin,
Ich wage mich in's freie Gefild hinaus,
Ich ſuche meinen Freund und ſuch' umſonſt.
Da finden mich die Wächter, die die Mauern
Der Stadt umwandeln; ſie ergreifen mich,
Sie reißen mir den Mantel ab, ſie ſchlagen
Mich weh und wund mit ihrer rauhen Fauſt —
Da wach' ich auf und merk', es iſt ein Traum,
Ein böſer Traum. — O ich beſchwör' euch, Töchter
Jeruſalems, begegnet euch mein Freund,

Sagt ihm, daß ich vor Liebe matt und krank,
Thut ihm die Leiden meiner Seele kund,
Beſchwöret ihn, ſo wie ich euch beſchwöre:
Er eile, komme, küſſe mich geſund!

IV.

O hätteſt du, begrüßend
Des Lebens erſte Sonnen,
Dieſelbe Bruſt geſogen,
Die meiner Kindheit Bronnen,
O wärſt du mir ein Bruder
Geſellig auferzogen,
Des Hauſes ſüßer Sohn!
Ich brauchte nicht mit Bangen
An deinem Blick zu hangen;
Ich müßte nicht erröthen,
Dir in das Ohr zu flöten
Der Liebe Schmeichelton:
Kein Lauſcher würde flüſtern
Kein Auge würde düſtern,
Kein Finger würde droh'n;
Mein Sehnen und Verlangen,
Man würd' es nicht verſchwärzen;
Mein Küſſen und Umfangen,
Mein Drücken und mein Herzen,
Es würde nicht vor aller Welt zum Hohn.

V.

Komm, komm, o Freund, nicht länger laß uns weilen;
Verſpotten wir der Feinde Macht;
Hinaus laß uns in freie Fluren eilen
Und bergen uns in ihre Pracht!

Dort auf den Hügeln, wo die Reben ſproſſen,
Die feurige Granate brennt,
Werd' ungeſcheut das traute Glück genoſſen,
Das uns die harte Welt mißgönnt.

Dort werden uns nicht Späher-Augen ſtören,
Nur holde Blüthen Zeuge ſein;
Dort ſoll dir Alles ohne Maaß gehören,
Was von erſehnter Wonne mein.

VI.

Ein ſolcher iſt mein Freund,
Ein ſolcher iſt mein Buhle,
Ein einziger, erleſener
Aus ſämmtlicher Männer Schaar:
Wie ein Rabe, ſo ſchwarz ſein Haar,
Und ſeine milden Augen
Ein Tauben-Augenpaar.
Sein Leib, wie Elfenbein,
Und wie gehau'n aus Marmor
Der Schenkel Prachtgebilde,
Wie Lüfte, die gelinde
Hinſäuſeln über Roſen,
Sind ſeine Minnegrüße,
Wie des Honiges Seim an Süße
Die Küſſe, die er beut,
Sein ganzes Sein und Weſen
Nur Glück und Seligkeit.

VII.

Mein Freund, er iſt ein Myrrhenſtrauß,
Der zwiſchen meinen Brüſten ruht;
Da halt' ich ihn mit feſter Hand
In meiner heißen Haft.

Mein Freund, er iſt ein Brauſekelch,
Gefüllt mit edler Traube Blut;
Ich bin beſiegt, ich bin berauſcht
Von ſeiner Flammenkraft.

Mein Freund, er iſt ein Blüthenlenz;
Wie lacht die Welt in ſeinem Hauch!
Es ſproſſet unſer Freudenbett
Von lauter Roſen auf.

Mein Freund, er iſt ein Wonneſee;
Ich ſtürze mich in ſeine Fluth,
In ſeine klare Fluth hinein,
Und kühle meine Gluth.

Mein Freund, er iſt ein Labebaum,
Der ſchwellend reife Früchte ſenkt;
Die ſüßen all' in meinen Schooß
Entſchüttelt ſeine Huld.

VIII.

Schön, wie Thirza, biſt du,
Wonnevollen Anblicks,
Wie die Pracht Jeruſalems,
Und wie kriegeriſche
Heldenheere furchtbar.

Wende, weh, ſie tödten,
Wende deine Blicke,
Ende meinem Herzen
Dieſen Zauberbann!
Aufgelöſt in Sehnſucht,
Nimmermehr begnügter,
Schmacht' ich hin und ſterbe,
Sterb' an einem Glücke,
Das die Bruſt, die ſchwache,
Menſchliche, nicht faſſen,
Nicht ertragen kann.

IX.

Den König umwunden
Und hart gefangen —
Vom lieblichen Bande
Der Locke gebunden
Und nicht mehr prangen
In alter Ehre
Den Herrſcher ſieh!
Und will er wohl
In's Freie brechen
Und ſeine Schmach,
Die ſüße, rächen
Am ſchönen Feind
Und ſtrenge richten?
Er will's mit nichten.
Er wird es nie.

X.

Es ſind der Königinnen
In ihrer Reize Strahl
Nicht weniger, denn ſechzig,
Der Kebſinnen ſind achtzig
In meinem Freudenſaal;
Es eifern außer ihnen,
Mich blühend zu bedienen
Ausbündig ſchöne Mädchen ohne Zahl —
Alleine
So feine
So blüthenhold, wie keine
In dieſem Roſenhaine,
Iſt eine
Mein Täubchen iſt, ja meine
Begehrte Wonn' iſt eine
Von ihnen allzumal.
Die Königinnen ſchau'n ſie,
Die Kebſinnen, die Mädchen,
Und loben ſie und preiſen ſie
Und nennen dreimal ſelig
Die glückliche Beglückende,
Die mir das Aug' Entzückende,
Die mir den Geiſt Berückende,
Die mir das Herz Umſtrickende,
Des Königes ſchönſte Wahl.

Indiſch.

1.

Eine kleine Schelle
Klingelt durch die Zweige ſilberhelle; —
Ja, ſie iſt's, es nahet dieſem Ort
Mamia's befreundete Gazelle.

Wonnevolle Kunden
Sind an ihren ſchlanken Hals gebunden,
Eine Schrift von Blüthen, reich an Sinn,
Linde ſtillend meiner Sehnſucht Wunden.

Bote du, getreuer
Ihrer Huld, ich grüße dich mit Feuer,
Küſſe dich, als wäreſt du ſie ſelbſt,
Die mir über Alles lieb und theuer.

Dies Geſträuß behende,
Das ich ihr zu gleicher Antwort ſende,
Nimm es hin und liefer' es im Sprung,
Wie du pflegſt, in ihre zarten Hände!

II.

Der Mund der Welt, wie ſpricht er unbedächtiglich,
Der Frauennatur ſchwach nennet und ohnmächtiglich,
Da doch berührt von Frauenaugen-Wunderblitz
Selbſt Götter erliegen und wanken in ihrem Ätherſitz!

III.

Erglänze Mond, erſcheine goldner Stern,
Aufleuchte Sonnenpracht!
Euch, lieblichen Gazellenaugen fern,
Iſt Alles, Alles Nacht.

IV.

Mit aufgelöſ'ten Locken
An eure Bruſt geſunkene,
Mit wonnegebrochnen Blicken
Im Minnerauſch ertrunkene,

Mit hingeſchmolzner Seele
Maßlos in euch verlorene
Holdſelige Frauen küßt ihr,
O ihr zum Heil Geborne!

V.

Wohne du an Gangafluth,
Sündebeſchwörend quellender!
Mich laß wohnen an zarter Bruſt,
Sinnebethörend ſchwellender!

Stirb, o Frommer, am Gangarand,
Laß dich ſtürzen in's heil'ge Naß!
Mich ausathmen an dieſem Mund,
Mich hinſterben in Wonne laß!

VI.

Und haſt du tauſend arge Plagen,
Und tauſend Fehle zu verklagen,
Mit einer Blume nur zu ſchlagen
Ein Frauenbild — nicht ſollſt du wagen.

VII.

Die Erde, deine Mutter,
Sie leidet Hack' und Spaten,
Und lohnt in ihrer Güte
Mit tauſendfacher Blüthe,
Mit ihrer Frucht, ſo lind,
Die allerſchlimmſten Thaten —
Hab' auch ein ſolch Gemüthe,
Du ausgeartet Kind!

Zigeuneriſch.

I.

Zigeuner ſind ſo ſchlimm nicht;
Zigeuner ſind gute Leute.
Als unſer Herr noch jung war,
Da hielt er's mit den Zigeunern;
Nichts thaten ihm die zu Leide,
Sie waren ihm hold und freundlich;
Dann ging er unter die Fremden,
Die haben ihn gekreuzigt.

II.

Die Straße hinab, wo die Liebſte wohnt,
Tief rück' ich in's Geſicht den Hut,
Zu bergen ihrer Mutter ſo
Zu meinem Blicke die Minnegluth.

III.

„Bedecke deine Brüſte, Kind!
Ein Knabe ſieht ſie, ein loſer Dieb.“ —
Er ſehe ſie oder er ſehe ſie nicht;
Denn dieſen Knaben, ich hab' ihn lieb.

IV.

Komm, Mädchen, an dein Fenſter,
Komm, wenn die Schatten düſtern,
Komm, wenn die Sterne funkeln,
Und halte deine Wacht!
Ich werde dir im Dunkeln,
Ein Wörtchen, ein geheimes,
Zigeuneriſches, flüſtern;
Dann rette dich in's Freie,
Dann wirf dich an die Bruſt mir,
Dann fliehe mit dem Liebſten
Vertraulich in die Nacht.

V.

Gieb mir die Hand, o gieb ſie,
Auf welche du geweint haſt!
Ich ſammle dieſe Feuchte;
Es iſt geweihte Fluth.

VI.

Laß Jahr auf Jahr vergangen ſein,
Seitdem ich in die Nacht hinein
Geſunken aus der Sonne Schein;
Du komme nur, du rufe nur
In meine dunkle Stube!
So wie du meinen Namen nennſt,
Tief wird dir aus der Grube
Antworten mein Gebein.

VII.

Mit jedem Morgengraun,
Bei jedem erſten Licht —
Nicht mit der friſchen Quelle,
Nicht mit dem Morgenthaue,
Mit meiner Augen Welle
Waſch' ich mein Angeſicht.

VIII.

Ich ſchlage dich, mein Tamburin;
Ich ſchwinge mich als Tänzerin;
Ich ſchlage dich ſo wild, ſo wild,
Weil ich ſo trüb, ſo trübe bin,
Beſchwüre gerne meine Pein,
Betäubte gerne meinen Sinn;
Doch ewig iſt mein Kummer wach,
Doch ewig iſt mein Friede hin.
Ach käme dir ein Ahnen nur,
Wie krank ich im Gemüthe bin,
Du töneteſt nur Herzeleid
Ob deiner armen Schlägerin.

IX.

Um Waſſer fleht' ich,
Um einen Trunk nur,
Und wurde geſchmäht
Und ausgeſtoßen,
Der Lechzende.
Nie mehr ſeitdem
Hab' ich gefleht,
In die Berge ging ich
Und ward ein Räuber.

X.

Zigeuner ſitzt auf ſeinem Pferd;
Sein Mädchen hat er hinter ſich;
Zu Handen hat er ſein Gewehr,
Das feige Volk, es fürchtet ſich.

XI.

Zigeuner, ſie lagern
Im Walde gelinde;
Da kommen die Schergen,
Da flieh'n ſie geſchwinde.

XII.

Ich wandert' in des Kerkers
Vermaledeite Hut;
Ich ward herausgeriſſen
Aus ſeiner Nacht, ich wurde
Geſetzt auf einen Eſel,
Es wurde mir die Schulter,
Die nackte, wund gegeißelt,
Zur Erde rann mein Blut.

XIII.

Zigeuner iſt unter die Truppen gegangen,
Iſt mit dem Handgeld durchgegangen,
Man hat ihn aber eingefangen,
Und jetzo muß der arme hangen.

XIV.

„Mutter, es iſt ſo kalt, ſo kalt;
Es friert mich in das Herz hinein.“

Da haſt du, liebes Kindelein,
Da haſt du eine Schnur ſo fein,
Mit ſelbiger umgürte dich,
Und denk', es ſei ein Hemdelein!

XV.

Ich ging zu einem Prieſter,
Ich warb mir einen Pathen
Für mein zu taufend Kindelein
Und fiſchte zwei Dukaten.
Es iſt nunmehr das zehnte Mal,
Daß es ein Chriſt geworden iſt;
Das iſt ja wohl kein Schaden.

XVI.

Mir unter die Füße kommt ein Schwein;
Ich ſehe mich ſo ganz allein;
Da hebt es an, ſo laut zu ſchrei'n:
„Zigeunerlein, Zigeunerlein!
Ich bin ja dein, ich bin ja dein;
Raſch zugelangt, die Müh' iſt klein,
Und hurtig in's Gebüſch hinein!“

XVII.

Sah in einer Gaſſe
Einen Galgen hübſch und fein;
Sprach zu mir der Galgen:
„Hüte dich, Zigeunerlein!“

Neugriechiſch.

I.

Es iſt ein Krieg ſo wunderlich,
Der macht zu allen Stunden
Ganz ohne Stahl und ohne Stich
Die tiefſten aller Wunden;
An Aug' und Aug' erinn're dich,
So haſt du ihn gefunden.

II.

Woferne meine Worte dich
Mit falſchem Eid berücken, —
So viele goldne Sterne dort
Auf uns herunter blicken,
So vieler Dolche ſpitze Wuth
Soll meine Bruſt durchzücken.

III.

Ein leicht Gevögel wenn ich wär',
Zu deinem Munde zög' ich,
Dann raſch das ein' und andre Mal
Die ſüße Nippe ſög' ich,
Dann wieder raſch mit meinem Raub
In alle Weite flög' ich.

IV.

Ich möchte wohl ein Spiegel ſein
Und im Gemache blinken,
Um jene reine Wohlgeſtalt
Ohn' Unterlaß zu trinken,
Zu ſtaunen ihr, ſo oft ſie ſteht,
Und Bruſt und Locke zieret,
Und wiederum ganz Aug' zu ſein,
So oft ſie ſich entſchnüret.

V.

Von dir geküßt, ich wurde ſiech,
Ich wurde krank zum Sterben;
Da ſcheucht' ein neuer Kuß von dir
Gelinde das Verderben.
Doch immer wieder wandelt ſich
In bitterböſe Noth mir
Das ſüße Heil — o küſſe fort!
Sonſt droht der raſche Tod mir.

VI.

Noch warſt du klein und ungereift,
Schon warſt du mir ſo theuer.
Es wölbte ſich der Buſen dir,
Da flammte welch ein Feuer!
Ein Anderer entraffte dich,
Die Königin der Bräute;
Ihn hat Charontas hingerafft,
Nun biſt du meine Beute.

VII.

Und nähm' ich auch zur Dinte mir
Der See geſammte Wogen,
Und nähm' ich auch zum Schreibpapier
Den ganzen Himmelsbogen,
Und ſchrieb' ich alſo weit und breit
Ohn' Ende fort — es blieben
Mein Leid und deine Grauſamkeit
Doch ewig unbeſchrieben.

VIII.

Zephyros, ſo leiſe ſpielend,
Mein geheimes Wehe fühlend
In gerührter Sympathie —
Ein getreuer Bote zieh',
Hin zu meiner Wonne flieh',
Aber nicht gelinde kühlend,
Flammenhauchend fächle ſie!

Dann, ſo wie die heißen Plagen
Ihre zarte Wange ſchlagen,
Welche du von ihrem Zagen,
Wieder raſch erlöſen mußt —
„Zephyros,“ ſo wird ſie fragen,
„Welche Gluthen herzutragen,
Fiel dich an die ſeltne Luſt?“ —
„Seine Seufzer,“ ſollſt du ſagen,
„Sendet dir die treuſte Bruſt.“

IX.

Dein Auge, Dimos, ſo bezaubernd ſchön,
  Und dein Gemüth, ſo kalt —
Sie klag' ich an, beugt Jammer ohne Maß
  Die Blume meines Seins.
Beſchleunige mein Ende, ſtoße mir
  Dein Eiſen in die Bruſt;
Dann mit des Herzens flüſſigem Geblüt
  Durchnäſſe dir ein Tuch,
Durch ſämmtliche Bezirke trag' es nun,
  Durch alle Dörfer rings,
Und zeig' es im Triumphe jedem Aug',
  Und ſtaunt man an, ſo ſprich:
„Seht das Geblüte jener Ärmſten hier,
  Die mir ein Übermaß
Von Huld geweiht und welcher ich dafür
  Den Stoß in's Herze gab!“

X.

Dort unten in dem Grunde,
Dort unten auf der Trift,
Da wohnt ein alter Unhold
Und eine graue Hexe,
Mit einem Ungethüme
Von biſſig argem Hunde,
Und einer holden Dirne,
Die mit des Auges Feuer
Tief in die Seele trifft.
Da ſteigen aus den Tiefen
Der Seele mir die Wünſche:
Ich wollte, der Teufel holte
Die Hexe ſammt dem Unhold,
Ich wollte, der Hund verſchluckte
Das allerſchärfſte Gift.

XI.

Der Pfaſſe klagt, der Pfaſſe tobt,
Der Pfaſſe von Sankt Peter.
Was that ich ihm, dem Albernen,
Daß er ſo heult und winſelt?
Ich hatte ſeine Schnur im Arm
Und ſeine beiden Töchter,
Und einige hundert Stücke Gold
Aus ſeiner Kiſte nahm ich.

XII.

Auf des Olympos Höhe ſenkt
Ein mächtiger Aar die Schwinge,
Ein abgehauenes Menſchenhaupt
In ſeiner Räuberkralle,
Ein trotziges im Tode noch,
Das Haupt von einem Braven.
Und wie er ſitzt und wie er ſchaut
Auf ſeine Beute, fragt er:
„Da du noch Eins mit deinem Rumpf,
Wer du geweſen, ſage!“ —

„„Friß, Vogel, meine wilde Kraft,
Verzehre meine Mannheit!
Noch eins ſo lang, noch eins ſo breit
Wird Schwinge dir und Kralle.
In Luros und Xeromeros
Da war ich Armatole;
Zwölf Jahre lang behorſtet' ich
Als Klephte den Olympos.
Ich brachte ſechzig Agas um
Und zündet' ihre Dörfer,
Unzählige Türken außerdem
Und Albaneſen würgt' ich.
Der Unterricht genüge dir;
Nun ſtille deinen Hunger!
Nicht deiner unwerth iſt der Raub,
Gewaltiger Vogelklephte!“ “

XIII.

Auf der Ebne des Vardari
Schlaffen Armes, matten Auges,
Liegt der hingeſtreckte Vevros,
Und es neigt zu ihm ſein Rappe
Das beſorgte Haupt und ſpricht:
„Hebe dich, o mein Gebieter
Und beſteige meinen Rücken!
Unſre Schaar, ſie zieht von hinnen;
Mehr der Ruhe pflege nicht!“ —
„„Guter Rappe, mich erheben
Von der Erde werd' ich nimmer,
Nie beſteigen deinen Rücken
Fürderhin, ein raſcher Reiter;
Raſten ohne Wandel werd' ich,
Denn ich fühl's, mein Auge bricht.
Eine Grube, guter Rappe,
Grabe mir mit deinen Hufen,
Hebe, wenn du ſie gegraben,
Mich hinein mit deinen Zähnen,
Wiederum ſodann mit Erde
Fülle ſie, die Füße rührend,
Mich zu bergen vor dem Licht.

Dann ergreiſe dieſes Tüchlein,
Trag' es hin zu der Geliebten,
Daß ſie drauf, die treue Seele,
Jene Perlen niederregne,
Die ſo reichlich rollen werden
Von dem holden Angeſicht.""

Aus der Moldau.

1.

Nicht mehr zu dir zu gehen,
Beſchloß ich und beſchwor ich,
Und gehe jeden Abend,
Denn jede Kraft und jeden Halt verlor ich.

Ich möchte nicht mehr leben,
Möcht' Augenblicks verderben,
Und möchte doch auch leben
Für dich, mit dir, und nimmer, nimmer ſterben.

Ach rede, ſprich ein Wort nur,
Ein einziges, ein klares;
Gieb Leben oder Tod mir,
Nur dein Gefühl enthülle mir, dein wahres!

II.

Ich ging wohl über den Fluß,
Ich ſchritt wohl über die Brücke,
Ich haſtete mit dem Blicke,
Ich ſtockte mit dem Tritte,
Da, wo an ihrem Fenſter
Kathinka ſaß und ſtickte,
Benetzend ihren Rahmen
Mit einem Thränenguß.

„O ſage mir, Kathinka,
Was dränget dich, zu weinen,
Was trübet dein Gemüthe
Für ein geheimer Gram?“ —

„„Ich weine, Freund, um einen,
Der meinem Herzen theuer,
Der mir die Ruhe nahm.““ —

„O nenne ſeinen Namen!“ —

„„Nein, nein, das iſt unmöglich;
Denn wenn ich ihn verriethe,
Es tödtete mich die Schaam.““

Aus Krain.

Wozu, wozu mir ſein
Sollte das Haar, das ſchöne, lange mein,
Soll nicht damit im Putze gepranget ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte der Fuß, der leichte, flinke mein,
Soll nicht damit im Tanze geflogen ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte das Aug', das helle, klare mein,
Soll nicht damit mein Liebſter beäugelt ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte die Hand, die zarte, weiße mein,
Soll nicht damit mein Liebſter geſtreichelt ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte der Arm, der runde, weiche mein,
Soll nicht damit mein Liebſter umſchlungen ſein?

Wozu, wozu mir ſein
Sollte das Herz, das volle, heiße mein,
Soll nicht damit mein Liebſter geliebet ſein?

Lettiſch-Litthauiſche Volkspoeſie.

15*

1.

Es nahm der Mond die Sonne;
'S war eine große Hochzeit;
Es ſchwamm in eitel Wonne
Der hochbeglückte Mond.

Ein herrliches Exempel
Der ehelichen Treue
Den Gatten auf der Erde
Gab dazumal der Mond.

Nicht von der Stelle wich er,
So lang die Sonn' im Hauſe,
Doch ging die Sonn' auf Reiſen,
So ging mit ihr der Mond. —

Der Ehebund ward älter,
Der Gatte wurde kälter,
Und ging die Sonn' auf Reiſen,
Zu Hauſe blieb der Mond.

Doch wenn die Sonne ruhte,
Da ſchlich die leiſen Pfade,
Den Morgenſtern zu küſſen
Die ganze Nacht der Mond.

Darob ergrimmte Perkun
Und hieb mit ſeinem Eiſen
Entzwei ohn' alle Gnade
Das Angeſicht dem Mond.

II.

Eine Scene ſah ich,
Eine wunderſchöne,
Spähend aus der Büſche
Dicht belaubter Hut.
Kam zu einer Quelle
Eine hohe, helle,
Hehre Sonnentochter,
Badete das Antlitz,
Spielte mit der Welle;
Unter ihrem Spiele
Streifte ſich vom Finger
Ihr der Ring, der goldne;
In die Fluth verloren
War das edle Gut.
Sonnentochter weinte;
Gottes Söhne hörten's,
Kamen im Momente,
Hielten in den Händen
Feine Seidennetze,
Holten ihr das Kleinod
Fiſchend aus der Fluth.

III.

Die Sonne ſcheint ſo finſter heut;
Was hat man ihr zu Leid gethan?
Die Söhne Gottes fuhren ihr
Die Töchter auf der Schlittenbahn
Und warfen um, die heftigen,
Im Fahren überkräftigen,
Und ſchleuderten die Mägdelein,
Die zarten, in den Schnee hinein.

IV.

Ich hör' im Himmel Roſſe traben;
Drauf ſitzen Gottes ſchöne Knaben,
Die keine Raſt und Ruhe haben
In ihrer Minne heißem Brand.
Sie reiten über die blaue Heide,
Aufſuchend ihre ſüße Weide,
Der Sonne Töchter, die blanken Maide,
Und bieten ihnen Herz und Hand.

V.

Perkun wetterte,
Perkun ſchmetterte
Nieder die Eiche, ſo grün und breit —
Ach, wie Leid
Iſt mir um die gute!
Mir beſprengt
Kranz und Kleid
Wurde von ihrem Blute.

VI.

Nichts geht über den Fleiß der Biene;
Ohne zu ruh'n,
Sammelt ſie Gold;
Selig ihr Thun,
Selig ihr Sold;
Nichts geht über den Preis der Biene.

VII.

Singt, o ſingt mit frohem Munde!
Oder harrt ihr eurer Stunde?
Wenn ihr eurer Stunde harrt,
Leben euch und Lied erſtarrt.

VIII.

Heutigen Tags,
Heutigen Tags,
Überall iſt der Tanz los;
Dieſe beſchuht,
Jene beſtrumpft,
Einige tanzen ganz bloß.

IX.

Es kam der Lenz, der vielſchöne,
Die Wälder und die Au'n grünten;
Da weilt' ich auf der Roßweide,
Da flötet' ich, ein Nachthüter;
Da kam zu mir mein Herzpüppchen,
Wie ſchnelle da mein Lied ſtockte!

X.

Lieber Hirte, zarter Jüngling,
Wenn du deine Roſſe hüteſt,
Längs der Straße treibe ſie!
Deiner auf der Weide harren,
Wo die ſchöne Quelle rieſelt,
Werd' ich, o mein Leben, hie.

XI.

Eine blanke Blume,
Eine hochgeſtengelte,
Schaukelt auf der Fluth.
Steig' ich in den Kahn ein,
Halt' ich in den Händen
Einen abgebrochenen
Blüthenaſt und rudere
Hin damit in ſehnlicher
Minne kühnem Muth,
Hin zu jenem zarten Lieb,
Welchem ich mein Sein verſchrieb,
Das mir aus der Fluth winkt,
Das ſich auf mit Luſt ringt,
Das ſich in den Kahn ſchwingt,
Das mir an die Bruſt ſinkt.
Eine blanke Blume,
Eine hochgeſtengelte,
Raubt' ich aus der trotzigen,
Ungefügen Fluth.

XII.

Du mit deinem weißen Fuße!
Scheuſt du dich, hindurchzutraben
Wo wir etwa bald zur Buße
Liegen in der Fluth begraben?
Stähle, Rößchen, deinen Sinn!
Alle Wogen auszuringen,
Alle Bogen auszuſpringen,
Mußt du deine Huſe zwingen,
Denn es geht zum Liebchen hin.

XIII.

So friſch, ſo friſch iſt Morgenhauch,
So roth, ſo roth, ſo glühend ſchön
Der Säume Pracht, der himmliſchen,
Auflichtet die Morgenſonne.
Gleich dieſen iſt der Wange Gluth,
Gleich dieſen iſt der Purpurmund,
Gleich dieſen iſt der Labekuß
Der Maid, die meine Wonne.

XIV.

Komm, Geliebte, komm, Geliebte,
Ein zu mir in's Haus tritt!
Blicke meiner Stube Boden,
Blicke meinen Pfühl an!
Deinetwegen iſt der Boden,
Iſt der Pfühl, worauf ich lagre,
Thränenüberfluthet.

XV.

Der Söhne Mutter ruft mir:
„O Dirne, liebe Tochter!“
Nicht rufe mir, o Weib, ſo!
Nicht meine Gunſt erfocht er,
Nicht meine Hand ertrotzt er,
Dein Sohn, der ungeliebte Fant.

XVI.

Die Eiche, die verwitterte,
Sie trat daher, die plumpſtolze;
Sie wollt' um meine Hüfte her
Befeſtigen ihre Baumäſte;
Ich ſtieß ſie mit dem Fuße weg;
Ich haſſe jede Mißheirath.

XVII.

Handſchuhe ſtrickt' ich,
Ein feines Paar;
Nicht in die Höhe,
Die Fleißige, blickt' ich,
So lange, bis ich
Im Reinen war.
Und nun, wer ſoll ſie,
Das iſt die Frage,
Wer ſoll ſie haben? —
Der junge Bruder? —
Und wird er ſie
Gehörig ſchätzen,
Die Schweſtergaben? —
Sie werden, ſcheint's,
Weit inniger
Dem blaugeaugten,
Dem holden Knaben,
Der mir ſo rührend
In's Auge ſchmachtet,
Der ſelbſt der Mutter
Das Herz bezwungen,
Die Blicke laben,
Das Herz erfreu'n.

XVIII.

„Wirſt du wohl, o meine Wonne
Deine Zweifel überwinden,
Wirſt du heute, wenn der Abend
Seine Schatten niederſenkte,
Leiſe, leiſe zu mir kommen,
Kommen in die grüne Blüthe,
Daß wir uns im Dunkeln finden,
Daß wir jauchzen im Gemüthe.
Daß wir ohne Bange koſen,
Daß wir in der Stille küſſen,
Wie am Himmel in vertraulich
Süßer Ruhe Stern und Stern?“ —

Wenn nur nicht das Herz ſo ſchlüge,
Wenn nur nicht die Kniee bebten,
Wenn nur nicht vor meinem Auge
Alle Ding' im Kreiſe ſchwebten,
Glaube mir, ich käme gern.

XIX.

In's Dörfchen hinein
Vom Quelle daher
Hinwallt' ich und trug
Die Welle ſo ſchwer,
Ging ſacht und ſinnend
Am Stalle hin,
Aufwieherte helle
Der Braune drin.
Mir däuchte zugleich,
Als höret' ich einen
In ringender Qual
Aufſeufzen und weinen.
Und hin den ~~Eifer~~ Eimer
Zur Erde geſetzt,
Aufthat ich leiſe
Die Thüre jetzt.
Ihn, dem ich hold,
In Thränen erblickt' ich,
Um ſeinen Hals
Die Arme ſtrickt' ich.
„Was weinſt du, mein Lieb,
Was ſtöhnſt du, mein Reiter?
Was meinſt du, mein Trieb,
Er trage mich weiter?
Dein iſt, wie es war,
Mein Herze noch immer,

Untreue befleckt
Das redliche nimmer.
Wie Fluthen im Quelle,
So lauter und licht,
So iſt mein Lieben;
O zweifle nicht!“

XX.

Ich hörete den Apfelbaum; er betete:
„Laß, gütiger Himmel, laß ſie, jene Liebliche,
Die Früchte ſammeln, welche mir die Sonne kocht,
Und trocknen ihre Garne hier auf meinem Oſt!“

XXI.

Neulich auf der ſchönſten Aue
Klettert' ich auf einen Hügel,
Blickte ſehnlich in die Runde,
Spähte ſcharf in alle Ferne,
Ob vielleicht zu ſehen wäre
Irgend eine goldne Liebſte,
Mir beſtimmt von einem endlich
Nach ſo mancher ſtillen Zähre
Zugewandtem Huldgeſchick.
Siehe da, mit einem Male

Naheten von allen Seiten
Goldne Mädchen, ſchöne Sterne,
Wie geboren aus dem Strahle,
Den die warme Sonn' im Lenze
Sendet auf die Erde nieder,
Wimmelten zu meinen Füßen
Allzuhauf im grünen Thale,
Schlangen allerliebſte Tänze,
Sangen allerliebſte Lieder;
Ja die ſchönſte von den Schönen,
Welche ſich verſammelt hatten,
Hob ſich in die Luft und ſchwebte
Sacht herauf zu meiner Höhe,
Ihre ſanften Arme breitend
Mit der Liebe heißem Blick.
Welch ein Taumel des Entzückens!
Wie ich glühte, wie ich bebte!
Immer näher kam der Engel,
Der geliebte; ſchon gedacht' ich
Ihn zu faſſen, ihn zu halten
Selig in der Arme Strick;
Aber in dem Augenblick —
Denn die Nacht mit ihrem Traume
Neckte mich — da, weh, erwacht' ich,
Und zu einem leeren Schatten,
Und zu einem hohlen Schaume
War geworden all mein Glück.

XXII.

Soll man allzu bald nicht
Meinen Leib begraben,
Jenes ſchönen Fiſchers
Liebe muß ich haben;
Doch wie nah' ich ihm,
Der mir allzu ferne?
Doch wie ſpring' ich ihm
In die Augenſterne?
Doch wie bring' ich ihm
In die ſüßen Kerne
Seines Liebelebens?
Doch wie ſah' ich ihn? —

Nicht mit rechten Dingen
Wird es hier gelingen;
Zauberiſche Mächte
Müſſen es vollbringen;
Nun ſo will ich kühnlich
Meine Künſte brauchen,
Laufen nach dem Meere,
Mich hinuntertauchen,
Hier mich in ein Hechtlein
Liſtig umgeſtalten,
Heimlich unter'm Meergras
Meine Wache halten,

Und der Scene harren,
Die da Heil beſcheere,
Die da lind beſchwöre
Meiner Sehnſucht Weh. —

Sieh, da iſt der Schöne,
Welchen ich begehre,
Mit dem Garn zur Stelle,
Wirft es in die Welle,
Lauſchet in die See,
Meint, er hab' ein Hechtlein,
Schwärzlich anzuſchauen,
Doch es iſt ein Weſen
Stammend aus der Frauen
Zierlichem Geſchlechtlein;
Eingekrümt im Netzlein
Liegt ein Minneſchätzlein,
Lugt mit hellen Augen
Schelmiſch in die Höh'.

XXIII.

Ich will, ich arme Dirne,
Im Lenze, wenn im Garten
Die Rauten um die Beete,
Die Lilien in der Mitten
In ihrer Blüthe ſteh'n,
Ich will ſodann ein Sträußchen,
Ein Pfand der Liebe, binden,
Und will es in die Ferne,
Ihm, den ich liebe, ſenden;
Nicht kann ich es ſelber bringen
Und nicht durch Andre ſpenden;
Ich will die Stürme bitten,
Daß ſie's hinüberweh'n.

XXIV.

Komm, theuere Maid,
Die Alle ſchelten;
Komm, Blümchen am Pfad,
Das Alle treten;
Nicht thaue hinfort
So bittere Zähren;
Nein, dufte du künftig
Am Buſen mir.

XXV.

Süßer Art iſt Heidelbeerchen,
Süßerer Art iſt Erdbeerchen
Dieſe Feine lacht mich an;
Aber jene, jene Kleine,
Jene hat mir's angethan.

XXVI.

Wohl vor allen Vögelein
Singt die Lerche holdſelig,
Süßer unſer Schweſterlein,
Mahlt ſie mit der Handmühle.

XXVII.

Rauſchet, rauſchet,
Ihr Mühlenſteine! —
Es ſchien mir, ich mahle
So ganz alleine;
Es ſchien mir, ich wäre
So ganz in Ruh';
Ich mahlt' und ſang mir
Ein Lied dazu.

Nicht mahlt' ich aber
So ganz alleine,
Denn nahe trat
Mir jener Feine;
Da hat vor Freude
Mein Blick geſtrahlt,
Da hab' ich leiſe
Mein Glück gemahlt.

XXVIII.

Eine holde Sängerin,
Blümelein am Bache ſucht ſie,
Gleitet aus und fällt hinein,
Hin zum Meere ſpült der Bach ſie.
Von dem Meere wird ſie drauf
Wogend an den Strand getrieben;
Alſofort am Strande wächſt
Eine dichtbelaubte Linde.
Brüderlein aus ihrem Holz
Schnitzet eine feine Harfe.
„Ach, wie lieblich, ach, wie ſchön
Klingt ſie, meine Lindenharfe!“ —
„Lindenharfe wäre das?“
Alſo ſpricht die Mutter weinend,
„Dein verlornes Schweſterlein,
Meine ſüße Tochter iſt es.
O wie deutlich in mein Ohr
Hör' ich ihre Stimme klingen!
O wie zärtlich an mein Herz
Fühl' ich ihre Seele dringen!“

XXIX.

Rede mir von Scheiden und von Meiden nicht,
Allzu hart uns ohne Noth zu peinigen!
Deine Wege, ſeien es die raubſten auch,
Bleiben ohne Widerruf die meinigen,
Denn wo du, der Bruder meiner Seele gehſt,
Geh' auch ich, das Schweſterchen der deinigen.
Wo du weilend deine Waffe hängen wirſt,
Hangen hier, die Treue zu beſcheinigen
Meiner Bruſt, ſoll meines Hauptes Kränzchen auch;
Trennen nichts, es ſoll uns Alles einigen.

XXX.

„Wer über meinem Haupte,
Wer weinet und wer ſchluchzet?
Wer ſitzet in Verzweiflung,
Die Ruhe meines Schlummers,
Die tieſe, tieſe ſtörend,
Auf meinem Hügel wer?“ —

„„Ich, deine Tochter, bin es;
Ich ſitze hier und weine.
Wie ſollt' ich auch nicht weinen?
Ich bin allein, alleine,
Bin ohne Stab und Stütze,
Bin ohne Hab' und Hoffnung,
Nicht Friede blüht und Freude
Mir auf der Erde mehr.““ —

„Beſchwichte, liebe Tochter,
Beſchwichte deine Zähre
Und wandele nach Hauſe
Mit neu belebter Bruſt!
Es blüht ein neues Daſein,
Dir eine holde Zukunft,
Dir ſüßer Heilbeſcheere
Niemals gefühlte Luſt.
Es harret dein ein Kränzchen,
Ein bräutliches, ein ſtolzes,
Dein eine zweite Mutter,
Die deine Haare ſtrählen
Mit linden Händen wird.
Es harret dein ein Knabe,
Ein lieblicher, ein feiner,
Der zarte Minneworte
Dir in die Seele flüſtern,
Der alle deine Klagen
Holdſelig enden wird.

XXXI.

„Erwach', erwache, Fiſcher,
Und leihe mir dein Fahrzeug!
Denn angewandelt hat mich
Ein mächtiges Gelüſten,
Zu ſchaukeln auf der See.
Die Spange hier von Silber,
Die Zierde meines Buſens,
In deine Hände leg' ich;
Den Fingerreif von Golde
Nicht allzu werth eracht' ich,
Zu bieten und zu ſchenken,
Woferne du gehorcheſt;
Drum ſäume nicht, erſteh'!" —

Begierig horcht der Fiſcher,
Der dürftige, der alte,
Er hebt ſich auf, er tappet,
Entzündet eine Lampe,
Kommt, leuchtet und betrachtet;
Das edle Gut, es lacht ihn
Mit hellen Augen an.
Sofort die blanke Spange,
Die von der Bruſt gelöſ'te,
Den Fingerreif von Golde,
Den von der Hand geſtreiften,
Ergreifet der Vergnügte,
Und ſpendet ihr den Kahn.

Sie ſteigt hinein, ſie rudert
Nach einer Stell' im Meere,
Wo neulich in die Wogen
Ein Knabe fiſchend einſank,
Dorthin die ſchwanke lenkt ſie,
Die ſchauerliche Bahn.
„Nun lebe wohl, o Vater,
Nun lebe wohl, o Mutter,
Nun Schweſtern und Gebrüder
Und alle, die mir gut!
Ade, Ade auf ewig,
Mond, Sternenlicht und Sonne,
Nie mehr zu ſchau'n gedenk' ich
In eure ſchöne Gluth.
Denn jener hier Geſunkne,
Her winket er bei Tage,
Her winket er im Dunkeln
Die ihm verlobte Seele,
Und ſie gehorcht mit Freude,
Die nur zu ihm gebettet
Von ihrem Leide ruht.
In deine feuchten Arme
Empfange mich, Geliebter!“
Sie ruft es in die Tiefe,
Sie ſtürzet in die Fluth.

XXXII.

Ich bitte dich, o Mutter,
Ich bitte flehentlich:
Nicht huldige dem Stolze
Mit ungebeugtem Sinne,
Nicht opfere die Tochter
Unſeligem Gewinne,
Nicht einem ungeliebten
Gemahl vereine mich!

Zwar werd' ich oft, o Mutter,
Vereinſt du dieſem mich,
Dir zum Beſuch erſcheinen,
Doch nicht zu meines Herzens
Ergötzen und des deinen;
Ich werde Thränen weinen
Des Grames und des Vorwurfs
Viel tauſend bitterlich.

Doch giebſt du mich, o Mutter,
Dem Manne meiner Wahl,
Ich komme nicht ſo häufig,
Die allzu rein Beglückte;
Woſern ich aber komme,
Nicht eine Thräne wein' ich;
Ich komme mit des Dankes,
Der Freude hellem Strahl.

XXXIII.

Ach Schweſterlein, ach, Schweſterlein,
Wie haſt du dich ſo weit hinaus
Verſprochen aus dem Vaterhaus!
Die Brüder haben ein groß Begehr
Und möchten gerne bei dir ſein,
Und tragen es nicht länger mehr
Und reiten in die Welt hinein,
Und kennen, ach, die Wege nicht,
Und finden, ach, die Stege nicht,
Und irren fragend im Land umher.

XXXIV.

Wohin, o Gott, ſoll ich die Schritte richten?
Womit ſoll ich mein krankes Herz beſchwichten?
Es giebt nur einen Weg; ich muß ihn gehen,
Bis ſterbend alle meine Pulſe ſtehen.

XXXV.

Tief in Nacht und Dunkel
Lag ein Hort verborgen; —
Ferne meinem Ahnen,
Meinem Auge weit,
Lebte tief im Walde,
Dienet' in der Wildniß
Eine zarte Maid.

Ausgejagt von Unmuth —
Denn Verluſt erlitt ich
Bitterlich und ſchwer —
Durch die Lande ritt ich.
Mied bekannte Wege,
Suchte wilde Stege,
Schweifte weit umher.
Das behende, gute
Rößchen und die eigne,
Junge Kraft ermüdend,
Linderung dem Herzen
Zu erreiten, hofft' ich,
Aber meine Schmerzen
Brannten nur noch mehr.

Allgemach anitzo
Seine graue Schwinge
Breitete der Abend
Über das Revier;

Meine Blicke ſuchten
Lang nach einem Schirme
Vor der Nacht Bedrohniß,
Endlich in das Auge
Fiel mir ein Quartier.
An die Krippe hier
Stellet' ich den Renner,
Trat in eine Stube,
Eine dämmerhelle,
Barg in einen Winkel
Hinter einen Tiſch mich,
Und begann zu ſeufzen,
Und begann zu weinen;
Heiß vom Auge träufte
Zähr' auf Zähre mir.

Hin zu mir, dem Duſtern,
Der ſie nicht bemerkte,
Spähte von der Seite,
Blickte ſcharf und ſinnend
Jenes ſchöne Kind;
Brachte mir ein Glas nun
Ein von Schaume weißes,
Und ich ſah in's Aug' ihr,
Und es traf ihr Blick mich
Wie ein Strahl des Himmels
Troſtlich und gelind.

Alſofort ein Dringen
Im Gemüthe ſpürt' ich,
Daß ich ihr die Spende,
Die ſie reichte, zutrank
Und mit ihr vertraulich
Holder Rede pflag.
Und erklingen hört' ich
Ihre ſüße Stimme,
Und entſchweben fühlt' ich
Meiner Seele Trübſal,
Aufgefunden war mir,
Was das Herz bedurfte,
Aufgegangen war mir
Tief in Nacht und Dunkel
Der erſehnte Tag.

XXXVI.

Wie doch verſielſt du,
Du guter Knabe,
Dem alle Mädchen
So wohlgewogen,
Der ihnen allen —
So reich an Habe,
So vorgezogen
Sie immer ſeien —
Das Herz entrückt,
Wie doch verſielſt du
Zu deinem Schaden
Auf mich, die Arme,
Die tief zu Boden
Sich unter'm Drucke
Der Schmach, der Sorge,
Des Kummers bückt?

Du ſiehſt ja doch,
Herzlieber Knabe,
Daß ich nicht habe,
Was Andre haben,
Daß ich nicht prange,
Wie Andre prangen,
Und Freude blitze,
Mit ſchönem Schmucke
Den Leib geſchmückt.

Du ſiehſt ja doch:
Es fehlt mir Alles.
Den Fuß zu bergen,
Den oft verletzten,
Gebrechen Schuhe,
Gebrechen Strümpfe;
Bis an die Kniee
Muß ich in Sümpfe,
Muß ohne Ruhe
Die Glieder regen,
Von Qual und Mühe,
Von Noth und Plage
All meine Tage
Die Bruſt gedrückt.

XXXVII.

Ein Dirnchen iſt ſo hochgemuth,
Als ſollte ſie der ganzen Welt
Obherrſchen und gebieten.
Zu vornehm, um zu ſingen,
Zu adelig, um zu ſpringen,
Ja um zu ſprechen, viel zu gut,
Was hat ſie bei allem edlen Blut
Für ein Geſchäfte? — Ferkelchen zu hüten.

XXXVIII.

Spottweiſe, als ein junger Mann den Vater eines lettiſchen Mädchens beleidigte.

Auf Krieg und Schlachten
Und großer Thaten
Erhabne Prachten
Vernehmt ihr Leute
Mein Preisgedicht!

Es kam ein Häschen
Und hob das Näschen
Und hob das Pfötchen —
Es war kein Späßchen —
Und traf den grauſam
Erſchreckten Vater
Mit hartem Schlage
Und ſchonte nicht.
Ich wollte retten,
Ich wollte rächen,
Es war ja Pflicht;
Ich wollte brechen
Aus meinem Hage,
So wie ein Krieger,
Ein Held wohl bricht;
Ich konnt' es aber,
Ich arme Dirne —
Vor Lachen nicht.

XXXIX.

Sonne, warum ſo lange
Hinter dem Berge zögerſt du?
„Hinter dem Berg, ihr Guten,
Sitzet ein verlaſſenes
Waiſenmädchen, ein armes;
Euere Blicke ſeh'n ſie nicht,
Euerem Ohre tönen
Ihre tiefen Seufzer nicht;
Ich allein, ich ſchaue ſie,
Ich allein, ich tröſte ſie,
Ihre Thräne trocknend.“

XL.

Fort von der Heimath
Muß ich in's Schlachtfeld;
Keiner iſt,
Ach, es iſt keine,
Die da befreundeten
Herzens um mich
Trauer' und weine;
Trauere denn —
Hier mein Beil
Werf' ich in dich —
Trauer' und weine,
Eiche, du einzig
Freundliche, du!

XLI.

Keine Seele, keine
Weiß es auf der Erde,
Wie ich Armer weine,
Deſſen Harm ohn' Ende
Glühend aufgefriſcht.
Nur am Arm der Ärmel
Weiß es, er alleine,
Der vom heißen Auge
Meine Thräne wiſcht.

XLII.

Fröhlich in der vielgeliebten Heimath,
Eine rothe Preiſelbeere, ſproßt' ich;
In der Fremde liebeleerem Lufthauch,
Weh, zu welkem Birkenlaube ward ich.

XLIII.

Helle blinkt der Waſſerſpiegel,
Mitten in der Spiegelhelle
Hebt ſich aus der Fluth ein Hügel,
Mitten auf der Hügelwelle
Einer Eiche grüne Pracht
Und ich arme, kleine Waiſe
Schwimme zu dem Hügel über,
Zu der Eich' in meinem Jammer,
Werfe meiner Arme Klammer
Um ſie her mit heißer Macht.
Werden nicht zu Freundes-Armen
Dieſe grünen Äſte werden,
Nicht zu trauten Koſeworten
Dieſe linden Laubgeſäuſel,
Hold beſchwichtend alle Sorgen,
Alle Schrecken, alle Pein?
Wirſt du nicht, geliebter Eichbaum,
Einem allverlaßnen Kinde
Vater und Verſorger ſein?

XLIV.

Ich armes Mädchen,
Ich arme Waiſe,
Gewohnt, zu darben
Im Jammergleiſe!
O wenn mir noch
Die Mutter lebte,
Ihr ſanftes Herz
Entgegenbebte,
Von Troſt und Treue
Der reinſte Quell!
Ach, ſchon ſo lange,
Bedeckt vom Hügel,
Du Gute, ruhſt du!
Es blinkt und zittert
Auf deinem Grabe
Der Thau der Blume
Wie Silber hell.

XLV.

Tief aufſtöhnet die Ficht' im Wald,
Die der Sturm daniederringt;
Tief aufſeufzet ein armes Kind
Welchem Vater und Mutter ſtarb.

XLVI.

Arme Waiſe, kleine Waiſe!
Schwer verdienſt du deines Leibes
Arme Deck' und karge Speiſe.
Nimmer raſtend, nimmer ruhend,
Keuchend deine Dienſte thuend,
Hart geſcholten unter'm Fleiße,
Trocknend in behendem Lauf
Deine Thränen, deine Schweiße,
Reibſt du Kraft und Leben auf.

XLVII.

Hinter dem Hügel, da ſäet' ich Gerſte,
Meinte, der liſtige deutſche Hopfen
Würde die lettiſche Saat nicht ſeh'n,
Aber der liſtige deutſche Hopfen,
Baumhoch ſtieg er, hinüber zu lugen;
Nichts kann ſeiner Entdeckung entgeh'n.

XLVIII.

Der Tanne Zapfen aufleſend,
O ſei nicht faul,
Und lecke dazu Moraſtwaſſer,
Du armer Gaul!
Wohl blinken ſilberne Quellfluthen
Im Herrenſchloß,
Die ſchlürft zu ſeinem Kleefutter,
Das Herrenroß.

XLIX.

Es weinen und ſchrei'n
Die Kindelein;
Die Hunde kriechen
In's Loch hinein.
Was naht ſo gefähr?
Der Wolf, der Bär? —
O nein, es dräuet
Ein Deutſcher her.

L.

Deutſcher, allzu edler Gaſt!
Was in unſre Hütte lenkſt du?
Nicht in unſrer Mitte ſenkſt du
Dein Gemüth in linde Raſt.
Nicht im Hofe magſt du bleiben,
Regen iſt und Wind da draußen;
'S qualmt im Innern Rauchgewölke,
Nicht im Innern magſt du hauſen.
Weißt du was? Zur Hölle fahre,
Wo man helle Flammen ſchürt,
Dort von allem Rauche biſt du,
Allem Regen ungenirt.

LI.

„Sage mir, wie mag es kommen,
Daß ſo gute Stiefel frommen,
Schreitet er durch Dick und Dünn,
Deutſcher Herr, die Lande hin?“ —

Ei, darüber iſt kein Zweifel,
Denn ſein Schuſter iſt der Teufel.

Eſthniſch.

1.

Sommer iſt es, ſonnig iſt es,
In der Welt wie wonnig iſt es,
Trägt die Erd' ihr Feierkleid!
Grün iſt Alles weit und breit;
Mit Gezwitſcher und Gejubel
Schwingt ſich in die Luft die Lerche;
Fichte ſchwankt und Birke wiegt ſich,
Auf der Wieſe duften Kräuter,
Früchte prangen im Gezweige,
Kernige, gebräunte Nüſſe,
Goldner Äpfel Lieblichkeit.
Und im Hauſe reifen Küſſe,
In der Klauſe blüht die Maid.

II.

Singe, ſinge, ſinge Mündlein,
Zwitſchere, mein Vogelzünglein,
Lodere, mein Lebekerzlein,
Jubele, mein Lebeſtündlein,
Liebe, liebe, was da lieblich,
Poche laut, mein liebes Herzlein!
Alles, Alles wirſt du miſſen,
Alles, Alles wird entriſſen;
Bald genug in ſchwarzer Erde
Werden wir zu ſchweigen wiſſen,
Ach, nur allzu ſtille ſein,
Wenn die Tanne glatt gehobelt,
Wenn wir unter Frühlingswettern
Weilen in den weißen Brettern,
Hauſen in dem engen Schrein.

III.

Ein Mädchen, den leichtverwundeten, allzu weichlichen Bruder neckend.

Senſe, Senſe, böſes Eiſen,
Tückiſches, verrätheriſches!
Wehe, weh, wie kannſt du gleißen,
Wehe, weh, wie kannſt du beißen,
Kannſt du grauſam ohn' Erbarmen
Eine feine Haut zerreißen!
Ach, wie ward das zarte Hühnchen,
Das geſchonte dieſes Hauſes
Um ſo viel Geblüt gebracht!
Ach, wie ward das ſaftgeſchwellte,
Laubgeborgne rothe Beerchen
Saftberaubt und blaß gemacht!
Tröſte dich jedoch, mein Püppchen,
Stille, ſtille deine Zährchen!
Kommt der Krämer in das Dörfchen,
Wend' ich ein erſpartes Scherfchen,
Wend' ich einen Dreier auf,
Kaufe dir, betrübtes Seelchen,
Reiche dir zum Labetränkchen
Meth in einem Eierſchälchen,

Tiſche dir in einem Nüßchen
Butter auf, in einem halben,
Bringe dir auf einem Blättchen,
Dem gebrochnen eines Baumes,
Schweinefleiſch ein ganzes Quentchen.
Wäſſert dir das Leckermündchen
Nach ſo ſeltnem Wonneſchmaus?
Wohl dazu im Bette hüt' ich,
Wickele das arme Kindchen,
Das ſo fährlich angebiſſen,
Dem ſo viel Geblüt entriſſen,
Sänftiglich in weiche Kiſſen,
Laſſ' es aus Gemach und Hauſe
Lange, lange nicht hinaus.
So gelangt das zarte Hühnchen
Wiederum zu ſeiner Kraft,
So gelangt das rothe Beerchen
Wiederum zu ſeinem Saft.

IV.

Sehnlich in die Runde
Such' ich alle Stunde
Mit des Auges Blitz,
Suche mir ein Täubchen,
Suche mir ein Weibchen,
Einen Goldbeſitz.
Fragſt du, was für Eine
Mir der Geiſt empfehle?
Haben ſoll im Buſen,
Die ich will und wähle,
Eine zarte Seele
Und im Haupte Witz.
Haben ſoll ſie weiter
Eine Zung' im Munde,
Welche keine Wunde,
Keine böſe ſticht,
Augen hell und heiter,
Wie der Sterne Licht,
Warme, ſüße Lippen
Und ein Liebe lächelnd
Holdes Angeſicht.

V.

Fortgeführt vom Bräutigam
Iſt die Maid, die allgeliebte,
Und es härmt ſich im Vereine
Boden und bewegte Schaar.

Wieſe trauert, Halme thränen,
Trübe blicken Waldes Säume.
Höre, wie die Füllen wiehern,
Höre, wie die Färſen ächzen,
Wie die Herde mit Gebrülle
Harret auf die Heißerſehnte,
Auf die holde Tränkerin,
Auf die treue Nährerin,
Auf die kluge Wärterin!
Aber, ach, nie kehrt ſie wieder,
All zu üben ihre Pflichten
Unermüdlich ohne Fehl.
Ehe noch die Sonne blickte,
War ſie wach und war ſie munter,
Eilte ſie zu Stall und Herde,
Sämmtliches Geſchäft zu thun.
Ohne daß der Vater ahnte,
Ohne daß die Mutter wußte,
Wie ſie ſich den Schlummer raubte,
Reichte ſie das Heu, den Hafer,
Füllte ſie den Waſſereimer;

Nichts verſah ſie, nichts vergaß ſie,
So das Eine, wie das Andre,
Wichtiges und Geringes that ſie
Mit gelenker, ſtiller Hand.
Bräutigam, du hochbeglückter!
Ach, was haſt du für ein Mädchen
Unſerem Revier entwandt!

VI.

Tio war ſo lieb und gut,
Tio war mein einzig Gut.
Tio ward ſo krank, ſo krank,
Tio welkte, Tio ſank.

VII.

Siehſt du die dunkelen Flecken im Monde?
Kennſt du ſie, jene von unſeren Vätern
Lauter und ächt abſtammende Mähre,
Welche Bedeutung enthüllet und Urſprung?
Kennſt du ſie nicht? ich ertheile Belehr. —

Waren einmal zwei pfiffige Diebe,
Denen, indem ſie die nächtlichen Pfade
Walleten, allzu beleuchtet die Erde
Durch des Mondes annoch vollſtändiges,
Ohne Befleckung erſcheinendes Licht war.
Rathe, was thaten die ganz heilloſen?
Stiegen empor mit klebrigem Topfe
Und beſtrichen den Mond mit Theer.
Düſter und lichtlos wurde der Arme,
All ſein freundliches Lachen und Laben
Unter die widrige Maſſe begraben,
Und es erſchrack über ſeine Verwüſtung
Alles auf Erden und trauerte ſchwer.
Tapferen aber und mächtigen Ringens

Brach mit der Zeit ſein Strahl die Verhüllung,
Und es erſchien der erquickliche wieder,
Grüßte der alte, der liebliche Glanz
Doch nicht ganz.
Jene, die Frechen —
Allzu verrucht entarteten Weſen
Ein allwarnendes, ewiges Beiſpiel —
Hangen geblieben mit ihrem Topfe
Waren ſie beid' am beſtrichenen Monde,
Hangen — es ſieht's dein Auge — noch immer,
Trüben dem Monde den heiteren Schimmer,
Bilden die dunklen Figuren in ihm.

VIII.

Es dunkelt der Himmel, es blitzt und kracht —
Nur ſchnell die Fenſter zugemacht,
Daß nicht der Teufel in's Haus herein
Sich flüchte, der entſetzliche,
Den Gott verfolgt mit aller Macht
Und wir mit ihm verloren ſei'n!

Sprüche und Räthſel der Letten und Eſthen.

1. Sprüche.

1.

Henne ſcharrt zu allen Stunden;
Endlich iſt ein Korn gefunden.

2.

Nimmermehr nach Wamms und Mütze
Miß den Mann und ſeine Witze!

3.

Du ſelber ſei ein Kerl,
Doch einen andern Kerl
Halt' auch für einen Kerl!

4.

Manch eine böſe Peſt
Dampft giftig aus der Lunge;
Wie blanke Beile hau'n,
So haut die böſe Zunge.

5.

Es iſt der arme Teufel
Erzogen in einer Tonne,
Durch's Spundeloch gefüttert —
Wie paßt er an die Sonne?

6.

Er iſt zu dieſer Stunde
Noch fern von allem Trauern;
So lang die Wurſt bei'm Hunde,
So lange wird es dauern.

7.

Wer giebt dem armen Kinde Kuchen?
Es mag ſich eine Krume ſuchen.

8.

Die Katze, die der Bube kneipt,
Sie ſchreit ſo laut in ihrer Pein;
Es dringt jedoch ihr Weheſchrei
Nicht in den hohen Himmel ein.

9.

Alle tauſend Donnerwetter
Fluche dem Bären in das Fell!
Ach, es wird der böſe Geſell,
Wie du fluchſt, nur immer fetter.

II. Räthſel.

1.

Ergründe mir dies Fündchen,
Wie klug du biſt, laß ſchau'n!
Von Knochen iſt ein Zaun,
Draus bellt ein rothes Hündchen.

2.

Ein eiſernes Pferdchen — begreife! —
Mit einem flächſernen Schweife,
Bald hüpfet es auf in die Lüfte,
Bald ſchlüpfet es durch Höhlen und durch Grüfte.

3.

Ein Fäßchen iſt ſo weiß und klein;
Zweifache Feuchte ſchließt es ein;
Doch wenn man es nicht gar zerbricht,
So giebt es ſeine Labe nicht.

4.

Von Heue ragt ein Haufen,
Zehn zarte Schäflein freſſen daran und rauſen.

5.

Es tanzen über die Brücke
Vier friſche Jümferlein;
Sie ächzen dazu und ſchrei'n
Laut über Zwingherrntücke.

6.

Oben eine Seele,
Unten eine Seele,
Leder in der Mitten,
Und ſo wird in Eile hingeſchritten.

Nachträglich

zu

Hafis.

I.

Mit der Kutte, das iſt wahr,
Reimt ſich unſer Wandel ſchwer;
Aber unſre Seele trägt
Lange keine Kutte mehr.

II.

That ich in der heil'gen Nacht
Einen guten Schluck —
Sage nichts und fühle hier
Meinen Händedruck!

III.

„Führe mich zum Purpurrand
Einer Lippenhonigquelle!
An geneigter Roſe Bruſt
Gieb mir eine Ruheſtelle!"
Dies, nur dies,
Fleht Haſis
Still zu Gott in ſeiner Zelle.

IV.

Erd' und Himmel und all ihr Gut
Iſt mir ohne Wichtigkeit,
Denn der Preis iſt allzu hoch
Und die Waare Nichtigkeit.

Meine Selma begehr' ich nur
Und in ihrer Ermangelung
Sie zu preiſen ein Lautenſpiel
So iſt Alles in Richtigkeit.

V.

Die ſubtilſte Quäſtion,
Ein Problem, ſo ſchwer, wie keines,
Iſt Suleima's Taille mir.
Denn ſie iſt ſo wunderfein,
Daß ſie als ein Nichts erſcheinet,
Und doch iſt ſie auch ein Etwas;
Sein und Nichts, die Gegenſätze,
Bilden hier ein einfach Eines —
Mein Verſtand, was ſagſt du hier?

VI.

Weh mir armen Kuttenträger!
Denn ich habe böſe Schwäger,
Denn ich habe ſchlimme Vettern,
Mönche, Pfaffen, Kirchenpfleger.
Ach, wie taug' ich doch zu dieſen,
Ich verliebter Verſejäger? —
Wein, o Schenke! Denn zur Buße
Werd' ich alle Tage träger,
Und die Sonne hoher Tugend
Steht mir alle Tage ſchräger;
Nimmer auch mich ſchwärzer färben
Wird die Zunge der Verkläger,
Denn ich bin ja ſchon ſo dunkel,
Wie ein afrikan'ſcher Neger.

VII.

Unendlicher Liebe Gewicht,
Die Himmel ertrugen es nicht;
Und ſiehe, die ſämmtliche Laſt,
Die hehre, ſie ſenkete ſich,
Sie ſtürzete nieder in Haſt,
Sie ſtürzete, weh, auf mich.

VIII.

Entzücket dich ein Wunderhauch,
Der einzig iſt im Weltenringe? —
Ich fülle die geſammte Luft
Mit Moſchus an und Ambraduft,
Weil ich von Liebchens Locke ſinge.

IX.

Es hat die Flur ein Sturm verheert,
All ihre Blüthen abgekehrt —
Ein ſchreckliches Geſtiebe!
Die Lilien indeſſen,
Die Roſen und Cypreſſen
Der Schönheit und der Liebe,
Gottlob, ſie blieben unverſehrt.

X.

In's Auge, das entzückte, mir
Kam ein Beſuch, ein fürſtlicher,
Dein wunderherrlich Bild, o Lieb!
Ich zog davor, zu ehren es,
So viel ich immer kann, beſtrebt,
Purpurener Gardine Zier,
Aus blutiger Thräne Stoff gewebt.

XI.

Ein göttliches Wunder iſt dein Angeſicht,
Und daß du es im Stande zu erblicken
Mit eigenem Aug', will einen Spiegel ich
Gleich göttlicher Art, will ich mein Herze ſchicken.

XII.

Streit hat mein Herz
Mit deines Haares
Gelockter Tücke —
Welch ein Prozeß!
Mein Geiſt verweht,
Mein Sein, es ſinket
Dahin zu Grabe,
Eh' er, der böſe,
Zu Ende geht.

XIII.

Nur Räuber und Mörder ſchlägt man in Bande
ſonſt,
Ich bin beraubt, gemordet und überdies
Geſchlagen in Lockenbande wunderlich,
Und frei umher geht jene, die Thäterin!

XIV.

Zu üben eine gute That vermeinſt du,
Dem Dürftigen eine kleine Spende reichend,
Zu üben eine gute That zugleich,
Mir Armen eine kleine Labe weigernd.

Urtheile beſſer, denke richtiger,
Nicht huldige ſo ganz dem Widerſpruche,
Und wiſſe, daß ein Kuß, dem Minnebettler,
Dem ſterbenden in ſeiner Sehnſucht Weh,
Mit lindem Mund geſpendet, hehrer iſt
Und heiliger, als jeder andere
Der Dürftigkeit entrichtete Tribut!

XV.

Ich grüßte früh am Morgen
Die thaubeperlte Flur;
In Myriaden Roſen
Auflachte die Natur.

Da höret' ich das ſüße
Geſtöhn der Nachtigall;
Sie meldete die Qualen,
Die ihr Gemüth erfuhr.

Hier im Bezirk der Wonne,
Wo ſo viel Reize blüh'n,
Von Hoffnung und von Troſte
Nicht eine leiſe Spur!

Das Roſenherz, das harte,
Zog zwiſchen ihr und ſich
Kaltſinniger Entfremdung
Unendlich herbe Schnur.

O Nachtigall, dein Jammer —
Wie ganz verſteh' ich ihn!
Für mich und dich, die beiden,
Iſt Liebe Leiden nur.

XVI.

Der Kerze gleich
Aufrecht beharr' ich
In meinem Brande
Und wanke nicht.
Der Kerze gleich
Hinſchmelz' auch ich
In meinem Schmerze,
Und hell und heiter,
Wie das der Kerze,
Iſt doch ohn' Ende
Mein Angeſicht.
Ein hoher Geiſt
Beſeelt die Liebe;
Sie kümmert ſich
Um Gluth und Flammen,
Um tödtlich heiße,
Die kühne, nicht.

XVII.

Giere nicht nach Golde,
Geizig aufgehäuftem,
Andere verlocken
Laß die Pracht der Ehren,
Anderen mißlingen
Laß erhabne Müh'n!
Lieblicher, zu trinken,
Seliger, zu ſingen
Und geliebte Locken
Durch die Hand zu zieh'n.

XVIII.

Trage nicht ſo grelle Töne vor,
Prediger! Zu weichlich iſt mein Ohr,
Iſt zu muſikaliſcher Natur,
Und die ſüße Sängerin der Flur,
Der es horcht, hat es ſo ganz verwöhnt,
Daß es ſchmerzt, wenn deine Stimme tönt.
Willſt du nicht, daß ich in's Weite flieh',
So verſuch' es und verwandle ſie
In gelinde, zarte Melodie!

XIX.

Wenn auf ein Haupt im Staube
Der Schwelle der Taberne
Dein Auge fällt, das ſtolze,
Tritt nicht darauf, ich flehe;
Es iſt das Haupt Hafiſens,
Der ſeiner ſelbſt nicht Meiſter;
Ach, mäßige der Reden,
Ach, zügele der Thaten
Entehrende Gewalt!
Es bildete, ſo ſcheint es,
Der Hochgebenedeite,
Der thut, was ihm gefällig,
Ganz aus Tabernenſtaube
Dies Weſen ohne Halt.
Wofern du das bedenkeſt;
Verzeihlicher bedünken
Und würdiger der Nachſicht
Wird dir des armen Alten,
Des ſchmählich hingeſunknen
Entadelte Geſtalt.

XX.

Aus der Welt zu fliehen,
Mich zurückzuziehen
In geweihte Stille,
War mein ernſter Wille;
Eilig aus dem Grauſe,
Welchem ich mein Leben,
Mein Gemüth entſchwor,
Wallet' ich nach Hauſe,
Schloß mich in die einſam
Abgelegne Klauſe,
Sandte meine Seele
In die reine Wohnung
Himmliſcher Naturen
Feierlich empor.
Wehe, welch ein Aufruhr!
Wehe, welch ein ſtörend
Weltliches Getöſe
Tönte mir in's Ohr!
All um meine hehre
Wonne war's geſchehen;
Denn hereinbegleitet,
Schleichend auf den Zehen,
Hatte mich die Liebe,
Hatte meinem Triebe
Nach Aſcetengröße
Hohn und Spott bereitet;

Mächtig ohne Schonung
Ihre Trommel ſchlug ſie,
Kräftig ohne Pauſe,
Eine Virtuoſin,
Ihre Wirbel trug ſie,
Ihre raſchen, vor.

XXI.

Wie könnte man Verzicht auf Liebe,
  Auf holder Anmuth Schimmer thun?
Wohl mehr, denn hundertmal verſucht' ich's,
  Doch jetzo will ich's nimmer thun.

Zwar grollt der Scheich, der ernſte Mahner,
  Und deutet in die Sternen-Au;
Dagegen ich: „Mein Gott, was ſoll ich
  Mit einem hohlen Flimmer thun?

Ein Vivat unſerm alten Wirthe!
  Denn was wir immer ſündigen,
Ihm ſind es eitel gute Thaten,
  Und ob wir auch noch ſchlimmer thun.“

XXII.

Die Liebe, ſie zerbreche mich;
Es raffe meine Kraft der Wein!
Nicht ſtark will ich und tapfer ſein;
Ich freue meiner Schwäche mich.

XXIII.

Es kommt, o Mönch, bei'm Beten nichts heraus;
Es ſteigert das nur innrer Ängſte Graus.
Weit beſſer iſt's, die Kutte zu vertrinken
Und trinkend in ein Meer von Seligkeit zu ſinken.

XXIV.

Schön iſt der Erde Thal;
Smaragdner Grüne Pracht,
Die goldne Roſe lacht,
Es laben Ambradüfte,
Es woget durch die Lüfte
Von Nachtigallentönen
Ein lieblicher Choral;
Es blinket der Pokal
Und tauſende von Schönen,
Die dieſes Luſtgewimmel
Mit ihrem Reize krönen,
Ermüden deine Wahl.
Was alſo willſt du weiter,
Betrogne Phantaſei?
Es iſt, ich ſag' es frei,
Vonnöthen uns kein Himmel
Und keine Himmelsleiter,
Nur daß die Seele heiter,
Nur daß die Sehe frei,
Zu blicken ohne Hülle
In dieſe reiche Fülle
Von Glück und Wonne ſei.

XXV.

Kommſt du, Freund gegangen
  Mit den Tafeln Moſe,
O ſo lacht im Garten
  Über dich die Roſe.

„Nun wohlan, ſo ruf' ich,"
  Sprichſt du, „dem Profoſſe."
Auf die Wache ſchleppen
  Wollteſt du die Roſe?!

Nimm, o Freund, von Nieswurz
  Eine ſtarke Doſe,
Und du ſelber denkſt wohl,
  Wie da denkt die Roſe.

„Viel zu frech, zu gottlos
  Denkt ſie mir, die loſe."
Daß du es begriffeſt,
  Wie ſie denkt, die Roſe!

Nicht auf Erden hegt man,
  Nicht im Ätherſchooſe,
Frömmere Gedanken,
  Als da hegt die Roſe.

XXVI.

Wehe meiner Trunkenheit!
Wehe meinem Liebebeben!
Biete mir für einen Gran
Heuchelei und Schlechtigkeit
Tauſend Tonnen Goldes an —
Keinen hegt der Buſen mir,
Keinen hab' ich hinzugeben.
Denn was auch vielleicht dahier
In des Herzens dunkler Hut
Raſtete von jenem Gut,
Es zerſchmolz in Minnegluth,
Es zerfloß im Saft der Reben.

XXVII.

Meine Lebenszeit verſtreicht,
Stündlich eil' ich hin zu Grabe,
Und wie wenig iſt's vielleicht,
Daß ich noch zu leben habe!

Drum, Geliebte, ſäume nicht,
Spende mir mit holdem Munde,
Ehe mir die Seel' entweicht,
Eine letzte ſüße Labe!

XXVIII.

Höre mir den Prediger,
Deſſen hohler Redeſchwall
Deinem Geiſte Bande flicht,
Höre mir den Pfaffen nicht!
Höre du die Nachtigall,
Die auf ihrer grünen Kanzel
Über Roſenſchöne handelt,
Über Lenz und Liebe ſpricht!

XXIX.

Willſt du in das Wahre dich
Rein vertiefen,
Höre mich;
Aber, ich beſchwöre dich,
Nichts verrathe jenen Schiefen!

XXX.

Lieb' und Rauſch' iſt ein Geheimniß;
Stille mit Erläuterungen!
Es der Menge klar zu machen,
Nicht genügten Engelzungen.

XXXI.

Auf geſpanntem Fuße ſtehen
Mit einander Welt und ich;
Liebſt du deinen guten Namen,
Lieber Freund, ſo meide mich!

Doch wofern du aufgekündigt
Jener alten Vettel haſt, RI, 1, 1, 973.4
O ſo komm in dieſe Roſen,
Zu Hafiſen lagre dich!

Wunderklänge wirſt du hören,
Fühlen nie gekannte Luſt,
Denn von Liedern träuft Hafiſens
Trunkne Lippe wonniglich.

Sohre ſelbſt vermählet ihnen
Den erhabnen Lautenſchlag;
Um ihn her im Sphärentanze
Drehen alle Himmel ſich.

XXXII.

Das Geſchehne, nicht bereut's Hafis,
Er bedauert, was er unterließ.

Schmerzlich iſt ihm jeglicher Moment,
Den er in ascetiſchem Verlies,

Den er nicht bei'm Klange des Pokals,
Den er nicht im Glanze des Genies,

Den er nicht an holder Liebe Bruſt,
Den er nicht gelebt im Paradies.

XXXIII.

Sing', o lieblicher Sängermund,
  Stets von neuem und ende nicht!
Spend' uns herrlicher Reime Fund
  Stets von neuem und ende nicht! —

In holdſeligem Minneſpiel
  Üb', o Schüler Haſiſens, dich,
Weil nur alſo das Herz geſund,
  Stets von neuem und ende nicht! —

Sieh, o Schenke, die Becher leer;
  Bring' uns, um zu bekräftigen
Mit dem Weine den edlen Bund,
  Stets von neuem und ende nicht! —

Daß ich theuer und werth dir ſei,
  Sag' es, Liebſte, denn nimmermehr
Ward mir ſüßere Mähre kund,
  Stets von neuem und ende nicht! —

Raſ' und tobe, du ſchwarzes Herz,
  Wenn es alſo gefällig iſt,
Unvernünftig und ohne Grund
  Stets von neuem und ende nicht!

Du, o Quelle des Lichts, jedoch
  Scheuch', o Sonne, die finſtre Nacht,
Hell durchſtrahle das Weltenrund
  Stets von neuem und ende nicht!

Anmerkungen.

Hafis.

I. Eine merkwürdige Mythe, die zu der ſpiritualiſtiſch theologiſchen Annahme eines verbrecheriſchen Falles oder Abfalles der Geiſter- und Menſchenwelt von urſprünglichen abſtrakteren Zuſtänden und einer beklagenswerthen Verſchlimmerung der Dinge durch ſelbigen den direkten Gegenſatz bildet. Die volle, warme, konkrete Lebendigkeit des natürlichen Daſeins, wie ſie ſich namentlich in dem Verhältniſſe der Geſchlechter zu einander offenbart, iſt dem perſiſchen Dichter zu Folge nicht etwas Niedriges, Schlechtes gegen jene uranfängliche Art des Seins, die man vorausſetzt und von der, als dem Höheren, Beſſeren, jener Anſicht nach nicht hätte abgewichen werden ſollen; dieſelbe, wenn ſie Statt fand, war vielmehr das unendlich Ärmere, Leerere, Befriedigungsloſere, über welches zu reicherer, lebendigerer Beſtimmtheit hinauszugehen, eine Nothwendigkeit, ein Fortſchritt, der Übergang zu einer höhern Stufe der Entwicklung war. Es wird ſo der bezeichneten düſtern, mit den verderblichſten Conſequenzen ſchwangern Vorſtellung und Lehre der große, heitere, die ganze Betrachtungsweiſe erfreulichſt umkehrende Gedanke einer fortſchreitenden, bei dem, was jene Theologie und Myſtik am leidenſchaftlichſten verwirft und verfolgt, als ihrem Ziel anlangenden göttlich-weltlichen Lebensentwicklung entgegengeſetzt. Zugleich iſt das Ganze ächt poetiſch ſo gehalten, daß es als eine der Geliebten dargebrachte Huldigung der ſchmeichelhafteſten Art erſcheint, indem dieſelbe als die Repräſentantin des natürlich Schönen und Reizenden überhaupt und als die vollendete Realiſation der es begründenden göttlichen Idee betrachtet wird. Dies, um die ſinnige, geiſtvolle und bedeutſame Natur der haſiſiſchen Poeſie nur an einem einzigen Beiſpiele zu zeigen und zu näherer Erkenntniß zu bringen.

X. **Juſſuf,** der bibliſche Joſeph.

XII. **Selma,** in der Verkleinerungsform **Suleima,** allgemeiner Name für eine Schöne und Geliebte in dieſer Poeſie.

XX. **Kaba,** der heilige Tempel in Mekka, der Punkt, wohin ſich alle Moslemen bei Verrichtung ihres Gebetes zu wenden haben.

XXX. **Medſchnun,** der Lieberaſende, der **Orlando furioso** des Orients.

XXXII. **Karun,** ein unermeßlich reicher Goldmacher, der orientaliſche Kröſus.

XLII. **Suleima,** dichteriſcher Mädchenname, vergleiche oben XII.

XLIV. **Kaf,** ein nach orientaliſcher Vorſtellung die Erde wie ein Ring umgebendes Gebirg.

XLVII. **Sohre, Suhre, Nahid,** die himmliſche Sängerin und Lautenſchlagerin, die durch ihr Spiel den Reigen der Sterne leitet.

LIV. Der Dichter ſpielt auf die im Jslam vorgeſchriebene Reinigung oder Waſchung vor dem Gebet an.

LXX. Der **Sidra-** oder **Tubabaum**, Baum des Lebens und der Erkenntniß im himmlichen Paradies, wo er mit ſeinen Zweigen ſämmtliche Palläſte und Gezelte der Seligen überſchattet.

LXXV. **Suren,** Abſchnitte des Korans; **Nachtſtern** und **Licht**, Überſchriften von ſolchen.

LXXXII. **Elif,** der erſte Buchſtabe des Alphabets von ſchlanker Form, zugleich die Zahl Eins.

LXXXIII. **Ghule,** eine Art von Wald- und Wüſtengeiſtern, die die Wanderer irre führen.

CIV. **Dſchem** oder **Dſchemſchid,** ein alter perſiſcher Fürſt, beſaß ein Gefäß, worin er alles Heimliche zu ſehen im Stande war. Dem Dichter gilt dafür das Weinglas.

CVII. Der perſiſche König **Khosru, Cosroes, Parwis,** entbrannte für die armeniſche Prinzeſſin **Schirin,** und ſetzte ſich in ihren Beſitz Als ſie der Bildhauer **Ferhad** erblickte, erglühte auch er für ſie und verlor darüber den Verſtand. **Medſchnun** und **Leila,** das bekannte Vorbild leidenſchaftlicher Liebe im Orient. Der Name **Medſchnun** bezeichnet einen Raſenden.

CXII. **Sofis,** Weiſe, die ſich in's Anſchauen des Göttlichen verſenken.

CXXVI. **Peris,** Feen, wohnend im **Dſchinniſtan,** hinter dem Gebirge **Kaf.**

CXLVII. **Bülbül,** die perſiſche Nachtigall.

CXLVIII. **Der Becher Dſchems, der Spiegel Alexanders** und **das Siegel Salomo's,** die drei Kleinode und Wunderdinge der drei größten Weltbeherrſcher, die mit ihnen verloren gegangen ſind. Im Spiegel **Alexanders** erblickte man, wie im Becher **Dſchem's** oder **Dſchemſchid's** alles Heimliche.

CLVII. »**Der Dſcheme zweitauſende**,« zweitauſend ſolche Fürſten und Weltbeherrſcher, wie **Dſchem** war.

CLXXIII. **Selſebil**, ein Nektarquell im himmliſchen Paradies.

CLXXVII. **Imam**, Prieſter, Vorſteher des Cultus, geiſtliches Haupt.

CLXXXII. Es iſt von den Sofis die Rede, welche zum Zeichen ihrer Beſchäftigung mit dem Himmliſchen **himmelblaue Kleider** tragen.

CLXXXVII. **Alexander** wanderte der orientaliſchen Sage nach in's Land der Finſterniß, um vom Quelle des Lebens zu trinken, ward aber von **Chiſr**, dem Hüter deſſelben zurückgewieſen.

CXC. CXCI. Durch **Narciſſe** und **Hyacinthe** werden Auge und Locke, wie durch **Rubin** der Mund der Geliebten oder des Lieblings bezeichnet.

CXCII. **Tuba**, der Baum des himmliſchen Paradieſes. Der Engel **Gabriel** iſt den Moslemen der höchſte der Engel, das Organ himmliſcher Eingebungen, der heilige Geiſt.

CXCVIII. Vergl. oben CLXXXII. Zu den in **blaue Kutten** gekleideten Sofis und Jungern des Scheiches **Haſan** gehörte der Dichter ſelbſt.

CC. **Huris**, die Jungfrauen des Paradieſes oder islamitiſchen Himmels.

CCI. »**Die zwei und ſiebzig Sekten**,« die 72 Ketzereien in der **Kirche** des Islam.

CCII. **Huris**, ſ. CC.

Zugaben.

Türkiſch.

X. Es war eine Zeit, wo die Bänkelſängerinnen in Galata nichts, als obiges Liedchen von **Ilmi** ſangen, das dieſer auf ein ungläubiges Mädchen, Namens **Louiſe**, gemacht.

Hebräiſch.

I. **Scheol.** Unterwelt, Todtenreich.

VIII. **Thirza.** Stadt in Paläſtina von anmuthiger Lage.

Neugriechiſch.

VI. **Charontas** oder **Charos**, der Engel des Todes, vorgeſtellt als ſtrenger, mürriſcher Greis. Steht im Zuſammenhang mit dem **Charon** des Alterthums.

Lettiſch-litthauiſche Volkspoeſie.

I. V. **Perkun.** der Gott des Donners.

XLVII—L. »Mitten in das poetiſche Land der Letten haben ſich fremde Leute eingeniſtet, die Deutſchen, die in prächtigen Schlöſſern und wunderreichen Städten wohnen, ſtets in Herrlichkeit und Freuden leben und oft mit grauſamer Proſa in das poetiſche Leben der Letten eingreifen.« **Kohl.**

Eſthniſch.

II. Die Eſthen pflegen ihre Särge nicht anzuſtreichen, ſondern ihre Todten in **glattgehobelten, weißen Tannenbrettern** beizuſetzen.

III. **Schweinefleiſch** iſt das delikateſte Gericht der Eſthen; ſie preiſen den Menſchen glücklich, der **es** immer genießen kann, und erzählen, es gebe bei dem Kaiſer von Rußland ſo hoch her, daß er alle Tage Schweinefleiſch und Speck auf ſeiner Tafel habe.

Sprüche und Räthſel der Letten und Eſthen.

II. Räthſel. 1) die ſcheltende Zunge. 2) Nadel und Zwirn. 3) das Ei. 4) Rocken und Finger der Spinnerin. 5) vier neue knarrende Wagenräder. 6) Reiter, Roß und Sattel.

P. o. [illegible]. 262

Mahomed

und ſein Werk.

52

Bei **Hoffmann & Campe** in Hamburg
iſt erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
Daumer, G. F., Haſis. Eine Sammlung perſiſcher Gedichte	1	15
— — Die Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums 2 Bde.	3	—
Burger, Iſidor. Helgoland, Lieder aus der Nordſee. 2. Aufl.	—	10
Cruſius, Beſuch in Hainthl, Idyll m. 6 Stahlſt	1	—
Glaßbrenner, A., April! Ein Gedicht	—	10
Hebbel, Fr., Gedichte.	1	—
— — Genoveva. Eine Tragödie in 5 Act.	1	—
— — Judith. Eine Tragödie in 5 Acten	1	—
— — Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerſpiel in 3 Acten	1	—
— — Der Diamant. Eine Komödie in 5 Acten.	1	—
Heine, Heinr., Buch der Lieder. 6te Aufl.	1	15
— — Neue Gedichte. 2te Aufl.	1	15
— — Reiſebilder. 4 Bde. 3te Aufl.	7	—
— — über den Adel	—	25
— — franzöſiſche Zuſtände	2	—
— — romantiſche Schule	2	—
— — Der Salon. 4 Bde.	6	20
— — über den Denunzianten	—	7½
— — über Ludwig Börne	2	—
— — Atta Troll. Ein Sommernachtstraum	1	—
Hoffmann v. Fallersleben, unpolit. Lieder. 2 Thle.	2	—
Immermann K., Das Trauerſpiel in Tyrol.	—	25
— — Tuliſäntchen	—	25
— — Kaiſer Friedrich II.	1	—
— — Verkleidungen	—	25
— — Memorabilien. 3 Bde.	5	10
Kriegslieder aus Schleswig-Holſtein.	—	7½
Lieder e. cosmopolitiſchen Nachtwächters. 2te Aufl.	1	—
— — Schleswig-Holſteiniſche, von einem Schleswig-Holſteiner	—	7½
Polenlieder, ein Todtenopfer	—	7½
Sang, der, des fremden Sängers. Eine Phantaſie.	—	7½
Schirmer, A., Politiſches Maibüchlein. Ein — — Tendenzroman in Verſen	—	10
Schirmer, politiſches Maibüchlein. Ein Tendenzroman in Verſen	—	10
Spaziergänge eines 2ten Wiener Poeten. 2. Aufl.	1	—
Tſcherkeſſenlieder	—	20
Wahrheiten, Politiſche, im Gewande der Dichtung.	—	5
Weitling, W., Kerkerpoeſien	—	15

Mahomed
und ſein Werk.

Eine
Sammlung orientaliſcher Gedichte.

Von

G. Fr. Daumer.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von H. G. Voigt in Hamburg.

Inhalt.

Präludien.

Seite

Erſte Abtheilung.

Der Hebräer 3

Zweite Abtheilung.

Der Araber 29

Mahomed und ſein Werk.

Erſte Abtheilung.

Koraniſch offenbarendes und belehrendes Gottes- und Prophetenwort. Mit Ergänzungen und Bereicherungen aus der Sunna 53

Zweite Abtheilung.

Erzählender und ſchildernder, hiſtoriſcher und hiſtoriſch-mythiſcher Art. Mahomed und ſeine Umgebungen. Chalifen. Osmaniſche Herrſcher. Geiſtliche und Rechtsgelehrte 125

Seite

Dritte Abtheilung.

Dichtungen und Phantaſieen, ſich anlehnend an bibliſche und islamitiſch hiſtoriſche Traditionen und Perſönlichkeiten 205

Vierte Abtheilung.

Bilder und Sprüche. Arabiſch, perſiſch, türkiſch . . . 223

Fünfte Abtheilung.

Formeln, Bekenntniſſe, Gebete 239

Weſt-öſtlich.

Poetiſcher Theil 247
Proſaiſcher Theil 255

Anmerkungen.

Präludien 337

Erſte Abtheilung.

Der Hebräer 338

Zweite Abtheilung.

Der Araber 338

Mahomed und ſein Werk.

Erſte Abtheilung 340
Zweite Abtheilung 347
Dritte Abtheilung 357
Nachwort 359

Präludien.

Erſte Abtheilung.

Der Hebräer.

I.

Warum der Mond ſo bleich und blaß? —
Ihm ſtahl die Farbe Neid und Haß.
Er war, da Gott ihn hingeſetzt
An ſeinen Ort, noch nicht, wie jetzt:
Er war geſchaffen gar und ganz
Der Sonne gleich an Licht und Glanz.
Nicht ſollte Tag und finſtre Nacht,
Sich folgen ſollte Pracht und Pracht:
Es ſollten, ewig hell und klar,
Zwei Sonnen ſein, ein fürſtlich Paar,
Und bei der einen Untergeh'n
Die andre ſchon am Himmel ſteh'n.
Die Sonne that mit ihrem Licht
Getroſt und friedlich ihre Pflicht;
Dagegen wär' ein ſchön'rer Stern
Der Mond geweſen gar zu gern.
Er ſtrengte ſeine Strahlenkraft,
Damit ſie prange ſiegerhaft,
Gewaltig an; doch ohne Frucht
Blieb alle Müh' und Eiferſucht.

Drob ärgert' er und kränkte ſich,
Bis alle Kraft und Schöne wich,
Und ſein Geſicht ſo ſchwach von Art,
So farbelos, wie jetzo ward.
Seitdem regiert der fromme Strahl
Der Sonn' allein im Weltenſaal,
Und ſonder Ehr' und Herrlichkeit
Durchweint der Mond die Dunkelheit.

II.

Zu Rabbi Chanina ſprach ſein Weib:
„Wie lang kaſteiſt Du Deinen Leib,
In dürftig enger Schranke lebend,
So bänglich oft in Sorge ſchwebend?
Bete zu Gott ein Kraftgebet!
Solch einem Manne, wenn er fleht,
Verſagt der Himmel keine Gabe.“
Da bat der Mann um goldne Habe;
Und ſieh, vom Himmel eine Hand
Bot alſofort ein Gnadenpfand,
Den Fuß von einem goldnen Stuhle.
Der zog aus ſeinem Sorgenpfuhle
Das frohe Paar mit einem Mal. —
Drauf wurde träumend in den Saal
Der ewigen Luſt emporgehoben
Des Rabbi Weib und ſah dort oben

Die Frommen all auf Wonneſitzen
Von Golde ruh'n und Freude blitzen.
Ihr Mann, der Rabbi, ſtand alleine;
Sein Stuhl, er hatte nur drei Beine
Und taugte nicht, wie andre Stühle,
Zu ſtandgerechtem Ruhepfühle.
Hiedurch erſchreckt, erwacht die Frau,
Berichtet die betrübte Schau
Und ſpricht: „O Rabbi, bete, bete,
Damit der ohne Witz erflehte
Dir dort gebrechend edle Hort
Rückkehre ſchnell an ſeinen Ort!“
Chanina that's. Die Hand zum Glücke,
Sie kam und zog ihr Pfand zurücke.

Auch du vielleicht haſt einen Segen,
So himmliſch und ſo hoch gelegen,
Haſt einen Stuhl im Geiſterſaal
Und darbeſt hier im Erdenthal.
Verwandele das hehre Gut,
Ob auch der Mangel wehe thut,
Nicht in ein irdiſch tiefgemeines;
Erhalte Dir's ein ewig reines!

III.

Ein Fremder hatt' ein Eſelein;
Das kaufte Rabbi Simon ein.
Das Thierchen unter ſeinem Hals
Trug heimlich einen Edelſtein.
Schon war der Fremde fortgereiſt,
Da blinkte dieſer Wonneſchein,
Und Alle riefen rings umher:
„Huld Gottes iſt, o Rabbi, dein.“ —
„Was mir verkauft der fremde Mann,“
So ſprach der Rabbi wahr und rein,
„Iſt offenbar der Eſel nur,
Und nimmermehr der Edelſtein;
Den nehme ſeine Hand zurück;
Behende geht und holt ihn ein!“

IV.

Der freundliche, freigebige Mar Ukba
Sandt' allemal vor dem Verſöhnungsfeſte
Vierhundert Kronen einem armen Mann.
Den überraſcht' einmal Mar Ukba's Sohn,
Wie er von altem, edlem Weine trank,
Und meldet' es dem Vater mit den Worten:
„Schlecht haſt du deine Gaben angewandt

Bei dieſem Manne, dem geheimen Schwelger.“
Antwortet' ihm Mar Ukba: „Stärkungen
Braucht, wie es ſcheint, der Schwächliche; daher
Soll künftig ihm zweifache Spende werden.“

V.

„Kurz iſt und einfach unſerer Lehre Sinn und Kern,“
Sprach Rabbi Hillel. Es vernimmt ein Heide das,
Stellt ſich auf einem Fuße vor den Rabbi hin
Und ſpottet alſo: „Lehre mich dein ganz Geſetz,
Indeß ich alſo ſtehe! Wenn du das vermagſt
Ein Jude will ich werden, ich gelobe dir's“ —
„Was du nicht willſt, daß dir die Leute thun, das thu'
Auch ihnen nicht,“ antwortete der Rabbi drauf;
„Das Weſen haſt du unſerer ganzen Lehre hier;
Denn Form nur iſt und Außenwerk das Uebrige.“

VI.

„Wer will Leben, Leben haben?
Leben hab' ich in den Händen,
Allen, Allen auszuſpenden
Seine Wonne, gern bereit.“
Alſo laut auf offnem Markte

Rief der Rabbi Alexander.
Alles ſtrömte zu dem Manne,
Wollte Leben, Leben haben.
Selbiger hierauf beſchenkte
Nicht mit einem Zaubertranke,
Nicht mit einem Trugrecepte;
Es entſtrömte ſeinem Munde
Dieſer Lehre Gründlichkeit:
„Wer von euch nach Leben dürſtet,
Möchte gut und lange leben,
Wahre ſorglich ſeine Zunge,
Jede böſe Rede zähmend,
Immerdar nur Frieden athmend,
Frieden ohne Haß und Streit!“

VII.

Gerechte leiſten mehr, als ſie verheißen.
So Abraham. Erſt, ohne viel zu gleißen,
Sprach er zu denen, die die Wanderſchritte
Herangelenkt an ſeine biedre Hütte:
„Empfanget einen Biſſen Brod! Ich bitte.“
Doch dann ertheilt' er Sara den Befehl:
„Du knete hurtig drei Maß Semmelmehl!“

VIII.

Zum Haupte der Schlange
Der Schweif begann:
„Du gehſt ſo lange
Mir ſchon voran;

Es führete billig
Auch einmal ich.“
Das Haupt war willig
Und kehrte ſich.

Der Schweif, ſtolzirend
Als Vorderheld,
Den Pfad verlierend
In's Waſſer fällt;

Und kaum erſteht er
Aus dieſer Fahr,
In Gluthen geht er
Und Flammen gar.

Noch iſt von dieſen
Die Wunde friſch,
Da zürnt mit Spießen
Ein Dorngebüſch.

Erſchrocken flieht er
Und ruft das Wort:
„Haupt, laß mich wieder
An meinen Ort!“ —

Um Schmach zu meiden
Und Mißgeſchick,
Voran ſoll ſchreiten
Ein ſcharfer Blick.

IX.

Ein Meiſter lehrt; da ſitzen,
Des Mannes erhabenem Geiſte zu lieb,
Um ihn herum vier Schüler:
Ein Schwamm, ein Trichter, ein Seiher, ein Sieb.

Der Schwamm, der große Trinker,
Saugt Alles, Alles, was da fleußt;
Nichts faßt jedoch der Trichter,
So viel man ihm in's Innere geußt;

Der Seiher hält die Hefe;
Das Klare wird zum Rinneborn;
Das Sieb — da fällt die Spreu durch,
Es bleibt jedoch das edle Korn.

X.

Um nicht Verluſt zu tragen
Laß immerhin Gezähmtheit
Und ſchüchternes Betragen!
Sogar in jungen Tagen
Geziemet Unverſchämtheit —
Den Lehrer auszufragen.

XI.

Es iſt ein giftig-böſes Schlängelein,
Das ſchloß der weiſe Schöpfer nicht allein
In einer Höhle Dunkelheit hinein,
Er wahrt' es auch vorſichtig in die Runde
Durch eine Doppelwand aus Elfenbein;
Und doch beſchädigt es zu aller Stunde! —
Die Schlangenhöhle liegt in deinem Munde,
Die Mauerwerke ſind der Zähne Reih'n,
Und Zunge heißt das böſe Schlängelein.

XII.

Das beſte Wort,
Damit es ſegne,
Will ſeinen Ort,
Will ſeine Friſt,
Dieweil unnütze
Das ungelegne,
Ja ſchädlich iſt.
Drum wenn du einen
In erſter Hitze
Des Zornes ſchauſt,
So ſchweig' und ſpare
Vernunft, die klare,
Bis ſeine Wilde
Sich ſatt gebrauſt.
Auch leiſte keinem
Die Tröſtepflicht,
Wenn ihm die bleiche,
Geliebte Leiche
Noch tief erſchütternd
Im Angeſicht.

XIII.

Wer iſt der Weiſe? — Der den Stolz entfernt
Aus ſeiner Bruſt, und gern von Allen lernt.

Wer iſt der Starke? — Der ſich ſelbſt bezwingt,
Nicht der zur Uebergabe Städte bringt.

Wer iſt der Reiche? — Der zu ſeinem Heil
Beſcheiden hinnimmt ſein beſchieden Theil.

XIV.

Das Meine mein,
Das Deine dein —
So ſagt die Menge.

Das Meine mein,
Das Deine mein —
So ſagt der Böſe.

Das Deine dein,
Das Meine dein —
So ſagt der Gute.

XV.

Die gute That thut's nicht allein;
Gut müſſen auch die Worte ſein.
Es wandeln arge Zungengrüße
In Bitterkeit, was noch ſo ſüße.

Ein armer Alter wankt zu Tiſch;
Es duftet ihm der ſchönſte Fiſch,
Es blinket ihm der beſte Wein,
Denn mitzuſpeiſen lud ihn ein
Der reich gewordne, ſtolze Sohn.
Der alte Mann mit frohem Ton:
„Wo haſt du doch,“ ſo fraget er,
„Die köſtliche Forelle her?“
Worauf der Junge läſterlich:
„Friß, alter Hund, und mäſte dich;
Doch mit Geſpräch mein Ohr verſchone!“
Was dünket euch von dieſem Sohne? —
Vergelten ihm den Labeſchmaus
Wird ein verdienter Höllengraus.

XVI.

Borgen und nicht Sorgen,
Das dauert einen Abend, einen Morgen.

Schmauſen und nicht hauſen,
Das endiget mit Grämen und mit Grauſen.

XVII.

Ich ging zu dem Acker des Faulen;
Ich ging zu des Thoren Weinberg.
Da ſproſſete Fülle des Unkrauts;
Da wucherte Dorn und Diſtel;
Zu verfallen begann die Mauer.
Ich ſah's mit Schrecken und Trauer;
Ich nahm mir ein Exempel;
Ich prägte mir's in's Herz.

XVIII.

Sammlung
kurzer Lehren und Sprüche
der Weiſen Iſraels.

Aus altteſtamentlichen und anderweitigen Quellen.

Wort anzuhören, ſei ſchnell achtſam;
Antwort zu geben, wohl bedachtſam!

Träume beflügeln Thoren;
Ihr Leben iſt verloren.

Sammele brav und karge!
Du liegſt verlacht im Sarge.

Doppelte Wage, doppelt Maaß —
Gräuel in Gottes Aug' iſt das.

Fröhlich und mit leichtem Sinn
Tanzt der Thor am Abgrund hin.

Beſſer, leben im wüſten Lande,
Als in widrigem Ehebande.

Stoß im Mörſer einen Narren!
Unzerſtoßen bleibt ſein Sparren.

Nicht ſpärlich haſt du dich bereichert —
Rein bleibend haſt du ſchwerlich aufgeſpeichert.

Dem Flehenden in Drang und Sorgen
Hilf ungeſäumt und ſage nicht: Komm morgen!

Sprich nicht, wie mir der Feind gethan,
So thu' ich ihm! Ungleiche That ſteht beſſer an.

Mit Deinem Brode ſpeiſe Deinen Haſſer,
Und dürſtet ihn, lab' ihn mit Deinem Waſſer!

Der Geiſel Schlag prägt Striemen ein;
Der Zunge Schlag zerſchmettert das Gebein.

Schwertſtiche fahren aus gemeinem Munde;
Aus edelem träuft Balſam auf die Wunde.

Sanftmüthige Worte wenden Haß und Grimm!
Doch böſe machen ſchlimmer noch, was ſchlimm.

Du ſchmeidige die Zunge
Und lerne, weich zu ſprechen!
Denn weiche Worte können
Steinharte Knochen brechen.

In menſchlicher Zunge Gewalt gegeben
Iſt Wohl und Weh, iſt Tod und Leben.

Ein ſanft Gemüthe
Voll Duldungsgüte —
Mehr als ein Held
Im Kriegesfeld.

Der Fügſame beweiſt, daß er verſtändig
Schwachſinn bekundet, wer unbändig.

Wird ſich der irdene Topf
Am ehernen Keſſel rächen? —
Es wird der arme Tropf
Anprallen und zerbrechen.

Nein, zeige nicht ſo wilde,
So grimmige Geberden!
Es ließ des Himmels Milde
Dich Menſch geboren werden.

Nicht ſtöre mit Geſchwätze,
Wenn ſchöne Töne wallen;
Verſpare deine Weisheit,
Bis daß ſie nicht mehr ſchallen!

Nicht allzuſtolz begrüße
Den Kleinen, nicht veracht' ihn!
Was geht über Honiges Süße? —
Die kleine Biene macht ihn.

Hochmüthiges Selbſterheben
Es geht dem Fall voran.
Du walle gleich und eben
Des Maaßes ſichre Bahn!

Der Zorn, er iſt des Segens
Ein allzukarger Born!
Was haſt du denn am Ende
Von deinem Zorn? — Den Zorn.

Verſtehſt du was, ſo ſprich
Getroſt vor Aller Ohren;
Wo nicht, ſo zeige dich,
Als wärſt du ſtumm geboren!

Woferne du beſchenkeſt
Sei hell dein Angeſicht
Und heiter; denn wo nicht,
Beſchenkſt du nicht, du kränkeſt.

Auf ein Gemüth von Adel
Wirkt ſchon ein leiſer Tadel;
Vergebens durchgebläut
Wird ſtumpfe Niedrigkeit.

Nicht vor des Thoren
Verpichten Ohren
Sprich deine Sprüche!
Sie ſind verloren.

Wenn gröblich einer und niedrig ſpricht,
Zu gleicher Art erwiedre nicht!
Sonſt biſt du gefallen aus deinem Orden,
Biſt ſo, wie er, du ſelbſt, geworden.

Gefällige Miene, freundlich Wort
Iſt überall an ſeinem Ort;
Doch dein Vertrauen, es ſei bewahrt,
Sei dem Geprüften aufgeſpart!

Nicht auf die Pracht der Kanne ſchau'
Mit allzuleicht bethörtem Sinn;
Ins Inn're blick' und ſieh genau,
Ob Waſſer oder Wein darin!

Nur einmal überwinde dich,
Beſiege dich das zweite mal!
Schon löſet deine Feſſel ſich,
Schon biſt du frei von Kampf und Qual.

An Gottes Werken groß und ſchön,
So oft ſich auch dein Blick erbaut —
Er hat ſich nimmer ſatt geſchaut,
Er wird ſich nimmer müde ſeh'n.

Beut deine Bruſt der Lanze deines Freundes!
Es wird dich ärztlich heilen ihr Verſehren;
Nicht Deinen Mund dem Kuſſe deines Feindes!
Sein giftiger Hauch wird Weh und Tod gebären.

Wechſele Gold, ſo wirſt du Silber erhalten,
Wechſele Weisheit! Neue zu der alten,
Goldne vielleicht zu der von Silber fügſt du,
Und die alte, die wirſt du auch behalten.

Es diene deinem ſchönbelehrten Herzen
Nie zur Befriedigung,
Zu ſehen deinen Bruder in den Schmerzen
Seiner Erniedrigung.

Unmögliches — o wähne nicht,
Das geb' es auf dem Erdenrunde!
Ein jeglicher hat ſeine Stunde,
Wo ſeine Kraft und Stärke bricht.

Perlen und Diamanten —
O welch ein ſchaler Wuſt,
Vergleichſt du ſie der Luſt,
Zu ruh'n an eines holden Weibes Bruſt!

Blüht ein geliebtes Weib dir,
Sei noch ſo arm, ſei noch ſo ſchlicht —
Stets fröhlich iſt dein Herze,
Stets heiter iſt dein Angeſicht.

Hat dir die Huld des Herrn
Ein edles Weib gegeben,
Verdoppelt hat er dir
Die Tage deines Lebens.

Ein ungeliebtes Weib
Macht deine Seele krank,
Macht deine Hände laß,
Macht deine Kniee ſchwank.

Gold in der Truhe
Und viel Getümmel —
Weit beſſer Ruhe
Bei Brod und Kümmel.

Es blüht der Leib, wenn ſtill das Herz, in ſüßem Heile;
Doch Eiferſucht iſt Knochenfäule.

Wie oft geſchieht's, daß lachend unſer Mund erſcheint
Und tief in unſerem Inneren die Seele weint!

Der eigenen Bruſt allein
Iſt, die ſie fühlt, die Luſt
Und Seligkeit bewußt,
Sie ſelber nur ermiſſet ihre Pein.

XIX.

Räthſelſcherz.

Ein Zwerg, von Farbe, wie Mohren ſind.
Doch nicht geboren als Mohrenkind,
Pflegt, ohne blanken Stahl zu tragen,
Doch Wunden ohne Zahl zu ſchlagen.
Auf allen Wegen ſchwärmet er;
Auf allen Stegen härmet er;
Er drängt ſich in dein Kabinett,
Er zwängt ſich in dein Ruhebett.
Wenn Schlaf die Welt
Gefangen hält,
Da überfällt
Der winzige Held
Dich ſachte, ſacht
Im Nachtgezelt
Und liefert eine blutige Schlacht.
Nimm dich in Acht!
Stell' eine Wacht!
Du biſt verlacht;
Er kommt und keine Diele kracht.
Und willſt du ihn haſchen,
Und willſt du ihn
Zur Strafe zieh'n —
Er weiß zu flüchten, er weiß zu flieh'n,
Du beſtauneſt ergrimmt den Naſchen.

Zumal iſt er
Den Frau'n gefähr;
Schön Mägdelein, daß er verſehr',
Iſt ſein Begehr
'S iſt keine ſicher im Land umher.
Gedenkt ein holdes Kind zu ruh'n,
Und lieblich einen Schlaf zu thun –
Er nagt es;
Da klagt es;
Man fragt es;
Da ſagt es:
„Gekommen iſt der Neger,
Der böſe Schmerzerreger,
Der gräuliche Wundenſchläger,
Der abſcheuliche Frauenjäger;
Er hat ohn' alle Schonung mit Behagen
In meinem Schooß die Wohnung aufgeſchlagen;
Er ſchwelget ohn' Erbarmen nach Gelüſten
Hier zwiſchen meinen warmen jungen Brüſten,
Als wär' er, o Graus,
Mein Myrrhenſtrauß *),
Als dürft er hier, ein ſüßer Buhle, niſten.
O weh, wie ſpießt er
Die zarte Haut! O weh, mein Blut vergießt er;
Ja völlig wie ein Prieſter,
Schenkel und Bruſt erkieſt er,

---

*) Hohes Lied. I. 13.

Die Bruſt als Webe,
Den Schenkel als Hebe,
Und nimmermehr, ſo ſehr ich leide, büßt er.“
So ſtöhnt die Maid, kann ihre Qual nicht bergen;
Es tröſten ihr nicht Salben und Latwergen
Das wunde Weh. Vermag ja doch den Zwergen
Der Fürſt ſogar mit allen ſeinen Schergen,
All ſeiner Krieger Trutz und Troß
Zu Fuß und Roß
Zu ſcheuchen nicht von ſeinem Schloß;
Wider ihn, was will Schwert, Lanze, Geſchoß!
Er iſt ein Schmieger,
Er iſt ein Flieger,
Er iſt ein Springer,
Ein Eindringer
In alle Zwinger,
Sich-Durchſchwinger
Durch alle Finger,
Ein hin und her die Wege Bieger
Und nimmermehr ein Schlägekrieger.
Doch dieſer kleine, ſchwarze Mann,
So oft er auch die Schlacht gewann,
So oft er in die Nacht entrann —
Damit von ihm die Welt geſunde,
Schlägt dann und wann
Auch ſeine Stunde;
Zerwettert dann
Zerſchmettert dann

28

Von Mann und Weib
Von Weib und Mann
Iſt eine Wunde
Sein ganzer Leib;
Dann im Moment geht er zu Grunde.

Zweite Abtheilung.

Der Araber.

I.

Wir Drei ſind Eines,
Ich, Roß und Lanze.
Dies dreifach Eine,
Dies kühne Ganze,
Schau es im Felde,
Schau' es im Glanze,
Schau' es verherrlicht
Im Waffentanze!

II.

Und wohn' er in feuriger Hölle Graus,
Zum Ruhme deine Straße ziehe!
Und wäre ſie hoch im Azure zu Haus,
Die Schande nur, die Schande fliehe!

III.

Ein ob ſeines Haares gelobter Knabe

ſpricht:

Nicht rühme dieſe junge Lockenpracht,
Die ich ſo ruhmlos auf dem Haupte trage;
Erhebe ſie an jenem Ehrentage,
An welchem ich den erſten Sieg erjage,
Die fliegende durch das Gewühl der Schlacht!

IV.

Ich bin ein Held,
Dem Sittenadel
Und Seelenſtärke
Nie ungetreu.
Ein Hort bin ich,
Wie man ihn brauchet
Zur Zeit der Noth
Und der Gefahren;
Ein junger Leu,
Der da beweiſet
Daß Kraft und Kühnheit
Zu Haus in Jemen

Und ewig neu.
Ich bin ein Sohn
Der Bergeshöhen,
Ein Sohn der Wüſten,
Der langgedehnten,
Ein Sohn des Hiebes,
Ein Sohn des Stoßes,
Ein Sohn des Grimmes,
Ein Sohn der Großmuth,
Ein Sohn des Fluges
Auf hohem Roſſe,
Ein Sohn der Rede,
Die Rythmus athmet
Und Melodei.
Von Stahl mein Arm,
Mein Herz von Eiſen;
In allen Künſten,
Die da gekrönet
Mit hohen Preiſen,
Mein Geiſt geübet:
Nichts im Bezirke
Des Seins hienieden,
Was groß und ſchwer mir
Und hoch bedünket,
Was Furcht mir reget
Und zage Scheu.

V.

Es ſchilt die Welt, was reinſter Ehre werth,
Daß nicht mein Herz zu Hofe hinbegehrt.
Dort an der Thüre ſteht der Kammerherr,
Der einzugeh'n geſtattet oder wehrt;
Mir aber ſoll, wo mir zu geh'n beliebt,
Eingang verſchaffen dieſes ſcharfe Schwert,
Und dieſe braune Lanz' in meiner Hand,
Und, das ich reite, dieſes edle Pferd.

VI.

Eine Araberin

ſpricht:

Was mir behagt, Arabiens freiem Kinde,
Euch rauh bedünkt, mir lieblich und gelinde,
Ich künd' es euch, in einen Reim gefaßt.

Ein leicht Gezelt, worin die Winde wühlen
Und eine Ruh' auf ſchimmerloſen Pfühlen —
Weit lieber, als ein goldener Pallaſt.

Ein Hund, bemüht, von meiner armen Hütte
Hinweg zu ſchelten alle böſen Schritte —
Weit lieber, als der Katze fette Raſt.

Ein jung Kameel, das keine Bande leidet
Und ſprungbeglückt auf meiner Heide weidet —
Weit lieber, als gedrückter Eſel Laſt.

Ein ſchlicht Gewand, ſo einfach als genügend,
Ohn' alle Zier die Glieder mir umſchmiegend —
Weit lieber, als der Prachtgewande Glaſt.

Ein Heidejüngling, ſchlank, behende, flüchtig,
Von nichts erſchreckt und aller Weiſe tüchtig —
Weit lieber, als ein Städter aus der Maſt.

VII.

Die wilde Drohung aus dem Mund des Feindes
Kann meinem Muth nur größre Stärke leih'n.
Dem Scheltewort, dem Rügeblick des Freundes
Beb' ich allein.

VIII.

Unbeugſam ſteh' ich, o Welt, genüber dir;
Betrage du dich, wie du willſt, genüber mir!
Nicht eine Stunde, die nicht mein ſtolzes Sein
Bekrönt mit Thatengröße, mit Tugendzier;
Nicht ein Unehre- vertragender Tropfe Blut
In meiner Ader, in meinem Herzen hier.

IX.

Es dünket dich voll Größe mein Gedicht;
Ich lege drauf kein ſonderlich Gewicht.
Der Löwe brüllt, und wer es hört, erſchrickt;
Ihm iſt's Natur; er ſelber achtet's nicht.

X.

Motenebbi an Seifeddewlet.

Auf eine wunderſchöne Weiſe
Wohlwollte Gott ſo mir, wie dir:
Mein Dichterwort, es wurde mir,
Und dir der Ambra ſeiner Preiſe.

XI.

Vier Gnadengeſchenke
Hat Gott gegeben
Dem Araber:
Den Turban erſtlich;
Er ſteht viel beſſer
Als eine Krone —
Das Zelt ſodann;
Es iſt bequemer
Als ein Pallaſt —
Das Schwert zum dritten;
Es ſchützt viel beſſer
Als Mauerwerke —
Die Kunſt, die ſchöne,
Des friſchen, freien
Geſanges endlich;
Er iſt viel höher
Im Preis zu ſtellen,
Als was all' Andre
Mühſam erkünſteln
Und ſorglich wahren
In Schrift und Buch.

XII.

Es kam zu Ahnaf einer, um zu ſchmäh'n.
Der aber ließ es über ſich ergeh'n
Und ſchwieg dazu. Am Ende brach er auf;
Er hatte der Gemeinde vorzuſteh'n.
Der Andre folgt' und geiferte ſo fort,
Ahnaf jedoch ließ keinen Aerger ſeh'n.
Doch an dem Orte, wo man ihn zur Zeit
Erwartete, da blieb der Gute ſteh'n
Und ſprach zu jenem: „Bleibe hier zurück!
Ich rathe dir's. Du magſt mich immer ſchmäh'n,
Wenn wir allein; vor meinem Ohre wird
All dieſer Harm in leere Luft verweh'n.
Doch höret die Gemeinde, was du ſagſt,
Die möchte ſich auf's Dulden nicht verſteh'n,
Und ich bedau'rt' es innig, ſollte dir
Um meinetwillen was zu Leid geſcheh'n.“

XIII.

Sie ſchlummert ein in meinem Arm zu Nacht —
Da lacht ſie mir als ſtille Mondenpracht.

Sie ſchlägt die ſonnenhellen Augen auf —
Da iſt in ihr der lichte Tag erwacht.

Die Sonne, die gemeine, kommt nun auch,
Und, ach, da geht ſie, die mir Heil gebracht.

Und wie ſie mir geſchwunden aus dem Blick —
Mitten im Tage dunkelt tief die Nacht.

XIV.

Ein alter König aus Jemen

ſpricht:

Mir weh zu thun, wie müht ſie ſich
Der Neider und der Feinde Schar!
Ich lache drob und freue mich
Des Tages aller Sorge bar.

Es grünt die Flur, es lacht die Welt,
Ein paradieſiſch Luſtrevier,
Und eine ſüße Dirne hält
Den Weinpokal aus Golde mir.

XV.

Die Seel' iſt auf der Wanderſchaft,
Zu Mekka liegt der Leib in Haft.

In dieſe Gruft zu dringen her,
Wie wurde dir, o Lieb, die Kraft?

Dein ſüß Gebild zu laſſen ein,
Auffſprang die Pforte zauberhaft.

Doch labte nur ein Augenblick;
Dann warſt du neu dahingerafft.

Dies klag' ich einzig, klage nicht
Mißhandlung und Gefangenſchaft.

Ich dulde jedes Erdenloos,
Wie Männer müſſen, unerſchlafft;

Ich lache, dräut der Tod heran,
Und ſei er noch ſo ſchauderhaft;

Mir bändiget den Geiſt allein
Zu dir die tiefe Leidenſchaft.

XVI.

Die Huldin ohne Gleichen,
Gehüllt in ihre Schleier,
Daß Wahnſinn nicht die Welt
Ergreif' ob ihres Anblicks,
Sie ſtieg auf ihr Kameel,
Und Alles um ſie her,
Es lauerte voll Spannung
Auf Reize, die ſich jetzo
Vielleicht dem Auge böten;
Und ſiehe da, ein Fuß,
Ein himmliſcher, ein Knöchel,
Ein wundervoll geformter,
Entblößte ſich, und ſtarr
Vor Staunen und Entzücken
War ſämmtliche verliebte,
Verlorne Männerſchaar.

XVII.

O wie entflammen
Mich jene Reize,
O welcher Hulden
Bin ich bewußt!

Und ich genöſſe
Was ich begehre;
Denn nicht die Welt
Mit ihrem Tadel,
Mit ihrer Rache
Hält mich zurücke
Von jenem Munde,
Von jener Bruſt; —
Doch ſtrenge wehrt
Mein Seelenadel;
Denn nicht ſie ſelber
Verderben ſoll ſie,
Die düſtre Folge
Verhohlner Wonne,
Verſtohlner Luſt.

XVIII.

Nein, nicht für mich
In Nacht und Nebel
Schweiſ' ich erwerbend;
Für ſie geſchieht es,
Die ſüße Tochter,
Für ſie allein.

Nein, nicht für mich
Dem Tode wehr' ich,
Da gerne ſterbend
Mein Haupt ſich neigte;
Für ſie beharr' ich,
Nur für Umeima
In dieſem Sein.

Ich weiß ja, wie
Verwandte denken;
Es würde ſie
Der Bruder kränken,
Der Ohm, der rauhe,
Unſanft behandeln
Ein ſchlechter Hort.
Welch eine Lage
Niemals erduldet
Im elterlichen
Gewohnten Port!
Denn nie betrübte,
So lang ſie lebet,
Ihr zartes Seelchen
Ein Vaterwort.

XIX.

Asmai

erzählt:

Durch die Wüſte reiſt' ich
Kam zu Beduinen,
Und ſofort ein Haufe
Mägdelein und Frauen
Flog heran voll Eifer,
Faßte des Kameeles
Zügel hold-geſchäftig,
Half mir ab vom Thiere,
Sattelt' ab und pflegt' es;
Führete mich ſelber
In die Zeltbehauſung,
Diente mir und lauſchte
Jeglichem Bedarf.
Solcher Art verſtrichen
Bei dem Volk der Wüſte
Heiter und behaglich
Mir der Tage dreie;
Wie ſodann am vierten
Ich von hinnen eilte,
Keine Seele fand ſich,
Die dem Gaſte beiſprang,
Sein Kameel zu ſatteln

Und ihm aufzuhelfen;
Still beiſeit getreten
Waren ſie geſammt.
Ob ſo ſonderbaren
Widerſpruchs im Handeln,
Stand ich in Verwundrung,
Wußte keine Deutung;
Doch es trat der Mägdlein
Eines aus dem Haufen,
Recitirte lächelnd
Dieſen im Momente
Componirten Reim:

„Kommt der Gaſt, es ehret uns, geſchäftig
Nah zu ſein, ſo wie er uns erſchienen,
In's Gezelt ihn freundlich einzuführen,
Und mit allem Fleiße zu bedienen.
Bricht er aber auf und nimmt er Abſchied,
Beizuſpringen ihm mit Eifermienen
Und bedienend ſeine Flucht zu fördern —
Schande wär's, o Freund, dem Beduinen."

XX.

Ein Mann von Temim giebt dem König von Hira ſeine Stute nicht.

Gott ſegne dich, o König!
Doch jene, die Sakab,
Die heg' ich und die pfleg' ich
Getreu bis in das Grab.

Kurah, der Hengſt, erzeugte
Ihr edles Elternpaar,
Das, in die Wette rennend,
Nie ohne Palme war.

Und ſie, die Feine, ſelber,
Wie wundervoll gebaut,
Wie trefflich auf der Reiſe,
Wie klug, wie ſanft, wie traut!

Sie iſt ſo werth gehalten —
Es hungern alle gern
Die mir im Hauſe walten,
Daß ihr der Hunger fern.

Solch eine Perle zahlen,
Das ſiehſt du ſelber ein,
Nicht kann's ein Haufe Goldes,
Nicht kann's ein edler Stein.

Gott ſegne dich, o König,
Doch jene, die Sakab,
Die heg' ich und die pfleg' ich
Getreu bis in das Grab.

XXI.

Omar, ein Greis und rauh von Art,
Ein Weibchen hatt' er wunderzart;
Doch da ſie ſchlecht die Treue wahrt,
Befiehlt er ihr die Scheidefahrt.

Drauf lebt ſie einem Mann geſellt,
Der ihren Augen wohlgefällt;
Es wird jedoch dies Glück vergällt,
Dieweil das Pärchen Noth befällt.

Da wagt's die Frau und ſendet hin
Und pocht an Omar's Edelſinn:
„Ein wenig Milch zum Troſtgewinn
Aus deiner reichen Fülle rin'!"

Doch er, der Harte, mit Inſult:
„Solch einem Weibe ziemt Geduld;
Nie ſprudle mehr ſo ſchnöder Schuld
Ein Born der Milch, ein Quell der Huld!"

Der Bote kehrt und giebt Bericht:
Die Frau mit ſüßem Angeſicht
Um des Geliebten Nacken flicht
Den weichen Arm und alſo ſpricht:

„Herb iſt der Mangel, herber noch
Ein nicht zu tragend Ehejoch.
Schlürf', Omar, Milch und Galle koch'!
Bleibt Liebe mir und Molke doch."

XXII.

Ich ſah einmal ein Beduinenweib
Ein reizendes, mit einem häßlichen
Gemahl vereint, und fragte ſie: „betrübt dich
Die Mißgeſtaltung deines Gatten nicht?"
Sie ſprach: „In Gottes Augen iſt er ſchön,
Denn edel iſt er von Gemüth und Geiſt,
Und ich betracht' ihn mit dem Auge Gottes."

XXIII.

Ich ſag' euch, wollt' ihr ihn hören an,
Gar einen luſtigen Fall an.
Es ſing der Sterne Wacht an;

Da war ein Dieb und ſein Kumpan,
Die gingen ihre Nachtbahn.
Sie fochten einen Stall an,
Es wachte da kein Packan,
Ein Rind war gebunden an,
Und auf der Erde ruht ein Mann,
Betagt und nicht mehr wohlgethan,
Sein junges Weibchen knapp an.
Die Diebe traten ſacht an,
Und ſo der eine Schnapphahn
Zu ſeinem Bruder Schelm begann:
„Seh'n wir die Kuh als unſer an,
Erſchlagen den Krüppel, den Ehemann,
Beſchlafen ſein junges Weib dann!“
Bang ſtieß der Mann ſein Weib an
Sprach: „Hörſt du, Weib, den Satan?
Sie thun mir einen Tod an,
Legen's auf deinen Leib an;
Was giebſt du mir für Rath an?“ —
„Ich denke,“ ſprach ſie, „lieber Mann,
Wir warten's ab.“ Zu Zorn entbrann
Unbändiglich der alte Mann
Und flucht' und that das Weib in Bann,
Das ſo verruchte Rede gethan.
Das Gaunerpärchen hört' es an,
Es lachte, was man lachen kann,
Und lachend in die Nacht entrann.

XXIV.

Die größten Wunder auf der Erden
Sind Haſen, die zu Helden werden,
Sind Aſtronomen, welche blind,
Geizhälſe, die voll Milde ſind,
Tonkünſtler, welche taub von Ohren,
Ausrufer, welche ſtumm geboren,
Fettwänſte, die ſo leicht wie Luft,
Und Böcke, reich an Ambraduft,
Sind Schwarze, die ſich tätowiren,
Poeten, die nicht declamiren,
Sind Feuerbrände, die nicht glüh'n,
Und Blumenflore, die nicht blüh'n,
Bittſteller ohne Reverenzen,
Couriere, die von Fette glänzen,
Schatzfinder, welche ſich nicht freu'n,
Matroſen, die die Woge ſcheu'n,
Sind ſcharfe Zwiebeln, die nicht beizen,
Und ſchöne Buſen, die nicht reizen,
Sind Zecher, die die Schenke flieh'n,
Verliebte, die nicht Feuer ſprüh'n,
Caſtraten, die ſich trauen laſſen
Und Frauen, die die Liebe haſſen.

Mahomed

und

ſein Werk.

Erſte Abtheilung.

Koraniſch offenbarendes und belehrendes

Gottes- und Prophetenwort.

Mit

Ergänzungen und Bereicherungen
aus der Sunna.

1.

Nur Gott iſt Gott, nur er allein iſt Gott –
Der Schöpfer er, der Gründer und der Bildner,
Der ewige Behüter alles Seins,
Allmächtig, allgebietend, allbewußt,
Allgütig, allerbarmend, allgeneigt,
Der Retter er, der ſtarke Fels und Hort
Der Seinigen, der allgemeine Richter,
Der Heilige, der allerhöchſte Herr!
Gott ſei gelobt, der ohne Gleichen iſt,
Den nur der Namen edelſte verkünden!
Ihn lobe, was in Himmel und auf Erden!
Er iſt der Größte, Beſte, Weiſeſte;
Nur Gott iſt Gott, nur er allein iſt Gott.

II.

Gottes iſt der Orient;
Gottes iſt der Occident.
Mag ſich euer Angeſicht
In gewohnter Betepflicht
Hier und dorten hinbewegen,
Ueberall iſt Gott zugegen.
Daß jedoch kein Unterricht
Mangele, kein Zweifel laſte,
Jede Fehde ruh' und raſte:
Mit gebeugtem, frommen Sinn
Kehret euch zur Kaba hin!

III.

Was heißt gerecht in Gottes ſein? —
Nicht daß ihr euer Angeſicht zum Aufgang
Hinwendet oder hin zum Untergang.
Es iſt der Glaub' an ihn, den Einzigen,
An ſeine Boten, die von ſeinem Thron
Ausgeh'n in alle Welt, an die Propheten
Durch die er redet, an die heilige Schrift
Des Alkorans und an den großen Tag
Des allgemeinen, ſchließlichen Gerichtes;
Es iſt die Liebe zu dem Gott der Huld,

Dem Gott der ewig über alles Sein
Ergoſſenen unendlichen Erbarmung,
Die Liebe, die da thätig iſt in Milde,
Die des Gefangnen Bande willig löſt,
Vertheilet an bedürftige Verwandte,
Verſchenket an Verlaſſene, Verwaiſte,
An Pilger und Verarmte Hab' und Gut;
Es iſt die treue, redliche Bewahrung
Geſchloſſener Verträg' und Bündniſſe,
Ausdauer und Geduld in Mißgeſchick
Und Tapferkeit und Muth im heiligen Kriege.

IV.

Allah zu Mahomed:

Sie werden dich fragen:
Wem ſollen wir
Wohlthaten erzeigen? —
Erzeiget euch,
So ſollſt du ſagen,
Mild gegen Eltern
Und Anverwandte —
Das ſind die nächſten
Und engſten Bande;
Dann gegen arme

Verlaſſene Waiſen;
Auch gegen die,
So als Pilgrime reiſen;
Auch gegen alle,
Die Mangel leiden!
Ihr ſollt ſie tränken,
Ihr ſollt ſie ſpeiſen.
Ihr ſollt ſie kleiden,
Wofern ſie bloß.
Doch gegen die Feinde
Des wahren Glaubens,
Ausrücken ſollt ihr
Und tapfer ſtreiten
Und nicht vermeiden
In feiger Ruhe
Des Kriegers Loos.
So mit der Milde
Wohlthätiger Werke
Sei Muth verbunden
Und Kraft und Stärke;
In gleichem Maaße
So hier, wie dorten
Uebt euere Tugend!
Der Lohn iſt groß;
Ihr ſollt's erfahren
Im Wonneſchooß.

V.

Nicht kärglich und mit filzigem
Bedachte theilt, ihr Gläubigen,
Almoſen aus; gebt nicht allein
Das Schlechte, das Verachtete,
Unwerthe, das ihr habet,
Gebt freudig auch das Beſſere! —
Auch ſpendet eure Gaben nicht
Ruhmſüchtigen Gepränges aus!
Die edelſte Wohlthätigkeit
Iſt jene, die den Dürftigen
In tiefſter Stille labet. —
Geſchenke, die ihr gabet,
Vorrücket den Beſchenkten nie
Mit kränkender Demüthigung!
Vernichtet iſt das gute Werk,
Zurückgerafft in eure Hand
Durch ſolche tiefe Kränkung
Iſt eure ganze Schenkung,
Vernichtet durch ſo trübe Schuld
Auch eures Thuns Gedenkung
Durch göttliche Vergeltungshuld.

VI.

Allah

ſpricht:

In Gärten und bei Quellen,
Kryſtallenen und hellen,
Im himmliſchen Revier
Sind wonnevolle Stellen,
Sind nie getrübte Zonen,
Wo Fried' und Freude wohnen,
Und da, da werden wir
Die Guten all' belohnen,
Die auf der Erde hier
Nichts Eigenes verſchonen,
Und jene nicht allein
Durch ihre Fülle laben,
Die in der Sonne Schein
Um mildgereichte Gaben
Zu ihrem Ohre fleh'n,
Nein, mit dem Blick der Güte
Auch auf die Armen ſeh'n,
Die, zarte Scham im Herzen,
So ſehr der Hunger wüthe,
Mit ihrer Armuth Schmerzen
In Nacht und Dunkel ſteh'n.

VII.

In böſen und in guten Tagen übt
Wohlthaten aus mit immer gleicher Güte,
Und keines Unmuths Tyrannei beherrſch' euch
Und ſchließe geizig eure Herzen zu!
Ein jäher Zorn wenn euch ergreifen ſollte,
Ihn ungeſäumt zu zügeln ſeid beſtrebt,
Und, ſtatt der Rache wildem Ungeſtüm
Euch hinzugeben ohne Maas und Ziel,
Laßt der Vergebung edle Ruhe walten!
Gelinden und verzeihenden Gemüthern
Iſt Allah hold und hat zu ihrem Lohne
Des Paradieſes ſchöne Flur geſchmückt.

VIII.

So große Luſt an Thaten edler Milde
Hat Gott der Herr — vollbringſt du nur ſo viel,
Als eine Mücke wiegt, die wunderleicht
Und faſt gewichtlos in der Sonne tanzt —
Nicht wäget er alleine, was zu wägen
Nach Fug und Recht, er wäget dir dafür
Großmüthig einen Zentner Heil und Segen.

IX.

Der Reiche, der im Ueberfluſſe ſchwelgt,
Und ſeinen Bruder neben ſich hinſterben
Vor Mangel läßt — auf keine Gnade hoff' er,
Auf kein Erbarmen bei dem höchſten Herrn!

X.

Weh dir, wofern du beteſt
Und keine Seele liebeſt
Und keine ſchöne Pflicht
Und edle Tugend übeſt,
Ein leerer Gottesſchmeichler;
Dein harret, o du Heuchler,
Ein ſchreckliches Gericht.

XI.

Sie, welche die Habe der Waiſen freſſen,
Wißt, daß ſie reines Feuer eſſen!
Und das, ob auch in dieſer Welt,
Wo Rache zögert und Vergelt,
Noch nichts davon in's Auge fällt —

Ausſchlagen hell — welch eine Klage! —
Wird es aus ihnen an jenem Tage,
Wo ſeine heilig große Wage
Der allgerechte Richter hält.

XII.

Kauf und Verkauf hat Gott erlaubt;
Der Wucher aber iſt verpönt.
Denn welch ein Ungeheuer
Der Wucherer, der Gut auf Gut
Verſchlingend unbarmherzige,
Dem nur der Mammon heilig iſt,
Und nur der Kaſten theuer!
Erſtehet er vom Schlummer einſt,
Vom tödtlichen — Verzweifelung
Verzerret ihm das Angeſicht;
Denn vor dem Auge fürchterlich
Steht ein erzürnter Richter ihm
Und grimmiger Hölle Feuer.

XIII.

Ihm, der da ſchuldet und, gedrückt von Noth,
Nur ſchwierig und mit ſaurer Mühe leiſtet,

Dem, Mosleminen, ſchenket eine Friſt,
Und nicht ohn' alle Schonung und Geduld
Beſtürmet und bedränget ihn, den Armen!
So viel gebietet euch die ſtrengſte Pflicht.
Doch wolltet ihr, euch nicht damit begnügend,
Ihm ſeine Schuld erlaſſen ganz und gar,
Glorreich und edel wäre dieſe That,
Und würdig eines ungemeinen Lohnes.
Sie zu verüben, ich beſchwör' es euch
Bei'm Sternenzelte, würdet' ihr nicht ſäumen,
Wär' euch bewußt, wie ſchön und gut ſie iſt.

XIV.

Ungläubigen, mit denen ihr Vertrag
Und Bund gemacht, brecht eure Schwüre nicht;
Bewahrt ſie treu und unverletzt auch ihnen,
Bis auf die letzte Stunde des Termins.
Geht euern Schutz ein Unbekehrter an,
Mit Freuden nehmt ihn auf in eu'er Haus
Und gebet ihm, dem mildiglich Gelabten,
Gelegenheit, den göttlichen Bericht
Des Alkorans erwägend anzuhören!
Wird er gerührt, ein köſtlicher Gewinn;
Wo nicht, ſo laßt ihn ungekränkt auch ſo;

Und kehret er zurück in ſeine Heimath,
So gebet ihm ein ſicheres Geleit!
Treuloſe That am Gaſte, ſei er auch
Der Schlimmſte von den Schlimmen, iſt ein Gräuel.

XV.

Auch eure Knechte ſind Geſchöpfe Gottes,
Sind eure Brüder, und wer ihr Tyrann
Und Peiniger, nie geht er in die Pforte
Des Paradieſes ein. Befleißiget euch
Der Milde gegen ſie und ſtrafet ihr,
Mit Maße nur und nach Gebühr geſcheh' es!
Ja ſelber euer wohlbegründetes
Und unbeſtreitbar gutes Recht an ihnen
Streng auszuüben, ich mißrath' es euch.
Denn wohlgefällig iſt in Allah's Augen
Der Schulden Nachlaß, und er wahret euch,
Was ihr zu thun aus Schonung unterlaſſen,
Als ein Verdienſt in ſeinem Allgedächtniß
Und denkt daran, wenn ihr dereinſt vor ihm
Am Tage des Gerichtes ſteht und Angſt
Ob eigner Schuld durch eure Glieder bebt.
Habt ihr einmal zu raſch und ohne Fug
Geſchlagen einen Knecht und tief gekränkt,
So habt ihr ihn zur Sühne freizulaſſen.
Ein Sklave, der juſt ſein Gebet verrichtet,

Bleib' unberührt von züchtigender Hand!
Wird eine Sklavin Mutter, heilig iſt
Der Mutter Recht und Tiefgefühl auch hier;
Nicht werde ſie getrennt von ihrem Kinde!
Auch ſoll die Magd, die ihrem Herrn einmal
Ein Kind geboren, nur die Seine noch
Und keines Andern ſein; ſie zu verkaufen,
Iſt Sünde. Stirbt ihr Herr, ſo iſt ſie frei.

XVI.

Nicht zwinget eure Sklavinnen zur Unzucht
Und Proſtitution, ob noch ſo viel
Des Geldes und des Gutes euch geboten!
Denn häßlich iſt's und ſchaffet euer Heil,
Das ewige, nicht. Doch jene, welche leiden,
Und Schändliches, nur weil ſie müſſen, thun,
Kein Strafgericht bedroht ſie; denn es iſt
Nachſichtig Allah und gelind und pflegt
Freiwillige Frevel und erzwungene
Vergehungen genau zu unterſcheiden.

XVII.

Wenn einer eine Sklavin
In ſchöner Art behandelt,
Wohl unterrichtet, dann
Frei ſpricht, aus ſeinem Bann
Entläſſet und vermählet —
Nicht irret dieſer Mann,
Wenn er auf Allah's reiche Hulden zählet.

XVIII.

Der Gläubige, woſern er ſät und pflanzet
Und von der Frucht, die ihm die Erde trägt,
Ein Menſch genießt, ein Vogel frißt, es wird
Gerechnet und gelohnet ihm als eine
Von ihm verübte gute, fromme That.

XIX.

Zum Heil gereicht dem Gläubigen ein Roß,
Woſern er es gebraucht zum Dienſte Gottes
Und nicht zu eitler Pracht und Prahlerei,
Woſern er es auch nicht zu ſtreng beherrſcht,

Es mildiglich auf Wieſen und in Gärten
Entlediget der unerwünſchten Haft,
Sei's auch in nicht vollkommenem Maße, ſo,
Daß ihm nur ein Paar Sprünge möglich werden.
Ein der Belohnung ſichres Werk und werth,
Daß er deßhalb ein wenig Zeit verliere,
Iſt's auch, wenn er mit ihm zu einem Fluſſe,
Zu einer Quelle kommt und es nicht hemmet,
Zu ſchlürfen aus der heißbegehrten Flut.

XX.

Erbarmen iſt und Güte
In hundert Theile getheilt.
Von ſelbigen neun und neunzig
Hat Gott für ſich behalten,
Und einen nur herunter
Geſendet auf die Erde;
Und dieſer iſt vertheilt
An ſämmtliche Geſchöpfe,
Die auf der Erde ſind.
Denn auch die Thiere fühlen;
Auch ihnen eingeſenket
Iſt in die Bruſt ein Theilchen
Der Milde, die von oben,

Vom Gott der Liebe ſtammet;
Die Stute ſieh! Wie übt ſie
So treue Mutterpflichten;
Wie iſt ſie ihrem Füllen
So liebend und ſo lind!

XXI.

Du hüte dich vor Stolz!
Denn wenn davon ein Senfkorn nur in dir,
Nie pflückſt du eine Frucht von Edens Holz.

XXII.

Nicht brüſte dich, ein aufgeblaſner Thor!
Du kannſt mit deinem Fuß,
Der Erde feſte Gründe nicht durchtreten,
Du kannſt mit deinem Haupt
Die Berge nicht, die Sterne nicht erreichen.

XXIII.

Mahomed

ſpricht:

Ich wende mich des Tages
Wohl über ſiebzigmal zu meinem Herrn
Und bitte, daß er mir verzeihen möge.

XXIV.

Der, welcher Allah's Gegenwart in ſich
Unmittelbar empfindet, welch ein Menſch!
Mit Freuden unterzieht er ſich dem Werke,
Das ihm Beruf und Pflicht gebeut und wird
Nie müde, nie verdroſſen, es zu thun.
Auch blähet ihn kein Stolz, er weiß zu gut,
Daß ſeine Kraft nicht quillet aus der Ichheit
Armſeligen Born, daß er,
Wofern ihm etwas Treffliches gelingt,
Nur ein Organ der allgemeinen Macht,
Der einzigen, der Ehr' und Ruhm gebühret.

XXV.

Soll ich euch melden, wer
Gerettet in Edens Huten? —
Es ſind die Kleinen und Schwachen, aber Guten.

Soll ich euch melden, wer
Gebettet in die Gluten? —
Die Mächtigen ſind's; die Stolzen und Hochgemuthen.

XXVI.

Allah zu Mahomed:

Wie viel der heiligen Siebenſchläfer waren,
Darüber iſt ein Streit Der Eine ſagt:
Drei waren es und mit dem Hunde vier;
Der Andere: fünf und mit dem Hunde ſechs;
Der Dritte: ſieben und achte mit dem Hunde.
Du aber zanke dich um ſolcherlei
Verborgene Dinge nicht und ſprich getroſt:
Der Alles weiß, der weiß es aus dem Grunde!

XXVII.

Nicht ſtreitet über dunkle Glaubenspunkte
Nicht wollet in erhabener Erkenntniß
Einander übertreffen und beſiegen!
Ihr ſchweifet ab von eurem Ziele ſo
Und fehlet all wahrhaftigen Erſprießes.
Einander überflügeln wollt allein
In löblicher und guter Werke Thun!
So ſchaffet ihr am beſten euer Heil.
Und was anitzt dem menſchlichen Verſtand
Noch allzu ſchwer zu faſſen, Allah wird
Aufklären einſt den Seinigen auch dieſes.

XXVIII.

Nicht ſollt ihr zanken und ſtreiten,
Nicht ſollt ihr haſſen und neiden,
Nicht fragen und nicht jagen nach Neuigkeiten
Anzüglicher Art und böſe Gerüchte breiten;
Sollt Kinder und Diener Gottes allgemein,
Sollt Glieder einer großen Familie ſein.

XXIX.

Zwei Gläubige, die einander
Begegnen und begrüßen hold vertraulich
Und ineinander legen
Als ächte Bruderſeelen ihre Hände
Und keine ſtillgeborgne Tücke hegen —
Sie werden ihrer Sünden unbewußt
Und ohne Müh' und in der ſchönſten Art
Erlediget; denn ſelbige, ſie fallen
In dem Moment von ihnen
Wie vom Gezweige dürre Blätter ab.

XXX.

Wofern ihr einem grollet,
Ihr ſollet
Auf's höchſte nur drei Tage lang
Vermeiden euern Bruder, dann
Aufſuchen ihn und grüßen
Und euch erklären ſänftiglich
Und ohne ſcharfer Rede Dorn
All über das,
Was euch an ihm verdrießet.
Das führet zur Verſtändigung,
Das iſt erneuter Liebe Born.
Der Beſte ſein wird der von euch,
Der allererſt aufſuchet und begrüßet.

XXXI.

Was ihr zu allererſt
Im Auge haben ſollt, das ſind die Pakte,
Die ihr geſchloſſen habt mit euern Frau'n.

XXXII.

Auch was ihr an den Eurigen für Lieb'
Und Güte thut, es wird euch angerechnet
Als ein Verdienſt, als eine gute That.

XXXIII.

Mahomed

spricht:

Wer unter euch der Beſte
Zu ſein begehrt, er ſei's vor allen Dingen
In ſeinem Haus, mit ſeiner Hausgenoſſin;
Er ſei mit ihr, wie mit der meinen ich;
Er meide jeden Harm und jeden Zwiſt;
Er feiere mit ihr zu aller Friſt
Des Friedens und der Liebe holde Feſte.

XXXIV.

Wenn eine Frau in die Moſchee begehrt,
Nicht werd' es ihr von ihrem Mann verwehrt!

XXXV.

Nicht züchtiget ein Weib, wie einen Sklaven,
Wie ein Kameel! Wie niedrig und gemein,
Bald ſchlagen eine Frau und bald beſchlafen!

XXXVI.

In dieſer und in jener Welt verflucht
Sei'n jene, welche reine, fromme Frauen,
Die einmal etwa nicht genau und ängſtlich
Die äußerliche Sittenzucht bewahrt,
Mit Läſterung verfolgen und Verläumdung!
Und büßen ſie auch jetzo nicht ſo ſehr,
Reich zugemeſſen ſoll an jenem Tage
Die Buße ſein dem tückiſchen Gezücht.

XXXVII.

Wie eueren Vätern, alſo iſt auch euch
Verordnet, einige Tage lang zu faſten,
Auf daß ihr Allah durch Entſagung ehrt.
Wer aber krank danieder liegt und wer
Auf Reiſen iſt, der iſt davon befreit.
Er mag jedoch, was er zu thun verſäumt,
Nachholen zu gelegenerer Zeit.
Sollt' aber einer, ob er gleich nicht krank
Daniederliegt und nicht auf Reiſen iſt,
Doch ſeine Seele dieſer Pflicht entſtricken,
Der ſoll — es ſchaffet, daß er ſündelos —
Mildthätig einen Dürftigen erquicken.

XXXVIII.

Wohl eine Märtyrerkrone
Der erſten Art erwirbt,
Wer liebet und entbehret,
Wer flammet, duldet, ſchweigt und ſtirbt.

XXXIX.

Mahomed

ſpricht:

Ich bin ein Menſch wie ihr;
Doch Vieles in der Welt,
Was eure Buſen ſchwellt,
Was euere Begier
Gewaltiglich erreget,
Es läßt mich unbeweget.
Zwei Dinge lieb' ich nur
Auf dieſer Erdenflur,
Die Frauen und die Wohlgerüche nur.

XL.

Allah zu Mahomed:

Die Frauen, o mein Geſandter,
Ermahne, keuſch und rein
Und tadellos zu ſein!
Sie ſollen nur verhüllt
Sich fremdem Auge bieten,
Bis über ihrem Buſen

Die Schleierhülle ſenken,
Auch nicht zu ſehr von unten
Entblößen ihre Glieder
Und ihre nackte Wonne
Nur ihren Ehegatten
Und ihren Anverwandten,
Ihm, der ſie zeugte, nur,
Und ihrem Schwiegervater,
Nur ihren Brüdern, ihren
Stiefſöhnen nur und Neffen
Nur ihren ärztlichen
Und anderen, nothwend'gen
Beiſtänden und Vertrauten,
Nur weiblichen Weſen endlich
Und kindlich ungereiften,
Die ganz noch ohne Kunde
Geſchlechtlicher Natur,
Geſtatten anzublicken.
Denn frech erſcheint das Weib
Und ohne Zucht die Schöne,
Die Anderen noch, als jenen,
Darſtellet unverholen,
Die Reize, die geheimen,
Womit es uns gefallen
Zu ſchmücken ihren Leib.

XLI.

Allah

ſpricht:

Enthaltet euch
Ihr Mosleminen,
In's Ungemeßne
Der Luſt zu dienen,
Und ſchränkt Umarmung
Und Huldverein
Auf eigene Frauen
Und Mädchen ein!
Sollt auch genauen
Beſcheid und klaren
Von uns erfahren,
Wie viel der Letze,
Wie euch verleih'n.
Euch zu bewahren
Gerecht und rein,
Dient dies Geſetze:
Der Wonneſchätze,
Der ehelichen,
Die euch zu Frieden
Und Freude ſollen
Und Troſt gedeih'n —
Es mögen zweie,
Es mögen dreie,

Es mögen, wollt ihr,
Auch viere ſein;
Es ſind daneben
Euch freigegeben
Die Sklavinnen auch,
Die euch geworden
Zum Eigenthume
Nach Recht und Brauch.
Was drüber iſt
Trübt euere Tugend,
Den blanken Spiegel,
Mit ſchwarzem Hauch.
Nie brecht daher
Durch dieſen Riegel;
Zurücke haltet
Der Wünſche Flügel;
Mit dieſem Zügel,
Grollt nimmermehr!
Denn nicht zu ſchwer
Iſt, was wir heiſchen,
Es drückt die Seele
Nicht allzuſehr.
Nur ſanfte Laſten,
Nur leichte Faſten,
Will unſere Güte,
Will unſere Weisheit
Euch auferlegen,
Euch nicht auf ſpitze
Gedörne betten,
Euch nicht umketten

Mit Ungemach;
Denn das Geſchlecht,
Das wir gebildet
Aus Lehm und Letten,
Es iſt ja ſchwach.

XLII.

Gelobet ihr,
Euch zu entfernen
Von eueren Frauen
Den holden Sternen
Für eine Friſt —
Gegeben iſt
Euch eine Zeit,
Um zu bedenken
Die Möglichkeit.
Vier Monate lang —
Das wird genügen;
Will ſich Natur
Und Herz nicht fügen,
Sollt ihr erfahren
Barmherzigkeit;
Euch zu vergeben
In ſeiner Milde
Iſt Gott bereit.

XLIII.

Iſt eine vielleicht
Von eueren Frauen
Schwach an Verſtand —
Nicht Gut und Geld,
Sollt' ihr vertrauen
In ihre Hand;
Allein ſie ſoll,
Die Wohlverſorgte
Mit Trank und Speiſe,
Wie mit Gewand,
Nur Huldgeberden
Und milde Reden
Und ſchonende
Von euch erfahren;
Er wird's gewahren
Der Lohnende.

XLIV.

Sollt' eine Frau
Die Treue brechen,
Vier Zeugen ſollen
Beweiſe ſprechen,
Und es erhärten,
Mit Bündigkeit!
Iſt das geſchehen
Und das Vergehen
Der Unglückſel'gen
Ganz außer allem
Bedacht und Streit —
Verwahret ſie
In euerem Hauſe
In einer eignen
Verſperrungs-klauſe,
So lange, bis ſie
Von dieſem Grauſe
Der Tod befreit,
Auch wohl der Himmel
In ſeiner reinen
Gelindigkeit,
Zur Flucht behülflich
Und neues Leben
Und Licht verleiht.

XLV.

Allah

ſpricht:

Empöret euch, ihr Frauen des Propheten,
Nicht wider ihn in wilder Eiferſucht,
Weil eine Dirne, die wir reich beſchenkt
Mit unſrer Huld, weil ihn die ſchöne Koptin
Durch ihrer Reize ſüße Macht bezwang!
Hört willig unſre wohlgemeinte Warnung;
Nicht allzuſtarr in eurem Grolle ſeid!
Es könnte leicht geſcheh'n, daß wir den uns
So theueren Verkünder unſeres Wortes
Mit anderen Gemahlinnen beſchenkten,
Die beſſer und verſöhnlicher, als ihr,
Und würdiger des moslemin'ſchen Namens.
Euch aufgeſtellt zu ſchreckendem Exempel
Sind Wahila und Waila, die eine
Des Noah Frau, die andere des Lot;
Unedle Weſen waren es, feindſelig
Den gottgeliebten, frommen Eheherrn;
Ein böſes Ende nahmen ſie, die Böſen.

XLVI.

Wenn ſeiner Frauen
Ein Mann verlangend
Nach Huldgenuß
Und Wonne nahet
Und ſie dagegen
In böſer Laune
Sich ihm verſaget,
Er aber gehet
Zur Raſt gekränket
Und voll Verdruß —
Die ganze Nacht
Verfluchen Engel
Die Widerwärt'ge,
Bis hell am Morgen
Der Tag erwacht.

XLVII.

Mahomed

ſpricht:

Des Freitags Ehre
Sollt ihr bewahren!
Euch zur Moſchee
Mit Luſt zu ſcharen
An dieſem Tage,
Das iſt Gebot.
Doch wenn in Lehme
Die Füße kleiben,
Dann mögt ihr immer
Zu Hauſe bleiben;
Zu waten im Koth,
Die ſchmutzige Noth
Die will ich euch erſparen.

XLVIII.

Mahomed

ſpricht:

Wer vorbetet
Gedenke wohl,
Daß nicht ein jeder
Genug der Kraft,
Der Reiſe habe,
Genug der Zeit,
Lang zuzuhören;
Er kürze ſich!
Ich ſelber mag
Gern lange beten;
Allein vernehm' ich
Ein kindlich Weinen,
Es geht zu Herzen,
Es iſt mir Mahnung
Ich ſpute mich.

XLIX.

Wider die Verſchneidung.

Ihr, die ihr glaubt,
Nimmer beraubt
Euch der Vermögen,
Die zu beſitzen
Menſchen ein Segen,
Nimmer der Lüſte,
Welche zu pflegen
Allah erlaubt!

L.

Entbehren und ausharren in Geduld —
Ein groß Verdienſt; doch ein Verdienſt, ein nicht
Geringeres, iſt dieſes auch: genießen
Und Gott dafür von Herzen dankbar ſein.

LI.

Allah zu Mahomed:

Sie ſagen: „Iſt er, dieſer Mahomed,
Ein Uebermenſch, ein Gott vielleicht? Er iſt,
So viel wir wiſſen, nur ein Menſch, wie wir,
Nicht weniger, nicht mehr.“ Damit vermeinen
Die Ärmlichen an Geiſte, was geſagt
Und ſich ein Recht erkauft zu haben, dich
Und unſeren, durch dich zu ihrem Ohre
Geleiteten, allhöchſten Unterricht
Mit ſchnödem Hohne von ſich abzuweiſen.
Denſelbigen aber diene du, wie folgt:
„Was waren alle die Propheten Allah's,
Durch die er ſich vom Anbeginn der Welt
Dem menſchlichen irrſeligen Geſchlecht
Geoffenbart? Sie waren alle Menſchen
Und weiter nichts, ſie wurden,
Die ſämmtlichen, von einem Weib geboren,
Sie lagen all' an mütterlicher Bruſt,
Entfalteten, allmähligen Gedeihens,
So geiſtige, wie körperliche Kraft,
Erſt kindiſcher, unmündiger Natur,
Erſtarkt ſodann, beſonnen und gereift
Wie alle, die das Licht der Sonne ſchauen;
Sie hungerten, ſie dürſteten, ſie mußten
An Speiſe ſich und an Getränke laben;

Ihr Leben hing an Erde, Luft und Licht,
Man konnt' es ihnen nehmen mit Gewalt,
Und wenn ſie hoher Jahre Ziel erreichten,
Ermatteten, wie Alle, ſo auch ſie,
Und ſtarben endlich auch, wie Alle ſterben.
So hat es Allah weislich eingerichtet,
So knüpfet er mit uns das engſte Band.
Durch Menſchen nur, durch ganz natürliche,
Die er erwählt nach ſeinem heil'gen Willen
Aus Myriaden und zu ſeinen Boten
Ausrüſtet und mit ſeiner Kraft erfüllt,
Thut ſeine Gottheit ſich ohn' Ende kund.
Es ſenkt der hohe Himmel ewiglich
All ſeine Klarheit in die dunkle Klauſe
Des menſchlichen Gemüthes, um von ihm
Hellſtrahlend aus in alle Welt zu geh'n,
Und was der Herr, der höchſte, jezumal
Wahrhaftiges und Heilſames geſprochen,
Es war zugleich auch eines Menſchen Wort.

LII.

Allah

ſpricht:

So wie wir uns im grauen Alterthume
Dem Noah ſchon enthüllten und nach ihm
Dem Abraham, den einen aus der Fluth,
Den andern aber aus der Gluth errettend;
So wie ſodann dem Ismael, dem Iſaak,
Dem Jakob und dem wonnevollen Joſeph,
Um den Aegyptens liebekranke Frauen
Mit Meſſern ihre zarten Hände ritzten;
Dem Moſe dann, dem uns ſo werthen Knecht,
Mit dem wir uns von Mund zu Mund beſprachen;
Wie weiterhin dem königlichen Harfner,
Den, wenn er müd von unſrem Lobe ward,
Gebirg' umher und Fluren und Gevögel
Ablöſeten, die gleiche Weiſe tönend;
Dem Allgebieter Salomo ſodann,
Der Dſchinnen und ſataniſche Gewalten
Zum Frohne zwang und auf dem Winde ritt;
Wie dem Propheten ferner, der das Herz
Der Niniviten rührt' und in des grauſen
Meerungeheuers dunklem Magen rief:
„Nur Gott iſt Gott, nur er allein iſt Gott!“
Wie endlich auch dem Sohne der Maria,

Der durch den Engel Gabriel entſtand,
Der ungezählte, große Wunder that,
Und dem ſie doch nicht glaubten, — ſo anitzt
Hat unſer Licht Dich Mahomed, beſtrahlt,
Zu predigen noch einmal unſer Wort,
Noch einmal ernſte Drohungen zu Donnern
Der Erde ſchwerbewogenem Geſchlecht,
Daß keinerlei Entſchuldigung beſtehe,
Daß über uns zu klagen, Fug und Recht
Durchaus gebreche jeglichem Verlornen,
Verſammeln wir vor unſrem Richterſtuhl,
Berufen wir zum Glanze der Erkornen
Verſtoßen wir in Nacht und Feuerpfuhl
Die ſcharf getheilte Summe der Gebornen.

LIII.

Allah zu Mahomed:

So zu den Mekkanern ſprich:
Keine Belohnung forder' ich,
Daß ich rede treu und wahr,
Daß ich predige rein und klar.
Nur zu Heil und Unterricht
Und zu andrem Zwecke nicht,
Machet euch Prophetenmund
Dieſe neue Lehre kund.

Sie, die aller Lüge bar,
Höre ſie, verirrte Schar;
Lerne willig deine Pflicht,
Kehre dich zu Gott und Licht!

LIV.

Allah

ſpricht:

Mekka höhnt, o mein Prophete,
Dich mit dieſer Stachelrede:
„Der du dich ſo großer Dinge
Rühmſt, o du,
Habe Ruh!
Dein Beruf, der iſt geringe.
Ein Prophet, von Gott beſtellt,
Wenn du wäreſt ächt und wahr,
Allen Augen offenbar
Würde dieſer große Segen;
Denn hernieder hell und klar
Schweben aus dem Sternenzelt
Sähe man und dir geſellt
Und mit dir der Rede pflegen
Weſen aus der höhern Welt.

Wo jedoch mit dir im Bunde
Bietet uns die ſichre Kunde
Solch erhabner Engelſtand?
Lügneriſche, böſe Funde,
Geh'n, o Freund, aus deinem Munde
Oder du biſt hirnverbrannt.“
Alſo von dem Unverſtand
Angerannt,
Gieb zur Antwort: „Abgeſandt
Werden aus dem Aetherland
Engel wohl und Geiſterſcharen
Aber nicht ein jeder Blick,
Jener nicht, der vor dem Licht,
Vor dem göttlich offenbaren,
Eingeſchleiert nebeldick,
Hat das Glück, ſie zu gewahren.“

LV.

Mahomed

ſpricht:

Den heiligen Alkoran,
Sie ſchmähen ihn, die Frechen,
Und ſprechen:
„Er ſelbſt hat ihn erſonnen,
Das ganze Geweb' aus eigenem Garn geſponnen.“
Unſinnige, hört an!
Verſuchet eure Kraft und macht einmal
Nur eine ſolche wunderbare Sure,
Wie ich an euch verſchwende ſonder Zahl! —
Ha, ihr verſtummt in eurer Ohnmacht Qual!
Geſtehet denn — ihr habt ja keine Wahl —
'S iſt jegliche der reinſte Gottesſtrahl,
Iſt Offenbarung, ächte, reine, pure,
Und ſtammet aus dem himmliſchen Azure.

LVI.

Mahomed

ſpricht:

Ihr, die ihr ächter Kunde grollt,
Ihr, die ihr nichts, als Wunder wollt!
Euch werde der Beſcheid gezollt:
Ein Wunder hab' ich euch gethan;
Ein Wunder iſt der Alkoran,
Iſt dieſe lichte Klarheit,
Iſt dieſe ſchlichte Wahrheit;
Der Himmel ſteigt herunter
Die Erde ſchwebt hinauf —
Das wäre nicht ein Wunder,
Wogegen nur ein Plunder,
Was ſonſten als ein Zeichen
Für den gemeinen Hauf,
Dem einem Kinde gleichen,
Steht da und dort zu Kauf?

LVII.

Bei dem Poſaunenſchall
Des Weltgerichtes ſchwör' ich es
Und bei der Sterne Fall —
Bedenkt, o Menſchen, welch ein Schwur! —
Der Koran iſt ein göttliches,
Geoffenbart=ehrwürdiges
Vom Himmel abgeſendetes,
Von Allah ſelbſt geſpendetes,
Trugloſes, heiliges Buch.
Er, der die Thora Moſis einſt,
Er, der das Evangelium,
Das chriſtliche, gegeben hat,
Derſelbe giebt ein größeres
Vollkommneres Geſchenke jetzt
Der ohne Maaß beglückten Welt;
Wohl dem, der es an's Herze drückt,
An's gläubige, gebeſſerte;
Weh dem, der es verſchmäht!

LVIII.

Todt iſt der Staub der Erde;
Doch niederrinnt beſtändig,
Der milde Thau des Himmels
Und machet ihn lebendig.
Dies Zeichen iſt genug dir,
Woferne du verſtändig,
Du Zweifler über Gott.

LIX.

Allah zu Mahomed:

Du predige meinen Knechten,
Daß ich gern anſtehe zu rechten,
Daß ich voller Erbarmen und Huld,
Daß ich Reuigen Gnade gewähre;
Aber auch, daß meine Geduld
Durch ewig erneuete Schuld
Sich in Ernſt und Strenge verkehre!
Gedenke zu Warnung und Lehre,
Wie Sodoms Leute ſo frech
Dem göttlichen Worte begegnet!
Wie war ihr Ende geſegnet? —
Backſteine hat es geregnet
Und Feuer und Schwefel und Pech.

LX.

Was iſt der jüngſte Tag? —
Der Tag, an dem der Menſch nichts mehr vermag,
Wo alle ſeine Lüge, ſeine Liſt,
Wo alle ſeine Macht verſtoben iſt;
Wo Gott alleine ſchaltet
Und ſein gerechtes Richteramt verwaltet.

LXI.

O wehe, die bleichen Geſichter,
Erſcheinet der furchtbare Richter
Strafwürdiger Reden und Werke,
Der Herr der unendlichen Stärke!
Sie, welche des Aechtpropheten
Wahrhaftige Predigt ſchmähten,
Die lang in Milde Belehrten,
Und nie zum Heile Bekehrten,
Sie werden hinunterſinken
In's gähnende hölliſche Thal
Und feurige Ströme trinken
Und heulen in ewiger Qual. —

Doch welch ein ſeliger Strahl
Wird euerem Aug' entblitzen,

Ihr Gläubigen allzumal!
Ihr werdet im Gottesſaal
Erhaben und herrlich ſitzen,
Ihr Söhne gerechter Wahl!
Da unter gebreiteten Schatten
Auf blühenden Frühlingsmatten
Von himmliſcher Feuchte belebt —
Nichts werdet ihr, Glückliche, miſſen,
Da, jeglichem Kummer entriſſen,
Da wird nur in Freude geſchwebt.
Da ſind ſelbſt Erden und Sande
Verſchwendete Prachtdiamante,
Da lachen die Bäume mit Zweigen,
Die köſtliche Früchte neigen,
Von ſelber in Eile beſtrebt,
Die begierige Hand zu küſſen,
Die ſich ihnen entgegenhebt.
Da in des Entzückens Reiche,
So thut euch Allah zu wiſſen,
Da ſchwellen in ſeidener Weiche
Gereihete Polſter und Kiſſen;
Es laden zu Labegenüſſen
Kryſtallene Humpen und Becher,
Zu bedienen die heiligen Zecher
Sind liebliche Knaben befliſſen;
Bei Mädchen, aus Lichte gewebt,
Wird ewige Wonne gebebt.

LXII.

. . . .
Doch oben im Aetherſaal
Sind Paradieſesauen,
Da wird der Gute ſich
Am ſchönſten Ziele ſchauen.
Jungholde Schönen nehmen ihn
In ihre Mitte grüßend auf;
So friſch, wie eine Roſe lacht
Ihr ſüßes, ſanftes Angeſicht!
Die ſchöngeformte Mädchenbruſt,
Sie ſchwillt, ſie ſtrotzt in mangellos
Lebendiger Fülle luſtereich.
Es fehlen hier, wo nichts gebricht
Was ſelige Genüge ſchafft,
Auch köſtliche Pokale nicht;
Sie faſſen eine Wunderflut,
Die nimmermehr durch ſchädliche
Dünſte die Seele trübet.
Dazu iſt Alles, Alles hier
Nur eine große, brüderlich
Verbundne Gottfamilie,
Wo nicht ein einzig falſch Gemüth,
Das böſe Tücken übet.
Wer wollte nicht viel lieber,
Als dorten in der Pein,
In dieſem hehren Hain,

Bei dieſen unendlich ſüßen,
Vollbuſigen Nymphen Edens,
Bei dieſen gottgebilligt
Unſchuldigen Weinpokalen,
In dieſem ewig heitern
Bunde der Guten ſein?

LXIII.

Allah

ſpricht:

Und läßt ſich etwas Seligeres ſagen? —
Wir werden euch verſetzen
In einen ewig ſchönen Aufenthalt,
In Gartenauen, die ohn' Ende grün,
Durch welche ſilberreine Ströme fließen;
Entzückende, jungfräuliche Naturen
Mit Antilopenaugen, herrlichen,
Und ſchwellender, gewölbter Buſenfülle,
Sie werden eure ſtete Wonne ſein.

LXIV.

Gott bringt nach Eden wen er will. Er ſtraft,
Wie ſich's gebührt, doch ſeine Gnadenhand
Iſt immer rettend ausgeſtreckt. Er bringt
In's Feuer jene, welche hingehören,
Er ſpricht jedoch zugleich zu ſeinen Engeln:
„Seht, ob in einem dieſer Argen etwa
Ein Körnchen iſt von Glauben: findet ihr's,
So ziehet ihn, und ob er auch bereits
Zur Kohle werden, aus der Glut hervor
Und werft ihn in den Strom des Lebens! Hier
Erneue ſich ſein Weſen und Beſtand,
Theilhaft zu werden der unendlichen
Entzückungen, womit wir Alle lohnen,
Die uns geglaubt und unſerem Geſandten,
Die unſre Weiſung nur nicht ganz verſchmäht.

LXV.

Mit Jud' und Chriſt wofern ihr diſputirt,
Denſelbigen die neue, reine Form
Des Glaubens und des Lebens explicirt,
Bedienet euch liebreicher Redeform!
Doch wenn ſie ſich erdreiſten ungemeſſen,
Doch wenn ſie tobend und voll Leidenſchaft
Anſtändig edler Sitte ganz vergeſſen,
Geſtattet iſt dann auch ein Wort der Kraft.
Denn nicht zu ſchweigen iſt unehrenhaft
Zu jeglichem, was einer ungefug
Und läſterlich aus ſeinem Munde ſtieß;
Nicht ohne Noth zu ſchelten, iſt genug.

LXVI.

Prieſter und Mönche, welch ein Diebsgeſindel!
Sie ſtehlen euch, ihr Menſchen, eure Habe;
Sie mäſten ſich von euerem Beſitz;
Und welches iſt ihr Thun dafür? — Von Gott
Abzieh'n ſie euch und ſeinem ächten Weg:
Sie täuſchen euch im Leben und im Sterben;
Sie leiten euch auf den Verdammnißſteg!
Sie ſtürzen euch in's hölliſche Verderben.

LXVII.

Nichts widriger, als ein Weib,
Das Jeſus als ſeinen Herrn und Gott verehrt;
Zu freien eine ſolche dumpfe Thörin,
Vermeidet das!

LXVIII.

Geboren wird ein jeglicher als Moslem;
Es wird jedoch der Menſch
Durch falſche Lehr' und unvernünftige Leitung
So ſchlimm verkehrt, daß die ihm eingepflanzte,
Urſprüngliche, wahrhaftige Natur
Sich ganz zurück in Nacht und Dunkel zieht;
Auf dieſe Weiſe wird dann
Ein Magier, ein Jude, Chriſt aus ihm.
Doch ganz verwandelt wird ſein Weſen nicht;
Es bleibet in der Tiefe des Gemüthes
Doch immerfort die wahre Religion
Und kann erweckt aus ihrem Schlummer werden.

LXIX.

Es thut wohl einer Werke, die die Welt
Für himmliſche Werke hält;
Er ſinkt jedoch hinunter in die Pein.

Es thut ein Andrer Werke, die die Welt
Für hölliſche Werke hält;
Er gehet aber in den Himmel ein.

LXX.

Sie, welche wir mit heiliger Schrift
So mancher Art beſchenket,
Sie gleichen Eſeln, welche man
Mit Büchern hat beſchenket.
Schwer tragen ſie, die Traurigen,
An ihren edlen Frachten;
Nie aber wird ein Lichtbegriff
Ihr dumpfes Hirn entnachten.

LXXI.

Allah

ſpricht:

Verworfne ſinds. Wir haben ſie vor Zeiten
Mit reinſter Offenbarung Heil beſchenkt;
Allein ſie konnten keine Wahrheit leiden
Und haben meine Worte frech verrenkt.
Sie liebten nur zu zanken und zu ſtreiten;
So kam's, daß ſich auf ewig abgelenkt
Der Blick der Huld, den wir von unſerm Throne
Hinabgeſandt in ihre dunkle Zone.

Sie ſollen nun, wir haben es beſchloſſen,
Fortwüthen alſo, bitterbös gelaunt,
Bis alle Zeiten dieſer Welt verfloſſen
Und fürchterlich der letzte Tag poſaunt.
Da ſollen ſie, des Satanas Genoſſen,
Der ihnen ſo viel Tücke zugeraunt,
All' ihres Streits Entſchiedenheit gewahren,
Und, klar belehrt, hinab zur Hölle fahren.

LXXII.

Im Thale Nachla unter einem Dattelbaum,
Tief in Gedanken, heiligen und göttlichen,
Saß einſam in der Nacht der Bote Gottes einſt.
Da trat zu ihm der Fürſt der Engel Gabriel,
Bracht' aus dem Aether eine neue Sure mit,
Und recitirte ſelbige mit himmliſchem
Accente dem Prophetenohr. Zu gleicher Zeit
Durchſchwebete das Luftrevier und nahte ſich
Dem Dattelbaum ein Haufe böſer Genien;
Die fühlten horchend ihrer Schwinge Kraft gelähmt
Und ſenkten unwillkürlich ihren Flug herab;
Und wie ſie leiſe lauſchend Alles angehört,
Da riefen ſie: „Welch eine hehre Kunde das!
Fürwahr, das iſt ein nicht zu läugnend Wort des Heils,
Ein Wort der Wahrheit ohne Falſch und ohne Fahr;
Ihm laſſet uns gehorchen ohne Weigerung!“
Drauf kehrten ſie zu ihrem Volke raſch zurück
Und wiederholten ſämmtliches Vernommene,
Und alle, die es hörten, wurden Gläubige.
So durch die Kraft des Alkorans zurechtgebracht
Ward auch ſogar dies ſchauerliche Geiſterreich. —
Ach daß die Bruſt der Menſchen unerweichlicher
Und trotziger, als jene der Dämonen iſt!

LXXIII.

Allah

ſpricht:

Euch Araber, das beſte Volk der Welt,
Euch haben wir den übrigen zu Zeugen
Lichtvoller Offenbarung aufgeſtellt.
Der Erde Nacht, ſie wird durch euch erhellt,
Vor eurem Wort ſoll ſich die Erde beugen,
Und welche Nation euch nicht geſellt,
Die werdet ihr an jenem großen Tage
Verklagen einſt mit bitterlicher Klage,
Die nicht vergebens durch die Räume gellt.
Doch ſolltet ihr, die wir ſo edel ſchufen,
Belehneten mit einem ſolchen Lehn
Von Geiſt und Kraft, ihr ſelber nicht beſteh'n
Und in die alte Nacht zurückegeh'n,
Dann wider euch wird mein Prophete rufen.

LXXIV.

Der Edle, der den Alkoran ſtudirt,
Iſt der Orange gleich, die doppelt ſüß,
Die von Geſchmack und von Geruche lieblich.

Der Edle, der ihn nicht ſtudirt, er iſt
Der Dattel gleich, die von Geſchmacke ſüß
Die aber ohne wonniges Arom.

Der Schlechte, der den Alkoran ſtudirt,
Er gleichet dem Baſilikon, das iſt
Süß von Geruch und bitter von Geſchmacke.

Der Schlechte, der ihn nicht ſtudirt, er gleichet
Der ganz und gar nur bitteren Koloquinte,
Die von Geſchmacke widrig und von Duft.

LXXV.

Gabriel zu Mahomed:

So wahr die lichte Sonnenpracht
Das Weltenall mit Glanze füllt,
So wahr die ſchwarze Mitternacht
Der Erde Kreis in Dunkel hüllt —
Er hat dich nicht verlaſſen,
Der dich erkor zu ſeinem Mund,
Dich aus ſo großen Maſſen;
Nicht endete ſein Gnadenbund,
Er bleibt ohn' Ende fort und fort
Dein Tröſter und dein großer Hort,
Er wird dich nimmer haſſen.
Und wie du auch in dieſer Welt
Betrübt, belaſtet und bemüht,
Die künftige wird dein Gemüth
Ein Glück empfinden laſſen,
Das ohne Wandel lacht und blüht.

LXXVI.

Allah zu Mahomed:

Ertrage deine Leiden
Gelaſſen und beſcheiden,
Ausharre mit Geduld
Und bau' auf unſre Huld!
Sie wird mit Siegerkronen
All deine Mühe lohnen
Und deine grimmen Haſſer
Mit Untergang und Hohn.
Und haben wir nicht ſchon
Der Gunſt genug ergoſſen,
Nicht reinem Aetherſtrahl
Dein dunkles Aug erſchloſſen,
Entladen deine Bruſt
All innerlicher Bürde,
Mit Ruhme dich geſchmückt
Und mit Prophetenwürde?
Drum klag' und ſeufze nicht,
Dich zum Gebete wende,
Dein grollend Ich, bezwing's,
Und, was du ſollſt, vollende!

LXXVII.

Ungläubige haben Glück
Und Gläubige ſind ein Spott;
Nicht denkt jedoch, es ſei'n
Die Böſen über Gott.
Er wird ſie ſtürzen all,
Und richten all zu Grund,
Und ſchleudern all hinab
In heißer Hölle Schlund.

LXXVIII.

Er, welcher Alles kann, was ihm gefällt,
Und deſſen Abſicht immer groß und hehr,
Den Tod hat er geſchaffen und das Leben,
Dies von ſo namenloſer Luſt geſchwellt,
Den Tod jedoch ſo bitter und ſo ſchwer.
Warum? ſo fragt ihr. Auf die Probe ſtellt
Euch Gott damit, daß er erforſche, wer
Der Edlere, daß ihr erhabnen Muth
Beſcheiniget, vergießet euer Blut
Für das, was ihr für wahr erkennt und gut,
Und eifert in die Wette, dies wiewohl
So ſüße Daſein freudig hinzugeben.

LXXIX.

Mahomed

ſpricht:

Mir iſt geſagt: Der Gläubige ſoll ſich ſchlagen,
Bis jeder Hort unächter Art ein Spott;
Bis alle Menſchen auf der Erde ſagen:
Nur Gott iſt Gott, nur er allein iſt Gott.

LXXX.

Unter die Dinge, die Allah's Macht beweiſen,
Rechnet ohne Bedenken auch das Eiſen!
Denn verlieh'n zu mächtiger Waff' und Wehre
Iſt es unſerer göttlich ächten Lehre.

LXXXI.

Vor euern Frau'n und Kindern
Seid, Mosleminen, auf der Hut!
Sie möchten euch den Muth
Für Allah zu vergießen euer Blut,
Sie möchten euch die ritterliche Glut
Der kampfbegierig edlen Seele mindern.
Nicht rühren euch durch ihre Zähre laßt,
Und unerweicht die braune Lanze faßt,
Sind ſie bemüht, euch am Gefecht zu hindern!
Denſelbigen jedoch —
Vergeh'n ſie ſich um euch, die allzu Theuern,
In ſolcher Art — mit Milde nur zu ſteuern
Und ohne harte Rüge ſeid bedacht!
Kein rauher Eifer werde hier entfacht!
Denn wie verzeihungswürdig iſt ihr Klagen!
Feſt müſſet ihr, doch ohne Schelte ſagen:
„Gott heiſchet unſern Arm, wir müſſen ſchlagen,
Und Männerherzen dürfen nie verzagen!“

LXXXII.

Mahomed

zu ſich ſelbſt.

Zu Ende geht Gefecht und Krieg;
Gekommen iſt Triumph und Sieg;
Es eilen ſchaarenweiſe
Und ſtellen ſich in die geweihten Kreiſe
Arabiens Bewohner allumher.
So danke denn mit hellerhobnem Preiſe
Ihm, der alleine groß und hehr
Und wolle nicht erheben
Das eigne Selbſt. Inbrünſtiger vielmehr
Anflehe du — des Gütigen Huldbeſcheer
Sich flehend zu erringen iſt nicht ſchwer —
Dir alle deine Fehle zu vergeben!

LXXXIII.

Und ſendet einer
Die wilden Blicke
Zu ſcheel und ſchief,
Und kränket es einen
In ſeiner Tücke
Zu ſchwer und tief,
Daß Mahomeden,
Den Lichtpropheten
Zu Heil und Glücke
Der Himmel rief —
Er eil' und greife
Nach einem Stricke,
So derb und dicke,
Daß er nicht reiße,
Befeſtige ſolchen
An ſeiner Halle
Bedachung oben
Und hänge ſich! —
Das Mittel hilft,
Er wirds erproben;
Sein Zorn — was gilt's? —
Er wird vertoben.

LXXXIV.

Mahomed zu Zafia:

„Judenentſtammte“ grüßen dich
Die Höhniſchen? — Ei zähle du
Getroſt all' deine Verwandtſchaft her!
Du ſtehſt in hellem Lichte da,
Und jene bewölkt der Schatte.
Sprich: „Abraham iſt mein Väterchen,
Und Moſes und Maria's Sohn
Sind meine beiden Brüderchen,
Und Mahomed iſt mein Gatte.“

LXXXV.

Nachſichtig iſt der Herr;
Wohlthätige Schleier über Menſchenthaten
Wirft ſeine Hand, und dieſe reiße niemand
Muthwillig ohne Drang der Noth hinweg!
Denn jene, die ſo handeln, welche jedes
Geheimniß ohne Schonung offenbaren
Und alſo ihre Brüder, welche Gott
So milde duldet, in's Verderben ſtürzen —
In gleicher Art wird einſt der große Richter
Auch ſie behandeln, gegen ſie allein
Die Grauſamen, ohn' alle Güte ſein.

LXXXVI.

Nicht ängſtiget euch ob ſündiger Gedanken!
Was ſtillgeheim in unſerem Buſen glimmt
Und nicht zur That und nicht zum Worte wird,
Das übergeht der Herr, der richtende.

LXXXVII.

Wer allbereits im Feuer,
Der überlaſſe ſich in ſeiner Pein
Der ewigen Macht; wer aber noch ein Freier,
Der gehe nicht und ſtürze ſich hinein.

LXXXVIII.

Die Wiſſenſchaft, ihr ſollt ſie ehren,
All dünkelhaftem Wahne fern!
Denn Gottes ſind die, ſo ſie lehren,
Und Gottes ſind, die ſie begehren;
Und wer ſie preiſt, der preiſt den Herrn.

LXXXIX.

Die Wiſſenſchaft, man ſoll ſie
Verbreiten allumher,
Nicht ruhen und nicht raſten,
Bis alle Nacht gelichtet,
Bis ſämmtlich unterrichtet
Das Idiotenheer.

XC.

Das Lehren und Erlernen
Hochadeliger Wiſſenſchaft
Iſt an Verdienſt und Würde
Dem Faſten und dem Beten gleich.

XCI.

Die Wiſſenſchaft, ſie macht ein edles Herz
Noch edler, als es iſt, ein wildes aber
Entwildert ſie.

XCII.

Der Mann der Wiſſenſchaft, erhoben iſt er
Zu ſeinem Rang, beſtellet
Zu ſeinem Amt, gemacht
Zum Kundiger des Wahren und des Rechten
Von Allah ſelbſt, und doch iſt er geehrt
Wenn nicht bei Menſchen, doch bei lichtgebornen,
Erhabenen Himmelsgeiſtern; denn es werben
Engel um ſeine Liebe, ſchmeicheln ihm
Und decken ihn mit ihren Fittigen.

XCIII.

Verſchiedene kleine Reden und Sprüche Mahomed's.

Kein Gläubiger, kein rechter und kein ächter iſt,
Wer ſeine Brüder nicht, wie ſeine Seele liebt.

Der Gläubige liebe die Menſchen mit der Liebe,
Mit der ſie Gott liebt, der Allliebende!

Hilf deinem Bruder in der Noth auch dann,
Wenn er beſchwert mit Sünden und Verbrechen!

Beſuchet die Kranken, ſpeiſet die Hungrigen
Und löſet die Bande der Gefangenen!

Nie zählet und berechnet,
Was ihr gethan für gute Handlungen.

So viel ihr Ahnen haben mögt, preiswürdige,
Sie nützen euch bei Allah nicht das mindeſte.

Nichts Böſeres auf der Welt, als jene, die
Sich fürchterlich durch böſe Reden machen.

Die Schwäche deines Bruders,
Verdecke ſie! Am Tage des Gerichtes
Verdeckt dafür Gott auch die deinige.

Wer es vermag, der nehme ſich ein Weib;
Wer's nicht vermag, kaſteie ſeinen Leib!

Der Himmel wird dir auch den Biſſen lohnen,
Den du geſteckt in deines Weibes Mund.

Eſſet und trinket und kleidet euch, wie ihr's bedürft
Und ſpendet ohne Verſchwendung und Prunk Almoſen aus.

Waſcht eure Füße rein!
Man wird ſie euch, wofern ihr es verſäumet,
Am jüngſten Tag mit hölliſchem Feuer waſchen.

Ein Knoblaucheſſer bleibe von Moſcheen fern.

Kein Menſch ſoll eines andern Sünde büßen.

Es iſt dem Menſchen eigen in der That
Nur was er ſich errungen und erworben
Durch ſeine Kraft, durch ſeine Thätigkeit.

Das Betteln iſt das allerletzte Mittel,
Zu dem der Menſch ſoll greifen in der Noth.

Bei Gott, der iſt kein Lügner,
Deß Worte heilſam wirken in der Welt.

Was du gehört, verkündig' es! Du prägſt es
So auch der eignen Seele beſſer ein.

Der Menſch wird alt; ſein Herz jedoch bleibt jugendlich;
Es bleibt die Liebe zu der Welt, die Hoffnung ihm.

Es ſandte Gott kein Uebel in die Welt,
Dem er nicht auch die Medicin geſellt.

Nimmt Allah was hinweg von dieſer Erde,
Er ſtellet es auch wieder auf ſie hin.

Sagt: „Ich bezeuge, daß kein Gott als Gott
Und Mahomed ſein Diener und Geſandter!“
Im Uebrigen mögt ihr ſagen, was ihr wollt.

Nicht ſaget, dieſes Weltenall vergehe!
Dies Weltenall, es iſt der ew'ge Gott.

Zweite Abtheilung.

Erzählender und ſchildernder, hiſtoriſcher
und hiſtoriſch-mythiſcher Art.

Mahomed und ſeine Umgebungen.

Chalifen.

Osmaniſche Herrſcher.

Geiſtliche und Rechtsgelehrte.

I.

Eingeborgen in die Tiefen
Einer dunklen Höhlenſchlucht
Raſtete mit Abubeker
Mahomed auf ſeiner Flucht.

Wehe, des Propheten Feinde
Dräuen her in ihrer Wut,
Stürmen an in ihrem Durſte
Nach dem heilig-theuern Blut.

Schon am Mund der Höhle ſteh'n ſie,
Die Verfolger ſeiner Spur,
Und zu retten die Verlornen,
Es vermag's ein Wunder nur!

Was geſchieht? — Die Feinde ſehen:
Einer Spinne Weberei
Ueberzog die enge Pforte,
Und kein Fädchen iſt entzwei.

Dies beweiſt ohn' allen Zweifel:
Keine Seele drang hinein,
Keine kann in dieſer Höhle
Dunkelheit verborgen ſein.

Und die Feinde des Propheten,
Die getäuſchten, zieh'n vorbei,
Laſſen ihre Beute fahren,
Laſſen Allah's Heil'ge frei!

II.

Zwei Tauben rufen den Propheten aus der Höhle heraus:

Du, dem alle Dinge zu-
Fallen in der Welt, o du!
Süße Ruh
Iſt umher;
Auf und ſchaue!
Nicht zu Spotte
Wirſt du, traue
Deinem Gotte!
Komm hervor aus deiner Grotte!

III.

Myriadenmal erſchien der Engel Gabriel
Dem Gottgeſandten. Selbiger vernahm zuerſt
Ein fein Geklingel, wie von einem Glockenſpiel;
Dann breitet' ein edeniſches Arom ſich aus,
Das Moſchushauch und Ambraduft beſchämete;
Dann blitzet' es und leuchtet' es gewaltiglich;
Glanzhellen Angeſichtes ſtand der Engel da,
Und ſtimmte tönend alkoraniſche Suren an.
So lieblich und ſo ſchön jedoch Verkündigung
Und Gegenwart, ſchwer trug der Menſch, der irdiſche
Die geiſterhafte, himmliſche Genoſſenſchaft;
Er entſetzte ſich, er bebte von tief innerer
Erſchütterung und kalte Schweiße deckten ihn.

IV.

Der Gottgeſandte heißet auch der Vater
Der Gläubigen; von ihm ja ſtammt der Glaube.
Auch der Zerſtörer; er zerſtörte ja
Den Götzendienſt. Auch der Vereiniger;
Denn neu vereint durch ſeine Lehre wurden
Und werden noch zur Stunde fort und fort
Die durch ſo manche falſche Religion
Geſchiedenen Familien der Menſchheit.
Er heißet auch der Vater
Der Wittwen, und wie paſſend heißt er ſo!
Denn ſeines Herzens höchſte Wonne war
Ein Hort zu ſein der Wittwen und der Waiſen.

V.

„Wenn einer an Gott und ſeine Gerichte glaubt,
Er hüte ſich mit allerhöchſtem Fleiß
Zu ſchädigen und zu kränken ſeinen Nachbar!

Wenn einer an Gott und ſeine Gerichte glaubt,
Wohlthaten üb' er aus; er übe ſie
Im Stillen und ſich ihrer nicht berühmend!

Wenn einer an Gott und ſeine Gerichte glaubt,
Er ehre, hege, pflege ſeinen Gaſt,
So lange, bis die gebührliche Zeit verſtrich!“

So der Prophete. Seine Jünger fragten:
„Die gebührliche Zeit — wie lange dauert die?“ —
„Drei Tage lang,“ war des Propheten Antwort;
„Was über dieſe Friſt,
Iſt eine reine, freie Gunſt und Güte.“

VI.

Es kam zu dem Propheten eines Tages
Ein junger' Mann und heiſchete Belehr.
„Ich habe,“ ſprach er, „eine greiſe Mutter,
Die ungemein gebrechlich iſt; ſie wohnet
In meinem Haus, ich ſpeiſe, tränke ſie;
Ich kleide ſie, ſo wie ſie es bedarf,
Kühl, wenn es heiß, und wenn es ſchauert, warm;
Ich bette ſie auf ihre Pfühle hin;
Ich hebe ſie mit meinem eignen Arm;
Mit einem Wort: ich thue, was ich kann.
Nun ſage mir, ob ich wohl hoffen darf,
Ihr zu vergelten all in dieſer Weiſe
Das Gute, das ſie mir voreinſt gethan?“ —
Und der Prophete ſagte: „Nimmermehr!
Denn einer Mutter kann man nicht vergelten,
Und wenig iſt, was immer auch geſchehn,
In dieſem Fall. Doch thuſt du wohl, o Sohn,
Ich ſegne dich dafür und bitte Gott,
Für das wiewohl Geringe, was du thuſt,
Dir einen überreichen Lohn zu geben.

VII.

„Todt ſind ſie, die mich zeugten,“ alſo ſprach
Zu dem Propheten einer; „ſage mir
Ob ich anitzt der Pflichten all entledigt,
Die man zu leiſten ſeinen Eltern hat!“ —
„Noch lange nicht,“ verſetzte Mahomed;
„Denn noch die viere liegen ob: für ſie
Zu beten, ihre Schulden abzutragen,
Zu lieben und zu ehren ihre Freunde,
Zu wahren endlich auch vor dem Ruin
Was ſie gegründet und geſtiftet haben,
Was ſie gebauet und emporgebracht!“

VIII.

„Wird,“ alſo frug ein Jünger den Propheten,
„Auch das belohnt, was einer an Gethier
Wohlthätiges übt?“ — „Hör' eine kleine Mähre!“
Sprach Mahomed. „Es war einmal ein Mann,
Der viel und ſchwer geſündiget. Derſelbe
Befand ſich einſt auf einer Wanderung
Und fühlte Durſt. Von Waſſer im Revier
War keine Spur; doch er erfriſchte ſich
Zum Munde führend ſeine Reiſeflaſche.
Zugleich bemerkt' er aber, wie ein Hund.

Vor Durſte lechzend, am Geſteine leckte;
Er tränkte nun auch dieſen armen Hund.
Und Gott, der Herr, gewahrt' es und vergab
Ihm mit Vergnügen alle ſeine Sünden.“

IX.

„Ich bin verloren,“ ſprach
Zu dem Propheten einer händeringend.
„Was iſt geſchehen?“ fragte der Prophete.
„Es war die Zeit der Faſte, der Kaſteiung,
Da unterlag ich Unglückſeliger
Den Reizen eines Weibes“ — „Sühne das,
Freigebend einen Sklaven“ — „Habe keinen“ —
„So ſpeiſe dreißig Arme“ — „Gott wovon?“
So weit gedieh'n war ihr Geſpräch, da trug man
Auf des Propheten Tafel einige Schüſſeln
Mit Eingemachtem und mit Datteln auf.
Und der Prophete nahm davon und gab
Und ſprach: „Da nimm und ſchenk' es einer armen
Familie, der ärmſten, die du kennſt,
So biſt du quitt.“ — „O Himmel,“
Rief jener aus, giebt's auf der Erden eine,
Die ärmer, als die meine?“ — „Nun ſo geh',“
Verſetzte gütig lachend der Prophete,
„Und überbring' es deiner eigenen!“

X.

Die Jünger des Propheten —
Unreifen noch und mangelhaften Urtheils
Und noch nicht im Beſitze
Des reinen und vollſtändigen Begriffes
Wahrhafter Religion — gelüſtet' einſt
Nach ſonderlicher, hoher Heiligkeit.
Sie zogen miteinander in Betrachtung
Und in Berathung unterſchiedliche
Kaſteiungen und Tödtungen des Fleiſches,
Die ihnen als ein gottgefällig Werk
Und ein Verdienſt der erſten Art erſchienen:
Der eine wollt' ein ewiges Faſten halten,
Der andere gedachte, ſich der Frauen
Rein zu enthalten künftig und ſo mehr.
Da kam der Gottgeſandte, ſtand ein wenig
Und hörte zu, trat dann heran und ſprach:
„Das iſt häretiſch arger Art und nicht,
Was mich der Himmel lehrt und was ich euch.
Ich bin von euch der frömmſte, liebe Gott
Am meiſten, und am meiſten iſt auch wieder
Sein heilig Herz mir zugeneigt, und ich —
Ich faſte zwar, dann aber eſſ' ich wieder,
So wie ich es bedarf, um meine Kraft
Vor dem Verfall zu wahren; auch genieß' ich
Der Frauen ohne Scheu, ſo weit es Allah
Genehmiget; wer andre Wege liebt,
Und andre geht, iſt keiner aus der Schar
Der Gläubigen; er ſcheidet aus dem Islam

XI.

„Kein Menſch,“ ſo lehrte der Prophet einmal,
„Vermag allein durch ſeine guten Werke
In's Paradies zu kommen.“ Mit Befremden
Vernahmen es die Jünger um ihn her;
„Wie,“ ſagten ſie, „kein Menſch, Prophet, auch du nicht?“
Und Mahomed verſetzte: „Nein, auch ich nicht.
Das Beſte thun zu meinem ewigen Heil
Muß auch bei mir die Güte Gottes einſt.“

XII.

Mahomed

als ihn einer im Streit mit einem Juden weit über Moſe ſetzte.

Nicht allzu hoch erhöht mich über Moſe!
Denn wiſſet: Einſt am Tage des Gerichtes,
Wenn alle Menſchen auf dem Erdenrund
Aufſchrei'n vor Angſt in ihrer Schuld Bewußtſein,
Aufſchrei'n, wie alle, werd' auch ich ſodann.

XIII.

Der Gottgeſandte,
Bevor er ſchlug
Die Schlacht von Beder,
Nahm ſeinen Stand
An einem Orte,
Der arm an Flut,
An labereicher.
Da frug ihn einer,
Ob das geſchehe
Nach Gottes oder
Nach eignem Rath.
„Nach eigenem,“
Verſetzte jener.
„Dann,“ ſprach der Andre,
„Hör' auf mein Wort!
Wegzieh'n laß uns
In raſcher Eile
Von dieſem Ort
Und einen andern
Uns auserleſen,
Der reich an Waſſer,
Auf daß nicht uns,
Auf daß dem Feinde
Gebrech im Streite
Die Labeflut.“ —
„Der Rath iſt gut,“

Sprach der Prophete,
Der ihm zu folgen
Nicht ſäumige.
Daß ſelbiger aber
Hier ohne Rath
Von Gott geweſen,
Und ſo bewogen
Sich menſchlichem
Zu unterwerfen,
Das iſt, wie uns
Gelehrte ſagen,
Deßhalb geſcheh'n,
Daß ſich an ihm
Die Hochgeſtellten
Ein Beiſpiel nähmen
Und feſt die weiſe
Maxime hielten,
Verſtändiger
Rathſchläge Segen
Nicht zu verſchmäh'n.

XIV.

Der Gottgeſandte,
Zu Bette lag er
Und krankte ſehr;
Der Odem ſchwer
Und ſchwach die Rede —
Da ward um ihn
Die Seele ſo bang
Den Seinen.
Und Fatme, die holde, mit Weinen
Und der Eidam Ali mit ihr
Beriethen ein fromm Gelübde:
Zu faſten ſtreng drei Tage lang
Und es geſchah; auch Fidda, die Magd,
Faſtete mit, die betrübte.
Da ward es ſichtlich beſſer mit ihm,
Dem erhabenen Mann.
Und Fatme begann
Mit frohem Muth
Für ſich und Ali
Und Fidda, die Magd,
Drei Kuchen zu backen;
Und ſelbige
Sie geriethen gut,
Sie wurden ſchön;
Da gedachten ſie ſich zu laben.
Es kamen jedoch

Und flehten um milde Gaben
Drei Männer her,
Drei arme, bleiche;
Die baten ſo ſehr,
Und jene, die Guten,
Sie gaben Alles und Alles her,
Und hatten die Nacht kein Eſſen mehr.
Am Morgen drauf
Beſorgte Fatme
Für ſich und Ali
Und Fidda, die Magd,
Drei neue Kuchen;
Wie lachten ſie
Die Hungrigen an!
Es kamen jedoch
Und flehten um milde Gaben
Drei Waiſen her,
Drei arme, kleine;
Die baten ſo ſehr,
Und jene, die Guten,
Sie gaben Alles und Alles her
Und hatten des Tags kein Eſſen mehr.
Und wieder am Abend —
Sie waren nun faſt
Am Hungertode —
Buck jene drei
Vortreffliche Brode.
Schon langte darnach
Mit gieriger Haſt

Jedwede Hand;
Es kamen jedoch
Und flehten um milde Gaben
Drei ſilberweiße,
Gebückte Greiſe,
Die baten ſo ſehr
Und jene, die Guten,
Sie gaben Alles und Alles her
Und hatten die Nacht kein Eſſen mehr.
Am Morgen drauf
Kam Gabriel
Zu dem Propheten
Und wünſchte Glück
Im Namen Allah's
Ob einer Tochter,
Ob eines Hauſes
So fromm und edel
Wie keines ſonſten
Im irdiſchen Land,
Beſchenkte zugleich
Mit einer neuen
Vom hohen Azure
Herabgebrachten
Koſtbaren Sure,
„Der Menſch“ genannt.

XV.

Ergeben hat ſich Mekka;
Vor dem Propheten, ihrem Überwinder,
Steh'n die Mekkaner, ihrer Schuld bewußt.
Er fragt ſie: „Was erwartet ihr von mir?“
Sie nehmen ſich zuſammen und entgegnen:
„Ein edelmüthiger Bruder, iſt zu hoffen,
Wird nicht zu ſtrenge ſeinen Brüdern ſein.“
Drauf Mahomed: „Ihr urtheilt recht von mir.
So gehet denn in Frieden! Ihr ſeid frei.“

XVI.

Mahomed

die Idole Mekka's ſtürzend:

Die Wahrheit iſt gekommen;
Der Irrthum iſt verſchwommen;
Die Decke, ſie iſt genommen
Vom Menſchenaug'; entglommen
Iſt morgenhell der gottgeſchenkte Tag.

XVII.

Den Gottgeſandten hungert' einſt. Am Wege
Stand eine Palme, ſchöner Früchte voll;
Da mahnte man, zu nehmen und zu eſſen.
Doch der Prophete lehnt' es ab und ſprach:
„Die Palme hier, ſie ſcheint beſtimmt zu ſein,
Die Armen und die Dürftigen zu laben;
Ich fürchte mich daher vor einem Raub.“

XVIII.

Vorbeigetragen ward
Vor des Propheten Augen eine Leiche,
Er betete. Da ſagte man zu ihm:
„Laß ſein, laß ſein! Es iſt ja nur ein Jude.“ —
„'S iſt eine Seele,“ ſagte Mahomed.

XIX.

Ein Bekehrter

ſpricht:

Lang zweifelte mein nachtbeſtrickter Sinn
An des Propheten Miſſion und Lehre,
Und nicht bewältigt fühlte ſich mein Herz
Von ſeiner oftgehörten Feuerpredigt.
Doch ſeine Milde, ſeine ſanfte Güte,
Und ſeines Edelmuths Bezauberung
Schlug endlich alle meine Zweifel nieder.
Einſt, wie er mitten in der Predigt war,
Da trabt' auf einem Dromedar daher
Ein Beduin' und ſchrie ihn an und ſprach:
„Hör' an, Prophet! Es ſandte mich mein Stamm.
Wir ſind bekehrt zu deiner Lehre zwar,
Allein wir hungern; unſern Hunger ſtille!"
Da wendete ſich Mahomed zu Ali
Und ſprach zu ihm: „Wie ſteht's um unſern Vorrath?
Was iſt den armen Leuten abzugeben?"
Und Ali ſagte: „Nichts!" — Da ſchritt ich vor
Und ſprach: „Ich habe Geld und bin bereit
Es dir zu leih'n bis auf die Dattelernte."
Und der Prophete nahm von meiner Hand
Und gab, was er empfing, dem Beduinen.
Wie nun die Zeit der Ernte hergekommen,

Da ging ich über das Geſild und traf
Bei einem Grabe den Propheten an,
Der ein Gebete ſprach. Ich packt' ihn hart
Und heftig an und ſchrie: „He, Sohn Abdallah's,
Gib mir das Geld zurück, das ich dir lieh,
Wo nicht, ſo gib mir Datteln und betrüge
Den Redlichen um ſeine Habe nicht!“
Indem ich alſo mich ereiferte,
Vernahm ich hinter mir ein Wuthgeſchrei;
Ich wandte mich und ſah, wie eben Omar
Das Schwert erhob, um mir das Haupt zu ſpalten.
Doch der Prophete hielt ihn ab und rief:
„Halt, Omar, halt! Hier brauchen wir kein Schwert,
Hier brauchen wir nur Datteln, weiter nichts!
Geh', gib dem Mann, was wir ihm ſchuldig ſind,
Und weil du ihm ſolch einen Schreck gemacht,
So zahl' ihm zwanzig Bündel drüber aus!“
Omar, gebändigt vom Prophetenwort
Barg ruhig in die Scheide ſeine Waffe;
Ich aber ſtand betroffen und beſchämt
Und fühlte tief in meines Herzens Grunde,
Daß Mahomed ein Bote Gottes ſei;
Und ich bekehrte mich zu dieſer Stunde.

XX.

Anis

ſpricht:

Ich habe dem Propheten
Neun Jahre lang gedient und nicht gefühlt,
Daß er ein Herr und ich ihm unterthan.
Denn nie hat er getadelt und gezürnt,
Der ſanfte Mann, und nie hat er gefragt,
Warum ich etwas ſo und ſo verrichtet.

XXI.

Der Gottgeſandte, grüßet' er und küßt' er
Die holde Fatme, ſein geliebtes Kind —
Es breite ſich um ihn, verſichert' er,
Der Wunderhauch edeniſcher Roſenauen.

XXII.

Mahomed

ſpricht:

Von meinem eignen Ich ein Theil iſt Fatme;
All was ſie leidet, iſt mein eigen Leid.

Es iſt die Frau der Frauen
Fatme, ſie iſt der Erde Schmuck, ſie iſt
Die Perle der Bürgerinnen in Edens Auen.

XXIII.

Mahomed

am Grabe der Tochter Amru's:

Nicht laſſet an dieſem Hügel,
O Freunde, die Thräne rinnen!
Engel beſchatten ihn mit ihrem Flügel.

XXIV.

Ein ſiebenjährig Kind
Ward Aiſche vom Propheten aufgenommen
Und wohl belehrt aus ſeinem heil'gen Mund.
Neun Jahre zählte ſie,
Da er ſich ihr vermählte; ſo viel Jahre
Währt' auch mit ihm ihr hochbeglückter Bund.

XXV.

Aiſche

ſpricht:

Lang war Chadidſche todt, und immer noch
Aus des Propheten Munde floß ihr Lob,
Als wäre ſie erſt geſtern hingeſchieden.
Auf dieſe Todte war ich
Weit eiferſücht'ger, als auf alle Frauen
Des Gottgeſandten, die lebendigen.
Es ſchärfte dieſen Stachel
In meiner Bruſt, daß er verheißen ihr
Aus göttlicher Eingebung eine goldne
Kiosk' in Edens himmliſchem Revier.

XXVI.

„Wie rann die Quelle
So ſilberhelle,
Wie ſchattete ſo mild der Baum!
Entzückender Raum!
Geweihte Stelle!
Der größte der Menſchen küßte mich hier,
Der Gotterkorne, zum erſtenmal,
Entrückte mich in Edens Saal,
Gab Freuden ohne Namen mir.
Hier will ich ruh'n, hier, Freunde, hier
Sei meine Gruft gegraben,
Hier aufgeſtellt mein Sterbemal!
Erinnerung, der ſüße Strahl,
Er ſoll mich hier
Im Grabe noch, in Nacht und Tode laben.“
Maimuna — Friede ſei mit ihr! —
Sie ſprach's und ſtarb.
Ihr Wort erwarb
Ihr jene ſchöne Gruft und mehr.
Denn eine Moſchee
Hoch und hehr,
Wölbte ſich um den Ruheport;
Dahin ſofort
Wallt allumher
Und betet an im Heiligthum
Und ſchlürfet aus der Quelle klar

Und mehret des Propheten Ehr'
Und kündiget Maimuna's Ruhm
Manch edle Schar
Aus Allah's ächtem Kirchenthum.

XXVII.

Mahomed
über
den Äthiopier Belal, den Gebetausrufer:

Belal —
Er ruft mit einer Stimme von Kryſtall.

XXVIII.

„Am Stirnhaare
Des Roſſes hanget
Anſeh'n und Ehre
Und Ruhm, ſo lange
Die Welt beſteht.“
So einſt, das liebſte
Von ſeinen Roſſen
Gelinde ſtreichelnd,
Der Großprophet.

XXIX.

Mahomed über **Abubeker:**

Wie jene ſchau'n, die frei vom Höllenfeuer,
Iſt dem bekannt, der Abubeker kennt.

Ich würde ſagen: Abubeker iſt mein Freund;
Ihn aber hat ſich Allah ſelbſt zum Freund erſeh'n.

XXX.

Abubeker

ſpricht:

Es gebeut
Abubeker, der Chaliſe, dies:
Kämpft,
Gläubige, ſonder einigen Verdrieß
Für den Iſlam! Aber, eh' ihr rücket
In's Gefecht und eure Waffe zücket —
Freundlich und in Frieden auf die Bahn,
Welche wahrhaft leitet und beglücket,
Rufet erſt, was noch dem alten Wahn
Pflichtig iſt und jammervoll berücket!
Den Gereiſten an Verſtande nur,
Nicht jedoch, wem von erhabnen Dingen
Ferne noch die kindiſche Natur,
Brennet, ein Bekenntniß abzudringen!
Achtet und ehrt
Auch die Abgeſandten eurer Feinde,
Auch, die einer ſtörrigen Gemeinde
Angehören; unverſehrt
Sei'n ſie von euch und ungekränkt entlaſſen!
Bannen aus eurem Rath
Sollt ihr alle feige Hinterliſt,
Alle grauſam ungefuge That,

Sollt ſie haſſen
Unbedingt,
Ob ihr auch mit einem graſſen
Gegner ringt,
Ein Geſchlecht verworfner Art bezwingt!
Nicht beſchwingt
Sei der Sieg durch ſchleichend niedre Tücken;
Nicht mit Gift
Sei geführt der heilige Krieg!
Offen und ehrlich wird er am ſchönſten glücken.
Greiſe nicht
Würge noch ſchwache Weiber
Euere Kraft, noch kindliche zarte Leiber!
Heilig ihr,
Was für Räume
Sie befehde,
Sei ihr alſo, wie im Heime,
Mütterlicher Erde Frucht!
Nicht beſchäde,
Nicht zertrete
Sie die ſproſſend jungen Keime;
Fröhliche Saaten zerſtöre ſie nicht;
Prangende Fluren verheere ſie nicht;
Labegewährende, köſtliche Bäume,
Schattige, kühle, verſehre ſie nicht,
Leere nicht
Die Reviere,
Raffend alle ſüße Wucht,
Die ein hungriger Pilger ſucht,

Vom Gezweige höchſt verrucht;
Schranke ſei ihr adeliche, ſeine Zucht!
Selbige bewähre ſich auch am Thiere!
Schafe, Ziegen und Stiere
Tödtet allein, ſo viel der Noth
Unabweisliches Machtgebot;
Nimmermehr entſchweifet dieſer Sphäre
Aus Begier nach Mord und Tod!
Mild im Mosleminenheere
Werde das Kameel geſchont;
Seine Laſt, wenn ihre Schwere
Allzu drückend, werde vertheilt auf mehre!
Wenn es erlahmt, das euch gefrohnt
Voll Geduld auf euern Zügen,
Nicht ſofort im Staube liegen,
Stöhnend aller Hülfe bloß,
Laſſet es! —
Dieſes Alles heiſchen Ehre
Recht und Pflicht; in's Innere feurig faſſet es!
Denn ein ungerührt Gemüth
Von erleuchtend edler Lehre —
Paradieſeswonne blüht
Nimmer einem ſolchen; Allah haſſet es.

XXXI.

Abubeker

ſpricht:

Kein ſchöneres Verhalten in der Welt,
Als nicht zu wiſſen, was man Arges weiß.

Wofern du einſiehſt, daß du arm an Einſicht —
Auch dieſes ſchon iſt Einſicht, heilſame.

XXXII.

Abubeker

ſpricht:

Dies, o ihr Mosleminen,
Iſt eueres Chalifen,
Der ſeinem Ende nahet,
Iſt Abubeker's letzter
Will' und Befehl an euch.

Chalife ſei und Hüter
Der gläubigen Gemeinde,

Wenn ich geſchieden, Omar.
Ihm horchet und gehorchet,
Ihm, einem Manne Gottes,
Der jeglichen Geſchäftes
Im Frieden und im Kriege
Ein herrlicher Verrichter,
Ihm, der das Offenbare
Und das Geheime kennet,
Ihm, der die Reinheit, ihm,
Der die Gerechtigkeit,
Ihm, der die Wahrheit ſelber.
So, euer Heil berathend,
Entſchlaf' ich ohne Sorgen,
Euch ſegnend im Entſchlafen.
Des Ewigen Huld und ſanftes
Erbarmen über euch!

XXXIII.

Mahomed über Omar:

Durch Omar's Mund
Thut ſich die Wahrheit kund.

Gott legte die Wahrheit Omar'n
In's Herz und auf die Zunge;
Er iſt der Unterſcheider,
Der ſichere, der ſcharfe,
Deß, was mit trügeriſchem,
Unächtem Schimmer gleiſt,
Vom Richtigen und Rechten;
Kein Wahn beſteht, kein Irrthum
Vor ſeinem hellen Geiſt.

XXXIV.

Omar

bei ſeinem Regierungsantritt:

Vor mir ſo ſtark iſt keiner, als der Schwache,
Dem weh geſchieht; denn mein iſt ſeine Sache.
Vor mir ſo ſchwach iſt keiner, als der Starke,
Der wehe thut; denn wach iſt meine Rache.

XXXV.

Um Syrien zu nehmen
Zog Omar aus in ärmlichem Gewand.
Da führten ihm Vertraute zu Gemüth,
Nicht ſchicke ſich ſolch eine ſchlechte Hülle
Zu ſolch erhabnem, würdevollem Stand.
Doch der Chalif entgegnete, wie folgt:
„Arm ſchein' ich euch und ohne Zier gekleidet;
Doch euer Aug', es iſt zu blöde nur,
Gewahr zu werden einen Herrſcherglanz,
Vor dem ſich im Azur die Sonne neiget.
Denn mich bedeckt das ſchönſte der Gewänder,
Die höchſte Pracht, der allerreichſte Schmuck;
Der Islam iſt es; das bedenkt und ſchweiget!“

XXXVI.

Mit eigner hoher Hand
Trug Omar ein Gefäß voll Waſſer heim.
„Wozu,“ ſo fragte man, „ſo tiefe Demuth?“ —
„Ein allzu groß Gefallen an ſich ſelbſt
Hat meine Seel',“ antwortete der Fürſt,
„Und ſo bedarf ſie der Erniedrigung.“

XXXVII.

Gewendet hatte ſich zu unſerm Glauben
Der Ghaſſanide Gebalet. Er kam
Mit Glanz heran und königlicher Pracht;
Es funkelt' ihm die Krone von Juwelen;
In Gold und Seide pranget' ihm von Reitern
Ein ganzes Heer. Die Freude war nicht klein,
Daß wir gewonnen einen ſolchen Herrn.
So zog er in der Stadt Medina ein.
Da weilet' er bei Omar eine Zeit,
Auf daß er unſre heiligen Bräuche lerne;
Dann brach er auf mit ihm nach Mekka. Hier
Begab es ſich, daß, während er die Kaba
Umwandelt', ein gemeiner Araber
Ihm aus Verſehen auf den Mantel trat.
Der Ghaſſanide, zornigen Gemüthes,
Dreht ſich herum und ſchlägt dem Araber
In's Angeſicht, daß ihm die Naſe blutet,
Ja, daß verloren einige Zähne ſind.
Der Araber läuft blutigen Angeſichtes
Zu Omar hin und klaget ob der Unbill.
Man rufet den Verklagten und er kommt.
„Sprich.“ ſagte der Chalife, „was bewog dich,
So ſchlimm zu thun an einem Gläubigen?“ —
„Er trat mir auf den Mantel,“ war die Antwort,
„Und nur die Achtung vor dem heiligen Hauſe
Hielt mich zurück, ihn todt dahinzuſtrecken.“ —

„Ein ſchlimm Geſtändniß,“ ſagte der Chalife.
„Nun mußt du ſeh'n, daß dir der Mann verzeiht;
Wo nicht, ſo muß ich rächen und vergelten.“ —
„Was? Ich bin König,“ rief der Ghaſſanide,
„Und dieſer iſt ein ganz gemeiner Menſch.“ —
„Das ändert in der Sache nichts. Der Islam
Gleicht dieſen Unterſchied; vor dem Geſetze
Iſt jeder unter uns derſelbe Mann.“ —
„So gebt mir eine Friſt.“ Sie wird gegeben.
Doch in der Nacht entwiſchen Gebalet
Und ſeine Diener und verfügen ſich
Zum großen griechiſchen Hunde zu Byzanz.
Da kehren ſie zu ihrem Aberglauben,
Dem chriſtlichen, zurück und ſind geehrt
Und reich begabt mit Ländere in und Gütern.
So durch Gerechtigkeit ging uns verloren
Ein fürſtlicher Genoſſe; werther aber
Bei weitem als ein ſolcher Hochgewinn
Von Glanz und Macht iſt uns Gerechtigkeit.

XXXVIII.

Die Runde machte ſelber einſt zu Nacht
Fürſt Omar in Medina. Da gerieth er
An ein verfallnes, düſteres Gebäude,
Wo eine Stimme ſeinen Namen nannte.
Er ging hinein und ſah zwei arme Kinder
Und ein zerlumptes, abgehärmtes Weib,

Das über's Feuer ein Gefäß geſetzt,
Umrührte mit dem Löffel ſeinen Inhalt
Und immerfort dabei die Worte rief:
„Herr, ſchaffe Recht mir wider den Chalifen,
Recht wider Omar, den Tyrannen, mir!“ —
„Was that dir Omar?“ fragte der Erſtaunte.
„Er ſandte meinen Gatten in den Krieg;
Er machte mich zur Wittwe, dieſe Kinder
Zu Waiſen ohne Schutz und ohne Schirm
Und ohne Brod. Da ſteh' ich,
Die leere Flut umrührend im Gefäße,
Um ſie zu täuſchen, dieſe Jammervollen,
Und ihr Geſchrei, das mir die Bruſt durchſchneidend
Entſetzliche, für einige Zeit zu ſtillen.
Fluch über Omar, tauſendfachen Fluch!“
So ſprach die Frau, die ſchmerz- und wuterfüllte.
Und Omar — er entgegnete kein Wort;
Er ging jedoch und lud ſich auf die Schultern,
Zwei Säcke, voll von Speiſe, kam zurück
Und lud ſie ab und ſagte: „Da iſt Brod
Für dich und dieſe. Stillet euern Hunger!“
Und als ſie es gethan, da nahm der Fürſt
Die Kinder auf die Arme beideſammt
Und ſagte zu dem Weibe: „Folge mir!
Ich werde ſorgen. Aber klage nun
Nicht ferner über den Chalifen Omar,
Und rufe nicht mehr mit ſo wildem Fluche
Die Rache Gottes auf ſein Haupt herab!“

XXXIX.

Omar an den Statthalter von Kufa:

Ich höre, was mir wenig Freude macht.
Du haſt dir, um an Glanz
Altperſiſchen Monarchen gleich zu ſein,
Ein königliches, hohes Haus gebaut;
Du haſt dir aus chosroiſchem Pallaſt
Ein prächtiges Portal hinweggerückt
Und haſt damit den deinigen geſchmückt.
Nun wirſt du dich wohl auch, wie jene thaten,
Mit Kämmerern umgeben, wirſt, wie ſie
Dein Angeſicht den Dürftigen entzieh'n
Und den Bedrängten deine Hülfe weigern —
So ungetreu der ſchlichten, frommen Sitte
Des Gottgeſandten biſt du, tief verſenkt
In ſchwelgeriſch hochmüthiges Selbſtbehagen.
Deß muß ich bitter klagen.
Du biſt beſtellt, ein Völkerhort zu ſein,
Mit Fleiß zu wachen über Stadt und Land
Und nicht zu prangen in Deſpotenweiſe.
Und alſo hab' ich einen abgeſandt,
Der deine ſtolze Baute niederreiße.

XL.

Man ſah dieſelben hohen, edlen
Und ungemeinen Eigenſchaften
An Omar und an Abubeker,
Nur Eines unterſchied die beiden,
Die Art, womit ſie Gutes übten.
Denn Abubeker pflegt' allein
Dem, der da werth in ſeinen Augen,
Mildthätiglich bedacht zu werden,
Dagegen Omar allgemein
Jedwedem Armen und Bedrängten
Ein Helfer und ein Hort zu ſein.
Er ſagte nehmlich: »Unterſtützung
Iſt Allen nöthig, ob ſie ſchuldlos
In Noth geriethen, ob ſie edel
Von Art und Weſen oder nicht.
Den Werth, den innern, eines Menſchen
Zu meſſen und darnach zu richten —
Nur Gott allein, der allbewußte,
Die eigne Seele nur vermag es;
Wir ſelbſt vielleicht ſehr Tadelhafte,
Wir haben keine Richterpflicht.«

XLI.

Omar

ſpricht:

Sei immer wahr und koſtet es das Leben auch.

Die Brüderſchaft der Dummen, die zu nützen ſcheint,
Verſchmähe ſie! Sie ſchlägt allein zum Schaden aus.

Drei Dinge kehren nie:
Der Pfeil, der abgeſchoſſen,
Das ausgeſprochne Wort,
Die Tage, die verfloſſen.

Vier Eigenſchaften ſoll ein Herrſcher haben,
Vereinigen in ſich, was ſchwer ſich eint:
Ein zart Gefühl, das nicht zur Schwäche wird;
Kraft, wenn es gilt, doch ohne Grauſamkeit;
Freigebigkeit, doch nicht verſchwenderiſche,
Und Sparſamkeit, die nicht in Geiz verfällt.

XLII.

Amru, der Feldherr des Chalifen Omar,
Schlug nie, ſo lang er als Eroberer,
Sich in Aegypten aufhielt, irgendwo
In Stadt und Dorfe ſeine Wohnung auf;
Im Freien hauſt er unter einem Zelte.
Als unterworfen nun das ganze Land,
Da brach er auf und wollte mit hinweg
Auch jene nehmen, ſeine Zeltbehauſung;
Doch ſiehe da, es hatte ſich auf ihr
Vertrauend angeſiedelt eine ganze
Familie von Tauben, elterlichen
Und jungen, noch bedürftigen, und dieſe
Nicht zu verſtören, ließ er im Gefilde
Sein Zelt zurück. Um ſelbiges ſofort
Entſtanden einige kleine Hütten erſt,
Dann Häuſer auch, anſehnliche, ja ſelbſt
Palläſte für die Reichen und die Großen;
Und ſo erhub ſich endlich eine Stadt,
Foſtat geheißen, das bedeutet Zelt.

XLIII.

Abdallah Leißi hieß ein Mann,
Der ritt auf einem Wunderroß,
Das über alle Klüfte ſprang,
Das über alle Ströme ſchoß.

Abdallah Leißi war ein Held,
Der ganz allein den Sieg gewann;
Die Anderen, die ſahen ihm
In Ruhe zu als Hintertroß.

So ſtanden einſt die Araber
Genüber einem Perſerheer;
Doch beide hemmt' ein Stromgebiet,
Das breitgedehnt dazwiſchen floß.

Abdallah Leißi ſprengt hervor,
Fliegt raſch dahin von Rand zu Rand;
Das Gleiche kann kein anderer,
Ob noch ſo guter Kampfgenoß.

Den Feinden aber dünket es,
Ein ſo beſchaffner Kämpe ſei
Ein jeglicher der Araber,
Hätt' auch ein ſolches Wunderroß.

Der Wahn erſchreckt ihr feiges Herz,
Und jener haut ſo grimmig ein;
Im Augenblick zur Flucht gewandt
Iſt der geſammte Heerkoloß.

XLIV.

Mahomed über **Ali:**

Ali, das iſt der Mann
Der meinem Herzen wohlgefällt,
Iſt mein Weſir, mein Bruder
In dieſer und in jener Welt.

XLV.

Es trug einſt Ali als Chalif
In ſeiner Schürze Datteln heim.
Da ſagte man: „Wie magſt du ſo
Dein hohes Amt entwürdigen
Und thun, was einem Knechte ziemt?“ —
„Ich thu' es für die Meinigen,“
Sprach Ali, „Laßt die Freude mir,
Für ſie bethätigt und bemüht
In eigener Perſon zu ſein!
So hoch wir auch von Gott erhöht,
So reich wir auch an Glanz und Schein —
Nie ſchändet dieſer ſüße Dienſt;
Nie ſchimpfet und entehrt es uns,
Ein Vater und ein Menſch zu ſein.“

XLVI.

Sein Panzerhemd verloren
Hatt' Ali und ein Chriſt hatt' es gefunden.
Es ihm zurückzugeben, mahnte jener,
Der Chriſt jedoch behauptete den Fund,
Und nicht verſchmäht' es der Chalif, mit ihm
Zu Kufa vor dem Richter zu erſcheinen.
Mit großem Eifer ſtritt allhier der Chriſt,
Sich als ein ächter Rabuliſt beweiſend;
Ali dagegen, bieder, redlich, einfach,
Unaufgelegt zu zanken und zu hadern
Und nicht geübt im Kampfe mit der Liſt,
Entſetzte ſich von ſolcher Streitverwicklung
Und gab den Handel auf. So war denn nun
Das zwar nur angemaßte Panzerhemd
Ein unbeſtrittnes Eigenthum des Chriſten.
Der aber fühlt' im Innern eine Regung
Ganz eigner Art. Er mußte ſich geſtehen,
Daß Mosleminenherzen edeler,
Als chriſtliche, daß eine Lehre, die
So ſchöne Früchte trage, ſich ſo herrlich
Selbſt am Gemüth der Mächtigen bewähre,
Weit wahrer und weit göttlicher, als die,
So ihm gegoſſen in die Seele war;
Und alſo ließ er ab von ſeinem Wahn,
Entbrannte nach wahrhaftigerem Heil,
Und bat, ihn aufzunehmen in den Schoos,
Den gottgeliebt glückſeligen, des Islams.

XLVII.

Ali

ſpricht:

Schön ſtehet dem Reichen Demuth
Im Angeſicht des Armen;
Schön ſtehet dem Armen Stolz
Im Angeſicht des Reichen.

Die ſchönſte der Gottesgaben,
Die iſt, ein ſchönes Naturell zu haben.

Das ſchönſte Reich iſt das,
So man beſitzt im menſchlichen Angedenken.

Gar ſehr bedarf Verwandtſchaft
Der Liebe; Liebe der Verwandtſchaft nicht.

Viel leichter iſt, entbehren
Hochnöthiges, als von gemeinen Seelen,
Obwohl ſie es gewähren, es begehren.

Für ein Orakal halten
Sollſt du die Meinung eines weiſen Alten.

Ein klug Geſpräch, das iſt der Garten Edens.

Der größte Mangel iſt der Mangel an Verſtand;
Wer reich an Einſicht, der allein ſei reich genannt.

Es rühmen ihres Adels ſich die Menſchen,
Doch der beſteht aus Feuchte nur und Lehm.
Ein höherer und ächterer, als der,
Beſtehet in des Geiſtes edler Bildung,
In Wiſſenſchaft, Erkenntniß und Idee.
Hoch iſt allein, was innerlich erhöht,
Das andre niedrig, ob es noch ſo hoch.
Ja, ich behaupte, daß es gar nicht lebt
Und gar nicht iſt, denn Leben iſt und Sein,
Nur wo die Seele denkend aufgewacht.

XLVIII.

Zur Zeit Suleiman's war ein Mann, Choſeima
Mit Namen. Ueberreich an Habe war er;
Doch unbegrenzte Güte gegen alles,
Was athmete, vernichtete ſein Glück.
In einer armen, kleinen Hütte nun
Bei Rakka wohnt' er, einſam und allein,
Und friſtete mit Mühe ſeine Tage.
Davon verlautet einſt bei Akrama,
Dem Vogte Rakka's. Er beſchließt, zu helfen,
Steht auf zu Nacht, zäumt einen Eſel, legt
Ihm auf den Rücken einen ſchweren Sack,
Der einige tauſend Stücke Gold enthielt
Und macht ſich auf den Weg mit dieſem Schatz,
Hin zu Choſeima ſeine Schritte lenkend.
Der ruht bereits, wird aufgepocht und öffnet:
Ihm in das Haus wirft Akrama den Sack
Und ſpricht dazu: „Nimm dieſe Kupfermünzen!
Ich gäbe mehr, wär' ich vermöglicher.
Ade!“ So will er fort. Allein Choſeima
Hält ihn am Mantel feſt und ſpricht: „Wer biſt du?“ —
„Und meinſt du denn,“ entgegnet ihm der Vogt,
„Ich ſei ſo heimlich, einem Diebe gleich,
Daher gekommen in der ſpäten Nacht,
Um dir zu ſagen, wer ich bin?“ — „Ich bitte,
Beſchwöre dich, entziehe nicht ſo ganz
Dich meiner Kunde, meiner Dankbarkeit!“ —

„So wiſſe denn, ich heiße:
Tröſt-Edelmuth-im-Unglück. Gute Nacht!“ —
Damit entwiſcht er in die Dunkelheit.
Nach Hauſe kehrend findet er ſein Weib
Erfüllt von Argwohn und von Eiferſucht,
Und muß, ſie zu beruhigen, ihr Alles
Haarklein berichten, wie es ſich begab.
Indeß beſchaut Choſeima ſeinen Sack
Und findet ihn mit eitel Gold gefüllt.
Welch eine Freude! Jetzo gehet ihm
Ein neues Leben auf; er läßt ſich wieder
Vor Menſchen ſeh'n, ja gehet an den Hof
Zu dem Chalifen, welchen er vordem
Oftmals beſucht und welcher ihm ſehr gnädig
Und hold geſinnt. Vorwürfe, freundliche,
Macht ihm Suleiman, daß er ihn ſo lang
Vergeſſen und verſäumet, und Choſeima,
Erklärend und entſchuldigend, erzählt,
Wie er verarmt, wie er ſodann aus Scham
Sich lange Zeit vor aller Welt verborgen,
Und wie er endlich wieder aufgelebt,
Bedacht von einem unbekannten Manne,
Der ſich genannt: Tröſt-Edelmuth-im-Unglück.
Mit großem Antheil höret es der Fürſt.
„Den Mann, Choſeima, müſſen wir erkunden,
Und es zu thun, ſoll deines Amtes ſein.
Verdächtig iſt mir Akrama's Verwaltung;
Ich gebe ſeine Stelle dir; du ſollſt
Nach Rakka gehen, ihn gefangen nehmen,

Scharf unterſuchen, wie er es getrieben,
Und mir Bericht erſtatten; dann jedoch
Dir alle nur erdenkliche Mühe geben,
Tröſt-Edelmuth-im-Unglück auszuſpäh'n.
Choſeima thut, was ihm befohlen iſt;
Er gehet hin, verhaftet Akrama
Und inquirirt. Doch, ſiehe,
Da kommt zu ihm die Gattin Akrama's.
„Wie," ſpricht ſie, „dieſes iſt dein Dank, Choſeima,
Für Akrama's großmüthiges Geſchenk?
Tröſt-Edelmuth-im-Unglück — denkſt du nicht mehr
An dieſen Mann? Der Mann war Akrama;
Er warf dir einen Sack voll Gold in's Haus,
Du aber, wehe, wirfſt ihn in's Gefängniß."
Choſeima ſteht, als rühret' ihn ein Blitz;
Dann ſtürzet er in Akrama's Gefängniß,
Fällt ihm zu Füßen, flehet um Verzeihung,
Führt ihn heraus aus ſeinem Kerker, ſetzet
Ihn wieder ein in ſeinen alten Rang
Und kehrt zurück in Eile zum Chalifen,
Der mit Erſtaunen ſeiner Rede lauſcht,
Sein Thun belobt und beide ſeltne Männer
Mit Gnaden und mit Ehren überhäuft.

XLIX.

Der Chalife Omar Abdolaſis

ſpricht:

Es führet das Gebete dich
Zu Gott hinauf die halbe Bahn;
Das Faſten hebt gewaltiglich,
Bringt bis zu Edens Thor hinan.

Doch kommſt du ſo noch nicht hinein,
An Tugend allzu arm und bloß.
Wohlthaten übe! Das allein
Verſetzt dich in den Wonneſchooß.

L.

Der Chalife Manſur

ſpricht:

Man ſagte mir von einem Mann, der Schätze
Verwahre, die den Ommiaden eigen.
Ich ließ ihn holen und verlangte ſie.
Er ſprach: „Du biſt, ſo ſcheint es, o Chalife,
Der Erbe des unglücklichen Geſchlechtes?“ —
„Das nicht,“ verſetzt' ich. „Dann, o Fürſt, dann haſt du
Kein Recht, zu fodern und dir anzueignen,
Was ich bewahr', ein anvertrautes Gut.“ —
„Die Ommiaden aber,“ ſo bemerkt' ich
Dem Manne, „waren Räuber und Tyrannen,
Die ungerecht erwerbend an ſich riſſen.“ —
„Wohl,“ ſagte jener, „doch ſie hatten auch
Selbſteigenen Beſitz; da iſt denn nun
Erſt zu beweiſen, daß die Güter, die ſie
Mir anvertraut, gewaltſam abgepreßt
Und ihnen nicht rechtmäßig angehören.“ —
Auf dieſe Rede blieb ich lange ſtumm;
Dann fragt' ich endlich: „Haſt du keinen Wunſch?“ —
„Ja, Herr, ich bitt' um eine Gnade.“ — „Sprich!“ —
„Ich möchte wiſſen, wer mich angegeben.
Mir vor das Auge ſtelle dieſen Menſchen!
Denn keinen Heller hab' ich in Verwahrung,

Ich ſchwöre dir's hochfeierlich bei allem,
Was heilig iſt.“ Ich that, was er begehrte;
Der Menſch, der ihn mir angezeigt, erſchien.
„Ein Schuldner iſt's von mir,“ ſo ſprach der Andre,
„Der ſeine Schuld nicht zahlen und deßhalb
Mich in's Verderben ſtürzen will. Hier iſt
Die Schuldverſchreibung.“ Es bekannte ſich
Der Menſch dazu, der deutlich überführte.
Doch jener, er zerriß die Schuldverſchreibung
Und ſprach: „Um eine ſolche Kleinigkeit
Sollſt du hinfüro nicht mehr nöthig haben,
So ſchlecht zu ſein.“ Ich ſtaunete von neuem
Und immer noch, denk' ich daran, erfüllt mich
Bewunderung; denn nie hab' ich im Leben
Was Würdigeres, Edleres geſehen,
Als dieſen Mann.

LI.

Der Chalife Harun Alraſchid

ſpricht:

Es ſchmückt die Tugend der Geduld und Sanftmuth
Nicht jene, die der Reizbarkeit ermangeln,
Denn ſolche ſind den unbelebten Dingen
Weit ähnlicher, als dem, was Odem hat.
Die Sanften und Geduldigen in Wahrheit
Sind jene, die empfindlichen Gemüthes
Und voll Affekt, die aber ihres Innern
Bewegungen bemeiſtern und beherrſchen
Und weiſe meiden übereilte That.

LII.

Harun

ſpricht:

Drei ſchone Kinder ſind's, die mich regieren,
Am Gängelbande meine Seele führen.

Denn ach, was ließe ſich entgegenſetzen
So ſüßem Aug', ſo lieblichen Manieren?

Und alſo bin ich Herrſcher nur zum Scheine,
Denn dieſe ſind es, welche guberniren.

Wenn ſich die Liebe wider uns verſchworen,
Sie triumphirt, wir können nur verlieren.

In meiner Hand ſind Myriaden Zügel,
Die Zügel meines Geiſtes in der ihren.

LIII.

Harun auf den Tod einer Sklavin.

Nimmer, ach, in meinen warmen,
In des Staubes kalten Armen —
Eiferſucht auf den Beglückten,
Wie ſie mir die Bruſt durchwüthet! —
Schlummerſt, o Geliebte, du.
Dir iſt wohl, dir blüht die Ruh';
Mir jedoch, mir kann das Leben,
Da dein ſchönes Auge zu,
Nur noch eitel Wehe geben.

LIV.

Auf

Jahja, den Barmekiden.

In Jahja's Hand zu legen
Die deinige, vermeide das, wofern
Dir deine Habe lieb! Der ärgſte Filz
Wenn er nur rührt an jene Hand, er theilt
Großmüthig alle ſeine Güter aus.

LV.

Jahja, der Barmekide,

an

Dſchafer, ſeinen Sohn:

Wohlthätiger Hulden Strom, er fließe dir
Für alle Federn, die dir Dinte strömen,
Ob es zum Lob, ob es zur Rüge ſei!

LVI.

An

Fadl, den Barmekiden,

zu ſeinem Geburtsfeſte.

Wir feiern heut nicht deine nur, o Fadl,
Wir feiern aller Tugenden Geburt.

LVII.

Entferne dich von Bagdad
Zehntauſend Paraſangen!
Doch wird zu dir gelangen
Mit ſeinem milden Prangen
Der Barmekiden Preis.
Er ſpottet aller Klüfte;
Es tragen ihn die Lüfte
Bis in die fernſte Ferne
Auf weiter Erde Kreis.

LVIII.

Auf Dſchafer's Untergang.

Tod, da du Dſchafer raubteſt, feire nun!
Was willſt du mehr? Das beſte,
Das edelſte von allem, was gelebt,
Und leben wird und leben kann, du haſt es.

LIX.

Sprüchwort:

Schön, wie die Zeit der Barmekiden war.

LX.

Jn des Chalifen Mamun
Beſitze war ein köſtliches Juwel,
Das ihm vor allen ſeinen Schätzen lieb,
Das anzuſchau'n, zu zeigen und zu rühmen,
Jhm eine ſonderliche Freude ſchuf.
Das übergab er einem Juwelier,
Um es zu faſſen. Einige Tage drauf
Kam dieſer angſtentſtellten Angeſichtes,
Warf ſich zur Erde hin, um Gnade flehend,
Und ſtammelte den traurigen Bericht:
„Ein ſchwerer Ambos iſt mir umgeſtürzt,
Jſt mir gefallen auf den Solitär,
Und dieſer iſt zerſprungen in vier Stücke.“
Nur einen Augenblick bedurfte Mamun,
Um den Verdruß, der ſich bei dieſer Nachricht
Jn ſeinem Jnnern regte, zu bemeiſtern.
Dann ruhig in gewohnter Art und ſanft
Jn Miene, Blick und Tone ſprach er alſo:
„Groß war der Stein, war übergroß; es werden
Anſehnlich alſo wohl und zu gebrauchen
Selbſt dieſe Stücke noch, die viere, ſein.
So gehe denn und faſſe dieſe mir!
Jch habe dann vier Ringe ſtatt des einen.“

XLI.

Zu des Weſires Schreiber
Trat der Chalife Mamun;
Ein wichtiges Geſchäfte
Verlangte ſeinen Abſchluß;
Zu ſchreiben ohne Weilen,
Erging das Herrſcherwort.
Der Schreiber aber blickte
Auf den Weſir, zu deſſen
Bedienung er beſtellet,
Und erſt, wie dieſer nickte,
Schien der getreuen Seele
Der fremde Dienſt am Ort.
Empörte das den Herrn
Der Gläubigen, den hohen?
Sprüht' aus dem Auge Zorn ihm?
Diktirt' er eine Strafe? —
Es achtete, belobte,
Belohnte ſolche Treue
Der edle Völkerhort.

LXII.

„Dir übergeben iſt hiemit ein ſehr
Strafwürdiger Rebelle; daß er nicht
Entkomme, das ſei deine höchſte Sorge!“
So der Chaliſe Mamun eines Tages
Zu Abbas, ſeinem Polizeibeamten.
„Ich hafte dir mit meinem Kopf für ihn,“
Sprach Abbas und entführte den Gefangnen,
Den er bis jetzo kaum noch angeblickt.
Doch wie er ihn nunmehr in's Auge faßte,
Da, ſiehe, war es einer aus Damask,
Der ihn daſelbſt einmal vom Tod errettet.
Da ließ er ihn entflieh'n. Am andern Tag
Erſchien er, in ein Leichentuch gehüllt,
Vor dem Chaliſen: „Was bedeutet das?“
Frug dieſer. „Herr, ich habe den Rebellen,
Den du mir übergeben, frei gelaſſen.
Mein Leben iſt verwirkt; hier iſt mein Kopf.“ —
„Und was beſtimmte dich zu dieſer That?“ —
„Die Dankbarkeit.“ — „Erzähle die Geſchichte!“
Abbas erzählte ſie. Den Herrſcher rührte
Was er vernahm, es rühret' ihn noch mehr
Des Abbas Edelmuth; er ſchenkte beiden,
Dem Sohn des Aufruhrs und dem ungetreuen
Bedienſteten das Leben und dazu,
Was nöthig iſt, deſſelben froh zu werden.

LXIII.

Chalife Mamun ſah einmal im Traum
Ein weibliches Gebilde ſchön und hehr;
Solch einen Adel hatt' er nie geſeh'n.
„Wer biſt du," frug er, „wie benennſt du dich?"
Und es verſetzte jene: „Griechiſche
Philoſophie." Der wachgewordne Fürſt
Berief in Eile ſeine Hofgelehrten,
Erzählte ſein Geſicht und gab Befehl,
Zu holen ihm aus dem Hellenenreich
Die Herrliche. Da ward herbeigeſchafft
Und ſorglich übertragen in die Sprache
Der Araber manch alter Philoſoph.

LXIV.

Auf hohem Hauſe ſtand ein Fürſtenſohn
Und ſah gebreitet auf die Nachbardächer
Von Lumpen einen wunderlichen Kram;
Die Leute hatten Wäſche, waren arm,
Und feſtliche Tage waren nah, wozu
Sie ſich nach ihrer Weiſe ſchmücken wollten.
Da riethen ihm zu einem luſtigen Harm
Die Höflinge: „Zerſchieße dieſen Trödel,
Damit ſie nicht mehr ſo dein Angeſicht
Beleidige, die unverſchämte Brut!“
Dem Rathe folgt der Prinz, ergreift die Armbruſt
Und ſpannt und zielt und thut ſo manchen Schuß;
Allein was er verſchießt,
Sind goldne Kugeln, und was ſelbige
Für Schaden thun, macht keine Wimper naß,
Ob auch zu Grunde, hundertfach durchbohrt,
Der ganze Plunder geht. Die armen Leute,
Sie kommen und entdecken höchſt erſtaunt
In ihren Lumpen einen goldnen Schatz
Und jubeln auf vor Dankbarkeit und Freude.

LXV.

Osman, der urgewaltige Begründer
Osmaniſcher Reichsgewalt und Herrſchergroße,
Gelangt' einmal auf einer Wanderung
In eines armen Gläubigen niedre Hütte
Und wollte hier der nächtigen Ruhe pflegen.
Da ſah er oben auf's Gebälk hinauf
Ein Buch gelegt und fragte: „Welch ein Buch
Bewahrſt du dort auf des Gebälkes Höhe?“ —
„Es iſt die heilige Schrift des Alkoranes,“
Antwortet' ihm der Mann. Wie drauf die Leute,
Die in der Hütte wohnten, alle ſchliefen,
Da holte ſich das theure Buch herab
Und las darin der Fürſt die ganze Nacht
Bis an den Morgen, ſtehend, unermüdlich.
Dann legt' er ſich ein wenig, um zu ruh'n
Und ſchlummert' ein. In dieſem Morgenſchlummer,
Zur Zeit der ächten Traumerſcheinungen,
Vernahm er eine Stimme, welche ſprach:
„Dieweil du mein von Ewigkeit beſtehend
Urheiliges Wort ſo hoch geehret haſt,
So ſollen hochgeehrt auch deine Kinder
Und Kindeskinder ſein durch ſämmtliche
Zukünftige Zeiten und Geſchlechter hin!“ —
Und glänzend hat ſich dieſer Traum bewährt.

LXVI.

Osman, der hehre Fürſtenahne,
Ließ keine goldnen Schätze nach.
Ein Turban nur, ein Rock dazu
Vererbte ſich von ihm, ein Salzfaß,
Ein Löffel, einige rothe Fahnen,
Ein Säbel, einige Heerden Schafe,
Wovon noch heute die dem Sultan
Gehörigen um Bruſa ſtammen,
Ein Haufe Vieh zur Feldbeſtellung
Und edler Roſſe voll ein Stall.

LXVII.

Wie war beſchaffen Urchan, Osman's Sohn,
Des ſchwärzlichen? — Derſelbe trug die Spur
Der väterlich gewaltigen, doch auch
Der wunderholden mütterlichen Art.
Von Farbe weiß und roth,
Von Stirne hoch und rund von Angeſicht,
Von Auge hell und klar,
Von ſchöngewölbten, dunklen Augenbrauen,
Von Barte ſtark und dicht —
So ſchaute dies Juwel im Ruhmesſchatze
Osmaniſcher Volks- und Fürſtenherrlichkeit.
Breit war die Bruſt, aufragend und voll Kraft
Wuchs und Geſtalt, die Hand des Helden war
Furchtbar und ſtark, wie eine Löwentatze.

LXVIII

Geiklibaba, der Rehevater,
Schenkte der Natur ſein Herz.
Einſam im Gehölze lebend
Ging er hier mit Hirſch und Rehen
Wie mit ſeines Gleichen um.
Alſo ſanft und mild geartet,
Trat jedoch, wenn's galt zu ſtreiten
Für die einzig wahre Lehre,
Geiklibaba, der Rehevater,
Kühnlich auch als Krieger auf.
Zur Eroberung von Bruſa
Hat ihn aus den Waldesöden
Urchan, Osman's Sohn, gerufen,
Daß durch ſein Gebet und ſeine
Heiligkeit und weiſe Leitung
Das osmaniſche Heer beglückt
Und die Stadt gewonnen werde.
Geiklibaba ſäumte nicht.
Einen hohen, ſtolzen Hirſch
Winkt' er aus dem Buſche her,
Sprach zu ihm: „Mein lieber Bruder!
Mich gerufen in den Krieg
Hat der Fürſtenſohn, der Urchan;
Bruſa ſoll erobert werden,
Und ich ſoll die Krieger führen;
Sei ſo gut und trage mich

Ihnen hin ein raſcher Renner.
Mit bejahend freundlichem
Auge blickt der Hirſch ihn an;
Alſofort beſteigt er ihn,
Fliegt dahin auf ſeinem Rücken.
Und zum Staunen der Osmanen
Und zu nicht geringer Stärkung
Ihres Glaubens, ihres Muthes —
Freudig auf dem prächtigen Thiere
Kommt in ihre Kriegsreviere
Geiklibaba daher geſprengt.

LXIX.

Murad, der Osmanenherrſcher,
Mühte ſich, die feſte Burg
Apollonia zu gewinnen,
Lang jedoch ohn' alle Frucht.
In Verzweiflung und Verdruß
Aufgegeben war bereits
Die Beſtürmung und der Fürſt,
Finſtre Wolken auf der Stirne,
Lehnte ſinnend an dem Stamm
Einer ſchattigen Platane.
Sieh, da ſtürzen Boten her
Und verkünden ein Mirakel!
„Allah ſtreitet für ſein Heer,

Und der Sturm, nun muß er glücken!
Apollonia's Mauerwerk
Stürzet ein von freien Stücken."
Durch die gottgemachte Breſche
Dringen ein die Streiter Allah's,
Und gewonnen iſt die Burg.
Schwer bepackt mit Gold und Silber
Ziehen ab die frohen Krieger;
Einer ſetzet auf das Haupt
Eine goldne Schaal' als Haube;
Wohlgefällig ſahe Murad
Dieſe wunderliche Tracht,
Stiftete zum Angedenken
Goldgeſtickter Haube Pracht.
Die Platane, die zur Lehn'
Ihm gedient, da er vernommen
Jene wunderbare Kunde
Ward genannt: „die glückliche,"
Ja ſie ward ſeit dieſer Zeit
Als ein Heiligthum betrachtet
Und verehrt von allem Volk.
Doch die Burg die trotzige,
Deren ſtarke Mauerwand
Eingeſtürzt die Gotteshand,
Ward genannt: „Die Gottverderbte."

LXX.

Der heerverbündet drohenden Übermacht
Der Fürſten Bosniens und Serviens
Herzegowina's und Albaniens
Stand gegenüber Murad's heilige Schaar.
Feindſelige Winde wütheten daher,
In's Auge jagend dem osmaniſchen
Kriegsheer der Ebne Sand und Staubgewölke.
Da betete Murad brünſtig himmelan,
Die Hülfe Gottes für die Seinigen,
Für ſich die Gnade zu erfleh'n, ein Martyr
Zu ſterben in des Islams heiligem Kampf
Und in Vertheidigung der ächten Lehre.
Und ſiehe da, es raſtet das Geſtürm,
Ein milder Regen träufelt himmelab,
Die flüchtigen Geſtäube niederſchlagend,
Und es beginnt die fürchterliche Schlacht.
Blutſtröme trinkt, unendliche, der Grund
Und der Gefallenen aufgethürmte Leichen
Bedecken ihn. Da drängt zu Murad hin
Durch das Gewühl ein Servier und ruft:
„Osmanen, hört, es kommt zu euch ein Freund,
Der euerem Herrn ein wichtiges Geheimniß
Zu künden hat.“ Leibwachen halten ihn
Vom Herrſcher ab; der aber, hörbegierig,
Giebt freie Bahn; da ſtürzet in den Kreis
Der Servier, beugt wie zum Kuß der Füße

Sich vor dem Herrn der Gläubigen und bohrt
Ihm in die Bruſt den raſchgezückten Dolch.
Den Meuchelmörder ſchlachten Janitſcharen,
Der Durſt der Rache, der das Heer durchflammt,
Gibt Rieſenkräfte den osman'ſchen Helden;
Murad mit ungebeugt erhabnem Geiſt
Schickt in die Schlacht die letzten Kriegsbefehle,
Schaut brechenden Auges ſeinen großen Sieg
Und haucht, ein Märtyrer des wahren Glaubens,
Sein ruhmgekröntes Herrſcherleben aus. —
Was er gefleht, Gott hat es ihm gewährt!

LXXI.

Murad, der Andre, der Osmanenfürſt,
Und Wladislaus, Hungaria's Gebieter,
Beſchloſſen auf zehn Jahre Waffenruh',
Und beide ſchwuren einen großen Eid,
Der Sultan auf den heiligen Alkoran,
Der König auf das Evangelium.
Nicht hat gebrochen ſeinen Eid der Türke;
Gebrochen und verhöhnt hat ihn der Chriſt.
Noch waren nicht zehn Tage hingefloſſen,
Da ließ der Cardinal und päpſtliche
Legat, der Ceſarini, den Beherrſcher
Hungaria's und ſeine Räthe ſchwören —
Sie ſchwören im Namen der hochheiligen

Dreifaltigkeit und der gebenedeiten
Jungfrau, der Gottgebärerin Maria,
So wie der Heiligen Ladislaus und Stephan,
Zu brechen den auf's Evangelium
Geſchwornen Eid. Sofort erbebte rings
Im Land umher der feſte Grund der Erde,
Aufſchauernd ob des ungeheuern Frevels.
Doch nicht zu Herzen nahmen es die Chriſten;
Sie brachen auf. Ungariſche Reiterei,
Walachiſche Genoſſenſchaft, Kreuzfahrer
Geſtalteten die Bande, die verruchte,
Die wüthende mit Feuer und mit Schwert.
Nach Aſia gezogen war der Sultan,
Der trauende. Da lärmt ihn aus der Ruhe
Die Kunde des Verrathes auf. In Eile
Durchſchreitet er mit ſeiner Kriegerſchar
Den Bosporus und ſteht am Fuß des Hämus,
Der gottverhaßten Rott' im Angeſicht.
Man ordnet ſich zum Kampfe hier und dort;
Hungaria's erhobne Fahnen fliegen;
Der Sultan aber ſteckt auf eine Lanze
Den auf das Evangelium beſchwornen
Urkundlichen Vertrag, die Rache Gottes
Herabbeſchwörend auf der Chriſten Haupt.
Und nicht umſonſt. Denn im Momente ſtürzt
Aus heitrer Höhe ſich ein Sturm herab
Und wüthet in die gegneriſchen Fahnen
Mit ſchauderhaft zerreißender Gewalt.
Die Schlacht beginnt. Die Chriſten dringen vor,

Und Wladislaus mit ſeinen Reitern greift
Die Janitſcharen an, die um den Sultan
In Heeresmitte ſtehn. Der König ſtürzt,
Ein Janitſchar enthauptet ihn und ſteckt
Sein blutend Haupt auf eine Lanzenſpitze,
Daß es zur Seite rage grauſenhaft
Dem auf der Lanze ragenden Vertrag.
Groß war die Schmach, furchtbar die Niederlage
Der Chriſtenheit. Nicht unter den Gefallnen
Und von des Himmels Racheſtrahl Getroffnen
Fehlt', als der Ungarn Wagenburg erſtürmt,
Der Cardinal-Legat, der Ceſarini.
Das Haupt des Königes aber ſandte Murad
Nach Bruſa. Hier am Fuße des Olympus
Zum zweitenmal auf eine Lanz' erhöht
Ward es umhergetragen im Triumphe
Durch alle Straßen der Osmanenſtadt. —
So richtete der allgerechte Gott,
So hat die Frevler Allah's Arm vernichtet!

LXXII.

Der Imam Dſchafer Ben Mohammed
Sprach einſt zu Harun Alraſchid,
Beſchwichtigend mit weiſem Worte
Den allzuheftig aufgeregten,
Wenn auch mit Rechte zürnenden:
„Woferne du für Allah eiferſt,
So eifere nicht eifriger,
Als für ſich ſelbſt er ſelber eifert!
Er hat dem Eifer ſeines Zornes
Die Grenzen ſeiner Huld geſetzt,
Und, dieſe niemals überſchreitend,
Will er auch nicht, daß ſie der Menſch,
Daß du ſie jemals überſchreiteſt.“

Nach **Rückert.**

LXXIII.

Dem Kadi Ben Beſchir
Klagt' eine Wittwe: „Mich beraubt gewaltſam
Hat der Chalif. Mir eigen war ein Gut,
Das wollt' er haben, ſich ein Sommerhaus
Darauf zu bau'n. Ich wollt' es nicht veräußern;
Da nahm er es.“ Der Kadi hört, bedenkt,
Wirft über ſeine Schulter einen Sack
Und geht damit zu dem Chalifen hin.
Der ſteht gerad' an jenem Ort und ordnet
Des Sommerhauſes Bau behaglich an.
Der Kadi wirft ſich auf die Erde nieder
Und bittet, daß es ihm geſtattet ſei,
Den Sack, den er auf ſeiner Schulter trage,
Mit Erde dieſes Ortes anzufüllen.
„Warum? Wozu?“ — „Du wirſt's erfahren, Herr!“ —
„Nun denn, ſo mag es ſein.“ Der Kadi füllt
Und bittet dann noch ferner, daß der Fürſt
Mit eigenen hohen Händen ſich bemühe,
Den Sack zu heben. Der Chalife meint,
Der Kadi habe den Verſtand verloren,
Beſchließt jedoch, zu thun, was er verlangt,
Zu ſeh'n begierig, was ſich hier entfalte.
Der Sack jedoch, er iſt
Ihm viel zu ſchwer; er bringt ihn nicht empor.
Da ſpricht der Kadi: „Fürſt der Gläubigen!
Dies Wenige von dieſem Gute hier

Iſt ſchon ſo ſchwer; es nur emporzuheben
Iſt, wie du ſiehſt, weit über deine Kraft.
Dereinſt jedoch am Tage des Gerichtes
Wird Allah dir auf's Haupt
Das Ganze legen, denn es iſt geraubt.
Der Fürſt erſchrack, der Bau
Ward eingeſtellt und das geraubte Gut
Zurückgegeben an die Eignerin.

LXXIV.

Der große Mufti, den man insgemein
Korbmufti nannte, hing aus ſeinem Fenſter
Beſtändig einen kleinen Korb herab;
Da legte man die Fragen und Probleme,
Die des Beſcheids bedürftigen, hinein;
Der Korb ward aufgezogen und der Mufti,
Nicht achtend auf Perſonen und Partei'n
Ergriff die Frage, las, bedachte ſie,
Schrieb ſeinen Ausſpruch, legt' ihn in den Korb
Und ſenkte den hinab zur Erde wieder.
Gerechtigkeit aus ſeinem Munde lernte
Selbſt ein tyranniſch wilder Oberherr,
Den ſonſten niemand zu beſänftigen
Und abzuhalten wußte von Gewaltthat.
Beſchloſſen eines Tages hatte Selim
Den Tod von hundert fünfzig Schatzbeamten,

Die dieſes Schickſal nimmermehr verdient.
Da geht der Mufti hin zu ihm und ſpricht:
„Es iſt die Pflicht, die heilige, des Mufti
Zu ſorgen für das Seelenheil des Sultans
Und ſein Geſchick in jener andern Welt;
Denn ewige Strafe droht dem Ungerechten,
Und des Gerechten harrt ein ewiger Lohn.
So iſt denn alſo meine Bitte die:
Die Schatzbeamten, deine treuen Diener,
Die ungerecht verdammten, laß ſie los!“
Das ernſte Wort des Mufti traf das Herz
Des Grauſamen; er gab die Diener frei,
Ja ſchmückte ſie mit Amt und Würde wieder.

LXXV.

Fetwa des Mufti über die Gedichte Miſri's.

Wer lehrt und glaubt, wie Miſri, wird verbrannt;
Ihn ſelbſt jedoch, den Miſri, ausgenommen;
Denn wer vom Hauche der Begeiſterung,
Dem himmliſchen, erfüllet und geſpornt,
Erhaben iſt er über Spruch und Urtheil.

LXXVI.

Über allzu dunkle Punkte
Spricht der ächte Weiſe nie.
Nehme ſich ein allzu Witziger,
Im Ergründen allzu Hitziger,
Im Beſtimmen allzu Spitziger,
Jenen hochgerühmten Imam
Zum Exempel, jenen Azam,
Und beſchränke, dieſem ähnlich,
Mit beſcheidner Überlegung
Seine Streittheologie!
Selbigem entwiſchte nehmlich
Nimmermehr ein Sterbewörtchen,
Wenn zu ziehen in Betrachtung
Dinge waren, ſo wie die:
Der Begriff des Ewigen erſtlich
Und wie ſich verhalten möge
Zeitliches zu dem, was ewig;
Dann der Engel und Propheten
So und ſo und ſo beſtimmte
Größenart und Stufenordnung;
Solche ſchwere Gegenſtände,
Mit präciſem und diſtinktem
Lehrerurtheil vorzutragen,
Hielt er nicht für ſeine Pflicht.
Weiter auch berührt' er niemals
Das Geſchick der im Bereiche

Ketzeriſcher Regionen
Hingeſchiednen kleinen Kinder;
So umging er auch nicht minder,
Ob die Neige des Gewäſſers,
Das ein Eſel eingeſogen,
Rein zu achten oder nicht.

Dritte Abtheilung.

Dichtungen und Phantaſieen,

ſich anlehnend

an bibliſche und islamitiſch hiſtoriſche

Traditionen und Perſönlichkeiten.

I.

Es grüßete den erſten aller Menſchen,
So wie er ihn gefertiget aus Thon
Und ihn beſeelt durch ſeines Mundes Odem,
Sein Schöpfer alſo: „Friede ſei mit dir,
Werk meiner Hand, Urahne Mahomed's.“
Doch nicht begriff den Sinn der Rede jener.
Da deutet Allah hoch hinauf in's Blaue;
Ihm folgen Adams Augen und erblicken
Im höchſten Aether Allah's Herrſcherthron
Und über ihm mit flammenheller Schrift
Den großen Namen Mahomed geſchrieben.
„So wird,“ begann darauf der Herr der Welt,
„Der größte, meinem Herzen theuerſte
All deiner Söhne heißen. In Zerwurf
Endloſer Art und dunkler Irre Nacht
Wird dein Geſchlecht, das meiner Offenbarung
Untreue, fallen, immer wieder fallen,
So oft ſich auch, es predigend zu lenken,
Reformatoren mühen; endlich aber,
Rein abgelöſt von Finſterniß und Wahn

Durch jenes Helden göttliche Gewalt,
Als ein beſeligt großes Eins erſcheinen,
Das ihn zu fürſtlich hohem Haupte hat,
In deſſen Geiſt ſich alle Größen einen,
Deß Name dort ob meinem Stuhle flammt,
Der, freue dich, aus deinem Blute ſtammt.

II.

Als Adam einſt und Eva lagen
Und allererſt der Liebe pflagen,
Sprach Eva: „Das iſt gar zu ſchön;
Das laß gleich wieder von vorn angeh'n!“ —
Da kam der Engel Gabriel,
Und blies ihr auf des Herrn Befehl
In's allzu offne Herzelein
Viel zarte Sitt' und Scheu hinein.
Die erbten alle Frau'n von ihr,
Doch auch die heiße Luſtbegier;
Sie ſchweigen, wehren, werden roth
Und brennen in geheimer Noth;
Nie ſtirbt, was auch die Scham verhehle,
Der Sinne Glut, der Sturm der Seele.

III.

Zur Erde hinabgeſtoßen
Aus himmliſchem Reviere
Und hingeſtreckt auf hohem
Ceiloniſchen Gebirge,
Lag Adam auf dem Antlitz
Und badete ſich in Thränen
Der Jahre zehnmal zehn.
Da ſandte Gott von oben
Den Gabriel; der faßte
Bei'm Arme den Zerknirſchten,
Aufrüttelt' ihn und ſprach:
„Wie lange noch gedenkſt du
Zu liegen hier, ein träges
Und müßiges Geſchöpfe,
Nicht beſſer, und nicht nützer,
Als Steine ſind und Klötze,
Wiewohl von Allah's Odem
Lebendig angeregt?
Wozu dies ewige Trauern,
Dies endeloſe Stöhnen?
Wozu ſo viele Thränen?
Es hilft allein die That.
Erhebe dich, betrachte
Rings deinen neuen Wohnſitz,
Bemeiſter' ihn, beherrſch' ihn,
Und finde ſo, beſchäftigt,

Beruhigung und Troſt!“
Hierauf erhub ſich Adam,
Beſahe ſich die Erde,
Durchſtreifte ſie von Ceilon,
Bis in die ferne Gegend
Arabiens und Mekka's,
Wo ſeiner Eva harrte
Auf heiligem Arafath,
Erlernte von dem Engel
Das Säen und das Ernten,
Das Backen und das Kochen,
Der ſauern Milch Bereitung,
Den Umgang um die Kaba,
So wie man ihn zu Mekka
Noch heute pünktlich ausführt,
Das Fatiha und andre
Vortreffliche Koranſtellen,
Erquickte ſich dazwiſchen
Im Schooße ſeines Weibes
Und wurde wieder froh.

IV.

Als Gott die Welt geſchaffen
Und tief die Thale lagen,
Empor jedoch die Berge
Bis in die Wolke ragten —
Da prahleten die Berge,
Die ſämmtlichen; nur einer
War ſtille, der Arafath.
Wie nun die Fluth, die große,
Hinrollt' ob allem höchſten
Gebirge dieſer Erde,
Da huben auf der Gottheit
Befehl die Engel jenen
Empor mit ihren Händen,
So daß er über alle
Die wilden Waſſer aufſtieg,
Und ruh'n auf ihm, befreit
Von ihrem irren Schwanken
Auf endeloſer Feuchte,
Die Arche Noah' konnte. —
So werth in Allah's Augen
Iſt die Beſcheidenheit.

V.

Die Arche Noah ſchwamm gerettet,
Und in die Feuchte war gebettet
Der überwogten Erde Heer;
Nur Autſch, der Rieſe, konnte lachen,
Und ſich ein artig Späßchen machen,
Die Füße badend in dem Meer.

Er griff hinunter in die Fluten
Und langte ſich die Wallfiſchbruten
Des Oceans vom Grund herauf;
Dann hielt er ſie an's Sonnenfeuer
Und dörrte ſich die Ungeheuer
Und ſpeiſte ſie wie Grundeln auf.

VI.

In Moſe's Seele ſtieg die Neugier auf,
Ob Gott, der Herr, wohl ſchlafe, wie ein Menſch.
Da ſandte dieſer einen Engel nieder;
Derſelbe ſprach zu dem Propheten ſo:
„Nimm, Moſe, dir zwei feuerhelle Lampen,
Und ſtelle dich und halte ſie empor
Mit deinen beiden Händen feſtiglich,
Und wache ſo die ganze Nacht hindurch!“
Und Moſe nahm die Lampen, ſtellte ſich
Und hielt ſie lange, lange feſt empor.
Allein am Ende ſiegte Müdigkeit,
Es fielen ihm die Lampen aus den Händen
Und lagen da erloſchen und zerſchellt.
„So,“ rief der Engel, „Unbedachtſamer,
So würde Sonne, Mond und Sternenheer,
So würde der geſammte Bau der Welt,
Entſchliefe Gott, in wüſte Trümmer fallen.

VII.

Herr Jeſus auf gewohnter Wanderung
Ging einſt auf einem Markte hin. Da lag
Ein todter Hund und viele Leute ſtanden
Um ihn herum, wie Geier um ein Aas.
Sie ſchmähten alle die verworfne Leiche,
Es war zu groß kein Schimpf, zu ſtark kein Ausdruck
Den Aufgebrachten über alle Maßen
Ob einer ſo höchſt ungefugen Schau,
Ob eines ſo höchſt widrigen Geruches.
Herr Jeſus aber trat heran und ſprach
Sanftmüthigen Tones ſo: „Die Zähne ſeht,
Die herrlichen, ſie ſind ſo weiß, wie Perlen!“
Mit Tiefbeſchämung trifft ſie, dieſe Rede,
Die Meiſter in Beſchimpfung allumher;
Sie ſind, wie Muſcheln, welche, die Gewalt
Der Flamme fühlend, durch und durch erglüh'n.

VIII.

Das einzige Lämmchen eines Armen
Ergriff ein Wolf und wollt' es freſſen;
Dem wehrte der Prophet indeſſen;
Er lehrete dem Wolf Erbarmen;
Er ſagte zu dem wilden Thier:
„Nicht alſo ſtille deine Gier!
Statt einen Armen zu beſchleichen,
Brich in die Herden eines Reichen!“
Der Wolf gehorchte dem Gebote
Und ward dafür nach ſeinem Tode,
Wie manches andre fromme Thier,
Erhoben in das Lichtrevier.

IX.

Heilig iſt Medina,
Heiliger iſt Mekka.
Hier im Anbeginne
Richteten die erſte,
Von den Auen Edens
Weggeführte Kaba
Himmliſche Geiſter auf.
Dann, wie die genommen
Von der Erde wurde,
Da die Laſter rieſig
Wuchſen und die Sündflut
Alles überwogte,
Wurde hier von Adams
Sohne Seth der erſten,
Himmliſchen nachgebildet
Und geſtellt der andern
Kaba hehre Zier.
Neu gebaut und alſo,
Wie ſie heißt, genennet
Wurde die vom Ahnherrn
Abraham und deſſen
Sprößling Ismael.
Zu beſitzen rühmt ſich
Dieſe werthe Stadt auch
Das Geſtein, das ſchwarze,
Welches aus dem Garten

Eden Adam mitnahm;
Weißer als die Lilie,
Reiner als Gebirgſchnee
Glänzet' es vor Zeiten;
Doch der Erde finſtre
Sünden und Gebrechen
Färbten es ſo düſter,
Machten es ſo ſchwarz
Es beſitzet Mekka
Auch die Quelle Semſem,
Jene klare, ſüße.
Reiche, die der Engel
Gabriel mit weh'nden
Fittigen hervorſchlug,
Der verſtoßnen Hagar
Und dem armen, kleinen
Ismael zu Gut.
Hier zu Mekka wurde
Der Prophete Gottes
Mahomed geboren;
Es erfuhr die erſten
Segnungen des Islams
Dieſe Stadt; es wurden
Hier des Alkoranes
Allermeiſte Suren
Himmelab geſchenkt.
Hier geſchehen Wunder
Heute noch und ewig.
Nimmer einen andern

Vogel als die Taube,
Dieſe Gute, Sanfte,
Zärtliche, Getreue,
Die der Himmel lieb hat,
Schauet auf der Kaba
Dache je dein Auge,
Da die andern alle,
Im Gefühle, daß ſie
Nur profane Vögel,
Dieſe Kuppe ſcheu'n.
Und ſo wie in dieſer
Stadt Gebiet ein grimmes,
Grauſames Gethier kommt,
Alſobald verliert es
Seine ganze Wildheit
Und erſcheint ſo friedlich
Und ſo fromm, wie zarte,
Zahme Lämmer ſind.

X.

Adam, unſer erſter Ahn,
Mühte ſich als Ackerer,
War der erſte Bauer;
Noah war ein wackerer
Zimmermann; es machte Kleider
Henoch als der erſte Schneider,
Schrieb dazu ſo viele Bücher,
Gebend über Dreißigen
Ihren Urſprung; keine Mühe
Dünkte dieſem fleißigen
Patriarchen ſauer.
Harniſche, von ihm erfundne,
Schuppige, geſchickt verbundne,
Machte David, reiſigen
Leibern eine Mauer.
Der erhabne, weiſe Sohn
Dieſes Sultans, Salomon,
Der da Menſchen, Thiere, Geiſter
Scharet' um den Herrſcherthron,
War im Dattelkörbeflechten
Ein geſchickter Meiſter.
Mehr dergleichen Leiſter
Zeig' ich an und keine ſchlechten:
Abraham und Abubeker,
Jener erſte der Chalifen,
Leute, die von Ruhme triefen,

Leineweber, mußt du wiſſen,
Waren ſie; dann weiter Omar
War der Gerberei befliſſen;
Osman aber und er ſelber,
Der Prophete der Propheten,
War in Handel und Wandel gut.
Wohlgemuth
Brauch', o Menſch, jedwede Kraft,
Welche dir dein Gott verlieh;
Kein Betrieb unehrenhaft
Scheine dir; den Dünkel flieh;
Dich der Arbeit ſchäme nie!
Denn der reiche Gottesſegen
Strömt herab auf alle die,
Welche, ſtatt der weichen, trägen
Ruhe nur und Raſt zu pflegen,
Rüſtig ihre Hände regen.

XI.

Der Chalife Harun träumte,
Alle Zähne ſeines Mundes
Lockerten und fielen aus.
Ueber dies Geſicht in Sorge,
Rief er einen Traumpropheten
Und befragt' ihn um den Sinn.
„Fürſt der Gläubigen," ſagte dieſer,
„Traurig iſt die Traumbedeutung
Und bedroht mit Sterbefällen:
Sämmtliche verwandte Leben
Sinken hin vor deinem Aug'."
Zornig ob ſo triſter Rede,
Ließ der Fürſt dem armen Kerle
Ausbezahlen auf den Rücken
Ein Geſchenk von hundert Hieben.
Dann befahl er, einen andern
Traumpropheten herzuholen,
Und befragt' ihn um den Sinn.
„Fürſt der Gläubigen," ſagte dieſer,
„Glücklich iſt die Traumbedeutung
Und verheißt ein hohes Alter:
Sämmtliche verwandte Leben
Ueberlebt das Deinige."

Der Chaliſe, ſüß geſchmeichelt,
Schenkt' ihm einen Beutel Goldes,
Und es hatte doch ein Jeder,
Wenn man es genau betrachtet,
Nur daſſelbe Wort geſagt.

Vierte Abtheilung.

Bilder und Sprüche.

Arabiſch, perſiſch, türkiſch.

I.

Trau' ihm, der Urſach' knüpft an Urſach' tiefgeheim!
Er legt zu Menſchenwohl auch in der Nacht den Keim.

II.

Es fallen aus der Höhe Tropfen nieder
In's wilde Meer; ſie ſcheinen uns verloren.
Im Meer jedoch ſind Muſcheln, dieſe fangen
Die Tropfen auf und ſchließen ihre Glieder;
Zur Perle wird der Thau, der arme, ſo.
Nun tauchet in die Woge mit Verlangen
Ein Menſch hinab, Kleinode zu erlangen;
Da ſiehſt du jenen, neu hervorgegangen
Aus Meer und Muſchel, in der Sonne wieder,
Siehſt ihn zu Ehr' und Würden auserkoren,
Ihn, einer ungeahnten Wonne froh,
Im kaiſerlichen Diademe prangen.

III.

Welch eine bunte Gemeinde!
Am Tiſche Gottes ſitzen Freund' und Feinde.

Nach **Saadi** und **Göthe**.

Es iſt die Erd' ein Tiſch für alle Menſchen,
Wo Freunde, Feinde ſitzen buntgemiſcht
Und alle ſich der Güte Gottes freuen.

IV.

Das Böſe zu vergelten
Mit Böſem — es iſt thieriſch, es iſt wild;
Dem Feinde wohl zu thun, ſo weh er thue,
Ziemt adeligem, hehrem Menſchenbild.

V.

Woferne du Wohlthaten auszuüben
Im Sinne haſt, ſo thue bald dazu!
Sonſt werden Uebelthaten draus, ſonſt wird
Nur Groll erregt und keine Dankbarkeit.

VI.

Nicht krittle, wenn die Noth
Zu ſchmeidigen dein Herze ringt;
In's Waſſer wirf dein Brod
Und frage nicht, wer es verſchlingt!

VII.

Es hebe dich die Großmuth
Hoch über das Bedürfniß,
Das ſelbſtiſche, des Dankes!
Sonſt iſt ſie nicht bei dir
Dieſelbe ſchöne Tugend,
Iſt bei der Regenwolke,
Der keine Seele danket
Und die ſo milde träufelt
Auf's lechzende Revier.

VIII.

Wortgeber nicht zu mahnen an ihr Wort —
In allerſchönſten Seelen
Ein allerſchönſter Tugendzug iſt das.

IX.

Wer iſt zu ſitzen auf dem Throne werth?
Ein Weiſer oder der die Weiſen ehrt.

X.

Des Weiſen Rath zu holen ein,
Das heißt ſchon halb ein Weiſer ſein.

XI.

Der Weiſe hat ein ſtarkes Horn,
Womit er ſiegend Wunder thut;
Nicht aber iſt es Haß und Zorn,
Es iſt Geduld und ſanfter Muth.

XII.

Dich ſelber erſt beſchädiget die Wuth,
Die flammend aus in deinem Herzen bricht;
Dann erſt gelangt der ausgeſprühten Glut
Zum Feinde hin ein Funke, — vielleicht auch nicht.

XIII.

Und haſt du keinen Meiſter auf der Erden —
Es wird die Zeit wohl deiner Meiſter werden.

XIV.

Die Welt, ſie iſt ein Feuer,
Hell angefacht am Weg.
Nimmſt du davon ſo viel nur,
Als nöthig, um zu ſehen
Auf dunkler Reiſe Steg —
Dich wohl berathen haſt du;
Doch raffet deine Hand
Im Uebermaß von hinnen,
So ſteckſt du dich in Brand.

XV.

Mit Wenigem zufrieden iſt Natur,
Und kommt damit am beſten an ihr Ziel,
Drum merke dir: Vieleſſer eſſen wenig
Und Wenigeſſer viel.

XVI.

Die Welt, ſie iſt ein Meer;
Da birgt ſo tief und ſtille
Die Perle ſich, die edle;
Hoch oben auf mit Trotz
In heller Sonne Prangen
Schwimmt der gemeine Klotz.

XVII.

Stolzire, Langohr, goldgezäumt,
Bei'm Pöbel einen hohen Ruhm erwerbend!
Der Löwe, der verderbend
Im Staube liegt, verachtet dich noch ſterbend.

XVIII.

Zermalmt der Stein ein goldenes Gefäß —
Dem Golde bleibt ſein Rang und Werth, der hohe,
Der Stein jedoch, er bleibt der Stein, der rohe.

XIX.

Das Wort geht aus, geboren
Aus einem Mund; zu Myriaden Thoren,
In Myriaden Ohren geht es ein.

XX.

Nicht auf den Sprecher, auf's Geſprochne ſieh!

XXI.

Die Linke wird beringet und geſchmückt
Und nicht die Rechte. Selbige, ſie hat
Genug der Ehre ſchon, weil ſie die Rechte.

XXII.

Ein Haus
Suchſt du dir aus? —
Suche dir erſt den Nachbar aus!

XXIII.

Geringe Feinde verachte nicht!
Ein Funke ſprüht und mächtig aus ein Feuer bricht.

XXIV.

Des Schmeichlers ſüße Melodie'n,
Es pflegt ſie jeder Schwache
Begierig in das Ohr zu zieh'n;
Sie wie den Hauch der Peſt zu flieh'n,
Das iſt des Starken Sache.

XXV.

Das wahre Wort ohn' alle Zier,
Es iſt zu hören bitter.
Du hör' es, und ich zeuge dir,
Du ſeiſt ein ächter Ritter.

XXVI.

So nützlich auch das Reden,
Nicht ſei ihm allzu hold!
Das Reden iſt von Silber,
Das Schweigen iſt von Gold.

XXVII.

Wer mit dem Fuße bloß
Geſtrauchelt, o wie glücklich iſt ſein Loos!
Wer mit der Zunge fiel,
Der leidet ohne Maaß und ohne Ziel.

XXVIII.

Beſinne dich, nimm ein Exempel dir
An Anderen, ſonſt nehmen
An dir ſich ein Exempel Andere.

XXIX.

Vom Grame, ſtill verbiſſen, wird dein Herz erbaut? —
Geſünder iſt's, du kocheſt dir ein giftig Kraut.

XXX.

Und wird dir im Sitzen nicht,
Was dich erheb' auf Erden,
Steh' auf und tummle dich! Es wird dir werden.

XXXI.

Du ſollſt dich regen,
Sollſt dich bewegen,
Von Muth und Kühne
Die Bruſt geſchwellt.
Darin gelegen
Iſt aller Segen;
Denn nicht dem Trägen,
Denn nicht dem Feigen
Erblüht das Leben,
Gehört die Welt.

XXXII.

Sprüchwort:

Reiſen bringt Roſen.

Und ſcheue nur die Reiſedornen nicht;
Denk' an die Reiſeroſen,
Die köſtlichen, die dir entgegenblüh'n!

XXXIII.

Zwei arabiſche Sprüchwörter.

Mit ſeinem Vorſatz geht der Mann in gleichem Schritt.

Die Männer, die mit Rechte ſo geheißenen,
Sie ſind die Model der Begebenheiten.

XXXIV.

Dem Stiere fällt ſein Horn,
Dem Vogel ſeine Schwinge nicht zur Laſt.

XXXV.

Geliehenes, mit Lachen fliegt es aus,
Zurücke kehrt's mit Weinen in ſein Haus.

XXXVI.

Ein gräulicher Vogel! er krächzet und krähet ſo grauſam und grell —
Meint doch, er ſei ein wonniger Melodieenquell.

XXXVII.

Weit beſſer iſt ein ganzer, als ein halber Narr.

XXXVIII.

Nicht kommſt du cultivirend
Zu Stande mit dem Dummrian;
Dem Roſſe, dem der Kopf fehlt,
Wie legſt du ihm die Zügel an?

XXXIX.

Chriſti Pferdchen, von zu Haus
Bis nach Mekka getrieben,
Sieht darum nicht klüger aus,
Iſt ein Eſel geblieben.

XL.

Schmählich iſt Armuth.
Folgend auf Reichthum:
Schmählicher Irrthum
Folgend auf Wahrheit.

XLI.

Vier Dinge ſind unendlich ſchön
Und jede Zunge feiert ſie:
Die Tapferkeit, der Edelmuth,
Die Jugend und die Poeſie.

XLII.

Vier Reize nur veralten nie
Im vielbewegten Weltgetriebe:
Der Reiz der Jugend und der Liebe
Des Lenzes und der Poeſie.

Fünfte Abtheilung.

Formeln, Bekenntniſſe, Gebete.

I.

Im Namen unſeres Gottes, unſeres gnädigen,
Allguten, allgeneigten, allwohlthätigen,
Der uns beſchloß der Irre zu entledigen
Und uns des Islams hehres Heil zu predigen.

II.

Allah zu Mahomed:

Du lehre: Gott iſt Einer!
Denn keine Lehr' iſt reiner.
Er iſt von Ewigkeit
Und unbeſchränkt durch Zeit.
Gezeugt iſt er durch Keinen;
Zu zeugen irgend Einen,
Der ihm an Würde gleich,
Nie kam es ihm zu Sinne;
Allah iſt einzig in der Weſen Reich.

III.

Nur Gott iſt Gott und außer ihm kein Gott,
Und Mahomed iſt der Prophete Gottes.

IV.

„Es iſt kein Gott, als Gott der Machtbeſitzer,
Es iſt kein Gott, als Gott der Racheblitzer.
Es iſt kein Gott, als Gott der Huldverleiher,
Es iſt kein Gott, als Gott der Schuldverzeiher.“

Geſchrieben auf der Tafel des Geſchickes
Hoch oben in ätheriſchem Gottesſaale
Steht dieſe Formel, dieſe heilige.
Wer ſie mit Andacht auszuſprechen, ſich
Befleißiget, der geht geradewegs
Zum Himmel ein aus dieſem Erdenleben.
Der Satanas, der gräuliche, ſogar,
Wenn er ſie ſpräch' aufrichtiglich und wahr,
All ſeine Sünden würden ihm vergeben;
Er wäre wieder, was er war, bevor
Er Gott verließ und ſeinen Glanz verlor.

V.

Ich glaub' an Allah und ſeine Vorbeſtimmung,
An Allah's Engel, an die heilige Schrift
Des Alkorans, an Allah's Abgeſandte,
An Auferſtehung endlich und Gericht.

VI.

Mahomed

ſpricht:

Gott du biſt über uns
Und um uns her allüberall ergoſſen;
Biſt auf dem Hochgebirg,
Biſt im Gefilde, wo die Bäume ſproſſen.

VII.

Gott iſt groß;
Gott iſt groß;
Weiſe, mächtig, tadellos,
Lenket er
Ewig her
Aller Welten Sein und Loos.
Es iſt kein
Gott, denn er,
Er ohn' Ende ganz allein.

VIII.

Hymne auf den Propheten,

zu ſingen in der Morgenſtunde auf der Höhe der Minarets.

Heil und Friede ſei dir,
Gnadenüberhäufter
Liebling Allah's, herrlicher,
Friede dir und Heil!

Heil und Friede ſei dir,
Himmel-ab belehrter
Mund der Wahrheit, heiliger,
Friede dir und Heil!

Heil und Friede ſei dir,
Der Geſchöpfe beſtes,
Größtes und glückſeligſtes;
Friede dir und Heil!

IX.

Setze mich, Allah, gnädig
In deren Zahl, die ledig
All jener argen Schulden,
Durch die man einbüßt deine hehren Hulden,
In die Zahl der Gerechten,
Der Auserkornen unter deinen Knechten!

Weſt-öſtlich.

Poetiſcher Theil.

I.

Hebräiſche Spruch- und Lehrweisheit.

Geſunder, heller Weltverſtand
Hier kommt er aus der erſten Hand;
Mild ſproſſet auf demſelben Beet
Die Blume der Humanität.

II.

Der Araber.

So ſtark, ſo groß, ſo ritterlich, ſo mild, ſo weich —
Arabiſchem Mann und Helden iſt kein andrer gleich.

Dreifache Tugend eigen iſt dem Araber:
Vereiniget in ſeiner edlen Seele ſind
Wohlredenheit, Freigebigkeit und Tapferkeit.
Wem aus dem Munde, wie Gold ſo rein, die Rede fließt,
Wem aus der Hand das Gold ſo leicht, wie Waſſer rinnt,
Wer mit der Lanze weitumher die Hürde ſchirmt,
Ein Muſterbild arabiſcher Ritterſchaft iſt der,
Und ſeiner Ehren ſind die Geſänge der Wüſte voll.

Nach **Hammer-Burgſtall.**

III.

Omar über **Mahomed:**

. . . . er iſt geboren,
Die Welt zu ſeinen Füßen zu verwandeln.
Sein hoher, heller Geiſt
Erleuchtete den meinen und ich ſah ihn
Zum unbegrenzten Laufe ſich erheben.
Beredt und unerſchüttert,
Stets wunderbar, ſprach, handelte, beſtrafte,
Vergab er, wie ein Gott.
Da ſchloß ich dieſen ungeheuern Thaten
Mein Leben an.

Nach **Göthe** im „Mahomed.“

IV.

Mahomed's Geſang.

Sehet den Felſenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick!
Ueber Wolken nährten
Gute Geiſter ſeine Jugend
Zwiſchen Klippen im Gebüſch.

Jünglingfriſch
Tanzt er aus der Wolke nieder
Auf die Marmorfelſen, reißt,
Frühe Führerkraft bewährend,
Alle ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort.

Im Gethal
Sproſſen unter ſeinem Schritte
Blumen, und von ſeinem Hauche
Lebt die Wieſe.
Doch es hält
Kein Gethal, kein ſchattiges,
Keine ſchöne Blum' ihn auf,
Ob ſie ſeine Knie' umſchlinge,
Schmeichel' ihm mit Liebesaugen;
Hin zur Ebne ſchlangenwandelnd
Geht ſein Lauf.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an; er tritt
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm;
Und die Flüſſe von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder
Nimm, o nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ewigen Oceane,

Der mit ausgeſpannten Armen
Unſer harrt und ach, vergebens!
Denn es frißt uns in der Wüſte
Gieriger Sand; die Sonne droben
Saugt an unſerm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche; nimm
Deine Brüder von der Ebne,
Deine Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit! —

Kommt ihr alle! —
Und nun ſchwillt er
Herrlicher; es trägt den Fürſten
Hoch empor ein ganz Geſchlechte;
Sein Triumph, ſein rollender,
Giebt den Erdgebieten Namen;
Städte heben, wo er wandelt,
Mächtige, das ſtolze Haupt.

Nicht zu haltend rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Cedernhäuſer trägt der Atlas
Auf der Rieſenſchulter, ſauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Flaggen durch die Lüfte, tauſend
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Bruder,
Seine Schätze, ſeine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Nach **Göthe.**

V.

Und ſo muß das Rechte ſcheinen
Was auch Mahomed gelungen;
Nur durch den Begriff des Einen
Hat er alle Welt bezwungen.

Göthe.

VI.

Neugebornem Kinde ſchon
Tief in innrer Seele wohnend
— So belehrt uns der Prophete —
Sei der Islam. Und, bei Gott!
Ich bezweifle nicht ſein Wort;
Meine ſelbſt mich zu erinnern,
Daß ich in der Wiege ſchon
Paradieſesroſen roch
Und von Huri-Wonnen träumte.

VII.

Alte lateiniſche Verſe
auf
den bei Warna gefallenen König Wladislaus.

Beilage
zu
„Mahomed und ſein Werk,"
Abtheil. 2. num. LXXI.

Romulidae Cannas, ego Varnam clade notavi;
  Discite, mortales, non temerare fidem!
Me nisi pontifices jussissent rumpere foedus,
  Non ferret Scythicum Pannonis ora jugum.

Proſaiſcher Theil.

I.

Bis jetzt läßt ſich dem Mahomed noch nicht ein ähnlicher Mann gegenüberſtellen.

Oelsner
in ſeiner bekannten Preisſchrift:
„Mahomed."

II.

Die Möglichkeit, dem Theismus den Beſtand einer poſitiven Religion zu geben, iſt in Europa eine bloße Frage der Theorie geblieben; vor 1200 Jahren wurde dies Problem von den Bewohnern Aſiens gelöſt.

Oelsner.

III.

Die Einheit des höchſten Weſens, ſeine Vorſehung, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte — das ſind die Glaubenspunkte, auf welche Mahomed im Koran unaufhörlich zurückkommt. Letzterer giebt von der Gottheit ſehr richtige, erhabene und würdige Begriffe. Der reine

Theismus, der ſich darin ausſpricht, entfernte von den Völkern, die ihn annahmen, eine Maſſe von graß abergläubiſchen Vorſtellungen über die göttliche Weltregierung und ſtach ſchneidend von dem Wirrwar der Theologie ab, die damals alle Sekten lehrten. Das Einleuchtende deſſelben mußte ſich den Gemüthern der Menſchen lebendigſt aufdringen, weil ſie, man ſage, was man wolle, doch einmal fähig ſind, das Einfache zu begreifen und das Gerechte zu verehren.

Oelsner.

IV.

Mahomed bot der durch das Chriſtenthum zerriſſenen und zerrütteten Welt eine Religion dar, „die einfacher, einleuchtender und vernünftiger war, als das ganze Gerüſte von Dogmen, woraus damals das chriſtliche Glaubensbekenntniß beſtand.“

Oelsner.

V.

Trotz der gegentheiligen, von berühmten Geſchichtſchreibern und Orientaliſten ausgeſprochenen Anſicht, daß Mahomed rein nur Lügner und Betrüger aus Herrſchſucht geweſen, müſſen wir auf der ſchon anderswo ausgeſprochenen Anſicht beharren, daß er nicht nur von der groſſen Idee ausging, ſein Volk aus den Irrwegen der Vielgötterei zum geraden Pfade der Anbetung des alleinigen Gottes zurückzuführen, ſondern daß er auch, mit großen poetiſchen Gaben und lebendigem religiöſen Gefühle ausgeſtattet, von ſeiner göttlichen Sendung in Stunden der Begeiſterung ſelbſt überzeugt war und ſich, wie andere Propheten, ſeine Vorgänger, als das Organ des Himmels zur Leitung ſeines Volkes anſah.

Hammer.

„Gemäldeſaal der Lebensbeſchreibungen großer moslimiſcher Herrſcher.“ 1837.

VI.

Von Pfarrer Dr. **Kraft** exiſtirt eine in den letzten Jahren herausgekommene Religionsgeſchichte und Religionsphiloſophie *), worin eine relative Unbefangenheit und Freimüthigkeit in Sachen der eigenen Religion und der mit ihr zuſammenhangenden Sittlichkeit begegnet, die um ſo merkwürdiger iſt, da der Verfaſſer dem geiſtlichen Stande angehört. Es kommt da z. B. das Verhalten Mahomed's zum weiblichen Geſchlechte zur Sprache, der, nachdem er „bis in ſein fünfzigſtes Jahr, in der Glut der Jugend und der ſtrotzenden Manneskraft, ſeiner alternden Chadidſcha treu geweſen,“ und ſo eine auch in unſerem Sinne höchſt muſterhafte Ehe

---

*) Neue Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte, Bd. IV. Daraus beſonders abgedruckt: Die Religionen aller Völker in philoſophiſcher Darſtellung von Dr. **Kraft**. Stuttgart 1848.

geführt, ſich dem polygamiſchen Genuſſe der ehelichen Freuden in der Art hingegeben, wie es ſeiner in's Außerordentliche gehenden natürlichen Kraft entſprach. Dieſe Seite, heißt es, ſei es vorzugsweiſe, an welche ſich die Verläſterer Mahommed's geheftet; es ſei aber die religiöſe Frage über das geſchlechtliche Verhältniß durchaus noch nicht ſo gelöſt, daß man einen feſten Anhaltspunkt hätte, zu verdammen und freizuſprechen. Es komme bei dem arabiſchen Propheten auch ſein anderweitiger Charakter, ſeine weiche Empfänglichkeit für fremde Leiden, ſeine Mäßigkeit und oft lange Enthaltſamkeit, ſeine Genügſamkeit in Speiſe und Trank, ſeine Wohlthätigkeit, um deren willen er ſich oft ſelbſt das Nöthige verſagte, ſeine Anhänglichkeit an Freunde, ſein beſcheidener Anſpruch auf Bequemlichkeit des Lebens in Betracht. Der rein geiſtige Standpunkt, der den Menſchen als ein körperloſes Weſen behandelt, ſei der unwahrſte. Der Moslem, wiewohl er die körperlichen Bedürfniſſe befriedige, ſei im Sinnlichen keineswegs ſo roh, als wir uns vorſtellen; er ſei weit decenter und delicater, als der Chriſt, der ſich in eine erlogene Geiſtigkeit hineinwühle, dabei aber eine beſchmutzte Seele habe und jede Zartheit der Gefühle verletze. In Beziehung auf den Vorwurf des Betruges ſagt Kraft: »Wir erwähnen von Mahomed nur ſeine muthvolle Energie, hervorgegangen aus der unverwüſtlichen Ueberzeugung von der Wahrheit ſeiner Sendung und von dem Gelingen ſeines Unternehmens. So, als er im dritten Jahre der Hedſchra eine totale Niederlage erlitt, waren alle ſeine Anhänger dermaßen entmuthigt, daß es der ganzen Hoheit eines gottgeſandten Mannes bedurfte, um dieſe niedergedonnerten Seelen mit neuer Kraft und Thatenluſt zu beleben.“

VII.

Mahomed war offenbar das, was wir ſomnambül nennen; daher ſeine angebliche Epilepſie. Es waren extatiſche, viſionäre Zuſtände, die er nicht, wie Flachheit, Ignoranz und feindliche Rohheit will, betrügeriſch erkünſtelte, ſondern in die er ſich ohne Willen und Abſicht gewaltſam verſetzt ſah, worin er traumartig vorſtellte und dichtete, worin ſich ihm namentlich ſein höheres Bewußtſein in Form einer von Gott geſandten lichten Engelsgeſtalt und der durch ſie ihm werdenden Offenbarungen objektivirte ſ. oben „Mahomed und ſein Werk“ Abth. 2. num. III. Daß er ſomnambüle Blicke in die Zukunft that, iſt aus mehrfachem geſchichtlichen Zeugniſſe klar. Eine in Erfüllung gegangene Weiſſagung deſſelben iſt in der 30. Sure des Korans enthalten. Das Vorausgeſagte war zur Zeit der Bekanntmachung dieſer Sure wider alle Wahrſcheinlichkeit; dennoch ging der glaubensſtarke Abubeker eine Wette darauf ein und gewann dieſelbe. Von einem ſagte der Prophet, es werde ihn das Loos treffen, einſam und allein zu Grabe zu gehen, ſo wie es unter dem Chalifate Osman's, wo dieſer Mann verbannt in einer

Einöde ſtarb, auch wirklich geſchah. Om Haram erzählt in der Ueberlieferung: Mahomed habe einſt in ihrem Hauſe geſchlafen und beim Erwachen gelacht. Um die Urſache befragt, habe er geantwortet: „Ich ſah im Traume mein Volk das Meer gleich Königen mit Flotten beſchiffen.“ Da habe ich ſie gebeten, unter den Schiffenden auch ſie ſein zu laſſen; worauf er geſagt: „Du wirſt unter den erſten ſein.“ Sie war darunter und ſtarb auf Cypern, wo ihr Grab noch heute ein vielbeſuchter Wallfahrtsort, an welchem auch Hammer-Burgſtall geweilt. Was ſeine geliebte Aiſche nach ſeinem Tode für eine Rolle ſpielen würde, entging ſeinem Seherblicke nicht, und das konnte ſich nicht etwa nur auf die Kenntniß ihres Charakters und auf Berechnungen des gemeinen verſtändigen Bewußtſeins gründen, da er allzu beſondere, zufällige und kleine Umſtände voraus erkannte. Es war auf dem ſogenannten Feldzuge des Kameeles — Aiſche's Sänfte befand ſich auf einem hohen Kameele, Asker genannt — als man an das Waſſer Hawab kam und Hundegebell erſcholl. Da fragte Aiſche um den Namen des Waſſers, erſchrack, als ſie ihn hörte und befahl, die Zügel des Kameeles zur Umkehr zu lenken. Man erkundigte ſich nach der Urſache, da erzählte ſie, wie einſt der Prophet zu ihr geſagt: „Ich ſehe eine meiner Frauen, welche die Hunde von Hawab anbellen, und ich fürchte, daß du es ſeiſt.“ Sie war nur mit größter Mühe und nicht ohne lügenhafte Verſicherungen, insbeſondere die, daß das Waſſer jenen Namen nicht führe, von dem Entſchluſſe zur Rückkehr abzubringen *). Dergleichen wiederholt vorkommende Thatſachen können ohne unſtatthafte Gewaltſamkeit nicht auf die Seite geſchoben, auf bloße Zufälligkeiten und leere Erfindungen zurückgeführt werden, und die Wiſſenſchaft unſeres Zeitalters iſt über den Standpunkt einer gemeinen, nicht nur das wirklich Superſtitioſe und Unſinnige, ſondern als ein ſolches auch alles die innern Zuſammenhänge des Natur- und Weltlebens Betreffende von ſich weiſenden Aufklärung weit genug erhoben, um auch hier nicht bloß negativ verfahren, jedes andern Verhaltens aber als eines abergläubiſch-ſchwachſinnigen ſich ſchämen zu müſſen.

VIII.

Der Styl des Korans iſt, ſeinem Inhalt und Zweck gemäß, ſtreng, groß, furchtbar, ſtellenweis wahrhaft erhaben; es treibt ein Keil den andern, und ſo darf ſich niemand über die große Wirkſamkeit des Buches verwundern.

Göthe.

Oelsner nennt den Koran ein unſterbliches, durch ſeine großen Folgen über alles wichtiges Werk, und Wahl, der Zelot, der erbittertſte Feind des arabiſchen Propheten und ſeiner Religion, geſteht, daß die Sprache des Korans harmoniſch, bündig, von einer nicht gemeinen Beredtſamkeit belebt, in einzelnen Theilen des Ganzen unläugbar edel und erhaben, hie und da hinreißend, ja zuweilen prächtig im Ausdruck ſei *). Höher ſteht übrigens die Sunna, welche häufig viel feiner und geiſtreicher, als der mehr exoteriſche, für das allgemeine Bedürfniß der Gläubigen eingerichtete Koran iſt und welche Ausſprüche enthält, die über den Standpunkt, der ſich im Koran präſentirt und der den des gemeinen Islams oder des Islams im engeren Sinne des Wortes ausmacht, weit hinausgehen. Eine Sammlung der ſchönſten und merkwürdigſten Koranſtellen findet ſich oben „Mahomed und ſein Werk“, Abtheil. I; will man wiſſen, wie ſich dagegen die Sunna verhält, ſo kann auf num. XVII—XX. XXIX—XXXV. XXXVIII f. XLVI—L. LXIV. LXVII—LXIX. LXXIV. LXXIX. f. derſelben Abtheilung, dann auf die hier zu Ende hin von num. LXXXIV. an hervortretenden Aeußerungen verwieſen werden. Die kleinen Reden und Sprüche Mahomed's num. XCIII. ſind faſt alle ſunnitiſch; man glaubt ſich hier zum Theil ſelbſt in ein fremdes, ketzeriſches Gebiet verſetzt. Höchſt intereſſante, dem Kreiſe dieſer Ueberlieferungen enthobene Einzelheiten kommen weiterhin auch in der 2. Abtheilung vor; man ſehe insbeſondere num. VI—X.

---

*) Vergl. Hammer-Purgſtall, Gemäldeſaal I. S. 189 305. 330.

---

*) Daß der Koran Reim und Rythmus hat, iſt bekannt.

IX.

Mahomed empfiehlt und befiehlt die ſchönſten Verhaltungs- und Handlungsweiſen der Humanität, ſo namentlich Friedfertigkeit, Verſöhnlichkeit, Beherrſchung des Zornes, Nachſicht mit den Fehlern und Schwächen Anderer; aber er iſt weit entfernt, ſeinen Gläubigen etwas Niederträchtiches, Schimpfliches, Entehrendes, bürgerlich und geſellſchaftlich Vernichtendes zuzumuthen. Und ſo ſind ſeine Vorſchriften von größtem, allgemeinſtem Nutzen in der ſeine Religion bekennenden Welt; es iſt nichts Erſchreckendes und Unmögliches in ihnen; ſie können befolgt werden und werden es auch in der That; ein Koranſpruch verfehlt dort im Oriente ſeine Wirkung nicht, ſelbſt wenn man ihn dem Zorne des unbedingteſten Machthabers entgegenhält. Die Lehren des Evangeliums dagegen ſind machtlos und werden von niemand beachtet und befolgt, auch nicht von unſerem Clerus, von unſeren Frömlern und verdammenden Glaubenseiferern; ſie ſtehen in der Bibel und das iſt Alles. Das Warum iſt klar. Da heißt es z. B.: „Ich ſage euch, daß ihr dem Uebel nicht widerſtreben ſollt; ſondern wenn dir jemand einen Streich auf deinen rechten Backen giebt, ſo biete ihm auch den andern dar. Und wenn jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, ſo laß ihm auch den Mantel!“ Wie ließe ſich etwas der Art beobachten und durchführen? Wie könnte und dürfte man ſich mit abſoluter Paſſivität jeder Art von Mißhandlung und

Beraubung hingeben und noch überdies eine ganz unnöthige und unnütze Veranlaſſung zu weiterer Mißhandlung und Beraubung geben? Das wäre unvernünftig, thöricht, wahnſinnig, wäre nicht gut, ſondern böſe, wäre ein Verbrechen nicht nur an ſich ſelbſt, ſondern auch an den Seinigen und der Geſellſchaft überhaupt, deren geordneter, gegliederter Beſtand dadurch völlig aufgelöſt würde. Auch können ſolche Lehren gar nicht redlich und ehrlich gemeint ſein; ſie ſind die einer Sekte von Fanatikern, welche die Abſicht hat, ſich mit ihrer religiöſen Contrebande liſtig in die Welt einzuſchleichen und zu dieſem Behufe alles Mögliche recht- und ehrlos zu ertragen entſchloſſen iſt, bis ſie die Macht und Gewalt erlangt, nach der ſie ſtrebt und der ſie ſich auf's fürchterlichſte bedienen wird.

X.

Die „himmliſche,“ aber „ein wenig zu leidende“ Moral des Evangeliums „war dem niedern Anfang einer zu ihrer Verherrlichung langſam emporſteigenden Sekte gemäß. Vergebens werden ähnliche Züge der Sanftmuth in den Ausſprüchen des Korans geſucht; ſtolzer als das Evangelium, ſcheint er ſchon bei ſeinem erſten Auftreten des Nahen ſeines Sieges zu ahnen.“

Oelsner.

In dieſen Worten liegt daſſelbe, was wir in der vorhergehenden Nummer geſagt; es iſt nur mit äußerſter Milde und Schonung und durch eine herkömmliche ſchmeichelhafte Phraſeologie verſüßt zur Sprache gebracht.

XI.

Keine Religion nahm je, um ſich auszubreiten, einen kürzeren Weg; keine verachtete ſo ſehr die Bekehrung, die ſich des heimlichen Einſchleichens in die Gemüther bedient.

Oelsner.

XII.

Abweichend von andern Religionen hat der Islam den entſchiedenen Grundſatz ausgeſprochen und gehandhabt: die Religion mit dem Schwerte zu verbreiten. Dieſen Umſtand hat man ihm zum beſonderen Vorwurfe gemacht und das Chriſtenthum dagegen hoch erhoben. Allein bei näherer Betrachtung reducirt ſich dieſer Unterſchied bedeutend. Von Konſtantin dem Großen, dem erſten chriſtlichen Kaiſer, an bis Theodoſius, der 378 die Tempel ſchließen ließ, waren es Gewaltthätigkeiten, wie Zerſtörung der Tempel, Zertrümmerung der Götzenbilder, Verbot des heidniſchen Götzendienſtes, Vertreibung der Prieſter, welche das Wort des Evangeliums unterſtützten. Wir erinnern bloß an die blutigen Maßregeln gegen die Ketzer, namentlich die Albingenſer und Waldenſer im ſüdlichen Frankreich, an die Spanier in Amerika, wo die Macht dem Willen zur Seite ſtand, ſo daß ſich letzterer ungehindert entfalten konnte, an Carl den Großen gegen die Sachſen u. ſ. w., wo mit der Aufdringung des Chriſtenthums immer auch politiſche Unterwerfung Hand in Hand ging *). Und wollte man dagegen ſagen, daß die Chriſten doch keine eigentlichen religiöſen Eroberungskriege unternommen, ſo weiſen wir einfach auf die Kreuzzüge hin — dieſe Woge, welche, vom Occident auf den Orient losſtürzend, ſich nur an dem hohen Damme des letztern gebrochen; hätte die Chriſten das Kriegsglück begünſtigt, der Orient wäre chriſtlich und chriſtlichen Regenten unterworfen. Werden vielleicht die Proteſtanten für ſich eine Ausnahme machen? Schon

---

*) Man vergleiche, was W. Zimmermann, Geſchichte der Poeſie aller Völker, Stuttgart 1847, S. 227 f. in Betreff der entſetzlichen Behandlung der Nordſlaven und der Ausbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland bemerkt. „Den nördlichen Slaven kann ſich der deutſche Geſchichtſchreiber nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth und Scham nähern. Sie waren, wie ſich aus ihren eigenen und den deutſchen Geſchichtſchreibern des Mittelalters unverkennbar herauslieſt, ein gar freundliches und friedliches Volk, gutmüthig, redlich, treu und gaſtfreundlich, das die Freiheit liebte und auch tapfer war, ſich aber eben ſo ſehr einem ruhigen Leben, der Muſik und andern Friedenskünſten ergeben hatte. Dadurch war ein ſchöner Zug von Milde und, im Vergleich mit ihren damaligen deutſchen Nachbarn, eine ziemliche Bildung in ihr Weſen gekommen; das milde und gebildete Volk erlag jedoch ſeinen roheren, aber weit kriegeriſcheren deutſchen Nachbarn, welche die guten Wenden und

die einfache Thatſache würde ſie widerlegen, daß überall das Volk dem proteſtantiſch gewordenen Fürſten oder Herrn folgte, weil es folgen mußte, man darf ſich aber nur einfach an die gräßliche Bedrückung der katholiſchen Iren und an die noch im friſcheſten Andenken lebenden Vorgänge in Schweden erinnern. Kein chriſtliches Bekenntniß hat hierin ſich rein erhalten. Umgekehrt haben die Mahomedaner gleich am Anfange ihrer Eroberungskriege, namentlich gegen die Chriſten, Duldung geübt. Als im 13. Jahre der Hedſchra Amru Alexandrien eroberte und in Betreffe der von ihm beabſichtigten Plünderung der Stadt bei dem Chalifen Omar anfragte, verbot dieſer ſolche Barbarei auf's ſtrengſte und befahl, den Chriſten blos einen Tribut aufzulegen. Derſelbe Chalif ſchloß mit den Chriſten einen Toleranz-Vertrag, der mit demjenigen Mahomed's

---

Sorben und andre ſlaviſche Zweige theils ausrotteten, theils deutſch machten, in fortwährendem, entſetzlich gräuelvollem Kriege von Seite der Deutſchen. Wie im Süden größtentheils, wie von Karl dem Großen im Norden einſt den Sachſen, ſo wurde auch den Nordſlaven, die völlig harmlos, liebenswürdig, friedlich ſaßen und weder einen Angriff machten, noch erwarteten, denen man aber räuberiſche Einfälle andichtete, durch eine Reihe der blutigſten, grauſamſten Kreuzzüge das Chriſtenthum gepredigt und aufgezwungen. Am ärgſten machte es Heinrich der Löwe, von ſeiner Herrſchſucht und ſeinen Pfaffen verblendet, und der mit Feuer und Schwert unbarmherzige Deutſchorden, und es iſt eine ungeheuere Lüge, wenn man das Chriſtenthum in Deutſchland allein oder auch nur hauptſächlich durch die ſtille Macht des Wortes, mit dem Schwerte des Geiſtes ausbreiten läßt."

nicht zu verwechſeln und von dem wir in der Note einen Auszug geben *). Man kann daher ſagen: Die Chriſten haben mit Liebe und Demuth begonnen und **) mit Gewalt geendet; Mahomed dagegen hat ſeine Bekehrung mit dem offenen Kampfe der Waffen eröffnet, die Beſiegten aber mit Schonung behandelt — dort herrſchte Schmiegſamkeit, ſo lange die Schwäche dauerte, und begann die Gewalt, ſo bald die Macht zur Seite ſtand; hier unerbittlicher Kampf, ſo lange die Kräfte gering, milde und ſchonende Behandlung, ſo wie die Uebermacht errungen war.

Kraft.

Welch ein Gegenſatz!

XIII.

Mahomed, dem man, wie nur je dem allerunbeſchränkteſten Deſpoten gehorchte, zeigte im Ganzen ſeines Betragens eine große Mäßigung. Er iſt nicht blutdürſtig. Hat er geſiegt, ſo verzeiht er gern und gewinnt die Beſiegten durch Gnade und Wohlthaten.

Oelsner.

---

*) S in gegenwärtigem Buche weiter unter num. XV.

**) Hier iſt ein milderndes „theilweiſe“ eingeſchaltet, doch ohne objektiven Grund, da das ſchleichende Fortgehen von ſanftem, fügſamen Auftreten zu harter, gewaltthätiger, ſchonungslos grauſamer Verfahrungsweiſe der allgemeine Gang der Dinge in der Geſchichte des Chriſtenthums iſt.

Hiezu werden in der Note S. 22 f. intereſſante Beiſpiele geliefert. Vergl. auch oben „Mahomed und ſein Werk“, Abtheil. 2. num. XV.

XIV.

Der biedere, treffliche, doch von Natur heftige und gewaltſame Omar ward von Mahomed mehrmals von raſchen, blutigen Thaten zurückgehalten. Einen ſolchen Fall, wo Omar im Begriffe war, eine perſönliche Antaſtung des Propheten ſofort mit dem Schwerte zu rächen, iſt oben „Mahomed und ſein Werk“, Abth. 2. num. XIX. vorgetragen; ein anderer iſt folgender. Der Schreiber eines aufgefangenen verrätheriſchen Briefes ward zur Rechenſchaft gezogen; er wußte ſich nur ſchlecht zu vertheidigen. Da wollte ihn Omar in gerechter Entrüſtung ohne Weiteres niederhauen; der Prophet aber fiel ihm in den Arm und ſagte: „Er war bei Beder; du weißt nicht, mit welchen Augen Gott dieſe Leute betrachtet. Thut, was ihr wollt, ihr Schlachtgefährten von Beder! Alle euere Thaten ſind euch im Voraus vergeben.“ Wir haben kein Recht, dies Benehmen für bloße Politik zu erklären; geſetzt aber, es ſei nichts weiter geweſen, ſo war es doch eine ſchöne, noble, großartige, würdige Politik, die dem Propheten auch als ſolche nicht zur Schande gereicht; es bezeugt, daß dieſer ſich ſelbſt in empörenden Fällen nicht zum Zorne fortreißen ließ, und daß es ſein Grundſatz war, ſich, ſo viel nur immer möglich und rathſam, ſtatt der Strenge und Rache der Milde und Verzeihung zu bedienen.

XV.

Capitulation,

bei der Eroberung von Paläſtina im 15. Jahre der Hedſchra von Omar den Chriſten von Jeruſalem und den dazu gehörigen Orten bewilligt.

Im Namen Gottes, des Allgütigen und Barmherzigen.

Gelobt ſei Gott, der uns im Islam geboren werden und uns den Glauben angedeihen ließ, der ſich unſer erbarmte und uns ſeinen Propheten Mahomed ſchickte. Der Friede und der Segen Gottes ſei mit ihm, dem Herzensreiniger, der uns Sieg über unſere Feinde und Wohnungen in den Ebenen verlieh und uns mit brüderlicher Liebe erfüllte! Für dieſe unendliche Gnade loben den Herrn ſeine Diener.

Dies iſt die Verordnung Omar's, des Sohnes Chatab's, die von ihm gegeben wurde auf dem Olivenberge als ein Vertrag zwiſchen ihm und Zephyrinus, dem von ſeinem ganzen Volke verehrten Patriarchen der orthodoxen Sekte von Jeruſalem.

Dieſer Vertrag ſchließt alle chriſtlichen Unterthanen, Prieſter, Mönche und Nonnen ein. Er bewilligt ihnen Sicherheit und Schutz, wo ſie auch ſein mögen.

Wir ſind als Oberprieſter dazu verpflichtet, allen chriſtlichen Unterthanen, die als ſolche ihre Obliegenheiten erfüllen, für uns ſelbſt und unſere Nachfolger Schutz zuzuſichern.

Sollte dieſer Vertrag jemals gebrochen werden, ſo wird es ihre eigene Schuld ſein, und es wird nur dann geſchehen, wenn ſie ſich der Unterthanenpflicht und dem Gehorſam zu entziehen ſuchen.

Deßgleichen ſoll äußerlicher Schutz ihren Kirchen, Wohnungen und Wallfahrtsplätzen bewilligt werden, ſo wie denen, welche dieſe Plätze beſuchen: den Georgiern, Abyſſiniern, Jakobiten, Neſtorianern und Allen, die den Propheten Jeſus anerkennen. Alle verdienen Rückſicht, weil ſie früherhin von dem Propheten mit einem Document beehrt wurden, worunter er ſein Siegel drückte und worin er uns ermahnt, barmherzig zu ſein und ihnen Sicherheit zu bewilligen. Demnach ſind wir, das Oberhaupt aller wahren Gläubigen, geneigt, uns ihnen gewogen zu zeigen zu Ehren deſſen, der ihnen bereits Gnade bewilligt hat.

Sie ſind demnach als Wallfahrer in allen moslemitiſchen Gegenden zu Waſſer und zu Lande von der Kopfſteuer und von der Entrichtung von Abgaben befreit. Bei ihrem Eintritt in die Kirche des heiligen Grabes und auf der ganzen Wallfahrt ſoll ihnen keine Taxe abgenommen werden.

Jedoch müſſen die Chriſten, welche das heilige Grab beſuchen, anderthalb Silberdrachmen für den Patriarchen niederlegen.

Wahre Gläubige, Reiche und Arme beiderlei Geſchlechts, Könige und Herrſcher nicht ausgenommen, haben dieſen Vertrag heilig zu halten.

Gegeben in Gegenwart der Jünger des Propheten: Abdullah, Osman, Ben Afan, Saad, Abdulrhaman, Ibn Auf.

Dieſe Verordnung, die (in Abſchrift) in den Händen der Chriſten bleiben muß, ſoll volle Giltigkeit haben.

Gelobt ſei Gott, der König aller Welten, an den wir glauben, wie auch an den Propheten, unſern Mittler und Fürſprecher.

Wer dieſen Vertrag lieſt und zwiſchen heute und dem Tage des Gerichtes dagegen handelt, der bricht den Vertrag Gottes und ſeines geliebten Propheten.

An dieſes dem Islam zur höchſten Ehre gereichende Dokument haben neuerlich Kraft in ſeiner Religionsgeſchichte und Religionsphiloſophie und A. v. Humboldt in ſeinem Kosmos erinnert.

XVI.

Bei der Einnahme von Damaskus unter Omar wurde die Kirche des h. Johannes zur Hälfte in eine

Moſchee verwandelt; Imame und chriſtliche Prieſter theilten ſich in den Tempelraum und verrichteten unter demſelben Dache ihren Gottesdienſt — eine Toleranz ganz einziger Art, deren unveränderter Beſtand den anſehnlichen Zeitraum von ſiebzig Jahren füllt *).

XVII.

Haß gegen die Bekenner anderer Religionen iſt zu allen Zeiten das Lebenselement des Islams geweſen.

Döllinger.

Das ſei nach Darlegung von Thatſachen, durch welche das entſchiedenſte Gegentheil ſo glänzend vor Augen tritt, nur deßhalb angeführt, um die Unverſchämtheit zu dokumentiren, mit der ſich chriſtliche Schriftſteller über den Islam äußern. Ein ausgezeichnetes Beiſpiel von Toleranz, gegeben von einem türkiſchen Großweſir und einem türkiſchen Mufti iſt in einem von mir in den Telegraphen für Deutſchland 1848 num. 3. gelieferten Aufſatze: „Der mahomedaniſche Klerus in ſeinem Verhältniſſe zu Fürſt nnd Volk“ S. 77. und in J. v. Hammer's Geſchichte des osmaniſchen Reiches, Peſth 1834. I. S. 803 f. zu leſen.

---

*) Späterhin wurde den Chriſten ſtatt der halben Johanneskirche die Kirche des heil. Thomas überlaſſen; vergl. Hammer-Burgſtall, Gemäldeſaal I. S. 269.

Wie es mit der Liebe und Duldſamkeit der Chriſten gegen Nichtchriſten und der chriſtlichen Confeſſionen gegeneinander ausſieht und von jeher ausgeſehen hat, iſt bekannt und bedarf keiner Nachweiſungen; ſ. übrigens meine polemiſchen Blätter, Nürnb. 1834. Heft 1 *).

XVIII.

Wenn man aus der Ausbreitung einer Religion, ſei es, daß man die Ausdehnung oder die Mittel oder die Zeit zum Anhaltspunkte nehme, einen Beweis für die Wahrheit derſelben führen will, ſo leiſtet man der eigenen Religion die ſchlechteſten Dienſte und giebt dem Feinde die kräftigſten Waffen in die Hand. Sehen wir auf die Ausdehnung, ſo wird das Chriſtenthum nicht bloß vom Islam, ſondern auch vom Buddhismus weit übertroffen; alſo, müßte man ſchließen, haben dieſe den Vorzug der Wahrheit. Ueber die Mittel haben wir geſprochen **); was die Zeit betrifft, ſo erſcheinen die drei erſten Jahrhunderte als große Zahlen gegenüber dem raſchen Fortſchritte des Islams. Fragen wir aber, was in den letzten Jahrhunderten trotz der großen Anſtrengungen geſchehen iſt, ſo müßte man den Schluß ziehen, das Chriſtenthum ſei von Gott verlaſſen. Dieſelbe Bewandtniß hat es im Weſentlichen mit dem Beweiſe aus den Sitten der Religionsbekenner *).

---

*) Es finden ſich hier namentlich folgende Abhandlungen:

Ueber die Unfähigkeit des bibliſchen und kirchlichen Chriſtenthums, Bildung zur Humanität zu bewirken, S. 33 ff.

Vergleichung des Moralitäts- und Humanitätszuſtandes heidniſcher Völkerſchaften mit dem der chriſtlichen, S. 36 ff.

Beiſpiele und Schilderungen der ungeheuren Barbarei, in welche die Chriſtenheit durch alle Zeiten der ungebrochenen welthiſtoriſchen Macht und Herrſchaft des Chriſtenthums hindurch verſunken war, S. 43 ff.

**) S. oben num. XII.

Kraſt.

XIX.

Der Koran dringt auf das Handeln mit weit mehr Nachdruck als das Evangelium.

Oelsner.

XX.

Der Koran empfiehlt den Handel, den Ackerbau, den Kunſtfleiß der Manufakturen, als Beſchäftigungen, die Gott angenehm und deßhalb verdienſtlich ſeien. Daraus entſprang eine große Ehrerbietung für den Handelsſtand, und für diejenigen, die ſich ihm widmen, freier Zug der Waaren mitten durch Heere und Sicherheit der Landſtraßen.

Oelsner.

---

*) Vergleiche hierüber die ſchon in der vorhergehenden Nummer berührten Abhandlungen in meinen polemiſchen Blättern, Heft 1. S. 36 ff.

XXI.

Der Geiſt der mahomedaniſchen Religion iſt ein durchaus praktiſcher, realiſtiſcher, ähnlich dem des Judenthums, mit dem ſie in ſo naher Verwandtſchaft ſteht; man vergleiche die merkwürdigen Mythen und Darſtellungen oben „Mahomed und ſein Werk,“ Abth. 3. num. III. und X. Das Evangelium empfiehlt Arbeitloſigkeit und Müſſiggang; ein nur mit ſich ſelbſt beſchäftigter, der Welt durchaus unnützer Ascetiker iſt der beſte Chriſt in geſchichtlich wahrem und ächtem Sinne des Wortes; der Chriſt als ſolcher kann überhaupt keine andere, als eine abweiſende und abſtoßende Beziehung zu irdiſchem, weltlichem Weſen und Daſein haben; die Folge iſt, daß, wo das Chriſtenthum in Blüthe ſteht, eine maaßloſe Verwilderung aller menſchlichen Zuſtände eintritt. Jenem freien Zuge der Waaren mitten durch Heere, jener Sicherheit der Landſtraßen innerhalb der mahomedaniſchen Welt ſteht chriſtlicherſeits die Romantik des mittelalterigen Raubrittergeſindels entgegen.

XXII.

„Menſchlichkeit, Wohlthätigkeit, Gaſtfreiheit — Tugenden, welche die dem Islam unterworfenen Völker ſeit ſo vielen Jahrhunderten auszeichnen — ſind eine nothwendige Folge der Geſetze deſſelben.“

Folgt eine Reihe von Koranſtellen. Dann heißt es weiter:

„Dieſe dem Geiſt und Gedächtniſſe der Anhänger des Koran tief eingeprägten Vorſchriften machen ſie zu den menſchlichſten und wohlthätigſten Völkern des Erdbodens. Außerdem, daß liegende Gründe und immerwährende Einkünfte von freigebigen Fürſten und Bürgern zur Unterhaltung der Unglücklichen faſt in allen Städten des Reiches, vornehmlich zu Konſtantinopel, beſtimmt ſind, giebt es wenige Mahomedaner, die nicht täglich Almoſen austheilen und ſelbſt denen, welche als Schuldner im Gefängniß ſitzen, zu Hülfe eilen, bald, um für ihren Unterhalt zu ſorgen, bald, um ſie von ihren Schulden zu befreien. In allen Ständen geben Eltern, Verwandte und Vormünder ihren Kindern ein Beiſpiel ſolcher Handlungsweiſe und gewöhnen ſie daran von der zarteſten Jugend an. So kommt es, daß ihnen Wohlthätigkeit zur glücklichen Gewohnheit wird, daß den Moslems dieſe Tugend gar keine Selbſtüberwindung koſtet und daß ſie in dieſer Rückſicht weit über allen andern Menſchen ſtehen. Beſtimmten Abgaben iſt der Bürger in dieſem Punkte nicht unterworfen; die Almoſen werden ganz freiwillig und doch nirgends ſo reichlich und uneigennützig gegeben, als hier; denn nicht Eitelkeit und Prahlſucht, ſondern Religion und Menſchlichkeit ſind es, die dazu antreiben.“

Muradgea D'Ohſſon.

XXIII.

Daß der Koran die Gaſtfreundſchaft zur religiöſen Verpflichtung erhoben, hat ſelbſt den ſo ſchroffen Religionshaß gemildert; denn es iſt dem Moslem aufgegeben, auch die Ungläubigen mit Herzlichkeit zu empfangen und zu bewirthen. Mildthätigkeit im weiteſten Sinne, freigebige Unterſtützung der Dürftigen iſt nach dem Koran und der Tradition eine der weſentlichſten Pflichten jedes Gläubigen, und alle Geſetzlehrer erklären ſie für ein ſicheres Mittel, irdiſchen Wohlſtand und ewige Seligkeit zu erlangen. Einer der edelſten Chalifen, Omar Abdulaſiß, ſagte: das Gebet führe den Menſchen halbwegs zu Gott, Faſten bringe ihn an die Thüre des Palaſtes, Almoſengeben aber verſchaffe ihm den Eintritt. In der That hat man wahrgenommen, daß ſelbſt die laſterhafteſten und geizigſten Menſchen, die ſchlechteſten Miniſter, die grauſamſten Tyrannen dieſe große Vorſchrift des Islams genau beobachtet haben.

Döllinger.

Wenn der ſo eben genannte Jeſuit, um das von ihm dem Islam nothgedrungen ertheilte Lob zu ſchwächen, hinzuſetzt: es fehle bei jenen Handlungen die Liebe, die nur im Chriſtenthum vorhanden *), ſo iſt dies eine

---

*) Döllinger, Muhammed's Religion u. ſ. w., München 1838, S. 56.

Unverſchämtheit, über die man erſtaunen muß. Der Moslem iſt ſehr wohlthätig; er iſt weit wohlthätiger, als der Chriſt; das iſt Thatſache. Wenn nun der letztere gegen den erſteren, um ſich dennoch höher zu ſtellen, mit einer Liebe prahlt, die ſo ſchlechte Früchte trägt — „an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!“ — ſo macht er ſich nur lächerlich.

XXIV.

Die Pflicht der Wohlthätigkeit wird von keinem Volke und von keiner Religionsgenoſſenſchaft in ſo ausgedehnter und beharrlicher Weiſe geübt, als von den Mahomedanern; daher es in Konſtantinopel weniger Bettler giebt, als in irgend einer Stadt Europa's. Es giebt keine Feſtlichkeit, ſei es eine öffentliche oder private, welche ohne reichliche Almoſen gefeiert würde; ſo giebt ein Brautpaar aus den höhern Ständen den Armen 20—30 Stück Schafe, Lämmer oder Ziegen zum Genuſſe hin. Die milden Stiftungen ſind von dreierlei Art: ſie kommen entweder ausſchließlich der Kirche zu Gute, oder ſie werden zu wohlthätigen Zwecken überhaupt verwendet, oder die Verwendung iſt eine rein weltliche und das Gut iſt nur unter den Schutz der Kirche geſtellt. Sämmtliche Stiftungen ſtehen unter der eignen Verwaltung der Kirche, ſind vor Confiskation, vor Einziehung von Seiten der Krone, ſo wie vor Verfolgung der gewöhnlichen Gerichtshöfe geſchützt und genießen ſonſt noch bedeutende Privilegien. So z. B. iſt es zwar in der Türkei geſetzlich verboten, auf Zinſen zu leihen und die Wucherer finden bei keinem Gerichtshofe Juſtiz; bei milden Stiftungen aber wird eine Ausnahme gemacht, daher ſie nicht ſelten ihre Ueberſchüſſe zu einem oder anderthalb Procent ausleihen und von den Gerichten unterſtützt werden. Von dem Umfange der wohlthätigen Stiftungen aller Art kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man bedenkt, daß die Kirche über drei Theile der Gebäude und der angebauten Ländereien im ganzen Reiche grundherrliche Rechte beſitzt oder ausübt*).

Kraft.

XXV.

Den Beziehungen der Gläubigen zur Thierwelt wird ſchon durch Mahomed und die erſten Chalifen der mildeſte, freundlichſte Charakter zu geben geſucht. Man ſehe die ſchönen Ausſprüche und Darſtellungen des Propheten, ſo wie die herrlichen Vorſchriften Abubeker's oben „Mahomed und ſein Werk,“ Abth. 1. num. XVIII—XX und Abth. 2. num. VIII. XXVIII. XXX. Die hier zunächſt folgenden Nummern bezeugen, wie zart in dieſer Beziehung die von uns als Barbaren betrachteten Türken fühlen. Das Evangelium nimmt keine Rückſicht auf das Thier; das Chriſtenthum iſt viel zu naturfeindlich und hochmüthig, um ſich zu ihm ein anderes, als negatives, Verhältniß zu geben; der Apoſtel Paulus thut die Aeußerung, daß ſich Gott nicht um die Thiere kümmere *) — kein Wunder alſo, wenn bei uns erſt neuerdings, in einer immer unchriſtlicher werdenden Zeit, ein Gefühl für die innerhalb der Chriſtenheit ſo hoch geſteigerten Leiden der Thierwelt erwacht.

---

*) Vergl. Charles White, drei Jahre in Konſtantinopel.

XXVI.

Die Wohlthätigkeit der Mahomedaner erſtreckt ſich auch auf die Thiere, welche nicht mißhandelt werden dürfen. Wenn der Beſitzer eines Pferdes, Mauleſels, Kameeles einen unmäßigen Gebrauch davon macht, ſo haben die Polizeibedienten das Recht, ihm ſeine Härte zu verweiſen und zu befehlen, daß er das Thier nicht mit Arbeit überlade. Solche Züge ſieht man täglich. Die Geſetze der körperlichen Reinlichkeit ſchließen jede Art von Hunden aus den Häuſern aus; aber man nährt und erhält ſie in den Quartieren, wohin ſie ſich begeben. Eine Menge Menſchen beeifert ſich täglich, für ihren Unterhalt zu ſorgen. Noch mehr Zuneigung hat man gegen die Katzen, und zwar nach dem Beiſpiele des Propheten, der, wie alle gleichzeitigen Geſchichtſchreiber bezeugen, für dieſe Thiere ſehr eingenommen war, ſie häufig liebkoſte und ihnen mit eigner Hand zu freſſen

---

*) 1 Cor. 9, 9.

und zu ſaufen gab. Mehrere Andächtler machen es ſich zum Verdienſt, eine gewiſſe Zahl bei ſich zu unterhalten. Die Abneigung vieler Mahomedaner gegen die Jagd iſt eine Folge ſolcher Grundſätze. Sie ſehen nicht nur die Ermordung, ſondern auch die Einſperrung der Thiere, vornehmlich ſolcher, deren Fleiſch man nicht eſſen darf, als eine ſtrafbare Unmenſchlichkeit an. Manche kaufen ſie den Jägern ab, und ſetzen ſie in Freiheit. In allen Städten ſieht man Vogelbauer mit Vögeln, die man unter dem Namen azad-couchlery, d. i. Vögel, welche befreit werden ſollen, verkauft. Devote kaufen ſie, um ſie wieder fliegen zu laſſen.

Muradgea D'Ohſſon.

Solche „Andächtler“ und „Devote“ kann man ſich eher gefallen laſſen, als die unſrigen.

XXVII.

Jene zärtlich hegende, pflegende und ſchonende Neigung zu Thieren, namentlich zu Katzen, welche bei uns faſt nur eine verſpottete Eigenſchaft alter Jungfern und ſonſtiger iſolirter und mit der Welt zerfallener Individuen iſt, die eines Surrogates für menſchlichen Umgang bedürfen, hat bei den Völkern des Islams nichts Auffallendes und Lächerliches, denn ſie iſt durch das Beiſpiel der ehrwürdigſten Gründer und Häupter der Religion geheiligt. Als der Prophet einſt zum Gebet aufſtand und ſeine Lieblingskatze auf dem Aermel ſeines Mantels ſchlief, erlaubte er ſich nicht, das Thier in ſeinem Schlummer zu ſtören; er ſchnitt lieber den Aermel ab. Noch weiter trieb es ein vertrauter Freund deſſelben und einer der erſten Gewährsmänner der Ueberlieferung, der deßhalb den Namen Abuherrira, Abu Horaira, Ebu Hureire, d. i. der Katzenvater, führt *). Ein ſolcher Name kann bei uns nur als Spott- und Schimpfname vorkommen und würde ſich am wenigſten für einen Freund und Jünger unſeres religiöſen Herrn und Meiſters ſchicken **) Daß dies dort ſo ganz anders iſt, mag man belächeln; es iſt aber jedenfalls beſſer, edler, liebenswürdiger, als der Hochmuth und die Hartherzigkeit, womit wir uns, nicht ohne Schuld unſerer religiöſen Anſichten und Principien, gegen die Thierwelt zu verhalten pflegen; es iſt auch intelligenter und geiſtvoller, denn der in dieſer Hinſicht hoch genug Stehende hat auch einen Blick für das in ſeiner Art Schöne und Gute, was ſich in dem an höhern Weſens- und Charakterbeſtimmungen, an Verſtand, Gemüth und anmuthiger Lebendigkeit keineswegs leeren und armen Thiere zeigt.

---

*) Vergl. Hammer-Burgſtall, Gemäldeſaal 1. S. 170. Wurm's Commentar zum weſtöſtlichen Divan S. 271 f.

**) Von einem altchriſtlichen Einſiedler, Namens Kukuphas, wird erzählt, er habe eine Katze geliebt und das ſei ihm einmal zu ſeiner Beſchämung und Demüthigung durch eine Stimme vom Himmel herab vorgeworfen worden. Angelinus Gazaeus, pia hilaria überſ. v. Schlüter, Münſter 1847, S. 63 ff.

XXVIII.

Es iſt bekannt, daß die Moslimen die Tauben aus religiöſer Ehrfurcht nähren; es niſten dieſelben ungeſtört in den großen Vorhöfen der Moſcheen unter den Hallen, auf den dieſe überſchattenden großen Bäumen und in den Moſcheen ſelbſt. Nirgends findet ſich aber in Conſtantinopel eine größere Menge derſelben, als bei der Moſchee Ejub .Nichts iſt maleriſcher und romantiſcher als der Vorhof derſelben. Das Gemiſch des weißen Marmorlichtes und der grünen Baumſchatten wirkt wunderbar auf's Auge. Das Ohr horcht der ſeltſamen Sprachenverwirrung von Taubengekos und Quellengemurmel, wozwiſchen die wohlklingenden Stimmen der Koranleſer langſam und feierlich aus der Moſchee heraustönen. Ein wahres Taubenparadies. In dem Haremen werden gleich bei'm Baue derſelben ſo von außen, als von innen marmorne Neſter angebracht, um die Tauben hinzulocken. Reiſende können ſie an mehr als einem Orte in Privathäuſern zu Conſtantinopel, am beſten aber an der Außenſeite des ſultaniſchen Pallaſtes von Beſchiktaſch beobachten.

Aus „Roſenöl“ I. S. 209 f.

Nach der Meinung der Gläubigen Mahomed's girren und gurren die Turteltauben die Worte: Ja Haiji! d. h. o Alllebendiger! und Ja Kajum! d. h. o Allbeſtändiger! Zwei Tauben rufen, einem lieblichen Mythus zu Folge, den Propheten aus ſeinem

Höhlenverſteck auf der Flucht heraus, ſ. oben „Mahomed und ſein Werk,“ Abth. 2. num. II. S. auch daſelbſt num. XLII. über die Gründung von Foſtat und Abth. 3. num. IX. S. 217 f.

XXIX.

„Eben ſo ſehr, als durch ihre Wohlthätigkeit, empfehlen ſich die Osmanen durch ihre Redlichkeit und Rechtſchaffenheit, die im Koran ſo nachdrücklich eingeſchärft wird. In allen bürgerlichen Verhältniſſen herrſcht bei ihnen Aufrichtigkeit und Treue. Man braucht unter ihnen nicht beſtändig ſchriftliche Verſicherungen. Sie halten ihr Wort pünktlich, betrügen ihren Nächſten nicht, benützen nicht ſeine Einfalt, mißbrauchen nicht ſeine Offenherzigkeit. Und ſo verhalten ſie ſich auch gegen Fremde, von welcher Religion ſie ſein mögen. Es hört hier aller Unterſchied zwiſchen Mahomedaner und Nicht-Mahomedaner auf; denn jeden unredlichen Gewinn ſehen ſie als etwas Verworfenes an und ſind feſt überzeugt, daß übel erworbenes Gut ſo in dieſer, wie in jener Welt zum Schaden gereiche. Dieſe zur Erhaltung der Tugend und bürgerlichen Geſellſchaft ſo ſchätzbaren Grundſätze ſind aus den ſchönen Ausſprüchen des Koran abgeleitet: . . . . . .“

Folgen die Belege.

Muradgea D'Ohſſon.

XXX.

Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Geradheit müſſen die Seele aller Handlungen eines Moslems ſein. Nie darf er etwas auf anderem, als auf rechtmäßigem Wege erwerben. Der Genuß jedes auf unrechte Art erworbenen Gutes iſt dem Islam zu Folge ſo ſtrafbar und verhaßt in den Augen des Schöpfers, daß es nicht einmal erlaubt iſt, von jemand, der als ein feiler, ungerechter und erpreſſender Menſch bekannt iſt, etwas zum Geſchenk anzunehmen.

Muradgea d'Ohſſon.

XXXI.

Das Faſten wird ungültig durch Verläumden und Ehrabſchneiden, welche Sünden durch außerordentliche Gebete und Kaſteiungen geſühnt werden müſſen.

XXXII.

Die Araber ſcheinen gar nicht zankſüchtig zu ſein; wenn ſie aber einmal anfangen zu hadern, ſo machen ſie viel Geſchrei und man ſieht oft, daß ſie mit Meſſern auf einander losgehen. Bei all dem aber ſind ſie bald wieder zum Frieden geneigt. Denn wenn nur der eine nicht ſo hitzig, als der andere iſt, oder wenn ein Ruhiger dazu kommt und einige Male ſagt: Gedenke an Gott und ſeinen Propheten, ſo vertragen ſie ſich entweder auf der Stelle, oder ſie wählen, um ſich gütlich mit einander zu vergleichen, einen Schiedsrichter.

Schwarz.

Gemälde von Arabien, Leipz. 1797. S. 9 f.

XXXIII.

Der Islam ehrt, begünſtigt, empfiehlt die Ehe und das Familienleben auf das angelegentlichſte und nachdrücklichſte und bildet hiedurch einen charakteriſtiſchen Gegenſatz zum Evangelium und der den Principien deſſelben gemäßen Entwicklung des Chriſtenthums bis zu der dieſen Principien zunächſt untreu werdenden Reformation; denn dieſe ſind dem Familienleben entſchieden feind, wie in ſeiner Art ſchon Hegel hervorgehoben. „So hoch ſteht die Lehre Chriſti, daß alle Pflichten und ſittlichen Bande dagegen gleichgültig ſind. Zu einem Jüngling, der ſeinen Vater begraben will, ſagt Chriſtus: Laß die Todten ihre Todten begraben und folge mir nach! Er ſagt: Wer Vater und Mutter mehr liebet, denn mich, der iſt mein nicht werth. Und ferner: Wer iſt meine Mutter und wer ſind meine Brüder? Und er reckte die Hand aus über ſeine Jünger und ſprach: Siehe da, das iſt meine Mutter und meine Brüder u. ſ. w. Ja es heißt ſogar: Ihr ſollt nicht wähnen, daß ich gekommen ſei, Frieden zu bringen auf

Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menſchen zu erregen wider ſeinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger. Hierin liegt eine Abſtraktion von Allem, was zur Wirklichkeit gehört, ſelbſt von den ſittlichen Banden *)." Von der Höhe dieſer Abſtraktion ſteigt die religiöſe Menſchheit im Islam wieder herab und kehrt zum Wirklichen, Natürlichen und natürlich Sittlichen zurück, was in den Augen desjenigen, der dieſe Beſtimmtheiten zu ſchätzen weiß, etwas durchaus nicht Schlechtes und Tadelhaftes, ſondern unendlich Gutes, Treffliches, Verdienſtliches und Preiswürdiges iſt.

XXXIV.

Es gibt kein Land, wo die Familienbande weniger gelockert und die Gefühle der Natur weniger beeinträchtigt ſind, als in der Türkei; nirgends findet man eine feſtere, innigere Liebe zwiſchen Aeltern und Kindern, Brüdern und Schweſtern. Den türkiſchen Charakter bezeichnen viele Widerſprüche und Launen; aber die Bande kindlicher und geſchwiſterlicher Liebe werden ſelten zerriſſen.

Charles White.

---

*) S. Hegel's Religions-Philoſophie II. S. 3 und Philoſophie der Geſchichte S. 338.

Kraft macht hiezu die Bemerkung: „Wir werden uns wohl hüten, daſſelbe von uns zu ſagen; und ſchreiben wir dieſe Erſcheinung nicht dem Einfluſſe der religiöſen Einrichtungen zu, ſo erklären wir letztere für machtlos, d. h. wir ſtatuiren Irreligioſität.“

XXXV.

Mahomed unterſtützte ſeine Predigten durch ſein Beiſpiel. Alle Geſchichtſchreiber reden von ſeinem einfachen Aeußeren und dem Geiſte der Demuth, der die glänzendſten Handlungen ſeines Lebens noch höher ſtellte. Auf dem Gipfel ſeiner Größe legte er ſich die Pflicht auf, **faſt alle ſeine Kleider ſelbſt zu machen und auszubeſſern**. Als er ſtarb, war die Garderobe des Ueberwinders von Arabien nicht anſehnlicher, als die ſeines letzten Schülers.

Oelsner.

XXXVI.

Die Chalifen predigten durch ihr Beiſpiel, und je erhabener ihre Stellung war, deſto mehr mußten ſie auf den Geiſt der Zeit wirken. Es iſt unnöthig, weder an die fünf Drachmen zu erinnern, welche ſich Abubeker täglich auf den öffentlichen Schatz angewieſen, noch an Omar, der mitten unter den Bedürftigen auf den Stufen des Tempels ſchlief, noch an die Handvoll Datteln des

Ali; dieſe, wie ſo viel andre ähnliche Züge, ſind bekannt genug. Sie können verächtlich ſcheinen in einem Zeitalter, welchem andre Anſichten zur Gewohnheit geworden; aber ſie ſind erhaben durch die Großheit der Geſinnungen, welche ſich mit dieſer Selbſtverleugnung und heiligen Demuth verband. Der Kaiſer der Muſelmänner, der Herr von ganz Arabien, von Aegypten, von einem Theile Nubiens und der afrikaniſchen Küſten, der Beherrſcher von Paläſtina, von Syrien, von Meſopotamien, von Irak und von vielen andern Provinzen Perſiens, ſuchte einſt bei Nacht den Abdurrhaman auf, mit ihm die Stadt Medina zu bewachen, damit der Friede einiger mit Waaren angelangter Fremdlinge nicht geſtört werde. Und dies war eben der Omar, welcher bei einer andern Gelegenheit mit edlem Stolze rief: „Ich, vormals ein armer Hirte, der die Schafe ſeines Vaters hütete, ich erkenne nun keinen über mir, als den Herrn der Himmel“ — eben der Omar war es, welcher die Klagen eines Juden gegen den Statthalter einer Provinz anhörte und auf einen, ihm eben zur Hand liegenden, noch weichen Backſtein die Worte ſchrieb: „Mache den Klagen, die man gegen dich vorbringt, ein Ende, oder du verläſſeſt deine Statthalterſchaft.“

Oelsner.

XXXVII.

Die Jahrbücher der Welt ſtellen uns keinen reineren, erhabeneren und großmüthigeren Charakter auf, als Ali, keine rieſenmäßigere Tapferkeit, kein unſeligeres Mißgeſchick, als das ſeinige. Ali benahm ſich als Chalif, wie ein ächter Ritter; er ließ ſich gegen Moavia in den Krieg, wie in einen Zweikampf ein, wo es nur um Muth und Ehre zu thun. Aber jede Tugend hat ihre Gebrechen. Das Gefühl einer außerordentlichen, faſt übermenſchlichen Seelenkraft, die Redlichkeit und Offenheit Ali's machte ihn unvorſichtig. Seine Sittenſtrenge erlaubte ihm keine Nachſicht, noch weniger irgend eine Gefälligkeit gegen den verderbten Sinn Anderer. Seine Uneigennützigkeit forderte die nehmliche Tugend von der Welt. Hätte er ſich als ein Staatsmann benommen, ſo wäre er wahrſcheinlich glücklicher geweſen; allein er würde weniger Antheil erregen und nicht über die Herzen derjenigen ſiegen, die fähig ſind, auf eine edle Art zu irren, wie er.

Ali hatte an Heiligkeit des Gemüthes und des Lebens ſeines Gleichen nicht unter den Arabern.

Oelsner.

XXXVIII.

Cicero hat das Lob der Wiſſenſchaften vielleicht geſchickter, aber nicht erhabener und begeiſterter ausgeſprochen, als Mahomed.

Oelsner.

Vergl. oben „Mahomed und ſein Werk“ Abth. 1. num. LXXXVIII—XCII. Dieſe der Ueberlieferung entnommenen Ausſprüche erfüllen mit der höchſten Achtung und Bewunderung gegen ihren Urheber und dienen zum Belege des über dumpfe, pfäffiſche Beſchränktheit hoch erhabenen Sinnes und Geiſtes deſſelben. Zu einer dieſer Aeußerungen, num. LXXXIX, macht **Hammer**, Fundgruben des Orientes I. S. 153, folgende Bemerkung: „Ein vortreffliches Wort und der ſchönſte Beweis, wie wenig die Unterdrückung der Wiſſenſchaft im Geiſte der Lehre Mahomed's liegt. Auch hob ſich dieſelbe mit dem Reiche der Araber.“

XXXIX.

Die Mythe von der Verbrennung der alexandriniſchen Bibliothek durch Amru — dem ſechsmonatlichen Heizen von 4000 Badſtuben — beruht auf dem alleinigen Zeugniſſe zweier Schriftſteller, die 580 Jahre ſpäter lebten, als ſich die Sache zugetragen haben ſoll.

Humboldt.

Siehe Kosmos S. 251. Vergl. daſelbſt S. 445 und Oelsner's Mahomed, S. 174 f. Noch Hegel in ſeiner Philoſophie der Geſchichte führt jenes Märchen an, um einen Beleg zu dem „alles, was Kunſt und Wiſſenſchaft angeht, zerſtörenden“ Fanatismus der Mahomedaner zu geben. Es iſt ſchlimm für die Philoſophie der Geſchichte, wenn ihr — die Geſchichte fehlt. Und ſo wie dieſes Fehlen der Geſchichte dem Chriſtenthum zu Gute kommt — gewiſſe dunkle Partieen dieſer Religion und ihrer hiſtoriſchen Durchführung habe ich in einem frühern Werke zu beleuchten unternommen — ſo kommen andere Religionen, namentlich der Islam dadurch in Nachtheil zu ſtehen. In dem chronologiſchen Abriß der Weltgeſchichte von Kohlrauſch heißt es: „Der Chalif Omar verbrennt die Bibliothek in Alexandrien 640.“ Ich erinnere mich, wie ich das einſt als Gymnaſiallehrer meine Knaben auswendig lernen laſſen mußte. Wie viele Lügen werden den armen Jungen eingebläut, ſelbſt im Gebiete der bloßen Hiſtorie! Gleich darauf ſteht: „Vom 7. Jahrhundert an zeichnen ſich die Araber durch Gelehrſamkeit und Dichtkunſt aus.“ Welch ein wunderbar ſchneller Uebergang von äußerſter wiſſenſchaftlicher Rohheit, Gelehrſamkeit verachtender Geiſtesdumpfheit und einem Fanatismus, der Badeſtuben Monate lang mit gelehrten Schätzen heizt, zu einer verhältnißmäßig ſo hohen Stufe von Bildung und Wiſſenſchaft!

XL.

Durch die Chalifen Harun und Mamun und durch die unter und mit ihnen herrſchenden Barmekiden ward die Regierungskunſt des Chalifates bis zur höchſten Vollkommenheit geſteigert. Der Hang des erſten nach Pracht und Genuß, die Wiſſenſchaftsliebe des Zweiten und die Freigebigkeit der letzten rieſen alle Keime der Kunſt und alle Talente in's Leben. Wem ſind dieſe Namen unbekannt geblieben und wer hat nicht von Harun's Glanz, von Mamun's Gelehrſamkeitsflor und von der Großmuth der Barmekiden gehört?

Aus „**Roſenöl.**"

XLI.

Es iſt unmöglich, von der arabiſchen Literatur zu ſprechen, ohne den Ruhm der Barmekiden zu erneuern. Dieſe urſprünglich perſiſche Familie, gleich bekannt durch ihre lange, bei den Chalifen genoſſene Gunſt und durch ihren ſchrecklichen Sturz glänzte beinahe während eines ganzen Jahrhunderts. Ihre Güte, ihre Unſchuld und ihr Mißgeſchick machen ſie allen fühlenden Seelen theuer; in der Geſchichte aber ragen ſie dadurch hervor, daß ſie ihren Namen dem Jahrhundert aufgedrückt, in welchem ſie blühten *), Anfangs als Vorläufer der Abbaſſiden, dann als Diener derſelben in Beſchützung der Wiſſenſchaften.

---

*) S. oben „Mahomed und ſein Werk," Abtheil. 2. num. LIX.

Oelsner.

XLII.

Die Regierung Mamun's iſt der Kulminationspunkt eines in den Jahrbüchern des menſchlichen Geiſtes für immer ruhmwürdigen Zeitraumes, wo eine Reihe von Monarchen die Wiſſenſchaften liebten und bearbeiteten und ſich in ihrem Streben unterſtützt ſahen von Staatsbeamten, welche werth waren, ſolchen Fürſten und einer ſo ſchönen Sache zu dienen, wo die ausgezeichneten Geiſter aller Theile des Reiches mit Zuverſicht am Hof erſchienen, um die ihrem Verdienſte gebührenden Ehren und Belohnungen zu empfangen. Das Reich der Chalifen war damals unter allen, die je beſtanden, das umfaſſendſte und auf dem ganzen ungeheuern Gebiete deſſelben ward das von ihnen gegebene große Beiſpiel nachgeahmt.

Oelsner.

XLIII.

Die Araber, ein ſemitiſcher Urſtamm, verſcheuchten theilweiſe die Barbarei, welche das von Völkerſtürmen erſchütterte Europa bedeckt hatte. Sie führten zurück zu den ewigen Quellen griechiſcher Philoſophie; ſie trugen nicht bloß dazu bei, die wiſſenſchaftliche Cultur zu erhalten; ſie erweiterten ſie und eröffneten der Naturforſchung neue Wege.

Der erſte Impuls zu den großen Veränderungen, welche die Araber in drei Continenten hervorgebracht, ging von dem islamitiſchen Hedſchas aus. Das Volk von Hedſchas in dem mittleren Theile der arabiſchen Halbinſel war ein edler, kräftiger Menſchenſtamm, unwiſſend, aber nicht roh, phantaſiereich und doch der ſorgfältigen Beobachtung aller Vorgänge der freien Natur an dem ewig heitern Himmelsgewölbe und auf der Erdfläche ergeben. Nachdem dies Volk, Jahrtauſende lang faſt ohne Berührung mit der übrigen Welt, größtentheils nomadiſch umhergezogen, brach es plötzlich aus, bildete ſich durch geiſtigen Contakt mit den Bewohnern alter Culturſitze, bekehrte und herrſchte von den Herkulesſäulen bis zum Indus, bis zu dem Punkte, wo die Bolor-Kette den Hindu-Kho durchſchneidet. Schon ſeit der Mitte des 9ten Jahrhunderts unterhielt es Handelsverkehr gleichzeitig mit den Nordländern Europa's und Madagascar, mit Oſt-Afrika, Indien und China; es verbreitete Sprache, Münze und indiſche Zahlen; es gründete einen mächtigen, langdauernden, durch religiöſen Glauben zuſammengehaltenen Länderverband . . . . . . Eine lebensreichere Erſcheinung hat keine andere Völkerbewegung dargeboten.

Humboldt.

XLIV.

Die Araber beſaßen merkwürdige Eigenſchaften, um aneignend und vermittelnd zu wirken vom Euphrat bis zum Guadalquivir und bis zu dem Süden von Mittel-Afrika. Sie beſaßen eine beiſpielloſe weltgeſchichtliche Beweglichkeit, eine Neigung, ſich mit den beſiegten Völkern zu verſchmelzen und doch trotz des ewigen Bodenwechſels ihrem Nationalcharakter und den traditionellen Erinnerungen an die urſprüngliche Heimath nicht zu entſagen. Beiſpiele von größeren Landreiſen einzelner Individuen, nicht immer des Handels wegen, ſondern um Kenntniſſe einzuſammeln, hat kein anderer Volksſtamm aufzuweiſen; ſelbſt die buddhiſtiſchen Prieſter aus Tübet und China, ſelbſt Marco Polo und die chriſtlichen Miſſionäre, welche zu den Mongolenfürſten geſandt wurden, haben ſich nur in engeren Räumen bewegt.

Humboldt.

XLV.

Von der langen Reihe vorzüglicher Geographen, die uns die arabiſche Literatur liefert, iſt es genug, die äußerſten Glieder, El-Iſtachri und Alhaſſan (Johannes Leo, den Afrikaner) zu nennen. Eine größere Bereicherung hat die Erdkunde nie auf einmal vor den Entdeckungen der Portugieſen und Spanier erhalten. Schon fünfzig Jahre nach dem Tode des Propheten waren die Araber bis an die äußerſte weſtliche Küſte von Afrika, bis an den Hafen Asſi, gelangt.

Humboldt.

Von Iſtachri iſt eine Ausgabe und eine deutſche Ueberſetzung erſchienen: Liber climatum. Ad similitudinem codicis Gothani delineandum cur. J. H. **Möller.** Goth. 1839. Das Buch der Länder. Aus dem Arab. von **Mordtmann.** Hamb. 1845. In den Noten zum Kosmos II. bemerkt **Humboldt:** „Die Karten, welche das Buch der Klimate vom Jahre 920 begleiten und von denen die Bibliothek zu Gotha eine ſo ſchöne Handſchrift beſitzt, ſind mir bei meinen Arbeiten über das kaſſiſche Meer und den Aral-See ſehr nützlich geworden.“

XLVI.

Die Erdkunde blieb nicht auf die Darſtellung räumlicher Verhältniſſe, auf Breiten- und Längenbeſtimmungen, auf Beſchreibung von Flußgebieten und Bergketten beſchränkt; ſie leitete das mit der Natur ſo befreundete Volk vielmehr auf die organiſchen Erzeugniſſe des Bodens, beſonders auf die Pflanzenwelt.

Humboldt.

XLVII.

Die arabiſchen Aſtronomen, ſo viel ſie den früher civiliſirten Völkern verdankten, haben doch auch, bei ihrem eigenthümlichen praktiſchen Sinne, durch die große Zahl und die Richtung ihrer Beobachtungen, durch die Vervollkommnung der winkelmeſſenden Inſtrumente, durch das eifrigſte Streben, die älteren Tafeln bei ſorgfältiger Vergleichung mit dem Himmel zu verbeſſern, das Gebiet der Aſtronomie anſehnlich erweitert. . . . . . . Eine Gradmeſſung, welche der Chalif Almamun in der großen Ebene von Sindſchar zwiſchen Tadmor und Rakka ausführen ließ, iſt minder wichtig durch ihr Reſultat, als durch das Zeugniß geworden, das ſie uns von der wiſſenſchaftlichen Bildung des arabiſchen Menſchenſtammes gewährt.

Humboldt.

XLVIII

Die Arzneimittellehre iſt ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung nach eine Schöpfung der Araber; die chemiſche Apothekerkunſt iſt ihr Werk und die erſten obrigkeitlichen Vorſchriften über Bereitung der Arzneimittel, die jetzt ſo genannten Dispenſatorien, ſind von ihnen ausgegangen.

Humboldt.

XLIX.

Der wichtigſte Einfluß, den die Araber auf das allgemeine Naturwiſſen ausgeübt haben, iſt der geweſen, welcher auf die Fortſchritte der Chemie gerichtet war. Mit den Arabern fing gleichſam ein neues Zeitalter für dieſe Wiſſenſchaft an.

Humboldt.

L.

Die Araber ſind als die eigentlichen Gründer der phyſiſchen Wiſſenſchaften zu betrachten, in der Bedeutung des Wortes, das wir ihm jetzt zu geben gewohnt.

Humboldt.

Der genannte Forſcher unterſcheidet hier (Kosmos II. S. 248 f.) in der fortſchreitenden Kenntniß phyſiſcher Erſcheinungen drei Stufen:

1) Die zufällige und unabſichtliche Beſchauung und Beobachtung von Naturerſcheinungen.

2) Die abſichtliche, aufſuchende, doch ohne Erforſchung der Natur durch wiſſenſchaftliche Anregung und Hervorrufung von Naturprozeſſen und Naturphänomenen.

3) Dieſe letztere Art von Vermehrung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe und Einſichten, die experimentirende Forſchung.

Auf dieſe dritte und höchſte Stufe aber hätten ſich vorzugsweiſe die Araber erhoben.

LI.

Alchymie, Zauberkunſt und myſtiſche Phantaſieen haben auch hier, wie überall im Mittelalter, die wahren Reſultate der Erforſchung verunreinigt; aber unabläſſig fortarbeitend, ſich die Früchte früher gebildeter Generationen durch Ueberſetzungen mühevoll aneignend, erweiterten die Araber die Naturanſichten und ſchufen vieles Eigene.

Humboldt.

LII.

Der Chalif Almamun ließ in Conſtantinopel, Armenien, Syrien und Aegypten viele koſtbare griechiſche Handſchriften aufkaufen und unmittelbar aus dem Griechiſchen in das Arabiſche übertragen, da früher die arabiſchen Ueberſetzungen ſich lange auf ſyriſche Ueberſetzungen gründeten. Durch ſeine Bemühungen wurde daher manches gerettet, was ohne die Araber gänzlich für uns verloren gegangen wäre.

Humboldt.

LIII.

Was bei den alten indiſchen Algebriſten vermißt werden ſoll, die von Satz zu Satz fortſchreitende Begründung des Erlangten, hatten die Araber der alexandriniſche Schule zu danken. Ein ſo ſchönes, von ihnen vermehrtes Erbtheil ging im 12ten Jahrhunderte durch Johannes Hiſpalenſis und Gerhard von Cremona in die europäiſche Literatur des Mittelalters über.

Humboldt.

LIV.

Friedrich II. verdankte einen Theil ſeiner naturhiſtoriſchen Kenntniß indiſcher Thiere und Pflanzen dem Verkehr mit arabiſchen Gelehrten und ſprachkundigen ſpaniſchen Juden. Der Chalife Abderrhaman I. legte einen botaniſchen Garten bei Cordova an und ließ durch eigene Reiſende in Syrien und andern aſiatiſchen Ländern ſeltene Sämereien ſammeln. Er pflanzte bei dem Pallaſte von Rißafah die erſte Dattelpalme, die er in einem Gedichte voll ſchwermüthiger Sehnſucht nach ſeiner Heimath Damaskus beſang.

Humboldt.

Vergl. Abderrhaman's Leben in Hammer-Burgſtall's Gemäldeſaal der Lebensbeſchreibungen großer moslimiſcher Herrſcher, Leipz. und Darmſt. 1837. III. S. 37 ff., wo namentlich S. 41 und 44 von den

Gartenanlagen dieſes Fürſten die Rede. „Zu Sevilla legte er den ſchönen Garten Almunia an, und pflanzte darin eine Palme, welche der von Cordova die Ehre der Stammmutterſchaft aller ſpaniſchen Palmen ſtreitig machte. Eine deutſche — freilich aber auch zugleich, wie es bei Hammer's Ueberſetzungen der Fall zu ſein pflegt — nicht deutſche und wenig reizende *) — Formation des oben erwähnten Gedichtes ſ. ebendſ. S. 42.

LV.

Spaniſche Juden aus Cordova brachten die Lehren des Avicenna nach Montpellier und trugen am meiſten zur Stiftung dieſer berühmten mediciniſchen Schule bei, die, nach arabiſchen Muſtern gebildet, ſchon in das 12te Jahrhundert fällt.

Humboldt.

---

*) Es heißt da z. B.

Die Palmen an dem Euphrate
Begoß ich mit den Thränen meinen;
Doch Euphrat und Palmen haben
Vergeſſen längſtens meine Peinen.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſer ſonſt ſo verdienſtvolle Orientaliſt kein beſſerer Dichter iſt.

LVI.

Der Einfluß der arabiſchen Civiliſation, der aſtronomiſchen Schulen von Cordova, Sevilla und Granada auf das Seeweſen in Spanien und Portugal iſt nicht zu überſehen. Man ahmte für das Seeweſen im Kleinen die großen Inſtrumente der Schulen von Bagdad und Cairo nach.

Humboldt.

LVII.

Den Gebrauch des Seecompaſſes verdankt Europa wahrſcheinlich den Arabern, die ihn wiederum den Chineſen verdanken.

Humboldt.

S. überhaupt: Kosmos II. S. 239—265. 293. 296. Denn wir wollten durch die ausgehobenen Stellen nur auf dies Werk, insbeſondere auf die zuſammenhängend-ausführliche Abhandlung des berühmten Gelehrten über die Verdienſte der Araber um Bildung und Wiſſenſchaft S. 239 ff. ſelbſt hinführen.

LVIII.

Drei Jahrhunderte lang herrſchten die Araber in Spanien, ehe die Chriſtenheit zu den Kreuzzügen aufgeweckt wurde, und dieſe drei Jahrhunderte arabiſcher Herrſchaft in Spanien und Sicilien haben auf die Cultur Europa's mehr eingewirkt, als die Kreuzzüge.

Hammer-Purgſtall.

LIX.

Die Sarazenen machten in ihrer ſchönen Zeit nie eine Eroberung, ohne ſogleich den Grundſtein zu irgend einer Stadt zu legen.

Oelsner.

LX.

Der überwindende Sarazene empfiehlt ſich durch ſeine Klugheit, in den eroberten Ländern alle die guten Einrichtungen fortbeſtehen zu laſſen, die er, ſeinen Religionsgrundſätzen zu Folge, nicht nothwendig ändern muß. Der Uebergang von einer Ordnung der Dinge zur andern geſchieht mit der möglichſten Schonung und Ruhe, und auf alle die Mißbräuche einer ſchlechten Regierung folgt nun die thätige Sorgfalt, die Billigkeit, die Milde einer redlichen Verwaltung und verbindet die Leutſeligkeit eines Vaters mit der gerechten Feſtigkeit des Oberherrn.

Oelsner.

LXI.

Die ſo verderbliche Verfaſſung des Mittelalters in Europa, welche das Eigenthumsrecht mittelſt hundertfach ſich durchkreuzender Abhängigkeiten zerſtückelt und verfälſcht, jene unſelige Verfaſſung, die auf die Arbeit das Gepräge der Knechtſchaft und Schande drückte, war den Sarazenen unbekannt. Die Länder, wo ſie ſich niederließen, blieben oder wurden von den Feudalgeſetzen befreit. Da ſie weder Vorrechte, noch Kaſten einführten, ſo brachte ihre Geſetzgebung überall die gedoppelte Wirkung hervor, das Erdreich frei zu geben und jedem Einzelnen eine vollkommene Gleichheit der Rechte zu ſichern.

Oelsner.

LXII.

Die Richterſtühle der Sarazenen waren unabhängig von dem Einfluſſe der Regierung; ſie erkannten in ihren Ausſprüchen niemand über ſich. Das Geſetz war gleich für den Armen und für den Reichen, für den Staatsdiener und für den bloßen Bürger.

Oelsner.

Man vergleiche das oben „Mahomed und ſein Werk" Abtheil. 2. num. XXXVII. Erzählte.

LXIII.

Kein einziger ihrer Staatslehrer hat behauptet, das Volk gehöre dem Fürſten und Fürſt und Staat ſeien eine und dieſelbe Sache.

Oelsner.

LXIV.

Es giebt kleinliche Regierungen, die der Meinung ſind, nichts dürfe ſeinen eigenen Geſetzen überlaſſen bleiben, und die es durch ihre überall ängſtlich vorſchreibenden Verfügungen dahin bringen, daß endlich der Geiſt eines ganzen Volkes ſo beengt, wie ihr eigener wird *). Dieſer mönchiſche, mit Seelengröße und höherem, umfaſſendem Blicke ſo unverträgliche Pedantismus iſt den Sarazenen fremd, indem dieſe der Thätigkeit ihrer Unterthanen den möglichſten Spielraum laſſen.

Oelsner.

---

*) „Der Beamtenſtaat, die Bureaukratie, das zu viel Regieren, die Vielſchreiberei, die Policei als Zwangshemd, das keine freie und freudige Regung duldet u. ſ. w." — das ſind, namentlich in neueſter Zeit die zum Extreme geſteigerten widerlichen Charaktere der weſtlichen Welt. „Der Menſch, insbeſondere der deutſche, wird nun vollends ein Weſen, das jeden Augenblick ausſieht, als fürchte es einen hinter ihm ſtehenden Policeiſoldaten." Dr. Fr. Th. Viſcher Aeſthetik II. Reutlingen und Leipzig 1847. S. 289.

LXV.

Mahomedaner warten nicht, bis man ſie grüßt; ſie beeifern ſich alle, ihren Freunden und wem ſie begegnen, zuvorzukommen. *Die Großen grüßen immer zuerſt*; der Großweſir, die Paſchas, Miniſter, Generale kommen bei allen öffentlichen Aufzügen dem Volke zuvor. Man bedient ſich der höflichſten Ausdrücke. Beim Militär ſuchen die Officiere die ſoldatiſche Strenge zu mildern; die Worte: *Freunde, Kameraden, Brüder* ſind immer in ihrem Munde. Nur im Nothfall oder im Augenblick einer ſchleunigen Execution pflegen ſie ſich der ganzen befehlshaberiſchen Strenge zu bedienen.

Muradgea d'Ohſſon.

Das Stärkſte, was man in dieſer Hinſicht ſagen kann, iſt Folgendes:

Wenn das Glück einen Mann von der niedrigſten Abkunft zu den höchſten Würden erhebt, ſo ſcheint er von Jugend auf die glänzendſte Erziehung gehabt zu haben. Denn man findet in ſeinen Reden und Manieren ganz den Anſtand und die Würde der Perſonen vom edelſten Geblüt.

Derſelbe.

Höflichkeit und Artigkeit im Umgange, feines und würdevolles Betragen iſt aber auch ſchon eine vom

Religionsſtifter in Koran und Sunna eingeſchärfte Pflicht des Gläubigen.

LXVI.

In den heiligen Hallen der Moſcheen erſtirbt aller Unterſchied des Ranges und Beſitzes; die mächtigen Weſire begeben ſich in dieſe ſtolzen, impoſanten Gebäude und werfen ſich neben zerlumpten Bettlern ohne Furcht der Beſudelung vor dem allmächtigen Beſchützer der Reichen und Armen nieder. Hier legen Menſchen aller Claſſen und Stände jeden Gedanken an weltliche Auszeichnung ab und beugen ſich in gleicher Demuth vor dem, vor welchem kein Anſehen der Perſon gilt.

Kraft.

LXVII.

Die Frauen verdankten dem Propheten die Abſtellung des Mädchenmordes, da es vor ihm jedem erlaubt war, Mädchen gleich nach der Geburt zu ertränken, und die gleichmäßige Betheilung bei Erbſchaften.

Hammer.

LXVIII.

Mißhandlung der Frauen iſt in der Sunna unterſagt, vergl. oben „Mahomed und ſein Werk,“ Abth. 1

num. XXXV. „Daher,“ ſagt Hammer, „die großen Freiheiten, welche ſich die Weiber in islamitiſchen Städten auf öffentlicher Straße herauszunehmen pflegen. Sie wiſſen, daß man ſie nicht ſchlagen darf. Ein Mann wird lieber die Schläge eines Weibes dulden, als durch Zurückgabe derſelben ſich ſelbſt beſchimpfen“*).

LXIX.

Die wahre Beſtimmung des Weibes iſt Mutter zu ſein. Die Muſelmänninnen werden es gewöhnlich, und dies iſt das höchſte Ziel ihrer Neigungen und Wünſche. So bald ſie Beweiſe von Fruchtbarkeit gegeben, ſehen ſie ſich vom ganzen Hauſe geachtet und von denen bedient, die dem nehmlichen Glück entgegen gehen. Ihr Loos iſt geſichert, ſowohl durch die Ausſteuer, welche ihnen der Gatte zubringt, als auch durch die beſchützenden Geſetze Mahomed's, kraft deren ſie über ihr eigenes Vermögen weit freier verfügen können, als der größte Theil des weiblichen Geſchlechts in Europa.

Die Ehefrau kann ſich ſcheiden laſſen, wenn der Mann ſich weigert, für ihren anſtändigen Unterhalt zu ſorgen, oder wenn er einen Fluch über ſie ausſpricht, oder wenn er ſie dreimal belügt. In jedem Ehekontrakte hat man die Möglichkeit der Scheidung vorbedacht, und eine gewiſſe Summe wird zu dieſem Ende feſtgeſetzt, die der Mann, welcher zu klagen Anlaß giebt, ohne Weiteres bezahlt.

---

*) Fundgruben des Orients I. S. 309.

Die Muſelmänninnen ſind daher nicht ſo abhängig, als wir uns einbilden.

Oelsner.

LXX.

Blicken wir auf die Entwicklung des ehelichen Lebens im Chriſtenthume, ſo kann es nur ein Blinder verkennen, daß hier das Geſchlechtsverhältniß, welches Gott in ſeiner Weisheit und Liebe zur Beſſerung und Beglückung des Menſchen beſtimmt und eingerichtet, gerade vielmehr zu deſſen Verſchlechterung und Elend gereicht. Hiedurch ſollte man ſich wenigſtens ſo weit die Augen öffnen laſſen, daß man an der abſoluten Wahrheit der jetzigen Einrichtung zweifelte; denn nicht Alles iſt der Verdorbenheit der Einzelnen zuzuſchreiben; den größten Theil der Schuld trägt die objektive Feſtſtellung des Verhältniſſes und nicht das ſubjektive Handhaben deſſelben. Es iſt Thorheit, über Mahomed's Polygamie das Verdammungsurtheil auszuſprechen, ſo lange man das geſchlechtliche Verhältniß noch nicht ſo geregelt, daß es im Stande iſt, zur allgemeinen Beſſerung und Beglückung der Menſchen zu dienen.

Kraſt.

LXXI.

Gegenüber der Meinung, als behandelten die Türken das ehelige Verhältniß mit undelikaten, ſelbſt hündiſchen Weſen, bemerke ich, daß der Bräutigam, bevor er das Brautgemach betritt, vor der Thüre deſſelben ein ziemlich langes Gebet ſehr langſam auf den Knieen verrichten muß. Der Koran erlaubt jedem Gläubigen vier rechtmäßige Ehefrauen, wovon jedoch wenige Gebrauch machen, und geſteht ihm eheliche Rechte gegen ſeine Sklavinnen zu; hat ihm aber eine ſolche ein Kind geboren; ſo darf er ſie weder verkaufen, noch verſtoßen.

Kraft.

Vergl. oben: „Mahomed und ſein Werk", Abth. 1. num. XV—XVII.

LXXII.

Nachdem der Fanatismus der Mahomedaner ſich abgekühlt hatte, war kein ſittliches Princip in den Gemüthern geblieben. **Hegel.**

Aber ſo läßt ſich nur bei ganz oberflächlicher Kenntniß der Sache ſprechen. Bei den dem Islam ergebenen Völkern herrſcht bis auf unſere Zeit herab viel ächte Sittlichkeit, bei weitem mehr, als bei uns — das iſt durch die in dieſem Werke gegebenen Belege klar.

LXXIII.

Manches Antinaturaliſtiſche, was im Islam vorkommt, beruht nicht auf Einführung eines neuen Gebrauches, ſondern auf Beibehaltung eines alten; ſo die Beſchneidung und das Faſten, vergl. oben „Mahomed und ſein Werk“, Abth. 1. num. XXXVII. Anderes, wie das Weinverbot, war eine den nächſten Verhältniſſen und Zwecken des Islams entſprechende disciplinariſche Maßregel, die noch überdies weniger vom Propheten ausging, als von ſeinen ſtrengeren Gefährten, die ihm zu dieſem Verbote drängten *). Es ſprach derſelbe in einer früheren Periode ſeiner prophetiſchen Laufbahn in den billigendſten Ausdrücken vom Weingenuſſe; noch iſt uns im Koran (16. Sure) der ſogenannte „alte Vers“ bewahrt, wo es heißt:

Die Früchte der Palme geben,
Es geben auch die des Weinſtocks
Euch einen berauſchenden Trank
Und eine dienliche Nahrung —

was zu dem hier ſonſt noch bemerklich gemachten natürlichen Wunderwerken und Wohlthaten gerechnet wird, woraus die Exiſtenz, Güte und Macht Gottes zu erſehen; und ſelbſt noch ſpäter hin (2. Sure) wird von dem Nutzen des Weines geſprochen, den aber der Nachtheil überwiege. Dazu kommt, daß im Paradieſe Mahomed's der Wein nicht fehlt und der Weingenuß keine

---

*) Vergl. Burgſtall-Hammer's Gemäldeſaal I. S. 137. ff.

Sünde iſt, ſo daß derſelbe nicht überhaupt und an ſich negirt, ſondern, trotz ſeines Verbotes für die Zeit des Erdenlebens, vielmehr affirmirt wird; denn was eine Religion in ihren Himmel ſetzt, das erklärt ſie für gut, recht heilig im höchſten Grad. Der Hauptpunkt in aller Ascetik, der weſentlichſte Gegenſtand aller ſpiritualiſtiſchen Negation iſt übrigens das *Geſchlechtsverhältniß*, und gerade dieſes wird vom Islam in möglichſt affirmativer Weiſe behandelt. Was aber die in dieſer Religion gleichwohl hervortretende *Möncherei* und *Myſtik* betrifft, ſo iſt ganz beſtimmt zu ſagen, daß ihr dieſe verneinenden Momente urſprünglich völlig fremd, auf der von ihrem Stifter gegebenen Baſis keineswegs beruhend, aus ihrem Geiſte durchaus nicht hervorgegangen, daß ſie von außen her eingedrungen, daß ſie etwas in dieſer Sphäre durchaus Principwidriges und Unorganiſches ſind. Der Prophet that den Ausſpruch:

Es giebt im Islam keine Möncherei —

und ſo glaubte und ſchien er alle ſpiritualiſtiſche *Negativität* der Art für immer ausgeſchloſſen zu haben. Aber ein anderes Wort deſſelben:

Die Armuth iſt mein Ruhm —

diente zum Deckmantel, unter dem ſich das Mönchthum ſchon wenige Decennien nach ſeinem Tode in ſeine Religion einſchlich. Sieben und dreißig Jahre nach der Flucht faßte Oweis aus Karn in Jemen den Entſchluß, der Welt zu entſagen und ein Leben der Betrachtung und der Buße zu führen, ließ ſich zu Ehren des Propheten, der dieſen Barbarismus tief verabſcheut hätte, alle Zähne ausreißen und forderte von ſeinen Jüngern daſſelbe Opfer. So mächtig war damals das Negative, ſo wenig vermochte es ſelbſt die abſolute Autorität eines prophetiſchen Religionsſtifters, wie Mahomed, an einem neuen Ausbruch, einer neuen Entwicklung zu hindern. Wie Mahomed mit der ſich ſchon bei ſeinen Schülern hervorthuenden Neigung zu ſo heilloſer Unnatur zu kämpfen hatte, iſt aus der oben „Mahomed und ſein Werk“, Abth. 2. num. X. eingereihten Ueberlieferung zu erſehen. Wir fügen in dieſen Beziehungen ein Paar Stellen aus Döllinger an, der in ſeiner Schrift: „Muhammed's Religion nach ihrer innern Entwicklung und ihrem Einfluſſe auf das Leben der Völker“, München 1838, folgende Mönchthum und Myſtik für das Chriſtenthum in Anſpruch nehmende, dem Islam aber als naturgemäße Entwicklung und Eigenheit abſprechende Bemerkungen macht.

„Das chriſtliche, auf Entſagung, lebenslängliche Enthaltung und Gehorſam gegründete Mönchthum iſt dem Geiſte des Islams ſchlechthin fremd und zuwider; Mahomed ſelbſt erklärte laut der Tradition, er ſei nicht geſandt, um, wie unter den Chriſten geſchehe, Verzichtung auf die Genüſſe des Lebens zu predigen, ſondern um eine leichte, von allen Schwierigkeiten und ſtrengen Uebungen freie Religion zu verkünden, und wer einmal in der Schlachtlinie geſtanden, habe etwas Beſſeres gethan, als wenn er ſechzig Jahre lang zu Hauſe gebetet hätte. Dennoch war der im Orient einheimiſche Hang zur Contemplation einerſeits und die Neigung zu einer raſtlos herumwandernden Lebensweiſe andererſeits, ſo wie der Einfluß der chriſtlichen Klöſter und Asceten ſtark genug, um ein analoges Inſtitut wider den Willen des Stifters im Islam einzuführen.“ Was die Myſtik betrifft, ſo hat ſich dieſelbe im Chriſtenthum „aus den hier ſchon gegebenen Elementen mit innerer Nothwendigkeit und in nie getrübtem Einklangemit der Lehre und dem Geiſte der Kirche entwikkelt, ſie iſt hier ſtets als vollgültiger Beſtandtheil des kirchlichen Geſammtlebens, wie der Wiſſenſchaft, ja als die edelſte Blüthe der einen und des andern anerkannt worden, und ſo wenig hat hier zwiſchen der Theologie und der Myſtik ein innerer, reeller Zwieſpalt ſtattgefunden, daß vielmehr beide nicht ſelten ſich in einem hohem Grade von Vollkommenheit in einer Perſon vereinigt gezeigt haben; ſo wenig iſt, einzelne vorübergehende Misverſtändniſſe und bloß perſönliche Verirrungen abgerechnet, die chriſtliche Myſtik mit der Orthodoxie in Widerſpruch getreten, daß die Kirche vielmehr durch die Aufnahme der vornehmſten praktiſchen und theoretiſchen Myſtiker in die Zahl der Heiligen auch ihre Lehren und Grundſätze in der Hauptſache für frei von Irrthum erklärt hat. Im Islam dagegen iſt die Myſtik nicht als eine einheimiſche Pflanze aus einem ſchon im Koran oder in der Perſönlichkeit des Stifters enthaltenen Samen, ſondern als eine aus der Fremde dahin verſetzte aufgewachſen; ſie mußte ſich von Anfang an, um nur einigermaßen geduldet zu werden, der öffentlichen Aufmerkſamkeit möglichſt entziehen und als eine Geheimlehre fortpflanzen, deren Myſterien von den Eingeweihten ſorgfältig verſchwiegen wurden. Zwiſchen dieſer Myſtik und dem herkömmlichen orthodoxen Islamismus beſtand daher immer eine bittere, öfters zu gewaltſamen Ausbrüchen und Verfolgungen geſteigerte Feindſchaft; die meiſten gläubigen Moslemin ſchauten mit Abſcheu auf die Myſtiker als auf Gottloſe und Abtrünnige; die Wundergabe, welche dieſe ſich beilegen, galt jenen für Gauklerweſen oder für die Wirkung dämoniſcher Kräfte, und die moslemiſchen Theologen ſchilderten mit abſchreckenden Farben die alle Religion und Sittlichkeit zerſtörenden Folgen der myſtiſchen Doktrin. Einer der größten Gottesgelehrten, Gaſali, nahm ſogar keinen Anſtand, zu erklären, daß es ein größeres Verdienſt vor Gott ſei, einen dieſer Myſtiker zu tödten, als zehn Menſchen das Leben zu retten.“

Wir bedanken uns für dieſe in gegneriſchem Sinne gethane Aeußerungen des jeſuitiſchen Schriftſtellers, die für uns die Bedeutung willkommener Zugeſtändniſſe haben. Denn was einem Katholiken und Spiritualiſten der Art für höchſt heilſam und rühmlich gilt, das iſt in unſern naturaliſtiſchen Augen eine Heilloſigkeit und ein Vorwurf der weſentlichſten Art und ſo auch umgekehrt.

LXXIV.

Die Eheloſigkeit einer Frau, die noch in dem Alter iſt, wo ſie die ehelichen Pflichten erfüllen kann, ſcheint den Mahomedanern eine fortwährende Uebertretung des Geſetzes zu ſein. Die Vereinigung zweier Gatten, ſagen ſie, iſt ein vom Himmel angeordneter und von der Natur erregter Wunſch. Kein Mann, kein Weib darf dieſem allgemeinen Rufe den Gehorſam verweigern und ſich einer Einrichtung entziehen, welche die Fortpflanzung und Erhaltung des Menſchengeſchlechtes zum Zwecke hat.

Muradgea d'Ohſſon.

LXXV.

Allah iſt noch nicht unmittelbar die Natur, als die inwohnende Seele des natürlichen Daſeins und Univerſums ſelbſt, aber er iſt das Setzende der Natur, als dieſes natürlichen Daſeins und Univerſums, der Welt; es iſt in ihm das verneinende, feindſelige Verhältniß des ſpirituellen Gottes, wie er als chriſtlicher iſt, zu Natur und Welt in ein bejahendes, freundliches verkehrt. Das Leben des Gläubigen iſt noch nicht von aller Naturwidrigkeit befreit; es iſt jedoch bereits zu einem vorwiegend natürlichen und inſoweit auch glücklichen und wahrhaft ſittlichen geworden. Der mahomedaniſche Himmel iſt noch nicht geradezu die Erde ſelbſt, wozu ihn Hafis vollendet, aber er iſt irdiſcher, d. h.

realiſtiſcher, naturaliſtiſcher Art und Beſchaffenheit, iſt erfüllt mit Beſtimmungen, die dieſer freundlichen, heimiſchen Region entnommen und nur phantaſtiſch darüber hinausgeſetzt, gehandhabt und geſtaltet ſind. Und ſo wird die neue Religion, die rein und einfach Gott = Natur, Tugend und Sittlichkeit = Naturgemäßheit des Thuns und Daſeins, Himmel und Paradies = Erde ſetzt*), im Islam ihren Vorläufer und in ſich die Vollendung des Islams erkennen.

LXXVI.

Wenn Gott im Chriſtenthum des Setzende der Natur, als des natürlichen Univerſums, der Welt, wenn er Weltſchöpfer iſt, ſo iſt dies eine Lüge; denn der chriſtliche Gott iſt der Feind der Natur, der dieſe Welt nicht liebt und nicht will, der ſie einſt auflöſen, vernichten wird. Wie könnte dieſer zugleich ihr Urheber, ihr Schöpfer und Bildner ſein? *) Im Islam dagegen iſt dieſe Lehre eine ehrlich und aufrichtig gemeinte; es iſt nichts in ſeinem Geiſt und Weſen, was ihr widerſtreitet, was ſie zu einer bloßen Scheinlehre macht.

---

*) Vergl. hierüber meine „Ideen zur Begründung einer neuen Entwicklung in Religion und Theologie," S. 55 f. meines „Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart," Nürnb. 1844, und meine „Stimme der Wahrheit," Nürnb. 1845, S. 69. f. Eine ausführliche Darſtellung meiner neureligiöſen Anſichten und Entwürfe gedenke ich in einem künftigen Werke zu geben. Was ich unter Natur verſtehe, nicht nehmlich einen todten Mechanismus oder eine bewußtloſe, blind wirkende Macht, ſondern eine das Univerſum durchwaltende höchſt intelligente Urſächlichkeit und Lebendigkeit, ſo daß ich meine — nur nicht im ſpiritualiſtiſch d. h. negativ geiſtigen Sinne des Wortes theiſtiſche — religiöſe Denkart und Weltanſchauung als einen theiſtiſchen Naturalismus oder naturaliſtiſchen Theismus bezeichnen kann; iſt ſehr beſtimmt ſchon in jenen „Ideen," insbeſondere S. 67—69 zur Sprache gekommen.

LXXVII.

Vieles im Islam hat die neuere Zeit mit Billigkeit, Gerechtigkeit und unverblendeter Einſicht zu betrachten und zu beurtheilen begonnen: das Paradies desſelben, der mahomedaniſche Himmel aber, iſt ein Punkt, den man noch immer mit Tadel und Herabſetzung berührt, an den man noch immer den grundfalſchen ſpiritualiſtiſchen Maaßſtab anlegt, dem man wenigſtens nicht offen und aufrichtig das Wort zu ſprechen wagt. Uns ſoll nichts abhalten, zu ſprechen, wie es unſerem Standpunkt, unſerer Denkart und Erkenntniß gemäß.

LXXVIII.

Das Chriſtenthum pflegt ſeine ſpiritualiſtiſchen Gegenſätze in der Art zu bilden, daß eine völlige, durch

---

*) Vergl. „Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart.“ Nürnb. 1844, S. 83.

nichts gemilderte, für ewig fixirte Entzweiung und Zerreißung entſteht. So ſetzt es namentlich der Erde einen Himmel, dem Diſſeits ein Jenſeits, der Wirklichkeit eine Sphäre der bloßen Vorſtellung und Einbildung in ſo reiner und ausſchließlicher Weiſe entgegen, daß mit Erde, Diſſeits, Wirklichkeit, mit der ganzen Welt des natürlichen, lebendigen Daſeins abſolut gebrochen, daß die geſammte dieſem Bereich angehörige Beſtimmtheit des Menſchen, ſomit der ganze Menſch, wie er leibt und lebt, daß alles, was er in wahrem, vollem Sinne des Wortes iſt, als ein durchaus nicht ſein Sollendes, Aufzuopferndes und zu Vernichtendes betrachtet und behandelt wird, daß dieſe und jene Welt als zwei völlig heterogene, nichts miteinander gemein habende Regionen auseinander treten und feſtgehalten werden — der unnatürlichſte, unmenſchlichſte, unglückſeligſte und verderblichſte Dualismus, der ſich denken läßt*). Was dagegen den Jslam betrifft, ſo macht Entgegenſetzungen der angegebenen Art zwar auch er geltend, doch mit dem höchſt weſentlichen, den Charakter der Sache völlig verändernden

---

*) Vergl. die bezügliche Darſtellung Schiller's in deſſen „Göttern Griechenlands“:

Dorten — ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieſer Welt verließ;
Jede Wonne hab' ich abgeſchworen,
Alle Bande, die ich ſelig pries;
Fremde, nie verſtandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich hier entzücken,
Tauſch' ich neue, die ich miſſen kann.

Unterſchied, daß er ſeinen Himmel, ſein Jenſeits, das ideale Phantaſieprodukt ſeines ſogenannten Paradieſes — ſchon dieſer Name iſt bezeichnend und eine naturaliſtiſch-affirmative Beziehung auf's Irdiſche enthaltend — ganz offen und unbedenklich mit Beſtimmungen der Erde, des Diſſeits, der Wirklichkeit ausſtattet und ſo dieſe Beſtimmungen zu billigen, zu heiligen, ihrer Verworfenheit und Schmach zu entreißen und zur höchſten religiöſen Ehre und Würde zu erheben, keinen Anſtand nimmt. Und das iſt etwas Großes, Ungeheueres, iſt eine welthiſtoriſch gewaltige und bedeutſame Geiſtesthat, die ewigen Ruhmes und Dankes würdig, die aber freilich nur derjenige nach Verdienſt und Gebühr zu würdigen verſteht, der die tiefe, geiſtige und göttliche Weſenheit des vom Chriſtenthum ſo fanatiſch angefeindeten, ſo tief herab gedrückten, ſo ſchmählich gebrandmarkten, von allem, was ihm göttlich und heilig, ſo ſtreng ausgeſchloſſenen, daher ſelbſt noch in unſerer realiſtiſchen Neuzeit, namentlich als ſogenannte Sinnlichkeit, wenn nicht praktiſch, doch theoretiſch verachteten und verworfenen realen Gehaltes kennt.

LXXIX.

Der Gegenſatz, den Himmel und Erde im Islam bilden, iſt ganz nur noch formell; alle den Inhalt weſentlich betreffende Differenz iſt aufgehoben; der mahomedaniſche Himmel iſt nur die für ſich herausgefaßte und zu einem Jenſeits der Phantaſie gemachte affirmative

Beſtimmtheit des Naturlebens, die das Chriſtenthum von ſeiner Vorſtellung des Himmliſchen und ſeiner Anerkennung und Beſtimmung des Wahren und Guten überhaupt ſo ſtreng ausſcheidet, die es für das Sündige, Schuldbeladene, Verworfene, Gott Mißfällige, des Menſchen Unwürdige erklärt, deſſen ſich dieſer hienieden als Aſcetiker möglichſt abzuthun habe und von der er dort gänzlich befreit ſein werde, insbeſondere, was das geſchlechtliche Verhältniß, dieſes Hauptmoment des Naturlebens, betrifft; denn dort wird man nach dem Ausſpruche Chriſti nicht freien und ſich nicht freien laſſen, man wird geſchlechtslos, wie die Engel ſein, und wer ſchon auf Erden recht heilig und vollkommen in chriſtlich moraliſchem Sinne ſein will, der muß ſich vornehmlich der ſexualen Beziehungen und Genüſſe enthalten.

LXXX.

Der Sinn des chriſtlichen Himmels iſt der, daß das Negative, das Unbeſtimmte, der Tod, das Nichts das mit Aufopferung ſeines Gegentheils anzuſtrebende Gute, Göttliche und Heilige ſei, der Sinn des mahomedaniſchen iſt der, daß zu dieſem Range vielmehr das Poſitive, Beſtimmte, das Leben und Sein zu erheben. Und ſo kommt es, daß die obgleich dualiſtiſche Vorſtellung des mahomedaniſchen Himmels keineswegs, wie die des chriſtlichen, zerreißend und zerrüttend wirkt, daß ſie nicht nur an ſich heiter und anmuthig, ſondern auch praktiſch unſchuldig, ja förderlich und heilſam iſt. Von dieſem Himmel zur Erde, von dieſem Jenſeits zum Diſſeits, von dieſer überwirklichen Vorſtellungswelt zur wirklichen, in der wir allein zu Hauſe ſein, auf die ſich alle unſere Kräfte richten ſollen und die uns dann auch alles giebt, was uns nöthig und gut, iſt nur ein Schritt, der ſich mit Nothwendigkeit ſogleich unbewußt, dann aber auch, wie bei Hafis, mit Bewußtſein macht; unſer Himmel, der freilich in ſeiner alten, abſtrakten Reinheit längſt nicht mehr feſtgehalten wird, ſo wie derjenige, deſſen Wandel in dieſem Himmel iſt, wird von der Erde durch eine ſchauerlich ernſte, rein abſchneidende, nie ſchwindende Kluft getrennt.

LXXXI.

In den Huris wird ein Ideal von Weiblichkeit aufgeſtellt, nicht nur was die Schönheit des Leibes, ſondern auch was die des Gemüthes betrifft. Auch irdiſchen, wirklichen, geſchichtlichen Frauen wird Verehrung gezollt, ſo einer Chadidſche, Fatime*), Aiſche, wozu auch einige ſagenhafte und mythiſche kommen. Es ſind ſomit Momente vorhanden, welche der germaniſchen

---

*) Mahomed's Grab zu Medina hat vier Zugänge, wovon eines das Thor des Propheten und ein anderes das Thor unſerer lieben Frau Fatime heißt. Den Perſern heißt ſie die reine und unbefleckte, die glorreiche, die Mutter der zwölf Imame.

Frauenverehrung entſprechen und auch ihrerſeits einen Uebergang zu dem Naturalismus der Zukunft bilden, der im Weibe die reinſte Repräſentation des Göttlichen erkennen wird.

LXXXII.

Ein höchſt intereſſanter Zug iſt dieſer, daß der Islam ſeinen Himmel, ſein Paradies auch Thieren erſchließt; vgl. oben „Mahomed und ſein Werk,“ Abth. 3. num. VIII. mit der dieſe Nummer betreffenden Anmerkung. Wie ſehr dieſe Religion dazu fortgeht, ein affirmatives Verhältniß zur Natur herzuſtellen, wie wenig ſie ſich des Natürlichen ſchämt, wie wenig ſie ihr Heiliges dadurch zu profaniren glaubt, wie ſehr ſomit der im Chriſtenthum auf eine ſo extreme Spitze getriebene Gegenſatz zur Beſtimmtheit und Lebendigkeit des natürlichen Daseins im Islam zuſammenſinkt und im Verſchwinden iſt, das ſpringt auf eine frappante Weiſe auch hier in die Augen.

LXXXIII.

Der eigentliche, große, welthiſtoriſche Gegenſatz, den der Islam bildet, iſt der, in welchem er zum Chriſtenthum ſteht. Sich der Peſt der ſpiritualiſtiſchen Negation, die unter dem Namen des Chriſtenthums ausgebrochen war und Welt und Leben vergiftete, hemmend und beſchränkend entgegenzuſtellen, und durch neue, wiewohl vorerſt nur noch indirekte und relative Bejahung des natürlichen, vernünftigen Daſeins einen Schritt zur direkten und abſoluten zu thun, das war die Aufgabe, die er zu löſen hatte und die er auf das trefflichſte und großartigſte auch wirklich gelöſt. Der friſche Hauch des Lebens weht hier wieder zum erſten Mal durch die ſieche, geſunkene Welt, es erglänzt das Morgenroth eines neuen Welttages, deſſen Sonne ſtrahlend aufgehen wird, wenn die im Werden begriffene neue Religion, dieſer Islam der Zukunft, dieſe letzte und reifſte Frucht der Weltgeſchichte, zu Ausſpruch und beſtimmter Geſtaltung gelangen wird.

LXXXIV.

Mahomed überragte mit ſeiner innerſten Geſinnung und Tendenz ſeine Zeit, ſeine Umgebungen, ſeine zum Theil noch allerdings ſpiritualiſtiſche und negative Glaubenslehre und Geſetzgebung, ſein unmittelbares, als orthodoxer Islam vorhandenes Werk, wie dies insbeſondere aus ſo manchem von der Ueberlieferung bewahrten Zug und Worte zu erſehen. Wenn daher ein perſiſcher Denker und Dichter, den ein anderes meiner Werke zu charakteriſiren unternommen, ſich im Gegenſatze zu allem, was der Islam Beſchränkendes hat, auf den Standpunkt des reinen Naturalismus und Affirmatismus ſtellte, ſo kann man ſagen, daß er dies keineswegs gegen den Geiſt und Sinn des arabiſchen Propheten gethan, daß er in der That nichts weiter, als der Vollender ſeines Werkes im weiteren Sinne des Wortes geweſen. Hafis iſt in der That ſchon in Mahomed vorhanden, Mahomed ein verhüllter Hafis, Hafis ein enthüllter Mahomed; in Hafiſens Liederjubel bricht die Schale des Islams von einander und es tritt ſein innerſter, ſüßeſter Kern an's Licht. Sofern Hafis in Oppoſition gegen Myſtik, Möncherei und mönchiſche Ascetik ſteht, iſt er ſelbſt mit dem gemeinen Islam mehr in Einklang, als in Widerſpruch; denn wider dieſe rein negativen Momente kämpfte ſchon Mahomed; es trat ihnen beſtimmt genug auch der orthodoxe Islam der ſpäteren Zeiten entgegen, und ſo ſind ſie offenbar als ein ganz ungehöriger, fremdartiger, vielmehr chriſtlich-ſpiritueller Beſtandtheil der mahomedaniſchen Welt zu betrachten, wie näher ſchon oben num. LXXIII. erörtert und nachgewieſen.

LXXXV.

Von größter Wichtigkeit iſt die Bejahung oder Verneinung folgender Sätze:

1) Die Geſchichte der Menſchheit bildet einen von Stufe zu Stufe ununterbrochen fortgehenden und aufſteigenden Entwicklungsprozeß.

2) Das Chriſtenthum iſt ein Fortſchritt über das alte Heidenthum der Griechen und Römer hinaus.

3) Der Islam iſt kein Fortſchritt über das Chriſtenthum hinaus.

Werden dieſe Sätze bejaht, ſo verwirrt ſich alles auf das wunderlichſte; nichts will paſſen; es treten überall die ſchreiendſten Widerſprüche auf, und ſo muß man ſich, um dieſe offenbar falſchen Anſichten und Behauptungen nicht fallen zu laſſen, auf's Verdrehen, Läugnen, Lügen und Ignoriren legen. Im Verneinungsfalle hingegen tritt durchweg Ordnung, Uebereinſtimmung und Klarheit ein. Ich daher verneine ſie und ſtelle ihnen folgende entgegen, die, wenn auch noch ſo mißfällig, anſtößig und unbequem für unſere Theologen und Schulphiloſophen, doch nichts als reine, thatſächliche Wahrheit enthalten:

Der Gang der Weltgeſchichte iſt — wenigſtens bis jetzt — ein keineswegs ſtetig fortgehender und aufſteigender, ſondern wogenartig auf- und niedergehender, und das iſt namentlich in Hinſicht jener herrlichen heidniſchen Weltbildung und des darauf folgenden Chriſtenthums der Fall; denn das Letztere iſt nichts weiter, als der Sturz in einen Abgrund von Rohheit und Gräuel, woraus die Menſchheit zunächſt wieder im Islam emporzuſteigen beginnt.

LXXXVI.

Was die Welt dem Chriſtenthum, als ſolchem, verdankt, iſt nichts als Barbarei; was ihr durch den Islam geworden, iſt eine eigenthümliche Art von Cultur, von der niemand behaupten wird, daß ſie die höchſte und letzte ſei, die uns aber in vieler Hinſicht noch jetzt zu tiefer Beſchämung gereicht. Was wir vor den Mahomedanern voraus haben, das ſtammt nicht aus dem Chriſtenthum, es kommt uns entweder aus dem tiefer gehenden Studium des heidniſchen Alterthums, oder aus der eigenen, vom Chriſtenthum unabhängigen, ja ſich im Gegenſatze mit ihr entwickelnden Volks- und Menſchenkraft.

LXXXVII.

Jene neue Religion, die ſich, unſerer Anſicht nach, aus den Gährungsprozeſſen der Gegenwart hervorzugebären hat, wird eben ſo, wie die ihrem Untergang entgegengehende alte, ihr Paradies, ihren Sündenfall, ihre altteſtamentliche und neuteſtamentliche Offenbarung und Weltperiode, dies alles aber in einem ſo rein entgegengeſetzten Sinne haben, daß ihr insbeſondere das Werden der alten Religion, als einer abſolut falſchen und verkehrten, ſtatt das Gegenbild des Sündenfalles, vielmehr der Sündenfall ſein wird, deſſen Gegenbild ſie ſelber, die neue, iſt. Dies verhält ſich näher ſo.

Im Hintergrunde der ganzen hier in Betracht kommenden Menſchheitsentwicklung ſteht, gleichſam als ihr verlornes Paradies, die durch die alten Griechen zu ihrem Gipfelpunkte gebrachte altheidniſche Cultur *).

---

*) Der claſſiſche Ausdruck dieſes Verhältniſſes ſind Schiller's „Götter Griechenlands.“

Von der glorreichen Höhe dieſer Cultur, gegen die unſere moderne in allen weſentlichſten Punkten noch gar keinen Vergleich aushält, ſank die Menſchheit wieder herab, und es erfolgte jener traurige, thränenwerthe Sturz in die Tiefen der Barbarei, der Inhumanität und der geiſtigen Finſterniß, der ſich durch die Erſcheinung und ſiegreiche Wirkſamkeit des Chriſtenthums vollbrachte und der einer neuen, den völlig entgegengeſetzten Principien huldigenden religiöſen Denkart und Weltanſchauung nothwendig nur als die totalſte Abirrung vom wahrhaft Guten und Göttlichen erſcheinen und ſo zu dem werden wird, was der alten ihr ſogenannter Sündenfall iſt. Aus dieſem ungeheuern Ruine erhob ſich die Menſchheit zuerſt wieder im Islam, und ſo gewinnt dieſer für den angegebenen neureligiöſen Standpunkt die Bedeutung einer altteſtamentlichen Vorſtufe und Grundlage, ſeine Zeit die einer altteſtamentlichen Weltperiode, deren Moſes Mahomed iſt. Eine zweite große Periode der Art, eine vollendende, gleichſam neuteſtamentliche, verkündete ſich im Laufe der Zeit ſchon öſtlich und innerhalb des Islams ſelbſt, wohin insbeſondere die geiſtvolle perſiſche Lyrik gehört, ſo wie ich ſie in meinem „Hafis" herauszuſtellen geſucht; es bricht dieſe Zeit eines nicht bloß angeblichen und vorgeſpiegelten Heiles dann auch im Weſten an, ſofern hier endlich die alte, chriſtlich-germaniſche Barbarei erfolgreich bekämpft und überwunden wird; vor uns in wahrſcheinlich naher Zukunft ſteht eine als ſolche zu beſtimmtem Ausſpruch zu bringende und geltend zu machende neue Religion mit den durch ſie zu begründenden ſocialen Zuſtänden — eine Erſcheinung, ähnlich dem Islam, aber noch höher und herrlicher, ſo daß ſie die reinſte, widerſpruchloſeſte Genüge geben, daß ſie die ganze Menſchheit in der nur für ſie nicht unmöglichen friedlichen Einheit eines allgemeinen Reiches befaſſen, all ihr Unglück, ihre Klage in Glück und Jubel verwandeln und wohl entwickelt und von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern gebracht, nimmermehr aber negirt und antiquirt werden wird, worüber viel Näheres zu ſagen, doch hier nicht am Orte wäre.

Dieſe Religion wird ferner auch wohl ihre biblia sacra oder heiligen Schriften und eine Sammlung derſelben, ihre Bibel, haben; und ſchon das vorliegende Werk kann als ein Theil derſelben, als das alte Teſtament der neuen Religion oder, genauer zu ſprechen, als ein für unſere Zeit und Welt gefertigter Auszug aus ſelbigem, als welches allzu weitläufig und weitſchichtig und mit allzu vielem Ueberfluß für unſern Standpunkt und Bedarf in orientaliſchen Originalwerken exiſtirt, betrachtet werden. Ein weiteres, das der modernen Weltbildung vorgeſteckte große Ziel noch ſpecieller im Auge habendes Unternehmen wird dieſes ſein, eine gleichſam neuteſtamentlich-literariſche Baſis der neuen Religion zu ſchaffen, und auch dies muß gewagt werden und iſt, in Rückſicht des vielen bereits Vorhandenen, namentlich von deutſchen Dichtern und Denkern Erkannten und Ausgeſprochenen, was hiebei in Anſpruch genommen werden kann und was nur nicht gehörig gekannt, gewürdigt und benützt wird, glücklicher

Weiſe weit näher liegend und leichter, als es den Anſchein hat, wie durch künftige Darlegungen klar werden ſoll. Hier nur noch ſchließlich eine Aeußerung Hölderlin's, dieſes herrlichen, aber in allzu hartem Widerſpruche mit Zeit und Verhältniſſen ſo traurig zu Grunde gegangenen Genius, der zu den allerbedeutendſten und beſtimmteſten Vorboten und Vorbegründern eines künftigen, ſchöneren Welttages und ſeiner Religion gehört und in welchem dieſe einen ihrer größten Heiligen und Märtyrer *) verehren wird:

Was? der arabiſche Kaufmann ſäete ſeinen Koran aus und es wuchs ein Volk von Schülern wie ein unendlicher Wald ihm auf; und der Acker, wo die alte Wahrheit wiederkehrt in neulebendiger Jugend, der ſollte nicht auch gedeihen?

---

*) Und dein Haupt, o Schwan von Hellas,
Schönheittrunkner Hölderlin,
Sollte, ſtatt der Lorbeerkrone,
Nur ein Dornenkranz umzieh'n.

Emanuel Geibel

Anmerkungen.

Präludien.

Die poſitiv welthiſtoriſchen Vorausſetzungen und Grundlagen deſſen, was wir unter dem Titel: „Mahomed und ſein Werk“ begreifen und weiter unten zur Anſchauung zu bringen verſuchen, ſind das Judenthum und die arabiſche Nationalität. Dieſe Momente werden, ſo weit es unſerem Zwecke und den dieſem Werke geſteckten quantitativen Grenzen gemäß, hier präludirend vorgeführt.

Erſte Abtheilung.

Der Hebräer.

Die Quellen dieſer Fabeln, Ueberlieferungen, Bilder, Gleichniſſe, Lehren und Sprüche ſind die Talmude und Midraſchim, dann die altteſtamentlichen Spruchſammlungen; der „Räthſelſcherz“ num. XIX iſt dem hebräiſchen Werke eines ſpaniſchen Rabbi entnommen, der in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts lebte.

Zweite Abtheilung.

Der Araber.

XIV.

Um ſich dieſe von ihm bis auf das Schlußwort vergeſſenen Verſe wieder zu vergegenwärtigen, ließ der Chalife Jeſid, der Sohn Abdolmelek's den Hiſtoriker Hainad von Kufa an ſeinen Hof zu Damaskus bringen, empfing ihn auf's prachtvollſte und entließ ihn, nachdem er die Verſe gehört, mit einem reichen Geſchenke an Geld und zwei prächtig gekleideten Sklavinnen *).

---

*) Als derſelbe Chalife ein Paar Verſe hörte, die ihm wohl gefielen, und, nach dem Verfaſſer forſchend, vernahm, daß derſelbe im Gefängniß ſchmachte, befahl er, ihn freizulaſſen und ließ ihm noch überdies 400 Dukaten bezahlen.

Mahomed und ſein Werk.

Mahomet, Mahomed iſt die herkömmliche, uns mundrechteſte, poetiſch bequemſte Form des Namens, der übrigens Mohammed, Muhammed lautet; es ſei uns daher erlaubt, uns dieſer, wiewohl unächten, Form zu bedienen*). Zwei andere Namen Mahomed's ſind Ahmed und Mahmud; alle drei bedeuten einen Löblichen, Lobwürdigen, Gelobten.

(* So haben wir es, des gewohnten Klanges wegen, auch bei Harun Alraſchid gelaſſen, wiewohl hier râschid und reschid verwechſelt.

Erſte Abtheilung.

Die Quellen ſind, wie ſchon in der Ueberſchrift bemerklich gemacht, **Koran** und **Sunna**. Jener iſt den Bekennern des Islams das vom Himmel durch Gabriel unmittelbar geoffenbarte Gotteswort; die Sunna iſt eine Sammlung von Traditionen, welche die Worte, Geſpräche, Vorſchriften, Handlungs- und Lebensweiſen des Propheten betreffen. Beide zuſammen machen die erſte und vornehmſte Baſis mahomedaniſcher Theologie und Jurisprudenz aus und waren bei unſerem Darſtellungsverſuche weſentlich zu berückſichtigen; denn aus dem Koran allein wird der Geiſt und Charakter Mahomed's und ſeiner Religion nur unvollkommen erkannt. Doch herrſchen in dieſer erſten Abtheilung die die erſte und allgemeinſte Baſis des Islams ausmachenden Ausſprüche des Korans vor; aus der Sunna wurde hinzugefügt, was ſich zunächſt anſchloß und ſo am füglichſten gleich hier ſeine Stelle zu erhalten ſchien; das dieſer traditionellen Sphäre ſonſt noch Enthobene wurde der zweiten Abtheilung zugetheilt. Was die vielleicht in Frage kommende Aechtheit der ſunnitiſchen Ueberlieferungen betrifft, ſo iſt man darüber ſo ziemlich in Sicherheit, da bei Sammlung und Geltendmachung derſelben nicht etwa leichtfertig und unbedachtſam zu Werke gegangen, ſondern im Gegentheile mit der möglichſten Vorſicht und Gewiſſenhaftigkeit verfahren wurde. Die Grundpfeiler und erſten Bürgen der Tradition ſind die Gefährten

Mahomed's, ſeine Frauen, die erſten Chalifen; die vornehmſten und verehrteſten Lehrer des Iſlams haben ſich der Sammlung und Vergleichung der Ueberlieferungen gewidmet und den größten Fleiß darauf gewendet, haben großentheils auch ſunnitiſche Reiſen unternommen, um ihre Aufzeichnungen aus dem Munde der Scheiche in den arabiſchen, ſyriſchen, perſiſchen Theilen des Chalifenreiches zu machen. Jede einzelne Tradition wurde in genealogiſcher Folge bis zu ihrem erſten Gewährsmanne, der in des Propheten unmittelbarer Nähe gelebt, auf das ſorgfältigſte zurückgeführt, und dieſer Stammbaum der Ueberlieferungen bildete einen wichtigen Zweig des theologiſchen Studiums. Abubeker Bagdadi behandelte die Sunna kritiſch, ſchied unlautere Beimiſchungen aus und wies eine neue Sammlung von Traditionen, die ein Jude nach Bagdad gebracht, als unächt und unterſchoben nach.

XL.

Man erſtaunt über die Freiheiten, die der Koran den zur Zucht ermahnten moslemiſchen Weibern geſtattet — Freiheiten, die weit größer, als die von der Sitte den unſrigen eingeräumten, ſind. Das iſt jedoch ein Moment, das nicht durchſchlug. Die Gläubigen des Propheten konnten ſich nicht entſchließen, ſo liberal zu ſein, als er; ſie verfälſchten daher ſeine Satzungen in dieſem Punkte durch exegetiſche Zuſätze oder nahmen bei Geſtaltung ihrer ſittlichen Zuſtände gar keine Rückſicht darauf. Der Kommentar des Dſchelaleddin bemerkt zu der Stelle, daß weibliche Perſonen ihren bloßen Leib den angeführten männlichen nur mit Einſchränkung ſehen laſſen dürfen; nämlich, mit Ausnahme des Gatten, nur bis an den Nabel. Das geht zwar über unſere weſtliche Decenz immer noch ſehr weit hinaus. Es iſt jedoch bekannt, daß es auch hiebei nicht blieb. Ein weſtlicher Erklärer bemerkt: „Aus Nachrichten der Reiſebeſchreiber und ſonſt aus unmittelbaren Quellen weiß man, daß die Geſetze und Sitten der Mahomedaner in Betreff der Schamhaftigkeit des weiblichen Geſchlechtes ſpäterhin, beſonders bei den Türken, bei weitem ſtrenger geworden ſind.“

LXI—LXII.

„Der Chriſt hat nur eine ſehr dunkle, wie in Nebel gehüllte Vorſtellung von dem Paradieſe, das ihn erwartet; ein demüthiger Sünder, erhält er nur Einlaß aus Gnade; der Muſelmann hingegen nimmt Platz in dem ſeinigen, wie ein junger Fürſt in dem Gebiete ſeiner Voreltern.

Hier harren ſeiner Befehle achtzig tauſend Sklaven. Schätze und unermeßliche Beſitzungen ſtehen ihm zu Gebote. Ein ewiger Frühling belebt das Grün ſeiner Gärten und Haine, wo des Herrſchers Willkür kühlenden Schatten und alle Arten köſtlicher Früchte ſchafft; man pflücket ſie ſtehend, ſitzend oder liegend. Wohlriechende Gebüſche laden dich ein zu ſüßen Träumen bei dem

Murmeln einer Quelle, ruheſt du nicht lieber in einem Luſthauſe von Rubinen und Hyacinthen, wo allerwärts üppige Lager und alle Verfeinerungen weicher Genüſſe verbreitet ſind. Der Selige wandle oder dehne ſich nachläſſig an dem Ufer eines Baches, deſſen Wellen in einem Bette von gelbem Ambra, von Diamanten und von Smaragden gleiten; nie quält ihn weder die Hitze des Tages, noch die Feuchte der Nacht. Das Geflüſter der Bäume, Engelsſtimmen und ein äoliſcher Strom vom Throne des Ewigen herab füllen das Ohr mit dem Zauber der Muſik. Der Knecht Gottes, in Seide gehüllt, mit unterſchlagenen Beinen und auf einem herrlichen Teppich unter Blumen ſitzend ertheilt Befehle. Augenblicklich bringt man ihm herrliche Speiſen in goldenen Schüſſeln, dreihundert auf jeden Gang. Kaum iſt das Mahl geendigt, ſo verhaucht er es als Wohlgeruch, um dagegen ein anderes einzunehmen mit erhöhter Luſt. Dreihundert ſchöne Edelknaben, in ihrem Zuge einer Schnur ächten Geſchmeides gleich, bringen Taſſen und Gefäße aus Kryſtall und gießen ihm Getränke köſtlicher Art, welche die Seele erheitern ohne zu berauſchen. Zwei und ſiebenzig unſterbliche Nymphen mit ſchwarzen Augen und ſchneeweißem Leibe, friſch wie der Morgen, rein und glänzend, wie das Mittagslicht, voll ſittſamer Scham, in ausgehöhlten Rieſenperlen lauſchend, werfen Blicke nur auf die Seligen. Kein Menſch, kein Engel darf ſie berühren, nur ihr Gemahl, deſſen Stärke nach jedem Ermatten wächſt."

Oelsner.

Worauf es bei Beurtheilung dieſer Phantaſieen ankommt, worin ihr Werth, ihre Wahrheit liegt, iſt im proſaiſchen Theile unſeres „Weſtöſtlichen“ num. LXXVII ff. auseinandergeſetzt. Sie bilden, wie einigermaaßen ſchon Oelsner andeutet, der ſie gleichwohl nur als Thorheiten bezeichnet, einen beſtimmten, charakteriſtiſchen und praktiſch höchſt bedeutſamen Gegenſatz zu der Vorſtellung des chriſtlichen Himmels, durch Aufhebung des feindſeligen, extremen Gegenſatzes nämlich, in welchem dieſe ganz nur ſpiritualiſtiſche Vorſtellung zum Irdiſchen, Realen, Natürlichen ſteht; denn ſo phantaſtiſch auch die den Himmel des Islams ausmachenden Beſtimmungen gehandhabt werden, ſo ſind ſie doch entſchieden naturaliſtiſcher Art und Weſenheit; es iſt keine ſpiritualiſtiſch feindſelige Negation und Ausſchließung deſſen darin, was den poſitiv lebendigen Gehalt der natürlichen Wirklichkeit bildet; ſie ſind in Wahrheit nur dieſer in eine himmliſche Phantaſiewelt verwandelte Gehalt ſelbſt; und damit es durchaus nicht den Anſchein gewinne, als ſei eine Negation und Ausſchließung jener Art vorhanden, geben mahomedaniſche Theologen die ausdrücklichſten affirmativen Erklärungen darüber. Aus dem Werke eines osmaniſchen Dichters über den Islam[*]) theilt Hammer Folgendes mit:

Wohnung iſt der Seelen Eden;
Trank und Speiſe fehlen immer,

---

[*]) Mohammedijet d. i. Mohammedthum von Jaſidſchiogli oder Ibn Katib, vollendet im Jahre 853.

Und Huri's ſind ihre Schönen;
Ja, Huri's aus Licht gebildet.
Können ſie, aus Licht gebildet,
Dennoch küſſen und umarmen? —
Antwort: Ja, ſie ſind aus Licht,
Aber aus verkörpertem u. ſ. w.

Die Reize der Huri's werden näher beſchrieben:

So an Schöne, wie an Anmuth
Sind ſie Paradieſesroſen;
Junger Tag und friſcher Zucker
Schämen ſich vor ihrer Weiße u. ſ. w.

Sie ſind auch untadelhaft von Gemüth und Sitte:

Kennen auch nicht, was der Neid,
Wiſſen nichts von Eigennutz,
Schauen nur auf ihren Gatten.

Die Männer ſind dem Anſehen nach ſtets 33 Jahre alt.

Jedem giebt der Herr der Welten
Und der Sultan der Propheten
Fünfmalhundert ſolcher Mädchen,
Wie kein Auge je geſehen,
Viermaltauſend Dienerinnen,
Achtmaltauſend Sklavinnen;
Zwölfmaltauſend und fünfhundert
Stehen jeglichem zu Dienſt;
Und die mag er küſſen, drücken,
Wie er in der Welt gethan.

So beſtimmt ſetzt der Mahomedaner ſein Himmliſches dem Irdiſchen gleich. S. über dieſen Gegenſtand auch:

Zahlperlen von Caſiſade Iſtamboli Achmed Effendi, Skutari 1805, Quart — ein ſehr geſchätztes dogmatiſches Werk, das die ſechs Glaubensartikel: Gott, Engel, Schrift, Propheten, letzte Dinge, Vorherbeſtimmung, behandelt, und daraus: „Roſenöl,“ Stuttgart und Tübingen 1813. I. S. 322. Daß einige mahomedaniſche Gelehrte jene Vorſtellungen allegoriſch verſtehen, iſt nicht in Anſchlag zu bringen; denn es liegt nicht im Geiſt und Weſen des Islams, wie er aus erſter Hand gekommen und in unverfälſchter Weiſe vorhanden iſt; es drückt nur die retrograde Richtung eines noch nicht völlig überwundenen und unmöglich gemachten principiell verſchiedenen Spiritualismus auf's Negative, Unbeſtimmte, Geiſtige im ſchlechten Sinne des Wortes aus.

XLV.

„Die ſchöne Koptin“ war die dem Propheten von Mokaukas, kaiſerlichem Landpfleger in Aegypten, zum Geſchenk überſandte koptiſche Sklavin Maria, die er zur Nebengattin erhob und über die in ſeinem Harem eine eiferſüchtige Unruhe entſtand.

Wahila, die Frau des Noah, behauptete, der Sage nach, daß ihr Gatte ſeines Verſtandes nicht mächtig, Waila, die Frau des Lot, ſoll mit den Sodomiten in heimlichem Bunde geweſen ſein.

LXXXIV.

Zafia oder Zofia, eine der Frauen des Propheten aus jüdiſchem Stamm, die von den andern höhniſch als Jüdin und Judentochter bezeichnet wurde. Hierauf wird auch eine Stelle des Korans, Sure 49, bezogen, wo es heißt, daß Weiber andere Weiber, die vielleicht beſſer ſeien, als ſie ſelbſt, nicht verſpotten ſollen.

Zweite Abtheilung.

VIII.

Nach einer andern Ueberlieferung erzählte der Prophet von einem ſchon zur Hölle verdammten weiblichen Individuum, dem bloß deßhalb, weil es, an einen Brunnen vorbeigehend, ſeinen Eſel anband und einem vor Durſt verſchmachtenden Hunde zu trinken gab, ſeine Sünden verziehen wurden *).

---

*) Fundgruben des Orients I. S. 278.

XVI.

Am Tage der Eroberung Mekka's ſtieß der Prophet die dreihundert und ſechszig Idole, die in dem Tempel von Mekka aufgeſtellt waren, mit ſeiner Lanze herab.

XIX.

Aus dem „Geſchichtenſammler und Hiſtorienerzähler“ des Dſchemaleddin Mohammed Alauni, einem urſprünglich perſiſchen, dann mehrmals in's Türkiſche überſetzten Werke; das 718te Geſchichtchen. Abdallah Ibn Eſelam, einer der erſten Gläubigen, hatte einen Freund, den er zur Annahme des Islams wiederhohlt, doch immer fruchtlos, eingeladen. Einmal, da er in die Moſchee geht, ſieht er ihn zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen unter den Moslems. Er fragt ihn, wie er dazu gekommen; da hört er von ihm das oben treu und einfach Nacherzählte. Was Mahomed nicht durch ſein ſonſt ſo gewaltiges prophetiſches Wort bezwang, das wurde ihm durch die Liebenswürdigkeit und den Adel ſeiner Perſönlichkeit und ſeines Betragens gewonnen.

XXII.

Fatme, Fatime, des Propheten bekannte Tochter, Gattin des edlen Ali, der ihr eben ſo wenig, wie Mahomed ſeiner erſten Gattin Chadidſche, ein Nebenweib zugeſellte.

„Kommt Fatima dann, die Holde,
Tochter, Gattin ſonder Fehle,
Engliſch allerreinſte Seele
In dem Leib von Honiggolde.“

Göthe.

Sie wird von den Mahomedanern, namentlich von den perſiſchen, faſt madonnenartig verehrt, vergl. im 2ten Theile des „Weſtöſtlichen“ num. LXXXI.

XXIV.

Aiſche, die geiſtreichſte, gelehrteſte und geliebteſte der Frauen Mahomed's, die gleichſam die Königin ſeines Harems war und die in der Geſchichte des Islams eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.

XXV.

Chadidſche, eine anſehnliche, reiche Handelsfrau von 40 Jahren, zum zweiten Male Witwe und Mutter von 4 Kindern, vermählte ſich mit dem 25jährigen, kraftvollen, durch Geiſt und Schönheit ausgezeichneten Mahomed, und dieſer lebte, troß ſeines ungleichen Alters, 24 Jahre lang in treuer und glücklicher Ehe mit ihr, widmete ihr ſeine ganze Zärtlichkeit und nahm, ſo lang ſie lebte, weder andere Frauen, noch Concubinen an, wiewohl ihm dergleichen polygamiſche Verhältniſſe der Landesſitte nach durchaus nicht verwehrt waren. Chadidſche war das erſte gläubige Individuum des Islams, ward vom Propheten ſehr hochgeſtellt und ſollte nach ſeiner Verheißung einen ausgezeichneten Platz und Rang im Paradies erhalten.

Kioske, Köſchk, ein Sommerhaus, Luſthaus, Pavillon.

XXVI.

Maimuna, Gattin des Propheten, wurde ihrem Verlangen gemäß neben einer Quelle unter einem Baum begraben, wo ſie zuerſt mit Mahomed vertraut geworden; hier wurde in der Folge eine Moſchee gebaut, zu der man häufig wallfahrtete — eines der ſprechendſten Zeugniſſe für den naturaliſtiſchen Geiſt und Charakter des Islams.

XXIX. ff.

Drei der nächſten Nachfolger des Propheten mußten in dieſer Darſtellung nothwendig aufgeführt werden; es ſind die großen und reinen, an den der Propheten ſich auf das würdigſte reihenden Charaktere eines Abubeker, Omar und Ali, zwiſchen die beiden letzteren fällt Osman, der ein gleiches Intereſſe nicht bietet und daher übergangen wurde.

XXIX.

Abubeker, der Schwiegervater Mahomed's, der Vater Aiſche's, der geliebteſten und einflußreichſten Gemahlin des Propheten, deſſen treuer Freund und Begleiter auf der Flucht und deſſen erſter Chalif oder Nachfolger in der Herrſchaft über die Gläubigen, hatte unter andern Beinamen auch den des Freien oder Befreiten, d. h. des von der Pein der Hölle Befreiten, vor ihr Geſicherten, was ſich auf den unter dieſer Nummer befindlichen Ausſpruch des Propheten gründete.

XXXIII.

Omar, der zweite Chalif, führte den Namen des Scheiders oder Unterſcheiders, was auf den zweiten der unter dieſer Nummer zu leſenden Ausſprüche Mahomeds zurückgeführt wird *).

XXXVIII.

Gebalet, Dſchebelet, Dſchabalah, Djabalah, Sohn des Eihem, Fürſt der Beni Ghaſſan in Syrien, der ſich vom Chriſtenthum zum Jslam bekehrte. „Der große griechiſche Hund zu Byzanz“ iſt der Kaiſer Heraklius.

XXXIX.

Der Statthalter der neuerbauten Stadt Kufa war Mohammed, der Sohn Moſeilemas; er hatte

---

*) Nach einer Ueberlieferung, die Rückert verſificirt hat, erhielt Omar den Namen Faruk folgendermaßen. Ein Moslem und ein Jude hatten einen Streit, den Mahomed zum Vortheile des Juden entſchied. Der Moslem appellirte an Omar, der ihm aber ohne Weiteres den Kopf abhieb und deßhalb von dem Propheten jenen Namen erhielt, der ſich auf das Scheiden und Entſcheiden zwiſchen Recht und Unrecht, ſo wie auf das Scheiden des Hauptes vom Rumpfe beziehen läßt. Wir hören aber ſonſt, daß Mahomed dergleichen raſche, gewaltſame Thaten, auch in Fällen, wo ſie ſich auf den gerechteſten Unwillen gründeten, nicht gebilligt, und daß er den von Natur heftigen Omar mehr als einmal abgehalten, wenn er ſie zu begehen im Begriff; vergl. oben in dieſer Abtheilung num. XIX. und in der 2ten Abth. des „Weſtöſtlichen“ num. XIV.

ſich der Moſchee gegenüber einen Pallaſt gebaut und ihn mit einer vom Pallaſte der Cosroen zu Medain genommenen Pforte geſchmückt. Da ſchrieb Omar obigen höchſt charakteriſtiſchen Brief an ihn; der Pallaſt wurde zerſtört und ſo die prunkloſe Einfachheit der urſprünglichen islamitiſchen Zuſtände auch hier wiederhergeſtellt.

XLVIII. ff.

Hier treten die ommiadiſchen und abbaſidiſchen Chalifen auf, unter welchen letzteren das Chalifat ſich bekanntlich auf den Gipfel ſeiner Macht und Blüthe erhebt.

XLIX.

Der durch ſeine Frömmigkeit ausgezeichnete ommiadiſche Chalife Omar Abdolaſis iſt, wie Hammer ſagt, „das hiſtoriſche Muſterbild der Tugend nicht nur im Hauſe Omeje, ſondern auch in allen übrigen Dynaſtieen des Islams.“ Er wetteiferte in Ausübung der Gerechtigkeit mit ſeinem mütterlichen Großvater, dem Chalifen Omar, ſtellte die Verwünſchungsformel ab, mit welcher ſeit Moawia dem Ali und ſeinem Hauſe geflucht zu werden pflegte und führte ſtatt derſelben den Koranvers: „Gott befiehlt Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Dienſtfertigkeit gegen Verwandte“ u. ſ. w. Sure 21. V. 9. ein; er ſetzte die Steuern von Irak um zwei

Drittel herab und würde ſie bei längerer Regierung — er herrſchte nur zwei Jahre lang — noch tiefer herabgeſetzt haben. Sein Grab zu Deir Simaan bei Hims iſt ein Wallfahrtsort, wo Unterdrückte den Geiſt Omar's, des Gerechten, um Hülfe anflehen.

LIV. ff.

Barmekiden, Nachkommen des Barmek, ein urſprünglich perſiſches Geſchlecht, welches unter den erſten abbaſidiſchen Chalifen die höchſten Reichsämter des arabiſchen Reiches verwaltete und ſich durch ſeine Weisheit, Gerechtigkeit, Großmuth und Freigebigkeit, ſo wie durch den Glanz ſeiner äußern Erſcheinung einen Ruhm, eine Liebe und ein Andenken der ſeltenſten Art erwarb. Die in den angegebenen Nummern einzeln genannten und hervorgehobenen Barmekiden ſind Jahja, Jachja, Weſir des Chalifen Harun, und deſſen Söhne Fadl, Fadhl, Fadhel, und Dſchafer, Dſchafar, welcher letztere der Liebling und beſtändige Geſellſchafter Harun's war und derſelbe iſt, der in der tauſend und einen Nacht als „Giafar der Barmecide" erſcheint.

LXV.

Ein neuer Anfang, bei welchem ſich die fromme Einfalt des Sinnes und die äußere Einfachheit der urſprünglichen, arabiſch-islamitiſchen Zuſtände wiederholt.

LXVII.

Osman, der Gründer des nach ihm genannten Reiches, war von ſchwärzlicher Geſichtsfarbe, daher Kara Osman, der ſchwarze Osman genannt. Urchan, ſein Sohn, ein tapferer Krieger und gerechter Fürſt, als Geſetzgeber der Numa der Osmanen, war freundlicher anzuſehen; ſeine Mutter war die ſchöne, von Osman ſo heftig geliebte und ſo ſchwer errungene Malchatun, die auch mit den Namen Kamarije, Schönheitsmond, bezeichnet wird.

LXVIII.

Geiklibaba d. i. Rehevater, ein geborner Perſer und osmaniſcher Heiliger halbmythiſcher Art. Eine von ihm zu glücklicher Vorbedeutung des Wachsthums und der Blüthe des Reiches in den Hof des Fürſtenpallaſtes gepflanzte Platane iſt lange der Gegenſtand frommer Verehrung geweſen — ein Seitenſtück zur Platane Murad's bei Apollonia, num. LXIX. Der heitere, naturaliſtiſche Geiſt und Charakter dieſer Heiligen und Legenden im Gegenſatze des finſtern, ſpiritualiſtiſchen der chriſtlichen ſpringt in die Augen.

LXIX.

„Goldgeſtickter Haube Pracht:“ Serkulah oder Uskuf, Kopfbedeckung der Hofbeamten und Kern des ſultaniſchen Kopfbundes. Das durch unverhofften Mauereinſturz genommene Schloß ward Tanri jikdüghi, das von Gott verderbte, genannt.

LXX.

Schlacht auf der Ebene von Koſſova.

LXXI.

Schlacht bei Warna. Vergl. die letzte Nummer im poetiſchen Theile des „Weſt-öſtlichen.“

LXXIV.

Den Namen Senbillü Mufti, Korbmufti, führte aus dem oben angegebenen Grunde der große Mufti Dſchemali, deſſen Gerechtigkeitsliebe und Menſchlichkeit den Grauſamkeiten des Sultans Selim I. mehr als einmal hemmend entgegentrat. Ein ſolcher Fall iſt der oben erzählte; andere findet man erzählt in J. v. Hammer's Geſchichte des osmaniſchen Reiches. Peſth 1834. I. S. 803 f. und im Telegraphen für

Deutſchland 1818 num. 3. S. auch Muradgea d'Ohſſon, Schilderung des othomaniſchen Reiches II. Leipz. 1793. S. 466.

Dritte Abtheilung.

VI.

„Schöne Zähne ſind überall, namentlich auch im Orient, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Und ſo wird hier ein faulendes Geſchöpf durch das an ihm noch übrige Vollkommene zu einem Gegenſtande der Bewunderung und des frömmſten Nachdenkens gemacht.

Was das die Parabel ſchließende Gleichniß betrifft, ſo werden in Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, Muſchelſchalen zur Bereitung eines höchſt nöthigen Baumateriales angewendet und, zwiſchen dürres Reißig geſchichtet, von der erregten Flamme durchglüht. Der Zuſchauende hat hiebei das Gefühl von Weſen, die lebendig im Meere ſich nährend und wachſend, noch kurz vorher der allgemeinen Luſt des Daſeins genoſſen, und ſieht dieſe in der Flamme nicht etwa verbrennen, ſondern, durchglüht, ihre völlige Geſtalt behalten, obgleich alles Lebendige aus ihnen hinweggetrieben iſt. Nehme man nun an, daß die Nacht hereinbricht und dieſe organiſchen Reſte dem Auge des Beſchauers wirklich glühend erſcheinen, ſo läßt ſich kein trefflicheres Bild einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen ſtellen.“

Göthe.

VIII.

In den Himmel des Islams werden auch Thiere erhoben, ſo die Taube Noah's, die Ameiſe Salomo's, der Wiederhopf der Königin von Saba, der Eſel des Propheten Eſra oder Jeremia, der Hund der Siebenſchläfer, wiewohl der Hund für unrein gilt, das Roß Chiſer's oder des h. Georg, und Mahomed's Kameel. In Göthe's Divan ſind unter dem Titel. „Begünſtigte Thiere“ vier dergleichen aufgezählt: der Eſel Chriſti, der Wolf Mahomed's, das Hündlein der Siebenſchläfer und die Katze des Abuherrira. Vergl. Wurm's Commentar zum weſtöſtlichen Divan, Nürnberg 1834, S. 270 ff. und den proſaiſchen Theil unſeres Weſtöſtlichen“ num. LXXXII.

Nachwort.

Das vorliegende Werk wurde vollendet und zum Drucke befördert, bevor noch die ungeheuern Ereigniſſe eintraten, die ſo plötzlich die ganze Geſtalt der Dinge in Europa verändert; es kam noch unter dem düſtern Drucke der alten ſklaviſchen Verhältniſſe zu Stande, unter welchem die Saaten des deutſchen Geiſtes ſproßten, wie unter tiefem Winterſchnee. Wäre dies nicht geweſen, ſo hätte das Buch zwar keinen andern Inhalt und keine weſentlich andere Einrichtung erhalten; ich hätte jedoch ſtatt dieſes Nachwortes ein Vorwort geſchrieben, worin ich mich über das, was ich gemeint und gewollt, in ganz offener, ungezwungener Weiſe ausgeſprochen hätte. Unter jenen Umſtänden zog ich es vor, dies nicht zu thun, das Buch dem Leſer vorn herein zu beliebiger Auffaſſung und Beurtheilung zu überlaſſen und ihn dann erſt in den proſaiſchen Aphorismen der weſtöſtlichen Zugabe auf meine Auffaſſungs- und Anſichtsweiſe hinzuführen. Will ſich nun jemand ſogleich mit dieſer bekannt machen, ſo nehme er zunächſt jene Abtheilung vor und gehe dann erſt zu den poetiſchen Nachbildungen und Charakteriſtiken über, die das eigentliche Werk ausmachen — ein Vorſchlag, der freilich nur dann nicht unnütz iſt, wenn der Leſer — was aber leicht der Fall ſein dürfte — zuerſt oder nachdem er ſich das Uebrige nur flüchtig blätternd angeſehen, dieſes Nachwort lieſt. Hier mögen noch folgende Bemerkungen ihre Stelle finden, um, bei rückwärts ſchreitender Lektüre, ihren Anfang, bei vornher angelangender, ihren eben ſo füglichen Schluß zu bilden.

Das in dieſem Werke auszüglich dargeſtellte und charakteriſirte religionsgeſchichtliche Phänomen iſt ein nach meiner Anſicht noch lange nicht hinlänglich bekanntes, verſtandenes und gewürdigtes, und ſo ſchien ein Verſuch, es zu neuer, möglichſt lebendiger und ſinnvoller Anregung zu bringen, kein überflüſſiges Unternehmen zu ſein. Dem Publikum liegt dieſer intereſſante Gegenſtand im Allgemeinen ſehr fern und die poetiſchen Vermittlungen, deren man ſich befleißigt hat, ſind von zu oberflächlichem Charakter, als daß ſich durch ſie ein innigerer Bezug des Weſtens und der Gegenwart zu dem Oſten und den großen Geſtalten der islamitiſchen Vergangenheit zu bilden vermöchte; unſere Geſchichtsphiloſophen aber, deren ſpecielles Amt es wäre, in den welthiſtoriſchen Sinn und Geiſt der Sache zu bringen und ihn wenigſtens zur Erkenntniß und Anerkennung der Denkenden und höher Gebildeten unter uns zu bringen, machen ſich eines noch ſchlimmeren Verhaltens und Verfahrens ſchuldig, indem ſie jene große Erſcheinung, der ſie, bei einer höchſt befangenen und vorurtheilsvollen Stellung zum Chriſtenthum, ihre hohe Bedeutung nicht entfernt einräumen können, nur ſo nebenher abzumachen, ja zu thun pflegen, als ob ſie gar nicht vorhanden wäre. Hegel hat das Chriſtenthum für die abſolute Religion, ſomit für den Culminationspunkt und Abſchluß der ganzen religiöſen Weltgeſchichte erklärt, dem ſo unbequemer Weiſe auf das Chriſtenthum folgenden Islam aber eine bloße Nebenrolle zugetheilt; verſucht man es, wie neuerdings, obwohl in noch ſehr uneigentlicher und abſtrakter Weiſe geſchieht, eine nachchriſtlich neue Religion aufzuſtellen, ſo führt man als geſchichtliche Vorausſetzungen das Judenthum, die griechiſche und römiſche Religion und das Chriſtenthum auf; vom Islam iſt keine Rede. Es iſt Zeit, daß ſich dies ändere; daß letzterer in ſeine welthiſtoriſchen Rechte eingeſetzt, daß erkannt werde, welche weſentliche Bedeutung derſelbe nicht nur etwa in Beziehung auf eine zeitlich und örtlich ferne Religion und Entwicklungsſtufe, ſondern auch in Rückſicht der Gegenwart, in die unſere Beſtrebungen fallen, und der Zukunft, der wir entgegengehen und in der das große Ziel unſeres tendenziöſen Denkens und Thuns liegt, in Anſpruch nimmt. Dazu gehört aber, daß man wiſſe, von welchem Standpunkte ſich die Weltgeſchichte, dem providentiellen Gange der Dinge gemäß, zu entfernen hat und längſt, wiewohl mit großer, ſich durch die Jahrhunderte hin erſtreckender Allmähligkeit, wirklich entfernt, und zu welchem ſie ſich in gleichem Maaße und Verhältniſſe hinzubewegen hat und faktiſch hinbewegt, ſo wie auch, welchen extremen, nicht zu vermittelnden Gegenſatz dieſe beiden Standpunkte bilden. Die Sache iſt nehmlich dieſe. Das Chriſtenthum und die von ihm geſchaffene Ordnung der Dinge iſt im Untergang, eine neue, ihr völliges Widerſpiel bildende Religion und eine durch ſie hervorzurufende neue Weltordnung hingegen im Aufgange begriffen; dieſe Religion iſt ihrem Princip, Geiſt, Weſen nach bereits vorhanden und in machtvoll lebendiger Wirkſamkeit; ſie bedingt und erweckt alle die großen Erſcheinungen und Umwälzungen der neueren Zeit; alles, was gewollt und in's Werk geſetzt wird, iſt im Grunde nichts Anderes, als ſie oder ihr reactionäres Gegentheil, welches in religiöſer Form das Chriſtenthum iſt; aber ſie iſt noch nicht da als ſolche, als Religion; ſie ſteht dem, was bis jetzt noch ausſchließlich als Religion gilt, als Nicht-Religion, als ein, wenn nicht antireligiöſes, doch profanes, der religiöſen Weihe, Berechtigung und Autorität entbehrendes, bloß „weltliches“ Weſen, Wollen, Treiben und Thun gegenüber — und das iſt ein Mangel der weſentlichſten und folgenreichſten Art, eine höchſt unangemeſſene, ungünſtige und nachtheilige Stellung und Erſcheinungsform, bei der es nicht bleiben darf. Damit nehmlich die Dinge ihrem Ziele zureifen, muß dieſe noch nicht offenbare, ausgeſprochene und geltend gemachte Religion, die ganz beſtimmte Geſtalt und Bedeutung einer ſolchen annehmen, muß dem Chriſtenthum, als der alten Religion, gegenüber, als die verhältnißmäßige neue erſcheinen, ſich dazu in aller Weiſe auf das entſchiedenſte ausprägen, ſo die Stelle des aus Geſinnung und Leben verſchwindenden Chriſtenthums einnehmen, in alle Rechte deſſelben eintreten und, gleich ihm vordem, mit abſoluter Macht und Autorität alles durchdringen, beſtimmen und beherrſchen, was menſchlich iſt — womit nicht etwa eine neue Geiſtesknechtſchaft und Pfäfferei in Ausſicht geſtellt wird; denn die neue Religion wird die principielle Vernichtung all dieſes fluchwürdigen Unweſens ſein und ſchon deßhalb unmöglich als etwas Drückendes und Hemmendes zu erſcheinen und fühlbar zu werden vermögen, weil ſie nur der vollendete Ausdruck desjenigen, was die moderne Zeit und Welt in ihrer überwiegenden, alles mit ſich fortreißenden Geſammtrichtung iſt, heiſcht und braucht, nur der glücklich erreichte Port ſein wird, dem das von den Stürmen der Weltgeſchichte bewegte Schiff der Zeit mit aller Macht entgegenſtrebt. Die eigenthümliche Beſchaffenheit der beiden Religionen, der alten oder chriſtlichen, und der neuen, noch namenloſen, ſo wie der Gegenſatz, den ſie bilden, beſteht nun aber näher in Folgendem.

Die alte Religion iſt ihrem Weſen, Princip und Geiſte nach durchaus verneinend, ſomit böſe und verderbenſchwanger; die neue Religion wird ebenſo durchaus bejahend, ſomit gut und heilbringend ſein. Jene iſt die des Geiſtes im chriſtlich ſchlimmen, negativen Sinne des Wortes, wonach der Geiſt nichts Anderes, als die allgemeine, abſolute Verneinung des natürlich Wirklichen, Weltlichen und Lebendigen iſt; die neue wird die der Natur im höchſten und edelſten Sinne des Wortes ſein, ſie wird dem von ihr, als ſolcher, affirmirten natürlichen Daſein und Leben der Dinge alle die Ehre und Herrlichkeit zuerkennen und wiedergeben, die ihm gebührt, vom Chriſtenthum aber lügenhaft und räuberiſch entzogen worden iſt; ſie wird es wieder zu dem unbedingt und ausſchließlich Göttlichen und Heiligen machen, was es an ſich und in Wahrheit iſt und zu ſein hat, für uns aber ein ganzes langes Weltalter hindurch zu unſerem unſäglichen Schaden und Unheil nicht mehr geweſen iſt; ſie wird nicht über den Kosmos, die natürliche Welt und Menſchheit hinaus, ſondern in dieſe ſelbſt ihren Gott und ihre Unſterblichkeit, und ihre Frömmigkeit und Tugend nicht darein ſetzen, die Natur zu haſſen, ſich ihren freundlichen, harmoniſchen Beſtimmungen und Beziehungen zu entreißen und ſo mit finſterem ſpirituellen Hochmuth über Welt und Leben, als über eine des Menſchen unwürdige Art von Exiſtenz, zu erheben, ſondern darein, ihr, dieſer guten, treuen, göttlichen Mutter, zu folgen, wie ein Kind, und in der von ihr geſetzten Sphäre des Daſeins ſo einheimiſch, tüchtig und glücklich, als möglich zu ſein, womit denn endlich der Friede der durchs Chriſtenthum ſo grauſam zerriſſenen Menſchenbruſt auf ſüßeſte wiederhergeſtellt und die Erde in dem Maaße wieder zum Himmel und Inbegriff der ſeligſten Genüge werden wird, als ſie jene grundfalſche und grundböſe Religion zur Hölle und Heimath unendlichen Elends und Gräuels gemacht.

Indem nun ſo die beiden Religionen die ungeheuerſten, extremſten Gegenſätze bilden, die ſich denken laſſen, ſo tritt zwiſchen ſie als Mittelglied und Uebergang von der rein negativen oder chriſtlichen Sphäre zu der rein affirmativen oder neureligiöſen der Islam, und in dieſem Sinne iſt es, daß ich ihn hier in ſeiner ganzen, wenn auch mit den Mängeln eines bloß relativ wahren Standpunktes behafteten, Würde, Kraft, Größe, Liebenswürdigkeit und Wohlthätigkeit für's menſchliche Geſchlecht vor Augen zu ſtellen geſucht.

Was aber die neue Religion betrifft, zu der ſich der Islam als vorläufige welthiſtoriſche Poſitivität und die ſich hinwiederum zu ihm als Vollendung und abſolute Wahrheit verhält, ſo ſoll ſie in einem bereits angelegten und begonnenen Werke des Titels:

„Die Religion des neuen Weltalters“

demnächſt zu näherem Ausſpruche gelangen*). Daß ſich dieſe Religion, ſo wie ich ſie im Sinne habe und in dem angekündigten Werke auszuſprechen gedenke, als eine matte, das religiöſe Bedürfniß der Menſchheit nimmermehr zu befriedigen vermögende Quaſi-Religion herausſtellen werde, das iſt nicht zu beſorgen; ſie wird Religion in der volleſten, lebendigſten Bedeutung dieſes inhaltſchweren, auf keine Weiſe zu entleerenden und entſeelenden Ausdruckes ſein; denn wie göttlich das von ihr in ausſchließlichen Anſpruch genommene natürliche Univerſum iſt, welche große, klare Intelligenz ihm unmittelbar innewohnt, was es in ſeiner geheimnißvollen, dem menſchlichen Erkennen noch keineswegs aufgeſchloſſenen Tiefe für eine Fülle von Heil und Segen hegt, was es für Möglichkeiten neuer Entwicklungen der herrlichſten und entzückendſten Art enthält, was es uns namentlich in Beziehung auf individuelle Fortdauer und Neubelebung für Hoffnungen und Ausſichten bietet, ohne daß die nächſte Wahrnehmung und Erfahrung überſchritten und ins Vage, Phantaſtiſche, Chimäriſche gegangen zu wer-

---

*) Schon in meiner im Jahre 1831 erſchienenen „Andeutung eines Syſtemes ſpeculativer Philoſophie“ habe ich von dem Aufgehen eines neuen, nachchriſtlichen Weltalters und einer zur Erſcheinung zu bringenden Religion geſprochen, welche ſich zu den ihr vorausgegangenen, nur erſt relativ wahren, als die abſolut wahre verhalten werde. So S. 20: „Die neue Erkenntniß von Gott, Welt und Menſch, die ſich in unſern Zeiten zu entwickeln und zu geſtalten ſucht, wird ſich über kurz oder lang als neue Religion ausſprechen müſſen. Und zwar wird ſie ſich als die — ſich freilich auch erſt zu entfalten und zu vollenden habende — abſolute Religion ausſprechen dürfen“ u. ſ. w. Und S. 31, wo in der tabellariſchen Ueberſicht der in dem Buche angedeuteten allgemeinen Geſchichte der Weltentwicklung auf Heidenthum, Judenthum und Chriſtenthum „die abſolute Religion und das Univerſalreich des letzten Weltalters“ folgt. Schon habe ich auch S. 38 ff. eine Art von Glaubensbekenntniß zum Behufe der Stif-

---

tung einer neuen Religion aufzuſtellen verſucht. Doch war das alles noch viel zu frühe und das in doppelter Hinſicht: die Welt war erſtlich für ſolche Stimmen noch völlig unvorbereitet, unreif und unempfänglich, und dann war das neureligiöſe Bewußtſein in mir ſelbſt noch nicht in der Reinheit und Fülle aufgegangen, in der es jetzt in mir waltet, da nämlich zu jener Zeit noch zu viel Hegelianismus und Spiritualismus in meinem Denken war. Als Wendepunkt meiner eigenen Entwicklung kann ich in dieſer Hinſicht die Zeit bezeichnen, in der meine 1837 herausgekommene „Bettina“ — eine mit ihrer naturreligiöſen Tendenz ebenfalls zu frühe Erſcheinung — entſtand.

den braucht — das iſt im Allgemeinen noch völlig unbekannt; die neue Religion aber wird es enthüllen und ſo dem hohlen, antikosmiſchen Spiritualismus des Chriſtenthums, der da meint und vorgiebt, nichts außer ihm könne es zur Beſtimmtheit und Poſitivität bringen, und ſo werde er, wenn die Menſchheit nicht völlig ohne eigentliche Religion ſein wolle, mit ſeinem ſie ewig nur am Narrenſeile ziehenden Lug und Trug ohn' Ende die Welt beherrſchen, die tiefſte, verhängnißvollſte Beſchämung bereiten.

Ein deutſches Blatt, das mir ſo eben zu Handen kommt, enthält einen Aufſatz: „Ueber die Garantie der Arbeit und die Mittel, dieſelbe zu erzielen.“ Es wird da Verſchiedenes, was zu veranſtalten und einzurichten ſei, zur Sprache gebracht; dann heißt es: „Aber alle ſolche und ähnliche fruchtbringende und vielverſprechende Inſtitutionen werden unſeren europäiſchen Mißſtänden nicht aufhelfen können, wenn ihnen nicht eine Beſſerung unſerer moraliſchen Zuſtände unter die Arme greiſt. Von Seiten des Beſitzes und der Intelligenz bedarf es vor Allem der Aufopferung und Hingebung, von Seiten der Armuth und Beſchränktheit Geduld und geſteigerte Thätigkeit“ u. ſ. w. Und es iſt wahr, wenn der auf eine ſo extreme Spitze getriebene Egoismus aller Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft nicht gebrochen und gebändigt wird, ſo wird nichts in der Welt im Stande ſein, den Frieden und das Heil der Menſchheit zu ſchaffen und ſicher zu ſtellen. Wie und wodurch ſoll aber dies große Werk zu Stande kommen? — Eine Religion iſt dazu erforderlich; das wird wohl jedem fühlbar ſein. Auch ermangelt jener Aufſatz nicht, dieſen Punkt zuletzt nachdrücklich hervorzuheben; allein es iſt — das Chriſtenthum, das da gelegentlich wieder zu Gunſten gebracht werden ſoll, dieſes heilloſe Chriſtenthum, deſſen gänzliche Unfähigkeit, Beſſerung zu bewirken, doch eben jetzt ſo klar am Tage liegt, dem wir es doch gerade verdanken, wenn die Machthaber, die Vornehmen, die Reichen ſo ſtarr und fühllos an ihren Vorrechten und Beſitzthümern halten; wenn die Beherrſchten, Niedrigen, Armen ſo wild in ihren Geſinnungen, ſo maßlos in ihren Gelüſten und Anſprüchen ſind; wenn Alles im Grunde nur die Abſicht hat, ſo viel an ſich zu raffen, als möglich iſt. Nicht einmal als ein zur Beſchwichtigung roher Maſſen dienendes politiſches Mittel läßt ſich dieſe Religion mehr betrachten. Wie lange hat ſich despotiſche Staatsmacht mit chriſtlicher Pfäfferei verbrüdert, im Wahne, es werde durch dieſe die Menge im Zaum gehalten werden — die Menge aber iſt trotz aller pfäffiſchen Beſchwörungskünſte auf die bedrohlichſte Weiſe durch ihre Schranken gebrochen und achtet ſo wenig der Stimme des Geiſtlichen, als der eines weltlichen Vorgeſetzten und Oberen. Soll geholfen werden, ſo kann es nur durch eine neue Religion, nicht durch die ſo total bankerott gewordene alte geſchehen*).

---

*) „Es muß eine neue Erfindung gemacht werden; die alten

Und hier iſt ein Anlaß gegeben, noch einmal auf den eigentlichen Gegenſtand dieſes Buches, auf den Islam zurückzukommen. Wie dieſer das menſchliche Gemüth gebändigt und gebeſſert hat, iſt hier zur Genüge geſchildert und nachgewieſen; und wenn ſo Bedeutendes ſchon eine relativ wahre, nur erſt das Vorſpiel der abſolut wahren ausmachende Religion zu bewirken vermochte, was wird die abſolut wahre ſelbſt auszurichten im Stande ſein! Ich kann hinzuſetzen, daß eine weſentliche Milderung und Mäßigung der Geſinnungen und Abſichten bei dürftigen, durch die Zeitbegebenheiten in hohem Grade aufgeregten Individuen durch gelegentliche Mittheilung von neureligiöſen Ideen der gemeinten Art in der That ſchon bewirkt worden iſt. Demjenigen alſo, was unter den neueſten Umſtänden am meiſten zu fürchten, einem Umſturz aller Verhältniſſe durch die rohe, wilde Gewalt erbitterter, raubluſtiger Maſſen und einer Vernichtung der Cultur durch intelligenzloſe, gräuelvolle Pöbelherrſchaft, würde durch die neue Religion wohl am ſicherſten und gründlichſten vorgebeugt, ohne daß dies bei ſubjektiver Entſtehung und Ausbildung ihrer

---

ſind verbraucht. Es iſt im Menſchen noch Phantaſie für ideale Zuſtände übrig, und die will Stoff und Nahrung. Darum denk' ich mir einen Geſetzgeber, einen Regenten jetzt als einen ſolchen, der eine hohe, allgemein gültige Anſicht des Lebens zu erfinden wüßte, etwa ein neues religiöſes Element, welches die Sittlichkeit beſſer zu verſtehen, allen gebotenen Handlungen eine andere Richtung gäbe. Aller Menſchen Geiſt, der Zufall, die Zeit, Gott wird ſo etwas ſchicken; deß bin ich gewiß."

Rahel.

Idee als Abſicht vorgeſchwebt oder auch nur nebenher berückſichtigt worden wäre; denn das Wahre und Gute wird ſich am Ende immer auch als das praktiſch Brauchbare und Nützliche, ſo wie das Falſche und Bösartige als dasjenige erweiſen, womit in keiner Weiſe durchzukommen, womit niemanden gedient und geholfen iſt.

Und ſo mögen denn die Schlußworte von Göthe's Pandora, mit denen, als Motto, ſich kürzlich alles bezeichnen läßt, was ich in Beziehung auf Gegenwart und Zukunft denke, fühle und wünſche, auch dieſen Vortrag ſchließen.

„Groß beginnet ihr Titanen! Aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Iſt der Götter Werk; die laſst gewähren!“

Berichtigungen.

Seite 18 im 8. Verſe des 1. Spruches lies ſtatt wohl bedachtſam, wohlbedachtſam.
„ 33 Zeile 3 von unten ſtatt in lies im.
„ 36 num. III. Zeile 1. ſtatt in Gottes ſein lies in Gottes Augen ſein.
„ 77 Zeile 1. von unten ſtatt ihrem lies ihren.
„ 104 Zeile 8. von oben ſtatt Form lies Norm.
„ 105 Zeile 6. von unten ſtatt dann lies denn.
„ 106 Zeile 3. von unten ſtatt beſchenket lies behenket.
„ 115 Zeile 9. ſoll nicht ſchlagen, ſondern müſſen, mit geſperrten Lettern gedruckt ſein.
„ 133 Zeile 9. von unten ſtatt an lies am.

Zweimal, nehmlich Seite 104 und 106, entſteht durch falſche Wiederholung eines der Reimworte (Form und beſchenket) ein ſogenannter reicher Reim, der auch den Sinn verdirbt und den wir bitten, nicht unſerer Verſifikation zuſchreiben zu wollen. Unbedeutende Fehler, wie Seite 47 ein' ſtatt einn' möge man überſehen.

Die

Religion

des

neuen Weltalters.

Erster Band.

Bei **Hoffmann & Campe** in Hamburg ſind erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
Daumer, G. F., die Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums. 2 Bände	3	—
— — Hafis. Eine Sammlung perſiſcher Gedichte. Nebſt poetiſchen Zugaben aus verſchiedenen Völkern und Ländern . , ...	1	15
— — Mahomed und ſein Werk. Eine Sammlung orientaliſcher Gedichte .	1	15

	Thlr.	Sgr.
Börne, L., geſammelte Schriften. 8 Theile . . .	2	—
Depping, G. B., die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer feſten Niederlaſſung in Frankreich. 2 Thle. .	3	—
Erdmann, Dr. P., Lola Montez und die Jeſuiten . .	1	15
Falkſon, F., Giordano Bruno	1	15
— — Gemiſchte Ehen zwiſchen Juden und Chriſten. Documente. 1r Bd.	—	22½
Germanus, S., die Ultramontanen in Hildesheim und ihr Treiben	—	7½
Gurlitt, Dr., kurze Geſchichte des Tempelherrn-Ordens. Angehängt iſt eine kurze Geſchichte des Deutſchherrn-Ordens.	—	10
Halliwell, die älteſte Urkunde der Freimaurer in England. A. d. Engl.	—	15
Kobbe, P. von, Geſchichte der neueſten Zeit. 2 Bde. .	3	—
Kröger, Dr. J. C., Abriß der bibliſchen Geographie und Alterthümer	—	22½
— — — Archiv für Waiſen- und Armen-Erziehung. 2 Thle.	2	—
Lamennais, de, Worte eines Gläubigen, vollſtändig überſetzt und mit kritiſchen Materialien begleitet . .	—	15
Puſtkuchen-Glanzow, Dr. F., Grundzüge des Chriſtenthums. 3. Aufl.	—	5
— — die Wiederherſtellung des ächten Proteſtantismus	1	—
— — Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes	1	—
Ronge, Joh., das Weſen der freien chriſtlichen Kirche .	—	7½
Salvador, J., Geſchichte der moſaiſchen Inſtitutionen und des jüdiſchen Volkes. A. d. Franz. von Dr. Eſſena. 3 Bde.	3	—
Schleiden, Dr. H., die proteſtantiſche Kirche und die ſymboliſchen Bücher	—	25
Steinheim, Dr., Moſes Mendelsſohn und ſeine Schule.	—	15
Thurmbau, der, zu Köln, und was damit zuſammenhängt	—	15

Die
Religion
des
neuen Weltalters.

Verſuch
einer
combinatoriſch-aphoriſtiſchen Grundlegung.

Von

G. Fr. Daumer.

Erſter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

/321/

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Vorrede.

Nach meiner auf vieljährige Betrachtungen und Beobachtungen gegründeten, auf keinen Fall alſo leichtfertigen und unbedachtſamen, Anſicht und Ueberzeugung, ſo wie ich ſie längſt ſchon in früheren Schriften und zuletzt noch in meinem „Mahomed“[1]) geäußert, muß an die Stelle der alten, herkömmlichen Art von

---

[1]) S. in dieſem zu Hamburg 1848 erſchienenen Buche S. 321, 331—334, 362—370 mit den daſelbſt in den Noten S. 321 und 365 befindlichen Hinweiſungen auf frühere Ausſprüche der betreffenden Art bis auf das Jahr 1831 zurück.

Religion, worunter ich namentlich die chriſtliche verſtehe, eine entſprechende, aber auf völlig verſchiedener principieller Baſis beruhende neue treten, eine Religion, die für das neue Weltalter, in deſſen Beginne wir leben und zu deſſen vollem, förmlichen Eintritte die Denk- und Bildungsprozeſſe der neueren Zeiten den immer näheren Uebergang bilden, ganz diejenige große, tiefe, allumfaſſende und allbeſtimmende Bedeutung haben wird, welche die ſeit Jahrhunderten faktiſch ſinkende, ihrem Untergange mit ſchnellen Schritten unverkennbar entgegengehende alte Religion für ihre Weltzeit, für das hinter uns liegende, uns, ſeiner lebendigen Wahrheit und Integrität nach wenigſtens, lange ſchon zur Vergangenheit gewordene alte d. h. chriſtliche Weltalter gehabt. Ein erſter Verſuch zur näheren Darlegung und Anregung dieſer, wofern ſie kein leerer Gedanke iſt, über Alles wichtigen und folgereichen, mir in feſtgewurzeltem Glauben an ſie daher auch unabläſſig im Sinne und am Herzen liegenden Angelegenheit iſt nun in dem vorliegenden Werke gemacht, und das nach einem zu Grunde liegenden Gedanken und Plane und in einer Weiſe der Behandlung und Ausführung, worüber zwar auch im Werke ſelbſt, in deſſen eigenthümlicher Manier und in dem durch dieſelbe geforderten Zuſammenhange die Rede ſein wird*), wovon aber ſchon hier am Eingange eine zur Vorbereitung und Verſtändigung dienende Vorſtellung zu geben, nöthig ſein dürfte, wie denn in Folgendem geſchehen ſoll.

Sehen wir zunächſt auf den Titel zurück, ſo findet ſich die für das Werk gewählte Darſtellungsform als eine „combinatoriſch-aphoriſtiſche“ bezeichnet; näher iſt zu ſagen, daß daſſelbe ein ſich durch Auswahl, Sammlung und Gruppirung vieler fragmentariſcher Einzelheiten verſchiedenen Urſprunges zum Ganzen geſtaltendes, eine Art muſiviſcher Arbeit, welche den Totaleindruck eines Gemäldes durch eine gewiſſe Zuſammenſetzung kleiner, für ſich auseinander fallender Theile zu erreichen ſtrebt — daß es im Grunde nichts weiter, als eine ſyſtematiſch geordnete und gegliederte Chreſtomathie und Anthologie, ſomit etwas in ſubjektiver und perſönlicher Hinſicht offenbar höchſt Beſcheidenes und Anſpruchloſes iſt, das aber freilich in objektiver und ſachlicher um ſo ſtolzer ſein Haupt erhebt, indem er ſich eines Berufes und Zweckes erkühnt, den ſich ſolcherlei Sammlungen ſonſt nicht zu geben pflegen, der Beſtimmung nehmlich, ein ganz eigenes, neues Licht des Bewußtſeins und der Erkenntniß zu entzünden, und ſo, da ein ſolches ſtets auch eine ganz neue Welt von Zuſtänden und Verhältniſſen fordert und erſchafft, eine weltgeſchichtliche Wirkung und Folge der größten und allgemeinſten Art zu begründen. Fragt man, was mich bewogen, auf eine ſo höchſt ſonderbare Art zu Werke zu gehen; warum ich die bei einem ſolchen Unternehmen zu erwartende in einem Fluſſe abhandelnde und entwickelnde Methode des Vortrages verſchmäht; warum ich mir die ſo untergeordnete und unſcheinbare und zugleich ſo mühſame Rolle eines Sammlers und Ordners fremder Stoffe zugetheilt, das, was ich zu ſagen hatte, nicht lieber in meinem eigenen Namen und in meiner eigenen Weiſe geſagt, mich ſo zwar den Gefahren der autorſchaftlichen Verantwortlichkeit in jeder Rückſicht ſelbſt unterzog n, dafür aber auch das vielleicht hiebei zu erwerbende Verdienſt für mich ſelbſt in Anſpruch genommen; fragt man insbeſondere, wie denn der arge Widerſpruch zu erklären, in welchen ich mich zu verwickeln ſcheine, ſofern ich hier etwas ganz Neues und Unerhörtes durch bereits Gegebenes und Vorhandenes zu bewirken ſuche — ſo iſt die Antwort dieſe. Das Ungeheuere, deſſen wir bedürfen und das ich unter dem Namen der zur Erſcheinung zu bringenden neuen Religion, der auf dem Titel verkündeten „Religion des neuen Weltalters“ begreiſe, kann, wie ich die Sache faſſe, nicht das ausſchließliche Erzeugniß und

---

*) S. daſelbſt im dritten Buche des erſten, vorläufigen Theiles die VII. Abth., beſonders Nr. 22—27.

Eigenthum eines mit ganz einzigen Kräften und Eigenſchaften ausgeſtatteten Originalgenies, nicht die der Menſchheit ohne den innigſten genetiſchen Zuſammenhang mit ihr ſelbſt und ohne ihre weſentliche Mitwirkung und Selbſtbethätigung werdende Gabe eines prophetiſch und meſſianiſch bevorzugten und auftretenden Individuums — es muß das Produkt des ganzen Geſchlechtes und des ſich in ihm manifeſtirenden univerſellen Genius, ſpeciell dasjenige der in den modernen Gährungen, Arbeiten, Kämpfen und Schmerzen begriffenen, eine neue, befriedigendere Form ihres Bewußtſeins und Daſeins ſo ſehnſüchtig anſtrebenden Menſchheit ſein, hat auch durchaus nur als ſolches hervorzutreten und um die ihm nöthige Beiſtimmung und Anerkennung zu werben. Alles ferner, was zur Bildung dieſes großen Phänomenes gehört, iſt, wie ich finde, ſchon da; doch nicht in einheitlich zuſammengefaßter, concentrirter Art und Geſtalt, nicht in der Weiſe der Totalität und des ſyſtematiſchen Bezogen- und Verbundenſeins, ſondern zerſtückelt und zerſtreut in eine Menge von Lichtblicken, Genieblitzen und partiellen Wahrheitserkenntniſſen, die aber nur geſammelt, zuſammengeſtellt, in eine gewiſſe Ordnung und Ueberſicht gebracht zu werden brauchen, um als eine wenigſtens für den Anfang ſchon höchſt erfreuliche und genügende literariſche Grundlage zur Conſtituirung und Feſtſtellung der neuen Gottes- und Weltanſchauung, auf die es ankommt, und zum Beginne einer derſelben entſprechenden weltgeſchichtlichen Lebensentwicklung — als ein, ſo zu ſagen, kanoniſcher Spiegel und Ausdruck der höheren Menſchheits- und Zeitbildung, als das Evangelium, die Bibel, der Koran der neuen Weltreligion zu erſcheinen, und die dieſer Bedeutung und Würde gemäßen erleuchtenden, belebenden und anregenden Wirkungen zu äußern. Dem Geſchäfte einer ſolchen Combination habe ich mich nun ſeit der Vollendung meines im Frühjahr 1848 in den Druck gegebenen „Mahomed“, eines auf das gegenwärtige vorbereitenden kleineren Werkes, worin auch ſchon eine beſtimmte Ankündigung dieſes größeren, die „Religion des neuen Weltalters“ zur unmittelbaren Vorlage bringenden, zu finden iſt, eifrig unterzogen und bin ſo in den Beſitz einer Sammlung gekommen, die mir nicht ohne die erforderliche Gehaltfülle und Zweckmäßigkeit zu ſein bedünkt, und von der ich daher keinen Anſtand nehme, den bis jetzt zu druckfertigem Abſchluſſe gediehenen, die ohngefähre Hälfte des Ganzen ausmachenden, ſich in den zwei vorliegenden Bänden darſtellenden Theil der Oeffentlichkeit zu übergeben, ſo daß eine zweite, ähnliche Lieferung, in welcher unter Anderem auch die hochwichtigen neureligiöſen Lehren über Tod und Unſterblichkeit[1]) zur Sprache kommen ſollen und welche unter nicht allzu ungünſtigen Umſtänden und Verhältniſſen nicht lange auf ſich warten laſſen wird, in Ausſicht geſtellt bleibt.

---

[1]) Man wird finden, daß die »Religion des neuen Weltalters« auch hier ſehr weit davon entfernt iſt, bei'm Negativen ſtehen zu bleiben, ſo wie es die Art eines kahlen, geiſtloſen, alles tieferen Blickes in die Natur entbehrenden Pantheismus, Materialismus nnd Anthropologismus im Feuerbachiſchen Sinne des Wortes iſt, dergleichen mir durchaus nicht einfällt, für Religion auszugeben und unter dieſem bedeutungsvollen,

So viel wird im Allgemeinen genügen, um ein vorläufiges Verſtändniß dieſes literariſchen Produktes in Hinſicht auf deſſen Zweck, Geiſt und Form zu bewirken; einige beſonders hervorzuhebende Punkte ſind nachſtehende.

Man wird finden, daß ich die hieher zu beziehenden ausländiſchen Literaturen keineswegs unbe-

---

poſitiviſtiſchen Namen, den man zum Theil allerdings dafür in Anſpruch genommen, zum Syſteme der Menſchheit zu machen; man wird ſehen, daß die neuen Lehren über die genannten Gegenſtände zwar eben ſo wenig einen Theil an der chimäriſchen Poſitivität der bezüglichen alten haben, daß ſie vielmehr ganz in dem hier nirgend zu verlaſſenden und verlaſſenen Boden der natürlichen Wahrheit und Wirklichkeit wurzeln, trotz dem aber oder, beſſer geſagt, ebendeßhalb unendlich affirmativer und troſtreicher, als diejenigen ſind, womit uns die alte Religion weit mehr zu ſchrecken und zu ängſtigen, als zu tröſten und zu beruhigen weiß; ſ. in letzterer Beziehung den erſten Band dieſes Werkes S. 51—59 mit den dazu gehörigen Nachträgen im zweiten.

rückſichtigt und unbenützt gelaſſen, daß aber freilich die deutſche namentlich bei Herausſtellung des Poſitiven der neuen Religion, ſo wie ſie vorzüglich dem zweiten, eigentlichen Theile des Werkes obliegt, während dem eine Art von Einleitung bildenden erſten der vorherrſchende Charakter der Negation und der nur erſt übergangs- und annäherungsweiſen Fortbewegung zur Poſition zufällt die nicht zu bergende Hauptrolle ſpielt. Wollte man annehmen, es habe dies darin ſeinen Grund, daß ich ein Deutſcher bin, und daß ein ſolcher am beſten mit deutſchen Literaturſchätzen bekannt und vertraut zu ſein pflege — wiewohl es nicht an Deutſchen fehlt, bei denen ſich die Sache ganz umgekehrt verhält — ſo kann und will ich das nicht völlig in Abrede ſtellen; ich glaube jedoch noch einen anderen, tiefer liegenden und objektiveren Grund des berührten ungleichen Verhältniſſes angeben zu können, dieſen nehmlich, daß deutſcher Geiſt und deutſches Gemüth in dieſem Gebiete am meiſten und gründlichſten vorgearbeitet haben, und daß die Erzeugung und zu Tage Förderung der neureligiöſen Anſchauungs- und Denkweiſe ganz beſonders eine der deutſchen Nation, als der dazu von Natur vor allen anderen beſtimmten und organiſirten, geſtellte Aufgabe ſei. Sollte dies aber nicht zuzugeben und mein Buch in der That nur für ein deutſches im Sinne nationaler Beſchränkheit zu halten ſein, ſo würde ich mich doch immer dadurch entſchuldigen können, daß ich zunächſt für mein eigenes Volk ſchreibe, vor Allem auf dieſes zu wirken habe, und daß fremde Literaturen an poſitiv neureligiöſem Gehalte die deutſche, wofern ſie ihr gleichzuſtellen, doch ſchwerlich übertreffen möchten. Dazu kommt, daß der Schaden ein nicht nothwendig beharrender iſt, da künftige Ergänzungen möglich; und ſollten Ausländer von dieſem Verſuche Kenntniß nehmen und ſich geneigt fühlen, denſelben ihrer Nation anzueignen, ſo mögen ſie das in freier und freieſter Weiſe thun und den Reichthum ihrer beſonderen Volksliteratur nach Belieben und Vermögen ausbeuten und hervortreten laſſen. Je mehr ſolche Sammlungen entſtünden, deſto beſſer wäre es; es würde auf die vorausgegangenen bei etwaiger Veranſtaltung neuer Ausgaben vortheilhaft zurückwirken; es ließe ſich auch wohl am Ende aus mehreren ſolchen ein in höchſtem Grade vollkommenes Geſammtwerk formiren, in welchem die gebildete Welt ein um ſo totaleres, getreueres und gültigeres Dokument ihres allgemeinen Denkens und Wollens erkennen würde.

Sollten einem aufmerkſameren Leſer hie und da bei Vergleichung verſchiedener in dieſer Sammlung enthaltener Beſtimmungen und Schilderungen Widerſprüche erſcheinen, ſo werden das wohl niemals ſolche ſein, die mit der zu fordernden harmoniſchen Einheit des Ganzen in unverſöhnlichem und unverzeihlichem Streite liegen. Es werden entweder nur Verſchiedenheiten des Ausdruckes und des Gebrauches mehrſinniger Wortbezeichnungen, ſomit rein nur formelle Differenzen ohne ſachliche Bedeutung, oder, wenn mehr, doch weiter nichts, als für ſich ausgeſprochene und in Folge deſſen mit einer gewiſſen Einſeitigkeit behaftete Momente der vollen und ganzen Wahrheit ſein, denen an anderen Orten andere in ähnlicher Art hervorgehobene entgegenſtehen, wobei es einem verſtändigen Leſer überlaſſen werden kann, die beiderſeitige Schroffheit ſolcher Aeußerungen und Darſtellungen in ſeinem Auffaſſen des Ganzen zu tilgen und ſo den einheitlichen Begriff der Sache, die concrete Wahrheit der Totalität zu gewinnen.

Wenn es ferner ſcheinen ſollte, als ob mit der angegebenen univerſaliſtiſchen, allem beſondern Meinen und Behaupten abſagenden Idee und Natur dieſes Unternehmens der Umſtand ſtreite, daß ich mitunter auch Einiges von dem Meinigen hinzugefügt, ſo bitte ich, in's Auge zu faſſen, daß ich dies nur in ſo weit gethan, als es in klarer Uebereinſtimmung mit dem aus den Schriften Anderer herausgefaßten, als allgemeines Eigenthum der denkenden und gebildeten Menſchheit zu gelten vermögenden und geltend gemachten Gedanken- und Erkenntnißſtoffe geſchehen konnte; daß ſolcherlei Zuthaten einen durchaus nur erläuternden, verbindenden, in anſchließendſter Weiſe vermehrenden und verſtärkenden Charakter haben, und daß mir alſo ein unſtatthaftes Hervortretenlaſſen meiner eigenen Denkweiſe und Perſönlichkeit auch in dieſer Beziehung nicht vorzuwerfen iſt.[1] Was an

---

[1] Schon haben feindſelige Beurtheiler der Sache im Voraus eine perſönliche Wendung gegeben und höhnend von einer „Daumeriſchen Religion“, als von einem willkürlich ſubjektiven Machwerke geſprochen, das ich die tolle Anmaßung hätte, der Welt und ihrer künftigen Entwicklung als ein Allgemeingültiges diktatoriſch aufdringen zu wollen; haben ſich auch wohl ſchon an der Ausſicht ergötzt, dieſe gemeine, die Probleme und Gegenſtände, um die es ſich handelt, ſo bequem bei Seite ſchiebende Polemik nach Erſcheinung des Werkes erſt recht verwundend und zermalmend los zu laſſen. Dieſe Edlen werden ſich getäuſcht finden; ſie werden gewahr werden, daß ſich ihnen ſtatt einer als ſolche zu behandelnden, iſolirten Subjektivität und Perſönlichkeit eine ganze, große, auf den objektivſten und univerſellſten Denk- und Bildungsprozeſſen beruhende Welt des Geiſtes und Gemüthes entgegengeſtellt, mit der ſo wohlfeilen Kaufes nicht fertig zu werden iſt. Wäre es nöthig, die traurige Rolle eines geſteinigten und gekreuzigten Propheten und Heilandes zu ſpielen, und glaubte

Fremdes, ſchon von Anderen Gedachtes und Ausgeſprochenes nicht entſchieden anzulehnen war, das habe

---

ich, daß mir der Beruf dazu geworden ſei, ſo fehlte mir auch wohl der dazu gehörige Muth, die dazu erforderliche Kraft der Geduld und der Hingebung nicht; glücklicherweiſe jedoch überhebt mich eines ſo großen und ſchweren Amtes die explicirte ganz eigenthümliche Natur der neuen Weltreligion, in der es liegt, ſich auf keinen einzelnen Gründer und Stifter, wie Chriſtenthum und Islam, zurückführen zu laſſen, ſondern weſentlich nur als die gemeinſame Schöpfung der Menſchheit, der Weltgeſchichte, insbeſondere der neueren und neueſten und, innerhalb derſelben, einer ganzen Reihe von Genien, wie ſie ſeit Jahrhunderten unter uns gelebt, geſtrebt und gewirkt haben, erſcheinen zu können. Will nun Jemand mit dieſer Entwicklung und ihrem abſchließlichen Reſultate, wie es ſich hier zum Bewußtſein zu bringen ſucht, nicht zufrieden ſein, meint er, die ſich aus den alten Denkweiſen und Zuſtänden herausarbeitende Welt ſei auf einem Irrwege begriffen, ſo mag er das immerhin, mag dieſer Meinung auch jeden beliebigen Ausdruck geben; mich aber, als den für ſich ſtehenden, nur auf ſich ſelbſt bezüglichen Repräſentanten deſſen, woran ich arbeite, zu behandeln, das geht nicht an; und nur mit lächelnder Verachtung wäre der zu betrachten, der es noch jetzt, nach ſo dokumentalen Darlegungen, wie die hier erfolgten, und im Angeſichte eines ſo großartigen Zuſammenhanges, wie der daraus in die Augen leuchtende, zu thun ſich getraute.

ich mir nirgend zur Sprache zu bringen erlaubt, ſelbſt wenn es in das ſich hier bildende Syſtem gar wohl zu paſſen und zu deſſen vervollſtändigter und bereicherter Darſtellung nicht unfüglich zu dienen ſchien; dergleichen laſſe ich vielleicht einmal in einer Art von Anhang, einem prosthetiſchen Theile oder beſonderen Werke folgen, ſo daß es für ſich ſtehe und im ungünſtigen Falle ſeinem beſondern Schickſale anheimfalle, ohne daß in dieſes zugleich auch das Uebrige hineingeriſſen werde.

Was die Bd. I. im dritten Buche des erſten vorläufigen Theiles berührten politiſchen Ereigniſſe der neueſten Zeit betrifft, ſo habe ich zu berichten, daß ich das Manuſkript für dieſen Band bereits am 1. April dieſes Jahres nach Hamburg zum Drucke geſandt, daß ich daher den höchſt denkwürdigen und lehrreichen Gang der Dinge, der an dem bezeichneten Orte zur Sprache kommt, der aber zur Zeit der Ablieferung noch nicht zu ſeinem völligen Abſchluſſe gediehen, dort auch nur bis zu dieſem Momente zu verfolgen im Stande geweſen, daß aber einige dieſem Mangel abhelfende nachträgliche Zuſätze und Ergänzungen am Ende des zweiten Bandes zu finden ſein werden.

Ueber die in dieſem Werke vorkommenden Weiſen des Citirens von Schriften und Schriftſtellern endlich iſt Folgendes zu bemerken. Um dem Buche kein allzu pedantiſches Anſehen zu geben, habe ich eine genaue Anzeige der benützten Quellen meiſt unterlaſſen und nur den — wenn bekannten — Namen des Autors untergeſetzt, dem die enthobene Stelle gehört. Einer gefliſſentlich unwahren Angabe wird man mich hoffentlich nicht für fähig halten; vieles Angeführte iſt, wenn nicht Allen, doch den in gewiſſem Grade Gebildeten, Unterrichteten und Beleſenen auch viel zu bekannt, als daß es eines ängſtlichen Nachweiſes bedürfte, und häufig kommt es überdies vornehmlich nur auf den Gedanken und deſſen treffenden Ausdruck an, ſo daß den bezüglichen Ausſprüchen, auch abgeſehen von Urheberſchaft und

Quelle, ihre Wahrheit, ihr Werth, ihre Befähigung und Berechtigung, ein organiſches Glied dieſer Sammlung zu ſein, nicht abzuſprechen ſein wird. In beſondern Fällen indeſſen und wo nur immer ein mir zum Bewußtſein kommender Grund dazu war, habe ich ein genaueres und genaueſtes Citiren nicht geſcheut, ſo wie es ſich namentlich da vor Augen ſtellen wird, wo ich den Leſer in den Stand ſetzen wollte, die ausgehobene Stelle im Zuſammenhange des Originalwerkes ſelbſt nachzuleſen, oder wo das Angeführte den Charakter eines Bekenntniſſes und Zugeſtändniſſes hat und wo ich daher einem leicht möglichen Verdachte der Unächtheit oder Fälſchung vorzubeugen hatte, oder wo es galt, ein der Geſchichte, der pſychologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Erfahrung und Beobachtung angehöriges, beſtimmter Autorität bedürftiges Faktum ſo glaubwürdig, als möglich, zur Sprache zu bringen.

Hiemit glaube ich auch das erledigt zu haben, was einer beſondern Bevorwortung bedarf, und ſo getroſt abſchließen zu können. Die ſehr verſchiedenen Gegner, deren ich mich zu verſehen habe, ſind mir ſeit langer Zeit genau bekannt; es ſind einerſeits diejenigen, welche den altreligiöſen Poſitionen, zu deren Verdrängung das Gegenwärtige zu dienen hat, hold und zugethan ſind und denen daher ein Umſturz und Neubau, wie der hier unternommene, nur zum äußerſten Aerger und Zorne gereichen kann; andererſeits aber jene Feinde und Bekämpfer alles eigentlich Religiöſen, jene hohlen Kritiker und Progreſſiſten, die nur im Negativen zu Hauſe ſind, nur in ihm ihre Luſt und Befriedigung finden und ſonſt weiter nichts zu faſſen, zu ſchätzen und zu lieben vermögen, und denen ich daher ob des Poſitiven, das ſich immer in mir regte, und das bei mir auch während des negativſten Auftretens ſtets den weſentlichſten Hintergrund bildete, von jeher ein Dorn im Auge war. Ich biete beiden ruhig Trotz; den erſteren im klaren Bewußtſein der abſoluten Verwerflichkeit, Unzeitgemäßheit und Unhaltbarkeit deſſen, was ſie geſchont und bewahrt zu ſehen wünſchen; den letzteren in der nicht minder vollkommenen Einſicht in die nur ephemere Bedeutung und Lebensfähigkeit von Beſtrebungen und Erſcheinungen, die wohl für einen Augenblick Lärm und Glück genug zu machen, das tiefe Weſen und die unausrottbare Sehnſucht des Menſchen nach poſitivem Gehalte jedoch auf keine Weiſe zufrieden zu ſtellen und ſo denn auch nichts weiter, als raſch aufblitzende, nach momentanem Glanze eben ſo ſchnell wieder in die Nacht zurückſinkende Meteore zu ſein im Stande ſind.

Nürnberg im Auguſt 1849.

D.

Die

Religion

des

neuen Weltalters.

Erſter, vorläufiger Theil.

Erſtes Buch.

Die
Negation des Religiöſen
im herkömmlichen Sinne des Wortes.

Die
Religion und Theologie des alten Weltalters
als die
der Unwahrheit und des Unfriedens.

I.

Gottesidee.

1.

Da die Götter menſchlicher noch waren,
Waren Menſchen göttlicher.

Schiller.

2.

In einem Gedichte von Heine: „Die Götter Griechenlands“ glaubt der Dichter dieſe Götter in einem Zuge nächtlicher Wolken zu erblicken, traurig und geſpenſterhaft; er bemerkt, daß er eigentlich keine Liebe zu ihnen habe,

„Doch heil'ges Erbarmen und ſchauriges Mitleid
Durchſtrömt mein Herz,
Wie ich euch jetzt da droben ſchaue,
Verlaſſene Götter,
Todte, nachtwandelnde Schatten,
Nebelſchwache, die der Wind verſcheucht,
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter ſind, die euch beſiegt,
Die neuen, herrſchenden, triſten Götter,
Die ſchadenfrohen im Schafpelze der Demuth —

O da faßt mich ein düſterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel
Und kämpfen für euch, ihr alten Götter,
Für euch und euer gutes ambroſiſches Recht,
Und vor euren hohen Altären
Den wiedergebauten, opferdampfenden,
Möcht' ich ſelber knieen und beten
Und flehend die Arme erheben.

3.

In einem Aufſatze von Börne ruft Einer erſt: „O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht!“ und dann ſpäterhin: „O Gott, wie betrübt bin ich!“ Und das iſt ungemein bezeichnend und läßt ſich nicht umkehren, ſo daß es erſt hieße: „O Gott, wie glücklich haſt du mich gemacht!“ und dann: „O ihr Götter, wie betrübt bin ich!“ Die Götter der Heiden waren Genien des Glückes und der Freude; unſer Gott iſt ein Dämon des Unglücks und der Trauer, und man ruft ihn paſſend nur um Erbarmen und Abwendung des von ihm verhängten Unheils an.

4.

Man ſagt: Die Heiden haben ihre Laſter den Göttern beigelegt; aber der chriſtliche Gott iſt jähzorniger, gemüthloſer, grauſamer, willkürlicher, als je der olympiſche Zeus der Griechen geweſen.

Fr. v. Raumer.

Es heißt eigentlich: „Der angeblich chriſtliche Gott mancher Theologen und Inquiſitoren“ — aber dieſe Einſchränkung iſt geſchichtlich falſch; die Sache gilt — die modernen Modificationen alt- und ächtgläubiger Vorſtellungen abgerechnet — allgemein und unbedingt.

5.

Schrecklich iſt es, in die Hände des lebendigen Gottes fallen.

Hebr. 10. 31.

Die „Lebendigkeit“ dieſes Gottes iſt die eines kakodämoniſchen Ungeheuers, das uns mit Grauſen und Entſetzen erfüllt. Beſſer, als ein ſolcher, iſt ein todter Gott oder gar keiner.

6.

Es iſt abſcheulich, wie dieſe lieben Heiligen mit Gott umgegangen ſind, was für einen Caligula ſie aus der ewigen Liebe gemacht. Hierin ſind wir doch wirklich beſſer. Ich geſtehe, daß ich lieber, ich weiß nicht was, ſein möchte, als ein ſolcher Chriſt.

Joh. v. Müller
in Beziehung auf Auguſtin.

7.

Die alte Theologie beleidigt, nach Uriel Acoſta's Bemerkung, Gott, indem ſie ihn als den blutgierigſten Henker und entſetzlichſten Quäler fühlender Weſen ſchildert.[1])

8.

Es gehört ſelbſt jetzt noch Muth dazu, zu erinnern, daß Gott nicht minder erhaben dargeſtellt wird, wenn man keinen Unſinn von ihm behauptet.

Neumann,
die lebendige Natur, S. 9.

9.

Betbrüder und Frömmler, Mucker und Pietiſten ſind nach meiner Anſicht die wahren Atheiſten, weil ihre Religionsbegriffe, wie ihr Leben, des ächten Gottesbegriffes entſchieden unwürdig genannt werden müſſen.

Blätter für literariſche Unterhaltung
v. 24. April 1848 S. 459.

10.

Schönes nur geziemt von Göttern zu verkünden Sterblichen.

Pindar.

---

[1]) Quem tanquam crudelissimum carnificem et horribilem tortorem oculis hominum exhibetis.

Aus **Uriel Acoſta's** Selbſtbiographie.

Alles, ſagt **Demoſthenes** adv. Lept., was mit Berufung auf die Gottheit geſchehe, müſſe ſo beſchaffen ſein, daß es auch als **bloß menſchliche** That für recht gehalten werden könne. *χρη γαρ, ὡς εμοι γε δοκει, παντ᾽ ὅσα τις πραττει τους ϑεους επιφημιζων, τοιαυτα φαινεσϑαι, οἱα μηδ᾽ αν απ᾽ ανϑρωπου πραχϑεντα πονηρα φανειη.*

So gebildet dachten die alten Heiden! Welche Abſcheulichkeiten dagegen ſollen wir nach Bibel und Dogmatik, als von Gott gewollt, befohlen und in's Werk geſetzt, glauben, wie viele ſind in der Geſchichte der „geoffenbarten Religion“ im Namen und zur Ehre der Gottheit geſchehen!

11.

Ich entſinne mich in meinem 7. oder 8. Jahre eine Predigt gehört zu haben, die von einem meiner Verwandten, einem großen Kirchen-Frömmler, über die ſogenannte Erlöſung durch den Tod des Sohnes Gottes gehalten wurde. Nach Beendigung der Predigt ging ich in den Garten, und wie ich die Gartentreppe hinabſtieg — denn ich erinnere mich noch vollkommen des Ortes — da empörte mich das Gehörte, und ich dachte bei mir ſelbſt, man laſſe Gott wie einen leidenſchaftlichen Menſchen handeln, indem er ſeinen Sohn umbrachte, weil er ſich auf keine andere Weiſe rächen konnte; und da ich wußte, daß ein Menſch, der ſo etwas thäte, an den Galgen kommen würde, ſo konnte ich nicht begreifen, warum man dergleichen Predigten hielte. Dies war keiner von jenen Gedanken, welche kindiſche Leichtfertigkeit an ſich tragen; es war für mich eine ernſtliche Betrachtung, welche aus der Vorſtellung entſprang, daß Gott zu gut ſei, um eine ſolche Handlung zu begehen, und ebenfalls zu allmächtig, um dieſelbe begehen zu müſſen. Ich habe noch in dieſem Augenblicke denſelben Glauben, und ich glaube außerdem, daß ein Religionsſyſtem, von welchem irgend ein Theil das Gemüth eines Kindes empört, kein wahres ſein kann.

Thomas Paine.

12.

Die genial-verrückte Zerſtörungswuth eines Caligula, eines Nero iſt mit der des Chriſtenthums kaum auf gleiche Höhe zu ſtellen. Nero, der auf dem Thurme des Mäcenas dem Brande der Stadt zuſieht und die Verſe Homer's recitirt, und der Menſchenſohn, der mit ſeinen Feuern den Himmel durchraſt, um das Wort der Propheten zu erfüllen — was iſt der Letztere anders, als ein in ungeheuerlicher Ausdehnung in den Himmel geworfener Schatte des Erſteren?

Edgar Bauer.

13.

Es iſt höchſt merkwürdig, daß Luther von hohen Anfechtungen ſpricht, wo man nicht wiſſe, ob Gott der Teufel und der Teufel Gott ſei.[1] Die bösartige, kakodämoniſche Beſchaffenheit des chriſtlichen Gottes, dieſer Perſonification der ſpiritualiſtiſchen Negation des Menſchlichen und Natürlichen, machte ſich ſomit auch dem lebendigen Wahrheitsgefühle dieſes großen Mannes fühlbar.

---

[1] Tiſchreden C. XLIII. §. 43. S 1713 Walch; vergl. daſelbſt §. 132. S. 1774 f.

II.

Cultus und äußere Darſtellungsweiſe.

1.

Wohin tret' ich? Dieſe traur'ge Stille,
Kündigt ſie mir meinen Schöpfer an?
Finſter, wie er ſelbſt, iſt ſeine Hülle,
Mein Entſagen, was ihn feiern kann.

Schiller.

2.

In den dumpfen Bogengängen des Franziskanerkloſters, unfern der Schulſtube, hing damals ein groſter, gekreuzigter Chriſtus von grauem Holze, ein wüſtes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume ſchreitet und mich traurig anſieht mit ſtarren blutigen Augen . . . .

Aus **Heine's** „Reiſebildern.“

[illegible]

Mönch.

Was ſtehſt du ſo in ſtillem Schmerz?
O Schäfer, ſag' es mir!
Wohl ſchlägt auch hier ein wundes Herz;
Das zieht mich hin zu dir.

Schäfer.

Du frageſt noch! o ſieh umher
In meinem trauten Thal!
Die Au, ſie iſt an Blumen leer
Und jeder Baum iſt fahl.

Mönch.

Du klage nicht! Was iſt dein Weh?
'S iſt nur ein ſchwerer Traum.
Bald glänzt die Blum' aus ihrem Klee,
Die Blüthe von dem Baum.
Dann ſteht das Kreuz, wovor ich knie',
Im grünen Baumgefild;
Doch, ach, es grünt und blühet nie,
Trägt ſtets ein ſterbend Bild.

Uhland.

4.

Vieles kann ich ertragen; die meiſten beſchwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Einige ſind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabacks, Wanzen und Knoblauch und Kreuz.

Göthe.

5.

An Suleika.

. . . . . . Da viele Frauen
Salomonis ihn verkehrten,
Götter betend anzuſchauen,
Wie die Närrinnen verehrten —

Iſis Horn, Anubis Rachen
Boten ſie dem Judenſtolze;
Mir willſt du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!

Göthe.

III.

Gegenſatz
zu
Menſchheit und Menſchlichkeit.

1.

Religion, die du
Die Erde mit Dämonen füllſt, die Hölle
Mit Menſchen und das Himmelreich mit Sklaven!

Shelley.

2.

Die Cleriſei der Morgenländer wollte Gott dienen und nicht dem Menſchen.

Herder.

3.

Der Menſch kann niemand dienen neben Gott.

Olshauſen,
zu Luc. 9, 59 ff.

4.

L'ami de Dieu et l'ennemi de tous les hommes.

Wahlſpruch, den ein franzöſiſcher
Heerführer in der Fahne trug.

5.

Der Chriſten Stolz iſt: Chriſten ſein, nicht Menſchen.

Leſſing.

6.

Für die rechtgläubigen Seelen des chriſtlichen Alterthums gab es, ihrem tödtlichen Haſſe gegen Ungläubige und Ketzer gemäß, nur eine Geſchichte der Chriſtenheit oder vielmehr der Kirche und ihrer geiſtlichen Eroberungen, die mit dem jüngſten Gericht, als der Scheidung der Menſchen in Selige und ewig Verdammte enden ſollte, Eine Menſchheit im neueren Sinne des Wortes war für ſolche, die mit Cyprian wiederholten: Habere non potest deum patrem, qui ecclesiam non habet matrem, ein Ungedanke.

Carové.

7.

Frustra nonnulli, imo quam plurimi, aeternam damnatorum poenam et cruciatus sine intermissione perpetuos humano miserentur affectu atque ita futurum esse non credunt.

Auguſtin. enchir. ad Laur.

Das Menſchliche im edlen Sinne des Wortes, die göttliche Regung des Mitleids in der Menſchenbruſt, wird hier der chriſtlichen Religioſität, als welche darüber erhaben ſein müſſe, entgegengeſetzt.

8.

Rouſſeau leidet, Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau, der aus Chriſten Menſchen wirbt.
Schiller.

9.

Es handelte ſich um die Anklage eines Mordes wider eine offenbar mit Monomanie behaftete Frau. Da ſah man einen jungen Arzt vor Eröffnung der Debatte mit großem Eifer unter die Geſchwornen eine Broſchüre vertheilen, worin er das Blut der Angeklagten forderte. „Tödtet ſie!“ ſagte er, „hier iſt kein Wahnſinn, hier iſt Verbrechen, und dies Verbrechen iſt die Frucht des Verläugnens aller religiöſen Grundſätze; die Angeklagte würde es nicht begangen haben, wenn ſie einen Beichtvater gehabt und den um Rath gefragt hätte.“

Wohin kann der Fanatismus führen, wenn er ſelbſt diejenigen irreleitet und grauſam macht, deren Beruf in Werken der Menſchenliebe beſteht!

Marc.
„Die Geiſteskrankheiten“ überſ. von Ideler.
I. Berlin 1843. S. 164.

16.

Hic in ore solent habere: Judaeus sum, Christianus sum; crede mihi, non te decipiam. O malae bestiae! Ille, qui nihil horum dicit et se tantum hominem profitetur, multo vobis melior est.

Uriel Acoſta
in ſeiner Selbſtbiographie.

IV.

Gegenſatz
zu
Welt, Leben, Natur, Realität überhaupt.

1.

Spernere mundum.
Spernere se ipsum.
Spernere se sperni.

Die Maxime des h. Bernhard und des h. Philipp Neri. Abſcheulich! Denn es iſt die abſolute Impietät, die Gleichgültigkeit gegen alles, was iſt und lebt.

2.

„O Herr, ich bin vor dir ein Aas“, ſagt ein altes Kirchenlied.

3.

„Alſo habe ich ſchon acht und dreißig Jahre gelebt . . . . und ich ſahe an alles, was unter der Sonne war, und ſiehe, es war alles eitel! *Es ſoll aber auch eitel und unſer Glück hier nie vollkommen ſein*“.

So *Gellert* in einem an ſeinem Geburtstage den 4. Juli 1755 geſchriebenen Brief.

Gellert's ſämmtliche Schriften.
Th. V. Reutlingen 1775. S. 47.

4.

„Alle menſchliche Herrlichkeit iſt Kinderſpott; der Menſch iſt nicht dazu da, Palläſte zu bauen und ſchöne Bilder zu malen, und Gott hat kein Wohlgefallen an dem Betrieb irgend einer eitlen irdiſchen Kunſt.“

So läßt *Jung-Stilling* in ſeinen „Scenen aus dem Geiſterreiche“ einen Engel im Himmel ſprechen.

5.

Alles iſt eitel. Niemand entſetzt ſich vor dieſem falſchen, ja gottesläſterlichen Spruch; ja man glaubt etwas Weiſes und Unwiderlegliches geſagt zu haben.

Göthe.

Und dieſer welt- und menſchenfeindliche Spruch iſt recht eigentlich der der chriſtlichen Frömmigkeit und Heiligkeit, die ſich mit Ekel und Verachtung vom Leben abkehrt und zum Tode, zur Abſtraction des Himmliſchen, dieſer mörderiſchen Negation des lebendigen Daſeins und Wirkens, worauf wir angewieſen, wendet.

6.

Wenn Selbſtpeinigung, Vermeidung unſchuldiger Freuden, Haß der erſchaffenen Natur, Verachtung des Lebens, Gleichgültigkeit gegen alle äußern Verhältniſſe, Scheu vor Kunſt und Wiſſenſchaft zum wahren Chriſtenthume gehört, ſo bin ich Heide und ſtelle Ariſtoteles über alle chriſtlichen Lehrer hinauf.

Fr. v. **Raumer.**

Jene Negativitäten ſind aber dem Chriſtenthum in der That ſpecifiſch eigen, gehören zu ſeinem Weſen, charakteriſiren ſeine welthiſtoriſch allgemeine Erſcheinung und können nicht hinweggenommen werden, ohne daß das Chriſtenthum aufhört, Chriſtenthum zu ſein, Was freilich viele unter dem *wahren* Chriſtenthum verſtehen, iſt das durch Verſtand, Vernunft, Gefühl und Geſchmack rationaliſtiſch und humaniſtiſch corrumpirte, modificirte, ſeiner ſpecifiſchen Natur und Eigenthümlichkeit beraubte; das im *geſchichtlichen* Sinne wahre Chriſtenthum aber iſt das mit Welt, Leben, Erde, Natur, Realität in wirklichem, unverſönlichen Streite liegende, durchaus nur negative, deſſen culminirend geſchichtliche Erſcheinungs- und Daſeinsform das katholiſche Mittelalter war.

7.

Trennung des Sinnlichen, als des Unheiligen, vom Geiſtigen und Geiſtlichen.

Glaubt ihr denn, daß dieſe Trennung ſchon im Chriſtenthume ſelber liege und nicht erſt durch ſpätere Menſchenſatzung in daſſelbe hineingebracht worden ſei? —

Ich möchte nicht dafür halten, daß ſie ſpäteren Urſprungs ſei; ſie ſcheint mir ſchon früh vorhanden und in Chriſti Lehren ſelbſt zu liegen. Schon einige jüdiſche Secten begannen den Geiſt völlig vom Körper zu ſcheiden, und Chriſtus, der Gott als reinen Geiſt betrachtete, lehrt, daß das geiſtliche Leben das ächte ſei, wie er denn auch als ſchon in nächſter Zukunft eintretend [1]) das Erſcheinen der himmliſchen Heerſchaaren, den Untergang der verderbten Welt und ein reines, heiliges Geiſterreich erwartet; denn die Körper, die jene Seligen führen ſollen, ſind ihm zu Folge andere, ätheriſche, ohne Liebe und Geſchlechtsverkehr lebende.

Aus **Falkſon's** Giordano Bruno.
Hamburg, 1846. S. 98.

8.

„Ein bloß dogmatiſcher Glaube führt leicht zu einem Sehnen aus dieſer Welt hinaus.“

---

[1]) Ev. Matth. 24, 29. 34. C. 10, 23. Marc. 13, 24. 30. Luc. 21, 32.

Das thut aber das Chriſtenthum überhaupt; die — wenn nicht zugleich auch äußere, doch innere — Zurückziehung aus Welt und Leben und das Verlangen nach einem darüber hinaus Liegenden iſt eine allgemeine, weſentliche Beſtimmtheit dieſer Religion.

„Gott wird dann über und außer allen Welten geglaubt“ —

Vater unſer, der du biſt im Himmel!

— „und der Menſch wird gleichgültig gegen alles ihn Umgebende, denn es erſcheint ihm, weil in dieſer Welt, nothwendig auch ungöttlich. Zuletzt muß er alles Thun für ſündlich, für Abfall von Gott halten; denn alles Thun iſt ja ein Wirken in dieſer Welt, und die Welt iſt vom Uebel, weil ſie außer Gott iſt. Aus dieſem Geſichtspunkte werden die Einſiedler, die ſich ſelbſt peinigenden Heiligen erklärlich; ſie wollen zum Göttlichen durch Ertödtung alles Menſchlichen und gerade darum bleibt ihnen das Göttliche fern.“

Das mit Anführungszeichen Verſehene iſt
einem Buche von **Carus** enthoben.

9.

Habt nicht lieb die Welt und was in der Welt iſt. So jemand die Welt lieb hat, in dem iſt nicht die Liebe des Vaters. Denn Alles, was in der Welt iſt, des Fleiſches Luſt und der Augen Luſt und die Hoffahrt des Lebens, iſt nicht vom Vater, ſondern von der Welt.

1 Joh. 2, 15 f.

Gott iſt nicht Schöpfer und Bildner der Welt; Gott hat nicht, du ſchöner Jüngling, du ſchöne Jungfrau, dein holdes Antlitz, deinen reizenden Gliederbau gebildet; denn das iſt etwas Weltliches, ſomit Ungöttliches, Widergöttliches, Gottverhaßtes, Verworfenes, Verfluchtes, und man ſoll kein Wohlgefallen daran haben. Hat man es, ſo iſt man von Gott gefallen und befindet ſich in der Welt, die nicht vom Vater iſt. Zwar lehrt das Chriſtenthum auch, daß Gott der Schöpfer und Erhalter der Welt ſei, aber im wunderlichſten Widerſpruche mit ſich ſelbſt, da er zugleich als Feind und Vernichter alles Weltlichen dargeſtellt wird. Wie ernſtlich dies Letztere gemeint iſt, ſpringt in die Augen, eben ſo, daß die Lehre von der Schöpfung und Erhaltung der Welt durch Gott ein nur zum Schein vorhandenes, illuſoriſches Dogma ohne Ernſt und Einfluß iſt. Wäre es mehr als dies, ſo würde es niemand eingefallen ſein, die in Welt und Natur zu erkennende Wirkſamkeit und Gegenwart Gottes zu ſchmähen, mit Füßen zu treten, für etwas vielmehr Teufliches, als Göttliches zu erklären, und diejenigen, die dies thaten, würden nicht für gottbegeiſtert und verehrungswerth, ſondern für gottlos und verabſcheuungswürdig gehalten worden ſein.

St. d. W. 1845.
S. 26 f.

10.

Gott hat ſeinen Sohn geſandt in Aehnlichkeit eines ſündigen Leibes und um der Sünde willen, und die

Sünde verdammet im Fleiſch, auf daß das Recht des Geſetzes in uns erfüllt würde, die wir nicht nach dem Fleiſche wandeln, ſondern nach dem Geiſt. . . . . . . Das Trachten des Fleiſches iſt Feindſchaft wider Gott. . . . . . Die im Fleiſche leben, könne Gott nicht gefallen. Ihr aber lebet nicht im Fleiſche, ſondern im Geiſte, wenn nehmlich Gottes Geiſt in euch wohnet. Wer aber Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt nicht ſein.

Röm. 8, 3—9.

Alles geht auf Entleibung des Menſchen hinaus; der Menſch ſoll nichts als Geiſt ſein, und nur in dem Grade, daß er es iſt, gefällt er dem chriſtlichen Gott, iſt er Eins mit ihm. Dieſe Entleibung und Vergeiſtigung des Menſchen zu bewirken, ſandte Gott ſeinen Sohn, der ſich herabließ, die Geſtalt einer gottverhaßten, verworfenen Exiſtenz anzunehmen, aber nur deßhalb, um ſie aufzuheben. Wenn das Chriſtenthum lehrt, daß Gott in's Fleiſch gekommen, daß er Menſch geworden, als Menſch auf Erden gewandelt, unter Menſchen gelebt und ſo uns ähnlich und gleich geworden, ſo hat das einen lieblichen, tröſtlichen Klang; wer aber meint, es ſei damit eine wahre, affirmative Verbindung und Vereinigung des Göttlichen und Menſchlichen, des Himmliſchen und Irdiſchen, des Geiſtigen und Sinnlichen gegeben, der täuſcht ſich, der hat nie begriffen oder geahnet, was Chriſtenthum iſt. Selbſt Paulus, der mildeſte und ſchmiegſamſte aller Apoſtel, lehrt uns dies auf das Entſchiedenſte, wie namentlich in der zuletzt ausgehobenen Stelle der Fall. Allerdings eint ſich in Chriſti Erſcheinung Gott und Menſch, Himmel und Erde, Geiſt und Fleiſch, aber nur ſo, wie zwei feindlich einander gegenüberſtehende Ringer ſich nähern, berühren, umfaſſen und einander zu überwältigen trachten. Sowohl zwei Freunde, als zwei Feinde gehen auf einander zu und machen Eins aus Zwei, aber in ganz verſchiedener Geſinnung und Abſicht, ſo daß nur in dem erſteren Falle die Einheit eine einfache, wahre und bejahende, in dem andern aber das reinſte Gegentheil von ſich ſelber iſt. Dieſer letztere Fall iſt der chriſtliche: Gott kommt in's Fleiſch, um es zu vernichten, Gott wird Menſch, damit der Menſch aufhöre, Menſch zu ſein; die Menſchenwerdung Gottes im Chriſtenthum iſt ein Blitz, der alles Menſchliche zerſchmettert, ein vom Himmel fallendes Feuer, das alles Irdiſche, Leibliche, Weltliche, Wirkliche verzehrt.

St. d. W. 1845
S. 30 f.

11.

Wiſſet ihr nicht, daß der Welt Freundſchaft Gottes Feindſchaft iſt? Wer nun der Welt Freund ſein will, der wird Gottes Feind.

Jacobi 4, 4.

12.

Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geſchaffen, die ſie als Parteihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müſſe, wolle man es mit dem andern halten! Man müſſe unglücklich ſein, um ſelig zu werden!

Börne.

13.

Die Stickluft chriſtlichen Lebens . . . . unſere Pflichten ſind ohne Luſt und die Luſt darf uns nicht Pflicht ſein.

Börne.

14.

Woher es komme, daß wir, ungleich den Völkern des Alterthums, uns der Meinung unterwerfen, daß das menſchliche Daſein für Knechtsarbeit beſtimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens ſei, daß wir nur genießen, um neue Kräfte zur Entbehrung zu ſammeln, der Zukunft jede Gegenwart opfern und das hinüber rechnend bis in die Ewigkeit — woher all dieſer Jammer fließe, das in wenigen Worten zu ſagen, wäre gefährlich, und fruchtlos iſt's, wo man, ſich verſtändlich zu machen, vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, ſeitdem uns das Spiel des Lebens nicht mehr heilig erſcheint, iſt uns das Heilige herabgeſunken zum Spiel.

Börne.

Ankündigung der „Wage“. 1818.

15.

Jede natürliche und geſunde Neigung halten wir für eine Leidenſchaft, jede Leidenſchaft für eine Sünde;

von jeder Sünde fürchten wir, ſie werde uns in die Hölle ſtürzen und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen.

Börne.

16.

Ein mißverſtandenes Chriſtenthum hat uns alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgeliſtet, hat uns gelehrt: der Menſch werde nicht geboren, um zu leben, ſondern um zu ſterben, und er lebe nicht, um ſich zu freuen, ſondern um zu leiden. Einen glücklichen Menſchen beweinen wir und wer ſeinen irdiſchen Vortheil ſucht, den verdammen wir.

Börne.

B. ſpricht hier mit gewöhnlicher falſcher Milde und Schonung von einem mißverſtandenen Chriſtenthume; was er anklagt, iſt aber im Gegentheil ein ſehr wohlverſtandenes, iſt das wahre, ſpecifiſche Chriſtenthum mit ſeinem von Anfang an bis jetzt entwickelten und bewieſenen verneinenden Grundcharakter ſelbſt.

17.

Der Grieche fand die Aufgabe ſeines Lebens weder zu hoch, noch zu gering; er freute ſich des ſchönen Lebens, das ihm die Götter vergönnt; er verachtete die Erde, dieſen natürlichen Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit nicht; er wollte nie durch einen salto mortale Zeit und Raum überſpringen; er vergaß keineswegs das Recht der Gegenwart um der Zukunft willen und hielt ſich für keinen bloßen Züchtling in einer Anſtalt des Jammers und des Elends! — Iſt nun das Gegentheil von dem Allen eine wahrhaft chriſtliche Betrachtungsweiſe?

Fr. v. Raumer.

Allerdings, eine oder vielmehr die wahrhaft chriſtliche, aber nicht die wahre; denn das Chriſtenthum iſt eine falſche Religion und je mehr etwas wahrhaft chriſtlich iſt, deſto falſcher iſt es.

18.

Das römiſche Karneval.

In dieſen Tagen freut ſich der Römer noch zu unſeren Zeiten, daß die Geburt Chriſti das Feſt der Saturnalien und ſeine Privilegien wohl um einige Wochen verſchieben, aber nicht aufheben konnte.

Göthe.

Wie viel iſt in dieſen Worten enthalten, ſo ſehr auch die Ruhe und Milde der Göthiſchen Ausdrucksweiſe die Schärfe des Gedankens birgt! Es liegt darin, daß die Geburt Chriſti ein Fluch für die Menſchheit geweſen, daß der Eintritt des Chriſtenthums in die Welt aller ächt menſchlichen Luſt und Freude ein Ende gemacht, ſo daß ſich aus dem großen Schiffbruche altheidniſcher Heiterkeit und Seligkeit nur noch einige Trümmer gerettet, deren Beſitz ſich die ſonſt ſo unendlich trübe und traurige Chriſtenheit zu ganz beſonderem Glücke zu rechnen hat.

19.

. . . . dieſelbe Hand,
Die mir den Weg zum ſtillen Grabe wehrte,
Sie häufet' Elend über dieſe Welt
Und gab ihr Reich den auserwählten Sclaven.

Shelley's Ahasverus.

20.

Wenn man durch Trübſal ſelig wird, ſo habe ich an meiner Seligkeit gar nicht zu zweifeln denn deren hab' ich hier im Lande viel mehr ausgeſtanden, als Luſt und Freuden, das weiß Gott! Wenn es ein Zeichen iſt, daß man von Gott geliebt iſt, wenn man der Welt überdrüſſig iſt, ſo hat mich Gott, der Allmächtige, gewiß ſehr lieb, denn man kann der Welt nicht überdrüſſiger ſein, als ich es bin.

Eliſabeth Charlotte von Orleans.

Es iſt dies nämlich aus den 1676—1722 geſchriebenen, ſo viel Intereſſantes enthaltenden „Briefen der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louiſe,“ herausgegeben von W. Menzel, Stuttgart 1843, genommen; aus derſelben Sammlung iſt, was ſonſt noch in dieſem Werke mit obiger Unterſchrift verſehen. Die Prinzeſſin war eine Deutſche, die ſich 1671 wider ihren Willen mit dem Herzog Philipp von Orleans, Bruder des Königes Ludwig XIV. von Frankreich, vermählte.

21.

„Die Alten vergötterten das Leben, die Chriſten den Tod.“

22.

In der chriſtlichen Religion iſt Alles darauf angelegt, die Sinne zu tödten.

Napoleon.

Wir entnehmen dieſe Bemerkung, ſo wie die ſonſt noch in dieſem Werke angeführten Aeußerungen des großen Mannes, der Sammlung von Hektor Chauſſier: „Gedanken, Grundſätze und Anſichten Napoleons.“ Dresden 1828.

23.

Die Türken ſagen, Chriſti Geſetz und Lehre wäre allzu ſchwer und unmöglich, darum habe Mahomet andere gegeben, die gelinder und leidlicher ſind.

Luther.

Tiſchreden von **Walch** S. 2383.

24.

Ein junger katholiſcher Freund erzählte mir, wie er einmal eine Gemäldegallerie durchwandert und da von einem reizenden Bilde, das einen antiken Gegenſtand voll ſchöner Sinnlichkeit vor Augen ſtellte, gefeſſelt worden ſei. Nachdem er es mit großem Wohlgefallen lange betrachtet und ſich endlich hinweggewendet, ſei ihm zunächſt ein gekreuzigter Chriſtus in die Augen gefallen, der ihn, wie es ihm in dem Augenblicke vorkam, furchtbar zürnend und ſtrafend angeblickt. Sein chriſtliches Gewiſſen war erwacht und rächte jene Verſenkung in einen heidniſchen d. h. natürlich-menſchlichen Kunſtgenuß und die dabei einige Momente lang aus den Augen geſetzte Religion der Negation und Abſtraktion.

25.

Das verpeſtete Gemüth eines Calviniſten, welcher Gott nur in Schreckniſſen ſieht und über Bildern der Hölle und Verdammniß brütet, kann an der Betrachtung der herrlichen Schöpfung Gottes keine Freude haben. Es iſt nichts in dieſem gewaltigen und wunderbaren Bau, was mit ſeinen Grundſätzen und ſeiner Andacht ſtimmt. Er ſieht nichts darin, was ihm ſagt, daß Gott Millionen bloß in der Abſicht geſchaffen habe, ſie zu verdammen, und daß Kinder von der Länge einer Spanne geboren ſeien, um ewig in der Hölle zu braten. Die Schöpfung predigt eine ganz andere Lehre. Wir ſehen hier, daß ſich Gottes Obhut und Güte ganz unparteiiſch auf alle ſeine Geſchöpfe erſtreckt. Der an der Erde hinkriechende Wurm erfreut ſich ſeines Schutzes ſo gut, wie der ungeheuere Elephant. Durch ſeine Güte wächſt eben ſo wohl das zu unſern Füßen ſproſſende Gras, wie die Cedern des Libanons. Jeder Gegenſtand der Schöpfung tadelt den Calviniſten ob ſeiner ungerechten Vorſtellungen von Gott und mißbilligt ſeine grauſamen und undankbaren Grundſätze. Darum meidet er auch den Anblick derſelben am Sabbath-Tage.

Thomas Paine.

Es iſt dies in Beziehung auf ein von Paine angeführtes Geſetz von Connecticut geſagt, welches alſo lautet: „An einem Sabbath-Tage ſoll man weder in ſeinem Garten, noch ſonſt wo laufen oder ſpatzieren gehen, ſondern man ſoll ehrerbietig in die Kirche und wieder heraus gehen.“

26.

London, d. 13. Juli 1818. Geſtern lag dem Unterhauſe eine Bill vor, durch welche die bereits ſo ſtrenge Feier des Sonntags in England noch ſtrenger werden ſoll. Schweigend und traurig liegt an einem Sonntage die ganze britanniſche Halbinſel da; jedes Geſchäft ruht; ein Reiſender konnte in Schottland nicht einmal ſeinen Rock ausgebürſtet erhalten. Jede Luſtbarkeit wird für eine Sünde gehalten; ein Knabe, der ein Paar Feigen auf der Straße verkauft, wird in Verhaft genommen. Durch die vorliegende Bill nun ſoll der Verkehr noch mehr beſchränkt werden: keine Zeitungen, kein Bier, kein Brod ſoll, dem Geſetze nach, irgend feil geboten werden. Dieſe Härte trifft beſonders den Armen; wenn der mit Weib und Kind auf's Land gehen will, um endlich einmal friſche Luft zu ſchöpfen, ſo iſt es ihm nicht geſtattet, ſich unterwegs etwas Speiſe und Trank zu kaufen.

Aus einem Zeitungsartikel.

27.

Die Quäker würden, wenn man bei der Schöpfung ihren Geſchmack zu Rathe gezogen hätte, die ganze Natur lautlos gemacht und in trübe Farben gekleidet haben, nicht eine Blume hätte ihre Farbenpracht entfalten, nicht ein Vogel ſein Lied ſingen dürfen.

Thomas Paine.

28.

Baron von Eckſtein erzählt, wie er auf der Inſel Seeland im Schatten des alten Waldes hundertjähriger Eichen aufgewachſen und ſich als Kind vor dieſen Koloſſen des Pflanzenreiches in Ekſtaſe befunden. Aus dem Schooße der großen und gewaltigen Natur, ſo berichtet er weiter, ſei er in eine Klauſe von Pietiſten und Separatiſten gekommen, die *ihm aus ſeiner Naturbegeiſterung beinahe ein Verbrechen gemacht*. „Ich entwiſchte der puritaniſchen Strenge; mein Geiſt konnte ſich nicht in die Zwangsjacke einer wie eine Uhr auf die Minute gerichteten Frömmigkeit finden. Das befohlene Gebot gelang mir ſchlecht; beſſer dasjenige, das, wie die freie Quelle des Gebirges aus meiner Seele entſprang.

In den theologiſchen Erörterungen der Separatiſten war etwas, was alles Leben, allen Geiſt tödtete. Man gab vor, den heiligen Geiſt zu ſuchen und grübelte auf die kleinlichſte Weiſe (pointillait) über jedes Komma. Die Klügſten verſchloſſen ſich in die Religion des Schweigens, die Andern tyranniſirten die Gewiſſen und meinten, Gott durch Lärm zu gefallen."

Aus **Eckſtein's** Fragmens sur l'Espagne.

29.

Der Gotteserde lichten Strahl
Verdüſtern ſie zum Jammerthal;
Daran entdecken wir geſchwind,
Wie jämmerlich ſie ſelber ſind.

Göthe.

30.

. . . . Menſchen, in deren Herzen nur faules Waſſer ſintert, und die daher in dem Herzen Anderer alle Springquellen eines friſchen Blutes verſtopfen möchten, Menſchen von erloſchener Genußfähigkeit, die das Leben verläumden und Anderen alle Herrlichkeit dieſer Welt verleiden wollen, indem ſie ſolche als die Lockſpeiſe ſchildern, die der Böſe bloß zu unſerer Verſuchung hingeſtellt, gleichwie eine pfiffige Hausfrau die Zuckerdoſe mit den gezählten Zuckerſtückchen in ihrer Abweſenheit offen ſtehen läßt, um die Enthaltſamkeit der Magd zu prüfen.

H. Heine.

31.

Das Chriſtenthum „entgötterte die Natur und verteufelte ſie."

32.

Der Atheiſt macht dieſe gottvolle Welt gottleer, und das thut auch der Chriſt, der inſofern ein vollkommener Atheiſt und Gottesläugner iſt; er thut aber etwas noch viel Aergeres, er macht dieſe gottvolle Welt nicht nur gottleer, ſondern auch teufelvoll und iſt inſofern etwas noch weit Schlimmeres und Verruchteres, als ein bloßer, einfacher Atheiſt und Gottesläugner.

33.

„Es ſei ferne von mir, mich zu rühmen, denn allein des Kreuzes unſeres Herrn Jeſu Chriſti, durch welchen die Welt für mich gekreuzigt iſt und ich für die Welt" oder „durch welchen wir einander abgeſtorben ſind und widerwärtig, wie Miſſethäter" wie der fromme J. Fr. v. Meyer in ſeinem Bibelwerke die Stelle erklärt.

Gal. 6, 14.

Man kann dem chriſtlichen Princip der Trennung und des Gegenſatzes keinen ſtärkeren Ausdruck geben; vergl. Stimme der Wahrheit S. 27. f.

34.

Chriſtus iſt mein Leben und Sterben iſt mein Gewinn.

Phil. 1, 21.

Fragen wir, was denn Chriſtus und das Leben, das wir durch Abtödtung unſerer natürlichen Lebendigkeit gewinnen ſollen, eigentlich ſei, ſo wird ſich ſchwerlich eine poſitive Erklärung finden, da ohne dieſe Lebendigkeit und außer allem Zuſammenhang mit ihr in Wahrheit gar nichts iſt und zu ſein vermag; und es kommt ſo am Ende der Tage, daß Chriſtus und jenes höhere, dem natürlichen entgegengeſetzte, es völlig ausſchließende Leben eben nichts Anderes, als die unendliche Abſtraktion und Negation, der Tod und das Verſchlungenwerden in den Tod, der in der Alles umkehrerden Weiſe des Chriſtenthums den Namen ſeines Gegentheils erhält.

St. d. W.
S. 28.

35.

„Das Chriſtenthum, indem es nach dem Himmel ſtrebt, erzielt den Tod." So Rahel im Jahre 1801, den negativen Geiſt dieſer Religion und ihren Widerſpruch mit Leben und Natur erkennend. Sie klagt hiebei, daß dieſe Negativität in unſer Daſein ſo allgemein und tief eingedrungen ſei, daß ſie alle Einrichtungen charakteriſire und ſelbſt da wirke, wo man ſie gar nicht zu finden glaube, wo man gar nicht denken ſollte, daß ſie ſich hinerſtrecke. Das Chriſtenthum habe Natur und Erde völlig umgeſtaltet, durchdringe und beherrſche Alles, verkehre Staat und Menſchenleben, und ſo könne uns nur die allgemeinſte, totalſte Umwälzung der Dinge helfen.

„Rahel", Berlin 1834, 1. S. 263.

36.

Alles kehrt das Chriſtenthum um: es macht die Weisheit zur Thorheit und die Thorheit zur Weisheit, die Vernunft zur Unvernunft und die Unvernunft zur Vernunft, das Gute zum Böſen und das Böſe zum Guten, das Göttliche zum Teufliſchen und das Teufliſche zum Göttlichen, das Leben zum Tod und den Tod zum Leben, das Wirkliche zum Unwirklichen und das Unwirkliche zum Wirklichen — es iſt der fürchterlichſte Umſturz aller Begriffe und Verhältniſſe, der je zur Erſcheinung gekommen. Welche Aufgabe für Bildung und Weltgeſchichte, dies alles wieder zurecht zu ſtellen, die Umkehrung dieſer ungeheuerſten aller Umkehrungen zu vollbringen!

Et. d. W. 1845.
S. 85 f.

V.

Specielle
Enthaltſamkeiten und Entſagungen.
Keuſchheitsgelübde, Cölibat, Faſten und dergl.

1.

Wenn ſich die Kirche im Mittelalter nicht die Aufgabe ſtellte, die natürliche Sinnlichkeit mit der

Geiſtigkeit zu verſöhnen, ſo richtete ſie ihre Angriffe ganz natürlich gegen den Mittelpunkt aller Sinnlichkeit, hielt das Gelübde der Keuſchheit für die Pforte zu einem höheren Leben und forderte von ihren Geiſtlichen ganz angemeſſen die Eheloſigkeit. Fortpflanzung durch den Beiſchlaf erſchien Vielen als ein ſtets erneueter Sündenfall, welchen man, wenigſtens aus den geheiligteren Kreiſen, entfernt halten müſſe.

Fr. v. **Raumer**.

L.

St. Ambroſius und Andere haben nicht geglaubet, daß ſie Menſchen wären, wie Andere, wiewohl ſie ſich mit ihren tentationibus und Anfechtungen wohl zermartert und zercaſteiet haben, wie ſein Hymnus und Geſang anzeiget: Procul recedant somnia et noctium phantasmata, ne polluantur corpora.

St. Auguſtin klaget über die nächtliche Pollution; St. Hieronymus ſchlug ſeine Bruſt mit einem Steine, ſo heftig ward er angefochten, gleichwohl wollte es nicht helfen, konnte dem Uebel nicht ſteuern, konnte die Jungfrau, die er zu Rom im Tanz geſehen, nicht aus dem Herzen ſchlagen. Franciscus, der Barfüßermönch, machte Schneeballen, herzete und küſſete ſie, daß ihm die böſe Luſt vergehen ſollte. St. Benedictus zog ſich, wenn ihm die böſe Luſt ankam, nacket aus, und legte ſich in die Dörner u. ſ. w. Dieſes Spieles hat der Teufel in die Fäuſte gelacht.

3.

Gott will, daß ein Männlein und ein Fräulein beiſammen ſeien; wer es beſſer machen will, der ſoll es 1) wohl gewahr werden.

Luther.

4.

Ach, lieber Gott, daß es doch bei deiner Ordnung und Creatur bliebe und daß man's nicht gedächte, beſſer zu machen! Wir ſind es wohl inne geworden, wie man es bisher gemacht hat.

Luther.

5.

Luther ſpricht vom Cölibat und eheloſen Leben der Geiſtlichen und bemerkt hiezu: „Der Sache, die Gott geſchaffen hat, iſt nicht alſo zu helfen; denn was iſt das Anderes, als die natürliche Schöpfung zwingen und dämpfen wollen?“

6.

Was ſoll's doch ſein, daß man die Ehe verbeut und verdammt, die doch natürlichen Rechtens iſt? Gleich als wenn man verbieten wollte zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen u. ſ. w. Das ſei ferne! Denn was Gott geſchaffen und geordnet hat, das ſtehet nicht in unſerer Willkür, daß wir's annehmen oder

---

1) Das daraus entſtehende Uebel.

verbieten könnten. Wir werden Gott nicht meiſtern, wir werden Schande einlegen, ſo wie man es bisher erfahren hat.

Luther.

7.

Der Weiber kann man ohne Sünde nicht entrathen, man muß ſie haben.

Luther.

8.

Den Menſchen ſo zu machen, wie ihn die Religion haben will, gleicht dem Unternehmen der Stoiker; es iſt nur eine andere Stufe des Unmöglichen.

Lichtenberg.

9.

„Alſo hat Gott die Welt geliebt und der Pfaff ſeine Köchin“ — ſo hört man das Volk ſpotten. Ein junges, noch unreif ſcheinendes Mädchen wird in einem alten Liede alſo angeredet:

Haſt Du's probirt mit unſerm Knecht,
So biſt Du Pfaffen und Mönchen recht.

Noch derber findet ſich der Contraſt des antiſexualen Heiligkeitsideales, ſo wie es in der chriſtlichen Geiſtlichkeit verwirklicht ſein ſoll, mit der thatſächlichen Beſchaffenheit dieſes von den Naturtrieben nur um ſo heftiger aufgeregten Standes in bildlichen Darſtellungen ausgedrückt. So giebt es kleine hölzerne Figuren von Mönchen, unter deren Kutte ein verhältnißmäßig ungeheurer Phallus verborgen, der überraſchend hervorſpringt, ſo wie man an einem unten herabgehenden Faden zieht.

Unnatürliche Tendenzen laſſen ſich nicht durchführen, nicht einmal in einem beſondern Stande, und werden daher ewig ſolch ſkandalöſem Verhältniſſe zu der faktiſchen Lage der Dinge, ſolch öffentlichem Hohn und Spott unterliegen.

10.

Enthaltſamkeit und ſchamhafte Zurückhaltung, von Religion und Sitte zwangvoll und widernatürlich auferlegt, werden von Pſychologen und Pathologen als Urſachen der krankhafteſten, maßloſeſten Aufregung des Geſchlechtstriebes, als Quellen der Aidoiomanie, der wahnſinnigen Wolluſt, der Geſchlechtswuth genannt. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht die von Buffon mitgetheilte Geſchichte jenes Prieſters von Tours, der ſeinen Trieben mit aller Macht gewiſſenhafteſt entgegentrat, dabei auf's äußerſte abmagerte und dennoch am Ende in ſexuale Wuth und Tollheit verfiel. Vrgl. Dict. des scienc. médic. unter dem Artikel: Continence und Marc, Geiſteskrankheiten, überſ. von Ideler, Berlin 1844, S. 136 ff.: „Iſt die Verſuchung des h. Antonius," fragt Tony, „etwas Anderes, als Satyriaſis?" Eine Menge jener myſtiſch-wollüſtigen Hallucinationen, mit welchen Asceten, Anachoreten, Nonnen behaftet waren, ſind in Zimmermann's

Werke über die Einſamkeit und in Ideler's Grundriß der Seelenheilkunde II. S. 188—192 zu ſehen.

11.

In welche Widerſprüche ſich der Katholicismus hinſichtlich der Ehe verwickelt, kann man unter Anderen aus Pfiſter's Belehrungs- und Erbauungsbuch für Verheirathete und ſolche, die heirathen wollen, Würzb. 1826, erſehen. Da heißt es S. 11: „Als ein Sacrament der Lebendigen wirket die Ehe 1) die Vermehrung der heiligmachenden Gnade, welche beſtehet in der Liebe und Freundſchaft Gottes; 2) giebt das Sacrament eine ganz beſondere Gnadenhülfe, gottſelig zu leben.“ Und doch wird S. 77 folgender Ausſpruch des Kirchenrathes zu Trient angeführt: „Wenn jemand ſagt, der Eheſtand ſei dem ledigen Stande vorzuziehen u. ſ. w. ſo ſei er verflucht!“

Krug.

12.

Nennt man die Ehe einmal ein Sacrament, ſo ſollte man auch conſequent bleiben und nicht in der Enthaltung von dieſem Sacramente etwas Verdienſtliches ſuchen, oder es gar als etwas Unheiliges den Geiſtlichen verbieten. Denn das iſt ein klarer Widerſpruch.

Krug.

So unverſchämt iſt wohl nie eine andere Religion geweſen, etwas für ein Sacrament, ſomit für ein im höchſten Grade Heiliges und Gott Wohlgefälliges, und zugleich auch für ein Unheiliges, Gott Mißfälliges, Entheiligendes, Befleckendes zu erklären. Aufrichtig und conſequent kann das Chriſtenthum die Ehe nur in letzterer Art, nur negirend, ausſchließend, verwerfend betrachten; das Andere iſt gegen ſein ſpirituelles Weſen und Princip — aber es will ſich pfäffiſch auch der Ehe, als eines doch nothwendig zu duldenden und ſo wichtigen Lebensmomentes bemeiſtern; daher die Ausſtattung derſelben mit ſacramentaliſcher Heiligkeit.

13.

Daß die kirchliche Negation der Liebe und Ehe, ſo wie ſie ſich im Katholocismus ausgeprägt zeigt, ſchon in den Anfängen des Chriſtenthums begründet und gegeben iſt, das liegt übrigens ganz unzweifelhaft vor und iſt leicht nachzuweiſen. Man ziehe nur z. B. folgende Ausſprüche des Apoſtels Paulus in Betracht.

Es iſt dem Menſchen gut, daß er kein Weib berühre.

=

Ich wünſche, daß alle Menſchen ſeien, wie ich.

=

Ich ſage den Unverheiratheten und den Wittwen: Es iſt ihnen gut, daß ſie bleiben, wie ich.

=

Biſt du eines Weibes ledig, ſo ſuche kein Weib!

=

Der Unverheirathete ſorget, was des Herrn iſt, wie er dem Herrn gefalle; der Verheirathete aber ſorget, was der Welt iſt, wie er dem Weibe gefalle.

Die Unverheirathete ſorget, was des Herrn iſt, daß ſie heilig ſei, an Leib und Geiſt, die Verheirathete aber ſorget, was der Welt iſt, wie ſie dem Manne gefalle[1].

1. Corinth. 7, 1. 7. 8. 27. 32—34.

Es iſt hier vorzüglich die zuletzt angeführte Aeußerung, die jede exegetiſche Beſeitigung oder Milderung einer ſo ungeheuern, unerträglichen Unnatur und Negativität unmöglich macht. Die Verneinung des ſexualen Verhältniſſes, ſelbſt in der legalſten Form, iſt hier ganz unverhohlen und unzweideutig ausgedrückt und der Katholicismus kann ſich bei ſeinem heilloſen Kriege wider die geſchlechtliche Natur des Menſchen mit allem Rechte auf ſolche Ausſprüche der Schrift und des großen Apoſtels berufen. Zwiſchen Gott und Welt, Gott und Menſch, Gott und Gatten iſt hier eine abſolute Kluft befeſtigt; man kann nicht beiden zugleich leben, angehören, zu gefallen ſtreben; man wird dem Einen nothwendig untreu, ſo wie man ſeine Neigung, ſein Intereſſe auf das Andere richtet, und wer fromm und heilig im chriſtlichen Sinne dieſer

---

[1] Quae non nubit, soli Deo dat operam et ejus cura non dividitur; pudica autem, quae nupsit, vitam cum Deo et cum marito dividit.

Clemens Alex.

Ausdrücke ſein will, der muß ſich von Welt und Menſchheit entſchieden abwenden und abſondern, muß namentlich der Liebe, der Ehe entſagen; vergl. was ich über die ausgehobenen und andern Bibelſtellen der hieher gehörigen Art in meiner „Stimme der Wahrheit“ S. 31 ff. bemerkt.

14.

Ich habe das gute Werk, die Faſten zu halten, nicht gethan; ich kann das Fiſcheſſen nicht vertragen, und bin gar wohl perſuadirt, daß man beſſere Werke thun kann, als ſeinen Magen verderben mit zu viel Fiſcheſſen.

Eliſabeth Charlotte von Orleans.

15.

Die Tugenden, mit denen man glaubt, den Himmel ſtürmen zu können, ſind lauter Narrenspoſſen.

Göthe's Mutter
in Bettina's Briefwechſel mit Göthe.

16.

Ein Gelübde zu thun, iſt eine größere Sünde, als es zu brechen.

Lichtenberg.

17.

Non bene vivimus, quando multas vanitates observamus, sed vivimus bene, quando rationaliter vivimus.

Uriel Acoſta.

18.

Si a natura declinamus et aliquid majus volumus invenire, statim oritur contentio, turbatur quies. Quid prodest, si mihi imperentur impossibilia, quae ego implere non possim? Nullum aliud bonum inde sequetur, quam animi tristitia.

Uriel Acoſta.

VI.

Gegenſatz
zu
Verſtand und Vernunft.

1.

Eine der ſonderbarſten Anwendungen, die der Menſch von der Vernunft gemacht hat, iſt wohl die, es für ein Meiſterſtück zu halten, ſie nicht zu gebrauchen, und ſo, mit Flügeln geboren, ſie abzuſchneiden.

Lichtenberg.

2.

Der unvernünftige Cultus hat es ſo weit gebracht, den Menſchen ſelbſt zu opfern und die Aufopferung der Vernunft gilt noch heutzutage für vorzugsweiſe religiös.

Ruge.

3.

Das Unbegreifliche und das Unſinnige iſt keineswegs daſſelbe, und ſehr Unrecht, für Beides gleichen Glauben zu fordern.

Fr. v. Raumer.

4.

Trinität, Brodverwandlung, Gnadenwahl, Ewigkeit der Höllenſtrafen u. ſ. w. ſind ſo harte Biſſen, daß ſie uns ſelbſt die raffinirteſte theologiſche Kochkunſt nicht mundrecht zubereiten kann.

Fr. v. Raumer.

5.

In dem Maaße, als ſich die Dogmatik erhob, iſt auch die Skepſis gewachſen.

Fr. v. Raumer.

6.

In religiöſen Dingen, in wiſſenſchaftlichen und politiſchen, überall machte es mir zu ſchaffen, daß ich nicht heuchelte und daß ich den Muth hatte, mich auszuſprechen, wie ich empfand.

Ich glaubte an Gott und die Natur, und an den Sieg des Edlen über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich ſollte auch glauben, daß Drei Eins ſei und Eins Drei; das aber widerſtrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch ſah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindeſten wäre geholfen geweſen.

Göthe bei Eckermann.

7.

Wie kann man durch die abgeſchmackten Reden, die ungerechten Handlungen der meiſten von denjenigen, die uns die religiöſe Lehre predigen, zur Ueberzeugung gelangen?

Napoleon.

8.

Man glaubt wohl an Gott, weil Alles um uns her ihn verkündiget, und weil die größten Geiſter an ihn glaubten, nicht nur Boſſuet, deſſen Handwerk dies war, ſondern auch Newton und Leibnitz. Aber man weiß nicht, was man von der Lehre glauben ſoll, in der man uns unterrichtet.

Napoleon.

9.

Alle pfäffiſchen Leute ſind opiniâtre, ohne raison und unleidlich.

Eliſabeth Charlotte von Orleans.
1719.

10.

Der Geiſt der Kirche und der der Philoſophie ſind ſo verſchieden, wie Nacht und Licht.

Aus dem Globe v. 2. Dec. 1829.

11.

Wer einen der Natur äußerlichen Gott glaubt, der befreundet ſich nimmermehr mit ihrem Innern.

L. Feuerbach.

12.

Die Natur erſchließt ihre Geheimniſſe, ihre — die allein wahren und ſtichhaltigen — Wunder dem menſchlichen Geiſte nur da, wo er die falſchen Mirakel des Glaubens verwirſt.

L. Feuerbach.

13.

Die Tortur des Glaubens.

Warum koſtet ſo viel Anſtrengung und Hitze der Glaube? —
Weil er das Edelſte uns reißt aus der Seele heraus

L. Feuerbach.

14.

Sie haben keine Idee von der Hölle, Madame. Daß die armen Seelen da drunten den ganzen Tag all die ſchlechten Predigten leſen müſſen, die hier oben gedruckt werden — das iſt Verläumdung. So ſchlimm iſt es nicht in der Hölle, ſo raffinirte Qualen wird Satan niemals erſinnen. Dagegen iſt Dante's Schilderung etwas zu mäßig.

H. Heine.

15.

„Ei, was muß ich hören!
In die Kirche gehſt du;
Einen Heuchler machſt du;
Oder biſt du wirklich
Ein devoter Hund?“ —

Höre mich! Es hat das
Seinen eignen Grund.
Mich befällt zuweilen
Eine Geiſtesſchwäche;
Fromm zu werden, fürcht' ich.
Gehe dann zur Predigt;
Hab' ich hier abſurder
Dinge viel vernommen,
Mich geneſen fühl' ich,
Fühle mich für lange
Wieder kerngeſund.

Aus dem Leben.

VII.

Gegenſatz
zu
Herz und Gefühl.

Mangel
an
Hoffnung, Troſt und Beruhigung.

1.

Es iſt ſchwer zu begreifen, wie gewiſſe Dogmen, wie die der Gnadenwahl und der Ewigkeit der Höllenſtrafen, ſo ſehr das Herz anſprechen ſollen.

Fr. v. Raumer.

2.

Statt daß die Religion dankbar gegen Gott, zufrieden mit den Beſchlüſſen der Vorſehung und getroſt machen ſollte für Zeit und Ewigkeit, heißt es: Ihr ſeid eingeſperrt in ein verfluchtes Jammerthal und nur Wenige werden dereinſt in Abrahams Schooße, Viele dagegen im Fegefeuer ſitzen und die Meiſten in der Hölle ewig gemartert werden.

Dergleichen Religionsfratzen kannten die Griechen nicht.

Fr. v. Raumer.

3.

Die Verſöhnung des Menſchen mit Gott durch des theuere Blut Chriſti iſt — man muß es geſtehen — eine ſehr rührende und troſtvolle Lehre für den, der ſich einen grimmigen, entſetzlichen, nur durch Blut und noch dazu nur durch ein ſo koſtbar-menſchliches Blut, zu begütigenden Gott denkt, ſo wie er die nothwendige Vorausſetzung und Begründung jener molochiſtiſchen Lehre bildet, und der roh genug iſt, an einem ſolchen Ungeheuer von Gott keinen Anſtoß zu nehmen. Für Menſchen von gebildeterem Weſen und feinerem Gefühle jedoch kann dieſe abſcheuliche Gottesidee ſammt der daraus entwickelten anthropothyſiſchen Verſöhnungslehre nur etwas im höchſten Grade Beleidigendes, Abſtoßendes, Unerträgliches ſein, ſo daß ſie lieber gar nicht exiſtiren, als einem ſolchen Gott unterworfen und auf ſolche Weiſe mit ihm verſöhnt ſein möchten.

4.

Soll das ein Troſt und eine Hoffnung ſein:
„Es giebt dort oben keinen Ehebund;
Es iſt da Keine Keinem mehr verbunden;
Mann, Weib und Kind, ſie ſind im Himmel nicht“? —
Solch eine Hoffnung löſt ſchon hier die Ehe,

Ein ſolcher Troſt, er iſt der Liebe Tod
Hienieden ſchon und jeder frommen Sitte,
Die Gatten, Eltern, Kinder und Geſchwiſter
So heilig und ſo zart vereinigt hält.

Ein Molla zu Bruſa.
Leopold Schäfer, der Weltprieſter.
Nürnberg 1846. S. 373.

5.

Dorten — ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieſer Welt verließ;
Jede Wonne hab' ich abgeſchworen,
Alle Bande, die ich ſelig pries;
Fremde, nie verſtandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich hier beglücken,
Tauſch' ich neue, die ich miſſen kann.

Schiller.

6.

Labt auch dort noch Liebe, Wein und Leben?

Petöſi Sandor[1]).

Auf dieſe Frage antwortet das Chriſtenthum mit einem entſchiedenen Nein.

---

[1]) Petöſi Sandor (ſpr. Schandor) iſt ſo viel als Alexander Petöſi. Name eines ungariſchen Dichters der neueſten Zeit.

7.

Auch ohne Vernichtung bleibt den meiſten der Tod fürchterlich, wenn er das Eintreten in ein ganz verſchiedenes Leben iſt.

Jean Paul.

Ein *ganz* verſchiedenes Leben iſt *keines* für uns, die wir nur dies eine kennen, dies eine lieben.

8.

Das Ewige und Himmliſche iſt ſchwer zu verſtehen, und halte ich es für eine pure Gnade Gottes, wenn einen der Allmächtige erleuchtet, es zu verſtehen.

Eliſabeth Charlotte von Orleans.
1704.

9.

Wollte Gott, ich könnte glauben, daß man ſich in jener Welt ſehen wird und kennen kann! Es würde mir dann der Tod leichter ankommen. Allein weil in jener Welt ſein wird, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört und in keines Menſchen Herz gekommen, alſo iſt nicht zu glauben, daß dort etwas, wie hier ſein wird. Zudem ſo glaube ich, daß wenn man ſich in jener Welt dieſer erinnern könnte, ſo würde man in der Seligkeit nicht durchaus glücklich und in der Verdammniß nicht durchaus unglücklich ſein können; denn man würde ſich doch immer für die intereſſiren, ſo man lieb hät und Part nehmen, wenn's ihnen wohl oder übel ginge. Alſo ſchließe ich, daß jene Welt etwas ganz Anderes ſein müſſe, und daß man an nichts Anderes mehr gedenken wird, als an unſern Herrgott und den zu loben. Das iſt meine Meinung, liebe Louiſe, und alſo kann mich mein eigener Tod nicht tröſten über die, ſo ich verloren habe; es kann mich nur tröſten, alles, was hier bös und verdrießlich iſt, zu verlaſſen und eine ewige Ruhe zu genießen.

Eliſabeth Charlotte von Orleans.
1714.

10.

Da man vom ewigen Leben und deſſen Freude redete, ſprach Dr. Martinus: Ich denke ihm oft nach; ich kann's aber nicht verſtehen, womit wir doch werden die Zeit zubringen. Denn es wird da keine Veränderung, keine Arbeit, weder Eſſen und Trinken, noch ſonſt ein Geſchäfte ſein.

Luther's Tiſchreden von **Walch** S. 1964 f.

Luther erklärt ſich darauf dahin, daß der Inhalt des ewigen Lebens die Anſchauung Gottes ſein werde. Der himmliſche, über Welt und Natur hinausgeſetzte Gott aber, der dort angeſchaut werden ſoll, iſt etwas ganz Leeres, Inhaltloſes. Der wahre und wirkliche Gott iſt der in Welt und Natur, und um dieſen anzuſchauen, bedarf es keines Fluges über Welt und Natur hinaus, der die Anſchauung deſſelben vielmehr unmöglich machen würde; ihn ſchaut man nur innerhalb dieſer realen Sphäre ſelber an.

11.

Unſterblichkeit muß das Ziel ſein, nicht der Himmel. Denn mag ich denken, wie ich will, ſo macht er mir Langeweile und ſeine Herrlichkeit lockt mich nicht, denn die wird man ſatt.

Bettina.

12.

Was hilfts denn, ohne Saft und Kraft
Mit ausgetrockneter Eigenſchaft
Als eine excerpirte Seele
Zu ſchweben in die Himmelsſäle?

L. Feuerbach.

13.

Si, d'après ce qu'on rapporte,
On bâille aux célestes lieux,
Que le diable nous emporte,
Et nous rendrons grace à Dieu.

Béranger.

14.

Babel meinet, die Seele ſahre über die Sterne in einen Himmel; ich kenne denſelben Himmel nicht, will auch ſeiner wohl entbehren.

Jakob Böhm.

15.

Das chriſtliche Himmelreich geſtaltet ſich geiſtig, es fehlt ihm aber ein mannigfaltiger Inhalt; das muhamedaniſche iſt vorzugsweiſe ſinnlich und materiell, hat aber deßhalb, wie man ſagt, Hand und Fuß.

Fr. v. Raumer.

16.

Die Unbeſtimmtheit des Himmliſchen und Ewigen, die matte Farbengebung, die Abtrennung und Verſchiedenheit vom hieſigen Leben, der ferne, dunkle Hintergrund, der am Ende dem Nichts einer Nacht gleich ſieht. — Dieſe chriſtlichen Gemälde des Jenſeits heben den Zuſammenhang zwiſchen Jetzt und Künftig zu ſehr auf, um uns freudige Einwirkungen und Erwartungen zu geben. Froher ſtärkt der Türke ſeinen Blick an dem vor ihm ſchwebenden Paradiesgarten, der ſich von ſeinen tieferen Gärten nur durch höheres Hangen unterſcheidet.

Jean Paul.

17.

Nur das Chriſtenvolk hat einen farbeloſen, durchſichtigen, die Erde nicht wiederſpiegelnden Himmel voll Geſang, Gebet und Langeweile; daher den gemeinen Mann auch mehr die Höllenſcheu abtreibt, als die Himmelsluſt anſpornt, in der er ſeine hieſige Andacht mit unaufhörlicher droben belohnt antrifft und die er ſich in ſeinem Glaubenswirrwarr höchſtens noch durch die Hoffnung eines ewigen Ausruhens verſüßt.

Jean Paul.

18.

Napoleon ſagte, die Chriſten hätten die Vorſtellung von einer Hölle und ihren Schrecken und Qualen dermaßen ausgebildet und ihr ein ſolches Uebergewicht gegeben, daß man ſagen könne, die Religion Chriſti ſei eine Drohung. Den Islam dagegen, der in gleicher Weiſe mit der Vorſtellung von den Belohnungen und Entzückungen des Jenſeits verfahren, könne man als die Religion der Verheißung bezeichnen.

19.

Der chriſtliche Himmel iſt nach der äußerſt nebulöſen, unbeſtimmten, negativ-armſeligen Vorſtellung, die man davon hat und geben kann, ſo viel als nichts; deſto beſtimmter, poſitiver und reicher an grauſigem, gräßlichem Inhalt wird die chriſtliche Hölle gedacht und dargeſtellt.

20.

Ich will lieber dem Nichts anheimfallen, als den Marterkammern gewiſſer Theologen und Poeten.

Fr. v. Raumer.

Mit dieſen Marterkammern drohen und ſchrecken aber ſchon die heiligen Schriften des Chriſtenthums, die Evangelien und die übrigen Bücher des neuen Teſtaments; ſ. das Folgende.

21.

Nach Mac. 9, 43—48 iſt die Hölle ein Ort und Zuſtand nie endender Qual, wo „der Verdammten Wurm nicht ſtirbt und ihr Feuer nicht verlöſcht,“ welche die ſogenante Ewigkeit der Höllenſtrafen als Bibellehre unwiderſprechlich beweiſenden Worte dreimal geleſen werden; vergl. Matth. 8, 12. C. 13, 42 und 50. C. 22, 13. C. 25, 30. 41. 46. Luc. 16, 23—26. 2. Theſſal. 1, 7—9. 2. Petr. 2, 4—9. Offenb. Joh. 19, 20. C. 20, 10. V. 12—15. C. 21, 8; nach welchen letzteren Stellen jeder, der zu dem chriſtlichen Gott und der chriſtlichen Lehre in irgend einem Gegenſatz ſteht, in einen mit Feuer und Schwefel brennenden Pfuhl geſtürzt und Tag und Nacht in alle Ewigkeit gepeinigt wird.

22.

Ich ſage euch, daß die Menſchen von jeder unnützen Rede, welche ſie irgend reden, Rechenſchaft ablegen müſſen, am Tage des Gerichts. Denn nach deinen Reden wirſt du gerechtfertiget, und nach deinen Reden verurtheilt werden.

Matth. 12, 36 f.

Wie unſinnig und abſurd und wie fürchterlich für den, der es glaubt!

23.

Die Furcht, verdammt zu werden, oder die Meinung, es zu ſein, hat ſchon Viele wahnſinnig gemacht, ſowohl Katholiken, als Proteſtanten; vergl. Marc die Geiſteskrankheiten, überſ. von Ideler. Berlin 1843 f. I. S. 222 mit der Note von Ideler daſelbſt. Ueberhaupt geht wohl keine Art von Religioſität ſo leicht und ſo häufig in Wahnſinn über, als die chriſtliche; vergl. ebendaſelbſt II. S. 157.

24.

Es giebt im Chriſtenthum — in dem ſpecifiſchen, hiſtoriſch wahren und ächten, nicht allzu modern modificirten und verfälſchten wenigſtens — eigentlich nur Traurigkeit und Schrecken, nichts aber, was hiezu ein nur einigermaßen entſprechendes Gegentheil bildet. Denn die Freuden und Süßigkeiten dieſer Welt werden uns durch daſſelbe als etwas Verächtliches, Verworfenes, Unheiliges, Sündiges und Seelenverderbliches entweder entzogen oder vergällt, und ſofern wir ſie doch genießen und als ſolche empfinden und lieben, verhalten wir uns nicht als Chriſten, ſondern als Unchriſten und Weltmenſchen; chriſtlich iſt hier nur das böſe Gewiſſen, das Schuldbewußtſein, die Selbſtverachtung, mit der wir genießen, und die Reue und Buße nach dem Genuß. Was aber die in Ausſicht geſtellten Zuſtände nach dem Tode betrifft, ſo bietet ſich hier einerſeits ein öder, abgeſchmackter, allen unſern Vorſtellungen von Luſt, Freude, Genuß widerſprechender Himmel dar, und andererſeits klafft die Hölle mit einem Extrem und einer zeitlichen Unendlichkeit (Ewigkeit) von Schmerz und Qual.

VIII.

Die
Aufopferung des Menſchen
als
Cultusact und Cultusidee.

1.

Luther ſprach einmal davon, wie dem Abraham wäre zu Sinne geweſen, da er ſeinen jüngſten und liebſten Sohn opfern wollte: „Welch ein Herzpochen wird er da gehabt haben, daß er ſeinen einigen Sohn hat würgen und opfern ſollen! Er wird der Sara nichts davon geſagt haben. Derſelbe Gang wird ihm ſauer angekommen ſein. Wahrlich, ich wollte mit Gott disputiren, wenn er mir ſolches vorlegte und anmuthete.“

Luther's Tiſchreden von **Walch**
S. 253; auch S. 1787.

2.

Die Religion ermuthigt zu Verbrechen, zu denen der Atheismus keine Veranlaſſung giebt; ſie reißt Schranken nieder, die für irreligiöſe Denkarten unüberwindlich ſind. Natur, Menſchlichkeit, Mitleid, ſie kämpfen in dem Herzen eines Vaters mit vereinten Kräften gegen den Gedanken des Kindermordes, und ſo würde dieſem ein Götzendiener, ohne Einmiſchung der Religion, keinen Raum geben; da aber die Religion im Spiele, ſo tritt er alle ſeine Gefühle mit Fußen, ſo ſetzt er alle vernünftigen Rückſichten aus den Augen und vollbringt das Entſetzliche.

Pierre Bayle.

3.

Aus vergifteter Milch ein Kübel
Tränkt uns arme Kindlein übel;
Eine Kannibalenfibel
Iſt die Bibel.

4.

Ein Schäfer ermordete ſeine drei Kinder, um Gott, wie Abraham, ein wohlgefälliges Opfer zu bringen. Er wurde auf Befehl Friedrich's II. in das Berliner Irrenhaus aufgenommen und zeichnete ſich da durch ein in jeder Beziehung muſterhaftes Betragen aus. Nach mehr als zehn Jahren richtete Kieſewetter die Frage an ihn: ob er denn ſeine Kinder nicht lieb gehabt? — „Mein Gott," ſagte er in einem erſchütterndem Tone, indem ein Strom von Thränen aus ſeinen Augen ſtürzte, „ob ich ſie lieb gehabt? Sie waren mein ganzes Glück, meine ganze Seligkeit. Aber jetzt ſind ſie bei Gott. Es brach mir das Herz, ſie zu opfern; aber ich würde ſie noch heute opfern, wenn es ſein müßte. Gehorſam iſt das Beſte, was man Gott darbringen kann.“

Dieſer Fall wird in Kieſewetter's Erfahrungsſeelenlehre, in Ideler's Grundriß der Seelenheilkunde und in Marc's Geiſteskrankheiten, überſ. v. Ideler, I. Berlin 1843 S. 165 erzählt.

5.

Der Begriff des Opfers iſt der höchſte Begriff des Katholicismus.

L. Feuerbach.

Er iſt die Seele aller ſpecifiſch chriſtlichen Dogmatik und Ethik und prägt ſich als ſolche in den vornehmſten Cultusacten aller das eigenthümliche Weſen des Chriſtenthum nicht ganz zu verwiſchen trachtenden Confeſſionen, namentlich in Meſſe und Abendmahl, aus; das alte, vorreformatoriſche Chriſtenthum hat ihm nur die vollkommenſte Darſtellung und thatſächliche Verwirklichung in Cultus und Leben gegeben.

6.

An John Maſon,

einem Geiſtlichen in New-York.

Sie ſprechen von dem ſogenannten „koſtbaren Blute Chriſti.“ Dieſe rohe Sprache eignet den Prieſtern der chriſtlichen Religion. Die Bekenner dieſer Religion ſagen, ſie ſeien empört über die Menſchenopfer, von denen man in der Geſchichte mancher Länder lieſt. Sehen ſie nicht, daß ihre eigene Religion ſich auf Menſchenopfer gründet, auf das Blut eines Mannes, wovon ihre Prieſter ſchwatzen, wie die Schlächter von ihrem Handwerke? Man kann ſich nicht wundern, daß die chriſtliche Religion ſo blutige Früchte getragen hat, denn ſie entſprang aus Blut, und viele Tauſende von Menſchen ſind ſeitdem auf dem Altare der chriſtlichen Religion zum Opfer gebracht worden.

Thomas Paine.

7.

Tantum religio potuit suadere malorum.

Das gilt ganz vorzüglich vom Chriſtenthum, und wenn es von andern Religionen gilt, ſo iſt es nur darum, weil ſie mit dem Chriſtenthum in Verwandtſchaft ſtehen, d. h. ſpiritualiſtiſcher, negativ-geiſtiger Natur ſind, wie das Chriſtenthum. Denn „principielle Quelle von Gräueln“ iſt nicht jede, wohl aber diejenige Religion, „in welcher ein ſpiritualiſtiſcher, antinaturaliſtiſcher Gott verehrt wird; da gilt es, das natürliche, weltliche Daſein zu negiren, da iſt Mord und Vernichtung ein heiliges, gottgefälliges Werk, ja das heiligſte, gottgefälligſte, das im Grunde einzige, worauf es ankommt, was weſentlich zu vollbringen iſt“[1].

---

[1] Anthropol. 1844 S. 110 f.

8.

Alles im Chriſtenthum — ſo weit man wenigſtens ächtes, wahres, ſpecifiſches Chriſtenthum und nicht etwas nur den Namen des Chriſtenthums Führendes, in der That aber ganz Anderes, vielmehr Judenthum und Heidenthum zu Nennendes, vor ſich hat — bezieht ſich auf martervolle und mörderiſche Gewaltſamkeiten, auf Blut und Tod, auf Weltverneinung und Selbſtzerſtörung; Alles in ihm iſt finſter, lebensfeindlich und fürchterlich, iſt darauf angelegt, einen wilden, fieberhaften Wahnſinn der Negation zu entzünden, der, wenn ſeiner alles Maßes entbehrenden Entwickelung und Aeußerung keine Schranke geſetzt wird, in faktiſche Barbarismen der allerextremſten Art nothwendig ausſchlagen muß.

—

Pfarrer Mezger in ſeinem Briefe über den Werth religiöſer Privatverſammlungen S. 183 ſpricht von den empörenden Scenen in Wildenſpuch, „die man wohl eine Ausgeburt der Hölle nennen darf, und die es ſchmerzlich und warnend darthun, in welche Abgründe des Wahnſinnes, der Raſerei und des Laſters der Menſch gerathen kann, wenn er einmal einer exaltirten und falſchen Frömmigkeit“ — ſaget doch einmal ehrlich: dem Chriſtenthume! — „ſein Herz geöffnet.“

Geb. 1847.

9.

Die Geſchichte eines Frömmlers, Namens Matthieu Lovat, der erſt, als ein neuer Origenes, eine vollſtändige Amputation ſeiner Geſchlechtstheile vollzog, dann, in der Ueberzeugung, Gott habe ihm das Märtyrerthum der Kreuzigung auferlegt, am 21. September 1803, als an dem Feſttage des Matthäu's, ſeines Schutzheiligen, eine Selbſtkreuzigung verſuchte, wobei er jedoch überraſcht wurde, eine ſolche ſpäterhin auf das grauſamſte wirklich vollzog, ſich nach ſeinem Eintritt in ein Irrenhaus, durch häufiges, vieltägiges Faſten ſchwächte, ſich der Sonnenhitze ausſetzte, bis die Epidermis des Geſichtes in Schuppen abblätterte, und ſo endlich ſelbſtmörderiſch zu Grunde ging, iſt ausführlich zu leſen bei *Marc*, „die Geiſteskrankheiten“ überſ. von *Ideler* I. Berlin 1843. S. 251 ff.[1]).

10.

Gegner haben mir das Zugeſtändniß gemacht: ich habe ſo viel „*poſitiv nachgewieſen, daß das Opfer ein weſentliches Attribut des Chriſtenthums ſei*;“ auch ſtehe Folgendes im Chriſtenthum unumſtößlich feſt: *Die Sünde der Welt ſei geſühnt worden durch ein Menſchenopfer, und dieſes Opfer werde von der Kirche unaufhörlich erneut*. S. *Kuranda's* „Grenzboten,“ Jahrgang 6.

---

[1]) Ueber ehemalige Charfreitagskreuzigungen ſ. Geheimniſſe II. S. 38 ff. und über Selbſtopferungen an Namenstagen und zu Ehren der Namensheiligen ſ. ebendaſ. S. 7 ff. Die Wildenſpucher Kreuzigungsgeſchichte iſt bekannt; ſ. übrigens J. L. *Meyer*, ſchwärmeriſche Gräuelſcenen oder Kreuzigungsgeſchichte einer religiöſen Schwärmerin in Wildenſpuch u. ſ. w. nach den Criminalacten. Zürich 1824.

Semeſt. 2. Nr. 45 und „Telegraph für Deutſchland“ 1848 Nr. 3. S. 84.

11.

Man gerieth in der chriſtlichen Kirche auf die ſeltſame Idee eines fortwährenden Menſchenopfers in Geſtalt des ſogenannten Meßopfers, welches der Prieſter täglich, ſo oft er nur will, der Gottheit zur Verſöhnung darbringen kann.

Krug.
Encyklopädiſch-philoſophiſches Lexikon
unter dem Worte: Opfer.

S. überhaupt dieſen Artikel im 3. Bande des genannten Werkes. Leipz. 1828. S. 107 f.

12.

Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.
Opfer fallen hier
Weder Lamm, noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Göthe.

13.

Geſtern Abends hörte ich eine traurige Geſchichte erzählen, die ſich 1785 zu München ereignete und noch in vieler Menſchen Erinnerung iſt. Ein ſiebzehnjähriges Mädchen liebte. Es war das ſchönſte der Stadt. Die Eltern waren ihren Wünſchen entgegen. Weil ſie eine andere Wahl getroffen? — nein, das wäre noch troſtvoll; ſie waren Frömmler und wollten ihre Tochter zwingen, in's Kloſter zu gehen. Eines Morgens geht das unglückliche Kind mit ihrem Kammermädchen in die Liebfrauenkirche, kniet nieder, betet lang und heiß und eilt dann mit ſchnellen Schritten den Thurm hinauf. Die entathmete Begleiterin kann nicht ſchnell genug folgen. Von der höchſten Spitze des Thurmes ſtürzt ſich jene herab, bleibt mit dem Kleide am Uhrzeiger hängen, fällt dann tiefer auf ein baufälliges Haus, ſchlägt durch das Dach, durch den Boden und ſinkt in die Stube und zu den Füßen eines dort wohnenden Geiſtlichen nieder. Ein noch lebender alter General iſt gewohnt, täglich, wenn er am Thurme vorbeigeht, hinauf zu ſehen und ſeine Uhr zu richten. An jenem Tage, gerade da er hinaufblickte, ſchwebte das Mädchen am Zeiger hängend . . . . Es giebt jetzt keine Klöſter mehr; aber wer ſammelt den verwehten Staub dieſes Schlachtopfers menſchlicher Raſerei und wer belebt ihn wieder? Habe ich nicht Recht — möchte man nicht ein Tiger ſein, um dieſe Hyänen zu zerfleiſchen? Erſt 32 Jahre alt wäre jetzt das Mädchen und vielleicht eine glückliche Mutter vieler Kinder. Und jetzt wollen ſie, nicht im Fieberwahne, wie damals, ſondern geſund und mit kaltem Blute, das teufliſche Spiel von vorn anfangen!

Börne
in einem Brief aus München
v. 20. Dec. 1821.

IX.

Gegenſatz
zu
Bildung und Humanität
in Beziehung
auf welthiſtoriſche Culturperioden.

1.

Das Chriſtenthum gab die urſprüngliche ſchöne Naturreligion, wie eine unſchuldige Schöne, der Schmach und Verlaſſenheit Preis, um Platz zu machen für die Hexe des Aberglaubens.

Thomas Paine.

2.

So wenig die Anhänger des chriſtlichen Syſtems es glauben und anerkennen mögen, ſo iſt es dennoch wahr: Das Zeitalter der Unwiſſenheit fing mit der Herrſchaft des Chriſtenthums an.

Thomas Paine.

3.

Es iſt nicht wahr, daß Europa ſeine Bildung dem Chriſtenthum allein verdankt.

Fr. v. Raumer.

Ich ſage: Es iſt nicht wahr, daß es ſeine Bildung irgendwie dieſer Religion verdankt. Man ſehe das ſonſt hier Beigebrachte und Ausgeſprochene!

4.

„Chriſtus“, ſagt Platen,
„erſchien im höchſt unſeligem Zeitraum
Als ſich das Menſchengeſchlecht neigte zu tiefem Verfall;“

und damit trifft er auf das Richtige hin, wiewohl er es nicht in dieſer Beſtimmtheit erfaßt und ausſpricht: **Das Chriſtenthum iſt die Ausgeburt einer ſinkenden Welt und Zeit.**

5.

Chriſtus machte in ſeinen Zeiten aus übel ärger, und St. Paulus machte nicht viel frommer Chriſten.

Luther

Tiſchreden v. **Walch** S. 288.

So hat es auch Luther, wiewohl in ſeiner Art und in ſeinem Sinn, erkannt und anerkannt, daß die Weltzuſtände durch das Chriſtenthum keineswegs veredelt und gebeſſert worden ſind.

6.

Euſebius ſpricht immer, wie die Apoſtel, mit der Begeiſterung eines Mannes, der eine ganz neue, höhere Periode der Menſchheit anzukündigen kommt. Wenn man aber die Hiſtorie noch ihm lieſt, ſo zeigt ſich ſo etwas durchaus nicht, die Menſchen keineswegs gebeſſert, die Zeit nichts weniger, als glücklich, keine neue Blüthe der Humanität, ſondern das Gegentheil.

Joh. v. Müller

Sämmtl. Werke VII. 330. Brief von 1802.

7.

Fackel und Pechkranz warf in die heidniſchen Säulengebälke
Chriſtlicher Eifer, es wich Pallas und Bacchus und Mars;
Aber der Märtyrer Knochengeripp, der fanatiſche Moder,
Ward nun über den Schutt rauchender Tempel verehrt.

Platen.

8.

Quae communicatio luci ad tenebras? Qui consensus Christo cum Belial? Quid facit cum psalterio Horatius, cum evangeliis Maro, cum apostolis Cicero? . . . . Domine, si unquam habuero codices saeculares, si legero, te negavi.

Hieronymus.
Epist. XXII. c. 13.

In den Regeln des h. Iſidorus wurde geboten: Gentilium libros vel haereticorum volumina monachus legere caveat. Gregor der Große machte dem Biſchof von Vienne, Deſiderius, große Vorwürfe darüber, daß er die klaſſiſche Literatur lehre und mit jungen Leuten heidniſche Dichter leſe. Quia in uno ore se cum Jovis laudibus Christi laudes non capiunt, et quam grave nefandumque episcopis, canere, quod nec laico religioso conveniat, ipse considera. Vergl. L. Feuerbach Geſchichte der neueren Philiſophie von Baco v. Verulam bis Spinoza. Ansbach 1833. S. 8. f. mit dem daſelbſt noch außerdem Angeführten und Nachgewieſenen.

9.

Unwiſſenheit und Aberglaube, welche das ganze Abendland bedeckten, waren das weite und tiefe Meer, in welchem Petrus Netz fiſchte.

Herder.
Ideen B. XIX. 1.

10.

Ueberall hat das chriſtliche Syſtem Verwüſtung verbreitet, und wenn wir unſern Standpunkt um den Anfang des 16. Jahrhunderts nehmen; ſo blicken wir durch eine lange Kluft voll Barbarei, wie über eine ungeheuere Sandwüſte, wo nichts Grünes den Blick erfreut, in die Zeiten des vorchriſtlichen Alterthums, wie in jenſeits liegende fruchtbare Gebirgsthäler zurück.

Thomas Paine.

11.

Napoleon bezeichnete die vergangenen achtzehn Jahrhunderte des Heiles als Zeiträume der Sklaverei und Tyrannei, welche das Menſchengeſchlecht entehrt.

Hektor Chauſſier
a. a. O.

12.

„Endlich, nachdem das menſchliche Genie von einer faſt gänzlichen Zerſtörung durch eine Art von Palingeneſie ſich glücklich wiederum erhoben hat, ſo ſehen wir in unſern Tagen den richtigen Geſchmack des Edlen und Schönen ſowohl in den Künſten und Wiſſenſchaften, als in Anſehung des Sittlichen aufblühen“ u. ſ. w.

So ſpricht Kant[1] vom chriſtlichen Weltalter und der auf daſſelbe folgenden neueren Wendung der Dinge, die wenn auch nicht in bewußter und erklärter Weiſe, in nichts Anderem, als der Negation der chriſtlichen Principien und der aus ihrer Geltendmachung und Durchführung entſprungenen Weltordnung beſteht!

---

[1] Kritik der Urtheilskraft, gegen das Ende hin.

Das Werk des Chriſtenthums ſtellt ſich hiernach als eine faſt gänzliche Zerſtörung des menſchlichen Weſens und Geiſtes heraus.

13.

Das Weſen des bibliſchen und jedes anderen ihm nicht weſentlich untreu gewordenen Chriſtenthums iſt durchaus nicht die Einheit im poſitiven, bejahenden Sinne des Wortes, ſondern der Gegenſatz, der abſolute, unendliche Gegenſatz; auch iſt es eben deßhalb auf keine Weiſe in den Fortſchritt im Sinne der Cultur zu ſetzen, denn dieſer beruht ganz nur auf der Aufhebung des Gegenſatzes und der Herſtellung der Einheit, ſondern einzig und allein in die Reaction und Reſtauration im Geiſte des Pietismus und Jeſuitismus, der, wie ſehr man ſich auch dagegen ſträuben mag es anzuerkennen, der allein ächt chriſtliche iſt. Das Chriſtenthum erſchien zu einer Zeit, in welcher die Griechen eine herrliche, glorreiche, auch zu den damals die Welt beherrſchenden Römern übergegangene Humanitätsbildung begründet und entwickelt hatten, und das Weſen dieſer, und nicht des Chriſtenthums, war die Einheit, die wahre wirkliche, aufrichtige und unverſtellte Einheit des Göttlichen und Menſchlichen und des Menſchlichen mit ſich ſelbſt. Die Götter des Heidenthums waren menſchlich und die Menſchen göttlich, denn Göttliches und Menſchliches war Eins, das Menſchliche ſich ſelbſt, als ein Göttliches, heilig, theuer, lieb und wahr. Die reale Welt, zu der und in die der Menſch gehört, war nicht verworfen und unter den Fluch gethan; der Menſch, der in ihr zu Hauſe war, *durfte* dies ſein, war dazu berechtigt und getrieben von ſeiner Religion, ſündigte nicht, wenn er ſeinen Trieben folgte und die ihm von der Natur beſtimmten und bereiteten Freuden des Lebens genoß; denn die Natur war göttlich und in jenen Trieben und Freuden wurde der Wille, die Wirkung und das Daſein großer guter, anbetungswürdiger Mächte erkannt.[1]) Gegen dieſe ſchöne, ſüße, ſelige Einheit der klaſſiſch heidniſchen Kulturwelt ſetzte ſich das aus feindlichen jüdiſchen[2]) Grundlagen hervortreibende Chriſtenthum als reactionäre, reſtauratoriſche Tendenz und Macht, vernichtete jenes harmoniſche Sein und verwandelte es in die ſchreiendſte Diſſonanz, die je in der Weltgeſchichte zum Vorſchein gekommen.

St. d. W. 1843.

---

[1]) „Hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe
Und du bringſt den Amor, liebes Kind!“

[2]) Das Judenthum im Ganzen kann hiebei nicht bezüchtigt werden; denn es bildete ja ſelbſt einen Gegenſatz gegen das Chriſtenthum, und zwar den erſten und nächſten, und that alles Mögliche, um zu verhüten, daß ein ſo großes Unheil aus ihm hervor keime und um ſich greiſe. Es war nur eine unſern Pietiſten und Myſtikern analoge jüdiſche Partei, die das Chriſtenthum erzeugte, und dieſe Erſcheinung läßt ſich überdies als die einer allgemeinen Weltkrankheit betrachten, welche am Judenthum nur als an einem Gliede des Ganzen zum Ausbruch kam; vergl. das Folgende.

14.

Das erſte und nächſte Verhältniß des Chriſtenthums iſt das zum Judenthum, in deſſen Schooß es entſtand, zu dem es als ein in der Totalität ſeiner Momente enthaltener, in die Schranke ſeiner nationalen Beſonderheit eingeſchloſſener Theil urſprünglich ſelbſt gehörte, mit deſſen übriger Beſtimmtheit es aber in einen ſo extremen Gegenſatz trat, daß die bekannte totale Zerreißung und Iſolirung erfolgte. Es kann hierbei auf chriſtlicher Seite nicht zweifelhaft ſein, daß der ſich gegen das Chriſtenthum negativ verhaltende, ſich nicht von ihm abſorbirenlaſſende Theil des Judenthums, dem dieſer Name in Folge jener Trennung ausſchließlich zu eigen ward, in abſolutem Unrechte geweſen, und daß Irrthum, Verbrechen und Unehre des Verhältniſſes ganz nur auf dieſe Seite falle; das fortſchreitende Denken und Forſchen unſerer Zeiten aber kann hiebei nicht ſtehen bleiben; es muß endlich dazu fortgehen, eine ganz andere Anſicht zu faſſen, eine Anſicht, welche dem lange verhöhnten und mißhandelten Volke eine ſpäte, aber glänzende, ihm ſelbſt wohl unerwartete Rechtfertigung verſchafft. Ja, wir müſſen es bekennen: die Juden haben recht gethan, daß ſie die aus ihrem Dunkel hervortretende Sekte nicht dulden wollten, daß ſie dieſelbe in Gemeinſchaft mit den eben ſo wenig zu tadelnden Heiden mit aller Kraft zu unterdrücken ſuchten, und jener ihr ſo nützlich gewordene Apoſtel hätte, die Sache im Lichte der Wahrheit betrachtet, mehr Ehre davon, wenn er ſtatt ein Paulus zu werden, dabei beharrt wäre, ein Saulus zu ſein.

Denn nicht vorwärts, um das von den Heiden begonnene große Werk der Humanität zu vollenden, ſondern rückwärts zu altem, verworfenem und verlaſſenem Wuſt und Gräuel zielte das Chriſtenthum; es hatte dieſelbe reactionäre, reſtauratoriſche Rolle übernommen, die in unſern Tagen der Jeſuitismus ſpielt; es war der Jeſuitismus der antiken Welt, der zunächſt die in's Judenthum eingedrungenen Bildungselemente der damaligen Zeit, dann, weiter hinaus in's Allgemeine und Unbedingte greifend, die ganze alte humaniſtiſche Weltbildung bekämpfte, ſich dieſem edlen Feinde mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln der Liſt, der Accommodation, der Täuſchung, der Heuchelei, der Gewalt und des Schreckens, ſo wie es die Umſtände erheiſchten und möglich machten, beharrlichſt entgegenſetzte, und leider auch ſein deteſtables Spiel gewann.

Geh. 1847.

15.

Als die Früchte des Glaubens an den Geheimniſſen der chriſtlichen Religion werden in der Vorrede der 1840 veranſtalteten Boſtoner Ausgabe von Thomas Paine's Werken Stolz, Liebloſigket und Verfolgung genannt. Bei Vergleichung der Bibel mit den heiligen Schriften anderer Religionen heißt es: „Welches dieſer Bücher das beſte und ausführbarſte Moralſyſtem enthält, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein. Allein als Urſache grauſamer Menſchenſchlächtereien, das darf man dreiſt behaupten, ſteht die Bibel oben an und hat ihres Gleichen nicht.“

Es wird darauf der duldſame Geiſt des Korans als auffallend contraſtirend hervorgehoben; vergl. „Mahomed und ſein Werk“ S. 271 ff.

16.

Von größter Wichtigkeit iſt die Bejahung oder Verneinung folgender Sätze:

1) Die Geſchichte der Menſchheit bildet einen von Stufe zu Stufe ununterbrochen fortgehenden und aufſteigenden Entwicklungsprozeß.

2) Das Chriſtenthum iſt ein Fortſchritt über das alte Heidenthum der Griechen und Römer hinaus.

3) Der Islam iſt *kein* Fortſchritt über das Chriſtenthum hinaus.

Werden dieſe Sätze bejaht, ſo verwirrt ſich alles auf das wunderlichſte; nichts will paſſen; es treten überall die ſchreiendſten Widerſprüche auf; und ſo muß man ſich, um dieſe offenbar falſchen Anſichten und Behauptungen nicht fallen zu laſſen, auf's Verdrehen, Läugnen, Lügen und Ignoriren legen. Im Verneinungsfalle hingegen tritt durchweg Ordnung, Uebereinſtimmung und Klarheit ein. Ich daher verneine ſie und ſtelle ihnen folgende entgegen, die, wenn auch noch ſo mißfällig, anſtößig und unbequem für unſere Theologen und Schulphiloſophen, doch nichts als reine, thatſächliche Wahrheit enthalten:

Der Gang der Weltgeſchichte iſt — wenigſtens bis jetzt — ein keineswegs ſtetig fortgehender und aufſteigender, ſondern wogenartig auf- und niedergehender, und das iſt namentlich in Hinſicht jener herrlichen heidniſchen Weltbildung und des darauf folgenden Chriſtenthums der Fall; denn das Letztere iſt nichts weiter, als der Sturz in einen Abgrund von Rohheit und Gräuel, woraus die Menſchheit zunächſt wieder im Islam emporzuſteigen beginnt.

Mah. 1848.

X.

Mittel
der
Einführung und Aufrechthaltung.

1.

Manche behaupten, das Chriſtenthum ſei nicht durch das Schwert eingeführt worden; aber von welchem Zeitraume ſprechen ſie da? Es war unmöglich, daß zwölf Männer mit dem Schwert anfingen, ſie hatten nicht die Macht; allein kaum waren die Bekenner des Chriſtenthums mächtig genug, um das Schwert anzuwenden, ſo thaten ſie es — auch Mahomed konnte es nicht eher thun — ſie fügten noch überdies den Pfahl und den Scheiterhaufen hinzu. Es iſt alſo falſch, wenn man ſagt, das Chriſtenthum ſei nicht durch das Schwert begründet worden.

Thomas Paine.

2.

Die Lehrer des Irrthums haben immer zur obrigkeitlichen Gewalt ihre Zuflucht genommen, wenn von der geſunden Vernunft die Rede war.

Voltaire.

3.

Es iſt die ganze Kirchengeſchichte ein Miſchmaſch von Irrthum und Gewalt.

Göthe.

4.

Gottloſe werden hier kanoniſirt
Und Heilige dort gemordet.

Herder nach Campanella.

5.

.... Der Liebe Wort, des Haſſes Thaten —
Hier, wo der Glaubensſcheiterhaufen kniſtert,
Sind beide eng verſchwiſtert.
Verruchtes Wunder! Das ſind eure Saaten,
Ihr Schlangen, nur aus Gift und Neid geknetet,
Die ihr in einem Athem flucht und betet.

Max Waldau.

6.

Sie bringen dem Gott der Liebe Menſchenopfer, wie einem feuerarmigen Moloch.

Moor in **Schiller's** Räubern.

7.

Moloch und ähnliche Götzen haben niemals vor Chriſti Geburt ſo viele Menſchenopfer gefordert und bekommen, als Torquemada und Genoſſen nach Chriſti Geburt!

Fr. v. Raumer.

8.

Die Sprache iſt zu ſchwach, um die Gräuelthaten auszudrücken, welche das Chriſtenthum begangen, ſei es, um die heidniſche Idololatrie zu vertilgen, oder um die Ketzer auszurotten, oder um die Secten aufrecht zu erhalten, die ſich von der Hauptkirche abſonderten; die Geſchichte davon erregt Schauder; man entſetzt ſich darüber, wenn man nur etwas ſanftmüthig iſt; ein guter Menſch kann dieſe Dinge nicht leſen, ohne ſelbſt böſe zu werden; er kann ſich nicht enthalten, das Andenken der Urheber dieſer Gräuel zu verfluchen.

P. Bayle.

9.

Wenn man erwägt, welche wahnſinnige Monſtroſitäten des ſubjektiven Glaubens ſich Jahrhunderte hindurch als preiswürdige Normen der Frömmigkeit geltend gemacht und mit Feuer und Schwert bewaffnet, um ſich als allein ſelig machende Lehre unter Bannſtrahlen und Verheerungen dem ganzen Menſchengeſchlechte aufzuzwingen, ſo möchte man fürchten, es habe ſich der alte Fluch, den Kain durch Brudermord auf die Erde herabrief, auf alle kommenden Zeiten vererbt. Denn ſind alle Religionskriege etwas Anderes, als die endloſe Fortſetzung des Frevels, in welchen jener Argliſtige ſeinen frömmeren Bruder erſchlug, damit deſſen Gott wohlgefälligeres Opfer nicht ſein eigennütziges des beſten Preiſes beraube?

Ideler

in einer Note zu ſeiner Ueberſetzung von Marc's
„Geiſteskrankheiten“ II. Berlin 1844 S. 154.

10.

Llorente's Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition.

Menſchen morden iſt etwas; ſie foltern iſt viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geiſtreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das ſpaniſche immer war, drei hundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, ſondern auf jener ſchrecklicheren, welche den ganzen Bau der menſchlichen Natur auseinanderzieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß ſie ſich verrathen[1];

---

[1] In dem Schriftchen: „Sabbath, Moloch und Tabu.“ Nürnberg 1839 S. 16 wies ich auf die fürchterlichen Stellen des Evangeliums hin, in welchen ſich Chriſtus als einen Bringer nicht des Friedens, ſondern der Zwietracht und des Schwertes, als einen Auflöſer aller

welche die Bande der allerſtärkſten Liebe, die der Selbſtliebe ſprengt, ſo daß der Geängſtigte ſein eigener Verräther wird — wie man das nenne? Es giebt kein Wort, und will man das Entſetzliche der Inquiſition beſchreiben, hat man nur immer das Wort Inquiſition dafür. — — — — — — — — — —
Was ſind Septembertage gegen Auto-da-fe's, was Füſilladen gegen Scheiterhaufen, was iſt die wandernde Guillotine gegen das ſchleichende Gift der geheimen Gefängniſſe, der geheimen Zeugenausſagen, welcher ſich das heilige Offizium bediente? Treten einſt Robespierre und Marat vor den Richterſtuhl des Herrn, dann werden ſie frei geſprochen, wenn ihnen ein General-Inquiſitor nahe ſteht.

Börne.

11.

Gegen Johannes Ronge hetzten die Pfaffen in Tarnowitz einen Volkshaufen, der ihn maſſacriren ſollte, und der eine ganze Nacht hindurch ſein Leben bedrohte. Sie ließen dazu ſogar ſchon die Sterbeglocken läuten.

Aus **Ronge's** „Verhältniß der jungen Kirche zur ſocialen Frage.“ München 1848 S. 8.

---

natürlich ſittlichen Bande der menſchlichen Geſellſchaft, als einen „Erreger des Sohnes wider den Vater, der Tochter wider die Mutter, der Schnur wider die Schwieger“ ſchildert, Matth. 10, 34 ff., Luc. 12, 49 ff., wozu dann in der Note bemerkt wurde: „Auf's Schrecklichſte ſind dieſe Worte in Erfüllung gegangen innerhalb der ſpaniſchen Inquiſition, wo Eltern, Ehegatten, Verlobte und Geſchwiſter einander angeklagt haben.“

XI.

Rachſucht, Verdammung, Haß, Unduldſamkeit,

Luſt an Unfrieden und Zwietracht.

1.

Wo ihr irgend in einer Stadt oder in ein Dorf eingetreten ſeid, ſo forſchet, wer darin würdig iſt, und daſelbſt bleibet, bis ihr fortgehet. Und tretet ihr in das Haus ein, ſo begrüßet es. Und wenn das Haus würdig iſt, ſo komme der von euch gewünſchte Friede ihm zu; wenn es aber nicht würdig iſt, ſo kehre euer Friede zu euch zurück. Und wo irgend jemand euch nicht aufgenommen, noch eure Reden gehört, ſo gehet aus ſelbigem Hauſe oder ſelbiger Stadt und ſchüttelt den Staub euerer Füße ab. Wahrlich, ich ſage euch: Es wird dem Lande Sodom und Gemorrha am Tage des Gerichtes erträglicher gehen, denn elbiger Stadt.

Matth. 10, 11—15.

Dieſe Anweiſungen und Verkündigungen athmen den entſchiedenſten Geiſt der Rache, des Fanatismus, der Unverſöhnlichkeit, der Gemüths- und Glaubensbarbarei. Und ſolche gehen aus dem Munde des Stifters einer Religion, die man als die der Liebe und der Sanftmuth preiſt!

2.

Wenn jemand zu euch kommt und dieſe Lehre nicht bringet, ſo nehmet ihn nicht in's Haus auf und grüßet ihn nicht!

2. Joh. 10.

So gebietet derjenige unter den Apoſteln, der am meiſten und in den wohlklingendſten Phraſen von Liebe und Eintracht ſpricht! Vergl. St. d. W. S. 10 f.

3.

Wer da glaubet und getauft wird, der wird gerettet werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.

Marc. 16, 16.

4.

Wer irgend redet wider den heiligen Geiſt, dem wird es nicht vergeben werden, weder in dieſer Welt, noch in der zukünftigen.

Matth. 12, 32.

5.

Alexander, der Schmied, hat mir viel Böſes erwieſen; der Herr vergelte ihm nach ſeinen Werken!

2. Timoth. 4. 14.

Saubere Geſinnung! Schöner Wunſch!

6.

Mehrmals finden wir, daß Paulus Menſchen dem Satan übergiebt. Solche ſind Hymenäus und Alexander, als welche „am Glauben Schiffbruch gelitten,“ 1. Timoth. 1, 19 f., und ein Ungenannter, der „das Weib ſeines Vaters hat,“ 1. Corinth. 5, 1—5. Letzterer wird übergeben „zum Verderben des Fleiſches,“ wozu heuchleriſch und beſchönigend hinzugeſetzt wird: „damit der Geiſt gerettet werde am Tage unſeres Herrn Jeſu.“

7.

Es giebt Bußfertige, Schwärmer und Heuchler in China und in der Türkei, ſo gut wie in Frankreich; aber es giebt wohl keine Religion, worin ein ſolcher Geiſt der Unduldſamkeit herrſcht, wie in der chriſtlichen Religion.

Ein franzöſiſcher Schriftſteller.

8.

Faſt alle Duldung in der chriſtlichen Welt iſt ausgegangen von Nicht-Geiſtlichen oder von verketzerten Geiſtlichen.

Fr. v. Raumer.

9.

Sie ſagen: „Thut Alles zur Ehre Gottes!“ — Aber was gereicht denn zur Ehre Gottes? Länder erobern, Hexen und Ketzer verbrennen, proteſtantiſche Kinder ſtehlen u. ſ. w.?

Fr. v. Raumer.

10.

Mich treibet lediglich der Eifer Gottes;
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm.

Der Patriarch in **Leſſing's** Nathan.

11.

Die Unduldſamkeit der Gläubigen iſt größer und gefährlicher, als die der Erkennenden; denn dieſe ſind unduldſam nur im eigenen Namen, jene aber im eigenen und in Gottes Namen.

Fr. v. Raumer.

12.

Die chriſtlichen Glaubenslehren „haben unter den Menſchen eine gewiſſe unnatürliche Leidenſchaft, einen tiefgewurzelten, anhaltenden, unſterblichen Haß genährt.

Alle andern Leidenſchaften ſteigen und fallen, ſterben und leben wieder auf; dieſer religiöſe, fromme Haß aber frißt von Tag zu Tage im Gemüthe mehr um ſich und wird deſto ſtärker, je frömmer man wird, weil man um Gottes willen haßt, und wie kann man in einer ſo guten Sache zu viel thun? Je inniger man haßt, deſto beſſer iſt man, und je mehr man den Ketzern und Ungläubigen an Leib und Gut Böſes zufügt, um ſo mehr beweiſt man ſeine Liebe zu Gott.

William Pitt.

13.

Es iſt eine verdrießliche Sache, daß die Pfaffen machen, daß die Chriſten einander ſo zuwider ſein müſſen.

Anſtatt Mittel zu ſuchen, um Frieden zu ſchaffen, ſuchen ſie von allen Seiten nur Mittel zu finden, um alle Chriſten gegeneinander aufzuhetzen.

Eliſabeth Charlotte v. Orleans.
1697 und 1715.

14.

Und nun verdirbſt du es gar mit den Frommen des Landes! . . . . Glaube mir, keine Hocherlauchte wird dich für deine Gottloſigkeit bezahlen; die Männer der Liebe werden dich haſſen, verläumden und verfolgen, und du machſt keine Carriere weder im Himmel noch auf Erden.

Aus **Heine's** Reiſebildern.

15.

Ein bei unſern Tiſchgeſprächen oft wiederkehrender Gegenſtand waren die Frömmler einiger norddeutſchen Städte. Es wurde bemerkt, daß dieſe pietiſtiſchen Abſonderungen ganze Familien mit einander uneins gemacht und zerſprengt hätten.

Eckermann,
Geſpräche mit Göthe. Leipz. 1837. I. S. 356.

16.

Si vel umbra religionis verae in vobis esset, procul dubio non modice timere debuissetis, quando tot mala in orbem terrarum induxistis, tot dissidia inter homines excitastis, tot iniqua et impia instituistis, adeo ut parentes contra filios et filios contra parentes impie incitare non dubitaveritis.

Uriel Acoſta.

XII.

Theologenzank
und
Dogmenſtreit.

1.

. . . . . Die theologiſche Metaphyſik, die weder leben, noch ſterben, deſto bündiger aber zanken lehrt.

H. P. Sturz.
1777.

2.

Die Griechen und Römer wandelten friedlich im Dunkel nebeneinander; die Chriſten zanken und ſtreiten ſich im geoffenbarten Lichte. Theologie des Krieges, Polemik, kannten jene nicht; während jetzt nicht Kameele im Stande ſind, die Laſt dieſer Literatur fortzubringen.

Fr. v. Raumer.

3.

Wenn Streit über eine Sache ein Beweis ihrer Dunkelheit iſt, ſo iſt das, was die Theologen Offenbarung nennen, das Dunkelſte, was es giebt.

Fr. v. Raumer.

4.

Für zänkiſche Theologen wäre eine neue Offenbarung nöthig; und hätten ſie dieſe, ſo würden ſie doch fortzanken.

Fr. v. Raumer.

5.

Die Pfaffen können nie ohne Zank bleiben. Haben ſie nicht gegen andere Religionen zu ſtreiten, ſo diſputiren ſie unter einander ſelbſt, wie ich hier (zu Paris) alle Tage ſehe.

Eliſabeth Charlotte v. Orleans.
1697.

6.

Sie ſprechen für ihre Religion mit einer Hitze, als wenn ſie Unrecht hätten.

Lichtenberg.

7.

Warum iſt in den weltlichen Wiſſenſchaften weniger Streit und nach dem Streite mehr anerkannter Fortſchritt, als in der geoffenbarten Theologie?

Fr. v. Raumer.

Weil dort das Treibende, Herrſchende und Lenkende die Vernunft und die affirmative Beziehung auf das Wirkliche, hier aber Unvernunft, Phantaſterei und bodenloſe Willkür iſt.

XIII.

Die Höflinge Gottes
und
ihr Hochmuth.
Die Ariſtokratie
des
Glaubens und der Frömmigkeit.

1.

Gott hat ſeine Höflinge, die ihm ſchmeicheln, als wenn er ein Fürſt wäre.

Börne.

2.

Die Frommen ſehen den Himmel für einen Hof an und blicken mit Verachtung auf alle diejenigen herab, die nicht hoffähig ſind, wie ſie.

Börne.

3.

Wir wiſſen, daß wir von Gott ſind und daß die ganze Welt im Argen liegt.

1. Joh. 5, 19.

Nirgend iſt wohl ein inhumanerer, ſchneidenderer und zerreißenderer Dünkel und Hochmuth ausgedrückt, als in dieſem ſchon in dem heiligen Codex der Chriſtenheit enthaltenen Wort, vergl. St. d. W. S. 26. Man ſieht auch hier wieder, wie alles, was chriſtlicher Pfäfferei und Frömmelei zum Vorwurfe gereicht, ſchon in den Anfängen und erſten Begründungen des Chriſtenthums wurzelt.

4.

Bei Gelegenheit von Tiedge's Urania machte ich die Bemerkung, daß, wie der Adel, ſo auch die Frommen eine gewiſſe Ariſtokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die ſtolz waren, weil ſie mit Tiedge an Unſterblichkeit glaubten und ich mußte es leiden, daß manche mich über dieſen Punkt auf eine ſehr dünkelhafte Weiſe examinirten. Ich ärgerte ſie aber, indem ich ſagte: es könne mir ganz recht ſein, wenn uns nach Verlaufe dieſes Lebens ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt.

Göthe bei Eckermann.

XIV.

Herrſchſucht, Volksverdummung, Zerſtörung des geiſtigen Lebens und innern Adels der Menſchheit durch Prieſtertyrannei.

1.

Nichts in der Welt iſt ſchlimmer, als das Zeug, nämlich die Pfaffen und Mönche. Alle Geiſtliche, in welcher Religion es auch ſein mag, ſind ambitieux und wollen allezeit regieren; das giebt ihnen der Teufel ein.

Eliſabeth Charlotte von Orleans.
1719.

2.

Teller ſagte von ſeinen Amtsgenoſſen: „Wollte man ſie aufſchneiden — vom Conſiſtorialrath bis zum Dorfpfarrer, in jedem ſteckt ein kleiner Papſt."

3.

Die Kirche will herrſchen und da muß ſie eine bornirte Maſſe haben, die ſich duckt und die geneigt iſt, ſich beherrſchen zulaſſen.

Göthe bei Eckermann.

4.

Lebenslang blieb der Gläubige unter der Zucht der Kirche unmündig.

Herder.
Ideen B. XIX. 1.

5.

Unwiſſenheit iſt die feſteſte Stütze des Deſpotismus; durch ſie wird aus dem freigebornen Menſchen ein Knecht.

Napoleon.

6.

Der Religions- und Syſtems-Deſpotismus iſt der fürchterlichſte von allen.

Lichtenberg.

7.

Militärdeſpotismus unterdrückt hochherzige Geſinnungen; Prieſtertyrannei erſtickt ſie.

Napoleon.

8.

Nichts würdigt eine Nation mehr herab, als religiöſer Deſpotismus.

Napoleon.

9.

Aus jenen ſchönen Stirnen keimt
Nie ein Gedank' empor;
Auf jede hat ein Brett geleimt
Der ſchnöde Pfaffenchor.

Aus **Platen's** Gedichte: „In Palermo.“

10.

P. Alexander VI. ſah die Religion ganz nur als ein Mittel, die Menſchheit zu verdummen und durch Verdummung zu beherrſchen und auszubeuten, an. Daher ſagte er, jede Religion ſei gut, die dümmſte aber die beſte.

11.

„O wie viel Geld hat uns die Fabel von Jeſus Chriſtus eingebracht!“ ſagte P. Leo X. beim Anblick des Ablaßgeldes.

12.

Die Herrſucht der römiſchen Curie hat Zwietracht in dem Schooße der Familien erzeugt, ſie hat den Haß geſteigert und zwiſchen den Völkern eine Scheidemauer errichtet, wodurch die Bewegungen des menſchlichen Geiſtes aufgehalten und die Wahrheit in Bande gelegt worden iſt.

Aus einem Schreiben des franzöſiſchen Biſchofs

H. Gregoire.

13.

Wären die Prieſter, was ſie zu ſein vorgeben, die Lehrer und Repräſentanten der wahren Religion, die intellektuellen Inhaber und praktiſchen Handhaber ihrer Ideen und Principien, ſo könnten ſie den allergegründetſten Anſpruch auf Herrſchaft, und das auf alleinige und abſolute, machen. Denn dann wären ſie der weiſeſte, gebildetſte, edelſte und beſte Theil der Menſchheit, deſſen unbedingtes Uebergewicht nur im höchſten Grade wünſchenswerth und ſegensreich ſein könnte. Leider aber ſind ſie ſtatt deſſen nur das reinſte Gegentheil, daher ſchon das geringſte Maaß von Herrſchaft und Einfluß, das ihnen eingeräumt wird, ein Zuviel iſt und nur heillos und verderblich zu wirken vermag.

XV.

Politiſche Beziehungen.

Verhältniß
zu
Fürſtenmacht, Volk und Staat.

1.

Die Geiſtlichkeit, dieſe ſchwarze Gensdarmerie und geheime Polizei der Fürſten.

Börne.

2.

Die Kirche hat ſich, nach einer unten XIX. Nr. 3. vollſtändiger zu leſenden Bemerkurg Noack's, ſtatt die Befreiung des Staates und der Geſellſchaft zu bewirken, mit den Feinden der Freiheit verſchworen.

3.

Hätte die Peſt Orden und Penſionen zu vergeben, ſo würden ſich Theologen und Juriſten finden, die ſchlecht genug wären, zu behaupten, daß die Herrſchaft der Peſt von Gott und Rechtswegen beſtehe, und daß, ſich ihr zu widerſetzen, und ihren böſen Einflüſſen zu entziehen, Hochverrath ſei.

Helvetius.

4.

In einem Lande wo der König aus der Geiſtlichkeit ſeinen rechten Arm macht und ihr in allen gewonnenes Spiel giebt, wird das Volk von den Prieſtern gequält, ſich einfältig vor dem Könige auf die Knie zu werfen, und da es ein Herkommen iſt, daß der, welcher ſich vor dem Herrn auf die Knie wirft, gezwungen iſt, ſich vor den Dienern zu beugen, ſo entſteht daraus eine fortwährende Erniedrigung.

Napoleon.

5.

In frevelhafter Verbindung vereinigten ſich Päpſte und Deſpoten, den Völkern Ketten zu ſchmieden.

Aus einem Schreiben des franzöſiſchen Biſchofs

H. Gregoire.

6.

Euere verſammelten Biſchöfe haben ſich insbeſondere dazu verbunden, mit dem Anſehen der Religion das der von Gott eingeſetzten Gewalten zu ſchützen. Sie haben ſich zu ihrem Loſungsworte das Mahnwort des Apoſtels (1 Petr. 2, 13—16) erkoren: „Seid unterthan jeder menſchlichen Obrigkeit um Gotteswillen, ſei es dem Könige, welcher der Höchſte iſt, oder den Statthaltern als ſolchen, welche geordnet ſind zur Beſtrafung der Uebelthäter und zur Belohnung der Rechtſchaffenen.“

Aus den Hirtenworten der in Würzburg
verſammelten Erzbiſchöfe und Biſchöfe
Deutſchlands an die Gläubigen ihrer
Diöceſen. 1848.

Die Biſchöfe haben hier eine Stelle gewählt, die um ſo paſſender iſt, da ebendaſelbſt v. 18 hinzugeſetzt wird: „Ihr Knechte, ſeid unterthan mit aller Furcht euern Herrn, nicht allein den gütigen und gelinden, ſondern auch den wunderlichen. Denn das iſt Gnade, wenn jemand um der Erkenntniß Gottes willen Trübſal erträgt ungerecht leidend.“ Das muß bei bibelgläubigen Chriſten jede Unzufriedenheit mit ſklaviſchen Verhältniſſen und ſchmählichen Zuſtänden und jeden Gedanken an eine Auflehnung gegen tyranniſche Willkür mit der Wurzel abſchneiden. Wie es indeſſen mit der Rückſicht beſtellt, welche die Kirche für ſich ſelbſt auf dieſe Ausſprüche des heiligen Buches nimmt, darüber ſ. im Folgenden.

7.

Die Pfäfferei, die geiſtliche Herrſchſucht und Tyrannei unterſtützt die weltliche, damit dieſe wieder ſie, die geiſtliche, unterſtütze. Uebrigens iſt die Kirche weit entfernt, es aufrichtig mit den „von Gott eingeſetzten Gewalten“ zu meinen, ſie um ihrer ſelbſt willen zu lieben und zu unterſtützen; denn ſo wie mit ihnen ihr eigenes Intereſſe im Widerſpruch und Colliſion geräth, erweiſ't ſie ſich ſo feindlich gegen ſie, als es irgend eine demokratiſch-revolutionäre Partei zu thun vermag, dergleichen Fälle aus alter und neuer Zeit ſind bekannt genug. Selbſt jene, der demokratiſchen Bewegung des Jahres 1848 mit der Bibel in der Hand entgegentretende biſchöfliche Verſammlung, deren Mahnworte wir angeführt, verräth deutlich genug, wie falſch in Betreff der an und für ſich betrachteten fürſtlichen Intereſſen ihre Geſinnungen ſind, denn, wie J. **Ronge** in ſeiner Beleuchtung der von jenen Kirchenhäuptern ausgegangenen Denkſchrift bemerkt, „ſie freuen ſich über die Lection, welche die Fürſten erhalten haben, beſonders, weil ſie hoffen, Vieles wieder zu erlangen, was ihnen der Wiener Congreß genommen hat, und weil ſie glauben der läſtigen Staats- und fürſtlichen Beamtencontrolle ledig zu werden.“

[illegible]

Herder im 9. Buche ſeiner „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit“ führt an, wie man der Hierarchie zum Ruhm anrechne, daß ſie zu dem Deſpotismus der Fürſten und des Adels in dem Verhältniſſe einer Gegenmacht geſtanden, und bemerkt hiebei Folgendes:

„Der urſprünglichen Verfaſſung deutſcher Völker war der Deſpotismus eigentlich ſo ganz zuwider, daß ſich eher behaupten ließe, die Könige haben ihn von den Biſchöfen gelernt, wenn dieſe Seelenkrankheit gelernt werden dürfte. Biſchöfe nehmlich brachten aus ihrer mißbrauchten [1] Schrift, aus Rom und ihrem eigenen Stande morgenländiſche oder klöſterliche Begriffe von blinder Unterwerfung unter den Willen des Oberherrn in die Geſetze der Völker und in ihrer Erziehung; ſie waren es, die das Amt des Regenten zur trägen Würde machten und ſeine Perſon mit dem Salböl göttlicher Rechte zu Befugniſſen des Eigendünkels weihten. Faſt immer waren es Geiſtliche, deren ſich die Könige zur Gründung ihrer deſpotiſchen Macht bedienten; wenn *ſie* nur mit Geſchenken und Vorzügen abgefunden waren, ſo durften Andere wohl aufgeopfert werden. Denn überhaupt, waren es nicht die Biſchöfe, die in Erweiterung ihrer Macht und ihrer Vorzüge den Laienfürſten vorangingen oder ihnen eiferſüchtig nachfolgten? Heiligten nicht eben ſie die widerrechtliche Beute? Der Papſt endlich, als Oberrichter der Könige und Deſpot der Deſpoten, entſchied nach göttlichem Recht. Er erlaubte ſich zur Zeit der karolingiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer Anmaßungen, die ſich ein Laie nur mit allgemeiner Mißbilligung hätte erlauben mögen; und das einzige Leben Kaiſer Friedrichs II. aus dem ſchwäbiſchen Hauſe, von ſeiner Minderjährigkeit an unter der Vormundſchaft des rechtsgelehrteſten Papſtes bis zu ſeinem und ſeines Enkels Conradin Tode, mag die Summe deſſen ſein, was vom oberrichterlichen Amte der Päpſte über die Fürſten Europas geſagt werden kann. Unvertilgbar klebt das Blut dieſes Hauſes am apoſtoliſchen Stuhl.“

---

[1] Vielmehr bloß *gebrauchten*; vergl. oben Nr. 6.

9.

...... Die Prieſter, die ſich nur allzu gern über die Fürſten ſtellen, und dieſelben, wenn ſie ihnen nicht ebenfalls blind gehorchen wollen, im Namen Gottes in den Bann thun, die Völker wider ſie aufwiegeln, und vom Eide der Treue entbinden, mithin die ganze bürgerliche Ordnung über den Haufen werfen. Darum ſagte auch Gregor VII. im 21ſten ſeiner Briefe, geſchrieben an den Biſchof von Metz, daß die Könige und alle Fürſten überhaupt nur auf Anſtiften des Teufels (non nisi principe diabolo agitante) die Gewalt über ihres Gleichen mit blinder Begier und unerträglicher Anmaßung erſtrebt hätten (super pares dominari coeca cupiditate et intolerabili praesumptione affectaverunt); und darum ward auch noch ganz neuerlich in der wiederhergeſtellten Sorbonne zu Paris eben dieſer Oberprieſter als der wackerſte Vertheidiger des kirchlichen Regimentes geprieſen, der es wohl verdient habe, unter die Heiligen verſetzt zu werden (qui, disciplinae ecclesiasticae propugnator acerrimus, inter Sanctos meruit haberi).

Krug,
Encyklopädiſch-philoſophiſches Lexikon.
II. Leipzig 1827. S. 516.

10.

Daß es dem eigentlichen Papismus nie an reiner Aufklärung, an Fortſchritten zu einer beſſeren Staatsordnung, ſammt allem, was dazu gehört, gelegen geweſen, wird durch die ganze mittlere Geſchichte erwieſen.

Herder,
Ideen. Buch XIX. 1.

11.

Ein Mann Gottes, der ſich mit weltlichen Angelegenheiten beſchäftigt, kann heute dem Fürſten und morgen dem Volke ſchaden, je nachdem er ſeinen größeren oder geringeren Vortheil darin findet, dem Einen oder dem Andern zu dienen.

Napoleon.

12.

Wenn das Volk durch alte Angewöhnung dem Adel und der Geiſtlichkeit gegenüber in eine gewiſſe Geiſtesſklaverei gefallen iſt, ſo lieſt es nicht mehr und denkt nicht mehr, und indem es ſich gleichſam einem lethargiſchen Schlafe hingiebt, verſchließt es ſich für immer den Weg, ſich aufzuklären. Der Adel und die Geiſtlichkeit, die Unwiſſenheit des Volkes benützend, führen dann daſſelbe mit Hülfe kleiner Verführungsmittel nach ihrem Willen und ihren Zwecken gemäß; und wiewohl dieſe beiden Stände Nebenbuhler von einander ſind und einer auf den andern in Hinſicht auf Anſehen und Einfluß eiferſüchtig iſt, ſo vereinigen ſie ſich dennoch immer, um diejenigen zu beſtreiten, die ihr Intereſſe durch irgend einen Verſuch bedrohen, dieſe

Bezauberung zu löſen und das Schickſal des Volkes zu verbeſſern.

Aus **Scipio Ricci's**, vormaligen Biſchofes von Piſtoja Nachrichten über ſein Episkopat.

Krug, encyklopädiſch-philoſophiſches Lexikon unter dem Worte: Aufklärung.

13.

Ein Correſpondent der Augsburger Poſt-Zeitung aus München v. 10. Januar 1849 ſagt: „Jene hundert Dukaten, die unſer Monarch als Lohn für die Beantwortung der Frage: „„Wie heilt man den Nothſtand der untern Volksklaſſen?““ geboten, ſind leicht durch die Antwort erworben: *Die Regierungen müſſen mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln, und wären es auch die von der Demokratie in dem letzten Freiheitsjahre ſo beliebten blutigen, nur radikal die Demokratie vernichten.*“

Ein anderes Blatt[1]) bemerkt hiezu: Hier ſehe man plötzlich in das Herz der (ultramontanen) Partei wie in einen Abgrund hinein.“

14.

Taktik des Ultramontanismus in Baiern.

Da ſeine Stärke auf dem katholiſchen Landvolke beruht, ſo iſt er vor Allem darauf angewieſen, ſeine Intereſſen mit denen des Bauern zu verſchmelzen; und dies erfordert unter den vorhandenen Umſtänden nicht das mindeſte Opfer von ſeiner Seite. Die weſentlichſten Intereſſen des Bauernſtandes ſind: die Erhaltung der Ordnung gegenüber dem Radikalismus und die Befreiung von der büreaukratiſchen Plackerei gegenüber der Regierung. Indem der Ultramontanismus dieſe Intereſſen vertritt, ſorgt er eben damit zugleich für ſeine eigenen. Der Kampf gegen den Radikalismus iſt ſein Intereſſe, weil die radikale Bewegung, ſo leicht er ſich auch mit ihren politiſchen Formen verſchwiſtert, in ihrem Weſen — als Widerſpruch gegen die Autorität und die Tradition — ſeine innerſte Exiſtenz bedroht; denn der Gewinn, den er aus der Betheiligung an dieſer Bewegung ziehen kann, ſo lang es ihm gelingt, ſie bloß auszubeuten, ohne daß ſie ihm über den Kopf wächſt, kommt immerhin in keinem Vergleich zu dem Verluſt, den er erleiden würde, wenn die Bewegung einmal Meiſter bliebe. Der Kampf gegen die Bureaukratie iſt ſein Intereſſe, weil dieſe ſtürzen muß, wenn er ſein höchſtes Ziel — die unbeſchränkte Freiheit der Hierarchie — erreichen ſoll. Auf dieſe Weiſe befindet er ſich in der vortheilhaften Lage, die ultramontanen Zwecke dem Landvolke als die eigenen Zwecke deſſelben unterzuſchieben, den Gebildeten aber unter dem Aushängeſchilde des conſervativen Princips der Ordnung im Gegenſatze zur Anarchie und des liberalen Princips der Freiheit im Gegenſatze zur Bevormundung genehm zu machen.

---

[1]) Correſpondent v. u. f. Deutſchland v. 31. Jan. 1849.

Correſpondent v. u. f. Deutſchland v. 31. Jan. 1849.

Welch complicirte, ſchändliche Spitzbubenwirthſchaft.

XVI.

Pietismus.

1.

Nicht die Verachtung der Frömmigkeit iſt es, was den Namen der Pietiſten zum Sektennamen gemacht hat, ſondern die phantaſtiſche und bei allem Scheine der Demuth ſtolze Anmaßung, ſich als übernatürlich begünſtigte Kinder des Himmels auszuzeichnen, wenn gleich ihr Wandel, ſo viel man ſehen kann, vor dem der von ihnen ſo genannten Weltkinder in der Moralität nicht den mindeſten Vorzug zeigt.

Kant,
Werke I. Leipz. 1838. S. 258.

2.

Göthe ſpricht von der bei Jung-Stilling obwaltenden abſurden „Vorſtellungsart, alles, was aus Leichtſinn und Dünkel übereilt und vernachläſſigt wird und dann ſchlimme, ſchwer zu ertragende Folgen hat, für eine göttliche Pädagogik zu halten;“ erzählt auch, wie einſt jemand ausrief: „Nein, fürwahr, wenn ich mit Gott ſo gut ſtünde, wie Jung, ſo würde ich das höchſte Weſen nicht um Geld bitten, ſondern um

Weisheit und guten Rath, damit ich nicht ſo viel dumme Streiche machte, die Geld koſten, und elende Schuldenjahre nach ſich ziehen.“

3.

Man hüte ſich, in jene fromme Selbſtſucht zu verfallen, in der wir uns gleichſam zum Mittelpunkte der Schöpfung machen, alle andern Menſchen aber nur zu Werkzeugen, gleichviel ob zu unſerem Seelenheil oder zu unſerem äußeren Glück!

Talvj[1].

XVII.

Wunderglaube.[2]

Zerbrach einmal eine ſchöne Schal'
Und wollte ſchier verzweifeln;

---

[1] Eine Schriftſtellerin, die ſich durch ihre „ſerbiſchen Lieder,“ ihre Schrift über Volkspoeſie und die Unterſuchung über Oſſian einen anſehnlichen literariſchen Namen erworben, und nicht, wie zum Theile geſchieht, für einen männlichen Schriftſteller zu halten iſt. Obige Stelle iſt aus ihrer Geſchichte der Coloniſation von Neuengland, Leipzig 1847, S. 309.

[2] Dieſe Ueberſchrift gab Nachſtehendem der Dichter ſelbſt.

Unart und Uebereil zumal
Wünſcht' ich zu allen Teufeln.
Erſt raſt ich aus, dann weint' ich weich
Bei'm traurigen Scherbeleſen;
Das jammerte Gott, er ſchuf es gleich
So ganz, wie es geweſen.

Göthe.

XVIII.

Frömmigkeit
als
Lückenbüßer.

1.

Sie ſuchten unter den Büchern und fanden einige ſogenante Erbauungsſchriften. Die Zuflucht zu dieſen Büchern, ſagte Thereſe, hat Lydie von meiner Mutter gelernt. Schauſpiele und Romane waren ihr Leben, ſo lange der Liebhaber treu blieb; ſeine Entfernung brächte ſogleich wieder dieſe Bücher in Credit.

Aus „Wilhelm Meiſter“ von **Göthe.**

2.

Hurenpack, zuletzt Propheten.

Göthe.

3.

Es iſt kein tückiſcheres und boshafteres Geſchöpf unter der Sonne, als eine Hure, wenn ſie ſich Alters wegen genöthigt ſieht, eine Betſchweſter zu werden.

Lichtenberg.

4.

Viele franzöſiſche Weiber ſind auf einen Schlag, inſonderheit die, ſo coquett und debauchirt geweſen; ſo bald ſie alt genug werden, keine Amants mehr zu haben, werden ſie devot oder ſtellen ſich, als wenn ſie es wären, alsdann aber werden ſie ordinarie gar gefährlich; denn ſie werden neidiſch und können niemand mehr leiden.

Eliſabeth Charlotte v. Orleans.

5.

Das Chriſtenthum iſt für verbitterte, feindſelige, mit Welt und Menſchheit zerfallene Gemüther wie gemacht; denn es iſt eben weiter nichts, als die religiöſe Form dieſes negativen Verhaltens ſelbſt; dieſe Bösartigkeit, die außerdem als ein für ſich ſelbſt geſtelltes, profanes Phänomen keine Berechtigung hätte und ſich ihrer ſelbſt ſchämen müßte, wird durch das Chriſtenthum geheiligt, zum ſcheinbaren Gegentheil ihrer ſelbſt gemacht, mit einem Nimbus höherer Abkunft und Weihe umgeben — wie erwünſcht, wie befriedigend!

XIX.

Der
chriſtliche Erlöſungsbetrug.

1.

Es liegt vor mir das Wort des Herrn,
Die Bibel, aufgeſchlagen;
Daraus gemahnt mich, bleich und fern,
Ein Geiſt von alten Tagen.
Du haſt Erlöſung prophezeit —
Erlöſung bringſt du nicht;
Und die verheißne Seligkeit
Iſt nur ein Traumgeſicht.

Louiſe Aſton.

2.

Es thäte Noth, daß ein zweiter Erlöſer käme, um uns den Ernſt, das Unbehagen und den ungeheuren Druck der jetzigen Zuſtände abzunehmen.

Eckermann
in einem Geſpräche mit Göthe i. J. 1828.

Der erſte Erlöſer war leider kein ächter; er hat in Wahrheit nichts erlöſt, ſonſt könnte nicht die Sehnſucht nach einem Zweiten entſtehen.

3.

Die Kirche hat ſich als unmächtig erwieſen, die Welt von ihren Uebeln zu erlöſen, und ſtatt die Befreiung des Staates und der Geſellſchaft zu bewirken, hat ſie ſich mit den Feinden der Freiheit verſchworen.

L. Noack.

4.

Die Religion iſt des Menſchen höchſte und heiligſte Angelegenheit; darum iſt es aber auch ſo ſchrecklich, wenn ihm gerade in Hinſicht dieſer ein Betrug geſpielt iſt — namentlich ein ſo großartig und welthiſtoriſch durchgeführter, wie im Chriſtenthum.

XX.

Unfähigkeit
zu beſſern.

1

Wenn hier von einer Unfähigkeit der chriſtlichen Religion, die ihr Ergebenen zu *beſſern*, die Rede iſt, ſo iſt das in *jedem* Sinne zu verſtehen, ſowohl in dem der allgemeinen, ächten, humanen Moral, als in dem beſondern und eigenthümlichen dieſer Religion ſelbſt. Denn dieſelbe iſt weder im Stande, den ihr angehörigen Theil der Menſchheit wahrhaft edler und beſſer, namentlich ſanfter, liebevoller, friedlich geſinnter zu machen, zu humaniſiren und zu pacificiren, noch auch bei ſelbigem die ihr abſonderlich und ſpecifiſch eigenen Lehren und Principien durchzuführen, vergl. die Abtheilungen V. und XXII.

2.

Wir ſehen wenig Prediger, ſo die Kunſt verſtehen, unſere Paſſionen zu dämpfen; ſind ſie ſtark, ſo werden ſie unſer Meiſter, ſind ſie ſchwach, ſo werden wir ihrer Meiſter, aber die Herrn Predicanten thun nichts davon, noch dazu.

Eliſabeth Charlotte v. Orleans.
1705.

3.

La religion n'est pas un frein capable de retenir nos passions.

P. Bayle.

4.

Die chriſtliche Religion war ſo wenig im Stande, die Unzucht zu bändigen, daß man ſich genöthigt ſah, ihr einen Theil der Frauen aufzuopfern, um den andern zu retten, und durch ein geringeres Verbrechen ein größeres zu verhüten, das aber deſſenungeachtet ſehr gemein geworden iſt.

P. Bayle.

5.

Die heilige Salbung, indem ſie uns dem Reich des Himmels einverleibt, macht uns nicht von den Gebrechlichkeiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten der Erde frei. **Napoleon.**

6.

. . . . Der Gegenſatz zwiſchen dem Weltlichen (profanum) und dem Geiſtlichen (sacrum); wiewohl die Menſchen, welche Geiſtliche (clerici) genannt werden, oft noch weltlicher denken und handeln, als diejenigen, welche man Weltliche (laici) nennt. **Krug.**

7.

Die Chriſten leben nicht ihrer religiöſen Ueberzeugung gemäß; ihr Leben widerſpricht ihrem Glauben. **L. Feuerbach.**

8.

Iſt es nicht ſonderbar, daß die Menſchen ſo gern für die Religion fechten, und ſo ungern nach ihren Vorſchriften leben? **Lichtenberg.**

9.

Der evangeliſche Muth iſt ein ganz anderer, als der kriegeriſche, und doch giebt es auf der Erde keine kriegeriſcheren Nationen, als die Chriſten. Sogar die Türken ſtehen hierin den Chriſten nach.

Es liegt am Tage, daß die Chriſten all' ihren Geiſt und all' ihre Leidenſchaften auf die Vervollkommnung der Kriegskunſt wenden, ohne durch die Kenntniß des Evangeliums auch nur im geringſten von dieſer grauſamen Tendenz abgebracht zu werden.

Pierre Bayle.

10.

Der Staat hat zur Beſoldung tüchtiger und ihrem Amte mit Luſt obliegender Lehrer kein Geld, weil er Alles zum Kriege braucht.

Büſching und Kant,
Kant's Werke 1. Leipz. 1838. S. 295 f.

11.

Seit dem vierten Jahrhundert bis herab auf das unſrige waren Verſchwörungen, Empörungen, Bürgerkriege, Revolutionen, Entthronungen unter den Chriſten eben ſo häufig oder noch häufiger, als unter den Ungläubigen. Wenn gewiſſe Länder dieſen Uebeln weniger ausgeſetzt waren, ſo war der chriſtliche Glaube nicht die Urſache davon; der Unterſchied kommt von dem der Volksgeiſter und Regierungsverfaſſungen. Die Gährungen und Kataſtrophen, welche die Staaten verwirrt, ja umgeſtürzt haben, ſind oft durch die Religion verurſacht worden, und gerade dieſe ſind die wüthendſten Stürme in der Geſchichte geweſen.

Pierre Bayle.

12.

Wir ſind nach Chriſti Geburt dem ewigen Frieden praktiſch nicht näher, als vor Chriſti Geburt. Argwohn, Betrug, Haß, Ränke herrſchen zwiſchen Völkern und Höfen eben ſo, wie ehemals, und die Heiligkeit, womit gewiſſe Bündniſſe und Votivtafeln äußerlich belegt, plattirt wurden, hat das darunterliegende geringe Metall nicht umgewandelt und edler gemacht.

Fr. v. Raumer.

13.

Nicht, was mich perſönlich betrifft, beugt mich ganz; wohl aber der Beweis, daß wir noch inmitten des Roheſten leben, daß wir vor den Wilden nichts voraushaben; daß wir Allem ausgeſetzt ſind und nur prahlen, wenn wir unſere Meinungen und Religionen über alle andern ſetzen.

Rahel.

14.

. . . . Didicisse fideliter artes,
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Könnte man daſſelbe doch auch vom Chriſtenthume ſagen!

15.

Es iſt Thatſache, daß es unter Chriſten nirgend ſo viel Bettler, Räuber, Mörder und uneheliche Kinder giebt, als in den erzkatholiſchen Ländern.

Krug.

16.

Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Gemeinden, in denen ein völlig „rechtgläubiger“ Geiſtlicher arbeitet, in der Regel ſittlich nicht höher ſtehen, als andere, ſo wie, daß in manchen katholiſchen Gegenden, wo der Glaube noch weit mehr Stützen, d. h. mehr altgläubige Beſtandtheile enthält, die Bevölkerung ſich auf einer keinsweges beſſeren Stufe befindet. Die Weltgeſchichte bezeugt, daß nicht einmal der chriſtliche Monotheismus nöthig iſt, um ein urkräftiges Volk in ſeiner Lauterkeit und frommen Einfalt zu erhalten, ſondern nur ein Glaube, der im Allgemeinen das Walten höherer Mächte anerkennt, ein tüchtiger ſittlicher Ernſt und eine äußere naturgemäße Lage, welche die Entwicklung der Kräfte nicht hemmt. Die alten Römer in den erſten Jahrhunderten ihrer Republik und die Germanen, wie ſie Tacitus ſchildert, ſtanden in vieler Hinſicht ſittlich höher, als ein großer Theil der jetzigen Generation, obgleich ihnen keine einzige der Lehren, auf welche die Orthodoxie ſo großes Gewicht legt, gepredigt worden war.

J. W. Schubert, Pfarrer zu Oppurg,
„die Zeichen der Zeit“ Neuſtadt a. d. Orla,
1848. S. 38 f.

17.

Zu dem Fuchſe ſprach der Affe ſo:
„Siehe meinen nackigen Popo!
Keines Schwanzes iſt der Arme froh;
Schenke mir ein Stück von deinem Schwanze!“

Sprach der Fuchs: „Wie unverſchämt du biſt!
Mir von Gott geſchenkt, ſo lang er iſt,
Und mein eigen in vererbtem Glanze
Seit unendlich langer Jahre Friſt,
Iſt der ungeſchmälert volle, ganze.
Und kein Härchen ſchlag' ich in die Schanze.“ —
Ganz wie du, mein lieber Bruder Chriſt

Nach dem Altdeutſchen.

18.

Es iſt doch ſeltſam, daß der Mann, der am Hofe die Pferde zureitet, Tauſende von Thalern zur Beſoldung hat, und diejenigen, die denſelben die Unterthanen zureiten, die Schulmeiſter, hungern müſſen.

Lichtenberg.

Vergl. oben Nr. 10.

19.

Jeder, der die Geſchichte der Kabinette, der die Schulen kennt, aus denen alle modernen Staatsmänner hervorgegangen ſind, weiß, daß ſich die Kabinetspolitik nur durch den eigenen Vortheil, das Intereſſe der Selbſtſucht beſtimmen läßt.

Aus einem öffentlichen Blatt.
März 1849.

20.

Das Kabinet befolgt eine Politik der Rache, der Rache gegen Wien und gegen die Wiener, der Rache gegen das Volk, das es wagte, ſich gegen den Abſolutismus zu erheben, und vielleicht wird in dieſem Augenblick wieder jemand im Stadtgraben erſchoſſen. Oeſtreich wird nicht regiert, ſondern terroriſirt.

Schuſelka
in der öſtreichiſchen Reichstagsſitzung
v. 3. März 1849.

Vergl. unten XXI. 4.

21.

Ueber allgemeine Wirkungsloſigkeit der Religion bei den chriſtlichen Bevölkerungen Europa's klagt Lichtenberg, vermiſchte Schriften II. Göttingen 1801. S. 205 f.

22.

In China wurde einmal eine Verordnung zu ſtrenger Verhinderung des Chriſtenthums, zur Aufrechthaltung der guten Ordnung und zur Verbeſſerung des menſchlichen Herzens bekannt gemacht. Dieſelbe äußert ſich über das Chriſtenthum höchſt merkwürdig in folgender Art: „Dieſe Religion iſt der Ruin der Moral und des menſchlichen Herzens, weßhalb ſie auch zu allen Zeiten verboten worden iſt.“

Carové,
Neorama III. S. 256.

23.

Wollte Gott, wir wären gute, fromme Heiden, die das natürliche Recht hielten!

Luther.

24.

Es hat ſich aus den Juſtizregiſtern erwieſen, daß in England jährlich weit mehr Verbrechen aller Art vorkommen, als im ganzen brittiſchen Indien.

Bohlen,
Altes Indien. Königsberg 1830. I. S. 37 f.

25.

Die Liebe iſt das erklärte Princip der buddhiſtiſchen Sittenlehre, am ſchärfſten ausgeſprochen und geübt im Lamaismus. Wie das Kaſtenthum aufgehoben worden, weil alle Menſchen leidende Brüder ſeien, ebenſo iſt dieſe Anſchauung des Menſchengeſchlechts als eines Bruderthums auch der Grund der Lehre von der Schonung, Mildthätigkeit, mit *einem* Worte der Liebe gegen die Mitmenſchen und dann gegen die Geſchöpfe überhaupt. Dieſe Religion hat in Folge ihres milden Charakters und bei ihrer weiten Ausdehnung ſehr wohlthätig auf die verſchiedenen Völker gewirkt, die ihr huldigen; die wilden Horden Hochaſiens hat ſie in kurzer Zeit zu guten, ſanftmüthigen, wohlthätigen Menſchen umgeſchaffen und iſt ſchon um dieſes bildenden Einfluſſes willen hoch zu achten.

Pfarrer Dr. Kraft,
Die Religionen aller Völker in philoſophiſcher Darſtellung. Stuttg. 1848. S. 81.

Hier alſo eine Religion, die gewiß mit beſſerem Rechte, als die chriſtliche, die Religion der Liebe genannt werden kann, und welche den für die letztere ſo beſchämenden Beweis liefert, daß die Menſchen durch Religion allerdings zu beſänftigen und zu bezähmen ſind, was aber freilich diejenigen nicht vermögen, die es im Grunde gar nicht wollen, die das Princip der Liebe, nur ruchlos heuchelnd, zu bloßem, betrügeriſchem Schein und Prunk aufſtellen, und denen in Wahrheit an nichts gelegen iſt, als an dem fürchterlichſten Gegentheile.

26.

Daß das Chriſtenthum unfähig ſei, die Geiſter zu einigen, die Gemüther zu entwildern und einen humanen, gebildeten Zuſtand der Dinge herbeizuführen, bezeugt die Geſchichte durch alle Jahrhunderte ſeiner hiſtoriſchen Exiſtenz und Herrſchaft hindurch. Keine Religion — das iſt hiſtoriſche Thatſache — hat je ſo unmenſchliche Gräuel geboren und in ihrem Schooße genährt, keine die Menſchheit entſetzlicher gegen ſich ſelber wüthen laſſen, keine ſo viel Zerreißung und Elend in die Welt gebracht. Der humane Zuſtand der Dinge, den unſere Zeit vor der vergangenen voraus hat, iſt nicht die Frucht des Chriſtenthums, auch nicht die der proteſtantiſchen Bibelreligion, ſondern die einer ſelbſtſtändigen Menſchenbildung, welche ſich mit dem Sinken des alten Glaubens und der Zurückwendung der Geiſter zu einer ehemaligen heidniſchen Cultur zu entwickeln begann, und der wir allein das

Verſchwinden der alten vom Katholicismus und Proteſtantismus ſo viele Jahrhunderte hindurch gehegten und genährten und, ſo weit ſie nicht von der Religion ſelbſt hervorgebracht, begünſtigt, erhöht und vermehrt wurden, wenigſtens von ihr unüberwunden gelaſſenen Gräuel, Unmenſchlichkeiten und Raſereien zu danken haben.

Pol. Bl. 1834.

27.

Die Schrecken und Gräuel der Barbarei fingen erſt an, zu verſchwinden, als im achtzehnten Jahrhundert der alte Glaube ſank und ein ihm feindſeliges Aufklärungsſtreben die Oberhand bekam. Die Humanität und Milde der gegenwärtigen Zeit verdanken wir nicht dem Chriſtenthume, ſondern einer vielmehr im Gegenſatze zu ihm ſich aufgethan habenden ſelbſtſtändigen Menſchenbildung. Wir verfolgen und morden nicht deßhalb keine Ketzer mehr, wie früher noch die Proteſtanten thaten, weil uns das Chriſtenthum humaner gemacht, ſondern weil Bildung und Humanität über die Barbarei des Chriſtenthums den Sieg errungen. Gelänge es dagegen unſern modernen Frommen, die das altartige Chriſtenthum im Gegenſatze zu der neuen Richtung des Geiſtes repräſentiren, ihre Sache wieder zu dem ehemaligen Grade der Macht und des Anſehens emporzurichten, ſo würden vielleicht ſchon nach einem halben Jahrhunderte wieder von chriſtlichen Barbaren Ketzer und Philoſophen gemordet.

Aus einer 1833 erſchienenen Schrift.

28.

Ich habe bemerkt, daß jetzt unter jungen Leuten zwar eine gewiſſe Freigeiſterei einreißt, die mit der Zeit üble Folgen haben kann; ſo viel aber iſt gewiß, es hat ſich doch unter eben dieſen Leuten ein gewiſſes Wohlwollen ausgebreitet. Man findet unter ihnen viel Mitleid, Beſcheidenheit u. ſ. w.

Lichtenberg.
1774.
S. deſſen vermiſchte Schriften I. Göttingen 1800.
S. 217.

Hier alſo auch ein Zeugniß, und ein gewiß nicht ſchlechtes, für die moraliſch beſſernde Folge eines einreißenden Unchriſtenthums.

XXI.

Unſittlichkeit und Verbrechen
in Einklang mit
Glauben und Frömmigkeit.

1.

Zu ihrem Zwecke durfte der römiſchen Staatsherrſchaft alles, was ihr nützte, dienen: Krieg und Schwert, Flamme und Gefängniß, erdichtete Schriften, Meineid auf eine getheilte Hoſtie, Inquiſitionsgerichte und Interdikte, Schimpf und Elend, zeitliches Unglück und ewiges. Um ein Land gegen ſeinen Landesherrn aufzubringen, konnten ihm alle Mittel der Seligkeit, außer in der Todesſtunde, genommen werden; über Völker- und Menſchenrechte wurde mit den Schlüſſeln Petrus gewaltet.

Herder,
Ideen, B. XIX. 1.

2.

. . . . Bubenſtück
Vor Menſchen — meint der Patriarch — ſei nicht
Auch-Bubenſtück vor Gott.

Aus **Leſſing's** Nathan.

3.

Wenn Jupiter beim Styx geſchworen, hielt er ſeinen Schwur. Der Olymp hatte keine Pfaffen.

Börne.

4.

. . . . chriſtlich-europäiſche Mächte, die von der Frömmigkeit viel Werks machen, und, indem ſie Unrecht, wie Waſſer trinken, ſich in der Rechtgläubigkeit für Auserwählte gehalten wiſſen wollen.

Kant,
„Zum ewigen Frieden“ 1795
Werke V. Leipz. 1838. S. 434

Univ. Bibl.

5.

Die Ueberzeugung von unſern Religionsgeheimniſſen verträgt ſich ſehr wohl mit allen möglichen Sittenloſigkeiten. **Pierre Bayle.**

6.

In Folge eines ſkandalöſen Streites über einen Kirchenſitz in Irland wurden einer Frau aus Rache beide Ohren abgeſchnitten, eine ihrer Töchter ſtarb vor Schrecken und zwei Menſchen, von welchen einer unſchuldig war, wurden gehenkt. S. darüber — es iſt leſenswerth — das Nähere bei **Lichtenberg**, vermiſchte Schriften V. Göttingen 1803. S. 288 ff.

7.

Er war ein ächter Chriſt vom alten Schlag;
Er hielt die Faſte, wie nur einer mag;
Die heilige Kirche nebſt den Heiligen ehrt' er,
Und Raub und Mord und jedes Werk verwehrt' er
Am Feiertag.

Da hatte nicht ein Chriſtenkind zu beben;
Der Ketzer durfte nur, wie ſich's gebührt,
Der Engeländer uns zu ſchaffen geben.

Chamiſſo nach de la Vigne
in dem Gedichte: „Des Räubers Tod.“

8.

Eine Frau, die ihren Mann mit Gift getödtet, ſagte vor Gericht: „Ich hielt es auch deßwegen für keine Sünde, meinen Mann zu vergiften, weil er ein Freigeiſt war. Dr. **Viſcher** führt dies in der Bevorwortung ſeiner „akademiſchen Rede“[1]) an und ſetzt hinzu: „Der Vergiftete war ein Ehrenmann, der über religiöſe Dinge rationell dachte, wie jeder Gebildete.“

9.

Eine berüchtigte Giftmiſcherin in Bremen[2]) hatte ihr Zimmer mit Chriſtus- und Johannisbildern geſchmückt, und ihre liebſten Lectüre waren Erbauungsſchriften.

Krug's encyklopädiſch-philoſophiſches Lexikon
unter dem Worte: **religiös**.

10.

Eine fromme, viel betende und ſingende weibliche Perſon wünſchte eben ſo gut vorbereitet und eben ſo heilig zu ſterben, als die Verbrecher, die ſie hatte hinrichten ſehen. Sie ermordete daher eine Freundin, ein junges, hübſches, lebensluſtiges Mädchen, im Schlaf und übergab ſich darauf, nicht ohne ihr Gebetbuch mitzunehmen, den Gerichten. S. die ausführliche Erzählung dieſes Falles bei **Marc**, die Geiſteskrankheiten, überſ. von **Ideler**, I. Berlin 1843. S. 166 ff. Die Mörderin war keineswegs etwa krank; ſie war von guter kräftiger Geſundheit und ohne Zeichen von Schwermuth und Trübſinn.

---

[1]) Tübingen 1845. S. XXXIV f.

[2]) Geſina Gottfried.

XXII.

Die moraliſchen Vorſchriften des Evangeliums.

Ihre Beſchaffenheit und ihr Verhältniß zu Leben und Wirklichkeit.

Die Religion der Liebe

und ihre Heuchelei, namentlich in Beziehung auf fremde Völkerſchaften.

1.

Die moraliſchen Vorſchriften des Evangeliums ſind, ſo weit ſie unverwerflich und lobenswerth, nicht chriſtlichen Urſprungs, nicht ſpecifiſch chriſtlicher Art und nicht dem welt- und menſchenfeindlichen Geiſte der Negation entſprechend, der ſonſt das ganze Chriſtenthum durchweht und charakteriſirt, ſind daher auch gar nicht ernſtlich gemeint, ſind nur zu heuchleriſchem Prunke da und zeigen gar keinen Einfluß auf Geſinnung und Leben der Chriſtenheit; ſo weit ſie ſich aber bemühen, als etwas Eigenthümliches und Abſonderliches zu erſcheinen, ſind ſie unſinnig und unausführbar und eine nur um ſo augenſcheinlichere und handgreiflichere Lüge und Heuchelei.

2.

Was die Bruchſtücke von Sittenlehren betrifft, welche ohne Ordnung hier und da in den bibliſchen Büchern zerſtreut ſind, ſo bilden ſie keinen Theil dieſer vorgeblich geoffenbarten Religion. Es ſind die natürlichen Vorſchriften des Gewiſſens und die Bindemittel, wodurch die Staatsgeſellſchaft zuſammengehalten wird und ohne welche dieſelbe nicht beſtehen kann, und ſie ſind faſt in allen Religionen und in allen Staaten dieſelben. Das Neue Teſtament lehrt in dieſer Hinſicht nichts Neues, und wo es ſich hervorzuthun verſucht, wird es gemein und lächerlich. Die Lehre von der Nichtvergeltung von Beleidigungen iſt in den Sprüchen, welche eine Sammlung aus heidniſchen und jüdiſchen Schriften ſind, weit beſſer, als in dem Neuen Teſtamente gelehrt. Es heißt dort Sprüche 25, V. 21: „Hungert deinen Feind, ſo ſpeiſe ihn mit Brot, dürſtet ihn, ſo tränke ihn mit Waſſer“[1]); aber wenn es im Neuen Teſtamente heißt: „So dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar;“ ſo iſt dies ein Meuchelmord an der Würde der Perſönlichkeit und erniedrigt den Menſchen zu einem kriechenden Hund.

Thomas Paine.

3.

Nächſtenliebe iſt eine Pflicht, die allen Menſchen von Natur bekannt und in's Herz geſchrieben iſt,

---

[1]) Vergl. unſern „Mahomed“ Hamburg 1848. S. 19.

Röm. 2, 14 f.; daher es auch die Heiden verſtanden haben, und der Kaiſer Alexander Severus den Spruch Chriſti Matth. 7. 12 geführet, daß Jeder dem Andern thun ſolle, was er ſelbſt von ihm verlange. Die Natur zeiget, daß jeglicher Menſch, als ein Glied des menſchlichen Geſchlechtes, das Beſte des ganzen Leibes beſorgen helfen und alſo alle Glieder mitlieben ſolle. Daher die Liebe des Nächſten der Natur am gemäßeſten iſt.

Die Tugend der Feindesliebe findet ſich in gewiſſem Grade auch bei einigen Heiden, welches zeiget, daß auch die Vernunft ſolcher Tugend Billigkeit und Würde erkenne; wodurch diejenigen beſchämet werden können, welche Chriſten heißen wollen und ſolche nicht allein nicht haben, ſondern auch für unmöglich halten.

Spener,
Predigten über Arnd's Bücher vom wahren Chriſtenthum,
Frankfurt a. M. 1711. S. 179. 187.

4.

Es hat lange rechtſchaffene Menſchen gegeben, ehe Chriſten waren, und giebt, Gottlob, auch da noch welche, wo keine Chriſten ſind.

Lichtenberg.

5.

Dem ſpartaniſchen Geſetzgeber Lykurgos ſchlug ein junger Menſch mit dem Stock ein Auge aus und ward ihm deßhalb vom Volke übergeben, um an ihm eine beliebige Rache zu nehmen. Lykurgos aber, weit entfernt, ſich zu rächen, unterrichtete und bildete ihn vielmehr und führte ihn dann in die Volksverſammlung. Und als man ſich hierüber verwunderte, ſagte er: „Ich erhielt dieſen Jüngling von euch gewaltthätig und übermüthig, und gebe ihn euch nun beſcheiden und vernünftig zurück.“

6.

Perikles, der große Staatsmann, der Schüler des Philoſophen Anaxagoras, hörte während eines lange dauernden öffentlichen Geſchäftes die Läſterungen, die ein frecher Menſch den ganzen Tag wider ihn ausſtieß, ohne Empfindlichkeit und Aufwallung an, und als ihn derſelbe des Abends mit Scheltworten und Schmähungen bis an die Thüre ſeiner Wohnung begleitete, befahl er einem Sklaven, dem Manne mit der Fackel heimzuleuchten.

7.

Von Cäſar rühmte man, daß er nichts vergeſſe, außer Beleidigungen.

Ich erinnere mich keines chriſtlichen Gewalthabers, von dem man etwas Aehnliches geſagt hat oder hätte ſagen können. Wehe dem, der einen chriſtlichen Herrſcher beleidigt und nicht außer dem Bereiche ſeiner Macht und Herrſchaft ſteht!

8.

Der ungläubige Helvetius, dem die Jeſuiten ſo viel Böſes zugefügt, unterſtützte dennoch einen von ihnen, der ſein eifrigſter Gegner geweſen, und der nach Aufhebung des Ordens in Dürftigkeit verſunken war, auf eine ſo großmüthige Weiſe, daß derſelbe nicht einmal den Namen ſeines Wohlthäters erfuhr.

Eloge de Mr. Helvetius. Genf 1774.

Krug's encyklopädiſch-philoſophiſches Lexikon unter Helvetius.

Nie hat, ſo viel man weiß, ein Jeſuit, wie überhaupt ein Chriſt, der dies mehr als dem Namen nach war, eine ſolche Handlung begangen.

9.

Mahomed empfiehlt und befiehlt die ſchönſten Verhaltungsweiſen der Humanität, ſo namentlich Friedfertigkeit, Verſöhnlichkeit, Beherrſchung des Zornes, Nachſicht mit den Fehlern und Schwächen Anderer; aber er iſt weit entfernt, ſeinen Gläubigen etwas Niederträchtiges, Schimpfliches, Entehrendes, bürgerlich und geſellſchaftlich Vernichtendes zuzumuthen. Und ſo ſind ſeine Vorſchriften von größtem, allgemeinſtem Nutzen in der ſeine Religion bekennenden Welt; es iſt nichts Erſchreckendes und Unmögliches in ihnen; ſie können befolgt werden und werden es auch in der That; ein Koranſpruch verfehlt dort im Oriente ſeine Wirkung nicht, ſelbſt wenn man ihn dem Zorne des unbedingteſten Machthabers entgegenhält. Die Lehren des Evangeliums dagegen ſind machtlos und werden von niemand beachtet und befolgt, auch nicht von unſerem Clerus, von unſeren Frömmlern und verdammenden Glaubenseiferern; ſie ſtehen in der Bibel und das iſt

Alles. Das Warum iſt klar. Da heißt es z. B.: „Ich ſage euch, daß ihr dem Uebel nicht widerſtreben ſollt; ſondern wenn dir jemand einen Streich auf deinen rechten Backen giebt, ſo biete ihm auch den andern dar. Und wenn jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, ſo laß ihm auch den Mantel!“ Wie ließe ſich etwas der Art beobachten und durchführen? Wie könnte und dürfte man ſich mit abſoluter Paſſivität jeder Art von Mißhandlung und Beraubung hingeben und noch überdies eine ganz unnöthige und unnütze Veranlaſſung zu weiterer Mißhandlung und Beraubung geben? Das wäre unvernünftig, thöricht, wahnſinnig; wäre nicht gut, ſondern böſe; wäre ein Verbrechen nicht nur an ſich ſelbſt, ſondern auch an den Seinigen und der Geſellſchaft überhaupt, deren geordneter, gegliederter Beſtand dadurch völlig aufgelöſt würde. Auch können ſolche Lehren gar nicht redlich und ehrlich gemeint ſein; ſie ſind die einer Sekte von Fanatikern, welche die Abſicht hat, ſich mit ihrer religiöſen Contrebande liſtig in die Welt einzuſchleichen und welche zu dieſem Behufe alles Mögliche recht- und ehrlos zu ertragen entſchloſſen iſt, bis ſie die Macht und Gewalt erlangt, nach der ſie ſtrebt und der ſie ſich auf's fürchterlichſte bedienen wird.

Mah. 1848.

10.

Die Sittlichkeit wird beeinträchtigt, wenn man, wie das Evangelium, Pflichten vorſchreibt, deren Erfüllung unmöglich iſt, und, wenn ſie möglich wäre, böſe Folgen haben, oder für Verbrechen Belohnungen darbieten würde. **Thomas Paine.**

11.

Dieſe Worte, nach ihrem einfachen und klaren Sinne genommen, ohne die gewöhnliche Deutelei, werden von uns nicht nur nicht befolgt, ſondern nicht einmal als eine moraliſche Forderung feſtgehalten, denn wir wiſſen wohl, daß ihre Befolgung das Weltregiment der Schlechtigkeit überliefern würde.

Wislicenus
in Beziehung auf Matth. 5, 38—41. Luc. 6, 29.
„Ob Schrift, ob Geiſt?“ Leipz. 1845. S. 18.

Man vergleiche, was ich ſelbſt über dieſe Stellen St. d. W. S. 43 f. bemerkt.

12.

Die Leute, die ſolche Lehren predigen, pflegen ſelbſt die größten Gewaltthäter und Verfolger zu ſein, und das iſt folgerecht gehandelt, denn ihre Lehren ſind Heuchelei und es iſt natürlich, daß Heuchelei gerade das Gegentheil von dem thut, was ſie predigt.

Thomas Paine.

13.

Sie predigen Liebe des Nächſten und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg.

Moor
in **Schiller's** Räubern.

14.

Um Waſſer fleht' ich,
Um einen Trunk nur,
Und wurde geſchmäht
Und ausgeſtoßen,
Der Lechzende.

Aus einem ſpaniſchen Zigeunerliedchen.
Vergl. „Hafis“ S. 203.

15.

Tempelherr.

Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte ſeiner ſich der Jude nicht,
Vielleicht im Elend umgekommen wäre?

Patriarch.

Thut nichts, der Jude wird verbrannt.

Aus **Leſſing's** „Nathan.“

16.

Verhältniß der chriſtlich-europäiſchen Staaten zu fremden Ländern und Völkern.

Amerika, die Negerinſeln, die Gewürzinſeln, das Kap u. ſ. w. waren bei ihrer Entdeckung Länder für ſie, die Keinem angehörten; denn die Einwohner wurden für nichts gerechnet. In Oſtindien brachten ſie unter dem Vorwande, nur Handelsniederlagen zu beabſichtigen, fremde Kriegsvölker hinein, und mit ihnen Unterdrückung der Eingebornen, Aufwiegelung der verſchiedenen Staaten deſſelben zu weit ausgebreiteten

Kriegen, Hungersnoth, Aufruhr, Treuloſigkeit, und wie die Litanei aller das menſchliche Geſchlecht drückenden Uebel weiter lauten mag. Kant,

„Zum ewigen Frieden“ 1795.
Werke V. Leipzig 1838. S. 432 f.

17.

Süß erklinget ihre Predigt, wie für ſie ein Gott geſtorben,
Und durch ſolches Liebesopfer aller Welt das Heil erworben.
Doch wie ſoll das Wort ich glauben, wohnt es nicht in ihren Seelen;
Iſt denn das der Sinn der Liebe, daß ſie uns zu Tode quälen?

O du großer Geiſt, was thaten meines armen Stamms Genoſſen,
Daß du über uns die Schalen deines Zornes ausgegoſſen?
Sprich, wann wirſt du mild dein Auge aus den Wolken zu uns wenden,
Sprich, o ſprich! wann wird der Jammer deiner ſchwarzen Kinder enden?

Ach, das mag geſchehen, wenn der Miſſiſippi rückwärts fließet,
Wenn an hoher Baumwollſtaude dunkelblau die Blüthe ſprießet,

Wenn der Alligator friedlich ſchlummert bei den Büffelheerden,
Wenn die weißen, freien Pflanzer, wenn die Chriſten Menſchen werden.

Aus **Emanuel Geibel's** "Negerweib."

18.

In Virginien und Südkarolina wurden 1837 Verſammlungen gehalten, worin man die Geſetzmäßigkeit, ja Gottgefälligkeit der Slaverei bewies. Man berief ſich auf die Autorität der „guten alten Patriarchen und Sklavenhalter Abraham, Iſaak und Jacob“, und auf den Apoſtel Paulus, der einen entlaufenen Sklaven zu ſeinem Herrn (Philemon) zurückgeſchickt und an dieſen „Sklavenhalter“ einen brüderlichen Brief geſchrieben. Wer gegen die Sklaverei predige, ſo behauptete man, der dünke ſich weiſer, als die h. Schrift, und ziehe „menſchliche Träumereien“ dem „untrüglichen Worte Gottes“ vor. **Carové**,

Neorama III. Leipz. 1838. S. 383.

19.

Stedmann erzählt von Chriſten in Surinam, die ihre Knechte wegen leichter Vergehungen zu Tode peitſchen laſſen, auch von einer holländiſchen Schönen daſelbſt, die das Kind ihrer Sklavinn, weil das Geſchrei deſſelben ihre Ohren beleidigte, in's Waſſer werfen ließ. Anderes der Art ſ. in meinen „polemiſchen Blättern“ II. S. 97 ff. Es ſind Thatſachen darunter, die man vor Schauder und Entſetzen kaum leſen kann und die ich nicht noch einmal abſchreiben mag, wiewohl ſie zu um ſo ſchlagenderen Beweiſen der Bosheit und Grauſamkeit chriſtlicher Herzen dienen. Von einem Pflanzer in Paramaribo, Namens Reynsdorp, ſagt Stedmann, es herrſche auf ſeinen Kaffeeplantagen Friede, Milde und wahrhaft menſchliches Verfahren gegen die Sklaven, keine Klagen, keine Bande u. ſ. w. Gerade von dieſem Manne aber berichtete er auch den ſonderbaren Umſtand, daß derſelbe ſeine Kinder in der chriſtlichen Religion von einem — Juden unterrichten laſſe.[1] Die ächt chriſtlichen Geſinnungen deſſelben müſſen hiernach mehr als zweifelhaft erſcheinen, und ſo wird denn freilich auch die glänzende Ausnahme begreiflich, die er, was die Behandlung ſeiner Sklaven betrifft, von der unter Chriſten herrſchenden unmenſchlichen Regel machte.

20.

W. Hoffmann in ſeiner Schrift: „Die evangeliſche Miſſionsgeſellſchaft zu Baſel im Jahre 1842“ beklagt das große Uebel des Sklavenhandels, durch welchen Afrika jährlich ½ Million Einwohner verliere, und der nicht unterdrückt werden könne, bis die Afrikaner gelernt hätten, ſich als Menſchen zu achten und als Brüder zu lieben, das aber ſei nur möglich durch das Evangelium, durch die Miſſion und durch Anweiſung zum Ackerbau.

---

[1] Lichtenberg's vermiſchte Schriften V. Göttingen 1803. S. 540 ff.

Hiegegen heißt es in der Schrift: „Die Schattenſeiten der Miſſion und der Bibelverbreitung“, Belle-Vue bei Conſtanz 1845, S. 125: „Hier drängt ſich jedem die Frage auf: Sollten die Miſſionäre nicht vielmehr bei ihren chriſtlichen Brüdern in dem Herrn anfangen und dieſe lehren, daß auch die Afrikaner ihre Brüder ſeien, und daß es ſündlich und verdammlich ſei, ſie ſchlimmer als das Vieh zu behandeln? Iſt es nicht ein Widerſpruch, dem Chriſtenthum zuzumuthen, daß es bei den Afrikanern mehr wirken ſolle, als es bei den Europäern und Amerikanern wirken zu können ſcheint, nemlich die Ueberzeugung, daß wir Menſchen alle untereinander Brüder ſeien? Wird dieſer Glaube den Afrikanern nicht weit ſchwerer, als den Chriſten beizubringen ſein, da ſich jene von dieſen grauſamer als die Thiere mißhandelt ſehen?“ Und weiterhin S. 126: „Ueberhaupt wirft der von Chriſten immer noch ſo ſtreng betriebene Sklavenhandel einen ſo düſtern Schatten auf Chriſtenthum und Miſſion, daß eine beſondere Gnade dazu gehört, wenn jemand nicht irre werden will.“

21.

Die Geſetz- und Religionsbücher der Hindus ſchärfen Höflichkeit und Gaſtfreiheit gegen Jedermann ein: denn der Menſch müſſe ſich gegen jeden Mitbruder wie der Liebende gegen die Geliebte betragen; mit drei großen Pflichten werde der Sterbliche geboren, mit der Pflicht gegen die Götter, die Verſtorbenen und gegen Fremde als Gaſtfreunde. Noch gegenwärtig genießt der Fremdling in den Privathäuſern bereitwillige Aufnahme ohne Zahlung, und bei jedem Chatram reicht man unentgeldlich abgekochtes Reiswaſſer, um den Durſt des Wanderers mit einem geſunden und erfriſchenden Getränke zu löſchen. Mit welchem Beiſpiele mag daher die Hartherzigkeit des Europäers auf den Inder wirken, wenn er mit dem Hungertode kämpfen muß, ohne von denen, die ſein Land auspreſſen, Hülfe erwarten zu dürfen! „Ich ſah,“ erzählt der Holländer Haafner als Augenzeuge, „zu Madras die vom Hunger gepeinigten Hindus wie Inſekten vor den Thürſchwellen der Engländer umherkriechen und mit aufgehobenen Händen um einen Biſſen Eſſen flehen, während die Unmenſchen mit ihren Huren auf den Balconen ſchwelgten und den Heißhunger der Unglücklichen durch den Anblick ihrer üppigen Schmauſereien noch qualvoller machten; aber niemand wurde von ihrem traurigen Zuſtande gerührt.“ — „Man wirft den Indern Mangel an Dankbarkeit vor“, bemerkt der Italiener Papi, „aber ich habe in dieſer Hinſicht keinen großen Unterſchied zwiſchen ihnen und andern Menſchen gefunden; und es fragt ſich überhaupt, ob und wiefern den Europäern das Recht zuſteht, von dieſen Menſchen Dankbarkeit und Zuneigung erwarten zu dürfen.“ — „Die Europäer in Indien,“ ſagt Haafner, „glauben durchgehends, ſie hätten keine andere Pflicht auf ſich, als die Sorge für ihre Bereicherung. Sie ſind auch, wie man täglich hören kann, vollkommen überzeugt, daß ſie ſich an dieſen verachteten, heidniſchen Hindus, die ſie kaum für halbe Menſchen halten, gar nicht verſündigen können; ja es giebt ſelbſt europäiſche Geiſtliche, welche aus der Bibel beweiſen wollen, die Hindus ſeien ein verworfenes Volk, auf welchem der Fluch Gottes ruhe und gegen welches die Chriſten keine Menſchenpflichten zu erfüllen hätten. Daher denn der Haß, der Abſcheu und die Verachtung, welche ſich die Europäer bei dieſem gutmüthigen Volke zugezogen haben, in's Weite geht. Sie, die aufgeklärten Europäer, die ſich durch ihre höhere Cultur die Achtung einer ſo biederen Nation, wie die Hindus ſind, ſo leicht zu erwerben vermochten, haben ſich lieber durch ihren ſchlechten Lebenswandel, ihre Tyrannei und den unerträglichen Hochmuth, mit welchen ſie die Inder behandeln, verächtlich und verhaßt gemacht, was ihnen auch vollkommen gelungen iſt.“ An einer andern Stelle ſpricht ſich derſelbe, als er an einem Wallfahrtsorte mit beinahe tauſend Indern übernachtet hatte, folgendermaßen aus: „Bei einem ſo großen Menſchengewühle in Europa hätte ich ganz gewiß verſichert ſein können, meinen Palankin rein ausgeleert oder gar nicht anzutreffen. Doch unter dieſen dummen, ſtockblinden Heiden hatte ich ſo etwas nicht zu befürchten. Die eigentlichen Diebe von Profeſſion, die man in Indien findet, ſind die Europäer, die bloß in der Abſicht, ſich reich zu ſtehlen, herkommen, und daß ſie auch das Morden gut verſtehen, davon ſind leider Beiſpiele genug vorhanden.

Was noch weiter dazu dient, den ſanftmüthigen, friedliebenden Charakter dieſes gutartigen Volkes unwiderſprechlich zu beweiſen, iſt der kaum glaubliche Umſtand, daß bei der hier verſammelten, unzähligen Menge Volks von verſchiedenen Stämmen, Zweigen und Sekten nicht der mindeſte Zank, Wortwechſel oder gar Schlägerei vorfiel, und daß es hier weder einer Wache, noch einer Schaar Polizeidiener bedurfte, um Ruhe und Ordnung zu erhalten." So weit Haafner, und mit ihm ſtimmt ſelbſt der Engländer Ives überein, daß erſt in neuern Zeiten durch Auswärtige die Sitten der Inder verderbter geworden.

Bohlen,

Das alte Indien. I. Königsberg 1830. S. 33 ff.

Die nähern Citate ſehe man, wenn man will, bei Bohlen ſelbſt.

22.

Dasjenige Bekenntniß iſt am entfernteſten vom wahren Chriſtenthume, welches die wenigſte Liebe in ſich trägt und offenbart.

Fr. v. Raumer.

Hieße es: „von der wahren Religion", ſo wäre der Satz richtig; aber wahre Religion und wahres Chriſtenthum ſind zweierlei. Das wahre Chriſtenthum iſt nicht die Religion der Liebe, ſondern des Haſſes, der ſich nur heuchleriſch den Namen der Liebe giebt; eher kann die Liebe das Princip eines falſchen, im Gegenſatze des objektiv und hiſtoriſch gegebenen ſubjektiv gebildeten, mit fremdartigem Gehalt erfüllten, mit dem wahren nur formell identiſchen Chriſtenthums ſein.

[illegible].

Wo keine Liebe iſt, da iſt kein Gott und kein Gottesdienſt.

Paſchaſius Quesnel zu 1. Joh. 4, 8.

Wahrhaft chriſtliche Werke thut nur die Liebe.

Derſelbe zu Coloſſ. 3, 14.

Der Glaube macht gerecht, wenn er thätig iſt; er iſt aber allein durch die Liebe thätig.

Derſelbe zu Apoſtelg. 13, 39.

Dieſe und andere ſolche, dem Princip der Liebe huldigende Sätze ſind unter denjenigen, welche Papſt Clemens XI. durch eine im September 1713 erlaſſene Bulle ausdrücklich für ketzeriſch erklärt und verworfen hat[1]) — eine ungeheuere Frechheit, mit der wir die ſonſt ſo heuchleriſche Kirche die Maske einmal vollſtändig abwerfen und ſich in der ganzen Scheußlichkeit ihres kakodämoniſchen Weſens und Geiſtes offen darſtellen ſehen.

---

[1]) Vergl. Grammlich's hiſtoriſche Vorrede zu der deutſchen Ueberſetzung von Quesnel's neuem Teſtamente, Frankf a. M. 1718.

XXIII.

Pfaffen und Mönche.

Ihre Bösartigkeit und Vernichtungswürdigkeit.

1.

Daß die menſchliche Bosheit groß ſei, das geſtehe ich ſelbſt; ich ſehe es ja an euch, die ihr ſo höchſt bösartig ſeid: vos ipsi mihi testes estis, cum extreme malitiosi sitis. Uriel Acoſta.

2.

. . . . jenes falſche Maaß
Des Guten: boshaft fromme Heuchelei,
O welche falſche Götter gab's der Erde!
Herder nach Campanella.

3.

Tyrann des Stromes, ſchreckendes Ungeheu'r
Der Ufer, lauſchend hinter dem Schilfe, dann
Den Schlafenden erhaſchend (falſche
Thränen entrinnen dem frommen Mörder).

Verhaßtes Bild der trügenden Heuchelei,
Des Aberglaubens, weinender Krokodill,
Der Peſt, die Menſchen gegen Menſchen
Reizte, mit Wuth, ſich um Gotteswillen

Zu würgen! Unhold, bleib' in der Wüſte dort,
Die dich geboren! Halte den Gifthauch fern,
Der, um den Himmel zu bevölkern,
Länder verheert und entmenſcht die Menſchheit!

Herder nach Shaftesbury.

4.

Die böſen Pfaffen ſind ſchlimme Geſellen; wenn ihnen was in den Kopf kommt, Leute zu plagen, ſo haben ſie keine Ruhe, bis ſie es in's Werk ſtellen. Ich habe genugſam geſehen, wie ſie es machen und wie es hergeht. Es iſt ein Elend, wenn man meint, devot zu ſein, und nur glaubt, was einen die Pfaffen weiß machen. Unſer ſeliger König war ſo; er wußte kein Wort von der h. Schrift, man hatte ſie ihn nie leſen laſſen, meinte, wenn er nur ſeinen Beichtvater anhörte und ſein Paternoſter plapperte, ſo wäre ſchon Alles gut und er wäre ganz gottesfürchtig; hat mich oft recht gejammert, denn ſeine Intention iſt allezeit aufrichtig und gut geweſen; allein man hat ihm weiß gemacht, wenn er die Reformirten plagte, das würde bei Gott und Menſchen den Skandal des doppelten

Ehebruchs erſetzen, ſo er mit der Monteſpan begangen. So haben Sie den armen Herrn betrogen.

Eliſabeth Charlotte von Orleans.
1719.

5.

Lord Briſtol, Biſchof von Derby, äußerte ſich in einem Geſpräch mit Göthe über deſſen Werther, als über ein unmoraliſches, verdammungswürdiges Buch, das zum Selbſtmord verleite, worauf ihm Göthe unter Anderm Folgendes entgegnete: „Wenn ihr ſo über den armen Werther redet, welchen Ton wollt ihr denn gegen die Großen dieſer Erde anſtimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttauſende Menſchen in's Feld ſchicken, die ſich gegenſeitig tödten und zu Mord, Brand und Plünderung reizen? Ihr danket nach ſolchen Gräueln Gott und ſinget ein Te Deum darauf! Und ferner, wenn ihr durch euere Predigten über die Schrecken der Höllenſtrafen die ſchwachen Seelen euerer Gemeinden ängſtiget, ſo daß ſie darüber den Verſtand verlieren und ihr armſeliges Daſein zuletzt in einem Tollhauſe endigen; oder wenn ihr durch manche euerer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrſätze in die Gemüther euerer chriſtlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels ſäet, ſo daß ſich ſchwache Seelen in einem Labyrinthe verlieren, aus dem kein Ausweg für ſie iſt, als der Tod — was ſagt ihr da zu euch ſelber und welche Strafrede haltet ihr da euch ſelbſt?“

Nach **Eckermann's** Geſprächen mit Göthe.
III. S. 327 f.

6

Mönche, die das Gelübde der Keuſchheit gethan, werden für große, verehrungswürdige Leute gehalten; ſie ſind aber ſtolz auf ihre Bußübungen und laſſen ſich leicht dazu verleiten, einem Andern zu fluchen; daher iſt derjenige, der ſich ſtill in ſeinem Hauſe hält und die Beleidigungen Anderer willig vergiebt, für weit größer, als jene zu halten.

Es giebt Leute, die ſich ſelbſt verläugnen, dürre Blätter zur Speiſe brauchen und ſo ihr Leben mit ſteten Bußübungen zubringen; man zieht ſie Andern vor und hält ſie werth; ſie fluchen aber denjenigen, wider welche ihr Zorn entbrennt. Mehr Achtung verdient daher ein Haus- und Familienvater, der ſeinen Nächſten erträgt und ihm ſeine Fehler vergiebt.

Cämmerer,
des Tiruwalluwer Gedichte und Denkſprüche.
Aus dem Tamuliſchen, Nürnb. 1803, S. 30.

7.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Haſis.

8.[1]

Fuhr über den Zürcherſee der Abt von Einſiedeln,
Ein luſtiger Herr mit einem dicken Schmeerbauche.
Da ſprach ſein Narr: „Welch eine große Milchſchüſſel!
Da möcht' ich für mein Leben gern was einbrocken.“
Da ſprach der Abt: „Was möchteſt du denn einbrocken?“
Der Narre ſprach: „In dieſe große Milchſchüſſel,
Da möcht' ich alle Mönch' und Pfaffen einbrocken,
Und müßte ſie mir dann der Teufel ausfreſſen.“
Da ſprach der Abt: „So wollteſt du, du Spitzbube,
Mich ſelber auch in dieſe Schüſſel einbrocken?“
Der Narre ſprach: „Gevatter Abt, gar ſehr gönnt' ich
Dem Teufel einen ſolchen leckern Fettbiſſen!“

Nach dem Altdeutſchen.

9.

Die Prieſter haben ſtets in Alles Lug und Trug gemiſcht.

Napoleon.

10.

Die Biſchöfe, über die ich mich zu beklagen habe, ſind gerade dienigen, welche ich ſelbſt ernannt.

Napoleon.

---

[1] Die letzten drei Sylben der Verſe dieſes Gedichtes ſind nach dem Schema: –́ –́ ⏑ zu leſen.

11.

Traue keinem Heiligen!
  Süße Worte ſpricht er;
Aber in der Kutte ſteckt
  Immer ein Halunke.

Hafis S. 105.

12.

Des Feuers werth
Sind alle Kutten;
Dem guten Geiſte
Der Welt zum Opfer,
Laßt hell in Brand
Aufgehn ſie alle!
Dieß ſüße Sein —
In bittre Galle
Verwandelt wird es
Durch ſie allein.

Hafis.

XXIV.

Innere Berechtigung,
die Religion im alten Sinne des Wortes
zu negiren.

Nothwendigkeit des Untergangs.

1.

O Aberglaube, dickſte Nacht,
Wie drückſt du ſchwer die Welt!
Das Licht, es iſt umſonſt erwacht
Am hohen Sternenzelt.

Es ſpricht umſonſt Vernunft, Natur;
Den Wahn beſiegt ſie nie.
Ach wäre jene Fabel nur
Harmloſe Poeſie!

Platen.

2.

Wer ſollte es glauben, daß das erſte feierliche Bekenntniß des Naturalismus das Werk eines edlen Menſchenfreundes war, deſſen ganzes Herz ſich gegen das Chriſtenthum ſeines Zeitalters empörte? Eduard Herbert von Cherbury ſah in ſeiner Zeit — in der Periode Jakobs I. und ſeines unglücklichen Sohnes — den Sektengeiſt, der aus den poſitiven Lehrſätzen der chriſtlichen Religion entſprang, in einer ſo erſchreckenden Größe und ärgerte ſich ſo ſehr an der Leichtigkeit, womit eine Chriſtenpartie die andere zur Hölle ſchickte, daß der Zweifel, ob eine ſolche Unglück bringende und Unglück weiſſagende Lehre wirklich vom Allgütigen ſein könne, bis zu der Ueberzeugung reifte, der Gott aller Menſchen fordere von dieſen weder die Einſicht in alle dieſe dunkelen poſitiven Lehren, noch die Befolgung derſelben. Er iſt kein harter Mann, der ſammeln wollte, wo er nicht geſäet, der gewiſſe Kenntniſſe zur Bedingung des ewigen Glückes der Menſchen machen ſollte, die der größte Theil derſelben nicht erhalten konnte. Was jeder Menſch wiſſen kann, deſſen Befolgung wird von jedem Menſchen gefordert werden u. ſ. w.

Cherbury nahm die erſten Grundſätze der natürlichen Religion in der Reinheit an, womit ſich Rouſſeau, durch nicht unähnliche Veranlaſſungen gegen das Poſitive der chriſtlichen Religion eingenommmen, dieſelben darſtellte.

L T Spittler,
Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche.
Frankf. und Leipz. 1788. S. 504 f.
„Naturaliſten in England.“

3.

Wir ſtimmen ſehr gern bei, wenn geſagt wird, man möchte Thränen vergießen bei dem Anblicke, daß die Religion, beſtimmt, die Menſchen zu erlöſen, dieſelben in den beſprochenen (vorchriſtlichen) Religionsformen nur größerem Jammer entgegenführt; aber es iſt nicht wohlgethan, wenn man glaubt, man habe das Räthſel ſchon in der eigenen Religion gelöſt, während bei uns doch wohl eben ſo viele, vielleicht noch mehr Thränen vergoſſen werden, als uns von dort berichtet wird. *Und der Jammer des Lebens iſt der ſtrafende Richter der Lehren und Inſtitutionen.*

Pfarrer Dr. Kraft,
Die Religionen aller Völker u. ſ. w.
Stuttg. 1848. S. 134.

4.

Den deutſchen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß ſie gehaßt das Chriſtenthum,
Bis Herrn Carolus leidigem Degen
Die edlen Sachſen unterlegen.
Doch haben ſie lange genug gerungen,
Bis endlich die Pfaffen ſie bezwungen
Und ſie ſich unter's Joch geduckt;
Doch haben ſie immer einmal gemuckt.
Sie lagen nur im halben Schlaf,
Als Luther die Bibel verdeutſcht ſo brav.
Sanct Paulus, wie ein Ritter derb,
Erſchien den Rittern minder herb.
Freiheit erwacht in jeder Bruſt;
Wir proteſtiren all mit Luſt.

Göthe.

5.

Unter allen Religionsſyſtemen, welche jemals ausgedacht wurden, iſt keines, was entehrender für Gott, unerbaulicher für den Menſchen, in größerem Widerſpruch mit der Vernunft und mit ſich ſelber wäre, als dieſes ſogenannte Chriſtenthum. Zu unfähig, um Ueberzeugung zu bewirken, zu widerſinnig, als daß man ihm theoretiſch beiſtimmen, zu unſtatthaft, als daß man ihm praktiſch folgen könnte, erkältet es die Herzen und erzeugt Atheiſten oder bringt Schwärmer und Fanatiker hervor. Als ein Werkzeug der Gewalt dient es den Zwecken des Despotismus und als ein Mittel zum Erwerbe von Reichthum der Habgier der Prieſterſchaft; was aber das allgemeine menſchliche Wohl betrifft, ſo liegt es nicht in ſeinem Weſen und Vermögen, zu etwas Gutem zu führen, weder in dieſem, noch in jenem Leben. **Thomas Paine.**

6.

Seit beinahe vierzig Jahren habe ich die Religionsſyſteme der Welt unterſucht, mit dem aufrichtigſten Wunſche, ein Syſtem zu entdecken, das ohne Fehler wäre, dem ich mit Herz und Seele anhangen könnte. Je mehr ich aber die Glaubenslehren und deren ſittliche Wirkungen prüfte, deſto mehr Irrthümer erkannte ich und ſo bin ich zu der wohlbegründeten Anſicht gekommen, daß alle Religionen ohne Ausnahme zu viel Unrichtiges enthalten, als daß ſie auf der gegenwärtigen Bildungsſtufe noch von irgend einem Nutzen ſein könnten. **Robert Owen.**

7.

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt. — Und warum keine? — *Aus Religion.*

Schiller.

8.

Das, was für Religion gilt, iſt in Wahrheit das Gegentheil der Religion, ſo wie das, was für Sittlichkeit, das Gegentheil der Sittlichkeit. Und ſo kann man das, was für Religion gilt, haſſen und bekämpfen *aus Religion*, ſo wie das, was für Sittlichkeit gilt, *aus Sittlichkeit.*

9.

Die jetzige Geſtalt der Religion gehört zu den Krankheiten des menſchlichen Gemüthes. Sie hält zu lange an und wird zu lange angehalten, was Beides großen Schaden thut. **Rahel.**

10.

Die chriſtliche Religion muß untergehen — nicht etwa deßhalb, weil ſie *Religion*, ſondern weil ſie eine *falſche, böſe, verderbliche* iſt. Es giebt nehmlich auch eine wahre, gute, heilbringende Art von Religion, und dieſe beſteht in dem Glauben an die Natur, als an eine im Weltall waltende göttliche Macht und Weſenheit, und in dem Vertrauen auf ſie, der Hingebung an ſie, als eine ſolche. Denn die Natur iſt keineswegs, wozu ſie eine höchſt oberflächliche und gedankenloſe, leider aber noch immer ſehr allgemeine Anſicht der Dinge macht, todt und blind; ſie iſt Leben und Geiſt — gutartig affirmativer Geiſt, im Gegenſatze des bösartig negativen des Chriſtenthums; ſie iſt eine Macht über uns, die wir durchaus nicht, ſo wie es bei der chimäriſch außerweltlichen und übernatürlichen unſerer Theologie der Fall, zu läugnen und hinwegzukritiſiren vermögen, zu der wir ewig in den allerweſentlichſten und unabweislichſten Beziehungen ſtehen, der wir alles verdanken, deſſen wir uns rühmen dürfen, der ſich zu widerſetzen, Wahnſinn, Verbrechen und Qual, der ſich willig und freudig zu unterwerfen, Vernunft, Tugend, Seligkeit, Rettung und wahrhafte, einzige Erlöſung vom Uebel iſt. Gegen ſie macht das Chriſtenthum die entſchiedenſte, feindſeligſte Oppoſition; es iſt daher die unſinnigſte und ſchrecklichſte Empörung gegen das, was in Wahrheit gut und göttlich iſt, die tiefſte, innerſte Sünd- und Schuldhaftigkeit, der vollendete Frevel der Gottentfremdung, die abſolute Apoſtaſie und Gottloſigkeit, die wir, in reuiger Rückkehr zu der in jenem großen Sinne gefaßten Natur, vollkommen abſchwören und abthun müſſen, um uns dem Verderben zu entreißen und dem uns von der bezeichneten Macht und Gottheit beſtimmten harmoniſchen Ziele unſeres Daſeins zu nähern.

Geb. 1847.

Zweites Buch.

In's Allgemeinere und Tiefere gehend.

Der Menſch der Unwahrheit und des Unfriedens

oder

der Menſch in der Beſtimmtheit ſeines Nichtſeinſollens überhaupt.

I.

Die Trennung und Entfernung des Menſchen vom wahrhaft Göttlichen

und

die darauf ſich gründende
allſeitige Verkehrtheit und Verderbtheit
des menſchlichen Weſens und der
menſchlichen Zuſtände.

1.

. . . . Vermeſſene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden geſtört;
Das entweihte Gefühl iſt nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verſtummt in der entadelten Bruſt.

Schiller.

2.

Menſch! Herrliche, hohe Erſcheinung! Schönſter von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet gingſt du aus ſeinen Händen hervor! Welche

Wohllaute ſchlieſen in deiner Bruſt, ehe deine Leidenſchaft das goldene Spiel zerſtörte!

Alles um dich und über dir ſucht und findet das ſchöne Maß der Vollendung — du allein ſtehſt unreif und mißgeſtaltet in dem untadeligen Plan. Von keinem Auge ausgeſpäht, von keinem Verſtande bewundert, ringt in der ſchweigenden Muſchel die Perle, ringt der Kryſtall in den Tiefen der Berge nach der ſchönſten Geſtalt, wohin nur dein Auge blickt, der einſtimmige Fleiß aller Weſen, das Geheimniß der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und wo ſie geſäet hat, findet ſie eine Ernte. Du allein, ihr liebſter, ihr beſchenkteſter Sohn, bleibt aus; nur was ſie dir gab, findet ſie nicht wieder, erkennt ſie in ſeiner entſtellten Schönheit nicht mehr.

—

Dich zu beglücken, iſt der Kranz, um den alle Weſen buhlen, wonach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde ſtrebt dieſem gütigen Willen entgegen, gewaltſam verkehrſt du die wohlthätigen Zwecke der Natur. Fülle des Lebens hat die Freundliche um dich her bereitet, und Tod nöthigeſt du ihr ab. Dein Haß ſchärfte das friedliche Eiſen zum Schwerte, mit Verbrechen und Flüchen belaſtet deine Habſucht das ſchuldloſe Gold, an deiner unmäßigen Lippe wird das Leben des Weinſtocks zum Gift. **Schiller.**

3.

Der Menſch hat ſich gegen Gottes ſchöne Ordnung aufgelehnt und muß die Bitterkeit ſeines Kelches bis auf die Hefe trinken. **German Mäurer.**

4.

Es treibt den Menſchen, Erde, von Herzen dir
Sein Uebermuth, und deine Geſchenke ſind,
Die zärtlichen, umſonſt; zu hoch ſchlägt
Immer und immer der ſtolze Buſen.

Hölderlin.

5.

. . . Weh, es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,
Ohne Göttliches unſer Geſchlecht. An's eigene Treiben
Sind ſie geſchmiedet allein und ſich in toſender Werkſtatt
Höret ein jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm raſtlos, doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen

Hölderlin.

6.

Arm iſt, ihr guten Götter, wer euch nicht kennt;
Im rohen Buſen ruhet der Zwiſt ihm nie;
Nacht iſt die Welt ihm; keine reine
Freude gedeihet und kein Geſang ihm.

Hölderlin.

7.

Woher mag wohl die entſetzliche Abneigung des Menſchen rühren, ſich zu zeigen, wie er iſt? — In der Körperwelt iſt alles wechſelſeitig das, was es ſich ſein kann, und zugleich ſehr aufrichtig. Nach unſern Begriffen ſind die Dinge gegen einander alles Mögliche, was ſie ſein können, und der Menſch iſt es nicht. Er *ſcheint mehr das zu ſein, was er nicht ſein ſollte*. Die Kunſt, ſich zu verbergen, oder der Widerwille, ſich geiſtlich oder moraliſch nackend ſehen zu laſſen, geht bis zum Erſtaunen weit. **Lichtenberg.**

8.

.... *Die unermeßliche Majorität, welche die Lüge im Leben vor der Wahrheit voraus hat*, jene Lüge, die unſere ganze geiſtige Atmoſphäre durchdrungen hat, von der kleinſten läppiſchen Convenienz, mit welcher die Menſchen ſich gegenſeitig über ihre Geſinnung täuſchen, bis zu den großen Lebensfragen, von deren Beantwortung das Schickſal des Menſchengeſchlechts abhängt, ſo daß wir uns ihrer oft gar nicht mehr deutlich bewußt werden, jene Lüge, welche Talleyrand in ſeiner pikanten Manier bezeichnete, als er ſagte: die Sprache ſei dem Menſchen gegeben, um ſeine Geſinnung zu verbergen.

Ideler,
in der Vorrede zu **Marc's** „Geiſteskrankheiten."
Berlin 1843.

9.

Fragt man, ob die Menſchengattung als eine gute oder ſchlimme Race anzuſehen, ſo muß ich geſtehen, daß nicht viel damit zu prahlen ſei. **Kant.**

10.

. . . . . . Der Hang des Menſchen, Alles zu haſſen, was nicht er ſelber iſt. **Napoleon.**

11.

Der Menſch hat keinen Freund; ſein Glück hat deren. **Napoleon.**

12.

In Haß und Neid wohnt alle Welt beiſammen,
In Haß und Neid bei täglichem Verkehre.
Alfred Meißner.

13.

Man kann ſich eines gewiſſen Unwillens nicht erwehren, wenn man das Thun und Laſſen der Menſchen auf der groſſen Weltbühne aufgeſtellt ſieht, und bei hin und wieder anſcheinender Weisheit im Einzelnen, doch endlich Alles im Großen aus Thorheit, kindiſcher Eitelkeit, oft auch aus kindiſcher Bosheit und Zerſtörungsſucht zuſammengewebt findet, wobei man am Ende nicht weiß, was man ſich von unſerer auf ihre Vorzüge ſo eingebildeten Gattung für einen Begriff machen ſoll. **Kant.**

14.

Das Tollhaus iſt im Kleinen, was die Welt im Großen iſt.

Es iſt eine ſonderbare Empfindung, wenn man aus dem Gewühle einer großen Stadt auf einmal in ihr Tollhaus kommt. Man findet ſie hier noch einmal, im Geſchmacke des Vaudevilles vorgeſtellt, und irgendwo in dieſem Narrenſyſtem ein bequemes Genus für ſich ſelbſt. **Reil.**

15.

Aus der Narrheit der Menſchen in Bedlam müßte ſich mehr ſchließen laſſen, was der Menſch iſt, als man bisher gethan. **Lichtenberg.**

16.

Wunder, wie ſehr doch klagen die Sterblichen wider
die Götter!
Uns entſtamme das Böſe, ſo meinen ſie; aber ſie ſelber
Schaffen durch Unverſtand, auch gegen Geſchick, ſich
ihr Elend.

Zeus bei **Homer**, Odyſſ., I., 32.

17.

Was ſich der Menſch für Plage,
Und ach wofür ſich macht!

Dingelſtedt.

18.

. . . . Fratzenbilder nur und ſieche Schatten
Seh' ich auf dieſer Erde, und ich weiß nicht,
Iſt ſie ein Tollhaus oder Krankenhaus.

H. Heine.

19.

. . . . . . Die Grau in Grau umherwandelnden Menſchengeſtalten mit den albernen, unverſtändigen und völlig werthloſen Herzen. Chriſtern.

20.

Die meiſten Geſellſchaften ſind jetzt ſo beſchaffen, daß ſie die darauf verwandte Zeit nicht lohnen. Sie ermatten, ſtatt Belehrung oder auch nur Erholung zu gewähren. Fr. v. Raumer,

„Spreu." Leipz. 1848. S. 153.

21.

Geſtern waren im Haus Brentano viele witzige Köpfe beiſammen; da wurden unter andern gymnaſtiſchen Geiſtesübungen auch Räthſel aufgegeben; da waren ſehr geſchickte Einfälle und wie die Reihe an mich kam, da wußt' ich nichts. Und wie ich in der Verlegenheit mich umſah und kein Geſicht ſah, das mir einen befreundeten, verſtändlichen Ausdruck hatte, da erfand ich dies Räthſel: Warum die Menſchen keine Geiſter ſehen? Keiner konnt' es rathen; ich ſagte: weil ſie ſich vor Geſpenſtern fürchten. — Wer? Die Menſchen? — Nein, die Geiſter. Ja ſo grauſamlich kamen mir dieſe Geſichter vor und ſo fremd und unverſtändlich, aus denen nichts zu mir ſprach, wie aus deinen geliebten Zügen, vor denen ſich die Geiſter gewiß nicht fürchten.

Bettina.

22.

Der Menſch, als der Gipfel der Schöpfung, als das vollkommenſte Produkt der Natur, namentlich als dasjenige, welches die meiſte Befähigung hat, ſich den verſchiedenen phyſiſchen Verhältniſſen der Erde zu fügen, und welches die meiſten Mittel beſitzt, ſich vor krankmachenden Einflüſſen zu ſchützen, ſollte krankhaften Lebensſtörungen am allerwenigſten unterworfen ſein; kein Thier aber hat ſo viel und ſo arg mit Krankheit und Siechthum zu kämpfen, als er.

23.

Ich bin überzeugt, daß die Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes, wenigſtens des zahmen Theiles deſſelben, den man den geſitteten nennt, über die Hälfte zu viel ißt; denn was man, zumal unter den höheren Klaſſen, Hunger nennt, iſt meiſtens mehr ein Appetit nach Hunger, als der eigentliche Bedürfnißhunger ſelbſt.

Lichtenberg.

24.

Wie zum Teufel hat man eine Welt machen können, wie die unſrige iſt! In welcher Abſicht, zu welchem Zwecke z. B. Stutzer ſchaffen, Könige, Magiſter, Weiber von einem gewiſſen Alter und eine Menge Männer von jedem Alter und gar mich! Wozu? **Byron.**

25.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig;
Vergebens biſt du brav, vergebens tüchtig;
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig.

Göthe.

26.

Die beſten unter den Menſchen ſind gerade diejenigen, die man am meiſten verdammt, weil ſie ſich nicht zu verſtellen wiſſen. **Napoleon.**

27.

Die Welt iſt eine Glocke, die einen Riß hat; ſie klappert, aber ſie klingt nicht. **Göthe.**

28.

Die Welt, als Naturganzes, Univerſum, iſt ſo harmoniſch eingerichtet; die Welt aber, von der hier die Rede iſt, die der Natur entfremdete Menſchenwelt, iſt ein total verſtimmtes und verdorbenes Inſtrument.

29.

Die Welt iſt des Teufels, wie ſie geht und ſteht.

Luther.

30.

Es giebt keinen Reim auf Menſch — der Menſch iſt eben ein ungereimtes Weſen.

Kotzebue.

31.

Beim Menſchen gilt die ſonſt ſo anwendbare Regel: ex ungue leonem, durchaus nicht, da das Menſchenleben keine Natureinheit, da es oft vielmehr der wunderlichſte Complex der diſparateſten Elemente iſt.

Ideler.

32.

. . . . Die Zerriſſenheit der Denkweiſe unſerer Zeit. Was wir geſtern bewundert, haſſen wir heute, und morgen vielleicht verſpotten wir es mit Gleichgültigkeit.

H. Heine.

23.

Der Menſch dieſer Welt wälzt bergan ſeinen Stein und füllt das durchlöcherte Faß, umarmt ſtatt einer Göttin die Wolke und unerſättliche Wißbegier nagt, wie ein Geier, ſein Innerſtes.

J. v. Müller.

II.

Contraſt
des Menſchlichen und Natürlichen.

1.

Die ganze Natur iſt ſo ſtill zufrieden in ſich ſelbſt; Alles, Baum, Blume, Pflanze, will nichts Anderes ſein, als dies, was es iſt; die Roſe keine Lilie, die Lilie keine Roſe; das Wieſenblümchen keine Treibhauspflanze, und ſo fort. Nur der Menſch iſt unzufrieden, und will immer etwas Anderes ſein, als er iſt und zu ſein vermag. Nach **Charlotte Stieglitz.**

2.

Jung und harmlos iſt die Natur, der Menſch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend.

Platen.

3.

Tief durch den Wald
Geſang erſchallt,
Die leichten Vöglein ſcherzen;
Der Menſch allein,
Der trägt die Pein,
Recht tief im kranken Herzen.

Leicht hüpft der Bach
Den Blumen nach,
Ihm iſt ſo kühl und helle.
Durch's Menſchenherz,
Da ſchleicht mit Schmerz
Des heißen Blutes Welle.

Kerner.

4.

. . . . . . Nur unſre Bruſt iſt öde;
Die Welt hat Stoff, lichtfunkelnd zu erwarmen
Und Seligkeit in jede Bruſt zu ſprühen;
Wir ſtehen am gedeckten Tiſche blöde
Und zögern, mit den Andern zu erglühen;
Im ganzen All ſind wir die einzig Armen.

Max Waldau.

5.

Die Welt iſt vollkommen überall
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Schiller.

6.

Der natürliche Zuſtand der Menſchen iſt ſo verweht und verwirrt, daß die, welche naturgemäß ſind, Ausnahmen machen und Genies ſein müſſen.

Rahel.

7.

Der Hund, der keinen Witz hat, nur Inſtinkt,
Und heiter in jedem Geſchick das Rechte thut —
Ach hätte doch der Menſch nur ſo viel Witz,
Den eigenen Inſtinkt nicht zu verläugnen!

Bettina.

8.

Die Menſchen ſehen nicht leicht ſo einfach groß und ungeſtört in ihrer Art, wie oft die Thiere in der ihrigen, aus.

Bettina.

9.

Warum ſchielen die Thiere nicht? — Das iſt auch ein Vorzug der menſchlichen Natur.

Lichtenberg.

10.

Die Menſchen und was ſie wollen und thun, erſchienen mir, wenn ich mich daran erinnerte, wie aſchgraue Figuren ohne Bewegung; aber in der heiligen Einſamkeit um mich her war Alles Licht und Farbe und ein friſcher Hauch von Leben und Liebe wehte mich an und rauſchte und regte ſich in allen Zweigen des üppigen Hains. **Fr. Schlegel.**

11.

Es begegnet mir nichts oder wenig in der Menſchenwelt, was einfach genug iſt, was ganz reiner Lebenstrieb iſt, was mich rührt, wie der Grashalm, die friſchen Spitzen der Saat, ein Vogelneſt mit Treue gebaut, das Blau des Himmels — das alles ergreift mich, als ob es menſchlich wäre und inniger, als das Menſchliche. **Bettina.**

21.

Tiefmitternächtige,
Lautloſe Stille ringsum;
Durch grüne Büſch' und Bäume
Hinwandel' ich im Monde;
Die ſeh'n mich all' ſo freundlich,
So traulich an, wie Brüder,
Die nur nicht reden können
Mit mir in Menſchenſprache;
Ich drücke Liebesküſſe
Auf ihre ſchwanken Blätter —
Ach, warum bin ich Menſchen
Nicht auch ſo nah, warum
Dünkt mir die Pflanze näher,
Die doch ſo ſtarr und ſtumm?

13.

Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunſtreichen Stille vernehme ich das Wandelnde der Gottheit; deine verdienſtloſe Trefflichkeit trägt meinen forſchenden Geiſt hinauf zu dem höchſten Verſtande; aus deinem ruhigen Spiegel ſtrahlt mir ſein göttliches Bild. Der Menſch wühlt mir Wolken in den ſilberklaren Strom; wo der Menſch wandelt, verſchwindet mir der Schöpfer.

Schiller.

14.

„Und weißt du, was mich der Natur ſo anhängig macht? — Daß ſie manchmal ſo traurig iſt. Andre nennen das Langeweile, was einem zuweilen ſo mitten im Sonnenſchein wie ein Stein auf's Herz fällt; ich aber leg' es ſo aus: plötzlich ſteht man, ohne es zu wollen, ihr, der Allgöttin gegenüber, ein geheim Gefühl der unendlich zarteren Sorge, die ſie auf uns verwendet, als auf alle andere Geſchöpfe, macht uns ſchüchtern; Alles umher gedeiht; jed Stäubchen, jed klein Käferchen zeugt von ſo tiefer, feingegliederter Bildung — aber wo iſt auch nur ein Knöspchen in unſerem Geiſt, was nicht vom Wurm benagt wäre; ſind wir nicht von Staub befleckt und zeigt ſich ein Blättchen unſerer Seele in ſeinem glänzenden Grün?“ Darüber nun, heißt es weiterhin, trauere tief die Natur und dieſe Trauer werde dem Menſchen fühlbar, der ſich aber, abhold und widerſtrebend ſolcher ihn in ſeiner Weiſe ſtörenden Empfindung, hinweg wende von ihr. „Nein, ſie findet kein Gehör, die Mutter, wiewohl ihre Vorwürfe ſo zärtlich ſind, daß ſie uns gern in ihren Schleier hüllte und das Gift der Krankheit mit ihren Lippen ausſöge und Balſam miſchte aus ihrem Blut, um uns zu heilen.“ **Bettina.**

15.

Die Natur . . . . . aus Frühlingen zieht dieſe Allmächtige Sommer auf, aus Wintern Frühlinge, aus Vulkanen Wälder und Berge, aus der Hölle einen Himmel, aus dieſem einen größeren — und wir thörichte Kinder wiſſen uns aus keiner Vergangenheit eine Zukunft zu bereiten, die uns ſtillt; wir hacken, wie die Steindohle nach jedem Glanze und tragen die Glutkohle als Goldſtück beiſeite und zünden damit Häuſer an.

Jean Paul.

III.

Mangel an Glück.

1.

Es geht uns allen mehr oder weniger herzlich ſchlecht; unſere Zuſtände ſind viel zu künſtlich und complicirt, unſere Nahrung und Lebensweiſe iſt ohne die rechte Natur und unſer geſelliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann iſt fein und höflich, aber Niemand hat den Muth, gemüthlich und wahr zu ſein, ſo daß ein redlicher Menſch mit natürlicher Neigung und Geſinnung einen recht böſen Stand hat. Man ſollte oft wünſchen, auf einer der Südſee-Inſeln als ſogenannter Wilder geboren zu ſein, um nur einmal das menſchliche Daſein ohne falſchen Beigeſchmack durchaus rein zu genießen.

Denkt man ſich bei deprimirter Stimmung recht tief in das Elend unſerer Zeit hinein, ſo kommt es Einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngſten Tage reif [1]. Und das Uebel häuft ſich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unſerer Väter zu leiden haben — wir überliefern auch dieſe geerbten Gebrechen, mit unſeren eigenen vermehrt, unſeren Nachkommen.

Göthe bei Eckermann.

2.

Bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menſchen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie ſoll Einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm ſelber nicht wohl iſt?

Es iſt aber den Leuten allen herzlich ſchlecht. Der dritte Theil der an den Schreibtiſch gefeſſelten Gelehrten und Staatsdiener iſt körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen.

Göthe bei Eckermann.

3.

Gehen Sie einmal in unſere großen Städte . . . . halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird ihnen Geſchichten zuflüſtern, daß Sie über das Elend erſchrecken und über die Gebrechen erſtaunen, von denen die menſchliche Natur heimgeſucht iſt und an denen die Geſellſchaft leidet. **Göthe bei Eckermann.**

---

[1] „Zum jüngſten Tag fühl' ich das Volk gereift,
Da ich zum letzten Mal den Hexenberg erſteige."
ſagt Mephiſtopheles im Fauſt.

4.

Auch mich hat ein liebes Abenteuer erwartet. Abenteuer? — warum brauche ich das alberne Wort, es iſt nichts Abenteuerliches in einem ſanften Zuge, der Menſchen zu Menſchen hinzieht. Unſer bürgerliches Leben, unſere falſchen Verhältniſſe, das ſind die Abenteuer, das ſind die Ungeheuer, und ſie kommen uns doch ſo bekannt, ſo verwandt, wie Onkel und Tanten vor! Aus **Göthe's** Briefen aus der Schweiz.

5.

. . . . . Europa, das mühſelige,
Wo Hof, Gerichte, Schulen, Kirche, Staat
Ein einziger, großer Pedantismus ſind.

Herder.

6.

Es erben ſich Geſetz und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zu Geſchlechte
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.

Vernunſt wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt leider nie die Frage.

Göthe im Fauſt.

7.

. . . . Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünſchten Poſſe. —
Du zählſt wie wenig, weniger als wenig,
Wo nicht die Seele nach dem Tod verlangt
Und doch zurück davor,
Wie vor dem winterlichen Strome ſchreckt!

Byron.

8.

So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien!

Göthe.

9.

Das Loos, das uns zu Theil wird, ſieht demjenigen ſelten ähnlich, was wir uns verſprochen haben; wir finden uns bei jedem Schritte, den wir thun, in unſern Erwartungen getäuſcht. **Kant.**

10.

Ich ärgere mich recht, wenn der alte *** ſo dick thut mit ſeinen Erfahrungen. Es iſt ihm lieb, ſie gemacht zu haben; ich begreife das nicht; denn reicher um eine Erfahrung heißt ärmer um eine Hoffnung ſein. Ich bin gar nicht froh, Erfahrungen gemacht zu haben. Aus den Papieren eines Frauenzimmers.

11.

Wem unter uns wird nicht die Kindheit tauſendmal durch Muſik geweckt! Und ſie redet ihn an und fragt ihn: „Sind die Roſenknoſpen, die ich dir gab, denn noch nicht aufgebrochen?“ — O wohl ſind ſie's, aber weiße Roſen waren's. **Jean Paul.**

12.

Ihr Schläfer ihr, von Erde zugedecket,
Von ewigen Wiegenliedern eingeſungen!
Habt ihr den Kelch des Lebens froh geſchwungen,
Der mir allein vielleicht wie Galle ſchmecket? —

Auch euch, befürcht' ich, hat die Welt bethöret;
Vereitelt wurden eure beſten Thaten
Und eure liebſten Hoffnungen zerſtöret.

Platen.

13.

Ungütiges Geſchick, wie viel
Giebſt du dem Herzens des Begehrens!
Und ſchreit zu dir das flammende,
Welch eine Karge des Gewährens!

Aus dem Türkiſchen.

14.

Zwei gute Tage hat der Menſch auf Erden:
Den Hochzeittag und das Begrabenwerden.
Provençaliſches Sprüchwort.

15.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt ſelbſt ermißt ſie kaum;
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Iſt für zehen Glückliche nicht Raum. **Schiller.**

16.

Stets von heut auf morgen vertagt die Hoffnung
Ihr Phantom. Auswandert der Menſch in fremden
Himmelsſtrich; er tauſchet indeß die Noth nur
Gegen die Noth aus. **Platen.**

17.

Wo iſt ein Herz, das keine Schmerzen ſpalten?
Und wer an's Weltenende flüchten würde,
Stets folgten ihm des Lebens Truggeſtalten.
Platen.

18.

Leonore.
Ich hoffe, dich, ſo ſchön du es verdienſt,
Glücklich zu ſehen.
Prinzeſſin.
Eleonore! Glücklich?
Wer iſt denn glücklich?
Aus „Torquato Taſſo“ von **Göthe.**

19.

Wir richteten uns hier auf Erden
So weislich und ſo trefflich ein;
Und ſollte jemand glücklich werden,
Das müßte wohl ein Wunder ſein.

20.

Unſer Denken — eine Rechnung,
Wo ſo manche Nummer ſteht,
Und ein langer Strich das Leben,
Welcher durch die Rechnung geht.

21.

A und O von dieſes Lebens Pſalter,
Trübe Jugend ſind's und trübes Alter.

Platen.

22.

Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünf und ſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. **Göthe bei Eckermann.**
1824.

23.

Nicht gezeugt ſein, wäre das beſte Schickſal,
Oder doch früh ſterben in zarter Kindheit.

Platen nach Sophokles.

24.

Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingſt du voran — und haſt nicht viel verloren.

Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich Loos;
Der Tag, wie lieblich, und die Nacht, wie groß
Und wir, gepflanzt in Paradieſeswonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung
Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünſchenswerth ergänzt.

Göthe.

„Trilogie der Leidenſchaft.“
„An Werther.“

25.

„Ich brachte zur Erwähnung,“ erzählt Eckermann, „ob denn die große Wirkung, die der Werther bei ſeinem Erſcheinen gemacht, wirklich in der Zeit gelegen. Ich kann mich, ſagte ich, nicht zu dieſer allgemeinen Anſicht bekennen. Der Werther hat Epoche gemacht, weil er erſchien, nicht weil er in einer gewiſſen Zeit erſchien. Es liegt in jeder Zeit ſo viel unausgeſprochenes Leiden, ſo viel heimliche Unzufriedenheit und Lebensüberdruß und in einzelnen Menſchen ſo viel Mißverhältniſſe zur Welt, ſo viel Konflikte ihrer Natur mit bürgerlichen Einrichtungen, daß der Werther Epoche machen würde und wenn er erſt heut erſchiene.“

Göthe beſtätigte dies und bemerkte unter Anderm Folgendes:

„Die viel beſprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltcultur an, ſondern dem Lebensgange jedes Einzelnen, der mit angeborenem, freiem Naturſinn ſich in die beſchränkenden Formen einer veralteten Welt finden und ſchicken lernen ſoll. Gehindertes Glück, gehemmte Thätigkeit, unbefriedigte Wünſche, ſind nicht Gebrechen einer beſondern Zeit, ſondern jedes einzelnen Menſchen, und es müßte ſchlimm ſein, wenn nicht jeder einmal in ſeinem Leben eine Epoche haben ſollte, wo ihm der Werther vorkäme, als wäre er bloß für ihn geſchrieben.“

IV.

Mangel an Troſt,

Hoffnung, Ausſicht auf Beſſerung.

1.

Ich verdenke es Keinem, wenn er in Anſehung der Staatsübel an dem Heil des Menſchengeſchlechtes und dem Fortſchreiten deſſelben zum Beſſeren zu verzagen anhebt. **Kant**,

Werke 1. Leipz. 1838. S. 396 f.

2.

Europa iſt alt und krank und keine Hoffnung auf Beſſerung vorhanden, ſo lange man ſeine Krankheiten wie Erzeugniſſe der Weisheit oder doch der Nothwendigkeit betrachtet. **Fr. v. Raumer.**

3.

Auch der Glaube an den Fortſchritt der Menſchheit muß ſtark in der innerſten Seele ſein, ſo ſtark, daß er Berge verſetzen kann. Denn die Geſchichte ſelbſt ſcheint an ihm zu verzweifeln; ihre Blätter ſtehen voll kühner Skepſis, und die Gegenwart bietet keinen Troſt und keinen Halt.

Louiſe Aſton.

V.

Mangel an Wiſſen.

1.

Unſer ganzes Leben iſt zuſammengeſetzt aus Fragen an die Wahrheit, an das Daſein.

Fr. v. Raumer.

2.

Habe nun, ach, Philoſophie,
Juriſterei und Medicin
Und leider auch Theologie
Durchaus ſtudirt mit heißem Bemüh'n.
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor,
Und bin ſo klug, als wie zuvor,
Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr'
Herauf, herab und quer und krumm
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können;
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.

Göthe's Fauſt.

3.

Göthe, indem er in ſeiner Selbſtbiographie „die bedeutende Puppenſpielfabel“ des Dr. Fauſt und die Entſtehung ſeines eigenen Fauſt zu Sprache bringt, bemerkt:

„Auch ich hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weiſe verſucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.“

4.

Wir taſten ewig an Problemen. **Göthe.**

5.

Die Natur Gottes, die Unſterblichkeit, das Weſen unſerer Seele und ihr Zuſammenhang mit dem Körper, ſind ewige Probleme, worin uns die Philoſophen nicht weiter bringen. **Göthe bei Eckermann.**

6.

. . . . . . Das Selbſtbewußtſein, dieſes in der Anſchauung einfache, in der Zergliederung aber höchſt verwickelte Produkt unſerer Seelenkräfte.

So klar wir uns unſer bewußt ſind, ſo wenig ſind wir uns bewußt, wie es zugeht.

Reil.

7.

Wir wiſſen, daß das Vorſtellen organiſch bedingt iſt, aber wir wiſſen nicht, wie; die organiſche Bedingung des Vorſtellens iſt uns ein tiefes Räthſel.

K. G. Neumann.

8.

Am Ende müſſen wir bekennen, daß wir, was die eigentlichen Bedingungen der Vorſtellungskrankheiten betrifft, vor einem noch ungelöſten Räthſel ſtehen.

K. G. Neumann.

9.

Der menſchliche Geiſt iſt ſich ſelbſt ein Räthſel; er kennt nur ſeine Wirkungen und deren Geſetze; was er aber eigentlich dem Weſen nach iſt, das weiß er nicht. **Krug.**

10.

Kenne dich ſelbſt! ſo ruft man ſeit mehr als zwei Jahrtauſenden; und doch, wie wenig Fortſchritte ſind im Allgemeinen binnen dieſer Zeit gemacht! Beginnen wir mit dem Körper, ſo kommen viele ſeiner wichtigſten Thätigkeiten gar nicht zum Bewußtſein und entziehen ſich der eigenen unmittelbaren Beobachtung. Andere deutliche Andeutungen werden mißverſtanden; kannte man doch z. B. ſeit Jahrtauſenden das Pulſiren des Herzens und der Arterien und doch entdeckte erſt Harvey den Blutumlauf. Noch jetzt weiß man von dem Zwecke wichtiger Organe wenig oder nichts; die

Nerven, obgleich bis in das Kleinſte und Feinſte verfolgt, bleiben ein öffentliches Geheimniß; das Leben, der Traum, die Gedankenbildung, der Wahnſinn u. ſ. w. treten uns als unläugbare Thatſachen entgegen; wer aber hat ſie wahrhaft begriffen und erklärt? — So ſchwach ſieht es aus mit der Selbſterkenntniß nach der körperlichen Seite, und was iſt denn ſeit Ariſtoteles Erhebliches nach der pſychologiſchen Seite hin zu Tage gefördert worden? Kaum eine Frage können wir — über ein unmittelbares Gefühl hinaus — von der Seele beantworten. Was? Woher? Wie? Wie lange? Warum? Durch welche Mittel? u. ſ. w. — Das alles ſieht ſehr niederſchlagend aus.

Fr. v. Raumer.

11.

Der Menſch iſt ein dunkles Weſen; er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht; er weiß wenig von der Welt und am wenigſten von ſich ſelbſt.

Göthe bei Eckermann.

12.

Es iſt über meine Begriffe, zu ſagen, woher ich komme, was ich bin und wohin ich gehe, und doch iſt dies alles. Ich bin die Uhr, die beſteht und ſich nicht kennt.

Napoleon.

13.

Stets um Freiheit buhlt das Gemüth, um Kenntniß;
Doch um uns liegt rings, wie ein Reif, Beſchränkung.

Platen.

14.

Das theologiſche und philoſophiſche Wiſſen rettet uns nicht aus der Finſterniß unſerer Umgebung.

Jean Paul.

15.

Die Philoſophen haben ſich bemüht, das Räthſel der Welt zu löſen; allein bis jetzt wenigſtens hat es noch niemand gelöſt.

Krug.

16.

Die Philoſophen ſind die Siſyphuſſe des menſchlichen Gedankens.

Das Problem der Philoſophie iſt unlösbar.

A. W. v. Schlegel.

17.

Wir wechſeln (in Hinſicht unſeres Erkennens und Begreifens) nur zwiſchen Nächten und Dämmerungen.

Jean Paul.

18.

Wir ſtreben nach Wahrheit, aber wir erreichen ſie nicht.

Die nach mir kommen, werden nach Wahrheit ringen, wie ich, und ſie nicht erreichen, wie ich.

K. G. Neumann,
in der Vorrede zu ſeinem Werke:
„Von den Krankheiten des Menſchen.“ 1842.

19.

Die Wahrheit —
Ihren Schleier hebt keine ſterbliche Hand;
Wir können nur rathen und meinen.

Schiller.

20.

Wir ſtecken in lauter Wundern und das letzte und beſte der Dinge iſt uns verſchloſſen.

Göthe bei Eckermann.

21.

Die Natur behält immer etwas Problematiſches, das zu ergründen, menſchliche Fähigkeiten nicht hinreichen. **Göthe bei Eckermann.**

22.

Das, was wir nicht kennen und nicht zu erklären vermögen, nennen wir Natur. **Fichte.**

23.

Das eigentliche Princip des Lebens in der Natur iſt uns völlig unbekannt. **Krug.**

24.

Der Begriff von Entſtehen iſt uns ganz und gar verſagt. **Göthe.**

25.

So wenig wir von dem Geheimniß der Zeugung wiſſen und je erfahren werden . . . .

Hufeland,

Enchiridion medicum. Berlin 1842. S. 431.

26.

Und noch niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter ſchafft;
Unergründlich iſt das Wirken,
Unerforſchlich iſt die Kraft.

Schiller.

27.

Die Natur iſt nicht offenbar in ihren Heimlichkeiten und gar wenig [1]). —

Es geht uns viel ab in der Heimlichkeit der Natur. Darum wir unbillig juch ſchreien mit unſerem Hütlein; wir ſind fürwahr nicht über den Gattern, über den wir meinen geſprungen zu ſein.

Paracelſus.

28.

Zu fragmentariſch iſt Welt und Leben —
Ich will mich zum deutſchen Profeſſor begeben;
Der weiß das Leben zuſammenzuſetzen
Und macht ein verſtändlich Syſtem daraus;
Mit ſeinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbau's.

Heine.

---

[1]) „oder nur ſehr wenig“ iſt wohl der Sinn.

29.

Wer will was Lebendiges erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider nur das geiſtige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht, wie.

Göthe im Fauſt.

30.

Alle Anſchauung von Bauart und Gewebe der Theile läßt das beherrſchende Leben unerklärt.

Köppen.

31.

Jede Analyſe widerſetzt ſich dem Gange des Lebens, das überall ſynthetiſch iſt. **K. G. Neumann.**

32.

Herzen von Fröſchen hat Treviranus vielfach unterſucht, wobei aber nichts herauskommt, als wie er dieſe Thiere torquirte. **Hegel,**

Vorleſungen über die Naturphiloſophie als der
Encyklopädie 2. Theil, herausgegeben v.
Michelet. Berlin 1842. S. 592.

33.

Die Natur auf der Folter verſtummt.

Göthe.

34.

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben;
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit
Schrauben. **Göthe.**

35.

Wie wollte einer als Meiſter in ſeinem Fach erſcheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte! **Göthe.**

36.

Die uralte Kluft von Theorie und Praxis iſt bis auf den heutigen Tag noch unausgefüllt.

Ideler,
in der Vorrede zu **Marc's** „Geiſteskrankheiten.“

37.

Die ſtrengſten Syſtematiker ſind die ärgſten Empiriker. **Hufeland.**

38.

Die Pathologen bauten oft Gebäude auf, die der Praktiker vergeſſen konnte, damit er um ſo beſſer heile.

K. G. Neumann,
„Von den Krankheiten des Menſchen“
Allgemeiner Theil. Berlin 1842. Vorrede S. IV.

39.

. . . . . Die hohen Schulen, da nichts als Gleißner und Schreiber aufwachſen. Das iſt ein

Schreiber, der Recepte fürhält, aber niemand geſund macht; damit iſt er auch ein Doktor des Schreibens, aber nicht des Geſundmachens. Alſo ſeid ihr Schreiber, d. i. Gleißner, und habt eine beſondere Sekte, wie die Phariſäer; denn niemand darf in ihren Handel reden.
Paracelſus.

40.

Zu große Strenge der Aerzte verleitet zur Uebertretung ihrer Verordnungen, und ſchwächt, wenn dieſe ohne Schaden geſchieht, ihr Anſehen.

K. G. Neumann,
„Von den Krankheiten des Menſchen.“
Supplementband. Berlin 1844. S. 242.

41.

Sie haben's dahin gebracht, daß alle Menſchen die Arzenei fliehen und halten's für Büberei und Beſcheißerei. Alſo haben ſie die Leute mit ihren Künſten betrogen, daß ein gemeiner Bauer oder auch ein Jude mehr Glauben hat, als ſie; und ſo man's an ihm ſelbſt beſieht, ſo können die auch mehr, als die doctores.
Paracelſus.

42.

Hier war die Arzenei; die Patienten ſtarben,
Und niemand fragte, wer genas.
So haben wir mit hölliſchen Latwergen
In dieſen Thälern, dieſen Bergen,
Weit ſchlimmer, als die Peſt getobt.

Ich habe ſelbſt das Gift an Tauſende gegeben;
Sie welkten hin; ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.

Göthe's Fauſt.

43.

Der Aderlaß iſt das größte, gewaltſamſte Mittel der ganzen Heilkunſt, es iſt die Wegnahme eines Theiles des Lebens ſelbſt, die ſich hier die Kunſt erlaubt.

Hufeland,
Enchiridion medicum. Berlin 1842. S. 58 f.

Aber wie darf ſich die Kunſt erlauben, einen Theil des Lebens wegzunehmen? — Das ſcheint Sinnloſigkeit oder Frevel zu ſein.

44.

Vor fünfzig Jahren herrſchte faſt unbeſchränkt der Aderlaß. Hierauf folgte eine lange Zeit das Reich des **Brechmittels**; dann eine Periode, wo ſich das Opium auf den Thron ſetzte. Jetzt beginnt wieder die Herrſchaft des Aderlaſſens.

Hufeland,
Enchiridion medicum. Berlin 1842. S. 487.

Arme Menſchheit!

45.

„Die Kur ſei nicht verderblicher, als die Krankheit!“ findet Hufeland nöthig, einzuprägen.

Enchiridion medicum,
„Denkſprüche und allgemeine Regeln für angehende Praktiker.“

46.

Nicht jeder Schein von Exceß der Reaction iſt auch wirklich ein Zuviel. Wer in allen ſolchen Fällen ſogleich bei der Hand iſt, die Reaction mit dem antiphlogiſtiſchen Löſchapparate zu dämpfen, der wird gewiß nicht ſelten dem Kranken mehr Schaden zufügen, als der Krankheit.

Eiſenmann und Canſtadt.

S. des Letzteren „ſpecielle Pathologie und Therapie.“
I. Erlangen 1843. S. 316. „Behandlung des Fiebers.“

47.

Alle Methoden, um Krankheiten im Keime zu erſticken, zielen dahin, durch eine künſtlich erregte, prämature Reaction das Abortiren der Krankheit zu vermitteln; man ſucht dies durch Brechmittel, durch ein Bad, durch Schweißerregung, durch einen Aderlaß, durch Cardiaca zu bewerkſtelligen, *leider nur ſelten mit dem erwünſchten Erfolg.* **Canſtadt**

a. a. O. S. 314.

48.

Graham's Erdbad „gehört in der materia medica in die reiche Klaſſe von Arzeneimitteln, die zuweilen nicht ſchaden.“ **Lichtenberg.**

Derſelbe findet es auch ſehr paſſend, daß an einem gewiſſen Orte die Apotheke dicht neben dem Kirchhofe ſtand.

49.

Medicina est ars conjecturalis. **Celſus.**

50.

Die Medicin wird ewig eine Conjecturalwiſſenſchaft bleiben.

Ideler,
in der Vorrede zu **Marc's** „Geiſteskrankheiten.“

51.

Hätte die Heilkunſt eine allgemeine geltende Grundlage, ſo wäre der Mißbrauch des Waſſers eben ſo unmöglich, als die Homöopathie, der Brownianiſmus, der Brouſſaiiſmus und alle ähnliche Verirrungen der Menſchen, die ſolche Grundlage ſuchten.

K. G. Neumann,
„Von den Krankheiten des Menſchen“
Supplementband. Berlin 1844. S. 18.

52.

Zu ſagen, welches die rechten Mittel (für Krankheiten) ſeien, iſt ſchwer. Ueber dieſen Zuſammenhang einer Krankheit mit ihrem Mittel hat die Materia medica noch kein einziges vernünftiges Wort vorgebracht.

Hegel,
Naturphiloſ. S. 687.

53.

Wie die dem Menſchen allein eigenthümliche Erſcheinung der Schamröthe vermittelt ſei, iſt uns unbekannt.

Lachen und Weinen — Erſcheinungen, die dem Menſchen eben ſo ausſchließlich eigen ſind, wie das

Erröthen, aber noch viel ſchwerer zu erklären, am ſchwerſten das Lachen. **K. G. Neumann,**

„Von den Krankheiten des Menſchen“
Allgemeiner Theil. Berlin 1842. S. 237.

54.

Die Geburt des Klanges iſt ſchwer zu faſſen.

Hegel,
Naturphiloſ. S. 209.

55.

Die bezaubernde Harmonie und Melodie, dies die Empfindung und Leidenſchaft Anſprechende, ſoll von abſtrakten Zahlen abhängen? Das ſcheint merkwürdig, ja wunderlich; aber es iſt nur dieſe Beſtimmung da, und wir können darin eine Verklärung der Zahlenverhältniſſe ſehen. **Hegel.**

Das ſind jedoch nur leere Worte, durch die eine ſo wunderbare Sache nicht im Geringſten faßlicher wird.

56.

Die wunderbaren Wirkungen der Muſik auf unſer Inneres ſind „aus den Zahlen ihrer Bewegungen“ nicht ganz erklärlich. Sonderbar genug bauen ihre körperlichen Bewegungen beſtimmte geregelte Klangfiguren und dieſes Bauen muß ſie in den zarteren Nerven auf irgend eine Weiſe fortſetzen; aber von hier aus haben wir noch weit in die Tiefe des Geiſtes hinein.

Jean Paul.

57.

Verſteht ihr die Geiſterſprache, die geheimnißvoll zauberhaft und doch ſo vernehmlich euer Inneres bewegt und welche die Kunſt der Muſik dem aus dem Erdinnern ſtammenden Metall entlockt? **Pfauz.**

58.

Die Inſchrift: „Ich bin, was wahr, was iſt, und was ſein wird; meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet, ſchmilzt vor dem Gedanken.“

Hegel.

Eitle Prahlerei! Hegel hat jenen Iſisſchleier auch nicht gehoben; ſo z. B. oben Nr. 54 und 55.

59.

Des Menſchen Verdüſterungen und Erleuchtungen machen ſein Schickſal. Es thäte uns Noth, daß uns der Dämon täglich am Gängelbande führte und ſagte und triebe, was immer zu thun. Aber der gute Geiſt verläßt uns, und wir ſind ſchlaff und tappen im Dunkeln. **Göthe bei Eckermann.**

60.

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrlich gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Ich ging bei Gott nicht wieder heraus.

Göthe.

61.

Und immer ſehnt ſich fort das Herz,
Und weiß nicht recht, ob himmelwärts.

Göthe.

62.

Möchte mich mir ſelbſt vereinen,
Allein wir ſind zu zwei. **Göthe.**

63.

Bald ſchmilzt in weiche Liebe mein Geſang,
Bald ſtoß' ich kalt von mir die Welt zurück.

Was unerreichbar ſcheint, bedünkt ſo ſchwer,
Und was erreicht iſt, fliegt dahin im Nu;
Es lockt mich ſtets, ich weiß nicht recht, wohin?
Es treibt mich ſtets, ich weiß nicht recht, wozu.

Platen.

64.

Was ich ſoll — wer löſet dieſe Frage?
Was ich kann — wer gönnet den Verſuch?
Was ich muß — vermag's ich's ohne Klage?
So viel Arbeit um ein Leichentuch!

Platen.

65.

So viel erbaut, ſo viel zertrümmert Menſchenhand;
Doch was das Wahre ſei, bleibt immer unbekannt.
Wir kommen in die Welt und geh'n, doch allezeit
Iſt Nacht der Eingang und der Ausgang Dunkelheit.

Aus dem Türkiſchen.

66.

Die Gottheit ſitzt hinter einem Vorhange und verbirgt ihr ſprödes Antlitz und zögert zu kommen und ſich zu enthüllen. Was haben wir ihr gethan?

Aus **Gutzkow's** Wally.

67.

Am Meer, am wilden, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Bruſt voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düſtern Lippen fragt er die Wogen:
„O löſt mir das Räthſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthſel,
Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter im Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andre
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter;
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen, wo gehet er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“ —

Es murmeln die Wogen ihr ewig Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Heine.

VI.

Die Sehnſucht des Menſchen nach einem innigeren Verhältniſſe zur Natur
und die
Unfähigkeit, in ein ſolches faktiſch einzutreten.

1.

Wie Alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und niederſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen;
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!

Welch Schauſpiel! Aber, ach, ein Schauſpiel nur!
Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch, Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt!
Ihr quellt, ihr tränkt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?
Göthe's Fauſt.

2.

Natur, ſo hehr in deinem ſtillen Walten!
Natur, ſo keuſch in offenem Entfalten!
Frei ſchmückſt du dich mit deinen Abendröthen,
Des neuen Tages flammenden Propheten.
Nach eigenem Geſetze ſtill und groß,
Selbſtherrſchend wandelſt du die Bahn des Lebens.
Dir nach ſtrebt meine Seele feſſellos;
Nach deinem Lebensquell ſchmacht' ich vergebens.

Louiſe Aſton.

3.

Bäume, die ihr mich bergt!
Mir ſpiegelt in der Seele
Sich euer dämmernd Grün.
Der hellere Tag entflieht
Und mein Gedanke lauſchet, ob Entgegnung
Ein ſauſender Bote von dir ihm bringe, Natur!

O du, zu der ich rufe,
Du Alllebendige,
Stets Herrliche, warum verſagſt du Antwort?
Warum bin ich geboren in das Sein,
Warum gelegt an deine Bruſt, wenn nicht
Gleichwie aus Bergen rauſchende Waſſerquellen,
Erquickung mir aus deiner Tiefe ſtrömt?

Bettina.

4.

Natur — wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen, unvermögend aus ihr herauszutreten und unvermögend, tiefer in ſie hineinzukommen. Wir leben mitten in ihr und ſind ihr fremde. Sie ſpricht unaufhörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie und haben doch keine Gewalt über ſie. Sie baut immer und zerſtört immer, und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich. Sie lebt in lauter Kindern und die Mutter, wo iſt ſie?

Göthe,
um das Jahr 1780.

5.

Natur, Natur! O Mutter, Königinn!
Ach wüßt' ich einen Weg, um wonnetraut
An deine Bruſt zu ſtürzen und mit dir
Zu koſen, wie mit einer jungen Braut;
Zu leſen alle Hoffnung, allen Troſt
Aus deinem Aug' und Offenbarungen
Zu lauſchen aus dem heiligen Munde dir!
Doch ach, kein Blick, kein Laut!
In meine dumpfe Menſchenwelt gebannt,
Von nichts als dunklen Ahnungen erfüllt,
Steh' ich vor dir, dem ewig ſchweigſamen,
Dem tief verſchleiert dunklen Götterbild.

6.

. . . . . irre und verlaſſen
Treibt es mich durch Land und Meer;
Was ich innig möcht' umfaſſen
Führt nicht Mond, noch Sonne her.

In der Blume ſeh' ich's blühen,
Hör's im Nachtigallenſang,
Mit den Sternen ſeh' ich's ziehen
Still und mild das Thal entlang.

Doch umſonſt blickt voll von Thränen
Auge nach ihm himmelwärts;
Ungeſtillt in bangem Sehnen
Stirbt dahin dies arme Herz.

Kerner.

7.

Läg' ich an dem Mutterherzen
Der Natur, wie Erd' und Baum —

Säng' ich luſt'ge, bunte Lieder,
Spielte, wie ein herzlich Kind;
Jetzo wein' ich, bis ich wieder
Die verlorne Mutter find'.

Kerner.

8.

O könnt' ich einmal los
Von all' dem Menſchentreiben,
Natur, in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

Mich rief ein Traum ſo ſchwer
Aus deinen Mutterarmen,
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.

Der Menſchen Treiben, ach,
Das hält mich nun gefangen,
Das folgt mir ſtörend nach,
Wo Erd' und Himmel prangen.

Doch iſt dies Treiben mir
So fremd und ſo unherzlich,
Und Mutter, ach, nach dir
Zieht mich ein Heimweh ſchmerzlich.

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Daß dir's am Buſen lind,
Zu neuer Lieb' erwarme!

Wie iſt's ergangen mir,
Daß ich verirrt ſo lange!
Mutter, zu dir, zu dir
Wie iſt mir's weh und bange!

Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf am Herzen bleiben,
Mutter, o führ' mich ſchnell
Hin, wo kein Menſchentreiben!

Kerner.

9.

Möchte von des Himmels Höh'
Nur ein Strahl in's Herz mir kommen,
Daß aus ihm das bange Weh
Dieſer Erde würd' entnommen!

An dem Kreuze ſank ich hin
In des Doms geweihten Hallen;
Ferne Sonnen ſah' ich zieh'n;
Doch kein Strahl wollt' in mich fallen.

Drum von Domes Glockenklang,
Vom Gebet in heil'gen Hallen,
Treibt es mich nun feldentlang,
Der Natur an's Herz zu fallen.

Nimm mich auf, du ſtiller Hain!
Säuſelt um mich, Bäche, Bäume!
Wieget den Vorſtoßnen ein,
Daß er Gottes Frieden träume! —

Kerner.

Das letzte Wort iſt im Originaldrucke ſelbſt unterſtrichen. Die Deſperation des mit ſeinem Glauben und Himmel entzweiten Dichters geht hier ſo weit, daß er ſeine Sehnſucht nach dem „Frieden Gottes," den er nicht mehr hofft in Wahrheit zu erlangen, nur wenigſtens durch einen ihm dieſen Frieden vorſpiegelnden Traum zu täuſchen wünſcht.

Athen 1838.

Drittes Buch.

Das
neue Weltalter und ſeine Religion
als in
ihrem poſitiven Werden und Aufgange begriffen.

Ahnung, Gährung, Vorbewußtſein,
Anſtreben
ſammt
ihren Gegenſätzen und Widerſpielen.

Verirrungen und verfehlte Wege
zum Ziel;
Andeutung der richtigen.

1.

Der Prophetismus und Idealismus der Zeit

und ſeine Gegenſätze:

Blindheit und Unglaube.

1.

Seltſam iſt Prophetenlied;
Doppelt ſeltſam, was geſchieht.

Göthe.

2.

Die Weltgeſchicke entwickeln ſich immer ganz anders, als die Menſchen denken und wollen; Einzelne, die ausnahmsweiſe das Wahre ſehen, finden keinen Glauben.

3.

Gutes und Böſes kommt
Unerwartet dem Menſchen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.

Göthe.

4.

Wahnſinn ruft man dem Kalchas, und Wahnſinn ruft man Kaſſandren,
Eh' man nach Ilion zieht, wenn man von Ilion kommt.

Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen?
Nicht Einer.
Denn was Geſtern und Eh'geſtern geſprochen, wer hört's?

Göthe.

5.

Jede Idee tritt in die Erſcheinung als ein fremder Gaſt und iſt, ſo wie ſie ſich zu realiſiren beginnt, von Phantaſie und Phantaſterei kaum zu unterſcheiden.

Göthe.

6.

Alles Erhabene iſt dem gemeinen Sinne Chimäre.

Die Welt iſt voll prophetiſchen Feuers; es ſchlägt hier und dort in Flammen auf; aber die Leute halten's für ein Strohfeuer.

Bettina.

7.

Jede neue Epoche in der Geſchichte der Menſchheit pflegt durch einzelne Zeichen vorherverkündigt zu werden; jede neue, in das Leben der Menſchen tief eingreifende Wahrheit ſchickt ſich verſprengte Boten voraus, welche ſie vorzeitig einem noch unempfänglichen Zeitalter predigen.

D. Fr. Strauß.

8.

Wer das Naturgeſetz auch in der Geſchichte kennt und anerkennt, der kann prophezeien; wer nicht, der weiß nicht, was morgen geſchieht, und wenn er Miniſter wäre.

Börne.

9.

Durch Umhertreiben unter dem corps diplomatique erwirbt man keinen politiſchen Blick. Es gehört dazu große Kenntniß der Geſchichte und ein Scharfſinn, der öfter aus einem großen Gemüthe, als aus Verſtandeskünſten entſpringt. **Fr. v. Raumer.**

10.

. . . . ſelbſt das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthſel vor dir,
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige . . .
Göthe.

11.

Blinde, die ſo ſelten gewahr werden, was ſich vor ihnen entwickelt und woran ſie ſelbſt arbeiten! **Herder.**

12.

Nam sortis mirae videntur fata venire,
Et princeps nescit, quod nova potentia crescit.

Und nicht weiß er, der Fürſt, welch neue Gewalten im Anwachs.

Hermann v. Lehnin,
V. 91 f.
Prophetiſche Geſchichte des Kloſters Lehnin und der Herrſcher Brandenburgs vom Mönche Hermann,
Breslau 1848, S. 64.

Es iſt, wie aus dem Zuſammenhang erhellt, von den Zeiten des Königes Friedrich Wilhelm III. die Rede.

13.

Selbſt das Unglück und die Nothwendigkeit machen die Großen nicht ſcharfſichtiger. **Napoleon.**

14

Die gefährliche Sucht, den Abſtand zwiſchen dem, was geweſen, und dem, was kommen muß, zu verläugnen, hat die Revolution hervorgebracht und wird noch viele andere hervorbringen. **Napoleon.**

15.

„Noch kurz vor den drei Julitagen 1830 hatte Karls X. Vetter, der Herzog Louis Philipp von Orleans, die bedeutungsvollen Worte geſprochen: „„Der Monarchen Unglück, wie alle Schwierigkeit der Politik, beſteht darin, daß die Fürſten die Völker nicht kennen und andere Ideen, andere Meinungen, als dieſe, haben."" Nun hat er ſelbſt, ein fünfundſiebzigjähriger Greis, die traurige Wahrheit dieſes Wortes erfahren" u. ſ. w.

„Der Umſturz des Julithrones."
Nürnberg 1848. S. 2.

16.

Die Hauptthorheit und Hauptblindheit unſerer Fürſten und Staatsmänner iſt ihr ewig erneuerter Bund mit den Pfaffen, die ihnen zur Stütze des Thrones ſo unentbehrlich bedünken, und die es doch eigentlich ſind, die ihnen das Verderben bereiten. Käme ein Mann wieder, wie Friedrich der Große war, er hätte keine Demokraten und Republikaner zu fürchten, ja es wäre ein Leichtes für ihn, ſich auf den Thron von Europa zu ſchwingen. „Wäre ich König von Preußen,“ hat jemand geſagt, „ich wollte bald auch Weltmonarch ſein.“ Aber die Augen haben, zu ſehen, ſind nicht auf Thronen geboren, und die auf Thronen Geborenen haben keine Augen, zu ſehen. So ſtellt ſich die Sache wenigſtens in unſeren Zeiten; das Genie iſt jenen „auf den Höhen der Menſchheit Wohnenden“ vollſtändig ausgegangen; man ſieht ſich unter ihnen vergebens nach einem Geiſt und Charakter um, der einer Weltlage, wie die gegenwärtige, nur einigermaßen gewachſen und entſprechend wäre; die Vorſehung ſcheint dieſen Gewalten alle göttliche Inſpiration, ſo wie allen Sinn für irgend eine, die ſonſt vielleicht zu finden, herbeizuziehen und zu benützen wäre, für immer entzogen, ſie ihren eigenen abſtrakt menſchlichen Kräften und Mitteln überlaſſen und ſo dem Schickſale geweiht zu haben, dem ſie, bei bloßer Anwendung von ſolchen, ſei es auch, daß dieſelben noch einige Zeit lang nothdürftig ausreichen ſollten, unfehlbar endlich anheim fallen werden.

17.

Es wird das neue Evangelium kommen —
So ſagte Leſſing, doch die blöde Rotte,
Gewahrte nicht der aufgeſchloßnen Pforte.

Und dennoch, was der Theure vorgenommen
Im Denken, Forſchen, Streiten, Ernſt und Spotte,
Iſt nicht ſo theuer, als die wenigen Worte.

Fr. Schlegel.

II.

Die Bewegung und ihre Unaufhaltſamkeit.

1.

Die Zeit iſt in ewigem Fortſchreiten begriffen und die menſchlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Geſtalt. **Göthe bei Eckermann.**

2.

Die vernünftige Welt iſt als ein großes, unſterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſelbſt über das Zufällige zum Herrn macht. **Göthe.**

3.

. . . . . . jener Geiſt der Wahrheit und des Lebens, der, in die Zeiten verhüllt, unwiderſtehlich die Zeiten regiert. **Jacobi.**

4.

Umſonſt, Verſtockter, tadelſt du das Neue,
Allmächtig herrſcht die Zeit.

Platen.

5.

Es iſt ein eitel und vergeblich Wagen
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden;
Das Neue kommt, das Alte iſt verſchwunden.

Schiller.

6.

Dem Geſetze der Bewegung kann niemand widerſtehen. **Herman Mäurer.**

7.

Die Welt ſteht nun einmal nicht ſtill und dem Geſetze der Bewegung kann kein Gott beikommen.

W. Marr.

8.

Das, was man heute unmöglich nennt, erſcheint morgen vielleicht möglich und wird übermorgen wirklich. **Fr. v. Raumer.**

9.

Am Fluſſe kannſt du ſtemmen und häkeln;
Ueberſchwemmung läßt ſich nicht mäkeln.

Göthe.

10.

Ganze Zeiten haben einen bewegenden Grundgedanken. **Ruge.**

11.

Wenn die Frucht reif iſt, zerſpringt die Schale.
Herder.

12.

Wie man es wendet und wie man es nimmt,
Alles geſchieht, was die Götter beſtimmt.
Göthe.

13.

Tyranniſirt, bedrücket, verfolget, vernichtet immerhin! Wenn ihr einen Huß verbrennet, ſo kommt ſpäterhin einmal ganz ſicher ein Luther, den ihr nicht zu verbrennen vermöget.

14.

Miniſter.
Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Parvenü.
Wir waren wahrlich auch nicht dumm
Und thaten oft, was wir nicht ſollten;
Doch jetzo kehrt ſich Alles um und um,
Und eben, da wir's feſt erhalten wollten.
Aus **Göthe's** Fauſt. Walpurgisnacht.

15.

Der Axe wird mancher Stoß verſetzt;
Sie rührt ſich nicht und — bricht zuletzt.
Göthe.

16.

Wer nicht ſieht, wenn eine furchtbare Macht ſchwach, eine ſchwache furchtbar wird, bereitet ſich ſelbſt das Verderben. **Fr. v. Raumer.**

17.

Es giebt nichts Gefährlicheres, als eine verborgene Gewalt, und nichts Schwächeres, als eine geſchützte. **Jules Favre.**

18.

Alles, was nicht die Natur zur Mutter hat, iſt ohne Lebenskraft und geht ſeiner Zerſtörung entgegen.

German Mäurer.

19.

Alles, was falſch iſt, iſt ſchwach.

Napoleon.

20.

Alle Begebenheiten, Verbindungen, Trennungen, die nur durch Ränke und diplomatiſche Kunſtſtücke herbeigeführt werden, ſind nutz- und dauerlos.

Fr. v. Raumer.

21.

„Lüge vergeht, Wahrheit beſteht!“

22.

Laßt ſie nur machen, die Diplomaten!
Die machen keine Weltgeſchichte;
Im Stillen reifen unſre Saaten,
Und all ihr Witz, er wird zu Nichte.

23.

Wehe den Regierungen, die ihren Thron zu ſtützen hoffen, indem ſie die Menſchen betrügen!

Aus einem Schreiben des franzöſiſchen Biſchofs **H. Gregoire.**

24.

Die gegenwärtige Welt iſt nicht werth, daß wir etwas für ſie thun; denn die beſtehende kann in dem Augenblick abſcheiden. Für die vergangene und künftige müſſen wir arbeiten. **Göthe.**

25.

Die Grundlage unſerer politiſchen Geſellſchaft iſt ſo mangelhaft und ſchwankend, daß ſie mit Einſturz droht. **Napoleon.**

26.

Die alte Welt iſt in voller Auflöſung begriffen. Kein Gott kann ſie mehr vor dem Zuſammenſturz retten. **W. Marr.**

27.

Die occidentaliſchen Staaten ſind auf das Chriſtenthum und nicht auf die Natur gebaut; dies Princip enthüllt nun ſeine entzweienden Reſultate.

Paul Erdmann.

28.

Das Chriſtenthum iſt in der Gewalt der Zeit, die es wachſen ließ und die es ebenſo auch wieder dahinſterben laſſen kann. **Lerminier.**

29.

Wir Proteſtanten glauben jetzt in Abſicht auf unſere Reliigon in ſehr aufgeklärten Zeiten zu leben. Wie, wenn nun ein neuer Luther aufſtände? — Vielleicht heißen unſere Zeiten noch einmal die finſtern.[1]) **Man wird eher den Wind drehen oder aufhalten, als die Geſinnungen des Menſchen heften.**

Lichtenberg,
Vermiſchte Schriften. Göttingen 1800. I. S 144 f.

Es gehört dieſe Bemerkung, ſo wie die ſogleich folgende, der Vorrede des citirten Buches zu Folge, zu denjenigen, welche Lichtenberg in den ſechziger und ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgezeichnet hat.

30.

Das Gute und Zweckmäßige in der Welt geht unaufhaltſam fort. Wenn es daher in der menſchlichen Natur liegt, daß z. B. die chriſtliche Religion endlich einmal wieder zu Grunde gehe, ſo wird es geſchehen, man mag ſich dawider ſetzen oder nicht. Das Hemmen und Zurückgehen auf eine kurze Zeit iſt nur ein unendlich kleiner Bogen in der Linie. Es kann uns alſo nicht verdacht werden, wenn wir ſo viel als möglich dahin arbeiten, unſere Zeiten nach unſeren Köpfen zu formen. Ich denke immer, wir **dienen auf dieſer Kugel zu einem Zweck, deſſen Er-**

---

[1]) „Ich kann mir," ſagt Lichtenberg an einem andern Orte, „eine Zeit denken, der unſere religiöſen Begriffe ſo ſonderbar vorkommen werden, als der unſrigen der ehemalige Rittergeiſt."

reichung eine Zuſammenverſchwörung des ganzen menſchlichen Geſchlechtes nicht verhindern könnte. **Lichtenberg,**

Vermiſchte Schriften. I. S. 172 f.

III.

Das Faktum der Auflöſung,

namentlich was die religiöſen und kirchlichen Zuſtände der Chriſtenheit betrifft.

1.

Wie eine Rieſenſpinne ſaß Rom im Mittelpunkte der lateiniſchen Welt und überzog ſie mit ſeinem unendlichen Gewebe. Generationen lebten darunter ein beruhigtes Leben, indem ſie das für einen nahen Himmel hielten, was bloß römiſches Gewebe war; nur der höher ſtrebende Geiſt, der dies Gewebe durchſchaute, fühlte ſich beengt und elend, und wenn er hindurchbrechen wollte, erhaſchte ihn die ſchlaue Weberin und ſog ihm das kühne Blut aus dem Herzen. Aber die Tage der Geiſtesknechtſchaft ſind vorüber; alterſchwach, zwiſchen den gebrochenen Säulen ihres Coliſäums, ſitzt die alte Kreuzſpinne und ſpinnt noch immer das alte Gewebe; doch es iſt matt und morſch, und es verfangen ſich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuſe und nicht mehr die Steinadler des Nordens.

H. Heine.

2.

Der Geiſt hat ſeine ewigen Rechte, er läßt ſich nicht eindämmen durch Satzungen und nicht einlullen durch Glockengeläute; er zerbrach ſeinen Kerker und zerriß das eiſerne Gängelband, woran ihn die Mutterkirche leitete, er jagte im Befreiungstaumel über die ganze Erde, erſtieg die höchſten Gipfel der Berge, jauchzte vor Uebermuth, gedachte wieder uralter Zweifel, grübelte über die Wunder des Tages und zählte die Sterne der Nacht. Wir kennen die Zahl der Sterne noch nicht; die Wunder des Tages haben wir noch nicht enträthſelt, die alten Zweifel ſind mächtig geworden in unſerer Seele — iſt jetzt mehr Glück darin, als ehemals? Wir wiſſen, daß dieſe Frage, wenn ſie den großen Haufen betrifft, nicht leicht bejaht werden kann; aber wir wiſſen auch, daß ein Glück, das wir der Lüge verdanken, kein wahres Glück iſt, und daß wir, in den einzelnen, zerriſſenen Momenten eines gottgleicheren Zuſtandes, einer höheren Geiſteswürde, mehr Glück empfinden können, als in den langhin vegetirten Jahren eines dumpfen Köhlerglaubens.

H. Heine.

3.

Göthe ſandte im Jahre 1782 einen Bogen von Lavater's Pilatus an Frau v. Stein und ſchrieb dazu: Die Geſchichte des guten Jeſus habe er nun endlich ſatt.

Göthe's Briefe an Fr. v. Stein,
herausgegeb v. Schöll II. Weimar 1848
S. 182.

4.

Ich fragte Frau v. Conſtant, was eigentlich ihres Mannes Anſicht vom Chriſtenthum geweſen. „Er glaubte,“ ſagte ſie, „daß die göttliche Offenbarung auf Erden nie aufhöre, daß Chriſtus zu ſeiner Zeit eines der erwählten Organe derſelben geweſen, daß jedoch die Zeit abgelaufen ſcheine, wo dieſe Erſcheinung hinreiche.“ Ich vernahm mit Vergnügen eine ſo große Autorität für meinen eigenen Glauben.

Aus „Semilaſſo's vorletztem Weltgang“ 1835.

5.

Geſtehen wir, daß die Erſcheinungen ſeit der Herſtellung des Friedens in Europa nicht ermunternd ſind, ſich auf's neue einer der beiden chriſtlichen Gemeinſchaften anzuſchließen. Einerſeits entſetzliche Reaktionen, Beſtrebungen, die Menſchheit dem Prieſterjoch von neuem zu unterwerfen; andererſeits Unduldſamkeit, Separatismus, eine pedantiſche Moral, die ſich als Heiligkeit geberdet, und Sekten, von denen immer eine toller, als die andere, iſt.

A. W. v. Schlegel.
1838.

6.

Die im letzten Jahrzehent bemerkliche Rückwirkung hat zunächſt mehr dazu gedient, die Kräfte der Negation zu erregen, als das Bewußtſein auf der poſitiven Grundlage des alten Glaubens neu zu befeſtigen.

Romang.

„Der neueſte Pantheismus“
Bern und Zürich 1848.

7.

Der Zuſtand der Kirche iſt gegenwärtig faſt überall ein nicht erfreulicher, die Aufgabe der Freunde kirchlichen Lebens an vielen Orten eine äußerſt ſchwierige.

Im Ganzen hat ſich die Bildung der Zeit vom kirchlichen Glauben großen Theils abgewendet.

J. P. Romang.

8.

Das modernſte Bewußtſein entzieht ſich immer mehr den bisher geltenden Autoritäten. In den Kreiſen, in welchen es ſich vollſtändiger entwickelt hat, gilt nicht nur der Papſt nicht mehr, ſondern auch nicht das Dogma der Kirche, und nicht mehr recht, bei ſehr Vielen gar nicht mehr, das heilige Anſehen der Schrift.

Romang.

9.

Auf dem Gebiete der Kirche, wie auf dem des Staates, haben die Anhänger der ältern Weiſe ein Gefühl, daß ſie in einen Strom von Ereigniſſen und Veränderungen hineingezogen ſeien, den ſie nicht ganz aufhalten können. Die Verfechter der neuern Tendenzen hingegen ſind vom Bewußtſein ihrer Erfolge erfüllt.

Romang.

10.

Der Geiſtliche muß jetzt öfter als ſonſt ſeufzen: Mit unſerer Macht iſt nichts gethan.

J. W. Schubert, Pfarrer zu Oppurg,

„Die Zeichen der Zeit“, Neuſtadt a. d. Orla, 1848 S. 27

Eine Abtheilung dieſes Buches iſt überſchrieben: „Der Nothſtand der evangeliſchen Kirche.“

11.

Dr. K. Kleinpaul ſpricht von der Menge derjenigen, denen die Religion an ſich und in Beziehung auf ſie, dieſe Individuen, ſelbſt, vollkommen gleichgültig iſt, die aber dennoch weit entfernt ſind, aus der Kirchengemeinſchaft, zu der ſie äußerlich gehören, auszuſcheiden, die deren Gebräuche beobachten, auch die Ihrigen dazu anhalten, keine zuwider laufende Anſicht äußern und ſo verurſachen, daß die Zahl derer, die den beſtehenden Religionen anhangen, weit größer erſcheint, als ſie wirklich iſt.

Freie allgemeine Kirchenzeitung.
November 1848. Nr. 16. S. 122.

12.

Romang ſagt, die Kirche müſſe neu erbaut, der Welt von neuem abgerungen werden — vergebliche Hoffnung, thörichter Muth! Die Kirche — die alte, chriſtliche nehmlich — fällt jetzt, wofern nicht Alles trügt, auf ewig dahin. Eine neue Kirche, eine große allumfaſſende, ewige, wird nicht ausbleiben; inſofern gehören auch wir zu den Hoffenden und Muthigen; dieſe Kirche der Zukunft aber, an die wir glauben, ſie wird nicht mehr auf dem haltlos verſinkenden Grunde des Chriſtenthums ruhen.

13.

Theologie, die kranke, ſie läßt ſich immer kuriren;
Ihr ausringender Tod iſt die alleinige Kur.

Nach **L. Feuerbach.**

14.

Die chriſtlichen Dogmen ſind bei der großen Maſſe des Volkes völlig verbraucht.

Herman Mäurer.
1848.

15.

Das verjüngende Princip des Chriſtenthums iſt erloſchen, und ſo wie es einen „ewigen Juden“ gab, ſo wird es auch einen ewigen Chriſten geben.

Aus der proteſtant. Abtheil. der Univerſalkirchenzeitung v. 7. Decemb. 1837. Carové, Neorama III. Leipz. 1838. S. 246.

16.

Die Philoſophie trägt das Princip ihrer Reformation in ihrem eigenen Schooße; die Kirche kann ſich nicht reformiren, ohne ſich ſelbſt abzuſchwören.

Aus dem Globe v. 2. Dec. 1829.

17.

Die Theologen ſagen, das Chriſtenthum ſei am geeignetſten, die allgemeine Religion zu werden; und doch halten ſie es für ihre höchſte und wichtigſte Aufgabe, überall Dämme, Schlagbäume, Zollinien zu errichten, um Mehre auszuſchließen und zurückzuweiſen, als einzulaſſen. **Fr. v. Raumer.**

18.

Ein Kennzeichen der chriſtlichen Kirche iſt dieſes, daß ſie allgemein iſt und in ſich begreifet ſowohl alle Engel im Himmel, als auch ſämmtliche Auserwählte und Gerechte auf Erden, die zu allen Zeiten geweſen ſind.

=

Nichts iſt ſo umfaſſend, als die Kirche, weil alle Auserwählte und Gerechte aller Zeiten dieſelbe ausmachen. **Paſchaſius Quesnel.**

Dieſe Sätze ſind unter denen, welche Papſt Clemens XI. durch eine im September 1713 erlaſſene Bulle als ketzeriſch bezeichnet und verworfen hat[1].

19.

Hätte die katholiſche Kirche ſtatt praktiſcher Unduldſamkeit und wilden Verfolgens in ſtiller Erhabenheit keinen Hinausgehenden geſtört und keinen Zurückkehrenden viſitirt — die Meiſten hätten ihre Privatwohnungen wieder verlaſſen und ſich zur großen Peterskirche wieder eingefunden. **Fr. v. Raumer.**

Dann wäre dieſe Kirche aber auch etwas ganz Anderes, als ſie iſt.

20.

Leiten können jene Kirchen die Menſchheit nimmermehr, denn für eine Religion auf reinnatürlich-menſchlicher Baſis haben ſie weder Willen, noch Sinn, noch Gehalt. **Paul Erdmann.**

---

[1] Vergl. Grammlich's hiſtoriſche Vorrede zu der deutſchen Ueberſetzung von Quesnel's neuem Teſtamente. Frankf. a. M. 1718.

21.

Das Volk kommt nach und nach zum Bewußtſein; es fühlt, wenn auch in noch unklarer Weiſe, daß die Menſchheit in Religion und Sittlichkeit irre geleitet werden, und daß diejenigen nicht mehr ſeine Führer auf dieſen Bahnen ſein können, welche mit Orthodoxismus und Pietismus die Leute in den Himmel zwingen wollen.

Paul Erdmann.
1847.

22.

Soll regiert werden können, ſo muß das Regierende in Intelligenz, Erhabenheit und Erfindung höher ſein, als die, welche regiert werden. Jetzt aber iſt der Einzelne mächtiger in ſeinem Sinn und Geiſt, reicher vorgebildet, als das Geſammte, das ihn regieren ſoll und dies, ohne Reſpekt, Bewunderung, Meditation einzuflößen, nicht kann.

Rahel.

23.

Die Welt beherrſchen kannſt du ferner nicht;
Fall', morſches Kreuz!

L. Pfau.
1846.

24.

Eurer Lehre halbzerrißne Fetzen,
Eurer Predigt ausgedroſchne Worte
Können keines Menſchen Herz mehr letzen.

L. Pfau,
„An die Prieſter“ 1846.

25.

Des Chriſtenthums vermorſchte Pfeiler brechen,
In Nacht verſinkt der alte Menſchenwahn.

Adolph Strodtmann.
1848.

26.

Auch die Religion erwartet ihre Neugeburt; Viele wollen erlöſt ſein von den Feſſeln einer religiöſen Kulturſtufe, welche das Daſein verbittert und die Menſchheit entzweit. **Paul Erdmann.**
1848.

27.

Das kirchliche Leben Deutſchlands iſt in tiefer Zerriſſenheit. Allgemein ſind die Klagen der Geiſtlichen über ſkeptiſchen Indifferentismus, über Glaubensmangel, über Laxheit in Uebung der chriſtlichen Sittlichkeit; es offenbart ſich im Individuum, in der Familie, in der Societät ein Widerſpruch gegen das prieſterliche Treiben, gegen Pietismus und Jeſuitismus, gegen den der intelligentere Theil des Volkes nicht nur Gleichgültigkeit und Unglaube, ſondern Spott, Haß, Verachtung und Ekel zeigt. Die aſcetiſche Abtödtung des Fleiſches, das Jagen nach den ſogenannten geiſtlichen Gütern, das Hinſchauen nach einem abſtrakten Himmel, wo von irdiſchen Dingen, von natürlichen Banden der Liebe keine Sprache iſt, entſchwindet mehr und mehr der Dogmatik und Ethik des Volks. Die fanatiſche Partei ſieht in dieſem Phänomen die Verſchlechterung und Verthierung der Menſchheit und kämpft dagegen auf der Kanzel und im Beichtſtuhl; doch ohne nachhaltigen Erfolg.

P. Erdmann.
1847.

28.

Der Geiſt des Unglaubens hat das Werk der Entchriſtlichung unſeres theueren Vaterlandes nicht zu vollenden vermocht. Aber er iſt mächtig geworden, dieſer Geiſt, und hat ſeine ſchwarzen Flügel weit ausgebreitet. Er iſt eingedrungen in euere Verſammlungen und waltet in zahlloſen Vereinen. Er redet aus tauſend Schriften und wird geprediget auf den Märkten und Heerſtraßen. Er erfüllt die Luft, welche ihr athmet, u. ſ. w.

29.

Die Zeit iſt ernſt und bedeutungsvoll und niemand weiß, was uns die nahe Zukunft bringen werde: ob die ruhige Geſtaltung der gährenden Elemente zu Ordnung und Frieden, ob neue und größere Stürme und Gewitter, oder vielleicht gar eine Periode, die uns zurückverſetzt in die Verhältniſſe der erſten chriſtlichen Kirche, da die jugendliche Braut des Weltheilandes, von allen Seiten gedrängt und geängſtet, nur auf ſich ſelbſt und die ihr inwohnende göttliche Kraft angewieſen, die Tage ihrer härteſten Verfolgungen, aber auch ihrer herrlichſten Triumphe durchlebte.

Aus den „Hirtenworten der in Würzburg verſammelten
Erzbiſchöfe und Biſchöfe Deutſchlands an die
Gläubigen ihrer Diöceſen.“ 1848.

Eine ſolche Periode wird allem Anſchein nach in der That eintreten; nur dürften diesmal die Triumphe fehlen.

30.

Für die Kirche giebt es jetzt wohl nur noch eine Frage; es iſt die Frage Hamlets.

Aus dem Globe vom 2. December 1829.

31.

Das Alte im Sinne unſerer kirchlichen Orthodoxien iſt dahin; es iſt gerichtet durch ein Gericht, das vollgültiger und entſcheidender gar nicht ſein könnte, gerichtet nicht nur durch das ſeine Feſſeln ſprengende reine Denken der Wiſſenſchaft, ſondern auch, und noch weit furchtbarer und zerſchmetternder, durch die Rieſenerfahrung ſo vieler Jahrhunderte, durch die von keiner Gewalt und keiner Liſt der Erde zum Schweigen zu bringende Weltgeſchichte, die über den Theismus und Theologismus des ſpiritualiſtiſchen Alterthums ein dreifaches Wehe ruft. Anthrop. 1844.

32.

Wer thut, als ob das durch Denken und Geſchichte vollkommen entlarvte und gerichtete Chriſtenthum noch in irgend einer achtbaren Weiſe exiſtire oder zu exiſtiren vermöge, wer es in dieſem Sinne zu ſeinen Zwecken verwendet, ſich ſeines Namens, ſeiner Autorität bedient, um etwas von ihm zu Begründendes und Durchzuſetzendes zu ſchützen, zu heiligen und zu fördern, der iſt entweder ein Heuchler oder ein Ignorant.

33.

In den Prophezeiungen einer franzöſiſchen Sonnambule heißt es:

„Im Jahre 1854 wird man anfangen, die Kirchen zu zerſtören und ſie in Häuſer für Arme zu verwandeln.“

Und weiterhin in Betreff des Jahres 1861:

„Kirchen und Klöſter ſind nur noch in Spanien zu finden.“

Dazwiſchen in das Jahr 1856 wird das Aufkommen einer „ganz neuen Religion“ geſetzt, zu der ſchon zehn Jahre früher ein ſtiller, unbeachteter Grund gelegt worden ſei. Dr. F. Bauer,

die enthüllte Zukunft. Leipzig 1848. S. 13. 15.

Ob dieſe Prophezeiungen ächt oder erdichtet ſind, laſſen wir dahingeſtellt; auch in dem letzteren Falle ſind ſie nicht ohne Intereſſe, inſofern ſich darin ausſpricht, wie die Sachen ſtehen, was man für Erwartungen hegt, wie lange man ohngefähr glaubt, daß ſich die chriſtliche Kirche noch halten könne.

IV.

Das Gefühl der Entleerung und des Ungenügens

und die Nothwendigkeit des Ueberganges aus der Negation in Poſition.

I.

Tout est défait, rien n'est refait.

Alles iſt auseinander geworfen, nichts wiederhergeſtellt. **Victor Hugo,**

Etude sur Mirabeau 1834.

2.

Geſtorben iſt der Herrgott oben,
Und unten iſt der Teufel todt.

Und Alles ſchaut ſo grämlich trübe,
So krausverwirrt und morſch und kalt —

H. Heine.

3.

Man ſehnt ſich ſelbſt nach einem für ſchlecht und falſch erkannten und darum verlaſſenen Poſitiven zurück, nur weil es ein Poſitives iſt und das, wenn auch kritiſch noch ſo berechtigte Negative, als ein bloß Negatives, ob ſeiner Leerheit, unerträglich wird. So erzeugen ſich retrograde Tendenzen und Schritte der wunderlichſten, auffallendſten Art, und ſo ſind ſelbſt ſehr geiſtvolle und hochgebildete Individuen bewogen worden, ſich zu einem dumpfen, culturfeindlichen Myſticismus, Pietismus und Katholicismus zu bekehren und darin ſchmählich unterzugehen.

4.

Das unheilbare Uebel unſerer religiöſen Streitigkeiten beſteht darin, daß der eine Theil das höchſte Intereſſe auf Märchen und leere Worte zurückführen will, der andere aber *es da zu begründen gedenkt, wo ſich niemand beruhigt.* **Göthe.**

5.

Das Ungeheuere, was geſchehen muß, kann nur der Gott in uns machen und nicht der frivole Hanswurſt. **Ein Ungenannter.**

6.

Unſere Neuweiſen haben zu viel mit dem Verderbniſſe der Zeit gebuhlt, darum wendet ſich die reine, himmliſche Wahrheit mit Abſcheu von ihnen weg.

German Mäurer.

7.

Mit der Negation allein iſt nichts anzufangen; ſie widerſtehet unſerem Geiſte, der in ſeinem tiefſten Grunde poſitiver Natur iſt. Der Negation muß die Poſition zur Seite ſtehen.

Fleck.

8.

Es thäte der Menſchheit ein Poſitives Noth, und es wäre doch gut, wenn das Poſitive zugleich das Rechte und Wahre wäre.

Göthe bei Eckermann.

9.

Pfaffentrug und Religion ausrotten, ſind noch lange keine gleichbedeutende Ausdrücke. Es handelt ſich bei den Beſonnenen nur darum, dem Volke eine Religion zu geben, die es vom Wahnſinn heile, die vernünftig und mit ſeinen irdiſchen Intereſſen innigſt verflochten ſei.

German Mäurer.

10.

Nicht in der alten Religion und nicht in der Befreiung von aller Religion iſt Wahrheit und Heil; eine neue muß uns werden, wenn uns geholfen ſein ſoll.

11.

Die Stellung, die wir uns hier geben, iſt die eines doppelten Gegenſatzes, indem wir einerſeits der Theologie und Religion der alten Zeit, und andererſeits dem nicht nur ſie, ſondern alle Theologie und Religion negirenden Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart den Krieg erklären, jener durchaus und dieſem zum Theil. Denn gemeinſchaftlich iſt uns mit dieſem die polemiſche Beziehung auf den eingebildeten, ſelbſt gemachten, nur in der Willkür des Vorſtellens exiſtirenden Gott des alten Glaubens, und ſo entſchieden wir ihm auch übrigens entgegenzutreten genöthigt ſind, ſo können wir doch nicht umhin, zu bekennen, daß er, jenen Gott negirend, in ſeinem guten Rechte ſei. Sein großer und unverzeihlicher Fehler iſt aber der, daß er dieſem falſchen, bloß ſubjectiven Gott als den alleinigen faßt, die Erkenntniß und Anerkennung eines andern, objectiven, der da fähig wäre, dem Bedürfniſſe der Menſchheit und der Zeit gemäß an die Stelle des erſteren zu treten und zum Princip unſeres Denkens und Lebens zu werden, gänzlich ausſchließt, und ſo, ſtatt Gottes, als jenes Wahngebildes des träumenden Menſchen, nur den von dieſem Phantom befreiten, übrigens in ſeiner ganzen Verſchrobenheit, Verderbtheit, Zerriſſenheit, Unwiſſenheit und Ohnmacht belaſſenen Menſchen ſetzt, ein Princip, mit dem nichts anzufangen, das, wie ſchon von ſelbſt erhellen müßte, in den verunglückten Verſuchen des Tages aber auch faktiſch vor Augen liegt, keiner andern Entwicklung fähig iſt, als einer abſurden und unſinnigen.

Anthrop. 1844.

12.

Gott und Menſch, Theismus und Atheismus, Theologie und Anthropologie — dieſe Gegenſätze genügen nicht; es ſind vielmehr die von *Gott und Gott, Theismus und Theismus*, Theologie und Theologie zu ſetzen, ſo daß die Prädikate: *falſch, unwirklich, eingebildet, chimäriſch, ſubjektiv*, und die ihnen entgegengeſetzten: *wahr, wirklich, reell, objektiv*, den Unterſchied begründen. Oder: es handelt ſich um einen neuen, wahren, wirklichen, objektiven Gott im Gegenſatze des alten, unwahren, unwirklichen, bloß eingebildeten und ſubjektiven, um einen neuen Theismus, eine neue Theologie im Gegenſatze des alten Theismus, der alten Theologie, ſo daß, wie hier der alte, falſche Gott der Gegenſtand des Glaubens, der Betrachtung, der Verehrung war, es dort der neue, der wahre ſei.

Anthrop. 1844.

13.

Unſer Thun iſt theils negirend, und zwar tiefer, gründlicher negirend, als zu geſchehen pflegt, wie dies namentlich im erſten Theile unſerer Abhandlung vollbracht ſein möchte, theils ponirend und das Ponirte entwickelnd, wie insbeſondere hier verſucht werden ſoll. Mit dem bloßen Negiren, auch mit dem tiefſten und gründlichſten, welches übrigens, eben weil es dies iſt, das unmittelbarſte Vorſpiel des neuen Poſitiven iſt, wäre es nicht gethan; *ein Gott wird nur durch einen Gott, eine Religion nur durch eine andere geſtürzt*; darum iſt darauf zu dringen, daß der zunächſt nur als Verneinung des mittelalterigen Idealiſmus und Spiritualiſmus erſcheinende Realiſmus und Naturaliſmus der neuern Zeiten durchaus nicht dabei ſtehen bleibe, ſich von der Religion polemiſirend oder gleichgültig abſtrahirend und ignorirend loszuſchälen und ſo als irreligiöſe Weltlichkeit frei für ſich herauszuſtellen, daß er vielmehr ſich ſelbſt in Religion verwandle und als ſolche lebendig werde; denn nur ſo wird er ſiegen, nur ſo der Gefahr vorbeugen, wieder haltlos zuſammenzuſinken und von ſeinem ſtets wachen und drohenden Feinde verſchlungen zu werden; auch wird er nur ſo vollkommen er ſelber ſein, da nur der unfertige, ſich ſelbſt noch nicht gehörig erfaßt habende Realiſmus und Naturaliſmus als irreligiöſer erſcheint, der fertige, totale, ganz mit ſich zuſammengeſchloſſene hingegen der bis zur religiöſen Innigkeit und Energie in ſich vertiefte und vollendete iſt.

St. d W. 1845
Ungedruckter Theil

V.

Die Gedankengährung und Gedankenbildung der Zeit

in ihrem Fortgange zu poſitivem Erkennen und Entſchluß.

Vorgefühl und Vorſchau.

Hoffnung, Zuverſicht, Muth.

Verkündigung und Vorbeſtimmung.

1.

. . . . . wetterleuchtende moderne Gedankenblitze, aus dem Schooß einer zerriſſenen, gährenden Zeit

geboren, prophetiſch die dunklen Tiefen der Zukunft erleuchtend.
Louiſe Aſton.

2.

. . . . . . Gedanken, die,
Mit Worten nicht zu nennen,
Im armen Menſchenhirn,
Wie rothe Kohlen brennen.

Alfred Meißner.

3.

Die geiſtige Entwicklung der Völker iſt ihre Geſchichte, und die bringen Sterbliche, wie Göthe, hervor, indem ſie ſie ſehen, verkündigen, prophezeien, auch rückwärts; ſie ſind es, die ihr Volk umbilden.

Rahel.

4.

Laßt uns ein Ideenparadies bilden!
Das geiſtige Naturſyſtem fordert uns dazu auf.

Bettina.

5.

Die Hoffnungen guter Menſchen ſind Prophezeiungen.
Börne.

6.

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Iſt beſſer hoffen, als verzweifeln. Denn
Wer kann das Mögliche berechnen?

Göthe.

7.

Wer kann beim Anblicke rieſengroßer Mängel der geſelligen Verhältniſſe den Glauben und die Hoffnung aufgeben: es werde durch Gottes Gnade und mächtige Einwirkungen eine durchgreifende Wiedergeburt derſelben eintreten! **Fr. v. Raumer.**

8.

Wir befinden uns gegenwärtig in einer Epoche, welche derjenigen der Wiedergeburt im 15. Jahrhundert analog — eine Wahrheit, die von aller Welt empfunden zu werden beginnt. **P. Leroux.** 1838.

9.

Das höchſte Beſtreben der Gegenwart geht darauf hin, das Wort des Friedens zu finden, welches den Zwieſpalt verſöhne, dem der Menſch in allen Kreiſen des Daſeins begegnet. **Carové.**

10.

Es iſt nicht ſchwer zu ſehen, daß unſere Zeit eine Zeit der Geburt und des Uebergangs zu einer neuen Periode iſt. Der Geiſt hat mit der bisherigen Welt ſeines Daſeins und Vorſtellens gebrochen und ſteht im Begriffe, es in die Vergangenheit hinab zu verſenken, und in der Arbeit ſeiner Umgeſtaltung. Zwar iſt er nie in Ruhe, ſondern in immer fortſchreitender Bewegung begriffen. Aber wie bei'm Kinde nach langer, ſtiller Ernährung der erſte Athemzug jene Allmähligkeit des nur vermehrenden Fortgangs abbricht — ein qualitativer Sprung — und jetzt das Kind geboren iſt, ſo reift der ſich bildende Geiſt langſam und ſtille der neuen Geſtalt entgegen, löſt ein Theilchen des Baues ſeiner vorhergehenden Welt nach dem andern auf, ihr Wanken wird nur durch einzelne Symptome angedeutet; der Leichtſinn, wie die Langeweile, die im Beſtehenden einreißen, die unbeſtimmte Ahnung eines Unbekannten ſind Vorboten, daß etwas Anderes im Anzuge iſt. Dies allmählige Zerbröckeln, das die Phyſiognomie des Ganzen nicht änderte, wird durch den Aufgang unterbrochen, der, ein Blitz, mit einem Male das Gebilde der neuen Welt hinſtellt.

Hegel,
in der Vorrede zur Phänomenologie.

11.

Noch ſind Alles nur Andeutungen, unzuſammenhängend roh; aber ſie verrathen dem hiſtoriſchen Auge eine univerſelle Individualität, eine neue Geſchichte, eine neue Menſchheit, die ſüßeſte Umarmung einer jungen, überraſchten Kirche und eines liebenden Gottes und das innigſte Empfängniß eines neuen Meſſias in tauſend Gliedern zugleich. Wer fühlt ſich nicht mit ſüßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborne wird das Abbild ſeines Vaters, eine goldene Zeit mit dunklen, unendlichen Augen, eine prophetiſche wunderthätige und wunderheilende, tröſtende und ewiges Leben verkündende Zeit ſein — eine große Verſöhnungszeit, ein Heiland, der, wie ein ächter Genius unter den Menſchen einheimiſch, nur geglaubt, nicht geſehen werden und, unter zahlloſen Geſtalten den Gläubigen ſichtbar, als Brod und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Geſang vernommen und mit himmliſcher Wolluſt, als Tod, unter den höchſten Schmerzen der Liebe, in das Innere des verbrauſenden Leibes aufgenommen wird.

Novalis.

12.

Von nichts offenbart ſich noch das definitive Geſetz. Eine genaue Formel der Civiliſation und des Fortſchrittes iſt noch nicht aufgeſtellt. Doch ſind wir nicht ohne feſte Hoffnung und Zuverſicht. Denn wer fühlt es nicht, daß in dieſem Sturm und Tumult, in dieſem Kampfe aller Syſteme und Ehrgeize, der ſo viel Dampf und Staub erregt, daß hinter dieſer Wolke von Theorieen, Wahnbildern und Leidenſchaften, die ſich kreuzen und reiben und einander in dem dunſtigen Zwielichte verſchlingen, das ſie mit ihren Blitzen zerreißen, daß durch den Lärm der menſchlichen Rede hindurch, welche zugleich aus allen Munden alle Sprachen ſpricht, daß unter dieſem heftigen Wirbelwind von Dingen, Menſchen und Gedanken, den man das neunzehnte Jahrhundert nennt, ſich etwas Großes vollbringt?

Victor Hugo.
1834.

13.

Jeden Augenblick kann eine unbekannte Frucht aus der Schalendecke hervorbrechen, welche die eine Hälfte der Menſchen als ſüß, die andere als bitter wird verzehren müſſen. Es muß eine neue Erfindung gemacht werden; die alten ſind verbraucht. Es iſt im Menſchen noch Phantaſie für ideale Zuſtände übrig, und die will Stoff und Nahrung. Darum denk' ich mir einen Geſetzgeber, einen Regenten jetzt als einen ſolchen, der eine hohe, allgemein gültige Anſicht des Lebens zu erfinden wüßte, etwa ein neues religiöſes Element, welches die Sittlichkeit beſſer zu verſtehen, allen gebotenen Handlungen eine andere Richtung gäbe. Aller Menſchen Geiſt, der Zufall, die Zeit, Gott wird ſo etwas ſchicken, deß bin ich gewiß.

Rahel.

14.

Es fehlen zu den bedeutend vielen kleineren Erfindungen und Entdeckungen des Menſchenwitzes, wodurch er ſeit dem Eintritt der neuern Jahrhunderte ſeine Sinnorgane glücklich genug ergänzt, ſich die Außenwelt dienſtbarer, die ganze Erde bekannter und kleiner gemacht hat, einige große Erfindungen und Annahmen, wie einmal vor Zeiten Menſchengemeinden mit Geſetzgebung, die zehn Gebote und dergleichen geweſen ſein müſſen. Das Alte, Einfache, damals groß Erfundene reicht durchaus nicht mehr hin.

Rahel.

15.

Ich nenne unſere Zeit wirklich neu und bin auf Großes, Neues gefaßt, auf Wunder der Erfindung, der Gemüthskraft, der Entdeckung, Offenbarung, Entwickelung. Wenn ich ſage: ich bin darauf gefaßt, ſo

meine ich nicht, daß ich es zu ſehen erwarte, aber ich bin ſeines Kommens gewiß und alle Verwirrung iſt Gährung dazu.
Rahel.

16.

Unſer Jahrhundert hat ein unbeſtimmtes Gefühl von Größe und Zukunft; überall träumet es davon.
Journal des Débats. 1836.

17.

Seele der Welt, kommſt du als Hauch in die Bruſt des Menſchengeſchlechts und gebierſt ewigen Wohllaut?
Große Bilder entſteh'n und große
Worte beklemmen das Herz.
Platen.

18.

Undurchdringliches Geheimniß, tiefe Weisheit, göttliche Politik, die ſo wunderbar mit den kindiſchen Staatskünſten der Erde ſpielt! Wir wollen uns nicht herausnehmen, vorausſehen oder verrathen zu wollen; es würde uns indeſſen ſchwer fallen, zu glauben, daß uns nicht ein großes Schauſpiel von der Vorſehung bereitet werde.
F. de Champagny,
in einem Artikel der Revue Européenne, den die Revue Universelle v. 1. Nov. 1832 wieder abgedruckt.

19.

Nous marchons vers une magnifique unité.
Wir gehen einer großartigen Einheit entgegen.
Journal des Débats. 1836.

20.

Wenn uns die Muthloſigkeit einwendet, daß man nicht beliebig einen Glauben ſchaffe, ſo erwiedern wir, daß wir näher daran ſind, ihn zu empfangen, als man meint.

Leon Gozlan.
1833.

21.

Ich ſah in aller Negation nur ein Drängen nach höherem Poſitiven; ich ſah, daß ſchon das zweifelnde Gemüth eine Harmonie in ſich trug und nur zweifelte, weil es dieſelbe außer ſich noch nicht finden konnte; jede Sehnſucht iſt ja ſchon eine Bürgſchaft des Erreichens!

M. Carriere.
1841.

C. bemerkt hiezu, daß ihm bei ſolcher Denkweiſe mein Ausſpruch: Gutzkow's verrufene Wally ſei aus Religioſität geſchrieben, aus der Seele geſprochen geweſen.

22.

Die Zeit iſt da; das innere Weſen der Gottheit kann geoffenbart und dargeſtellt werden; alle Myſterien dürfen ſich enthüllen und die Furcht ſoll aufhören. Weihe dich ſelbſt ein und verkündige es, daß die Natur allein ehrwürdig und die Geſundheit allein liebenswürdig iſt.

Stimme in einer Allegorie der
Schlegel'ſchen Lucinde.

23.

Nun ſoll die Weiſſagung auf's neu
Sehnſüchtige Gluth entzünden;
Mich treibt ein wunderbarer Muth,
Der Mutter Reich zu künden.

Den weißen Wagen mit Friedensklang
Seh' ich der Nacht entſteigen,
Und die gezückten Schwerter all
Sich vor dem Zuge neigen.

Aus einem verloren gegangenen Jugendgedicht.

24.

Du fragſt nach Menſchen Natur? Du klagſt, wie ein Saitenſpiel, worauf des Zufalls Bruder, der Wind nur ſpielt, weil der Künſtler der es ordnete, geſtorben iſt? Sie werden kommen, deine Menſchen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen und du wirſt werden, wie ſeine Braut und der alte Bund der Geiſter wird ſich erneuen mit dir. Es wird nur Eine Schönheit ſein und Menſchheit und Natur wird ſich in Eine allumfaſſende Gottheit vereinen.

Hölderlin.

25.

Börne ſpricht einmal von einer künftigen glücklichen Zeit, „wo der Himmel überall ſein wird, wo ein klares Auge iſt, ihn zu erkennen.“

26.

Eine viſionäre Perſon in Jean Paul's „wunderbarer Geſellſchaft in der Neujahrsnacht" ſpricht von einer Zeit, in welcher frei werden ſollen die Völker, die Neger, die Weiber und die Liebe.

27.

Ich ſah die Morgenröthe eines ſchöneren Tages. Die ganze Anſicht der Dinge war verändert. Zeiten, denen ähnlich, in welchen die edelſten Griechen und Römer ſchrieben, waren erſchienen . . . .
es war Griechenland und war es auch nicht.

Herder.

28.

Glück auf! Die alte Erde muß ſich erhellen und die kommenden Menſchen müſſen beſſer und glücklicher ſein.

Rahel.

29.

Eine neue Sonne wird tagen;
Neue Lebenspulſe werden ſchlagen;
Erſtorbnes prangen mit friſchem Grün,
Die öde Flur lebendig blüh'n.

Anv. 1831.

30.

O Hoffnung! Bald, bald ſingen die Haine nicht
Des Lebens Lob allein, denn es iſt die Zeit,
Daß aus der Menſchen Munde ſie, die
Schönere Seele, ſich neu verkündet;

Dann liebender im Bunde mit Sterblichen
Das Element ſich bildet und, dann erſt reich
Bei frommer Kinder Dank, der Erde
Bruſt, die unendliche, ſich entfaltet;

Und unſre Tage wieder, wie Blumen ſind,
Wo ſie, des Himmels Sonne, ſich ausgetheilt
Im ſtillen Wechſel ſieht und wieder
Froh in den frohen das Licht ſich findet;

Und er, der ſprachlos waltet und unbekannt
Zukünftiges bereitet, der Gott, der Geiſt,
Im Menſchenwort, am ſchönen Tage,
Kommenden Jahren, wie einſt, ſich ausſpricht.

Hölderlin.

21.

. . . .
Bis in der ſterblichen Bruſt ſich das Entzweite vereint,
Bis der Menſchen alte Natur, die ruhige, große,
Aus der gährenden Zeit mächtig und heiter ſich hebt.
Kehr' in die dürftigen Herzen des Volks, o lebendige Schönheit,
Kehr' an den gaſtlichen Tiſch, kehr' in die Tempel zurück!

Hölderlin.

22.

. . . . Schon hör' ich ferne des Feſttags
Chorgeſang auf grünem Gebirg und das Echo der Haine,

Wo der Jünglinge Bruſt ſich hebt, wo die Seele des Volks ſich
Stille vereint in freierem Lied zur Ehre des Gottes,
Dem die Höhe gebührt, doch auch die Thale ſind heilig;
Denn wo fröhlich der Strom in wachſender Jugend hinauseilt,
Unter Blumen des Landes und wo auf ſonnigen Ebnen
Edeles Korn und der Obſtwald reift, da kränzen am Feſte
Gerne die Frommen ſich auch, und auf dem Hügel der Stadt glänzt
Menſchlicher Wohnung gleich, die himmliſche Halle der Freude.
Denn voll göttliches Sinns iſt alles Leben geworden,
Und vollendend, wie einſt, erſcheinſt du wieder den Kindern
Ueberall, o Natur, und wie vom Quellengebirg rinnt
Segen von da und dort in die keimende Seele dem Volke.

Hölderlin.

33.

Ein reines Hervortreten des Geiſtes würde die Welt umſtürzen, ja! — aber wie himmliſch würde ſie aus ihren Trümmern wieder aufblühen!

Bettina.

34.

Was? Der arabiſche Kaufmann ſäete ſeinen Koran aus und es wuchs ein Volk von Schülern wie ein unendlicher Wald ihm auf, und der Acker ſollte nicht auch gedeihen, wo die alte Wahrheit wiederkehrt in neulebendiger Jugend? **Hölderlin.**

35.

Schlaget euer Glas in Scherben!
So vergeh' die alte Welt;
So mag ſterben und verderben,
Was das Herz in Feſſeln hält!

Louiſe Aſton

36.

Erregt an des Lenzes Erwarmung
Indeß du die Welten umfliegſt,
Ruht Alles in deiner Umarmung;
O heilige Liebe, du ſiegſt.

Platen.

VI.

Deßgleichen in näherer Beziehung auf **alte und neue Religion** und deren kirchliche Realiſations- und Daſeinsformen.

1.

Croyez un dieu bon et soyez bons!

Voltaire.

2.

Unſere Zeit braucht nicht irgend eine, ſie braucht die wahre Religion.

Ruge.

3.

Die Aufopferung der Vernunft und der Glaube an den Sieg des böſen Princips iſt die Religion der reactionären Weltbewegung.

Die Rettung der Vernunft in der Welt und der Glaube an den Sieg vernünftiger Principien, iſt die Religion der wahren, der progreſſiſtiſchen Weltbewegung.

Ruge.

4.

Das Chriſtenthum — nicht zwar das rationaliſtiſch und humaniſtiſch verfälſchte der neueren Zeit, wohl aber das altartig ächte, hiſtoriſch wahre, ſpecifiſche, ſo wie es der Katholicismus und Jeſuitismus, und in der häretiſchen Sphäre des Proteſtantismus der retrograde Orthodoxismus, Pietismus und Myſticismus derſelben meint, will und repräſentirt — iſt das vollkommen Falſche und Böſe im Reiche der religionsgeſchichtlichen Erſcheinungen, und ſo darf man es nur völlig umkehren und auf den Kopf ſtellen, um das vollkommen Wahre und Gute zu haben.

5.

Die alte Religion iſt ihrem Weſen, Princip und Geiſte nach durchaus verneinend, ſomit böſe und verderbenſchwanger; die neue Religion wird ebenſo durchaus bejahend, ſomit gut und heilbringend ſein. Jene iſt die des Geiſtes im chriſtlich ſchlimmen, negativen Sinne des Wortes, wonach der Geiſt nichts Anderes, als die allgemeine, abſolute Verneinung des natürlich Wirklichen, Weltlichen und Lebendigen iſt; die neue wird die der Natur im höchſten und edelſten Sinne des Wortes ſein; ſie wird dem von ihr, als ſolcher, affirmirten natürlichen Daſein und Leben der Dinge alle die Ehre und Herrlichkeit zuerkennen und wiedergeben, die ihm gebührt, vom Chriſtenthum aber lügenhaft und räuberiſch entzogen worden iſt; ſie wird es wieder zu dem unbedingt und ausſchließlich Göttlichen und Heiligen machen, was es an ſich und in Wahrheit iſt und zu ſein hat, für uns aber ein ganzes langes Weltalter hindurch zu unſerem unſäglichen Schaden und Unheil nicht mehr geweſen iſt; ſie wird nicht über den Kosmos, die natürliche Welt und Menſchheit hinaus, ſondern in dieſe ſelbſt ihren Gott und ihre Unſterblichkeit, und ihre Frömmigkeit und Tugend nicht darein ſetzen, die Natur zu haſſen, ſich ihren freundlichen, harmoniſchen Beſtimmungen und Beziehungen zu entreißen und ſo mit finſterem ſpirituellen Hochmuth über Welt und Leben, als über eine des Menſchen unwürdige Art von Exiſtenz, zu erheben, ſondern darein, ihr, dieſer guten, treuen, göttlichen Mutter, zu folgen, wie ein Kind, und in der von ihr geſetzten Sphäre des Daſeins ſo einheimiſch, tüchtig und glücklich als möglich zu ſein, womit denn endlich der Friede, der durch's Chriſtenthum ſo grauſam zerriſſenen Menſchenbruſt auf's Süßeſte wiederhergeſtellt und die Erde in dem Maaße wieder zum Himmel und Inbegriff der ſeligſten Genüge werden wird, als ſie jene grundfalſche und grundböſe Religion zur Hölle und Heimath unendlichen Elends und Gräuels gemacht. May. 1848.

6.

„Infallibel, allgütig und heilig-göttlich iſt nur die Natur. In Elend und Zerreißung ſiecht der Occident dahin ob ſeiner kakodämoniſchen Naturentheiligung, Naturſündigkeit und Naturherabwürdigung. Heil und Friede erblüht nur aus der Wurzel des troſtreichen Myſteriums vom Gottheitſein der Natur und Naturſein der Gottheit. Auf ſpeculativem, religiöſem und ſocialem Boden dieſe urheilige Lehre zum Grund- und Eckſtein zu legen, und ſo die Natur wieder einzuſetzen in ihr göttliches Recht — Das iſt die Aufgabe der neuen Aera und das Tagewerk des wahren Menſchenfreundes, der hierin die Morgenröthe einer beſſeren Zeit, das neue Weltalter im Aufgange begrüßt.“

Dieſe Worte ſetzte ein gleichdenkender Freund zu München i. J. 1847 unter ein lithographirtes Bild von ihm und hing es öffentlich aus, nachdem die jeſuitiſchen Exprofeſſoren und Conſorten dergleichen in ihrem Sinne gethan.

7.

Das Chriſtenthum und die von ihm geſchaffene Ordnung der Dinge iſt im Untergang, eine neue, ihr völliges Widerſpiel bildende Religion und eine durch ſie hervorzurufende neue Weltordnung hingegen im Aufgange begriffen; dieſe Religion iſt ihrem Princip, Geiſt, Weſen nach bereits vorhanden und in machtvoll lebendiger Wirkſamkeit; ſie bedingt und erweckt alle die großen Erſcheinungen und Umwälzungen der neueren Zeit; alles, was gewollt und in's Werk geſetzt wird, iſt im Grunde nichts Anderes, als ſie oder ihr reactionäres Gegentheil, welches in religiöſer Form das Chriſtenthum iſt; aber ſie iſt noch nicht da *als ſolche, als Religion*; ſie ſteht dem, was bis jetzt noch ausſchließlich als Religion gilt, als Nicht-Religion, als ein, wenn nicht antireligiöſes, doch profanes, der religiöſen Weihe, Berechtigung und Autorität entbehrendes, bloß weltliches Weſen, Wollen, Treiben und Thun gegenüber — und das iſt ein Mangel der weſentlichſten und folgenreichſten Art, eine höchſt unangemeſſene, ungünſtige und nachtheilige Stellung und Erſcheinungsform, bei der es nicht bleiben darf. Damit nehmlich die Dinge ihrem Ziele zureifen, muß dieſe als ſolche noch nicht offenbare, ausgeſprochene und geltend gemachte Religion, die ganz beſtimmte Geſtalt und Bedeutung einer ſolchen annehmen, muß dem Chriſtenthum, als der alten Religion, gegenüber, als die verhältnißmäßige neue erſcheinen, ſich dazu in aller Weiſe auf das entſchiedenſte ausprägen, ſo die Stelle des aus Geſinnung und Leben verſchwindenden Chriſtenthums einnehmen, in alle Rechte deſſelben eintreten und, gleich ihm vordem, mit abſoluter Macht und Autorität alles durchdringen, beſtimmen und beherrſchen, was menſchlich iſt — womit nicht etwa eine neue Geiſtesknechtſchaft und Pfäfferei in Ausſicht geſtellt wird; denn die neue Religion wird die principielle Vernichtung all dieſes fluchwürdigen Unweſens ſein und ſchon deßhalb unmöglich als etwas Drückendes und Hemmendes zu erſcheinen und fühlbar zu werden vermögen, weil ſie nur der vollendete Ausdruck desjenigen, was die moderne Zeit und Welt in ihrer überwiegenden, alles mit ſich fortreißenden Geſammtrichtung iſt, heiſcht und braucht, nur der glücklich erreichte Port ſein wird, dem das von den Stürmen der Weltgeſchichte bewegte Schiff der Zeit mit aller Macht entgegenſtrebt.

Mab. 1848.

8.

Wir wollen keine Religion mehr, die neben der übrigen Wirklichkeit als ein Aeußerliches und Jenſeitiges herläuft, keine Kirche mehr, die das Welt- und Staatsleben von ſich ausſchließt, oder ſich ihm entgegenſtellt, ſondern die allen politiſchen und ſocialen Fragen der Gegenwart zu ihrer Löſung verhilft, eine Kirche, die nicht das Leben der Menſchheit zerſpaltet, ſondern ein einheitliches, ſchönes, brüderliches Daſein um Alle ſchlingt.

L. Noack.
1848.

9.

Das ganze Geheimniß der neuen Religion und der durch ſie zu erfolgen habenden großen Weltumwälzung und Weltverwandlung beſteht darin, daß es nothwendig und an der Zeit iſt, das Profane zu heiligen, d. h. dasjenige, was die alte Religion mit irrlehrender Gewaltſamkeit zum Profanen, zum verachteten und verworfenen Gegenſatze des Heiligen gemacht, wieder zu dem Heiligen zu machen, als welches daſſelbe gebührendermaßen zu gelten hat, und umgekehrt, dasjenige, was ſie zum Heiligen gemacht, ſeiner erlogenen

Würde zu berauben, zu entheiligen, zu profaniren, zum verachteten und verworfenen Gegenſatze des Heiligen zu machen.

10.

. . . . Die neue Religion, diejenige, welche mit beſſerem Rechte, als jenes in der That nur negative, haſſende, feindliche Chriſtenthum die Religion der Liebe und des Friedens zu nennen ſein wird, von der man wird ſagen können, nicht etwa, daß ſie das wahre Chriſtenthum im Sinne einer bekannten, beliebten, populären Redensart, wohl aber, daß ſie das wahr gemachte ſei, ſofern dasjenige, was im Chriſtenthum bloß Schein, Vorgeben, Maske, Mittel zur Einführung und Durchſetzung eines völlig Entgegengeſetzten, oder, wenn dies nicht, doch nur ein todt daliegender, effektloſer Buchſtabe iſt, zu lebendiger Wirklichkeit, Geltung und Ausführung gelangen wird.

St. v. W.
1845.

11.

Eine religiöſe Periode, die des Kampfes und der Entzweiung, will zum Abſchluſſe kommen; eine neue, die des Friedens, weil ſie nur Reinmenſchliches will, ſucht ſich einzuführen — das iſt die geheime Baſis der antikirchlichen Erſcheinungen unſerer Zeit.

Paul Erdmann.
1847.

12.

Der Grund und Mittelpunkt, aus dem die Verachtung des kirchlichen Lebens in unſerer Zeit entſpringt, iſt die Sehnſucht, das Natürliche, Menſchliche, Humane anerkannt, geachtet und verwirklicht zu ſehen.

Paul Erdmann

13.

Die Religion, die uns beglücken und erheben ſoll, muß aus der Natur fließen, ſo wie das Weſen des Menſchen ſelbſt. Herman Mäurer.

14.

Die Richtung auf das „Irdiſche, Weltliche" d. h. Wirkliche, Natürliche, natürlich Menſchliche iſt das Princip der modernen Zeit und ihrer Cultur im Gegenſatze des chriſtlichen Alterthums und ſeiner Schwärmerei und Barbarei; könnte mit dieſer Richtung keine Art von Religion beſtehen, wäre jede mit ihr in ſtörendem und aufhebendem Widerſpruch, ſo wäre es, wie man wirklich theilweiſe meint und will, mit jeder Art von Religion zu Ende. Diejenige aber, die wir hier zu begründen verſuchen, iſt ſo weit entfernt, einen Gegenſatz zu der genannten Tendenz zu bilden, daß ſie vielmehr ganz eigentlich und ſpecifiſch die Religion dieſer ſelbſt, daß ſie nichts Anderes, als der nun auch ſeinerſeits religiös gewordene, in ſich ſelbſt zur Religion beſtimmte Realismus, Naturalismus und Humanismus der neueren und neueſten Zeit und Culturperiode, iſt.

15.

Dem alten, falſchen Glauben gegenüber gewährt der Unglaube große, weſentliche Vortheile, ſo daß man ihm mit vollem Rechte den Vorzug giebt;

der neue muß dieſelben, ja noch viel größere gewähren.

16.

Warum möchten Manche ſo gerne den reinen Atheismus und Sterblichkeitsglauben durchſetzen, ſo ſehr auch eine ſolche Denkweiſe dem menſchlichen Herzen und Geiſt widerſtrebt? — Weil der Theismus und Unſterblichkeitsglaube der alten Religion, ſelbſt noch in moderner Modification und Milderung, ſo verneinend und zerreißend iſt, den Menſchen ſo ſehr der Welt, der Erde, ſich ſelbſt entfremdet und daher von ſo extremer praktiſcher Hinderlichkeit und Schädlichkeit iſt. Ganz anders aber iſt es mit dem Theismus und Unſterblichkeitsglauben[1]) der neuen Religion beſtellt, der den Menſchen mit der realen Sphäre, der ſeine Liebe, ſein Intereſſe zugewandt werden ſoll, noch weit inniger und tiefer befreundet und zuſammenſchließt und daher noch weit praktiſcher, als jenes rein negative Verhalten des modernen Unglaubens, iſt.

17.

Der Verfaſſer der „proteſtantiſchen Erwiederung auf Ghillany's: Römiſch oder Deutſch?“ Nürnberg 1845, erhebt eine große Klage über die außerordentliche Verarmung an Gehalt, welche die alte Theologie durch den Rationalismus erleide, zumal wie dieſer neuſtens bei Ghillany erſcheint; mit dieſer magern Koſt könne man ſich unmöglich begnügen. Dagegen iſt zu ſagen, daß da, wo die Fettigkeit einer Sache in Wuſt und Gräuel beſteht, Magerkeit ein Vorzug, ein Lob, und keineswegs das Gegentheil iſt. Welcher Gebildete wenigſtens wird nicht lieber Waſſer und Brod, eine doch reinliche und menſchliche Koſt genießen, als den maſtuſiſchen Becher leeren oder an einer thyeſteiſchen Tafel ſchwelgen! Uebrigens habe man nur noch wenig Geduld! Wir werden mehr, weit mehr, als Waſſer und Brod erhalten. Der Realismus und Naturalismus der neueren Zeiten hat zweierlei zu thun, ſich erſtlich von dem das alte Poſitive ausmachenden Spiritualismus zu befreien, wobei er ſich vor der Hand nur negativ, entleerend, beraubend, den Reichthum der alten Dogmatik, des alten Cultus in eine immer empfindlichere Dürftigkeit verwandelnd [1]), ja ſich in Haß oder Gleichgültigkeit ihm gänzlich entfremdend und gegenüberſtellend erzeigen kann, dann aber auch ſelbſt eine poſitiv religiöſe Geſtalt anzunehmen, und da wird es ihm möglich ſein, eine Fülle von materiellen und formellen Beſtimmungen zu entfalten, über die man ſich wundern ſoll.

---

[1]) Dem Glauben an die irdiſche Palingeneſie der menſchlichen Individualität und Perſönlichkeit, ſ. 2. Bd.

St. d. W.
1845.

18.

Daß ſich die in Rede ſtehende neue Religion als eine matte, das religiöſe Bedürfniß der Menſchheit nimmer mehr zu befriedigen vermögende Quaſi-Religion herausſtellen werde, das iſt nicht zu beſorgen; ſie wird

---

[1]) Dies trifft aber nicht bloß den Rationalismus, ſondern den Proteſtantismus überhaupt. Wenn es auch auf den Reichthum religiöſer Beſtimmungen ankommt, ſo müßt ihr katholiſch werden.

Note derſelben Schrift.

Religion in der volleſten, lebendigſten Bedeutung dieſes inhaltſchweren, auf keine Weiſe zu entleerenden und entſeelenden Ausdruckes ſein; denn wie göttlich das von ihr in ausſchließlichen Anſpruch genommene natürliche Univerſum iſt, welche große, klare Intelligenz ihm unmittelbar innewohnt, was es in ſeiner geheimnißvollen, dem menſchlichen Erkennen noch keineswegs aufgeſchloſſenen Tiefe für eine Fülle von Heil und Segen hegt, was es für Möglichkeiten neuer Entwicklungen der herrlichſten und entzückendſten Art enthält, was es uns namentlich in Beziehung auf individuelle Fortdauer und Neubelebung für Hoffnungen und Ausſichten bietet, ohne daß die nächſte Wahrnehmung und Erfahrung überſchritten und in's Vage, Phantaſtiſche, Chimäriſche gegangen zu werden braucht — das iſt im Allgemeinen noch völlig unbekannt; die neue Religion aber wird es enthüllen und ſo dem hohlen, antikosmiſchen Spiritualismus des Chriſtenthums, der da meint und vorgiebt, nichts außer ihm könne es zur Beſtimmtheit und Poſitivität bringen, und ſo werde er, wenn die Menſchheit nicht völlig ohne eigentliche Religion ſein wolle, mit ſeinem ſie ewig nur am Narrenſeile ziehenden Lug und Trug ohn' Ende die Welt beherrſchen, die tiefſte, verhängnißvollſte Beſchämung bereiten. Mad. 1848.

19.

Die wahre Philoſophie bildet die unwiderſprechlichſte Theorie von der Realität einer unendlichen Allkraft, von den produktiven Kräften der Natur und von den bewundernswürdigen und erhabenen Eigenſchaften und Fähigkeiten des phyſiſchen und geiſtigen Menſchen; und in ihrem praktiſchen Theile will ſie nicht durch einen liebloſen, deſpotiſchen kategoriſchen Imperativ, ſondern durch die ſanften, allmächtigen Seile der allbelebenden Liebe, die Menſchen nicht einem bloßen Ideal des höchſten Guten, ſondern dem realſten Weſen aller Weſen, Gott, immer näher bringen.

Schlettwein an Kant
im Jahre 1797.

20.

Man kann nicht ſagen, daß unſerer Zeit keine große, geniale Manifeſtation der Wahrheit beſchieden ſei. Viele Dichter und Denker ſind vorangegangen und haben die Quelle geahnet, haben hingedeutet auf den Born, aus dem ſich der Strom des Heiles ergießt. Ein Göthe hat uns geſungen — Lieder der Phantaſie? Nein, er hat geſungen aus der tiefſten, lebendigſten Anſchauung des Weltalls, er hat uns geſungen von der guten, treuen, liebenden, ſorgſamen, ſchaffenden Mutter Natur. Verſtopfen wir nur nicht den göttlichen Wahrheits- und Lebensquell, der ſich aus den heiligen Urwerkſtätten der Tiefe drängt, und er wird hervorſtrömen mit Macht und im Morgenſchein einer neuen Aera rauſchen, und die Blumen am Strande werden freundlich nicken und Alles wird grünen und blühen umher. Zerfallen wird der graue, finſtere Dom des Chriſtenthums, in welchem der Vater der Vernichtung waltet, und die verſtoßene Mutter, die uns täglich und ſtündlich aus ihren Brüſten nährt, und die wir dafür mit Füßen treten, wird ihre Kinder um ſich verſammeln in Frieden und Einigkeit, und ſie werden weinen vor

Freude, daß zu Ende gegangen das Reich des alten, böſen Saturn. **P. Erdmann.**

21.

Es giebt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft iſt. **Göthe bei Eckermann.**

22.

Ich habe viele Verſuche gemacht; ich habe an vielen Thüren angepocht. Ich habe bei der Einbildungskraft und bei der Contemplation Hülfe geſucht, um die Schwierigkeit zu überwinden, eine unglaubliche Geſchichte und Dogmen gelten zu laſſen, welche über meine Vernunft gehen und meinem Herzen widerſtehen. Ich habe mich wohl manchmal überredet, den chriſtlichen Glauben zu haben; ich habe in der Folge erkannt, daß es eine Täuſchung war. Um wirklicher Glaube zu ſein, muß der Glaube ſo ſtark ſein, daß es unmöglich iſt, ſich ihm zu entziehen. Ein gemachter und willkürlicher Glaube taugt nichts. So habe ich mich endlich entſchloſſen, gegen mich ſelbſt wahr zu ſein. Ich laſſe dem Gedanken freien Lauf und ergebe mich in die Zweifel und Verneinungen, zu welchem er mich führt. Ich halte mich an die urſprüngliche, angeborene und allgemeine Religion. Das iſt der Schluß meiner Ulyſſes-Irrfahrten, das iſt meine Ithaka.

A. W. v. Schlegel.

Die Stelle iſt aus einem den „Fragmenten aus der Mappe eines beſchaulichen Einſiedlers“ voranſtehenden Briefe vom Jahre 1838.

23.

Der menſchliche Geiſt wird einen andern Geſichtskreis gewinnen, und das an ſeinen Ort geſtellte Chriſtenthum wird die Beherrſchung des menſchlichen Lebens einer umfaſſenderen Religion überlaſſen.

P. Leroux.
1838.

Vergleiche oben III. 17 f.

24.

Wird es einen neuen Katholicismus geben, eine neue Allgemeinheit (universalité), der die Civiliſation angehört?

Journal des Débats.
1836.

25.

Je tüchtiger wir Proteſtanten in edler Entwicklung voranſchreiten, deſto ſchneller werden die Katholiken folgen. Sobald ſie ſich von der immer weiter um ſich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müſſen ſie nach, ſie mögen ſich ſtellen, wie ſie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich Alles nur Eines iſt.

Auch das leidige proteſtantiſche Sektenweſen wird aufhören und mit ihm Haß und feindliches Anſehen zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen Bruder und Schweſter.

Göthe bei Eckermann.

26.

Es giebt nach Kant 1) einen catholicismus hierarchicus, einen Allgemeinheit für ſich fordernden Kirchenglauben, welcher ein Widerſpruch iſt, weil unbedingte Allgemeinheit Nothwendigkeit vorausſetzt, dieſe aber nur Statt ſindet, wo die Glaubensſätze von der Vernunft begründet, ſomit nicht, wie dort, bloße Statute ſind; 2) einen catholicismus rationalis, unter welchem der einen rechtmäßigen Anſpruch auf Allgemeingültigkeit habende reine Religionsglaube zu verſtehen.

27.

Der immer mehr beſchleunigte Gedanken- und Schriftenwechſel hat allmählig die Einſeitigkeiten der verſchiedenen Glaubensgenoſſenſchaften ſo klar an den Tag gebracht, daß die Ueberzeugung ſich immer weiter ausbreitet, keiner der beſtehenden Culte ſei zum Siege und zur Alleinherrſchaft für die Zukunft berufen, ſondern alle zur Converſion in eine zu erwartende *wahrhaft allgemeine* Kirche beſtimmt. **Carové.**
1838.

Es iſt jedoch viel zu mild und ſchonend, die Kirchen, Parteien und Culte des Chriſtenthums ſämmtlich nur der *Einſeitigkeit* zu beſchuldigen, ſo daß angenommen wird, es könne mit Tilgung dieſer eine durch Zuſammenfaſſung aller Momente genügende allgemeine *chriſtliche* Kirche hervorgehen. Was alle Formen dieſer Religion verwerflich, verderblich und untauglich zum Fortbeſtande macht, das iſt eben dieſe in ihnen ſo oder ſo ausgeprägte Religion ſelbſt, und worauf es ankommt, iſt nicht, daß die verſchiedenen Formen derſelben, ſondern daß ſie ſelber falle.

28.

Aus Kunſt und Wiſſenſchaft muß endlich die Philoſophie als ſchauende Theologie hervorgehen. Und wird ſich endlich die Frucht dieſer Entwicklung nicht mehr in einigen Erwählten, ſondern in Vielen offenbaren, wird die unſichtbare Kirche in der Wirklichkeit aufgebaut werden, ſo wird ſich zeigen, daß es nur eine Religion, nur eine Verbrüderung giebt, in welcher alle Strahlen menſchlicher Seelen ihren gemeinſamen Brennpunkt finden. **Carus.**

29.

Die neue Erkenntniß von Gott, Welt und Menſch, die ſich in unſern Zeiten zu entwickeln und zu geſtalten ſucht, wird ſich über kurz oder lang als neue Religion ausſprechen müſſen. Und zwar wird ſie ſich als die — ſich freilich auch erſt zu entfalten und zu vollenden habende — abſolute Religion ausſprechen dürfen.

Rud. 1831.
Vergl. Mah. S. 345 f. Note.

30.

Was als ein neues Princip in die Welt tritt, muß ſich zugleich als ein religiöſes ausſprechen; denn nur dadurch ſchlägt es als ein erſchreckender und zerſchmetternder Bliß in die Welt ein, nur dadurch wird es eine gemeinſame, die Gemüther beherrſchende Weltſache; — nur dadurch, daß das Individuum, durch welches ſich der Geiſt in's Werk ſetzt, ſeine That, ſeinen Abfall von dem früheren Princip, welches ſich gleichfalls als Religion ausſprach, als eine göttliche Nothwendigkeit, als einen religiöſen Akt anſchaut, bekommt es jenen unwiderſtehlichen Muth, vor dem alle äußere Gewalt als ein Machtloſes verſchwindet.

Feuerbach,
Geſchichte der neuern Philoſophie,
Ansbach 1833, S. 20.

Feuerbach ſagt das in Beziehung auf Luther und den Proteſtantismus, der als „das neue Princip, wie es ſich als religiöſes ausſprach“, hingeſtellt wird. Dieſer aber war nur das Vorſpiel eines weit Größeren, Vollendeteren und Univerſaleren, was kommen ſollte, und was jetzt erſt im Begriffe, zu kommen, iſt.

31.

Durch das bloße Aufſtellen einer ſpekulativen Lehre wird die Stumpfheit der Welt nicht überwinden werden. Es gehört dazu ein Act iſolirender Concentration, wie die Stiftung des Chriſtenthums war, welche Form des äußern Gegenſatzes auch die Reſultate der Speculation als einen Glauben gegen andern Glauben erſcheinen laſſen dürfte und müßte.

And. 1831.

32.

Sich vereinigen für das Rechte, iſt das vollkommene Gegenſtück von Intriguiren für das Unrechte.

Fr. v. Raumer.

33.

Laßt ſie noch tauſendmal verkünden,
Was wir gehört zum Ueberdruß,
Und ſtrebt, euch mächtig zu verbünden
In neuer Wahrheit Lichterguß!

Anb. 1831.

34.

. . . . Die eiſernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.

Schiller.

35.

Der Geiſt der Einheit und Aſſociation . . . . . ganz nur durch ihn hat ſich der Jeſuitismus auf die Höhe ſeiner Herrſchaft erhoben. . . . . Wo aber iſt unſere Einheit? Politiſche, ſittliche, religiöſe, literariſche Einheit — Alles weicht uns unter den Füßen hinweg. Es iſt dahin gekommen, daß wir an keine Vergangenheit, an kein Syſtem, an keinen Menſchen mehr glauben, daß jeder zum Mittelpunkt. zur Regel, zur Lehre nur ſich ſelbſt und ſeine Meinung macht. Und doch muß es einen Einheitspunkt geben, von welchem aus Alles geht, durch welchen Alles zu Stande kommt.

Leon Gozlan.

Nr. 1. der Europe litéraire.
März 1833.

36.

Die ganze Welt kommt mir vor, wie verrückt. Ach ich hab' eine Sehnſucht, rein zu ſein von dieſen

Fehlern, in's Bad zu ſteigen und mich abzuwaſchen von allen Verkehrtheiten. — Laß uns doch eine Religion ſtiften, ich und du, und laßt uns einſtweilen Prieſter und Laie darin ſein, ganz im Stillen, und ſtreng danach leben, und ihre Geſetze entwickeln! Obenan ſoll ſtehen die Tapferkeit — daß wir kühn genug ſeien, das Große zu thun und nicht zu achten die Vorurtheile. Bettina,

an die Günderode.

37.

Wir haben Religionsfreiheit, wir haben Feuerbach's, Ihre Schriften — und Alles bleibt doch innerhalb der kirchlichen und ſtaatlichen Formen ſtehen, die man miſerabel findet und immerfort übertritt. Man bleibt alſo in dem lügneriſchen Zuſtande der Geſetzübertretung, während man in der ſchönen Atmoſphäre der Geſetzlichkeit leben könnte, wenn man Alles von ſich würfe, was man als Unwahrheit und Unnatur erkannt hat und ſich die Freiheit nähme, frei zu ſein. . . . . Ich wollte, recht reine, ſittlich hohe Menſchen von geiſtiger Bedeutung ſagten ſich los vom Chriſtenthum, damit die blöde, ſtumpfe Menge ſie achten und anerkennen müßte, die Transcendenz, die Abnegation ſei Wahnſinn und wirkliche menſchliche Vollendung nur möglich in geſunden Zuſtänden.

Aus dem Brief einer Dame, Auguſt 1848.

38.

Es wird ein tiefer und heiliger Ernſt ſein, der die neue Erkenntniß zum Leben einer Religion geſtaltet, und die moderne Frömmigkeit wird gegen ihn zu Schanden werden. 1831.

39.

Es iſt wiederum Zeit, daß die Apoſtel in alle Welt gehen und die Irrenden belehren.

F. Falkſon.

40.

Eine neue Kirche wird erſtehen und das tauſendjährige Reich ſeinen Anfang nehmen.

„Prophezeiung des Cardinals **Laroche** auf
die Jahre 1844—1850.“ Ulm.
Auch in der Sammlung:
„Prophezeiungen, Geſchichte und Religion,
was rufen ſie uns dermalen zu?“
Augsburg 1848. S. 14.

41.

Aus den Centurien des Noſtradamus (III. 78) wird angeführt:

„In Deutſchland werden verſchiedene Sekten entſtehen, ſich ſehr dem glücklichen Heidenthum nähernd.“

Noſtradamus
und deſſen wunderbare Prophezeiungen.
Nach **Eugen Bareſte** von Dr. **C. Herrmann.**
Leipzig ohne Jahrzahl.

42.

O Regen vom Himmel, o Begeiſterung! Du wirſt den Frühling der Völker uns wiederbringen; du wirſt kommen mit all deinen allmächtigen Wonnen; in goldene Wolken wirſt du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden ſtaunen und fragen, ob wir es noch ſeien, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob uns dort ein Frühling blühe. — Fragſt du mich, wann dies ſein werde? Dann, wenn die Lieblinginn der Zeit, die jüngſte, ſchönſte Tochter derſelben, die neue Kirche, aus dieſen befleckten, veraltenden Formen hervorgehen, wenn das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menſchen ſeine Gottheit und ſeiner Bruſt die ſchöne Jugend wieder bringen wird, wenn — ich kann ſie nicht verkünden, denn ich ahne ſie kaum, aber ſie kommt gewiß, gewiß . . . . und dann erſt ſind wir, dann iſt das Element der Geiſter gefunden.

Hölderlin.

43.

Der alte Zwieſpalt klafft nicht mehr; kein Geſpenſt ſteigt aus dem Dunkel hervor, um mit der Larve der Verweſung zu ſchrecken; das lichte Leben hat ſeinen Thron aufgeſchlagen, über dem gefüllten Abgrund rauſchen blühende Wälder. Die Seele wird von keinem Kampfe des Triebes und der Vernunft gepeinigt, weil er ſich eins mit ihr fühlt und ihr Gebot in ſchöner That mit Luſt vollbringt. Und weil der neue Einklang aus den Trennungsſchmerzen geboren, ſo droht ihm keine zweite Auflöſung nach kurzer Blüthe, wie jenem erſten Menſchenfrühling in Hellas: das neue Evangelium wird das ewige ſein.

M. Carriere.

44.

Es iſt Anthropol. S. 87 von der Art die Rede, in welcher die neue Religion in's Leben treten und Geſtalt gewinnen werde. „Es wird dies", ſo heißt es, „dadurch geſchehen, daß ſich ein Bund von Freunden und Verehrern der Natur in der angegeben großen und tiefen Bedeutung des Wortes bildet, der zum Zwecke hat, die Intereſſen der Natur zu wahren, allem ihr Widerſtreitenden in Leben und Sitte nach Kräften entgegenzutreten und ſo dahin zu wirken, daß der urſprüngliche, ſelige und herrliche Zuſtand der Dinge wiederhergeſtellt, das verlorene Paradies des reinen, unverfälſchten Naturlebens wieder gewonnen werde. Da unſer gegenwärtiges Sein ein ſo total verkehrtes und naturwidriges, da die Unnatur die eigentliche Seele der Geſellſchaft und ihrer Sittlichkeit iſt, ſo iſt die ſich hier ſtellende Aufgabe der Beſſerung und Zurechtbrinbringung zu groß und ſchwierig, als daß einer raſchen Löſung derſelben entgegen zu ſehen wäre; es kann ihre Löſung im Ganzen und Großen nur die Sache der Jahrhunderte und Jahrtauſende ſein; doch würde vorerſt in beſchränkten Kreiſen und ohne viel Lärm und Aufſehen viel Gutes zu wirken und ſo eine geſchichtliche Baſis zu ſchaffen ſein, auf welcher, bei wachſender Anzahl derjenigen, die dem neuen Princip huldigen, ein großes und feſtes Gebäude errichtet werden könnte. Sollte die Gegenwart noch nicht reif genug ſein, zu dieſem edlen und heilſamen Werke zu ſchreiten, über deſſen nähere Beſchaffenheit wir vor der Hand noch nichts zu äußern wagen, ſo wird ihm eine beſſere Zukunft ihre fromm begeiſterte Thätigkeit weihen; denn auf ewig unterbleiben kann und wird bei aller Schwierigkeit der Sache die Vollbringung deſſelben nicht; dafür bürgt uns diejenige Macht, in deren Dienſt wir ſtehen, die ſich als die größte, zuverläſſigſte und unwiderſtehlichſte aller Gewalten ſtets zu erweiſen pflegt, und die am Ende ſelbſt das unbändigſte aller Weſen, den Menſchen, zu bändigen im Stande ſein wird — die Natur.“

VII.

Die Allgemeinheit und Ubiquität des Wahren.

Das Wahre vorhanden, aber zerſtreut,
und deſſen
zu verſuchende Zuſammenfaſſung.

1.

Die Klugen haben miteinander viel gemein.

Aeſchylus.

2.

Alles Geſcheite iſt ſchon gedacht worden; man muß nur verſuchen, es noch einmal zu denken.

Göthe.

3.

Unwiſſende werfen Fragen auf, die von Wiſſenden ſchon vor tauſend Jahren beantwortet ſind.

Göthe.

4.

Es wird auf dem abſtrakten Gebiete des Denkens und der Religion wenig Neues hervorgebracht, denn, wie bereits zu ſeiner Zeit Ariſtoteles bemerkte, faſt an Alles iſt ſchon gedacht worden in der langen Zeit.

J. P. Romang.

5.

Jean Paul zweifelt, ob jemand in unſerem Zeitalter von einem Gedanken das Wort mein ausſprechen dürfe.

6.

Die Welt iſt jetzt ſo alt und es haben ſeit Jahrtauſenden ſo viele bedeutende Menſchen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu ſagen iſt.

Göthe bei Eckermann.

7.

Ich war längſt überzeugt, es gebe nichts Neues unter der Sonne, und man könne in den Ueberlieferungen gar wohl ſchon angedeutet finden, was wir ſelbſt gewahr werden und denken oder wohl gar hervorbringen. Wir ſind nur Originale, weil wir nichts wiſſen.

Göthe.

8.

Das längſt Gefundene wird wieder verſcharrt.

Göthe.

9.

Zuletzt aber fand ſich das verſcharrte Gold doch wieder auf; nach langem Winter begann die ewige Kraft der Natur einen neuen, ſchönen Frühling. In der Geſchichte aller Zeiten und Völker iſt das Schönſte und Beſte jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit dem Gepräg und Charakter des Immerwiederkehrenden bezeichnet. Herder.

10.

Erfahren, ſchauen, beobachten, betrachten, verknüpfen, entdecken, erfinden ſind Geiſtesthätigkeiten, welche tauſendfältig, einzeln und zuſammengenommen, von mehr oder weniger begabten Menſchen ausgeübt werden. Bemerken, ſondern, zählen, meſſen, wägen, ſind gleichfalls große Hülfsmittel, durch welche der Menſch die Natur umfaßt und über ſie Herr zu werden ſucht, damit er zuletzt Alles zu ſeinem Nutzen verwende.

Von dieſen genannten ſämmtlichen Wirkſamkeiten und vielen andern verſchwiſterten hat die gütige Mutter niemand ausgeſchloſſen. Ein Kind, ein Idiot macht wohl eine Bemerkung, die dem Gewandteſten entgeht, und eignet ſich von dem großen Gemeingut, heiter unbewußt, ſein beſchiedenes Theil zu. Göthe.

11.

Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunſt hat nie ein Menſch allein beſeſſen.
Göthe.

12.

Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, ſondern tauſenden von Dingen und Perſonen außer mir, die mir das Material dazu boten.

Im Grunde ſind wir alle collektive Weſen, wir mögen uns ſtellen, wie wir wollen. Denn wie Weniges haben und ſind wir, was wir im reinſten Sinne unſer Eigenthum nennen! Wir müſſen alle empfangen und lernen, ſo wohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns ſind.

Göthe bei Eckermann.

13.

Der Baum der Humanität . . . . unzählige Hände trugen zu ſeiner Wartung und Pflege bei.

Herder.

14.

Wie mit dem Blumenſtaub entfernter Zonen fährt Zephyr mit menſchlichen Gedanken weit umher.

Herder.

15.

Von Stufe zu Stufe hat ſich der Geiſt zu immer weitern Ausſichten, zu immer freieren Ueberblicken erhoben, und ſo iſt ihm endlich aus dem Verkehre mit allen Völkern und Zeiten das allgemeine Menſchliche zum Bewußtſein gekommen. **Carové.**

16.

Wahrheitsliebe zeigt ſich darin, daß man das Gute überall zu finden und zu ſchätzen weiß.

Göthe.

17.

Wir ſind nur in ſo fern zu achten, als wir zu ſchätzen wiſſen. **Göthe.**

18.

Die Hauptſache iſt, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo ſie es findet. **Göthe bei Eckermann.**

19.

Wer iſt der glücklichſte Menſch? der fremdes Verdienſt zu empfinden
Weiß und an fremden Genuß ſich wie am eignen zu freu'n.

Göthe.

20.

Selbſt erfinden iſt ſchön, doch glücklich von Andern Erfundnes
Fröhlich erkannt und geſchätzt, nennſt du es weniger dein?

Göthe.

21.

Man kann zu viel in die Vergangenheit, zu viel in die Zukunft ſehen und darüber das Jetzt verſäumen;

wie dem aber auch ſei, keines dieſer Verhältniſſe läßt ſich vom andern trennen und ſcheiden.

Herder.

22.

Natur und Geſchichte haben alle ihre Schatzkammern aufgethan und eine faſt überwältigende Fülle von Samen in die Gegenwart geſtreut. Alles, was in früheren Weltaltern gereift, hat der Geiſt in ſich aufgenommen, um es wiederzugebären zu einer neuen, herrlicheren Weltgeſtalt.

Carové.
1838.

23.

Die Aufgabe für die neueſte Zeit und ihre Forſcher, Helden, Reformatoren und Dichter iſt dieſe, die Natur und die Menſchheit und ihre Thaten, Werke und Dichtungen in ein einiges, großes Ganze zuſammenzufaſſen, zu geſtalten und zu verklären.

Carové.

24.

Fr. v. Raumer wünſcht eine Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes in dem Sinne, daß ſie „das Schatzhaus der ächten Ergebniſſe menſchlicher Geiſtesentwicklung ſei.“

25.

Wir glauben, daß die Philoſophie als Inbegriff aller Wahrheiten nicht einigen Individuen, ſondern den beſten Talenten des ganzen Geſchlechtes zur Ergründung und Erarbeitung übertragen ſei.

Aus einer im Jahre 1813 erſchienenen
philoſophiſchen Schrift.

26.

Meine Weltanſicht geht nach vorwärts; ich möchte geſtalten helfen, was im Schooße der Zeit nach Geburt ringt; ich habe ihren Wehen und Freuden immer mein Herz geöffnet; ich ſuche aus den Lauten, die ſie noch abgebrochen ausſtößt, das Wort zuſammenzuſetzen, das ihr Räthſel löſt

M. Carriere.
1841.

27.

Die Wahrheit iſt da, aber nicht in Form der Totalität und der Zuſammengefaßheit ihrer Momente, nicht als Ganzes, Eines, Syſtem, ſondern in eine für das menſchliche Bewußtſein noch unzuſammenhangende Vielheit und Varietät von Lichtblicken, Genieblitzen und partiellen Einſichten zerſtreut. Dieſe zu ſammeln, zu ordnen, in die gehörige Verbindung zu bringen, darauf und nur darauf nach unſerer Anſicht käme es an, und dieſer Gedanke iſt es, der dem vorliegenden Werke zu Grunde liegt, der es in's Leben gerufen; vergl. die Vorrede.

VIII.

Das äußerliche, abſtrakt-politiſche Treiben der Zeit.

Sein Werth und Reſultat.

1.

Was der Eine will bereiten,
Einem Andern will's nicht gelten
Hüben, drüben muß man ſchelten —
Das iſt nun der Geiſt der Zeiten.

Göthe.

2.

Niemanden wird Recht gegeben;
Dafür giebt man wieder niemand Recht.

Göthe.

3.

Man lernt in unſern Tagen bald davon abſtehen, ſeine Ueberzeugung Andern einzuflößen. Jeder hört nur, was er hören will.

Berthold Auerbach.
Tagebuch aus Wien. Breslau 1849.
S. 118.

4.

Es befehden ſich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Schiller

5.

Wie die Alten, ſo die Neuen;
Eiferſucht wird ſie entzweien.

Göthe.

6.

Vernunft iſt hoch, Verſtand iſt ſtreng;
Wir raſſeln drein mit Schellen.

Göthe.

7.

Und, was das allerſchlimmſte bleibt,
Gar manches kommt vom Leſen der Journale.

Göthe.

8.

Was uns die nächſten Jahre bringen werden, iſt durchaus nicht vorherzuſagen; doch ich fürchte, wir kommen ſobald nicht zur Ruhe. Es iſt der Welt nicht gegeben, ſich zu beſcheiden; den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt Statt finde, und der Maſſe nicht, daß ſie in Erwartung allmähliger Verbeſſerungen mit einem mäßigen Zuſtand ſich begnüge. Könnte man die Menſchheit vollkommen machen, ſo wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar; ſo aber wird es ewig herüber und hinüber ſchwanken, der eine Theil wird leiden, während der andere ſich wohl befindet, Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer ihr Spiel treiben und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.

Göthe bei Eckermann,
im Jahre 1824.

9.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und ſo habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

Göthe.

10.

Alle Menſchen, die zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler geltend. **Göthe.**

11.

Wie gerne ſäh' ich jedem ſtolziren,
Könnt' er das Pfauenrad vollführen!

Göthe.

12.

Alles ſchilt die Tyrannei und jeder ſtrebt, Tyrann zu werden. **L. Tieck.**

13.

Die Erfahrung lehrt, daß alle früheren Umſtürzer, wenn ſie einmal den Gipfel der Macht erklommen.

conſervativ werden, weil ſie nun ihre eigene Stellung zu conſerviren haben. Aus einem öffentlichen Blatt.

14.

„Die Freiheit dort, die Freiheit hier,
Die Freiheit jetzt und für und für,
Die Freiheit rings auf Erden.“

Dergleichen Schwärmerei für einen allgemeinen, unbedingten Freiheitsbegriff taugt für ungebildete Menſchen, hohle Köpfe und unbedachtſame, unerfahrene Jugendſeelen; Bildung, Einſicht und Reife wenden ſich ab.

15.

Große gingen zu Grunde; doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Göthe.

16.

Zerſchlagen kann die Menge,
Da iſt ſie reſpectabel;
Urtheilen gelingt ihr miſerabel.

Göthe.

17.

Das Volk weiß vor lauter Wollen nicht, was es will. Göthe.

18.

Viele Köche verſalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
Wir aber ſind, geſteht es frei,
Ein Lazareth von Medicinern.

Göthe.

19.

Wer iſt ein unbrauchbarer Mann?
Wer nicht befehlen und nicht gehorchen kann.

Göthe.

20.

„Es iſt der Natur gar nicht eingefallen, daß jeder Mann, jedes Weib und jedes Kind ſich an der Staatsverwaltung unmittelbar betheiligen ſoll."

21.

Mit dem Ganzen können ſich nach Göthe nur ſehr wenige Auserwählte beſchäftigen.

Eckermann,
III. S. 345.

22.

Majestas populi.

Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich bei'm Haufen Suchen? Bei Wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle ſind blinde Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Schiller.

23.

Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken. Wir laſſen ſie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf; im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen zu ihr.

Aus „Wilhelm Meiſters Wanderjahren"
von **Göthe.**

24.

Nichts iſt widerwärtiger, als die Majorität; denn ſie beſteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die ſich accomodiren, aus Schwachen, die ſich aſſimiliren, und aus der Maſſe, die nachtrollt, ohne nur im mindeſten zu wiſſen, was ſie will.

Göthe,
in ſeinen Aphorismen.
Werke in Octav. Bd 50. Stuttg. und Tübingen 1833.
S. 153 f.

25.

Numquam tam bene cum genere humano agetur, ut, quae bona sunt, pluribus placeant. **Tacitus.**

26.

Vielen gefallen, iſt ſchlimm.

Schiller.

27.

Es kann Zeiten geben, in denen ein einziger Menſch die Menſchheit bildet. **K. Heinzen.**

28.

Der Weiſe läßt ſich nie durch Volksmeinung beherrſchen.

Napoleon.

29.

Sie verdammen die Fürſtenſchmeichler und ſinken zu Volksſchmeichlern herab.

Ein Ungenannter.

30.

Vor einem Deſpoten zu kriechen, iſt niedrig; aber der Menge zu ſchmeicheln, den Pöbel zu vergöttern, das iſt noch unendlich verworfener.

31.

Die Verehrung der Mehrheit und Vielheit, als ſolcher, iſt, wenn aufrichtig, eine Stupidität, wenn nicht, eine Schlechtigkeit.

32.

Es iſt ſonderbar, wenn Erbarmen und Menſchlichkeit darin beſtehen ſoll, den Pöbel zu beglücken, die Gebildeten aber ſchonungslos zu Grunde zu richten.

33.

Fluch dem, der an irgend einem Unglück und Elend der Menſchheit, auch der niedrigſten und verworfenſten, gleichgültig vorübergeht! Aber damit iſt es nicht gethan, daß man dem Unglücklichen und Elenden, der größtentheils leider auch der Ungebildete und moraliſch Verdorbene iſt, das Schwert und den Scepter in die Hände giebt.

34.

Der Arbeiter, den heutigen Tages ſo viele Volksführer zum Marquis Ouvrier aufſchmeicheln wollen . . . . **Berthold Auerbach.**

35.

Der faule, dem Trunk ergebene, mit übelriechenden Lumpen bedeckte Arbeiter war, nach der Erklärung Vieler, der einzige wahre Repräſentant des ſouverainen Volks. Wer dies auf die ſchamloſeſte Weiſe täglich wiederholte, war ein Patriot edelſter Raçe, ob auch übrigens der erbärmlichſte Schuft. Wer einen reinlichen und ganzen Rock trug und wer da ſagte, der Arbeiter müſſe nicht allein von der Regierungsform und müſſigen Herumziehen ſein Heil erwarten, ſondern es vor Allem in Arbeitſamkeit, Sparſamkeit und geregelter Lebensweiſe zu begründen ſuchen, der ward ein Ariſtokrat, ein Parteigänger, ein „Schweißverzehrer des ausgebeuteten Volkes“ genannt.

A. Kunze,

Pariſer republikaniſche Zuſtände. Paris im Juli 1848.
Blätter für literariſche Unterhaltung v. 20. Auguſt 1848

36.

. . . . Die lombardiſchen Flüchtlinge, feige Ausreißer vom Schlachtfelde, aber Raufbolde und Aufwiegler in den Straßen der Städte.

Zeitungsartikel. Februar 1849

37.

Viele ſind geneigt, die moderne Bewegung ſo zu deuten, als ſollte dieſelbe zu einer Herrſchaft des vierten Standes über die andern Stände führen. Dieſe aber wäre einfache Pöbelherrſchaft und zehnfache Anarchie und der Freiheit weit gefährlicher, als alle andere Herrſchaft des Abſolutismus und der conſtitutionellen Bourgeoiſie. Denn da das Prinzip der Herrſchaft, wenn es ſeinen Schwerpunkt im vierten Stande fände, nichts mehr unter ſich hätte, was beherrſcht werden kann, und da es ſich doch äußern müßte, ſo könnte es ſich nur gegen die obern Schichten der Geſellſchaft wenden. Da es aber hier keine unbillige Menſchenſatzung und Ungleichheit mehr zu zerſtören fände, ſo würde es ſich gegen die Geſetze wenden, über welche der Menſch kein Recht mehr hat und welche die Welt und die Geſchichte zuſammenhalten: gegen die ſchickſalsmäßige Vertheilung der materiellen und geiſtigen Güter und Gaben, im letzten Grunde gegen Gott.

Auf dieſem falſchen Beſtreben nach der Herrſchaft des vierten Standes ruht der falſche Communismus und Socialismus und die Satansphiloſophie, die dem armen Teufel predigt, er ſei Gott ſelbſt und alle Gaben und Ideen, die er nicht verſteht, alles, was die Welt zuſammenhält und Erde und Himmel verbindet, ſei Lug und Trug der Tyrannen und der Pfaffen. Auf dieſem falſchen Princip ruht auch der Wille und die Abſicht, die Arbeit und das Leben, die nur von Gott geordnet werden können, par ordre du peuple zu organiſiren. Als ob die Menſchen die Arbeit und das Leben in ihren millionenfältigen Neigungen und ſich ewig durchkreuzenden Elementen organiſiren könnten! Die Arbeiter werden ſich organiſch bethätigen, das Leben wird ſich geſtalten, wenn man es ſich ruhig entfalten läßt, wenn man es vom Drucke der Polizei, der Privilegien, der Menſchenſatzung und Tyrannei befreit. Aber das Leben machen, ſeine Organiſation von oben herab befehlen zu wollen — dieſen neroniſchen Wahnwitz kann nur eine Pöbelherrſchaft verſuchen, die nie dauern kann und der das Schickſal immer nur ſo lange Raum giebt, als nöthig iſt, um den Menſchen den Schmutz und die Schlacken abzuſtreifen und durch die Noth und den Krieg Aller gegen Alle das Gemüth zu erwecken, daß es zu dem einzigen Socialismus zurückkehrt, der Sinn und Bedeutung hat: daß der, welcher zwei Röcke hat, aus freiem Antrieb und um Gottes willen dem giebt, der keinen hat, und daß einem, der arm und niedrig iſt, nichts von dem abgeſchloſſen wird, was das Gemüth jedes Menſchen beanſpruchen darf und was ſein Schweiß und ſein Geiſt erringen kann.

Ein Ungenannter.

38.

Die Irrlehre von einer Gütergemeinſchaft — eine Lehre der verderblichſten Art, weil ſie den Menſchen nicht allein in der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern auch in ſeinen rein menſchlichen Verhältniſſen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit beſtehen darin, daß jeder einzelne Menſch in ſeiner Lebensſphäre, ſei nun dieſer Kreis ſo eng gezogen, als man wolle, Deſpot ſein darf, nicht aber darin, daß man alle dieſe Perſönlichkeiten zerſtört und daraus einen allgemeinen

Menſchenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. **Börne**,

Briefe aus Paris 1831—1832.
IV. Paris 1833. S. 25 f.

39.

„Jene Chimäre des Communismus, mit welcher Cabet unſere ſchwache Einbildung kitzelte, iſt der ſchlechteſte Zuſtand der Geſellſchaft, der ſich nur denken läßt; er iſt förmliche Sklaverei, er iſt die Hölle. Wenn euer hundert an der Zahl ſind, ſo haſt du neun und neunzig Herren. Du kannſt durchaus nichts thun, nicht einmal eſſen oder trinken, ohne daß man daran was auszuſetzen und zu tadeln weiß; du haſt nicht die mindeſte Freiheit und jede Stunde giebt es Streitigkeiten über die Lebensmittel. Hätte man die Geduld von Millionen Hiobs, man könnte es nicht ertragen.“

In dieſer Art äußerte ſich ein junger Mann, der die Vortrabsexpedition der franzöſiſchen Communiſten nach Ikarien (Texas) mitgemacht, in einem aus New-Orleans geſchriebenen Briefe an ſeinen Vater vom 16. November 1848, der durch die Times veröffentlicht ward.

40.

Es giebt nach Lichtenberg[1] eben ſo fürchterliche Arten von Gleichheit, als von Ungleichheit.

41.

Wer in allen Verſchiedenheiten nichts ſieht als Unvollkommenheit, die einem abſtrakt Gleichartigen weichen ſolle, der begreift gar nichts vom Weſen und von der Würde des Perſönlichen und Volksthümlichen.

---

[1] Vermiſchte Schriften II. S. 229.

Fr. v. Raumer.

42.

Weil jeder Menſch eine originale Individualität iſt, bedarf es auch einer Sphäre der Außenwelt, in welcher der freie Wille eine eigenmächtige Wirkſamkeit hat; dem Fürſichſein entſpricht das Fürſichhaben. Darum ſoll der Privatbeſitz nicht vernichtet, ſondern Allen ermöglicht werden, und für denjenigen, der ihn nicht erlangen kann, ſind Alle ſolideriſch verbunden, daß er dennoch lebe.

M. Carriere.

43.

Beſitz und Gemeingut.

Jeder ſuche den Beſitz, der ihm von der Natur, vom Schickſal gegönnt iſt, zu würdigen, zu erhalten, zu ſteigern; er greife mit all ſeinen Fertigkeiten ſo weit umher, als er zu reichen fähig; immer aber denke er dabei, wie er Andere daran will Theil nehmen laſſen! Denn die Vermögenden werden nur inſofern geſchätzt, als Andere durch ſie genießen.

Göthe.

44.

Göthe war ein Liberaler, ſofern er dem Fortſchritt huldigte, ſofern er Mängel, Fehler, Schlechtigkeiten wegzuſchaffen und an die Stelle derſelben Gutes zu ſetzen, für die Aufgabe jedes vernünftigen Menſchen hielt; er war ein Conſervativer, indem er wollte, daß das zu aller Zeit Wahre und Gute, das der Natur Gemäße erhalten und unangetaſtet bleibe.

Blätter für literariſche Unterhaltung
vom 21. September 1848.

45.

Jeder Edle muß die Herrſchaft des Edlen wollen und inſofern Ariſtokrat ſein. Wer es auch in dieſem Sinn nicht iſt, der iſt ein nichtswürdiger und heilloſer Menſch, der entweder am Rohen als ſolchen ſeine Freude hat, oder mit Hülfe deſſelben die von ihm verfolgten egoiſtiſchen Zwecke zu erreichen denkt.

46.

Man ſei auf der Hut vor den ſogenannten Rednertalenten. Sie kommen am erſten zu Einfluß und verdienen ihn am ſeltenſten. K. Heinzen.

47.

Umlauft, eine widerwärtig geſpreizte Perſönlichkeit, war bis zu den Märztagen Cenſor und deklamirt jetzt auf der äußerſten Linken.

B. Auerbach,
Tagebuch aus Wien. Breslau 1849. S. 67.

48.

Die Miniſter werden hier fortwährend von Literaten beläſtigt, welche im Sinne der Regierung wirken wollen, meiſt aber nur gegen baare Vorſchüſſe. Sie berufen ſich dabei meiſt auf ihr Anſehen bei den niedern Volksklaſſen, und in der That ſind unter ihnen einige der bekannteren hieſigen Literaten, deren Anhänger ſich nicht träumen laſſen, daß ihre Günſtlinge es nicht verſchmähen, die Regierung um Unterſtützung anzugehen. Die Miniſter haben ſolche Anträge meiſt entſchieden zurückgewieſen. Einige ſind indeſſen auch angenommen worden.

Zeitungsartikel aus Berlin v. 31. Jan. 1849.
Leipz. Ztg. und Korreſpondent v. u. f. Deutſchland
v. 5. Febr. deſſelben Jahres.

49.

Die Demokratie muß ſich eine ſchlimme Zugabe gefallen laſſen, nehmlich die große Zahl der Schlechten und Liederlichen. Iſt irgendwo ein verabſchiedeter Staatsdiener, ein verarmter Edelmann, ein bankerotter Kaufmann, ein verſoffener Handwerksmeiſter, ein durchgefallener Kandidat, ein verliederter Literat, ein relegirter Student, ein entlaufener oder entlaſſener Sträfling, ein herrſch-, diebs- oder raubſüchtiges Genie — es wäre wunderbar, wenn es nicht ein eifriges Mitglied der Demokratie würde.

Es iſt die natürliche Folge der Stellung, welche die Demokratie einnimmt, daß ſie die ganze Hefe der Geſellſchaft in ſich aufnehmen muß, da ſie ja alles Ausſchließende verbannt. Aus einem öffentlichen Blatt.

50.

Eine Sache vom tiefem, kernhaften Gehalt und wahrhaft welthiſtoriſcher Zukunft wird nicht zunächſt um die Sympathien, den Beifall und Beitritt der Maſſen buhlen; ſie wird ſich ganz nur auf das würdevolle und tadelloſe Streben beſchränken, die Edelſten, Beſten, Intelligenteſten in Volk und Menſchheit zu gewinnen und ſo vorerſt eine zwar nicht quantitativ, wohl aber qualitativ ſtarke Partei und Gemeinde zu bilden, die dann weiterhin, wenn auch noch ſo langſam, auch wohl in's quantitativ Bedeutende und Mächtige wachſen und ſo mit Ruhe und Sicherheit und ohne das wüſte, wilde Hazardſpiel eines gemeinen, politiſchen Agitirens und Revoltirens die Welt zu erobern und von Grund aus umzugeſtalten, im Stande ſein wird.

51.

Die Agitationen der Demokratie.

Gegen die Fürſten führt ſie alle bisherigen Unterthanen durch den Stolz der freien Staatsbürger und durch den Zorn über Zivilliſten und die wahren oder erdichteten Sünden der Regenten; gegen den Adel reizt ſie den Hochmuth des Bürgers und den Eigennutz des lehnbaren Bauern; gegen die Beamten kitzelt ſie die Luſt des Selbſtregierens und ſpricht von den Bedrückungen und hohen Beſoldungen derſelben; gegen die Geiſtlichkeit ſtärkt ſie den allgemein gewordenen Unglauben, mahnt an die fetten Pfründen und ſtachelt das Selbſtgefühl der Schullehrer; gegen die Wohlhabenden dient von ſelbſt der Neid der Armen, gegen die Fabrikherrn der karge Sold der Arbeiter, gegen die Meiſter der Trotz der Geſellen, überhaupt gegen ſämmtliche Obere der bereite Ungehorſam der Unteren.

Aus einem öffentlichen Blatt.

So viel Wahres nun auch in den Rügen und Anklagen, durch welche die Demokratie die Menſchen und Stände gegen einander aufzureizen und zu empören ſucht, enthalten ſein mag — ſo viel iſt klar, daß ſie ſich bei ihren Agitationen, wenn nicht ausſchließlich, doch ganz vorzüglich und überwiegend, an die ſchlechten, rohen, gemeinen, ſelbſtſüchtigen, bösartigen Neigungen, Triebe, Affekte und Leidenſchaften des Menſchen wendet, daß ſie ganz oder faſt nur dieſe weckt und nährt, um ſo die wilden, fanatiſchen Ausbrüche der Wuth und Zerſtörungsſucht zu bewirken, deren ſie zu ihren revolutionären Zwecken bedarf, und daß ſie ſomit gewiß nicht geeignet iſt, die Gefühle, Geſinnungen und Denkarten der Menſchen zu veredeln, oder, wie man ſich kurzweg ausdrücken kann, das menſchliche Herz zu verbeſſern. Darauf aber käme es gerade an; denn was werden ohne innere Beſſerung, Veredlung und Höherſtellung des Menſchen, ja nachdem man ihn gar noch unedler gemacht und noch tiefer geſtellt, als man ihn vorgefunden, alle die äußern Veränderungen im Leben der Geſellſchaft nützen, die man durch die Stürme und Gräuel der Revolution zu ermöglichen und herbeizuführen gedenkt?

52.

Die ſogenannte „Reformation des 19. Jahrhunderts“ iſt eigentlich auch nichts weiter, als Politik und Demokratie, womit ſich als religiöſes Moment ein abgeſtandnes rationaliſtiſches Chriſtenthum verbindet, über welches alle höhern Intelligenzen längſt ſchon hinaus. Dieſer demokratiſche Reformatismus macht es, wie alle Demokratie, er reizt den Neid, den Grimm, die Raubgier der untern Claſſen der Geſellſchaft gegen die höheren auf — ein ſauberes Mittel, den Menſchen edler und beſſer zu machen und eine höhere Culturſtufe zu gründen — wenn dies anders der Zweck oder auch nur einer der Zwecke dieſes Reformatismus ſein ſoll!

53.

Wilde Beſtien zu entfeſſeln und zu glauben, ſie würden ſich als ſolche entweder gar nicht, oder nur inſofern betragen, als man es gerade wünſcht und braucht, iſt der dümmſte Unſinn, den es giebt.

54.

Wer hält Zaum und Zügel der großen Maſſenbewegung in der Hand? **B. Auerbach.**

55.

Die Maſſen wiſſen weder, was Republik iſt, noch was das Weſen der wahren Freiheit iſt, und ein nimmerſattes, ungezügeltes Verlangen zu befriedigen, das däucht ihnen der Gipfel des Glücks.

O. W. K. Lochner.

56.

Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verirrung
Wiederſeh'n! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick.
Losgebunden erſcheint, ſo bald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurücktrieb.

Aus **Göthe's** Hermann und Dorothea.

57.

„Freiheit und Gleichheit!“ hört man ſchallen,
Der ruhige Bürger greift zur Wehr;
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr; es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz den Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.

Schiller.

58.

Es iſt in revolutionären Zeiten Mode, daß gewiſſe Leute Liſten von den Köpfen entwerfen, die ſie ihrer Perſon opfern wollen, und es giebt Republikaner, welche die communiſtiſchen Guillotinenliſten fürchten. **K. Heinzen.**

Die Helden des deutſchen Kommunismus.
Bern 1848. S. 94 f.

59.

Nach der Ermordung Latour's in Wien wagte jemand in Geſellſchaft die Aeußerung: man hätte mit der Leiche des Ermordeten doch nicht ſo gar ſchimpflich verfahren ſollen; auf der Stelle erhielt er von hinten einen Meſſerſtich — ein Faktum, deſſen in der Nationalverſammlung zu Frankfurt Erwähnung geſchah und das in der That bezeichnend genug für dergleichen demokratiſche Zuſtände iſt, wie ſie damals in Wien obwalteten.

60.

Nicht alle Ketten der Sklaverei werden in den Werkſtätten gekrönter Deſpoten geſchmiedet.

German Mäurer.

61.

Das Princip der Herrſchaft und Gewalt kann die ganze Geſchichte hindurch ſeinen Schwerpunkt wechſeln und eben ſo gut im erſten, als im zweiten, dritten und vierten Stande ruhen, ohne ſeine Natur zu ändern.

Ein Ungenannter.

62.

Ueberall erſchallen in unſerer Mitte die Worte Einigkeit und ſociale Brüderlichkeit. Erhabene Worte, die aber zur That werden und uns ihre Ausübung nicht vergeſſen laſſen ſollten. Nichts führt ein Volk ſicherer in's Verderben, als wenn es ſich mit Worten und Schein abfindet. **Guizot.**

„Ueber die Demokratie in Frankreich."
Januar 1849.

63.

Daß die den Deutſchen vorgeworfene „überſchwängliche Himmelei“[1]), ſofern darunter unſer altreligiöſer, nicht bloß deutſcher, ſondern allgemein chriſtlicher Idealismus und Spiritualismus zu verſtehen, durchaus nicht meine Sache iſt, das thut ſich in meinen Schriften wohl überall hinlänglich kund; aber ich fürchte mich eben ſo ſehr, als vor religiös idealiſtiſchen und ſpiritualiſtiſchen Träumern und Schwärmern vor jenen unächten, rohen Realiſten, die in ihrem fanatiſchen Haſſe gegen alles nicht unmittelbar Praktiſche und Politiſche auch Kunſt und Wiſſenſchaft zu Grunde richten, die im Stande wären, einen Copernicus und Keppler von ſeiner Warte zu reißen und mit den Worten: „Was haſt du nach den Sternen zu gucken, du Schwärmer, du Faulpelz! Kümmere dich um's Irdiſche und arbeite!“ in eine Werkſtätte zu ſtoßen. Ich geſtehe, daß ich lieber einem orientaliſchen Deſpoten huldigte, als in einer Geſellſchaft lebte, wo ſolche Menſchen den Ton angäben.

St. d. W.
1845.

64.

. . . . der Unwille und Schmerz, womit das Geſchrei und der Unverſtand des Tages die Wohlgeſinnten erfüllt.

Blätter für literariſche Unterhaltung
v. 22. Sept. 1848.

---

[1]) W. Jordan, „Ihr träumt! Weckruf an das Rongeberauſchte Deutſchland“, Leipzig 1845.

65.

Treibt Politik, treibt Politik
Und laßt es euch nicht wehren!
Durch ſie wird eine Katzenmuſik
Die Harmonie der Sphären.

66.

W. P. Malonet ſagt: „Die Herrſchaft, die wir über die Thiere ausüben, kann höchſtens durch unſere Bedürfniſſe, nicht aber durch unſere Launen gerechtfertigt werden, und ich haſſe den Deſpotismus ſo ſehr, daß ich ihn nicht einmal gegen die Thiere ausüben möchte.“ Das iſt die Sprache, die ein edler und ächt freiſinniger Mann führt, die dem gebildeten Menſchen ziemt. Unſere deutſchen Politiker dagegen, die ſeit Jahren Alles angeifern und anſpucken, was nicht unmittelbar politiſch wühlend und aufſtachelnd iſt, haben ſich darüber geärgert und erboſt, als ſich die deutſchen Vereine gegen Thierquälerei bildeten, und haben pöbelhafte Spottlieder darauf gemacht, wie jenes von Hoffmann von Fallersleben:

Vereinigt euch zu jedem Zweck,
Bekümmert euch um jeden Dreck,

u. ſ. w. Die ſchauderhaften Qualen, die das unglückliche Thier unter der grauſamen Tyrannenhand des Menſchen erduldet, ſind dieſem Barbaren ein „Dreck“, um den man ſich nicht bekümmern ſoll!

67.

Bis zu welcher Rohheit und Verworfenheit der Anſichten und Geſinnungen und bis zu welcher Frechheit im Ausſprechen derſelben ſelbſt ein ſonſt geiſtvoller und achtbarer Menſch herabſinken kann, wenn er des unſeligen Wahnes lebt, daß nur in äußerer, politiſcher Aufregung und Rührigkeit, namentlich nur in wildem Umſturz der Dinge durch empörte Pöbelmaſſen, Heil zu finden, das mögen folgende Stellen aus Börne's Schriften lehren.

„Ich habe aller Mäßigung, ja aller Gerechtigkeit entſagt.“

=

„Keine Milde, ja keine Gerechtigkeit mehr! — — — — — — — — — — — Teufel gegen Teufel!“

Briefe aus Paris III. Paris 1833. Brief 6. S. 90—92.

„Was Andere thun für die Tyrannei, warum ſollen wir es nicht für die Freiheit thun? Schwert gegen Schwert, Liſt gegen Liſt, Koth gegen Koth, Hundegebell gegen Hundegebell. Heine ſagt: Auch die Freiheit müſſe ihre Jeſuiten haben; ich ſage das auch. Aber nicht das allein; die Freiheit muß Alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stückknechte, Rothmäntel, Baſchkiren, Marodeurs, Paukenſchläger und Troßbuben. Lernen wir begreifen, daß die Tyrannen nur ſolche Waffen fürchten, die ſie ſelbſt gebrauchen; denn nur dieſe kennen ſie.[1] Darum der Liſt ja keine Offenheit, dem Laſter keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anſtand gegenüber.“

---

[1] Es iſt gar nicht nöthig, daß unſere Gegner die wider ſie in Anwendung gebrachten Waffen kennen und fürchten; es iſt ſogar beſſer, wenn dies nicht der Fall; es kommt nur darauf an, daß die Waffen, deren wir uns bedienen, zweckmäßig und hinreichend ſeien.

Daſelbſt IV. S. 168. f.

„Göttliche Grobheit! Vor dir falle ich nieder.“ Daſelbſt S. 171.

„Ich finde wahre menſchliche Bildung nur im Pöbel und den wahren Pöbel nur in den Gebildeten.“ Briefe aus Paris II. Hamburg 1832. S. 90 f.

Nun, wir haben in neueſter Zeit Gelegenheit genug gehabt, zu ſehen, wie gebildet und wie menſchlich der Pöbel iſt — um nicht von älteren, in weniger friſchem Andenken ſeienden Erfahrungen der Art, um nicht von den bezüglichen Zeugniſſen aller Zeitalter zu ſprechen. Schon an und für ſich aber iſt jener Satz der reinſte Unſinn, ſo wie ihn ein vernünftiger Menſch nur im ſinnberaubenden Zuſtande leidenſchaftlicher Gereiztheit bei doch zugleich noch herrſchender Sucht und Manier, witzig und mit Antitheſen geiſtreich ſpielend zu erſcheinen, denken und ausſprechen kann. Pöbel und Nichtbildung fallen dem Begriffe nach ſo völlig in Eins zuſammen, und Pöbel und Bildung ſchließen ſich ſo unbedingt aus, daß man den Pöbel auf keine Weiſe und in keinem Sinne gebildet nennen kann. Hat ein niedrig geborener und geſtellter Menſch zufällig eine gewiſſe Art von Bildung erlangt, ſo gehört er nicht zum Pöbel, und wollte man ihn der Gemeinſchaft wegen, in der er mit wirklichem Pöbel zu leben gezwungen, gleichwohl damit zuſammen rechnen, ſo bildet ein ſolcher Fall eine Ausnahme und Einzelheit, die gar nicht zählt. Wäre die Bildung etwas bloß

Natürliches, Unvermitteltes, von ſelbſt Daſeiendes, könnte ſie es ſein, ſo wäre eine Behauptung, wie jene Börniſche, eher zu wagen; die Logik hätte nichts einzuwenden, es käme dann nur auf das Faktum an. Nichts aber, als die Anlage zur Bildung hat man, als allgemein menſchlich, auch dem Pöbel zuzugeſtehen; die Bildung ſelbſt beruht auf einem Prozeß, einem Wege der Vermittlung, der unerläßlich iſt, wenn jemand für gebildet gelten ſoll.

68.

„Muß man einen halben Welttheil in die Luft ſprengen und ein Meer von Blut vergießen, um die Barbarenpartei zu ruiniren, ſo ſoll man kein Bedenken tragen. Der hat kein republikaniſches Herz im Leibe, der nicht die Genugthuung, eine Million Barbaren unter die Erde zu bringen, freudig mit ſeinem Leben bezahlte.“

So Karl Heinzen in der zu Biel in der Schweiz erſcheinenden „Evolution“, dem Organ der deutſchen Flüchtlinge, und in einem Artikel, welcher die Ueberſchrift: „Der Mord“ an der Spitze trägt, und die Nothwendigkeit, den Mord als Waffe der rothen Partei zu organiſiren, darzuthun ſucht.

Sonderbar, daß dieſe Partei, die den Gewaltſamkeiten derjenigen, die ſie bekämpft, nichts Anderes, als eine noch weit größere, ſich bis in's wahnſinnig Maßloſe treibende Grauſamkeit entgegenzuſetzen weiß, die nichts, als Mord und Tod ſchnaubt, ein Meer von Blut vergießen, Millionen Menſchen hinſchlachten und halbe Welttheile vernichten möchte, nicht meint und merkt, daß ſie aber auch nur eine „Barbarenpartei“ und das eine noch viel rohere und ſcheußlichere iſt.

69.

Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Refrain des Liedes: „Schwarz-Roth-Gold“
von **F. Freiligrath.**

Mord und Brand — das iſt die Loſung, das iſt die ganze Weisheit dieſer Flachköpfe.

70.

Die Tyrannei iſt eine böſe Beſtie, und die Demokratie iſt der Meinung, ſie müſſe, um mit ihr fertig zu werden, eine noch viel böſere ſein. Zu dieſem letzteren ſchönen Ziele bringt ſie es denn auch in der That; fertig aber mit ihrer Feindin zu werden, das will ihr darum doch nicht gelingen. Denn je höher ſich ihr blutdürſtiger Ingrimm ſteigert, deſto mehr erſchrickt man vor ihr, deſto erträglicher erſcheint das wenn auch an ſich noch ſo böſe Weſen der Gegnerin, deſto weniger hat man Luſt den reactionären Schritten derſelben hemmend entgegenzutreten, deſto leichter wird es ihr, ſich in ihr altes Recht wiedereinzuſetzen und ſelbſt die letzten ſchwachen Regungen der immer verlaſſener und ohnmächtiger daſtehenden Demokratie zu erſticken.

71.

Hier wie anderwärts klammert ſich das Bürgerthum, der eigentliche Kern des Volkes, an die konſtitutionelle Monarchie und perhorreſcirt die Republik, nicht aus Liebe zu den Fürſten, ſondern aus Furcht vor der Demokratie und einzelnen Vertretern derſelben; nicht aus Anhänglichkeit an das Beſtehende, ſondern aus Angſt vor dem, was nachkommen ſoll. Ueberall ſind maulfertige Menſchen von verlorener Stellung unter die Demokraten gegangen und das ſchreckt nothwendig den Bürgersmann. Ich weiß wohl, ein Tugendrigorismus iſt in der Politik unſtatthaft; aber wenn die Demokratie unterliegt, kommt es vornehmlich daher, daß man es unreinen Händen überlaſſen hat, die heilige Sache der Volksfreiheit an ſich zu reißen, und daß jene Menſchen in verlorner Stellung, eben weil ſie bereit ſind, jeden Augenblick Alles daran zu ſetzen, die Maſſen aufſtachelten und ſie zum Schreckbilde für das Bürgerthum machten.

B. Auerbach,

Tagebuch aus Wien.

72.

Möchten doch die Freunde der Freiheit nie vergeſſen, daß die Völker die abſolute Gewalt der Anarchie vorziehen. Denn was für die Geſellſchaften, wie für die Regierungen und Einzelweſen das erſte Bedürfniß iſt, das iſt der ſouveräne Trieb, zu leben. Unter der abſoluten Gewalt kann die Geſellſchaft leben, die Anarchie, wenn ſie von Dauer iſt, tödtet ſie. Es iſt ein ſchimpfliches Schauſpiel, anzuſehen, mit welcher Leichtigkeit, ich möchte ſagen mit welchem begierigen Drange die Völker ihre Freiheiten in den Schlund der Anarchie werfen, um zu verſuchen, ob ſie dieſelben nicht vermehren können. Und dann ich nichts trauriger, als zu beobachten, wie ſo viele, unter ſo großem Lärm reklamirte und geübte Rechte ſo plötzlich freiwillig hingegeben werden. **Guizot.**

73.

Die Tyrannei der Fürſten im Bunde mit der Pfäfferei mordet den Geiſt, doch hat ſie nichts gegen das materielle Wohl der ihr unterworfenen Menſchheit, ja ſie ſucht es zu erhalten und zu befördern, nicht aus wahrem Wohlwollen und ächter Menſchlichkeit, ſondern aus Eigennutz, ſo wie es einem Viehbeſitzer daran gelegen iſt, daß ſich ſein Vieh in gutem Zuſtande befinde. Die Demokratie im Bunde mit dem Pöbel hingegen bedroht und zerſtört Alles, Wohlſtand und Geiſt. Und ſo kommt es dahin, daß man froh iſt und froh ſein muß, wenn eine fluchwürdige, verhaßte Deſpotengewalt, zu neuer Kraft und Stärke gelangend, vor einem noch größerem Uebel, vor der durch demokratiſche Agitationen in's Leben gerufenen Pöbelherrſchaft ſchützt.

74.

Die Anarchie führt ſtets zu einer unumſchränkten Regierung zurück. **Napoleon.**

75.

Der höchſte Grad politiſcher Freiheit liegt unmittelbar am Deſpotismus an. **Lichtenberg.**

76.

Das Volk, depravirt durch die Vergangenheit und gepeinigt durch die Gegenwart, eine Heerde ohne Hirten, wird die Ruhe der Lage und die Feſtigkeit eines eiſernen Soldaten der Demokratie vorziehen.

Ein Ungenannter.

77.

Die Kategorie der Demokratie iſt die Quantität, welche die ſchlechteſte, ſeichteſte und geiſtloſeſte von allen iſt; ſie ſtützt ſich auf Menge, Maſſe, Majorität, und muß ſich am Ende von dieſer ſelbſt auf's jammervollſte betrogen, verlaſſen und verrathen ſehen.

78.

Als Jellachich mit ſeinen Sereczanen und Rothmänteln triumphirend in Wien einzog und jene unaufhörlich Vivat! riefen, ſtimmte in dieſen Ruf auch das umgebende Volk ein, und weiße Tücher flatterten grüßend aus allen Fenſtern.

Nach **B. Auerbach's** Tagebuch aus Wien
S. 220 f.

79.

Eine merkwürdige Senſation erregte das 12. Bülletin, welches die Einnahme von Peſth und Ofen meldete. Das Volk jubelte laut auf in allen Straßen; betrunkene Fiaker fuhren wie toll durch die Straßen, peitſchten auf ihre Pferde los und ſchrieen wie beſeſſen: „Vivat Windiſchgrätz!“ Und das iſt daſſelbe Volk, das die Octobertage gemacht!

Zeitungsartikel.
Wien d. 9. Jan. 1849.

80.

Vorgeſtern wurde in Hanau ein Toaſt auf den hohenzollerſchen Kaiſer in demſelben politiſchen Vereine, deſſen Mitglieder im Märze vorigen Jahres das Bild des Preußenkönigs in eine Kuhhaut eingenäht hatten, mit Begeiſterung aufgenommen.

Zeitungsartikel.
Frankfurt den 7. Jan. 1849.

81.

Die Eiligſten zum Aufſtande ſind es gewöhnlich auch nachher zur Sklaverei. **Fr. v. Raumer.**

82.

Was hauptſächlich den Wahnſinn in der Politik charakteriſirt, das iſt das Mißverhältniß zwiſchen den Abſichten und den Mitteln. **Napoleon.**

83.

Von einem ſtaatsmäniſchen Blicke, von Geſtaltungskraft nirgends eine Spur.

Muth und abermals Muth will ſich als politiſche Kraft geltend machen. Aber was iſt der Muth allein ohne Talent? Er kann kämpfen, aufreizen, aber der menſchlichen Geſellſchaft kein Gepräge geben. Muth und Bildung ſind die beiden mächtigſten, ja einzigen Hebel zur Neugeſtaltung der Welt; leider ſind ſie ſo ſelten vereint. **B. Auerbach.**

Tagebuch aus Wien S. 133 f.

84.

Man ſoll nicht lachen,
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen alle machen,
Was ſie nicht können.

Göthe.

85.

Jeder Mißbrauch, der erfolglos angegriffen wird, gewinnt dadurch an Kraft und Dauer.

Fr. v. Raumer.

86.

Das will ſo klug und praktiſch ſein,
Uns einzig Heil verleihen,
Und iſt doch nur die plumpeſte
Von allen Stümpereien.

87.

Die Demokratie mit ihrer Pöbelaufhetzung und ihrem Kriege gegen Beſitz und Intelligenz hat die große, europäiſche Zeitbewegung dermaßen verpfuſcht, daß uns jetzt, nach all dem Agitiren, Declamiren, Demonſtriren, Revoltiren und Maſſacriren, nichts Geringeres, als die ruſſiſche Knute droht. März 1849.

88.

Es iſt wahrhaft lächerlich, daß die Revolutionsmänner eine autoriſirte Revolution wollen. Freilich fühlen ſie wohl, daß ſie aus ſich unmächtig ſind und nicht einmal fünf Namen zu einer proviſoriſchen Regierung aus ſich aufbringen könnten. Wenn man ihnen das vorhält, ſo erwidern ſie: Die Revolution wird ſchon bedeutende Menſchen aus ſich herausbilden, allbezwingende Charaktere; als ob man nicht ſchon jetzt ſolche Hoffnungsſterne, wenn auch noch matt, ſchimmern ſehen müßte; als ob eine Revolution eine neue Weltſchöpfung wäre und nicht auf ſchon vorhandene Männer zählen müßte. Jetzt heißt es: Einſtweilen nur alles Metall in den Keſſel geworfen und in Fluß gebracht! Die Form wird ſich ſchon ſpäter finden. Die Luſt des Kampfes iſt das einzig Vorherrſchende. Kämpfen! Kämpfen! heißt es, nachher wird ſich ſchon Alles zeigen. So tröſtet man ſorglos und leichtfertig.

B. Auerbach.
Tagebuch aus Wien S. 122.

89.

Mir ſchien, als ob ſich Robert Blum doch nicht recht wohl fühle in dieſer Umgebung; er iſt zu klug und hat eine zu lange politiſche Bildung, um nicht bald einzuſehen, daß das nicht die Menſchen ſind, die ein Volk zu führen, und noch weit weniger, die es zu regieren verſtehen.

B. Auerbach.
Wien d. 23. Octob. 1848.
Tagebuch aus Wien S. 167.

90.

Die Bewegungen unſerer Zeit ſind äußerlich groß und innerlich klein; nicht ein einziges Genie ragt glänzend empor über die allgemeine Bornirtheit, Mittelmäßigkeit und Unzulänglichkeit.

91.

Als ich mich im Herbſte des vorigen Jahres zu Frankfurt befand, hörte ich von einem Mitgliede der deutſchen Nationalverſammlung, einem entſchieden freiſinnigen Manne, die Klage, daß dieſer Zeit das Jesov fehle; und ſelbſt aus weiblichem Munde vernahm ich die Aeußerung, daß man ſich in unſern Tagen vergebens nach einem großen Geiſt und Charakter umſehe.

92.

Noch fehlen uns die großen Seelen, die uns leiten und denen wir folgen könnten.

Ein Ungenannter.

93.

Sobald eine eigenthümliche Zeit da iſt, tauchen plötzlich auch die ihr entſprechenden eigenthümlichen Figuren auf. Nur der Heros, nach dem Alle ausſchauen, will nicht kommen. Unſer Stück Weltgeſchichte ſpielt ſich ohne einen Helden ab.

B. Auerbach.

Tagebuch aus Wien S. 130.

94.

Die Bewegung iſt noch nicht reif genug, um große Seelen hervorzurufen, ſelbſt wenn ſie vorhanden wären; auch muß ihr Kommen ganz ohne Pomp und Schein geſchehen, wenn es die richtigen Männer ſind.

Ein Ungenannter.

95.

In der dem literariſchen Nachlaſſe Karoline von Wolzogen's vorausgeſchickten Biographie wird geklagt, daß kein hervorragender Geiſt vorhanden, der dem Begehren, der Sehnſucht der neuen Zeit die gehörige Richtung, den ſichern Halt zu geben, im Stande ſei. Dem ſtimmen die „Blätter für literariſche Unterhaltung" vom 13. Auguſt 1848 bei, hervorhebend die, ſeitdem jene Klage erhoben, noch dringlicher gewordenen Umſtände und Weltverhältniſſe. „Wann", heißt es, „thäte ein ſolcher Geiſt mehr noth, als in dem gegenwärtigen Augenblicke? Noch fehlt er, wenn er nicht etwa in der Stille den günſtigen Augenblick erharrt, um in ihm hervorzutreten, und die Völker Deutſchlands mit ſich fortzureißen."

96.

O daß er käme, mild, wie dieſer Abend,
Der gute Heiland einer kranken Zeit,
Die Nackten kleidend und die Durſtigen labend,
Und ſpräche mild von Gottes Herrlichkeit,
Ein Spielmann, ernſt und ſanft, aus deſſen Liede
Auf alle Menſchen träufelte der Friede!

Alfred Meißner.

97.

Fehlt der Steuermann, ſo ſegelt man mit allen Winden und in allen Richtungen ſchlecht.

Fr. v. Raumer.

98.

Meine einzige Furcht iſt, daß die letzte Kataſtrophe einbreche, bevor eine geſunde und organiſirte Meinung im Stande ſein wird, ſie zum Vortheil der Ordnung zu benützen; denn die Kraft, welche einſtürzt, iſt nur ein Unglück mehr, wenn ſie nicht einen Gedanken im Hinterhalte hat, der aufbauen kann.

De la Mennais.
1832.

99.

Der Beſen im Zauberlehrling! Der Meiſter muß kommen. Kennt ihr einen? Ich fürchte jeden.

Rahel.

100.

Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall vom perſönlichen Deſpotismus und gewinnſüchtiger oder herrſchſüchtiger Bedrückung, niemals aber wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; ſondern neue Vorurtheile werden, eben ſo wohl als die alten, zum Leitbande des gedankenloſen großen Hauſens dienen.

Kant,
„Beantwortung der Frage: Was iſt Aufklärung?“
1784.

101.

Das Dogma der Freiheit und Gleichheit iſt zu unvollſtändig und zu ungenügend, um die Völker zu leiten.

Prosper Enfantin.

102.

Es iſt dahin zu trachten, „daß man die Welt nicht von der Peripherie, ſondern von **einem** lebendigen Mittelpunkt aus zu erobern vermöge.“

Ein Ungenannter.

103.

Die politiſchen Bewegungen der Zeit ſind nur peripheriſcher Art; das Centrum iſt die Religion.

Paul Erdmann.

104.

Die Geſchichte lehrt, daß, wo wahre Freiheit durchbrach, dieſelbe auf dem Gemüthe und religiöſen Leben der Deutſchen beruhte.

Ein Ungenannter.

Es iſt dieſe Aeußerung, wie alles mit gleicher Unterſchrift Verſehene, dem Schriftchen: „Die Conſtitutionellen und die Anarchiſten vor dem Richterſtuhle des demokratiſchen Princips. Von einem Farbloſen.“ Jena 1848, entnommen.

105.

Der Deutſche läuft keine größere Gefahr, als ſich mit und an ſeinen Nachbarn zu ſteigern; es iſt vielleicht keine Nation geeigneter, ſich aus ſich ſelbſt zu entwickeln.

Göthe.

106.

Nur eine neue Philoſophie oder Religion kann den Deutſchen ihren alten Charakter wiedergeben, ſagt irgendwo Schelling.

107.

Man kann mit der Demokratie auf demſelben allgemeinen Boden progreſſiſtiſcher Denkart ſtehen und dennoch ihre entſchiedener Gegner ſein, ſofern man zwar ebenfalls eine große, gründliche Umgeſtaltung der Dinge für nöthig hält und bewirkt ſehen möchte, jene aber als einen ganz falſchen Weg zu einer ſolchen zu betrachten gezwungen iſt, als einen Weg, der nicht nur ſo viel Wildes, Wüſtes, für feinere Menſchen Widerwärtiges und Unerträgliches hat, ſondern der auch überdies — und das iſt die Hauptſache — in dem Grade zweckwidrig und reſultatlos iſt, daß er, ſelbſt nach den glänzendſten Erfolgen, nur wieder dahin zurückführt, von wo man ausgegangen.

108.

Gegen die Februarrevolution in Paris reichten die großartigſten militäriſchen Maßregeln nicht aus. — — — — — — — — Die militäriſchen Maßregeln, welche Preußen nach der franzöſiſchen Februarrevolution im Umfange der ganzen Monarchie ergriff, die Dragonnaden auf dem Schloßplatze, die Chargen und Schüſſe auf das wehrloſe Volk, die Kartätſchen auf die Barrikaden konnten den längſt verhaßten und verachteten Deſpotismus in Preußen nicht aufrecht halten. Die Revolution, ohne Waffen, wie ſie war, ſiegte über eine ganze Armee.

Seitdem haben der König von Neapel, Cavaignac, Radetzky, Windiſchgrätz nach einander das Volk beſiegt, und nicht das unbewaffnete, nein, das bewaffnete Volk. Wie erklärt ſich dieſe Thatſache? — Es waren überall zwei Parteien im Volke ſelbſt, und überall ſiegte, ſeit dem Unglück in Neapel, die Partei, welche die Revolution beendigen wollte, die Partei der Contrerevolution.

A. Ruge.

„Die preußiſche Revolution.“ Leipz. 1849
S. 81.

109.

Ein franzöſiſches Journal macht zu Ende des Jahres 1848 die Bemerkung: das einzige Reſultat der Februarrevolution nach zehnmonatlichen Wehen ſei ein Oppoſitionsminiſterium unter Odilon Barrot; ein ſolches Reſultat hätte man wohl ohne ſo ungeheuere Opfer und Umwälzungen erzielen können.

Korreſpondent von und für Deutſchland
vom 31. December 1848.

110.

Der Präſident hat in ſeinem Pallaſte eine Kapelle einrichten laſſen und den Abbé Orſini zu ſeinem Kaplan ernannt. Die Revolution démocratique et sociale bemerkt hiebei, daß dies mehr ſei, als Louis Philippe gethan und an den Satz in den Journalen der Reſtauration erinnere: „Der König hat der Meſſe in ſeinen Gemächern beigewohnt.“

Zeitungsartikel.
Paris d. 18. Januar 1849.

111.

Die Anſichten der Regierung ſind: die weltliche Macht mit der religiöſen zu conciliiren. Die Wiedereinſetzung des Papſtes iſt wichtig für die katholiſche Religion.

Drouin de l'Huys,
Miniſter des Auswärtigen,
in der franzöſ. Nationalverſamml. v. 20. Febr. 1849.

112.

Lamartine konnte in der Sitzung der franzöſiſchen Nationalverſammlung vom 6. Februar 1849 fragen: „Wenn es wahr wäre, daß Frankreich nicht republikaniſch iſt, womit wollt ihr daſſelbe zwingen, es zu ſein? Und wenn ihr kein Vertrauen auf das allgemeine Stimmrecht habt, worauf habt ihr denn ein Vertrauen?“ Er konnte ſo fragen, nachdem Frankreich über ein halbes Jahrhundert lang eine ganz einzige politiſche Laufbahn und Schule gemacht, nachdem es mehrere welthiſtoriſche Revolutionen in's Werk geſetzt, ſich ſeiner Könige mehrmals gewaltſam entledigt und ſich in wiederholter Weiſe zum Schrecken der europäiſchen Herrſchermächte republikaniſch umgeſtaltet hatte!

113.

„Der alte Bundestag iſt nicht aufgehoben, er iſt, nur mit einer größeren Maſchinerie, wiederhergeſtellt worden und verfolgt, nach wie vor, die Preſſe, die Vereine, die Volksverſammlungen“ u. ſ. w.

Frankfurt — „ein Ort, der ſich ſelbſt zu dem Kirchhofe all' unſerer Hoffnungen gemacht“

A. Ruge,
in einem Brief an ſeine Wähler in Breslau
v. 16. Octob. 1848.

114.

In dem letzten Briefe, den **Robert Blum** aus Frankfurt an ſeine Gattin geſchrieben, heißt es:

„Nie bin ich ſo lebens- und wirkensmüde geweſen, wie jetzt. Wäre es nicht eine Schande, ſich im Unglücke von den Kampfgenoſſen zu trennen, ich würde zuſammenraffen, was ich habe, und entweder auswandern oder in irgend einem ſtillen, friedlichen Thale des ſüdlichen Deutſchlands eine Mühle oder dergleichen kaufen, und nie wieder in die Welt zurückkehren, ſondern theilnahmlos aus der Ferne ihr Treiben betrachten. Nicht weil ich muthlos bin und am endlichen Siege der Vernunft verzweifle, ſondern weil ich wirklich müde bin, völlig abgerungen in dieſer Siſyphus-Arbeit, die ſich ewig erneuert und kaum einen Erfolg zeigt.“

Frei, „Robert Blum“, Mannheim 1848,
S. 45.

115.

„So wären wir denn verdammt, die Stufenleiter der Revolution noch einmal rückwärts durchzumachen,“ rief dieſer Tage Ledru-Rollin, und wir Oeſterreicher können für den Augenblick nichts Beſſeres thun, als in dieſen Ruf mit einzuſtimmen. Wir ſind auf der Leiter, die wir ſeit unſerem vorjährigen März hinangeklommen, binnen wenigen Wochen ſo fleißig wieder herabgeſtiegen, daß uns nur noch wenige Sproſſen übrig bleiben, um glücklich wieder am alten Boden anzulangen.

Bemerkung eines aus Oeſterreich datirten Zeitungsartikels, der die Unterdrückung der „oſtdeutſchen Poſt“ am 9. Jan. 1849 beſpricht.

116.

Unſere Hoffnungen ſind in unabſehbare Ferne gerückt.

Aus der Adreſſe, welche die conſtitutionellen Vereine zu Erlangen im Januar 1849 an die baieriſche Kammer geſchickt.

117.

Anfrage.

Welches iſt der Unterſchied zwiſchem dem 6. März 1848 und dem 6. März 1849?

Antwort.

Am 6. März 1848 glaubten wir durch die königliche Proklamation die theuerſten Errungenſchaften des Vaterlandes erhalten zu haben mit der Hoffnung eines ſteten Beſſerwerdens unſerer Geſammtzuſtände; am 6. März 1849 ſtehen wir auf dem Punkte, Alles wieder zu verlieren, und eine trübe Zukunft ſtarrt uns an.

Aus einem Nürnberger Blatte v. 7. März 1849.

118.

Kein Volksſtamm kann die denkwürdigen Erinnenerungstage ſeiner Erhebung niedergeſchlagener und hoffnungsloſer zugebracht haben, als wir. Welche Märzfeier! Die Gegenwart liegt bleiern auf den Gemüthern und wenn der Blick in die Zukunft ſchweift, ſo wird er nur eine verzweifelte Oede oder die Vorboten einer neuen Revolution gewahr.

Zeitungsartikel aus München v. 10. März 1849. Korreſpond. v. u. f. Deutſchl. v. 13. deſſelben Monates.

119.

Die bloß äußerlich und oberflächlich erſchütterte und veränderte Welt wird nach kurzem, ſchwankendem Beſtehen in der neu errungenen Daſeinsform ſtets wieder in ihren alten Zuſtand zurückkehren; die im tiefen Innern ergriffene und verwandelte muß ſich nothwendig auch äußerlich umgeſtalten, und dieſe Metamorphoſe hat Halt und Beſtand und erſtreckt ſich in die Jahrhunderte und Jahrtauſende hinein.

120.

Ganz neue Weltzuſtände und Weltverhältniſſe können nur durch neue Religionen entſtehen. Zu Beiſpielen und Beweiſen deſſen, was Religionen vermögen, können das Chriſtenthum und der Islam, zu einem ſehr einleuchtenden und fühlbaren Belege der Ohnmacht und Reſultatloſigkeit, an der die abſtrakte, ausſchließliche Politik leidet, die im Jahre 1848 in's Wort geſetzten Bewegungen dienen.

121.

Die Politik iſt in der Religion nur ein Moment, hier aber als Moment unendlich größer, energiſcher und fähiger, zum Ziele zu gelangen, als wenn ſie für ſich ſteht und ihre verſelbſtſtändigten Kräfte verſucht.

Daher ich denn auch immer geſagt, es ſei nichts unpolitiſcher, als politiſch zu ſein; die Hauptpolitik ſei die, ſich von der abſtrakten Politik, wie ſie in dieſen Zeiten die Geiſter beherrſcht, die Gemüther erfüllt, vollkommen fern zu halten, dafür aber ſeine Kraft in die ſtillſte, innerſte Tiefe zu verſenken, und aus dieſer die in ihr verborgenen ungeheueren Kräfte heraufzubeſchwören, durch die es allein möglich ſei, das vom Schickſale in der That zum Untergange Beſtimmte für immer dahinzuſtürzen und eine neue Welt von ganz neuen Verhältniſſen und Entwickelungen, ſo wie ſie die Zeit erheiſcht, auf die Dauer hervorgehen zu laſſen.

IX.

Die retardirenden Verhältniſſe und Potenzen der menſchlichen Societät

in Beziehung auf ihre progreſſiſtiſche Fortbewegung und Fortentwicklung.

Schwierigkeit und Widerſtand.

1.

Das Fortrücken der Welt geſchieht nur in ungeheueren Maſſen und fällt erſt nach einer großen Summe des Hervorgebrachten auf.
Hegel.

2.

Die Welt ſoll nicht ſo raſch zum Ziele, als wir denken und wünſchen. Immer ſind die retardirenden Dämonen da, die überall dazwiſchen und überall entgegen treten, ſo daß es zwar im Ganzen vorwärts geht, aber ſehr langſam. Leben Sie nur fort und ſie werden ſchon finden, daß ich Recht habe.

Göthe bei Eckermann.

3.

Denken Sie nur nicht, man könne etwas Schönes und Natürliches populär machen. Zum wenigſten will es Zeit haben und verlangt verzweifelte Künſte.

Göthe bei Eckermann.

4.

Man muß das Wahre immer wieder von neuem ſagen; denn auch der Irrthum um uns her wird immer wieder von neuem gepredigt und zwar nicht von Einzelnen, ſondern von der Maſſe. In Zeitungen und Encyclopädien, auf Schulen und Univerſitäten, überall iſt der Irrthum oben auf, und es iſt ihm wohl und behaglich, im Gefühl der Majorität, die auf ſeiner Seite iſt. **Göthe bei Eckermann.**

5.

Mit einer erwachſenen Generation iſt nie viel zu machen, in körperlichen Dingen, wie in geiſtigen, in Dingen des Geſchmacks, wie des Charakters. Seid aber klug und fanget in den Schulen an und es wird gehen. **Göthe bei Eckermann.**

Dieſer Rath kann gegeben und befolgt werden in Zeiten und unter Umſtänden, wo man der progreſſiven Weltbewegung und Geiſtesentwicklung nicht von oben herein zuwider iſt. Wie ſchlimm aber, wenn die Schulen in den Händen ſtabiler und retrograder Kirchen- und Staatsgewalten ſind!

6.

.... jene Wirklichkeitsgeſpenſter und ihre tückiſche Staatsverwaltung, vor der ſich die Offenbarung des Ideals zurückzieht in's poetiſche Traumgebiet.

Bettina.

7.

Beſehet euch die Gönner in der Nähe:
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh.

Göthe.

8.

Ich ſah ein Beiſpiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Menſchen; wie mochte es erſt ausſehen im großen Publikum!

Göthe

in Beziehung auf eine Recenſion ſeines Göz von Berlichingen.

9.

Wer beobachtet hat, wie die große Maſſe der Menſchen ihre Urtheile fällt, kann ein bedeutendes Gewicht weder auf ihr Lob, noch auf ihren Tadel legen.

Herman Mäurer.

10.

Der Ruf eines Mannes ſteht zuweilen hoch über, zuweilen aber auch tief unter ſeinem wirklichen Verdienſt.

German Mäurer.

11.

Die Welt, ſie iſt ein Meer;
Da birgt ſo tief und ſtille
Die Perle ſich, die edle;
Hoch obenauf mit Trotz
In heller Sonne Prangen
Schwimmt der gemeine Klotz.

Aus dem Orient.

12.

Ich ſah des Ruhmes heilige Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.

Schiller.

13.

Tief und ernſtlich denkende Menſchen haben gegen das Publikum einen böſen Stand.

Göthe.

14.

Derjenige, welcher ſich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer vorausſetzen, daß er die Majorität gegen ſich habe.

Göthe.

15.

Es liegt immer Sonderbarkeit und Laune in dem, was man öffentliche Meinung nennt.

Napoleon.

16.

Welche prunkende Lügen haben Glück gemacht und werden es noch machen! **Napoleon.**

17.

Es iſt, als wenn auch die Meinung ihre Epidemien hätte. **Napoleon.**

18.

Jede Zeit hat ihre eigentlichen Krankheiten, welche ſie überſtehen, ausleben und ausſchreiben muß.

Fr. v. Raumer.

19.

Eine aufrichtige, reine, belebende Theilnahme iſt ſelten. **Göthe.**

20.

Wer etwas ſein und leiſten will, muß gefaßt ſein auf Hinderniſſe und Gegner aller Art; ihre Zahl ſteht ſogar immer mit der Größe des Zieles, das wir uns vorſetzen, in ziemlich genauen Verhältniſſe.

German Mäurer.

21.

Wenn die Bruſt, die redlich volle,
Sich entladet, euch zu retten,
Rufet ihr: „Das iſt der Tolle;
Hohlet Stricke, ſchaffet Ketten!

Göthe.

22.

Nur Lüge und accomodative Halbwahrheit, die ſo gut als gar keine iſt, läßt man für vernünftig gelten; wer ſich unterſteht, das Wahre in ſeiner Reinheit und Ganzheit zu erkennen, dem weiſt man eine Zelle im Irrenhaus an.

Blätter für literariſche Unterhaltung
v. 9. Septemb. 1848.

23.

Man ſteht oft am höchſten in dem Augenblicke, wo man nichts erreicht.

Fr. v. Raumer.

24.

Es war wohl niemals ein Mann von irgend einigem Werth, auf den kein Pasquill gemacht worden wäre, und nicht leicht eine ſchlechte Seele, die keines auf irgend einen Mann von Verdienſt gemacht hätte.

Lichtenberg.

25.

Nichts war je ſo hoch erhaben,
Tadel hat es untergraben;
Nichts ſo völlig ungegründet,
Dem ſich nicht ein Freund verbündet;
Der Parteien Kampf, der dreiſte,
Wird dich überall verwirren.

Platen.

26.

Wenn alles das nichts taugte, was getadelt wird, ſo gäbe es nichts Taugliches und Untadelhaftes auf Erden.

Fr. v. Raumer.

27.

Ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht geweſen wäre. Gleich an meinem Werther tadelten ſie ſo viel, daß, wenn ich jede geſcholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine Zeile geblieben wäre.

Göthe bei Eckermann.

Wenn das einem Göthe und ſeinen Werken geſchah, ſo kann man ſich denken, wie es im Allgemeinen geht.

28.

Unglück war das Loos faſt aller großen Männer; nur mit dem Bewußtſein ihrer Größe entſchädigte ſie die göttliche Weisheit für das, was ſie erleiden und entbehren mußten. **L. Feuerbach.**

29.

. . . . die deutſche Nation,
Die ſich erſt recht erhaben fühlt,
Wenn all ihr Würdiges iſt verſpielt.

Göthe.

30.

Ein deutſcher Schriftſteller, ein deutſcher Märtyrer! — Ja, mein Guter, Sie werden es nicht anders finden. — Und ich ſelbſt kann mich kaum beklagen; es iſt allen Andern nicht beſſer gegangen, den Meiſten ſogar ſchlechter und in England und Frankreich ganz wie bei uns. Was hat nicht Molière zu leiden gehabt, und was nicht Rouſſeau und Voltaire! Byron ward durch die böſen Zungen aus England getrieben und wäre zuletzt an's Ende der Welt geflohen, wenn ein fruher Tod ihn nicht den Philiſtern und ihrem Haß enthoben hätte. **Göthe bei Eckermann.**

31.

Das Rohe im Volke murrt immer gegen ſeine Moſes, Sokrates, Göthen. **Rahel.**

32.

Der Menſch iſt nach **Schiller** im Wahne befangen

„So lang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edlen vereinigen werde;
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.“

33.

Der Menſch vernimmt nur, was ihm ſchmeichelt.
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn;
Sprich mit Ixion von der Wolke,
Mit Königen vom Anſeh'n der Perſon,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!

Göthe.

34.

Wenn man für's Künftige was erbaut,
Schief wird's von Vielen angeſchaut.

Göthe.

35.

Wehe den Menſchen, die in jeder Beziehung ihrer Zeit voraus ſind! Sie erliegen ihrer Zeit.

Lamartine.

36.

Es liegt im Gange der geſchichtlichen Entwickelungen, daß Einzelne dem Allgemeinen und Ganzen immer voraus ſein müſſen. Dieſe pflegen zunächſt unterzugehen und weiterhin wenigſtens einem, nach Maaßgabe der beſondern Stadien der Entwicklung, in die ihr Leben und Wirken fällt, größerem oder geringerem Leiden und Mißgeſchick anheimzufallen.

37.

. . . . wie langſam ſich der Menſch aus dem Irrthum erhebt, um ſich gegen die Wahrheit zu wenden; viel geſchwinder kehrt er ſich vom Wahren zum Falſchen.

Göthe.

38.

Was die Beſten und nur die Beſten unter den Zeitgenoſſen wünſchen, das geſchieht zwar auch, aber ſpät; denn da die Beſten ihrer Zeit vorauseilen, ſo werden ihre Wünſche und Bedürfniſſe erſt die der Nachwelt. Doch was die Menge wünſcht, das geſchieht bald.

Börne.

39.

Seine Anſichten nicht nur auszuſprechen, ſondern auch zu beweiſen, iſt, nach einer Bemerkung **Göthe's**, ein nutzloſes Thun; denn „die Widriggeſinnten“ hören dennoch nicht darauf.

10.

Längſt würden größere Offenbarungen des Naturgeiſtes gekommen ſein, der ſich immer Organe zu ſchaffen ſucht; aber der Teufel erwürgt ſie bei der Erziehung: ſie welken im Chriſtenthume, wie Blumen dahin; nur Einzelne ringen ſich dennoch hindurch, immer noch aber mit negativem Beigemiſch und ſchwankender Intelligenz; der neue Sinn, der ſich im Menſchen bilden müßte, der ihm ganz neue Anſchauungen gewähren, eine ganz neue Welt in der Natur eröffnen würde, dringt nicht zu Entſchiedenheit und lichter, voller Klarheit durch. **Paul Erdmann.**

11.

. . . . . wo kein Gotteshauch etwas verfängt, wie im eigenſinnigen Menſchengeiſt. **Bettina**

12.

. . . . . der Menſchengeiſt, der noch ſo voll dummer Vorurtheile gepfropft iſt, daß die heilige Natur nichts in ihm vermag. **Bettina.**

13.

Die Widerſetzlichkeit im Menſchengeſchlecht iſt es, was dem göttlichen Schöpfergeiſt ſo viel Schwierigkeiten macht. Um derlei mißwilliger Hoffahrt, die ſich ihm wiederſtemmt, vergießt Gott ſeinen beſten Schweiß bei der Weltſchöpfung. Das verdrießt ihn aber nicht; er übt darin ſeine Weisheit und verläßt Werktags und Sonntags ſeine Werkſtätte nicht. **Bettina.**

X.

Geduld und geiſtige Wirkſamkeit.

Ihre Nothwendigkeit und ihre Kraft.

1.

Es iſt nichts trauriger anzuſehen, als das unvermittelte Streben in's Unbedingte in dieſer durchaus bedingten Welt. **Göthe.**

2.

Der Schwärmer thut oft ſehr richtige Blicke in die Zukunft; er kann dieſe Zeit nur nicht erwarten. Er wünſcht dieſe Zukunft beſchleuniget, er wünſcht, daß ſie durch ihn beſchleuniget werde. Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimmt, das ſoll in dem Augenblicke ſeines Daſeins reifen. **Leſſing.**

3.

Wiſſet vor Allem und vergeſſet es nie, daß zu allen Zeiten nur das im Bereiche der Möglichkeit liegt, was ſeine Reife im Geiſte des Menſchen erlangt hat, und was, nach und nach vorbereitet, zum Gegenſtande des allgemeinen Wunſches, der allgemeinen Erwartung geworden. **De la Mennais.**

4.

Die Dinge fruchten nur, wenn ſie zur rechten Zeit angewendet werden. **Napoleon.**

5.

Es iſt eine ſchwere, aber nothwendige Aufgabe, das Gute und Heilſame zu unterlaſſen, wenn die Gemüther dazu nicht vorbereitet oder reif ſind.

Fr. v. Raumer.

6.

Das Erſte und Wichtigſte, was uns Noth thut, iſt die Geduld. Nicht die Geduld der Schwäche ſollen wir haben, eber auch nicht die Ungeduld der Kinder, welche die Aepfel eſſen wollen, wenn ſie noch grün ſind. **Ein Ungenannter.**

7.

Die höheren Forderungen ſind an ſich ſchon und auch unerfüllt ſchätzbarer, als die, wenn auch ganz erfüllten, niedrigen. **Göthe.**

8.

Die Hauptſache iſt, daß es geſchrieben ſteht; mag nun die Welt damit gebahren, ſo gut ſie kann und es benützen, ſo weit ſie fähig iſt.

Göthe bei Eckermann.

9.

Es geſchieht, daß neue Wahrheiten, erſt im Stillen zugeſtanden, ſich nach und nach verbreiten, bis dasjenige, was man hartnäckig geläugnet hat, endlich als etwas ganz Natürliches erſcheint. **Göthe.**

10.

Die gelinde Macht iſt groß;
Wurzelfaſern, wie ſie dringen,
Sprengen wohl die Felſen los.

Göthe.

11.

Oft hat ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Geſtalt gegeben.

Göthe bei Eckermann.

12.

Nun glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich, ſtets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Göthe
im „Epilog zu Schiller's Glocke."

13.

Aus ſtillem Denken keimt ein wachſend Leben,
Das wird die Welt aus ihren Angeln heben.

Wenn einmal nur erſcholl das rechte Wort,
So tönt es unvertilgbar fort und fort.

Und wär' es auch nach Hunderten von Jahren —
Sein Tag erſcheint dem ausgeſprochenen Wahren.

Verzögern und erſchweren kann die Welt;
Dann ſiegt der Geiſt, ein um ſo größrer Held.

And. 1831.

14

Ein ausgeſprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen, nothwendig wirkenden Naturkräfte mit ein.

Göthe.

15.

Ein geiſtreich aufgeſchloßnes Wort
Wirkt für die Ewigkeit.

Göthe.

16.

Das Wort geht aus, geboren
Aus einem Mund; zu Myriaden Thoren,
In Myriaden Ohren geht es ein.

Aus dem Orient.

17.

Du willſt der Rede ſetzen ihre Schranke?
Einkerkern Schrift und Wort?
Umſonſt? Es wälzt ſich jeder Glutgedanke
Bacchantiſch und unſterblich fort.

Platen.

18.

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf Seinesgleichen;
Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort
Und iſt ſo wirkſam, als er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort,
Es ſtrebt unſterblich, wie es ſterblich ſtrebte.

Aus „Künſtlers Apotheoſe“ von **Göthe.**

19.

Ein jedes Band, das, noch ſo leiſe,
Die Geiſter aneinanderreiht,
Wirkt fort auf ſeine ſtille Weiſe
Durch unberechenbare Zeit.

Platen.

20.

Nichts iſt unerwartbar.

Sophokles.

21.

Man muß warten können; die Zeit findet ſich überall ein.

Napoleon.

22.

Die Nacht geht immer mit dem Tage ſchwanger.

Saadi.

23.

Worüber die jetzige Welt lächelt, darüber lächelt deßwegen noch nicht die Nachwelt.

Lichtenberg.

24.

Wem es um Wahrheit zu thun iſt, der vergeſſe ſich ſelbſt und rechne ja nicht auf den Dank ſeiner Zeitgenoſſen, zweiſle aber nicht daran, daß ſich die Wahrheit Bahn machen werde.

K. G. Neumann.

25.

Ob wir ſelbſt den Morgen ſehen
Der aus ſolcher Dämmrung taucht,
Wenn gelöſt die bangen Wehen,
Draus die Zeiten neu erſtehen,
Reinere Luft die Welt durchhaucht? —
Glück genug, wenn unſer Streben
Als ein Keim zu neuem Leben
In der Opferglut verraucht.

H. Stieglitz.

26.

„Eine Schwalbe macht keinen Sommer.“ Aber es kommen mehrere Schwalben, die Nachtigall kommt — o kein Wunſch, keine Schaar von Wünſchen verſtändiger, edler Gemüther iſt je ganz verloren geweſen! **Herder.**

27.

Alle Gegner einer geiſtreichen Sache ſchlagen nur in die Kohlen; dieſe ſpringen umher und zünden da, wo ſie ſonſt nicht gewirkt hätten. **Göthe.**

28.

Der Teufel hat es noch allezeit ſo gemacht mit den nützlichſten Büchern, daß er ſie mit Feuer und Schwert zu vertilgen getrachtet. Doch dergleichen Gewaltthätigkeit wird öfters die kräftigſte Urſache, daß man mit deſto größerer Begierde darnach trachtet, indem man lüſtern gemacht wird durch das Verbot. So würde gewiß auch dieſes Buch, als ein verborgener Schatz, in den Grenzen Frankreichs geblieben ſein, wenn es nicht durch den Neid und die Verfolgung der Feinde in aller Welt bekannt geworden wäre.

Grammlich

in der Vorrede zu Paſchaſius Quesnel's neuem Teſtament. 1717.

29.

Das Gute ſchelten — magſt's probiren!
Es geht; wenn du dich frech erkühnſt;
Doch treten, wenn's die Menſchen ſpüren,
Sie dich in Quark, wie du's verdienſt.

Göthe.

30.

In der Sphäre des Geiſtes iſt auch dem Einzelnen der Sieg über Tauſende möglich.

Herman Mäurer.

31.

Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar ſein.

Göthe.

32.

Mag's die Welt zur Seite weiſen!
Wenn die Vielen dich verkannt,
Werden's ein Paar Schüler preiſen,
Dir an deinem Sinn entbrannt.

Göthe.

33.

Wenn einmal ein Lebenspunkt aufgegangen, fügt ſich manches Lebendige dran. **Göthe.**

34.

Und im wüſteſten Getriebe
Dankt's die ſtille, beßre Welt.

Göthe.

Erklärung einiger Abkürzungen in den Citaten.

Wenn ich hie und da meine eigenen Schriften citirte, ſo geſchah es meiſt in ſehr abgekürzter Weiſe, daher eine Erklärung derſelben, wie folgende, nöthig.

„And.“	Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie. Nürnberg 1831.
„Anthrop.“ oder **„Anthropol.“**	Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart. Nürnberg 1844.
„Athen.“	Athenäum. Eine in den Jahren 1838 und 1839 zu Nürnberg erſchienene Monatsſchrift, in welche ich Verſchiedenes, theils unter meinem wahren Namen, theils unter dem angenommenen: Dr. Amadeus Ottokar lieferte.
„Geh.“	Die Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums. Hamburg 1847.
„Hafis.“	Hafis. Eine Sammlung perſiſcher Gedichte u. ſ. w. Hamburg 1846.
„Mah.“	Mahomed und ſein Werk. Hamburg 1848.
„Pol. Bl.“	Polemiſche Blätter. Betreffend Chriſtenthum, Bibelglauben und Theologie. Nürnberg 1834.
„St. d. W.“	Die Stimme der Wahrheit in den religiöſen und confeſſionellen Kämpfen der Gegenwart. Nürnberg 1845. Ein Theil dieſer Schrift blieb ungedruckt; daher zum Theil der Beiſatz: „Ungedruckter Theil.“

Inhalt.

Seite.

Erſtes Buch.

Die Negation des Religiöſen im herkömmlichen Sinne des Worts. Die Religion und Theologie des alten Weltalters als die der Unwahrheit und des Unfriedens.

I. Gottesidee 5
II. Cultus und äußere Darſtellungsweiſe 11
III. Gegenſatz zu Menſchheit und Menſchlichkeit .. 14
IV. Gegenſatz zu Welt, Leben, Natur, Realität überhaupt 17
V. Specielle Enthaltſamkeiten und Entſagungen, Keuſchheitsgelübde, Cölibat, Faſten und dergl. 36
VI. Gegenſatz zu Verſtand und Vernunft 45
VII. Gegenſatz zu Herz und Gefühl. Mangel an Hoffnung, Troſt, Beruhigung.............. 50
VIII. Die Aufopferung des Menſchlichen als Cultusact und Cultusidee 60

Seite.

IX. Gegenſatz zu Bildung und Humanität in Beziehung auf welthiſtoriſche Culturperioden ... 68
X. Mittel der Einführung und Aufrechthaltung .. 78
XI. Rachſucht, Verdammung, Haß, Unduldſamkeit, Luſt an Unfrieden und Zwietracht 83
XII. Theologenzank und Dogmenſtreit 89
XIII. Die Höflinge Gottes und ihr Hochmuth. Die Ariſtokratie, des Glaubens und der Frömmigkeit. 90
XIV. Herrſchſucht, Volksverdummung, Zerſtörung des geiſtigen Lebens und innern Adels der Menſchheit durch Prieſtertyrannei 93
XV. Politiſche Beziehungen. Verhältniß zu Fürſtenmacht, Volk und Staat 96
XVI. Pietismus 105
XVII. Wunderglaube 106
XVIII. Frömmigkeit als Lückenbüßer 107
XIX. Der chriſtliche Erlöſungsbetrug 109
XX. Unfähigkeit zu beſſern 110
XXI. Unſittlichkeit und Verbrechen im Einklang mit Glauben und Frömmigkeit 121
XXII. Die moraliſchen Vorſchriften des Evangeliums. Ihre Beſchaffenheit und ihr Verhältniß zu Leben und Wirklichkeit. Die Religion der Liebe und ihre Heuchelei, namentlich in Beziehung auf fremde Völkerſchaften 125
XXIII. Pfaffen und Mönche. Ihre Bösartigkeit und Vernichtungswürdigkeit 141
XXIV. Innere Berechtigung, die Religion im alten Sinne des Wortes zu negiren Nothwendigkeit des Untergangs 147

Seite.

Zweites Buch.

In's Allgemeinere und Tiefere gehend. Der Menſch der Unwahrheit und des Unfriedens oder der Menſch in der Beſtimmtheit ſeines Nichtſeinſollens überhaupt.

I. Die Trennung und Entfernung des Menſchen vom wahrhaft Göttlichen und die darauf ſich gründende allſeitige Verkehrtheit und Verderbtheit des menſchlichen Weſens und der menſchlichen Zuſtände 155

II. Contraſt des Menſchlichen und Natürlichen ... 165

III. Mangel an Glück 170

IV. Mangel an Troſt, Hoffnung, Ausſicht auf Beſſerung.................................. 178

V. Mangel an Wiſſen 179

VI. Die Sehnſucht des Menſchen nach einem innigeren Verhältniſſe zur Natur und die Unfähigkeit, in ein ſolches faktiſch einzutreten 196

Drittes Buch.

Das neue Weltalter und ſeine Religion als im ihrem poſitiven Werden und Aufgange begriffen. Ahnung, Gährung, Vorbewußtſein, Anſtreben ſammt ihren Gegenſätzen und Widerſpielen. Verirrungen und verfehlte Wege zum Ziel; Andeutung der richtigen.

I. Der Prophetismus und Idealismus der Zeit und ſeine Gegenſätze: Blindheit und Unglaube 205

II. Die Bewegung und ihre Unaufhaltſamkeit ... 210

III. Das Faktum der Auflöſung, namentlich was die religiöſen und kirchlichen Zuſtände der Chriſtenheit betrifft 216

Seite.

IV. Das Gefühl der Entleerung und des Ungenügens und die Nothwendigkeit des Ueberganges aus der Negation in Poſition 227

V. Die Gedankengährung und Gedankenbildung der Zeit in ihrem Fortgange zu poſitivem Erkennen und Entſchluß. Vorgefühl und Vorſchau. Hoffnung. Zuverſicht. Muth. Verkündigung und Vorbeſtimmung 232

VI. Deßgleichen in näherer Beziehung auf alte und neue Religion und deren kirchliche Realiſations- und Daſeinsformen 244

VII. Die Allgemeinheit und Ubiquität des Wahren. Das Wahre vorhanden, aber zerſtreut, und deſſen zu verſuchende Zuſammenfaſſung 266

VIII. Das äußerliche, abſtrakt-politiſche Treiben der Zeit. Sein Werth und Reſultat 272

IX. Die retardirenden Verhältniſſe und Potenzen der menſchlichen Societät in Beziehung auf ihre progreſſiſtiſche Fortbewegung und Fortentwicklung. Schwierigkeit und Widerſtand ... 314

X. Geduld und geiſtige Wirkſamkeit. Ihre Nothwendigkeit und ihre Kraft 324

Die

Religion

des

neuen Weltalters.

Verſuch

einer

combinatoriſch-aphoriſtiſchen Grundlegung.

Von

G. Fr. Daumer.

Zweiter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

Druck von H. G. Voigt.

Die

Religion

des

neuen Weltalters.

Zweiter, eigentlicher Theil.

* * *

Erſtes Buch.

Gott.

1*

I.

Der
Glaube an das Göttliche
im Sinne und Geiſte
der Bildung und der denkenden Weltbetrachtung, der Forſchung und der Wiſſenſchaft.

1.

Das ſchönſte Glück des denkenden Menſchen iſt: das Erforſchliche erforſcht zu haben und das Unerforſchliche ruhig zu verehren. **Göthe.**

2.

Wiſſen um unſer Wiſſen iſt Philoſophie. Ergebenheit und Vorausſetzung, wo wir zu wiſſen aufhören, Religion. **Rahel.**

3.

Der Glaube iſt nicht der Anfang, ſondern das Ende alles Wiſſens. **Göthe.**

4.

Glaube iſt eine ſtille Zuverſicht des Unſichtbaren nach dem Maßſtabe des Sichtbaren, ein Eingreifen des Zukünftigen nach der Analogie des Gegenwärtigen und Vergangenen. Glaube iſt ein Reſultat unſerer Erfahrungen, ſie alle gleichſam und den ganzen Lauf der Dinge in eine Formel gebracht und dem Gemüthe einverleibt. So bauen wir auf die Natur, trauen ihr nicht zu, daß ſie uns betrüge und handeln in dieſem Glauben. So trauen wir unſern Sinnen und der belebten Natur, ſofern ſie innere Kräfte äußert; ſo den Zügen des Geſichts, der Rede des Menſchen. Niemanden iſt dabei unterſagt, in einzelnen Fällen zu unterſuchen, zu prüfen, zu zweifeln; den ganzen Glauben an die Zuverläſſigkeit der in allen ihren Wirkungen wahren, in der ganzen Folge ihrer Wirkungen konſequenten Natur hebt dieſer Zweifel nicht auf, vielmehr befeſtigt er ihn und ſichert jene Wahrheit, auf die wir ganz truglos gern fortbauen möchten. Niemand alſo ſollte das Wort glauben blind verſchwärzen und verläumden, da Glaube die Baſis aller unſerer Urtheile, unſeres Erkennens, Handelns und Genießens iſt; im Namen der Welt ſollte man ſich freuen, daß es einen ſichern, feſten Glauben an die Natur und an die Konſequenz der Dinge gebe.

Herder.

5.

Ohne Religion kann die Menſchheit nicht ſein. Schon das Unendliche, das uns vor- und rückwärts umgiebt, das wir mit Gedanken ſo wenig, als mit unſern Händen zu umfaſſen vermögen, und worin wir doch allenthalben Geſetze und eine Organiſation wahrnehmen, die uns in das ſüßeſte Erſtaunen ſetzt — ſchon dies Unendliche, Weiſe, Gütige gebeut uns Religion d. i. Verehrung, Scheu, Dank und Vertrauen zu dem großen Unnennbaren, der dieſe Organiſationen gebildet, dieſe Geſetze feſtgeſtellt. Die Regel des Rechtes in unſerer Bruſt ſchließet uns noch feſter an ihn; denn ſie iſt ſeine, ſie iſt des moraliſchen Weltalls Regel. **Herder.**

6.

Der in das Leben geſchleuderte Menſch fragt ſich: „Woher komme ich? Wer bin ich? Wohin gehe ich?“ Das ſind eben ſo viele geheimnißvolle Fragen, die uns der Religion in die Arme werfen; wir eilen ihr entgegen; ein natürlicher Hang zieht uns zu ihr hin. **Napoleon.**

7.

Es giebt nicht nur keine Religion ohne Demuth, ſondern auch keine Philoſophie. **Fr. v. Raumer.**

8.

Nur dadurch, daß man etwas über ſich anerkennt, wird man frei und rettet ſich aus der übelſten Sklaverei, der eigenen. **Fr. v. Raumer.**

9.

Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns iſt. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unſere Anerkennung an den Tag, daß wir ſelber das Höhere in uns tragen und werth ſind, ſeines Gleichen zu ſein. Ich bin bei meinen Reiſen oft auf norddeutſche Kaufleute geſtoßen, welche glaubten, meines Gleichen zu ſein, wenn ſie ſich roh zu mir an den Tiſch ſetzten. Dadurch waren ſie es nicht, allein ſie wären es geweſen, wenn ſie mich hätten zu ſchätzen und zu behandeln gewußt.

Göthe bei Eckermann.

10.

Qui deos negant, nobilitatem, generis humani destruunt.

11.

Verwunderung iſt die Tochter der Unwiſſenheit, Bewunderung die der Erkenntniß.

Fr. v. Raumer.

12.

Der Menſch wird um ſo religiöſer, je mehr ſich mit den Jahren der Verſtand entwickelt.

Sokrates bei Xenophon.

Das iſt freilich nur dann richtig, wenn man es in heidniſchem oder religiöſem Sinne nimmt, nicht aber in Bezug auf das Chriſtenthum. Denn dieſem entfremdet man ſich um ſo mehr, je verſtändiger, einſichtsvoller man wird; das kommt daher, daß der heidniſche und religiöſe Glaube an ein im Weltall exiſtirendes, affirmativ beſchaffenes und thätiges Göttliches natürlich, vernünftig, menſchlich — der chriſtliche Glaube an einen über der Welt ſchwebenden, abſtrakt geiſtigen Haſſer und Feind der Welt unnatürlich, unvernünftig und unmenſchlich iſt.

13.

Man kommt zu Gott nicht bloß durch Fühlen, ſondern auch durch Denken.

Fr. v. Raumer.

14.

Der Glaube an einem Gott iſt zur innern Wohlgeſtalt des Erkenntnißvermögens unentbehrlich.

Lichtenberg.

15.

Einen Gott d. h. einen Geiſt, der Alles begreift, ſich, uns, alle Nothwendigkeit, alles Daſein, alle Verhältniſſe, müſſen wir vorausſetzen, weil es ſinniger und der Natur unſeres eigenen Geiſtes gemäßer iſt, uns einen ſolchen Geiſt zu denken, als bei Unſinn ſtehen zu bleiben.1) Dieſe Vor-

---

1) Wie beſchämend für unſere modernen Atheiſten, die ſich ſo viel darauf zu Gute thun, „bei Unſinn ſtehen zu bleiben“!

ausſetzung iſt uns zugleich ein Troſt; wäre ſie nur ein Troſt — ſo ſehr wir ſeiner auch bedürfen, ſo könnte doch unſer Geiſt aus Troſtbedürfniß allein ihn nicht annehmen. **Rahel.**

16.

Die Religion des bloßen Glaubens wird enden die der Erkenntniß hingegen beginnen und dauern.

German Mäurer.

„Ein Buch für Leute, die denken“.
Zürich 1848.

17.

Der rechte Glaube iſt ein geiſtlicher Verſtand, Erkenntniß und Empfängniß der ewigen Wahrheit, darinnen das ganze Leben der Gerechten ſtehet.

Schwenkfeld.

18.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens; denn die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Weſen ſich gleichſam hinter der Natur verberge, um ſich uns faßlich zu machen, dringt ſich einem jeden auf; ja wenn er auch den Faden derſelben, der ihn durchs Leben führt, zuweilen fahren ließe, ſo wird er ihn doch immer und überall ſogleich wieder aufnehmen können. **Göthe.**

19.

Mich dünkt, die natürliche Religion ſei dem unverdorbenen, nicht mißleiteten Menſchenverſtande eben ſo klar und einleuchtend, eben ſo unumſtößlich gewiß, als irgend ein Satz in der Geometrie.

German Mäurer.

20.

Es iſt viel gewiſſer, daß Gott iſt, als daß ich bin.

Fr. v. Raumer.

21.

Gott — der Atlas und Träger des All und unſeres ganzen Gedankenhimmels. Jean Paul.

22.

Gott, den die revolutionären Mathematiker aus ihrem Sanktuarium verjagt, und der dennoch immer unter irgend einem Namen und Schleier darin geblieben, er wird herrlicher, als jemals darin zum Vorſchein kommen, um alle Conceptionen zu beleben.

Aus dem St. Simoniſtiſchen „ livre nouveau."
Nach Louis Reynaud.

23.

Welche Mühe wir uns auch geben mögen, Gott aus der Welt hinauszuphiloſophiren, er wird doch immer unter irgend einer Form, ſelbſt in unſern Syſtemen, wieder zum Vorſchein kommen.

German Mäurer.

24.

Die ſtrenge Nothwendigkeit mechaniſcher Geſetze, welche der Weltbau zeigt, ſchließt unnütze Wunder aus innerhalb ihrer geregelten Wirkſamkeit; nicht aber den Gott, welcher jene Geſetze gab und jene Ordnung ſchuf.

Fr. v. Raumer.

25.

. . . . . die Idee Gottes, welche allein im Stande iſt, die Erſcheinungen des Lebens zu erklären.

Parginet.

Vergl. Carové, Neorama II. Leipz. 1838 S. 69 f.

26.

Gott iſt nichts Anderes, als die *Welthypotheſe*, aber, wohl zu merken, die *nothwendige*, diejenige, durch welche allein das Problem der Welt gelöſt, der Schlüſſel zu ihrem Verſtändniß gefunden wird. Könnte die Thatſache der Welt ohne dieſe Hypotheſe verſtanden werden, das heißt alſo, wäre ſie nicht die nothwendige, erklärte die Welt ſich ſelbſt in ihrem natürlichen, wie geiſtigen Sein, ſo bewieſen alle Beweiſe nichts, denn die überflüſſige Hypotheſe wäre eben *nur* Hypotheſe.

Karl Schwarz.

27.

Der gemeine theologiſche Theismus ſchlägt den Verſtand an ein ſo hartes Kreuz, daß er ſich dem ihn davon befreienden Atheismus mit Freuden in die Arme wirſt. Er ſindet aber auch bei dieſem keine Ruhe und reine Befriedigung; denn nur Mangel an Scharf- und Tiefblick erkennt es nicht, in welch unauflösliche Schwierigkeiten auch dieſer das Denken verwickelt. Und dieſe ſind es, durch die wir uns am Ende — ſelbſt in rein nur verſtändiger Weiſe und ganz abgeſehen von Gefühl und Herzensbedürfniß — doch wieder zu einer gewiſſen Annahme und Anerkennung eines Höheren und Göttlichen in und außer uns, zu einer Art von Glauben und Frömmigkeit zurückgetrieben ſehen, obſchon nicht zu der alten, verlaſſenen, der freilich nur ein ſinkender Geiſt und Charakter auf's neue zu huldigen im Stande ſein wird.

28.

Nicht rühmet, o ihr Gläubigen, euern Glauben
Als einzigen! Wir glauben auch, wie ihr.
Der Forſcher läßt ſich keineswegs berauben
Des Erbtheils, aller Welt gegönnt und mir.

Göthe.

29.

Der Forſcher kann ſich immer mehr überzeugen, wie Weniges und Einfaches, von dem ewigen Urweſen in Bewegung geſetzt, das Allermannigfaltigſte hervorzubringen fähig iſt.

Der aufmerkſame Beobachter kann, ſogar durch den äußern Sinn, das Unmöglichſcheinende gewahr werden — ein Reſultat, welches, man nenne es vorgeſehenen Zweck oder nothwendige Folge, entſchieden gebietet, vor dem geheimnißvollen Urgrunde aller Dinge uns anbetend niederzuwerfen. **Göthe.**

30.

Wie **Friedrich der Große** von kirchlichen Dingen dachte und wie tief er namentlich die Geiſtlichkeit verachtete, iſt bekannt. „Ein Theologus“, ſo bemerkte er einmal ſchriftlich in Betreff einer theologiſchen Angelegenheit, „iſt ein Thier ſonder Vernunft“[1]). Dennoch hatte auch dieſer ſo frei und ſelbſtſtändig denkende König ſeine Religion — eine Religion, die ſich namentlich auf die Betrachtung der natürlichen Dinge und das aus ihnen überall hervorleuchtende intelligente Princip gründete, ſ. unten V. 4. VIII 10.

---

[1]) Andere ſolche Bemerkungen ſind folgende: „Der verfluchte Pfaffe weiß ſelbſt nicht, was er will; hohl' ihn der Teufel!“ — „Da iſt das geiſtliche Muckerpack daran Schuld“ u. ſ. w. — „Die Halliſchen Pfaffen müſſen kurz gehalten werden; es ſind evangeliſche Jeſuiter, und muß man ihnen bei allen Gelegenheiten nicht die mindeſte Autorität einräumen“. Vergl. **Büſching**, Charakter Friedrichs II. Carlsruhe 1789. S. 83 ff. unter der Ueberſchrift: „Große Geringſchätzung der Theologen und Prediger.“ S. auch ebendaſelbſt S. 205. ff. beſonders S. 232. „So wie der König,“ ſagt Büſching, „die Philoſophen für die wichtigſten unter allen Gelehrten, für die Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes hielt, ſo ſah er hingegen die Theologen für die verächtlichſten unter allen an, und es waren ſehr Wenige, die er von dieſer Verachtung ausnahm. Er nannte ſie nie anders, als Pfaffen, und wählte, wenn er von ihnen ſprach, die beſchimpfendſten Ausdrücke.“

31.

Befürchtet nur nicht, daß ihr mit den Dogmen die Geheimniſſe des Denkens verliert! Die allgemeinſten, die uns nächſten Dinge bergen Geheimniſſe ganz anderer und haltbarerer Art, als die illuſoriſchen, gemachten dogmatiſchen Myſterien ſind.

L. Feuerbach.

32.

Es bleibt uns, wenn wir nicht ſchwärmen, faſeln und lügen wollen, nichts als wir ſelbſt und außer uns Welt und Natur. Das aber iſt vollkommen genug, wenn wir es nur in ſeiner Wahrheit und Tiefe erfaſſen; denn wir haben damit Gott, Güte und unſterbliches Sein.

33.

Die neue Religion iſt die der Ungläubigen und Unfrommen, der Frivolen und Gottloſen, d. h. derjenigen, die der noch herrſchenden und gültigen Religion gegenüber als ungläubig und unfromm, frivol und gottlos erſcheinen, in deren Geiſt und Herzen jedoch bereits die — wenn auch noch nicht in religiöſer Form zum Bewußtſein und Ausſpruch gekommene — neue lebt!

34.

Es iſt unwahr, daß die Wiſſenſchaft und die Natur gott-los ſei. Der Forſcher will ſeine Bahn nur nicht durch beanſpruchte Wunder ſtören und verunreinigen laſſen. Je mehr ſich aber die Größe und Unwandelbarkeit der Naturgeſetze offenbart, je mehr Willkür, Unordnung und Zufall entwicht, je mehr Ordnung und Regel hervortritt, je weniger man zur Erklärung der Ereigniſſe den Einfluß eines veränderlichen Gottes gebraucht, deſto näher kommt man dem wahrhaft Göttlichen, deſto tiefer wird man von dem Daſein, der Macht und Weisheit eines ſchaffenden, erhaltenden, nach Zwecken mit höchſter Vernunft wirkenden Gottes überzeugt. **Fr. v. Raumer.**

35.

Der chriſtlich Fromme hat keine Ahnung davon, wie fromm man ſein kann ohne Chriſtenthum, ja in entſchiedenem Gegenſatz zu dieſem.

36.

Glauben und Frömmigkeit muß man nicht lernen von einem Görres, Schubert, Kanne u. ſ. w.; denn das ſind nur Frömmler, Schwärmer, Phantaſten und Pfaffen; man muß ſie lernen von den großen heidniſchen Alten, oder, was die Neuern betrifft, von einem Lichtenberg, Göthe, Hölderlin und andern ſolchen von allen kirchlichen und ſpecifiſch chriſtlichen Unſinn durch eine unendliche Kluft geſchiedenen Geiſtern und Genien.

37.

Fromme bekrittelten mich, weil fromm ich den Sophokles nannte;
Aber es wohnt Ehrfurcht gegen das Himmliſche doch
Tiefer in ihm, als irgend es träumt ein modernes Gebetbuch;
Auf dem Theater ſogar ſprachen die Griechen zu Gott.

Platen.

38.

In unſers Buſens Reine wogt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: Frommſein.

Göthe.

39.

Göthe iſt von Widerſachern oft beſchuldigt worden, er habe keinen Glauben. Aber er hatte bloß den ihrigen nicht, der ihm zu klein war. Wollte er den ſeinigen ausſprechen, ſo würden ſie erſtaunen, aber ſie würden nicht fähig ſein, ihn zu faſſen.

Eckermann.

40.

Sogenannte Atheiſten ſind oft nur Götzenläugner, nicht Gottesläugner. **Fr. v. Raumer.**

11.

Gottlos iſt nur derjenige, der die ewige Präſenz der Gottheit läugnet. Dieſe ragt in dieſe weltliche, irdiſche, natürliche Sphäre des Daſeins nicht bloß herein, ſie iſt in ihr ſelbſt lebendig da, und darin liegt eben unſer Elend, daß über dem Schwalle ſogenannter geiſtiger, übernatürlicher Offenbarungen Gottes dieſer ſelbſt im Bereiche des Welt- und Erdlebens überſehen, aus der Natur in ferne Himmel phantaſtiſch verlegt und ſo förmlich excludirt worden iſt.

Paul Erdmann.

12.

Das Chriſtenthum iſt Weltverneinung, Welthaß, Weltverdammung, Weltbekriegung; der Welt, dem natürlichen Univerſum und dem zu ihm gehörigen, mit ihm verworfenen Menſchen, als dem Unwahren, Eitlen, Nichtigen und zu Vernichtenden, gegenüber iſt, als das Wahre, Poſitive, Gott geſetzt. Die neue Religion verneint dies furchtbare Weſen des Gegenſatzes, ſtürzt dieſen Gott von ſeinem Throne herab und ſetzt als das Wahre, Poſitive die natürliche Welt und den zu ihr gehörigen Menſchen, führt dieſen ſomit zur Einheit und Harmonie mit ſich und der Welt zurück. Damit jedoch iſt nicht geſagt, daß die neue Religion Atheismus ſei; denn als ſolcher wäre ſie nicht Religion, und und die von ihr ponirte natürliche Welt und Menſchheit hat ihren eigenen Gott, einen Gott in ſich, einen großen, guten, gewaltigen, keineswegs etwa als eine bewußtloſe, blinde Subſtanz und Macht zu faſſenden, vielmehr, wie entſchieden dargethan werden kann, höchſt weiſen, verſtändigen, mit ſeinem Bewußtſein, ſeiner Einſicht alles ohne Ausnahmen umfaſſenden Gott, der dieſes Namens vollkommen würdig iſt. So iſt die neue Religion Gottesglauben, Theismus im vollſten, lebendigſten Sinne des Wortes, aber kosmiſcher, naturaliſtiſcher, nicht antikosmiſcher antinaturaliſtiſcher Theismus wie die alte war.

St. v. W. 1845.
Ungedruckt. Theil.

II.

Die
im natürlichen Univerſum
lebendig daſeiende und gegenwärtige Gottheit der neuen Religion
im Gegenſatze zu der
ſpiritualiſtiſch-dualiſtiſchen, transcendenten Gottesidee des Chriſtenthums.

1.

Welt und Menſchheit iſt vom Göttlichen dermaßen durchdrungen, daß es uns hält, daß wir darin leben, weben und ſind, daß wir nach ewigen Geſetzen uns freuen und leiden, daß wir ſie ausüben und daß ſie an uns ausgeübt werden, gleichviel, ob wir ſie anerkennen oder nicht.

Schmeckt doch dem Kinde der Kuchen, ohne daß es vom Bäcker weiß, und dem Sperlinge die Kirſche, ohne daß er erkennt, wie ſie geworden iſt!

Eckermann.

2.

Von Botzen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbareren Thale hin. Alles, was auf den höheren Gebirgen zu vegetiren verſucht, hat hier ſchon mehr Kraft und Leben, die Sonne ſcheint heiß, *und man glaubt wieder einmal an einem Gott.*

Göthe.

3.

Den teleologiſchen Beweis vom Daſein Gottes hat die kritiſche Vernunft beſeitigt; wir laſſen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, ſoll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontotheologie bis zur Stiphotheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blüthenduft und lauen Luftſäuſeln nicht ein liebevoll ſich annäherndes Weſen empfinden dürfen?

Göthe.

4.

Der Abendwind, ich hör' ihn ſchleichen ſacht
An mich heran und mir am Herzen flattern;
Dann bin ich ſchmerzzerriſſen — ach, wovon?
Mein Herz, es iſt zu ſchwach, ſein Glück zu tragen.
Geliebt zu ſein, von einer höhern Macht,
Und mit ſo ſüßem, ſehnlichem Begehr —
Es iſt ihm allzu göttlich, allzu groß.
Der Geiſt, der außer mir und um mich her
Im Luftgewog', im Mondenglanz und ſonſt,
Spricht der zu mir, ich faß' es nicht, ich flehe:
„Ach, laß mich ſchlafen, ruh'n — in deinem Schooß!
Denn nicht zu ſchau'n vermag ich
Dein Angeſicht.“ Ich ſag', ich wolle ſterben,
Er ſolle mich bedecken mildiglich
Mit grünendem Gezweig. Doch in der Nacht,
Wie anders iſt es da! Da geh ich ihm
Entgegen ohne Furcht und ohne Zagen;
Da treibt es in die heilig tiefe Stille,
Mich durch die dunkeln, dichtbelaubten Gänge
Mit Haſt hinaus, und dann erkenn' ich ihn,
Verſteh' ich ihn, den Gott, der über mir.
Und neben mir und mich ſo ſtill beſchaut,
Und ſeiner Nähe bin ich himmliſch froh.
Dann fleh' ich alſo: „Leite, lehre mich,
Licht ſpende mir und göttliche Gedanken!“
Und immer weiter treibt es mich in's Freie,
Und endlich hingeſunken im Gefild,

Mich ſchwiegend an die Wurzeel eines Baumes,
Bin ich berauſcht von Liebe, bin ich ſelig
In meinem Gott und küſſe brünſtiglich
Die Wurzel, küſſe ſeine Füße ſo.

Bettina.

5.

Die Natur iſt die Freundin der Wahrheit, und die Natur zeigt uns einen Gott.

=

Mahnt uns die Vernunft nicht immer an die Gottheit? Jedes Ding im Weltall, redet es nicht von Gott? Ich finde ihn in den kleinſten Dingen, und er ergreift mich in den größten.

Eine Somnambule
in Ritter v. Barbarin's magnetiſchem Tagebuche vom Jahre 1785.

6.

Gott kann man nicht begreifen, aber man fühlet ihn doch; denn er läſſet ſich allenthalben ſehen und merken und erzeiget ſich als ein gütiger Schöpfer, der uns alles Gute thut und giebet, welches Sonne und Mond, Himmel und Erde und alle Früchte bezeugen, ſo aus der Erde wachſen. **Luther.**

7.

Die göttliche Majeſtät hat ſich auch in den kleinſten und geringſten Creaturen abgemalet, daß unſere

Vernunft ihn muß ſehen, greifen und fühlen als einen Schöpfer der Welt, auch als einen Erhalter aller Creaturen, der Alles reichlich zu genieſſen giebt.

Luther.

8.

Der denkt Gott am erhabenſten, welcher ihn in ſeiner Güte, Macht, Weisheit und Herrlichkeit überall denken kann.

Gellert.

9.

„Ich glaube einen Gott.“ Das iſt ein ſchönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er ſich offenbare, das iſt eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Göthe.

10.

Gott, du biſt über uns
Und um uns her, allüberall ergoſſen;
Biſt auf dem Hochgebirg,
Biſt im Gefilde, wo die Bäume ſproſſen.

Mahomed.

11.

Unter Klopſtock's Oden iſt eine mit der Ueberſchrift: „Dem Allgegenwärtigen“, worin dazu fortgegangen wird, die „Allgegenwart“ Gottes nicht bloß abſtrakt ſpirituell, geſpenſtig und popanzartig, namentlich als ein richterlich beaufſichtigendes Wiſſen und Beobachten alles menſchlichen Denkens und Thuns, wie ſie chriſtlich und pfäffiſch gefaßt und geltend gemacht zu werden pflegt, ſondern in *naturaliſtiſch lebendigem* Sinne zu denken und auszuſprechen, wo denn folgende intereſſante Stellen vorkommen:

Allgegenwärtig, Vater,
Schließeſt du mich ein.
Steh' hier, Betrachtung, ſtill und forſche
Dieſem Gedanken der Wonne nach!

=

Wenige nur, ach, Wenige ſind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer ſieht; Wenige, deren Ohr
Ihn im mächtigen Rauſchen des Sturmes hört,
Im Donner, der rollt,
Oder im liſpelnden Bache;
Weniger Herzen erfüllt mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart.

=

Mit heiligem Schauer
Brech' ich die Blum' ab;
Gott machte ſie,
Gott iſt, wo die Blum' iſt.

Mit heiligem Schauer
Fühl' ich der Lüfte Wehen,
Hör' ich ihr Rauſchen; es hieß ſie wehen und rauſchen
Der Ewige. Der Ewige
Iſt, wo ſie ſäuſeln und wo
Der Donnerſturm die Ceder ſtürzt.

=

Ich hebe mein Aug' und ſehe,
Und ſiehe, der Herr iſt überall.
Euch Sonnen, euch Erden, euch Monde der Erden
Erfüllet, rings um mich ſeine göttliche Gegenwart.

Deine Gegenwart . . . .
Mit ſtillem Ernſte dank' ich dir,
Wenn ich ſie denke.
Mit Freudenthränen, mit namenloſer Wonne
Dank' ich, o Vater, dir, wenn ich ſie fühle.

Augenblicke deiner Erbarmungen,
O Vater, ſind's, wenn du das himmelvolle Gefühl
Deiner Allgegenwart
In meine Seele ſtrahlſt.

Ein ſolcher Augenblick,
Allgegenwärtiger,
Iſt ein Jahrhundert
Voll Seligkeit.

Meine Seele dürſtet
Wie nach der Auferſtehung verdorrtes Gebein,
So dürſtet meine Seele
Nach dieſen Augenblicken deiner Erbarmungen.

Man ſieht: der Gedanke der göttlichen Allgegenwart, ſo wie er ſich hier beſtimmt, entſteht, bildet ſich erſt, iſt neu und macht die Wirkung eines neuen auf den Denkenden ſelbſt, wiewohl er, in gewöhnlicher

Faſſung, einer der trivialſten in Glaubenslehre und Vorſtellung der chriſtlichen Welt iſt. Klopſtock macht eine Art von Entdeckung, die ihn befremdet, begeiſtert, entzückt, die ihn mit Staunen und wonnevollem Schauer füllt. — So ſehr hat uns der falſche Spiritualismus des Chriſtenthums, ſeine heilloſe ſubjektiviſtiſche Abſtraktion von Welt und Natur von dem Gotte der Wahrheit und Wirklichkeit entfernt, dem uns ſo nahen, präſenten Gott, in deſſen beſeligende Anſchauung ſich doch ſchon ſo beſtimmt die vorchriſtliche Welt getaucht.

12.

Es giebt Naturen, deren Richtung ſo vorherrſchend geiſtig iſt, daß ihnen das Sinnliche faſt ganz verſchwindet; aber ſie entbehren dann auch einen weſentlichen Quell lehrreicher Offenbarung.

Fr. v. Raumer.

13.

Mit der wahren Erkenntniß ſinnlicher Dinge wächſt auch die Erkenntniß Gottes und umgekehrt.

Fr. v. Raumer.

14.

Lern', o Schüler, ächte Gnoſe!
Siehe da, der Buſch der Roſe
Brennet dir mit hellen Gluthen
Als der Feuerbuſch des Moſe.

Und aus ihm, wofern du nehmlich
Nicht zu dumpfe, ſeelenloſe
Sinne haſt, wie lind und lieblich
Spricht zu dir der Herr, der große!

Hafis.

15.

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ich?
Wer empfinden
Und ſich unterwinden
Zu ſagen: Ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht auf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann, wie du willſt,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!

Ich habe keinen Namen
Dafür; Gefühl iſt Alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Göthe's Fauſt.

16.

Ich kenne Gott nur in der Zeit, durch Sinn und Sinne und kann mir bei nichts nur nichts denken. Gott offenbart, zeigt ſich uns in Erde, Farbe, Geſtalt, Herzſchlag der Freude oder des Schmerzes, und mir hat er das Bewußtſein über dieſes Wiſſen beſonders erſchloſſen; ich bete die ganze mir bekannte Natur an, und finde nichts gemein, als eine niedre, enge, lügenhafte Geſinnung. **Rahel.**

17.

Gott zum Außerzeitlichen und Außerräumlichen zu machen, heißt: ihn zum Unwirklichen herabſetzen, in die Sige der Gnoſtiker zurücktreiben.

J. H. Fichte.

18.

Darum, du edler Menſch, laß dich ja nicht vom Teufel und Antichriſt narren, der dir die Gottheit weit von dir zeiget und dich in einen weit abgelegenen Himmel weiſet! **Jakob Böhm.**

19.

Siehe, das iſt der rechte einige Gott, aus dem du geſchaffen biſt und in dem du lebeſt: wenn du anſieheſt die Tiefe des Himmels und die Sterne und die Erde, ſo ſieheſt du deinen Gott, und in demſelben lebeſt und biſt du auch, und derſelbe Gott regieret dich auch, und aus demſelben haſt du auch deine Sinne und biſt eine Creatur aus ihm und in ihm, ſonſt wärſt du nichts

Jakob Böhm.

20.

Es dürfte wohl mancher ſagen: Was wäre das für ein Gott, deſſen Leib, Weſen und Kraft in Feuer, Luft, Waſſer und Erde ſtünde? Siehe, du unbegreiflicher (nicht begreifender) Menſch, ich will dir den rechten Grund der Gottheit zeigen. Wo dieſes ganze Weſen nicht Gott iſt, ſo biſt du nicht Gottes Bild; wo irgend ein fremder Gott iſt, ſo haſt du keinen Theil an ihm. Denn du biſt aus dieſem Gott geſchaffen und lebeſt in demſelben; und derſelbe giebt dir ſtets aus ihm Kraft und Segen, Speiſe und Trank; ſo ſtehet auch alle deine Wiſſenſchaft in dieſem Gott, und wenn du ſtirbſt, ſo wirſt du in dieſem Gott begraben.

Jakob Böhm.

21.

Gott iſt für Jakob Böhm eine lebendige Wahrheit und Gegenwart und darum ungetrennt von Welt und Natur; zugleich will er Gott durchaus nicht als „eine Kraft und Qualität, welche keine Vernunft und

Wiſſenſchaft in ſich habe,“ ſondern als Intelligenz gedecht wiſſen. Gott iſt ihm „ein allmächtiger, allweiſer, allwiſſender, allſehender, allhörender, allriechender, allſchmeckender Gott, der da iſt in ſich ſänftig, freundlich, lieblich, barmherzig und freudenreich, ja die Freude ſelbſt.“

XX.

Als einer fragte: Ob Gott außer, über und doch in allen, auch den geringſten Creaturen, wie in Gräslein und Blättlein an Bäumen, wäre, ſagte **Luther**: Gott iſt an keinen Ort gebunden, er iſt auch von keinem ausgeſchloſſen. Er iſt an allen Orten, auch in der geringſten Creatur, wie in einem Gräslein oder Baumblatt, und iſt doch nirgend. Nirgend — verſtehe greiflich und beſchloſſen; an allen Orten aber iſt er, denn er ſchaffet, wirket und erhält alle Dinge. „Wie iſt er aber in allen Creaturen? Weſentlich (ſubſtantiell) oder durch ſeine allmächtige Kraft?“ Er iſt es auf beiderlei Weiſe; denn, wie geſagt, er ſchaffet, wirket und erhält Alles. Andere Creaturen (Weſen) wirken ihrer Eigenſchaft nach, Gott aber gegenwärtig und weſentlich

Luther's
Tiſchreden von **Walch**, S. 113.

XXI.

Es füllt ſein Weſen jeglichen Atomus
Des ungemeßnen Raums und jeden
Stiebenden Tropfen des Zeitenſtromes.

Aus **Vanini's** Ode auf Gott
überſetzt von **Koſegarten.**

24.

Mancher von ſolchem Beweiſe geführt, und ſolcherlei Beiſpiel
Lehrete, daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geiſtes
Wohn' und ätheriſcher Hauch. Denn die Gottheit gehe durch alle
Lande ſo wohl als Räume des Meers und Tiefen des Himmels;
Schafe daher und Rinder, der Menſch und des Wildes Geſchlechter
Jedes bei ſeiner Geburt entſchöpf' ihr zarte Belebung.

Virgil.
Georg. IV. 219 — 224.

25.

Quidquid est hoc, omnia animat, format, alit, auget, creat,
Sepelit, recipitque in sese omnia, omniumque idem est pater;
Indidemque eademque oriuntur de integro atque eodem occidunt.

Pacuvius.
Cicero, de divinat. I. c. 57.

26.

Geiſt der Natur, der Alles erfüllt, und Alles belebet!
Aus dir iſt Alles und in dir; zu dir iſt Alles Zurückkehr.

Knebel.

27.

Der ewige Geiſt allein, der die Natur
Durchdringt, iſt Gott.

Shelley.

28.

Wilhelmine Koch, die dreizehnjährige Somnambule des Dr. Dürr in Baden-Baden hatte die Erſcheinung eines alten Männchens mit metallenem Rock, das auf der Bruſt ein Täfelchen trug, worauf die ſich ſtets als richtig bewährenden hellſehenden Blicke in dem Verlauf ihrer Krankheit ſtanden. Dieſe Figur war zunächſt eine Perſonifikation des Baquets, mit dem die Somnambule in Rapport ſtand; es ſah dieſelbe jedoch zugleich eine Repräſentation des allwaltenden Natur- und Weltgeiſtes in ihr und beſang ſie als ſolche in folgender Art:

Ueberall und immerdar
Find' ich deine Stelle;
Die Natur iſt dein Altar
Und die Welt Kapelle.

Kieſer's Archiv für den thier. Magnetismus X. 3. 1. ff. und **Fiſcher's** Somnambulismus. Baſel 1839 III. S. 92. ff.

29.

Gott iſt nach Giordano Bruno ein innerer Künſtler, eine die Materie von innen heraus beſtimmende und geſtaltende Macht

30.

Miguel Serveto betrachtete alle Dinge als in der Subſtanz Gottes beruhend und behauptete einmal im Eifer des Diſputirens, dieſe Bank, dieſer Stuhl ſei ſo gut aus Gott, als er ſelbſt. „Dann, Elender,“ entgegnete Calvin, „wäre ja der Teufel auch ein Theil von Gott.“ — „Zweifelt ihr daran?“ ſagte lächelnd Servet; „die ganze Natur iſt ſein verkörperter Geiſt“.[1]

31.

Gleichwie der Geiſt eines Menſchen in dem ganzen Leib in allen Adern herrſchet und erfüllet den ganzen Menſchen; alſo auch der h. Geiſt erfüllet die ganze Natur und herrſchet in den guten Qualitäten aller Dinge. **Jakob Böhm.**

32.

Deine Religion ſei die der Vernünftigen; ſie beſtehe im Glauben an die große, Alles durchdringende Seele, deren Körper wir die Welt nennen!

Aus **Platen's** „Lebensregeln“.
1817.

---

[1] „Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht mit Chriſten;
Darum verbrennt man Atheiſten,
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.“

Der Kanzler in **Göthe's** Fauſt.

Servet, Bruno, Vanini wurden bekanntlich verbrannt.

33.

Die Vorſtellung von einer Seele der Welt iſt uralt. Die Welt, ſo weit wir ihr Weſen zu erkennen vermögen, ſtellt ſich dar als nicht nur von mechaniſchen Geſetzen beherrſcht, ſondern von lebendigen Kräften durchwaltet. Daher glaubten ſchon im hohen Alterthume die tiefſten und edelſten Geiſter die einzelnen Himmelskörper als beſeelte Weſen anſehen zu ſollen und nahmen zuletzt eine gemeinſame Seele für die ganze Welt an, ſie theils noch vom Göttlichen unterſcheidend, theils die allgemeine, alles Sein durchdringende Kraft als vernünftige Seele faſſend, über welcher ſie nicht noch ein höheres göttliches Weſen annehmen. Und es wird gewiß auch niemand zeigen können, daß dies eine unwürdige und ſinnloſe Vorſtellung ſei.

J. P. Romang.

34.

Seele der Welt
Puls in den Adern des Lebens,
Die du an Fäden des Lichts
Welten reihſt, wie ein Mädchen
Perlen reiht an den Roſenkranz;
Geiſt, der die Geiſter
Alle durchgeiſtet, Leben
In allen Fluten des Lebens;
Seele, in der die Seelen Verſtorbener
Sicher gehütet träumen;
Dich tempelloſen Gott —

Nicht zu verehren
Durch Faſten und Kniebeugung,
Nur durch die That erlöſender Güte —
Dich will ich predigen.

Alfred Meißner
in dem Gedicht: „Ein Atheiſt".

35.

H. G. **Schubert** äußert ſich in einer ſeiner Schriften¹) über die der Welt inwohnende univerſelle Intelligenz und Lebendigkeit folgendermaßen:

„In allen dieſen Sternen, den ſo unbeſtimmbar entfernt ſcheinenden Fixſternen, wie in den Planeten und nahen Meteoren, iſt ein Trieb der Bewegung und ein Rhythmus der Zeiten; in allen Lebendigen der Thier- und Pflanzenwelt nur ein Wille, der, wie der Sturm über den Meereswellen, die einzelnen Weſen alle erregt und bewegt zu harmoniſchem Zuſammenwirken. Wenn der Kreislauf der Geſtirne unſerem Lande den Sommer wiederbringt und lebendige Wärme, dann führet dieſelbe Alles bewegende, in allen einzelnen Dingen ſich ſpiegelnde Seele den Vogel aus dem Lande ſeiner ſüdlichen Wanderung zurück, die Bewohner der Meerestiefen führt ſie aus Norden, wo ſie den Winter hindurch in den von unten her erwärmten, von keiner Kälte berührten Abgründen ruhten, herabwärts nach dem ſüdlichen Licht, und dieſe gemeinſame Seele, die über Allen ſchwebend, in Allen lebend,

---

¹) Die Urwelt und die Fixſterne. Dresden 1822. S. 13 f.

Alles weiß und ſieht, weiß den zurückgekehrten Vogel wieder zu ſeinem vorjährigen Neſte, die verirrte Biene in ihre Heimath zu führen, und die Lebendigen bewegen ſich alle froh und harmoniſch gegen einander, weil die frohe, freie, ſich nimmer verändernde, ewig wache, liebende Seele der Dinge in ihnen ſich regt und bewegt, in ihnen liebet und ſucht, ſo wie meidet und flieht.“

So weit ſpricht dieſer Schriftſteller mit geiſtreich objektiver Vortrefflichkeit, ſpricht vernünftig im reinſten, vollſten Sinne des Wortes; jetzt aber rührt ſich das pietiſtiſche Gewiſſen, und da ſpricht der Narr aus ihm und ſetzt, wieder gut machend, ſeiner albernen Meinung nach, was er auf jene Weiſe ſchlimm gemacht haben könnte, Folgendes hinzu:

„Wie aber im Menſchen nicht nur Seele und Leib, wie im Thier, ſondern außer ihnen noch ein ſich ſeiner ſelbſt bewußter Geiſt iſt, ſo ſtehet auch unendlich weit erhaben über jener Seele der Natur ein allumfaſſender, allwaltender, allbegründender, ſich ſelbſt erkennender Geiſt.“

Vorher alſo hatte man einen durch Alles gehenden, alle Einzelweſen zu harmoniſchem Zuſammenwirken erregenden und bewegenden, in allen ſich ſelbſt gleichen Willen, eine frohe, freie, ſich nimmer verändernde, ewig wache, liebende, in Allem lebende, zugleich auch über Allem ſchwebende, Alles — und ſo auch wohl ſich ſelbſt in Allem — wiſſende und ſehende Seele der Dinge und der Welt — was kann man mehr verlangen? Was drüber iſt, ſo ſollte man denken, das wäre vom Uebel. Gleichwohl wird etwas, als unendlich weit erhaben, darüber geſetzt, und das ſoll nun erſt der wahre Hort und Anker ſein. Es iſt der rein ſubjektive, willkürliche, gemachte Gott der chriſtlichen Geiſtreligion, der zu hochmüthig iſt, um irgendwie in den Dingen zu ſein, das Geſchöpf und Ideal jener über alles Reale und ſo auch über den Gott der Realität, den wahren und wirklichen Gott, hinausgehende, in Wahrheit gottloſen und atheiſtiſchen Phantaſie, gegen welche denn jener moderne Kriticismus, der die nichtige, chimäriſche Beſchaffenheit dieſer Glaubensvorſtellung zu erweiſen, ſie auf das menſchliche Subjekt, als ihren alleinigen Grund und Quell, zurückzuführen unternimmt, in ſeinem guten, vollen Rechte iſt.

36

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt.

Göthe.

37.

Die Weſen ſchmachteten und ſänken,
Wenn ſie nicht ſeines Lebens tränken.

Bürger.

38.

Aus eines Abgrunds finſterm Graus
Erſtieg des Lebens buntes Haus;
Auf wilder Urzeit Schrecken ſchwebt es,
Die Kraft des Gottes hält und hebt es;
Wär' nicht ſein ſtetes inn'res Streben,
Gleich ſtürzt' in Trümmer Welt und Leben;
Von dem, der außen thront und oben,
Nie würde was dem Nichts enthoben;
Der ſich ein ſonder Sein behalten,
Nicht über's Sandkorn kann er ſchalten;
An Dräthen, die von oben langen,
Kann keine Welt des Lebens hangen.

Aud. 1831.

39.

Man hat mir in dieſen Tagen ein Neſt junger Graſemücken gebracht, nebſt einer der Alten, die man in Leimruthen gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr, ſeine Jungen zu füttern, ſondern wie er ſogar, aus dem Fenſter gelaſſen, zu ihnen zurückkehrte. Eine ſolche, Gefahr und Gefangenſchaft überwindende, elterliche Liebe rührte mich innig und ich äußerte mein Erſtaunen darüber gegen Göthe. Närriſcher Menſch! antwortete er mir, bedeutungsvoll lächelnd, wenn ihr an Gott glaubtet, ſo würdet ihr euch nicht wundern.

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt.

Beſeelte Gott den Vogel nicht mit dieſem allmächtigen Trieb gegen ſeine Jungen, und ging nicht das Gleiche durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht beſtehen können. So aber iſt die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirkſam.

Eine ähnliche Aeußerung that Göthe vor einiger Zeit, als ihm ein junger Bildhauer das Modell von Myrons Kuh mit dem ſäugenden Kalbe geſendet. Hier, ſagte er, haben wir einen Gegenſtand der höchſten Art; das die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende ernährende Princip iſt uns hier in einem ſchönen Gleichniß vor Augen; dieſes und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes. **Eckermann.**

40.

Alles, was ich über den Kuckuck gehört, ſagte **Göthe**, giebt mir für dieſen merkwürdigen Vogel ein großes Intereſſe. Er iſt eine höchſt problematiſche Natur, ein offenbares Geheimniß, das aber nichts deſtoweniger ſchwer zu löſen iſt, weil es ſo offenbar iſt. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demſelbigen Falle! Wir ſtecken in lauter Wundern, und das letzte und beſte der Dinge iſt uns verſchloſſen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir ſehen ſie nach Honig fliegen, Stunden weit, und zwar immer einmal in einer anderen Richtung. Jetzt fliegen ſie wochenlang weſtlich nach einem Felde von blühenden Rübſamen. Dann eben ſo lange nördlich nach blühender Haide.

Dann wieder in einer anderen Richtung nach der Blüthe des Buchweizens. Dann irgendwohin auf ein blühendes Kleefeld. Und endlich wieder in einer anderen Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen aber geſagt: jetzt fliegt dorthin, da giebt es etwas für euch! Und dann wieder: dort, da giebt es etwas Neues! Und wer führt ſie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle! Sie gehen wie an einem unſichtbaren Gängelbande hierhin und dorthin; was es aber eigentlich ſei, wiſſen wir nicht. Ebenſo die Lerche. Sie ſteigt ſingend auf über einem Halmenfeld, ſie ſchwebt über einem Meer von Halmen, das der Wind hin und herwiegt, und wo die eine Welle ausſieht, wie die andere; ſie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck, wo ſie ihr Neſt hat. Alle dieſe äußeren Dinge liegen klar vor uns, wie der Tag, aber ihr inneres, geiſtiges Band iſt uns verſchloſſen.

Mit dem Kuckuck, ſagte ich, iſt es nicht anders. Wir wiſſen von ihm, daß er nicht ſelber brütet, ſondern ſein Ei in das Neſt irgend eines anderen Vogels legt. Wir wiſſen ferner, daß er es legt: in das Neſt der Graſemücke, der gelben Bachſtelze, des Mönches, der Braunelle, des Rothkehlchens und des Zaunkönigs. Auch wiſſen wir, daß dieſes Alles Inſecten-Vögel ſind und es ſein müſſen, weil der Kuckuck ſelber ein Inſecten-Vogel iſt und der junge Kuckuck von einem Samen freſſenden Vögel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kuckuck, daß dieſes Alles auch wirklich Inſecten-Vögel ſind, da doch alle dieſe Genannten ſowohl in ihrer Geſtalt, als in ihrer Farbe und auch in ihrer Stimme und in ihren Locktönen von einander ſo äußerſt abweichen? Und ferner: wie kommt es, daß der Kuckuck ſein Ei und ſein zartes Junges Neſtern anvertrauen kann, die in Hinſicht auf Structur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchte ſo verſchieden ſind, wie nur immer möglich! Das Neſt der Graſemücke iſt von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren ſo leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurch weht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuck gedeiht darin vortrefflich. Das Neſt des Zaunkönigs dagegen iſt äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und feſt gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn ſorgfältig ausgefüttert, ſo daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch iſt es oben gedeckt und gewölbt und nur eine kleine Oeffnung zum Hinein- und Hinausſchlüpfen des ſehr kleinen Vogels gelaſſen. Man ſollte denken, es müßte in heißen Junitagen in ſolch einer geſchloſſenen Höhle eine Hitze zum Erſticken ſein. Allein der junge Kuckuck gedeiht darin auf's Beſte. Und wiederum wie anders iſt das Neſt der gelben Bachſtelze! — Der Vogel lebt am Waſſer, an Bächen und in allerlei Naſſem. Er baut ſein Neſt auf feuchten Triften, in einem Büſchel von Binſen. Er ſcharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, ſo daß der junge Kuckuck durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachſen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was iſt das aber für ein Vogel, für den im zarteſten Kindesaltes Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen, die für jeden andern Vogel tödtlich wären, durchaus gleichgültige Dinge ſind? Und wie weiß der Kuckuck, daß ſie es ſind, da er doch ſelber im erwachſenen Alter für Näſſe und Kälte ſo ſehr empfindlich iſt?

Wir ſtehen hier, erwiederte Göthe, eben vor einem Geheimniß. Aber ſagen Sie mir doch, wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kuckuck ſein Ei in das Neſt des Zaunkönigs, da es doch nur eine ſo geringe Oeffnung hat, daß er nicht hineinkommen und ſich nicht ſelber darauf ſetzen kann.“

Er legt es auf irgend eine trockene Stelle, erwiederte ich, und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch glaube ich, daß er nicht bloß beim Zaunkönig, ſondern auch bei den übrigen Neſtern ſo thut. Denn auch die Neſter der andern Inſecten-Vögel, wenn auch oben offen, ſind doch ſo klein oder ſo nahe von Zweigen umgeben, daß der große, langſchwänzige Kuckuck ſich nicht darauf ſetzen könnte. Dies iſt ſehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuck ein ſo außerordentlich kleines Ei legt, ja ſo klein, als wäre es das Ei eines kleinen Inſecten-Vogels, das iſt ein neues Räthſel, das man im Stillen bewundert, ohne es löſen zu können. Das Ei des Kuckucks iſt nur um ein Weniges größer, als das der Graſemücke, und es darf im Grunde nicht größer ſein, wenn die kleinen Inſecten-Vögel es brüten ſollen. Dies iſt durchaus gut und vernünftig. Allein daß die Natur, um im ſpeciellen Falle weiſe zu ſein, von einem durchgehenden großen Geſetz abweicht, wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwiſchen der Größe des Eies und der Größe des Vogels ein entſchiedenes Verhältniß ſtattfindet, dieſes willkürliche Verfahren, ſage ich, iſt durchaus geeignet, uns zu überraſchen und uns in Erſtaunen zu ſetzen.

Es ſetzt uns allerdings in Erſtaunen, erwiderte Göthe, weil unſer Standpunkt zu klein iſt, als daß wir es überſehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, ſo würden wir auch dieſe ſcheinbaren Abweichungen wahrſcheinlich im Umfange des Geſetzes finden.

Wird denn, ſagte Göthe, der junge Kuckuck, ſobald er ausgeflogen iſt, auch von anderen Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es iſt mir, als hätte ich dergleichen gehört.

Es iſt ſo, antwortete ich. Sobald der junge Kuckuck ſein niederes Neſt verlaſſen und ſeinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher ſagt, daß er da ſei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarſchaft, die ihn gehört haben herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Graſemücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachſtelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, deſſen Naturell es iſt, beſtändig in niederen Hecken und dichten Gebüſchen zu ſchlüpfen, überwindet ſeine Natur und erhebt ſich, dem geliebten Ankömmling entgegen, zum Gipfel der hohen Eiche. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, iſt mit dem Füttern treuer, während die Uebrigen nur gelegentlich mit einem guten Biſſen herzufliegen.

Es ſcheint alſo, ſagte Göthe, zwiſchen dem jungen Kuckuck und den kleinen Inſecten-Vögeln eine große Liebe zu beſtehen.

Die Liebe der kleinen Inſecten-Vögel zum jungen Kuckuck, erwiederte ich, iſt ſo groß, daß, wenn man einem Neſte nahe kommt, in welchem ein junger Kuckuck gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wiſſen, wie ſie ſich gebärden ſollen. Beſonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, ſo daß er faſt wie in Krämpfen am Boden flattert.

Merkwürdig genug, erwiederte Göthe; aber es läßt ſich denken. Allein etwas ſehr problematiſch erſcheint mir, daß z. B. ein Paar Graſemücken die im Begriffe ſind, die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kuckuck erlauben, ihrem Neſte nahe zu kommen und ſein Ei hinein zu legen.

Das iſt freilich ſehr räthſelhaft, erwiederte ich; doch nicht ſo ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Inſecten-Vögel den ausgeflogenen Kuckuck füttern, und daß ihn alſo auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entſteht und erhält ſich zwiſchen Beiden eine Art Verwandtſchaft, ſo daß ſie ſich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja, es kann ſogar kommen, daß derſelbe Kuckuck, den ein Paar Graſemücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in dieſem Jahre ſein Ei bringt.

Das läßt ſich allerdings hören, erwiederte Göthe. Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kuckuck auch von ſolchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen haben.

Es iſt freilich ein Wunder, erwiederte ich; doch giebt es wohl etwas Analoges. Ja, ich ahne in dieſer Richtung ſogar ein großes Geſetz, das tief durch die ganze Natur geht.

Ich hatte einen jungen Hänfling gefangen, der ſchon zu groß war, um ſich von Menſchen füttern zu laſſen, aber noch zu jung, um allein zu freſſen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag viele Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, ſo ſetzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich ſchon ſeit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenſter hing. Ich dachte: wenn der Junge ſieht, wie der Alte frißt, ſo wird er vielleicht auch an's Futter gehen und es ihm nachmachen. Er that aber nicht ſo, ſondern er öffnete ſeinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling ſich ſeiner ſogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es ſein eigenes.

Ferner brachte man mir eine graue Graſemücke und drei Junge, die ich zuſammen in einen großen Käfig that und die die Alte fütterte. Am andern Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Graſemücke that und die von ihr gleichfalls adoptirt und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen ſetzte ich noch ein Neſt mit beinahe flüggen jungen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Neſt mit fünf jungen Plattmönchen. Dieſe alle nahm die Graſemücke an und fütterte ſie und ſorgte für ſie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiſeneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfiges und bald in der andern, und wo nur immer eine hungrige Kehle ſich öffnete, da war ſie da. Ja noch mehr — auch das eine indeß herangewachſene Junge der Grasmücke fing an, einige der Kleineren zu füttern, zwar noch ſpielend und etwas kinderhaft, aber doch ſchon mit entſchiedenem Triebe, es der trefflichen Mutter nachzuthun.

Da ſtehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, ſagte Göthe, das mich in ein freudiges Erſtaunen ſetzt. Wäre es wirklich, daß dieſes Füttern eines Fremden als etwas Allgemein-Geſetzliches durch die Natur ginge, ſo wäre damit manches Räthſel gelöſt, und man könnte mit Ueberzeugung ſagen: daß Gott ſich der verwaiſten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen.

Etwas Allgemein-Geſetzliches, erwiederte ich, ſcheint es allerdings zu ſein; denn ich habe auch im wilden Zuſtande dieſes hülfreiche Füttern und dieſes Erbarmen gegen Verlaſſene beobachtet.

Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrſcheinlich erſt ganz kürzlich ihr Neſt verlaſſen hatten; denn ſie ſaßen in einem Buſch auf einem Zweig nächſt ſieben Geſchwiſtern in einer Reihe und ließen ſich von ihren Aeltern füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein ſeidenes Taſchentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis an's Schießhaus, dann rechts nach der Wieſe an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, haſt du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu ſehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entſchlüpften ſie mir beide und waren ſogleich in Gebüſch und Graſe verſchwunden, ſo daß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieſelbige Stelle, und da ich die Locktöne eines Rothkehlchens hörte, ſo vermuthete ich ein Neſt in der Nähe, welches ich nach einigem Umherſpähen auch wirklich fand. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als ich in dieſem Neſte, neben beinahe flüggen jungen Rothkehlchen, auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die ſich hier ganz gemüthlich untergethan hatten und ſich von den alten Rothkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über dieſen höchſt merkwürdigen Fund. Da ihr ſo klug ſeid, dachte ich bei mir ſelber, und euch ſo hübſch habt zu helfen gewußt, und da auch die guten Rothkehlchen ſich eurer ſo hülfreich angenommen, ſo bin ich weit entfernt, ſo gaſtfreundliche Verhältniſſe zu ſtören, im Gegentheil wünſche ich euch das allerbeſte Gedeihen.

Das iſt eine der beſten ornithologiſchen Geſchichten, die mir je zu Ohren gekommen, ſagte Göthe. Stoßen Sie an, Sie ſollen leben und Ihre glücklichen Beobachtungen mit! — *Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moſes und die Propheten.* Das iſt es nun, was ich die *Allgegenwart Gottes* nenne, der einen Theil ſeiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat, und ſchon im Thiere dasjenige als Knoſpe andeutet, was im edlen Menſchen zur ſchönſten Blüthe kommt.

Eckermann
III. S. 209 ff.

III.

Das Göttliche
als
Intelligenz.

1.

Viel Verſtand muß in dem Urweſen ſein; denn nicht wär' es ſonſt möglich, daß in der Welt ſo viel verſtändige und zweckmäßige Anordnung zu ſehen.

Diogenes von Apollonia.

2.

Zweckmäßigkeit iſt nur durch Beziehung des Gegenſtandes auf einen Verſtand, als Urſache, denkbar.

Kant.

3.

Wir ſehen die höchſte Weisheit in den einfachen, großen Geſetzen der Natur, in der Bewegung der Himmelskörper und der Zuſammenordnung des Weltgebäudes; Alles in ihr iſt zum fortdauernden Gleichgewichte in unzerſtörlicher Bewegung nach Zahl, Maß und Gewichte geordnet. Zunächſt um und an uns ſehen wir dieſe Weisheit in jeder lebendigen Organiſation.

Herder.

4.

Eine höchſte Weisheit iſt evident in der Ordnung der Natur, die unerſchütterlich feſt iſt und auch bei ſcheinbaren Störungen einer Regel folgt.

Herder.

5.

. . . . die feſte Naturwahrheit: „daß aller Beſtand, alles Wohlſein, ja das Daſein der Dinge ſelbſt auf Maß, Proportion und Ordnung gebaut ſind und ſich nur durch ſie erhalten.“

Herder.

6.

Ordnung und vielfältige vortheilhafte Zuſammenſtimmung überhaupt bezeichnet einen verſtändigen Urheber.

=

Regelmäßigkeit und Wohlgereimtheit in einem vielſtimmigen Harmoniſchen macht ſtutzig, und ſelbſt die gemeine Vernunft kann ſie ohne einen verſtändigen Urheber nimmer möglich finden.

Kant.

Werke VI. Leipz. 1839. S. 82.

7.

Wer wollte dafür halten, daß in einem weitläufigen Mannigfaltigen, worin jedes Einzelne ſeine eigene, völlig unabhängige Natur hätte, durch ein befremdliches Ungefähr ſich gleichwohl Alles gerade ſo ſchicken ſollte, daß es wohl mit einander reimte und ſich im Ganzen Einheit vorfände! **Kant.**

Werke VI. Leipz. 1839. S. 53 f.

8.

An dem Bau eines Thieres ſind Gliedmaßen der ſinnlichen Empfindung mit denen der willkürlichen Bewegung und der Lebenstheile ſo künſtlich verbunden, daß man, ſobald man darauf geführt wird, boshaft ſein muß — denn ſo unvernünftig kann kein Menſch ſein — einen weiſen Urheber zu verkennen, der die Materie, woraus ein thieriſcher Körper zuſammengeſetzt iſt, in eine ſo vortreffliche Ordnung gebracht.

Kant.

Werke VI. Leipz. 1839. S. 83.

9.

Es iſt ſonderbar, da durchaus Finſterniß annehmen zu wollen, wo Licht iſt, und Bewußtloſigkeit, wo man Vernunft und Bewußtſein ſieht.

J. Ronge.

10.

Was Jeden ergreifen muß, iſt der unermeßliche Verſtand, der durch die mechaniſchen und organiſchen Reiche der Erde geht. **Jean Paul.**

11.

Betrachtet den unermeßlichen Verſtand, der durch das organiſche Naturreich und durch die Mechanik des Himmels geht und handelt — überall Geiſt.

Jean Paul.

12.

Mit dem geſunden Bewußtſein aller Zeiten und Völker halten wir daran feſt, daß die Vernünftigkeit des All nicht ſei ohne eine wirkliche, allbefaſſende Vernunft.

J. P. Romang.

13.

Sollte die Vernunftmäßigkeit der Dinge, die wir in einzelnen Offenbarungen fragmentariſch erkennen, die wir unter der Wirkung mächtiger Anſchauungen ahnen — ſollte ſie nicht herrühren von einer wirklichen allerhöchſten Vernunft, ſo wie es ſeit mehr als zweitauſend Jahren die ausgezeichnetſten Geiſter empfunden und geltend gemacht haben?

J. P. Romang.

14.

Die abſolute Idee, indem ſie als Ordnung, Syſtem, ſchöpferiſche Einheit concreter Gegenſätze begriffen wird, kann vollſtändig und entwickelt nur gedacht werden als ſchöpferiſch in einander ordnendes, mithin durchſchauendes Princip; keine Ordnung ohne ordnendes Bewußtſein. Das innerlich Einigende, unendlich Verbindende, als welches wir Gott denken, iſt nur als Unbewußtſein möglich; das Abſolute iſt ſo gewiß Unbewußtſein, als die Welt nicht Chaos, ſondern Ordnung iſt; Gottes Bewußtſein iſt der evidenteſte aller Gedanken, weil er der letzte abſchließende Begriff, das höchſte Wort aller Räthſel iſt und weil die innere Gewißheit deſſelben durch jeden Schritt, den das Erkennen in der Betrachtung der Dinge und ihrer ewigen Einheit weiter gelangt, an Intenſität gewinnt.

J. H. Fichte.

15.

Was iſt als das innerlich Einigende zu denken, was vermag im unendlich Einzelnen, in ſich Beſtehenden, dennoch die Einheit zu behaupten und durchzuführen? — Nicht blinde Schöpferkraft, ſondern ein abſolut durchſchauendes, allgegenwärtig durchdringendes Licht; wofür wir nur den Ausdruck des Bewußtſeins kennen. Jene ſchöpferiſche Einheit, jener innere Zuſammenhang aller Dinge iſt, von ſeinem abſtrakten Ausdruck befreit und vollſtändig entwickelt, nur als ſchaffendes Bewußtſein zu denken, ja es giebt kein Schaffen ohne dieſe abſolute Klarheit.

J. H. Fichte

16.

Das Maaß der einzelnen Kreatur leitet auf ein Urmaaß, das Zuſammenwirken aller Kräfte auf eine Urharmonie, die im Gegenwärtigen das unendlich Entlegene, die unendliche Geſchiedenheit des Werdenden urſprünglich geeinigt ſieht — und in deren letzten Worte liegt eigentlich der höchſte Aufſchluß über das Räthſel der Welt. J. H. Fichte.

17.

Wir können nicht die kleinſte Erſcheinung eines Organiſchen begreifen, ohne endlich in dem Gedanken eines ſchaffendordnenden Unbewußtſeins von Anfang und ſeit Ewigkeit wurzeln zu müſſen. J. H. Fichte.

18.

So viel iſt klar, daß das ſchöpferiſche Princip der Welt, dem die Idee des höchſten und letzten Produktes gleich bei dem erſten und niederſten Produkte vorgeſchwebt und als unverrückliches Ziel, wonach ſich alle ſeine Produktionen berechneten, vor Augen geblieben iſt, daß das nicht blindnothwendige Naturkraft, ſondern nur eine bewußte ſchöpferiſche Intelligenz ſein konnte. Fr. Fiſcher.

Metaphyſik. Baſel 1847. S. 68.

IV.

Das Göttliche
als
prototypiſche, urbildlich vorbeſtimmende,
nach ſolcher
Vorbeſtimmung ideel zu Werke gehende
Potenz.

1.

Alles iſt in dem unſichtbaren Worte Gottes, als in der Idee und urſprünglichen Form aller Dinge, enthalten. **Paſchaſius Quesnel**
zu Hebr. 11, 3.

2.

Alles Seiende iſt durch eine intelligible Form beſtimmt; ſinnvoll durchwaltet die Form Alles und ein archetypiſcher Verſtand läßt ſich im ganzen Univerſum erkennen. **Wirth.**
Speculative Idee Gottes S. 49.

3.

Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes in ſeiner weiteſten Ausdehnung, in ſeiner letzten Theil=

barkeit, uns nicht der Vorſtellung erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zu Grunde liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit wirken möge. **Göthe.**

2.

So innere, wie äußere, Erfahrung führt uns zu der Ueberzeugung, daß im Weltall das Leben waltet und alle Räume und Zeiten füllt; daß ein und derſelbe Urgedanke durch die geſammte Schöpfung geht, und ſich in den organiſchen Weſen, als Abbildern des Weltorganismus, wiederholt, daß endlich die mannigfaltigen Arten des Daſeins, durch ein geiſtiges Band verknüpft, in Mittelſtufen an einander grenzen und als Glieder eines einzigen Ganzen durch Wechſelwirkung harmoniſch zuſammenſtimmen. **Burdach.**

3.

„Wir können uns einen Verſtand denken, der, weil er nicht, wie der unſere, discurſiv, ſondern intuitiv iſt, vom ſynthetiſch Allgemeinen, der Anſchauung eines Ganzen, als eines ſolchen, zum Beſondern, vom Ganzen zu den Theilen, geht.“

Und ſo werden wir nach Kant auf die Idee eines intellectus archetypus geführt, der unſerem Verſtande, als dem intellectus ectypus, entgegenſteht.

6.

In der bildenden Kraft muß ein Syſtem von Bildungsgeſetzen liegen. Vor Entſtehung des Menſchen muß in ihr ein Abriß, Entwurf, eine unſichtbare, ideelle Konſtruktion ſein. **Jean Paul.**

7.

Theages.

Wie ſteigen und erhöhen ſich die Organiſationen aus allen Punkten, auf allen Seiten! Und wie ſind ſie einander wiederum ſo ähnlich! Gerade, als ob die formenreiche Mutter auf unſerer ganzen Erde nur einen Typus, ein Protoplasma vor ſich gehabt hätte, nach dem und zu dem ſie Alles bildete. Wiſſen Sie, was dies für eine Form iſt? Die nehmliche, die auch der Menſch an ſich trägt.

Charikles.

Es iſt wahr; auch in dem unvollkommenſten Thier iſt noch einige Aehnlichkeit mit dieſer Hauptform der Organiſation unverkennbar.

Theages.

Im Innern iſt ſie es noch mehr, als von außen. Selbſt bei Inſekten hat man ein Analogon des menſchlichen Gliederbaues gefunden. **Herder.**

8.

Die Organiſation der Thiere iſt einem allgemeinen, nur hie und da modificirten Plane unterworfen.

Geoffroy de Saint-Hilaire.
1818.

9.

Dies hätten wir gewonnen, ungeſcheut behaupten zu dürfen: daß alle vollkommneren organiſchen Naturen, worunter wir Fiſche, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze der letzten den Menſchen ſehen, alle nach einem Urbilde geformt ſeien, das in ſeinen ſehr beſtändigen Theilen nur mehr oder weniger hin und her weicht und ſich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet. **Göthe.**

10.

Die Naturprodukte ſind mit feſtem Plane und unverrücklicher Conſequenz zur Verwirklichung eines Zieles geſchaffen und verhalten ſich zu einander als die ſich gegenſeitig ergänzenden Glieder der organiſchen Entfaltung einer Idee. *Fr. Fiſcher.*

Metaphyſik. Baſel 1847. S. 61.

11.

Wer es erkennt, wie die ganze terreſtriſche Natur der Schöpfung des Menſchen als ihrer Spitze zugeſtrebt, kann nicht zweifeln, daß die Idee des Menſchen dem Schöpfer dieſer Natur von Anfang an und durch alle Perioden hindurch vorgeſchwebt, und daß er dieſes Ideal bei der Schöpfung der Mineralwelt, bei der Erzeugung der vorweltlichen Zoophyten, Molluſken, Saurier, und Dickhäuter bereits eben ſo feſt im Sinne gehabt, als bei dem vorletzten Schritte, dem Affen.

Fr. Fiſcher.

Metaphyſik S. 64 f.

12.

Es giebt einige Inſecten, die ihr ganzes Leben hindurch die nämliche Geſtalt behalten, womit ſie aus dem Ei hervorgehen. Dieſe Inſecten ſind die ſämmtlichen Geſchlechter aus der Familie der Spinnen und mehrere aus den Ordnungen der Aſſeln und Milben. Alle übrigen Thiere dieſer Klaſſe erleiden während ihres Lebens eine partielle oder totale Verwandlung. Wo die Metamorphoſe nur partiell iſt, unterſcheidet ſich die Larve von der Puppe und dieſe von dem vollkommenen Inſect größtentheils nur durch die geringere Anzahl oder durch die geringere Ausbildung ihrer Organe. Hingegen bei der totalen Verwandlung iſt in dem vollkommenen Inſect keine Spur mehr von dem übrig, was das Thier in ſeinem Larvenzuſtande war. Die unſägliche Menge Muskeln der Larve iſt verſchwunden, und ganz andere ſind an die Stelle getreten; ebenſo ſind Kopf, Herz, Luftröhre u. ſ. w. von ganz anderer Structur. **Treviranus.**

13.

Würde durch die Fortpflanzung überall nur unmittelbar ein Abdruck des elterlichen Leibes und Weſens hervorgebracht, ſo ließe ſich das Phänomen eher auf eine dem gemeinen materialiſtiſch-mechaniſtiſchen Verſtande zuſagende Weiſe erklären; das iſt aber nur zum Theile der Fall, denn es liegt auch die wunderbare Erſcheinung vor, daß aus dem mütterlichen Körper ein ganz anderes, eigenes Geſchöpf entſpringt, das erſt ſpäterhin in Folge einer förmlichen Umſchöpfung die Geſtalt und Organiſation der Eltern erhält; vergl. die vorhergehende Nummer. Es iſt klar, daß hier in dem Thiere eine mit ihm nach freiem Plane ſchaltende, künſtleriſch ſchaffende Geiſtigkeit waltet; denn aus bloß materiellen und mechaniſchen Vorausſetzungen und Vorgängen iſt eine ſo völlige Umwandlung durchaus nicht zu begreifen.

V.

Zweckbegriff.

Mechaniſche und teleologiſche Erklärungsweiſe.

Teleologiſche Beiſpiele und Specialitäten.

1.

Die Autokratie der Materie in Erzeugungen, welche von unſerem Verſtande nur als Zwecke begriffen werden können, iſt ein Wort ohne Sinn.

Kant.

Kritik der Urtheilskraft §. 81.

2.

Man kann in der Betrachtung der Natur keinen Schritt thun, ohne den Zweck aufgefaßt zu haben.

Hegel.

Naturphiloſophie S. 433.

3.

Die Anthropologen und Atheiſten unſerer Zeit hätten vollkommen Recht, wenn nur — der Strohhalm Vanini's nicht wäre. Unendliche Weisheit, Kunſt und Macht iſt ſeine Vorausſetzung und damit — ein Gott.

4.

Inſofern Spinoza das Daſein Gottes zu läugnen ſcheint, iſt er leicht zu widerlegen, vornehmlich, wenn man zeigt, daß jedes Ding ſeine Beſtimmung habe, daß jedes zu einem Zwecke gemacht ſei. Alles, ſelbſt ein Grashalm, beweiſet, daß ein Gott ſei.

Friedrich der Große

in ſeiner Schrift de la littérature Allemande.

5.

Zwar muß die Vernunft behutſam verfahren und nicht jede Technik der Natur teleologiſch zu erklären ſuchen; allein das teleologiſche Princip gänzlich auszuſchließen und, wo Zweckmäßigkeit als Beziehung auf eine andere Art von Cauſalität ſich ganz unläugbar zeigt, doch immer den bloßen Mechanismus verfolgen zu wollen, das muß die Vernunft eben ſo phantaſtiſch und unter Hirngeſpinnſten von Naturvermögen, die ſich gar nicht denken laſſen, herumſchweifend machen, als eine bloß teleologiſche Erklärungsart, die gar keine Rückſicht auf den Naturmechanismus nimmt, ſie ſchwärmeriſch machte.

Kant.

Kritik der Urtheilskraft §. 78.

6.

Es iſt ganz gewiß, daß wir die organiſirten Weſen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechaniſchen Naturprincipien nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können, und zwar ſo gewiß, daß man dreiſt ſagen kann: es iſt für Menſchen ungereimt, auch nur einen ſolchen Anſchlag zu faſſen, oder zu hoffen, daß noch dereinſt ein Newton aufſtehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgeſetzen, die keine Abſicht geordnet hat, begreiflich machen werde; ſondern man muß dieſe Einſicht den Menſchen ſchlechterdings abſprechen.

So viel iſt ſicher, daß wir, wenn wir doch wenigſtens nach dem urtheilen ſollen, was uns durch unſere eigene Natur einzuſehen vergönnt iſt, der Möglichkeit jener Naturzwecke ſchlechterdings nicht Anderes, als ein verſtändiges Weſen zu Grunde legen können.

Kant.

Kritik der Urtheilskraft §. 76.

7.

Ich unterſtehe mich, zu ſagen, daß eher die Bildung aller Himmelskörper, die Urſache ihrer Bewegungen, kurz, der Urſprung der ganzen gegenwärtigen Verfaſſung des Weltbaues werde eingeſehen werden können, ehe die Erzeugung einer Raupe oder eines einzigen Krautes aus mechaniſchen Gründen deutlich und vollſtändig kund werden wird.

Kant.

Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels 1755. Vorrede.

8.

Die Befugniß, auf eine bloß mechaniſche Erklärungsart aller Naturprodukte auszugehen, iſt an ſich ganz unbeſchränkt; aber das Vermögen, damit allein auszulangen, iſt, nach der Beſchaffenheit unſeres Verſtandes, ſofern er es mit Dingen als Naturzwecken zu thun hat, nicht allein ſehr beſchränkt, ſondern auch deutlich begrenzt, ſo daß die Beurtheilung ſolcher Produkte jederzeit zugleich einem teleologiſchen Princip untergeordnet werden muß.

Kant.

Kritik der Urtheilskraft §. 80.

9.

Wie eine Hölle leichter zu dichten iſt, als ein Himmel, ſo ſind auch wenig Anſtalten der Natur zu einer Höllengegend nöthig, da dieſe bloß in Unordnung, Widerſprüchen, Unangemeſſenheit zu unſern Sinnen zu beſtehen braucht. Aber welch ein Aufwand von Zwecken und Zuſammenſtimmungen bildet ein Arkadien mit ſeinen vielfachen Blumen, Schmetterlingen, Vögeln u. ſ. w. — und doch iſt die Erde mit ſchönen Gegenden bedeckt, die nur ſelten eine rauhe, leere unterbricht.

Jean Paul.

10.

Das Lehrgebäude, das Tongebäude, das Schwalbenhaus iſt leichter gebaut, als ein ausgeſchnittenes Schneckenauge oder vielmehr das urſprüngliche ſelber und jedes Glied; denn was ſind alle menſchlichen und thieriſchen Wunderwerke gegen einen organiſchen Körper, ein ſolches Labyrinth voll Labyrinthen ſich bekämpfender und ſich helfender Kräfte, ein All voll thieriſcher Bewegungen, wogegen die himmliſchen der Weltkörper nur eine leichte Rechenaufgabe ſind?

Jean Paul.

11.

In Valentin's Phyſiologie wird von dem, was die organiſche Gebilde der Natur und die Maſchinen, die der Menſch herſtellt, mit einander gemein haben, und von dem Unterſchiede, der zwiſchen beiden Statt findet, gehandelt. Hiebei heißt es:

„Der Plan, welcher dem ſcharfſinnigſten Werke des Mechanikers zum Grunde liegt, erſcheint der Anordnung der Theile des kleinſten Thieres gegenüber arm, ſchwach und unvollkommen. Die unendliche Weisheit des Schöpfers tritt uns nie ſo gebieteriſch entgegen, als wenn wir die verſchiedenen Werkzeuge der von ihm geſchaffenen Vorrichtungen in ihrem Zuſammenhange zu ermitteln ſuchen.“

„Die einzelnen Stücke unſerer Apparate ſind groß und haben unvollkommnere und einfachere mathematiſche Geſtalten. Die Natur arbeitet mit mikroſkopiſchen Theilen, von denen jedes ſeine auf das genaueſte beſtimmte Form, Größe und Stellung beſitzt. Sie iſt nicht gleich unſeren Mechanikern genöthigt, der leichteren Berechnung wegen elementar-mathematiſche Begrenzungen zu ſchaffen. Sie gebraucht vielmehr meiſt verwickeltere Oberflächen, um hierdurch noch Nebenvortheile zu erzielen, die wir oft nicht einmal theoretiſch beſtimmen können.“

„Beſchränkte ſich aber die Eigenthümlichkeit der Organismen auf dieſe Vorzüge allein, ſo würden ſie zwar ſchon unſere Werkzeuge an Zweckmäßigkeit unendlich übertreffen. Es ſtänden aber immer noch zwei ebenbürtige Nebenbuhler einander gegenüber. Keine Ungleichheit des Princips, ſondern nur die Vollkommenheit der Ausführung würde den Unterſchied bedingen. Es hieße jedoch das Weſen der lebendigen Geſchöpfe verkennen, wenn man ſich mit dieſem Standpunkte begnügen wollte.“

„Der Baumeiſter richtet ſeine Maſchine ſo ein, daß alle Theile unter Vorausſetzung der nöthigen Speiſung von ſelbſt wirken. Allein die Herſtellung des Räderwerkes, die Verbeſſerung des Mangelhaften, die Entfernung des Unbrauchbaren und der Zuſatz neuer zweckmäßiger Stücke hängt von dem Wirken fremder Hände ab. Die Maſchine lebt nur in dem ihr urſprünglich vorgeſchriebenen Kreiſe. Sie iſt paſſiv und unſelbſtſtändig, ſo wie die Forderungen dieſes engumgrenzte Gebiet überſchreiten.“

„Die Organismen dagegen ſind weit davon entfernt, ein ſolches Bild der Hilfloſigkeit darzubieten. Ihr von der Mutter bereiteter Keim führt eine Reihe zweckmäßig verbundener Theile, die unter Vorausſetzung der gehörigen Speiſung fernere Gebilde erzeugen und ſich zu dem ſelbſtſtändigen Individuum entwickeln. Die Nahrungsmittel dienen nicht bloß, die Thätigkeit der ſchon vorhandenen Stücke zu unterhalten, ſondern auch neue zu verfertigen, abgenutzte zu erfriſchen und den Schaden, den jeder Gebrauch eines Werkzeuges veranlaßt, auszugleichen. Die lebenden Weſen bauen ſich ihre eigenen Organe auf und erhalten und verbeſſern ſie, ſo lange es ihre Zuſtände möglich machen.“

Es werden ſodann noch weitere Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Organismen bemerklich gemacht, wie die Erzeugung neuer Organismen aus ihnen, das zweckmäßiger als dasjenige unſerer Maſchienen beſchaffene Material derſelben, „das Weiche, Nachgiebige, Wandelbare der organiſchen Schöpfungen“ im Gegenſatze „des Starren und Einſeitigen der unbelebten Vorrichtungen,“ die Fähigkeit vieler einzelner Theile, ihre Zuſtände den wechſelnden Außenverhältniſſen gemäß zu ändern, „wodurch ſie zu labilen Vorrichtungen werden, während der größte Theil unſerer Maſchinen ohne fremde Hilfe dem Wechſel der an ſie geſtellten Forderungen nicht entſpricht.“

„Kein optiſches Werkzeug kann ſeine Diaphragmen leiten; keine Maſchine ihren Schwerpunkt den verſchiedenen Stellungen gemäß verrücken. Unſer Auge hingegen verengt ſeine Pupille im Hellen und erweitert ſie im Dunklen. Wir wechſeln die gegenſeitige Lage unſerer Glieder auf eine den Principien der Mechanik genau entſprechende Weiſe, ſobald uns die Beſchaffenheit des Bodens oder unſere einige Körperſtellung umzuwerfen droht.“

„Alle die Verbeſſerungen unſerer labilen Apparate gehen ohne unſere eigene Berechnung vor ſich.“

„Der Charakter der Labilität greift noch ſelbſt in die Verhältniſſe der Speiſung ein. Fehlt dieſe einem phyſikaliſchen Apparate, ſo ſteht Alles auf der Stelle ſtill. Der hungernde Organismus dagegen lebt eine Zeit lang fort; ſeine eigenen Körperelemente, die aus Speiſungsmitteln entſtanden, geben im Drange der Noth wieder in dieſe über.“

Valentin.

Lehrbuch der Phyſiologie des Menſchen.
Braunſchw. 1847. I. S. 9 ff.: „Eigenthümlichkeiten
der Organiſation.“

Weiteres Lob wird den organiſchen Produkten der Natur in Hinſicht der ſich in ihnen offenbarenden Abſichtlichkeit, Planmäßigkeit und Berechnung in dem genannten Werke reichlichſt geſpendet; man ſehe z. B. I. S. 103 f., wo die Sätze zu leſen:

„Die Natur benützt die oben erläuterten hydrauliſchen Verhältniſſe auf die weiſeſte Art.“

„Dieſe verſchiedenen Eigenſchaften werden auf das planmäßigſte vertheilt.“

Die Natur hat dieſen Uebelſtand gänzlich beſeitigt.“

Und l. S. 116:

„Wollen wir das Herz mit unſern hydrauliſchen Vorrichtungen vergleichen, ſo bieten die Saug- und Druckpumpen die größte Aehnlichkeit dar.“ Erläuterung mit Figur. „Die Vollkommenheit, mit der die Natur arbeitet, erzeugt hier aber von vorn herein mehrere weſentliche Unterſchiede“ u. ſ. w.

Und l. S. 128:

„Eine andere Verſuchsreihe kann uns leicht überzeugen, mit welcher Genauigkeit die Formen und Größen der einzelnen Theile der venöſen und arteriellen Klappen abgepaßt ſind.“

„Ein Ventil arbeitet um ſo beſſer, je weniger Druck ſeine pünktliche und zweckmäßige Schließung und Oeffnung in Anſpruch nimmt. Die Herzklappen zeichnen ſich auch in dieſer Hinſicht durch ihre Vortrefflichkeit aus.“

Nach einer l. 161 befindlichen Darſtellung „arbeitet die Natur viel ſparſamer, als jede unſererer Dampfmaſchinen.“

Von dem „Princip der Raumerſparung in den Einrichtungen aller unſerer Körperhöhlen“ iſt l. S. 87 die Rede.

Und ſo wäre noch gar Vieles beizubringen und anzudeuten; ja man findet ſich hier eigentlich zu ganzen Abhandlungen und ausführlichen Auseinanderſetzungen der bezüglichen, in teleologiſcher und phyſikotheogiſcher Beziehung ſo höchſt wichtigen und intereſſanten Gegenſtände verſucht und aufgefordert; der uns hier plan- und verhältnißmäßig geſtattete Spielraum aber iſt allzu gering, als daß wir zu ſo quantitativ bedeutenden Darſtellungen fortgehen dürften. Doch mögen als kurzgefaßte Andeutungen und Beiſpiele deſſen, was die Phyſiologie im Organismus für Manifeſtationen einer höheren Verſtandeskraft erkennt, noch folgende Einzelheiten am Orte ſein.

„Eine freie, den Verhältniſſen gemäß ausgebreitete Haut bildet das einfachſte Abſonderungswerkzeug.“ Es werden dergleichen organiſche Gebilde namhaft gemacht. Dann heißt es weiter: „Hätte nun aber die Natur dieſe einfache Einrichtung überall beibehalten, ſo müßte ſie entweder auf größere Maſſen mancher Abſonderung verzichten oder Flächen herſtellen, welche die des Körpers an Ausdehnung weit überträfen. Sie wählte daher, um jede dieſer beiden Klippen zu vermeiden, ein zweckmäßiges Auskunftsmittel“ u. ſ. w.

Daſelbſt S. 609:
„Bau der Abſonderungswerkzeuge.“

„Die einzelnen Thätigkeiten ſtehen in wechſelſeitigem labilen Gleichgewicht zu einander. Sie verhüten hierdurch manche Gefahren, die ſonſt dem geſammten Organismus drohen würden. Trinken wir viel, ſo geht auch mehr Waſſer durch den Harn ab; es beläſtigt daher nicht die übrigen Organe. Iſt die Hautausdünſtung unterdrückt, ſo ſondern die Schleimhäute größere Mengen von Flüſſigkeit aus. Katarrh und

Durchfall folgen deßhalb auf der Stelle nach. Ein Organ opfert ſich in dieſem Falle, um Störungen des Ganzen zu verhüten.
Daſelbſt S. 224.
„Organiſches Gleichgewicht.“

„Die Thränen und die übrigen hier in Betracht kommenden Abſonderungen bleiben unter regelrechten Verhältniſſen innerhalb des Bindehautſackes. Die Natur hat zu dieſem Zweck eine eigene Durchzugsvorrichtung hergeſtellt, die jeden Ueberfluß verhütet und nichts deſto weniger eine fortwährende Erneuerung der Befeuchtung möglich macht.“
Daſelbſt S. 633.

„Da das Blut mit keiner eigenen Bewegungskraft ausgerüſtet iſt, ſo mußte die Natur ein Pumpwerk herſtellen, deſſen Druck- und Saugwirkungen die Mechanik des ganzen Röhrenſyſtems leiten.“

—

„Eine hydrauliſche Vorrichtung treibt das Blut durch die meiſten Körperorgane und leitet es dann wieder zu ſeinem früheren Ausgangspunkte zurück.“

—

„Wir können uns die Schlagadern, die Capillaren und die Blutadern trotz der Verſchiedenheit ihres Baues als ein fortlaufendes Röhrenwerk vorſtellen. Der paſſendſte Punkt erhält ſeinen Muskelbeſatz und wird ſo zum Herzen.“
Daſelbſt S. 413. 415 f.

„Das Blut wird durch die Mechanik einer Druck- und Saugpumpe, des Herzens nehmlich, im geſchloſſenen Röhrenleitungen ununterbrochen herumgetrieben und kehrt nach einer gewiſſen Zeit zu ſeiner früheren Ausgangsſtelle zurück. Betrachten wir die Herzmaſſe als der Mittelpunkt der ganzen Vorrichtung, ſo ſtrömt es hiebei in den Schlagadern centrifugal, in den Blutadern hingegen centripetal, in den Capillaren biegt es aus jener Richtung in dieſe und in dem Herzen aus dieſe in jene um.“ [1]

Daſelbſt S. 98.

„Die Natur benützt die Wirkung des Luftdruckes, um manche Thätigkeiten des Organismus möglich zu machen, und viele Einrichtungen unſers Körpers zu vervollkommen.“

Daſelbſt S. 85.

„Die Mechanik gebraucht nicht ſelten thieriſche Häute, um zartere Ventile herzuſtellen. Ihre Nachgiebigkeit zeichnet ſie, ſo lange nicht übermäßige Druckwirkungen in Betracht kommen, vor ähnlichen Vorrichtungen aus, die aus dünnen Metallblättern oder ſtärkeren Maſſen beſtehen. Das Material unſerer Organe ſelbſt gewährt daher ſchon einen weſentlichen Vortheil. Allein auch ihre Einrichtung iſt zweckmäßiger, als bei den in der Technik gebrauchten Schlußvorrichtungen. Die Natur ſtellt nehmlich faſt nur Segel oder Taſchenventile her, die, wenn ſie genau gearbeitet ſind, leichter und ſicherer ſchließen. Die Technik hat bis jetzt dieſe Form des Verſchluſſes weniger benützt, als ſie es verdient, weil die ſorgfältige Arbeit, die ſie vorausſetzt, von der Ausführung abhielt.“

---

[1] Die feinſten Blutgefäßnetze oder Capillaren, welche die meiſten Organe überall durchdringen, verbinden die Schlag- und Blutadern; die Bahn der Flüſſigkeit ſchlägt daher in ihnen in die entgegengeſetzte Richtung um.

Daſelbſt S. 100.

„Die Natur benützt dieſe Verhältniſſe, um unſere Muskeln von ihren Gewichten zu entlaſten und deren Wirkungen nicht als bloße Tragkraft zu vergeuden, ſondern zur Bewegungsanregung zu verwenden.“

Daſelbſt S. 90.

„Die Natur hat die mechaniſchen Verhältniſſe der einzelnen Theile des Skelettes und der Weichgebilde begünſtigt und die Muskeln mit relativ bedeutenden Zugkräften ausgerüſtet. Der Menſch und die Thiere können daher als zweckmäßige Maſchinen nach außen hin wirken. Werden ihre Leiſtungen in paſſender Weiſe benützt, ſo liefern ſie verhältnißmäßig größere Nutzeffekte, als die meiſten unſerer künſtlichen Vorrichtungen.“

Daſelbſt S. 105.
„Mechaniſche Wirkungen.“

„Da die Reibung einen Theil der anregenden Kraft verzehrt, ſo wird jeder mechaniſche Apparat um ſo vorzüglicher arbeiten, je weniger er durch dieſe Nebenſtörung verliert. Die Natur beſeitigt dieſe Schwierigkeiten durch eine Reihe von Mitteln, von denen uns nur ein Theil zur Nachahmung zu Gebote ſteht. . . . . Der Organismus befindet ſich, den Maſchinen gegenüber, ſchon deßhalb in einer vortheilhaften Stellung, weil ſeine Apparate verhältnißmäßig wenig wiegen. Die Oberflächen der Knorpel, der

Sehnenſcheiden und überhaupt all der Gebilde, die hier in Betracht kommen, ſind überdies ſo glatt, daß ſie mit den am ſorgfältigſten polirten Stücken der beſten phyſikaliſchen Apparate verglichen werden können. Die Reibung wird ſchon hiedurch größtentheils aufgehoben.“

„Die Technik begegnet der Reibung gewöhnlich durch Anwendung von Oel, Talg, Seife und ähnlichen Körpern, die als Salbe dienen . . . . Soll aber ein Zwiſchenkörper der Art ſeinen Zweck erfüllen, ſo darf er weder zu flüſſig, noch zu feſt ſein; zähe Körper bilden die beſten Schmiermittel.“ Geeignete Maſſen der Art verwendet denn auch die Natur, was dort näher auseinandergeſetzt wird. „Dieſe paſſenden Verhältniſſe ſind übrigens noch dadurch begnüſtigt, daß die Schmiermittel in nachgiebigen, hermetiſch geſchloſſenen Räumen ſpielen und nicht ſelten ihre im Augenblick überflüſſigen Mengen in Nebenbeutel ableiten können.“

Daſelbſt S. 47 f.

„Wir haben ſchon früher geſehen, wie ſehr ſich die Synovia oder Gelenkſchmiere eignet, die Reibung zu vermindern. Die Flächen, welche die Synovialüberzüge der Gelenkknorpel und der Zwiſchenmaſſen darbieten, beſitzen ohnehin ſo wenig Unebenheiten, als möglich. Ihre Formen begünſtigen überdies oft noch die Beweglichkeit. Kommt nun die Gelenkſchmiere hinzu, ſo wird faſt nichts für die Reibungshinderniſſe verloren gehen. Sie verzehren noch kein Gran im Ellenbogengelenke und ſind daher verhältnißmäßig geringer, als in allen unſern techniſchen Vorrichtungen.“

Daſelbſt S. 167.

„Der Organismus bereitet auch eine Art von natürlicher Salbe oder Pomade zur Einölung der Haut; es iſt die ſogenannte Hautſchmiere. „Sie bildet die fettige Maſſe, welche die meiſten Stellen unſerer äußern Körperfläche einölt. Die an jedem Haare angebrachten Fettdrüſen, liefern ein Oel, das oft noch, ehe es hervortritt, zu einer dichteren Fettmaſſe erſtarrt. Das Haar und die benachbarten Hautſtellen benützen dieſe Pomade, damit ihre Horngebilde geſchmeidiger und undurchdringlicher für Waſſer werden. Die an einzelnen Hautſtellen vorzugsweiſe ausgebildeten Talgdrüſen leiſten dieſelben Dienſte“ u. ſ. f.

Daſelbſt S. 622 ff.

„Die Thränen haben die Beſtimmung, die Oberfläche des Auges feucht zu erhalten. Mehrere Nebenverhältniſſe vereinigen ſich zur Erreichung dieſes Zweckes“ u. ſ. w.

Daſelbſt S. 633.

IV.

Man kann keine allgemeine Urſache angeben, weßwegen die Klauen der Katze, des Löwen u. ſ. w. ſo gebaut ſind, daß ſie ſich zurücklegen können, als weil ſie irgend ein Urheber ſo angeordnet hat, um vor dem Abſchleifen geſichert zu ſein.

Kant.

Werke VI. Leipz. 1839. S. 49 f.

18.

Die Form, die Zahl und die Geſtalt der Zähne ſtimmt auf das innigſte mit der Nahrungsweiſe des Thiers.

Die Zahnbildung der Hausſängethiere giebt uns manch deutliches Beiſpiel, wie die Natur die Werkzeuge den Bedürfniſſen anpaßt. Die Nagezähne der Kaninchen und verwandter Geſchöpfe entſprechen den inneren Schneidezähnen anderer Thiere. Da ſie die harten Hölzer anfeilen ſollen, ſo erreichen ſie eine bedeutende Länge und einen hohen Grad von Härte und werden gleich Meſſern in lange Hefte eingelaſſen. Sie verdrängen daher die äußeren Schneidezähne und Eckzähne und dringen mit ihren verlängerten und gekrümmten Wurzeln in die Kinnladen tief ein. Ein harter Schmelz und geeignete meſſer- oder pfriemenförmige Endflächen machen ſie zu ihrer Beſtimmung vorzugsweiſe geſchickt.

Andere Pflanzenfreſſer, die ihre Nahrung leicht abreißen, ſie aber in größeren Bruchſtücken ihrer Mundhöhle übergeben, haben Backzähne, die mit ihren berechneten unebenen Kronenflächen wagerecht ſpielen können. Sie zermalmen daher die zähen und trockenen Stengel mühlſteinartig und ergänzen hiedurch die unvollkommene Wirkung der Schneidezähne. Das Kaninchen, das Pferd und noch mehr das Rind erfreut ſich dieſes Vortheils.

Da endlich die Fleiſchfreſſer ihre weiche und zähe Beute zerreißen und zerdrücken müſſen, ſo verwandeln ſich ihre Eckzähne in lange ſpitze Nägel, die ſich am beſten zu Befeſtigungswerkzeugen eignen. Ihre zackig ineinander greifenden Backzähne behalten noch pyramidale Formen, um deſto bequemer zu zerquetſchen und die Fleiſchfaſern zu trennen. **Valentin**

a. a. O. I. S. 236 f.

14.

Die Nagethiere ſind höchſt merkwürdig gebildet. Scharfes, aber geringes Erfaſſen, eilige Sättigung, auch nachher wiederholtes Abraſpeln der Gegenſtände, fortgeſetztes faſt krampfhaft leidenſchaftliches, abſichtslos zerſtörendes Knuſpern, welches denn doch wieder in den Zweck, ſich Lager und Wohnungen aufzubauen und einzurichten, unmittelbar eingreift und dadurch abermals bewährt: daß im organiſchen Leben ſelbſt das Unnütze, ja Schädliche, in den nothwendigen Kreis des Daſeins aufgenommen, in's Ganze zu wirken und als weſentliches Bindemittel disparater Einzelnheiten gefordert wird.

Göthe.

15.

Höchſt merkwürdig ſcheint es zu ſein, daß durch eine geheimnißvolle Uebereinſtimmung bei vollkommener Thätigkeit der Hand auch zugleich die Vorderzähne eine höhere Cultur bekommen. Denn während dieſe bei andern Thieren die Nahrung ergreifen, ſo wird ſie hier von den Händen auf eine geſchickte Weiſe zum

Munde gebracht, wodurch nunmehr die Zähne bloß zum Nagen determinirt werden und ſo dieſes einigermaßen techniſch wird. **Göthe.**

16.

Bei der Mauſer der Vögel verfährt die Natur mit ſolcher Weisheit und Mäßigung, daß ein Vogel nie mit einem Male ſo viel Federn verliert, daß er unfähig würde, ſo gut zu fliegen, als es ihm zur Erreichung ſeines Futters nöthig iſt.

„— Schreitet aber die Mauſer an beiden Flügeln gleichmäßig und gewiſſermaßen ſymmetriſch vor?"

So weit meine Beobachtungen reichen, allerdings. Und das iſt ſehr wohlthätig. Denn verlöre ein Vogel z. B. drei Schwungfedern des linken Flügels und nicht zugleich dieſelben Federn des rechten, ſo würde den Flügeln alles Gleichgewicht fehlen und der Vogel würde ſich und ſeine Bewegung nicht mehr in der gehörigen Gewalt haben. Er würde ſein, wie ein Schiff, dem an der einen Seite die Segel zu ſchwer und an der andern zu leicht ſind.

Eckermann III. S. 184 f.

17.

Die Flüſſigkeit, die von den Spinnen aus ihren Warzen am Abdomen ausgeſchieden wird, dient zur Hervorbringung ihres Gewebes Behufs ihres Aufenthaltes und zur Erlangung ihres Raubes. Die Scheeren des Krebſes ſind ſeine Waffen, ſeine Zähne im Magen dienen als Kauwerkzeuge, ſeine äußere Kruſte als Schutzmittel gegen Feinde. Die Federn der Vögel und die Haare der Säugethiere, ſofern ſie ſchlechte Wärmeleiter ſind, dienen als Schutz gegen Kälte und ſind der Jahrzeit accommodirt. Nackte, weder mit Schildern noch mit Schuppen bedeckte Amphibien ſind ſtatt deren mit einem zähen Schleim überzogen, der einigen zu einem beſondern Zwecke dient, dem Laubfroſche z. B. dazu, daß er ſich an die glatteſten Körper feſthängen kann. Die ſich reproducirenden Schuppen der Fiſche dienen wegen ihrer Glätte zur ſchnellen Bewegung im Waſſer, die Schuppen, mit welchen in nördlichen Gegenden die Germina der Bäume verſehen ſind, dienen zum Schutz gegen eindringende Würmer, gegen Kälte und Waſſer, ein Schutz, der in wärmeren Klimaten weniger nöthig iſt.

Münter,

Allgemeine Zoologie, Halle 1840, S. 344 f.

18.

Ein zoologiſches Geſetz iſt dieſes:

„Je mehr die organiſchen Körper in Hinſicht auf Klima und Nahrungsweiſe der partiellen Reproduktionen bedürfen, deſto mehr ſind ſie ihnen eigen.“

So haben die Thiere im Norden mehr Haar, als im Süden, auch haben die behaarten Thiere in der kalten Jahrzeit mehr Haare, als im Sommer. Eine analoge Erſcheinung iſt dieſe, daß die Knoſpen der Bäume zwiſchen den Wendekreiſen ohne Schuppen ſind, die ſie aber in kälteren Gegenden nöthig haben, und mit denen ſie aus dieſem Grunde hier auch verſehen ſind.

19.

Ein anderes „merkwürdiges Geſetz“ bildet nach *Treviranus* der Umſtand, daß *alle geſchlechtloſen Thiere unter den Inſekten ſtatt der Zeugungstheile gewiſſe andere Organe haben, welche einen Stoff zur Hervorbringung von Kunſtwerken liefern.*

20.

Die Zweckmäßigkeit der Naturbildungen iſt um ſo auffallender, wenn ſie in ungewöhnlichen, abnormen, vom Typus der ſpecifiſchen Formation abweichenden Fällen, bei geſtörter Vollkommenheit der organiſirenden Vorgänge und in einer nach Maaßgabe dieſer Störung intelligent modificirten Weiſe, wie in den ſogenannten Mißbildungen oder Monſtroſitäten, zur Erſcheinung kommt. *„Bei allen Monſtris, ſo viel ſie in der Reihe der Organismen beobachtet werden, zeigt ſich, daß ſie in ſich zweckmäßig gebildet ſind, d. h. es zeigt ſich in allen Monſtris eine beſtimmte Conſonanz in der Abweichung anderer Theile in demſelben Monſtrum;“* bei mangelnden Füßen und Zehen z. B. pflegt eine beſſere Ausbildung der Hand, bei Mißbildung eines Sinnesorgans ein anderes ausgebildeter, der Defekt auf der einen Seite durch Exceß auf der andern compenſirt zu ſein; vergl. Münter, allgemeine Zoologie, Halle 1810, S. 376 f.

21.

Der aufrechte Gang des Menſchen erlaubt den freien Gebrauch der Hände und dieſe ſind zu gleicher Zeit ſo kraftvoll und beweglich, ſo geſchickt, ſelbſt kleine Dinge zu faſſen, mit einem ſo feinen Gefühle verſehen, daß man wohl behaupten kann, ohne dieſes Werkzeug würde dem Menſchen alle ſeine Klugheit nicht viel nützen. Die Natur, welche vielen Thieren kräftige Waffen, wie Zähne, Hörner, Hufe, Krallen gegeben, iſt in dieſer Hinſicht gegen den Menſchen keineswegs freigebig geweſen; ſie hat ihm aber die Kunſt verliehen, ſich Waffen zu verfertigen, die ihn zum Beherrſcher aller Geſchöpfe auf Erden erheben. **Lenz.**

22.

Der Kehlkopf — in ihm ſind Cerebral- und Gangliennerven ſo gemiſcht, daß er zugleich zum Ausdrucke der freieſten Willkür, zur unwillkürlichen Bewegung und zum Dollmetſcher aller Gemüthsregungen in ihren feinſten Abſtufungen erhoben wird. Während er einen weſentlichen Theil der ganz automatiſch ſich bewegenden Werkzeuge des Athemhohlens ausmacht, iſt er der Herold der Intelligenz, das Hauptorgan der Sprache, zugleich das allervollkommenſte muſikaliſche Inſtrument, deſſen Ausdruck Alles weit übertrifft, was die menſchliche Kunſt für die Muſik erfunden hat, und jede Gemüthsbewegung modificirt Geſang und Sprache ſo, daß ſie den Hörer mächtig ergreift und zu gleicher Stimmung fortreißt. — Wer den einfach ſcheinenden Bau des Kehlkopfes mit der mannichfachen und großen Wirkung deſſelben vergleichen und kalt dabei verkennen kann, daß unſer Bau das Produkt der höchſten Weisheit iſt, der verdient nicht, einen Kehlkopf zu haben.

K. G. Neumann.

„Von den Krankheiten des Menſchen.“
Allgemeiner Theil. Berlin 1842. S. 298.

23.

Die Organe und ihre unendlich mannigfaltige Zweckmäßigkeit kann als cauſales Produkt der Stoffe und ihrer chemiſchen und phyſikaliſchen Kräfte nicht begriffen werden. Denn wir wiſſen gar wohl, was jene Stoffe für ſich allein zu produciren vermögen, nehmlich Waſſer, Kohlenſäure, Ammoniak und dergl. Wählen wir ein Beiſpiel: Das Auge — iſt dieſes einmal gegeben, ſo erklärt ſich das Sehen freilich ſofort cauſal; allein wer wagte wohl das Auge ſelbſt cauſal aus Waſſer, Kohle und Stickſtoff unter dem Einfluſſe des Lichtes entſtehen zu laſſen?

Fr. Fiſcher.

Metaphyſik, Baſel 1847, S. 60.

24.

Wir kennen nur die Erde; und was wir hier ſehen, das iſt der Gegenſtand einer Bewunderung, die kein Newtoniſches Attractionsgeſetz jemals aufheben wird. Die einzige Frage: wie es zugehe, daß die Leiber der edleren Thiere von außen der Schönheit gemäß, ſymmetriſch gebaut ſind, während im Innern, ohne Spur des Schönen, ohne Spur von Gleichheit des Baues der rechten und linken Seite, alles auf den Nutzen abzweckt; — dieſe Frage iſt unendlich verwickelter, als die nach dem Laufe der Weltkörper in elliptiſchen Bahnen. **Herbart.**

Einleit. in die Philoſoph. S. 220 der 2. Aufl.

25.

Die innern Organe zeigen entweder gar keine oder eine nur unſymmetriſche Verdoppelung. Die äußern Organe hingegen, die Augen, die Ohren, ſo wie die Extremitäten, die Hände und Füße, ſind ſymmetriſch verdoppelt und durch dieſe Symmetrie fähig, Gegenſtand der Kunſt zu werden. **Hegel.**

26.

Um die Zweckmäßigkeit der Natur zu würdigen, muß vor Allem jedes Geſchöpf als Selbſtzweck gefaßt werden; dann wird ſich bald ergeben, wie vollkommen jedes für ſeinen Zweck organiſirt, wie liebevoll und erfinderiſch für jedes ſeiner Bedürfniſſe geſorgt iſt, wie die Erfüllung ſeiner Lebensaufgabe nicht zweckmäßiger angelegt ſein könnte; denn jedes Geſchöpf iſt in ſeiner

Art und für ſeinen Zweck ein vollendetes Kunſtwerk. Die Naturwiſſenſchaft hat denn auch von jeher die vollendete Vernunft und Zweckmäßigkeit der Organismen anerkannt, ſich begnügt, ihr Geheimniß zu ſtudiren, nie ſich die wahnſinnige Vermeſſenheit beigehen laſſen, hier Unvollkommenheiten finden und Beſſeres erdenken zu wollen, und ſie hat durch dieſes hingebende Vertrauen nur gewonnen, indem jeder Schritt des ſich erweiternden oder tiefer eindringenden Naturſtudiums ſich durch das Vergnügen belohnte, immer neue und originelle und immer gleich vollendete Hülfsmittel der Natur zu bewundern. Und noch iſt nach allem Studium die Menſchenvernunft nur oberflächlich in das Geheimniß der Naturorganiſationen eingedrungen und hat nur eben ſo viel davon begriffen, um zu ahnen, daß hier noch unendliche Schätze geheimer Naturvernunft zu erſchließen ſind. Denn noch hat keine Antwort, welche der Fleiß und Scharfſinn der Naturforſcher der Natur abgedrungen, auf den Grund und an das Ende ihrer Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit geführt, ſondern jedes gelöſte Räthſel hat dafür nur neue Fragen und eine unendliche Perſpektive ihrer Löſung aufgeſchloſſen.

Fr. Fiſcher.
Metaphyſik S. 58 f.

VI.

Die ewigen, alltäglichen, realen Wunder der Schöpfung

im Gegenſatze zu den die Naturgeſetze willkürlich aufhebenden, falſchen, phantaſtiſchen Wundern der alten Religion.

1.

Diejenigen erheben das lauteſte Triumphlied über einzelne, angebliche, unerwieſene Wunder, welche am meiſten abgeſtumpft ſind gegen die erhabenen, unzähligen Wunder, die uns rings umgeben und zur Demuth anweiſen. **Fr. v. Raumer.**

2.

Noch immer nicht ausgeſtorben iſt die Art, die ſtets nur Zeichen und Wunder will, und darüber vergißt, daß wir von Wundern und Allmachtszeichen umgeben ſind, wie Atome von einem uferloſen Meer.

Carové.

3.

. . . . . . Rund um mich
Iſt Alles Allmacht und Wunder Alles.

Klopſtock.

4.

Alles um uns her iſt Wunder.

Napoleon.

Vergleiche die ſchon oben im erſten Buche des erſten Theiles angeführte Sammlung napoleoniſcher Aeußerungen von **Hektor Chauſſier** I. S. 43, wo dieſer Satz weiter ausgeführt wird.

5.

Man ſuchet Beweiſe der Gottheit, ob man gleich, ſo zu ſagen, tagtäglich einhertritt auf den Wunderwerken, welche von Anfang der Welt her in untrüglicher Ordnung und Richtigkeit fortdauern und alſo weit mehr zu bewundern ſind, als diejenigen, die eine nur vorübergehende, kurze Dauer haben.

Paſchaſius Quesnel
Zu Ev. Joh. 6, 31.

6.

Ein Wunder iſt ein einſpringendes Wirken, das nur Willen und Kraft, nicht Weisheit zeigt; hingegen z. B. der ewige Herzſchlag, die Augenbildung, jedes Körperglied thut unergründliche Weisheit kund.

Jean Paul.

7.

Jedweder Frühling iſt ein Wunder
Und jeder Vogel ein Prophet.

Chr. Wurm.

8.

Die Welt iſt voller Mirakel und Wunderwerke, die da täglich geſchehen. Gott läßt aus dem Steinfelſen Wein wachſen, aus dem Sande ſchaffet er Brod, er nimmt ein Blutströpflein und ſchaffet einen Menſchen daraus. Das ſind große Mirakel; aber weil ſie täglich geſchehen, ſo achtet man ihrer nicht.

Luther.

9.

Täglich erleb' ich Begebenheiten, die kein anderer Menſch beachten würde; aber ſie ſind meine Welt, mein Genuß und meine Herrlichkeit. Wenn ich in einen Kreis von langweiligen Menſchen trete, denen die aufgehende Sonne kein Wunder mehr iſt und die ſich über alles hinausglauben, was ſie nicht verſtehen, ſo denk' ich in meiner Seele: Ja meint nur, ihr hättet die Welt gefreſſen! Wüßtet ihr, was die Frau Rath heut alles erlebt hat! **Göthe's Mutter**

in **Bettina's** Briefwechſel mit Göthe.

10.

Brockes in ſeinen „irdiſchen Vergnügen in Gott“ bewundert die geflügelten Inſekten ob ihrer Schönheit und Farbenpracht und ſagt hiebei:

Es ſind wahrhaftig Wunderdinge
Den bunten Flügeln eingeprägt.
Man wird mit großem Rechte können
Sie fliegende, lebend'ge Blumen nennen [1].

11.

Es iſt zu bedauern, daß die Menſchheit nicht durch die göttliche Weisheit klug, ſondern durch die theologiſchen Wunder perplex gemacht iſt und das ſchon zweitauſend Jahr! — Schau hinein in den Zauberſpiegel der Natur! Sie will die Wahrheit deiner Sinne nicht gefangen nehmen, noch deine Vernunft.

Bettina.

12.

Nichts iſt dumpfer Gemüther
Träumenden Heerden wunderbar;
Doch mir dünket am Ende
Alles auf Erden wunderbar.

Iſt nicht Leben und Athem,
Himmel und Licht und Roſenflur,
Iſt nicht ſchwellender Jugend
Liebliches Werden wunderbar?

Schönheit, welche Mirakel
Stellſt du betroffnem Auge dar!
Sind nicht, ſage, Suleima's
Holde Geberden wunderbar?

---

[1] Leſſer's Inſektotheologie. Frankfurt und Leipzig 1740.

Welch ein Wunder die Liebe!
  Ach, um ein einzig Lächeln nur
Trägt die Seele Hafiſens
  Welche Beſchwerden wunderbar!

VII.

Göttliches Wirken und Walten
im Allgemeinen und Ganzen
des Welt- und Erdlebens.

1.

Gott ein ewiges, lebendiges, vernünftiges Weſen, die Welt bildend und regierend nach Geſetzen und Zwecken der Weisheit, der ſittlichen Vollkommenheit und Glückſeligkeit. Stoiſche Philoſophie.

2.

Wir müſſen, um das Vorhandene zu betrachten, eine vorhergegangene Thätigkeit zugeben, und, um eine Thätigkeit zu denken, derſelben ein ſchickliches Element unterlegen, worauf ſie wirken konnte. Wir müſſen zuletzt dieſe Thätigkeit mit dieſer Unterlage als immerfort zuſammen beſtehend und ewig gleichzeitig vorhanden denken. Dieſes Ungeheuer, perſonificirt, tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preiſen wir auf alle Weiſe aufgefordert ſind. **Göthe.**

3.

Esse praestantem aliquam aeternamque naturam et eam suspiciendam admirandamque hominum generi, pulchritudo mundi ordoque rerum coelestium cogit profiteri. **Cicero.**

4.

Wenn es Weſen gäbe, deren beſtändiger Aufenthalt in den Tiefen der Erde wäre und die in Wohnungen lebten, die mit Statuen und Gemälden und all dem verziert wären, was die für glücklich Gehaltenen beſitzen; wenn dann dieſe Weſen durch die geöffneten Erdſpalten herausträten aus ihren verborgenen Sitzen an die Orte, die wir bewohnen; wenn ſie urplötzlich Erde, und Meer und Himmel erblickten, den Umfang der Wolken und die Kraft der Winde erkennten, die Sonne ſähen und ihre Größe, Schönheit und lichtausſtrömende Wirkung bewunderten; wenn ſie endlich, ſo wie die einbrechende Nacht die Erde in Finſterniß hüllt, den Sternhimmel, den lichtwechſelnden Mond, den Auf- und Untergang der Geſtirne und ihren von Ewigkeit her geordneten unveränderlichen Lauf erblickten — wahrlich, ſie würden ſagen, es gebe Götter und ſo große Dinge ſeien ihr Werk.

Ariſtoteles.

Die Stelle iſt aus einem verlorenen Werke des griechiſchen Denkers, erhalten und mit wörtlicher Uebertragung citirt von Cicero, de natura Deorum II. 37.

5.

Wenn ich wäre Gottes Baumeiſter oder ſein Rathgeber geweſen, ſo hätte ich nur ein Aug' gemacht an die Stirne, ein Ohr auf die Seite und die Naſe auf die andere Seite. Aber Gott hat's anders gemacht. Der kann aus Staub und Dreck die allerſchönſten Leiber machen, und ſetzet die ſchönſten Augen in alle Thiere. Luther.

6.

Wer hätte Gott jemals dieſen Rath gegeben, daß er ein Männlein und ein Fräulein zuſammenfüge? Da giebet er dem Mann ein Weib, das hat zwo Brüſte und Wärzlein daran ſammt ihrem Geſchäfte, da iſt ein einiges Tröpflein männlichen Samens der Urſprung eines ſo großen menſchlichen Leibes, aus welchem wird Fleiſch, Blut, Adern, Haut u. ſ. w., wie Hiob ſpricht c. 10, 10: Haſt du mich nicht gemolken wie Milch und gerinnen laſſen wie Käſe? Alſo machet es Gott in allen ſeinen Werken ſehr wunderlich.

Kindergebären iſt das allerſchwerſte Werk und gehet mit einem ſchwangern Weibe in der Geburt hart und gefährlich zu; denn das Kindlein muß herausgehen durch die Schooßbeine, welche ſich alsdann mit Gewalt von einander drängen müſſen; denn wie ſie ſonſt ſtehen, ſo könnte kaum ein Apfel durch.

Die Geburt iſt ſehr fein und wohl in allen Creaturen von Gott geordnet, wie in Mann und Weib; denn niemand kann das Werk der Geburt ausſinnen, noch begreifen, wie die Frucht herauskomme und in einem halben Tage ſo wachſe und ſich ſtrecke, daß man's merkt. Und wenn man ein Hühnlein, ſo dieſe Stunde aus der Schale gekrochen, wieder hineinbringen wollte, ſo wäre es unmöglich.

Luther.

7.

In der Ehe lernen wir alle und erfahren's, daß Kinderzeugen und Gebären nicht in unſerer Gewalt und Willkür ſei, denn die Eltern können zuvor nicht ſehen noch wiſſen, ob ſie fruchtbar ſeien, noch ob ſie werden Söhnlein oder Töchterlein haben. Dies alles geſchiehet ohne unſer Verſehen, Bedenken und Vorwiſſen. Mein Vater und Mutter haben auch nicht gedacht, daß ſie ſollten einen Doktor bringen; es iſt allein Gottes Geſchöpf, welches wir jetzt nicht ausdenken, noch recht verſtehen können. Die heidniſchen Philoſophen und alle Gelehrten können weiter nicht urtheilen, denn daß die Geburt ſeines gleichen erhalte und ein Thier zeuge und erhalte das andere, das ihm gleich iſt.

Luther.

8.

Gott, ſagt man, hat Alles auf einmal geſchaffen und ruht ſeitdem. Täglich entſtehen aber neue Körper, Leiber, Geiſter, Seelen u. ſ. w.; Alles dies etwa nur durch untergeordnete Kräfte oder Beamte und Demiurgen? Man meint Gott einen Gefallen zu thun, wenn man ihn zur Ruhe ſetzt, gleichſam penſionirt und auf den Ausſterbeetat bringt.

Fr. v. Raumer.

9.

Gott hat ſich nach den bekannten imaginirten ſechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr iſt er noch fortwährend wirkſam, wie am erſten.

Göthe bei Eckermann.

10.

Jene Weisheit, welche nicht nur aus der Anordnung der großen Himmelskörper hervorleuchtet, die auch im kleinſten Geſchöpfe ſo viel wundervoll Künſtliches immerfort entſtehen läßt, ... ſie hat ſelbſt dafür geſorgt, daß bei der unendlich mannichfaltigen Durchkreuzung alles deſſen, was in der Natur erzeugt wird, in ihr iſt und wieder vergeht, am Ende doch Alles ſich ausgleicht und den von ihr vorgeſchriebenen Gang verfolgt.

Autenrieth.

11.

Außerhalb der uns wahrnehmbaren Natur muß es einen Zuſammenhang der erſcheinenden im Raume getrennten Lebensthätigkeiten ſchon darum geben, weil im freien Menſchengeſchlechte nach aller Berechnung überhaupt gleich viel Zeugungen männlichen und weiblichen Geſchlechtes Statt finden, obſchon in darin verſchiedenen, ſich aber wechſelsweiſe ausgleichenden Familien, die in gar keinem materiellen Zuſammenhang miteinander ſtehen. Autenrieth.

12.

Die Ehen, die daher kommenden Geburten und das Sterben ſcheinen, da der menſchliche Wille ſo großen Einfluß darauf hat, keiner Regel unterworfen zu ſein, nach welcher man die Zahl derſelben zum Voraus durch Rechnung beſtimmen könne; und doch beweiſen die jährlichen Tafeln derſelben in großen Ländern, daß ſie ebenſowohl nach beſtändigen Naturgeſetzen geſchehen, als die ſo unbeſtändigen Witterungen, die man im Einzelnen nicht vorherbeſtimmen kann, die aber im Ganzen nicht ermangeln, den Wachsthum der Pflanzen, den Lauf der Ströme und andere Naturanſtalten in einem gleichförmigen, ununterbrochenen Gange zu erhalten. Kant.

13.

Die Erfahrung thut die Abhängigkeit ſogar der freieſten Handlungen von einer großen natürlichen Regel kund. Denn ſo zufällig auch immer der Entſchluß ſein mag, zu heirathen, ſo findet man doch in eben demſelben Lande, daß das Verhältniß der Ehe zu der Zahl der Lebenden ziemlich beſtändig ſei, wenn man große

Zahlen nimmt, und daß z. B. unter zehn Menſchen beiderlei Geſchlechtes ſich ein Ehepaar findet. Jedermann weiß, wie viel die Freiheit der Menſchen zur Verlängerung und Verkürzung des Lebens beiträgt. Gleichwohl müſſen ſelbſt dieſe freien Handlungen einer großen Ordnung unterworfen ſein, weil im Durchſchnitte, wenn man große Mengen nimmt, die Zahl der Sterbenden gegen die der Lebenden immer ſehr genau in ebendemſelben Verhältniß ſteht.

Kant.

Werke VI. Leipz. 1839. S. 67.

14.

Die Götter, die ewigen und allmächtigen, die dieſe genaue, nie alternde, unfehlbare, von unbeſchreiblicher Pracht und Größe ſeiende Ordnung des Alls erhalten.

Xenophon.

15.

Er, welcher den ganzen Weltbau, den Inbegriff alles Schönen und Guten ordnet und denſelben zu unſerem ſteten Gebrauche, in ſeinem völligen Beſtand, unverſehrt und nimmer alternd erhält, ſo daß durch ihn jedes unſerer Bedürfniſſe, unfehlbar und auf's genaueſte befriedigt wird . . . . .

Sokrates bei Xenophon.

16.

Ich halte, daß Gott gleich ſo viel zu ſchaffen und zu thun hat, daß er ein Ding wieder zurecht mache, als daß er es ſchaffe und mache.

Luther.

17.

Ich bete den an, der eine ſolche Produktionskraft in die Welt gelegt, daß, wenn auch nur der millionteſte Theil davon in's Leben tritt, die Welt von Geſchöpfen wimmelt, und Krieg, Peſt, Waſſer und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen.

Göthe bei Eckermann.

18.

Mephiſtopheles.

Was ſich dem Nichts entgegenſtellt,
Das Etwas, dieſe plumpe Welt,
So viel, als ich ſchon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand;
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menſchenbrut,
Dem iſt nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab ich ſchon begraben!
Und immer circulirt ein neues, friſches Blut.
So geht es fort, man möchte raſend werden!
Der Luft, dem Waſſer und der Erden
Entwinden tauſend Keime ſich
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Aparts für mich.

Göthe.

19.

Nach dem Aufhören der großen Peſt war eine größere Fruchtbarkeit der Weiber überall auffallend —

dieſelbe großartige Erſcheinung, die nach jeder verheerenden Seuche das Walten einer höheren Macht in der Richtung des organiſchen Geſammtlebens, wenn irgend ein Vorgang, überzeugend beweiſt. Die Ehen waren faſt ohne Ausnahme geſegnet, und häufiger, als ſonſt, wurden Zwillinge und Drillinge geboren.

Hecker.

„Der ſchwarze Tod im 14. Jahrhundert.“
Berlin 1832. S. 41.

20.

In Gottes Stadt geht's drüben und drunter,
Und geht deßungeacht nicht unter.

Göthe.

21.

Ewig zerſtört, es erzeugt ſich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein ſtilles Geſetz lenkt der Verwandlungen Spiel.

Schiller.

22.

Es iſt die zunehmende Menſchenvermehrung auf der Erde, die Uebervölkerung, wovor uns Menzel bange machen will und worin er die Nothwendigkeit einer großen Mordkataſtrophe erkennt. Darüber nun mögen wir uns keine Sorge machen, denn die unſerem Auge in die Natur ſich enthüllende ſchaffende Macht, dieſer inwohnende Geiſt und Verſtand des Weltalls, der das Verhältniß der männlichen und weiblichen Geburten zu regeln [1]. auf verheerende Seuchen eine erſetzende größere Fruchtbarkeit folgen zu laſſen, in China, wo die Sterblichkeit am koloſſalſten, ein Krieg, eine Peſt, mörderiſcher und häufiger, als in irgend einem andern Lande, Millionen Menſchen hinrafft, auch die größte Zunahme der Menſchen zu bewirken verſteht und vermag, dieſe wohlberechnende, weiſe Macht wird ihrem Hervorbringen auch wohl das erforderliche Maaß zu ſetzen wiſſen und im Stande ſein [2].

Aus einer 1836 herausgekommenen Schrift

23.

„Wie, wenn einmal die Sonne nicht wieder käme?“ dachte Amintor oft, wenn er in einer dunklen Nacht erwachte, und freuete ſich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen ſah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Ueberlegung, verbunden mit dem Gefühle geſtärkter Kräfte und wiedererneuerter Geſundheit erweckte dann in ihm ein ſo mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geiſt, der ſie lenkt, daß er ſich in dem Tumulte des Lebens ſo ſicher glaubte, als ſtünde ſein Verhängniß in ſeiner eigenen Hand.

---

[1] In Pierer's mediciniſchem Realwörterbuch wird hierüber in dem Artikel: „Arithmetik des menſchlichen Lebens“ folgendes geſagt: „Immer zeigte ſich einiger Ueberſchuß von Knaben, der jedoch, wo nicht durch frühere häufigere Sterbefälle noch in den Jahren der Kindheit, durch Krieg und andere lebensgefährliche Verhältniſſe, denen das männliche Geſchlecht mehr, als das weibliche, bloßgeſtellt iſt, ſich wieder völlig ausgleicht, ſo daß in ſpätern Lebensjahren die Summe der Individuen verſchiedenen Geſchlechts, aber von gleichem Alter miteinander, wieder übereinſtimmend wird.“

[2] Ueber dieſen Punkt heben wir aus Pierer a. a. O. Folgendes heraus. „Im Allgemeinen übertrifft die Zahl der Geburten die der Geſtorbenen, doch findet in großen Städten oft auch das Gegentheil ſtatt. In London iſt das Verhältniß der Geſtorbenen zu den Gebornen ungefähr wie 26 zu 17, dagegen iſt zu Paris das umgekehrte Verhältniß der Geborenen zu den Geſtorbenen, wie 183 zu 182 beobachtet worden. Auf dem Lande und in kleinen Städten iſt, wo nicht beſondere Umſtände obwalten, die Summe der Gebornen

---

immer überwiegend über die der Geſtorbenen, aber das Verhältniß iſt überall und auch an denſelben Orten zu unterſchiedlichen Zeiten verſchieden. Im Allgemeinen bemerkt man, daß an Orten, wo Menſchen ſich mit Leichtigkeit ernähren, wo entweder wegen früherer häufigerer Sterbefälle, z. B. nach verheerenden Kriegen, Menſchen fehlen, und doch Unterhaltungsmittel derſelben vorhanden ſind, die Ehen auch fruchtbarer werden, und dann zeigt ſich wohl ein noch größerer Ueberſchuß der Gebornen als das angegebene $^{1}/_{8}$. In allen Berechnungen dieſer Art iſt auch nicht auf den Abgang von Menſchen durch Schlachten und in verheerenden Feldzügen, durch Schiffbruch und dergleichen Rückſicht genommen worden, die eben ſo, wie verheerende Epidemieen, oft in Einem Jahre den Ueberſchuß von mehreren vorhergehenden wegnehmen. Es iſt daher an eine wirkliche Vermehrung der Menſchenmenge im Allgemeinen durch einen Ueberſchuß von Geburten nicht zu glauben, wenigſtens iſt derſelbe durch Rechnungen und darauf gebaute Calcule nicht nachzuweiſen.“ Bekanntlich exiſtirt ſchon vom Jahre 1742 her ein Buch vom Prediger Süßmilch des Titels: „Die göttliche Ordnung in denen Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts, das iſt: gründlicher Beweis der göttlichen Vorſehung und Vorſorge für das menſchliche Geſchlecht, aus der Vergleichung der Gebornen und Sterbenden, der Verheiratheten und Gebornen, wie auch inſonderheit aus dem beſtändigen Verhältniß der gebornen Knaben und Mädchen.“

Note derſelben Schrift.

. . . . daß das Vergnügen, welches die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, ſo wie dem Manne von aller Art von Bildung gewährt, auch die große Folge mit zum Zwecke habe: völlige Beruhigung in Hinſicht der Zukunft und frohes Ergeben in die Leitung der Welt, man gebe nun dieſer einen Namen, welchen man wolle.

Lichtenberg.

Vermiſchte Schriften V. Göttingen 1803. S. 3 ff.
„Amintors Morgenandacht.“

Der ganze Aufſatz iſt höchſt leſenswerth und gehört ganz in dieſe Sammlung; der Kürze wegen ſeien jedoch nur dieſe Stellen ausgehoben.

24.

Ueber das Unendlich-Zukünftige lebt in dem geſunden Naturſinn die Ueberzeugung von einer auf unabſehbare Dauer berechneten Abwägung der Weltkräfte, von einer Garantie der Welterhaltung, einer Alllebensaſſecuranz, die, was die Aſtronomen wegen etwa zu befürchtender kosmiſcher Störungen aus Gründen höchſter Wahrſcheinlichkeit Beruhigendes ausſprechen, als unumſchränktes Vertrauen in ſich trägt.

Fr. L. Bührlen.

Philoſophie eines Dilettanten. Stuttgart 1847.

VIII.

Göttliches Wirken und Walten
im
Geiſtigen, Sittlichen, Geſchichtlichen.

1.

Im Reiche des Geiſtes, wie in der Natur, waltet im großen Ganzen eine ordnende, zurechtweiſende, heilende Macht, und die Wahrheit behauptet ihr Recht mit ſiegender Gewalt. **Carové.**

2.

Unter „Vater der Liebe“ iſt das Weſen gemeint, welchem alle übrigen die wechſelſeitige Neigung zu danken haben **Göthe**

in der Erklärung der „Harzreiſe.“

3.

Das Werk Gottes iſt Magie; die Liebe in unſerer Bruſt, die Unſterblichkeit, die Freiheit, ſind magiſche Erzeugniſſe Gottes; ſie werden nur durch die Kraft ſeiner Beſchwörung in uns erhalten, ſein Hauch iſt ihr Leben, ſie ſind unſer Element, und in dieſem verewigen wir uns. Der Zauber iſt die Wirkung des göttlichen Geiſtes und die einzige Baſis der Wirklichkeit.

Bettina.

4.

Hätten wir ähnliche Liſten über Geiſtes- und Gemüthseigenſchaften, wie über Geburts- und Todesfälle, ſo würden wir das Verhältniß der Vertheilung auch hier erkennen.
Burdach.

5.

Trau ihm, der Urſach' knüpft an Urſach' tief geheim!
Er legt zu Menſchenwohl auch in der Nacht den Keim.
Aus dem Türkiſchen.

6.

In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Willen ab; das Höchſte,
Was uns begegnet, kommt, wer weiß, woher.
Göthe.

7.

Jede Productivität höchſter Art, jedes bedeutende Aperçü, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, ſteht in Niemandes Gewalt und iſt über alle irdiſche Macht erhaben. Dergleichen hat der Menſch als unverhoffte Geſchenke von oben, als reine Kinder Gottes, zu betrachten, die er mit freudigem Danke zu empfangen und zu verehren hat. Es iſt dem Dämoniſchen verwandt, das übermächtig mit ihm thut, wie es beliebt und dem er ſich bewußtlos hingiebt, während er glaubt, er handele aus eigenem Antriebe. In ſolchen Fällen iſt der Menſch oftmals als das Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einfluſſes. Ich ſage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Geſtalt gab, und wie einzelne Menſchen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geſchlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte.

Göthe bei Eckermann.

8.

. . . . . das ewig Wirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieſes oder jenes,
Als wie von ohngefähr, zu unſerm Wohl,
Zum Rathe, zur Entſcheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir an's Ziel.
Dies zu empfinden iſt das höchſte Glück,
Es nicht zu fordern, iſt beſcheidne Pflicht,
Es zu erwarten, ſchöner Troſt im Leiden.

Göthe.

9.

Einzelne Menſchen und ſelbſt ganze Völker denken wenig daran, daß ſie, indem ein Jedes nach ſeinem Sinne und Einer oft wider den Andern ſeine eigene Abſicht verfolgt, unbemerkt an der ihnen unbekannten Naturabſicht, als an einem Leitfaden, fortgehen, und an der Beförderung derſelben arbeiten, an der ihnen doch ſelbſt, wenn ſie ihnen bekannt wäre, wenig gelegen ſein würde.

Kant.

10.

Ich ergebe mich in das Geſchick, welches die Welt nach ſeinem Belieben lenkt. Als Politiker und Krieger ſind wir nichts weiter als Drathpuppen der Vorſehung. Nothwendige Werkzeuge einer unſichtbaren Hand, bewegen wir uns und handeln wir, ohne zu wiſſen, was wir thun, und nicht ſelten iſt die Frucht unſerer Bemühungen das Gegentheil von dem, was wir erwarteten.

Friedrich der Große.

Je härter, entſchiedener, demüthigender dieſer Ausſpruch iſt, deſto merkwürdiger iſt er von einem ſolchen Mann.

11.

Giebt es jemand, der ungläubig genug wäre, um in Zweifel zu ziehen, daß Alles in dieſer weiten Welt der Herrſchaft des Geſchickes unterworfen?

Napoleon.

12.

Der Greis wird ſich immer zum Myſticismus bekennen, er ſieht, daß ſo Vieles vom Zufall abzuhangen ſcheint; das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige ſchlägt fehlt, Glück und Unglück ſtellen ſich unerwartet in's Gleiche; ſo iſt es, ſo war es, und das hohe Alter beruhigt ſich in dem, der da iſt, der da war und der da ſein wird. **Göthe.**

Zweites Buch.

Die Natur.

I.

Allgemeine Beſtimmung der Natur
im Sinne der neuen Religion.

Abſolute Selbſtſtändigkeit und Göttlichkeit der Natur.

„Die Natur iſt Gott und außer ihr iſt kein Gott.“

1.

Und iſt ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur, ſo gedenkt man deiner.
Hölderlin.

2.

Indem wir das große Wort Natur ausſprechen, ſind wir erſt recht eigentlich im Centrum der neuen Religion, um deren Beſtimmung und Darſtellung es ſich hier handelt. Denn dieſe iſt die Religion der

Natur, als der einzig wahren Gottheit, die es giebt, rein nur dieſer im Gegenſatze des ſie negirenden kirchlichen Pneuma und Spiritus, und der ihr feindlichen falſchen Geiſtigkeit des Menſchen überhaupt, deren chimäriſches Spiegelbild in der Höhe der chriſtlich theologiſche Geiſtgott iſt. Gott = Natur und Natur = Gott — das ſind die Formeln, die den ſpecifiſchen Ausdruck der neuen Religion und Theologie bilden.

3.

Gott als Natur liegt vor unſeren Augen offen da und wir ſehen ihn auch, aber nicht als ſolchen, nicht als dieſe große, wahrhaft göttliche Macht und Intelligenz, indem wir theils ein anderes, falſches, ſelbſtgemachtes, eingebildetes Göttliches, oder, wenn wir dieſes ungläubig aufgegeben und kritiſch vernichtet, gar keines haben und uns mit uns ſelbſt begnügen. Gott iſt ſo jenes Schiller'ſche Geheimniß,

Das Allen vor Augen
Liegt, uns ewig umgiebt, aber von Keinem geſeh'n.

4.

Der Menſch der neueren Zeit, der ſich vom alten ſpirituellen Gott und Himmel abwendet und zurückgeht auf das Natürliche und Wirkliche, faßt dies nicht ſofort in ſeiner ganzen Wahrheit, Fülle und Tiefe, als das, was es ſeinem innerſten, eigentlichſten Weſen nach iſt, als ein ſelbſt Göttliches und Geiſtiges, ſondern oberflächlich, geiſtlos, roh, als eine in ſich leere Aeußerlichkeit auf, fällt ſo vorerſt einem ſchlechten, irreligiöſen Naturalismus und Realismus anheim, der ſich jedoch im Fortgange des Prozeſſes zu einer wahrhafteren und totaleren Betrachtungs- und Verhältnißweiſe, zur Religioſität in ſich vertiefen und vollenden muß, ſo daß unmittelbar in dem vor uns liegenden, ſo wie in uns ſelber wirkenden und waltenden Natürlichen ein höheres Princip, ein Gott und Geiſt erkannt und ergriffen wird.

5.

Oder ſollte die Natur kein Gott und nicht würdig der höchſten Verehrung des Menſchen ſein? Iſt etwas mächtiger, als ſie? — ihre Gewalt erſtreckt ſich über Alles, ſelbſt über den von ihr abtrünnigen Menſchengeiſt. Iſt etwas gütiger? alles Gute, was wir haben, iſt von ihr, und was nicht von ihr iſt, das iſt nicht gut. Iſt etwas weiſer? — Tag und Nacht iſt ſie beſchäftig, wieder gut zu machen, was wir in unſerer Thorheit verdorben und ſchlimm gemacht, und wenn ihre ordnende, vorbauende und beſſernde Weisheit nicht wäre — der Menſch in der unendlichen Verkehrtheit ſeines Wollens und Thuns hätte längſt ſich ſelbſt vernichtet.

Anthropolog. 1844.

6.

Was hier unter Natur verſtanden und nicht verſtanden wird, iſt ſchon im „Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart“ S. 60 ff. auseinandergeſetzt worden.

„Das Wort Natur hat das Unbequeme für uns, daß es zu umfaſſend iſt, daß mehr damit bezeichnet zu werden pflegt, als uns im Sinne liegt und hier in Anwendung zu bringen, und daß es in dieſer Beziehung, wofern nicht durch beſtimmte Erklärungen vorgebaut wird, Gegnern und Uebelwollenden leicht genug wird, Einwürfe zu machen, Inconſequenzen hervorzuheben, den Gegenſtand zu verwirren, die Reinheit der Sache zu trüben.

Es wird hierauf das aus unſerem Begriffe Ausgeſchloſſene namhaft gemacht und abgehandelt, worüber wir der Kürze wegen auf dieſe Schrift ſelbſt verweiſen; dann wird fortgefahren:

„Um uns auch poſitiv auszudrücken, ſo verſtehen wir unter der = Gott geſetzten Natur jene ſchaffende, bildende, maaßbeſtimmende, geſetzgebende, berechnende, zweck- und planmäßig handelnde, alle Störungen mächtig ausgleichende, alles Zerſtreute, Vereinzelte einheitlich verbindende und zuſammenhaltende, ſo die Welt vor einer ſtets drohenden Auflöſung bewahrende univerſale Macht, die mit uns ſelbſt nicht unmittelbar identiſch, deren Wiſſen und Wollen von dem unſrigen nur allzu unterſcheidbar iſt, die viel Dunkles, Räthſelhaftes, Unerforſchliches auch für den einſichtsvollſten und tiefſinnigſten der Menſchen hat, die uns aber in all der angegebenen affirmativen Eigenheit thatſächlich zur Erſcheinung kommt, ſomit als ein Hirngeſpinnſt, eine leere Hypotheſe unmöglich betrachtet und behandelt werden kann. Dieſe große, reale, gewiſſe, von keinem, der bei geſunden Sinnen iſt, in Zweifel und Abrede zu ſtellende Macht als eine vom Menſchen in Demuth und Ergebung zu verehrende göttliche und heilige, oder vielmehr als die allein göttliche und heilige, zu beſtimmtem Bewußtſein und allgemeiner Anerkennung zu bringen, darauf kommt es an“ u. ſ. w.

7.

Die Natur iſt nach Göthe „als ſelbſtſtändig, lebendig vom Tiefſten bis zum Höchſten, geſetzlich hervorbringend zu betrachten.“

8.

Natur, der Schönen Schönſte, du Gütige!
Allliebend, werth, von Allen geliebt zu ſein,
Ganz göttlich, weisheitvoll, voll Anmuth,
Alles Erhabenen großer Inhalt!

Der Gottheit Freundin, weiſe Statthalterin
Der Vorſicht, oder — Schöpferin, Schöpfer
ſelbſt?

Herder nach Shaftesbury.

In dieſer Frage liegt die Erkenntniß, daß alles, was man über die Natur in der hier ausgedrückten großen Bedeutung ſetzt, ein reiner Ueberfluß iſt.

9.

Die Natur iſt nur eine große Perſönlichkeit in ihrer Art.

Rahel.

10.

Eine göttliche Perſon anzunehmen, die ſich außerhalb dieſer Welt und Natur befinde und in keinem andern Zuſammenhange damit ſtehe, als in dem einer willkürlich äußerlichen Beziehung und Einwirkung darauf, dazu iſt durchaus keine Berechtigung vorhanden. Ein ſolches Weſen zeigt, manifeſtirt, documentirt ſich nirgend, greift nirgend in deutlich und unzweideutig erkennbarer Weiſe wirklich ein; von einer ſolchen iſt nie die geringſte haltbare Spur gefunden und aufgezeigt worden; über Welt und Natur hinaus zu einem ſich als reines Fürſichſein dagegen verhaltenden Geiſt und Gott und von dieſem wieder in die überflogene reale Sphäre zurück und hierin führt nur eine leere, gedankenloſe Phantaſterei und Schwärmerei. Wohl aber kann und darf man Welt und Natur ſelbſt als eine in ſich ſelbſt perſönlich beſtimmte Einheit und Ganzheit betrachten, als die allgemeine, abſolute Perſönlichkeit, in der alle andern als beſondere und relative geſetzt und begriffen ſind; denn dies ungeheuere Daſein, das uns umgiebt und befaßt, drängt ſich uns, wenn wir uns ohne verblendendes Vorurtheil verhalten, als ein in ſich begründetes und beſchloſſenes organiſch-lebendiges Eines voll Geiſt, Bewußtſein, intelligenter Selbſtbeſtimmung und Selbſtgewißheit auf.

11.

. . . . die beſcheidene und billige Sprache der Philoſophen, da ſie von der Weisheit und Vorſorge der Natur und der göttlichen Weisheit als gleichbedeutenden Ausdrücken reden, ja den erſteren Ausdruck, ſo lang es um bloß ſpeculative Vernunft zu thun iſt, vorziehen, weil er die Anmaßung einer größeren Behauptung, als die iſt, wozu wir befugt ſind, zurückhält und die Vernunft zugleich auf das ihr eigenthümliche Feld, die Natur, zurückweiſt.

Kant.

Kritik der reinen Vernunft. Werke II. Leipz. 1838. S. 530.

12.

Herder ſpricht einmal von einer „*Beleidigung der Naturmajeſtät*“ und *Kant* ſetzt hinzu: „was Andere in Proſa *Gottesläſterung* nennen“[1]). Kant ſelbſt wechſelt mit den Ausdrücken: *Natur* und *Vorſehung*, als identiſchen, und ſpricht in dieſem Sinne von einer „*Rechtfertigung der Natur*“[2]). So weit ging man ſchon damals in der Erhebung des Wortes *Natur* zur allerhöchſten und edelſten Bedeutung deſſelben, wo es = *Gott* und *Vorſehung* iſt, und ſo wenig thun wir etwas Unvorbereitetes, nicht längſt ſchon in der geſchichtlichen Wendung der Dinge, in Weſen und Gange der neueren Denkprozeſſe Gelegenes, wenn wir dazu fortgehen, mit einer ſo höchſt ſinnvollen, charakteriſtiſchen und bedeutſamen Vertauſchung von Namen und Ausdrucksweiſen vollkommenen Ernſt zu machen, d. h. die alte Vorſtellung vom Göttlichen als einem Außer- und Uebernatürlichen völlig hinwegzuräumen und entſchieden und unzweideutig die Natur ſelbſt für göttlich und für das einzig Göttliche zu halten, was exiſtirt.

---

[1]) Recenſion der Herderiſchen Ideen zur Philoſophie der Geſchichte; *Kant's* Werke IV. Leipz. 1838. S. 332.

[2]) Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht 1784. Werke IV. S. 309.

13.

Eine Unwiſſende fragte, wer der Verfaſſer von Shakeſpeare's Werken ſei — und wir fragen, wer der Urheber der Werke der Natur.

14.

Die Natur iſt Gott und außer ihr iſt kein Gott. Dieſer Satz, vor dem man nur dann zu erſchrecken brauchte, wenn man ihm eine ſchlechte, geiſtloſe Vorſtellung von der Natur unterſchöbe, iſt der Fundamentalſatz der neuen Religion und rettet uns eben ſo von dem Schreckniß unſeres alten, ſubjektiven, ſpiritualiſtiſchen Theismus und Theologismus, als von dem flachen, ungenügenden, in Aberwitz und Wahnſinn auslaufenden Anthropologismus und Kriticismus des Tages. Es iſt ein Satz, der ſich mit leichter Mühe auch jedem einleuchtend machen läßt. Denn wäre außer und neben der Natur noch ein anderer Gott, ſo wäre dieſer theils etwas Müſſiges und Ueberflüſſiges, theils aber etwas Störendes und Deſtruirendes, inſofern er entweder dem Wirken und Walten der Natur thatlos nur zuzuſehen, oder willkürlich in ſie einzugreifen und ſo ihre Ordnung, ihre Geſetze über den Haufen zu ſtoßen hätte. Ein ſolcher Gott wäre zwar etwa für die ſelbſtſüchtigen, iſolirten Wünſche, Bedürfniſſe und Zwecke einzelner Menſchen und Völker, nicht aber für Alle, nicht für das Ganze ein guter, wohlthätiger und weiſer Gott; ein ſolcher würde die Exiſtenz der Welt gefährden, würde, je thätiger, wirkſamer er wäre, deſto mehr das Univerſum zerrütten, es bei fortgeſetztem Walten ſeiner Auflöſung entgegenführen, in Nacht und Chaos ſtürzen — und vor einem ſolchen Gott ſoll uns Gott bewahren! Anthrop. 1844.

II.

Die Natur als Schöpferin, Künſtlerin, Weltmutter, Erhalterin, Tröſterin.

1.

...... die Macht der Natur, durch einen Zauberſchlag im Nu ein neues Leben mit allen künftigen Beſtimmungen zu beginnen. Bettina.

2.

Es befruchtet einer ein Weib und gehet hinweg. Sogleich aber treten andere, die Frucht hegende und bildende Urſachen in Wirkſamkeit. Es nimmt einer Nahrung zu ſich, und auch hier ſind ſofort dergleichen Urſachen geſchäftig, um das, was er zu ſich genommen, zu verarbeiten, ſo wie es zur Erhaltung ſeines Lebens und zur Stärkung ſeiner Kräfte dienlich. O wunderbares Walten der Natur, wie fleißig ſollte man dich in Betrachtung ziehen, wie angelegentlich deinen Wegen nachſpüren und mit den Augen des Geiſtes deine Geheimniſſe beſchauen! **Antonin.**

3.

. . . . jene geheimnißvolle Urkraft, die mit Wenigen viel, mit dem Einfachſten das Mannigfaltigſte leiſtet. **Göthe.**

4.

Die große Künſtlerin Natur, natura daedala rerum. **Kant.**

5.

Omniparens natura, hominum rerumque creatrix,
Difficilis, facilis, similis tibi, dissimilisque,
Nulligena, indefessa, ferax, te pulchrior ipsa,
Solaque quae tecum certas te et victa revincis.
Omnia me nimis afficiunt, quo lumina cunque
Verto libens, nihil est non mirum, daedala quod tu
Effingis, rebusque animam simul omnibus afflas,

Unde vigent, quaecunque videntur, pabula, frondes
Et genus aligerum, pecudesque et squamea turba.

Antonius Thyleſius.

War im erſten Viertel des 16. Jahrhunderts Profeſſor in Mailand.

6.

. . . . wie in Werken der ewigen Natur, bis auf das geringſte Zäſerchen Alles Geſtalt und Alles zweckend zum Ganzen. **Göthe.**

7.

So ſchauet mit beſcheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meiſterſtück,
Wie ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber ſchießen,
Die Fäden ſich begegnend fließen,
Wie ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt!
Das hat ſie nicht zuſammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt.

Göthe.

8.

Die Natur iſt die einzige Künſtlerin: aus dem ſimpelſten Stoffe zu den größten Contraſten; ohne Schein der Anſtrengung zur größten Vollendung, zur genaueſten Beſtimmtheit, immer mit etwas Weichem umzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Weſen jede ihrer Erſcheinungen den iſolirteſten Begriff, und doch macht Alles Eines aus.

Sie iſt feſt, ihr Tritt iſt gemeſſen, ihre Ausnahmen ſelten, ihre Geſetze unwandelbar.

Gedacht hat ſie und ſinnt beſtändig, aber nicht als ein Menſch, ſondern als Natur. Sie hat ſich einen eigenen, allumfaſſenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Sie hat wenig Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirkſame, immer mannichfaltige.

Sie giebt Bedürfniſſe, weil ſie Bewegung liebt; Wunder, daß ſie alle dieſe Bewegung mit ſo Wenigem erreicht. Jedes Bedürfniß iſt Wohlthat, ſchnell befriedigt, ſchnell wieder erwachſend. Giebt ſie mehr, ſo iſt's ein neuer Quell der Luſt, aber ſie kommt bald in's Gleichgewicht.

Ihre Kinder ſind ohne Zahl. Keinem iſt ſie überall karg; aber ſie hat Lieblinge, an die ſie viel verſchwendet und denen ſie viel aufopfert. An's Große hat ſie ihren Schutz geknüpft.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht.

Ihre Krone iſt die Liebe. Nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen und Alles will ſich verſchlingen. Sie hat Alles iſolirt, um Alles zuſammenzuziehen. Durch ein Paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos.

Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihr Ewigkeit.

Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie in allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trotzt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig giebt. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziel. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt ſie wie ein Kind ans Herz.

Jedem erſcheint ſie in einer eignen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen und iſt immer dieſelbe.

Sie hat mich hereingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen.

Göthe,
um das Jahr 1780

9.

In **Waldau's** „Phantaſie über unbeliebte Motive“[1], wo ſich der Dichter zunächſt an die Natur wendet und ſein erſtes Leben in ihr ſchildert, kommen folgende Stellen vor:

In jedem Vogelneſte
In meiner Heimath Kreis wußt' ich Bekannte;
Ich wußte, wann die Eier aufgeſprungen,
Und wann die gelben Jungen
Spazireten auf ihres Bettes Kante.
Man ſchalt mich oft, wenn ich den Tiſch verſäumte;
Sie wußten nicht, daß ich ſo ſelig träumte.

---

[1] Canzonen von **Max Waldau**. Leipz. 1848.

Sie wiſſen nie, ſie können nicht begreifen,
Daß man ſich ſtill in deine Pracht verſenken
Und ſchwelgen kann im Schatze deiner Reize.

. . . .

Daß deine Gluten immermehr erkalten,
Daß gut, was aus dem Chaos du gezogen,
Und ſchlecht nur, was wir ſelbſt hineingelogen.

Ich ſah mit unausſprechlich heißem Sehnen,
Wie Alles, froh vereint, ſich froh entſchleiert,
Und eine ſüßgeheime Brautnacht feiert.

Ich ſahe dich in deiner ſtolzen Blöße,
Und du warſt ſchön in dieſer nackten Größe.

Und du biſt ganz —
Und du biſt rein in deinem Kinderſinne;
Du biſt dir ſelber klar, biſt ernſt und weiſe,
Wie kampfergraute Greiſe.

10.

. . . . . ganz wie die Natur, mit Enthuſiasmus Sorg' und Plage tragend.

Bettina.

11.

Es ſorgen die Menſchen, nimmer erſchlafft,
Sie ſorgen von heute zu morgen.

Doch jenſeits menſchlicher Sorge ſchafft
Des Lebens heilige Gotteskraft
Den Lebendigen ſelber verborgen.

Auguſte Embdt.

12.

Die Liebe iſt die Seele der Natur.

Bettina.

13.

Durch die ewige Natur
Duftet ihre Blumenſpur
Weht ihr goldner Flügel.

Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus einem Spiegel.

Liebe rauſcht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn ſanfter wallen;
Seele haucht ſie in das Ach
Klagereicher Nachtigallen;
Liebe, Liebe liſpelt nur
Auf der Laute der Natur.

Schiller.

14.

Nur alle Menſchen machen die Menſchheit aus, nur alle Kräfte zuſammengenommen die Welt. Dieſe ſind unter ſich häufig in Widerſtreit, und indem ſie ſich zu zerſtören ſuchen, hält ſie die Natur zuſammen und bringt ſie wieder hervor. **Göthe.**

15.

In der ewigen Einheit der Natur finden wir immer auch die unſrige wieder. **Schiller.**

16.

Die friſche Luft des freien Feldes iſt der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es iſt, als ob dort der Geiſt Gottes den Menſchen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß übte.

Göthe bei Eckermann.

17.

Die Ausſicht von dieſer Stelle, in der klaren Morgenbeleuchtung der reinſten Herbſtſonne, war in der That herrlich. Nach Süden und Südweſten hin überſah man die ganze Reihe des Thüringerwald-Gebirges; nach Weſten, über Erfurt hinaus, das hochliegende Schloß Gotha und den Inſelsberg; weiter nördlich ſodann die Berge hinter Langenſalza und Mühlhauſen, bis ſich die Ausſicht, nach Norden zu, durch die blauen Harzgebirge abſchloß. Ich dachte an die Verſe:

„Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein!
Von Gebirg zu Gebirg

Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll.“

Eckermann.

18.

Und friſch hinaus, da wo wir hingehören, in's Feld, wo, aus der Erde dampfend, jede nächſte Wohlthat der Natur und, durch die Himmel webend, alle Segen der Geſtirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Rieſen gleich, von der Berührung unſrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menſchheit ganz und menſchliche Begier in allen Adern fühlen . . . . **Göthe's** Egmont.

19.

Ich kann in der Nacht gehen im Freien und im Wald, wo jeder Buſch, jeder Aſt ein ander Geſicht ſchneidet; mein wunderlicher, der Gefahr trotzender Muthwille bezwingt die Angſt. — Draußen iſt es auch was ganz Anderes; da fühlt man das Leben der Natur als ewiges, göttliches Wirken, das Alles und uns ſelbſt durchſtrömt — wer kann ſich da fürchten?

Bettina
in Beziehung auf Geſpenſterfurcht.

20.

Es kränkt mich, und ich mache ihr Vorwürfe, daß ſie die ſchöne Erde verlaſſen; ſie hätte noch lernen müſſen, daß die Natur Geiſt und Seele hat und mit dem Menſchen verkehrt und ſich ſeiner und ſeines Geſchickes annimmt, und daß uns Lebensverheißungen in den Lüften umwehen. **Bettina**

in Beziehung auf die Günderode.

21.

Wo Saaten ſich erheben,
Wo froh die Vögel ſchweben
Mit Singen himmelwärts
In linden Maientagen,
Kannſt du nicht ruhig ſchlagen,
Du krankes, krankes Herz?

Geh' aus auf grüner Haide,
Wo's Blümlein blüht voll Freude
In Duft, Geſang und Strahl,
Leg' dich zu ihm darnieder!
Duft, Himmelsglanz und Lieder,
Die heilen deine Qual.

Kerner.

22.

Quält Schmerz und Krankheit deine Glieder,
Macht welk dein Herz der Menſchen Qual,
Verlaß die Welt und ſteig' hernieder
In dieſes unterird'ſche Thal!

Hier legt Natur mit linden Armen
Dich an die Bruſt und löſt den Schmerz;

Will dich kein Menſchenherz erwarmen,
Es wärmt dich hier ihr Mutterherz.

Kerner.

23.

Wenn die Lämmer wieder ſpringen,
Lerchen jubeln, Roſen glüh'n,
Muß das kränkſte Herze ſingen,
Und im Welken noch erblüh'n.

Kerner.

24.

Holde, reiche, milde, troſtvolle Natur, nimm ihn auf in deinen unendlichen Schooß; verwehe ihm aus dem geängſteten, mißbrauchten, von ihm ſelbſt mißbrauchten und mißverſtandenen Herzen die Menſchenſpur; verleibe ihn ein in dein Geſundheitsathmen, vereinige ihn mit Element und Wetter, daß er durchſonnte Atmoſphäre athme, einſauge, empfinde, und mit ihr einverſtanden ſei durch freibewegten Organismus der Glieder und des Geiſtes, daß er kein Verhältniß, nur ein Sein fühle und eine frohe Welt empfinde!

Rahel.

III.

Depedenz des Menſchen von der Natur,
namentlich
in Beziehung auf die
Eigenſchaften und Thätigkeiten des Geiſtes und Gemüths.

1.

Die Naturkräfte ſind größer, als alle unſere Ueberlegungen; unter ihrem Geſetze ſtehe ich mit all meinen Gedanken. Rahel.

2.

Wie ſind wir doch alle mit unſerer geprahlten Selbſtändigkeit an die Kräfte der Natur gebunden, und was iſt unſer Wille, wenn die Natur verſagt! Worüber ich ſchon fünf Wochen lang brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöſt. Schiller.

3.

Der Schlaf verjüngt die Seelenkraft durch Verbindung derſelben mit der allgemeinen Naturkraft, ſo daß man des Morgens kräftig und friſch, „wie neugeboren“ erwacht und mit Ruhe und Heiterkeit eine natürlichere Anſicht der Dinge und ein beſtimmtes Urtheil gewinnt. **Burdach.**

4.

Das Herz kommt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und Abends iſt es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, ſchmilzt die Bosheit des vorigen Abends hinweg. Ach, wenn der Schlaf nicht wäre, es wäre beſſer, ein Krebs zu ſein, als ein Menſch, und unter Menſchen zu leben!

Börne.

5.

Aus eben dieſem Schöpferfluß
Woraus wir Menſchen werden,
Quillt Götterkraft und Genius,
Was mächtig iſt auf Erden.

Schiller.

6.

Ein Meer von Ideen in den Archiven der Dichtkunſt, die feinſten Spiele des Witzes, die ſinnreichſten Erfindungen, die zarteſten Gefühle, die brennendſten Bilder der Phantaſie, die heftigſten Triebe, die die Seele unaufhaltſam zum Handeln fortreißen, wären nicht, wenn der Theil des Körpers nicht wäre, der ſeine Art fortpflanzt. **Reil.**

7.

Ich behaupte keck, daß nie ein Menſch im Innern etwas gedacht oder geträumt hat, wozu ſich nicht die Elemente in der Natur finden ließen; aus ihr heraus kann er nun einmal nicht. **Hoffmann.**

8.

Wir ſtehen mit allen Außendingen, mit der ganzen Natur in ſolch enger phyſiſcher und pſychiſcher Verbindung, daß das Loslöſen davon, ſollte es möglich ſein, auch unſere Exiſtenz vernichten würde.

Hoffmann.

9.

Meinſt über der Natur zu ſteh'n,
Du denkend hoher Geiſt? — Laß ſeh'n!
Sie baute deine Stirne;
Sie braute dein Gehirne;
Sie hält, die loſe Dirne,
Allhier an ihrem Zwirne
Die ſchwebenden Gedanken all,
Selbſt über dieſe Schranken all
Und alle deine Spärrchen,
Du Närrchen!

10.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur.

Göthe.

11.

Jedes Kunſtwerk iſt, als Kind des Menſchen, ein Enkel der Natur. **Börne.**

12.

Das Schöne iſt eine Manifeſtation geheimer Naturkräfte, die uns ohne deſſen Erſcheinung ewig verborgen geblieben wären. **Göthe.**

13.

Das Genie, der berufene Künſtler, muß nach Geſetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur ſelbſt vorſchrieb. **Göthe.**

14.

Deine Reize, deine Größe,
Sie nur, hohe Lehrerin,
Kleiden unſres Geiſtes Blöße,
Leihen unſrer Weisheit Sinn.

Fr. v. Pechlin
in dem Gedichte: „Die Natur."

15.

Selbſt das mäßige Talent hat immer Geiſt in Gegenwart der Natur; deßwegen Zeichnungen der Art, die einigermaßen ſorgfältig, immer Freude machen. **Göthe.**

16.

Die Künſte ahmen die Natur nach. Aber ſie ahmen nicht geradezu das nach, was man mit Augen ſieht, ſondern gehen auf jenes Vernünftige zurück, aus welchem die Natur beſteht und wonach ſie handelt. **Göthe.**

17.

Die Kunſt übernimmt es nicht, mit der Natur in ihrer Breite und Tiefe zu wetteifern, ſie hält ſich an die Oberfläche der natürlichen Erſcheinungen; aber ſie hat ihre eigene Tiefe, ihre eigene Gewalt; ſie fixirt die höchſten Momente dieſer oberflächlichen Erſcheinungen, indem ſie das Geſetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenſchaft. **Göthe.**

18.

Die Kunſt ergreift die Natur auf dem würdigſten Punkte ihrer Erſcheinung und lernt ihr ſo die Schönheit ihrer Proportionen ab. **Göthe.**

19.

Wärt ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu faſſen,
O ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.

Göthe.

20.

Es giebt wohl Uebermenſchliches, aber es giebt nichts Uebernatürliches. Der Menſch kann unnatürlich handeln und ſein, nicht aber übernatürlich, und es giebt nichts außer ihm, wodurch er es könnte; das Weſen und die Werke der Natur aber ſind übermenſchlich. Tritt die Natur als ſolche im Menſchen auf, manifeſtirt ſie ihr höheres Wiſſen und Können durch ihn, wie beim Genie der Fall, ſo kommt Uebermenſchliches im Menſchen und durch den Menſchen ſelbſt zur Erſcheinung; aber dies iſt immer nur Natur und über die Natur hinaus geht keine menſchliche Genialität im Wiſſen, Kunſt und That.

IV.

Leben, Bewußtheit, Geiſt der Natur.

1.

Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel; die Schule hat ſie entſeelet;
Schaffendes Leben auf's neu giebt die Vernunft ihr zurück.

Schiller.

2.

Wer von der Natur ſpricht, muß den Geiſt vorausſetzen oder im Stillen mitverſtehen. Göthe.

3.

Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforſchung der Geiſt herrſchen und über die Materie Herr ſein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkſtatt Gottes! — Was iſt auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir uns auf analytiſchem Wege bloß mit einzelnen materiellen Theilen zu ſchaffen machen, und nicht das Athmen des Geiſtes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorſchreibt und jede Ausſchweifung durch ein inwohnendes Geſetz bändigt oder ſanctionirt! **Göthe bei Eckermann.**
III. S. 341.

4.

Das Leben begreift den Mechanismus in ſich, nicht aber der Mechanismus das Leben. **Carus.**

5.

Wie ſoll man unter ſo viel Lebendigen an Todtes glauben? **Jean Paul.**

6.

Alles iſt Geiſt, nur verſchiedener.
Jean Paul.

7.

Da die Atmoſphäre nicht, gleich einem todten Körper, aus den Geſetzen der Schwere und der chemiſchen Kräfte phyſikaliſch und chemiſch zu erklären iſt und die chemiſchen Geſetze nur, gleich dem organiſchen Körper, in ihren ausgeſchiedenen todten Produkten walten läßt, in ihrer Totalität aber über dieſen Geſetzen des unorganiſchen Lebens ſteht, ſo kann zur Erklärung der Wirkung der Atmoſphäre als Totalität nur die organiſche Anſicht aushelfen. Nach dieſer erſcheint ſie, wie jeder lebendige organiſche Körper in einer beſtimmten Miſchung, die ſie ſtetig, auch unter den verſchiedenſten Einflüſſen, erhält. Gleichwie Pflanze und Thier alle aufgenommenen Stoffe aſſimiliren und zu pflanzlichem und thieriſchem Stoff umwandeln, das Unaſſimilirbare hingegen durch ihre Reductionsorgane ausſcheiden, ſo die Atmoſphäre; daher, mit was für heterogenen Luftarten und fremden Stoffen ſie auch gemiſcht wird, das ſtöchiometriſch-chemiſche Verhältniß derſelben ſich immer gleich bleibt und das Fremdartige aſſimilirt oder ausgeſchieden wird, in beiden Fällen alſo verſchwindet.

Kieſer.

8.

Alle Kräfte der Natur wirken organiſch. Jede Organiſation iſt ein Syſtem lebendiger Kräfte, die nach ewigen Regeln der Weisheit, Güte und Schönheit einer Hauptkraft dienen. **Herder.**

9.

Organiſation ſetzt Geiſt voraus.

Köppen.

10.

. . . . der Schimmer des Geiſtigen, der uns in Pflanze und Thier unſere durch dieſelbe Kraft belebten Genoſſen erkennen läßt. **Hoffmann.**

11.

Die plaſtiſchen Thätigkeiten gehen ohne unſer Zuthun, ja ohne unſer Wiſſen vor ſich, im Schlafe, wie im Wachen, im bewußtloſen, wie im bewußten Zuſtande, und ſind bei dem, der weder darauf achtet, noch auch irgend eine Kenntniß davon hat, darum nicht minder vollkommen, als ſie bei dem ſie zu beobachten ſich mühenden Kenner ſind. Wir erfahren ſie nicht unmittelbar durch unſer Bewußtſein, ſondern nur als äußere Thatſachen und durch eine Combination der Reſultate mannigfaltiger, mittelſt unſerer äußeren Sinne angeſtellter Beobachtungen und Unterſuchungen. **Burdach.**

12.

Der Menſch iſſet ein Fleiſch, in dem iſt Gutes und Gift; in ſeinem Eſſen aber erkennt er das alles für gut. So nun die Speiſe in den Magen kommt, alsbald iſt der Alchymiſt da und ſcheidet; das, was nicht zur Geſundheit des Leibes gehört, das wirft er in einen beſondern Ort, das Gute auf ſeine Stätte, wo es hingehört. **Paracelſus.**

S. deſſen „Bücher und Schriften“, Baſel 1589. I. S. 28 f. Vergl. S. 25 und ſonſt.

13.

Unſere Alten erkannten ein dem Organismus inwohnendes geiſtiges Princip, welches ſie den Archäus nannten; derſelbe ſei „ein frei wirkendes Weſen, das keineswegs von der vernünftigen Seele abhange, ſondern nach der ihm eigenen Wiſſenſchaft die zum Leben und Wachsthum des Leibes gehörigen Handlungen (vitales et vegetativos actus) verrichte.“ So noch G. E. Stahl von der goldenen Ader, Leipz. 1737, S. 281. Es iſt jener paracelſiſche Alchymiſt und Meiſter im Magen, der weiſer iſt, als der Menſch, das Böſe vom Guten ſcheidet, letzteres verarbeitet und ſo den Leib erhält. Stahl bedient ſich dafür des Wortes Natur und verſteht darunter „dasjenige wirkende Weſen, welches die zum Leben des Leibes nöthigen und heilſamen Wirkungen in den dazu geſchickten Gliedern klug und kräftig veranſtaltet.“ Daſelbſt S. 287. Er ſetzt hinzu: Wie man ſich auch die Sache näher denken möge, und ob jenes räthſelhafte Princip die von ihm ausgehenden Erfolge mit oder ohne Bewußtſein und Abſicht vollbringe, ſo viel ſei gewiß, „daß Alles ſehr weislich gehandhabt werde.“

14.

Der Umlauf des Blutes geht während des ganzen Lebens bei Tag und Nacht, im Wachen und Schlafen raſtlos fort. Welche Kraft erhält das Herz in dieſer zuweilen über ein Jahrhundert ohne Unterbrechung dauernden Thätigkeit? — Wir können nur die uns übrigens in ihrem Weſen wenig bekannte Lebenskraft nennen, dieſelbe Kraft, die allen Verrichtungen des Körpers vorſteht, die alle ſeine Theile formt, die Wunden heilt, Krankheiten überwältigt u. ſ w.

Lenz.

15.

Das eigentliche Princip des Lebens in der Natur iſt uns völlig unbekannt. Denn wenn wir Gott als Urquell alles Lebens betrachten, ſo iſt dies ein religiöſer Gedanke, der uns über die Sache ſelbſt keinen Aufſchluß giebt, weil Gott kein phyſiſches, ſondern ein hyperphyſiſches Princip, und als ſolches kein Gegenſtand der Erkenntniß, ſondern bloß des Glaubens iſt. Es muß daher vorausgeſetzt werden, daß es in der Natur ſelbſt eine Lebenskraft, vis vitalis, gebe, die ſich uns als ein bildendes, ernährendes, erzeugendes Princip zu erkennen giebt und daher auch ſelbſt als Bildungs-, Ernährungs-, Erzeugungskraft bezeichnet wird.

Krug.

Aber was hindert uns, Gott und Lebenskraft in Eines zuſammenfallen zu laſſen, als identiſch zu ſetzen und ſo eine unzerriſſene, auf's ſchönſte genügende Betrachtungsweiſe zu gewinnen? Wozu ſoll uns ein Gott, der als ein wunderliches, hohles, müſſiges Geſpenſt über Natur und Leben ſchwebt? Und warum wollen wir dem, was ſich uns unmittelbar in dem nahen, faßlichen Kreiſe unſeres Daſeins und unſerer Umgebungen als das Bildende, Ernährende, Erzeugende erweiſt, was wir offenbar nicht ſelber ſind, was um ſo viel weiſer und mächtiger iſt, als wir, uns aber doch ſo innig und freundlich verbunden iſt, die Anerkennung und Ehre der Göttlichkeit weigern?

16.

Jene bewußtlos ſchaffende und bildende Kraft erſcheint oft in einem überwiegend kräftigen und empfänglichen Zuſtande, wie ſie namentlich in Krankheiten, als Heilkraft der Natur, Erſcheinungen macht, die das geſunde Leben gar nicht kennt. Sie benachrichtigt uns von geſchehenen oder bevorſtehenden Verletzungen durch den Schmerz, ſie erregt ein neues Leben in den nächſten Umgebungen einer Wunde, um ſie zu heilen; ſie ſteigert die Lebensthätigkeit bis zum Fieber, um die drohende Gefahr vom Körper abzuwenden; ſie erhebt ſich bis zu Krampfanfällen, um manche innere Uebelſtände periodiſch auszugleichen. Ja, ſie zeigt ſich nicht nur in ſolchen körperlichen Zuſtänden thätig, ſie nimmt dabei auch unſer Geiſtiges für ihre Zwecke in Anſpruch. Sie nöthigt den Fieberkranken zur Ruhe durch die Unluſt zu allen körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen, die ſie ihn fühlen läßt; ſie ſorgt dafür, daß die Fieberhitze durch Speiſe und Trank ſo wenig als möglich über das Maaß geſteigert, die wohlthätigen Wirkungen der Naturheilkraft ſo wenig als möglich geſtört werden, indem ſie einen Widerwillen gegen Speiſen, namentlich gegen alle Fleiſchſpeiſen einflößt; ſie erregt in Krankheiten wunderbare und auffallende Gelüſte nach gewiſſen Speiſen und Getränken, denen der Kranke nur nachleben darf, um die wohlthätige Abſicht zu fördern. Sie verbietet und verordnet daher in Krankheiten, ſie iſt der lebendige Arzt in uns, ſie iſt das Vorbild und die Wurzel aller ärztlichen Kunſt. Dieſelbe Heilthätigkeit verkündet oft mit großer Beſtimmtheit durch gewiſſe Ahnungen den glücklichen und unglücklichen Ausgang in Krankheiten; ſie iſt vorausſchauend, prophetiſch.

Choulant,
über den animaliſchen Magnetismus, Dresden 1842.
S. 33.

Und das alles ſollte nichts weiter, als das Thun und Werk einer bewußtloſen Kraft ſein? Iſt das nicht vollkommener Unſinn, da dasjenige, was dieſer angeblich blinden, in ſich ſelber dunkeln Urſächlichkeit zugeſchrieben wird, ſeiner Natur nach nur in einem bewußten und zwar in hohem, übermenſchlichem Grade bewußten, in ſich ſelber hellen und klaren Princip begründet ſein kann?

17.

Der Organismus iſt ſein eigener Arzt, wirkt zufälligen Störungen und willkürlichen Eingriffen der mannichfaltigſten Art zweckmäßig entgegen, ſo wie es nur eine intelligente Lebendigkeit vermag, und zeigt dadurch ganz vorzüglich, daß er keine bewußtloſe Maſchine iſt, ſondern einen ſtets thätigen, kunſtvollen Geiſt und Verſtand in ſich hat, ohne welchen auch nicht die geringſte Wunde zu heilen vermöchte.

18.

Es iſt ein großer Widerwille im Menſchen, der Natur Bewußtſein, Intelligenz, geiſtige Klarheit und Würde zuzuſtehen, weil er ſo herrliche Eigenſchaften aus menſchlichem Particularismus, Separatismus und Hochmuth für ſich allein in Anſpruch nehmen und gegen das ganze übrige Reich des Daſeins feſthalten möchte. Hat man einmal doch ſelbſt die Thiere, bei welchen eine der unſrigen analoge Beſeelung, Selbſtheit und Lebendigkeit ſo deutlich in die Augen ſpringt, für ſeelen- und empfindungsloſe Maſchinen, für eine Art von Automaten erklärt!

19.

Die Natur denkt des Kleinſten, wie des Größten, oder vielmehr, ſie erhebt Alles zum Großen und Wichtigen, inſofern ſie auch das Allerunſcheinbarſte zum Gegenſtande ihrer Fürſorge und Erhaltung macht.

Herman Mäurer.

20.

Was unſere Technik Zweckmäßiges thut, um Wirkungen und Erfolge zu erzielen oder zu verhindern, das thut die Natur auch, aber bei weitem vollkommener und hat es früher gethan, als wir darauf gekommen ſind.

21.

..... die Natur, die überall ſo viel denkt, die Liſt im Großen treibt und ſtatt witzig zu reden, gleich witzig handelt. **Fr. Schlegel.**

22.

„Die Natur ſcheint nur um der übereinſtimmenden ſymmetriſchen Bildung willen oft völlig unnütze Formen hervorzubringen.“

Hier hat ſie ſich alſo über die Sphäre der bloßen Nützlichkeit erhoben und verfährt rein nach äſthetiſchen Principien.

23.

Die Natur verfährt nicht überall nach äſthetiſchem Maß und Geſetz, ſie thut es aber überall, wo ſie kann und darf, und da iſt es, wo ſie ſich mit menſchlicher Kunſt berührt, wo ſie *Kunſtmuſter* iſt, wo ſie der Künſtler zu ſtudiren und nachahmend aufzufaſſen hat.

24.

Die Natur iſt ſparſam und haushälteriſch, ſo weit es nöthig und gut; hört dieſe Rückſicht auf, ſo freut ſie ſich ihrer Freiheit und ihres Vermögens und wird luxuriös und verſchwenderiſch.

25.

Hat ſich die Natur irgendwo mit mechaniſch blindem Gehorſam an ihre Geſetze gebunden, ſo daß ihr kein Spielraum für freies Wirken bliebe? — Nicht einmal von der Bildung der Kryſtalle läßt ſich das behaupten, welche, wenn ſie auch nach gewiſſen Grundformen zu Stande kommt, dieſe doch mit der geiſtreichſten Freiheit zu den mannigfachſten Variationen abändert. **Ideler.**

[illegible].

Sieh, mit wie ſonderbaren Eisblumen der Froſt unſere Fenſter ausgeſchmückt hat!

Wie wunderbar, rief Clara, ſind doch dieſe Blumen gezeichnet, wie mannigfaltig! Man glaubt ſie alle ſchon in der Wirklichkeit geſehen zu haben, ſo wenig man ſie auch namhaft zu machen weiß. Und ſieh nur, die eine verdeckt oft die andere und die großartigen Blätter ſcheinen noch nachzuwachſen, indem wir darüber ſprechen.

Ob wohl, fragte Heinrich, die Botaniker ſchon dieſe Flora beobachtet, abgezeichnet und in ihre gelehrten Bücher übergetragen haben? Ob dieſe Blumen und Blätter nach gewiſſen Regeln wiederkehren oder ſich phantaſtiſch immer neu verwandeln?

Aus „des Lebens Ueberfluß“ von **L. Tiek.**

Weiterhin werden dieſe Geſtalten „Blumengeiſter, Blumenphantome, gezeichnet von einem humoriſtiſchen Genius“ genannt.

V.

Wahrheit und Weisheit, Rechthaben und Rechtbehalten.

1.

Nur die Natur iſt wahr; nur ihr ſorgfältiges, unabläſſiges Studium führt zur Erkenntniß der Wahrheit.
Krüger-Hanſen.

2.

Die Natur kann nicht anders, als ewig recht handeln, unbekümmert, was daraus erfolgen möge.
Göthe.

3.

Wir fühlen uns nicht nur genöthigt, uns als Glieder der Natur zu bekennen, ſondern auch berechtigt, in ihrer ſcheinbaren Willkür eine ſtete Regel vorauszuſetzen.
Ernſt Meyer.

4.

. . . . das große Geſetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt.
Schiller.

5.

Mich ängſtet das Verfängliche
Im widrigen Geſchwätz,
Wo nichts beharret, Alles flieht,
Wo ſchon verſchwunden, was man ſieht;
Und mich umfängt das bängliche,
Das graugeſtickte Netz.

„Getroſt! Das Unvergängliche,
Es iſt das ewige Geſetz,
Wonach die Lilie, die Roſe blüht.“

Göthe.

6.

Geoffroy de Saint-Hilaire ſagt von P. Camper:

„Ein weitumfaſſender Geiſt, hochgebildet und immerfort nachdenkend; er hatte von der Uebereinſtimmung organiſcher Syſteme ein ſo lebhaftes und tiefes Gefühl, daß er mit Vorliebe alle außerordentlichen Fälle aufſuchte, wo er einen Anlaß fände, ſich mit Problemen zu beſchäftigen, eine Gelegenheit, Scharfſinn zu üben, um ſogenannte Anomalien auf die Regel zurückzuführen.“

Hiezu bemerkt Göthe, „daß der Naturforſcher auf dieſem Wege am erſten und leichteſten den Werth, die Würde des Geſetzes, der Regel erkennen lernt. Sehen wir immerfort nur das Geregelte, ſo denken wir, es müſſe ſo ſein; es ſei von jeher ſo beſtimmt, und deßhalb ſtationär. Sehen wir aber die Abweichungen, Mißbildungen, ungeheuern Mißgeſtalten, ſo erkennen wir, daß die Regel zwar feſt und ewig, aber zugleich lebendig ſei; daß die Weſen, zwar nicht aus derſelben heraus, aber doch innerhalb derſelben ſich in's Unförmliche umbilden können, jederzeit aber, wie mit Zügeln angehalten, die unausweichliche Herrſchaft des Geſetzes anerkennen müſſen.“

7.

Bei einem von Göthe zu Ehren Hegels gegebenem Thee war vom Weſen der Dialektik die Rede, und Hegel äußerte ſich darüber in hochſtellender Art.

Wenn nur, fiel Göthe ein, ſolche geiſtige Künſte und Gewandtheiten nicht häufig gemißbraucht und dazu verwendet würden, um das Falſche wahr und das Wahre falſch zu machen!

Dergleichen geſchieht wohl, erwiederte Hegel, aber nur von Leuten, die geiſtig krank ſind.

Da lobe ich mir, ſagte Göthe, das Studium der Natur, das eine ſolche Krankheit nicht aufkommen läßt. Denn hier haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu thun, das jeden, der bei Beobachtung und Behandlung ſeines Gegenſtandes nicht durchaus rein und ehrlich verfährt, ſogleich als unzulänglich verwirft. Auch bin ich gewiß, daß mancher dialektiſche Kranke im Studium der Natur eine wohlthätige Heilung finden könnte. Eckermann.

8.

In allen andern Dingen kann man dem reinen Anſchauen und Denken nicht ſo nachkommen; es iſt alles mehr oder weniger biegſam und ſchwankend; es läßt alles mehr oder weniger mit ſich handeln; aber die Natur verſteht gar keinen Spaß; ſie iſt immer wahr, immer ernſt, immer ſtrenge; ſie hat immer Recht und die Fehler und Irrthümer ſind immer des Menſchen.

Göthe bei Eckermann.

9.

Die Natur hat jederzeit Recht, und das gerade da am gründlichſten, wo wir ſie am wenigſten begreifen.

Göthe.

10.

Die Natur kann nicht gerade gehen, weil ſie nicht über eine Billardtafel, ſondern über Alpen und Oceane ſchreitet. Sie muß oft erſt ausdonnern laſſen, und um ſie gehen Regen-wolken, bevor ſie mit ihren Strahlen alles Lebendige küßt.

Jean Paul.

11.

Die allwaltende Vernunft weiß alles, was ſie thut, und warum ſie es thut.

Antonin.

12.

Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat.

Cicero.

13.

Quae in natura fundata sunt. crescunt et augentur; quae autem in opinione, variantur, non augentur.

Fr. Baco v. Verulam.

14.

Nunquam aliud natura, aliud sapientia dicit.

Juvenal.

15.

Die Natur iſt immer der beſte Rathgeber.

Napoleon.

16.

Was nicht natürlich iſt, iſt nie vollkommen.

Napoleon.

17.

„Das gewiſſe und unzweideutige Genie der hervorbringenden Natur“ im Gegenſatze des oft ſehr zweideutigen menſchlichen.

Göthe.

18.

Die Natur weiß allein, was ſie will.

Göthe.

Ein ungeheueres Wort, ſo troſtvoll, als demüthigend für uns, und aus tiefſter Tiefe der Menſchen-

Welt- und Gottes-, d. h. Naturkenntniß geſchöpft. Daß der Menſch nicht weiß, was er will, das iſt leider klar und fühlbar genug, und es wäre zum Verzweifeln, wenn nicht die Natur an und für ſich und in ihm ein ſich klares Wiſſen und Wollen hätte und ihres durch ihn und für ihn ſelbſt zu erreichenden Zieles gewiß und ſicher wäre.

VI.

Die Natur
im Gegenſatze zum
Geiſt
als zu dem negativen, naturfeindlichen Pneuma
und Spiritus
der alten Religion.

1.

Jacobi hatte den Geiſt im Sinne, ich die Natur.

Göthe.

2.

Nicht werde dem Geiſt zum Raube,
Dem Menſchlichkeitsbeſieger!
Natur iſt eine fromme, ſanfte Taube,
Der Geiſt ein Tiger.

8.

Wenn ich hier und ſonſt vom Geiſte, als etwas nach meiner Anſicht Verwerflichem und Verderblichem, ſpreche, ſo iſt damit nicht Geiſt in jedem Sinne des Wortes, ſondern jenes abſtrakte, negative Princip gemeint, deſſen Weſen iſt, der Gegenſatz und die Verneinung der Natur zu ſein, ſo ramentlich, was Theologie und Kirche Geiſt, spiritus, πνευμα, nennt. Etwas ganz Anderes iſt es, wenn wir z. B. einem Dichter oder Künſtler Geiſt zuſchreiben, jemand überhaupt geiſtvoll, geiſtreich nennen; denn der hier gemeinte Geiſt iſt kein der Natur feindſelig entgegengeſetzter, iſt ein mit ihr identiſcher Geiſt, der deßhalb derſelben alttheologiſchen Verdammniß unterliegt, wie die Natur. Vergl. Fauſt, 2. Theil, wo der Kanzler die Worte ſpricht:

„Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht mit Chriſten;
Deßhalb verbrennt man Atheiſten,
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel u. ſ. w.“

Auch die Natur iſt Geiſt, aber nicht in geiſtlichem, kirchlichem Sinn; ſie iſt der wahre Geiſt im Unterſchiede von jenem falſchen, den die alte Theologie allein ehrt, allein gelten läßt, der aber gegen den mit der Natur in Eins zuſammenfallenden, wie er das Princip der claſſiſchen Cultur der Griechen und Römer war, nur ein hohles Geſpenſt der Negation und Abſtraktion iſt.

Anthrop. 1844.

VII.

Unüberwindlichkeit und zauberhafte Uebermacht der Natur.

1.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret
Et mala perrumpet furtim fastidia victrix.

Horaz.

2.

Natur iſt eine Hexe,
Die zaubert ſchön und hehr;
Sie zaubert Erd' und Himmel
Und ungeheures Meer,

Geſtirne, Mond und Sonne
Und Quell und Flur und Hain,
Die friſche Morgenwonne,
Den ſanften Abendſchein,

All was auf Erdenauen
Kreucht, wandelt, hüpft und ſpringt,
Was durch die Woge wallet,
Was durch die Lüfte dringt;

Sie zaubert holder Jugend
Liebreizende Geſtalt,
Lichtheller Augenſterne
Magnetiſche Gewalt,

Zartwunderſüße Lippen
Und andres Süße mehr;
Sie zaubert unbeſchreiblich,
Sie zaubert gar zu ſehr.

Natur iſt eine Hexe
Drum wird ſie prozeſſirt;
Man ſagt, ſie werde billig
Zum Holzſtoß hingeführt;

Es predigen ſchwarze Schergen
Dem Volke heil'gen Sturm:
Man ſoll die Hexe greifen
Und werfen in den Thurm.

Doch ſie, ſie lacht, die Arge,
Sie zaubert fort und lacht —
Natur iſt eine Hexe
Von gar zu großer Macht.

3.

Der dem Menſchen ſo ferne, hohe, jenſeitige, himmliſche Gott der alten, ſpiritualiſtiſchen Theologie iſt gerade derjenige, den der Menſch ſich ſelber macht, ein Weſen ohne alle Realität, das reine Produkt einer überſchwänglichen menſchlichen Einbildungskraft; da hingegen der Gott der Wahrheit und Wirklichkeit, der mit der Natur identiſche Gott ſo nah iſt, daß man ihn mit Händen greift. Gott im Gegenſatze zur Natur iſt der Geiſt im negativen, abſtrakten Sinne des Wortes; daſſelbe iſt auch der Menſch; denn auch der Menſch iſt der Geiſt und eigentlich nur der Menſch; der vom Menſchen als der Geiſt beſtimmte Gott nehmlich iſt nichts Anderes, als der Menſch ſelbſt, der in der Vorſtellung ſich ſelbſt verdoppelt. Der Unterſchied zwiſchen Menſch und Gott iſt [illegible] nur der, daß jener der mit der Natur verbundene, von ihr trotz aller Abſtraktion bedingte, beſchränkte, in Abhängigkeit erhaltene, dieſer der von der Natur völlig losgelöſte, reine Geiſt. der Menſch als dieſe vollendete Abſtraktion von der Natur, die für ſich gedachte, reine Spiritualität des Menſchen iſt. Dieſer über die Natur erhabene, von allen ihren Bedingungen und Beſchränkungen befreite Gott iſt das Ideal des ſpiritualiſtiſchen Menſchen, nach deſſen Erreichung er ringt, das er durch Negation ſeiner, als eines Naturweſens, durch Mortifikation, Ertödtung ſeiner realen Lebendigkeit zu erreichen hofft. Dies Ringen aber iſt eitel, dies Hoffen eine Thorheit; denn auch der Ascet, der Büßer, der Einſiedler, der Mönch, mag er es in der Abſtraktion auch noch ſo weit gebracht haben, kommt doch nie los von der Natur, der allgewaltigen, allmächtigen, der er entfliehen will; ja er empfindet deſto heftiger ihren Zug, je mehr er ſich von ihr entfernt, fällt um ſo ſchmählicher, je höher er geſtiegen iſt. Auf dieſem von uns ein ganzes, großes Weltalter hindurch zu unſerem namenloſen Unglück gegangenen Wege iſt erfahrungsgemäß weder Freiheit, noch Friede zu finden; beide wird der Menſch nur dann finden, wenn er ſeine negative Stellung gegen die Natur aufgeben, wenn er ſich, ſtatt in den leeren Himmel der Abſtraktion zu flüchten, mit ſeinem ganzen Selbſt in ſie zurückſtürzen wird, um kampf- und widerſpruchslos in dieſer ſeligen Tiefe zu weben.

„O wüßteſt du, wie's wohlig iſt
Dem Fiſchlein auf dem Grund,
Du ſtiegſt hinunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund."

Anthropol. 1844.

VIII.

Ewige Schönheit, Neuheit und Jugendlichkeit.

1.

Die Nachtigall, ſie war entfernt,
Der Frühling lockt ſie wieder;
Was Neues hat ſie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder.

Göthe.

2.

Alt, ſteinalt iſt ſie, die Natur;
Es gilt jedoch in vollem Ernſte:
Belebt der Lenz die todte Flur,
So iſt er immer das Modernſte.

3.

Vier Reize nur veralten nie
Im vielbewegten Weltgetriebe:
Der Reiz der Jugend und der Liebe,
Des Lenzes und der Poeſie.

Aus dem Orient.

IX.

Naturſtudium, Naturſinn, Naturverehrung.

1.

Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen,
Als daß ſich Gott = Natur ihm offenbare?

Göthe.

2.

Es geht doch nichts über die Freude, die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimniſſe ſind von einer unergründlichen Tiefe; aber es iſt uns Menſchen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzuthun. Und gerade, daß ſie am Ende doch unergründlich iſt, hat einen ewigen Reiz für uns, immer wieder zu ihr heranzugehen und neue Entdeckungen zu verſuchen. **Göthe** bei **Eckermann.**

3.

„Der Menſch verhält ſich geſetzgebend.“ Allein er mag nicht immer herrſchen; oft zieht er es vor, ſich liebend hinzugeben und von geheimer Neigung beherrſchen zu laſſen. Indem er ſich ſo der Natur zuwendet, entſteht ein höchſt glückliches Verhältniß: das gegenſeitige Widerſtreben hört auf; ſie läßt ihr tiefſtes Geheimniß ahnend durchſchauen, und ihm iſt das ererweiterte Leben Erſatz für das Opfer nie zu befriedigender Anſprüche. **Ernſt Meyer.**

4.

Wie ſehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſtiger Springbrunn wirſt du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen,

Wirſt alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Aus „Künſtlers Abendlied“ von **Göthe.**

5.

Ich weiß einen — wie mit Kindeslächeln hat er ſich mit der Weisheit, mit der Wiſſenſchaft befreundet. Das Leben der Natur iſt ihm Tempel und Religion, Alles in ihr iſt ihm Geiſterblick, Weiſſagung; ein jeder Gegenſtand in ihr wird ihm zum eigenthümlichen Du; in ſeinen Liedern klingt die göttliche Luſt, ſich in Allem zu empfinden, alle Geheimniſſe in ſich aufzunehmen, und ſich in ihnen verſtändlich zu werden.

Bettina.

6.

Du klarer Bronnen, in dem der Mond ſein Bild erblickt,
Wo man die Sterne mit hohler Hand zum Trunke ſchöpft;
Du Dichter, Freier der Natur, der, ihr Bild in der Bruſt,
Uns arme Sklavenkinder es anbeten lehrt!

Bettina an Göthe.

7.

Ich bin nun einmal einer der epheſiſchen Goldſchmiede, der ſein ganzes Leben im Anſchauen und Anſtaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Geſtalten zugebracht hat und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein

Apoſtel ſeinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formloſen Gott aufdringen will.

Göthe,

Briefwechſel zwiſchen Göthe und F. H. Jacobi,
herausgegeben von Max Jacobi. Leipz. 1846.

8.

Und wieder muß ich vor dieſer Menſchwerdung knieen und muß dich lieben und begehren, wie alle Natur. **Bettina.**

9.

Humboldt, Kosmos II. S. 75; erinnert „an den großen Meiſter der Dichtkunſt, deſſen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther, wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphoſe der Gewächſe, wie in ſeinen vermiſchten Gedichten.“ — „Wer“, fragt er, „hat ſeine Zeitgenoſſen beredter angeregt, „„des Weltalls heilige Räthſel zu löſen““, das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menſchheit Philoſophie, Phyſik und Dichtkunſt mit einem Bande umſchlang?“

10.

Hermann von Schwanefeld.

Man findet bei ihm die Kunſt als Neigung und die Neigung als Kunſt, wie bei keinem Andern. Er beſitzt eine innige Liebe zur Natur und einen göttlichen

Frieden, der ſich uns mittheilt, wenn wir ſeine Bilder betrachten.

Göthe,

Bei Betrachtung einiger Landſchaften jenes Künſtlers.
Nach **Eckermann.**

11.

Gar beſonders wunderbar wird mir zu Muthe, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, — hinter mir flache Dünen, vor mir das wogende, unermeßliche Meer, über mir der Himmel, wie eine rieſige Criſtallkuppel; ich erſcheine mir dann ſelbſt ſehr ameiſenklein, und dennoch dehnt ſich meine Seele ſo weltenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie ſie mich hier umgiebt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in ſtärkerem Grade, als jemals eine andere erhabene Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebet ſtrebte immer höher, als die gothiſchen Pfeiler, und wollte hinausbrechen durch das Dach.

H. Heine.

12.

Ja, es giebt ein Leben in der Welt, in der eigentlich rechten, großen Welt, ſo wie es ein Leben in dem eigenen Herzen und unter den Menſchen giebt; es gilt nur, den rechten Sinn dafür zu haben und ihn durch Uebung zu entwickeln. Man muß die Natur lieben, wie man die geſelligen Kreiſe oder die Gedankenbeſchäftigung liebt; man muß ſie hochachten; man muß ſie nur nicht für todt halten, ſondern glauben, daß auch in ihr ein großes Leben ſich rege, daß der aufmerkſame Sinn ſeine Pulsſchläge vernehme, daß ſie uns verwandt ſei und unſere Liebe verdiene. Iſt es nicht die eigentliche, urſprüngliche Poeſie der ganzen Menſchheit, welche aus dieſem befreundeten Leben mit der Natur entſprang, und iſt es nicht das ſehnſüchtig zurückgewünſchte goldene Weltalter aller Völker, worin die Thiere redeten, die Pflanzen fühlten, die Quellen Leben und Berge, Ströme, Sterne ein menſchenähnliches Gemüth hatten, weil der glückliche Glaube in der ganzen, großen Natur noch eine Seele fand?

Aus den falſchen „Wanderjahren.“

13.

Wo der Menſch die Kälte gegen die mütterliche Natur fahren läßt und ſich zurückwendet zu ihr, da iſt der alte Himmel noch zu finden, den wir ſchon längſt verloren glaubten. Das Paradies iſt noch da; es liegt nur an uns, zurückzukehren in die goldene Zeit.

Aus den falſchen „Wanderjahren.“

14.

So blickt' ich in das Leben der Natur,
Und glaubte, daß ein Geiſt der Lieb', entſprechend
Der Wehmuth, die in mir, dies Leben ſei;
Es ſeien ſeine Regungen und ſeine
Gedanken, die dies Alles bildeten
So Tag, als Nacht, ja ich empfand, ich müſſe
Einſchmelzen in dieſen Geiſt, und einzige
Beſeeligung ſei: aufgeh'n in dieſen Geiſt.

Dahin, unkundig, was der Tod ſei, rang' ich,
Mich aufzulöſen; ich trank mit vollen Zügen,
Trank unerſättlich ein den Hauch der Nacht;
Ich hob zur Luft empor ſehnſüchtige Hände,
Der Locke Flug, das Flattern des Gewandes,
Es war mir ein Beweis der Gegenwart
Des liebevollen Geiſtes der Natur;
Geſchloſſenen Auges ließ ich mich vom Strahle
Der Sonne küſſen, öffnete dann den Blick,
Und hielt es aus mit Feſtigkeit und dachte:
Sie küſſet dich, ihr Kuß beglücket dich,
Und nicht ertragen ſollteſt du ihr Anſchau'n?

Bettina.

15.

Es war eine Zeit, in welcher eine ſchöne, kindliche Begeiſterung für die Natur herrſchte und dichteriſche Stimmen, wie folgende:

Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält! —

oder:

Süße, heilige Natur,
Laß mich geh'n auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband! —

den tiefſten Anklang fanden. Dergleichen iſt aus der Mode gekommen; aber nicht zum Vortheile der Bildung, des Fortſchrittes und der menſchlichen Glückſeligkeit; es ſind die retrograden Bewegungen des 19. Jahrhunderts, es iſt namentlich dieſer dumpfe, ſelbſtſüchtige

Pietiſmus, dieſer in der Philoſophie ſich neugeſtaltende und emporſchraubende ſpirituelle Hochmuth, was die Natur um jene Liebe und Ehre gebracht, deren Erneuerung und Wiederherſtellung das weſentlichſte, wenn auch vom hohlen Lärm des Tages übertäubte, noch wenig zum Ausſpruch gekommene Bedürfniß der Gegenwart iſt.
Anthrop. 1844.

X.

Die
Macht, Selbſtſtändigkeit und Autarkie der Natur
in den Verrichtungen und Prozeſſen des organiſchen Lebens,
namentlich
was Krankheiten und ſchwierige Körperfunktionen, Kindheit und hohes Alter betrifft.

1.

Die Natur iſt der beſte Arzt.
Hippokrates.

2.

So wir den Dingen am gründlichſten nachdenken, ſo iſt unſere eigene Natur ſelbſt unſer Arzt, und hat in ſich, was ſie bedarf.

Die Natur ordnet, ebnet und heilt ſich ſelbſt, wie denn die Chirurgie der erfahrnen Aerzte ausweiſt und lehrt.

So ſie nur defendirt wird, ſo iſt ſie die, die ihr ſelbſt alle Krankheiten heilt; denn ſie weiß, wie ſie die heilen ſoll; der Arzt kann's nicht wiſſen; darum iſt er nur einer, der der Natur den Beſchirm giebt.

Paracelſus.
Paramir L. II.
Bücher und Schriften, Baſel 1589. I. S. 115 f.

3.

G. E. Stahl handelt in ſeiner Schrift von der goldenen Ader, S. 277 ff. der 1737 zu Leipzig erſchienenen Ueberſetzung, „von der Natur, als Selbſterhalterin ihres Leibes oder von der Cur der Natur und der Geneſung der Kranken ohne Arzenei.“ Im 1. Capitel dieſer Abhandlung giebt er eine „Beſchreibung der eigenmächtigen Cur der Natur“ und ſagt hiebei: „Die eigenmächtige Cur der Natur iſt diejenige Wirkung derſelben, wo ſie ohne Beihülfe einiger Arzenei durch ihre bloßen, ſonſt gewöhnlichen Ab- und Ausſonderungen, auch zur Nahrung des Leibes dienlichen Handlungen den dem Körper zugeſtoßenen Schaden hebt und ſowohl die Urſache deſſelben, als auch die Wirkung hinwegſchafft“[1]).

4.

Die Cur der Natur fällt grob genug in die Sinne. Wer heilet die Wunden? Wer leimet die zerbrochenen Beine wieder zuſammen? Wer erſetzet die zerfreſſenen Theile alſo, daß ihre natürliche Geſtalt nicht eben ſonderlich verändert wird? Thut ſolches nicht die Natur?

G. E. Stahl.

5.

Die Natur verrichtet in kurzer Zeit und ohne ſonderliche Mühe, was kein Künſtler verrichten kann.

G. E. Stahl.

6.

An Exempeln von der Cur der Natur fehlet es keineswegs. Sie kommen täglich in Menge vor. Die Natur überwindet langwierige und noch mehr hitzige Krankheiten, die bald zu Ende gehen. Daher ſpricht der gemeine Mann: man habe gemeint, den Anſtoß dieſer Krankheit zu übergehen u ſ. w. oder, wo die Krankheit ſchon vorbei: man vertraue ſeiner guten Natur, ſie erhohle ſich immer wieder und dergl.

G. E. Stahl.

---

[1]) Aus derſelben Abhandlung iſt auch das, was wir ſonſt noch an dieſem Orte von dem genannten alten Ärzte anführen und ausheben werden.

3.

Jeder äußeren Heilung liegt ein innerer Heilungsprozeß, eine Thätigkeit des organiſchen Lebens zur Umänderung und Zurückführung des abnormen Zuſtandes in den normalen, zu Grunde, und macht ſie ganz allein möglich.

Dies gilt von allen Krankheiten ohne Ausnahme. In den ſichtbaren — ſogenannten chirurgiſchen — Krankheiten zweifelt kein Menſch daran. Jeder Chirurg giebt zu, daß nicht er es iſt, der einen Beinbruch, eine Wunde, ein Geſchwür heilt, ſondern daß es die Natur- oder Lebenskraft iſt, welche durch ihre bewundernswürdigen. Operationen der Exſudation, Konglutination, Suppuration, Ausſtoßung des Verdorbenen und Regeneration dieſes Geſchäft bewirkt, und daß er nur dieſe Operationen regelmäßig und zweckmäßig zu leiten und ihre Hinderniſſe zu entfernen hat. Ganz daſſelbe gilt aber auch von den innerlichen, unſern Sinnen in ihren innern Verhältniſſen entzogenen Krankheiten, nur mit dem Unterſchiede, daß wir dabei dieſe Heilungsoperationen der Umänderung, der Ausſcheidung des Verdorbenen, der Regeneration und Gleichgewichts-Wiederherſtellung nicht mit Augen ſehen. Und dies iſt nicht etwa bloß bei den akuten, mit mehr aufgeregtem Leben, ſondern, nur weniger ſchnell und entſcheidend, auch bei den chroniſchen der Fall. Bei leichten Fällen ſehen wir es täglich, daß die Wiederherſtellung ohne alle Hülfe der Kunſt erfolgt, aber auch bei den ſchweren ſehen wir es, ja bei den ſchwerſten. Es giebt keine Krankheit von dem heftigſten Entzündungsfieber an bis zur faulichten Peſt, von den Suppreſſionen bis zu den Profluvien, von den dynamiſchen Krankheiten bis zu den Dyskraſien, die nicht ſchon durch die Natur allein geheilt worden wäre. . . . . Selbſt da, wo ein ſpecifiſches Gift im Organismus aufgenommen iſt, vermag die Heilkraft der Natur die Heilung zu bewirken. Brauchen wir an die Tauſende zu erinnern, die bei veneriſchen Anſteckungen ohne alle Mittel, ja, wie jetzt abſichtlich geſchieht, ohne den Gebrauch von Queckſilber hergeſtellt wurden? Aber auch bei den am tiefſten eingedrungenen veneriſchen Vergiftungen, was könnte der Merkur leiſten ohne Mitwirkung dieſer innern Heilkraft, welche erſt die Ausſcheidung des Giftſtoffes und des Giftheilmittels zugleich, die zur völligen Heilung unentbehrliche Regeneration geſunder Säfte, Normaliſirung ſpecifiſch alterirter Sekretionen und Reproduktion der desorganiſirten Organe bewirkt? —

Am aller ſichtbarſten zeigt ſich dieſe innere Heilkraft in jenen wunderbaren, durch ſie allein oft ganz unerwartet und höchſt überraſchend bewirkten Umänderungen, Kriſen, Metaſchematismen, Metaſtaſen, die oft mit einem Male eine ſchwere, lange, allen Kunſtmitteln widerſtehende Krankheit gänzlich aufheben oder umändern. Der Kranke, den wir noch Abends dem Tode geweiht glauben, bekommt in der Nacht einen reichlichen Schweiß und wir finden ihn früh außer aller Gefahr. In einer ſchweren, hitzigen Krankheit, die wir vergebens mit unſern Mitteln bekämpfen, entſteht plötzlich ein Abſceß an einem äußeren Theil und die Krankheit iſt gehoben. Ja, was der Heilkraft der Natur die Krone aufſetzt, das iſt ihr Sieg über die verſchiedenſten, entgegengeſetzteſten, oft unvernünftigſten Heilmethoden. Sehen wir nicht täglich, daß auf dem Lande, auch ohne alle Hülfe und bei der unſinnigſten Behandlung, Menſchen geſund werden? Und ſelbſt bei der künſtlichen Behandlung bin ich längſt zu der Ueberzeugung gekommen, daß von allen geheilten Kranken der größte Theil zwar *unter* dem Beiſtand des Arztes, aber nur der bei weitem kleinſte Theil *durch* ſeinen Beiſtand allein geneſt.

Hufeland.

8.

Dies iſt der wahre Sinn des großen Wortes **Kriſis**, was uns ſo erhaben, als geheimnißvoll vom grauen Alterthum her entgegentönt! Nicht die kritiſche Ausleerung, nicht die äußerlich erfolgende Veränderung, ſondern der innere Heilungsprozeß, die innere Bearbeitung der Krankheit, das Werk der innern aſſimilirenden, ſecernirenden, metamorphoſirenden, neuſchaffenden Naturkraft, was allein jenen äußeren Erſcheinungen zu Grunde liegt, das iſt es, was dieſes Wort ausſpricht und was von allen, der Natur getreuen, tiefer blickenden und nicht durch Schulſyſteme geblendeten Aerzten darunter verſtanden wurde, von *Hippokrates* an bis auf *Sydenham*, *Hofmann* und *Börhaave*.

Hufeland.

9.

Die Medicin geſteht, „daß es, wie jedem Sachkenner bewußt, nur einzig und allein die Natur iſt, die jederzeit die Krankheiten heilt, und das durch jene, einem jeden Geſchöpfe inwohnende, höchſt wunderbare Urkraft, die, in geſundem Zuſtande des Organismus als die ordnende und erhaltende kennbar genug iſt, im kranken oder verletzten dagegen, als reſtituirende oder als Heilkraft hervortritt und auch die ganze Dauer der Krankheit hindurch ſich geltend macht.“

Dr. J. H. Müller

in der Schrift: „Die Heilkraft der Natur“ u. ſ. w.
Berlin 1845.

10.

Dr. Luther ſagte: Als er zu Schmalkalden wäre krank gelegen, da wären wohl viel Medici über ihm geweſen, denen er gar gram geworden; denn es wäre kein Menſch in der Welt, der ſo ungern aus der Apotheke eſſe und trinke, wie er. Und erzählte, daß er allda drei Tage gelegen und hätte nichts eſſen mögen, und die Medici hätten ihm auch viel Speiſen verboten. Da wäre die Frau im Hauſe zu ihm gekommen; die hätte ihn gebeten, zu ſagen, wozu er Luſt hätte, ſo wolle ſie es ihm zurichten. Da hätte er geſagt: er möchte gern kalte Erbſen und Bratheringe eſſen; die hätte ſie ihm gemacht, und er hätte darauf flugs wohl geſchlafen.

Item: Dr. Luther ſagte noch ſonſt ein Exempel von einem Edelmann, der auch krank gelegen, und weder eſſen, trinken noch ſchlafen mögen. Endlich hätte es ihm gelüſtet nach rothem Wein, den er ſonſt gern zu trinken gepflegt. Da hätte er ein Glas voll holen laſſen und ausgetrunken, darnach noch ein Glas und darauf geſagt: Aller guten Dinge müſſen drei ſein, und hätte das dritte auch ausgetrunken, wiewohl die Medici den Wein ernſtlich verboten gehabt; aber er hat wohl darauf geſchlafen. Des Morgens wäre der Medicus gekommen und hätte den Urin beſchaut und geſagt: Ja, wenn ihr euch alſo hieltet, ſo würde es wohl beſſer mit euch werden.

Tiſchreden, **Walch** S. 1918.

11.

In hitzigen Krankheiten entſcheidet der feine, untrügliche innere Sinn des hier erwachten Lebens-Erhaltungs-Triebes ſo deutlich und beſtimmt, daß der Arzt die Angehörigen und die Krankenwärter bloß zu bedeuten braucht, dieſer Stimme der Natur durch Verſagung deſſen, was der Kranke ſehr dringend an Genüſſen fordert, oder durch ſchädliche Anerbietungen und Ueberredungen kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Hahnemann
im Organon.

12.

Die Kranken, welche an hitzigen, anſteckenden, gefährlichen, ja peſtilenzialiſchen Fiebern daniederliegen, kommen viel eher und glücklicher davon, wenn ſie keine, als wenn ſie viele Arzeneien brauchen. Es ſind beſonders diejenigen übel daran, die nach dem gemeinen Schlendrian brechen, purgiren, hitzige, ſchweißtreibende Dinge bekommen, in warmen Zimmern und Betten halb gebraten werden, Ader laſſen, Opium nehmen u. ſ. w.

G. E. Stahl.

13.

Man vergeſſe nie, daß bei jedem hitzigen Fieber die Naturkraft das eigentliche Heilungsprincip iſt, daß das Fieber ſelbſt der Heilungsprozeß iſt, wodurch allein die kritiſchen Umänderungen, Entſcheidungen und Wiederherſtellungen des Gleichgewichts bewirkt werden, ja, daß in unzähligen Fällen die Natur ſelbſt dadurch ganz allein die Krankheit hebt. **Hufeland.**

14.

Es iſt beſſer, die Natur allein wirken zu laſſen, als etwas Unrichtiges oder Unzeitiges zu thun.

Hufeland.

15.

Die nicht geſtörte Natur wirkt oft im Stillen unvermerkt fort und bewirkt Beſſerung, ja Heilung.

Hufeland.

16.

Der Kranke befindet ſich oft bei langſamer Löſung der Krankheit, wie ſie die Natur beabſichtigt, beſſer, als bei ſtürmiſcher Kriſe, wie ſie der Arzt erwartet und etwa erzwingen will. **Cannſtadt.**

Specielle Pathologie und Therapie. I. Erlangen 1843. S. 318.

17.

Ueber allen Heilmethoden, die jemals geherrſcht haben, ſteht die Heilkraft der Natur ſiegreich da; und ſiegreich wird ſie bleiben über alle Methoden, die je noch zu Tage kommen werden. **Krüger-Hanſen.**

18.

Ueberall wies es ſich aus, daß die Entſcheidung der Krankheit um ſo günſtiger war, je mehr man den vorgeſchriebenen Weg verließ, ſich mit einer ganz einfachen ſymptomatiſchen Behandlung begnügte, oder wohl gar die Kranken ihrem Inſtinkte überließ.

Krüger-Hanſen

in Beziehung auf die Cholera.

19.

Viele Krankheiten würden über die Menſchen hinſtreifen, wie der Sturm über ein ſchwankes Rohr, wenn ihnen ärztlicher Wahn nicht mit Mitteln und Angriffen entgegen träte, die gefährlicher ſind, als ſie ſelbſt. **Krüger-Hanſen.**

„Die Kur ſei nicht verderblicher, als die Krankheit!“ mahnt, wie ſchon oben im 1. Theile, II. Nr. 45 angeführt, Hufeland.

20.

Was thut ein blinder und unverſchämter Quackſalber Anderes, als daß er die edle Medicin mit ſeinem tollkühnen Unternehmen proſtituirt? Seine ganze Kunſt beſtehet im Brechen, Purgiren und Schwitzen, er macht einen unförmlichen Miſchmaſch von Arzeneien, verordnet Mittel über Mittel in's Gelag hinein, waget es auf gut Glück und weiß oft ſelbſt nicht, was er ordnen ſoll. Kommt das Glück oder vielmehr die göttliche Vorſehung ſeiner Keckheit zu Statten, ſo hat er es gewiß nicht ſeiner Kunſt zu danken, daß der Kranke davon kommt, indem es nur zufälligerweiſe geſchieht, daß die Natur zuweilen aus Verdruß allen eingefreſſenen Plunder und zugleich die Urſache der Krankheit auf einmal aus dem Leibe wirft.

G. E. Stahl.

21.

Die Heilkraft der Natur iſt der Aerzte Ehrenretterin; ſie macht ſelbſt die gröbern an ihr begangenen Delikte wieder gut. **Krüger-Hanſen.**

22.

Die Aerzte gaben ihn nicht bloß auf, ſondern beſtimmten ihm, ſo zu ſagen, ſchon die Stunde ſeines unvermeidlichen Todes; er genaß indeſſen — vielleicht weil ihn die Aerzte verlaſſen hatten.

Lichtenberg
in Beziehung auf Cornaro.
Vermiſchte Schriften V. Göttingen 1803. S. 477.

23.

Es lehrt die Erfahrung von Jahrtauſenden, daß es Unpäßlichkeiten, leichtere Erkrankungen und ſelbſt auch ſchwerere Krankheiten giebt, die, ohne Arzenei, ſelbſt ohne alle Aenderung der gewohnten Lebensweiſe und unter anſcheinend höchſt widerwärtigen Umſtänden, einzig und allein durch die überwiegend hervortretende Heilkraft der Natur, glücklich überwunden und beſeitigt werden.

Dr. J. H. Müller.

24.

Von hohem Intereſſe ſind die Verſuche mit Scheinhomöopathie, wie ſie der Regimentsarzt Dr. Leſſer angeſtellt. Es wurden in dem Lazarethe deſſelben von 1068 Kranken 531 bloß durch „ein angemeſſenes Regimen, einfache, paſſende Diät und Abwendung aller ſchädlichen Potenzen“ vollkommen hergeſtellt. Die Homöopathie wurde hiebei in nur ſcheinbare Anwendung gebracht; die Kranken erhielten unter der Firma irgend einer homöopathiſchen Arzenei bloß einfache unarzeneiliche Zuckerkügelchen, die ihnen in ſehr ernſter Weiſe dargereicht wurden. „Aus den darüber mit vieler Genauigkeit geführten Liſten und Journalen geht hervor, daß unter Anderen 19 am Entzündungsfieber ohne örtliche Affektionen, 53 am gaſtriſchen Fieber und an Gaſtroſen, 39 am Durchfall, 181 am Katarrhalfieber und an Bruſtbeſchwerden, 56 an Halsentzündung, 46 an rheumatiſchen Beſchwerden, 35 am Wechſelfieber und 6 an hitzigen Hautkrankheiten litten, woraus erſichtlich iſt, daß zu dieſen Verſuchen keineswegs indifferente Krankheiten gewählt worden wären.“ Es brachte nach einer durchſchnittlichen Berechnung jeder Kranke nur 8 Tage im Lazarethe zu. **Müller**

a. a. O. S. 26 f.

25.

Geburt und Wochenbett.

Es iſt der erhabenſte Akt und zugleich die außerordentlichſte Kataſtrophe und Revolution der organiſchen Natur, in welcher ſich ihr Selbſterhaltungs- und Wiederherſtellungsvermögen, die Heilkraft der Natur, am vollkommenſten darſtellt, und ewig wundervoll bleibt es, wie ein Akt, der mit den gefahrvollſten Ereigniſſen, den außerordentlichſten Metamorphoſen, der höchſten Lebensgefahr verbunden iſt, in der Regel und bei Millionen ganz ohne nachtheilige Folgen, ja mit gleich darauf erfolgender völliger Wiederherſtellung geſchehen kann.

=

Das Einzige, wodurch hier die Weisheit der Natur die Kriſe macht und dieſen gefährlichen Zuſtand in Millionen von Weibern ganz unbemerkt und auf die leichteſte Art in die Geſundheit übergehen läßt, ſind zwei Kriſen, der Lochialfluß und die Milchabſonderung — Beides Ableiter der Menge und Plaſticität des Bluts und Wiederherſteller des Gleichgewichts der organiſchen Thätigkeit.

=

. . . . . . ein Naturact, für deſſen glückliche Beendigung die Natur durch die weiſeſten und bewundernswürdigſten Einrichtungen geſorgt hat. In der Regel bedarf es hier weiter nichts als die von der Natur angeordneten Kriſen, Wochenreinigung und Milchabſonderung nicht zu ſtören und alle ſchädlichen Einwirkungen abzuhalten.

Hufeland.

Enchirid. medic. Berlin 1842.
S. 426 f.

26.

Jedes Mädchen, das ſich bewogen fühlt, ihre Schwangerſchwaft zu verheimlichen und, verſteckt, ihren Gebärakt allein abmacht, iſt nach ihrer Entbindung wohl; ſie würde es noch mehr ſein, wenn die Furcht vor Entdeckung und die Reue über ihre That ſie nicht beugte; ſie geht oft ſogleich an ihre Arbeit, und wenn zufällig die verſteckte Leibesfrucht aufgefunden wird, ſo hat die Polizei oft Mühe, die Mutter derſelben auszuforſchen. Nie habe ich erlebt, daß eine ſolche heimliche Gebärerin ſofort erkrankte; erſt dann ward ſie von Krankheit ergriffen, wenn ſie ihr Vergehen entdeckt ſah, dieſes zur Unterſuchung gelangte, und alſo Scham und Furcht ihr Organenſpiel zerrüttete. Wäre es Sitte, daß jede Gebärerin ihren Gebärakt unter dem Beiſtande ihrer Mutter oder einer Freundin abwartete, wären dieſe darüber belehrt, daß ſie nur Troſt und Muth einreden, keine Beſchleunigungen des Actes unternehmen, am wenigſten einſchreiten dürften, um den Abgang der Placenta zu befördern, ſo würde die Zahl der in Folge des Gebäractes Benachtheiligten, Verſiechten oder dabei Unterlegenen gewiß weit geringer ſein, als ſie jetzt bei allem künſtlichen Beiſtande iſt. Hätte die Natur die Kräfte des Mutterkörpers, das Verhältniß des Gebärweges zum Durchgange der Frucht, das Vermögen zur Ausſtoßung der Placenta ſchlecht berechnet, ſo würden wir davon auch öfters Spuren bei den Thieren finden. Dies iſt aber nicht der Fall. Mit eben der Sicherheit, womit die Hündin ihren Gebäract vollendet, vollbringt ihn auch die Elephantin; die Naturkraft weiß, indem dabei keine fremde Hand einwirkt, keine ſtörenden Eingriffe geſchehen, Alles ſehr wohl zu leiten, ja ſelbſt bedeutende Hinderniſſe zu beſeitigen. Wäre es Gebrauch, daß auch bei den Thieren der Gebäract durch Menſchenhände geleitet, die ſich entwickelnde Frucht hervorgezogen, die Placenta gelöſet würde, ſo würden wir bei ihnen eben ſo oft unglückliche Folgen gewahr werden, als dieſes jetzt bei den Frauen leider der Fall iſt. Kämen alle die Fälle zur öffentlichen Kunde, wo das gebärende Weib bei und nach der Entbindung erkrankt, Verletzungen, Blutflüſſe, Vorfälle, Umſtülpungen u. ſ. w. erleidet oder gar verſtirbt, ſo würde der Menſchenfreund erſtarren und fragen, warum alle die kühnen Einſchreitungen der Hebammen und Hebärzte bei'm Gebäracte Sanction gefunden hätten. Wenn ſelbige wohl gewählt und nützliche Früchte bringend wären, ſo müßten wir davon heilbringende Spuren zunächſt in den Gebäranſtalten ſehen und hier den Verlauf und die Folgen des Gebäractes am geſichertſten finden. Wenn aber dort unter den Augen der Lehrmeiſter die Geburt geleitet wird und ihre ſtete Gegenwart darüber wachen kann, daß keine Nachkrankheit erkeime, ſondern im Erblühen erſtickt werde, dennoch aber, wie gezeigt, ſo häufige Todesfälle Statt finden, und von 21 erkrankenden Wöchnerinnen zwei Drittel ſterben, ſo darf man wohl den Schluß machen, daß, wenn dieſe nicht zur Gebäranſtalt ihre Zuflucht genommen, ſondern ihren Gebäract in ihrer Behauſung ohne irgend einen ärztlichen Beiſtand ruhig abgewartet hätten, keine ſo ſchwere Geißel über ſie verhängt worden wäre. Die Indianerin gebiert ohne allen künſtlichen Beiſtand; nach beendeter Geburt trägt ſie ihr Gebornes ſelbſt zum Fluſſe, um es darin zu baden — ſind hiezu diejenigen fähig, die bei uns unter Kunſthülfe gebären? — Nur das heimlich gebärende Mädchen iſt es.

Krüger-Hanſen.

Heil- und Unheilmaximen der Leibwalter.
Güſtrow 1834. S. 136. f.

Die erſtaunliche Thatſache, daß der weibliche Körper ſelbſt noch als Leiche ganz ſelbſtſtändig zu gebären im Stande, iſt unten im dritten Buche dieſes Theiles, Abtheil. IV. zur Sprache gebracht.

27.

Der erſte große Schritt des Kindeslebens iſt der Uebergang von einem abhängigen paraſitiſchen Leben in ein ſelbſtſtändiges, und zu bewundern iſt die Weisheit der Natur, welche dieſen Uebergang dadurch allmählig gemacht hat, daß das Kind noch als Säugling ein halbes bis ganzes Jahr ein Theil ſeiner Mutter bleibt und von ihr noch Lebenszugang und Lebensnahrung erhält. Daher iſt dieſe Uebergangsperiode, nach den Naturgeſetzen gemacht, von der höchſten Wichtigkeit und entſcheidend für die Vollkommenheit des ganzen künftigen Lebens. Ihr Mangel iſt die größte Unnatur und kann durch nichts erſetzt werden.

Hufeland.

28.

Der Uebergang aus dem Mutterleibe in die Licht- und Luftwelt, aus dem bisherigen paraſitiſchen Leben in ein ſelbſtſtändiges, iſt ein ſo wichtiger und außerordentlicher Schritt, daß man mehr darüber erſtaunen und die Weisheit der Natur bewundern muß, daß ſo viele Kinder ihn ohne allen Nachtheil machen, als daß manche dabei krank werden und auch wohl dabei ſterben.

Hufeland.

Was die letzteren Fälle betrifft, ſo iſt die Frage, was dabei Hebammen und Aerzte durch unnöthige, unzweckmäßige, ſtörende und zerſtörende Verordnungen und Eingriffe verſchulden. Ich ſelbſt habe in dieſer Hinſicht ſchauderhafte Beobachtungen und Erfahrungen gemacht.

29.

Der Schlaf in den erſten ſechs Monaten des Lebens iſt ein heiliger Schlaf. Er iſt die Werkſtätte der immerfort ſchaffenden und bildenden Natur.

Hufeland.

30.

In Behandlung der Kinderkrankheiten muß man auch bei der größten Gefahr nie den Muth verlieren, weil die hier ſo energiſche Schöpferkraft des Organismus wahre Wunder der Wiederherſtellung thun kann.

Hufeland.

31.

Hupazoli, geboren 1587 zu Caſale und geſtorben 1702 in ſeinem 115. Jahre, heirathete fünf Frauen und zeugte mit ihnen vier und zwanzig Kinder, außer der Ehe aber noch fünf und zwanzig andere, ließ nie zur Ader und nahm nie Arzenei, bekam in ſeinem hundertſten Jahre ſtatt ſeiner ergrauten Haare wieder ſchwarze, verlor im hundert und neunten ſeine Zähne und bekam im hundert und eilften wieder zwei neue.

Lichtenberg's
vermiſchte Schriften V. Göttingen 1803.
S. 478 ff.

Die zuletzt erwähnten Züge gehören zu den höchſt intereſſanten Phänomenen der Rejuvenescenz, worüber **Mehliß** in ſeiner Schrift: „Ueber Virilescenz und Rejuvenescenz thieriſcher Körper", Leipzig 1838, S. 65 — 114 zu ſehen. Beſonders merkwürdig iſt hier das Zahnen im Alter, die dritte Dentition; es kommen bei dieſem Prozeſſe nicht nur einzelne oder einige wenige Zähne hervor, ſondern zum Theil ſelbſt eine bedeutende Anzahl derſelben, ja es erzeugt ſich ein vollſtändiges jugendliches Gebiß. **Hufeland** erzählt einen Fall, wo ein Greis, der im 120ſten Lebensjahre ſtarb, vier Jahre lang bis vier Wochen vor ſeinem Ende neue brauchbare Zähne bekam, verlor und wieder bekam, ſo daß ihm nach und nach im Ganzen wenigſtens ein halbes Hundert ſolcher Zähne wuchs.

XI.

Inſtinkt, Traum, Ahnung, Viſion, Fernſicht, Somnambulismus und Magnetismus.

Zurückführung des Wunderbaren dieſer Erſcheinungen auf die in höherem Sinne gefaßte Natur und Bewahrheitung dieſer Faſſung aus ihnen.

1.

Der Inſtinkt, ein Räthſel, das die meiſten für kein großes halten und daher elend löſen.

Jean Paul.

2.

Die Natur kennt keinen Geiz, weder mit Kraft, noch Zeit, noch Leben, noch Verſtand; ſie wirft in den

Spinnenkopf eine unbewußte Meßkunſt, wie in den ihres Newton's eine bewußte. **J. Paul.**

Da aber Meßkunſt ohne Bewußtſein nicht denkbar iſt, ſo iſt, wenn auch der Spinnenkopf ein unbewußter Meßkünſtler ſein ſollte, doch wohl die Natur, die in ihn dieſe unbewußte Meßkunſt wirft, eine bewußte Meßkünſtlerin; ſie iſt das im unbewußten Thun der Spinne bewußte Weſen, muß als ſolches vorausgeſetzt und anerkannt werden.

2.

. . . . die prophetiſche Combinationsgabe der Natur, vermittelſt welcher jedes Bedürfniß in der Natur ſchon bei ſeinem Erwachen alles um ſich her bereitet und für alles geſorgt findet, weſſen es zu ſeiner Befriedigung bedarf. Vermöge jener Vorausſicht baut die Mauerbiene den noch ungelegten Eiern ihre Zellen und nimmt hiebei ſchon auf das Geſchlecht der noch Ungeborenen Rückſicht, verſorgt ſie auf die einem jeden angemeſſene Weiſe mit Vorrath. Ein Geſchlecht der Thiere, das noch keinen Winter erlebte, iſt ſchon während des Sommers für den zukünftigen Winter beſorgt; kaum aus der Hülle hervorgegangen und zum erſten Male am Sonnenſtrahle ſich wärmend, hat es ſchon deutliche Gefühle vom nahen Witterungswechſel. So wie der Menſch öfters im Traume und andern, damit verwandten Zuſtänden ganz zufällig ſcheinende äußere Begebenheiten, wie den Einſturz einer Wand, eines Schachtes oder andere ihm den Untergang drohende Ereigniſſe voraus erfährt, ſo entfliehen auch Thiere dem nach menſchlichen Einſichten durchaus nicht vorauszuſehenden Erdbeben; der ſonſt ſo zärtlich beſorgte Muttervogel verläßt ſelbſt die am unſichern Orte befindliche Brut, während der wache Menſch noch mit unbedachtſamen Leichtſinne unten im Thale, in dem ſchon für ihn geöffneten Grabe Freudentänze und Luſtbarkeiten hält. Ja es vermeiden Thiere oft lange vorher Gegenden ganz, denen ein vulkaniſcher Ausbruch oder Erdbeben bevorſtehen, während der Menſch noch unwiſſend auf dem gefahrvollen Boden gräbt und erntet. Dieſe Combinationsgabe iſt es, welche die wandernden Thiere über weite Meere hin ſicher nach dem fernen Welttheile führt, während der menſchliche Verſtand Jahrhunderte lang ſelbſt über das Daſein eines ſolchen Welttheiles ungewiß war.

So iſt jener Trieb, den wir in der ganzen Natur herrſchen ſehen, durchaus prophetiſcher Natur, und der Schickſalsgott Dionyſos, der anderwärts als Traumgott, Traumprophet erſcheint, waltet hier, wie in der Region des Traumes und der verwandten geiſtigeren Zuſtände, mit einer Alles ordnenden, Alles in Uebereinſtimmung ſetzenden Nothwendigkeit.

Schubert.

4.

Von Ratten und Mäuſen behaupten alte und neuere Schriftſteller, daß ſie eine Ahnung bevorſtehender Häuſereinſtürze, Feuersbrünſte und Schiffsuntergänge hätten und vor ſolchen Häuſer und Schiffe verließen. So Aelian und Pontoppidan. Vor einer Feuersbrunſt zu Bergen, die den beſten Theil der Stadt verzehrte, begaben ſich nach Letzterem die Ratten haufenweiſe theils in's Waſſer, theils über das Gebirge in das zunächſt gelegene Kirchſpiel Hammer, zur großen Plage der Landbewohner [1]. Aehnliches wird von Vögeln berichtet. So hat man nach Kerner's Bemerkung [2] die mehrmalige Erfahrung gemacht, daß Störche, die viele Jahre hindurch ihr altes auf einem Hauſe befindliches Neſt beſucht und darin gebrütet haben, daſſelbe verlaſſen nnd ſich in der Nachbarſchaft oder neben an auf einem Baume ein anderes bauen, wenn jenes Haus denſelben Sommer in Brand aufgeht, daß ſie ſich aber im nächſten Jahre, wenn die Gefahr vorüber und an der Stelle des alten Hauſes ein neues entſtanden, an der nehmlichen Stelle wieder anſiedeln. Hat es mit dieſen Thatſachen, die Hennings nur wegen ihrer von ſeinem Standpunkt aus unerklärlichen und unmöglichen Beſchaffenheit zurückweiſt, ſeine Richtigkeit, ſo zeigt ſich uns hier ein über das Vermögen der thieriſchen, wie der menſchlichen Selbſtheit und Beſonderheit, als ſolcher, gehendes Erkennen des Zukünftigen; es thut ſich uns ein höheres göttliches Bewußtſein kund, das von ganz anderer Art, als dasjenige das nur durch äußere Vermittlung erkennenden creatürlichen iſt, in dieſes aber in Fällen, wie die berührten, hineinſcheint, es an ſich Theil nehmen und ſo Dinge erkennen läßt, an die es für ſich nicht hinreichen kann.

---

[1] Vergleiche Hennings, von den Ahndungen und Viſionen II. Leipz. 1783. S. 439 ff. 458 f.

[2] Seherin von Prevorſt. Stuttg. und Tübingen 1832. I. S. 126.

5.

Karl Rodier zählt eine Reihe wunderbarer, „in der einfachen Einrichtung einiger armer Thiere“ begründeter Sinne auf. So „den Sinn für die jährliche Rückkehr der ſchlechten Jahrzeiten, welcher die Schwalbe ſo unfehlbar warnt; den der Orientation oder Zurechtfindung, der die Taube mit ſo großer Zuverläſſigkeit zum Neſte ihrer Jungen leitet; den Gefahrſinn, der eire blinde Henne inmitten ihrer Küchlein zittern und ſchreien macht, wenn der Geier naht; den Sinn für Entfernungen, der der trägen Wachtel geſtattet, ihren Flug über Meere bis zu einem unſichtbaren Ruhepunkt hin abzumeſſen; den Sinn, der den Hund und den Storch die ihnen heilſamen Kräuter und dienlichen Arzeneien kennen lehrt“ u. ſ. w.

6.

Es iſt das Walten eines die ganze Sichtbarkeit durchdringenden, allbewegenden und allbedenkenden Geiſtes, das den wandernden Vogel über das Meer, das hungernde Thier zu ſeiner Sättigung führt, das den wechſelſeitigen Zug der Neigung der Geſchlechter wie den der Eltern zu ihren Jungen hervorruft, das ſich in der Grasmücke des verwaiſten jungen Kuckucks, im faſt ſchon ſterbenden Mutterinſekt der noch fernkünftigen jungen Brut ſorgfältig annimmt. Auch in den Zuſtänden des ſogenannten magnetiſchen Hellſehens und in andern krankhaften Momenten der Art läßt ſich der Sturmwind jenes allbewegenden, das Weſen der Sichtbarkeit auf leibliche Weiſe durchdringenden Geiſtes vernehmen u. ſ. w. Schubert,

„Symbolik des Traums". an mehreren Stellen,
S. 146. 316. 318. 319 der 3. Ausgabe.

Der wunderbare Inſtinkt des Thieres und der Somnambulismus mit ſeinem Hellſehen werden von Schubert auf daſſelbe geiſtige Naturprincip zurückgeführt; vergleiche das Folgende.

7.

Wer möchte nicht gern die Schwalbe, wenn ſie im Frühling ihr erſtes Zwitſchern wieder vor dem Fenſter vernehmen läßt, wer möchte ſie nicht gern fragen: wo biſt du auf deinem Zuge geweſen; was für Länder und Völker haſt du geſehen; wie war dir's, als dich der Drang des Bewegens erfaßte, der, von der Kraft einer allbedenkenden Weisheit ausgehend, das ſichtbare Weſen durchdringt, als er dich emporhub und da hinführte, wo er dich ſättigen wollte mit Wohlgefallen; wie war dir's, als er dich von Neuem aufhub und dich zurücktrug zu dem heimathlichen Neſt? — Im magnetiſchen Hellſehen bekommt wirklich jener Geiſt des Inſtinktes, der den Vogel über das Meer führt in ein Land, das er nie ſah, des Inſtinktes, der das

Inſekt zum prophetiſchen Wirken für die Brut treibt, die noch nicht geboren iſt, eine verſtändliche Sprache; er ſteht unſern Fragen zur Rede und Antwort. Daß es derſelbe Inſtinkt ſei, deſſen Thun ſich auf etwas bezieht, das zu dem gegenwärtigen Momente des Lebens in ergänzendem Verhältniſſe ſteht, ohne daß es das Auge ſieht, ja ſelbſt ohne daß es ſchon ausgeboren vorhanden iſt, das bezeugt uns die prophetiſche, in die Ferne blickende Natur des Hellſehens. Denn dieſe Natur gleicht ganz jener des Inſtinktes. Könnte dieſer im Inſekte reden, ſo würde er auch von dem Winter ſprechen, der noch nicht da iſt; im Vogel von dem nie geſehenen Lande, wo unter den Palmen die Fülle der Nahrung ſich findet; in der ſpinnenden Raupe von der Geſtalt des noch künftigen Schmetterlings.

Schubert.

8.

Den wunderbaren Inſtinkt der ſibiriſchen Hunde lernt man aus Dobell's Reiſen kennen.

„Bei der Fahrt über eine gebirgige Gegend von Timlati längs der Meeresküſte, wo Alles nackt und faſt baumlos iſt, an einem hellen, heiteren Morgen, während ein heftiger Wind wehete und weiße Wolken am Himmelsbogen hinjagten, ſagte der Führer: „„Laßt uns eilen, es zieht ein Sturm heran; hier gibt es weder Haus noch Hütte, noch irgend ein Obdach, und wenn wir nicht irgend eine Rennthierſtation erreichen, müſſen wir erfrieren.““ Kurze Zeit darauf ging die Prophezeihung in Erfüllung; der Sturm wüthete mit wachſendem Ungeſtüm und trieb ihnen das Schneegeſtöber ſo heftig entgegen, daß ſie es nicht länger auszuhalten vermochten, ſondern Halt machen mußten. Ihre Noth war um ſo größer, da ſie den Weg verloren hatten und nicht mehr wußten, was ſie beginnen ſollten. Der Führer ſchlug vor, man ſollte ſich den vor die Schlitten geſpannten Hunden vertrauen. Es blieb kein andres Hülfsmittel übrig; Verweilen und Zaudern war gewiſſer Tod. „„Ich habe großes Vertrauen zu dieſen zuverläſſigen Thieren,““ ſetzte er hinzu; „„befindet ſich ein Rennthier in der Ebene, ſo werden ſie es gewiß ausfindig machen.““ Er trieb alſo ſeine Hunde weiter, ſtellte ihnen aber die Richtung, welche ſie einſchlagen wollten, ganz frei, und ermahnte die Geſellſchaft, dicht bei einander zu bleiben. Zu aller Erſtaunen wandten ſich die Hunde ſogleich von dem Meere weg, ſo daß man den Wind faſt in den Rücken bekam. Obgleich dies Mehrere beunruhigte, weil ſie glaubten, ſie kämen auf einen ganz falſchen Weg, ſo waren ſie doch von dem ſchneidend kalten Schneegeſtöber befreit. Es ging nun wenigſtens zwei Stunden lang fort. Der Sturm tobte fortwährend mit geſteigerter Wuth; Wolken von feinem Dunſt wälzten ſich wie ſchwarzer Rauch über das Meer, und ſie waren alle vor Kälte faſt erſtarrt. Auf einmal fingen die Hunde des Führers an, zu ſchnobern, bellten laut und rannten dann ſo ſchnell als möglich weiter. Es war wie elektriſcher Schlag. Die andern Hunde folgten und ſtrengten alle ihre Kräfte an, Schritt mit jenen zu halten. Die Herzen der ermatteten Reiſenden klopften nun gewaltig; ſie waren überzeugt, die Hunde witterten das Rennthier, und dieſe Erregung brachte wieder Wärme in ihre Glieder, da ſie hofften, vor dem furchtbaren Sturme, der ihnen den Tod drohte, einen Zufluchtsort zu finden. Nach ungefähr zehn Minuten hatten ſie das unnennbare Vergnügen, ſich neben einem kniſternden Feuer, umgeben von gaſtfreundlichen Eingebornen, zu ſehen.“

9.

Geräth man zu Pferd in dunkle Nacht und kann man den Weg nicht erkennen, ſo muß man ſich dem Thiere blindlings anvertrauen; es wird ſeinen Reiter gewiß zu irgend einer menſchlichen Wohnung bringen. Der Mangel an ſolchem Vertrauen iſt ſchon Vielen und namentlich mir einmal recht übel bekommen. Ich war weit von Hauſe weg und zuletzt auf einem Wege geritten, welchen ich noch nicht gekannt hatte. Rückwärts wurde es bald Nacht; ich kam an einen Scheideweg; das Pferd wollte durchaus links den richtigen Weg, ich aber zwang es rechts auf einen falſchen. Es ward ſtockdunkel. Da ſah ich in der Ferne ein Lichtchen. Das Pferd wollte auf der Bahn bleiben, ich zwang es aber nochmals davon ab, gerade auf das Lichtchen los, gerieth in eine Tiefe, wo das Lichtchen nicht mehr zu ſehn war, irrte zwei Stunden in Feldern, Wieſen, Dornen, Wäldern mit großer Gefahr zu ſtürzen herum, bis endlich das Pferd wieder einen gebahnten Weg fand, was ich an ſeinem feſten Tritte merkte. Nun ließ ich es gewähren und war binnen einer Stunde glücklich in einem Dorfe.

Lenz.

Gemeinnützige Naturgeſchichte
I. Gotha 1842. S. 515.

10.

Alles, was man treibt, ut apes geometriam, führt gewiß zum Zweck der Natur.

Lichtenberg.

Denn nicht wir treiben es, ſondern die Natur ſelbſt in uns.

11.

Der Seele, ſobald ſie ihre Traumbilderſprache redet, gelingt es, in derſelben Combinationen zu machen, auf die wir im Wachen nicht kommen würden; ſie knüpft das Morgen geſchickt an's Geſtern, das Schickſal ganzer künftiger Jahre an die Vergangenheit an, und die Rechnung trifft ein; der Erfolg zeigt, daß ſie uns oft ganz richtig vorausſagt, was künftig iſt — eine Art zu rechnen und zu combiniren, die ich und du nicht verſtehen; eine höhere Art von Algebra, noch kürzer und bequemer, als die unſrige, die aber nur der verſteckte Poet in unſerem Inneren zu handhaben weiß.

Schubert.

12.

Post mediam noctem, quum somnia vera.

Horat. satir. I. 5. 33.

12.

Ich erzählte Göthe einen merkwürdigen Traum aus meinen Knabenjahren, der am anderen Morgen buchſtäblich in Erfüllung ging [1].

Dieſes Ihr Knabenereigniß, ſagte Göthe, iſt allerdings höchſt merkwürdig. Aber dergleichen liegt ſehr wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüſſel haben. Wir wandeln Alle in Geheimniſſen. Wir ſind von einer Athmoſphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wiſſen, was ſich Alles in ihr regt und wie es mit unſerem Geiſte in Verbindung ſteht. So viel iſt wohl gewiß, daß in beſondern Zuſtänden die Fühlfäden unſerer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächſte Zukunft geſtattet iſt.

Etwas Aehnliches, erwiederte ich, habe ich erſt neulich erlebt, wo ich von einem Spaziergange auf der Erfurter Chauſſee zurückkam, und etwa zehn Minuten vor Weimar den geiſtigen Eindruck hatte, wie mir an der Ecke des Theaters eine Perſon begegnet, die ich ſeit Jahr und Tag nicht geſehen, und an die ich ſehr lange ebenſowenig gedacht. Es beunruhigte mich, zu denken, daß ſie mir begegnen könnte, und mein Erſtaunen war daher nicht gering, als ſie mir, ſo wie ich um die Ecke biegen wollte, wirklich an derſelbigen

---

[1] Die Erzählung dieſes Traumes und ſeiner Erfüllung laſſen wir weg, und verweiſen in dieſer Beziehung auf den unten citirten Ort.

Stelle ſo entgegen trat, wie ich es vor etwa zehn Minuten im Geiſte geſehen hatte.

Das iſt gleichfalls ſehr merkwürdig und mehr als Zufall, erwiederte **Göthe**. Wie geſagt, wir tappen Alle in Wundern und Geheimniſſen.

Eckermann III. S. 197.

14.

Gökingk erzählt, wie ihn ſeit ſeiner Jugend oft plötzlich und ohne allen vermittelnden Zuſammenhang der Gedanke gekommen, es werde eine beſtimmte, ihm bekannte Perſon in ſeinem Hauſe erſcheinen, oder es werde ihm eine ſolche auf der Straße begegnen, was dann zu ſeiner Verwunderung auch geſchehen ſei. So habe ihm einmal in Leipzig auf der Straße mitten in einem Geſpräche mit ſeiner Frau die Ahnung ergriffen, es ſei Rath Bertuch aus Weimar nahe, der dann auch ein Paar Schritte weiter, als ſie um die Ecke gegangen, in der That vor ihnen ſtand. Dieſe Erſcheinung iſt um ſo intereſſanter, da Gökingk, als aufgeklärter Mann, durchaus nicht an eigentliche, innere Ahnungen glaubte und ſich einbildete, er verdanke jenes wunderbare Erkennen ſeinem feinen Geruch; denn wiewohl er bei dieſer „phyſiſchen und ganz natürlichen Erklärung“ der Sache geſtehen mußte, daß er ſich bei ſolchen Vorgefühlen durchaus nicht bewußt ſei, etwas zu riechen, auch nicht im Stande ſei, die Perſonen, deren Nähe er erkannte, von anderen durch den Geruch zu unterſcheiden, ſo blieb er doch dabei, daß er ſie riechen müſſe, bloß um nichts „Wunderbares“ annehmen zu müſſen. **Moritz**, Magazin für Erfahrungsſeelenkunde Bd. 2 St. 3. 1784. S. 118.

15.

Lichtenberg ſagt: „Wenn ich bisweilen viel Kaffee getrunken hatte, und über Alles erſchrack, ſo konnte ich genau merken, daß ich eher erſchrack, als ich den Krach hörte. Wir hören alſo gleichſam noch mit andern Werkzeugen, als mit den Ohren“[1]). Ganz ähnliche Beobachtungen hat an ſich ſelbſt Prof. **Fr. Fiſcher** gemacht[2]). **Lichtenberg** erzählt auch Folgendes: „Ich lag einmal in meiner Jugend Abends um 11 Uhr im Bette und wachte ganz hell, denn ich hatte mich eben erſt niedergelegt. Auf einmal wandelte mich eine Angſt wegen Feuer an, die ich kaum bändigen konnte, und mich dünkte, ich fühle eine immer mehr zunehmende Wärme an den Füßen, wie von nahem Feuer. In dem Augenblicke begann die Sturmglocke zu ſchlagen, und es brannte, aber nicht in meiner Stube, ſondern in einem ziemlich entfernten Haus.“

Lichtenberg fügt hinzu, er habe dieſe Erfahrung ihrer anſcheinenden Lächerlichkeit wegen niemals erzählen mögen[3]). Uns iſt ſie, ſo wie auch jene erſtere Selbſtbeobachtung Lichtenbergs, von großem Werthe, weil das Zeugniß eines ſolchen Mannes nicht abzuweiſen iſt, und aus ſolchem ein in der Natur vorhandener innerer Zuſammenhang erhellt, der von jener äußern Verkettung der Dinge in ihr, die Viele allein anerkennen wollen, durchaus verſchieden iſt.

---

[1]) **Lichtenberg's** vermiſchte Schriften I. Göttingen 1800. S. 18. „Charakter einer mir bekannten Perſon.“

[2]) S. deſſen „Somnambulismus.“ Baſel 1839. III. S. 215 f.

[3]) Seherin von Prevorſt. Stuttg. und Tübingen 1838. II. S. 55.

16.

Göthe erzählt in ſeiner Selbſtbiographie von den ſymboliſchen Träumen ſeines Großvaters, die ihn über bevorſtehende Ereigniſſe zu belehren pflegten. Einſt zu der Zeit, da derſelbe noch unter die jüngeren Rathsherren gehörte, befand er ſich im Traume in voller Rathsverſammlung; da ſtieg ein Schöffe von ſeinem Sitze herab, lud ihn ein, denſelben einzunehmen, und begab ſich hinweg. Daraus ſchloß er, daß dieſer Schöffe in Kurzem mit Tod abgehen und er ſelbſt deſſen Stelle erhalten werde, wie es denn auch wirklich der Fall war, da jener bald darauf am Schlage ſtarb, für ihn ſelbſt aber am Tage der Kugelung, wo er ſchon Alles zu Hauſe zum Empfange der Gäſte und Gratulanten einrichten ließ, die goldene Kugel entſchied. Etwas Aehnliches ereignete ſich, als der Schultheiß ſtarb. Auch hier erkannte der merkwürdige Mann im Voraus, daß er Schultheiß werden würde, und die goldene Kugel entſchied, ſo wie er es vorausſagte, auch hier für ihn. Perſonen, die ſonſt keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, erlangten in ſeiner Sphäre die momentane Fähigkeit, eine Vorempfindung von gleichzeitigen, ſich aber in der Ferne ereignenden Krankheits- und Todesfällen zu haben. Auf Kinder und Enkel aber erbte ſich dieſe Eigenſchaft nicht fort. Unabhängig hievon erſcheint alſo das, was Göthe Derartiges von ſich ſelbſt berichtet; ſ. das Folgende.

17.

In ſolchem Drange, ſolcher Verwirrung konnte ich doch nicht unterlaſſen, Friederiken noch einmal zu ſehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben iſt. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen und mir war ſehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Druſenheim, und da überfiel mich eine der ſonderbarſten Ahnungen. Ich ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes, mich mir ſelbſt, denſelben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traume aufſchüttelte, war die Geſtalt ganz hinweg. Sonderbar iſt es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall, gerade trug, mich auf demſelben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu beſuchen.

Göthe.

„Aus meinem Leben.“ Buch IX.

18.

Ich ſaß mit einem meiner Geſpielen ganz ruhig im Parterre, und wir ſahen mit Vergnügen einem

Solotanze zu, den ein hübſcher Knabe, ungefähr von unſerem Alter, der Sohn eines durchreiſenden franzöſiſchen Tanzmeiſters, mit vieler Gewandtheit und Anmuth aufführte. Nach Art der Tänzer war er mit einem knappen Wämschen von rother Seide bekleidet, welches, in einem kurzen Reifrock ausgehend, gleich den Lauferſchürzen, bis über die Kniee ſchwebte. Wir hatten dieſem angehenden Künſtler mit dem ganzen Publicum unſern Beifall gezollt, als mir, ich weiß nicht wie, einfiel, eine moraliſche Reflexion zu machen. Ich ſagte zu meinem Begleiter: Wie ſchön war dieſer Knabe geputzt und wie gut nahm er ſich aus; wer weiß, in was für einem zerriſſenen Jäckchen er heute ſchlafen mag! — Alles war ſchon aufgeſtanden, nur ließ uns die Menge nicht vorwärts. Eine Frau, die neben mir geſeſſen hatte und nun hart an mir ſtand, war zufälliger Weiſe die Mutter dieſes jungen Künſtlers, die ſich durch meine Reflexion ſehr beleidigt fühlte. Zu meinem Unglück konnte ſie Deutſch genug, um mich verſtanden zu haben, und ſprach es gerade ſo viel, als nöthig war, um ſchelten zu können. Sie machte mich gewaltig herunter: wer ich denn ſei, meinte ſie, daß ich Urſache hätte an der Familie und an der Wohlhabenheit dieſes jungen Menſchen zu zweifeln? Auf alle Fälle dürfe ſie ihn für ſo gut halten, als mich, und ſeine Talente könnten ihm wohl ein Glück bereiten, wovon ich mir nicht träumen ließe. Dieſe Strafpredigt hielt ſie mir im Gedränge und machte die Umſtehenden aufmerkſam, welche Wunder dachten, was ich für eine Unart müßte begangen haben. Da ich mich weder entſchuldigen, noch von ihr entfernen konnte, ſo war ich wirklich verlegen, und als ſie einen Augenblick inne hielt, ſagte ich, ohne etwas dabei zu denken: Nun, wozu der Lärm? Heute roth, morgen todt! — Auf dieſe Worte ſchien die Frau zu verſtummen. Sie ſah mich an und entfernte ſich von mir, ſobald es nur einigermaßen möglich war. Ich dachte nicht weiter an meine Worte. Nur einige Zeit hernach fielen ſie mir auf, als der Knabe, anſtatt ſich nochmals ſehen zu laſſen, krank ward und zwar ſehr gefährlich. Ob er geſtorben iſt, weiß ich nicht zu ſagen.

Göthe.

„Aus meinem Leben.“ Buch III.

Es wird hiezu bemerkt, daß „dergleichen Vorbedeutungen durch ein unzeitig, ja unſchicklich ausgeſprochenes Wort ſchon bei den Alten in Anſehen geſtanden.“

19.

In der Nacht, da ein Theil von Meſſina durch ein Erdbeben zerſtört wurde, bemerkte Göthe: „Es iſt entweder in dieſem Augenblick ein Erdbeben, oder es kommt eines.“ **Eckermann.**

Geſpräche mit Göthe. Leipz. 1837. I. S. 85 f.

20.

Pater Lotichius weiſſagte in einer 1537 verfaßten, an Camerarius gerichteten Elegie, überſchrieben:

De obsidione urbis Magdeburgensis, die Zerſtörung Magdeburgs im Jahre 1631.

Ein preußiſcher Dichter, Namens Bödicker, machte auf den Brandenburgiſchen Churprinzen Friederich, nachmaligen erſten König von Preußen — und das zu einer Zeit, wo der ältere Prinz, Karl Emil, noch am Leben war — folgendes Diſtichon:

Nascitur in Regis Fridericus Monte. Quid istud?
Praedicunt Musae: Rex Fridericus erit.

Im Grabe des Johann Regiomontanus, Biſchofs von Regensburg, eines berühmten Mathematikers des 15. Jahrhunderts, fanden ſich lateiniſche Verſe, die eine große politiſche Umwälzung der Dinge im Jahre 1788 verkündeten.

Der bekannte Noſtradamus, der 1566 ſtarb, weiſſagte Vieles, was theils ſchon bei ſeinen Lebzeiten, theils nach ſeinem Tode in Erfüllung ging. Er ſagte namentlich die franzöſiſche Revolution und das napoleoniſche Kaiſerreich ſehr beſtimmt voraus, indem es z. B. heißt: „Galliſches Reich, du wirſt ſehr verändert werden — andere Sitten und Geſetze werden dich beherrſchen — der König, im Begriffe zu fliehen, wird öffentlich vorgeladen — Paris verſchwört ſich, einen großen Mord zu begehen — Entſetzliche Herrſchaft, durch den dritten Stand uſurpirt — die unglückliche Republik wird von der neuen Regierung zerſtört.“ Auch Pierre Turrel, lebend zwiſchen

1498 — 1547, weiſſagte in ſehr treffenden Ausdrücken von der in Frankreich bevorſtehenden Staatsumwälzung.

S. über dieſe und andere Prophezeiungen der Art: **Steinbeck**, „der Dichter ein Seher“. Leipz. 1836. S. 574 ff.

21.

Wie es ſich auch mit Noſtradamus und ſeinen Prophezeiungen verhalten möge, „ſo viel iſt unläugbar, daß die letzteren in der Mitte des 16. Jahrhunderts geſchrieben und viele davon bis zu unſeren Tagen in Erfüllung gegangen ſind.“ **Eugen Bareſte.**

22.

Das Vorkommen ſich wirklich beſtätigender, höchſt wunderbarer Ahnungen und Viſionen kann durchaus nicht geläugnet werden. So ſind Perſonen durch die Ahnung des nachher wirklich erfolgenden Einſturzes eines Hauſes oder einer Decke aufgeweckt und zum Verlaſſen des Zimmers oder des Hauſes getrieben worden. So ſollen zuweilen auch Schiffer von dem nichttäuſchenden Vorgefühl eines Sturmes befallen werden, von welchem das verſtändige Bewußtſein noch gar kein Anzeichen bemerkt. Auch wird behauptet, daß viele Menſchen die Stunde ihres Todes vorher geſagt haben. Vorzüglich in den ſchottiſchen Hochlanden, in Holland und in Weſtphalen finden ſich häufige Beiſpiele von Ahnungen des Zukünftigen. Beſonders bei den ſchottiſchen Gebirgsbewohnern iſt das Vermögen des ſogenannten **zweiten Geſichts** (second sight) noch jetzt nichts Seltenes. Perſonen, die mit dieſem Vermögen begabt ſind, ſehen ſich doppelt, erblicken ſich in Verhältniſſen und Zuſtänden, in denen ſie ſich erſt ſpäter befinden werden. **Hegel.**

23.

Es gab Seher, die von den entfernteſten Ländern und Gegenden der Erde, wie von Amerika, die genaueſten Beſchreibungen gaben, ohne jemals dageweſen zu ſein; ſ. **Römer's** Darſtellung einer Somnambüle, Stuttg. 1821, S. 213. Archiv für den thier. Magnetismus XI. St. 3. S. 17. **Steinbeck** a. a. O. S. 244.

24.

Es giebt Somnambule, die die Witterung auf mehrere Tage vorauszubeſtimmen vermögen; ja eine Somnambule hat die Witterung der Jahre 1818 und 1819 richtig vorausgeſagt[1]). Eben ſo werden geſchichtliche Vorgänge vorauserkannt. **Kieſer** ſagt, es ſei ihm ein Fall bekannt, wo vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ein an der Schwindſucht Sterbender den ganzen Verläuf und Ausgang derſelben vorher verkündete[2]).

---

[1]) **Strombeck**, Geſchichte eines durch die Natur hervorgebrachten Magnetismus, Braunſchweig 1813. **Fiſcher**, der Somnambulismus, Baſel 1839, III. S. 325.

[2]) **Kieſer**, Syſtem des Tellurismus, Leipz. 1826. II. S. 193.

25.

Magnetiſcher Somnambulismus und verwandte Zuſtände.

Wenn vor Allem das Faktiſche der Bewährung bedürftig ſcheinen könnte, ſo würde eine ſolche doch wieder für diejenigen überflüſſig ſein, um derentwillen es einer ſolchen bedürfte, weil dieſe ſich die Betrachtung dadurch höchſt leicht machen, daß ſie die Erzählungen — ſo unendlich zahlreich und ſo ſehr dieſelben durch Bildung, Charakter u. ſ. f. der Zeugen beglaubigt ſind — kurzweg für Täuſchung und Betrug ausgeben, und in ihrem aprioriſchen Verſtande ſo feſt ſind, daß nicht nur gegen denſelben alle Beglaubigung nichts vermag, ſondern daß ſie auch ſchon das geläugnet haben, was ſie mit eigenen Augen geſehen. Um auf dieſem Felde ſelbſt das zu glauben, was man mit ſeinen Augen ſieht, und noch mehr, um es zu begreifen, dazu iſt die Grundbedingung dieſe, nicht in den Verſtandeskategorien befangen zu ſein. **Hegel.**

26.

. . . . die unzähligen magnetiſchen Wirkungen, die des natürlichen und künſtlichen Somnambulismus, womit ſich die Gelehrten Dänemarks, Schwedens, Berlins, Englands und Italiens beſchäftigen, während unſere Pariſer Gelehrten, die abwechſelnd ſo ſtupid und ſo intelligent, ſo kalt und ſo leidenſchaftlich ſind, ſie abläugnen. **Balzac**

in einem Sendſchreiben an Karl Nodier.
Revue universelle. Nov. 1832.

27.

Eine vornehm thuende Zweifelſucht, welche Thatſachen verwirft, ohne ſie ergründen zu wollen, iſt in einzelnen Fällen faſt noch verderblicher, als unkritiſche Leichtgläubigkeit. A. v. **Humboldt.**

28.

Was den Magnetismus betrifft —

Den verwirfſt du ganz und gar, fiel der Baron ein.

Mit nichten, antwortete Bickert. Nicht Zeuge mancher dadurch herbeigeführten Erſcheinung hätte ich ſein dürfen, um daran zu glauben; denn ich fühle es nur zu gut, wie alle die wunderbaren Beziehungen und Verknüpfungen des organiſchen Lebens der ganzen Natur in ihm liegen. Aus **Hoffmann's** „Magnetiſeur.“

29.

Es läßt ſich nach Hegel nicht läugnen, „daß die Hellſehenden zuweilen die Natur und den Verlauf ihrer Krankheit ſehr beſtimmt angeben; daß ſie gewöhnlich ſehr genau wiſſen, wann ihre Paroxysmen eintreten werden, wann und wie lange ſie des magnetiſchen Schlafs bedürfen und wie lange ihre Kur dauern wird, und daß ſie endlich mitunter einen dem verſtändigen Bewußtſein vielleicht noch unbekannten Zuſammenhang zwiſchen einem Heilmittel und dem durch dieſes zu beſeitigenden Uebel entdecken, ſomit eine dem Arzt ſonſt ſchwierige Heilung leicht machen. In dieſer Beziehung kann man die Hellſehenden mit den Thieren vergleichen, da dieſe durch ihren Inſtinkt über die ihnen heilſamen Dinge belehrt werden.“

30.

Sie waren geſtern Nachmittag bei D. zugegen, als Dr. R. über den Magnetismus ſprach und dabei eine Geſchichte vorlas, wo eine Hellſeherin behauptete, ſich, indem ſie ihren Namen ausſpreche, weit entfernten Perſonen hörbar machen zu können. Sie ſahen mich darauf etwas in mein Taſchenbuch einſchreiben; es war das Merkzeichen zu folgenden Gedanken.

Warum ſollte jenes Zurufen aus der Ferne unmöglich ſein? Spricht nicht die gewöhnliche Redensart dafür: daß einem die Ohren klingen, wenn abweſende Perſonen von ihm ſprechen? Man ſollte keinen Aberglauben belachen, ſondern vernichten, indem man ſich bemüht, zu ſeinem Urſprunge hinaufzuſteigen und ihn natürlich zu erklären. Die Rechtsgelehrten haben ein großes Buch von geſammelten Sprüchwörtern des gemeinen Lebens, in denen uraltes Recht und hinfällige bejahrte Geſetze ſich dunkel und geheimnißvoll ausdrücken. Für den Unkundigen haben dieſe Sprüchwörter keinen Sinn und er achtet ihrer nicht; aber der Verſtändige geht ihrer Quelle nach und deutet aus ihnen ein ſchwankendes, zweifelhaftes Verhältniß der gegenwärtigen Zeit. Wie nun in dieſen bürgerliche Rechte, ſo ſind uns in den Ueberlieferungen des Aberglaubens Geſetze der Natur zugekommen, deren Bilderſchrift wir uns zu enträthſeln bemühen ſollen, ſo hindernd uns auch der Spott und die eitle Anmaßung ſolcher Menſchen in den Weg treten, welche die Grenze ihres Wiſſens für die Grenze der Wiſſenſchaft halten. Ach, liebe Freundin, könnten Sie nur einen einzigen Blick in die geheimnißvolle Tiefe des Magnetismus thun, von welch erhabenen Dingen würden Sie Ihr tägliches Leben umringt ſehen und welche Nichtswürdigkeit würden Sie oft in dem erkennen, was dem Menſchen als das Höchſte und Heiligſte erſcheint, und was er zum Götzen ſeiner Anbetung macht!

Börne.

31.

Auf einem ſächſiſchen Rittergute hatte ſich bei einem ganz gewöhnlichen dienenden Bauermädchen ein ſehr vollſtändiger ſomnambuler Zuſtand entwickelt. Nachdem ſie einige Mal magnetiſch behandelt worden war, traten die Erſcheinungen des Hellſehens ein. Das Tagebuch über dieſe Vorgänge wurde durch den Ortsgeiſtlichen „ſehr zweckmäßig“ geleitet, und ſpäterhin durch den ſehr gebildeten Gutsherrn an Carus geſendet, der unter Anderem Folgendes darüber bemerkt.

„Die Geſchichte war eine von den unbefangenſten und merkwürdigſten ihrer Art. Uebrigens waren die Erſcheinungen lauter ſolche, wie ſie bereits in ähnlichen Fällen mehrfach beobachtet worden ſind, und es würde abſurd ſein, daran zu zweifeln, weil in gewöhnlichem Zuſtande davon nichts vorkommt. Gäbe es ein Volk ohne Augen, ſo würde es ihm nicht minder fabelhaft vorkommen, wenn ihm ein Sehender berichtete, daß er von Millionen Meilen weit entfernten Weltkörpern Kunde habe. Taucht der Menſch in den Kreis des allgemeinen Naturlebens ein, ſo erkennt er Dinge, welche bei ſchärferer, ſomit iſolirterer Perſönlichkeit nothwendig unerkannt bleiben. Die eine helle Sonne gewährt den Tag, aber das Meer der Geſtirne bleibt verborgen; die Sonne tritt zurück und tauſend Sterne werden ſichtbar.“

„Dieſe Wahrnehmungen nähern ſich zum Theil dem Inſtinkt der Thiere, und ſo zeigt ſich ein ſolches Schauen oft insbeſondere als Trieb und Herſtellung der Geſundheit und zwar im Verordnen ſelbſtgeahnter Mittel. Es iſt alſo eigentlich bloß eine zum Traumbewußtſein kommende vis mediatrix naturae.“

Carus,
Mnemoſyne, Pforzheim 1848. S. 73 ff.

Dies iſt jedoch ſehr viel; denn dieſe vis mediatrix naturae iſt unmittelbar Gott ſelbſt als heilende, wiederherſtellende, erhaltende Intelligenz und Macht; ſ. oben IV. 14 ff. und X. 1 ff.

37.

Einen der ſchönſten Beweiſe für das Daſein eines geiſtig Höheren und Göttlichen — nicht außer der Welt, ſondern innerhalb ihrer ſelbſt, eines göttlichen Weltinnern, bilden die wunderbaren Ahnungen und Inſtinkte der Thiere und die damit verwandten Erſcheinungen im Menſchengeſchlecht, wie ſie ſich theils in wachem Fühlen, Ahnden und Schauen, theils in Schlaf, Traum und ſomnambulen Zuſtänden zeigen, namentlich das die Objekte und Prozeſſe der Außenwelt erkennende Durchdringen des Raumes bei eingeſchlafenen Sinnen und trotz der ſich entgegenſtellenden, dem wachen Sinne undurchdringlichen Körperlichkeiten, der Blick in die Zukunft ohne Reflexion und äußere Vermittlung, wobei zum Theil die geringfügigſten, ſcheinbar zufälligſten Umſtände voraus geſehen werden, das unmittelbare ſichere Bewußtſein deſſen, was dem kranken Organismus gut und heilſam iſt, das Verſtehen, ja Sprechen niegelernter Sprachen, das Wiſſen der geheimen Gedanken und Thaten Anderer und ſo fort. Dieſe dem thieriſchen und menſchlichen Selbſt, als ſolchem, ſo völlig fremden Vermögenheiten geben uns zu erkennen, daß noch ein anderes, mehr als thieriſches und menſchliches Bewußtſein im Weltall vorhanden iſt, mit welchem das ihm ſonſt in abſtrakter Weiſe entgegengeſetzte thieriſche und menſchliche in jenen Zuſtänden und Momenten zuſammengeht, an welchem es ahnend, träumend, hellſehend in verſchiedenen Weiſen und Graden Theil nimmt, indem es ſo ſeine creatürliche Beſonderheit und Beſchränktheit in die Univerſalität der durch Alles lebendig hindurchgehenden, allwiſſenden Seele der Welt aufhebt.

Aus einem ungedruckten Aufſatze über Ahnung,
Traum und ſomnambule Erkenntnißweiſe.

33.

Sehr merkwürdig und bedeutungsvoll iſt folgende Erſcheinung. Das Gedächtniß des wachen Lebens reicht in die ſomnambulen Zuſtände hinein; auch unter einander ſelbſt ſind dieſe durch Bewußtſein verknüpft; es zieht ſich durch ſie eine eigene, ihnen beſonders angehörige Art von Erinnerung hindurch, die von einem Zuſtand der Art in den andern reicht; es mangelt hingegen faſt alle in's wache Leben hinaufreichende Erinnerung. Dies beweiſt uns die umfaſſende Weſenheit des tiefen, innerlichen Naturbewußtſeins, in welches die aus ihm herausgeſtellte creatürliche Ichheit im Somnambulismus eingetaucht wird; es beweiſt, daß die göttliche Seele der Welt Alles weiß und behält, was in uns vorgeht, da hingegen wir von ihrem univerſellen Bewußtſein in gewöhnlichem, gemein wachem Zuſtande ausgeſchloſſen ſind.

Drittes Buch.

Das Weib.

I.

Die differenten Weiſen,
ſich zum weiblichen Geſchlechte zu verhalten, und die völker-, cultur- und religionsgeſchichtliche Bedeutung derſelben.

1.

Die Geſchichte faſt aller ungebildeten Völkerſchaften führt auf die Bemerkung, daß die Achtung gegen das weibliche Geſchlecht um ſo geringer iſt, je niedriger die Culturſtufe iſt, auf der ſich ein Volk befindet.

Aus **Wagner's** Beiträgen zur philoſ. Anthropologie.

2.

Höchſt wichtig und maßgebend für die Beurtheilung einer Nationalität, Zeit, Bildungsſtufe und Religion iſt deren Verhältniß zum weiblichen Geſchlecht. Denn je höher dies Geſchlecht durch eine welt-hiſtoriſche Erſcheinung und Beſonderheit der Art geſtellt wird, deſto höher ſteht zugleich ſie ſelbſt, und ſo auch umgekehrt; daher die in der germaniſchen Menſchheit ſo tief wurzelnde uralte Frauenverehrung [1]) dieſem Volksſtamme ſelbſt zur höchſten Ehre gereicht und deſſen Beſtimmung und Befähigung zur edelſten und ſchönſten aller menſchheitlichen Entwicklungen beweiſt, die bis jetzt nur durch die hemmende, verdüſternde Macht des Chriſtenthums noch nicht zu Stande gekommen. Das Weib nehmlich, wie wir künftig einmal näher darzulegen gedenken, repräſentirt im Reiche des von der Natur aus ſich Herausgeſtellten, Geſchaffenen, zugleich aber auch mit unendlicher Liebe Befaßten und Gehegten, dieſe, die herausſtellende, ſchaffende, befaſſende und hegende ſelbſt, ſomit das wahrhaft und einzig, wenn auch noch ſo verkannte und zurückgeſetzte Göttliche und Heilige, in deſſen geheimnißvolle Tiefe ſich der ewige, unentbehrliche Grund und Quell alles Daſeins und Lebens birgt. Gerade deßhalb aber iſt eine Religion des Geiſtes in dem num 1. beſprochenen negativen Sinne des Wortes, eine Religion, die ſich von jenem Grunde und Quell principmäßig zu entfernen und abzubrechen ſtrebt und ihn in Anſicht und Darſtellung zu dem teufliſchen Gegenſatz macht, den ſie zu überwältigen habe, nothwendig gegen nichts ſo geſpannt und feindſelig, als gegen das Weib; eine ſolche Religion iſt das den Germanen, ganz ihrem urſprünglichen, volksthümlichen Weſen, Glauben und Sinn zuwider höchſt unglücklicher Weiſe aufgedrungene Chriſtenthum. Von dieſem lernte der Germane dem Weibe Schmach anthun, es tief unter ſich, als Mann, herabzuſetzen und ſein Verdienſt darin ſuchen, es zu verſchmähen, wie einen Koth, es zu haſſen, wie einen Feind, vor ihm zu ſchaudern und zu fliehen, wie vor einer ihn hölliſch anhauchenden Peſt. Das Weib, dieſe nicht genug zu ſchätzende und zu ehrende mikrokosmiſche Erſcheinungsform der ſchöpferiſch primitiven Macht und Weſenheit, die den tief beglückenden Central- und Ruhepunkt des ſonſt unendlich zerriſſenen und friedeloſen creatürlichen Daſeins bildet, wird von dem ſich hier an alte, in molochiſtiſch naturfeindlichem Sinne erfundene Mythen des alten Teſtamentes eng anſchließenden Chriſtenthum nicht nur als etwas durchaus nur Sekundäres und Untergeordnetes, ſondern noch überdies als etwas höchſt Unheilvolles, Verderbliches und Verbrecheriſches, als der Urſprung alles Uebels im Menſchengeſchlecht und Univerſum, als der ſchuld- und fluchbeladenſte, das ſchlechteſte aller ſchlechten Schickſale verdienende und nach Verdienſt auch zu tragen habende Theil der Menſchheit bezeichnet.

---

[1]) Nach Tacitus, German. 8, war es geſchehen, daß wankende, weichende Schlachtreihen durch Weiber wiederhergeſtellt wurden, und „nachdrücklicher verpflichtet werden die Gemüther der Staaten, denen man unter den Geiſeln auch edle Jungfrauen auferlegt. Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt. Sie glauben ſogar, daß ſelbigen etwas Heiliges und Vorausſehendes inwohne; und verachten weder ihre Rathſchläge, noch vernachläſſigen ſie ihre Beſcheide. Wir haben unter Veſpaſian die Veleda geſehen, die lange bei den Meiſten für etwas Göttliches galt, aber auch vormals haben ſie eine Aurinia und mehrere andere verehrt.“

Geb. II. S. 243 ff.

Es folgen im weiteren die Belege, die wir, der Kürze wegen, hier weglaſſen und die man dort in dem citirten Werke ſelbſt S. 245 ff. nachleſen mag.

3.

Als die Zeit des Zorns und der Blindheit kam, die Wahrheit verjagt ward und die Lüge wuchs, da verachtete man das arme weibliche Geſchlecht vor großer ſcheinender Heiligkeit und Heuchelei. Luther.

4.

Disputatio, mulieres homines non esse, cui opposita est Gedicci defensio sexus muliebris. Haag 1638. 12. A. 2.

5.

Die Männer wiſſen ſich gar viel, wenn ſie etwas finden können, was uns, wenigſtens dem Scheine nach, herabſetzt.

Amalie
in den „Ausgewanderten“ von Göthe.

6.

Wir Männer ſind geneigt, dem Frauengenie nur widerſtrebend zu huldigen; wo wir es nicht unterlaſſen können, reißen wir mäkelnd an der Form, um etwas für unſere Spottſucht zu finden.

Blätter für literariſche Unterhaltung
v. 14. Juli 1848.

7.

Auffallend iſt, wie noch in dem Texte der Zauberflöte das Weib herabgeſetzt wird. Die Sache iſt um ſo roher und empörender, wenn ſie ſo öffentlich, wie hier im Theater, zur Erſcheinung kommt, wenn ſo harte, wiederhohlte Manifeſtationen einer tiefen, allgemeinen Verachtung des weiblichen Geſchlechtes einem daſitzenden weiblichen Publicum ſelbſt der feinſten Art ohne alle Rückſicht und Schonung in's Geſicht geſchleudert werden.

8.

Schmähſchriften wider das weibliche Geſchlecht kommen noch immer vor. So iſt vor Kurzem ein Buch erſchienen, das aus lauter Anklagen und Läſterungen der Frauen beſteht[1]). Die verächtlichen Urheber einer ſo abſcheulichen Literatur bedenken nicht, daß ſie dadurch vielmehr ihrem eigenen Geſchlechte ein Denkmal der Unehre ſetzen.

9.

So tief die alte Religion das weibliche Geſchlecht herabgeſetzt und herabgebracht hat, ſo hoch wird die neue daſſelbe ehren und ſtellen, ſo daß es bei den nachchriſtlichen Germanen wieder die nehmliche große Bedeutung erhalten wird, die es bei den vorchriſtlichen gehabt.

---

[1]) „Alles gegen die Frauen“ von Lebrecht Mannhold. Leipzig. C. Pönicke und Sohn. Ohne Jahrzahl.

II.

Des Weibes Reiz und Macht.

1.

Gegen die Frauen mit Haß und Schimpf
Laſſet uns toben ohn' allen Glimpf!
Dennoch, es kann uns nichts erretten,
Liegen wir ewig in ihren Ketten.

2.

Schon die bloße Anweſenheit einer Frau hat für mich etwas Beruhigendes, übt ſelbſt, wo keine Liebe Statt findet, einen ſeltſamen Einfluß auf mich, den ich mir bei der geringen Meinung, die ich von dem Geſchlechte habe, durchaus nicht erklären kann. Aber gewiß, ich bin zufriedener mit mir ſelbſt und mit aller Welt, ſobald eine Frau in meiner Nähe iſt.

Byron.

Dieſe Bemerkung Byron's hat mich ſehr gefreut, denn es geht mir hierin gerade ſo, wie ihm.

Börne.

Vergl. deſſen Briefe aus Paris 1830—31.
II. Hamburg 1832. S. 295 ff.

3.

Lord Byron ſagt in der ausgehobenen Stelle, daß er vom weiblichen Geſchlechte eine geringe Meinung habe. In andern Aeußerungen deſſelben thut ſich ſogar ein tiefer, grimmiger Weiberhaß kund, ſ. Börne a. a. O. S. 298. Was Börne ſelbſt betrifft, ſo ſtößt man auch bei ihm auf weiberfeindliche Bemerkungen; ſo ebendaſelbſt S. 313. 314 f. und geſammelte Schriften VI. Hamburg 1829. S. 6. Um ſo merkwürdiger erſcheinen obige Geſtändniſſe.

4.

Wer erklärt die wundervolle
Magiſche Gewalt im Weibe?

Platen.

5.

Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit;
Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet bloß, weil ſie ſich zeigt.

Schiller.

6.

„Nichts geht doch über eine harmoniſche Erſcheinung, den Triumph, den die Natur in ihren Schöpfungen feiert! Wenn der Körper zum lebendigen Ausdruck der Seele geworden, jede ſeiner Bewegungen ihre Grazie athmet und das Ebenmaß ſeiner Formen ein Abbild ihrer innern, maßvollen Schönheit iſt —

dann iſt ſchon der Anblick eines ſolchen Weſens Göttergenuß, ein trunkenes Schwelgen in den ewigen Rhythmen der Welt! Ich habe ein ſolches Weib geſehen, und ich bin andächtig geworden! O es giebt einen ſchönen Katholicismus des Herzens, der mich zum Proſelyten machen könnte! Eine ſolche gnadenreiche Madonna in ihrer Glorie, eine fleiſchgewordene Offenbarung der ewigen Schönheit kann Wunder thun an mir! Und ſie befreit den Geiſt und knechtet ihn nicht; denn Schönheit iſt Freiheit.“

Aus einem Roman von **Louiſe Aſton.**

7.

Der Mund der Welt, wie ſpricht er unbedächtiglich,
Der Frauennatur ſchwach nennet und ohnmächtiglich,
Da doch, berührt von Frauenaugen-Wunderblitz
Selbſt Götter erliegen und wanken in ihren Aetherſitz!

Aus dem Indiſchen.

8.

Es erleichtert die Korreſpondenz, wenn man weiß, daß der Korreſpondent eine ſchöne Frau hat.

Lichtenberg.

9.

Eine bejahrte weibliche Perſon, welche mit einem ſittſamen und freundlichen Weſen der Geſellſchaft beiwohnt, auf eine muntere und vernünftige Art geſprächig iſt, die Vergnügen der Jugend, woran ſie ſelbſt nicht

Antheil nimmt, mit Anſtand begünſtigt, und, indem ſie für Alles ſorgt, Zufriedenheit und Wohlgefallen an der um ſie her waltenden Freude verräth, iſt noch immer eine feinere Perſon, als ein Mann in gleichem Alter, und vielleicht noch liebenswürdiger, als ein Mädchen, wiewohl in einem andern Verſtand.

Kant.

10.

Man ſucht die Macht eines weiblichen Weſens meiſt nur in ſeinem Angeſichte; da fängt ſie wohl an, aber ſie zeigt ſich und die Verſchiedenheit der weiblichen Natur von der männlichen durch ein ganzes Reich von Charakterzügen und Einflüſſen: es ſind die milden und ſchönen Bewegungen des Körpers, der Ton der Stimme, die liebende Mäßigung in jeder Aeußerung, die hingebende Gefälligkeit, das Verbergen des Widerſtandes, was uns ſo ſehr begeiſtert und was wir irrig bloß dem feſtſtehenden und fortwirkendem Reize des Geſichts zuſchreiben.

Jean Paul.

11.

Zaubermädel auf und ab!
Sprich, wo iſt dein Zauberſtab?

Bürger.

III.

Weibliche Vorzüge überhaupt.

1.

Saphir in ſeiner ſcherzhaft witzigen Manier nennt die Frauen „den Honigſeim des Lebens, die Zuckererbſe in der Schote des Daſeins, das Fettauge auf der magern Suppe unſerer Exiſtenz, die Hechtleber in der großen irdiſchen Faſtenzeit, den feſtlichen Weihnachtsbaum auf dem Kindermarkte der Menſchheit und die wundervolle Spiralfeder in der großen Weltmaſchine.“

2.

Kein köſtlicher Ding, denn Frauenliebe, wem ſie mag zu Theil werden. Luther.

3.

Die Weiber werden Hausehren genannt, daß ſie des Hauſes Ehre, Schmuck und Zierde ſeien; ſind geneigt zur Barmherzigkeit, denn ſie ſind von Gott dazu auch vornehmlich geſchaffen, daß ſie ſollen Kinder tragen und der Männer Luſt, Freude und Barmherzigkeit ſein. Luther.

4.

Gott hat dem Weibe herrliche, große Tugenden verliehen, welche andere geringe Mängel und Gebrechen weit übertreffen.
Luther.

5.

Die Weiber ſind von Natur beredt und können die rhetoricam, die Redekunſt, wohl, welche doch die Männer mit großem Fleiße lernen und überkommen müſſen.
Luther.

6.

Die Weiber ſprechen nach Luther von dem, was ſie verſtehen, „als Meiſterinnen, mit Holdſeligkeit und Lieblichkeit der Stimme, und alſo, daß ſie Ciceronem, den beredteſten Redner, übertreffen, und was ſie mit Wohlredenheit nicht können zuwege bringen, das erlangen ſie mit Weinen. Und zu ſolcher Wohlredenheit ſind ſie geboren, denn ſie ſind viel beredter und geſchickter von Natur zu den Händeln, denn wir Männer, die wir es durch lange Erfahrung, Uebung und Studiren erlangen.
Luther.

7.

Ein Engländer, ein ſehr gelehrter, frommer Mann, ging mit Dr. M. Luther zu Tiſch, verſtunde die deutſche Sprache nicht; zu dem ſagte er: Ich will euch mein Weib zum Präceptor geben, die ſoll euch die deutſche Sprache fein lehren; denn ſie iſt ſehr beredt, kann es ſo fertig, daß ſie mich weit übertrifft.

Luther's
Tiſchreden von **Walch** S. 261. f.

8.

Die Natur gab dem Weibe Redſeligkeit und affektvolle Beredtheit, welche den Mann entwaffnet.

Kant.

9.

Wir Männer bedürfen eines Impulſes, eines Anſtoßes, um zu ſprechen überhaupt, wir bedürfen einer Begeiſterung, eines Rauſches oder einer fixen Idee, um eindringend und hinreißend zu ſprechen. Die Frauen hingegen ſprechen aus freier Luſt, ſie improviſiren, ſie ſagen nichts langſam, nichts ängſtlich, ihr Ausdruck hat ſtets eine angenehme, gefällige Form. Selbſt die geiſtreichſten Männer ſuchen, wenn ſie eine kleine Rede vom Stapel laufen laſſen, erſt alle Sinne und Sprachwerkzeuge zuſammen; man ſieht ihr Geſicht ſchon Minuten lang früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher doch oft ein Waſſerſchlag iſt; die Frauen hingegen, ſelbſt die nur halbgebildeten, bereiten ſich auf das, was ſie ſagen wollen, gar nicht vor; ihre Rede fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und iſt der Bach auch nicht tief, ſo iſt er doch hell, und es ſpiegeln ſich in ihm die gemüthliche Bläue des Himmels und die am Ufer blühenden Blümlein ab. Saphir.

10.

Daß Schauſpieler ſchlecht memorirt haben und nur mittelſt des Souffleurs nothdürftig zu Stande kommen, iſt oft bemerklich; nie aber habe ich wahrgenommen, daß ſich in ſolchem Falle Schauſpielerinnen befanden. Es ſcheint alſo, daß ſie entweder ein beſſeres Gedächtniß haben und mit mehr Leichtigkeit auswendig lernen, als jene, oder daß ſie fleißiger ſind.

11.

Weidemann, lieber Weidemann,
Sag' mir an:
Was iſt weißer, als der Schnee;
Was iſt grüner, als der Klee;
Was iſt ſchwärzer, als der Rabe;
Klüger, als der Jägerknabe? —

* * *

Das kann ich dir wohl ſagen:
Tag iſt weißer, als der Schnee;
Saat iſt grüner, als der Klee;
Nacht iſt ſchwärzer, als der Rabe;
Schöne Mädchen klüger als der Jägerknabe.

* * *

Sag mir an, mein lieber Weidmann:
Was macht den Wald weiß;
Was macht den Wolf greis;
Was macht den See breit;
Woher kommt alle Klugheit? —

Das will ich dir wohl ſagen:
Der Schnee macht den Wald weiß;
Das Alter macht den Wolf greis;
Das Waſſer macht den See breit;
Vom ſchönen Jungfräulein kommt alle Klugheit.

Brüder **Grimm**, altdeutſche Wälder III.
Frankf. 1816. S. 138 und 135 f. unter dem Titel:
Weidſprüche und Jägerſchreie.

Das ſind ſchöne und merkwürdige Zeugniſſe für die der weiblichen Natur vorzugsweiſe und primitiv eigene Kraft der Intelligenz aus Volk und Alterthum.

12.

Frauenzimmer haben ſehr früh ein ſittſames Weſen an ſich, wiſſen ſich einen feinen Anſtand zu geben und beſitzen ſich ſelbſt; und das in einem Alter, wo unſere wohlerzogene männliche Jugend noch unbändig, tölpiſch und verlegen iſt. **Kant.**

13.

Das weibliche Geſchlecht muß ſich im Praktiſchen ſelbſt ausbilden und discipliniren; das männliche verſteht ſich darauf nicht. **Kant.**

14.

Es iſt jetzt ſchwerer, ein vollendeter Mann zu werden, als ein vollendetes Weib. Der Ausſpruch: „Er ſoll dein Herr ſein!“ iſt die Formel einer barbariſchen Zeit, die lange vorüber iſt. Die Männer konnten ſich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugeſtehen; indem die Frauen ſich ausbildeten, ſtand die Wagſchale inne, und indem ſie bildungsfähiger ſind, neigt ſich in der Erfahrung die Wagſchale zu ihren Gunſten. **Göthe.**

15.

Eine anerkannte Eigenthümlichkeit des weiblichen Geſchlechtes iſt der Takt, nicht nur bei gewöhnlichen, ſondern beſonders bei außerordentlichen, verwickelten Vorfällen und Gelegenheiten des Lebens, Handelns und Urtheilens gleichſam aus unwillkürlichen Eindrücken, nicht durch grübelndes Denken, auf der Stelle über Gehalt und Beſchaffenheit der Gegenſtände zu entſcheiden und einzuſehen, wie die Sache zu nehmen und was zu thun am beſten ſei. Zu allen Zeiten haben Frauenzimmer ob der Feinheit, Schnelle und Zuverläſſigkeit dieſes ihnen eigenen Taktes, deſſen Entſtehen, wie uns einige Beobachtungen deutlich gezeigt haben, ihnen ſelber unerklärlich iſt, Bewunderung erregt. Es iſt ein gewiſſer, heimlicher aus dem Innern, wie aus unbekannter Tiefe, hervortretender Blick der Seele, welcher ahnend und ohne der gewöhnlichen, in Vernunftſchlüſſen fortgehenden, allmählichen Entwickelungen zu bedürfen, das Rechte, Schickliche, Nöthige erſchaut.

Steinbeck
in dem Buche: „Der Dichter ein Seher“.

16.

Die Vorſehung hat in den Buſen des Weibes gütige und wohlwollende Empfindungen, ein feines Gefühl für das Anſtändige und eine gefällige Seele gegeben. **Kant.**

17.

Männer ſind von Natur bloß heiß und kalt; zur Wärme müſſen ſie erſt gebildet werden. Die Frauen aber ſind von Natur ſinnlich und geiſtig warm und haben Sinn für Wärme jeder Art. **Fr. Schlegel.**

18.

Immer wird das Herz der Frauen das Heiligthum der Liebe, der Sanftmuth, der Geduld, der Barmherzigkeit, kurz das Heiligthum der mildeſten Reflexe der Gottheit ſein. **George Sand.**

19.

Streng und ſtolz ſich ſelbſt genügend,
Kennt des Mannes kalte Bruſt,
Herzlich an ein Herz ſich ſchmiegend,
Nicht der Liebe Götterluſt;

Kennet nicht den Tauſch der Seelen,
Nicht in Thränen ſchmilzt er hin;
Selbſt des Lebens Kämpfe ſtählen
Härter ſeinen harten Sinn.

Aber wie, leiſe vom Zephyr erſchüttert,
Schnell die äoliſche Harfe erzittert,
Alſo die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängſtet vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Buſen; es ſtrahlen
Perlend die Augen von himmliſchem Thau.

Schiller.

20.

Hätte Gott den Wunſch jenes Mannes bei'm Euripides erhört: „O Jupiter, hätteſt du doch keine Weiber geſchaffen. ſondern den Männern die Kraft gegeben, ſich ſelbſt fortzupflanzen!“ — was würde wohl der Erfolg geweſen? So wie die Männer jetzt ſind, kein anderer, als jener, da nach der alten Mythe Cadmus die Zähne eines erſchlagenen Drachen in die Erde ſäete und hieraus lauter geharniſchte Männer erwuchſen, die über einander herfielen und ſich gegenſeitig ermordeten.

Krug.

21.

Das weibliche Geſchlecht iſt das natürliche Band der Geſelligkeit.

Krug.

22.

Alles, was wir Sitte, Zucht, Anſtand, Ordnung, Bildung, Feinheit u. ſ. w. nennen, beruht faſt ganz auf dem Daſein des weiblichen Geſchlechts.

Krug.

23.

So ſtiften Sie doch immer noch abweſend Gutes, mehr als manche katholiſche Heilige vom Himmel herab.

Käſtner
an Amalie Baldinger.

24.

Den Frauen und dir beſonders hab' ich in der Stille des Morgens eine Lobrede gehalten. Euere Neigungen ſind immer lebendig und thätig, und ihr könnt nicht lieben und vernachläſſigen.

Aus **Göthe's** Briefen an Frau v. Stein von Schöll.
Weimar 1848. II. S. 34.

25.

Das Bedürfniß, für Andere zu ſein, zu leben, zu wirken, iſt von der Natur des Weibes unzertrennlich.

Karoline v. Wolzogen.
Literariſcher Nachlaß I. Leipz. 1848. S. 131.

26.

Und ein armer Teufel kommt
Auch von Stell' zu Stelle;
Frauen wiſſen, was ihm frommt.

Göthe.

27.

Der Frauen Gunſt wird nicht ſo leicht verſcherzt.

Göthe.

28.

Dem Weibe ward am Schöpfungstag geboten,
Auch den zu lieben, der das Herz ihr bricht.

Alfred Meißner.

29.

Da die Frauen das „ſchöne Geſchlecht“ ſind, ſo ſind ſie auch das häßliche, d. h. wenn eine häßlich iſt, ſo iſt es um ſo auffallender und abſtoßender; denn es wird hier nicht nur einfach die Sache ſelbſt geſehen, ſondern auch der Widerſpruch gefühlt, in welchem ſie mit dem Weſen des Geſchlechtes und einer darauf gegründeten hochgeſteigerten äſthetiſchen Forderung ſteht. Eben ſo verhält es ſich auch mit dem Gut- und Böſeſein der Frauen. Sie ſind vorzugsweiſe gut; Güte, wie Schönheit, iſt eine auf ihrer beſondern geſchlechtlichen Weſenheit beruhende charakteriſtiſche Eigenſchaft derſelben, und ſo erzeugt ſich die Forderung, daß ſie dieſe Eigenſchaft auch wirklich haben, daß ſie, wie ſchön, ſo auch gut, daß ſie vorzugsweiſe, ja unbedingt gut, lauter „Engel“, lauter verwirklichte Ideale ethiſcher, wie äſthetiſcher, Vollkommenheit ſeien; kommt nun ſtatt deſſen Mangel und Gegentheil vor, ſo erſcheint das in weit ſchwärzerem Lichte, als bei'm Mann.

30.

Die den Frauen ſo häufig vorgeworfene Eitelkeit iſt ein Antrieb, Annehmlichkeiten und guten Anſtand zu zeigen, ihren muntern Witz ſpielen zu laſſen, ingleichen durch die veränderlichen Erfindungen des Putzes zu ſchimmern und ihre Schönheit zu erhöhen. Hierin iſt nun ſo gar nichts Beleidigendes für Andere, ſondern vielmehr, wofern es mit Geſchmack geſchieht, ſo viel Artiges, daß es ſehr ungezogen iſt, dagegen mit mürriſchem Tadel loszuziehen. **Kant.**

31.

Der Geiſt des Mannes iſt ſonnenlichter Tag; der Geiſt des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübſte Tag iſt heller, als die hellſte Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdiſch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmliſch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; Alles austrocknend, beleuchtend, entzweit er die verwandteſten Dinge, bis ſelbſt auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Thau und Liebe, und alle Grenzen verwiſchend, verſchwiſtert ſie, was ſich feind oder fremd.

32.

Wir Frauen ſehen deßhalb zuweilen beſſer als die Männer, weil wir nicht ſo einſeitig ſind und gern jedem ſein Recht widerfahren laſſen.

Aus **Göthe's:**
„Der Sammler und die Seinigen.“

33.

Die Frauen ſind anzuſehen als Präſidentinnen, die bei der Einſeitigkeit und Leidenſchaftlichkeit der Männer durch einen gewiſſen Ton des Anſtandes und der Duldung einer Zuſammenkunft von bedeutenden Menſchen Haltung und Dauer zu geben wiſſen.

Göthe
in Beziehung auf M. de Tencin.

34.

Madame de Tencin, die eigentliche Stifterin der neuern Pariſer Geſellſchaften, welche ſich unter den Augen merkwürdiger Frauen verſammelten, entwickelte im geſelligen und thätigen Leben die größten Vorzüge; ſie verbarg unter der äußern, unſcheinbaren Hül'e einer gutmüthigen Gevatterin die tiefſte Menſchenkenntniß und das größte Geſchick, in weltlichen Dingen zu wirken. Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienſte ab, indem er ſie unter den größten Geiſtern mit aufzählt. **Göthe.**

85.

Ueber Madame Recamier enthielten öffentliche Blätter bei Gelegenheit eines 1805 gemalten Bildes derſelben Folgendes:

„Die unendliche Anmuth ihrer Unterhaltung und die Gewalt ihrer Güte verſammelte unabläſſig die vorzüglichſten Männer aller Parteien bei ihr. Man darf ſagen, ſie habe durch Ausübung des Guten, durch Dämpfung des Haſſes, durch Annäherung der Meinungen die Unbeſtändigkeit der Welt gefeſſelt, ſo daß eine Entfernung des Glückes und der Jugend von ihr nicht bemerklich ward. Diejenigen, welche glauben möchten, ihr Geiſt ſei die Wirkung eines anhaltenden Umganges mit den vorzüglichſten Menſchen, der Widerſchein eines andern Geſtirnes, der Wohlgeruch einer fremden Blume, die ſind ihr niemals näher getreten; es wäre unmöglich, ſo viel Geſchmack, Anmuth und Feinheit zu erklären, ohne zu geſtehen, daß ſie die Elemente dieſer Eigenſchaften immer beſeſſen habe.“

„Ohne etwas herauszugeben, vielleicht ohne etwas niedergeſchrieben zu haben, übte dieſe merkwürdige Frau einen bedeutenden Einfluß auf zwei unſerer größten Schriftſteller. Es iſt ſodann von „Corinna's und des Verfaſſers der Märtyrer leidenſchaftlicher Freundſchaft für die Perſon“ die Rede, „welche ſie außerhalb Frankreich begleitete, oder ihnen in der Ungunſt treu blieb. Es giebt edle Weſen, die mit allen hohen Gedanken ſympathiſiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um ſie ihnen zu vertrauen, das

Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen. Dies iſt das Geheimniß des Einfluſſes der Recamier. Vor ihr hatte man nie ſo viel Uneigennutz, Beſcheidenheit und Berühmtheit vereinigt geſehen.“ Es war eine Frau, „die ſich niemals auf mächtige Freundſchaften lehnte, als um das unbekannte Verdienſt belohnt zu ſehen; die nur dem Unglück ſchmeichelte und nur dem Genie den Hof machte.“

Vergl. „Gerard's hiſtoriſche Portraits“ von **Göthe**, in deſſen Werken. Octav, Bd. 39. Stuttg. und Tübingen. 1831. S. 258 ff.

30.

Maria Gräſin von Schaumburg-Lippe.

Sie war in blühender Jugendſchönheit, in ihrem zwei und zwanzigſten Jahr, als ſie der regierende Graf Wilhelm von Bückeburg durch einen Brief, den ſie an ihren Zwillingsbruder geſchrieben, und durch ihr Portrait kennen lernte und zur Gemahlin wählte. In ihrer holdſeligen Miene, ihrer Geſtalt und ihrem ſanften Betragen ſchien ſie einer Verklärten ähnlich, die vom Irdiſchen überall nur das Reinſte nahm und gab. Ihr Geſicht und Blick war himmliſch, wie einer Madonna Raphael's. Eine ſchön gewölbte, denkende Stirne voll Unſchuld und Heiterkeit; die reinſten blauen Augen und in ihnen ein überirdiſcher Glanz; unbeſchreibliche Herzensgüte, Liebe und Demuth; eine wohlproportionirte Naſe; Mund und Kinn formirten ein liebliches, ovalrundes Geſicht; ihr zartgebauter Körper, eine vollkommene Geſundheit anzeigend, war mit ihrer Seele in ſchönſter Harmonie — ſo war ſie; als ihr Zwillingsbruder am 7. November 1765 das Verlöbniß zwiſchen ihr und dem Grafen ſchloß.

Ihr Urtheil war immer billig, nachſichtsvoll, zum Beſten wendend und dennoch gerecht und treffend, ihr Umgang voll Grazie, Liebe und Heiterkeit. Wo ſie war, da ward jedes Geſpräch anmuthsvoll, unterhaltend und ſanft belebend. Ein überirdiſcher Glanz war in ihren Augen und in ihrem wohlgebildeten Angeſicht; ihr zarter Körper die ausdrucksvolle Hülle ihrer ſchönen Seele.

Maria Karolina von Herder.

Die hieſige regierende Gräfin — wollen Sie ſich ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in einer Perſon denken, ſo denken Sie ſich ſie.

Herder
in einem Brief.

37.

Anna Amalie,

Herzogin von Sachſen-Weimar.

Sie war geſchaffen, gut zu machen, was ihr Oheim (Friedrich der Große) ſchlimm gemacht und die grauſame Ungerechtigkeit, die ſeine Kälte und Nichtbeachtung der deutſchen Muſe zugefügt, auf das genügendſte zu ſühnen. Sie war es, die einen Theil von Friedrichs Miſſion auf ſich nahm; er machte Deutſchlands Waffen, ſie Deutſchlands Muſen geehrt; er gab

Deutſchland eine militäriſche Hauptſtadt, ſie eine literariſche.

A. v. Sternberg.

38.

Göthe ſpricht von dem freundſchaftlichen, aber an innerer Uneinigkeit krankenden Verhältniſſe der Stolberge zu Voß und ſagt hiebei:

„Die Möglichkeit, daß eine ſolche Quälerei ſo lange geduldet, eine ſolche Verzweiflung perennirend werden konnte, iſt nicht jedem erklärbar; ich aber bin überzeugt, daß die liebenswürdig-vermittelnde Einwirkung der Gräfin **Agnes**[1]) dieſes Wunder geleiſtet. Ich habe mich ſelbſt in ihren blühenden, ſchönſten Jahren an ihrer anmuthigſten Gegenwart erfreut und ein Weſen an ihr gekannt, vor dem alſobald alles Mißwillige, Mißklingende ſich auflöſen, verſchwinden mußte. Sie wirkte nicht aus ſittlichem, verſtändigem, genialem, ſondern aus frei-heiterem, perſönlich-harmoniſchem Uebergewicht. Nie ſah ich ſie wieder, aber in allen Relationen, als Vermittlerin zwiſchen Gemahl und Freund, erkenn' ich ſie vollkommen. Durchaus ſpielt ſie die Rolle des Engel Grazioſo in ſolchem Grade lieblich, ſicher und wirkſam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meiſter dieſes Faches, in Verwunderung geſetzt hätte?“

---

[1]) **Agnes von Witzleben**, vermählt mit Friedr. Leop. Stolberg 1782, geſtorben 1788. Vergl. die Noten zu Göthe's Briefen an die Gräfin Auguſte zu Stolberg in der Urania, Taſchenbuch auf das Jahr 1839. Leipzig 1839. S. 131. 133.

„Nicht ohne Bewußtſein, nicht ohne Gefühl ihrer klaren Superiorität, bewegt ſie ſich zwiſchen beiden Unfreunden und ſpiegelt ihnen das mögliche Paradies vor, wo ſie innerlich ſchon die Verboten der Hölle gewahr werden.“

„Die Göttliche eilt zu ihrem Urſprung zurück, Stolberg ſucht nach einer verlorenen Stütze, und die Rebe ſchlingt ſich zuletzt um's Kreuz. Voß dagegen läßt ſich von dem Unmuth übermeiſtern, den er ſchon ſo lang in ſeiner Seele gehegt“ u. ſ. w.

29.

Maria Carolina von Herder.

Sie hatte eine liebliche, der griechiſchen ähnliche Bildung; jemand ſchilderte ſie im Jahre 1775:

„Blauaugig, wie das Himmelszelt,
Ein ſchwebender Engel auf dieſer Welt.“

Sie begehrte in ihrer Beſcheidenheit nie eines Lobes; ihr Stolz war ihr Mann; ſchriftſtelleriſchen Ruhm ſuchte ſie nie, ſo leicht ſie ihn wohl hätte erlangen können.

J. G. Müller
in der Vorrede zu den Erinnerungen
aus Herder's Leben von ſeiner Gattin.

Daß Herder in ſpätern Jahren ſo viel mäßiger und ſo viel weniger beleidigend ſchrieb, iſt beſonders dem ſanften Einfluſſe ſeiner Gattin zu danken; er ſelbſt hat darüber oft gegen mich geſcherzt.

Derſelbe in einer Note der angeführten Schrift.

40.

Friederike.

Ihr Weſen, ihre Geſtalt trat niemals reizender hervor, als wenn ſie ſich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens ſchien mit der beblümten Erde, die unverwüſtliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Dieſen erquicklichen Aether, der ſie umgab, brachte ſie auch mit ſich nach Hauſe, und es ließ ſich bald bemerken, daß ſie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner, unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöſchen verſtand.

Göthe
in ſeiner Selbſtbiographie.

41.

Charlotte Stieglitz.

Jedes Edelſte, Höchſte und Lieblichſte weiblichen Geſchlechts ſtellte ſie an ſich in anmuthig ſtiller Geſtalt dar, und man lernte es eben von ihr empfinden und begreifen. Jene Seelenherrlichkeit des menſchlichen Auges, die ächt weibliche Pſyche, erſchien niemals wunderkräftiger abgeſpiegelt, als in dem ihrigen. Sie hatte überirdiſch ſchöne Augen, die, groß und braun und glänzend, der kryſtallklarſte Ausdruck eines immerbewegten Geiſterlebens waren. Bald in Forſchung und tiefes Nachſinnen verſenkt, bald von trunkener Poeſie der überwallenden Gefühle ſchwimmend, bald von der harmloſeſten Schalkheit lachend erfüllt, ſahen dieſe ſtrahlenden Augen jeden, zu dem ſie ſich aufſchlugen, mit einer holden, bittenden Freundlichkeit an.

Sie hätten mit ihren leuchtenden Sternen gern Liebe in die ganze Welt gehaucht, und nur ſelten wurden ſie ernſtdunkel oder zürnend, wo entſchieden ausgeſprochene Antipathieen ihnen im Wege lagen. Aber ihr Zorn hatte etwas merkwürdig Großes und Schönes, und ſie beſaß zuweilen, plötzlich aufſchauend oder von einem dringlichen Moment erregt, eine funkelnde Tapferkeit des Blickes, die ſie der heldenmüthigſten Entſchloſſenheit und Ausführung fähig zeigte. Doch die tiefſte Milde bei aller Feſtigkeit war der eigentlichſte Grundzug ihres Charakters, und dieſe Milde war der lächelnd entgegenkommende Eros, dem jeder in ihrem offenblickenden Auge begegnen konnte. Ihr Auge glich oft der Sonne, die über Gerechte und Ungerechte ſcheint; denn in kein Geſchöpf war jemals ein ſo großer Schatz und Ueberdrang der innerſten Liebe gelegt, und dieſe Liebe trat ihr in die Augen, und beſchien von da aus mit ſeelenvoller Theilnahme und Wohlwollen auch den Unbedeutendſten. Obwohl nur ſehr Wenige ihr Vertrauen beſaßen, das ihr ſcharfer Verſtand freigebig zu verſchenken hinderte, ſo zeigte ſie doch immer das ihr ganzes Leben hindurch liebeſehnende Herz auch da, wo ihm nicht genug gethan werden konnte, eben in dieſen merkwürdigen, huldſpendenden Augenſtrahlen. Es war die Hoheit der Liebe ſelbſt, die in weiblicher Schönheit in die irdiſche Erſcheinung getreten, um beglückend, verſöhnend, vermittelnd, ſegnend zu walten in einer Welt voll Egoismus, Kälte, Eigennutz und niedriger Antriebe.

Th. Mundt.

42.

Frau von Arnim iſt von allen Frauen, die ich gekannt, die geiſtreichſte. Ihr Geiſt hat ſie, nicht ſie ihn.

Rahel.

43.

Den größten weiblichen Charakter, den ich gekannt habe, hat Gräfin Joſephine Pachta. Nichts hat ſie jemals abgehalten, nach ihrer Ueberzeugung zu handeln und nie war ſie darin geſtört.

Rahel.

44.

„Schiller's Leben“
von Karoline v. Wolzogen.

Ich glaube nicht, daß es ein zweites ſo ſchön geſchriebenes, ſo geiſtvoll gedachtes und ſo tief und zart empfundenes Buch giebt. Ein Mann könnte gar nicht ſo ſchreiben, wenn er auch ſonſt vorzüglich von Kopf und Gemüth wäre. **W. v. Humboldt.**

45.

Ueber Rouſſeau und Byron haben Sie vortrefflich geſprochen. Ueberhaupt ſchreiben Sie ſeit einiger Zeit die herrlichſten Briefe. Dabei gewinne ich zwar nichts; Ihre Briefe, wie ſie auch ſeien, machen mir ſo viele Freude, daß ſie nicht erfreulicher werden können. Aber ich bemerke doch mit einigem Stolze, daß Sie beſſer ſchreiben, als noch im vorigen Jahre, und ich rede mir ein, Sie hätten ſich an mir etwas ausgebildet. Zuweilen bin ich ganz ärgerlich darüber, wenn ich geſtehen muß, daß Sie mit viel mehr Leichtigkeit ſchreiben, als ich. Ich ſchreibe, wie ein Buch, wiewohl ich nicht darauf ausgehe, und das iſt ein großer Fehler.

Börne

in einem Briefe vom 20. December 1821.

46.

Dichtkunſt hebt und Muſik, wahre Geſelligkeit
Hebt dein Leben empor.

Platen

in einer Ode an die Gräfin Pieri in Siena.

47.

Für ewig.

Denn was der Menſch in ſeinen Erdeſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge kennt;
Das Licht, das Weiſen nur zu Stillgedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt,
Das hab' ich all in meinen beſten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Göthe.

48.

Wenn es zuweilen geſchah, daß ſich die Frauen auf die Wiſſenſchaften oder auf die Waffen verlegten, ſo übertrafen ſie die Männer. **Calderon.**

49.

In Beziehung auf philoſophiſche Frauen wird angeführt Menagii hist. mulierum philosophantium und Wolfii catal. foeminarum illustrium. Die von Pythagoras und Plato geſtifteten Philoſophenſchulen, insbeſondere die neuplatoniſche, hatten auch mehrere Anhängerinnen und Schülerinnen, *μαϑητριαι*. Als einen „metaphyſiſchen Kopf“ bezeichnet Rahel die Großherzogin Stephanie von Baden. „Unter allen Umſtänden zum Denken aufgelegt, und fähig. Unwillkürlich in jedem Geſpräch darauf hinarbeitend.“ S. „Rahel“. Berlin 1834, III. S. 330.

50.

Die Frauen können ſich, wenn ſie wollen, auch den abſtrakteſten Studien hingeben, und es gab ſolche, die es gethan und ſo die Fähigkeit ihres Geſchlechtes dazu bewieſen haben. Dieſe Richtung und Thätigkeit des Geiſtes aber als eine vorherrſchende, das ganze Individuum und ſeine Erſcheinung beſtimmende und charakteriſirende ſchickt ſich für Frauen deshalb nicht, weil ſie berufen ſind, im Concreten zu walten, und ſo die ſchöne Totalität der Menſchennatur zu wahren und darzuſtellen, die durch das zerreißende Weſen der Abſtraction verloren geht[1]. Und dies iſt etwas durchaus nicht Geringeres, Untergeordnetes; es iſt das Edelſte und Höchſte, was es giebt, ein wahrhaft göttliches Amt und Thun, das vom Weibe um keines männlichen Ruhmes und Glanzes willen vernachläſſigt und in die Schanze geſchlagen werden ſoll. Uebrigens aber, ſo weit dieſe weſentliche Beſtimmung des Weibes nicht vereitelt wird, ſoll man ihm ſein Wiſſen und Denken nicht zum Vorwurfe machen. Viele Männer ſind nicht nur abſtrakt gelehrten und dadurch in Wahrheit unweiblich erſcheinenden, ſondern auch wohlunterrichteten, denkenden Frauen überhaupt ſehr ungünſtig und abgeneigt, aber nur deßhalb, weil ſie, ſolchen gegenüber, keine geiſtige Ueberlegenheit geltend machen können, ja unwiſſender, ungebildeter, geiſtloſer erſcheinen.

51.

Gelehrt ſoll die Frau freilich nicht ſein; aber iſt ſie wahrhaft unſer, wenn ſie nur unſer an Leib und

---

[1] „Mühſames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Weib darin hoch bringen ſollte, vertilgen die den Frauen eigenen Vorzüge und können dieſelben wohl um der Seltenheit willen zum Gegenſtande einer kalten Bewunderung machen, werden aber zugleich die Reize ſchwächen, durch welche ſie ihre große Gewalt über das andere Geſchlecht ausüben.“

Kant.

Herz, und nicht auch an Geiſt, wenn ſie von dem Mitgenuſſe unſeres beſten und höchſten Gutes ausgeſchloſſen iſt? L. Feuerbach.

52.

In einem Gedichte von Philippine Engelhard, geborne Gatterer, heißt es:

Du fragſt mich, was für Geiſtesgaben
Darf wohl ein Frauenzimmer haben? —
O Kind, zu viel weiß keine nicht.

Nur wird im Folgenden vor Oſtentation gewarnt.

53.

Bei Frauenzimmertalenten habe ich immer gefunden, daß ſie mit der Ehe aufhören. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten; ſo wie ſie aber Frauen und Mütter wurden, war es aus; ſie hatten mit den Kindern zu thun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand. Göthe bei Eckermann.

Die weibliche Natur iſt zu jeder Art von Leiſtung fähig; es wird nichts Männliches ſein, was ſie nicht ebenfalls vermöchte. Sie giebt aber, wenn in ihrer göttlichen Reinheit und Aechtheit erſcheinend, gern Alles auf, was ihr einen ſie der männlichen gleichſtellenden Glanz verleiht, um ſich in der beſchränkteſten Sphäre zu bethätigen, einer Sphäre der reinen Selbſtverläugnung und Selbſtaufopferung, für die es keine Glorie öffentlicher Anerkennung giebt, die oft ſelbſt von denen, die ihre Früchte genießen, unerkannt und ungewürdigt bleibt.

54.

„Die Mutter, die keine Autorin ſein will.“

Im Reimen zeigt ſie keine Stärke,
Schreibt weder witzig, noch gelehrt;
Indeß verbeſſert ſie, ſeilt, macht der Nachwelt werth,
Zwei ihres Mannes ſchönſte Werke.

Käſtner
auf die Hofräthin Baldinger.

Es ſind die beiden Töchter gemeint, deren Erziehung ſie allein übernommen. Es kann hiebei verglichen werden, was Käſtner von ihr in einem andern ſolchen Gedichtchen ſagt:

Oft wünſcht' ich, was ſie ſchrieb, der Welt zum Unterricht;
Nein, ſprach ſie, drucken laß ich nicht,

u. ſ. w. Vergl. die von Amalie von Gehren herausgegebenen Briefe und Sinngedichte Käſtners, Darmſtadt 1810, S. 53.

55.

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,

Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden,
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Schiller.

56.

Für die vorzüglichſte Frau wird diejenige gehalten, die ihren Kindern den Vater zu erſetzen im Stande wäre. **Göthe.**

Es giebt alſo Frauen, die das können. Die Mutter zu erſetzen, iſt kein Mann im Stande.

57.

Wenn das Weib ſeine übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, ſo entſteht ein Weſen, das ſich nicht vollkommener denken läßt. **Göthe.**

58.

An Julien.

. . . .
Seligen Erfolg zu ſchauen,
Einigeſt zu Manneskräften
Liebenswürdiges der Frauen.

Göthe.

59.

Das Aſiatic Journal macht die nicht bloß auf Indien paſſende Bemerkung, daß man die Frauen durchgängig wie niedrige Weſen behandle und doch wahrhaft himmliſche Tugenden von ihnen fordere. Es führt dann Manches zur Würdigung der indiſchen Frauen an, wie Folgendes: „Die Frauen Indiens ſind noch derſelben Opfer fähig, wie vor vielen Jahrhunderten; Dow's Annalen, Feriſchta's Geſchichte und Oberſt Tod's Radſcheſtan ſind voll von Handlungen weiblicher Seelengröße, die oft aus den reinſten Quellen floſſen, und dieſelben Triebfedern haben ihre ganze Wirkung noch jetzt. . . . . Wo ein Rückzug im Kriege durch die mitgenommenen Frauen behindert worden wäre, haben dieſe ſich ſelbſt geopfert."

Carové,

Neorama, Leipzig 1838 III. S. 280.

60.

Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geiſtes.

Aus **Göthe's** Herrmann und Dorothea
Klio.

61.

Ich habe nicht Arme, nicht Mark, wie ihr; doch hab' ich, was euch allen fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr.

Klärchen in **Göthe's** Egmont.

Ach Klärchen, wärſt du Mann, ich ſähe dich gewiß auch hier zuerſt und dankte dir, was einem Könige zu danken hart iſt, Freiheit.

Göthe's
Egmont im Gefängniß.

62.

Die Frauen der Tſcherkeſſen gehören zu den ſchönſten, die es auf der Erde giebt. Ihr Putz iſt maleriſch; die ſchwarzen Haare fallen in langen zierlichen Flechten unter den Schleier herab, der Kopf iſt nur leicht mit einem goldgeſtickten Mützchen bedeckt, ihre reizenden Körperformen ſucht ein weißes Tuch zu verhüllen, das ſie beim Ausgehen um Kopf und Schulter werfen. Geraubte Tſcherkeſſenmädchen haben das Koſackengeſchlecht am Don verſchönert. Und welch ein Adel iſt in dieſen Weibern! Es belebt ſie ein kriegeriſcher Amazonengeiſt. Kehren ihre Männer ſiegreich vom Kampfe zurück, ſo empfangen und belohnen Frauen und Mädchen dieſelben mit Freuderuf, Liebkoſung und Schmeichelwort, und ſie ſelbſt ſind kühn, tapfer und todverachtend, wie die Frauen und Jungfrauen der alten Germanen waren. — Ein junges Mädchen aus der Familie eines der bedeutendſten Häuptlinge iſt von den Ruſſen gefangen. Beim Rückzug erhält ſie ihr Pferd wieder, einer aus dem Gebirge, der den Ruſſen Treue geſchworen, wird ihr zum Führer und Wächter gegeben. Die Jungfrau hat ihre ganze Geſtalt in ein großes, weißes Tuch gehüllt; nichts von ihr iſt ſichtbar, als ihre großen, blauen Augen, die ſie oft wehmüthig zu den Bergen der Heimath zurückwendet. Ihre Umgebungen würdigt ſie keines Blicks; ſie ſcheint keineswegs niedergeſchlagen, ſie reitet in ſtolzer Haltung ſchweigſam den andern Gefangenen voraus. Der Feldherr, der ihr nicht traut, befiehlt den Führer, ſie nicht einen Augenblick unbeobachtet zu laſſen. Es geht über Bergſtröme; man kommt an die Chodſe; der Strom iſt mächtig angeſchwollen und rollt ſeine hochſchäumenden Wogen brauſend in's Thal hinab. Mit Mühe wird eine Furth gefunden, wo das Waſſer den Pferden nur bis zur Mitte des Sattels reicht. Die Vorhut kommt glücklich hinüber, ein Pulverkarren und eine der Kanonen fallen in's Waſſer. Weiter oben hat man eine zweite Furth entdeckt, wo man die Gefangenen hinüberbringt. An der untern hat Alles ſeine Aufmerkſamkeit auf die geſunkene Kanone gerichtet; man hört einen kurzen Schrei, und gleich darauf ſieht man einen weißen und hinter ihm einen dunklen Körper blitzſchnell auf der ſchäumenden Fluth vor ſich dahinſchießen. Die gefangene Fürſtin iſt es und ihr Wächter; um zu entfliehen hatte ſich jene mitten im Strome vom Pferd in's Waſſer geſtürzt. Ein wenig weiter abwärts theilt ſich die reißende Chodſe in zwei Arme. Der Wächter will die Schwimmende einholen und ergreifen; ſie ſtößt ihn heftig zurück; er läßt nicht ab; lieber aber, als ſich gefangen geben, will ſie ihn mit ſich in die Tiefe ziehen. Er iſt dem Untergang ſchon ſehr nahe. In dem Augenblicke werden die Schwimmenden und Ringenden in den ſeichteren Arm des Stromes getrieben. Es gelingt ihm, mit den Füßen Grund zu faſſen, ſich los zu machen, und die Widerſtrebende an ihren langen Haaren feſt zu halten. So wird die Jungfrau abermals gefangen und an's andere Ufer gebracht. Hier ſteht ſie, wie ein Marmorbild, ohne Schleier, die Hände auf der Bruſt gekreuzt, das naſſe Gewand feſt am Körper anliegend; ſie ſteht, ein wunderſchönes Mädchen, mit niedergeſchlagenen Augen, blond, bleich, bewegungslos, nur von Zeit zu Zeit das um die Schultern herabhangende triefende Haar mit der Hand aus der Stirne ſtreichend. Im Kreiſe der Männer, der ſich um das ſchöne Heldenmädchen verſammelt hat, herrſcht die größte Stille, trotz der großen Aufregung nach ſo mancher kaum überſtandenen Gefahr. Auch der Feldherr heftet eine Weile die Augen ſtumm auf ſie. „Wie viel ruſſiſche Gefangene würde uns wohl der Feind für das Mädchen geben?“ fragt er ſodann einen ihm ergebenen Häuptling. „Sechs“, war die Antwort. „Nimm ſie,“ ſagt jener, „und bringe mir morgen die Ruſſen.“ Der Häuptling drückt ſeine rechte Hand an die Stirne, küßt ſie — das Zeichen des gewöhnlichen Grußes — ſchwingt ſich auf ſein Pferd, läßt die freigegebene Fürſtin auf ein anderes heben, ergreift den Zügel deſſelben und führt ſie über den Fluß zurück. Von ihr kein Blick des Dankes. Nur als ſie ſich zum Wegreiten wendet, mißt ſie mit ihren ſchönen Augen den Feldherrn vom Kopfe bis zum Fuß, und iſt, wieder eingehüllt, in Kurzem aus dem Blicke verſchwunden.

=

Neben dieſem Amazonengeiſt aber wohnt in der Bruſt dieſer Schönen des Kaukaſus auch Milde und Weiblichkeit. Frauen und Mädchen pflegen die Verwundeten mit Anmuth; ſie laſſen die armen Gefangenen eine gütigere Behandlung erfahren und lindern, ſchönen Mitleids voll, ihr unglückliches Loos. Romantiſche Abenteuer kommen vor. Zu dem Gefangenen, der in Ketten gramvoll Nächte durchwacht, tritt leiſe eine ſchöne Tröſterin und läßt ihn an ihrer Bruſt die Freiheit und das Vaterland vergeſſen, oder befreit ihn und flieht mit ihm.

W. Zimmermann.
1847.

63.

In der 1838 erſchienenen Reiſe von Combes und Tamiſier werden über die abyſſiniſchen Frauen folgende Nachrichten gegeben.

„Der Hauptzweck der Courtiſanen, welche das Gefolg eines Fürſten ſchmücken, iſt, die Verwaltung eines Dorfes oder einer Provinz von ihm zu erhalten, und wenn ſie dies erreicht, iſt ihr Ehrgeiz befriedigt. Vergangenheit und Gegenwart bezeugen, daß dieſe Frauen nicht unvermögend ſind, die Zügel der Regierung zu führen.“

„Es gibt aber in jener Gegend auch Frauen, deren Rolle etwas Edles und Schönes hat: es ſind jene, welche, die Gefahren des Krieges nicht ſcheuend, ſich unter die Kämpfer miſchen und ſie nicht nur durch ihre Worte und Geſänge, ſondern ſelbſt durch ihr Beiſpiel ermuthigen. Keine That entgeht ihrem durchdringenden Blick; der Feigling ſucht vergeblich ihrer Gegenwart zu entfliehen; im ſtärkſten Gewühle des Kampfes kommen ſie herbei, der Tapferkeit der unerſchrockenſten Krieger Beifall zu jauchzen. Iſt der Kampf zu Ende, dann begeben ſie ſich in das Zelt des Anführers, brandmarken in ihren improviſirten, aber kraftvollen Liedern das Benehmen derer, welche den Anlauf der Feinde nicht auszuhalten gewagt, und ſtimmen Preisgeſänge an, um den Ruhm der tapfern Streiter zu feiern. Das ganze Heer hat eine Art Ehrfurcht vor dieſen muthigen Frauen, und alle fürchten eben ſo ſehr ihren Tadel, als ſie eiferſüchtig auf ihre Belobung ſind. Der Einfluß, den ſie auf die Truppen üben, iſt ungefähr derſelbe, den die Frauen des Mittelalters auf unſere Ritter hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß jene ſich weit größeren Gefahren ausſetzen.

64.

Chili hat muntere und kühne Einwohner. Die Geſchicklichkeit gewiſſer Frauenzimmer, die auf die Jagd und in den Krieg gehen, iſt außerordentlich.

Kant,

phyſ. Geogr. unter: „Südamerika.“

65.

Noch iſt es mir unerklärlich, wie die ſchüchternſten Weiber ſich an Dinge wagen, an welche die muthigſten Männer immer mit einer Art von Zaghaftigkeit gehen. Sie ſind die erſten, wo es gilt, einen Thurm zu beſteigen, auf einem ſchwindeligen Wege zu gehen, Piſtolen abzuſchießen, mit einem Escamoteur in Correſpondenz zu treten, ſich an Verirſtühle und an die Elektriſirmaſchine zu ſtellen. Namentlich wird ſich auf dieſe letzten Dinge oft der muthigſte Mann nicht einlaſſen. Warum die Frauen?

Aus „Wally“ von **Gutzkow.**

66.

Die häufigſten Beiſpiele einer langen Entbehrung von Nahrung und Schlaf werden bei dem vielduldenden zarteren Geſchlechte des Menſchen gefunden.

Schubert.

67.

Die weiche Frau erträgt mehr, als der harte Mann.

Jean Paul.

68.

Die Weiber können, ohne unterzugehen, ſchärfere und längere Seelenleiden erdulden, als die Männer, die oft ein einziger rechter Seelenſturm umbricht; ſo ſind jene den weichen Rubinen ähnlich, welche das Feuer unverſehrt ausdauern, indeß der härtere Diamant davon verflüchtigt wird. **Jean Paul.**

69.

Mutterbeſchwerde.

Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht dieſe Beſchwerde,
Und ſie ſollen es nicht, doch ſollen ſie dankbar es einſeh'n.

Aus **Göthe's** Hermann und Dorothea.

70.

Haſt du die Mutter geſeh'n, wenn ſie ſüßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende ſorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge ſelbſt ſich für die Sorge belohnt?

Schiller
in dem Gedichte: „Der philoſophiſche Egoiſt.“

71.

. . . . . . Mutter — ſüßer klinget
Kein Ton, kein irdiſch Wort; von heiliger Rührung
Macht es die tiefgeheimſte Fiber zittern.
. . . .
Und gilt es, eine Obmacht zu erkennen,
Wir werden keine nennen,
An die ſich unſere Seele lieber ranke;
Die treuſten und die reinſten aller Triebe,
Sie ſprechen aus dem Worte: Mutterliebe.

Max Waldau.

72.

Wenn alle Welt den Armen läßt
Und wenn kein Herz ihm bliebe,
Am ewigen Himmel ſtehſt du feſt,
Stern heiliger Mutterliebe.

K. Immermann.

73.

Die Erinnerung an meine Mutter und ihre Tugend iſt bei mir gleichſam zum Cordial geworden, das ich immer mit dem beſten Erfolg nehme, wenn ich irgend zum Böſen wankend werde.

Lichtenberg.

An einem andern Orte ſpricht Lichtenberg von einer bei ihm ſtattfindenden „förmlichen Anbetung ſeiner heiligen Mutter.“ S. deſſen vermiſchte Schriften, Göttingen 1800 f. I. S. 11. II. S. 4.

74.

Die Mutterliebe iſt weiblicher Natur ſo tief eigen und weſentlich, daß ſie ſelbſt der Kretine nicht mangelt; ſ. Maffei und Röſch über den Kretinismus, Erlangen 1844, II. S. 125.

75.

Zu lieben, wie Gott, „dazu taugt eine Mutter am beſten, und daher giebt ihr Gott dieſe Weſen, damit ſich ſeine Liebe in der mütterlichen ein wenig wiederhole und nachſpiegele.“ **Jean Paul.**

76.

Kann auch ein Weib ihres Säuglings vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob ſie deſſelbigen vergäße, ſo will ich doch dein nicht vergeſſen.

Jeſ. 49, 15.

So wußte auch ſchon dieſer alte Prophet nichts einer göttlichen Liebe und Sorge Analogeres zu finden, als die des Weibes im Verhältniſſe zu ihrem Kind.

IV.

Einiges
über
den phyſiſchen Theil der weiblichen Natur
insbeſondere.

1.

Der weibliche Körper hat in pathologiſcher Hinſicht ſehr auffallende und entſchiedene Vorzüge vor dem männlichen. Aerztliche Erfahrungen und Autoritäten lehren und bezeugen, „daß bei'm weiblichen Geſchlechte die von einwirkenden Schädlichkeiten entſtehenden Krankheitsſtürme oft minder heftig, Fälle ſchweren Erkrankens im Ganzen ſeltener ſind, als bei'm männlichen" — „daß acute Krankheiten im Allgemeinen hier minder leicht eine ſo gefahrdrohende Höhe erreichen, in typhöſen Epidemieen z. B. der Regel nach mehr Männer, als Frauen ſterben" — „daß Frauen oft unter den beſchwerlichſten Lagen bewundernswürdige Ausdauer zeigen und weniger leicht, als Männer, auf's Krankenlager geworfen werden" — „daß ſich der weibliche Körper in Hebung und Entſcheidung der Krankheiten thätiger beweiſt, woher denn die außerordentliche Heilkraft der Natur oft in Fällen der bedeutendſten organiſchen Zerrüttungen,“ welche Heilkraft namentlich in Schwangerſchaften beobachtet wird. „Oft hat ſich durch die eintretende Schwangerſchaft ein mehrjähriges Leiden gehoben.“ Ein von Roſch angeführtes Beiſpiel iſt folgendes. Ein Weib litt an einer böſen Bruſt. Drei Aerzte, von denen der dritte der Genannte war, behandelten ſie vergebens; da trat aber eine neue Schwangerſchaft ein und das Uebel verſchwand von ſelbſt.

2.

Unter die merkwürdigen Eigenthümlichkeiten des weiblichen Körpers gehört der ſelbſt noch bei alten Individuen zu ſtrömen vermögende Nahrungs- und Lebensquell der weiblichen Bruſt. Man kennt nehmlich eine Menge beglaubigter Beiſpiele von bejahrten Frauen, denen es gelang, durch Anlegen von Säuglingen an ihre verwelkte Bruſt, in dieſer eine ſo reichliche Milchabſonderung hervorzurufen, daß ſie ganz gut im Stande waren, das Amt einer ſtillenden Mutter oder Amme zu übernehmen. So ſah Kraul eine ſechzigjährige Frau, die das neugeborne Kind ihrer Tochter aus ihrer Bruſt ernährte. Sie ſpritzte daraus in des Genannten Gegenwart Milch in einen Löffel, die eine ſchöne, bläuliche Farbe hatte; der 1½jährige Säugling ſog begierig und war wohl genährt. Und dieſe milchgebende Alte war nicht einmal ein geſundes Individuum; ſie hatte vor 21 Jahren ihr letztes Kind geboren, ihre Periode vor 14 Jahren verloren und ſeitdem an Blutſpeien gelitten, von dem ſie jedoch ſehr merkwürdiger Weiſe zu der Zeit, da ſie das Kind nährte, verſchont blieb[1]). Als etwas Gewöhnliches und Allgemeines kommt dieſe Erſcheinung in Amerika vor. Die Indianerinnen in Mexiko verlieren, wenn ſie einmal geboren und Kinder geſäugt, die Milch nie mehr ganz aus ihren Brüſten und können bis in ihr hohes Alter hinauf jederzeit und ohne vorhergegangene eigene Niederkunft Ammendienſte verrichten[2]).

Am merkwürdigſten aber iſt, daß der weibliche Körper als mütterlicher ſelbſt noch im Tode lebt und die ſchwere Funktion des Gebärens zu verrichten im Stande iſt. Solches Gebären weiblicher Leichname hat man nicht nur an Müttern, die eines gewaltſamen Todes geſtorben — ſo, nach Camerarius an den Hochſchwangern, welche das ſpaniſche Inquiſitionsgericht hatte hängen laſſen — ſondern auch an ſolchen beobachtet, deren Leben ein natürliches Ende genommen Mehrmals hat man „noch im Sarge vor dem Begräbniß der Mutter das Geſchrei der aus dem Tode geborenen Kinder gehört.“ Man hat todte Frauen 9 bis 36 Stunden, ja 2 bis 3 Tage, nachdem ſie verſchieden waren, gebären ſehen. Ein zärtlicher Gatte, der den Leichnam der geliebten Begrabenen noch einmal zu ſehen verlangte, hat auf dieſe Weiſe den glücklichen Augenblick getroffen und das lebendige, geſunde Kind aus dem Sarge der Todten genommen [1]).

---

[1]) S. Hufeland's Journal der praktiſchen Heilkunde 1797. Jan. Bd. 3. Heft 1. S. 113. Andere Beiſpiele, auch was Thiere betrifft, ſ. bei Mehlis, über Virileſcenz und Rejuveneſcenz thieriſcher Körper, Leipz. 1838. S. 70 ff.

[2]) Mühlenpfordt, Schilderung der Republik Mexiko, Hannover 1844, und daraus. Blätter für literar. Unterhaltung vom 3. Februar 1845. S. 144.

V.

Myſtiſche, ſpeculative und theologiſche Auffaſſungen und Beſtimmungen.

1.

Die Weiblichkeit hat noch kein Weiſer ergründet.

Aus „Lucinde.“

2.

Die weibliche Natur mit der zauberhaften Myſtik ihrer Organiſation weiſt auf beſondere, tiefliegende Ideen der Schöpfung zurück; in dieſen holden Räthſeln der Liebe hat ſich das Sympathetiſche in allem Weltzuſammenhange ausgedrückt. Das Sympathetiſche, welches die Kräfte lockt und bindet, die ſtille Muſik im Innerſten der Weltſeele, die Sterne, Sonnen,

---

[1]) Vergl. Schubert's Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens Th. 2. Bd. 1. Leipzig 1807. S. 40 f. und deſſelben Geſchichte der Seele I. Stuttg. und Tübingen 1830. S. 311 f.

Körper, Geiſter in dieſem ewig wandelnden Rhythmus, dieſer unverlierbaren Gegenſeitigkeit ſich bewegen macht, iſt das Weibliche des Univerſums, das ewig Weibliche, von welchem Göthe ſpricht. Daher nichts Tieferes, Leiſeres, Unerforſchlicheres, als eines Weibes Herz.

Th. Mundt.

3.

Was in der wunderbaren Form des Weibes aus den geheimnißvollen Tiefen der Natur hervortritt und zu individuell lebendiger Erſcheinung kommt, iſt das Innerſte der Natur, die Natur im höheren Sinne des Wortes ſelbſt, in welchem ſie uns = Gott iſt; das Weib, ſo weit es ächt weiblicher Art, iſt der in einem ganzen Geſchlechte menſchgewordene Gott der neuen Religion, deſſen ſchon in Welt und Natur überhaupt erkannte und nachgewieſene Präſenz hiemit eine noch nähere, ſpeciellere Beſtimmtheit erhält.

4.

Die Liebe Gottes zu uns erſcheint am größten, wenn uns in Gott ein Mutterherz entgegenſchlägt. Die höchſte und tiefſte Liebe iſt die Mutterliebe. Der Vater tröſtet ſich über den Verluſt des Sohnes; er hat ein ſtoiſches Princip in ſich. Die Mutter dagegen iſt untröſtlich. Die Mutter iſt die Schmerzenreiche; aber dieſer Reichthum an Schmerz, dieſe Troſtloſigkeit iſt die Wahrheit der Liebe . . . . . Die Liebe iſt an und für ſich weiblichen Geſchlechts und Weſens. Der

Glaube an die Liebe Gottes iſt der Glaube an das Weibliche, als ein göttliches Princip.

L. Feuerbach.
im „Weſen des Chriſtenthums.“

Ich hälte dieſe Worte für das Beſte und Bedeutendſte, was Feuerbach ausgeſprochen. Sie ſind um ſo gehaltvoller und brauchbarer, wenn man ſie nicht im Zuſammenhange mit dem übrigen „Weſen des Chriſtenthums“, ſondern für ſich betrachtet und nicht ſo, wie ſie gemeint ſind, anthropologiſch und kritiſch kahl und negativ, ſondern ſo nimmt, wie ſie lauten, dogmatiſch und poſitiv; ſie bilden dann einen der ſchönſten Bauſteine zum Tempel der neuen Religion und Theologie.

5.

Die Natur iſt eine Hausmutter, die jedem Bedürfniſſe zuvoreilt und es verherrlicht in ſeiner Befriedigung. Und die Hausfrau ſoll ſich in ihr ſpiegeln und ihr Alles nachahmen im Nützlichen und im Schönen mit Kochen und Backen, mit Spinnen und Weben und Blumenſticken. Bettina.

6.

Die Natur iſt das im Ganzen und Großen, was die treue, treffliche Hausfrau und Hausmutter im Beſondern und Kleinen iſt; jene ſtellt ſich in dieſer als in einem Ab- und Nachbilde, dar, und dieſe weiſt auf jene, als auf ihr göttliches Ur- und Vorbild, hin.

7.

Das eigentliche Ziel und Produkt des ſchöpferiſchen Weltprozeſſes, um deſſen willen er eingeleitet iſt und zu Ende geführt wird, die eigentliche Creatur, und, was die Sphäre des Menſchlichen betrifft, der eigentliche Menſch im Unterſchiede vom Uebermenſchlich-Göttlichen, iſt überall nur der Mann, welchen die ſchaffende Natur denn auch überall als ſolch eigentlichen Schöpfungszweck, mit dem objektiven Intereſſe und mit der bevorzugenden Liebe der producirenden, mütterlichen Potenz behandelt, entſchieden auszeichnet und ſo hoch als möglich erhebt. Sie ſelbſt aber, dieſe große, univerſale Mütterlichkeit und Weiblichkeit, ſtellt ſich in ebenfalls creatürlicher, beſonderer Erſcheinungsform neben ihn als Weib, und das in ſo unſcheinbarer, beſcheidener, demüthiger, dienender Weiſe, daß es kein Wunder iſt, wenn der Mann, im Beſitz und Bewußtſein der ihm verliehenen Kraft und Herrlichkeit, im Weibe etwas ihm in Folge einer innern, weſenhaften Unvollkommenheit und Inferiorität von Rechtswegen Untergeordnetes erblickt. Die naturgemäße Unterordnung, die wirklich Statt findet und der ſich das Weib, um ſeine Beſtimmung zu erfüllen, auch in der That zu fügen und zu finden hat, iſt jedoch nur praktiſch formell und äußerlich und beruht auf einem Akte der freien Selbſtentäußerung und Selbſtverläugnung, durch welchen die ſchaffende Natur ſich zu dem im Reiche der creatürlichen Beſonderheit erſcheinenden Weibe degradirt, durch welchen jedoch die innere, göttliche Weſenheit und Würde derſelben keineswegs verloren geht, durch den ſie ſich vielmehr moraliſch auf's höchſte ſteigert, den aber in ſeiner den unendlichen Adel der weiblichen Natur begründenden Eigenſchaft freilich nur ein tief in das Weſen der Dinge eindringendes Ahnen, Sinnen und Denken zu erkennen und zu würdigen vermag.

8.

„Es iſt im Menſchen auch ein dienen Wollendes.“ Das aber findet ſeine ächteſte Befriedigung im Natur- und Frauendienſt. Denn Natur und Weib ſind das wahrhaft Göttliche im Unterſchiede von Menſch und Mann. In dem Gotte der alten Theologie betet der Menſch nur ſein eigenes ſpirituelles Selbſt in phantaſtiſcher Verdoppelung an; ſeine Demuth gegen dieſen Gott iſt ein indirekter Hochmuth; daher es kein hochmüthigeres Weſen giebt, als, bei allem Vorgeben und Scheine des Gegentheiles, ein chriſtlicher Frömmler und Heiliger iſt. Hingebung des Menſchlichen an das Natürliche, des Männlichen an das Weibliche iſt die ächte, die allein wahre Demuth und Selbſtentäußerung, die höchſte, ja einzige Tugend und Frömmigkeit, die es giebt.

9.

Eine Formel, die das ſpecifiſche Weſen der neuen Religion vollſtändig ausdrückt, iſt dieſe:

Gott = Natur = Weib.

Gott iſt in neureligiöſer Denkweiſe als identiſch mit der Natur im höheren Sinne des Wortes geſetzt, die

Natur aber iſt weiblichen, nicht männlichen, iſt *mütterlichen* Weſens und Charakters und ſtellt ſich unſerer Betrachtung als das allgemein Weibliche, als die univerſelle Weiblichkeit dar, von der das eigentlich ſogenannnte Weib der individuelle Abdruck, das Daſein, die Erſcheinung und Repräſentation im Reiche der creatürlichen Beſonderheit iſt. Und ſo ſcheidet ſich die neue Religion auf's allerſchärfſte von der alten ab, die ſich am ſpecifiſchſten durch ihre Feindſchaft gegen Natur und Weib charakteriſirt; vergl. oben I. Nr. 2 ff.

Nachträge

zum

erſten Band.

Zu

Th. I. B. I. Abth. IV. S. 17 ff

1.

Amandus solus Deus est; omnis vero iste mundus i. e. omnia sensibilia contemnenda.

Auguſtin.
De morib. eccl. cathol. I. c. 20.

2.

Der Kirchenlehre iſt die Erde ein unverbeſſerliches Jammerthal, ein nothwendiges Fegefeuer zur Läuterung für's Jenſeits. Die Bemühungen für die Verbeſſerung der irdiſchen Zuſtände ſind nach ihr verwerfliche Erhebungen für die ſchnöde Fleiſcheslust. Denn irdiſche Luſt und Freude vermindert die Höhe der himmliſchen Belohnungen.

„Jeſus der Eſſäer“
Leipzig 1849. S. 66.

Zu

Th. I. B. I. Abth. V. S. 36 ff.

1.

Der Jungfräulichkeit das Wort reden, heißt ſeine eigene Mutter anklagen. **Shakespeare.**

B.

Sehet eine Schwangere, die ihre Ruhe, ihre Geſundheit, ja ſelbſt ihr Leben von vorn herein einſetzt für ein Weſen, das ſie nicht einmal noch kennt, und ihr müßt vor ihr eine größere Ehrfurcht haben, als vor einem ganzen Chore ſingender Nonnen.

Jean Paul.

B.

Götz.

Was ſeht ihr mich ſo an, Bruder?

Martin.

Daß ich in euern Harniſch verliebt bin.

Götz.

Hättet ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich ihn zu tragen.

Martin.

Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt! Und mir kommt nichts beſchwerlicher vor, als nicht Menſch ſein dürfen. *Armuth, Keuſchheit und Gehorſam* — drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausſtehlichſte ſcheint, ſo unausſtehlich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt oder der weit drückenderen Bürde des Gewiſſens muthlos zu keuchen! O Herr, was ſind die Mühſeligkeiten eueres Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus mißverſtandener Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt!

Aus **Göthe's** Götz v. Berlichingen.

4.

Glaubſt du, dir zu fruchten und den Göttern zu dienen, wenn du dich deſſen enthältſt, was der Natur gemäß iſt? **Göthe.**

5.

„Kann man aufhören, ein Menſch zu ſein? — Man muß es können; denn da ſtehen ja die Prieſter — tauſend Beweiſe dieſer Möglichkeit.“

So heißt es ſpottend in einem anonym geſchriebenen Roman vom Jahre 1840 mit dem bedeutſamen Titel: „Eliſe oder Geſetz und Natur.“

6.

Wir können die Natur nicht ändern, wir ſind ihren Geſetzen unterworfen. Wir können uns gegen ſie empören, wir können ſie aber nicht überwältigen, ſie ſind uns an Stärke überlegen; wir müßten mächtiger ſein als Gott, der ſie gegeben hat. Wir ſind Menſchen, wir alle, auch Sie unter Ihrem Prieſterrocke, Sie haben Fleiſch und Blut und ſind nicht aus Marmor gehauen; Rom kann euch nicht in Bildſäulen verwandeln, ihr werdet mit ihren Satzungen in ewigem Streite liegen, ſie nicht erfüllen können, ſie übertreten müſſen. In euern Adern rinnt ein allzu heißes Blut, und der Schöpfer ſelbſt hat es hineingegoſſen und glimmende, zündende Funken mit ihm, denn es ſoll ſchöpferiſche Kräfte beſitzen. Rom ſchaffe den Menſchen um, reiße ihm das Herz aus dem Leibe oder erlaube ihm, daß er den Forderungen ſeiner Natur gehorche.

Aus „Eliſe oder Geſetz und Natur.“
1840.

7.

Ich ſah in den Frauen etwas, wie es mir fehlte, das Gott nicht umſonſt geſchaffen, mit dem ſich der Mann verbinden ſolle, das ihm eben ſo nothwendig, als die andern Lebenselemente, und ohne welches er herumwuchert, wie eine regelloſe Pflanze auf trockener Kirchenmauer.

Aeußerung eines katholiſchen Geiſtlichen
in dem genannten Roman.

8.

„Seine Gebote ſind nicht ſchwer“, ſagt Johannes — auf mich ſind ſie gefallen ſchwer und lebenserdrückend.

Aus derſelben Quelle.

Zu
Th. I. B. I. Abth. VI. S. 45 ff.

Eine Zeit lang hat alles, was ich im Leben erfahren habe, wie eine hölzerne Maſchine auf mich gewirkt. So der ganze Religionsunterricht; der machte mich völlig dumm. So z. B. die Lehre, mit welchen Waffen die Ketzer zu bekämpfen — da kann mir Ketzer und Waffe und Glaube alles wie ein Unſinn vor, und hätt' ich nicht meine Zuflucht dazu genommen, gar nicht zu denken, ſo wär' ich ein Narr geworden. — Wie denn wirklich alle Menſchen Narren ſind; meine große Courage, das zu glauben und ſie ohne viel Speranzien auch danach zu reſpektiren, hat mich von der Narrheit befreit. — „Woran erkennt man einen katholiſchen Chriſten?“ Am Zeichen des h. Kreuzes. Das ſchlug mir den erſten widerſpenſtigen Funken aus dem Geiſt. Denn was braucht doch der natürliche Menſch ein katholiſcher Chriſt zu ſein und ſich zu bekreuzigen? Iſt das der nächſte Weg, Gott ähnlich zu werden? Iſt Gott ein katholiſcher Chriſt oder iſt er ein Ketzer? Und warum machen wir doch das Kreuz, als bloß, um, wie die Hunde, dem Ketzer die Zähne zu fletſchen? **Bettina.**

Zu
Th. I. B. I. Abth. VII. S. 50. ff.
I.

Ich ergab mich dem Halliſchen Bekehrungsſyſteme. Nach dieſem Lehrplane muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen, das Herz muß in dieſer Noth die verſchuldete Strafe erkennen und den Vorſchmack der Hölle koſten, der die Luſt der Sünde verbittert. Endlich muß man eine ſehr merkwürdige Verſicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange ſich oft verſteckt und mit Ernſt wieder geſucht werden muß.

Aus den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele
von **Göthe.**

Es trat bei mir das Uebel hervor, welches aus unſerer durch mancherlei Dogmen complicirten, auf Bibelſprüche, die mehrere Auslegungen zulaſſen, gegründeten Religion, bedenkliche Menſchen dergeſtalt anfällt, daß es hypochondriſche Zuſtände nach ſich zieht und dieſe bis zu ihrem höchſten Gipfel, zu fixen Ideen ſteigert. Ich habe mehrere Menſchen gekannt, die, bei einer ganz verſtändigen Sinnes- und Lebensweiſe, ſich von dem Gedanken an die Sünde wider den h. Geiſt und von der Angſt, ſolche begangen zu haben, nicht losmachen konnten. Ein gleiches Unheil drohte mir in der Materie vom Abendmahl. Es hatte nehmlich ſchon ſehr frühe der Spruch, daß einer, der das Gericht unwürdig genieße, ſich ſelbſt das Gericht eſſe und trinke, einen ungeheuern Eindruck auf mich gemacht. Alles Furchtbare, was ich in den Geſchichten der Mittelzeit von Gottesurtheilen, den ſeltſamſten Prüfungen durch glühendes Eiſen, flammendes Feuer, ſchwellendes Waſſer geleſen hatte, ſelbſt was uns die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unſchuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufblähen und berſten macht, das alles ſtellte ſich meiner Phantaſie dar und vereinigte ſich zu dem höchſten Furchtbaren, indem falſche Zuſage, Heuchelei, Meineid, Gottesläſterung, Alles bei der heiligſten Handlung auf dem Unwürdigen zu laſten ſchien, welches um ſo ſchrecklicher war, als ja niemand ſich für würdig erklären durfte und als man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt

Alles ausgeglichen werden ſollte, doch auf ſo manche Weiſe bedingt fand, daß man nicht ſicher war, ſie ſich mit Freiheit zueignen zu dürfen.

Göthe
in ſeiner Selbſtbiographie.

Es giebt nach chriſtlicher Lehre eine Sünde, die nimmermehr vergeben werden kann, weder hier noch dort; dieſe Sünde wird nicht kenntlich genug gemacht, um wiſſen zu können, worin ſie beſteht, und ob man ſie begangen oder nicht; gegen ſie gilt und hilft die Genugthuung Chriſti, der andächtigſte und häufigſte Genuß des auf dieſe bezüglichen Sakramentes und die Sündenvergebung des Geiſtlichen nichts; man bleibt ſo in Hinſicht ſeiner bevorſtehenden Aufnahme in den Himmel oder Verdammung und Verſtoßung zur Hölle völlig ungewiß. Der Genuß jenes unzulänglichen Sakramentes ſoll überdies die ſchrecklichſten Folgen haben, wenn wir es unwürdig genießen, und daß wir es würdig genießen, dürfen wir aus Demuth nicht glauben; glaubten wir es, ſo wäre eben deßhalb zu fürchten, daß wir es unwürdig genöſſen. Kann es etwas Troſtloſeres, zu Verzweiflung und Wahnſinn gewaltſamer Hintreibendes geben? Iſt nicht der entſchiedenſte Atheiſt und Läugner einer Fortdauer des Menſchen nach dem Tode unendlich beſſer daran, als in Hinſicht jener beiſpielloſen Glaubensſchrecken der gläubige Chriſt? Und iſt es nicht unverſchämt, uns eine ſolche Religion nicht nur als tröſtlich, ſondern als die tröſtlichſte von allen anzupreiſen?

3.

Edelmann in ſeinem 1746 verfaßten Glaubensbekenntniß bemerkt, die Menſchen ſeien vor Chriſtus weit glücklicher geweſen als jetzt, und wenn die Lehre deſſelben in der That keine andere, als die kirchliche geweſen, ſo müſſe man ſagen, „daß uns kein Menſch auf Erden jemals unglücklicher gemacht.“ Ob denn das, fragt er, ein ſo großes Glück ſei, zu wiſſen, „daß wir in Sünden empfangen und geboren werden, daß wir ſchon im Mutterleibe vom Teufel beſeſſen ſind, als Teufelskinder auf die Welt kommen, ohne unſere Schuld Gottes Zorn und Ungnade, zeitlichen Tod und ewige Verdammniß verdient haben und, aller unſertwegen geſchehen ſein ſollenden Erlöſung ungeachtet, doch noch ſtündlich und augenblicklich beſorgen müſſen, daß uns der Teufel noch einmal in ſeine Klauen kriegen und dereinſt ewig martern und peinigen werde?“ Wahrlich, nach ſolcher Glückſeligkeit habe ſich kein Menſch geſehnt, „und der Herr Jeſus hätte, wenn er nichts Beſſeres zu unſerer Glückſeligkeit thun wollte, immer bleiben können, wo er war.

4.

Die Religion ſchmiert uns das Maul mit lauter zukünftigen Dingen, und fragt nicht nur wenig oder nichts darnach, ob wir gegenwärtig unglückſelig ſeien oder nicht, ſondern ſie zerſtört auch, ſo viel nur an ihr iſt, die Glückſeligkeit ihrer Untergebenen in **dieſem**

Leben, indem ſie nicht leiden kann, daß wir unſere von dem Schöpfer anerſchaffene Güte behalten dürfen. Ihr zu Gefallen müſſen wir unſer Leben lang arme Sünder bleiben, das Dichten und Trachten unſeres Herzens muß böſe ſein von Jugend auf immerdar; wir müſſen täglich viel ſündigen und mit unſern Sünden zeitlichen Tod und ewige Verdammniß verdienen; wir müſſen die Vergebung der Sünden theuer über theuer bezahlen und doch derſelben im ganzen Leben nicht los werden; wir müſſen uns von den Pfaffen die natürlichſten Dinge zur Sünde machen laſſen, und doch zuſehen, daß ſie ſie alle ſelber ungeſtraft thun. Kurz, als Erbſünder müſſen wir in dieſe Welt treten, als wirkliche Sünder in ihr leben, und endlich als arme Sünder wieder aus ihr hinausgehen, voller Furcht vor künftigen unaufhörlichen Plagen, wenn wir nicht in allen Stücken nach der Phantaſie der Pfaffen leben und dies als unſere vornehmſte Eigenſchaft betrachten, daß wir die Neigung zum ſogenannten Böſen und Gott zuwider zu leben, die ganze Zeit unſeres Lebens nicht los werden können, wenn wir uns gleich mit den ſogenannten Bußübungen, als Faſten, Beten, Kaſteien an unſern Leib und unſerer Geſundheit und mit fürchterlichen Gedanken von unſerem Zuſtande nach dem Tode an unſerem Gemüthe den größten Schaden thun.

Ich frage jedermann, der ſeine Sinne und ſeine Vernunft noch brauchen kann, mit was für Grund er von einer Religion, die ihn gegenwärtig ſo unglückſelig und mißvergnügt leben läßt, hoffen könne, daß ſie ihn nach dem Tode glückſeliger machen werde?

Edelmann
a. a. O.

5.

Nachdem der matte Geiſt die Jahre ſeiner Acht,
Verbannt in einen Leib, mit Elend zugebracht,
Schlägt über ihm die Noth mit voller Wuth zuſammen,
Verzweiflung brennt in ihm mit nie geſchwächten Flammen,
Und die Unſterblichkeit, das Vorrecht ſeiner Art,
Wird ihm zum Henkertrank, der ihn zur Marter ſpart.
In Haß mit ſeinem Gott, mit ſich ſelbſt ohne Frieden,
Von allem, was er liebt, auf immer abgeſchieden,
Gepreßt von naher Qual, geſchreckt von ferner Noth,
Verflucht er ewig ſich und hoffet keinen Tod.

Elende Sterbliche, zur Pein geſchaff'ne Weſen!
O daß Gott aus dem Nichts zum Sein euch auserleſen!
O daß der wüſte Stoff einſamer Ewigkeit
Noch läg' im öden Schlund der alten Dunkelheit!

A. v. Haller.
„Ueber den Urſprung des Uebels“
1734.

So wird der Menſch durch die Troſtloſigkeit und Schrecklichkeit des chriſtlichen Glaubens bis zur Verwünſchung des Daſeins getrieben.

Zu
Th. I. B. I. Abth. IX. S. 65 ff.

Jener ſchenkte nunmehr auch der übrigen Götterverſammlung,
Rechtshin, lieblichen Nektar dem Miſchkrug emſig entſchöpfend,
Doch unermeßliches Lachen erſcholl den ſeeligen Göttern
Als ſie ſah'n wie Hefäſtos im Saal ſo gewandt umherging.
Alſo den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne
Schmausten ſie, und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinſamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollons,
Noch des Geſangs der Muſen mit holdantwortender Stimme.

Homer.

Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter, und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertiſch, daß die goldenen Pokale zitterten und die Götter verſtummten und erblichen und immer bleicher wurden, bis ſie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gab's eine traurige Zeit und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine lachenden, glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth, wo geſchundene, gebratene und geſpießte Götter langweilig umherſchlichen, und ihre Wunden verbanden und triſte Lieder ſangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, ſondern Troſt[1] — es war eine trübſelige, blutrünſtige Delinquentenreligion. **H. Heine.**

Zu

Th. I. B. I. Abth. X. S. 78 ff.

Hat nicht die alte Welt, nur weil ſie anders glaubte,
Die neue wüſt gemacht?

A. v. Haller.

Zu

Th. I. B. I. Abth. XI. S. 83 f.

Prieſterhaß, der nicht eher erliſcht, als bis er den Gegenſtand ſeiner Wuth zerſtört hat . . . .

Chr. Fr. D. Schubart.

Dieſem Haſſe nehmlich ſchreibt Schubart ſeine Gefangenſchaft zu; vergl. D. Fr. Strauß, Schubart's Leben I. Berlin 1849. S. 338.

---

[1] Wie ſchlecht es aber ſelbſt mit dieſem ausſieht, das iſt im I. Buche unſeres vorläufigen Theiles Abth. VII. und den hier dazu gelieferten Nachträgen gezeigt.

Zu

Th. I. B. I. Abth. XIV. S. 92 ff.

1.

Piemont.

Unglückſeliges Land, wo ſtets militär-jeſuitiſch
Söldner und Pfaffen zugleich ſaugten am Marke des Volks!

Platen.

2.

Lauſanne.

Roſen auf Alpenſchnee und ſonnengolden die Traube —
Aber ein pfäffiſcher Geiſt malt euch das alles in Grau.

Gutzkow.

3.

Die Preſſe der vereinigten Staaten iſt durch die Kirche gänzlich in Feſſeln gelegt. Kein Tyrann könnte ſie beſſer beherrſchen. Nicht eine Zeitung von Einfluß wagt es, das Treiben der Kirche und ihrer Prieſter bloßzuſtellen. Ueberreiche einem Buchhändler ein Manuſkript von moraliſcher Tendenz — ſeine erſte Frage wird ſein: „Iſt es ſtreng orthodox? Wenn nicht, ſo darf ich es nicht verlegen“ u. ſ. w. Ein Deutſcher, der in einem katholiſchen Bezirke der Freiſtaaten wohnte, ſagte, er wollte nicht für 200 Dollars unter ſeinem Namen „die Fackel“ kommen laſſen; denn wenn es der

Biſchof erführe, ſo würde er alle ſeine irländiſchen Kunden verlieren. **Samuel Ludvigh.**

Licht- und Schattenbilder republikaniſcher Zuſtände.
Leipz. 1846—47.

4.

Das geoffenbarte Chriſtenthum giebt keine Freiheit. Es iſt das Syſtem eines Deſpotismus, der ſogar die Freiheit der Gedanken vernichten will.

„Jeſus der Eſſäer.“
Leipzig 1849. S. 68.

Zu
Th. I. B. I. Abth. XV. S. 96 ff.

Es giebt keine Stütze, die für den Staat mißlicher und zugleich unſicherer ſein könnte, als die der Hierarchie. Ich gebe zu, daß die Mehrzahl unſerer katholiſchen Geiſtlichkeit von einer aufrichtigen Anhänglichkeit an das Königthum erfüllt iſt und dieſelbe im Fall einer Umwälzung kräftig bethätigen würde. Aber wie lange würde dieſe Kraft andauern? Das Miniſterium Polignac ſtützte ſich noch i. J. 1830 auf die unbedingte Hingebung und die wirkliche Macht der Geiſtlichkeit. Noch in dem nehmlichen Jahr unterwarf ſich dieſe, wiewohl ſie den Bourbonen aufrichtig ergeben geweſen, ſtillſchweigend dem Haus Orleans und im Februar 1848 beeilte ſie ſich, trotz der großen Verdienſte, die ſich Louis Philipp um ſie erworben hatte, die Republik anzuerkennen; ja mehrere der zu dieſem Behuf erlaſſenen biſchöflichen Hirtenbriefe ſuchten die republikaniſche Staatsform aus den Grundſätzen des Evangeliums zu begründen. Derſelbe Entwicklungsgang würde ſich, nur in kürzerer Zeit, in Baiern wiederholen, und die Natur der Kirche müßte ihn ſelbſt gegen den Willen der Einzelnen herbeiführen; denn die Kirche darf ſich nicht abhängig machen von irgend einer Staatsform.

Friedrich Rohmer.

Sendſchreiben an das baieriſche Staatsminiſterium.
München im April 1849. S. 11 f.

Zu

Th. I. B. I. Abth. XVI. S. 105 f.

Wehe dem, der ſich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuſchreiben möchte, welcher zu folgen, ſogar eine Art von Religion ſei. Heißt das etwas Anderes, als ſeinem Verſtand entſagen und ſeinen Meinungen unbedingten Raum zu geben? Wir bilden uns ein, fromm zu ſein, indem wir ohne Ueberlegung hinſchlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren laſſen und endlich dem Reſultate eines ſolchen ſchwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben.

Göthe.

Zu

Th. I. B. I. Abth. XX. und XXI. S. 110 ff. 121 ff.

1.

. . . . jene baieriſchen Gebirgsgegenden, deren Söhne ſich auszeichnen durch Raufluſt und Abhängigkeit von der Geiſtlichkeit.

Ein öffentliches Blatt.
in Beziehung auf die Soldatenexceſſe
des Jahres 1849.

2.

Am vergangenen Sonntag hat es in Eggenfelden und drei anliegenden Ortſchaften die blutigſten Raufhändel gegeben; es ſind hiebei in einem Wirthshauſe mehrere Individuen todt auf dem Platze geblieben und über dreißig, zum Theil lebensgefährlich verwundet worden. Das iſt auch eine von jenen Gegenden, wo die Herrſchaft der ſchwarzen Brüder in Floribus iſt; durch die Verdummung wird auch die Sittlichkeit untergraben. In den aufgeklärten Gegenden Baierns hört man niemals oder doch nur höchſt ſelten von derlei Raufexceſſen.

„Die Volksbötin.“
München d. 13. Juli 1849.

3.

Die Weſerzeitung, ein preußenfeindliches, erbkaiſerliches Blatt bemerkt: „Es ſtand beſſer zu den Zeiten des Bundestages mit Deutſchland, als jetzt, wo die Willkür und das Recht des Stärkeren die Herrſchaft über Deutſchland führt, ſtatt des Geſetzes und der rechtmäßigen Obrigkeit. Die Zeiten des Interregnums ſind wiedergekehrt; jener verderbliche Geiſt der dynaſtiſchen Ehrſucht und Eiferſucht, der die traurigſten Jahrhunderte unſerer Geſchichte erfüllt, iſt wieder wach geworden, und wo der Baum der Einheit gepflanzt werden ſollte, da wuchert das alte Unkraut jener der theuerſten Intereſſen des Vaterlands vergeſſenden Fürſtenpolitik, welche, trotz aller hohen Worte von dem glücklichen Berufe der Obrigkeit, über dem Hader um die Oberherrlichkeit Land und Leute verderben und Deutſchland vor allen Nationen zum Spotte werden läßt. Der Separatfrieden Preußens mit Dänemark iſt das neueſte Stück dieſer jammervollen Politik“ u. ſ. w. In derſelben Zeitung ſteht ein „offener Brief an den Prinzen von Preußen“, deſſen Urſprung auf einen Mann von ächt royaliſtiſcher Geſinnung zurückgeführt wird; daſelbſt kommt die Stelle vor: „In dem Augenblicke, wo Sie — leider im gezwungenen Kampfe gegen deutſche Mitbürger — die Ehre der deutſchen Waffen im Süden aufrecht halten, ſchließt die Regierung des Königes, Ihres Bruders, einen Waffenſtillſtand ab und bereitet einen Frieden vor, der die Waffenehre gegen den äußern Feind im Norden auf's ärgſte blosſtellt. In dem Augenblicke, wo Sie die süddeutſchen Bevölkerungen zu ihrer Pflicht zurückführen und das Band gegenſeitiger Treue zwiſchen Fürſt und Volk wiederherſtellen, wird einem norddeutſchen Stamme das von Ihrem königlichen Bruder gegebene Wort gebrochen, wird der Glaube an die Pflichttreue der Regierungen wankend gemacht durch eine Politik der Unredlichkeit, der Schwäche, der Gefühlloſigkeit gegen die heiligſten Rechte der Völker, wie gegen die Ehre des gemeinſamen Vaterlandes.“ Es ſind das keine Stimmen demokratiſcher Wühler und Hetzer; es ſind die Stimmen der Freunde der Monarchie, der beſtehenden Fürſtenherrſchaft, ſpeciell der preußiſchen — und ſelbſt dieſe können nicht umhin, jene nicht nur in herkömmlich formeller Weiſe als chriſtliche daſtehenden, an dem romantiſchen Glauben der Vorwelt vielmehr angelegentlichſt feſthaltenden, ſich ſelbſt mit großem Pathos als chriſtlich religiöſe bezeichnenden, ihren Blick bei wichtigen Angelegenheiten nach oben richtenden Herrſchermächte der äußerſten Immoralität und Impietät zu beſchuldigen.

4.

Die Begnadigungen zu Pulver und Blei, durch welche ſich Oeſterreich ſeit dem October geſchändet, haben jetzt auch von Seite Preußens in Baden begonnen.

Korreſpondent v. u. f. Deutſchland
v. 3. Auguſt 1849.

Das ſo eben genannte Blatt gehört nicht entfernt zu denen, die den revolutionären, demokratiſchen und republikaniſchen Zeittendenzen huldigen. Es erſchien in der Revolutionsperiode der letzten Jahre durchaus nur als ein Organ der conſervativen und reactionären Partei, und wurde als ſolches von den Demokraten und ihrer Preſſe ſtark angefeindet. Man ſoll ſogar damit umgegangen ſein, den Redacteur deſſelben durch Meuchelmord aus dem Wege zu ſchaffen. Ein um ſo größeres moraliſches Gericht hat die Entrüſtung über die feigen Blutthaten der rothen Monarchie, die ſelbſt von dieſer Seite her zum entſchiedenſten Ausſpruche kommt.

5.

Ueber die Hinrichtungen in Baden ſprechen jetzt die bedeutendſten Organe der Preſſe, darunter conſervative Blätter, wie die allgemeine Zeitung, die deutſche Reichszeitung, die Grenzboten ihre Mißbilligung aus.

Zeitungsartikel v. 14. Auguſt 1849.

Die Grenzboten ſagen: „Wer erinnert ſich nicht an den Schrei des Entſetzens, der bei'm Wiederhall jener Schüſſe in der Brigittenau, in denen das ſiegreiche Oeſterreich ſeine Rache übte, durch ganz Deutſchland ging? Dieſes ekelhafte und abſcheuliche Beiſpiel wiederholt ſich jetzt in Baden, aber unter Umſtänden, die das Gehäſſige eines ſolchen Verfahrens um das Tauſendfache erhöhen. Damals hatte der Mord an die Thüre geklopft; noch war das Blut von Lamberg, Latour, der Fürſtin Windiſchgrätz kaum trocken geworden. Der Haß war jung und darum in voller Hitze, der Gegner ſtand noch ſcheinbar kräftig und gerüſtet da. Man mußte Robert Blum's Hinrichtung verdammen; aber es lag doch etwas Kühnes in dieſer dreiſten Herausforderung, die der kaiſerliche

General einem noch immer bedeutenden politiſchen Körper in's Geſicht warf. Jetzt aber, wo die Demokratie vollkommen beſiegt iſt, da kein Feind mehr aufrecht ſteht, dem man das Haupt des Verbündeten triumphirend entgegenſtrecken könnte, was ſoll die Erneuerung dieſer Gräuel?“ und ſo noch lange fort im Tone der höchſten moraliſchen und rechtlichen Indignation. „Einem ſiegreichen Prinzen“, ſo heißt es unter Anderem, „an deſſen Namen ſich einſt die Zuneigung und das Vertrauen der Nation knüpfen ſoll, hätte das ſchöne Recht der Gnade wohl angeſtanden.“ Zuletzt wird die Preſſe aufgefodert, „einmüthig zuſammenzuſtehen und Proteſt einzulegen gegen Gewaltthaten, wovor ſelbſt Robespierre's Trabanten ſchauderten.“

G.

Das Standrecht, wobei ſtets mit dem Menſchenleben ein furchtbares, gewiſſenloſes Spiel geſpielt wird, iſt an und für ſich eine Ausgeburt der Hölle; wo in aller Welt iſt aber erhört worden, wie die Sache jetzt in Baden betrieben wird! Wo hat je, ſeit es geſittete Völker giebt, eine Armee nach erfochtenem Siege ihre Gefangenen abgeſchlachtet? Wo hat ſich je ein Heer angemaßt, im beſiegten feindlichen Lande Richterfunktionen über die Beſiegten zu üben, wie das jetzt geſchieht? Mit welchem Rechte können denn preußiſche Officiere in Baden richterliche Urtheile über Leute fällen, die dem preußiſchen Heere nicht angehörten, ja nicht einmal dem preußiſchen Staat? Iſt ſie nicht ein Hohn auf die Gerechtigkeit, dieſe Farce, die man vor Feinden, die ſich in die richterliche Toga hüllen, mit Anklage und Vertheidigung aufführt, als ob es ſich darum handelte, ein gerechtes Urtheil, einen Wahrſpruch zu erzielen? Und weiter: nach allen bisherigen Begriffen konnte von ſtandrechtlichen Verurtheilungen nur dann die Rede ſein, wenn der Kampf noch fortdauerte und die Thätigkeit der ordentlichen Gerichte gehemmt oder unzureichend war. Hier aber in Baden, wo der ganze Aufſtand vollkommen niedergeſchlagen iſt und der Thätigkeit der ordentlichen Landesgerichte nicht das Geringſte im Wege ſteht, welches Recht hat man denn hier zu ſolchen mit Verletzung aller rechtlichen Ordnung vor ſich gehenden blutigen Executionen? Auch verfielen nach allen bisherigen Begriffen dem Standrechte höchſtens die mit den Waffen in der Hand Ergriffenen. Hier aber wird unter Anderem ein Literat ſtandrechtlich niedergeſchoſſen, der nie eine Waffe in die Hand genommen hat. Ueberſteigt das nicht alles, was in Wien geſchah? Sind das nicht Mordthaten unter der Bettlerhülle der Juſtiz begangen, ſo abſcheulich, nein, abſcheulicher, als die in den Schreckenstagen der franzöſiſchen Revolution verübten? Woher, fragen wir wiederholt, haben die preußiſchen Officiere in Baden das Recht, ſolche Thaten zu begehen, vor denen ſich jedes menſchliche Gefühl entſetzt? Woher haben ſie dieſes Recht, das ihnen nicht einmal die badiſche Regierung ſelbſt hätte übertragen können? Wo bleibt hier die Frömmigkeit und Gottesfurcht, die ſich in den preußiſchen Paradereden ſo überſchwänglich breit macht, und vor der die Stillen in unſerem Lande niederzuknieen gelehrt werden, wie vor der Weisheit Salomos?

Stuttgarter Beobachter, mittelfränkiſche Zeitung
vom 16. Auguſt 1849 und Nürnberger Koreſpondent
von demſelben Datum.

Sie braucht auch hier nicht zu fehlen, dieſe romantiſche Frömmigkeit und Gottesfurcht, die ja, wie der Gott, auf den ſie ſich bezieht, über alle rechtlichen, ſittlichen und humaniſtiſchen Beſtimmungen der Menſchenvernunft und des Menſchengefühls unendlich erhaben iſt, vergl. die Bemerkung Kant's oben B. I. S. 122. Nr. 4.

7.

„Nach dem Siege giebt es keine Feinde mehr, es giebt nur Menſchen“, ſagte Napoleon — ein herrliches Wort; aber Napoleon war ein ſchlechter Chriſt und ſehr weit entfernt von öſterreichiſchem Jeſuitismus und preußiſchem Muckerthum. Sieger, die dieſen Kreiſen angehören, ſchnauben nach Rache und baden ſich im Blute der Ueberwundenen.

8.

Für den jungen Dortu, der im Badiſchen gefangen genommen und am 31. Juli 1849 ſtandrechtlich erſchoſſen wurde, circulirte um dieſe Zeit zu Potsdam ein Gnadengeſuch zur Unterſchrift. Dortu hatte im verfloſſenen Sommer dem Sohne eines in Potsdam hochangeſehenen Mannes das Leben gerettet. Man legte ein beſonderes Gewicht darauf, den Namen dieſes Mannes, der im Rufe ſtreng conſervativer Geſinnung ſteht, an der Spitze des Geſuches zu ſehen. Derſelbe verweigerte jedoch die Unterſchrift als ſeinen politiſchen Anſichten widerſtreitend.

Es iſt zu wünſchen, daß dieſer Zug nicht den Türken und Heiden zu Ohren komme; ſie würden uns, ob der ſich hier ſo merkwürdig herausſtellenden Möglichkeit ſolcher Erſcheinungen unter uns, für den Abſchaum des menſchlichen Geſchlechtes erklären.

Zu
Th. I. B. I. Abth. XXII. S. 125 ff.

Der Washington patriot, eine ſehr geachtete Zeitung Amerika's enthält Folgendes:

„Nachdem wir vor Kurzem das Verſchwinden eines gewiſſen Aldermans und Bankdirektors zu Charleston in Süd-Karolina wegen Schulden, die er nicht bezahlen konnte, ausführlich gemeldet haben, dürfen wir nicht unterlaſſen anzuzeigen, daß ſich die Creditmaſſe deſſelben ſeitdem beträchtlich verbeſſert hat. Es iſt nehmlich entdeckt worden, daß ſeine ihm angetraute Frau, eine Mulattin, ſeine Sclavin iſt, folglich auch ſeine mit ihr erzeugten ſechs Kinder Sklaven ſind. Demgemäß haben die Gläubiger darauf angetragen, und mußte dem Antrage entſprochen werden, die Frau und die Kinder des Zahlungsunfähigen zum Beſten der Creditmaſſe öffentlich zu verſteigern. Da die Frau hübſch und geſund, das jüngſte Kind bereits acht Jahre alt, und ſämmtliche Individuen wohlgebaut und kräftig ſind, ſo halten wir uns für dieſe Anzeige des Dankes aller Kaufluſtigen und nebenbei auch der Gläubiger für verſichert.“

Blätter für literariſche Unterhaltung
v. 20. Dec. 1848. S. 1420.

Zu

Th. I. B. I. Abth. XXIII. S. 141. ff.

1.

In der St. Stephanskirche ereignete ſich ein Fall, welcher die Gemüther aller Anweſenden erbitterte. Joſeph Gottdank, 43 Jahre lang Hofopernregiſſeur, ſtarb in ſeinem 70. Jahr. Dieſem trefflichen Manne, welcher ſeiner Zeit einer der erſten Sänger Wiens geweſen, verdankt die Bühne die Heranbildung manch großen Talentes. Arm und unbemittelt, konnte er nur mit der letzten Klaſſe beerdigt werden; ſeiner Leiche folgte aber eine bedeutende Zahl ſeiner Verehrer und perſönlichen Freunde, darunter die erſten Geſangsnotabilitäten, wie ein Staudigl, Ander, Juſt, Hoffmann und Radl. Dieſe letzteren wollten nach Einſegnung der Leiche in der Kirche ein Trauerlied ſingen; der Kirchenmeiſter wollte es nicht geſtatten; es mußte erſt der Erzbiſchof befragt werden, und da kam die Antwort: „Es dürfe zwar geſungen werden, vorher aber müßten 40 fl. C. M. Taxe erlegt werden.“ Der Mann, der viele hundertmal mit ſeinen Freunden in der St. Stephanskirche unentgeltlich geſungen hatte, konnte nicht einmal ein einfaches Trauerlied, geſungen von ſeinen Freunden, ohne Geld erhalten!

Allgemeine Zeitung vom 23. Juli 1839.

2.

Der Pfaffenſtand, der ſich unter dem ſchönen Namen des Lehrſtandes verſteckt, iſt zu weiter nichts nütze, als die Menſchen, die einander lieben ſollen, gegeneinander zu erbittern, das Mark im Lande zu ſaugen, die Dummheit und den Aberglauben zu unterhalten, und die Menſchen nach aller Möglichkeit zu verhindern, daß ſie zu einer näheren Erkenntniß Gottes und ihrer ſelbſt gelangen.

J. C. Edelmann

in ſeinem 1746 geſchriebenen Glaubensbekenntniß.

Zu

Th. I. B. III. Nr. I. S. 205 ff.

Was nennt man groß, was hebt die Seele ſchaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler,
Als was mit unwahrſcheinlichem Erfolge
Der Muthige begann?

Göthe.

Zu

Th. I. B. III. Abth. I. und II. S. 205 ff. 210 ff.

1.

Will denn Preußen nicht begreifen, daß, ſo wie die Völker einmal zum Selbſtbewußtſein, zum Bewußtſein ihrer Bedürfniſſe und Rechte gelangt ſind, die auf dynaſtiſch-egoiſtiſche Intereſſen berechnete diplomatiſche Taktik nicht mehr anſchlägt, ſondern nur dazu dient, zu der alten Erbitterung neue zu häufen und das Vertrauen in die Dynaſtien bis zu dem Grade zu zerſtören, daß ſich die Hoffnung des Volks für alle Zukunft von ihnen abwendet? Korreſpondent v. u. f. Deutſchland v. 10. Juni 1849.

[illegible]

Es iſt eitle Hoffnung, zu wähnen, das durch ſtaatsrechtliche Formen dauernd binden zu können, was der Drang des Augenblickes widerſtrebend zuſammengefügt. . . . . Man gründet und bewahrt keine Herrſchaft mehr, ohne die Sympathien, d. i. ohne die Intereſſen der Völker. Die Zeiten der Volksunſchuld ſind vorüber, ſeit die Blicke hinter die Kouliſſen der dynaſtiſchen Kabinetspolitik gedrungen, und die Völker laſſen ſich nicht mehr diplomatiſch berücken, ſeit ſie mündig und durch eigene Erfahrung klug geworden. Korreſpondent v. u. f. Deutſchland v. 10. Juni 1849.

[illegible]

Es iſt ſchwer zu ſchildern, wie tief der Eindruck iſt, den die jüngſten Nachrichten aus Baden über die dort erfolgte ſtandrechtliche Hinrichtung hier hervorgebracht haben. Man ſucht dieſen Eindruck zwar vielfach dadurch abzuſchwächen, daß man auf die Nothwendigkeit hinweiſt, durch Strenge für die Folge abzuſchrecken; allein man fühlt auch, daß die Erbitterung in den Gemüthern durch dieſe Strenge immer tiefer frißt, während doch jetzt, wo endlich die Waffen ruhen, eine Verſöhnung der Parteien ſo ſehr noth thut.

Berlin d. 6. Auguſt 1849.
Korreſpondent v. u. f. Deutſchland v. 9. Auguſt
in der Beilage.

4.

Antwort des großen Friederich auf Ehre verletzenden Vergleichsvorſchläge.

Meine Armee würde mich nicht werth finden, ſie zu befehligen, wenn ich durch einen ſchimpflichen Vergleich die Vortheile verlöre, welche ſie mir durch tapfere Thaten verſchafft hat, die ihr die Unſterblichkeit erworben. Wiſſen Sie ferner, daß ich meine neuen Unterthanen, die mich durch ihre Wünſche herbeigerufen haben, nicht ohne die ſchwärzeſte Undankbarkeit verlaſſen kann. Wollen Sie, daß ich dieſe wie Schlachtopfer der Tyrannei ihren Verfolgern überliefere, welche ſie ihrer Rachſucht aufopfern würden? Wie, ich ſollte an einem einzigen Tage die Empfindungen der Ehre und der Rechtſchaffenheit verleugnen, mit denen ich auf die Welt kam? Wäre ich einer ſo niedrigen, ſo entehrenden Handlung fähig, ſo würde ich zu ſehen glauben, wie ſich die Gräber meiner Vorfahren öffneten; ſie würden herausſteigen und mir zurufen: »Nein, du gehörſt nicht mehr zu unſerem Blut! Wie, du ſollſt für Gerechtſame kämpfen, die wir auf dich gebracht haben, und du verkaufeſt ſie! Du befleckeſt die Ehre, die wir dir als den ſchätzbarſten Theil unſeres Erbvermächtniſſes hinterlaſſen haben! Unwürdig des Fürſtenranges, unwürdig des Königsthrones, biſt du nur ein verächtlicher Krämer, der Gewinn dem Ruhme vorzieht!“ Nein, nie will ich ſolche Vorwürfe verdienen! Lieber will ich mich und mein Kriegsheer unter den Trümmern von Schleſien begraben laſſen, als zugeben, daß die Ehre und der Ruhm des preußiſchen Namens den geringſten Flecken bekäme. Dieß, mein Herr, iſt die einzige Antwort, die ich Ihnen erertheilen kann.

S. hinterlaſſene Werke Friedrichs II. Königs von Preußen Bd. I. Cap. 3. S. 161.

So denkt, ſpricht, handelt ein ächter König, und einem ſolchen dient man mit Luſt[1]. Welche ſchmerzliche Vergleichungen aber rufen dieſe herrlichen Worte des großen Herrſchers hervor, wenn man ſie mit dem in unſern Tagen abgeſchloſſenen däniſchen Waffenſtillſtand vergleicht!

August 1849.

3.

General v. Prittwitz ſagt in ſeinem letzten Tagesbefehle: „es dürften den Truppen während des Rückmarſches möglicher und wahrſcheinlicher Weiſe ungünſtige Urtheile über die Entſchließungen und Betheiligungen ihrer Regierungen an den zur Beendigung des Krieges ergriffenen Maßregeln bekannt werden; der Soldat habe jedoch die Pflicht, dergleichen Erörterungen zu vermeiden, Urtheile über die Maßregeln ſeiner Regierung durchaus für außerhalb ſeines Wirkungskreiſes gelegen zu halten und die Kardinaltugend des Soldaten: unbedingten Gehorsam, auch hier zu bewähren."

---

[1] Es iſt kein ſchönerer Anblick in der Welt,
Als einen Fürſten ſeh'n, der klug regiert;
Das Reich zu ſeh'n, wo jeder ſtolz gehorcht,
Wo jeder nur ſich ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Göthe.

Schleswig d. 26. Juli 1849.

Welch ein Zuſtand der Dinge, wenn ein General ſeine Soldaten ermahnen muß, vor den Urtheilen über die ſie beherrſchenden politiſchen Mächte, die ihnen aus dem Volke entgegentönen würden, die Ohren zu verſtopfen, und ſich ganz nur als ſinn- und gedankenloſe Kriegsführungsmaſchinen zu verhalten!

6.

Die Regierungen müſſen moraliſche Wurzeln im Volke zu gewinnen ſuchen, nur dann ſind ſie ſtark.

Bamb. Zeit. und daraus:
Nürnb. Korreſpond. v. 15. Aug. 1849. Beilage.

7.

Die Verſchwörungen ſind Beweiſe der Schwäche für jene Gouvernements, die durch keine guten Geſetze, durch keine tüchtige Schöpfung ihnen vorzubeugen verſtehen.

Edgar Bauer.

8.

Die Kabinette ſind bis jetzt nur groß in unfruchtbarem Neinſagen, einer bedauernswerthen Kunſt, auf die ſich am Ende auch der ſchwächſte Kopf ohne Mühe verſteht.

Aus demſelben Aufſatze wie oben Nr. 6.

9.

Die Regierungen führen das Schweigen des Todes ein; alle Regungen ſind ihnen unbequem; mit den Aeußerungen des ſtrebenden Menſchen wiſſen ſie nichts anzufangen; ihre einzigen Mittel ſind Belagerungszuſtand, Mord, Cenſur.

Edgar Bauer.

10.

Sie bedenken nicht, daß der Geiſt nicht in's Gefängniß geſteckt, nicht durch Gold zum Schweigen gebracht werden kann, daß er, wenn ihm ein Mittel, ſich zu offenbaren, entzogen wird, um ein anderes nicht verlegen zu ſein braucht, und daß es mit Völkern, Staaten und Inſtitutionen jeder Art wie mit allem Irdiſchem geht: ſchlägt ihr Stündlein, ſo gehen ſie zu Grabe.

Lochner.

Die drei Jahrhunderte von Luther bis auf Friedrich den Großen. Nürnberg 1841. S. 278.

Der Genannte iſt ein bekannter hiſtoriſcher Forſcher und Schriftſteller von großem Wiſſen, Rector des Gymnaſiums zu Nürnberg und kein Demokrat.

11.

Meinungen ſind ſtärker, als Heere. Meinungen, wenn auf Wahrheit und Gerechtigkeit gegründet, werden am Ende über die Spitzen der Bajonette, über die Donner der Geſchütze ſiegen.

Lord Palmerſton
im engliſchen Unterhauſe 1849.

12.

Der Ultraradikalismus hat ſich durch ſeine Maßloſigkeiten das eigene Grab bereitet. Iſt die Reaction ſo unklug, in ähnlicher Weiſe zu Werke zu gehen, ſo bereitet ſie, *gleichviel ob in naher oder ferner Zukunft*, den Thronen daſſelbe Schickſal, welches nun die Häupter des Aufſtandes ereilt hat.

Aus derſelben Quelle, wie oben Nr. 6 und 8.

13.

Die Herrſcher glauben, ſie müſſen, um zu regieren, außer dem Volke ſtehen, weil das der Punkt des Archimedes ſei. Dieſes iſt wahr, ſo lange die Völker nur feſte Körper bilden. Sind ſie aber einmal flüſſig geworden, dann nützt der Hebel nichts mehr, dann kann man nur chemiſch auf ſie einwirken, und man muß ſich mit ihnen vermiſchen. **Börne.**

Zu
Th. I. B. III. Abth. III. S. 216 ff.

1.

Die Kirche ſteht, inmitten eines ungeheueren Fortſchrittes, als die ſtarre, unwandelbare Reliquie einer überflügelten Vergangenheit da, als ein tauſendjähriger Greis, der die Welt nicht mehr kennt und deſſen die Gegenwart ſpottet, für die er zu alt geworden.

„Jeſus der Eſſäer“
Leipzig 1849. S. 7.

2.

Es waren faſt mehr Soldaten als Geiſtliche; aber zur Unterſtützung der Religion gehören heut zu Tage viel Bajonette, und wird gar der Segen gegeben, dann müſſen in der Ferne bedeutungsvoll auch die Kanonen donnern.

H. Heine
bei Beſchreibung einer Prozeſſion.

Zu
Th. I. B. III. Abth. IV. S. 227 ff.

Wir ſchmachten jetzt auf allen Gebieten nach Genugthuung und Befriedigung; denn unſer Kopf iſt voll unruhiger Gedanken und der Geiſt hat ſich an ſich ſelbſt übergeſſen; unſer Herz aber iſt leer, und den ganzen Menſchen verlangt nach einer neuen Einheit aller ſeiner Zuſtände, in der ihm Freiheit und Liebe, Geiſteslicht und Lebenswärme, Gedanken und That in einander gefloſſen. **Theodor Mundt.**

Die Stelle iſt ohne näheres Citat in Beykirch's Prophetenſtimmen, Paderborn 1849, S. 111 angeführt. Die Pfäfferei nimmt ſolche Aeußerungen für ſich in Anſpruch, in der Meinung, die auf den eingeſchlagenen Wegen zu keinem befriedigenden Reſultate gelangende Welt müſſe zuletzt wieder ihr in die Arme fallen. Sie aber haben wir längſt ebenfalls vollkommen ſatt; was ſie zu geben vermag, das wiſſen wir, wohin man durch ſie gelangt, das ſehen und fühlen wir nur allzu deutlich; es handelt ſich bei der tiefen, ſchmerzlichen Sehnſucht, die uns bewegt, um etwas ganz Anderes, als um ſie, die auch auf keine Weiſe das darbietet, was dort Mundt verlangt.

Zu
Th. I. B. III. Nr. VI. S. 281.

Mehr als Brüder ſind diejenigen, welche ein und derſelbe Gedanke vereinigt. Niccolini.

Zu
Th. I. B. III. Nr. VIII. S. 273. ff.
A. Zu S. 273.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber, hinüber, wenn Viele
Sprechen und Jeder nur ſich im eigenen Worte, ſogar auch
Nur ſich ſelbſt in dem Worte vernimmt, das der Andere ſagte.

Göthe.

B. Zu S. 275.

So Viele nehmen ſich der Sache der Freiheit, der allgemeinen Gleichheit an, nur um für ſich eine Ausnahme zu machen. Aus **Göthe's** „Aufgeregten.“

C. Zu S. 276

Nach meiner Meinung iſt es unbeſtreitbar, daß es eine unbeſchränkte Freiheit nicht geben kann. Wißt ihr, was die unbeſchränkte Freiheit iſt? Es iſt die barbariſche Geſellſchaft, wo es einen Stärkeren giebt, der die Andern unterdrückt; da hat dieſer Stärkere eine unbeſchränkte Freiheit; die Schwachen aber haben keine Freiheit; ſie haben ſo viel Freiheit weniger, als der Stärkere mehr hat. Dieſer Stärkere findet ſeinerſeits wieder einen Stärkeren, der ihn unterdrückt und dann ſeine unbeſchränkte Freiheit genießt, und wenn die Menſchen die wiederholte Erfahrung gemacht, daß die Geſellſchaft auf dieſe Weiſe ein Austauſch von Gewaltthätigkeiten wird, ſo ſetzt man der Freiheit eines Jeden Grenzen, die Freiheit des Einen erhält die Freiheit des Andern zur Grenze, die Geſetze entſtehen und mit ihnen die geſittete Geſellſchaft, welche die der beſchränkten Freiheit iſt. **Thiers**

in einer Rede am 28. Juli 1849.

D. Zu S. 276 ff.

1.

„Mehrere machen es ſchlimm“, ſagte **Bias**, einer der ſieben Weiſen Griechenlands.

2.

„Hundert Eſel zuſammengenommen ſind noch kein Pferd.“

3.

Nunquam volui populo placere; nam quae ego scio, non probat populus, quae probat populus, ego nescio.

Kopernicus.

4.

Die rohe Menge . . . . . .
Sie ſtarrt und ſtaunt und zaudert, läßt geſchehn;
Und regt ſie ſich, ſo endet ohne Glück,
Was ohne Plan zufällig ſie begonnen.

Göthe.

5.

Die Weisheit iſt kein nothwendiges Erbtheil der kleineren oder der größeren Zahl; das beweiſet die Geſchichte der Monarchien, Ariſtokratien und Demokratien.

Fr. v. Raumer.

6.

Anacharſis, nachdem er einer Volksverſammlung in Athen beigewohnt hatte, drückte ſein Befremden aus, daß bei den Griechen die verſtändigen Leute zwar die Vorträge hielten, die Einfältigen aber den Ausſchlag gäben.

Plutarch
im Leben Solons.

7.

Lykurgus, aufgefordert von jemand, eine Demokratie einzuführen, gab zur Antwort: „Führe du zuerſt eine ſolche in deinem Hauſe ein!“

Aus **Plutarchs** Denkſprüchen von Königen und Feldherrn.

8.

Mancher würde von der Herrlichkeit republikaniſcher Regierungsverfaſſung weniger ſchwärmen, wenn er wüßte, daß die erſten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfaſſung den Vorzug gegeben, in der eine ſtarke Miſchung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigſten Staatsverhandlungen ſeine Stimme geben oder verſagen, Krieg und Frieden beſchließen, verdammen und freiſprechen, beſtrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz ſo gebraucht wurde, wie jetzt von den Machthabern die Soldaten gebraucht werden, denen man im Kriege zu ſchlagen, zu ſtoßen, zu tödten, zu ſchreien, zu ſchimpfen, zu plündern verſtattet, die aber alles, was ſie thun, nicht zu ihrem eigenen Vortheile, ſondern zum Nutzen der Anführer thun.

Börne,

Geſammelte Schriften III. Hamburg 1829. S. 193 f.

9.

Ariſtophanes ſtellt in ſeinen Rittern den Haushalt des Demos vor Augen, der, ein ſchwachſinniger, urtheilsunfähiger alter Mann, von ſeinen Dienern, den Demagogen, auf's ärgſte an der Naſe herumgeführt wird, der ganz von ihrem Willen abhängt, und der unter dem Wahne, ein freier Herr zu ſein, nun gerade völlig unfrei iſt. Eben ſo ſehen wir in den Geſprächen Platos und Xenophons die athenienſiſche Volksherrſchaft dem Sokrates zum Beweiſe eines widerſinnigen und unvernünftigen Zuſtandes dienen, was, wenn auch mit attiſcher Ironie, ſchonend und behutſam, dennoch ſonnenklar ausgeſprochen wird. „Die große Lehre, welche Sokrates in ſeiner Vertheidigungsrede vor Gericht ausſpricht, daß, wer in Wahrheit für das Rechte ſtreiten wolle, für ſich bleiben und mit Politik ſich gar nicht befaſſen müſſe, dürfte allein hinreichen, um mit der ganzen modernen Richtung in Widerſpruch zu treten.“ Nach Lochner.

10.

Man redet gern von Volksherrſchaften, als von Staatenverhältniſſen, in welchen Rechtlichkeit, Wahrhaftigkeit, Gewiſſenhaftigkeit am erſten zu Hauſe ſeien — und man betrachte Athen! Angeberei, politiſcher Meineid, Verläumdung und Verläſterung gingen dort dermaßen im Schwange, daß ſie, unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Sykophantie eine, ſo zu ſagen, zünftige Exiſtenz behaupteten, und daß der Sykophant ein eben ſo ſtehender Charakter in dem Bilde des politiſchen Lebens der guten alten Zeit Athens, als ſpäterhin der Paraſit oder Schmarotzer war.

Lochner.

11.

„Ich hatte meine Hoffnung auf die conſtituirende Verſammlung geſetzt; ich glaubte, die aus den freieſten Wahlen hervorgegangenen Vertreter des Volkes würden mein redliches Beſtreben unterſtützen und kräftigen. Ich habe mich getäuſcht. Dieſe ihrer Mehrheit nach aus ganz unfähigen, gewöhnlichen Schreiern beſtehende Verſammlung bot das kläglichſte Bild einer Volksvertretung, welche je getagt, und wollte ihren gänzlichen Mangel an Einſicht und Kenntniſſen hinter ſogenannten revolutionären Anträgen verbergen, die, heute zum Beſchluß erhoben, morgen als unausführbar wieder umgeſtoßen werden mußten. Daß ich mit meinen gleichgeſinnten Freunden dieſen Menſchen ein Dorn im Auge ſein mußte, iſt klar; man ſuchte mich zum machtloſen Werkzeuge herabzuwürdigen“ u. ſ. w.

Brentano.

L. Zu S. 280.

1.

Der Dresdener Aufſtand nahm in ſeinem Verlauf eine communiſtiſche Wendung. Das ganze Proletariat und Rotten von Vagabunden aus dem Lande kamen hinzu . . . .

Dresden den 10. Mai 1849.

2.

Das Entſetzlichſte, Grauenvollſte hatten wir zu befürchten vom aufgeregten Proletariat und von der Unmaſſe von Fabrikarbeitern und Bergleuten, ſo wie den Herumſtreichern vom Lande, die mit Senſen und Waffen aller Art, mit Brennmaterialien und auch waffenlos in die Stadt gezogen; eine Menge dieſer Leute, angeſteckt von communiſtiſchen Ideen, harrte nur auf einen Augenblick des Sieges über die Truppen, um über die beſitzenden Bewohner herzufallen. Allerlei Zerſtörungsmittel, Minen und Pechkränze waren zur Vernichtung der Stadt in Bereitſchaft geſetzt.

Dresden den 10. Mai 1849.

3.

In den Städten und größeren Orten kommt das Proletariat faſt gar nicht mehr aus dem Taumel der Betrunkenheit. . . . . Die gänzliche Unthätigkeit des Volkes verſchlimmert den Geiſt deſſelben täglich; der geringſte Zweifel an der Trefflichkeit der genommenen Maßregeln oder Anſtand bei'm Bezahlen der Beiträge, bei'm Leiſten der Unterſchriften zieht ſchlimme Ausbrüche roher Leidenſchaft nach ſich.

Aus der Pfalz den 10. Mai 1849.

4.

. . . Schaaren von betrunkenen Freiſchärlern, mehr auf den Wagen, als in denſelben, überfüllen die Bahnzüge, die ſich nur langſam und jeden Augenblick anhaltend fortbewegen. Entfällt einem dieſer Menſchen die Pfeife, ſo muß der Zug anhalten. Fortwährend wird aus den

Zügen geſchoſſen. In den Wartſälen vergnügt man ſich damit, Kugeln in die Decke zu ſchießen.

Berichte der Reiſenden aus Baden im Mai 1849.

5.

Ein ganzes Heer von Vagabunden hat ſich in der Pfalz geſammelt, die Land und Leute eher zu Grunde richten, als vertheidigen werden.

Aus der Pfalz d. 15. Mai 1849

6.

Die franzöſiſche Republik wird zu Hülfe gerufen, mit andern Worten: alles, was Frankreich an wahnwitzigen, unſaubern und verdorbenen Subjekten ſeit dreißig Jahren groß gezogen. Dieſes Geſindel wird ſich über den Rhein in unſer Land ergießen, wie die Heuſchrecken, und leider iſt damit ſchon der Anfang gemacht. Franzoſen, Polen, Italiener, ſelbſt Ungarn liegen bereits zu Hunderten in allen Kneipen auf der Straße von Metz und Straßburg nach Mannheim, wo ihnen ein Sammelplatz angewieſen iſt, und mit ihnen kommen Diebe und Banditen und alles, was den Zuchthäuſern entlaufen iſt, um in unſerem einſt ſo geſegneten Lande für die Freiheit — wenn auch nicht zu kämpfen, doch wenigſtens zu eſſen und zu trinken, ſich für die Verfaſſung bei'm Bürger und Bauer einquartiren zu laſſen und auf deſſen Pferden „zur Auskundſchaftung des Feindes“ ſpazieren zu reiten.

Die ſeit Jahren ſorgſam gepflegte Pferdezucht unſerer Haard iſt ruinirt; Alles wird für den ſogenannten Kriegsdienſt in Anſpruch genommen; bezahlt wird nichts mehr, denn es iſt kein Geld in den Staatskaſſen; Steuern gehen keine ein; freiwillig giebt niemand etwas her; von Geſchäften iſt gar keine Rede, die Läden ſind mit Ausnahme der Bierſchenken geſchloſſen, die Arbeiter haben die Werkſtätten verlaſſen, weil es ſich bequemer als Freiſchärler lebt — mit einem Worte: das Land iſt complet zu Grunde gerichtet.

Karlsruhe d. 24. Mai 1849.

7.

Alle Kaſſen mußten abgeliefert werden; ſo die Studiengelder bis auf den letzten Kreuzer, dem Verwalter des Heiligen-Geiſt-Spitals ward Alles genommen; man hätte die Kranken nicht mehr ernähren können, wenn es nicht gelungen wäre, 1000 fl. zurückzuerhalten. Man ſpricht ſogar davon, auch die Sparkaſſe werde weggenommmen, was für die armen Dienſtboten erſchrecklich wäre. Freiburg d. 29. Juni 1849.

8.

Man hat diejenigen, welche den badiſchen Aufſtand von Anfang an in ſeiner Blöße zeigten, einer gehäſſigen Uebertreibung beſchuldigt, und Herr Brentano ſtand voran unter denen, welche mit großen Worten die Reinheit, die Hochherzigkeit der Bewegung und all ihrer Kämpfer rühmten. Jetzt tritt er in einer vom Kanton Zürich aus an das badiſche Volk erlaſſenen Anſprache als Ankläger der Beglücker Badens auf, indem er ſeine Verdienſte um die Sache der Freiheit aufzählt, denjenigen aber, die ihn zur Flucht genöthigt, vor allem Struve, Abenteuerlichkeit, Herrſchſucht, Verſchwendung, die niedrigſte Geldgier und jede Gewaltthätigkeit zum Vorwurfe macht.

Zeitungsartikel. Juli 1849.

Einige bezügliche Aeußerungen Brentano's in der erwähnten höchſt merkwürdigen Anſprache, aus der wir ſchon oben eine Stelle angeführt, ſind folgende.

„Sogleich im Anfange unſerer Revolution zogen ſich Hunderte von Abenteurern in unſer Land, ſie pochten darauf, daß ſie für die Freiheit gelitten, ſie wollten aus eueren Kaſſen den baaren, klingenden Lohn dafür; vor uniformirten, ſchleppſäbeltragenden Schreibern konnte man kaum noch über die Straßen von Karlsruhe gehen; von euerem Gelde ſchwelgten dieſe Müſſiggänger, während euere Söhne, welche für die Freiheit des Vaterlandes ihre Bruſt den feindlichen Kugeln ausſetzten, darben mußten; und wer dieſem Treiben entgegentrat, der mußte ſich einen engherzigen Spießbürger, wer nicht jeden ſeiner entgegengeſetzten politiſchen Meinung wegen à la Windiſchgrätz verfolgen wollte, einen Reactionär oder Verräther ſchelten laſſen.“

„Ich bin in der Lage, einer groſſen Anzahl der ärgſten Maulhelden nachzuweiſen, daß ſie unter allerlei

Vorwänden die gefährlichen Aufträge als „unwürdig“ ablehnten, ſich aber zu andern herbeidrängten, welche ſie auf Staatskoſten dem Platze der Gefahr entrückten.“

„Die Sache des Volkes, die Sache der Freiheit, wofür euere Söhne, euere Brüder bluten, liegt jetzt in den Händen von Menſchen, die durch Grauſamkeiten ihre perſönliche Feigheit, durch Lügen ihre geiſtige Unfähigkeit und durch Heuchelei ihren niederträchtigen Eigennutz zu verdecken ſuchen.“

„Ihr werdet ſtaunen, wenn ihr ſeht, wie man mit euerem Gelde gehauſt, wie es nur wenige waren, die ſich ohne Eigennutz der Sache des Volkes geopfert, und wie die große Mehrzahl keinen Schritt gethan, für den ſie ſich nicht aus den Kaſſen des Staates hätte bezahlen laſſen.“

„Wenn diejenigen einmal Rechenſchaft ablegen ſollen, welche die Staatsgelder vergeudet haben, und die meine Feinde geworden, weil ich nicht immer einwilligte, dann, badiſches Volk, werden dir die Augen übergehen; dann, ihr wackern Krieger, werdet ihr erfahren, daß, während ihr darben mußtet, Andere ſchwelgten.“

F. Zu S. 288 ff.

1.

Unſere politiſchen und ſocialen Zeittendenzen bewegen ſich in dem wunderlichſten aller Widerſprüche, die ſich nur denken laſſen, indem ſie die extreme Freiheit und Ungebundenheit des Individuums wollen und in Anſpruch nehmen, und jeder Schranke, die ſelbiger die alten Mächte und Verhältniſſe entgegenſetzen, den leidenſchaftlichſten Krieg erklären, hiebei aber die für ſich ſeiende Individualität und Beſonderheit des Menſchen doch ſelber ſo wenig reſpektiren, ihr Recht und ihre Nothwendigkeit in dem Grade mißkennen und in Abrede ſtellen, daß ſie dieſelbe ganz ſchonnungslos und unbedingt dem Moloch der abſtrakteſten Allgemeinheit und Gemeinſchaftlichkeit opfern.

2.

. . . . als könnte man
Sich dann nur glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterſcheiden wäre, wenn wir alle
Von einem Strom vermiſcht dahingeriſſen,
Im Ocean uns unvermerkt verlören.

Göthe.

3.

Der Eine hat die, der Andere andere Gaben,
Jeder braucht ſie und jeder iſt nur auf eigene Weiſe
Glücklich.

Göthe.

4.

Wie die Menſchen jetzt ſind, beſteht ein großer Theil ihres Lebensglückes gerade darin, daß ſie ſich innerhalb ihrer vier Pfähle, wie man zu ſagen pflegt, ſo ganz nach eigener Neigung und Willkür einrichten können, daß der eine mit irdenen, der andere mit eiſernen Töpfen kocht, daß der eine Sauerkraut, der andere Schmorkohl ißt. . . . . Bei communiſtiſchem Zuſammenhäufen und Zuſammenleben der Menſchen würden ſie ſich nur unaufhörlich entzweien, prügeln und, wenn keine tüchtige Policei zur Hand wäre, auch todtſchlagen.

Recenſion eines communiſtiſchen Taſchenbuchs.
December 1848.

5.

Jedes Socialſyſtem iſt als unſittlich zu verwerfen, von welchem das individuelle Leben unterdrückt werden ſoll. Es läßt ſich keine Socialverbeſſerung denken, welche nicht vielmehr umgekehrt die *Befreiung der Individuen* zum Zwecke hat. Nicht in das Ungeheuer der ſocialiſtiſchen Apokalypſe ſollen die Individuen verſchmolzen werden, ſondern im Reichthume der Verhältniſſe eines freien, univerſellen Verkehres ſollen ſie ihre größte Selbſtſtändigkeit finden.

Fröbel,
Syſtem der ſocialen Politik.
Mannheim 1847. I. S. 556.

6.

Die Socialiſten ſind ſtark durch das Princip, das jedem Menſchen die ungehemmte Bethätigung ſeiner Kräfte zuwenden will. Aber ſie rauben dem Menſchen die Freiheit der Arbeit, weil ſie den Staat zum Austheiler derſelben machen; ſie rauben ihm die Freiheit des Glückes, weil ſie dem Staate den Maaßſtab desſelben in die Hand geben. **Edgar Bauer.**

„Die Parteien“. Hamburg 1849.

7.

Der Beſitz iſt die Triebfeder jeder menſchlichen Thätigkeit. Vernichtet das Eigenthum und der Menſch verſinkt in ſtarrende Lethargie, die Maſchine ſteht, die Civiliſation iſt vernichtet.

„Jeſus der Eſſäer“ Leipzig 1849. S. 73 f.

8.

Marſchall **Bugeaud** erzählt in einer Broſchüre von einem ſocialiſtiſchen Verſuch, den er mit ein Paar Soldatenkolonien in Algier gemacht. Die Soldaten bezogen ihren Sold und hatten nebenbei fruchtbare Ländereien inne, die ſie gemeinſchaftlich anbauen ſollten; der volle Ertrag ſollte ihr Eigenthum ſein; auch verſprach ihnen der Marſchall, ſie nach Verlauf einiger Zeit noch beſſer zu ſtellen, ſo daß dann ein Jeder aus Frankreich ſein Mädchen holen und heirathen könne. Anfangs ging Alles ganz gut; als er aber nach einem Jahre zur Inſpection kam, war es ihm ſchon in der Nähe der Kolonie auffallend, Alles in Unordnung und ſelbſt die Getreidehaufen verfault zu finden. Er verſammelte ſofort die Compagnie und ſprach ſeine Verwunderung aus; da traten Einige hervor und erklärten:

es gebe Träge unter ihnen; die machten ſich's leicht und bequem; die Andern wollten ſich nicht mehr zum Beſten dieſer Unnützen plagen und ſo gerathe Alles in Stocken. Er möchte Jedem ſeinen eigenen Acker anweiſen; dann werde es mit der Koloniſirung einen ganz anderen Fortgang haben.

Auf dieſe Weiſe macht die Erfahrung, ſo wie es nur zum Experimente kommt, dieſe ſeichten Ideale und Theorien zu Schanden; vergl. oben Bd. I. S. 283. Nr. 39.

6. Zu S. 289 ff.

1.

Kein empörtes Meer und keine lodernde Flamme iſt ſo fürchterlich, daß man ſie nicht leichter dämpfen könnte, als eine zügelloſe und übermüthige Menge.

Cicero.

2.

Die dreie, wenn enthoben
Der Bändigung, das Waſſer und das Feuer
Und wüthiger Menge Toben,
Sind über Alles ſchrecklich und ungeheuer.

Nach dem Altdeutſchen.

3.

Mirabeau, aufgefordert zu einem kühnen Schritte, den er leicht wagen könne, da er das Volk hinter ſich habe, erwiderte: „Ich weiß das wohl; aber ich weiß auch, daß man dem Tiger den Maulkorb zwar abnehmen, nicht aber wieder anlegen kann.“

4.

Gewiß giebt es in der Geſchichte nur wenig Beiſpiele, daß ſich eine Regierung mit ſolcher Waffengewalt umgeben, wie die gegenwärtige Regierung der franzöſiſchen Republik in der Hauptſtadt derſelben. Der Contraſt wird um ſo ſchneidender, wenn dieſe nur mittels einer ſie umlagernden und bewachenden Heeresmacht beſtehen könnende Gewalt „Freiheit, Gleichheit, Brüderſchaft“ zu ihrem Wahlſpruch machte. Und trotzdem, daß man dieſe erhabene Formel, dieſe neufränkiſche Reichsfirma in Paris über tauſend Pforten und Thüren eingrub, an alle Schilderhäuſer u. ſ. w. malte, giebt ſich im praktiſchen Leben blutwenig von ihrem Geiſte kund. Die heftigſten Leidenſchaften wühlen unter der ſcheinbaren, nur durch die höchſt bedenkliche Nähe von Maſſen bereiter Mordwehren erhaltenen Ruhe, und auf vielen Seiten iſt man jeden Augenblick bereit, ſeinen „Brüdern“ ohne das geringſte Bedenken die Köpfe en gros einzuſchlagen.

Mittheilungen aus Paris v. October 1848.
Blätter für literariſche Unterhaltung
v. 20. Nov. 1848. S. 1299.

5.

Nichts iſt tyranniſcher, als eine ſchwache, ſchwankende Staatsgewalt.

6.

Die Macht iſt keineswegs unverträglich mit der Freiheit. Nie iſt im Gegentheil die Freiheit vollſtändiger, als wenn die Macht recht feſtgeſtellt iſt. Iſt ſie ſchwach, ſo iſt ſie mißtrauiſch; iſt ſie dagegen ſtark, ſo ſchläft ſie ruhig und läßt der Freiheit den Zügel ſchießen. **Napoleon.**

7.

Von Freiheit kann eigentlich keine Rede ſein. Wer mit der gegenwärtigen Lage nicht einverſtanden iſt, der darf ſich nicht rühren; eine Oppoſition iſt ſomit gar nicht möglich.

Daß wir wirklich jetzt weniger Freiheit, als früher, haben, müſſen ſelbſt die eifrigſten Anhänger der neuen Regierung zugeſtehen; ſie meinen aber, dieſe Beſchränkungen, würden nur ſo lange Statt finden, bis der neue Zuſtand der Dinge mehr Feſtigkeit erlangt haben würde. Als ob eine Regierung, ein Staat ſich nicht gerade mit denſelben Mitteln erhalten müßte, mit denen er gegründet wurde!

Freiburg d. 31. Mai 1849.

8.

Brentano in ſeiner bekannten Anſprache an das badiſche Volk bezeigt ſeinen Abſcheu vor einer „Schreckensherrſchaft, welche ſich nur erhalten kann durch Thaten, wie wir ſie von einem Windiſchgrätz und Wrangel gehört“.

9.

Als Errungenſchaften unſerer Mairevolution haben wir nun: Belagerungszuſtand, Zeughausdiebſtahl, Leerung der öffentlichen Kaſſen, faktiſche Steuerverweigerung, horriblen Beſoldungsabzug unſerer Staatsdiener, Zwangsanlehen, da die „patriotiſchen Gaben“ mit den Bedürfniſſen nicht im Einklange ſtehen, die ſchmählichſte Unterdrückung der Preßfreiheit, da niemand wagen kann, etwas zu drucken, was gegen die Republik verſtößt, ein Spionirſyſtem, deſſen ſich ein Vidocq nicht zu ſchämen brauchte, Menſchenpreſſe zum erſten Aufgebot, Aufruhr und Tumult bald da, bald dort, vermehrtes Wacheſtehen. Karlsruhe d. 7. Juni 1849.

10.

Statt Freiheit herrſcht Standrecht, ſtatt Bildung docirt man praktiſch den Staatsraub, und ſtatt des Wohlſtandes können wir nächſtens den Bettelſack auf den Rücken nehmen. So viel bewirkten die Glücklichmacher in Zeit von ſechs Wochen.

Stockach d. 24. Juni 1849.

11.

In der conſtituirenden Landesverſammlung zu Freiburg am 28. Juni 1849 trug Struve unter Anderem darauf an, daß das Kriegsrecht mehr in Anwendung gebracht und daß in wenigſtens 2 Monaten 4 Millionen, davon mindeſtens eine in baarem Gelde, herbeigeſchafft werde. In letzterer Beziehung erklärte Finanzminiſter Heuniſch, es ſei unmöglich, ſo viel Geld zuſammenzubringen; alle Kaſſen ſeien leer, auch der größte Theil des Volkes ſei ohne Geld. Uebrigens werde man ſein Möglichſtes thun. Vergl. das oben zu S. 280 Angeführte Nr. 7 f.

12.

Die deutſche Zeitung enthält einen Rückblick auf das beendigte Regiment der proviſoriſchen Regierung in der Pfalz und ſagt hiebei: In Kaiſerslautern ſteigerte ſich der Terrorismus bis zu einem Grade, wie er ſelbſt während der erſten franzöſiſchen Invaſionen nicht geherrſcht. Hier erklärte Nikolaus Schmitt im verſammelten Stadtrathe, zu dem er ſelbſt als Mitglied gehörte, als man auf ein Zwangsanlehen von 80,000 fl. nicht eingehen wollte: „Die Herren möchten nicht vergeſſen, daß er die Macht habe, ihnen den Kopf vor die Füße legen zu laſſen.“ Weiter wird eine Menge von Brutalitäten und Unmenſchlichkeiten der empörendſten Art, ſo wie ſie unter jenem Regimente an der Tagesordnung waren, nahmhaft gemacht. Auch die Guillotine hatte man ſchon zurecht gelegt und als die erſten Opfer derſelben 49 Männer von Neuſtadt auserſehen. Die Gelderpreſſungen nahmen kein Ende. „Ohne daß noch das Zwangsanlehen von zwei Millionen bis zum vierten Theile erhoben war, hatte man ſchon wieder eine bedeutende Zwangsſteuer angeordnet, die durch das letzte nicht zur Ausgabe gelangte Amtsblatt der proviſoriſchen Regierung ausgeſchrieben werden ſollte. Die Oppoſition der Reichen, denen man an den Geldkaſten griff, bewirkte nur um ſo größere Gier und Leidenſchaft. Einige Tage noch und es wäre nicht allein unermeßliches Gut verwüſtet worden, ſondern auch Bürgerblut in Strömen gefloſſen. Die einzelnen Kommiſſäre, oft junge Leute von kaum 20 Jahren, hatten alle die Vollmacht, jeden Widerſtrebenden auf der Stelle niederſchießen zu laſſen.“ Juli 1849.

13.

Zum Beweiſe, wie weit in unſern Fabrikdiſtrikten der Unverſtand und die Frechheit ſogenannter Demokraten ging, möge folgender Vorfall dienen. Am Tage der großen Nürnberger Volksverſammlung fuhr ein ſehr achtungswerther und liberaler Mann, deſſen Geſchäft es erfordert, ein Paar Pferde zu halten, von Schwabach nach Nürnberg. Züge von Demokraten der Umgegend wanderten auf der Chauſſee nach Nürnberg zu und fingen an zu ſchimpfen, daß da ſo ein Ariſtokrat fahre, während ſie zu Fuße gingen. Nach und nach griff man ſogar zu Chauſſeeſteinen und begann, den Wagen zu bombardiren. Dergleichen Scenen wiederholten ſich bei mehreren Abtheilungen, ſo daß ſich der Mann zuletzt veranlaßt ſah, an einem unbemerkten

Platze auszuſteigen, den Wagen zurückzuſchicken und ſeinen Weg zu Fuße fortzuſetzen.

Ghillany.

Ein Wort an die Bürger Nürnbergs und Bayerns überhaupt. Nürnberg 1849. S. 12.

II. Zu S. 293.

1.

Die Macht, die ſich in unſerer Zeit entwickelt, iſt theils roh, theils droht ſie, es in jedem Momente zu werden.

W. v. Humboldt.
1830.

2.

Thiere derſelben Gattung morden einander nicht; nur der Menſch mordet den Menſchen, und dieſes Thun wird ihm zur Luſt.

B. Auerbach.

Tagebuch aus Wien. Breslau 1849. S. 126.

3.

Aus den im Frühling 1849 erſchienenen „Beiträgen zur Bauernpolitik“ von Fr. Neff, die ſich die Revolutionirung des deutſchen, zunächſt badiſchen Volkes zur Gründung einer Socialrepublik zum Zweck gemacht, finde ich Stellen und Ausdrücke, wie folgende, citirt: Man ſolle die Hunde todtſchlagen, das Volk durch Schauder und Schrecken aufrütteln, die Feinde der „edlen Menſchlichkeit“ verfolgen, unter einem fürchterlichen Schwure Kugeln gießen und ſich Liſten von denen machen, die zum Beſten der Republik zu ſterben hätten. „Die Alten haben ihrem Götzengotte Menſchen geopfert; wir müſſen dem Gotte der Freiheit Menſchen opfern. Erſt wenn das Blut von Tauſenden ſolcher Opfer zum Himmel geſtiegen, wird Friede, Freiheit und Liebe wieder auf Erden einkehren.“

Erſt wird die Menſchheit von dieſen republikaniſchen Blutmenſchen auf alle Weiſe zu barbariſiren, zu beſtialiſiren, zu diaboliſiren geſucht, und wenn ihnen das gelungen, wenn jede Spur von Menſchlichkeit im Menſchen ausgetilgt iſt, wenn wir zu reinen Tigern und Teufeln geworden und als ſolche, kein noch ſo grauſames und gräuelhaftes Mittel ſcheuend, die projektirten Zuſtände ermöglichet haben: dann werden wir uns — es iſt ja ganz natürlich — plötzlich wieder in Menſchen, ja in ſanfte, harmloſe Lämmer und fromme, freundliche Engel voll Liebe, Güte und herzlicher Eintracht verwandeln, und der Himmel auf Erden wird fertig ſein.

4.

„Man will den Himmel auf Erden dadurch ſchaffen, daß man die Furien der Hölle heraufbeſchwört.“

5.

Man mußte auf die Geſchichte unſerer erſten Revolution zurückgehen, um etwas zu finden, was den Stürmen gleicht, die drei Stunden lang über die Nationalverſammlung hinbrauſten. Leider iſt dies nur der Anfang. . . . . Die Reden der Tribüne riechen nach Pulver. Die beiden Seiten der Nationalverſammlung fordern ſich heraus, bedrohen ſich, beleidigen ſich wie zwei feindliche Lager. Wir ſtehen wieder bei den Rothen und Weißen von vor ſechzig Jahren. Nur das Datum iſt verändert. Der Haß und die Leidenſchaft ſcheinen unter der Aſche, die ſie bedeckte, wieder neu erwacht zu ſein.

Die „Preſſe“ über die ſtürmiſche Sitzung der franzöſ.
Nationalverſammlung vom 30. Mai 1849.

6.

Der Tod des Marſchalls Bugeaud durch die Cholera iſt in den Pariſer Vorſtädten mit einer ſchrecklichen Freude, mit dem Geſange der Marſeillaiſe aufgenommen worden. Paris d. 12 Juni 1849.

7.

Durch ein vorherrſchend, ja ausſchließlich politiſches Treiben, wie es in unſern Tagen graſſirt, entartet und verwildert der Menſch bis zur Beſtie, wird ein Scheuſal, ein Teufel aus ihm. Drum trauern in ſolchen Zeiten nicht nur diejenigen, die in der Gefahr und Angſt ſind, ihre Herrſchaft, ihren Rang, ihre Habe zu verlieren, ſondern auch ſolche, bei denen kein ſelbſtiſches Intereſſe waltet, auch die Edelſten und Beſten der Nation und des Menſchengeſchlechts, und dieſe am gramvollſten und tiefſten. Frühjahr 1849.

I. Zu S. 297 ff.

1.

Die Lehre von der allgemeinen Gleichſtellung hat der Demokratie ungeheuere Antipathien zugezogen.

Die privilegirte Majorität fürchtet die geſellſchaftliche Erhebung der Klaſſen, die unter dem Fluche der allgemeinen Demoraliſation und unter dem Drucke ihres Elends roh und gemein geworden.

„Der wahre chriſtliche Staat."
Leipz. 1849. S. 40.

2.

Die Begeiſterung für Freiheit, Volkswohl, kommende ſchönere Zeiten und Zuſtände, die Anfangs bei Revolutionen zu herrſchen pflegt[1], wird bald gedämpft durch den Schrecken und die Angſt, womit das entfeſſelte Ungeheuer menſchlicher Bösartigkeit und Maßloſigkeit erfüllt. Und dann folgt der Umſchlag und Alles wird krebsgängig — zur großen Verwunderung und Beſtürzung jener demokratiſchen Agitatoren, welche von einem nicht fehlen könnenden Triumphe ihrer, obgleich ſo grundfalſch baſirten und berechneten, Sache träumten.

3.

Nicht lange kann eine Macht beſtehen, die zum Verderben Vieler ausgeübt wird. Seneca.

---

[1] Ich meinerſeits habe dieſe Begeiſterung nie getheilt; ich habe immer ſo geſprochen, wie ich jetzt ſpreche; ich habe alles vorausgeſehen und vorausgeſagt, was gekommen iſt.

Das gilt eben ſo, wie von der Tyrannei eines Einzelnen, von einer gemeinſchädlichen, Land und Volk ruinirenden demokratiſchen Gewalt- und Schreckensherrſchaft.

4.

Die Schreckensherrſchaft bringt niemals Demokratie, immer aber den Untergang der Terroriſten hervor.

Ruge.

Die Gründung der Demokratie in Deutſchland.
Leipzig 1849. S. 39.

5.

Als man den jüngeren Dionyſius fragte, wie doch ſein Vater, ein armer und gemeiner Mann, die Herrſchaft über Syrakus zu gewinnen vermocht, erwiederte er: „Er ſtellte ſich an's Ruder, als die Demokratie verhaßt geworden.“

Aus **Plutarch's** Denkſprüchen von Königen und Feldherren.

6.

Iſt es ein nothwendiges geſchichtliches Geſetz, daß die ſiegende Revolution fort und fort ſchreitet, bis ſie ihr äußerſtes Ziel erreicht oder eine blutige Niederlage erlitten? **B. Auerbach.**

7.

. . . . . die durchgreifende Lehre der Geſchichte, daß eine Revolution der Schlange gleicht, die ſich in den Schwanz beißt, und aus einem unvermeidlichen Kreislaufe, in welchem die Anfänger der Revolution gewöhnlich auch als die erſten Opfer fallen, nicht herauskommen kann. **K. A. v. Wangenheim.**

8.

Der unvermeidliche Kreislauf in unſerer modernen Welt iſt dieſer: erſt revolutionäres Regiment, dann Soldatenregiment, dann wieder Tyrannei der Revolution abwechſelnd mit der Tyrannei der Kontrerevolution und ſo fort. **K. A. v. Wangenheim.**

9.

Grieſinger, Redakteur der „Volkswehr“, des extremſten aller hieſigen Revolutionsblätter, war einige Tage in Baden und ſoll bei ſeiner Rückkehr geſagt haben: „Lieber ſechs Wochen Asberg als einen Tag badiſche Freiheit!“ Stuttgart, Juni 1849.

10.

Schon ſeit Jahren waren Baden und die baieriſche Rheinpfalz das gelobte Land des deutſchen Radikalismus geweſen. Sie galten als die Vorläufer der neuen Zeit, als die aufgeklärteſten Lichtbringer. Endlich iſt es der äußerſten Linken gelungen, in dieſen Ländern die volle Regierungsgewalt an ſich zu reißen. Sie waren nun die unumſchränkten Herren im Lande geworden. Aber von dieſem Augenblick an war es auch um ihren Credit geſchehen. Das Land hatte von ihnen glückliche Tage erwartet, das Volk hatte gehofft, nun werde alle und jede Freiheit in üppigſter Blüthe ſtehen und zugleich voll reifer Früchte prangen. Statt deſſen aber kamen Unſicherheit aller Verhältniſſe, ein deſpotiſcher Meinungsdruck, eine Fülle neuer Laſten, Verfolgungen und Gewaltthaten in allen Geſtalten über Land und Volk, und die Bürger und Bauern fingen an, im Stillen zu wünſchen, daß doch bald die „Söldlinge der blutdürſtigen Tyrannen“ von Preußen und Baiern kommen und ſie befreien möchten von der entſetzlichen „Freiheit der erleuchteten Volksfreunde.“

Aus einem öffentlichen Blatt. Juni 1849.

11.

„Heute Mittag kam die Garde-Landwehr von Potsdam, ferner ein Füſilir-Bataillon vom 21. Regiment, noch 2 Kompagnien Schützen und eine halbe Batterie hier an. Sie wurden am Rathhaus von der hier aufgeſtellten Bürgerwehr und dem andern Volke mit einem kräftigen Hurrah empfangen.“

So meldet die Elberfelder Zeitung (v. 19. Mai 1849), die noch vor wenigen Tagen der dortigen Erhebung ein ſehr redſeliges Lob geſpendet, und nun in verſchiedenen Artikeln den Jubel beſchreibt, in welchen man über das „glückliche Ende“ jenes „Skandales“ ausgebrochen ſei. Korreſpond. v. u. f. Deutſchl. v. 25 Mai 1849.

12.

Die Karlsruher Zeitung, welche noch kürzlich als officielles Organ der Brentano'ſchen Regierung gedient, iſt jetzt höchſt loyal geworden. Sie bringt in ihrer Ausgabe vom 26. Juni die großherzoglich badiſche und preußiſche Erklärung des Großherzogthums in Kriegszuſtand, begrüßt die preußiſchen Truppen als lang erſehnte Befreier und Erlöſer vom Drucke der bisherigen Zuſtände und bringt ſogar ein Gedicht zur Feier des Einzugs der Preußen und der erwarteten Ankunft des Großherzogs. Aus einem öffentlichen Blatt.

13.

Unſere beſtürzten Bürger athmen[1]) wieder freier auf. Sie würden ſich jetzt ſelbſt den Teufel als Herrſcher gefallen laſſen, wenn er ihnen nur Ruhe und Schutz des Eigenthums brächte.

Aus einem Berichte über die Karlsruher Vorfälle v. 6. Juni 1849.

14.

Hier iſt der Umſchlag völlig. Leute, die ſich als die eifrigſten Demokraten gerirten, blaſen jetzt in das entgegengeſetzte Horn. Landau v. 21. Juni 1849.

---

[1]) Nach Entfernung der Rothen.

15.

Wir Badener ſind jetzt für jeden Deſpotismus reif; wir wünſchen nichts ſehnlicher, als eine energiſche Regierung.

Mannheim d. 4. Juli 1849.

16.

Gottlob, die Tyrannei der Freiheit geht zu Ende.

Donaueſchingen d. 7. Juli 1849.

17.

Nur die edle Leidenſchaft, nur die ſittliche Entrüſtung hat eine weltverjüngende Macht; nie hat der wilde Frevel und das Gelüſte der Gemeinheit eine Revolution gemacht; dieſer Wahnſinn iſt der ärgſte Gegner aller wahren Volkserhebung.

Ruge
an dem oben Nr. 4 citirten Ort.

18.

Ein ſonſt ſehr freiſinniger, für's Neue gar nicht unempfänglicher Mann zu Nürnberg warf auf das demokratiſche Treiben der Zeit einen ungeheuern Haß. Den Ronge verehrte er und hatte ſein Bild im Zimmer hangen. Als er aber hörte, daß ſich derſelbe zu den Demokraten halte, hängte er das Bild in den Abtritt. Er ſagte einmal: „O wenn wir doch unter der ruſſiſchen Knute lebten, wie glücklich würde ich mich fühlen!“ Er iſt während der Unruhen geſtorben, und ich vermuthe, daß ihn, wiewohl er ſchon alt war, bloß der Unmuth und Gram über den Gang der Dinge in's Grab gebracht.

19.

Als ich im Mai 1849 mit einigen gebildeten Männern einen Abend lang beiſammen war und da von ganzen andern, als politiſchen Dingen geſprochen wurde, ſagte zuletzt einer: „O wie glücklich bin ich, daß ich einmal einen ganzen Abend lang nichts von Politik gehört!“

20.

Einem franzöſiſchen Blatte zu Folge will Lamartine aus Ueberdruß an der Politik Frankreich verlaſſen und ſich in den Orient zurückziehen.

Ob dies wahr ſei oder nicht — eine ſolche Nachricht iſt immer ein charakteriſtiſches Zeichen der Zeit.

Auguſt 1849.

K. Zu S. 300. Nr. 78 f.

Geſtern Nachmittags gegen 5 Uhr war eine große Anzahl Bürger in Schönbrunn, die den Monarchen begrüßten. Als Franz Joſeph erſchien, wollte der Jubel kein Ende nehmen. In das Vivatgeſchrei miſchte ſich der Ruf: „Nieder mit den Rebellen, Oeſterreich hoch!“ Abends waren die ganze Stadt und alle Vorſtädte feſtlich beleuchtet; eine zahlloſe Menſchenmenge wogte in den Straßen auf und nieder, u. ſ. w.

Zeitungsartikel. Wien d. 6. Mai 1849.

Gleich darauf wird über die zu erwartende Ankunft der Ruſſen geſprochen.

1. Zu S. 301 ff.

1.

„Ein allgemeiner Fehler, deſſen ſich die Menſchen bei ihren Unternehmungen ſchuldig machen,“ iſt nach Göthe dieſer, „daß ſie zu großen Zwecken unzulängliche Mittel anwenden.“

2.

Das Kennzeichen großer Männer iſt, großen Dingen gewachſen zu ſein. **Victor Hugo.**

3.

Noch hat keine Götterdemokratie eine Welt erſchaffen und erhalten. **Lichtenberg.**

4.

Ihr habt für euch einige Mißvergnügte, einige Ehrſüchtige — die Maſſen der Völker habt ihr gegen euch.

Thiers
in der franzöſiſchen Nationalverſammlung
v. 30. März 1849.

5.

Frankreich hat aus der Präſidentenwahl jenes talentloſe Subjekt hervorgehen laſſen, welches nur die Ermattung der Einzelnen, die nationale Verzweiflung, die Unluſt des Volkes repräſentirt. In Louis Napoleon

haben ſich die Franzoſen ein Bild der Demüthigung gegenübergeſtellt. . . . . Die deutſchen Fürſten, die Hohenzollern, die Habsburger haben ihre Rückkunft von Elba gefeiert. **Edgar Bauer.**
1849

6.

Frankreichs größte Städte und eine Menge von Departements im Belagerungszuſtande, nicht bloß die Socialiſten, ſondern auch die gemäßigten Republikaner verfolgt — das iſt der jetzige Zuſtand. Odilon Barrot ſelbſt muß erklären, daß er das jetzige Syſtem nicht auf die beſtehenden Geſetze, ſondern nur auf die Gewalt gründen könne. Die Preſſe wird unterdrückt, das Verſammlungsrecht wird zu Grabe getragen; was bleibt von der Republik vorläufig noch, als der Name? Selbſt das allgemeine Stimmrecht ſinkt zur Farce herab.
Paris v 19. Juni 1849.

7.

Die Franzoſen haben es weit gebracht; ſie dürfen nicht einmal ihr Nationallied, die Marſeillaiſe ſingen. Es wurde kürzlich auf den elyſeiſchen Feldern unterſagt. Zeitungsartikel vom 28. Juli 1849.

8.

Es iſt unbegreiflich, aber es iſt wahr und Frankreich iſt taub dabei: Dieſes Land, das von jeher die Zunge an der Wage europäiſcher Geſchicke geweſen, wird nun von Rußland geleitet, iſt an den Czaren verkauft. Mittelfränkiſche Zeitung v. 4. Juli 1849

Frankreich iſt ſiech und matt, eine Republik, deren Freiheiten in immer engere Grenzen eingeſchloſſen werden, wo die Tyrannei nicht ärger hauſen könnte.

Daſſelbe Blatt v. 7. Juli. 1849.

. . . . . . das franzöſiſche Volk, das nun, Allen ein Räthſel, den Schein politiſcher Niedertracht auf ſich geladen zu haben und der Erinnerung an ſeine frühere Größe baar geworden zu ſein beſchuldigt wird.

Daſſelbe Blatt v. 9. Auguſt 1849.

9.

Die Reſtauration wurde am 15. verbrieft und verſiegelt. Feierliche Erklärung der Wiedereinſetzung des Papſtes, Entfaltung der gelb-weißen Flagge, hundert und ein Kanonenſchuß, Truppenparade, Beleuchtung der Peterskuppel, Illumination. So iſt die Revolution zu Grabe getragen und die Erbſchaft feierlich angetreten. Die Römer ſahen theilnahmslos zu.

Allgemeine Zeitung vom 23. Juli 1849 nach Briefen aus Rom vom 15. und 16.

10.

Unſer conſtitutioneller Bürgerverein feiert heute den Jahrestag des Zuſammentritts des Vorparlements durch ein großes Feſteſſen im „Wolfseck.“ Aber welch ein Wechſel der Verhältniſſe und Perſonen iſt ſeitdem eingetreten! Geſtern vor einem Jahre wurde Struve und Hecker ein Fackelzug gebracht und dabei ausgeſprochen, daß nun der Grundſtein zur deutſchen Republik gelegt werde. Heute hat Hecker der Republik den

Rücken gewendet und weilt in Amerika; Struve ſteht vor den Aſſiſen und Deutſchland erhält einen Kaiser[1].

Zeitungsartikel. Frankfurt d. 30. März 1849.

11.

Das Miniſterium Brandenburg-Manteuffel iſt der verkörperte Abſolutismus in Deutſchland, und es iſt gleichgiltig, ob man mit ruſſiſcher Knute oder mit preußiſchem Säbel geprügelt wird.

Vogt
in der Nationalverſammlung zu Frankfurt
d. 10. Mai 1849.

12.

Es iſt nun bald ein Jahr, daß der Reichsverweſer in ſeiner Proklamation an das deutſche Volk[2] verkündete: „Deutſche! Nach Jahren des Druckes wird euch die Freiheit voll und unverkürzt. Ihr verdient ſie; denn ihr habt ſie muthig und beharrlich erſtrebt. Sie wird euch nimmer entzogen werden, denn ihr werdet ſie zu wahren wiſſen.“ Schöne Worte! Aber wo bleibt die Erfüllung? Statt der vollen und unverkürzten Freiheit ſcheint ein neuer Cyclus der „Jahre des Druckes“ zu beginnen.

Von der Bergſtraße d. 13. Juni 1849.

---

[1] So glaubte man damals. Aber auch das iſt nicht durchgegangen.

[2] Den 15. Juli 1848.

13.

Als die Badener ihre Bewegung machten, rechneten ſie mit Zuverſicht darauf, daß Würtemberg nachfolgen werde. Würtemberg iſt nicht nachgefolgt; es läßt ſeine badiſchen Brüder verbluten.

Aus einem Heilbronner Blatt v. 25. Juni 1849.

14.

Wir erhalten Kunde von einem Waffenſtillſtande, der alles weit übertrifft, was im September v. J., als über den Malmöer Waffenſtillſtand verhandelt wurde, möglich erſchien, der alles aufgiebt, auf deſſen Behauptung man vor einem Jahre noch den größten Nachdruck legte. Nachdem die koſtbarſten Opfer gebracht und edles Blut gefloſſen, nachdem die Schlachten bei Eckernförde, Kolding und Gudſöe geſchlagen und ein Reichs- und Preußenheer am Ende bis Aarhuus vorgedrungen, gewährt man dem Feinde Bedingungen, die damals niemand hätte ausſprechen mögen. Und mit der Waffenruhe ſind die Präliminarien des Friedens verbunden, eines Friedens, von dem niemand glauben wird, daß ein deutſcher Mann ihn berathen, bewilligt, unterzeichnet hat.

Prof. G. **Waitz** in Göttingen.

Ueber den Frieden mit Dänemark. Göttingen 1849.

15.

In allen Ländern, welche die Revolution durchſchritt, nichts als geknickte Hoffnungen und zerrüttete politiſche und ſociale Zuſtände. Die europäiſche Revolution liegt gebrochen vor der Macht der Throne.

Bad. Merk. im Juli 1849.

16.

In all den jetzigen Zuſtänden iſt kein Haltpunkt für eine gedeihliche Entwicklung gegeben. Die Parteien haben Frankreich ruinirt, ſie werden es noch mehr ruiniren.

Paris v. 19. Juni 1849.

17.

Italien iſt von den Demagogen zu Grunde gerichtet worden.

Thiers.

Nationalverſ. v. 12. Juni 1849

18.

. . . . der Widerſtreit der Idee und der Wirklichkeit, der dem ſchmerzlich geſtimmten Volke Würtembergs das Herz zerreißt, der Widerſtreit zwiſchen der begeiſterten Liebe zur Freiheit und Einheit eines großen Deutſchlands und zwiſchen der handgreiflich klaren Erkenntniß, daß die Wege, auf welchen dieſe Güter neueſtens zu erreichen verſucht werden, geraden Weges in ein Elend führen, wogegen die Herrſchaft des Bundestages ein Elyſium war.

Stuttgart, Juni 1849.

19.

Weit entfernt, daß bis jetzt von den Regierungen und Volksführern das Princip gefunden wäre, welches die Kämpfe entwirre und eine harmoniſche Einheit herſtelle, ſehen wir vielmehr unſern Welttheil in der äußerſten Geſpaltenheit ſich abmühen.

Edgar Bauer.
1849.

20.

Die Demokratie iſt ſich ſelbſt unklar; von Parteien zerriſſen, ſtrebt ſie halt- und planlos in's Blaue hinein.

Gleich unklar über die wahren Motive ihrer Erſcheinung, als über die Principien ihrer Zukunft ſucht ſie nach beſtimmten Formen für unbeſtimmte Ideen!

„Der wahre chriſtliche Staat."
Leipz. 1849. S. 34.

21.

„Die noch nicht ausgebildeten Principien der Freiheit ſchwächen für jetzt die Völker," und ſo iſt es möglich, daß „Frankreich zu einem Landsknecht der heiligen Allianz, Italien zu einem Vaſallen Oeſtreichs, Deutſchland zu einer Provinz Preußens, und alle mit einander zu getreuen Knechten Rußlands und Englands werden."

Edgar Bauer.
Die Parteien. Hamburg 1849. Vorrede S. V.

22.

Man hat geſagt, es gebe nur noch zwei wirkliche Mächte in Europa: Rußland und die Revolution; zwiſchen dieſen gelte es den Entſcheidungskampf, und die Frage ſei nur, welche von beiden am Ende den

Sieg davon tragen werde[1]. Wir aber wiſſen noch eine dritte Macht zu nennen, die freilich noch in der Wiege liegt und deren Bedeutung und künftige Größe, nicht nur was das neuzugeſtaltende Europa, ſondern was die Wiedergeburt und Verjüngung der Menſchheit und Erde überhaupt betrifft, noch niemand ahnt — Das iſt die neue Religion. Mag Rußland ganz Europa knechten, mögen ſeine ſämmtlichen Souveraine und Obrigkeiten zu bloßen Vaſallen, Vögten und Regierungsmaſchinen des Czaren werden, mag unter ſeiner Knute jedes freie Wort verſtummen, jede öffentliche Geiſtes- und Lebensäußerung unmöglich werden — es wird jene dritte Macht nicht beugen, ihr nicht den Untergang bringen; ſie kann ſelbſt unter ſolchen Verhältniſſen nicht nur ihr Daſein friſten, ſondern auch wachſen, gedeihen, dem großartigſten, glanzvollſten Auftreten in der Weltgeſchichte in tiefſter Stille freudig entgegenreifen.

---

[1] So in einer dem Kaiſer Nikolaus überreichten Denkſchrift, die in einem in 12 Exemplaren abgedruckten Werke des Titels: „Rußlands Politik und die Mittel ſeines Einfluſſes“ von P. d. B. erſchienen und von der eine den angeführten Ausſpruch enthaltende Stelle in der Schrift: „Die ruſſiſche Intervention“ von Graf L. Teleki, Hamburg 1849. S. 29 ff. zu leſen.

◆

Berichtigungen zum erſten Bande.

Seite 3 vor Anfang der griechiſchen Worte ſetze ein Kolon.
" 15 iſt Nr. 5 als Vers zu behandeln.
" 17. S. 1 ſtatt Hic l. Hi,
" 19. Z. 9 v. u. nach „ſein" ſ. einen Punkt.
" " Z. 2 v. u. l. unverſöhnlichem.
" 23. Z. 5 ſtatt konne l. konnen.
" 35. Z. 5 ſt. der Tage l. zu Tage.
" " Z. 7 nach „Anderes" iſt einzuſchalten: iſt.
" 37. Nr. 2 l.: phantasmata.
" 41. Z. 4 l. Anderem.
" 42. Nr. 13 l. Katholicismus.
" 44. Z. 4 ſt. anderen l. andere.
" 49. Nr. 15 nach „fürcht' ich" ſ. ein Komma.
" 51. Z. 7 nach „Blut" ſ. ein Komma.
" 55. Z. 2 ſt. denn l. den.
" 56. Z. 8. ſt. „ſieht. — Dieſe" l. ſieht — dieſe.
" 62. Z. 5 v. u. l. einen.
" 65. Z. 4 in „Nathan's" tilge den Apoſtroph.
" 70. Z. 4 ſt. noch l. nach.
" " Z. 7 v. u. ſt. den l. dem.
" 72. Z. 5 v. u. nach „die" ſ. ein Komma.
" 73 Z. 12 v. u. nach „mag" ſ. ein Komma.
" 75. Z. 11 iſt „abſorbirenlaſſende" zu trennen.
" 76. Z. 11 u. 10 v. u. l. an die Geheimniſſe.
" " Z. 8 v. u. l. Liebloſigkeit.
" 77. Z. 5 v. u. nach „reine" ſ. ein Komma.
" 79. Nr. 3 ſind zwei Zeilen aus einem Gedichte mit fälſchlich eingeſchalteten „ein" als Proſa behandelt. Sie ſollten heißen:
Es iſt die ganze Kirchengeſchichte
Miſchmaſch von Irrthum und Gewalt.
" 81. Z. 8 l. welchem.
" 83. Z. 4 v. u. l. ſelbiger.
" 87. Nr. 12 am Ende ſ. ein Ausrufungszeichen.
" 97. Z. 4 nach „Lande" ſ. ein Komma.
" " Z. 5 ſt. „in allen" l. in Allem.
" 98. Z. 14 nach „erträgt" ſ. ein Komma.
" 99. Z. 4 und 5 ſt. „ſind bekannt genug" l. bekannt genug ſind.
" 100. Z. 4. ſt. ihrer l. ihre.

Seite 101 iſt nach den Zeichen eines vorausgegangenen abgebrochenen Satztheiles, nach welchem nur ein kleiner Anfangsbuchſtabe am Orte, ein großer geſetzt. Eben ſo S. 112. 158. 159. 161.
„ 122. Z. 3 l. Mittel
„ „ Z. 5 v. u. nach „Waſſer" ſ. ein Komma.
„ 124. Z. 2 nach „war" ſ. ein Anführungszeichen.
„ 135. Z. 10 ſt. berichtete l. berichtet.
„ 142. Z. 10 v. u. l. einem.
„ 143. Z. 12 ſt. hunderttauſende l. hunderttauſend.
„ 145. Z. 6 v. u. l. diejenigen.
„ 147. Nr. 1 in der erſten Zeile der 2. Strophe tilge das Komma, da es den Sinn verändert.
„ 156. Z. 15 ſt. bleibt l. bleibſt.
„ 157. Z. 2 v. u. ſ. am Schluß ein Komma.
„ 158. Z. 4 l. gedeihet.
„ 164. Nr. 30 l. Kotzebue.
„ 168. Z. 1 v. u. ſt. Wandelnde l. Wandeln.
„ 170. Z. 7 v. u. l. eigentliche.
„ 177. Z. 4 nach „groß" ſ. ein Ausrufungszeichen.
„ 191. Nr. 51. Z. 1 ſt. allgemeine l. allgemein.
„ 192. Z. 4 v. u. nach „Klangfiguren" ſ. ein Komma.
„ 193. Nr. 58. Z. 1 l. war. Z. 3 iſt nach „geluſtet" ein Anführungszeichen zu ſetzen und das nach „Gedanken" ſtehende zu tilgen. Z. 6 ſt. „ſo" l. ſ.
„ 201 ganz unten iſt „Athen" (für Athenäum) mit einem Punkte zu verſehen.
„ 225 ſollte Nr. 28 und 29 nur eine Nummer bilden. Die Zahl 29 iſt daher zu tilgen und S. 226 die Zahlenreihe: 30—33 in dieſe: 29—32 zu verwandeln.
„ 252. Z. 1 v. u. ſt. „2. Bd." l. 4. Bd.
„ 253. Z. 3 v. u. ſt. „auch" l. euch.
„ 269. Z. 2 v. u. ſt. „allgemeine" l. allgemein
„ 274. Nr. 7. Z. 2 ſt. „manches" l. mancher.
„ 297. Z. 1 ſt. „aber" l. eben.
„ 299. Z. 1 ſt. „ich" l. iſt.
„ 313. Nr. 120. Z. 7 ſt. „Wert" l. Werk.
„ 314. Z. 10 vor „Welt" tilge das Wort: "neue".
„ 316. Z. 2 v. u. ſt. „Gericht" l. Gewicht.
„ 318. Nr. 18. Z. 1 ſt. „eigentlichen" l. eigenthümlichen.
„ 327. Nr. 17. Z. 3 ſt. „Umſonſt?" l. Umſonſt!
„ 331. Nr. 22. Z. 4 ſt. „Der" l. Die.

Berichtigungen zum zweiten Bande.

Seite 8 Z. 1 v. unten und S. 9. Z. 4 von oben ſtatt „religiöſem“ und „religiöſe“ lies neureligiöſem und neureligiöſe.
„ 10. Nr. 17. Z. 3 ſt. „der“ leſe des.
„ 19. Z. 3 ſt. Ausnahmen l. Ausnahme.
„ 20. Z. 6 v. u. ſt. Stiphotheologie l. Niphotheologie.
„ 25. Z. 8 v. u. nach „dürſtet“ ſ. ein Semikolon.
„ 32. Nr. 28 in der Unterſchrift ſt. „Kiefers“ l. Kiefers.
„ 34. Nr. 33. Z. 4 v. u. ſt. „annehmen“ l. annahmen.
„ 52. Z. 1 und 2 iſt zweimal ſt. „Unbewußtſein“ Urbewußtſein zu leſen. Eben ſo S. 53. Nr. 17. Z. 3.
„ 53. Z. 1 ſt. „deren“ l. dem.
„ 61. Z. 4 v. u. ſt. „nicht“ l. nichts.
„ 66. Z. 10 ſt. „einige“ l. eigene.
„ 70. Z. 7 ſt. „dieſe“ l. dieſer und Z. 12 ſt. „vervollkommen“: vervollkommnen.
„ 78. Z. 3 ſollte das durch Schuld des Verfaſſers unvollſtändige Citat alſo lauten: Daſelbſt II. Abth. I. S. 167, und das weiter unten folgende: Daſelbſt I. S. 622 ff. Z. 4 tilge das Anführungszeichen.
„ 87. Nr. 12 a. E. fehlt die Unterſchrift: Hafis. Ebendaſ. Z. 2 v. u. ſt. „Ungeheuer“ l. Ungeheure.
„ 95. Z. 2 v. u. l. in der Natur.
„ 107. Z. 5 iſt nach „gütiger“ ein Gedankenſtrich zu ſetzen.
„ 110. Z. 13 ſt. „hierin“ l. hinein.
„ 130. Nr. 5 ſt. Lebendigen l. Lebendigem.
„ 137. Z. 3 ſt. „zuzuſtehen“ l. zugeſtehen.
„ 151. Abth. IX. Nr. 1. Z. 2 iſt ſtatt eines Gleichheitszeichens ein Abtheilungszeichen zu ſetzen.

Seite 170. Z. 1 ſt. „wären“ l. waren.
„ 179. Z. 5 v. u. ſt. „das“ l. des.
„ 183 Z. 3 v. u. l. wie ein elektriſcher.
„ 196. Z. 9 v. u. ſt. „begegnet“ l. begegne.
„ 221. Nr. 20. Z. 4 ſt. „würde“ l. wäre.
„ 224. Nr. 31 fehlt die Unterſchrift: Börne.
„ 226. Z. 8 v. u. nach „Schriftſteller“ ſetze ein Anführungszeichen.
„ 231. Z. 6 v. u. ſt. Geiſterlebens l. Geiſteslebens.
„ 264. Nr. 8. Z. 2 l. lebenerdrückend.
„ 265. Nr. 1. Z. 7 ſt. „merkwürdige“ l. merkliche.
„ 266. Z. 14 ſt. „das Gericht „unwürdig“ l. das Abendmahl unwürdig.
„ 276. Nr. 1. Z. 2 ſt. „Kaufluſt“ l. Raufluſt.
„ 277. Z. 9 ſt. „glücklichen“ l. göttlichen.

Inhalt.

Zweiter, eigentlicher Theil.

Erſtes Buch.

Seite.

Gott.

I. Der Glaube an das Göttliche im Sinne und Geiſte der Bildung und der denkenden Weltbetrachtung, der Forſchung und der Wiſſenſchaft 5

II. Die im natürlichen Univerſum lebendig daſeiende und gegenwärtige Gottheit der neuen Religion im Gegenſatze zu der ſpiritualiſtiſch-dualiſtiſchen, transcendenten Gottesidee des Chriſtenthums 19

III. Das Göttliche als Intelligenz 48

IV. Das Göttliche als prototypiſche, urbildlich vorbeſtimmende, nach ſolcher Vorbeſtimmung ideell zu Werke gehende Potenz 54

V. Zweckbegriff. Mechaniſche und teleologiſche Erklärungsweiſe. Teleologiſche Beiſpiele und Specialitäten 59

VI. Die ewigen, alltäglichen, realen Wunder der Schöpfung im Gegenſatze zu den die Naturgeſetze willkürlich aufhebenden, falſchen, phantaſtiſchen Wundern der alten Religion 83

VII. Göttliches Wirken und Walten im Allgemeinen und Ganzen des Welt- und Erdlebens 87

VIII. Göttliches Wirken und Walten im Geiſtigen, Sittlichen, Geſchichtlichen 99

Zweites Buch.

Die Natur.

I. Allgemeine Beſtimmung der Natur im Sinne der neuen Religion. Abſolute Selbſtſtändigkeit und Göttlichkeit der Natur. „Die Natur iſt Gott und außer ihr iſt kein Gott“ 105

Seite.
II. Die Natur als Schöpferin, Künſtlerin, Weltmutter, Erhalterin, Tröſterin 118
III. Dependenz des Menſchen von der Natur, namentlich in Beziehung auf die Eigenſchaften und Thätigkeiten des Geiſtes und Gemüths 124
IV. Leben, Bewußtheit, Geiſt der Natur 129
V. Wahrheit und Weisheit, Rechthaben und Rechtbehalten 140
VI. Die Natur im Gegenſatze zum Geiſt als zu dem negativen, naturfeindlichen Pneuma und Spiritus der alten Religion 145
VII. Unüberwindlichkeit und zauberhafte Uebermacht der Natur 147
VIII. Ewige Schönheit, Neuheit und Jugendlichkeit 150
IX. Naturſtudium, Naturſinn, Naturverehrung 151
X. Die Macht, Selbſtſtändigkeit und Autarkie der Natur in den Verrichtungen und Prozeſſen des organiſchen Lebens, namentlich was Krankheiten und ſchwierige Körperfunktionen, Kindheit und hohes Alter betrifft 158
XI Inſtinkt, Traum, Ahnung, Viſion, Fernſicht, Somnambulismus, und Magnetismus. Zurückführung des Wunderbaren dieſer Erſcheinungen auf die in höherem Sinne gefaßte Natur und Bewahrheitung dieſer Faſſung aus ihnen 176

Drittes Buch.

Das Weib.

I. Die differenten Weiſen, ſich zum weiblichen Geſchlechte zu verhalten, und die völker-, cultur- und religionsgeſchichtliche Bedeutung derſelben 205
II. Des Weibes Reiz und Macht 210
III. Weibliche Vorzüge überhaupt 214
IV. Einiges über den phyſiſchen Theil der weiblichen Natur insbeſondere 230
V. Myſtiſche, ſpeculative und theologiſche Auffaſſungen und Beſtimmungen 253

Nachträge zum erſten Bande.

Die

Religion

des

neuen Weltalters.

Verſuch

einer

combinatoriſch-aphoriſtiſchen Grundlegung.

Von

G. Fr. Daumer.

Dritter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Inhalt:

Zweiter, eigentlicher Theil.

Viertes Buch.

Seite

Die Arten und Weiſen göttlicher Offenbarung für den Menſchen und in dem Menſchen.

I. Die dem Menſchen äußere Erſcheinung und Selbſtoffenbarung des Göttlichen in den Schöpfungen und Werken der Natur 3
II. Die Erſcheinung und Selbſtoffenbarung des Göttlichen im Innern des Menſchen und aus ihm hervor in verſchiedener theils gemeinſam menſchlicher, theils beſonderer und individueller Form 14
  A. Innere Offenbarung überhaupt 14
  B. Allgemeine Menſchenvernunft 20
  C. Genius und Dämon im guten Sinne des Worts. Divinatoriſche, magiſche und thaumaturgiſche Befähigungen und Erſcheinungen 22
    a. Vernunft und Genius in ihrem Unterſchiede . . 22
    b. Allgemeine Beſtimmung deſſen, was Genie und genial 23
    c. Das Geheimnißvolle, Unbegreifliche des künſtleriſchen Genius und die unendliche Tiefe ſeiner Hervorbringungen 30

Seite
d. Das Schaffen der Kunſt als das ſich durch den Menſchen fortſetzende Schaffen der Natur . . . 34
e. Das große Individuum als Naturprodukt . . 35
f. Das Angeborene, Nicht-Erlernte. Naturtrieb und Selbſtbildung des genialen Individuums. Anticipation und Intuition 37
g. Das Große, Außerordentliche, mit bloß menſchlichen Kräften nicht zu Erreichende und deſſen Zurückführung auf das Göttliche 44
h. Originalität, Eigenthümlichkeit, Neuheit . . . 50
i. Begeiſterung, göttlicher Wahnſinn, geiſtige Trunkenheit 52
k. Das Unbewußte 56
l. Inſpirative Momente. Aperçus, Lichtgedanken, Einfälle im höheren Sinne des Worts . . . 61
m. Nothwendigkeit und Gebundenheit. Beſeſſenheit im guten Sinne des Worts. Das ſich der Willkür und Herrſchaft des Menſchen entziehende Göttliche in ihm 67
n. Reinheit und Unfähigkeit zu gewinnſüchtiger Berechnung und Speculation 75
o. Die eigenthümlichen und wunderbaren Phänomene der Kunſtwirkung 78
p. Die Unzulänglichkeit, ja Falſchheit der Theorie, namentlich in Beziehung auf Muſik 83
q. Zwiſchenrede des Sammlers im Uebergange zu dem Folgenden 88
r. Kunſt und Wiſſenſchaft in ihrer Beziehung zur ſomnambülen Bewußtſeins- und Offenbarungsſphäre 92
s. Der Dichter und Künſtler ein Seher und Prophet 121

Seite
t. Somnambüles Erkennen, Divination und Weiſſagung überhaupt 130
u. Eine kleine Sammlung hiſtoriſcher Prophezeiungen 156
v. Das Dämoniſche im Sinne Göthe's. Die magiſchen Kräfte des Auges und der Hand. Individuelles Heilvermögen. Erweckung von Geſichten bei ſich und Anderen. Fernwirkungen. Erotiſche Magie 167

Fünftes Buch.

Allgemeine naturaliſtiſch-neureligiöſe Weltbetrachtung. Die realen Sphären und Gegenſtände des weltlichen und irdiſchen Seins, theils an und für ſich und in ihren Verhältniſſen zu einander ſelbſt, theils im Gegenſatze der Transcendenz und Phantaſtik herkömmlicher Lehrarten beſtimmt, beleuchtet und geltend gemacht.

I. Der Glaube an das objektive Daſein der Dinge. Normale Abſpiegelung der Welt und des ihr inwohnenden Göttlichen im Menſchengeiſte 189
II. Die Welt als Eines und Ganzes. Makrokosmus. Weltorganismus. Allgemeiner Zuſammenhang des weltlichen und natürlichen Seins 190
III. Das Ganze im Einzelnen. Mikrokosmus. Organiſches Einzelgebilde 195
IV. Aſtronomiſche Verhältniſſe, namentlich was die Stellung und Bedeutung der Erde im Weltganzen betrifft . . . 196
V. Werth und Gehalt des Weltlichen und Irdiſchen. Kritik des altreligiös-negativen Verhaltens zu demſelben und Begründung des neureligiös-affirmativen als des allein wahren und befriedigenden 211

Seite
VI. Specielle Betrachtung und Erwägung des Menſchlichen . 239
A. Der Menſchenleib 239
B. Der Menſch überhaupt 254

Anhang.

I. Die Idee und Darſtellungsweiſe dieſes Werkes betreffend . 259
II. Beſtimmungen der neureligiöſen Gottesidee 260
III. Die tröſtende Kraft der Naturbetrachtung 267
IV. Der unverwüſtliche Reiz des Naturſchönen 268
V. Merkwürdige thierpſychologiſche Thatſachen 269
VI. Das Weib 272
VII. Eine Deutſche in England oder die Kaiſerin des Geſchmacks 288
VIII. Ueber Jakob Böhm 292
IX. Ueber Muſik 294
X. Das Unendliche in Plato's Sinn. Das Unbeſchränkte, Unbedingte, Allgemeine, Geiſtige, Ueberſinnliche, Theoretiſche, Philoſophiſche in der leeren, abſtrakten Bedeutung dieſer Ausdrücke, und der Werth, die Wahrheit deſſen, was gegen dieſe falſchen Idole des Denkens und Glaubens negirt, entwürdigt, zurückgeſetzt wird 295
XI. Ueber alte und neue Religion 303
XII. Gebet 305

Viertes Buch.

Die
Arten und Weiſen
göttlicher Offenbarung
für den Menſchen
und
in dem Menſchen.

I.

Die
dem Menſchen äußere
Erſcheinung und Selbſtoffenbarung des Göttlichen
in den
Schöpfungen und Werken der Natur.

1.

Das ewige Wort ſpricht Werke, nicht Worte.

Kanne.

2.

Sonne, Mond und Sterne — Worte Gottes in großer Weltſchrift. **Karoline v. Wolzogen.**

3.

. . . . das unendliche Wort, welches ein Ebenbild und Spiegel des göttlichen Geiſtes iſt, und welches die Sterblichen Univerſum nennen. **Fr. Schlegel.**

4.

Mundum codicem Dei vivum esse intellexi.

Campanella.

Gott ſchreibt nach dem Genannten — einem der merkwürdigſten Denker, Dichter und Dulder der älteren Zeit, der 1568 — 1639 lebte[1]) — ein lebendiges Buch, das wir durch die Sinne leſen und woraus wir leſend Kunſt und Wiſſenſchaft lernen; dies Buch iſt die Welt.

5.

Die Welt, ein großes, ein vollkommnes Ganze,
Belebt, ein Denkmal allgewaltiger Gottheit,
Ein Bild, das ſie verherrlicht und ihr gleicht.

Campanella.

---

[1]) Auf die Gedichte deſſelben machte Herder in der Adraſtea aufmerkſam; er nannte ſie „Stimmen eines gefeſſelten Prometheus aus der Kaukaſushöhle“ und theilte viele der ſchönſten in deutſcher Ueberſetzung mit; ſ. deſſen Werke zur Philoſophie und Geſchichte IX. Stuttgart und Tübingen 1828. S. 323 ff. Näher iſt zu ſehen: Moriz Carriere, die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. Stuttgart und Tübingen 1847. S. 322 — 608.

6.

Die Welt, ein Buch, worein der ewige Verſtand ſelbſteigene Gedanken ſchrieb.

Campanella.

7.

Der Menſch hat von Gott zwei Bücher erhalten: das Buch der Schöpfung oder der Natur und das der h. Schrift. Denn jedes Geſchöpf iſt ein durch Gottes Finger geſchriebener Buchſtabe, der eine Erkenntniß enthält. Aus dieſen Buchſtaben zuſammen entſteht das Buch der Natur, worin auch der Menſch begriffen, und dies enthält die dem Menſchen unentbehrlichen Kenntniſſe. Dies Buch iſt das allgemeine, für Alle beſtimmte, das andere nicht; denn das können nur die Geiſtlichen leſen[1]. Jenes erſtere kann nicht vertilgt, nicht verfälſcht, nicht irrig ausgelegt werden; ſelbſt Ketzer können es nicht mißverſtehen, es kann hier niemand in Ketzerei verfallen; hier iſt jeder, auch der kirchliche Ketzer, nothwendig orthodox. Bei dem zweiten hingegen iſt Verfälſchung, Mißverſtand und falſche Auslegung möglich. **Raymund von Sabunde.**

Der genannte Denker war ein Spanier aus Barcelona und lehrte in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts zu Toulouſe Theologie, Philoſophie und Medicin. Von ſeinen zwei Büchern, dem der Schöpfung und Natur und dem der h. Schrift, halten wir uns an das erſtere, auf welches er ſelbſt einen geſchichtlich ſo höchſt merkwürdigen Accent legt und welchem er ſelbſt ſo entſchieden vorzügliche Eigenſchaften zuerkennt; das andere von ihm ſelber ſo bedenklich geſchilderte laſſen wir bei Seite.

---

[1] Ach, daß der heilige Geiſt Hebräiſch und Griechiſch nur konnte!
Weh uns Laien, die wir uns nur auf's Deutſche verſteh'n!

L. Feuerbach.

8.

Man wird vielleicht ſagen: Sollen wir denn kein Wort Gottes, keine Offenbarung haben?

Ich antworte mit Ja; es giebt ein Wort Gottes, es giebt eine Offenbarung. *Es iſt die Schöpfung, die uns vor Augen liegt, und nur in dieſem göttlichen Worte, welches keine menſchliche Erfindung fälſchen und unformen kann, ſpricht Gott zu ſämmtlichem Menſchengeſchlechte.*

Thomas Paine.

9.

Die Bibel desjenigen, der in Wahrheit an Gott glaubt, iſt die Schöpfung.

Thomas Paine.

10.

Die Bibel eines wahren Theophilanthropen iſt das All. In dieſem lieſt er, um ſich über Gott zu belehren; in dieſem ſind die Beweiſe von deſſen Daſein zu ſuchen und finden ſie ſich. Was geſchriebene und gedruckte Bücher betrifft, ſo ſind ſie Werke der Menſchenhand und tragen keinen Beweis an ſich, daß Gott ihr Verfaſſer ſei. Das worin die Beweiſe unſeres Glaubens liegen, muß etwas ſein, was Menſchen nicht machen könnten, und dieſes Etwas, dieſe wahre Bibel, iſt das unnachahmliche Werk Gottes, die Welt.

Thomas Paine.

Die Mitglieder einer Geſellſchaft von Theiſten, die ſich 1797 zu Paris gebildet hatte, nannten ſich Theanthropophilen oder, wie man ſpäter ſagte, Theophilanthropen, wodurch ſie ſich als ſolche, die einfach an Gott glaubten, Gott verehrten und damit das humane Princip der Menſchenliebe verbänden, zu erkennen geben wollten. Obiges iſt einer in dieſer Geſellſchaft enthaltenen Rede entnommen.

11.

Der wunderbare Bau des Weltalls und Alles, was wir im Syſteme der Schöpfung betrachten, beweiſt uns weit beſſer, als es Bücher thun können, das Daſein eines Gottes und verkündet zu gleicher Zeit deſſen Eigenſchaften. Durch die Anwendung unſerer Vernunft ſind wir im Stande, Gott in ſeinen Werken zu betrachten und ihm auf ſeinen Wegen zu folgen. Wenn wir ſehen, wie er ſeine Obhut und Güte über alle ſeine Geſchöpfe ausdehnt, ſo lehrt uns dies unſere Pflichten gegen einander, während es uns zur Dankbarkeit gegen ihn auffordert. Weil der Menſch Gott in ſeinen Werken vergaß und den Büchern einer vorgeblichen Offenbarung nachlief, ging er irre von dem geraden Wege der Pflicht und Glückſeligkeit und wurde abwechſelnd das Opfer des Zweifels und der Narr des Betruges. **Thomas Paine.**

12.

Es giebt ein Buch, von Menſchen nicht geſchrieben,
Und leſerlich für jede Kreatur;
Ein Buch, das einzig unverfälſcht geblieben:
Das große Buch der heiligen Natur.

Blumauer.

13.

Die Natur hat nur *eine* Schrift, und ich brauche mich hier nicht mit ſo vielen Kritzeleien herumzuſchleppen, darf auch nicht fürchten, wie wohl geſchieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergament abgegeben, daß ein ſcharfer Criticus kommt und mir verſichert, das alles ſei nur untergeſchoben.

Göthe.

14.

Die Natur iſt das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet. **Göthe.**

15.

Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er ſprach deutlich aus: ſie verberge ihm ſeinen Gott. Nun glaubt er mir triumphirend bewieſen zu haben, daß es keine Naturphiloſophie gebe; als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimſten Geſetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieſer Conſequenz des unendlich Mannichfaltigen ſehe ich Gottes Handſchrift am allerdeutlichſten.

Göthe.

16.

Die heilige Schrift der ſchönen Natur.

Fr. Schlegel.

17.

Die ſogenannten Naturwiſſenſchaften ſind recht eigentlich ein göttliches Studium; ſie ſind das Studium Gottes in ſeinen Werken, das beſte, durch welches wir zu einer Kenntniß und Ueberzeugung von ſeinem Daſein zu gelangen, das einzige, durch welches wir einen Blick in ſeine Vollkommenheit zu werfen im Stande ſind. **Thomas Paine.**

18.

Die ſogenannten Naturwiſſenſchaften betreffen die Erkenntniß der Werke Gottes und ſeiner Macht und Weisheit in ihnen und ſind die einzig wahre Theologie. Was man ſtatt ihrer gegenwärtig als Theologie ſtudirt, iſt nichts weiter, als das Studium menſchlicher Meinungen und Einbildungen in Bezug auf Gott. Es iſt nicht das Studium Gottes ſelbſt in Werken, die in der That von ihm herrühren, ſondern das eines bloßen Wahngebildes in Schriften, die der Menſch verfaßte. **Thomas Paine.**

19.

Die Schulen haben das Studium der Theologie in das Studium von Meinungen geſetzt, die in geſchriebenen und gedruckten Büchern ſtehen, während die Theologie in den Werken und Büchern der Schöpfung ſtudirt werden ſollte. Das Studium der Theologie aus Büchern voll bloßer Meinungen hat Schwärmerei, Religionshaß und grauſame Geſinnungen erzeugt, und daraus ſind die fanatiſchen Streitigkeiten, die zahlreichen Verfolgungen, die Scheiterhaufen und Metzeleien entſtanden, welche Europa verwüſtet haben. Das Studium der Theologie in den Werken der Schöpfung hingegen bringt ganz andere Wirkungen hervor. Der Geiſt wird da zugleich erleuchtet und erheitert — ein Spiegel des Schauſpiels, das er betrachtet; Belehrung und Anbetung gehen Hand in Hand und alle geſelligen Tugenden ſteigern ſich. **Thomas Paine.**

20.

Autorität iſt fremde Hand; doch ſelig,
Wer gottverſchmolzen lebt in Gottes Sein.

Campanella.

21.

Die Welt iſt der lebendige Tempel und das Buch, in welchem Gott ſeine Ideen voll unendlicher

Herrlichkeit darſtellt; darum erhebt uns Alles zu ihm. Selig iſt, wer in dieſem Buche lieſt und die Eigenthümlichkeiten der Dinge lernt, nicht aber nach eigener oder fremder Willkür denkt. Da lernt er göttliche Kunſt und Regierung und wird Gott ähnlich, ein Geiſt mit ihm, und ein Theilnehmer ſeiner Herrlichkeit.

Campanella.

22.

Ach, aber unſre Seelen ſind an Bücher
Geheftet und an todte Tempel. Dieſe
Kopien des Lebendigen, mit viel
Irrthümern abgenommen, ſie, ſie lieben
Wir Gottes hohem Lehrſtuhl vorzuziehen;
Und ſo gerathen wir auf falſche Wege,
In Zänkerei, Unwiſſenheit und Noth —
O kommt mit mir zum Original zurück!

Campanella.

23.

Fliehet die zweiten Schulen[1])! Ein Punkt, eine Linie führet,
Euch ein Halm zum Unendlichen hin.

Campanella.

24.

Philoſoph iſt derjenige, welcher die Natur und die Gründe der Dinge erforſcht und ſo ſelbſtdenkend die Wirklichkeit erfaßt, Fremdes aber nicht wie durch einen Trichter einſaugt, ſondern prüft und mit der Handſchrift Gottes, der Welt, vergleicht.

---

[1]) Die Schulen der Wortweiſen, wie Herder zu dieſer Stelle bemerkt.

Campanella.

25.

„Man ſetzt den Grund jetzt nur auf den Thurm zu Babel, in die Zänkerei der Sekten und in gemachte Götzenmeinungen und Menſchenſatzungen,“ und ſo iſt es nöthig, daß die untergegangene magia naturalis erneuert werde, „daß man in der Natur erkenne das ausgeſprochene, geformte Wort Gottes, damit der Streit und die übernatürlichen Götzen möchten untergehen.“

Jakob Böhme.

26.

Wir haben eine ältere Offenbarung, als die geſchriebene — die Natur.

Das einzig wahre Syſtem der Religion und Wiſſenſchaft würde, wenn das Verſtändniß jener ungeſchriebenen Offenbarung eröffnet wäre, nicht in dem dürftig zuſammengebrachten Staat einiger philoſophiſchen und kritiſchen Begriffe, ſondern in dem vollen Glanze der Wahrheit und der Natur erſcheinen.

Schelling.
1809.

27.

O Bibliothek des Lenzes,
Wie groß du biſt, wie köſtlich!
Ein jegliches von dieſen
Vielhunderttauſend Blättchen
Ein Pergament voll Weisheit,
Das ſinnige Gemüther
Lebendig unterweiſt.
Nur Schade, daß wir Menſchen
So läſſig im Studiren
Und von ſo ſtumpfem Geiſt.

Hafis.

28.

Natur . . . .
Seit deine Apoſtel und Geſandten
Den Tod aus deinen Räumen bannten,
Leuchtet uns ein Liebesparadies
Aus deinen Blüthen und Düften ſüß,
Leſen wir in deinem Heiligthum
Das ſchönſte Evangelium.

Aus des **Frater Hilarius** Maipredigten.

29.

Ich hörte oft ſagen: Der Katechiſt lehrt Gott den Kindern, Newton den Weiſen. **Voltaire.**

30.

Herder ſagte: „Je mehr die Phyſik aufhelle, deſto mehr bewähre ſich auch die Wirkung geiſtiger

Kräfte und erhebe ſich die Seele des Menſchen zur Ehrfurcht und Liebe zum höchſten Urheber.“

Aus den Erinnerungen aus Herder's Leben
von **M. Caroline v. Herder.**

11.

Denen, welche die Wiſſenſchaft des Ewigen ſuchen, rufen wir zu: Kommet her zur Phyſik und erkennet das Ewige!
Schelling.

II.

Die Erſcheinung und Selbſtoffenbarung des Göttlichen
im Innern des Menſchen und aus ihm hervor
in verſchiedener,
theils gemeinſam menſchlicher
theils beſonderer und individueller Form[1]).

A. Innere Offenbarung überhaupt.

1.

. . . . in unſerer Seele Gründen,
Auch da iſt eine Werkſtatt der Natur.

Die Günderode.

---

[1]) Sollte man hier eine beſondere Hervorhebung des ſittlichen Moments vermiſſen, ſo iſt zu bemerken, daß wir eine ſolche hier deßhalb unterlaſſen, weil wir der Betrachtung des Ethiſchen ein eigenes — das weiterhin folgende ſechſte — Buch gewidmet.

2.

. . . . o Urbild du
Deiner Werke, du wohneſt
Höchſt wahrhaftig in mir, du ſelbſt.

Shaftesbury.

3.

Wir finden Gott zweimal, einmal in, einmal außer uns; in uns als Auge, außer uns als Licht.

Jean Paul.

4.

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Göthe.

5.

Est deus in nobis; agitante calescimus illo,
Impetus hic sacrae semina mentis habet.

Ovid. Fast. VI. v. 6.

6.

Der h. Geiſt iſt in der Seele creatürlich als der Seelen Eigenthum, darum forſchet ſie bis in die Gottheit und auch in die Natur; denn ſie hat aus dem Weſen der ganzen Gottheit ihr Herkommen und ihren Quell.

Jakob Böhm.

Der h. Geiſt Jakob Böhm's iſt der des neureligiöſen Naturalismus, nicht der des altreligiöſen Spiritualismus; iſt eben nichts Anderes, als was wir Vernunft und Genius nennen, was aber vom ächt chriſtlichen Standpunkt aus vielmehr der Teufel iſt:

„Natur und Geiſt, ſo ſpricht man nicht mit Chriſten:
Darum verbrennt man Atheiſten,
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel."

So ganz in altchriſtlichem Sinne der Kanzler in Göthe's Fauſt. Man vergleiche, was Campanella erzählt. „Fünfmal," ſagt er, „ward ich vor Gericht gefordert. Zuerſt fragten ſie mich: Wer weiß eine Wiſſenſchaft, ohne ſie gelernt zu haben? Stehſt du alſo nicht mit einem böſen Geiſt im Bunde? Da gab ich ihnen zur Antwort: ich hätte mehr Oel, als ſie Wein verbraucht, und als ich die Weihen empfangen, ſei mir geſagt worden: Nimm hin den heiligen Geiſt! Von dieſem ſeien ſie doch gewiß, daß er Alles lehre; woher ich aber einen böſen Geiſt gewonnen, das ſei ihnen ungewiß, und Thoren ſeien diejenigen, die, in ſich den h. Geiſt nicht fühlend, ſeine Gaben bei Andern läugnen und alles Andere Gott zuſchreiben, die Weisheit aber dem Teufel." Hier herrſcht dieſelbe Verwechſelung des damals ſchon in einzelnen Denkern ſo mächtig und glänzend hervortretenden naturaliſtiſchen und des ſpecifiſch chriſtlichen, antinaturaliſtiſchen Geiſtprincips, wiewohl Campanella die ſtrenge Auseinanderhaltung der beiden in der hiſtoriſch ſehr wohl begründeten Auffaſſungsweiſe ſeiner Richter vor ſich hatte; daß aber das letztere, daß der h. Geiſt des naturfeindlichen Chriſtenthums von jenen alten Denkern ſo gewaltſam umgedeutet und ſo geiſtvoll irrig gefaßt worden iſt, das iſt ein höchſt merkwürdiges und intereſſantes Phänomen der ſich ſeit den Reformationszeiten vollbringenden culturgeſchichtlichen Umwälzung der Dinge und des damit eintretenden Uebergangs in eine ganz neue, principiell verſchiedene Denkart, die damals nur noch an der Form des Chriſtlichen hielt, und hiebei den gutmüthigen Irrthum hegte, eine, trotz alles Widerſpruchs und aller Verfolgung von Seiten des kirchlichen Chriſtenthums, nicht nur formell, ſondern auch dem Weſen nach chriſtliche zu ſein.

7.

Novalis ſpricht von einer „vernehmlichen, vergötternden Gegenwart des allerperſönlichſten Weſens, ſeines Willens, ſeiner Liebe in unſerem tiefſten Selbſt.“

8.

. . . . mein Schutzgeiſt hat mich davon abgehalten. Ich glaube, daß jeder Menſch einen Dämon hat, der ihm ſagt, was er thun ſoll und daß Sokrates nicht allein einen hatte, wenn wir nur deſſen Stimme hören und uns nicht übereilen wollten. In jedem Menſchen wohnt ein Gott, und wer ſein inneres Gefühl geläutert, vernimmt deſſen Orakelſprüche.

Aus Ardinghello von **Heinſe.**

9.

Est aliquid in nobis praeter nos.

10.

Ich habe das beſtimmteſte Gefühl, daß meine beſten, edelſten Gedanken und Gefühle nicht das Ergebniß meiner körperlichen Organiſation, auch nicht einer unmittelbaren, eigenen, bewußten Seelenthätigkeit ſind, ſondern daß ſie wie durch Inſpiration kommen, ich weiß nicht woher.

Fr. v. Raumer.

11.

Ewige, nicht von mir eitel und ſelbſtgefällig erzeugte, ſondern von der Gottheit ausgeſtreute Gedanken ziehen zuweilen vor meinen Augen oder in meinem Innern vorüber — und ſolche Momente ſchließen die Ewigkeit auf und in ſich.

Fr. v. Raumer.

12.

Ich ſchreibe allhie und thue es auch nicht; denn ich, als ich, weiß nichts, habe es auch nicht gelernt;

. . .

ſo thue nun ich es nicht, ſondern Gott thut in mir, was er will. **Jakob Böhm.**

13.

Denken iſt Gottausſprechen, iſt ſich geſtalten in der Harmonie; ich fühl's, daß im Begreifen der Geiſt Gottes ſich erzeugt im Menſchengeiſt.

Bettina.

14.

Keine Wiſſenſchaft und Kunſt des Menſchen iſt aus ihm ſelbſt und erſt durch ihn entſtanden, von ihm erfunden; ſie ſind alle, ſo weit ſie nehmlich ächter und objektiver Art ſind, ſofern ſie Wahres und Nothwendiges enthalten und keine Scheinwiſſenſchaften, Lügenkünſte und ſubjektiv-menſchlichen Machwerke ſind, mit denen die Natur freilich nichts zu ſchaffen hat, im göttlichen Geiſte der Natur vorhanden, ſind in dieſem unabhängig vom Menſchen und vor ihm da, und die Entſtehung des letzteren durch die Natur ſetzt ſie alle im höchſten Grade der Ausbildung und des Bewußtſeins, als längſt ſchon dieſer eigen, nothwendig voraus, ſo daß ihr Daſein in ihm und durch ihn nur als eine Mittheilung und Eingebung der Natur, eine Uebertragung des ihr ureigenen Wiſſens und Könnens auf ihn zu betrachten iſt; vergleiche oben Bd. II. Buch II. Abth. II—V.

B. Allgemeine Menſchenvernunft.

1.

Die All-Copula iſt in uns ſelbſt als Vernunft und giebt Zeugniß unſerem Geiſt.

Schelling.

2.

Ich frage nicht, ob das höchſte Weſen Verſtand und Vernunft habe; ich fühle: es iſt der Verſtand, die Vernunft ſelber. Alle Geſchöpfe ſind davon durchdrungen, und der Menſch hat davon ſo viel, daß er Theile des Höchſten erkennen mag.

Göthe bei Eckermann.

3.

Jener göttliche und gemeinſame Verſtand, durch deſſen Mitbeſitze wir verſtändig werden . . . . . .

Heraklit.

4.

Malebranche bemüht ſich, zu zeigen, daß die allgemeine Menſchenvernunft von der Vernunft Gottes nicht unterſchieden ſei, wobei er unter Anderem folgende Bemerkung macht.

Wir ſind genöthigt, die Vernunft, ſofern wir ſie von Gott unterſcheiden, unabhängiger und ſelbſtſtändiger, als Gott ſelbſt, zu faſſen, der uns doch als ſolcher das abſolut Unabhängige und Selbſtſtändige iſt. Denn Gott kann ſich nicht unvernünftig verhalten, kann mit der Vernunft auf keine Weiſe im Gegenſatz und Widerſpruch ſtehen; ſie muß er bei all ſeinem Denken, Wollen und Thun im Auge haben und zu Rathe ziehen, von ihr alſo hängt er ab, ihr iſt er untergeordnet und unterthan. Die Idee Gottes ſchließt aber ein ſolches Verhältniß ſchlechterdings aus; Gott hängt nur von ſich ſelber ab, wird nur durch ſich ſelbſt beſtimmt, und ſo kann die Vernunft nichts Anderes, als er ſelber ſein.

5.

Gott iſt die ſich ſelbſt wiſſende Wahrheit, die ſich ſelbſt anſchauende Vernunft.

Giordano Bruno.

6.

So weit wir Theil nehmen am göttlichen Verſtande, ſind wir in der Wahrheit; ſo viel wir aber Beſonderes haben, ſind wir in der Täuſchung.

Heraklit.

7.

Gewiſſe Dinge verſtehen alle Menſchen; verſtehen ſie ſchon jetzt, als wären ſie nur eine Perſon und hätten ein Verſtändniß; darin ſind ſie ſchon Eins. Dies iſt ihr Band, ſonſt wüßten ſie nichts von einander, und die große Vorausſetzung, worauf die Sittlichkeit ruht und worin ſie wirkt, die Vorausſetzung einer noch anderen, als unſerer Perſönlichkeit.

Rahel.

C. Genius und Dämon
im guten Sinne des Worts.

Divinatoriſche, magiſche und thaumaturgiſche Befähigungen und Erſcheinungen.

a. Vernunft und Genius
in ihrem Unterſchiede.

Als allgemeine Offenbarung des Göttlichen im menſchlichen Inneren gilt der neuen Religion die Vernunft; mit dieſer darf nichts im Streite liegen, ſo daß zwar allerdings ein von unſerem Wiſſen im eigentlichſten und ſtrengſten Sinne des Wortes unterſchiedener Glaube Statt finden kann und muß, nichts aber geglaubt wird, als was die Vernunft ſelbſt zu glauben gebietet oder doch wenigſtens erlaubt, und jener in der alten Religion herrſchende harte, unauflösliche, ſeelenfolternde Widerſpruch der Vernunft mit dem Glauben vollkommen hinweggeſchafft iſt. Außer dieſer allgemeinen Offenbarung des Göttlichen im Menſchen giebt es aber auch beſondere Manifeſtationen der neureligiöſen Gottheit, ſo wie ſie in den Leiſtungen, Werken und Thaten des Genius zu erkennen, in denen weit mehr als die durch das ganze Geſchlecht verbreitete, gemeinſame Kraft der menſchlichen Vernünftigkeit, in denen oft die überraſchendſten, erſtaunlichſten und unbegreiflichſten Thatſachen — die Wunder der göttlich-menſchlichen Natur — zu Tage liegen. Wenn Haußmann in dieſer Religion einen Mittler zwiſchen der ihr = Gott ſeienden Natur und dem mit ihr zerfallenen Menſchen vermißt[1], ſo antworte ich, daß wir nicht einen, ſondern viele Mittler haben; es ſind die Genies, dieſe Gottesſöhne, Propheten und Heiligen der neuen Religion, welche, vor allen Anderen gottbegünſtigt und gotterfüllt, die mit der Gottheit nur durch die Vernunft zuſammenhangende gemeine Menſchennatur mit der außer ihr befindlichen, ihr, als ſolcher, fremden und unverſtändlichen Fülle und Lebendigkeit des Göttlichen vermitteln.

St. d. W. 1845.
Ungedruckter Theil.

b. Allgemeine Beſtimmung
deſſen,
was Genie und genial.

1.

Das Genie, das Beſte, was die Erde hat, der Wecker der ſchlafenden Jahrhunderte.

Jean Paul.

---

[1] Haußmann, der moderne Pantheismus als Religion. Stuttgart 1845. S. 24.

2.

Das Talent zum Erfinden heißt Genie. Man legt aber dieſen Namen immer nur einem Künſtler bei, alſo dem, der etwas zu machen verſteht, nicht dem, der bloß etwas kennt und weiß[1]; auch nicht einem bloß nachahmenden, ſondern einem ſein Werk urſprünglich hervorzubringen aufgelegten Künſtler; endlich auch dieſem nur, wenn ſein Produkt muſterhaft iſt, d. i. wenn es verdient, als Beiſpiel, exemplar, nachgeahmt zu werden. Das Genie eines Menſchen iſt alſo die muſterhafte Originalität ſeines Talentes in Anſehung irgend einer Art von Kunſtprodukten. Man nennt aber auch einen Kopf, der die Anlage dazu hat, ein Genie, da dann dieſes Wort nicht bloß die Naturgabe einer Perſon, ſondern auch die Perſon ſelbſt bedeuten ſoll.

Die Urſache aber, weßhalb die muſterhafte Originalität des Talentes mit dieſem myſtiſchen Namen benannt wird, iſt, weil der, bei welchem ſie Statt findet, die Ausbrüche ſeines Talentes ſich nicht erklären, oder auch ſich nicht begreiflich machen kann, wie er zu einer Kunſt komme, die er nicht hat erlernen können. Denn Unſichtbarkeit der Urſache einer Wirkung iſt ein Nebenbegriff des Geiſtes oder genius, deſſen Eingebung gleichſam der Talentvolle nur folgt. Die Gemüthskräfte müſſen hiebei vermittelſt der Einbildungskraft harmoniſch bewegt werden, weil ſie ſonſt nicht beleben, ſondern einander ſtören würden, und das muß durch die Natur des Subjektes geſchehen; weßhalb man Genie auch das Talent nennen kann, durch welches die Natur der Kunſt die Regel giebt.

---

[1] Man ſpricht jedoch, wenigſtens in neuerer Zeit, auch von wiſſenſchaftlichen, philoſophiſchen und anderen Genies; vergl. das unten Nr. 3 aus Kant ſelbſt Ausgehobene. Alles originale, das Maaß gemeinſam menſchlicher Befähigungen überſteigende und ſo eine im Menſchen wirkende eigenthümlich höhere Potenz verrathende Schaffen, Erkennen und Thun wird genial genannt.

Kant,
Anthropol. §. 33.

3.

Genie iſt das Talent der Erfindung deſſen, was nicht gelehrt oder gelernt werden kann. Man kann gar wohl von Anderen gelehrt werden, wie man gute Verſe, aber nicht, wie man ein gutes Gedicht machen ſoll; denn das muß aus der Natur des Verfaſſers von ſelbſt hervorgehen. Daher kann man es nicht auf Beſtellung und für Bezahlung als Fabricat liefern, ſondern muß es, gleich als Eingebung, von der der Dichter ſelbſt nicht ſagen kann, wie er dazu gekommen ſei, d. i. von einer gelegentlichen Dispoſition, deren Urſache ihm unbekannt iſt, erwarten. Das Genie glänzt daher, als augenblickliche, mit Intervallen ſich zeigende und wieder verſchwindende Erſcheinung, nicht mit einem willkürlich angezündeten und eine beliebige Zeit fortbrennenden Licht, ſondern wie ſprühende Funken, welche eine glückliche Anwandelung des Geiſtes aus der productiven Einbildungskraft auslockt.

Kant,
Anthropol. §. 87.

4.

Genie iſt das Talent, die Naturgabe, welche der Kunſt die Regel giebt.

Da das Talent, als angeborenes produktives Vermögen des Künſtlers, ſelbſt zur Natur gehört, ſo könnte man ſich auch ſo ausdrücken:

Genie iſt die angeborene Gemüthsanlage, das ingenium, wodurch die Natur der Kunſt die Regel giebt.

Kant,
Kritik der Urtheilskraft §. 46.

Weiter heißt es ebendaſelbſt, daß Genie

1) nicht Geſchicklichkeitsanlage zu dem, was nach irgend einer Regel gelernt werden kann, ſondern das Vermögen ſei, dasjenige hervorzubringen, wozu ſich keine beſtimmte Regel geben läßt, daß folglich Originalität ſeine erſte Eigenſchaft ſei.

2) Daß, da es auch originalen Unſinn gebe, ſeine Produkte zugleich Muſter, daß ſie exemplariſch ſein, ſomit nicht ſelbſt durch Nachahmung entſprungen, Anderen aber dazu, d. h. zum Richtmaße oder zur Regel der Beurtheilung dienen müſſen.

3) Daß es nicht ſelbſt beſchreiben oder wiſſenſchaftlich anzeigen könne, wie es ſein Produkt zu Stande bringe, ſondern daß es die Regel gebe als Natur, daß alſo der Urheber eines Produktes, welches er ſeinem Genie verdankt, ſelbſt nicht wiſſe, wie ſich in ihm die Ideen dazu einfinden, es auch nicht in ſeiner Gewalt habe, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken und Anderen in Vorſchriften

mitzutheilen, die ſie in Stand ſetzen, gleichartige Produkte hervorzubringen..

5.

Um etwas zu **entdecken** — es liege entweder in uns ſelbſt oder anderwärts verborgen — dazu gehört in vielen Fällen ein beſonderes Talent, Beſcheid zu wiſſen, wie man gut ſuchen ſoll, eine Naturgabe, **vorläufig zu urtheilen** (judicii praevii), wo die Wahrheit wohl zu finden ſein möchte, den Dingen auf die Spur zu kommen und die kleinſten Anläſſe der Verwandtſchaft zu benützen, um das Geſuchte zu entdecken oder zu erfinden. Die Logik der Schulen lehrt uns nichts darüber . . . . Dennoch giebt es Leute, die das Talent beſitzen, den Schätzen der Erkenntniß gleichſam mit der Wünſchelruthe in der Hand auf die Spur zu kommen, ohne es gelernt zu haben; was ſie denn auch Andern nicht lehren, ſondern nur vormachen können, weil es eine Naturgabe iſt.

Kant,
Anthropol. §. 34.

6.

Natur geht über Lehre.

Sprüchwort.

7.

Dem Genie iſt nichts vorzuſchreiben; es läuft glücklich, wie ein Nachtwandler über die ſcharfen

Gipfelrücken weg, von denen die flache Mittelmäßigkeit bei'm erſten Verſuche herunterplumpt.

Göthe.

8.

Wenn der Menſch erſt ein wahrhaftes innerliches Du hat, ſo entſteht ein höchſt geiſtiger und ſinnlicher Umgang, und die höchſte Leidenſchaft iſt möglich. Genie iſt vielleicht nichts, als Reſultat eines ſolchen innerlichen Pluralis. Die Geheimniſſe dieſes Umganges ſind noch ſehr unbeleuchtet.

Novalis.

Schon in der Vernunft — der theoretiſchen ſowohl, als der praktiſchen[1]) — noch ſtärker und deutlicher aber in dem, was man Genius und Dämon im guten Sinne des Wortes nennt, offenbart ſich eine zweite höhere Perſönlichkeit in uns, deren höchſt weſentlicher Unterſchied von unſerem eigentlichen, aparten, gemeinen Ich ſich entſchieden darthun läßt und in unſeren folgenden Combinationen und Nachweiſungen auch mehrfach zur Genüge hervortreten und documentirt werden wird.

---

[1]) Vergl. oben B. Nr. 7. — Was bei Homer, Il. 1, 194 ff., den Zorn des Achilles ſtillt, iſt nichts Andres, als die Vernunft — ſeine eigene Vernunft; und doch hat es einen ſehr guten Grund, daß ihm dieſelbe in der Geſtalt der Pallas Athene, dieſer perſonificirten Vernunft und Intelligenz, als ein anderes, göttliches Weſen erſcheint:

„Ihm allein ſich enthüllend; der Anderen ſchaute ſie keiner.“

8.

Bräuner, „vom Geheimgeiſt oder spiritu familiari“ handelnd, ſagt, daß dieſe Art von Geiſtern „die tiefſten Naturgeheimniſſe und andere Wiſſenſchaften viel geſchwinder und vollkommener, als der allerglückſeligſte Verſtand eines Menſchen begreife.“ S. deſſen Curioſitäten, Frankf. a. M. 1737. S. 395. Die außerordentlichen Vermögenheiten des Genius, ſo wie die damit innig verwandten ſomnambulen Erkenntnißkräfte, wurden in jenen Zeiten als ein kakodämoniſches Phänomen betrachtet; denn jene Geiſter waren „Teufel,“ und Viele bemühen ſich nach Bräuner a. a. O. S. 389 dergleichen Teufel in ihren Beſitz zu bekommen, nicht nur, damit ſie ihnen Geld bringen, zu wollüſtigen Genüſſen verhelfen u. ſ. f., ſondern auch „zur Erfindung von allerlei Künſten und zur Gelehrſamkeit in mancherlei Sprachen.“ Vergl. oben Abth. II. A. Nr. 6.

9.

Die im Himmel geſchloſſene Ehe zwiſchen dem Gegenſtand und dem dafür ausgerüſteten Trieb.

Jean Paul.

10.

Die Erfahrung kann das Erfundene bewähren, ausbilden, vervollkommnen; aber der Act der Erfindung iſt ein aprioriſcher Act, ein Genieact; das Genie iſt nichts Anderes, als die Anticipation der

Erfahrung, das Vermögen ſynthetiſcher Urtheile a priori; das Genie weiß aus ſich, weiß voraus, was der gewöhnliche Menſch oder der Menſch in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande nur aus der Erfahrung und durch ſie weiß. **L. Feuerbach.**

11.

Alles was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, iſt eine aus dem Inneren am Aeußeren ſich entwickelnde Offenbarung, die den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es iſt eine Syntheſe von Welt und Geiſt, welche von der ewigen Harmonie des Daſeins die ſeligſte Verſicherung gibt. **Göthe.**

c. Das Geheimnißvolle, Unbegreifliche des künſtleriſchen Genius
und
die unendliche Tiefe ſeiner Hervorbringungen[1]).

1.

Wodurch giebt ſich der Genius kund? Wodurch ſich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.

---

[1]) Die hiemit folgenden den Genius und ſeine Manifeſtationsweiſen näher beleuchtenden Combinationen greifen vielfach in einander ein, da ſich die Geſichtspunkte hier nicht ſcharf ſondern laſſen.

Klar iſt der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe;
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.
Schiller.

2.

Tieck eifert mit großem Rechte gegen die Anmaßung, die Künſtlerbegeiſterung erklären zu wollen, da doch Jederman einräumen müſſe, daß der Künſtler auf einem anderen Wege, als dem der gemeinen Natur und Erfahrung, zu ſeinen Idealen gelange. Gleichwie alles Leben in der Natur unſeren Begriffen erſt dann zugänglich wird, wenn es, aus ſeiner tief verborgenen Quelle geboren, in den Fluß mannigfacher und veränderlicher Erſcheinungen überſtrömt, ſo vermögen wir des Geiſtes Wirken auch nur dann erſt deutlicher zu erfaſſen, wenn es, aus ſeinem Inneren in beſtimmten Geſtalten hervorgetreten, ſeine Regel anſchaulich macht. Aber der Schleier der Iſis verhüllt dort, wie hier, den Uebergang des ruhenden Princips in Bewegung, und wie tief wir auch blicken mögen, ſo gewahren wir doch weiter nichts, als das Hervordrängen mannigfach ſich ordnender Bildungslinien aus einem Punkte, ohne die treibende Feder und die Uebereinkunft des thätigen Princips und der mitwirkenden Potenzen zu erſpähen — — — — — — — Laſſen wir alſo jede Erklärung, da hier eine ſolche ſtets gezwungen erſcheinen muß, und nehmen wir dieſe Künſtlerbegeiſterung und die Begeiſterung überhaupt, wie das Alterthum, für das, was ſie iſt, für eine Offenbarung der göttlichen Macht und des göttlichen Geiſtes in uns in ſeiner Fülle. Denn dieſer iſt es, der ſich ſchon in jener vorahnenden, unbefriedigten, raſtlos antreibenden Sehnſucht des Künſtlers abſpiegelt, alle Anklänge des Lebens in ſich aufzunehmen und auf die tönenden Seiten ſeines Inneren aufmerkſam zu horchen; wenn dann der Auferſtehungsruf der Idee in ſeinem Inneren erſchallt und ſich ohne ſein Zuthun und willkürliches Eingreifen zur Vollkommenheit entfaltet, ſo wird er ſelbſt zum Staunen und zur Bewunderung fortgeriſſen. „Er würde ſich vergebens bemühen, ein Bild aus ſich hervorzulocken, deſſen Keim nicht ſchon in ihm läge; ſo iſt ſeine ſcheinbare Wahl ſchon zum Voraus beſtimmt durch die organiſche Anlage irgend einer Idee in ſeinem Inneren. Wie ſie ſich ihm geſtalten werde, iſt ihm bis im Moment ihrer vollendeten Erſcheinung verborgen; ſie willkürlich einem vorgefaßten Zwecke anpaſſen kann er nicht, ohne ſie zu zerſtören. Wer ſieht nicht, daß die unerforſchliche Natur nicht bloß in dem unendlichen Weltraume unzählige Samen ausſtreute, ſondern daß ſie auch aus dem Geiſte des Menſchen eine neue Unendlichkeit in idealiſtiſcher Geſtalt hervorbrechen läßt, um ihre ewigen Geſetze der Freiheit, Einheit, Schönheit zu neuer Offenbarung zu bringen?“[1]

Steinbeck.

---

[1] Ideler, Anthropologie für Aerzte S. 75.

3.

Eben ſo wie der verhängnißvolle Menſch nicht vollführt, was er will oder beabſichtigt, ſondern was er durch ein unbegreifliches Schickſal, unter deſſen Einwirkung er ſteht, vollführen muß, ſo ſcheint der Künſtler, ſo abſichtsvoll er iſt, doch in Anſehung deſſen, was das eigentlich Objektive in ſeiner Hervorbringung iſt, unter der Einwirkung einer Macht zu ſtehen, die ihn von allen andern Menſchen abſondert, und ihn Dinge auszuſprechen und darzuſtellen zwingt, die er ſelbſt nicht vollſtändig durchſieht, und deren Sinn unendlich iſt.

Schelling.

4.

...... die unergründliche Tiefe, welche der wahre Künſtler, obwohl er mit der größten Beſonnenheit arbeitet, unwillkürlich in ſein Werk legt, und welche weder er, noch irgend ein Anderer ganz zu durchdringen vermag.

Schelling.

5.

Der Grundcharakter des Kunſtwerks iſt eine bewußtloſe Unendlichkeit. Der Künſtler ſcheint außer dem, was er mit offenbarer Abſicht darein gelegt, inſtinktmäßig gleichſam eine Unendlichkeit dargeſtellt zu haben, welche ganz zu entwickeln, kein endlicher Verſtand fähig iſt.

Schelling.

6.

Ein ächtes Kunſtwerk bleibt, wie ein ächtes Naturwerk, für unſern Verſtand immer unendlich; es wird angeſchaut, empfunden, es wirkt; es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger ſein Weſen, ſein Verdienſt mit Worten ausgeſprochen werden.

Göthe.

---

d. Das Schaffen der Kunſt
als das
ſich durch den Menſchen fortſetzende Schaffen der Natur.

1.

Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur.

Schiller.

2.

Mit jedem Genie wird uns eine neue Natur geſchaffen, indem es die alte weiter enthüllt.

Jean Paul.

3.

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünft'ge Discurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

Göthe.

4.

Was die Menſchen in der Kunſt zuſammentragen, was ſie hervorbringen, wie ſie ſich durcharbeiten, was ſie zu viel oder zu wenig thun, das möchte manchen Widerſpruch erdulden; aber immer iſt es ein Buchſtabiren des göttlichen: Es werde!

Bettina.

5.

Die Kunſt iſt nichts Anderes, als die im Menſchen und durch den Menſchen fortwirkende und fortſchaffende (= Gott zu ſetzende) Natur. Die im künſtleriſchen Produciren hervortretende, von der bloß menſchlichen im engeren Sinne des Wortes ſich deutlich unterſcheidende Kraft der Natur, als dieſer höheren, göttlichen Potenz, iſt das Kunſtgenie; vergl. die in voriger Abtheilung II. C. c. Nr. 2 befindlichen Bemerkungen Steinbeck's und Ideler's.

e. Das große Individuum
als
Naturprodukt.

1.

Alle Männer großen Schlages ſind prädeſtinirt.

Victor Hugo.

2.

„Außerordentliche Menſchen“ werden von Göthe als „große Naturerſcheinungen“ bezeichnet.

3.

In den Kindern, aus welchen etwas Sonderliches werden will, ſind allezeit wunderbarliche, ſonderliche Geberden.
Luther.

4.

Jeder gewaltige Geiſt wirft ſchon in der Kindheit, obgleich noch im Chaos und Nebel, , helle Strahlen um ſich.
Heinſe.

5.

Früher Unterricht gewährt eine Zeit lang den Anſchein des Genies; derſelbe erhält ſich aber nicht. Es treten bald früher, bald ſpäter die Stillſtände ein.
Lichtenberg.

f. Das Angeborene, Nicht-Erlernte.

Naturtrieb und Selbſtbildung des genialen Individuums.

Anticipation und Intuiton.

1.

Sieh, ich lernte von ſelbſt und ein Gott hat mancherlei Lieder
Mir in die Seele gepflanzt.

Phemios bei **Homer**,
Odyſſee XXII. 347 f.

2.

„Ich war noch dunkel“, ſagte **Göthe**, „und ſtrebte in bewußtloſem Drange vor mir hin; aber ich hatte ein Gefühl des Rechten, eine Wünſchelruthe, die mir anzeigte, wo Gold war.

Ich machte bemerklich, daß dies bei jedem großen Talente der Fall ſein müſſe, indem es ſonſt bei ſeinem Erwachen in der gemiſchten Welt nicht das Rechte ergreifen und das Verkehrte vermeiden würde.

Eckermann.

3.

Vorſorge der Natur.

Viel wohl müßte geſchehen, um euere Dichter zu bilden;
Aber des Triebs Allmacht rettet das große Talent.

Platen.

4.

Der Dichter nimmt die Welt durch Anticipation vorweg. **Göthe.**

5.

Es iſt aber, ſagte ich, im ganzen Fauſt keine Zeile, die nicht von ſorgfältiger Durchforſchung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als ſei Ihnen das alles, ohne die reichſte Erfahrung, nur ſo geſchenkt worden.

Mag ſein, antwortete Göthe, allein hätte ich nicht die Welt durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit ſehenden Augen blind geblieben, und alle Erforſchung und Erfahrung wäre nichts geweſen, als ein ganz todtes, vergebliches Bemühen. Das Licht iſt da und die Farben umgeben uns; trügen wir aber kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, ſo würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen. **Eckermann.**

Mehr über dieſen Gegenſtand ſ. bei demſelben, Geſpräche mit Göthe I. Leipz. 1837. S. 126 ff.

6.

Als ich, bei meiner Rückkehr nach Rom, Egmont bearbeitete, fiel mir auf, in den Zeitungen leſen zu müſſen, daß ſich in Brüſſel die Scenen, die ich geſchildert, faſt wörtlich erneuerten, ſo daß auch hier die poetiſche Anticipation wieder in Betracht kam.

Göthe.

Tag- und Jahreshefte unter der Aufſchrift:
1787 bis 1788.

7.

Ich glaube, er iſt nicht einmal im Lande ſelbſt geweſen und kennt deſſen Phyſiognomie nur durch jene wunderſame Intuition, die einem Poeten die Anſchauung der Wirklichkeit entbehrlich macht. **H. Heine.**

8.

Man findet bei begeiſterten Dichtern Schilderungen von Gegenden fremder, nie geſehener Länder, die mit der Wirklichkeit oft wunderbar übereinſtimmen.

Steinbeck.

9.

Das Genie trägt ein Bild der ganzen Welt in ſich und hat Beziehung zu Allem. Deßhalb iſt jedes ſelbſt abſtrakt wiſſenſchaftliche Werk, wenn nur vom Genie gearbeitet, jedem gebildeten Verſtande intereſſant.

Karoline von Wolzogen.

10.

Es wurde einiger bedeutender Schauſpieler gedacht, die aus Göthe's Schule hervorgegangen, und ich fragte bei dieſer Gelegenheit unter Anderem auch nach der Frau v. Heigendorf.

„Ich mag auf ſie gewirkt haben,“ ſagte Göthe, „aber meine eigentliche Schülerin iſt ſie nicht. Sie war auf den Brettern, wie geboren und gleich in Allem ſicher und entſchieden, gewandt und fertig, wie die Ente auf dem Waſſer. Sie bedurfte meiner Lehre nicht; ſie that inſtinktartig das Rechte, vielleicht ohne es ſelber zu wiſſen.

Eckermann.

11.

Die angehende Sängerin.

Sie bemächtigte ſich der Natur und Wahrheit mit intuitiver Sicherheit. Ihre Recitation war voll unbewußter Gewalt, ihre Stimme rührte das Herz zu Thränen oder erwärmte es zu edlem Zorn. Dies kam von der Sympathie, welche der Genius immer, ſelbſt in der Periode der früheſten Unſchuld, mit Allem hat, was irgend empfindet, leidet oder ſtrebt.

Bulwer.

12.

Die Malibran.

Die Darſtellung der thätigen Leidenſchaften, des Haſſes, des Zornes, der Verachtung, der handelnden Verzweiflung gelingt ihr meiſterhaft, und, ganz durchſichtig, wie ſie iſt, ſieht man die Leidenſchaften nicht bloß in ihrer Reife, man kann ſie vom erſten Keime an bis zu den Früchten verfolgen. Sie muß viel ſtudiren, viel nachdenken, viel leſen, ſogar mediciniſches. Woher wüßte ſie ſonſt alle pathologiſchen Bewegungen des Körpers ſo naturtreu darzuſtellen?

Börne.

Die Malibran hätte mediciniſche Studien gemacht, und das zum Behufe mimiſcher Darſtellungen! Als wenn ihr das etwas geholfen hätte! Hier war offenbar etwas ganz Anderes im Spiele, jene geheimnißvolle, von ſo bornirt verſtändigem Standpunkte nimmermehr zu faſſende Kraft des Genius, der ſeine Wunder dadurch vollbringt, daß er die für gewöhnliche Naturen und beſchränkte Intelligenzen geltende Nothwendigkeit äußerer Vermittlungen überſchreitet und Theil nimmt, ſo viel er braucht, an unmittelbar erkennender göttlicher Bewußtheit und Allwiſſenheit.

12.

Bräuner erzählt von einem ganz gemeinen Manne, der ohne Unterricht genoſſen zu haben, bedeutende wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und Einſichten beſeſſen und der zu ſeiner, des Erzählers, Zeit noch „in gutem Andenken geweſen.“ Die näheren Angaben lauten, wie folgt: „Unweit Leipzig auf einem Dorfe wohnete ein Bauer und grober Hufſchmied, Kinzel oder der gelehrte Bauer genannt, der ſich durch ſeine jährlichen Kalender in ziemlichen Credit geſetzt. Solcher lebete noch im 1664ſten Jahr, und habe ich ihn, als ich noch ein Jüngling war, etliche Mal in dem Schäreriſchen Buchladen zu Leipzig ſelbſt kennen gelernt. Dieſer Mann war niemals zur Schule gekommen; dennoch verſtunde er faſt alle die Sprachen der Gelehrten, als Hebräiſch, Chaldäiſch, Syriſch, Griechiſch, Lateiniſch und Deutſch*), konnte aber in keiner anderen Sprache antworten, als in grobem, bäueriſchen Deutſch; verſtunde des Himmels Lauf, ſchrieb Kalender und wurde für ein Wunder der Welt geachtet. Er lebete ganz ſittſam und bezeigete ſich in Allem chriſtlich, und wenn er befragt wurde, wie es ihm möglich geweſen, zu ſolcher Wiſſenſchaft zu gelangen, gab er zur Antwort: Es ſei eine Gnade Gottes." Gleichwohl blieb derſelbe bei der finſtern Denkart jener Zeiten, die alles Außerordentliche der Art einem böſen Geiſte zuſchrieb, nicht unverdächtigt. Denn „obwohl man ihn für einen redlichen Mann paſſiren laſſen mußte, ſonderlich, weil er Niemanden ſchadete, auch hernach gar chriſtlich abgeſchieden iſt, wollten doch viele anſehnliche und gelehrte Leute an ihm zweifeln, vorgebende, daß ſie dafür hielten, als ob er ſeine Wiſſenſchaft durch einen spiritum familiarem erhalten. Bräuner's Curioſitäten, Frankf. a. M. 1737. S. 398 f. Vergl. oben Abth. II. C. b. Nr. 9. und A. Nr. 6.

---

*) Hiemit iſt wohl das Deutſch der Schriftſprache im Gegenſatze des von dem Manne geſprochenen gemeinen Dialektes gemeint; vergl. das ſogleich Folgende.

14.

Der Land-General kennt nie das Schlachtfeld, wo er handeln ſoll. Sein Ueberblick iſt der der Eingebung, er hat keine beſtimmte Auskunft. Die Anweiſungen, um zur Kenntniß des Lokals zu gelangen, ſind ſo oberflächlich, daß man faſt nichts aus Erfahrung lernt. Es iſt die Leichtigkeit, ſogleich die Beziehung, welche die Terrains haben, nach der Natur der Landſtriche aufzufaſſen. Kurz, es iſt die Gabe, welche man militairiſchen Ueberblick nennt, und welche große Generale von der Natur erhalten haben.

Napoleon.

15.

Ich muß bewundern, ſagte ich, wie Napoleon, bei ſolcher Jugend, mit den großen Angelegenheiten der Welt ſo leicht und ſicher zu ſpielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen.

Liebes Kind, ſagte Göthe, das iſt das Angeborene des großen Talents. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel ſeinen Flügel; Beides erſcheint uns wunderbar, wir begreifen das Eine ſo wenig, wie das Andere, und doch iſt es ſo und geſchieht vor unſeren Augen. Napoleon war darin beſonders groß, daß er zu jeder Stunde derſelbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er ſtand immer auf feſten Füßen, und war immer klar und entſchieden, was zu thun ſei. Er war immer in ſeinem Element und jedem Augenblick und jedem Zuſtande gewachſen, ſo wie es Hummeln gleichviel iſt, ob er im Baß oder im Diskant ſpielt. Das iſt die Facilität, die ſich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden iſt, in Künſten des Friedens, wie des Krieges, am Clavier, wie hinter den Kanonen. **Eckermann.**

g. Das Große, Außerordentliche, mit bloß menſchlichen Kräften nicht zu Erreichende und deſſen Zurückführung auf das Göttliche.

1.

. . . . das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann.

Göthe.

2.

Das Geſpräch wendete ſich auf große Menſchen, die vor Chriſtus gelebt, unter Chineſen, Indiern, Perſern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenſo wirkſam geweſen, als in einigen großen Juden des alten Teſtamentes. Auch kamen wir auf die Frage: wie es mit Gottes Wirkungen ſtehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben?

Wenn man die Leute reden hört, ſagte Göthe, ſo ſollte man faſt glauben, ſie ſeien der Meinung, Gott habe ſich ſeit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen und der Menſch wäre jetzt ganz auf eigene Füße geſtellt und müſſe ſehen, wie er ohne Gott und ſein tägliches, unſichtbares Anhauchen zurecht komme. In religiöſen und moraliſchen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu; allein in Dingen der Wiſſenſchaft und Kunſt glaubt man, es ſei lauter Irdiſches und nichts weiter, als ein Product rein menſchlicher Kräfte. Verſuche es aber doch nur Einer und bringe mit menſchlichem Wollen und menſchlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael und Shakſpeare tragen, ſich an die Seite ſetzen laſſe!

3.

Merkwürdig iſt, ſagte ich, daß ſich von allen Talenten das muſikaliſche am früheſten zeigt, ſo daß Mozart in ſeinem fünften, Beethoven in ſeinem achten und Hummel in ſeinem neunten Jahre ſchon die nächſte Umgebung durch Spiel und Compoſitionen in Erſtaunen ſetzten.

Das muſikaliſche Talent, ſagte Göthe, kann ſich wohl am früheſten zeigen, indem die Muſik ganz etwas Angeborenes, Inneres iſt, das von Außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen

Erfahrung bedarf. Aber freilich, eine Erſcheinung, wie Mozart, bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären iſt. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun, Gelegenheit finden, wenn ſie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen verſuchte, die wir anſtaunen und nicht begreifen, woher ſie kommen.“ **Eckermann.**

4.

Von den Göttern kommt jede menſchliche Tugend und Tüchtigkeit; durch ſie ſind weiſe, ſtarke, beredte Männer da.

Große Tugenden kommen, o Zeus, den Sterblichen von dir.

Eines Schattens Traum iſt der Menſch. Aber wenn von Zeus uns kommt des Ruhmes Glanz, dann umſtrahlet die Menſchen ein ſchimmernd Licht und ſüß iſt das Sein. **Pindar.**

5.

Multos et nostra civitas et Graecia tulit singulares viros, quorum neminem, nisi juvante deo, talem fuisse credendum est.

=

Nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino unquam fuit. *Cic.* de nat deor. I. 66.

6.

Was wir durch die Kunſt erwerben, das iſt von Gott, göttliche Eingebung — jede ächte Kunſterzeugung iſt unabhängig vom Künſtler und mächtiger, als er ſelbſt. **Beethoven bei Bettina.**

7.

Praxiteles kniete anbetend vor ſeiner eigenen Statue nieder, und Raphael hatte vor ſeinen Madonnenbildern immer ſelbſt „eine gewiſſe Ehrfurcht, da ihm die Idee dazu auf eine wunderbare, viſionäre Weiſe geworden war.“ Vergl. Steinbeck, der Dichter ein Seher.“ Leipz. 1855. S. 145. f.

8.

So wenig als einer Rechenſchaft geben kann, woher er eine rauhe oder liebliche Stimme habe, ſo wenig kann ich ſagen, warum die Bilder unter meiner Hand gerade eine ſolche und keine andere Geſtalt annehmen. Die Welt ſucht viel Beſonderes in meinen Bildern, und wenn man mich auf dies und jenes Gute darin aufmerkſam macht, ſo muß ich ſelber zuweilen mein Werk mit Lächeln betrachten, daß es ſo wohl gelungen iſt. Aber es iſt wie in einem angenehmen Traume vollendet, und ich habe während der Arbeit immer mehr an den Gegenſtand gedacht, als daran, wie ich ihn darſtellen möchte. Daß ich nun aber gerade dieſe und keine andere Art zu malen habe, wie denn ein Jeder ſeine eigene zu haben pflegt, das ſcheint meiner Natur von jeher ſchon ſo eingepflanzt; ich habe es nicht mit ſauerem Schweiße errungen, und es läßt ſich auf ſo etwas nicht mit Vorſatz ſtudiren.

Raphael.

Vergl. Steinbeck, „der Dichter ein Seher.“ S. 138.

9.

Geht alles gut bei mir, ſo ſtrömen mir, wenn ich im Wagen ſitze, ſpazieren gehe oder Nachts nicht ſchlafen kann, die Gedanken am reichlichſten zu. Woher und wie dies kommt, vermag ich nicht zu ſagen. Es wandelt mich an, ich ſumme vor mich hin, die Sache nimmt ihren Fortgang u. ſ. w. **Mozart.**

„Das Componiren erſcheint mir, wie ein ſchöner, lebhafter Traum“, ſagt derſelbe, ganz wie nach vorhergehender Nummer Raphael in Beziehung auf ſeine Kunſt. Vergl. C. Crowe, Nachtſeite der Natur überſ. v. Kolb I. Stuttgart 1849. S. 312 f.

10.

Der Künſtler weiht die eigene Bruſt zum Heiligthum, zur Werkſtätte des ewigen Geiſtes; und das iſt lebendige Offenbarung. **Charlotte Stieglitz.**

11.

Poeſie iſt *Eingebung.*

Göthe.

12.

Am ſtärkſten tritt das Wunder in Künſtlern und unter dieſen in *Tonkünſtlern* hervor. Ein *Mozart* kann wohl die Harmonie und ihre Erweiterung, die Inſtrumentalbegleitung, aus- und errechnen, da ſie als ein *Zugleich* gemeſſen und verglichen werden kann; die Melodie aber als ein vielſeitiges, freies *Nach- und Auseinander* ſteigt in neuen, fremden Geſtalten aus den Tiefen der Empfindung empor und wieder in die unſrige hinunter und weckt, was ſchwieg. *Mozart*, unbekannt mit großen Begebenheiten, großen Dichtern und dem ganzen ausgedehnten Abgrunde großer Leidenſchaften, kurz dieſes Kind an Verſtand hört bloß ſein Inneres an und hört darin — die Zauberflöte. Und das Erhabene und das Rührende und das Leidenſchaftliche, kurz jedes Tonwort iſt wahrhaft aus tauſend Seelen geſprochen. So empfängt denn der Tonkünſtler in weit ſtärkerem Sinne, als der mehr beſonnen ſchaffende Dichter, *Eingebungen.*

Jean Paul.

13.

Du haſt dein Hörorgan dermaßen geſchärft, daß du zuweilen die Stimme des — um mit *Schubert* zu reden — *in deinem Inneren verſteckten Poeten*

vernimmſt und nicht glaubſt, du ſeieſt es nur, der geſprochen, ſonſt niemand. **Hoffmann**
in „Johannes Kreisler's Lehrbrief."

14.

Der Virtuoſe ſpielt ſchön, weil er eine Seele hat; aber eine Flötenuhr ſpielt ohne ſolche eben ſo ſchön. Sie hatte freilich ihren Meiſter, aber auch ihr Meiſter hatte den ſeinigen. Der letzte Ring in der Kette der Weſen hängt am Bette Jupiters.

Reil.

h. Originalität, Eigenthümlichkeit, Neuheit.

1.

Das Genie iſt originell, bricht ſich ganz neue Bahnen und ſchafft als geiſtiger Inſtinkt unaufhaltſam und mühelos. Auch Talent und Fähigkeit können erfinden, aber nur Untergeordnetes, aus einem ſchon Bekannten ſich Ergebendes; das Genie hingegen ſchafft durchaus Eigenthümliches.

Burdach.

2.

Ein ächtes großes Muſikwerk iſt allemal etwas durchaus Neues, das der Menſchheit durch Offenbarung in einzelnen Kunſtſeelen hiemit eben erſt aufgegangen iſt. **Carus.**

Daſſelbe iſt von jedem ächten, aus genialer Kraft entſprungenen Kunſtwerke zu ſagen.

3.

Jeder vom Himmel ſteigende Genius bringt ein neues Blatt für die Aeſthetik mit. **Jean Paul.**

4.

Jedes neue Kunſtgenie muß nach ſeiner eigenen, mitgebrachten Aeſthetik beurtheilt werden.

H. Heine.

5.

Jeder Genius muß ſtudirt und nur nach dem beurtheilt werden, was er ſelbſt will. **H. Heine.**

6.

Nur das Genie hat für den neuen Gedanken auch das neue Wort. **H. Heine.**

i. Begeiſterung, göttlicher Wahnſinn, geiſtige Trunkenheit.

1.

Die Kunſt entſpringt nur aus der lebhaften Bewegung der innerſten Gemüths- und Geiſteskräfte, die wir Begeiſterung nennen. Alles, was von ſchweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachſen, iſt durch Begeiſterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künſte und Wiſſenſchaften.

Schelling.

2.

„Aus einem durch göttliche Gunſt verliehenen Wahnſinn“ ſagt Plato im Phädrus, „entſtehen uns die größten Güter. Denn die Prophetin zu Delphi und die Prieſterinnen zu Dodone haben unſerer Hellas im Wahnſinne viel Gutes zugewendet, ſo was beſondere, als was öffentliche Angelegenheiten betrifft, bei Verſtande aber Kümmerliches oder gar nichts. Wollten wir auch noch die Sibylla anführen und was ſonſt noch für welche durch begeiſtertes Wahrſagen Vielen Vieles für die Zukunft geholfen, ſo würden wir langweilen mit Erzählung allgemein bekannter Dinge.“ Es wird dann einer andern „von

Beſonnenen vermittelſt der Vögel und anderer Zeichen angeſtellten Erforſchung der Zukunft" gedacht, und dieſe gegen jene weit zurückgeſetzt. So viel heiliger und ehrenvoller jenes erſtere begeiſterte Wahrſagen, als dies letztere auf menſchliches Denken und Meinen gegründete, ſei, um ſo viel vortrefflicher ſei nach dem Zeugniſſe der Alten ein göttlicher Wahnſinn, als eine bloß menſchliche Verſtändigkeit überhaupt. Hierauf wird auch des Wahnſinns dichteriſcher Begeiſterung Erwähnung gethan. „Die von den Muſen kommende Eingeiſtung und Wahnſinnigkeit ergreift eine zarte und heilig geſchonte Seele und regt ſie auf und befeuert ſie[1] und bildet, ausſchmückend in feſtlichen Geſängen und anderen Werken der Dichtkunſt tauſend Thaten der Urväter, die Nachkommen. Wer aber ohne dieſen Wahnſinn der Muſen in den Vorhallen der Dichtkunſt ſich einfindet, meinend, es genüge ſchon Kunſt allein, ein Dichter zu werden, ein ſolcher iſt ſelbſt ungeweiht, und auch ſeine, des Verſtändigen, Dichtung wird von der des Wahnſinnigen verdunkelt."

[illegible].

Alle rechten Dichter alter Sagen ſprechen nicht durch Kunſt, ſondern als Begeiſterte und Beſeſſene alle dieſe ſchönen Gedichte, und eben ſo die rechten

---

[1] In uns waltet ein Gott, wir erglüh'n von ſeiner Erregung.
Ovid.

Liederdichter; denn ſo wie die vom Tanzwahnſinn Befallenen nicht in vernünftigem Bewußtſein tanzen, ſo dichten auch die Liederdichter nicht in ſolchem Bewußtſein ihre Lieder, ſondern wenn ſie der Harmonie und des Rythmos voll; dann werden ſie den Bakchen ähnlich und begeiſtert; und wie dieſe nur begeiſtert aus Strömen Milch und Honig ſchöpfen, nicht aber, wenn ihres Bewußtſeins mächtig, ſo bewirkt auch die Seele der Liederdichter dieſes, wie ſie auch ſelber ſagen. Es ſagen uns nehmlich die Dichter, daß ſie, aus honigſtrömenden Quellen, aus gewiſſen Gärten und Hainen der Muſen pflückend, uns dieſe Geſänge bringen, wie die Bienen, und auch eben ſo umherfliegend. Und wahr reden ſie. Denn ein leichtes Weſen iſt ein Dichter und geflügelt und heilig und nicht eher im Stande zu dichten, bis er begeiſtert worden und bewußtlos und die Vernunft nicht mehr in ihm wohnt. Denn ſo lange man noch dieſen Beſitz feſthält, iſt niemand fähig, zu dichten oder Orakel zu ſprechen.

Plato
im Jon.

4.

Excludit sanos Helicone poetas
Democritus.

Horat. de art. poet. 296.

Demokrit ſchließt gemein verſtändige, in abſtrakter Weiſe bei ſich ſelbſt ſeiende, eines gewiſſen Wahnſinns entbehrende Dichter vom Helikon aus, läßt ſie nicht für wahre Dichter gelten.

5.

Poetam bonum neminem sine *inflammatione animorum* existere et sine quodam *afflatu furoris.*

Cic. de orat. II. 64.

6.

Wie unvermögend iſt doch der gutwilligſte Fleiß des Menſchen gegen die *Allmacht der ungetheilten Begeiſterung!* Sie weilt nicht auf der Oberfläche, faßt nicht da und dort uns an, braucht keiner Zeit und keines Mittels; Gebot und Zwang und Ueberredung braucht ſie nicht: auf allen Seiten, in allen Tiefen und Höhen ergreift ſie uns im Augenblick und wandelt uns, ehe wir fragen wie uns geſchieht, durch und durch in ihre Schönheit, ihre Seligkeit um.

Hölderlin.

7.

Wenn meine Verſe gar zu frei,
Und gar zu reich an Unbedacht,
Dann, liebe Leute, denket euch,
Ich habe ſie im Rauſch gemacht.

Bewundert ihr darin zugleich
Die Bilder- und Gedankenpracht,
Auch dann zu denken iſt am Ort,
Ich habe ſie im Rauſch gemacht.

Zwar hab' ich auch, vom Trunke rein,
Vernünftiges zur Welt gebracht;
Doch war es ohne Klang und Schein,
Es war ja nicht im Rauſch gemacht.

Da ſchwur ich einen großen Eid,
Nie mehr ſo geiſtlos-ungeſchlacht
Zu dichten eine Zeile nur,
Die anders, als im Rauſch gemacht.

Hafis.

Ueber die Art, wie Hafiſens Trinkluſt und Trunkenheit zu verſtehen, habe ich mich, zur Abwehr buchſtäblich roher Auffaſſung, ſchon in der Vorrede zu meinem „Hafis“ erklärt. Die Begeiſterung des Dichters kann allerdings auch mit einer durch Weingenuß hervorgebrachten Erhöhung der Lebenskräfte verbunden ſein, ſie iſt es aber nicht weſentlich und nothwendig; und ächte Dichter ſind eben ſo ſehr von dem wüſten Taumel des gemeinen Trinkers, als von der nüchternen Verſtändigkeit des Philiſters entfernt; weder aus dieſer, noch aus jenem wird jemals ein ſchönes Werk der Kunſt entſpringen.

---

k. Das Unbewußte.

1.

„Wenn der alleinige Sitz unſerer Gedanken im Verſtande wäre, ſo würde uns dieſer über vieles

Verborgene, er würde uns über alle Dunkelheiten des Seelenlebens Aufklärungen zu geben vermögen,“ wie aber keineswegs der Fall.

Steinbeck.

2.

Wären wir uns unſer ganz bewußt, ſo wären wir unſere Schöpfer und ſchrankenlos. Ein unauslöſchliches Gefühl ſtellet in uns *etwas Dunkeles, was nicht unſer Geſchöpf, ſondern unſer Schöpfer* iſt, über alle unſere Geſchöpfe.

Jean Paul.

3.

Die Entſtehung aller Hauptgedanken und Ideen iſt gänzlich dunkel.

Steinbeck.

Dieſen Satz ſucht der Genannte in ſeinem Werke: „Der Dichter ein Seher.“ Leipzig 1836. S. 162 ff. zu erhärten und behauptet dann, die tiefe, innere Quelle menſchlicher Gedanken höherer Art ſei der von der *Seele*, als dem Urſprunge und Sitze des gewöhnlichen Bewußtſeins und Denkens, zu unterſcheidende *Geiſt*, ein im Menſchen waltender, verhüllter *Gott*, der *uns* aber nichts Anderes, als die ſich im Menſchen als Geiſt, *Genius*, erweiſende und offenbarende *Natur* im höheren Sinne des Wortes iſt.

4.

Das Mächtigſte im Dichter iſt das *Unbewußte.*
Jean Paul.

5.

Göthe ſchrieb ſeinen Werther „*ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich;*“ er ſchrieb dies Werk, deſſen Wirkung ſo ungeheuer war, „in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen, oder die Behandlung eines Theiles irgend vorher zu Papier gebracht geweſen.“
Dichtung und Wahrheit Buch XIII.

6.

Lord *Byron* „kam zu ſeinen Sachen, wie die Weiber zu ſchönen Kindern; ſie denken nicht daran und wiſſen nicht, wie.“
Göthe bei Eckermann.

7.

Ich ging zu den Dichtern, den tragiſchen ſowohl, als den dithyrambiſchen und den übrigen, nahm von ihren Gedichten diejenigen vor, welche ſie mir am vorzüglichſten ſchienen ausgearbeitet zu haben und fragte ſie aus, was ſie wohl damit meinten. Alle *Anweſenden aber ſprachen beſſer, als ſie ſelbſt, über das, was ſie gedichtet hatten.* Ich erfuhr alſo von den Dichtern in Kurzem dieſes, daß ſie ihre Werke nicht durch Weisheit hervorbringen, ſondern durch eine gewiſſe Naturgabe und im Zuſtande der

Begeiſterung, gleich den Wahrſagern und Orakelſängern. Denn auch dieſe ſagen viel Schönes, wiſſen aber nichts von dem, was ſie ſagen; eben ſo ward mir nur deutlich, daß es auch den Dichtern ergehe.

Sokrates
bei **Plato** in der Vertheidigungsrede.

8.

All unſer redlichſtes Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente.

Göthe.

9.

Es iſt im Gehirne des Menſchen ein allwiſſender Souffleur, wie hinter einer Couliſſe, verſteckt. **Steinbeck.**

10.

Geſtehen wir uns nur offen, wir leben beſtändig, auch wachend, ein gedoppeltes Leben, wovon nur die eine Hälfte in's Bewußtſein tritt! Wenn wir, von einer Idee ergriffen, reden oder ſchreiben, entquellen oft ganz andere, beſſere Gedanken unſerem Geiſte, als die, welche wir mittheilen wollten, und ein uns unbekannter Mitarbeiter ſcheint in der Werkſtätte unſerer Gedanken geſchäftig, uns neue Ideen zu ſouffliren. So viele Gedanken, deren Quelle wir nicht auffinden, ſo manche Entſchlüſſe, deren Urſprung wir nicht entdecken, ſo viele dunkle und doch ſo mächtige Gefühle, deren Wurzeln wir nicht aufzuſpüren vermögen, ſo zahlreiche Vorempfindungen, die uns treiben, ſchrecken, warnen, wären demnach nur Lichtſtrahlen, die aus unſerer unbewußten Welt in die bewußte hineinſcheinen. **Steinbeck.**

11.

Wir können die ſublimſten Werke der höheren Seelenkräfte mit Bewußtſein, aber auch ohne daſſelbe, als bloße Automaten, verrichten. Wir können als Somnambülen die gefährlichſten Oerter erſteigen, durch reißende Ströme ſchwimmen, die trefflichſten Dichtungen entwerfen und in fremden Sprachen reden.

Reil.

Aber wir thun dies alles doch nicht, wie Automaten, ohne geiſtige, ſehr wohl bewußte Innerlichkeit, die nur nicht mit unſerem gemeinen Ich und ſeinem Bewußtſein identiſch; ein ſonſt in uns latentes zweites Bewußtſein, eine zweite, höhere Geiſtigkeit, die mit dem allgemeinen, inneren Weſen der Natur zuſammenhängt, ja Eins mit ihm iſt, hat ſich in unſerem Ich aufgethan und ſpielt ſeine Rolle in ihm.

I. Inſpirative Momente.

Aperçus, Lichtgedanken, Einfälle in höherem Sinne des Worts.

1.

Alle große Menſchen und Genies müſſen hellſehende Momente gehabt haben, in denen ſie ihre großen Gedanken empfingen, in denen ſie zu ungewöhnlichen Thaten und Werken durch einen unerforſchlichen Impuls angetrieben wurden, der in ihnen einen gewiſſen Begeiſterungszuſtand hervorrief und unterhielt, durch den ſie ihre Umgebungen an ſich feſſelten und durch deſſen Zauberkraft ſie ſich und Andere zu unglaublichen Leiſtungen ſtärkten und ſelbſt noch im Unglücke als ungewöhnliche Weſen mit einem Hochgefühle von Seligkeit endeten. **Steinbeck.**

2.

Auch beſchränkte Geiſter haben Augenblicke großartigen Daſeins, und große Genien Augenblicke höherer, göttlicher Offenbarung.

Fr. v. Raumer.

3.

H. Lauvergne[1] ſpricht von den dämoniſchen Charakteren, an denen eine nahe Vergangenheit ſo reich geweſen, und fragt hiebei: „Wer hat nicht die großen Feldherrn des Kaiſerreiches gekannt? Wer hat nicht die einfachſten Männer, wie Michael Ney einer war, bekennen hören, daß in den wichtigſten Augenblicken ihrer Laufbahn ihre Seele von einem Strahle von oben berührt worden ſei? Und hat nicht Napoleon, der ſo hoch über dem gemeinen Aberglauben ſtand und doch ſo feſt an ſich und ſeine Vorgefühle glaubte, hat er nicht ſeinen Generalen vertraut, daß ihn dieſe Vorgefühle nie täuſchten?“

4.

Nach einem Stillſtande von einigen Wochen habe ich wieder die ſchönſten — ich darf wohl ſagen — Offenbarungen. Es iſt mir erlaubt, Blicke in das Weſen der Dinge und ihre Verhältniſſe zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen.

Göthe.

Im Jahre 1788.

5.

Oft bat ich im vergangenen Jahre Gott, er möge mich die begonnene Arbeit[2] vollenden laſſen;

---

[1] „Die letzten Stunden und der Tod“ u. ſ. w. Leipz. 1843. II. S. 45.

[2] Schiller's Leben.

mir ward eine wunderbare Kraft, und das Werk war zur beſtimmten Zeit da. Oft hatte ich in den unruhigen Nächten gleichſam Eingebungen; die Darſtellung reihete ſich ohne mein Zuthun aneinander.

Karoline v. Wolzogen.

Tagebuch unter dem 3. Febr. 1830.
Literariſcher Nachlaß I. Leipz. 1848. S. 98 f.

6.

Göthe äußert bei Eckermann, daß es ihm zu Zeiten mit ſeinen Gedichten ganz eigen gegangen ſei. „Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, ſondern ſie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht ſein, ſo daß ich ſie auf der Stelle inſtinktmäßig und traumartig niederzuſchreiben mich getrieben fühlte. In ſolchem nachtwandleriſchen Zuſtande geſchah es oft, daß ich einen ganz ſchief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieſes erſt bemerkte, wenn Alles geſchrieben war, oder wenn ich zum Weiterſchreiben keinen Platz fand. Ich habe mehrere ſolcher in der Diagonale geſchriebenen Blätter beſeſſen“ u. ſ. f.

7.

. . . . . . was wir in wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Angelegenheiten Aperçus nennen: das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialiſche Geiſtesoperation iſt; man kommt durch

Anſchauen dazu, weder durch Nachdenken, noch durch Lehre oder Ueberlieferung. Ein ſolches Aperçu giebt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weiſe nach dem Unendlichen hindeutet; es bedarf keiner Zeitfolge zur Ueberzeugung; es entſpringt ganz und vollendet im Augenblick, daher das altfranzöſiſche Reimwort:

En peu d'heure
Dieu labeure.

8.

Zum Denken hilft alles Denken nichts; man muß von Natur richtig ſein, ſo daß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns daſtehen und uns zurufen: Da ſind wir. Göthe bei Eckermann.

9.

Zückt vom Himmel nicht der Funken
Der den Heerd in Flammen ſetzt —
Iſt der Geiſt nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergetzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigſte von allen
Herrſchern iſt der Augenblick.

Von dem allererſten Werden
Der unendlichen Natur —
Alles Göttliche auf Erden
Iſt ein Lichtgedanke nur.

Schiller.

10.

Wie die erſte Minerva, ſo tritt mit der Ägis gerüſtet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Schiller.

11.

So oft ein Gedanke des Lichts dir wird,
Es iſt dein liebender Genius,
Der ſchmeichelt dir, liebkoſet dich,
Er will dich locken zum Gegenkuß.

Eingebung iſt Wahrheit geſammt,
Es iſt Liebkoſung und brünſtiglich
Anneigen und Reiz Eingebung all,
Dem Genius ganz zu laſſen dich.

Du Denkender, ſei liebend ſtets
Geneigt zu deinem Genius,
Und ſeiner Fülle ſei gewiß,
Die dich durchſtrömt im Lieberguß!

Bettina.

17.

„Gewiſſe uns plötzlich überraſchende Gedanken, welche die Sprache Einfälle nennt, Gedankenblitze, denen der Weltweiſe oft die lichteſten Ideen, der Feldherr die Entſcheidung einer Schlacht, der Arzt das Rettungsmittel für ſeinen Kranken verdankt," können als wahre Offenbarungen und Eingebungen, als Lichtſtrahlen, die aus höherem Bewußtſein in unſer gemeines hineinfallen, betrachtet werden. „Ja, es läßt ſich annehmen, daß der Fortſchritt in unſeren Wiſſenſchaften, der in ihnen oft hervortretende periodiſche Aufſchwung, meiſt von ſolchen in unbekannter Weiſe entſtandenen Gedanken und Ideen, von ſolchen hellſehenden Momenten der Reflexion abhängt."

Dr. **Steinbeck.**

Der Dichter ein Seher. Leipz. 1836. S. 183.

Ein ärztlicher Einfall jener höheren Art, ein ſolch offenbarender Gedankenblitz ward einſt dem ſo eben citirten Schriftſteller ſelbſt. Er hatte in einem zwei Meilen von ſeinem Wohnorte entfernten Städtchen ein im Sterben liegendes Kind beſucht, dem er nicht zu helfen wußte, und fuhr traurig zurück; da fiel ihm plötzlich ein Mittel bei, das in der Krankheit, an welcher das Kind dahinſtarb, noch niemals angewendet worden; er gab es und ſah davon „den ſchlagendſten und glücklichſten Erfolg."

m. Nothwendigkeit und Gebundenheit. Beſeſſenheit im guten Sinne des Worts. Das ſich der Willkür und Herrſchaft des Menſchen entziehende Göttliche in ihm.

1.

Das eigenthümliche Talent auch der Natur zuwider, *regellos* verfahren, *ſchwärmen* zu laſſen, würde vielleicht originale Tollheit geben, die aber nicht muſterhaft ſein und alſo auch nicht zum Genie gezählt werden würde. Kant.

2.

Das falſche Genie ſetzt ſich über wahre Regeln, das wahre nie über ſolche, ſondern nur über falſche hinweg. Das wahre Genie iſt durchaus geſetzlicher Art und Natur, wenn auch das Geſetz, nach welchem es verfährt, nicht dem Verſtande klar, nicht als ſolches erkannt und anerkannt iſt, wenn es einer falſchen Theorie auch für die Uebertretung eines Geſetzes gilt. Das wahre Genie iſt, je nach Umſtänden, *geſetzbefolgend* und *geſetzverletzend*, in Beziehung auf das zuvor noch nicht zur Erſcheinung und Erkenntniß gekommene, nun aber aus ſeinen Leiſtungen zu abſtrahirende Geſetz auch geſetzgebend oder, ſofern das Geſetz nicht ein erſt menſchlich erfundenes und gemachtes, ſondern in der Natur ſchon längſt, ja von Ewigkeit vorhandenes iſt, geſetzentdeckend und geſetzoffenbarend.

3.

Raphael . . . . der Macht ſeines Geiſtes ſtehet die Weisheit zur Seite, und wie er die Dinge darſtellt, ſo ſind ſie in der ewigen Nothwendigkeit geordnet. Schelling.

4.

Göthe ſpricht von einer Art von Kunſtwerken, deren Anzahl „leider gar zu klein. Sieht man ſie aber, ſo hat man auch nichts zu wünſchen, als ſie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren. Dieſe hohen Kunſtwerke ſind zugleich als die höchſten Naturwerke von Menſchen nach wahren und natürlichen Geſetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt hier zuſammen; da iſt die Nothwendigkeit, da iſt Gott.“

5.

Wie kann man ſagen, Mozart habe ſeinen Don Juan componirt! — Compoſition! — Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zuſammenrührt! Eine geiſtige Schöpfung iſt es, das Einzelne, wie das Ganze, aus einem Geiſt und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Producirende keineswegs verſuchte und ſtückelte und nach Willkür verfuhr, ſondern wobei der dämoniſche Geiſt ſeines Genies ihn in der Gewalt hatte, ſo daß er ausführen mußte, was jener gebot. **Göthe bei Eckermann.**

6.

Göthe iſt nach Heinſe's Ausdruck Genie vom Scheitel bis zur Fußſohle; ein Beſeſſener, füge ich hinzu, dem faſt in keinem Falle geſtattet iſt, willkürlich zu handeln. **F. H. Jacobi**
in einem Briefe.

7.

Vom eigentlich Produktiven iſt niemand Herr; wir müſſen es alle nur ſo gewähren laſſen.
Göthe.

8.

. . . . . Nicht ja die Sänger
Dürfen wir, ſondern allein Zeus ſchuldigen, welcher es eingiebt
Allen erfindſamen Menſchen und ſo, wie er will, ſie begeiſtert.

Odyſſee I. 348 ff.

9.

Mancher will ſich ſelbſt beherrſchen; daran ſcheitert jeder Witz, jede Ausdauer; er muß ſich beherrſchen laſſen durch ſeinen Genius, durch ſeine ideale Natur.

Bettina.

10.

Alles Höchſte, es kommt frei von den
Göttern herab.

Schiller.

11.

Ich war dazu gelangt, das mir inwohnende dichteriſche Talent ganz als Natur zu betrachten, um ſo mehr, als ich darauf gewieſen war, die äußere Natur als den Gegenſtand deſſelben anzuſehen. Die Ausübung dieſer Dichtergabe konnte zwar durch Veranlaſſung erregt und beſtimmt werden; aber am freudigſten und reichlichſten trat ſie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen —
So ging's den ganzen Tag.

Auch bei'm nächtlichen Erwachen trat derſelbe Fall ein, und ich hatte oft Luſt, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu laſſen und mich zu gewöhnen, im Finſtern durch das Gefühl das, was unvermuthet hervorbrach, zu fixiren. Ich war ſo gewohnt, mir ein Liedchen vorzuſagen, ohne es wieder zuſammenfinden zu können, daß ich einigemal an's Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen quer liegenden Bogen zurecht zu rücken, ſondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterſchrieb[1]). In eben dieſem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleiſtift, welcher williger die Züge hergab, denn es war mir einigemal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandleriſchen Dichten aufweckte, mich zerſtreute und ein kleines Product in der Geburt erſtickte. Für ſolche Poeſien hatte ich eine beſondere Ehrfurcht, weil ich mich gegen dieſelben ohngefähr ſo verhielt, wie die Henne gegen die Küchlein, die ſie ausgebrütet um ſich her piepſen ſieht. . . . . Da jedoch eben die Natur, die dergleichen größere und kleinere Werke unaufgefordert in mir hervorbrachte, manchmal in großen Pauſen ruhte, ſo daß ich in einer langen Zeitſtrecke ſelbſt mit Willen nichts hervorzubringen im Stande war und daher öfters Langeweile empfand: ſo trat mir bei jenem ſtrengen Gegenſatz der Gedanke entgegen, ob ich nicht von der andern Seite das, was *menſchlich, vernünftig und verſtändig* an mir ſei, zu meinem und Anderer Nutzen und Vortheil gebrauchen, die Zwiſchenzeit den Weltgeſchäften widmen und dergeſtalt nichts von meinen Kräften ungebraucht laſſen ſollte.

Göthe.

Man ſieht, wie hier Göthe, aus innerer Erfahrung ſprechend, etwas *Uebermenſchliches*, *Ueber-*

---

[1]) Vergl. oben I. Nr. 6. S. 63.

vernünftiges und Ueberverſtändiges, das ſich in ihm und durch ihn offenbare, annimmt und von ſeinem eigentlichen, von ihm als „menſchlich, vernünftig und verſtändig“ bezeichneten Ich unterſcheidet. Es läßt ſich aber im Menſchen erſtlich ſein Ich im ſtrengſten Sinn, die geiſtige Grundlage der Beſonderung und Individualität in ihm, von der Vernunft, ſo wie auch von dem Verſtande im höheren Sinne des Wortes, als einem eigentlich ſchon Uebermenſchlichen und Göttlichen, doch aber ſo allgemein im Menſchen Aufgegangenen und Offenbaren, daß er es gleichwohl als das Seinige betrachten kann; dann aber von beiden noch jene beſondere Manifeſtation des Göttlichen in ihm unterſcheiden, die dem Genie, als ſolchem, und in geringerem Maaße und in mehr vereinzelter, auf ſeltene, ja einzige Momente beſchränkter Weiſe auch wohl Anderen, die darum noch nicht als Genies erſcheinen, zu Theile wird.

12.

. . . . . die Ausſage aller Künſtler, daß ſie zur Hervorbringung ihrer Werke unwillkürlich getrieben werden, daß ſie durch die Produktion derſelben nur einen unwiderſtehlichen Trieb ihrer Natur befriedigen.

Schelling.

13.

Der Künſtler wird unwillkürlich, und ſelbſt mit innerem Widerſtreben zur Produktion getrieben, daher bei den Alten die Ausſprüche: pati deum u. ſ. w., daher überhaupt die Vorſtellung der Begeiſterung durch fremden Anhauch. **Schelling.**

14.

Es iſt gewiß, daß der wahre Dichter zwar ſeine Betrachtungen nach Belieben anſtellen kann, keineswegs aber Herr iſt über das Weſen ſeiner Begeiſterung. Es iſt ſein Genie, was ihn beherrſcht, ſein Genie, das er empfangen, nicht erworben hat; und es iſt ſonderbar, und doch vielleicht wahr, wenn man ſagt, daß man zuweilen dem, was man als Dichter hervorgebracht, fremd iſt als Menſch[1].

Victor Hugo.

15.

Ich darf nur in einer beſtimmten Zeit etwas Beſtimmtes vornehmen müſſen, ſo bin ich ſicher, daß es mir nicht möglich ſein wird.

Schiller
in einem Brief an Göthe 1794

---

[1] Da ich dieſes Werklein (den Werther) ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geſchrieben hatte, ſo verwunderte ich mich ſelbſt darüber, als ich es nun durchging, um daran etwas zu ändern und zu beſſern. **Göthe.**

16.

Mein Rath iſt, nichts zu forciren und alle unproductiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verſchlafen, als in ſolchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man ſpäter keine Freude hat.

Göthe bei Eckermann.

17.

Ich hatte über eine zu verbeſſernde Stelle in einem meiner Gedichte wiederholt nachgedacht, doch ohne zum Zwecke zu gelangen. Nun war ich einmal mit dem Durchſehen eines Manuſkriptes von ganz heterogenem Inhalte beſchäftigt; da drängte ſich in mir plötzlich und ohne allen Anlaß jene Stelle dazwiſchen, und in dem Augenblicke wurde ich mir auch ganz unvermuthet und ungeſucht der mit ihr vorzunehmenden Veränderung bewußt.

So wenig haben wir unſer eigenes tieferes Inneres in der Gewalt; in ſo wunderlicher Weiſe ſpielt es gegen uns die Rolle eines Anderen, das uns ſeine Manifeſtationen verſagt, wenn wir ſie in Anſpruch nehmen, und uns dieſelben ein anderes Mal, wenn wir ſie nicht verlangen, von ſelbſt wie zum Geſchenke macht[1]).

---

[1]) Iſt dies doch ſelbſt in der gemeinen Sphäre des Gedächtniſſes und in Beziehung auf Bewußtſeinsbeſtimmungen der Fall, die wir bereits zu den unſrigen gemacht! Denn wie oft geſchieht es, daß wir uns

II. Reinheit und Unfähigkeit
zu gewinnſüchtiger Berechnung und Speculation.

1.

Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht, als ein
Dichter verſtand.

Göthe.

Epigramme. Venedig 1790.

2.

Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
Musa loqui, praeter laudem nullius avaris.
Romani pueri longis rationibus assem
Discunt in partes centum diducere. . . . . .

Griechen gewährte die Muſe Genie und ſprachlichen
Wohllaut,
Griechen, welche nach Ruhm und nach nichts Anderem
geizten.
Römiſche Knaben jedoch erlernen in langer Berechnung
Hundertfach zertheilen ein As. . . . .

---

z. B. auf einen uns wohlbekannten Namen, der uns aber gerade, wie man ſich merkwürdig ausdrückt, nicht einfallen will, mit aller Anſtrengung, doch vergebens beſinnen, und daß uns derſelbe zu einer anderen Zeit, wo wir uns nicht darum bemühen, auf einmal von ſelbſt in Erinnerung kommt!

Es ſolgt ein kleines Examen, angeſtellt mit dem Sohne des Wechſelers Albanus, worin derſelbe vortrefflich beſteht. Dann heißt es weiter:

. . . . . At haec animos aerugo et cura peculi
Quum semel imbuerit, speramus carmina fingi
Posse linenda cedro et levi servanda cupresso?

. . . . . . Hat dieſer Roſt habſüchtiger Sorge ſich
einmal
Um die Seele gelegt, wie können Lieder entſtehen,
Wie man ſie legt, voll Cedernöls, in cypreſſene
Schreine?

Horat.
de art. poet. 323 — 332.

3.

In einer engliſchen Manufakturſtadt iſt ein Grabſtein, deſſen Inſchrift von einem gewiſſen Claudius Philipps ſpricht, den ſeine gänzliche Verachtung des Reichthums und ſein unnachahmliches Violinſpiel zum Gegenſtande der Bewunderung für alle gemacht, die ihn gekannt.

Bulwer
in dem Romane: Zanoni.

4.

Ein armer Improviſator, der eine geraume Zeit gedichtet hatte und endlich umherging, um von den Umſtehenden in einem ſchlechten Hute Geld zu ſammeln, war noch ſo ſehr in Eifer und Feuer, daß er nicht aufhören konnte, zu deklamiren und mit Armen und Händen ſo lange fortgeſtikulirte, bis all ſein zuſammengebetteltes Geld verſchüttet war.

Hegel.
Aeſthetik. I. Berlin 1835. S. 367 f.

5.

Ein Problem der Statik mit Hülfe der Rechnung zu löſen, iſt eine Kunſt, die man erlernen kann; aber von Gott begabt iſt der Geiſt, der es, ohne die dazu als erforderlich betrachtete Bildung zu haben, ja faſt ohne es nur zu wiſſen, löſt. Ein ſolcher war der arme, aber mit dem außerordentlichſten Genie begabte Seemann, der oft die größten Talente, die rathlos zu ihm kamen, aus ihren Verlegenheiten zog. Ich erinnere mich, wie er eine für den Vicekönig von Aegypten gebaute Fregatte, die beim Herablaſſen vom Stapel fehlgeglitten war, mittels eines höchſt einfachen Apparates aufhob. Und dieſer Mann verlangte keine Belohnung für das großartige Werk, das er vor den erſtaunten Blicken von ganz Marſeille zu Stande brachte. Er iſt nachmals geſtorben, wie er gelebt, arm, rechtſchaffen, einfach und fromm.

H. Lauvergne.
„Die letzten Stunden und der Tod“ u. ſ. w.
Leipz. 1843. II. S. 68 f.

c. Die eigenthümlichen und wunderbaren Phänomene der Kunſtwirkung.

1.

Phidias hat den Griechen den olympiſchen Zeus gebildet, und als ſie ihn ſahen, ſagten ſie: Das iſt der olympiſche Zeus. **Hegel.**

2.

Das Schöne iſt da; es iſt abſolut; die Seele fühlt es, wenn es ſich darbietet — das iſt alles, was man mit Gewißheit wiſſen kann.

Vergl. Blätter für literar. Unterhaltung vom
2. Juni 1848. S. 616.
„Ueber das Kunſtſchöne“ nach Töpffer.

3.

Dies iſt der Geiſt, der nie Beweiſe giebt, nur ſich und ſeine Anſchauung, und dann vertrauet auf den verwandten. **Jean Paul**

über das Genie, in deſſen „Vorſchule der Aeſthetik.“

4.

Das Genie offenbart das Rechte, das ein bloß menſchliches Vermögen nicht erfunden und getroffen hätte, das aber, wenn es da iſt, als ſolches allgemein gefühlt, erkannt und anerkannt wird[1]). Ganz anders iſt es mit jenen angeblichen Offenbarungen der Religion im herkömmlichen Sinne des Wortes beſtellt; da widerſtreitet immer und ewig Gefühl und Verſtand, und man muß dieſe gewaltſam unterdrücken, um jenen beiſtimmen zu können.

5.

Das Schöne iſt immer das Ueberraſchende.

Gutzkow.

6.

„Sie iſt zum Erſchrecken ſchön", hörte ich von einem ſchönen Weibe ſagen. Als ein ſo Fremdartiges tritt uns das Schöne entgegen; und doch iſt es uns zugleich ſo bekannt und ſo vertraut in unſerem Innerſten.

7.

So wie den Sänger ein Mann anſchaut, der, gelehrt von den Göttern,
Singt geordnete Worte, der Sterblichen Herz zu erfreuen;
Immer noch mehr verlangen die Hörenden, wenn der Geſang tönt.

Odyſſee XVII. 518 ff.

---

[1]) Geiſt und Kunſt auf ihrem Gipfel
Muthen alle Menſchen an.
Göthe.

8.

Wenn man Verſe leicht im Gedächtniß behält, ſo iſt dies nach d'Alembert ein Zeichen von ihrer Güte.

Melodien, die man nicht leicht lernt und behält, ſind ſchwerlich von der ächten Art. Diejenigen, die es ſind, prägen ſich dem Gedächtniß ſchnell und unvergeßlich ein.

9.

Auch ohne den Glanz des Orcheſters dringt jede der Melodien Mozart's tief in's Innere ein.

Hoffmann.

10.

.... das wundervolle Geheimniß, daß ein äußeres Werkzeug (das muſikaliſche Inſtrument) zum vollkommen beſeelten Organ (der künſtleriſchen Thätigkeit) wird. Hegel.

Aeſthetik III. Berlin 1838. S. 219.

11.

Ich kannte einen jungen Virtuoſen, dem das Erzittern ſeiner Violine in die Bruſt drang, der es da empfand, als könnte er es ſehen, als ſeien die Saiten durch ſeine Bruſt gezogen. War er einmal im Feuer, ſo wurde er mit ſeinem Inſtrumente ganz eins; durch ſelbiges ſprach er, ſang er, drückte er ſeine Seelenzuſtände und ſeine Beſtrebungen aus.

H. Lavergne.

Wer Bulwer's „Zanoni“ geleſen, wird ſich hier wohl der in dieſem Romane vorkommenden Schilderung des Violiniſten Gaetano Piſani erinnern.

12.

Börne in ſeinen Briefen aus Paris ſpricht von dem unbeſchreiblichen Eindrucke, den Paganini in ſeinem erſten Concerte gemacht und ſagt da unter Anderem: „Die Pariſer Zeitungsſchreiber ſind noch gar nicht zur Beſinnung gekommen; dieſe Wort-Millionäre wiſſen zum erſten Male nicht, was ſie ſagen ſollen. Nur einige Seufzer und große Redensarten haben ſie einſtweilen in die Welt geſchickt und verſprechen umſtändlichere Kritik auf ſpätere Tage. Das Erhabenſte, was über Paganini geſagt worden, iſt: man habe zwei Stunden lang die Polen vergeſſen. Der große Violinſpieler Baillot wurde von Madame Malibran gefragt, was er von Paganini denke. Er antwortete: Ah, Madame, c'est miraculeux, inconcevable; ne m'en parlez pas, car il y a de quoi rendre fou.“

13.

Manchmal gedenke ich auch des alten, lieben Mährchens von dem Fiſcherknaben, der am Strande den nächtlichen Reigen der Meerniren belauſcht hatte und nachher mit ſeiner Geige die ganze Welt durchzog und alle Menſchen zauberhaft entzückte, wenn er ihnen die Melodie des Nixenwalzers vorſpielte. Dieſe Sage erzählte mir einſt ein Freund, als wir, im Conzerte zu Berlin, ſolch einen wundermächtigen Knaben, den Felix Mendelsſohn-Bartholdi, ſpielen hörten.

H. Heine.

14.

Unter allen denen, welche die Erde bewohnen, ſind die reinſten, die treuherzigſten, die, welche die Menſchheit am meiſten beglücken, diejenigen, welche dazu geboren ſind, aus der Tiefe ihres Herzens die Sprache zu reden, die im Himmel gehört wird — die Muſik. Wer ſie ſpricht, dieſe Sprache, iſt ein Halbgott, und wer ſie verſteht, auch wenn er ſie nicht nachzuſprechen vermag, iſt immer wenigſtens als ein höheres Weſen gegen den zu betrachten, dem der Sinn dafür mangelt. Völker, die den Geſang lieben, ſind beſſer und Gott wohlgefälliger. In der Muſik ſpricht die Stimme der Mutter zu uns, wenn uns die wirkliche Mutter fehlt; ſie iſt die tröſtende Stimme, das erheiternde Lächeln, der ſchlummergebende Trank, der Engel, der uns den Himmel öffnet, die eben ſo unwiderſtehliche, als ſanfte Gewalt, die uns den Bekümmerniſſen der Erde entrückt.

H. Lauvergne.

15.

Da ſchwebt Muſik heran mit Engelſchwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,

Des Menſchen Weſen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne;
Das Auge netzt ſich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne, wie der Thränen.

Göthe.

p. Die Unzulänglichkeit, ja Falſchheit der Theorie,

namentlich in Beziehung auf Muſik.

1.

Die Geſetze der Poeſie und Malerei ſind bis auf einen gewiſſen Grad wohl mitzutheilen; um aber ein guter Poet und Maler zu ſein, bedarf es des Genies, das ſich nicht überliefern läßt.

Göthe bei Eckermann.

2.

In keiner Kunſt iſt die Theorie ſchwächer und unzureichender, als in der Muſik. **Hoffmann.**

3.

Nichts iſt unzulänglicher, als das Theoretiſiren in der Muſik. Hier giebt es freilich Geſetze, mathematiſch beſtimmte Geſetze; aber dieſe Geſetze ſind nicht die Muſik, ſondern ihre Bedingniſſe, wie die Kunſt des Zeichnens und die Farbenlehre, oder gar Palett und Pinſel nicht die Malerei ſind, ſondern nur nothwendige Mittel. Das Weſen der Muſik iſt Offenbarung; es läßt ſich keine Rechenſchaft davon geben, und die wahre muſikaliſche Kritik iſt eine Erfahrungswiſſenſchaft. **H. Heine.**

Salon IV. Hamburg 1840 S. 289.

4.

Dem Genie in der Muſik ſteht der bloß Gelehrte in der Muſik immer als ein Holzbock gegenüber. **Bettina.**

5.

Generalpaß! — Wenn du ahnen könnteſt, welches Ideal mir in dieſem Worte vor den Sinnen ſchwebt und welchen alten Manſchettenkerl mir die Lehrer vorführen und behaupten, das ſei er — du würdeſt mich bedauern, daß ich den Genius unter dieſer Geſtalt ſoll wiedererkennen müſſen. **Bettina.**

6.

Zelter läßt nichts die Mauth paſſiren, was er nicht ſchon verſteht, und eigentlich iſt doch nur das Muſik, was da beginnt, wo der Verſtand nicht mehr ausreicht. **Bettina.**

7.

Wie iſt doch die Muſik etwas ſo höchſt Wunderbares und wie wenig vermag der Menſch ihre tiefen Geheimniſſe zu ergründen!

Es giebt Augenblicke, in denen mir die muſikaliſchen Zahlenverhältniſſe, ja die myſtiſchen Regeln des Contrapunktes ein inneres Grauen erwecken. Muſik -- mit geheimnißvollem Schauer, ja mit Grauſen nenne ich dich — dich in Tönen ausgeſprochene Sanskritta der Natur! Der Ungeweihte lallt ſie in kindiſchen Lauten nach; der nachäffende Frevler geht unter in eigenem Hohn.

Hoffmann.

8.

Das ſeligſte Genügen des Geiſtes entſteht im Reiche der Töne allemal erſt dann, wenn Melodien ihm zudringen, wie er ſelbſt ſie nicht zu ſchaffen vermag, wie ſie ihm aber doch ſo durchaus gemäß ſind, daß er in ihnen ſich ſelbſt gleichſam vervollſtändigt findet, und wenn in dieſen Melodien ihm Alles neu und doch Alles ſo nothwendig, ſo organiſch bedingt und darum wieder ſo bekannt vorkommt, daß er im voraus gewiß iſt, es könne nicht anders kommen, als es kommt. Dieſes Genügen iſt daher eigentlich auch allein der Prüfſtein der vollendeten Schönheit eines großen muſikaliſchen Werkes.

Carus.

9.

Am liebenswürdigſten iſt uns immer der Genius **Kreutzer's** in der Muſik zu **Raimund's** „Verſchwender“ erſchienen. Hier erhebt er ſich in dem Liede des Bettlers in der einfachſten Sangweiſe zu wahrhaft erſchütterndem tragiſchen Ausdrucke, wie ihm derſelbe unſers Wiſſens ſonſt nirgend gelungen iſt. Da mag man wohl merken, daß nicht die vielen Noten, nicht die fette Inſtrumentirung die höchſte Macht der Töne in ſich ſchließen, ſondern daß eben der ſchlichte Liederklang die größten Wunder wirkt.

Aus einem öffentlichen Blatt.

10.

Die Melodie allein iſt es, aus der die unüberwindliche Macht leidenſchaftlicher Accente entſpringt; nur auf ihr beruht alle Gewalt der Muſik über die Seele. Machen Sie die allergelehrteſten Folgen von Accorden, ohne Melodie hineinzumiſchen; Sie werden, ehe noch eine Viertelſtunde vergangen, Langeweile empfinden. Schöner Geſang hingegen ohne alle Harmonie widerſteht ſehr lange der Sättigung.

Rouſſeau.

11.

Nicht die Herrſchaft über das Reich der harmoniſchen Verhältniſſe, nicht das kunſtreiche Ordnen und Handhaben complicirter und quantitativ impoſanter

Tonmaſſen und das darauf beruhende Erſchaffen großer Werke iſt es, was die größte, eigentlichſte, ſpeciellſte Begabung für dieſe Kunſt erfordert und beurkundet, was die ganz beſondere Sache des Genies, als ſolchen, iſt, und was ſomit die erſte Stelle in unſerer Bewunderung und Hochſtellung muſikaliſcher Schöpferkraft und Meiſterſchaft verdient; denn zu dergleichen kann man ſich auch ſchon bei nicht außerordentlicher Naturanlage durch Lernen, Studium, Fleiß und Anſtrengung befähigen; ganz anders iſt es hingegen, was das Hervorbringen *ſchöner, reizender, allgemein anſprechender, hinreißender, entzückender Melodie* betrifft. Hier verbergen ſich Regeln und Geſetze, die niemand kennt, die ganz unergründlich ſcheinen, nach welchen aber das Genie gleichwohl bewußtlos zu Werke geht. Ein ſehr ſachverſtändiger, gelehrter und wohlerfahrner Muſiker und Componiſt vermag vielleicht keine einzige Melodie zu erfinden, die Allen ſogleich, wie ſie ertönt, bezaubernd in Ohr und Herz eindringt und ſich für immer in's Gedächtniß prägt, ſo wie es bei allen genialen Melodien der Fall; ein muſikaliſch weit weniger unterrichteter und gebildeter Menſch hingegen, ja ſelbſt ein ſolcher, dem alle bezügliche Erudition und Bildung gebricht und der namentlich nie etwas vom muſikaliſchen Satze gehört, macht vielleicht etwas der Art, womit jener, der inſofern gegen ihn nur ein armſeliger Stümper iſt, für ſein Leben gern ſein reiz- und effektloſes Opus ſchmückte.

12.

Die Theorie hinkt der aus unbewußter Tiefe quellenden ſchöpferiſchen Praxis des Genies ſchwächlich und unſicher nach; und ſteht etwas da, was man für Theorie ausgiebt und wonach ſich der Künſtler praktiſch richten ſoll, ſo iſt es theils unzulänglich, theils ſogar falſch. Aber eine wahre, vollſtändige, allgemein gültige Theorie iſt der Praxis, ſofern dieſe keineswegs auf Willkür beruht, ſondern ein Syſtem von ganz beſtimmten Regeln und Geſetzen enthält und offenbart, doch nothwendig vorausgeſetzt; und dieſe Theorie — denn wo ſollten wir ſie ſonſt ſuchen und hinverſetzen? — iſt im göttlichen Geiſte der Natur vorhanden, der in dem genialen d. h. durch natürliche Anlage, Begeiſterung und Eingebung das Rechte treffenden Künſtler wohnt und wirkt.

9. Zwiſchenrede des Sammlers
im
Uebergange zu dem Folgenden.

Wir gehen in der nun weiterhin folgenden Partie dieſes Buches zu einer Art von Erſcheinungen über, die wir in allgemeinerer Weiſe ſchon Band II. S. 176 — 202 in Betrachtung gezogen und der wir uns in einem der ſpäteren Bücher, wo das Schickſal des Individuums im Tode zu erörtern, noch einmal unumgänglich werden zuwenden müſſen — es iſt diejenige, die unter dem Namen des Somnambulismus und Magnetismus bekannt. Da nun dieſelbe ſo äußerſt bedeutungsvoll und unentbehrlich für uns iſt, ſonderbarer Weiſe jedoch von einer entſchieden gegneriſchen Partei auf das anſpruchvollſte occupirt und zu ihrem ganz beſonderen Nutz und Frommen verwendet zu werden pflegt, während der moderne Progreſſismus ſo blind und negativiſtiſch bornirt iſt, ihr dieſen ungeheueren Beſitz und Vortheil, den er ſich ſelbſt nicht anzueignen verſteht, ganz unbeſtritten und unverkümmert zu laſſen, ſo drängt es uns, hier unſererſeits gegen den, wie leicht zu zeigen, durchaus unſtatthaften Gebrauch zu proteſtiren, den jene Partei von den erwähnten Phänomenen macht, ſo wie denjenigen, den wir uns von ihnen zu machen erlauben, und der innerhalb der neuen Religion und ihrer Theologie überhaupt von ihnen zu machen ſein wird, als den allein in der Natur derſelben gegründeten auszuſprechen und zu rechtfertigen. Die Sache iſt nehmlich dieſe.

Unſere pietiſtiſchen und jeſuitiſchen Spiritualiſten, Romantiker, Reactionäre und Reſtauratoren werfen ſich mit Begierde auf alles Wunderbare und Außerordentliche, was im Naturgebiete zu Tage kommt, indem ſie durch daſſelbe den rationaliſtiſchen und materialiſtiſchen Unglauben — einen ihrer übernatürlich ſpiritualiſtiſchen Phantaſtik und unſerem das geheimnißvolle Innere der Dinge betreffenden Naturglauben gemeinſchaftlichen

Gegner — zu beſiegen, die angeblichen Wunder ihrer ſpecifiſchen Ueber- und Widernatur durch die thatſächlich vorliegenden der Natur zu beglaubigen und ſo ihre welthiſtoriſch geſunkene Sache zu ſtützen und wieder aufzurichten trachten. Hier waltet indeſſen die heilloſeſte Vermiſchung und Verwechſelung ganz heterogener Begriffe, Principien und Gegenſtände ob, die nicht länger zu dulden, der endlich einmal ein entſchiedenes Ziel zu ſetzen iſt. Denn woran es jener Menſchenklaſſe gelegen iſt, und was ſie bewahrheiten möchte, das iſt das über Welt und Natur hinausliegende Unwahre, Unwirkliche und Unmögliche, das ſind die transcendenten Chimären und Lügen der Schwärmerei und des Pfaffenthums, um deren willen gefodert wird, die koſtbaren Wahrheiten und Realitäten unſeres natürlichen Daſeins zu opfern; was ſie aber durch die an's Licht gezogenen und nachgewieſenen Thatſachen jener Art in der That dokumentirt, das iſt nur das tiefe Innere der vom Chriſtenthum principiell negirten Natur, Welt und Wirklichkeit ſelbſt, welches der älteren Chriſtenheit conſequent als etwas keineswegs Göttliches, für ihre ſupra- und antinaturalen Glaubensvorſtellungen und Intereſſen in poſitiven Anſpruch zu Nehmendes, ſondern ganz im Gegentheil als etwas Teufliſches, dem chriſtlichen Gott und Himmelreiche im äußerſten Grade Entgegegengeſetztes galt, vergl. oben Abth. II. A. Nr. 6. C. b. Nr. 9. f. Nr. 13. und unten r. Nr. 8. 32—34. Dieſes Innere mit all den Wundern ſeines Hervortretens in die Erſcheinung, ſo wie ſie ſich in der hier wiederholt berührten ſomnambülen, divinatoriſchen und prophetiſchen Sphäre präſentiren, gehört evident nicht jenen altregiöſen Schwärmern und Pfaffen an, und ſie haben es von Rechtswegen durchaus nicht zu ſich heranzuziehen und für ihre reactionären und reſtauratoriſchen Zwecke auszubeuten; es iſt vielmehr das ganz ſpecielle Eigenthum der aus den altreligiöſen Kreiſen völlig herausgetretenen, ihnen oppoſitionell entgegenſtehenden neuen Religion, und dieſer allein ziemt es, davon, als dem Ihrigen, Gebrauch zu machen und ſich der auf dieſe Weiſe zu gewinnenden Reſultate zu erfreuen. Und wenn ſie es iſt, die dies thut, ſo leidet die Sache auch keine Gewalt; ſie beharrt dann in ihrer urſprünglichen Wahrheit und Reinheit; es miſchen ſich keine heterogenen Elemente ein, und es iſt ein gedeihlicher Fortſchritt in der Erkenntniß und Anerkennung derſelben möglich; jene aber haben ſie mit antinaturaliſtiſchem und antikosmiſchem Spiritualismus und Transcendentismus, mit retrogradem Pietismus und Katholicismus amalgamirt und hiedurch ſo heillos und abſtoßend verfälſcht und verpfuſcht, daß eine nur um ſo größere und allgemeinere Antipathie dagegen entſtanden iſt und daß man ſo häufig und vielfach nichts wiſſen will von Gegenſtänden und Materien, die jenes obſkurantiſtiſche Geſindel an ſich geriſſen, in ſeiner barbariſch tendenziöſen Weiſe gehandhabt und für ſo widermenſchliche und fortſchrittfeindliche Intereſſen in's Feld geführt hat.

r. Kunſt und Wiſſenſchaft
in ihrer
Beziehung zur ſomnambülen Bewußtſeins- und Offenbarungsſphäre.

1.

Wir ſehen und werden ſelbſt wider Willen davon überzeugt, wie auch Hensler[1] ſagt, daß unſer gewöhnlicher Lebenszuſtand mit ſeinem Denken, den wir ſo lange als den einzig möglichen gekannt, und dem wir Jahrhunderte lang ſo hohe Fähigkeiten zugetraut haben, wirklich weder der einzige Zuſtand auf unſerer Lebensbahn, noch auch der höchſte Erkenntnißzuſtand während derſelben iſt, ſondern daß es für uns auch noch andere, ſogar fähigere Zuſtände giebt, ſowohl in Bezug auf geiſtige Erkenntniß, als auch in Rückſicht auf den Urſprung unſerer ganzen Gedankenfülle.

Steinbeck.

2.

Wie ſollte man wohl, wenn keine höhere Quelle der Gedanken exiſtirte, das weit ſchärfere Denken vieler Menſchen im Schlummer und Traume, als im Wachen, welches Phänomen wir an vielen Perſonen beobachtet haben, ferner das freiere, tiefere Denken, das lebhaftere Vorſtellen, das ſchnellere und ſchärfere Urtheilen und die klarere Erinnerung in die fernſte Vergangenheit im Hellſehen erklären, bei welcher Erinnerung es merkwürdig iſt, daß dieſelbe ſich auch bisweilen auf ſolche Vorgänge erſtreckt, die dem Anſcheine nach von den Sinnen nie wahrgenommen worden ſind, und deren wir uns im wachen Zuſtande nie bewußt geweſen; wie ſollte man ſich ferner das evident erwieſene Wiſſen des Menſchen im Hellſehen vorſtellen, indem ſich daſſelbe oft auf die unbekannteſten Fächer des Wiſſens überhaupt mit bewundernswerther Genauigkeit und Richtigkeit erſtreckt, wie z. B. neuerdings in der Erziehungsanſtalt des Herrn von Autoroche zu Clermont, wo ſich mehrere Fälle von freiwilligem Somnambulismus ereigneten, in welchem ſämmtliche Kranke, bei allen jenem Zuſtande eigenthümlichen Symptomen, beſonders engliſch und deutſch von Literatur, Geſchichte, Naturgeſchichte, Mathematik, Feldmeßkunſt, Zeichnen u. ſ. w. mit bewundernswerther, ſonſt nicht gehabter Kenntniß und Genauigkeit ſprachen, ein Schüler ſogar in jenem Zuſtande die Oberfläche des erſten Hofes ſehr richtig vermaß, was er im gewöhnlichen Zuſtande nicht würde haben vollbringen können! — Wie anders iſt es zu erklären, wenn der Hellſeher die Gedanken Anderer lieſt und ſchon die Fragen beantwortet, ehe ſie ausgeſprochen wurden, wie bei Gregorius Lopez, als allein durch ein unmittelbares Erkennen und Denken des Geiſtes, der in ſeiner freieren Exiſtenz, z. B. im höheren Traume, Kräfte und Fähigkeiten entwickelt, die im Wachſein nicht vorhanden ſind. Nur eine ſolche Annahme reicht aus, wenn man lieſt, wie Galen einen Theil ſeiner ärztlichen Erfahrungen nächtlichen Träumen verdankte, wenn ferner der Fall vorkommt, daß Hellſehende, ohne nach dem Erwachen auch nur ein einziges Wort davon zu wiſſen, ſich ſelbſt Verordnungen von oft ganz unbekannten, aber ungemein hilfreichen, Arzeneimitteln und Kräutern machen, deren Wirkungen und Kräfte dem unmittelbar das Weſen erkennenden Geiſte bekannt ſind, weßhalb auch die Chineſen die Erkenntniß der Kräfte der erſten hundert Pflanzenarten einem göttlichen Arbeiter zuſchreiben, wie denn überhaupt nach Jamblich die Heilkunde ſelber durch die Anordnungen nächtlicher Erſcheinungen in heiligen Träumen entſtanden iſt, weßhalb auch in Aſklepios Tempeln die Krankheiten durch göttliche Träume geheilt wurden, wie z. B. der unter den Antoninen lebende Redner Aelius Ariſtides in ſeinen heiligen Reden von ſich ſelber erzählt, deſſen durch den Tempelſchlaf bewirkte Kur und Krankheitsbericht man ein hellſehendes Tagebuch nennen könnte. Die in ſolchen Träumen angegebenen und nachher als hilfreich erprobten Heilmittel wurden aufgeſchrieben und als Votiotafeln aufbewahrt. Alſo auch die Heilkunde weiſet in ihrer wunderbaren Entſtehung auf eine unbekannte, weiſe Kraft im Menſchen hin, die ſelbſtſtändig denkt, und man muß noch mehr davon überzeugt werden, wenn man ferner, als einen Beweis der ewig thätigen Kräfte des immer wachen Geiſtes, die Erzählung des geh. Kirchenrathes Schwarz in Heidelberg lieſt, wie derſelbe als ein achtzehnjähriger Jüngling, wo er die mathematiſchen Vorleſungen des trefflichen Böhm beſuchte, im Traume ſchwierige Aufgaben gelöſt, ja einſt, aus einem ſolchen Traume erwacht, ſich an den Tiſch geſetzt und einen ſchwierigen Lehrſatz der Dioptrik hingezeichnet und bewieſen habe, worauf er, nach einem neuen Schlafe und dem Erwachen daraus mit Befremden die nächtliche Arbeit betrachtete und den vorher mit Leichtigkeit geführten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen vermochte. Und ſolche Beiſpiele ſind nicht ſelten; ſo erfuhr Franklin den Ausgang eines Tagesgeſchäftes im Traum, Condillac brachte, während er ſeine Cours d'études ſchrieb, öfters einen am Abend abgebrochenen Abſchnitt im Traumzuſtande vollends zu Ende; Mathematiker, wie Krieger, löſten im Traume ſchwierige Aufgaben; der berühmte Buchdrucker Oporinus fuhr im Traume mit ſeinen Correkturarbeiten fort; Andere, wie Haller und jene Beiden, über welche Blancard und Heinrich ab Heer berichten, machten Gedichte, u. ſ. w.

---

[1] Ueber die Wirkung des thier. Magnetismus auf Menſchen und Natur. Würzburg 1832. S 30.

Steinbeck.

Vergleiche Schubert's Geſchichte der Seele. Stuttg. und Tübingen 1833. §. 27. S. 414 f. 418 f. Ueber die Bedeutung, welche der Ausdruck Geiſt bei Steinbeck hat, ſ. oben in dieſer II. Abtheilung. C. I. Nr. 3.

3.

Einige Träume zeigen ungemein viel Ordnung und die einzelnen Vorſtellungen ſind auf's genaueſte und richtigſte miteinander verbunden. Man hat Beiſpiele von Männern, die vor dem Schlafengehen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände nachdachten, im Traume ihre Meditationen fortſetzten und endlich auf Reſultate und Entdeckungen geriethen, welche ſie wachend lange vergeblich geſucht. Herrn R. Reinhold fiel auf dieſe Weiſe die Deduction der Kategorien mit aller Klarheit und Deutlichkeit ein. Ein Anderer dachte beim Schlafengehen über ein Problem der höheren Mathematik nach und fand die Auflöſung, die er im Traume gefunden, als er erwachte, ganz befriedigend. Derſelbe machte ehedem im Traume viele lateiniſche Sinngedichte und Elegien. Aus dieſen Beiſpielen erhellt, daß es Träume giebt, woran der Verſtand, die Vernunft und die Urtheilskraft großen Antheil nehmen. **M. Wagner,**

Beiträge zur philoſ. Anthropologie.
Wien 1794. I. S. 230 f.

So unwahr iſt Hegel's Behauptung, daß „Verſtand und Vernunft — die Weiſen des eigentlichen Denkens — nur im Wachen thätig“ [1]).

---

[1]) Unter den von Hahnemann verzeichneten Arzeneiwirkungen des Goldes iſt folgende: „Angenehme und ſehr verſtändige, doch wenig erinnerliche Träume.“ Unter „Guajak“ ſteht: „Lebhafter Traum von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden.“ Unter „Chamille“: „Er hält im Traume Reden mit lebhaftem Gedächtniß und Nachdenken.“ Unter „Ignazbohne“: „Träume mit Nachdenken und Ueberlegung.“ — „Träume voll gelehrter Kopfanſtrengungen und wiſſenſchaftlicher Abhandlungen“ u. ſ. w.

4.

. . . . jene merkwürdigen Träume, in welchen ein ähnlicher Zug der Seele gegen ein entferntes oder künftiges Heilmittel gefunden wird, als der mittelſt des Geruches wirkende Inſtinkt, der den verwundeten Hirſch und andere kranke Thiere zu dem heilſamen Kraute führt, deſſen ſie im geſunden Zuſtande nie begehrt. So in jenem von Avicenna erzählten Falle von dem Kranken, welchem im Traume das Heilmittel der Zungenentzündung, woran er litt, empfohlen wurde. Auf eine Kenntniß dieſer Fähigkeit der Seele gründete ſich ſchon die alte Sitte, die Kranken, damit ſie träumend das Heilmittel erführen, in den Tempel des Aesculap zu legen, oder ihnen den traumerregenden Amethyſt — den Traumſtein der Rabbinen — anzuhängen. Nicht ſelten bezieht ſich dies träumende Ferngefühl nicht bloß auf die Krankheit des eigenen, ſondern auch auf die des fremden Leibes. So in dem Traume Alexanders des Macedoniers, der für den gefahrvoll verwundeten Freund (Ptolemäus) das rechte Heilmittel andeutete, und in dem von Plinius berichteten Traume einer Mutter, der dieſe antrieb, dem Sohne, der ohne ihr Wiſſen von einem tollen Hunde gebiſſen und bereits waſſerſcheu war, die Wurzeln der Waldroſe (wahrſcheinlich Belladonna) in's Lager zu ſenden, wodurch er denn auch in der That gerettet ward.

Schubert.

Geſchichte der Seele, 2. Ausg. S. 118,
mit den Citaten daſelbſt.

5.

Campanella träumte Schlüſſe und Gedichte und ſchrieb dies Engeln und Teufeln zu[1] — welches Letztere, wenn es wirklich der Fall war, mit den ſonſtigen tiefen Einſichten dieſes Denkers, wie ſie ſich oben II. A. Nr. 6 und unten in dieſer Abtheilung C. I. Nr. 3 und 9 darſtellen, in ſonderbarem Widerſpruche ſteht.

6.

In einem im Moritziſchen Magazin Bd. V. St. I. S. 55 verzeichneten Falle hatte Jemand ein halbes Jahr vor ſeinem Tode eine Reihe höchſt merkwürdiger hellſeheriſcher Traumgeſichte, wovon in einem der folgenden Bücher näher die Rede ſein wird, dachte träumend darüber nach, machte, ebenfalls im Traume, ein Gedicht darüber und ſetzte es zugleich in Muſik, was alles, die Traumgeſichte, das Gedicht und die Compoſition, von ihm nach dem Erwachen niedergeſchrieben wurde.

7.

Nicht ohne tiefere Bedeutung war Apollo der Gott der Dichter, der Seher und der Arzeneikunde zugleich. Schlafwachen geht in Innern die Kraft zu dichten, zu ſehen und zu heilen auf. Ich kenne ein

---

[1] Carriere, philoſ. Weltanſchauung der Reformationszeit. Stuttg. und Tübingen 1847. S. 550.

Bauernmädchen, das nicht zu ſchreiben vermochte, im magnetiſchen Zuſtand aber immer in gebundener Rede ſprach. Galen verdankte einen Theil ſeiner ärztlichen Erfahrungen nächtlichen Träumen[1]).

J. Kerner.

Seherin v. Prevorſt I. S. 57 der 2. Ausgabe.

8.

Somnambulen, ſelbſt aus den ungebildeteren Volksklaſſen, reden nicht nur eine reinere Sprache, und mit größerem Wohllaut der Stimme, ſondern auch gerne in Verſen, in poetiſchen Bildern und geſchmückter Sprache, auf dieſelbe Weiſe wie bei Künſtlern ſich oft im Schlafe und Traume die künſtleriſche Produktionskraft in enormer, im wachenden Leben nicht gekannter Stärke zeigt. Dem berühmten Componiſten Tartini erſcheint im Traume der Teufel, ſpielt auf der Violine eine Sonate und ſpricht: „Tartini, ſpielſt du auch ſo?“ Der Künſtler erwacht, wiederhohlt das Gehörte und ſo entſteht Tartini's Meiſterwerk, die ſogenannte Teufelsſonate.

Kieſer.

Beſtimmter wird letztere Geſchichte alſo erzählt. Tartini, nachdem er zu Padua die Rechte ſtudirt und wegen gewiſſer Jugendſtreiche die Flucht ergriffen hatte, lebte verborgen in einem Minoritenkloſter zu Aſſiſi und beſchäftigte ſich mit Muſik und Uebungen auf der Violine. Da erſcheint ihm im Traume der Teufel und ſagt: „Du biſt nur ein alltäglicher Geiger und ein kalter, empfindungsloſer Componiſt; da kann ich's beſſer.“ Nun ſpielt er eine Sonate, wie Tartini noch keine gehört; dieſer erwacht, ſpringt auf, will die Sonate zu Papier bringen, aber was er zu Stande bringt, bleibt weit hinter dem Vorbilde zurück, und der Teufel hat Recht gehabt: er kann's beſſer. Dieſe Teufelsſonate (sonate ou le trille de diable) ward und blieb indeſſen Tartini's berühmteſtes Werk, hatte auch für ihn ſelber ſo groſſe Bedeutung, daß ſie beſtändig in ſeinem Zimmer, der Thüre gegenüber, an der Wand hing. — Daß es der Teufel iſt, der hier die höhere Kunſtfähigkeit entwickelt und dem ein Meiſter der Kunſt ſein beſtes Produkt verdankt, gehört jener altchriſtlichen Weiſe der Auffaſſung und Vorſtellung an, in welcher die der Natur und Welt lebendig inwohnende, ſich im Menſchen als Genius manifeſtirende höhere Macht und Intelligenz die Geſtalt einer kakodämoniſchen Potenz und Perſönlichkeit erhält; vergl. Heine, Salon II. Hamburg 1835. S. 20. ff. III. Hamburg 1837. S. 45 ff. Athenäum. Februarheft 1839. S. 6.[1]) und das ſchon oben Abth. II. A.

---

[1]) Scaligeri de insomniis comment. in libr. Hippocr. Giessae 1600 p. 10. Sprengel, Geſchichte der Arzeneikunde II. S. 97.

---

[1]) „Iſt es nicht wunderbar, daß der älteren chriſtlichen Vorſtellung der künſtleriſche Genius des Menſchen der Teufel iſt? Daß dieſer in chriſtlicher Volksſage nicht nur Brücken und Mühlen baut, ſondern

Nr. 6. C. b. Nr. 9. f. Nr. 13 Bemerkte, wozu noch unten das unter r. Nr. 32—34 Befindliche kommt.

9.

Eines Zuſtandes erinnere ich mich, worin ich mich unendlich beglückt fühlte; es war nach den Maſern, ich befand mich ſchwach, ging aber doch ſchon aus; da war es mir wie in einem Traum, die Welt bekümmerte mich wenig; den ganzen Tag kamen mir die ſchönſten Blumen, Arabesken vor die Augen, im Schlafe machte ich Verſe, die ſehr ſchön waren, wie mir vorkam, oder ſang ſehr ſchöne Rouladen, an die ich im Wachen gar nicht dachte; kurz Alles, was ich angriff, gelang mir wie ein Kinderſpiel, aber nur im Traum; noch heute möchte ich mir dieſen Gemüthszuſtand zurückwünſchen.

Aus den „Mittheilungen einer Leidenden.“ Blätter aus Prevorſt V. Karlsruhe 1834. S. 102. f.

10.

Ein junges Mädchen hatte ſehr lebhafte, vorbedeutende Träume, welche ihr z. B. ihren künftigen Mann und den ihrer Schweſter mit allen begleitenden Nebenumſtänden der Vereinigung, ſelbſt in der neuen

---

ſelbſt den Riß zum Baue eines berühmten chriſtlichen Domes liefert? Nur das ganz abſtrakte, gegen Realität, Natur und Leben negative Geiſtige war jenem Alterthum des Göttliche, und der ſchöpferiſche Geiſt der Natur und der Menſchheit ward in die Geſtalt des ſchwarzen, hölliſchen Ungethüms gekleidet.“

Kleidung, die zur Werbung eigens verfertigt wurden, vor Augen ſtellten, und das zu einer Zeit, da noch keiner der beiden Männer eine ſolche Abſicht auch nur entfernt angedeutet hatte. Sie vermählte ſich einem Gaſtwirth und litt an einer Krankheit, in welcher ſie der über ſie berichtende Dr. Steinbeck behandelte. Jenes prophetiſche Vermögen bildete ſich in dieſen Zeiten noch mehr aus, ſo daß ſie alle Begebenheiten, die in der Familie vorfielen oder die andere werthe Perſonen betrafen im Traume vorauserkannte, wie namentlich den Tod ihres eigenen zur Zeit noch ganz geſunden Kindes, worüber ſie ihren Schmerz im Traume poetiſch in langen, fließenden Verſen ausdrückte, obgleich ſie früher bei ihrer einfachen Erziehung ſolcher Kunſt ganz fremd geblieben und nie den Verſuch einer Verſificirung ihrer Rede gemacht. Steinbeck a. a. O. S. 438 f.

11.

Ein engliſcher Arzt ſpricht von einem Frauenzimmer, das im Delirium ſehr gut dichte, obgleich es vorher gar keine Neigung zur Poeſie gehabt. Einen ähnlichen Fall erzählt van Swieten.

Gall.

Letzterer gedenkt in ſeinen commentariis über Boerhaave's aphorism. de cognoscend. et curand. morbis. Tom. III. eines Frauenzimmers, das in geſundem Zuſtande niemals Verſe machte, in der Raſerei aber in lauter Verſen ſprach; ſ. auch Muſeum des Wundervollen I. Stück 5. Leipz. 1804. S. 399.

12.

Einen Fall der mehrerwähnten Art habe ich ſelbſt beobachtet. Eine nahe ſtehende weibliche Perſon fiel zu einer Zeit, wo ſie an großen Gemüthsbewegungen litt, in einen eigenthümlichen Schlaf, aus dem ich ſie nicht zu wecken vermochte, während deſſen ſie ſich jedoch ſehr lebhaft und leidenſchaftlich äußerte und faſt Alles in Verſen und Reimen ſprach. Erſt nachdem ich ihr auf ihre eigene, ebenfalls gereimte Verordnung ein mit friſchem Waſſer benetztes Tuch auf die Stirne gelegt, erwachte ſie, fragte, was ich denn mit ihr anfange, und wußte durchaus nichts von dem, was ſie in jenem Zuſtande geäußert hatte. Einer ihrer ſchlafredneriſchen Reime — um ein Beiſpiel zu geben — war der folgende, der eine nachher nur allzu genau in Erfüllung gegangene Weiſſagung enthielt:

„Und nun läßt ſie ihn allein —
Schlechter Lohn für ſolche Pein!“

13.

Der Prediger Schönemann in Berlin konnte gar keine Verſe machen. Er verfiel aber in ein hitziges Fieber, das ihn zum Dichter machte; er konnte nach ſeiner Geneſung ſogar in Verſen predigen, und die Verſe geriethen um ſo beſſer, je ſchneller er ſprach und je größer ſein Affekt dabei war.

Nicolai,

Pathologie V. S. 236. Muſeum des Wundervollen I. St. 3. Leipz. 1804. S. 339.

14.

L. R. G. **Happach**[1]) erzählt Folgendes. Er ſollte in ſeinem ſiebenzehnten Jahre lateiniſche Verſe machen, die am nächſten Tage fertig ſein ſollten. Er arbeitete des Abends mit aller Anſtrengung, doch wollte ihm der letzte Vers nicht gelingen. Er legte ſich alſo zu Bette und entſchlummerte; gegen Morgen im Schlafe machte er jenen Vers; er war richtig und gut. Happach hatte dabei das Bewußtſein, im Bette zu liegen und zu ſchlafen; er fürchtete, ſich des Verſes, wenn er fortſchliefe, beim Erwachen nicht mehr zu erinnern; er faßte daher den Entſchluß aufzuſtehen und den Vers aufzuſchreiben, was leicht zu thun ſei, da ſchon der Tag angebrochen, denn auch deſſen war er ſich bewußt. In Folge dieſes Entſchluſſes erwachte er wirklich, ſchrieb den Vers auf, legte ſich wieder und ſchlief feſt noch eine Stunde lang; dann erwachte er, las ſeinen Vers und fand auch jetzt noch, daß er gelungen ſei.

15.

Ein Prof. **Wähner** zu Göttingen bemühte ſich einmal in ſeinen Jugendjahren mehrere Tage lang, einen Gedanken in zwei griechiſche Verſe zu bringen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Eines Morgens, nachdem er Abends zuvor über dieſem Bemühen eingeſchlafen, machte er ſich gleich wieder an die Aufgabe, da bemerkte er auf ſeinem Schreibtiſche ein Blatt, worauf die beiden Verſe, ſehr wohl gerathen und von ſeiner Hand geſchrieben, zu leſen waren. Ganz außer ſich über dieſes Mirakel rief er ſeine Leute zuſammen und ſtellte Nachforſchungen an; da berichtete ihm eine Aufwärterin, daß er mitten in der Nacht geklingelt, Licht verlangt, ſich an den Schreibtiſch geſetzt und geſchrieben habe. Und ſo war es außer Zweifel, daß er ſelber die Verſe über Nacht gefertigt und niedergeſchrieben, wiewohl er nicht die mindeſte Erinnerung davon hatte. **Moritz,**

---

[1]) In ſeinen „Materialien zu neuen Anſichten für die Erfahrungsſeelenkunde“ u. ſ. w. Hamburg 1802. I. Stück S. 78 f.

Magazin der Erfahrungsſeelenkunde III. St. 1. S. 88.

16.

Aehnliches erzählt Heinrich ab Heer von einem Jugendfreunde, der als Profeſſor der Dichtkunſt die Gedichte, worüber er ſich bei Tage den Kopf zerbrochen, regelmäßig im Nachtwandel theils anfertigte, theils überarbeitete. Er pflegte, wie ſein Stubengenoſſe beobachtete, mitten in der Nacht aufzuſtehen, ſich anzukleiden, den Schreibtiſch aufzuſchließen und nun, nachdem er Alles ordentlich zurechtgelegt, an's Schreiben zu gehen. War ein Gedicht fertig oder verbeſſert, ſo las er es ſeinem Stubengenoſſen vor und war ſehr vergnügt, wenn es gelungen ſchien; nach Beendigung der Arbeit legte er Alles wieder zurecht, ſchloß den Schreibtiſch und ging wieder zu Bette. Des Morgens erinnerte er ſich ſeiner nächtlichen Arbeiten ſo wenig, daß er weder der Erzählung ſeines Stubengenoſſen, noch ſeiner Handſchrift traute, ſondern meinte, es ſei Zauberei im Spiele. **Henric. ab Heer,**

observat. med. Sennertus, paralip. IX. ad libr. I. pract. med. nach dem Citate Bräuner's in den Curioſitäten. Frankfurt a. M. 1737. S. 147. S. auch Fiſcher, Somnambulismus I. Baſel 1839. S. 91 f.

17.

Der verſtorbene Schauſpieler Baiſon ſagte mir, es ſeien ihm gewiſſe deklamatoriſche Leiſtungen, mit denen er wachend nicht völlig zu Stande kam, zu ſeiner Befriedigung erſt im Traume gelungen.

18.

Ein befreundeter Mathematiker ſchrieb mir Folgendes: „Auch Mathematiker haben im Traume die Auflöſung von Aufgaben gefunden. Ich habe dies an mir ſelbſt erfahren, beſonders in ſolchen Fällen, wo es verwickelte geometriſche Probleme galt. Ich löſte im Traume, was ich wachend nicht zu finden wußte, und es blieb im Wachen wenigſtens die Erweiterung und Klärung der Anſchauung, wenn auch das Einzelne des Traumes verſchwunden war.“

19.

Prof. Reuſch ſchrieb eine Abhandlung über Unſterblichkeit, mit der er im Wachen nicht zu Stande gekommen war, des Nachts im Schlafe nieder und fand ſie des Morgens, da er wieder an die Arbeit gehen wollte, zu ſeinem größten Erſtaunen, vollendet vor.

Muſeum des Wundervollen II. St. 6.
Leipzig 1804. S. 532 f.

20.

Ein Jeſuit predigte im Schlafe mit großer Lebhaftigkeit, trug die geiſtreichſten Sachen vor und klärte dunkle Gegenſtände mit ſo vielem Scharfſinn auf, daß ſich viele Perſonen des Nachts um ſein Bette verſammelten, um von ſeiner Gelehrſamkeit Nutzen zu ſchöpfen.

Meier,
Verſuch einer Erklärung des Nachtwandelns.
Halle 1758. S. 9 f. **Reil,** Rapſod. S. 68.

21.

Göthe erzählte mir einen Traum der vorigen Nacht, wo er ſich nach Göttingen verſetzt geſehen und mit dortigen Profeſſoren ſeiner Bekanntſchaft allerlei gute Unterhaltung gehabt.

Eckermann III. S. 205.

Ich ſelbſt erinnere mich, träumend über die höchſten und ſchwierigſten Probleme der Philoſophie Geſpräche geführt zu haben.

22.

Chriſtoph Rumbaum, ein Arzt in Breslau, hatte einen Kranken, den er nicht heilen konnte und deſſen Geneſung ihm ſehr zweifelhaft war. Im Traum aber kam ihm ein Buch vor, worin er die Art, wie zu helfen ſei, deutlich beſchrieben fand. Er wendete ſie an und der Kranke genaß. Nach einigen Jahren erſchien ein Buch im Drucke, worin jene Vorſchrift auf der nehmlichen Seite zu finden war, auf welcher ſie Rumbaum träumend geleſen hatte.

Breslauiſche Sammlungen. Anno 1718. Mens. April. Class. IV. Art. VI. *Johnstoni* thaumatograph. natural. p. 49.

Es wird die höchſte hiſtoriſche Richtigkeit dieſes Faktums verſichert. S. darüber auch *Hennings*, von den Ahnungen und Viſionen I. Leipz. 1777. S. 231. *Horſt*, Deuteroſkopie. Frankf. a. M. 1830. II. S. 121 f. Nach der Bemerkung des Letzteren muß die Sache zu ihrer Zeit ein ungemeines Aufſehen gemacht haben, da eine Menge von Schriftſtellern jener Periode davon ſprächen; ſ. z. B. *Döring* lib. IV. de med. P. II. c. 3. p. 58. *Camerarius* memorabil. med. Cent. II. p. 115. *Lehmann*, hiſtor. Schauplatz Meiß. Ober-Erzgebirge II. S. 817 f. *Ernſt*, Confekt-Tafel II. S. 196. *Deſſelben* Blumenleſe S. 914. *Miſander*, deliciae historicae p. 517. *Deſſelben*, del. bibl. Vet. Test. P. II. p. 1120. *Zeißler*, hiſtor. Schauplatz. S. 311. Sogar in *Scriver's* Seelenſchatz, Anhang S. 219 wird die Sache zur Sprache gebracht. Auch *Männling* in ſeinem „Traumtempel“ thut des „*berühmten Exempels Dr. Rumbaum's*“ Erwähnung und fügt hinzu, wie eine gewiſſe Gräfin bei Breslau im Traume Titel und Titelkupfer von Quirfeld's „himmliſcher Gartengeſellſchaft" erblickt, welches ihr damals noch ganz unbekannte Buch ihr nachher zu Breslau in die Hände gefallen.

23.

Es iſt wohl noch nicht hinlänglich gewürdigt, welchen Einfluß die Phantasmen der Nacht auf Denken und Thun des Tages äußern, und wie viel wir in unſere wachen Erinnerungen und Anſichten aus den Vorſtellungen und Richtungen unſeres Nachtlebens hineinbringen, ohne uns deſſen bewußt zu ſein.

Blumröder.

24.

Nachweiſungen unbewußter poetiſcher Reminiscenzen aus Schlaf und Traum habe ich in Beziehung auf Bettina und meine metriſche Behandlung ihrer ſchriftſtelleriſchen Ergüſſe im Nürnberger Athenäum. Februarheft 1839, S. 1—14 gegeben.

25.

Wir nehmen aus dem Traume nicht ſelten einen Nachklang der innern Anregungen mit uns in die Thatkraft des wachen Lebens hinüber, ohne deutlich zu wiſſen, woher er uns kam: Heiterkeit und Trauer aus unerklärlichem Grunde, ein plötzliches, deutlicheres

Verſtehen von Gegenſtänden und Aufgaben des innern Nachdenkens, mit welchen wir uns lange vorher und vergeblich abgemüht. Schubert.

Geſchichte der Seele 3. Ausg. S. 114.

26.

Göthe geſteht, in ſeinen Schlafzuſtänden ein eigenthümliches produktives Seelenleben geführt zu haben, welches in ſeinen Reſultaten in das wache Bewußtſein des Dichters merkwürdig herausgegriffen. „Mein produktives Talent verließ mich ſeit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete ſich ſogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erſchien mir entweder ein wunderliches neues Ganze oder der Theil eines ſchon Vorhandenen.“

27.

Der Verfaſſer eines alten, ſehr hoch geſchätzten epiſchen Gedichtes der Mongolen, deſſen Held Dſchangar heißt, war, wie man erzählt, ein aus dem Todesſchlaf Erſtandener, der die Dſchangariade im Birid, dem Hades der Mongolen, gehört und von da in's Leben mitgebracht hat. Das Gedicht entſtand ſomit in einem todtähnlichen Schlafe in der Ekſtaſe eines Scheintodes, in welchen der Dichter verfallen war.

28.

Hermotimos aus Klazomenä.

Ein mehr oder weniger lang dauernder Schlummer, eine ſtarre Unbeweglichkeit ſoll ſeinen Körper ergriffen, ſeine emporgeſchwungene Seele aber, höherer Ahndungen voll, nicht bei ſich, ſondern außer ſich, nicht zu Hauſe, ſondern auf einer irrenden Reiſe in die entfernteſten Gegenden geweſen ſein und gewirkt haben. Wie? Sollte vielleicht alles Neue, wenigſtens in denjenigen Zeiten, wo ſich noch etwas Neues denken und ſagen ließ, ſollte es nur unter ſolchen Geberden und in Begleitung wunderbarer Umſtände erſcheinen? . . . . Sollte ſogar eine der erhabenſten Ideen [1]) ihren Urſprung, nicht etwa (nur) in einer Inſpiration, ſondern überdies in einer Art von Desorganiſirung, in einer Ekſtaſe finden?

Carus.

Ueber die Sagen von Hermotimos aus Klazomenä.
Fülleborn's Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie III. Stück IX. Jena und Leipzig 1798, S. 64. f.

29.

Endlich muß ich noch einer ſonderbaren Art von Träumen erwähnen. Die Schauſpieler treten auf, die Rollen werden vertheilt; von denſelben nimmt der Träumer nur eine, die er mit ſeiner Perſönlichkeit verbindet. Alle anderen Akteurs ſind ihm ſo fremd, wie fremde Menſchen, ob ſie gleich, ſo wie all ihre Handlungen, Geſchöpfe ſeiner eigenen, alſo der nämlichen Phantaſie ſind. Man hört Menſchen zu, die in fremden Sprachen reden, bewundert die Talente eines großen Redners und erſtaunt über die tiefe Weisheit eines Lehrers, der uns über Gegenſtände aufklärt, von denen wir uns nicht beſinnen, jemals etwas gehört zu haben. Johnſon ſtritt ſich im Traume mit Andern über die Kunſt, witzige Einfälle vorzutragen. Meiſtens wurde er von ſeinen Gegnern übertroffen. Dem Herrn von Goens träumte es, in der Schule um den Sinn einer Phraſis gefragt zu werden; er konnte nicht antworten. Sein Nachbar gab alle Zeichen, daß er die Antwort wiſſe. Dies entrüſtete jenen. Der Lehrer ermüdete, fragte endlich den Nachbar, und in demſelben Moment gab dieſer den Sinn der Phraſis treffend an. Eine junge und ſchöne Gräfin ſtarb während der Geburt; ſie wurde mit ihrem Kinde in einen Sarg gelegt und mit einem Leichenwagen in ihr Familienbegräbniß gefahren. Vor dem Einſenken in die Gruft wurde der Sarg noch einmal geöffnet; die Mutter lag auf dem Geſicht und war mit ihrem Kinde in einen Klump zuſammengeſchüttelt. Dieſe traurige Geſchichte erzählte Lichtenberg Jemandem im Traume, im Beiſein eines Dritten, dem die Geſchichte auch bekannt war. Er vergaß aber den Umſtand mit dem Kinde, der doch gerade ein Hauptumſtand war. Nachdem er die Geſchichte mit vieler Wärme erzählt hatte, ſagte der Dritte: ja und das Kind lag bei ihr, Alles in einem

---

[1]) Hermotimos ſoll ſchon vor Anaxagoras eine bei der Weltentſtehung wirkſame Intelligenz angenommen haben.

Klumpen Ja, fuhr er gleichſam auffahrend fort, und ihr Kind lag mit im Sarge. Wer erinnerte Lichtenbergen im Traume an das Kind? Warum ſchuf ſeine Phantaſie einen Dritten, der ihn mit dieſer Erinnerung überraſchen, gleichſam beſchämen mußte? Wie kann das nämliche Ich ſich in Perſonen theilen, die aus ihm ſelbſt Dinge hervorlangen, von denen es nicht weiß, daß ſie in ihm waren, und die es als fremde Weisheit anſtaunt? Wie kann es in dem Momente, wo es nichts weiß, es ſich vorher ſagen, daß es bald darauf, wo der Lehrer den Nachbar frägt, werde antworten können? Warum irrt es ſich nie in dem Zuſammentreffen der Antwort und ihrer Erwartung? Dieſer Zuſtand, ſagt Lichtenberg, iſt ein dramatiſirtes Beſinnen. Allein die Figuranten ſind ſchon früher da, ehe ihr Schöpfer an den Paſſus gelangt, wo er ihrer bedarf; auch laſſen ſie ihn nie im Stich, welches doch das Gedächtniß im Wachen oft thut.

Reil.

Rapſodien über die Anwendung der pſychiſchen Kurmethode auf Geiſteszerrüttungen. Halle 1818. S. 93 ff. mit den Citaten daſelbſt.

30.

„Ich war 12—13 Jahre alt; da hatte ich einen Traum, worin mir meine Großmutter — eine fromme Frau, auf die ich viel hielt — mein Lebensſchickſal auf einer Pergamentrolle in griechiſcher Sprache vorlegte. Ich verſtand Alles, als wäre es deutſch, war aber nicht mit Allem zufrieden und wollte dieſes und jenes anders haben. Da erwiederte jene Folgendes, was ich unten geſchrieben las:

Ταῦτα χρησμῳδηθεῖσα χρησμῳδέω σοι.

Hierauf erwachte ich; Alles war vergeſſen, Worte und Inhalt, ich mochte mich beſinnen, ſo viel ich wollte; nur dieſe letzten Worte ſtanden noch ganz vor meinen Augen, mit allen griechiſchen Sprachzeichen, ſo wie ſie hier zu ſehen ſind, und ſo ſchrieb ich ſie augenblicklich auf die Papierdecke meiner griechiſchen Chreſtomathie, wo ſie mir noch im männlichen Alter unter die Augen gekommen. Aber ich verſtand ſie nicht; denn ich mußte das Wort *χρησμῳδέω* erſt im Lexikon aufſuchen, weil es mir damals noch ganz fremd war."

„Man wird die Genauigkeit bemerken, ſogar im nicht accentuirten enklitiſchen *σοι* und im Feminin des partic. aor. I. pass., da es eine Frau war, die das von ſich ſagte. Daher darf man wohl annehmen, daß ich auch das andere Griechiſche im Traume ganz richtig vor mir gehabt. Wie war nun die Seele im Stande, ſo etwas zu produciren, das ſie im wachen Bewußtſein nicht verſtand und das ſie vielleicht kaum nach allen Schuljahren zu ſchreiben fähig geworden? Bewußtlos mochte ſie allerdings die Worte wie jenes *χρησμῳδέω* gehört haben; aber zur Erklärung der Sache gehört da doch noch mehr."

So erzählt der geh. Kirchenrath Schwarz in Heidelberg nach Schubert's Mittheilung in deſſen Geſchichte der Seele S. 415 f. der 2. Ausgabe. Die den vorausgegangenen Unterricht im Griechiſchen beſchreibende Einleitung haben wir der Kürze wegen ausgelaſſen.

31.

Ein Mann der kein Griechiſch verſtand, hörte im Traume einige griechiſche Worte, die er ſich bei'm Erwachen mit lateiniſchen Buchſtaben aufſchrieb und dann zu dem alten Salmaſius, dem Parlamentsrath zu Dijon, brachte, um ihn über ihren Sinn zu befragen. Salmaſius legte ſie ihm folgendermaßen aus: „Gehe weg! Siehſt du nicht, daß dir der Tod drohet?“ Der Mann verließ ſofort in Eile ſein Haus, das in der folgenden Nacht zuſammenſtürzte.

Aus den epist. Grotii II. 405.

Hennings, von den Ahnungen und Viſionen. I. Leipz. 1777. S. 296 f.

32.

Als untrügliche Merkmale der Beſeſſenheit galten um die Reformationszeit für Katholiken und Proteſtanten unter Anderem folgende:

1) wenn der Kranke eine genaue Kenntniß von nahen oder entfernten Dingen beſaß, die er auf (gemein) natürliche Weiſe nicht haben konnte, oder etwas vorausſagte, was wirklich eintraf;

2) wenn der Kranke fremde Sprachen, wie erlernte, redete, wie denn Melanchthon eines ſolchen Falles gedenkt, wo ein Weib, das nicht leſen und ſchreiben konnte, geläufig lateiniſch und griechiſch

ſprach, und hiebei ſogar die griechiſchen Worte anführt, womit ſie den ſchmalkaldiſchen Krieg vorausgeſagt habe.

Meinhold.

Weiſſagung des Abtes Hermann von Lehnin.
Leipzig 1849. S. 96.

33.

Ph. Melanchthon ſchreibet, er habe eine beſeſſene Weibsperſon geſehen, die weder leſen noch ſchreiben können, und die doch in griechiſcher und lateiniſcher Sprache geredet und den gräulichen ſächſiſchen Krieg des 1546ſten Jahres mit dieſen Worten verkündiget: *Εσται αναγκη επι της γης και δρμη εν τῳ λαῳ τουτῳ.*

Waldſchmidt.

Pythonissa Endorea. Frankf. 1660. S. 107.

34.

Sehr intereſſant ſind mehrere Berichte von Beſeſſenen, die ſich in des bekannten Erasmus Francisci „hölliſchem Proteus", namentlich unter dem Titel: „Der gelehrte Teufel" finden, wobei ſich die merkwürdige Eigenſchaft ſomnambüler Individuen, fremde Sprachen, die ihnen ſonſt unbekannt, zu verſtehen, ja ſelbſt zu ſprechen, mehrfach bemerklich macht. So wird hier von einem gemeinen Weibe erzählt, aus welchem der Teufel griechiſch mit Accentfehlern ſprach, die er indeſſen ſelbſt erkannte[1]); ein beſeſſenes Mädchen antwortete, wenn der Geiſtliche den Teufel in ihr lateiniſch, griechiſch und hebräiſch anredete, richtig auf deutſch; ſprechen konnte ſie dieſe Sprachen nicht[2]); in jeder hingegen, in der man ihn anſprach, antwortete im Jahre 1673 zu Buxtehude ein achtzehnjähriger Soldat, der ſich zwei Jahre vorher dem Teufel verſchrieben haben ſoll[3]); denn Gott, der wahre, natürliche, reale Gott, war jenen Zeiten der Teufel; vergl. das hierüber ſchon oben an mehreren Orten bemerklich Gemachte. Ein ſiebzehnjähriger Franzoſe, der nur ſeine Mutterſprache verſtand, verfiel in Krankheit und tiefen Schlaf, worin er auch deutſch ſprach und den Leuten mit nach der Wand gekehrtem Geſichte ihre heimlichſten Thaten und Gedanken ſagte. Den Superintendenten **Graſſer**, der 1656 ſeine Experimente mit ihm machte, erkannte und nannte er, bevor derſelbe noch eingetreten, trieb mit ihm und dem Arzte ſeinen Scherz, warf dem erſteren auch Amtsvergehungen vor, ſagte, in der Rolle des Teufels ſprechend, der Paſtor ſei einer von ſeinen guten Freunden, und ſtarb endlich in der vor ihm genau vorherbeſtimmten Zeit. Der Bericht des Arztes über die Aeußerungen des Dämons iſt von auffallend zurückhaltender und fragmentariſcher Natur und legt ſo für dieſelben ein nur allzu gutes Zeugniß ab[1]. Jene beſeſſenen Waiſen zu Amſterdam ferner, von denen J. Bodin und Philipp v. Zeſen melden, redeten fremde Sprachen, wußten anzugeben, was man in dem Augenblicke auf dem Rathhauſe verhandelte, ja entdeckten ſelbſt die Gedanken Anderer; denn, wie der zuletzt angeführte Schriftſteller ſagt, der Teufel beſitzt die Seele der Menſchen oft dergeſtalt, daß Einige durch ſeine Eingebung ſelbſt die verborgenſten Dinge wiſſen und Sprachen reden, die ſie nie gelernt[2]. Um noch einige hieher gehörige Fälle auszuheben, ſo wie man ſie in neueren Schriften angeführt findet, ſo ſprach Madame de Pile in Gascogne als Schlafrednerin tas von ihr im Wachen kaum verſtandene Spaniſche mit Fertigkeit und le Ferre zu Rouen antwortete, wie la Mothe de Bayer verſichert, im Zuſtande des Schlafwandelns auf Fragen, die in den verſchiedenſten, auch außereuropäiſchen, Sprachen an ihn gerichtet wurden, in denſelben Sprachen[3]. Ganz ähnliche Erſcheinungen kommen im ſibiriſchen Schamanismus vor. So wird namentlich von einem jakutiſchen Mädchen berichtet, das ſehr leicht in ſchamaniſche Ekſtaſen vorfiel, und dann alle ihr vorgelegten Fragen über das Entfernte, Künftige und Unbekannte beantwortete, oft auch in der ihr ſonſt völlig fremden tunguſiſchen oder lamutiſchen Mundart ſprach und Lieder ſang.[1])

---

[1]) „**Camerarius** ſchreibet, daß der Geiſt einer Beſeſſenen, als er griechiſch reden wollen, von anweſenden Gelehrten ausgelacht worden, der Geiſt aber ſich alſofort entſchuldigt habe, ſagend: er wiſſe wohl, daß er in dem Accent einen Fehler begangen, die Schuld ſei aber nicht ſein, ſondern des gar zu tölpiſchen Weibes, deren Zunge ſich zu dieſer Sprache ſo übel bequemen laſſe.“ **Franciſci**, hölliſcher Proteus. Nürnberg 1725. S. 330.

[2]) **Franciſci** a. a. O. S. 330 f.

[3]) **Bartholini**, act. medic. II. Observ. VIII. p. 11 f. und **Franciſci** a. a. O. S. 331.

---

[1] Binninger, Centur. II. Observat. XXVII. Franciſci a. a. O. S. 323 ff.

[2] Beſchreibung von Amſterdam. Amſterd. 1664. S. 180 f.

[3] Schubert, Geſchichte der Seele S. 401 f. der 2. Ausgabe.

25.

Wenn der wachende Vernunftmenſch mathematiſche Verhältniſſe und geometriſche Formen mit Hülfe der Operationen ſeines Verſtandes findet, ſo ſtellt der Somnambul dieſe Verhältniſſe und Formen durch die Operationen ſeines Gefühlslebens dar.

Kieſer.

Das heißt für uns: Was ſich der wache Menſch in vermittelter Weiſe mühſam zum Bewußtſein bringt, das empfängt der als Somnambul in die tieferen Regionen des Naturlebens verſenkte, unmittelbar aus dem göttlichen Naturbewußtſein, mit dem das ſeinige hier zuſammengeht. „Gott iſt ein Mathematiker“, das iſt ein altes Wort[2]), und als ſolcher erzeigt er ſich auch in ſeinen dem Kreiſe des Somnambulismus angehörigen Offenbarungen. So gab eine Somnambule die Conſtruction einer höchſt complicirten Maſchine an, „die dem wachen Verſtande nur mittelſt der höheren Mathematik anzugeben möglich geweſen wäre;“ ſ. das Folgende.

---

[1]) Morgenblatt 1829 Nr. 294 ff. Horſt. Deuteroſkopie I. S. 219 ff. beſonders S. 223 und 226.

[2]) Es bleibt wahr, was den Alten ohne Sinn ſo oft nachgeſagt worden: Gott iſt der größte Geometer.

Heinſe.

30.

Eine Somnambüle, „ein einfaches und anſpruchloſes Mädchen von ſiebzehn Jahren“ erblickte in ihrem von ſelbſt eingetretenen außergewöhnlichen Zuſtande das Bild einer Maſchine, zu deren Erfindung Kenntniſſe gehören, die ein ſolches Mädchen durchaus nicht zu haben pflegt, und wovon auch bei dieſer Somnambüle im wachen Zuſtande nicht das Mindeſte zu finden war. Sie ſchnitt während ihrer Kriſen ein Muſter davon im Kleinen in Pappendeckel aus und übertrug es nach Schuhen, Zollen und Linien in den größeren Maßſtab, und dies mit einer ſo genauen Angabe der Proportionen in den vielfach ſich kreuzenden Stäben, daß der Mechanicus, der ſie anfertigte, über die Beſtimmtheit und Richtigkeit der Rechnung ſtaunte. Die ſo mit nicht unbedeutenden Koſten zu Stande gekommene Maſchine, „eine im Gebiete der Phyſik durchaus neue Erſcheinung,“ war, nach Eſchenmayer's Auffaſſung „ein durch Elektricität und Galvanismus verſtärktes und vielfach combinirtes Mesmeriſches Baquet,“ das, wie die Somnambüle behauptete, zu ihrer Heilung diente. S. das Nähere bei Eſchenmayer, Verſuch, die ſcheinbare Magie des thieriſchen Magnetiſmus zu erklären. Stuttg. und Tübingen 1816. S. 20 ff.

8. Der Dichter und Künſtler
ein Seher und Prophet[1].

1.

Der Seher iſt erſt dadurch das, was er iſt, daß er nicht bloß und zunächſt das Aeußere und Sichtbare anſchaut, an welchem das Leben ausgeht und erliſcht, ſondern den inneren Anfang des ſichtbaren Werdens, den unvergänglichen Quell der Lebensbewegungen ſelbſt. Er iſt dadurch ein Seher, daß er nicht bloß und zunächſt das Vereinzelte und Beſondere, ſondern den unſichtbaren Faden einer ewigen Harmonie wahrnimmt, in der ſich alle ſcheinbaren Diſſonanzen des Vereinzelns und Sonderns gegenſeitig ergänzen und zum Wohllaut auflöſen[1]. Wenn der Geiſt des Sehers jene Harmonie nicht bloß wahrnimmt, ſondern, von ihr ergriffen, mit ſelbſtſtändigen Lauten in ſie einſtimmt, dann wird er zum *Dichter*. Die Dichtkunſt hat die Beſtimmung, die vereinſamte Seele zurückzuführen und emporzuheben zu dem harmoniſchen Einklange des Lebens mit dem Leben. **Schubert.**

---

[1] Einiges, was hier am Orte wäre, iſt ſchon im zweiten Bande S. 190 — 193 zu leſen; namentlich wird das dort über Göthe Beigebrachte zu vergleichen ſein. Mehrfach können wir uns auch auf das in dieſem Buche bereits zur Sprache Gekommene zurückbeziehen; ſo insbeſondere auf das oben Abth. II. C. f. über dichteriſche und künſtleriſche Anticipation und Intuition bemerklich Gemachte.

2.

Taſſo . . . .
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur.

Aus „Torquato Taſſo“ von **Göthe.**

3.

. . . . die Poeſie, der ſich der heilige Einklang aller Weſen als tiefſtes Geheimniß der Natur offenbart. **Hoffmann.**

„Der goldene Topf“ am Schluß.

4.

Unſere proſaiſchen Wiſſenſchaften ſind gut genug, um einzelne abgeriſſene Theilchen der unendlichen Natur zu unterſuchen und dem Experimente zu unterwerfen. Aber der inwohnende Geiſt entgeht ihnen und bleibt ihnen unverſtändlich. Und da der Weltgeiſt der größte Dichter und die Natur das vollkommenſte Gedicht iſt und nur Verwandtes ſich findet und begreift, ſo kommen wir hier mit der poetiſchen Bilderſprache weiter, als mit der proſaiſchen in den Compendien.

---

[1] Was denn auch die poetiſchen Formen des Metrums und des Reimes andeuten, und wovon ſie das ſüße, verſöhnende Gefühl erwecken.

Wer Sylb' um Sylbe die nicht liebt,
Sich dieſen Schlingen nicht gefangen giebt,
Der mag von Himmelskräften auch nichts wiſſen,
Wie zärtlich die von Reim zu Reim ſich küſſen.

Bettina.

Pfanz.

5.

Der Sänger —
Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt;
Er hat Alles geſeh'n, was auf Erden geſchieht,
Und was uns die Zukunft verſiegelt;
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimeſte Saat.

Schiller.

6.

Ein Dichter iſt immer auch zugleich Prophet.

A. v. Sternberg.

7.

Kein Prophet kommt dem Dichter gleich[1]).

Bulwer.

---

[1]) Wenn dieſe Ausſprüche wahr ſein ſollen, ſo muß freilich der Name Dichter in einem Sinne genommen werden, in welchem nicht

8.

In der Gegend von Teplitz ging ich eines Tages bei unfreundlichem Wetter durch's Feld. Der Himmel ſtürmte und drohte mit Regen, und doch trieb mich etwas den frei ſtehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zuſtand, als ich mich oben zwiſchen altem, grauem Gemäuer ſah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander ſtand und lag.

Als ich mir nun ſelbſt ein Räthſel ſchien, bot ſich die willkommenſte Auflöſung dar. Ich trat in eines der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu ſchützen und erblickte darin mit Verwunderung den ſchönſten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes hier gleichfalls Schutz geſucht. Reinlich gekleidet, eher

---

jeder ein Dichter iſt, der Verſe macht, ſei es auch, daß ſie ein gewiſſes Talent beurkunden und eine gewiſſe momentane und partielle Wirkung thun. So waren jene politiſchen Dichter der neueſten Revolutionsperiode nur die Sklaven einer höchſt einſeitigen und oberflächlichen, ſich in ein Extrem von Rohheit und Grauſamkeit verlaufenden und ſo dem edlen und tiefen Weſen der Poeſie im äußerſten Grade widerſtreitenden Parteirichtung, zu deren Magd und Mittel ſie auch die Poeſie erniedrigten, und das in ſo fanatiſcher Weiſe, daß dieſelbe gar nichts Anderes mehr ſein ſollte, und daß jene politiſche Afterpoeſie für die einzige erklärt wurde, die noch zu dulden ſei. Und darum waren dieſe Poeten auch ſo weit davon entfernt, Propheten zu ſein, ſie, welche ſo zuverſichtlich von den großartigſten Siegen und Triumphen träumten und keine Ahnung von der ihrer Sache allenthalben harrenden traurigen Niederlage hatten.

ärmlichen Bürgern, als wohlhabenden Bauern ähnlich, ſtanden ſie auf und erwiederten meinen Gruß. Sie beſtätigten meine Vermuthung. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, nothdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; ſie hofften durch einen Beſuch bei entfernten Verwandten ihren Zuſtand zu verbeſſern, und ſo zogen ſie durch's Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe, bei friſchem und lebendigem Höheſinn, den Vater bewogen, dieſen Gipfel von jenſeits zu erſteigen, indeß ich von der anderen Seite herankam. In dieſer Mauerhöhle das ſchöne Wunderkind zu ſehen, machte mich lächeln; ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopfe herangezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünſchen dem Knaben als Reiſezehrung alles, was ich bei mir fand.

Göthe.

Werke in Octav. Bd. XLV.
Stuttgart und Tübingen 1833. S. 249 f.

[illegible].

Mozart ſagt in Beziehung auf muſikaliſche Schöpfungen, die ſich in ſeinem Geiſte gebildet: „Ich habe ſie ganz in meinem Kopfe, auch wenn das Stück noch ſo lang iſt, und überblicke ſie wie ein ſchönes Gemälde, ohne die verſchiedenen Theile in ihrer Reihenfolge, ſo wie ſie geſpielt werden müſſen, zu hören, da Alles mit einem Male vor mir ſteht. Und das iſt ein himmliſcher Hochgenuß.“ **C. Crowe**, dies anführend[1]), bemerkt dazu: „Was iſt das Anderes, als ein Hellſehen, rückwärts und vorwärts, in Vergangenheit und Zukunft? Für ſolche, die nichts davon beſitzen, iſt das eine Vermögen nicht um ein Haar überraſchender und unbegreiflicher, als das andere.“

10.

Zu dem Bildnißmaler **Gröger** in Hamburg kam einſt ein däniſcher Major, der ihn bat, ſeine verſtorbene Gemahlin, die er ſehr geliebt, und um die er tief trauerte, nach ſeiner Beſchreibung zu malen. Gröger ſtellte ihm die Unmöglichkeit vor, nach bloßer Beſchreibung ein ſolches Bild zu fertigen; der Major aber drang gleichwohl in ihn, den Verſuch zu machen, wandte ſich deßhalb auch noch ſchriftlich an ihn. Das ergriff den Maler, und in ſolcher Bewegung des Innern entſchlief er des Abends; da erſchien ihm im Traume die Hingeſchiedene, lebendig in Zügen und Geſtalt, in einer ſchwermüthigen Stellung und mit auf den Arm geſtütztem Haupt. Raſch erhebt ſich Gröger von ſeinem Lager, wirft das Bild in Umriſſen auf das Papier und malt es dann ganz ſo, wie er es träumend geſehen hatte. Als der zu ihm zurückkehrende Officier es erblickte, ſo erſchrak er beinahe über die ungemeine Aehnlichkeit des Bildes mit der Verſtorbenen.

Abendzeitung 1831 num. 96. S. 188.
Steinbeck S. 146 f.

---

[1] Nachtſeite der Natur. Stuttgart 1848. S. 313.

11.

Einer meiner Freunde, ein Künſtler von anerkannter Tüchtigkeit, dem es aber erſt in ſpäteren Jahren gelang, ſich zu höherem Kunſtberufe emporzuringen, theilte mir Folgendes mit, ſo wie ich es mit ſeinen eigenen Worten vortragen werde.

„In meiner Jugend kam ich zu einem Mechanikus in die Lehre, wo ſich noch ein anderer Lehrling befand, ein etwas leichtſinniger Menſch, den ich aber ſonſt wohl leiden mochte. Wie ich nun in der Werkſtätte neben ihm arbeitete, ſo ſchlief ich auch mit ihm zuſammen in einem Erker, der durch einen Verſchlag von der Holzlage getrennt war. Eines Tages wurde dieſer Lehrling auf den Boden geſchickt, um Holz zum Verarbeiten herunterzuſchaffen; da dies öfters geſchah, ſo lag darin gar nichts Beſonderes für mich; wenige Minuten aber, nachdem er fort war, wurde ich plötzlich unruhig; es drang ſich mir ein Argwohn, eine Ahnung von Diebſtahl auf, die ich nicht bemeiſtern konnte; und ſo verließ ich die wiewohl Eile habende Arbeit und ſtieg leiſe die Treppe hinauf. Als ich oben ankam, ſah ich innerhalb des Gatterns den Lehrling vor der offenen Schublade meiner Commode ſtehen; ſo wie er mich bemerkte, warf er ſie ängſtlich zu und machte ſich davon. Als ich näher trat, fand ich Alles durcheinander gewühlt und meine kleine Baarſchaft rings herum auf den Kleidungsſtücken zerſtreut. Auf dieſe Weiſe ſah ich nun mit dem ſeltſamſten Gefühle meine ſonderbare Ahnung beſtätigt. Geiz und Mißtrauen waren es nicht, was eine ſolche in mir hervorrufen konnte; wäre ich mit dieſen erfüllt geweſen, ſo hätte ich mein Eigenthum verſperrt; ich hatte aber damals ein ſo maßloſes Vertrauen auf Andere, daß ich ſelbſt durch dieſe Begebenheit noch nicht gewitzigt wurde, bis mir endlich meine weitere Lebenserfahrung ein anderes Verhalten lehrte.“

12.

Am 15. November 1790, ward **Jean Paul** von einer lebhaften Vorſtellung ſeines Todes ergriffen, der nach 30 Jahren eintreten werde, und am 15. November 1825, ſomit 35 Jahre nach jener Viſion, ſtarb er.

Wahrheit aus Jean Paul's Leben.
Heft IV. S. 381.

13.

Berühmt und in der That bewundernswürdig ſind die Verſe eines Chores in der Medea des **Seneca**, welche ſich ſo beſtimmt auf die Entdeckung Amerikas durch Columbus beziehen laſſen:

Venient annis saecula seris,
Quibus oceanus vincula rerum
Laxet et ingens pateat tellus,
Tethysque novos detegat orbes,
Nec sit terris ultima Thule.

14.

Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeſchichte einen unausſprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unſittlichen Stadt-, Hof und Staatsabgrunde, der ſich hier eröffnete, erſchienen mir geſpenſterhaft die gräulichſten Folgen, welche Erſcheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich ſo ſeltſam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erſte Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur ſpät, als die Revolution längſt ausgebrochen war, geſtanden, daß ich ihnen damals wie wahnſinnig vorgekommen ſei.

Göthe.

15.

Schiller ſprach ſich im Jahre 1794 über den Ausgang der franzöſiſchen Revolution folgendermaßen aus:

„Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt; die republikaniſche Verfaſſung wird in eine Art von Anarchie übergehen und es wird früher oder ſpäter, er mag kommen, woher er will, ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch von einem großen Theile Europa's machen wird.“

Vergl. **Steinbeck**, der Dichter ein Seher.
Leipz. 1836. S. 397.

1. Somnambüles Erkennen, Divination und Weiſſagung überhaupt[1].

1.

Es iſt unläugbar, daß ſich neben dem äußeren Leben der Dinge ein innerliches offenbart, wodurch ſie der Sympathie und Antipathie, ſo wie der Perception anderer, auch nicht unmittelbar gegenwärtiger, Dinge fähig ſind.

Schelling.

2.

. . . . . . jene allgemeine Seele, welche die Zeit durchdringt, das Künftige voraus ſieht, ahndet in den Thieren, das Gegenwärtige mit dem Vergangenen in Uebereinſtimmung ſetzt und jene loſe Verknüpfung der Dinge in der Zeit völlig aufhebt.

Schelling.

---

[1] Mehreres, was in dieſen Bereich gehört und der gegenwärtigen Combination zur Ergänzung dienen kann, ſ. Bd. II. Buch II. Abth XI. S. 176 ff. Umgekehrt greift das hier Vorgeführte vervollſtändigend auch wieder in jene frühere Zuſammenſtellung ein.

3.

Die allgemeine Weltſeele iſt Quelle und Grund der natürlichen Weiſſagung, wenn nehmlich der Seele Kraft und Begabung ohne Ueberlegung der Wiſſenſchaft das Künftige vorherzuempfinden aufgeregt erſcheint. Denn dieſes Alles verurſacht doch nur allein jener göttliche und ſelige Lebenshauch, der Alles durchdringt, Alles in ſich enthält, Alles zu einem All vereinigt, Alles ſieht und hört, erwärmt und beſeelt, in welchem und durch welchen aller Dinge Verhältniſſe und Urſachen und aller Theile Sympathien und Antipathien begründet ſind.

Campanella.

4.

Jemand hatte geſagt: „So hell Herder auch ſah, ſo glaubte er doch gern an geheime, unerklärliche Kräfte.“

Dies veranlaßte Herder's Gattin, ſich in ihren Erinnerungen aus ſeinem Leben folgendermaßen auszuſprechen.

„Herder's Glaube an noch unerklärte oder unerklärliche Kräfte der Natur war Glaube an die allbelebte geiſterfüllte Welt, an innere Kräfte der Natur und Seele, die mit andern uns bekannten Geſetzen innig harmoniren, uns aber noch nicht aufgeſchloſſen ſind. Er las alle Schriften ſogenannter Schwärmer, Myſtiker und Paradoxeten, Jakob Böhme nicht ausgeſchloſſen; ſie waren ihm ehrwürdig in ihren Ahnungen und Gefühlen, aber durchaus nicht genügend für das Licht, das er ſuchte. Er glaubte auch, daß eine reine, wohlgebildete Seele in Augenblicken ſtiller Einkehr in ſich ſelbſt durch irgend eine innere unbekannte Bewegung der Ahnungen über bevorſtehende wichtige Ereigniſſe allerdings fähig ſei. Er hörte und las darum gern von Ahnungen, Träumen, Erſcheinungen u. dergl., um etwa die geiſtigen Geſetze dieſer Seelenkräfte erachten zu können. Mit Shakeſpeare's Genius, der in die verborgene Welt der Geiſter und Seelen ſo tiefe Blicke that, ſympathiſirte er und liebte ihn auch darum ungemein, mehr vielleicht, als irgend einen andern Dichter.«

»In dem erſten Jahre unſerer Ehe zu Bükeburg, da ich meiſt bei ihm auf ſeinem Zimmer war, überraſchte es uns oft bis zum Erſtaunen, wenn wir, ohne vorher darüber geſprochen zu haben, zu gleicher Zeit an eine und dieſelbe Sache dachten, ähnliche Empfindungen und Gefühle hatten. Zu unſerer großen Freude fühlten wir uns dadurch in dem Glauben beſtärkt, daß ein Reich unſichtbarer geiſtiger Kräfte auf uns wirke[1], welche Macht die Gedanken haben, wie innigſt verwandt unſere Seelen ſeien. An dieſes *geheime Band Gottes und der Natur und menſchlicher Seelen unter einander* glaubte er feſt und machte an ſich und Anderen manche merkwürdige Erfahrung darüber.«

---

[1] Dies iſt nur nicht zu äußerlich, nicht ſpuk- und geſpenſterartig zu faſſen; ſ. das ſogleich Folgende!

5.

Der thieriſche Magnetismus . . . . den Magnetismus des Lebens ſollte man ihn nennen; denn bewährt ſich irgend einmal unſere Kenntniß ſeines inneren Weſens und Wirkens, ſo haben wir den Kompaß für die Welt unſeres Inneren gefunden.

Graf v. Benzel-Sternau.
1830.

6.

Statt des poſitiven Selbſtbewußtſeins ſtellt ſich in den niederen Schlafzuſtänden eine Art Naturbewußtſein, in den höheren des Hellſehens eine Art Gottesbewußtſein[1] ein. In jenem offenbaren ſich die magiſchen Sympathien und Antipathien zwiſchen gewiſſen Dingen, Heilſtoffen und Perſonen mit den Erſcheinungen des Fernſehens und Fernwirkens über die gewöhnlichen Grenzen des Raumes hinweg; in dieſem zeigen ſich die religiöſen Erhebungen und prophetiſchen Ekſtaſen über vergangene und zukünftige Dinge. Ennemoſer.

7.

Man hat Fälle, wo Menſchen aus dem tiefſten Schlaf erwachten, wenn ſich Gefahr nahete, und das ſelbſt dann, wenn dieſes Nahen weit leiſer und unmerklicher war, als anderes Geräuſch, das kurz vorher um den Schlafenden laut geworden war [1]. Bei Thieren hat man daſſelbe bemerkt. So ſagt **Steller** von den Seebären: „Wiewohl ſie ſehr feſt ſchlafen, ſo merken ſie doch die Nähe eines Menſchen, auch wenn er noch ſo leiſe geht, und wachen darüber auf. Ich weiß nicht, ob ich dies ihrem Geruche oder ihrem Gehöre zuſchreiben ſoll“ [2]. Es iſt wohl keinem von beiden zuzuſchreiben, ſondern einem Erkennen von ganz anderer, auf Verbindung mit dem durch Alles hindurchgehenden geiſtigen Weſen der Natur beruhenden Art. Denn was wenigſtens jene erſteren, menſchlichen, Fälle betrifft, ſo kommt man mit ſogenannten natürlichen, d. i. gemein materialiſtiſchen [3] Erklärungsgründen ſchlechterdings nicht aus.

---

[1] Daß uns aber ebenfalls ein Naturbewußtſein, nur ein noch tieferes, iſt.

8.

Die Weltſeele führt uns auch das Abweſende als ein Sichtbares vor. **Giordano Bruno.**

9.

Die Einſicht in die Zukunft iſt die alleinige Sache Gottes; wenn ſich aber der Menſch mit Gott vereint, ſo nimmt er auch an demjenigen Theil, was Gottes iſt.

Campanella.

---

[1] **Schubert**, Geſchichte der Seele 3. Ausg. S. 413.

[2] **Hennings**, von den Ahndungen und Viſionen II. S. 368.

[3] Auch wir halten uns durchaus nur an das Natürliche, aber in einem höheren Sinne des Worts.

10.

. . . . Selber nunmehr weiſſag' ich es, wie's in die Seele
Mir Unſterbliche legen und wie's wahrſcheinlich geſcheh'n wird.

Homer, Odyſſee XV. 171 f.
Vergl. I. 201 f.

11.

Bei den Griechen und Römern kam, neben dem Schlafwandeln, welches ſchon von Ariſtoteles genau beſchrieben iſt, auch der intellektuelle Somnambulismus in mehreren merkwürdigen Formen der Viſion vor, welche von Prieſtern zu verſchiedenen Zwecken benützt und zum Theil willkürlich hervorgebracht wurden. Die ausgeſprochenſten Erſcheinungen dieſer Art ſind der heilende Tempelſchlaf, die ſogenannten Incubationen, und die Orakel. Eine nähere Betrachtung einiger merkwürdigerer Fakta dieſer Art wird zeigen, daß man dieſe Erſcheinungen, woran das geiſtreiche Volk der Griechen und der praktiſche Verſtand der Römer Jahrhunderte lang geglaubt, nicht ſchlechtweg als bloßen Betrug ſchlauer Prieſter wegwerfen darf.

Fiſcher.

Der Somnambulismus. I. Baſel 1839.
S. 160.

12.

Sokrates glaubte, die Götter wüßten Alles, alle unſere Reden, Handlungen und geheimen Gedanken;

ſie ſeien überall gegenwärtig und ertheilten auch den Menſchen die zu ihrer Wohlfahrt nöthigen Anzeigen.

Xenophon.

13.

Sokrates ſagte, was den Menſchen verborgen ſei, das offenbarten die Götter denjenigen, welchen ſie gewogen ſeien.

Xenophon.

14.

Wenn Sokrates über irgend etwas einen warnenden Wink von den Göttern erhalten zu haben glaubte, ſo würde er ſich eher haben überreden laſſen, einen blinden und des Weges unkundigen Mann, ſtatt eines ſehenden und wohlunterrichteten, zum Wegweiſer zu nehmen, als gegen eine ſolche Warnung zu handeln.

Xenophon.

15.

Sokrates ſagte, die Gottheit zeige das Zukünftige an, und auf dieſe Anzeige der Gottheit hin rieth er ſeinen Freunden mehrmals, etwas zu thun oder zu unterlaſſen. Diejenigen, welche ihm folgten, befanden ſich wohl dabei; wer es nicht that, der kam in den Fall, es zu bereuen.

Xenophon.

16.

Das iſt es, was man uns von Sokrates meldet, und was er in den Schriften der Sokratiker oft ſelber äußert: es ſei etwas Göttliches, was er das Dämoniſche (δαιμονιον) nannte, dem er immer Folge geleiſtet und das ſich nie aufmunternd, immer nur abmahnend habe vernehmen laſſen. So finden wir in der Geſchichte des Sokrates, daß dieſer, als er einmal ſeinen Vertrauten, Krito, mit verbundenem Auge erblickte, ihn gefragt habe, was Schuld daran ſei; und auf deſſen Antwort, es habe ihn bei'm Spazierengehen auf dem Felde ein angezogenes und zurückgeſchnelltes Aeſtchen in's Auge geſchlagen, ihm erwiedert habe: Da haſt Du es nun; habe ich Dich nicht vor dem Ausgehen vermittelſt der mir inwohnenden Vorausahnungsgabe gewarnt? Ein anderer Vorfall, auch den Sokrates betreffend, iſt folgender. Die Athener waren unter der Anführung des Laches bei Delium geſchlagen worden und auf der Flucht begriffen; Sokrates floh mit dem Laches und als man an einen Dreiweg kam, weigerte er ſich, denſelben Weg zu nehmen, den die Andern wählten und gab Denen, die ihn fragten, warum er darauf beſtehe, zur Antwort, die Gottheit mahne ihn ab. Und wirklich geriethen Die, die auf dem andern Wege geflohen waren, zwiſchen die feindliche Reiterei hinein. Eine Menge Fälle, wo Sokrates eine bewundernswerthe Vorausſagungsgabe entwickelte, hat Antipater geſammelt.

Cicero,
de divin. I. c. 34.

17.

Der Genius des Sokrates iſt nicht er ſelbſt, nicht ſeine Meinung, Ueberzeugung, ſondern ein Bewußtloſes: Sokrates iſt getrieben. Das Orakel iſt zugleich nichts Aeußerliches, ſondern ſein Orakel. Es hat die Geſtalt von einem Wiſſen, das mit Bewußtloſigkeit verbunden, — ein Wiſſen, das ſonſt auch als magnetiſcher Zuſtand unter anderen Umſtänden eintreten kann. Bei Sterbenden, im Zuſtande der Krankheit, der Katalepſie kann es kommen, daß der Menſch Zuſammenhänge kennt, Zukünftiges oder Gleichzeitiges weiß, was nach dem verſtändigen Zuſammenhange für ihn durchaus verſchloſſen iſt. Dies ſind Thatſachen, die man roher Weiſe häufig durchaus läugnet.

Das Dämonion iſt etwas Innerliches, aber ſo, daß es als ein eigener Genius, unterſchieden vom Wiſſen und Wollen des Menſchen, nicht als ſeine Klugheit und Willkür vorgeſtellt wird. Es iſt alſo ein an den Somnambulismus, an dieſe Gedoppeltheit des Bewußtſeins hingehende Form; und es ſcheint ſich bei Sokrates auch ausdrücklich etwas von der Art, was magnetiſcher Zuſtand iſt, gefunden zu haben, da er öfter in Starrſucht, Katalepſie, Verzückung verfallen ſein ſoll. **Hegel.**

18.

Ueber das Daimonion des Sokrates und über die Meinung, die er ſelbſt von dieſem inneren Anzeichen hatte, iſt auch zu ſehen **Plato** in der Vertheidigungsrede des Sokrates und **Schleiermacher** in den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung derſelben [1]). Wir werden die Stelle des Plato unter Buch VIII. in anderem Zuſammenhange geben; Sokrates ſagt da namentlich, ſeine gewohnte Vorbedeutung ſei ſehr häufig geweſen, „und oft in großen Kleinigkeiten widerſtand ſie mir, wenn ich im Begriffe war, etwas nicht auf die rechte Art zu thun.“ Zuweilen habe ſie ihn mitten in der Rede aufgehalten. Vergl. Ritter, Geſchichte der Philoſophie II. S. 39: „Das dämoniſche Zeichen des Sokrates wurde von ihm als eine beſondere, ihm eigene Gabe der Götter betrachtet, die er jedoch auch Anderen nicht abſprach, als eine innere Stimme, über welche keine andere Auskunft zu geben.“

19.

Timarchos ging in die Grotte des Trophonios, um den Gott über den Dämon des Sokrates zu fragen. Da verfiel er in einen ſomnambülen Zuſtand, worin ihn ein Geiſt über den Unterſchied der menſchlichen Seele zu ihrem Dämon in der Art belehrte, daß jene ein untergeordneter, beſchränkterer, dieſer ein höherer, unbeſchränkterer Theil des menſchlichen Inneren ſei, der unter Anderem auch das Gewiſſen bilde. „Nach drei Monaten,“ ſetzte das viſionäre Weſen hinzu, „wirſt du mehr darüber wiſſen.“ Und in drei Monaten ſtarb Timarchos [2]).

---

[1]) Plato's Werke von Schleiermacher Th. I. Bd. II. Berlin 1818 S. 432 f.

[2]) Vergl. Fiſcher, Somnambulismus I. Baſel 1839. S. 163 f.

Hier wird der Dämon ganz allgemein als das mit dem ſpeciell menſchlichen Ich, als dieſem Grunde der Beſonderheit, verbundene, doch nicht mit ihm identiſche Göttliche gefaßt und zu deſſen Manifeſtationen im Menſchen ſehr merkwürdiger Weiſe auch das ſittliche Bewußtſein des letzteren gerechnet.

20.

Anaxagoras ſah den olympiſchen Spielen im Regenmantel zu, und wirklich erfolgte ein Regenguß; da pries ihn ganz Hellas als einen Mann, der mehr wiſſe, als man menſchlichen Naturen zutrauen ſollte.

Aelian,
hist. an. VII. 8.

Deſſelben Falles erwähnt Philoſtratus im Leben des Apollonius von Tyana I. 2 und fügt auch noch andere Beiſpiele der merkwürdigen Divinationskraft des Anaxagoras hinzu. „Denn wer weiß nicht, daß dieſer während der olympiſchen Spiele, wo es am wenigſten regnet, in der Vorausſicht eines bevorſtehenden Regens in einem Pelze auf dem Stadium erſchien; daß er den Einſturz eines Hauſes vorausſagte, das dann in der That einſtürzte, ſo wie auch, daß er weiſſagte, es würde ſich der Tag in Nacht verwandeln und es würden bei Aegospotamoi Steine vom Himmel fallen, und daß auch dieſe Vorausſagen in Erfüllung gegangen ſind?“

21.

Die Alten haben zwei Arten von Divination unterſchieden, eine künſtliche und eine kunſtloſe oder natürliche. „Kunſtlos," heißt es bei Cicero de divin. I. 18, „iſt die Weiſſagung derjenigen, die nicht durch Schlüſſe und Wahrſcheinlichkeitsberechnung, nicht nach beobachteten und aufgezeichneten Vorzeichen, ſondern durch eine gewiſſe eigenthümliche Art von Gemüthserregung, aus einer von ihrem Wiſſen und Wollen unabhängigen und freien Bewegung des Inneren das Künftige erahnen — ein Fall, der ſich oft bei Träumenden ereignet, zuweilen auch bei ſolchen, die vom Wahnſinn ergriffen weiſſagen," wobei an den Böotier Bakis, den Kreter Epimenides und die erythräiſche Sibylle erinnert wird. „Als eine Erſcheinung der Art ſind auch die Orakel zu betrachten, nicht diejenigen, meine ich, die nach genauer Ausgleichung der Looſe gezogen worden, ſondern wo durch göttliche Eingebung und Begeiſterung ein Ausſpruch geſchieht: quae instinctu divino afflatuque funduntur." Vergl. das oben C. i. Nr. 2 aus Plato Ausgehobene. Dieſe „kunſtloſe" oder „natürliche" Art von Divination und Weiſſagung iſt als eine mögliche und wirkliche im Allgemeinen anzuerkennen und keineswegs in das Reich des Aberglaubens zu werfen, wie allerdings diejenige, in welcher der Menſch den Mangel einer ächten, aus dem inneren, tiefen Quelle des Naturlebens entſpringenden Offenbarung des Künftigen durch ein thörichtes in Anſpruch Nehmen von Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten zu erſetzen geſucht.

22.

Um das Zukünftige enthüllen zu können, reichen Berechnungen nicht hin, man muß auch begeiſtert ſein und die höhere prophetiſche Gabe beſitzen, welche die Vorſehung nur wenigen Bevorzugten gewährt.

Noſtradamus.

„Noſtradamus“ u. ſ. w. nach Eugen Bareſte
von Dr. Herrmann. Leipz. ohne Jahrzahl
S. [illegible]

23.

Jene Soſipatra, von welcher Eunapius erzählt, ſoll in Folge eines ganz außerordentlichen Vermögens, in die Ferne zu ſehen, ſo allgegenwärtig, wie die Götter, geweſen ſein; eben ſo auch ihr Bewußtſein des Künftigen alle Grenzen des Glaublichen überſtiegen haben, ſo daß ſie ſelbſt die berühmteſten Wahrſagerinnen des Alterthums übertroffen. „Und wenn auch,“ ſagt Horſt[1], „nur die Hälfte von dem, was Eunap von ihr erzählt, wahr ſein ſollte, ſo war ihre Divinationskraft in der That wundervoll.“

24.

Joſephus de bell. Jud. lib. III. c. 42 ſpricht von den nächtlichen Träumen, worin ihm Gott ſowohl die künftigen Niederlagen der Juden, als auch dasjenige gezeigt, was den vornehmſten Römern begegnen werde.

---

[1] Deuteroſkopie, Frankf. a. M. 1830. II. S. 38.

25.

Campanella hatte Ahnungen und vernahm eine innere Stimme, die ihn von herannahenden Unannehmlichkeiten unterrichtete. Er ſagt: „Wenn mir etwas Widriges bevorſteht, ſo pflege ich in einem Mittelzuſtande, zwiſchen Schlafen und Wachen eine Stimme zu hören, die mir zuruft: „Campanella! Campanella!“ zuweilen aber auch mehrere Worte. Die höre ich dann; ich weiß aber nicht, wer ſie ſpricht.“ Vergl. **Carriere**, philoſ. Weltanſchauung der Reformationszeit. Stuttg. und Tübing. 1847. S. 550.

26.

Kammer-Calculator **Zimmermann** in Breslau berichtet von ſich im Moritziſchen Magazin[1], er habe ſchon in ſeinen frühen Jahren in gewiſſen Fällen, bevor er etwas unternommen, eine ungewöhnliche Empfindung gehabt, die einer Warnung glich; habe er dieſem Winke ſeines Inneren keine Folge gegeben, ſo habe er von ſeinem Unternehmen allemal Schaden, Unglück, und Verdruß gehabt.

Das ſieht ganz dem ſokratiſchen Dämon gleich.

---

[1] Magazin der Erfahrungsſeelenkunde, Berlin 1783 B. II. St. 2. S. 99 f.

27.

Die Prinzeſſin **Eliſabeth Charlotte** von **Orleans** erzählt in ihren von **Menzel** herausgegebenen Briefen S. 39 f. Folgendes. Einer Frau war prophezeit worden, daß es ihr wohl gehen werde, wofern ſie ſich nur vor der Hand eines Mannes hüte, der ihren eigenen Namen führe. Dieſe Frau beging ein Verbrechen und ſtarb von der Hand eines Scharfrichters, der gerade ſo hieß, wie ſie ſelbſt, nehmlich Carlier.

28.

Indem H. **Lauvergne** von den letzten Stunden und dem Tode der Krieger handelt, gedenkt er „des Vorgefühls von ihrem Ende, welches ſie oft am Tage der Schlacht, ehe ſie die tödtliche Wunde empfangen, zum großen Erſtaunen ihrer Freunde und ihrer Umgebung befällt. Wer erklärt dieſe Stimmung eines Mannes, der den Tod zwanzig Jahre lang über Tauſende ſeine Looſe ſchütteln ſah, ohne das ſeinige zu finden und der nun eines Tages unter dem Zelte, entfernt vom Feinde, verkündet, daß es ihn heute treffen werde? Das Heldenepos des kaiſerlichen Frankreichs iſt reich an Beiſpielen dieſer Art.“ Es werden hierauf die Todesahnungen erzählt, die **Beſſières**, **Lannes**, **Deſaix**, **Laſalle**, **Duroc** gehabt und geäußert haben, worüber man das Nähere bei dem genannten Schriftſteller ſelbſt nachleſen mag; ſ. deſſen Werk „über die letzten Stunden und den Tod in allen

Klaſſen der Geſellſchaft" II. S. 18 ff. der deutſchen Ausgabe. Leipzig 1843.

29.

C. Crowe[1]) ſpricht von den Träumen, die an der Natur des ſogenannten zweiten Geſichts oder der Prophezeiung Theil nehmen. „Einige," ſagt er, „ſind einfach und buchſtäblich in ihren Mahnungen, andere allegoriſch und dunkel, einige beziehen ſich auf die unbedeutendſten Dinge, wieder andere hangen mit den ernſteſten Ereigniſſen des Lebens zuſammen. So z. B. träumt einem Geſchäftsmanne in Schottland, er trete des Morgens in ſein Comptoir und ſehe hier auf einem gewiſſen Stuhl einen ſeiner ehemaligen Commis ſitzen, von dem er lange nichts vernommen hatte. Er fragt nach dem Grunde dieſes Beſuchs und erhält von dem Manne zur Antwort, gewiſſe Umſtände hätten ihn wieder in dieſe Gegend geführt, und da habe er ſich des Antriebs nicht erwehren können, ſein altes Geſchäftslokal zu beſuchen; er bitte, daß es ihm geſtattet ſei, für einige Tage wieder ſeiner früheren Thätigkeit obzuliegen u. ſ. w. Der Traum war ſo lebhaft, daß ihn der Kaufmann bei'm Frühſtück erzählte. Nun denke man ſich ſeine Verwunderung, als er bei'm Eintritt in's Comptoir den ehemaligen Commis wirklich ſo daſitzen ſieht, wie ihm geträumt, und genau dieſelbe

---

[1]) Nachtſeite der Natur. Aus dem Engliſchen von Kolb I. Stuttgart 1849. S. 49 f.

Zwieſprache mit ihm hält. Ich habe von zahlreichen ähnlichen Träumen gehört, wo vorläufige Erwartung oder geiſtige Aufregung durchaus nicht als Erklärungsgründe angenommen werden können und wo die Erfüllung in allen Einzelheiten zu buchſtäblich war, als daß man ſich mit der ſchnell fertigen Annahme eines ungewöhnlichen zufälligen Zuſammentreffens helfen könnte.«

30.

Man hat hunderttauſend Beiſpiele von Träumen, worin man ein bevorſtehendes großes Unglück dunkel vorhergeſehen hat. **Unzer.**

Sammlung kleiner Schriften II. S. 455.

31.

Im Sommer des Jahres 1845 ging ich gegen Abend mit meiner Frau vor einem Hauſe vorbei, wo wir ein uns bekanntes Ehepaar ganz behaglich und, wie es ſchien, im beſten Wohlſein im Fenſter liegen ſahen. In der darauf folgenden Nacht träumte meiner Frau, der Gatte zeige ſich ihr im Trauerkleide und melde, daß er Witwer geworden. Das war wunderlich genug, weil eine ſolche Traumvorſtellung durch nichts veranlaßt worden, vielmehr ein ganz beſtimmter Grund vorhanden war, ſo etwas *nicht* zu träumen. Am Tage darauf jedoch erfuhren wir zu unſerer nicht geringen Verwunderung, daß die Frau jenes Mannes noch am vergangenen Abend plötzlich geſtorben ſei. Dieſer Todesfall war alſo zwar nicht vorausgeſehen, aber doch träumend ohne die ſonſt nöthige äußere Vermittlung und allem Anſchein entgegen zum Bewußtſein gekommen.

32.

Die Träume ſind nach der Vorſtellung der Alten von ſehr verſchiedener Natur und gehen aus zwei Pforten aus,

> Dieſe von Elfenbeine gebaut und jene von Horne.
> Die nun geh'n aus der Pforte geſchnittenes Elfenbeines,
> Solche täuſchen den Geiſt durch wahrheitloſe Verkündung:
> Aber die aus des Hornes geglätteter Pforte herausgeh'n,
> Wirkliches deuten ſie an, wenn der Sterblichen einer ſie ſchauet.
>
> Odyſſee XIX. 560 ff.

33.

Es treten im Traume nach Schubert auch „die höheren Kräfte des inneren Menſchen“ hervor: der Witz und die Schnelligkeit bei'm Aneinanderreihen der Vorſtellungen, die Macht und Tiefe des Ausdruckes, das Ferngeſicht, das längſt vergeſſene Vergangenheiten eben ſo hell beleuchtet, als was noch im Schooße der Zukunft ruht. „Denn daß im Traume zuweilen prophetiſche Kraft ſei, erkannte ſchon das Alterthum mit Recht an, und es hat die neuere Zeit die häufig wiederkehrenden Thatſachen, welche jenes Ferngeſicht beſtätigen, nicht hinwegläugnen können.“

„Dieſes Ferngeſicht des Traumes geht zuweilen, gleich den Warnungen und Vorausſagungen des ſokratiſchen Dämons, die näher oder ferner liegenden wichtigeren Schickſale des Träumers oder der ihm nahe verbundenen Perſonen an. Träume dieſer Art, welche vor einer nahen Gefahr des inneren Menſchen warnten; Träume, welche mit voller Klarheit und Sicherheit den Tod eines damals noch geſunden, innig geliebten Menſchen verkündeten, oder welche unter ſtets ſich gleich bleibenden ſymboliſchen Bildern eine eigene nahe Krankheit andeuteten, kenne ich aus eigener Erfahrung und kann ihr wirkliches Vorkommen bezeugen. Dergleichen Fälle finden ſich aus älterer, wie aus neuerer Zeit eine große Zahl aufgezeichnet. Ein bedeutungsvoller Traum des Vaters war es, der dem Galen endlich zu ſeinem eigentlichen Berufe, der ausübenden Arzeneikunde, den Weg bahnte. Um ein Beiſpiel aus neuerer Zeit anzuführen, ſo wurde dem Profeſſor der Theologie und erſten Direktor des collegii Fridericiani zu Königsberg, Dr. Lyſius, in dem troſtreichen Ferngeſicht eines Traumes die Stätte ſeiner künftigen Wirkſamkeit als Theolog gezeigt, zu einer Zeit, wo der durch mannichfache Noth gebeugte Mann nahe daran war, den Beruf ſeines Lebens gänzlich aufzugeben. Ueberhaupt ſah dieſer Dr. Lyſius, deſſen äußere und innere Erfahrungen Reichardt in ſeinen Beiträgen bekannt gemacht hat, im Traum und in traumverwandten Geſichten mehrmals Ereigniſſe, an deren Eintreffen damals noch nicht zu denken war, mit Beſtimmtheit voraus, obgleich die genaue Erfüllung, wodurch ſich die Wahrheit jener Fernblicke bewährte, ihn niemals in ſeiner philoſophiſchen Zweifelſucht an der Bedeutung der Träume ſtörte.

oder den natürlichen Widerwillen, welche der nüchterne Mann gegen alle Erſcheinungen dieſer Art hatte, zu heben vermochte[1]. Dem Philologen **Erneſti**, der damals kaum dem Knabenalter entwachſen, wurde im Traume mit größter Genauigkeit das Zimmer, das Behältniß und der Ort in dieſem gezeigt, wo ſich ein Aktenſtück befand, durch deſſen Ermangelung ſeine Familie, nach dem Tode des Vaters, in eine ſehr peinliche Verlegenheit verſetzt worden war."

Schubert.

Geſchichte der Seele 3. Aufl. S. 410 f.

34.

Peireſcius, als er ſich 1610 auf einer Reiſe nach Nimes befand und in einer Herberge ſchlief, glaubte im Traume bereits an jenem Orte zu ſein, wo ihm von einem Goldſchmiede eine goldene Münze von Julius Cäſar angeboten werde. Als er zu Nimes angekommen war, und in der Stadt umher ging, traf er den im Traume geſehenen Goldſchmied, den er ſogleich erkannte und dem er die Frage ſtellte, ob er keine ſeltenen Münzen habe; worauf derſelbe entgegnete, er beſäße jene Goldmünze, die ihm denn der erfreute Peiresciuſ ſofort abkaufte.

---

[1] Man kann hierüber auch bei **Horſt**, Deuteroſkopie. Frankfurt a. M. 1830. I. S. 169 ff., nachleſen, wo der ganze VI. Abſchnitt über Dr. Lyſius und ſeine Familie handelt. Der in ſeiner Art ſehr treffliche und achtungswerthe Mann, der vom 17. in's 18. Jahrhundert lebte, hatte in Charakter und Grundſätzen nichts Schwärmeriſches, war nicht in dem gemeinen Aberglauben ſeiner Zeit befangen, entwickelte viel kritiſche Beſonnenheit und dachte über Manches ſo frei und ſo abweichend vom Geiſte ſeiner Zeit, daß er ſogar Verketzerungen zu erleiden hatte.

Gassendi, vita Peirescii p. 75.

Vergl. Horſt, Deuteroſkopie. Frankfurt a. M. 1830. II. S. 126 f. Die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit der Erzählung kann, nach der Bemerkung des Letzteren, nicht in Abrede geſtellt werden.

33.

Dem Marſchall le Fabert waren Camerarii Schriften angerühmt worden; er ſchrieb um dieſelben nach Frankfurt, erhielt ſie von da an einem ſpäten Abend, ließ ſie aber, verſiegelt, wie ſie waren, in ſeinem Kabinete liegen und legte ſich ſchlafen. Da träumte ihm, er leſe in dem Buche, und das an einer Stelle, wo jemand einen rothen, ſeidenen Faden hineingelegt hätte, und wo von einem gewiſſen groſſen Schatze die Rede ſei. Des Morgens eilte er in ſein Kabinet, erbrach den Umſchlag, fand die mit dem rothen Faden bezeichnete Stelle und las hier mit Verwunderung die nehmlichen Worte, die er bereits im Traume geleſen.

Breslauiſche Sammlungen.
Ann. 1718. Mens. April. Class. IV. Art. VI.
Hennings, von den Ahndungen und Viſionen I.
Leipz. 1777. S. 835 f.

36.

Ein gewiſſer Zunftmeiſter und Kupferſchmied, der noch im Jahre 1793 zu Ulm lebte, hat ſich aus der Zeit ſeiner Wanderſchaft folgende Begebenheit aufgezeichnet.

Er kam einmal in Würtemberg ſpät Abends, da es ſchon ſehr dunkel war, in einen Marktflecken und ließ ſich ein Wirthshaus zeigen, wo er hineintrat und im Finſtern fortging, um die Stube zu finden. Da fühlte er, wie jemand plötzlich ſeinen Arm faßte, ſo daß er nicht weiter konnte; er bat, ihm nichts zu Leide zu thun, er ſei ein reiſender Handwerksburſche. Nun ſah er aber auch einen hellen Schein und darin die Geſtalt eines ſchönen Jünglings, der ihn hielt und anlächelte. Darauf ward es wieder ganz finſter; doch fühlte er ſich fortwährend gehalten und am Fortgehen gehindert. Jetzt endlich ſchimmerte in der Tiefe ein Licht, mit dem die Frau des Hauſes hinten hervor aus einem Keller kam, der offen ſtand, ſo daß ſich der Burſche, der ohne jene Hemmung unfehlbar hineingeſtürzt wäre, gerade vor der Oeffnung befand[1].

Nichts iſt natürlicher, als daß der ſo wunderbar und mittelſt einer ſo ſchönen Erſcheinung vor großem, todesgefährlichem Unfall Bewahrte der Meinung war, Gott habe ihm zum Behufe ſeiner Rettung einen leibhaftigen Engel vom Himmel geſandt. Wir auf unſerem wiſſenſchaftlichen Standpunkte ſehen in dieſem Vorfalle nichts Anderes, als eine mit den warnenden und abhaltenden Vorgefühlen, Ahnungen und Geſichten, wie ſie ſo häufig vorkommen, und wie wir ſie in dieſen Darſtellungen mehrfach vorgeführt, in einer Linie ſtehende, in das allgemeine Gebiet des Somnambulismus und der Viſion einſchlagende Thatſache, nur daß ſich die aus dem Innern hervortretende Ahnung der Gefahr hier in einer beſonders freundlichen und lieblichen Art objektivirte, der nicht viel Aehnliches zur Seite ſteht[1]. Wie aber alle ächten, durch Verſtand und äußere Wahrnehmung nicht vermittelte Vorgefühle und Ahnungen mit den zum Theil damit verbundenen viſionären Erſcheinungen, ſo hatte auch dieſe einen gleichwohl mit religiöſem Auge zu betrachtenden göttlich-tiefen Grund und Quell, indem es die im Innern der Welt und Menſchheit ſelbſt wohnende höhere Geiſtigkeit war, die ſich in jener Art zu Gunſten eines zu ſolcher Offenbarung ohne Zweifel ſpeciell geeigneten Individuums manifeſtirte.

---

[1] Vergl. Blätter aus Prevorſt V. Sammlung S. 78 ff., wo die Erzählung des alten Zunftmeiſters wörtlich mitgetheilt iſt.

37.

Der Redner Ariſtides beſchreibt in ſeinen „heiligen Reden" eine ſomnambüle Heilung, die ihm durch

---

[1] Einiges, was damit zu vergleichen, kommt bei Heilungen vor, welche die Natur verrichtete, ſo erſchien nach Theophilus Bonnetus, medicina septentrionalis II. p. 419. einer Frau, die 15 Jahre lang an beiden Füßen gelähmt geweſen, einſt in der Nacht ein ſchöner, gelbgelockter Knabe, der ihr die Geneſung von ihrem Uebel verkündete, ſo wie ſie nach drei Tagen auch wirklich erfolgte. Dies iſt zugleich ein Beiſpiel zu Bd. II. S. 159 ff.

Schlaf und Traum im Tempel des Aesculap zu Theile geworden. Eine ſeiner Traumviſionen, in welcher ihm der Gott ſelbſt erſchien, beſchreibt er alſo: „Ich glaubte ordentlich den Gott zu berühren und ſein Nahen zu fühlen; ich war dabei zwiſchen Wachen und Schlaf; mein Geiſt ganz leicht, ſo daß kein Menſch den Zuſtand begreift, der nicht eingeweiht iſt.“

38.

Mahomed war offenbar das, was wir ſomnambül nennen; daher ſeine angebliche Epilepſie. Es waren ekſtatiſche, viſionäre Zuſtände, die er nicht, wie Flachheit, Ignoranz und feindliche Rohheit will, betrügeriſch erkünſtelte, ſondern in die er ſich ohne Willen und Abſicht gewaltſam verſetzt ſah, worin er traumartig vorſtellte und dichtete, worin ſich ihm namentlich ſein höheres Bewußtſein in Form einer von Gott geſandten lichten Engelsgeſtalt und der durch ſie ihm werdenden Offenbarungen objektivirte [1]). Daß er ſomnambüle Blicke in die Zukunft that, iſt aus mehrfachem geſchichtlichen Zeugniſſe klar. Eine in Erfüllung gegangene Weiſſagung deſſelben iſt in der 30. Sure des Korans enthalten. Das Vorausgeſagte war zur Zeit der Bekanntmachung dieſer Sure wider alle Wahrſcheinlichkeit; dennoch ging der glaubensſtarke Abubeker eine Wette darauf ein und gewann dieſelbe. Von Einem ſagte der Prophet, es werde ihn das Loos treffen, einſam und allein zu Grabe zu gehen, ſo wie es unter dem Chalifate Osman's, wo dieſer Mann verbannt in einer Einöde ſtarb, auch wirklich geſchah. Om Haram erzählt in der Ueberlieferung: Mahomed habe einſt in ihrem Hauſe geſchlafen und beim Erwachen gelacht. Um die Urſache befragt, habe er geantwortet: „Ich ſah im Traume mein Volk das Meer gleich Königen mit Flotten beſchiffen.“ Da habe ſie gebeten, unter den Schiffenden auch ſie ſein zu laſſen; worauf er geſagt: „Du wirſt unter den erſten ſein.“ Sie war darunter und ſtarb auf Cypern, wo ihr Grab noch heut ein vielbeſuchter Wallfahrtsort, an welchem auch Hammer-Burgſtall geweilt. Was ſeine geliebte Aiſche nach ſeinem Tode für eine Rolle ſpielen würde, entging ſeinem Seherblicke nicht; und das konnte ſich nicht etwa nur auf die Kenntniß ihres Charakters und auf Berechnungen des gemeinen, verſtändigen Bewußtſeins gründen, da er allzu beſondere, zufällige und kleine Umſtände voraus erkannte. Es war auf dem ſogenannten Feldzuge des Kameeles — Aiſche's Sänfte befand ſich auf einem hohen Kameele, Asker genannt — als man an das Waſſer Hawab kam und Hundegebell erſcholl. Da fragte Aiſche um den Namen des Waſſers, erſchrack, als ſie ihn hörte und befahl, die Zügel des Kameeles zur Umkehr zu lenken. Man erkundigte ſich nach der Urſache; da erzählte ſie, wie einſt der Prophet zu ihr geſagt: „Ich ſehe eine meiner Frauen, welche die Hunde von Hawab anbellen, und ich fürchte, daß du es ſeiſt.“ Sie war nur mit größter Mühe und nicht ohne lügenhafte Verſicherungen, insbeſondere die, daß das Waſſer jenen Namen nicht führe, von dem Entſchluſſe zur Rückkehr abzubringen [1]. Dergleichen wiederholt vorkommende Thatſachen können ohne unſtatthafte Gewaltſamkeit nicht auf die Seite geſchoben, auf bloſe Zufälligkeiten und leere Erfindungen zurückgeführt werden, und die Wiſſenſchaft unſeres Zeitalters iſt über den Standpunkt einer gemeinen, nicht nur das wirklich Superſtitioſe und Unſinnige, ſondern als ein ſolches auch alles die inneren Zuſammenhänge des Natur- und Weltlebens Betreffende von ſich weiſenden Aufklärung weit genug erhoben, um auch hier nicht bloß negativ verfahren, jedes anderen Verhaltens aber als eines abergläubiſch-ſchwachſinnigen ſich ſchämen zu müſſen. Mah. 1848.

---

[1]) S. die nähere Beſchreibung dieſer Viſionen, die von hohem Intereſſe iſt, in meinem „Mahomed.“ Hamburg 1848. S. 129.

39.

Rabbi Hirſch Dänemark aus Warſchau, der vielgerühmte Wundermann, gab am 23. d. M. in Ulm eine Vorſtellung. Er bewies hiebei auf das unzweideutigſte und vielfachſte ſeine außerordentliche Fähigkeit, bei verſchloſſenem Buche eine darin von einem Dritten mit dem Finger, der Hand, einer Nadel u. ſ. w. bezeichnete Stelle hebräiſcher Schrift zu leſen. An Täuſchung iſt hier nicht zu denken, und man kann dieſe höchſt merkwürdige Erſcheinung kaum anders erklären, als daß Dänemark die, wenn man es ſo nen-

---

[1] Vergl. Hammer-Burgſtall, Gemäldeſaal I. S. 189. 303. 330.

nen will, magnetiſche Kraft hat, ohne ſomnambülen Schlaf hell zu ſehen und fern zu fühlen. Mit verſchloſſenem Auge und fein taſtenden Fingern vermag er bei geräuſchloſer Umgebung faſt jede ſolche Aufgabe überraſchend genau zu löſen. Ohne die Annahme eines Vermögens der bezeichneten Art bliebe die Erſcheinung wohl auch ferner unerklärlich.

„Die Zeitintereſſen“
vom 25. Juni 1848 Nr. 51.

Man vergl. das oben Abth. II. C. f. Nr. 13 über den „gelehrten Bauern“ bei Leipzig Beigebrachte, wo man ebenfalls einen ſolchen in's wache Leben des Individuums übergetretenen Somnambulismus annehmen muß. Und ein ſolcher iſt am Ende alles Außerordentliche und Wunderbare, was uns in Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben begegnet und nicht in den Kreis eines abgeſonderten Schlafzuſtandes eingeſchloſſen iſt.

u. Eine kleine Sammlung hiſtoriſcher Prophezeiungen [1].

1.

Die alten Peruaner hatten eine dem Ynca Viracocha zugeſchriebene Weiſſagung, nach welcher am

---

[1] Einiges, was hieher zu ziehen, befindet ſich ſchon in nächſt vorhergehenden Zuſammenſtellungen; ſ. auch Bd. II. S. 192 ff.

Ende der Regierung einer gewiſſen Anzahl von Königen in Peru fremde, nie zuvor geſehene Menſchen ankommen und Reich und Cultur zerſtören würden. Es ſoll dieſelbe von dem Ynca Huayna Capac kurz vor ſeinem Tode in nachdrückliche Erinnerung gebracht und deren nahe bevorſtehende Erfüllung ausgeſprochen worden ſein.

Baumgarten,
allgemeine Geſchichte der Länder und Völker Amerika's.
II. Halle 1753. S. 296. 344. 346.

2.

Ueber die alten mexikaniſchen Prophezeiungen von einem der Kleidung und Sitte nach fremdartigen Volke, das von Oſten herkommen und ſich zum Herrn des Landes machen werde, ſehe man Clavigero, Geſchichte von Mexiko. Leipz. 1789 f. I. S. 322 ff. II. S. 92. 123. Einen berühmten Wahrſager, der eine von Nezahualpilli, dem Könige von Acolhuacan, ausgeſprochene Verkündigung der Art entſchieden beſtätigte, beſtrafte Montezuma dadurch, daß er ſein Haus einreißen und ihn unter deſſen Ruinen begraben ließ. Doch ſoll ſogar die eigene Schweſter dieſes Fürſten, welche i. J. 1524 die Taufe und den Namen Donna Maria Papantzin empfing, im Zuſtande des Scheintodes die künftigen Eroberer des Landes und ihre Ankunft zu Schiffe deutlich vorausgeſehen, und nach ihrem Wiedererwachen demgemäß beſchrieben haben. Siehe auch Ternaux-Compans, Amerika, deutſch von Alvensleben I. Meißen 1839. S. 33. 126.

3.

Als ſich der Frankenkönig Childerich, Merowig's Sohn mit der Königin Baſſina vermählte, ließ ihn dieſe, einer alten Sage zu Folge, in mehreren ſymboliſchen Geſichten ſeine Nachkommenſchaft und die Dinge der Zukunft ſehen, ſo daß er erſt große, wilde Thiere, Parder, Einhörner und Löwen, dann Bären und Wölfe, dann Hunde und kleine Thiere, die einander zerriſſen, ſah; und dieſe letzteren bedeuteten nach Baſſina's Auslegung „das Volk, das ſich nicht mehr vor dem Könige ſcheut, ſondern in Haß und Thorheit ſich unter einander ſelbſt verfolgt.“

Brüder Grimm, deutſche Sagen,
II. Berlin 1818 S. 72 — 73 mit den Citaten daſelbſt.

Aehnlich iſt, was man von der zauberiſchen Viſion der Katharina von Medicis erzählt. Ein Nekromant aus Florenz ließ ſie mittelſt ſeiner Kunſt die Perſönlichkeiten und Schickſale der künftigen Könige Frankreichs ſehen; zuletzt erhob ſich ein gewaltiger Sturm, der Saal ſchien ſich zu bewegen, ein ſtinkender Dampf ward empfunden, und es erſchienen Ungeheuer von unerhört entſetzlicher Geſtalt, die einander auf's grauſamſte bekämpften und zerfleiſchten, ſo daß die Königin vor Schrecken zur Erde ſank. So ſteht der Bericht wenigſtens ſchon im 2. Stücke des „europäiſchen Niemand“ von 1717, der ſich auf die Memoires de Ms. Haillon beruft; vergl. Meyer, Blätter für höhere Wahrheit. Neue Folge III. Berlin 1832. S. 261—273.

Man kann dieſe Erzählungen für erfunden halten; ein in dieſelben eingekleideter ächt prophetiſcher Stoff jedoch iſt nicht zu verkennen und in Abrede zu ſtellen.

4.

. . . . das wunderliche Zuſammentreffen, welches Herr Ideler in Berlin entdeckte, als er auf Herrn v. Humboldt's Geſuch berechnete, welche Jahre unſerer Zeitrechnung den großen Saturnconjunctionen entſprechen, von denen der Cardinal von Ailly[1] in ſeinen alphonſiniſchen Tafeln vorausgeſagt hat, daß ſie außerordentliche Ereigniſſe herbeiführen werden. Herr Ideler, der hiezu abſichtlich die erſte, 1492 zu Venedig gedruckte Ausgabe benutzte, findet darin, daß eine der großen Perioden des Saturn in dem Jahre zu Ende gehen mußte, welches dem Jahre 1789 entſpricht. Herr v. Humboldt, der dieſes zufällige Zuſammentreffen erwähnt, fragt, ob dieſe Vorherſagung einer Revolution, die eine ſo bedeutende Stelle in der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes einnimmt, von denjenigen, die in unſern Tagen nach allem Myſtiſchen und Dunkelen greifen, bereits gebührend hervorgehoben worden ſei.

Journal des Débats
vom 8. Januar 1840.
Das Buch aller Prophezeiungen u. ſ. w.
Stuttgart 1849. S. 68 f.

---

[1] Petrus de Alliaco † 1425.

Die Worte des Cardinals von Ailly lauten:
Si mundus usque ad illa tempora duraverit, quod solus Deus novit, multae tunc magnae et mirabiles alterationes mundi et mutationes futurae sunt et maxime circa leges.

Auch Dr. W. Meinhold, Weiſſagung des Abtes Hermann v. Lehnin, Leipzig 1849, S. 107 weiſt darauf hin und citirt hiebei: La fin des temps par Eugene Bareste p. 28.

5.

Unterlaſſen wir es, von geſchehenen Dingen zu reden, die alle Leute wiſſen, wenn ſie nicht völlige Ignoranten ſind, und ſprechen wir von der achten, der höchſten und wunderbaren Conjunction, welche nach der Verſicherung der Aſtrologen im Jahre unſeres Herrn 1789 mit zehn Saturnrevolutionen Statt finden ſoll, worauf überdies 25 Jahre ſpäter die vierte und letzte Station des Firmamentes in der Höhe eintreten werde. Alle dieſe Dinge überlegt und berechnet, ſo ſchließen die Aſtrologen, daß, wenn die Welt ſo lange dauert, was Gott allein weiß, ſehr große und wunderbare Veränderungen und Umwandlungen in der Welt vorgehen werden, hauptſächlich unter den Sekten und in den Geſetzen. Denn mit den Saturnrevolutionen wird die Verkehrung und Umwälzung des oberen Himmelsfirmamentes geſchehen und dadurch werden die beſagten Veränderungen der Sekten eintreten; und die Aſtrologen ſagen, daß dann der Antichriſt mit ſeinem Geſetz und ſeiner verdammlichen Sekte wider das Geſetz der Chriſten ſtreiten wird.

Peter Turrel,

Rector der Schule zu Dijon im 16. Jahrhundert.
Das Buch aller Prophezeiungen u. ſ. w
Stuttg. 1849. S. 63 ff.

6.

Jetzt verkündige ich, daß wir der künftigen Erneuerung der Welt nahe ſtehen, welche nach der gewöhnlichen Annahme der Hiſtoriographen[1]) in ungefähr 243 Jahren vom Datum der Abfaſſung der gegenwärtigen Schrift an gerechnet, eintreten ſoll[2]).

Kommen wir auf die große und wunderbare Conjunction zu ſprechen, von welcher die Herren Aſtrologen ſagen, daß ſie um's Jahr des Herrn 1789 mit zehn Saturnrevolutionen Statt finden ſolle, worauf ungefähr 25 Jahre ſpäter die vierte und letzte Station des Höhenfirmamentes Statt finden werde. Nachdem alle dieſe Dinge ausgeſonnen und berechnet ſind, ziehen die obgenannten Aſtrologen daraus den Schluß, daß, wenn die Welt bis dahin währe, was nur Gott allein wiſſe, ſehr große, wunderbare und ſchreckliche Umwandlungen und Veränderungen in dieſer ganzen

---

[1]) So allgemein war die Sache bekannt und angenommen?

[2]) 1550 und 243 geben juſt 1793. Vergl. das unten ſtehende erſte Citat.

Welt eintreten werden, beſonders in Bezug auf Geſetze und Sitten.

Richard Rouſſat,
Canonicus von Langres.
Le livre de l'estat et mutation des temps etc.
Lyon 1550. P. 86. 169.
Das Buch aller Prophezeiungen. Stuttg. 1849.
S. 65 f.

Die hier begegnende Combination geſchichtlicher Thatſachen mit aſtronomiſchen Verhältniſſen iſt dem Geiſt und Geſchmacke jener älteren Zeitperiode gemäß und hat für uns keine Bedeutung mehr; höchſt auffallend aber iſt hiebei die ſo genau zutreffende Beſtimmung einer künftigen großen Weltumwälzung, die gewiß auf einem ganz anderen, unendlich tieferen Grunde beruht, als auf dem der ehemals beliebten Sterndeuterei, ſo daß man annehmen darf, jene Beſtimmung ſei als ein ſelbſtſtändiges, von Verſtand und Forſchung ganz unabhängiges hellſeheriſches Phänomen den Berechnungen der Aſtrologie vielmehr vorausgegangen, dieſe aber habe ſich ihrer bemeiſtert, ſie mit ihren Grillen und Künſten in Verbindung geſetzt und ſo von ihnen ſcheinbar abhängig gemacht; man vergleiche die Erklärung des berühmten Noſtradamus über die Bedingungen des prophetiſchen Erkennens oben I. Nr. 22.

7.

Von der Weiſſagung des Regiomontan († 1476) auf 1788 iſt ſchon oben Bd. II. S. 193 die Rede geweſen. Hier die bezüglichen Verſe ſelbſt:

Post mille expletos a partu virginis annos
Et septingentos rursus ab inde datos
Octogesimus octavus, mirabilis annus
Ingruet et secum tristia fata feret.
Si non hoc anno totus malus occidet orbis,
Si non in nihilum terra fretumque ruet,
Cuncta tamen mundi sursum ibunt atque deorsum
Imperia et luctus undique grandis erit.

Feller, dict. hist. Tom. VI. p. 253. Steinbeck, der Dichter ein Seher. Leipzig 1836. S. 577. Meinhold, Weiſſagung des Abtes Hermann von Lehnin. Leipzig 1849. S. 107 f.

8.

In der Vorrede oder Dedication der 8. 9. und 10. Centurie der Kölner Ausgabe ſeiner prophetiſchen Tetraſtichen ſpricht Noſtradamus vom Jahre 1792, „que l'on cuidera estre une renovation du siecle; après commencera le peuple Romain de se redresser et de chasser quelques obscures tenebres.“

Steinbeck,
a. a. O. S. 580.

9.

Aus dem Mittelalter her exiſtirt nachweislich eine lateiniſche Weiſſagung auf Frankreich, die alſo lautet:

Anno milleno
Bis ter centeno
Ter quadrageno
Ter quater bis nono
Finem tibi Gallia pono.

Steinbeck,
a. a. O. S. 888.

Hier iſt das ter der vierten Zeile wahrſcheinlich unächt und aus der zweiten und dritten Zeile fälſchlich wiederhohlt; denn ſtreichen wir es, ſo ergiebt ſich eine Rechnung, die zum Reſultate das Jahr 1792 hat und ſo mit obiger Angabe des Noſtradamus ſtimmt.

10.

In einem alten Almanach von 1730 ſtehen ein Paar Verſe, in welchen auf hundert Jahre ſpäter, ſomit auf das Jahr 1830, drei glorreiche Tage vorausgeſagt werden.

Steinbeck,
a. a. O. S. 398.

11.

In einem 1701 erſchienenen, ſehr ſelten gewordenen, doch im britiſchen Muſeum vorhandenen Buche von Robert Fleming, einem ſchleſiſchen Geiſtlichen, wird vorausgeſagt, daß die bourboniſche Dynaſtie um das Jahr 1794 einen heftigen Stoß erleiden, aus Frankreich entfernt, dann auf 16 Jahre zurückkehren, endlich aber im Jahre 1848 für immer vertrieben werden würde, an welche Weiſſagung neuerdings Herr Swanſton, ein geachteter Londoner Sachwalter in den Times erinnert hat.

Blätter für literariſche Unterhaltung vom
7. October 1848.

12.

Man führt folgende alte Reime an:

Quando Marcus allelujabit,
Antonius spiritum sanctum invocabit,
Johannes coenabit,
Totus mundus vae clamabit.

Das iſt: „Wenn das Feſt des Marcus mit Oſtern, das des Antonius mit Pfingſten, das des Johannes mit Frohnleichnam zuſammenfällt, dann wird die ganze Welt Wehe rufen.“ Jenes kalendariſche Zuſammentreffen von Heiligentagen und Kirchenfeſten fand in der That im Revolutionsjahre 1848 Statt.

Dr. W Meinhold,
Weiſſagung des Abtes Herman von Lehnin.
Leipzig 1849. S. 110.
Prophetenharmonie von einem Weltprieſter.
Paderborn 1849. S. 30.

13.

In einer 1630 zu Frankfurt a. M. bei Latomi Erben gedruckten Weiſſagung über die Schickſale des deutſchen Reiches heißt es:

„Um ſelbe Zeit1) wird das römiſche Kaiſerthum vaciren und ledig ſtehen, um welches es großen Krieg abgeben wird, hierüber auch ſo verderbt und verwüſtet

---

1) Welche?

wird, daß niemand ſein begehren mag, und will die democratia überhand nehmen.“

Meinhold,
Weiſſagung des Abtes Hermann von Lehnin.
Leipzig 1849. S. 109 f.

14.

Hieronymus Cardanus aus Mailand, der 1576 ſtarb, ſprach die Nothwendigkeit einer großen Religionsveränderung aus, deren Eintreten er in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ſetzte: Necesse est, anno Christi MLCCC magnam mutationem futuram esse in lege Christi. De varietate rerum L. II. C. 11. Vergl. Leſſing's theologiſchen Nachlaß S. 231 und Horſt, Dämonomagie, Frankfurt a. M. 1818. I. S. 187.

15.

Man ſieht, daß ſchon ſeit einer Reihe von Jahrhunderten die beſtimmteſten Ahnungen und Weiſſagungen exiſtirten, die ſich auf einen ungeheueren Umſchwung der politiſchen und religiöſen Dinge beziehen, ſo wie er ſich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und in der erſten des gegenwärtigen vollbracht und noch weiterhin vollbringen zu ſollen ſcheint. Die angeführten Viſionen und Vorbeſtimmungen geben nicht immer eine beſtimmte Jahrzahl an; öfters aber nennen ſie eine ſolche, und hier treten namentlich die Jahre

1788, 1789, 1792, 1793, 1794, 1830, 1848, und das zum Theil in der bezeichnendſten, ſtaunenerregendſten Weiſe hervor.

V. Das Dämoniſche
im
Sinne Göthe's.
Die magiſchen Kräfte des Auges und der Hand.
Individuelles Heilvermögen.
Erweckung von Geſichten bei ſich und Anderen.
Fernwirkungen.
Erotiſche Magie.

1.

Jene geheime, problematiſche Gewalt, die Alle empfinden, die kein Philoſoph erklärt, und über die ſich der Religiöſe mit einem tröſtlichen Worte hinaushilft . . . . Göthe nennt dies unausſprechliche Welt- und Lebensräthſel das **Dämoniſche**.

Eckermann.

2.

Das Dämoniſche iſt dasjenige, was durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen iſt.

Göthe bei Eckermann.

3.

Jedes Talent, das ſich auf eine entſchiedene Naturanlage gründet, ſcheint uns etwas Magiſches zu haben, weil wir weder es ſelbſt, noch ſeine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können. **Göthe.**

4.

In der Poeſie iſt durchaus etwas Dämoniſches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verſtand und alle Vernunft zu kurz kommt und die daher auch ſo über alle Begriffe wirkt.

Deßgleichen iſt es in der Muſik im höchſten Grade, denn ſie ſteht ſo hoch, daß kein Verſtand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrſcht, und von der niemand im Stande iſt, ſich Rechenſchaft zu geben. Der religiöſe Cultus kann ſie daher auch nicht entbehren; ſie iſt eines der erſten Mittel, um auf die Menſchen wunderbar einzuwirken. **Göthe bei Eckermann.**

5.

Die Muſik, deren magiſche Gewalt die Menſchen von den älteſten Zeiten her empfunden haben, und von der wir uns noch täglich beherrſchen laſſen, ohne zu wiſſen, wie es geſchieht.

Eckermann.

6.

Das Dämoniſche in gutem Sinne des Wortes erſcheint nach Göthe in Perſonen, Künſten und Begebenheiten. „Es manifeſtirt ſich überhaupt auf die verſchiedenſte Weiſe in der ganzen Natur, in der unſichtbaren, wie in der ſichtbaren, auch in Thieren.“ Das Reich der reinen Verſtändigkeit widerſteht ihm. „In einer klaren, proſaiſchen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit, ſich zu manifeſtiren.“ — „Unter den Künſtlern findet es ſich mehr bei Muſikern, weniger bei Malern. Bei Paganini zeigt es ſich in hohem Grade, wodurch er denn auch ſo große Wirkungen hervorbringt.“

Nach **Eckermann's** Aufzeichnungen.

7.

Bei dem verſtorbenen Herzoge war es in dem Grade, daß ihm niemand widerſtehen konnte. Er übte eine Anziehung auf die Menſchen durch ſeine ruhige Gegenwart, ohne daß er ſich eben gütig und freundlich zu erweiſen brauchte. Alles, was ich auf ſeinen Rath unternahm, glückte mir, ſo daß ich in Fällen, wo mein Verſtand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu thun ſei, wo er es denn instinktartig ausſprach, und ich immer im Voraus eines guten Erfolges gewiß ſein konnte. Wenn ihn aber der dämoniſche Geiſt verließ und nur das Menſchliche zurückblieb, ſo wußte er nichts mit ſich anzufangen und war übel daran.

Göthe bei Eckermann.

Hier tritt ein ähnlicher Wechſel und Gegenſatz des Menſchlichen und Uebermenſchlichen in einem und demſelben Subjekte hervor, wie er nach Obigem C. m. Nr. 11 in anderer Beziehung bei Göthe ſelbſt zur Erſcheinung gekommen.

8.

Menſchen, in denen das Dämoniſche vorwiegend hervortritt . . . . eine ungeheuere Kraft geht aus von ihnen, ſie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geſchöpfe, ja ſelbſt über die Elemente, und wer kann ſagen, wie weit ſich eine ſolche Wirkung zu erſtrecken vermag? Göthe.

9.

Wenn der Sturm das Schiff an die Klippen ſchleudert, an denen es zu zerſchellen droht, da erblaſſen Alle, werfen ſich auf die Kniee und beten. Aber ſiehe, da erhebt ſich auf einmal ein bisher überſehener Matroſe und erbietet ſich, das Fahrzeug zu retten. Und kaum hat er das Steuer erfaßt, ſo übt ſchon ſein Wort eine magiſche Gewalt; Hoffnung leuchtet aus jedem Blick; er iſt der Gottgeſandte, er allein unter ſo Vielen, der ſie aus den Gefahren führt.

H. Lauvergne.

„Letzte Stunden und Tod“ u. ſ. w. Leipz. 1843. II. S. 46.

10.

Ein gewiſſer großer Charakter, den die uns verknüpfende heilige Freundſchaft mir näher zu bezeichnen verbietet, empfängt einen Auftrag, der es ihm überläßt, Krieg zu führen oder Frieden zu ſchließen, je nach den Schwierigkeiten, die er vor einer Feſte finden wird, die allen Flotten der Erde trotzt. Dieſer Mann meldet mir ſeine Abfahrt aus einem franzöſiſchen Hafen und ſagt mir voraus, was ſich begeben wird. An Ort und Stelle gekommen, bietet er dem Feinde einen Vertrag an, deſſen Zurückweiſung er erwartet. Unterdeſſen ertheilt er ſeiner von einem ſchrecklichen Sturme gepeitſchten Flotte den Befehl, ſich für den folgenden Tag nahe an die fürchterlichen Baſtionen der Feſtung anzulegen. Zu der Stunde, die er zum Angriff beſtimmt hat, wird das Meer ruhig, das Bombardement beginnt und nimmt ſeinen Fortgang. Plötzlich ſtürzt die Feſtung zuſammen, wie Jericho’s Mauerwerk, und mitten unter dem allgemeinen Jauchzen bleibt nur er ruhig und theilnahmslos; ohne Erſtaunen blickt er auf das Schauſpiel eines fürchterlichen Untergangs, das er vorausgeſehen.

Solche Charaktere ſind es, die Gottes Finger gezeichnet zu haben ſcheint. H. Lauvergne.
a. a. O. II. S. 47.

11.

Die Peſtkranken hat Napoleon wirklich beſucht, und zwar um ein Beiſpiel zu geben, daß man die Peſt überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig ſei. Und er hat Recht. Ich kann aus meinem eignen Leben ein Factum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Anſteckung unvermeidlich ausgeſetzt war, und wo ich bloß durch einen entſchiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es iſt unglaublich, was in ſolchen Fällen der moraliſche Wille vermag. Er durchdringt gleichſam den Körper und ſetzt ihn in einen aktiven Zuſtand, der alle ſchädlichen Einflüſſe zurückſchlägt. Die Furcht dagegen iſt ein Zuſtand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Beſitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er wußte, daß er nichts wagte, ſeiner Armee ein impoſantes Beiſpiel zu geben.
Göthe bei Eckermann.

Einen ſolchen über alle Furcht und Sorge erhabenen Willen und Muth, ein ſolches Gefühl und Bewußtſein der Sicherheit vor ſo bösartigen, drohenden Potenzen zu haben, dazu ſcheint doch aber eine ganz beſondere geniale und dämoniſche Natur zu gehören, ſo daß ein gewöhnlicher Menſch wohl vergebens verſuchen würde, ſich zu dieſer Höhe zu erheben.

12.

Rahel ſagt III. S. 80: „Es giebt Zauberei, aber keine Zauberer.“ Und daſelbſt S. 95: „Nehmen wir alle Menſchen, wie wir müſſen, für *eine* Perſon und die Natur auch für *eine*: gleich iſt der Kampf, die Mühe da; — ich glaube, als Menſchen erkennt ſie uns nicht an.“ Es iſt ein Bruch, eine Feindſchaft zwiſchen dem Menſchen und der Natur geſetzt, die aber doch zu ihrer Auflöſung fortgeht, und wenn das menſchliche Ich aus der Natur herausgetreten und damit ihrer Zauberkraft verluſtig geworden iſt, ſo können beide doch nicht auseinander und ſtreben einer neuen Vereinigung zu; die Natur bemächtigt ſich auf's Neue des Menſchen, und das menſchliche Ich verſenkt ſich in die Natur zurück; da werden denn auch Kräfte offenbar, die wohl zauberiſch genannt werden können. Es treten Menſchen von dämoniſcher und gigantiſcher Natur auf den Schauplatz, deren Werke und Wirkungen über alles gemein Menſchliche und Natürliche hinausragen. Wenn ein *Napoleon* und *Göthe* durch einen Act der höheren Willenskraft die Macht der Peſtilenz an ſich zu nichte machen, ſo liegt dies bereits außerhalb der Grenzen desjenigen, was man für menſchlich und natürlich achtet, und niemand kann wiſſen und ermeſſen, auf welche Weiſe jene göttliche Naturkraft, die uns in außerordentlichen Individuen der Art ſchon wunderbar genug erſcheint, ſich noch weiterhin entwickeln und offenbaren werde.

Athenäum 1838.

18.

Der Blick des Menſchen hat eine ganz unmittelbare, durch keine Begriffe vermittelte, Gewalt. Er wirkt herrſchend, ſchreckend, gewinnend, entflammend u. ſ. w. Es giebt durchbohrende, ſtechende Blicke, die kaum zu ertragen ſind. Uebrigens wirkt ſchon der Blick gewöhnlicher Menſchen zu ſtark für den alltäglichen Umgang; daher er hier viel ſeltener angewendet wird, als man wohl gemeiniglich glaubt. Man blickt einander außerordentlich ſelten längere Zeit Aug' in Auge, ſondern ſpart dieſe gewaltige Ineinanderwirkung der Seelen für außerordentliche Momente, z. B. liebender Verſtändigung. Nur Kinder und Eltern oder innig Liebende können längere Zeit ohne gemüthliche Beläſtigung die Blicke vereinigen; den wenn dieſe Vereinigung der Blicke nicht ſtören und beklemmen ſoll, müſſen die Seelen ſo geſtimmt ſein, daß ſie mit ſüßem, ungetrübtem Gefühl ineinader verfließen, was in dem innigen Austauſche der Blicke geſchieht. Fremde Blicke treffen uns auf ganz unheimliche Weiſe, beſonders wenn ſie auf unſer Geſicht oder gar auf unſer Auge fallen; wir fühlen ſie, wenn wir ſie auch nicht ſehen. Empfindlichere Perſonen fühlen einen kräftigeren Blick, wenn er nur von hinten auf ihren Kopf und Nacken fällt; ſie ſehen ſich um oder greifen nach der angeblickten Stelle, worin ſie eine kribbelnde Empfindung haben. Die Einwirkung des Blickes auf das Geſicht, wenn er auch ungeſehen auffällt, iſt ſo fühlbar, daß man z. B. vom Fenſter aus die Vorübergehenden, wenn auch ihre Augen vom Hutrande bedeckt ſind, aufblicken machen oder wenigſtens beunruhigen kann, wenn man einen Theil ihres Geſichtes ſtark fixirt.

Fr. Fiſcher.

Der Somnambulismus. Baſel 1839. II. S. 60 f.

Vergl. Kieſer, Tellurismus. Leipzig 1826. I. S. 112 ff. 381.

14.

In der Hand iſt etwas Heiliges; ſie ruft göttliche Träume und die Anſchauung erwünſchter Offenbarungen hervor. Giordano Bruno.

15.

Allgemein Bekanntes, wie die Kräfte der menſchlichen Hand, die ſich durch die magnetiſche Manipulation entwickeln, genügt hier, in nur ganz allgemeine Erinnerung zu bringen. Doch mag ſich folgender, beſonders intereſſante Fall, wo ſich die magnetiſche Behandlung ohne vorhergängige Intention ganz von ſelbſt einleitete, zur auszüglichen Anführung eignen.

Matthäus Schurr, der durch den Tod ſeines Vaters heftig angegriffene Patient des Dr. Tritſchler, in Cannſtadt, lag, als ihn dieſer beſuchte, eben in Convulſionen, durch die ſeine Glieder fortwährend erſchüttert wurden. Indem ihm Tritſchler zuſprach, ruhig zu ſein, legte er ihm zufällig und ohne etwas Anderes, als die Bekräftigung ſeiner Zuſprache zu beabſichtigen[1]), die Hand auf die Stirne und fuhr ihm nach einer Weile mit derſelben auch über's Geſicht. Auf der Stelle war der zuvor wilde Blick des Knaben gebändiget; er war ruhig und äußerte ſich auch ſprechend ſo. Betroffen über dieſe unerwartete Erſcheinung konnte der ſonſt gegen den Magnetismus eingenommene Arzt dem Drange nicht widerſtehen, einen Verſuch damit an ſeinem Kranken zu machen, und erhielt einen auffallenden und merkwürdigen Erfolg davon.

Kieſer's
Archiv I. 1. S. 51 ff.

10.

Es giebt Menſchen, in welche die Natur eine außerordentliche Kraft gelegt, phyſiſche Krankheiten und Gebrechen zu heilen, ſo wie ſie in ſogenannten Wunderkuren zu Tage kommt, wobei zwar manches traditionell und geſchichtlich Begegnende ſehr ſchwankend und ungewiß, manches aber auch verdachtlos und beglaubigt genug erſcheint, um ſich darauf beziehen zu dürfen. Ein vorzüglich begabtes Individuum jener Art war Valentin Greatrakes, Friedensrichter in der Grafſchaft Cork, der 1662 zu bemerken begann, daß er eine eigenthümliche Kraft beſitze, Krankheiten, namentlich den Kropf zu heilen, indem er die kranken Theile nur mit den Händen zu berühren und zu ſtreichen brauche, und der, nachdem ein ſehr auffallender und erfolgreicher Verſuch mit einem ſchweren Kropfleiden die Ueberzeugung von ſeinem Heilvermögen auch bei Anderen begründet, eine Menge Menſchen von verſchiedenen Krankheiten befreite[1]). Andere ſolche Wunderheilungen aus dem Jahre 1817 erzählt Richter in ſeinen Betrachtungen über den thieriſchen Magnetismus von einem Gaſtwirth in Noya, einem Dorfe bei Liegnitz in Schleſien, aus dem Briefe eines benachbarten Geiſtlichen. Es heißt hier unter Anderem: „Menſchen, die ſeit Jahren den Gebrauch ihrer Glieder verloren hatten und von den heftigſten Gliederſchmerzen gequält waren, durch dieſen Wundermann aber ſo weit hergeſtellt ſind, daß ſie keine Schmerzen mehr empfinden und wieder arbeiten können, wohnen in meiner Nähe. — „Beſonders glücklich iſt die Hand des Wundermannes auf den Augen der Erblindeten. Schon nach der erſten Berührung dämmert vor ihren Augen das Licht des Tages; nach wiederholter Berührung aber werden ſie vollkommen ſehend“ — was freilich ein wenig fabelhaft klingt[2]). Durch beſonders intereſſante Umſtände zeichnet ſich ferner folgende Nachricht aus. In dem Würtembergiſchen Dorfe Schlierbach lebte 1770 - 1790 ein armer ſchlichter Mann, den man in der ganzen Umgegend kannte und Martin von Schlierbach hieß. Dieſem Manne wohnte nicht nur die ſeheriſche Gabe, paſſende Heilmittel für Krankheiten zu verordnen, ſondern auch eine wunderbare perſönliche Heilkraft inne, die ſich an Menſchen und Thieren bewährte, wenn man ſie ihm näherte. In Folge ſo koſtbarer Eigenſchaften kam derſelbe auch mit ſehr anſehnlichen Leuten in Berührung, und da geſchah es, daß man ihm ſeinen grauen Kittel auszog und ihn mit damals modiſchen vornehmen Kleidern nebſt Perücke ſchmückte. Das ſchmeichelte dem guten Martin ungemein; leider aber vermißte er von dieſer Zeit an ſeinen Seherblick und ſeinen heilenden Einfluß auf Andere; er ſank, äußerlich erhöht und geehrt, zu einem gewöhnlichen Menſchen herab[1]. So iſt das menſchliche Ich im Streite und Widerſpruche mit der göttlichen Kraft, die ſich in ihm und mittelſt deſſelben zu manifeſtiren ſtrebt; ſo wie es ſich in ſeiner Eitelkeit und Eigenſucht erhebt und zur abſtrakten, exkluſiven Beziehung auf ſich ſelber macht, tritt jene, die ſich nun nicht mehr in ihm und aus ihm hervor zu offenbaren vermag, in's Dunkel der Latenz zurück.

---

[1]) Es geſchah aber doch wohl inſtinktartig und in dunkelem Bewußtſein der in der Menſchenhand liegenden magiſchen Kraft.

---

[1]) Wonderful Museum and extraordinary Magazine VIII. März 1803. Muſeum des Wundervollen II. St. 4. S. 351. ff. Kieſer, Tellurismus II. S 511 mit den hier angeführten Quellen.

[2]) Vergl. Fiſcher, der Somnambulismus II. Baſel 1839. S. 38 f.

17.

Außerordentliche, uns wunderbar und übermenſchlich erſcheinende Kräfte treten in innerlich ſehr hochſtehenden Individuen, deren Selbſtheit von der in ihnen zum Genius und Dämon gewordenen Naturmacht überwältigt iſt und beherrſcht wird, ſie treten auch in ganz einfachen, ſchlichten Menſchen hervor, deren Ich noch nicht zu iſolirender Verſelbſtigung gekommen; ſie fehlen aber bei ſolchen, in denen, wie bei den meiſten, jene excluſive ſelbſtiſche Beſonderung waltet, die aller Manifeſtation der höheren Weltkräfte widerſteht; auch ſchwinden ſie bei jener zweiten Art von Menſchen, ſo wie ſich in ihnen die Ichheit erhebt und zu abſtraktem Fürſichſein geſtaltet, wovon der ſo eben unter Nr. 16 angegebene Fall ein ſo merkwürdiges Beiſpiel liefert.

---

[1] Blätter aus Prevorſt VI. S. 189 ff.

18.

Ich kenne einen Seher, der ſich ſeine weiſſagenden Geſichte durch andächtiges Gebet zur Nachtzeit, häufig auf einem Berge, wo er ſich auf den Bauch hinlegt[1], erzeugt und dieſe Gabe auf die anſpruchloſeſte Weiſe zur Heilung von Krankheiten anwendet. Die Geſichte ſind theils proſaiſch, theils poetiſch, theils plaſtiſch und betreſſen, außer Krankheiten, auch andere wichtige, ſelbſt politiſche Lebensereigniſſe.

---

[1] Alſo eine Art von Naturandacht, Verſenkung in's allgemeine Leben und Weſen der Natur. Durch das gemeine ſpiritualiſtiſche Gebet wird man ſich wohl etwa phantaſtiſche Vorſtellungen und Viſionen ohne allen objektiven Gehalt und Werth, nie aber ächte Seherblicke und magiſche Kräfte zu Wege bringen. Auch wird dabei eine beſondere Begabung und Empfänglichkeit für kosmiſche und telluriſche Einflüſſe nicht zu entbehren ſein.

Kieſer.

Tellurismus II. Leipzig 1826. S. 48.

19.

Die Seele lebt im ganzen Körper; ſo auch die Weltſeele in der ganzen Natur; darum hängt Alles in Raum und Zeit zuſammen; darum kann in die Ferne gewirkt werden, da ſie mit der Nähe verbunden, wie ſolches in der Magie geſchieht.

Giordano Bruno.

20.

Es giebt eine gewiſſe ekſtatiſche Kraft, die, durch ein glühendes Verlangen oder eine ſehr lebhafte Vorſtellungskraft geweckt oder angeregt, den Geiſt zu einem nicht gegenwärtigen, weit entfernten Gegenſtande hinzuſetzen vermag. **Van Helmont.**

21.

Die ſomnambüle Auguſte Müller wirkte pſychiſch magnetiſch durch ihren Willen auf ihre entfernte ſchlafende Freundin ein und erzeugte ihr das Phantaſiebild ihrer Perſon, wie wir einen ähnlichen Fall ſchon bei'm h. Auguſtin finden, wo ein Schlafender einem Philoſophen zur Nachtzeit perſönlich erſchien und ihm auf eine frühere Frage Antwort gab, von welchem Vorgang er nachher auf Befragen ſagte, er habe ihn geträumt[1]).

Kieſer.

Tellurismus II. Leipzig 1826. S. 214 f.

Andere magnetiſche Wirkungen ſomnambüler Individuen, namentlich elektriſche Schläge ſind ebendaſelbſt S. 214 ff. verzeichnet und nachgewieſen[2]).

22.

. . . . . das Dämoniſche, das jede Leidenſchaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe ſein eigentliches Element findet. **Göthe bei Eckermann.**

23.

Menſchliche Anziehungskraft.

Unter Liebenden iſt dieſe magnetiſche Kraft beſonders ſtark und wirkt ſogar ſehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo mich auf einſamen Spaziergängen ein mächtiges

---

[1]) Augustin. de civitate Dei L. XVIII. c. 28.

[2]) Beiſpiel einer Wirkung auf Unbelebtes iſt, wenn man der Erzählung Glauben beimeſſen will, das in der Schrift: „Richard's natürlich magnetiſcher Schlaf“ von B. Görwitz. Leipz. 1837. S. 30 Berichtete. Die Kirchuhr ſchlug fälſchlich $^1/_2$ auf 6, da ſie $^3/_4$ zu ſchlagen hatte. Der ſomnambüle Knabe, darüber aufgebracht, zwang ſie ſofort, noch einmal, nun aber richtig zu ſchlagen, ſo wie er es vorausſagte, und ſo wie es „zu Aller Erſtaunen“ wirklich geſchah.

Verlangen nach einem geliebten Mädchen überfiel, und wo ich ſo lange an ſie dachte, bis ſie mir wirklich entgegenkam. Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig, ſagte ſie, ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hieher.

So erinnere ich mich eines Falles aus den erſten Jahren meines Hierſeins, wo ich ſehr bald wieder in leidenſchaftliche Zuſtände gerathen war. Ich hatte eine größere Reiſe gemacht und war ſchon ſeit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältniſſe, die mich ſpät bis in die Nacht hielten, immer behindert geweſen, die Geliebte zu beſuchen. Auch hatte unſere Neigung bereits die Aufmerkſamkeit der Leute auf ſich gezogen und ich trug daher Scheu, am offenen Tage hinzugehen, um das Gerede nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Abend aber konnte ich es nicht länger aushalten; ich war auf dem Wege zu ihr und ſtand vor ihrem Hauſe, ehe ich es dachte. Ich ging leiſe die Treppe hinauf und war im Begriff, in ihr Zimmer zu treten, als ich an verſchiedenen Stimmen hörte, daß ſie nicht allein war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war ſchnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmuthig und leidenſchaftlich durchſtreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang und immer einmal wieder vor ihrem Hauſe vorbei, voll ſehnſüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einſames Zimmer zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hauſe vorbeiging und bemerkte, daß ſie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen ſein, ſagte ich zu mir ſelber; aber wohin in dieſer Dunkelheit der Nacht, und wo ſoll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen; es begegneten mir viele Menſchen, und ich war oft getäuſcht, indem ich ihre Geſtalt und Größe zu ſehen glaubte, aber bei näherem Hinzukommen immer fand, daß ſie es nicht war. Ich glaubte ſchon damals feſt an eine gegenſeitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen ſie herbeiziehen könne. Auch glaubte ich mich unſichtbar von höheren Weſen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir, oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was biſt du für ein Thor! ſagte ich dann wieder zu mir ſelber. Es noch einmal verſuchen und noch einmal zu ihr gehen, das wollteſt du nicht, und jetzt verlangſt du Zeichen und Wunder!

Indeſſen war ich an der Esplanade hinuntergegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in ſpäteren Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte, umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehen. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieſer Richtung gethan, als ich eine weibliche Geſtalt mir entgegenkommen ſah, die der erſehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem ſchwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch die Fenſter drang, und da mich dieſen Abend eine ſcheinbare Aehnlichkeit ſchon oft getäuſcht hatte, ſo fühlte ich nicht den Muth, ſie auf's Ungewiſſe anzureden. Wir gingen dicht an einander vorbei, ſo daß unſere Arme ſich berührten; ich ſtand ſtill und blickte mich um, ſie auch. Sind Sie es? ſagte ſie. Und ich erkannte ihre liebe Stimme. Endlich! ſagte ich, und war beglückt bis zu Thränen. Unſere Hände ergriffen ſich. Nun! ſagte ich, meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie geſucht, mein Gefühl ſagte mir, daß ich Sie ſicher finden würde, und nun bin ich glücklich und und danke Gott, daß es wahr geworden. Aber, Sie Böſer! ſagte ſie, warum ſind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie ſchon ſeit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint, weil ich dachte, ſie hätten mich vergeſſen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht ſagen. Es waren ein paar Freudinnen bei mir, deren Beſuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich, als ſie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich, in die Luft zu gehen, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war mir nicht anders, als müßten Sie mir begegnen. Indem ſie ſo aus treuem Herzen ſprach, hielten wir unſere Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verſtehen, daß die Abweſenheit unſere Liebe nicht erkaltet habe. Ich begleitete ſie bis vor die Thüre, ſie ging auf der finſtern Treppe mir voran, wobei ſie meine Hand hielt und mich ihr gewiſſermaßen nachzog. Mein Glück war unbeſchreiblich, ſowohl über das endliche Wiederſehen, als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unſichtbaren Einwirkung mich nicht getäuſcht hatte.

Göthe bei Eckermann.
III. S. 201 ff.

24.

Fernwirkung.

Er, den ich liebe,
Geſchirret hat er
Ein Dreigeſpann
Und eilt von hinnen,
Ach ohne Gruß,
Der Kaltgeſinnte!
Ich eile nach,
Ich rufe laut
Den theuern Namen,
Ich hebe hoch
Mein Tuch und winke;
Doch er, er hört es,
Er ſieht es nicht.
Da ſteh' ich endlich
In meinem Jammer
Und ſeufze ſchwer
Aus tiefem Herzen —
Und das, o Wunder,
O Glück, vernimmt er
Und ſtockt im Fahren
Und kehrt ſich ſtaunend
Und blickt zurück.

Aus dem Ruſſiſchen.

Ein wunderbares Lied, das man in etwas anderer Form auch in der Sammlung: Slawiſche Balalaika von W. v. Waldbrühl. Leipzig 1843. S. 42 f. findet. Die ihm daſelbſt gegebene Ueberſchrift iſt dieſelbe, wie hier. Die mit drei Pferden neben einander beſpannten ruſſiſchen Wagen ſind bekannt.

Fünftes Buch.

Allgemeine
naturaliſtiſch-neureligiöſe
Weltbetrachtung.

Die
realen Sphären und Gegenſtände des weltlichen
und irdiſchen Seins
theils
an und für ſich und in ihren Verhältniſſen
zu einander ſelbſt,
theils
im Gegenſatze der Transcendenz und Phantaſtik
herkömmlicher Denkarten
beſtimmt, beleuchtet und geltend gemacht.

I.

Der Glaube
an das objective Daſein der Dinge.

Normale Abſpiegelung
der Welt und des ihr inwohnenden Göttlichen im Menſchengeiſte.

1.

Alle geſunden Menſchen haben die Ueberzeugung ihres Daſeins und eines Daſeienden um ſie her.

Göthe.

2.

Iſt das Auge geſund, ſo begegnet es außen dem Schöpfer;
Iſt es das Herz, dann gewiß, ſpiegelt es innen die Welt.

Schiller.

3.

Der erkennende Menſch iſt ein lebendiger Spiegel der Welt. **Campanella.**

4.

Und dieſes prangende All iſt in jedem Geiſte, der denkt, zum zweiten Male geſchaffen, und im Spiegelzimmer der Geiſterwelt werden die Himmel und Welten zahllos wiederhohlt. **Jean Paul.**

15.

Die Welt
als Eines und Ganzes.
Makrokosmus. Weltorganismus.
Allgemeiner Zuſammenhang
des weltlichen und natürlichen Seins.

1.

Wenn wir die Lebendigkeit in ihrer Wahrheit auffaſſen, ſo iſt ſie ein Princip, ein organiſches Leben des Univerſums, ein lebendiges Syſtem. Alles, was iſt, macht nur die Organe des einen Subjektes aus, die Planeten, die ſich um die Sonne drehen, ſind nur Rieſenglieder dieſes einen Syſtems; auf dieſe Weiſe iſt das Univerſum nicht ein Aggregat von vielen gleichgültigen Accidenzen, ſondern ein Syſtem der Lebendigkeit. **Hegel.**

2.

Die Schöpfung iſt gleichſam die größte organiſche Natur, worin ein Glied allen Gliedern und alle einem dienen. Jean Paul.

3.

Wäre die Natur nicht eine harmoniſche, allgemeine, organiſche Verkettung der Dinge und nicht von Gottes Geiſt durchdrungen, ſo gäbe es gar keine Wechſelwirkung, ja es wäre ein allgemeiner Stillſtand, ein ewiger Tod. **Ennemoſer.**

4.

Wie Alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen,
Und ſich die goldnen Eimer reichen;
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!

Göthe.

5.

In der lebendigen Natur geſchieht nichts, was nicht in Verbindung mit dem Ganzen ſteht.

Göthe.

6.

Es darf auch in den weiteſten Kreiſen des Weltalls nichts abgetrennt, es muß Alles in vollkommenſter Continuität gedacht werden.
Schnurrer.

7.

Das Leben der Welt iſt nur ein einiges; Alles iſt verbunden, ein Band umſchlingt Alles vom Gewaltigſten bis zum Geringſten, und nichts iſt ſo fern und ſo klein, daß es nicht einen Bezug zu uns hätte.

Carus.

8.

Alles iſt aus einer und derſelben Kraft entſtanden; die ganze Schöpfung iſt Eins, Alles in ihr hängt zuſammen, und wenn Sie auf einen Grashalm treten, ſo treten Sie auf einen Theil des harmoniſchen Ganzen.

Eine Somnambüle.
Blätter aus Prevorſt III. S. 180.

9.

. . . . jener allgemeine, gewaltige Magnetismus, der das Leben der Schöpfung iſt und den Atom an das Ganze bindet.
Bulwer

10.

Alle Exiſtenzen ſind ein Leib, in welchem die Seele wohnt.
Hegel.

11.

Der unbefangene Geiſt, wenn er lebendig die Natur anſchaut, fühlt das Leben und den allgemeinen Zuſammenhang in ihr; er ahnet das Univerſum als ein organiſches Ganzes und eine vernünftige Totalität, ebenſo wie er im einzelnen Lebendigen eine innige Einheit in ihm ſelbſt empfindet. **Hegel.**

12.

Die Natur iſt Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Miſchung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte als ein lebendiges Ganze. Ein Ahnen ihres Beſtehens nach inneren, ewigen Geſetzen durchdringt uns überall; dem, wenn auch dunklen, Gefühle des Einklangs, der in dem ewigen Wechſel ihres ſtillen Treibens herrſcht, kann niemand entgehen; es wird auf höherer Stufe zur Einſicht in die Ordnung des Weltalls und das Zuſammenwirken der phyſiſchen Kräfte, und daſſelbe Bild, das dem innern Sinne früh vorſchwebte, das Bild eines harmoniſch geordneten Ganzen, eines Kosmos, ſtellt ſich am Ende als das Ergebniß langer, mühevoll geſammelter Erfahrungen dar.

A. v. Humboldt, Kosmos,
I. S. 3 f.

Das griechiſche Wort Kosmos bedeutet urſprünglich Ordnung und Schmuck, ward ſpäterhin zur wiſſenſchaftlichen Bezeichnung von Welt und Weltall ausgeprägt und in dieſem Sinne, nach einſtimmiger Verſicherung der Alten, zuerſt von **Pythagoras** gebraucht. Die Römer ſetzten nachahmend ihr mundus dafür, welches eigentlich **Schmuck** bedeutet. Vergl. daſelbſt, Kosmos I. S. 61 ff. 76 ff.

13.

Die Welt, das Ganze, das All der Dinge wird **Kosmos** genannt, weil es eine Zuſammenordnung aus allem Seienden iſt. Es iſt ein vollſtändiges, durch ſich ſelbſt begrenztes Syſtem aller vorhandenen Dinge und Weſen. Außer ihm iſt nichts; was iſt, das iſt in ihm enthalten, iſt mit ihm das All.

Ocellus von Lucanien.

14.

Das All iſt Weltorganismus.

Das Weltganze iſt der **abſolute Organismus** d. h. derjenige, welcher die den organiſchen Weſen auf eine beſonders geartete und beſchränkte Weiſe zukommenden Eigenſchaften unbedingt und erſchöpfend verwirklicht — ein Organismus, der nicht nur eine gewiſſe Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, ſondern die Allheit derſelben umfaßt; nicht nur einig, ſondern alleinig iſt; nicht nur zum Theil, ſondern ſchlechthin ſich ſelbſt beſtimmt; nicht nur in gewiſſen Zeiträumen, ſondern ohne Ende ſich ſelbſt erhält und in einem einigen, unendlichen Geiſte, in Gott, ſeinen Urſprung und ſein Beſtehen hat. **Burdach.**

III.

Das Ganze im Einzelnen.

Mikrokosmus.

Organiſches Einzelgebilde.

1.

Der Organismus ſchließt alle die Stoffe und Thätigkeiten in ſich, welche in der organiſchen Natur vereinzelt auftreten. **Burdach.**

2.

Was immer die Erde aufzuweiſen hat, das trägt der Organismus in ſich als Elemente, die durch die Idee des Lebens geiſtig verbunden ſind.

Burdach.

3.

Das Thier iſt die Vereinigung der geſammten Natur in einem irdiſchen Körper. **Oken.**

4.

Die organiſchen Weſen ſind ein Wiederſchein des Weltganzen, Einzelheiten, welche die Merkmale des Ganzen, nur auf eine beſchränkte Weiſe und in beſonderer Form an ſich tragen; ſie ſind, wie die Alten es ausdrückten, kleine Welten, Mikrokosmen, in der großen Welt, dem Makrokosmus.

Burdach.

IV.

Aſtronomiſche Verhältniſſe,

namentlich

was die Stellung und Bedeutung der Erde im Weltganzen betrifft.

1.

Der Himmel deckt bloß die Unermeßlichkeit des All, die Erde dagegen die Unerſchöpflichkeit ſeines Lebens auf.

Jean Paul.

2.

Was der Dichter ſagt: „In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter“ — das gilt auch von Gott. Das geringſte organiſche Gebilde der Erde ſteht höher, als der ganze Firſternhimmel mit ſeinen rieſenhaften Lichtſphären.

Andeut. 1831.

3.

An die Aſtronomen.

Schwatzet mir nicht ſo viel von Nebelflecken und Sonnen!
Iſt die Natur nur groß, weil ſie zu zählen euch giebt?
Euer Gegenſtand iſt der erhabenſte freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Schiller.

4.

Bekanntlich thun ſich die Aſtronomen auf das Erhabene ihrer Wiſſenſchaft gern darum viel zu Gute, weil ſie mit einer unermeßlichen Menge von Sternen, mit unermeßlichen Räumen und Zeiten zu thun haben, in denen Entfernungen und Perioden, die für ſich ſchon ſo groß ſind, zu Einheiten dienen, welche noch ſo vielmal genommen, ſich wieder zur Unbedeutendheit verkürzen. Das ſchaale Erſtaunen, dem ſie ſich dabei überlaſſen, die abgeſchmackten Hoffnungen, erſt noch in jenem Leben von einem Sterne zum andern zu reiſen und in's Unermeßliche fort dergleichen neue Kenntniſſe zu erwerben, geben ſie für ein Hauptmoment der Vortrefflichkeit ihrer Wiſſenſchaft aus, welche allerdings bewundernswürdig iſt, aber nicht um der quantitativen Unendlichkeit willen, die in ihr vorkommt, ſondern im Gegentheil um der Maaßverhältniſſe und Geſetze willen, welche die Vernunft in dieſen Gegenſtänden erkannt hat, und die das vernünftige Unendliche gegen jene unvernünftige Unendlichkeit ſind.

Hegel.

5.

Daß die Erde in der unermeßlichen Zahl der Sterne nur als ein Pünktchen ſchwimmt, iſt kein Grund dagegen, daß der Menſch in der allgemeinen Leiter auch der vernünftigen Weſen eine ſehr hohe Stufe einnehme, da Gott ſeine Gaben nicht nach Größe oder Höhe auszutheilen pflegt und nach einem, keinem tieferen Forſcher unbekannten, Grundgeſetze ſeiner Haushaltung, das ſchon allein hinreichen würde, unſer räthſelhaftes Verhältniß zu begreifen, vielmehr das Geringere und Niedere vorzieht. **Schelling.**

6.

Es reicht für uns Erdenkinder vollkommen hin, das Weltall als eine geſetzmäßige Harmonie zu erkennen; wir haben uns mit dem näheren Schauplatz unſeres Sonnenſyſtemes und zunächſt mit unſerer Erde zu begnügen, indem weder unſere Kräfte weiter reichen, noch auch die Aufgabe gegeben iſt, anderwärts unſere Beſtimmung zu erfüllen. **Ennemoſer.**

Der Geiſt des Menſchen in der Nat.
Stuttg. u. Tübingen 1849. S. 51

7.

Alle Verſuche, in dem Fixſternhimmel ein dem unſeren ähnliches Syſtem zu finden, ſind vergeblich, indem der Ort des Himmelsraumes, in welchem wir uns befinden, eine eigenthümliche Bildung hat und daher im Gegenſatze zu den unzähligen Sternenſyſtemen des Himmels ſteht.

J. W. Pfaff,
Der Menſch und die Sterne S. 26.

8.

Unter den vielen ſelbſtleuchtenden, ihren Ort verändernden Sonnen (irrthümlich ſogenannten Fixſternen), die unſere Weltinſel bilden, iſt unſere Sonne die einzige, die wir als Centralkörper durch wirkliche Beobachtung im Verhältniſſe zu der von ihr unmittelbar abhängigen, um ſie kreiſenden geballten Materie (Planeten, Kometen und aërolithenartigen Aſteroiden) kennen. In den vielfachen Sternen (Doppelſonnen, Doppelſternen) herrſcht, ſo weit ſie bisher ergründet ſind, nicht dieſelbe planetariſche Abhängigkeit der relativen Bewegung und Erleuchtung, welche unſer Sonnenſyſtem charakteriſirt. Zwei oder mehrere ſelbſtleuchtende Geſtirne, deren Planeten und Monde, falls ſie vorhanden ſind, unſerer jetzigen teleſkopiſchen Sehkraft entgehen, kreiſen allerdings auch hier um einen gemeinſchaftlichen Schwerpunkt; dieſer aber fällt in einen vielleicht mit ungeballter Materie (Weltdunſt) ausgefüllten Raum, während derſelbe bei unſerer Sonne oft in der innerſten Begrenzung eines ſichtbaren Centralkörpers enthalten iſt. Wenn man Sonne und Erde oder Erde und Mond als Doppelſterne, unſer ganzes planetariſches Sonnenſyſtem als eine vielfache Sterngruppe betrachtet, ſo erſtreckt ſich die Analogie, die eine ſolche Benennung hervorruft, nur auf die Attraktionsſyſtemen verſchiedener Ordnung zukommenden, von den Lichtprozeſſen und der Art der Erleuchtung ganz unabhängigen Bewegungen. **A. v. Humboldt.**

Kosmos I. S. 93 f.

9.

Ein die objektive Erkenntniß des Weltſyſtemes ſtörendes Vorurtheil iſt die Vorausſetzung, daß die Quantität des Daſeins im direkten Verhältniſſe zur Qualität ſtehe, und daß die Daſeinsweiſen um ſo höher zu ſchätzen ſeien, je abſtrakter und unbeſtimmter ſie ſeien. Dagegen folgt es aus der Natur der Sache, daß ein Daſeiendes um ſo vollkommener iſt, je concentrirter und individualiſirter es exiſtirt, daher die Qualität eher im umgekehrten Verhältniſſe zur Quantität ſteht, indem aller Fortſchritt des Lebens nur durch die Aufhebung oder Ueberwindung der letzteren durch die erſtere möglich wird. So ſind z. B. die kryſtalliſirten Edelſteine qualitativ vortrefflicher, als große Maſſen geſtaltloſen Stoffes, und die ihr Daſein und die äußeren Erſcheinungen empfindenden und wahrnehmenden Naturweſen übertreffen das unorganiſche Daſein ebenſoſehr durch die Qualität ihres beſeelten Lebens, wie ſie dieſen quantitativ oder in Beziehung auf Ausdehnung nachſtehen.

K. Ph. Fiſcher [1].

Dieſem Geſetze gemäß „kann man die ungeheuere Ausdehnung der ſogenannten Fixſterne und ihre ätheriſche Natur für keine Beweiſe halten, daß ſie vollkommener geſtaltet ſeien, als die Erde, deren Exiſtenz concreter und concentrirter zu ſein ſcheint.“

10.

Die Anſicht, die Fixſterne ſeien Sonnen, um welche ſich Planeten bewegen, wird durch die Fortſchritte der Aſtronomie widerlegt.

K. Ph. Fiſcher.

11.

Die Sterne und Kometen, welche die Momente oder Organe des Weltſyſtemes bilden, erweiſen ſich durch ihre unbeſtimmte, unentwickelte, ätheriſche und gaſige Natur als die Vorausſetzungen der concreten, flüſſigen und irdiſchen Weltkörper des Sonnenſyſtemes oder der Planeten.

K. Ph. Fiſcher.

---

[1] Sämmtliche mit dieſem Namen bezeichnete Stellen ſind dem Werke: Grundzüge des Syſtems der Philoſophie oder Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften I. Erlangen 1848, enthoben.

12.

Die Hypotheſe, daß ſich unſer Sonnenſyſtem und mithin eine beſtimmte Sphäre des Weltganzen in allen Gebieten der Sternwelt wiederhohle, empfiehlt ſich dem Verſuche, die objektive Ordnung deſſelben zu denken, keineswegs, indem eben aus dem Begriffe des Weltſyſtemes folgt, daß es ſich in einer beſtimmten Mannichfaltigkeit oder Unterſchiedenheit von beſonderen Einheiten oder Syſteme gliedere. Und dieſer Gedanke wird auch durch die neuere Aſtronomie beſtätigt.

K. Ph. Fiſcher.

13.

Daß die einzelnen Himmelskörper Momente eines allgemeinen Syſtemes ſeien, dieſe Ueberzeugung iſt das Reſultat der denkenden Vernunft, welche ſich eben durch den Begriff der ſyſtematiſchen Einheit von der atomiſtiſchen zufälligen Vorſtellungsweiſe unterſcheidet.

K. Ph. Fiſcher.

14.

Jedenfalls wird durch die Weltanſchauung, nach welcher die Schöpfung und Entwickelung des Univerſums von den unbeſtimmteren (abſtrakteren) Momenten der Weltbildung oder von den Sternen und Kometen zur Geſtaltung concreter Planeten fortſchreitet und ſich in dem concreteſten, entwickeltſten Weltkörper individualiſirt und concentrirt, die Welt eher als ein ſyſtematiſches Ganzes erfaßt, als nach der Vorſtellung, welche unſer Sonnenſyſtem in's Endloſe wiederhohlt und über der quantitativen Unendlichkeit der Welten die qualitative Unendlichkeit des Weltganzen überſieht.

K. Ph. Fiſcher.

15.

Die Planeten ordnen ſich zu Gliedern eines Syſtems, deſſen allgemeines Centrum die Sonne iſt, und deſſen concreteſter, entwickeltſter peripheriſcher Weltkörper die Erde zu ſein ſcheint. K. Ph. Fiſcher.

16.

Weil die planetariſche Natur die Totalität, die Einheit der Gegenſätze iſt, während die anderen (die ſolariſche, lunariſche und kometariſche Natur) nur ihre vereinzelten Momente darſtellen, ſo iſt ſie die vollkommenſte. Nur auf den Planeten iſt daher Lebendigkeit. Hegel.

17.

Die Frömmigkeit will Menſchen, Thiere, Pflanzen auf die Sonne und den Mond hinauf bringen; dazu kann es aber nur der Planet bringen. Hegel.

18.

Die Erde iſt, um Hegel's Ausdruck von ihr zu gebrauchen, „individuelle Totalität,“ indem ſie die einſeitigen extremen Daſeinsweiſen der übrigen Planeten in der vollkommenſten, für die Exiſtenz intelligenter

Bewohner entſprechenden Form zu vereinen und mithin die concrete Einheit und Mitte des Planeten zu bilden ſcheint.

K. Ph. Fiſcher.

19.

Die teleſkopiſchen Planeten, Veſta, Juno, Ceres und Pallas, mit ihren unter ſich verſchlungenen, ſtark geneigten und mehr excentriſchen Bahnen, hat man verſucht als eine ſcheidende Zone räumlicher Abtheilungen in unſerem Planetenſyſteme, gleichſam als eine *mittlere* Gruppe zu betrachten. Nach dieſer Anſicht bietet die *innere* Planetengruppe (Merkur, Venus, Erde und Mars) im Vergleiche mit der äußeren (Jupiter, Saturn und Uranus) mehrere auffallende Contraſte dar. Die inneren, ſonnennäheren Planeten ſind von mäßiger Größe, dichter, ziemlich gleich und langſam (in faſt 24ſtündiger Umdrehungszeit) rotirend, minder abgeplattet und, bis auf einen, gänzlich mondlos. Die äußeren, ſonnenfernen Planeten ſind mächtig größer, fünfmal undichter, mehr als zweimal ſchneller in der Umdrehungszeit um ihre Axe, ſtärker abgeplattet, und mondreicher im Verhältniß von 17 zu 1, wenn dem Uranus wirklich ſechs Satelliten zukommen.

Humboldt.

Kosmos I. S. 95 f.

20.

Um auf die Erklärung der Natur und des Verhältniſſes der Planeten überzugehen, ſo iſt vor Allem hervorzuheben, daß ſie, da ſie Glieder eines allgemeinen Syſtemes ſind, beſondere Momente oder Stufen ſeiner Entwickelung oder der concreten Weltbildung darſtellen werden. Nun lehrt die Aſtronomie, daß die zwei ſogenannten unteren Planeten, welche der Sonne näher ſind, als die Erde: der Merkur und die Venus, die Extreme des feſten Elementes repräſentiren und daß dort „wohl Alles in dem Zuſtande der Trockenheit und Kryſtalliſation iſt, welchen wir an unſerem Monde bemerken,“ während die ſogenannten oberen, der Sonne ferneren Planeten dem Extreme des flüſſigen Elementes und ſogar der „gaſigen“ Natur des Kometen nahe kommen [1]).

Erwägen wir ferner, daß die Erde, als der zwiſchen dieſen Extremen mittlere Planet nach dem von Schubert ausgeführten Kepleriſchen Grundgedanken: terra mensor omnium (sc. planetarum) das Mittelmaß zwiſchen den übrigen Planeten zu bilden und den entwickeltſten, ausgebildetſten Weltkörper darzuſtellen ſcheint, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß die äußerſten oberen Planeten: Saturn und Uranus, von welchen der erſtere nur $^1/_{10}$ ſo dicht, wie die Erde, iſt, noch keine entwickeltere Geſtaltung zeigen, während die unteren Paneten: Merkur und Venus, wie ſchon erwähnt, das Princip der Kryſtalliſation darſtellen und erſt Jupiter und Mars, welcher der der Erde verwandteſte Planet zu ſein ſcheint, in ihrem beſtimmten Verhältniſſe zur Sonne diejenige Stufe der Ausbildung und Entwickelung erreicht haben mögen, durch welche ſie die Bedingungen beſtimmter Formen des vegetativen oder animalen Lebens enthalten können. Wie wenig aber ſelbſt dieſe Planeten zu Wohnorten menſchlicher Weſen ſich eignen mögen, dies erhellt ſchon aus der „dichten, ſtürmiſchen Atmoſphäre“ Jupiters, von welchem ſchon Buffon ſagte: er zeige das Bild eines Chaos und ändere faſt jede Stunde ſeine Geſtalt; und ſelbſt Mars zeigt eine trübe, immer ſtark umwölkte Atmoſphäre. Wird es jedenfalls ſchwer, den Mars und Jupiter von menſchenähnlichen Vernunftweſen bewohnt zu denken, ſo iſt es vollends unmöglich, die Planeten, welche die äußerſten Gegenſätze flüſſiger oder feſter Weltkörper repräſentiren, von intelligenten, den Menſchen im Weſentlichen ähnlichen Weſen bewohnt zu denken. Wie endlich die der Sonne nächſten Planeten: Merkur und Venus auch nur die Bedingungen eines organiſchen Lebens überhaupt enthalten können, bleibt, wenn auch die Intenſität ihrer Erwärmung durch ihre große Sonnennähe und ihrer äußerſt dünnen, reinen Atmoſphäre wegen bei weitem geringer iſt, als ſie bei unſerer Atmoſphäre wäre, völlig unbegreiflich, da das tropfbar flüſſige Element, das ihnen, wie dem Monde, höchſt wahrſcheinlich ganz fehlt, die erſte Bedingung des ſpecifiſchen Lebens iſt.

---

[1]) Vergl. Littrow, beſchreibende Aſtronomie S. 71 und 188.

K. Ph. Fiſcher.

21.

Der Uranus.

Welcher Art die Bewohner eines Planeten ſein mögen, die ihre Sonne 360mal kleiner ſehen, als wir, die ſelbſt im Mittage noch, mit unſeren Augen, im

Finſtern tappen, ſich die grellſten Abwechſelungen von Jahreszeiten und vor Allem eine Kälte gefallen laſſen müſſen, die auf unſerer Erde allem Leben ein plötzliches Ende bereiten würde, dies mögen unſere Leſer ſelbſt unterſuchen, wo ſie denn auch vielleicht die Mittel finden werden, mit welchen ſich die Leute im Uranus die Langeweile ihrer 42 unſerer Jahre dauernden Nächte vertreiben.

Littrow.

Theologen und Pietiſten mögen dergleichen Sterne zu Wohnſitzen verdammter Geiſter machen; weiter wird nichts damit anzufangen ſein.

[illegible].

Der Mond.

Wie ſchwer, ja unmöglich es iſt, ſich Bewohner des Mondes zu denken, und daß man bei dieſem Verſuche alles Maaß verliert, beweiſt Littrow ſehr einleuchtend ſchon aus ſeinem Mangel an einer unſerer Atmoſphäre vergleichbaren Luft und an Waſſer. Und wenn man aus den regelmäßigen Geſtaltungen, die man im Monde wahrnimmt, auf Bewohner, deren Werk ſie ſeien, ſchließen zu müſſen glaubt, ſo verkennt man ebenſoſehr das der Natur immanente Princip der ſpecifiſchen Geſtaltung, wie wenn man bei'm Anblicke eines kryſtalliſirten d. h. regelmäßig geſtalteten Minerales fragt: Iſt der Stein geſchliffen?

K. Ph. Fiſcher.

Nach Beſſel iſt auch nicht die geringſte Spur einer Mondsatmoſphäre vorhanden, ſo daß alles, was man dafür angeführt, auf Mißverſtändniſſen und Ungenauigkeiten beruht. Von tropfbarem Waſſer kann unter ſolchen Umſtänden keine Rede ſein und Feuer kann ohne Luft nicht brennen. S. des Genannten populäre Vorleſungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, herausgeg. v. Schumacher. Hamburg 1848. Vorleſ. 13.

* * *

„Ein Weltkörper ohne Luft und ohne Waſſer ſchien — wenigſtens inſofern er bewohnt ſein ſollte — ein Widerſpruch,“ und ſo trat man der ſich empiriſch aufdringenden Annahme eines ſolchen mit heftiger Polemik entgegen. Der ſich rein wiſſenſchaftlich verhaltende Aſtronom hingegen iſt in dem Fall, ſich „ſelbſt auf die Gefahr hin, daß den Mondbewohnern die Exiſtenz abgeſprochen werden müßte, eine Luft und ein Waſſer, ſo wie wir Beides hier auf der Erde kennen, verneinen zu müſſen.“ Die Gründe dieſer Verneinung entwickelt Mädler, dem die citirten Worte entnommen, in ſeiner „populären Aſtronomie.“ Berlin 1849. S. 196 f. Das Reſultat iſt: „daß von dieſer Seite an gar keine Aehnlichkeit der Naturverhältniſſe zwiſchen Mond und Erde gedacht werden darf.“ Ueber angebliche vulkaniſche Eruptionen, die auf dem Monde niemals wirklich beobachtet worden, ſ. ebendaſ. S. 197 f. Ueber die räthſelhafte Formation der ſogenannten Rillen, die man bald für Flüſſe, bald für künſtliche Kanäle, bald für Landſtraßen angeſehen, was ſie alles nicht ſein können, ſ. S. 193. Wie die Bewohner des Mondes ſein müſſen, wenn man ſolche dennoch annehmen wollte, iſt S. 202 zu leſen; es werden ganz wildfremde Weſen daraus. Zuletzt heißt es: „Doch genug über einen Gegenſtand, über welchen bereits nur gar zu viel conjekturirt worden und der dadurch in einen Mißkredit gekommen iſt, von dem er ſich in langer Zeit nicht wird erhohlen können.“ Es iſt aller Anſchein vorhanden, daß er ſich nie mehr davon erhohlen wird.

23.

Man hat geſagt: wenn uns ein Weltkörper ſeiner ganz „unwirthlichen“ Beſchaffenheit wegen als ein unbewohnter und unbewohnbarer erſcheine, ſo ſei dies ein unzuläſſiger Schluß, da ein ſolcher Weltkörper ganz anders, als die der Erde, organiſirte Bewohner haben könne. Dieſe Annahme iſt aber eine ganz leere, vage, unbeſtimmte, haltloſe, bei der aller Begriff von Analogie und Verwandtſchaft zu Grunde geht und durch welche die doch auf dieſen Begriff gegründete und nur durch ihn zu intereſſiren vermögende Anſicht von der allgemeinen Bewohntheit der Weltkörper zu einem reinen Nichts von Vorſtellungs- und Intereſſeloſigkeit zuſammenſinkt.

24.

Die Meinung, daß alle Sterne bewohnte Welten ſeien, wird ſelbſt ſchon durch die Erde widerlegt oder doch limitirt, indem dieſe nur auf ihrer Oberfläche bewohnt iſt, das Leben an den Polen, auf den höchſten

Bergen, in den Sandwüſten erliſcht, alſo nicht überall, wo Raum genug iſt, auch ſchon die Bedingungen des organiſchen, wenigſtens des höheren organiſchen Lebens ſich vorfinden.

L. Feuerbach.

25.

Wenn die Schöpfung Gottes die allſeitige Offenbarung aller durch ſeine Idee der Welt oder durch ſein objektives Ideenſyſtem möglichen Momente, Sphären und Stufen des Daſeins iſt, ſo hat jede Sphäre ihren eigenthümlichen Zweck als beſtimmtes Denkmal des göttlichen Schöpfungsplanes in ſich ſelbſt; daher die Meinung: Gott müſſe alle Himmelskörper zu Wohnorten intelligenter Geſchöpfe gebildet haben, nur auf dem Standpunkte einer antiquirten ſubjektiven Teleologie möglich iſt, die ſchon durch die Thatſache, daß auf unſerer Erde ungeheuere Flächen feſten Landes und ohnehin des Meeres unbewohnt und unbewohnbar ſind, widerlegt wird. **K. Ph. Fiſcher.**

26.

Die wichtigen, auf naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Gründen beruhenden Sätze:

> daß es nur *ein* ſolches Sonnen- und Planetenſyſtem, wie das unſrige, und nur *einen* ſolchen zu einem Reiche individueller Beſonderung aufgeſchloſſenen, mit Leben und Geiſt erfüllten Planeten, wie die Erde, gebe; daß nehmlich

der Fixſternhimmel nur erſt die Grundlagen, Elemente und Anfänge der Sternbildung und der geſetzlichen Bewegung der Weltkörper enthalte, die in unſerem Sonnen- und Planetenſyſteme zur Durchführung und Vollendung gekommen; daß hier die Erde die concrete Mitte ausmache, in welcher die der Welt inwohnende ſchaffende Macht das Leben des Weltalls aus ſeiner ſonſtigen Zerſtreuung und Extenſität in die concentrirteſte und intenſivſte Geſtalt, in die des Organismus zuſammenfaſſe, um ſo die höchſte, geiſtvollſte Form individuellen Daſeins zu ermöglichen und herauszubilden, während die Natur und die Verhältniſſe der übrigen planetariſchen Körper dieſes Syſtemes in zwei Extreme auseinander gehen; daß ſomit die Erde mit dem auf ihr erſcheinenden Reiche des Lebens der vollkommenſte und entwickeltſte aller Weltkörper ſei, auf welchen, als auf ihr letztes Reſultat, alle andern Sternbildungen im Weltall als Vorſtufen und abſtraktere, einſeitigere und unvollkommenere Weiſen ſternweltlicher Exiſtenz hinzielen, ſo daß an andere von organiſirten und vernünftigen Weſen, gleich uns, bewohnte und bewohnbare Sterne, wie ſie ſich eine ganz grund- und haltloſe aſtronomiſch-religiöſe Phantaſtik träumt, durchaus nicht zu denken ſei — dieſe Sätze, ſage ich, ſind mit aller Beſtimmtheit ſchon in meiner i. J. 1831 erſchienenen „Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie“ ausgeſprochen worden; es war jedoch damals noch wenig fremde Autorität dafür beizubringen. Da nun aber dieſe Sätze ein ſehr weſentliches Glied der hier zu repräſentirenden und als etwas nicht bloß ſubjektiv und individuell Concipirtes, Particuläres und für ſich Stehendes zu documentirenden neureligiöſen Weltanſchauung und Denkart bilden, ſo iſt es mir ſehr angenehm, ſie jetzt als bereits ſo durchgedrungene Erkenntniſſe und Annahmen vorführen und mit ſo gleichlautenden Aeußerungen und Zeugniſſen wiſſenſchaftlicher und denkender Männer belegen zu können.

V.

Werth und Gehalt
des
Weltlichen und Irdiſchen.
Kritik
des
altreligiös-negativen Verhaltens zu demſelben
und
Begründung des neureligiös-affirmativen
als des
allein wahren und befriedigenden.

1.

Jeder Menſch hat in ſeinem Leben einen Moment, wo er, wie der auf ſeine Schöpfung herabſchauende

Gott, ſieht, daß es ſo gut ſei. Es iſt derjenige, in welchem er ſich der Schönheit in der Natur bewußt wird.
Nees von Eſenbeck.

2.

Ach lug, wie adelig der Meiſter den Himmel mit der unzähligen Menge des Geſtirnes gezieret! Ach, ſo die ſchöne Sonne heiterlich aufbricht in der ſommerlichen Zeit, was ſie dann emſiglich Frucht und Gutes dem Erdreich giebt; wie Laub und Gras aufdringen, die ſchönen Blumen lachen; wie Wald und Haide und Auen von der Nachtigall und der kleinen Vöglein ſüßem Getön wiederhallen, alle Thierlein ſich hervormachen und ſich freien und zweien; wie in der Menſchheit Jung und Alt von wonnegebärender Freude ſich fröhlich gebährdet! Lug fürbaß und ſchaue die vier Elemente: Erdreich, Waſſer, Feuer und Luft, und all das Wunder, das darin iſt von Menſchen, von Thieren, von Vögeln und von Fiſchen, das rufet und ſchreiet alleſammt: Lob und Ehre der grundloſen Ungemeſſenheit, die in dir iſt o Herr!
Suſo.

3.

Der gottbeſäeten Erde ſchöner Boden.
Göthe.

4.

Es iſt die Erd' ein Tiſch für alle Menſchen,
Wo Freunde, Feinde ſitzen buntgemiſcht,
Und alle ſich der Güte Gottes freuen.

Saadi.

5.

Eine Erde iſt nicht zu verachten, an welche Gott ſo viel Verſtand in Gewächſen, Thieren u. ſ. w. gewendet hat. Daß alles Kunſtreiche wieder zerſtört und wieder nacherzeugt wird, ſollte uns eine neue Bewunderung zurücklaſſen, da wir vielleicht gerade die größte über jedes einzeln haben würden, wenn es nur einmal da wäre, z. B. eine Biene, ein Auge.

Jean Paul.

6.

Wer einen einzigen Frühling erlebt hat — und alle Länder haben einen, ja in manchen hört er gar nicht auf — oder wer eine Kindheit und Jugend mit all ihren Morgenröthen und Regenbogen durchflogen, der kann ſich ein Tempethal zu einem Jammerthal nur in der unſeligſten Verblendung perſpektiviſch umſtellen. Der Allheilige hat durch die ganze Schöpfung Alles für die Glückſeligkeit gethan, die man daher loben und wünſchen darf; er hat noch mehr dafür gethan, als für die Sittlichkeit, deren hohen Sonnenumlauf, ſo wie die Ausgleichung der Störungen, er mehr unſerer Freiheit überließ[1]); und ſelber das kleinſte Thierchen war ihm nicht zu geringfügig und winzig für die Freude, welche das einzige iſt, was alle Weſen, höchſte und niedrigſte, theilen, und was aus der unterſten Stufe hinaufreicht bis zum Schöpfer ſelbſt.

Jean Paul.

7.

Eine große Wahrheit wird den Menſchen geoffenbart werden: die Identität des menſchlichen Lebensprincips mit dem Lebensprincip der Erde.

Eine weiſſagende Jungfrau
in einem Märchen von **Ballanche.**
1832.

8.

Wir Sterbliche ſind, ſo wie wir hier ſind, nur die edelſten Gewächſe dieſer ſchönen Erde.

Fr. Schlegel.

---

[1]) Dadurch bekommt dieſe „Sittlichkeit“ und ihre vielleicht ſehr falſche Erhabenheit etwas ſehr Zweideutiges, Zweifelhaftes und Bedenkliches. Sofern eine ſelbſtaufopfernde Liebe und Güte gemeint ſein kann, wie ſie ſich ſchon vielfach im Thiere findet, ſo iſt nicht zu ſagen, daß dafür nicht Anſtalten, Triebe und Reize vorhanden wären, ſ. unten im VI. Buche. Aber auch dieſe freilich beziehen ſich auf Glückſeligkeit, nur auf fremde, für welche z. B. die Zärtlichkeit eines Liebenden, einer Mutter gerne die eigene opfert; — die rein negative Sittlichkeit und Heiligkeit, die unſere chriſtliche Moral und Aſcetik verlangt, und die weder eigene, noch fremde Glückſeligkeit fördert, findet keine Stütze an den Offenbarungen und Einrichtungen Gottes in Welt und Natur.

9.

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!

Göthe.

10.

Wie dich die warme Luft umſcherzt,
Das ſchattige Grün, o wie es kühlt!
Wie leicht iſt alles Weh verſchmerzt,
Das in der Seele wühlt!

Platen.

11.

Schöne Welt, du blühend Eden!
Deiner Freuden reicher Schatz
Giebt für alle Schickſalsfehden
Vollen, köſtlichen Erſatz.

Louiſe Aſton.

12.

Herz, mein Herz, ſei nicht beklommen
Und ertrage dein Geſchick!
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel iſt dir geblieben;
Und wie ſchön iſt noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfſt du lieben.

H. Heine.

13.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen;
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Bei Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde!
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde.
Darum ſchwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Aus **Göthe's** „Tiſchlied."

14.

Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt;
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;

Thor, wer dahin ſein blinzend Auge richtet,
Sich über Wolken ſeinesgleichen dichtet!
Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um!
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm;
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
Was er erkennt, läßt ſich ergreifen.
So wandel' er den Erdentag entlang!

Göthe's Fauſt.

15.

Entwöhne dich von allem Gram und Grolle
Mit traulicher, begrenzter Erdenſcholle;
Nicht ſchweifen in das Ungemeßne wolle;
Die gottgeſetzte Schranke lerne lieben!
Die Erde ſpielt im All die ſchönſte Rolle!
Ihr bleib' ohn' Ende feſtiglich verſchrieben!

16.

Ich frug den alten Schenkwirth,
Den trefflichen, den weiſen
Ergründer aller Dinge:
Warum die Locke Selmas
Von Kette, Band und Schlinge
Ein ſo getreues Bild?

'S iſt darum, o Hafis —
So lautete die Antwort —
Daß ſie dein Herz umranke,
Das immer noch der Schranke,

Der gottgeſetzten, holden,
Beſeligung verkennet,
Das immer noch ſo thöricht
In's Ungemeßne ſchwillt.

Hafis.

17.

Der vollkommen geſunde Menſch iſt auch vernünftig, gelaſſen, zufrieden in ſich.

Leopold Schäfer.

18.

Ich bin zufrieden mit der Erde, völlig
Zufrieden mit dem Menſchen, mit dem Leben,
Zufrieden mit dem Weib.

Du, der du glücklich Weib und Kinder haſt,
Vor allen Himmeln, allen Fernen ſchließe
Dein Auge zu und leb', ein Seliger,
In deinem Hauſe mit den Deinigen,
Und ehre Weib und Kinder hoch und dich!

Ein Molla zu Bruſa.
Leopold Schäfer, Weltprieſter. Nürnb. 1846.
S. 375 f.

19.

„Die Schlehe auf Erden iſt ſüßer, als die Feige im Himmel.“

Aber auch die Feige wächſt auf Erden und iſt nur eingebildeter Weiſe von dieſer in den Himmel verſetzt.

20.

Ein Geheimniß ſei entdeckt,
Eine Fackel aufgeſteckt!
Unter Edens Luſtmirakel,
Unter höchſtem Tabernakel,
Iſt — ſo ſehr die Mythe neckt —
Ein realer Sinn verſteckt.
Bilder ſind es, die da ſagen,
Wie der Erde Roſenhagen,
Wenn der Lenz die Blüthe weckt,
Wie der Sonne reines Tagen,
Düfte, die der Oſt entführte,
Wie Pokale wohlbehagen,
Welche Wonne der Berührte
Von Suleima's Lippe ſchmeckt.

Hafis.

21.

Schön iſt der Erde Thal;
Smaragdner Grüne Pracht,
Die goldne Roſe lacht;
Es laben Ambradüfte;
Es woget durch die Lüfte
Von Nachtigallentönen
Ein lieblicher Choral;
Es blinket der Pokal,
Und tauſende von Schönen,
Die dieſes Luſtgewimmel
Mit ihrem Reize krönen,
Ermüden deine Wahl.

Was alſo willſt du weiter,
Betrogne Phantaſei?
Es iſt, ich ſag' es frei,
Vonnöthen uns kein Himmel
Und keine Himmelsleiter;
Nur daß die Seele heiter;
Nur daß die Sehe frei,
Zu blicken ohne Hülle
In dieſe reiche Fülle
Von Glück und Wonne ſei.

Hafis.

[illegible]

O wie ſüß ein Duft von oben
Meinen Geiſt umwittert!
Wie ein Blick in jene Kläre
Mir das Hier verbittert!

Breit', o Seele, deine Flügel,
Schwinge dich nach Eden!
Wehe, wehe, daß du ringsum
Schmählich eingegittert! —

Aber nein, ich will nicht klagen,
Nein ich will nicht fliegen,
Ob mir auch, in's Freie winkend,
Jede Schranke ſplittert.

Alles Schönſte, Liebſte, Beſte
Blühet auf der Erde,
Und es iſt ein hohler Flitter,
Der dort oben flittert.

Nur ein Schatten ird'ſcher Wonne,
In der Höhe ſpiegelnd,
Macht, daß unſre Bruſt ſo ſehnlich
Ihr entgegenzittert.

Um das Heil, das uns von dorther
In die Leere ladet,
Sei auf Erden nicht ein einzig
Roſenblatt zerknittert!

Hafis.

23.

Eben kam mir ein ächter Bußgedanke:
Kehren wollt' ich in heilſam enge Schranke;

Doch mein Liebchen, es lugt herein mit hellen
Schelmenaugen, und merket, daß ich kranke,

Schleicht dann näher und lacht mich aus und ſchmeichelt
Und umgarnet die Seele mir, die ſchwanke.

Ach, wie lacht mich ihr Mündchen an, das rothe,
Ach, wie reißt mich ihr Brüſtchen hin, das blanke!

Sag', o Himmel, o ſage ſelbſt, wie bliebe
Frei das Innere hier von argem Wanke?

Du, das Gold der realen Wonne heiſchend,
Giebſt ſo luſtige Waare nur zum Danke!

Drum erlauben mir immer noch ein wenig,
Daß ein traulicher Arm mich ſüß umranke!

Haſis.

24.

Der tadelloſe, große Herr
  Des ewigen Weltenbau's,
Schloß unſere Seele feſt hinein
  In dieſes ird'ſche Haus.

Und nimmermehr, ſo ſehr du dich
  Entlebeſt und entleibſt,
Entringſt du dich, entſchwingſt du dich
  Aus ſeinem Bann hinaus.

So ſorge denn um Sünde nicht
  Und nicht um Ketzerei,
Wenn es in dir, wenn du in ihm
  Lebendig und zu Haus.

Die wahre Sünde, glaube mir,
  Die wahre Ketzerei,
Iſt finſterer Entſagungen
  Liebloſer Leichengraus.

Haſis.

25.

Ich bin ſo fromm, ich bin ſo rein;
Bald iſt das höchſte Ziel erklettert. —
Doch o wie ſchön, ein Menſch zu ſein!
Drum, Freunde, ſagt, wo iſt der Wein,
Der fromme Seelen niederſchmettert?

Hafis.

26.

Adonai.

Deine Wünſche bringen dich immer näher der Menſchheit.

Zanoni.

Ha, die Menſchheit iſt ſüß!

Aus „Zanoni“ von **Bulwer.**

27.

Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen,
Herab in's irdiſche tolle Getümmel gefallen.

Da ſah er umher die Kräuter und Blumen der Wieſe;
Ihm hat das luſtige, bunte Gewimmel gefallen.

Er hörte die Glöckchen am Halſe der Heerde läuten;
Ihm hat das klingende, kleine Gebimmel gefallen.

Er ſah, wie ein Roß leicht über die Heide dahinflog;
Ihm hat der herrliche, fliegende Schimmel gefallen.

Ihm haben die traulichen Hütten, die laubigen Bäume,
Ihm ſelber im Wald ein ärmlicher Stümmel gefallen.

Nicht wieder empor zum erhabenen Himmel verlangt er;
Er blieb, was er war, blieb gerne vom Himmel gefallen.

Haſis.

[illegible]

Die alte Schlang' im Buſen hat ſich neu empört
Und im Genuß der Morgenpracht mein Herz geſtört.

Das haben, als der Oſt die trübe Kunde gab,
Nicht ohne Schmerz die Roſen auf der Flur gehört.

Sie ſendeten zum Himmel auf ein Duftgebet;
Daſſelbe blieb, das liebliche, nicht unerhört.

Auf's neue ſchien die Erde mir ein Quell des Heils,
Und, wer ſie läſtert, von der Hölle Trug bethört,

Auf's neue mir ein Kind des Lichts nur der zu ſein,
Der zu der Liebe morgenheller Fahne ſchwört.

Haſis.

[illegible]

So lange mein Beruf auf der Erde iſt, darf ich mich nicht von ihr trennen, noch ſie — als Satans Werk — unbedingt verachten.

Fr. v. Raumer.

Unſer Beruf aber iſt immer auf der Erde, wird niemals irgend anderswo ſein.

30.

Es liebt die Gottheit wahrlich nur,
Wer liebt der Gottheit Creatur.

Paul Erdmann.

31.

Der Menſch, ſagt man, iſt ein Einwohner zweier Welten — deßhalb iſt er meiſt in keiner recht zu Hauſe. **Fr. v. Raumer.**

32.

Ich glaube, ſehr viele Menſchen vergeſſen über ihre Erziehung für den Himmel die für die Erde. Ich ſollte denken, der Menſch handelte am weiſeſten, wenn er erſtere ganz an ihren Ort geſtellt ſein ließe. Denn wenn wir von einem weiſen Weſen an dieſe Stelle geſetzt worden ſind, woran kein Zweifel iſt, ſo laßt uns das Beſte in dieſer Station thun und uns nicht durch Offenbarungen blenden. Was der Menſch zu ſeiner Glückſeligkeit zu wiſſen nöthig hat, das weiß er gewiß ohne alle andere Offenbarung, als die, die er ſeinem Weſen nach beſitzt. **Lichtenberg.**

33

Man iſt nie glücklicher, als wenn uns ein ſtarkes Gefühl beſtimmt, nur in dieſer Welt zu leben.

Lichtenberg.

34.

Harmonie mit dem Weltall iſt das höchſte Gut.

Heinſe.

35.

Laßt uns dem großen, guten All auf's innigſte angehören!

Sophie Mereau.

36.

Hoff' und traue! Die Welt ſei dir ein göttliches Werk!

Knebel
in einem Gedicht an Karoline v. Wolzogen.

37.

Eigenen Werthes dich zu freuen,
Mußt du Werth der Welt verleihen.

Göthe.

38.

O nicht aus Edelmuth, o nur aus Klugheit
Gieb Haß, Verachtung, gieb ſie allen Winden,
Daß deine Seele Ruhe hat mit ſich!

Leopold Schefer.

39.

Die Welt iſt ſchön, ſo ſchön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber und manchmal halte ich mir Erbauungsſtunden über das Heute, über dieſe Lehre, die unſerer Glückſeligkeit ſo unentbehrlich iſt und die mancher Profeſſorder Ethik nicht faßt und keiner gut vorträgt.

Göthe
in einem Briefe vom Jahre 1770.

40.

Göttlich iſt es und hehr, das Daſein. Fühlet es endlich
Und genießet es ſo, lauter und ohne Verderb!
Himmliſche Wonn' iſt das und reinſte Genüge; vergönnt ſie
Giftigem Unmuth fern, Andern, ihr Menſchen, und euch!

41.

Es iſt euere irdiſche Wohlfahrt, welche zu Frankfurt berathen werden ſoll. Und da könntet ihr nun mit einem ſogenannten Frommen ſogar recht angeführt ſein. Denn könnte ein ſolcher nicht füglich ſagen: Was ſchadet es, wenn die Leute hienieden recht geſchoren werden? Um ſo gewiſſer wird ihnen die arge Welt entleidet und gelüſtet es ſie nach dem himmliſchen Jeruſalem. Was thut's, ob auch der Leib verdirbt, wenn ihre Seele im Feuer der Trübſal geläutert wird? — Würde bei ſolch himmliſcher Geſinnung euer Abgeordneter ſehr eifrig ſein können, euer irdiſches Loos zu erleichtern? Dagegen kann die Anhänglichkeit eines Weltkindes an die Erde, an dieſes Leben euch im vorliegenden Falle nur vortheilhaft ſein. Denn, iſt er nur ſonſt ein rechtſchaffener Mann, hat er nur ein Herz für die Leiden und Freuden ſeiner Mitmenſchen, ſo wird ein ſolcher, ſtatt euch auf das Jenſeits zu vertröſten, ſich alle Mühe geben, euch dies irdiſche Leben ſo viel als möglich zu erleichtern und zu verſchönern. **Dr. Strauß,**

in einer Rede an die Wahlmänner in Schwieberdingen,
April 1848.

42.

Der altreligiöſe Menſch will die Welt beſiegen, ſich über die Natur erheben und wird an ihr zum Spott; der neureligiöſe giebt ſich der Welt hin, demüthigt ſich unter die Natur und herrſcht in ihrer Kraft.

43.

Wir haben (in Folge der freieren Geiſtesentwicklung ſeit Luther) wieder den Muth, auf Gottes Erde zu ſtehen und uns in unſerer gottbegabten Menſchennatur zu fühlen. **Göthe bei Eckermann.**

44.

Wonach ſoll man am Ende trachten? —
Die Welt zu kennen und nicht zu verachten.

Göthe.

45.

Sie müſſen und ſollen wiſſen, daß ich viel auf's Leben gebe. Es kann ſehr gut ſchon hier auf der Erde ſein. Es iſt mir beinahe nichts gelungen; ich weiß dies aber doch, und ich weiß es ganz gewiß.

Rahel.

46.

Je mehr Einſicht, deſto mehr Ein- und Zuſtimmung wird das Leben uns abgewinnen, wenn es auch noch mehr Arbeit erfordert. **Rahel.**

47.

Worauf es ankommt iſt dies: ſich keine falſchen, thörichten Ideale und Strebeziele zu bilden; die Realiſirung und Erreichung der wahrhaften, intelligenten, ſeien die Ausſichten dazu auch noch ſo gering, mit religiöſem Vertrauen von der Zukunft zu erwarten; das Schöne, Gute, Beglückende aber, das Gott und Menſch bereits zur Wirklichkeit gebracht und das nur in krankhafter Verſtimmung verkannt und verſchmäht werden kann, in ſeinem ganzen Werthe zu erkennen und ſich nach Kräften liebend anzueignen.

48.

Alle kräftige Menſchen lieben das Leben.

H. Heine.

49.

Weil Leben, Athem doch das Höchſte iſt.

Immermann.

50.

Gottlob, ich lebe! In meinen Adern kocht das rothe Leben, unter meinen Füßen zuckt die Erde, in Liebesglut umſchlinge ich Bäume und Marmorbilder, und ſie werden lebendig in meiner Umarmung. Jedes Weib iſt mir eine geſchenkte Welt, ich ſchwelge in den Melodien ihres Antlitzes und mit einem einzigen Blicke meiner Augen genieße ich mehr als Andere mit ihren ſämmtlichen Gliedmaßen Zeit ihres Lebens. Jeder Augenblick iſt mir ja eine Unendlichkeit.

=

Und ich lebe! Der große Pulsſchlag der Natur lebt auch in meiner Bruſt, und wenn ich jauchze, ſo antwortet mir ein tauſendfältiger Wiederhall.

H. Heine.

51.

Das Schönſte im Leben iſt das Leben ſelbſt.

J. Galba.

52.

Dem, der immer ſeine Jugend erneut in der klaren Quelle der Natur, wie wonnevoll iſt ihm ſchon das bloße Licht des Daſeins! **Bulwer.**

53.

Alles Behagen am Leben iſt auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechſel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüthen und Früchte und was uns ſonſt von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und ſollen, dieſe ſind die eigentlichen Triebfedern des irdiſchen Lebens. Je offener wir für dieſe Genüſſe ſind, deſto glücklicher fühlen wir uns; wälzt ſich aber die Verſchiedenheit dieſer Erſcheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, ſind wir gegen ſo holde Anerbietungen unempfänglich — dann tritt das größte Uebel, die ſchwerſte Krankheit ein; man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Laſt. **Göthe.**

54.

Unſere ſtudirte Nachtweisheit hat uns verblendet; wo wir menſchlich denken ſollen, wollen wir göttlich denken. **Herder.**

„Göttlich denken“ iſt hier ſo viel als abſtrakt denken; gerade das aber heißt in Wahrheit nicht göttlich, ſondern nur menſchlich im ſchlechten Sinne des Wortes denken; denn nur dem Menſchen ſelbſt in ſeinem ſubjektiviſtiſchen Unterſchiede vom Göttlichen iſt ſolch ein trennendes, auf falſche, hohle Ideale ausgehendes, dualiſtiſch ſchwärmendes Denken eigen; was hingegen in jener Stelle menſchlich d. i. concret denken bedeutet, iſt das in Wahrheit vielmehr göttlich zu nennende Denken; vergl. die Bemerkung am Schluſſe dieſes Buches Abth. VI. B. Nr. 10.

55.

Die Natur geht auf Empfindung und Genuß. Die frühen Umſtände der Jugend und Erziehung hemmen den Eindruck der Natur in uns; wir werden viel zu ſehr daran gewöhnt, daß die Seele ſich mit ſich ſelbſt beſchäftige, die äußeren Gegenſtände nach Begriffen beurtheile, nicht nach den Empfindungen der Schönheit; das Herz wird verſchloſſen und nur der kalte, berechnende Verſtand bleibt übrig.

Hegel,
in dem Aufſatze:
„Ueber Leſſing's Briefwechſel mit ſeiner Frau."

56.

Auch der vorzüglichſte Menſch lebt nur vom Tage und genießt nur kümmerlichen Unterhalt, wie er ſich zu ſehr auf ſich ſelbſt zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen verſäumt, wo er allein Nahrung für ſein Wachsthum und zugleich einen Maaßſtab deſſelben finden kann. **Göthe.**

57.

Wir leben nur durch eine unendliche Wechſelbeziehung. Und in Abtödtung dieſer Bedingungen auf unſere eigene innerſte Einheit allein uns zurückziehen zu wollen, wäre daher ein unauflösbarer Widerſpruch des Lebens ſelbſt. Das Leben iſt ein unendliches Ganzes. Von demſelben können und dürfen wir uns nicht los machen wollen, ohne uns zu vernichten.

L. v. Voß.

58.

Jedes tüchtige Beſtreben wendet ſich aus dem Inneren heraus in die Welt. Göthe.

59.

Der Menſch kennt ſich ſelbſt nur inſofern er die Welt kennt. Göthe.

60.

Jeder neue Gegenſtand, wohl beſchaut, ſchließt ein neues Organ in uns auf. Göthe.

61.

Gott iſt vom Anbeginn der Bildner aller Dinge,
Und auch ihr Muſter ſelbſt; drum iſt ja keins geringe.

Angelus Sileſius.

62.

Daß an das Geringe alle Seelenkraft gewendet werde mit einer Fürſorge, die der des Lebensſpenders gleich, das iſt das wahre Opfer; das iſt, was uns göttlich macht.
Bettina.

63.

Ein geiſtvolles Frauenzimmer brach im Spazierengehen ein Vergißmeinnicht, ſo blau, voll und ſchön, wie je eines am Bache blühte. Sie reichte es einem Begleiter hin, damit er die Schönheit des Blümchens bemerke. „Ei,“ ſagte er lächelnd, „die wachſen ja überall!“
C. F. Cramer.
1785.

64.

Selbſt in dem Gemeinſten, Alltäglichſten, für Alle ohne Ausnahme Vorhandenen läßt ſich das Höchſte und Beſte erkennen und genießen; aber es gehört Verſtand dazu — der nicht gemeine und alltägliche, nur erſt in ſehr Wenigen entwickelte Verſtand jener vollkommenſten und edelſten Geiſtesbildung, auf welcher die neue Religion beruht und welche ſie zu verallgemeinern und zu populariſiren die Aufgabe hat.

65.

Sagt, ſollte der Bettler nicht
Laut pochen auf mehr, denn fürſtliche Majeſtät?

Das himmliſche Blau ſein Dach,
Sein feſtlicher Saal lenzherrlicher Erde Zier!

Hafis.

66.

Die unzufriedene Ueberſichtigkeit des Menſchen iſt dafür bekannt, daß ſie oft die ganze Welt durchſucht und ausfragt nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen. **Göthe.**

67.

Es giebt ein Glück, allein wir kennens nicht;
Wir kennen's wohl und wiſſen's nicht zu ſchätzen.

Göthe.

68.

Wie fruchtbar iſt der kleinſte Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

Göthe.

69.

Wenn einer ſich wohl im Kleinen däucht,
So denke: Der hat ein Großes erreicht.

Göthe.

70.

Lärm machen, mit ſeiner Exiſtenz weite Räume zu füllen ſtreben — iſt das nicht das Weſen der Kinder, wie der unausgebildeten Menſchheit?

Karoline v. Wolzogen.

71.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen!
Denn das Glück iſt immer da.

Göthe.

72.

Die beſte Poeſie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenſtand iſt nicht ſelten ihr liebſter Stoff. **Novalis.**

73.

Man kann ſagen, daß die Poeſie ganz auf Erfahrung beruht. Ich weiß ſelbſt, daß mir in jungen Jahren ein Gegenſtand nicht leicht zu entfernt und zu unbekannt ſein konnte, den ich nicht am liebſten beſungen hätte. Was wurde es? Ein leeres, armſeliges Wortgeräuſch, ohne einen Funken wahrer Poeſie.

Klingsohr
im „Heinrich v. Oſterdingen“ von **Novalis.**

74.

Poetiſcher Gehalt ruht im Gehalt des Lebens.

J. A. Seuffert.

75.

Unſere deutſchen Aeſthetiker reden viel von poetiſchen und unpoetiſchen Gegenſtänden, und ſie mögen auch in gewiſſer Hinſicht nicht ganz Unrecht haben;

allein im Grunde iſt kein realer Gegenſtand unpoetiſch, ſobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß.

Göthe bei Eckermann.

76.

Greift nur hinein in's volle Menſchenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen iſt's bekannt,
Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.

Göthe.

77.

Nur für den Erbärmlichen iſt die Welt erbärmlich, nur für den Leeren leer. L. Feuerbach.

78.

Am Firmamente ſteht geſchrieben: Da drunten iſt nichts Proſa, als etwa du, Kerl, der du es lieſeſt. Kanne.

VI.

Specielle
Betrachtung und Erwägung des Menſchlichen.

A. Der Menſchenleib 1).

1.

. . . . . . der ſchöne Leib, das herrliche Lebensgebäude.

Göthe.

2.

. . . . die Götterharmonien des Menſchenleibes. **C. Fr. Ph. v. Martius.**

3.

Quae compositio membrorum, quae conformatio lineamentorum, quae figura, quae species humana potest esse pulchrior? **Cicero.**

---

1) Dieſer wird hier deßhalb beſonders hervorgehoben, weil ihn insbeſondere die Verachtung und Verwerfung trifft, der in altreligiöſer Denkart das Menſchliche im natürlichen, realen Sinne des Wortes unterliegt. Das geiſtige Moment iſt in den beiden hier folgenden Abtheilungen mit eingeſchloſſen, und für deſſen nähere Darſtellung iſt anderwärts in dieſem Werke wohl zur Genüge geſorgt.

4.

Es iſt keine lieblichere Creatur, denn ein Menſch.

Luther.

5.

. . . . der Menſch, welcher dem kunſtreich bearbeiteten und durch ein Wunder belebten Marmor gleicht.

Vinet.

6.

Ein ſolcher iſt mein Freund,
Ein ſolcher iſt mein Buhle,
Ein einziger, erleſener
Aus ſämmtlicher Männer Schaar:
Wie ein Rabe, ſo ſchwarz ſein Haar,
Und ſeine milden Augen
Ein Tauben-Augenpaar;
Sein Leib, wie Elfenbein,
Und wie gehau'n aus Marmor,
Der Schenkel Prachtgebilde;
Wie Lüfte, die gelinde
Hinſäuſeln über Roſen,
Sind ſeine Minnegrüße;
Wie des Honiges Seim an Süße
Die Küſſe, die er beut;
Sein ganzes Sein und Weſen
Nur Glück und Seligkeit.

Aus dem hohen Liede.

7.

Die Bergſchotten des Herzogs von Wellington.

Ich habe ſie ein Jahr vor der Waterloo-Schlacht in Brüſſel geſehen. Das waren in der That ſchöne Leute. Alle ſtark, friſch und behende, wie aus der erſten Hand Gottes. Sie trugen alle den Kopf ſo frei und froh und ſchritten mit ihren kräftigen nackten Schenkeln ſo leicht einher, als gebe es für ſie keine Erbſünde und keine Gebrechen der Väter.

Ekermann
III. S. 248.

8.

Die Tſcherkeſſen ſind ein ſchönes Volk; viele zeichnen ſich durch ungemeine Schönheit des Leibes, durch einnehmendes Weſen und ritterliche Manieren aus. Stolz und keck iſt ihre Haltung, reich ihr Waffenſchmuck. Der Edle unter dieſen freien Söhnen des Gebirges, wenn er ganz gerüſtet iſt mit glänzendem Panzer, Helm, Armſchienen von polirtem Stahl, koſtbarem Gürtel, Köcher, Degengehänge, Flinte, Piſtolen und Dolchen iſt ganz den ritterlichen Helden des Mittelalters ähnlich, iſt aber eine noch poetiſchere Erſcheinung, als dieſe, durch das Schlanke und Feine der Geſtalt, durch den behenden, leichten, faſt ſchwebenden Gang. Selbſt ihre gewöhnliche Kleidung iſt moleriſch — der bunte, pelzverbrämte Turban; der braune, buntverbrämte Rock mit ledernem Gürtel bei dem gemeinen Mann; dabei ſchöne Waffen im Gürtel und auf dem Rücken; die Edeln auch für gewöhnlich reicher gekleidet, bei öffentlichem Auftreten mit ſilber- und goldgeſtickten Röcken und prachtvollen Dolchen und Säbeln mit ſilbernen und goldenen Griffen — Alles an ihnen trägt bei zur maleriſchen Figur, und ſelbſt die Geſichter mit freiem, offenem, keckem, etwas wildem Ausdruck machen dieſe Räuberhäuptlinge, die dabei einen ſo ritterlichen Anſtand zeigen, äußerlich zu einer durchaus poetiſchen Erſcheinung.

W. Zimmermann.

Von den Frauen der Tſcherkeſſen findet ſich eine Schilderung Bd. II. S. 241 ff.

9.

Wenn du, Natur, eine Geſtalt bilden willſt,
Vor den Augen der Welt, wie viel du vermagſt,
darzuthun,
Ja, dann trage der Liebling
Deiner unendlichen Milde Spur!

Alles an ihm werde ſofort Ebenmaß,
Wie ein prangender Lenz, von Blüthen geſchwellt,
jedes Glied,
Huldreich alle Geberden,
Alle Bewegungen ſanft und leicht!

Platen.

10.

Ich veranlaßte Ferdinanden zu baden im See — wie herrlich iſt mein junger Freund gebildet; welch ein Ebenmaß aller Theile; welch eine Fülle der Form; welch ein Glanz der Jugend; welch ein Gewinn für mich, meine

Einbildungskraft mit dieſem vollkommenen Muſter der menſchlichen Natur bereichert zu haben! Nun bevölkere ich Wälder, Wieſen und Höhen mit ſo ſchönen Geſtalten; ihn ſeh' ich als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narciß ſich in der Quelle beſpiegeln.

Aus Göthe's „Briefen aus der Schweiz.“

11.

Göthe war bei uns — ein ſchöner Junge von 25 Jahren, der vom Wirbel bis auf die Zehe Genie und Kraft und Stärke iſt; ein Herz voll Gefühl und ein Geiſt voll Feuer, mit Adlersflügeln, qui ruit immensus ore profundo. Ich kenne keinen Menſchen in der ganzen gelehrten Welt, der in ſolcher Jugend ſo rund und voll von eigenem Genie geweſen; da iſt kein Widerſtand, er reißt Alles mit ſich fort, und ſeine „Götter, Helden und Wieland,“ ein Werk von herkuliſcher Stärke, kommen in keine große Betrachtung, wenn man ihn reden hört.

Heinſe.

Briefe zwiſchen Gleim, Heinſe und J. v. Müller.
herausgeg. von Körte Zürich 1806.

12.

Göthe ſtellte, nach Hufeland, ſowohl körperlich als geiſtig das Bild des vollkommenſten Menſchen dar[1]. So ſagt auch Carus, daß Göthes Individualität einen vollkommenen Prototyp aus den „Tagvölkern“ und zwar aus einem ihrer edelſten Zweige, dem der Germanen, dargeſtellt habe[1]).

---

[1] „Es iſt mir nie ein Menſch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geiſtig in ſo hohem Grade vom Himmel begabt worden

13.

„Vous êtes un homme,“ ſagte Napoleon, als Göthe im Jahre 1808 — in ſeinem ſechzigſten Jahre — vor ihn trat.

14.

Göthe's Geſtalt iſt noch ſchön zu nennen; ſeine Stirne und ſeine Augen ſind beſonders majeſtätiſch. Er iſt groß und wohlgebaut und von ſo rüſtigem Anſehen, daß man nicht wohl begreift, wie er ſich ſchon ſeit Jahren hat für zu alt erklären können, um noch in Geſellſchaft und an Hof zu gehen.

Soret bei Eckermann.
1822.

---

war und auf dieſe Weiſe in der That das Bild des vollkommenſten Menſchen darſtellte.“ Hufeland in ſeiner Nachſchrift zu Dr. C. Vogels Aufſatz: Die letzte Krankheit Göthe's.

[1]) C. G. Carus, Denkſchrift zum hundertjährigen Geburtsfeſte Göthe's. Ueber ungleiche Befähigung der verſchiedenen Menſchheitsſtämme für höhere geiſtige Entwicklung. Leipz. 1849. S. 101. Es werden hier Nachtvölker, weſtliche und öſtliche Dämmerungsvölker und Tagvölker unterſchieden.

15.

Am andern Morgen nach Göthe's Tode ergriff mich eine tiefe Sehnſucht, ſeine irdiſche Hülle noch einmal zu ſehen. Sein treuer Diener Friedrich ſchloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt. Auf den Rücken hingeſtreckt, ruhte er wie ein Schlafender; Feſtigkeit und tiefer Friede waltete auf den Zügen ſeines erhaben-edlen Angeſichtes. Die mächtige Stirne ſchien noch Gedanken zu hegen. Der Körper lag nackt in ein weißes Betttuch gehüllt; Friedrich ſchlug das Tuch auseinander und ich erſtaunte über die göttliche Pracht dieſer Glieder. Die Bruſt überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und ſanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinſten Form; nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Menſch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergeſſen, daß der unſterbliche Geiſt eine ſolche Hülle verlaſſen.

Eckermann.

16.

In Homer's Iliade ſitzen Priamos und die Aelteſten der Stadt auf dem ſkäiſchen Thor, ſehen Helena zum Thurme dahergehen und brechen in Aeußerungen der Bewunderung über ihre göttergleiche Schönheit aus:

Tadle man nicht die Troer und hellumſchienten Achäer,
Daß ſie um ſolch ein Weib ſo lang ausharren im Elend!
Iſt ſie von Anſeh'n doch unſterblichen Göttinnen ähnlich!

17.

Daß ſie den Jüngling entzückt, fürwahr, es iſt mir kein Wunder,
Denn ſie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.

Aus Göthe's Hermann und Dorothea.

18.

Lieblich erblüh'n Levkojen bereits, es erblühet des Regens
Freund, der Narkiſſos, es blüh'n Lilien auf dem Gebirg.
Aber die minnige Blume, des Frühlings holdeſte Blüthe,
Peitho's Roſe, wie blüht meine Zenophila ſüß!
Matten, ihr lachet umſonſt ob eueres Schmuckes ſo fröhlich;
Denn mein Mädchen beſchämt jegliche Zierde der Flur.

Meleager.
Griechiſche Anthologie.

19.

Friſch aufgeblühter Roſe Glanz,
Vergleich' ich ihn dem deinigen?
Ach über Alles, was da blüht,
Iſt deine Blüthe wonnevoll!

Hafis.

20.

Der Mai bring' uns all ſeine Wunder —
Was iſt ſo Wonnigliches drunter,
Als ihr viel minniglicher Leib?
Wir laſſen alle Blumen ſtehen
Und ſtaunen an das werthe Weib.

Walther von der Vogelweide.

21.

O Mai, was frag' ich viel nach dir?
Der Frühling lebt und webt in ihr.

Bürger.

22.

Göthe in ſeinen Tag- und Jahresheften erzählt von der im Mai 1805 erfolgten Ankunft Profeſſor **Wolf's** und ſeiner Tochter in Weimar, welche letztere „in allen Reizen der friſchen Jugend mit dem Frühlinge wetteiferte.“

23.

Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſteh'n.

Schiller.

24.

Ich hatte jetzt das ſchöne Antlitz noch genauer geſehen; es war eine ſüße, durchſichtige Verkörperung von Sommerabendhauch, Mondſchein, Nachtigallenlaut und Roſenduft.

H. Heine.

25.

Roſenhauche glaub' ich einzuathmen,
Geiſtige, von jener Wange Roſenflur;
Was da blüht, es iſt ſo zart geſchaffen,
Daß es Aether ſcheint und Duft und Seele nur.

Und doch iſt es ein ſo warmes Leben,
Was da treibt zur Wange Selma's Roſenblut;
Alles hier iſt reine, volle, ſüße
Wirklichkeit, in jedem Pulſe pocht Natur.

Hafis.

26.

Es werde Licht! So tönete
Ruf Gottes in die dumpfe Nacht;
Und ſiehe da, es wurde Licht,
Es wurde deines Auges Pracht.

Hafis.

27.

Es giebt Augen, aus denen Muſik ſpricht. Es giebt muſikaliſche Blicke. **Charlotte Stieglitz.**

28.

Mehrere der geſchichtlichen Wirklichkeit enthobene Gemälde weiblicher Schönheit, die hier am Orte wären, haben wir ſchon oben Bd. II. S. 227 f. 230 ff. gegeben. Wir wollen hier nur an ein Paar ſich auf Antlitz, Auge, Blick beziehende Stellen erinnern. Von der Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe heißt es: „Ihr Geſicht und Blick war himmliſch, wie einer Madona Raphaels; die reinſten blauen Augen und in ihnen ein überirdiſcher Glanz.“ Und von Charlotte Stieglitz: „Jene Seelenherrlichkeit des menſchlichen Auges, die ächt weibliche Pſyche, erſchien niemals wunderkräftiger abgeſpiegelt, als in dem ihrigen. Sie hatte überirdiſch ſchöne Augen, die groß, braun und glänzend der kryſtallklarſte Ausdruck eines immerbewegten Geiſteslebens waren“ u. ſ. w. Die hier gebrauchten Ausdrücke: „himmliſch“ und „überirdiſch“ können uns bei näherer Erwägung ſonderbar genug bedünken; denn wo hätte man ſonſt dergleichen äſthetiſche Herrlichkeiten des Menſchenleibes, als auf der Erde ſelbſt, geſehen, deren, wenn auch noch ſo hoch geſteigerte, ſelbſteigene Produkte doch immer jene geiſtvollen weiblichen Weſen mit ihren wundervollen Geſichtsbildungen und Augen waren? Der Sinn der erwähnten Bezeichnungen kann nur dieſer ſein, daß die Schönheit dieſer Geſichtsbildungen, der Glanz und Ausdruck dieſer Augen, die Offenbarung einer tiefen pſychiſchen Innerlichkeit darin alles gewöhnliche Maaß überſtiegen.

29.

„Es iſt der Leib der Seele Haus;
In den Augen ſchaut ſie zum Fenſter heraus.“

30.

Im Auge, ſeinem geiſtigen Glanze, ſeinem die innerſte Seele offenbarenden Blick und Strahl iſt es, daß Geiſt und Seele nicht nur, wie in Miene und Wort, zur mittelbaren, ſondern zur unmittelbaren Aeußerung und Erſcheinung kommt, ſinnlich wahrgenommen, geſehen wird im eigentlichſten Sinne des Wortes, welches Phänomen zum Beweiſe dient, daß Sinnliches und Geiſtiges keineswegs die abſoluten Gegenſätze ſind, als welche ſich dieſe Beſtimmungen in herkömmlich dualiſtiſcher Vorſtellung fixirt.

31.

Herder war voll Elaſticität, durchgoſſen von dem Gefühle eines frohen, kraftvollen Daſeins, heiter, von froher Laune, und, wiewohl zu einer ſanften Schwermuth geneigt, Geiſt, Liebe und Frohſinn gebend und nehmend. Dieſe Seelen- und Geiſteseigenſchaften waren in ſeinem geiſtvollen Auge und liebevollen Blick, wie in ſeiner ſanften, ſeelenvollen Stimme unbeſchreiblich ſüß ausgedrückt.

Maria Caroline v. Herder.

32.

Göthe machte uns die Freude, das Gedicht Charon zu leſen. Ich mußte die klare, deutliche und energiſche Art bewundern, womit er es vortrug. Nie habe ich eine ſo ſchöne Declamation gehört. Welches Feuer! Und welche Stimme! — abwechſelnd donnernd, dann wieder ſanft und mild.

Soret bei **Eckermann**
III. S. 6.

33.

Die Töne, die eine Schröder-Devrient als flehender Romeo verhaucht, ſind von der Art, daß man ſie, wie es irgendwo heißt, nicht mit dem ſinnlichen, ſondern mit dem geiſtigen Ohre zu vernehmen glaubt.

34.

. . . . die geſangſtrömende Bruſt des Menſchen, der ſelbſt ein Inſtrument, das in den wunderbarſten, geheimnißvollſten Lauten der Natur ertönt.

Hoffmann.

35.

Die Stimmwerkzeuge gleichen einem Blaſeinſtrument, das mit Zungen und einem Corpus verſehen.

Die Beweglichkeit, die den einzelnen Stücken derſelben geſtattet iſt, verleiht ihnen einen Grad von Vollkommenheit und Vielſeitigkeit, wie ihn keine unſerer künſtlichen Vorrichtungen je erreichen wird.

Valentin.

Phyſiologie des Menſchen II. Abthl. I. Braunſchw. 1847. S. 362 f.: „Stimmbildung.“

36.

Das menſchliche Stimmorgan iſt das freieſte und ſeinem Klange nach vollſtändigſte Inſtrument, indem es in ſich den Charakter der Blaſe- und Saiteninſtrumente vereinigt. **Hegel.**

Aeſthetik, III. Berlin 1838. S. 170.

Vergl. oben Bd. II. S. 79 f. Nr. 22. K. G. Neumann's Bemerkungen über den Kehlkopf.

37.

Das größte mechaniſche Kunſtwerk, die durch den Geiſt geleitete Hand, macht es vorzugsweiſe möglich, daß die Maſchinenarbeit des Menſchen berechneter und zweckmäßiger, als die der Thiere, ausfällt. Eine faſt unendliche Mannigfaltigkeit von Wirkungen liegt hier zwiſchen dem einfachen Faſſen, Ziehen und Hauen und den Wirkungen, welche die Finger des Malers oder Muſikers hervorrufen.

Valentin.

Lehrbuch der Phyſiologie I. Braunſchw. 1847. S. 120.

38.

Daß der Menſch, wenn er ſeine natürlichen Anlagen gehörig ausbildet, auch an Gewandtheit und Kraft des Körpers kaum irgend einem Thiere nachſteht, zeigen uns die Leiſtungen der Seiltänzer, Kunſtbereiter und ähnlicher Leute. Lenz.

39.

Seiltänzer und Kunſtreiter lehren uns, welcher unendlichen Zierlichkeit der menſchliche Körper fähig iſt.
Göthe.

40.

Alles iſt Glied und Alles Gelenk und Alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, Alles nach Willkür bewegt.
Menſchen hab' ich gekannt und Thiere, ſo Vögel als Fiſche,
Manches beſondere Gewürm, Wunder der großen Natur;
Und doch ſtaun' ich dich an, Bettina, liebliches Wunder,
Die du Alles zugleich biſt und ein Engel dazu.

Göthe.

Epigramme. Venedig 1790.

B. Der Menſch
überhaupt.

1.

Animal hoc providum, sagax, multiplex, acutum, memor, plenum rationis et consilii, quem vocamus hominem, praeclara quadam conditione generatum est a supremo deo. **Cicero,**
de leg. I. 7.

2.

Die ganze Welt iſt Leben, Seele und Sinn, iſt der Leib und das Bild des höchſten Gottes zu ſeinem Ruhm in Kraft, Weisheit und Liebe. . . . .
. . . . . . Der Auszug und Schlußpunkt der Schöpfung iſt der Menſch. **Campanella.**

3.

Der Menſch iſt Gottes Kind, den er aus dem beſten Korne der Natur gemacht, zu herrſchen in dem Guten und zu überwinden das Böſe.
Jakob Böhm.

4.

Der Menſch darf ſich nach Göthe als das Beſte betrachten, „was Gott und die Natur hervorgebracht.“

5.

Der Menſch . . . . .
Der letzte Sohn des göttlichen Gedankens.

Niccolini.

6.

Der Menſch iſt der ſublimſte Endzweck und die letzte Wirkung der irdiſchen Natur; er iſt folglich am meiſten abhängig von den vorhergehenden Urſachen; aber alles vorhergehende Leben hat er in ſich aufgenommen, und dies iſt ihm daher auch untergeordnet; er verhält ſich zu den untergeordteten Lebensformen, wie ſich das Haupt zu den Gliedern verhält.

Ennemoſer.

7.

Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit et erectos ad sidera tollere vultus.

Ovid.

8.

Der Menſch iſt von Gott ſo hoch erhoben, daß er im Stande iſt, ihm ſeine Gedanken nachzudenken.

Kepler[1].

---

[1] Von ihm ſelbſt ſagt **Käſtner** in dem bekannten Epigramm:
„So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Kepler“ u. ſ. w.

9.

Je mehr du fühlſt, ein Menſch zu ſein,
Deſto ähnlicher biſt du den Göttern.

Göthe.

Denn:

10.

Das Menſchliche im ſchönen und edlen Sinne des Wortes iſt nicht menſchlichen, ſondern göttlichen Urſprungs und Weſens, und ſein Daſein eine lebendige Manifeſtation und Gegenwart des Göttlichen ſelbſt im Menſchen.

Anhang.

I.

Die Idee und Darſtellungsweiſe
dieſes Werkes betreffend.

Zu Bd. I. S. 266 — 272.

1.

Jede allgemeine, jede Weltreligion muß unabhängig von irgend einem Namen ſein. **Gutzkow.**

2.

Das Beſte iſt, ſich zur Partei der edelſten Menſchen aller Nationen zu halten. **Heinſe.**

3.

Es winken ſich die Weiſen aller Zeiten.

Göthe.

4.

„Im *Raume* wirken große Männer ſelten einträchtig und gemeinſchaftlich; in den *Zeiten* aber reichen ſie ſich alle die Hände aus der hohen Geiſterwelt herunter zu *einem* Bau.“

5.

Eine unwiderſtehliche Sehnſucht treibt uns zu den Ausſprüchen vorzüglicher Menſchen über große Gegenſtände. In der Uebereinſtimmung der gottbegeiſterten Männer aller Zeiten glaubt das Gemüth den Glauben gefunden zu haben, der ſelig macht.

J. H. Wyttenbach.
1820.

II.

Beſtimmungen
der
neureligiöſen Gottesidee.
Zum
erſten Buche
des zweiten eigentlichen Theiles
Bd. II. S. 3 ff.

1.

Dem Denker hängt die Wahrheit nicht von dem Titel der Göttlichkeit ab, ſondern umgekehrt dieſer von jener. J. Frauenſtädt.

2.

Alle diejenigen, welche geraden Weges ihrem Gewiſſen folgen, ſind von meiner Religion; ich bekenne mich zu der Religion aller derjenigen, welche brav und gut ſind. **Heinrich IV. von Frankreich.**

Lettre à M. de Balz. Vie militaire et privée de Henry IV. d'après ses lettres inédites au Baron de Balz, celles à Sully &c. A Paris 1803.

3.

Schillern hatte in früher Jugend der ſtrenge dogmatiſche Religionsunterricht empört; die ſeichte Heuchelei der Heuchler ekelte ihn an, wie die Seichtigkeit der Moraliſten. Aber der Gottesſinn war ihm ungetrübt geblieben und immer blieb ihm die Sehnſucht nach dem Ewigen. **Karoline v. Wolzogen.**

4.

Johann Caſp. Steube, Schumachermeiſter in Gotha, ſeine unruhigen Irrfahrten erzählend, ſo wie Plutarch, ein weiſer, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, beide wiſſen ſich, jener in eigenen, dieſer in Weltverhältniſſen, nicht zu helfen, wenn ſie nicht ein über Alle waltendes, höchſtes, unerforſchliches Weſen annehmen.

Göthe.

Werke in Octav. Bd. XLV.
Stuttgart und Tübingen 1833. S. 253.

5.

Ich meine immer, ich müßte mit Gewalt wiſſen lernen, was alle dieſe Formen ſprechen; denn gewiß iſt's, alles Geſchaffene iſt durch den heiligen Geiſt erzeugt. Es iſt unmöglich, daß eine Form ſei, ſie ſei denn durch Gottes Wort und Werde hervorgegangen.

Bettina.

6.

Jener Reiſende ſah in der Wüſte geometriſche Figuren in den Sand gezeichnet und rief: „Das ſind Spuren von Menſchen!“ So ſind alle Werke der Natur Spuren Gottes. **Voltaire.**

7.

Ohne die Annahme eines intelligenten Agens, bemerkt Voltaire, eröffne ſich ihm in Betrachtung der Natur ein Abgrund von Unbegreiflichkeiten. „Ohne die Idee Gottes begreife ich nichts, ohne ſie habe ich keinen Begriff von Ordnung, und es iſt mir unerklärlich, wie Alles in der Welt geworden iſt und beſtehen kann.“

8.

Herbart ſpricht der teleologiſchen Weltbetrachtung in folgender Art das Wort. Auf die Frage, woher wir denn wiſſen, daß uns Menſchen und nicht bloß menſchliche Geſtalten umgeben, laſſe ſie keine andere Antwort ertheilen, als dieſe: daß ſich jeder die zweckmäßigen Handlungen der Anderen aus einem vorausgeſetzten Denken und Wollen erklärt. Niemand werde es in Abrede ſtellen, daß er dies vorausgeſetzte Denken und Wollen nicht wahrnehme, ſondern nur hinzudenke und in die Wahrnehmung hineintrage. So gewiß nun aber nichts deſto weniger unſere Ueberzeugung feſtſtehe, daß jenen Aeußerungen ein wirkliches Denken und Wollen zu Grunde liege, eben ſo gewiß müſſe es verſtattet ſein, die teleologiſche Naturbetrachtung zur Stütze des religiöſen Glaubens zu machen.

9.

. . . . . wer mit einem Sinn, den Kunſt und Weisheit ſchärfen,
Den großen Bau der Welt aufmerkſam durchgereiſt,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunderwerk ihn ſteh'n und forſchen heißt.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen ſchenkt,
Durchſucht das holde Reich der buntgeſchmückten Kräuter,
Die ein verliebter Weſt mit frühen Perlen tränkt!
Ihr werdet alles ſchön und doch verſchieden finden
Und den zu reichen Schatz ſtets graben, nie ergründen.

A. v. Haller.

10.

Der Fötus hat den Kopf geſenkt, die flachen Hände der gebogenen Arme ſchützend vor die Augen gelegt, die Ellenbogen gegen die zum Kopfe ſich hebenden Kniee gerichtet, die Ferſen gegen den Körper angezogen und gegen einander zurückgekehrt — eine Stellung, die wunderbar zweckmäßig eingerichtet iſt, um in harmoniſchem Verhältniſſe für den Körper des Kindes den möglich kleinſten Raum zu erlangen.

L. v. Voß.

Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menſchenleben.
Berlin 1826. S. 119 f.

11.

Wenn ich meinen Körper betrachte und bedenke, daß ich ihn ſelbſt ſoll zuſammengearbeitet und gebildet haben und doch nichts davon weiß, oder, was einerlei iſt, daß das erſte Menſchenpaar dies gethan haben ſoll — ſo dünkt mir augenſcheinlich, daß ich nicht von mir ſelbſt abhange und daß eine unbekannte Urſache im Spiele iſt. Heinſe.

12.

Was die wirkende Urſache betrifft, ſo weiß ich von keinem anderen allgemein und wirklich thätigen, das iſt: phyſiſch wirkſamen Weſen, als jenem allgemeinen Verſtande, der erſten und vornehmſten Kraft der Weltſeele, welche ſich als die allgemeine Form des Weltalls zu erkennen gibt. Alles iſt von dieſer Kraft erfüllt; ſie erleuchtet das Univerſum, weiſt die Natur an, wie ſie ihre Werke verrichten ſoll, und verhält ſich zu der Hervorbringung der natürlichen Dinge wie die denkende Kraft des Menſchen ſich zu der Hervorbringung der Begriffe verhält. Die Pythagoräer nannten dieſen allgemeinen Verſtand den Reger und Beweger des Alls, die Platoniker den Werkmeiſter der Welt, die Magier den Samen aller Samen, weil er mit der Materie alle Formen erzeugt und ſo herrlich ordnet, daß dies keine Sache des Zufalls ſein kann; Orpheus nannte ihn das Auge der Welt, weil er Alles durchſchaut und von innen und außen den Dingen Ebenmaß und Haltung ertheilt, Empedokles den Unterſcheider, weil er nie ermüdet, die verworrenen Geſtalten im Schooße der Materie zu ſondern und aus dem Tode neues Leben zu erwecken, Plotin den Vater und Erzeuger, weil er die Saatkörner auf dem Acker der Natur ausſtreut und aus ſeiner Hand alle Formen hervorgehen läßt; wir nennen ihn den innerlichen Künſtler, weil er von innen die Materie bildet und geſtaltet: aus dem Innern der Wurzel oder des Samenkorns ſendet er die Sproſſe hervor, aus der Sproſſe treibt er die Aeſte, aus den Aeſten die Zweige, aus dem Innern der Zweige die Knospen; das zarte Gewebe der Blätter, der Blumen, der Früchte, alles wird innerlich angelegt, zubereitet und vollendet; und von innen ruft er auch wieder ſeine Säfte aus den Früchten und Blättern zu den Zweigen, aus den Zweigen zu den Aeſten, aus den Aeſten zu dem Stamm, aus dem Stamme zur Wurzel zurück. Ebenſo entfaltet er aus dem Samen und dem Mittelpunkte des Herzens die Glieder des Thiers und ſchlingt die verſchiedner Fäden zur Einheit in ſich zuſammen. Dieſe lebendigen Werke, ſollten ſie ohne Verſtand und Geiſt hervorgebracht ſein, da Beides ſchon unſere lebloſen Nachahmungen auf der Oberfläche der Materie erfordern? Wie groß und herrlich muß nicht dieſer Künſtler, der inwendige Allgegenwärtige, ſein, der nie ausſchließend Stoff oder Gegenſtände wählt, ſondern unaufhörlich und in Allem Alles wirket! **Giordano Bruno.**

13.

Bilden kann nur der Geiſt; alle Formen der Dinge ſind Seele. **Giordano Bruno.**

14.

Die ſchöpferiſche Natur oder Weltſeele iſt nichts Anderes, als Gott, den wir den Geiſt des Alls nennen; alle Dinge ſtehen in Wechſelbeziehung, ſo daß ſie ein Univerſum ausmachen und in dem einen Größten Eines ſind. **Nikolaus Cuſanus**[1].

Vergl. oben in dieſem Bande S. 190 ff., beſonders S. 191 Nr. 3.

15.

Aus allen Richtungen tritt uns die Ueberzeugung entgegen, daß Alles nur in einem einigen Geiſte begründet ſein kann, und daß in dieſem Geiſte Alles Gedanke und Wille iſt, was außer ihm, was ſich als Unendlichkeit des Daſeins vor uns offenbart.

---

[1] Kardinal, Sohn eines deutſchen Winzers und Schiffers, „ein göttlicher Mann," wie ihn Giordano Bruno nennt; gehört dem 15. Jahrhundert an.

„In der Urkraft muß ein Selbſtbeſtimmungsvermögen ſein, weil ſie ſich ſonſt überhaupt nicht darzuſtellen vermöchte. Sie muß ſich ſelber betrachten, alſo objektiv beſchauen können;“ ſo iſt ſie nothwendig geiſtiger, ſelbſtbewußter Natur.

Die ſchaffende Urkraft iſt ſich ihrer ſelbſt bewußt. Es liegt der Schöpfung ein unendliches Bewußtſein zu Grunde. Dies iſt das Bewußtſein des Univerſums; dies iſt die unendliche Weisheit, die überall hervorblickt; dies iſt der ewige Grund der Sehnſucht, des Glaubens, der Ahnung, der Liebe — dies iſt Gott.

L. v. Voß.

157.

Die
tröſtende Kraft der Naturbetrachtung.

Zu

Bd. II. S. 120 – 123.

Ein gewiſſer Menſch, in welchem ein Hang zur Beſchauung der ſichtbaren Natur und zur Beachtung der Wirkſamkeit der Seele iſt [1]), litt an einem entkräftenden Heimweh, das freilich eben ſo ſehr von leiblicher, als geiſtiger Art war. Da blickte er einſt, in einer beſonders traurigen Stimmung, am Boden ſitzend in das Innere einer kleinen Blume des Feldes. Er dachte in dieſem Augenblicke weder mit irgend einer Deutlichkeit an die Symetrie und Schönheit des kleinen Tempels, den er hier vor Augen hatte, noch war er ſich irgend einer bedeutenden Empfindung des äußeren Sinnes bewußt; dennoch erwachte bei dem Anblicke dieſer kleinen organiſchen Welt ein Gefühl von innerer Ruhe und Freudigkeit, welches lange andauerte.

Schubert.

Geſchichte der Seele, 3. Ausg. S. 466.

IV.

Der unverwüſtliche Reiz des Naturſchönen.

Zu

Bd. II. S. 150 f.

Wahrlich, wenn ich an jedem Morgen den Sonnenaufgang ſähe und an jedem Abend ihn malte — ich würde doch, wie Kinder rufen: Noch einmal, noch einmal! **Jean Paul.**

---

[1]) Schubert ſpricht hier ohne Zweifel von ſich ſelbſt.

Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am erſten Tag.

Raphael
in Göthe's Fauſt.

V.

Merkwürdige thierpſychologiſche Thatſachen.

Zu
Bd. II. S. 38 ff. und S. 176 ff.

1.

„In Kelbra, einem Städtchen Thüringens, brach in der Scheune eines Rittergutes Feuer aus. Es war viel Stroh darin, die Flamme ſchlug hoch empor und loderte abendwärts. An dem ſüdweſtlichen Ende der Scheune war ein Heuſtall, der ebenfalls in Brand gerieth; er ſtand in Verbindung mit einem höheren, zum Glücke mit einer Brandmauer verſehenen Gebäude, auf deſſen Forſte ſich ein Storchneſt befand, das mit den jungen Störchen darin in hohem Grade gefährdet war; die Flamme leckte am Giebel hinauf, die Hitze war übergroß und das Neſt hätte ſich unter ſolchen Umſtänden nothwendig entzünden müſſen, zumal da mehrere Strohhalme und Flachsſtengel von ihm herabhingen, die von dem durch die Feuersbrunſt verurſachten Luftzug hinaufgetrieben wurden. Da flogen jedoch die beiden Alten in die nahe vorbeifließende Helma, kehrten zu dem Neſte zurück und ließen von ihren Flügeln das Waſſer träufeln, auch ſchien es mir und vielen Andern, als ob auch aus den Schnäbeln Waſſer laufe. Dies das Neſt durchfeuchtende Bewäſſern trieben die auf- und abfliegenden Vögel ſo lange, bis ihnen die Hitze unerträglich werden oder das Neſt geſichert ſcheinen mochte; denn nun blieben ſie in einiger Entfernung von dem Neſte ſeitwärts auf dem Forſte ſtehen; ſie ſtanden in dem ſie umhüllenden ſchwarzen Dampfe wie verklärte Erſcheinungen da, ängſtlich nach ihren Jungen ſehend, die ſich im Neſte bewegten und eine quakende Stimme vernehmen ließen. Die Gefahr ging vorüber, die Jungen blieben trotz der ungeheuern Gluth unverſehrt und verſuchten einige Wochen darauf ihre Schwingen.“

So berichtet als Augenzeuge Prof. Obbarius im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen vom Jahre 1823. Nr. 338. S. 3731—3733. Man erinnert ſich dabei der im Volke lebenden Sage, daß der Storch ein feuerlöſchender, brandverhütender Vogel ſei, was alſo kein bloßer Aberglaube iſt, ſondern ohne Zweifel auf ähnlichen Thatſachen beruht, wie die erzählte iſt. Dr. Ludwig v. Voß, Ahnungen und Lichtblicke, Berlin 1826, S. 57 ff. gedenkt dieſer letzteren ebenfalls und fügt S. 61 f. die Bemerkung hinzu:

„Mit Erſtaunen muß man das Benehmen der Störche betrachten, wie ihnen die feuerlöſchende Kraft des Waſſers bekannt, und wie ſie ſich der Durchwäſſerung ihres Neſtes bedienen, um ihre Jungen vor der holzfreſſenden Eigenſchaft des Feuers zu ſchützen. Wozu kommt, daß ſie, nach völlig durchfeuchtetem Neſte, trotz der Liebe und Sorge für ihre Jungen, aufhören, Waſſer herbeizuführen, ſomit erkennen, daß, mehr zu thun, nur eine nutzloſe Mühe ſein würde; daß ſie zuletzt auf dem Giebel des Hauſes, in heißen, erſtickenden Rauch gehüllt, ihre Jungen noch ſorglich bewachen, und ihre Elternliebe alle Vorſtellung eigener Gefahr verſcheucht; daß dann des Feuers Macht ſich bricht, das den Gluthen deſſelben bloßgeſtellte Neſt erhalten wird und ihre Lieben gerettet ſind — und daß dies alles wider menſchliche Vermuthung geſchieht, gerade als hätten ſie die Ahnung des Ausganges durch einen hellen Vorausblick gehabt.“

2.

An einer alten Gans, welche vierzehn Tage lang in der Küche eines Pächters gebrütet, bemerkte man, daß ſie plötzlich, und das bedeutend, krank wurde. Bald darauf verließ ſie das Neſt und begab ſich zu einem Nebengebäude, wo ſich eine junge, ein Jahr alte, Gans befand, welche ſie mit ſich in die Küche brachte. Dieſelbe beſtieg ſofort das Neſt, ſetzte ſich, brütete und führte und ſchützte nachher auch die Brut. Die alte, kranke aber ließ ſich, ſo wie die junge ihren Platz eingenommen, zur Seite des Neſtes nieder und endete kurz darauf ihr Leben. Da die junge nie zuvor gewohnt geweſen, in die Küche zu kommen, ſo muß man annehmen, daß die alte im Stande geweſen ſei, ihr Vorgefühl und ihre ängſtliche Sorge für die durch ihren bevorſtehenden Tod gefährdete Brut der Jungen verſtändlich zu machen.

Frorip's Notizen XXIV. 16.
Friedreich, Magazin für philoſ.,
medicin. und gerichtl. Seelenkunde.
Heft III. Würzburg 1830. S. 173 f.

VI.

Das Weib.

Zu

Bd. II. S. 203 ff.

1.

König Philipp liebte ein theſſaliſches Mädchen, von dem man ſagte, es feſſele ihn durch Zaubermittel. Dieſes Mädchens habhaft zu werden, wandte Olympias, die Gemahlin des Königes, alle Mühe an. Als ihr nun daſſelbe endlich vor Augen ſtand, als ſie deſſen Schönheit ſah und aus ſeinen Reden einen mehr als gemeinen Geiſt erkannte, ſprach ſie: „Was man von dir ſagt, iſt Verläumdung. Weg damit! Die Zaubermittel, mit denen du feſſelſt, ſind die dich ſchmückenden Eigenſchaften.“ **Plutarch.**

2.

Zenophila.

Drei Huldgöttinnen ſchmückten mit Preis dreifältiges Reizes
Meine Zenophila aus, ſchenkend der Gaben ihr drei.
Eine verlieh ihr die minnige Luſt, die andre der Schönheit
Zauber, die dritte des Worts lieblich beredende Kunſt.
Dreifach Glückliche, deren Umarmung feiete Kypris,
Peitho das muntre Geſpräch, Eros die ſchöne Geſtalt!

Meleager.

3.

Wenn eine Maid die Büchſe ſpannt,
Setzt Pulver ſich von ſelbſt in Brand.

Deutſcher Spruch.

4.

Dein Putz — du hatteſt gar keinen, und dann biſt du am gefährlichſten.

Aus
Rouſſeau's neuer Heloiſe.

5.

Es ſei deiner Augen Weide,
Es ſei dein Idol ein Kind,
Das, reizend ohne Geſchmeide,
Ein jegliches Herz gewinnt.

Hafis.

6.

Die Geſetze Englands ſind dem ſchönen Geſchlechte nicht günſtig; dennoch regieren die Weiber hier vielleicht mehr, als in irgend einem Lande der Welt. Durch die Macht ihrer Reize werden Männer und Geſetze beſiegt.

v. Archenholz.
England und Italien Bd. I. Th. II.
Leipz. 1785. S. 314.

7.

Denn Stahl beſiegt und Feuer
Ein Weib, geſchmückt mit Schönheit.

Anakreon.

8.

Uns liegt die Arbeit ob, und ihr wirkt ſtill, wie die Sonne, und macht ſchon bloß durch euere Schönheit glücklich. Wir müſſen Alles erringen und erkämpfen, und ihr ſtrahlt nur um euch, ſo liegt man euch zu Füßen.

Hohe Schönheit iſt freilich ſehr ſelten; aber eine Jungfrau, die ſie beſitzt und zu gebrauchen weiß, iſt auch, was bei uns Alexander und Cäſar mit Heeren von Helden; es kommt nur auf ſie an, was ſie erobern will; das ewige Schickſal hat ihr alle Herzen unterworfen.

Ardinghello zu Lucinde
in Heinſe's bekanntem Roman.

9.

Die Weiber, ſagt man, ſind eitel von Haus aus; doch es kleidet ſie und ſie gefallen uns um ſo mehr.

Göthe.

10.

Der Wunſch, mit einem Werthe zu gefallen, der bloß im ſichtbaren oder äußerlichen Reiche herrſcht, iſt ſo unſchuldig und recht, daß der entgegengeſetzte ja unrecht wäre, dem Auge und Ohr bedeutungslos oder mißfällig zu werden. Warum dürfte ein Maler für's Auge ſorgen und kleiden und ſeine Frau nicht?

Jean Paul.

11.

Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen; indeſſen eine Frau, die euch bildet, indem ſie euch zu verwöhnen ſcheint, wie ein himmliſches, freudebringendes Weſen angebetet wird. **Göthe.**

12.

Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.

Göthe.

13.

Ich habe nichts, als Worte, und es ziemt
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.

Göthe's Iphigenie.

14.

So lange ein Weib liebt, liebt es in Einem fort; ein Mann hat dazwiſchen zu thun. **Jean Paul.**

15.

Die Liebe der meiſten Männer iſt nichts, als eine Huldigung, welche ſie ſich ſelber bringen.

Gutzkow.

16.

. . . . . . Wie wir uns auch preiſen mögen,
Sind unſere Neigungen doch wankelmüth'ger,
Unſicherer, ſchwanker, leichter her und hin,
Als die der Frauen.

Shakeſpeare.

17.

. . . . Ein Mann,
Der beſte ſelbſt, gewöhnet ſeinen Geiſt
An Grauſamkeit und macht ſich auch zuletzt
Aus dem, was er verabſcheut, ein Geſetz,
Wird aus Gewohnheit hart und faſt unkenntlich.

Göthe.

18.

In welchem Lande der Welt war nicht Sanftheit und Mitgefühl das liebenswürdige Erbe des weiblichen Geſchlechts? **Rouſſeau.**

19.

Rouſſeau findet an den Pariſer Frauen ſehr viel auszuſetzen; ihre Sitten und Manieren ſind ihm in hohem Grade anſtößig und widerwärtig; er läßt ihnen indeſſen auch manche ſchöne Gerechtigkeit widerfahren. So rühmt er ihre Treue in der Freundſchaft und ganz vorzüglich ihre große natürliche Anlage zu allgemeiner Menſchlichkeit, Güte und Mildthätigkeit. „Oft mitten unter unſeren belebteſten Unterredungen kam man und ſagte der Frau vom Hauſe ein Wort in's Ohr. Sie entfernte ſich, ſchloß ſich ein, um zu ſchreiben, und blieb ziemlich lang aus. Es war leicht, dergleichen Abſonderungen auf Rechnung erotiſcher Angelegenheiten zu ſchreiben. Wie verwundert war ich aber, als ich erfuhr, daß dieſe vermeinten Pariſer Liebſchaften nichts Anderes ſeien, als Bauern, die zu ihrer gnädigen

Frau kämen und ſie in ihren Bedrängniſſen um ihre Hülfe und Verwendung bäten! Sie wurden alle geduldig angehört; es wurde niemand abgewieſen, und die Zeit, die auf Liebesbriefe gewandt zu werden ſchien, ging damit hin, daß man ſich zum Beſten unglücklicher Menſchen ſchriftlich verwendete. Ich kann dir keine Beſchreibung davon machen, wie ſehr ich erſtaunte, zu hören, mit welchem Vergnügen dieſe junge, in Zerſtreuungen lebende Frau ſolche liebenswürdige Pflichten erfüllte, und mit wie wenig Oſtentation ſie es that.“ Weiter heißt es: „Dieſe Frauen mögen ſich noch ſo ſehr anſtrengen, ſchlimm zu ſcheinen, ſie ſind an und für ſich gut, und das iſt in der natürlichen Milde ihres Herzens gegründet. Die Männer zeigen ſich hier in ihren öffentlichen Geſchäften überall unfreundlich und zurückſtoßend und wiſſen nichts von Mitleid; nirgend in der Welt giebt es hartherzigere. Man wendet ſich alſo, um zu ſeinen Zwecken zu kommen, an die Frauen und nicht umſonſt; ſie ſind die Zuflucht der Unglücklichen; ſie verſchließen den Klagen derſelben nicht ihr Ohr; ſie hören, tröſten, dienen; ſie wiſſen mitten in dem eitlen Leben, das ſie führen, ihrem Vergnügen Momente zu entziehen, worin ſie ihre natürliche Güte wirken laſſen, ſie beſchäftigen ſich zu Tauſenden tagtäglich damit, ohne Eigennutz die Armen mit ihrer Kaſſe, die Unterdrückten mit ihrem Einfluſſe zu unterſtützen. Sie thun viel Gutes und thun es gern; ſie ſind es allein, die die geringe Humanität, die noch in Paris zu finden iſt, vor dem Verſchwinden retten; und wären ſie nicht — die Habſucht und Unerſättlichkeit der Menſchen daſelbſt würde ſo weit gehen, daß ſie ſich unter einander auffräßen, wie Wölfe.“

20.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundin und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige, holde Geſchöpf, das, wo es hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht.

Aus
Werther's Leiden von Göthe.

21.

Ich dürſte nach Glück; aber ich knüpfe es an das Gute und bedarf ſelbſt des Ruhmes nicht.

Aus
den Memoiren der Roland.

22.

An dem Fräulein von Klettenberg und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Freundinnen; ich nannte ſie nur immer Rath und That.

Göthe.

23.

Göthe's Mutter war eine höchſt eigenthümliche Frau, von ſtattlicher Geſtalt, einem überaus hellen und freiſinnigen, überhaupt ſehr kräftigen und wahrhaft geſunden Geiſt, einer genialen Heiterkeit des Gemüthes, der würdigſten moraliſchen und religiöſen Geſinnung, frei von aller Engherzigkeit, Frömmelei und Affektation, und einer ſeltenen, faſt männlichen Selbſtſtändigkeit ihres ganzen inneren und äußeren Weſens. Unſere, ſpäterhin ſo berühmt gewordene, mimiſche Künſtlerin, Henriette Hendel-Schütz, die 1789 auf der Frankfurter Bühne ihre höhere theatraliſche Laufbahn begann und ſich damals viel in Göthe's elterlichem Hauſe befand, hat mir dieſe Frau öfters charakteriſirt und verſichert, ſie habe dem ſcharf treffenden Urtheile derſelben und beſonders ihren ſteten Warnungen vor dem „zu viel Thun," ſo wie vor jeder Art von Ziererei den frühen Gewinn der ächten Naturwahrheit in der Ausübung ihrer Kunſt vornehmlich zu danken gehabt. Der erſten, ſchon in früher Kindheit gemachten poetiſchen Verſuche ihres Sohnes nahm ſich Göthe's Mutter als ein wahrhaft ſchützender Genius an, indem ſie dieſelben durch heimliches Verwahren vor der Vernichtung rettete, die ihnen in den Händen des Vaters, der ſie mißbilligte, unvermeidlich widerfahren ſein würde und, wo es die Mutter nicht hindern konnte, auch wirklich widerfuhr.

Aus
Göthe's Leben von Schütz.
„Göthe's Philoſophie" VII. Hamburg 1826. S. 3.

24.

Der Mann, in welchem der Staat oder ſein Genie das Gleichgewicht der Kräfte zum Vortheil einer einzigen aufhebt, wird immer dieſe überwiegende in die

Erziehung mitbringen; der Soldat wird kriegeriſch, der Dichter dichteriſch, der Gottesgelehrte fromm erziehen — nur die Mutter wird menſchlich bilden. Denn nur das Weib braucht nichts an ſich zu entwickeln, als den reinen Menſchen, und wie an einer Aeolsharfe herrſcht keine Saite über die andere, ſondern die Melodie ihrer Töne geht vom Einklang aus und auf ihn zurück. **Jean Paul.**

25.

Giebt es eine Lage, die den Charakter bildet und heiligt, ſo iſt es die der Mutter, die zur Sorge für eine Familie allein in Anſpruch genommen iſt, und die, dieſer Aufforderung folgend, alle von der Wirkſamkeit nach außen hin geforderte Stärke des Mannes mit der dem Weibe eigenthümlichen Milde und Freiheit des Innern verbindet. **Karoline v. Wolzogen.**

26.

Es giebt nichts ſo rein und tief Empfundenes, in unendlich vielen Stellen ſo wahr und groß Gedachtes und durchaus, auch in unbedeutenden Erzählungen, ſo unnachahmlich ſchön Geſchriebenes, als die Stellen, mit welchen Sie, nur zu ſelten und zu kurz, die Schilleriſchen Briefe unterbrechen. Außer jeder vollbefriedigten Forderung, die man an ein ſchönes Schreiben machen kann, außer der beſtändigen zarten Verſchmelzung der Gedanken mit dem Gefühl, iſt über dieſe

Schilderungen noch die weiter nicht zu erklärende Grazie ausgegoſſen, die kein Mann erreicht und die allein der ſchönen Weiblichkeit angehört.

W. v. Humboldt
an
Frau v. Wolzogen.
Caroline v. Wolzogen's literariſcher Nachlaß
II. Leipzig 1849. S. 61 f.

27.

Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrſcheinlich, weil man es für unhöflich hielt, ſo viel unwiſſende Männer beſchämen zu laſſen.

Aus
den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele von Göthe.

28.

Die Männer werden oft betrogen; die Frauen aber ſelten außer in der Liebe.

Aus
einem Roman von Bulwer.

29.

Oftmals begründeten Frau'n manch herrſchaftsgewaltiges Reich,
Weil dem Männergeſchlecht an klugem Sinn ſie voranſteh'n.

Platen.
Hymne an den Kronprinzen von Baiern.

30.

Sind die Frauen in großen Zeiten nicht immer groß geweſen? **Karoline v. Wolzogen.**

31.

Die Roland.

Es iſt bekannt, welch bedeutenden Einfluß die Frauen auf das ſociale Leben überhaupt und namentlich auch auf die politiſchen Verhältniſſe Frankreichs ausgeübt haben. Der Jungfrau von Orleans, welcher die franzöſiſche Monarchie ihre Rettung verdankte, nicht zu gedenken, hat ſich jener Einfluß beſonders ſeit Franz I. immer bemerklicher gemacht. Nur vorübergehend und nur theilweiſe in Beziehung auf die Staatsverwaltung durch das energiſche Einſchreiten eines Sully, Richelieu, Mazarin beſchränkt, und unter Heinrich III. und in der erſten Zeit Ludwig's XIV. minder hervortretend, iſt er erſt ſeit dem Ausbruche der Revolution durch die Gewalt der Dinge mehr und mehr zurückgedrängt worden . . . . Dennoch iſt nicht zu verkennen, daß in den erſten Revolutionsjahren auf der einen Seite die Königin, auf der andern Frau Roland und Charlotte Corday, wie ſpäterhin Frau v. Fontenai (geb. Cabarrus, ſpäter Tallien's Frau), Frau v. Beauharnais und die Herzogin von Angoulême geſchichtliche Rollen geſpielt. Eben ſo iſt in der Literatur Frau v. Stael und neuerdings Madame Dudevant (G. Sand), wie in geſellſchaftlicher Hinſicht Madame Recamier nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben.

Als Charakter aber gehört Marie Roland zu den Sternen erſter Größe und überſtrahlt durch das Feuer der reinſten Begeiſterung, durch die Gediegenheit ihres ganzen Weſens und ihre gleichmäßig edle Haltung bis zum Tod auf dem Blutgerüſte nicht nur die Frauen, ſondern auch die Männer, die ſich in der Revolutionszeit ausgezeichnet haben.

Carové.

Neorama. II. Leipz. 1838. S. 39 ff.

Le sang des vingt-deux fumait encore, lorsque Madame Roland arriva à la Conciergerie. Bien éclairée sur le sort qui l'attendait, sa tranquillité n'en était point alterée . . . .
Elle avait l'âme républicaine dans un corps pétri de grâces et façonné par une certaine politesse de cour; quelque chose de plus, que ce qui se trouve ordinairement dans les yeux des femmes, se peignait dans ses grands yeux noirs, pleins d'expression et de douceur; elle me parlait souvent à la grille avec la liberté et le courage d'un grand homme.

Riouffe.

Mémoires d'un détenu.

Tout était d'accord et rien n'était joué dans cette femme célèbre; ce ne fut pas seulement le caractère le plus fort, mais encore le plus vrai de noter révolution; l'histoire ne la dédaignera pas, et d'autres nations nous l'envieront. Lemontey.

Madame Roland, auf dem Blutgerüſte, verlangte Schreibzeug, um die ganz beſonderen Gedanken aufzuſchreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeſchwebt. Schade, daß man ihr's verſagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiſte Gedanken auf, bisher undenkbare; ſie ſind wie ſelige Dämonen, die ſich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlaſſen [1]). Eöthe.

Die Werke der Madame Roland erregten mir bewunderndes Erſtaunen. Daß ſolche Charaktere und Talente zum Vorſchein kommen, wird wohl der Hauptvortheil bleiben, welchen unſelige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie ſind es denn auch, welche den abſcheulichſten Tagen der Weltgeſchichte in meinen Augen einen ſo hohen Werth verleihen.

Göthe
in den Tag- und Jahresheften 1820.

32.

Es iſt billig, die Tapferkeit zu ehren, auch wenn ſie ſich bei Frauen findet. Diodor.

---

[1]) Die Zurückweiſung eines ſo leicht zu erfüllenden, geiſtige Mittheilungen von ſo ganz einziger Art bezweckenden Verlangens von Seiten einer zum Tode gehenden hochgebildeten und geiſtvollen Frau charakteriſirt meines Bedünkens mehr als alles Andere, mehr z. B. als die Hinrichtung dieſes herrlichen Weibes ſelbſt, die entſetzliche Rohheit, in welche die Menſchheit durch das abſtrakt politiſche und praktiſche Treiben ſolcher Zeiten verſinkt.

33.

„Die vollkommene Entziehung der Nahrungsmittel beläſtiget den Erwachſenen weniger, wie Kinder oder ſehr alte Leute.“ Und ſo, ſollte man denken, auch Männer weniger, als Frauen. Aber „kräftige Frauen können ſie im Durchſchnitte leichter ertragen, als Männer.“

Das mit Anführungszeichen Verſehene iſt aus Valentin's Phyſiologie I. Braunſchweig 1847. S. 242.

34.

Hufeland bemerkt, „daß die Weiber manchen Krankheiten weniger unterworfen ſind und manchen länger widerſtehen, als die Männer, z. B. der Lungenſucht.“

35.

Im 4. Jahrhundert vor Chriſti Geburt herrſchte zu Rom eine Krankheit, die in ſo auffallender Weiſe der Frauen ſchonte, daß man gegen dieſelben einen Hexenprozeß inſtruirte und in Folge deſſen 370 Matronen zum Tode verdammte.

36.

Zu Oxford und in der Umgegend (in Derby in Nordamerika) wurden im Jahre 1795 in derſelben

Nacht alle in dieſem Jahre geborene Knaben und kein einziges Mädchen durch Convulſionen weggerafft.

Schnurrer.

Chronik der Seuchen. Tübingen 1823 I. S. 25.

37.

Man ſagt, daß Frauen im Ganzen länger leben, als Männer. **K. O. Neumann.**

38.

In dem rechten Empfinden edler Weiblichkeit liegt das Erkennen alles Schönen in der Menſchheit und in der Natur. Das entſchleierte Weſen alles ſeelenvollen Lebens, ſo weit es auf Erden wahrnehmbar, liegt da vor dem Blicke, der es zu faſſen vermag.

W. v. Humboldt.

39.

Die Frauen ſind das Weſen Allah's auf Erden.

Mirza-Schaffy

in Fr. Bodenſtedt's tauſend und einem Tag im Orient. Berlin 1850. S. 189.

VII.

Eine Deutſche in England
oder
„Die Kaiſerin des Geſchmacks."
Zu
Bd. II. S. 203 ff.
Zugleich
zu Bd. III. S. 37 ff.

Eine höchſt eigenthümliche und außerordentliche Laufbahn machte in Folge einer ganz beſonderen äſthetiſchen Naturgabe eine deutſche Frau in England, von welcher Archenholz[1] rühmt, daß ſie „in der Sittengeſchichte eines mächtigen Volkes Epoche gemacht," und von welcher er wörtlich Folgendes ſchreibt:

„Dieſe Frau heißt Madame Cornely. Sie kam vor ungefähr zwanzig Jahren nach London, und zwar in einem Alter, wo ein Frauenzimmer nicht mehr auf Eroberungen rechnen kann; auch hatte ihr die Natur alle äußerlichen Reize dazu verſagt, überdem redete ſie keine Sprache; Tyroler Deutſch und ſehr gebrochenes Franzöſiſch war alles, was ihre Zunge zu Markte bringen konnte. Wer hätte nun wohl glauben ſollen, daß eine ſolche Perſon fähig ſein würde, bei einer ernſthaften und eigenſinnigen Nation den Ton anzugeben? Sie ſelbſt ließ es ſich nie träumen. Ein nothdürftiger Unterhalt war das Ziel ihrer Wünſche. Dieſen zu erlangen, ſah ſie kein anderes Mittel, als eine ſehr mittelmäßige oder vielmehr verlorene Stimme dem Londoner Pöbel zum Beſten zu geben. Sie vereinigte ſich daher mit drei anderen Spielleuten und gab ſogenannte Konzerte, wofür die Perſon einen Schilling bezahlte. Sie hatte dabei Zulauf; nun vermehrte ſie ihre Spielgeſellen und erhöhte den Preiß. Das Glück machte ſie bald nachher mit einer vornehmen Dame bekannt, die durch ihre Talente hingeriſſen wurde; denn konnte dieſe Frau gleich weder ſingen, noch gehörig reden, ſo beſaß ſie doch viel Verſtand, einen ſehr feinen Geſchmack, und war unerſchöpflich an Erfindungen. Sie machte einen Entwurf, zum Vergnügen des Adels prachtvolle Feſte zu geben, dergleichen man nie in Europa für Geld geſehen hätte, und ſie hielt Wort. Der Plan wurde genehmigt, und zwölf Damen vom erſten Range nahmen es über ſich, bei dieſer Unternehmung zu präſidiren. Madame Cornely miethete ein ſehr großes und ſchönes Haus und ließ es fürſtlich möbliren. Die Vergnügungen in demſelben beſtanden in Konzerten, Bällen und Maſkeraden. Niemand als Subſcribenten wurden dazu gelaſſen, und dieſe mußten erſt von einer der Präſidentinnen eine ſchriftliche Einwilligung bringen; ſodann durften ſie aber nicht weniger als zwölf Billets nehmen, die anfangs nur ſechs Guineen koſteten, aber endlich bis auf neun erhöht wurden. Im erſten Jahre hatte ſie ſchon zweitauſend ſiebenhundert Subſcribenten. Hinzu kam noch, daß man ihr alle Jahre den Stiftungstag ihres Inſtitutes ganz nach ihrem Gefallen zu feiern erlaubte. Dieſes geſchah denn vermittelſt einer Maſkerade, wozu jedermann ohne Unterſchied den Zutritt hatte. Das Billet koſtete alsdann zwei Guineen, wofür aber auch um zwei Uhr nach Mitternacht eine herrliche Nachtmahlzeit gegeben wurde. Ich weiß von ihr ſelbſt, daß an ſolchen Tagen mehr als einmal achttauſend dergleichen Billets verkauft worden ſind.“

---

[1] England und Italien Bd. I. Th. II. Leipz. 1785. S. 522 ff.

„Keines dieſer Feſte war dem anderen gleich, denn hier zeigte ſich das erfindungsreiche Genie dieſer Frau auf eine bewundernswürdige Weiſe. Man ſahe hier illuminirte Säulengänge und Triumphbogen, Säle in Gärten verwandelt mit Orangerien und Springbrunnen geziert, labyrinthiſche Blumenbeete, transparente Gemälde und Inſchriften, Treppen und Zugänge mit farbigen Lampen und Guirlanden feſtonartig geſchmückt; amphitheatraliſch geſtellte Eßtafeln; eine Reihe von Zimmern, deren jedes vollkommen nach dem Coſtume eines fremden Volkes auf's prächtigſte möblirt war: perſianiſch, indiſch, chineſiſch, u. ſ. w. Bei all dieſem herrſchte eine Ordnung, die den Glanz der Feſte noch mehr erhöhte. Am Stiftungstage brannten in den Sälen und Zimmern gewöhnlich neuntauſend Wachskerzen, und auch dieſe mußten durch mannigfaltige Stellungen und Figuren das Auge ergötzen. Die Fee dieſes Zauberpalaſtes wußte von keinem Geldgeiz, nur Ehrgeiz war ihre Leidenſchaft; ſie fand ſich durch den außerordentlichen und allgemeinen Beifall belohnt, den ihr ſelbſt ſolche Perſonen in vollem Maaße zollten, die den herrlichſten Feſten unſeres Welttheiles beigewohnt hatten. Anſtatt alſo ſich Schätze zu ſammeln, hatte ſie vielmehr ungeheuere Schulden. Wenn ſie 10,000 Pf. St. bezahlte, ſo ließ ſie dafür 30,000 auf neue Rechnung ſchreiben. Alles wurde angewandt, die Pracht ihres Hauſes zu vermehren, die auch endlich königlich war. Dieſer grenzenloſe Aufwand aber hatte für ſie die unangenehmſten Folgen. Sie wurde mehr als einmal in Verhaft genommen und immer wieder von ihren Beſchützerinnen befreit. Doch dieſes diente zu nichts, denn ihre Schulden wuchſen, ungeachtet der überaus großen Einnahme, beſtändig an. Man kann ſich einen Begriff davon machen, wenn ich ſage, daß ſie einem einzigen Manne für gelieferte Wachskerzen 13,000 Pf. St. ſchuldig war. Sie wurde endlich nach der Kingsbench gebracht; ihre Feſte dauerten aber dennoch fort, und zwar war ſie in Begleitung eines Gerichtsdieners bei allen zugegen. Man denke ſich die höchſt ſonderbare Lage einer Perſon, die tauſend Herzen vergnügt machte, ſich an ihren Ergötzlichkeiten labte, allgemeine Bewunderung einſog, allein immer den nächſten Morgen darauf ihren prächtigen Palaſt wieder verlaſſen und nach dem Gefängniſſe wandern mußte.“

„So ging es eine Weile; da aber durch dieſe ihre Abweſenheit die Anordnungen bei ihren Luſtbarkeiten wegfielen, der Mangel an vielen Dingen die Stelle des Ueberfluſſes einnahm, und keine Hoffnung einer Aenderung verhanden war, ſo hörten dieſe glänzenden Vergnügungen nach und nach auf. Die Gläubiger theilten ſich in das, was da war, das Haus wurde vermiethet, und Madame Cornely kam los. Sie lebt jetzt von den Wohlthaten, ihrer Beſchützer, nachdem ſie mehr als zwölf Jahre lang den Engländern Unterricht im Luxus gegeben, und von ihnen die ehrenvolle Benennung: Kaiſerin des Geſchmacks, erhalten hatte.“

„Daß dieſer Unterricht nicht verloren war, bewies die Unternehmung, das Pantheon zu bauen, das an Größe und Höhe das römiſche übertrifft. Man ſubſcribirte dazu 70,000 Pf. St., die aber doch nicht hinreichten. Dies iſt eigentlich ein prachtvoller Tempel des Comus, wo man alles angebracht hat, was nur Schönheit, Reichthum und Majeſtät bezeichnen kann. Hier werden Konzerte, Bälle und Maſkeraden gegeben“ u. ſ. w.

VIII.

Ueber
Jakob Böhm.

Zu

Bd. III. S. 37 ff.

...... Jakob Böhm, der von der ſonſt allgemein geltenden Regel: ne sutor ultra crepidam, eine ſo glänzende Ausnahme macht, und faktiſch beweiſt, daß der Geiſt der Geſchichte, der allgemeine Geiſt, allein der Geiſt des Menſchen iſt, und, ohne Anſehen der Perſon, des Ranges, der Geburt, der äußerlichen Mittel und Bildung, die Individuen aus dem Staube und Dunkel der Verborgenheit hervorzieht und zu ſeinen Organen, zu Verkündern ſeines Weſens macht; daß die geſchichtlichen Ideen, wie unterirdiſche Quellwaſſer, auch aus Stellen hervorbrechen, wo man es am allerwenigſten erwarten ſollte, aus Individuen, die nicht durch die ſonſt unerläßliche, durch Bildung und Sprachkenntniß bedingte Lectüre in- und ausländiſcher Journale, ſondern nur durch Hörenſagen oder höchſtens durch die Dorfzeitung Notiz von dem bekommen, was in der Geiſterwelt vorgeht, die daher auch dem, der ſolche Individuen nicht im Zuſammenhange mit der Geſchichte betrachtet, als Mirakel erſcheinen, und denen ihre eigenen Ideen, weil ſie nicht wiſſen, wie ſie dazu kommen, weil ſie ſich ſelbſt ein Räthſel ſind und über ſich ſelbſt erſtaunen, als Offenbarungen, Eingebungen oder Erleuchtungen vorkommen, was ſie in einem gewiſſen Sinne allerdings auch ſind.

L. Feuerbach.

Geſchichte der neuen Philoſophie. Ansbach 1833.
S. 150 f.

„Ich verſtund zuvor wenig die hohen Glaubensartikel, als der Laien Art iſt, viel weniger die Natur, bis mir das Licht in der ewigen Natur anhub, zu ſcheinen, davon ich ſo ſehr lüſternd ward, daß ich anfing und wollte mir meine Erkenntniß zu einem Memorial aufſchreiben. Denn der Geiſt ging hindurch als ein Bliß und ſahe in den Grund der Ewigkeit, oder wie ein Platzregen fürüber gehet, was er trifft, das trifft er; alſo ging's auch in mir: ich fing an zu ſchreiben als ein Knab in der Schule und ſchrieb alſo in meiner Erkenntniß und eifrigem Trieb immerhin fort.“ So J. Böhm ſelbſt, indem er vom Urſprunge ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſpricht. Seinen Gegner B. Tilken redet er alſo an: „O höre Pasquill! Haſtu Kunſt von dieſer Welt, ſo habe ich Kunſt von der göttlichen Welt; du haſt deine gelernet und meine iſt mir aus Gnaden in der Liebe Gottes geſchenket worden.“

IX.

Ueber Muſik.

1.

Ueberall und immerdar verkündigt die Muſik die ewige Wahrheit, daß nur die Harmonie das Univerſum geſchaffen hat und erhält. L. v. Voß.

2.

Möchte man nicht von der Muſik ſagen, was Vanini von ſeinem Strohhalm ſagte: „Wäre ich ſo

unglücklich, am Daſein Gottes zu zweifeln und hörte Muſik, ſo würde ſie mir eine Demonſtration deſſelben ſein?«
Herder.

X.

Das Unendliche in Plato's Sinn.

Das Unbeſchränkte, Unbedingte, Allgemeine, Geiſtige, Ueberſinnliche, Theoretiſche, Philoſophiſche in der leeren, abſtrakten Bedeutung dieſer Ausdrücke, und der Werth, die Wahrheit deſſen, was gegen dieſe falſchen Idole des Denkens und Glaubens negirt, entwürdigt, zurückgeſetzt wird.

Zugabe
zum fünften Buche des zweiten, eigentlichen Theiles.

1.

Mitternacht war vorüber. Er ſetzte ſich in ein Nebenzimmer und ſah in die Nacht hinaus. Wie nun die Töne des Tanzes gegen die große, ſtille Nacht draußen in buntem Gewimmel ankämpften und doch ihren Tod ſchon in ſich trugen, da erſchien ihm das ganze Daſein in ſchönem Kriege gegen das Unendliche, Farben- und Formloſe befangen.

Aus den „Epigonen“ von Immermann.

2.

Für die Reflexion iſt das Unendliche das Vornehmſte, Höchſte; aber das Unendliche iſt eben das Unbeſtimmte an ſich überhaupt.

Περας, die Grenze, iſt das Schlechtere, wie es ſcheint, gegen das *απειρον*. Alte Philoſophen beſtimmten es auch ſo. Bei Plato iſt es umgekehrt; es wird dargethan, daß das *περας* das Wahre ſei. Das Unbegrenzte iſt noch abſtrakt, höher iſt das Begrenzte.

Das Unendliche iſt das Unbeſtimmte, das Endliche dagegen die Grenze, die Proportion, das Maaß.

Hegel.

3.

Nach Platon iſt Gott ſelbſt das Maaß, und der gottähnliche Menſch derjenige, welcher Maaß hält, giebt und anerkennt. Die Propheten unſerer Tage ſehen hingegen das Göttliche faſt nur in dem Maßloſen und Ungemäßigten.

Fr. v. Raumer.

4.

„Wir ſtreben nach dem Abſoluten
Als nach dem allerhöchſten Guten.“
Ich ſtell' es einem jeden frei.
Doch merkt' ich mir vor andern Dingen:
Daß unbedingt uns zu bedingen,
Die allerhöchſte Liebe ſei.

Göthe.

5.

Feuerbach pflegt Unbeſchränktheit, Freiheit, Unbedingtheit, Unendlichkeit als das durchaus Höhere, Beſſere, Edlere, Rühmlichere zu betrachten, als wenn z. B. der vernünftige Menſch nicht unendlich beſchränkter, unfreier, bedingter, endlicher wäre, als der unvernünftige, der eben als ſolcher im Stande iſt, ſich über alle Schranke und Rückſicht hinwegzuſetzen und jeder Laune und Willkür im Denken, Wollen und Thun einen unbeſtimmten Spielraum zu laſſen; als wenn die gute, treue Matter, die ſich den kleinlichſten Sorgen und Bemühungen für ihr Kind hingiebt, nicht unendlich gebundener wäre, als jene ſchlechte, gewiſſenloſe, die es vernachläſſigt und verläßt, u. ſ. w.

Anthropolog. S. 17.

6.

Es giebt nur eine einzige Klugheit und dieſe hat ihre beſtimmten Grenzen; aber es giebt unermeßliche Narrheiten. **H. Heine.**

7.

Sapiens est, cui res sapiunt, sicut sunt.

Campanella.

8.

„Bedeutung des Individuellen."

Das Individuum geht verloren; das Andenken desſelben verſchwindet, und doch iſt ihm und Andern daran gelegen, daß es erhalten werde.

Jeder iſt ſelbſt nur ein Individuum und kann ſich auch eigentlich nur für's Individuelle intereſſiren. Das Allgemeine findet ſich von ſelbſt, dringt ſich auf, erhält ſich, vermehrt ſich. Wir benutzen es, aber wir lieben es nicht.

Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntniſſen, Memoiren, Briefen und Anekdoten abgeſchiedener, ſelbſt unbedeutender Menſchen. **Göthe.**

9.

Abſtrakte Vorſtellungen nennt man häufig Begriffe. Wenn behauptet wird, daß man durch dergleichen zur Erkenntniß der Wahrheit komme, ſo iſt zu ſagen, daß gerade das Gegentheil Statt findet, und daß daher der ſinnige Menſch, an dem Concreten der Bilder feſthaltend, mit Recht ſolch leere Schulweisheit verwirft. **Hegel.**

Encyklopädie III. herausgeg. v. Boumann.
Berlin 1845. S. 331.

10.

Die ſinnlichen Vorſtellungen kommen freilich denen des Verſtandes zuvor und ſtellen ſich in Maſſe dar. Deſto reichhaltiger aber iſt der Ertrag.

Der Reichthum, der die Geiſtesprodukte der Dicht- und Redekunſt dem Verſtande auf einmal (in Maſſe) darſtellen, bringt dieſen zwar oft in Verwirrung, wenn er ſich alle Acte der Reflexion, die er dabei wirklich, wiewohl im Dunkeln, anſtellt, deutlich machen und auseinanderſetzen ſoll. Die Sinnlichkeit aber hat hier keine Schuld; ſie hat vielmehr das Verdienſt, dem Verſtande einen reichhaltigen Stoff dargeboten zu haben, wogegen die abſtracten Begriffe des Verſtandes oft nur ſchimmernde Armſeligkeiten ſind. **Kant.**

11.

Je mehr in der Vorſtellung des Denkens wird, deſto mehr verſchwindet von der Natürlichkeit, Einzelheit und Unmittelbarkeit der Dinge; durch den ſich eindrängenden Gedanken verarmt der Reichthum der unendlich vielgeſtaltigen Natur, ihre Frühlinge erſterben, ihre Farbenſpiele erblaſſen. Was in der Natur von Leben rauſcht, verſtummt in der Stille des Gedankens; ihre warme Fülle, die ſich in tauſendfältig anziehenden Wundern geſtaltet, verdorrt zu trocknen Formen und zu geſtaltloſen Allgemeinheiten, die einem trüben nördlichen Nebel gleichen. **Hegel.**

Naturphiloſophie, herausgegeb. von Michelet,
Berlin 1842. S. 12 f.

12.

Philoſophen, die nur das Allgemeine ſuchen, werden leer und langweilig. **Fr. v. Raumer.**

13.

Erfaſſe ich den Geiſt nur als Verneinung des Sinnlichen, ſo komme ich nicht aus dem Zuſtande der Armuth, des Pauperismus heraus.

Fr. v. Raumer.

14.

Manche fürchten ſich vor ihren Sinnen; ich wollte, ich hätte deren zehen, ſtatt fünf.

Fr. v. Raumer.

15.

Die Philoſophie erſcheint immer lächerlich, wenn ſie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu geſtehen, das Wiſſen erweitern und der Welt Geſetze geben will. **Schiller.**

16.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel ſind immer auf dem Wege, entſetzliches Unglück anzurichten.

Göthe.

17.

Je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen, deſto mehr erkennen wir Gott. Spinoza.

18.

Der Zweck der erhabenſten Wiſſenſchaft kann nur dieſer ſein: die Wirklichkeit — im ſtrengſten Sinne die Wirklichkeit, die Gegenwart, das lebendige Daſein eines Gottes im Ganzen der Dinge und im Einzelnen darzuthun. Schelling.

19.

Das Höchſte wäre, zu begreifen, daß alles Faktiſche ſchon Theorie iſt. Man ſuche nur nichts hinter den Phänomenen, ſie ſelbſt ſind die Lehre.

Göthe.

20.

Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die Speculation, als die willkürliche, bloß ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt.

Schiller
in einem Brief an Göthe 1794.

21.

Es giebt eine zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtand innigſt identiſch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird.

Dieſe Steigerung des geiſtigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an. Göthe.

22.

Gemeine Empirie faßt das Einzelne zerſtückelt, ohne Einheit und Zuſammenhang auf. Gemeine Theorie und Philoſophie bringt einen falſchen, ſubjektiv erzeugten Zuſammenhang hinein. Höhere Empirie faßt das Einzelne in ſeiner objektiven Verknüpfung mit Anderem auf und iſt ſo zugleich die höhere Theorie und Philoſophie.

23.

Die Empirie in ihrer Totalität iſt, nach einer in Beziehung auf Ariſtoteles gemachten Bemerkung Hegel's, Speculation, ſpeculative Philoſophie. Ariſtoteles iſt ein völliger und deßhalb zugleich ſpeculativer Empiriker. Seine Empirie iſt nicht die gemeine, vereinzelnde, ſo dem zuſammenfaſſenden ſpeculativen Denken entgegenſtehende, „ſie iſt total d. h. er läßt nicht Beſtimmtheiten weg, hält nicht eine Beſtimmung feſt und nachher wieder eine andere; er verknüpft alle Beſtimmungen und hält ſie verbunden feſt; ſo bildet er den Begriff und iſt, indem er empiriſch zu ſein ſcheint, im höchſten Grade ſpeculativ. Nehmen wir aus dem Raume die empiriſchen Beſtimmungen ehrlich heraus, ſo wird dies höchſt ſpeculativ ſein; das Empiriſche, in ſeiner Syntheſis aufgefaßt, iſt der ſpeculative Begriff."

XI.

Ueber
alte und neue Religion.

Es giebt Leute, die ſich in der radikalen Identificirung alter Religion und aller Religion dermaßen feſtgerannt haben, daß ſie jeden, der in irgend einem, wenn auch noch ſo realiſtiſchen, humaniſtiſchen und progreſſiſtiſchen Sinne, von Religion ſpricht, als einen reaktionären, der Guillotine, dem Haupt- und Lieblingsmittel ihrer Geiſtloſigkeit, verfallenen Schwärmer und Pfaffen behandeln, und daß ſie namentlich auch das, was wir als neue Religion, als die Religion des neuen Weltalters bezeichnen, trotz der beſtimmteſten Charakteriſirung deſſelben, wie ſie ſich insbeſondere Bd. I. S. 245 ff. findet, nur als eine „überſchwängliche Form, unter welcher der praktiſche Prozeß," der ſich aber bisher vielmehr als der unpraktiſche erwieſen, „auf's neue verhimmelt werden ſoll," zu faſſen im Stande. Mit dieſen Menſchen iſt keine Verſtändigung möglich. Dagegen hat es uns gefreut, in einem demokratiſchen Blatte folgende von Einſicht zeugende Stelle zu leſen.

„Die Immanenz, die Dieſſeitigkeit im Gegenſatz von Trancendenz und Jenſeitigkeit iſt der Grundcharakter unſerer ganzen Zeit. Es hat Zeiten gegeben, wo es die Menſchen ganz in der Ordnung fanden, hienieden zu frohnen, zu hungern, zu leiden, in der feſten Ueberzeugung, einſt im Jenſeits durch himmliſche Seligkeiten überſchwänglich dafür belohnt zu werden. Dieſe Zeiten ſind vorüber. Man mag es ein Unglück nennen, daß jener fromme Glaube verſchwunden, mit welchem man ſo bereitwillig und dankbar die Wechſel auf das Jenſeits acceptirte und das irdiſche Glück dafür hingab; aber man wird die Thatſache, daß dieſe Zeiten wirklich dahin, nicht läugnen können. Zwar macht man allenthalben Verſuche, jenen Glauben, der nun einmal in der Bildung unſerer Zeit keine Wurzeln mehr hat, künſtlich zu reſtauriren; doch es iſt vergebliche Mühe. Was verloren iſt, das iſt verloren, und läßt ſich durch Vereine für die innere Miſſion nicht zurückrufen. Die Kirche kann durch Policei und Bajonette nur noch äußerlich aufrecht erhalten werden, mit ihrer Gewalt über die Gemüther iſt es zu Ende, und ſelbſt im Mittelpunkte des Katholicismus iſt das Papſtthum zur Unmöglichkeit geworden. Nicht aber iſt deßhalb das Weſen der Religion aus der Welt gegangen, ſondern nur eine abgelebte Form der Religion iſt abgefallen, nachdem ſie ſich im Bewußtſein der Menſchen in ihrer inneren Unwahrheit erwieſen. Die Religion der Transcendenz iſt entſchwunden, die Religion der Immanenz hingegen iſt in ihrer Bildung begriffen."

XII.

Gebet.

Höre — ſie beten
Lauter und pur —
Höre die Deinen,
Mutter Natur!

Siehe, dein Altar
Dampfet auf's neu;
Führe die alten
Wonnen herbei!

Leihe von neuem
Heilſamen Rath;
Lenke gefällig
Denken und That!

Finſterem Wahne,
Feindlichem Hang
Folgte die Menſchheit,
Wehe, wie lang!

Scheuche zum Abgrund
Hölliſche Wuth;
Schaffe, daß Alles
Heiter und gut!

Dir zu gehorchen
Kindlich und ſchlicht —
Liebliche Tugend,
Selige Pflicht!

Rein zu vertrauen
Deiner Gewalt —
Mächtiger Anker,
Sicherer Halt!

Endlich, ach endlich
Irdiſchem Heer
Werde die einfach
Tiefe Belehr!

Endlich in unſre
Düſtere Bruſt
Kehre die Liebe,
Kehre die Luſt!

Die da geſunken
Traurig in Nacht —
Wiedererwach' uns
Jegliche Pracht!

Die da gewandelt
Grauſam in Schuld —
Wiedererquick' uns
Jegliche Huld!

Die da geopfert
Bitterem Tod —
Rettung erflehe
Jegliche Noth!

Alſo, verjüngtem
Frühlinge gleich,
Heilige Herrin,
Komme dein Reich!

* * *

Berichtigungen.

Zum dritten Bande.

S. 23 Z. 10 würde es ſtatt „mit ihr zerfallenen“ beſſer: mit dieſer zerfallenen heißen.
S. 139. Z. 2 ſtatt „unter“ lies unten.

Nachträglich zum erſten Bande.

S. 215. Z. 6 ſtatt des lies der.
S. 239. Nr. 18. Z. 4 ſtatt „verrathen“ lies errathen.
S. 286. Nr. 50. Z. 1 ſtatt „vom tiefem, kernhaften“ lies von tiefem, kernhaftem.
S. 327. Z. 4 lies ausgeſprochnen und Z. 6 lies größrer.

Nachträglich zum zweiten Bande.

S. 15. Nr. 33. für das Ausrufungszeichen am Schluſſe ſetze einen Punkt.
S. 22. Z. 1 lies: ſchmiegend an die Wurzel.
S. 32. Nr. 28. Z. 5 und 6 l. hellſehenden Blicke in den.
S. 207. Z. 14 l. herabſetzen.

S. 271. Z. 5 ſt. 65 l. 68.

S. 276. Nr. 3 Z. 1 ſt. „preußenfeindliches l. preußenfreundliches.

S. 287. Nr. 4. Z. 2 l. verletzende.

* * *

In den Berichtigungen zum erſten Bande am Ende des Zweiten ſteht: „S. 87. Nr. 12 a. E. ſetze ein Ausrufungszeichen,“ welches letztere Wort: Anführungszeichen heißen ſoll. Ferner: „S. 157. Z. 2 v. u. ſetze am Schluß ein Komma,“ wo aber zu leſen: einen Punkt.

Frauenbilder
und
Huldigungen.

Von

G. Fr. Daumer.

Erstes Bändchen.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Seele nennt ſich Venus — nicht die Venus der Wüſtlinge, ſondern die der Philoſophen.

Ein älterer Schriftſteller.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Helenen

in

Frankfurt

zugeeignet.

Ihr, die
„Einiget zu Manneskräften
Liebenswürdigſtes der Frauen.“

Göthe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nicht für die Welt ertönte mein Geſang;
Er drang mir unwillkürlich aus der Bruſt;
Er tröſtete der Leiden Ueberſchwang,
Erhöhete, verſchönte meine Luſt.
Zu Ende war mit ihm zugleich mein Trieb,
Mein lauterer   Ich legte, was ich ſchrieb,
Es für mich ſelbſt zu wahren, in den Schrein.
Da ruhte Manches wohl Jahrzehnte lang
In tiefer Stille ſeit den Jugendzeiten;
Kaum that ein Freund in dieſe Heimlichkeiten,
Ein trauteſter, je einen Blick hinein.

Sie Preis zu geben einer rohen Menge,
Sie bloß zu-ſtellen in dem Weltgedränge
Jedweder ſchonungsloſen Ungebühr,
Ich ſcheuet' es wie ein Verbrechen ſchier.
Viel lieber trieb ich einen Mummenſchanz,
Wenn's mich gelüſtete, Poet zu ſein;
Ich wollte keinen eignen Dichterkranz.
So brach der Abend meines Lebens ein,
Und viel, was ich, ein männlicher Panier
Erhebend in der Zeiten Kampf und Drang,
Mit ſchwerem Ernſte zu geſtalten rang,
Lag, ein vollendet Tagwerk, hinter mir.
Da freute mich's doch endlich, dieſe Klänge
Zu ſichten und zu ordnen und zu reih'n,
Ob mir vielleicht ein freundlich Werk gelänge.
Es war geſcheh'n: es war ſo manches ſtrenge

Urtheil gefällt; erneut ſo mancher Zug,
Den meine Hand vordem in raſchem Flug
Auf's Blatt gemalt, gezogen in die Enge
Und zierlich in den kleinſten Raum gebannt,
Was in des Lebens ausgedehnter Länge
Oft weite Strecken auseinander ſtand.
Noch aber blieb das Alles immerzu
In ſeiner ſtillen, unentweihten Ruh'.
Nicht blöde, nicht verzagt in andern Dingen,
Hier war ich es. Doch muthiger warſt du:
Und eines ſolchen Weibes holdem Dringen,
Gepaart mit hellem, herrlichem Verſtand
Und weiſem Rath, was ſollte dem mißlingen? —
So reißet denn das lang gehaltne Band,
Und es begrüßt mein Lied das Vaterland,
Ob es ihm möge ſeine Gunſt verleih'n,

Ob ihm ſo manchen freiern Ton verzeih'n,
Der ſich der unbewachten Bruſt entſchwungen.
Vor Allem aber denkt die Liebe dein:
Dir ziemt es ſich zu eignen und zu weih'n,
Was ohne dich wohl nie der Haft entſprungen;
Dein ſoll die erſte meiner Huldigungen,
Der dankend-erſte meiner Preiſe ſein.

Frauenbilder
und
Huldigungen.

O die Frauen, o die Frauen,
Wie ſie Wonne thauen!
Wäre lang ein Mönch geworden,
Wären nicht die Frauen.

Ruſſiſches Liedchen.

Käthchen.

Ne sit ancillae tibi amor pudori!

Horaz.

Es ſei deiner Augen Weide,
Es ſei dein Idol ein Kind,
Das, reizend ohne Geſchmeide,
Ein jegliches Herz gewinnt.

Hafis.

Schöne, ſchlanke, raſche Dirne,
Wende dich einmal hieher;
Sorge für erneute Labe!
Unſre Becher, ſie ſind leer.

Doch bevor du uns entſchwebeſt,
Weil' ein wenig — weile lang!
Wenn du dich dem Blicke ſtelleſt,
Schon geſtillt iſt unſer Drang.

Ja wir eilen uns, zu leeren
Die Pokale nur aus Liſt,
Daß wir neu von dir begehren,
Schauen neu, wie ſchön du biſt.

* * *

Alma.

Reſpekt vor allen Heiligen!
Sie ſei'n in Andacht hochgeehrt! —
Ein Herze, das vor Liebe brach,
Iſt Millionen Heilige werth.

Hafis.

Schau' auf aus deinem Thale,
Herzlieb, zu dieſen Höh'n,
Und ſiehe mich im Strahle
Der Morgenſonne ſteh'n!

Sieh mich im Morgenwehen
Hinunter in das Thal
Nach deinem Fenſter ſpähen
Voll Jammer, Lieb' und Qual!

Noch einmal laß dich ſchauen
Und winke deinen Gruß
Ihm, der von dieſen Auen
Und dir in's Weite muß!

Ach, rühret dich kein Ahnen,
Daß ich hier oben ſteh'
Und fort auf bittern Bahnen,
Vielleicht auf immer, geh'?

Empfindet es dein Herze,
Dein liebend Herze nicht,
Wie vor zu großem Schmerze
Mir faſt das meine bricht?

Stimme.

Ach wiſſe, theure Wonne!
Vor allzu großem Schmerz —
Noch vor der Morgenſonne
Brach Auge mir und Herz.

Fanchon.

. . . . Tu, simul obligasti
Perfidum votis caput, enitescis
Pulchrior multo.

Horat. Carm. II. 8.

Aus ſchönen Augen,
Aus ſüßem Munde
Trinkt das Verderben,
Den Tod die Liebe,
Wie Milch des Lebens
Aus Mutterbrüſten
Ein ſaugend Kind.

Komm, falſche Dirne, laß dich küſſen!
So falſch du biſt, doch biſt du ſüß:
Dein Mund hat all an ſich geriſſen
Den Honig aus dem Paradies.

Ich herze dich und ſollte haſſen:
Ich haſſe dich, doch ach wie mild!
Ich ſollte dich auf ewig laſſen,
Und faſſe dich ſo wild, ſo wild!

Und iſt in alle dieſe Wonnen
Mein Leben und mein Geiſt getaucht —
Was mir dein Herz für Qual erſonnen,
Iſt Alles in den Wind gehaucht.

Roſa.

Ich bedurfte eines naiven, aber feinen, eines edlen und doch heiteren Weſens. Ich habe ſo wenig herkömmliche Vorurtheile, denke ſo verſchieden von der ganzen Welt, daß eine von den Convenienzen tyranniſirte Dame nie für mich gewählt haben würde.

Mirabeau.

Sind nicht viele weibliche Weſen bloß darum tugendhaft, um ſich für beſſer, als ihre Schweſtern, zu halten? Woher ſonſt die Erſcheinung, daß oft die werthloſeſten unter ihnen ihren Ruf, wie ſie es nennen, am ängſtlichſten hüten? Woher bei ihnen die hohe Naſe, die gehobene Bruſt und der über Alles vornehme Blick, wenn von dieſer oder jener die Rede iſt? „O es iſt ein Engel, wenn ſie wollen; aber, mein Gott, wie ſteif ſie iſt!“ u. ſ. w. . . . .

. . . . Zu lieben und geliebt zu werden, iſt das Weib geſchaffen. Aber was in aller Welt ſoll uns ein Mädchen, das allen, allen Ruhm in eine überſtrenge, nie befleckte, anerkannte, einſeitige Tugend ſetzt? Was bleibt uns denn von ihm übrig, wenn es die ganze Laſt ſeines Werthes an der Schwelle der Brautkammer abgeſetzt hat?

Aus einem alten Roman.

I.

So früh im Jahr
Hebt ſonſt die Blüthe nicht
Zu lächeln an in unſern Roſenhagen.
Und doch gebar
Dich, Roſe, ſüß und licht,
Der erſte Lenz in dieſen Maientagen.

II.

Lache, lache, liebes Herz;
Treibe deinen hellen Scherz;
Sonnenheiter, wie du pflegſt,
Lächle ſelbſt durch deinen Schmerz!
Düſterte dein Angeſicht,
Schienen auch die Sterne nicht;
Hüllte ſich in dumpfe Pein
Deiner Seele lichter Schein,
In die alte Nacht zurück
Stürzte Leben, Welt und Sein.

III.

Eine Schaar von Amoretten,
Allerliebſten, kleinen, netten, [illegible]
Luſtigen Geſchwärms erſcheinen
Seh' ich in des Lockenhaares [illegible]
Goldenem Geringel dir.
Wie die holden Jungen gaukeln;
Wie ſie ſchwingen, wie ſie ſchaukeln:
Wie ſie Seiltanz-Künſte wiſſen
Auszuführen allerniedlichſt

An ſo prächtiger Seile Zier!
Wie ſie klimmen, wie ſie klettern,
Wie ſie ſchlüpfen durch die Ritzen,
Wie ſie ruhen, wie ſie ſitzen,
Und mit loſen Augen blitzen
Hier und dort und dort und hier!
Nun jedoch mit einem Male
Flattern ſie, wie raſche Vögel
Vom Gezweige niederrauſchen,
All' von ihren goldnen Aeſten,
Flattern, ach, wohin? — in meine
Bruſt hinein, wo ſie zu Hauſe,
Wo ſie ihre ſtille Klauſe,
Ihr geheimes Neſtchen haben,
Wo hinein ein neues Ei legt,
Es mit einem neuen, kleinen,

Zarten, aber unruhvollen
Schalke dieſer Art bevölkernt,
Jede neue Lächelwonne,
Jeder neue Blick von dir.

IV.

Deiner Füße luſtiges
Graziöſes Feenpaar,
Und was ſie, die niedliche
Form dem Auge darzuſtellen,
Zierlich hüllt mit knappem Anſchluß —
Meine Schwachheit iſt's; es reget
Meine Sinne, meine Sehnſucht
Wunderbar. O ſchenke mir
Dieſer allerliebſten, netten
Wunderleichten Stiefeletten
Eine mir! Wo nicht, ſo muß ich

Sie dir rauben oder ſtehlen,
Denn zu nöthig iſt ſie mir.
Einen Altar bau' ich ihr,
Werd' ich auch verrückt geſcholten,
Ehre ſie mit Weihrauchwolken,
Küſſe ſie zu tauſend Malen,
Diene dieſem holden Fetiſch
Mit der Lieb' und ihrer Andacht
Maßberaubter Gluthbegier.

V.

Ein Wunderding begeben
Hat ſich in meinem Leben:
Die Zeiten einzutheilen
Wie andre gute Chriſten,
Die kalendar'ſchen Friſten,
Die Feſte, die zu kennen,
Den Wochentag zu nennen,
Ich war es nie im Stande;
Ich merkte nur zuweilen
Am Sonntagsſtaat der Leute,
Es ſei ein Feſttag eben:

Ich war ein arger Heide,
Wie ſonſten, ſo auch hier.
Seit ich jedoch die Beute
Sehnſüchtiger Begier,
Seit mich dein Auge bannte,
Seit dieſer Tag ein Segen,
Ein Fluch der andre mir;
Seit ich mit heißer Seele
Und bangen Herzensſchlägen
Jedwede Stunde zähle,
Wo mir dahin zu eilen
In deinen Arm geſtattet;
Wo mich, getrennt von dir,
Die Qual der Einſamkeiten
Zum Tode faſt ermattet —
Weiß ich um alle Zeiten

Die ſicherſten Beſcheide,
Bin noch vertrauter ſchier
Mit Tag= und Feſtregiſter,
Als irgend ein Philiſter,
Schulmeiſter und Magiſter
Im ſämmtlichen Revier.

VI.

Du, klüger, als wir Alle ſind,
Du biſt doch immer, wie ein Kind;
Zum Kinde wird man ſelbſt mit dir,
Und ob man noch ſo ernſt geſinnt.
Es weichet alle Trübe dir,
Der ewig Heitern, ewig Klaren;
Es iſt ſo lieblich Alles hier,
So ſelig Alles und ſo ſüß,
Als wie wohl einſt im Paradies,
Eh Schulden noch und Uebel waren.

VII.

So wie du biſt, ſo liebt man dich;
So, wie du biſt, entzückeſt du;
Drum meide jede Beſſerung
Und lebe fort in ſüßer Ruh'!
Du ſollſt es ſein zu aller Friſt,
Und wärſt du nicht mehr, wie du biſt,
So wärſt du nicht mehr du.

VIII.

Koketterie und Eitelkeit
Verrücken dir die Neidiſchen —
Es iſt ſo voller Eitelkeit,
Es kokettirt in ſolcher Art
Mit ihrem Glanz, mit ihrem Duft,
Mit ihrer reinen Zierlichkeit,
Die Roſe, die entzückende,
Die hohe, hehre Lilie,
Die Nelke mit dem Würzgeruch,
Der bunte Tulipanenkelch:
So eitel, ſo kokett, wie du,

Sind alle die ſo lieb und licht
Aus dunkler Erd' auflachenden,
Die Seele, die geopferte,
In wonnevollem Duftarom
Verſtreuenden Erzeugungen
Der ſommerlichen Blüthezeit.
Ganz in derſelben Weiſe ja
Verleiten und verlocken ſie,
Zu wiegen ſich auf ihrem Blatt,
Zu tauchen ſich in ihren Schooß,
Den gaukelhaften Schmetterling,
Das Käferchen, das naſchende,
Die Biene, die nach Honig irrt.
Sie ſollte freilich ſtrenger ſein,
Die ſüße Pracht der Blumenau,
Und nicht ſo duften, nicht ſo blüh'n,

Und ſcheuchen Alles weit umher
Durch die verhaßte Schreckgeſtalt
Unholder, harter Sittlichkeit.
Es hielte dann, ſo ſtellt es ſich
Die Neſſel und die Diſtel vor,
Nicht gar ſo fern von ihrem Graus
Der leichte, loſe Schmetterling,
Das luſtbegier'ge Käferchen,
Die ernſte, fromme Biene ſich;
Ja, ihm alleine zugewandt
Wär' alle jene Huldigung,
Die dieſen holden Blüthen ißt,
Vor Allem aber dir geweiht,
Du wundervolle Roſe, wird.

IX.

Sie leben in ſo linder Raſt;
Sie haben ſo viel, was du nicht haſt:
Doch Herzen, die ſich ihnen weihen,
Die fehlen ihrer ſtolzen Ruh'.
Dir fliegen alle Herzen zu;
Das werden ſie dir nie verzeihen.

X.

Ein Kind, wie du, ein paradieſiſch Kind,
Ein ewiges, ſo lang es leb' auf Erden.
Das ſich vergebens übt
In der Verſtellungsqual
Verdorbener, verſchrobener Naturen,
Das meſſen ſie mit ſo gemeinem Maß,
Das wollen ſie einzwängen in die Norm
Steifleinener, moraliſcher Dreſſuren!

XI.

Statt mit ſo ſüßer Eigenheit zu zanken,
Sollte man Gott auf ſeinen Knieen danken,
Daß hier einmal in ſteifer Damengruppe
Ein Weſen iſt, das mehr als eine Puppe;
Das, nicht voll Angſt um Tugendſchein bemüht,
Nur Leben haucht, nur Luſt und Liebe ſprüht.

XII.

Die andern Frau'n, die zeigen ſich ſo rein,
So reich geſchmückt mit edler Tugendzier:
Doch dringt man in ihr Weſen tiefer ein,
Erſcheinen die Gebrechen, die verhehlten.
Das Schlimmſte, was zu ſagen iſt von *ihr*,
Verräth ſie ſelbſt im erſten Augenblick:
Was weiter zu entdecken, iſt allein
Nur Gutes, Schönes, Edles, Himmliſches;
Und ihre Fehler ſelbſt bedünken dir
Zuletzt nur ſüße Tugenden zu ſein,
Die zu beklagen wären, wenn ſie fehlten.

XIII.

Die tugendhaften Weiber,
So ſicher vor dem Falle,
Vor unbefleckter Ehren
Empfindlichem Verluſt —
Der Teufel ſoll ſie holen,
Denn Teufel ſind ſie alle;
Das Gift der Hölle gähret
In ihrer ſchwarzen Bruſt.

XIV.

Die Seele lechzt nach Leben,
Nach ächt lebendiger Labe
Lechzen die Sinne mir.
Allein, wohin ich ſehe
Im weiblichen Blüthenheere,
Von Puppen nur umgeben,
Die automatiſch ihre Buſen heben,
Find' ich, was ich begehre,
Luſt, Liebe, Labe, Leben nur in dir.

XV.

Ein ſchwarz Gewand umhüllet dich; du trauerſt,
Wie ſie zu ſagen pflegen; eine greiſe
Verwandte ſtarb — doch deine friſche Blüthe,
Die wogende Wonne deiner ſchönen Bruſt
Verhöhnet dieſes heuchleriſche Schwarz.
Kann eine Roſ', auf die der goldne Duft
Des Morgenhimmels ſeine Diamanten
Herniederſtreut, in dunkler Trauer ſteh'n?

XVI.

Wie alle jene Sterne heißen,
Die dorten in der Ferne gleißen? —
Ach laſſen wir die Ferne dort;
Ach jagen wir die Sterne fort,
Den großen und den kleinen Bären,
Den großen und den kleinen Hund!
Was können ſie für Troſt gewähren;
Was machen ſie für Wonne kund?
Zwei Sterne herrſchen in der Nähe
Ob meinem Wohl, ob meinem Wehe;

Zwei Sphären, ach, zwei ſüße Globen;
Das Angeſicht, das ſie geſchaut,
Wie wendet' es ſich wehl nach oben,
Von einem hohlen Glanz erbaut?

XVII.

Mag mich der Tod zu Boden ſtrecken —
Ich ſpotte ſeiner Tyrannei;
Denn deiner Hulden Zauberei,
Leicht wird ſie ſelbſt vom Tode wecken.
Bin ich geſtorben, weine nicht;
Nein, wende nur dein Angeſicht,
Wie jetzo, mir mit ſüßem Lächeln
Gelinde zu —
Mich wird im Nu
Der friſche Hauch des Seins umfächeln.

XVIII.

Ob wir in dunkler Stunde
Durch dieſe Gänge wallen,
Ob ſchwarz in aller Runde
Die nächtigen Schleier fallen —
Wir preiſen, nicht vermiſſend
Lichthellen, unſer Glück:
Ein Aug' iſt jeder Finger
Und jeder Druck ein Blick.

XIX.

Gott iſt der Einklang im All, die Einheit in allem Unterſchiedenen und Beſonderten, diejenige ewige Macht, welche Weſen zu Weſen geſellt und durch die heiligen Gefühle der Theilnahme und Zuneigung die Herzen verbindet.

Robert Brauner.

Und wie ſie küßt, da flüſtert ſie:
„Das iſt ja doch wohl keine Schuld?“
Wogegen ich: „Der Liebe Huld,
Der Liebe Glück vergeht ſich nie.
Gott zürnet uns, wenn wir uns haſſen;
Er ſegnet uns, wenn wir uns faſſen;
Er freut ſich unſrer Sympathie,

Er, welcher uns die Triebe lieh,
Die wir im heißen Herzen hie,
Im gottgeſchaffnen Herzen tragen;
Er ſelbſt in uns, ſoll ich es ſagen,
Wie's Weiſere zu denken wagen,
Iſt das Geſetz der Harmonie —
Wie ſollten wir vor ihm verzagen?“

XX.

Um Mitternacht, da grüßte hell und golden
Der Sterne Heer.
Da ſtöhnt' ich auf, wie Triſtan um Iſolden;
Da ſchlug mein Herz; da harret' ich der Holden,
Die mein Begehr.

Um Mitternacht, da haucht' ich in die Flöte
All meine Gluth.
Da flehet' ich in Nacht hinaus und Oede:
„Daß mich die Qual, die heiße Qual nicht tödte,
Sei mild und gut!

Enthebe dich dem freudeloſen Worte
Eiskalter Ruh';
Nicht füge dich gebot'nem Wonnemorde;
Nein, wende dich aus ſtillbewegter Pforte
Der Liebe zu!"

Um Mitternacht, da rauſchten ihre Tritte,
Da weht' ihr Hauch,
Da faßt' ich ſie um ihre ſchlanke Mitte,
Da höhnete der Menſchen harte Sitte
Ein ſchön'rer Brauch.

O zarter Mund; o Buſen ohne Tadel;
O Schmuck des Haars,
Des flüſſigen, von Zwange frei und Nadel;
O durch die ſchönſte Schuld gebeugter Adel
Des Augenpaars!

Nein, ſchaudre nicht! Du biſt, dir ſelbſt verloren,
Nicht minder rein:
Biſt aus dir ſelbſt ſo erſt in Gott geboren,
Biſt heilig erſt, nachdem du abgeſchworen
Den Heuchelſchein.

Komm, komm, laß uns der Sterne ſchönem Worte
Gehorſam ſein!
Vernimmſt du nicht die lieblichen Accorde?
Sie ſegnen uns, die liebevollen Horte,
Harmoniſch ein.

◆

Elmire.

Angezogen, abgeſtoßen;
So viel herber Widerſtreit,
So viel Dornen unter Roſen,
Und zuletzt — Verlaſſenheit.

I.

Dein Bild zu ſeh'n, wie mir's im Innern blüht,
Verlanget dich — o könnt' ich es dir zeigen!
Es würden alle jene Zweifel ſchweigen,
Womit du dich zu kränken ſelbſt bemüht.

Enthüllte ſich vor dir mein ganz Gemüth!
Nur reinſtem Adel pflegt es ſich zu neigen;
Allein du ſäheſt: es iſt all dein eigen
Das Tiefgefühl, das in ihm bebt und glüht.

Das Leben iſt ſo finſter und ſo hohl;
Die Welt erlaubt das Glück, den Frieden nicht,
Und mich ergreift ein tödtliches Ermatten.

Doch wollte mir dein ſchönes Herze wohl,
Ein gottgeboren-wonnevolles Licht
Verſcheuchte mir all dieſe dunklen Schatten.

II.

Propheten haſſen alle
Für ihre Predigt Tauben;
Sie lieben einzig jene,
Die ihrem Worte glauben.

Was wäre ſolchem Eifer
Noch ſonſten werth und wichtig? —
In einem einzigen Falle
Iſt dieſe Regel nichtig.

64

Ich bin Prophet und ſchwärme,
Zur höchſten Gluth geſteigert,
Für eine Frauenſeele,
Die mir den Glauben weigert.

III.

Die Liebenden quälen ſich gegenſeitig am meiſten, und Niemand bereitet ſich das Gift des Todes oft willenlos-gewiſſentlicher, als die, die ſich das Leben ſind.

Gutzkow.

O welche bittre Qual!
O welche tiefe Noth!
Heut biſt du Engel, biſt
Ein himmliſch Leben mir,
Deß Wonne nicht zu meſſen:
Und morgen — wer begreiſt's? —

Mein Dämon und mein Tod.
Wie gerne flöh' ich den,
Könnt' ich den Engel nur,
Den himmliſchen, vergeſſen!

IV.

Du biſt die liebenswürdigſte der Frauen,
Biſt du du ſelbſt; doch fällt dir einmal bei,
Dich fromm an einer Predigt zu erbauen,
Verwandelt biſt du wie durch Zauberei.
Ach folgteſt du nie mehr ſo falſcher Spur!
Wärſt du doch immer nur
Wie dich gewollt, gebildet die Natur!

V.

Da ſo unendlich tief und heiß mein Lieben war,
So iſt es auch, nachdem du mich ſo überreich
Gekränket und getränket aus dem Leidensborn,
Mein Zorn anitzt; und leider iſt auch der ſogar
Nur Liebe, denn er iſt ja doch nur Liebeszorn.

VI.

Bei wachem Auge fühl' ich
Nur meinen Zorn, nur meinen Harm;
Doch in der tiefen, dunklen Nacht,
Doch in des Schlafes ſtillem Reich,
Da wird die Seele mild und weich;
Der alte, ſüße Trieb erwacht,
Ich halte dich in meinem Arm,
Ich drücke dich an meine Bruſt,
Ich netze dich mit meinen Thränengüſſen,
Bedecke dich mit meinen heißen Küſſen.

VII.

Gott iſt Menſch geworden im Geliebten. In welcher Geſtalt du auch liebſt, es iſt das Ideal deiner eigenen höhern Natur, das du im Geliebten liebſt und zu umfaſſen ſtrebſt.

Bettina.

Mild, ſagſt du, wär' ich gegen Alle ſonſt,
Nicht gegen dich. Wohlan, ich will's verſuchen,
Will gegen dich, wie gegen Andre, ſein.
Erſcheinſt du der bethörten Phantaſie,
Dem aufgeregten Herzen wieder einmal
Nicht ganz ſo rein, ſo ſeelenſchön, ſo edel,

Wie ich dich will, wie dich mein glühender
Gedanke malt, ſo will ich ruhig bleiben,
Will ſagen: „Nun, ſie iſt ja nur ein Menſch;
Da fehlen ihr denn auch die menſchlichen
Gebrechen nicht, woran wir Alle kranken:
Sie iſt ein Weib; den allgemeinen Schwächen
Der weiblichen Natur erliegt auch ſie.
Was ſoll ich ihr darob beſonders zürnen,
Was ihr durch finſtere Verſtimmungen
So tiefe, ſchwere Kränkungen bereiten?“ —
So will ich ſagen; doch ich zweifle ſehr,
Ob's dir gefallen wird. Es wäre zwar
Voll Billigkeit, voll Milde, voll Vernunft:
Verbannt wär' alle wilde Leidenſchaft,
Und dieſe Launen, dieſe bitterböſen,
Sie quälten weder mich noch dich. Allein —

Das fühlſt du wohl — dann wärſt du mir auch nur
So viel, wie Andre ſind; ich betete
Dich nicht mehr an; ich läge niemals wieder,
Gleichwie vor einer göttlichen Erſcheinung,
Dahingeſunken in den Staub vor dir.
Was unſer Herz in ſchöner Schwärmerei
Zu ſeiner Gottheit macht, das ſoll ihm auch
Ohn' Unterlaß im reinſten Glanze ſtehen:
Dem will es nichts verzeihen und vergeben:
Dem rechnet es ſelbſt den geringſten Makel,
Wie Anderen ein ſchwer Verbrechen, an.
Denn wie vor Todes- und Vernichtungsgrauen
Entſetzt es ſich, es raſet, es verzweifelt,
Droht jenem ſtrahlenhellen Götterbild
Auch nur die kleinſte der Verdunkelungen.
Und löſt die Wolke ſich, die trübende,

In keine Täuſchung auf, und kehrt ihm endlich
Gleichwohl die Ruhe wieder, die gelind
Urtheilende — dann leider hat es auch
Zu glühen aufgehört und anzubeten.

VIII.

Das iſt ſie, deine hohe Liebe?
Das iſt ſie, deine heil'ge Treue?
Den letzten Hauch von meinem Munde
Hinwegzuküſſen, ſchwurſt du mir.

Und wenn die finſteren Gewalten
Es wehreten, die uns befehden,
So würdeſt du mit deiner Seele
Mir nahe ſein, verhießeſt du.

Nur meine Treue ward bezweifelt:
Ob wohl, wenn Jahre hingegangen,
Dies Herz mit gleichem Liebesſchlage
Dir ſchlagen werde, fragteſt du.

Und jetzo haſt du meine Liebe,
Die vielgeprüfte, treubefundne,
Du ſelber in den Staub getreten,
Weil dir's die ſchnöde Welt befahl!

IX.

Fluche dem Tode nicht,
Der dir dein Liebſtes entreißt!
Wenn es das Leben thut,
Dann fühlſt du dich erſt recht verwaiſt.

Der Tod, der gütige, läßt
Dir ein liebliches Bild zurück:
Das Leben zerrüttet dir
Auch der Erinn'rung ſtilles Glück.

Wo lächelte dir der Flor
Entſchwundener Roſenzeit,
Wo dich zu ſchrecken nicht
Der Schlangenſtich der Scham bereit?

Dein tiefſtes Empfinden, o Gott,
Es war nur ein eitler Traum,
Dein heilig-höchſter Genuß
Ein lügenhafter, hohler Schaum.

O fluche dem Tode nicht,
Der dir dein Liebſtes entreißt!
Wenn es das Leben thut,
Dann fühlſt du dich erſt recht verwaiſt.

◆

Lodoiska.

Ungütiges Geſchick! Wie viel
Giebſt du dem Herzen des Begehrens!
Und ſchreit zu dir das Flammende,
Welch eine Karge des Gewährens!

Türkiſch.

I.

Das niedliche Figürchen,
Des Haares zierlicher Scheitelbau,
Die langen Locken zur Seite herab
Und draus hervor das ſchöne,
Geiſtreiche, feine Geſichtchen,
Ein wenig trotzig, allein, wenn's lacht,
Wie wunderlieblich aufgehellt!
Ach könnt' ich es lachen ſehen
In meinen umſtrickenden Armen!
Ach dürft' ich es lachen lehren
Vor inniger Lieb' und Luſt!

II.

Mußte mir entriſſen werden
Neu die ſchwer erworbne Ruh'? —
Lieblicheres iſt auf Erden
Nicht, wie du.
Und zu ſeh'n und aufzulodern
Und von dir zurückzufodern
Meine Seele, war ein Nu.

Doch, o Gott, wie leicht, wie flüchtig
An mir hin ſchwebt deine Zier!
Und dein Blick, wie rein, wie züchtig
Schauert er in's Auge mir!

Und ſo fühl' ich dieſe Schmerzen
Tödtlicher von Tag zu Tag:
Denn es ſchlägt in deinem Herzen
Mir kein Schlag.

III.

Dein Geſichtchen, ach,
Dieſes ſchöne, blaſſe,
Macht, daß ich ſo jach
Jedes andre haſſe,
Dich allein mit Geiſt und Herz umfaſſe;
Liebliches, geliebtes Ungemach!

Deine Brüſtchen, ach,
Dieſe weißen Wellen,
Bis zum Taumel ſchwach
Lauſch' ich ihrem Schwellen;

Hier ſich eine Heimath zu beſtellen,
Flehen Engel wohl vom Himmelsdach.

Deine Füßchen, ach,
Dieſe wunderleichten,
Machen tauſendfach
Meine Seele beichten,
Wenn mein Auge hin nach dem erreichten
Reize ſtaunt, für ihn alleine wach.

Ohne Maß in mir
Toben heiße Flammen:
Meiner Bruſt Begier,
Wirſt du ſie verdammen?
Jene Bande, welche dich umflammen,
Jene ſchnöden, ſind ſie Bande dir? —

IV.

Strahlt zuweilen auch ein mildes Licht
Auf mich hin aus dieſem Angeſicht —
Ach, es können auch wohl Huldgeberden
Machen, daß uns faſt das Herze bricht.
Was die Liebe ſucht, um froh zu werden,
Das verrathen dieſe Blicke nicht.

◆

Heliodora.

Was einem nicht ſoll werden,
Das iſt das Liebſt' auf Erden,

Alter Reim.

Was iſt das Leben anders, als eine gläſerne Himmelspforte? Sie zeigt uns das Schönſte und jedes Glück; allein ſie iſt nicht offen.

Jean Paul.

„Entbehren ſollſt du, ſollſt entbehren!“
Das iſt der ewige Geſang,
Der Jedem in die Ohren klingt,
Den unſer ganzes Leben lang
Uns heiſer jede Stunde ſingt.

Göthe.

I.

Dies Angeſicht, die Strahlen dieſer Augen,
Die möcht' ich ewig, ewig in mich ſaugen,
Mein ganzes Sein ein einziges Umarmen,
An dieſer Bruſt ein ewiges Erwarmen.

II.

Auch nicht die kleinſte Sylbe ſagt' ich;
Kein Laut verrieth der Seele Gluthen,
Sogar des Auges Sprachgewalten,
Ich wollte, daß auch dieſe ruhten.

Da ſchauſt du auf zu mir auf einmal
So offnen, hellen Augenglanzes;
Und klar in ihm zu leſen iſt es:
Du kennſt mein Inneres, mein ganzes.

III.

Du liebſt mich, herrliches Weſen!
Es ruhet dein Blick
Still und dreiſt
Auf meinem bleichen Angeſicht,
Als wollteſt du meine Züge,
Die trüben und dennoch theuern,
Einſaugen für Aeonen.
Ich aber ſehe
Verwirrt und ſcheu
In's Auge dir,
Und ſenke bald

Zur Erde nieder
Der Blicke Gluth,
Von deinem Glanze geblendet.
Nie wirſt du mein,
Nie werd' ich dein;
Wir wiſſen es und wandeln tiefes Schweigens
Dem nahen Scheideziel
Und dunkeler, troſtloſer Ferne zu.

IV.

In alle Wonne, die da mild
Und liebevoll vom Himmel quillt,
In jede Süße der Natur,
Die uns beſeligt ächt und pur,
In jede, jede ſchnaubt hinein
Das rohe Wort: So ſoll nicht ſein!

V.

„Fiat justitia;
Pereat mundus!“
Eben ſo grauſam
Iſt die Moral auch,
Eben ſo ſinnlos
Redet auch ſie:
„Mögen zu Tauſenden
Herzen auf Herzen
Bluten und brechen,
Wanken nur meine
Satzungen nie.“

VI.

Heiter-ruhig muß ich ſcheinen,
Hell und trocken in die Runde
Blickt das Auge, kalt und klar.
Aber im geheimen Buſen
Hab' ich Augen, welche weinen,
Die geſchaffen nur zu Thränen,
Welche nie der Thräne bar.

VII.

Jahrelang gedehnter Wehen
Bittre Kelche wollt' ich trinken,
Könnt' ich einmal im Verborgnen
Ihr zu Füßen niederſinken,

Preſſen einmal an die Lippen
Ihre Hand mit Wonnebeben,
Und in ihres Augenſtrahles
Himmliſchem Erbarmen leben.

VIII.

Mitten in dem Feſtgewimmel
Kenn' ich ſie mit Blitzesſchnelle:
Seine Nacht zerreißt der Himmel
Meiner Seel' und es wird helle.

Eine Säul' im Wogevolke
Hin zu meiner Sonne ſtarr' ich:
Hüllt ſie eine Menſchenwolke,
Unverlockten Auges harr' ich.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bis die widrige Befleckung
Weicht von ihrem reinen Lichte,
Und mein Aug' durch die Verſteckung
Dringt zu ihrem Angeſichte.

IX.

Ach, ſchmückte mich der Kranz der höchſten Ehren,
Ach, lachten mir maßloſe Weltbeſitze,
Begegneten der Liebe Flammenblitze
Aus ſchönſten Augen jeglichem Begehren —

Nichts könnte mir für dich Erſatz gewähren:
Es bohrte ſich auf einem Götterſitze
In meine Bruſt des Leides herbe Spitze,
Daß ich dich muß, und alſo muß entbehren.

Ich wollte knie'n vor deinem Himmelsbilde,
Und nur mein Aug' an deinem Glanz erbauen;
Und fühlt' ich Harm, er wäre ſanft und milde.

Doch es erfüllt mit Grimme mich und Grauen
Vor dieſer Welt und dieſer Menſchengilde,
Daß ich dich muß in ſolchen Armen ſchauen.

X.

Betrübtem Hang zu fröhnen in der Nacht,
Oft blick' ich auf mit Stöhnen in der Nacht.

Doch der Geſtirne goldne, kalte Ruh,
Nicht will ſie mich verſöhnen in der Nacht.

Heraufgezogen ſcheint ſie prangend nur,
Mich prangend zu verhöhnen in der Nacht.

Weit tröſtlicher,, der Seele kranke Weh'n
Zu hauchen aus in Tönen in der Nacht.

Dann blickt ſo freundlich jenes ſüße Bild;
Nicht will ich es verpönen in der Nacht.

Wie ſollt' ich anders, als mit einem Traum
Mein ödes Sein verſchönen in der Nacht? —

O Liebe! Deine blumenreiche Hand
Nie wird ſie mich mehr krönen in der Nacht.

◆

Adele.

Willſt du lieben, Freund,
Sei ein Held und keinem Tod erbleiche!
Tod und Untergang
Dräuet, ein empörtes Meer, die Liebe.

Hafis.

I.

Alle Wonnen, alle Segen,
Welche mild vom Himmel träufen,
Möcht' ich auf das Haupt dir legen,
Ueber dich, Geliebte, häufen.

Dieſer raſchen Liebesblüthe,
Dieſem Balſam heißer Schmerzen,
Dieſer reinſten Huld und Güte
Dank, o Dank aus tiefſtem Herzen!

Ewig meinen ſtillen Träumen
Wirſt du ſüße Wehmuth ſchenken;
In der Seele heil'gen Räumen
O bewahr' auch mein Gedenken!

II.

Ach, wie himmliſch deine Liebe,
Dein Vertrau'n und deine Sehnſucht,
Ledig all der finſtern Bande,
Die die dumpfe Welt gefügt!

Ohne Wank und ohne Wandel
Glaube mir, dir ſelber glaube;
Glaube, daß die Liebe göttlich
Und von keiner Schuld befleckt!

Alles, Alles thu' und laſſe
Für den ſüßen Rauſch der Minne:
Fühle, daß ein ſchimmernd Elend
Jedes andre Glück der Welt!

Fühle, daß der Liebe Sünde
Heiliger, denn alle todte
Liebeleere, ſtolze Tugend,
Die der Menſchen Lüge preiſt!

III.

Lob macht mir unendliche Freude, wenn es
aus dem Munde der Geliebten kommt.

Mirabeau.

Ach ſchmeichle, ſchmeichle mir
Nur immerhin, geliebtes Kind!
Ach rufe mir das Wort,
Das deinem Mund entſchlüpfen will,
Das allzu wonnevoll
Das Herz entzückende, nicht zurück!
Mir wird nicht viel geſchmeichelt

In dieſer feindlich-bittern Welt:
Und überſchreiteſt du
In heller Schwärmerei Erguß
Auch alles, alles Maß — es gleicht ſich aus.

IV.

Du, die du meines Tages Leuchte biſt
Und meiner Nacht holdſeliges Geſtirn;
Du meines Lebens Leben, ſüßes Kind,
Durch das ich athme, webe, daure, bin!

Begraben hatt' ich jede Hoffnung ſchon:
Da ſankſt du mir an das erſtaunte Herz,
Verkehrend in ein paradieſiſch Grün
Die traurige Sahara meines Seins.

112

Nun, da mich eine hölliſche Gewalt
Von deiner Bruſt, von deinem Munde reißt,
Nimm dieſer Zeilen hingehauchte Gluth
Als ſo viel heiße Küſſe freundlich hin.

V.

Ach, welche Schmeichelworte,
Ach, welche ſüße Namen,
Zu nennen und zu rufen
Dich, o mein Licht, erdenk' ich?
Denn was ich auch erſinne,
Es ſcheint mir leer und todt.

Herz, Seele, Geiſt und Leben
Vor deine Füße leg' ich:
Auf ſie die Sohle ſetze.

Laß unter ihrem Tritte
Hinſterben all mein Daſein!
Es iſt genug der Wonne,
Es iſt genug des Heils.

VI.

Sollt' ich ſchwören, daß ich dir ergeben,
In getreuer Lieb' allewiglich —
O es ſchämte meine Rede ſich
An ſo armer Worte Staub zu kleben;
Jeder Augenblick in meinem Leben
Iſt ein heiliger Opfertod für dich.

Meiner Seele ſtürzendes Entſchweben,
Meiner Sorgen Angſt und Fieberbeben,
Rührt davon ein leiſes Ahnen dich.

O ſo wolle ſüß und ſeliglich
Meinen Muth durch dieſen Schwur erheben:
„Nimmermehr zum Opfer will ich dich
Dieſer Welt, der dumpfen, öden, geben.“

VII.

Im ſommerlichen Blumenſaal,
Bei der Fontaine Silberſtrahl,
Da ſah'n wir uns das erſte Mal:
Da reichteſt du mit holder Schnelle
Im Glaskryſtalle, rein und helle,
Mir die begehrte Labewelle.
Du warſt nur freundlich, warſt nur gut;
Uns ahnte nicht die künft'ge Gluth,
Nicht, daß du mir, ſtatt kühler Fluth,
Den ſchäumenden Pokal der Liebe,
Darreichen würdeſt Flammenwuth
Und Raſerei verborgner Triebe.

VIII.

Der zarte, duftige Blumenſtrauß,
Den du geweiht zum Scheidepfand,
Macht zum Altare dieſen Tiſch,
Zum Dome dieſe Klauſe mir,
Iſt das Idol, vor welchem ich
In hingegeben trunknem Wahn
Andacht verrichte früh und ſpat.
Ich ſinke hin, ich hauche drauf
Inbrünſtiglicher Küſſe Gluth,
Und denke mir, es ſei dein Mund,
Dein Auge, deine Wange ſei's,
Das in gewohntem Wonnebrauch

So oft geküßte ſel'ge Gut.
Und wie ich bete, wie ich knie',
Und wie ich küſſe, wie ich glüh' —
Ach, fühlſt du nicht, ach, ahnſt du nicht?
Wallt dein erregter Buſen nie?
Reicht meiner Sehnſucht Schwinge nicht
Durch alle Ferne hin zu dir?
Ach, fühlſt du keinen Hauch von mir
Sich ſchmiegen an dein Angeſicht?

IX.

Die heiligen Blumen ſind verblüht; es fielen
Von ihren Häuptern alle Kronen ab;
Ich habe jedes Reſtchen aufgeleſen,
Geſammelt Alles hab' ich ängſtlich treu
Und werde noch den letzten Staub bewahren.
Und wirſt du mir einmal, hinweggewandt,
Die Opfer jener ſüßen Huld verſagen,
An die du das berauſchte Herz gewöhnt —
Auf dieſe Reſte werd' ich, dieſen Staub
Die Thräne meines Grames niederweinen,
Bis ausgeweint mit ihr mein Leben iſt.

X.

Sollte je für dich ein Herze
Schlagen, wie das meine ſchlägt,
In der Liebe Luſt und Schmerze
So unendlich tief bewegt —

An die neue Bruſt geſunken,
Opfere dein ganzes Sein,
Und, der reinſten Wonne trunken,
Nimmermehr gedenke mein!

Doch ſo lang dies Herze ferne,
Werde meines Rechts gedacht,
Leuchte, wie des Himmels Sterne,
Deine Lieb' in meine Nacht!

XI.

Unbewegte laue Luft,
Tiefe Ruhe der Natur;
Durch die ſtille Gartennacht
Plätſchert die Fontaine nur;
Aber im Gemüthe ſchwillt
Heißere Begierde mir;
Aber in der Ader quillt
Leben und verlangt nach Leben.
Sollten nicht auch deine Bruſt
Sehnlichere Wünſche heben?

Sollte meiner Seele Ruf
Nicht die deine tief durchbeben?
Leiſe mit dem Aetherfuß
Säume nicht, daher zu ſchweben!
Komm, o komm, damit wir uns
Himmliſche Genüge geben!

XII.

Mentiri noctem, promissis ducere amantem,
Hoc erit infectas sanguine habere manus.

Properz.

Deiner harrend hingebracht,
Liebefiebernd durchgewacht
Dorten auf der Gartentreppe
Hab' ich eine lange Nacht.
Der Minuten träge Schleppe,
Hat ſie ſo, wie nimmer eine,
Meiner Seele kund gemacht.
Dorten auf dem kalten Steine
Wie ich lauſcht' und wie ich lag —
Jeder Uhr gemeſſ'nen Schlag,

Viertelſtund' auf Viertelſtunde
Zählet' ich in alle Runde
Hier und da von Thurm zu Thurm.
Jedes Rauſchen in dem Düſtern,
Jedes Knarren, jedes Kniſtern
Peitſchte mir der Pulſe Sturm
Auf zu doppeltheißem Toben.
Und es war dir wohl bewußt
Auf gelindem Kiſſen oben,
Welche Qualen meine Bruſt
Unten auf dem Steine hoben.

XIII.

Durch Gebüſch und Bäume hin
Irr' ich in der Nacht Gedüſter,
Höre hier ein zart Geflüſter
Und begreife ſeinen Sinn.
Dieſen iſt die dunkle Nacht
Lichter, als der Sonne Pracht;
Mir, der ohne traute Wonne,
Den der Welt verruchte Macht
Von der Liebe Buſen riß,
Iſt nur eine Düſterniß
Dunkle Nacht und lichte Sonne.

XIV.

Die Wonne, die du mir gegeben,
Und die du giebſt, die bittre Pein,
Nie wird ſie mir in meinem Leben
Vergeſſen und verwunden ſein.

Bald aber wird ein Leben enden,
Vor dem du fliehſt, das dir verhaßt,
Dem du gebohrt mit kalten Händen
So tödtlich tiefe Wunden haſt.

Dann, wenn ſie mir mein Ruhebette
In kühler Erde Schooß beſtellt —
O meide ſorglich jene Stätte,
Wo mich die Nacht gefangen hält!

Denn ſelber in des Todes Schlummer
Erregteſt du mein liebend Herz,
Und ihm erwacht wär' all ſein Kummer,
All ſeine Sehnſucht, all ſein Schmerz.

XV.

Die ganze weite Welt iſt leer und todt,
Ein finſtergähnend ungeheures Nichts,
Und nur ein einzig Weſen
Iſt Fülle, Geiſt und Sein,
Licht, Leben, Labe, Troſt und Seligkeit;
Und dieſes einzige
Stößt mich hinweg von angewöhnter Bruſt
Hinunter in den fürchterlichen Abgrund.

XVI.

Sieh, deine Blumen duften noch, die alten,
Die langverwelkten, die ich aufbehalten;
Und deine Liebe duftete nicht mehr?
Unſterblicher und wandelloſer wär'
Ein Pflanzenhauch, als jenes Liebeleben,
Das meine trunknen Sinne noch ſo eben
Mit ſeinem reichſten Blüthendampf umgeben?

XVII.

Ich mußte inne werden,
Daß es noch Glück,
Noch Liebe giebt auf Erden;
Dann nahmſt du Beides mir zurück.

M. Hartmann.

O welche Grauſamkeit! Ein einziges,
Für immer aufgegebnes, nimmermehr
Gehofftes Wonneloos, ſo hoch und ferne
Von meinem Haupte, wie des Himmels Sterne,
Das wirfſt du mir urplötzlich in den Schooß.
Und wie mich ein Entzücken ohne Maaß,
Wie mich ein Wahnſinn ohne Gleichen faßt,

Wie nach ſo manchem ſchauerlichen Zweifel
Die Sonne der Gewißheit meines Glückes,
Erhaben über alle bange Furcht,
Am Himmel meiner Seele glänzend ſteht —
Da fällt, ſo plötzlich, als er aufgerollt,
Der magiſchen Beleuchtung Vorhang nieder,
Und mich umgrauſt die mir entfremdete,
Nicht mehr erträglich alte Düſtre wieder.

XVIII.

Ich diente dir, ich ehrte dich,
Nicht, wie die Menſchen ihre Herrſcher ehren,
Nicht, wie ſie dienen ihrem Gott und Herrn —
Das iſt ein armer, todter Schatte nur,
Der meiner hingeworfnen Seele Gluthen
Auch nicht von ferne zu vergleichen war.
Und dieſer namenloſe Dienſt des Herzens,
Was galt er dir? Nicht mehr, denn einem Kinde
Der leichte Ball, der ihm zum Spiele dient,
Und den es, ſatt des Spiels, gleichgültig hinwirft
Und unbekümmert ruh'n im Staube läßt.

XIX.

Fluch ſei dem Tag und Fluch der ſüßen Nacht,
Fluch ſei dem Licht und Fluch der Finſterniß,
Der Erde Fluch und Fluch dem hohen Himmel!
Denn du betrogſt, du, die mir Herr und Gott,
Die Sonne mir und Nacht, die Erde mir
Und Himmel war, du, welcher ich den Staub
Vom Fuß geküßt, der ich der Seele Seel'
Und meines Geiſtes Geiſt dahingeopfert.

XX.

Was willſt du Herz? Starb deine Liebe nicht
In tauſend Schmerzen hin? Ich ſage dir:
Sie iſt geſtorben, iſt auf ewig todt;
Du haſſeſt nun, du haſſeſt und verabſcheuſt:
Und grenzenlos, wie deine Liebe war,
Iſt deine Feindſchaft nun. — Ach, welche Feindſchaft,
Die nächtlich an der Feindin Pforte lehnt
Und ſie benetzt mit ungemeſſ'ner Thräne.

XXI.

So bitter auch der Seele Schmerz,
Den mir gebar dein falſches Herz;
So finſter und erkaltet ich
Durch dieſe dunklen Gänge ſtrich —
Die Nacht, ſie hat mich weich gemacht:
Erſchienſt du mir in dieſer Nacht,
Zuſchwebeteſt im Garten ſacht
Bei dieſer Sterne ſanfter Pracht —
Kein ſtrafend Wort entſchlüpfte mir;

Verſunken in des Jetzt und Hier
Beſeligung und Vollgenuß,
Hinſänk' ich an den Buſen dir
Und tauſchte weinend Kuß auf Kuß.

XXII.

Die Scenen unſrer Liebe, der beglückten,
Sie ſind von Engelhänden abgemalt
Und hoch im Himmel oben
In die Paläſte der ewigen Luſt gehängt.
So ſehr du dich nun auch, ſie zu vergeſſen
Allhier bemühen magſt — gelangſt du einſt
In deine Heimath wieder, ſchöner Engel,
Und ſchwebſt an jenen hohen Wänden hin,
So wirſt du dich doch wieder nothgedrungen
Daran erinnern müſſen.

XXIII.

Was dort ſo ſtolz und blühend
In der Karoſſe ſitzet,
Wonach ſo manches Auges
Erregte Flamme blitzet,
Deß Wonne zu ermeſſen,
Nur der, der es beſeſſen,
Der es beſitzt, im Stande —
Das Meine war es einſt,
Ein Minnegluth-Verſchöntes:

Was Wunder, o mein Auge,
Mein männliches, der Thränen
So lange ſchon entwöhntes,
Daß du ſo bitter weinſt!

XXIV.

Wie ihr ſo milde lächelt,
Ihr Sterne, vom Azur!
Wie ihr ſo linde fächelt,
Ihr Lüfte, von der Abendflur!

Ach, wäre ſie mit Wangen
Vom letzten Harme bleich
Aus meinem Arm gegangen
In's ſtille, dunkle Todtenreich --

Mir dauchte wohl, ſie grüße
  Vom ſternigen Azur:
Ihr Liebeshauch verſüße
  Den Würzgeruch der Abendflur.

Sie aber lebt mit Wangen
  Von höh'rer Blüthe roth
Und denkt in ihrem Prangen
  Nicht mehr an meine dumpfe Noth.

Was wollt ihr, holde Lüfte?
  Was willſt du, goldne Pracht?
Mir grauſen Modergrüfte,
  Weit ſchrecklicher, als Grabesnacht.

XXV.

„Ich binde nicht dein Schickſal an das meine,
Das traurige,“ ſo lautete mein Wort.
Ich wollte, daß du frei von aller Pflicht,
Ich wollte deine heiligen Eide nicht.
O falſcher Edelmuth, unächter Prunk!
Bei'm Worte nimmſt du mich mit Fuge nun,
Und ſiehe da, er iſt entlarvt, der Heuchler.
Denn die zerriſſ'ne Kett' in ſeiner Hand —
Er raſt, er iſt von Sinnen, er verzweifelt.

XXVI.

Erſatz für Manches beut die Welt;
Für Liebe beut ſie nichts.

Platen.

Mein war die Welt, ſo dünkte mir im Traume;
Hoch thronet' ich auf kaiſerlichem Stuhl;
Es ſchmückte mich der Purpur und die Krone;
Es knieeten am Fuße meines Thrones
Die Abgeſandten aller Nationen
Und brachten unermeßlichen Tribut.
Mir aber war ſo weh, ſo weh; es wühlte
In meiner Bruſt ein tödtlich-tiefer Schmerz;

Ich meinte zu vergeh'n in Angſt und Qual;
Und hin zur Erde ſchleudert' ich die Krone,
Und ſchüttelte den Purpur ab und eilte
Den Thron hinab und drängte durch die Schaar
Der hingeworfnen Knechte mich und ſtürmte
Die Straßen hin zu deinem Hauſe fort.
Hier an der Pforte ſchmettert' ich zu Boden,
Der ſchlang mich ein und ſchloß ſich über mir;
Gefunden hatt' ich meinen Ruheport. —
So malte mir der Traum die Leidenſchaft,
Die mein Verderb. Mir ſchmeichelte kein Glück
Der Erde mehr; kein Weltbeherrſcherthron
Ergötzte mich auch nur minutenlang;
Ich zöge vor, zu ſterben — dürft' ich ſagen:
An deiner Bruſt! — ich zöge vor, verſchmäht,
An deiner Schwelle mich in's Grab zu betten.

XXVII.

Ein wunderliches Märchen tritt in's Leben:
Du ſtehſt im Blick der Sonne hell und klar —
Ach, allzu klar! Denn keinen Schatten wirfſt du.
Der arme, gute, treue, fromme Schatte!
Den haſt du wohl dem böſen Feind verkauft?
O Gott, wofür? Welch einen Preis, ſag' an,
Bot dir der Arge? Blinkte dir bei'm Tauſche
Der goldne Segen eines Zauberſeckels?
Dann wärſt du ſchlimm betrogen, liebes Kind!

Dann wärſt du viel zu dürftig abgeſpeiſt.
Unſchätzbar iſt und ohne Preis der Schatz
Solch einer Liebe, wie die Liebe war
Des armen Schattens, welchen du verkaufteſt.

XXVIII.

Unholder, wenn du wärſt, unfreundlicher,
Du ſchöne, lichte, laue Sommernacht,
So wärſt du holder, freundlicher für mich.
Das Grauſen eines Tartarus behagt,
Sturmvolle Wuth empörter Elemente,
Der keine Seele ſich zu bieten wagt.
Solch eine Nacht iſt ein balſamiſcher,
Heilkräftiger Thau für meine ſieche Bruſt:
In ſolcherlei Unwetter fanden wir
Uns nicht zuſammen unter Buſch und Baum.
Drum nicht ſo helle ſtrahlt Erinnerung.

Und nicht ſo grimmig raſt die Sehnſucht mir.
Doch wenn die Nacht ſo lieblich und ſo lind,
Dann denk' ich mit vertauſendfachter Qual,
Welch einen Mund ich küßt' in ſolcher Nacht,
Welch einen ſchlanken Leib mein Arm umſchloß,
Welch einer Stimme zauberiſcher Klang
Mein trunknes Ohr mit Schmeichelei'n bethörte,
Und wie verödet itzt, wie arm und elend
Mein Fühlen iſt, mein Denken und mein Sein.

XXIX.

Sie ſagen, hier im Düſtern,
In dieſer Büſche halber Wüſtenei,
Bei dieſen halb verfallnen Monumenten,
Wo wir uns oft gefunden und geherzt,
Da ſpukten Nachtgeſpenſter grauſiglich.
Nie ſtörten unſre Küſſe die. Es hatte
Das Leben hier, das volle, brauſende,
Gluthheiße, ſeine Wohnung aufgeſchlagen
Und duldete den Hauch der Gräber nicht.
Doch nun, wie anders! In die Lüfte ſtob —
Wie bald, wie leicht, wie unbegreiflich ſchnell! —

All jene Fülle von Gefühl und Sein.
Jetzt wandel' ich, der Hingemordete,
Selbſt nächtlich um in dieſen einſamen
Gebüſchen, ein wehklagend irrer Schatten,
Ein nicht zur Ruhe kommend Nachtgeſpenſt. —
O ihr, die dieſer Räume ſtille Bürger,
In Dämmerung euch bergend und in Nacht,
Hört' meine Stimm', ihr Geiſter, und erſcheint!
Denn eueres Gleichen bin ich. Laſſet euch
Mit dieſen Augen ſchau'n! Mir ſoll nicht grauſen.
In eueren Kreis, den mir alleine noch
Heimathlichen, nehmt mich vertraulich auf!
Denn nur zum Scheine noch bin ich lebendig.

XXX.

An's Paradies gewöhnt man ſich ſo leicht;
Allein die Hölle will ſich nicht gewöhnen.
Im Paradieſe war ich einen Tag;
Ohn' Ende, ſcheint's, ſoll meine Hölle ſein.
Gedächtniß, ärmliches, gebrechliches,
Des menſchlichen Gehirnes! Willſt du denn
Nur da nicht ärmlich und gebrechlich ſein,
Wo du vollkommen biſt zu unſrer Qual?
Du ſpiegelſt mir mit wunderbarer Treue,
Mit ewiger, ein Glück, das ich beſaß
Und das ich nimmermehr beſitzen werde.

XXXI.

Ein flüchtiger Blick auf mein verlornes Eden
Von ferne nur nach langer, langer Friſt,
Und meine Geiſter, meine kranken, ſchwachen,
Empören ſich in ſchrecklichem Tumult
Und jähe Waſſer ſtürzen aus den Augen.

XXXII.

Der ſchönſte Regenbogen
Hat über Haus und Flur
Die bunte Pracht gezogen.
So liebet die Natur
Den Menſchen ein Gebilde
Des Friedens und der Milde
Zu weben im Azur.
Für meine düſtre Ehe
Voll Dunkel und voll Wehe
Wölbt ihrer Hände lichte Spur
Ein Grabgewölbe nur.

XXXIII.

Ich ſahe dich im Traume;
Ich ſahe dich in Thränen.
Ach, weinſt du, weinſt du wirklich?
Ach, denkſt du noch der Zeiten,
Die uns ſo zart vereinigt,
Ach, kränkſt du dich um mich? —

Und ob du weinſt, und ob du
Auch noch der Zeiten denkeſt,
Die uns ſo zart vereinigt,
Und ob du dich auch kränkeſt
Tiefinnerlichſt um mich —

Kein Segen und kein Heil blüht
Aus dieſer heißen Thräne,
Aus dieſer herben Reue:
Befeſtiget auf ewig
Iſt zwiſchen uns der Trennung
Unüberflogne Kluft.

XXXIV.

Was willſt du noch? — Geſtorben iſt mein Herz:
Und was es härmt, iſt nicht mehr Liebesſchmerz,
Iſt leere, todte, dumpfe Trauer nur
Ob des Geſchicks, das ich durch dich erfuhr.
Ich gleiche dieſer öden Winterſlur,
Vom Leichentuch des Schneees weiß bedecket,
Und du, du biſt mir keine Sonne mehr,
Die friſche Lenze ſchöpferiſch erwecket.
Nur ſtoßen in die Bruſt mit neuem Speer,
Nicht tröſten kannſt du mehr und Wunden heilen.

Drum wende dich, auf immer zu enteilen,
Und ſchone mein verglimmend Abendroth:
Laß mich vollenden mit gelindem Weilen —
Ich ſage nicht: mein Leben — meinen Tod!

XXXV.

Entflohen iſt der letzte Winterſchauer;
Auf's Neue lind und lieblich iſt die Nacht,
Und welche Düfte ſteigen aus dem Schooß
Der Blumenheer-geſchmückten Gartenauen!
Sie legen als ſo viele gute Geiſter
Sich ſchmeichleriſch an meine kranke Bruſt,
Beſchwörend ihre böſe, böſe Wunde.
Umſonſt! Die ganze reiche Liebesfülle,
Die ganze ſüß berauſchende Magie
Der göttlichen Natur, ſie iſt zu ſchwach,
Um dieſer Qualen Ewigkeit zu mindern.

XXXVI.

Schön war die Mondnacht, eh' ich dich geliebt,
Mein einſamer, mein einziger Genuß:
Ein raſendes Entzücken war ſie mir
In deinem Arm — ein Strahl der reinſten Kläre,
Umſchaffend dieſe Welt, die ringende,
Zum Traumgebilde göttlicher Vollendung.
Das bleiche Licht, womit ſie mir dein Antlitz,
Mir deines Buſens linde Wallungen
Entſchleierte. Jetzt, da ſie dem Verlaſſ'nen,
Dem wiederum Tiefeinſamen erglänzt,
Jetzt fällt ſie mich mit tauſend Schlangenſtichen,
Wie eine Furie des Abgrunds, an.

XXXVII.

Hinabzuſinken in das ew'ge Haus,
Dies milde Loos erführ' ich o wie gerne!
Wie gerne fühlt' ich in des Lebens Kerne
Der Schmerzen und der Kräfte letzten Strauß!

Wie gerne weint' ich euch für immer aus,
O meiner Augen trübe, matte Sterne!
Wie gern dem Strahl der goldnen Sonne ferne
Ruht' ich verſenkt in Finſterniß und Graus!

Allein ſo ſchwer iſt meiner Leiden Fracht,
So maßberaubt der Harm in meinem Herzen,
So ſchlummerlos ſehnſüchtiger Qualen Wacht,

Daß ich verzweifeln an des Todes Macht
Und fürchten muß, es möchten dieſe Schmerzen
Fortbrennen noch in dunkler Erde Schacht.

XXXVIII.

Nach manchem, manchem Jahr — wir hatten uns
Nie mehr geſchaut, und lange ſchon vergeſſen
Wähnt' ich zu ſein von dir auf immerdar —
Da, ſiehe, wandelſt du
Langſam vorbei vor meiner Einſamkeit,
Und biſt ſo bleich, und blickſt empor zu mir
So voll von Gram und wehem Angedenken —
Nicht wahr, was du in meinem Arm gefühlt,
Das haſt du doch nie wiederum empfunden?
So heilig-ſchön war Lieb' und Leben dir
Doch nimmermehr?

* * *

Stella.

Das Herz ſo todt, die Welt ſo Nacht —
Da blicket eine zarte Pracht;
Da lächelſt du ſo lieb, ſo lind,
Stella, du ſüßes Wunderkind!

I.

O Liebe, du mein Tod!
O Liebe, du mein Leben!
Es hat den Tod gegeben
Mir jene dumpfe Noth.
Von lieber Hand gerichtet,
Mehr war ich, als vernichtet,
War todter noch, als todt. —
Ein Kind, das mein gedachte,
Von erſter Blüthe roth,
Die Roſe, die ſie brachte,
Die Flamme, die ſie fachte,

Die Lippe, die ſie bot,
Macht jede Nerve beben,
Sprübt tauſendfaches Leben
In tauſendfachen Tod.

II.

Da drüben in der Schenke,
Da feiern überfröhlich
Die Bauern eine Hochzeit;
Es ſchallen ihre Geigen,
Es wirbeln ihre Reigen,
Es hallet ihr Gejauchze
In alle Runde weithin
Aus angeſtrengter Bruſt.
Mir birgt ſich im Gemüthe

Ein tiefgeheimer Jubel;
Der aber überjauchzet,
Stumm, wie das Grab, und dunkel,
All jene laute Luſt.

III.

Geſchlürft noch einmal ſei
In vollen, raſchen Zügen
Ein göttliches Genügen!
Es ſtürmt ſo bald vorbei.
Wie lange wird es dauern,
Daß mich mit Wonneſchauern
Mein kleiner Engel reget? —
Bald in die Lüfte ſtieben,
Wie alles Schöne pfleget,
Wird dieſe frühe Neigung,
So himmliſch und ſo rein;

Bald wird ſie Andre lieben,
Von minder edlen Trieben
Nach ihrem Ziel beweget,
Und unter einem Stein
Tief einſam und allein,
Werd' ich von aller Freude,
Werd' ich von allem Leide
Ruh'n und vergeſſen ſein.

IV.

Komm, kleines Lieb,
Komm, mein Entzücken!
Vor lauter Lieb'
Laß dich erdrücken,
Umſchnüren, umſtricken
Und Brüſtchen an Bruſt
Mit Küſſen erſticken
In ſtürmiſcher Luſt!
Und biſt du erdrückt,
Und biſt du erſtickt —
Was dann? —

Hör' an!
Ich lege mein puppiges Mägdelein
Hinein in ein goldiges Schächtelein,
Bewahr' es, und berg' es vor Räuber und Dieb,
Beguck es im Stillen und hab' es lieb.
So iſt es mein,
Iſt mein allein,
Mein Püppchen, mein liebliches Mägdelein.

V.

Gieb ſie, die Fingerchen,
Niedlich und klein!
Gieb ſie, die Dingerchen,
Zierlich und fein!
Laß nur ein Bischen!
Einem um's andre
Geb' ich ein Küßchen;
Merk', wie ich wandre:
Eins, zwei, drei, vier, fünf und nu
Noch einmal ſo viel dazu:
Sechſe, ſieben, achte, neune,

Plus auf Plus und Kuß auf Kuß,
Und dahier der zehnte, kleine
Macht den Schluß.
Küßchen und Fingerchen allzumal
Machen Zwanzig an der Zahl.
Schule der Liebe,
Lieblich und süß:
Rechenexempel
Ohne Verdrieß; —
Siehe, mein Kindchen,
Heiteren Auges
Blickt es und lacht mit dem offenen Mündchen,
Bittet: „O Freund, wiederholen wir dies!“

VI.

Spricht meine kleine, zarte Buhle:
„Hör' du! Mein Lehrer in der Schule
Macht ein Geſicht, ſo trüb und bitter;
Da biſt du ganz ein andrer Ritter;
Bei dir iſt Alles ſüß und helle;
Geh', melde dich um ſeine Stelle!“

VII.

„Ei, was für ſchöne Sachen!
Da kannſt du wohl, du Reicher,
Was miſſen und was ſchenken;
So zum Exempel einen
Von dieſer. edlen Stiften?“ —
Den ſollſt du haben, Liebchen! —
„Dies allerliebſte, kleine,
Von buntem Edelſteine
Sinnreich geformte Döschen,
Das wenn ich hätte!“ — Nimm es:
Nimm Alles aus dem Krame.

Was dir Vergnügen ſchafft! —
„Du hör'! Und wenn ich ſpräche:
Gieb, Liebſter, deinen Kopf mir!
Ich glaube faſt, du gäbſt ihn.“ —
Den haſt du ja, du Böſe,
Bereits hinweggerafft

VIII.

So eben wollt' ich denken,
So eben wollt' ich ſchreiben;
Ich ließ es aber bleiben,
Und durfte mich nicht kränken.
Es ſprang herein mein Süßchen
Und ſchwang ſich auf den Tiſch mir;
Da hatten ihre Füßchen
So großen Reiz für mich,
Daß ich die Feder hinwarf,
Die niedlichen zu drücken,
Mit huldigendem Kuſſe

Mich drauf hinabzubücken;
Daß jeglicher Gedanke,
So hoch und tief er blitzte,
Aus meiner liebetaumelnd
Bethörten Seele wich.

IX.

Ich grämte mich, daß all mein Witz
Verſunken in ein Meer von Liebe,
Wenn nicht der ſüße Troſt mir bliebe:
Zu ſenken in ein Meer von Liebe
All unſern Witz, ſei ächter Witz.

X.

„O ſiehe dort im Felde
Die eigene, von langen,
Aufragend hohen Stangen
Formirte, kegelartig
Geſpitzte, runde Hütte!
Es winket auch ein Eingang;
Ein Pfad im Acker duldet
Bequeme Tritt' und Schritte;
Komm! Geh' hinein mit mir! —
O Freund, wie artig iſt es,
Wie traulich iſt es hier!

So heimlich und im Freien,
So einſam und zu Zweien,
So ferne von den ſteifen,
Tyranniſchen Geſichtern,
Die uns im Saale quälten,
So ganz allein mit dir!“ —
Gewiß ein allerliebſtes,
Zu ſtillen Koſewonnen
Recht, wie gemachtes Oertchen.
So ſpende denn, mein Abgott,
Mein lieblicher, mein kleiner,
Mein herziger — ich kniee
Hinab zu deiner Zartheit —
Drei volle, langgehaltne,
Gluthheiße Küſſe mir!

XI.

Da ſchmiegt ſich in die Pfühle
Phantaſtiſchen Gewandes,
Geſchloſſ'nen Augenliedes,
Im allerreinſten Frieden
Der tiefen Athemzüge
Hebung und Senkung tauſchend,
Ein aus dem Feenreiche
Mir zugeſchwebtes Weſen,
Geboren und gebildet
Aus Morgenhauch und Duft.
Ich ſtehe da, verloren

In dieſe Kinderanmuth,
Und meine faſt zu träumen,
Daß eine ſolche Perle
So plötzlich in die Hand mir
Gefallen aus der Luft.

XII.

„Gieb mir die alten Blumen,
Die Jahre lang bewahrten,
Zu Staube faſt gewordnen;
Gieb, Freund! — ich fülle dir
Mit friſchen und mit ſchönen,
Ja mit den allerſchönſten,
Die ich im Garten finde,
Die Lade — gieb ſie mir!“

Laß ruh'n, o Kind, laß ruhen,
Was hier hineingebettet;

Nicht rühre mir, ich bitte,
An dieſen zarten Staub!
Geſtorbne Liebe raſtet
In dieſer ſtillen Lade,
Lebendiger, beglückend
Aufblühender kein Schade,
Doch der Erinn'rung heilig.
An einer Leichenkammer
Begehe keinen Raub!

XIII.

. . . . . Condisce modos, amanda
Voce quos reddas! Minuentur atrae
Carmine curae.

Horaz.

Die ſie auf der Bühne ſingt,

Ihre Lieder lehr' ich ihr:

Ihre reine Stimme dringt

Lieblich in die Seele mir:

Und dazwiſchen glüht ein Kuß:

Welch ein Himmel voll Genuß!

XIV.

Um den Hals ſo feſt und warm,
Schlingt ſie mir den Kinderarm,
Und es weicht der letzte Groll,
Und es ſtirbt der letzte Harm.

XV.

Ich weiß, es wird dies Glück
Verſtieben allzu ſchleunig in den Wind;
Doch iſt ein Augenblick
Vereiniget mit dieſem holden Kind,
So viel und mehr, als ſonſt Aeonen ſind.

XVI.

Komm, ſchreite raſcher! Orgeltöne hör' ich,
Dazu der Menge, die im Dome duckt,
Barbariſches Geheule; fort, o fort!
Dergleichen, nicht ertrag' ich es, zumal
Wenn, wie ſo eben, deine Stimme mir
Melodiſch in die tiefe Seele drang.

XVII.

Eröffnet iſt der Bühne Plan
Und eine große Künſtlerin
Entfaltet ihre Meiſterſchaft;
Ein jedes Aug', ein jedes Ohr
Iſt magiſch hingeriſſen.
Nur mich allein bewegt ſie nicht;
All was ſie thut, all was ſie ſpricht,
Ich ſeh' es und ich hör' es nicht;
Ich ſehe nur, das dort herauf
In meine Loge lugt und lacht,
Das liebe Kind
Dort hinter den Couliſſen.

XVIII.

Zur Erde hin demüthiglich
An meine Füße ſchmiegſt du dich,
Du ſüße, hingegeb'ne Zier!
Und ich auf meinem Stuhle hier,
Laß mir's gefallen, groß zu ſein
Vor dir, die niedrig, arm und klein;
Allein —
Zu deinen Füßen liegt die Seele mir.

XIX.

Ich fühle das Verderben
Mir nach dem Herzen heißbegierig ſtreben;
Allein, ich kann nicht ſterben;
Ich muß ja dir, geliebter Engel, leben,
Dir noch ſo viel zu Heil und Freude thun;
Wie kann ich ſchon in dumpfer Zelle ruh'n?

XX.

Es wölbt ſich ihr der Buſen,
Es huldiget die Welt ihr;
Und ſie, noch immer liebt ſie
Mit alter Liebe mich.
Geweihet einem Wandel
Voll Unbeſtand und Flitter,
Vergißt ſie nicht des Freundes,
Des älteſten, des erſten,
Der ihren Werth erkannte;
Es triumphirt ob aller
Verſuchung ihres Standes
Ihr hohes, edles Ich.

XXI.

Im Feſtgewande prangend,
Wie biſt du hehr und herrlich!
Bewunderung und Sehnſucht,
Sie heften alle Blicke
Auf deine Reize hin.
Doch biſt du ohne Zierden
Und bergende Gewande
Noch herrlicher und hehrer;
Drum fort mit dieſem Tande,
Der deine reine Schöne

Zu trüben nur im Stande;
So ſchaue dich mein Auge,
Wie dich Natur gebildet,
Die göttliche Meiſterin!

XXII.

Du ſteigeſt, ich verſinke;
Du blüheſt, ich verderbe.
Doch mein Geſchick, ich nenn' es
Nicht finſter und nicht herbe;
Es iſt von Herz und Lippe
Trauer und Klage fern.
Denn o, wie ſchön vergeh' ich!
Es leuchtet im Vergeh'n mir
Der allerſchönſte Stern.

◆

Anhang.

Zerſtreute Blätter.

Eigen und fremd.

I.

Herrſchſüchtig iſt des Manns Natur,
Und doch beſtimmt zum Sklavenſtande.
Wir rühmen uns der Diktatur;
In Wahrheit aber herrſchen nur
Die Frau'n mit ihrem ſüßen Tande.
Wir ſind die Herrn der Erdenflur,
Sie führen uns am Gängelbande.

II.

Es ſchüttle nur der Mann die Löwenmähne!
Wie bald, wie leicht wird ſeine Seele matt
Und unterliegt der Frau! Denn ſelbige, ſie hat
In ihrer Macht das Wort, in ihrer Macht die Thräne.

III.

Erſt diſſolut und dann
Voll heiliger Sündentrauer —
Das ſoll uns imponiren?
Wir kennen es. Es iſt
Des Fuchſes alte Liſt.
Geht's nicht mehr an, die Trauben
Der Weltluſt abzuklauben,
Sagt man, ſie wären ſauer,
Und wird ein Pietiſt.

IV.

„Wir Heiligen und Frommen,
Wir kommen
In lauter Lieb' und Demuth,
Voll Wehmuth,
Weil euere Noth uns jammert,
So ſüß, ſo ſanft, ſo lind.“ —
Geſchwind
Die Thore zugeklammert!
Gekämpft für Herd' und Haus

Als unbethörte Brave!
Denn ſeht nur an den Graus:
Die Pelze ſind vom Schafe;
Die Tiger gucken aus.

V.

Das Poetiſche ſteht höher, als alle Geſetze
der Moral und des Herkommens.

Gutzkow.

Was heiſchet ihr, daß der Poet
Sich placke mit Moralität?
Derſelbe hat nur eine Pflicht:
Zu ſchaffen euch ein ächt Gedicht;
Und was zu dieſem Zwecke gut,
Das mög' er üben wohlgemuth,
Und das nur als ein Laſter flieh'n,
Was ſeiner Poeſie Ruin.

VI.

Nie wird, was ſchlecht
Und was gemein,
Poetiſch ſein;
Allein —
Schlecht macht ihr und gemein
Auch was da göttlich-ächt
Und himmliſch-rein.

VII.

Sich nimmermehr vergeht
In Wahrheit ein Poet;
Wenn er ſich ſo vergeht,
Iſt er nicht mehr in Wahrheit ein Poet.

VIII.

Abſcheuliche Mordballaden,
Die dünken euch baß gerathen;
Es iſt der Poeſie
Erlaubt, bis über's Knie
Barbariſch in Blut zu waden;
Dadurch wird euer zartes
Gewiſſen nicht verletzt.
Lebendige Schönheitsſegen,
Entzückende Liebeshulden —
Wie erboßen euch die dagegen,
Wenn euch damit ein Dichter letzt!

IX.

Paul, der Papſt, ließ Michel Angelo's
Schilderei'n im vatikan'ſchen Schloß,
Die in ihrer Nacktheit allzu bloßen,
Züchtiglich bemalen und behoſen.
Nennſt du ſolche Hoſenkleckſerei
Eine Schmach und eine Barbarei? —
Rede ſacht und ohne viel zu toſen;
Schäme dich der eignen Polizei!
Sittſamkeit und Paul iſt einerlei.

X.

Nicht die ſchönen, nicht die holden,
Nicht die allbegehrten Frauen,
Nein, die häßlichen, die Allen
Widerwärtig anzuſchauen,
Sind die edlen Tugendmuſter.
Und warum? Sie machen alſo,
Haſſend Alles, was der Sitte
Widerſpricht, bis in den Tod,
Eine Tugend aus der Noth.

XI.

Ueberall iſt Chriſtbeſcheer;
Glanz und Schimmer allumher —
Wehe dem, der da nicht blind!
Denn nur ſehen und nicht haben
Soll das arme Menſchenkind
Alle dieſe ſchönen Gaben.

XII[*]).

Sachſen, o du ſchönes Sachſen,
Wo die ſchönen Mädchen wachſen
Und ſich von den grünen Zweigen
Mildiglich zur Erde neigen!
Ei, da möcht' ich mich ergeh'n
Und die vollen Bäume ſeh'n!
Ei, da möcht' ich mich beglücken
Und die ſüßen Früchte pflücken! —

---

*) Ein Jugendgedicht, das wir als ſolches zu beurtheilen bitten.

Ach, es iſt doch keine Wacht,
Ach, es iſt doch keine Pacht,
Ach, es iſt doch nicht dabei
Kirch' und hohe Polizei?

XIII.

Jenes Auges ſchöner Strahl
Flammt ſo heiß und ſagt ſo viel,
Und es wäre meine Qual
Dort ſo gern an ihrem Ziel;
Doch die herbe Schranke bricht
Hüben nicht und drüben nicht.

Wehe, was die Welt regiert,
Iſt ſo feindlich wilder Art!

Dieſe harte Gottheit rührt
Keine Flamme tief und zart;
Ihr zum Opfer allerwärts
Bricht das arme Menſchenherz.

Wird ſie wohl ohn' Ende ſich
Freuen ihrer Allgewalt?
Wird uns Armen ewiglich
Dräuen ihre Schreckgeſtalt;
Liebesſegen auf die Au'n
Nie gelinde niederthau'n?

Stürzte doch in dieſem Fall —
Ich begrüßt' es als ein Glück —

Dieſes hehre Weltenall
In die alte Nacht zurück!
Stürbe mit der Sonne Strahl
Unbegrenzte Menſchenqual!

XIV.

Ein Phänomen, ein wunderliches, iſt,
Das mir ein nicht gering Bedenken ſchafft.
Ich ſehe nämlich, daß man tugendhaft
Und doch nicht gut; ich ſehe, daß man gut
Und doch nicht tugendhaft zu ſein vermag.
Nun fragt es ſich: Wird Tugend ohne Güte
Mit Recht gerühmt? Und iſt die Güte nicht
Auch ohne das, was man als Tugend ehrt,
Schön, edel und von göttlich-hohem Werth?

XV.

– – – – Sitte benennt ihr,
Das Unſittliche all, was nur gemeiner Gebrauch

Aus
Glasbrenner's und Sander's Xenien der Gegenwart.

Mädchenhände —
O wie ſittlich!
O wie nobel! —
Sind — Verſteigerungsgegenſtände.
Es erbeutet ſie der Mann,
Der am meiſten bieten kann.

XVI.

Das Weib in unſrer ſittlichen Welt
Iſt nicht Perſon, es iſt nur Waare.
Die wird gekauft; den Kauf ſodann
Segnet der Prieſter am Altare.

XVII.

„Wär' nicht der Ehe ſittlich Inſtitut,
Nähm' es uns nicht in ſeine ſtrenge Hut,
Wie gräuelhaft ging's auf der Erde zu!
Der Menſch, ſo frank und frei,
Er wäre dann nichts Beſſeres, als ein Thier,
Das, ohne Kirch' und ohne Polizei,
Nur immerdar, was ihm gelüſtet, thut.“ —
O wär' er es! Wär' er nichts Schlimmeres!
Wär' er ſo rein von Falſchheit, Heuchelei
Und ſcheußlicher, verkaufter Unnatur,

Wie das Gethier im Wald und auf der Flur!
Wär' jeder Ehebund
In menſchlicher Sitte Reich
Dem Bündniß eines Taubenpaares gleich!

XVIII.

„Sie brennen in hellen Flammen
Und können ſich nicht laſſen.“ —
So gebt ſie nur zuſammen!
Sie werden ſich ſchon haſſen.

XIX.

Nein, nimmermehr erzwingt
Der Menſch das Ideal.
Nur durch ein Wunderwerk,
Das die Natur vollbringt,
Die göttliche, wird es real.

XX.

Wohl kann die Hand der Liebe winden
Ein Band, das keine Zeit zerbricht;
Doch ſie, die freie Göttin, binden,
Das können Hand und Schwüre nicht.

Sie ſpottet aller Weltgewalten,
Sie wohnt und weilt, wo's ihr gefällt;
Und will man ihr den Fittig halten,
Entſchwingt ſie ſich zum Sternenzelt.

XXI.

Ihr ſchaudert immer und immer
Nur vor der Anarchie,
Vor falſcher und heilloſer Ordnung nie,
Und die — die iſt doch noch unendlich ſchlimmer.

XXII.

Iſt in der Welt ein Kampf entfacht,
Wie jammern, um ihre Ruh' gebracht,
Dieſe Philiſterſeelen!
Sie beten um Frieden Tag und Nacht,
Um, von der Polizei bewacht,
In Ruh' und Frieden einander ſacht
Bis auf das Blut zu quälen.

XXIII.

Die Sünde zu verleiden
Dem Menſchen, ein Mittel weiß ich:
Man wehre ſie ihm nicht;
Man mache ſie ihm zur Pflicht!
Dann eifert ohne Zweifel
Ein Jeder, ſie zu meiden;
Dann ſicherlich bekommt
Selbſt die frivolſte Jugend
Geſchmack an Tugend.

XXIV.

Der Ernſt der Religion
Und Sitte gilt allein
Der untern Region;
Die muß geknebelt ſein;
Die hoh' und höchſte Welt,
Die thut — wer ſtraft es? — was ihr wohlgefällt

XXV.

Sie hat ihm Alles hingeopfert,
Und wurde nicht zur Frau genommen.
Ein Gräuel dieſen keuſchen Frauen,
Ein Abſcheu iſt ſie dieſen frommen.

Denn dieſe ließen ſich in Kirchen
Verkünden erſt und dann auch trauen;
An ſolchen herrlichen Exempeln
Mag ſich die ganze Welt erbauen.

Von Liebe war da nicht die Rede;
Sie wollten nichts, als einen Gatten,
Und wählten unter Denen, welche
Geld, Güter, Aemter, Titel hatten.

XXVI.

Ein köſtliches Juwel,
Es wird, ob über ſeinen Wunderſchein
Sich auch ein dunkler Erdenſtaub gelegt,
Doch nimmermehr verächtlich und gemein.
Nie aber, ob vom Staube noch ſo rein,
Wird zum Juwel unedeles Geſtein.
Ob Andere mit ihrer armen, kahlen,
Reizloſen Reine prahlen —
Der Preis iſt dennoch dein;
Du biſt der Edelſtein,
Du wirſt ſie ewig glänzend überſtrahlen.

XXVII.

Der holden Betty, dem lieben Kindchen,
Drückt' ich auf's allerliebſte Mündchen
Noch einen herzigen Abſchiedskuß.
Komm ich einmal nach Jahren wieder
Und wölbte ſich indeß ihr Mieder,
Da wär' es erſt ein Hochgenuß!
Dann aber iſt's nicht mehr gelitten,
Und ſie, ſie muß es ſich verbitten;
So abgeſchmackt ſind unſre Sitten.

XXVIII.

Wogegen Alle toben,
Drauf ſchielen Alle lüſtern hin;
Die Tugend, die ſie loben,
Dünkt Keinem ein Rechtgewinn.

XXIX.

O dieſe prüde, heuchleriſche Brut!
Mich täuſcht ſie nicht, ich kenne ſie zu gut.
Im Aug' der Welt, da iſt ſie auf der Hut,
Da ſchmückt ſie ſich mit einem Heiligenſchein,
Frech insgeheim und ohne Maß gemein.

XXX.

Puppentheater erfreut mich baß,
Der Tod tritt auf und ſchaut ſo graß:
Hanswurſt hat keinen Reſpekt davor:
Er übt an ihm nur ſeinen Witz.
Und ſteigt aus ſeinem Höllenſitz
Der grimmige Teufel ſelbſt empor —
Er wird von ihm ganz ungenirt
Mit den allerſchönſten Prügeln traktirt.
Für den Humor giebt's keine Schrecken.

XXXI.

Nicht die Moral des Pfaffen und Pedanten,
So breit ſie ſich mit ihrem Quarke macht,
Bewahrt vor dem Verſunken in's Gemeine;
Geſchmack und Bildung, dieſe ſind's alleine,
Die das vermögen. Alles Andre wird
Durch der Begierden ungezähmte Macht
Allüberall auf's ſchmählichſte zu Schanden.

XXXII.

Schon ſank die Nacht; es dämmert auf den Straßen;
Ich ſtrich vor einer zarten, zierlichen
Geſtalt vorbei; ich wandte mich im Gehen
Zurück nach ihr; es wandte ſich auch ſie,
Sah mich dabei ſo ſcharf, ſo leuchtend an,
Daß es die Dunkel wunderbar durchblitzte.
Es war nur ein Moment, ich hatte ſie
Niemals geſeh'n und ſah ſie niemals wieder;
Doch nie vergeſſen hab' ich, werde nie
Vergeſſen dieſes Auge, dieſen Blick.

XXXIII.

Hebräerin, ſo ſchlank,
Beweglich und geſchmeidig,
So morgenhell, ſo friſch
Von Angeſicht und Weſen,
So ſchmuck dazu, ſo bunt,
Wie eine ſchöne Schlange!
Ich liebe dich, wiewohl
Fremdartige Züge dich
Dem Auge ſchnell verrathen.

Komm, küſſe mich geſchwind!
Gern dir zu Füßen leg' ich
All meinen Chriſtendünkel,
Du ſüßes Judenkind!

XXXIV.

Kaum ſchlich ſie ſich
In die grünen Büſche
Vom widerlich
Umſeſſenen Tiſche,
Kaum preßt' ich heran
In glühender Eile
Das ſchlanke Leibchen
An's pochende Herz;
Kaum ſaugt' ich ihr
Von zärtlich entgegen
Gehobener Lippe

Die Honiglippe —
Da rief — o Schmerz! —
Die ſuchende Mutter,
Und es entwand
Sich meinem Arme
Die holde Kleine
Voll Angſt und ſchwand.

Du alte, böſe,
Verdammte Hexe!
Hätt' ich nur Augen
Für dich alleine,
Hätt' ich nur Sinne
Für dich und deine
Verbuhlten Triebe,
Du zürneteſt

Ob meiner Minne,
Der noch ſo kühnen,
Nur höchſt gelind.
Doch nun verfolgſt du
Mit Eiferſuchten,
Mit heiligen Mienen
Und frommen Zuchten —
Wer darf ſie tadeln? —
Mich und das liebe,
Verliebte Kind.

XXXV.

Gehüllet in ein Leichentuch
Bewegt ſich her zu mir
Ein grauenhafter Nachtbeſuch
Durch's ländliche Revier.

Ich ſpähe zu meinem Fenſter aus,
Ich ſehe den Wächter flieh'n;
Da kommt es unten an mein Haus,
Und ich erwart' es kühn.

Ich ſpute mich ſogar hinab
Und öff'ne meine Thür'.
Das bleiche Schreckniß aus dem Grab
Ein Engel ſcheint es mir.

Ein liebes, ſüßes Engelein
Aus goldenem Aetherland;
Und traulich in's Gemach hinein
Geleit' ich's an der Hand.

Entſchleier' es bei'm Kerzenſchein;
Da ſtürzt — o welche Luſt! —
Ein roſenholdes Mägdelein
Mir jauchzend an die Bruſt.

XXXVI.

Das Leben iſt, urtheilſt du nach dem Schein,
Des ſchleppend-Unromantiſchen, Gemeinen,
Proſaiſchen in alle Wege voll.
Doch wirfſt du einen tiefern Blick hinein,
Viel wunderlicher wird es dir erſcheinen,
Als ein Roman, und ſei er noch ſo toll.

XXXVII.

„O welche ſchwüle, dumpfe Qual!
So voll von Menſchen iſt der Saal.“

Mir, Liebchen, iſt er menſchenleer;
Auch fühl’ ich keinerlei Beſchwer.

Ich ſehe dich nur, dich allein;
Und da, wo du, iſt gut zu ſein;

Da füllt die Bruſt zu aller Zeit
Nur Friede, Freude, Seligkeit.

XXXVIII.

Ja, ja, die Sonntag ſingt recht ſchön; doch ſchöner,
Unendlich ſchöner ſingen deine Augen.
Du ſtaunſt, du fragſt: „Wie können Augen ſingen?“
Allein ſo iſt es wirklich; Augen giebt es,
In denen iſt Muſik, und dieſe hier,
Sind ganz Muſik, ſind ganz Geſang. Wie manch
Entzückend Lied vernehm' ich hier heraus,
Wenn ſie ſo groß, ſo rein, ſo ſeelentief
Mich an mit ihrem feuchten Glanze ſeh'n!
Drum wenn ſie mir einmal zu lange ſchweigen,
Wenn dich ein leer Gekos mit Andern feſſelt,

Und ich nach ihrem Wonn' und Wunderſtrahle,
Dem einzigen Troſte meines armen Herzens,
Mit allzu ſchmerzlicher Begier verlange,
So will ich nicht mehr flüſtern, wie vordem:
„O ſieh mich an!“ will fleh'n:
„O ſinge, ſinge! Meine Seele lechzt
Nach einem Lied.“ Und du wirſt mich verſteh'n.

XXXIX.

Was dieſe läſtern, glaub' es nicht!
Die wahrhaft Schlechten und Frivolen,
Die, mußt du wiſſen, ſprechen nicht
So ungeſcheut und unverhohlen
Ihr Weſen aus; die zeigen nicht,
Wie ich, zum Aerger und zum Schrecke
Der Prüderie und Frömmelei,
So ohne Maske frank und frei
Ihr Angeſicht —
Die ſpielen unter der Decke.

XL.

O reiche deine Lippe!
Sie macht mich Kranken heil.
Wenn ich Entzückung nippe
Von dieſer Engelslippe,
So hat an mir die Hippe
Des Todes keinen Theil.
O reiche deine Lippe!
Sie macht mich Kranken heil.

XLI.

Welch eine Nacht! Im Teiche die dunkle Fluth,
Sie wird vom Monde, der
Vollprangend heraufgeſtiegen,
In lauteres Gold verkehrt.
Da tauchet der weiße Schwan,
Der durch die Feuchte wallet,
Das ſtolze Haupt hinein,
Iſt meiner Lieb' ein wunderſchönes Bild.
Denn alſo bad' auch ich
Mit jedem meiner Sinne
In deinem Schönheitsſtrahl.

In dieſem Abglanz überirdiſcher Minne,
In dieſer reinen, reichen Gottesſpur,
Die ſich zu unſerem Heile
Herabgeſenkt aus ihrem Aetherſaal
Und ſich vermählt dem Stoffe,
Dem dunkelen, der irdiſchen Natur.

XLII.

Unſäglich iſt die Wonne —
Und o, wie ich begehre,
Daß ſie mir werden möge! —
Dein Angeſicht zu ſchauen,
An deinem Mund zu hangen,
Verſtrickt zu ſein in deiner Arme Band.
Doch glaube mir, es wäre
Mir ganz dieſelbe Wolluſt,
Zu geh'n und deinethalben
Den bittern Tod zu leiden,
Zu bluten unter'm Beile,
Zu lodern in der Flamme heißem Brand.

XLIII.

O du, die mir ſo minniglich den Tag verſchönt!
Entfremdet allen andern Frauen haſt du mich;
Doch auch mit allen haſt du, mit dem ſämmtlichen
Geſchlechte, dem ich grollte, friedlichſt ausgeſöhnt.

XLIV.

So manche zarte Kette bricht entzwei;
So manche ließ auch meine Seele frei.
Doch nie verläßt mich das Gefühl, daß dort
An jenem Herzen meine Heimath sei.

XLV.

Will es zu tief in deiner Seele nachten,
Durchſchauert dich der Trennung herbe Qual —
Denk' an die Stunden, die wir ſüß verbrachten,
Süß, wie in Gottes ew'gem Wonneſaal!

Die Welt verſenkt uns in ein Meer von Grämen,
Verſagt der Sehnſucht jede Sänftigung;
Doch *einen* Himmel kann ſie uns nicht nehmen:
Den ſchönen Himmel der Erinnerung.

XLVI.

Ein Kuß, wie ihn vielleicht
Noch nie ein Weib gegeben,
Noch nie ein Mann empfangen;
Ein Kuß, in dem mich deine tiefſte Seele,
In dem die Liebe ſelbſt, die himmliſche,
Der ewigen Verſöhnung und Vergebung
Herabgeneigte gnadenreiche Macht,
In dem mich Gott geküßt durch deinen Mund;
Ein Kuß, ein einziger,
Nach all den ungezählten
Der glühendſten und wonnevollſten Art,
Die wir in alter, ſeliger Zeit getauſcht,

Gegeben Jahre lang
Nach jenem wunderſchönen, wunderzarten,
Der unſern Bund zuerſt geweiht, und doch
Noch ſüßer, tröſtlicher, beglückender,
Noch reiner und noch heiliger zugleich;
Ein Weihekuß, ein neuer, doppelthehrer,
Der einer neuen, doppeltſchönen Liebe
Grund und Beginn — ein ſolcher
Gab mir den Frieden wieder, welchen ich
Nie mehr gehofft zu finden auf der Erde;
Gab mich dem Leben, welchem ich geflucht,
Der Liebe mich, die ich gehaßt, zurück.
Ihn werd' ich endelos,
So lang ſie mein, auf dieſen Lippen fühlen,
Ihn noch tief-innerlichſt
In meiner Seele fühlen, wenn ich einſt

Zurückgekehrt in meinen Heimath-Aether
Und Eins geworden bin
Mit jener göttlich-allgemeinen Seele,
Die mir ihn gab durch dich, das lebenvollſte,
Das lieblichſte, holdſeligſte Gefäß,
Das ſeelenhaft verklärteſte, worein
Sich ihrer Hulden ungemeſſ'ne Fülle,
Sich ihrer höchſten, reinſten Segnungen
Und Seligkeiten heiliger Born ergoß.

XLVII.

O dieſen Weibekuß,
Vergiß auch du ihn nicht;
Vergiß ihn nimmermehr,
So lang du wandelſt in der Sonne Licht!

Vergäßeſt du ihn je —
Mit wildverwirrtem Sinn
Weib, Liebe, Welt und Sein
Verfluchend ſänk' ich in die Grube hin.

XLVIII.

Man ſagt, du ſeieſt allzu ſanft und gut:
Du ſeiſt zu eignem, allzu großem Schaden
Dich ſelbſt verläugnend und vergeſſend — welch
Ein ſchöner Fehl! Leg' ihn nicht ab, ich bitte:
Denn nichts vermöchte dich ſo hoch zu adeln.
Bleib', wie du biſt und beſſere dich nicht!
Wenn es geſchähe, würden ſicherlich
Es jene ſelbſt bedauern, die dich tadeln.

XLIX.

An dieſem Weib iſt Alles königlich,
Voll edler, über alles
Gemeine hoch erhabner Grazie.
Auf ſchöngewölbter Stirne,
Im klaren, offnen, herrlich-blauen Auge
Thront ein ſo ſouverainer
Geiſt und Verſtand — und doch
Iſt Alles ſo unendlich ſanft und mild
Und gütevoll, daß Nichts erſchreckt und Nichts

Entfremdet und entfernt, und daß man ſich
So traulich und ſo heimiſch hier befindet,
Wie bei dem Nächſten und Verwandteſten,
Mit welchem uns Natur und Herz verbindet.

L.

Ich ſahe deiner Jugend Roſenflor;
Seitdem — wie viele Jahre ſind geſchwunden;
Wie vielem Schönen iſt der Preis entwunden;
Und du -- du ſtehſt im Glanze, wie zuvor!

Biſt du allein in der Lebend'gen Chor
Vom Looſe der Vergänglichkeit entbunden?
Wie darfſt du ſolch ein Götterrecht bekunden?
Was hält dich über dem Ruin empor?

Die Reize deines Innern, irr' ich nicht,
Die ewigen, begründen dieſe Blüthe,
Die gleich erhaben über'm Zeitgericht.

Dein ganzes Sein iſt Liebe nur und Licht,
Und überirdiſch ſchön, wie dein Gemüthe,
Bleibt dir Geſtalt, Bewegung, Angeſicht.

LI.

Sorge nicht, verkannt zu ſein;
Nicht bemüht,
Dich vor mir zu reinigen
Von erdichtetem Makel ſei!
Ganz ja kennet dich dein Freund,
Himmliſches Weſen, er iſt gewiß,
Daß dein Denken, daß dein Thun
Immer gut und immer wahr,
Daß unmöglich ganz und gar
Sind für dich
Fehle, wie ſie Andre fehlen.

Ob dich auch ein Schein verklage,
Nie getrübt
Iſt in mir
Das Bewußtſein deines Adels,
Deiner hehren Seelenſchöne,
Nie in mir
Keimet dir ein leiſer Keim des Tadels.

LII.

In ein Exemplar des Haſis.

Was zu edler Weiblichkeit
Hohen Ehren hier erklungen,
Was am zarteſten gelungen,
Aus der tiefſten Bruſt gedrungen,
Mit dem ſchönſten Sinn erfreut —
Iſt, ſo fremd es auch erſcheine,
Holde Freundin, auch das Deine:
Sieh es an als Dir geſungen!
Nimm es hin als Dir geweiht!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite
Käthchen 11
Alma 15
Fanchen 21
Roſa 25
Elmire 59
Lodoiſka 79
Heliodora 87
Adele 103
Stella 165

Anhang.

Zerſtreute Blätter. Eigen und fremd . . . 201

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Frauenbilder

und

Huldigungen.

Von

G. Fr. Daumer.

Zweites Bändchen.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Frauenbilder
und
Huldigungen.

Ich bin ein Menſch und will es ſein.

Charles Lindley.

Die Natur des Menſchen exiſtirt nur in dem Gegenſatze von Ich und Du, von Mann und Weib.

L. Feuerbach.

Es iſt Keiner ſo geiſtlich, der ſolche angeborne Neigung und Liebe nicht fühlte; denn es iſt ein groß Ding um das Bündniß und die Gemeinſchaft von Mann und Weib.

Luther.

Marie

und

Veronika.

Das Feuer brennt, o Mutter,
Die Liebe noch viel mehr.
Das Feuer kann man löſchen,
Die Liebe nimmermehr.

Altes Lied.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

„Marie," ſpricht die Alte,
„Wer mir die Tochter ſteifet,
Die buhleriſche Dirne,
Das biſt vor Allen du.
Komm, laß dich unterſuchen!
Trägſt ohne Zweifel wieder
Ihr ſo ein Briefchen zu."

Der ſtrengen Unterſuchung
Beut ſich Marie kecklich;
In Taſche wird und Buſen
Verdächtig eingegriffen;

Was wird darin gefunden?
Ein Taſchentuch, ein Hemdchen,
Zwei junge, runde Brüſtchen —
Da hat die Alte Ruh';
Doch jene trägt, die Schlaue,
Das Brieſchen in dem Schuh.

II.

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora.
Ovid.

Wie iſt der Menſch
So arm und ſchwach!
Ach, Schätzchen!
Ach, könnt' ich mich
Verwandeln in ein Kätzchen,
Das dem geliebten deinen gleich,
Und alſo auf erhab'nem Dach
Hinwandeln ſchräg
Den luftigen Weg

Und ſachte, ſacht
Hinein zu deinem Hauſe ſpringen,
Hinab zu deiner Klauſe dringen,
Zu deiner Pforten
In ſtiller Nacht,
Wer wäre, wie ich,
An Wonne reich!
Denn ſtünd' ich dorten —
Ein ſanft Miau
Verkündete mich,
Und freudiglich,
Mir aufzuſchließen,
Erhübſt du dich.
Ich träte hinein
Mit kochender Ader —
Noch wär' ich ein Kater —

Spräng' alſofort
Auf deinen Schooß
Und wäre jeder Gene bloß.
Ich ließe mich ſtreicheln,
Ich ließe mir ſchmeicheln;
Ich ſchnurrte ſo fröhlich,
Ich gurrte ſo ſelig,
Jedwede Labe
Noch ſüßerer Art
Vorausgenießend
In ſicherer Habe.
Mit einem Male
Der Hülle los —
An deinem Halſe hing dein Knabe.

III.

Was blickſt du mich ſo ſchelmiſch an,
Und doch ſo ſüß und weich?
Du haſt wohl etwas auf dem Plan,
Was an Entzücken reich. —

„Wohl hab' ich etwas auf dem Plan:
Du haſt ja keine Ruh'.
Mein Pförtchen, es iſt aufgethan
Für einen Schelm, wie du.

Entfernt hab' ich gar liſtiglich
  All, was da wehrt und wacht,
Und ohne Schaden nahſt du dich
  In ſtiller, öder Nacht.

Ich harre dein, ich leite dich
  In's trauliche Gemach;
Und da, da ſtirbt, da wandelt ſich
  In Jubel unſer Ach."

Flora.

Vergängliches Glück! Schon morgen klirrt
Die Sichel über die Saaten.
Der holde Lenz verwelken wird,
Das Weib wird mich verrathen.

Heine.

I.

Nox erat et coelo fulgebat luna sereno
Inter minora sidera,
Cum tu, magnorum numen laesura deorum
In verba jurabas mea.
Horaz.

Ich wußte lang, daß Schwüre
Die dünnſten aller Schnüre;
Allein die Liebe läßt es nicht,
Sie bindet ſich an Eid und Pflicht. —

Wir küßten uns im Dunkeln,
Bei ewiger Sterne Funkeln:
„Wie dieſer Sterne goldner Schein,
Soll ewig unſre Liebe ſein.“

Doch kaum, daß ſich nach oben
Die frommen Blicke hoben,
Da fiel ein Stern, da zog den Schweif
Ein heller, raſcher Feuerſtreif.

Bang war ich und erſchrocken;
Der Eid gerieth in's Stocken.
Die Sterne wußten gut Beſcheid
Um's falſche Herz der ſchönen Maid.

II.

Es bleiben alle ſchönen Triebe
Stets heilig und ſtets theuer mir.
Ich liebe nicht mehr dich; ich liebe
Nur meine Liebe noch zu dir.

Ich ſehe dich, ſo oft ich kann
Und labe mich an dir;
Ich ſchaue dich im Stillen an
Und ſauge deine Zier.

Doch wähne nicht, der alte Drang,
Die alte Liebe ſei's,
Es halte mich der alte Zwang
In deinem Zauberkreis!

Der goldnen Tage denk' ich nur,
Der Tage, die verſtiebt,
Wo ich das hohe Glück erfuhr,
Das uns die Liebe giebt.

Und du, du gleichſt ſo ganz und gar
Ihr, der ich einſt geglüht;
So blickte ſie, ſo ſüß und klar
Hat all ihr Reiz geblüht.

Und das erneut ſie, jene Luſt,
Die mir ſo jäh entſchwand;
All zu empfinden meint die Bruſt,
Was ſie vordem empfand.

Es iſt nur eines Traumes Schein,
Nur ihn entſchöpf' ich dir;
Ich bin dabei, ach, ſo allein,
So ganz allein mit mir!

Und alſo laß mich immer ſteh'n
Und fröhnen einem Wahn!
All dieſe heißen Blicke geh'n
Dich ſelber gar nichts an.

◆

Agnes.

O ſteigt aus eurer Gruft empor
Gebrochne Herzen ohne Zahl,
Gebrochen an der Liebe Qual,
Ein myriadenſtimm'ger Chor!
O kommt und ruft ihn in die Schranken,
Klagt an den Wahnſinn dieſer Erde,
Bis frei, wie unſere Gedanken,
Bis göttlich - frei die Liebe werde!

Gottſchall.

I.

„Ach, preſſe nicht ſo feſte!
Das geht durch Mark und Bein,
Das könnte mir zum Tode ſein —
Und muß ich denn nicht leben
Für den Verlobten mein?“

Und wie ſie dieſes ſagte,
Da ſtieg mit rother Gluth
In's bleiche Geſicht ihr kochend Blut.
Drauf in der Nacht, da ward ihr
So weh, ſo weh zu Muth.

Und ihrer Bruſt, der kranken,
Entquoll ein Strom ſo roth;
Das war die heiße Liebesnoth,
Die brach aus ihren Schranken
Und blutete ſich zu todt.

II.

Bei Nacht und Nebel gruben ſie dich ein;
Dann ſtieg die Sonn' und gab den alten Schein.
An jenem Tage ziemte nur das Weinen.
O Sonne, ſchäme dich! Du konnteſt ſcheinen.

III.

Das iſt der alte Höllenzwang;
Es kann die Geiſter zwingen,
Wer dieſe dunkeln Künſte weiß;
Die Nacht ſo ſtill, mein Trieb ſo heiß —
Nun muß es mir gelingen.

Ich murmele den Zauberſpruch;
Es brennt das magiſche Feuer.
Da, ſiehe, ſteht ſie vor mir da,
So wie ich ſie im Sarge ſah,
Die Todte, die mir theuer.

Komm, komm, o Lieb, und ſäume nicht;
Kann mich dein Arm umfangen —
Und ſollt' es auch zum Tode ſein,
In Tod und Leben bin ich dein;
Ich will davor nicht bangen.

Sie ſchlingt um mich den Geiſterarm,
Küßt mir den Mund, die Bleiche.
Da ſterb' ich hin in Schmerz und Luſt,
Da ſtockt das Herz in meiner Bruſt,
Da bin ich eine Leiche. —

Die Sonne hat mir dieſen Traum,
Die ſteigende, vertrieben,
Mich neu geſtürzt in Lebenoth,
Der ich ſo gern in Nacht und Tod
Bei meinem Lieb geblieben.

Regina.

Wahre Königin iſt nur des Weibes
weibliche Schönheit.

Schiller.

Du wandelſt eine Dienerin,
Und ſcheineſt eine Königin;
Dich eine Herrin ſchuf Natur,
Die Uebrigen zu Sklaven nur.

Wär' ich ein Herrſcher reich und groß,
So fiele dir ein andres Loos,
So würde jede hohe Zier,
Der Purpur und die Krone dir.

Nun, da ich ohne Reich und Rang,
So töne dir ein Preisgeſang;
So heb' ein Kranz von Dichterhand
Dich in den höchſten Adelſtand!

Zur

Vergleichung.

Der Geiſt der Poeſie, er iſt der Eine
Allüberall. Das Meine, wie das Deine,
Es iſt zuletzt doch immer nur das Seine.
Ein Plagiat, urtheilſt du nach dem Scheine,
Wirſt du bald da, bald dort zu ſehen glauben;
Allein es offenbart der freie, reine,
Der Genius ſich nur, der allgemeine,
Der nicht zu plündern braucht und nicht zu rauben.

I.

Schottiſch.

Ich zog auf einer Straße hin,
Da ſah ich eine Wallerin;
So zarte Wonne ſah ich nie —
Doch ohne Schuhe wallte ſie.

Für ſolche Füße, Gott, wie hart,
Wie rauh der Grund der Erde ſtarrt!
Ich hüllte ſie, hätt' ich die Macht,
In adelige, ſeidne Pracht;

In würdige Hut, hätt' ich Gewalt,
Empfinge dieſe Huldgeſtalt
Und rollte ſie von Ort zu Ort
Die prächtige Karoſſe fort.

O Haargelock von Golde klar!
O ſternenhelles Augenpaar!
Es nachte das geſammte Sein —
Hell taget dieſer Wunderſchein.

Dich hat Natur, o Wallerin,
Geſchaffen eine Königin;
Die Krone nur von Menſchenhand,
Fehlt, Mally, deinem Adelſtand.

39

Ach, daß ich armer Leute Sohn,
Mir eigen nicht ein Fürſtenthron;
Daß ich zu deiner Schöne Preis
Ein Liedchen nur zu ſpenden weiß!

II.

Altdeutſch.

Ich ritt einmal im Morgenſchein
Durch grüne Büſch' und Bäume hin,
Da ſah ich knie'n ein Mägdelein,
Das war geſchaffen, Geiſt und Sinn
Auf ewig hinzurauben
Durch ihre zarte Pracht;
Waldbeeren abzuklauben,
War ihre Hand bedacht.

O hätt' ich Ehr' und Gut und Geld!
Ich legt' es all zu Füßen ihr;
Ich hüllte ſie vor aller Welt
In prächtiger Gewande Zier.
So aber bin ich leider
Ein Weſen ohne Werth,
Ein flüchtig-armer Reiter,
Der ſich vom Raube nährt.

Diana.

Der Menſch entkommt dem Menſchen nicht.
Byron.

I.

„Wohl ſchlaf' ich einſam und allein;
Doch nehm' ich in mein Kämmerlein
Zwei Hunde mit, die wachen gut.“ —
So lange, Kind, in deinem Blut
Unaufgewühlt die eigne Gluth,
Bau' immerhin auf jene Hut!
Doch ſollte dir gefangen ſein
Das eigne zarte Herzelein —
Trotz deiner Hunde Geiferwuth,
In deine Zelle wohlgemuth
Steigt der geliebte Räuber ein.

II.

Du willſt mir wohl, liebſt mich vielleicht ſogar,
Und thuſt mir immer weh. Denn wenn du dich
Von mir entfernſt, ſo ſchwimmt mein Herz in Blut;
Und biſt du nah, biſt freundlich, hold und gut,
So nährſt du mir die hoffnungsloſe Gluth.

III.

Es küſſen ſich die Sterne
Im himmliſchen Azur;
Es küſſen ſich, wie gerne!
Die Blümchen auf der Flur.

Es üben alle Weſen
In freier Seligkeit,
Wozu ſie Gott erleſen
In urbeglückter Zeit.

Doch welch ein hart Verzichten
Zerreißt nur ein Geſchlecht!
Du hältſt, o Kind, zu flüchten
Vor meinem Mund für recht?

Ach denke doch, du glühteſt
Ein Sternchen im Azur!
Ach denke doch, du blühteſt
Ein Blümchen auf der Flur!

Ja denke dir, es wäre
Noch immer hell und ſüß
Die Welt mit ihrer Schwere
Das alte Paradies!

Vergiß ſie, jene Trübe,
  Nur einen Augenblick!
Und bebe nichts, als Liebe,
  Und fühle nichts, als Glück!

IV.

„Die Winde weh'n ſo ſchauerlich,
Und dir erſtarrt das Blut;
Mein Mantel aber nähm' auch dich
In ſeine ſichre Hut.

Die Noth, du weißt ja, liebes Kind!
Die Noth hat kein Gebot.
Was kannſt du denn für Froſt und Wind?
Komm, komm! Es dringt die Noth. —

Nun, ſiehſt du, ruh'n wir warm und lind,
Nun ruh'n wir Beide gut.
Und, ach, in dieſem kalten Wind
Rollt nur zu heiß mein Blut.“

Die letzten Worte dacht' ich nur,
Und hielt den Laut zurück;
Und wie ich ſo im Herbſte fuhr,
Ward mir ein Frühlingsglück.

◆

Lulu.

Es iſt ein eignes Genre —
In ſeiner Art mag gelten
All was da reizend iſt
Und ohne böſe Liſt;
Wir wollen es nicht ſchelten.

I.

„Nicht auf den Himmel hoffe,
Du allzu diſſolute,
Frivole, kleine Dirne!
Zur Hölle mußt du wandern
Tief, tief hinab.“ — „O nein!
Denn blinzel’ ich den Herrgott
So an mit meinen ſchwarzen,
Verführeriſchen Augen —
Er läßt mich ein.“

II.

Den heißen Höllenſchlund im Blick,
Noch immer nicht den Muth verliert ſie.
Verſuchend ihr gewöhntes Glück,
Selbſt mit dem Herrgott kokettirt ſie.

Felicitas.

Es iſt kein köſtlicher Ding, als Frauenliebe, wem ſie mag zu Theil werden.

Luther.

Der Kreis der Erde ruht
Von Dämmerung umzogen;
Es peitſcht der Winde Wuth
Im See die dunklen Wogen;
Zerſtreute, ſchwache Blitze ſchickt
Manch niedres Hüttenlicht,
Und dort aus offnem Fenſter blickt
Ein himmliſches Geſicht.

Die dunkle Locke weht
Wild um die weiße Stirne;
Mit ſtarrem Auge ſteht
Weit ausgebeugt die Dirne,

Die halbbekleidet prächtige,
Und ſtöhnet in die Nacht;
Ihr Freund, der ſüße, nächtige,
Hat ihrer nicht gedacht. —

Er hätte nicht gedacht
So einzig hoher Wonnen?
Er hätte ſich durch Nacht
Und Sturm zu geh'n beſonnen? —
Dort dämmert eine Hochgeſtalt
Mit Mantel und mit Hut
Und eilt daher mit Schrittgewalt
Am Saum der wilden Fluth.

In dieſe ſprang hinein
Unlängſt ein armer Knabe;

Den trieb der Liebe Pein
Zu dieſem feuchten Grabe,
Der Liebe zu dem ſchönen Weib,
Das dort in Raſegluth
Entgegendrängt mit Seel' und Leib
Dem Waller an der Fluth. —

Sieh, was im Seee ſich
Hoch in die Lüfte recket!
Ein dunkler Schatten iſt's,
Der aus die Arme ſtrecket
Hin nach dem offnen Fenſterlein,
Wo ſich die Schöne zeigt,
Und wo zu ſeinem Lieb hinein
Ein ſeliger Buhle ſteigt.

Liane.

Du ſuchſt die Lieb' auf irrem Pfade
Vergebens in dem Drang der Welt;
Denn Lieb' iſt Wunder, Lieb' iſt Gnade.
Die wie der Thau vom Himmel fällt.

Geibel.

I.

Sahſt mich als einen Bekannten an,
Sprachſt mich als einen Verwandten an,
Und findeſt dich betrogen —
Entfliehe nicht! Es hat kein Wahn
Dein ahnend Herz belogen.
Denn, liebes Kind, du ſieheſt einen Dichter;
Und dem ſind alle lieblichen Geſichter
In tiefer Seele Grund bekannt,
Dem alle ſolche zarte Huldgeſtalten
Auf's innigſte verwandt.

II.

Die Phantaſie, ſo ſehr ſie
In's Ideale malt,
Realität zu Zeiten
Doch Alles überſtrahlt.

III.

Dies liebe Geſichtchen, es iſt
Das Zarteſte, was der Natur,
Der geiſterhaft geſteigerten, gelang.
Aus ſüßromantiſchem Mondenſchein,
Philomelenton und Roſenarom,
Aus jenem Lichte, Duft und Klang
Der ſommernächtlichen Blüthenflur,
Worin mit ihrem Elfenchor
Titania ſchwärmet und Oberon,
Hat ſie's gewoben und geformt:
Nicht reinſter Ausdruck nur der Seele ſcheint es;
Ganz, wie es iſt, ſo ſcheint es Seele nur.

IV.

Jeder geliebte Gegenſtand iſt der Mittelpunkt eines Paradieſes.

Novalis.

Welch wonnevoller Liebeshort
An manchem unſcheinbaren Ort;
Welch liebliche, lebend'ge Zier
In manchem ungeſchmückten Port —
Man läßt es ſich nicht träumen.
Vordem wenn ich durch dies Quartier,
Dies dürftige, dies öde, ſtrich,
Wie freudelos bedünkt' es mich;
Wie raſch von hinnen eilet' ich
Aus ſeinen engen Räumen!

Nun weiß ich einen Engel hier,
Und ſeliger erſcheint es mir,
Als eines Edens Luſtrevier
Mit ſeinen Lebensbäumen.

V.

Warum ſo trüb, mein liebes Kind,
Dein Auge ſo verweint?
„Es ſchien mir Einer wohlgeſinnt
Und hat es falſch gemeint.“

Und hat es Einer falſch gemeint
Mit dir, lieb Engelein,
Das konnte nur der böſe Feind,
Kein Menſch geweſen ſein.

VI.

Ach dieſe ſchönen Aeugelein
Umflore weinend nicht!
Laß wieder hell und heiter ſein
Dies wunderedle Licht,

Und ſtrahle ſeinen Zauberſchein,
Den lieblichen Azur,
Verſöhnend in mein Herz hinein,
Ach einmal, einmal nur!

So manche tiefe Wunde hier,
Geſchlagen vom Geſchick,
Aus dieſen Augen heilt ſie mir
Ein lichter Liebesblick.

VII.

Tief innen hier im Buſen
Iſt eine Wieg' aus Gold,
Darinne liegt und ſchlummert
Ein Kindelein ſo hold.

Ich heg' es und ich pfleg' es
Nach Mutterart ſo lind;
Mein Herz, das iſt die Wiege,
Und du das holde Kind.

VIII.

Man läutete zum Feſte;
Ich ging zur Kirche hin,
Nicht weil ich fromm geworden —
Ich wußte dich darin.

Mit Menſchen angefüllet
War das geweihte Haus;
Der Blick der Liebe fand dich
Doch wunderſchnell heraus.

Auch deines Auges Flamme
Begrüßte mich ſofort;
So ſpielet Amor lieblich
Selbſt an ſo düſterm Ort.

Es füllete die Räume
Ein hohler Predigtton;
Doch meine Seele faßte
Nicht einen Laut davon.

Es ſchwangen ſich Gebete
In's hohe Lichtrevier;
Mir war der Himmel näher;
Ich betete zu dir.

IX.

Jehova ſpricht, der eifrige, der ſchreckliche:
„Nicht ſollſt du haben andre Götter neben mir;
Nicht ſollſt du beten zu Idolen, ob ſie graß
Und gräulich oder lind und lieblich anzuſchau'n!“
Dagegen jener kleingeſtaltet heidniſche
Holdſelige, humane Gott; dem all verhaßt
So göttliche, wie menſchliche Tyrannenſchaft,
Wie völlig anders redet er! „Du bete mir,“
So zum Exempel lautet itzt ſein Wort zu mir,
„Dies wunderſchöne, wunderzarte Blümchen an;
Und all des Himmels und der Erde Glorien
Sei'n dir ein hohles, werthberaubtes Nichts ſofort!“

X.

Aus allen ihren Heiligthumen haben
Sie dich verbannt, du holder Gott!
Doch du biſt überall,
Wo Pulſe pochen und wo Buſen wallen,
Wo aus den Augen eine Seele leuchtet;
Biſt weit „allgegenwärtiger", und weit
„Allmächtiger", als irgend einer dieſer
Dir feindlichen Gottheiten, welchen ſie
Die Sklavenkniee beugen, treibſt ſogar

Im heiligen Schauer ihrer Tempelhallen
Mit ihren düſteren Tyrannenehren,
Mit ihren finſtern, fürchterlichen Lehren
Nur deinen ſtillen, ſüßen Spott.

XI.

Das ſind die ächten Götter,
Die leben und herrſchen in ihrer Kraft,
Der ewig ungebrochenen,
Auch abgeſchafft.
Wird man die eurigen einſt
Zu Grabe getragen haben,
Sie werden ewig todt ſein und begraben.

XII.

. . . . Die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern, die arglugen Schlangen, die unſchuldig zu lächeln wiſſen, wie Blumen, während ſie heimlich Verläumdung ziſchen und Gift ſpritzen in den Lebenskelch; die gleißenden Würmer mit weichen Worten:

Mel in ore, verba lactis,
Fel in corde, fraus in factis.

Heine.

Glaube du nicht, mein Kind,
Giftigem Frömmlergrimm!
Halte mich nicht für ſchlimm!
Meine Gebrechen, es ſind
Nur verzeihliche,
Meine Verbrechen, es ſind
Nicht abſcheuliche,

Sind ſo zarter Natur,
Sind poetiſche nur — und das ſind keine.
Jene Brut dagegen, die ſittenreine,
Rügend-eilige,
Richtend-gräuliche,
Himmelbläuliche,
Wunderheilige,
Lerne ſie kennen nur!
Keine Spur
Rechten Adels:
Niedrig iſt, ja teufliſch iſt Alles hier.
Glaube, geliebte Kleine,
Glaube du mir dies Eine:
Ich bin ein Menſch, und was ich immer fehle,
Nie kommt in meine Seele
Das Gemeine.

XIII.

Die Welt iſt voller Mirakel und Wunderwerke; aber weil ſie täglich geſchehen, ſo achtet man ihrer nicht.

Luther.

O Kind, wie ſehr verkennſt du mich!
Ich bin ein großer Glauber.
Ich glaube viel und feſtiglich
An Wunder und an Zauber.

Ich glaube, lieberauſch-beglückt,
An die Magie der Minne,
Mit der du mir das Herz berückt
Und Geiſt bethört und Sinne:

An alle Wunder der Natur,
Die unbegriffnen alle;
An dieſe holde Blüthenflur,
Dies goldne Saatgewalle;

An dieſe Sonne, die uns blickt,
Und dieſe ſchön're Leuchte,
Die ein ſo himmliſch Feuer ſchickt
Aus trunkner Liebesfeuchte.

Sein, Leben, Liebe, ſüßes Kind,
Sind das geringe Dinge?
Und wenn es ewig-große ſind —
Mein Glaub' iſt nicht geringe.

XIV.

Ohn' irgend einen Rechtgewinn
Schleppt Jahr ſich oft auf Jahr dahin;
Zu Zeiten aber fällt ein Glück,
Ein ungeahntes Wonneloos
Uns aus der Götter hohem Schooß
Herab in einem Augenblick.
So, Liebchen über Alles lieb!
Als dich ein Irrthum zu mir trieb.

XV.

Wie der da geigt, ſo könnt' ich's auch;
Dein Lied dazu, der ſüße Hauch
Von deinem Mund und deine Harfe —
Wir zögen mit einander fort
Und muſicirten hier und dort
Und ſammelten zum Nothbedarfe.

Reicht' eine ſolche Harfnerin
Den Leuten ihren Teller hin,
Sie wären alle wie geblendet;
Es würde wohl ſo zartem Reiz,
So holdem Aug' ohn' allen Geiz
Von noch ſo karger Hand geſpendet.

Und wäre ſo der Tag verbracht
Und dunkelte die ſtille Nacht,
Was harrten unſer für Gefühle!
Wir ſenkten uns auf unſer Stroh
Und neideten, ſo frei und froh,
Die Könige nicht um ihre Pfühle.

Sag' an, ob das nicht beſſer wär',
Als wenn ich ſitze trüb und ſchwer
Bei meinen alten Folianten;
Du dich mit deiner Nadel mühſt
Und jammervoll zuletzt verblühſt
Bei deinen alten, dummen Tanten?

XVI.

Die Zeit der Roſen iſt dahin;
Herbſtblumen nur erheben noch
Reizloſe Häupter. Andere
Zeitrechnung aber, als das Jahr,
Hat unſer Herz. Dem meinigen
Blickt ſeine ſchönſte Sonne juſt;
All ſeine Knoſpen brechen ihm
Vollprangend auf; ein ganzer Wald,
Ein blühender, ein glühender,
Von Roſen iſt mein Herz.

XVII.

Daß du verlaſſen biſt,
Daß ein Verräther dich in's Elend ſtieß,
Deß ſchämſt du dich? — O der
Hat ſich zu ſchämen, welcher dich verließ

XVIII.

Rachegeiſter, meinſt du,
Müßten ihn verfolgen,
Jenen allzu Schlechten,
Welcher ein ſo grauſam
Spiel mit dir getrieben —
Wiſſe, ſolch ein Schreckniß
Droht allein den Beſſern,
Wenn ſie ſich vergangen,
Ungetreu geworden
Ihrem edlern Selbſt.
Ueber ſie Gericht

Hält das eigene
Strafende Bewußtſein;
Ihr Gefühl,
Ihr Gewiſſen quält ſie;
Frei jedoch von dieſen innern Mächten
Iſt — wie wär' er es
Sonſten? — ein ſo reiner Böſewicht.

XIX.

Wie dies ſüße Glücke
Tilgt aus meiner Bruſt
Aller Lebenstücke
Widrigen Verſtimmungswuſt!

Weil ich ſelig liebe,
O wie rein geliebt! —
Jede letzte Trübe,
Jeder letzte Groll verſtiebt.

Was verhaßt und feindlich
Meinem tiefſten Sein,
Selber das blickt freundlich
In der Liebe Roſenſchein.

XX.

„Deinem Schritte folgt mein Schritt,
Denn das iſt der Liebe Brauch;
Wärſt du fromm, ich wär' es mit;
Da du gottlos, bin ich's auch.“

Daß du gottlos, ſage nicht!
Lieben iſt Religion,
Iſt der Frauen ganze Pflicht,
Iſt Verklärung, höchſte, ſchon.

Liebe fromm! Nicht frömmer iſt
Dein Gemüth zu aller Friſt;
Liebe gottlos für und für!
Gott erfüllt die Seele dir.

XXI.

Seele, liebende, flieh' die Welt! Sie ſchauet
Freudemordend dich an.

Stagnelius.

Deine Sehnſucht, liebes Kind,
Deine Zärtlichkeit verhehle!
Fürchterlich die Menſchen ſind,
Schwarzes Gift iſt ihre Seele.

Sprich, o ſprich kein Sterbewort;
Deines Auges Flamme zügle;
Selbſt an unbelauſchtem Ort
Deinen Himmelskuß beflügle!

Denn was Engel wohl und Gott
Sich ergötzen mag, zu ſehen,
Wird die Welt zu Hohn und Spott,
Wird dir's wenden zum Vergehen.

XXII.

Welche Knechtſchaft überall im Leben!
Welche Macht gegeben
Iſt ſogar dem Blödſinn
Und der Albernheit!
Und wie muß man ſich
Oft ſo ſchmählich beugen,
Oft ſo peinlich fügen,
Um zu koſten einmal
Einen Tropfen Glück und Seligkeit!

BIBLIOTHECA
REGIA

XXIII.

Mit zwei alten, dummen Vetteln
Muß ich meine Zeit verzetteln;
Denn ſie ſind die wilden Drachen,
Welche dieſen Hort bewachen.
Sollt' ich ihnen mißbehagen —
Aus dem Gärtchen, aus dem Stübchen,
Wo ich koſe mit dem Liebchen,
Würde mich ihr Groll verjagen.
O wie ſtark ſind Liebesſtricke!
O wie mächtig ſind ſie hier!

Gerne ja mit Höllenqualen
Würk' ich ein Paar Augenblicke
Traulichen Vereins mit ihr,
Die mein Himmel iſt, bezahlen.

XXIV.

Mit heiligen Marterbildern haben ſie
Die Wand geſchmückt, die alten Frömmlerinnen —
Mir ſonſten ein beleidigender Anblick
An jedem Orte, nur an dieſem nicht.
Denn hier iſt Alles reizend, Alles ſchön,
Da hier das lieblichſte der Weſen weilet.
Könnt' ich nur immer dieſe Wunden ſeh'n
Und ſie dazu, die meine Wunden heilet!

XXV.

Das Weib, es iſt der Blüthenduft des Seins,
Iſt das Arom, das, himmliſch-wundervoll,
Die irdiſche, gemeine Welt durchwürzt.
O komm und ſei ganz Weib!
O hülle mich ganz in deinen myſtiſchen,
In deinen magiſchen Violenduft;
Betäube mir damit die wache Seele;
Mach' Alles um mich her
Zu Traum und Zauber und erfülle mich
Mit mehr als menſchlicher Seligkeit Gefühl!

XXVI.

Du ſiehſt, du falſcher Freund, die Tyrannei,
Die zärtliche, die mich in Bande ſchlug,
Und weiheſt mir ein herzliches Bedauern.
Doch ich durchſchaue dich; es iſt der Neid,
Die Eiferſucht, die dein Gemüth erfüllt;
Du riſſeſt dieſe Kette gern entzwei;
Nicht aber, weil du mich bedauerſt, weil
Dir ihre Wucht ſo ſchwer zu tragen ſcheint —
Es iſt allein, weil du den eignen, die
Zu freien Hals darein verſchlingen möchteſt;

Du gäbeſt wohl ſogar den beſten Theil
Von deinen Schätzen, deinen Prachten hin,
So unterjocht und ſo gequält, wie ich,
Doch auch ſo wundervoll beglückt zu ſein.

XXVII.

Der Götze Tod iſt abgethan;
Wir beten nur das Leben an.
Aus einem neureligiöſen Kirchenlied.

Hier iſt ſie, meine Waldkapelle;
Komm, überſteige dies Geröll!
Wir dringen in die öde Zelle;
Da iſt es ſicher, iſt es ſtill. —

Sieh, Kind, in dieſen alten Mauern
Ward einſt die finſtre Macht verehrt,
Die Lieb' und Luſt in Haß und Trauern,
Lebendiges Sein in Tod verkehrt.

Nun mögen ſie, wie denn auf Erden
In ewigem Wechſel Alles kreiſt,
Geweiht durch unſre Wonne werden,
Zum Heiligthum dem guten Geiſt.

XXVIII.

Das friſche Laub, womit du dir
Das Haar bekränzt, es lockt die Geis;
Sie ſtrebt empor, ſie rauft daran,
Zieht es hinunter auf den Plan,
Die nichts von holder Anmuth Preis,
Die nur von ihrem Hunger weiß.
Ein Bild des Lebens ſeh' ich hier,
Des menſchlichen; denn das zerpflückt,
So roh, ſo plump, wie dieſes Thier,
Jedwede noch ſo ſchöne Zier,
Mit welcher uns die Liebe ſchmückt.

XXIX.

Wie die weiche Liane den Palmenſchaft,
Umſchlang mich ihre Leidenſchaft;
Da riß ſie mir ein hart Geſchick
Hinweg in einem Augenblick.
Es klagt die Sehnſucht in den Wind;
Wo biſt du nun, mein Herzenskind?

XXX.

Treu zu ſein, war mein Begehr —
Ach, ich konnt' es nimmermehr.
Tod und Leben iſt verſchworen
Wider unſre Liebeskraft.
Was ſich unſer Herz erkoren,
Es zu halten unverloren
In unendlich heißer Haft —
Aus dem Herzen, aus den Armen
Seh'n wir Alles ohn' Erbarmen,
Ach, wie bald! dahingerafft.

Bella.

Nach

Louis Germain.

Wollt ihr ein Liebeslied oder ein
Lied vom guten Lebenswandel? —

Ein Liebeslied, ein Liebeslied!

Shakeſpeare.

Erſte Periode.

Ob ſie Engel oder Dämon,
Das iſt nicht ſo leicht zu ſeh'n.
Doch zu reizend iſt die Miſchung,
Und wir laſſen ſie beſteh'n.

I.

Alles iſt ihr wohlgewogen,
Keine Seele wird ihr bös.
Noch ſo wild und ungezogen,
Immer iſt ſie graziös.

II.

„Die Dirne treibt, die kleine, loſe,
Mit deiner Schwachheit ihren Spott."
Sie ſpotte nur, die ſüße Roſe!
Ihr Spott ſogar macht mich zum Gott.

III.

Fliegſt du vielleicht auch ſchon zum Haus
Bei dunkler Nächte Schweigen
Auf Beſen oder Gabel aus
Zum fernen Hexenreigen?

Denn das iſt eitel Hexerei,
Daß du zu Luſt und Schmerzen
Schon ſolche loſe Spiele treibſt
Mit ernſten Männerherzen.

IV.

O Schelmenaug', o Schelmenmine!
O allerliebſter Uebermuth,
Dem ich zu ew'gem Spotte diene,
Und dem ich ewig hold und gut!

Ja ſpotte nur und ſpiel' und ſcherze,
Du liebliches, geliebtes Kind!
Ich blicke dir in's tiefe Herze
Und weiß, wie dieſes Herz geſinnt.

Nicht lange mehr, ſo ſchlägt ein Stündchen,
Wo dieſes Aug' in Liebe ſchwimmt,
Stumm wird dies ſüße, böſe Mündchen,
Und Amor volle Rache nimmt.

V.

Und da ich gar ſo dornig,
Nahmſt einen Prügel frei
Und ſchlugſt ihn liebezornig
An meinem Leib entzwei.

Der Harm, womit du kränkteſt,
Wie war er mir ſo ſüß!
Mit jedem Schlage ſchenkteſt
Ein Freudenparadies.

Des Stockes Trümmer faſſen
Möcht' ich in's ſchönſte Gold,
Weil ſie mich wiſſen laſſen,
Wie mir dein Herz ſo hold.

VI.

Die Wange hab' ich ihr
In Gluth geſetzt mit Küſſen;
Zur Stunde haben wir
Die Wonne büßen müſſen;
Denn jene Flamme ſah'
Die treffliche Mama;
Da war das Unheil da
Und unſer Bund zerriſſen.

VII.

Die Jugend — o Schande! —
Hat keine Tugend.
Die Tugend — o Jammer! —
Hat keine Jugend.
La belle et la bête;
La bête iſt die Tugend,
La belle iſt die Jugend;
Wie hielte ſie ſtill
Dem Ungethüm, das ſie freſſen will!

VIII.

Ein Gaſt -- wer iſt er?
Ein Herr Magiſter,
Ein Herr Philiſter,
Hochmüthig düſter,
Langweilig ſchaal.
Hat im Torniſter
Ein groß Regiſter
Von Weltgebrechen,
Ein wenig Myſtik
Und viel Moral.

Des Teufels Bote,
Des Teufels Küſter,
Zum Teufel geh' er
Und ſeine Qual!

IX.

Küſſe geſchwind,
Liebliches Kind;
Flüchte ſodann
Schnell, wie der Wind!

Feindliche Macht
Wehret und wacht:
Aber wie oft
Iſt ſie verlacht!

Wie ſie bedrängt,
Wehe verhängt,
Jegliche Luſt
Kürzet und engt —

Lindert einmal
Wonne die Qual,
Sei es im Buſch,
Sei es im Saal:

Doppelte Gluth
Komme zu gut,
Und ſo beſteh'
Leben und Muth!

X.

Kind des Himmels, wie du blickſt,
Segen in mein Herze ſchickſt!
Solche Blicke zu erjagen,
Alles, Alles wollt' ich wagen;
Und ſie laben ohne Müh';
Unverdient gewähreſt du ſie.

XI.

Laſſe dich, o Kind, bedeuten,
Dich ein kleines Kniffchen lehren,
Das zu Zeiten hold beglückt!
Wenn wir ſitzen unter Leuten,
Kalt und ſteif in allen Ehren,
Von der Sitte dumpf gedrückt,
Wie getheilt mit ſcharfen Scheeren,
Wie zerhackt und wie zerſtückt —
Sachte wird mein Fuß dem deinen
Unterm Tiſche zugerückt
Und berührend nah erſcheinen.

Setze dann den kleinen, feinen
Deinen heimlich auf den meinen,
Preſſe dann mit aller Kraft!
Alſo den Verſtellungspeinen
Werde Linderung verſchafft!

* * *

Zweite Periode.

Erinn'rungen der Liebe,
Die, rein von aller Trübe,
In ewigem Flore ſteh'n,
Sind wie die Liebe ſchön.

Das wunderliebliche Bild, das mir
Aus deinen kindlichen Tagen blieb,
Es lebt noch immer und lacht in mir,
Ich hab's noch immer ſo lieb.

Und deine herzigen Briefe jetzt —
Da's keine zartere Labe giebt,
So bin ich in die nicht minder auch
Gar wunderſam verliebt.

Wie gut, daß du ſo ferne biſt
Und in ſo feſter Kette Bann,
Daß ich, wie ſchön du aufgeblüht,
Wohl niemals ſehen kann!

Es käme dann, ich fürchte ſehr,
Noch eine dritte Gluth dazu,
Und allzu tödtlich wär' es dann
Gethan um meine Ruh'.

Dritte Periode.

Das Geſetz haben die Menſchen ſich ſelbſt auferlegt; die Natur aber haben alle Götter geordnet. Was nun die Menſchen geſetzt, das will nicht paſſen; was aber die Götter ſetzen, das iſt immer am Ort.

Göthe.

1.

> Meine Lage würfelt mich einem fremden Manne aus, unter deſſen kalter Hand vielleicht mein warmes Herz erſtarren, dieſes feine Gewebe der Empfindung durch plumpe Griffe zerriſſen und — o gütige Gottheit! wieder einer deiner Lebensbäche ſchändlich verſiegen wird.
>
> Aus „Ziermena."

Die Mutter hat dich oft getadelt;
Sie wünſchte dich „verſorgt" zu ſeh'n,
Und du, du wollteſt einſam ſteh'n.
Nun freut ſie ſich, es iſt geſcheh'n:
Du biſt „verſorgt", du biſt — entadelt.

II.

Ich gönnte gern, du ſchönes Weſen,
Dich Einem, der für dich erleſen,
Der nicht ſo ganz unwerth erſchiene,
Zu küſſen einen ſolchen Mund.
Allein mit einem ſolchen Schatze,
Allein mit dieſer Engelsmiene
In minniglichem Koſebund
Zu ſehen eine ſolche Fratze,
Macht Aug' und Herze gar zu wund.

III.

Fluch über die ſchnöden Netze
Der luſtberaubten Pflicht!
Fluch über alle Geſetze,
Die jene der Liebe nicht!

IV.

Sie, die die Wonne nicht verſteh'n,
Sind ſie zu koſten auserſeh'n;
Die ſie zum heiligen Culte machten,
Die müſſen darben, müſſen ſchmachten.

V.

Ach, wende dieſen Blick, dies Angeſicht!
Das Innere mir mit ewig-neuer Gluth,
Mit ewig-neuem Harm erfülle nicht!

Wenn einmal die gequälte Seele ruht,
Und mit ſo fieberiſcher Wilde nicht
In meinen Adern rollt das heiße Blut —

Ein Strahl, ein flüchtiger, von deinem Licht,
Er wecket auf des Weh's geſammte Wuth,
Das ſchlangenhaft mich in das Herze ſticht.

VI.

. . . . Humana malignas
Cura dedit leges, et quae natura remittit,
Invida jura negant.

Ovid.

Nach Tagesſchwüle
Die ſanfte Kühle —
Da hatt' ich Ruh'.
In Harm, in ſchweren,
Sie zu verkehren,
Erſchieneſt du.

Nur noch erblicken,
Nicht mehr umſtricken,

Soll ich, o Geiz!
Den wunderbaren,
Den Kinderjahren
Entſtrebten Reiz.

Voll Lieb' und Güte
In höchſter Blüthe
Zeigt dich Natur,
Will Alles ſchenken;
Doch mich zu kränken,
Erſtrahlſt du nur.

Geſetze binden,
Gefühle winden
Sich jammervoll,
Da ſich zu Eiſe

Das Herz, das heiße,
Verhärten ſoll.

So ſteh'n und brennen
Und all zu kennen,
Was ſelig macht —
Weit beſſer neigen
Das Haupt und ſteigen
In Grab und Nacht.

VII.

Ich ſeh' in Nachtgeſichten
Ein Weib, ein engelſchönes;
Sie ſitzt an einer Wiege,
Sie hält in ihren Armen,
Sie nährt an ihren Brüſten,
Ein Kindelein, ein ſüßes,
Mit ihrer Milch ſo lind.
Das Weib hab' ich geliebet;
Nicht mir geworden iſt ſie,
Nicht mir geboren hat ſie
Das kleine ſüße Kind.

VIII.

Es pocht der Mann auf ſeine Macht:
Die Frau bedient ſich ihrer Liſt.
In dieſer wunderlichen Schlacht,
Wer, meinet ihr, daß ſtärker iſt?

IX.

Der Herr Gemahl voll rohen Eigenſinnes,
Und ſie gefügig ohne Widerſpruch —
Gleichwohl regiert er nur zum Schein; es lenkt
Nach Wohlgefallen ihn das kluge Weib.
So zum Exempel: Will ſie, daß er bleibe,
So ſagt ſie: „Geh!" und will ſie, daß er gehe,
So ſagt ſie: „Bleib'!" Er thut dann unfehlbar
Das Gegentheil, das ihre Meinung war.

X.

Da aber das Gebot kam, ward die Sünde lebendig.

Röm. 7, 9.

Warum ſo harte Sitten
Und Satzungen auf Erden? —
Daß ſie zur Sünde reizen
Und übertreten werden.

XI.

„Ei ſieh doch einmal dorten hin,
Sieh jenen holden Jüngling an!
Wie ſchön er iſt!“ So ſpricht ſie ſchlau
Zu ihrem Argus, ihrem Mann.
Der richtet auf den jungen Fant
Sein eiferſucht-entbranntes Aug’,
Für Alles ſonſt, was ihn umgiebt,
Des Sinnes und des Blicks beraubt.
Indeſſen nimmt die ſchöne Frau
Vom Freunde, der daneben ſteht,
Ein insgeheim in ihre Hand
Hineingedrücktes Briefchen an.

XII.

Der ganze lange Tag verging:
Die Nacht erſchien — es glückte nicht.
Da löſchte ſie im Reinigen
Wie aus Verſeh'n das Kerzenlicht.

„O Gott, wie bin ich ungeſchickt!
Geh', lieber Karl, zünd' eilig an!
Gleich vor der Thüre brennt ein Licht.“
Und Jener eilt, ſo viel er kann.

Der traurige, betrogne Wicht!
Denn bis er mit dem Lichte kehrt,
Brennt Lipp' auf Lippe wonniglich,
Iſt mir ein heißer Kuß beſcheert.

XIII.

Sie lauſchte leis zur Thüre hinaus,
Sie horchte ſcharf die Treppe hinab;
Dann fiel ſie mir um den Hals geſchwind
Und ſprach mit heiterem Angeſicht:
„Mein Gatte zürnt und zankt wie toll
Im Hauſe drunten und ſtört uns nicht.“

XIV.

Daß Frauen allzu ſüß und ſchön,
Das ſollte die Polizei nicht dulden;
In welche Leiden ſtürzet es,
In welche Kämpfe, welche Schulden!

Man mahnet uns, zu widerſteh'n;
Allein was helfen Widerſtände,
Wirft in das arme Menſchenherz
Gott Amor ſeine Zauberbrände?

Da iſt es aus mit unſrer Kraft;
Vor holder Anmuth Roſenfloren
Pocht jede Bruſt voll Leidenſchaft,
Und ſelber Heilige ſind verloren.

Drum fort mit Allem, was da blüht;
Verſenkt es in die tiefſten Gründe!
Sonſt wird das menſchliche Gemüth
Nie frei von Sehnſucht, frei von Sünde.

XV.

So manche Tugend entfalteſt du,
Manch andere vermißt man.
Du biſt darum nicht ſchlimmer dran;
Man ehret deine Tugenden,
Und deine Fehler küßt man.

XVI.

Wenn du vollkommen wärſt, wie man dich will,
So wäreſt du weit weniger vollkommen.
Denn es gehören deine reizenden
Gebrechen auch zu deiner Vollkommenheit.

XVII.

Der Knabe darf zur wonnigen Mama
Nicht mehr in's Bett; er wird zu klug, zu groß;
Jetzt lernt er es erſt ſchätzen, ſolch ein Loos —
Gleich iſt die Welt mit ihrem Veto da.

XVIII.

O wir unſeligen Menſchenkinder!
Sind wir beglückt, ſo ſind wir Sünder:
Und meiden wir der Sünde Luſt,
Schauert der Tod in unſrer Bruſt.

XIX.

Der erſte Mangel an Freiheit beſteht darin, daß wir nicht ſagen dürfen, was wir wünſchen und was uns fehlt.

Rahel.

Was uns zu menſchlich-vollem Sein gebricht,
Wir dürfen es vor'm Ohr der Welt nicht ſagen;
Wir dürfen es nicht unſerem Herrgott klagen.
Auch dieſer ſchneidet uns ein fürchterlich Geſicht,
Wenn wir uns allzu frei zu äußern wagen;
Er liebt das Leben, liebt die Liebe nicht.

XX.

„So ſoll es ſein und ſo mit nichten.“
Wär's mit dem Sollen nur gethan!
Das Können ſicht ſie wenig an,
Die abgeſchmackten Moraliſten;
Das ſoll ſich nach dem Sollen richten.
So bleibt es ewig bei den Pflichten,
Bei guter Lehren hohler Pracht,
Bei der Verſuchung argen Liſten,
Und bei der Schwäche, bei der triſten,
Die, wie wir uns zum Kampfe rüſten,
Uns Alle zu Verbrechern macht.

XXI.

„Man kann, wofern man will.“
Ich zweifle nicht daran;
Allein es fragt ſich, ob man wollen kann.

XXII.

Nichts Schöneres fürwahr, nichts Edleres auf Erden,
Als jene Treue, die kein fremder Reiz beſticht,
Die keine Noth erſchreckt, und die kein Sturm zerbricht.
Doch zum Geſetz gemacht, zu ſtarrer Tugendpflicht
Geſtempelt darf ſo Göttliches nicht werden.
Frei muß es ſein; nur frei darf es erſcheinen.
Strahlt es in eignem, reinem Glanze nicht,
Sinkt es hinab zur Sphäre des Gemeinen,
Wird es zur hohlen Form, der jeglicher Gehalt,
Der Seele, Leben, Geiſt, der jeder inn're Halt,
Jedweder Reiz und ächte Ruhm gebricht.

XXIII.

Die trivialſten Verſe ſchmied' ich —
O welche Seelenquälerei!
Diverſe Tage, wo geboren
Hochtheuere Philiſterſeelen,
Muß ich beſingen und dabei
Einflechten höchſt moral'ſche Lehren,
So wie ſie einer kleinen Tochter
Und einem jungen Sohne nützlich,
Zu Fleiß, Gehorſam, guter Sitte,
Schulmeiſterlichſt ſie zu beſtimmen —
Es bricht mir faſt das Herz entzwei.

Nicht thät ich es um große Summen;
Doch weil es unſrer Liebe frommet,
Geſchieht es ohne Widerſtreben.
Eins mit der Lieb' iſt Poeſie;
Und wenn ich um der Liebe willen
Mich an der Poeſie verſchulde,
Iſt's ein Verdienſt ja auch um ſie.

XXIV.

„Auf dieſer Erde Thal
So viel unendliche Räume,
Und nicht ein einzig Oertchen,
Und nicht ein armes Winkelchen,
Wo uns gegönnt, zu küſſen
Vor böſem Aug' und böſem Munde ſicher!“ —
Ich klagt' es und entſchlief.
Da ward ich aufgehoben von der Erde;
Empor zum Aether trug
Mich eine linde Geiſterhand; du aber,

Du harreteſt bereits
Auf hoher Wolke meiner, leicht und loſe
Gehüllet in ein weißes Nachtgewand,
Heißblickenden Auges, flammenden Angeſichtes,
Gelöſten Haares, halb der Hülle bar
Die volle, ſtürmiſch wogende Buſenwonne,
Unendlich reizend und verführeriſch.
„Komm“, riefſt du, mir die Arm' entgegenſtreckend,
„Komm, ſäume nicht und falle mir an's Herz!
Kein Späherauge dringt
Bis hier herauf; es gelten hier im Himmel
Der Erde harte, herbe,
Herzloſe Sitten und Geſetze nicht
Und gütige Götter ſegnen unſer Glück.“
Ich ſchlang den Arm um deine zarte Mitte,
Ich preßte Mund auf Mund,

Ich küßte taumelnd deine ſchöne Bruſt.
Hin durch's Gewölke wallete der Mond,
Beleuchtete die liebevolle Scene
Und grüßte lächelnd im Vorüberzieh'n.

XXV.

Ach nur ein Traum beſeliget ſo rein;
Das Leben miſcht die bitterſten Gefühle
Selbſt in gegönnte Seligkeiten ein.
So voll, ſo ganz, ſo frei von aller Pein,
Wie dorten auf dem hohen Wolkenpfühle,
Wirſt du wohl nimmermehr mein eigen ſein.

◆

Malwina.

Nach

John Taylor.

. . . . Miseri, quibus
Intentata nites!

Horaz.

Ach, daß ſo zarte Hulden,
Ach, daß ſo grimme Schulden
In einem Flore ſteh'n!
Weh mir! Ich ſollte haſſen,
Und kann es doch nicht laſſen,
Vor Liebe zu vergeh'n.

I.

Es rührte dich ein Lied ſo ſehr
Von allereinſamſt bitterem Sterben —
So über Alles herb und ſchwer
Iſt wohl zuletzt auch mein Verderben.

Nur der Gedanke, daß du mein,
Ob auch getrennt, wird mich erquicken;
Denn, ach! du wirſt nicht bei mir ſein,
Wenn mich die letzten Weh'n umſtricken.

O bleibe lieb, o bleibe mild;
O wahre mich vor Harm und Haſſe,
Daß nicht zu finſter und zu wild
Die Seele mir, wenn ich erblaſſe!

II.

Entgegnung.

Nein, nein! Du ſtirbſt ſo einſam nicht;
Es bricht mein Auge mit dem deinen.
Und welche Macht und welche Pflicht
Verböte dann, mich dir zu einen?

Es ſoll, die ja ſo ganz nur dein,
Die dich im Leben nicht gelaſſen,
Dir meine Seele nahe ſein,
Wenn dich die letzten Weh'n erfaſſen.

Zwei Weſen, die im Erdenſtreit
So heilig und ſo heiß geliebet,
Sie ſcheiden ſich zu keiner Zeit,
Ob auch die ird'ſche Kraft zerſtiebet.

Sie flüchten in das reine Licht
Zuſammen in derſelben Stunde.
Nein, nein! Du ſtirbſt ſo einſam nicht;
Wir bleiben Eins in ew'gem Bunde.

III.

Mir träumte, du würdeſt kalt und ſtreng,
Und immer kälter und ſtrenger;
Dein Herz, es habe ſich abgekehrt
Und dulde mich nicht länger.

Ein Anderer umſtricke dich,
Der ſchaue ſo jugendhelle;
Der dünke dir viel lieblicher,
Als ich, der bleiche Geſelle.

Und alſo wank' ich fort von dir,
Von gräßlichem Harme zerriſſen;
Da wacht' ich auf und ſahe mich
Umringt von Finſterniſſen.

„Ein Traum“, ſo dacht' ich, „ein böſer Traum,
Womit mich ein Dämon neckte.“
Doch laut und heftig pochte mir
Das Herze, das erſchreckte.

Ein Bangen nie gekannter Art
Fühlt' ich in mir erwachen;
Und wieder ruhig werden mich
Nur deine Grüße machen.

Nur in dein Auge der Wonneblick
Und jenes ſelige Koſen,
Dem ewig alle Stürme ruh'n,
Die mir im Innern toſen.

IV.

Entgegnung.

Die Seele hab' ich dir verſchrieben:
Sie bleibt mit allen ihren Trieben
Bis zu dem letzten Hauche dein.
Sei's auch, daß dein Gefühl verſtiebe,
Daß du mich ſchleuderſt in die Pein —
Du wirſt auch dann noch, du allein,
Ihr Licht, ihr Leben, ihre Liebe,
Ihr betender Gedanke ſein.

V.

Dein Herz iſt treulos, wie der Wind,
Und flattert hin und her;
Mit ſchwarzem Segel treibt mein Schiff
Hin über das wilde Meer.

Heine.

Geh' falſches Weib! Hier blühen
Dir keine Roſen des Genuſſes mehr;
Gekommen iſt die bittre Zeit des Leides
Und der Entbehrung, und die grauſet dich
Zu düſter an. In dem Momente winket
Dir auch ſogleich — wie ſchön! — ein andres Heil,
Blüht dir ein andrer Liebesfrühling auf.
Auf's Neue betet dich ein Thor, wie ich,

Als ſein Idol im Staube glühend an,
Und dieſer prangt in Jugendkraft und Schöne,
Und Alles um ihn her iſt hell und licht.
Geh, falſches Weib; laß meinem Elend mich
Und ſonne dich in dieſer neuen Sonne
Des Glückes und der Luſt und taumele
Dem hohlen Ende deiner Tage zu!
Du biſt die erſte nicht, die mich verrieth,
Nur die geliebteſte,
Die nur, die mir die tiefſte Wunde bohrte.

VI.

Dicebas quondam, solum te nosse Catullum,
Lesbia, nec prae me velle tenere Jovem.
Nunc te cognovi . . . .
Catull.

„Und gäb' es etwas Höheres, als dich,
Und ſtieg ein Engel und ein Gott herab,
Er reizte nicht; ich glühte dir allein.“
So flötete vor Kurzem erſt dein Mund;
So lautet' eine jener Schmeichelei'n
Maßloſer Art, womit du mich verwöhnteſt.
Es ſtieg kein Engel und kein Gott herab,
Und du — du glühſt mir doch nicht mehr allein.

VII.

O jenen Jüngling haſſ' ich nicht. Was ſoll ich
Ihm zürnen, daß er fühlt, wie ich? Ob er
Mir auch mein Glück geraubt, verächtlich iſt mir
Die Furie gemeiner Eiferſucht.
Doch dich zu haſſen, hätt' ich Grund genug,
Wenn Haß die Seele mir beflecken könnte.
Denn wenn du einen tauſendfachen Mord
An mir begangen hätteſt, milder wäre,
Barmherziger geweſen deine That.

VIII.

Die Tugend der Welt, die iſt mir nichts,
Ich kann und mag mit der nicht prangen.
In der Liebe bin ich ein Heiliger;
Mein Herz, mein Handeln in ihr, es iſt
Wie das äthergeborene Licht ſo rein —
An einem Heiligen haſt du dich vergangen.

IX.

„Hier dieſer und dort jener — welche Pein!“
So klageſt du, ſo ſollſt du nicht mehr klagen;
Denn Einer ſagt dir Lebewohl.

X.

Wenn Liebe kränkelt und zu ſchwinden anfängt,
So thut ſie's immer auf erzwungne Weiſe;
Denn ſchlichte Treue nur kennt keine Ränke.

Shakeſpeare.

Nein, nicht ſo ſchlimm iſt dein Gemüth, ich weiß es,
Daß du für mich, den Aermſten aller Menſchen,
Nicht eine Thräne des Erbarmens hätteſt;
Die fließet dir wahrhaftig ohne Falſch.
Ein Maskenſpiel, ein heuchleriſches, iſt
Das Uebrige. Du ſpiegelſt mir aus Scham
Ob deines Abfalls, deines Flatterſinns,
Noch immer jene heiligen Gefühle
Vergangener, glückſeliger Tage vor

Und jenen oft beſchwornen Treuebund.
Doch allzu ſchwer und allzu peinlich iſt es,
Mit kalter und verrätheriſcher Seele
Zu heucheln edler Liebe reine Gluth.
Du ſeufzeſt heimlich unter dieſem Zwang;
Du ſehneſt dich, von ihm befreit zu ſein,
Und ich will geh'n und dich von ihm befrei'n.

XI.

O ahnende Seele! Mein Traum!
Der reinſte, ſchönſte Friede
Erfüllte mich; nie ſchienen unſre Geiſter,
Nie unſre Herzen einiger zu ſein,
Und ruhig hatte ſich mein Aug' geſchloſſen.
Da entſetzte mich ein fürchterlich Geſicht.
Verſtoßen und mißhandelt und verhöhnt
Ward ich von dir. — „Unmöglich!
Die Hölle treibt mit meiner Phantaſie
Ihr Gaukelſpiel“, rief ich erwacht und bebend
An allen Gliedern noch von jenem Schreck.

Nun aber iſt's erfüllt;

Und nur der laute, lachende Hohn gebricht,

Womit du mich entließeſt,

Aus deinen Zimmern, aus deinem Hauſe ſtießeſt[*]).

---

[*]) Vergl. oben Nr. III, wo aber der berührte Traum abſichtlich milder dargeſtellt iſt, als er wirklich beſchaffen war. Jenes erſtere Gedicht nämlich war für Malwina beſtimmt und kam auch noch in ihre Hände, während die folgenden, wie namentlich das gegenwärtige, trotz der poetiſch-formellen Anrede, nur noch einſame Ergießungen des Dichters für ihn ſelber waren.

J. C.

XII.

Der arme Hund, der an der Kette ſeufzt,
Tyranniſch angeſchmiedet Tag und Nacht,
Mit dem ich aus Erbarmen, wandel' ich
An ihm vorüber, einige Worte koſe,
Für den ich einige Leckerbiſſen ſpare,
Vergöttert dieſes Herz und dieſe Hände;
Er achtete ſein Leben nicht für mich.
Nichts weiß der Menſch, der ſchreckliche, von Dank,
Und nie zu grauſam iſt ihm eine That.
Was gab ich dir! Unendlich iſt die Spende,
Und namenlos iſt deiner Bruſt Verrath.

XIII.

Ein Herz — Gott, wie unendlich viel iſt das!
Ein treues, edles, reines Menſchenherz!
Ein ſolches hatt' ich in der Bruſt für dich;
In jedem Sturm, in jeder Qual und Noth,
Ob auch Geſchick die ſchwerſten Opfer heiſchte,
Hat ſich's ohn' Ende dir bewährt, und das
Wirfſt du ſo ſchmählich in den Staub anitzt!

XIV.

Du liebſt mich noch? — O ja,
So wie dein bös Gewiſſen;
Und es iſt keine Luſt,
Sich ſo geliebt zu wiſſen.

XV.

Dein Weſen und Gemüth
Ein ſchöner Strauß von Hulden und von Wonnen,
In welchem eine giftige Natter ſteckt.
Weh mir! Sie hat mich ſtechend
Aus meinem ſchönſten Traum geweckt.

XVI.

Vor meinem Auge, dem entſetzten, ſteht,
Mich zu erfaſſen droht
Mit eiſernem Arm ein ſchrecklicher Untergang.
Nicht iſt's der Tod, vor welchem mir ſo bang:
Der bändiget allmächtig alle Noth;
O bräche der die Ketten,
Die mich an's liebeleere Leben ſchmieden!
O käme der, in Frieden
Mich in die tiefe, dunkle Gruft zu betten!
Doch grauenhaft mit hohlem
Geſpenſteraug' ſtarrt mich der Wahnſinn an —
Wohin vor dem ſoll ich die Seele retten?

XVII.

Es iſt außerordentlich ſchwer, die Seele von der Sehnſucht nach unausſprechlichem Glücke loszureißen.

Heloiſe an Abälard.

Längſt tagt es im Verſtande; längſt hat der
Sein richtend Urtheil über dich gefällt;
Nur eine thöricht-dumpfe Schwäche ſind
All dieſe Gluthen, dieſe Schmerzen ihm,
Und leicht geſteuert wäre meiner Noth,
Wenn er der Herrſcher wär' im Lebenshauſe.
Allein das Herz, das eigenſinnige Herz,
Weiß von Vernunft, von Ruh' und Frieden nichts.
Das weiß allein, das ſpricht nur immer, immer,

Von einer Anmuth, einer Lieblichkeit,
Für welche nirgend der Erſatz zu finden,
Von einem Minnetraum und Minnerauſch,
Den aufzugeben, bittrer als der Tod.

XVIII.

O nur nichts Ueberſchwängliches mehr!
Was ſolcher Art mir ehedem
So rührend und ſo ſchmeichelhaft —
Kalt läſſet es und unbewegt
Die Seele mir; mit Grimm ſogar
Und mit Verachtung füllt es ſie.

XIX.

„O Sterbeſtunde, wie ſehn' ich mich nach dir!
Denn dann wird, hoff' ich, er,
Den ich ſo tief, den ich ſo heiß geliebt,
Und der mich itzt gleichwohl ſo ſchwer verkennt,
Die letzte Bitte mir erfüllen, wird
Noch einmal kommen, wird die Hand mir reichen,
Wird jenen unheilvollen Wahn bereuen;
Und unter ſeinen Liebestönen werd' ich —
Wie ſüß, wie ſelig! — aus dem Leben ſcheiden."
Sehr ſchön. In einigen Tagen aber iſt

Ein Mummenſchanz, und da beſchäftigt dich
Zu gleicher Zeit das prächtige Coſtume,
In dem du glänzen wirſt, in welchem du
Bezaubern deinen neuen Buhlen willſt.

XX.

Wann iſt die Lieb' am reinſten? —
Wenn ſie ſich ſelbſt vergißt.

Halm.

Ich hatte mich gefaßt:
Die Stürme meiner wildempörten Bruſt,
Ich hatte ſie gebändiget, befreit
Das Herz von allem ſelbſtiſchen Begehr;
Ich fühlte mich, wie nie zuvor im Leben,
So rein geſtimmt, ſo edel und ſo ſchön.
Und ſo verſucht' ich es und ſprach zu dir
In allerfriedlichſt-liebevollem Sinn.

Ich ſagte dir: „Nur Eines iſt mein Wunſch,
Mein Fleh'n zu dir: Vertraue mir dein Herz!
Iſt es von einer neuen Gluth entzündet,
Ich werde dir nicht zürnen,
Nicht mit Verachtung meine Schritte wenden.
Ich liebe dich mit einem großen Herzen,
Dem Herzen Gottes gleich, das in der Milde,
Das im Vergeben keine Grenze kennt;
Und was du deinem Gott
Bekennen darfſt in kindlichem Gebet,
Du darfſt es Alles auch
Mir zu entdecken wagen. Zeige mir
Dein Inneres, dein ganzes, ohne Scheu!
Ich werde dir als Freund,
Dir als Vertrauter immer nahe bleiben;
Ich werde deine neue Liebe ſchirmen,

Die ſtillſten ihr, die treuſten Dienſte thun;
Ich werde ſorgen, daß ſie glücklich ſei.
Auch das bedünkt mich eine ſchöne Rolle,
Und in der Großmuth wie gefall' ich mir!
Nur nicht getäuſcht zu ſein durch Heuchelei
Wünſch' ich von dir." Doch das gefiel dir nicht.
Den Heiligenſchein, den um die Stirne dir
Gebreiteten, den willſt du nicht verlieren;
Mich zu betrügen nur iſt dein Begehr;
Betrügen aber ſollſt du mich nicht mehr.

XXI.

Die Menſchen glauben an das Reine nicht;
Als eine heuchleriſche Phraſe nur,
Als eine Maske nur erſcheint es ihnen,
Die ſelbſtiſche, gemeine Zwecke birgt.
Was mir ſo lauter aus der Seele quoll,
Nichts weiter iſt es dir, als eine Liſt,
Die dein Geheimniß dir entlocken ſollte,
Und um ſo tiefer hüllſt du es in Nacht.
Ein leiſer Hohn zugleich — Gott, wie verletzend
Für mein Gemüth! — prägt ſich in Miene dir
Und Worten aus. „Ich glaubte," ſpöttelſt du,
„Vor meinem Beichtiger zu ſtehn." O daß du

Zu deinem Beichtiger mich angenommen!
Es würde deiner Seele trefflicher,
Als eines Pfaffen hohle Formel frommen.
Nicht ganz an ächten Prieſtern fehlt's der Welt,
Doch tragen ſie kein prieſterlich Gewand;
Dagegen Jene, die im prieſterlichen
Ornate prangen, . .
. . . .
. . . .
. . . .

XXII.

Du hatteſt deine liebe Noth mit mir;
Zu aufgedeckt war Seele mir und Sinn.
Dein neuer Buhle paßt zu dir; er iſt
Ein Heuchler, wie du eine Heuchlerin.

XXIII.

Ach Alles, Alles iſt mir jetzt bewußt;
Mein Ohr umgellt der Hölle lauter Hohn;
Und welch ein Jammer wühlt in meiner Bruſt,
Dafür hat keine Sprache Wort und Ton.
Und doch — o du mein ſchauerndes Verderben!
Ich habe keinen ächten Zorn für dich;
Dir ſinken an den Buſen mildiglich
Möcht' ich noch einmal, küſſen noch einmal dich,
Mich löſen in einen Thränenſtrom und ſterben.

XXIV.

O ſchönes Bild!
Gott formte dich
So ſüß, ſo mild,
So minniglich;
Doch in den Abgrund reißt der Dämon dich.

XXV.

Die Phantaſie der Maler und der Bildner,
Die in ſo idealen Träumen ſchwelgt,
Hat ſie denn nichts, was dieſem Weibe gleich?
Ich ſuch' und ſuche, wo und wie ich kann,
Mich mühend heißbegierig ohne Raſt,
Dies Bild in meiner Seele zu verdunkeln,
Das mich mit ewiger Erinnerung,
Mit ewiger Sehnſucht, ewigem Grame füllt,
Und finde nichts. Wohl iſt da Vieles ſchön,
Und Vieles hold und ſeltner Anmuth voll,
Und würde, wär' ich frei, das Auge feſſeln,

Das Herz entflammen und die Sinne reizen;
Kalt aber läſſet es die zauberhaft
Auf einen Punkt gebannte, thöricht-fromm
Nur *eine* Pracht verehrende Leidenſchaft.

XXVI.

Ach, wärſt du treu geblieben, treu und rein,
Bis zu den Sternen hätt' ich feiernd dich
Emporgetragen, ein für alle Zeiten,
Gleich jener Laura, ſtrahlenhelles Bild;
Der Liebe flammende Begeiſterung,
Die Dankbarkeit, die unermeßliche,
Die mich erfüllte, hätte mir dazu
Die Kraft verlieh'n. Nun wallſt du deine Wege,
Nun ſchwindeſt du mit all den wunderbaren

Begabungen, die dich zur herrlichſten
Der Frauen machten, wenn du edler dächteſt,
Ohn' eines ewigen Liedes Feierklang
Dahin, wie ein gemeines Weib.

XXVII.

Wie groß iſt die Ungerechtigkeit, wenn in dem Maße, in welchem ſich die Opfer vermehren, die Liebe erliſcht!

Heloiſe an Abälard.

Wenn je ein Weib zur Treue ſich verpflichtet
Aus innerlichſtem Grunde fühlen mußte,
Du warſt es, aller ungetreuen Seelen
Treuloſeſte! Jedwedes Opfer bringend
Im tiefſten Elend lebt' ich deinethalb,
In unheilbarem Zwiſte mit dem Nächſten,
Was mich umgiebt; die allerreinſte Treue
War dein Gebot an mich und ich erfüllt' es.

„Du treuer Mann!“ ſo ſagteſt du gerührt,
Du ſelbſt zu mir, und welch' ein Uebermaß
Der allerzärtlichſten Betheuerungen
Entzückte mich aus deinem Roſenmunde,
Der ſo bethörend-zarter Liebeshauche,
Der ſo erhabner, edler Redeformen,
So himmliſcher Accente Meiſter iſt!
Mit allen Schmeichelkünſten weiblicher
Natur und weiblichen Genies — was ſtehen
Für Mittel jener zu Gebot, wie groß
Iſt dies zu unſerem Verderben! — ward ich
Von dir umſponnen, ward
So ſicher und gewiß gemacht von dir,
Daß mir ein plötzlicher
Weltuntergang weit minder überraſchend
Erſchienen wär', als ein Verrath von dir.

Mit einem Male fliegſt du leicht und luſtig
Hinweg von mir und ſuchſt
Dir einen neuen Buhlen. — Schrecklicher
Ward nie ein Mann von einem Weib verhöhnt.

XXVIII.

Daß ich hinweg mich ſtehle,
Wild aufgeſtört von meiner Schmerzen Wuth,
Aus froher Menſchen traulichem Verein;
Bei Nacht und Nebel fort in heißer Haſt
Nach deinem Hauſe ſtürme, da empor
Zu deiner Fenſter hellem Scheine ſtarre,
Die bitterſten von allen Thränen weine
Und klage, wie ein armer, irrer Geiſt,
Der aus dem Leben ſchied, dem allzu feindlich
Bedrängenden, und der
Nun auch im Tode keine Ruhe findet —

Verdienſt du das? Wenn dich ein Ahnen nur
Von meinem Harme rührte, Furien
Des Schuldbewußtſeins, unerträgliche,
Ergreifen und vernichten würden dich.
Der Jammer aber einer treuen Seele,
Wie wär' er einer ſo befleckten klar!

XXIX.

Du haſt ſo viel geliebt in deinem Leben,
Und haſt doch nie geliebt. Dein Lieben war
Ein Buhlen nur, ein ſelbſtiſcher Genuß,
Ein eitles Haſchen nach Vergötterungen
Und ein Betrug des edleren Geliebten,
Der ſich dir hingegeben treu und rein,
Nichts von der Tücke deines Weſens ahnend.

XXX.

Es giebt ein reineres, edleres, moraliſcheres Geſetz,
als dasjenige, welches die Welt kennt.

George Sand.

Geopfert hat ſie, jene Beſſere,
Die ich geliebt, mich ihrer Pflicht, mich ihrem
Gewiſſen, ihrem Frieden, ihrer Ruh'.
So trieb ſie mich, der ich nach Liebe lechzte,
In dieſes Weibes buhleriſches Netz,
Das mich ſo furchtbar nun zu Grunde richtet,
Mich ſeinen herzlos wetterwend'ſchen Launen,
Mich ſeinen unerſättlichen Begierden
Zum Opfer bringt. So iſt die Eine grauſam

Aus Tugend und aus Menſchenfurcht, die Andre
Aus Unbeſtand und Laſterhaftigkeit.
Was Jene that, die Welt nach ihrer Weiſe
Wird ſagen, es ſei gut und recht gethan;
Ich kann's nicht loben. Bittre Früchte trug's
Für mich und ſie. Was gut iſt in der That,
Iſt weder Dies noch Jenes. Etwas iſt es,
Was ſelten nur erkannt wird und gethan,
Wofür es an Begriff und Namen fehlt.

XXXI.

Des Weibes ſchönſter, edelſter Beruf
Iſt, einem Manne, deſſen Herz und Geiſt
Erhaben über den gemeinen Hauf,
Der reines Sinnes in die Zeiten ſtrebt,
Das Wahre nur, das Gute will und wirkt,
Und der darum mit einer Welt von Lüge
Und Schlechtigkeit in ſchlimmbelohntem Kampfe,
Das einſam-herbe Daſein zu verſüßen,
Balſamiſche Linderung mit zarter Hand
Ihm träufend in die Wunde ſeiner Bruſt.
Die Perle dieſes himmliſchen Berufes,

Sie war von einem ehrenden Geſchick
In deine Hand gelegt, und du, du haſt
Sie weggeſchleudert eines heuchleriſchen,
Selbſtſüchtigen, wollüſtigen Knaben wegen.

XXXII.

Schöpft mir die kühle Welle,
Die aus dem Borne quillt!
Denn ſchlürf' ich heißre Labe,
So wird die kranke Seele mir
Zu finſter und zu wild.

Es ſteigt ſodann entfeſſelt
Ein ganzer Höllenchor
Von fürchterlichen Flüchen,
Die aller edlen Milde bar,
Aus meiner Bruſt empor.

Und ohne Schonen ſchleudr' ich
Die ganze grauſe Fracht
Auf ſie, die mir die Seele
Mit Gift getränkt, zum Fluche mir
Das ganze Sein gemacht.

XXXIII.

O welche fürchterliche
Entzweiung in der Seele:
Bezaubert ſein, gefeſſelt
Von ſo viel Reiz, ſo viel
Holdſeligkeit, hinſchmelzen
In Liebe, ſterben faſt
Vor markverzehrend-heißem
Verlangen, und doch — o Gott! —
Zugleich verachten müſſen!
Es wird das Herz zerfleiſcht,

Es wird das Hirn zerriſſen,
Das dieſen größten, herbſten
Von allen Widerſprüchen
Fühlen und denken muß.

XXXIV.

Du wähnſt, ich werde „läſtern";
Ich werde deine Sünden
Der ganzen Welt verkünden,
Mich jenen Anderen,
Die du gekränkt, verbünden —
O du kannſt ruhig ſein.
Stumm, wie das Grab, will ich
All meinen Jammer tragen,
Ihn keiner Seele klagen,
Nur einſam und allein
Bei Nacht und Sternenſchein

Entwallen feldhinein
Und es den Lüften hier,
Den Bäumen und den Bächen
Und den Geſtirnen ſagen,
Was du verübt an mir —
Dies Einzige ſoll meine Rache ſein.

XXXV.

Zurückſetzung da, wo man ſein ganzes Daſein zur Verfügung hingegeben, wo man Alles geopfert hat, iſt der Tod.

Gutzkow.

Entſchlummert unter tauſend Thränen war ich:
Da träumte mir ein jammervoller Traum.
Mir war ſo weh, ſo weh. Es drängte mich
Aus meiner Zelle fort, der einſamen,
Es drängte mich zu ihr. Ich wollte ſie
Noch einmal ſeh'n. Ich ging und ſuchte ſie
In ihrem Haus, in ihren Zimmern auf.
Da war ſie nicht. Ich fragte, wo ſie ſei.

„Sie iſt hinausgefahren in den Park;
Da iſt Geſellſchaft heute“, war die Antwort.
„Und ihr Befinden, ihre Stimmung?“ — „Gut.
Sehr gut; wir ſah'n ſie nie ſo froh gelaunt;
Es glänzte, da ſie in den Wagen ſtieg,
Vor Freude hell ihr roſig Angeſicht.“ —
Ich ſtürzte fort; ich eilte nach dem Orte;
„Dort iſt auch er; das ihrer Freude Grund.“
Die Stadt mit ihrem alten Thurm und Thor
Lag hinter mir; die Sonne flammte prächtig
Im Untergeh'n; ich ſah in dieſe Flammen,
In dieſe Pracht durch einen Thränenflor.
Mit einem Male ſtockte mir der Fuß;
Ich wußte nichts von Weg und Stege mehr.
Am Raine ſtand ein langer, finſtrer Mann,
Faſt anzuſeh'n, wie ein Gerippe; den

Befragt' ich um den Pfad. „Nur da hinein!“
Antwortet' er. Es klaffte, wie ich ſchaute,
Der Erde Grund vor meinem Aug'. Ich folgte
Der Graungeſtalt, die mich hinunterführte.
Wir ſtiegen eine lange, dunkle Treppe
Tief, tief hinab. Am Ende ſah ich mich
In einer Todtengruft. Ich ſchrack zuſammen
Und war erwacht. — So malte mir der Traum,
Wie es mit ihr beſchaffen und mit mir.
Sie lebt, ſie liebt, ſie lacht;
Ich ſteige langſam in mein Grab hinab.

XXXVI.

Gebreitet über Garten und Gefild
Iſt tiefe Ruh' und mondliche Dämmerung;
Es ſchweigt der Hunde widerlich Gebell;
Von ferne plätſchert die Fontaine nur. —
Doch, ach, es lächelt dieſer ſüße Friede
Mich nur von außen an; im Innern iſt
Kein Friede. — Dorten die Kaſtanienbäume,
Und unter ihnen eine Gartenbank;
Zwei Liebende daſelbſt, ein zärtlich Herzen,
Ein Flammenkuß, ein nicht mehr abgewehrtes
Eindringen in das ſelige Geheimniß

Der unberührten, jungen Mädchenbruſt —
Wohl euch und wehe! Denn wie bald vielleicht
Zerreißet er, der wonnevolle Bund,
Entflieht das Eine, ringt das Andere
Verachtet und verſchmäht
In Gram und Jammer ſeine Hände wund!

XXXVII.

Beſtändigkeit — giebt's auf der Erde die?
Die Treue, fürcht' ich, iſt
Nur eine Fabel. Oder iſt doch irgend
Ein treues Herz, ein Weſen ohne Trug,
So ſtehet es vereinſamt da und ſtirbt,
Verrathen und verhöhnt,
In Jammer hin und in Verzweifelung.
Zwei ſchöne Seelen, die zuſammen leben,
Zuſammen ſterben ewig ungetrennt,
Gehören in das Reich der Phantaſie:
Die Welt, die wirkliche, befaßt ſie nicht.

XXXVIII.

O gäb' es irgend eine Religion,
Die dieſes heiligen Namens würdig wäre;
Gäb's eine Kirche, die von Heuchelei,
Von Lüge, Herrſchſucht, böſer Tücke frei!
Ich würde dieſer Kirche Prieſter ſein,
Mich, reif durch Unglück, ihrem Dienſte weih'n,
Die Schuld, das Elend tröſten, der Erfahrne,
Geduld zu üben nimmer müde werden
Selbſt am Verworfenſten; und ſo vielleicht
Die eigne Bruſt von ihrer Qual befrei'n.

XXXIX.

Schnell fertig iſt die Welt mit ihrem Spruch,
Und der Gekränkte, der Erzürnte pflegt
Zu ſchelten und zu läſtern ohne Maß,
Wo er geliebt zuvor und angebetet.
Nicht ſo gemeiner Sitte will ich fröhnen,
Ich will gelinder, will gerechter ſein.
Denn könnte ſie ſo große Zauber üben,
So lieblich und ſo liebewerth erſcheinen,
So tief, ſo innig unſre Seele rühren,
Wenn nicht gleichwohl in ihr ein Engel wäre
Und nicht lebendig wahr

Sich uns zu ſchauen und zu fühlen gäbe? —
Doch, ach, ſo eigen iſt's mit menſchlicher,
Mit weiblicher Natur beſtellt: es miſcht
Sich mit dem Himmliſchen das Irdiſche,
Mit ihm ſogar ſich das Dämoniſche.
Ja, da gerade, wo
Gott einen Engel ſchaffen will, da kämpft
Von unten auf der Dämon ſtörend an,
Schwarz ſeine Schatten werfend
In's gottgeborne, reine Geiſterlicht.

XL.

Mein Herz iſt eine Phiole,
Von deiner Liebe Roſenöl getränkt.
Ob ſie zerſchlagen werde —
Zerſchlagen noch verhaucht
Sie ihres Aroms unſterblichen Opferduft.

XLI.

Es war in einer fürchterlichen Nacht;
Die Winde tobten heulend um mein Haus;
Nacht war es in mir ſelber, grauſe Nacht;
Es ſtöhnte Jammer und Verzweifelung
Aus meiner Bruſt, kein Schlummer nahte mir
Und goß mir einen Tropfen
Balſamiſcher Vergeſſenheit in's Herz.
Da trieb es aus Gemach und Hauſe mich
In's finſtere Gefild,
In der Geſtürme wilde Wuth hinaus.
Wie da die Lüfte mir im Haare wühlten,

Der Regen ſchauernd auf mich niederrann,
Da ward es ſtiller, friedlicher in mir.
Denn nicht die milden Reize,
Die reinen Hulden der Natur, die nichts,
Als tiefer Ruhe ſchönes, hehres Bild,
Beſchwichtigen mein krankes, grauenvoll
Zerrüttetes Gemüthe, welches ſie
Nur kalt und herzlos zu verhöhnen ſcheinen:
Was dieſen Segen in ihm wirkt, das ſind
Nur ihre wilden, grimmen Sturmgewalten.
Es löſte ſich in einen Thränenſtrom
Mein ſchwarzer Harm; es ſchmolz
In weiche Rührung meine Seele hin:
Ich betete: „O ewige Liebe, dein,
Dein will ich einzig, will ich ewig ſein.
Kein aus der Hölle flammendes Gefühl

Empöre dieſes ſanfte Herz und treibe
Zu Thaten an, die ſeiner unwerth ſind!
Ich will nicht haſſen, nein, ich will nicht fluchen:
Ich will nicht kränken und nicht Rache nehmen:
Ich will ſie, die mich in die Grube ſtößt,
Nicht mehr mit menſchlicher, begehrlicher,
Gebrechlicher, mit einer höhern aber,
Ich will ſie lieben, Gott, mit deiner Liebe,
Der ewig unerſchüttert-himmliſchen;
Will ohne Zorn und Groll, will nur vergebend,
Nur ſegnend ihrer denken immerdar,
Wie mir das Auge bricht, das weinende."

XLII.

Ich ſah ſie einmal wieder;
Ihr neuer Buhle ſtand bei ihr.
Ich ſaß bei einer Andern.
Und koſte traulich hier.

Wir waren verſorgt, wir Beide;
Doch nicht an Frieden und Freude reich;
Mir ſaß der Tod im Herzen,
Und ſie war ernſt und bleich.

Sie erhob ſich und ging zu tanzen,
Wild, wild zu tanzen im Nebenſaal,
Auf daß ſie betäub' im Innern
Die grimmige, tiefe Qual.

Ich blieb und lacht' und ſchwatzte,
Und ſtürzte Glas auf Glas hinein,
Auf daß ich erſtick' im Herzen
Die ungeheure Pein.

XLIII.

Nun iſt's ein Jahr — da, um dieſelbe Zeit,
Die feſtlich aller Welt und hocherfreulich
Und freundlicher, erwünſchter Gaben voll,
Begann ſie mich zu morden. Damals war
Ich noch ein Mann, gehörte noch dem Lichte,
Dem Leben an und konnte Freude fühlen.
Gebrochen iſt nun jede Kraft in mir;
Erloſchen iſt in ewiger Thräne Bad
Der helle Strahl, der meinem Aug' entblitzte:
Von Gram gebeugt iſt meines Hauptes Stolz —
Zum Greiſe hat mich dieſes Jahr gemacht.

XLIV.

Der Dichter überſetzt aus dem
Catull.

Wenn ihr erbarmungsreich, ihr Himmliſchen,
Wenn ihr dem Unglück irgend und der Noth
Selbſt in der äußerſten Gefahr des Todes
Mit euerer Hülfe rettend nahe wart,
So ſchaut die Tiefe meines Elends an!
Und wenn mein Herz und wenn mein Wandel rein
Von böſer Schuld, und wenn ich frommes Sinnes
Stets euer ewiges Geſetz geehrt,

Nie euch zu Zeugen, um Betrug zu üben,
Mit frechem Mund betheuernd angerufen,
Den Eid, den ich geſchworen, nie verletzt —
So nehmet es, o nehmet es, ich flehe,
Von mir hinweg, dies fürchterliche Weh,
Das mir verzehrend durch die Adern ſchleicht,
Mir, jede ſüße Luſt des Seins ertödtend,
In's Mark, in's innerſte, des Lebens dringt,
Und mich den Schatten zu geſellen droht!
Nicht das begehr' ich fernerhin, daß ſie
Mich liebe, die Verrätherin; nicht das,
Daß ſie, gewohntem Unbeſtande fern,
In keuſcher und getreuer Flamme brenne —
Das kann ſie nicht. Mich ſelber nur zu retten,
Mir ſelbſt von nicht zu tragend ewiger Qual
Die Seele zu befrei'n, iſt mein Verlangen.

Nur dazu ruf' ich euere Götterkraft
Um Beiſtand an. Erfüllet zum Beweiſe,
Daß euch ein edler, reiner Sinn gefalle,
Dies Eine nur, ihr heiligen Mächte, mir!

Anhang.

Zerſtreute Blätter.

Eigen und fremd.

I.

Aus dem Meer, dem bittern Schlunde,
So behauptet der Hellene,
Hob ſich Anadyomene,
Dieſe Weltverſüßerin.

Und ich glaube ſeine Kunde;
Denn noch immer träufelt jene
Bitterliche Fluth als Thräne
Von dem Haar der Königin.

II.

Könnte man vor Schmerze ſterben,
Lange ſchon mußt' ich verderben;
Ach, mir Aermſten iſt bewußt,
Was ſie trägt, die Menſchenbruſt.

Oder wenn, was Andre leiden,
Tödtlich iſt, warum bereiten
Mir alleine Qual und Noth
Kein Verderb und keinen Tod?

III.

Frühlinges Blumen treu,
Kommen zurück auf's Neu';
Nicht ſo der Liebe Glück;
Ach, es kommt nicht zurück,
Schön, doch nicht treu.

Die Günderode.

Sommer kam, die Lilien blühten,
Und es glüht' ein Roſenheer;
Und es glühten und es blühten
Unſre Herzen noch viel mehr.

Winter kam und Schneegeſtiebe
Hüllten Alles ſtarr und kalt:
Da erſtarrt' auch unſre Liebe
Unter rauher Froſtgewalt.

Sommer kommt, die Lilien blühen
Und es glüht ein Roſenheer;
Unſrer Herzen Blüh'n und Glühen,
Es erneut ſich nimmermehr.

IV.

Der Jüngling in des Haares vollem Lockenſchmuck
Wenn frevelhaft verrathen und verlaſſen wird,
Empfindet er des Weh's genug, des bitteren;
Doch eine Welt ſteht offen ihm; noch lange beut
Das Leben ihm Genüſſe, grünt die Hoffnung ihm.
Ein gleich Geſchick wenn der bejahrte Mann erfährt,
Dem eine dargebotne ſüße Frauenhuld
Mit unverhoffter Seligkeit das Herz berauſcht,
Und dem aus heilig-ernſtem Lieb'- und Treueſchwur
Ein alle Zweifel bannendes Vertrau'n erwuchs —
Nichts iſt auf Erden grauſamer und ſchändlicher.

V.

Nur einen Knaben ließ der Himmel dir:
Das Töchterchen hat er hinweggenommen.
Dafür hat ihm die Menſchheit Dank zu ſagen.
Denn wenn es lebte, wenn es
Dir nachgeriethe, deine Zauber übte
Und deine Tücken, ſo erneute ſich
All, was du Schreckliches verübſt, und was
Wir Schreckliches durch dich erleiden müſſen,
Wir Beſſeren, die dir vertraut.

VI.

Wahnſinn bedroht den Menſchen, wenn er ſieht,
Mit Augen ſieht unzweifelhaft und klar,
Was er zuvor für rein unmöglich hielt.
Wenn ſich mit einem Mal vor unſerm Blicke
Die Bäume los von ihrem Grunde riſſen,
Sich tanzend im Azur die Sterne drehten,
Verwandelt in ein leichtes Staubgewölk
Uralte Felſen in die Lüfte ſtöben —
Ein geiſtzerrüttend Staunen und Entſetzen
Würd' uns befallen. Und ein ſolches droht
Uns zu vernichten, wenn im Menſchenleben

Das nicht zu denkend Schreckliche geſchieht,
Wenn Alles ſchwankt und Alles uns bei ſolcher
Graunvoller Thaten Anblick und Gewißheit
Zum Hohne wird, woran wir feſtgehalten.

VII.

At tu dolebis, quum rogaberis nulla,
Scelesta . . . .

Catull.

Es kommt die Zeit und ſie iſt nah vielleicht,
Da wirſt du ſeufzen: „Weh, weh über mich!
Mir ſchlugen edle, ſchöne, treue Herzen,
Und keines hab' ich mir bewahrt; ich habe
Sie alle meinen Launen und Gelüſten
Verrätheriſch und grauſam hingeopfert,
Und jetzo ſteh' ich arm
Und leer und einſam da und ſelbſt verlaſſen;

Die Freunde ſind entwichen und die Buhlen;
Zuſammen ſink' ich in ein hohles Nichts,
Wie er's vorausgeſagt, der mich am treuſten,
Am reinſten und am rührendſten geliebt."

VIII.

Es kann der Menſch ſein Herz, ob er's auch will,
Nicht zwingen, ſo zu fühlen oder ſo,
Und mit der Treue, mit der traurigen,
Die aus dem Zwang der Pflichterfüllung ſtammt,
Iſt edleren Naturen nicht gedient.
Wenn Liebe fröſtelt, fort damit! Sie ſchleppe
Nicht mühevoll ein mattes Leben hin!
Doch nimmermehr erlöſchen ächte Flammen
So leicht, ſo ſchnell, ſo rein aus Laune nur
Und Luſt an Wechſel und aus Scheu, auch Herbes
Zu dulden, prüft ſie das Geſchick. Es giebt

Huldgötter höchſt verſchiedener Natur,
Gemeinere, ſo wie erhabnere;
Und wer ein Bündniß ſchönſter, höchſter Art
Mit einem anderen, unwürdigeren
Im Stande zu vertauſchen, dem hat keiner
Von jenen höhern, edleren die Bruſt
Mit ſeinem himmliſchen Geſchoß berührt.

IX.

Sie zu verachten, ſie
Zu haſſen iſt mein Streben,
Damit ich es ertrage,
Von ihr getrennt zu leben,
Verrathen und verlaſſen,
Verhöhnt zu ſein von ihr.

Gelungen endlich ſcheint es,
Geriſſen aus der Bruſt mir
Die letzte Spur von Liebe,
Die letzte Spur von Sehnſucht;

Da hör' ich, daß ſie fraget,
Noch immer fragt nach mir;
Und alberne Freude jubelt
Im thörichten Herzen hier.

X.

O reiße dich aus dieſem Bande!
Nicht wanke mehr in Nacht und Graus,
Wie Einer aus dem Schattenlande,
Um dieſe Mauern, dieſes Haus!

Sie lacht wohl ob des armen Thoren,
Der's nicht vergißt und nicht verſchmerzt,
Daß ſie ihm Treue zugeſchworen
Und jetzo einen Buben herzt.

XI.

Weh mir! Es iſt ihr Zaubermund
Der Biene gleich in Trebizund,
Die ihres Honiges Süßigkeit
Aus giftiger Blüthe geſogen:
Der Wahnſinn eingezogen
Iſt in die Seele deſſen,
Dem ſeine Wonne kund.

XII.

Das dunkle Ding in unſrer Bruſt,
Das Herz genannt, es iſt total
Unlenkſam und irrational;
Und das iſt namenloſe Luſt;
Und das iſt namenloſe Qual.

XIII.

Mir aufgebürdet iſt ein ſchweres Amt:
Der treuſte Mann auf Erden iſt verdammt,
Mit all den edlen Trieben,
Von denen ihm die tiefe Seele flammt,
Das ungetreuſte Weib der Welt zu lieben.

XIV.

Ich ſei vergnügt, vernahmſt du,
Es habe mit meinem Herzen
Und Leben keine Noth? —
O ja, ich kann recht luſtig ſein;
Kann ſchwatzen, lachen, kann mich
Sogar ein wenig verlieben;
Doch immer den Tod im Herzen,
Zehntauſendfachen Tod.

XV.

Dein treuſtes Wort iſt Lug und Trug;
Doch ſtehſt du reizend da vor mir —
Vergeſſen iſt's; ich huldige dir.
Byron.

Du legſt mir große Glaubenslaſten auf,
Und mein Verſtand iſt doch ſo ſchwer zu beugen.
Die Pfaffen haben ihn, den männlichen,
Nie unter ſich gebracht. Wird ihn die Liebe
Zum Kinde machen? Harre noch ein wenig!
Ich will mir Mühe geben,
So orthodox für dich zu ſein, ſo blind,
So kindergleich im Glauben und im Trauen,

Wie du's begehrſt. Ach, welche Thränengüſſe!
Ach, welche Schwüre, welche königlichen
Entrüſtungen! Gut, gut! Ich bin beſiegt.
Du warſt mir treu, wie Gott, und Alles, Alles,
Was ich geſeh'n, was Andere geſehen,
Nichts war es, als ein trüglich⸗eitler Schein.

XVI.

Ach, ſchlief ich in der Nacht einmal
In meinen Thränen ein,
Und weckte mich zu neuer Qual
Nie mehr der Sonne Schein!

XVII.

Getroſt! Es wird zu Ende geh'n;
Ich werde von ſo blut'gen Wunden,
Von ſo unendlich bittern Weh'n,
Doch endlich in der Gruft geſunden.

Die Gruft, die iſt das Paradies,
Das dunkle, das mich lockt alleine;
O welch' ein Friede ſanft und ſüß
Der Frieden unter'm Leichenſteine!

Es ſtille mir an jener Bruſt —
Auf's Neue wagt' ich es zu wähnen —
Des Himmels Ruh, des Himmels Luſt
All meine Seufzer, meine Thränen.

Ein neuer Trug beſtrickte mich:
Will ich hier ruh'n von meinem Schmerze,
So ziſchen Nattern fürchterlich
Und ſtechen mich in's tiefſte Herze.

Denn, ach, ich weiß, wie ſie ſich quält,
Iſt ſie mir wohlzuthun befliſſen;
Wie ihre beſte Seele fehlt,
Beglückt ſie mich mit ihren Küſſen.

Sie gäbe mir ihn gern zurück,
Den Frieden, den ſie mir genommen:
Doch jener erſten Liebe Glück
Wird nimmer, nimmer wiederkommen.

Je wonniger mein Huldgewinn,
Je grimmiger iſt der Gedanke:
Ihr Sehnen ſchweiſe fernehin
In eines andern Armes Schranke.

O Troſt des Elends, ſtille Gruft!
Ich kann nicht mehr hier oben hauſen;
Ich haſſe Liebe, Licht und Luft:
Bedecke mich mit deinem Grauſen!

XVIII.

Siehſt du den dunkeln Schatten,
Der um dein Haus im Flor der Nächte ſchwankt?
Es iſt der Arme, furchtbar
Mißhandelte, zum zweiten Mal Vertriebne,
Gemordete, der dein noch immer denkt,
Der immer noch im Stillen
Darauf bedacht, wie er dich retten möge,
Aus der verdienten Schmach, in welche du
Verſunken biſt . . . .
. . . . . . Ach, er wird's nicht vollbringen.

Dein Maaß iſt allzu voll, es überfließt:
Und Rachegeiſter ſeh' ich um dein Haupt,
Ergrimmte, ſchweben und dich einem Looſe
Der herbſten Art ohn' alle Schonung weih'n.

XIX.

Tiefmitternächtige
Lautloſe Stille rings.
Durch grüne Büſch' und Bäume
Hinwandel' ich im Monde;
Die ſeh'n mich all' ſo freundlich,
So traulich an, wie Brüder,
Die nur nicht reden können
Mit mir in Menſchenſprache;
Ich drücke Liebesküſſe
Auf ihre ſchwanken Blätter —

Ach, warum bin ich Menſchen
Nicht auch ſo nah, warum
Dünkt mir die Pflanze näher,
Die doch ſo ſtarr und ſtumm?

XX.

Es ſind nur arme Trümmer,
Werthloſe, was ich bin;
Hinfloh die Lieb' auf immer,
Die Seele des Lebens hin.

Hinfloh die Lieb' auf immer,
Die Seele der Seele floh;
Und heiter werd' ich nimmer,
Und nimmer werd' ich froh.

Und ſchein' ich froh und heiter —
Was mir das Schickſal ſpann,
Ich ſpinn' es nur ſo weiter,
Weil ich's nicht enden kann.

XXI.

Zerriſſen haſt du ſie,
Die alten, ſüßen Bande —
Nun fragſt du, ob ich dir
Noch Freund zu ſein im Stande.

Ach, nicht mehr Liebesgluth
Kann mein Gemüth entzünden,
Noch auch die kühle Huld
Der Freundſchaft uns verbinden.

Mit jener Treue nur,
Die eine Mutter übet,
Die doch ihr Kind nur ſtets
Im Innerſten betrübet;

Mit dieſer nur kann ich
Dir noch verbunden bleiben:
Mit dieſer will ich dir
Auf's Neu' mein Herz verſchreiben;

Mit dieſer will ich dich
Ohn' Ende himmliſch lieben,
Bis in die Lüfte mir
Die letzten Kräfte ſtieben.

XXII.

Der Dichter iſt im Lieben,
Im Leiden übergroß.
Viel tiefer, grimmiger,
Als jedes andre, fühlt
Sein weichgeſchaffnes Herz
Jedweden Schmerz.
Das Eine rettet ihn:
Die zarte, ſanfte Gabe,
In ſüßen Liedertönen
Sein Leiden auszuſtöhnen;
Sonſt wäre Tod ſein Loos,
Sonſt wandelt' er als Knabe ſchon zum Grabe.

* * *

Inhalt.

Seite
Marie und Veronika 5
Flora 15
Agnes 23
Regina 31
Zur Vergleichung 35
I. Schottiſch.
II. Altdeutſch
Diana 43
Lulu 53
Felicitas 57
Liane 63

Seite
Bella. Nach Louis Germain 109
Erste Periode.
Zweite Periode.
Dritte Periode.
Malwina. Nach John Taylor 167

Anhang.

Zerſtreute Blätter. Eigen und fremd . . . 245

* * *

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Frauenbilder

und

Huldigungen.

Von

G. Fr. Daumer.

Drittes Bändchen.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Frauenbilder
und
Huldigungen.

Nicht ſuche Gott in Kirchen und Kapellen!
Such' ihn in einer ächten Frauenſeele!
Den Himmel, ſuch' ihn nicht im Himmel oben!
Der wahre Himmel iſt das wahre Weib.

Miranda.

Nach

Benedetto Rubini. *)

---

*) Die Gefeierte iſt eine Deutſche, die der Dichter in ihrem Vaterlande kennen gelernt.

In bel corpo anima bella.

O wundervolles Weib!
O Weſen ohne Fehle!
O allerſchönſte Seele
Im allerſchönſten Leib!

Erſte Abtheilung.

Sonette.

. . . .
Da ſtets die Liebe, wie vor Gott, ſich neiget,
Mit heiliger Scheu vor ihrem Gegenſtande.

Platen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Es leuchtet in der ſtillen Seele mir
Ein Bild ſo ſchön, ſo zart, ſo lieb, wie keines:
Es iſt der Abglanz deines Roſenſcheines,
Es iſt das Abbild deiner reinen Zier.

Welch eine Seele grüßet uns aus ihr,
Beſcheinigend ein göttlich Ungemeines!
Wie weckt ſie mir des ſeligſten Vereines
Tiefinnerliche, glühende Begier!

6

Vergebne Sehnſucht! Dieſe ſüße Pracht,
Nie labt ſie mich mit ihren Blüthenlenzen;
Nie ſinkſt du mir an die entzückte Bruſt

Denn wer verſöhnte jene rohe Macht,
Die, ſtarr und kalt und grauſam ohne Grenzen,
Jedwede Wonne wandelt in Verluſt!

II.

Und doch — was hemmte dich, mir wohlzuwollen,
Was, mir unendlich wohlzuthun ſogar?
Der Liebe bangt vor keinerlei Gefahr,
Was auch ob ihrem Haupt für Donner rollen.

Viel düſtere Momente werden grollen;
Wir werden leiden — das iſt offenbar;
Doch immer wird ein treuvereintes Paar
Sich ſeine ſtillen Huldigungen zollen.

Du biſt mir hold; dein ſanftes Auge ſpricht
Von einer Neigung, einer himmelſüßen,
Die blühend auf in deinem Herzen bricht.

O laß ſie mich mit Jubelklang begrüßen!
Nicht welk' er unberührt zu deinen Füßen,
Der ſchöne Kranz, den dir die Liebe flicht!

III.

Ein Strahl der allerreinſten Gottesmilde
Beleuchtete der Erde dunkle Gau'n;
Da wurdeſt du, holdſeligſte der Frau'n,
Die Blume ward der irdiſchen Gefilde.

Er, der ſich hinter einem Wolkenſchilde
Verborgen hielt, um Geiſter zu erbau'n,
Der hehre Strahl, er giebt ſich uns zu ſchau'n,
Vermenſchlichet in deinem ſüßen Bilde.

O theures Weib! Was Leben iſt und Sein,
Wie himmliſch ächte Frauenhuld, erfuhr,
Nur wem du liebend deinen Mund geboten.

Ihm pranget in erſtorbnen Wüſtenei'n
Ein Paradies, ihm blüht die Winterflur;
Die Uebrigen gehören zu den Todten.

IV.

Ich lebe, denn ich ſog von deinem Munde
Das Leben ein — o welch ein Augenblick!
Hinweggehaucht war jedes Mißgeſchick,
Geheilt im Innern jede tiefſte Wunde;

Das Siegel aufgedrückt war einem Bunde,
Der mich umſchnürt mit ew'ger Reize Strick —
Ich danke dieſer Stunde hohes Glück
Dir noch dereinſt in meiner Todesſtunde.

12

Ja, Liebſte, wenn die letzte Kraft verſiegt,
Wenn mir die Pulſe, die lebend'gen, ſtehen,
Wenn alles Andre wirr und dunkel mir:

Auch dann noch wird in dieſen Traum gewiegt
Die Seele ſein, auch dann noch werd' ich flehen
Um einen Blick, um einen Laut von dir.

V.

Schon trieben unſrer Liebe Blüthenſproſſen,
Schon warſt du mir das wonnevollſte Gut;
Da weckte mir noch eine tiefre Gluth
Die Thräne, welche deinem Aug' entfloſſen.

Denn deine tiefſte Seele mir erſchloſſen,
Das haſt du erſt durch jene heil'ge Fluth,
Die du um ihn, der allzu frühe ruht
Vom Erdenkampf, den beſten Mann vergoſſen.

O dieſer Mann! Wofern ein ſtill Gebiet
Von Geiſtern iſt, und er dich weinen ſieht,
So kann es einen Glücklichern nicht geben.

Denn ſolch ein Opfer wird ihm dargebracht,
Nachdem er hingegangen in die Nacht,
Er, der dein Gott geweſen iſt im Leben.

VI.

Habt ihr jenes Auge geſeh'n,
Ganz gebildet aus Lebensgeiſt?
Hafis.

Schau' ich hinein in deiner Augen Glanz,
Den wunderreinen, ſeelenvollen, ſüßen —
Ich wähne, daß mich Gottes Engel grüßen;
Entzücken bin ich, Andacht, Liebe ganz.

Nie hat ſich in der Schönheit Blüthenkranz
Mir dieſe ſtille Zauberkraft bewieſen;
Nie, meine tiefſte Seelenluſt zu büßen,
Vergaß ich ſo der Stunde raſchen Tanz.

16

Es lebe ſich ein Andrer jede Luſt,
Die heiße Sinne ſich auf falſcher Spur
Mit Gold und Liſt erkaufen und erbeuten —

Ihn peiniget die Oede ſeiner Bruſt
Im Hochgenuß; ich fühle, blick ich nur
In's Auge dir, des Himmels Seligkeiten.

VII.

Lieb' iſt immer erſtgeboren; ſie iſt ewig ein einziger Moment; Zeit iſt ihr nichts, ſie iſt nicht in der Zeit, da ſie ewig iſt; ſie iſt kurz, die Liebe; Ewigkeit iſt eine himmliſche Kürze.

Bettina.

Das Ewige nach dem Begriff der Menge
Iſt, was ſich endlos dehnet in der Zeit —
Doch welch ein Zerrbild nur der Ewigkeit,
Das ſich den Werth der ächten nie erränge!

Denn die ſo heißet in des Wortes Strenge,
Ein göttlich Eines iſt ſie, durch den Streit
Von Nah und Fern nicht mit ſich ſelbſt entzweit,
Reich ohne Maß ſelbſt in der engſten Enge.

In dieſe ſelige Tiefe führeſt du
Die Seele mir, die ohne Raſt und Ruh',
Bis ſie das Unausſprechliche gewonnen.

Gefühle giebſt du, die, der Zeit zum Hohn,
Eintauchen in die reine Region,
Wo wir in Licht, wo wir in Gott zerronnen.

VIII.

Wie ſchön, wie göttlich iſt ſie, dieſe Liebe!
Nur ihrer eignen Hoheit unterthan,
Wallt ſie dahin die ätherreine Bahn,
Was für ein Urtheil auch der Welt beliebe

Im tiefſten Innern wurzeln ihre Triebe:
Kein Makel, kein gemeiner, klebt ihr an;
Nichts iſt an ihr unheilig und profan,
Nichts, was nicht himmliſch iſt und himmliſch bliebe.

Erkenne dies, empfind' es, o mein Stern,
Und halte jede bange Sorge fern,
Ob uns das Herz auch noch entflammter ſchlüge!

Nicht göttliche Geſetze brechen wir,
Nur menſchliche — und dieſe, glaube mir,
Sind eine Pfaffen- und Tyrannenlüge.

IX.

O ſüße Herrin! Holde Königin!
Was gleichet deinem lieblichen Bethören?
Wie eine Gottheit, welche zu beſchwören
Unmöglich iſt, entraffſt du Geiſt und Sinn.

Vor dir in Staub ſink' ich entſelbſtet hin;
Und dieſer Andacht Wonne mir zu ſtören,
Ob Welt und Zeit ſich wider ſie empören,
Sei nichts im Stande, bis ich Aſche bin!

Was hohe, hehre Liebe ſei, davon
Gab dir Natur die Wiſſenſchaft, die ächte;
Und o, wie übſt du ſie in Luſt und Schmerz!

Drum in der Liebe Reich gebührt der Thron,
Die Krone dir; drum flammet dir mit Rechte
All dieſe Flammen mein entzücktes Herz.

X.

Getrennt von dir auf lange, lange Tage,
Fern deinem Munde, deiner Bruſt zu ſein —
Ach, wie ertrag' ich dieſe grimme Pein;
Ach, wie beſchwicht' ich dieſe bittre Klage?

So eben noch in Edens Roſenhage,
Berauſcht von deiner Liebe Feuerwein —
Nun plötzlich einſam wieder und allein,
Die Welt verkehrt zu einem Sarkophage!

Das Eine, was gelinde Tröſtung beut,
Iſt, daß ich weiß: Du denkeſt, hold erglüht,
Auch in der Ferne meiner ohne Wanken.

Wie ſehr dich auch die bunte Welt zerſtreut,
Es heget mich dein göttliches Gemüth
Im Heiligthume ſeiner Huldgedanken.

XI.

Die Wonne der Geſundheit iſt ein Gut,
Das Jeder rühmt; ich aber muß die Leiden
Des Siechen und Geſunkenen beneiden,
Der ſo gelind in deiner Pflege ruht.

Wie gerne krankt' ich in ſo zarter Hut!
Ich bäte jeden Helfer, mich zu meiden;
Ich wollte nur an deiner Schöne weiden,
An deiner Engelsgüte meinen Muth.

Und wär' es möglich, ſo getreu bewacht,
So liebevoll beſchwichtet und bedacht
Von deiner Huld, zu ſinken in's Verderben —

Ich wünſchte mir kein ſeliger Geſchick,
Als ſo zu ſcheiden aus der Sonne Blick,
So deinen Hauch zu fühlen und zu ſterben.

XII.

Will ſich mein Auge ſchließen in der Nacht,
So pflegt vor ihm dein lieblich Haupt zu ſchweben,
Beklagend, daß ich einer Raſt ergeben,
Die mich ſo untreu meiner Liebe macht.

„Wie magſt du tauchen in des Schlummers Schacht
Und in verwortnen Phantaſien weben;
Wie ſo betäubt am Staub der Erde kleben,
Da dir ein Strahl der reinſten Kläre lacht?

Dies Lächeln, dieſer Augen Zauberſchein,
Die Wonne, die dir meine Küſſe ſchufen,
Sie hüllſt du dir in trübe Nebel ein?

Wie matt, wie kalt muß deine Seele ſein!“ —
So ruhelos gemahnet und gerufen,
Schreck ich empor, erwache, denke dein.

XIII.

Wahrhafte Liebe lebt im Selbſtverluſt;
Sich frommes Sinns zu beugen vor dem Schönen
Und Herrlichen, ihm ohne Maß zu fröhnen,
Wo es erſtrahlt in trüber Erde Duſt,

Und, regt ſie ſich in einer Dichterbruſt,
Es unter feierlichen Liedertönen
Mit einem Sternendiadem zu krönen,
Das iſt ihr Amt, ihr Leben, ihre Luſt.

30

Mir leider hat die wildbewegte Zeit,
Mich mit Gewalt hinreißend in den Streit,
Der Liebe Kraft gefeſſelt und der Lieder.

Doch deiner Anmuth widerſteht kein Bann;
Ich fühle, daß mein Herz noch lieben kann,
Und auch das Lied regt ſeine Schwinge wieder.

XIV.

Ach wüßteſt du, Geliebte, wie ich bebe,
Wenn dir zu droh'n ein ſchwarzes Unheil ſcheint!
Sähſt du die Thräne, die mein Auge weint,
Wenn ich um dich in ſtillen Aengſten ſchwebe!

O bleibe ſtark! O ſinke nicht! O lebe!
Ich athme nur, ſo lang ich dir vereint;
Derſelbe Tag, der deinen Glanz verneint,
Er iſt's, an dem auch ich der Welt entſtrebe.

Ich trage ja ſchon jetzo kaum die Pein,
Auf Tage, Stunden nur gehemmt zu ſein,
In deiner Hulden Lichte mich zu ſonnen.

Vergiß, wofern du ſchwere Pflichten übſt,
Auch deſſen nicht, den du zum Tod betrübſt,
Zerſtörſt du deine zarten Lebenswonnen.

XV.

Der liebevolle Bund der Seelen,
Er iſt nur ein verfehmtes Glück;
Man muß es, wie ein Räuber, ſtehlen
In einem ſtillen Augenblick.
Gottſchall.

Von Täuſchung und von Lüge wußt' ich nur,
Wie ich ſie mußt' an Anderen gewahren;
Ich wandelt' in der Sonne Blick, dem klaren,
Denn alſo wollt' es Weſen und Natur.

Doch der Erfahrung harte Diktatur
Gebot auch mir, das volle Herz zu wahren,
Voll ſcheuer Angſt, auf's Neue zu erfahren,
Was ich ſo oft Verderbliches erfuhr.

Und hier — wie iſt hier Alles Aug' und Ohr!
Es haben Neid und Haß und Argwohn Acht:
Die Eiferſucht übt ihre ſtille Tücke.

Doch meine Wonne deckt ein dunkler Flor,
Und Niemand ahnt, daß ich, ſo ſcharf bewacht,
Mir ſolche Paradieſesroſen pflücke.

XVI.

Deux ames et une vie,
Deux coeurs et un soupir.

Ein Stümper in der Liebe nur bedrängt,
Die Krone der Genüſſe zu erjagen,
Ein Weib, wie du — drum weg mit dieſem Zagen,
Das der Entbehrung bange Qual verlängt!

Weß auch ein Mann ſich kühnlich unterfängt,
Dünkt ihm die Stunde gut, ſein Glück zu wagen,
Nie ſollſt du mich ob einer That verklagen,
Die zarter Liebe Flügelpaar verſengt.

Die Pfade nur zu geh'n gelob' ich dir,
Auf die des Herzens allgewalt'ger Drang
So dich, wie mich, mit einem Zügel leitet.

Die Wonne nur begehrend, welche mir
Holdſelig ohne Kampf und ohne Zwang
Der Genius der Liebe ſelbſt bereitet.

XVII.

O dieſe Menſchen, widrig und verſchroben,
An Geiſte leer, an Leben und Natur!
Die Traurigen, ſie ſind lebendig nur,
Wenn Furien in ihrem Buſen toben.

Bei dir allein bin ich der Qual enthoben,
Zu ſtöhnen unter'm Joche der Dreſſur:
Bei dir alleine ſchwindet die Tortur,
Geheime Menſchentücke zu erproben.

Wie hart daher, daß du mich dahin bannſt,
Wenn auch mit Grund und wohlbedachtem Worte,
Wo nicht die Sonne deiner Anmuth lacht:

Daß du noch überdies gebieten kannſt,
Quallos zu ſcheinen in dem Höllenorte
Und ſo zu ſteuern feindlichem Verdacht!

XVIII.

Du kennſt mich, ach, noch immer nicht; ich bin
Dir nur ein Mann, wie andere, gemeine;
Ich ſei, ſo wähnſt du, nur ſo lang der deine,
Bis du gegönnt der Wonne Vollgewinn.

Dann ſinke deine Kron' in Staub dahin;
Entkleidet dann von idealem Scheine,
Seiſt du nicht mehr die Reine mir, die Eine,
Und ferne trage mich mein Flatterſinn.

Mich aber ſchuf ganz anders die Natur,
Denn alle jene Rohen, jene Schlechten,
Die im Genuſſe würgen ihre Gier.

Jedwede ſtille Huld, die ich erfuhr,
Macht, daß die Bande, welche mich umflechten,
Nur um ſo theurer, um ſo heil'ger mir.

XIX.

„Das Liebſte iſt das Leideſte.“ Wir Beide
Empfinden es. Ein leiſer Zweifel nur,
Von Wandel eine wahngeborne Spur —
Und Grab und Tod iſt meine Seelenweide.

Der ich in dir mein beſſ'res Selbſt durchſchneide —
Mit jenes Wahnſinns wilder Unnatur,
Die „wie ein Schwert“ durch deine Seele fuhr,
Weih' ich ſodann auch dich dem Herzeleide.

Kannſt du vergeben? — Ach ſchon iſt's gethan;
Du lächelſt mich nur um ſo holder an.
Verdienet' ich das härteſte der Looſe.

Lag meine Seel' im Staube längſt vor dir,
Nun doppelt hehr und herrlich biſt du mir,
Du heilig-ſchöne, ſüße Himmelsroſe!

XX.

Deckt meinen Namen nicht Vergeſſenheit,
Tönt meine Stimme noch den Folgetagen —
In lieblichem Triumphe hingetragen
Sollſt du auch ſein ob dem Gewog der Zeit.

Den edelſten der Frauen angereiht,
Die in Geſchichten glänzen und in Sagen,
Und die umrauſcht von Hochgeſängen ragen,
Sollſt du enthoben ſein der Sterblichkeit.

44

Was ich ein ſchwerbemühtes Leben lang
Raſtlos zu ſchaffen und zu bilden rang,
Ich achte deſſen nicht, es mag verwehen.

Es daure nur, was deinem Preis geweiht!
Dich, dich allein möcht' ich für alle Zeit
Von mir gefeiert und verherrlicht ſehen

* * *

Zweite Abtheilung.

Vermiſchte Form.

Warum habe ich nicht ein tauſendfaches Leben, um es vor deine Füße niederzulegen?

Mirabeau.

So halt' ich es mit meiner Liebe,
Daß ich mein eignes Sein vergeſſe,
Daß ich mein Ich, mein ganzes, opfre;
Zehntauſend Seelen wenn ich hätte,
Ich würde ſie vor dir verſtreu'n.

Hafis.

I.

Ich übe meine Phantaſie,
Ich ſtrenge meinen Geiſt,
Ich denke mir wohl die und die,
So man vor Andern preiſt.

Ich male mir manch holdes Kind,
Und manch ein herrlich Weib,
Noch ſchöner, als ſie wirklich ſind,
An Seele wie an Leib.

Es treibt dazu kein Frevelmuth,
Es drängt die heiße Noth:
Zu theilen wünſch' ich eine Gluth,
Die mich zu tödten droht.

Doch ohne Frucht iſt mein Bemüh'n,
Nur heißer wird mein Brand;
Wer kann für andre Reize glüh'n,
Wenn ihn der deine band?

So bleibe denn Herz, Geiſt und Sinn
Dir, dir allein geweiht!
Und ſterb' ich alſo liebend hin,
Auch das iſt Seligkeit.

II.

Sonſt waren meine Gedanken mein,
Gehorchten mir unweigerlich:
Nun in ſo ernſter Minne Frohn,
Nun in Empörung wider mich,
Begehren ſie bei dir allein,
Ohn' Ende nur bei dir zu ſein.
Mag ich's geſtatten oder nicht,
Sie kennen nur die eine Pflicht;
Sie ſtürmen achtlos fort von mir,
Die raſenden, und ſind bei dir.

III.

Ein Tag, ein unerträglicher,
Ein Abend, ohne dich verbracht.
Ich ſaß bei Männern und bei Frau'n,
Da ward unendlich viel geſchwatzt;
Ich ſprach darein mit Heftigkeit,
Dann wiederum verſank ich tief
Und ſtill und düſter in mich ſelbſt,
Und dachte dein und wußte nicht,
Worüber man der Rede pflag.

IV.

„Im Schooße der Zauberfrau
Schlafe du nicht!
Sie bethört dich ſo —
Nimmer entſinnſt du dich
Des Gerichts und der Rede der Fürſten;
Nimmer gedenkſt du des Mahles
Und männlicher Freuden mehr;
Voll Sorge ſuchſt du dein Lager“*). —
Erfuhren alſo ſchon
Jene, die alten Recken,

---

*) Aus der Edda.

Die nordiſch-urgewaltigen,
Die Macht der Frauenſchöne —
Ihr zu entgeh'n, von ihr
Die Seele zu entſtricken,
Wie ſollt' es uns, dem ſpät geborenen,
Reizbaren, empfindſamen Geſchlechte, glücken?

V.

Der Tartarus iſt nicht ſchrecklich, wenn der Weg dahin durch ſolche Paradieſe geht.

Aus „Fiormona.“

„Und was ſoll's werden?“ —
Was kümmert's mich?
Ob ſich mir morgen
Verſchlingend öffne
Der Erde Grund —
Hab' ich doch heute
Gelebt, geliebet,
Und Himmelsſüße
Geſaugt, o Liebſte,
Von deinem Mund.

VI.

Wohin ſoll ich gehen? Du haſt Süße des ewigen Lebens.

Cf. Ev. Joh. 6, 68.

Ich wollte von dir gehen
Auf ewig ohne Reu';
Ich wollte, dich zu ſehen,
Verſchwören ohne Scheu —

Könnt' ich nur erſt ergründen,
Wo in der Weſen Reich
Noch ſonſt wo aufzufinden,
Was dir an Süße gleich;

Wo ſonſten noch zwei Augen,
Die alſo mit dem Blick,
Hinwegzuzaubern taugen
Das ſchwerſte Mißgeſchick:

Wo ſonſt in aller Runde
Ein Mund, wie dieſer iſt,
Der in die Bruſt, die wunde,
Den ganzen Himmel küßt

Bis dieſe neue Minne,
Mir dieſe gleiche glückt,
Sind alle meine Sinne
In deinen Reiz verſtrickt.

VII.

Hier auf dem Roſenblatte
In ſteigender Sonne Licht
Zwei helle Tropfen Thaues,
Die nun mit einem Male
In Eins zuſammenfließen —
Was dünket dich, Miranda;
Sind's unſere Herzen nicht?

VIII.

Ach, wenn gelinde Göttermacht
Ob unſerem Haupte waltete
Und hätte treuer Herzen Acht —
Durch's Leben ohne Meiden
Im Wonnetaumel gingen wir;
Für tauſendfache Leiden
Wärſt du der Lohn, der reiche, mir;
Niemals, um uns zu ſcheiden,
Gähnt' eine dunkle Kluft;
Zuſammen uns, die Beiden,
Entraffte Tod und Gruft.

IX.

Was ſtreng der wache Tag geſchieden,
Was ſcharfe Satzung herb getrennt,
Die Nacht vereint's in ſüßem Frieden,
Die nur das Recht der Minne kennt.

G. Kinkel.

Es dunkelte bereits,
Es flimmerten die Sterne;
Ich lagert' auf dem Raſen
In ſtiller Gartenecke;
Es ſpielten um das Haupt mir
Die kühlen Nachtgeſäuſel,
Die fieberiſchen Gluthen,
Die auf der Wange brannten,

Zu ſchwichtigen bemühet,
Doch ohne Frucht. — Da, ſiehe,
Vorüber huſcht ein Schatte,
So weiblich und ſo ſchwebend;
Dem Ohre kaum bemerkbar
Der Sohle leiſes Kniſtern
Auf ſandigem Gartenpfade —
Ein Wonneſchreck durchzuckte
Die Seele mir, die Glieder;
Ich fuhr'empor — „Miranda!“
Sie ſank mir an die Bruſt;
Und welche Küſſe glühten,
Und welche Pulſe pochten,
Und welche Flammen ſprühten
In Dunkel und in Duft!

X.

In meiner Nächte Sehnen,
So tief allein,
Mit tauſend, tauſend Thränen
Gedenk' ich dein.

Ach, wer dein Antlitz ſchaute,
Wem dein Gemüth
Die ſchöne Gluth vertraute,
Die es durchglüht;

Wem deine Küſſe brannten,
Wem je vor Luſt
All ſeine Sinne ſchwanken
An deiner Bruſt —

Wie raſteten in Frieden
Ihm Seel' und Leib,
Wenn er von dir geſchieden,
Du göttlich Weib!

XI.

Du willſt mir Freiheit geben —
Das hieße, mich vom Sein,
Vom Lieben und vom Leben
Durch einen Mord befrei'n.

XII.

So halt' ich es mit meiner Liebe:
Treu bin ich ohne Wank und Wandel.
Laß jeden höchſten Reiz der Erde
Vorüberzieh'n vor meinem Auge —
Nicht weckt er eine leiſe Regung;
Ich ſehe dich nur, dich alleine,
Und jedes andre Bild verweht.

Hafis.

Ach, rede mir von andern Frauen nicht,
Sie ſeien noch ſo edel, noch ſo ſchön!
Es mögen ihnen andre Herzen ſchlagen:
Ich habe keine Huldigung für ſie.
Dem Schweizer iſt nur ſeine Heimath ſüß;
Ihr ferngerückt erkranket er und ſieht
In eines Edens ſeligem Bezirk

Die Fremde nur, die traurige, die öde.
Und meine Heimath iſt
An deiner Bruſt. Das Alphorn meiner Seele
Tönt hier allein. An jedem andern Buſen,
Sei's auch der wonnevollſte, den es giebt.
Fühlt' ich das Heimweh meiner Liebe nur,
Senkt' ich das Haupt in Trauer und in Gram,
Um dein und deiner unerſetzlichen
Holdſeligkeit und Süße zu gedenken
Und ſtürbe ſo in meinem Schmerz dahin

XIII.

Und ob dich auch die Menge ſchelte,
Du glühſt, und darum biſt du gut,
Biſt heiliger, als jene Brut,
Die dir ſo gern den Tag vergällte.
Vor Gott, der unſern Buſen ſchwellte
Mit dieſem heißen Liebesmuth,
Giebt es kein Laſter, als die Kälte,
Und kein Verdienſt, das höher ſtellte,
Als jene tiefe Seelengluth.

XIV.

Du mein, ich dein —
Ach dieſer Segen
Wenn uns, Geliebte,
Beſchieden wäre;
Beſchieden uns
In ſeiner Reine,
Daß ihn nicht dürfte
Mit ihrem Fluche
Die Welt beſchweren
Und nicht verkehren
Durch ihre Tücken

In bittre Pein —
Was für ein Eden
Uns da erblühte!
Was für ein Friede
Die Seele füllte!
Nur Lieb' und Güte,
Nur Zärtlichkeit
Und nur Entzücken
Bis zu dem letzten
Der Lebenshauche
Wär' unſer Sein.
Bei'm Morgenſchimmer
Welch ein Erwachen!
Denn dich erblickte,
Die Neugeſchenkte,
Die Neuverſchönte

Durch tieſer Ruhe
Geheimnißwunder
Mein trunknes Auge;
Entgegenblühte
Mir deiner Wangen
Entflammte Roſe;
Entgegenſtrahlte
Mir deiner Augen
Beſeeltes Feuer;
Den Hauch empfänd' ich,
Den Kuß empfing' ich,
Den Gruß vernähm' ich
Von deinem Munde:
Ich hielte dich
So wahr, ſo warm,
So vollebendig

In meinem Arme;
Du wärſt es wirklich,
Es wär' kein Traum.
Dann, die mir jetzo
So reich an Trauer
Und Trennungsharme,
So träge ſchleichet,
Die Tagesſtunde,
Sie flöhe mir,
Durch dich beſeligt,
So leicht, ſo lieblich
Und doch den Werth
Von Ewigkeiten
Voll Geiſt und Leben
Und Glück begreifend
In ihrem engen

Gedrängten Raum.
Und unſre Nächte!
Die Raſt, die ſtille,
Geheime, tiefe,
Worein zu ſenken,
Uns dann verſtattet!
Welch ein Erglühen;
Welch ein Umſchlingen;
Welch ein Verſchmelzen
Von Hochgefühlen
Und Huldgenüſſen!
Ein Lieberaſen,
Ein Wonnetaumel,
Dem nichts auf Erden
Zu gleichen wäre,
Was ſonſt noch irgend

Die Sinne labet,
Die Seele weidet,
Wär' uns bereitet;
Und göttlich wäre
Und himmliſch rein
Und dreimal heilig,
Was ſonſt entadelt
Durch Menſchenwillkür
Und tief gemein
So hier, wie dorten,
Ob es ſich ſchimpf-
Und ſchambeladen
In ein verworfen
Geheimniß hülle,
Ob es geweihet
Durch fromme Formeln

Und freche Feſte
Und ſo gezieret,
Trotz ſeiner Schmach,
Der innerlichen,
Doch nie getilgten,
Mit reiner Sitten
Erlognem Schein. —
Doch fort, o fort
Mit dieſen Bildern,
Die ein ſo einzig
Genüge ſchildern;
Hinweg in Eile
Mit dieſen Scenen,
Den allzu ſüßen,
Den allzu ſchönen,
Die mir das Herze,

Je mehr ſie lachen,
Nur um ſo ſchwerer,
Die Wange mir
Nur um ſo bleicher,
Nur um ſo reicher
An Sehnſuchtsthränen
Das Auge machen!
Denn nie zu Theil
In dieſem Leben —
So ächt, ſo ewig
Auch unſre Liebe;
So innig eins
Auch unſre Seelen;
So tödtlich heiß
Auch unſre Flammen —
Wird dieſes Heil.

XV.

Auf meinem Lager
Voll kranker Pein
Denk' ich nur ewig
Und ewig dein.

O lichtes Leben,
O ſchöner Stern!
Du biſt ſo nahe
Und doch ſo fern.

Nah mit der Seele,
Fern mit dem Leib,
Mir fremd vor Menſchen,
Vor Gott mein Weib.

An deinem Buſen,
In deinem Arm,
Wie bald geneſen
Wär' all mein Harm!

Und ich muß ſtöhnen
In ew'gen Weh'n,
Und ſterb' ich, darfſt du
Nicht zu mir geh'n.

So groß im Trennen,
So rauh beſtellt,
So grauſam iſt ſie,
Die Menſchenwelt.

XVI.

> Wir ſind einander, wie Flammen; Einer kann den Andern entzünden, erleuchten, entzücken, beſeligen; . . . . Es iſt göttlich, daß ein Menſch dem andern aus ſeiner Bruſt wohlthun kann, wäre es auch nur durch Antheil und Güte — Schade, daß ſie's einander faſt nie erlauben!
>
> Rahel.

Die beſte der Arznei'n,
Die iſt der Menſch dem Menſchen ſelbſt — allein
Gerade die pflegt ihm verwehrt zu ſein.

XVII.

O Sonne und Erde! Wie gut macht ihr's eueren Kindern, wenn ſie ſich nur nicht ſelbſt das Leben verbitterten!

Heinſe.

Natur verſchwendet
Uns zu beglücken,
All ihre Mühen,
All ihren Witz;
Das Sein, es wäre,
Trotz aller Harme,
Die uns beſtricken,
Ein Garten Eden,
Ein Götterſitz.

Wir aber machen,
Wir irre Thoren,
Ihr Werk vernichtend
Mit groſſer Liſt,
Daß all verloren
An unſern Herzen
Die ſchöne Blüthe
Des Lebens iſt.

XVIII.

Ob Zweie ſich auch noch ſo bös,
Dergleichen iſt nicht ſkandalös.
Sich haſſen kann man ungeſcheut,
Denn Kirch' und Polizei verbeut
Die Liebe nur, die gottentſtammte.
Doch dieſe hehre, wenn einmal,
Frei vom Geſetz und ſeiner Qual,
Zwei edle Herzen heiß entſlammte —
Was hält die Welt für ein Gericht!
Der Haß iſt frei, die Liebe nicht.

XIX.

Es iſt zuweilen eine Friſt,
Da möcht' ich in die Weite ſtreben,
Und dem, was allzu bitter iſt
In dieſem Kreiſe, mich entheben;
Doch kann ich ohne dich nicht leben,
Weil du das Leben ſelber biſt.

XX.

Wenn tief in Nacht und Dunkel
Mir tauſend andre Frauen
Die ſchönſten Küſſe gäben,
Und mitten unter ihnen
Mir deine Wonne nahte;
Mit jenem Roſennektar
Des Liebeparadieſes,
Den deine Lippe ſpendet,
Die meinige verſüßte;
Mir jene Flammen hauchte,
Die aus der heiligen Tiefe

Des göttlichſten und ſchönſten
Von allen Herzen ſteigen —
Wo wären Seligkeiten,
Wo wären Gluthgewalten,
Wo Zauberei'n, wie dieſe? —
Ich würde ſie im Nu
Vor allen andern kennen;
Aufjauchzen vor Entzücken
Würd' ich ſofort und rufen:
Miranda, das biſt du!

XXI.

Stark, wie der Tod, iſt Liebe; feſt, wie die Unterwelt, ihr Eifer; ihre Gluthen ſind Feuergluthen, Gottesflamme.

Hoh. Lied 8, 6.

Du irrſt, o Lieb! Nicht Alles endet;
Nicht jede Seelengluth verglüht;
Nicht nur für einen Tag geſpendet
Iſt jede Wonne, die uns blüht.

. . .

Denn ihren Reiz hat auch die Treue;
Hat einen ewigen Reiz bei dir.
Du biſt mir ja das ewig Neue,
Das ewig Schöne biſt du mir.

Laß Alles um uns her veralten,
Laß dieſe ganze Welt vergeh'n!
Was mit ſo göttlichen Gewalten
Die Bruſt erfüllt, es wird beſteh'n.

XXII.

Wie ſollt' ich Andre höher ſchätzen?
Wenn Eine fühlt, wenn Eine liebt,
Sie hat daneben andre Götzen:
Du folgeſt einzig den Geſetzen,
Die dir das Herz, die Liebe giebt.

XXIII.

Mein ganzes Leben war
Ein Suchen und ein Sehnen
Nach einem Angeſicht, nach einem Lächeln,
Nach einem Herzen, ſo wie dieſes iſt:
Und nun ich es gefunden,
Dies Angeſicht, dies Lächeln und dies Herz,
Sollt' ich mein Auge wenden,
Und mein Gemüth und meinen Schritt von ihm?

XXIV.

Ich bin der Staub, der dir zu Füßen ruht;
Und von ſo heiligem Ort — das glaube feſt! —
Wird kein gelinder Weſt,
So ſchmeichleriſch zu rühren
Er auch vermöge, mich von hinnen führen,
Und keines Sturmes ungemeſſ'ne Wuth;
Denn hier zu ruh'n iſt mir alleine gut.

XXV.

Mitten im Donnergeroll,
Mitten im Leuchten der Blitze,
War's, daß auf ländlichem Sitze,
Unſer Entzücken erquoll.
Denn wie vermöchte Natur
Thaten der Liebe zu ſchrecken?
Hüllet, ihr Bäume, ſie nur,
Daß ſie nicht Menſchen entdecken!
Wollt ihre ſelige Spur,
Felſen und Klüfte, verſtecken!

XXVI.

Liebes Herz, ich wanke nicht,
Ob die Welt auch Böſes ſpricht;
Steche dich ihr Zungenſtich!
Ich jedoch, ich liebe dich.

XXVII.

Kam zu mir ein Bote Gottes,
Ein erhabner Engel neulich,
Lehrte mich zu meinem Staunen,
Meiner Freude, meinem Troſte,
Einen neuen, wunderſchönen,
Von dem unſern, wie ihn dieſe
Kutten und Kapuzen lehren,
Ganz und gar verſchiednen Glauben.
Höre, was ſie mir enthüllten
Seiner Rede Melodie'n!
„Wenn in eines Menſchen Seele

Die Begierde herrſcht, die fromme,
Gott, dem Höchſten, zu gefallen,
Seine Seligkeit zu fördern,
In den Himmel, hochbegnadet,
Schon hienieden einzuzieh'n,
Iſt ihm Eines unerläßlich:
An Miranda muß er glauben,
Zu Miranda muß er beten,
Vor Miranda muß er knie'n."

XXVIII.

Um deine Blüthe gaukeln
Viel leichte Schmetterlinge;
Es liebt dich wohl auch Mancher —
Ich will es nicht bezweifeln —
Von Herzen inniglich.
Doch merke dir: Es lieben
Dich mit der reinſten, ſchönſten,
Dich mit der höchſten Liebe
Nur Zweie: Gott und ich.

XXIX.

Wenn du umſchwärmt, umgaukelt und umbuhlt
Von dieſen Menſchen biſt, regt ſich in mir
Nicht Eiferſucht, wie ſie gemeine Seelen
Bewältiget — ich gönn' es Allen gern,
In deines Angeſichtes lichten Himmel
Hineinzuſchau'n — doch mit Verdruß gewahr' ich,
Daß du für dieſe flache Schmeichlerſchaar
Nichts weiter, als ein leichtes, liebliches
Spielwerk verliebter Tändeleien biſt,
Und deines Herzens wundervolle Tiefe,
Die Schätze deines Geiſtes, die verhehlnen,

Wie du ſie mir erſchließeſt im Geheimen,
Nicht Einer ahnt. Sie ſaugen an dem Rande
Der Blüthe nur den ſpiegelhellen Thau,
Der ihnen blitzend in das Auge leuchtet;
Doch in des innern Kelches heilige
Myſterien zu dringen, das verſteh'n
Dergleichen loſe Sommervögel nicht.

XXX.

„Ich, vielgeprieſen, vielgeſcholten, Helena."
Göthe.

O klage nicht, da dir
So heiße Liebesſtrahlen
Den Lebetag vergolden!
Wer viel geprieſen wird,
Der wird auch viel geſcholten.
Willſt du nicht lieber prangend
In deiner ſüßen Pracht
All dieſen Neid erwecken,
All dieſen Haß entflammen,
Als, tauſend Andern ähnlich,

Die ohne ſolchen Zauber,
Zwar kein Gemüth empören,
Doch keines auch entzücken
Durch deiner Reize Macht?

BIBLIOTHECA
REGIA

XXXI.

In der erhabenſten der Himmelsſphären,
Der Region der Engel und der Geiſter,
Der ſeligen, ſproß eine Wunderblume,
Entfaltet' ihre königliche Pracht
Die überirdiſch-herrlichſte der Roſen,
Die Luſt und Liebe jener heiligen Schaar.
Ein Dämon aus der Tiefe ſchlich ſich ein,
Ein tückiſcher, und ſahe dieſe Blüthe
Gottvollſter Art und brach ſie ab und warf
Sie auf die Erde nieder, daß ſie hier
Dem Gottesodem ihrer Heimath fern,

Nie mehr erquickt vom reinen Aetherſtrahl,
Unwürdiglich verwelk' und untergehe.
Doch wie ſie fiel, da ſenkte ſich mit ihr
Der Himmel auch, der ſie gebar, herab,
Allrings verklärend dieſer Erde Thal.
Seit dieſer Zeit iſt nicht dort oben mehr
Das ſelige Gebiet, zu welchem ſich,
Wenn ihm zu triſt der Erde dunkle Looſe,
Des Menſchen ahnungsvoller Geiſt erhob.
Der Himmel, er iſt hier;
Er iſt, wo du, er trennt ſich nie von dir.
Denn du, du biſt ſie ja, die hehre Zier,
Die hochgebenedeite Himmelsroſe,
Die uns zu gut aus ihrem Aetherſchooße
Herniederſank in's irdiſche Revier.

XXXII.

Wo ſindet irgend
Auf dieſer Erde
Sich eine Liebe,
Die an Vertrauen
Und Seelenruhe
So reich, wie meine? —
Dort oben weilet
In deinen Sälen
Und koſt mit dir

So ganz alleine
Der Buhlen einer,
Die dich umwerben,
Und ich hier unten
Im grünen Dunkel
Des Laubverſteckes,
Ich harre deiner
So ſtill-geduldig
Und zähm' im Herzen
Den heißen Drang.
Und daß die Stunde,
Die ohne dich
So traurig-öde,
So flügellahme,
Nicht allzu träge
Von hinnen ſchleiche,

Sinn' ich auf Rhythmen
Und ſchöne Reime,
Dich zu erheben
Im Preisgeſang.

XXXIII.

Wem ſich dein Herz ergeben,
Wer deine Huld erfuhr,
Der weiß, wie ſüß das Leben,
Die Liebe, die Natur.

Und dennoch, all entbehren
Wollt' ich dies Heil wie gern,
Könnt' ich dir nur bewähren,
Wie lieb du mir, mein Stern!

Ich wollte geh'n und ſterben
Von deinem Auge weit,
In Kerkernacht verderben
Und ewiger Einſamkeit;

In Schlünde voller Grauſen,
In heißer Flamme Pein,
In wilder Woge Brauſen
Mich ſtürzen tief hinein.

Es füllte mich mit Zagen
Kein noch ſo furchtbar Weh;
Ich litt' es ohne Klagen,
Wenn es für dich geſchäh';

Wenn es geſchäh', zu zeigen,
Wie ſeelentief entflammt
Die heiligen Flammen ſteigen,
Die dir mein Buſen flammt.

XXXIV.

Eins iſt mir eigen, Eines,
Das wirſt du nicht noch einmal
Auf dieſer Erde finden:
Mein Herz und meine Liebe.
Wenn ein Verſucher käme,
Wenn mir ein Dämon ſagte:
„Hier unten klafft, da ſiehe,
Der grauſe Schlund der Hölle;
Da ſtürze dich hinunter,
Um *ihr* zu lieb und gut
Endloſe Qual zu dulden!

Und hoffe nicht, ſie werde
Je deine That erkunden
Und dir dafür des Dankes
Gerührte Zähre weinen!
Für alle Zeit erlöſchen
Wird ihr dein Angedenken;
Für Andre wird ſie leben,
Für Andre Liebe lodern;
Und du, du wirſt nur darum
All jene Weh'n erdulden,
Daß ihre Liebe glücklich,
Daß ihre Lebetage
Von aller Trübe rein.“ —
Ich ſäumte nicht; ich ſtürzte
Hinunter in die Pein.

XXXV.

Wahrlich, ſie haben die Liebe bei dir verläumdet, wenn du die Religion nicht kennſt, die zu ihrem Weſen gehört.

Aus einem Roman von Bulwer.

An Wandel und Wechſel o glaube nicht!
Dein Bangen, es iſt verſchwendet.
Du biſt ja, ich weiß es, aus höchſtem Licht
Zu meinem Troſte geſendet.

Du biſt ja, ich fühl' es, ſo gut, ſo rein,
Wie nichts auf irdiſchen Auen;
Ich kann nur athmen, um dein zu ſein,
Ich kann nur lieben und trauen.

Und fänd' ich es anders und wär's ein Trug,
Dem ich die Seele verſchrieben —
Auch dann noch wirkte der mag'ſche Zug:
Ich würde trauern und lieben.

Und wärſt du entſtiegen dem Höllengrund
Und erſchienen zu meinem Verderben —
Ich würde hangen an deinem Mund;
Ich würde lieben und ſterben.

XXXVI.

Dein Lächeln, es würde dienlich ſein,
Die Engel zu verführen,
Die kein Verlangen ſpüren
Im erhabenen Himmelsſchein —
Doch ſind noch andere Zauberei'n,
Noch tiefere Gewalten dein;
Denn bis in's innerſte Herz hinein
Weiß deiner Augen edler Thau zu rühren.

Dein Lächeln, es hält den Sinn gebannt,
Läßt nimmermehr geſunden
Von inniger Sehnſucht Wunden,
Von lieblicher Liebe Brand —

Doch was es auch dem Unbeſtand
Für eine feſte Kette wand,
Noch magiſcher iſt jenes Band,
Womit du weinend mein Gemüth umwunden.

Dein Lächeln, es hat den höchſten Preis,
Fragt man, was ſonnenhelle,
Was ſeliger Freuden Quelle
In holder Anmuth Kreis —
Des reinſten Adels Vollbeweis,
Das Heilig=Schönſte, was ich weiß,
Was meine Seele doppelt heiß
Anbeten lehrt, iſt deine Thränenwelle.

XXXVII.

Vernunft zu brauchen, empfiehlſt du zwar;
Doch an meiner Vernunft iſt offenbar
Dir nicht das Geringſte gelegen.
Du führſt mich immer nur ganz und gar
Auf lieblicher Thorheit Wegen.

Und alſo ſei es, ich hadre nicht.
Fort, fort mit dem trockenen Geiſteslicht!
Es ſchaffet ein ſchlecht Behagen.
Doch ſollſt auch du aufrichtig und ſchlicht
Dem traurigen Götzen entſagen.

Nur ſo viel bleibe Verſtand zurück,
Zu meiden tückiſcher Feinde Strick,
Die über Verderben brüten,
Und ſo holdſeliger Liebe Glück
Vor Weh und Tod zu behüten!

XXXVIII.

O wie ſie reißen an meinem Herzen,
Es loszureißen von dem deinen!
Doch wie ſie ſich auch müh'n, die Treue,
Die ich dir ſchwur, bleibt unverletzt.

Ich habe dich, wie eine Mutter
Ihr Kindlein in die Wiege ſenket,
Tief in mein Herz hineingebettet,
Da ſollſt du ewig, ewig ruh'n.

XXXIX.

Zu bringen ein groß
Heroiſch Opfer
Gedenkeſt du —
Dein ſchönes Sein,
Du willſt es, o Gott,
Gewaltſam enden;
Denn dann, ſo wähnſt du,
Dann kehre Frieden
Und Ruhe wieder
In die Zerrüttung,
Die traurig-tiefe,

Die dein zu Lieb'
Und Haß ſo mächtig
Entflammender Zauber
Geſchaffen hat.
O laß, ich flehe
Mit blutiger Thräne,
Laß den Gedanken
An ſolchen Tugend-
Und Großmuthsfrevel!
Es ruht kein Segen
Auf ſolchen Opfern;
Die Götter wenden,
Die guten, trauernd
Hinweg von ihnen
Ihr Angeſicht.
Sie gelten ja

Nicht ihnen, gelten
Dem finſtern Götzen
Der Willkürſitte,
Der Pfaffenſatzung,
Und jenen wilden
Dämonen, welche
Zum Morde jeder
Beſeligung
Der Menſchenſeele
Mit ihm verſchworen,
Dem Neid, dem Haſſe,
Der Eiferſucht.
Und was da folget —
Ein doppeltes,
Dreifaches Elend,
Ein nur mit Flüchen

Beladnes Sein,
Ein grauenhaftes,
Ein völlig ödes,
Von keinem Schimmer
Der Luſt, der Liebe
Des Glücks erhelltes,
Iſt es allein.
Drum fort für immer
Mit dieſen düſtern
Erhebungen
Zu jener falſchen,
Unnützen Größe
Der Unnatur!
Es heiſchet die Pflicht,
Die ächte, wahre,
Von dir, wie mir,

Nur dieſes Eine:
Feſt auszuharren
In Lieb' und Leben
Und heiliger Treue;
Mit ſtarker Seele
Das Weh zu tragen,
Das unvermeidlich
Uns zugemeſſ'ne,
Und zu bereiten
Einander in tief-
Geheimer Stille
Das Glück, das hohe,
Das uns zum Trotze
Der ganzen uns
Umlauernden Welt
Die Götter gönnen,

Die Sterne ſpenden,
Bis unſre Tage
Zum Schluſſe reiſen,
Bis unſre Kräfte
Zu Grabe ſinken,
Von ſelbſt erſchöpft.

XL.

Es kommt der Lenz, der milde,
Und ſchmücket die Gefilde,
Und ruft die Herzen auf,
Sich freudig auszudehnen;
Ich laſſe meinen Thränen,
Verzehrt von Liebesſehnen,
Nur um ſo trüber ihren Lauf.

Ein Frühling, ach, voll Sonne,
Voll Leben und voll Wonne,
Er hat auch uns gelacht.

Die Winde ſingen außen
So herbſtlich an zu hauſen;
Wir hörten nicht ihr Brauſen
Entzückt von Minneblüthenpracht.

Jetzt iſt es anders worden,
Denn es begann zu morden
All unſre Luſt die Welt.
Im ſchönſten Lenzgewitter
Droht all zu geh'n in Splitter
Das Glück, das unſre Bruſt geſchwellt.

XLI.

O könnt' ich wandern, könnt' ich flieh'n,
Weit, weit von hier in fremde Gauen!
Es ſollte Niemand mit mir zieh'n
Von dieſen Männern, dieſen Frauen.

Ich ließ ſie all mit ihrem Wuſt
Von Gram und Grimm und böſer Tücke:
Ich ſehnte mich nach keiner Bruſt,
Die in der Heimath pocht, zurücke.

Ein Weſen iſt, nur eines hier,
Das mich umwob mit ſüßen Banden:
Dich, dich allein möcht' ich mit mir
Verbunden ſeh'n und einverſtanden.

Wie heiß mit dir entſtrebet' ich!
Durch Lande ging's und Meeresſtrecken,
Den Ruheport für mich und dich,
Den ſtillen, ſichern zu entdecken.

Und wär' ein Eiland in der See,
Wo Menſchen noch nicht angetrieben,
Da wäre Balſam für mein Weh,
Da eine Zuflucht für mein Lieben.

Da drückte kein Tyrannenjoch,
Da ſchreckten keine finſtern Lehren;
Da traute das Gevögel noch,
Es wüßte nichts von Mordgewehren.

Da wären wir an Frieden reich,
Da wäre Welt und Leben ſüße;
Da wären wir dem Paare gleich,
Dem erſten in dem Paradieſe.

Da fügt' ich einen Bau ſo ſchlicht,
Doch ſeliger, als goldne Räume;
Da labet' uns ein fromm Gericht
Von dem Erzeugniß edler Bäume.

Da wärſt du meine liebe Braut
Auch ohne heilige Gaukelſpiele;
Da einten uns auch ungetraut
Die allerhehrſten Gottgefühle.

Da ſollte ſich . . . . . .
. . . .
Und deiner holden Mutterſchaft
Ein beſſeres Geſchlecht entſprießen.

Und mühte ſich ein Schiff heran
Mit . . . . Cultur und Seuchen,
So fleht' ich alle Wetter an,
Uns dieſes Unheil wegzuſcheuchen:

Daß nichts der Liebe reinen Kuß,
Nichts jene tiefe Ruhe ſtörte,
Daß man dort nimmer einen Schuß,
Dort nimmer eine . . . . hörte.

XLII.

Der Tod, der iſt kein Tod;
Der wahre Tod, das iſt die Scheidenoth.

XLIII.

Du theurer Lichtſtrahl, lebe wohl!
Oſſian.

So wie zum Herzen Gottes,
Zur ewigen Erbarmung,
Zu jener reinen Liebe,
Die keine Schranke kennet,
So zog es mich zu dir.
Du warſt mir Alles, Alles;
Du warſt Geliebte mir,

Warſt Freundin und Vertraute,
Warſt ſchweſterliche Zartheit
Und mütterliche Zuflucht,
Warſt königliche Herrin,
Warſt mir ein Strahl von oben,
Der meines Innern ſchwarze
Beſchattungen verſcheuchte,
Mir eine menſchgeborne,
Huldreich genahte Gottheit,
So gleich und doch ſo himmliſch
Erhaben über mir.
Für alle Zeit bereitet
Schien mir der Seele Heimath,
Die heißerſehnte, hier.
Daß du mich je betrüben,
Mich je verſtoßen könnteſt,

War mir ein Ungedanke,
So ferne meinem Ahnen,
Als daß die Sterne weichen
Aus ihren ew'gen Bahnen,
Stürzen in Trümmer werde
Der hehre Weltenſaal.
Und nun — was iſt geſchehen?
So einſam und verlaſſen,
So ſchauerlich alleine,
Wie ich zuvor geweſen,
Bin ich von neuem wieder.
Hab' ich geträumet? Träum' ich
In dieſem Augenblicke? —
Ach nein! Es ſchickt die Wahrheit,
Die ſchreckliche, zu deutlich
In Auge mir und Herze

Den mörderiſchen Strahl.
Du willſt, und ich gehorche,
Wie ich ja ſtets ergeben
Nur deinen Willen übte,
Ob er ſo ſüß, wie Honig,
Ob er ſo herb, wie Wermuth;
Und du haſt Recht, ich ſeh' es,
Nothwendigkeit gebietet,
Wir haben keine Wahl.
Die Welt, die fürchterliche,
Die ewig unbeſchworne,
Die keinen ächten Segen,
Die keine ſchöne Liebe,
Die keinen Troſt erlaubt,
Wie ihn die Menſchenſeele,
Die lechzende begehret,

Sie wird es nie geſtatten,
Daß ich mein müdes Haupt
Auf deinen Buſen bette;
Sie ſchmiedet ihre Keile,
Sie brütet über Unheil,
Sie zielt mit ihrem Pfeile,
Mit ihrem giftgetränkten,
Schon lang in unſre Bruſt.
Nun denn, ſo ſei's, ſie ſiege!
So lebe wohl auf ewig!
Und fürchte nicht, zu hören,
Daß ich dem Gram erliege!
Ich werde mein Verhängniß,
Ich werde den Verluſt
All jener Seligkeiten,
Die keine Namen nennen,

Um deiner Ruhe willen,
Mit feſter Seele tragen.
Die Schmerzen der Entbehrung,
Wenn ſie die Liebe fodert,
Sind meinem Herzen lieblich
Und lind, wie Liebesküſſe;
Ich preiſe, wenn auch weinend,
Wie ich noch nie geweinet,
Seit ich in's Sein geboren,
Auch jetzo noch mein Loos;
Ich weihe deinem Dienſte,
Dem ſchweigſamen, dem innern,
An welchem all verloren
Feindſeliger Mächte Bosheit,
Auch jetzo noch mein Denken,
Auch jetzo noch mein Daſein,

Es in die Düſterniſſe
Der Einſamkeit begrabend,
Die mich von neuem hinnimmt
In ihren öden Schooß.

XLIV.

Die Welt hat einen großen Sieg erfochten;
Vernichtet hat ſie unſer trautes Glück.
Doch unſre Seelen trotzen dem Geſchick,
Sie, die getrennt zu werden, nie vermochten.
Die meine, theures Leben, blieb ſogar
In deines Auges liebevollem Blick,
Sie blieb ſogar in deiner Hand zurück,
Geſpiegelt hell und klar
Im Liederkranze, den ich dir geflochten.

XLV.

Wohl mir! Ich habe
Dich wiedergeſehen,
Dich wiedergeküßt;
Neu ſegnete
Die ſchönſte Stunde
Mit jenem Segen,
Dem lang entbehrten,
Nicht mehr gehofften;
Ich hielt es wieder
In meinen Armen,
Ich preßt' es wieder

An meinen Buſen,
An meine Lippe,
Mein Licht, mein Leben,
Mein Himmelreich. —
Weh mir zugleich,
Dem ewig Armen,
Dem ewig Kranken!
In düſtre, dunkel
Umflorte Ruhe
Nach ſo viel Sturm
Und Kampf und Jammer
War ich verſunken;
Es lebt' in ihren
Erinnerungen,
Den traurig-ſüßen,
Wehmüthig-ſtille

Die Seele mir.
Nun aber, ach,
Nachdem ich wieder
Geſchwelgt in jener
Verpönten Wonne,
Welch eine Wilde
Gährt wieder auf;
Welch ein Vulkan
Tobt mir im Buſen;
Wie fieberraſend,
Wie Kraft und Leben
Und Mark verzehrend,
Kocht mir im Blute
Das Gluthverlangen
Nach dem Beſitze
Des Liebſten, Beſten,

Was mir erſchienen
Auf Erdenauen,
Nach dem vollendet-
Beſeligenden
Verein mit dem,
Was mir Natur
Und Herz und Liebe
Zu eigen gaben,
Ein dennoch ewig
Verſagtes Gut!

XLVI.

Dein Weſen und Geſchick, wie wunderbar!
Du biſt, ſo muß es ſcheinen, immerdar
Von liebevollen Genien umgeben,
Die dich beſchützen und dein ſchönes Leben.
Wohl ſchaffet dir die Welt mit ihrem Neid,
Mit ihrem Haß viel bittres Herzeleid;
Doch ſie verletzt dich auf Momente nur.
Am Glücke deiner göttlichen Natur
Wird jede noch ſo ſpitze Waffe ſtumpf:
Aus jedem Harm erwächſt dir ein Triumph;

Selbſt jene, welche dich am ſchlimmſten haſſen,
Sie müſſen dich mit ihrer Huld umfaſſen;
Machtlos zuletzt nach ſo viel Wuth und Sturm
Liegt dir zu Füßen jeder Höllenwurm.

XLVII.

Nichts, was da lebt auf Erden, gleichet dir;
Nichts Wirkliches kommt deinem Weſen nah;
Ein Märchen, eine ſüße Fabel biſt du,
Ein wonnevoller Traum der Phantaſie,
Der reizend und romantiſch wunderbar,
In dieſe rauhe, harte, dürftige,
Gemeine Wirklichkeit hineingetreten,
Sie zu verſöhnen all mit ihrer Macht.
Das fühlte, dacht' ich, zauberhaft erregt,

In jenen unvergeßlich ſchönen Stunden,
Wo du, gehüllt in's ſchwarze Kleid der Nacht,
Jedweden noch ſo lichten Glanz beſchämteſt:
Wo wir uns fanden in der bunten Menge,
Vertraulich koſten mitten im Gewühl,
Uns hoch beglückten mitten unter Feinden:
Wo das Unmögliche, das nimmermehr
Zu Hoffende, zu Denkende geſchah:
Wo ſich gerührt, beſänftiget, verſöhnt
Durch unſer Opfer, unſer Herzeleid,
Durch unſre Treue, die kein Sturm bewegt,
Die kaum noch erſt ſo wilden Ungeheuer,
Der Eiferſucht, des Neides und des Haſſes
In ſcheuer Ehrfurcht ſtill zurückezogen;
Wo deine Blicke, die ſo eben noch
Voll Thränennacht, in heller Freude ſtrahlten,

Wo Alles Harmonie und ſüßer Friede
Und ſeliges Entzücken war in uns,
Und wo von Zärtlichkeiten, welche ſüßer,
Als Küſſe waren, deine Lippe trof.

XLVIII.

Die Liebe ſprengt des alten Wahnes Bande;
Sie iſt Geſetz ſich ſelber ganz allein.
Gottſchall.

Wir können uns nicht laſſen;
Wir können uns nur ewig heiß umfaſſen,
Ob frei und leicht die Seele,
Ob uns dabei ein Schuldbewußtſein quäle;
Wir ſind zu unſerm Lieben
Von innerer Nothwendigkeit getrieben;
Es iſt uns vorgeſchrieben
Von einer Macht, vor welcher die Beſchlüſſe
Der eignen Ichheit in die Lüfte ſtieben:
Wie thöricht alſo ſind Gewiſſensbiſſe!

Wirf ſie hinaus aus deines Lebens Barke,
Zu neuem Muth erſtarke,
Und ſteuere, von aller Trübe rein,
Mit mir in's hohe Meer der Luſt hinein!

XLIX.

Die ſchlechten menſchlichen Geſetze, welche faſt in Allem den Willen der Natur und die Abſichten der Vorſehung durchkreuzen, machen oft ein Verbrechen aus dem, was Gott gegeben, und fluchen dem Gefühle, das er geſegnet hat, während ſie unreine Triebe und ſchändliche Vereinigungen heiligen.

George Sand.

Das Leben ſollte ſich dem Tode fügen,
Weil man es ſchamlos zum Verbrechen lügt? —
O laß Natur und Luſt und Liebe ſiegen!
Ein gutes Werk iſt es, ſie zu betrügen,
Die Welt, die uns um unſer Glück betrügt.

L.

Des Weibes Schönheit erfreuet das Angeſicht und übertrifft alle Wünſche des Mannes.
Jeſus Sirach.

Des großen Auges lichte Pracht;
Die ſchwarze, wallende Lockennacht; Ro/10 V
Der minnekoſige Lächelmund;
Das üppig wogende Buſenrund;
All, was zu fühlen und zu ſeh'n,
So reingeformt, ſo marmorſchön,
Wie was ein hoher Künſtler ſchafft;
Jedwede Regung grazienhaft;
Und ihre Seel' — ein Jubelklang.

Ein morgenheller Lerchenſang;
Doch ſchmilzt ſie hin in Liebe weich,
Dem Liede Philomelens gleich.
Ein ſolches Weib — ich glaub' es kaum,
'S iſt wie ein goldner Morgentraum —
Ein ſolches all mit ſeiner Luſt
Sinkt liebekrank an meine Bruſt!

LI.

Die Liebe winkt, die Liebe fodert
Allmächtig ihre heiligen Rechte.
Gottſchall.

Im Dunkel der Kaſtanien,
Da birgt ſich ein ländlich Haus. I, d. P. 14
Tiefmitternächtige Stille;
So lau, ſo wolluſtathmend
Die Nacht, die ſommerliche;
Ich hinter einem Stamme
Mit fieberiſchem Pulſe
Mein trautes Heil erharrend
Und kaum zu athmen wagend;
Da endlich — o ertrage

Dein Glück, mein Herz! — da gehet
Ob dem Altan die Thüre,
Und eine weiße, ſchlanke
Geſtalt erſcheint und ſpähet
Scheu in die Nacht hinaus.

Im Dunkel der Kaſtanien
Und in dem Hauſe drin,
Da hat des höchſten Himmels
Gottvollſte, hehrſte Wonne
Sich irdiſch eingebürgert.
Die tritt anitzo leiſe
Hervor aus ihrem Porte;
Die ſteigt anitzo liebend
Zu mir die Treppe nieder,
Eilt mit mir in die Büſche,

Fort zu dem Pavillone,
Dem einſamen, verſchwiegnen,
Der uns vertraulich aufnimmt,
. . . .
. . . .
. . . .

LII.

Was iſt alles in Jahrtauſenden von Menſchen Gethane und Gedachte gegen einen Augenblick der Liebe? Er iſt aber auch das Gelungenſte, Göttlichſte, Schönſte in der Natur. Dahin führen alle Entwicklungsſtufen.

Rahel.

O welche Luſt! Ich raſtet' eine Stunde
An ihrer Bruſt in ungeſtörtem Bunde;
Es fielen alle Schranken, welche trennen;
Es heilten alle Schmerzen, welche brennen;
Es ſchwoll das Leben ſeinem Glück entgegen;
Es löſte ſich in einen Wonneregen
Des Minnelechzens heiße, dumpfe Schwüle,
Und unſre Sehnſucht war an ihrem Ziele.

LIII.

„Ich weiß, daß mich mein Gott verdammt, allein
Ich kann nicht anders.“ Sei getroſt, mein Licht!
Mußt du verdammt um deine Liebe ſein,
Fehlt dir die nobelſte Geſellſchaft nicht.

LIV.

Sie war jetzt keine Heilige mehr; ſie war etwas Beſſeres — ein liebeglühendes Weib.

George Sand.

Nein, nimmer werden dich die Kutten heilig ſprechen;
Vor ſolcherlei Gericht beſteht das Todte nur;
Wo Lieb' und Leben glüht, da rügt es ein Verbrechen;
Doch dreimal heilig ſpricht dich Liebe, Herz, Natur.

LV.

Wenn man ſich ſo liebt, wie wir, kehrt auch die Natur im Menſchen zu ihrer urſprünglichen Göttlichkeit zurück. Die Wolluſt wird in der einſamen Umarmung der Liebenden wieder, was ſie im großen Ganzen iſt, das heiligſte Wunder der Natur; und was für Andere nur Etwas iſt, deſſen ſie ſich mit Recht zu ſchämen haben, wird für uns wieder, was es an und für ſich iſt, das reine Feuer der edelſten Lebenskraft.

Fr. Schlegel.

Lieb' ohne Luſt — welch eine Pein!
Luſt ohne Liebe — wie gemein!
Die Beiden aber im Verein
Gewähren uns das höchſte Sein.

Denn Liebe, die in Edens Hain
Entrückte, ſtellt ihr Klagen ein;
Und heilig iſt die Luſt und rein,
Weil nur der Liebe Wiederſchein.

LVI.

Wie düſter der Glaube, wie hell die Natur!
Max Waldau.

Der dorten am gekreuzten Marterpfahl
Hinſterbende, ſo blutig und ſo bleich,
Der ihm zu folgen heiſchet in die Qual
Und aus der Qual in's hohle Himmelreich;

Und du allhier, mein trautes Erdenglück,
Ein Prachtgebild voll Leben und voll Luſt,
Mit Roſenwang' und feuerhellem Blick
Und wonniger, gewölbter Wogebruſt —

160

Welch ein Contraſt! Du beteſt deinen Herrn
In jenem Schreckniß an und deinen Gott;
Doch jeder Strahl aus deines Auges Stern
Entgöttert es, macht ſein Gebot zum Spott.

LVII.

Die Frauen, welche eckige Bewegungen an ſich haben, ſind ſehr häufig tugendhaft; alle diejenigen dagegen, welche geſündigt haben, zeichnen ſich durch eine reizende Abrundung aller ihrer Bewegungen aus.

Balzac.

Hätte die Tugend Grazie,
Sie wär' ein allerliebſtes Ding;
Nichts iſt jedoch ſo ſteif, ſo ſtarr,
So ſteinern auf dem Erdenring.

Die Tugend und die Grazie,
Die ſind ein ewig Zweierlei;
Nun fragt es ſich, an welcher wohl
Zu allermeiſt gelegen ſei.

Hat Grazie den erſten Rang,
So muß die Tugend untergeh'n;
Iſt göttlicher die Tugend — dann,
O Anmuth, iſt's um dich geſcheh'n.

LVIII.

Das höchſte Loos, der Gipfel aller Seligkeit
Iſt dem bereitet, um den du die weichen Arme legſt,
In den du küſſend deine ganze glühende,
Hinſchmelzende, ſich ſelbſt verlorene Seele ſenkſt —
Ein König und ein Gott, er hat nichts Höheres.

LIX.

Welch eine ſeltene und bewundernswürdige Zuſammenſetzung für den, der ſie zu fühlen und zu ſtudiren im Stande!

Mirabeau.

Wie Schnee ſo kalt und jede Wonne haſſend,
Wo nur die geiſtberaubte Lüſternheit
Gemeiner Triebe waltet, wo dir nicht
Der Menſchheit höchſter Adel nahe tritt,
Wo tiefe Liebe nicht des Flehenden
Gemüth erfüllt; doch in des Freundes Arm,
Des wohlgeprüften, wie ein Aetna flammend,
Und jede Wehr und Weigerung vergeſſend —

Wollüſtig wild und jubelnd im Genuß,
Nie ſatt der Küſſe, der Umarmungen,
Der Scenen alle, die die Liebe ſpielt,
Die ohne Maß dahingegebene;
Und dennoch eine Heldin im Entbehren,
Wenn Liebe der Entbehrung Opfer heiſcht —
So haſt du dich mir glänzend offenbart
In jeder Lebens-, jeder Liebesprobe;
Ein ſolches Weib hab' ich mir oft gewünſcht,
Und nur in dir hab' ich es aufgefunden,
Der Einzigen, der Göttlichen, die groß
Und wundervoll in jeglichem Betracht,
Die Artemis zugleich und Aphrodite,
Zugleich Veſtalin und Bacchantin iſt.

LX.

Die Liebe, welche wahrhaft liebt,
Iſt jene, die ſich ganz ergiebt,
Die jeden Herzenswunſch gewährt,
Die Alles zu genießen fodert,
Was das Gefühl der Einheit mehrt,
Und die doch Alles gern entbehrt,
Wenn es das Heil des Andern ſodert.

LXI.

Wo Liebende ſich finden,
Da ſind geweihte Stellen;
Wo ſie ſich heiß umwinden,
Da Kirchen und Kapellen;
Wo Seel' in Seel' ergoſſen,
Wo Lipp' an Lippe brennt,
Da wird ein Sakrament,
Da wird Gott ſelbſt genoſſen,
Wie's auch die tolle Welt benennt.

LXII.

Die Liebe hängt ihr Leben,
Hängt ihr geſammtes Sein,
Wie einen Edelſtein,
Dem Liebling an den Hals,
Dem ſich ihr Herz ergeben.

LXIII.

> Wenn der Menſch wahrhaft geliebt wird, glaubt er es nie in dem Grade zu ſein, in welchem er es iſt. Die Liebe überſteigt immer den Glauben an ſie. Die alltäglichen Worte: „Wenn du wüßteſt, wie ich dich liebe!“ haben eine tiefe Wahrheit.
>
> W. v. Humboldt.

Den Zeitgewalten,
Die uns beherrſchen,
Den allgemeinen
Tribut zu zollen;
Zu altern endlich
Und hinzuwelken,
Und dann wohl auch

Der Huldigungen,
Der liebevollen,
Die ich dir weihe,
Beraubt zu ſtehen —
Das iſt die Sorge,
Die dich bewegt,
Du ewig Blinde
Für die Gefühle,
Die zarten, welche
Mein Buſen hegt!
Da ſteigt aus meinem
Gekränkten Herzen
Der Wunſch empor,
Der ſchonungsloſe:
Zu Ende möchte
Bereits dein Flor,

Entſchwunden ſein
All deine Schöne,
Daß ich ſie dir
Beweiſen könnte,
Die hehre, reine,
Sich ewig gleiche
Natur der Liebe,
Die zum Gefäße
Dies Herz erkor;
Daß du es endlich
Erkennen müßteſt
Unzweifelhaft
Und eingeſtehen,
In welcher Tiefe
Die Triebe wurzeln,
Die dir ſo leer

An innerlichem
Gehalt und Weſen,
So arm an Kraft,
Der Zeit zu trotzen,
So ganz und gar nur
Im äußern Sinne
Begründet dünken,
Und drum ſo leicht
Von Tag und Stunde,
Wie Spreu vom Winde,
Dahingerafft.

LXIV.

Ich verzeihe dem Unglück, dem ich neue Beweiſe deiner Liebe verdanke.

Mirabeau.

Es ſenkte, matt und krank,
Zum Tode ſich mein Haupt;
Da eilte ſie herbei,
Die Seele meines Seins,
Die Krone meiner Lieder.
Mit Thränen ohne Maß
Erfüllte ſich ihr Aug';
Es floß der heilige Thau
Auf meine Bruſt hernieder.
Und wie die Pflanze ſich,

Die ſchier verwelkte ſchon,
Vom Regen hebt, der mild
Von hoher Wolke rinnt,
So richtete ſich da
Mein ſterbend Haupt empor,
Und ſieh', ich lebe wieder.

LXV.

Ach, zürne nicht, wenn Dank und Freude mir
Nicht, wie ſie ſollten, von der Lippe fließen!
Denn o wie voll iſt mir's im Buſen hier!
Und o wie gerne möcht' er ſich vor dir
In ſüßer Rede vollem Strom ergießen!

Zu arm jedoch bedünken und zu todt
Gemeine Worte ſolchem Ueberſchwange,
Und nur die Muſe ſteuert dieſer Noth;
Denn dir verkünden, wie's im Innern loht,
Ich kann's allein, dich preiſend im Geſange.

LXVI.

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergeh'n;
Doch ſiehe, die Sterne,
Sie leuchten und ſteh'n.
So auch mit der Liebe,
Der treuen geſchicht;
Sie reget und weget
Und ändert ſich nicht.

Göthe.

Ich könnte dir die hehrſten Eide ſchwören,
Nur dir allein ohn' Ende zu gehören;
Und ohne Falſchheit wäre dies Betheuern,
Da ſolche Gluthen meine Bruſt durchfeuern.

Was helfen aber heiligſte Verſprechen,
So leicht zu leiſten und ſo leicht zu brechen?
Die heißeſten Gefühle, ſie erkalten,
Und neue Reize, neue Triebe walten.

Und doch — wie eitel ſind ſie, deine Sorgen!
Denn unſre Lieb' iſt wunderſüß geborgen.
Sie denke nur der Tage, die geweſen!
Sie wird darin ihr ganzes Schickſal leſen.

Wenn all der Haß, der ſich auf uns ergoſſen,
Wenn all der Harm, der in uns ſelbſt entſproſſen,
All eigener Entſchlüſſe Kraftentfalten
Zum Spotte ward an dieſen Huldgewalten —

Was wäre noch zu fürchten von den Zeiten,
Die uns entgegen aus der Ferne ſchreiten?
Da wir beſtanden alle ſchwerſten Proben,
Iſt jegliche Gefahr in Nichts verſtoben.

Laß, Liebſte, laß die Schmerzen, die wir litten,
Die Kämpfe, die wir blutend durchgeſtritten,
Für Schwüre gelten, die wir uns geſchworen!
Sie haben uns ein ewig Heil geboren.

LXVII.

Dir, dir gehören alle dieſe Lieder.
Sind's ächtpoetiſche Roſen, die ich hier
Zum Kranze wand, du ſpendeteſt ſie mir;
Und ſo empfängſt du nur das Deine wieder.

◆

Anhang.

Gedichte weiblichen Ursprungs.

Ich krönte raſch den dritten Wettgeſang,
Denn beide Wahrheit athmete ſein Klang.

Asmai.
„Hafis.“ 1. Sammlung. S. 176.

Sappho war keine Heilige, keine Lucretia. Sie war ein Mädchen von heftigen Leidenſchaften, die ſich aber nie aus dem Gebiete der Göttin verirrten, welche die Grazien bedienen. Ihr Herz huldigte immer dem Schönen und Guten, und ihre Gedichte mußten dafür zeugen, ſonſt würde ſie Plato nicht die zehnte Muſe und Sokrates nicht die ſchöne Sappho zu nennen gewürdigt, Plutarch und Horaz nicht mit ſo viel Entzücken und Bewunderung von ihr geſprochen und das ganze Alterthum ſie nicht für das gröſte Weib erkannt haben. Sie geſtand ihre Gefühle und war wahr, weil man ohne dieſe Freimüthigkeit nichts Rechtes hervorzubringen vermag. Denn die Wahrheit allein macht den Menſchen groß und ſchön; alles Andere iſt Larve und Stelze, womit nicht weit zu kommen iſt. . . . . Nach der Sappho haben wenig Dichterinnen gelebt, die mit ihr verglichen zu werden verdienen, nicht aus Mangel poetiſchen Feuergeiſtes im weiblichen Gemüth, ſondern der Sitten wegen, die immer ſchlechter, heuchleriſcher und beengender wurden. Eine der Haupttugenden, die wir von den Frauen verlangen, iſt Schamhaftigkeit; leider aber verſteht man darunter: nicht wahr zu ſein; und wie ſollte ſich das mit ſapphiſchen Oden vertragen!

Heinſe.

I.

Als ich einſt im Graſe lag,
Träumte mir ſo lieb ;
Denn es huſchte durch den Hag
Jener holde Dieb.

Lange ſchaut' er ſeine Luſt,
Beugte ſich gemach,
Hauchet' aus entflammter Bruſt
Manch ein heißes Ach.

Duldet' es nicht länger mehr,
Küßte mich gelind,
Und dazwiſchen liſpelt' er :
„Welch ein ſchönes Kind !"

Seine Kuſſe, minder ſcheu,
Feuriger ſofort,
Labten immer neu und neu,
Brannten hier und dort.

O wie war mir all ſein Thun
Ein ſo ſüßer Troſt!
Ich gedachte fortzuruh'n,
Bis er ausgekoſt. —

„Roſa!" rief die Mutter jetzt;
Welch ein herber Ton!
Ich erwachte tief verletzt,
Denn die Träume floh'n.

II.

Lächele des Mondes Schein,
  Hebe ſich ein Sturm —
Heute, Liebſter, harr' ich dein
  In dem alten Thurm.
Fürchte nicht das Burggeſpenſt
  In der öden Nacht;
Wenn du hell in Liebe brennſt,
  Iſt es ohne Macht.

Lindiglich mit Moos bedeckt
Findeſt du den Stein
Und daſelbſt hineinverſteckt
Edlen, alten Wein.
Auch ein Lämpchen iſt bereit,
Nachtet es zu ſehr;
Lampe, Wein und Traulichkeit —
Braucht es etwa mehr?

III.

. . . . ich liebt' ihn —
Und fragen ſollt' ich nach der Liebe Recht?
„Die Fornarina" von Franz Kugler.

Dein Haus dem meinigen verbunden —
Das hat der Himmel wohl gemacht.
Wie ſonſt erblühten uns die Stunden
Der wonnevollen Liebesnacht?

Ein langer Gang und eine Pforte,
Sie führen in dein Zimmer hin.
Zwar ſpuket an dem öden Orte
Die alte Hausbeſitzerin;

Ihr Bild, gemalt in Lebegröße,
Steht da in breiter, alter Pracht;
Und ſelbiges, man ſagt, es löſe
Sich von der Wand in ſtiller Nacht,

Und wandel' in dem langen Gange
Und leide ſchwere Geiſterpein;
Darob iſt auch dem Kühnſten bange,
Und Keiner wagt ſich Nachts hinein,

Da geht es hin zu meiner Liebe,
Da geht es hin zu meiner Luſt;
Doch es beſiegen Flammentriebe
Die Aengſte der verzagten Bruſt.

Denn orgelt in der ſchönſten Weiſe
Die Mutter ihren Schnarchewind,
So ſchlüpft aus ſeinem Bettchen leiſe
Das wachgebliebne böſe Kind.

Erwählt ſich eine leichte Hülle,
Eröffnet dann die Thüre ſacht,
Horcht ſcharfen Ohres in die Stille
Und wagt's und wandelt in die Nacht.

Es ſchlägt das Herz in Angſt und Sehnen
Mit einem Schlage ſüß und bang;
Und nun — nun hebt ſich an zu dehnen
Der ſchauerliche, lange Gang.

Die Alte ſteht in ihrer Mauer,
Sie prangt ſo hell im Mondenlicht;
Ich kämpfe mit dem tiefen Schauer,
Allein ich weich' und wanke nicht.

Und ſchon beginnt ſie, ſich zu regen,
Und abzulöſen von der Wand;
Und fürchterlichen Blicks entgegen
Streckt ſie die dürre Geiſterhand.

„Verfluchte Hexe, fahr' zur Hölle!
Kein Teufel trennet ihn und mich.“
Und fort zu der geliebten Schwelle
Schreit' ich vorüber trotziglich

Der Riegel knarrt zurückgeriſſen —
Da ſtehſt du ſchon, da harrſt du ſchon
Und ſpendeſt mir mit tauſend Küſſen
Den kühnverdienten Minnelohn.

IV.

Laß die Zweifel, laß die bange Frage:
Ob mein Herz das liebend-alte noch.
Glaube mir! Es tragen meine Tage
Ein nur allzu bindend Minnejoch.

Willſt du bau'n auf ewiger Lieb' und Treue
Nie zu löſend-nie gelöſten Bund,
Baue hier und keine Wetter ſcheue!
Denn du bauſt auf einen Felſengrund.

Alſo wie geborgen unter'm Mieder,
Wo ich wandeln, wo ich weilen mag,
Deine ſüßen, deine zarten Lieder
Mir am Buſen ruhen Tag für Tag —

Könnt' ich alſo dich zur Ruhe legen,
So befrei'n von allem Harm und Streit!
Könnt' ich alſo deine Seele hegen,
Wie im Schooß der ſtillen Ewigkeit!

V.

Von * * *'s ſchöner Höhe
Werf' ich den heißen Blick
Der liebefeuchten Sehe
Zur Flur, die dich umgrünt, zurück.

Ich ſenk' ihn auf die Quelle —
Vermöcht' ich, ach, mit ihr
Zu fließen, eine Welle,
Zurück, o Freund, zu dir, zu dir!

Ich richt' ihn auf die Züge
Der Wolken über mir —
Ach, flög' ich ihre Flüge
Zurück, o Freund, zu dir, zu dir!

Wie wollt' ich dich umſtricken,
  Mein Heil und meine Pein!
Mit Lippen und mit Blicken,
  Mit Buſen, Herz und Seele dein!

VI.

Mein Freund; mein heißgeliebter, einziger!
Ich bin allein, die Stille
Der Nacht umgiebt mich. O wie ſehnte ſich
Nach dieſer Stunde mein Gemüth! Doch nicht,
Um Ruhe zu genießen; denn je ſtiller
Die Welt umher, um ſo lebendiger iſt es
In meinem Innern, um ſo mächtiger drängen
Sich alle die Empfindungen, die ich
Im vielbewegten, läſtigen Tagesleben
In meine Bruſt zurückpreſſen mußte,
In mir hervor. Sie kann, ſie will ich jetzt
Ohn' alle Störung in mir walten laſſen,
Und feiern ſo in tiefer Mitternacht
Der Liebe Gottesdienſt, den heiligen.

Als Prieſterin. Und das Idol, dem ich
Ihn feiern will, biſt du. Dein herrliches,
Dein liebes Bild, es ſteht ſo voll lebendig
Vor meinem Aug'; mir iſt zugleich, als wehe
Dein Geiſt um mich, das ſchweigſame Gemach
Mit magiſchem Zugegenſein erfüllend
Und ſüße Schauer hauchend in mein Herz.
Ja, ja, du biſt's, ich fühl' es;
Du biſt bei mir, ob du auch ruhig ſchlummerſt.
Es wacht die Seele dir, die innere,
Die ahnende; ſie ſtreift die Feſſel ab,
Die ſie in räumlich-enge Schranke bannt.
Sie macht ſich auf und grüßt
Die ferne Freundin, die ſo völlig ihr
In hehres Angedenken aufgelöſte,
Mit ſympathetiſch-geiſterhaftem Gruß.
Welch ein Moment, und welch ein Seelenbund,
Der uns ſo himmliſche Momente ſchenkt!
Daß es ſo bliebe durch das ganze Leben!
Nie mehr ein finſtrer Schatte der Entfremdung
Sich zwiſchen uns und unſere Wonne drängte!
Doch, ach, die Welt, ſie kann die Glücklichen
Nicht glücklich ſeh'n; das Höchſte, Schönſte, Beſte,
Es wird entweiht, entadelt, in den Staub
Der tiefſten Niedrigkeit hinabgezogen,

Gebrochen ohne Schonung und Erbarmen
Das Herz, das ſich des Frevels unterfing,
So ſchön zu lieben und geliebt zu ſein.

O Menſchen, warum haßt ihr mich? Könnt ihr's
Nicht faſſen, daß ein innig-liebend Weib,
Wenn es im gaukelhaften, flachen Heere
Gemeiner Männerwelt ein edeles,
Von heiliger Liebe ganz durchglühtes Herz
Gefunden hat, den Widerſtand vergißt,
Den eure kalte Sitte heiſcht, ſich ihm
Mit gleichbegeiſtert-heißem Sinne weiht,
Es feſt umklammert und nicht laſſen will?
O haſſet, o verfolgt
Mich nicht ſo grauſam; nicht ſo ſchonungslos!
Laßt dieſe Seelenlabe mir, die eine,
Die mein Begehr! Ich fordere ja nicht
Den ganzen Reichthum dieſes ſchönen Herzens;
Ich ſehe gern auch Andere beglückt,
Und ſolch ein überreiches Herz, es hat
Genug der Gaben auch für Andre noch.
O ſeid verſöhnt! Ich biet' euch ohne Groll
Die Friedenshand! Laßt einen Antheil mir
An dieſem Herzen nur! Darf ich nicht mehr
An dieſem ruh'n, ſo werd' ich

Den Reſt, den traurig-öden, meines Seins
Einſam verbringen, werde kranken, welken,
Hinſinken ſtummverzweifelnd in die Nacht
Denn was mich labt, mich an das Leben kettet,
Iſt nur dies Herz und ſeine Ruh' an ihm. —

Der erſte Lenz, der meinen Tagen lachte,
Er war dahingegangen, und ich wähnte,
Mit ihm dahin auf immer ſei für mich
Die Roſenzeit. Doch ſiehe, da erſt blühte,
Fern meinem Ahnen, nicht im Traum erblickt,
Die ſchönſte Roſe meines Lebens auf.
Sie glühte mir ſo wundervoll entgegen,
Sie duftet' ein ſo einziges Arom,
Daß ich ſie zitternd brach. Ich wollte ſie
So himmliſch pflegen, daß ſie fort und fort
Bis an das Ende meiner Tage blühe,
Daß mich ihr ſüßer Duft,
So oft es in mir nachten will, zu Licht
Und Leben lieblich wieder auferwecke.
Doch nicht gelingen wird mir das, ich weiß es,
Es kommt der Tag, da ſinkt die ſchöne Blüthe
In Staub dahin, und ich, ich ſinke nach,
Und nah vielleicht iſt, was ich fürchte, ſchon.

. . . .

VII.

So lang du bei mir biſt, ſo lang ich dir
In's Auge blicken, deine Hände halten,
Mich lehnen darf an deine treue Bruſt —
Ganz, wie ich bin, nur Glück und Wonne bin ich.
Doch haſt du mich verlaſſen,
Fühl' ich mich einſam wieder und allein,
Ergreift mich eine tiefe, tiefe Wehmuth,
Und Zähr' auf Zähre träuft vom Auge mir.

VIII.

O könnt' ich, unerkannt
Von Menſchen, ungeahnt auch von dir ſelbſt,
Dir nahe ſein: Wär' ich ein kleiner, gern
Gehegter, fromm geſchonter,

Harmloſer Vogel; wär' ich eine Schwalbe,
Die mit den Menſchen unter einem Dache
Zu wohnen pflegt! Ich würde zu dir eilen,
Mein Neſtchen dicht an deine Zelle bau'n.
Dies ſtille Plätzchen wäre mir gegönnt;
Es wieſe mich kein grauſames Gemüth
Erzürnt zurück; willkommen hieß man mich;
Denn Glück und Segen zöge mit mir ein
Ja, ſolch ein kleiner Vogel möcht' ich ſein.
Von frühem Morgen an würd' ich mein Lied,
Würd' ich das Lied vom treuen Herzen dir,
Das Lied von meiner ewigen Liebe ſingen,
Und tief im Innern rührte dich's vielleicht.
In ſtiller Nacht, wenn ſich dein Auge ſchlöſſe,
Würd' ich, ein immer wacher Genius,
Dein Haus beſchützen, deinen Schlummer hüten,
In ſchönen, goldenen Traumgeſichten mich
Dir offenbaren, traulich mit dir koſen,
Wie in vergangener, beglückter Zeit,
Und lächeln würdeſt du, wie dazumal;
Dein Kummer würde raſten; angeweht
Vom Liebeshauche meiner Seele, würde
Der Friede dir in die zerriſſ'ne Bruſt,
Der ſüße Friede kehren. Käme dann
Die Zeit, die rauhe, wo

Die Blätter fallen, kalte Winde ſauſen —
Nicht mit den andern Vögeln meiner Art
Macht' ich mich auf und zöge wanderfroh
In eine ferne Welt. Da, wo du athmeſt,
Da iſt es ſchön, da lacht die Sonne mir.
Da grünet es und blühet es für mich,
Da fühl' ich ewige Frühlingshauche weh'n.
Ich würde bleiben, ich allein; ich würde
So lange bleiben, bis dich einſt mein Lied
Sanft eingewiegt zum letzten Schlummer hätte;
Dann erſt ſollt' es verſtummen neben dir;
Dann erſt zur Ruhe würd' ich ſelber geh'n.

IX.

„Ach hätt' ich ahnen können,
Welch ſchweres Unheil dich umgarnen würde,
Ich hätte mein Gefühl beherrſcht und wär' es
Mein Tod geweſen, hätte dieſe Wege.

So voll von namenloſem Fluch und Jammer,
Dich nicht geführt.“ — Ich aber, hätt' ich es
Auch noch ſo klar vorausgeſeh'n, ich wäre
Dir doch hineingefolgt in dieſe Tiefe
Des Fluches und des Jammers, aber auch
Des Segens und des Glückes ohne Maß.

X.

„Was die Gunſt betrifft, welche Gott und ſeine Heiligen den Gebeten der Gläubigen, und beſonders der Frauen für die, die ihnen theuer ſind, gewährt, ſo finden wir häufige Zeugniſſe und Beiſpiele dafür.

Abälard.

Von matter Lampe Schimmer ſchwach erhellt
Iſt noch in dunkler, tiefer Mitternacht
Ein klein Gemach. Es ſchweigt die Welt umher,
Denn Alles hat der Schlaf
In ſanfte Ruhe friedlich eingewiegt;
Nur hier allein wacht noch ein liebend Herz.

Dahingeſunken auf die Kniee hier
In einſam-unbelauſchter Zelle liegt
Und ringet im Gebet
Ein Frauenbild voll Schwermuth in der Bruſt.
Voll tiefen Kummers in den bleichen Zügen
Und in den Augen einen Schmerzensblick.
Sie denket deß, den ihre Seele liebt,
Dem qualerfüllt die langen Nächte ſchleichen,
Deß Auge ſchon ſo lange nicht der Schlaf
Beſänftigend mit ſeinem Mohn berührte,
Dem bald vielleicht die letzte Kraft verſiegt.
„Er ſtirbt dahin“, ſo tönen ihre Klagen,
„Ich ſoll ihn ſcheiden, ſoll ihn ſinken ſehen
In's dunkle Grab, die ich die Luft des Lebens
Nicht athmen kann, wenn nicht zugleich mit ihm!
Und ich beſitze nicht die Göttermacht,
Zu ſenden ihm die wunderthät'ge Kraft,
Die ihn errette. Dieſes arme Herz,
Ein Opfer hat es, eine Spende nur:
Ein ſtilles, glühendes Gebet für ihn.
O du, der Liebe Gott, der Gott des Lebens!
Vernimm mein Fleh'n, daß ich durch dich vollende,
Den großen, guten Geiſt der Welt, was ich
Nicht ſelbſt vermag, dein bebendes Geſchöpf!
Dein ewig reger, milder Lebenshauch

Umwehe tröſtlich den Geſunkenen,
Und nehme jede dumpfe Qual hinweg!
Das wilde Wehe der Vergangenheit,
Das ihm in unmuthvoller Seele lebt,
Es ſei nicht mehr für ihn! Laß kunftiger
Glückſeligerer Tage Segen ihn
Im Geiſte ſchau'n! Es kehre Hoffnung ihm
Und Muth zurück in die geſtärkte Bruſt!
Und kann die Kraft des Seins, die du mir gabſt,
Die ſeine werden, nimm ſie, Gott der Liebe,
Und gieb ſie ihm! Nimm meiner Nächte Ruh' —
Du ſiehſt mich hier, ich wache ja für ihn,
Und will noch wachen, wenn der Morgen naht —
Die Tage, die ich noch zu leben habe,
Nimm ſie und zähle ſie den ſeinen zu!
Erhöre mich! Du mußt mich ja erhören.
Die heilige Gluth in meinem Herzen hier,
Du haſt ſie ja in mich geſenkt, du ſelbſt;
Und dieſe, ruft ſie dich ſo wahr, ſo rein,
So flammend an, ſo wirſt du, kannſt du ſie
Nicht ohne Troſt, nicht ohne Hülfe laſſen."
So fleht in ihres Herzens heißer Noth
Zur ewigen Macht die Beterin der Liebe,
Und Zähr' auf Zähre netzt die Wangen ihr.
Dann wird es ſtille, wird es ſelig-ſtill

In ihrer Bruſt; denn wie Erwiederung
Von jener höchſten Gotteshuld und Kraft
Fühlt ihr Gemüth in ſeinem Innerſten.
Fern aber auf dem Lager ſeiner Pein —

Da ruhet der Geliebte,
    Ihm wird ſo wunderbar,
So linde wird die Raſt ihm,
    Die Nacht wird ihm ſo klar.

Er weiß nicht, ob er träumet,
    Er weiß nicht, ob er wacht;
Es zieht ihn in die Ferne
    Mit geiſterhafter Macht

Bebende Flüstertöne
    Vernimmt ſein lauſchend Ohr;
Hinweggezogen ſcheinet
    Auch ſeinem Aug' der Flor.

Er ſieht, wie die Geliebte
    Mit ihrem Schmerze ringt;
Er ſieht, wie ihrer Seele
    Die tiefſte That gelingt;

Welch einen Zauber übet
Ihr kindliches Gebet,
Das zu der höchſten Liebe
Für ihn um Schlummer fleht.

Und Schlummer, heiliger Schlummer
Iſt's, was ihn ſüß umwebt,
Ihn in die tiefe Quelle
Des Lebens ſanft begräbt,

Und ihm in magiſchem Traume,
Der Nah' und Fernes eint,
Die fromme Liebe zeiget,
Die für ihn wacht und weint.

Drauf wie der helle Morgen
In ſeine Klauſe bricht,
Und wie er wieder ſchauet
Mit wachem Angeſicht —

Da ſtaunet er und merket:
Ein Wunder iſt geſcheh'n;
Verwunden und verwehet
Sind alle ſeine Weh'n.

XI.

Ich ſchlage jeden Morgen
Die Augen auf mit Sorgen,
Und bitte Gott ſo heiß,
Mein Auge zu entſtören
Der nächtlichen Beſchwerung,
Auf daß mir unverloren
Die tröſtliche Belehrung,
Warum ich eingeboren
In dieſer Erde Kreis.

Und ſieh, es iſt verkündet;
Das Licht, es iſt entzündet;
Mein Ziel, es iſt geſteckt.
Nicht alſo, wie die Andern,
Unſinnig-alter Weiſe
Durch's Leben hinzuwandern
Die nichtig-öde Reiſe,
Bis mich die Erde deckt;
Die Bande zu zerreißen,
Die dumpfe Thoren preiſen,

Rein zu gehorchen nur
Der Stimme hier, der lautern,
Und keine ſonſt zu fragen;
Zu horchen ohne Schaudern,
Zu folgen ohne Zagen
Der göttlichen Natur.

XII.

Mein Herz hängt ſo feſt an der Natur, iſt ſo innig von dem ſie beſeelenden großen Weſen durchdrungen, daß ich mich frei von allem Vorwurfe fühle, wenn ich den beglückenden Geſetzen folge, die in mein Herz geſchrieben ſind und die mir aufgeſchlagen vor Augen liegen.
Aus „Hiermonn.“

Bei dem Schein der Abendröthe
Tönet eine ſanfte Flöte
Meinem Ohr vom nahen Wald.
Süßer Ruf: Beglückte Stunde!
Denn der Ton, er giebt die Kunde
Von geliebter Näh' und bald
Hängt mein Mund an ſeinem Munde.

Guter Wald!
Trauter Hort dem ſchönſten Bunde!
Birg uns oft in deine Runde
Vor der rohen Weltgewalt!
Friſch und frei durch deine Räume,
Deine Büſche, deine Bäume
Weht der großen Mutter Hauch;
Und wenn in des Menſchen Klauſe
Tobt der Haß mit ſeinem Grauſe,
Qualmt der Hölle ſchwarzer Rauch —
Rauſchet hier mit grünen Aeſten
Segen unſern Wonnefeſten,
Liebe jeder Baum und Strauch.

* * *

Nebukadnezar II.

oder

Heinrich Heine

in

seiner neueſten Geſtalt.

Er ward von den Menſchen verſtoßen und aß Gras, wie die Ochſen.

Daniel 4, 30.

Ein Fürſt auf hohem Throne ſaß,
Ein großer Feind der Orthodoxen;
Der wurde ſchwach, goutirte Gras,
Und war ein Ochſe mit den Ochſen.

Herr Heinrich Heine, ſonſt ſo kühn,
Zeigt an, wie ſich dies alte Wunder
An ihm erneut; er ſpeiſe grün
Und halte ſich zum Vieh jetzunder.

Auch uns, die wir noch unſern Kopf
So hoch erheben ob der Erden,
Recommandirt der arme Tropf
Das Graſen und das Ochſenwerden.

Vorſtehende Verſe entſtanden, als ich die Vorrede zur zweiten Ausgabe des Salons Bd. II. las. Heine ſpricht hier von einer früheren, kräftigeren und freudigeren Periode ſeines Lebens und ſagt hiebei:

„Ich war damals noch geſund und feiſt; ich ſtand im Zenith meines Fettes und war ſo übermüthig, wie der König Nebukadnezar vor ſeinem Sturz. Ach, einige Jahre ſpäter iſt eine leibliche und geiſtliche Veränderung eingetreten. Wie oft denk' ich ſeitdem an die Geſchichte dieſes babyloniſchen Königes, der ſich ſelbſt für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe ſeines Dünkels erbärmlich herabſtürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß. In dem prachtvoll grandioſen Buch Daniel ſteht dieſe Legende, die ich nicht blos dem guten Ruge, ſondern auch meinem noch viel verſtockteren Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, und wie ſie ſonſt heißen mögen, dieſe gottloſen Selbſtgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle.“

Wenn dies nicht eine verſteckte Selbſtverſpottung und Glaubensverhöhnung iſt, ſo iſt es ungeheuer dumm. Aehnlich iſt ein nachher vorkommender Vergleich, wo Heine von ſeinem Bibelleſen ſpricht und dabei „die alte Großmutter mit den lieben, bebenden Lippen und der Brille auf der Naſe, die auch täglich in dieſem ehrwürdigen Buche leſe,“ in rührende Erwähnung bringt. Hier, könnte man ſagen, habe ſich Heine für ein altes Weib, wie dort für ein Vieh, erklärt; und man ſieht, daß den Unglücklichen mit ſeinem alten „Uebermuth“ leider auch der alte Verſtand verlaſſen. Dergleichen Bekehrungen und Bekenntniſſe machen einen ſchlechten Eindruck und beweiſen nur, daß der Bekehrte und Bekennende kläglichſt heruntergekommen. Ganz daſſelbe hat Heine ſelbſt, als er noch klüger war, in demſelben Buche bemerkt, wozu er jetzt dieſe alberne Vorrede ſchrieb. „Mögen immerhin“, heißt es hier S. [illegible] f. in Beziehung auf Schelling's veränderte Denkart, „die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Halleluja ſingen ob ſolcher Bekehrung — es beweiſt nichts für ihre Meinung; es beweiſt nur, daß ſich der Menſch dem Katholicismus zuneigt, wenn er alt und müde wird, wenn er nicht mehr denken und genießen kann. Auf dem Sterbebette ſind ſo viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmen davon! Dieſe Bekehrungsgeſchichten gehören höchſtens in die Pathologie und legen für eure Sache ein ſchlechtes Zeugniß ab. Sie beweiſen am Ende nur, daß es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, ſo lange ſie mit geſunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel herumwandelten und ihrer Vernunft noch vollkommen mächtig waren.“

Aergerlich iſt es übrigens, ſich aus Ignoranz und Bequemlichkeit fortwährend mit Andern, von denen man ſich doch ſehr weſentlich unterſcheidet, unter eine und dieſelbe Rubrik gebracht und abgeurtheilt zu ſehen. So ſoll ich mit den oben genannten Denkern und Kritikern unter die „gottloſen Selbſtgötter“ gehören, die allem Glauben an ein Göttliches feindlich entgegenſtehen. Heine hat ſich mit der bezüglichen Literatur zu wenig berührt, um zu wiſſen, daß ich an mehr als einem Orte, wie namentlich in meiner „Religion des neuen Weltalters,“ wo das ganze erſte Buch des zweiten Theiles von „Gott“ handelt, dem reinen Atheismus und Materialismus, der ſich in unſern Tagen wieder geltend gemacht hat, und den ich weder als Denker noch als Dichter goutiren und billigen kann, entſchieden entgegengetreten bin und insbeſondere die viel zu ſehr verworfene und verachtete teleologiſche Betrachtungsweiſe der Naturgegenſtände in Schutz genommen und zu erneuter Anerkennung zu bringen geſucht habe.*) Die Gottesidee, die ich mir gebildet und an der ich feſthalte, iſt aber allerdings nicht die des gemeinen Haufens, gegen welche ſich alle denkenden Menſchen nothwendig als Atheiſten verhalten und zu welcher nur Faulheit, Schwäche und geiſtiger Bankerott ſo ganz einfach zurückzukehren im Stande iſt; und ein erbauungsſüchtiges altes Weib oder gar ein mit Verluſt aller Menſchenwürde zur Erde gebücktes Vieh zu werden, wie jene beiden Nebukadnezar's, iſt mir zur Stunde noch nicht eingefallen. Sollte dies doch einmal geſchehen, ſo würde dies für die Sache einer grasconſumirenden Ochſenſchaft gleichwohl nicht mehr beweiſen, als Heine's gegenwärtige Erbärmlichkeit; ich hätte dann eben aufgehört, Verſtand und Charakter zu haben; ich hätte aufgehört, ich ſelber zu ſein, und der Geſchichte würde von mir nur das angehören, was ich in einer achtungswertheren Lebensperiode geweſen bin und geleiſtet habe.

So viel reizte es mich, hier gelegentlich der unverſchämten Aufforderung zum Abfall von Kraft und Wahrheit entgegenzuſetzen.

---

*) Daß ich „ganz mit Unrecht in die Reihe der blos Verneinenden geſetzt worden ſei," hebt neuſtens J. H. Fichte in der Zeitſchrift für Phil. und philoſ. Kritik Bd. XXII. H. 1. Halle 1853 S. 160 hervor.

Aphorismen.

Die Klugen haben mit einander viel gemein.

Aeſchylus.

Der Cultus des Weibes

1.

Die Ehrfurcht vor dem Weibe ſcheint der höchſte und vollkommenſte Grad der Bildung zu ſein.

K. G. Lerov.
Briefe über den Menſchen.

2.

Im Weibe ruht das Geheimniß der Schöpfung.

Gutzkow.

3.

Wer im Weibe das Schöne und Gute findet, gefällt den Menſchen doch, wie ihr auch ſeiner ſpotten möget.

Gutzkow.

4.

In dem rechten Empfinden edler Weiblichkeit liegt das Erkennen alles Schönen in Menſchheit und Natur. Das entſchleierte Weſen alles ſeelenvollen Lebens, ſo weit es auf Erden wahrnehmbar, liegt da vor dem Blicke, der es zu faſſen vermag.

W. v. Humboldt.

5.

Die weibliche Natur mit der zauberhaften Myſtik ihrer Organiſation weiſt auf beſondere, tief liegende Ideen der Schöpfung zurück; in dieſen holden Räthſeln hat ſich das Sympathetiſche in allem Weltzuſammenhang ausgedrückt. Das Sympathetiſche, welches die Kräfte lockt und bindet, die ſtille Muſik im Innerſten der Weltſeele, die Sterne, Sonnen, Körper, Geiſter in dieſem ewig wandelnden Rhythmus, dieſer unverlierbaren Gegenſeitigkeit ſich bewegen macht, iſt das Weibliche des Univerſums, das ewig Weibliche, von welchem Göthe ſpricht.

Th. Mundt.

6.

Nichts geht doch über eine harmoniſche Erſcheinung, den Triumph, den die Natur in ihren Schöpfungen feiert! Wenn der Körper zum lebendigen Ausdruck der Seele geworden, jede ſeiner Bewegungen ihre Grazie athmet, und das Ebenmaß ſeiner Formen ein Abbild ihrer innern, maßvollen Schönheit iſt — dann iſt ſchon der Anblick eines ſolchen Weſens Göttergenuß, ein trunkenes Schwelgen in den ewigen Rhythmen der Welt. Ich habe ein ſolches Weib geſehen und ich bin andächtig geworden. O, es giebt einen ſchönen Katholicismus des Herzens, der mich zum Proſelyten machen könnte! Eine ſolche gnadenreiche Madonna in ihrer Glorie, eine fleiſchgewordene Offenbarung der ewigen Schönheit kann Wunder thun in mir. Und ſie befreit den Geiſt und knechtet ihn nicht; denn Schönheit iſt Freiheit.

Aus einem Roman der
Louiſe Aſton

7.

Das Weib, das ſeinem Weſen nicht entſpricht, das unweibliche Weib, iſt kein Beweis wider das Vorhandenſein, den Werth und die Bedeutung jener ächten, mit ſich ſelbſt übereinſtimmenden Weiblichkeit, der wir unſere Huldigungen zollen. Alle göttlichen Ideen prägen ſich in der Erſcheinungswelt, wo ſich überall der Kampf einer zu realiſirenden Ideenwelt mit widerſtrebenden, ſchwer zu beſiegenden Stoffen verkündet, im Allgemeinen nur unvollkommen aus, und treten in ihrer entzückenden Reinheit nur in einzelnen, über das Gewöhnliche hinausgehenden Repräſentationen hervor. Dies iſt aber kein Grund, dieſe Ideen für eine bloße Phantaſtik und ſubjektive Idealiſtik der Einbildung zu halten; die Wirklichkeit giebt zuweilen mehr, als der ſchwärmeriſchſte Traum der Phantaſie, und je weniger ſolche koſtbare Erſcheinungen der Alltagswelt angehören, um ſo frömmer und freudiger ſind ſie anzuerkennen, und um ſo eifriger ſind ſie in's Licht zu ſehen, ſo wie es namentlich das ſchöne Amt des Dichters, dieſes natürlichen „Frauenlob“ iſt.

Die Sinnlichkeit.

Zur

Berichtigung ihres Begriffs.

1.

Würde und Bedeutung des Sinnlichen hervorzuheben, wäre nöthiger und nützlicher, als immer nur darauf zu ſchimpfen, und todte Abſtraktionen über Natur und Leben zu ſtellen.

Fr. v. Raumer.

2.

Ihr ſcheltet und ſchmäht die Sinne,
Die lieblichen Sinne — warum?
Weil ihr zu todt und dumm,
Zu begreifen den Geiſt der Sinne.

3.

Das Sinnliche iſt das Unverſtandene, durch das Verſtehen deſſelben wird es geiſtig.

Bettina.

Denn:

Nicht im Sein an und für ſich liegt der Tod, ſondern im tödtenden Blicke des todten Beſchauers.

Fichte.

4.

Sinnlichkeit wird als Roheit gefaßt, das Sinnliche dem Geiſtigen, der ſogenannte ſinnliche Menſch als der rohe, dem geiſtig erweckten, höher ſtehenden, gebildeten entgegengeſetzt — was aber hier roh, geiſtlos, ungebildet iſt, das iſt vielmehr dieſe Auffaſſung der Sache ſelbſt. Die Bildung in mehr als oberflächlich-alltäglichem Sinne des Worts charakteriſirt ſich höchſt weſentlich dadurch, daß das Sinnliche höher gefaßt, in ſeiner Identität mit dem Geiſtigen erblickt und demgemäß geachtet und geehrt, ſtatt verachtet und herabgeſetzt wird. Gebildet in dieſem Sinne iſt daher weder der traurige Moraliſt und Aſcetiker, der ſich des Sinnlichen als der unedlen, ſchlechten und ſchmählichen Seite ſeines Weſens, oder, um theologiſch zu ſprechen, als des Sündigen, ja Teufliſchen, womit der Menſch behaftet iſt und zu kämpfen hat, zu erwehren und zu erledigen ſucht; noch der Wüſtling, der ſich dem Sinnlichen hingiebt, es aber roh behandelt, ſo zu etwas für ihn in der That Rohem macht und, als ſolches, ſo leidenſchaftlich er es liebt und genießt, doch ebenfalls, ſo wie mit ihm, ob dieſes Verhältniſſes zu ihm, ſich ſelbſt verachtet. Ein wahrhaft Gebildeter iſt nur der, welcher das Sinnliche auf eine edle, ſinnvolle, daſſelbe, ſo wie ihn ſelber, ehrende Weiſe zu betrachten und zu behandeln verſteht. Iſt das Sinnliche doch ſelbſt dem Worte nach etwas geiſtig Edles und Ehrenvolles, und wer daraus eine leere, geiſtloſe Aeußerlichkeit und einen ſinnloſen Taumel macht, der hat merkwürdiger Weiſe ſelbſt die Sprache gegen ſich; denn ſinnlich kommt von Sinn und deutet ſomit etwas vollkommen Entgegengeſetztes an, vergl. die Ausdrücke und Redensarten: ſinnig, ſinnvoll, ſinnreich, tiefſinnig; ein hoher, ein edler Sinn; Sinn für etwas oder keinen Sinn dafür haben; ohne

Sinn und Verſtand; bei oder von Sinnen ſein; ſinnen, nachſinnen, in tiefem Nachſinnen (Nachdenken) begriffen, Sinnſpruch = Denkſpruch und dergl., wo die durch unſere Theologie und Moral gegründete gemeine Anſicht des Sinnlichen oder der Sinnlichkeit auch ſelbſt etymologiſch und lexikaliſch der gewaltſamſten und lügenhafteſten Umkehrung der Sache beſchuldigt und überwieſen erſcheint.

3.

Was wir im Körper lieben, die Schönheit, iſt ein Geiſtiges, die Conſonanz und Harmonie der Glieder und Farben; es iſt ein Strahl des Urlichtes, zu dem es uns hinleitet.

Giordano Bruno.

6.

Schönheit iſt nur möglich, wenn im Stoffe, im Körperlichen, ſich Geiſtiges offenbart; wenn in den verſchiedenen Momenten des ſinnlich Wahrnehmbaren Zuſammenhang und Harmonie erſichtlich; wenn das Aeußerliche der Abglanz und die Verkörperung einer Idee iſt.

Robert Brauner.
Religionslehre für Freie. Berlin 1851.

7.

Aus welch erhabnem Reiche der Ideen
Stammt wohl die Form, die irdiſchen Revieren
Natur bemüht war, zu realiſiren,
Da jenes ſchöne Daſein im Entſtehen?

Wo ſahe man in Hainen und in Seen
Unſterbliche ſo goldne Locken zieren?
Welch reizendes Gemüthe, gleich dem ihren,
Ließ ſolcher Anmuth milde Düfte wehen?

Der wirbt vergebens um das ewig Schöne,
Dem jene Blicke, wie ſie rings verbreiten
Licht aus dem Aether, nimmermehr erſchienen;

Der nie geſtaunt dem Zauber ihrer Mienen,
Der nie gelauſcht der Melodie der Töne,
Die jene Mienen, jenen Blick begleiten.

Nach Petrarca.

8.

Die ächte Liebe empfindet den Geiſt auch im Leib, in der ſinnlichen Schönheit — Schönheit iſt Geiſt, der einen ſinnlichen Leib hat.

Bettina

9.

Man kann nicht ſagen, daß das Vernünftige immer ſchön ſei; allein das Schöne iſt doch immer vernünftig.

Göthe bei Eckermann.

10.

Im Schönen, als ſolchem, lieben wir nichts Anderes, als die Erſcheinung, Verſinnlichung, Verkörperung der Idee in der uns vor Augen tretenden Wirklichkeit; ſchauen namentlich im menſchlich Schönen die höchſte, vollkommenſte Selbſtdarſtellung dieſes göttlichen Schöpfergedankens an. In der Liebe zum Schönen verhalten wir uns als Geiſt zu Geiſt; wir erkennen und verehren in ihm eine Theophanie, eine Geiſtes- und Gotteserſcheinung, und ſind ſomit religiös beſtimmt und erregt, wenn auch nicht in religiöſer Form und mit dem aufklärenden und rechtfertigenden Bewußtſein darüber, das den Denker beglückt, der hoch genug ſteht, das

Reale als ein Ideales zu begreifen, und der weit genug von jener gemeinen Denkart entfernt, die im Realen nur den Gegenſatz des Idealen, im Sinnlichen nur das antagoniſtiſche Widerſpiel des Geiſtigen ſieht.

11.

Die Schönheit Gottes offenbart ſich in ſeinen Werken. Eiferer, welche daran Anſtoß nehmen, müſſen folgerecht mit dem Häßlichen Götzendienſt treiben, das Schöne mit dem Unſittlichen zuſammenwerfen und der Kunſt das Lebenslicht ausblaſen.

Fr. v. Raumer.

An ſolchen Conſequenzen hat es auch wirklich nicht gefehlt, ſelbſt nicht in ganz neuer Zeit. Zu welch grauenhaftem Extrem der finſtere Dualismus und Spiritualismus der alten Religion überhaupt fortgeht, iſt z. B. aus den Aeußerungen eines Clemens Brentano zu erſehen, der ſich nicht ſcheute, durch Sätze, wie folgende, alle Heiterkeit des menſchlichen Daſeins zu negiren, alle Liebe des Menſchen zum Menſchen zu verdammen und allem Schönheitsſinn, aller Kunſt und Poeſie den ſchonungsloſeſten Krieg zu erklären. „Alles, was uns rührt und jede reine Freude genießen wir mit Unrecht, denn Freude ſollte nur Gott haben." — „Die Liebe, die man zu Menſchen hat, iſt immer ein Diebſtahl; denn nur Gott gehört die Liebe. Deßhalb muß man zu jedem Menſchen ſagen, den man liebt: Du verdienſt es nicht." — „Alles, was gefällt, iſt vom Teufel." — „Sie machen Gedichte," ſagte er, und ſah uns mit zornfunkelnden Augen an, „während Ihr Heiland am Kreuze hängt. Die religiös-poetiſchen Naturen ſind mir zuwider." So nach Emma v. Niendorf, „Aus der Gegenwart." Berlin 1844. S. 88. f. 13. 94. Durch dieſe Denkart wird die ganze Aeſthetik diaboliſirt; ſie ſelbſt aber iſt vielmehr der reinſte Diabolismus, der ſich denken läßt.

12.

Der ewige Werkmeiſter, mit dem wir auch durch den Geiſt der Sinnlichkeit eins ſind, wie er mit ihm in jeder Geſtalt und Materie ruht.

Chriſtern.

13.

Du ſieheſt in allen Werken Gottes, wie ſich die Liebe in Alles ausgegoſſen hat und in allen Dingen der äußere und innere Grund iſt, inwendig nach der Kraft und äußerlich nach der Geſtalt.

Jakob Böhm.

14.

Es iſt ein allgemeiner Grund alles Seins und Lebens, eine ewige, allwaltende Liebe. Ihr Weſen iſt Harmonie. Ueberall, wo ihr Odem wehet, und wohin ihr Fuß tritt, thut ſich ihr Naheſein *durch den Rhythmus der Farben, wie der Geſtalten*, kund.

Schubert
in der Geſchichte der Seele.
S. 338 f. der 2. Ausgabe.

15.

Gott offenbart ſich uns in Erde, Farbe, Geſtalt, Herzſchlag der Freude oder des Schmerzes, und mir hat er das Bewußtſein über dieſes Wiſſen beſonders erſchloſſen; ich bete die ganze mir bekannte Natur an, und ſinde nichts gemein, als eine niedre, enge, lügenhafte Geſinnung.

Rahel.

16.

Wohin du dich wenden magſt, wirſt du ihn (den Gott, den Urheber der Welt) dir entgegentreten ſehen; es iſt nichts, worin er nicht wäre, er ſelbſt webet in ſeinen Werken.

Seneca.

17.

In Allem, o Herr, iſt dein unvergänglicher Geiſt.
Weisheit Salomo's 12, 1.

18.

Bin ich es nicht, der Himmel und Erde füllet? ſpricht der Herr.

Jerem. 23, 24.

19.

Zeus, du Haupt, du Buſen und Herz des lebendigen Ganzen!
Deine Geſtalt, wo ſeh'n wir ſie nicht? Im Feuer und Waſſer,
In dem Dunkel der Nacht, im Lichte des Tages entzückſt du;

Denn die Natur iſt deine Geſtalt, in allen Gebilden
Wohnt dein ſtarker Verſtand und deine zärtliche Milde.

Orphiſcher Geſang

20.

Die ganze Welt iſt Leben, Seele und Sinn, iſt der Leib und das Bild des höchſten Gottes zu ſeinem Ruhm in Kraft, Weisheit und Liebe.

Campanella

21.

. . . . jener göttliche und ſelige Lebenshauch, der Alles durchdringt, Alles in ſich enthält, Alles ſieht und hört, erwärmt und beſeelt, in welchem und durch welchen aller Dinge Verhältniſſe und Urſachen und aller Theile Sympathien und Antipathien begründet ſind.

Campanella

22.

Es iſt eine und dieſelbe Gluth, welche durch unſern Geiſt, durch die Sonne, durch die Wange der Schönheit, durch das Blatt der Roſe leuchtet.

Vor dieſer Gluth bete an!

Aus
Bodenſtedt's tauſend und einem Tag im
Oriente. Berlin 1850. S. 125.

23.

Das Herz, in dem die Weſen alle gründen,
Der Born, worein ſie ſterbend alle münden,
Der Gott der Zeugung iſt's, der Herr der Welt,
Die er, nie ſatt, in ſeinen Armen hält.

Lenau.

24.

Du liebeſt Alles, was iſt, und verabſcheueſt Nichts, was du gemacht haſt; denn wenn du haſſeteſt, ſo hätteſt du nichts hervorgebracht. . . . . Du ſchoneſt Alles, was dein iſt, Herr, du Lebensfreund!

Weisheit Salomo's 11, 24 ff.

Unſerer herkömmlichen Religion nach iſt Gott nicht der Freund, ſondern der Feind des Lebens, der Haſſer der Welt und Natur, die er doch gemacht, geſchaffen haben ſoll. Wir dürften uns aber nur an jenes bibliſche Wort halten, dürften mit dem Glauben an den göttlichen Urſprung der Welt und Natur, der jetzt ein völlig todter und nutzloſer iſt, nur Ernſt machen und die gehörigen Conſequenzen daraus ziehen, ſo wäre der furchtbare Dualismus, der in unſerer Theologie und Ethik herrſcht und noch fortwährend unſer Leben vergiftet, überwunden, und wir lebten in den neu zu begründenden naturaliſtiſch-humaniſtiſchen Anſchauungen.

25.

O Thorenwahn! Nein, Gott hegt keine Galle;
Der Alles ſchuf, iſt gegen Alles mild.

Béranger.
„Der Gott der Biedermänner“
überſ. von Gaudy.

26.

O wie elend und gemein,
Sündigend ein Sünder ſein!
Schäme dich, ſo tief zu ſteh'n;
Lerne, von Verbrechen rein,
Sündigend ein Heiliger,
Sündigend ein Gott zu ſein!

27.

Der Menſch wird ſich einſt ſo weit erheben, daß er auch die mit ſeiner geiſtigen Natur in ſo genauer Verbindung lebende Sinnlichkeit heilige und, wenn ich ſo ſagen darf, zum Sakrament einweihe.

Hippel.

28.

Wir umarmten uns mit ſo viel Ausgelaſſenheit, als Religion

Fr. Schlegel

29.

Wie heilig iſt die Quelle meiner Freuden und Wonnen, wenn ich jeden Theil deines Leibes mit Wolluſt betrachte, und darin nur die Klarheit der ewigen Liebe fühle!

Lucinde
in Chriſtern's Fortſetzung des bekannten Schlegeliſchen Romans

30.

Es war Alles geheiliget, jedes Glied unſeres Leibes. Wir waren in der höchſten Thatkraft des Lebens, in der Betrachtung unſerer Formen ſo voll Andacht und Gefühl, als Andere entzückt und verzückt, einen glänzenden See, den lächelnden Lenz mit ſeinen Kindern oder eine ſchöne Gegend mit Berg, Fels, Thal und Strom zu betrachten.

Chriſtern.

31.

Ein Ketzer des 12 Jahrhunderts*) behauptete, der Act der geſchlechtlichen Vereinigung ſei ein opus spirituale, ein geiſtliches Werk. In ſo merkwürdiger Weiſe wurde ſchon damals eine höhere Faſſung und Behandlung der Sache bezweckt; und das war gewiß unendlich wahrer, geiſtreicher und zweckmäßiger in Beziehung auf Bildung und Verfeinerung des Menſchengeſchlechtes, als die fanatiſch negirende und praktiſch gleichwohl ganz unwirkſame

---

*) Ein junger Laie in der Gegend von Antwerpen. Rob. de Monte zu 1124.

Anſicht derjenigen, die in jenem wundervoll magiſchen und myſtiſchen Liebes- und Lebensverkehr, bei welchem doch ſo offenbar die ſchaffende Macht ſelbſt betheiligt, nichts als den Erbſünden-Unflath einer gefallenen Menſchheit erblicken, damit aber in Wahrheit nur die ſchmutzige Gemeinheit und Niedrigkeit ihres eigenen Weſens und Standpunktes beurkunden.

32.

Und dies iſt das Heilige, wovon Alles in jedem lebendigen Eins ausgeht, ſinnlich wird und erſcheint, und in deſſen Liebesſchooß ſich Alles wieder einſenkt; vor deſſen Sein und wunderbarer Allmacht, Deſpotismus und allertiefſtem Gehorſam jede Philoſophie verſtummt, nur erkennt: es iſt, und ihm ſeine Art, zu handeln, ablauert.

Heinſe.

Kampf und Ziel.

1.

Jedes Zeitalter hat ſeine eigene Offenbarung. Gott löſchet aus, was er will und beſtätigt, was er will.

Koran, Sure XIII.

2.

Man irrt, wenn man glaubt, daß all unſer Neues blos der Mode angehöre; es iſt etwas Feſtes darunter. Fortgang der Menſchheit muß nicht verkannt werden.

Lichtenberg.

3.

Es hat die Menſchheit, kühn entbrannt,
Ihr altes Recht gefodert;
Laßt ruh'n das alte Pergament!
Was modert, das vermodert.

Falk.

4.

Ob wie todt auch ſtarre der Geiſt der Menſchheit,
Durch der Willkur Zwang und gebotnen Wahnſinn —
Doch erringt ſiegreich auch der Geiſt der Menſchheit
Neue Belebung.

Voß.

5.

Es laſſen ſich nun einmal Kraft göttlicher Nothwendigkeit drei Jahrhunderte rühriger Geiſtesarbeit nicht ungeſchichtlich machen; wir *müſſen*, bewußt oder unbewußt, in andern Formen der religiöſen Anſchauung denken und empfinden, als drei Jahrhunderte vor uns.

G. A. Fricke.
Blätter für literariſche Unterhaltung
v. 9. Jan. 1851.

6.

Die Natur kann keine Unnatur, die Wahrheit keine Lüge dulden. Zwar eine Zeit lang iſt Alles von Nacht bedeckt; wenn aber der Morgen kommt und die Sonne aufgeht, fliehen die Geſpenſter.

Herder.

7.

Wir leben in einem widerwärtigen Widerſpruch zwiſchen Religion und Bildung; unſere religiöſen Lehren und Gebräuche ſtehen im größten Gegenſatze zu unſerem gegenwärtigen geiſtigen und materiellen Standpunkte; dieſen häßlichen und grundverderblichen Widerſpruch aufzuheben, das iſt jetzt unſere Aufgabe; es iſt die unerläßliche Bedingung der Wiedergeburt der Menſchheit, die einzige Bedingung einer, ſo zu ſagen, neuen Menſchheit und neuen Zeit. Ohne ſie ſind alle politiſchen und ſocialen Reformen eitel und nichtig.

L. Feuerbach.
1851

8.

Religion liegt in unſerer Epoche. Ueberall zeigt ſich ihr Bedürfniß. Nur befriedigt es nicht auf dem alten Wege! Nur nicht innerhalb des alten Zwanges und der alten Dogmen!

Gutzkow
in den „Rittern vom Geiſt."

9.

Nein, nicht mit Dornen — mit Roſen erlöſt man die Menſchheit. Nach Athen! Nach Athen! Die Trümmer des Altars, den Paulus zerſtörte, den Altar des unbekannten Gottes helft mir ſuchen! Es lebe der unbekannte Gott von Athen!*)

Gutzkow
ebendaſelbſt.

---

*) Im Original ſteht unrichtig: Korinth. V. Apoſtelgeſch. 17, 16 ff.

10.

Die Zeit iſt da, wo das innere Weſen der Gottheit geoffenbart und dargeſtellt werden kann; alle Myſterien dürfen ſich enthüllen und die Furcht ſoll aufhören. Weihe dich ſelbſt ein und verkündige es, *daß die Natur allein ehrwürdig und die Geſundheit allein liebenswürdig iſt.*

Stimme in einer Allegorie der
Schlegeliſchen Lucinde.

11.

Es iſt die Aufgabe der Literatur und zumal der Lyrik, *mit glühendem Lichte den Schein der Sittlichkeit, mit flammender Liebe die Grimaſſe der Liebe zu befehden* . . . .
Sie ſteht nie ernſter für die Freiheit, als wo ſie naturwahre Liebe feiert. . . . . Der Kampf der Poeſie iſt gegen das Heer der Hel gerichtet . . . .
. . . *Es handelt ſich um eine „innere Miſſion“*

der Liebe, Freude und Schönheit. . . . . . .

Die wahren „innern Miſſionäre“ ſind die Poeten.

Max Waldau.
Blätter für literariſche Unterhaltung vom
7. Auguſt 1853. S. 760.

12.

Die Frauen verlangten Sentimentalität, und von waſchledernen Empfindeleien weiß **Hafis** allerdings Nichts. Wer weiß indeſſen, ob es nicht jetzt auch den Frauen einleuchten dürfte, daß Schönheit und Liebe doch von keinem Anderen ſo glühend heiß gefeiert worden, als von der Nachtigall von Schiras. Wehe dann den Mondſcheinpoeten, wehe dann jener Afternatur, die nicht begreift, wie ſie nach dem ſchrecklichen Verbrechen eines Kuſſes noch ruhig leben kann!

Max Waldau
a. a. O. S. 760.

13.

Schafft euch
Freiheit der Liebe, und frei habt ihr das Leben gemacht

Aus
„Hafis in Hellas.“
Hamburg 1853.

14.

Schafft uns erſt die Verachtung der Welt, die mönchiſche Iſolirung, den Mißkredit des abſolut Schönen, die Zweideutigkeit alles Formenreizes ab! Und hernach wollen wir mit der Menſchheit ſprechen.

Gutzkow.
Ritter vom Geiſt III. 344.

15.

Warm und klar die Alten es empfanden;
Aus Natur und aus Gefühl entſtanden,
Blühte alles Schöne jener Welt.
Wir auch müſſen in den Quell uns ſenken,
Nicht als unerreichbar ſolches denken;
Nur der Muthige den Preis erhält.

König Ludwig.
Gedichte I. S. 34 der 2. Ausg.

Es iſt von den alten Griechen die Rede; und weñ man den Sinn und Gehalt dieſer trefflichen Worte gehörig erwägt und begreift, ſo wird man finden, daß wir hier und ſonſt im Grunde durchaus nichts Anderes wollen, als wozu dort von dem königlichen Dichter ſo dringend aufgefodert wird.

16.

Wir folgen, heilige Natur,
Ununterbrochen deiner Spur;
Du, aller Künſte Schaffnerin,
Du aller Weisheit Lehrerin.

Du Meiſterin aller Verſifere,
Du beſter aller Rechtsordere,
Du Ordnerin im Kleinen und Ganzen,
Du Muſterminiſterium der Finanzen,
Du ewig aufgeſchlagen Brevier!
Wir folgen dir, wir folgen dir.

Nach
Frater Hilarius
in deſſen Maipredigten.

17.

Natur! Du biſt die Erſte,
Und auch die Letzte du.
Und mögen ſie, die Thoren,
Dich ſchelten immerzu;
Sie haben keinen Frieden,
Sie haben keine Ruh;
Denn unſre Seele ſtilleſt
Allewiglich nur du.
Dir lechzen wir am Ende
Doch ſtets von Neuem zu,
Denn du, du biſt die Erſte
Und auch die Letzte du.

18.

Was aber bleibt, das ſtiften die Dichter.
Hölderlin.

Die Dichter, von denen hier die Rede, ſind natürlich die ächten. Der Dichter der „Amaranth“ iſt keiner.

* * *

OTHECA
GIA
CENSIS

15

Inhalt.

Seite

Miranda. Nach Benedetto Rubini 1

Novelle.

In vermiſchter Form.

Anhang.

Gedichte weiblichen Urſprunges 183

Nebukadnezar II. oder Heinrich Heine in ſeiner neueſten Geſtalt 207

Aphorismen 213

Der Cultus des Weibes.

Die Sinnlichkeit. Zur Berichtigung ihres Begriffes.

Kampf und Ziel.

BIBL

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Polydora,

ein weltpoetiſches Liederbuch

von

G. Fr. Daumer.

Erſter Band.

Frankfurt am Main
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

. . . Das Volk hat keine Luſt
An harten Dichtern, noch am Wein von Pramnos,
Der Augenbrauen und Bauch zuſammenzieht;
Es liebt den duftigen, milden, nektarſüßen.

Ariſtophanes.
(Fragment.)

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt a. M.

Seinen edlen Freundinnen

Frau Auguſte v. Blaß

und

Frau Nanny Paſſavant,

geb. Donner,

widmet dieſes Werk im Gefühle höchſter Verehrung und Dankbarkeit

der Autor.

Vorrede.

Es iſt ein ſchon ſeit vielen Jahren von mir gefaßter und genährter Gedanke, eine alles poetiſch Anziehende und Bedeutſame in Anſpruch nehmende Liederſammlung der vorliegenden Art mit durchgängiger Feſthaltung der mir eigenen Verdeutſchungsweiſe zu liefern, womit ich im Falle des Gelingens ein recht eigentlich nationales d. h. der Univerſalität des deutſchen Geiſtes und Geſchmackes entſprechendes Werk zu Stande zu bringen hoffte. Auch ſind abgeſonderte und verſelbſtſtändigte Theile eines ſolchen längſt ſchon in die Welt gegangen, wie, was die beiden hafiſiſchen Anthologien, den Mahomed, die marianiſche Blüthenleſe, die Bettina, betrifft; denn es ſollten dieſe urſprünglich in der That nur einzelne Partien jenes allumfaſſenden weltpoetiſchen Pantheons bilden, wuchſen aber, während ich ihnen mein beſonderes Intereſſe zuwendete, in der Art an, daß ſie auch ſo ſchon für ſich ſelbſt beſtehen und ihre gelegentliche Wirkung zu thun verſuchen konnten. Mein Plan war näher dieſer. Es ſollte mit einer zweckmäßig formirten Darſtellung der antiken Welt, dieſem verlorenen Paradieſe äſthetiſch-humaniſtiſcher Cultur, begonnen werden; dann eine in ähnlicher Weiſe geſpiegelte Reihe ſpäterer Entwicklungsſtufen von dem großen, allgemeinen Rückfalle in rohere Zuſtände an bis zu der neuen Culturhöhe, die einerſeits im Orient bereits durch die perſiſche Poeſie erreicht worden iſt, andrerſeits im Occidente ſich mittelſt unſerer neueren Geſchichtsproceſſe und Literaturen zu geſtalten im Begriffe iſt, ihre auszüglichen Repräſentationen erhalten. Die neue Erhebung des Menſchengeiſtes im Orient wurde im »Mahomed« geſchildert; die Vollendung dieſer Richtung mit Abſtreifung aller noch beibehaltenen oder neu hereingezogenen heterogenen und antagoniſtiſchen Elemente im »Hafis.« Aus der romantiſchen Nacht des in Barbarei verſunkenen Occidentes griff ich, als den merkwürdigſten und intereſſevollſten Lichtpunkt derſelben, den katholiſchen Mariendienſt heraus und hob ihn mit Benützung von lauter ächten Stoffen, ſo reizend und würdevoll als es mir nur immer möglich war, in der marianiſchen Sammlung hervor, was von dieſem univerſaliſtiſch-poetiſchen Geſichtspunkt aus wohl keine Verwunderung und mißverſtändliche Ausdeutung mehr erregen wird. Ein modernes Phänomen bedeutſamer Art ward in der »Bettina« charakteriſirt; wäre es mir erlaubt, ein mir ſelbſt nicht nur der Form, ſondern auch dem Inhalte nach eigenes Werk herbeizuziehen, ſo würden die »Frauenbilder und Huldigungen« ein ſich hier anſchließendes Glied der Reihe zu bilden im Stande ſein.*) Da jedoch der der

---

*) Ich habe dieſe Gedichte mit keiner proſaiſchen Vorrede verſehen: um ſo leichter ſind hier für oberflächliche und feindſelige Beurtheiler Mißdeutungen und Rügen möglich geworden. Es giebt Bücher, die, wie die bekannte Amaranth, den formellen Charakter der Frömmigkeit und Sittlichkeit tragen, während ſie der Sache nach einen empörenden Mangel an wahrhaft religiöſem und ſittlichem

Menſchheit inwohnende poetiſche Genius mit ſeinen Trieben und Thätigkeiten keineswegs nur an eine beſtimmte, ſich linienförmig durch Zeit und Geſchichte hin erſtreckende Folge von Entwicklungsſtufen und Lebensgeſtaltungen geknüpft erſcheint, ſondern immer und überall vorhanden iſt, und ſich, jede nur mögliche Blüthe treibend, auch der

---

Adel enthalten. Umgekehrt verhalt es ſich mit andern, wohin jene „Frauenbilder" zu rechnen ſein möchten. Es ſollen dieſe eine Gallerie von mannigfach beſtimmten weiblichen Charakteren bilden; es ſind meiſt kleine Romane, die ſich hier abſpielen, deren Form aber die lyriſche iſt. Dieſe, die lebendigſte, mir ſpeciell natürlichſte, hat einem nicht einſichtigen und wohlwollenden Leſer gegenüber den Nachtheil, daß der Dichter neben den fremden Perſönlichkeiten, die er auftreten läßt, auch ſich ſelber eine Rolle zutheilen und dabei alles, was er ſchildert, bekennt und berichtet, auch wirklich auf ſich ſelber beziehen laſſen muß, auch wenn es die reinſte Erfindung iſt; während umgekehrt der formell ſich ſelbſt aus dem Spiele laſſende Romanſchreiber auch das, was er ſelbſt gelebt, gefühlt und gethan hat, ſei es auch das Verpönteſte, gefahrlos beſchreiben kann, indem er es auf ſeine erdichteten Perſonen überträgt. Es kann daher bei dem genannten Werke wegen der in der Natur der Sache liegenden Varietät der vorgeführten Bilder und Verhältniſſe leicht der Schein einer Donjuanerie entſtehen, von der Niemand entfernter ſein kann, als ich; wie denn auch bei näherer Prüfung aus dem Werke ſelbſt erhellen muß, da der Werth der Treue und die moraliſche Häßlichkeit einer launenhaften und muthwilligen Unbeſtändigkeit vielleicht nirgend ſo ausdrucksvoll, als dort, hervorgehoben und erläutert iſt. Was das ſinnliche Moment betrifft, ſo gehen dieſe Dichtungen darauf aus, die bei uns herrſchende heilloſe Trennung deſſelben von Geiſt und Gemüth zu tilgen, und es mit dieſen zuſammen wieder in die ſchöne Totalität der reinen, unzerriſſenen Menſchennatur hineinzuſtellen, in der es ſo würdig und entzückend ſchon bei den großen, menſchlichen Alten zur Geltung gekommen. Dieſe Tendenz iſt nimmermehr eine unſittliche zu nennen; der Unſittlichkeit dient vielmehr, wie nichts Anderes, zum Vorſchub die barbariſche Manier, die ſinnliche Natur des Menſchen von der geiſtigen und gemüthlichen Seite ſeines Weſens in abſtrakteſter Weiſe loszutrennen und für ſich zu ſtellen. Ein an und

Breite nach über die Erde hin zu manifeſtiren liebt, ſo daß ſelbſt die den weltgeſchichtlichen Prozeſſen am meiſten zur Seite liegenden Punkte nicht ganz leer ausgehen — ſo ſtellte ſich die Forderung, auch die übrigen, um jene beſonders hervorgehobenen Punkte herumliegenden poetiſchen Phänomene zu beachten und namentlich der verſchiedenartigſten Volkspoeſie ihr Recht einzuräumen, wie

---

für ſich gar nicht vorhandener Schmutz wird hiedurch erſt erzeugt, und es wird dann vergebens die diktatoriſche Foderung geſtellt, daß ſich der Menſch dieſes Schmutzes auf dem Wege der Abkehrung und Abſtinenz entſchlagen ſolle, da ſeine ſinnliche Natur eine ebenfalls nothwendige Seite ſeines Weſens iſt, die er nun einmal nicht von ſich abthun kann, und die in dem Grade wilder und unbändiger wird, in welchem auf ihre Unterdrückung und Vernichtung ausgegangen wird. — Merkwürdig iſt es mir geweſen, daß dies Alles viel leichter Frauen, als Männer einzuſehen befähigt und zuzugeben willig ſind; es iſt vorgekommen, daß nicht etwa zweideutige Weſen, die dergleichen am wenigſten zu thun pflegen, ſondern Damen vom feinſten und edelſten Charakter das Buch goutirt, verſtanden und gegen mißbilligende und anklagende männliche Urtheile in Schutz genommen haben. Daß dieſes Phänomen auch von Andern beobachtet worden, erſehe ich aus einem meine Schriften betreffenden Literaturbericht in der Mainzer Zeitung vom 6. Februar dieſes Jahres. Es heißt daſelbſt — die Stelle wörtlicher mitzutheilen, verbietet die Beſcheidenheit — daß alle tiefer fühlenden Frauen meinen Poeſien freundlich zugeneigt ſeien, indem ſie ahnen, daß dieſe Richtung ihr Geſchlecht auf eine weit höhere Stufe zu erheben und ihm einen weit größern Einfluß auf's Leben zu verſchaffen geeignet ſei. „Die reinſten und feinfühlendſten Frauengemüter" ſeien auf meiner Seite, während meine Produkte „von weniger gebildeten Männern als unſittlich und demoraliſirend verſchrien würden." Bei dieſem Stande der Dinge kann ich mich wohl beruhigen, zumal da auch die jüngere Dichtergeneration meiner Richtung ſo entſchieden beizutreten beginnt. — Noch erlaube ich mir bei dieſer Gelegenheit die Beſitzer der „Frauenbilder" um die Berichtigung eines ſehr ſinnverderbenden Druckfehlers zu bitten, indem Band III. S. 143 Zeile 2 von unten verhöhnen ſtatt verſöhnen zu leſen iſt.

ich ſonſt ſchon gelegentlich in Präludien, Anhängen und zerſtreuten Publicationen und nun in noch reicherem Maße in dem vorliegenden Werke gethan, wo ſich nach den an die Spitze geſtellten griechiſchen und römiſchen Poeſien eine bunte Reihe von »Völkerſtimmen« bietet, welche vom fernen Oſten nach Weſten hin und nicht ohne dazwiſchen weit nach Süden und Norden hin auszuſchweifen, die Welt durchzieht.

Es wird ſo hinlänglich klar ſein, wie alle die aufgezählten literariſchen Produkte, ſo ſehr ſie ihrem ſpecifiſchen Geiſt und Charakter nach auseinanderfallen, doch kraft der gemeinſchaftlich zu Grunde gelegten weltpoetiſchen Idee ein zuſammenhängendes und gegliedertes Ganze bilden; dieſe Idee aber nun endlich mit ausdrücklicher Beſtimmtheit hervortreten zu laſſen und hiebei ſo manches bis jetzt noch Fehlende ergänzend hinzuzufügen, iſt hier mein Zweck. Zwar iſt Vollkommenheit der Durchführung bei alledem auch hier noch fern, und eine nach ſtrengerem Maßſtabe verfahrende Kritik wird immer noch Lücken und Mängel genug zu rügen haben. Es ſind jedoch Gründe zu nennen, welche den Tadel, der unſerer Sammlung in dieſer Hinſicht erwachſen kann, in ein vielmehr beifälliges Urtheil zu verwandeln geneigt ſein möchten.

Ich hielt nämlich den Grundſatz feſt, Nichts herbeizuziehen und einzureihen, was für das allgemeinere Publicum, das ich im Sinne habe, nicht poetiſch und menſchlich anſprechend genug wäre, weshalb ich denn auch jenes ariſtophaniſche Fragment zum Motto des Buches gemacht. Es ſollte hier durchaus nichts Gehaltloſes, Ennuyantes, Triviales, barbariſch Abſtoßendes, dualiſtiſch und ſpiritualiſtiſch Trübes und Trauriges oder in Hinſicht der formellen Behandlung Verfehltes und Mißlungenes begegnen: es ſollte Alles nicht nur dem Stoffe und Gehalte nach anmuthig, ſinnvoll, das Gemüth ergreifend, von allgemein menſchlichem Intereſſe oder volksthümlich kernhaft und charaktervoll, ſondern auch formell gefällig, geſchmackvoll und von leichter Verſtändlichkeit ſein. Ich habe mir von dem, was mir hierher Gehöriges ſeit vielen Jahren aus verſchiedenartigen Quellen zu Handen kam, nur dasjenige anzueignen geſucht, was auf mich ſelber poetiſch wirkte und mich auf dieſe Weiſe zur Reproduktion reizte; von dem ſo gelegentlich nach Luſt und Laune Entſtandenen, nicht fabrikartig zum Behufe eines demnächſt in den Druck zu gebenden Buches Hervorgebrachten, theile ich hier wieder nur einen Theil, nur nämlich ſo viel mit, als mir ſelber hinlänglich gelungen ſchien, indem ich mich insbeſondere einer proſodiſch leichten, fließenden Verſification befleißigte und nur ſolche Nachbildungen durchgeben ließ, bei welchen keinerlei Zwang und Härte bemerklich und von welchen zu hoffen war, daß ſie den vollkommenen Eindruck eines Originalgedichtes zu machen im Stande ſein würden. Was die benützten Literaturen betrifft, ſo wurde weniger aus ſolchen geſchöpft, die ſchon ſehr bekannt und ausgebeutet ſind; andere Arten und Kreiſe nationaler Poeſie, mit denen das deutſche Publicum nicht ſo vertraut geworden iſt und bei welchen es nöthiger und verdienſtlicher ſein mag, eine entſprechende Vermittlung zu verſuchen, wurden mit einer reicheren Vertretung bedacht. In Folge deſſen werden ſich nun allerlei Mängel und Ungleichheiten finden, die zwar den Forderungen entgegen, die man der Strenge nach an ein auf Totalität ausgebendes, repräſentatives Univerſalwerk machen kann, die aber einem nach ächt poetiſchen Genüſſen verlangenden, von kritiſchem Pedantismus freien Publicum gleichwohl nur wohlgefällig und angenehm ſein dürften. Jenen Forderungen zu entſprechen, wenn es auf weiter Nichts ankommt, iſt ja ſo leicht, iſt vollends ein Kinderſpiel, wenn man ſich fremder Ueberſetzungen bedient, ſtatt nach eigenen Grundſätzen Alles ſelbſt zu behandeln; je weniger es aber Mühe koſtet, um ſo bedenklicher iſt es in Beziehung auf das reine Intereſſe der Poeſie, und um ſo mehr iſt Unvollſtändigkeit und quantitative Beſchränkung des Dargebotenen zu entſchuldigen, ja zu billigen.

So viel im Allgemeinen; über die beſonderen Abtheilungen dieſes Werkes iſt Nachſtehendes zu bemerken.

Die »antiken Muſen« mögen als ein Verſuch gelten, die klaſſiſche Poeſie der alten Griechen und Römer dem deutſchen Publicum ein wenig näher zu bringen, als es auf dem bisherigen, meiſt ſehr unzweckmäßigen, pedantiſch-abſtoßenden und unpopulären Wege hat gelingen wollen. Dazu iſt nöthig, daß man die Alten, wenn auch keineswegs moderniſire im ſchlimmen Sinne des Wortes, d. h. verfälſche, ihres ſpecifiſchen Geiſtes und Charakters entkleide, doch wenigſtens wirklich deutſch ſprechen laſſe und keine Formen in Anwendung bringe, die wider den Genius der Sprache ſind, und in dieſer, ſtatt den Fluß und Reiz der antiken Verſe zu haben, einen vielmehr barbariſch-abſchreckenden, rauhen, harten, ungelenken, oft wahrhaft abſcheulichen Charakter annehmen. Ueberſetzungen ſollen ja doch Vermittlungen, nicht Klüfte und Scheidewände ſein; wenn ſie aber mehr abſtoßen, als anziehen, ſo können ſie nicht für Vermittlungen und in ſo fern auch nicht für Ueberſetzungen gelten. Treue im gemeinen Sinne des Wortes iſt oft Untreue im höheren, und umgekehrt; läßt ſich Beides vereinigen, ſo iſt es gut; wo nicht, ſo darf die höhere Treue nicht der gemeinen zum Opfer fallen, ſondern dieſe muß es der höhern. Und ſo iſt namentlich zuweilen nicht nur aus einer Sprache in die andere, ſondern auch, ſo zu ſagen, aus einer Metrik in die andere zu überſetzen. Es findet hier um ſo weniger Bedenklichkeit ſtatt, als die Alten ſelbſt nicht ſo beengend-feſt im Gebrauche beſtimmter Formen für dieſes oder jenes Genre waren, und derſelbe Gegenſtand, wie z. B. der von der Biene geſtochene Eros, von verſchiedenen Dichtern in verſchiedenem Versmaße behandelt wurde. Oft macht ein Metrum in einer Sprache eine Wirkung, die es in einer andern gar nicht macht, und bei der beſten Behandlung, nicht machen kann, ſo daß es entweder gar nicht zu gebrauchen, oder doch zweckdienlich zu modificiren iſt. Der niedliche anakreontiſche Jambus z. B. macht, obgleich übrigens im Deutſchen ganz gut zu brauchen, doch in reiner Nachbildung mit lauter weiblichen Ausgängen einen ganz matten Eindruck, weil es uns an den volltönigen ſpondeiſchen Wortformen fehlt, womit die Griechen dieſen Vers auszuſtatten im Stande waren; hier iſt es durchaus nothwendig, auch männliche Ausgänge anzubringen, insbeſondere am Schluß, und ſoll unſerem Ohre die völlige Befriedigung werden, ſo müſſen dieſelben auch reimen. In dieſer Manier iſt hier »Hellas I.« behandelt; die Jamben ſind zum Theile in antiker Weiſe anapäſtiſch gehoben und belebt, und es iſt dabei ſo viel als möglich auch auf die antike Proſodik Rückſicht genommen. Was die letztere betrifft, ſo iſt ſie dem antiken Verſe höchſt weſentlich; wenn unſre Ueberſetzer alte Maße nachahmen, ohne irgendwie, ſelbſt nur annäherungsweiſe, die proſodiſchen Regeln der Alten zu beobachten, ſo entſtehen Verſe, die zu leſen eine wahre Pferdearbeit iſt; und es iſt nichts lächerlicher, als wenn man dann gleichwohl des ſtolzen Wahnes lebt, antike Verſe gemacht zu haben, und das um ſo beſſere und regelrechtere, je furchtbarer ſie mit ihren conſonantiſchen Mißklängen das Ohr zerreißen; es iſt zugleich eine Verunglimpfung des in formeller Hinſicht ſo höchſt gebildeten und geſchmackvollen Alterthums und ein Betrug, den man dem ungelehrten Publicum ſpielt, wenn man dieſes zu der Meinung verführt, die Alten hätten Verſe gebildet, die ſich eher für Grönländer oder Botokuden, als für gebildete Völker eignen. Lieber, als mit ſo unächter Verskunſt zu prunken, habe ich oft die allereinfachſten Verſe gebildet und ſo vielleicht zuweilen erreicht, was auf keine andre Weiſe zu bezwecken möglich ſein möchte; ſo namentlich da, wo das gemüthliche Element der antiken Poeſie hervortritt, das durchaus in befreundeter Form zu bieten iſt, wenn es auch uns gemüthlich anſprechen ſoll, wie z. B. bei den Grabſchriften und Denkverſen der III. griechiſchen Abtheilung und den Briefen der Römerin Sulpicia der Fall. Der Eindruck, den dergleichen Sachen bei'm Vorleſen und bei theilweiſer Mittheilung in Almanachen und öffentlichen Blättern gemacht haben, hat entſchieden zu Gunſten einer ſolchen Behandlung geſprochen. Wo ich es hingegen gleichwohl einmal verſuchte, mich der den Alten eigenthümlichen metriſchen Formen zu bedienen, da ermangelte ich auch nicht, ihre proſodiſchen Grundſätze und Regeln, entweder ganz, oder doch annäherungsweiſe in Anwendung zu bringen, um auf dieſe Weiſe, ſo viel als möglich, auch die melodiſche Weichheit und Flüſſigkeit der antiken Verſification fühlbar zu machen.

Was das oben berührte gemüthliche Element der antiken Poeſie betrifft, ſo iſt man gerne der Meinung, ein ſolches ſei ganz vorzüglich, ja ausſchließlich der romantiſchen Welt eigen, und die Alten hätten nur der ſogenannten Sinnlichkeit gefröhnt. Man wird ſich hier von dem Gegentheil überzeugen. Die größte Unbefangenheit und Ungenirtheit in Beziehung auf natürliche Dinge ging mit dem tiefſten Gemüthsleben Hand in Hand. Es werden hier insbeſondere die erwähnten Grabſchriften und Denkverſe von Intereſſe ſein. Sie weiſen in das griechiſche Leben zurück und gehören weſentlich zu den Zeugniſſen über deſſen faktiſche Natur. Da wird man denn nicht ohne Staunen z. B. die ſich wiederholenden Fälle bemerken, wo Liebende und Gatten einander nachſterben, wo ſelbſt eine Schweſter dem zärtlich geliebten Bruder in den Tod nachfolgt. Das Alterthum war uns auch in dieſer Beziehung nicht nur gleich, ſondern entſchieden voraus, ohne ſo viel mit Gemüth und Gemüthstiefe zu prunken und ſich dieſe Eigenſchaften ſo ausſchließlich anzueignen, wie wir.

In Beziehung auf die »Völkerſtimmen in bunter Reihe« iſt im Ganzen nichts weiter zu bemerken nöthig; es möchte nur etwa die deutſche Abtheilung derſelben einiger Bevorwortung bedürfen. Volkslieder und andere dichteriſche Produkte aus verſchiedenen Zeiträumen der deutſchen Vorzeit bis in das vorige Jahrhundert hinein, finden ſich hier. Die Form jedoch, in der ſie erſcheinen, iſt mehr oder weniger die meinige, nur etwa ein Paar hübſche Kleinigkeiten im Volksdialekt, die das Genre repräſentiren, ausgenommen. Mundarten, die uns heutzutage ſo fern gerückt ſind, daß ſie nur noch der Gelehrte verſteht, machen förmliche Ueberſetzungen nöthig; es giebt aber noch eine andere Art von Ueberſetzung aus dem Deutſchen in's Deutſche, die aus einem ganz andern Grunde gefordert iſt. Es finden ſich nämlich ſehr ſchöne und werthvolle Poeſien aus noch nicht ferner Zeit, die uns Allen noch hinlänglich klar und verſtändlich ſind, theils aber durch veraltete Wortformen und Phraſen, zumal wenn die ehemals gute und edle Bedeutung eines Wortes in eine ſchlimme, niedrige übergegangen; ein ehemals poetiſch anwendbares Wort zu ausſchließlich prolaiſchem Gebrauche herabgeſunken iſt, ja nicht einmal mehr in dieſem ertragen wird, theils auch wohl durch unzuläſſig und ſtörend gewordene metriſche Formationsweiſen einen für uns abſtoßenden und ungenießbaren Charakter angenommen haben *). Solche Produkte der Vergangenheit verdienten es, daß ihnen von den Dichtern der Gegenwart der Dienſt einer zweckmäßigen Umgeſtaltung zum Behufe erneuerten Auflebens im nationalen Bewußtſein erwieſen würde; und ich theile hier einige Verſuche der Art mit dem Wunſche mit, daß andere deutſche Dichter

---

*) Um ein Beiſpiel zu geben, ſo kommt in dem 1730 entſtandenen Gedichte **Albrecht** von **Haller's**, welches den Namen „Doris" führt, folgende Strophe vor:

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wolluſt, die zwei Herzen ſpüren,
Die ſich einander zugedacht!
Du forderteſt von dem Geſchicke
Die langen Stunden ſelbſt zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht.

Es iſt hier nichts dunkel; aber es ſtört uns erſtlich das Wort „**Wolluſt**," welches nicht mehr in ſo reinem und edlem Sinne gebräuchlich iſt; dann die metriſche Umkehrung des Accentes in „**dein Herz**", welche Wortverbindung der Dichter trochäiſch ſtatt jambiſch braucht. Aendern wir hier nur etwa in folgender Art:

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wonne, die zwei Herzen ſpüren,
Die ſich einander zugedacht!
Du foderteſt von dem Geſchicke
Die langen Stunden ſelbſt zurücke,
Die liebeleer dein Herz verbracht —

ſo ſind jene Störungen beſeitigt, und die Stelle macht ſchon einen ganz andern Effekt, ohne daß Geiſt, Sinn und Charakter des Gedichtes verändert worden iſt. Andere ſolche Stellen und Gedichte freilich werden bedeutenderer Modificationen, ja einer völligen Umſchmelzung bedürfen, wenn ſie wieder wie ehemals behagen und eine gleiche Pietät beweiſen und eine ſolche Bethätigung, der oft auch nur das Talent gewachſen, nicht zu gering anſchlagen möchten. Ich ſpreche ſo weit hauptſächlich von den Erzeugniſſen einer ehemaligen Culturpoeſie, die einer beſtimmten Entwicklungsperiode des deutſchen Geiſtes angehört. Was das Volkslied betrifft, ſo erträgt man daſſelbe leichter in ſeiner urſprünglichen, wenn auch in der That oft zu rohen und ungeſchlachten Form; ja man ergötzt ſich an einer Sprache und Ausdrucksweiſe, die ſich durch ihre eigenthümliche Natürlichkeit, Ungezwungenheit

---

wirken ſollen; ich habe mich nach Umſtänden dieſer oder jener Methode bedient. Wie tadellos, friſch, lebendig, reizend manches ältere Gedicht noch jetzt zu erſcheinen im Stande iſt, wenn es zufälligerweiſe nichts Störendes der bezeichneten Art enthält, läßt ſich aus folgenden Strophen von Hagedorn erſehen:

Laß uns die Thäler ſuchen,
Geliebtes Kind,
Wo wir von Berg und Buchen
Umſchloſſen ſind!

Erkenne dich im Bilde
Von jener Flur;
Sei ſtets, wie dies Gefilde,
Schön von Natur;

Erwünſchter als der Morgen,
Hold wie ſein Strahl;
So frei von Stolz und Sorgen,
Wie dieſes Thal!

Was könnte vortrefflicher ſein? Und wir brauchen nicht das Geringſte daran zu ändern, damit dies in's Licht trete. Wenn aber derſelbe Hagedorn ſagt:

Das Menſch gefällt auch ungeputzt —

ſo entſetzen wir uns vor einem Ausdrucke, der vordem ganz unanſtößig war, jetzt aber den reinen Charakter der Pöbelhaftigkeit angenommen hat und deshalb ſelbſt nicht mehr in proſaiſcher Rede, überhaupt nicht mehr in gebildeter Sprache vorkommen darf.

und Naivetät von unſerer Schrift- und Anſtandsſprache ſo vortheilhaft und wirkungsvoll zu unterſcheiden pflegt. Es wird aber auch hier nicht zu tadeln ſein, wenn man ſich mit Geiſt und Geſchmack an das Geſchäft macht, gute Stoffe in eine beſſere Form zu bringen, als nicht ſelten die iſt in welcher dieſelben vorliegen, und den trefflichen Intentionen des poetiſchen Genius, die in manchen dieſer Lieder bemerklich, aber nicht zu genügender Manifeſtation und Entwicklung gekommen, ihre volle Ausführung zu geben. Es läßt ſich hiebei erinnern, daß das Volkslied ohnehin kein ſo fixirtes, ſtehendes, unwandelbares Produkt iſt, wie das an beſtimmte Namen geknüpfte und das unantaſtbare Eigenthum einzelner, bekannter Poeten ausmachende Cultur- und Literaturgedicht; daß es ſich im Munde des Volkes ſelbſt in allerlei Weiſe zu ändern und zu verwandeln pflegt *); daß ein und daſſelbe Lied zuweilen in beſſerer und in ſchlechterer Geſtalt zugleich vorkommt; daß auch beſtimmte Dichter von Ruf und Anſehen ſich gerne des Volksliedes bemächtigt, es in ihrer Art behandelt und umgeſtaltet und ihm dadurch ein neues Leben eingehaucht und eine erweiterte Geltung verſchafft haben; wie denn z. B. der ſchottiſche Dichter Robert Burns ſich vielfach alter Lieder und Geſänge des Volkes zu bedienen, ſie im Ganzen zu Grunde zu legen oder theilweiſe zu benützen, ſie zu verbeſſern, zu verfeinern, geiſt- und geſchmackvoll aufzufriſchen, ja etwas ganz Neues aus ihnen zu machen gepflegt. Wenn auf dieſem Wege Vorzüge und

---

*) Vergl. „Ueber Fortbildung der Volkslieder“ von Hermann Krauſe im Bremer Sonntagsblatt vom 5. Februar 1854: „Bekannt iſt, wie im Munde des Volkes lebende Lieder ſtets in gleichſam lebendigem Fluſſe bleiben. So lange das Volk ſelbſt ſie ſingt, haben ſie ſelten einen ganz feſten Text; die nächſte Gegend ſchon verändert ihn; der Sänger ſelbſt ſchiebt ein oder läßt aus; die wechſelnde Zeit legt ſogar andere Begebenheiten unter“ u. ſ. w. Wozu ebendaſelbſt einige Beiſpiele gegeben.

Reize, die dem urſprünglichen Produkte eigen, verloren gehen ſollten, ſo iſt das die Folge eines Ungeſchickes, das allerdings gar ſehr zu rügen, nicht aber als etwas Nothwendiges und Allgemeines ſchon von vorn herein vorauszuſetzen und zum kritiſchen Maßſtabe zu nehmen iſt. Der Genius der Poeſie iſt überall derſelbe; er iſt ein gemeinſam menſchliches Eigenthum, wobei das Mein und Dein überhaupt nicht ſo ſcharf abzugrenzen iſt, als es oberflächlicher Betrachtung erſcheinen mag; derſelbe kann in einem Individuum fortſetzen und vollenden, was er in einem andern bereits begonnen und bis zu einem gewiſſen Punkte der Ausführung gebracht, und die Beiden ſind dann nur als ein und daſſelbe dichteriſche Subjekt zu betrachten; es können ſich auf dieſe Weiſe nicht nur verſchiedene Individuen, ſondern auch verſchiedene Generationen und Perioden der Volks- und Menſchengeſchichte gemeinſchaftlich an einem poetiſchen Werke bethätigen. Worauf es immer und überall ankommt, das iſt doch eigentlich nur dies, daß ächte Gedichte entſtehen und ihre Vollendung erhalten, und daß ein wahrhaft poetiſches Leben vorhanden ſei; das Uebrige iſt gleichgültig und hat nur für Pedanten Gewicht.

Und ſo ſei denn dieſes, was meine perſönlichen Abſichten und Anſprüche betrifft, in ſo hohem Grade harmloſe und beſcheidene, doch wohl nicht in demſelben Grade auch inhaltsleere und intereſſeloſe Werk dem Publicum in der Hoffnung übergeben, daß die hier ausgeſtreute poetiſche Saat auf keinen ganz unfruchtbaren Boden fallen und daß wenigſtens dem oft ſo wunderbar ſchönen, zarten und edlen Stoff und Gehalte, der nicht mein Eigenthum iſt und über den ich alſo auch ſelbſt ein Urtheil haben darf, eine freundliche Aufnahme und Anerkennung nicht fehlen werde.

Inhalt des erſten Bandes.

Antike Muſen . . . . Seite 1
Hellas I—III. . . . . „ 3 bis 118
Rom I—III. . . . . „ 119 — 169
Völkerſtimmen in bunter Reihe . . „ 171
Chineſiſch . . . . „ 173 — 179
Madegaſſiſch . . . . „ 180 — 181
Indiſch . . . . „ 182 — 191
Malayiſch . . . . „ 192 — 193
Perſiſch . . . . „ 194 — 225
Altegyptiſche Säulenſchrift . . . „ 226
Hebräiſch . . . . „ 227 — 233
Arabiſch . . . . „ 234 — 244
Kabyliſch . . . . „ 245
Türkiſch . . . . „ 246 — 252

Antike Muſen.

Hellas.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

1.

O ſiehe, wie die Charis,
Da mailiche Wonne waltet,
Von Roſen eine Fülle
Ueberall ſo lachend ausſtreut;
Wie ſich gethürmte Meerflut
In ruhige Glätte wandelt;
Wie dort die Reiſeſchwinge
Der flüchtige Kranich ausſpannt;
Sich ihrer Ruderkünſte
Freuet die Ente hier;
Wie aus ſo reiner Höhe
Die herrliche Leuchte Titans
Dem irdiſchen Revier
So goldene Grüße ſendet!
Allerings ja ſchwand die Trübe,

Die dumpf gedrückt den Erdkreis;
Im Glanze ſteht das Saatfeld
Und helle ſcheint und heiter
All menſchliche Mühe dir.
Fruchtkeime dringen aufwärts;
Ertrag verheißt der Oelbaum;
Die bacchiſche Ranke grünet,
Im Blatte keimt und Auge,
Die ſelige Luſt bereitend,
Die im Pokale ſchäumet,
Das ſonnige Leben ihr.

II.

Die homeriſche Laute reichet!
Denn ich fühle Poetendrang.
Aber erſt die Saite bitt' ich,
Die blutige, wegzunehmen —
Zu ferne meinem Hang,
Dem friedlichen, iſt dieſe.
Dann bringet den Pokal mir,
Daß ich, wiewohl vernünftig,
Doch jene Raſereien
Raſe, die freudereichen,
Die uns Lyäus *) aufregt,
Und ſich ein helles Rauſchlied
Entſchwinge meinem Munde
Zu lieblicher Laute Klang!

---

*) Lyäus, der Sorgenlöſer, Beiname des Bacchus.

III.

Wenn Bacchus in mich einkehrt,
Der fröhliche Gott, im Nu
Entſchlafen alle Sorgen.
Ich bin ſodann der Meinung,
Ich ſei ein Hochgebieter,
Ich ſei ein Schätzehüter,
Wie Kröſus, und es ſchwingen
Von ſelber aus der Bruſt ſich
Die allerſchönſten Lieder;
All, was dem unberauſchten
Gemüte werth und wichtig,
Tief unter mir erblickend,
Fühl' ich o welche ſanfte,
O welche ſüße Ruh'!
Ich labe mich; du zehre
Dich ſorgend ab! Ich zeche;
Die Klinge wetze du!

IV.

Der ſchwarze Grund der Erde
Trinkt gierig alle Feuchte,
Die Blumen und die Bäume,
Sie trinken ihn dagegen;
Das Meer, wie viele Flüſſe,
Wie viele Ströme trinkt es!
Hinwiederum die Sonne,
Sie trinkt die Meeresſchäume;
Der Mond, der aus den Prachten
Der Sonne ſeine Lichtkraft,
Die leichterſchöpfte, ſauget,
Er trinket eben auch.
Da nun geſammte Dinge
So durſtig im Naturreich,
So gern betrunken alle,
So ſaget an, ihr Richter,
Ihr ſelber, ihr geſtrengen!
Wie ſpürte denn nur ich nicht
Zum Trunke dieſe Neigung;
Wie ziemte mir allein nicht
Der allgemeine Brauch?

V.

O laßt bei allen Göttern!
Laßt ohne Zaum und Zügel
Mich zechen o ihr Freunde!
Denn ich denke zu raſen itzt.

Es raſ'te, wie ſie ſagen,
Der furiengepeitſchte
Oreſtes einſt; es raſ'te
In gleicher Art Alkmäon;
Denn es belud ſie Beide
Gar eine grauſe Blutſchuld.
Ich, den vor aller Unthat
Die weiche Seele ſchützt,
Dem nur der Rebe Nektar
Dithyrambiſche Jubel aufregt,
Schuldloſere Raſereien
Denk' ich zu raſen itzt.

Es raſ'te des Herakles
Gewaltige Kraft; da tönte
Der mörderiſche Bogen

Des Iphites. Auch Aias,
Der tapfere, hat geraſet;
Da hat das Schwert des Hektor,
Das ſchreckliche, geblitzt.
Ich, ohne Bolz und Bogen
Und ohne blutiges Eiſen,
Ich, nur Pokale ſchwingend
Und frohe Lieder ſingend,
Nur goldener Roſe Feſtſchmuck
Um meine Stirne ſchlingend,
Harmloſere Raſereien
Denk' ich zu raſen itzt.

VI.

Wohlauf, die lenzgeborne
Erotiſche Roſenpracht
Dem Bromios *) geſellet
Und heitere Lache gelacht!

O Roſe, ſchöne Roſe,
Du Königin der Blumen!
Auch ſie, die himmliſch-hohen
Gottheitlichen Gewalten
Sind dir vor allen andern
Zierden im All gewogen;
Und er, der ſüße Knabe
Der goldenen Aphrodite,
Weiß keinen holdern Glanz,
Sein lieblich Haupt zu ſchmücken
Und mitzutanzen alſo
Des Charitinnenchores
Olympiſchen Wonnetanz.

---

*) Bromios, der Geräuſchvolle, Beiname des Bacchus.

VII.

Kredenzet, holde Frauen!
Auch friſche Kränze reichet,
Für meine heiße Stirne!
Es welkten ihr die alten.
Der Glutbeſchwerde Heilung,
Der äußerlichen, iſt es.
Die innere, die hier
Im Herzen Eros aufregt,
Ach, was beſchwichtet dieſe?
Ich habe ſie zu tragen
Ohn' Ende für und für,
So lange noch in mir
Lebendige Pulſe ſchlagen,
So lange noch im Auge
Mir euere minnigliche,
Verführeriſche Zier.

VIII.

Der Gatte Kytherea's
Bereitete, die Gluten
Der lemniſchen Eſſe ſchürend,
Dem Eros ſeine Pfeile.
Die tauchte Kytherea
In Honig; Eros aber,
Auf bittere Qual bedacht,
Miſcht' in die mütterliche,
Zu reine Wonne Wermut.
Da ſieh, erſcheinet Ares,
Gekommen aus der Schlacht.
Er trägt, der Siegesſtolze,
Die rieſenhafte Lanze,
Die er zu ſchwingen pfleget,
Schaut die Erotenbolze,
Die niedlichen, die kleinen,
Die nur zu Scherz gemacht
Und nur zu Spiele ſcheinen,
Und höhnt darob und lacht.
Beleidiget ergreifet

Derſelben einen Eros
Und wirft ihn in den Buſen
Dem kriegeriſchen Hochmut
Und ſpricht: »Da nimm und merke,
Von welcher Art die Pfeile,
Die du ſo wenig achteſt
In deiner rauhen Pracht!«
Ein Schmerz, ein nie gefühlter,
Ergreifet den Getroff'nen.
»O«, ruft er, »habe Mitleid!
Nimm dein Geſchoß, o nimm es
Aus meiner Bruſt zurücke!
Ich habe mir's ſo harmvoll,
So herbe nicht gedacht.«
Doch Eros ſprach: »Behalt' es
Und fühle meine Macht!«

IX.

Recht praktiſch, o du Guter,
Mich unterrichten willſt du;
Oratoriſche Kniffe ſoll ich,
Rabuliſtiſche Ränke lernen,
Wie ſie einem Manne dienlich,
Der ſich emporzuſchwingen
Im Staatsbereiche denkt.
Doch, ach, dazu ſind andre
Capacitäten nöthig;
Mein Kopf, er iſt zu ſchwankend,
Zu träumeriſch mein Weſen,
Mein Trieb zu ſehr auf Liebes
Und Liebliches beſchränkt.
Erläutere, wofern dir
So ſüße Kunden eigen,
Melodiſcher Rhythmen Anmut,
Harmoniſcher Halle Zauber,
Kunſtreich geſchlungener Reigen
Grazioſe Chorbewegung;
Die Künſte thu' zu wiſſen,

Die, um geneigt zu werden,
Kytherea's eigenartig
Gelaunte Seele fodert!
Dergleichen aufzufaſſen
Und klüglich anzuwenden,
Hat mir Natur die Neigung
Und das Talent geſchenkt.

X.

Es raſtet' unter Roſen,
In Schlaf geſunken, Eros;
Da nahet' eine muntre,
Mutwillige Mädchengruppe,
Entwendete die Pfeile,
Die er im Köcher hegte,
Zerbrach ſie, daß es krachte,
Und warf ſie in den Sand.
Der kleine Gott erwachte
Und ſahe zu und lachte.
„Ihr denket euch“, ſo ſprach er,
„Ich ſei nun ohne Wehre;
Ich aber, ich verſehre
Tief, wie kein andrer Schütze,
Auch ohne dieſen Tand.
In euerem Auge ſitz' ich;
Mit eures Auges Strahlen
In alle Runde blitz' ich;
Bewehrt mit dieſen lichten,
Lebendigen Geſchoſſen,
Steck' ich ohn' alle Mühe,
Die ganze Welt in Brand.“

XI.

Wohlan denn, es ſei! In Flammen
Auflodere hell das Herz mir!
Schon lange heiſcht' es Eros,
Aber ich, zu gehorchen hatt' ich,
Der Störrige, keine Luſt.
Da ward ich herausgefordert
Zum Streite von ihm. Ich hüllte,
Dem großen Achilles ähnlich,
Den Leib in einen Harniſch;
Mit Schilde bewehrt und Lanze
Wider ihn die Fehde wagt' ich.
Er ſpannte ſeinen Bogen;
Er ſandte ſeine Bolze —
Es wollte keiner haften;
Nichts Anderes erzielt' er
Als ſämmtlicher Geſchoſſe
Empfindlichen Verluſt.
Was that der Aufgebrachte?
Sich ſelber, einem Pfeil gleich
Mir in das Herze ſchwang er.
Da hatt' er obgeſieget,
Und ich ſofort, des Schickſals,

Dem ich erlag, bewußt,
Ließ meine Waffe fallen,
Entkleidet' auch die Glieder
Der ſchweren Eiſenhülle —
Dergleichen äußere Wehre,
Was frommte ſie mir ferner?
Ein anderer iſt der Kampf nun;
Die Schlacht anitzt, die heiße,
Sie tobet in meiner Bruſt.

XII.

Es ſchlug mit dem Lilienſtengel,
Da ich ihm zu träge fortſchritt,
Kytherea's Sohn, und trieb mich,
Die Wege zu verfolgen,
Die er zu geh'n gebot.

Denn dieſe Wege waren
Nicht allzu weich und wonnig.
Es droheten Gedörne;
Es hemmeten Geklüfte;
Durch wilde Waſſer ging es;
Es ſtach mich unverſehens
Auch manche grimme Hyder.
So endelos bedroht
Entſchwand zuletzt die Kraft mir;
Ich ſank zur Erde nieder,
Und wähnte, der Erſchöpfte,
Es faſſe mich der Tod.

Da zürnete der Gott mir.
»Geh«, hub er an, »du Schwächling!
Du biſt, ſo bald ermattet,
Zur Liebe nicht geſchaffen.
Auch ich, ſo leicht bedünke
Mein Weſen und ſo linde,
Erheiſche meine Helden;
Es ſind zu meinem Dienſte
Nur ſtarke Seelen tauglich,
Die keine Mühe ſcheuen
Und keine noch ſo tiefe,
Noch ſo gefähre Noth.«

XIII.

Der ſingt Thebanerkriege,
Und phrygiſche Kämpfe Jener;
Ich kündige die eigne,
Jedoch von allem Siege
Entblößte Ritterſchaft.

Nicht reiſige Männer waren's,
Fußknechte nicht; es waren
Auch keine Kriegesſchiffe,
Die mich ſo rein bewältigt.
Ein Heer, ein wundereignes,
Brach, wie Geſtirne leuchtend,
Aus zweier Augen Anmut
Und nahm mir im Momente
All meine Macht und Kraft.

XIV.

Entfliehe nicht, o Mädchen,
Siehſt du mein Haar ſo licht!
Erſchrick, ſo jung, ſo blühend,
So roſenhold erglühend,
Vor meiner Umarmung nicht!

Denn ſiehe nur: wie ſchimmert,
Geflochten in einen Kranz,
So lieblich unter Roſenglut
Der weiße Lilienglanz!

XV.

Du male mir, o Maler,
Was dir die Pieride,
Die lyriſche, gebietet:
Ein ſonniges, bebautes,
Geſegnetes Revier,
Wo Fried' und Freude wohnet;
Weinſelige Mänaden;
Geblaſene Doppelflöten;
Und wenn du dich zu ſchildern
So zarte Dinge traueſt,
Verliebte, die ſich faſſen,
Die ſüße Küſſe tauſchen
Und hold beſchwichten alſo
Der Seelen und der Sinne
Entzündete Begier!

XVI.

Wohl auf, o mein Hephäſtos!
Dies Silbererze meiſternd
Geſtalte mir — nicht etwa
Von Waffen eine Rüſtung;
Denn nicht zu Felde zieh' ich
Und keine Freude macht mir
Die grimmige Kriegesarbeit;
Ein Trinkgeräthe, welches
Die köſtliche Flut zu faſſen,
Sich nach Begehr vertiefe,
Iſt, was ich haben will.
Auf ſelbigem, da bitt' ich
Goldprangend abzubilden —
Nicht etwa die Plejaden,
Den ſtürmiſchen Orion,
Den Wagen und ſo weiter; —
Die Sterne ſind zu ferne,
Und nicht ſo werth dem Herzen
Vor dem, was es hier unten
So ſüßlebendig anſpricht.

Formire Rebenhügel,
Von Trauben eine Fülle,
Und Leute, die da keltern:
Auch ſchöne Winzerinnen,
Mänadiſch aufgeregte,
Den Bacchos und den Eros,
Die ſeligen, mit ihnen
Den göttlichen Bathyll.

XVII.

Daß deine Hand, o Künſtler,
Mir den Bathyll geſtalte,
Nimm dies Apollobildniß
Und form' es um zu Jenem!
Lebendiger Wahrheit voll
Wird dein Gebilde werden.
Biſt du jedoch zu Samos,
Und ſchauſt du da ihn ſelber,
Dann gehe ſo zu Werke:
Zum Muſter ihn, des Gottes
Abbild auf Erden nehmend,
Geſtalte den Apoll!

XVIII.

O ſiehe, wie ſchön der Baum hier;
Wie gebreitete, kühle Schatten
Er auf die weiche Grüne,
Die ihm zu Füßen aufſchwillt,
Der laubige, herabwirft;
Wie freundlich am Gezweige
In lieblicher Lüfte Wehen
Die bewegliche Locke ſäuſelt;
Wie gefällige Murmellaute
Die Quelle, die wie Peitho *)
Redſelige, dahertönt!
Solch eine Stelle ſehen
Und ohne zu verweilen
Mit ſinnberaubten Haſten
An ihr vorübereilen,
Wer möchte das? Wohlan denn,
Hemme die Schritte hier
Und lagere gelinde
Holdſeliger Freund, mit mir!

---

*) Peitho, die Suada der Römer; eine Perſonifikation der Ueberredung, Beredſamkeit.

XIX.

Ob auch die Preiſe ferne,
Die zum Geſange laden,
Du ſchweige mir, o Laute,
Doch nimmermehr, du traute!
Auch ſo ja das Gemüth
In ſchönſter Art beglückt es
Wenn ihm die Dichterblume,
Die gottgepflanzte, blüht.

Muſikiſche Wonne wecken
Mit dem Elfenbeine will ich;
Dem Schwane will ich gleichen,
Der dorten um die Stromflut,
Die weite, des Kaïſtros
Mit des Gefieders Schwungkraft
Die Lüfte tönend aufregt;
Die eigene Luſt, die freie,
Die reine, nur zu büßen,
Mit ſeines Silberflügels
Melodiſchem Hall bemüht.

XX.

Was ich haſſe, das iſt der Hader,
Der wütige, der wilde,
Der bei'm Gelag entbrennet,
Vor dem mit ihrem Liede
Die hehre Pieride,
Vor dem mit ihren Roſen
Die holde Charis ſich
In ſcheuer Eile flüchtet.
Es tobe ſo widerlich,
Wenn er berauſcht, der Scythe!
Doch Hellas edle Söhne
Ergötze nur das Schöne,
Harmoniſche, Gelinde;
Der reine, ſüße Friede
Des olympiſchen Göttersales,
Er ſpiegel', o ihr Freunde,
In unſerer Freude Koſen,
In unſerer Seelen ſanfter,
Harmloſer Heitre ſich!

XXI.

»He, Täubchen, he, du holdes,
Du duftiges, du zartes!
Was mit ſo großer Eile
Hin durch die Lüfte ſtrebſt du?
Ein Bischen nur verweile,
Und ſage, wem du dieneſt
Und was für ein Geſchäfte
Du zu beſorgen eiferſt!
Ich wüßt' es allzu gern.« —

Anakreon, ſo lautet
Der Name meines Herrn.
Zum Freunde, zum Bathyllos,
Der ſämmtliche Gemüther,
Der Schöne, zauberhaft
Beherrſchet in der Runde,
Gebot er hinzufliegen.
Es gab mich ihm Kythere,
Zum Lohne für ein Liedchen,
Das ſie von ihm erhalten,
In welches er ergoſſen
All' ſeine Meiſterſchaft.

Seitdem bin ich des Alten
Und trage ſeine Briefe,
Wie dir vor Augen eben.
Zwar denket er, der Gute,
Mir freie Bahn zu geben,
Ich aber, ich verlaſſe,
Gebeut er auch, zu gehen,
Nie ſeine milde Haft.
Was brauch' ich über Höhen
Und Tiefen hinzuſchweben,
Zu ſitzen auf den Aeſten
Und Rohes anzupicken?
Ich eſſe Brod anitzo,
Das ich den eignen Händen
Anakreons entrafft.
Des Weines auch genieß' ich,
Der ihm die eigne Lippe,
Die dichteriſche, netzet;
Es iſt ein Götterſaft.
So leb' ich ohne Plage
Und habe keine Klage;
Ich ſcherze trunkbeſeligt,
Ich breite das Gefieder
Und decke den Gebieter;

Und kommt ſodann die Müde,
So laß ich, um zu ſchlummern,
Mich auf die Laute nieder
Und ſammle neue Kraft.
Und jetzo magſt du gehen,
Dann jetzo weißt du Alles.
Wie eine Krähe ward ich
Durch dich ſo plauderhaft!

XXII.

Des Lieblichen und Lieben,
Des Seligen und Süßen
Wie voll die Welt! Wie viele
Holdſelige Geſtalten
Die unſer Aug' entzücken,
Die unſer Herz berücken
Auf blühender Erde Rund!
Und alle ſind des Dichters,
Sind ſeine Liebchen alle,
Sie mögen ihm beſcheeren,
Sie mögen ihm verwehren
Den nektarreichen Mund.
Du zähle mir die Blätter,
Die im Gehölze beben,
Du mir die Wogen alle,
Die ſich im Meere heben!
Dann biſt du zu berechnen
Die Schönen auch im Stande,
Mit denen ich im Bund.

Komm, ſetze dich und ſchreibe!
Zu Athen alleine zähl' ich
So wonniger Weſen zwanzig,
Und wenn ich es recht bedenke,
Noch fünfzehn andre drüber.
Ein ganzes Heer von Mädchen,
Um die mein Herz in Aufruhr,
Iſt in Korinth zu Hauſe;
In Achaia, dieſer Heimat
Der Frauenanmut, liegt es:
Das dieſer Menge Grund.
Der Lesbierinnen ſetze,
Der joniſchen Geliebten,
Der Huldinnen in Rhodos
Und Karien zweitauſend! —
Was ſtockſt du? Schreibe weiter!
Noch nicht, wie viele Schätze
So ſüßer Art Kanobos,
Wie viele mir ingleichen
Das ſyriſche Bezirke,
Das glückliche Kreta heget,
Wo Eros aller Orten
So ſelige Feſte feiert,
Hab' ich bemerkt; ſo ſind auch

Die Reize noch zurücke,
Die weſtlich in Gadeira
Und drüber hinaus, ſo die auch
Die mich im Oſtgebiete
Nach Indien hin und Baktra
In zarte Bande ſchlugen.
Die Wunder all der Schönheit,
Die Wonnen all der Anmut,
Die ausgeſät Natur hat
Und die mir in die Seele
Den Brand der Liebe werfen,
Ich machte ſie, ſo viel ich
Auch Zahlen auf Zahlen häufte,
Doch nimmer und nimmer kund.

XXIII.

Du, liebe Schwalbe, pflegeſt,
Wenn laue Lüfte ſiegen,
Alljährlich herzufliegen
Und hier dein Neſt zu bau'n;
Doch wenn die Fröſte dräuen,
Dann gehſt du fort, dann ziehſt du
Den Nil hinauf, nach Memphis;
Dann eilſt du, dich zu betten
In wohnlichere Gau'n.

Mir bauet unaufhörlich
Sein Neſt im Herzen Eros.
Der Kleinen iſt hier einer,
Der flügge wird; ein andrer,
Der noch im Eie ſtecket,
Und wiederum ein andrer,
Der kaum dem Ei entſchlüpfte;
Und ewig iſt ein Flattern,
Und ewig iſt ein Piepen;
Die Alten ſind beſchäftigt
Die junge Brut zu füttern;

Und nicht ſobald erwachſen
Iſt ſelbige, ſo zeigt ſich
Auch ſchon ein neuer Nachwuchs.
Was iſt zu thun? Es frommet
Da keine Gegenwehr.
Ich weiß ſie, dieſe kleinen
Und doch ſo loſen Gäſte,
Nicht aus der Bruſt zu treiben;
Was auch geſchieht, ſie bleiben
In dem gewohnten Neſte;
Denn allzu zahlreich iſt es
Und allzu übermächtig
Ein ſolch Erotenheer.

XXIV.

Was ſchau'ſt du mich ſo ſeitwärts,
So ſpröde, ſo verächtlich,
Du thrakiſches Füllen, an?
Du biſt wohl in dem Wahn,
Ich wiſſe keine Künſte,
Die dieſe junge Wildheit
Zu bändigen im Stande —
Aber ich, der Kundige, würfe,
Zur Stunde, wenn's beliebte,
Den Zügel um den Hals dir
Und tummelt' ohne Gnade
Herum dich auf der Bahn.

Für jetzo noch, da freuet
Dich die gegönnte Freiheit,
Die Weide dich, die grüne,
Worauf du dich mit Sprüngen
Muthwilliges Sinn's herumtreibſt;
Bald wird jedoch, ich weiß es,
Auch deine Stunde ſchlagen.
Unvorgeſeh'n von Eros'
Allmächtiger Hand ergriffen

Und mühelos bewältigt,
Nur um ſo tiefer, denk' ich
Aufſtöhnen in ſeinem Frohne
Wirſt du, du Stolze, dann.

XXV.

Bekränzt mit der Roſe Zier,
Holdſeliges betrachtend,
Holdſeliges belauſchend,
Trinken und koſen wir.

Der Tänzerinnen ſchönſte
Bezaubert unſer Auge;
Sie zeigt ſo runde Formen,
Sie hebt ſo leichte Füße;
Es rauſchet auf der Schulter
Der laubige Thyrſos ihr.

Ein weichgelockter Knabe
Labt unſer Ohr mit Tönen.
Er greifet in die Saiten

Und weckt ſo ſüße Klänge;
Aus ſeinem Munde wehen
So liebliche Geſänge,
Wie aus himmliſchem Munde ſchier.

So walten hier geſammte
Beſeligende Götter.
Es iſt zugegen Eros,
Das loſe Kind, zugegen
Die goldene Kythere,
Der freudige Lyäus;
Sie ſegnen im Vereine,
Was, blühend oder alternd,
So traut verſammelt hier.

Bekränzt mit der Roſe Zier,
Holdſeliges betrachtend,
Holdſeliges belauſchend,
Trinken und koſen wir.

XXVI.

Die roſige Laune nimmt euch,
Die koſeluſtige, Wunder,
Die mich beſeelt; ihr gebet,
Ihr ſüßen Angeſichter,
Euch in ſo ernſte, ſtrenge
Schulmeiſterchen verwandelnd,
Mir dieſe Lektion:
„Du, der du dich geberdeſt,
Als lachten noch in erſter
Lenzwonne deine Tage,
Alt biſt du, Anakreon!
Den Spiegel nimm und ſiehe,
Wie wenige noch der Haare
Auf deinem Haupt, wie kahl dir
Die greiſe Stirne ſchon!“ —
Das mag ſo ſein; ich glaub' es
Euch ohne Widerſtreben;
Alleine dieſes iſt's ja,
Ihr guten Kinder, eben:
Je näher einem Alten
Der Lebetage Schluß,

Ein deſto größer Anrecht,
Müßt ihr bedenken, hat er
Auf euere Lächelgrüße,
Auf euern Wonnekuß.

XXVII.

Ich bin ſo alt an Jahren,
Allein ich übertrinke
So manche gute Trinker,
Die jünger noch und ſlinker,
Und wo man irgend jauchzet,
Und wo man irgend tanzet,
Da jauchz' ich und tanze mit.

Wen blutige Kämpfe freuen,
Ich will ihn nicht bekehren;
Und wer zu ſparen eifert,
Ich will es ihm nicht wehren.
Mir aber reich', o Knabe,
Des Weines ſüße Labe,
So bin ich aller Sorge,
Und aller Klage quitt.

Ich bin ſo alt an Jahren,
Allein ich übertrinke
So manche gute Trinker,
Die jünger noch und flinker;
Bin ein Silen, ein zweiter,
So greiſend und ſo heiter;
Und wo man irgend jauchzet,
Und wo man irgend tanzet,
Da jauchz' ich und tanze mit.

XXVIII.

Für meine Töne, denk' ich,
Soll mich die junge Schaar,
Die frohbewegte, lieben.
Denn dieſe Töne ſind ja
So heiter und ſo helle,
So aller Herbe bar.

XXIX.

Neulich im Traum erſchien mir
Der teiſche Minneſänger *).
Er lächelte ſo ſelig;
Er winkete ſo freundlich;
Da lief ich hin, da fiel ich
Ihm um den Hals und küßt' ihn
Von Herzen inniglich.

Ein Greis, jedoch ein ſchöner,
Ein ſchöner und verliebter,
War ſelbiger; es wehte
Des Weines und der Roſe
Gedüft um ihn; er wankte;
Doch Eros holde Gottheit
Stand neben ihm und reichte
Die kleine Hand und führte.
Und wie ich alſo mich
Zu ſchauen und zu herzen

---

*) Anakreon.

Den lieben Alten freute,
Da von dem eignen Haubte
Das blumige Gewinde,
Das ihn bekränzte, zog er
Und reichet' es, und ich
War Thor genug und nahm es.
Von ſelbigem Momente
Nicht ruhen und nicht raſten
Läßt ewig heiße Sehnſucht
Nach gottgeborner Schönheit
Beſeligendem Anblick
Und Huldgenuſſe mich.

II

I.

Es dünkte mir im Traum, ich eile flüchtig
Von Ort zu Ort mit Schwingen an der Schulter,
Und Eros hinter mir, er ſchleppe ſich
Mit Blei belaſtet an den Füßchen nach,
Den niedlichen; allein er nahe dennoch
Und faſſe mich und habe mich erhaſcht.
Was deutet dies Geſicht? Ich denke dieſes:
Wohl bis hieher, ſo oft ich auch gefährdet
Durch zarte Bande war, hab' ich doch immer
Mich durch behende Flucht herausgerettet;
Nun aber hat der allgewaltige Gott
Dem wir, ſo ſpät es ſei,
Doch immerdar zur Beute werden, mich
Durch eine tiefe Leidenſchaft gefeſſelt,
Mir um ſo heftigere Triebe weckend,
Da ich ſo lange ſeiner Haſt entwich.

II.

Es reden alte Mähren
Von Wandlungen miraculoſer Art.
Zu Stein geworden ſtarrte
Auf phrygiſchem Gebirge Niobe;
Als eine Schwalbe flog
Hin durch die Luft die pandioniſche Maid *).
Was ich zu werden wünſchte:
Der Spiegel iſt's, in dem du dich beſchaueſt,
Das Kleid, worin du deine Glieder hülleſt,
Die Badeflut, in welche du dich taucheſt,
Das Oel, womit du dich zu ſalben pflegeſt,
Die Spange, welche deinen Buſen hält,
Die Perle, die an deinem Halſe pranget,
Die Sohle, welche du am Fuße trägſt. —
Wie gerne wär' ich die, getreten nur
Von dir zu ſein, du wonnevolles Kind!

---

*) Prokne, Tochter des Pandion.

III.

Es iſt der Götter Brauch,
Der olympiſchen, nektariſche Koſt zu nippen.
Wir koſten Nektar auch;
Mit dem getränkt ſind holder Anmut Lippen.
In dieſen lieblichen Kelchen ſchenken uns
Von ihrem eigenſt-eigenen Götterwein
Die Götter ein.

IV.

Amathuſia's Huldgeſtalt,
Die Blüte der Frühlingshore,
Die beredtſame Lippe Peitho's,
Die Stimme Kalliope's,
Der Themis heiliger Sinn
Und ſittliche Schöne, die Hand,
Die künſtliche, der Pallas,
Das Alles eignet dir.
All', was da reizend iſt
Und reich an edler Zier,
Vereiniget zu ſchauen iſt's in dir.

V.

Drei himmliſche, huldvolle Mächte haben
Mit dreier Reize Wunder meine traute
Zenophila geſchmückt. Die eine ſchenkte
Das herzbezaubernd minnige Weſen ihr,
Die andere die reizende Geſtalt,
Holdſeliger Rede ſanfte Macht die dritte.
Dreifach Beglückte, deren Umarmungen
Kythere feite, deren Formen Eros
Geſtaltete, deren Mund
Von Peitho's Honig lieblich überfließt!

VI.

Wie glücklich iſt er, dieſer Weinpokal!
Mit ſeinem Rand berührt er
Solch eine Lippe; mit ſeiner Flut erquickt er
Solch ein ambroſiſch Leben! Saugte ſie,
Die liebliche Zenophila, die Seele
Mit durſtigem Zuge mir vom Munde ſo!

VII.

Du nickteſt, liebliche Blüte,
Zenophila, ſchlummernd ein.
Ich möchte der Schlummer ſein,
Daß ich, dein Auge beſchattend,
Auch ſo dich nennete mein.

VIII.

Wohl hatt' ich eine Seele
Schon früherhin;
Doch dieſe Seele ſelber hatte keine.
Da gab ihr Eros eine,
Dich, Heliodora, meine Königin.

IX.

Die Lampe, die uns leuchtete, da du
Uns Wonne gabſt, du liebevolle Nacht;
Da wir, ich und mein Lieb, in trauter Ruh
Hinſcherzeten die allerſchönſte Nacht,
Es weiht ſie, Herrin Aphrodite, dir
Der dankerfüllte Meleagros hier.

X.

Auf die Fürſtin im Reich der Entzückung
Schenke mir ein, die minnige Kypris;
Auch auf Peitho kredenze, die Alles
Mit holdſeliger Rede bezaubert;
Mir auch endlich auf ſie, der Charis
Anmut ſtrahlende, himmliſche Zier!
Dieſe, die Dreie, ſie ſind, die ſämmtlichen,
Eins in Heliodora mir.

XI.

Kypria's beſchwingter Sohn,
Hoch im Aether wallet' er
Seine freie Götterbahn.
Zu ihm auf ſo zauberiſch
Schlugſt du deine Flammenaugen,
Und ſofort, herabgezogen
Auf die Erde, dein Gefangner
War er, o Timarion!

XII.

Alles in Einem ſieht das Aug' der Liebe;
Ohne dieſes Eine, Liebſte — nichts
Sieht es im geſammten Weltenringe.
Alle Wonne des All's mit Einem Male,
Alle Süße des Seins in Einem Bild
Lacht mich an, wenn ich, Geliebte, dich
Schaue; wenn nicht, gehüllt
Iſt in Nacht das ganze Reich der Dinge.

XIII.

Seit bei'm feſtlichen Mahle mir Charikle
Heimlich auf den Scheitel ihren Kranz warf,
Von verderblicher
Flamme fühl' ich Haubt und Herz verſehrt.
Wohl ein Kranz voll magiſcher Lohe war es,
So wie jener, der medeiſche,
Welcher einſt Kreuſen hat verzehrt.

XIV.

Mich zu beugen in ein neues Joch,
Nicht mit dem Geſchoſſe drohet Eros,
Dem gewohnten, ſchwinget in der Hand
Auch die Fackel nicht, mit welcher er
Anzuzünden unſre Seele pfleget;
Und noch heißer und gefährlicher
Reget und beſtricket er mich doch.
In das Auge leuchten läſſet er
Ein lebendiges
Niedlich-allerliebſtes Fäckelchen. *)
Das bezaubert mir das Auge, ſetzt
Mir das Herz in Brand,
Schmilzt hinweg mir Seel' und Leben noch.

*) Phanion, der Name des geliebten Mädchens.

XV.

Gehe nun, o Dorkas, geh' und ſag' es ihr!
Alles, Alles ſag' ihr! Eile, fliege! — Halt!
Ich beſinne mich: noch etwas haſt du ihr
Auszurichten — warte doch! Was eilſt du denn
So gewaltig? Höre mich gedultig an,
Und dir in die Seele präge feſtiglich
Was du höreſt! Melde der Abſcheulichen
Zum Beſchluſſe noch — allein verdient ſie denn
Daß man noch mit ihr verkehre? — Beſſer iſt
Schweigen und ſich ſtumm und ſtolz zurückezieh'n.
Sage nichts, nein, ſage von dem Allen ihr
Keine Sylbe! — Wehe mir! Ich faſele.
Ach, es iſt kein Wunder, wenn ich irre bin.
Gehe nur! Sie muß es hören ganz genau
Alles, Alles; keine Sylbe mangele
An der Botſchaft. — Doch wozu, wofern ich es
Recht bedenke, braucht es eine Botſchaft hier?
Bleibe, Dorkas, bleib'! Ich gehe ſelber hin.

XVI.

Fort mit ihm ohn' alle Gnade
Zum Verkaufe! Müde bin ich
Ihn zu meinem Schaden nur,
Dieſen unverbeſſerlichen,
Kleinen, argen Schalk zu nähren.
Fort mit ihm, erſchein' er auch
Noch ſo lieb im Mutterſchooße,
Noch ſo lieblich hingelagert,
Als ein harmlos Kindelein.
Täuſchung iſt ſie, weiter nichts,
Seine Süße, ſeine Sanftmuth;
Nicht zu Heil und nicht zu Segen
Schaut er uns ſo freundlich an.
Tückiſch iſt er, heuchleriſch,
Endelos auf Streiche ſinnend,
Streiche, wie ſie ſonſten Niemand
Ausſinnt auf dem Erdenplane;
Ruhe raubend, Streit beginnend,
Wild, begehrlich, maßberaubt,
Ohne Scham und ohne Scheu
Selbſt vor elterlicher Weiſung,
Launenhaft, charakterlos,
Ein Betrüger, ein Verräther,

Millionen Eide ſchwörend
Und ſie brechend ohne Furcht
Vor verdientem Strafgerichte;
Nicht zu rührend harten Herzens,
Was man auch für gute Lehren,
Was man auch für Zucht verſchwende,
Nur dem eignen Sinne folgend
Und die ganze Welt verhöhnend;
Kurz ein Unband, wie kein Andrer
Auf der Welt, ein Böſewicht,
Sag' ich euch, ein Ungeheuer.
Ihn zu ſchonen, wäre Thorheit,
Wäre Schwäche; fort mit ihm!
Kann ihn irgend Einer brauchen,
Der zu Schiffe geht, er nehm' ihn,
Führe weit von Haus und Lande
Ihn dahin, daß ihn mein Auge
Nimmer ſehe. — Wie er blickt!
Wie er flehet! Wie er weint!
Wie er ſich an's Herze ſchmieget!
Stille, ſtille! Härme dich
Nicht ſo ſehr, du gutes, armes,
Süßes Kind! Die herbe Thräne
Deines holden Auges hemme!

Was ich auch für böſe Reden
Ueber meine Lippe ſandte,
Nicht ſo ernſtlich war's gemeint.
Dich zu laſſen, dich und meine
Wonnige Zenophila,
Nimmermehr bin ich's im Stande.

XVII.

Philänion iſt klein
Und dunkel iſt ihr Teint;
Doch nicht der Eppich iſt ſo kraus, wie ſie,
Und nicht ſo zart die Blätter
Des Mohnes. Ihr holdſeliges Geplauder
Flicht magiſchere Bande dem Gemüth,
Als Kytherea's Zaubergürtel. Alles
Gewährt ſie; Lohn zu fodern
Iſt ihr zuwider und ſie meidet es,
So viel ſie kann. Ich muß ſie lieben, dieſe
Philänion, ich will ſie lieben, bis du
Kythere mir, was ſchwer zu glauben iſt,
Was Beſſeres, was Süßeres beſcherſt.

XVIII.

Drei Charitinnen ſind
Drei jugendliche Horen;
Ob dreier Mädchen Reiz
Bin ich mir ſelbſt verloren.
Drei Bogen hat der Gott,
Der Liebe mir geſpannt,
Dreifach zu rauben mir
Die Ruhe, den Verſtand.

XIX.

Nein! bei der Ringellocke Timarion's,
Die ihr ſo reizend ſteht, die zierliche;
Bei Heliodora's einziger Geſtalt
Und allerliebſter, niedlicher Sandale;
Bei'm Hofe Demo's, der gefeierten,
Der ſtets ſo voll verliebter Seelen iſt,
So voll geſprengter aromatiſcher Oele;
Bei Antikleia's großem Aug' und Schmachtblick
Und herzbethörend ſüßer Lächelſchöne;
Bei Dorothea's reingehaltner Zier
Und duftigem, ewig friſchem Kranzgewinde —
Nicht kannſt du, Gott der Liebe, deiner Pfeile
Auch nur noch einen in deinem Köcher haben,
So viele haſt du mir in's Herz geſandt.

XX.

O nicht ſo heiß laß meine Seele glüh'n;
Sie nicht ſo oft mit deinem Harme kränke;
Sie nicht ſo tief in's Trauermeer verſenke,
Grauſamer Gott! Sie möchte dir entflieh'n;
Auch ſie ja iſt geflügelt; das bedenke!

XXI.

Es raffet die unerbittliche Hand der Zeit
Jedwede Zier. Zuweilen aber ſcheinet
Unſterbliches und Unverwüſtliches
Herabgeſtiegen vom Olymp zu ſein
In's wechſelvolle Reich des Irdiſchen.
Die göttliche Blüte deiner Jugend, da
Sie aus der Knospe brach, wie viele Herzen
Entflammte ſie! Und noch zu dieſer Friſt,
Ob Jahre ſich zu Jahren dir gehäuft,
Und was mit dir geblüht
Lang ſchon der Reize bar, die es geſchmückt,
Entſtellet dich kein ähnlicher Verluſt.
Denn es bezaubert uns die Grazie,
Die jetzo noch dein ganzes Sein umhaucht,
Es ſchwillt ſogar noch jetzo
Die elaſtiſche dir, die roſengekrönte Bruſt.

XXII.

Die ſchöne Charite,
Das ſechſte der Jahrzehende beſchloſſen
Hat ſie bereits; es pranget ihr jedoch
Zur Stunde noch, ſo wie er einſt geprangt,
Des reichgelockten, dunkelen Haares Schmuck;
Alabaſterne Buſenhügel ſchwellen ihr,
Gerundete, die ſich
Emporzuhalten keine Binde brauchen;
Nichts von Verfalle ſiehſt du hier, worauf
Sich deines Auge ſcharfe Sehe richte;
Ambroſia haucht ihr Leib
Und jeder Reiz umſchwebt ſie. Wenn du nicht
Vor den Bethörungen
Der Liebe fliehſt, ſo gehe hin, vergiß,
Die Jahre, welche ſie gelebt, und glühe!

XXIII.

Es ſind, o Kleonikos,
Ganz ſicherlich die Charitinnen einſt
Auf engbegrenztem Pfade dir begegnet,
Und haben in die Lilienarme dich
Liebreich geſchloſſen und mit Reiz geſegnet.
Denn ganz ja, wie du biſt,
Biſt du nur Reiz. Sei mir gegrüßt, doch nur
Von ferne; denn es iſt nicht wohlgethan,
Iſt man ein Hälmchen nur, ein trocknes, leicht
Entzündliches, wie ich, ſich einer Flamme,
Die ſolche Gluten um ſich haucht, zu nah'n!

XXIV.

Jünglinge, wunderſchön
Und wunderreizend blühen in Trözen.
Den letzten nur zu ſeh'n,
Nicht wär's ein Irrgang, nach Trözen zu geh'n.
So ſehr jedoch ſtrahlt, o Empedokles,
Dein ſüßer Reiz hervor,
Wie da, wo Myriaden Blumen ſteh'n,
All anderen, ſo prangend auch ihr Flor,
Die Roſe pflegt an Schöne vorzugeh'n.

XXV.

Der reizbegabte, holde Diodoros,
Der ſo gewaltige Lohe
Geworfen in der Jünglinge Bruſt, er ward,
Da Eros ihm die eigene verſehrt,
Timarion's Schmachtäugelein zum Raub.
Ein neu Mirakel ſchauete die Welt,
Wie Flamme hier von Flamme ward verzehrt.

XXVI.

Was bellſt du ſo, du häßliche Megäre,
Wenn ich der Holden, welche du geleiteſt,
Nachwandele? Nur an ſo einziger
Geſtalt will ich mein trunknes Auge weiden,
Und dies beſcheidene Glück ſogar verwehrſt du?
Der Götter himmliſche Gebilde ſelbſt
Bewundernd anzuſchauen, wer verbeut's?

XXVII.

Hier ob dem Eingang ſeid befeſtiget
Ihr Kränze, ſo beregnet und benetzt
Von meines Auges ſchmerzlichem Erguß!
Denn reich zu thränen pflegt das Aug' der Liebe.
Dies zarte Naß, ich bitte,
Nicht allzu frühe träufet es herab;
Spart es, bis ihr vernehmet, daß ſie ſich
Der Schwelle naht mit ihrem Grazienſchritte,
Die Theuere, die mir ſo ungelind!
Mit einem Male dann hernieder ſei es
Auf ihres Haubtes goldne Pracht ergoſſen,
Und ſie empfinde, daß es Thränen ſind;
Daß es die Thränen ſind, die meinem Aug'
In dieſer kummervollen Nacht entfloſſen.

XXVIII.

Sie war allein, gelegen war die Stunde
Und jede noch ſo traute Luſt geſtattend,
Da ich ſie traf, die ſchöne Prodika,
Die meine Glut, die mein Verderb. Ihr Knie
Umſchlingend, ihr ambroſiſches: »O rette«,
So flehet' ich, »vom Tode mich! Nur wenig
Athem und Leben blieb. Erbarme dich
Und ſei gelind!« Indem ich alſo flehte,
Floß ihr vom Aug' — entzückt gewahrt' ich es —
Der Thau der Rührung und des Mitgefühles.
Dann aber — welch ein Schrecken! — nahm ſie ſich
Bebend zuſammen, trocknet' ihre Thränen
Und warf mit ihrer zarten, weichen, weißen
Grazienhand zur Thüre mich hinaus.

XXIX.

Schlimm iſt Eros, er iſt allzu ſchlimm!
Doch was hilft's, wenn ich ſo bitter klage?
Ob ich ihm in meinem Haß und Grimm
Auch die allerherbſten Worte ſage —
Ihm iſt Harm und mir iſt Hülfe weit.
Meiner Schelte lacht,
Meines Schadens freut
Sich der Schalk und wächſet und gedeiht.

XXX.

Noch ruht' ich, ein Kindelein
Im Mutterarm; da ſpielte
Mit Würfeln einſt der Sohn Kytheres, ſetzte —
Denn Alles iſt ja ſein
Auf dieſer Erde weitgedehnten Au'n —
Mein junges Leben ein,
Ach, und verlor. Darum zu ſeinem Ende
Eilt ſchon ſo früh mein liebegebrochnes Sein.

XXXI.

Schiffherrin iſt Kythere,
Ihr Knabe hat das Ruder
In ſeiner Hand und ſteuert,
Wohin es ihm gefällt.
Mit mächtigem Geſchnaube
Bläſt in die Segel Sehnſucht.
So treib' ich in dem Meere
Der Liebe, bis die Barke,
Die ſchwanke meines Lebens,
An dem Geklipp zerſchellt.

XXXII.

Vor'm Angeſicht
Warf mir die Liebſte
Die Thüre zu
Und rief hinaus:
„Schmach heilt die Glut
Verliebter Thoren!“
O daß ſie Recht,
Die Harte, hätte!
Denn Fröſte nicht,
Beſchwichtigende,
Nur Flammen hat ſie,
Um ſo gefährer
Aufſchlagend heiße,
Mir in die Seele
Hineingeſät.
Geſchworen hab' ich
Ihr fern zu bleiben
Zwölf Monade lang;
Doch kaum ergrauet
Der Tag, ſo geh' ich
Und flehe wieder,
Wie ich gefleht.

XXXIII.

Höhnſt du mein Haar, das ſchon ſo bald ergrauet,
Mein Angeſicht, das ſchon ſo früh verfällt? —
Allein es iſt ja nicht das Werk der Zeit,
Es iſt dein Werk, du allzu harte Seele,
Die Nächte durch mein Auge fließen macht.
Es welkt dahin mein Leib,
Es ſinkt dahin mein Leben,
Von dieſer Liebe bitterem Harm verzehrt.
Erbarme dich jedoch, ſo wirſt du ſeh'n:
Verſchwunden iſt zur Stelle
Mit meinen innern Weh'n
Die Schmach, die äußere, die mich entehrt.
Es prangt mein Haar in ſeiner alten Pracht,
Mein Angeſicht, es lacht
Auf's Neue jugendfriſch und jugendhelle;
All meine Kraft, all meine Schöne kehrt.

XXXIV.

Verderben auf das Haubt ihm,
Der dich zuerſt, o Silber,
O Geld, geliebt, du ſchnödes!
Denn deinethalb befehden
Sich ſelbſt verwandte Seelen;
Nicht Brüder und nicht Eltern
Sind deinethalben heilig;
Nur Zwiſte, nur Gemetzel
Erregſt du in der Menſchen
Entartetem Geſchlecht.

Und was das Allerherbſte:
Wir Arme, wir Verliebte
Gehn deinethalben unter.
Denn nicht Geburt hat Anſeh'n,
Und nicht die hohe Gabe
Des Genius; es ſtehet
Auch nicht Verdienſt in Achtung;
Nur ganz allein die Habe
Erringet alle Preiſe.
Was noch ſo tief geboren,
Was noch ſo dumpf und ſchlecht,
Durch ſelbige gewinnt es
Das adeligſte Recht.

XXXV.

Du mit dem Roſenkorbe
Roſige Dirne, ſprich:
Was zum Kaufe zu bieten
Stehſt du allhier ſo reizend,
Roſen oder dich,
Oder Beide?
Leide
Wär' es mir um dich.

XXXVI.

Iſt es ein hart Geſchick
Zu lieben, und ein hart Geſchick zu haſſen —
Was wirſt du wählen Herz?
Am ſchönſten iſt, du krankeſt
Am edleren, am menſchlicheren Schmerz.

XXXVII.

Weit keuſchere Lieder pflegt ich ehedem,
Weit würdigere, weiſere zu ſingen.
Da ſiehe, kam die roſige Kypria,
Ihr Söhnchen an der Lilienhand, das ſcheu
Und ſchüchtern auf die Erde niederſah,
Und ſprach zu mir: »Du ſingſt
So ſchöne Lieder, lehre
Dieſelbigen, ich bitte dich, dem Knaben,
Dem kleinen, hie; ich möcht' ihn ſanfter haben
Und ſittſamer, er wird's vielleicht durch ſie.«
Ich freute mich, der unerfahrne Thor,
Der mir erwieſ'nen ungemeinen Ehre,
That nach der holden Herrſcherin Begehre
Und ſang dem Eros meine Lieder vor.
Als wenn Dem etwas beizubringen wäre!
Er hörte nicht darauf; er ſelbſt jedoch
Beſtrickte ſingend ſo gelind mein Ohr,
Daß ich verſtummte, ſeine Lieder lernte,
Die meinen aber aus dem Sinn verlor.
So brachte mich die liſtige Kythere
Und ihr doloſer Sohn —
Wer bliebe Herr mit Denen im Verkehre? —
Um meinen alten, ernſten Liederton.

XXXVIII.

Es ſinket die Mondesſcheibe,
Es ſinkt die Plejade; Nacht
Umgrauet die Welt; die Stunden
Sind heimlicher Liebe günſtig;
Ich aber, ich arme Getäuſchte
Ich ruhe noch immer alleine
Und halte die ſehnſuchtheiße,
Die, ach, ſo vergebne Wacht.

XXXIX.

O wie weh iſt mir zu Muth,
Da ſo fern der Liebſte weilet!
Bei ſo günſtiger Sterne Schein,
So allein,
So befreit von aller Hut,
Da die Mutter aus dem Hage,
Harr' ich hier,
Und er eilet
Nicht zu mir!
Eine Glut
Füllt mich armes, junges Blut,
Die ich nicht zu ſchildern wage.
Dir vertrau' ich meine Klage,
Allerliebſte Amme mein!
O beſchwichte meine Pein,
Rufe den Orthagoras!
Nicht umſonſt —
Deß verſichert kannſt Du ſein —
Thuſt Du mir, Du Gute, das.

XL.

Glücklicher Buhle, Heil Dir!
Denn es erſchien die ſüße
Dir, die ſelige Zeit,
Die die Begierde ſtillet,
Die dich erfüllt, die heiße.
Und ſich dir zu geſellen
Als die bräutliche Deine,
Iſt ſie, die zarte Huldin,
Die du gewählt, bereit.

XLI.

„Ehrt mich, o ihr Mädchen,« alſo ſprach
Kytherea zu den Muſen einſt,
»Sonſt ſoll Eros — ich befehl' es ihm —
Sich zum Streite rüſten wider euch,
Und ihr wißt, daß er
An verderblicher Gewalt nicht arm.«
Ihr darauf die Muſen: »Alſo drohe
Du dem Ares, uns
Thut dein Knabe nimmer einen Harm.«

XLII.

Kythere's Sohn, ſo wild er iſt,
Verſcheucht die Pieride nicht;
Es lächelt ihm zu aller Friſt
Ihr hehres Angeſicht.

Sie weilt, wo er; entſchwingt er ſich,
Sie folget ohne Widerſtand;
Es knüpft die Beiden feſtiglich
Ein tiefes, innres Band.

Wähnt aber ein Poet, es ſei
Entbehrlich ihm der kleine Gott,
So wird die Muſe feſſelfrei
Und ſein Gedicht zum Spott.

Eh mir der Seele heißer Brand
Die ächt poet'ſche Weihe lieh,
War welch ein eitler Verſetand
All meine Poeſie!

So groß die aufgebotne Kunſt,
So reich die angewandte Zier,
Es fehlte Pieridengunſt
Und jeder Reiz mit ihr.

Doch klinget Eros Bogen itzt,
So folgt ſogleich ein Meiſterſang;
Ein wunderbares Feuer blitzt
In jedem Hall und Klang!

XLIII.

Welches iſt der erſte Preis,
Welchen auf der Erde Kreis
Ein zum Heil Erleſener erringet?
Glückliches Seins
Vollgenuß!
Und der zweite, wofern auch der gelinget,
Daß er ſüß den anderen ergänze?
Rühmlicher Ruf, der ohne Makel glänze!
Beideſammt,
Wenn ſie ein Mann erſchwinget,
Sich gewunden hat der die ſchönſten Kränze.

XLIV.

Geſunde Kraft, das iſt,
Was am meiſten dem Manne frommt.
Anmuthige, ſchöne Geſtalt,
Das iſt das Andere;
Ein Güterbeſitz argloſer Art das Dritte,
Was ihm zu Gute kommt,
Dem Glücklichen; das Vierte: froh zu ſein
In heiterer, geſelliger Freunde Mitte.

XLV.

Werke der Kypria freuen mich,
Bacchiſche Werke, die zugleich
Der helikoniſchen Göttinnen.
Wohl dem Manne, welcher ſich
Solch anmuthigem Cult geweiht;
Nichts ja in des Seins Bereich
Iſt ſo voll von Heiterkeit.

XLVI.

Wonnegeſang Anakreons,
Laß dich hören, und du zugleich
Mit den zärtlichen Tönen,
Süße, ſapphiſche Nachtigall!
Auch des Pindaros Hochgeſang
Sei, der göttliche, drein gemiſcht!
Denn, wenn unſere Heiterkeit
Dieſe, die dreie, krönen,
Dann iſt Bromios eingekehrt,
Dann die wonnige Kypria,
Auch ihr Knabe, der ſchelmiſche,
Und es ſchlinget die Grazie
Ihre Tänze, die ſchönen.

XLVII.

Blumenſeile dem Eros
Wanden einſt die Kamönen,
Schenkten, alſo gebunden,
Dir ihn, göttliche Schönheit!
Doch da kommt Kytherea,
Beut, die zärtliche Mutter,
Eine Löſe, ſo koſtbar
Und ſo reich ſie gebührt.
Und er würde gelöſt ſein,
Könnte fröhlich entſchlüpfen,
Doch, o Wunder, er will nicht.
Allzu lieblich erſcheint ihm,
Die er duldet, die Knechtſchaft.
Denn ein ſeliger Leben
Als im Reiche der Freiheit —
Das erkennt er anitzo —
Wird in ſtrahlender Anmut
Wonnigem Dienſte geführt.

III.

1.

Mich arkadiſchen Hort,
Mich bockfüßigen Pan,
Herbe dem mediſchen Hauf,
Doch dem Athenervolk
Hold befreundet zugethan,
Stellete dankbar hier Miltiades auf.

II.

Haſt du Luſt, o Freund, wohlan
Blaſe du die Doppelflöte,
Ich will in die Laute rauſchen,
Und allhier der Hirte Daphnis
Schließe ſich mit dem Getöne
Des gebohrten Rohres an!
Treten an die Grotte dann
Laſſet uns, die laubbedeckte,
Und mit holder Muſen Hülfe
So gefällig harmoniren,
Daß, aus ſeinem Traum geweckt,
Sich erheb' und mit Behagen
Unſerem Concerte lauſche
Der muſikgelehrte Pan.

III.

Ich, der kylleniſchen Höhe, die von Laube rauſcht,
Bewohner, Hermes, ſehe mich hier aufgeſtellt
Zu wachen hehren Auges ob dem Ringeplatz;
Und dieſes Amt, das heitere, gern verſeh' ich es;
Denn eine Schaar von Knaben, eine liebliche,
Sie bringet amaranthene, violene,
Hyazinthene, duftreiche ſchöne Kränze mir.

IV.

Bachnymphen! Es weihet euch Hermokreon,
Nachdem er euere klare Flut entdeckt,
Dieſe Geſchenke. Seid gegrüßt, und tanzet
Mit lieblichen Füßen, erquicklicher Labe voll,
Ohn' Ende nun durch ſeine Behauſung hin.

V. *)

Was gürtet dich die Wehre
Des Ares, o Kythere,
Die ſchreckliche? Wie paßt
Für dich, du amoroſe,
Unkriegeriſche Roſe
Solch eine bellicoſe,
Mannhafte, grauſe Laſt?
Ich merke wohl: du haſt,
Da er herangekommen,
Gewappnet als ein Krieger,
Geblähet als ein Sieger,
Der wilde Herr der Schlacht,
Ihm ſeine ganze ſtolze
Bewaffnung abgenommen,
Nichts Anderes gebrauchend
Zu ſeines Sinns Bezähmung,
Zu ſeiner Kraft Beſchämung,
Als deine reine Schöne,
Als deine nackte Pracht.

---

*) Dieſes und mehrere der folgenden Gedichte beziehen ſich auf Bilder.

VI.

Sage, wo haſt du die mächtige Keule gelaſſen,
Deine Geſchoſſe, die ſchreckliche Haut des Unthiers?
Deiner Blicke bedrohliche Flamme, wo?
Was, Alkide, du hier in Erze geformter
Durch lyſippiſche Kunſt, was ſchauſt du ſo ſchamhaft?
Was ſo gebeugt iſt deine geſammte Geſtaltung?
Deine gewappnete Macht, wer hat ſie geplündert?
Deine gigantiſche Kraft, wer hat ſie gebrochen?
Einer allein vermocht' es im All: Gott Eros;
Der entadelte dich, der Allmächtige, ſo.

VII.

Der Waffe bar, wie milde blickt der Gott!
Kein Bogen iſt zu ſehen und kein Belz;
Nicht ohne Grund jedoch
Trägt er die Blume, trägt er
Den Fiſch. Er hält in einer Hand die Erde,
Die wilde Meerflut in der anderen.

VIII.

Der Eros hier im Siegel
Hält mit der einen Hand.
Ein fürchterliches Leuenpaar am Zügel,
Und mit der andern ſchwingt er
Die Fackel. Es umlacht
Die Grazie das ſchöne Bild. Mit Luſt
Beſchaut man es; zugleich jedoch erfaſſet
Ein Schauer ob ſo unbedingter Macht.
Wenn dieſer Gott die Ungeheu'r der Wüſte
So weiß zu zähmen, welche Herrſchaft üben
Wird ſelbiger in weicher Menſchenbruſt!

IX.

Mich, den er im Herzen empfand,
Darſtellete Praxiteles, den Eros,
Aus eigenem Innern nehmend
Das Urgebild, das gottgewaltige, nicht
Aus Vorverſuch, Tradition und Mythe.
Ich flöße nun das Gift, das ich den Menſchen
Einſt in die Bruſt durch mein Geſchoß geſandt,
Bloß durch den Zauber meines Anblicks ein.

X.

Sämmtlichen, den ſieben Weiſen
Haſt du, o Lyſipp, voran
Unſeren Aeſop geſetzet;
Füglich haſt du das gethan.
Mit ſo ſchweren Spruchgewichten,
Mit ſo trocknen, unterrichten
Jene hochberühmten Sieben;
Uns ſo lieblich — denn wir lieben
Fabelſcherz —
Spielt Aeſopos durch ſein Dichten
Uns die Weisheit in das Herz.

XI.

O wie biſt du zu neiden,
Zierliches Unterröckchen!
Omphale war's, die Lydin,
Welche dich einſt getragen,
Da ſie ſich hat ergeben
Dem Alkiden im Minneſtrauß.
Selig biſt du geweſen,
Jene Herrliche kleidend;
Selig biſt du allhier auch,
Ein ſo liebliches Denkmal
Für unzählige Blicke,
Schaubegierige, prangend
In der epheſiſchen Herrin
Goldgeſchmücktem Tempelhaus.

XII.

Das ſchöne Gebilde ſieh
Milo, des ſchönen, hie,
Der ſiebenmal zu Piſa
Die Krone des Sieges errungen,
Und nicht geſunken in das Knie.

XIII.

Der Stadienläufer, der argeiiſche,
Dandes geheißen, iſt beſtattet hier.
Sein roſſenährend Land, er hat es reichlich
Mit der gewonnenen Preiſe Ruhm geſchmückt,
Er, der zu Piſa zweimal,
Und zweimal auf dem Iſthmos, auf der Flur
Der heiligen, des Python
Dreimal, zu fünfzehn Malen in Nemea,
Und ſonſten noch unzählige Mal geſiegt.

XIV.

Beraubet der Geborenen und blind,
Fleht' ich die Götter an
Licht zu verleihen oder ein liebes Kind.
Und ſiehe da, ſie haben Beides mir,
Die Gnädigen, verlieh'n. Denn ich gebar
Und legte mein Gebornes an die Bruſt,
Und noch deſſelben Tages
Ward meines Auges dunkle Sehe klar.

XV.

Ein Grabmal ſpricht.

Ich dünke dir, o Wanderer, wohl nur
Ein Monument geringer Art zu ſein;
Nicht eile dennoch weiter, ohne fromm
Zu weilen hier; ſo wie du Götter ehreſt,
So ehre mich! Denn wiſſe:
Ich berge des heroiſchen Geſanges
Glorreichen Vater, allerreichſt begabt
Von Muſenhuld, den heiligen Homer.

XVI.

Gefelſe vernichtet die Zeit,
Sie ſchonet das Eiſen nicht,
Sie mähet dahin mit dem unerbittlichen Stahl
Jegliches Sein. Allhier
Nur wenig entfernt vom Meeresuſer ſenket
Sich des Laertes wolkebeträuftes Mal
In das Gefild hinein.
Bald wird es ohne Spur verſchwunden ſein.
Doch ewig in der Menſchen
Gedächtniß iſt der alte Held bewahrt,
Weil ſeiner ein unſterbliches Lied gedenket.

XVII.

Sappho, die Lesbierin,
Der unſterblichen Muſen ſterbliche Schweſter ruht
Geborgen in äoliſcher Erde hier.
Es nährete ſie Eros und Kythere,
Und ewige Kränze wob
Peitho mit ihr zu ihrer Heimath Ehre
Und Hella's Hochluſt im pieriſchen Hain.
O mächtige Parze, die du die Fäden zieheſt
Der menſchlichen Geſchicke, was ſpannſt du ihr,
Der Wunderbaren, nicht ein ewig Leben,
Die ſingend uns nur Ewiges gegeben?

XVIII.

Der zierlichen Ranke, der allerfreulichen
Purpurenen Traube Zeugerin, o Rebe!
Den Hügel hier mit deinem Laube ſchmücke,
Die Säule hier mit deiner Blüte kränze,
Auf daß Lyäos Prieſter, der hier ruhet,
Auf daß Anakreon, der, als er lebte,
Die Laute ſchlug zu Nacht als Reigenführer,
Von Wein berauſcht und Liebe, noch im Tode
Das traute Grün, die vielgeliebte Frucht
Ob ſeinem Haupte ſchaue, ſonder Ende
Von deiner Säſte ſüßem Thau benetzt,
Er, dem Geſänge weheten vom Munde,
Die ſüßer noch, als dieſer Thau.

XIX.

Steh', Wanderer, und ſiehe dieſes Bildniß an,
Und bringe, wenn du heimgekehrt, die Kunde mit:
„Ich ſah zu Teos aufgeſtellt Anakreon,
Ihn, der der Ausbund war der ältern Lyriker.“
Sagſt du dabei, er habe bis zum letzten Hauch
Für alles Holde, Schöne, Zarte ſüß geſchwärmt,
Sprichſt du bezeichnend ſein geſammtes Weſen aus.

XX.

Sieh, wie dem alten, trunkenen Anakreon
Die Füße wanken, nieder ihm der Mantel hängt,
Die eine der Sandalen ihm verloren iſt!
Die goldene Laute rühret er, des lieblichen
Megiſtios oder des Bathyllos Wohlgeſtalt
Und ſinnbethörend ſelige Blüte preiſet er.
Hab' Acht, o Bromios, und, o Eros, du zugleich,
Daß nicht zu Boden ſeine ſelbſtvergeſſene,
Von euch beſtrickte, hochbejahrte Schwäche fällt!

XXI.

Tritt leiſe hier, o Pilger, auf und ſtill!
Denn friedlich in der Schaar der Frommen ſchlummert
Meleagros hier, der Sproſſe des Eukrates,
Er, welcher Eros wonniglicher Zähre
Durch ſeine Dichtergabe
Der Charis holde, heitere Reize lieh.
Zum Mann gereiſt hat Gadara's Geſilde,
Das heilige, die göttliche Tyros ihn,
Im Alter ihn die meropiſche Kos gepſlegt.
Woſern du Syrer — er grüßet dich: Salóm;
Woſerne du Phöniker: Adonis;
Woſerne du Hellene: Chaire! — Du
Erwieder' es!

XXII.

Der Grabeshügel, den
Hier im Vorübergeh'n dein Aug' erblickt,
Er ſchließet den Kallimachos, den Sohn
Des Battos, ein. Ein Mann des Liedes war er,
Ein Mann des Bechers und ein Mann des Scherzes,
Der ſich zum Becher ſchickt.

XXIII.

Der Meiſter in der Muſenkunſt, Hippónax,
Liegt hier begraben. Ferne, wenn du ruchlos,
Bleibe dem Ort; denn nicht behagen wird dir
Die Ruhe da; doch wenn du gut und rein,
So nahe dich getroſt und halte Raſt
Und nicke, wenn du willſt, behaglich ein!

XXIV.

Wiewohl du, ernſte, ſtrenge
Perſephone, ein Volk regierſt, das nicht
Zu lachen pfleget, nimm ihn,
Den heiteren Demokritos, gleichwohl
Geneigtes Sinns in deine Wohnung auf!
Es lachet dich ſein Schatten harmlos an.
Auch deine Mutter wurde ja, die hehre,
Da ſie ſo tief um dich
In Gram verſenkt, durch Lachen aufgeheitert.

XXV.

Im Kreiſe der Lebendigen geſtrahlt,
Haſt du mit holdem Licht als Morgenſtern.
Sanft leuchtend auch im Reiche der Schatten noch,
Erſcheinſt du uns ein lieblicher Hesperos.

XXVI.

Früh haſt du, trefflicher Eurymedon,
Gefunden hier im Grabe deine Ruh';
Es überlebte dich der kleine Sohn.
Erhabenen Männern biſt du nun geſellt;
Dem Sohne wird, des Vaters eingedenk,
Ehre verleih'n dankbare Bürgerſchaft.

XXVII.

Aſtakos Sohn, den kretiſchen, den Hirten,
Raubte die Nymph' aus dem Gebirge. Heilig
Iſt er jetzo, der ſchöne Knabe, der
Götterliebe weckte, Götterſehnſucht;
Wohnet im hehren diktiſchen Eichenhaine,
Eine neue, holde Gottheit, nun
Und beſchirmet Wald und Weideplan.
Singet, o ihr Hirten, nun nicht mehr
Daphnis Ehren; ihm, dem Aſtakiden,
Stimmet eueren frommen Hymnus an.

XXVIII.

Ich ſehe des Megakles,
Des hingeſchiedenen, Denkſtein an und fühle
Es dir im Herzen nach, o Kallias,
Was du gelitten haſt bei dieſem Tode.

XXIX.

Freundlich in deinen Schooß, o Erde, nimm
Den Amynthichos, den greiſen, eingedenk
Der Mühen all, die er im Leben dir
Geweihet hat. Denn ſorglich hat er dir
Die Zweige des Olivenbaums geſtützt,
Dich mit der Rebe, mit der bacchiſchen,
Mit Deo's *) Saaten dich geſchmückt, die Flut
Herzugeleitet, die gedeihliche,
Daß dir Gekräut und Fülle des Obſtes ſproßte.
Dafür anitzo lagere gelind
Ob dem geſunknen Silberhaubte dich,
Und treibe Lenzgeblüme,
Dem Grabe dieſes Redlichen zum Schmuck!

---

*) Deo, Demeter, Ceres.

XXX.

Es fließet dir, Geliebte,
Dir, Heliodora, meine Thräne noch,
Da du geſchwunden aus der Sonne Blick;
Des bitterlichſten Harmes heißer Thau,
Der Lieb' und Treue letztes Opfer, rinnet,
In Strömen ausgegoſſen
Von meinem Aug', auf deinen Hügel nieder,
Und tiefe, ſchwere Seufzer ſteigen auf
Aus meiner Bruſt; doch, ach,
Du kehreſt deinem Meleagros nicht,
Denn keine Klage rühret das Geſchick.
Weh, weh! Wo iſt ſie nun, die edle Blüte,
Die meiner Seele Luſt und Labe war?
Dahingerafft in jene tiefe Nacht
Mit all der Anmut, all dem holden Glanze,
Womit ſie zu verſchönen
So zauberhaft die Welt gepflegt. So nimm denn,
O Erde nun, das ſtaubgewordne, zarte
Gebilde hin, und hüll' es ſanft und drück'
Es leis und liebend an dein Mutterherz!

XXXI.

Laut durch die Thore der Stadt in ihrem Jammer
Rief Skyllis ihren Gatten Euagoras,
Und nicht zurück als Witwe
Zum elterlichen Hauſe kehrte ſie.
Im dritten Monde war es, da verging ſie
Von Gram getötet. Ueber Beide nun
Errichtet hat hier am geebneten
Kreuzwege weinende Liebe dieſes Mal.

XXXII.

Wie die Sonne ſtieg, da betteten wir
Den ſchon ſo früh geſchiedenen
Menalippos auf den Scheiterhauf;
Wie die Sonne ſank, da tötete ſich,
So jung, ſo blühend, Baſilo.
Nicht wollte ſie länger athmen,
Die zärtliche Schweſterſeele,
Da ihr zu Aſche worden
Der theuere Bruder war.
Zwiefache ſchwarze Trauernacht
Verbreitete zu dieſer Friſt
Sich ob des Ăriſtippos Stamm,
Und ganz Kyrene fühlte ſich
Betroffen und von Schmerz bewegt,
So leer mit einem Male
Das Haus, das ſonſt ſo glückliche, zu ſeh'n.

XXXIII.

Heliodoros ſchloß ſein Aug' im Tode;
Eine Stunde drauf
Schloß es Diogeneia, um ſich ihm
Drunten in der Schatten
Stiller Au als ſeine Braut zu gatten.

XXXIV.

Ich trauerte tief um meine Theonoe;
Das holde Kindlein nur, das ſie mir ſterbend
Zurückeließ, verſüßte mir den Harm,
Den bitteren. Da raffte das Geſchick
Auch dies hinweg, das einzige, letzte Glück,
Das ich beſaß. So lege denn, o Herrin
Perſephone, die Vaterbitte hörend,
Der todten Mutter nun
Das todte Kindlein freundlich in den Arm!

XXXV.

Myrto, das einzige
Noch übrige Kleinod ihrer Eltern, als ſie
Nun auch dahinſank in die Nacht, da ſchlang
Sie um die Mutter weinend
Den Arm und ſagte: »Bleib', o bleibe du
Doch nur anitzt dem Vater und gebier
Ihm eine Tochter, die da leb' und ſeines
Und deines Alters heitere Stütze ſei!«

XXXVI.

Hier ruhet Timas jugendliche Zier,
Die noch vor ihrem bräutlichen Gepränge
Hinunter in die dumpfe Grabesenge
Der Tod geraubt.
Es ſchnitten ehrend ihr
Geſammte Freundinnen
Das ſchöne Haar von dem geliebten Haubt.

XXXVII.

Die liebliche junge Blüte
Voll Leben und voll Luſt,
Die ſüße Krethis, die ſo manches Spiel
Geſelliger, beliebter Art gewußt,
Das allerliebſte, kleine Plaudermäulchen,
Wohlwollen nur und Güte
Und Frohſinn in der Bruſt —
Oft wird ſie fehlen ſamiſchem Mädchenchore,
Die allzumeiſt in ſelbigem Geliebte;
Denn, ach, ſie ſank in jene tiefe Raſt,
Die unſer aller Ziel,
Der ſie jedoch ſo frühe ſchon verfiel,
Den zärtlichen Seelen, die ſie überlebten,
Ein über Alles trauriger Verluſt.

XXXVIII.

Medeios hat, der kleine, ſeiner Amme,
Der thrakiſchen, dies Monument am Wege
Gebauet und darauf geſchrieben: »Hier
Ruht Kleita.« Dieſer Dank ſei ihr gezollt,
Daß ſie genährt den Knaben hat, die Brave.

XXXIX.

Äſchra, die Phrygierin,
Die ihm vordem die Bruſt gereicht, hat Mikkos
Sorgſam gepflegt, ſo lange ſie am Leben,
Ihr jeglichen Genuß des Seins geboten,
Der ihr genehm. Im Tode ſtellt' er ihr
Dies Bildniß auf, daß auch die Folgezeit
Erfahre von der Guten, die an ihm
So liebevolle Wartepflicht geübt.

XL.

An dieſer Fichte hier
Laß dich, o Wandrer, nieder!
Es ſäuſeln hoch im Baume die linden Lieder
Des Luftgewoges. Dorten an der Quelle
Pflegt Pan zu flöten. An ſo ſchöner Stelle
Winkt dir erwünſchte Ruh.
Nicht lange, ſo fallen dir
Gelindiglich die müden Augen zu.

XLI. *)

Eine Quelle am Wege ſpricht:

Komm, laß dich unter dieſen Pappeln nieder,
O Wanderer, denn müde biſt du ja;
Erhole dich allda,
Erquicke dich an meiner reinen Flut
Und lenke mit erneuter Kraft ſodann
Zu deiner Reiſe Ziel die Schritte wieder.
Simos, ſo hieß der Mann,
Der Ruhe dir und Labe
An ſeines Sohnes, ſeines Gillos Grabe
Bereitet hat. Erinnere dich freundlich
Auch in der Ferne dran!

---

*) W. E. Weber macht hierzu folgende Bemerkung: „Die ſchöne Humanität des Alterthums wußte die ernſten Gedanken der Vergänglichkeit mit der Heiterkeit des friſchen Lebens ſinnvoll zu vereinigen; ſie zog die Seele nicht feige von der Vorſtellung des Todes zurück, ſondern machte dieſe Vorſtellung traulich, indem ſie die ſchönſten Gegenden einer fülle- und wonnereichen Natur, gemüthliche, gaſtlich zum Ausruhen und zu ſtiller Betrachtung einladende Plätzchen in Gärten, in Hainen und an Heerſtraßen, wo ſich das bunte Gewühl der Lebenden vorübertrieb, mit den Grabſtätten der Todten ſchmückte; ſie verſchönte dieſe Vorſtellung, indem ſie die Grabſtätten durch ſinnige Plaſtik, Architektonik und Poeſie zu Monumenten der Kunſt heiligte; ſie gab ihr endlich in der ſchönen Sitte, dieſen Gräbern irgend eine gaſtfreundliche Stiftung hinzuzufügen, eine Weihe, welche die Todten zu Wohlthätern und ſchützenden Genien der Lebenden erhob und darum auch ewiger Erinnerung werth machte. Wer bedenkt, was in ſüdlichen, eines milden, ewig klaren Himmels genießenden, aber eben dadurch auch an Hitze und Trockniß leidenden Erdſtrichen dem Wanderer ein kühler Trunk ſein muß, der wird die ganze Menſchenfreundlichkeit des hier geprieſenen Simos, der am Grabe ſeines Sohnes einen Brunnen anlegte, zu würdigen wiſſen.

XLII.

Dich hat Leontiches, er ſelber hier
Ein Pilger ohne Heimat, o du armer
Schiffbrüchiger, auf dem Geſtade leblos
Gefunden und beſtattet, eigener
Unſicherheit gedenkend; denn er wallet,
Wie die Möve raſtlos über die Woge hin.

XLIII.

Den Todten hier, den er erſchlagen fand
Und unbeſtattet, hatte Simonides,
Der koiſche, mit einem Grab beſchenkt.
Für dieſe fromme That erwies ſich ihm
Der Todte dankbar, dem Lebendigen,
Im Traume warnend vor dem traurigen
Geſchicke, dem das Schiff entgegenging,
Das zu beſteigen er im Sinne hatte.

XLIV.

Halt ein, o Landmann, hemme deinen Pflug
Und wühle nicht mit allzu nahem Zug
Die Todtenaſche dieſer Gruft empor!
Zu herbe Zähren haben hier gethaut,
Und aus ſo thränennaſſer Erde ſchaut
Kein glücklicher, fruchtreicher Halm hervor.

XLV.

Ein Grabmal ſpricht.

Sich, ſeiner Ehegattin, ſeinen Kindern,
Erbaute mich Androtion. Noch ſteh' ich
Und harre. Lange mög' ich harren noch!
Schlägt aber einmal eine Scheideſtunde,
So werde mir, wer höheres Alters iſt,
Vor den noch Unbejahrteren, zu Theil!

XLVI.

Wir, Kleno und Anaxo, waren Töchter
Des Epikrates und Zwillinge; wir wurden
In Ehren alt, die eine die Prieſterin
Der Charitinnen und die andere
Die der Demeter; nicht gebrach es uns
An Gatten und an Kindern; eine Friſt
Von achtzig Jahren gönnten uns zu leben
Die Himmliſchen; wir ſchieden aus dem Sein,
So wie es in der Ordnung, als die Erſten
Vor denen um uns her,
Die jüngeres Alters; unſer Ende war
Gelinder Art und ohne harten Kampf.
Wir ſind zufrieden mit dem Loos, das uns
Gefallen iſt; es war ein glückliches.

XLVII.

Erſt der Demetra Prieſterin, ſodann
Die der Kabiren, die zuletzt der Rhea,
Und Vorgeſetzte vieler jugendlicher
Anmutiger Frauen bei den Götterfeſten
War ich, die hier zur Erde
Beſtattete. Zwei Söhne wurden mir;
In ihren Armen, eine Hochbetagte,
Schlief ich hinüber. Wiſſe das, o Mann,
Und zieh' in Frieden deine Wege dann.

XLVIII.

Hermokrateia — dies mein Name. Zweimal
Zehn Kinder und noch neun dazu gebar ich,
Und keines ſtarb. Es traf Apollo mir
Die Knaben nicht, und nicht die hehre Schweſter
Die Mägdelein mit dem Geſchoſſe. Sie
Kam mir zu Hülfe, der Gebärerin;
Er ſtattete die Söhne mit der Blüte
Der Jugend aus und hielt Verderben ab.
Nicht überhob im Schooße dieſes Glückes
Sich mein Gemüt. So hab' ich
Durch Kinderreichthum und durch Frömmigkeit
Das ſtolze Kind des Tantalos beſiegt.

XLIX

Das treffliche Roß, das ihn getragen hatte,
Beſchenkte Damis mit dem Monumente,
Das hier zu ſeh'n. Es ward ihm im Gefechte
Die Seite wund; es ſtrömte ſchwarz und kochend
Der blutige Quell aus dem gewaltigen Leib
Und feuchtete der durſtigen Erde Grund.
So ging es unter, dieſes edle Thier.

L.

Ein begrabenes Häschen ſpricht:

Mich flüchtiges, großohriges Häſelein,
Das der Gebärerin von harter Hand
Entriſſene, hat Phanion aufgenährt,
Liebreich im Arm und an der Bruſt gehegt
Und wohl verſeh'n mit mailichem Geblüme.
So wonniglich gepflegt,
Nicht wiederum zur Mutter hin verlangt ich;
Doch die zu reichlich eingenommene Koſt
Bewirkte, daß ich aus dem Leben ſchied.
Die noch im Tode mir geneigte Herrin
Hat, ihrer eigenen Lagerſtätte nah,
Mich hier in's Grab gelegt.

LI.

Ein begrabener Delphin ſpricht.

Die Wut des Sturmes und der Woge warf
Mich hurtigen Delphin,
Den Spielball eines ſeltſamen Geſchickes,
An's feſte Land. Allhier erbarmten ſich
Freundliche Menſchen, die mich liegen ſahen,
Und bargen in die Erde meinen Leib.

LII.

Der Lyriker und Citherſänger Arion weihet am Vorgebirge Tänarum, wo er an's Land geſtiegen, ein Bild, das ihn reitend auf einem Delphin darſtellt. *)

Den Arion hat, des Kykleus
Erzeugten, als ſikeliſche Meerflut ihn
Bedrohet', unter göttlichem Geleite
Gerettet dieſer freundliche Delphin.

---

*) „Unter andern Weihgeſchenken auf Tänarum iſt auch Arien von Bronze auf einem Delphin. Die Sage davon hat Herodot in der Erzählung von den Lydiern nach dem, was er gehört hatte, mitgetheilt. Der Delphin bei Poroſelene, welcher ſich einem Knaben, der ihm ſeine von Fiſchern erhaltene Wunde geheilt, ſo dankbar bewies, dieſen Delphin habe ich ſelbſt geſehen, wie er auf den Ruf des Knaben hörte und ihn trug, ſo oft er auf ihm fahren wollte.“ Pauſanias III. 25.

LIII.

Philomele ſpricht:

Borealiſchem Geſtürme zu entgehen,
Entſchwang ich über's Meer mich in die Weite.
Da, ſiehe, bot der edele Delphin,
Als Barke zugleich und als Pilote dienend,
Sich Philomelen an, der reiſemüden,
Und der Bewohner der Gewäſſer trug
Die Bürgerin der Luft. Ich labete
Mit Melodie'n ſein töneliebend Ohr.
Stets waren im Gewoge
Delphine dienſtbereit den Muſen, nicht
Um Sold bemüht, nur fromme Hulden übend;
Und keine Fabelei
Iſt des Arion ſeltſames Geſchick.

LIV.

So biſt du denn dahin;
Wirſt nicht mehr, o du armer,
Unglücklicher Delphin,
Das Fiſchgewimmel ſchreckend,
Durch das Gewoge ſtürmen;
Nicht mit muſikiſchem
Ohre dem Halle mehr,
Dem lieblichen, der Flöten
Aufhorchen *), noch den Schiffen
Zur Seite deine Sprünge,
Die kräftigen, verſuchen;
Nicht freudigen Geſprudels
Hin durch die Feuchte mehr
Die Nereide tragen.
Denn, ach, es warf die See,
Wild aufgewühlt vom Sturme,
Dich, wie ein Felſenſtück,
Mit Schaumgeraſ' auf das Geſtade her.

---

*) „Das wiſſen wir ja wohl, daß dieſe Thiere ein Vergnügen an der Muſik haben, ihr nachgeben und neben den Schiffen ſchwimmen, ſich ergötzend bei ruhiger Fahrt am Geſang und Flötenſpiel.“ Aus Plutarch's Gaſtmahl der ſieben Weiſen. Der Delphin heißt φιλαυλος, Euripides Elektra 435, und in einem Fragmente des Pindar iſt von dem Delphin die Rede, „den auf des Meeres ſtill ruhendem Spiegel der Flöten lieblich erklingendes Spiel erregt.“

LV.

O du, den alle Grazien geliebt,
Du ſüßer Vogel, der ſo zauberiſch,
Alkyonen ähnlich ſang! Du biſt dahin.
Dein liebliches Seelchen, ach,
Und deine gefällige Sitte,
Sie ſind gegangen in die Nacht.

LVI.

Eine begrabene Grille ſpricht:

Ertönte meinem Freunde Demokritos
Im Schwunge melodiſcher Fittige mein Lied,
So ſenkt' es ihn in die begehrte Ruh.
Zum Danke hat er mir,
Nachdem ich ausgehaucht mein zartes Leben,
Hier bei Oropos eine Gruft gegeben.

LVII.

Eine begrabene Cicade ſpricht.

Dies Mal, es iſt nur klein; es ragt der Marmor
Nur wenig über niederer Erd' empor.
Beachte du gleichwohl
Das liebevolle Werk Philänion's!
Dieſelbe pflegte mich, die ſonſt verhohlen
Im Buſche muſicirende Cicade,

Zwei Jahre faſt, und mein Geſchwirre machte,
Daß um ſo leichter ſich ihr Auge ſchloß.
Auch für die Abgeſchiedene ſorgte ſie;
Deß zum Beweiſe dienet dieſe Gruft.

LVIII.

In laubiger Aeſte Ruh
Entſendeteſt,
Helle Cicade, du,
Deine Getön'. Ein ſangbegieriger Knabe,
Für deine Zartheit ohne Sinn,
Griff ſo behende zu —
Da war's um dich geſcheh'n, du arme, kleine
Harmloſe Schwätzerin!

LIX.

Du wirſt nun, o liebliche Grille,
Nicht mehr die Sonne begrüßen,
Nicht mehr mit hellem Erklingen
Am reichen Hauſe des Alkis
Gefällige Lieder ſingen;
Hinunter biſt du geflogen
Zu des Hades friedlicher Au,
Zu ſaugen allhier den zarten
Elyſiſchen Blütenthau.

Rom.

I.

I.

Schön iſt ſo Manchem Quintia.
Mir iſt ſie nicht der Schöne bar;
Mir iſt ſie ſchlank und wohlgebaut,
Mir hat ſie auch ein prächtig Haar,
Hat eine volle, runde Bruſt,
Hat tadelloſe Glieder mir;
All Einzeles iſt ſchön an ihr
Und, es zu ſchauen, eine Luſt.
Schön aber iſt das Ganze nicht,
Da Grazie, da Seele,
Da Leben und Geiſt gebricht.
Schön in vollendet ächter Art
Iſt mir dagegen Lesbia;
Denn nicht nur reich an Reizen

Im Einzelen iſt ſelbige;
In geiſtigem Wunderglanze
Strahlt, uns zu feſſeln, hier
Das wonnevolle Ganze.
Und ſo entreißt ſie Allen
Auf dieſer Erde Kreis,
Die ſonſt geprieſen werden,
Jedweden Schönheitspreis.

II.

Ich ſende dir hiemit —
Es iſt wie Geld ſo klar —
Ein aus dem nördlichen
Bereiche ſtammend Haar.
Es iſt, damit dein Aug',
O Lesbia, ſehen kann,
Um wie viel goldener
Dir die Natur die eigene Locke ſpann.

III.

Was, Liebſte, ſchickſt du mir
So friſcher Roſe Zier?
Schick' eine Roſe, die
An deinem Buſen welkte!
Noch werther, noch unendlich
Reizvoller iſt ſie mir!

IV.

Was die Gerüchte ſagen,
Die über dich gebreitet,
Es iſt mir unverhohlen;
Ich weiß jedoch: geſchäftig
Iſt überall die Welt,
Wo hell die Schönheit ſtrahlet,
Sie richtend anzuklagen,
Und ſie zu ſtrafen, daß ſie
Alltägliches verdunkelt,
Gemeines in ſo tiefe Schatten ſtellt.

V.

Der Grazien ſind drei,
Die Erd' und Himmel zieren.
Als Amaryllis blühte,
Da ſtrahlten ſie zu Vieren.
Sie ſtarb — es ſind nun wieder
Nur noch die alten Drei.

VI.

Ich haſſe, was ich liebe;
Ich liebe, was ich haſſe.
„Wie,“ fragſt du, „kann das ſein?“
Das weiß ich nicht. Allein,
Daß es ſo iſt, das weiß ich,
Und leide Höllenpein.

VII.

O du, ſo hold zugleich und doch ſo unhold!
O du, ſo ſüß zugleich und doch ſo herbe!
Wie ſchmerzlich in mir ſelber
Entzweiſt du mich! Denn nicht *mit* dir bin ich
Im Stand zu leben und nicht *ohne* dich.

VIII.

Ein heiliges Weſen iſt der Liebende,
Und nicht verletzt ihn die Natur. Die Gottheit,
Die ihn erfüllt, die ihn beherrſcht, ſie ſchützet
Ihn wunderbar vor jedem Harm. Es ſtarre
Auch noch ſo winterlich die Nacht — ich dulde
Im Freien ihre Fröſte ſchadelos.
Es ſtürze noch ſo ungeſtüm ergoſſen
Der Regen nieder — meine Glieder näſſen,
Doch nicht gefährden kann die feuchte Not.
Nur deine Thüre bleibe nicht verſchloſſen,
O *Delia!* Von dir getrennt zu ſein,
Das iſt's allein, was mir Verderben droht.

IX.

„Wie viele Küſſe willſt du?“ —
So viele laß es ſein,
Als Stern' am Himmelsbogen,
Als in dem Meere Wogen,
Als Körner in dem Sande
Afrikaniſcher Wüſtenlande,
Als Blumen auf den Auen,
Als Perlen auf den Blumen,
Die hell herniederthauen
In goldener Frühe Schein.

X.

Drei Gläſer auf Ida's Wohl!
Viermal ſoll Lydia leben,
Fünfmal die ſchöne Lycas,
Sechsmal die holde Nävia,
Und ſiebenmal die liebliche Juſtina.
Daß von den Allen mir nur eine käme!
Wenn keine kommt, die letzte Flaſche leer,
So komm, o Schlummer, du
Und zaubere ſie mir luſtig alle her.

XI.

Die freigeborne Schöne
Wird man vor Allen wählen;
Sie iſt die adeligſte.
Sodann die Freigelaſſ'ne;
Sie nimmt die zweite Stufe
Nach Jener ein; es bietet
Sich als die dritte, letzte,
Unedelſte die Sklavin.
Doch wenn ſie ſchön, doch wenn ſie
Durch ihrer Bildung Anmut
Ein jedes Herz entflammet,
Und jene Beiden nicht —
Hat ſie den Rang vor ihnen.
Denn von dem höchſten Adel,
Denn von der reinſten Abkunft
Iſt immerdar der Schönheit,
Die aus dem Aether ſtammet,
Gottvolles Angeſicht.

XII.

Weißt du, was in Schuld verfallen
Und in Sünde heißt? — Dich ſchauen.
Mehr, o Cynthia, braucht es nicht,
Um zu glüh'n für das Verſagte,
Um zu wünſchen und zu wagen,
Und für einen Tand zu achten
Jegliche zu ſtrenge Sitte,
Jegliche zu herbe Pflicht.
Sünden, ach, die nicht zu meiden,
Es gebiert ſie uns ein Blick ſchon;
Nicht zu fliehend ſüße Schulden
Gießet aus, ſo wie ſie deinen
Reiz erhellt, der Sonne Licht.

XIII.

Selig iſt, wer dich mit Augen ſchaut;
Wem du lächelſt, der iſt dreimal ſelig;
Wem du Küſſe gibſt, der iſt ein Halbgott,
Und ein Gott, wer dich umarmt als Braut.

XIV.

Herrlich, o Fabull,
Wenn's die Götter geben,
Sollſt du bei Catull
Dieſer Tage leben,
Schaffſt du ein Soupé,
Eine kleine Fee,
Und ein Fäßchen Wein
In ſein Haus hinein;
Bringſt du zu dem Schmaus
Guten Appetit,
Heitere Laune, Luſt zu lachen mit.
Denn es hat Catull, —
Er geſteht's, Fabull, —
Im geſammten Haus
Leere Räume nur und Spinneweben.

XV.

— ⏓ — ◡ ◡ — ◡ —
— ⏓ — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ — ◡ ⏓

„Da wir Beide noch ungetrennt,
Noch dein Lilienhals anderer Arme Band
Als der meinigen, ungewohnt —
Nicht der große Monarch lebete ſeliger!“ —

„„Als ich deine Geliebte noch
Und nicht Chloe die reizvollere Minne dir —
Da war Lydia ruhmgekrönt
Und vor Ilia *) ſelbſt weit die Verehrtere.““ —

„Ja, ich liebe die Meiſterin
Im Tonreiche, die vielkundige Chloe nun,
Und erbliche, wie gern! wenn ihr
Sein, das theuere, nur ſchirmte die Götterhand.“ —

„„Glühend-innige Liebe flößt
Mir nun Calais ein, Sproſſe des Ornytus,
Und unzählige Mal, wie gern!
Stürb' ich, ſchonten ihn milde Geſchicke nur.““ —

---

*) Ilia die Mutter des Romulus.

„Wie, wenn frühere Minne ſich
  Neu entzündete, neu bände, was aufgelöſt;
Nicht mehr Chloe, die blonde, mehr,
  Einzig Lydia nur meine Beſeligung?“ —

„„Zwar iſt er, wie der Tag, ſo ſchön;
  Du ſo leicht, wie die Korkrinde, die lockere,
Und wie Adria ſturmbewegt —
  Dennoch leb' ich allein, ſterb' ich allein mit dir!““

XVI.

— ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏒

Laß uns leben, o meine ſüße Wonne;
Laß uns innige, traute Liebe leben;
Und was finſtere, kalte Greiſe murren,
Sei an Werthe dem Aſſe gleich geachtet!
Sieh es tauchet hinab die Sonn' am Abend,
Und am Morgen erhebt die alte Pracht ſich;
Doch wenn unſere kurze Leuchte hinſank,
Eine nimmer erhellte Nacht bedeckt uns.

Gieb mir Küſſe, Geliebte, gieb zu Hundert,
Und dann andere neue mir zu Tauſend;
Dann gieb andere mir zu neuen Hundert,
Und dann andere wiederum zu Tauſend!
Wenn wir alſo die Küſſe fortgerechnet
Lang und mächtige Zahlen aufgehäufet,
Dann in Wirre zuletzt gieb ungezählte,
Daß wir ganz über ihre Zahl bewußtlos!

XVII.

— ⏓ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ⏒

All ihr Grazien, ihr Amoren alle,
Und ihr, feinere Menſchen alle, hört mich,
Hört und weinet! Es iſt der holde Sperling
Meiner Freundin, ach, ihre liebſte Luſt hin!
Er, der trauliche, zugewöhnte Liebling,
Den ſie ſorgſamer als ihr Auge wahrte,
Der ſie kannte, wie ſie die eigne Mutter,
Nicht vom Schooße ſich ihr verirrte, ſtets nur
Hier und dort ſie umhüpfte, ſie alleine
Nur anpiepete, ſeine ſchöne Herrin —
Weh, er gehet dahin die dunkle Straße,

Hin, wo ewige, ſchwarze Nacht bewältigt
Und nicht eine geraubte Seele losgibt!
Fluch dir, finſterer, ungerührter Orcus,
Der du jegliche Wonne roh hinabſchlingſt!
Dies auch wurde geraſſt, dies arme Thierlein,
Und nun weint ſie, die Liebſte, mir die Sterne
Roth, die lieblichen, ihres Angeſichtes!

XVIII.

— — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏓

Du an Wonne ſo reich, wie an Geſangkunſt!
Gieb mir Küſſe, geliebte Septimilla!
Nicht gewöhnliche, nicht gemeßne, gieb mir,
Solche gieb, wie die Küſſe des Catullus!
Sind ſo viele geküßt, wie dieſer aufzählt,
Dann ein Spätzchen erhältſt du, ſüße Freundin,
Ein ſo trauliches, ein ſo liebes, holdes,
Als derſelbe Catullus uns gemalt hat.

XIX.

Es ſchwankte die Natur, indem ſie ſchuf,
Ob ihr Gebilde weiblichem Beruf
Zu weih'n, ob es die Rolle,
Die weichere, des Weibes ſpielen ſolle;
Da, holder Knabe, der ein Märchen ſchier,
Gab ſie das ſchöne Daſein dir.

XX.

Als hin zu Hero's Thurm Leander ſtrebte,
Und in der Flut vor jähem Ende bebte:
»Nur jetzo,« flehet' er,
»Erbarme dich und ſchone mein, o Meer!
Verſchlinge mich bei meiner Wiederkehr!«

XXI.

Dem Gott zu widerſteh'n,
Dem mächtigen, der unſere Herzen lenket,
O gebt es auf! Er brennt noch heißer den,
Der ſeiner Obmacht zu entflieh'n gedenket.

XXII. *)

1.

Ein Amor iſt mir endlich
Gekommen, ein ſo ſchöner und ſo edler,
Daß, ihn zu hehlen, minder rühmlich wäre,
Als ihn zu zeigen aller Hülle bar.
Ihn hat ſie ſelber, Cypria, gerührt
Von meines Herzens innigem Bedarf
Und meinen ihr geweihten Klageliedern,
Zu mir gebracht und lächelnd
Mir in den Schooß geſetzt. Dies göttliche
Geſchenk, ich will es ehren,
Wie ſich's gebührt, will pflegen ohne Scheu
Mit aller Kraft, die meinem Herzen eigen,
Das mir vertraute hehre Götterkind.

---

*) Die folgenden Gedichte Nr. XXII. 1—4 ſtehen unter denen des römiſchen Dichters Tibull, ſind aber fühlbar weiblichen Urſprunges, wenigſtens was deren weſentliche Grundlage betrifft. Die Verhältniſſe und Umſtände, unter welchen ſie entſtanden, hat man ſich in folgender Art zu denken.

Der junge Cerinthus, ein Freund des genannten Dichters, der durch dieſe Verbindung zu den bezüglichen Originalen gelangte, glühte für die ſchöne, einer der erſten Familien Roms angehörige und in den höchſten Cirkeln lebende Sulpicia, und erwarb ſich trotz des ungleichen Standes ihre feurigſte und zärtlichſte Gegenliebe. Einer Vereinigung geſetzlicher Art, wie ſie in der Beiden Abſicht lag und ſpäter auch wirklich zu Stande kam, ſetzten ſich Hemmniſſe entgegen, da die Eltern andere ihnen angemeſſener ſcheinende Plane

Es rüge das, wem keine Pulſe ſchlagen,
Wem ferne jedes heißere Gefühl!
Es ſoll mir ohne Siegel zu dem Freunde
Jedwede Zeile geh'n, die ihm beſtimmt.
Wenn ein Vergehen hier, es iſt ſo menſchlich,
Und ſich verſtellen iſt ſo widerlich!
Er meiner und ich ſeiner werth — ſo möge
Die Welt uns kennen, die Verbündeten!

2.

Wie — eine dunkle, würdeloſe Buhlſchaft
Ziehſt du Sulpicia's ſchöner Minne vor?
Und biſt ſo ſicher und ſo ſorgelos
Ob ihrer Neigung, daß du wähnſt, ſie ſei

---

hatten. In dieſe Zeit fallen die anerkannt ſchönen und zarten Aeußerungen und Briefe Sulpicia's, die wir ausheben werden. Eine falſche Nachricht von der Untreue des Geliebten, der ſich in den Schlingen einer gemeinen Buhlerin gefangen, ſetzt das vornehme Mädchen, das von Bewerbern der angeſehenſten Art umgeben war, das aber nur dem Zuge des Herzens folgte und ſich daher dem in Hinſicht des Ranges unter ihr ſtehenden Jüngling gleichwohl mit ſo reiner Selbſtentäußerung hingegeben hatte, in die allerheftigſte Aufregung. Sie kehrt ihren ganzen Stolz heraus, um den Schuldigen darniederzuſchmettern, ſie bietet ihre ganze Stärke auf, um ſich über eine ſo große Kränkung hinwegzuſetzen: verfällt jedoch in Folge dieſer Gemüthserſchütterung in eine gefährliche Krankheit, in der ſie jenes ſo rührend zärtliche und demüthige Briefchen ſchreibt, das hier Nr. 3 mitgetheilt iſt.

Für alle Zeiten ſklaviſch
An dich gebunden, was Du auch für Frevel
Begehen magſt? Kann Dir Verworfenes
Behagen, eine feile Dirne dich
Hinweg aus unſrer reinen Sphäre locken,
So wiſſe, daß wir edle Freunde haben,
Die ſich entrüſten ob der Schmach, die wir
Durch dich erfahren, und, wir hoffen es,
Uns tröſten werden über eine ſolch
Empörende Verhöhnung des Vertrauens,
Das wir geſetzt in deine Redlichkeit.

3.

Ich leide Freund! Ich liege krank darnieder!
O ſage mir, ob du dich härmſt um mich,
Ob's dich beglücken wird, wenn ich geneſe?
Nur dann, ich ſchwöre dir's,
Wünſch' ich befreit zu ſein von dieſer Not,
Und neu zu wandeln, die Gerettete,
In lichter Sonne heiterm Strahl; wo nicht,
Iſt mein Begehr, zu ſinken in die Gruft.
Denn, ach, was ſollte mir das Daſein noch,
Das traurige, wenn dein Gemüt erkaltet,
Wenn Du nicht mehr mein Leben und mein Licht?

Ich kränkte dich durch meine raſche Flucht,
Da wir zuſammen in der ſtillen Nacht —
O zürne nicht! Ich that's ja nur, um Dir
Die Glut zu hehlen, die mich ſelbſt erfaßte,
Und wie bereu' ich ſie, die blöde That!
Es werde jede zärtliche Begier,
Die deine Bruſt für mich erfüllt, auf ewig
Ohn' alle Spur aus ihr hinweggenommen,
Wenn irgend eine Thorheit, eine Schuld,
Mit welcher ich, ſo lang ich athme, mich
Beladen habe, mir ſo leid, wie dieſe!

XXIII.

Wie ſoll man glauben, daß es Götter giebt,
Und ein gerechtes, göttliches Gericht?
Sie ſchwur bei ihrer Augen Heil und Licht,
Mich endelos zu lieben und ſie liebt
Nun einen Andern; doch ich ſehe nicht,
Daß ſich der Glanz in ihrem Auge trübt;
Nur um ſo lichter ſtrahlt ihr Angeſicht!
Mir aber, dem ſie ihr Gelübde bricht,
Und der nie ſelber ſeinen Eid verletzt,
Mir ſchmerzt das Auge, das erkrankte, jetzt.

XXIV.

Wie ſich ſo ganz ein liebend Herz verkehrt,
Das uns ſo eben noch ſo heiß begehrte!
Nichts war vereinſt, was ſie mir nicht gewährte;
Nichts iſt anitzt, was ſie mir nicht verwehrt!

XXV.

Die Keuſche, die nichts nimmt und die nichts leiſtet,
Sie ſteht in unbefleckter Reine da.
Die Ungebundne, welche das Gebotne
Hinnimmt und auch den Lohn dafür gewährt,
Iſt tadellos in ihrer Art. Doch das
Iſt ſchlecht gethan, iſt noch unendlich ſchlechter,
Als was die allergrößte Metze thut,
Die Jeglichem für Geld zu Dienſte ſteht:
Zu nehmen, auszubeuten die Verliebten,
Und doch zu täuſchen ihre Hoffnungen!

XXVI.

Soll dir Catull des Auges hellen Stern
Verdanken, Etwas dir, o Quintius,
Was von unendlich höherem Werthe noch —
So woll', er flehet dich,
Ihm nicht entreißen, was ihm noch unendlich
Wertvoller iſt, als ſeines Auges Stern!

XXVII.

Die ſchönſte du der Frau'n,
Die auf der Erde ſchön,
Die ärgſte jener auch,
Die böſe Wege geh'n!
Wie wünſchet' ich, daß du nicht gar ſo ſchlimm,
Und wenn ſo ſchlimm, daß du nicht gar ſo ſchön!

XXVIII.

Welch eine ſüße Kunde
Vernahm ich aus dem Munde
Der Liebſten einſt! »Ich bin
Und bleib' ohn' Ende dein.
Erſchiene Jupiter,
Der Götterfürſt, und böte
Mir ſeine Hand zum Bunde,
Ich ſagte Nein,
Ich bliebe dein allein.«
Doch ach, wie bald verloren
Aus ihrem falſchen Sinne
War all, was ſie geſchworen!
Drum was ihr aus dem Munde
Der Liebe hört, o ſchreibt es
Nur in den Wind zur Stunde,
Nur in das Waſſer ein!

XXIX.

— —́ ⏑ — ⏓ —́ ⏑ — ⏑ —́ —́ ⏑

Hör' endlich auf, Catull, denn hohe Zeit iſt es,
Dich hinzugeben ſo gefährem Irrſinne,
Und was dahin ſo zweifellos, dahin gieb es!
Wohl andre Tage lachten einſt, an Glück reiche,
Da du die Wege gingeſt, welche ſie winkte,
Die du geliebt, wie keine wird geliebt wieder.
Was für ein endeloſes ſüßes Spiel wurde
Damals getrieben, da, was immer du wollteſt,
Sie, ohne je zu widerſtreben, auch wollte!
Ja, andere Tage waren das, an Glück reiche!
Nun will ſie nicht mehr, und ſo woll' auch du nicht mehr,
Verfolge nicht, was fliehet, und dein Herz ſtähle,
Daß nicht in Elend deine Tage hinſiechen.
Ave, du lieblos-falſche Seele! Nie wieder
Wird dir Catull mit ſeinem Harm zur Laſt fallen;
Denn ſich gefaßt nun endlich als ein Mann hat er.
Doch wehe, was erwartet dich, die Ruchloſe!
Was du bereiteſt, wird bereitet dir werden,
Wenn all, was Süßes an dir iſt, die Zeit raffte.
Wer wird dann noch erglühend deine Huld ſuchen?

Wem wirſt du noch vor allen Andern ſchön dünken?
Weß Liebſte wirſt du heißen, die Vereinſamte?
Wem wirſt du Küſſe ſpenden, wirſt du wollüſtig
Die Lippe beißen? Liebe wird und Luſt dir auch
Zu Ende ſein, Verlaſſenheit auch dir grauſen;
Und ohne daß dir irgend Etwas Troſt biete,
In Allverachtung wirſt du in dein Grab ſinken.

XXX.

Wenn ihr erbarmungsreich, ihr Himmliſchen,
Wenn ihr dem Unglück irgend und der Not,
Selbſt in der äußerſten Gefahr des Todes
Mit euerer Hülfe rettend nahe war't,
So ſchaut die Tiefe meines Elends an!
Und wenn mein Herz und wenn mein Wandel rein
Von böſer Schuld, und wenn ich frommes Sinnes
Stets euer ewiges Geſetz geehrt,
Nie euch zu Zeugen, um Betrug zu üben,
Mit frechem Mund betheuernd angerufen,
Den Eid, den ich geſchworen, nie verletzt —

So nehmet es, o nehmet es, ich flehe,
Von mir hinweg, dies fürchterliche Weh,
Das mir verzehrend durch die Adern ſchleicht,
Mir, jede ſüße Luſt des Seins ertödtend,
In's Mark, in's innerſte, des Lebens dringt
Und mich den Schatten zu geſellen droht.
Nicht das begehr' ich fernerhin, daß ſie
Mich liebe, die Verrätherin; nicht das,
Daß ſie, gewohntem Unbeſtande fern,
In keuſcher und getreuer Flamme brenne —
Das kann ſie nicht. Mich ſelber nur zu retten,
Mir ſelbſt von nicht zu tragend ewiger Qual
Die Seele zu befrei'n, iſt mein Verlangen;
Nur dazu ruf' ich euere Götterkraft
Um Beiſtand an. Erfüllet zum Beweiſe,
Daß euch ein edler, reiner Sinn gefalle,
Dies Eine nur, ihr heiligen Mächte mir!

II.

1.

Da die Furie des Bürgerkrieges
Noch im Schwanken, wen ſie krönen ſolle
Mit dem Sieg, und Otho ſich darum
Nicht mit Römerblut bewerben wollte,
Grub er ſich das Eiſen in die Bruſt.
Haben Andere, dieweil ſie lebten,
Einen höheren Thatenruhm erworben —
Edler iſt wohl nie ein Mann geſtorben!

II.

Claudia Rufina heißt die Holde.
Ferne Britten gaben ihr den Urſprung,
Und doch iſt ſie von ſo ſchönem Bau,
Als nur immer Latium im Stande
Zu erzeugen iſt. Die Römerinnen
Halten ſie für eine Tochter Roms,
Attiſche Frau'n für attiſchen Geſchlechtes.
Sei ſie fruchtbar ihrem Ehgemale,
Daß ſich ein ſo reizend Wunderwerk
Der Natur vielfältiglich vererbe;
Ueberreich mit Kindern und mit Enkeln
Segne ſie erhabne Götterhuld!

III.

Meiner Werke zweite, treue Hand,
Kaiſerlichem Herrn nicht unbekannt,
Mein Demetrius! Drei Luſtra nur
Und vier Sommer gönnte die Natur
Dir, du Armer! Daß du nicht als Knecht
Niederſtiegſt zu deinem frühen Grabe,
Schenket' ich der Freiheit edles Recht.
Wenig half ſie dir, die hehre Gabe;
Doch du fühlteſt dich durch ſie geehrt,
Doch ſie war dir noch im Tode wert;
Und du riefſt, da dir die Lippe ſchon
Sterbebleich: »O theuerer Patron!«

IV *).

Steh, Fremdling und betrachte dieſen Hügel
Zur Linken hier. Es ruht darin ein Mann,
Der gut, barmherzig, liebevoll und arm war.
Beſchädige dies Grabmal nicht, ich bitte;
Es iſt geſetzt dem Cajus
Atilius Euſodos,
Dem Freigelaßnen des Serranius,
Dem Perlenhändler von der Sacra Via.
Gehab dich wohl!

---

*) Römiſche Inſchrift an der appiſchen Straße aus der Zeit der Republik.

V.

Du biſt an hehrer Denkart
Und Tugend, o mein Cäſar,
Dem alten Numa gleich.
Doch Numa war nicht reich.
Weit größer iſt es, rein
Was recht und gut zu wollen,
Wenn man ſo manchen Cröſus
An Schätzen überraget;
Weit ſchwieriger ein Numa
Bei ſo viel Glück und ſo viel Glanz zu ſein.

VI.

Der Kercyräer Herr
   Hat Gärten, groß und ſchön;
Ein ſchönerer, Entell,
   Iſt um dein Haus zu ſeh'n.
Daß ſich Lyäus nicht
   Der Fröſte halb beſchwere,
Die Purpurtraube nicht
   Der rauhe Nord verſehre,
Iſt mit Kryſtalle ſie,
   Durchſichtigem, bedeckt;
Die Rebe ſteht geſchirmt
   Und dennoch unverſteckt.
So wird durch Muſſelin
   Die zarte Mädchenhaut,
Im klaren Bache ſo
   Der Kieſelſtein geſchaut.
Was könnte die Natur
   Dem Genius verſagen?
Auf ſein Geheiß muß hier
   Den vollen Herbſt der karge Winter tragen.

Nach Opitzens Vorgang.

VII.

Vereiniget wird durch ein heilig Band
Mein Pudens und die ſchöne Peregrina.
Niemals hat eine glücklichere Fackel
Geſchwungen Hymenäus Hand. Denn nicht
Harmoniſcher, als dieſe Zwei, verbindet
Die Narde mit der Cinnamome ſich,
Und nicht mit dem Falerner Götterſafte
Der Honig Attika's. Es liebt getreuer
Sich Rebe nicht und Ulme, ſich Geſtad
Und Myrte, Lotos und Gewäſſer nicht.
Es wähle ſich Concordia für immer
Zum Throne dieſen ehelichen Pfühl;
Mit ihrer Huld beſtrahl' ihn endelos
Die goldene Cypris! Ihren Gatten liebe
Die Gattin noch, wenn ſeine Locke weiß;
Er bete ſie ſelbſt noch als Greiſin an!

VIII.

Da Theleſina noch der Reiſe bar,
Die unſere Sinne reizet an dem Weibe,
Verkaufte ſie der Thor, der ſie beſaß
Und nicht vorausſah, welche ſeltne Pracht
Sich in der Folge hier entfalten werde.
Nun, da ſie nach der bätiſchen Pauke tanzt,
In üppiger Stellung ihre Formen zeigt,
Gaditaniſche, wolluſtathmende Verſe ſingt
Und ſo den zitternd-alten Pelias,
Den Priamus am Grabe ſeines Sohnes
Im Stande wäre lüſtern aufzuregen —
Nun reißt ſie ihn unwiderſtehlich hin,
Erfüllet ihn mit Flammen ohne Maß;
Und die er hat verkauft als Sklavin einſt,
Kauft er zurück nun als Gebieterin.

IX.

So rein, ſo keuſch, wie eine jener alten
Sabinerinnen, und noch ernſterer
Und ſtrengerer Geſinnung und Natur,
Als ihr Gemahl, der herbe, finſtere,
War ehedem Lävina. Jetzo, da
Sie im Lucrinerſee und im Avernus
Und im Bajanerquelle ſich gebadet,
Wie umgewandelt iſt ſie! Wilde Gluten
Erwachten ihr; ſie fliehet den Gemahl
Und folget einem jugendlichen Liebſten.
Die in die Waſſer, die verhängnißvollen,
Sich eingetaucht als eine makelloſe
Penelope, ſie ging
Daraus hervor als eine Helena.

X.

Süß biſt du dem Gefühle, wenn du traut
Umfangen hältſt; biſt eine Luſt dem Ohr,
Wenn Suada mit ſo ſanfter Stimme Laut
Aus deinem holdberedten Munde ſpricht.
Nur — o wie Schade! — nicht
Den Augen eine Zier,
Wenn du im hellen Lichte
Der Sonne ſtehſt. Die Wonne wohnt in dir,
Doch ſie verbirgt ſich unſerem Angeſichte.
Komm, wenn die Nacht ergraut! Gehüllt in ihren Flor,
Laß deine Gluten ſprüh'n, umarme, ſchmeichle, koſe
So biſt du Paphia's allerſchönſte Roſe.

XI.

Es witziget den Guten
Betrogenſein vergebens;
Er bleibt trotz aller Ruten,
Die ihm Erfahrung giebt
Und wiedergiebt, bei'm ABC des Lebens.

XII.

Der Hirſche, der gehetzte,
Dem Untergange nah —
Da er des Herrſchers Majeſtät erſah,
Stellt' er ſich ihm zu ſeines Heils-Gewinn
Um Gnade flehend vor die Füße hin;
Und mit verſtändigem Sinn
Blieb hinter ihm die Meute,
Die hündiſche, zurück, und ſchonet' ihre Beute.

XIII.

Dies Elſterchen, wie es ſo deutlich ſpricht,
Wie es ſo menſchlich grüßt!
Daß es ein Vogel iſt, du glaubſt es nicht,
Bis du's mit Augen ſiehſt.

XIV.

Iſſa, die Hündin unſeres Publius,
Loſer iſt ſie, als Catullus Sperling,
Reiner, als der Turteltaube Kuß,
Schmeichleriſcher, als zu ſein im Stand
Irgend ein verliebtes Mägdelein,
Köſtlicher, als Indiens Edelſtein.
Dir zu reden ſcheint ſie, wenn ſie laut wird;
Leid und Freude fühlt ſie des Gebieters,
Schlummert ein, auf ſeinem Halſe liegend,
Schlummert ohne merklichen Athemzug;
Und kein Tröpfchen netzet ihm das Nachtkleid.
Kommt ihr Etwas an zu dieſer Friſt,
Weckt ſie leiſe mit dem Pfötchen ihn,
Daß er ihr die nötige Hülfe leiſte.
Liebesſpiel iſt ihr noch unbekannt;
Schwerlich auch ſo niedlichem Geſchöpfe
Fände ſich ein tauglicher Galan.
Daß ſie ihm nicht ganz verloren ſei,
Wenn ſie ausgelebet, malte ſie
Publius; er malte ſie ſo treu,
Daß ſie ähnlicher ſich ſelber nicht.

Wenn man neben einander die gemalte
Iſſa ſtellt und die lebendige,
Nicht die allerkleinſte Differenz
Setzet unſer Urteil in das Klare,
Und wir zweifeln, welche wohl die wahre.

III.

I.

Dem giebſt du, Poſthumus,
Nur deine Hand, dem aber einen Kuß.
Wenn ich von dieſen Eines wählen muß,
Gieb mir die Hand, o Poſthumus!

II.

Der Vater ſtarb, die fromme Tochter weint;
Doch nicht allein; vor Andern erſt erſcheint
Ihr Angeſicht von Thränen überfloſſen.
So aber härmt ſich ächte Trauer nicht;
Die wahre Thräne wird, o Gellia,
In Einſamkeit und Stille nur vergoſſen.

III.

Millionen hat er; ſeiner Wünſche Flug,
Er raſtete mit Fug;
Er ſteckt ſich aber ein noch höher Ziel.
Fortuna giebt ſo Manchem viel zu viel;
Doch keinem Menſchen giebt ſie je genug.

IV.

Dem Reichen iſt ein ökonomiſch Mittel,
Ein ſchändliches, ſein Zorn und Groll.
Er ſparet unter dieſem Titel;
Er zürnt und grollt, da wo er geben ſoll.

V.

Nichts iſt ſo leicht verletzt,
Als Ida; nicht entfernt darf man vor ihr
An Dinge rühren, die den Unterſchied
Von Weib und Mann betreffen. Was ich hier
Nicht wohl begreife, das iſt Eines nur:
Daß eine Dame, die ſo wunderzart,
So wunderrein von Weſen und von Art,
Doch — Mutter ward.

VI.

Fabulla ſchwört, es ziere
Sie nur ihr eignes Haar;
Und dieſes iſt auch wahr;
Wie wäre, was ſie kaufte, nicht das ihre?

VII.

„Zweihundert Thaler leihe mir!
Sie kommen ungeſäumt retour;
Du kennſt ja meine Pünktlichkeit.“ —
Hier haſt du hundert, lieber Freund!
Doch nicht gelieh'n, nein, gleich geſchenkt;
So komm' ich um die Hälfte nur.

VIII.

„Ich ſpeiſe nie zu Hauſe,“
Spricht Philo. Und er ſpricht
Die Wahrheit. Iſt er nicht bei einem Schmauſe,
So faſtet er, der Wicht,
Und ſpeiſt dann alſo auch zu Hauſe nicht.

IX.

Es klaget, o Alando, deine Frau,
Du ſeiſt ein ganz gemeiner Mädchenjäger;
Doch ihre Paſſion, das ſind die Sänftenträger
Nun, ſolch ein Pärchen paßt genau.

X.

Du ſtehſt in außerordentlichen Gnaden
Bei Höheren; ſie reißen ſich um dich
Bei Gaſtereien, auf den Promenaden
Und im Theater; ſie beeifern ſich,
Mit dir zu converſiren und zu baden.
Doch bilde dir darauf ſo viel nicht ein!
Die Ehre, welche hier
Für dich erblüht, o Philomus, iſt klein;
Sie treiben einzig ihren Spaß mit dir.

XI.

Ich ehrte dich, Pontilian,
So oft bereits durch meinen Gruß,
Du beutſt darum, du Grobian,
Den deinen nicht behender an.
Da man dich nicht begrüßen muß —
Adieu! das ſei mein letzter Gruß.

XII.

Die Nüchternheit, die Mäßigkeit
In eigener Perſon iſt dieſer Aper —
Zum Teufel mit dem ledernen Geſellen!
So Etwas iſt zu loben
An einem Knechte, nicht an einem Freund.

XIII.

Vor ihrem Manne ſchmählt, die mich geliebt,
Auf mich ſo heftig und der Dummrian
Hat eine wundergroße Freude dran.
Es hat von Urtheilskraft nicht einen Gran
In ſeinem hohlen Kopfe dieſes Vieh.
Wofern ſie ſchwiege, mich vergeſſen hätte,
Geheilt von ihrer Liebe wäre ſie.
Nun, da ſie mit ſo großem Zorn und Grolle
Ohn' Ende mein gedenkt, ſo ſpielt, ich wette,
Die Lieb' in ihr noch eine große Rolle.

XIV.

Kommſt du, Gellia, ſcheint ein Parfumeur
Angekommen, ein Flacon zerbrochen,
Der gefüllt mit köſtlichem Arom.
Doch du biſt darum nicht reizender
Und nicht liebenswürdiger. Ich kann
Meinen Hektor auch ſo duften laſſen,
Reib' ich ihm das Fell
Mit Pomaden und Eſſenzen ein.

XV.

Freund Milo iſt verreiſt;
Wie einſam und verwaiſt
Sind unterdeß ſein Weibchen und ſein Feld!
Nicht trägt ſein Feld, allein — wie wunderbar! —
Sein Weibchen trägt. Mach' ich das Wunder klar?
'S iſt keiner, der ſein Feld,
Doch Einer iſt, der ihm ſein Weib beſtellt.

XVI.

Es baute Cajus als ein reicher Mann
Großmüthig auch der Armut eine Zelle.
Nun, ſiehe, wohnet an der Armut Stelle
Er ſelbſt darin, da ihm ſein Gut zerrann.

XVII.

Sag' immer Nein,
O Galla! Pein
Muß beigemiſcht der Liebe ſein,
Sonſt ſinken ihre Flammen ein.
Nur nicht zu lange ſage Nein!

XVIII.

O ja, wir alle ſind
Recht heilige Leute, meiden,
So lang wir unverhohlen
Im Blick der Sonne ſtehen,
All jene böſen Wege,
Die uns die Scham verbeut;
Wir wandeln ſie ja nur
Ganz heimlich und verſtohlen
In Nacht und Dunkelheit.

XIX.

Daß dir von Zeit zu Zeit
Ein Vers geräth, das, o Sabellus, iſt
Kein Wunderding; dergleichen wohl verleiht
Ein Glücksmoment. Daß uns ein Buch gerathe,
Das iſt die Kunſt, das iſt die Schwierigkeit.

XX.

Für arm gehalten
Will Cinna werden,
Und ſieh, er iſt es.
Denn lebt auf Erden
Wohl irgendwer,
Der arm in Wahrheit,
So arm, wie er?

XXI.

Du biſt ſo alt, ſo reich an Habe,
Und jede dir gebotne Gabe,
Du nimmſt ſie doch ſo arglos hin!
Der Geber ſagt in ſeinem Sinn:
„Geh, alter Gaurus, geh zu Grabe!“

XXII.

Du ſagſt zu Keinem: Nein.
Soll das nicht Schande ſein,
So iſt es ohne Zweifel
Doch dies: Zu Nichts, o Thais, ſagſt du: Nein.

XXIII.

Paulina bietet ihre Hand
Dem Fabius — ſie hat Verſtand.
Er aber fliehet dieſes Band —
Sieh da, auch Fabius hat Verſtand.

XXIV.

Es hätten Räuber ſich, pflegt Senia zu klagen,
Sie zu bewältigen erfrecht;
Die Räuber aber läugnen es und ſagen:
Selbſt ihr Geſchmack ſei nicht ſo ſchlecht.

XXV.

Sie iſt das ſchlimmſte Weib; der ſchlimmſte Mann
Iſt er; ſich ähnlich iſt dies edle Paar
Bis auf ein Haar;
Wie wunderbar,
Daß es ſich dennoch nicht vertragen kann!

XXVI.

Zu Grabe trägt von ſeinen Frauen
Die fünfte ſchon Aemilian,
Und Claudia — man hört's mit Grauen —
Beſtattet ihren ſechſten Mann.
O Hymenäus, komm und ſtifte
Für dieſe Zwei den Ehebund!
Es geh' an ausgetauſchtem Gifte
Dies Baſiliskenpaar zu Grund!

XXVII.

„Ich kann bei meinem Leben
Nichts miſſen und Nichts geben;
Allein bei meinem Ende,
In meinem Teſtamente,
Sollſt du bedacht mit einer
Recht ſchönen Summe ſein."
Wenn du nicht allzu blind,
Dann, Maro, ſiehſt du ein,
Was wohl nach einer Rede
Wie die, die Wünſche meines Herzens ſind.

XXVIII.

Du ladeſt hundert Gäſte,
Mir ſämmtlich unbekannt, zu deinem Feſte,
Und fragſt erſtaunt, warum ich nicht erſcheine —
Ich ſchmauſe, Freund, nicht gern alleine.

XXIX.

Die Verſe, die du declamirſt, ſind mein;
Wie du ſie declamirſt, ſo ſind ſie dein.

XXX.

Die Hörer und die Leſer meiner Verſe
Ergötzen ſich daran; nur ein gewiſſer
Poete findet, daß ſie ohne Werth.
Ich bleibe guten Muth's.
Ein Koch, er kann vollkommen
Zufrieden ſein, wenn es die Gäſte ſind,
Die die Produkte ſeiner Kunſt genießen;
Wenn ſie ein Koch herunterſetzt, was thut's?

XXXI.

Die Prachtgeſänge hören ließen,
Es ſoll ſie halten allgemein
In hohen Ehren Groß und Klein!
Ich möchte weniger geprieſen,
Doch häufiger geleſen ſein.

Völkerſtimmen in bunter Reihe.

Chineſiſch.

Schwirre, ſchwirre, ſchwirre,
Webeſchiffchen Mulan's! —
Emſiglich vor ihrer Thüre
Webet eine junge Dirne;
In der Weberei Geſchwirre
Webet ihr gepreßter Buſen
Seine lauten Seufzer ein.

„Welche Liſte ſah ich,
Welche große Liſte!
Ausgehoben wird zum Kriege
Eine Schaar, die nicht zu zählen;

Auch den Vater eingezeichnet
Sah ich in gedehnter Reihe;
Aufgeboten ohne Schonung
Wird im Drange der Gefahren
Selbſt der kränkelnd allzu Schwache;
Ach, und keinen Sohn, o Vater,
Haſt du, der zum Heere tauglich;
Keinen Bruder haſt du, Mulan,
Der zum Kriege ſtark genug!«

Einen kühnen Anſchlag
Faßt die junge Dirne:
An des Vaters Stelle dienen,
An der Brüder Stelle fechten
Will ſie als ein junger Krieger,
Stählend ihre weiche Seele,
Bergend ihre Weiblichkeit.
Und ſo wie die Frühe dämmert,
Eilig hin zu Markte geht ſie,
Kauft ein Rößlein auf dem Oſtmarkt,
Einen Sattel auf dem Weſtmarkt,
Einen Zügel auf dem Südmarkt,
Kaufet endlich auf dem Nordmarkt
Eine Gerte ſich zum Ritt.

So bereits geſchieden,
Sagt ſie den Erzeugern,
Sagt ſie Schweſtern und Gebrüdern
Lebewohl durch eine Botſchaft,
Schwingt ſich auf ihr Roß und reitet
Kecklich als ein junger Krieger,
Stählend ihre weiche Seele,
Bergend ihre Weiblichkeit.
Schon verdämmert ihr die Heimath,
Schon die nächſte Nacht verbringend
An des gelben Fluſſes Ufer,
Hört ſie Vater nicht und Mutter
Um die holde Tochter klagen,
Hört ſie Schweſtern nicht und Brüder
Um die ſüße Schweſter weinen,
Rauſchen nur die dumpfe Woge,
Die der Fluß, der gelbe, rollt.

Aber als am Morgen
Neu die Sonn' emporſtieg,
Schied ſie von dem gelben Fluſſe,
Und am Abend, angekommen
An des ſchwarzen Fluſſes Ufer,
Hört ſie Vater nicht und Mutter

Um die holde Tochter klagen,
Hört ſie Schweſtern nicht und Brüder
Um die ſüße Schweſter weinen,
Das Getöſe von des Jen-Schan
Reiterei, der wilden, nur.

Und ſo geht es weiter
Manche tauſend Meilen;
Ueber Felſen hin die rauhe
Reiſe macht ſie: über Schluchten
Fliegt ſie, wie Gevögel flüchtig;
Oft im Hauch der Nächte wacht ſie,
Der zu ihr Nachtglockentöne
Dunkel aus der Ferne wehet;
Es beſcheint das kalte Mondlicht
Ihr Gewand, das eiſerne.

Solcher Art zehn lange,
Lange Jahre dient ſie.
Jetzo kehren alle Krieger,
Denn erfochten iſt die Ruhe,
Denn erſtritten iſt der Sieg.
Und zu Throne ſitzt der Kaiſer
Und vertheilet an ergebne,

Tapfere, bewährte Diener
Höhere, verdiente Würden
Oder tauſend Silber Unzen.
Stolz erhöht vom Hochgeneigten
Sollte nun auch Mulan werden;
Doch ſie ſpricht: „O Sohn des Himmels,
Göttlicher, erhabner Herr!
Eine Bitte bitt' ich:
Leihe mir genädigſt
Deiner raſchen Reiſethiere,
Deiner allerbeſten eines,
Daß es in erwünſchter Eile
Zum verlaßnen Vaterhauſe
Trag' ein arm, verloren Kind!“ — —

„Mutter, theure Mutter!
Vater, Brüder, Schweſtern!
Oeffnet eure Thüre ſchleunig
Und empfanget eure Tochter,
Eure Schweſter, eure Mulan!
Ab von ihrem Leibe nehmet
Dies Gewand von hartem Eiſen,
Gebet ihr die alten Kleider,

Jene weichen, jene leichten;
Daß ſie endlich wieder werde,
Was ſie vor zehn Jahren war!«

Rufe des Entzückens
Folgen ihrem Worte;
Durch die aufgeriß'ne Thüre
Stürzen Eltern und Geſchwiſter,
Hangen unter heißen Thränen
An dem Hals der holden Tochter,
An dem Hals der ſüßen Schweſter;
Führen in's verlaßne Haus ſie;
Nehmen ab von ihrem Leibe
Das Gewand von hartem Eiſen;
Geben ihr die alten Kleider,
Jene weichen, jene leichten;
Und ſo iſt ſie endlich wieder,
Was ſie vor zehn Jahren war.

Drauf an eines ſchönen
Tages hellem Morgen
Schmückt ſie ſich mit allem Fleiße,
Tritt ſodann aus ihrer Kammer,

Goldne Blumen in dem Haar.
So erſcheint ſie den Genoſſen
Ihrer Reiſen und Gefechte,
Und es ſehen dieſe ſtaunend
Die geſchmückte Dirne prangen,
Welche, wie ſie nun erfahren,
Unerkannt von allen Männern,
Allen Jünglingen des Heeres,
Eine Friſt von zehen Jahren
Ihr vertrauter, kampfgewandter,
Muthiger Geſelle war.

Madegaſſiſch.

König.

Du, ſag' an, wie nennſt du dich?

Gefangene.

Waïna,
Iſt, o Herr, mein Name.

König.

O Waïna!
Du biſt ſchöner, als die Sonn' im Aufgang.
Doch warum ſo tief gebeugt von Schwermut?

Gefangene.

Einen heißgeliebten Freund beſaß ich.

König.

Iſt er todt?

Gefangene.

Er iſt im Streit gefallen,
Oder irrt im Elend als ein Flüchtling.

König.
Laß ihn, und die Meine ſei, Waïna!

Gefangene.
Hab', o Herr, Erbarmen mit der heißen
Thränenflut, die deine Füße netzet!

König.
Und was heiſchet die?

Gefangene.
Mein Freund, der traute,
Küßte mir das Auge, mir die Lippe,
Ruhte mir am Buſen und wird ewig,
Ewig hier in dieſem Herzen leben.

König.
Hülle deine Reize mit dem Schleier — —
Und nun rede weiter!

Gefangene.
Laß mich ihn
Suchen bei Lebendigen und Todten!

König.
Geh' und ſuch' ihn! —

Wer da Küſſe raubet,
Welche mit des Kummers und der Sehnſucht
Bitterlichem Thau gemiſcht, verderbe!

Indiſch.

I.

Eitelkeit iſt Vieles auf der Welt,
Aber auf zwei Wegen Heil erſtreben
Wird der Kluge. Durch der Liebe Luſt
Erſtlich, und ſodann durch des Gedankens
Und der Einſicht göttlichen Genuß.
Beides im Vereine wird dem Leben
Seine höchſte Wonn' und Würde geben.

II.

Lüfte, ſo voll von Düften,
Zweige, ſo reich an Blüten,
Alles umher nur Leben,
Segen und Glück und Pracht!
Dort das Kokila-Weibchen *),
Seinen Gatten erſehnend,

---

*) Kokila, eine indiſche Nachtigall-Art.

Horch wie es girret und lacht!
Liebliche Frau'ngeſtalten
Fühlen in ihrer Bruſt
Zärtliche Triebe walten.
Wem doch in ſolchen Nächten
Flöſſe nicht ein Quell der Luſt!

III.

Kränze, die Erquickung hauchen,
Fächerweh'n und Mondesſtrahl,
Teiche, voll von Waſſerroſen,
Sandelſtaub und Weinpokal,
Ein Gewand, das nicht beſchweret,
Mädchenaugen ſanft und ſüß
Zaubern in des Sommers Gluten
Ein Erquickungsparadies.

IV.

Ob du dich, begrüßt vom ſüßen,
Sanften Nachtigallentone
An den Hulden der Geliebten
Still gelabt im Pavillone;

Oder ob du, um zu koſen
Mit verwandten edlen Geiſtern,
Mit der Dichtkunſt Virtuoſen,
Mit des Denkens hohen Meiſtern,
Ruhevoll die mondbeglänzten
Gartenauen hingewandelt —
Immer haſt du ſchön gelebet,
Immer haſt du wohl gehandelt.

V.

Leichter wirſt du Zahn auf Zahn
Brechen aus des Seethiers Rachen;
Leichter einen kleinen, ſchwachen,
Im Moment zerſchellten Nachen
Unter Sturm und Donnerkrachen
Lenken auf dem Ocean;
Leichter um die Schläfe biegen,
Daß ſie dir zum Kranze prangen,
Eine Brut von wilden Schlangen —
Als den hergebrachten Wahn,
Dem die Menge zugethan,
Als der Thorheit Macht beſiegen.

VI.

Da ich nur einmal im Scherze:
„Gehe!" ſprach, „ich haſſe dich" —
Weg in Eile wandt' er ſich,
Meidet itzt — denn, ach, ſein Herze
Iſt gemacht aus hartem Erze —
Meine Nähe zorniglich.

Wie bezähm' ich dieſes Sehnen,
Dieſes doppeltheiße nun?
Nimmer raſten, nimmer ruh'n
Meine Seufzer, meine Thränen.
Saget, ihr erfahrnen Schönen,
Saget an, was ſoll ich thun?

VII.

„O wie härmt mein ſcheues,
Schämiges Weſen mich!
Da wir ohne Zeugen,
Da wir endlich, endlich

Uns ſo nahe waren,
Uns ſo ſelig nahe,
Was ſo rein verzagt' ich?
Was auf all die ſüßen
Worte, die er ſagte,
Nicht die kleinſte Sylbe
Zu erwiedern wagt' ich?
Was ſo zarter Küſſe
Segnungen zu meiden,
O ich allzu Blöde,
Meine Lippe wandt' ich?
Was ihn nicht mit heißem
Arme zu umwinden
Und für alle Zeiten
Feſtzuhalten brannt' ich?“ —
Alſo mit ſich ſelber
Grollet in der Stille,
Grämet die Jungfrau ſich.

VIII.

Eine kleine Schelle
Klingelt durch die Zweige ſilberhelle; —
Ja, ſie iſt's, es nahet dieſem Ort
Mamia's befreundete Gazelle.

Wonnevolle Kunden
Sind an ihren ſchlanken Hals gebunden,
Eine Schrift von Blüthen, reich an Sinn,
Linde ſtillend meiner Sehnſucht Wunden.

Bote du, getreuer
Ihrer Huld, ich grüße dich mit Feuer,
Küſſe dich, als wäreſt du ſie ſelbſt,
Die mir über Alles lieb und theuer.

Dies Geſträuß behende,
Das ich ihr zu gleicher Antwort ſende,
Nimm es hin und liefer' es im Sprung,
Wie du pflegſt, in ihre zarten Hände!

IX.

Lenz, dein ſchmeichleriſch Kokila-Girren ſogar,
Vom Malajagebirg dein wonniger Hauch
Wird zur Qual geſchiedenem Liebespaar.
Wen ein Jammergeſchick zermalmend trifft,
Bitter ſolchem iſt Alles und Alles Gift,
Sei es Honig und Balſam und Nektar auch.

X.

O wer beſchreibt die Anmut Tamiandri's,
Dies Meiſterwerk der göttlichen Schöpferkraft!
Es hatte ſich Millionen Jahre ſchon
Im Bilden und Geſtalten aller Art
Brama geübt; es war aus ſeiner Hand
Unzähliges Schöne, Süße, Zierliche,
Holdſelige bereits hervorgegangen;
Da ſchuf er endlich, alle Wonnen die
Die Sinne reizen und die Seele feſſeln
Zuſammenfaſſend, dieſe Huldgeſtalt.

XI.

Was wäre dem Auge lichter,
Als holder Herrin Angeſicht?
Was wäre dem Ohre linder,
Als was ſie liebend zu dir ſpricht?
Wo wäre was an Süße
Zu gleichen ihrem Honigmund?
Wo wär' ein Paradieſe,
So reizend, als ihr Buſenrund?
Was wäre ſo voll Entzücken,
Wie Frauenherz und Frauenleib?
Was könnte ſo rein beglücken,
Wie ein geliebtes Weib?

XII.

Die Schnur, die Perl' an Perle
Um deinen Hals gereihte,
Wie wiegt ſie ſich ſo fröhlich
Auf deiner ſchönen Bruſt!
Mit Seel' und Sinn begabet,
Mit Seligkeit berauſchet
Sie, dieſe Götterluſt.

Was müſſen *wir* erſt fühlen,
In welchen Herzen ſchlagen,
So heiße Menſchenherzen,
Wofern es uns geſtattet,
Uns traulich anzuſchmiegen
An eine ſolche Bruſt!

XIII.

„Ohn' alle Gnade breche
Mein thöricht Herze Kama *),
Wofern es ihm noch einmal,
Dem tückiſchen, vertrauet,
Der in ſo bittre Pein ihm
Verkehret all ſein Glück.“

So ſpricht ſie zur Gefährtin,
Die hintergangne Schöne;
Zugleich jedoch, da ſpäht ſie
Begierig in die Runde
Mit dem Gazellenblick,
Ob nicht der Gott ſich irgend,
Der abgeſchworne, zeige,
Ihr Herze neu zu feſſeln
Mit ſeinem Blumenſtrick.

---

*) Kama, der indiſche Amor.

XIV.

Wohin, du zarte Jungfrau,
In ſo gefährer Nacht? —
„Dahin, wo meinem Herzen
Die ſchönſte Sonne lacht.“

Doch wie, wenn auf dem Wege
Schlang' oder Tiger naht? —
„Der Gott der Liebe treibt mich;
Er ſchütze meinen Pfad!“

XV.

„Wenn ich zurückekehre
Von dieſer Fahrt, der weiten,
Sag' an, geliebtes Weib,
Was willſt du, daß ich dir
Von ihr nach Hauſe bringe?“ —

Fluth von geweihten Quellen
Für meinen todten Leib! *)

---

*) Mit dem Waſſer heiliger Quellen wurden die Leichen gewaſchen. Wenn er zurückkehrt, hat ſie der Gram um ſeine Entfernung zur Leiche gemacht.

Malayiſch.

I.

O ſinne nicht auf Scheidequal,
Uns beideſammt zu morden!
Ich bin ja das lebendige Blut
In deiner Ader worden.

II.

Ich koſe ſüß mit der und der
Und werde ſtill und kranke;
Denn ewig, ewig kehrt zu dir,
O Nonna, mein Gedanke.

III.

Stirbſt du, ſo werd' ein Vögelein,
Leicht ſchwebend ob der Erden!
Ich ſterbe mit und will ſofort
Zu einem Aſte werden,

Und harren alſo, bis du kommſt
Und Ruhe ſuchſt im Grünen,
Und dir die ganze lange Nacht
Zum Ruheporte dienen.

Perſiſch.

I.

Es werde Licht! So tönete
Ruf Gottes in die dunkle Nacht,
Und ſiehe da, es wurde Licht;
Es wurde deines Auges Pracht.

II.

Was prahlſt du ſo, o Himmel,
Mit deinen hehren Prachten,
Was hegſt du ſtolzen Sinn?
Für einen Blick der Gnade,
Für eine Lächelſpende
Faßt Liebe deine ſchönſten
Goldfunken in die Hände;
Entraffet dir, die kühne,
Orion und Plejade
Und ſtreut ſie vor die Füße
Dem, was ſie liebet, hin.

III.

Zwei Paradieſeslauben
Sind, Liebſte, deine Brauen;
Es wohnen unter ihnen
Die Engel deiner Augen,
So mild, ſo klar, ſo rein,
Der Erde dunkle Gauen
Zu füllen überſelig
Mit ihrem Himmelsſchein.

IV.

Mein Gedanke fromm erglühend,
Macht ſich auf im Pilgerkleide,
Uebet eine heil'ge Pflicht.
Hin zu ſeinem Mekka ziehend
Wallet er die wüſte Weite;
Hin zu ſeiner Kaba fliehend
Dürſtet er nach Heil und Licht.
Und wo ſind ſie, dieſe Horte,
Dieſe hehren Gnadenorte? —
Mekka winkt, wo deine Pforte,
Kaba iſt dein Angeſicht.

V.

O Königin, o Herrin!
Es iſt die ganze Welt
Nur eine dunkle Sklavin,
Die dir den Spiegel hält.

VI.

Ein Märchen Evens
Iſt jegliches
Von deinen Augen;
Ein Roſenbeet
Des Paradieſes
Iſt jegliche
Von deinen Wangen;
Ein Zauberwald
Sind deine Locken,
Wo Seelen irren,
Für alle Zeiten
Verhaftete;

Dein Mundrubin,
Wenn er ſich öffnet
Und Liebe lispelt —
Ein Wunderhauch,
Ein meſſian'ſcher,
Der alle Schmerzen
Der Erde heilet,
Entwehet ihm.
Aus Lilienpracht
Und bläulicher
Syringenblüte
Gewoben ſind ſie,
Die Hügel, welche
Den Buſen dir
Gelinde ſchwellen;
Ein Feenpaar,
Nichts von der Schwere
Der Erde wiſſend,
Iſt deiner Füße
Aether'ſche Zier.
So dein Erſcheinen,
Wie es das Auge,
Die Sinne rühret.
Doch deine Seele,
Was iſt wohl dieſe?

Ein Vers, geſchrieben
Mit goldnem Griffel
Von Allah's Huld.
„Und was vom eignen
Gemüthe ſagſt du?“
Daſſelbe, Liebchen,
Iſt Aloe,
Gelegt in's Feuer
Der Lieb' und Andacht
Und ſo verdampfend
In Opferdüften
Zu deiner Ehre,
Zu deinem Preis

VII.

Nachtigall, die fromme, lebt und webet
  Ewig in der Roſe Dienſt und Pflicht;
Doch die Roſe ſendet, hart und herbe,
  Dornen ihr in's Herze, bis es bricht.

Und von ihrem Aſte ſinkt verblutend
  Nachtigall hinunter in den Staub,
Richtet auf die ſtolze, kalte Blume
  Matt empor ihr ſterbend Aug' und ſpricht:

„Allzu tief verachteſt du mich Arme,
  Allzu ſehr verkennſt du meinen Werth;
Nicht ſo ganz entbehr' ich alles Adels,
  Ob mir auch der äußre Schein gebricht.

Meine Seele, wiſſ', iſt eine Roſe,
  Ganz, wie du, ſo zart, ſo ſchön, ſo licht;
Schau herab, du allzu Ahnungsloſe!
  Kennſt du deine Schweſterblume nicht?“

VIII.

Zürnſt du meiner Thorheit,
Scheint ſie dir, du ſtolze,
Glutberaubte Schöne,
Laune nur und Willkür,
Dieſe niebeſchworne,
Heiße Seelenpein?
Lieben nur und leiden,
Leiden nur und ſterben,
Das kann ich allein.
Denn geworden bin ich
Aus der Aſche Jener,
Die der Gram der Liebe
Gnadelos hinabſtieß
In den Grabesſchrein.
Nicht erliegen werd' ich
Einem andern Schickſal;
Lieben nur und leiden,
Leiden nur und ſterben,
Das kann ich allein.

IX.

Finſtere Schatten der Nacht,
Wogen- und Wirbelgefahr!
Sind wohl, die da gelind
Raſten auf ſicherem Lande,
Euch zu begreifen im Stande?
Das iſt der nur allein,
Welcher auf wilder See
Stürmiſcher Oede treibt,
Meilenentfernt vom Strande.

X.

„Was dein Gemüth umwand,
Es iſt ein eitler Tand;
Tand iſt der Locke Zier,
Für Weiſere kein Band;
Tand iſt der Mundrubin,
Der ſüße Zuckertand;
Tand iſt *et caetera*;“
So lehret der Verſtand.
Doch iſt der Locke Zier,
Der Mundrubin zur Hand,

Zur Hand et caetera —
Wo bleibet der Verſtand?
Rein aufgegangen iſt
Der arme Tropf in Brand.

XI.

Wo iſt der Ort, an dem du weilſt?
An dieſem Orte will ich ſterben.
Kein andrer Port auf wildem Meer;
In dieſem Porte will ich ſterben.

Es läßt Karun von ſeinem Gold,
Der Reiche nicht von ſeinem Horte;
Wo wäre mir ein Hort, wie du?
Bei dieſem Horte will ich ſterben.

Und wenn du dich vor mir verbirgſt,
Und wenn du deine Pforte ſchließeſt,
An dieſer Pforte lager' ich,
An dieſer Pforte will ich ſterben.

Das letzte Wort aus meinem Mund,
Was wird es ſein? Dein ſüßer Name.
Wie fiele mir ein andres ein?
Mit dieſem Worte will ich ſterben.

XII.

Bei'm Strahle deiner Augen,
Dem Meiſter aller ſüßen Zauberei!
Bei deiner Lockenſchlange,
Dem Spielgeräthe holder Tändelei!

Bei deinem Mundrubine,
Der, ein Meſſias, Leben haucht und Heil!
Bei'm Flore deiner Wange,
Wovon der Lenz das ſchwache Conterfei!

Bei'm Baue deiner Glieder
Deß Architekt der Geiſt der Liebe war!
Bei deiner Buſenwoge,
Dem Wonnebett berauſchter Phantaſei!

Bei'm Reize deines Wandels,
Der Grazie ſelbſt eine Peri lehrt!
Bei'm Klange deiner Stimme,
Dem Urbegriffe ſanfter Melodei!

Bei'm Ambra deiner Düfte,
Der eines Engels reine Sinne raubt!
Bei'm Staube deines Weges,
Der meines Hauptes Ehrenkrone ſei!

Erbarme dich Hafiſens,
Eh ihm der Kräfte letzter Reſt verſiegt;
Ihm einen Blick der Gnade,
Ihm einen Schimmer deiner Huld verleih'!

XIII.

Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen,
Herab in's irdiſche tolle Getümmel gefallen.

Da ſah er umher die Kräuter und Blumen der Wieſe;
Ihm hat das luſtige, bunte Gewimmel gefallen.

Er hörte die Glöckchen am Halſe der Herde läuten;
Ihm hat das klingende, kleine Gebimmel gefallen.

Er ſah, wie ein Roß leicht über die Heide dahinflog;
Ihm hat der herrliche, fliegende Schimmel gefallen.

Ihm haben die traulichen Hütten, die laubigen Bäume,
Ihm ſelber im Wald ein ärmlicher Stümmel gefallen.

Nicht wieder empor zum erhabenen Himmel verlangt' er;
Er blieb, was er war, blieb gerne vom Himmel gefallen.

XIV.

Stehl' ich mich aus der Moſchee — hadre nicht!
Wenn ich in die Schenke gehe — hadre nicht!

Denn die Predigt iſt ſo trocken, iſt ſo lang,
Daß ich gar kein Ende ſehe — hadre nicht!

Wenn ich mich, o meine Sonn', in deinem Strahl
Als ein armes Stäubchen drehe — hadre nicht!

Wenn ich, armer Papagei, zu deinem Mund
Um ein wenig Zucker flehe — hadre nicht!

Ach, du biſt ſo ſchön, ſo ſchön, ſo wunderſchön!
Taumel' ich in deiner Nähe — hadre nicht!

Sonder Ende klagt die Nachtigall ihr Weh,
Sing' ich ewig Ach und Wehe — hadre nicht! —

Krächzen, o Hafis, dich fromme Schnäbel an,
Stille, ſtill; mit Rab' und Krähe — hadre nicht!

XV.

Enthalte dich der Nüchternheit,
So biſt du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rauſch zur Seligkeit
Unnütze ſei, das iſt ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirſt du nur im Rauſch empfah'n;
Denn daß der Unberauſchte nicht
Ganz finſter ſei, das iſt ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und ſpat
Lies in der Schönheit Alkoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentiſch ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere;
Doch was du liebſt, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt
Und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor ſeinem Stern!
Und o, wie iſt es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe ſei, das iſt ein Wahn.

XVI.

Der tadelloſe, große Herr
Des ewigen Weltenbau's,
Schloß unſere Seele feſt hinein
In dieſes ird'ſche Haus.

Und nimmermehr, ſo ſehr du dich
Entlebeſt und entleibſt,
Entringſt du dich, entſchwingſt du dich
Aus ſeinem Bann hinaus.

So ſorge denn um Sünde nicht
Und nicht um Ketzerei,
Wenn es in dir, wenn du in ihm
Lebendig und zu Haus.

Die wahre Sünde, glaube mir,
Die wahre Ketzerei,
Iſt finſterer Entſagungen
Liebloſer Leichengraus.

XVII.

O wie elend und gemein,
Sündigend ein Sünder ſein!
Schäme dich, ſo tief zu ſteh'n;
Lerne, von Verbrechen rein,
Sündigend ein Heiliger,
Sündigend ein Gott zu ſein!

XVIII.

Ich hatte geſtern Skrupel
Und ging zu meinem alten Wirth;
Der löſ'te jede Frage,
Er iſt ein ächter Seelenhirt.

Sogleich zu ſeinem Stalle
Zeucht er zurück ein jegliches
Der Schafe ſeiner Herde,
Das ſich vom rechten Weg verirrt.

Er zeigte mir im Glaſe
Den Becher Dſchem's, den magiſchen;
In ſeiner Tiefe ſah ich
Das Wahre klar und unverwirrt.

Ich ſahe, daß voll Weisheit
Nur was die ſüße Nachtigall
Auf ihrem Aſte flötet,
Die Taube, die verliebte, girrt.

Ich ſahe, daß voll Tiefſinn
Die wunderliche Stanze nur,
Die uns der Käfer murmelt,
Der um den Kelch der Lilie ſchwirrt.

XIX.

Wenn meine Verſe gar zu frei
Und gar zu reich an Unbedacht —
Dann, liebe Leute, denket euch,
Ich habe ſie im Rauſch gemacht.

Bewundert ihr darin zugleich
Die Bilder- und Gedankenpracht —
Auch dann zu denken, iſt am Ort,
Ich habe ſie im Rauſch gemacht.

Zwar hab' ich auch, von Trunke rein,
Vernünftiges zur Welt gebracht;
Doch war es ohne Glanz und Schein,
Es war ja nicht im Rauſch gemacht!

Da ſchwur ich einen großen Eid,
Nie mehr ſo geiſtlos-ungeſchlacht
Zu dichten eine Zeile nur,
Die anders, als im Rauſch gemacht.

XX.

„Nicht an Edens hohe Thore
Wag' es, o Hafis, zu pochen!
Denn du haſt zu viel verbrochen,
Der du trägſt im Sünderchore
Reiner Ketzerei Panier,
Und verſchloſſen bleibet dir
Das mit orthodoxer Strenge
Reingehaltne Luſtrevier.“ —

Mag es ſein! Ich locke mir
Süß heraus durch Lautenklänge
Seiner Huris hehre Zier.
Dann zurück zu meiner Tonne
Kehr' ich auf die Erde wieder,
Und ſie alle folgen mir
Tief und tiefer voll Begier,
Ein unendliches Gewimmel;

Und verödet iſt der Himmel;
Alle ſeine zarte Wonne
Senkte ſich zur Erde nieder.
Und das Paradies iſt hier.

XXI.

Wißt, daß ich alle Feſſeln der Geduld
Zerriſſen habe;
Wißt, daß ich mich der Ungebundenheit
Befliſſen habe!

Wißt, daß ich aller heiligen Bräuche mich
Entbunden habe,
Und doch die allerreinſte Seelenruh'
Zum Kiſſen habe!

Was thut es auch, daß ich der Kaba mich
Entfremdet habe,
Da ich zur Kaba ihres Augenlichts
Narciſſen habe?

Wenn ich die Hyacinthen ihres Haars
In Händen habe,
Sagt, Freunde, was ich an dem Roſenkranz
Zu miſſen habe?

Wißt, daß ich ſelbſt nach Edens Früchten kein
Verlangen habe,
Weil ich in meines Liebchens Apfelkinn
Gebiſſen habe.

Doch nun Ade, da ich zur Schenke nun
Zu eilen habe,
Und in Betreff des Kirchengangs ein zart
Gewiſſen habe.

XXII.

Sei geſegnet, Hauch der Lüfte!
Sei geſegnet Lippenhauch!
Sei geprieſen Rebenhügel!
Buſenhügel, ſei es auch! —

Nennſt du Küſſen eine Sünde?
Trinken einen Ketzerbrauch?
Mundrubine ſind ſo lieblich;
Weinrubine ſind es auch. —

Ueber Roſ' und Tulipane
Schimpfet der gemeine Lauch;
Nöthig aber unſerm Herzen
Sind ſo ſchöne Blüthen auch. —

Jakob iſt ſo glatt, ſo gleiſend;
Edom iſt ſo rauh, ſo rauch;
Jakob aber ſtiehlt den Segen,
Und die Lämmer ſtiehlt er auch. —

Deine Weisheit, wie beſchämt ſie
Mich betrunknen, armen Gauch!
Eine tiefe Nacht umhüllt mich;
Eine tiefe Nacht dich auch. —

In den Lüften, in den Wogen,
Im Gefild, auf Baum und Strauch —
Alles iſt beglückt und ſelig;
Menſchenherz, o ſei es auch!

XXIII.

Still zu deinem Buche greifſt du,
Zum Pokale greift Hafis;
Zur Vollendungskrone reifſt du,
Zum Verderben reift Hafis.

In gewohnter Schranke bleibſt du,
Ein geduldig frommes Schaf;
Als ein Leu aus ſeinem Gitter
In die Wilde ſchweift Hafis.

Eitel gute Werke häufſt du,
Strahlender Verdienſte Berg;
Fürchterlich zu aller Stunde
Seine Sünden häuft Haſis.

Viele fromme Herzen ſtärkſt du
Durch gelehrten Unterricht;
Mächtiglich in aller Thorheit
Alle Thoren ſteift Haſis.

Mörderiſche Klingen ſchleifſt du,
Ziehend in den Ketzerkrieg;
Seine Verſediamanten,
Seine ſchönen, ſchleift Haſis

Hoch hinauf zum Himmel ſteigſt du
Als ein qualmend Rauchgewölk;
Eine friſche Felſenquelle,
Tief zu Thale läuft Haſis.

Faſſ' ich es in eine Stanze:
Ewig, o du armer Mann,
Träufſt du nur von Bitterkeiten,
Und von Süße träuft Haſis.

XXIV.

Ich ſehe keine Sonne mehr —
  Wo iſt ſie hingekommen?
Ich ſpüre keine Wonne mehr —
  Wer hat ſie weggenommen?

Von friſcher Oſte Moſchushauch
  Blieb keine Spur zurücke;
Vergiftet iſt die Luft umher
  Und jede Bruſt beklommen.

Verſchüchtert iſt die Nachtigall,
  Entblättert iſt die Roſe;
Es iſt die Welt ſo liebeleer
  Und nur von Haß entglommen.

Verwandelt in ein Leichenfeld
  Iſt Gottes ſchöne Schöpfung;
Es ſchwirrt der Raben ſchwarzes Heer —
  So wollten es die Frommen.

XXV.

Preiſet den Herrn! Die Schenk' iſt wieder offen
Heilige ſiehſt du wie vom Blitz getroffen
Und die Gefangenen ihrem Garn entloſſen;
Preiſet den Herrn!

Preiſet den Herrn! Es blüht die Roſe wieder;
Bülbül ſinget die alten Minnelieder,
Und die Knospe zerreißt ihr enges Mieder;
Preiſet den Herrn!

Preiſet den Herrn! Es funkeln Weinrubinen,
Mundrubinen, entzückende, mit ihnen;
Heil und Leben und Rettung iſt erſchienen;
Preiſet den Herrn!

XXVI.

Willſt du mit uns leben —
Alle deine Bücher,
Deine vielſtudirten,
Welche dir ſo traurig
Im Gehirne ſpuken,
Unterwerfen mußt du
Unſerer Cenſur.
Sitzung iſt im Haine,

Wenn die Thaue blitzen;
Zu Gerichte ſitzen
Seltene Cenſoren,
Als da ſind: Viole,
Lilie, Narciſſe,
Nelke, Tulipane,
Hyacinthe, Roſe;
Auch die ſilberhelle,
Sanfte Murmelquelle;
Auch der Oſt, der loſe,
Und die geniale
Sängerin der Flur.
Ich, Hafis, ich leſe;
Jede da bemerkte
Myſtiſche, moroſe
Widerliche Stelle,
Ausgewaſchen wird ſie
Alſofort mit Weine,
Und zurück alleine
Bleibet das Gelinde,
Liebliche, Jocoſe,
Bleibet das Amöne,
Holde, Süße, Schöne,
Zarte, Weiche nur.

XXVII.

Siehe, des Lichts
    Himmliſche Grüße winken;
Morgen erſcheint,
    Goldene Thaue blinken. —

Raſch mir an's Herz
    Falle, mein Roſenknöspchen!
Knaben herbei;
    Füllet das Glas, ihr Flinken! —

Hoch zu Gericht
    Sitz' ich in hehrer Gottheit.
Trunkene rechts!
    Nüchterner Schaar zur Linken! —

Einzig, o Kind,
    Haben von dir die Blumen
Schimmer und Duft,
    Roſen, Narciſſen, Zinken. —

Immer herein,
Würdige Denkbefliſſ'ne!
Irre zu ſein
Laſſet euch nicht bedünken!

Ueber das Ich
Seid ihr im Ungewiſſen?
Laſſet, ihr Herrn,
Laſſet es uns vertrinken!

XXVIII.

Scham und Reu' iſt abgethan.
Scham und Reue
Füllt auf's Neue
Mein Gemüt.
Ich bereue
Jene Reu' und ſchäme mich
Jener Scham, die mich beſchlich,
Als ich noch mit Thorentreue
Fröhnete dem alten Wahn.

XXIX.

Spiele mir, o Spielmann,
Nicht die alte Leier;
Spiele mir unendlich
Fröhlicher und freier!

Spiele, daß von endlos
Aufgerißnen Buſen
Fliege der zerfleiſchend,
Fürchterliche Geier!

Spiele, daß vom Antlitz
Der verhüllten Wahrheit
Luſtig in die Lüfte
Flattere der Schleier!

Spiele, daß ſich alte,
Böſe Feinde küſſen,
Feiernd eine große
Allverſöhnungsfeier!

Spiele, daß die Schöne,
Goldne Buhlen höhnend,
Herze liebetrunken
Ihren armen Freier!

Spiele, daß die Sterne,
  Daß die Bäume tanzen,
Daß die Fiſche hochauf
  Springen aus dem Weiher!

Alſo ſpiel', o Spielmann!
  Und für andre Töne
Gebe man hinfüro
  Nicht mehr einen Dreier!

XXX.

All, was da Süßes unſer Herz beſtrickt,
Belegt es immer mit dem Interdikt!
Ihr ſelber, ihr vermögt es nimmermehr,
Zu folgen eurem grauſamen Edikt.
Mit einer Macht, die nicht zu bändigen,
Mit der Natur in ewigem Conflikt —
Was hilft es euch, wenn ihr den Leib kaſteit,
Wenn ihr die Seele zu dem Himmel ſchickt?
Weit ſchlimmer noch, als wir frivoles Volk,
Seid ihr vom Netze der Begier umſtrickt.

XXXI.

Sieh an des Himmels blauen,
Erhabnen Brief;
Sieh ſeine Schrift von Sternen
So deutungstief;

Sieh ringsumher auf Erden
So hold erwacht,
Was all in dunklen Samen
Und Knospen ſchlief!

Hier welch ein Buch voll Leben,
Voll Sinn und Geiſt,
Das Schöpferwort, das große,
In's Daſein rief!

Hier Blatt für Blatt zu leſen
Bemühe dich!
All andre heiligen Bücher
Sind apokryph.

XXXII.

Kommſt du, Freund, gegangen
  Mit den Tafeln Moſe,
O ſo lacht im Garten
  Ueber dich die Roſe.

„Nun wohlan, ſo ruf, ich,“
  Sprichſt du, „dem Profoſe!“
Auf die Wache ſchleppen
  Wollteſt du die Roſe?

Nimm, o Freund, von Nieswurz
  Eine ſtarke Doſe,
Und du ſelber denkſt wohl,
  Wie da denkt die Roſe.

„Viel zu frech, zu gottlos
  Denkt ſie mir, die loſe.“
Daß du es begriffeſt,
  Wie ſie denkt, die Roſe!

Nicht auf Erden hegt man,
  Nicht im Aetherſchooſe,
Frömmere Gedanken,
  Als da hegt die Roſe.

XXXIII.

Sing', o lieblicher Sängermund,
Stets von neuem und ende nicht!
Spend' uns herrlicher Reime Fund
Stets von neuem und ende nicht! —

In holdſeligem Minneſpiel
Ueb', o Schüler Hafiſens, dich,
Weil nur alſo das Herz geſund,
Stets von neuem und ende nicht! —

Sieh, o Schenke, die Becher leer;
Bring' uns, um zu bekräftigen
Mit dem Weine den edlen Bund,
Stets von neuem und ende nicht! —

Daß ich theuer und werth dir ſei,
Sag' es, Liebſte, denn nimmermehr
Ward mir ſüßere Mähre kund,
Stets von neuem und ende nicht! —

Raſ' und tobe, du ſchwarzes Herz,
Wenn es alſo gefällig iſt,
Unvernünftig und ohne Grund,
Stets von neuem und ende nicht!

Du, o Quelle des Lichts, jedoch
Scheuch', o Sonne, die finſtre Nacht,
Hell durchſtrahle das Weltenrund
Stets von neuem und ende nicht!

Altägyptiſche Säuleninſchrift.*)

Dem Geiſte, dem Himmel. der Sonne, dem Monde, der Erde,
Dem Tage, der Nacht und ihm,
Dem Vater alles deſſen, was da iſt
Und was da ſein wird jezumal, dem Eros.

---

*) Theo von Smyrna de musica.

Hebräiſch.

I.

Stark wie der Tod die Liebe,
Feſt wie Scheol ihr Wille,
Eine Flamme Gottes,
Jede Gewalt der Erde
Höhnend, ihre Gluth.

Nicht erliſcht die Liebe
Durch gewaltiger Wogen
Brauſende Waſſerfülle;
Nicht hinweggeflutet
Wird ſie durch empörter
Ströme wilde Wuth.

II.

O hätteſt du, begrüßend
Des Lebens erſte Sonnen,
Dieſelbe Bruſt geſogen,
Die meiner Kindheit Bronnen!
O wärſt du mir ein Bruder
Geſellig auferzogen,
Des Hauſes ſüßer Sohn!
Ich brauchte nicht mit Bangen
An deinem Blick zu hangen;
Ich müßte nicht erröthen,
Dir in das Ohr zu flöten
Der Liebe Schmeichelton;
Kein Lauſcher würde flüſtern,
Kein Auge würde düſtern,
Kein Finger würde droh'n;
Mein Sehnen und Verlangen,
Man würd' es nicht verſchwärzen;
Mein Küſſen und Umfangen,
Mein Drücken und mein Herzen,
Es würde nicht vor aller Welt zum Hohn.

III.

Auf unſern Rebenhügel
Ward ich hinausgeſendet,
Auf daß ich hier die Blüte,
Die labevolle, hüte,
Die aus der Erde Schooße
So lieblich aufgelacht.
Ich hatte trefflich Acht.
Sie wurde nicht geſchändet;
Es wurde Nichts entwendet
Von ihrer reichen Pracht.
Doch, ach, das eigne Gütchen,
Das eigne junge Blütchen,
Das hab' ich nicht bewacht.
Mir meiner Reize Trauben
Gefällig abzuklauben,
Bemühte ſich ein Dieb,
Und ihn hinwegzujagen
Und ſeinen Näſchertrieb
In ernſte Flucht zu ſchlagen,
Hatt' ich ihn leider allzu lieb.

IV.

Ein ſolcher iſt mein Freund,
Ein ſolcher iſt mein Buhle,
Ein einziger, erleſener
Aus ſämmtlicher Männer Schaar:
Wie ein Rabe, ſo ſchwarz ſein Haar,
Und ſeine milden Augen
Ein Tauben-Augenpaar.
Sein Leib, wie Elfenbein,
Und wie gehau'n aus Marmor
Der Schenkel Prachtgebilde;
Wie Lüfte, die gelinde
Hinſäuſeln über Roſen,
Sind ſeine Minnegrüße;
Wie des Honiges Seim an Süße
Die Küſſe, die er beut,
Sein ganzes Sein und Weſen
Nur Glück und Seligkeit.

V.

Mein Freund, er iſt ein Myrrhenſtrauß,
Der zwiſchen meinen Brüſten ruht;
Da halt' ich ihn mit feſter Hand
In meiner heißen Haft.

Mein Freund, er iſt ein Brauſekelch,
Gefüllt mit edler Traube Blut;
Ich bin beſiegt, ich bin berauſcht
Von ſeiner Flammenkraft.

Mein Freund, er iſt ein Blüthenlenz;
Wie lacht die Welt in ſeinem Hauch!
Es ſproſſet unſer Freudenbett
Von lauter Roſen auf.

Mein Freund, er iſt ein Wonneſee;
Ich ſtürze mich in ſeine Flut,
In ſeine klare Flut hinein,
Und kühle meine Glut.

Mein Freund, er iſt ein Labebaum,
Der ſchwellend reife Früchte ſenkt;
Die ſüßen all' in meinen Schooß
Entſchüttelt ſeine Huld.

VI.

Schön, wie Thirza, biſt du,
Wonnevollen Anblicks,
Wie die Pracht Jeruſalems,
Und wie kriegeriſche
Heldenheere furchtbar.

Wende, weh, ſie tödten,
Wende deine Blicke,
Ende meinem Herzen
Dieſen Zauberbann!
Aufgelöſt in Sehnſucht,
Nimmermehr begnügter,
Schmacht' ich hin und ſterbe,
Sterb' an einem Glücke,
Das die Bruſt, die ſchwache,
Menſchliche, nicht faſſen,
Nicht ertragen kann.

VII.

Es ſind der Königinnen
In ihrer Reize Strahl
Nicht weniger denn ſechzig,
Der Kebſinnen ſind achtzig

In meinem Freudenſaal;
Es eifern außer ihnen,
Mich blühend zu bedienen
Ausbündig ſchöne Mädchen ohne Zahl —
Alleine
So feine,
So blüthenhold, wie keine
In dieſem Roſenhaine,
Iſt eine
Mein Täubchen iſt, ja meine
Begehrte Wonn' iſt eine
Von ihnen allzumal.
Die Königinnen ſchau'n ſie,
Die Kebſinnen, die Mädchen,
Und loben ſie und preiſen ſie
Und nennen dreimal ſelig
Die glückliche Beglückende,
Die mir das Aug' Entzückende,
Die mir den Geiſt Berückende
Die mir das Herz Umſtrickende,
Des Königes ſchönſte Wahl.

Arabiſch.

I.

Vier Gnadengeſchenke
Hat Gott gegeben
Dem Araber:
Den Turban erſtlich;
Er ſteht viel beſſer
Als eine Krone —
Das Zelt ſodann;
Es iſt bequemer
Als ein Pallaſt —
Das Schwert zum dritten;
Es ſchützt viel beſſer
Als Mauerwerke —
Die Kunſt, die ſchöne,
Des friſchen, freien
Geſanges endlich;
Er iſt viel höher
Im Preis zu ſtellen,
Als was all' Andre
Mühſam erkünſteln
Und ſorglich wahren
In Schrift und Buch.

II.

Wir drei ſind Eines,
Ich, Roß und Lanze.
Dies dreifach Eine,
Dies kühne Ganze,
Schau es im Felde,
Schau' es im Glanze,
Schau' es verherrlicht
Im Waffentanze!

III.

Und wohn' er in feuriger Hölle Graus,
Zum Ruhme deine Straße ziehe!
Und wäre ſie hoch im Azure zu Haus,
Die Schande nur, die Schande fliehe!

IV.

Ich bin ein Held,
Dem Sittenadel
Und Seelenſtärke
Nie ungetreu.
Ein Hort bin ich,
Wie man ihn brauchet
Zur Zeit der Noth
Und der Gefahren;
Ein junger Leu,
Der da beweiſet,
Daß Kraft und Kühne
Zu Haus in Jemen
Und ewig neu.
Ich bin ein Sohn
Der Bergeshöhen,
Ein Sohn der Wüſten,
Der langgedehnten,
Ein Sohn des Hiebes,
Ein Sohn des Stoßes,
Ein Sohn des Grimmes,
Ein Sohn der Großmuth,
Ein Sohn des Fluges
Auf hohem Roſſe,

Ein Sohn der Rede,
Die Rhythmus athmet
Und Melodei.
Von Stahl mein Arm,
Mein Herz von Eiſen;
In allen Künſten,
Die da gekrönet
Mit hohen Preiſen,
Mein Geiſt geübet;
Nichts im Bezirke
Des Seins hienieden,
Was groß und ſchwer mir
Und hoch bedünket,
Was Furcht mir reget
Und zage Scheu.

V.

Eine Araberin ſpricht:

Was mir behagt, Arabiens freiem Kinde,
Euch rauh bedünkt, mir lieblich und gelinde,
Ich künd' es euch, in einen Reim gefaßt.

Ein leicht Gezelt, worin die Winde wühlen
Und eine Ruh' auf ſchimmerloſen Pfühlen —
Weit lieber, als ein goldener Pallaſt.

Ein Hund, bemüht, von meiner armen Hütte
Hinweg zu ſchelten alle böſen Schritte —
Weit lieber, als der Katze fette Raſt.

Ein jung Kameel, das keine Bande leidet
Und ſprungbeglückt auf meiner Haide weidet —
Weit lieber, als gedrückter Eſel Laſt.

Ein ſchlicht Gewand, ſo einfach als genügend,
Ohn' alle Zier die Glieder mir umſchmiegend —
Weit lieber, als der Prachtgewande Glaſt.

Ein Haidejüngling, ſchlank, behende, flüchtig,
Von nichts erſchreckt und aller Weiſe tüchtig —
Weit lieber, als ein Städter aus der Maſt.

VI.

Omar, ein Greis und rauh von Art,
Ein Weibchen hatt' er wunderzart;
Doch da ſie ſchlecht die Treue wahrt,
Befiehlt er ihr die Scheidefahrt.

Drauf lebt ſie einem Mann geſellt,
Der ihren Augen wohlgefällt;
Es wird jedoch dies Glück vergällt,
Dieweil das Pärchen Noth befällt.

Da wagt's die Frau und ſendet hin
Und pocht an Omar's Edelſinn:
„Ein wenig Milch zum Troſtgewinn
Aus deiner reichen Fülle rinn'!“

Doch er, der Harte, mit Inſult;
„Solch einem Weibe ziemt Geduld;
Nie ſprudle mehr ſo ſchnöder Schuld
Ein Born der Milch, ein Quell der Huld!“

Der Bote kehrt und giebt Bericht;
Die Frau mit ſüßem Angeſicht
Um des Geliebten Nacken flicht
Den weichen Arm und alſo ſpricht:

„Herb iſt der Mangel, herber noch
Ein nicht zu tragend Ehejoch.
Schlürf', Omar, Milch, und Galle koch'!
Bleibt Liebe mir und Molke doch.“

VII.

Dunkelheit bedeckt die Erde,
Stürme weh'n, es ſtürzt der Regen,
Haſtig her durch das Getobe
Schreitet der Geliebte mir.

Regennaß und froſtgeſchüttelt
Tritt er ein; entfachte Flammen,
Labetrunk und trautes Herzen,
Wärmen und erfriſchen ihn.

Nun jedoch der Wege denkend,
Der gefähren, die er wallte,
„Aber“, ruf' ich aus und zürne
Mit der Liebe ſanftem Zorn,

„Alſo durch die Nacht zu ſchreiten,
Durch die tiefe, ſchimmerloſe;
Nicht zu ſcheuen dieſe Güſſe,
Dieſer Stürme wilde Wuth;

Nicht zu fürchten die Dämonen,
Welche zu ſo böſer Stunde
Mit dem Element verbündet
Und ſo großer Tücke voll!“ —

„Wie doch hier in meinem Herzen,“
Alſo lächelnd der Geliebte,
„Niſtete die Furcht, die feige,
Wäre Raum für den Bedacht?

Ganz ja füllet es die Liebe,
Füllet es dein Bild, das ſüße;
Uebrig iſt für andre Gäſte
Nicht der kleinſte Winkel mehr.“

VIII.

Beſtieg ein edles Roß,
Um eilig heimzukehren;
Es ſtand mir einſt in Ehren
Ein traulicher Genoß.
Nun dünkte mir, es wären
Viel beſſer, als dies Roß
Die ſchlechteſten der Mähren
In ſchlechter Gäule Troß.
Je mehr es brauſ't und brannte
Und durch die Lande rannte
Und über Klüfte ſchoß,
Je mehr ich es mit Harme

Aus meinem Herzen bannte,
Das leidig edle Roß.
Denn aus geliebtem Arme,
Aus meiner Freuden Schloß
Von ſeinem Braus getragen,
Wie mochte mir's behagen,
Im Fluge hinzujagen
Nach minneleeren Hagen,
Wo mich die Welt verdroß!

IX.

Die Seel' iſt auf der Wanderſchaft,
Zu Mekka liegt der Leib in Haft.

In dieſe Gruft zu dringen her!
Wie wurde dir, o Lieb, die Kraft?

Dein ſüß Gebild zu laſſen ein,
Aufſprang die Pforte zauberhaft.

Doch labte nur ein Augenblick;
Dann warſt du neu dahingerafft.

Dies klag' ich einzig, klage nicht
Mißhandlung und Gefangenſchaft.

Ich dulde jedes Erdenloos,
Wie Männer müſſen, unerſchlafft;

Ich lache, dräut der Tod heran,
Und ſei er noch ſo ſchauderhaft;

Mir bändiget den Geiſt allein
Zu dir die tiefe Leidenſchaft.

X.

Wohl eine Märtyrerkrone
Der erſten Art erwirbt,
Wer liebet und entbehret,
Wer flammet, duldet, ſchweigt und ſtirbt.

XI.

Nein, nicht für mich
In Nacht und Nebel
Schweif' ich erwerbend;
Für ſie geſchieht es,
Die ſüße Tochter,

Für ſie allein.
Nein, nicht für mich
Dem Tode wehr' ich,
Da gerne ſterbend
Mein Haubt ſich neigte;
Für ſie beharr' ich,
Nur für Umeima
In dieſem Sein.

Ich weiß ja, wie
Verwandte denken;
Es würde ſie
Der Bruder kränken,
Der Ohm, der rauhe,
Unſanft behandeln
Ein ſchlechter Hort.
Welch eine Lage,
Niemals erduldet
Im elterlichen
Gewohnten Port!
Denn nie betrübte,
So lang ſie lebet,
Ihr zartes Seelchen
Ein Vaterwort.

Kabyliſch.

Abdallah, lieber Vater mein!
Du ziehſt zu Markte; da nimm, ich bitt',
Ali, mein gutes Männchen, mit!
Dort giebt's Geſchäfte, groß und klein;
Dort wird er gut zu brauchen ſein;
Und es iſt nicht noth, daß er Alles ſieht
Und Alles hört, was hier geſchieht.

Türkiſch.

I.

Des Herrn der Welten Lichtnatur,
Sie dämmert in der Sonne nur;
Es ſtrahlt der Gottheit volles Licht
Nur aus geliebtem Angeſicht.

II.

Wer kein geliebtes Weſen
In ſeine heißen Arme ſchleußt,
Der iſt, ſo viel er prahle,
Ein Körper ohne Seel' und Geiſt,

III.

Nicht Würde, Macht und Hoheit,
Geldſchätze nicht, noch Ruhm und Ehre will ich
Nur einen trauten Buſen
Zum überreichen Heilbeſcheere will ich.

In's Paradies der Liebe
Strebt meiner Sehnſucht nie geſenkte Schwinge,
In keines andern Edens
Zu ſtolze mir, zu kalte Sphäre will ich.

Geliebter Hand balſam'ſche
Beſchwichtigung für ſo viel herbe Wunden,
Die mir das Leben bohrte,
Das grauſame, mit ſeinem Speere, will ich.

Für meine heißen Sinne
Mitheiße Sinn' und glühendes Verſchmelzen,
Auf meiner Gruft Gedenkſtein
Aus treuen Augen eine Zähre will ich.

Durch Feld und Aue ſchweif' ich,
Durchdringe Berg und Thal und dürre Steppe;
Das ſtille Ruheplätzchen
Aufſpüren, ach, das ich begehre, will ich.

IV.

Schön war, das ich dir weihte,
Das goldene Geſchmeide;
Süß war der Laute Ton,
Die ich dir auserleſen;
Das Herze, das ſie beide
Darbrachte, werth geweſen
War's, zu empfangen einen beſſern Lohn.

V.

Verzicht', o Herz, auf Rettung,
Dich wagend in der Liebe Meer!
Denn tauſend Nachen ſchwimmen
Zertrümmert am Geſtad' umher!

VI.

Ich ſprach zum Herzen: »Herz, was iſt dir?«
Es ſprach: »Ich bin verliebt, das iſt mir.«
Ich ſprach: »Wie iſt dir denn zu Mut?«
Es ſprach: »Ich brenn' in Höllenglut.«

Ich ſprach: »Erquicket dich kein Schlummer?«
Es ſprach: »Den litte Qual und Kummer?«
Ich ſprach: »Gelingt kein Widerſtand?«
Es ſprach: »Wie doch bei ſolchem Band?«
Ich ſprach: »Ich hoffe, Zeit wird's wenden.«
Es ſprach: »Es wird's der Tod nur enden«
Ich ſprach: »Was gäbſt du, ſie zu ſeh'n?«
Es ſprach: »Mich, dich, Welt, Himmelshöh'n.«
Ich ſprach: »Du redeſt ohne Sinn.«
Es ſprach: »Weil ich in Liebe bin.«
Ich ſprach: »Du mußt vernünftig ſein«.
Es ſprach: »Das heißt, ſo kalt wie Stein.«
Ich ſprach: »Du wirſt zu Grunde gehen.«
Es ſprach: »Ach, möcht' es bald geſchehen!«

VII.

Der Märtyrer der Liebe,
Maaßloſem Harm erlegen,
Wie herrlich und wie hehr
Im Tode raſtet er!
Der heilige Geiſt ſpricht ihm den Grabesſegen.

VIII.

Der Bouſſole Nadel ſoll
Mir die Kibla *) zeigen;
Doch zu deiner Thüre nur
Pflegt ſie ſich zu neigen.

IX.

Sultanin der Herzen iſt
Dieſe fränkiſche Louiſe;
Quelle welcher Schmerzen iſt
Dieſe fränkiſche Louiſe!

All mein Islam iſt dahin,
Denn ich denke nur an dieſe
Wunderſchöne Ketzerin,
Dieſe fränkiſche Louiſe.

Krank bin ich, dem Tode nah,
Wie geſpießt an tauſend Spieße,
Denn mein Aug' erblickte ja
Dieſe fränkiſche Louiſe.

---

*) Die Richtung des Geſichts beim Gebet.

Doch wie bald wär' ich geſund,
Wenn ſie mich zum Kuſſe ließe!
Denn Herr Jeſus iſt der Mund
Dieſer fränkiſchen Louiſe.

X.

Eine Rieſenmuſchel
Iſt die Welt,
Die als einzige Perle
Dich enthält.

XI.

Eiferſüchtig ſchwillt der Mond,
Sieht er unſerem Kuſſe zu,
Kommt nach einem Monat erſt
Wieder in die alte Ruh'.

XII.

Was wollte man in einem Roſengarten machen,
Wenn nicht die Pracht der Roſe drin?
Was wollte man in einer Welt des Lebens machen,
Wenn nicht der Schönheit Wonne drin?

Es wird umſonſt der Lenze voller Glanz erwachen,
Fehlt holder Blick und Gruß darin;
Es wird umſonſt der ganze Reiz der Jugend lachen,
Fehlt Minneglück und Kuß darin.

Es flammte würdig Stadt und Land als Feuerrachen,
Wenn keine ſüßen Triebe drin;
Mag immerhin das Weltenall im Sturze krachen,
Verglühet einſt die Liebe drin.

Polydora,

ein weltpoetiſches Liederbuch

von

G. Fr. Daumer.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1855.

. . . Das Volk hat keine Luſt
An harten Dichtern, noch am Wein von Pramnos,
Der Augenbrauen und Bauch zuſammenzieht;
Es liebt den duftigen, milden, nektarſüßen.

Ariſtophanes.

(Fragment.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt a. M.

Inhalt des zweiten Bandes.

Völkerſtimmen in bunter Reihe. Fortſ. Seite 1

Neugriechiſch . . . . " 3 bis 12

Serbiſch . . . . " 13 — 28

Zigeuneriſch . . . . " 29 — 32

Rutheniſch (aus Galizien) . . . . " 33

Ruſſiſch . . . . " 34 — 54

Polniſch . . . . " 55 — 63

Ruſſiſch-Polniſche Kleinigkeiten.

Erſte Reihe . . . . " 64 — 70

Zweite Reihe . . . . " 71 — 74

Finniſch . . . . " 75 — 77

Kamtſchadaliſch . . . . " 78 — 79

Böhmiſch . . . . " 80 — 87

Aus Krain . . . . " 88 — 89

Lettiſch-Litthauiſche Volkspoeſie . . . " 90 — 108

Eſthniſch . . . . " 109 — 111

Magyariſch . . . . " 112 — 148

Deutſch (aus Volk und Vorzeit) . " 149 — 203

Däniſch . . . . " 204 — 205

Britiſch . . . . " 206 — 227

Aus der Bretagne . . . . Seite 228 — 230
Franzöſiſch . . . . „ 231 — 237
Provençaliſch . . . . „ 238
Aus den Pyrenäen . . . . „ 239
Italieniſch . . . . „ 240 — 249
Spaniſch . . . . „ 250 — 256
Braſilianiſch-Portugieſiſch . . . . . „ 257 — 258
Buch der Sprüche . . . . „ 259

I. Orient.

Chineſiſch . . . . „ 261
Indiſch . . . . „ 262 — 265
Perſiſch . . . . „ 266 — 268
Hebräiſch . . . . „ 269 — 279

Arabiſch.

Reden und Sprüche Mahomeds „ 280 — 283
„ „ „ Abubeker's „ 284
„ „ „ Omar's . „ 285
„ „ „ Ali's . . „ 286 — 287
Vermiſchte Sprüche. Arabiſch, Perſiſch, Türkiſch . . . . . . „ 288 — 296

II. Occident.

Vermiſchte Sammlung . . . . „ 297 — 315
Epilog, aus magyariſcher Quelle. „ 316

* * *

Völkerſtimmen in bunter Reihe.

Fortſetzung.

Neugriechiſch.

1.

Auf des Olympos Höhe ſenkt
Ein mächtiger Aar die Schwinge,
Ein abgehauenes Menſchenhaubt
In ſeiner Räuberkralle,
Ein trotziges im Tode noch,
Das Haubt von einem Braven.
Und wie er ſitzt und wie er ſchaut
Auf ſeine Beute, fragt er:
„Da du noch Eins mit deinem Rumpf,
Wer du geweſen, ſage!“ —
„„Friß, Vogel, meine wilde Kraft,
Verzehre meine Mannheit!
Noch eins ſo lang, noch eins ſo breit
Wird Schwinge dir und Kralle.
In Luros und Xeromeros
Da war ich Armatole;

Zwölf Jahre lang behorſtet' ich
Als Klephte den Olympos.
Ich brachte ſechzig Agas um
Und zündet' ihre Dörfer,
Unzählige Türken außerdem
Und Albaneſen würgt' ich.
Der Unterricht genüge dir;
Nun ſtille deinen Hunger!
Nicht deiner unwerth iſt der Raub,
Gewaltiger Vogelklephte!““

II.

Wir zechten einen ganzen Tag,
Wir zechten einen zweiten,
Doch wie die dritte Sonne ſchien,
Zu Ende ging der Wein uns.
Da ſandte mich der Haubtmann aus,
Um neuen aufzutreiben;
Doch ich, zu fremd und unbekannt
Mit Wegen und mit Stegen,
Ich folgte ſchlimm berechnetem,
Ganz irrigem Gewinde.
Daſſelbige verlockte mich
Auf eine ſteile Höhe,

Wo ein Bezirk ganz überſät
    Mit Pallikarenhügeln.
Von dieſen einer ſtand allein
    Und abgeflacht zur Seite;
Hinüberſchreitend ſetzet' ich
    Auf ihn die raſche Sohle.
Da ſcholl Gedonner und Geſtöhn
    Aus hohlem Unterreiche.
„Was ficht dich an? Was haſt du ſo
    Zu donnern und zu ſtöhnen?
Iſt ſie ſo ſchwer, die Erde dir,
    So groß die Wucht der Platte?“ —
„Nicht iſt ſo ſchwer die Erde mir,
    So groß die Wucht der Platte;
Was meine tiefe Ruhe ſtört,
    Was mich ſo heftig aufregt,
Iſt, daß du ſo unehrenhaft
    Mir auf das Haubt getreten.
Ich war ja doch kein Schlechterer,
    Kein Feigerer, denn du biſt,
Ich war ein Jüngling, wohlbewährt
    Im Pallikaren-Anſturm,
Und reichbeglückt durch Liebeshuld,
    Wenn ich im Monde ſtreifte.“

III.

Wer ſah auf Hügeln Fiſche je
Und Saaten auf dem Meere?
Wer eine ſchöne, junge Maid
Mit Kriegern im Vereine?
Und doch zu hören geb' ich euch
Solch eine Wundermähre. —
Zwölf Jahre dient' als Armatol',
Als Klephte Diamanto,
Und keiner in dem Heere merkt'
Ihr Weſen und Geſchlechte.
Einmal jedoch, am Feſte war's,
Es war am Oſtertage —
Sie ſpieleten das Klingenſpiel
Und ſchleuderten mit Steinen —
Da riß die Schnall' am Buſen ihr,
Da quoll die Bruſt, die weiße,
Aus dunkelem Gewand hervor
Und blitzte gleich dem Schneee.
Ein Knabe lugt', ein ſchelmiſcher,
Scharf auf ſie hin und lachte.
„Was haſt du, dummer Junge, da
Zu lugen und zu lachen?“ —

„Sah' eine weiße, weiße Bruſt,
Sah einen Mädchenbuſen;
Der blitzte, wie der Schnee, ſo hell,
Der ſchönſte Buſen war es.“ —
„Sei ſtille, Knab', ich bitte dich,
Und keinem Menſchen ſag' es!
Sollſt eine Damascenerkling'
Und goldne Flinte haben;
Sollſt als mein eigner Sohn ſogar
Das beſte Leben führen.“ —
„Will keine Damascenerkling'
Und goldne Flinte haben,
Nicht als dein eigner Sohn ſogar
Das beſte Leben führen;
Dein Buhle, Maid, dein Bettgenoß,
Dein Gatte will ich werden.“ —
Da ward ſo roth im Angeſicht
Vor Zorne Diamanto;
Bei ſeinen Haaren faßt ſie ihn,
Den unverſchämten Freier,
Und ſchmettert ihn zur Erde hin,
Und droht, ihn umzubringen.
Der Knabe fühlt, wie ſtark ſie iſt,
Er bebet ihrem Grimme.
„Laß ab, laß ab! Ich ſchwöre dir,

Nicht eine Sylbe ſchwatz' ich;
Nicht will ich auch dein Buhle ſein;
Dein Sohn zu ſein begehr' ich.
Ich will dich ehren nach Gebühr
Und folgen als dein Kind dir.
Nur drohe nicht, nur preſſe nicht,
Nur blicke nicht ſo furchtbar!«

IV.

Ich liebe dich ſo heiß, ſo heiß;
O liebe du auch mich!
Es pickt mein Herz ſo ruhelos
Wie eine Franken-Uhr.
Bald aber hat es ausgepickt,
Es ſteht auf ewig ſtill,
Wenn deine kleine, weiße Hand
Nicht mit dem Schlüſſel ſich,
Dem magiſchen, der Liebe naht
Und ſeinen Gang erneut.

V.

Steh'n dir Korintherbeerchen an
Und Muskatellertrauben?
Da nimm ſie hin! Doch mußt du mir
Auch einen Kuß erlauben.
Ein Kuß, er koſtet dir nicht viel,
Doch ich, für eine Gabe
So ſüßer Art, ich gebe dir
Gern meine ganze Habe.

VI.

Unwürdig am Geſtade lag
Die allerſchönſte Leiche.
Ich warf mich in den Staub zu ihr
Und küßte ſie, die bleiche.

Auf meinem Munde dies Gekos
Blutrothe Feuchte ließ es;
Ich wiſcht' es ab mit einem Tuch,
Da färbte ſich auch dieſes.

Ich wuſch es aus in einem Fluß,
Er füllte ſich mit Blute;
Von ſeiner Welle röthete
Sich auch der See Geflute.

Galeer' und Galeone glänzt'
In ſchauerlichem Glanze,
Es ſpiegelte den rothen Schein
Der Himmel ab, der ganze.

VII.

Dein Auge, Dimos, ſo bezaubernd ſchön,
Und dein Gemüth, ſo kalt –
Sie klag' ich an, beugt Jammer ohne Maß
Die Blume meines Seins.
Beſchleunige mein Ende, ſtoße mir
Dein Eiſen in die Bruſt;
Dann mit des Herzens flüſſigem Geblüt
Durchnäſſe dir ein Tuch,
Durch ſämmtliche Bezirke trag' es um,
Durch alle Dörfer rings,
Und zeig' es im Triumphe jedem Aug',
Und ſtaunt man an, ſo ſprich:
„Seht das Geblüte jener Aermſten hier,
Die mir ein Uebermaß
Von Huld geweiht und welcher ich dafür
Den Stoß in's Herze gab!“

VIII.

„Deine kecken Liebesſcherze,
Loſer Knabe, laß ſie ſein!
Wirf ſie, deine Zuckerſtückchen,
Andern in die Bruſt hinein!
Wirſt du keine Ruhe gönnen,
Zeig' ich es dem Biſchof an,
Und du wirſt, geſchornen Haubtes,
Schmählich in den Bann gethan.“ —

„Deiner Augen Zauberſpiele,
Schöne Dirne, laß ſie ſein!
Wirf ſie, dieſe Feuerbrände,
Andern in das Herz hinein!
Wirſt du keine Ruhe gönnen,
Zeig' ich es dem Herrgott an;
Der wird ſagen: Dieſer Knabe
Werde dieſer Dirne Mann.“

IX.

Auf der Ebne des Bardari,
Schlaffen Armes, matten Auges,
Liegt der hingeſtreckte Bevros,
Und es neigt zu ihm ſein Rappe

Das beſorgte Haubt und ſpricht:
„Hebe dich, o mein Gebieter,
Und beſteige meinen Rücken:
Unſre Schaar, ſie zieht von hinnen;
Mehr der Ruhe pflege nicht!“ —
„„Guter Rappe, mich erheben
Von der Erde werd' ich nimmer,
Nie beſteigen deinen Rücken
Fürderhin, ein raſcher Reiter;
Raſten ohne Wandel werd' ich,
Denn, ich fühl's, mein Auge bricht.
Eine Grube, guter Rappe,
Grabe mir mit deinen Hufen;
Hebe, wenn du ſie gegraben,
Mich hinein mit deinen Zähnen;
Wiederum ſodann mit Erde
Fülle ſie, die Füße rührend,
Mich zu bergen vor dem Licht!
Dann ergreife dieſes Tüchlein,
Trag' es hin zu der Geliebten,
Daß ſie drauf, die treue Seele,
Jene Perlen niederregne,
Die ſo reichlich rollen werden
Von dem holden Angeſicht.““

Serbiſch.

I.

„Was ſo feuerhell erſcheinet Trawnik?
Wird der Ort durch einen Brand verheeret?“ —
Nicht wird er durch einen Brand verheeret;
Dennoch aber brennet er; er brennet
Angezündet durch das Auge Janja's.
Abgebrannt ſind allbereits der Häuſer
Und der Läden eine ganze Menge;
Auch die neue Schenke liegt in Aſche;
Auch die Halle, wo der Kadi Recht ſpricht.
Keine Rettung vor ſo zauberiſcher
Flamme Wut, dem Untergang geweihet
Iſt, ſo ſcheint es, das geſammte Trawnik.

II.

Mein Geliebter, Ambra haucht ſein Odem.
Weißer Hand und ſpitzigen Rohres ſchreibt er
Feine Talismane für die Mägdlein.
Ihr Gehalt, ihr ſinniger, iſt dieſer:

„Nicht zu heiß erſcheine, wo der Froſt wohnt,
Nicht zu froſtig, wo die Seele Glut haucht!
Nicht um Mitleid flehe den Verächter;
Dem Verehrer weigere den Kuß nicht!“

III.

Knabe glüht für eine ſchöne Jungfrau.
„Dreierlei,“ ſo ſpricht zu ihr der Knabe,
„Iſt, was ich in meinem Sinne trage,
Zweifelhaft, was wohl das Beſte ſein mag.
Ob ich um dich werbe, wie es Brauch iſt?—
Doch da werd' ich ſchwerlich angenommen.
Ob ich es verſuche, dich zu rauben? —
Doch dazu gehören Kampfgenoſſen.
Ob es mir gelänge, dich zu locken? —
Doch du würdeſt mich verachten, fürcht' ich.“
Ihm ſofort entgegnete die Jungfrau:
„Eine Thorheit wär's, um mich zu werben,
Denn du würdeſt ſchmählich abgewieſen.
Eine Tollheit wär' es, mich zu rauben;
Denn es würde dir das Leben koſten.
Locke mich! Das iſt der beſte Rathſchlag;
Nicht verachten, was ich liebe, werd' ich.

IV.

Haſtig hin durch ein Gehölze ſchritt ich,
Durch ein erſtes im Beginn der Nachtzeit;
Durch ein andres eilet' ich, ein drittes,
Fand in einem vierten eine Kiefer,
Unter ihr ein Lager, ein bequemes,
Das die Liebſte da bereitet hatte,
Und auf ihm ſie ſelber, die geharret
Und im Harren endlich eingeſchlummert.

O wie glüht' ich ihrem Reiz entgegen!
Vor Begierde, ſie zu küſſen, bebt' ich,
Sie zu wecken, ſchien jedoch ſo unfein.
Da zum Himmel ſchickt' ich ein Gebet auf:
„Sende, lieber Himmel, einen Windſtoß,
Der da niederwehe von der Kiefer
Ein Gezweig und mir die Liebſte wecke!"
Und der Himmel ſendet' einen Windſtoß,
Der da niederwehte von der Kiefer
Ein Gezweig und mir die Liebſte weckte.
Welche Wonne! Bis der Morgen anbrach,
Koſ'ten wir und keine Seele wußt' es.
Nur der Himmel über uns, der ſtille,

Nur das Lager unter uns, das ſtumme,
Lauſchet' unſerem Lieb- und Luſtgeſtöhne,
Sah es ohne Schaden, wie vertraut wir
In einander ſchmolzen in der Waldnacht.

V.

Janko ſchlug ſein Zelt, der Hermannſtädter,
Vor der ſchönen Witwe Jela Thür' auf.
Sprach zu ihm die ſchöne Witwe Jela:
„Nicht, o Hermannſtädter Janko, ſchlage
Hier vor meiner Thüre dein Gezelt auf!
Junge Töchter hab' ich, unvermählte,
Kaum vermählte junge Schwiegertöchter.
Nicht doch aus dem Frieden ihrer Unſchuld
Störe ſie, wofern du edel denkeſt!“
Ihr darauf der Hermannſtädter Janko:
„Eitel ſind ſie, ſchöne Witwe Jela,
Deine Sorgen; deine Worte thöricht.
Haſt du junge Töchter, unvermählte,
Ei, die mögen ihrer Freier harren;
Haſt du kaum vermählte Schwiegertöchter,
Ei, die mögen ihre Männer küſſen.
Nicht zu ſtören eine von den Allen

Denk' ich aus dem Frieden ihrer Unſchuld.
Dich begehr' ich; dich, die herrlich-hehrſte
Aller Frauen, mir gewinnen will ich;
Darum einzig und alleine ſchlag' ich
Hier vor deiner Thüre mein Gezelt auf.

VI.

Schaden hat der Freund mir angerichtet,
Schaden außen im Gehege, Schaden
Im Gemach und Schaden in der Seele.
Denn zertreten hat er, als er haſtig
Das Geheg durchrannte, meine Blumen;
Mir ſodann der Hände Werk geſtöret,
Da er koſend mir zur Seite weilte;
Mir verwirret endlich in der Seele
Sämmtliche Gedanken und Gefühle.
Flüche ſchleudern ſonder alle Schonung
Will ich auf den Böſewicht, den holden.
Ewig ohne Rettung mir verfallen
Sei mit einem jeden ſeiner Schläge,
Seiner ſüßen Wallungen ſein Herze;
Feſtgebannt in meiner Arme Klammer,
Als in einem ewigen Gefängniß,

Sei er all mit ſeinem Sein und Weſen;
Daß aus ſeinem Aug' das meine flammend,
Daß aus ſeinem Mund der meine glühend,
Fort und fort die tiefe Seele ſauge!

VII.

Roſe du am Borne, rothe Roſe!
Was erblühſt du ſo in voller Schöne? —
Wäre wohl verſucht, dich abzubrechen,
Doch für wen? — Das iſt die bange Frage.

Meine Mutter ruhet tief im Grabe;
In die Schlacht gezogen iſt der Bruder;
Mit dem Manne, welcher ſie erkoren,
Fortgezogen iſt mir auch die Schweſter.

Und der Liebſte — drei Gebirge ſcheiden,
Drei Gewäſſer ihn von meinem Buſen.
Blühe fort auf deinem Stock, o Roſe,
Thränenüberthaut und ungebrochen!

VIII.

Liebe Seele! Goldenes Kind! Ich höre
Daß ſie dich mit Schelten und mit Schlagen
Arg mißhandeln. Thun ſie ſolches darum,
Weil du mir ſo gut, weil du es duldeſt,
Daß ich komme? Wär' es ſo, ich würde
Nicht mehr kommen. — Nein! Noch öfter würd' ich
Zu dir kommen und noch unverhohlner,
Daß die Mutter dich in ihrem Zorne
Ganz und gar aus ihrem Hauſe ſtieße,
Ganz und gar mir in die Arme jagte,
Und du ganz und gar die Meine wäreſt.

IX.

Durch des Haines tiefe, ſtille Dunkel
Wallet tiefbetrübt ein junger Hirſche;
Ihn bemerkt des Haines ſchöne Wila *)
Und beginnt und ſpricht zu ihm die Worte:

„Junger Hirſch! Ich ſehe dich ſo traurig,
Sehe dich drei Tage ſchon ſo leidend,
Sage mir, was beuget dir die Seele?“

*) Die ſerbiſchen Wilas ſind eine Art von Waldgeiſtern, Waldnymphen, jung und ſchön von Anſehen, mit weißem Gewand und langem, fliegenden Haar.

Und der Hirſch entgegnet ihr, der junge,
Seine Blicke bebend, die geſenkten:
„Holde Schweſter, Wila dieſes Haines!
Mich betroffen hat ein ſchweres Unheil.
Eine Freundin hatt' ich, eine ſchöne,
Eine traute, wonnige Gefährtin —
Ach du kennſt ſie ja, du mußt ſie kennen.
Dieſe ging, zu ſchlürfen an der Quelle,
Welche vom Gebirge ſo erquickend
Niederrinnt, und kehrte nicht zurücke.
Sage mir, welch ein Geſchick betraf ſie?
Hat ſie ſich verirret und verloren?
Eile dann, holdſeliger Geiſt, o eile,
Sie zu ſuchen und zurückzuführen! —
Mordete der Grauſame, der Menſch, ſie?
Traure dann mit mir, o Schweſter Wila,
Stöhne tauſend Klagen in die Lüfte,
Weine tauſend zarte Geiſterthränen,
Während ich in meinem Harm verſcheide! —
Oder iſt ſie heil und ohne Kummer?
Hat ſie mich verrathen und verlaſſen?
Würdig iſt ſie dann, die Schlechtgeſinnte,
Daß auf ihre Spur der Menſch gerathe.

X.

Wehe, wenn ein Mädchen einem Manne
Edelſinn und treue Minne zutraut!
Jammervoll belogen und betrogen
Iſt die Arme. Wie der Himmel jetzo
Sonnenhell und jetzo überſchattet
Von Gewölk, ſo eine Männerſeele.
Wenn ſie Huldgenüſſe fodern, heißt es:
„Liebes Herz, ich nehme dich zum Weibe.“
Wenn man ihren Wünſchen nachgegeben,
„Warte“, heißt es, „bis der Herbſt gekommen.“
Wenn der Herbſt gekommen, weh, da haben
Sie ein andres Lieb im Arm, die Falſchen.

XI.

Tiefer Schnee lag am Georgitage;
Unbeſchuht durchſchritt ihn eine junge,
Zarte Frau, den Bruder an der Seite.
„Liebe Schweſter“, ſprach zu ihr der Bruder,
„Ich beſorge, daß der Schnee, der kalte,
Allzu ſehr die Füße dir durchſchaure
Und dich eine ſieche Qual ergreife.“ —

„Nicht zu ſehr durchſchauert, o mein Bruder“,
Alſo Jene drauf, „der Schnee, der kalte,
Mir die Füße, die an Froſt gewöhnten;
Doch das Herz, das iſt ſo kalt wie Eis mir,
Viel zu kalt, um lange mehr zu ſchlagen;
Denn dem ungeliebten Mann verbunden
Hat die Mutter mich, die liebeloſe.“

XII.

Schwarzer Wald, dein Schatten iſt ſo düſter!
Armes Herz, dein Leiden iſt ſo drückend!
Was dir einzig werth, es ſteht vor Augen;
Ewig unterſagt iſt Huldvereinung.

XIII.

„Und du biſt vermählt, wie ſie mir ſagen?“ —
„Ja, ich bin's, und auch eine Knabe ward mir.
Deinen Namen hab' ich ihm gegeben;
Nenn' ich ihn und ruf' ich ihn, ich nenne,
Rufe dich zugleich mit ihm, Geliebter!“

XIV.

In die Höhe ſtrebet ein ſo ſchlankes
Mandelbäumchen;
Unter ihm mit der Geliebten raſtet
Mehmed Aga.
Erdengrund und friſche Raſengrüne
Iſt ihr Bette,
Und der goldene Sternenhimmel droben
Ihre Decke.
Auf der Arme Kiſſen ruh'n einander
Die Beglückten.
Pfühle, wo es ſich gelinder ausruht,
Sprich, wo ſind ſie?

XV.

Weichſelbäumchen, reiche Früchte hangen
Am Gezweig ihm,
Unter ihm mit ſeiner jungen Herrin
Koſ't der Jungherr.
Schwirren Vögel um ſie her und zwitſchern;
Spricht der Jungherr:

»Hörſt du, Liebchen, was die Vögel zwitſchern,
Dieſe böſen?
Eine ſchönere Liebſte ſoll ich wählen,
Eine ſüßre.
Soll ich ihrem loſen Rathe folgen?«
Drauf die Herrin:
»Thu' es immerhin, ich will's nicht hindern,
Aber höre,
Was dagegen mir mein Herze flüſtert:
An der Donau
Steht ein hoher Baum, am Meeresufer
Steht ein andrer.
Wenn ſie ſich einſt zu einander biegen,
Dieſe beiden,
Wenn ſich ihre Gipfel einſt berühren,
Ihre fernen,
Dann ſich eine ſchönere Liebſte wählen,
Eine ſüßre,
Wird das Herrchen hier, das du ſo ſicher
Haſt am Bande,
Und das doch ſo prahleriſch mit ſeiner
Freiheit flunkert.«

XVI.

Daß ich eine reiche Dame wäre!
Wüßte wohl, was ich zu kaufen ginge:
Eine Landſchaft an der Sawe wär' es,
Schön geſchmückt mit einem Blumenhain.

Daß ich eine reiche Dame wäre!
Wüßte wohl, was ich für Blumen hegte:
Rothe Roſen, dunkle Nelken wären's;
Bunte Tulpen miſchet' ich darein.

Daß ich eine reiche Dame wäre!
Wüßte wohl, wen ich zum Gärtner machte:
Laſo, meines Herzens ſtille Wonne,
Laſo wär's, der ſüße Knabe mein.

XVII.

Nicht zu bitter kränke meine Seele,
Nicht zu lange grolle mir mit Ungrund!
Viel ertrag' ich; wenn ich aber breche,
Nicht vermag ganz Herzogewina mich,
Nicht ganz Bosnien wieder gut zu machen.

XVIII.

Waſſer holt die junge Dirne;
Sich betrachtend in der Welle,
Spricht ſie zu ſich ſelber alſo:
„Armes Kind! du biſt wohl ſchön;
Doch es fehlt dir eine Zierde.
Schmückte dich ein Kranzgewinde,
Dich ein bräutliches, ein grünes,
O wie reizend würd' es ſteh'n!
Fragt es ſich jedoch, für wen
Du ſo herrlich prangen möchteſt —
Dir geſtohlen hat das Herze
Konſtantin, der junge Hirte.
Vor der Heerde gehet er,
Wenn er ſeine Schafe weidet,
Wie der Mond, der ſtrahlenhelle,
Vor dem Heer der Sterne her.“

XIX.

Eine junge Dirne,
Eine ſchwer erkrankte,
In der Mutter Schooße
Ruht ſie hingelagert.

„Sage doch, was iſt dir?"
So beginnt die Mutter.
„Sprich es aus mit Klarheit,
Daß dir Hülfe werde,
Von ſo wunderlicher
Großer Noth und Pein." —

„Frage nicht, o Mutter,"
Spricht die kranke Dirne.
„Keine Hülfe werden
Soll mir Unglückſel'gen;
Sterben iſt mein Vorſatz.
Doch wenn ich geſtorben,
Die Geſpielinnen
Meiner Jugendtage,
Lade, die vertrauten;
Sämmtliche mir freundlich
Zugeneigte Mädchen
Lade zu dir ein!
Denn mit einer Erbſchaft,
Die ſie ſchätzen werden,
Sie bedenken will ich:
Alle Knaben, alle
Männer, die mich lieben,
Will ich ihnen ſchenken;

Mujo nur, der theure,
Bleibe mir im Tode,
Mujo, der allein.

Hole nun die Prieſter;
Rufe nun die Pilger!
Greife, mich zu waſchen,
Nach dem Roſenwaſſer;
Nimm, mich abzutrocknen
Friſche Röſelein!
Dann die Leichenfeier,
Dann die Gruft beſorge!
Nicht jedoch begrabe
Meine Reſte dorthin,
Wo die Todten liegen;
Neben Mujo's Hütte,
Da, o Mutter, ſenke
Mich in's Grab hinein!„

Zigeuneriſch.

I.

Zigeuner ſind ſo ſchlimm nicht;
Zigeuner ſind gute Leute.
Als unſer Herr noch jung war,
Da hielt er's mit den Zigeunern;
Nichts thaten ihm die zu Leide,
Sie waren ihm hold und freundlich;
Da ging er unter die Fremden,
Die haben ihn gekreuzigt.

II.

Laß Jahr auf Jahr vergangen ſein,
Seitdem ich in die Nacht hinein
Geſunken aus der Sonne Schein;
Du komme nur, du rufe nur
In meine dunkle Stube!
So wie du meinen Namen nennſt,
Tief wird dir aus der Grube
Antworten mein Gebein.

III.

Mit jedem Morgengraue,
Bei jedem erſten Licht —
Nicht mit der friſchen Quelle,
Nicht mit dem Morgenthaue,
Mit meiner Augen Welle
Waſch' ich mein Angeſicht.

IV.

Frei iſt der Fiſch im Waſſer,
Iſt in der Luft der Aar,
Frei iſt der Hirſch im Walde,
Doch freier unſre Schaar.
Und wähne nicht, o Mädchen,
Es fehle dem Zigeuner
An köſtlichem Beſitz!
Denn ſiehe nur: es ſchimmern
Als Perlen ihm die Zähne,
Es leuchtet ihm das Auge,
Ein diamantner Blitz.
Auch ein Karfunkel birgt ſich
Im Buſen ihm: ſein Herze.

Smaragden iſt ſein Bette,
Das iſt der grüne Grund;
Sein Saal, der goldgeſtirnte,
Das große Weltenrund.
Du aber, o du Arme!
Siehſt hinter Schloß und Riegel
Den Jugendtag entſchleichen,
Tieftraurig alle Zeit.
O laß ſie, deine Hallen,
Die dir umſonſt ſo bunten,
O laß ſie, deine Pfühle,
Die dir umſonſt ſo weichen!
O komm mit uns und fühle
Maßloſe Seligkeit!
Ich biete meine Perlen
Und meine Diamanten,
Ich biete den Karfunkel
In meinem Buſen hier;
Mein Bette von Smaragde
Und meines Saales Prachten,
Ich theile ſie, du ſchöne
Gefangene Maid mit dir.

V.

Ich ging zu einem Prieſter,
Ich warb mir einen Pathen
Für mein zu tauſend Kindelein
Und fiſchte zwei Dukaten.
Es iſt nunmehr das zehnte Mal,
Daß es ein Chriſt geworden iſt;
Das iſt ja wohl kein Schaden.

VI.

Mir unter die Füße kommt ein Schwein;
Ich ſehe mich ſo ganz allein;
Da hebt es an, ſo laut zu ſchrei'n:
„Zigeunerlein, Zigeunerlein!
Ich bin ja dein, ich bin ja dein;
Raſch zugelangt, die Müh' iſt klein,
Und hurtig in's Gebüſch hinein!“

Rutheniſch

aus Galizien.

Es traten ein zu meiner Pforte,
Um mich zu freien, drei Geſellen;
Der eine gab mir ſchöne Worte
Und ſchöne Bänder, zwanzig Ellen.

Süß tönet' auch des andern Bitte,
Dazu beſchenkt' er reich mit Golde;
Nur eine Roſe gab der dritte,
Und ſagte nichts, der Wunderholde.

Ich ließ die Bänder, ließ die Schätze;
Der war ſo häßlich, der ſo loſe.
Ich merkte nicht auf ihr Geſchwätze;
Ich wandte mich und nahm die Roſe.

Ruſſiſch.

I. *)

Wahre, wahre deinen Sohn,
Nachbarin, vor Wehe,
Weil ich ihn mit ſchwarzem Aug'
Zu bezaubern gehe.

O wie brennt das Auge mir,
Das zu zünden fodert!
Flammet ihm die Seele nicht —
Deine Hütte lodert.

---

*) Die hier zunächſt folgenden Nummern I—IX. gehören dem Genre der ruſſiſchen und polniſchen Tanzliederchen an, in denen ſehr viel Leben und Geiſt zu ſein pflegt, und von denen noch andere Proben in der polniſchen Sammlung und in den »ruſſiſch-polniſchen Kleinigkeiten« vorkommen werden. Man mag in jener ſogleich die Nummern III—V. vergleichen, die dem Ton und der Art nach ganz hieher gehören.

II.

Eine gute, gute Nacht
Pflegſt du mir zu ſagen —
Ueber dieſes eitle Wort
O wie muß ich klagen!

Daß du meiner Seele Glut
Nicht ſo grauſam nährteſt!
„Eine gute, gute Nacht“,
Daß du ſie gewährteſt!

III.

O du böſe, böſe Maid,
Wie du Alle quälteſt;
Einer edlen Seele dich
Nimmermehr vermählteſt!

Alle flieh'n, die Trefflichen,
Welche dich umſchwirrten;
Harre, harre, harre nun
Auf den Schweinehirten!

IV.

Weile, weile, lieber Mond,
Tief im Wolkenſchooße,
Daß ich in des Freundes Arm
Noch ein wenig koſe!

Denn ſo wohl, ſo wunderwohl
Thun geheime Küſſe,
Und ſo weh, ſo wunderweh
Ihre jähen Schlüſſe.

Ach der Mond, der neidiſche,
Durch die Wolke geht er;
Mit ſo hellem Strahlenwurf
Unſre Luſt verräth er!

Lebe wohl, geliebtes Herz,
Bleibe treu und bieder;
Kehre, wenn die Stunde winkt,
Immer, immer wieder!

V.

A propos! Ihr kommt ja wohl
Her von Kolomija?
Habet ihr dort nicht geſeh'n
Meine Braut Maria? —

Laſſen wir das unberührt!
Allzu weh geſchehen
Möcht' es euch, erzählet' ich,
Was ich dort geſehen.

VI.

Dieſe Pfade, die ich einſt
In der Jugend Prangen
Mit der allerſchönſten Maid
Koſend hingegangen;

Dieſe Sitze, wo gepreßt
Lippe ward an Lippe —
Wie bedeckt mit Graſe jetzt
Und mit Dorngeſtrüppe!

Alles in die ödeſte
Wüſtenei verkehret;
Und das Eden jener Huld,
Das iſt auch verheeret.

VII.

Nein, Geliebter, ſetze dich
Mir ſo nahe nicht!
Starre nicht ſo brünſtiglich
Mir in's Angeſicht!

Wie es auch im Buſen brennt,
Dämpfe deinen Trieb,
Daß es nicht die Welt erkennt,
Wie wir uns ſo lieb!

VIII.

Scheine, Mond, o ſcheine heute,
Leuchte nur ein Stündchen,
Daß ich über Wogen eile
Bis zu jenem Mündchen,

Bis zu jenem Wonnebrüſtchen,
Sehnlich hingeriſſen!
Wo ich in der Nacht geweſen,
Müſſe Keiner wiſſen!

IX.

Wäre nicht die liebſte Dirne,
Wäre nicht der weichſte Port,
Stünde mir der raſche Renner
Nicht ſo lang an einem Ort.

Wäre nicht ein Leib ſo ſüße,
Daß man nur aus Noth entſagt,
Scharrte nicht mein Roß ſo zornig,
Dem die Ruhe mißbehagt.

X.

Knabe hat ein Bräutchen
Und ſo heiße Sinne,
Sendet eine Botſchaft,
Heiſchet Huldgewinne:

„Wenn die Sterne funkeln,
Wenn die Stunde günſtig,
Komm, o komm, Geliebte!
Denn ich harre brünſtig.“

Doch wie ungehalten,
Doch wie ſtrenge blickt ſie!
Zum beſtellten Orte
Ihre Schweſter ſchickt ſie.

„Halt' ihm eine Predigt,
Sage, wie ich denke,
Mahne, daß er nie mehr
So die Sitte kränke!“

Knabe ſieht die Schweſter,
Und es iſt die ſeine
Zärtlicher geſchaffen,
Sanfter, als die Seine.

Seinen Arm entzündet
Schlingt er um ihr Leibchen;
Und ſie wird ſein Liebchen,
Und ſie wird ſein Weibchen.

XI.

„Rede, Mädchen, allzu liebes,
Das mir in die Bruſt, die kühle,
Hat geſchleudert mit dem Blicke
Dieſe wilden Glutgefühle!

Willſt du nicht dein Herz erweichen;
Willſt du, eine Ueberfromme,
Raſten ohne traute Wonne,
Oder willſt du, daß ich komme?“ —

„Raſten ohne traute Wonne —
Nicht ſo bitter will ich büßen.
Komme nur, du ſchwarzes Auge,
Komme, wenn die Sterne grüßen!“

XII.

Flammenauge, dunkles Haar,
Knabe wonnig und verwogen!
Kummer iſt durch dich hinein
In mein armes Herz gezogen.

Kann in Eis der Sonne Brand,
Sich in Nacht der Tag verkehren?
Kann die heiße Menſchenbruſt
Athmen ohne Glutbegehren?

Iſt die Flur ſo voller Licht,
Daß die Blum' im Dunkel ſtehe?
Iſt die Welt ſo voller Luſt,
Daß das Herz in Qual vergehe?

XIII.

"Dorten an dem Fenſterladen
Höre, Tochter, welch ein Rütteln!" —
"Nächtliche Geſtürme ſind es,
Die ſo ſchauern, die ſo ſchütteln." —

"Doch ich höre fremde Tritte,
Höre leiſe Flüſterworte." —
"Nun du ſiehſt, ich ſag' es immer:
Geiſter hauſen an dem Orte." —

"Aber ob ſie, dieſe Geiſter,
Heiße, laute Küſſe geben?" —
"Freilich iſt das ihre Weiſe,
Denn ſie haben Geiſt und Leben." —

»Warte, warte, loſe Dirne!
Mit dem Stocke will ich dienen.« —
»O dir iſt wohl auch zu Zeiten
Ein dergleichen Geiſt erſchienen.

Solchem allzu ſüßen Spuke
Wehrt man nicht mit Stock und Hiebe;
Keine Zucht und keine Ruthe
Kühlt die Jugend, dämpft die Liebe.«

XIV.

Solch ein Burſch' iſt mein Vergnügen,
Der ſich in die Zeit zu fügen,
In die Dinge weiß, der Schlaue,
Der, daß ihn kein Auge ſchaue,
Ferne zieht an frühem Morgen,
Und am Abend ſtillgeborgen
Wiederkehrt in meine Klauſe;
Nimmer auch bei Trunk und Schmauſe,
Wenn's im Haubte wogt und wallt
Und es aus mit dem Verſtande,
Mir zu Schaden und zu Schande
Von genoßner Wonne lallt.

XV.

Mutter, Mutter! Ich muß ſterben. —
Ei, warum ſo raſch verderben? —
Auch muß ſie ihr Leben laſſen. —
Sage mir, wer ſoll erblaſſen? —
Naſta *) ſtirbt und ich vergehe,
Giebſt du ſie nicht gleich zur Ehe. —
Iſt es in der That ſo dringend? —
Sieh, o ſieh mich händeringend!
Naſta ſieh in Thränen baden,
Und beſchließe raſche Gnaden! —
Nun ſo kommt, ihr tollen Kinder!
Denn ich weine ſchon nicht minder.
Knieet und empfangt die Weihe,
Die ich eurem Bund verleihe!
Es beſtröme, wie ein Regen
Euch des Himmels beſter Segen;
Aller höchſten Wonne froh,
Liebet euch ohn' Ende ſo!

---

*) Anaſtaſia.

XVI.

Gäſte kommen allzuhauf,
Stürmen her mit Roß und Wagen;
Alle ſeh' ich forſchend an,
Spähe rings und muß verzagen;
Denn es fehlt der Eine nur,
Welchem meine Pulſe ſchlagen.
Hat der Zaar ihm ein Geſchäft
Allzu dringend aufgetragen?
Miſſet er ein Roßgeſpann,
Um in Eile herzujagen?
Oder bin ich ihm verhaßt,
Weil ihm Andre wohlbehagen?

XVII.

Voll Begierde ſtreif' ich im Bezirk umher,
Schaue prüfend alle tauſend Blumen an,
Finde nur die eine, die ich ſuche, nicht.
Ob ſie wohl dahingewelkt im Sonnenſtich?
Ob ſie Winde, ſtürmiſche, hinweggerafft?
Ob ſie ein emporgewühlter Staub begrub?
Ob ſie einem Anderen zur Beute ward?
Oder ob ſie nie vielleicht auf dieſen Au'n,
Nie vielleicht auf irdiſchem Gefilde wuchs?

XVIII.

Ich erwachte das erſte Mal — kein Fußtritt;
Ich erwachte das andre Mal — kein Hund bellt
Ich erwachte das dritte Mal — er kam nicht.
Jetzo breitet die Sonne rings ihr Goldnetz;
Mit der Sonne, da, ſiehe, ſtürmet der Freund her
Ihm am Fuße, da knarrt der neue Stiefel;
Um ihn rauſchet der Zobelpelz, der ſchöne;
Auf dem Pelze, da klingeln ihm die Knöpfe.
O wie herrlich und edel iſt der Freund mir!

XIX.

Burſche fleht um Urlaub,
Nach Volhynien ſtehen ſeine Triebe:
„Einen Sohn geboren
Hat mir dort die allertreuſte Liebe.“ —

„Höre du, mein Burſche,
Bleibe hier und denke nicht zu wandern!
Haſt du dich vergangen,
Schiebe deine Schuld auf einen Andern!“ —

Nein, o nein! Ich kniee;
Groß iſt ihre Noth und meine Trauer;
Stirbt ſie mir, die Arme,
Mich zugleich erfaſſen Todesſchauer.« —

»Nun ſo magſt du gehen.« —
Burſche macht ſich haſtig auf die Reiſe;
Schon geſattelt hat er,
Hat geſattelt in Koſakenweiſe.

»Renne nun, mein Rößlein,
Fliege mit den Winden in die Wette;
Stürme zur Geliebten,
Daß ich ihr das ſüße Leben rette!«

In Volhynien iſt er;
Wie er hier zu ihrem Hof gekommen —
Alle Blicke düſter,
Alle Herzen ängſtlich und beklommen.

In die Stube tritt er,
Wo ſie liegt in ihrer Pein, behende;
Wirft ſich auf ihr Bette,
Küſſet ihr die Augen und die Hände.

»Flüchte, liebe Seele,
Nicht zu Gottes Wohnung auf, die hohe!
Schauſt du wieder helle,
Giebt es eine Trauung, eine frohe.«

XX. *)

Am Ufer, die Platane,
O ſchau', wie ſie die Krone ſenkt! —
Der zärtliche Koſake,
O ſchau', wie ſich ſein Herze kränkt! —

Nicht ſenke dich, Platane!
Du biſt ſo friſch, du biſt ſo grün. —
Nicht kränke dich, Koſake!
Du biſt ſo jung, du biſt ſo kühn! —

Platane muß ſich ſenken,
Es wühlt an ihrem Fuß die See. —
Koſake muß ſich kränken,
Die Liebe thut ihm allzu weh.

---

*) Dieſes und das folgende Lied ſind nach einem zu Grunde liegenden Schema gemacht; es wird darin der Parallelismus einer Naturanſchauung mit einem ſocialen Verhältniſſe durchgeführt. Vergl. auch Nr. XXII. und die unten folgenden »ruſſiſch-polniſchen Kleinigkeiten« mit der Note dazu.

XXI.

Die grüne Hopfenranke,
Sie ſchlängelt auf der Erde hin. —
Die junge, ſchöne Dirne,
So traurig iſt ihr Sinn! —

Du höre, grüne Ranke!
Was hebſt du dich nicht himmelwärts? —
Du höre, ſchöne Dirne!
Was iſt ſo ſchwer dein Herz? —

Wie höbe ſich die Ranke,
Der keine Stütze Kraft verleiht? —
Wie wäre die Dirne fröhlich,
Wenn ihr der Liebſte weit? —

XXII.

Er, den ich liebe,
Geſchirret hat er
Ein Dreigeſpann *)
Und eilt von hinnen,

---

*) Die ruſſiſchen Wagen pflegen mit drei Roſſen neben einander beſpannt zu ſein.

Ach, ohne Gruß,
Der Kaltgeſinnte!
Ich eile nach,
Ich rufe laut
Den theuern Namen,
Ich hebe hoch
Mein Tuch und winke;
Doch er, er hört es,
Er ſieht es nicht.
Da ſteh' ich endlich
In meinem Jammer
Und ſeufze ſchwer
Aus tiefem Herzen —
Und das, o Wunder,
O Glück, vernimmt er
Und ſtockt im Fahren
Und kehrt ſich ſtaunend
Und blickt zurück *)

---

*) Magiſche Wirkung in die Ferne.

XXIII.

Du Rohr, du grünes,
Hör' auf, zu rauſchen!
Es iſt ein Schrecken —
Und du, Koſake,
Du jugendtoller,
Hör' auf, zu necken
Die Mädchenſchaar! —

Ich, Rohr, gedenke
Nicht mehr zu rauſchen,
Wenn ich geworden
Zu dürrem Reiſe. —
Und ich, Koſake,
Wenn ich ein alter,
Gebückter Greiſe,
Nicht mehr zu necken
Die Mädchenſchaar.

XXIV.

Ein Weib zu nehmen,
Wie mir's die Eltern,
Die ſtolzen, heißen —
Du räthſt dazu,
Du edle Seele,
Dich ſelbſt bezähmend,
Dich ſelbſt verläugnend
Und Nichts erwägend,
Als meine Ruh'.
Doch deine Mühe,
Sie iſt verloren;
Du bleibſt geliebet,
Du bleibſt erkoren;
Nur um ſo heißer
Flammt dir mein Herze,
Nur um ſo ſchöner
Erſcheinſt du mir;
Nur um ſo öfter
In Nacht und Dunkel,
Der Aufgeregte
Von Sehnſuchtswehen,
Eil' ich zu dir.

XXV.

Ein Rabe zu dem andern ſpricht:
„Du warſt dort unten; trafſt du nicht
Auf jenen Auen Etwas an,
Was uns zur Speiſe dienen kann?“

Der andre krächzet: „Dort im Grund,
Da, Bruder, macht' ich einen Fund,
Der iſt nicht ſchlecht; es liegt im Feld
Ein mörderiſch getroffner Held.“ —

„Wer iſt der Kühne, der ihn ſchlug?“ —
„Das weiß der Rappe, der ihn trug;
Das weiß ſein Falke, weiß ſein Weib,
Das junge mit dem Schwanenleib.

Der Falke fuhr empor ſo wild
Und barg ſich in das Luftgefild;
Das Roß, das ohne Reiter ſtand,
Es fiel dem Mörder in die Hand.

Das Weib, es harret in dem Haus
Des Todten nicht; nach ihm hinaus
Starrt ihre Sehe, deſſen Stahl
Getroffen ihren Ehgemahl.“

XXVI.

Zwei gute Kinder hingen an einander
So herzlich und ſo heiß; allein ihr Herr,
Ein nicht zu rührend grauſamer Tyrann,
Trat feindlich ihrer Einigung entgegen
Und riß ſie von einander gnadelos.
Das war ihr Untergang;
Nicht gleich jedoch war ihrer Tage Schluß.
Die Dirne ſtarb auf ihrem Pfühle hin

Und ward beweint von ihren Anverwandten,
Begraben und beſungen nach Gebühr.
Der Knabe mußte wandern; ſeine Kraft
Erſchöpfte ſich; er warf
Sich unter eine Birke hin und ſtarb.
Hier lag er unbeweint und unbegraben;
Sein Todtenlied ſtimmt' ihm der Kukuk an;
Den Leib zerhackt' ihm eine Schaar von Raben.

Polniſch.

1.

Lüſtern eilet eine Dirne
Frühe ſchon aus ihrer Klauſe,
Klettert über Zaun und Hecke,
Daß ſie reife Beeren ſchmauſe.

Vögel, meint der junge Gärtner,
Füllen ihre leeren Bäuche;
Mitten in die Beeren alſo
Stellt er eine Vogelſcheuche.

Nicht erſchreckt die hohle Fratze
Jene Kecke, jene Naſche,
Und ſie kommt, wie ſie gekommen,
Daß ſie reife Beeren naſche.

Nun jedoch erräth der Burſche,
Welch ein Vogel hier im Spiele.

„Warte, warte, Leckermäulchen!
Meine Wünſche ſind am Ziele."

Sich zu ſtellen in die Beete,
Selber eine Scheuche, gebt er;
Schon bedeckt mit alten Fetzen,
Mit dem alten Hute ſteht er.

Sieh, da iſt auch Jene wieder,
Bückt ſich eilig, um zu naſchen;
Wie ſie ſich der Puppe nähert,
Himmel, welch ein Ueberraſchen!

Denn belebt mit einem Male
Zeigt ſich ihr der Mann, der ſtille,
Und ein hübſcher, junger Burſche
Schält ſich aus der Lumpenhülle.

„Endlich, endlich aufgefunden
Biſt du mir," ſo ruft der Knabe,
„Und du ſollſt ſie jetzo büßen,
Jegliche geraubte Labe."

Angefaßt mit ſtarkem Arme,
Steht ſie da erſchreckt und zagend,
Wie er aber Küſſe fodert,
Abgewendet und verſagend.

Nicht zu ernſtlich iſt ihr Sträuben,
Denn zu reizend iſt der Feine;
Und ſo brennen ihre Lippen
Bald genug im Huldvereine.

II.

„Wie es ſchauert, wie es tobet
Mit Geſaus und Brauſe!
Ach, wie komm' ich armes Weibchen
Durch die Wuth nach Hauſe?“ —

„Wie es ſchaure, wie es tobe
Mit Geſaus und Brauſe,
Bringe dich, du ſchönes Weibchen,
Wohlgeſchirmt nach Hauſe.“ —

„Bringſt du mich, es harret deiner
Manche böſe Wunde;
Denn es iſt mein Mann ſo böſe,
Hat ſo böſe Hunde.“ —

„Iſt, o Weib, dein Mann ſo böſe,
Hat ſo böſe Hunde,
Nimmer ihm zurücke kehrſt du
Zu verfluchtem Bunde.

Komm, du ſollſt mit mir in's Weite
Durch das Wuthgeſtiebe,
Wo dich einzig Wonne bindet
Und die Glut der Liebe.“

III.

„Hab' ein wunder-wunderliches Mütterlein;
Mein Bedarf, er leuchtet ihr ſo gar nicht ein.“ —
„Aber was begehrſt du denn mein Töchterlein?
Sieh, wie viele feine
Hemdelein im Schreine!
Sollteſt du mit ihnen nicht zufrieden ſein?“ —

„Hab' ein wunder-wunderliches Mütterlein;
Mein Bedarf, er leuchtet ihr ſo gar nicht ein.“ —
„Aber was begehrſt du denn, mein Töchterlein?
Kleider über Kleider
Schaffet dir der Schneider;
Sollteſt du mit ihnen nicht zufrieden ſein?“ —

„Hab' ein wunder-wunderliches Mütterlein;
Mein Bedarf, er leuchtet ihr ſo gar nicht ein.“ —
„Aber was begehrſt du denn, mein Töchterlein?

Schuhe dir auf Schuhe
Kauf' ich ohne Ruhe;
Sollteſt du mit ihnen nicht zufrieden ſein?« —

»Hab' ein wunder-wunderliches Mütterlein;
Mein Bedarf, er leuchtet ihr ſo gar nicht ein.« —
»Aber was begehrſt du denn, mein Töchterlein?
Sollſt auch einen Knaben,
Einen holden, haben;
Sollteſt du auch dann noch nicht zufrieden ſein?« —

»Jetzo hab' ich ein geſcheites Mütterlein;
Mein Bedarf, er leuchtet ihr vortrefflich ein.« —
»Ja, ſo iſt's, ich ſeh es ein, mein Töchterlein!
Einen holden Knaben
Muß die Dirne haben;
Ohne ſolchen wird ſie nie zufrieden ſein.«

IV. *)

Wenn ſo lind dein Auge mir
Und ſo lieblich ſchauet —
Jede letzte Trübe flieht,
Welche mich umgrauet.

Dieſer Liebe ſchöne Glut,
Laß ſie nicht verſtieben!
Nimmer wird, wie ich, ſo treu
Dich ein Andrer lieben.

V.

Alles, Alles in den Wind
Sagſt du mir, du Schmeichler!
Alleſammt verloren ſind
Deine Müh'n, du Heuchler!

Einem andern Fang zu lieb
Stelle deine Falle!
Denn du biſt ein loſer Dieb,
Denn du buhlſt um Alle.

---

*) Die hier folgenden Nummern IV — VI gehören wieder dem Genre der ruſſiſch-polniſchen Tanzlieder an, von denen wir ſchon in der ruſſiſchen Sammlung einige Proben gegeben.

VI.

Eine Dirne liebet' ich
Mit ſo treuer Minne;
Keine Seele liebte je
Mit ſo ſtarkem Sinne.

Höret an! Ich liebte ſie
Eine Woch' und zweie;
Dann noch eine lodert' ich,
Und ſo ſind es dreie.

Aber um mich wandellos
Ohne Maß zu nennen,
Werd' ich eine Woche noch
Eine ganze, brennen.

VII.

Nein, es iſt nicht auszukommen
Mit den Leuten;
Alles wiſſen ſie ſo giftig
Auszudeuten.

Bin ich heiter, hegen ſoll ich
Loſe Triebe;
Bin ich ſtill, ſo heißt's, ich wäre
Irr aus Liebe.

VIII.

Ich weiß ein Mädchen,
Ein ſüßes Täubchen;
Es iſt geboren
Zu Luſt und Scherz,
Doch nicht geſchaffen
Zum Eheweibchen —
Das iſt mein Schmerz.

IX.

Wohl ſchön bewandt
War es vorehe
Mit meinem Leben,
Mit meiner Liebe;
Durch eine Wand,
Ja durch zehn Wände,
Erkannte mich
Des Freundes Sehe;
Doch jetzo, wehe,
Wenn ich dem Kalten
Auch noch ſo dicht
Vor'm Auge ſtehe,
Es merkt's ſein Auge,
Sein Herze nicht.

X.

Nagen am Herzen
Fühl' ich ein Gift mir.
Kann ſich ein Mädchen,
Ohne zu fröhnen
Zärtlichem Hang,
Faſſen ein ganzes
Wonneberaubtes
Leben entlang?

XI.

Umgehauen iſt die Eiche;
Nimmer in die Luftbereiche
Ragt ſie hoch und breit.
Habe dir mein Wort gegeben,
Und das gilt für's ganze Leben,
Für die Ewigkeit.

Ruſſiſch-Polniſche Kleinigkeiten. *)

Erſte Reihe.

I.

O wie ſanft die Quelle ſich
Durch die Wieſe windet:
O wie ſchön, wenn Liebe ſich
Zu der Liebe findet!

---

*) Dergleichen Liederchen ſind namentlich ſolche, die zu den Tanzbeluſtigungen der genannten Völker gehören. So haben die Koſaken zu ihren bewegteren Tänzen gewiſſe eigene Geſänge und Weiſen, welche ſie Schäumer, Brauſelieder oder Tanzbrauſer nennen; ähnlicher Art ſind die Tanzliederchen, welche von den polniſchen Landleuten gedichtet und geſungen werden. Einige der längeren haben wir ſchon oben unſerer ruſſiſchen und polniſchen Abtheilung einverleibt. Eigen iſt dieſen Gedichten, daß ſie öfters in zwei Theile zerfallen, wovon der erſte irgend eine Naturanſchauung enthält, zu welcher der andere ein ſociales Moment hinzufügt was, bei treffender und einleuchtender Analogie, ſehr ſchöne Effekte zu machen im Stande iſt. Vergl. oben in unſerer ruſſiſchen Sammlung die Nummern XVIII., XIX., XXI., wo derſelbe Parallelismus herrſcht.

II.

Vom Gebirge Well' auf Well',
Kommen Regengüſſe,
Und ich gäbe dir ſo gern
Hunderttauſend Küſſe.

III.

Was der Fiſch, herausgeholt
Aus dem feuchten Grunde,
Bin ich ohne Frauenhuld;
Lebe keine Stunde.

IV.

Deine Lippen ſind ſo zart,
Deine Blicke Blitze,
Und gethan in ſchönſter Art
Iſt's um unſre Witze.

V.

Am Geſteine rauſcht die Flut,
Heftig angetrieben;
Wer da nicht zu ſeufzen weiß,
Lernt es unter'm Lieben.

VI.

Vögelein durchrauſcht die Luft,
Sucht nach einem Aſte;
Und das Herz, ein Herz begehrt's,
Wo es ſelig raſte.

VII.

Sieh, wie iſt die Welle klar,
Blickt der Mond hernieder!
Die du meine Liebe biſt,
Liebe du mich wieder!

VIII.

Weiche Gräſer im Revier,
Schöne, ſtille Plätzchen —
O wie linde ruht es ſich
Hier mit einem Schätzchen!

IX.

Rothe Mütze, ſchwarzes Haar,
Blicke voller Feuer —
Im Moment erkannt' ich ihn,
Der dem Herzen theuer.

X.

Nachtigall, ſie ſingt ſo ſchön,
Wenn die Sterne funkeln.
Liebe mich, geliebtes Herz,
Küſſe mich im Dunkeln!

XI.

Schillerente wallt getroſt
Auf der Flut, der breiten;
Bin ich auch nicht wunderhübſch,
Bin ich doch zu leiden.

XII.

Rügſt du, daß ich zugethan
Lieblichen Geſellen —
Sage, was zu machen iſt,
Wenn die Buſen ſchwellen!

XIII.

Täubchen auf dem Eichenaſt
Sprach, das ſchillerblaue:
»Schnäble nur, doch ſiehe zu,
Daß es Niemand ſchaue!«

XIV.

Strafe den der große Gott,
Ewig unverſöhnet,
Der mich eine Stunde liebt,
Und ſodann verhöhnet!

XV.

Brauſte mit zwei Roſſen her,
Waren edle Thiere;
Sie zu holen, meinte ſie,
Brauch' es ihrer viere.

XVI.

Noch zu klein und noch zu fein;
Reife Reize mangeln.
Bald jedoch mit voller Bruſt
Wirſt du Herzen angeln.

XVII.

Wehe, weh, mein Bart ſo licht,
Und mein Haar nicht minder!
Und es wenden ihr Geſicht
Alle ſchönen Kinder.

XVIII.

Mütze roth und hoch darauf
Eine Pfauenfeder;
Sage Ja! Zum Traualtar
Rollen unſre Räder.

Ruſſiſch-Polniſche Kleinigkeiten.

Zweite Reihe.

I.

Schwebte ſchon im hohen Himmel,
War der ew'gen Wonne nah,
Sahe dich und ſprang herunter,
Liebliche Mariſia!

II.

Wie des Abends ſchöne Röthe,
Möcht' ich, arme Dirne, glüh'n,
Einem, Einem zu Gefallen,
Sonder Ende Wonne ſprüh'n.

III.

Mutter gab mich ihm zum Weibe,
Welcher mir im Sinne lag,
Dennoch, ach, auf meinem Leibe
Rauſcht die Geiſel Tag für Tag.

IV.

O wie warm iſt's in der Hecke,
Wo Verliebte wühlen!
Mit dem Stocke rennt die Mutter,
Peinlich abzukühlen.

V.

O die Frauen, o die Frauen,
Wie ſie Wonne thauen!
Wäre lang ein Mönch geworden,
Wären nicht die Frauen!

VI.

Schloſſer auf und mache Schlöſſer,
Schlöſſer ohne Zahl!
Denn die böſen Mäuler will ich
Schließen allzumal.

VII.

Sieh, wie neigt der Ahorn
Sich ſo liebend in die Welle!
Wirſt du meine Frau nicht,
Bleib' ich ewig Junggeſelle.

VIII.

Nicht vor Allem frag',
Ob ich reich an Habe;
Frag', ob ich dich mag,
Ungeſchliffner Knabe!

IX.

Prügel in der Schenke gab's,
Wunden wurden mir zu Theil;
Und ich kann nun nicht hinweg,
Bis ſie alle wieder heil.

X.

Fliehe nur, verrätheriſcher Knabe,
Welchen ich ſo treu geliebet habe!
Die du dir gewählt, ſie wird mich rächen,
Eine Schlange dich zu Tode ſtechen.

Finniſch.

Ohne Beine ganz und gar
War einmal ein armer Finne;
Dieſem aus gerührtem Sinne
Bildet' einer aus der Schar
Jener ausgelernten Meiſter,
Denen alle Zaubergeiſter
Zu Gebote ſteh'n, ein Paar
Zauberbeine, welche zwar
Nur von Holz, doch wunderbar,
Wenn es ſich zu rühren galt,
Zu belebtem Schritt erreget.
Daß die Weiſe mannichfalt,
Jede Wahl gegeben ſei,
Dieneten der Schrauben drei:
Wenn die erſte ward beweget,
Ging die Reiſe ſanft und ſacht;
Wenn die andre, ſchon mit Macht;
Wenn die dritte, dann erwacht
Sah man eine Sturmgewalt,
Welcher in der Dinge Reich
Nirgend eine zweite gleich;

Im Momente wurde dann
Eine halbe Welt durchfeget.
Der entzückte Jammermann
Schnallte ſich die Stelzen an,
Schritt mit ihnen nach Begehr
Ueberall im Land umher,
Schonend in gemeßnem Schritte
Jener Schrauben nur die dritte,
Deren Eile zu gefähr.
Aber ach, es iſt zu ſchwer,
Wandellos in Maß und Mitte
Seine Kraft zu halten an,
Nie ein Unheil aufzuwiegeln
Und, beſchloſſen unter Siegeln,
Ruh'n zu laſſen, was man kann.
So denn auch bei jenem Mann
Allgemach die Luſt entbrann,
Jene Schwinge zu entriegeln,
Seine Schritte zu beflügeln
Durch der dritten Schraube Macht.
Doch ſo wie er es vollbracht,
Da aus ſeines Bannes Schooß
Wurde ſolch ein wuthentfacht-
Haſtiges Getobe los,
Daß Beſinnung und Bedacht

Dem Dahingerißnen ſchwand,
Und der Zauberbeine Schrauben
In den alten Ruheſtand
Feſtiglich zurückzuſchrauben,
Nimmer zu Gebote ſtand.
Und ſo ging's von Land zu Land;
Rennen über Thal und Hügel,
Ueber Weg' und Waſſerſpiegel
Mußt' er ohne Ruhe ſo,
Der von Höllenangſt Gequälte,
Bis der Geiſt, der ihn beſeelte,
Stöhnend in die Lüfte floh.
Jetzo noch von Ort zu Ort
Wüthend in der alten Weiſe
Geht die wunderliche Reiſe
Sonder Ende fort und fort.
Nur daß er zu dieſer Friſt,
Den die tollen Beine tragen,
Nach ſo manchen langen Tagen
Zum Gerippe worden iſt.
Denn ſo nimmt ihn jezuweilen
In erſchreckend-ſchauderbar
Stürmiſchem Vorübereilen
Eines Menſchen Auge wahr.

Kamtſchadaliſch.

Dort oben in der Höhe
Wohnt Bullikai, ein großer Mann,
Der Regen und Gewitter macht.
Iſt dein Begehr, zu wiſſen,
Wie das geſchieht? Hör' an!
Er fährt auf breiten Flüſſen
In ungeheurem Kahn,
Und ſteigt er aus, ſo zieht er ihn
An's Trockene mit ſtarker Hand,
Ihn über die tauſend Kieſel,
Womit bedeckt der Waſſerrand;
Da raſſelt auf der rauhen Bahn
Der Rieſenkahn,
Gewaltſam hingeriſſen.
Das heißen wir ein Donnergeroll.
So aber donnert es nur erſt mit Maße.
Doch hat der Mann im Himmel einen Groll,
Zerſchlägt er auf dem Boden eine Blaſe,
Die von Gewäſſer voll.

Da wird von harten, wiederholten Schlägen
Das Ohr betäubt, da rauſcht herab der Regen,
Bis ſämmtliche Flut entquoll.
Nun aber hat der zornige Mann
Sich ſelber auch gar ſehr beſprützt;
Aus dieſem Grunde zieht er itzt
Ein neu Gewand, ein reines, an,
Von köſtlichem Felle gemacht,
Und rund herum beſäumet und beſetzet
Mit buntgefärbter Seehundshaare Pracht.
Dieſelbe dann, ſie iſt's,
Die, wenn ſie durch den Duft
Herniederſcheint, als Bogen in der Luft
Dein freudig überraſchtes Aug' ergötzet.

Böhmiſch.

1.

„Willſt du deine Ruhe wahren,"
Alſo ſpricht zu mir die Mutter,
„O ſo hör' auf meine Warnung,
O ſo flieh mit allem Fleiße
Den Verkehr mit jungen Burſchen!
Denn ſie ſind voll böſer Tücke;
Was du wirſt durch ſie gewinnen,
Es iſt eitel Noth und Pein."

Welche wunderliche Lehre!
Junge Burſche ſind ſo liebe,
Linde, liebliche Geſellen;
Wollen nichts, als mir gefallen;
Sind bereit zu allen Dienſten,
Die ich heiſche, groß und klein;
Sagen mir zu aller Stunde
Hunderttauſend ſüße Worte;
Wüßte nicht auf dieſer Erde,
Was mir ſollte lieber ſein.

II.

Die alte, böſe Hexe
Da drüben iſt wie toll;
Daß ich ihrem Sohne gefalle,
Das macht, daß ſie der Galle,
Der giftigen Wuth ſo voll.

Ich will ihr Rath ertheilen:
Um recht gewiß zu ſein,
Daß ihm kein hübſches Dirnchen
Verrücke das Gehirnchen,
So ſperre ſie ihn ein!

Und daß er nicht erprobe
Zum Fenſter hinaus ſein Glück —
Ein Pfoſten iſt im Stübchen;
Da binde ſie ihr Bübchen
Feſt an mit einem Strick!

III.

Ach, Mutter, liebe Mutter!
Was räthſt du mir? Sag' an!
Mit Koſen und mit Kirren
Und ſüßem Sinnverwirren
Verfolgt mich alle Tritt' und Schritt'
Ein prächtiger Ulan.

Ach Tochter, liebe Tochter!
Den Rath, den nimm in Acht:
Vermeide die Ulanen!
Sie ziehen ihre Bahnen,
Und ihre Buhlſchaft bleibt am Ort
In Jammer und Schmach gebracht. —

Ach Mutter, liebe Mutter!
Ich bleibe nicht am Ort.
Denn ziehen die Ulanen,
So zieh' ich ihre Bahnen,
Zieh' muthig in die weite Welt
Mit dem Geliebten fort.

IV.

Drei Nächte ſchlief ich Arme
Nicht eine Minute lang,
Da jene böſe, böſe Peſt
Mir ewig im Ohre klang.

Denn mir verrathen hat man
Und für gewiß erzählt,
Daß mein geliebter Knabe ſich
Ein anderes Lieb gewählt.

V.

Ein ſchmucker Junge biſt du zwar;
So morgenfriſch iſt deine Wange;
Von ſelber fällt dein ſchwarzes Haar
In manche krauſe Lockenſchlange.

Und da du auch ſo fein gebaut,
Meinſt du zu prangen ohne Fehle.
Doch was dir aus dem Auge ſchaut,
Iſt eine gar zu falſche Seele.

VI.

Ich wankte mit dem Fuß und trat
In meine Senſe tief hinein.
Viel ſchlimmer hab' ich mich verletzt,
Als ich dir flehte: Werde mein!

VII.

Ich bin ein armer Eremit
Und lebe von den Menſchen weit;
Was mich umgibt, was mich erquickt,
Iſt Schweigen nur und Einſamkeit.

Ein von der Welt gebrochnes Herz
Verberg' ich in dem Waldgebiet,
Und bete weinend Tag und Nacht
Für eine Maid, die mich verrieth.

VIII.

Wie voll der Tod von Bitterkeit und Schwere
Den Menſchen iſt, zerfleiſchet ihre Bruſt
Kein tiefer Harm! Mir, der Verlaßnen wäre
Das Sterben eine Luſt.

Schwand mir doch alles, was des Seins Beſchwerde
Gelinde macht; ich fühle nur das Joch,
Das mich bedrückt; was ſoll ich auf der Erde,
Ich arme Dirne, noch?

IX.

Zweie, die gingen hin und fanden ſich
Und küßten ſich in alter Ruine Thoren;
Die ſtürzten über ſie behendiglich,
Da waren ſie verſchüttet und verloren.

Wohl ihnen! Es iſt ſo ſchön, es iſt ſo gut,
Wenn zwei zuſammen ihren Lauf beſchließen,
Und Keines ſeiner Augen bittre Flut
Muß auf des Andern frühe Gruft vergießen.

X.

„Wie konnteſt du
Mit einem Andern
Hin zum Altare,
Du Falſche, treten,
Und ihm den Eid

Der Treue ſchwören,
Da mir allein
Dein Herz gehören,
Dein Leben ſollte
Für alle Zeit?« —

Nicht meine Schuld
Iſt dieſer Frevel;
Er war geboten,
Er war erzwungen;
Gebrochen wurde
Mein Herz, mein armes,
Geknickt mein Leben,
Mein junges, als ich
Ihn ſchwören mußte,
Den gottverfluchten,
Verhaßten Eid.

XI.

Werde nun nicht mehr hier
Dienen und Lohn erſtreben,
Und in Trauer steh'n
Wirſt du, geliebtes Leben!

Tröſte dich Gott der Herr!
Ob die Zeit, die frohe,
Kehret des Liebeglücks,
Weiß nur er, der hohe.

Weit über Höh' und Thal
Werd' ich hinweggetrieben;
Flammen allüberall
Wird jedoch mein Lieben.

XII.

Den die Eltern ihr erkoren,
Soll die Dirne nehmen,
Möge ſich darob ihr Herze
Noch ſo bitter grämen.

Sollte man ihr's nicht geſtatten,
Laut zu widerſtreben?
Bis zum Tode mit dem Gatten
Muß die Arme leben!

Aus Krain.

I.

Wozu, wozu mir ſein
Sollte das Haar, das ſchöne, lange mein,
Soll nicht damit im Putze geprangel ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte der Fuß, der leichte, flinke mein,
Soll nicht damit im Tanze geflogen ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte das Aug', das helle, klare mein,
Soll nicht damit mein Liebſter beäugelt ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte die Hand, die zarte, weiße mein,
Soll nicht damit mein Liebſter geſtreichelt ſein? —

Wozu, wozu mir ſein
Sollte der Arm, der runde, weiche mein,
Soll nicht damit mein Liebſter umſchlungen ſein?

Wozu, wozu mir ſein
Sollte das Herz, das volle, heiße mein,
Soll nicht damit mein Liebſter geliebet ſein?

II.

Es war der alten Eltern Wille;
Sie blieben feſt auf ihrem Sinn:
Als Prieſter mußt' ich ihnen prangen;
Ich ſchritt mit abgehärmten Wangen
Zu meiner erſten Meſſe hin.

Die Liebſte ſaß in ihrem Stuhle;
Auch ſie war nicht mehr roſenroth;
Es töneten die Hochgeſänge;
Der Prieſter wandte ſich zur Menge —
Ach, armes Kind! Da warſt du todt.

Nicht lange drauf am Kirchenthore
Sank in die Gruft ein Sarg hinein.
Da ruhſt du nun in dunkler Zelle;
Da ſchreit' ich hin zur Kirchenſchwelle
Und ſtöhne tief und denke dein.

Lettiſch-litthauiſche
Volkspoeſie.

I.

Ich hör' im Himmel Roſſe traben;
Drauf ſitzen Gottes ſchöne Knaben,
Die keine Raſt und Ruhe haben
In ihrer Minne heißem Brand.
Sie reiten über die blaue Heide,
Aufſuchend ihre ſüße Weide,
Der Sonne Töchter, die blanken Maide,
Und bieten ihnen Herz und Hand.

II.

Die Sonne ſcheint ſo finſter heut;
Was hat man ihr zu leid gethan?
Die Söhne Gottes fuhren ihr
Die Töchter auf der Schlittenbahn
Und warfen um, die heftigen,
Im Fahren überkräftigen,
Und ſchleuderten die Mägdelein,
Die zarten, in den Schnee hinein.

III.

Perkun wetterte,
Perkun ſchmetterte
Nieder die Eiche, ſo grün und breit —
Ach, wie Leid
Iſt mir um die gute!
Mir beſprengt
Kranz und Kleid
Wurde von ihrem Blute.

IV.

„Wirſt du wohl, o meine Wonne
Deine Zweifel überwinden,
Wirſt du heute, wenn der Abend
Seine Schatten niederſenkte,
Leiſe, leiſe zu mir kommen,
Kommen in die grüne Blüthe,
Daß wir uns im Dunkeln finden,
Daß wir jauchzen im Gemüthe,
Daß wir ohne Bange koſen,
Daß wir in der Stille küſſen,
Wie am Himmel in vertraulich
Süßer Ruhe Stern und Stern?“ —

Wenn nur nicht das Herz ſo ſchlüge,
Wenn nur nicht die Kniee bebten,
Wenn nur nicht vor meinem Auge
Alle Ding' im Kreiſe ſchwebten,
Glaube mir, ich käme gern.

V.

Ich will, ich arme Dirne,
Im Lenze, wenn im Garten
Die Rauten um die Beete,
Die Lilien in der Mitten
In ihrer Blüthe ſteh'n,
Ich will ſodann ein Sträußchen,
Ein Pfand der Liebe, binden,
Und will es in die Ferne,
Ihm, den ich liebe, ſenden;
Nicht kann ich es ſelber bringen
Und nicht durch Andre ſpenden;
Ich will die Stürme bitten,
Daß ſie's hinüberweh'n.

VI.

Sonne, warum ſo lange
Hinter dem Berge zögerſt du?
„Hinter dem Berg, ihr Guten,
Sitzet ein verlaſſenes
Waiſenmädchen, ein armes;
Euere Blicke ſeh'n ſie nicht,
Euerem Ohre tönen
Ihre tiefen Seufzer nicht;
Ich allein, ich ſchaue ſie,
Ich allein, ich tröſte ſie,
Ihre Thräne trocknend.“

VII.

„Mutter, im Meere, dort am Stein
Dreht ein Wirbel und ſchäumt ſo ſehr.“ —
„Ach, es iſt dein Schweſterlein;
Traurig iſt es und träumt ſo ſchwer,
Härmt ſich in der Fremde Pein,
Denkt herüber und weint ſo ſehr.“

VIII.

Wie doch verfielſt du,
Du guter Knabe,
Dem alle Mädchen
So wohlgewogen,
Der ihnen allen —
So reich an Habe,
So vorgezogen
Sie immer ſeien —
Das Herz entrückt;
Wie doch verfielſt du
Zu deinem Schaden
Auf mich, die Arme,
Die tief zu Boden
Sich unter'm Drucke
Der Schmach, der Sorge,
Des Kummers bückt?

Du ſiehſt ja doch,
Herzlieber Knabe,
Daß ich nicht habe,
Was Andre haben,
Daß ich nicht prange,

Wie Andre prangen,
Und Freude blitze,
Mit ſchönem Schmucke
Den Leib geſchmückt.

Du ſiehſt ja doch:
Es fehlt mir Alles;
Den Fuß zu bergen,
Den oft verletzten,
Gebrechen Schuhe,
Gebrechen Strümpfe;
Bis an die Kniee
Muß ich in Sümpfe,
Muß ohne Ruhe
Die Glieder regen,
Von Qual und Mühe,
Von Noth und Plage
All meine Tage
Die Bruſt gedrückt.

IX.

Komm, theuere Maid,
Die Alle ſchelten;
Komm, Blümchen am Pfad,

Das Alle treten;
Nicht thaue hinfort
So bittere Zähren;
Nein, dufte du künftig
Am Buſen mir!

X.

„Sag' an, was ſiehſt du,
Mein Schiffsgefährte?
Was ſtarrt dein Auge,
Das träumeriſche,
Nach jener Seite
Zum Rand der Flut?“ —
Ich ſeh', o Bruder,
Im Geiſt ein Mädchen,
Es wohnt da drüben
Am Fichtenwäldchen,
Und iſt ſo lieblich,
Und iſt ſo gut.

Die Locke zieret
Ein grünes Kränzchen;
Es ſchmückt ihr Leibchen

Ein buntes Schürzchen,
Und ſteht ſo zierlich,
Und läßt ſo ſchön.
Ich wollt', ich hätte
Das bunte Schürzchen,
Es ſollte flackernd
Auf meinem Schiffchen
Als Fahne prangen,
Als Flagge weh'n.

XI.

An jeder Hand die Finger
Hatt' ich bedeckt mit Ringen,
Die mir geſchenkt mein Bruder
In ſeinem Liebesſinn;
Und einen nach dem andern
Gab ich dem ſchönen, aber
Unwürdigen Jüngling hin.

XII.

So Luſt, wie Kummer,
Entrafft der Schlummer.
Ich weiß die Zeit,
Da blühten Roſen

BAYERISCH
STAATS-
BIBLIOTHE
MUENCHE

In dieſer Kammer;
Da ließ nicht raſten
Der Liebe Roſen,
Der Freude Macht —
Und nun durchwacht
Wird, ach, aus Jammer,
Die liebeleere,
Gedankenſchwere,
Gedehnte Nacht!

XIII.

Als ich auf mein Roß ſtieg,
Fiel herab der Hut mir.
Siehe da, die Dirne,
Die ich einſt geliebet,
Bückte ſich zur Erde,
Reichte mir den Hut.
Da ſie mir den Hut reicht,
Dringet aus dem Aug' ihr
Eine bittre Flut.
„Weine nicht ſo bitter!
Neu vielleicht zurücke
Kehrt die alte Neigung,

Kehrt der alte Friede;
Nun vielleicht wird Alles,
Alles wieder gut.“

Alſo ich begütend;
Einen andern aber,
Einen herbern Abſchied,
Als ich aus dem Hof ritt,
Wieherte mein Rößlein.
„Lebe wohl“, ſo klang er,
„Lebe wohl auf ewig!
Nimmermehr zurücke
Kehrt die alte Neigung,
Kehrt der alte Friede,
Nimmermehr wird Alles,
Alles wieder gut.“

XIV.

Die Eiche, die verwitterte,
Sie trat daher, die plumpſtolze;
Sie wollt' um meine Hüfte her
Befeſtigen ihre Baumäſte;
Ich ſtieß ſie mit dem Fuße weg;
Ich haſſe jede Mißheirath.

XV.

Wenn ich wüßte,
Daß ein Knabe
Mir, ein holder, werden ſollte,
Welcher mit erwünſchter Labe,
Wenn er ſpräche, wenn er blickte,
Wenn er herzte, wenn er küßte,
Alle meine Sinne füllte;
Welcher mir die Seele ſchmölze,
Wenn er mir den Leib umſtrickte
Mit der Arme ſanftem Band —
Wollt' ich, ihn recht ſchön zu ſchmücken,
All verwenden meine Habe;
Wollte nähen, wollte ſticken,
Nicht empor vom Gegenſtand
Meiner Müh' und Sorge blicken,
Und mit kunſtgewandter Hand
Fertigen ein Prachtgewand,
Welches Alle ſollt' entzücken. —

Wenn ich wüßte,
Daß ich müßte
Nehmen einen alten Drachen,
Grau und wirriſch,
Rauh und mürriſch,
Widerlich von Blick und Wort;

Einen Witwer ohne Leben,
Ohne Flammen, ohne Reize,
Nur geeignet, eiferſüchtig
Und mit ungemeßnem Geize
Zu bewahren, zu bewachen
Seine Frau und ſeinen Hort --
Keine Mühe ſollte dann auch,
Keine ſchwere, mich verdrießen;
In die Schmiede wollt' ich gehen,
Eine ſtarke Kette ſchmieden,
Wie ſie noch kein Menſch geſehen;
Dann an Händen und an Füßen
Bändigen den Eheteufel,
Werfen in den Thurm ſofort;
Und es ſollte mir der Unhold
In den ewigen Düſterniſſen
Nichts von einem Morgenſchimmer,
Nichts von einem Abendrothe,
Nichts von einem Sterngeflimmer,
Nichts von einem Monde wiſſen;
Nichts von eines Wonnebräutchens
Hellem Aug' und ſüßem Munde,
Nichts von einem Ehebunde,
Nichts von einer Hochzeit dort.

XVI.

Süßer Art iſt Heidelbeerchen,
Süßerer Art iſt Erdbeerchen.
Dieſe Feine lacht mich an;
Aber jene, jene Kleine,
Jene hat mir's angethan.

XVII.

Brautwerbung.

Eltern, Freunde, Mädchen, der Freier. Diejenige, der es gilt,
im Verſteck.

Freier.

Gegrüßt ihr Alten,
Ihr hochgeſchätzten,
Gegrüßt, ihr Leute,
Ihr lieben, alle
Mir mit dem ſchönſten
Der Grüße ſeid!
Ein freundlich Ohr
Neigt meiner Rede;
Mit Huld entgegnet,

Mit Freude ſegnet,
Nach Wunſch und Willen
Ertheilt Beſcheid!

Um rein beglückt
Mein Herz zu fühlen,
Um nicht zu ſchlummern
Auf öden Pfühlen,
Um Haus und Hof,
Um Stall und Scheuer
Von treuer Hand
Und klugem Geiſte
Regiert zu ſeh'n,
Gebricht ein Bräutchen,
Nach meinem Sinne;
Ich mein' ein Mädchen
Ohn' allen Tadel,
So flink und fleißig
In aller Weiſe,
So unermüdlich
In aller Mühe,
Im Stricken und Nähen,
Im Waſchen und Fegen,
Im Spinnen und Weben,
Im Füttern und Pflegen,

Und Melken der Kühe,
Dazu auch lieblich
Und zart und ſchön.
Ich habe lange
Geforſcht und bange,
Und doch die Rechte
Nicht ausgefunden;
Da hat am Ende
Mein ahnend Herze
Mir angerathen,
Die Holde ſuchend,
Hieher zu geh'n.

Hausvater.

Mit ſchönſtem Gruße
Gegrüßt auch du uns,
O Jüngling, ſei!
Wohl ſieht dein Auge
Allhier im Kreiſe
So manch ein Bräutchen
Nach deinem Sinne,
So manch ein Mädchen
Ohn' allen Tadel,
So flink und fleißig

In aller Weiſe,
So unermüdlich
In aller Mühe,
Im Stricken und Nähen,
Im Waſchen und Fegen,
Im Spinnen und Weben,
Im Füttern und Pflegen
Und Melken der Kühe,
Und zart und lieblich
Und ſchön dabei.
Betrachte prüfend,
Und wähle frei!

Freier.

Wohl ſieht mein Auge
Allhier im Kreiſe
Manch tadellos
Preiswerthe Blüte;
Doch nicht darunter
Iſt meine Zier.
Allein es iſt ja,
So geht die Sage,
Noch Eine hier,
Ein herzbezaubernd,
Ein goldnes Püppchen;

Ein ſanftes Schäfchen,
Ein ſüßes Täubchen;
Das ſei mein Bräutchen,
Das ſei mein Weibchen!
O holt die Feine,
Die einzig Eine,
O zeigt ſie mir!

Hausvater.

Solch Eine haben
Wir nicht im Hauſe,
Solch eine Feine
Und einzig Eine
Iſt nicht allhier.

Freier.

Laßt euch erweichen!
Wenn nicht in Wehen,
In nie geſtillten,
Ich ſoll vergehen,
Ich ſoll erbleichen,
So hört mein Flehen,
So zeigt ſie mir!

Hausvater.

Ja, wenn's ſo ernſtlich
In deinem Herzen,
So gar gefährlich,
O Jüngling, ſteht;
Wenn ſie dir gar
So unentbehrlich —
Wohlan, ſo geht
Und hohlt die Feine,
Die einzig Eine,
Um die er fleht!

XVIII.

Eine blanke Blume,
Eine hochgeſtengelte,
Schaukelt auf der Flut.
Steig' ich in den Kahn ein,
Halt' ich in den Händen
Einen abgebrochenen
Blüthenaſt und rudere
Hin damit in ſehnlicher
Minne kühnem Muth,

Hin zu jenem zarten Lieb,
Welchem ich mein Sein verſchrieb,
Das mir aus der Flut winkt,
Das ſich auf mit Luſt ringt,
Das ſich in den Kahn ſchwingt,
Das mir an die Bruſt ſinkt.
Eine blanke Blume,
Eine hochgeſtengelte,
Raubt' ich aus der trotzigen,
Ungefügen Flut.

Eſthniſch.

I.

Sommer iſt es, ſonnig iſt es,
In der Welt wie wonnig iſt es,
Trägt die Erd' ihr Feierkleid!
Grün iſt Alles weit und breit;
Mit Gezwitſcher und Gejubel
Schwingt ſich in die Luft die Lerche;
Fichte ſchwankt und Birke wiegt ſich,
Auf der Wieſe duften Kräuter,
Früchte prangen im Gezweige,
Kernige, gebräunte Nüſſe,
Goldner Aepfel Lieblichkeit.
Und im Hauſe reifen Küſſe,
In der Klauſe blüht die Maid.

II.

Fortgeführt vom Bräutigam
Iſt die Maid, die allgeliebte,
Und es härmt ſich im Vereine
Boden und bewegte Schaar.

Wieſe trauert, Halme thränen,
Trübe blicken Waldes Säume.
Höre, wie die Füllen wiehern,
Höre, wie die Färſen ächzen,
Wie die Herde mit Gebrülle
Harret auf die Heißerſehnte,
Auf die holde Tränkerin,
Auf die treue Nährerin,
Auf die kluge Wärterin!
Aber, ach, nie kehrt ſie wieder,
All zu üben ihre Pflichten
Unermüdlich ohne Fehl.
Ehe noch die Sonne blickte,
War ſie wach und war ſie munter,
Eilte ſie zu Stall und Herde,
Sämmtliches Geſchäft zu thun.
Ohne daß der Vater ahnte,

Ohne daß die Mutter wußte,
Wie ſie ſich den Schlummer raubte,
Reichte ſie das Heu, den Hafer,
Füllte ſie den Waſſereimer;
Nichts verſah ſie, nichts vergaß ſie,
So das Eine, wie das Andre,
Wichtiges und Geringes that ſie
Mit gelenker, ſtiller Hand.
Bräutigam, du hochbeglückter!
Ach, was haſt du für ein Märchen
Unſerem Revier entwandt!

Magyariſch.

I.

Wer ſind die Eltern meiner Phantaſie? —
Donner und Blitz und wilde Wetterwut.
Und welche Koſt genoß ſie? — Drachenmilch,
Und, wie ſie älter wurde, Löwenblut.

So wuchs ſie trotzig und gigantiſch auf;
Nichts beugte ſie auf dieſer Erdenflur;
Allüberall zu aller Stunde kund
Ward ihre maßberaubte Stammnatur.

Sie brauſte mit dem Meeresſturm dahin;
Durch wilde Wüſten ſchritt ſie rieſengroß;
Im Waldgehege riß ſie Eichen aus,
Und im Gebirge riß ſie Felſen los.

Und jetzo, ſieh, was hat ſie feſtgebannt?
Welch einem Zauber iſt ſie unterthan?
Was ſtillet ihren niegeſtillten Zorn?
Was hemmet ihre niegehemmte Bahn? —

'S iſt eine Blume, welche klein und zart
Und kaum bemerkbar blühet im Gefild;
Da kniet ſie hin, da bückt ſie ſich hinab,
Und ihr vom Auge träuft es ſtill und mild.

II.

Du biſt der Tag, der reine;
Ich bin die Nacht, die ohne Licht und Strahl.
Du blickſt mit hellem Scheine;
Ich düſtere, verſchlungen in die Qual.

Ach, daß du deine Wonne
Vermähleteſt mit meiner dunklen Noth!
Was lachte für ein Morgen,
Was prangte für ein himmliſch Morgenroth!

III.

Wenn du Leben und Licht und Luſt,
Will ich leben und Luſt erwerben;
Wenn du der Tod und die dunkle Gruft,
Laß mich hinunter, o laß mich ſterben!

Wenn du der himmliſche Wonneſchein,
Will ich ein Engel zu ſein verſuchen;
Wenn du die hölliſche, tiefe Pein,
Will ich in die mich hinabverfluchen.

Ob ich ſelig, ob in der Qual,
Ob ich todt, oder ob ich lebe,
Mir gleichgültig iſt jede Wahl,
Wenn ich in dir nur, in dir nur webe.

IV.

Reich herab vom Wolkenhimmel
Thauet es; die Bäume triefen;
Winde ſauſen; dennoch endet
Nachtigall ihr Flöten nicht.

Spät wohl iſt ſie ſchon die Stunde;
Schläfſt du ſchon, geliebte Kleine?
Oder iſt ſie dir noch hörbar,
Jene zarte Sängerin?

Iſt ſie es, ſo horch', ich bitte,
Scharfen Ohres ihrem Liede!
Denn ihr Lied iſt meine Liebe,
Und ſie ſelber iſt mein Herz.

V.

Sah dem edlen Bildniß in des Auges
Allzu ſüßen Wunderſchein,
Büßte ſo des eigenen Auges heitern
Schimmer ein.

Herr mein Gott, was haſt du doch gebildet
Uns zu Jammer und zu Qual
Solche dunkle Sterne mit ſo lichtem
Zauberſtrahl!

Mich geblendet hat für alle Wonnen
Dieſer Erde jene Pracht;
Allumher, wo meine Blicke forſchen,
Iſt es Nacht.

VI.

Immer, ob du noch ſo weit,
Immer, immer biſt du nah;
Helle meinem Auge da
Iſt ſie, deine Lieblichkeit;
Meinem Ohre ſüß und traut
Tönet deiner Stimme Laut,
Und verloren ohne Spur
Biſt du meinem Arme nur.

VII.

Gleich dem Hirſche, der, erreicht
Vom Geſchoſſe, ferne zeucht,
Doch zu ſpät, dieweil ſein armes
Leben in die Lüfte fleucht —
Alſo, von den Zauberaugen
Jener Huldin abgewendet,
Meid' ich angſtvoll eines Harmes
Ungeſtüm, der tödtlich endet;
Doch der Pfeil, er iſt geſendet;
Doch die Qual, ſie iſt geſpendet;
Meine Wange, ſie verbleicht,
Meine Seele, ſie entweicht.

VIII.

„Hochverehrter, theurer Herr Doktor!“
So voll Ehrfurcht zum Verſtande ſprach ich,
„Sehet euch einmal dies kranke Herz an!
Sehr gefährlich ſteht es um das arme;
Sehet, ob ihr doch vielleicht ein Mittel
Es zu retten wißt vom Untergange!“

Der Verſtand, der alte, gute Hausarzt,
Stieg ſogleich aus ſeiner Schädelſtube,
Wo er unter gelben Pergamenten
Seinen Studien obzuliegen pfleget,
In die untre Region des Hauſes,
Unterſuchte ſeinen Patienten
Und erſchrack vor ungewohntem Anblick;
Denn das Herz, das fürchterlich zerrißne,
Schwamm in Blut; es war dem Tode nahe.

„Das iſt in der That ein ſchlimmer Caſus,“
Sagte jener, mit beſorgter Miene
Hin und her das ernſte Haubt bewegend;
„Hätte man mich früher doch gerufen,
Eh es noch zu dieſem Punkt gekommen!
Doch wir wollen ſehen, was zu thun iſt.

Hochvonnöthen iſt für's Erſte dieſes:
Abgelenkt mit allem Fleiße müſſen,
O du armes, ſchwärmeriſches Herze,
Von dem Gegenſtande deiner Sehnſucht
Deine ſämmtlichen Gedanken werden.“ —

„Schon genug, o ſchon genug, Herr Doktor!“
Schrie das Herz; „begebet euch nur wieder,
Wo ihr hingehört, in eure hohe,

Pergamentenreiche Schädelſtube,
Und bemüht euch nimmermehr hernieder!
Mir zu helfen ſeid ihr nicht geboren;
Kommt das Heil von euch, bin ich verloren.
Leicht ja wär' es, jeden Harm zu enden,
Brauchte man nur guten Rath zu ſpenden;
Leicht ja heilten alle meine Wehen,
Könnte das Unmögliche geſchehen.«

IX.

Ueber mir zieht eine thränenſchwere
Wolke hin, die reine Höhe trübend;
Dort jedoch, im Weſtbezirk, wie flammend
Grüßt die Sonne noch im Untergeh'n!

Weine, Wolk', auf meine Roſe nieder,
Sage, daß mein Sinn, wie du, ſo trübe,
Flamme, Sonn', auf ſie herab und ſage:
Alſo flamm' im Brechen noch mein Herz!

X.

Ausgeſäet aller Orten
Iſt die Wonne, das Entzücken;
So bezaubernd ſchöne Blüten,
Wer begehrt ſie nicht zu pflücken?

Nimmer wird ſich, wer es ſchüchtern
Unterläßt, des Lebens freuen;
Doch erkühnſt du dich des Raubes,
Wehe dir! Es wird dich reuen.

Denn zermalmen wird die Welt dich,
Wie du Seligkeit erwarbeſt;
Und ſo wirſt du immer leiden,
Ob du ſchwelgeſt, ob du darbeſt.

XI.

Weißt du, was du geſagt?
Wenn du die Felder bebaut,
Würd' ich als deine Braut
Feſtlich im Kranze geſchaut.
Hab's zu glauben gewagt,
Habe ſo feſt vertraut —
Und nun haſt du geackert,
Und nun haſt du gepflügt;
Deinem Worte, du Falſcher,
Haſt du übel genügt.

XII.

Ausgetrocknet iſt die Eipel,
Und die Mühle will nicht gehen;
In Verzweiflung iſt der Müller,
Sieht er ſeine Räder ſtehen.

Doch das Auge ſeiner Tochter
Pflegt ſich endlos zu ergießen;
Fluten über Fluten ſieht man
Ueber ihre Wange fließen.

Mich verrathen hat die Falſche;
Eine That, die kaum zu faſſen.
Selber iſt ſie nun verrathen;
Selber iſt ſie nunverlaſſen.

Mädchen, komm', laß uns vereinigt
Recht aus Herzensgrunde weinen;
Ich will es ob meiner Schmerzen,
Und du magſt es ob der deinen.

Welle ſoll auf Welle nieder
In das Bett der Eipel rinnen;
Und ſo mag dein Vater wieder
Luſtiglich ſein Werk beginnen.

XIII.

Ein Blättchen, abgebrochen
Von weißer Lilie Zier,
Das iſt mein Schreibpapier;
Zur Dinte wähl' ich mir
Das ſchöne Blut der Roſe,
Und alſo ſchreib' ich dir.

Wenn ich geſchrieben habe,
So ruf' ich eine Biene,
Daß ſie als Bote diene;
Sie ſchwebet durch's Revier,
Das zarte Briefchen tragend;
In Frieden naht ſie dir.
Doch, Liebſte, laß dir rathen:
Behüte dich vor Thaten,
Die ihren Zorn erregen!
Denn wenn du Andre ſollteſt
An deinem Buſen hegen,
So bohrt ſie einen Stachel,
Der dich wohl ewig ſchmerzet,
In's falſche Herze dir.

XIV.

Ihr zu entfliehen, eilt' ich
In tiefe Waldesnacht;
Gelehrte Schätze hab' ich
Mit mir dahingebracht.
Mich dort verſenken wollt' ich
In des Erkennens Schacht;
Allein nur ihrer hab' ich,
Ach, ihrer nur gedacht!

XV.

Ein dunkeler Schacht iſt Liebe,
Ein gar zu gefährlicher Bronnen;
Da fiel ich hinein, ich Armer,
Kann weder hören, noch ſeh'n,
Nur denken an meine Wonnen,
Nur ſtöhnen in meinen Weh'n.

XVI.

Ich ſagte dir ſo gern Ade;
Denn du bereiteſt Weh auf Weh;
Doch, ach, ich liebe dich ſo ſehr,
Wie die Biene die Honigblume,
Den erfriſchenden Quell das Reh.

XVII.

Ich liebte — Schmerzen waren
Mein einziger Gewinn;
Ein Schwan, ein ſterbender,
War dieſe ganze Liebe;
Sie ſchwand in Trauer hin
Und namenloſer Trübe;
Und dieſe Leiden ſind
Das Liebſte, doch das Beſte,
Was ich erwarb, ſo lang ich leb' und bin.

Da ſag' ich oft zu mir,
Denk' ich dem Wunder nach:
Wenn dieſes arme Lieben,
Das nur an Harme reich,
So theuer doch zugleich,
So werth zu ſein vermag —
Wie köſtlich erſt, o Gott,
Muß eine Liebe ſein,
Die nicht nur härmt, die auch
Durch ihre Luſt entzücket,
Die mit den Roſen uns
Der Wunſcherhörung, des Genuſſes ſchmücket!

XVIII.

Sie werben an des Städtchens Ende;
Auch meinem Ohre tönt der Rath:
„Wohlauf, entſchließe dich behende!
Ein freier Mann iſt der Soldat.“

Was aber räthſt du mir? Geſtehe
Mir ohne Scheu, wie dir's um's Herz!
Biſt du zufrieden, wenn ich gehe?
Ergreifet dich darob ein Schmerz?

Du weißt, wie heiß ich dich verlange,
O meiner Seele Luſt und Licht!
Und wenn dir um die Zukunft bange,
Auch dieſe Sorge quäle nicht!

Drei Schafe hatt' ich; ſie gebaren,
Und ſo gewann ich Stück auf Stück;
Ich würde ſchaffen, würde ſparen;
Da lächelte wohl auch das Glück.

O ſage mir: Kannſt du mich lieben,
Mir folgen in den heim'ſchen Port?
All' andre Lockungen verſtieben,
Sprichſt du zu mir ein holdes Wort.

XIX.

Nicht wandele, mein Licht, dort außen
Im Flurbereich!
Die Füße würden dir, die zarten,
Zu naß, zu weich.

All überſtrömt ſind dort die Wege,
Die Stege dir;
So überreichlich thränte dorten
Das Auge mir.

XX.

Ich möchte dich, ich könnte dich wohl küſſen;
Es frommte keine Gegenwehr; das glaub' nur!
Was hälfe mir's? Es wäre doch am Ende
Ein Raub nur.

Ich möchte dich, ich könnte mit des Zornes
Ergießungen dich überreich beregnen.
Was hälfe mir's? Es wär' am Ende doch nur
Ein Segnen.

XXI.

Was würd' ich Alles thun zu deiner Luſt,
Zu deinem Heil, du wunderholdes Kind!
Nicht wohlgethan wär' es jedoch, auch nur
Der Liebe Wort zu liſpeln leis und lind.

Das Beſte, find' ich leider, was zu thun,
Wofern du mehr mir, als mein eignes Ich,
Iſt: mitzunehmen in die ſtille Gruft
Die Kunde meines Glutgefühle für dich.

XXII.

Es bebet das Geſträuche;
Geſtreift hat es im Fluge
Ein Vögelein.
In gleicher Art erbebet
Die Seele mir, erſchüttert
Von Liebe, Luſt und Leide,
Gedenkt ſie dein.

XXIII.

Wir wandelten, wir zwei zuſammen;
Ich war ſo ſtill und du ſo ſtille;
Ich gäbe viel, um zu erfahren,
Was du gedacht in jenem Fall.

Was ich gedacht — unausgeſprochen
Verbleibe das! Nur Eines ſag' ich:
So ſchön war Alles, was ich dachte,
So himmliſch-heiter war es all.

In meinem Haubte die Gedanken
Sie lauteten, wie goldne Glöckchen;
So wunderſüß, ſo wunderlieblich
Iſt in der Welt kein andrer Hall.

XXIV.

Ein kleiner, hübſcher Vogel nahm den Flug
Zum Garten hin, da gab es Obſt genug.
Wenn ich ein hübſcher, kleiner Vogel wär',
Ich ſäumte nicht, ich thäte ſo wie der.

Leimruthen-Argliſt lauert' an dem Ort;
Der arme Vogel konnte nicht mehr fort.
Wenn ich ein hübſcher, kleiner Vogel wär',
Ich ſäumte doch, ich thäte nicht wie der.

Der Vogel kam in eine ſchöne Hand,
Da that es ihm, dem Glücklichen, nicht and.
Wenn ich ein hübſcher, kleiner Vogel wär',
Ich ſäumte nicht, ich thäte doch wie der.

XXV.

Am Donauſtrande, da ſteht ein Haus,
Da ſchaut ein roſiges Mädchen aus.
Das Mädchen, es iſt wohl gut gehegt,
Zehn Riegel ſind vor die Thüre gelegt.
Zehn eiſerne Riegel — das iſt ein Spaß;
Die ſpreng' ich, als wären ſie nur von Glas.

XXVI.

O ſchöne Nacht!
Am Himmel mährchenhaft
Erglänzt der Mond in ſeiner ganzen Pracht,
Um ihn der kleinen Sterne liebliche
Genoſſenſchaft.

Es ſchimmert hell der Thau
Am grünen Halm; mit Macht
Im Fliederbaume ſchlägt die Nachtigall;
Der Knabe ſchleicht zu ſeiner Liebe ſacht —
O ſchöne Nacht!

XXVII.

In jedem Halm, in jedem Baum iſt Liebe;
Allüberall im Weltenraum iſt Liebe.
Es rufet Alles um uns her: Verſchließt
Die Herzen nicht dem wonnevollſten Triebe,
Umfaſſet euch und jauchzet und genießt!
Wie Brod, wenn es von Honig überfließt,
So wird das Sein durch Liebeshuld verſüßt.

XXVIII.

Das Haus, Herr Nachbar, es beginnt
Euch zu veralten, zu verfallen;
Durch ſeine Riſſe pfeift der Wind.
Doch blühet euch ein holdes Kind;
Das iſt ſo ſchön, ſo lieb vor Allen.

Das wäre meines Hauſes Zier;
Wär' meines Herzens höchſte Freude.
Wohlan, Herr Nachbar, gebt es mir!
Sofort erſtehet euch dafür
Ein neues Haus, ein Prachtgebäude.

XXIX.

Durch Wolken hin der Buhle der Nacht,
Der Mond, die himmliſche Reiſe macht.
Ein Page hold, er iſt nicht fern;
Wir nennen ihn den Abendſtern.

Auch ich beſchreite manchen Steg,
Zum Liebchen auf dem Wanderweg.
Als Stern des Abends Schritt für Schritt
Geht meine goldne Liebe mit.

XXX.

Wär' meine Mutter, wie ich, geſinnt,
Ich würde meinen Trieb nicht zügeln;
Doch ſprächſt du: „Gebt mir euer Kind!“
Sie würde dich aus dem Hauſe prügeln.

XXXI.

Siehſt du den Aermel *),
Steif wie ein Bein?
Habe geſtohlen;
Gucke hinein!
Flaſchen auf Flaſchen
Siehſt du erblinken;
Drunter erblickſt du
Köſtlichen Schinken.
Holla, mein Herzchen,
Säume nicht lang;
Koſten wir eilig,
Was ich errang!

XXXII.

In die Küche wallet' ich,
Zündete mein Pfeifchen an.
Zwar es brannte luſtiglich,
Brauchte weder Licht noch Span;
Dorten aber an dem Herde
Lockte mich die Huldgeberde
Eines ſüßen Engels an.

---

*) Es iſt der Aermel einer Schuba, eines ungariſchen Bauernpelzes gemeint.

Dort in holdem Minneſtrauß
Ward gerungen, ward gelacht,
Und die Pfeife ging mir aus,
Die ich doppelt angefacht.
Deſto heller in dem Herzen
Fühlet' ich zu Luſt und Schmerzen
Heißer Liebe Brand erwacht.

XXXIII.

Ohne Flamme brennt kein Licht;
Ohne Liebe leb' ich nicht;
Liebe lieb' ich allermeiſt;
Bin ja nicht der heilige Geiſt!

XXXIV.

Wäre Frauenauge nicht,
Blickte wohl der Sonne Licht?
Erd' und Himmel allzuhauf
Wär' ein öder Trümmerhauf.

XXXV.

Als ein Knabe ſtarb ich faſt
Aus Begier nach ſüßen Nüſſen;
Jetzo geh' ich faſt zu Grund
Aus Begier nach ſüßen Küſſen.

XXXVI.

Bin zu jung, um mich zu paaren;
Doch ich hoffe zu gedeih'n,
Und bereits in ein Paar Jahren
Süßer Küſſe werth zu ſein.

XXXVII.

O wie ſingt es,
O wie klingt es,
Mir zum Herzen
O wie dringt es!
Hören ihren Wonneſchall,
Dicht vor unſerem Fenſterlein,
Läßt, ſo ſcheint es, Nachtigall.

Aber nein!
Denn zugleich
Mit ſo hellem Auge blinkt es,
In ſo trauter Weiſe winkt es;
'S iſt der Schelm, der Liebſte mein;
Eine Nachtigall zum Schein,
Trillert er ſo wunderfein,
Grüßet er ſo hold herein.

XXXVIII.

Merkſt du nicht, wie ſchön beſtellt
Dieſe reizerfüllte Welt;
Weißt du nicht, was Leben heißt,
Ruhſt du nicht mit Taumelluſt
An gewölbter Mädchenbruſt —
Was dir in der Ader kreiſt,
Buttermilch, kein rothes Blut,
Denk' ich, iſt es; holzbeſchuht
Geh' als Kapuziner her,
Bete murmelnd dein Brevier,
Oder lauf' als ein Gethier
Ohne Sinn und ohne Geiſt
Grunzend im Gefild umher!

XXXIX.

Nächtlich hier im Garten Bruſt an Bruſt
So mit dir zuſammen, welche Luſt!
Stille rings; die Hunde bellen ferne,
Wir bedeckt von Dunkel und von Duft,
Ueber uns das goldne Heer der Sterne.

Hätte mich zu einem Stern gemacht
Gott der Herr; ich hielte meine Wacht
Nicht wie die; vom blauen Himmelsſchooße
Stürzt' ich heißbegierig jede Nacht
Mich herab zu dir, du ſchöne Roſe!

XL.

Ich hange ſo feſt an meiner Lieb' —
So hanget ein Sternchen am Aetherblau;
Ich wurzle ſo tief in meinem Trieb —
So wurzelt ein Baum in der grünen Au.

Es iſt aber auch die Liebſte mein
Eine Märchenblume der ſchönſten Art,
Geboren an Pfingſten im Morgenſchein
Aus Roſengebüſch eine Roſe zart.

Beperlet hat ſie und aufgenährt
Der Thau aus goldenem Luftrevier,
Davon ihr ewig und ewig währt
Die Blumenfriſche, die Jugendzier.

Verbunden wär' man offenbar
Sie anzubeten in Andacht heiß,
Ihr auszuſchreiben ein Feſt ſo klar,
An dem ihr werde der Heil'genpreis.

Sie iſt mein Entzücken, mein Schatz, mein Ruhm;
Wem ward ein edleres Gut zu Theil?
Sie wäre mir nicht um ein Kaiſerthum,
Nicht um die Reiche der Erde feil.

XLI.

Du biſt mir ein ſauberer Burſche, du!
Gar keiner biſt du, ich ſag' es dir.
Nicht einen Kuß, du feiges Herz,
Nicht einen einzigen, giebſt du mir.

Du meinſt vielleicht, ich könne das
Nicht wiedergeben, was man giebt?
Du meinſt vielleicht, ich werde den
Nicht wiederlieben, der mich liebt?

Herz gegen Herz — ein guter Kauf;
Da tauſch' ich ohne Widerſtreit,
Bin jeder heißen Liebeshuld
Zu doppeltheißem Dank bereit.

XLII.

Fall' auf die Knie' und halte ſtill!
Nicht ſollſt du mich verehren, nein!
Du biſt ſo groß und ich ſo klein!
Knieſt du ſo fromm dich vor mich hin,
Gieb Acht, wie ich dich küſſen will!

XLIII.

Es iſt in unſerem Orte hier
So manche Dirne, die gefällt;
Und ich auch werde, ſchmeichl' ich mir,
Nicht von den Hunden angebellt.

XLIV.

O wehe, der arme Burſche,
Wie kam er um ſeinen Verſtand!
Er hatt' ihn im Sacke verſchloſſen,
Er trug ihn in ſeiner Hand.

Der Sack war fettig und duftend,
Da ſchnuffelte dran ein Hund,
Er ſchnappte danach und ſchlang ihn
Hinunter in ſeinen Schlund.

Mit dem Sacke da ſchlang er hinunter
All was darinne zugleich.
So wurde der Burſch ein Gimpel,
Der ſonſten an Witz ſo reich.

XLV.

Du arme kleine Dirne!
Was giebſt du dir für Mühe,
Daß dir die bleiche Wange
Wie eine Roſe blühe!

Du fragſt erfahrne Leute,
Und trinkſt berühmte Säfte —
Doch ſolche Pfuſchereien
Entfalten keine Kräfte.

Du mußt die Grille hören
Und ihre Sprache kennen;
Dieſelbe wird dir zirpend
Das ächte Mittel nennen.

„Du mußt“, ſo wird ſie ſagen,
„Dich in die Arme faſſen,
Du mußt dir Wonne geben,
Du mußt dich lieben laſſen.“

XLVI.

Es kommt ein Burſche geritten,
Iſt keiner aus dem Troß;
Sein ſchwarzes Auge ſuchet
Nach einem Nachtquartiere
Für ſich und für ſein Roß.

Ein Nachtquartier, ich geb' es
Dem Burſchen und ſeinem Roß,
Daß ihn nicht drüben ſchaue,
Daß ihn nicht drüben küſſe
Die Herrin in dem Schloß.

XLVII.

Ich kranke, ſinke, ſterbe
Um Tſchurgo dort, das Städtchen.
Nein, nicht um Tſchurgo ſterb' ich,
Nur drinnen um ein Gäßchen;
Doch nein, auch nicht um's Gäßchen,
Nur drinnen um ein Häuschen;
Denn in dem Häuschen wohnet
Das allerſchönſte Kind.

XLVIII.

Dir ſchlägt mein Herze, dir nur,
O du mein Honigtäubchen!
Ein jeder Gedank' in mir,
Er huldiget, o mein Goldſtern,
Mein lieblicher, nur dir.

Dein Schlehenaugenpärchen;
Dein Blick, der falkenhelle;
Dein Mund, wie Mohn, ſo brennend,
Der im Getreide blühet;
Die Hügel deines Buſens,
Geformt wie zwei Orangen;
Dein Wuchs, der edelſchöne,
Das Ebenmaß, das reine,
Fehlloſe deiner Glieder;
Die köſtliche Geſundheit
Des Leibes und der Seele,
Die überall an dir
Zu ſchauen und zu kennen,
All dieſe Wonn' und Zier,
Die keine Worte nennen,
Dahin zu dir ohn' Ende
Reißt ſie die Sinne mir.
Dir hab' ich, o mein Abgott,
All meine Kraft zu lieben,
All meiner Seele Glut
Für alle Zeit verſchrieben;
Dir opfer' ich mit Freuden
Mein Leben und mein Blut.

XLIX.

Die Cymbel und die Geige,
Wodurch die kühlen Leute
Sich hier vergnügen laſſen,
Iſt mir ein trockner Spaß.
Denn goldene Glöckchen klingen
In meinem Herzen heute,
Da ich die ſchönſte Beute
Des Lebens und der Liebe
Soll in die Arme faſſen,
O wie ganz anders, anders
Lautet und labet das!

Hinaus, hinaus in's Weite,
Daß ich die dumpfen Engen
Mit ihrem Schwalle meide,
Sonſt ſpringt ſie vor Bewegung
Am Ende mir, die Bruſt.
Die Sporen an der Ferſe,
Sie klingen hellvernehmlich,
Wie ich ſo voller Freude
Hinſchreite durch die Haide;
Doch mächtig übertönt ſie
Im Buſen hier das Pochen
Unermeßlicher Lieb' und Luſt.

L.

Ich ſpielete mit Czenczi *),
Der Knabe mit dem Mägdlein,
Unſchuldig heitre Spiele,
So wie ſie Kinder ſpielen;
Noch ſchwellet' unſre Buſen
Kein heißeres Gefühl.
Einſt, da die Bäume blühten,
Da bot ſich unſern Augen
Ein Knabe dar, ein ſchöner,
Und bat ſo fromm, ſo freundlich:
„Mitſpielen eure Spiele,
Ihr guten Kinder, laßt mich!“
Wie gerne zum Geſellen
Aufnahmen wir den holden,
Der uns ſo wohlgefiel!
Der Gott der Liebe war es,
Der liſtige, der loſe,
Der lehret' uns ein andres,
Ein niegekanntes Spiel.

---

*) Vincenzia.

LI.

Es freue ſich ein Andrer
Der Glorien des Ruhmes,
Bedecke ſich mit Lorbeern,
Erbeute jeden Kranz!
Es häuf' ein Andrer Schätze,
Erbaue ſich Palläſte,
Bewirthe tauſend Gäſte,
Und leb' in eitel Glanz!
Ich wünſche mir, o Eſti,
In allertiefſter Stille,
Wo nichts die Liebe hemmet
Zu ſtrömen Glut in Glut,
Mit dir allein zu leben;
Dein Auge nur zu ſchauen,
Und deine ſüßen Züge;
Nur noch dein Liebeflüſtern,
Das Pochen nur zu hören,
Das laute, deines Herzens,
Wenn's an dem meinen ruht.

LII.

Es ſei ein Andrer
So ſtolz er mag,
Auch mir iſt linde
Der Lebenstag.

Ich hab' ein Hüttchen,
Ich hab' ein Weib,
So zart von Seele,
So ſüß von Leib.

Mein Daſein grünet
Und ſteht in Saft;
Zu ſchaffen hab' ich,
Zu lieben Kraft.

Fern iſt nach Golde
Die wilde Gier;
Ich ſchulde Keinem
Und Keiner mir.

Fern bleiben Hader
Und Zungenſtich;
Ich kränke Keinen
Und Keiner mich

Und droht mir einmal
Ein trüber Muth,
Ich küſſe Sari
Und es iſt gut.

O trauter Engel!
Dich gab mir Gott;
Du machſt die Schätze
Der Welt zu Spott.

Drum ſei ein Andrer
So ſtolz er mag,
Auch mir iſt linde
Der Lebenstag.

LIII.

Was iſt der Ruhm, der dich
Mit ſeinem Glanz beſticht?
Er iſt — o ſuch' ihn nicht! —
Ein ſchöner Regenbogen,
In trübem Elemente nur gezogen,
Ein Sonnenſtrahl, der ſich in Thränen bricht.

LIV.

Ein junges Leben ging zu Ende;
Dort in dem Hofe ſteht die Leiche.
Wer weinet um die Arme, Bleiche?
Wer ringt an ihrem Sarg die Hände?
Sie bleiben im gewohnten Gleiſe;
Nicht eine Thräne thaut herab,
Schwankt ſie hinaus in's dunkle Grab —
Das iſt das Schickſal einer Waiſe.

LV.

Das Leid, es iſt ein großer Ocean,
Und eine kleine Perle drin das Glück.
Tauch' ich empor mit dieſer Koſtbarkeit,
Der ſeltenen, die ich ſo lang geſucht,
Die mir geworden endlich als der Preis
Solch eines unermüdlichen Beſtrebens,
Bricht ſie vielleicht in meiner Hand entzwei,
Und alle meine Mühe war vergebens.

LVI.

In der Wiege weint ein armes Kind;
Doch die Amme ſinget ihm ſo lind;
Ruhig, ob ſie noch ſo rege ſind,
Fallen ihm zuletzt die Augen zu.

In dem Herzen iſt der Kummer wach;
Sanft beſchwört die Poeſie ſein Ach;
Und ſo tief ſein Stöhnen — allgemach
Kommt doch auch dies kranke Kind zur Ruh.

Deutſch

aus Volk und Vorzeit.

I.

I thu, was i will,
I thu, was i mag;
Nur daß i vorher
Mei Weible befrag'.

II.

Im Thal liegt ä Nebel,
Auf der Höh', da is klar,
Und was d' Leut' vommer ſagen,
Is Alles nit wahr.

III.

Die Röſel is krank,
Liegt heim auf der Bank;
Kommt der Bader herüber;
Sein Bub' wär' ihr lieber.

IV.

Wie's Einer muß machen,
Das weiß i genau.
Die Eine, die lieb' i,
Die Andre, die fopp' i,
Die Dritte, die Reiche,
Die nehm' i zur Frau.

V.

Mariandel is fein;
Viel bild't ſie ſich ein;
Und mag ſie mich nimmer,
Es muß ja nit ſein.

VI.

Seh' ich ein ſchön Mägdelein,
Denk' ich, es ſei mein;
Will ich aber bei ihm ſein,
Darf ich nicht hinein.

VII.

Mägdelein hübſch und fein
Sollten die Sterne ſein;
Was für ein Leben dann,
Fiele der Himmel ein!

VIII.

Schöne Roſe, falle nicht,
Bis dich ab mein Finger bricht!
Ob ihn auch Gedörne ſtechen,
Glaube mir, er wird dich brechen.

IX.

Grad Herz,
Brich nicht!
Liebe mich und ſprich nicht!
Liebſt du mich,
Wie ich dich,
O ſo blühet unſre Liebe
Wandellos allewiglich.

X.

Herz' mich ein wenig,
Küſſ' mich ein wenig,
Hab mich ein wenig lieb!
Machſt du auch Schmerzen
Viele, dem Herzen,
Biſt doch ein herziger Dieb.

XI.

Was iſt weißer, als der Schnee?
Was iſt grüner, als der Klee?
Was iſt dunkler, als der Rabe
Mit dem ſchwarzen Federkleid?
Klüger als der Jägerknabe? —

Tag iſt weißer, als der Schnee,
Saat iſt grüner, als der Klee,
Nacht iſt ſchwärzer, als der Rabe,
Und die ſüße, zarte Maid
Klüger als der Jägerknabe.

XII.

Sag' an, mein lieber Weidmann!
Was macht wohl den Wald weiß? *)
Was macht wohl den Wolf greis?
Was macht wohl die See breit?
Woher kommt alle Klugheit? —

Das will ich dir wohl ſagen:
Der Schnee macht den Wald weiß;
Das Alter macht den Wolf greis;
Das Waſſer macht die See breit;
Von ſchönen Mägdelein kommt alle Klugheit.

---

*) Dieſe Verszeile und die ähnlichen, welche folgen, ſind nach dem Schema:

⏑ ⊥ — ⏑ ⊥ —

zu leſen, ſo daß ⊥ die Geltung eines ganzen Versfußes: — ⏑ hat.

XIII.

Er blüht ſo ſchön, man glaubt es kaum,
Wie ſchön er blüht' der Apfelbaum.
Das Käferchen mit ſeinem Summ,
Es ſchwärmet um den Baum herum

Und iſt für alles Andre blind.
Der Apfelbaum biſt du, mein Kind;
Das Käferchen — wer wird es ſein?
Das ſiehſt du wohl von ſelber ein.

XIV.

Sie denkt nicht an ihr Weidevieh,
Und nicht an ſeine Gemſen er;
Sie denkt an ihn, er denkt an ſie —
So geht es auf der Alpe her.

XV.

Es hat mein Liebchen,
Wenn's lacht, ein Grübchen
Im Wängelein;
Ihm eingedrückt
Mit zartem Finger
Hat's ohne Zweifel
Ein Engelein.

XVI.

Ihr Mund ſagt Nein;
Ihr Blick ſagt Ja.
Getroſt, mein Herz!
Dein Glück iſt da.

XVII.

Auf ſeinem Hute
Der Liebſte mein
Trägt ſchon ſeit Langem
Ein Röſelein.

Es iſt gewelket
An ſeinem Ort;
Er wirft es aber
Doch nimmer fort.

Ich hab's ihm blühend
Vom Strauch gepflückt,
Da er zuerſt mich
An's Herz gedrückt.

XVIII.

Vom Paradies ein Reſtchen,
Vom Lebebaum ein Aeſtchen
Iſt uns zurückgeblieben
Im Singen und im Lieben.

XIX.

Mein Auge, das ſchaut ſo hell;
Ich ſeh' es im Wieſenquell;
Mein Brüſtchen, es iſt ſo blank;
Mein Leibchen, es iſt ſo ſchlank —
Daß ich allerliebſt,
Daß ich allerliebſt,
Darüber iſt wohl kein Zank.

Und tritt mich ein Bürſchchen an,
Und ſchmeichelt und will mich han,
So ſeh' ich es an bei Licht,
Und prüfe ſein Angeſicht.
Denn ein häßliches Lieb,
Denn ein häßliches Lieb,
Das will ich und mag ich nicht.

Und krieg' ich ein Kindelein,
So muß es ein ſchönes ſein.
Von Leuten, ſo ſchön, wie wir,
Kommt einzige Wonn' und Zier.
Ein häßliches Kind,
Ein häßliches Kind,
Nein, nimmer gehört es mir.

XX.

Ach, ſchläfſt du ſchon, ach, wachſt du noch?
Lieb Schätzchen, hab' Erbarmen!
Ich läge gern, ach, höre doch,
In deinen beiden Armen!

In deinen beiden Armen weiß,
An deinem rothen Munde,
Und wäre gern im Paradeis
Auf eine ſelige Stunde.

Und kann es ſein, auf zwei und drei
Und eine vierte drüber.
Und könnt' ich ewig bei dir ſein,
Das wäre mir noch lieber.

XXI.

Jäger.

Was drückt dich, holde Schäferin,
Für eine ſtille Laſt?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Daß du geweinet haſt.

Schäferin.

„Und wenn ich auch geweinet hab',
Was geht es dich denn an?
Doch willſt du's wiſſen, es iſt um was,
Was mir nicht werden kann.

Mein Lieb ein junger Jäger iſt,
Er trägt ein grünes Kleid;
Er iſt ſo brav, er iſt ſo friſch,
Daß mir's das Herz erfreut.

Jäger.

Mein Lieb ein' junge Schäferin iſt,
Sie trägt ein weißes Kleid;
Sie iſt ſo ſchön, ſie iſt ſo gut,
Daß mir's das Herz erfreut.

Beide.
So bin wohl ich's, ſo liebſt du mich,
Herzlieb, ſchön Engelkind;
So iſt uns allen Beiden wohl,
Da wir beiſammen ſind.

XXII.

Den Kaiſer Rudolph lobeſan
Fiel eine böſe Schwindſucht an.
Die hochgelahrten Medici,
Viel ſannen ſie und riethen ſie;
Allein die beſte der Arznei'n,
Die fiel dem Kaiſer ſelber ein.
Derſelbe lud von nah und fern
Viel hochgeborner, edler Herrn
Sammt ihren Frauen hübſch und fein
Und ihren friſchen Töchterlein.
Die ſchauend hatt' er ſeine Luſt,
Er zog ſie gar an ſeine Bruſt,
Küßt' alſo frei manch rothen Mund
Und drückete manch Brüſtlein rund;
Bedeutete die Herrn dabei:
Es diene das zur Arzenei,

Und gäb' auf Erden um und um
Kein beſſeres Remedium. —
Und däucht mir auch in meinem Sinn,
Denk' ich ſo kränkelnd her und hin,
Es ſei das eine beſſere Kur,
Denn Pille, Pulver und Mixtur,
Und möcht' in meines Siechthums Pein
Auch ſo ein Kaiſer Rudolph ſein.

XXIII.

Gar ritterlich mit ſeinem Schwert
Hat ſich gewehrt
Ein Pfäfflein und den Feind verſehrt.

Darob man es hat angeklagt
Und es gefragt:
„Verwirfſt du, was der Herr geſagt:

Nicht haue mit dem Schwerte dein
So grimmig ein;
Sogleich, Sankt Peter, ſteck' es ein!“

Das Pfäfflein nicht verlegen war,
Und gab der Schaar,
Die es befrug, zur Antwort klar:

„Nicht eher ſprach's der Herr, bevor
Der Feinde Chor
Ein abgehauenes Ohr verlor.“

Die heilige Schrift, mein lieber Chriſt,
Geduldig iſt,
Und Deuterei hat große Liſt.

XXIV.

Ich wandelt' auf der Flur,
Begegnete der Süßen,
Die meine Glut, und dachte ſie zu grüßen.
Das Herz jedoch, es war,
Mit ihm der Mund, jedweder Kühne bar.
Ich ſah ſie an: das Eine konnt' ich nur.
Da ſchwebte ſie vorüber — welch ein Schmerz!
Daß ich ſo blöde hier
Und nicht zu reden traute,
Ein um ſo herber Leiden ſchuf es mir,
Da ſie ſo milde juſt, da ſie ſo minnig ſchaute.

XXV.

So hoch erhöht hat Gott die reinen Frauen,
Daß man zu aller Stunde,
An allem Ort
Soll ihnen in Treue dienen
Und minniglich an ihnen
Sein Auge ſoll und ſein Gemüth erbauen.
Wenn Trauer erwacht
Und böſer Muth,
Iſt Nichts ſo gut,
Als eine Frau zu ſchauen,
Die aus des Herzens inniglichem Grunde
Lieblich entgegen ihrem Freunde lacht.

XXVI.

Iſt was Lieberes, als ein Weib?
Labt was Anderes ſo den Muth?
Frauenherz und Frauenleib,
Sie ſind gut,
Sie ſind reine,
Wenn auch Eine
Meinem Herzen wehe thut.

XXVII.

O wie ſelig, ſie zu ſchau'n, die unſer Licht!
Und wie herbe, birgt ſich uns ihr Angeſicht!
Weh der Hut, die ſolche Seufzer ſteigen macht!
Meiner Sonne lichte Pracht
Iſt gehüllt in dunkeltiefe Wolkennacht.

Frauenhüter! Euch verkünd' ich meinen Bann.
Darum iſt die Frau ja nur, daß ſie dem Mann
Aller höchſten Wonne ſoll ein Spiegel ſein.
Goldesſchmuck, ſo ſtrahlend rein,
Gräbt man ihn in dumpfer Erde Grund hinein?

XXVIII.

Wo nur ein Sinn und eine Lieb',
Ein Leben und ein Sinnentrieb;
Wo Zweie ganz geworden Eins,
Zu reißen von dem Andern Keins;
Wo Herz an Herz ſich ſo vertrauend ſchließet,
Daß alle Furcht von hinnen ſchleicht,
Jedwede blöde Scham entweicht —
Da iſt ſo werth nicht Goldes Hauf
Und nicht die Pracht des Edelſteins;

Da geht ein ſelig Leben auf,
Da ſprießet
Ein neu gewonnen Paradeis,
Wovon ich auch gewißlich weiß,
Daß es den Herrn im Himmel nicht verdrießet.

XXIX.

Ich ritt' in erſter Sonne Glüh'n
Durch grüne Büſch' und Bäume hin;
Da ſah ich eine Dirne knie'n,
Die war geſchaffen, Geiſt und Sinn
Auf ewig hinzurauben
Durch ihre zarte Pracht;
Waldbeeren abzuklauben,
War ihre Hand bedacht.
O hätt' ich Ehr' und Gut und Geld!
Ich legt' es all zu Füßen ihr;
Ich hüllte ſie vor aller Welt
In prächtiger Gewande Zier.
So aber bin ich leider
Ein Weſen ohne Werth,
Ein flüchtig-armer Reiter,
Der ſich vom Raube nährt.

XXX.

Nun, da der Sonne müder Strahl
Zum letzten Mal
Hinflammte durch den Weltenſaal,
Und auf die Au'n
Herniederſchau'n
Geſtirne ſonder Zahl —
Tritt ſtill der holde Schlummer ein
Und leget in den dunklen Schrein
Der Nacht hinein
All ſchwere Sorg' und herbe Menſchenqual.
Und wenn er nun mit ſanfter Macht
Zur Ruhe ſacht
Die Herzen aller Welt gebracht,
Und ſüß befreit
Von allem Streit
Und aller Leiden Fracht —
Die Liebe nur, die Liebe ruht
Und ſchlummert nicht und fühlt die Glut,
Die wilde Wut,
Die ewig ihre kranke Bruſt durchfacht.

XXXI.

Es ſank die Nacht; es boll der Hund,
Da lauſcht' ich an der Thür';
Da wurde mir das Herz ſo wund —
Kein Buhle nahte mir.
Einſt nahet' er ſo oft, ſo gern;
Was hält ihn nun ſo lange fern?

Hier war der Liebe ſcheuer Stand
Bei nächtlichem Beſuch;
Hier tauchte ſeine warme Hand
In's loſe Buſentuch,
Und Küſſe glühten ohne Schluß —
Wo glühſt du nun, ſein Wonnekuß?

O Sterne kalt und ohne Herz,
Dieſelben immerdar;
Wie lächelt ihr auf meinen Schmerz
So heiter und ſo klar!
Hohn der verrathnen Liebe ſpricht
Mond, Sonnenpracht und Sternenlicht.

XXXII.

An welcher Stelle knieet nun
Mein ſüßer Pilgerknab'?
Ach wo, ach wo? In welchen Sand
Drückt er den Dornenſtab?

Wo drücket er den rothen Mund
Auf's heilige Gewand?
Und welchen Bruder grüßet er
Mit ſeiner frommen Hand?

Singt Himmelstön', ihr Engel ihm,
Wo er im Schlummer ruht,
Den Roſenkranz in ſeiner Hand,
Die Muſchel auf dem Hut.

Ach holdes Aug', ſo fromm und rein,
So ſchwarz, wie Holderbeer'!
Ach, möcht' ich ſeine Schweſter ſein
Und heilig ſein, wie er!

Zum Himmel ſchwebt ſein Sehnen nur,
Nur Gott iſt ſeine Luſt —
Mich treibt mein heißes Herz allein
An ſeine ſüße Bruſt.

XXXIII. *)

Sprach eine Maid zum Mütterlein:
»Ich möchte gern im Dome ſein,
Ein Bildniß anzutreten,
Zu dem ich habe große Luſt,
Aus voller Bruſt
Zu ſeufzen und zu ringen und zu beten.« —

»O Töchterlein, das iſt verrucht,
Iſt von der heiligen Schrift verflucht;
Dieſelbe giebt die Lehre:
Du von dem ächten Gotte dich
Nicht frevelig
Zu Götzen hin aus Holz und Steine kehre!« —

»Das Bild, o Mutter, das ich mein',
Es iſt ja nicht von Holz und Stein;
Es lebt mit allen Machten;
Es iſt ein Knabe wunderbar,
So blond von Haar,
So ſchön geziert mit allen edlen Prachten.

---

*) Aus altproteſtantiſchem Lebenskreiſe, wie das vorhergehende Gedicht aus altkatholiſchem.

Solch ein lebendig-hold Gebild
Macht, daß die Bruſt vor Wonne ſchwillt,
Kann auch das Auge drehen;
Durch ſolche Bilder für und für,
Das glaube mir,
Der Zeichen und der Wunder viel geſchehen.«

XXXIV.

Mich hält im Bann
Ein alter Mann,
Ein Mann mit grauen Haaren.
Durch Eiferſucht
Und Geiferzucht
Gedenkt er mich zu wahren.
Er brummt und murrt,
Er ſummt und ſchnurrt,
Sieht er mich heiter ſcherzen;
Ein jeder Gaſt
Iſt ihm zur Laſt
Und ſchafft ihm Angſt und Schmerzen.

Er wehrt und wacht
Bei Tag und Nacht,

Will keine Ruhe haben;
Er lauſcht hinaus
Aus ſeinem Haus
Auf alle junge Knaben.
Es ſicht ihn an,
Den Jammermann,
Ihr Streichen und ihr Schleichen;
Ihr Sang und Klang
Die Nacht entlang,
Es macht ihn noch zur Leichen.

Du alter Greis,
Der noch nicht weiß
In ſeinen hohen Jahren,
Daß Jugend nicht
In Tugendpflicht
Unmildiglich zu wahren!
Du kalt, wie Eis,
Und ich ſo heiß,
Und ſo viel Luſt auf Erden —
Hab' immerzu
Nicht Raſt und Ruh'!
Du mußt betrogen werden.

XXXV.

Es war einmal ein alter Mann
Und geizig überaus.
Der hatt' ein holdes Weibchen,
Ein zartes, ſüßes Täubchen;
Dem ſchloß er alle Schränke zu
In ſeinem öden Haus.

Einmal, da ritt der alte Mann
In das Gefild hinaus,
Ließ keinen rothen Heller,
Kein Beinchen auf dem Teller,
Ihr kaum ein Krümchen Brod zurück
In ſeinem öden Haus.

Da ſiehe trat ein Bettler her
Und fleht' um einen Schmaus.
Sie ſchauete den Armen
Und hatt' ein groß Erbarmen;
Er war ſo jung, er war ſo blond,
Er ſah ſo edel aus.

„Du feiner, armer Burſche du!“
So rief ſie ſeufzend aus;
„Dir mit den beſten Gaben

Den ſchönen Leib zu laben,
Es wäre mir, bei Gott, ſo lieb,
Als wie ein eigner Schmaus.

Allein mein alter, harter Mann,
Ritt ins Gefild hinaus,
Ließ keinen rothen Heller,
Kein Beinchen auf dem Teller,
Mir kaum ein Krümchen Brod zurück
In ſeinem öden Haus.

Ich darbe ſelbſt, ich armes Weib,
Mein Leben iſt ein Graus.
Jedwede Wonn' iſt ferne;
Ich flüchtete, wie gerne
An deiner Hand als Bettlerin
In's weite Land hinaus.« —

Was zog der Bettler arm und ſchlecht
Aus ſeinem Sack heraus?
Confekt und ſüße Weine:
»Thu' auf, thu' auf, du Feine!
Verzehren wir das edle Gut
Zuſammen in dem Haus!«

Das Weibchen ließ den Bettler ein;
    Da gab es einen Schmaus!
Ein Junker war's, der glühte
Für dieſe werthe Blüte;
Schlich fürderhin noch ofte ſo
    In ſeines Liebchens Haus.

XXXVI.

Es ſank der Sonne rothe Pracht,
Es kam die liebe, ſüße Nacht,
Und breitet' über Flur und Haus
Wohlthätig ihren Mantel aus.

Was war's, das ich im Sinne trug,
Dem laut mein Herz entgegenſchlug?
Ich eilte nach dem Buchenhain
Und fing darin ein Vögelein.

Es war geflogen ohne Graus
Aus ſeinem engen Vogelhaus,
Geflogen nicht um frei zu ſein,
Geflogen in mein Netz hinein.

Wir walleten die ſtillſte Bahn;
Da bot ſich uns ein Raſen an;
Vom Kuſſe ward auf ihren Mund,
Auf ihre Bruſt, die Lippe wund.

Sonſt küßten wir an Thür' und Zaun;
Da wagte Liebchen nicht zu trau'n;
Da eilet' es ſo bald, ſo bang
Zu kehren in den alten Zwang.

Doch nun war alle Blöde fern;
Es ſah's ja nur der Abendſtern.
All, was du ſahſt, du trautes Licht,
Verrath' es nur den Menſchen nicht!

XXXVII.

Ich hab' ein Hüttchen, das iſt klein;
Die Flur, die grüne, ſchließt es ein;
Ein Bach daran iſt ſchön zu ſeh'n —
Willſt mit mir in dies Hüttchen geh'n?

Groß vor dem Hüttchen ſteht ein Baum;
Du ſiehſt vor ihm das Hüttchen kaum;
Er ſchirmt vor rauher Winde Weh'n —
Willſt mit mir in dies Hüttchen geh'n?

Süß vom Gezweige grüßt der Schall
Der liebetrunknen Nachtigall,
Und alle, die ihn hören, ſteh'n —
Willſt mit mir in dies Hüttchen geh'n?

O du mit deinem blonden Haar,
Mit deinen Aeuglein blau und klar!
Willſt treuer Liebe Heimat ſeh'n?
Willſt mit mir in dies Hüttchen geh'n?

XXXVIII.

Erwache, ſchöne Schläferin!
Vollende meinen Luſtgewinn,
Die Wonne theilend deines Sklaven!
Doch wenn du wähnſt, es ſei zu ſtrafen,
Daß ich ſo kühn im Küſſen bin —
So raſte ſchlummernd immerhin,
So ſcheine nur ſo fortzuſchlafen!

XXXIX.

Es ſenkte ſich der zarte Gott der Liebe
Auf Blumen hin und ſchlummert' ein.
Da lauſchten ihm, dem Meiſter ihrer Triebe,
Die Nymphen in dem Hain.

Sie dachten all der Thränen, all der Schmerzen,
Die dieſer arge Gott erregt. —
Behende war der Bändiger der Herzen
In Bande ſelbſt gelegt.

Er war, der endlich wieder Aufgewachte,
Ein Glied zu regen, ohne Macht.
„Brav," rief er aus und ſah umher und lachte,
„Das habt ihr gut gemacht!

Ihr ſeid gerecht, und ſtatt der Liebe Sehnen
Nimmt Frieden eure Herzen ein;
Wie glücklich, ohne Seufzer, ohne Thränen,
Und — ohne Kuß zu ſein!"

Und ohne Kuß? Ob das ein Leben hieße?
Man dachte nach, man ſahe bald:
Ein Frieden, eine Ruhe, ſo wie dieſe,
Sei' wie der Tod, ſo kalt.

Man flüſterte, man neigte ſich zur Milde;
Bald waren alle Stricke los.
Aufſtieg der Gott und floh mit alter Wilde
Cytheren in den Schooß.

XL. *)

Wie ſoll mein Liebchen ſein? —
Ein Kind von jungen Jahren,
Von ſchönen, lichten Haaren,
Von zarter Roſenwange,
Von ſilberhellem Klange
An Stimmchen und Geſange;
So ſoll, die ich verlange,
So ſoll mein Liebchen ſein.

Wie ſoll mein Liebchen ſein? —
Von Aeugelein, wie Tauben,
Von Mündelein, wie Trauben,
Von Hälſelein, wie Schwäne,
Und zu erblicken wähne
Man Perlen, ſtatt der Zähne;
So ſoll, die ich erſehne,
So ſoll mein Liebchen ſein.

---

*) Ich verdanke dies ſchöne Gedicht, wo erſt ein ſcheinbar nur der Phantaſie entſprungenes Ideal geſchildert wird, um dann durch die Erklärung zu überraſchen, daß der Dichter eine wirkliche Geliebte gezeichnet, einer anonymen Gedichtſammlung vom Jahr 1678, wo Niemand ſo etwas erwarten würde.

Wie ſoll mein Liebchen ſein? —
Von welleweichen Händen,
Von ſchön geſchwungnen Lenden,
Von Füßchen nett und kleine;
Und ein Sylphidchen ſcheine
Im Tanze mir die Feine;
So ſoll ſie, die ich meine,
So ſoll mein Liebchen ſein.

Wie ſoll mein Liebchen ſein? —
Von Leibchen ohne Fehle,
Und adelig von Seele,
Von feurigem Geblüte,
Von zärtlichem Gemüte,
Ein Engelein an Güte;
So ſoll ſie, meine Blüthe,
So ſoll mein Liebchen ſein.

Wie ſoll mein Liebchen ſein? —
Nicht ſoll ſie höhniſch lachen
Und Complimente machen,
Sich nicht zu prangend kleiden,
Und nicht zu vornehm ſchreiten;
Nein, zierlich und beſcheiden,
So ſoll zu allen Zeiten,
So ſoll mein Liebchen ſein.

Wie ſoll mein Liebchen ſein? —
Ich denke nicht zu freien
Um Geld und Ländereien;
Drum immerhin an Habe
Und elterlicher Gabe,
Nicht aber arm an Labe,
Wie eine Honigwabe,
So ſoll mein Liebchen ſein.

Wie ſoll mein Liebchen ſein? —
Ich denke nicht zu werben,
Wo Schätze zu ererben;
Drum keine welke Rübe,
Die mich im Dulden übe,
Nein, wie gemacht zur Liebe,
Holdſelig ohne Trübe,
So ſoll mein Liebchen ſein.

Wie ſoll mein Liebchen ſein? —
Gerade ſo, wie jene
Jung-allerliebſte Schöne,
Die ich bereits gefunden,
Die ich bereits umwunden,
Die mir zu allen Stunden
Die Sinne hält gebunden;
So ſoll mein Liebchen ſein.

XLI.

Im Wäldchen iſt ein Pfädchen,
Da geht ein holdes Mädchen;
Ihm nach behendiglich
Geh', leiſe tretend, ich.

Flugs faſſ' ich um die Mitte
Das ſchöne Kind und bitte
Nicht allzu ſtreng zu ſein;
Doch ſie, ſie droht zu ſchrei'n.

„Schrei' immerhin!“ verſetz' ich,
Zum Tode den verletz' ich,
Der deine Stimme hört
Und meine Wonne ſtört.“ —

„Nur leiſe!“ ſprach die Schöne;
„Denn ſolche laute Töne,
Wie leicht vernimmt ſie wer
Und ſtürmt zum Orte her.

Ich ſorge nur, verſtehe,
Daß eine Schlacht geſchehe;
Viel beſſer raubſt du frei
Ein Küßchen oder zwei.“ —

Ich raubte zwei und mehre,
Ich ſpürte keine Wehre;
Ich küßte, welche Luſt!
Auch ihre weiße Bruſt.

Drum wie die Mädchen ſcheuen,
Und wie ſie uns bedräuen
Mit ihrem hellen Schrei,
'S iſt Alles Heuchelei.

XLII. *)

O Liebe, kehre meinem Herzen,
Das ſo verwaiſt zu brechen droht!
Kehr' ihm mit allen deinen Schmerzen,
All deiner Qual, all deiner Noth!

Nach deinen heißen Thränengüſſen
Sehnt mein zu trocknes Auge ſich.
Denn beſſer iſt's, die Ruhe miſſen,
Als Ruhe fühlen ohne dich.

*) Weiblichen Urſprunges. 18. Jahrh.

XLIII. *)

Ort ihrer Raſt, beglückter Ort;
Nur dir bekannter Reize Port!
Sieh meines Herzens tiefe Wunde;
Dein Schweigen brich und flüſtre Kunde!
Gedenkt ſie mein und meiner Glut
Niemals in einſam dunkler Stunde?
Tönt, wenn ſie dir im Schooße ruht,
Mein Name nie von ihrem Munde?

---

*) Der Dichter (Hoffmannswaldau) bemerkt, daß er aus dem Franzöſiſchen überſetze.

XLIV.

Wie, Roſe, war es möglich, daß du ſtarbeſt
So reich an Luſt,
Nicht ein unendlich Lebeglück erwarbeſt
An jener Bruſt? —

Zwar, daß du blühteſt einige Minuten
An jener Bruſt,
Genug, genug der lebevollen Gluten,
Genug der Luſt!

XLV.

Wenn ich ausgeglüht,
Ausgerungen habe,
Eine Roſe blüht
Ueber meinem Grabe;
Die bin ich,
Iſt für dich,
O geliebter Knabe!
Dieſe brich,
Ehe ſich
Um die zarte Habe
Eine fremde Hand bemüht.

XLVI.

In der heißen Pein des Fegefeuers
War 'mal einer abgeſchiednen Maid
Arme Seele, die der eignen Schmerzen,
Die ſie hier durchzuckten, nicht gedachte,
Die nur immer: »Paul!
Ach, du armer Paul!« ohn' Ende rief.
Wenn die Engel kamen, um die Seelen,
Die da ſaßen in dem Flammenbade,
Lindiglich in ihrer Qual zu tröſten —

Für die Seele gab es keinen Troſt.
Was die Guten auch für holde Worte
An ſie richteten, ſie ſtöhnte: „Paul!
Ach, du armer Paul!“ ohn' Ende nur.
Drob verwunderten die Engel ſich.
„Sage doch, was iſt's mit dieſem Paul?“
Fragten ſie. „Es iſt der Liebſte,“ ſprach ſie,
„Welchen ich zurück auf Erden ließ.
Ach, wie theuer war ich ihm! Wie einſam
Wird er jetzo und wie elend ſein!
Daß ich auf ein halbes Stündchen nur,
Ihn zu tröſten, aus dem Feuer dürfte!“ —
„Nicht gewehrt,“ entgegneten die Engel,
Iſt die Hinfahrt; doch du wirſt dafür
Tauſend Jahre länger büßen müſſen.“ —
„Thut nichts“, ſagte ſie;
Gerne will ich hunderttauſend Jahre
Länger ſitzen in dem Feuer hier,
Wenn ich ihn nur einmal wiederſehen
Und beſchwichtigen ſein Wehe kann.“
Dienſtbereit erhoben ſich mit ihr
Drauf die Engel, und ſie ſah die Erde,
Sah die Heimat, den Geliebten wieder.
Der jedoch war nicht
Einſam und nicht elend; der Geſchiedenen

Nicht mehr eingedenk ergötzt' er ſich
In den Armen einer Buhlerin.
„Fort, o fort! Zurück in's Fegefeuer!“
Schluchzte Jene. Doch die Engel ſprachen:
„Nein! du haſt in dieſem Augenblicke
Mehr gelitten, als du leiden würdeſt
In äonenlanger Flammenqual.
Abgebüßt ſind deine Sünden. Komm,
Armes Kind! Du wandelſt himmelauf.“

XLVII.

Dieſe Blumen, dieſer Kranz,
Dieſe Perlen und Juwelen,
Würden ihren Zweck verfehlen,
Könnten, ob ſie noch ſo fein,
Ob ſie noch ſo reich an Glanz,
Nur durch ihren Unwerth kränken,
Wenn verehrt
Nur allein
Sollte ſein, was deiner werth.
Einzig und allein ſodann
Mit dir ſelber müßte man
Dich, du edle Zier, beſchenken.

XLVIII.

Hier in öder, rauher,
Düſterer Geklüfte Graus,
Wo Natur in Trauer,
Iſt mein Herz zu Haus;
Denn mir iſt ſo Nacht, ſo Nacht;
Nimmer in der Sonne Pracht
Bin ich mehr zu Licht und Luſt erwacht.

Die ihr hoch umkettet,
Berge, dieſe tiefe Schlucht,
Stürzet ein und bettet
Unter eure Wucht
Dieſen Leib ſo matt und krank,
Der zu ſagen keinen Dank
Weiß dem Himmel, daß er noch nicht ſank.

Liebes-Ungewinne,
O wie macht ihr Wangen bleich!
O wie iſt die Minne
An Betrug ſo reich!
Sie beſcheert ſo große Pein,
Daß man nie geboren ſein
Gerne möcht' in dieſer Sonne Schein.

XLIX.

„Dieſer ſagt in einer heißen
Fieberqual der Welt Ade;
Jenen übermannt das Eiſen;
Liebe macht, daß ich vergeh'.

Mancher muß ſein Leben ſchließen,
Treibend in der wilden See;
Ich, zu Galathea's Füßen,
Liebe macht, daß ich vergeh'.

Alſo klagte ſeine Schmerzen,
Philidor ſein tiefes Weh,
Klagte mit gebrochnem Herzen:
„Liebe macht, daß ich vergeh'."

Er bewegte die Geſteine,
Nicht das Herz der ſchönen Fee,
Wie er klagte durch die Haine:
„Liebe macht, daß ich vergeh'."

L.

Wie doch, Amor, magſt du ſehen,
Daß ſo viele bittre Zähren
Dieſer Augen Glanz verheeren?

Sollte dieſe Flammenzier
Untergehen,
Sage mir:
Wo die gleiche wirſt du finden,
Um an ihr,
So, wie hier,
Deine Fackel anzuzünden?

LI.

Unſer Herr Magiſter ſpricht:
»Amor iſt ein Ungeheuer;
Seine Glut ein hölliſch Feuer.«
Doch da fürcht' ich Amorn nicht.

Hebt jedoch Amandus an:
»Amor iſt ein Kind zum Küſſen
Und der reinſten Huld befliſſen.«
O wie bange wird mir dann!

LII.

Nahm der Herr von Adam eine Rippe,
Machte draus ein Bild mit ſüßer Lippe,
Schuf ein Weibchen mit gewölbter Bruſt,

Das zu herzen eine Götterluſt.
Fragte dann den Adam, ob's ihn freue,
Oder ob ihn ſeine Rippe reue?
Sagte der: „Wie ſprichſt du wunderſam!
Meine Rippe macht mir keinen Gram.
Alle meine Rippen geb' ich her,
Machſt du mir dergleichen Püppchen mehr.

LIII*).

„Meine Furien werden alt und ſchwach,“
Sagte Pluto zu dem Götterboten;
„Neue brauch' ich. Gehe,
Suche mir auf Erden drei dazu
Taugliche Perſönlichkeiten aus!“
Dem Geheiße folgete Merkur.
Einige Zeit darauf begann zu Iris
Juno ſo: „Getrauteſt du dich wohl,
Mir drei völlig unbeſcholtene
Frauen auszufinden? Merke wohl,
Was ich ſage: völlig unbeſcholtne;
Nicht der kleinſte Makel darf an ihnen
Zu entdecken ſein. Ich möchte ſolche,

---

*) Der Stoff iſt von Leſſing.

Um Cytheren zu beſchämen, die
Sich ſo unbedingt geſammte Frauen
Zu beherrſchen rühmt. Verſuch's einmal;
Gieb dir alle Mühe!“ Jene ging.
Aber ohne Beute, ganz allein
Kehrte ſie zu ihrer Herrin. „Wie,“
Zürnte dieſe, „nicht einmal drei völlig
Reine Frauen? O grundverderbte Welt!“
Ihr dagegen Iris: „Zu bekommen
Waren in der That drei ſolche Frauen;
Doch ich kam zu ſpät.“ — „Zu ſpät? Wie ſo?“ —
Eben hatte ſie der Sohn der Maja
Für den Pluto weggeholt“ — „Warum?
Wozu braucht ſie der?“ — „Zu Furien.“

LIV.

Welch eine Nacht war dieſe, die verfloſſen!
Schenk' uns der Himmel ſolcher Nächte viel;
Vergönne dieſes einzig holde Spiel
Zu ſpielen uns, bis unſer Lauf beſchloſſen!

In welcher Wonn' erhöhte Geiſter ſchweben,
Iſt unſerem Verſtande nicht bewußt —
Ein reiner Heil und eine ſüßere Luſt,
Denn jene war, kann dieſe Welt nicht geben.

Uns einten nicht geſchloſſene Contrakte;
Kein Prieſter ſegnet' unſerer Liebe Bund;
Kein Feſtgepräng that ihn der Menge kund,
Und kein Geſetz wacht über unſre Pakte.

Und doch, wie heilig blühet unſer Friede!
Wo lebte dir ein Hort, ſo feſt, wie ich?
Wo fänd' ich ein getreuer Weib, als dich?
Wo iſt der Reiz, der unſere Seelen ſchiede?

Wo glühten irgend frömmere Genüſſe?
Wo tauſchte ſich mit redlicherem Sinn,
Mit reinerem, jedweder Luſtgewinn?
Ein Sakrament iſt jeder unſerer Küſſe.

Gebenedeit ſei Nacht und ſtille Kammer,
Worin du mir dein ganzes Sein beſcheert!
Wer ſie mit irgend einem Fluch beſchwert,
Dem blüh' ein ewiger Ehebündniß-Jammer!

LV.

Weine, weine, weine nur nicht!
Ich will mich halten in höchſter Pflicht;
Ich will dich ehren,
Dein Glück vermehren,

So viel ich kann —
Das Nehmen aber, das Nehmen',
Das Nehmen, das ſteht mir nicht an.

Glaube, glaube, glaube nur feſt,
Daß meine Treue dich nie verläßt!
Allzeit beſtändig
Niemals abwendig,
Bin ich ganz dein —
Gebunden aber, gebunden,
Gebunden, das geh' ich nicht ein.

Traue, traue, traue, mein Kind,
Daß das aufrichtige Worte ſind!
Ich kann dir's ſchwören
Bei meiner Ehren,
Daß treu ich bin —
Heirathen, aber, heirathen,
Heirathen iſt nicht mein Sinn.

LVI.

Hör' ein Räthſel und errath es!
Krummes Holz, das hält gerades,
Grades Holz hält Flut und Flammen,
Dieſe Seel' und Leib zuſammen.

LVII.

Des Herrn Bacchus lateiniſche Schule.

Ihr Brüder, wißt!
Herr Bacchus iſt
Auch in der Schul' ein Meiſter,
Examinirt
Und exercirt
Auch im Latein die Geiſter.
Das Ohr geſpitzt!
Er eilt anitzt
Ein nomen einzuüben:
Hoc *) vinum iſt
Zu aller Friſt
Was ſeine Schüler lieben.

Wer oder was?
Der Wein im Glas
Iſt aller Luſt ein Bronne;
Durch ihn allein
Giebt ſeinen Schein
Der Mond und auch die Sonne.

---

*) Aelterem Schulgebrauche nach wie ein Artikel vorgeſetzt.

Der Wein, der Wein,
Nur er allein
Mit ſeinem edlen Brauſen
Macht, daß die Welt
Nicht ganz entſtellt
Durch dunkler Nächte Grauſen.

Nun faſſet tief
Den Genitiv!
Er heißt: hujus divini
Geſell bin ich
Allewiglich;
Will ſagen: hujus vini.
So dumpfig iſt,
Wer ihn vermißt,
So unbeſeelt, wie Steine;
Denn jeder Blitz
Von Geiſt und Witz
Entſpringet aus dem Weine.

Huic vino bin
Mit Herz und Sinn
Ergeben bis zum Grabe.
He, Kellnerin,
Geh her und hin,

Und ſpende neue Labe!
Schau nicht ſo drein!
Du wähnſt vom Wein
Dich ohne Grund verdunkelt;
Wie fein du ſeiſt,
Erkennt mein Geiſt
Erſt, wenn die Kanne funkelt.

Accuſativ!
Was iſt ſo ſchief,
Quid magis asininum,
Als Wein zu ſeh'n
Und meiden geh'n
Wen oder was? hoc vinum.
Von keinerlei
Falſchmeiſterei
Laßt euch die Lehre trüben:
Wen oder was?
Das volle Glas
Vor Allem heiß zu lieben.

O vinum hold,
Weit über Gold
Und über Diademe!
Was wär's, wenn ich,

Wein, ohne dich,
Die ganze Welt bekäme?
Noth iſt nur Eins:
Des Labeweins
Nie mangelhafte Gabe;
Es fließe Wein
Auf mein Gebein,
So leb' ich auch im Grabe.

Nun, Brüder, ſchwört!
Das Glas empört!
A vino hoc zu laſſen
Zu keiner Zeit,
Sei unſer Eid,
Bis daß wir einſt erblaſſen!
Die casus all
Mit Wonneſchall

Laßt uns begierig lehren!
Und ſagt ſie wer
Nicht richtig her,
Den wollen wir nicht ehren.

LVIII.*)

Fuhr über den Zürcherſee der Abt von Einſiedeln,
Ein luſtiger Herr mit einem dicken Schmeerbauche.
Da ſprach ſein Narr: »Welch eine große Milchſchüſſel!
Da möcht' ich für mein Leben gern was einbrocken.«
Da ſprach der Abt: »Was möchteſt du denn einbrocken?«
Der Narr ſprach: »In dieſe große Milchſchüſſel,
Da möcht' ich alle Mönch' und Pfaffen einbrocken,
Und müßte ſie mir dann der Teufel ausfreſſen.«
Da ſprach der Abt: »So wollteſt du, du Spitzbube,
Mich ſelber auch in dieſe Schüſſel einbrocken?«
Der Narre ſprach: »Gevatter Abt! Gar ſehr gönnt' ich
Dem Teufel einen ſolchen leckern Fettbiſſen.«

---

*) Die Ausgänge der Verszeilen ſind nach dem Schema $\overset{|}{-}\ \overset{|}{-}\ \smile$, ſomit ganz ihrem natürlichen Accente gemäß zu leſen. — Als es mich gelüſtete, jene alte Anekdote in Verſe zu bringen, drang ſich mir das choliambiſche Metrum mit Nothwendigkeit auf; denn anders waren Wörter, wie »Einſiedeln« — »Milchſchüſſel« — »einbrocken« u. ſ. w. naturgemäß nicht anzubringen. Die deutſche Sprache beſitzt eine Maſſe ſolcher choliambiſcher Wortformen; der Choliamb iſt wie gemacht für ſie, und man muß ſich daher wundern, daß dieſer ſeiner Natur nach ſo acht deutſche Vers von unſern Dichtern ſo ganz vernachläßigt wäre.

LIX.

War eine Frau, die pflegt aus einem Becher,
Auf deſſen Grunde Gott der Herr gebildet,
Zu zechen häufigſt ohne Mäßigung;
Und ſchalt darob ihr Mann, ſo ſagte ſie:
„Den Herrn vor Augen haben immerdar
Kann keine Sünde ſein; es iſt geboten.“
Da nahm der Mann den frommen Becher weg
Und ſetzet einen andern an die Stelle,
Auf deſſen Grunde Satanas zu ſehen:
Die Frau jedoch, ſie zechte wie zuvor,
Und ſchalt der Mann, ſo gab ſie den Beſcheid:
„Abbruch zu thun dem Böſen immerdar
Iſt eine heilige Pflicht; ich übe ſie,
Indem ich ihm dies edle Naß entſchlürfe.“ —
Was immer auch auf dieſer Welt geſchehe,
Beſchönigungen fehlen nimmermehr.

LX.

Kinder artig zu machen.

Es ſtieg ein Herr zu Roſſe,
Und ritt nach einem Schloſſe;
Da ſchaut die Frau zum Fenſter aus,
Und ſpricht: „Der Mann iſt nicht zu Haus.

Allhier iſt nur zu finden
Die Frau mit ihren Kinden.“
Antwortet ihr der Herr geſchwind:
„Sind's gute, brave, fromme Kind?“

Da ſpricht die Frau mit Klagen:
„Ich wollt', ich könnt' es ſagen;
Allein es ſind ſehr böſe Kind
Und zu gehorchen nicht geſchwind.“

Da ſprach der Herr mit Dräuen:
„Das werden ſie bereuen;
Dergleichen Kinde ſind nicht fein,
Zu ihnen mag ich nicht hinein.

Viel ſchöne Sachen hab' ich,
Mit ſelbigen begab' ich
Nur gute, brave, fromme Kind
Und jene nicht, die böſe ſind.“

LXI.

Wiegenlied einer alten Magd.

Ich thät mich einſt vermiethen
Zu Sankt Marie
In den Himmel hinein;
Ich wollt' ihr helfen wiegen
Das liebe Kind,
Ihr Jeſulein;
Da ward ich aufgehoben
In den goldigen Saal
Voll Engelein;
Die thäten alle loben
In dem ewigen Strahl
Maria rein.
Maria kam und führte
Mich an der Hand
Ins Kämmerlein;
Im Kämmerlein, da, ſiehe,
Stand an der Wand
Ein Wiegelein;
Darinnen ſah ich liegen
Das liebe Kind
Das Jeſulein;

Da fing ich an zu wiegen
Mit der Hand ſo lind
Und ſang darin:
»Schlaf lieblich ein,
Schlaf lieblich ein,
Schlaf allerliebſtes Jeſulein,
Schlaf ſüß und ſelig ein!«

LXII.

An jedem Samſtag ſcheint einmal
Der lieben Sonne warmer Strahl;
Großmütterchen hat mir's bewährt
Und auch davon den Grund gelehrt.

Es ſenket aus der Himmelspracht
Sich alle Freitag in der Nacht
Die heilige Mutter ſanft und gut
In Fegefeur's entfachte Wut.

Wenn dann die theure Huldgeſtalt
Hin durch gekühlte Flammen wallt,
So kommt der armen Seelen Hauf,
Faßt ihr Gewand und weint darauf.

So wird von Anfang bis zuletzt
Gewaltiglich ihr Saum benetzt;
Drum, wenn ſie wieder heimgekehrt,
Sie raſch ein neues Kleid begehrt.

Das aber, das ſo naß geweint,
Auslegen, wenn der Tag erſcheint,
Die Engel in dem hohen Saal
Und trocknen es im Sonnenſtrahl.

So muß denn wohl an dieſem Tag,
Wie ſehr ſie ſich auch bergen mag,
Zu dienen unſrer lieben Frau'n,
Die Sonne durch die Nebel ſchau'n.

LXIII.

Auf der Alpe ſteht ein Haus,
Sieht ſo ſtill in's Thal hinaus;
Das bewohnt mit heiterm Sinn
Eine ſchöne Sennerin.
Sennerin, mit frohem Mund,
Thut ſo ſüße Töne kund,
Singt ſo lieb und ſingt ſo lind:
„Auf der Alm, da giebt's kue Sind.“ *)

---

*) Der Refrain im Volksdialekt.

Als ich einſt auf ſteilem Pfad
Ihrem Paradies genaht,
Trat ſie flink zu mir heran,
Bot mir ihre Wohnung an;
Setzte ſich zur Seite mir,
Kannte keine blöde Zier,
Sang ſo lieb und ſang ſo lind:
„Auf der Alm, da giebt's kue Sind.“

Als ich in der Frühe ſchied,
Tönte lange noch ihr Lied.
Seit der Zeit, wo ich auch bin,
Denk' ich an die Sennerin,
Hör' ich ihrer Stimme Laut,
Hör' ich einen Ruf ſo traut:
„Komm zurück, o komm geſchwind!
Auf der Alm, da giebt's kue Sind.“

Däniſch.

In enger Straße, kleiner Zelle wohnt
Für ſich allein — nicht um allein zu ſein —
Ein junges Weib, ſchön ehedem, noch jetzo
Nicht ohne Reiz, doch krank und ſchwach auf's Lager
Dahingeſunken. Es geht die Thür', es tritt
Der Herr des Hauſes ein, ihr einziger,
Entſetzlicher Hort; er ſchaut ſie finſter an,
Er ruft ergrimmt: »Wie lange währt das noch?
Schon Wochen lang hab' ich mit dir Geduld,
Du weichliches, nichtsnütziges Geſchöpf,
Und immer noch liegſt du ſo läſſig da.
Steh' auf und putze dich
Und ſchminke deine Wangen, denn die ſind
Ohn' alle Farbe. Schaffe Geld herbei!
Sonſt werf' ich auf die Straße dich hinaus.« —
»O ſchone, ſchone,« flüſtert ſie, »ich kann nicht,
Ich fühle den Tod in meiner kranken Bruſt.«
Er aber reißt ſie ſchimpfend aus dem Bette,
Bemalet ihr die Wange prangend roth,
Flicht Roſen in ihr Haar, ſetzt ſie an's Fenſter,

Stellt eine leuchtende Kerze vor ſie hin
Und geht hinweg. Da ſitzt ſie, ſterbematt
Zurückgelehnt auf ihrem Stuhl, die Hände
Sind in den Schooß geſunken. Es erhebt ſich
Ein Sturm; er reißt das Fenſter heulend auf
Und ſchlägt es an die Wand; die Gläſer klirren,
Zertrümmert auf die Erde niederfallend;
Das Licht erliſcht. Sie rührt und regt ſich nicht;
Sie hat es überſtanden, ſie iſt todt.

Britiſch.

I. *)

Pfingſten iſt's; o ſchöne Zeit!
Feſtlich hoher Luſt geweiht
Iſt die ganze Chriſtenheit,
Biſt du da, du holde!
Aber Ralph und Phillida,
Phillida,
Phillida,
Steh'n in Amors Solde.

Innigere Sympathie
Fühleten Verliebte nie!
Ohne Scheu gehorchen ſie
Den Naturgeboten,
Treffen ſich und küſſen ſich,
Küſſen ſich,
Küſſen ſich,
Heimlich in den Schoten.

---

*) Spottlied auf einen verliebten Geiſtlichen, der ſeine eiferſüchtigen Gemüthsbewegungen und Abſichten mit dem Mantel der Religion und Sittenzucht bedeckt. Ohngefähr daſſelbe Genre, wie die altfranzöſiſchen Scherz- und Spottlieder, die wir unten mittheilen werden.

Aber ihre Seligkeit
Störet des Geſchickes Neid;
Her zu ihrem Herzeleid
Führt es einen Dritten;
Siehe, der Herr Domine,
Domine,
Domine,
Kommt dahergeſchritten.

Sämmtlicher Familie
Lieſet die Homilie,
Dienet der Herr Domine
Zu gewalt'gem Segen;
Sonderlich ſchön Phillida,
Phillida,
Phillida,
Iſt ihm angelegen.

Rein, wie eine Lilie
Wahret der Herr Domine
Sämmtliche Familie
In Betreff der Tugend;
Doch vor Allem hütet er,
Hütet er,
Hütet er,
Dieſe holde Jugend.

So wie der der Scene nah,
So wie den ihr Auge ſah,
Himmel, wie erſchrecken da
Jene, die Bedrohten!
Scheu, wie Rehe flüchten ſie,
Flüchten ſie,
Flüchten ſie
Eilig aus den Schoten.

Laut jedoch mit Ach und Weh
Klaget der Herr Domine,
Kündet der Familie
Was ſich in den Schoten
Ihm für eine ſchauderhaft,
Schauderhaft,
Schauderhaft
Freche Schau geboten.

Gräuel, wie ſie dort geſchah'n,
Sähe man ſie ruhig an,
Racheblitze drohten dann
Wie ſie Sodom trafen.
Den Verführer allermeiſt
Allermeiſt,
Allermeiſt
Müſſe man beſtrafen.

Weggejagt von Schloß und Ort
Wird der arme Ralph ſofort,
Zugeſetzt mit Gottes Wort
Ernſtlich, aus dem Grunde,
Der verliebten Phillida,
Phillida,
Phillida,
Manche lange Stunde:

Daß ſie ſich zu ihrer Pflicht –
Das bezweckt der Unterricht –
Daß ſie ſich zu Gott und Licht
Reuevoll bekehre,
Und nur ihren Domine,
Domine,
Domine,
Ganz allein verehre.

O wie meint's der Himmel gut
Mit ſo leichtem jungen Blut,
Zähmet ihm der Sinne Glut
Ein ſo frommer Zügel;
Nimmt es ein Herr Domine,
Domine,
Domine,
Unter ſeine Flügel!

II.

„Liebes Aennchen, werde mein!“
Nein, o nein!
Nein, o nein!
Tauge noch, ſo wie ich bin,
Tauge nicht zum Frei'n.
Bin ja noch ein junges Ding,
Junges Ding,
Junges Ding,
Bin ja noch ſo gar gering,
Sagt die Mutter mein.

Zwar, die Nächte ſind ſo lang,
Und ſo bang,
Und ſo bang,
Wenn ſo wilde Winde weh'n,
Ruht es ſich allein.
Doch ich armes junges Ding,
Junges Ding,
Junges Ding,
Bin ja noch ſo gar gering,
Sagt die Mutter mein.

Laßt die kalte Zeit vorbei,
Kommt der Mai,

Kommt der Mai,
Werd' ich etwas älter, Herr,
Etwas älter ſein.
Bin ja noch ein junges Ding,
Junges Ding,
Junges Ding,
Bin ja noch ſo gar gering,
Sagt die Mutter mein.

III.

Es kam mir in's Haus
Ein Burſche neulich,
Ein junger, ſchmucker,
Und freit' um mich.
Mein Herz im Stillen,
Wie freut' es ſich!
Ich wollte mich aber
Nicht gleich entdecken;
Ich wollt' ihn necken;
Ich ſagte Nein;
Ich ſchwur, mir ſei'n
Die Männer fatal,
Die jungen zumal;
Ich würde mich nie
Zur Ehe bequemen.

Er ſprach: verachtet
Und abgewieſen
Von mir zu ſein,
Das wäre ſein Tod;
Er würde ſich ſelber
Das Leben nehmen;
Er würde ſich ſtürzen
In ſchäumende Wogen,
Und würd' er aus dieſen
Herausgezogen,
Den Stahl, den blanken,
In's Herz ſich bohren
In ſeiner Schmerzen
Unbändiger Wut.
Ich ſagte: Gut!
Er möge nur ſterben;
Nichts ſei verloren
An Männerleben,
An Burſchenblut.
Er ging; mein harrte
Der Reue genug.
Acht Tage ſchwinden;
Ich ſchaue hinaus
Mit ſehnlichem Blicke;
Gewiß, ſo denk' ich,

Er kommt zurücke,
Zu heftig iſt
In ſeiner Seele
Zu mir der Zug.
Und wieder vergeh'n
Acht volle Tage;
Und bänger wird mir
Und immer bänger,
Und mir verhehlen,
Ich kann's nicht länger:
Er kehrt nicht wieder;
Mein freveles Spiel,
Ich hab's verloren;
Ja, welche Kunde
Kommt mir zu Ohren!
Er legt ſich aufs Wandern,
Er ſucht ſich, o weh!
Ein anderes Blümchen;
Er ſtreichet dem Mühmchen
Um's üppige Mieder;
Er ſitzt mit der Beß
Vertraulich im Klee.
O über die Hexe!
Wie lockt ſie ſo gerne
Die Liebſten hinweg

Ehrſameren Andern!
Ich bebe vor Wut;
Ich weine vor Aerger;
Ich gehe voll Harm
Im Herzen hin
Zum Kirmeßtanze —
Da ſeh' ich ſie
Im Freudenglanze;
Da ſeh' ich ihn,
Den Flatterhaſten,
Den Weggeraſſten,
Sich dreh'n im Kreiſe,
Sein Lieb im Arm.

Ich zähme mich;
Ich unterdrücke
Den Zorn, den innern.
Ich grüße, ſchicke
Seitwärts gewandte,
Gewogene Blicke.
Er fliegt heran,
Betheuert, er liebe
Mich noch, wie vor;
Nie ſei im Stande
Mich ihm zu erſetzen

Ein anderes Märchen;
Ich ſei die Schönſte
Im ganzen Lande,
Die Perle ſei ich
Im Mädchenchor.
Ich reiz' ihn ſchlau
Durch Zweifeln und Zögern
Und ſanftes Schmollen,
Und er beſchwört's
Mit neuem Eide,
Geläng's ihm nicht,
Mich zu erwerben,
Sein Unglück ſei es,
Er werde ſterben,
Er trag' es nicht.
Und nun iſt's gut;
Ich bin geborgen;
Zerriſſen ſind ſie,
Die Buhlernetze,
Der Beß, der argen;
Und bald erſcheint —
O Glück, o Jubel! —
Der Tag, der ſüße,
Der mich für immer
Mit ihm vereint.

IV.

Es ſchien der Mond ſo helle,
Und eine klare Quelle
Sog ſeine Pracht
Begierig in ſich ein.
Ich ſah's und ſagte zu mir ſelbſt: »Es lacht
Dies ſchöne Licht der Nacht
Wohl auf ſo manche Stelle;
Die liebevolle Welle
Schaut auf den Mond allein.
So blicket Arabelle
Mit gleicher Hulden Schein
Auf Viele rings, ich nur auf Arabelle.

V.

Es iſt ſo heiß der Sommertag
Und mancher Ort belaubt und kühl,
Daß man gelinde lagern mag
Und ſchlummern auf dem Raſenpfühl;
Ich aber, ach,
Ich raſte nie,
Ich bleibe wach
Und denke *ſie*;

Für das Gefühl,
Für das Gewühl
In meiner Bruſt blieb es am Pole ſchwül.

Sie iſt ſo ſchön, die Sommernacht,
Die Raſt in ihr ſo ſüß und rein,
Und wer den heißen Tag durchwacht,
Dem wird ſie doppelt milde ſein.
Ich aber, ach,
Ich raſte nie,
Ich bleibe wach
Und denke ſie,
Und Qual allein,
Zwiefache Pein,
Wird mir die Nacht, die allgelinde, ſein.

VI.

O wäre ſie die Roſe roth
Dort auf dem alten Burgverließ,
Ich aber eine Perle Thau,
Die ſtill der Abend ſinken ließ.

Ich tauchte mich in ihren Schooß,
Ich ſchwelget' eine ſel'ge Nacht
Und wüßte doch, daß ich gelebt,
Verging ich in der Morgenpracht.

VII.

Der Winter entfloh
Und die Welt wird froh.
Und ſonnig erglüht es,
Und wonnig erblüht es
Auf ſchwellender Flur;
Die Lüfte durchwallen
Bewegte Gefieder;
Es ſchallen und hallen
Der Vögelein Lieder;
All ohne Verdrieß
Aus menſchlicher Bruſt
Aufjauchzet die Luſt,
Die erſtandene, wieder —
Mir iſt nur ein ewiger Jammer bewußt,
Mir, den die Lieb' aus ihrem Arm verſtieß.

VIII.

All ſeinen Wünſchen liebſter Art
Wenn unſer Herz entſagen muß —
O welch ein Segen wäre dann
Ein ungeſäumter Lebensſchluß!

Im Süden, wenn die Sonne ſinkt,
Bricht auch ſogleich die Nacht herein;
So ſollte, wenn die Liebe ſtirbt,
Geſchloſſen auch das Leben ſein.

IX.

Ich zog auf einer Straße hin,
Da ſah ich eine Wallerin;
So zarte Wonne ſah ich nie;
Doch ohne Schuhe wallte ſie

Für ſolche Füße, Gott, wie hart,
Wie rauh der Grund der Erde ſtarrt!
Ich hüllte ſie, hätt' ich die Macht,
In adelige, ſeidne Pracht.

In würdige Hut, hätt' ich Gewalt,
Empfinge dieſe Huldgeſtalt
Und rollte ſie von Ort zu Ort
Die prächtige Karoſſe fort.

O Haargelock von Golde klar!
O ſternenhelles Augenpaar!
Es nachte das geſammte Sein —
Hell taget dieſer Wunderſchein.

Dich hat Natur, o Walleria,
Geſchaffen eine Königin;
Die Krone nur von Menſchenhand
Fehlt, Mally, deinem Adelſtand.

Ach, daß ich armer Leute Sohn,
Mir eigen nicht ein Fürſtenthron;
Daß ich zu deiner Schöne Preis
Ein Liedchen nur zu ſpenden weiß!

X.

Ihr, die ihr ernſter Minne feind,
Voll leichten Sinns zu aller Friſt,
Schön Anna flieht, eh euch geraubt
Der Frieden und die Freiheit iſt!
Sie iſt ſo lieblich anzuſchau'n,
Nichts Holderes hegt Stadt und Land;
Doch ihre tiefe Seele webt
Ein noch gefährer Band.

Dieſelbe glüht in ihrem Aug'
Und wirket ihres Blicks Magie;
Verloren iſt, wer dies erfuhr,
Und ſeine Bande brechen nie.

Vermeidet dieſen Zauberpfeil,
Bevor er euch in's Inn're zielt!
Das loſe Spiel, das eure Luſt,
Hier iſt es ausgeſpielt.

XI.

In dunkeler Nachtzeit Flore
Hinirrend durch der Erde Saal,
Am fackelhellen Thore
Da ſtaunt' ich ihr das erſte Mal.
Es umwanden mich ewige Stricke
Da jenes Haus mein Fuß betrat;
Es erblüheten Wonnegeſchicke,
Es keimte des Unheils Saat.

O du, die ich gefunden
Ein Kronjuwel in Schutt und Staub!
O du, die ich umwunden,
Schon deiner erſten Blicke Raub!
Es ſpringe der Born der Leiden
Mit unerſchöpflicher Fülle Strahl!
Aus deiner Hand mit Freuden
Schlürf' ich die herbe Qual.

Ihr aber, ſtolze Schmäher
Ob meiner Liebe Flammenwut,
Verſucht's und tretet näher
Und ſchaut ihr Antlitz ohne Glut!
Soll, weil im Schlunde geboren,
Die Perle ſonder Ehr' und Schein;
Soll, weil am Grunde verloren,
Werthlos die Viele ſein?

Blüh'n unſeres Ruhmes Grüße
Aus Wappenbuch und Schlachtbericht —
Ihr Ruhm iſt ihre Süße,
Ihr Adel iſt ihr Angeſicht.
Selbſt fürſtliches Geblüte,
Menſchheitlich iſt ſein Weſen nur;
Allein der Schönheit Blüte
Iſt göttlicher Natur.

XII.

Der alte Geiger Willin,
Der iſt bei'm Himmel arm daran!
Nur ſeine Geige hat er,
Man beut ihm einen Handel an.

Das Geld wird aufgezählet:
„Nun, Willin, gieb die Geige her!“
Da wird dem armen Alten
Der Blick ſo feucht, das Herz ſo ſchwer.

„Was haſt du zu bedenken?
Die Summe hier, die iſt nicht klein.
Gieb deine Geige, Willin,
Und kaufe dir ein Schöppchen Wein!“ —
„So groß, o Herr, die Summe,
Es wäre doch kein Segen drin;
Ich gäbe mit der Geige
All meine Luſt, mein Leben hin.“

Der alte Geiger Willin,
So arm er iſt, doch iſt er reich.
Wenn ſeine Geige tönet,
So iſt er einem Fürſten gleich.
Den Mangel all vergißt er,
Den bitterlichen, der ihn drückt,
Wenn er mit ſeinem Spiele
Sich ſelber und das Volk entzückt.

Jüngſt kam ich in die Schenke,
Die Gäſte ſaßen um den Tiſch.
Der alte Willin geigte,

Das lautete ſo wunderfriſch.
Sie lauſchten all im Kreiſe,
Es glühte jedes Angeſicht —
O Willin, guter Willin,
Verkaufe deine Geige nicht!

XIII.

Du pfeife nur, mein Junge!
Bei dir bin ich im Sprunge.
Ich bin ja dein, du biſt ja mein;
Ich ſpende dir mein ganzes Sein.

Doch merke dir die Weiſe:
Ich öffne leiſe, leiſe,
Und eine ſchmale Treppe drauf
Sie führt bis unter's Dach hinauf.

Da ſteige ſachte, ſachte;
Da klimme mit Bedachte!
Der Mutter Ohr, es iſt ſo fein;
Leicht könnten wir verrathen ſein.

Zu allen andern Zeiten,
Da ſollſt du mich vermeiden;
Dein ſchwarzes Aug', ich bitte dich,
Auf andre Mädchen heft' es ſich!

Ein Blickchen nur ſo flüchtig,
So froſtig und ſo züchtig,
Sei deinem ächten Lieb geſchenkt!
Nicht wird darob ſein Herz gekränkt.

Ja ſchwöre hoch und theuer,
Verſichere mit Feuer,
Daß, mich zu ſchau'n, dir eine Laſt,
Daß Jenny dir total verhaßt!

Nur nicht im Ernſte wandre!
Nur küſſe mir nicht Andre!
Kein fremder Reiz bethöre dir
Das Flatterherz, das ſchwöre mir!

Dich meinem Arm entriſſen,
Dich ungetreu zu wiſſen,
Das würde mir zum Tode ſein;
Drum bleibe feſt, drum bleibe rein!

Und jetzo bin ich fertig
Und deines Rufs gewärtig.
O ſchwände ſchon der Sonne Pracht;
O graute ſchon die dunkle Nacht!

Du pfeife nur, mein Junge!
Bei dir bin ich im Sprunge!
Ich bin ja dein, du biſt ja mein;
Ich ſpende dir mein ganzes Sein.

XIV.

O Eltern, o Tyrannen,
Die ihre Jungfrau hold
Lieblos zuſammenſpannen
Mit Roheit und mit Gold!
Den Vaterzorn zu meiden,
Schließt ſie den herben Bund
Und geht in ihren Leiden
Beweinenswerth zu Grund.

So flieht die Taube bebend,
Macht ihr der Falke bang;
Das Waldrevier durchſchwebend
Entſtrebt ſie ſeinem Drang;
Die Arme fällt am Ende,
Da keine Rettung mehr,
Dem Falkner in die Hände,
Und nun erwürgt ſie der.

XV.

Mary, du Seele voll himmliſcher Güte!
Mary, du Blume voll irdiſcher Blüte!
Haſt mir unendliche Treue geſchworen,
Haſt mir unendliches Leben geboren.
Deiner ſeraphiſchen Lippe Wort
Trägt kein ſpielender Lufthauch fort:
Sähe man Eide, wie dieſe, kranken,
Sähe man Engel, wie du biſt, wanken,
Brächen aus ihren erhabenen Schranken,
Stürzten die ewigen Sterne dort.

Aus der Bretagne.

1.

Herabgeneigt in unſern Ort
Führt eine Bahn vom Schloſſe dort;
Ein Hagedorn an dieſer Bahn,
Er lacht mit hellen Blüten an.

Die Blüten hat ſo wundergern
Der ſchöne Sohn des Edelherrn,
Und wandelt er des Weges her,
Solch eine Blüte pflücket er.

Er athmet ihrer Düfte Luſt,
Er ſteckt ſie gar an ſeine Bruſt —
Solch eine Blüte wenn ich wär',
Mir wäre nicht das Herz ſo ſchwer.

II.

Die Schuhe ſind verloren,
Die Füße ſind zerriſſen,
Dem Liebchen nachzufolgen
Durch alle Welt befliſſen.
Es hemmt die Bahn der Liebe —
Zu heftig iſt ihr Sporn —
Kein noch ſo rauher Himmel,
Kein noch ſo ſcharfer Dorn.

Mein Liebchen, meine Blume,
Noch hat ſie, jung an Jahren,
Der ſommerlichen Wonnen
Siebzehne nicht erfahren;
Was gleich' ich ihr von Allem,
Was meine Seele kennt?
Die ſchöne Roſe, die man
Marienroſe nennt!

Mein Liebchen, ich begehr' es,
Wie Nachtigall gedenket
Im Roſenhag zu raſten
Und ihre Schwinge ſenket;

Da zielt jedoch ein Stachel
So grimmig auf ihr Herz,
Und ſie, die wunde, blutet,
Und klaget ihren Schmerz.

Weh mir! Die Sterne ſenden,
Die feindlichen, nur Jammer
Auf mich herab und nirgend
Winkt eine Ruhekammer.
Es tröſten nicht Verwandte,
Nicht Eltern meine Pein;
Kein menſchlich Herz erbarmt ſich
Auf dieſer Erde mein.

So wall' ich armer Knabe,
Umringt von eitel Grauſe,
Und hoffe nur auf eine,
Die allerletzte Klauſe.
So wander' ich, ſo wank' ich,
Bis mir der Athem ſtockt,
Von eines Engels Lächeln
In's dunkle Grab gelockt.

Franzöſiſch.

I.

Unſeres Ortes reife Schönen,
Welche ſich nach Männern ſehnen,
Mögen gern um Robert ſein,
Seh'n ihn an mit ſüßer Miene —
Er jedoch erwählt Claudine:
Denn die Dicke ſchenket Wein.

Oft bedeutet ihm Liſette,
Welchen hübſchen Wuchs ſie hätte,
Welch ein Füßchen nett und klein;
Doch wie fein ſie auch erſchiene —
Ihn bezaubert nur Claudine:
Denn die Dicke ſchenket Wein.

Maturine ſagt: „Ich liebe,
Schönſter, dich mit heißem Triebe,
Habe Haus und Hof; ſchlag' ein!“
Doch was ſchiert ihn Maturine!
Seine Wonne bleibt Claudine:
Denn die Dicke ſchenket Wein.

Jetzo ſchlägt die frohe Stunde
Seinem Trink- und Ehebunde,
Und es ſtrömt die goldne Flut.
Ha, wie ſchluckt die trockne Kehle!
„Was ſich auch ein Andrer wähle,
Meine Dicke, welch ein Gut!“

Doch am dritten Ehetage,
Welch ein Schreck, welch eine Klage!
Denn es ſpricht das dicke Weib:
„Sei ſo grimmig, wie ein Paſche!
Täglich eine halbe Flaſche
Iſt genug für deinen Leib.“

Wüthend über dies Betragen,
Fängt er an, um ſich zu ſchlagen,
Schmettert ein Paar Fenſter ein.
Doch Claudinens heller Stimme
Weicht er bald in ſeinem Grimme,
Froh, nur ohne Zank zu ſein.

Und von Alten und von Jungen
Wird im ganzen Ort geſungen
Des Betrognen herbe Pein.
„Seht ihn dürſten! Welche Miene!
Doch er wählte ſich Claudine:
Denn die Dicke ſchenket Wein.“

II.

Mein Schatz, der ſtellt' an mich die Frag':
Ob zu ſpazieren mir behag'
Am Abend durch die Gaſſen?
Ich ſage Ja und hing mich an,
Allein es hat der Dumrian
Mich ungeküßt gelaſſen.

Einſt holt' er mich am Sonntag früh;
Ich ſchmückte mich mit aller Müh',
Ganz ihm zu Lieb' und Ehren,
Und Seit' an Seite ging es fort;
Allein es war kein ſüßes Wort
Aus ſeinem Mund zu hören.

Hin an der Schanze gingen wir;
Es ſtanden bei einander hier
Soldaten, hübſche, feine.
Wie haben die mich angeſchaut!
Sie ſagten all, ſie ſagten laut:
»Ei, ſeht die nette Kleine!«

Mein Peter hatte kein Gehör,
Bald freut' ihn eine Scheune ſehr,
Bald eine Kirch' im Gehen.

„Von allen Thürmen im Revier,
Dünkt mir der ſchönſte dieſer hier.“
Das war nicht auszuſtehen!

Nun zeigte ſich ein Schenkenhaus;
Da ſchallte die Muſik heraus,
Und Leute tanzten innen.
Ich ſagte: „Geh'n wir auch hinein!“
Er ſagte: „Da wird's theuer ſein;
Wir wollen uns beſinnen!“

Und wie wir hielten an dem Haus,
Da kam ein flinker Burſche 'raus
Und thät ſo freundlich winken.
Er ſagte: „Liebe Marion!
Du haſt ſchon einen Compagnon,
Sonſt böt' ich dir zu trinken.“

Ich ſagte: „Freund, ich trink mit dir;
Denn dieſer dumme Teufel hier,
Der iſt ſo zäh wie Leder.“
So kam's, daß ich bei Jenem blieb,
Und habe nun den Burſchen lieb;
Ade, Ade, Hans Peter!“

III.

Der Teufel hole den Pfarrer,
Das glatte Schelmgeſicht!
Ich glaube, daß mein Weibchen
Ihm in die Augen ſticht.
  Er iſt zwar ein ſehr frommer Chriſt;
  Allein ich zweifle dennoch,
  Ob ihm zu trauen iſt.

Er thut mit keinem Andern
So freundlich, als mit mir,
Aus welcher Abſicht aber,
Das iſt die Frage hier.
  Er iſt zwar ein ſehr frommer Chriſt;
  Allein ich zweifle dennoch,
  Ob ihm zu trauen iſt.

Verlaſſ' ich in der Frühe
Mein Haus und meinen Hag,
So ſchleicht er, wie ein Marder,
In meinen Taubenſchlag.
  Er iſt zwar ein ſehr frommer Chriſt;
  Allein ich zweifle dennoch,
  Ob ihm zu trauen iſt.

Er iſſt ſo gute Biſſen,
Und trinkt ſo guten Wein,
Da iſt es gar kein Wunder,
Fällt ihm was Böſes ein.
Er iſt zwar ein ſehr frommer Chriſt;
Allein ich zweifle dennoch,
Ob ihm zu trauen iſt.

IV.

Was willſt du, Kätzchen,
Mit deinem Ach? –
„Ich möcht' — o öffne! —
Hinaus auf's Dach
Und, wie wir pflegen,
Entſchleichen ſacht
Zu meinem Buhlen
In ſtiller Nacht.“ —

O Miſekätzchen!
Du haſt es gut.
Mir tobt im Herzen
Dieſelbe Glut.
Ich muß ſie bergen,
Ob's Herz auch bricht —
Dich hemmt die Sitte,
Die harte, nicht.

Das Fenſter offen
Und frei die Bahn —
In der Manſarde
Da neben an,
Da wecke, bitt' ich,
Es ſei mein Lohn,
Ihn, den ich liebe,
Dein heller Ton.

Allein, was ſeh' ich?
O welch ein Graus!
Er wacht, er wandelt
Auf hohem Haus.
Sein Leben wagt er,
Um mir zu nah'n;
Er klimmt herüber,
Er ſtrebt heran.

Und juſt am Ziele
Mißglückt's vielleicht,
Drum ſchnell zur Hülfe
Die Hand gereicht!
O Glück, o Jubel!
Es iſt vollbracht!
Und unſer iſt ſie,
Die Wonnenacht.

Provençaliſch.

Es iſt ſo wild mein Weſen,
So finſter iſt mein Mut,
Da ich von hinnen ſcheide,
Und meine Wonne meide,
Wie dieſe düſtre Flut.

Sie ſchäumet am Gefelſe;
In ihre Woge lacht
Kein hehres Sterngefunkel;
All über ihr iſt Dunkel,
All um ſie her iſt Nacht.

Aus den Pyrenäen.

O Pyrenäenparadies!
Wie biſt du ſchön, wie biſt du ſüß!
Wie biſt du voll von Licht und Sonne!
Wie biſt du reich an Blütenwonne!
Mit deinen Höhen, deinen Hainen,
Mit deiner Borne Flut, der reinen,
Wie labſt du deiner Söhne Mut!
Selbſt Gott der Herr, wenn uns zu gut
Aus ſeinem hohen Aetherſaal
Herniederſtieg in's Erdenthal,
Hier ſeine Wohnung aufzuſchlagen,
Zu ſitzen hier auf ſeinem Thron,
Er wählte dieſe Region,
Er ließe ſich ein Luſtrevier,
Das ſüßere Genüge ſchier
Als ſelbſt der Himmel giebt, behagen.

Italieniſch.

1.

Um mich zu nah'n, Geliebte, deinen Wonnen,
Kauft' ich, zu deinem Vater hingegangen,
Ein Netz von ihm und ſah, daß ich betrogen.

Denn als es in die Welle ward gehangen,
Nicht das Geringſte ward damit gewonnen,
Fruchtlos ohn' Ende ward es aufgezogen.

Das Garn dazu, das haſt wohl du geſponnen;
Da will es einzig Menſchenherzen fangen,
Unaufgelegt, zu fiſchen in den Wogen.

II.

Aus welch erhabnem Reiche der Ideen
Stammt wohl die Form, die irdiſchen Revieren
Natur bemüht war zu realiſiren,
Da jenes ſchöne Daſein im Entſtehen?

Wo ſahe man in Hainen und in Seeen
Unſterbliche ſo goldne Locken zieren?
Welch reizendes Gemüt, gleich dem ihren,
Ließ ſolcher Anmut milde Düfte wehen?

Der wirbt vergebens um das ewig Schöne,
Dem jene Blicke, wie ſie rings verbreiten
Licht aus dem Aether, nimmermehr erſchienen;

Der nie geſtaunt dem Zauber ihrer Mienen;
Der nie gelauſcht der Melodie der Töne,
Die jene Mienen, jenen Blick begleiten.

III.

Es giebt Geſchöpfe, welche froh entgegen
Und ohne Scheu jedweder Helle ſchauen,
Und andere, die nur im Abendgrauen
Sich offen in die Welt hervorbewegen;

Noch andre, die ſo große Kühne hegen,
Am Glanze ſich ſo wunderbar erbauen,
Daß ſie die Flamme ſich zu küſſen trauen,
Bis ſie, verſengt, nicht mehr die Schwinge regen.

Ich — wehe mir! — darf weder ungeblendet
Mich in der Schönheit lichte Kreiſe wagen,
Noch ſicher raſten in den Dunkelheiten.

Mit jener Thorheit ſchmerzlichem Behagen
Muß ich, zu Licht und Flamme hingewendet,
Mir Brand und Qual bis in den Tod bereiten.

IV.

Nicht Sternennacht und hehre Dämmerungen,
Nicht Schiffe, die auf ſtiller Woge gleiten,
Nicht Ritterſchaft, kühn ausgerückt zum Streiten,
Nicht Büſche, vom gelenken Wild durchſprungen;

Nicht frohe Mähr' und Werke, die gelungen,
Nicht Minneſang und Redezierlichkeiten,
Nicht ſchöne Frau'n, die Heiterkeit verbreiten,
Und ihr Geſang, auf grüner Au erklungen;

Nichts, nichts gewährt mir Troſt und Seelenweide;
Denn, was hienieden ein Gemüt beſtricke,
Es iſt mit ihr, der ich geweiht, begraben.

Nur Eines iſt mir reizend: daß ich ſcheide,
Und daß ich ſie hinwiederum erblicke,
Die beſſer wär' niemals erblickt zu haben!

V.

Es kommt der Lenz, der holde,
Und ſchmücket die Geſilde,
Es gaukelt über Blumen
Der Weſte milder Scherz.

Die Grüne kehrt den Auen
Den Bäumen ihre Blüte;
Doch nimmer kehrt, ach nimmer
Der Frieden in mein Herz!

VI.

Ein Geſicht, ein wunderbares,
Wurde mir: ich ſah den Amor;
Nicht jedoch der Schütze war' es,
Den ich ſah, und nicht der Blinde;
Weggezogen war die Binde
Seines Auges, und es ſtrahlte
Welch ein helles, welch ein klares!
Emſig einen Pinſel führte,
Eifrig ein Gemälde malte
Seine kleine, loſe Hand.

Mit geſchärftem Auge naht' ich;
Dichter ihm zur Seite trat ich;
Und von neuem mußt' ich ſtaunen,
Da ich Alles klar erkannt.
Denn der Pinſel, den er führte,
War ein Pfeil aus ſeinem Köcher;
Was er bildet' ohne Stocken,
Deine Blicke, deine Locken,
Euphroſyne, deine Mienen,
Waren es, dein ſchöner Buſen;
Und zu ſeiner Leinewand
Sah' ich ihm — mein Herze dienen.

VII.

Grabſchrift eines Schoßhündchens auf einem alten Landgut in Italien.

Das Hündchen ſpricht:

Ich wußte, wie da handeln
Ein Damenhündchen ſoll.
Ich hörte Diebe wandeln
Und regte mich und boll.
Ich hörte durch die Hallen,
Die Gänge leis und lind
Verliebte Ritter wallen,
Und war ſo ſtill, wie Grüfte ſind.

VIII.

Venetianiſch.

O Nacht! O Duft!
Komm, holde Ninetta,
In meine Barchetta
Und athme die kühle,
Die göttliche Luft!
Nach glühender Helle
Der milde Schein —
Auf dunkeler Welle
Mit uns allein —
Das iſt ja ſo lieblich;
Das iſt ja ſo ſelig;
Das iſt ja ſo himmliſch;
O komm herein!

IX.

Durchhaucht die Kanäle der Nachtluft Spiel,
Dann, Liebchen, o ſei die Bereite!
Dann biſt du erſpähender Augen Ziel,
Dann raſchen Entſchluſſes entgleite!

Ein Mantel umhülle den zierlichen Bau,
Das Antlitz berge die Larve!
Dich erkennet durch Hüllen und Abendgrau
Das Auge der Liebe, das ſcharfe.

Ich erſchein', ich ſelber, als Gondolier
Und lenke die flüchtige Barke,
Und ſende muſikiſche Laute dir,
Daß Herz dir und Füßchen erſtarke.

Und heg' ich im Kahne die Beute ſüß,
All herber Entſagungen ledig —
Weit ſchwinde dein Haus, das entleerte Verlies,
Weit hinter uns ſchwinde Venedig!

X.

Sicilianiſch.

Ihr ſchwarzen Augen,
Ihr dürft nur winken —
Palläſte fallen
Und Städte ſinken.

Wie ſollte ſtehen
In ſolchem Strauß
Mein Herz, von Karten
Das ſchwache Haus!

XI.

Von der Inſel Procida.

Einen Liebſten hab' ich,
Und mit ihm viel Pein.
Ihn von hinnen jag' ich,
Ob er noch ſo fein.
Fort, du Schelmgeſicht,
Fort von hier! Ich will und mag dich nicht.

Und ſo hoff' ich endlich
Seiner los zu ſein —
Aber ſieh, da tritt er
Leiſe wieder ein.
Fort du Schelmgeſicht,
Fort von hier! Ich will und mag dich nicht.

Um Vergebung fleht er;
Doch ich ſage: Nein,
Schon nach einem Stündchen
Kann ich nicht verzeih'n.
Fort, du Schelmgeſicht,
Fort von hier! Ich will und mag dich nicht.

Spaniſch.

I.

Roſen ſteckt mir an die Mutter,
Weil ich gar ſo trübe bin.
Sie hat Recht. Die Roſe ſinket,
So, wie ich, entblättert hin.

II.

Deines Haubtes blonde Löckchen,
Welche prangend-reiche Zier!
Dieſe goldnen Zauberglöckchen
Läuten Alles hin zu dir.

III.

Gebe Gott, du falſche Seele,
Daß mein Auge bei dem Scheine
Zweier angeſteckter Kerzen
Dich erblick' im Todtenſchreine!

Aber nein, du magſt dich immer
An verbuhlter Wonne weiden —
Tragen ohne Fluchgebete
Will ich alle meine Leiden.

Und verlangt der Tod ein Opfer,
Mag er über mich verfügen,
Und du magſt ſtatt meiner leben,
Und mit dir, wer dein Vergnügen.

IV.

Höre mich, o Mädchen!
Denn hinweg von hier
Winket uns die Stunde;
Komm, o komm zu mir!

Komm zu mir behende!
Denn es fleht zu dir,
Der dich ewig liebet,
Dorten, ſo wie hier.

Deine ſchmucken Schuhe,
Nimm ſie nicht mit dir,
Denn Gewäſſer harren
Unſer im Revier;

Die Gewäſſer harren
Des Guadalquivir;
Rüſtiglich durchſchreiten
Mußt du ſie mit mir.

Höre mich, o Mädchen!
Denn hinweg von hier
Winket uns die Stunde;
Komm, o komm zu mir!

V.

Ein Mädchen im Garten
Entwendete Roſen;
Der Gärtner, er ſah es
Und zürnte der Loſen,
Und dachte, zu zeigen
Den Eigner und Herrn.
„Doch nein,“ ſo erwog er
Im Geiſte, der Feine,
„Dergleichen ſei fern!
Es treibt ſie die Liebe,
Die heiße; was triebe
Sie ſonſten? Die Roſen,

So viel ſie entwendet,
Sie braucht ſie, die Kleine.
Sie ſeien geſpendet,
Ich miſſe ſie gern!«

VI.

Wenn meine Roſe
Zur Meſſe geht,
So geh' ich nach,
Um auch zu beten.
Ich knie' und küſſe
Jedweden Stein,
Jedweden Staub,
Den ſie betreten —
Das mein Gebet!

VII.

Verliebte bergen
Ihr Feuer nie;
Sie wähnen, es wäre
Die Welt, die ganze,
So blind, wie ſie.

VIII.

Es träumte mir,
Ich ſei dir theuer;
Doch zu erwachen
Bedurfſt' ich kaum.
Denn, ach, im Traume
Bereits empfand ich,
Es ſei ein Traum.

IX.

Fünf Sinne hat ſie
Geſchenkt dem Menſchen,
Natur, die weiſe
Verſorgerin.
Was hilft es ihm?
Ein Lächeln rafft ſie,
Die fünfe ſämmtlich,
Ein Blick dahin.

X.

Drei Tage vermählt
War eine Dame;
Da ſprach ſie ſeufzend:
„Gerechter Gott!
Wie lange warten
Muß eine Frau,
Bis ihr der Gatte
Zu Grabe ſinket!
Warum ſo grauſam
Iſt das Geſchick?
An jedem Tage
Mit einem Andern
Getraut zu werden —
Das wär' ein Leben,
Das wär' ein Glück!

XI.

Ich ſterbe; meine Seele
Strebt himmelan. Doch nein!
Im Grübchen deiner Wange
Soll ſie begraben ſein.

XII.

Mag meinen Leib,
Wenn ich geſtorben,
Die Erde decken!
Die ſüße Gruft,
Die meine Seele
Sich wird erwählen,
Sei deine Bruſt!

Braſilianiſch-Portugieſiſch.

I.

Von der Sierra kommt der Schäfer,
Steigt hinab zu ſeiner Schönen,
Müde nicht von Tagesarbeit,
Müde nur von ſeinem Sehnen.

Eilig, eilig ſteigt er nieder,
Dem die Liebe Flügel leihet;
An der Bruſt, die ihm geweihet,
Findet er ſein Leben wieder.

Nicht die Reichen, nicht die Großen
Neidet er in ſeinem Sinne;
Denn er hat das Gut der Güter,
Eines Mädchens treue Minne.

Eilig, eilig ſteigt er nieder,
Dem die Liebe Flügel leihet,
An der Bruſt, die ihm geweihet,
Findet er ſein Leben wieder.

Wer, o ſaget, iſt beglückter,
Jener Herrſcher ohne Frieden,
Dieſer Hirte, dem der Himmel
Ein ſo trautes Heil beſchieden?

Eilig, eilig ſteigt er nieder,
Dem die Liebe Flügel leihet,
An der Bruſt, die ihm geweihet,
Findet er ſein Leben wieder.

II.

Höret an! Ich ſah den Amor
Predigend die Welt durchwandern:
„Wer in dieſer Welt nicht liebet,
Wird nicht ſelig in der andern!

Geht in euch, ihr Liebeloſen;
Hütet euch vor dem Gerichte;
O bekehrt euch, arme Sünder,
Von der Finſterniß zum Lichte!

Nur der Minne Gottverſöhnung
Rettet euch vor dem Verdammen,
Welches harrt der allzu wenig
Flammenden in meinen Flammen.

Buch der Sprüche.

I. Orient.

Chineſiſch.

I.

Sieh, die Welle paßt in jeden Krug;
Denn ſie weiß ſich jeder Form zu fügen.
Wie die Welle fügſam einzuſchmiegen
Weiß in jede Lage ſich, wer klug.

II.

Vier Dinge ſind's, die einen Herrſcher zieren,
Die eigen ihm ſein müſſen von Natur:
Liebreiche Menſchlichkeit und ſanfte Güte,
Ein Herz für Alle, ſo ihm unterthan;
Doch auch, vereint mit dieſem Geiſt der Milde,
Gerechtigkeit und männlich-ernſte Kraft,
Sofern zu ſtrafen und zu ſchrecken nöthig;
Dann ein gewiſſer geiſtiger Blick, der ſcharf
Und tief hinein in Menſchenherzen dringet,
Um tüchtige Naturen zu erleſen
Für ſämmtliche Beamtungen des Reiches;
Dann endlich ein beſonderes Talent,
In nicht vorherzuſehend-eignen Fällen
Das Rechte zu erkennen und ſofort
Sich zu entſcheiden für das Heilſame.

Indiſch.

I.

Leicht geleitet wird ein Ignorant,
Leichter noch, wer ſelber voll Verſtand;
Doch den halbgebildet eitlen Wicht,
Menſchen bändigen ihn und Götter nicht.

II.

Den Ehrennamen Menſch
Verdient der Undankbare nimmermehr.
Als achter Menſch iſt der allein zu achten,
Der wiederübt, wofern er es vermag,
Und das in höherem Maße,
Was man an ihm Wohlthätiges verübt.

III.

Nicht giebt es auf der Erde Rund, was häßlicher,
Als Hände, die verſchloſſen, und Gemüter, die
Niemals berührt von ſanfter Rührung Pfeile ſind.
Dem Edlen iſt des Andren Glück ſein eigenes;

Er ſpendet auch unangefleht Wohlthaten aus,
Gleichwie von ſelbſt der Sonne Strahl den Lotoskelch
Aufſchließet und Violenduft der Mond erweckt.
Nicht heilige Verrichtungen genügen ſchon,
Wohlwollenheit iſt nöthig und Wohlthätigkeit.
Was Athem und Empfindung hat im Weltenall,
Das laſſe ſich der Fromme, der's wahrhaftiglich
Zu ſein begehrt, voll milder Huld empfohlen ſein.

IV.

Nicht nur die That ſei milder Art, es ſei es auch
Das Wort, o Menſch, es ſei es auch die Miene dir!

V.

Es lacht ſo manche ſchöne, gute Frucht;
Was greifſt du nach der ſchädlichen, der ſchlimmen?
Es giebt ſo manches ſchöne, gute Wort;
Was mußt du zu ſo giftigem ergrimmen?

VI.

Wofern du hilfſt und keinen Lohn begehrſt,
Wofern du rein aus gutem Herzen giebſt
Und keinen Dank begehrſt für deine Gaben,
So überſteigt das Gute, das du übſt,
Die Größe, die die ſieben Meere haben.

VII.

Mild, wie von Herzen, ſo von Ausdruck und Beweis,
Thatſächlichem, zu ſein geſammter Weſenwelt,
Dazu, o Menſch, verbindet dich die Menſchlichkeit.
Kraft gegen Kraft gerüſtet, trotzig dazuſteh'n,
Ein Allgebrauch auf Erden iſt das allerdings;
Nicht feind jedoch dem Feind ſogar ſind Edele.

VIII.

Beleidigung zu rächen, iſt Befriedigung,
Die einige Wochen, einige Monde dauern mag;
Vergiebſt du aber edel die Beleidigung,
Ein ſchön Bewußtſein bleibet in der Seele dir,
Das keine Zeit im Stande, dir zu tilgen, iſt.

IX.

Des Seelenadels Gipfel iſt noch nicht erreicht,
Vergiebſt du deinem Mörder nur. Es ziemet, ihm
Auch wohlzuthun, woſern du es im Stande noch.
Den Sandelbaum zum Muſter nimm! Derſelbe hüllt
Das Beil, das ihn zerhaut, in eitel Wohlgeruch.

X.

Die Erde, deine Mutter,
Sie leidet Hack' und Spaten,
Und lohnt in ihrer Güte
Mit tauſendfacher Blüte,
Mit ihrer Frucht, ſo lind,
Die allerſchlimmſten Thaten —
Hab' auch ein ſolch Gemüte,
Du ausgeartet Kind!

XI.

Und haſt du tauſend arge Plagen,
Und tauſend Fehle zu verklagen,
Mit einer Blume nur zu ſchlagen
Ein Frauenbild — nicht ſollſt du wagen.

Perſiſch.

I.

Es rauſchet die Gelegenheit
Dem Wilde gleich im Wald vorüber;
Ergreife hurtig, was ſie beut!
Das Leben iſt ſo bald vorüber.

II.

Der Schah von Ormus ſah mich nie,
Er, welcher mir Geſchenke beut;
Der Schah von Jeſd kennt mich ſo gut,
Er ſchenkt mir aber keinen Deut.
So iſt es in der Welt; o Herz,
Sei wohlgemuth zu aller Friſt,
Und ſegne, wie die offne Hand,
So jene, die verſchloſſen iſt!

III.

Zerriſſen wird der Erde Bauch, und ſieh', er giebt
Dem, welcher ihn zerriſſen hat, Goldſchätze Preis;
Steinwürfe fliegen auf den Baum und er gewährt
Dem, welcher ihn geworfen hat, Fruchtlabungen;

Zerſchlagen wird der Muſchel Leib, ſie aber ſchenkt
Dem, welcher ſie zerſchlagen hat, ihr Perlenherz; —
Was willſt du, Menſch, unedler als der Erde Bauch,
Unedler, als der Baum und als die Muſchel ſein?

IV.

Lern', o Schüler, ächte Gnoſe!
Siehe da, der Buſch der Roſe
Brennet dir mit hellen Gluten
Als der Feuerbuſch des Moſe.

Und aus ihm, wofern du nemlich
Nicht zu dumpfe, ſeelenloſe
Sinne haſt, wie lind und lieblich
Spricht zu dir der Herr, der große!

V.

Sieh den Hengſt Arabia's,
Den der ſchwere Sattel drückt,
Und den Eſel goldgezäumt
Und mit hohem Ruhm geſchmückt.

Dumme jauchzen tölpelhaft,
Tanzen ihren Wonnetanz,
Und der Weiſe ſitzt und weint,
Dem der Harm das Herz zerſtückt.

Alſo iſt es in der Welt:
  Trotze du dem Mißgeſchick!
Nimmer hat der Erde ſich
  Einer Welt voll Laſt gebückt.

VI.

Dreier Aengſte grauſames Gequäle
Bändiget des Filzes arme Seele:
Vor den Armen und vor ihren Bitten
Bebet er auf allen Tritt- und Schritten.
Auch die Freunde füllen ihn mit Grauſen;
Denn er flieht ihr Borgen und ihr Schmauſen.
Auch die Stunde, die da kommt, erſchreckt ihn;
Denn die Sorge, zu verhungern, neckt ihn.

Hebräiſch.

I. – XVI.

Wort anzuhören, ſei ſchnell achtſam;
Antwort zu geben, wohlbedachtſam!

Träume beflügeln Thoren;
Ihr Leben iſt verloren.

Sammele brav und karge!
Du liegſt verlacht im Sarge.

Doppelte Wage, doppelt Maß —
Gräuel in Gottes Aug' iſt das.

Fröhlich und mit leichtem Sinn
Tanzt der Thor am Abgrund hin.

Beſſer, leben im wüſten Lande,
Als in widrigem Ehebande.

Stoß im Mörſer einen Narren!
Unzerſtoßen bleibt ſein Sparren.

Nicht ſpärlich haſt du dich bereichert —
Rein bleibend haſt du ſchwerlich aufgeſpeichert!

Dem Flehenden in Drang und Sorgen
Hülf ungeſäumt und ſage nicht: Komm morgen!

Sprich nicht: wie mir der Feind gethan,
So thu' ich ihm! Ungleiche That ſteht beſſer an.

Mit deinem Brode ſpeiſe Deinen Haſſer,
Und dürſtet ihn, lab' ihn mit Deinem Waſſer!

Der Geißel Schlag prägt Striemen ein;
Der Zunge Schlag zerſchmettert das Gebein.

Schwertſtiche fahren aus gemeinem Munde;
Aus edelem träuft Balſam auf die Wunde.

Sanftmütige Worte wenden Haß und Grimm!
Doch böſe machen ſchlimmer noch, was ſchlimm.

Du ſchmeidige die Zunge
Und lerne, weich zu ſprechen!
Denn weiche Worte können
Steinharte Knochen brechen.

In menſchlicher Zunge Gewalt gegeben
Iſt Wohl und Weh, iſt Tod und Leben.

XVII.

Die gute That thut's nicht allein;
Gut müſſen auch die Worte ſein.
Es wandeln arge Zungengrüße
In Bitterkeit, was noch ſo ſüße.

XVIII.

Das beſte Wort,
Damit es ſegne,
Will ſeinen Ort,
Will ſeine Friſt,
Dieweil unnütze
Das ungelegne,
Ja ſchädlich iſt.
Drum wenn du einen
In erſter Hitze
Des Zornes ſchauſt,
So ſchweig' und ſpare
Vernunft, die klare,
Bis ſeine Wilde
Sich ſatt gebrauſt,
Auch leiſte keinem

Die Tröſterpflicht,
Wenn ihm die bleiche,
Geliebte Leiche
Noch tief erſchütternd
Im Angeſicht.

XIX.

Wer iſt der Weiſe? — Der den Stolz entfernt
Aus ſeiner Bruſt, und gern von Allen lernt.

Wer iſt der Starke? — Der ſich ſelbſt bezwingt,
Nicht der zur Uebergabe Städte bringt.

Wer iſt der Reiche? — Der zu ſeinem Heil
Beſcheiden hinnimmt ſein beſchieden Theil.

XX.

Das Meine mein,
Das Deine dein —
So ſagt die Menge.

Das Meine mein,
Das Deine mein —
So ſagt der Böſe.

Das Deine dein,
Das Meine dein —
So ſagt der Gute.

XXI.

Ein ſanft Gemüte
Voll Duldungsgüte —
Mehr als ein Held
Im Kriegesfeld.

Der Fügſame beweiſt, daß er verſtändig,
Schwachſinn bekundet, wer unbändig.

XXII.

Wird ſich der irdene Topf
Am ehernen Keſſel rächen? —
Es wird der arme Tropf
Anprallen und zerbrechen.

XXIII.

Nein, zeige nicht ſo wilde,
So grimmige Geberden!
Es ließ des Himmels Milde
Dich Menſch geboren werden.

XXIV.

Nicht ſtöre mit Geſchwätze,
Wenn ſchöne Töne wallen;
Verſpare deine Weisheit,
Bis daß ſie nicht mehr ſchallen!

XXV.

Nicht allzuſtolz begrüße
Den Kleinen, nicht veracht' ihn!
Was geht über Honiges Süße? —
Die kleine Biene macht ihn.

XXVI.

Hochmüthiges Selbſterheben,
Es geht dem Fall voran.
Du walle gleich und eben
Des Maaßes ſichre Bahn!

XXVII.

Der Zorn, er iſt des Segens
Ein allzukarger Born!
Was haſt du denn am Ende
Von deinem Zorn? — Den Zorn.

XXVIII.

Verſtehſt du was, ſo ſprich
Getroſt vor aller Ohren;
Wo nicht, ſo zeige dich
Als wärſt du ſtumm geboren!

XXIX.

Woferne du beſchenkeſt,
Sei hell dein Angeſicht
Und heiter; denn wo nicht,
Beſchenkſt du nicht, du kränkeſt.

XXX.

Auf ein Gemüt von Adel
Wirkt ſchon ein leiſer Tadel;
Vergebens durchgebläut
Wird ſtumpfe Niedrigkeit.

XXXI.

Nicht vor des Thoren
Verpichten Ohren
Sprich deine Sprüche!
Sie ſind verloren.

XXXII.

Wenn gröblich einer und niedrig ſpricht,
In gleicher Art erwiedre nicht!
Sonſt biſt du gefallen aus deinem Orden,
Biſt ſo, wie er, du ſelbſt geworden.

XXXIII.

Gefällige Miene, freundlich Wort
Iſt überall an ſeinem Ort;
Doch dein Vertrauen, es ſei bewahrt,
Sei dem Geprüften aufgeſpart!

XXXIV.

Nicht auf die Pracht der Kanne ſchau'
Mit allzuleicht bethörtem Sinn;
Ins Inn're blick' und ſieh genau,
Ob Waſſer oder Wein darin!

XXXV.

Nur einmal überwinde dich,
Beſiege dich das zweite mal!
Schon löſet deine Feſſel ſich,
Schon biſt du frei von Kampf und Qual.

XXXVI.

An Gottes Werken groß und ſchön,
So oft ſich auch dein Blick erbaut —
Er hat ſich nimmer ſatt geſchaut,
Er wird ſich nimmer müde ſeh'n.

XXXVII.

Beut deine Bruſt der Lanze deines Freundes!
Es wird dich ärztlich heilen ihr Verſehren.
Nicht deinen Mund dem Kuſſe deines Feindes!
Sein giſtiger Hauch wird Weh und Tod gebären.

XXXVIII.

Borgen und nicht Sorgen,
Das dauert einen Abend, einen Morgen.

XXXIX.

Schmauſen und nicht hauſen,
Das endiget mit Grämen und mit Grauſen.

XL.

Wechſele Gold, ſo wirſt du Silber erhalten.
Wechſele Weisheit, neue zu der alten,
Goldne vielleicht zu der von Silber fügſt du,
Und die alte, die wirſt du auch behalten.

XLI.

Es diene deinem ſchönbelehrten Herzen
Nie zur Befriedigung,
Zu ſehen deinen Bruder in den Schmerzen
Seiner Erniedrigung.

XLII.

Unmögliches — o wähne nicht,
Das geb' es auf dem Erdenrunde!
Ein jeglicher hat ſeine Stunde,
Wo ſeine Kraft und Stärke bricht.

XLIII.

Perlen und Diamanten —
O welch ein ſchaler Wuſt,
Vergleichſt du ſie der Luſt,
Zu ruh'n an eines holden Weibes Bruſt!

XLIV.

Blüht ein geliebtes Weib dir,
Sei noch ſo arm, ſei noch ſo ſchlicht —
Stets fröhlich iſt dein Herze,
Stets heiter iſt dein Angeſicht.

XLV.

Hat dir die Huld des Herrn
Ein edles Weib gegeben,
Verdoppelt hat er dir
Die Tage deines Lebens.

XLVI.

Ein ungeliebtes Weib
Macht deine Seele krank,
Macht deine Hände laß,
Macht deine Kniee ſchwank.

XLVII.

Gold in der Truhe
Und viel Getümmel —
Weit beſſer Ruhe
Bei Brod und Kümmel.

XLVIII.

Es blüht der Leib, wenn ſtill das Herz, in ſüßem Heile;
Doch Eiferſucht iſt Knochenfäule.

XLIX.

Wie oft geſchieht's, daß lachend unſer Mund erſcheint
Und tief in unſerm Inneren die Seele weint!

L.

Der eigenen Bruſt allein
Iſt, die ſie fühlt, die Luſt
Und Seligkeit bewußt,
Sie ſelber nur ermiſſet ihre Pein.

Arabiſch.

Reden und Sprüche Mahomeds

I.

Der Mann der Wiſſenſchaft, erhoben iſt er
Zu ſeinem Rang, beſtellet
Zu ſeinem Amt, gemacht
Zum Kündiger des Wahren und des Rechten
Von Allah ſelbſt, und hoch iſt er geehrt
Wenn nicht bei Menſchen, doch bei lichtgebornen,
Erhabnen Himmelsgeiſtern; denn es werben
Engel um ſeine Liebe, ſchmeicheln ihm
Und decken ihn mit ihren Fittigen.

II.

Kein Gläubiger, kein rechter und kein ächter iſt,
Wer ſeine Brüder nicht wie ſeine Seele liebt.

III.

Der Gläubige liebe die Menſchen mit der Liebe,
Mit der ſie Gott liebt, der Allliebende!

IV.

Hilf deinem Bruder in der Noth auch dann,
Wenn er beſchwert mit Sünden und Verbrechen!

V.

Beſuchet die Kranken, ſpeiſet die Hungrigen
Und löſet die Bande der Gefangenen!

VI.

Nie zählet und berechnet,
Was ihr gethan für gute Handlungen.

VII.

So viel ihr Ahnen haben mögt, preiswürdige,
Sie nützen euch bei Allah nicht das mindeſte.

VIII.

Nichts Böſeres auf der Welt, als jene, die
Sich fürchterlich durch böſe Reden machen.

IX.

Die Schwäche deines Bruders,
Verdecke ſie! Am Tage des Gerichtes
Verdeckt dafür Gott auch die deinige.

X.

Wer es vermag, der nehme ſich ein Weib;
Wer's nicht vermag, kaſteie ſeinen Leib!

XI.

Der Himmel wird dir auch den Biſſen lohnen,
Den du geſteckt in deines Weibes Mund.

XII.

Kein Menſch ſoll eines andern Sünde büßen.

XIII.

Es iſt dem Menſchen eigen in der That
Nur was er ſich errungen und erworben
Durch ſeine Kraft, durch ſeine Thätigkeit.

XIV.

Das Betteln iſt das allerletzte Mittel,
Zu dem der Menſch ſoll greifen in der Noth.

XV.

Bei Gott, der iſt kein Lügner,
Deß Worte heilſam wirken in der Welt!

XVI.

Was du gehört, verkündig' es! Du prägſt es
So auch der eignen Seele beſſer ein.

XVII.

Der Menſch wird alt; ſein Herz jedoch bleibt jugendlich;
Es bleibt die Liebe zu der Welt, die Hoffnung ihm.

XVIII.

Es ſandte Gott kein Uebel in die Welt,
Dem er nicht auch die Medicin geſellt.

XIX.

Nimmt Allah was hinweg von dieſer Erde,
Er ſtellet es auch wieder auf ſie hin.

XX.

Nicht ſaget, dieſes Weltenall vergehe!
Dies Weltenall, es iſt der ew'ge Gott.

Sprüche Abubekers.

I.

Kein ſchöneres Verhalten in der Welt,
Als nicht zu wiſſen, was man Arges weiß.

II.

Wofern du einſiehſt, daß du arm an Einſicht —
Auch dieſes ſchon iſt Einſicht, heilſame.

Sprüche Omar's.

I.

Sei immer wahr und koſtet es das Leben auch

II.

Die Brüderſchaft der Dummen, die zu nützen ſcheint,
Verſchmähe ſie! Sie ſchlägt allein zum Schaden aus.

III.

Drei Dinge kehren nie:
Der Pfeil, der abgeſchoſſen,
Das ausgeſprochne Wort,
Die Tage, die verfloſſen.

IV.

Vier Eigenſchaften ſoll ein Herrſcher haben,
Vereinigen in ſich, was ſchwer ſich eint:
Ein zart Gefühl, das nicht zur Schwäche wird;
Kraft, wenn es gilt, doch ohne Grauſamkeit;
Freigebigkeit, doch nicht verſchwenderiſche,
Und Sparſamkeit, die nicht in Geiz verfällt.

Sprüche Ali's

I.

Schön ſtehet dem Reichen Demut
Im Angeſicht des Armen;
Schön ſtehet dem Armen Stolz
Im Angeſicht des Reichen.

II.

Die ſchönſte der Gottesgaben,
Die iſt, ein ſchönes Naturell zu haben.

III.

Das ſchönſte Reich iſt das,
So man beſitzt im menſchlichen Angedenken.

IV.

Gar ſehr bedarf Verwandtſchaft
Der Liebe; Liebe der Verwandtſchaft nicht.

V.

Viel leichter iſt, entbehren
Hochnöthiges, als von gemeinen Seelen,
Obwohl ſie es gewähren, es begehren.

VI.

Für ein Orakel halten
Sollſt du die Meinung eines weiſen Alten.

VII.

Ein klug Geſpräch, das iſt der Garten Edens.

VIII.

Der größte Mangel iſt der Mangel an Verſtand;
Wer reich an Einſicht, der allein ſei reich genannt.

IX.

Es rühmen ihres Adels ſich die Menſchen,
Doch der beſteht aus Feuchte nur und Lehm.
Ein höherer und ächterer, als der,
Beſtehet in des Geiſtes edler Bildung,
In Wiſſenſchaft, Erkenntniß und Idee.
Hoch iſt allein, was innerlich erhöht,
Das andre niedrig, ob es noch ſo hoch.
Ja, ich behaupte, daß es gar nicht lebt
Und gar nicht iſt, denn Leben iſt und Sein,
Nur wo die Seele denkend aufgewacht.

Vermiſchte Sprüche.

Arabiſch, perſiſch, türkiſch.

I.

Trau' ihm, der Urſach knüpft an Urſach tiefgeheim!
Er legt zu Menſchenwohl auch in der Nacht den Keim.

II.

Es iſt die Erd' ein Tiſch für alle Menſchen,
Wo Freunde, Feinde ſitzen buntgemiſcht
Und alle ſich der Güte Gottes freuen.

III.

Das Böſe zu vergelten
Mit Böſem — es iſt thieriſch, es iſt wild;
Dem Feinde wohl zu thun, ſo weh er thue,
Ziemt adeligem, hehrem Menſchenbild.

IV.

Wofern du Wohlthaten auszuüben
Im Sinne haſt, ſo thue bald dazu!
Sonſt werden Uebelthaten draus, ſonſt wird
Nur Groll erregt und keine Dankbarkeit.

V.

Nicht krittle, wenn die Noth
Zu ſchmeidigen dein Herze ringt;
In's Waſſer wirf dein Brod
Und frage nicht, wer es verſchlingt.

VI.

Es hebe dich die Großmuth
Hoch über das Bedürfniß,
Das ſelbſtiſche, des Dankes!
Sonſt iſt ſie nicht bei dir
Dieſelbe ſchöne Tugend,
Iſt bei der Regenwolke,
Der keine Seele danket,
Und die ſo milde träufelt
Auf's lechzende Revier.

VII.

Wortgeber nicht zu mahnen an ihr Wort —
In allerſchönſten Seelen
Ein allerſchönſter Tugendzug iſt das.

VIII.

Wer iſt zu ſitzen auf dem Throne werth?
Ein Weiſer, oder der die Weiſen ehrt.

IX.

Des Weiſen Rath zu holen ein,
Das heißt ſchon halb ein Weiſer ſein.

X.

Der Weiſe hat ein ſtarkes Horn,
Womit er ſiegend Wunder thut;
Nicht aber iſt es Haß und Zorn,
Es iſt Geduld und ſanfter Muth.

XI.

Dich ſelber erſt beſchädiget die Wut,
Die flammend aus in deinem Herzen bricht;
Dann erſt gelangt der ausgeſprühten Glut
Zum Feinde hin ein Funke, — vielleicht auch nicht.

XII.

Und haſt du keinen Meiſter auf der Erden —
Es wird die Zeit wohl deiner Meiſter werden.

XIII.

Mit wenigem zufrieden iſt Natur,
Und kommt damit am beſten an ihr Ziel,
Drum merke dir: Vieleſſer eſſen wenig,
Und Wenigeſſer viel.

XIV.

Die Welt, ſie iſt ein Meer,
Da birgt ſo tief und ſtille
Die Perle ſich, die edle;
Hoch oben auf mit Trotz,
In heller Sonne Prangen,
Schwimmt der gemeine Klotz.

XV.

Stolzire, Langohr, goldgezäumt,
Beim Pöbel einen hohen Ruhm erwerbend!
Der Löwe, der verderbend
Im Staube liegt, verachtet dich noch ſterbend.

XVI.

Zermalmt der Stein ein goldenes Gefäß —
Dem Golde bleibt ſein Rang und Werth, der hohe;
Der Stein jedoch, er bleibt der Stein, der rohe.

XVII.

Das Wort geht aus, geboren
Aus *einem* Mund; zu Myriaden Thoren,
In Myriaden Ohren geht es ein.

XVIII.

Nicht auf den Sprecher, aufs Geſprochne ſieh'!

XIX.

Die Linke wird beringet und geſchmückt
Und nicht die Rechte. Selbige, ſie hat
Genug der Ehre ſchon, weil ſie die Rechte.

XX.

Ein Haus
Suchſt du dir aus?
Suche dir erſt den Nachbar aus!

XXI.

Geringe Feinde verachte nicht;
Ein Funke ſprüht und mächtig aus ein Feuer bricht.

XXII.

Des Schmeichlers ſüße Melodie'n,
Es pflegt ſie jeder Schwache
Begierig in das Ohr zu zieh'n;
Sie wie den Hauch der Peſt zu flieh'n,
Das iſt des Starken Sache.

XXIII.

Das wahre Wort ohn' alle Zier,
Es iſt zu hören bitter.
Du hör' es, und ich zeuge dir,
Du ſeiſt ein ächter Ritter.

XXIV.

So nützlich auch das Reden,
Nicht ſei ihm allzuhold!
Das Reden iſt von Silber,
Das Schweigen iſt von Gold.

XXV.

Wer mit dem Fuße bloß
Geſtrauchelt, o wie glücklich iſt ſein Loos!
Wer mit der Zunge fiel,
Der leidet ohne Maß und ohne Ziel.

XXVI.

Beſinne dich, nimm ein Exempel dir
An Anderen, ſonſt nehmen
An dir ſich ein Exempel Andere.

XXVII.

Vom Grame, ſtill verbiſſen, wird dein Herz erbaut?
Geſunder iſt's, du kocheſt dir ein giftig Kraut.

XXVIII.

Und wird dir im Sitzen nicht,
Was dich erheb' auf Erden,
Steh' auf und tummle dich! Es wird dir werden.

XXIX.

Du ſollſt dich regen,
Sollſt dich bewegen,
Von Muth und Kühne
Die Bruſt geſchwellt.
Darin gelegen
Iſt aller Segen;
Denn nicht dem Trägen,
Denn nicht dem Feigen
Erblüht das Leben,
Gehört die Welt.

XXX.

Reiſen bringt Roſen —
Und ſcheue nur die Reiſedornen nicht;
Denk an die Reiſeroſen,
Die köſtlichen, die dir entgegenblüh'n!

XXXI.

Mit ſeinem Vorſatz geht der Mann in gleichem Schritt.

XXXII.

Die Männer, die mit Rechte ſo geheißenen,
Sie ſind die Model der Begebenheiten.

XXXIII.

Dem Stiere fällt ſein Horn,
Dem Vogel ſeine Schwinge nicht zur Laſt.

XXXIV.

Geliehenes, mit Lachen fliegt es aus,
Zurücke kehrts mit Weinen in ſein Haus.

XXXV.

Weit beſſer iſt ein ganzer, als ein halber Narr.

XXXVI.

Nicht kommſt du cultivirend
Zu Stande mit dem Dummrian;
Dem Roſſe, dem der Kopf fehlt,
Wie legſt du ihm die Zügel an?

XXXVII.

Chriſti Pferdchen, von zu Haus
Bis nach Mekka getrieben,
Sieht darum nicht klüger aus,
Iſt ein Eſel geblieben.

XXXVIII.

Schmählich iſt Armut
Folgend auf Reichthum;
Schmählicher Irrthum
Folgend auf Wahrheit.

XXXIX.

Vier Dinge ſind unendlich ſchön
Und jede Zunge feiert ſie:
Die Tapferkeit, der Edelmut,
Die Jugend und die Poeſie.

XL.

Vier Reize nur veralten nie
Im vielbewegten Weltgetriebe:
Der Reiz der Jugend und der Liebe,
Des Lenzes und der Poeſie.

II. Occident.

Vermiſchte Sammlung.

I.

Glocken und Thoren
Läuten gern vor Aller Ohren.

II.

Theuer, aber ächt;
Billig, aber ſchlecht.

III.

Huſten, Rauch und Liebespein
Können nicht verborgen ſein.

IV.

Willſt du wilde Katzen fah'n,
Zeuch dir eiſerne Handſchuh an!

V.

Gut gehängt und raſch entleibt —
Seliger, als ſchlecht beweibt.

VI.

O wie himmliſch iſt ein Kuß,
Den man nicht erbetteln muß!

VII.

Hochgeboren iſt der Gute,
Denn er iſt aus Gottes Blute.

VIII.

Liedlein, welche lieblich klingen,
Mag man zweimal, dreimal ſingen.

IX.

Henne ſcharrt zu allen Stunden;
Endlich iſt ein Kern gefunden.

X.

Brüder haben ein Geblüte,
Selten aber ein Gemüte.

XI.

Nimmermehr nach Wams und Mütze
Miß den Mann und ſeine Witze!

XII.

Langſam mahlet Gottes Mühle;
Doch ſie kommt zu ihrem Ziele.

XIII.

Eine ganze Welt voll Mängel
Macht vollkommen ein Mädchenengel.

XIV.

Rinder und Schafe geh'n im Chor;
Der Adler ſteigt allein empor.

XV.

Sechs ſtarke Roſſe ziehen gut;
Noch mehr Natur und junges Blut.

XVI.

Wo Geld, da iſt der Teufel nah,
Wo keines, da iſt er doppelt da.

XVII.

Wenn eine Maid die Büchſe ſpannt,
Setzt Pulver ſich von ſelbſt in Brand.

XVIII.

Die herrlichſte Muſik erklingt,
Wenn Herz und Mund zuſammenſingt.

XIX.

So hoch vonnöthen junger Bruſt
Als Speiſ' und Trank, iſt Scherz und Luſt.

XX.

Ein leeres Hirn, ein hohler Sinn —
Gleich lieſt der Teufel Meſſe drin.

XXI.

Mit einem Leben voller Schmerz
Verſöhnet dich ein liebend Herz.

XXII.

Willſt in ein Haus, ſo mach' es ſchlau!
Des Hauſes Schlüſſel iſt die Frau.

XXIII.

Iſt in der Tonne nicht viel Wein,
Wird auch nicht viel zu zapfen ſein.

XXIV.

Thu' immer Alles ſchlecht und recht!
Bleibſt ewiglich ein armer Knecht.

XXV.

Die Schönheit thut es nicht allein;
Die Sitte macht ſo wunderfein.

XXVI.

Das Handeln iſt in *unſerer* Hand;
Das Glück, das iſt von Gott ein Pfand.

XXVII.

Der Frau iſt wunderwohl zu Muth:
Ihr Männchen eine Reiſe thut.

XXVIII.

Sehr übel iſt das Gold geſchont,
Wenn Sparſamkeit mit Schande lohnt.

XXIX.

So heftig auch der Liebe Brand,
Es dämpfet ihn der Eheſtand *).

XXX.

Wer auf dem Kirchthurm iſt der Knopf,
Dem flattern die Dohlen um den Kopf.

XXXI.

Wer ſtreiten will um eine Kuh,
Der gebe lieber noch eine dazu!

XXXII.

Wie köſtlich Kirſchen und Beeren ſind,
Das weiß der Spatz, das weiß das Kind.

---

*) Ruſſiſches Spruchwort.

XXXIII.

Schwer hält ſich in brennender Hände Haft
Ein glühend Eiſen und Jungfrauſchaft.

XXXIV.

Willſt Kindern predigen, ſei bewußt,
Daß du mit ihnen lallen mußt.

XXXV.

Der Scheideſchmerz, der Peiniger,
Macht liebende Herzen noch einiger.

XXXVI.

Es iſt der Leib der Seele Haus;
In den Augen ſchaut ſie zum Fenſter aus.

XXXVII.

Bewahren willſt du ein Jungfräulein?
Grab's in der Erde Schooß hinein.

XXXVIII.

Zum Tanze braucht man nicht nur Schuh';
Man braucht auch tüchtige Füße dazu.

XXXIX.

Nichts iſt entzückender, als ein Weib,
Das ſanft von Herzen und ſüß von Leib.

XL.

„Was dünket dich das beſte Gebet?"
In dem man am mindeſten heiſcht und fleht.

XLI.

Der Mann hat die Macht, die Frau hat die Liſt —
Wer, meinet ihr, daß ſtärker iſt?

XLII.

Es hilft dem Auge keine Brille,
Fehlt ihm zu ſeh'n der gute Wille.

XLIII.

Viel kann der Weiſe Weiſes ſagen,
Nicht viel jedoch die Welt vertragen.

XLIV.

Die Krankheit kommt zu Pferd geritten
Und ſchleicht davon mit Schneckenſchritten.

XLV.

Das Vögelein hat ſein Gefieder;
Der Traurige hat ſeine Lieder.*)

XLVI.

Beſitz' ein Menſch auch noch ſo wenig,
In ſeinem Haus iſt er ein König.

---

*) Finniſch.

XLVII.

Kein Vogel darf ſich höher wagen,
Als Feder ihn und Schwinge tragen.

XLVIII.

Gott ſchenkt die Nuß; ſie aufzubeißen,
Haſt du dich ſelber zu befleißen.

XLIX.

Kein Fuhrmann fährt ſo tüchtiger Weiſe —
Er fährt zuweilen aus dem Gleiſe.

L.

Schwer iſt es, Andre zu betrügen;
Nicht ſchwer, ſich ſelber zu belügen.

LI.

Erfahrung will uns Weisheit geben;
Doch unterdeß verrinnt das Leben.

LII.

Wer giebt dem armen Kinde Kuchen?
Es mag ſich eine Krumme ſuchen!

LIII.

Der liebe Gott, Weltkönig iſt er,
Der Teufel aber ſein Miniſter.

LIV

Nie ſchleierlos erſcheint die Wahrheit;
Worte verhüllen ihre Klarheit.

LV.

Kein Arzt der Welt kann ſie kuriren,
Er müßte ſie denn zum Altar führen.

LVI.

Es giebt manch buntes Vogelwunder;
Ein Menſchenleben iſt oft noch bunter.

LVII.

Mehr Hoffahrt ſteckt im zwilchenen Kittel,
Als in erlauchter Herren Titel.

LVIII.

Der Teufel ſagt: „Will Alles auf Erden,
Nur nimmermehr ein Lehrburſch werden.“

LIX.

Zwei Mühen ſind die ſchwerſten der ſchweren:
Kinder gebären und Kinder lehren.

LX.

Viel eher krank und bleich ſorgen
Mag ſich der Menſch, als reich ſorgen.

LXI.

Wahrheit will Alles nackt ſeh'n,
Drum muß ſie ſelber nackt geh'n.

LXII.

Was Einem nicht ſoll werden,
Das iſt das Liebſt' auf Erden.

LXIII.

Der Moſt muß gähren;
Die Jugend auch; du kannſt es ihr nicht wehren.

LXIV.

Die Liebe haſſen
Kann der allein, den Gott und Welt verlaſſen.

LXV.

Unwiſſenheit iſt zu belehren;
Gelehrten Dünkel wirſt du nie bekehren.

LXVI.

Gott ſegne reich dein Lehren und Erzieh'n!
Was Einer iſt, dazu wohl machſt Du ihn.

LXVII.

Gilt's, um ein Huhn zu rechten, ſei geſcheit;
Nimm du ein Ei dafür und laß den Streit!

LXVIII.

Verdoppelt ihr dem Volk der Ziegel Hauf,
Dann, Pharaonen, ſteht ein Moſes auf. *)

LXIX.

Zwei gute Tage hat der Menſch auf Erden:
Den Hochzeittag und das Begrabenwerden. **)

LXX ***).

Was iſt die Eh'? — Ein Vogelhaus;
Die Einen wollen ein, die Andern wollen aus.

LXXI.

Manch eine böſe Peſt
Dampft giftig aus der Lunge;
Wie blanke Beile hau'n,
So haut die böſe Zunge.

LXXII.

Fortuna ſtreut zu karg
Den Meiſten ihre Gaben;
Ein Unglück aber iſt,
Nie eins gehabt zu haben.

---

*) Altdeutſch.
**) Provenzaliſches Sprüchwort.
***) Altdeutſch.

LXXIII.

Ohn' Ende werden Fürſten
Und Edele regieren,
Auch wenn ſie keine Titel
Und keine Wappen führen.

LXXIV.

Den Rachen aufzureißen,
Die Kunſt, die iſt gering;
Doch ſcharfe Zähne weiſen,
Das iſt ein ander Ding *).

LXXV.

Verdammte, wenn ſie klagten
In Liedern ihre Pein,
Sie würden nicht verdammt mehr,
Sie würden ſelig ſein.

LXXVI.

Ehre den Froſch und ſetz' ihn
Auf einen goldnen Stuhl:
Wieder in Eile hüpft er
In ſeinen alten Pfuhl.

---

*) Ruſſiſch.

LXXVII.

Schick' eine Sau
Rothrockig aus!
Sie kommt ſo grau
Wie ſonſt nach Haus *).

LXXVIII **).

Du ſelber ſei ein Kerl;
Doch einen andern Kerl
Halt auch für einen Kerl!

LXXIX.

Von Mund zu Mund geflogen
Iſt ein Geſchrei;
Du denke dabei:
Geſchrei hat oft gelogen.

LXXX.

Frau Wahrheit iſt ein armes Weib;
Lumpen bedecken ihren Leib.
Dagegen der Herr von Fuchsſchwanz,
Der geht in eitel Goldglanz.

---

*) Ruſſiſch.
**) Aus einer lettiſch-eſthniſchen Spruchſammlung.

LXXXI.

Es täuſcht die Nacht mit ihrem Flimmer,
Ob eine Frau ſchön oder nicht,
Das wirſt du nicht bei'm Kerzenſchimmer,
Das wirſt du ſeh'n im Morgenlicht.

LXXXII.

Wer Liebe predigt ſanft und gut,
Hat uns den Himmel aufgethan;
Wer aber Haß und Kriegeswut,
Der iſt des Teufels Hofkaplan.

LXXXIII.

In deiner Ehe die Einzelfrucht,
Sie wird erſtarken in Afterzucht.
Je mehr der Kinder im Hauſe dein,
Je tüchtiger werden die Zuchten ſein.

LXXXIV.

Du harr' und ſeufz' in heißer Noth,
Bis du dein Lieb zum Weibe haſt!
Dann harr' und ſeufze, bis der Tod
Dich wieder löſt von deiner Laſt!

LXXXV.

Will Einer wiſſen, was er ſei,
So ſchelt' er Einen, ſchelte Zwei;
Wird's Einer, werden's Zwei vertragen,
Wird ihm der Dritte die Wahrheit ſagen.

LXXXVI.

Die dreie, wenn entboten
Der Bändigung, das Waſſer und das Feuer
Und wütiger Menge Toben,
Sind über Alles ſchrecklich und ungeheuer.

LXXXVII.

„Gewöhne dich, Katze, gewöhne dich daran!
Es kommt nur auf die Gewohnheit an.“
So ſagte der Bäcker, weiſe belehrend,
Mit der Katze den glühenden Ofen kehrend.

LXXXVIII.

So manche Sprache du magſt erlernen,
Dir als Creditbrief wird ſie frommen;
Wenn Wanderwege dich entfernen,
Zeige ſie vor! Du biſt willkommen.

LXXXIX.

Viel legte Gott in Menſchenhand
Willen und Thatgewalten;
Nur leider hat er den Verſtand
Für ſich allein behalten.

XC.

Vollendet iſt der Glocke Guß,
Wär' Alles gut und ſchöne;
Allein der Klöppel fehlt zum Schluß
Damit ſie ſchwingend töne.

XCI.

Wie wurde der Teufel ſo wunderklug? —
Seit langen, langen Jahren
Hat er gelebt und wunderviel
Geſehen und erfahren.

XCII.

Der Schule Meiſter treibt es ſo
Mit ſeinen jungen Geiſtern,
Als ſollten alle künftighin,
Wie er, die Schule meiſtern.

XCIII.

Weß Sehnen nach dem Tode ſteht,
Der iſt ein armer Mann;
Wer ihm mit Angſt entgegengeht,
Der iſt noch ärmer dran.

XCIV.

Es wähnt ein Kind, es wähnt ein Narr —
Der Wahn, er iſt ſo ſchön —
Nie könnten zu Ende zwanzig Jahr'
Und zwanzig Thaler geh'n.

XCV.

Der Sieche lebt von Tag zu Tag
In ſeiner Schmerzen Haſt;
Der Starke, wie er pochen mag,
Er iſt hinweggerafft.

XCVI.

Ein Wort, ſo herb es ſei, es iſt
Doch immer nur ein Wort.
Es bellt der Hund, es trägt der Wind
All ſein Gegeifer fort.

XCVII.

Es rückt auf Gottes Weltenuhr
Der Zeiger langſam fort;
Doch hält ihn keiner Creatur
Gewalt an ſeinem Ort.

XCVIII.

Männer, ihr macht ſo kurzen Prozeß,
Die Frauen verdammend — allein
Es ziemt ſich nicht, zugleich Partei,
Richter und Zeuge zu ſein.

XCIX.

Nicht iſt ein Held, wer ſiegt;
Es iſt ein Held, wer unerſchrocken kriegt,
Und, ſiegt er nicht, mit Ehren unterliegt.

C.

Zwei ſchlimme Dinge ſind, zwei böſe Schlangen;
Dazu das dritte, das iſt die ſchlimmſte Noth:
Das Leben haſſen und den Tod verlangen,
Vor'm Tode beben und am Leben hangen;
Das Leben haſſen und beben vor dem Tod.

CI.

Gelehrte, wenn ſie wandern
Aus dieſem ird'ſchen Haus
In's himmliſche, was haben ſie voraus? —
Sie müſſen mehr vergeſſen, als die andern.

CII.

Die Welt iſt eine Seichte;
Da ſchwimmt ſo friſch und munter
Hoch oben auf das Leichte;
Das Wuchtige geht unter.

Epilog.

(Aus magyariſcher Quelle.)

Die altpoet'ſchen Tage ſind dahin;
Modern-proſaiſch-merkantiliſch iſt
Das ganze Sein des Menſchen umgewandelt;
Die Welt iſt Geld und ſonſten nichts; was ſoll
Die Poeſie, das unreale Ding? —
So iſt jedoch die Sache noch nicht reif
Zum Spruche. Wenn die Welt
Ein Thaler, nun, ſo iſt die Poeſie
Der reine Silberklang, der in ihm wohnt,
Iſt ſeine tönend-wunderbare Seele,
Der gute Geiſt im ſchnöden, fluchbeladnen
Metalle; darum laßt ſie immer gelten!
Sie darf nicht fehlen, nicht verloren geh'n;
Sonſt iſt ſie, dieſe geldgewordne Welt
Falſch, ohne Werth, ein bleierner Betrug.

Corrigenda.

Zu Band I.

S. 5 letzte Zeile ſtatt Alterings lies Allrings.
S. 61 Z. 6 v. u. lies Auges.
S. 68 Z. 5 v. u. ſt. Monade l. Monde.
S. 87 Z. 4 v. u. ſt. Uns l. Und.
S. 144 Z. 5 v. u. l. Den.
S. 133 ſollte das metriſche Schema ganz daſſelbe, wie S. 132 ſein.

Zu Band II.

S. 34 Z. 2 v. u. III — IV lies IV — VI, indem die Citate durch vorgenommene Aenderungen im Manuſcripte zum Theile unrichtig geworden ſind.
S. 46 Z. 5 v. o. ſt. ſtürmet l. ſtürmt des Metrums wegen.
S. 48 Z. 2 v. u. ſt. XII l. XIII.
S. 64 Z. 2 v. u. ſollen die Zahlen XX. XXI. XXXIII. ſtehen.
S. 112 Z. 3 der 2ten Strophe ſetze nach Allüberall ein Komma.
S. 116 Z. 1 von Nr. VIII. ſtatt theurer, was das Metrum zerſtört, l. theuerer.
S. 123 Z. 8 findet ſich eine den Sinn verändernde Interpunktion: das Komma nach Liebſte iſt zu tilgen und dafür ein Komma nach doch zu ſetzen.
S. 136 Z. 1. der 2ten Strophe iſt ſtatt wär', was eine unnöthige, den Rhythmus zerſtörende Härte bildet, wäre zu ſetzen.
S. 164 iſt Nr. XXIX in zwei achtzeilige Strophen abzutheilen.
S. 176 Z. 1 der 3. Strophe ſtatt gerecht l. gerächt.
S. 177 Z. 2 v. u. lies Gedichteſammlung.
S. 187 nach dem Ende der 2. Strophe ſetze ein Anführungszeichen.
S. 189 ebenſo am Ende von Nr. LII.
S. 196 iſt Z. 4 u. 5 v. u. fälſchlich auseinandergeriſſen.
S. 197 Z. 8 ſt. Narr l. Narre des Metrums wegen.
S. 198 Z. 1 fehlt bei pflegt u. Z. 8 bei ſetzt der Apoſtroph.
S. 222 — 224 Nr. XII iſt ſtatt des wiederholt vorkommenden Namens Willin ſtets Willie zu ſetzen.
S. 233 Z. 4 ſt. ſage l. ſagte.
S. 241 Z. 7 ſt. Gemüt l. Gemüte des Metrums wegen.
S. 269 Z. 4 v. u. ſt. im wüſten l. in wüſtem.

S. 288 Z. 4 v. u. ſt. Wofern l. Woferne des Metrums wegen.
S. 294 Nr. XXX ſollte die erſte Zeile als ein beſonderes Spruchwort von den drei folgenden Zeilen nicht durch einen Gedankenſtrich, ſondern durch einen Querſtrich der 1. und 2. Zeile getrennt ſein.

Gewiſſe, zwar noch obwaltende, doch ſchon möglicherweiſe zurückzudrängende Sprachbarbarismen hätte ich gern noch mehr beſchränkt, als es im Drucke geſchehen iſt, den ich großentheils nicht leiten konnte. So ſteht Bd. II. S. 96 Nr. X Z. 2 Schiffsgefährte, wo Schiffgefährte das Beſſere wäre; ſo konnte S. 218 auf der letzten Zeile Lebeſchluß ſt. Lebenſchluß ſtehen, wie man ja Lebemann, Sterbekaſſe u. dergl. ſagt. Band I. S. 20 Z. 4. v. u. hieß es urſprünglich: „Was frommte ſie hinfüro?" mit Benützung eines alten ſchönen Wortes, dergleichen zu bewahren und aufzufriſchen, das Recht, ja die Pflicht des Dichters iſt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Im demſelben Verlag ſind erſchienen:

K. Gutzkow: Die Diakoniſſin. Ein Lebensbild	Thl.	1 10	Ngr.
K. Gutzkow: Geſammelte Werke. 13 Bde.	„	6. —	„
„ „ Aus der Knabenzeit . . .	„	1. 20	„
Jean Paul: Der Papierdrache. 2 Bde. .	„	2 —	„
Theodor Creizenach: Gedichte 2. Ausg. .	„	1.	„
Petöfy: Gedichte. Aus dem Ungariſchen .	„	2 —	„
v. Platen: Polenlieder	„	— 7½	„
W. Müller: Rheinfahrt. Ein Gedicht .	„	1. 10	„
„ „ Gedichte	„	2 —	„
L. Kaliſch: Paris und London. 2 Bde. .	„	2. 15	„
G. Jung: Geſchichte der Frauen . . .	„	1. 15	„
F. W. Heſſemer: Juſſuf und Nafiſſe. Ein Gedicht	„	2 —	„
Neithard: Geſchichten und Sagen aus der Schweiz	„	2 —	„
Otto Müller: Die Mediatiſirten. Roman 2 Bände	„	2 —	„
C. Vogt: Zoologiſche Briefe. 2 Bde. . .	„	6	„
„ „ Ocean und Mittelmeer . . .	„	2 7½	„

Enthüllungen

über

Kaſpar Hauſer.

Enthüllungen
über
Kaspar Hauser.

Mit Hinzufügung neuer Belege und Documente
und
Mittheilung noch ganz unbekannter Thatſachen,
namentlich zu dem Zwecke,
die Heimath und Herkunft des Findlings
zu beſtimmen und die vom Grafen Stanhope geſpielte
Rolle zu beleuchten.

Eine wider Eſchricht und Stanhope gerichtete
hiſtoriſche, pſychologiſche und phyſiologiſche Beweisführung.

Von
G. Fr. Daumer,
Hauſer's ehemaligem Pflegevater und Erzieher.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1859.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die Erſcheinung und Geſchichte des weltberühmten Findlings, von welchem dieſe Blätter handeln, bietet nicht nur an und für ſich das mannigfaltigſte Intereſſe dar, ſofern ſie ein ſtets anziehender Gegenſtand für den Scharfſinn, der ſich an der Löſung des hier obwaltenden Räthſels zu üben, für die Neugier, die ſich des gelöſten zu bemächtigen verlangt, eine cause célèbre der erſten und unvergleichlichſten Art für den Juriſten, ein inhaltsvolles und lehrreiches Studium für den Pſychologen, Phyſiologen, Arzt und Diätetiker iſt — es läßt ſich auch in Beziehung auf die Streitigkeiten, zu denen ſie den Anlaß gab, und die ſich erſt kürzlich wieder nach langem Schlummer erneuert haben, auf die verſchiedenartigen wiſſenſchaftlichen

Standpunkte und allgemeinen Denkarten, ſo wie auch die repräſentativen Perſönlichkeiten und moraliſchen Charaktere, die ſich dabei bethätigt und geoffenbart haben, kaum etwas Reichhaltigeres und Merkwürdigeres denken. Sie gehört in Folge deſſen nicht nur, gleich den unzähligen Vorfällen und Geſchichten, die einen Augenblick lang das Tagesgeſpräch bilden, die Zeitungen mit Artikeln füllen und dann für immer veraltet und vergeſſen ſind, einem vorübergehenden Zeitmoment und Zeitintereſſe an — ſie macht ein wichtiges Eigenthum der Geſchichte und Wiſſenſchaft aus, das nicht ausfallen kann, ohne daß dieſe Sphären des gebildeten menſchlichen Bewußtſeins einen weſentlichen Verluſt erleiden.

Das einſt von aller Welt beſprochene Phänomen war nach Verlauf von Decennien*) verſchollen und ſcheinbar abgethan genug, als es dem däniſchen Phyſiologen Dr. Eſchricht einfiel, ſich mit all der Wuth, deren der wiſſenſchaftliche Parteihaß und Fanatismus fähig iſt, darauf zu ſtürzen, um die thatſächlichen Zeugniſſe hinwegzuräumen, die daſſelbe ſeiner antiromantiſchen, im einſeitigſten und beſchränkteſten Sinne des Wortes rationellen Denkart und Auffaſſungsmanier entgegenhielt. Und ſo wurde ich ganz unerwarteter Weiſe auf ein Feld der Unterſuchung und Polemik zurückgeführt, das ich nie mehr zu betreten gedacht hatte, und das mich nun doch wieder ſo völlig abſorbirt und ſo angelegentlich beſchäftigt hat. Ich habe indeſſen nicht ſo lange darüber gebrütet, als es ſcheinen mag; es konnte mir eine Arbeit, wie dieſe, an und für ſich nicht ſo viele Mühe koſten; die Vollendung und Veröffentlichung derſelben verzögerte ſich aus anderen Gründen. Erſt war ich in Studien begriffen, in denen ich mich nicht ſtören laſſen wollte, daher ich, wiewohl gemahnt, Monate verſtreichen ließ, ohne Herrn Eſchricht's Broſchüre auch nur zur Hand zu nehmen und anzuſehen. Nachdem ich es endlich gethan, fing ich an, die nachſtehenden Abhandlungen niederzuſchreiben; da ich mich aber nicht zu Hauſe befand, ſondern theils zu Frankfurt a. M., theils in dem einſamen Badorte Kronthal aufhielt und daſelbſt die bezüglichen zu Nürnberg in Verwahrung gegebenen Manuſkripte und Bücher nicht ſobald alle haben konnte, ſo dauerte es auch dann noch eine geraume Zeit, bis meine Arbeit ihre gegenwärtige Geſtalt und Reife erhielt. Was nun aber ganz beſonders hervorzuheben iſt, beſteht in Folgendem.

---

*) Kaſpar Hauſer war, wie vom Himmel gefallen, im Mai des Jahres 1828 zu Nürnberg erſchienen und im December des Jahres 1833 zu Ansbach an einer tödtlichen Stichwunde geſtorben, die er, ſeiner Ausſage nach, im Hofgarten daſelbſt erhalten hatte.

Es handelte ſich nicht allein um Zurückweiſung der von dem genannten Phyſiologen aufgeſtellten Hypotheſe und Theorie. Um möglichſt tief zu greifen und neue lichtvolle Aufſchlüſſe zu geben, wie ich es zu thun im

Stande zu ſein glaubte und bei dieſer Gelegenheit ſo dringend aufgefordert war, mußte ich noch eine andere Perſönlichkeit in's Auge faſſen, und ihre in der Hauſeriſchen Sache geſpielte Rolle, ſo wie ihre damit verbundenen ſchriftſtelleriſchen Kundgebungen beleuchten. Ich bin nehmlich der Anſicht, daß dieſe Geſchichte, ohne eine ſolche Kritik,. ein nie erhelltes, ſtets nur mit täuſchenden Irrlichtern erfülltes Nachtgebiet bleiben werde. Und ſo kommt es, daß ſchon auf dem Titel der vorliegenden Schrift, bei Angabe der Gegner, mit denen ſie es zu thun hat, neben dem Namen Eſchricht, noch ein zweiter, in eine frühere Zeit zurückführender, nemlich der des engliſchen Grafen Stanhope erſcheint, der ſich aus einem ſcheinbar ſo liebevollen und begeiſterten Freund und Beſchützer Hauſer's in einen ſo feindſeligen Verdächtiger und Ankläger deſſelben verwandelt und in dieſem Sinne auch mehrere kleine Schriften, wie namentlich die „Materialien zur Geſchichte Kaſpar Hauſer's,“ die ich öfters zu citiren haben werde, veröffentlicht hat.

Es giebt beſondere Fälle und Fügungen des Geſchickes. Schon bald nach Hauſer's Tode, wollte ich gegen Stanhope ſchreiben, gewiſſe Thatſachen bekannt machen und gewiſſe Gedanken äußern, die mir ganz beſonders gewichtvoll und aufklärend erſchienen.*). Alles war dagegen, Alles rieth ab. Da ſank mir der Muth; ich ließ die Sache fallen, und die ganze Geſchichte ſchlummerte ein, und gerieth in Vergeſſenheit. Nun endlich, nach ſo vielen Jahren und nach dem Dazwiſchentreten ſo ungeheuerer Begebenheiten ruft ſie ein ausländiſcher Gelehrter, den die in die tiefſte Ruhe verſenkte Sache nicht ruhen läßt, in das Gedächtniß der Welt zurück und zwingt mich, nicht nur ihm ſelbſt zu entgegnen, ſondern auch jene in meiner Bruſt ſo lange begrabenen Dinge wieder hervorzuheben und, vielleicht kurz vor dem Ende meines ſinkenden Lebenstages, doch noch öffentlich auszuſprechen.

---

*) Den Anfang der damals gegen Stanhope begonnenen, doch nicht weitergeführten Schrift, theile ich im Anhange mit.

Man meint, wenn man der Hauſeriſchen Geſchichte gedenkt, es trete dabei ein einfaches Problem hervor, ſo wie es ſich in der Perſon des berühmten Findlings ſelber biete. Man iſt im Irrthume. Denn es iſt hier noch eine zweite Erſcheinung in Betrachtung zu ziehen, die ein nicht weniger großes, ja noch größeres Räthſel iſt. Von der Löſung dieſes letzteren ſcheint die des erſteren auf's Allerweſentlichſte abzuhängen; es muß auf jeden Fall unterſucht werden, ob beſagter Graf ein glaubwürdiger Zeuge und Berichterſtatter iſt, da ſich auf ſeine Autorität und ſeine Nachrichten ſchon früher der Berliner Polizeirath Merker geſtützt, und da es neuerdings auch wieder Herr Eſchricht für gut findet, dieſes Verfahren zu Hülfe zu nehmen, ſo daß in beiden Fällen von irgend einem möglichen Zweifel, einer nöthigen Kritik nach dieſer Seite hin gar keine Rede iſt und gerade die verdachtvollſte und unglaubwürdigſte aller in der Hauſeriſchen Geſchichte ſpielenden und bekannten Perſönlichkeiten das unbedingteſte Vertrauen genießt. Das ſind die Gründe, weshalb ich, nachdem der Däne abgethan, den Engländer vornehmen und zeigen werde, weß Geiſtes Kind er iſt, und welch ein Urtheil ihm eine unbefangene und unverblendete Unterſuchung und Geſchichtsſchreibung zu ſprechen hat.

In Betreff der von mir berichteten und bezeugten Erſcheinungen und Thatſachen verſichere und betheuere ich bei Allem, was mir und Andern heilig iſt, daß Alles ſo genau als möglich genommen und aus der lauteren Quelle ſicherer und unzweifelhafter Erinnerung gefloſſen iſt. Was ich hier ſage und mit Beſtimmtheit ausſpreche, das weiß ich gewiß, und was ich nicht gewiß weiß, das ſage ich nicht oder ſpreche ich wenigſtens nicht mit Beſtimmtheit aus. Mein Gedächtniß iſt mir in allen weſentlichen Dingen noch treu genug; und wird nicht nur durch das, was ich und Andere über Hauſer bereits in früherer Zeit veröffentlicht haben, ſondern auch durch viele noch ungedruckte und unbenutzte Aufzeichnungen unterſtützt und aufgefriſcht. Ich habe, als ich meine Papiere muſterte, weit mehr gefunden, als ich erwartete, da ich nicht mehr wußte, was hier Alles bewahrt und gerettet ſei. Ich rede nicht allein von dem, was ich ſelber niedergeſchrieben; es exiſtiren außerdem noch verſchiedene Zettel, Aufſätze, Schilderungen, Bemerkungen und Briefe, die von Hauſer ſelbſt, von meiner verſtorbenen Mutter, von Herrn Miniſterialrath v. Hermann in München, der ſich einſt in Gemeinſchaft mit mir ſo angelegentlich und erfolgreich mit Hauſer beſchäftigt hat, von Gottlieb Freiherrn v. Tucher, der mich mit H. bekannt machte und der eine Zeitlang ſein Vormund war, dem Philoſophen Ludwig Feuerbach und Herrn Bäumler jun., damaligen Candidaten der Theologie und einem der Lehrer Hauſer's, nachdem derſelbe mein Haus verlaſſen, geſchrieben ſind; ferner eine Abſchrift meiner ſämmtlichen Beobachtungen, die Herr Prof. Wurm, ein ehemaliger College von mir, fertigen ließ und mit eigenen Bemerkungen bereicherte, ſo wie auch Nachrichten über Hauſer's letzte Lebenszeit, Verwundung und Sterbemomente, die von Herrn Lehrer Meyer in Ansbach, bei welchem er wohnte und ſtarb, Herrn Hofrath Hoffmann und Herrn Dr. Albert in Ansbach herrühren. Mehrere, die den unglücklichen Jüngling kannten, liebten und beobachteten, ſind dahingegangen; von Manchem derſelben weiß ich nicht, ob er noch auf Erden wandelt. In einem Zeitraume von ohngefähr 30 Jahren pflegt der Tod eine reichliche Ernte zu halten, auch abgeſehen von der künſtlichen Beihülfe, die ihm, allem Anſcheine nach, in dieſem Falle geleiſtet worden iſt. Und ſo iſt namentlich Präſident v. Feuerbach, Bürgermeiſter Binder, Dr. Oſterhauſen, Dr. Preu, Dr. Albert, Magiſtratsrath Biberbach nicht mehr am Leben. Doch iſt noch immer nicht Alles todt, worauf man ſich berufen kann; es leben wahrſcheinlich auch noch Einige, von denen ich im Augenblicke keine Kunde habe. Wunder, daß ich, der Kränkſte und Schwächſte von Allen, noch am Leben bin. Wäre ich ebenfalls ſchon zu Grabe gegangen, ſo würde Manches, was die folgenden Blätter enthalten und, wie man ſehen wird, zur Vervollſtändigung und Aufklärung dieſer Geſchichte ganz unentbehrlich iſt, wohl nie zur Sprache kommen. Man wird hier unter Anderem auch erfahren, wie Hauſer zu Ansbach ſelbſt noch auf dem Sterbebette gekränkt und mißhandelt worden und mit welchen herzzerſchneidenden Klagen er deßhalb geſchieden iſt. Entſetzlich hat die Welt an dieſem Aermſten gehandelt, und noch immer will ſich die Grauſame ihre Beute nicht entreißen laſſen, indem ſie ſelbſt nach ſo vielen Jahren den blutigen Schatten des Gemordeten aus dem Grabe herauf beſchwört, um ihn auf's Neue mit Schimpf und Schande zu bedecken. Aber das Schickſal hält eine merkwürdige Rache bereit. Es iſt himmliſch, wie dieſe eitlen Klüglinge, dieſe abſtrakten Verſtandesmenſchen und Fanatiker der Nüchternheit, die ſich Nichts weiß machen laſſen, und ſich in ihrer negativen Stellung ſo ſicher vor jeder Art von Täuſchung wähnen, genarrt und betrogen ſind. Auf den armen Findling ſtürmen ſie mit ihren entehrenden Anklagen und Hypotheſen ein; vor demjenigen aber, der die die keckſte, auffallendſte und handgreiflichſte aller Komödien geſpielt, der aber freilich nicht in Bettlergeſtalt, als Kind des Unglücks, als elender, verſtoßener, ſtammelnder Junge ſondern als reicher und vornehmer Mann und als imponirender Sohn eines großen und mächtigen Volkes auf den Schauplatz trat, ziehen ſie reſpektvoll den Hut ab, und laſſen ſich von ihm aufbürden, was ihm beliebt. Ein pfiffiger Berliner Polizeimann mußte ihm ſogar zum unmittelbaren Werkzeuge dienen, und fühlte ſich in ſeiner düpirten Eitelkeit und Argloſigkeit unendlich geehrt und geſchmeichelt dadurch. Dieſes Sachverhältniß ſoll, zur tiefſten Beſchämung der ſuperklugen, arroganten, herzloſen, mit Unglück und Unſchuld ſo grauſam umgehenden, für das offenbar Unedle, Unaufrichtige, ja Gräuliche und Entſetzliche hingegen, wenn es mit äußerem Glanze umgeben, ſo ſtockblinde Art von Verſtändigkeit, die hier vornehmlich durch die Namen Merker und Eſchricht vertreten iſt, ſonnenklar in die Augen ſpringen durch dieſes Buch.

Schließlich noch folgende, die Bequemlichkeit des Leſers betreffende Bemerkungen. Ich hatte bei einem Gegenſtand und einer Polemik dieſer Art ſehr verſchiedene Materien und Gebiete des menſchlichen Intereſſes zu berühren; da wird nun nicht Alles in gleichem Grade für Alle ſein. Es iſt namentlich zu erwarten, daß ſich Viele hauptſächlich um das Hiſtoriſche bekümmern und vor allem

Anderen wünſchen werden, zu wiſſen, was der Sache in dieſer Beziehung für eine neue Wendung und Geſtalt gegeben werde. Dieſen ſchlage ich vor, die nachſtehenden Aufſätze nicht in der Ordnung und Folge, in welcher ſie hier vorliegen, zu leſen, ſondern einige davon, die des begehrten Inhaltes ſind, bei planmäßiger Eintheilung und Anordnung des Ganzen aber erſt mitten darin oder gar am Ende zu ſtehen kommen mußten, zuerſt vorzunehmen. Die ganz zuletzt ſtehende chronologiſche Ueberſicht wird da den füglichſten Anfang bilden. Dann wird Cap. XVIII., wo der Verſuch gemacht wird, die Hauſeriſche Geſchichte ihrem ganzen Verlauf und Zuſammenhange nach vorſtellig zu machen, ein leicht zu faſſendes Geſammtbild liefern. Weiter mag derjenige Theil der Darſtellung, wo Graf Stanhope an die Reihe kommt und einer Anzahl noch ganz unbekannter Thatſachen und Vorfälle der ſonderbarſten Art berichtet werden, ich meine Cap. XII. und folgende, ſo wie auch das im Anhange beigegebene Fragment einer vor Jahren entworfenen Schrift wider Stanhope nebſt den Briefen des Herrn v. Tucher folgen, wobei man ſich in das Bereich des Einzelnen und Speciellen verſetzt ſehen wird. Ich hoffe, daß man ſich hierauf gern auch mit dem Uebrigen bekannt machen werde. Wem die darin vorkommenden naturwiſſenſchaftlichen Probleme und Abhandlungen zu fern liegen, der mag dieſe Blätter auch wohl überſchlagen. Doch dürften auch dieſe bei näherem Anblicke des allgemein Intereſſanten und menſchlich Anziehenden genug enthalten, um keinen unſerer Leſer ganz gleichgültig und unbefriedigt zu laſſen; denn die bloße, trockene Fachgelehrſamkeit, der keine lebendig anregende Seite abzugewinnen, iſt unſere eigene Sache nicht. Wer beſonderer Neigung und Willkür gemäß zu wählen gedenkt, dem wird das ſogleich folgende, ſehr ausführliche Inhaltsverzeichniß zu Statten kommen.

Inhalt.

Seite

I. Die verſchiedenen Anſichten, die ſich über Kaſpar Hauſer gebildet und geltend gemacht. Vor Herrn Eſchricht's Auftreten ſtehen ſich nur die zwei beſonders von Feuerbach und Merker vertretenen Anſichten entgegen, von denen die eine in dem Findling den unglücklichen Gegenſtand verbrecheriſcher Mißhandlungen und Gewaltthaten, die andere einen jungen Betrüger ſieht, der nur die Rolle eines ſolchen Gegenſtandes zu ſpielen unternommen. Eine dritte Meinung ſtellt neuerdings der genannte Phyſiolog auf, indem er in H. einen anfänglichen Idioten ſieht, der von ſeinem blutarmen Pflegevater nach Nürnberg gebracht und daſelbſt ausgeſetzt worden ſei, ſich dann aber in Folge unverſtändiger Behandlung und ſchlechter Erziehung in einen Gaukler und Betrüger verwandelt und als Selbſtmörder geendet habe 3

II. Wie H. E. den Findling als Idioten faßt und charakteriſirt und wie er dann den geiſtesſchwachen, ſtumpfſinnigen Bettler zu einem alle Welt myſtificirenden Gaukler, Betrüger und Selbſtmörder werden läßt. Sehr merkwürdig und amüſant zu leſen Wie H. E. dadurch beweiſt, daß er ſelbſt ein Idiot 25

Seite

III. Wie H. E. den von Binder und Feuerbach in die Welt gebrachten „Roman" entſtehen läßt. Was ich ſelbſt dabei verſchuldet haben ſoll. Wie H. E. von ſeinem Gegenſtande abſchweift und meine hiſtoriſch kritiſchen Arbeiten herbeiführt, um mich deſto lächerlicher und verächtlicher erſcheinen zu laſſen. Was er dabei für unmoraliſche Mittel zu Hülfe nimmt und wie er noch außerdem zeigt, daß er ein Ignorant iſt 37

IV. Ueber Idiotie überhaupt. Definitionen der bezüglichen Schriftſteller und Männer vom Fache. Herrn Eſchricht's eigene Begriffsbeſtimmung. Wie er erklärt, die Wiſſenſchaft ſei zu Hauſer's Zeit noch nicht im Stande geweſen, den Fall gehörig zu beurtheilen und zu behandeln und wie er gleichwohl in der beleidigendſten Weiſe gegen diejenigen losfährt, die ihn anders aufgefaßt. Eigentlicher Grund ſeiner Gereiztheit und Unart 51

V. Ausführlicher Beweis, daß H. kein Idiot geweſen. Zeugniſſe und Züge aus gedruckten und ungedruckten Quellen gezogen, insbeſondere was ſeine Anfangs gezeigten ganz außerordentlichen Fähigkeiten betrifft 69

VI. Beleuchtung des Umſtandes, daß ſich H. nicht in dem Maße fortentwickelte, als es ſeine anfängliche Erſcheinung verſprach. Diätetiſcher Grund dieſer Thatſache. Beweis, daß H. gleichwohl auch noch ſpäterhin ſehr intelligent war und zum Theil bewundernswürdige Geiſteskräfte verrieth 88

VII. Hauſer's Lebensende in Beziehung auf Eſchricht's und Merker's Hypotheſe betrachtet. Wie daſſelbe mit dieſen Annahmen in entſchiedenem Widerſtreit 98

VIII. Ueber das angeblich idiotiſch organiſirte Gehirn des Findling's. Beweis, daß ſich bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft, wie ſelbſt die eigenen Erklärungen Herrn Eſchricht's zeigen, über dieſen Punkt Nichts beſtimmen läßt 113

IX. Ueber die in Herrn Eſchricht's Darſtellungen herrſchende Unwahrheit und Unredlichkeit. Beiſpiele der in ſeinem

Seite

Buche enthaltenen falſchen Angaben und entſtellten Thatſachen 131

X. Ueber Hauſer's anfängliche Diät und ſein Vermögen im Dunkeln zu ſehen, wobei zur Sprache kommt, wie H. E. die wichtigſten und entſcheidenſten Thatſachen ignorirt, wenn ſie ſeiner Hypotheſe widerſtreben. Sowohl der Umſtand, daß H. mit einer gewiſſen feineren Brodart aufgefüttert wurde, wie ſie „ein blutarmer Mann" nicht reichen konnte, als auch, daß er in tiefer Nacht und Finſterniß ſah, was ſeinen langen Aufenthalt im Dunkeln bezeugt, wird von H. E. mit völligem Stillſchweigen übergangen 142

XI. Das Capitel von den Salpen. Dieſe wunderlichen Seethiere haben mit Nürnberger Findlingen das gemein, daß Kopenhagener Profeſſoren über ſie, wie über beſagte Findlinge, die allerabſurdeſten Hypotheſen aufſtellen. Sehr ſonderbar und dennoch wahr 153

XII. Graf Stanhope kommt an die Reihe. Sein anfängliches Betragen in der Hauſeriſchen Angelegenheit und die räthſelhafte Umwandlung deſſelben in das extreme Gegentheil. Die Sache iſt ohne Annahme eines geheimen Grundes höchſt unnatürlich und unbegreiflich 159

XIII Mittheilung einiger beſonderer Thatſachen und Vorfälle, die den Verdacht auf's Höchſte zu ſteigern geeignet ſind. Die Hauſeriſche Geſchichte hat allem Anſcheine nach ihre Wurzeln in England. Feuerbach's wahrſcheinlich nicht natürlicher Tod und ein Vorfall, der mich ſelbſt betrifft 169

XIV. Feuerbach ſoll ſeine Anſicht geändert haben. Inwiefern und nach welcher Seite hin dies möglich und wahrſcheinlich iſt. Feuerbach's Verhalten zu Stanhope, ſeine gutmüthige Täuſchung über dieſen Mann und über die durch ihn dem Findling bereitete Zukunft in England. Eben deßhalb, damit H. dorthin nicht komme, mußte er ſterben 177

XV. Die Geſchichte von Hauſer's Tagebuch. Empörende

Seite

Mißhandlungen, die derſelbe auf Stanhope's Anſtiften in Ansbach erfuhr. Seine Aeußerungen über den Grafen auf dem Sterbebette 181

XVI. Beleuchtung einiger merkwürdiger Documente. Der Brief, den H. mitbrachte und der Beutel und Zettel, der bei ſeiner Ermordung gefunden wurde. Enthüllung der geheimen Abſichten, die bei dieſen Gegenſtänden obgewaltet. Die in täuſchender Weiſe auf ein deutſches Fürſtenhaus hinführenden Angaben des mitgebrachten Briefes. Aenderung des Manövers, um H. in Uebereinſtimmung mit Merker's Hypotheſe, als Betrüger und Selbſtmörder erſcheinen zu laſſen 189

XVII. Ueber die auf Ungarn hinweiſenden Spuren und Hauſer's Erinnerungen an ein Schloß, in welchem er ſich in ſeiner Kindheit befunden haben muß 196

XVIII. Wie man ſich die Hauſeriſche Geſchichte ihrem ganzen Verlauf und Zuſammenhang nach zu denken habe. H. urſprünglich in den hohen ariſtokratiſchen Kreiſen England's und Ungarns zu Hauſe, hat ſich als Kind eine Zeit lang in dem letzteren Lande befunden, iſt daſelbſt ſeiner Familie verbrecheriſch entriſſen und dann nach Deutſchland gebracht worden. Sein vieljähriger verborgener Aufenthalt in einem kleinen dunklen Gemach muß in der Umgegend Nürnberg's geweſen ſein: er war nur einen einzigen Tag lang auf der Wanderung, wurde Nachts aus ſeinem Gefängniß genommen und Nachts in die Stadt gebracht, dort die Nacht über verborgen gehalten und am Tage darauf ausgeſetzt. Noch eine Bemerkung über Graf Stanhope 201

Anhang.

Vorbemerkungen.

Seite
I. Fragment einer vor Jahren entworfenen Schrift über Stanhope nebſt einem Zuſatze 225
II. Auszug aus einigen Briefen des Herrn v. Tucher an Feuerbach und Stanhope 244
III. Erinnerungen Hauſer's in Form des Traumes und der Viſion 261
IV. Experimente und Thatſachen, welche Hauſer's ehemaligen Aufenthalt in Ungarn bezeugen 268
V. Zur Widerlegung der Behauptung, daß H. betrogen habe. Hiltel's Ausſagen und Beobachtungen von mir ſelbſt. Aus einem Aufſatze von C. H. Krug. Eine Stelle aus Eſchricht's Schrift 281
VI. Ueber Hauſer's Charakter und Gemüthsart 297
VII. Dr. Heidenreich's Abhandlung über Hauſer's Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung. Auszug und Bemerkungen 309
VIII. Chronologiſche Ueberſicht 329

Enthüllungen

über

Kaſpar Hauſer.

I.

Ich werde vor Allem die verſchiedenen Anſichten anführen, die ſich über den räthſelhaften Findling gebildet und geltend gemacht haben.

In früherer Zeit, d. h. vor Herrn Eſchricht's Auftreten in dieſer Angelegenheit, waren über Kaſpar Hauſer's Charakter und Geſchichte nur zweierlei, das direkte Widerſpiel bildende Anſichten verbreitet, und es ſtanden ſich in Publikum und Literatur nur die beiden dieſen Anſichten huldigenden Parteien entgegen, deren hervorragendſte Repräſentanten einerſeits der berühmte Criminaliſt und Appellationsgerichts-Präſident in Ansbach Anſelm von Feuerbach, andererſeits der Polizeirath Merker in Berlin waren.

Was die erſte dieſer Auffaſſungsweiſen betrifft, die ſich auf dem Schauplatze der bezüglichen Ereigniſſe und in Folge der ſich hier darbietenden unmittelbaren Anſchauung und Beobachtung ſelbſt gebildet, ſo glaubte man in Hauſer den leidenvollen und beklagenswerthen Gegenſtand eines im Finſtern ſchleichenden Verbrechens zu ſehen; es ſchien namentlich ſo viel gewiß, daß er ſeiner Geburt nach den höheren, ja höchſten Ständen angehöre, in ſeiner Kindheit jedoch freventlich bei Seite geſchafft, eine ganze Reihe von Jahren hindurch in heimlichem Gewahrſam gehalten, dann als ein körperlich und geiſtig auf's Traurigſte vernachläſſigter Jüngling in die Welt geſtoßen und da ſeinem Schickſal überlaſſen worden ſei. Die beiden Verwundungen Hauſer's, an deren einer er ſtarb, wurden, ſo wie er es ſelbſt that, einem unbekannten Verfolger zugeſchrieben; man dachte ſich, Diejenigen, welche den Findling der ihm gebührenden Exiſtenz und Stellung beraubt und die ihn vielleicht für lange ſchon todt gehalten, während er wider ihr Wiſſen und Wollen fortlebte und endlich ſogar aus ſeinem Dunkel hervor mit einem Male an's Licht der Oeffentlichkeit trat, ſeien in eine Unruhe und Angſt gerathen, die ſie zu einer neuen, vollendeten Unthat trieb; ſie hätten für nöthig erachtet, ihn meuchleriſch aus dem Wege zu räumen und die grauſame That, nach einem mißlungenen Verſuche, zuletzt auch wirklich ausgeführt.

Man kann nicht ſagen, daß ſolche Anſichten und Vermuthungen an und für ſich abſurd und verwerflich ſeien. Thatſachen, Verhältniſſe, Verwickelungen und Geſchichten, wie die hier angenommenen, ſind denkbar und mit verſchiedenen Modifikationen wohl ſchon tauſendmal dageweſen. Projektirter, jedoch vereitelter Kindermord, heimliche Rettung und Erziehung der dem Untergange Geweihten und unerwartetes Wiedererſcheinen derſelben, die man für längſt ſchon todt gehalten, kommt in mythiſchen und hiſtoriſchen Ueberlieferungen häufig vor. Jeder wird ſich z. B. der Kindheitsgeſchichte des Cyrus erinnern, deſſen ſich der mediſche König Aſtyages, ſein Großvater, zu entledigen beſchloß und der durch doppelte Schonung und doppelten Ungehorſam vom königlichen Vertrauten bis zum Hirten herab erhalten wurde. Harpagus, der mit dem Morde zunächſt Beauftragte, wollte ſich deſſen nicht ſelbſt unterziehen; er übergab das Kind einem Hirten, mit dem Befehle, daſſelbe in einer Bergwüſte auszuſetzen und umkommen zu laſſen. Aber auch dieſer tödtete es nicht; er ließ es auf Bitten ſeines Weibes, die ſo eben ein todtes Kind geboren, am Leben und erzog es als ſein eigenes, während das todte in die Bergwüſte gebracht und von den nachſehenden Dienern des Harpagus als das daſelbſt umgekommene fürſtliche betrachtet und beſtattet wurde*). Andere Beiſpiele liefern die Erzählungen von Perſeus, Theſeus, Jon, Miletos, Agathokles, Romulus und Remus, u. ſ. w. und wenn ſolche Vorgänge im Bereiche des

---

*) Herodot I. 107 ff.

Menſchlichen und Wirklichen überhaupt liegen, werden ſie ſich in zeitgemäß modificirter Art und Weiſe nicht auch in unſeren Tagen ereignen können? Die Menſchen ſind nicht beſſer geworden, als ſie vor Zeiten waren; ſie ſind nur nicht mehr ſo naiv, wie früher, und gehen verſteckter, heuchleriſcher und künſtlicher zu Werke, wenn ſie ſolche Verbrechen üben, wie ganz beſonders die Hauſeriſche Geſchichte lehrt, in deren geheimnißvolle Abgründe derjenige, der dieſe Blätter geleſen, einen hellen Blick gethan haben wird. Mit Unrecht jedoch hat man, wie ſich zeigen wird, ein deutſches Fürſtenhaus, welches nach meiner vollſten Ueberzeugung gar keinen Theil daran hat, dafür in Anſpruch genommen, woran die irreführenden Gerüchte und Behauptungen Schuld, die von den wahren Verbrechern ausgeſtreut worden waren. Meine gewiß echteren Spuren führen auf ganz andere Punkte hin. Es iſt England und ſeine hohe und reiche Ariſtokratie, worauf der ſchwarze Schatten eines nicht abzuweiſenden, für mich durch ganz beſondere Umſtände und Erlebniſſe begründeten Argwohnes fällt, worüber das Nähere an ſeinem Orte beigebracht werden ſoll.*)

Handelt es ſich um die Zuſtände, in welche jugendliche Weſen, von menſchlicher Geſellſchaft und Einwirkung fern, zu gerathen vermögen, und in welchen ſich ſolche bei ihrer Erſcheinung in der Menſchenwelt faktiſch dargeſtellt haben, ſo ſind zweierlei das gewohnte Maß nach entgegengeſetzten Seiten hin überſchreitende Abnormitäten, Extreme und Seltenheiten bemerklich zu machen, indem entweder das Phänomen poſitiver Verwilderung, wie es ungebundene Freiheit, Nöthigung zur Selbſterhaltung auf eigene Fauſt und thieriſche Geſellſchaft erzeugt, oder das der Hemmung und Unterdrückung naturgemäßer Lebens- und Kraftentwickelung durch Verbergung, Einſchließung und Abſperrung von der umgebenden Welt und Natur hervortritt.

---

*) S. unten Cap. XII. ff.

Fälle der erſteren Art ſind bekannt und beſprochen genug. Es iſt namentlich während der zuletzt verfloſſenen Jahrhunderte wiederholt von Kindern, ſowohl weiblichen als männlichen Geſchlechtes, die Rede geweſen, die in Wildniſſe gerathen, mit wilden Thieren zuſammengelebt und in Folge deſſen ſelbſt zum wilden Thiere geworden. So hat man z. B. im Jahre 1719 in den Pyrenäen ein Paar wilde Knaben geſehen, die auf den Klippen wie Gemſen herumſprangen. Das bekannte, im Jahre 1731 zu Songi in Champagne gefangene Mädchen, das die Größe eines zehnjährigen Kindes hatte und merkwürdig verwildert war, hatte ein ſchwarzes Anſehen, war mit einer Keule bewaffnet, beſaß eine ganz ungewöhnliche Stärke und Leichtigkeit, ſchwang ſich wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum, war ſo ſchnell im Laufe, daß ſie Niemand einzuholen vermochte, lief auf den Dächern wie ein Sperling herum, ſprang in Seen, Flüſſe und Teiche, um ſich Fiſche und Fröſche herauszuholen, wie ſie ihm zur Speiſe dienten, ſchlug einen gegen ſie losgelaſſenen großen Hund todt, machte mit ihren dicken, ſtarken Fingern Oeffnungen in Mauern und Dächer, kroch auf unbegreifliche Weiſe durch anſcheinend viel zu leine Löcher hindurch, und war noch ſpäterhin, nachdem man ſie in ein Kloſter geſteckt und da Jahre lang faſt aller Bewegung beraubt hatte, ſo flink und flüchtig, daß ſie auf freiem Felde einen Haſen einholen und fangen konnte. Sie lebte von dem, was ihr die Wildniß gab, von Blättern und Wurzeln, von dem Fleiſch und Blute der Thiere, die ſie ſich fing — eine Lebensweiſe, die ihr in dem Grade zur Gewohnheit und Natur geworden, daß ſie, als man ſie derſelben entwöhnen wollte, auf den Tod erkrankte. Es fielen ihr Zähne und Nägel aus, und unerträgliche Schmerzen zogen ihr Magen, Eingeweide und Gurgel zuſammen, welche letztere in einem ausgetrockneten, lechzenden Zuſtande war. Nur das Einſaugen warmen Blutes, daß ſie wie ein Balſam durchdrang, ſteuerte dieſem Verfall*).

---

*) Vergl. Herder's Ideen zur Philoſ. der Geſch. der Menſchheit, Buch III. Nr. VI. und die daſelbſt angezeigten Schriften.

Alte Traditionen ſprechen von ausgeſetzten Kindern, deren ſich Thiere, namentlich Wölfe angenommen und die auf ſolche Weiſe gerettet worden, wie in der Sage von Romulus und Remus und anderen, weniger bekannten, der z. B. von dem Kreter Miletos, der Fall. Dies lautet ſehr fabelhaft; dergleichen Beſtien, ſollte man glauben, werden ein in ihre Gewalt gerathenes Kind wohl freſſen, aber nicht nähren und auferziehen. Aber das hiſtoriſch Wahre und Wirkliche iſt nicht immer ſo unromantiſch, die Natur nicht immer ſo natürlich im gemeinen Sinne des Wortes, als man zu glauben pflegt; und ſo hat es mit Manchem, was ganz wie ein Märchen, eine Dichtung, ein Mythus ausſieht, gleichwohl ſeine volle Richtigkeit*). Es hat ſich herausgeſtellt, daß auch Ereigniſſe, wie jene mythiſch überlieferten von wolfgenährten Kindern, nicht nur möglich, ſondern in Gegenden, wo ſich die Wölfe ſtark vermehren, ſogar ſehr häufig ſind. Der ehemalige engliſche Reſident in Lucknow, Generalmajor Sleemann, hat eine Menge von Fällen, in welchen indiſche Kinder von Wölfinnen angenommen und aufgenährt wurden*), geſammelt und amtlich conſtatiren laſſen, und öffentliche Blätter haben ſie aus ſeinem Werke auszüglich bekannt gemacht**). Auch hier kommen Beiſpiele gänzlicher Verwilderung und thieriſcher Entartung der Menſchennatur zu Tage. So wurde in der Nähe von Candour ein 10—11jähriger Knabe gefangen, der mit drei Wolfsjungen einer alten Wölfin folgte, auf Händen und Füßen lief und ſich ſo ſchnell, wie dieſe Thiere fortbewegte. Er hatte widerwärtig rohe Züge, nahm keine Art von Bildung an, ſcheute die Menſchen und war am liebſten mit Hunden und Scha-

---

*) Ich will nur zwei Beiſpiele nennen, die tönende Memonsſäule und die goldenen Aepfel der Heſperiden. „Erweiterte Erfahrung," ſagt Schelling in ſeinen „Gottheiten von Samothrace S. 86," „lehrt Manches begreifen, was unbegreiflich erſchien, und ertheilte ſchon Warnungen genug. So was die tönende Memnonsſäule betrifft. Mancherlei Thatſachen, wie das periodiſche Aufhören und Wiederkommen des Tons, auch daß offenbar mehrere ſolcher Säulen waren, hinderten nicht, Prieſteranſtalt zu vermuthen. Nun kommen die gewiß unverdächtigen Franzoſen, und ſiehe noch jetzt tönen beim Aufgange der Sonne die Granitblöcke des thebäiſchen Thals!" Die goldenen Aepfel der Heſperiden, welche die älteſte Sage an die Enden der Erde, den Okeanosſtrom und den äußerſten Weſten ſetzt, kennt Jedermann

---

als ein mythologiſches Märchen und Dichterphantom. In der Südſee aber findet ſich eine eigenthümliche Art wirklich goldfarbiger, apfelartiger Früchte, Spondias dulcis, welcher Forſter den Vorzug vor jedem anderen Obſte giebt.

*) „In den Wolfshöhlen findet man ſehr oft die Schmuckſachen, welche von aufgefreſſenen Kindern herrühren: es ſteht aber auch über allem Zweifel feſt, daß die Wölfinnen der Kinder ſchonen und ſie mit ihren Jungen aufwachſen laſſen.“

*) So bei uns die „Frankfurter Familienblätter“ vom 8. April 1858.

kals zuſammen, heulte und biß, brachte keinen articulirten Laut hervor, war äußerſt ſchmutzig, duldete keine Kleider an ſich, lächelte oder lachte nie, verſchmähte alles Gekochte und warf ſich begierig auf rohes Fleiſch. Er lebte nur noch etwa drei Jahre lang; im Jahre 1850 ging er mit Tod ab.

Es zeigt ſich bei ſolchen Erſcheinungen, wie biegſam und befähigt zu allen möglichen Verwandlungen und Geſtaltungen die Natur des Menſchen iſt und was über ſie Lage, Umgebung, Umgang, äußere Umſtände und Einflüſſe vermögen, ſo lange ſie noch keine feſte Beſtimmtheit angenommen; wie ſtarr und unbezwinglich aber auch die Formen ſind, in welche ſie ſich einmal begeben, eingelebt und eingewohnt hat. Doch das iſt nur die eine Seite. Das vollkommene Gegenbild dieſer in's thieriſch Wilde, Rohe, Unbändige übergegangenen Menſchenweſen ſtellt ſich in unſerem Findlinge dar, der auf der andern Seite der bezeichneten Gruppe ſteht und eben ſo merkwürdig in ſeiner Art, als das Mädchen von Songi, die indiſchen Wolfsmenſchen und ſo fort, in der ihrigen, ja um der noch weit größeren Seltenheit willen ein noch ſchätzbareres Exemplar ſeiner Gattung iſt. Dort gab ſich, bei dem größten Mangel alles ſpecifiſch-menſchlichen, über die Stufe der Thierheit Erhebenden, diejenige Abhärtung gegen die Einwirkungen der umgebenden Welt und Natur auf den Organismus und diejenige Uebung und Steigerung der Kräfte kund, die dem Thiere und Menſchen in ſeinem freien und wilden Zuſtande eigen und die ſich in ihrer Einſeitigkeit und Ausſchließlichkeit weit höher treibt, als in civiliſirter Lage und Weiſe möglich iſt. Bei **Hauſer** war von ſo wilden Energien und Geſchicklichkeiten keine Spur; es zeigte ſich ganz nur das andere Extrem; es offenbarte ſich namentlich eine ſo beiſpielloſe Reizbarkeit der Nerven und eine ſo enorme Empfindlichkeit für Dinge, die auf andere Menſchen gar keinen Eindruck machen; ein ſo großes Unvermögen, ſeine Glieder zu gebrauchen; ein ſo großer Abſcheu vor anderer Nahrung, als Waſſer und Brod; eine ſo eigenthümliche Beſchaffenheit der Augen, für die es keine Nacht und keine Finſterniß gab; eine ſo ungemeine Sanftmuth, Zartheit und Reinheit der Seele; eine ſo auffallende Unbekanntſchaft mit den allergewöhnlichſten Erſcheinungen in Natur und Menſchenwelt; ein ſo unverhältnißmäßiger Mangel an den Kenntniſſen, die jungen Leuten ſelbſt durch den dürftigſten Unterricht zu Theile werden und doch dabei ſo bedeutende geiſtige Anlagen und Befähigungen, eine ſo leidenſchaftliche Lernbegierde und ein ſo außerordentliches Gedächtniß, daß man, auch abgeſehen von ſeinen, die gleiche Vermuthung begründenden Ausſagen, nur auf eine vorausgegangene langwierige Einſchließung an einem dunklen Orte, an einen damit verbundenen ausſchließlichen Genuß von Waſſer und Brod und eine auf dieſe Weiſe bewirkte faſt gänzliche Unterdrückung natürlicher Lebensentwickelung ſchließen mußte und wohl auch jetzt noch und ewig ſchließen muß. Sollte eine ſolche Gefangenhaltung zu beiſpiellos und unglaublich ſcheinen, ſo fehlt es an beizubringenden analogen Fällen auch hier nicht; ja es giebt deren, die von noch weit grauſamerem und empörenderem Charakter ſind, als der Hauſeriſche. Ich kann aus ohngefähr derſelben Zeit, wo Hauſer auftrat, zwei ähnliche nennen. Von dem einen derſelben ſpricht Graf Stanhope in ſeinen „Materialien.“ „Mehrere Perſonen,“ ſagt er, „haben mir erzählt, wie in dem nämlichen Jahre, in welchem H. zu Nürnberg erſchien, der Advokat Fleiſchmann daſelbſt ſtarb, und daß man beim ihm in einer Hinterſtube ſeinen bereits 38 Jahre alten Sohn fand, der von ſeinem 12. Jahre an, bis zu jener Zeit immer darin gelebt, und ſich aus Gewohnheit in dieſe Abgezogenheit gefügt hatte*).“ Auch mir, nur nicht mehr mit ſolcher Beſtimmtheit im Einzelnen, iſt dieſe Geſchichte erinnerlich, die damals am Orte ebenfalls viel zu reden gab, indem man in dem ſo lange von der Welt zurückgehaltenen, ihr völlig entfremdeten und nun plötzlich in ſie eingeführten Manne einen zweiten Kaſpar Hauſer ſah. Wenn dieſer Fall übrigens milder und menſchlicher erſcheint, als der Hauſeriſche, ſo iſt dagegen der folgende von um ſo roherer und gräulicherer Art. Dr. Horn ſah in dem Krankenhauſe zu Salzburg ein 22jähriges, nicht häßliches Mädchen, das bis in ſein 16. Jahr in einem Schweineſtall und unter Schweinen auferzogen worden war und viele Jahre darin mit übereinandergeſchlagenen Beinen geſeſſen hatte. Das eine Bein war ganz verbogen; ſie grunzte wie ein Schwein und betrug ſich in menſchlichem Anzuge ungebärdig.*) Hier kam zu dem Vergehen der Einſchließung und der Abſperrung von Welt und Leben, das an Hauſer begangen wurde, das aber doch nur negativer Art war und an Leib und Seele Nichts poſitiv verdarb und zu Grunde richtete, die letztere vielmehr ſo unverderben und engelrein erhielt, als ſie von Gott geſchaffen war, noch überdies eine ſowohl innere als äußere Entwürdigung und Entſtellung des Menſchlichen hinzu, die nicht tiefer und ſcheußlicher zu ſein vermochte. Solche Thatſachen weiſt noch die neueſte Menſchengeſchichte auf! Was will da Zweifel und Unglaube, was die ſuperkluge Verachtung und Verhöhnung derjenigen, welche annehmen, daß Etwas der Art

---

*) Stanhope, Materialien zur Geſchichte Kaſpar Hauſer's. Heidelberg 1835. S. 31 f.

---

*) S. des Genannten Reiſen durch Deutſchland, Feuerbach's Kaſpar Hauſer und die Gött. gel. Anz. Juli 1831. S. 1097.

„in einem der civiliſirteſten Länder Europa's und im neunzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung" zu geſchehen vermöge!*) Gegen Gräuel, wie der zuletzt erwähnte, iſt das Verbrechen, das der in Rede ſtehenden Vorausſetzung gemäß an dem Nürnberger Findling begangen worden war, ſo viel als gar Nichts.

In einem Nürnberger Blatte**) war unter dem Titel: „Das ſtille Pfarrhaus" eine Geſchichte zu leſen, die zwar in etwas romanhaftem Style vorgetragen, jedoch als eine wahre Begebenheit bezeichnet iſt, was freilich noch keine Gewißheit begründet. Sie iſt auszüglich die folgende. Eine alte Kirche nebſt Pfarrhaus liegt am Ende eines Dörfchens auf einer Anhöhe. In dem Hauſe wohnt ein alter, wahnſinniger Pfarrer mit ſeiner Haushälterin. Die Seelſorge der Gemeinde iſt einem ebendaſelbſt eingezogenen jungen Kaplan übertragen. Im Hintergrunde eines Ganges befindet ſich eine alte gothiſche Thüre, durch welche das Pfarrhaus in Verbindung mit der Kirche ſteht und welche niemals geöffnet wird. Der wahnſinnige Alte führt ſeltſame, Verdacht erweckende Reden. Auch vernimmt der junge Geiſtliche zuweilen von jener Pforte her klagende und heulende Töne, erblickt auch einmal bei Nacht eine weibliche Perſon, die durch die Pforte geht. Er folgt nach und ſieht, wie die Haushälterin einige Lebensmittel in einen kerkerartigen Behälter ſchiebt, worin eine verwilderte menſchliche Geſtalt erſcheint. Er veranlaßt ſofort eine Unterſuchung, und es ergiebt ſich, daß das eingekerkerte Weſen ein junger Menſch und Sohn des alten Pfarrers und der Haushälterin iſt. Man hatte das Kind in jenen Winkel geborgen und gehofft, es werde mit Tod abgehen. Die Haushälterin wurde zur Strafe gezogen, den Alten traf im Gefängniſſe der Schlag. Was den jungen Menſchen betrifft, ſo wurde er zwar aus ſeinem Behältniſſe befreit und menſchlich behandelt; er konnte jedoch die veränderte Lebensweiſe nicht ertragen und ſtarb. Dichte, ſtruppige, wildverwachſene Haare bedeckten ihm Kopf und Schulter, die abgemagerten Glieder waren wie mit einem bräunlichen Leder umzogen, die Nägel an Händen und Füßen glichen den Krallen des Raubthieres. Iſt dieſe Geſchichte wirklich mehr als Erfindung, ſo liegt hier ebenfalls ein viel abſtoßenderer Fall, als der Hauſeriſche vor. Ich zweifle nicht daran, daß dergleiche Dinge ſchon hundertmal dageweſen, aber nicht zu Tage gekommen oder nicht geſchichtlich überliefert worden ſeien; ſie ſind unter gewiſſen Umſtänden zu natürlich, als daß ſie fehlen könnten, und ſchon Feuerbach bemerkt, daß Fälle der Art in gewiſſen Ge-

---

*) Eſchricht, „Unverſtand und ſchlechte Erziehung." Berlin, 1857. S. 67.

**) Friedens- und Kriegscurier vom 28. Dec. 1833.

genden gar nichts Seltenes ſeien. Es iſt ſomit, wie ſchon geſagt, an der Vorſtellung und Annahme, daß Hauſers Erſcheinung auf ähnlichem Grunde beruhe, durchaus nichts Ungereimtes, Ausſchweifendes und Unglaubliches. Der ſtreitige Punkt kann nur dieſer ſein, ob dieſelbe in Beziehung auf den vorliegenden ſpeciellen Fall ſtatthaft und ſtichhaltig ſei.

Und da fehlte es allerdings nicht an Solchen, die in der ganzen, ſo viel Aufſehen machenden Erſcheinung nichts weiter als einen pfiffig ausgeführten Gaunerſtreich und Betrug erblickten. Eine Geſchichte, wie die Hauſeriſche ſein ſollte, kam ihrem einſeitig verſtändigen, nur an gemeine Spitzbübereien gewöhnten und glaubenden Sinne zu phantaſtiſch und romanhaft vor, und der mächtig wirkende, jeden Zweifel und Argwohn niederſchlagende Eindruck, den Hauſer's perſönliche Erſcheinung in den erſten Zeiten zu machen pflegte, fehlte bei ihnen. Sie hielten daher den jungen Menſchen für einen böſen Buben, der ſich auf Gaunerei und Gaukelei gelegt, und dem es geglückt, die Rolle eines Unglücklichen zu ſpielen, an welchem man ein empörendes Verbrechen begangen. Die Verwundungen, die ihn erſt ſo tödtlich niederwarfen, dann ſogar in's Grab ſtürzten, wurden ihm ſelbſt zur Laſt gelegt. Es ſollten Nichts weiter, als eigene Erfindungen und liſtig berechnete Myſtifikationen ſein, welche ein erneutes Aufſehen und eine verſtärkte Theilnahme an der Perſönlichkeit des jungen Menſchen zum Zwecke gehabt. In Beziehung auf die tödtliche Wunde, an der er ſtarb, behauptete man, er habe ſich tiefer geſtochen und ſchwerer verletzt, als ſeine Abſicht geweſen und ſei wider ſeinen Willen zum Selbſtmörder geworden.

Auch dieſe Art, die Sache zu betrachten, iſt nicht ſchon im Allgemeinen und von vorn herein albern und ungereimt. Betrug, und das zum Theil ſehr ſchlau angelegter und ſehr glücklich ausgeführter, wird in der Welt genug geſpielt; es giebt Naturen und Charaktere, die dazu ganz beſonders aufgelegt und geeignet ſind, und ſolche Genie's im ſchlimmen Sinne des Wortes bringen es zuweilen in noch ſehr jungen Jahren erſtaunlich weit. Wer nun vielfach und fortwährend, wie jener Berliner Polizeimann, mit ſolchen Fällen und Subjekten vertraut, dem mochte leicht auch jener unglückliche Jüngling mit ſeiner harmloſen und unſchuldvollen Kinderſeele ein ſo durchtriebener Schlingel ſcheinen. Wer jedoch die von Feuerbach und mir aufgezeichneten phyſiologiſchen und pſychologiſchen Thatſachen kennt und zu würdigen verſteht, wer das gewichtvolle Zeugniß des Gefängnißwärters Hiltel*) und die ausführlichen Gutachten der Nürnberger Aerzte, von welchen H. unterſucht und behandelt worden iſt, in Erwägung zieht *) und die unendliche Schwierigkeit der Rolle bedenkt, welche H. zu ſpielen übernommen und Jahre lang ſo glücklich durchgeführt hätte — die Rolle rein kindlicher Unſchuld, Unwiſſenheit und Bewußtloſigkeit und des allmähligen naturgemäßen Erwachens aus dieſem Zuſtand zu Leben und Bewußtſein in höherem Sinne des Wortes **) — dem wird jene Auffaſſung als eine ganz unmögliche erſcheinen. In hohem Grade erzwungen und unwahrſcheinlich iſt beſonders die über Hauſer's Verwundungen und gewaltſames Ende aufgeſtellte Meinung, und es ſprechen dieſe blutigen Thatſachen vielmehr mit größtem Nachdrucke für die Anſicht, die in ihm einen verbrecheriſch Mißhandelten, Verfolgten und Gemordeten ſieht. ***) Wer zumal ihn ſelbſt gekannt und ſich namentlich ſeiner grenzenloſen Furchtſamkeit und Scheu vor jeder Art von Verwundung und Verletzung erinnert, von der er ſich nie in ſeinem kurzen Leben losgemacht hat †), der kann die Behauptung, daß er ſich erſt einen ſo ſtark blutenden und ſo gefährliche Folgen für ihn habenden Schnitt in die Stirn gegeben und ſich dann ſogar mit einem Dolche tödtlich in's Herz geſtochen, nur lächerlich finden.

---

*) S. unten Cap. V. und Anhang Nr. V.

---

*) Einen kurzen Auszug daraus ſ. ebendaſelbſt im Anhange.

**) Vergl. Krug und Eſchricht ebendaſelbſt.

***) S. unten Cap. VII.

†) Vergl. ebendaſelbſt.

Das ſind nun die beiden, vornehmlich durch **Feuerbach** und **Merker** repräſentirten Anſichten, die früher allein hervortraten und ſich geltend machten. Eine dritte aufzuſtellen, war erſt der jüngſten Zeit und ihrer fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft und Intelligenz vorbehalten. Es geſchah durch den Königl. Däniſchen Etatsrath und Profeſſor der Phyſiologie an der Univerſität zu Kopenhagen, Herrn Dr. **Eſchricht**, der nun endlich, nachdem bisher Alle nur gefaſelt und gefabelt hatten, den Nagel auf den Kopf getroffen und uns mit ſuperiorer Einſicht und diktatoriſcher Beſtimmtheit folgende Aufſchlüſſe gegeben hat.

Kaſpar Hauſer war kein Gegenſtand eines durch Andere an ihm verübten Verbrechens, wie **Feuerbach** will, aber auch kein von vorn herein als ſolcher auftretender Lügner und Betrüger, wie **Merker** behauptet. Die wahre, dem jetzigen Standpunkte der Wiſſenſchaft gemäße und von aller Welt mit ehrfürchtigem Beifall aufzunehmende Anſicht der Sache iſt dieſe, daß er im Anfange durchaus nichts weiter als ein einfacher Idiot, ein von Natur und Geburt d. h. in Folge einer dieſen Zuſtand mit Nothwendigkeit bewirkenden fehlerhaften Gehirnorganiſation, ſo und nicht anders beſchaffener Schwächling an Körper und Geiſt geweſen, in dieſem jämmerlichen Zuſtande nach Nürnberg gebracht, hier aber ſich plötzlich entwickelt und in den großartigen

Komödienſpieler und Streichemacher verwandelt habe, zu welchem ihn, und in Beziehung auf dieſe Lebensperiode mit vollem Recht, die Merker'ſche Anſicht ſtempelt. Der „blutarme“ Mann, bei dem er aufwuchs und der ihn aus großer Dürftigkeit mit Waſſer und Brod nährte, wußte mit einem ſo ſtumpfſinnigen, geiſtesſchwachen, in jeder Rückſicht untauglichen Burſchen Nichts anzufangen; er fiel ihm nur zur Laſt, und ſo ſuchte er ſich denn deſſelben durch eine Art von Ausſetzung zu entledigen, wie ſie zu Nürnberg bewerkſtelligt wurde. Die neue, ganz ungewohnte Lage, in die ſich der idiotiſche Knabe auf dieſe Weiſe verſetzt ſah, machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß ſeine ſchwachen, bis zum 16—17 Lebensjahre in dumpfer Unthätigkeit gebliebenen Kräfte mit einem Male rege wurden, jedoch eine falſche, unmoraliſche, nur auf Lug und Trug ausgehende Richtung nahmen, woran die ganz ungemeine und unverzeihliche Thorheit und Tollheit Schuld, womit der junge Menſch zu Nürnberg, namentlich von dem damaligen Bürgermeiſter Binder und ſeiner Gattin, und noch bei Weitem mehr von mir, in deſſen verderbliche Pflege und Lehre man ihn gab, beurtheilt und behandelt wurde. Es war auf dieſe Weiſe Nichts natürlicher, als daß der anfängliche, nun aber ſo glücklich und unglücklich zugleich metamorphoſirte Tölpel und, Schwachkopf mehrere Jahre hindurch die wunderbarſte Rolle ſpielte und eine Anzahl von Menſchen jeden Standes und jeden Charakters, Militärperſonen, Polizeimänner, Juriſten, Geiſtliche, Aerzte, Aufſeher, Lehrer und Erzieher, wiſſenſchaftliche Denker und Forſcher, praktiſche Weltleute aus dem Mittelſtand und Bürgerthum, hohe Regierungsbeamte und fürſtliche Perſonen am allerſchmählichſten Narrenſeile zog, bis endlich einer von ſeinen kecken Anſchlägen und Streichen zufälliger Weiſe ſo übel ausfiel, daß er ein blutiges Lebensende zur Folge hatte.

Dieſen Behauptungen ein Prädikat beizulegen, enthalte ich mich, aus Furcht, die Schranken des ſchriftſtelleriſchen Anſtandes zu überſchreiten, über die ich nicht zu weit hinausgehen möchte, wiewohl Herr Eſchricht bei ſo viel Anmaßung, Bosheit, Uebermuth und Grobheit, wie zu gleicher Zeit ſein Werk enthält, nicht die mindeſte Schonung verdient. Der erſtaunte Leſer mag es ſelbſt verſuchen, für ein ſolches Phänomen den entſprechenden Ausdruck in ſeinem Sprachſchatze zu finden. Hätte Herr E. ſeine Meinung nur wenigſtens mit einiger Beſcheidenheit vorgetragen, gäbe ſich in ihm nur wenigſtens der ruhige, leidenſchaftsloſe, nicht auf Kränkung und Herabſetzung Anderer gefliſſentlich ausgehende Forſcher und Wahrheitsfreund zu erkennen, ſo wäre die Sache nicht ganz ſo monſtros und unerhört; ſie erſchiene dann nur kopflos und unſinnig, und nicht auch moraliſch-indignirend und bösartig. Aber auf welche Weiſe und mit welchen Mitteln wird hier zu Werke gegangen!

„Unverſtand und ſchlechte Erziehung" iſt das arrogante Buch überſchrieben, das ich inskünftige der Abkürzung wegen und weil erſt auf dieſe Weiſe der rechte Sinn herauskommt, nur Herrn Eſchricht's „Unverſtand", ſo wie die darin vorgetragene, den unglücklichen Jüngling, der Herrn Eſchricht an natürlichem Werth und Verſtand weit überlegen war, zum Idioten ſtempelnde, ſelbſt aber kaum eine Spur von Intelligenz verrathende Hypotheſe und Theorie, die „idiotiſche" nennen werde. Wie man in dem unartigen Buche ſelbſt traktirt wird, das iſt z. B. aus folgenden ſchmeichelhaften Titulaturen und Phraſen zu erſehen: „Gelehrte Narren, die zu narren ſelbſt ein Kind Talent genug beſitzt" — „Gerüchtefabrikanten, Enthuſiaſten, narrenhafte Profeſſoren und Sonderlinge aus allen Ständen" *) — „Ungereimte Vermuthungen" —

---

*) „Sonderlinge aus allen Ständen" iſt ein ſich ſelbſt widerſprechender Begriff. Leute, die ſich in allen Ständen finden und bei einer einzigen Gelegenheit in ſolcher Anzahl zur Hand ſind, nennt man nicht Sonderlinge, da ſie nichts Beſonderes ſind. „Leute aus allen Ständen" zu ſagen, ging freilich nicht an; denn das hätte dem Leſer den Gedanken erweckt: „Wie war es möglich, daß ein von Natur ſo ſtumpfer und intelligenzloſer Menſch, wie H. geweſen ſein ſoll, Leute aus allen Ständen zum Beſten hatte?" Dieſem Gedanken vorzubeugen, wurde die unſinnige Phraſe erfunden, die von deutſchen Blättern gleichwohl ehrfurchtsvoll nachgeſchrieben und wiederholt worden iſt. Sie kam ja vom Ausland und diente, wie die ganze Schrift, zur Schmach des Vaterlandes!

„Ungereimte Leidensgeſchichte" — „Alberne Hätſcheleien" — „Epidemiſch herrſchende Verblendung" — „An Wahnſinn grenzende Verirrungen" — „Wahnſinnige Gaukeleien" u. dergl. Dazu kommt noch die in dem Machwerke herrſchende Unredlichkeit der Darſtellung und Beweisführung, indem die Angaben theils ganz falſch, theils mit perfider Auswahl und Vorliebe aus unſicheren und verdächtigen Quellen geſchöpft, die der aufgeſtellten Theorie zu ſehr widerſtrebenden Thatſachen ignorirt und die für dieſelbe unlösbaren Probleme umgangen ſind.

Eine nähere Charakteriſirung und Beleuchtung dieſer Erſcheinung folgt im Nachſtehenden. Da hiebei ſo unglaubliche Dinge zu berichten ſind, und es daher leicht den Anſchein gewinnen könnte, als lüge und entſtelle ich, ſo werde ich mich eines ſorgfältigen Citirens beſagten „Unverſtandes" befleißigen und jede daraus gezogene Einzelheit mit der bezüglichen Seitenzahl bezeichnen.

II.

Herr Eſchricht charakteriſirt den Findling, was ſeinen anfänglichen Zuſtand betrifft, in folgender Art.

Hauſer war das, was er ſchien, in der That: ein kleines Kind in einem 16—17 jährigen Leib, S. 26; ein ſtumpfſinniger Bettler S. 53. 60; ein Idiot mit dem völligen Weſen eines Kindes in einem ausgewachſenen Körper und der kindlich-unvollkommenen Herrſchaft über Glieder und Sinne, S. 30 f. Sein unvollkommener Gang und die zarte Haut ſeiner Fußſohlen zeigte, es ſei noch nicht lange her, daß er gehen gelernt, S. 34. Er war noch nicht über die Stufe der Entwickelung heraus, auf der ſich ſonſt im Allgemeinen fünfjährige Kinder zu befinden pflegen, S. 39. 41. Er war von der Natur ſo ſtiefmütterlich bedacht, daß er im 17. Lebensjahre in Bezug auf Sprachfähigkeit nicht weiter, als ein Kind von 4—5 Jahre, und was die Füße betrifft, nicht einmal ſo weit war, S. 42. 64. Daß Hände und Füße ſo weich waren, als wären ſie nimmer gebraucht, hat ſeinen Grund darin, daß er als Idiot nicht fähig geweſen war, ſie zu gebrauchen, weßhalb er auch immer zu Hauſe gehalten wurde, S. 49 f. Er war nicht der Burſche dazu, eine ſolche Leidensgeſchichte zu erfinden, wie ſie der Bürgermeiſter Binder aus ihm herauslockte; er war ein armer Stumpfſinniger, S. 59 f. Er war im höchſten Grade unſelbſtſtändig und ſeine Hingebung zeigte ſich immer als blinder Gehorſam, S. 74. 151. Er war ein ganz und gar unſelbſtſtändiger und unzurechnungsfähiger Idiot, S. 107. Er war eines jener Kinder, die ſchon von der Geburt an durch ihren ſtumpfen, ſtarrenden Blick, durch ihr unvollkommenes Unterſcheidungsvermögen und durch ihre wunderlich ſchaukelnden Bewegungen die Angſt der Eltern wecken und ihnen ſpäterhin durch die ſeltſame Schwerfälligkeit im Begreifen fortdauernden Schmerz zu bereiten im Stande ſind, S. 77. Er war ohne irgend ein Talent, S. 101. Seine Einfalt ſcheint in mehreren Beziehungen ſelbſt über die eines Kindes hinausgegangen zu ſein, ſo daß er ſich nicht nur als Idiot, ſondern auch als imbecil zeigte, S. 103. Er ſtand in gewiſſer Hinſicht unter einem Säugling und einem an tiefer Idiotie leidenden Kinde, wie z. B. unter einem 5jährigen Mädchen, das Waſſer im Kopfe hatte und in einem Grade idiot war, daß es nicht die geringſte Herrſchaft über ſeine Glieder beſaß, weder hören noch ſehen, noch das allermindeſte ſprechen konnte, S. 104 f. Bei ſeiner angeborenen ſchwachen Gehirnorganiſation war er auch jeder Hoffnung beraubt, es jemals viel weiter bringen zu können, S. 43. H. E. beruft ſich hiebei auf die bei Hauſer's Leichenöffnung vorgefundene Beſchaffenheit des Gehirns, wiewohl die Aerzte, welche die Unterſuchung angeſtellt und darüber berichtet haben, die Sache keineswegs ſo angeſehen, vielmehr in Hirn, Lunge und Leber Eigenheiten gefunden haben, welche die Wahrheit der Hauſer'ſchen Ausſagen und der Feuerbach'ſchen Anſicht zu beweiſen ſchienen. Hauſer's eigenthümlich beſchaffenes Gehirn ſoll als angeborene und natürliche Urſache von Schwachſinn und Geiſtesſtumpfheit anzuſehen ſein, an welchem urſprünglichen, organiſchen und unheilbaren Gebrechen ſomit H., wie ausdrücklich bemerkt wird, noch an ſeinem Todestage gelitten habe, S. 164. H. war alſo nach Herrn E., ſo lange er exiſtirte, ein in Folge der mangelhaften Organiſation ſeines Gehirns, zu einer normalen und energiſchen Geiſtes- und Lebensentwickelung unfähiges Individuum.

Das iſt der erſte Theil der Hypotheſe, die ſoweit wenigſtens mit ſich ſelber ſtimmt, ſollte ihr auch unglücklicher Weiſe die Uebereinſtimmung mit dem objektiven Thatbeſtande, ſomit die Wahrheit fehlen. „Irren iſt menſchlich;" auch denkende und geiſtvolle Menſchen irren; nur thun ſie es doch immer mit Verſtand und ohne ſich gedankenloſer und unſinniger Inconſequenzen ſchuldig zu machen. Nun aber kommt der zweite Theil, der geniale Hocuspocus, der den von Natur und Geburt ſo ſchwachſinnigen, geiſtesſtumpfen und unſelbſtſtändigen Jammermenſchen in ein ſo merkwürdig ſchlaues, pfiffiges, alle Welt bethörendes Subjekt verwandelt — ein Meiſterſtück von Unſinn und Aberwitz, das ſeines Gleichen kaum haben dürfte.

Daß H. E. annimmt, H. ſei durch ſeinen Eintritt in die Welt aus ſeinem idiotiſchen Seelenſchlaf geweckt und dann durch die Albernheit und Verkehrtheit derjenigen, welchen er in die Hände fiel, aufs heilloſeſte irregeleitet, verdorben und zum Lügner, Betrüger und Gaukler gemacht worden, haben wir ſchon angeführt. Es werden jedoch zwiſchendurch noch einige andere Vorausſetzungen zu Hülfe genommen, da es ſonſt doch allzuſchwer geworden wäre, die geiſtreiche Hypotheſe durchzuführen und alles ihr Entgegenſtehende ſiegreich unter die Füße zu treten.

Für's Erſte war H. trotz ſeines abſtoßenden idiotiſchen Weſens und Ausſehens, wie namentlich ſeines ausdrucksloſen Geſichts und ſeines ſtumpfen, ſtarren Blickes, ſo hinreißend liebenswürdig und intereſſant, daß ſich Alles wahnſinnig in ihn vergaffte und vernarrte. Dann hatte er, wiewohl ganz talentlos und unbrauchbar, und als ein armer, elender Idiot auch ſeiner Glieder unmächtig, ſo daß ſein bettelarmer Verpfleger ihn zu gar Nichts brauchen konnte, dennoch auch ein eigenthümliches Reitertalent, das, wenn nicht wirklich, doch „gleichſam“ angeboren war. Endlich beſaß der geiſtesſchwache, ſtumpfſinnige Menſch mit der unbeſiegbar mangelhaften und niederhaltenden Gehirnorganiſation auch die angeborene Fähigkeit, Alles zu merken, zu rathen und zu benutzen, was man dachte, wünſchte und wollte, und ein beſonderes Geſchick, Komödie zu ſpielen und ſeine Lehrer zum Beſten zu haben. Es folgen die Citate.

Hauſer's gewöhnlich ausdrucksloſes Geſicht und ſein finſterer Blick verrieth die Stumpfheit eines Idioten; gleichwohl ſcheint er zu gleicher Zeit etwas ſehr Liebenswürdiges an ſich gehabt zu haben, was ihm die Herzen gewann, S. 46. 47 vergl. S. 77. Schon gleich der Gefangenwärter Hiltel, ein nach S. 17. 18. 26 ſchlichter, einfacher, jedoch verſtändiger, erfahrener und geübter, nach S. 45 hingegen ſchwacher Mann, iſt „vollſtändig vernarrt in ihn,“ S. 45. Der Anblick des Simpels und Tölpels von Natur übt überhaupt eine zauberhaft-bethörende Wirkung aus. Alles wird toll, nicht nur „der gutmüthige Bürgermeiſter Binder,“ ſondern auch „der enthuſiaſtiſche Herr v. Feuerbach“ und endlich ſogar auch „der kalte und ſtrenge Engländer Stanhope,“ S. 149. Beſonders ſind die Damen hingeriſſen, S. 48. Vor Allen die Frau Bürgermeiſterin, ſeine wärmſte Gönnerin und begeiſterungsvollſte Bewundererin, die ihn für einen Menſchen von vornehmer Herkunft hält, S. 51. H. hatte zwar gar kein Talent, S. 101, war auch ſeiner Sinne und Glieder nicht mächtig, S. 31. 42. 49 f.; gleichwohl iſt S. 105 von ſeinem „gleichſam angeborenen Talente" zur Reitkunſt die Rede. Weiter iſt S. 126 zu leſen, daß er außer dem Talente, gut zu Pferde zu ſitzen, auch noch das gehabt, ſeine Lehrer zu narren. Und S. 153 ſteht, er habe „eine beſondere, angeborene Gabe" beſeſſen, die Bedeutung unbekannter Wörter aus dem Tone, womit ſie ausgeſprochen wurden und aus den Geberden, womit ſie begleitet wurden, zu errathen, — ein Talent, das ich zu beſitzen wünſchte, um alle Sprachen der Welt zu verſtehen, ohne ſie gelernt zu haben. Daß ſeine Ausſagen ſo gut mit den Vermuthungen des Herrn Bürgermeiſters ſtimmten, das hatte ſeinen Grund nicht in dem Scharfſinne des letzteren, ſondern im Gegentheil in Hauſer's ſcharfem, inſtinktartigem Blick, S. 74 f. Die Frau Bürgermeiſterin ſetzt ihm in den Kopf, er müſſe etwas Vornehmes und Hohes ſein. Sie ſagt es ihm nicht geradezu, aber H. merkt es dennoch. Er hatte ſicher ſchon die beſondern Gedanken all der Fremden begriffen, die ihn zu beſehen kamen, und ſo verſtand er jetzt auch ganz gut die Meinung der Frau Bürgermeiſterin, S. 51 und 53. Ebenſo war es in Beziehung auf mich und den Miniſterialrath Prof. v. Hermann in München, der eine Zeit lang mit mir den Findling beobachtete. Wir brauchten ihn kaum anzudeuten, was er ſagen und wie er ſich benehmen ſollte, er hatte gleich Alles heraus und ſprach und that ſo, wie wir wünſchten S. 107.

Die Verwunderung deſſen, der mir bis hieher gefolgt, hat wohl jetzt ſchon einen nicht gewöhnlichen Grad erreicht. Aber es kommt noch beſſer. Die ganz abſonderlichen, wunderbar ausſehenden Erſcheinungen, die ſich bei H. zeigten und von denen H. E. ſeinem Parteiſtandpunkte gemäß, nicht will und nicht zugeben darf, daß etwas Wahres daran geweſen, erklärt er ſämmtlich für einen von H. geſpielten Betrug, und vergleicht damit die von ihm, Herrn Eſchricht, i. J. 1853, „bei dem Herrſchen der Tiſchtanzepidemie zu Kopenhagen“ beobachteten Kinder, die es durch Gewandtheit und angeborenen Takt dahin gebracht, daß die Tiſche herumliefen, S. 91. Die Verſuche, die ich und Herr v. Hermann mit H. in Beziehung auf ſeine enorme Empfindlichkeit für animaliſche Einwirkungen anſtellten, beruhten nach Herrn E. auf einem Hauſeriſchen „Kunſtſtücke“, dem ähnlich, das er 1838 zu London von einem jungen Mädchen ausgeführt ſah, daß mit Dr. Elliotſon in Rapport ſtand. Was H. E. damals ſah, konnte er ſich ſo wenig erklären, als ein Anderer; aber als ein kluger Mann, der ſich nicht zum Beſten haben läßt, glaubte er dennoch, daß die Sache eine pure Gaukelei ſei, und brachte durch einen lauten Ausbruch ſeines Unwillens den Saal in Bewegung, ſo daß ein Freund ihn unter den Arm nahm und in aller Stille hinausführte. Das wird auf die allernaiveſte Weiſe erzählt, als wenn es ganz in der Ordnung wäre, ſich ſo fanatiſch wild und ungeſittet zu betragen, auch wenn man das, was man ſieht, durchaus nicht zu erklären und die Annahme des Betruges, über welchen man in ſolche Wuth geräth, auf keine Weiſe zu rechtfertigen vermag. **Hauſer** ſoll die Armbewegungen, die ich, hinter ihm ſtehend, ganz heimlich und ungeſehen von ihm machte und die er in Folge ſeiner geſteigerten Empfindung dennoch bemerkte, an dem Laute meiner Stiefeln erkannt haben, die, wie H. E. annimmt, durch eine gleichzeitige Bewegung der Füße hervorgerufen wurden, ſei es auch, daß ich ruhig und feſtſtehend, auf freiem Feld und in einem Abſtande von 125 Schritten nur meine Hand gegen ihn ausſtreckte.*) Doch hält es H. E. für möglich,

---

*) Vergl. „Mittheilungen" I. S. 6 f. 9 ff. „Wenn Jemand ſich ihm von hinten auch ungeſehen und ungehört nähert, ſo weiß er es vermöge einer ganz eigenthümlichen Empfindung, die ihm die Nähe lebendiger Weſen erregt. Er empfindet es, rückwärts gekehrt, wenn ich in einer Entfernung von 125 Schritten die Hand gegen ihn ausſtrecke." Wenn er im Geſpräche mit Andern begriffen oder in eine Arbeit vertieft war, und ich hinter ihm in einiger Entfernung mit der Hand herabſtrich oder nur den Finger gegen ihn hinhielt, ſo ſchrack er zuſammen und drehte ſich um. Im Freien wurden Verſuche der Art angeſtellt, wobei Prof. **Wurm**, Miniſterialrath v. **Hermann**, Baron v. **Tucher** und Andere zugegen waren. Ich ließ ihn z. B. in ziemlicher Entfernung vor mir hergehen und ſagte ihm, ich wolle gegen ihn mit der Hand herabfahren und er ſolle ſagen,

daß das „Kunſtſtück“ auch wohl anders ausgeführt werden konnte, S. 94 f. Auf der Burg von Nürnberg erwachte in H. die Erinnerung an ein Schloß, worin er ſich einſt befunden haben wollte und wovon er eine bewundernswürdig genaue Beſchreibung gab, ſo wie er auch die Perſonen darin und deren Coſtüme ſchilderte. So hatte nun nach Herrn **Eſchricht's** Ausdeutung der anfängliche Idiot bei mir und durch mich erfinden und lügen gelernt, wenn ich nicht etwa ſelbſt der Erfinder dieſes Luftſchloſſes geweſen ſei, S. 110.*) Den höchſt auffallenden Umſtand, daß H. ungariſche und polniſche Wörter und Redensarten verſtand, erklärt H. E. theils

---

ob er Etwas bemerke. Ich täuſchte ihn jedoch zweimal, indem ich ihn fragte, ob er Nichts ſpüre, ſo daß es ſchien, als hätte ich die Bewegung gemacht, die aber unterlaſſen wurde. Er antwortete verneinend. So wie ich aber nun wirklich eine nur ſehr ſchnelle und flüchtige Bewegung machte, drehte er ſich um und ſagte, nun ſei es geſchehen. In andern ſolchen Fällen blieb ich unbemerkt weit hinter ihm zurück, ſo daß er nicht wußte, noch wiſſen konnte, was ich hinter ſeinem Rücken vorhatte und that. Die Sache iſt hiemit außer allen Zweifel geſetzt, und es iſt eine pure Unverſchämtheit, **Hauſern** dennoch hiebei zum Betrüger und mich und Andere zu betrogenen Phantaſten und Dummköpfen zu machen.

*) Ich legte Anfangs gar kein Gewicht auf die Sache und glaubte, H. phantaſire nur, bis ich, nicht ohne Beihülfe meines ſchärfer blickenden Freundes, Herrn v. **Hermann**, zu der Einſicht kam, daß H. ſich etwas der Art nicht einbilden könne und daß jenes Schloß ganz ſicher irgendwo exiſtiren müſſe, wie es auch **Feuerbach** mit aller Entſchiedenheit erkannt und ausgeſprochen hat, vergl. unten Cap. XII. u. Anhang Nr. III.

aus einem zufälligen Errathen ihrer Bedeutungen, theils aus der Pfiffigkeit des idiotiſchen Burſchen, deſſen mangelhaftes Gehirn ſomit weit mehr zu leiſten vermochte, als ſonſt wohl dem vollkommenſten gelingt. Nachdem derſelbe z. B. ſo glücklich geweſen, das polniſche Wort für Mutter zu errathen, rechnete er darauf, daß nun das Wort für Vater kommen werde und errieth auf dieſe Weiſe auch dies. Anderes verſtand er aus dem Ton und der Geberde, womit es geſprochen wurde, worunter auch das Wort zaz, hundert, gerechnet wird, von welchem H. ſagte, es bedeute eine große Zahl. S. 139 f.*)

---

*) Ich habe einen Auszug aus den Berichten des Herrn v. Pirch und des damaligen Candidaten Bäumler über jene ſprachlichen Experimente und Entdeckungen im Anhange gegeben. H. v. Pirch ging ſehr vorſichtig und zweckmäßig zu Werke: er nannte erſt die ungariſchen Wörter für Eins, Zwei, Drei, die Hauſern außerordentlich auffielen, dann nannte er andere, welche keine Zahlen waren, dann das für hundert, welches H. für eine große Zahl erklärte. Einen ungariſchen Fluch ſprach H. v. P. ohne ihn zu accentuiren; H. erkannte ihn gleichwohl für das, was er iſt. Er verſtand die polniſchen Namen für Mutter und Vater. Ein Paar Phraſen, wie „Komm mein Junge," und dann ſpäterhin auf einem Spaziergange, „meine Alte oder Kindsfrau," zuſammenhanglos ausgeſprochen, erinnerte H. wirklich an eine ſolche Perſon und ihr Benehmen. Den Ausdruck für „mein Lieber" überſetzte H. richtig; lateiniſche Wörter dazwiſchen geſprochen, blieben unverſtanden; ein darauf, als wäre es auch ein lateiniſches, folgendes Wort aus jenem Sprachkreiſe erregte entſprechende Ahnungen. An ein ungariſches Kinderſpiel mit den Kolben und Körnern des Kukuruz oder türkiſchen Waizens wurde H. durch den Anblick dieſer Gegenſtände erinnert; ſo auch an die dortige Zubereitung dieſes Nahrungsmittels. Die

„H. ſtarb als Lügner und Betrüger, getroffen von ſeiner eigenen Hand“ S. 170. Gleichwohl war in dieſem Lügner, Betrüger und Selbſtmörder eine bloße durch die Welt verdorbene „Kinderſeele,“ gleichwohl war er nichts Anderes, als ein „armer, irregeleiteter Idiot,“ mit welcher noch ganz zuletzt wiederholten Verſicherung und einem wehmüthigen Seufzer über „die Erbärmlichkeiten dieſer Welt“ das nicht nur ſcharfſinnige und geiſtreiche, ſondern gelegentlich auch erbauliche und ſalbungsreiche Buch zu ſeinem rührenden Abſchluſſe kommt.

Herr E. hat auf dieſe Weiſe allerdings einen ſehr gründlichen und ſchlagenden Beweis geführt, nicht zwar dieſen, daß H. erſt ein ſo jämmerlicher Dummkopf und Tölpel geweſen und ſich dann in einen ſo großen Schalk und Streichemacher verwandelt; wohl aber, daß er ſelbſt, H. E., von der Natur ſehr idiotiſch ausgeſtattet worden, es dann aber gleichwohl zum däniſchen Etatsrath und Profeſſor der Phyſiologie zu Kopenhagen gebracht. Er wendet auf H. den Spruch an: „Hans kommt mit ſeiner Dummheit fort,“ was aber auf ganz andere Leute paſſen möchte, als auf den Beklagenswerthen, der das kurze Glück, das er machte, theuer genug bezahlen mußte und noch fortwährend muß, da man noch jetzt nach ſo vielen

---

Richtigkeit der Sache iſt hiemit über allen Zweifel und über alle vernünftige Anfechtung erhaben.

Jahren ſeinen blutigen Schatten aus dem Grabe ruft, um ihn mit Schimpf und Schande zu bedecken. Die wahren Idioten pflegen ſo traurige Schickſale nicht zu haben; ſie genießen das unverdiente Glück, das ihnen wird, in aller Ruhe und Sicherheit; kein Mörder naht ihnen, am allerwenigſten bohren ſie ſich mit eigener Hand den Dolch in's Herz. Sie wandeln auf Roſen ihren Lebenspfad; Ehre und Auszeichnung iſt ihr Loos, und wenn ſie ſcheiden, ſo ſchwimmt die Welt in Thränen und betrauert einen unerſetzlichen Verluſt.

III.

Der durch Binder und Feuerbach in die Welt gebrachte Hauſeriſche „Roman“ iſt Nichts, ein purer Unſinn, die größte Abſurdität und Monſtroſität, die man ſich denken kann; welcher kluge Menſch wird an ſolche Märchen und Phantome glauben! — Aber wie bildete ſich dieſes romantiſche Ungeheuer?

Nichts iſt natürlicher und begreiflicher, als dieſer Vorgang, ſo wie man ihn jetzt in Herrn Eſchricht's trefflichem Werke auseinandergeſetzt findet. Die Einwohner Nürnberg's, die hier unter dem Namen „der guten Nürnberger“ beſpöttelt werden, ſind Einfaltspinſel, ein cretiniſcher Menſchenſchlag, der alles Mögliche zu glauben und ſich einzubilden im Stande iſt. Die bei der Sache ſpeciell betheiligten und bethätigten Perſönlichkeiten waren zwar nicht alle aus Nürnberg gebürtig oder da eingebürgert; was thut's? Sie waren dennoch lauter Schwachköpfe, Enthuſiaſten, Sonderlinge, Narren und Tollhäusler, unter welchen ich ſelbſt die Ehre habe, den erſten Rang einzunehmen. Ja, das ganze Publikum war verrückt, ein epidemiſcher Wahnſinn beherrſchte die Welt und — kein Eſchricht war da, dem Uebel zu ſteuern; die Welt mußte noch Decennien lang warten, bis dieſe glänzende Erſcheinung am Himmel der Wiſſenſchaft und Literatur aufging und ein ſo klares, alle myſtiſchen Dunkel und Thorheiten ſiegend vertreibendes Licht verbreitete. Vor Allen war es Rittmeiſter Weſſenich, jener Officier, an den H. zunächſt gewieſen worden war, der eine ſo irrige Auffaſſungsweiſe begründete, S. 12 und 65. Dann lieferte auch das Nürnberger Polizeigericht ein falſches Fundament und ſchmuggelte ein ſubjektives Urtheil ein, S. 43 und 65. Ferner war der Gefangenwärter Hiltel, obwohl verſtändig, erfahren und geübt, wie S. 17, 18, 26 zu leſen, doch zugleich ein ſchwacher, in ſeinen Gefangenen vernarrter Menſch, der immer und überall von ſeinem Schooßkinde ſprach, S. 45. Frau Binder, weiblich ſchwach und verliebt, half mit, S. 66. Ihr Gatte, der Bürgermeiſter, ein nach S. 72 braver und wahrheitliebender Mann, war dennoch zugleich einer der albernſten und willkührlichſten Phantaſten, die es geben kann; er brachte die abenteuerliche Geſchichte vollends zu Stande, indem er ſie aus dem zu jeder gewünſchten und in den Mund gelegten Antwort bereiten Knaben künſtlich herauslockte; „der ganze Roman war ſchon, ſo zu ſagen, fertig zum Abgang in die Druckerei, noch ehe H. ſelbſt etwas Anderes davon wußte, als was er trotz ſeiner geiſtigen Stumpfheit aus den Blicken und Mienen ſeiner Umgebung und dem heimlichen Geflüſter derſelben hatte errathen können," S. 64 f. Der Präſident v. Feuerbach war eingenommen und ungeſchickt, die Sache in ihrer reinen Einfalt zu ſehen, S. 136. Er übertrieb, und ſein Eifer war krankhaft, S. 85. Er war ganz blind für den wahren Grund der körperlichen und geiſtigen Gebrechen des Findlings, S. 82; vom Schwindel ergriffen, S. 44; von einem bethörenden Gifte angeſteckt, S. 159, und für alle Vernunftgründe unzugänglich, S. 136. So auch Dr. Oſterhauſen, ein gelehrter und geachteter alläopathiſcher Arzt in Nürnberg. Derſelbe, ſagt H. E., S. 146, ging in ſeiner Verblendung ſo weit, daß er amtlich erklärte, die Kniee Hauſer's hätten eine nur aus lange anhaltender Ausſtreckung zu erklärende Beſchaffenheit. Ich ſelbſt endlich, der Hauptnarr, der hirnverbrannteſte Menſch, der unter der Sonne wandelt, machte den Unſinn voll und richtete den Findling durch meine thörichte und verkehrte Behandlungsweiſe auch moraliſch zu Grunde.

„Als H. dieſem Profeſſor anvertraut wurde, da war er noch ein armes, ſehr beſchränktes, aber unſchuldiges Kind. Unter ſeiner Leitung wurde er nach und nach ein eitler Narr, ein Gaukler, ein Lügner. Da er ſein Haus verließ, war er ein ſo vollendeter Betrüger, wie es eine idiotiſch-einfältige Perſon überhaupt zu werden vermag.“

Nicht doch! Er war, wenn er betrog, ein ſo vollendeter Betrüger, wie es nur ein mit den beſten Organen und Verſtandeskräften verſehenes Menſchenweſen zu werden vermag; oder wie es vielmehr nur ein mit übermenſchlichen Kräften ausgerüſtetes Individuum zu werden vermöchte.

Und da hätte ich in moraliſcher Beziehung in der That ſehr übel auf dieſen jungen Menſchen und anfänglichen Idioten eingewirkt; aber ich hätte an ihm doch in intellectueller Hinſicht ein Meiſterſtück der Heilung und Erziehung gemacht, wie noch keines vorgekommen. Ich hätte den in Folge einer mangelhaften Gehirnorganiſation an angeborener und unheilbarer Stumpfheit und Geiſtesſchwäche Leidenden dennoch vollſtändig curirt und in einen großen, die Welt in unbegreiflicher Weiſe zu dupiren befähigten Schlaukopf verwandelt. Das mache mir einmal Einer nach!

Ich kann mich freilich dieſes Kunſtſtückes nicht ſo ganz allein rühmen, ſofern auch noch Andere dabei im Spiele geweſen ſein ſollen. Namentlich war nach S. 152 Feuerbach's „Verblendung“ Schuld, daß H. „ein erbärmlicher Lügner, ein feiger Betrüger und Meineidiger wurde,“ welcher letztere Vorwurf ſich auf den Eid bezieht, den H. 1829 auf ſeine Ausſagen abgelegt hat.

Mehr zur Beluſtigung meiner Leſer, als zu meiner Rechtfertigung, will ich einige der ſpeciellen Anklagen nennen, die H. E. wider mich erhebt. Unter den von ihm angegebenen Gründen, weßhalb ich nicht zum Lehrer und Erzieher des Findlings getaugt, ſind z. B. dieſe, daß ich zu viel Gelehrſamkeit beſeſſen und daß ich an meinem Zöglinge zu viel Antheil genommen. „Die gelehrteſten Leute," ſagt er, „ſind in der Regel keineswegs die beſten Kindererzieher." Wenn die gelehrten Leute zugleich Pedanten und bornirte Köpfe ſind, ſo iſt es allerdings richtig. Deutſchland aber und ſelbſt das Ausland, wo ich auch als Dichter bekannt bin, und zwar als ein ſolcher, dem es eher zum Vorwurfe gemacht wird, zu wenig, als zu viel Pedant zu ſein, wird über den Zopf lachen, den mir der unwiſſende Däne anhängen will. Was ſoll man vollends zu der Anklage ſagen, daß ich „einen ſo hohen Grad von Theilnahme und Liebe für Hauſer gefaßt?" Es wird zwar zugegeben, daß dies an und für ſich kein allzu ſchwarzes Verbrechen geweſen; jedoch hinzugeſetzt, daß meine Zuneigung zu dem unglücklichen Menſchen „nicht wahrhafter und vernünftiger Natur geweſen, da ſie ihre Entſtehung dem erſten Anblicke verdankte und mit einer gewiſſen Bewunderung der merkwürdigen Eigenſchaften verbunden war, die ich an ihm entdeckt zu haben glaubte." Die Welt erfährt hier zu ihrem gewiß nicht geringen Erſtaunen, daß Romeo und Julie ſich nicht wahrhaft geliebt, weil ſich ihre Leidenſchaft auf den erſten Anblick entzündete. Zudem iſt es gar nicht wahr und folgt nicht aus meinen Berichten, daß ſich meine Zuneigung blos auf den erſten Anblick gegründet, da ſie vielmehr auf fortdauernder Bekanntſchaft und Beobachtung beruhte. Es heißt in meinen „Mittheilungen über Kaſpar Hauſer" I. S. 1: „Ich fand mehr, als ich erwartet hatte, nahm perſönlichen Antheil an dem jungen Menſchen und beſuchte ihn ſeitdem täglich, in der Abſicht, zu ſeiner Entwickelung Etwas beizutragen." An dieſem Gang der Sache iſt doch wohl, ſelbſt vom Standpunkte proſaiſcher Nüchternheit aus betrachtet, Nichts auszuſetzen. Weder deßhalb, daß mir der Findling ein perſönliches, noch, daß er mir ein wiſſenſchaftliches Intereſſe einflößte, verdiene ich Galgen und Rad. Nach H. E. freilich war meine Aufgabe nur dieſe, „ihm die eitlen Gedanken wieder aus dem Kopfe zu bringen, die im Thurme und bei Binder ſo vielfache Nahrung gefunden," d. h. ich hätte Herrn Eſchricht's Anſicht von der Sache haben, und den ſich damals mir und Allen ſo unwiderſtehlich aufdringenden Ueberzeugungen gewaltſam entgegentreten ſollen, wozu ich allerdings gar nicht aufgelegt war.

Eine weitere Beſchuldigung bildet der Umſtand, daß ich mir die Anſtellung gewiſſer Experimente erlaubte, um Hauſer's phyſiſche Beſchaffenheit zu erforſchen. Wenn ich das in einer zu rückſichtsloſen, gehäuften, und in Folge deſſen nachtheiligen Weiſe getrieben hätte, ſo wäre der Tadel gerechtfertigt. Das war aber gar nicht der Fall. Die Verſuche wurden mit äußerſter Vorſicht angeſtellt — mit jener Vorſicht, die H. E. bei ſeiner grob materiellen Denkweiſe ſo wahnſinnig übertrieben und lächerlich findet, die aber, wenn ſie die bezüglichen Einwirkungen wirklich bis auf das reinſte Nichts reducirt haben ſollte, doch wenigſtens den Geſundheitszuſtand Hauſer's, der durch frühere Experimente gröberer und roherer Art ſo furchtbar gelitten hatte, nicht verſchlechtert haben kann. Es ſtellten ſich gleichwohl die thatſächlichſten Ergebniſſe heraus, und dies führte, abgeſehen von der wiſſenſchaftlichen Bedeutung der Sache, die ich doch ebenfalls im Auge haben durfte und mußte, für H. ſelbſt den großen Vortheil herbei, daß man nun um ſo beſtimmter wußte, wie man ihn zu behandeln hatte, und daß er auf dieſe Weiſe vor unzähligen peinlichen und krank machenden Eindrücken und Einflüſſen geſchützt werden konnte und wirklich von mir geſchützt worden iſt. Sofern ich dieſe Experimente ſo einrichtete, oder ſofern ſie auch wohl zufällig ſo ausfielen, daß jeder Gedanke an Betrug von Hauſer's Seite und von Selbſttäuſchung und Einbildung von der meinigen wegfallen mußte, hatten ſie überdies auch dieſen Nutzen für H. und die ihn betreffenden Urtheile und Unterſuchungen, daß er als das erkannt werden mußte, was er war, nehmlich als dies in der That ganz eigenthümlich beſchaffene, ſich keineswegs nur den betrügeriſchen Schein einer ſo abnormen Beſchaffenheit gebende und nur unter der Vorausſetzung ganz ungewöhnlicher Schickſale und Lebensumſtände begreifliche Individuum. Das iſt es aber eben, was Herrn Eſchricht ärgert. Ich hätte den Findling wohl zu Tode experimentiren dürfen, wenn ich nur nicht ſolche Reſultate gewonnen und geltend gemacht hätte.

Mitunter nimmt H. E. wohl eine theologiſche Miene an und ſchleudert mir namentlich S. 90, die furchtbar ernſten und pathetiſchen Worte entgegen: „Es iſt ſündhaft, Kindern in den Kopf zu ſetzen, daß ſie übernatürliche Kräfte beſäßen.“ Alſo nicht nur ein Narr, der närriſchſte von Allen, bin ich Unglücklicher, ſondern auch ein Sünder, der dem ſeiner harrenden göttlichen Strafgerichte entgegenzuzittern hat. Von übernatürlichen Kräften iſt indeſſen bei der ganzen Hauſeriſchen Angelegenheit nie die Rede geweſen, ſondern nur von ungewöhnlichen, krankhaften Schwächen und Reizbarkeiten, die man Hauſern auch nur als ſolche darſtellte und die ihm auf keine Weiſe zum Vergnügen gereichten, vielmehr in dem Grade qualhaft und läſtig waren, daß er ſehnlichſt davon befreit zu werden wünſchte, und ſehr froh war, als ſie ſich zu mindern und zu verlieren begannen.

Genug! Es wäre zu weitläufig und ennuyant, ſo für meine Leſer, wie für mich; ich müßte ganze Abhandlungen und Bücher ſchreiben und in ganz fern liegende Gebiete des menſchlichen Wiſſens und Forſchens abſchweifen, wenn ich auf Alles eingehen wollte, was H. E. wider mich vorbringt und zum Theil in einer für ſeine Unterſuchung ganz unnöthigen und muthwilligen Weiſe bei den Haaren herbeizieht, um mich perſönlich anzugreifen. Der Wahnſinn, womit ich behaftet ſein ſoll, beſteht ihm erſtlich in gewiſſen Standpunkten, Denkarten und Anſchauungsweiſen, die nicht die ſeinigen ſind, die man für Irrthümer halten, denen man polemiſch entgegentreten kann, die ich aber doch mit ganzen innerhalb der gelehrten und gebildeten Welt exiſtirenden und nicht ſammt und ſonders nur ſo ganz einfach in's Narrenhaus zu ſperrenden Parteien gemein habe. Dann giebt es freilich auch Anſichten, die ich allein vertrete, und die vom herkömmlich Angenommenen in auffallendem Grade abweichen, deßhalb auch von meinen Gegnern am liebſten zu ihren Zwecken benützt und ausgebeutet werden. Ich habe mich insbeſondere der Enthüllung gewiſſer tief verſteckter hiſtoriſcher Thatſachen und Wahrheiten befliſſen, die, wie Alles Unbekannte und Ungewohnte der Art, auf den erſten Anblick und ohne Kenntniß der Baſis, auf der ſie ruhen, allerdings ſehr ſonderbar und unglaublich erſcheinen, zu denen ich aber nicht auf dem Wege willkührlichen Dichtens und Träumens, ſondern auf dem eines ernſten, ſtrengen und vieljährigen Denkens und Forſchens gekommen bin, und die ich in meinen hiſtoriſch-kritiſchen Werken ausführlich und mit der gehörigen Darlegung ihrer Gründe und Stützen erörtert habe. Aus dieſen Werken nun pflegt man auffällige, boshaft outrirende und entſtellende Auszüge zu machen, pflegt man Sätze herauszureißen und vor Augen zu ſtellen, die nicht nur all der in ſolchen Fällen ſo unumgänglich nöthigen Nachweiſe, Vermittlungen und Zuſammenhänge beraubt, ſondern auch auf das Unredlichſte verfälſcht und verunſtaltet, mit reinen Lügen vermiſcht und ſo allerdings geeignet ſind, Staunen und Lachen zu erregen. Ich habe ſchon oft und zum Theil ſehr ausführlich darauf geantwortet, wie noch zuletzt gegen die den bezeichneten Charakter tragenden Angriffe eines Julian Schmidt.*) Ich mag es noch ſo oft thun, mag das Unziemliche und Unmoraliſche dieſer Verfahrungsweiſe in ein noch ſo helles Licht ſetzen, mag das, was ich meine, noch deutlicher ausſprechen und noch ſchlagender beweiſen, als früherhin — umſonſt! das ſchlechte Manöver, zu dem ſo wenig Geiſt, Witz und Wiſſen gehört, zu dem jeder Ignorant und jeder Bube befähigt iſt, und deſſen man ſich ſchon darum ſchämen ſollte, wird immer von Neuem wiederholt. So hat ſich nun auch H. E. wieder dieſer leichtfertigen und bequemen Methode bedient, um dem Publikum zu zeigen, was ich nicht nur in Beziehung auf die Hauſer'ſche Angelegenheit, ſondern überhaupt für ein verrücktes Subjekt ſei. Der geführte Beweis liegt, die eingemiſchten willkührlichen Zuſätze und Lügen abgerechnet, einfach nur darin, daß ich auf ganz abſonderliche und ungewöhnliche Dinge gekommen, wie es zu meinem Troſte auch einem Copernikus, einem Columbus, einem Salomon de Caux paſſirte, welcher letztere einem die Exiſtenz der Dampfmaſchine einleitenden Apparat erfand und deßhalb als offenbarer Träumer und Narr in den Bicetre geſperrt wurde, wo der Unglückliche wirklich wahnſinnig wurde. Das copernikaniſche Syſtem, die neue Welt, die Dampfmaſchine waren dennoch keine Narrheiten, und meine Entdeckungen ſind es wohl auch nicht, ſind es wenigſtens nicht ſchon deßhalb, weil ſie ſo eigenthümlich und ungewöhnlich ſind. Es iſt mir indeſſen ſehr gleichgültig geworden, was eine Welt davon hält, die Größere, als ich bin, eben ſo, ja noch ſchlimmer behandelt hat; ich bin es müde, mich gegen ſo rohe und bübiſche Verfolgungen zu wehren; nur um zu zeigen, was auch wieder dieſer Gegner für ein Menſch iſt, ſeien folgende Züge herausgefaßt.

---

*) S. Otto Wigand's Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt Bd. I. Heft 1., wo ſchon alles Bezügliche der Breite nach berührt und auseinander geſetzt iſt.

Ich ſoll behauptet haben, der Pharao der moſaiſchen Erzählung ſei nicht im rothen Meere, ſondern beim Betreten der gefrorenen Behringsſtraße ertrunken, indem das Eis derſelben eingebrochen. H. E. ſoll nachweiſen, wo ich das geſagt habe, auf welcher Seite meines Buches ſo Etwas zu leſen iſt, ſonſt ſteht er als Lügner da. Dieſe angebliche Behauptung von mir iſt wirklich ganz nur eine Erfindung von ihm ſelbſt, ein ſchlechter Witz, den er ſich erlaubt, um mich lächerlich zu machen. Das möchte er immerhin thun, wenn er ſeine Fiktion nur als ſolche hinſtellte; ſie aber ſo ausdrücklich und beſtimmt für einen Satz auszugeben, den er in meinen Büchern gefunden, iſt ein Verfahren, wofür ich keinen Namen weiß, als etwa einen ſolchen, deſſen ich mich als anſtändiger Autor nicht wohl bedienen kann.

Ich habe ferner in einem Aufſatze über den trojaniſchen Krieg die Vermuthung geäußert, daß in Troja ein grauſamer Religionscult phöniciſchen Urſprunges und Charakters geherrſcht, der die eigentliche Urſache des Krieges geweſen, welchen das humanere Griechenland wider dieſe Stadt geführt. Ich habe einige Namen trojaniſcher Helden auf dieſen Cult bezogen, und aus dem Phöniziſchen zu erklären geſucht, doch ohne dieſen Prinzen und Kriegern ihre reale Perſönlichkeit abzuſtreiten, die ich vielmehr ausdrücklich anerkannt habe, wie namentlich in Beziehung auf Paris geſchehen. H. E. dagegen meldet, ich hätte dieſelben zu Götzen dieſes Cultus und zu glühenden Opferöfen gemacht. Der Prinz Paris, ſagt er S. 99, ſei meiner Behauptung nach in eigener Perſon ein ſolcher Ofen geweſen. Das iſt wieder eine reine Lüge.

Eben ſo, wenn ich behauptet haben ſoll, Helena ſei in dieſen Ofen hinein geſteckt und darin verbrannt worden. Es giebt eine Sage, nach welcher Helena gar nicht nach Troja gekommen, und dieſer habe ich S. 217 des bezüglichen Werkes meine deutlich ausgedrückte Beiſtimmung gegeben, kann alſo nicht annehmen, daß Helena zu Troja geopfert worden ſei. Eine Sage läßt ſie allerdings geopfert werden, nehmlich in Scythien bei den Tauriern; und daß dergleichen Gräuel im Alterthum wirklich im Schwange gingen, daß man namentlich ſchöne Jungfrauen und Jünglinge opferte, iſt bekannt genug und ich habe es in jenem Werke, S. 219, nachgewieſen. In Beziehung auf Troja weiß der Kundige, daß dieſe Gräuel ſogar den Fall der Stadt überlebten. Die Lokrer, heimgeſucht durch eine Peſt, erhielten vom Orakel die Weiſung, jährlich zwei Jungfrauen nach Troja zu ſenden. Sie thaten dies bis zum heiligen Kriege. Kamen die Jungfrauen unbemerkt in's Heiligthum, ſo wurden ſie zu Tempeldienerinnen gemacht. Wurden ſie aber bemerkt, ſo opferte man ſie und warf die Aſche in's Meer. Die verhöhnten Annahmen ſind daher nicht lächerlich, ſondern den Ueberlieferungen und hiſtoriſch bekannten Thatſachen vollkommen gemäß.

Daß ich die verderbende Natur Apollon's, der die Peſt ſendet und „der Nacht gleich“ ſchreitet, ſchon in ſeinem Namen erkannt, iſt richtig. In einem großen Irrthume aber iſt H. E., wenn er meint, daß dies eine neue, mir beſonders eigenthümliche und darum vogelfreie Meinung ſei. Es iſt im Gegentheil eine längſt bekannte, philologiſch gültige und ſprachgemäße Etymologie; ja das griechiſche Alterthum ſelbſt hat den Namen jenes Gottes ſo gefaßt und ausgedeutet, wie mehrere Stellen alter Autoren lehren.*) Ich bin hier alſo ganz gewiß nicht der irrſinnige, phantaſtiſche Thor, zu dem mich H. E. macht; ihm aber fehlen, wie man ſieht, die Kenntniſſe, welche nöthig ſind, um über Gegenſtände der Art mitſprechen zu können.

---

*) Siehe z. B. Aeschyl Agam., wo Kaſſandra ruft: „Απολλον αγυιευ τ' απολλων εμος. Apollon, mein Geleiter und Verderber.“ Der Name bedeutet wörtlich den Verderbenden, von απολλω, απολλυμι, wie denn der Gott auch ουλιος in gleicher Bedeutung hieß. Wenn dieſe Namen dennoch anders erklärt werden, ſo ſind das Anſichten Einzelner, die für mich nicht maßgebend zu ſein brauchen.

IV.

Sofern Hauſer's Natur und Erſcheinung unter den „arzeneiwiſſenſchaftlichen“ Geſichtspunkt der Idiotie geſtellt werden ſoll, nicht jeder meiner Leſer jedoch mit dem in moderner Wiſſenſchaft und Heilkunſt herrſchenden Gebrauche dieſes Wortes und den von den Meiſtern des Faches darüber gegebenen Erklärungen bekannt ſein möchte: ſo wird es nicht überflüſſig ſein, hierüber einige, auch wohl überhaupt nicht unintereſſante Notizen einzuſchalten.

Das Wort Idiot iſt griechiſchen Urſprungs und bedeutete urſprünglich einen, der für ſich iſt, ſein beſonderes Weſen treibt. Im Gegenſatze zu einem öffentlichen Beamten oder Magiſtrate hieß ſo ein Privatmann; dann ein plebejus, Einer aus der niedrigſten Klaſſe des Volkes, der zur Magiſtratur zu gelangen unfähig war; ferner im

Gegenſatze zu Künſtlern und wiſſenſchaftlichen Männern vom Fache ein Laie; im Gegenſatze zu denen, die Leibesübungen trieben, Einer, der ſie vernachläſſigte und ſich in Folge deſſen linkiſch und ungeſchickt benahm; daher endlich ein Dilettant, Stümper, Pfuſcher, Ignorant. Hieran ſchließt ſich ſeinem Begriffe nach das moderne Wort, franz. idiot, das ein in Hinſicht ſeiner Intelligenz mangelhaftes und zurückſtehendes Individuum bezeichnet und eine namentlich pathologiſche Bedeutung erhalten hat, ſo daß Idiotismus oder, wie man zur Vermeidung einer Zweideutigkeit ſagt, da Idiotismus auch eine ſprachliche Eigenheit bezeichnet, Idiotie in das Syſtem der menſchlichen Krankheitserſcheinungen und phyſiſch begründeten Seelengebrechen eingereiht iſt, wobei die Fragen nach der Natur, den Symptomen, den Urſachen, den verſchiedenen Arten, Formen und Graden, der Heilbarkeit und zweckmäßigen phyſiſchen und pſychiſchen Behandlungsweiſe des Uebels ihre vielfach bethätigte Rolle ſpielen. Die wiſſenſchaftlichen und ſprachgelehrten Begriffsbeſtimmungen und Schilderungen deſſelben, die ich zur Hand habe, ſind in der Kürze die folgenden.

Sauvages, Sagar, Vogel, Linnée, Cullen, Foderé, Willis erklären Idiotismus durch amentia, imbecillitas ingenii, fatuitas ingenii, morosis, demence innée, stupiditas; Pinel durch abolition plus ou moins absolue, soit des fonctions de l'entendement, soit des affections du coeur; Esquirol durch un état particulier dans lequel les facultés intellectuelles ne se sont jamais développées; Belhomme durch un état constitutionnel dans lequel les fonctions intellectuelles ne se sont jamais développées. Reil ſagt: „Ohnmacht des Verſtandes, Schwäche aller Lebenskräfte heißt vorzugsweiſe Blödſinn, Idiotismus.“ Dr. Guggenbühl, der bekante Gründer und Direktor der erſten Heilanſtalt für Cretinismus auf dem Abendberg,*) unterſcheidet „Idiotismus d. h. Geiſtesſchwäche bis zum Erlöſchen der Seelenfähigkeit ohne körperliche Gebrechen,“ und „Cretinismus d. h. Geiſtesſchwäche mit körperlichen Gebrechen;“ die „Imbecils,“ ſagt er, ſtünden zwiſchen Idioten und Cretinen in der Mitte. Er erklärt den Cretinismus, „als ein hauptſächlich in fehlerhafter Ernährung begründetes Leiden,“ für heilbarer und die Cretinen für bildungsfähiger, als die geborenen Idioten. „Nach den bisherigen Erfahrungen,“ ſagt er, „bringt man wenigſtens ein Drittel der erſteren auf die gewöhnliche Stufe der Menſchenbildung, vorausgeſetzt, daß ſie jung genug zur Behandlung kamen. Beiſpiele vollkommener Heilung cretiniſcher Kinder hat die hieſige Anſtalt immer aufzuweiſen, während noch niemals ein Idiot geheilt worden iſt.“ Sonſt wird der Name Cretinismus auf eine nur an gewiſſen Orten vorkommende und in gewiſſe geographiſche Grenzen eingeſchloſſene Krankheitserſcheinung angewandt, womit körperliche Entartung nicht immer verbunden iſt. Cretiniſche Individuen ohne ſichtbare phyſiſche Mängel, ſogar mit ſchönem und ſtarkem Körper werden in dem Werke über Cretinismus von Maffei und Rösch, Erlangen 1844, aufgeführt. Der Cretinismus iſt hiernach eine Krankheit eigener Art, morbus sui generis, die auf endemiſchem Grunde ruht und nur in Gebirgsländern vorkommt. So auch nach Seguin: Il y a des idiots presque partout, et l'on signale au contraire des localités, où le crétinisme dévaste les populations etc. Le crétinisme est donc un mal géographiquement limité à certaines contrées etc. Le crétinisme doit être aussi peu confondu avec l'idiotie, que la cause avec l'effet; le crétinisme étant souvent cause de l'idiotie, et l'idiotie n'etant jamais cause du crétinisme. Seine Definition der Idiotie iſt die folgende.

---

*) Sendſchreiben an Lord Ashley, über einige Punkte des öffentlichen Wohles ꝛc. Baſel 1851.

„L'idiotie est une infirmité du système nerveux, qui a pour effet radical de soustraire tout ou partie des organes et des facultés de l'enfant à l'action régulière de sa volonté, qui le livre à ses instincts et le retranche du monde moral.

L'idiotie, abstraction faite des maladies, des infirmités et des dégénérescences d'organes qui l'aggravent trop souvent, ne se présente que sous deux formes essentielles, qui sont:

1° L'affection chronique de tout ou partie des masses nerveuses, qui donne lieu à l'idiotie profonde.

2° L'affection partielle ou totale des appareils nerveux qui se ramifient dans les tissus et président à la vie de relation, d'où résulte l'idiotie superficielle.

L'idiot type est un individu qui ne sait rien, ne peut rien, ne veut rien, et chaque idiot se rapproche plus ou moins de ce summum d'incapacité.

Nun kommen wir auf Herrn Eſchricht ſelbſt, welcher ſich, indem er Hauſern als einen Idioten betrachtet, mit dem zu Nürnberg eine ſo plötzliche Metamorphoſe vor ſich gegangen, über den von ihm in Anwendung gebrachten Begriff der Idiotie in folgender Weiſe erklärt.

Es iſt ein auffallendes Mißverhältniß zwiſchen geiſtiger und körperlicher Entwicklung in Folge mangelhafter Organiſation des Gehirns, was wir hier vor uns haben. Der Körper des Idioten iſt mehr oder weniger entwickelt und ausgebildet, während die Seele noch auf der Stufe der Kindheit weilt.*) Von ganz anderer Art ſind die ſecundär Blödſinnigen, d. h. diejenigen, die ſich in früherem Alter durch unnatürliche Laſter, übertriebene geiſtige Anſtrengungen, Gehirnerſchütterungen, oder ſpäterhin durch

---

*) Auch manche Cretinen erſcheinen ganz wie Kinder, ſpielen mit Puppen und bezeugen eine Freude an bunten Gegenſtänden.

In einem Dorfe, wo Cretinismus zu Hauſe, fand Röſch zwei männliche Subjekte von 20 und 22 Jahren, nicht blödſinnig, ſondern vollkommen kindiſch, mit ſchlummerndem Geſchlechtsleben und demgemäß auch der äußeren Kennzeichen deſſelben ermangelnd, wie bei Kindern von 8 — 10 Jahren der Fall. Hiemit war allerdings auch eine zwergartige Körperbildung verbunden, die aber für den Cretinismus nicht charakteriſtiſch iſt, da es auch Cretinen von ſtattlichem Anſehen und mit athletiſch gebautem Körper giebt. Eine von Röſch beſchriebene cretiniſche Jungfrau ſpielte wie ein kleines Kind, war freundlich, wenn man ihr Zucker, etwas Buntes oder ein Stückchen Geld gab, das ſie dann wohl in einen benachbarten Kramladen trug, um Zucker dafür zu erhalten. Maffei und Röſch, Cretinismus I. S. 137, 166 f. Unter dieſe auf der Kinderſtufe zurückgebliebenen Jünglinge und Jungfrauen könnte man allerdings verſucht ſein, auch Hauſern zu rechnen, wenn nicht ſo viel entſcheidende Gründe vorhanden wären, ihn nicht als einen natürlichen, ſondern als einen künſtlich erzeugten Idioten d. h. einen unwiſſenden und geiſtig unentwickelten Menſchen zu betrachten, der von Natur und Geburt ſeine volle menſchliche Befähigung hatte und nur gewaltſam in ſeiner Entwicklung gehemmt worden war, wie es ſchon vom Nürnberger Polizeigericht ſo richtig und beſtimmt ausgeſprochen wurde, indem es erklärte: „Dieſer junge Menſch iſt weder wahnſinnig, noch blödſinnig, ſondern offenbar auf die ſchändlichſte und gewaltſamſte Weiſe von aller menſchlichen und geſellſchaftlichen Bildung entfernt gehalten und als Halbwilder aufgezogen worden:“ wo nur der Ausdruck „Halbwilder“ eine ſchiefe Vorſtellung enthält. Jene cretiniſche Jungfrau wußte, daß ſie für ein Geldſtück Zucker bekommen könne; Hauſer wußte mit einem ſolchen Nichts zu thun, als es ſeinen Roſſen als Schmuck anzuhängen. Das war kein Zeichen von Idiotismus oder Cretinismus noch tieferer Art, wie man es nach Herrn

Trunk und Ausſchweifungen ein Gehirn- oder Rückenmarksleiden zugezogen haben. Während die letzteren eine ärztliche Behandlung erfordern, kommt es bei den erſteren, dieſen alten Kindern, nur darauf an, ihre Geiſteskräfte zu wecken, ſie im Gebrauche ihrer Sinne und Glieder zu üben, und ſie die verſäumte Erfahrungsſchule durchmachen zu laſſen. Als grundverſchieden von den ſecundär Blödſinnigen mußten dieſe Menſchen einen Namen haben, und ſo wurden ſie Idioten genannt. Man verſuchte es, ſie wie kleine Kinder zu behandeln, man ſah Erfolge davon, und ſo bildete ſich eine Heilmethode, die in mehreren Ländern Eingang fand. Doch iſt die richtige Erkenntniß und Behandlung ſolcher Individuen noch nicht ſo alt, als die Hauſeriſche Geſchichte. Erſt vor ungefähr 20 Jahren traten in der Schweiz ein Guggenbühl, in Frankreich ein Eduard Seguin, in Preußen ein Sägert auf und widmeten ſich der Sorge für dieſe Unglücklichen. H. erfuhr bei ſeinem Auftreten die verſchiedenartigſten Beurtheilungen, keine traf das Rechte. „Auch konnte das gar nicht anders ſein, zu der Zeit, da H. hervortrat,“ S. 27. Die Erkenntniß der eigenthümlichen

---

Eſchricht auffaſſen müße, ſondern eine bloße Unbekanntſchaft mit der Sache bei vollkommener Verſtandeskraft. Jene Jungfrau liebte den Zucker, den H. verſchmähte; dies letztere war keine idiotiſche Idioſynkraſie, ſondern ein bloßes Gewohnheitsreſultat, eine Folge ſeiner vieljährigen Beſchränkung auf Waſſer und Brod.

Natur idiotiſcher Subjekte und der Behandlung, die ſie erheiſchen, ſo wie die Verſuche, ihre Zuſtände zu beſſern, fallen erſt in die Zeit, „da H. ſchon todt und halb vergeſſen oder wenigſtens die reiche Literatur über ihn abgeſchloſſen oder auf Romane reducirt war,“ S. 30. „Gerade die Zweige der Wiſſenſchaft, von denen die an H. beobachteten geiſtigen und körperlichen Eigenſchaften ihre rechte Erklärung erhalten müſſen, haben erſt in den ſpäteren Jahren die dazu nothwendige Entwicklung gefunden,“ S. 2. Warum fährt denn aber dann H. E. ſo wüthend über diejenigen her, die damals nicht aus individuellem und verſchuldetem Mangel an Erkenntniß fehlgriffen, ſondern dem allgemeinen Stand der Dinge gemäß gar nicht anders, als fehlgreifen konnten? Wie kann er denn fordern, daß man in H. nur den Idioten im Sinn und Geiſte einer ſpäteren, fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft und Erkenntniß hätte ſehen und behandeln ſollen? Es lag ihm hier ſo nahe, war ſo ſehr in der Natur und Conſequenz der Sache begründet, in ruhig und verſtändig belehrender Weiſe zu Werke zu gehen, und die „dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft“ gemäße Erklärung zu geben, ohne Lebende und Todte ſo verächtlich zu behandeln und ſo feindlich anzugreifen! Die, wie aus ſeinen eigenen Relationen und Conceſſionen folgt, objectiv ſo ganz unnöthige Gereiztheit und Malice, die er in ſeinem „Unverſtand“ herausgekehrt hat, verräth jedoch, daß ihn nicht ſowohl der reine, Achtung gebietende Wille und Wunſch, die Geſchichte Hauſer's wiſſenſchaftlich aufzuklären, als vielmehr ein ſich ſeiner Schwäche wohl bewußtes und darum ſo fanatiſches Parteiintereſſe getrieben, wobei es im Grunde nur darauf ankam, gewiſſe, dieſer Denkart überhaupt mißliebige und unbequeme Thatſachen hinwegzuräumen und die dieſelben gewichtvoll bezeugenden Perſönlichkeiten als erbärmliche Düpen, Thoren und Tollköpfe der Verachtung Preis zu geben und um ihren Credit zu bringen.

V.

Es folgt nun der ganz beſtimmte, ausführliche Beweis, daß H. kein in dem von H. E. bezeichneten Sinne idiotiſches, an natürlichem Stumpfſinn leidendes und in Folge deſſen in ſeiner Geiſtesentwicklung zurückgebliebenes, ſondern ein von Natur mit hinlänglichen, eine Zeit lang, und auch ſonſt noch zwiſchendurch und theilweiſe, ſogar in hohem und ſeltenem Grade hervortretenden Geiſteskräften verſehenes Individuum geweſen. Es erhellt dies vor allen Dingen aus den vielfältigen und einſtimmigen Ausſagen derjenigen, die den jungen Menſchen in den erſten Zeiten ſeines Auftretens geſehen, gekannt, beobachtet und ſtudirt haben, ſo daß es eine wunderbare Keckheit iſt, all' dem, ohne ſelbſt Augenzeuge und Beobachter geweſen zu ſein, ſo enſchieden entgegenzutreten, wie ſich H. E. zu thun erdreiſtet.

Schon in dem Briefe, welcher Hauſern mitgegeben wurde, iſt von der außerordentlichen Gelehrigkeit deſſelben die Rede: „Wenn er Eltern hätte, wie er keine hat, ſo wäre er ein gelehrter Burſche geworden. Sie dürfen ihm nur Etwas zeigen, ſo kann er es ſchon.“ Da dies ſo ſehr mit allen ſonſtigen Beobachtungen und Ausſagen ſtimmt, ſo beruht es wahrſcheinlich auf einem realen Grunde, und giebt in dieſem Falle zu erkennen, daß H. nicht erſt, wie H. E. will, durch die Aufregungen, mit denen ſein Eintritt in die allgemeine Menſchenwelt begleitet war, aus einem idiotiſchen Seelenſchlafe geweckt worden iſt.

Zu Nürnberg ſprach der damalige Gefangenwärter Hiltel, über deſſen einfach-verſtändiges Weſen, Erfahrenheit und Glaubwürdigkeit nur eine Stimme iſt, die Ueberzeugung aus, daß H. „nichts weniger als ſimpelhaft und verwahrloſt von Natur, ſondern vielmehr auf unbegreifliche Weiſe von aller Ausbildung und geiſtiger Entwicklung zurückgehalten worden ſein müſſe.“ So nach Feuerbach's Bericht. Daſſelbe ſprach der Mann auch nach Stanhope's Bekanntmachungen aus, der dieſes Zeugniß ſeinen Zwecken gemäß hervorgehoben hat. Es lautete folgendermaßen: Hauſer hatte einen mächtigen Verſtand; er erlernte gleich Alles und vergaß es nicht wieder. Er lernte in drei Tagen ein Stück auf dem Clavier, und gefiel mir durch ſeine Gutmüthigkeit und Gelehrigkeit ſo ſehr, daß ich ihn behalten hätte, wenn ich ohne Kinder geweſen wäre.*) H. E. hat dieſe Ausſage keineswegs überſehen, denn er führt ſie S. 113 ſeines „Unverſtandes" an und bemerkt, daß **Hiltel** in **Hauſer** einen Menſchen von „**mächtigem Verſtande**" erkannt. Wie kann und darf er dieſen gleichwohl für einen Idioten, einen „**armen Stumpfſinnigen**" erklären?

In **Binder's** Bekanntmachung vom 7. Juli 1828 iſt von **Hauſer's** „hellem und weittragendem, doch gegen den Eindruck des Tageslichts ſehr empfindlichem Blicke" die Rede. Es heißt ferner daſelbſt: „die Natur habe ihn mit den herrlichſten Anlagen des Geiſtes und Herzens reich ausgeſtattet." **) So konnte doch bei Gott ein vernünftiger Menſch nicht von einem geiſtesſtumpfen und ſchwachſinnigen Knaben ſprechen! Und **Binder** war ein ſehr intelligenter Mann. Für H. E. freilich iſt Niemand vernünftig und intelligent, der etwas ſeiner Meinung und Abſicht Zuwiderlaufendes beobachtet und bezeugt; aber es iſt vielmehr dieſer Unglaube an glaubhaft berichtete Thatſachen und dieſe Zurückweiſung und Herabſetzung ehrenhafter und gewichtvoller Zeugen etwas Unvernünftiges und Unſinniges.

---

*) **Feuerbach** S. 33. **Merker**, Wicht. Aufklär. S. 18. **Stanhope**, Materialien S. 90, 54 f.

) **Frei, geheimnißvolle Geſchichte Kaſpar **Hauſer's**. Berlin 1834. S. 15 f.

In Feuerbach's Schrift über Kaſpar Hauſer finden ſich folgende Schilderungen. „Die Neugier und der Wiſſensdurſt, ſo wie die eiſerne Beharrlichkeit, womit H. bei einer Sache aushielt, die er zu lernen oder zu begreifen ſich vorgeſetzt hatte, überſtiegen jede Vorſtellung und waren in ihren Aeußerungen wahrhaft herzergreifend.“ — — „Eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen, nächſt dem Schreiben, war das Zeichnen, wozu er eben ſo viel Fähigkeit, als Beharrlichkeit mitbrachte. Seit mehreren Tagen hatte er ſich die Aufgabe gemacht, das lithographirte Bild des Bürgermeiſters Binder abzuzeichnen. Ein großer Pack Quartblätter war mit dieſen Kopien vollgezeichnet; ſie lagen, wie ſie entſtanden waren, in langer Reihenfolge aufeinander. Ich ging ſie einzeln durch; die erſten Verſuche glichen ganz den Produkten kleiner Kinder, die ein Geſicht gezeichnet zu haben meinen, wenn ſie eine Figur, die ein Oval vorſtellen ſoll, und ein Paar wunderliche Schnörkel nebſt einigen langen Strichen darin auf das Papier hingeſudelt haben. Doch faſt in jedem der folgenden Verſuche waren Fortſchritte ſichtbar, ſo daß ſie einem Menſchengeſichte immer ähnlicher wurden, und endlich das Original, wiewohl noch ziemlich roh und unvollkommen, bis zur Kenntlichkeit darſtellten. Ich äußerte ihm über ſeine ſpäteſten Verſuche meinen Beifall; er aber zeigte ſich unbefriedigt und gab mir zu verſtehen, er werde das Bild noch vielmal zeichnen müſſen, bis es ganz recht ſei.“

— — — — — „Von ſeinem erſtaunungswürdigen, eben ſo ſchnellen, als zähen Gedächtniſſe bekamen wir bald die auffallendſten Proben. Bei jedem der vielen kleinen und großen Dinge, bei jedem Bild und Bildchen in ſeinem Haushalt nannte er uns den Namen und den Titel der Perſon, von der er es zum Geſchenk erhalten hatte, und wenn hiebei verſchiedene Perſonen mit demſelben Hauptnamen vorkamen, ſo unterſchied er ſie entweder durch ihre Vornamen oder durch andere Prädikate. Ohngefähr eine Stunde, nachdem wir ihn verlaſſen hatten, trafen wir mit ihm auf der Straße zuſammen, als er eben zu Herrn Bürgermeiſter Binder geführt wurde. Wir redeten ihn an und als wir ihn aufgefordert, uns unſere Namen zu ſagen, nannte er jeden von uns, ohne ſich zu beſinnen und zu ſtocken, mit unſeren vollen Namen ſammt Titulaturen, die doch für ihn nur baarer Unſinn ſein konnten. Dr. Oſterhauſen machte zu einer andern Zeit die Erfahrung, daß er, nachdem man ihm einen Blumenſtrauß gezeigt und die Namen der einzelnen Blumen vorgeſagt hatte, mehrere Tage nachher jede dieſer Blumen wieder zu erkennen und mit ihrem Namen zu bezeichnen wußte.“*)

In einem Briefe an Eliſe von der Recke vom 20. September 1828 ſagt Feuerbach: „H. iſt ein Menſch von den herrlichſten Anlagen, begabt mit der ſchnellſten

---

*) Feuerbach a. a. O. S. 71 ff.

Faſſungskraft und einem bewundernswürdigen Gedächtniſſe. Seine Fortſchritte ſind außerordentlich; wozu Andere Monate oder Jahre brauchen, das lernt er in Tagen. Er ſpricht ſchon vollkommen verſtändlich und zuſammenhängend, nur conſtruirt er oft noch die Sätze wie ein Kind; ſeine Handſchrift iſt feſt, beinahe ſchön, und vor einigen Tagen erhielt meine älteſte Tochter, die ihn zu Nürnberg beſucht und dann beſchenkt hatte, einen recht artigen Brief von ihm. Ganz für ſich ſelbſt fing er zu zeichnen an, und machte darin bald ebenfalls bewundernswürdige Fortſchritte. Sieht er eine Kunſt oder Fertigkeit üben, die ihn intereſſirt, gleich will er ſie lernen, läßt ſich zeigen, wie man es macht, und ahmt es in einem oder einigen Tagen ſchon bis zu einer gewiſſen Vollkommenheit nach.“*)

Herr v. Pirch ſagt von H.: „Er iſt ein hübſcher junger Mann, unterſetzt, kräftig gebaut mit blondem Lockenkopf, einem weißen, zarten Geſicht, nachdenkenden blauen Augen, herabgebogener Naſe und einem bald freundlichen, bald ſehr ernſten Mund.“ Und: „Ich hatte Gelegenheit zu ſehen, mit welcher Leichtigkeit ſich das unbefangene Weſen über Alles ausdrückt und welche Freundlichkeit und Herzlichkeit in ſeiner Natur liegt. **)

---

*) „Feuerbach's Leben und Wirken.“ Leipz. 1852. II. S. 273 f.

**) Hitzig's Annalen Bd. VII. S. 452 f. 455. Vergl. die Beſchreibung Oſterhauſer's ebendaſelbſt Bd. IX. S. 417.

Graf Stanhope in einem Schreiben an den Lehrer Meyer in Ansbach ſagt: „H. ſei mit einer wunderartigen Fähigkeit, Alles ſchnell und genau zu beobachten, mit einem Scharfſinn, der ihm die Mittel darbot, die Gemüther zu lenken, mit einer Beſonnenheit und Gewandtheit, die durch lange Erfahrung, und mit einer Schlauheit, die durch ſorgfältige Uebung gebildet zu ſein ſchien, begabt geweſen.“ *) Man erkennt zwar in dieſer Schilderung die feindliche Abſicht des Mannes, H. zum Betruge zu qualifiziren; aber er hätte doch nicht ſo ſprechen dürfen, wenn H. nicht wirklich viel Intelligenz gezeigt hätte. Um auf die von Stanhope nachträglich geſammelten Ausſagen zurückzukommen, auf welche ſo viel Gewicht gelegt wird, ſo hat ein Polizeibeamter und Protokollführer nach S. 88 der „Materialien“ angegeben: „H. hatte einen ruhigen, forſchenden Blick und ſah nicht ſchwachſinnig aus. Er hat die Feder recht ordentlich gehalten und ſeinen Namen ſehr leicht geſchrieben.“ Der Polizeiſoldat Bleumer, von welchem H. auf ſeinen Gängen geführt wurde, ſagte, er habe „friſche Augen“ gehabt, daſelbſt S. 89. Ich ſelber berufe mich auf dieſe Berichte nicht. Was aber Herrn Eſchricht betrifft, der ſich ſonſt mit ſo viel Vertrauen

---

*) Materialien S. 107. Vergl. S. 101, wo von Hauſer's außerordentlicher Fähigkeit, alles ſchnell und genau zu beobachten, die Rede iſt.

und Verliebe an Stanhope's Mittheilungen hält und die von dieſem beigebrachten Zeugenausſagen als ſo gültige und entſcheidende Inſtanzen behandelt, ſo iſt es ihm nicht erlaubt, ſich in einzelnen beliebigen Fällen abweiſend und verwerfend dagegen zu verhalten und namentlich, ſowohl der eigenen Schilderung des Grafen, als denen der Zeugen entgegen, die derſelbe in's Feld führt, von einem ſchwachſinnigen, idiotiſchen Knaben mit ſtarrem, ſtumpfem Blicke zu ſprechen. Von den Relationen, die St. S. 82 ff. beibringt und geltend macht, ſtimmt nicht eine einzige mit einer ſolchen Vorſtellung überein. Einige der namhaft gemachten Zeugen äußern vielmehr Verdacht und wittern Verſtellung und Hinterliſt, was wohl zu Merker's und Stanhope's Spitzbuben- und Gaunertheorie, aber nicht zu Herrn Eſchricht's idiotiſcher Hypotheſe paßt.

In dem Berichte, den ich ſelber im September 1828 erſtattete,*) erklärte ich mich folgendermaßen: „Sein Urtheil iſt ſcharf und treffend, ſeine Beobachtung außerordentlich fein. Autoritäten gelten Nichts bei ihm, er vertraut nur eigener Anſchauung, Erfahrung und Einſicht. Sein Verſtand erkennt in ſeinen Anforderungen keine Grenzen an und will abſolut befriedigt ſein. In Hinſicht des mündlichen Ausdruckes iſt er ſo weit, daß man ſich mit ihm über Alles, was in dem nun verhältnißmäßig ſchon ſehr weiten Kreiſe ſeiner Vorſtellungen und ſeiner Faſſungskraft liegt, ohne große Schwierigkeit verſtändigen kann."

---

*) Mittheilungen 1. Heft S. 7.

Aus meinen handſchriftlichen Aufzeichnungen und Bemerkungen hebe ich Folgendes aus.

Am 26. Mai 1828 war H. zu Nürnberg erſchienen, beiſpiellos unwiſſend und unbekannt mit Menſchen und Welt; nur ein paar eingelehrte Phraſen plappernd und ſo ſehr Kind der Seele nach, daß er noch einige Zeit nachher nicht ich ſagen konnte, ſondern von ſich ſelbſt in der dritten Perſon ſprach, Lebloſes für Lebendes, organiſche Naturprodukte für Machwerke der Menſchenhand anſah, keinen Scherz begriff u. ſ. f. Nach ungefähr drei Monaten, zu Ende Auguſt's, drückte er ſich ſchon ziemlich geläufig und verſtändlich aus, beurtheilte richtig und ohne weitere Confuſion Lebendiges und Todtes, Organiſches und Unorganiſches, unterſchied Ernſt und Scherz und hatte es gern, wenn man mit ihm ſpaßte, ſo wie auch in ſeine eigenen Aeußerungen und Antworten viel Humor kam; die Thätigkeit ſeines Geiſtes war nicht nur auffaſſend und nachahmend, ſondern auch produktiv; er entwarf, wiewohl in noch ſehr mangelhafter Form, Briefe und Aufſätze; auch hatte er das Schachſpiel begriffen. Zu Anfang Septembers fing er an eine Geſchichte ſeiner bisherigen

Lebensſchickſale aufzuſetzen, wobei er den Eigenſinn hatte, ſie Niemand zu zeigen, bis ſie fertig ſein würde. *)

Ueber ſeine Gedächtnißkraft finde ich in meinen Papieren Folgendes bemerkt: Faſt von Allem, was ihn betraf, vermochte er anzugeben, vor wie viel Tagen und Wochen es geſchehen war. Er wußte, wie oft er ſeine Suppe, ſeine Chocolade, ſeinen Milchbrei gegeſſen. Von ſeinen Damenſpiel- und Schachpartien konnte er ſagen, wie viel er mit jeder einzelnen Perſon geſpielt habe. Von fünf Partien des Damenſpiels, die er geſpielt, war er im Stande den Gang jeder einzelnen der Reihe nach herzuſagen. Von jedem der vielen Dinge, die ihm geſchenkt worden, wußte er zu ſagen, wer es ihm gegeben; ſogar von mehreren Vierundzwanzigkreuzer-Stücken konnte er, vermöge der verſchiedenen Schmutzflecken, die ſie hatten, einzeln angeben, von wem er ſie erhalten hatte — „der arme Stumpfſinnige!" Er wußte die Namen vieler Hunderte von Perſonen, die ihn beſucht, oder die er ſonſt kennen gelernt hatte. Einige Zeit vor meiner Bekanntſchaft mit ihm ſagte man ihm einmal 22 und dann wieder 34 Namen von Perſonen vor, die er, ohne irre zu werden oder einen davon zu vergeſſen, nachher wieder nennen konnte. An einem öffentlichen Orte ſagte man ihm 45 Namen an-

---

*) Er verſteckte das Manuſcript unter ſein Bett, damit es Niemand finden und leſen ſolle. Bei der Aufſetzung dieſer Geſchichte wenigſtens hat alſo Niemand einen Einfluß auf ihn ausgeübt.

weſender Perſonen, die er, ohne zu fehlen, nachher wieder nannte. Er merkte in dieſen Fällen auch die beigefügten Beſtimmungen des Standes und Amtes. Er behielt nie gehörte, zum Theil langgedehnte Titel und Benennungen, die nur ſinnloſe Laute für ihn waren, wie Major, Oberſt, Actuar, Offiziant, Adjutant, Oberlieutenant, Generallieutenant, Cavallerieregiment. Kaum glaublich iſt, was er ſpäter, nachdem dieſe große Gedächtnißkraft abgenommen hatte, gegen mich behauptete: er habe Alles, was ich im Thurme die drei Wochen, in welchen ich vor ſeiner Erkrankung täglich zu ihm gekommen, mit ihm geſprochen hatte, wörtlich behalten und Anderen öfters Wort für Wort wiederholt; er habe bis zu jener Erkrankung kein Wort vergeſſen, ſo daß er in der dritten Woche noch Alles der Ordnung nach hätte herſagen können.

Seitdem er zu reflectiren und zu forſchen begonnen, arbeitete ſein Kopf unaufhörlich; vorzüglich Morgens und Nachts vor dem Einſchlafen drängten ſich ihm eine Menge von Reflexionen und Problemen auf; auch auf Spaziergängen und Spazierritten war er zuweilen lange ſtumm und dachte über Etwas nach, was ihm noch nicht klar geworden. So z. B. im Beginne des Octobers 1828 auf einem Spaziergange, wo ihn der Anfang des Evangeliums Johannis beſchäftigte, und auf einem Spazierritte, wo er darüber nachſann, was er einem gewiſſen Zuge, womit ich das Schachſpiel zu beginnen liebte, entgegenzuſetzen habe.

Ein vollkommneres Gegenbild des Stumpfſinnes und der Geiſtesſchwäche läßt ſich nicht denken, und ein ſolches ſtellte dieſer Menſch in jeder Rückſicht dar.

Weitere Thatſachen ſind folgende. Wenn man ihm einen Buchſtaben vorſchrieb, den er noch nicht geſchrieben hatte, ſo zog er zuerſt die Feder oder den Bleiſtift über den vorgeſchriebenen Buchſtaben hin und machte ihn dann aus freier Hand mit großer Richtigkeit. So war es ſchon, als ich ihn kennen lernte.

Im Auguſt und September 1828, als er krank war und geiſtige Anſtrengungen zu meiden hatte, wurde er unter Anderem mit Papparbeiten beſchäftigt. Er machte deren im September zum Theil von ſolcher Reinheit und Schönheit, daß ſich kein Buchbinder derſelben zu ſchämen gehabt hätte. Die Käſtchen, die er gemacht, pflegte er an Perſonen zu verſchenken, die ihm werth waren, oder denen er Dank ſchuldig war. Ein ſehr ſchönes Nähpult erhielt Frau Binder von ihm. Er hatte bei deſſen Verfertigung die Tiſchlerarbeit nach Anleitung eines Schreinermeiſters gemacht; es war die einzige Arbeit der Art, die er zu Stande brachte, weil ihm das dabei entſtehende Geräuſch zu wehe that. Im Hauſe machte er vom September an mit ſeinem Handwerkszeuge den Tauſendkünſtler; wo Etwas fehlte, da war er bei der Hand und half — „der arme Stumpfſinnige!“

Daß er bei ſo großem Geſchick und Talent in jeder

Art von Fertigkeit ſo leicht das Reiten lernte, iſt kein Wunder. Es kommt dazu, daß ſein Geiſt eine große Gewalt über ſeinen wiewohl ſo ſchwachen und reizbaren Körper übte, wenn er für Etwas ganz beſonders eingenommen war; das Reiten liebte er leidenſchaftlich und daher konnte er auch viel darin leiſten, ohne zu ermatten und Nachtheil zu verſpüren. Seine Haltung, ſein Muth, die richtige Führung des Pferdes ſogleich bei den erſten Verſuchen ſetzten in Erſtaunen; der Stallmeiſter ſagte: Mancher gehe zwei Monate lang bei ihm zur Lehre und ſitze nicht ſo gut zu Pferde. Er hatte ſich, ehe er noch auf das Pferd kam, vom Zuſehen Alles abgemerkt und wußte es beſſer, als diejenigen, die der Stallmeiſter eben erſt vorgehabt hatte. Er ſpürte Nichts am Geſäße, das durch das jahrelange Sitzen und Rutſchen abgehärtet ſein mochte; doch allerdings Etwas an den Schenkeln, was bei Feuerbach eines Schreibfehlers wegen, der in die für ihn gefertigte Abſchrift meiner Bemerkungen gekommen, unrichtig angegeben iſt. Ebenſo verhält es ſich mit dem türkiſchen Pferde, das er zu beſteigen verlangt haben ſoll. Es heißt in meinen Nachrichten: „Als der Stallmeiſter zu Anfang Octobers ein tückiſches und eigenwilliges Pferd getummelt hatte, verlangte es H. zu reiten, da ihn der Anblick mehr gereizt als erſchreckt hatte.*) Im Auguſt 1829 ritt er auf die alte Veſte und wieder zurück; dagegen thaten ihm um dieſelbe Zeit von einigen Gängen, die er gemacht, die Füße ſo weh, daß er ſich ein paar Stunden früher, als gewöhnlich, zu Bette legte. Auf manche Vortheile beim Reiten kam er von ſelbſt. Gleichwohl mußte er dieſe Kunſt erſt lernen und brachte ſie nicht, wie man angenommen und vorgegeben hat, ſchon nach Nürnberg mit; ich kann das bezeugen, weil ich bei allen den betreffenden Scenen als aufmerkſamer Beobachter zugegen war. Die albernen Hypotheſen, die man auf Hauſer's Reitkunſt gebaut hat, fallen daher in Nichts dahin. Merker meinte, er ſei ein ſeiner Bande entlaufener engliſcher Reiter. Mit demſelben Rechte hätte man ſagen können, er ſei ein entlaufener Buchbinderlehrling, da er ſo ſchöne Papparbeiten, und das ebenfalls mit beſonderer Liebhaberei, zu machen pflegte.

---

*) So traurig ſieht es mit geſchichtlichen Wahrheiten aus, daß

Man leſe und bedenke ferner auch die klugen und feinen Bemerkungen und Antworten Hauſer's, die man bei Feuerbach und mir verzeichnet findet. So ſagte er

---

ſie zuweilen ſelbſt bei dem redlichſten Willen derjenigen, welche ſie aufzeichnen, durch die elendeſten Zufälle entſtellt und verfälſcht werden und dann freilich der Kritik die bedenklichſten Blößen bieten. Merker hatte gar nicht Unrecht, wenn er gegen Feuerbach die Bemerkung machte, daß Neulinge im Reiten nicht ſowohl am eigentlichen Geſäße, als an den Obertheilen der Schenkel Verletzungen erleiden und daß daher die Abhärtung des Geſäßes zur Erklärung der Erſcheinung nicht genüge; an jenen Theilen aber blieb H. wirklich nicht unverletzt.

z. B. als ihm Jemand den an ihm begangenen Mordanfall als eine Fügung Gottes vorſtellte: „Das mache ihn zum Narren, daß man behaupte, Gott laſſe den Menſchen ihren freien Willen und ſtrafe ſie für ihre böſen Handlungen, und daß man dieſe Handlungen gleichwohl als Fügungen und Veranſtaltungen Gottes darſtelle.“ Einmal, da von Gottes Allmacht die Rede war, fragte er, ob ſich dieſe auch auf die Zeit erſtrecke und ob Gott die Macht habe, dieſe rückgängig zu machen? Als ihm Jemand ſagte, um gründlich Deutſch zu können, müſſe man Latein verſtehen, fragte er, ob denn die Römer nöthig gehabt hätten, Deutſch zu lernen, um gründlich Lateiniſch zu können?*) Sehen ſolche Aeußerungen denen eines ſtumpfſinnigen, wenn auch bis zu einem gewiſſen Grade erweckten und gebeſſerten, Idioten ähnlich?

Aus meinen Manuſcripten füge ich folgende Züge hinzu.

Jemand hatte ihm ſein Portrait geſchenkt. Als H. ſpäterhin zu ihm kam, zeigte ihm derſelbe ein anderes Exemplar dieſes Portraits. H. bemerkte ſogleich, daß auf dem ſeinigen der Backenbart ſtärker ſei, und wirklich hatte der Künſtler auf Hauſer's Exemplar den Backenbart durch Hineinzeichnen etwas verſtärkt. H. bemerkte auch, daß auf dieſem Portrait eine Warze nicht ganz am rechten Orte ſtehe, was vorher Niemand wahrgenommen hatte. Im Auguſt 1828 ſagte er in Beziehung auf ein Bild von ihm ſelbſt: es ſei Nichts darin, was ihm gleich ſehe, als die Naſe. Er legte ein kleines Stück Papier auf die Naſe, und ſagte, da könne man nun ſehen, daß jetzt gar keine Aehnlichkeit mehr mit ihm vorhanden ſei. Um ein Portrait von ihm zu prüfen, hielt er es verkehrt an den Spiegel und verglich in dieſem ſein Geſicht damit. An einem Bilde, das ihn darſtellen ſollte, wie er nach Nürnberg gekommen, tadelte er im Sommer 1828 die Stellung der Füße. In jener Zeit, ſagte er, ſei er ſtets mit einwärts gekehrten Füßen gegangen und geſtanden; hätte er ſtehen wollen, wie das Bild, ſo wäre er umgefallen.

---

*) Vergl. Feuerbach S. 118 f. 145 f. und meine „Mittheilungen“ I. S. 9. Note II. 14. 16 ff.

Wenn er aus krankhafter Urſache nicht arbeiten konnte, ſo trieb er ſtatt deſſen einige Spiele, wie Damenſpiel und Schach. In dem erſteren, das er mit ſehr vielen Perſonen ſpielte, gewann er die meiſten Partieen. Schach ſpielte er im Auguſt 1828 ſo, daß er zwar nicht wohl anzugreifen, ſich aber ziemlich gut zu vertheidigen verſtand. Doch ſchätzte er dieſe Beſchäftigungen gering. Wenn er wieder ernſtlich lernen könne, ſagte er, müßten dieſe Spiele ſogleich unterbleiben. Er werde dann in Einem fort ſtudiren, keine Beſuche mehr machen, noch annehmen und nur einmal des Tages ſpazieren gehen.

Im September 1828 bemerkte er auf einem Spaziergange eine auf einem Maienbaum befindliche hin und herwehende Fahne in einer Entfernung, wo andere fernſichtige Augen nur den Baum, Nichts aber von der Fahne und ihren Bewegungen erkannten. Ich fragte einige in der Nähe befindliche Bauernjungen, bei denen ich ein ſcharfes Geſicht vorausſetzte, ob ſie dieſelbe zu erblicken vermöchten. Ein Paar davon behaupteten, das Wehen der Fahne zu bemerken. „Gut,“ ſagte H., der ſie im Verdacht der Unwahrheit hatte, „wenn ſie wieder weht, will ich euch fragen, ob ihr ſie ſeht.“ Er wartete einige Zeit und ſtellte dann, während die Fahne ruhig war, die irre führende Frage an ſie: „Nun, weht ſie jetzt oder nicht?“ — „Sie weht,“ antworteten die Jungen. „Ich ſehe nun, daß ihr Nichts ſeht,“ ſagte H. und verwies ihnen nachdrücklich ihre Lügenhaftigkeit.

Wenn er zu befehlen hätte, äußerte er in der Mitte des Octobers 1828, ſo müßte Dieſes und Jenes geſchehen. Jemand fragte, was er denn aber thun würde, wenn die Leute nicht gehorchten, ob er ſie dann prügeln laſſen wolle. Der Fragende kannte ſeinen Abſcheu vor ſolchem Verfahren und wollte ſehen, wie ſich H. aus der Verlegenheit ziehen werde. Dieſer antwortete: nein, prügeln würde er ſie nicht laſſen, das würde ihnen wehe thun und doch nicht viel helfen; ſie würden die erlittene Strafe leicht wieder vergeſſen und ſich auf’s Neue vergehen, wie er es bei dem Sohne des Gefängnißwärters beobachtet habe. Er würde ſie um Geld ſtrafen; das würde nachhaltiger ſein; dann würden ſie gewiß thun, was er wollte.

Scherz und Ernſt zu unterſcheiden, fing er, wie ſchon oben bemerkt, im Auguſt 1828 an. Auch begann er damals, ſich der Form des Spottes und der Ironie zu bedienen, was er von nun an ſehr gerne zu thun pflegte. Er neckte mit vielem Witz und Humor, der ſich oft durch ganze Geſpräche hindurch zog. Im October 1828 ſagte er ſcherzweiſe von ſeiner Königin im Schachſpiele, er müſſe ihr noch ein Paar Augen machen laſſen, damit ſie beſſer ſehen könne und ſich nicht immer von den Springern nehmen laſſe. Wenn ein Paar Monate früher ein Anderer ſo geſprochen hätte, ſo hätte er es wohl noch für Ernſt genommen. — In einiger Entfernung von ſeinem Fenſter ſtand ein Nußbaum, den er bei ſeinem feinen Geruch bis in ſein Zimmer hinein roch und übel empfand. Er ſagte daher, wenn er einen angenehmen Geruch haben wolle, dürfe er nur an's Fenſter gehen. Dieſe Art des verkehrten Ausdruckes war ihm zu Anfang Septembers 1828 ſchon ſehr geläufig. Aus derſelben Zeit iſt folgender Zug. Ich glaubte einmal in einem Fluſſe Enten zu ſehen, es waren aber Gänſe. Er lachte mich darüber tüchtig aus, und als wir wieder einmal vor einem Waſſer vorbeikamen, worin ſich Gänſe befanden, ſagte er ſpottend, da ſolle ich hinſehen, da ſeien Enten drin. — Am Ende dieſes Monates ſagte er zu Jemand, ſich einer gehörten Phraſe bedienend, er werde ihn aus Dankbarkeit in Gold faſſen laſſen. Dieſer entgegnete, er möge ihm nur das Geld dafür geben; er könne ſich dann, wenn er wolle, ſchon ſelbſt vergolden laſſen. Da machte H. mit der Hand am Munde die Bewegung des Trinkens und ſagte ſpottend: „ſo werde er ſich vergolden laſſen,“ nehmlich mit Wein. — In der Mitte des Auguſts bemerkte H., daß eine weibliche Perſon bei einer Küchenarbeit ein Tuch umgethan hatte, worin mehrere Löcher oder Riſſe waren. Das mißfiel ihm, doch wollte er ſeinen Tadel nicht geradezu ausſprechen. Er beſann ſich lange, dann ſagte er: „In dieſer Schürze iſt nicht ein Loch.“ Als Jene entgegnete, er halte ſo viel auf Wahrheit und nun habe er doch eine offenbare Unwahrheit geſagt, entgegnete er: das, was er geſagt, ſei richtig; denn die Schürze habe ja wirklich nicht ein Loch, ſondern viele. Ich bemerkte ihm darauf, um ihn in Verlegenheit zu ſetzen: Genau genommen, ſei es doch nicht richtig; denn wo viele Löcher ſeien, da ſei auch eines. Darauf ſagte er: Ich hätte allerdings Recht, wenn ich zählte: eins, zwei, drei u. ſ. f.; er aber habe nicht ſo gezählt, ſondern die Löcher im Ganzen genommen, und inſofern habe er Recht. Es zeigt ſich hier eine Gewandtheit im Denken und Ausdruck, zu der viele normal beſchaffene und ſorgfältig erzogene Individuen nicht befähigt ſind.

Die ſehr hübſchen Papparbeiten, die er machte, verſchenkte er. Nun wollte aber die ganze Welt dergleichen von ihm haben. Da ſagte er im Unwillen: „er werde den Leuten ſagen, ſie ſollten zu Herrn Buchbinder Schnerr gehen; der habe die ſchönſten Sachen, ſogar Pariſer, und die ſeien alle für Geld zu haben, er gebe ſie alle weg.“ — Einen Neugierigen, der ihn ausfragen wollte, wie der Mann ausgeſehen, der ihn hergebracht, wie ſein Gefängniß beſchaffen geweſen und dergl., fertigte er mit dem Bemerken ab, das ſei Alles ſchon aufgeſchrieben. — „Nichts geſagt, iſt auch Etwas geſagt“ äußerte er einmal. Von einem Schüler, der der letzte ſeiner Klaſſe war, ſagte er: „Er ſei der Erſte, wenn man von hinten anfange.“ Ob er dieſe und andre ſolche Ausdrücke von Andern gehört und behalten, weiß ich nicht; aber auch in dieſem Falle dienen ſie zum Beweiſe, daß er nicht idiotiſch angelegt und beſchaffen war.

Wenn er Etwas wünſchte und ſich ſcheute, dies unumwunden auszuſprechen, ſo hatte er eine feine Manier, es auf indirekte Weiſe kund zu geben. Als ich ihm, nachdem er zu mir gekommen, auf einem Spaziergang zu ſchnell ging, ſagte er: „Wenn ich nur auch ſo ſchnell gehen könnte, wie Herr Profeſſor!“ Als ihm einmal im Anfang Octobers 1828 ſein Frühſtück zu lange ausblieb, kam er in die Küche und ſagte, wie er Dieſes und Jenes verrichten wolle, wenn er ſein Frühſtück eingenommen. Als bei Jemanden eine blendende Lampe aufgeſetzt wurde, die ihm wehe that, ſagte er: „Kann denn Herr v. T. dieſes helle Licht ertragen?“

Einige Aeußerungen, die nicht nur von ſeinem feinen Verſtande, ſondern auch von ſeiner großen, rührenden Herzensgüte zeugen, ſind folgende. Er denke auch deßhalb, ſagte er zu Ende Octobers 1828, ungern an ſeine Einkerkerung zurück, weil er ſich die unglückſelige Gemüthsverfaſſung vorſtelle, in welcher ſich der Unbekannte, der ihn verborgen hielt, befunden haben müſſe. — Dieſer habe wahrſcheinlich immer auf ſeinen Tod gewartet, der doch nicht eingetreten ſei, und ſo habe er wohl in ſteter Angſt und Unruhe gelebt, bis er ſich endlich ſeiner entledigt habe. Das thue ihm weh, wenn er ſich's denke. — Als er einmal Affen ſah, die allerlei Künſte machten, ſo war ihm das erſt ein großer Spaß. Da er aber bemerkte, daß ſie immer wieder von vorne anfangen mußten, um neu hinzugekommene Zuſchauer zu beluſtigen, ſo verlangte er mit dem Tone des Erbarmens weggeführt zu werden. Er habe, ſagte er nachher, vor Jammer nicht mehr zuſehen können; denn er wiſſe aus eigener Erfahrung, wie widerwärtig es ſei, das, was man ſchon tauſendmal den Neugierigen vorgeſagt und vorgemacht, immer wieder von Neuem vorſagen und vormachen zu müſſen. Aus ſolchen Zügen wird deutlich genug erhellen, wie klug von Natur und wie zartfühlend und liebenswürdig zugleich dieſer Menſch geweſen iſt.

Lob, Schmeichelei, Hätſchelei, Zudrang der Neugier und Schauluſt und Aeußerungen, die ihm ſeine Merkwürdigkeit zu erkennen gaben, hatten nicht die blendende und verderbende Gewalt über ihn, die ihnen eigen ſein konnten, und die man dieſen allerdings gefährlichen Momenten beimißt. Theils ſetzten ihnen, wenn ſie nicht zu verhüten waren, ſeine Vorgeſetzten die geeigneten Aufklärungen entgegen: theils entging es ſeinem eigenen großen Verſtande nicht, welchen Werth dieſe Dinge hatten; er verachtete Diejenigen, die ihm ſchön thaten, und ärgerte ſich darüber, daß man ſo begierig war, ihn zu ſehen und anzugaffen, wie eine für Geld zu ſehende Curioſität und Monſtroſität. Er ſagte öfters: „Sie mögen ſagen, was ſie wollen, ich weiß doch, wie ich daran bin.“ In Beziehung auf die Zudringlichkeit der Neugierigen, ſagte er im September 1828: „Wenn die Leute Etwas ſehen wollten, ſo möchten ſie doch den Rieſenknaben auf der Schütt ſehen; da trompete man den ganzen Tag und doch wolle Niemand hineingehen; bei ihm trompete man nicht und doch ſtrömten immer die Leute herzu, ihn zu ſehen, als wenn er ein wildes Thier wäre.“ Als Jemand ſcherzend zu ihm ſagte, er möchte ſich doch auch für Geld ſehen laſſen, er würde viel damit verdienen können, entgegnete er: ein ſolches Geld möge er nicht. So war er unter meiner Leitung, und ſo wenig iſt es wahr, daß er durch mich zu Eitelkeit und Gaukelei verführt worden iſt. Die ſchlimmſte Wirkung auf ihn hatte nachher Stanhope, der ihn ganz als gereifte männliche Perſönlichkeit behandelte und hierdurch in deſſen Stellung zu Herrn v. Tucher, unter deſſen vormundlicher Obhut er damals ſtand, einen unheilbaren Bruch machte, worüber die im Anhange befindlichen brieflichen Documente zu ſehen.

Ueber ſein eigenthümliches Verhalten zum weiblichen Geſchlechte habe ich ſchon in den „Mittheilungen" gehandelt. Er legte hier eine gewiſſe Beſchränktheit der Auffaſſung und des Geſchmackes an den Tag, indem er allzu einſeitig nur die männlichen Vorzüge ſchätzte, ohne geſchlechtliche Neigung war, nur auf Nutzen, Wiſſen und Würde ſah und von der ſpecifiſchen Bedeutung der Weiblichkeit kein Bewußtſein hatte. Aber um ſo deutlicher trat die weder durch Sinnlichkeit, noch durch Sentimentalität paralyſirte Schärfe ſeines Verſtandes hervor, und ich kann mich daher füglich auch auf dieſe Seite ſeines Weſens berufen, um zu zeigen, wie himmelweit er davon entfernt war, der über ihn in Kopenhagen ausgeheckten idiotiſchen Hypotheſe zu entſprechen, ſo wie auch, wie wenig ihm Schmeichelei und Hätſchelei anzuhaben vermochte und namentlich unter meiner Leitung angehabt hat. In den Geſellſchaften, wo ihm von weiblicher Seite eine wirklich ſehr unverſtändige Behandlung der Art widerfuhr, bildete er ſich vielmehr zu einem der ſonderbarſten Weiberfeinde und Weiberverächter aus. Er achtete faſt nur ältere Frauen, und ſolche, die er ſtets in ernſter Haltung und zweckmäßiger Thätigkeit ſah, wobei ihm Stand und Rang gar nicht zu imponiren pflegte; denn er ſchätzte eben ſo ſehr auch dienſtbare Perſonen, die ſeinen Anforderungen entſprachen, und war z. B. geneigt, „die alte Bärbel“ zu heirathen, wie eine ihm achtungsvoll erſcheinende Magd des Bürgermeiſters Binder hieß. Gegen die Frauenzimmer, die ihm in Geſellſchaft vor Augen waren, und bei denen er allzu wenig bemerkte, was ihm Reſpekt einflößte, namentlich gegen die jungen, hegte er eine grenzenloſe Mißachtung. Er beobachtete ſie ſcharf und rügte ſchonungslos und mit einer Art von Erbitterung eine Menge Fehler und Schwächen an ihnen. Sie ſeien zu Nichts gut, als zum Daſitzen, pflegte er zu ſagen; oder: ſie könnten Nichts, als daſitzen und ein wenig nähen und ſtricken. Sie äßen und tränken unaufhörlich und Alles durcheinander, deßhalb ſeien ſie auch immer krank. Sie ſchmähten hinter dem Rücken auf andere Frauen, denen ſie nicht gut ſeien, und wenn ſie mit ihnen zuſammen kämen, ſo ſeien ſie doch voll Schmeichelei gegen ſie. Zuweilen ſage eine der andern: Höre, ich will dir was anvertrauen; aber du mußt es Niemand ſagen. Das verſpreche denn auch dieſe gar ſehr. Begegne ſie aber einer dritten, ſo ſage ſie: „Ich weiß Etwas, aber du mußt es keinem Menſchen ſagen.“ Dann werde das anvertraute Geheimniß dennoch auf der Stelle wieder ausgeplaudert, und ſo gehe es fort von einer zur Anderen. Von einer weiblichen Perſon, die ihn hatte belehren wollen, ſagte er zu Anfang Septembers 1828, ſie hätte beſſer gethan, ihre Stube zu reinigen. Einer anderen, die ihn fragte, wen er heirathen wolle, antwortete er: „Meine Katze.“ Dieſer letztere Zug kam im Frühling 1829 vor. Als er einmal in gewohnter Weiſe wider die „Frauenzimmer“ loszog und meine Mutter ſagte: „Aber das paßt ja nicht auf mich, und ich bin doch auch ein Frauenzimmer,“ entgegnete er: „Nein, Sie ſind kein Frauenzimmer; Sie ſind eine Mutter.“ Auch von meiner Schweſter, die er immer nützlich beſchäftigt ſah, behauptete er, ſie ſei kein Frauenzimmer. Der Begriff, den er mit dem Worte „Frauenzimmer“ verband, war der eines müßigen, unnützen, aller ſchätzbaren Eigenſchaften entbehrenden Menſchenweſens in weiblichem Gewand.

So auffallend aber Hauſer's geiſtige Kräfte hervortraten, ſo beſaß er doch gerade diejenige Art von Scharfblick oder Inſtinkt nicht, die ihm H. E. beimißt. Derſelbe meint, H. habe gleich von vorn herein vornehme und geringe Leute gar wohl zu unterſcheiden gewußt und den erſteren zu ſchmeicheln geſucht, S. 22. Er führt S. 88 eine Stelle von Seguin an, wonach idiotiſche Kinder ein Gefühl haben, wie weit ſie gegen Erwachſene zu gehen haben, was die Behauptung unterſtützen ſoll, daß ich von H. pfiffiger Weiſe düpirt und mißbraucht worden ſei. Solcher Vortheile jedoch war Hauſer's Unſchuld, Geradheit und Unbekanntſchaft mit den menſchlichen Dingen in dem Maße beraubt, daß er auf die rückſichtsloſeſte Weiſe ſelbſt die hochgeſtellteſten und einflußreichſten Leute beleidigte, von deren Rang und Wichtigkeit er leicht eine Ahnung haben konnte, wie z. B. Feuerbach und den Regierungspräſidenten v. Mieg. Es iſt ſehr komiſch, wie er gerade mit dieſen umging, die zum Glücke zu einſichtsvoll und gebildet waren, um ſich dadurch gekränkt zu fühlen. Den erſten ermahnte er zur Reinlichkeit, da er auf der Hemdkrauſe deſſelben den Tabak bemerkte, der beim Schnupfen darauf herabgefallen, wie Feuerbach ſelbſt in ſeinem Buche berichtet hat; den anderen ſchickte er geradezu fort, mit dem Bedeuten, er müſſe jetzt lernen und habe keine Zeit zu unnützen Unterhaltungen, wie mir Herr v. Mieg ſelbſt mündlich mitgetheilt hat. In dem einen Falle offenbarte ſich ſeine ſtrenge Reinlichkeitstendenz, in dem anderen ſeine Lernbegierde und ſein Aerger über Störungen. Andere Vorſtellungen und Rückſichten hatten dabei keinen Raum bei ihm. Allmählig lernte er allerdings, wie man ſich in der Welt zu benehmen habe, und was ihm ſpeciell nützlich oder ſchädlich ſei. Das war jedoch ein gewöhnlicher Erfahrungs- und Verſtandesproceß; von inſtinktartigem Idiotenblick kann hier keine Rede ſein.

Es kamen übrigens auch Fälle vor, wo H. recht gut wußte, wenn er vor ſich hatte, und wo er doch Tadel und Mißfallen unumwunden ausſprach. Den Bürgermeiſter Binder betrachtete er, wie wir einen König zu betrachten pflegen; gleichwohl äußerte er zu der Zeit, wo er noch ein rigoriſtiſcher Feind jeder Art von Unwahrheit war, ſein Erſtaunen darüber, daß derſelbe einmal, um ſich vor einem läſtigen Beſuche zu ſchützen, zu ſagen befahl, er ſei nicht zu Hauſe. „Aber Herr Bürgermeiſter,“ ſagte er, „das iſt ja nicht wahr; ſie ſind ja zu Hauſe.“ An mir fand er es lobenswerth, daß ich nicht rauchte und ſchnupfte; und zu einem meiner Freunde, der blaſſer ausſah, als ich, ſagte er, die Urſache ſei, daß er Taback rauche, ich aber nicht. Sonſt aber fand er auch meine Diät ſehr fehlerhaft und ſchrieb ihr alle meine Krankheitsübel zu. Als ich einmal von ſeiner Waſſerſuppe genoß, ſagte er: ſo ſei es recht; wenn ich ſo lebe, ſo werde es bald beſſer mit mir werden. Meine Schweſter ermahnte er, das Kaffeetrinken zu unterlaſſen, indem er bemerkte, daß ſie in Folge dieſes Genuſſes immer erhitzt ausſehe, ſpäterhin aber blaß werde. Dies gehört zugleich zu den Beweiſen, wie ſcharf dieſer Menſch beobachtete.

Ich darf endlich auch wohl auf das ſehr getroffene Bild verweiſen, das dem Buche Feuerbach's über K. Hauſer beigefügt iſt, und das eben ſo ſehr, wie gegen die Anſicht des Berliner Polizeiraths, auch gegen die des däniſchen Phyſiologen ein anſchauliches Zeugniß ablegt.

Es präſentirt ſich hier eine freundliche, kindlich harmloſe, unſchuldige und gutmüthige Phyſiognomie und verräth ſich durchaus nichts Stumpf- und Blödſinniges, Geiſtesſchwaches, Idiotiſches; der Blick iſt hell und klar und zeugt von natürlichem Verſtande und intellektueller Anlage mangelloſer und ungetrübter Art.

VI.

Aus dem Umſtande, daß H. ſich nicht in dem Maße fortentwickelte, als man ſeinen anfänglich zu Tage kommenden außerordentlichen Fähigkeiten nach erwarten konnte, und daß er in den ſpäteren Zeiten ſeines kurzen Lebens in der Menſchenwelt das Maß des Gewöhnlichen nicht mehr zu überſteigen ſchien, zieht H. E. den Schluß, daß ſeine Begabung überhaupt nicht diejenige geweſen, für die ſie gehalten worden war, und daß man dieſelbe nur ſchwärmeriſch beurtheilt und übertrieben habe. Aber man ſehe ſich die ſo einſtimmigen, ſo beſtimmten Ausſagen der verſchiedenſten Beobachter und Zeugen unbefangen an; man erinnere ſich der einzelnen Züge und Thatſachen, die ich ſo eben unter V. angeführt, und die nicht nur eine wunderbar raſche Entwicklung der Intelligenz bezeugen, ſondern auch ein offenbar ſchon von vorn herein vorhandenes, mehr als normales und gewöhnliches Maß derſelben vorauszuſetzen! Man wird ſich überzeugen, daß Hauſer's geiſtige Kraft wirklich in nicht geringem Grade hervorgetreten und mit Recht bewundert worden ſei, wie ſich dieſelbe auch ſpäterhin geſtaltet und dargeſtellt, und welchen Grund dieſe Veränderung auch gehabt haben möge. Die Wendung, die die Sache in der That nahm, und die Differenz der beiden Erſcheinungsweiſen iſt ein Problem, wofür eine Erklärung zu ſuchen; eine ſolche findet ſich indeſſen ſchon in meinen „Mittheilungen" mehrfach begründet und angedeutet.*) Die Sache iſt nehmlich dieſe.

Die ungemeinen Befähigungen, die H. in den erſten Zeiten offenbarte, ſo wie die ihn damals auszeichnende ganz eigenthümliche Feinheit und Zartheit ſeines ganzen Weſens ſtanden in offenbarem Zuſammenhange mit ſeiner reinen und unſchuldigen Koſt. Es blieben ihm jene beſonderen Eigenſchaften auch dann noch, als er nicht mehr, wie Anfangs, nur Waſſer und Brod, ſondern auch Waſſerſuppen, Chocolade und Milchſpeiſen genoß. Er büßte ſie aber ein, ſo wie er ſich an Fleiſch gewöhnte, welche Nahrung, wiewohl man ihn mit der äußerſten Vorſicht und Allmähligkeit dazu überführte, doch eine merkwürdig abſtumpfende und depotenzirende Wirkung hatte. Es verlor ſich die beiſpielloſe Empfindlichkeit für animaliſche und mineraliſche Einflüſſe, die ihm ſo läſtig und qualhaft war. Darauf hatte man gerechnet und fand ſeine Erwartung auch vollkommen gerechtfertigt. Aber es zeigte ſich noch etwas Anderes, was man nicht gewollt. Es nahm auch die erſtaunliche Feinheit und Schärfe ſeiner Sinnesorgane, namentlich ſeines weithin erkennenden Auges und Ohres ab; es verſchwand leider auch ſeine große Faſſungs- und Gedächtnißkraft. Er wurde nicht dumm und ſtumpf; auch war und wurde er niemals faul, wie ihm H. E. vorwirft;*) aber er begriff und lernte nicht mehr mit der früheren Leichtigkeit; er offenbarte im Ganzen ſeiner Erſcheinung und Entwicklung keine außerordentlichen Seelenkräfte und Begabungen mehr und erſchien faſt in jeder Beziehung als ein gewöhnlicher Menſch.

---

*) Siehe daſelbſt I. S. 21. 65. 79. 94 f. 97.

Ich finde in meinen Aufzeichnungen Folgendes bemerkt: Mit der größten Schnelligkeit entwickelte ſich H. in den erſten Zeiten bis zu ſeiner Erkrankung im Thurme. Dann trat eine Zeit ein, in der er zwar noch ſehr gut zu faſſen vermochte und im Allgemeinen auch große Fortſchritte machte, wegen Ueberreiztheit der Nerven aber zu beſtimmten Arbeiten und Anſtrengungen ſehr wenig fähig war, ſo wie es vorkommt, daß ein krankhaft gereiztes Auge zwar klar zu erkennen, aber Nichts ohne Schmerz und nachtheilige Folgen zu leiſten vermag. Mit der Gewöhnung an Fleiſchkoſt trat ein andersartiger Zuſtand ein. Seine geiſtige Regſamkeit verlor ſich, die Augen büßten ihren Glanz und Ausdruck ein, ſein Trieb zur Thätigkeit ließ nach, das Intenſive ſeines Weſens ging in Zerſtreuungsſucht und Gleichgültigkeit über, ſeine Faſſungskraft war herabgeſetzt. Sein Zuſtand war nicht ſowohl der der Ueberreiztheit und Schmerzhaftigkeit, als der der Abſtumpfung."

---

*) Herr v. Tucher ſagt in der am 5. Dec. 1830 geſchehenen Vernehmung: „Seine Begierde zu lernen und ſich zu entwickeln, iſt ungemeſſen, und wird von der grenzenloſeſten Beharrlichkeit, die an Eigenſinn grenzt, begleitet, ſo daß ich hierbei nur zu ſorgen habe, allzu große Anſtrengungen von ihm ferne zu halten.“ Siehe Hitzig's Annalen Bd. IX. S. 441. In den letzten Zeiten ſeines Lebens trieb er, den mir aus Ansbach zugekommenen Nachrichten zu Folge, mit beſonderem Eifer und Fleiß das Lateiniſche.

Das iſt indeſſen nicht ſo zu faſſen, als wenn von nun an gar keine Spur von Geiſt und Talent mehr an ihm wahrzunehmen geweſen. Es iſt mehr von der erſten, gewaltſamen Wirkung jener Koſt zu verſtehen. Daß bei ihm auch ſpäterhin Momente lichtvollerer, geiſtig erhöhter Art vorgekommen, Zeiten, wo alle die früher an ihm bewunderten geiſtigen Eigenſchaften wenigſtens eine Zeit lang wieder ihre Rolle ſpielten, habe ich ſchon in meinen „Mittheilungen" angegeben. Es fehlten zwiſchendurch ſelbſt nicht Blitze von aufleuchtender poetiſcher Begabung und ſpeculativer Denk- und Erkenntnißkraft, welche zum Theil die höchſte Bewunderung zu erregen geeignet waren. Ein wieder regeres Seelenleben und energiſcheres Denken zeigte ſich z. B. im März 1829; ſein Auge leuchtete, wie ehedem, und ſein Geſicht bekam den früheren Ausdruck von Geiſtigkeit wieder: ſein Kopf arbeitete unaufhörlich, er dachte ſich namentlich über religiöſe Gegenſtände manches Eigene mit großer Klarheit und Beſtimmtheit aus; ſ. Mittheilungen I. S. 94 f. 103. Wie er eigenthümliche Gedanken über Dreieinigkeit und Unſterblichkeit faßte, iſt daſelbſt II. S. 22 erzählt. Ein im Frühling 1829 von ihm verfaßtes Gedicht mit dem Anfang:

> „Mein erſtes Jahr begrüß' ich heut,
> In Dank und Liebe hoch erfreut" —

habe ich daſelbſt I. S. 45 abdrucken laſſen. Er ſpricht darin von dem ihm obliegenden Anbau ſeines Gartenbeetes, was er bildlich von der Ausbildung ſeines Geiſtes verſtand. Im Ganzen erſchien er als ein nüchtern verſtändiger Menſch, dem ſehr wenig Poeſie und Phantaſie eigen; er hatte aber ſehr poetiſche Träume, und es ſchwebten ihm zuweilen auch im Wachen merkwürdige Bilder vor. Das angeführte, im Frühling des Jahres 1829 entſtandene Gedicht, drückt Zufriedenheit und Lebenshoffnung aus; er ſchrieb es an einem Tage nieder, wo es ihm beſonders wohl war und wo er einer heiteren Zukunft entgegenſah. Um dieſe Zeit hatte er jedoch einen ſymboliſch-prophetiſchen Traum, der ganz das Gegentheil ausdrückte. Eine ſchöne männliche Geſtalt in weißem Gewande trat vor ſein Bett und reichte ihm einen Kranz mit der Ankündigung eines frühen Todes. H. wollte den Kranz, das Symbol dieſes Todes, nicht nehmen; er ſei noch nicht lange auf der Welt, ſagte er, und möchte noch nicht gern ſterben. Die Geſtalt erwiederte: es ſei um ſo beſſer, wenn er, ohne lange gelebt zu haben, von der Welt ſcheide. Sie legte darauf den Kranz auf den Tiſch; H. ſtand auf; da fing der Kranz an zu glänzen und immer heller und heller zu werden. Bei dieſem Anblick ſagte Hauſer: „Ja, ich will ſterben," und wachte auf.

Merkwürdig war ferner ſein geiſtiger Zuſtand nach der Verwundung, die er den 17. October 1829 in meinem Hauſe erlitten hatte. Ich habe darüber in meinen „Mittheilungen" I. S. 64 Folgendes berichtet: „Als das Bewußtſein zurückkehrte, verlangte er nach mir und erzählte in der reinſten Ausſprache und in gewählten, oft poetiſchen Ausdrücken zuſammenhängend und periodiſch, wie er zuvor nie gethan,*) das Vorgefallene, indem er ſcharfſinnige Vermuthungen und Erkärungen untermiſchte." Ich berief mich auf den damals noch lebenden Dr. Oſterhauſen, einen ganz ruhigen, beſonnenen Mann, der dieſer Scene beiwohnte und dieſelben Beobachtungen machte. Hauſer's Verwundung hatte die Folge, ihn überhaupt wieder in den Zuſtand zurückzuverſetzen, in welchem er ſich vor dem Fleiſcheſſen befand, ſo daß ſich mit geiſtiger Begabung und Erhöhung auch wieder z. B. ſeine Empfindlichkeit gegen Metall, Glas und animaliſche Einwirkungen zeigte.

---

*) Früher hatte er ſich den Volksdialekt, in welchem er ſprach, nie ganz abgewöhnt.

H. hatte Momente, wo ihm eine plötzliche Erleuchtung und Offenbarung zu kommen ſchien und wo ihm ſymboliſche Bilder voll tiefen Sinnes in viſionärer Weiſe vor Augen traten. So war es einmal im Winter 1830 auf 1831, wo er einen großen Drang nach Erkenntniß verſpürte. Da ſei ihm, erzählte er, auf einmal Alles klar geworden und zwar durch ein Bild, das ſich ihm darſtellte und deſſen Bedeutung er zugleich vollkommen verſtand. Es ſei ihm geweſen, „als ſei Alles Eins, die Menſchheit mit der Natur zuſammen,“ doch aber ſo, „daß eigentlich erſt die Menſchheit das Ganze ausmache.“ Das Bild, das er geſehen, ſei eine Art von Baum geweſen, deſſen Aeſte ſich bewegt und allerlei Figuren gebildet hätten, die ihm nicht mehr klar ſeien; denn er ſei in ſeiner Betrachtung geſtört worden und dann durch einen Kamphergeruch erkrankt; da ſei ihm jene Klarheit getrübt worden, und es ſei ihm jetzt, als wäre ein Flor darüber. So viel wiſſe er noch: entgegengeſetzte Aeſte hätten ſich ineinander bewegt, und es ſei ihm geweſen, als entſtehe dadurch erſt das Ganze. Der Baum ſei auf einer Baſis, auf etwas Feſtem geſtanden, das er nicht mehr näher zu bezeichnen wiſſe, von unten auf ſei wie eine

Stange gegangen, auf deren Spitze ſich ein Krönlein mit einer rothen Beere darin befunden; es habe ihm geſchienen, als ſei das die Hauptſache.

Es zeigen ſich hier ſpeculative Gedanken; namentlich iſt es der eines einheitlichen Weltganzen mit einer Entwicklung, die von unten nach oben geht und eine höchſte Spitze der Vollendung erreicht; es iſt auch die Einheit erkannt, die aus dem ſich aufhebenden Gegenſatze reſultirt. Hiebei iſt wohl zu bemerken, daß in dem Unterrichte, den H. damals genoß, von ſolchen Ideen Nichts vorkam, und daß auch früherhin keiner ſtattgefunden hatte, aus welchem dergleichen abzuleiten war. H. war mit philoſophiſchen Syſtemen ganz unbekannt; er wußte Nichts von einem *Hegel*, *Schelling*, *Spinoza* u. ſ. w.; es kamen ihm ſolche Bilder und Ideen, wie die beſchriebenen, ganz aus dem eigenen Innern und in einer Weiſe, die an *Jakob Böhme* zu erinnern geeignet iſt. Ich ſelbſt habe Nichts unterſchoben, dazugethan und ausgeſchmückt, und das mit Anführungszeichen Verſehene ſind *Hauſer's* eigene Worte, wie er ſie brauchte, als er mir gelegentlich von jenem Geſichte ſprach. Ich ließ ihn in ſolchen Fällen ohne Unterbrechung reden, bis er ſelbſt aufhörte, oder auf Anderes überſprang, und erlaubte mir nur dann erſt Einiges zu fragen, aber ohne alle Suggeſtion. Wie ſelbſtſtändig ſich ſeine Seele verhielt, und wie rein und frei ſie aus ſich ſelber ſchöpfte, ſieht man auch aus folgenden

Umſtänden. Er quälte ſich damals in Folge des ihm ertheilten Religionsunterrichtes, bei welchem man ihn ſo ganz ſeiner Natur zuwider, auf bloßes Glauben verwies und über das Dunkle darin nicht zu forſchen und zu grübeln ermahnte, gleichwohl gar ſehr für ſich ſelber ab, um das Verhältniß Gottes zur Menſchheit, insbeſondere zu dem Böſen im Menſchen und dem Urſprung des Böſen, zu faſſen. In dem aber, was er über jenes Geſicht mittheilte, kam weder eine Erwähnung Gottes, noch des Böſen vor, während er dennoch verſicherte, es ſei ihm zu der Zeit jener Viſion und Betrachtung Alles, was ihm ſonſt zu ſchaffen mache, vollkommen klar geweſen und die Löſung der ſchwierigen Räthſel, die ihn ängſteten, ganz leicht vorgekommen; „wenn es ihm nur wieder ſo würde!“

In dem Gemälde, das Feuerbach S. 141 von Hauſer aus der Zeit entwirft, da dieſer in ſeiner unmittelbaren Nähe zu Ansbach lebte, heißt es: „er ſei an Einſichten ein kleiner Knabe, in Manchem noch weniger, als ein Kind, aber an Verſtand ein Mann.“ Ferner: „er ſei in Beziehung auf das, was in dem Kreiſe ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen liege, von ſo richtig treffendem Urtheil und Scharfſinn, daß er damit manchen gelehrten Schulfuchs beſchämen oder in Verlegenheit bringen könne.“ Feuerbach hat manches Tiefere nicht gekannt und hält ſich bloß an die trocken verſtändige Außenſeite. Gleichwohl iſt auch dieſe Schilderung mit Herrn Eſchricht's Behauptungen in unvereinbarem Widerſpruch.

Pfarrer Fuhrmann in ſeiner Schrift über Kaſpar Hauſer ſchildert deſſen Benehmen bei dem ihm in Ansbach ertheilten Religionsunterricht. Er hatte damals ſchon ein ganz anderes Verhältniß zu Religion und Geiſtlichkeit, als im Anfang, wo er ſich ſo ſtarr verſtändig und abweiſend dagegen verhielt. Dennoch ſagt Fuhrmann S. 29: „Es fehlte nicht an Oppoſition und Einwendungen,“ und man merkt es auch an der ganzen Schilderung, daß er eine nicht geringe Mühe hatte, dieſem wunderlichen Schüler die nöthigen Glaubenspunkte beizubringen, und daß ihm derſelbe mit ſeinen Einwürfen ſehr viel zu ſchaffen machte. Doppelt merkwürdig iſt, was S. 42 zu leſen. Die Rachſucht ſchien Hauſern etwas ſehr Thörichtes zu ſein; er fand es inconſequent, wenn man an einem Andern daſſelbe zu thun begehre, was man für ſo unrecht und böſe halte, ſofern es dieſer Andere gethan. Hier zeigt ſich mit einer gewiß nicht idiotiſchen Schärfe des Verſtandes zugleich das ſchönſte Herz gepaart, ein Herz, in welchem für eine ſo häßliche und doch ſo gewöhnliche Empfindung, Begierde und Leidenſchaft, wie die der Rachſucht iſt, gar kein erfahrungsgemäßes Bewußtſein und Verſtändniß vorhanden.

VII.

Einer beſondern Beachtung iſt das tragiſche Ende des unglücklichen Jünglings würdig, das ſo fühlbar und auffallend ſowohl gegen Eſchricht, als gegen Merker ſpricht, und insbeſondere mit der idiotiſchen Theorie des däniſchen Gelehrten in argem Widerſpruche ſteht. Ich kann hier vor Allem einen Artikel der Blätter für literariſche Unterhaltung vom 16. Juli 1857 citiren, wo folgende Stelle zu leſen: „Wenn H. ein Idiot war, ſo iſt doch ſchwerlich anzunehmen, daß er ſich aus bloßer Ruhmſucht, nur um von ſich ſprechen zu machen, mit einer bei einem Idioten gewiß unerhörten Entſchloſſenheit und Ueberlegung eine Wunde in der Bruſt beibrachte, die ihm den Tod zuzog. Iſt ſchon je ein ähnlicher Fall bei einem Menſchen dieſer Gattung vorgekommen? Die von Eſchricht herbeigezogene Analogie mit der bekannten Gauklerin

Rachel-Herz in Kopenhagen kann Nichts beweiſen, da dieſe ja kein Idiotin war. Liegt nicht viel näher die Vermuthung, daß man durch die Ermordung Hauſer's einer zu befürchtenden Entdeckung zuvorkommen wollte?“

Selbſtmord aus Verſtimmung, Verdruß, Aerger, Trübſinn, Melancholie kommt allerdings auch bei Kindern und idiotiſchen Subjekten, namentlich bei jungen Leuten vor, die allzu wenig Fähigkeit und Neigung zum Lernen und zu ſonſtigen Arbeiten und Geſchäften haben, dazu aber dennoch ernſtlich angehalten werden und dabei viel Zank und Schläge bekommen. Ein ſo unglückliches Geſchöpf wird dadurch wohl zur Verzweiflung getrieben und hängt ſich auf. Dr. Röſch theilt zwei ſolche Fälle mit, wo ein zwölfjähriger und ein fünfzehnjähriger Knabe auf dieſe Weiſe geendiget. Bei dem letzteren zeigten ſich Abnormitäten und pathologiſche Erſcheinungen am Schädel und im Gehirne, bei dem erſteren fand ſich Nichts der Art. Jener mußte, um ſich zum Selbſtmorde zu befähigen, erſt in das ſonſt nie von ihm betretene Wirthshaus gehen und einen Schoppen Wein trinken.*) Wenn man glauben könnte, daß H. auf einem ſolchen Wege zum Selbſtmörder geworden, ſo wäre die Annahme nicht ſo ganz unſtatthaft, wiewohl Jeder, der ihn kannte, verſichert ſein muß, daß er, der Furchtſame, vor jeder Art von Verletzungsgefahr kindiſch Zurückbebende, ſich nimmermehr ſo zu verwunden im Stande geweſen, wie es die beiden Male zu Nürnberg und Ansbach geſchehen ſein müßte.*) Sich durch Trunk ermannen, wie jener Knabe, konnte er nicht; denn geiſtige Getränke waren ihm ungenießbar und hätten ihn nur krank gemacht, wozu gleich unten ein Beleg folgen wird. Daß aber ein Kind, wie er, ein Idiot, wie H. E. will, bloß um Komödie zu ſpielen, die Welt zu myſtificiren und ſich dadurch um ſo intereſſanter zu machen, ſich nicht nur einen Schnitt in die Stirne beigebracht, in deſſen Folge er ſo viel Blut verlor und ſo bedenklich danieder lag, ſondern auch endlich gar einen tödtlichen Stich in's Herz gegeben, iſt eine Monſtroſität des Denkens und der Vorſtellung, von der man kaum einſieht, wie ein nur einigermaßen vernünftiger Menſch dazu kommen und daran feſthalten kann. An ſolche Streiche zu glauben, war ſchon gezwungen und unpſychologiſch genug, als man in dem Findlinge nur den verſchmitzten Gauner und Gaukler von Anfang an und nicht einen von Natur und Geburt ſtumpfſinnigen und geiſtesſchwachen Menſchen ſah. Durch Herrn Eſchricht's idiotiſche Hypotheſe iſt nun die Sache vollends über alles Maaß hinaus albern und unſinnig geworden.

---

*) Röſch, Beobacht. über den Cretinismus II. S. 86 f. unter dem Titel: „Ueber das Irreſein im kindlichen Alter und deſſen Zuſammenhang mit dem Cretinismus.“

---

*) Pfarrer Fuhrmann in Ansbach beſchreibt die noch in ſpäterer Zeit an ihm hervortretende Furchtſamkeit S. 18 ſeiner Schrift über ihn. „Ging man mit einem Meſſer oder einer andern Waffe auf ihn los, ſo konnte man ihn treiben, wohin man wollte. Bittend und flehend und nicht mit erheuchelten, ſondern den wahren Geberden und Bewegungen der Angſt zog er ſich zurück und kauerte ſich, wenn er einen Winkel erreichte, in dieſen ballförmig zuſammen. Als ich einſt einen ſchönen Cavalleriſtenſäbel, den ich bewunderte, aus der Scheide zog und mit geſtrecktem Arme vor mich hinhielt, ſtand H. mehr als die doppelte Länge des Säbels von mir entfernt am Fenſter und es war unmöglich, ihn von meinem Platze aus zu erreichen. Dennoch ſtellte ſein Geſicht die Wirkung des größten Schreckens dar und er bat mich flehentlich, das gefährliche Inſtrument wieder an ſeinen Ort zu bringen.“ Dr. Heidenreich in ſeiner Schrift über Hauſer's „Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung“ S. 29 bezeugt, daß ihn „ein Federmeſſer, eine Toilettenſcheere in der Hand eines Mädchens zu erſchrecken im Stande war.“

Ich ſah Hauſern zum letztenmale in dem ſeinem Ende vorausgegangenen Herbſte 1833 bei Gelegenheit des Nürnberger Volksfeſtes, zu dem er ſich eingefunden hatte. Er beſuchte mich damals zu wiederholten Malen, ſtellte ſich mir als vollkommen geſund und munter dar, war erfüllt mit heiteren Hoffnungen und rühmte es, daß er bei dem Gebrauche der Arzeneien, die ich ihm auf dringendes Verlangen überſendet hatte, ſo weit geneſen und geſtärkt ſei, daß er von nichts Störendem mehr in ſeinem Befinden zu ſagen wiſſe. Seine Diät war indeſſen noch immer in gewiſſe nicht überſchreitbare Schranken eingeſchloſſen. Er erzählte mir damals, wie er bei einer ceremoniellen Gelegenheit genöthigt worden ſei, einen Schluck Wein zu genießen, dadurch ſehr krank geworden ſei und ſich habe erbrechen müſſen. Er theilte mir auch ſeinen Plan mit, ſobald er freie Hand haben würde, zu mir zu ziehen und unter meinen Augen über ſich und die Begegniſſe ſeines Lebens eine Schrift zu verfaſſen. Wie intereſſant, wenn das zu Stande gekommen wäre! Doch nur allzu bald hieß es:

„Der iſt beſorgt und aufgehoben,
Der Graf wird ſeine Diener loben.“

Noch an dem Tage, ~~welcher~~ der Kataſtrophe ~~voranging,~~ dem 14. Decbr. 1833, kam H., wie Pfarrer Fuhrmann erzählt, zu dieſem des Morgens zum Religionsunterricht und betrug ſich mit gewohnter Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit. Nach Tiſch kam er wieder, um Herrn Fuhrmann zu helfen, Papparbeiten zu machen, die zu Weihnachtsgeſchenken dienen ſollten. Mit dem Sohne deſſelben führte er ein ſehr heiteres Geſpräch, holte Pappendeckel, ſchnitt zu und belehrte als Meiſter des Faches den in ſolchen Dingen ungeſchickten Geiſtlichen. Dann ging er mit dieſem fort, übte eine Handlung der Wohlthätigkeit und ſchied von F. „mit kindlicher Freundlichkeit.“ Bald darauf hörte F., daß H. im Hofgarten verwundet worden ſei, eilte zu ihm und fand ihn in einem erſchreckenden Zuſtande. H. war, wie er angab, von einem ihm unbekannten Fremden an das Uziſche Denkmal gelockt worden, allen Umſtänden nach unter ſchwerem Verbot, Etwas davon zu entdecken und unter dem Vorwande, daß ihm nun ſein ganzes Schickſal kund werden ſolle. Dort erhielt er zwiſchen die ſechſte und ſiebente Rippe links einen Stich, der, wie die Sektion auswies, abſolut tödtlich war. F. war öfters bei ihm und erhielt rührender Weiſe von dem Todtwunden noch freundliche Belehrungen über die erwähnten Papparbeiten. Am 17. December des Abends ward er zu dem Sterbenden gerufen; er eilte hin und bereitete ihn zu dem um 10 Uhr eingetretenen Tode vor. Sanfte Ergebung und kindliche Frömmigkeit bildeten nach Fuhrmann's Erzählung und Zeugniſſe den Charakter dieſes Hinſcheidens.

„Am 19. Decbr. wurde die Sektion vorgenommen, die eine entſetzliche Wunde ſehen ließ. Sie ging von oben nach unten in ſchiefer Richtung und muß mit großer Gewalt beigebracht worden ſein: denn ſie war tief in den Körper eingedrungen, hatte den Herzbeutel durchſtochen, das Herz unten an der Spitze geritzt, war durch die ungewöhnlich große Leber gedrungen und hatte auch den Magen durchſchnitten. Es iſt zu verwundern, wie H. mit dieſer ſchrecklichen Verletzung noch einen Weg von einigen tauſend Schritten machen konnte*) und daß er nicht mehr Schmerzen und Beängſtigungen hatte, da die Wunde nach innen entſetzlich blutete und die Speiſen aus dem zerſchnittenen Magen in den hohlen Leib gedrungen waren.“*)

---

*) Der vom Hofgarten Heimkehrende bewog nehmlich den Lehrer Meyer, mit ihm dorthin zu gehen, wo ihm ſeiner Ausſage nach ein Mann mit ſchwarzem Schnurrbart und blauem Mantel einen Beutel gereicht und dann einen Stich in die Bruſt gegeben. Meyer glaubte ihm nicht, ſondern hielt die Sache für Verſtellung und Gaukelei. Als ſie bis in die Nähe des Hofgartens gekommen, wollte er ſich nicht weiter führen laſſen und kehrte mit H. um.

Am 18. Dec. ſchrieb mir Ludwig Feuerbach, der bekannte Philoſoph, aus Ansbach: „Du wirſt ſchon vor Ankunft dieſes Briefes die Nachricht erhalten haben, daß Hauſer geſtern Nachts vor 10 Uhr in Folge der Wunde, die er am vergangenen Samſtag hier im Schloßgarten erhielt, geſtorben iſt. Geſtern Abends bis $^1/_2$7 Uhr war noch der Schullehrer Meyer bei uns und verſicherte uns, daß H. ganz außer Gefahr ſei und nur die Gelbſucht habe, eine gewöhnliche Folge heftigen Schreckens. Da der erſte Mordverſuch mißglückt war, der zweite auch keine bedenklichen Folgen zu haben ſchien, ja ſeine Wunde für einen leichten Ritzer erklärt wurde, ſo war es nicht zu verwundern, wenn auch ein Sceptiker wie ich, der bisher immer nur die Widerſprüche gegeneinanderhält, die ſowohl bei der einen, als bei der anderen Erklärung herauskamen, ſich, ohne ein beſtimmtes Urtheil zu fällen, zu der gegneriſchen Anſicht hinneigte. Bloß das ſinnliche Faktum der Körperverletzung konnte hier einen feſten Grund gewähren; und da dies ſo unwichtig erſchien, ſo konnte man frank und frei im Gebiete der Conjekturen umherſchweifen, die alle zu Hauſer's Nachtheile ausfielen. Daß der große Hauſe, der zu Allem blindlings Ja oder Nein ſagt und der ſchon vorher gegen H. von allerlei Vorurtheilen eingenommen war, kurzweg den Stab über ihn, als einen Betrüger, brach, verſteht ſich von ſelbſt. Gegen das Urtheil der Menge, ſo lange es Urtheil bleibt, kann man gleichgültig ſein, aber nicht, wenn es beſtimmenden Einfluß auf Handlungen hat. Und dies ſcheint hier der Fall zu ſein. Das Unterſuchungsgericht ging bei Hauſer's Vernehmung offenbar von der Prävention aus, daß er ſelbſt der Thäter ſei. Wie tragiſch iſt das Ende des armen Hauſer! Mit ſeinem Tode muß er es dem rohen Volke beſiegeln, daß er kein Betrüger war. — — — —"

---

*) Fuhrmann's Kaſpar Hauſer, Ansbach 1834 S. 53 ff.

Dieſer Freund irrte ſich. Bei den Unbefangenen, wie bei L. Feuerbach ſelbſt, ging allerdings ein Umſchlag der Meinung vor ſich. „Das rohe Volk" aber ließ ſich ſelbſt durch Hauſer's Tod und Leichenbefund von ſeinen herz- und geiſtloſen Verläumdungen und Angriffen keineswegs abhalten. Nicht nur Merker ſetzte in Verbindung mit dem zum erklärten Feinde Hauſer's und Feuerbach's gewordenen Grafen Stanhope ſeine Oppoſition fort; es trat auch der geheime Rath v. Lang in Ansbach wider den Todten auf und ließ in öffentlichen Blättern einen äußerſt boshaften und beſchimpfenden, die Anklage des Betruges und der Selbſtverletzung erhebenden, aus H. einen ganz gemeinen, landſtreichenden und gaukleriſchen Burſchen machenden Artikel erſcheinen, dem ich nachdrücklich zu entgegnen veranlaßt war.

Herr v. Lang behauptete in dieſem Artikel, daß man im Schnee keine andere Fußſpur, als Hauſer's eigene gefunden. Ein angeſehener Mann in Ansbach ſchrieb mir damals unter Anderem Folgendes: „Zur Ehrenrettung Hauſer's dürfte zu erwiedern ſein, daß die Beſichtigung des Platzes, wo die That geſchah, unmittelbar darauf nicht vorgenommen werden und eine Entdeckung von Fußtritten im Schnee ſpäter deßwegen nicht möglich geweſen, da derſelbe noch am nämlichen Abend zerfloß — Thatſachen, die in Ansbach Jedermann weiß" u. ſ. w. Ich habe zu ſeiner Zeit auch dieſe Nachricht geltend gemacht, der kein Widerſpruch entgegengeſetzt wurde. Herr Eſchricht aber findet es für gut, dem Publikum bloß die alten längſt widerlegten Lügen des Herrn v. Lang wieder aufzutiſchen und, wie Alles, was ſeinen Annahmen günſtig, als ausgemachte Wahrheiten zu behandeln, meine Entgegnungen und Widerlegungen aber gänzlich zu ignoriren.*)

---

*) „Schon 14 Tage nach Hauſer's Begräbniß hatte der geheime Rath v. Lang einen heftigen Artikel veröffentlicht, worin er behauptete, daß ſich alle Ausſagen Hauſer's in Betreff der Zuſammenkunft mit einem Fremden als falſch erwieſen hätten, daß man namentlich keine andere Fußſpur im Schnee, als die eigene Hauſer's gefunden u. ſ. w. Aber nun fügte Lord Stanhope noch eine Reihe neuer Beweiſe hinzu, darunter den gewiß durchaus entſcheidenden, daß der ſeidene Beutel ſchon früher im Beſitze

Bei derſelben Gelegenheit war mir von Dr. Heidenreich in Ansbach durch Ludwig Feuerbach's briefliche Vermittlung, die Nachricht zugekommen, daß aus der Lage, Richtung und Tiefe der Wunde, an welcher Hauſer ſtarb, augenſcheinlich hervorgehe, daß er ſich dieſelbe nicht ſelbſt beigebracht habe. Ich machte davon in meinem Aufſatze gegen Lang ganz arglos und unbefangen den mir erlaubten Gebrauch. Da ſchleuderte Heidenreich in einem Nürnberger Blatt eine zornige Erklärung gegen mich, worin er verſicherte, daß meine Berufung auf ihn alles Grundes entbehre, indem er mich gar nicht kenne und mir perſönlich gar Nichts mitgetheilt habe. In dem Zuſatze „perſönlich“ lag jedoch das Zugeſtändniß einer wenigſtens indirecten und mittelbaren Mittheilung. Ich war nun genöthigt, mich auf Ludwig Feuerbach, als die vermittelnde Autorität zu berufen, und Heidenreich konnte Nichts thun, als ſchweigen. Jener ſchrieb mir damals aus Ansbach unter dem 12. Januar 1834 Folgendes: „Die eigentliche Triebfeder, die dem Benehmen Heidenreich's zu Grunde liegt, glaube ich deutlich erkannt zu haben. Die Meinung, welche Hauſern für einen Selbſtmörder erklärt, iſt für Heidenreich eine Inſtanz, die ihn

---

Hauſer's geſehen worden.“ Eſchricht's „Unverſtand“ S. 167 f. Was das letztere betrifft, ſ. unten Cap. XVI. Man hatte nehmlich Hauſern dieſen Beutel geſtohlen, um ihn nachher beim Morde in irre führende Anwendung zu bringen.

einſchüchtert und abhält, die gegentheilige Anſicht beſtimmt auszuſprechen, wenn er ſie gleich hat und in ſeiner Arbeit*) als die wahrſcheinlichere mit mehr Kraft und Gründen unterſtützt, als die entgegengeſetzte. Seine Erklärung erſcheint mir daher als eine captatio benevolentiae bei der Partei im Publikum, die Hauſern für einen Selbſtmörder hält. Die phyſiologiſchen Phänomene an dieſem, die Heidenreich in ſeinem Berichte, den ich im Manuſcripte geleſen, ſo ſchön darſtellt, zeigen, daß Hauſer in einem abnormen Zuſtand gelebt haben muß, und beſtätigen daher auch indirekt die Anſicht, daß deſſen Tod ebenfalls ein Werk der Verrücktheit ſei."**) Der Streit, in welchen ich gegen alle Erwartung auch hier verwickelt wurde, iſt alſo nur ein Beweis, wie durch Menſchenfurcht und feige Rückſichten ſelbſt ganz beſtimmte wiſſenſchaftliche Einſichten und Ueberzeugungen abgehalten werden, ſich frei und offen vor der Welt zu zeigen, und wie der Vertreter der Wahrheit faſt überall, auch was die geiſtig höher ſtehenden

---

*) Dr. Heidenreich, Kaſpar Hauſer's Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung. Berlin 1834.

**) Ich habe die in Rede ſtehende Abhandlung bei dem Entwurf des gegenwärtigen Capitels nicht zur Hand gehabt und getraute mir nicht, bloß mit Hülfe meines Gedächtniſſes etwas Beſtimmtes daraus anzuführen. Als ſie mir ſpäterhin wieder zugekommen war, fand ich für gut, einen beſonderen Auszug daraus zu veranſtalten, wie er nun im Anhange Nr VII. zu finden iſt.

Menſchen betrifft, auf die traurigſten und widerwärtigſten Hemmungen ſtößt.

Ein ganz anderer Mann war indeſſen der K. Landgerichtsarzt Dr. Albert in Ansbach, deſſen ohne alle Zurückhaltung ganz nur dem objektiven Thatbeſtand und der daraus hervorgehenden Anſicht der Sache gemäß verfaßtes Gutachten mir zum Behufe beliebiger Benützung im Manuſcripte mitgetheilt werden iſt. Es wird hier für ſehr wahrſcheinlich erklärt, daß Hauſer's Wunde, welche mehrere der wichtigſten, zur Fortſetzung des Lebens nothwendigen Organe verletzte, durch eine fremde, geübte Hand zugefügt worden ſei. Eine beſondere Leibesbeſchaffenheit Hauſer's oder zufällige äußere Umſtände, welche die Tödtlichkeit der Verletzung begründet hätten, ſeien nicht vorhanden geweſen. Das Inſtrument, womit die Wunde gebohrt wurde, ſcheine eines der gefährlichſten Mordwerkzeuge, ein ſogenanntes Banditenmeſſer, zweiſchneidig und ſpitzig und mit einem paſſenden Griffe verſehen, geweſen zu ſein; die Wunde ſei augenſcheinlich durch einen raſchen, kräftigen Stoß in einem Zuge beigebracht worden, wie es durch eigene Hand und an einer ſo gefährlichen Stelle unmöglich geſchehen konnte, wenn auf bloße Täuſchung und Myſtifikation ausgegangen wurde. Die von der Wunde gegebene Beſchreibung iſt wörtlich die folgende: „Wenn man die Verletzungen der einzelnen Organe zuſammenſtellt, ſo erſcheint ein einziger Wundkanal, wie er urſprünglich durch das verletzende Inſtrument gebildet wurde, auf folgende Art: Das verletzende Inſtrument war durch die allgemeinen Bedeckungen und durch die Intercoſtalmuskeln in die Bruſthöhle eingedrungen, hatte den Herzbeutel mit Verletzung der Spitze des Herzens durchſchnitten, war durch den fleiſchichten Theil des Zwerchfelles in die Höhle des Unterleibs gedrungen, hatte den Rand des linken Leberlappens penetrirt und ſich im Magen zwiſchen der cardia und dem fundus noch eine Oeffnung gebahnt, ohne die entgegengeſetzte Wand des Magens verletzt zu haben.“ Dazu wird bemerkt: „Bei einer Selbſtverwundung zur Täuſchung kann man nicht wohl annehmen, daß von einem verletzenden Inſtrumente an einer ſo gefährlichen Stelle ein ſo ernſtlicher Gebrauch gemacht werde, wie es bei der tiefeingedrungenen Wunde Hauſer's der Fall war. Die Auswahl der Stelle verdient beſonders in's Auge gefaßt zu werden; auch berechtigt die Tiefe der Wunde, welche durch einen raſchen, kräftigen Stoß in einem Zuge zugefügt war, zu der Annahme, daß ſie nur bei dem feſten Vorſatze zum Selbſtmorde auf die angegebene Weiſe hätte entſtehen können.“ In Beziehung auf Hauſer's ungewöhnlich große Leber enthält das beſagte Gutachten den Ausſpruch, ſie ſei ein wichtiger Beleg für Hauſer's lange Einſperrung, und zwar in ſitzender Lage, wie aus einer analogen Erſcheinung bei Thieren erhelle. Es ſei nämlich bekannt, daß bei Thieren, welche der freien

Bewegung beraubt würden, eine Vergrößerung der Lebermaſſe künſtlich erzeugt werden könne, wie die Juden bewieſen, die, um eine größere Gänſeleber zu erhalten, die Gänſe in einen engen Raum einzuſchließen pflegten. Dr. Albert bezeugt, daß ſich H. während ſeines Aufenthaltes zu Ansbach einer guten Geſundheit zu erfreuen gehabt. Erſt drei Tage vor ſeiner Verwundung hatte Dr. Albert Gelegenheit, ihn in einem geſelligen Zirkel beim Tanze in ſeiner gewöhnlichen kindlich-kindiſchen Unbefangenheit und in ſo heiterer Stimmung zu ſehen, daß man nicht annehmen könne, er habe ſich mit Gedanken zum Selbſtmorde getragen. Glaubwürdige Perſonen verſicherten nach der Ausſage deſſelben Arztes, noch einen Tag ſpäter von H. die Aeußerung gehört zu haben, daß er gern Offizier werden möchte, wenn es nur keinen Krieg gebe; er habe erſt ſeit fünf Jahren zu leben begonnen und möchte noch nicht gern ſchon wieder ſterben.

Kaum begreiflich war den Aerzten eine ſchon oben berührte unwiderſprechliche Thatſache, die der verhältnißmäßig außerordentlichen Anſtrengung im Gehen, der er ſich nach ſeiner Verwundung unterzog, ohne früher, als es der Fall war, die ſeinem Zuſtande entſprechenden Zufälle zu erleiden. Von Uzens Denkmal bis zum Thore des Schloßgartens ſind ohngefähr 300 Schritte, und vom Gartenthore bis zu Meier's Wohnung wohl über 900. Der Verwundete hat den letztern Weg dreimal gemacht;

es ergibt ſich daher eine Strecke von mehr als dreitauſend Schritten, die er zurücklegte, während er an den edelſten Theilen tödtlich verletzt war.*) -- Man hat ſo viel über die Wunder geſpottet, die in Hauſer's Geſchichte und Erſcheinung vorgekommen ſein ſollen. Hier hat man auch wieder ein ſolches, aber ein ſo hiſtoriſch ſicheres und ausgemachtes, daß ihm kein Spott und Hohn Etwas anhaben kann. Es liegt in dieſer Geſchichte eben wirklich in gewiſſem Sinne eine Reihe von Wundern, d. h. von Thatſachen vor, die mit den Maßſtäben, welche die alltägliche Erfahrung an die Hand gibt, nicht zu meſſen ſind, daher in Widerſpruch mit den Naturgeſetzen zu ſein ſcheinen, und für eine oberflächliche Betrachtungsweiſe den Charakter des Unmöglichen und Fabelhaften tragen. Hätte ſich die letale Natur jener Wunde nicht durch Tod und Leichenbefund herausgeſtellt, ſo würde das, was H. mit und trotz derſelben geleiſtet hat, als ein ganz augenſcheinlicher Beweis gelten, daß er gelogen habe und nur unbedeutend verletzt geweſen ſei. So ſieht es mit den Einſichten und Beweiſen jenes dünkelhaften Unglaubens und ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes aus, den in der Hauſeriſchen Sache die Herren Merker und Eſchricht zu vertreten unternommen, und durch deſſen Barbarei und Hartnäckigkeit, was das Traurigſte iſt, der arme Hauſer noch auf dem Sterbebette ſo viel zu leiden gehabt.

---

*) Vergl. Heidenreich a. a. O. S. 13.

Bürgermeiſter **Binder**, **Hauſer's** früheſter Freund und ſein Vormund in den letzten Zeiten ſeines Lebens, fand ſich, da er ihn nach ſeiner Verwundung in Ansbach beſuchte, veranlaßt, die Umgebung deſſelben zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihn aufzurufen und ſie zu ermahnen, nicht durch die Sorgloſigkeit und Liebloſigkeit, die aus der vorgefaßten Meinung von ſeiner Selbſtverletzung und Gaukelei entſprang, ſeine Leiden zu erhöhen und ſein Ende zu verbittern. H. ſelbſt beklagte ſich darüber, daß man ihn hören laſſe, er habe ſich ſelbſt geſtochen. Am Abend des 17. December, da Dr. **H~~e~~rlacher** bereits erklärt o hatte, derſelbe werde in der nächſten Nacht ſterben, hörte man von ihm, während er die Arme über den Kopf ausſtreckte, die Worte: „Ach Gott — ach Gott — ſo abkratzen müſſen — mit Schimpf und Schande!“ So bitter war das Ende des Unglücklichen. Und jetzt nach faſt 30 Jahren erneuert ſich jene Rohheit, wiederholt ſich, trotz der entſcheidendſten Gegenbeweiſe, wie ich ſie ſchon früher gegen ſeine Ankläger*) öffentlich geltend gemacht, die ſtupide Beſchuldigung gaukleriſcher Selbſtverletzung, unter welcher er, die herzzerſchneidendſten Klagen ausſtoßend, in's Grab geſunken.

In **Frei's** combinatoriſcher Broſchüre über K. H.

---

*) Namentlich in der allgemeinen Zeitung gegen den erwähnten Ritter v. **Lang**.

ſind Briefe von einem Dr. Hartmann und einem Sohne des Präſidenten Feuerbach zu finden, die über die Kataſtrophe handeln. Erſterer ſchreibt, er habe noch am Tage ſeines Todes mit H. geſprochen und von ihm Aeußerungen vernommen, aus denen zu erſehen war, daß derſelbe der demnächſtigen Löſung ſeines Lebensräthſels entgegenſehe. Er ſagte Nichts von dem Fremden, der ihn mit dieſen Hoffnungen erfüllt hatte; er hüllte ſeine Andeutungen in die Form eines Traumes, den er gehabt haben wollte. Schon zwei Nächte erſcheine ihm eine Geſtalt, die ihm ganz beſtimmte Aufſchlüſſe über ſeine Herkunft verſprochen. Er wiſſe bereits ſo viel, daß er auf große Reichthümer zu rechnen habe, das Uebrige werde er dem Dr. Hartmann morgen ſagen können. Nun endlich werde er wiſſen, wer ſein Vater, ſeine Mutter ſei. So ſprach er um 2 Uhr; er bat den Genannten, ihn zu verlaſſen und eilte ſeinem Verhängniß entgegen. Noch vor ſeinem Tode ſuchte ihn Hartmann zu ſprechen, was nur mit Mühe gelang. „Hätte ich Ihnen doch Alles geſagt“, äußerte der Sterbende; „ich ging in eine gräßliche Falle; aber Gott wird richten.“ In dem mit F—r—b unterzeichneten Briefe heißt es: „Die einſtimmigen Ausſagen der Aerzte, welche der Sektion beigewohnt, gingen dahin, daß eine ſolche Wunde nur von einer fremden, kräftigen Hand, mit der Abſicht des Mordes beigebracht werden konnte.*) Das

---

*) Einer der Aerzte erklärte, daß „dieſer Streich habe tödten

Inſtrument ſei übrigens von der Art geweſen, daß die Wunde gleich zugefallen ſei, was ihr den Schein einer unbedeutenden Verletzung gab. Ich habe dieſe Umſtände heute ſelbſt aus dem Munde des Dr. Albert vernommen. Man ſagt, H. ſei ein Betrüger, weil man von dem angeblichen Mörder keine Spur gefunden. Aber umgekehrt wird ein Schuh daraus, wie man zu ſagen pflegt. Man fand keine Spur von dem Thäter, weil H. in den Augen der Leute ein Betrüger war, und weil man daher nicht auf der Stelle Alles aufbot, um den Verbrecher zu entdecken.“ Es wird daſelbſt auch ein beſonderes Gewicht auf den Bericht des Pfarrers Fuhrmann gelegt, welcher bezeugte, daß H. die drei Tage, die er auf dem Sterbebette zubrachte, ſeine Gemüthsruhe behalten, eine ungeheuchelte Religioſität an den Tag gegeben, und in „ſanftem Frieden“ hinübergegangen ſei.

Ueber Hauſer's letzte Momente und Aeußerungen ſind mir zweierlei Berichte zur Hand, der des genannten Geiſtlichen, wie ihn derſelbe in ſeiner Broſchüre gegeben, und der des Lehrers Meyer, welcher mir handſchriftlich zugekommen iſt. Beide enthalten Züge, die weder mit

---

wollen, eben ſo gut aber von eigener, als von fremder Hand habe geführt werden können.“ Heidenreich a. a. O. S. 26. Aus Heidenreich's Darſtellung der Sache geht gleichwohl hervor, daß eine Selbſtverletzung undenkbar iſt, ſ. hierüber das Nähere im Anhang Nr. VII.

Merker's, noch mit Eſchricht's Anſichten vereinbar ſind. „Wie iſt der Zuſtand Ihres Gemüthes," fragte der Geiſtliche; „ſind Sie innerlich recht ruhig, drückt Sie kein Anliegen, wofür Sie Erleichterung wünſchen?" — „Warum," ſagte er, „ſoll ich denn unruhig ſein: ich habe ja Alle, die ich kenne, um Verzeihung gebeten. Der liebe Gott wird mich gewiß nicht verlaſſen." In dieſem kindlich einfachen, vertrauenden Tone ſpricht wohl Niemand auf dem Sterbebette, der ein Leben voll Betrug und böſer Streiche hinter ſich hat. Späterhin ſagte er nach Fuhrmann's Erzählung einmal: „Ach, das ſind dunkle Wege, die Wege Gottes;" worin ſich, obgleich in der ſanften Weiſe religiöſer Ergebung, die Meinung ausſpricht, daß er ein allzu grauſames und unverdientes Schickſal erleide.*) Dazu kommen Aeußerungen, welche zeigen, daß er durch Mörderhand zu ſterben glaubte und bis zu ſeinem Ende die Meinung hegte, er ſei von hoher Geburt und habe namentlich eine noch lebende Mutter, die ſich um ihn gräme. Mehrmals ſagte er: „Viele Katzen ſind der Maus Tod," woraus man ſieht, daß er ſich vorſtellte, er gehe durch die Bemühungen und Nachſtellungen mehrerer Perſonen zu Grunde. Einmal ſagte er: „Dam — groß Dam — ſtark genug — Gott, erbarme dich ihrer." Dieſe Worte können nicht anders verſtanden werden, als daß H.

---

*) Siehe Fuhrmanns „Kaſpar Hauſer" und die dieſer Schrift angehängte Trauerrede.

ſich dachte, eine vornehme Dame ſei ſeine Mutter; dieſelbe werde großes Leid um ſeinen Tod fühlen, und es frage ſich, ob ſie ſtark genug ſein werde, dieſen Schmerz zu ertragen. Da man nun nicht annehmen kann, daß H. im Angeſicht des Todes noch fort und fort Komödie geſpielt, ſo ſind dieſe mir von Herrn Meyer in Ansbach mitgetheilten Aeußerungen ein pſychologiſcher Beweis, daß H. kein Betrüger und Selbſtmörder, ſondern das leidenvolle, tragiſch endende Opfer großer und ſchwerer Mißhandlungen und Verbrechen geweſen.

Was den Ausdruck ſeiner Geſichtszüge im Tode betrifft, ſo ſagt Fuhrmann: „Keine abſchreckenden Geſichtsverzerrungen, keine Verdrehung der Augen und Glieder, wie man ſie öfters bei Sterbenden ſieht, waren zu bemerken, nur einen äußerſt ſchmerzhaften Zug um ſeinen Mund glaubte ich wahrzunehmen.“*) Vermuthlich war es weniger der Gram um ſein gewaltſames Ende, als der Kummer um die abſcheuliche Verkennung und Behandlung, die er noch ſterbend zu dulden hatte, was einen ſo ſchmerzlichen Ausdruck ſeiner Züge begründete.

---

*) Vergl. Heidenreich S. 15, wo es in dem Berichte über die am 19. Decbr., 35 Stunden nach dem Tode, vorgenommene Leichenöffnung und bei Beſchreibung des auf dem Tiſche liegenden Leichnams heißt: „Die Geſichtszüge waren wenig entſtellt, doch mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes.“

VIII.

Was die idiotiſche Organiſation des Gehirns betrifft, die bei Hauſer Statt gefunden haben ſoll, ſo möchten noch folgende Bemerkungen am Orte ſein.

Wenn Hauſer's Gehirn wirklich von der Art war, daß es einen ſo bedeutenden Mangel an intellektuellen Kräften begründete und einer normalen und energiſchen Geiſtesentwicklung nicht Raum gab, ſo konnte dieſer Menſch weder das ſein, was er wirklich war, ein zwar kindlich unerfahrenes und unwiſſendes, keineswegs aber verſtand- und talentloſes, theilweiſe ſogar in außerordentlichem Grade aufgewecktes und befähigtes Individuum, noch das, was H. E. aus ihm werden läßt, ein Gaukler und Betrüger, welcher Lehrer, Behörden und Publikum narrte, die feinſten Kunſtſtücke ausführte, und es darin den verſchmitzten Betrügerinnen gleich that, die H. E. mit ihm in Vergleichung bringt. Von einem durch die plötzlich veränderte Lage erfolgten Aufwachen aus vorhergegangenem Seelenſchlafe zu ſprechen, iſt Unſinn, wenn Alles auf die phyſiſche Qualität und organiſche Geſtaltung des Gehirnes zurückgeführt wird, dieſe aber in unverändert mangelhaftem und unentwickeltem Zuſtande beharrt, wie bei H. angenommen wird. Hier müßte man ſich eine Seelenkraft denken, die keineswegs ſo ganz nur eine Folge körperlicher Einrichtung oder ſo unbedingt an ſie gebunden wäre, die vielmehr, einer fortdauernd, wie urſprünglich fehlerhaften und unzulänglichen Beſchaffenheit des Gehirnes zum Trotze, ſich lebhaft und kräftig zu manifeſtiren vermöchte. Das kann aber ohne die gedankenloſeſte Inconſequenz und Confuſion doch nicht die Meinung eines Mannes ſein, der ſo leidenſchaftlich und vernichtungswüthig gegen Alles zu Felde zieht, was nicht rationell und materiell im gemeinſten Sinne dieſer Ausdrücke iſt und was nur irgendwie den Anſchein des Myſtiſchen und Unbegreiflichen hat. Bei ſolchen Principien und Vorausſetzungen, bei einer ſolchen Tendenz und Polemik ziemt es ſich ſo, wie Felix Platter zu denken, der es für eben ſo unmöglich hielt, einen durch Fehler der erſten Bildung bedingten Blödſinn zu heilen, als einen Mohren weiß zu waſchen.*)

---

*) Vergl. Röſch, Beobacht. über den Cret. Heft III. S. 48.

Ich meinerſeits getraue mich hier gar nichts Poſitives anzunehmen und auszuſprechen; ich glaube in dieſen Beziehungen nur Eines zu wiſſen, daß man Nichts wiſſe, und daß man nirgend ſo viel Urſache habe, ſich jenes altdeutſchen Spruches zu erinnern:

„Wer ſich bedünkt, er weiß faſt viel,
Der ſcheußt nabend zum Narrenziel."

Das Seelenleben des Menſchen, die Einrichtung und Funktion des Gehirnes und das Verhältniß des ſichtbar vorliegenden Organes zu den inneren, unſichtbaren Vorgängen des Denkens und Bewußtſeins iſt ein viel zu großes Räthſel und Myſterium, als daß ſich darüber etwas mit Sicherheit beſtimmen ließe. Man findet Fälle verzeichnet, wo bei ſehr krankhaft-abnormer Beſchaffenheit des Gehirnes gleichwohl nicht nur gewöhnliche und hinlängliche, ſondern ſelbſt ausgezeichnete Fähigkeiten und Geiſtesgaben vorhanden waren. So erzählt Horner in Philadelphia*)

Dr. Stahl, „über Urſache, Weſen u. ſ. w. des Cretinismus" ſpricht von Beeinträchtigung der morphologiſchen Geſetze des Gehirnes und ſeiner Hüllen, wodurch folgerecht das bekannte Bild der Idioten, die ausgezeichnete Debilität der geiſtigen und körperlichen Organiſation und das auffallende Zurückbleiben hinter der Norm des Menſchlichen bedingt werde. S. Prager Vierteljahrſchrift 1851 Bd. II. S. 1 ff. Das iſt der Standpunkt, auf den ſich auch H. E. ſtellt. Hiernach mußte jenes Ur- und Grundübel beſeitigt werden; wie aber will man dem beikommen!

*) American Journal of medical sciences, May 1829. Vergl. Friedreich, Magazin für Seelenkunde. 8. Heft. S. 77.

von einem Knaben, der in dem Alter von 8½ Jahren ſtarb, und bei welchem ſich „bedeutende pathologiſche Erſcheinungen und Abnormitäten" im Gehirne zeigten, ohne daß eine pſychiſche Störung bemerklich geweſen, indem ſich vielmehr eine regelmäßige, ja beſondere und ſeltene Geiſtesentwicklung geoffenbart hatte. Schon im 15. Monate konnte das Kind deutlich ſprechen, zeigte von dem erſten Erwachen ſeiner Sinne an eine große Liebe zur Muſik und konnte ſchon im 18. Monate leichte Melodien ſingen. Sein Verſtand und ſein Gedächtniß ſetzten oft in Verwunderung. Einſt erkannte es eine befreundete Perſon nach zweijähriger Abweſenheit wieder und nannte ihren Namen, während die ganze Hausgenoſſenheit denſelben vergeſſen hatte. In der Schule lernte es ſchneller, als alle ſeine Mitſchüler und beſaß überhaupt für ſein Alter ungewöhnliche Kenntniſſe. Es hatte überdies ein treffliches Gemüth. — Unglaublich wäre es, wenn es nicht empiriſch feſtſtände, daß ſelbſt an ganz gehirnloſen Geſchöpfen noch Kräfte und Aeußerungen der Empfindung und des Begehrens, des Unwillens und des Widerſtandes, und zwar ſehr energiſche, bemerklich ſind. H. E. ſelbſt erzählt einen ſolchen Fall. Er beobachtete etwa 36 Stunden lang ein fehlerhaft geborenes Kind, dem die Schädeldecke und das ganze Gehirn bis auf das verlängerte Mark vollſtändig fehlten. „Und wie geberdete ſich dieſes Kind? — Wie alle Neugebornen. Schon während der Geburt ſah ich ſeine Geſichtszüge die gewöhnliche Unbehaglichkeit ausdrücken, ſeinen Mund die erſten Saugbewegungen machen. Während man es ſäuberte und kleidete, ſchrie es mit voller Stimme und zog Arme und Beine an.*) — Auf der anderen Seite kommen Fälle von geiſtiger Dumpfheit und Seelenſtörung vor, wo ſich der ärztlichen Unterſuchung nichts phyſiſch Begründendes und Verurſachendes präſentirt. Dies war z. B. bei einem eilfjährigen Knaben der Fall, der für ſich hin brütete, keine Luſt zum Lernen hatte, und ſeinem Leben durch den Strick ein Ende machte. „Die Leiche wurde amtlich geöffnet; es fand ſich aber weder im Gehirn, noch in den übrigen Organen eine durch das anatomiſche Meſſer nachweisbare krankhafte Veränderung.“**) In vielen Fällen hat man das Gehirn der Blödſinnigen feſter gefunden, als es ſich im normalen Zuſtande zeigt, und Foderé hat ſich dadurch veranlaßt geſehen, eine beſondere Härte dieſes Organes für die nächſte Urſache des Cretinismus zu halten. Es ſind aber auch Cretinen unterſucht worden, deren Gehirn die entgegengeſetzte Beſchaffenheit zeigte und weicher, als im normalen Zuſtande, war. Auch was die Bildung des Schädels betrifft, werden Fälle ſo verſchiedener und widerſprechender Art gemeldet, daß man dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft alle Erkenntniß darüber abſprechen muß. „Eine Hauptvollkommenheit des Menſchengehirns und hiedurch auch des Schädels,“ ſagt Schubert, „beſteht in der gleichmäßig ſymmetriſchen Entwicklung nach der Richtung der beiden Seiten, und nach der von vorn nach hinten. Die unſymmetriſche, regelwidrige Geſtalt des Schädels wird auch ſehr häufig mit angeborenem Blödſinn und Verrücktheit zuſammen gefunden. Dennoch zeigte ſich der Kopf des Lalande ſo unſymmetriſch, daß die rechte Seite auffallend höher war, als die linke, ohne daß man jemals an dieſem berühmten Aſtronomen Spuren von Blödſinn oder Verrücktheit bemerkt hätte. Eine ähnliche, ganz unſymmetriſche Ausbildung des Stirnknochens, und mithin der darunter gelegenen Vordertheile des Gehirnes zeigte ſich an dem Haupte des berühmten Phyſiologen Bichat.“*) In

---

*) Eſchricht, „Das phyſiſche Leben,“ Berlin 1852. S. 283 f.

**) Röſch, Beobachtungen über den Cretinismus. Heft II. S. 86 f.

---

*) Schubert, Geſchichte der Seele, 1830. S. 790. Eine der merkwürdigſten Mißgeſtalten mit ausgezeichneter Intelligenz und trefflichem Charakter ſtellte ſich in dem verſtorbenen Lehrer der Mathematik und Phyſik Prof. Müller zu Nürnberg, einem meiner ehemaligen Lehrer, dar, über welchen Blumröder in ſeinem Buche über das Irreſein, Leipzig 1836, S. 320 ff. Nachrichten ertheilt. Hier auszüglich nur ſo viel. Er war ein überaus kleiner Mann mit ungeheuerem Kopfe, welcher Letztere eine ſo eigene Bildung hatte, daß M. den Hut der Quere nach aufzuſetzen veranlaßt wurde. Man nehme dazu ein Löwengebiß, ſchwarze borſtige und ſtruppige Haare, hervorgetriebene glotzige Froſchaugen, ſchwarzbraunen Teint, einen ſehr kurzen Hals, eine nach allen Richtungen verkrümmte Rücken-

Maffei's und Rösch's bekanntem Werke über den Cretinismus finden ſich folgende Bemerkungen: „Ich habe bei Cretinen gut geformte Schädel und Köpfe und im Gegentheile bei ſehr verſtändigen, geiſtesklaren Menſchen ſehr verunſtaltete Schädel gefunden.“ — „Einzeln finden ſich an completen Cretinen ſchöne, und, ſo viel man ſehen kann, normal gebildete Schädel.“ — „Die vollſtändigſten Cretinen können im Beſitze eines ſeiner äußern Form nach tadelloſen Körpers ſein; der Halbcretine kann einen kleinen, verſchrobenen Körper haben.“ — „Es gibt ſchöne und kräftige Cretinen, ſolche, die im athletiſch gebauten Körper

---

wirbelſäule, ein verſchrumpftes, verſchobenes Becken, einen zurückgezogenen, kaum ſichtbaren Unterleib und Spinnenbeine, die unmittelbar aus dem Bruſtbuckel zu entſpringen ſcheinen — und man hat eine ohngefähre Vorſtellung von dieſer im äußerſten Grade barocken, wie durch Verwünſchung oder dämoniſche Tücke entſtellten Körperform. In ihr wohnte jedoch nichts phyſiſch Entſprechendes, ſondern im Gegentheil eine edle, hochbegabte Menſchenſeele, die ob des Schickſals, das ihr zu Theil geworden, nicht genug zu beklagen war. Der Arme wurde bei einem ſolchen Aeußern und bei ſeiner kindlichen Harmloſigkeit und Leichtgläubigkeit von den böſen Buben, die er zu unterrichten hatte, dermaßen myſtificirt, geneckt und geärgert, daß er mehrmals in Wahnſinn verfiel. Er diktirte Jahr aus Jahr ein ohne alle Beihülfe aus dem Kopfe, und war im Stande, im Sprechen die koloſſalſten Perioden zu bauen. Blumröder erzählt, wie er ihn einmal eine ſolche bilden hörte, die von halb zwölf bis zwölf Uhr dauerte. „Ich war ihm,“ ſagt Bl., „mit der Aufmerkſamkeit eines Schülers gefolgt, und erſtaunte über die ungeheuere Conſequenz des Zuſammenhanges dieſer-Rieſenperiode, einer gigantiſchen Fuge, die er mit dem Glockenſchlage ganz regelmäßig ſchloß.“

nicht mehr Seelenkräfte beherbergen, als das ärmſte, verzwergteſte Geſchöpf der Art:" und wiederum „können in dem von der ſtärkſten Rachitis verſchobenen und verſchrobenen Körper die herrlichſten Geiſteskräfte wohnen." Ein Cretin war ohne Verſtand und Sprache, doch ſchön gebaut und mit großen körperlichen Kräften begabt. Ein Anderer erſchien als ein ſtattlicher Mann, mit gut gebautem Schädelgewölbe, ſcharfem Auge, ſchöner Naſenbildung, herrlich gewölbter Bruſt, gerader Haltung, vortrefflicher Verdauung und unglaublicher Körperkraft. Dennoch war er im höchſten Grade dumm und ſtumpf, ohne Sprache und Verſtändniß einer ſolchen, und ohne Spur von Neigung zum andern Geſchlecht; er wurde nur mit großer Mühe und Geduld zu einigen groben, mechaniſchen Dienſtleiſtungen gebracht.*) — Alles das gibt zu erkennen, daß wir über ſo dunkle Gegenſtände gar kein Urtheil haben. Ob es künftig einmal gelingen mag, in dieſen Theil der Wiſſenſchaft das wünſchenswerthe Licht zu bringen, bleibt dahingeſtellt; zur Zeit iſt noch wenig Ausſicht dazu vorhanden. Die Natur ſcheint uns keinen Einblick in dieſe Myſterien zu geſtatten und gerade ihre intereſſanteſten und unſer eigenes, innerſtes Weſen am ſpeciellſten betreffenden Geheimniſſe hartnäckig und unerbittlich für ſich behalten zu wollen.

---

*) S. das citirte Werk. Erlangen 1844 II. S. 37 ff. 64. 79. 127 ff. 189. Und über den ganzen Gegenſtand: Seguin, Traitement moral hygiène et éducation des idiots. Paris 1846. Chap. XI.

„Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben;
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Ebenſo ſpricht ſich in Beziehung auf den Bau, die Verrichtungen und Krankheiten des in allen dieſen Beziehungen unerforſchlichen Gehirnes Fantoni*) aus: Cerebrum pars hominis est, cujus obscura adhuc structura, obscuriores morbi, obscurissimae functiones perpetim philosophorum atque medicorum torquebunt ingenia. So klagt ferner auch Fr. Batz in einem Aufſatze „zur pathologiſchen Anatomie des Cretinismus" über die „Dunkelheit der Naturproceſſe."**) Helfreich***) ſagt: „Alle Verſuche in der Structur, der Miſchung und den phyſikaliſchen Zuſtänden der Gehirnerfahrung, den Schlüſſel zu geiſtigen Erſcheinungen zu finden, haben bis jetzt die Forſchenden ohne näheren Aufſchluß gelaſſen." Moleſchott†) bemerkt: „Der Bau des Gehirnes iſt ſehr zuſammengeſetzt und verwickelt, und wir ſind kaum über eine geographiſche Eintheilung des

---

*) Observ. anat. p. 103.

**) Rösch, Beobachtungen. 2. Heft. S. 77.

***) Leben der Cretinen. Stuttgart 1850. S. 43.

†) Kreislauf des Lebens. Mainz 1852. S. 383 f.

Gehirnes in benannte Bezirke hinaus.“ Carl Vogt*) läßt ſich, den Einwendungen gegenüber, die man ſeinem Materialismus macht, folgendermaßen vernehmen: „Man ſagt mir, daß viele offenbare Narren und Wahnſinnige nach ihrem Tode keine Spur von irgend einer krankhaften Affection des Gehirnes zeigen; daß ſich an Anderen zwar krankhafte Veränderungen entdecken laſſen, die aber oft nicht im Gehirne, ſondern in andern Theilen des Körpers, der Leber, den Eingeweiden ꝛc. ihren Sitz haben. Das iſt vollkommen wahr; es wäre Thorheit, ſolche Ergebniſſe der pathologiſchen Anatomie beſtreiten zu wollen.“ Nun meint zwar Vogt, man werde der Sache in Folge fortgeſetzter Forſchungen ſchon noch auf den Grund kommen, ſo daß ſeine Sätze bewieſen werden könnten; vor der Hand ſtehe es um die Unterſuchung der Nervenmaterie und ihrer Wirkung allerdings noch jämmerlich; was aber auch ihn hindern ſollte, ſo entſchieden aufzutreten. „Wir wiſſen noch gar nicht,“ ſagt er, „in welcherlei Weiſe die Nervenmaterie thätig iſt: für unſere Beobachtung iſt das Agens, welches die ganze Maſchine des Organismus durchdringt, alle ſeine Bewegungen regelt, alle ſeine Empfindungen ſammelt und offenbar in ſteter Bewegung und Circulation iſt, die Ruhe und Stetigkeit ſelbſt. Wir ſehen keinerlei Art von Veränderung in den Nervenfaſern, ob ſie wirken, ob ſie unthätig ſind. Von unſeren Kenntniſſen über die Hirnſtructur iſt gar Nichts zu reden; wir kennen äußere grobe Formen und ſelbſt über die Elementarſtructur wiſſen wir kaum Etwas. Kein Anatom weiß zu ſagen, wie und wo die Nervenfaſern im Gehirne enden. Unſere Bemühungen kommen mir vor, wie wenn man mit den Notizen, die man über die Geographie Central-Afrika's hat, eine Commiſſion hingeſetzt hätte, um die Flüſſe, Bäche und Quellen daſelbſt den anliegenden Gutsbeſitzern zuzuweiſen, ihre Benützung zu regeln, Streitigkeiten zu ſchlichten. So wiſſen wir auch im Körper die Hauptſtröme, Nerven genannt, und ihre Richtung anzugeben, aber wie ſie ſich zuſammenſetzen, wo ſie entſpringen, welche Quellen ſie aufnehmen, — Tohu Wabohu!" Ein aufrichtiges Geſtändniß ſeiner Unwiſſenheit legt endlich H. E. ſelbſt in dem ſchon oben citirten Buche*) ab, indem er ſagt: „es finde im Gehirne ein ungemein verwickelter Bau ſtatt, den man trotz aller Bemühungen noch nicht bis auf den Kern durchforſcht, über deſſen verſchiedenartige Bedeutung weder Viviſectionen, noch anatomiſche Unterſuchungen durch die ganze Thierreihe und alle Entwicklungsſtufen irgend einen genügenden Aufſchluß verſchafft und über deſſen Wirkungsweiſe im Dienſte des Bewußtſeins bis jetzt auch kaum irgend ein Ausgangspunkt fernerer Unterſuchungen gewonnen iſt.

---

*) Bilder aus dem Thierleben. Frankfurt a. M. 1852. S. 447 ff.

---

*) Das phyſiſche Leben. Berlin 1852. S. 37. 294.

„Es iſt ein Labyrinth, wozu der leitende Faden noch nicht gefunden iſt. In ſeiner durchaus weichen Maſſe verbirgt das Gehirn einen höchſt verwickelten Bau, in welchem es ſehr ſchwer hält, ſich zurecht zu finden, und von welchem man, nachdem man ſich darin einigermaßen zurechtgefunden, auch gar Nichts verſteht." Wenn ſich nun H. E. im Gehirn zwar einigermaßen zurechtgefunden, gleichwohl aber von ſeinem Baue gar Nichts verſteht, wie mag er denn thun, als verſtünde er dennoch Etwas, und ſo dictatoriſch über die ſpecielle Natur und Wirkung eines Gehirnes urtheilen, das nicht einmal von ihm geſehen und unterſucht worden iſt! Daß Hauſer mit ſeinem Gehirne Außerordentliches geleiſtet, das iſt zu vielfach beobachtet und zu gut bezeugt, als daß es einem vernünftigen Zweifel und Widerſpruch unterliegen könnte. War dieſes Hirn ein von Natur und Weſen idiotiſches, d. h. Schwachſinn und Geiſtesſtumpfheit begründendes, ſo haben wir ein Wunder vor uns, das Phyſiologie und Logik über den Haufen wirft, und H. E., der uns aus dem Gebiete des Wunderbaren und Irrationalen in das des reinen, klaren, wiſſenſchaftlichen Verſtandes herausführen will, hat uns durch ſeine Theorie in jene Myſtik erſt recht hineingeſtoßen.

Was übrigens die Aerzte im Jahre 1833 bei Hauſer's Leichenöffnung entdeckt haben, und wie ſie ſich namentlich über deſſen Gehirn ausgeſprochen, iſt aus Heidenreich's Abhandlung: „Kaſpar Hauſer's Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung", Berlin 1834, zu erſehen. Ich habe aus dieſer Schrift im Anhange Nr. VII. einen Auszug gegeben und da auch in jener ſpeciellen Beziehung das Nöthige ausgehoben. Es zeigte ſich eine unvollkommene und unvollendete Entwicklung des Organes, die auf einen in den Kinderjahren eingetretenen Mangel geiſtiger Thätigkeit und Erregung zurückgeführt wurde und Hauſer's Ausſagen nur zu beſtätigen ſchien. Daß nicht umgekehrt „die geiſtige Entwicklung durch mangelhafte Bildung des Organes gehemmt worden ſei," erklärt Dr. Heidenreich ausdrücklich S. 33 ſeiner Schrift. Herr Eſchricht, der ſich bloß auf Heidenreich's Bericht und Darſtellung berufen kann, hat daher auch die gewichtvolle Autorität der unterſuchenden Aerzte und Augenzeugen gegen ſich, die in dem Bau und der Beſchaffenheit jenes Gehirnes nichts urſprünglich Fehlerhaftes und Idiotiſches, ſondern bloß die Spuren einer Unterbrechung naturgemäßer Bildung und Entwicklung in Folge langer Abſperrung von Welt und Leben gefunden haben.

IX.

Ich habe gleich von vorn herein unter I. von der in Herrn Eſchricht's Buche herrſchenden Unwahrheit und Unredlichkeit geſprochen, indem die Angaben theils ganz falſch und lügenhaft, theils vorzugsweiſe aus unſicheren und verdächtigen Quellen geſchöpft, die der aufgeſtellten Theorie zu ſehr widerſprechenden Thatſachen und Umſtände ignorirt und die für dieſelbe unlösbaren Probleme umgangen ſind. Dieſe Beſchuldigungen, für die ich nur erſt ein Paar gelegentliche Beweiſe beigebracht, ſollen nun der Reihe nach durch Beiſpiele belegt und gerechtfertigt werden, was nicht nur zur detaillirten Ausführung des von jenem ſchriftſtelleriſchen Charakter zu entwerfenden Gemäldes und meinem perſönlichen Schutze wider deſſen Anfeindungen dienen, ſondern auch ein die Hauſeriſche Sache ſelbſt angehendes hiſtoriſches und wiſſenſchaftliches Intereſſe haben wird, wie namentlich, was die von Herrn Eſchricht ſo ganz mit Stillſchweigen übergangenen, hochwichtigen Thatſachen und Umſtände betrifft. Zuvor aber will ich auf einen Umſtand aufmerkſam machen, der eine ernſtliche Rüge und Züchtigung um ſo verdienter erſcheinen laſſen wird.

Dieſer Mann iſt nämlich ein wahres Chamäleon, das in den verſchiedenartigſten Farben ſpielt. Einerſeits ſehen wir ihn ganz materialiſtiſche und gemein empiriſche Denkarten und Tendenzen herauskehren und Allem, was über dieſe Linie hinausgeht, einen fanatiſchen Krieg erklären. Andererſeits thut er, wie ein Pfaffe, ſetzt ſich auf den moraliſchen Gaul, führt erbauliche Redensarten, wirft denen, die er angreift, „ſündhafte" Verirrungen vor und kramt pathetiſche Trivialitäten aus, indem er z. B. die Worte ruft: „Heil dem Menſchen, der, die Hand auf dem Herzen, ſagen kann, er habe nie ein Verbrechen wider das Seelenleben eines Andern begangen" S. 169. Sollte dies auch nicht eigentliche, klar bewußte Heuchelei und Scheinheiligkeit, ſondern mehr die gedankenloſe Inconſequenz eines verworrenen Kopfes ſein — eine gewiſſe verächtliche Accommodation und Kokketterie mit Theologie und Moral auf Koſten Anderer blickt doch immer deutlich durch. Sehen wir nun, wie es mit der eigenen Rechtſchaffenheit und Gewiſſenhaftigkeit dieſes Mannes ausſieht!

Zuerſt von den falſchen Angaben und entſtellten Thatſachen, von denen ſeine Darſtellung wimmelt und wovon ich hier noch folgende herausheben will.

Als ich mit H. bekannt wurde, war ich kränklicher Umſtände wegen außer amtlicher Thätigkeit; nach H. E. wurde ich meiner Amtsübung entbunden, um mich dem Findlinge ganz widmen zu können, S. 86. Aus Herrn v. Hermann, ehemaligem Lehrer der Mathematik zu Nürnberg, nachherigem Profeſſor und Miniſterialrath zu München, einem der klarſten Köpfe, die es gibt, wird ein abenteuerlicher Magnetiſeur, „mein würdiger Freund“, gemacht, S. 92. 107. Was über Hauſer's im Anfange bis zum Wunderbaren geſteigerte Gedächtnißkraft aufgezeichnet, namentlich bei Feuerbach zu leſen und hier unter V. ausgehoben worden iſt, erſcheint bei Herrn Eſchricht S. 54 bis zum Gewöhnlichen herabgedrückt. In meinen „Mittheilungen“ S. 57 iſt ganz deutlich und beſtimmt zu leſen, daß H. vor dem in meinem Hauſe vorgefallenen Mordverſuche zwar ein gewiſſes ängſtliches Unwohlſein zu erkennen gegeben, aber von den Vorſtellungen, die ihm ſeiner ſpäteren Ausſage nach dabei in den Sinn kamen, nicht das Geringſte geäußert habe. „Ueber die Ahnung,“ heißt es wörtlich daſelbſt, „die ihn in den dem Mordverſuch vorausgehenden Tagen befiel, äußerte er ſich erſt nach dem Vorfalle mit Beſtimmtheit, weil er, was ſeiner großen Zaghaftigkeit wegen nicht ſelten geſchehen war, verlacht zu werden fürchtete“

u. ſ. w. „Nicht lange vor der Begebenheit klagte er mir Unwohlſein und bat um Erlaß einer Lehrſtunde“ u. ſ. w. Trotzdem berichtet H. E., bloß um den Unglücklichen zum ſchamloſen Lügenſchmied und Gaukler und mich zu einem von ihm düpirten Schwachkopfe zu machen, er habe einen Mordanfall ausdrücklich vorausgeſagt; es wird eine förmliche „Vorherbeſprechung des kommenden Ereigniſſes“ vorgegeben und dann bemerkt: „ein vernünftiger Erzieher hätte in dieſem Falle dem Knaben recht ernſt in's Gewiſſen geredet und ihn gefragt, was er nun wieder für Narrenſtreiche vorhabe, oder er hätte gethan, als wenn er die Sache gar nicht beachte, den Burſchen aber ſcharf im Auge behalten.“ Ich konnte das Alles nicht, weil ich Nichts wußte, als daß H. unpäßlich ſei, und das nicht hinreichte, um gröblich und gewaltſam mit ihm umzugehen, oder ihm in Erwartung eines Bubenſtückes argwöhniſch aufzulauern. Was ich aber Herrn E. gegenüber thun kann, das iſt Folgendes: Ich klage ihn öffentlich der Lüge und der böswilligen Entſtellung der deutlich vorliegenden, keinem Mißverſtand unterworfenen Thatſachen an. Merkwürdig iſt, was den zuletzt berührten Fall betrifft, daß H. E. Hauſern darum zum Betrüger macht, weil er von ſeiner Ahnung ſchon vor der Begebenheit geſprochen habe, Graf Stanhope aber ihn deßwegen verdächtigt, weil er es nicht gethan.*) Man ſieht daraus, daß es ganz gleichgültig iſt, was und wie Etwas berichtet wird und geſchrieben ſteht; jede Partei legt ſich die Thatſachen in ihrer Art aus, oder ändert ſie ihrem Intereſſe gemäß.

---

*) „Materialien zur Geſchichte Kaſpar Hauſers.“ Heidelberg

S. 123 gibt H. E. Folgendes an: „Die Wunde war ſehr unbedeutend; ſie wäre, ſagt Daumer, bei einem Andern in ſechs Tagen zu heilen geweſen," u. ſ. w. Wo habe ich das geſagt? — Daß die an und für ſich unbedeutende Wunde bei anderen Individuen wohl in ſechs Tagen hätte geheilt werden können, war eine ärztliche Ausſage, wie bei Feuerbach S. 131 zu ſehen, keineswegs aber die meinige. In meinen „Mittheilungen" I. 62 ſteht: „Hauſer's Verwundung war in Beziehung auf die hohe Reizbarkeit ſeines Nervenſyſtems ſo bedeutend, daß ſein Wiederaufkommen zweifelhaft war." Ferner iſt die Schilderung von Hauſer's Benehmen unmittelbar nach ſeiner Verwundung, die H. E. S. 126 f. giebt, den von mir und Andern darüber erſtatteten Berichten durchaus entgegen. „Als er in ſeinem eigenen Blute ſein erſtes, eigentliches Verbrechen vollführt ſah, da überwältigte es ihn, den Elenden, ließ ihn, wie verwirrt, umherlaufen und ſich in den Keller verſtecken." In meinen „Mittheilungen" S. 62

1835. S. 39: „Der angebliche Mordverſuch in Nürnberg ſchien mir ſehr verdächtige Momente zu enthalten; H. hat ſich über die Ahnung deſſelben erſt nach dem Vorfalle mit Beſtimmtheit geäußert, wie Prof. Daumer I. 58 ſagt." u. ſ. w.

heißt es dagegen: „Niedergeſtürzt muß er, nach dem vielen an der Stelle vergoſſenen Blute zu urtheilen — daſſelbe floß unter einer Thüre weg, die in einen benachbarten Garten führte, und häufte ſich hier in einer vertieften Stelle an — lange gelegen ſein, bis er ſich aufraffte und die Treppe hinaufging, um in das Zimmer meiner Mutter zu kommen.“ Vergl. Feuerbach's Kaſpar Hauſer hierüber.

S. 96 ſagt H. E., ſich einer faden Spötterei bedienend: „H. wurde nicht allein von ſeinem Lehrer und Erzieher, Prof. Daumer, ſondern auch von Metallen angezogen, beſonders von Gold.“ Er wurde aber von mir gar nicht angezogen. Ich habe in meinen „Mittheilungen“ genau angegeben und unterſchieden, was er für eigenthümliche Empfindungen für animaliſch Lebendiges und Mineraliſches hatte. Bei jenem empfand er eine ihm unangenehme Strömung, die er „Anblaſen“ nannte; Mineralien hingegen ſchienen ihm eine anziehende Kraft zu äußern. Gold war jedoch nicht das Stärkſte, was ihn auf dieſe Weiſe zu afficiren pflegte; eine noch ſtärkere Einwirkung zeigten Schwefel, Diamant, Platina, Queckſilber und die Pole des Magnets.*) Wenn H. E. ſich ſolcher Confuſionen und Unrichtigkeiten ſchuldig macht, ſo mag es nicht immer Lüge, bewußtes Ausſprechen unwahrer

---

*) Mittheilungen I. S. 7 u. 10 ff. II. S. 39 f.

Dinge zu nennen ſein; aber man ſieht denn doch, wie er die Gegenſtände und Schriften ſtudirt hat, über die er zu urtheilen übernimmt. „Daumer meinte nach ſeiner Weiſe, daß H. durch ſeine magnetiſche Kraft mit den Füßen feſt nach den Steigbügeln und mit dem Sitze nach dem Sattel hingezogen werde.“ Dabei wird meine Schrift II. S. 38 citirt. Da wähnt nun wohl der Leſer, der meine Schrift nicht kennt und nicht zur Hand hat, ganz gut berichtet zu ſein. Ich habe aber an dem angeführten Orte gar keine eigene Anſicht ausgeſprochen, ſondern nur angegeben, was H. beim Reiten zu empfinden geglaubt und ausgeſagt. Das aufzuzeichnen war meines Amtes, und ich verdiene deßhalb keinen Tadel und Spott, wie man auch übrigens von der Sache denken möge.

Noch ein Beiſpiel. Herr v. Pirch*) giebt ausdrücklich an, er habe das ungariſche Fluchwort basmanateremtete „nur hingeworfen und ohne zu accentuiren“ ausgeſprochen. Dennoch behauptet Herr Eſchricht S. 140 und 153: Hauſer habe es aus dem Tone errathen, womit man einen ſolchen Fluch ausſpricht. Wie ſchlecht!

Das iſt nun die Art, in welcher dieſer von moraliſchen Grundſätzen und Zurechtweiſungen triefende, über Andere ſo ſtreng urtheilende, ſo richterlich den Stab brechende

---

*) In Hitzig's Annalen Bd. IX. S. 453.

Mann hiſtoriſche und literariſche Thatſachen zu berichten und darzuſtellen pflegt; die Art, in welcher er mit der Wahrheit umgeht, die ihm ſchon überhaupt und an und für ſich, dann ſpeciell als wiſſenſchaftlichem Forſcher, ſo wie auch in Rückſicht auf die Individuen, deren Ehre und guter Name dabei in's Spiel kommt, heilig ſein mußte. Sein Buch iſt in Folge ſo großer Leichtfertigkeit und Unredlichkeit hiſtoriſch ganz unzuverläſſig und unbrauchbar; man darf Nichts darin, ſo beſtimmt es auch hingeſtellt ſei, auf guten Glauben hinnehmen.

Es kommt dazu, daß er ſich mit Vorliebe an die allerbedenklichſten Geſchichtsquellen und Autoritäten hält. Schon vorn herein S. 3 erklärt er, daß er bei Schilderung von Hauſer's erſtem Auftreten beſonders die „wichtigen Aufklärungen“ von Stanhope und Merker zu Grunde lege. Ich werde in einem unten folgenden Kapitel ausführlich darthun und nachweiſen, was man von dieſen ſogenannten Aufklärungen und Demjenigen, von dem ſie herrühren, zu halten habe. Hier nur ſo viel. Den höchſt auffallenden Bemühungen des Grafen Stanhope um die Hauſeriſche Geſchichte und ihren Reſultaten oder vielmehr ſeinen Berichten über dieſe Reſultate liegt die offenkundig feindſeligſte Abſicht zu Grunde, indem H. dadurch zum ſchändlichſten Lügner und Betrüger geſtempelt, Feuerbach's Autorität paralyſirt und ſeine Berichterſtattung als unrichtig und ungültig dargeſtellt werden ſoll. Die von Stanhope publicirten und gegen Feuerbach in's Feld geführten Ausſagen aber ſind ſolche, die er erſt nach Hauſer's Tode geſammelt hat und in denen Zeugen auftraten, die zu feinen und ſcharfen Beobachtungen gar nicht geeignet waren, und die die einzelnen kleinen Umſtände, auf die es hier ankommt, gewiß nicht alle mehr klar und rein im Gedächtniſſe hatten, ſollte ihre urſprüngliche Anſchauung und Auffaſſung auch noch ſo objectiv und vollkommen geweſen ſein. Es iſt hier ein nicht bloß einfacher, ſondern doppelter Grund zu Mißtrauen und Vorſicht gegeben. Auf das, was Schuſter, Kutſcher, Reitknechte und Polizeiſoldaten erzählen, die über Dinge, die ſie geſehen und gehört, erſt nach mehreren Jahren ausgefragt und vernommen werden, iſt ſchon an und für ſich kein großes Gewicht zu legen; und kommt dazu noch überdies die Veranſtaltung und Relation einer ſo höchſt ſonderbaren und zweideutigen Perſönlichkeit, wie jener Engländer war, ſo wird die Sache noch bedenklicher und unſicherer. Welch ein Verfahren daher, „Aufklärungen" ſolchen Urſprunges und Charakters in den Vordergrund zu ſtellen und ihnen das höchſte, entſcheidende Anſehen beizulegen!

Nicht nur die Darſtellungen Feuerbach's, die ſich auf die Zeugniſſe und Erzählungen Anderer gründen, ſondern auch die Thatſachen, die Feuerbach aus eigener Beobachtung angiebt, ſo wie Hauſer's eigene, ganz beſtimmte

Erinnerungen, Angaben und Aufzeichnungen gelten für widerlegt, wenn jene nach mehreren Jahren eingeſammelten Ausſagen damit im Widerſpruche ſtehen. Ein Beiſpiel iſt Folgendes, das ſich in Stanhope's „Materialien" S. 55 findet. „Als ihn Feuerbach im Thurme beſuchte, zeigten ſeine Augen große Empfindlichkeit für das Licht. Das Gegentheil aber iſt bewieſen durch den Polizeirottmeiſter Wüſt, welcher berichtet: Seine Augen ſchienen nicht empfindlich für das Licht zu ſein." u. ſ. w. Noch mehr! Wenn jene nachträglich eingeholten Ausſagen unter einander ſelbſt im Widerſpruche ſtehen, ſo werden diejenigen gewählt, die man braucht, die anderen, wenn auch glaubwürdigeren, verworfen. Der zuverläſſigſte Zeuge war ganz gewiß der in ſeiner Art ſo tüchtige und treffliche Gefangenwärter Hiltel, und dieſer ſagte uns: „Seine Augen waren ſehr empfindlich und er beklagte ſich darüber."*) Gegen Wüſt ſteht alſo Feuerbach und Hiltel, beide ihrer eigenen unmittelbaren Anſchauung und Beobachtung gemäß. Gegen Beide behält der Rottmeiſter Recht, der ſich nicht einmal beſtimmt ausdrückt, ſondern nur ſagt: „Es ſchien ſo." Ein großes Gewicht wird darauf gelegt, daß H., mehreren jener Zeugen nach, keine bleiche Geſichtsfarbe gehabt**); es wird aber nicht angeführt, daß der Polizeiſoldat Bläumer, der ſo viel mit H. zuſammen war und ihn bei ſeinen Ausgängen führte, behauptete, er habe blaß ausgeſehen.*) H. E. ſchämt ſich nicht, in dieſe abſcheulichen Fußtapfen zu treten und auf dieſe gräuliche Weiſe Geſchichte zu ſchreiben.

---

*) Materialien S. 90.

**) Materialien S. 58.

Eine große Stärke beſitzt derſelbe endlich auch in vollſtändigem Umgehen und Ignoriren gewichtvoller, die Unſtatthaftigkeit ſeiner Anſicht documentirender Thatſachen und Umſtände. Ich komme bei dieſer Gelegenheit auf ein Paar Punkte zu ſprechen, den ſchon an und für ſich ſelbſt die größte Beachtung verdienen und die ich daher einer ausführlichen Erörterung unterwerfen und in einem eigenen Kapitel abhandeln werde, ich meine Hauſer's anfängliche einfache Diät und ſein Vermögen im Dunkeln zu ſehen.

---

*) Daſelbſt S. 89.

X.

Daß H. anfangs ſo ausſchließlich nur von Waſſer und Brod lebte und ſo lange durchaus nichts Anderes genießen wollte und konnte, paßt nicht recht in Herrn Eſchricht's idiotiſche Theorie; „denn obſchon die Idioten," heißt es S. 35; „ganz gewöhnlich einen beſonderen Geſchmack zeigen und zuweilen gern eſſen, was von Anderen ganz verſchmäht wird, ſo ſcheint doch ſeine ausſchließliche Neigung zu Waſſer und Brod kaum in dieſer Weiſe erklärt werden zu können." So iſt auch S. 37 von dem „irre gehenden Geſchmack die Rede, der allgemein bei Idioten vorkommt und ſie die widrigſten Dinge den ſonſt beliebten Leckereien vorziehen läßt." Hier aber wird dieſe Erſcheinung dennoch als auch auf H. paſſend betrachtet. Es wird hinzugeſetzt, man wiſſe nicht, ob H. auch Butter und anderes Fett oder Früchte, nach denen die mit Brod genährten Thiere beſonders begehrlich ſeien, ebenfalls verſchmäht habe. Ich bezeuge hiermit, daß **Hauſer's** Appetit mit ſtrengſter Ausſchließlichkeit nur auf Waſſer und Brod gerichtet war; daß er in der Periode, in welcher er dieſe Diät beobachtete, etwas Anderes nie wollte, mochte und vertrug und freiwillig nie genoß. Vorzüglich war ihm alles Animaliſche fürchterlich; Fleiſch ein wahrer Abſcheu, ſchon der phyſiſchen Empfindung nach, und der Gedanke, Getödtetes genießen zu ſollen, ein Gräuel für ſein Herz und ſeine Vorſtellung. Bei ſeiner endlich und nur mit großer Schwierigkeit und nach langer Vorbereitung zu Stande gekommenen Gewöhnung an die gebräuchliche Art von Koſt bildeten Waſſerſuppen, Milchbreie, Chocolade den Uebergang. Schon ein einziger Tropfen Fleiſchbrühe unter ſeine Waſſerſuppe gemiſcht, wurde von ihm verſpürt. Eben ſo war ihm alles Gewürzige, Geiſtige, Erhitzende und Potenzirende, wie Wein, Bier, Kaffee, Thee, durchaus unerträglich. Nur in Beziehung auf ein Paar Gewürze, die er vordem mit ſeinem Brod genoſſen, fand eine Ausnahme Statt, auf die ich unten zurückkommen werde. Bürgermeiſter **Binder** erwähnt in ſeiner am 7. Juli 1848 bekannt gemachten Schilderung die einfache Koſt, die er bei geſundem Anſehen und wohlgenährtem Körper bis zur Stunde genieße, während er vor jeder anderen nah oder ferne dargebotenen oder auch verſuchten den größten Abſcheu habe und ſie ſogleich mit wahrem Eckel zurückweiſe, ſo wie die Empfindlichkeit ſeiner Geruchs- und Geſchmacksnerven gegen die einfachſten Gegenſtände wie z. B. Blumen, Erdbeeren, Milch."*) In meinen „Mittheilungen" I. S. 5 findet ſich aufgezeichnet: „Von Fleiſchſpeiſen bekommt er fieberhafte Zufälle; Pflanzenſäure macht empfindlichen Reiz; das Süße iſt ihm widerlich; alles Gewürzhafte und Geiſtige bringt Erſcheinungen ſchreckhafter Art hervor." Und S. 35: „Genuß von Weinbeeren und friſchem Weinbeerſaft erregte Zuſtände der Erhöhung, Erhitzung und Trunkenheit, bis zu dem Grade, daß er ſeinen Rauſch ausſchlafen mußte." Feuerbach in einem Briefe an Eliſe von der Recke vom 20. Sept. 1828**) ſagt: „Er konnte nur Waſſer und Brod genießen; jedes andere Getränke, ſelbſt Milch und das kleinſte Bischen Fleiſch erregten ihm nicht bloß Eckel und Grauſen, ſondern auch Fieber. Auch jetzt noch genießt er weder Fleiſch, noch Gemüſe, noch Obſt." Vergl. ebendeſſelben „Kaſpar Hauſer" S. 21 f. Von Hauſer's ſpäterer, zu Ansbach geführter Lebensweiſe berichtet Feuerbach ebendaſelbſt S. 150: „Seine Lebensweiſe iſt jetzt faſt ganz die gewöhnliche anderer Menſchen. Er genießt, außer Schweinefleiſch,***) alle Arten von Speiſen, doch ohne

---

*) Frei, Geſchichte Kaſpar Hauſer's. Berlin, 1834 S. 14.

**) Feuerbach's Leben und Wirken, Leipzig 1852. II. S. 272 f.

***) Wer denkt hier nicht an den jüdiſchen Abſcheu vor dieſer hitzige Gewürze. Sein liebſtes Gewürz bleiben Kümmel, Fenchel und Koriander. Sein Getränke beſteht noch immer in Waſſer, nur Morgens wird dieſes durch eine Taſſe Geſundheitschocolade vertreten. Alle gegohrenen Getränke, Bier, Wein, wie auch Thee und Kaffee, ſind ihm fortwährend ein Gräuel und werden ihn, wollte man ihm davon einen Tropfen aufnöthigen, unfehlbar krank machen.“ S. 49 meiner „Mittheilungen“ habe ich von den Qualen geſprochen, die ihm Unverſtand und Muthwillen durch aufgedrungene Genüſſe bereiteten. „Man zwang ihm, den ſchon der Geruch ſolcher Dinge furchtbar erregte, Rauch- und Schnupftabak und geiſtige Getränke auf, und verſetzte ihn dadurch in Zuſtände, die ſelbſt die rohen Menſchen, die dies verübten oder geſchehen ließen, bange machten. Schon vom Geruche des Branntweins, den man ihm nahe brachte, bekam er tagelang Kopfleiden, von aufgedrungenem Käſe tagelanges Magendrücken u. ſ. w.“ Das paßt nun Alles gar wenig zu dem „irregehenden, auf Widerwärtiges gerichteten“ Geſchmack und Begehren der Idiotie. Eduard Seguin*) ſagt: „Désordres du gout, antipathies pour certains mets, appétence pour des matières repoussantes,

---

Art von Fleiſch, die man als den Reſt einer urſprünglich reineren Diät betrachten kann?

*) Thraitement moral hygiène et éducation des idiots. Paris, 1846. S. 256.

putrides, stercorales etc., antipathies pour certaines odeurs, aspiration violente pour les plus fêtides ou les plus ammoniacales, besoin de se frapper, de se mordre jusqu'au sang même, excès de sensibilité musicale, entrainant les convulsions, l'épilepsie, la suspension momentanée de l'intelligence; confusion de plusieurs couleurs par le sens de la vue, ou imperception absolue de quelques autres, telles sont les principales idiosyncrasies du système nerveux, auquelles les idiots sont sujets.“ Wer wird in ſolchen Zügen den Nürnberger Findling erkennen, in welchem ſich ganz im Gegentheil eine Reinheit und Unverdorbenheit des Geſchmackes und Appetites, wie ſonſt keine bekannt, geoffenbart hat, und welcher, während wahrhaft idiotiſche Subjekte nach Dingen verlangen, die gewöhnlichen Menſchen widrig und eckelhaft vorkommen, ſo Manches verabſcheute und zurückſtieß, was gewöhnlichen Menſchen nicht nur erträglich, ſondern ſogar angenehm und genußreich iſt!

Hauſer's diätetiſche Selbſtbeſchränkung auf Waſſer und Brod, und ſein Unvermögen, irgend etwas Anderes zu vertragen, hatte ohne Zweifel in langer Gewohnheit ihren Grund. Ich habe oben von dem wilden Mädchen geſprochen, das ſo begierig nach Blut war und in dem krankhaften Verfalle, der ihm die Aufnöthigung gewöhnlicher Nahrung zuzog, nur durch Saugen warmen Blutes erquickt wurde. So biegſam iſt die menſchliche Natur und ſo groß die Macht der Gewohnheit. Dieſe beiden jungen Weſen, jenes Mädchen und der Nürnberger Findling ſtellen zwei diätetiſche Extreme dar, während der nach dem Stinkenden und Scheußlichen begierige Idiot ein gar nicht hieher gehöriges pathologiſches Bild darbietet. Auch H. E. iſt genöthigt, hier gleich von vorn herein ſeiner idiotiſchen Theorie untreu zu werden und eine Gewohnheitsurſache zu Hülfe zu nehmen. Er behauptet jedoch, nicht im Zuſammenhange mit einem Verbrechen ſtehe es, daß der Knabe nichts Anderes erhalten habe, als jene höchſt einfachen Nahrungsmittel; der bettelarme Verpfleger deſſelben habe ihm nichts Anderes reichen können. Dagegen iſt Folgendes zu bemerken.

Erſtlich ſtimmt eine ſo ſtrenge, ausſchließliche Beſchränkung auf Waſſer und Brod gar nicht mit den Verhältniſſen und Sitten der Armuth überein. Sie pflegt nur in Gefängniſſen als Strafe vorzukommen. Arme Menſchen dagegen finden immer Gelegenheit, noch andere Dinge zu genießen und ſich namentlich an unreine und abſtoßende Gerüche und Nahrungsmittel zu gewöhnen. Sie bekommen allerlei geſchenkt, beſonders Speiſen, die man nicht mehr mag, ſchlechtes, übriggebliebenes, verdorbenes, übelſchmeckendes und übelriechendes Zeug. Sie finden und leſen ſich Manches vom Boden auf, wie vom Baum gefallene Früchte; ſie pflücken Beeren, ſie ſtehlen ſich auch

Manches der Art, wenigſtens was die hungrig umherlaufenden Kinder betrifft, bereiten ſich auch wohl einige warme Speiſen und Getränke zu Hauſe und leben beſonders von Kartoffeln und ſchlechtem Kaffee. Ich kenne eine aus zwei erwachſenen weiblichen Perſonen und zwei Kindern beſtehende Familie, die ſehr arm iſt und viel Noth leidet. Es iſt nur ein einziges Bett vorhanden, woraus ſchon allein der hier Statt findende Grad der Armuth und des Elendes abzunehmen. Da wird nun nicht allein Brod gebettelt, ſondern auch Kaffeeſatz geſammelt, der denn mehrmals des Tages abgeſotten und genoſſen wird, wie ich ſelbſt eine Zeit lang regelmäßig ſolchen hergegeben. Die Kinder bekommen Vieles von fremden Perſonen und ſind ſehr froh, an guten Tiſchen miteſſen zu dürfen. Wenn in ſpeziellem Falle ein bettelarmer Idiot, wie H. geweſen ſein ſoll, unnatürliche Gelüſte nach widerwärtigen, übelriechenden, fauligen und ſcheußlichen Dingen hat, ſo wird er dieſen häßlichen Trieb leicht immer befriedigen können; denn nie und nirgends fehlt es an ſolchen Subſtanzen und Gegenſtänden. Auf keine Weiſe wird Armuth und Idiotie zuſammen eine Erſcheinung liefern, wie der Nürnberger Findling war.

Ueberdies — und das wollte ich eigentlich hervorheben — hat H. E. einen äußerſt wichtigen und ſprechenden Umſtand ignorirt, der ſich mit ſeiner Anſicht durchaus nicht verträgt. H. hat in ſeinem früheren unbekannten Aufenthalte nicht gewöhnliches, grobes Schwarzbrod erhalten, ſondern eine feinere, ſtark gewürzte Art, ſogenanntes Verlaufbrod, wie es auf dem Lande meines Wiſſens als Feſt-, Hochzeit- und Herrſchaftsbrod gebacken wird. Das Brod, das er in Nürnberg zu genießen pflegte, war keineswegs das, was er wünſchte; er aß es nur in Ermangelung jenes beſſeren, welches er ſehr ſchwer entbehrte und nach welchem er ſich ſtets zurückſehnte. Als er dieſe Art von Brod zufällig einmal zu Geſichte bekam, weinte er vor Freude. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß die Gewürze dieſes Brodes das einzige diätetiſch Reizende waren, was er liebte und vertrug, eine Ausnahme, die ſich auch wieder auf die Gewohnheit gründete. Dieſe Gewürze waren Kümmel, Anis, Koriander und Fenchel; und es iſt merkwürdig, wie er trotz ſeiner ſonſt ſo beiſpielloſen Schwäche und Reizbarkeit, was ſolche Genüſſe betrifft, ſelbſt den ſtarken Fenchelzucker aus der Apotheke vertrug, ſo wie auch Kümmelthee genießen konnte, der ihm arzeneiliche Dienſte that. Nun merke man wohl, was aus dieſen von H. E. ſo unredlicher Weiſe verſchwiegenen Umſtänden folgt! Ein Bettler, ein „blutarmer" Mann, wie Hauſer's Ernährer geweſen ſein ſoll, hätte ſein Pflegekind gewiß nicht mit ſolchem Brode aufgefüttert. Das allein ſchon iſt im Stande, dieſe ganze Theorie über den Haufen zu werfen.

Ein anderer Umſtand, von welchem H. E. ebenfalls Nichts wiſſen will, iſt dieſer, daß H. bei ſtockfinſterer Nacht zu ſehen vermochte und daß es für ihn keine ſeine Sehkraft total außer Wirkung ſetzende Dunkelheit gab. In meinen „Mittheilungen“ S. 6 heißt es: „Sein an Finſterniß gewöhntes Auge ſieht in einer Dunkelheit, in der ein gewöhnliches Auge weder Farbe noch Umriß erkennt, noch ziemlich gut. Er unterſcheidet in einer für Andere gänzlichen Finſterniß noch Dunkelbraun und Dunkelroth, Dunkelgrün und Schwarz u. dergl., und braucht in der Nacht kein Licht, um ſich im Hauſe überall zurechtzufinden und mit Sicherheit umherzugehen; ja er ſieht in der Dämmerung beſſer, als bei hellem Tage. Ich habe mich von dieſer Fähigkeit Hauſer's, im Dunkeln zu ſehen, durch Beobachtungen und Verſuche überzeugt, wobei derſelbe keinen Betrug ſpielen konnte.“ So meldet auch Feuerbach in ſeinem „Kaſpar Hauſer“ S. 104 ff.: „Es gab für ihn keine Dämmerung, keine Nacht, keine Finſterniß. Man wurde hierauf zuerſt aufmerkſam, als man bemerkte, daß er Nachts überall hin mit der größten Sicherheit vorwärtsſchritt, und daß er, ſo oft er an einen dunkeln Ort ging, das ihm angebotene Licht ausſchlug. Mit Verwunderung oder Lachen ſah er öfters den Leuten zu, die an dunkeln Orten, wie Nachts beim Eintritt in das Haus und beim Treppenſteigen, ſich durch Tappen und Anhalten zu helfen ſuchten. Im Dämmerlichte ſah er ſogar bei Weitem beſſer, als am hellen Tage. So las er, nach Untergang der Sonne, auf der Straße eine Hausnummer, die er bei Tage wenigſtens in ſolcher Ferne nicht würde erkannt haben, auf ungefähr 180 Schritte weit. Bei tiefer Dämmerung machte er einſt ſeinen Lehrer auf eine Mücke aufmerkſam, die in einem ſehr entfernten Spinnengewebe hing. Bei völliger Nacht unterſchied er, nach ſorgfältig mit ihm angeſtellten Verſuchen, die Farben, wie die blaue und grüne. Wenn bei einbrechender Dämmerung, ein gewöhnliches, weitſichtiges Auge nur erſt 3 oder 4 Sterne am Himmel ſah, ſo erkannte er bereits die Sterngruppen und wußte die einzelnen Sterne darin nach ihrer Größe und ihrem eigenthümlichen Farbenſpiel zu unterſcheiden.“ In einem Briefe an **Eliſe von der Recke** vom 20. Sept. 1828 ſagt **Feuerbach**: „Es zeigen ſich an ihm die merkwürdigſten phyſiologiſchen Erſcheinungen. Er ſieht, ohne Kackerlack zu ſein, bei finſterer Nacht eben ſo gut, als bei Tag u. ſ. w.*) **H. v. Tucher**, **Hauſer's** Vormund,

---

*) „**Feuerbach's** Leben und Wirken,“ Leipz. 1852 S. 275 f. Daß **Hauſer's** Augen von Natur nicht abnorm beſchaffen waren, zeigte ſich dadurch, daß er ſich allmählich an's Licht gewöhnte und dann auch nicht mehr, wie früher, im Dunkeln ſah. So berichtet **Feuerbach** aus ſpäterer Zeit S. 50 f. „Er ſieht zwar noch immer im Dunkeln, ſo daß es für ihn keine wahre Nacht, ſondern nur Dämmerung giebt; doch iſt er nicht mehr im Stande, wie ſonſt, im Finſteren zu leſen oder in weiter Entfernung die kleinſten Gegenſtände zu erkennen. Während er ehemals bei dunkler Nacht weit beſſer und ſchärfer ſah, als bei Tage, iſt es jetzt umgekehrt. Gleich anderen Menſchen verträgt und liebt er jetzt das Sonnenlicht, das nicht mehr, wie ſonſt, ſeine Augen verwundet.“

erzählte in ſeiner Vernehmung den 5. Dec. 1830: „Ein Verſuch im Sommer 1828 gab mir den Beweis, daß H. damals bei gänzlicher Finſterniß an einem Spätabend zwei Stücke von dunkelbraunem und dunkelrothem Tuch genau unterſchied und ihrer Farbe nach beſchrieb, während meine und Daumer's Augen nicht im Stande waren, dieſe Tuchfleckchen zu ſehen, wenn ſie nicht auf einem hellen Grund gehalten wurden. Auf einem Spaziergang ſah er bei einbrechender Dämmerung in einer Entfernung von circa 150 Schritten die ſchwarzen Beeren eines Hollunderbaumes und gab ihre Verſchiedenheit von den ihm ſchon bekannten Schwarzbeeren an. Es war dabei ſo dunkel, daß ich und Prof. Hermann nur die Umriſſe des Baumes erkannten*). Dieſe Befähigung, in einer für gewöhnliche Augen totalen Finſterniß zu ſehen, und bei ſchwachem Lichte beſſer, als bei ſtarkem, läßt ſich nur aus einem vorhergegangenen langen Aufenthalt im Dunkeln erklären. Weder dem Gauner und Gaukler von Anfang an, noch dem Idioten konnten ſolche Eigenheiten zu Theil werden. Es wird alſo auch Kraft dieſes Umſtandes bei der Feuerbach'ſchen Anſicht ſein unabänderliches Verbleiben haben.

---

*) Hitzig's Annalen IX. S. 440.

XI.

Ich weiß nicht, ob dem geneigten Leſer bekannt iſt, was Salpen ſind. Es heißen ſo gewiſſe curioſe Seethiere, die mit Nürnberger Findlingen wenig Aehnlichkeit haben und daher auch hier gar nicht am Orte zu ſein ſcheinen, die aber mit dem Gegenſtande, der uns beſchäftigt, doch inſofern zuſammenkommen, als königl. däniſche Etatsräthe und Profeſſoren über Beide ganze Abhandlungen geſchrieben, dabei dem Romantiſchen, Wunderbaren und Märchenhaften aufklärend entgegengearbeitet, daſſelbe durch rationelle Auffaſſungen zu verdrängen unternommen, jedoch das Unglück gehabt haben, ſich ſo gewaltig zu irren und zu blamiren, daß die ſcharfſinnige Theorie wie Waſſer zerrann, das unglaubliche Faktum aber blieb und Recht behielt; denn „Nichts iſt hartnäckiger, als die Thatſache, und Nichts iſt hinfälliger, als die Hypotheſe,“ wie Carl Vogt bemerkt.

„Ueber die Fortpflanzungsart der Salpen war man lange im Dunkeln,“ ſagt ebenderſelbe. „Und ſelbſt als die Wahrheit gefunden war, ſollte ſie lange nicht anerkannt werden, weil ſie als eine ſonderbare Ausnahmserſcheinung daſtand, zu der ſich kein Analogon finden laſſen wollte. Und dann war es ja ein Dichter, der auf ſeiner Fahrt als Peter Schlemihl um die Welt dieſe Thatſache gefunden hatte. Der Stolz eines Profeſſors mußte ſich gegen einen ſolchen Eingriff empören. Erſt die neuere Zeit gab dem armen Peter Schlemihl wieder Recht, indem ſie bei Eingeweidewürmern, Quallenpolypen und einer Menge anderer Thiere ähnliche Phänomene nachwies, ſo die Reihe der Thatſachen vergrößerte und verallgemeinerte und von der Ausnahmsſtellung zum Falle einer Regel erhob.“

„Chamiſſo hatte ſonderbare Dinge geſehen. Es waren Floſſenſalpen, durch Fortſätze zu ringförmigen Ketten vereinigt. Jede dieſer Salpen trug in ihrem Innern einen Embryo, der aber anders organiſirt und geſtaltet war, als die Mutterſalpe.“ Ich umgehe der Kürze wegen das Nähere, das man bei Vogt nachſehen kann. Es fehlten namentlich gewiſſe Organe, die ſich ſpäter entwickeln mochten. „Chamiſſo fand jedoch andere Individuen, einzelne, nicht zu Ketten vereinigt, ſo groß, daß ſie die größten Kettenthiere, die er gefunden, noch übertrafen und dennoch vollkommen jenen Embryonen ähnlich. Aus Einzelthieren wuchſen wieder Radkränze von jungen Kettenthieren hervor, die in Geſtalt und Struktur ganz den älteren Kettenthieren glichen, welche die jungen Einzelthiere im Innern trugen.“

„So war es klar: es gab bei dieſen Salpen zweierlei abwechſelnde Generationen; die Kettenthiere brachten in ſich einzelne, der Geſtalt und Struktur nach von ihnen verſchiedene Junge hervor und die ſo erzeugten und beſchaffenen Einzelthiere ließen aus ihrem Körper junge Kettenthiere hervorwachſen. Das Kind glich nicht der Mutter, ſondern der Enkel der Großmutter, die entſprechenden Generationen folgten ſich nicht unmittelbar; es war eine Wechſelfolge. Kettenthier, Einzelthier, Kettenthier, Einzelthier u. ſ. f.“

„Der Kopenhagener Profeſſor fand dieſe Anſicht des Dichters allzu romantiſch. Er erklärte die Sache aus dem Nachlaß der älterlichen Kräfte. Die junge Salpe, im Vollgenuß ihrer Geſundheit, ſollte ſich mit einfacher Nachkommenſchaft nicht begnügen, ſondern gleich ganze Ketten produciren; im Alter, ruhiger und geſetzter geworden, erlaubte ſie ſich von Zeit zu Zeit eine Reminiscenz ihrer Jugendfreunden in Geſtalt eines einzelnen Embryo. — Doch nein, ich irre mich bei meinen Querfahrten durch die däniſche Baſtardſprache. Im Gegentheil, die Salpe fing dem Profeſſor zu Folge erſt ſchüchtern, gleichſam verſuchsweiſe mit vereinzelten Jungen an, ſpäter aber, in der ſittlichen Verkommniß und Unkeuſchheit weiter fortgeſchritten, unterſtand ſie ſich, ganze Ketten von Jungen auf einmal in die Welt zu ſchleudern.“

Ich bin nur froh, daß ich nie Etwas mit Erziehung und Leitung der Salpen zu thun hatte, ſonſt würde mir H. E. ihre moraliſche Verderbniß ebenfalls mit großem Geſchrei zur Laſt gelegt haben; kein anderer Menſch als ich hätte ſie ſo üppig gemacht, und „Unverſtand und ſchlechte Erziehung“ würde auch der Titel ſeiner glorreichen Abhandlung über die Salpen ſein.

„Bis in die neueſte Zeit ſchwankten die Gelehrten zwiſchen dem Dichter und dem Profeſſor, zwiſchen der Romantik und der poſitiv-ſocialen Theorie; die nüchterne Unterſuchung gab dem Dichter Recht. Krohn ſtellte unwiderleglich feſt, daß alle Salpen gleichen Generationswechſel zeigen, daß jede Art in zwei verſchiedenen Geſtalten, als Ketten- und Einzelthier, auftrete.“*)

Wohlgemerkt! Die nüchterne Unterſuchung gab dem Poeten, dem Phantaſten, dem Märchenſchreiber gegen die rationellen Erklärer und Hypotheſenmacher, die Fanatiker der Nüchternheit und Vertreiber aller myſtiſchen Nebel und Dunkelheiten in Natur und Geſchichte Recht. Das iſt denkwürdig und inſtruktiv, ſo Etwas ſollte man ſich wohl merken und zur Warnung dienen laſſen. Aber dieſe Leute lernen Nichts. So wie ihnen Etwas vorkommt, was nur irgend den Schein des Wunderbaren und Romantiſchen hat, ſo werden ſie toll, jenen mit Hörnern geſchmückten, doch nicht mit Geiſt geſegneten Thieren ähnlich, wenn ſie ein rothes Tuch erblicken. Sie vergeſſen die Lektion, die ihnen die Salpen gegeben und ſtürzen ſich auf Nürnberger Findlinge und „narrenhafte Profeſſoren,“ die ſich unterſtehen, nicht bloß Profeſſoren, lederne Fachgelehrte und aufgeſpreizte Kathederfiguren, ſondern auch Menſchen, ja ſogar Dichter zu ſein, und in einem Falle, wo nicht willkürlich erfindende Phantaſie und träumende Einbildung, ſondern Wirklichkeit und Geſchichte ſelbſt einen Roman ſpielt und eine Art von Wunder bietet, das intereſſanter, als alle erdichteten iſt, dies willig anzuerkennen und nicht mit aller Gewalt und um jeden Preis gleichwohl nur die allergemeinſte Realität daraus zu machen. Das Reſultat dürfte daſſelbe ſein. Denn Wahrheit und Natur iſt tauſendmal lieber auf der Seite des kindlich anſchauenden, ſich der Thatſache gläubig hingebenden Poeten und Romantikers, als auf der des eitlen

---

*) Vogt, Bilder aus dem Thierleben, Frankf. a. M. 1852 S. 59 ff.

Klüglings und wüthigen Meinungstyrannen, der den Dingen aprioriſch verſchreibt, wie ſie ſein und nicht ſein ſollen, und der Jeden, der anders denkt und ſieht, als er, in's Narrenhaus ſperrt oder moraliſirend und theologiſirend dem Teufel übergiebt.

XII.

Ich glaube mich nun mit Herrn Eſchricht's „Unverſtand,“ lügenhafter Darſtellung und unglücklicher Hypotheſenſucht genugſam beſchäftigt zu haben, und wende mich nun einem anderen, intelligenteren, aber um ſo bedenklicheren Charakter zu. Es iſt der bis jetzt nur gelegentlich erwähnte engliſche Graf Stanhope, der eine ſo höchſt auffallende und ſonderbare Rolle geſpielt, indem er ſich aus dem anſcheinend liebevollſten, ja verliebteſten Freund und Beſchützer des Findlings, in den feindſeligſten Gegner, Ankläger und Beſchimpfer deſſelben verwandelt hat, ohne daß in den offen da liegenden Umſtänden und Thatſachen ein natürlicher und genügender Grund zu einer ſolchen Umwandlung zu entdecken iſt. Dieſe Erſcheinung muß beleuchtet werden, erſtlich weil ſich, wie ehemals Merker, ſo jetzt auch wieder Eſchricht ganz vorzüglich auf die gräflichen Berichte und Mittheilungen ſtützt, hiebei aber die von Beiden ihrem Intereſſe gemäß total umgangene, von mir aber um ſo mehr zu erörternde Frage nach dem Werthe und der Brauchbarkeit dieſer Geſchichtsquellen entſteht; zweitens weil man hier allem Anſcheine nach auf den Punkt trifft, wo das ganze Hauſeriſche Problem in ſeiner Wurzel zu erfaſſen und zu ſeiner wahrhaften Löſung zu bringen iſt. Ich führe hier nicht nur meine Sache, und nicht nur die Sache derjenigen, die mit mir aus gleichem Grunde und in ähnlicher Weiſe angefochten und herabgeſetzt werden. Ich glaube auch den Manen des Gemordeten, mit dem ich einſt ſo nahe verbunden war, Etwas ſchuldig zu ſein. Wenn es erlaubt iſt, wider dieſen fort und fort jeden noch ſo niedrigen Verdacht, jede noch ſo entwürdigende und beſchimpfende Anſicht und Beſchuldigung öffentlich auszuſprechen. — Herr Eſchricht nennt ihn ſogar einen „Elenden“ — ſo wird es auch geſtattet ſein, bemerklich zu machen und nachzuweiſen, daß es noch andere in dieſe dunkle Geſchichte verwickelte Perſonen giebt, bei welchen nicht Alles einfach klar und faßlich iſt, und deren Benehmen die Annahme begründet, daß ſie aus ganz anderen Beweggründen gehandelt, als diejenigen ſind, die ſie der Welt gegenüber offen zu erkennen gegeben.

Beſagter Graf Stanhope zeigte ſich Anfangs von Hauſer's Perſon und Weſen dermaßen bezaubert und hingeriſſen, daß er in das innigſte und vertrauteſte Verhältniß zu ihm trat, ihm koſtbare Geſchenke machte, und ihn ſogar, nachdem die deßhalb mit dem Nürnberger Magiſtrate gepflogenen Verhandlungen zu ihrer Reife gediehen, förmlich an Kindesſtatt annahm, wie es ſich vom Mai 1831 bis zum Januar 1832 ereignete und ein neues, außerordentliches Aufſehen machte. Auch nahm ihn St. von Nürnberg hinweg, verſetzte ihn nach Ansbach, gab ihn daſelbſt bei dem Lehrer Meyer in häusliche Pflege und Obhut und ſtellte ihn übrigens unter die Aufſicht des Gendarmerie-Lieutenants Hickel, den er als einen ſpeziellen Freund bezeichnete, zu welchem er das größte Vertrauen hege. Dann verreiſte er wieder und ſandte ſeinem Pflegeſohn Briefe aus der Ferne zu. Im December 1833 ſollte er, ſeiner Ankündigung nach, wieder in Ansbach eintreffen; da aber, am 14. des Monates, ward H. zum Tode getroffen, am 17. verſchied er, am 20. ward er begraben. Jetzt war der Graf zur Hand. Am 22. December, zwei Tage nach dem Begräbniſſe, wie ich in Druckſchriften angegeben finde, erſchien er zu Ansbach und begann ſeine neue Rolle zu ſpielen, indem er den ehemaligen Liebling und Adoptivſohn, den man ſo eben erſt in's Grab geſenkt, als Betrüger und Selbſtmörder bezeichnete.

Er ging hierauf nach München, ward hier gerichtlich vernommen und erklärte auch hier, daß er ſich in H. getäuſcht habe und daß er nun in allen Stücken der Anſicht des Polizeirathes Merker in Berlin ſei, der in dem Findling den Betrüger entdeckt und entlarvt habe. Doch auch damit begnügte er ſich nicht; er entfaltete den brennendſten und rührigſten Eifer, von all den meiſt ganz obſkuren Perſonen, die mit H. bei deſſen erſtem Auftreten in Berührung gekommen, Ausſagen zu erhalten, welche die Sache noch nachträglich aufklären, d. h. wider den Unglücklichen ſprechen und zeugen konnten, trat in hülfreiche Verbindung mit Merker, ſtreute verſchiedene Broſchüren aus, welche zum Zwecke hatten, das Publikum in ſeinem Glauben an H. irre zu machen und ihm die Merkeriſche Anſicht aufzudringen, und that überhaupt Alles, was nur immer geſchehen konnte, um vor aller Welt den Beweis zu führen, daß der junge Menſch, deſſen er ſich ſo feurig und zärtlich angenommen, nichts weiter, als ein gemeiner Burſche, elender Gaukler und ſchmählicher Selbſtmörder geweſen.

Ich frage: Iſt das natürlich und begreiflich, wenn nicht ein geheimer Grund vorhanden war, welcher dieſen Mann zu einem ſo ungleichen und inconſequenten, ihm ſelbſt zu ſo großer Beſchämung gereichenden Benehmen trieb? — Die pure Wahrheitsliebe, behauptete er, ſei ſein Motiv, als er der Welt auf alle nur erſinnliche Weiſe eine Anſicht beizubringen bemüht war, die mit der, zu welcher er ſich früher bekannt und die durch ihn eine neue, glänzende Stütze erhalten hatte, in ſo directem Gegenſatze ſtand. Wer aber den Menſchen kennt, wem bewußt iſt, welche Rolle in ihm Rechthaberei, Eigenſinn und Eitelkeit ſpielen, und wie ſehr es ſelbſt die Beſſeren und Beſten zu ſcheuen pflegen, ſich für betrogen zu erklären und ſich ein ihrem Verſtande zur Unehre gereichendes Dementi zu geben, der wird die Sache keineswegs ſo einfach und arglos hinnehmen können. Es iſt möglich, daß ſich eines Menſchen Anſicht und Stimmung ändert und eine ganz entgegengeſetzte in ihm herrſchend wird. Wenn nun derſelbe ein redlicher und wahrheitsliebender Charakter iſt, ſo wird er dieſe Metamorphoſe, in dem Falle, daß er darüber eine Erklärung zu geben hat, auch nicht verläugnen; er wird die Wahrheit ſagen, ſei ſie auch noch ſo verdrießlich und beſchämend für ihn. Er wird ſich aber ein ſolches Geſtändniß ſo viel als möglich zu erſparen ſuchen, wird ſich am liebſten ruhig und ſtille verhalten und nicht die leidenſchaftlichſten Anſtrengungen machen, dasjenige, wofür er früher eine ſchwärmeriſche Liebe und Begeiſterung öffentlich an den Tag gelegt, nun eben ſo öffentlich anzufeinden, ſchlecht zu machen und in den Koth zu treten. „Sie wiſſen," ſagt Stanhope in einem Schreiben an den Lehrer Meyer, „daß ich nicht die Abſicht gehabt, mir Hauſern als eine Merkwürdigkeit abtreten zu laſſen; ich nahm einen hülfsbedürftigen Jüngling in meinen Schutz, für den ich viel Freundſchaft empfand und der ſich immer mit der größten Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Gelehrigkeit gegen mich betragen hat.“ Aber ſo maßvoll und kühl nahm ſich die Sache gar nicht aus. Der Graf betrug ſich gegen H. in der Art, daß die böſe Welt eine gewiſſe unnatürliche Zuneigung und Abſicht darin zu erkennen meinte. Ich glaube nicht, was man damals geſchwatzt hat, da ich der Meinung bin, daß ein ganz anderes Geheimniß im Hintergrunde geſtanden. Aber man ſieht daraus, was die Sache für eine Geſtalt und für einen Anſchein hatte. Es ſind ferner in meinem Beſitze einige Briefe, welche H. von Tucher zu Nürnberg als damaliger Vormund Hauſer's an Stanhope und Feuerbach ſchrieb und welche die größte Unzufriedenheit mit der Art ausdrücken, in welcher H. von dem Grafen behandelt wurde, ſofern dieſer gegen alle Regeln einer vernünftigen Erziehung und Leitung der Jugend verſtieß und Alles that, was insbeſondere einem jungen Menſchen, wie H., zu Grunde richten mußte. Er ſtellte dieſen ganz auf die Stufe eines reifen Mannes, einer fertigen, ſelbſtſtändigen Perſönlichkeit, eröffnete ihm glänzende Ausſichten, gab ihm anſehnliche Geldſummen in die Hände, veranlaßte ihn, ſich den Magen zu verderben u. ſ. ſ., worüber H. v. Tucher gewiß mit Recht die bitterſte Klage erhob. Man wird einen Auszug aus dieſen documentalen Briefen im Anhange finden. Im grellſten Contraſte mit dieſer zunächſt hervortretenden unſtatthaften Höherſtellung und maßloſen Verhätſchelung ſteht das tyranniſche und gewalthätige Verfahren, welches nachher zu Ansbach auf Stanhope's Anſtifen gegen H. in Anwendung gebracht worden iſt, und welches ich unten Cap. XIV. ſchildern werde.

H. hat ſich gegen Stanhope, wie dieſer ſelbſt bezeugt, immer mit der „größten Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Gelehrigkeit“ betragen. Sieht das einem Betrüger, und nicht vielmehr einem einfach guten Kinde gleich? Und wenn ſich H. ſo betragen hat, woher denn die Wuth, die den Grafen zu ſo angelegentlicher und angeſtrengter Verdächtigung und Beſchimpfung deſſelben trieb?

Ebenſo iſt die Frage, was ihn denn ſo ſehr gegen den Präſidenten von Feuerbach in Harniſch gebracht. Dieſer hatte ihm ſein edles, warmes Herz erſchloſſen, hatte ihm öffentlich, wie beſonders in der Dedication zu ſeinem „Kaſpar Hauſer“ die größte Ehre angethan. Wie mochte Stanhope nach deſſen Tode gleichwohl ſo feindſelig gegen ihn auftreten, die ärgſten Beſchuldigungen gegen ihn ſchleudern und ihn auf alle nur erdenkliche Weiſe verfolgen und herunterſetzen? Nach S. 53 der „Materialien“ enthält der „Feuerbachiſche Roman“ zahlloſe Unrichtigkeiten; nach S. 71 hat F. ſogar wiſſentlich ganz falſche Thatſachen angegeben, hat ſolche ohne allen realen Anlaß förmlich erdichtet, was doch ganz unglaublich iſt; und S. 57 heißt es, er habe die Geſchichte nach Art eines Dichters oder Romanſchreibers verfälſcht, und die Wahrheit auf eine ganz unverzeihliche Weiſe mit Füßen getreten. Wie ſoll man ſich eine ſolche Metamorphoſe, eine ſolche Undankbarkeit und Gereiztheit erklären?

So lange Feuerbach lebte, hütete ſich der Graf, Behauptungen der angegebenen Art auszuſprechen; er wartete, bis der treffliche, vielverehrte Mann in's Grab geſunken. Eben ſo ging er auch nicht eher daran, ſeinen einſt ſo theueren Adoptivſohn und Liebling zu beſchimpfen, als bis derſelbe, vom Dolche des Mörders getroffen, in der Erde lag. Es iſt recht hübſch, wenn man ſo gleichſam mit dem Schickſale im Bunde ſteht und die Menſchen, deren Ehre man zu vernichten im Sinne hat, vorher ſo wegſterben laſſen kann.

Stanhope hat ſich bemüht, wider Feuerbach's Berichterſtattung eine Reihe namhafter Zeugen aufzubringen, deren Ausſagen von ihm und Merker nach Kräften ausgebeutet werden. Er beruft ſich aber auch häufig auf Perſonen, die er nicht einmal mit Namen nennt und denen er daher alles Mögliche in den Mund legen kann — eine Art von Beweisführung, die ſehr bequem, aber auch vollkommen null und nichtig iſt, ja bei Verſtändigen vielmehr das Gegentheil deſſen bewirkt, was ſie bezweckt. Um ein Paar Belege zu geben, ſo heißt es z. B. in Bezug auf den Nürnberger Mordverſuch S. 67 der „Materialien“: „Es iſt nicht wahr, daß H., weil er ſich unwohl fühlte, auf Geheiß ſeines Erziehers, zu Hauſe blieb; denn der Specereihändler N. zu Nürnberg erzählte mir“ u. ſ. w. Wie lächerlich! S. 42 weiß er Etwas durch einen Profeſſor, der ebenfalls ungenannt bleibt. S. 67 hat er eine ſonſt völlig unbekannte Gaukelei des Findlings von einer gewiſſen, auch wieder namenloſen Dame erfahren. Zuweilen verſichert er, daß die Perſonen, deren Namen er verſchweigt, alles Zutrauen verdienten. So will er ebendaſelbſt S. 44 etwas zu Hauſer's Nachtheil Gereichendes von einem „ganz glaubwürdigen, ſehr angeſehenen Rathsherrn zu Nürnberg“ vernommen haben. S. 50 hat er eine wichtige Conceſſion, die Feuerbach gemacht haben ſoll, von einem „ganz glaubwürdigen“ Zeugen erfahren. S. 59 iſt ihm eine ganz unglaubliche Thatſache von einem „ſehr erfahrenen, ganz glaubwürdigen“ Polizeibeamten berichtet worden, u. ſ. w.

St. konnte nicht glauben, daß er durch ſolche Bemühungen und Publikationen etwas Gutes ſtiften werde und daß es deßhalb ſeine Pflicht ſei, ſo zu verfahren; denn er ſagt in ſeinen „Materialien“ S. 116: „Hauſer's berühmte Geſchichte iſt unheilbringend für ſeine Mitmenſchen und wird immer Mißtrauen erregen, auch gegen Viele, die unſchuldig, wenn auch nicht ganz unverdächtig ſind. Eine unbillige Beurtheilung und eine daraus fließende fühlloſe Behandlung wird nur zu oft das traurige Loos von Menſchen ſein, die, wenn dieſe merkwürdige, warnende Geſchichte unbekannt geblieben wäre, Nachſicht und

Menſchenliebe erfahren hätten.“ Da wäre es doch bei Gott verzeihlich, ja eine gute That geweſen, wenn St. ſeine veränderte Meinung möglichſt für ſich behalten, nicht aber mit ſolchem Eifer und Aufſehen zu verkünden und zu verbreiten geſucht hätte.

Schon aus dieſen Betrachtungen, glaube ich, wird erhellen, daß hier ein Geheimniß ſteckt, welches, ſo viel als möglich, aufzudecken, die dringende Aufgabe Desjenigen iſt, der ſich mit der Löſung des Hauſeriſchen Problemes befaßt. Es iſt das aber noch lange nicht Alles, was ich beizubringen habe. Ich werde im Folgenden einige Thatſachen und Umſtände berichten, die dem räthſelhaften Weſen des engliſchen Grafen ein noch pikanteres Anſehen geben.

XIII.

Graf Stanhope war ſchon im Jahr 1829 zu Nürnberg, und zwar gerade um die Zeit, da ſich in meinem Hauſe jener erſte mißlungene Mordverſuch begab. Damals vermied er die perſönliche Annäherung und Anſchließung an Hauſer, mit dem er ſich erſt im Mai 1831 bekannt zu machen für gut befunden hat.*) Als ſpäterhin zu Ansbach der blutige Anſchlag zu Ende geführt wurde, war St. auch wieder in der Nähe, da er ſogleich nach Hauſer's Begräbniß erſchien und ſeine neue Rolle zu ſpielen begann. Man ſagte, er habe mit ſeinem Wiedererſcheinen ſo lange gezögert, bis die Kataſtrophe eingetreten war, um ſofort als Ankläger des Gemordeten aufzutreten. Ich laſſe das dahingeſtellt ſein. Es mag die beiden Male der ſonderbarſte aller Zufälle gewaltet haben und der Graf deßhalb vollkommen unſchuldig ſein. Aber Etwas muß ich berichten, was mich gegen den Mann, von dem ich zuvor durchaus nichts Arges dachte, im höchſten Grade verſtimmt und eingenommen hat.

---

*) Vergl. „Materialien“ S. 108.

Stanhope kam nach Hauſer's Tode zu mir und ſuchte mich zu bewegen, ein öffentliches Zeugniß gegen ihn abzulegen. Ich, als der Erzieher und aufmerkſamſte Beobachter des Findlings, bildete hier eine nicht unbedeutende Autorität, und wenn dieſe gegen ihn verwendet werden konnte, ſo war es völlig um ihn geſchehen. Es kam darauf an, ob ich in das abſcheuliche Complot zu ziehen ſei. Der Graf machte mir deßhalb mehrere Beſuche, bei denen er allmählig immer deutlicher zu erkennen gab, worauf es abgeſehen war. Ich gerieth darüber in das größte Erſtaunen und wußte mich bei dem argloſen Vertrauen, daß ich zu St. hegte, zunächſt gar nicht in die Sache zu finden. Weibliche Augen pflegen in dieſen Dingen ſchärfer zu ſehen. Nicht ich, ſondern meine Mutter war es, die einen ſchweren Verdacht faßte und gegen mich, als ich ihr meine Verwunderung über Stanhope äußerte, ein Wort ausſprach, das ich mich zu wiederholen enthalte.*) Nun war es allerdings auch um mein zutrauliches Verhältniß zu dem unheimlichen Manne geſchehen. Als er das letzte Mal bei mir war, konnte ihm meine tiefe Verſtimmung gegen ihn nicht entgehen; die Unterhaltung wurde ihm peinlich; auf einmal ſprang er auf, lief, wie von den Furien gepeitſcht, die Treppe hinab und zum Hauſe hinaus und ließ ſich nicht mehr ſehen.

---

*) „Siehſt du denn nicht, daß dies der — — — — — — iſt?" rief ſie.

Es iſt erzählt worden, die Königin Karoline von Bayern habe zu dem Grafen geſagt: „Von Ihnen hat man eine ſchöne Meinung; man ſagt, Sie hätten den Hauſer umbringen laſſen.“ Mag dies wahr oder falſch ſein, ſo giebt es doch zu erkennen, daß man im Publikum nicht durchgängig ſo arglos und blind gegen das pſychologiſch Wunderbare und Unbegreifliche in dem Benehmen des Engländers war.

Es kam nach Hauſer's Tode auch einmal ein anderer Engländer zu mir, der mir ebenfalls, doch in ganz anderer Weiſe und Richtung, ein Räthſel war. Es begleitete ihn ſeine Gattin, und ſie erkundigten ſich beide höchſt angelegentlich nach dem Verſtorbenen. Der Mann kam dabei in die größte Bewegung und Aufregung und ſprach ſich mit großem Pathos gegen den Mörder aus; der Dame war es hauptſächlich darum zu thun, zu erfahren, ob Hauſer ein guter und liebenswürdiger Menſch geweſen. Alles verrieth, daß ſie die Ueberzeugung hegten, H. ſei ein ihnen entriſſenes Kind. Der Mann war Hauſern der Statur und Phyſiognomie nach ſehr ähnlich. „Ich bin reich,“ ſagte er, und das will viel heißen in dem Munde eines Engländers. Als er in den Wagen ſtieg, bettelte ihn Jemand an. „Ah, du biſt arm!“ ſagte er und gab ihm ein großes Geldſtück. Der Wagen rollte fort und ich habe auch von dieſen Perſonen nichts wieder geſehen noch gehört.

Es kam endlich auch eine alte Engländerin, die ebenfalls ein ganz beſonderes Intereſſe an der Geſchichte des Findlings nahm. Sie hatte den Grafen ſcharf in's Auge gefaßt und jeden ſeiner Schritte belauert. Sie zeigte mir Zeitungsblätter und Fremdenanzeigen, die Stanhope's Namen enthielten und die ihr zu Documenten ſeines Aufenthaltes in Beziehung auf die wichtigſten Zeitpunkte der Geſchichte Hauſer's dienten.

Man ſieht, es kommt viel zuſammen, was auf England deutet. Außerdem führen ſehr auffallende Spuren nach Ungarn hin. Ich gebe der Anſicht Raum, daß die Geſchichte ihre Wurzeln in den ariſtokratiſchen Kreiſen Englands habe, daß der Findling von daher ſtamme, einen Theil ſeiner Kindheit aber in Ungarn zugebracht habe. Näheres wird man eher in jenen Ländern, als bei uns herauszufinden im Stande ſein. Eine Möglichkeit der Entdeckung muß man gefürchtet haben, ſonſt hätte man den Unglücklichen nicht ſo gewaltſam aus der Welt geſchafft, hätte nicht zu gleicher Zeit, wofern der Schein nicht trügt, den wichtigen Mann, der an der Spitze der Unterſuchung ſtand und der ſich ihr mit ſo großem Eifer gewidmet hatte, aus dem Wege geräumt.

In demſelben Jahre, in welchem Hauſer zu Grabe ging, ſtarb nehmlich zu Frankfurt ganz unerwartet auch Feuerbach. In dem Buche: „Anſelm Ritter v. Feuerbach's Leben und Wirken" Bd. II. S. 346 wird dieſes Todes in folgender Art gedacht.

„F. hatte ſich von ſeiner vorangegangenen Schwäche ganz wieder erholt und des beſten Wohlſeins erfreut, als er auf einer Spazierfahrt nach Königſtein plötzlich erkrankte und in der Nacht des folgenden Tages den 29. Mai 1833 den Geiſt aufgab. Bei der Leichenöffnung zeigten ſich alle edlen Theile fehlerlos, die Krankheit wurde für nervös erklärt. Das Publikum aber ſchrieb ſeinen Tod einer Vergiftung wegen ſeiner Theilnahme an K. Hauſer's Schickſal zu. Auffallend iſt es allerdings, daß dieſer noch in dem nehmlichen Jahre ermordet wurde."

Als Stanhope ſeine verdächtigenden und anklagenden Broſchüren in die Welt ſtreute, war der Landgerichtsarzt Dr. Albert, der für H. ein ſo entſchiedenes Zeugniß abgelegt und namentlich den Verdacht des Selbſtmordes, dem Sektionsbefunde, ſo wie den Lebensverhältniſſen, dem Charakter und der Stimmung Hauſer's gemäß, ſo beſtimmt zurückgewieſen hatte, auch ſchon nicht mehr unter denen, welche ſprechen und erwiedern konnten. Ich ſehe dies aus Stanhope's „Materialien" S. 59, wo jener Arzt, bei dem Verſuche, ſeine Ausſprüche und Nachweiſungen zu entkräften, als „jetzt verſtorbener" aufgeführt wird. Der Brief an Merker, wo die Stelle vorkommt, iſt dem beigeſetzten Datum nach vom Auguſt 1834. Daß ein ſo charaktervoller und unbeſtechlicher Zeuge, eine ſo bedeutende wiſſenſchaftliche Autorität dahin war, war dem Grafen ohne Zweifel ebenfalls ſehr angenehm.

In dieſen Zuſammenhang von Thatſachen ſcheint endlich auch ein Vorfall zu gehören, der mich ſelbſt betrifft. Ich erwähne deſſelben nur ungern und mit einer gewiſſen Selbſtüberwindung, weil es ſcheinen könnte, als lege ich meiner an ſich ſo unbedeutenden Perſon eine zu große Wichtigkeit bei. Ich glaube jedoch, da ich einmal mein vieljähriges Schweigen gebrochen, Alles ſagen zu müſſen, was zur Sache gehört und einen Zug des grauenhaften Gemäldes ausmacht, das ich zu entwerfen unternommen. Man wollte mich erſt gewinnen; das mißglückte, und man hatte mir damit nur eine Waffe in die Hand gegeben, die ich in meiner Art benützen konnte. Was man vor Allem zu fürchten hatte, war weggeräumt; es iſt nicht undenkbar, daß man, um ganz ſicher zu ſein, gern noch eine Perſon beſeitigt hätte, die einzige, von der noch irgend Etwas zu beſorgen war, — wie ich denn auch wirklich ſchon damals losbrechen wollte, und es unfehlbar gethan haben würde, wenn nicht Alles dagegen geweſen wäre und ſo ernſtlich abgerathen hätte, daß ich Muth und Luſt verlor, und eine ſchon begonnene Schrift der bezüglichen Art unvollendet liegen ließ.

Es war im Auguſt 1835, als ich bei ſchon eingebrochener abendlicher Dunkelheit, in einem wenig betretenen Theile der Stadt, hinter der ſogenannten Schütt, durch eine eben ganz ſtille und menſchenleere Gaſſe ging. Da kam ein Menſch von großer Statur und etwas gemeinem Anſehen auf mich zu und fragte mit ſonderbar abgebrochenen Worten, doch durchaus nicht etwa mit dem Tone und dem Benehmen eines Betrunkenen, nach der Wohnung Jemandes, indem er mir ganz nahe auf den Leib rückte und, da ich, hiedurch ſcheu gemacht, vor ihm zurückwich, mir auf eine ſehr verdächtige Weiſe nachrückte, wobei er die rechte Hand verſteckt hielt, auch beſonders mit der rechten Seite ſich mir zu nähern trachtete. Ein in die Gaſſe tretender Bürger ſcheint ihn verſcheucht zu haben. Daß mich der Menſch habe beſtehlen oder berauben wollen, iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß er aber Etwas auszuführen im Sinne gehabt, iſt mir des beſchriebenen Benehmens wegen kaum zweifelhaft. Schon früher hatte ſich, da ich in der Dunkelheit des Abends an einem vor der Stadt gelegenen freien Platze ſaß, etwas weniger Auffallendes, doch aber ſchon meine Aufmerkſamkeit Erregendes begeben, und ich glaubte daſſelbe, nachdem ſich der zweite Fall ereignet hatte, unter denſelben Geſichtspunkt ſtellen zu dürfen.

Die Eingezogenheit meiner Lebensart war indeſſen zu groß und die Gelegenheiten, mir beizukommen, zu ſelten, als daß man vollbringen konnte, was man auch hier, wenn ich mich nicht getäuſcht habe, im Schilde geführt.

XIV.

Stanhope behauptet, auch Feuerbach's Ueberzeugung ſei wankend geworden und er habe geſagt: „Vielleicht hat Feuerbach in ſeinen alten Tagen einen Roman geſchrieben.“ Dies habe er, Stanhope, von einem ganz glaubwürdigen Zeugen erfahren.*) Solche Zeugen müſſen genannt werden, ſonſt iſt die Berufung auf ſie gewichtlos, iſt um ſo lächerlicher, wenn man ſelbſt eine ſo zweifel- und räthſelhafte Perſon, wie Graf Stanhope iſt. Gleichwohl ſchreibt ihm das Herr Eſchricht in ſeinem „Unverſtande“ ganz unbedenklich nach. Hätte dieſer Mann nur einen Funken von wirklichem Scharfſinn, ſo hätte er nicht die ſehr einfache und harmloſe Rolle des Findlings, ſondern die in jeder Beziehung anſtößige und bedenkliche des Grafen ſeiner Kritik unterworfen.

---

*) Materialien S. 50.

Daß ſich Feuerbach geirrt habe und zwar recht arg, das iſt auch meine Meinung; wahrſcheinlich hat er ſeinen Irrthum auch ſelbſt ſchon allmählig eingeſehen, und iſt dadurch auf ganz andere Spuren gekommen, weßhalb man es denn auch für um ſo nöthiger gefunden, vor allen Dingen ihn zu beſeitigen. Der Gegenſtand ſeiner gutmüthigen Selbſttäuſchung war aber wohl keineswegs der arme Findling Kaſpar Hauſer, für den er einen vollkommen klaren und tiefen Blick hatte, ſondern der vornehme engliſche Edelmann, dem man Anfangs ein ſo allgemeines und unbedingtes Zutrauen ſchenkte, und der durch ſein imponirendes Auftreten, wie alle Anderen, ſo auch jenen edlen und geiſtvollen Mann hinterging. Es iſt traurig, zu ſehen, wie warm und begeiſtert F. für den großmüthigen Freund und Beſchützer des unglücklichen Jünglings ſchwärmte, deſſen Sache und Perſon ihm ſo innig am Herzen lag. So ſpricht er einmal von der „Großmuth des edlen Grafen Stanhope, der denſelben in eine beſſere Lage gebracht und zu ſeinem Pflegeſohn förmlich angenommen habe. „Er lebt jetzt," ſo fährt er fort, „zu Ansbach, wo er einem tüchtigen Schullehrer übergeben wurde, in deſſen häuslicher Pflege er ſich zugleich befindet. Später wird er ſeinem geliebten Pflegevater unter ſicherer Begleitung nach England folgen." F. widmete „Seiner Herrlichkeit, dem Herrn Grafen Stanhope, Pair von Großbritannien ꝛc." ſogar ſein Werk. „Niemand," ſagt er, „hat nähere Anſprüche auf dieſe Schrift, als Eure Herrlichkeit, in deſſen Perſon die Vorſehung dem Jüngling ohne Kindheit und Jugend einen väterlichen Freund, einen vielvermögenden Beſchützer geſendet hat. Jenſeits des Meeres, im ſchönen Alt-England, haben Sie ihm eine Freiſtätte bereitet, bis die aufgehende Sonne der Wahrheit die Nacht verdrängt, die über dem geheimnißvollen Schickſale dieſes Menſchen liegt. Vielleicht, daß den Reſt ſeines zur Hälfte gemordeten Lebens noch Tage erwarten, um deren willen er nicht mehr beklagen wird, das Licht der Welt geſehen zu haben.*) Eine ſolche That kann Ihnen nur der Genius der Menſchheit vergelten. In der großen Wüſte unſerer Zeit, wo unter den Gluten eigenſüchtiger Leidenſchaft die Herzen immer mehr verſchrumpfen und verdorren, endlich wieder einem wahren Menſchen begegnet zu ſein, iſt eines der ſchönſten und unvergeßlichſten Ereigniſſe meines abendlichen Lebens." Ja, eine Stätte war ihm bereitet, dem armen Schlachtopfer ruchloſer, mörderiſcher Ungeheuer; dieſe Stätte war das Grab, und über dieſem, kaum daß er blutend hineingeſunken, ſollte ihn

---

*) Anſpielung auf Hauſer's Wunſch, niemals aus ſeinem Käfig befreit worden und an's Licht der Oeffentlichkeit getreten zu ſein.

„ſein geliebter Pflegevater“ einen elenden Lügner, Betrüger und Selbſtmörder ſchimpfen. „Das ſchöne Alt-England,“ ſein vermuthliches Vaterland, ſollte ſein Auge nicht mehr ſehen; und um das zu bewirken, ſollte ſich dieſes erſt ſeit wenigen Jahren zum Spiegel der Welt gewordene Auge raſch wieder im Tode ſchließen.

XV.

Indem Graf Stanhope Hauſern in der Meinung der Welt auf alle Weiſe und um jeden Preis zu ſchaden ſucht, erzählt er Geſchichten, die auf ihn ſelbſt und die Behandlung, die H. durch ihn und ſeine Werkzeuge erfuhr, das ſchlimmſte Licht werfen. Eine ſolche iſt die Seite 110 ff. der „Materialien“ vorgetragene.

Hauſer führte ein Tagebuch, und verhehlte dies auch keineswegs. Er erbot ſich vielmehr, dem Grafen aus dieſem Manuſcripte vorzuleſen; es aber völlig Preis geben, wollte er nicht, und man konnte das billiger und humaner Weiſe auch nicht von ihm fordern. In ſolchen Fällen ſchreibt man Gedanken und Gefühle nieder, die ſich nicht zur Mittheilung eignen; ſo namentlich was Perſonen betrifft, mit denen man umgeht oder in Berührung kommt und die vielleicht im höchſten Grade beleidigt ſein würden, wenn man ihnen offen darlegte, was man von ihnen denkt, und was man ihnen gegenüber für Gefühle hegt. Der Graf aber verfügte ſich, wie er ſelbſt erzählt, den Tag vor ſeiner Abreiſe von Ansbach in das Haus des Schullehrers Meyer und in Hauſer's Zimmer daſelbſt und begehrte das Tagebuch in ſelbſteigenen Augenſchein zu nehmen. H. weigerte ſich erſt unter einem Vorwande, den St. als eine Lüge bezeichnet, zu welcher aber ſein indiskretes Benehmen einen zu dringenden Anlaß gab, als daß man ſie nicht ſehr verzeihlich, ja nothwendig finden ſollte. Zu ſolchen kleinen Liſten und Nothlügen mußte H. allerdings ſeine Zuflucht nehmen, wenn er in dieſem Grade tyranniſirt und geängſtigt wurde; und man begreift auf dieſe Weiſe nur allzu gut, wie ſich ſeine urſprünglich ſtrenge Wahrheitsliebe verlor. Er ſagte nachher im Beiſein Meyer's zu Stanhope: „Ich will es Ihnen zeigen; Sie müſſen mir aber verſprechen, Nichts darin zu leſen.“ Dann öffnete er eine Schublade, und ließ ein Heft ſehen, das er aber nicht herausnahm, indem er erklärte: „Dieſes Buch enthält Sachen, die für mich ſind, und wovon Andere Nichts zu wiſſen brauchen.“ Stanhope reiſte ab; veranlaßte aber den Oberlieutenant Hickel, die unverzügliche Auslieferung des Tagebuches zu verlangen. Auf die beharrliche Weigerung Hauſer's hin ward zur Gewalt geſchritten; es wurden die Behältniſſe Hauſer's geöffnet und durchſucht; es fand ſich jedoch kein Tagebuch. Der Schluß der Erzählung iſt etwas dunkel. „Da," heißt es, „kein Tagebuch gefunden wurde, ſo fragte Meyer den Verſtorbenen, wo er es aufbewahrt habe. H. zeigte ihm hierauf eine Schublade, wo, wie ich es verſtanden habe, daſſelbe hinter einem Brette gelegen haben ſoll." Es iſt nicht deutlich, ob nun das Manuſcript weggenommen wurde oder nicht. Meyer ſcheint die unziemliche Natur des Verfahrens eingeſehen zu haben und deshalb mehr auf Hauſer's Seite geweſen zu ſein, als auf der des Grafen und der genannten Militairperſon, deren ſich der Graf zur Ausführung ſeiner Zwecke bediente.

St. erzählt die Geſchichte deshalb, um Hauſer's unaufrichtiges Weſen und Benehmen zu documentiren. Wozu denn aber, ſo muß man fragen, ein ſo gewaltſames Eindringen in die Tagebuchgeheimniſſe des Findlings, das der Graf ſonderbarer Weiſe ſo ganz unmotivirt und ungerechtfertigt läßt; wozu ein ſo tyranniſcher Eingriff in ein Recht, das zur freien Perſönlichkeit des Menſchen gehört und das jedem zuſteht und gegönnt iſt, den man nicht befugt iſt, als einen Spitzbuben und Verbrecher zu behandeln, das Recht, ein ſchriftliches Geheimniß zu haben und vor Jedermann zu bewahren, dem man es nicht aus beſonderem Vertrauen von ſelbſt mitzutheilen geneigt und Willens iſt? Das alſo war die Art, in der man zu Ansbach mit dem Armen verfuhr? Darum führte man ihn von Nürnberg weg und entzog ihn der dortigen wohlmeinenden und ſorglichen Pflege und Obhut, damit man jede Art von Willkühr, Ungebühr und Deſpotismus an ihm verüben könne — um nicht noch mehr zu ſagen?

Herrn v. Tucher gegenüber, der pädagogiſche Grundſätze vertrat, entwickelte der Graf hartnäckig und ohne ſich durch irgend eine ihm deshalb gemachte Vorſtellung beſtimmen zu laſſen, eine ſo unvernünftige Hätſchelei und behandelte den noch kindlichen Jüngling ſo ganz ſchon als fertiges, ſelbſtſtändiges Individuum, daß ſich darüber ein ernſtlicher Streit entſpann. Und nun in Ansbach, wo H. doch in der That ſchon in ein Stadium größerer Reiſe getreten, ging er ſo gräulich mit ihm um.

Ich habe dieſen empörenden Angriff auf Hauſer's Tagebuchgeheimniſſe nur auszüglich und nicht mit allen von St. angegebenen Umſtänden berichtet. Ich habe namentlich verſchwiegen, daß ſich St. erlaubt, auch den edlen Feuerbach hineinzuflechten, der ſich an einer ſo ungebührlichen und barbariſchen Handlungsweiſe gewiß nicht betheiligt hat. St. ſagt wörtlich, was zugleich als eine Probe ſeiner liſtigen, geſchraubten, Wahrheit und Lüge künſtlich verflechtenden Erzählungsweiſe dienen mag: „Seit dem Tode des Verſtorbenen habe ich von dem Oberlieutenant Hickel erfahren, daß er zu Folge eines Brieſes, den ich ihm oder dem verſtorbenen Herrn v. Feuerbach ſchrieb, und in welchem ich den oben berührten Umſtand in Betreff des Tagebuchs erwähnte, zu dem Verſtorbenen ging und ihm meinen Wunſch, wie auch den des Herrn von Feuerbach mittheilte, er ſolle dieſes Tagebuch unverzüglich dem Herrn v. Feuerbach zuſchicken, welches der Verſtorbene durchaus zu thun ſich weigerte, indem er ſagte, er wolle es nur mir perſönlich übergeben, oder mir etwas davon vorleſen. Herr Meyer kam in's Zimmer, und als der Verſtorbene dabei blieb, er wolle dieſes Tagebuch ſchlechterdings nicht an Herrn v. Feuerbach ſchicken, ſo ſagte der Oberlieutenant Hickel, man ſolle es ihm mit Gewalt abnehmen, wo ſodann der Verſtorbene äußerte, er habe es längſt verbrannt. Hickel aber ließ ſein Commodekäſtchen und ſeine anderen Behältniſſe ſogleich in ſeiner und Herrn Meyer's Gegenwart durchſuchen." St. hat von Hickel bloß erfahren, was dieſer, wie es ſcheinen ſoll, auf eigene Fauſt gethan hat, wiewohl es doch immer zugeſtändlich auf des Grafen Veranlaſſung und ſeinem Wunſche gemäß geſchehen iſt. Er weiß nicht mehr recht, ob er die Sache in einem Brieſe an Hickel oder an Feuerbach angeregt hat. Wir wiſſen es aber, Herr Graf, daß bloß Sie und Hickel betheiligt geweſen. Feuerbach ſollte das Manuſkript erhalten; ſollte leſen, was St. vermuthlich deshalb an ſich reißen wollte, damit es Niemand weiter zu ſehen bekomme, als er?! Lebten nur Hauſer und Feuerbach noch; könnten ſie berichten, was St. unrichtig erzählt, und ſagen, was er verſchweigt, ſo würde die Sache ein wenig anders lauten, als ſie hier in ſo einſeitiger und gewiß nicht ganz reiner und wahrer Darſtellung vor uns liegt. Es genügt indeſſen dieſe bei alledem doch eine ſo ſchwere Selbſtanklage bildende Darſtellung, um über den Grafen den Stab zu brechen.

Mir wird meine milde, ſchonende Behandlung des Findlings zum Verbrechen gemacht. Für die ganz abſcheuliche, die er durch den Grafen und ſeine Freunde erfuhr, hat man keine Entrüſtung und Anklage. Herr Eſchricht findet es wohl im Gegentheil ganz in der Ordnung, daß man dem „Elenden,“ wie er den Findling nennt, ſo gewaltthätig auf den Leib rückte, um hinter ſeine Geheimniſſe zu kommen. Niemand iſt ja hier verdächtig, als dieſer Unglückliche; der reiche, vornehme Engländer — wie könnte der Verdacht erregen, wie könnte dem eine Rüge gebühren? Man darf ihn um ſo weniger angreifen, da man ihn ſo gut brauchen kann und ſeiner ungeſchwächten Autorität bedarf, um Feuerbach's Darſtellung Lügen zu ſtrafen und den armen, gemordeten Jüngling zu einem „elenden“ Gaukler und Selbſtmörder zu machen.

Es wird nicht ohne Intereſſe ſein, zu erfahren, daß

H. auf dem Sterbebette ſich gar nicht vortheilhaft über den Grafen geäußert, ſo wie auch an den Tag gelegt, daß der zu ihm tretende Oberlieutenant Hickel eine ihm keineswegs liebe und angenehme Erſcheinung war. Nach den mir damals aus Ansbach zugekommenen Nachrichten näherte ſich Hickel dem Bette, um noch einige Worte mit dem Sterbenden zu ſprechen; er begann mit der Anrede: „Kaſpar," — worauf ihn dieſer mit dem Ausruf unterbrach: „O Herr Oberlieutenant!" Als dann Hickel fragte, ob H. dem Grafen Nichts mehr ſagen zu laſſen habe, ſo bezeigte der Sterbende zwar ſeine Dankbarkeit für die ihm erwieſenen Wohlthaten, ließ aber übrigens eine ſehr ſchlechte Meinung von des Grafen Weſen und Charakter blicken und äußerte Bedenken über deſſen Schickſal in der anderen Welt, doch mit dem milden Zuſatze, daß dem Grafen das, was ihm derſelbe Gutes gethan, werde angerechnet werden. Hieraus iſt die Vermuthung zu ziehen, daß auch ſchon in Hauſer's Tagebuche manches gar nicht Vortheilhafte über den Grafen verzeichnet geweſen ſein mochte, daß Letzterer dies wohl geahnt und gefürchtet und daher ſo eifrig geſtrebt habe, die Blätter in ſeine Hände zu bekommen und insbeſondere zu verhindern, daß ſie nicht nach Hauſer's Tode Anderen in die Hände fallen und der Welt bekannt werden möchten. H. hat ſie dann wahrſcheinlich in der That vernichtet und ſo iſt die Welt durch Stanhope's und Hickel's gewaltſames Einſchreiten um ein ſehr wichtiges Document gekommen; denn wie intereſſant und lichtgebend nicht nur in der beſprochenen Beziehung, ſondern auch in mancher anderen würde wohl jetzt dies Tagebuch ſein!

XVI.

Es ſind einige ſehr merkwürdige Documente vorhanden, die, wie mir ſcheint, noch niemals in der rechten Weiſe betrachtet und benützt worden ſind. Ich meine den Brief, den Hauſer bei ſeinem Erſcheinen in Nürnberg mitbrachte, und den Beutel und Zettel, der bei ſeiner Ermordung in Ansbach gefunden wurde. Es ſteckt eine geheime Abſichtlichkeit und große Schlauheit von Seiten der im Hintergrunde ſtehenden Verbrecher dahinter und es haben dieſe Gegenſtände auch wirklich ihren Zweck erreicht.

In dem von H. mitgebrachten Briefe iſt angegeben, er ſei geboren den 30. April 1812 und dem Schreiber des Briefes gelegt worden am 7. October 1812. Nun hat man damit die Geburts- und Sterbetage zweier Prinzen eines deutſchen Fürſtenhauſes verglichen, deren einer mit H. identiſch zu ſein ſchien. Dieſer, der ältere von beiden, iſt geboren den 29. September, geſtorben den 16. October 1812; der andere iſt geboren den 30. April und geſtorben den 8. Mai 1817.

Der ältere Prinz war alſo in demſelben Jahre 1812 geboren und geſtorben, in welchem H. geboren und dem Unbekannten als Findling gelegt worden ſein ſollte. Auch der Monat, in welchem der Prinz geſtorben iſt, und H. von dem Unbekannten gefunden worden ſein ſoll, ſtimmt überein; hier wie dort ſpielt der October des Jahres 1812 ſeine Rolle; nur iſt in dem Briefe ſtatt des 16. Octobers der 7. geſetzt. Endlich trifft der Geburtstag des zweiten Prinzen, der 30. April, ganz genau mit dem angeblichen Geburtstage Hauſer's zuſammen.

So viel Uebereinſtimmung iſt wohl nicht zufällig. Offenbar ſollte Aufmerkſamkeit und Nachforſchung auf jene fürſtliche Familie hingelenkt, von den wahren Spuren aber abgelenkt werden.

Wenn gefragt wird, warum die Uebereinſtimmung nicht vollkommen, warum einige Abweichung eingemiſcht ſei, ſo iſt es denkbar, daß man nicht ganz genau unterrichtet und in Beziehung auf jene Differenzen im Irrthum geweſen. Es iſt aber vielleicht nicht einmal ein urſprünglicher Irrthum geweſen, wenn ſtatt des 16. October der 7. ſteht. Es ſollte wahrſcheinlich der 17. ſtehen, und die nur aus einem Striche beſtehende Zahl 1 iſt in dem Briefe aus Verſehen ausgelaſſen worden, oder hat ſich nicht deutlich ausgedrückt. Man wollte wahrſcheinlich glauben machen, daß jener Prinz, als deſſen Todestag der 16. October angegeben wird, an dieſem Tage heimlich fortgeſchafft und am Tage darauf in die Hände des Unbekannten, der ihn nach Nürnberg brachte, geliefert werden ſei.

Sehr auffallend iſt, daß ſich am 16. October auch der Nürnberger Mordverſuch ereignete. Sollte das auch wieder ein bloßer Zufall ſein? Oder wählte man den Tag abſichtlich, um auch wieder in dieſer Art auf jenen falſchen Punkt hinzulenken?

Mit all dem in Verbindung ſteht wohl der Umſtand, daß ſich nicht lange nach Hauſer's Erſcheinen in Nürnberg das Gerücht verbreitete, derſelbe ſei ein für todt ausgegebener Prinz von B. und Sohn der Gr. St.; daß ſich das Gerücht von Zeit zu Zeit erneuerte, ſelbſt in Form einer angeblichen Geiſtererſcheinung, von der öffentliche Blätter erzählten, und daß namentlich in einer Stuttgarter Zeitung und daraus in einem Augsburger Blatt die Behauptung zu leſen war, H. ſei „der muthmaßliche Prätendent von B.“*) Ich ſtelle mir die Sache näher folgendermaßen vor.

Die im myſteriöſen Hintergrunde ſtehenden und handelnden Perſönlichkeiten wollten und hofften zwar, daß die Ausſetzung Hauſer's kein allzu großes Aufſehen machen, daß man ihn zu Nürnberg in irgend einer obſkuren Weiſe verſorgen oder verwenden werde. Für den Fall jedoch, daß ein Verbrechen vermuthet und darauf hin gefährliche Nachforſchungen angeſtellt werden ſollten, wollte man dieſen eine falſche Richtung geben. Man reizte den Scharfſinn der Forſchenden durch jene auf das Haus B. hinzielenden Jahres- und Monatstage. Es fehlte nicht an den bezüglichen geneologiſchen Nachrichten und Kenntniſſen, doch ſchlichen ſich ein Paar Fehler ein, die ſchwerlich beabſichtigt waren. Als nun die Erſcheinung Hauſer's ſo großes Aufſehen erregte, half man durch ausgeſtreute Gerüchte nach, und Feuerbach, ihnen arglos trauend, ſo wie den verführeriſchen Angaben des Briefes folgend, verwickelte ſich in die Annahme, daß H. in der That ein für todt ausgegebener Prinz von B. ſei.

---

*) „Feuerbach's Leben und Wirken“ Leipz. 1852. II. S. 332.

So ging Alles gut genug. Nun aber begann den Schuldigen eine Gefahr zu drohen, an die ſie nicht gedacht hatten. Es erwachten in H. Erinnerungen an ſeine Kindheit, die gleichwohl eine Entdeckung herbeiführen konnten; das ganz beſtimmte Bild von Schlöſſern oder Paläſten, von ihrer Bauart und Einrichtung und ſelbſt von Perſonen, die da um ihn geweſen, traten hervor in ihm; er zeichnete ſogar das Portrait einer ſolchen Perſon. Schon fing er auch an, eine Lebensgeſchichte aufzuzeichnen. Späterhin kam dazu noch die Entdeckung, daß er ungariſche und polniſche Wörter und Phraſen verſtand, woraus abgenommen werden konnte, daß er ſich in ſeiner Kindheit eine Zeit lang in Ungarn aufgehalten habe. Unter ſolchen Umſtänden durfte dieſer Menſch nicht leben bleiben. Zwei mörderiſche Anfälle ereigneten ſich, von denen der erſte mißlang, der zweite aber ſeine Abſicht nur allzu gut erreichte.

Zwiſchen den beiden Vorfällen hatte Merker die Anſicht geäußert, daß H. ein Betrüger ſei. Dies benutzte man, indem man den Prinzen fallen ließ, in Harmonie mit jener Auffaſſungsweiſe operirte und den erſt zu einer fürſtlichen Höhe emporgeſchraubten Findling nunmehr zu einem gemeinen Lügner und Betrüger herabwürdigte. Als man ihm zu Ansbach jene tödtliche Wunde verſetzte, hinterließ man ein Paar Gegenſtände, die oberflächlich betrachtet, gar keinen Zweck hatten, bei denen aber, wie man ſich bald überzeugen wird, die Abſicht zu Grunde lag, den Verdacht des Mordes auf H. ſelbſt zurückzuleiten.

Stanhope in einem an den Lehrer Meyer in Ansbach gerichteten Aufſatze ſagt: „Sie erinnerten ſich ſehr deutlich, einen ähnlichen Beutel in Hauſer's Beſitze geſehen zu haben, und ihre Gattin war erſchrocken, als ſie den Zettel aus dem Beutel herausnehmen ſah, weil er ganz ſo zuſammengelegt war wie H. ſeine Briefe zuſammenzulegen pflegte.“*)

---

*) „Materialien“ S. 103.

Ich nehme dieſe Thatſachen an. Ein Beutel, wie derjenige, den man im Schloßgarten fand, war wirklich in Hauſer's Beſitze geweſen; er war verſchwunden, und nun fand er ſich wieder bei dieſer Gelegenheit. H. hatte ſeine Briefe in einer gewiſſen, wahrſcheinlich etwas auffallenden Manier zuſammengelegt, und eben ſo war der Zettel gefaltet.

Stanhope will, man ſolle nun den Schluß ziehen: Alſo war die angebliche Mordgeſchichte eine Gaukelei, bei welcher H. einen ihm ſelbſt gehörigen Beutel verwendete, auch den Zettel ſelbſt ſchrieb und auf die ihm eigene Manier zuſammenlegte.

Aber Sie vergeſſen, Herr Graf, daß es noch eine andere Auffaſſung der Sache giebt, die viel wahrſcheinlicher iſt. Der Beutel wurde dem Findling geſtohlen und bei der Mordgeſchichte in Anwendung gebracht, und der Zettel wurde in der ihm eigenen Manier gefaltet, Beides, um einen nachherigen recht ſcheinbaren Anhaltspunkt zu der Behauptung zu haben, es ſei Alles nur des Gemordeten eigene That.

War der Beutel früher in Hauſer's Beſitze und ließ er denſelben Anderen, wie Herrn Meyer ſehen, ſo müßte er doch gar zu dumm geweſen ſein, wenn er ihn zu einer ſolchen Myſtifikation verwendet hätte. Und wenn er noch überdies den Zettel auf eine verrätheriſche Weiſe gefaltet hätte, ſo wäre das auch ſehr unbeſonnen und einfältig geweſen. Ein Schlaukopf und Streichemacher, wie er nach Merker's, Stanhope's und ſelbſt Eſchricht's Annahme geweſen ſein ſoll, ja ein Menſch von nur einigem Verſtande, wie er doch ſicher war, konnte ſo nicht handeln.

Wenn ihm aber der Beutel geſtohlen, die Zuſammenlegung ſeiner Briefe nachgemacht wurde, ſo fällt der Argwohn auf Perſonen, die mit ihm umgingen, wohl auch auf ſein Zimmer kamen. Wer dieſe Leute geweſen ſein mögen, das weiß ich nicht und ſpreche ich nicht aus; denken kann Jeder, was er will.

XVII.

H. verſtand ungariſche und polniſche Wörter und Redensarten und behauptete, man habe ihn als Kind mit dem ungariſchen Namen Iſtan (Stephan) genannt. Drei Ungarn hatten einmal nach Stanhope's Erzählung*) eine Unterredung mit ihm und ſprachen ihm ungariſch die Worte vor: Iſtan geht nach ***." — „Bei dieſen Worten," berichtet Stanhope, „wurde H. nicht nur auf's Heftigſte angegriffen, ſondern erſchüttert, und ſagte mit Bewegungen, die alle andern übertrafen, welche man ſonſt an ihm bemerkt hatte: „Ja, ja, das iſt es, was ich ſo lange geſucht habe" u. ſ. w. Das Alles ſoll bloße Gaukelei geweſen ſein. Der Oberlieutenant Hickel wurde auf Stanhope's Anſtiften nach Ungarn geſchickt, um die Sache zu unterſuchen; es kam Nichts heraus. „Dieſe Unterſuchung," ſagt der Graf in einem an Hickel gerichteten Aufſatze, „welche Sie mit einer Genauigkeit und Geſchicklichkeit führten, die nicht genug zu loben war, lieferte die ganz gültigen, gründlichen Beweiſe, daß, wie der Präſident v. Feuerbach ſelbſt ſagte, in Ungarn gar Nichts für Hauſer zu ſuchen oder zu hoffen ſei. Ihr Bericht zeigte, daß alle die anſcheinenden Rückerinnerungen Hauſer's Nichts, als Irrwiſche waren. Das Schloß, deſſen Namen er ſo lange geſucht hatte, mußte ihm ganz fremd geweſen ſein" u. ſ. w.

---

*) Materialien S. 27.

Kluge Leute werden um ſo geneigter ſein, an jene Erinnerungen zu glauben, je eifriger ſich Stanhope zeigt, dieſen Glauben zu zerſtören. Weßhalb die nach Ungarn gerichteten Unterſuchungen ein ſo negatives Reſultat geliefert, iſt leicht einzuſehen und bedarf keiner beſonderen Auseinanderſetzung. So viel iſt gewiß, daß ein Theil der Lebensgeſchichte Hauſer's in jene Gegend fällt, und daß er mit vornehm eingerichteten Schlöſſern und Paläſten beſſer bekannt war, als der Idiot und das Pflegekind eines blutarmen Mannes, wozu ihn Herr Eſchricht macht, oder ein gemeiner Betrüger, Gauner und Vagabund, etwa ein ſeiner Bande entlaufener engliſcher Reiter, wie Merker gemeint hat, zu ſein vermochte. So hatte er im Jahre 1828 einen Traum, über den er ſpäterhin auf Feuerbach's Veranlaſſung Folgendes niederſchrieb.

„Es kam mir vor, als ſei ich in einem ſehr großen, großen Hauſe. Da ſchlief ich in einem ſehr kleinen Bette. Als ich aufſtand, kleidete mich ein Frauenzimmer an. Nachdem ich angekleidet war, führte ſie mich in ein anderes großes Zimmer, worin Kaffeetaſſen, Schüſſeln und Teller waren, die wie Silber ausſahen. Von dieſem Zimmer aus führte ſie mich in ein größeres Zimmer, in welchem ſehr viele und ſehr ſchön gebundene Bücher ſtanden. Von dieſem Zimmer aus führte ſie mich einen langen Gang vor und über eine Treppe hinab. Nachdem wir die Treppe hinuntergegangen waren, gingen wir im Innern des Gebäudes einen Gang herum, an deſſen Wand Portraits hingen. Aus den Bogen dieſes Ganges konnte man in den Hof hinausſehen. Ehe wir den Gang ganz umgangen hatten, führte ſie mich zu einem, mitten im Hofe befindlichen Springbrunnen hin, an welchem ich eine ſehr große Freude hatte. Von da führte ſie mich wieder zu demſelben Bogen, durch welchen wir zum Springbrunnen herausgegangen waren, hin, und dann kehrten wir auf dem Bogengange denſelben Weg wieder zurück bis zur Treppe. Als wir zur Treppe kamen, ſah ich ein Bildniß ſtehen, welches in Ritterkleidung ausgeſchnitten oder ausgehauen war. Das Bildniß hatte auch ein Schwerdt an der linken Hand. Oben am Handgriff war ein Löwenkopf angebracht. Dieſer Ritter ſtand auf einer viereckigen Säule, welche mit der Treppe verbunden und angemacht iſt. Nachdem ich den Ritter eine Zeitlang angeſehen hatte, führte mich das Frauenzimmer die Treppe hinauf, den langen Gang vor und wollte mit mir zu einer Thür hineingehen. Dieſe Thür war aber verſchloſſen. Sie klopfte an, allein man machte nicht auf. Darauf ging ſie mit mir ſchnell zu einer andern Thüre, und während ſie dieſelbe öffnen wollte, erwachte ich.“*)

Hiezu macht Feuerbach in ſeinem für die Königin Karoline von Bayern aufgeſetzten Memoire**) folgende Bemerkungen. „Das Haus in dieſem Traume iſt offenbar ein Schloß, ein Palaſt, der nach ſeiner äußeren Beſchaffenheit und innern Eintheilung ſo genau beſchrieben iſt, daß ein Baukünſtler einen Riß danach entwerfen könnte. In der Reihe der Zimmer, die Hauſer beſchreibt, iſt beſonders das Bibliothekzimmer und das mit den Silberſchränken bemerkenswerth, welches letztere entweder eine Silberkammer oder ein fürſtliches Tafelzimmer mit Büffets ſein ſoll. Alles dergleichen hatte Hauſer, als er dieſes träumte, nirgend in Nürnberg zu ſehen Gelegenheit gehabt. Träume aber erfinden und ſchaffen Nichts, ſie bilden und verarbeiten nur Stoffe, die ſie von Außen empfangen haben. Das Schloß mit dieſen Zimmern exiſtirt daher gewiß irgendwo.“

---

*) Die Angaben, die Hauſer über dieſe Traumbilder mir gemacht, ſind im Anhange Nr. III. zu finden.

**) S. das Buch: „Anſelm Ritter v. Feuerbach's Leben und Wirken.“ Leipz. 1852. II. S. 323 f.

Feuerbach ſuchte es in Deutſchland und im Bereiche deutſchen Fürſtenthumes. Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß es ſich in England oder in Ungarn befinde und in die höchſten und reichſten ariſtokratiſchen Kreiſe dieſer Länder falle. Meine nähere Anſicht darüber werde ich in dem nächſtfolgenden Kapitel zu erkennen geben.

XVIII.

Ich will nun zu zeigen verſuchen, wie man ſich die für ſo ganz abſurd und unglaublich ausgegebene, in der That aber ſehr wohl denkbare und begreifliche, wenn auch nicht in allen einzelnen Punkten ſicher und feſt zu beſtimmende, Geſchichte Hauſer's, als eines Gegenſtandes mehrfacher Gewaltthaten und Verbrechen, ihrem ganzen Verlaufe und Zuſammenhange nach vorzuſtellen hat.

Meine bereits angedeutete, auf den dringendſten Anläſſen beruhende Meinung über Hauſer's Heimath und Herkunft geht dahin, daß er urſprünglich in den ariſtokratiſchen Kreiſen Englands und Ungarns zu Hauſe geweſen und in das ihm fremde Deutſchland nur deshalb gebracht worden ſei, um ihn jenen Regionen zu entrücken. Es handelte ſich wahrſcheinlich um eine große und reiche Erbſchaft, die zunächſt dem Findlinge gebührte, im Falle ſeines

Todes aber gewiſſen Perſonen zufiel, die ihn deshalb aus dem Wege zu räumen veranlaßt wurden. Es geſchah dies wohl mit Hülfe anderer, untergeordneter Perſönlichkeiten, insbeſondere einer männlichen, die für eine große Belohnung den Mord zu vollbringen verſprach, ihn aber, das direkte Verbrechen ſcheuend, nicht wirklich vollbrachte, das ſeinen urſprünglichen Verhältniſſen entriſſene Kind in einer dazu wohl auch beſonders ausgeſuchten und angekauften Wohnung barg und mit Waſſer und Brod nährte; nicht aus Armuth und nicht aus Geiz, ſondern in der Meinung, daß dies eine zu kümmerliche und kraftloſe Nahrung ſei, als daß das Kind lange dabei fortleben könne.

Es iſt auch möglich, daß dieſe indirecte Verfahrungsweiſe im Einverſtändniſſe mit dem vornehmen Anſtifter der That ſelbſt geſchah, ſo wie, daß dieſer auch um die ſpäterhin erfolgte Ausſetzung des heranwachſenden Knaben wußte. Auf jeden Fall ſcheint derſelbe bei Ausführung der beiden Mordanfälle betheiligt geweſen, namentlich bei dem Nürnberger Attentat mit dem Thäter in unmittelbarer Verbindung geſtanden zu ſein.

Das lebendig begrabene, dem Tode geweihte Kind, auf deſſen Ende man wartete, wollte gleichwohl nicht ſterben; es gewöhnte ſich an die einſame, dunkele Gefangenſchaft, an die einförmige Beſchäftigung mit den Spielſachen, die man ihm in ſeinen Kerker mitgegeben, und an die einfache Koſt, die hinreichte, ſein Leben zu erhalten und es körperlich zunehmen zu machen, ohne es mit aufregenden, fauligen und giftigen Subſtanzen zu erfüllen, wie eine in gewöhnlicher Art eingerichtete Diät gethan haben würde, die ohne Thatigkeit und Bewegung in freier Luft ihre Schädlichkeiten wohl um ſo ſicherer entfaltet und dem Wohlſein und Leben des Gefangenen bei Weitem gefährlicher geweſen wäre, als die ſo ärmliche, aber unſchuldige, bei welcher er verkommen ſollte. Er lebte von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr immer ſo fort, wuchs körperlich, blieb aber der Seele nach ein Kind und ward ſo endlich ein großer, unbehülflicher Burſche, der ſeinem Verpfleger ohne Zweifel ſehr läſtig war und nicht geringe Sorge machte. Es mochte eine Veränderung der Lebens- und Wohnungsverhältniſſe hinzukommen; man mochte nicht wiſſen, wie man den Knaben noch fernerhin ſo verbergen und erhalten ſollte; es trat vielleicht ein in Angſt ſetzender beſonderer Umſtand ein; der Verpfleger dachte vielleicht bei zunehmenden Jahren an ſeinen eigenen Tod und wollte den Seinigen keine ſo fatale Erbſchaft hinterlaſſen u. ſ. w. Man braucht jedoch von all dem Nichts anzunehmen; es iſt ganz begreiflich, wie man auch ohnedies zu dem Beſchluß kommen konnte, ſich des jedenfalls ſehr unbequemen und gefährlichen Pfleglings zu entledigen. Indem man aber einen Mord jetzt wohl noch mehr, als früher ſcheute, nahm man eine Art von Ausſetzung zu Hülfe, bereitete den jungen Menſchen zu ſeinem Eintritte in die Welt nothdürftig vor und brachte ihn nach der wahrſcheinlich ganz nahe liegenden Stadt Nürnberg, in der Hoffnung, daß man ſich ſeiner daſelbſt nothdürftig annehmen und auf irgend eine ſtille, dunkle Weiſe verſorgen oder verwenden werde.

Als aber die Sache ein ſo enormes Aufſehen machte und ſich ſo drohend anließ, namentlich was die erwachenden Kindheitserinnerungen Hauſer's betrifft, die man wohl nicht für möglich gehalten hatte, erſchrack man und hielt es für eine unumgängliche Nothwendigkeit, ihn nun dennoch nachträglich aus der Welt zu ſchaffen. Es liegt die Vorſtellung nahe, der ehemalige Verpfleger Hauſer's ſei nun auch Derjenige geweſen, der den Mord übernahm, wobei er von dem ſogar perſönlich nahen vornehmen Verbrecher wohl auf alle Weiſe unterſtützt wurde, fein gekleidet, von unverdächtigem Ausſehen und mit allen möglichen Hülfs- und Sicherheitsmitteln verſehen war. Das Nürnberger Attentat wurde gleichwohl ſehr ungeſchickt und unglücklich ausgeführt. Dem Thäter gebrach es bei der That an Muth, Faſſung, Beſonnenheit; der, wie es ſcheint, auf den Hals berechnete Schnitt ging bei einer inſtinktartigen Beugung Hauſer's in die Stirne, und hatte zwar einen bedeutenden Blutverluſt und ein ſchweres, bedenkliches Krankenlager, aber keinen Tod zur Folge; und ſo war die Sache nur noch ſchlimmer gemacht, als ſie geweſen war.*) Wahrſcheinlich wurde für den zweiten Verſuch ein anderes, beſſeres Werkzeug, ein in ſolcherlei Geſchäften und Verrichtungen nicht ungeübter Menſch gedungen, der das grauſame Werk denn auch glücklich zu Stande brachte. Zuvor aber mußte H. von Nürnberg, wo er in zu treuer und ſorglicher Obhut gehalten wurde, entfernt werden, wie es denn auch in der ſchlaueſten, anſtändigſten und verdachtloſeſten Manier geſchehen iſt, indem man ihn nach Ansbach, dem Wohnſitze Feuerbach's, brachte, wo man aber, nachdem man erſt dieſen hinweggeſchafft, H. in den Verdacht der Lüge und Gaukelei gebracht und die Sorge für deſſen Sicherheit hatte einſchlafen laſſen, mit ſeiner Beſeitigung kein ſchweres Spiel mehr hatte.

Es mußte noch Etwas geſchehen. Die nach Ungarn hin gerichtete Unterſuchung mußte in die Hand genommen und behandelt werden, wie es im Intereſſe der verbrecheriſch Betheiligten war. Auch dies gelang, wie denn überhaupt dieſe Geſchichte zum Belege dient, was Rang und Geld ſelbſt in ſo ſchwierigen Fällen gefahrlos zu vollbringen vermögen.

---

*) Pfarrer Fuhrmann in ſeiner Trauerrede erwähnt des Nürnberger Mordverſuches „deſſen Andenken H. in einer Jedem ſichtbaren Narbe auf der Stirne mit ſich in's Grab genommen.“ Weiterhin heißt es: „Nur noch ſorgfältiger bewacht, noch emſiger beobachtet, noch liebevoller gepflegt, gedieh H. ſichtbar an Körper und Geiſt“ u. ſ. w. Jene Narbe iſt auch auf Hauſer's Bilde zu ſehen.

In Ungarn ſcheint H. in ſeiner Kindheit eine Zeit lang gelebt zu haben, da er Wörter und Redensarten verſtand, die den dort gebräuchlichen Sprachen angehören, und andere Erinnerungen hatte, die auf dieſes Land zu beziehen ſind. Wären nicht zugleich auch Spuren vorhanden, die ſo beſtimmt auf England deuten, ſo würden ſich die Vermuthungen ganz nur auf Ungarn beſchränken. Daß die Unterſuchung, die hier Graf Stanhope anſtellen ließ, kein Reſultat ergab, iſt kein Beweis, daß an der ganzen Sache Nichts war; denn dieſe Unterſuchung wurde augenſcheinlich ebendeßhalb angeſtellt, damit Nichts herauskomme; es war eine Unterdrückung und Vertuſchung unter dem Vorwande der Unterſuchung. Da nun aber England mit in's Spiel kommt, ſo iſt zu vermuthen, daß ſich zu der Zeit, in welche Hauſer's Kindheit fällt, eine vornehme engliſche Familie, deren Kind er war, in Ungarn aufgehalten oder daß H. aus einer vornehmen ungariſchen Familie geweſen, die mit einer engliſchen in ſehr naher Verwandſchaft ſtand, ſo daß zwiſchen beiden Erbſchaftsrechte Statt fanden. Es iſt möglich, daß man in Ungarn und England noch zu ermitteln vermag, was das für Familien und Verhältniſſe waren. In Ungarn wurde H. wahrſcheinlich den Seinigen verbrecheriſch entriſſen und dann nach einem deutſchen Orte gebracht, um ihn im Stillen bei Waſſer und Brod verkommen zu laſſen. Dieſer Ort kann nicht weit von Nürnberg entfernt geweſen ſein; hier kannte der Mann, der den Findling nach Nürnberg brachte, Lokalitäten, Sitten, Perſonen und Verhältniſſe, wie insbeſondere die Wahl des zweiten Pfingſttages, wo dieſe Stadt wie ausgeſtorben iſt, zum Ausſetzungstage,*) und die Adreſſe des dem Ausgeſetzten mitgegebenen Briefes beweiſt; hier traf H. nach einiger Zeit die beſondere Art von Brod wieder, womit er während ſeiner Gefangenhaltung gefüttert worden war; auch iſt es nicht glaublich, daß man den ſonderbaren Jüngling aus weiter Ferne ſo heimlich und ſpurlos hergeſchafft haben ſollte. Zu Fuß konnte H., der damals erſt gehen lernen mußte, keinen weiten Weg gemacht haben; daß er im Schlafe, zumal nach erhaltenem Schlaftrunke, gefahren werden, iſt möglich; aber er wußte nicht das Geringſte davon. Er erzählte nur, wie er Nachts aus ſeinem Kerker herausgetragen, dabei eingeſchlafen, dann wieder aufgewacht und gezwungen worden ſei, ſich vorwärts zu bewegen und dabei das noch ganz ungewohnte Gehen zu lernen, wobei er, was ſehr wichtig iſt, nur zweimal zu eſſen bekommen und niemals ſeine Nothdurft verrichtet haben will.

---

*) „Der zweite Pfingſttag gehört zu Nürnberg zu den vorzüglichſten Beluſtigungstagen, an welchem der größte Theil der Einwohner ſich auf's Land und in die benachbarten Ortſchaften zerſtreut. Die im Verhältniß zu ihrer dermaligen ſpärlichen Bevölkerung ohnehin ſehr weitläufige Stadt wird dann, zumal bei ſchönem Frühlingswetter, ſo ſtill und menſchenleer, daß ſie eher jener verzauberten Stadt in der Sahara, als einer rührigen Gewerbs- und Handelſtadt ähnlich. Beſonders in einigen, von ihrem Mittelpunkte entfernteren Theilen kann dann manches Geheime öffentlich geſchehen, ohne aufzuhören, geheim zu ſein.“ Feuerbach, Kaſpar Hauſer S. 1.

Der Ort, wo er eingekerkert geweſen, ſcheint ein kleines, kellerartiges Gemach unter der Erde geweſen zu ſein. Als ich ihn im Jahre 1828 in einen kleinen Hauskeller führte, ſagte er, ſo ſei ſein Aufenthalt beſchaffen geweſen, nur noch kleiner und dunkler. Er behauptete, von da heraus erſt einen kleinen, dann einen großen Berg emporgetragen worden zu ſein. Seine nähere Beſchreibung der beiden gab zu erkennen, daß der erſtere eine kleine ſchmale Treppe, der andere eine Anhöhe im Freien, ein grün bewachſener Hügel oder Berg geweſen. Hätte man ſogleich in der Nähe der Stadt die erforderlichen Nachforſchungen angeſtellt, ſo wäre es wohl gar nicht ſchwer geweſen, den ehemaligen Aufenthalt des Findlings zu ermitteln, zumal da in der feineren, ſtark gewürzten Brodart, dem ſogenannten Vorlaufbrode, das er dort regelmäßig genoſſen hatte, eine ſehr verrätheriſche Anzeige gegeben war.

Dürftig und darbend kann Hauſer's Verpfleger nicht geweſen ſein; das beweiſt vor Allem der eben erwähnte Umſtand, daß er ihn nicht mit gemeinem, grobem Schwarzbrode, ſondern ſtets nur mit jenem beſſeren fütterte, wie er es wohl ſelbſt täglich zu genießen pflegte. Auch wird der von H. mitgebrachte Goldſand ſchwerlich aus der Hütte des „blutarmen Mannes“ geweſen ſein, den Eſchricht in ſeinem „Unverſtand“ zum Pflegevater Hauſer's macht. Jener Mann hat auch wohl über eigene, geräumige Localitäten zu verfügen gehabt, ſo daß er für das zu verbergende Kind ein geheimes, abgeſchloſſenes Gemach einrichten und davon ſo viele Jahre lang alle Menſchen abhalten konnte. Man kann ſich vorſtellen, daß er ſich mit dem Gelde, das er ſich erworben und insbeſondere für Hauſer's Beſeitigung erhalten hatte, in der Umgegend von Nürnberg angekauft und ſelbſtſtändig eingerichtet, daß er daſelbſt ein kleines Gut beſeſſen habe, wo er ganz für ſich ſchalten und walten konnte.

Die auf eine deutſche Fürſtenfamilie bezüglichen, irreleitenden Angaben des Briefes, von denen wir oben unter XVI. gehandelt, ſcheinen einen nicht ganz gemeinen Mann zu verrathen, einen ſolchen, der auch wohl einigermaßen mit fürſtlichen Geſchlechtern und Genealogien bekannt geweſen; doch kann dieſe Bekanntſchaft auch jenem vornehmen Manne zugeſchrieben werden, der der Urheber der ganzen Begebenheit war und auch hier wieder im Spiele geweſen ſein mag. Daß der 7. October ſtatt des 17. ſteht, dürfte nicht dieſem, ſondern dem Verpfleger Hauſer's beizumeſſen ſein, der die ihm gelieferten Notizen abzuſchreiben hatte und hiebei dieſen Fehler beging. Der beigelegte, angeblich von der Mutter des Findlings, einem armen, ungebildeten Mädchen geſchriebene Zettel iſt mit lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben. Der handgreifliche Grund iſt der, daß auf dieſe Weiſe der gleiche Urſprung des Zettels und des Briefes und die Aehnlichkeit der Schriftzüge in beiden verdeckt werden ſollte. Aber ein armes Mädchen von ſo wenig Bildung, als der Styl des Zettels ausdrückt, ſchreibt nicht mit lateiniſchen Buchſtaben.*) Es iſt daher um ſo ſtupider, zu glauben, daß hier ein ächtes Dokument vorliege. War der Unbekannte ein Deutſcher, ſo zeigt die lateiniſche Schrift, daß er in formeller Bildung weit höher ſtand, als der Styl des Briefes, und des Zettels an die Hand giebt. Uebrigens kann auch angenommen werden und iſt weit wahrſcheinlicher, daß er fremd geweſen und ſich als fremder urſprünglich einer anderen Schrift, als der deutſchen bedient habe.

Feuerbach ſtellt in ſeinem „Memoire“ die Meinung auf, der Mann, der Hauſern gefangen gehalten, ſei ſein

---

*) Der Zettel beſtand aus einem Octavblättchen folgenden Inhalts:

Das Kind ist schon getauft Sie heist Kaspar in (einen) Schreibname misen Sie im Selber geben das Kind moechten Sie aufziehen Seine Vater ist ein Schwolische gewesen wen er 17 Jahr alt ist so schikken Sie im nach Nirnberg zu 6ten Schwolische Regiment da ist auch sein Vater gewesen jch bitte um die erziehung bis 17. Jahre geboren ist er im 30. Aperil 1812 im Jaher ich bin ein armes Magdlein ich kan das Kind nicht ernehren sein Vater ist gestorben.

Retter und Wohlthäter geweſen, indem er ihn vor denen, die ihm nach dem Leben ſtrebten, verborgen hielt. Er glaubt einen katholiſchen Geiſtlichen darin zu erkennen, der auch, wie die mitgegebenen geiſtlichen Büchlein zeigten, für Hauſer's Seelenheil beſorgt geweſen. Derſelbe habe denn auch in den Brief jene auf das Haus B. führenden Spuren eingeſtreut, die Feuerbach für aufrichtige Anzeigen der Wahrheit hält.

Ich kann hiemit nicht ſtimmen. Alles was man von Seiten der im dunklen Hintergrunde der Geſchichte ſtehenden Perſönlichkeiten der Welt Preis gab, ſcheint mir nur den Zweck der Täuſchung und Irreleitung gehabt zu haben, worüber ich beſonders unter XVI. gehandelt. Auch finde ich Züge von Hohn und Gemüthsrohheit, die nicht zu Feuerbach's Vermuthung paſſen. So wurde dem Findling auch ein Buch mitgegeben, das den Titel führt: „Kunſt, die verlorene Zeit und übel zugebrachte Jahre zu erſetzen.“ Das iſt ein frecher, empörender Spaß, der ſich auf die dem Armen geraubte Jugendzeit bezieht. Es heißt ferner in dem Briefe: „Ich habe ihn chriſtlich erzogen und ſeit 1812 keinen Schritt aus dem Hauſe thun laſſen,“ was wieder ein ſo grauenhafter Scherz und Hohn iſt, wozu auch der Name Hauſer d. h. der im Hauſe Lebende oder im Hauſe Gehaltene gehört. Und endlich: „Wenn Sie ihn nicht behalten wollen, ſo müſſen Sie ihn abſchlachten oder im Rauchfang aufhängen.“ Solche

Aeußerungen würde ein Menſch von edlerer Natur und von beſſerem Charakter ſchwerlich gethan haben. Dabei kann man immer annehmen, daß dieſer Mann doch kein Mörder von Profeſſion geweſen, daß er den Mord des Kindes zwar übernommen und verſprochen, um die gewiß ſehr anſehnliche Belohnung dafür zu erhalten, daſſelbe aber, um nicht ein direktes Verbrechen der Art zu begehen, gleichwohl verſchont habe, in der Hoffnung, daß es bei ſo karger Koſt nicht lange leben werde; ſo wie endlich, daß es ihm, als er die blutige That nachträglich doch noch vollbringen ſollte, an Muth und Beſonnenheit gefehlt, ſie glücklich auszuführen. Der Charakter dieſes Individuums, wie man ſich ihn aus ſo manchem Grunde zu denken hat, ſteht mir ſehr deutlich vor der Seele. Es iſt eine Miſchung von Rohheit und Bildung, Frechheit und Feigheit, Verworfenheit und Scheu vor dem Aeußerſten, wie ſie wohl nicht ſelten vorkommen mag. Ich ſtelle mir vor, daß es ein in praktiſchen Dingen wohl erfahrener und geübter Diener vornehmer Leute geweſen, ein Menſch, der ſich für Geld zu Allem brauchen ließ, doch eine Grenze hatte, über die er ſeines Vortheils wegen zwar ebenfalls gerne hinausgegangen wäre, aber nicht hinausgehen konnte. Er mochte auch wohl des Treibens ſatt ſein und ſich nach Ruhe und Selbſtſtändigkeit ſehnen. Er benutzte daher vielleicht die Hauſeriſche Geſchichte, für die er gewonnen und gedungen wurde, um ſich mit dem erwordenen, insbeſondere durch dieſe Geſchichte bedeutend angewachſenen Vermögen in die Verborgenheit zurückzuziehen, wohin er das dem Untergange geweihte Kind mitnahm und ſo viele Jahre lang im Stillen verpflegte, bis er endlich, um ſich auch dieſer Laſt und Gefahr zu entledigen, zur Ausſetzung ſchritt.

H. glaubte von dem Manne zweimal einen ungariſchen Fluch gehört zu haben, einmal im Kerker, als er von ihm geſchlagen wurde, das andere Mal auf dem Wege, wo die mühſelige und beſchwerliche Fortſchaffung eines ſo unbehülflichen Weſens zu Ausbrüchen der Ungeduld und des Aergers in der That veranlaſſen konnte. Hat es mit dieſen Erinnerungen ſeine Richtigkeit, ſo war der Mann aus Ungarn gebürtig und bediente ſich, obwohl ſeiner Heimath entfremdet, noch immer zu Zeiten, wie wenn er im Zorne war und mit ſich ſelber ſprach, der vaterländiſchen Ausdrücke und Ausrufe. Auch der Styl der von H. mitgebrachten Briefe ſcheint einen Ausländer zu verrathen. Die Sprache kann verſtellt ſein, um für die fingirten Individuen, von denen die Briefe ſein ſollten, einen ſo ganz gemeinen und bildungsloſen Mann und ein ſo ganz armes und unwiſſendes Mädchen zu paſſen. Aber zu ſagen: „Das Kind — — — — ſie heißt," und auf dieſe Weiſe nicht nur das Neutrum „Kind" als Femininum zu behandeln, ſondern auch von einem männlichen Kinde zu ſprechen, als wäre es ein weibliches, iſt ſo ſprachwidrig und unnatürlich, daß ſich wohl Niemand in Deutſchland ſo ausdrückt, und daß Etwas der Art einem geborenen Deutſchen ſchwerlich in den Sinn kommen möchte.

H. gab an, daß der Mann allerlei mit ihm geſprochen und daß er es verſtanden habe. Das will nicht gut zu dem Anfangs in Nürnberg gezeigten Unvermögen paſſen, das zu ihm Geſprochene zu verſtehen. Aber auch hier wohl iſt der Widerſpruch nur ein ſcheinbarer. Wahrſcheinlich vernahm H. aus dem Munde des Mannes, wenn ihm dieſer nicht die deutſchen Worte, die er ſagen ſollte, mechaniſch einprägen, ſondern ſich mit ihm verſtändigen wollte, die Laute eines anderen Sprachſtammes, die ihm bekannter und von ſeiner Kindheit her wenigſtens einigermaßen verſtändlich waren. Das Deutſche kam Hauſern hart vor und er erkannte darin nicht ſeine Mutterſprache.*)

In Betreff der Ausſetzung Hauſer's und ſeiner Ankunft in Nürnberg iſt noch Folgendes zu bemerken. Die Stadt war zu der Zeit dieſes Ereigniſſes, ſo wie es Feuerbach hervorhebt, verlaſſen und menſchenleer genug; und da konnte man ſo mitten darin, zumal in einer von den Hauptpunkten des Verkehrs entfernten Gegend derſelben ſchon Etwas wagen, weßhalb denn auch offenbar gerade dieſer Zeitpunkt und dieſe Gegend gewählt worden war. Um ſo belebter indeſſen war, wie ſchon Schmidt von Lübeck erinnert, die Umgegend; die Stadt war ſo zu ſagen, nicht in der Stadt, ſondern vor der Stadt, und um ſo ſchwieriger ein heimliches Einbringen des wunderlichen Geſchöpfes, das noch nicht einmal ordentlich gehen und die Füße ſetzen konnte. Die außen umher zerſtreute Bevölkerung bildete eine Art von Wache und Cordon; hier eine ſo ſeltſame und auffallende Contrebande bei hellem, lichtem Tage durchbringen und einſchwärzen zu wollen, wäre ein allzu kecker Gedanke geweſen; und wäre derſelbe auch glücklich ausgeführt worden, ſo wären die Wanderer doch ſchwerlich ganz unbemerkt geblieben und es hätte dies wenigſtens weiterhin ſeine Folgen gehabt. Wie nehmlich die Erſcheinung des Findlings ſo ſtadt- und weltkundig wurde und ſo unendlich viel zu ſprechen und zu rathen gab, da hätte unter den Bewohnern der Stadt, die damals außerhalb derſelben geweſen, oder unter den im Umkreiſe Wohnenden, doch wohl Einer und der Andere daran gedacht und erzählt, wie ein ſonderbar ausſehender, höchſt ungeſchickt und ſchwerfällig einherwandelnder, Schmerz und Leiden verrathender Burſche der Stadt zugeführt oder zugeſchleppt worden ſei. Graf Stanhope ermangelt nicht, dieſe Schwierigkeit hervorzuheben und dabei eine darauf bezügliche Stelle aus Schmidt von Lübeck's Schrift über Kaſpar Hauſer zu citiren. Er ſetzt hinzu: „Man ſieht nicht ein, warum Hauſer's Führer ihn nicht gleich bei einem der Stadtthore oder auf einer der Promenaden um die Stadt herum ausgeſetzt, warum er ihn bis in die Nähe des ſogenannten Unſchlittplatzes gebracht, der von jedem Thore der Stadt ziemlich weit entfernt iſt, warum er ihn weiter geführt, als für ſeinen Zweck gerade nöthig war, was ihn in die größte Verlegenheit geſetzt hätte, wenn H. aus Ermattung hingeſunken wäre, wie es nach deſſen Beſchreibung öfters auf der Reiſe geſchehen iſt.“ Sehr richtig, Herr Graf! Es fehlt Ihnen durchaus nicht an Verſtand und Scharfſinn, ſo wie Sie auch von Allem trefflich unterrichtet ſind. Aber warum ſagen Sie Nichts von der Löſung des Räthſels, die ſchon bei dem doch zu gleicher Zeit von Ihnen citirten Schriftſteller zu finden? — Sie ſpielen ein ſehr falſches Spiel, das ſpringt auch hier wieder in die Augen.

---

*) Nach Bäumler's Manuſkript.

Die Sache iſt dieſe. Entweder war Hauſer in Nürnberg ſelbſt verſteckt und die ſcheinbare Wanderung beſtand nur darin, daß man den Knaben, bevor man ihn ausſetzte, im Freien, etwa in einem Hofraum oder Garten, vorerſt ein wenig im Stehen und Gehen übte. Oder er wurde zwar nach Nürnberg von außen hereingebracht, aber Abends oder bei Nacht, und dann in irgend einem Verſtecke bis zur Zeit ſeiner Ausſetzung verborgen gehalten. Erſteres iſt das weniger Wahrſcheinliche, weil es zu ſehr wider die Schilderungen ſtreitet, die H. mündlich und ſchriftlich von ſeiner Wanderung gemacht. Dagegen kann das Zweite unbedenklich feſtgehalten werden.

Hauſer's Verpfleger hatte ſich, wie es ſcheint, nicht nur in der Nähe Nürnbergs in einem eigenen, iſolirten Beſitzthume angeſiedelt und eingerichtet; er hatte auch einen Fuß in der Stadt ſelbſt. Es bedurfte keines allzugroßen Aufwandes, um ſich daſelbſt ein kleines, ausſchließliches Eigenthum zu verſchaffen oder ſich irgend eine verſchloſſene Localität zu miethen, zu der er allein den Schlüſſel hatte und die ihm und dem Knaben auf kurze Zeit zum geheimen Aufenthalte dienen konnte. Die elendeſte Baracke, ein Stall u. dergl. reichte hin, und wir haben es ja nicht mit einem armen Manne zu thun. Dieſes Verſteck mochte ſich in einem der obskurſten und abgelegenſten Gaſſen und Winkel der Stadt befinden, auf einem Punkte, wo ohne beſondere Veranlaſſung kein anſtändiger Menſch, ja überhaupt Niemand, der da nicht ſpeciell einheimiſch iſt und zu thun hat, hinzukommen pflegt. Da hinein wurde im Dunkel des Abends oder der Nacht der von der qualvollen Wanderung erſchöpfte, weinende, nur auf ſich und ſeine Schmerzen aufmerkſame, von einer Ohnmacht in die andere ſinkende Knabe geſchafft. Er wird da auf der Stelle, wie nachher im Stalle des Rittmeiſters geſchah, in einen tiefen und langen Schlaf verfallen ſein; es wurde ihm da vergönnt, ſich vor ſeinem Eintritt in die Welt noch einmal recht auszuruhen und zu der zu ſpielenden Rolle zu ſtärken, was gewiß ſehr nöthig war. Am andern Tage führte man ihn zu gelegener Stunde von da heraus, geleitete ihn wohl noch ein Paar einſame Pfade und enge Gäßchen hindurch und überließ ihn auf dem bekannten Platze ſeinem Schickſale.

Der Mann konnte hierauf, wenn er es für gut fand, ſofort auch wieder in jenen Verſteck zurückeilen, ſich da noch ferner verbergen, bis es wieder Nacht wurde, ſich auch wohl umkleiden, in Folge deſſen als eine ganz andere Perſon erſcheinen und ſich ſo in der Stadt herumtreiben oder nach ſeinem Wohnort zurückkehren — kurz es ſcheint ein ſolcher Ort in jeder Beziehung zu dem Plane gehört zu haben und zu dem glücklich auszuführenden Werke nöthig geweſen zu ſein.

Bei Nacht wurde H. aus ſeinem erſten Gefängniſſe herausgetragen; dann muß er einen Weg im Freien und bei Tage gemacht haben, da ihn, wie er angab, die Augen vom Lichte ſchmerzten, und ihn ein Paar Mal der Regen benetzte, da er auch vom Grün des Weges und andern Beſchaffenheiten des Bodens ſprach, auf den er wandernd niederblickte. So ging ein Tag dahin; des Abends brachte man ihn in die Stadt hinein und in jenen Verſteck, am nächſten Tage wurde die Ausſetzung bewerkſtelligt und ſo war alles innerhalb zweier Nächte und Tage zu Stande gebracht.

Zweimal glaubte H. auf dem Wege gegeſſen, öfters getrunken zu haben. In ſeinem Käfig bekam er Morgens ſeine Portion; das war für den ganzen Tag. Dieſer Gewohnheit nach wird er einmal am erſten Tage und einmal am zweiten geſättigt werden ſein. Die meiſte Zeit iſt wohl mit Ohnmachten und Schlafzuſtänden hingegangen.

Indem H. ſeine Wanderung beſchreibt,*) weiß er nicht das Mindeſte von Gegenſtänden, Umgebungen, Ortſchaften, Vorgängen, die um ihn herum bemerklich waren. Er ſpricht nur von dem, was unmittelbar mit ihm vorgenommen werden, was er zu thun und zu leiden gehabt. Er erzählt, wie er aus ſeinem Kerker herausgetragen und dann zum Gehen angehalten werden ſei, wie ihn die Füße von dieſer Anſtrengung, die Augen vom Lichte geſchmerzt, wie er zwiſchendurch das Bewußtſein verloren und in Ohnmacht oder Schlaf geſunken, wie ihm ſein Führer geboten, auf den Boden zu ſehen und ihn, wenn er kraftlos wurde, mit dem Geſicht auf den Boden gelegt; wie er vom Regen naß geworden und dergleichen. Ob und wann er Wald oder Feld, Land oder Stadt durchwandelt, iſt nicht bemerkt; Bäume, Gebäude, Gewäſſer, Brücken, Wagen, Menſchen, Thiere wurden nicht wahrgenommen; nur mündlich ſagte er Einiges von der Beſchaffenheit des

---

*) Es ſind die ſchriftlichen Aufſätze gemeint, die noch zur Zeit in meinen Händen ſind.

Weges, auf den ſeine abwärts gerichteten Blicke fielen. Von einem Eintritt in die Stadt zu einem Thore verlautet Nichts: er iſt blind für Alles umher, nur auf ſich, als dies empfindende, mißhandelte, ſchmerzvolle Subjekt beſchränkt. In Herrn v. Hermann's Aufzeichnungen heißt es: „Der Mann ſagte ihm, in dem großen Dorfe wohne ſein Vater; er ſah aber Nichts davon, da er auf den Boden blickte." Es ſtimmt damit merkwürdig die Ausſage eines Polizeiſoldaten, der ihn in der Stadt und außen herum führte; „er betrachtete," ſagte Bleumer, „keinen Gegenſtand, den er auf ſeinen Spaziergängen ſah, mit Aufmerkſamkeit."*) Auf dieſe nicht natürliche, ſondern künſtlich erzeugte Idiotie war denn auch wohl gerechnet. Der Führer gab ſich auch noch überdies alle Mühe, Hauſern zu verhindern, etwas Anderes wahrzunehmen, als was ihm beim Niederſehen unmittelbar vor Augen war. Und ſo hatte man ſeine Erinnerungen nicht zu fürchten. Es giebt in der That nichts Dürftigeres, als ſeine Darſtellung der Dinge, die ſich unmittelbar vor ſeinem Eintritt in die Welt begeben hatten.

Ganz anders freilich verhielt es ſich mit Erinnerungen, die ſich von der ſeiner Einſperrung hervorgegangenen Lebensperiode her datiren. Sonſt pflegt das der Zeit nach Nähere erinnerlicher zu ſein, als das in ferner Vergangenheit Zurückliegende. Hier war es umgekehrt und mußte ſo ſein; die Exception war auch hier das Natürliche, ſo ſonderbar die Sache auf den erſten Anblick erſcheinen mag. In jener Zeit war Hauſer's Geiſt und Bewußtſein noch kindlich unreif, aber nicht gewaltſam unterdrückt, verdumpft und abgeſtumpft, wie ſpäterhin, da er erſt wieder zum geiſtigen Leben zu erwachen hatte. Auch war er in reichen, vornehmen Verhältniſſen; eine Fülle von Eindrücken wirkte aus pracht- und lebensvoller Umgebung in ſein Inneres hinein und erfüllte es mit Bildern, die ſich um ſo feſter einprägten, je beſtimmter, glänzender, charaktervoller ſie waren. Wenn man Erinnerungen aus ſo frühem Alter gleichwohl für unmöglich erklärt,*) ſo iſt Folgendes zu entgegnen. Bei einem Menſchen, der ſich in gewöhnlicher Weiſe mitten in Welt und Menſchheit fortentwickelt, werden die erſten Kindheitserinnerungen durch eine Maſſe von nachfolgenden Eindrücken verwiſcht und verdrängt, die noch dazu mit immer reiferem Bewußtſein und größerem Intereſſe aufgenommen und feſtgehalten werden, ſo daß die dagegen nur ſchwachen Kindheitsbilder bald gänzlich weichen müſſen. Bei Hauſer folgte auf jene erſten Kindheitsjahre kein weiteres Leben in der menſchlichen Societät; er wurde hinein geſtoßen in die tiefe, leere Nacht ſeines öden Kerkerlebens, wo er ſich ſo viele Jahre lang nur mit einigen ärmlichen Spielſachen beſchäftigt und wahrſcheinlich, wie er auch ſelber meinte, die meiſte Zeit verſchlafen hat.*) Zwiſchen ſeiner freien Kindheit und ſeinem nachherigen Wiedereintritt in die Welt lag ſo gut, als Nichts; die Eindrücke ſeiner Kindheit waren daher keine veralteten, verblaßten, ſondern noch friſch lebendig in ſeinem Innern bewahrte Seelenbilder, die in Träumen hervortreten und im Wachen bei gegebenem Anlaſſe hervorſpringen konnten, als wären ſie erſt von geſtern her. Auch in ſeinem Kerker wird H. geträumt haben — was wird da der Inhalt ſeiner Träume geweſen ſein? Gewiß nicht blos ſein einſames, armſeliges, inhaltsloſes Kerkerleben, ſondern vielmehr das, was dieſem vorausgegangen. Und je öder und dumpfer ſein waches Daſein war, deſto lebendiger vielleicht war ſeine Seelenthätigkeit im Schlaf. Das Schloß, von dem er in Nürnberg träumte, wird ihm, ſo lange er eingekerkert war, im Traume vorgekommen ſein, und zu Nürnberg ſetzte ſich dieſes Traumbild nur fort und vermiſchte ſich mit dem Bilde ſeines damaligen Lebens in der Menſchenwelt, vergl. Anhang Nr. III. So geſtaltet ſich ein enger, ſtetiger Zuſammenhang von Vorſtellung und Erinnerung, worin gar Nichts mehr befremdlich und unmöglich, ſondern Alles ganz ſo erſcheinen wird, wie es einer gründlichen pſychologiſchen

---

*) Materialien S. 49.

---

*) Vergl. Eſchricht, „Unverſtand" S. 111.

---

*) Vergl. „Mittheilungen“ II. S. 1 f.

Forſchung und Einſicht nach in der Ordnung iſt. Ich kann hinzuſetzen, daß ſelbſt bei einem gewöhnlichen Lebensgange Erinnerungen aus ſehr früher Kindheit nicht immer gänzlich fehlen, wie H. E. behauptet. Ich kenne eine Dame, die ſich einzelner Scenen und Gegenſtände aus einer Zeit erinnert, wo ſie nur erſt 1½ und 2 Jahr alt geweſen ſein muß. Jene Einwendung iſt daher nicht einmal in Beziehung auf regelmäßige Entwicklungen von Gewicht.

Nun noch eine Bemerkung. Ich kann und will es nicht verhehlen und habe es in dieſem Buche oft und deutlich genug zu erkennen gegeben, daß mein ſtärkſter Verdacht in der Hauſeriſchen Angelegenheit auf den Grafen Stanhope fällt, mit deſſen Benehmen und Weſen es unmöglich ganz richtig ſein kann. Um aber ſo vorſichtig und billig, als möglich, zu verfahren, ſo will ich noch dieſes bemerken. Es iſt denkbar, daß St. nicht in ſeinem eigenen Intereſſe, ſondern befreundeten und verwandten Perſonen zu Liebe gehandelt habe, die denn als die eigentlichen, urſprünglichen Verbrecher zu betrachten wären. Man wird dies vielleicht nicht für die wahrſcheinlichſte der hier möglichen Anſichten halten; ich habe jedoch mit dieſem Zuſatze eine Pflicht der Milde und Schonung erfüllt, von der ich mich ſelbſt einer ſo verdachtvollen und unheimlichen Erſcheinung gegenüber, nicht entbinden zu dürfen glaubte.

Anhang.

Vorbemerkungen.

Ich verfaßte vorſtehende Aufſätze, wie ich ſchon in der Vorrede berührte, an Orten, wo ich nur einen kleinen Theil meiner Bücher und Manuſkripte zur Hand hatte und Manches auf den hier behandelten Gegenſtand Bezügliche, in meinem Gedächtniß nicht vollſtändig Aufbewahrte entbehrte. Als es ſpäterhin vorlag, brachte ich in dem fertig gewordenen Theile noch verſchiedene daraus geſchöpfte Notizen an; es ſchien jedoch beſſer, keine völlige Umarbeitung vorzunehmen und lieber einen Anhang, wie dieſen, hinzuzufügen, in welchem ich mich um ſo freier bewegen und noch viel Intereſſantes, was jene reichhaltigen und ſelbſt hiedurch noch keineswegs erſchöpften Quellen enthalten, beliebig vortragen könne.

So wird man denn hier unter Anderem den Anfang einer Schrift finden, die ich ſchon vor Jahren wider den Grafen Stanhope zu ſchreiben begann, aber unvollendet ließ. Der Inhalt iſt theilweiſe ſo ziemlich derſelbe, wie derjenige der obigen Cap. XII. und XIII.; es ſind jedoch Züge darin, die in jenem Aufſatze nicht vorkommen, da ſie mir nicht mehr von ſelbſt erinnerlich waren, ſo wie dort wiederum Einiges zu finden iſt, was ich früherhin auszuſprechen, Anſtand nahm. Das Fragment ſcheint mir ſo, wie es iſt, ein gewiſſes hiſtoriſches Intereſſe zu haben; man wird daraus erſehen, wie ich mich damals bei friſcheſter Anregung und im Bewußtſein und Gefühle jüngſt erlebter Dinge zu äußern veranlaßt war. Man wird es vielleicht verzeihen, wenn ich auf dieſe Weiſe Einiges, was ſchon in jenem Capitel enthalten, noch einmal biete, wie es ohne beſonderen Grund nicht in der Ordnung wäre.

Sehr angenehm war es mir, auch noch einige Briefe des Herrn v. Tucher aufzufinden, die über das Betragen des Grafen Stanhope ein helles Licht verbreiten. Ich habe mich ſchon oben gelegentlich darauf bezogen, und gebe ſie nun hier im Auszuge, d. h. mit Weglaſſung einiger für meine Zwecke unnöthiger Stellen, doch in übrigens unveränderter Form. Es wird daraus erſichtlich ſein, wem in Wahrheit der Vorwurf verkehrter Behandlung des Findlings und verderblichen Einfluſſes auf ihn zu machen iſt, den Nürnberger Vorgeſetzten deſſelben, die von dem ungerechten und unwiſſenden Dänen ſo hart und heftig beſchuldigt werden, oder dem engliſchen Graf, dem er ſo viel Lob und Ehre zollt. Jene erſcheinen hier gerade als diejenigen, welche die Prinzipien einer vernünftigen und maßvollen Erziehung und Leitung nachdrücklichſt ausſprechen und geltend zu machen ſuchten, während der Engländer recht eigentlich darauf ausgegangen zu ſein ſcheint, den jungen Menſchen, den er an ſich geriſſen, moraliſch und phyſiſch zu beſchädigen und zu Grunde zu richten. Ich ſelber ſtand zu jener Zeit mit Herrn v. Tucher in den freundſchaftlichſten und vertrauteſten Verhältniſſen, wie der Umſtand beweiſt, daß mir derſelbe dieſe Briefe mittheilte und zur Aufbewahrung in meiner Sammlung überließ.

I.

Fragment
einer vor Jahren entworfenen Schrift
wider
Stanhope.

Graf Stanhope lernte auf einer Reiſe durch Nürnberg daſelbſt den Findling Kaſpar Hauſer kennen, ſchien eine ungemeine perſönliche Zuneigung zu ihm zu faſſen, ſo daß man ihn mit demſelben öffentlich Arm in Arm gehen, ihn beim Kopf nehmen und küſſen ſah, ließ ſich zu ſeinem Pflegevater machen, und erklärte, ihn mit ſich nach England führen und ihm dort eine Freiſtätte gewähren zu wollen. Nachdem er jedoch einige Zeit lang den Umgang mit ihm genoſſen hatte, ging er wieder auf Reiſen und ſchien allmählig gegen ihn zu erkalten und in allerlei Zweifel und Bedenklichkeiten zu gerathen, und wie endlich nach Jahrelangem Ausbleiben ſeine Zurückkunft nach Ansbach angekündigt ward, da — ereignete ſich daſelbſt das plötzliche, gewaltſame Ende des Findlings durch eine tiefe, tödtliche Stichwunde, die ihm nach ſeiner Ausſage von einem unbekannten Manne meuchelmörderiſch beigebracht worden war. Der Graf legte hierauf in gerichtlichen Verhören alsbald die Ueberzeugung an den Tag, daß Hauſer eine betrügliche Rolle geſpielt, gab ſich ſofort auch alle mögliche Mühe, um Nachrichten und Ausſagen zuſammenzubringen, welche dieſe Anſicht zu beſtätigen und den Verſtorbenen in ein ſchlimmes Licht zu ſtellen geeignet ſeien, ſetzte ſich mit dem bekannten literariſchen Feinde Hauſer's, dem Polizeirath Merker in Berlin, in Verbindung, überließ demſelben die von ihm geſammelten Nachrichten und Ausſagen zu deſſen polemiſchem Zwecke und ſtreute ſelbſt zu verſchiedenen Zeiten mehrere, als Manuſkript gedruckte kleine Schriften in die Welt, in denen er mit unverkennbar planmäßiger Allmähligkeit die ſchon erwähnte, mit der Merkeriſchen übereinſtimmende Anſicht entwickelte, daß ſein ehemaliger, ſo großer Zärtlichkeit und Vertraulichkeit von ihm gewürdigter Pflegeſohn und Liebling nichts weiter, als ein ſchmähliger Betrüger und Selbſtmörder geweſen. Zuletzt hat er das früher vereinzelt in die Welt Gebrachte unter dem Titel: „Materialien zur Geſchichte Kaſpar Hauſer's“ (Heidelberg 1833) dem Buchhandel übergeben.

Wenn man über dieſes Betragen des Grafen Stanhope nachdenkt, ſo wird es gewiß Jedem nicht wenig unnatürlich und befremdlich erſcheinen, daß Jemand ſich erſt ſo gar ſehr in einen Menſchen verliebt, in ſo enge und offenkundige Verbindung mit ihm zu treten ſich entſchließt und ihn öffentlich als ſeinen Liebling behandelt und liebkoſt — einen Menſchen noch dazu, auf welchen die Aufmerkſamkeit der Welt in ſo hohem Grade gerichtet iſt — nachher aber ſich alle nur erſinnliche Mühe giebt und gar nicht müde wird, denſelben der Welt als einen von vorn herein ſchlechten Menſchen, Betrüger und ſchmachvoll endenden Selbſtmörder darzuſtellen. Hätte der Graf, nachdem er ſo viele Eingenommenheit und Liebe für H. an den Tag gelegt, ſich wirklich ſo arg getäuſcht gefunden, ſo wäre zu erwarten geweſen, daß er über eine ſo verdrießliche Sache am liebſten geſchwiegen, und nur etwa, ſo weit er aufgefordert und es ihm zur Pflicht gemacht wurde, ſeine nunmehrige Anſicht von der Sache geoffenbart, nicht aber dieſelbe mit ſo großem und beharrlichem Intereſſe, mit einem Aufwande ſo vieler Bemühungen und ohne alle Anregung und Drang von Außen, aller Welt aufzudringen geſucht hätte.

Allein Graf Stanhope iſt kein gewöhnlicher Menſch. Seine leidenſchaftliche, über Alles gehende Liebe zur Wahrheit überwand die hier ſo natürliche Scheu und Schaam und riß ihn dermaßen zur Selbſtverläugnung hin, daß er Alles aufbot und ſelbſt in die ärmſten Hütten ſtieg, um Gründe zu dem öffentlichen Erweis zu erſchwingen, daß ein hergelaufener, ſchlechter, gemeiner Burſche ihn mit den unwürdigſten Banden der Täuſchung und der Zuneigung umwunden habe.

Darin zwar begegnet dem erhabenen Wahrheitsfreunde etwas Menſchliches, daß er möglichſt zu verſtecken ſucht, wie ſehr er Anfangs von H. eingenommen und hingeriſſen erſchienen, und die Sache ſo darſtellt, als habe er Nichts weiter, als einen Act lordſchaftlicher Generoſität ausgeübt, indem er „einen hülfsbedürftigen Jüngling in ſeinen Schutz genommen,“ da doch die angeführten Thatſachen der Ausdruck eines ganz andern Verhältniſſes ſind. Er fügt zwar hinzu: „für den ich viele Freundſchaft empfand“ — dies iſt aber eine viel zu matte und froſtige Andeutung derjenigen Art von Zuneigung, die ſich in des Grafen Benehmen ſo entſchieden ausdrückte. Ich kann, wenn es verlangt wird, einen Zeugen nennen, der mit nicht geringem Erſtaunen die öffentlichen Liebkoſungen des Grafen beobachtete, und in einem vor mir liegenden Briefe eines wohlunterrichteten Mannes an den verſtorbenen Präſidenten v. Feuerbach wird mit großem Unwillen und pädagogiſcher Klagerhebung von des Grafen „Affenliebe“ zu H. geſprochen.

Auch jene Anſicht von den großartigen Beweggründen des Grafen zu ſeinem Betragen nach Hauſer's Tod, die er ſelber und ſein Verbündeter, der Polizeirath Merker, uns beizubringen ſich bemühen, muß mir leider nicht wenig zweifelhaft erſcheinen, wenn ich an die Art denke, mit welcher der Graf ſich benommen hat, als er mich im Frühling des Jahres 1834, bevor er noch etwas gegen Hauſer veröffentlicht hatte, mit mehreren Beſuchen beehrte. Hier zeigte er keineswegs das reine Intereſſe für die Wahrheit, das eben ſo ſehr auf das achtet, was für, als auf das, was gegen eine Perſon und Sache geſagt werden kann; er offenbarte rein nur das Intereſſe, Hauſern zum Betrüger und — ganz beſonders — zum Selbſtmörder zu ſtempeln, und wollte auf Nichts eingehen, was ihm irgend zu Hauſer's Ehrenrettung von mir und meiner Mutter, als Augenzeugen und mehrjährigen Beobachtern, vorgebracht wurde. Bei aller Wahrheitsliebe, ſollte man meinen, hätten dem Grafen Zeugniſſe und Thatſachen, die für die Wahrhaftigkeit der Hauſeriſchen Erſcheinung ſprechen, nicht nur nicht zuwider, ſondern auch erwünſcht und erfreulich ſein müſſen, weil er ſich in Folge einer ſolchen Ehrenrettung weniger zu ſchämen gehabt hätte, ſich ſo ſehr in H. verliebt zu haben. Ich bin mir bewußt, daß ich in dem Falle einer ſich mir aufdrängenden veränderten Ueberzeugung dieſelbe, wenn auch ungern, offen eingeſtehen und ganz der Wahrheit gemäß, ſo wie es die Art und Sache eines redlichen Mannes und Forſchers iſt, ſprechen und handeln würde; aber mich auch, den das Gegentheil bezeugenden Umſtänden und Thatſachen zuwider und dieſe umgehend oder hinwegſtreitend, für einen Betrogenen zu erklären, wie könnte mir dies beikommen, wie dies von mir erwartet und gefordert werden, wer würde dies wohlgethan, vernünftig, ehrenwerth finden? Ein Menſch, der ſo handelt, muß verrückt ſein, oder ganz andere Gründe haben, als die reine Liebe zur Wahrheit, den redlichen, aufrichtigen Willen zur Aufklärung des Verborgenen.

Als ich dem Grafen äußerte, daß ich zu wiſſen wünſche, wer derjenige ſei, der Merkern die Nachrichten zukommen laſſe, auf welche dieſer damals zu pochen begann, hatte der erhabene Wahrheitsfreund nicht den Muth, mir zu ſagen, daß er es ſei, ſondern ſagte, er wiſſe es nicht, obgleich die Sache kurz darauf zur öffentlichen Kunde kam und auch wohl von dem Grafen nicht beſtimmt geweſen war, geheim zu bleiben. Auch dieſe Thatſache iſt nicht geeignet, den Mann zu charakteriſiren, der, wie Merker von dem Grafen und dieſer von ſich ſelbſt verſichert, der Wahrheit über Alles huldigt.

Sehr angelegentlich bemühte ſich der Graf, mich dazu zu bringen, gegen H. und die Feuerbachiſche Auffaſſung deſſelben aufzutreten, welches Bemühen mir, der ich vorher ganz verdachtlos und vertrauensvoll gegen den Grafen geweſen war und ihm Alles geglaubt hatte, was er ſprach, zuerſt einen Funken des Mißtrauens in die Seele warf. Als endlich meine Mutter, merkend, was er im Schilde führe, ihn mit tiefbewegter Seele bat und beſchwor, die Aſche eines Unglücklichen, der ihm einſt als ſeinem Freunde und Wohlthäter vertraut und von dem ſie gewiß wiſſe, daß er kein Betrüger geweſen, nicht mit Schimpf und Schande zu bedecken, — worauf ſeine Herrlichkeit erwiderte, es ſchade ihm ja Nichts mehr — ſo ſtellte ſich uns der Graf in dieſem Augenblicke auf eine Weiſe dar, in welcher es unmöglich war, das Bild einer lauteren Geſinnung und eines ruhigen, edlen Bewußtſeins zu ſehen. Das Blut ſtieg ihm in das blaſſe Geſicht; es dauerte nicht lange, ſo konnte er mein die Stimmung, in der ich mich befand, wahrſcheinlich zu deutlich ausdrückendes Angeſicht nicht mehr ertragen; er ſprang auf und rannte mit auffallend beflügeltem Schritte zu meinem Hauſe hinaus, das ſeitdem nie wieder die Ehre gehabt hat, von ihm betreten zu werden.*)

Die nachher erſchienenen Schriften des Grafen waren ganz nur geeignet, den Eindruck, den ſeine perſönliche Erſcheinung auf mich gemacht hatte, zu beſtätigen und zu verſtärken. Es ſpringt auch hier als angelegentlichſtes Intereſſe auf die räthſelhafteſte Weiſe nur dieſes hervor, Hauſern der Welt in möglichſt ſchlimmem Lichte und Alles, was für die Wahrhaftigkeit ſeines Weſens und ſeiner Erſcheinung ſpricht, als nichtig, werthlos und lächerlich darzuſtellen. Wo er auch etwa für gut findet, eine flüchtige Mine des Mitleids mit ſeinem „unglücklichen Pflegeſohn" anzunehmen, und einiges Gute von ihm zuzugeſtehen, da geſchieht es doch auf eine ſo auffallend gezwungene Weiſe und in ſo argliſtiger Verbindung mit Aeußerungen, die auf böſen Eindruck und Verdachterregung berechnet, daß wohl jedem nur nicht völlig Blinden in die Augen ſpringen muß, weß Geiſtes Kind dieſe Darſtellung iſt, wie wenn ein Brief an den Schullehrer Meyer folgendermaßen beginnt: „Sie hatten zwei Jahre hindurch Gelegenheit, meinen unglücklichen Pflegeſohn K. H. zu beobachten, und Sie werden eingeſehen haben, daß er Eigenſchaften beſaß, die ſich vielleicht ſehr ſelten vereinigt finden und die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Er war lebhaft und naiv, gutmüthig und liebenswürdig*) und, dem Anſchein nach treuherzig wie ein Kind, ohne jemals zudringlich, lärmend oder unruhig und daher läſtig zu ſein. Ruhig und geſetzt, von dem Wunſche beſeelt, andern zu gefallen und Aufſehen zu erregen, mit einem ganz richtigen Takte, der ihm immer zeigte, was er zu ſagen und zu thun habe, mit einer wunderartigen Fertigkeit, Alles ſchnell und genau zu beobachten, mit einem Scharfſinn, der ihm die Mittel darbot, die Gemüther zu lenken, mit einer Beſonnenheit und Gewandheit, die durch lange Erfahrung, mit einer Schlauheit, die durch vielfältige Uebung gebildet zu ſein ſchienen, mit einer Unbefangenheit, wodurch er bei keiner Veranlaſſung in Verlegenheit gerieth und immer Ausflüchte zu erſinnen wußte — war K. H. eine höchſt auffallende und intereſſante Erſcheinung.“ Es iſt ein durch Uebung und Erfahrung zur höchſten Vollendung und Meiſterſchaft in ſeinem Fache ausgebildetes Betrügergenie, was uns der Graf ſchildert. Wie hiemit eine wirkliche, wahrhafte Naivetät, Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit beſtehen könne, iſt unbegreiflich, und dieſe Eigenſchaften mit einem ſo verdorbenen und nichtswürdigen Charakter zu combiniren, kann nur abſurd erſcheinen. Es iſt aber leicht zu ſehen, was den Grafen zu dieſer Ungereimtheit der Darſtellung — gewiß nicht der Anſicht — bewegt; er will nicht zu ſtark und derb auftreten, will als ruhig, beſonnen, parteilos betrachtend und urtheilend erſcheinen, kann auch ſeines ehemaligen Verhältniſſes zu H. wegen nicht umhin, einiges Gute von ihm zu ſagen. Und ſo kommt es, daß er das Heterogenſte und Widerſprechendſte nebeneinanderſtellt und durcheinanderwirrt, und gleich, nachdem er den Mund zum Lobe Hauſer's geöffnet, ſich in die Beſchreibung einer grundſchlechten Gauner- und Bubenſeele wirft. Man brauchte nur dieſe einzige Stelle in Betrachtung zu ziehen, um die Falſchheit des Grafen zu erkennen.

---

*) Hier iſt die Aeußerung meiner Mutter übergangen, die ich oben unter XIII. angedeutet habe.

---

*) Der ſchlechte, landſtreichende Burſche und kniffige Betrüger?!

Die gewichtigſten Zeugniſſe für die Wahrhaftigkeit der Hauſeriſchen Erſcheinung zu vernichten, koſtet ihm nicht mehr, als einen Hauch ſeines Mundes. Was der verſtorbene Präſident v. Feuerbach S. 95 — 98 ſeines Werkes über H. beibringt, ſind dem Grafen zu Folge Albernheiten, wozu ich andere hinzugefügt haben ſoll, die noch lächerlicher ſeien, durch die aber ſämmtlich nichts Anderes bewieſen werde, als die Uebertreibungen, die K. H. in ſeine Rolle brachte. Was der Graf in meinen Berichten ſo lächerlich findet, hat er keiner näheren Angabe gewürdigt; ich halte mich daher an die durch die Seitenzahlen bezeichneten Albernheiten Feuerbach's. Was berichtet derſelbe hier? — H. habe Anfangs noch keinen Unterſchied zwiſchen dem Organiſchen und Unorganiſchen, dem Lebenden und Todten, eigener und von außen verurſachter Bewegung, den eigenthümlichen Eigenſchaften und Fähigkeiten der Menſchen und Thiere zu machen gewußt, wozu eine Menge ſeltſamer Aeußerungen von ihm als Belege gegeben werden, die, wenn ſie in Verſtellung ihren Grund hätten, ein pſychologiſches Nachdenken und Verſtändniß und eine auf daſſelbe gebaute Berechnung und Täuſchungskunſt vorausſetzen würden, die bei dieſem jungen Menſchen anzunehmen, wohl jedem klugen Kopfe als die größte Thorheit erſcheinen wird. Wenn er z. B. nach Feuerbach's meinen Nachrichten folgender Darſtellung die Meinung zu erkennen gab, alle Gewächſe wären von Menſchen wie Pfähle, Stangen und Stäbe in den Boden geſteckt, alle Blätter, Blumen und Blüthen von Menſchenhand ſo künſtlich gefertigt und geformt und an die Zweige und Stengel mechaniſch befeſtigt und angehängt,*) ſo mußte er als Betrüger dabei im Sinne haben: „Die von mir übernommene Rolle erfordert, daß ich mit dem Unterſchiede des Organiſchen und Unorganiſchen, des von der Natur ſelbſtſtändig Hervorgebrachten und Gebildeten und des von Menſchenhand äußerlich und mechaniſch Zuſammengefügten unbekannt ſcheine.“ Wenn er ferner aus Stein gehauene, geſchnitzte oder gemalte Thier- und Menſchengeſtalten als lebende Weſen anſprach und behandelte, ſich z. B. verwunderte, daß ein gemaltes, im Galopp laufendes Pferd, ſich nicht fortbewege, ſondern immer an einer Stelle blieb, von einer Statue verlangte, ſie ſolle ſich von Schmutz reinigen, von aneinanderſtoßenden Kugeln zu glauben ſchien, ſie thäten einander wehe, ſich unwillig zeigte, wenn Jemand einen Baum ſchlug, weil das dem armen Baume wehe thue, ſich benahm, als ob er ein Crucifix mit Schrecken und Abſchen für einen gemarterten Menſchen anſehe, ſo mußte er ſich dabei denken: „Meine Rolle verlangt, daß ich den Unterſchied zwiſchen Lebendigem und Unlebendigem, dem lebloſen Bilde und dem lebendigen Weſen, das dadurch vorgeſtellt werden ſoll, zu machen, unfähig ſcheine.“ Aeußerte er die Meinung, ein vom Winde herabgewehtes Blatt Papier ſei von ſelbſt vom Tiſche gelaufen, ein von einer Höhe rollendes Wägelchen fahre von ſelbſt herab, die Kugeln einer Kegelbahn liefen freiwillig und ſtänden ſtille, wenn ſie vom Laufen müde wären, der Brummkreiſel tanze von ſelbſt und mit eigenem Willen u. ſ. w., ſo mußte ihn der Gedanke beſtimmen: „Zu meiner Rolle gehört, daß ich mich ſtelle, als wenn ich den Unterſchied zwiſchen lebendigfreier und eigener Bewegung und der willenloſen, von außen her mitgetheilten des Unlebendigen zu machen, noch nicht im Stande ſei“ u. ſ. w.

---

*) Daher er auch abgeriſſene Blumen wieder an ihre Stelle zu befeſtigen ſtrebte, unwillig, daß man das ſchöne Kunſtwerk zerbrochen habe, und mit ſeiner mechaniſchen Befeſtigung den vorigen Zuſtand genügend wieder hergeſtellt glaubte.

S. 70 der Materialien heißt es: „Um ſeine Rolle noch natürlicher zu ſpielen, fing er an, von ſich in der dritten Perſon zu ſprechen, wiewohl er ſich bei ſeiner Ankunft der erſten bediente.“ Wenn H. Anfangs den Ausdruck „ich“ brauchte, ſo geſchah dies nur in eingelehrten Phraſen, die er papageiartig und ohne ihren Sinn zu faſſen nachgeſprochen. Man kann alſo nicht ſagen, er habe ſich bei ſeiner Ankunft in bewußter und abſichtlicher Weiſe der erſten Perſon bedient. Die Rolle eines Menſchen aber, der ſich noch auf der Kinderſtufe befindet, ſo „natürlich“

zu ſpielen, um von ſich als „Kaſpar“ und nicht als „ich“ zu ſprechen, das wäre bewundernswürdig geweſen, dazu hätte nicht nur Genie, ſondern auch Studium gehört. Der hergelaufene Burſche hatte wahrſcheinlich eine Stelle in Kants Anthropologie im Sinne, wo es heißt: „„Es iſt merkwürdig, daß das Kind, auch wenn es ſchon ziemlich fertig ſprechen kann, doch ziemlich ſpät — vielleicht erſt ein Jahr nachher, — mit „ich“ zu reden beginnt, bis dahin aber von ſich in der dritten Perſon ſpricht: Karl will eſſen, und dergl., und daß ihm gleichſam ein Licht aufgegangen zu ſein ſcheint, wenn es anfängt, ich zu ſagen, ſo daß es von dem Tage an niemals wieder in jene Sprechart zurückfällt. Vorher fühlte es nur ſich ſelbſt, jetzt denkt es ſich ſelbſt.““ So viel Ehre thut man dieſem Menſchen an, um ihn zum Betrüger zu machen.“

So weit das Fragment. Sonſt finde ich in meinen Papieren noch folgende Züge verzeichnet. St. erzählte mir, ein Polizeiſoldat habe geſagt, H. habe den Kümmel vom Brode gekratzt. Als ich entgegnete, ich könne betheuern, daß ihm Kümmel, nebſt Anis, Coriander und Fenchel, den Gewürzen, die er mit ſeinem Brode im Käfig genoſſen, das Angenehmſte von der Welt geweſen, ſo ſagte der Graf: als er in mein Haus gekommen, habe er eine andere Rolle geſpielt. Die Wunde, an der er ſtarb, habe er ſich mit einem Inſtrumente beigebracht, das er bei ſeinen Papparbeiten gebraucht. Er habe ſich nur leicht verwunden wollen, das Inſtrument ſei aber tiefer eingedrungen, als er gewollt. Man ſehe dagegen, was die Aerzte über dieſe Punkte ausgeſagt, oben Cap. VII. und in dieſem Anhange Nr. VII. Einmal ſagte er auf unſere Gegenreden: „Wie aber, wenn die Frau in Wien ſagt, der Beutel ſei von ihr?“ Eine Frau in Wien wurde nehmlich, ſo viel ich mich erinnere, wegen des im Schloßgarten gefundenen Beutels befragt, den Hauſer von ihr erhalten haben ſollte. Der Beutel war auch wohl wirklich in Hauſer's Beſitz geweſen, wurde ihm aber geſtohlen, um gegen ihn zu zeugen. Der Graf ſprach bei den vier, zum Theil mehrſtündigen Beſuchen, die er mir im März 1834 machte, etwas Weniges über meine Geſundheitsumſtände ausgenommen, über Nichts, als über die Hauſeriſche Angelegenheit; nur erzählte er einmal zwiſchendurch eine Geſpenſtergeſchichte, wo eine Schiffsmannſchaft einen Engländer in die Hölle hinabfahren geſehen, eine Geſchichte, die auch in den „Blättern von Prevorſt“ vorkommt. Es ſcheint ihn Höllenangſt gequält zu haben. Auch ſonſt, namentlich bei der Biberbachiſchen Familie, ſprach er, wie man mir ſagte, nur von jener Angelegenheit und war auf nichts Anderes zu bringen. So ſehr nahm ihn die Sache hin. Wenn es ihn bloß ärgerte, getäuſcht worden zu ſein, warum ſuchte er ſie nicht lieber zu vergeſſen?

II.

Auszug

aus einigen Briefen des Herrn v. Tucher
an
Feuerbach und **Stanhope.**

Herr v. Tucher an Herrn v. Feuerbach in Ansbach.

Nurnberg, den 12. Nov. 1831.

Ew. Excellenz

wage ich mit einem Briefe zu beſchweren, vielleicht gar zu ſtören. Die Sache aber, welche ſeit mehreren Wochen mich ganz erfüllt, iſt zu wichtig, als daß ich es nicht ſelbſt darauf ankommen laſſen wollte, Ihren Unwillen rege zu machen. Ich halte es nämlich zu ſehr für meine Verbindlichkeit, Sie von Allem in Kenntniß zu ſetzen, was ich in der Hauſeriſchen Sache thue, beſonders wenn es einen ſo wichtigen Schritt betrifft, zu dem mich meine Ehre, meine Pflicht und ſelbſt auch das warme herzliche Intereſſe für meinen unglücklichen Curanden gezwungen hat.

Meine Klagen über die ganz unſinnige und unvernünftige Verfahrungsweiſe des herzensguten Grafen Stanhope haben in ſolchem Maße zugenommen, daß ich es nun für nöthig hielt, einen entſcheidenden Schritt zu thun — wie dies aber zu vollführen, ohne den guten Mann zu kränken, ohne ihn etwa gar zum Rücktritt oder doch vielleicht zur Verminderung ſeiner Theilnahme zu veranlaſſen, war eine ſchwierige Aufgabe; ich habe ſie in dem abſchriftlich anliegenden Briefe zu löſen verſucht. Die Motive zu dieſem Schritte ſind darin ſelbſt ausführlich auseinandergeſetzt, ich kann mich alſo darauf beſchränken, Sie zu bitten, ihn zu leſen. Wenn Kaſpar nicht mit ſchnellen Schritten einem ganz unwiederbringlichen Verderben entgegengeführt werden ſollte, mußte ich handeln; denn mir als Vormund liegt eine ſchwere Verantwortlichkeit auf, in welcher zu beſtehen, ich als rechtlicher Mann wünſchen muß. Alle meine Vorſtellungen an den Grafen, eine vernünftigere Behandlungsweiſe des Jungen einzuſchlagen, prallten an der abſoluten Gutmüthigkeit des Mannes ab; jeder Verſuch, mit vernünftigen Gründen meinen Bitten Eingang zu ſchaffen, ſcheiterten an der Beſchränktheit des Mannes.*) Nun iſt es wirklich eingetreten, was ich ſtets befürchtet habe: alle Liebe, alles Vertrauen des Knaben zu mir iſt verſchwunden, da ich ihm eine ſolche Anerkennung, wie er ſie beim Grafen gefunden, niemals zu Theil werden ließ, noch auch laſſen werde — er betrachtet darum mich und meine ganze Familie als ſeine Verfolger, ſeine Unterdrücker und Quäler; denn er vergißt nicht, was er durch den Grafen erfahren, daß er ein ſelbſtſtändiger, freier Mann, von reicher, wahrſcheinlich auch hoher Abkunft ſei, daß er des Grafen vollſtes Vertrauen, wie man es nur einem erwachſenen und gebildeten Manne ſchenken kann, genoſſen habe und deßhalb auch verdiene; daß er, was ihm früher niemals kund geworden, nun durch den Grafen mitgetheilt erhielt, was und auf welche Weiſe man zu ſeinem Beſten Schritte thue; was der Graf mit dem H. Präſidenten in Ansbach ausgemacht; wie das Werk, das der H. Präſident ſchreiben, in einem ſehr guten, klaren Styl abgefaßt ſei*) u. dergl. — Wie dieſes Gift aus ſeiner Seele geſchafft werden ſoll, ſehe ich nicht ein, überhaupt aber nicht, wie und was ich noch auf den Knaben ſelbſt bei ſolchem Einfluſſe wirken ſoll. Darum je eher je lieber mich ganz zurückziehen zu können, wäre mein herzlichſter Wunſch. — Wie ſehr mir die Entdeckung des Verbrechers, der Herkunft Hauſer's u. dergl. ſtets am Herzen gelegen, habe ich gewiß genugſam bewieſen; höher noch aber, als das, ſteht mir das moraliſche Wohl des Jungen. Auf dieſem Wege geht er zu Grunde, er mag ein Prinz oder ein incestuosus ſein.“ u. ſ. w.

---

*) Ich glaube weder an die Gutmüthigkeit, noch an die Beſchränktheit dieſer räthſelhaften Perſon.

---

*) Dieſes Werk wurde ſpäterhin nach Feuerbach's und Hauſer's Tode, von dem Grafen auf das Feindſeligſte angegriffen. Wie kam es, daß er ſeine Meinung darüber ſo völlig änderte?

Herr v. Tucher an den Grafen Stanhope.

Nürnberg, den 11. Nov. 1831.

Hochzuverehrender Herr und Freund!

Mit dem wärmſten, innigſten Danke habe ich die viele Güte, die vielen Beweiſe Ihres Wohlwollens, mit welchem Sie mich in den wenigen Monaten, die Sie hier zubrachten, wahrhaft überſchüttet haben, anerkannt; aus dem tiefſten Grunde meiner Seele habe ich die ungeheuchelte und wahrhaftige Verehrung gegen Sie an den Tag zu legen, zu welcher mich die Anerkenntniß Ihrer großen, unendlichen Herzensgüte, Ihres ſeltenen Edelmuthes zwingt. Aus dieſen echten Geſinnungen der Dankbarkeit und der Verehrung entſpringt mir auch noch eine dritte Pflicht, die des Vertrauens — eine Pflicht, zu der Sie mich ſo oft und zu wiederholten Malen aufgefordert haben, und deren Erfüllung ganz gewiß auch von Ihrer Seite das Gleiche, wenigſtens aber das Zutrauen erzeugen wird, daß ich es wahrhaft redlich meine, und durch Nichts in der Welt an dem Feſthalten an meiner Ueberzeugung abgebracht werden kann, als durch die Ueberführung von meinem Unrecht.

In ſolcher Geſinnung trete ich nun vor Ihnen, edler Mann, geraden und offenen Sinnes auf, und hege die beſtimmte Zuverſicht, Sie werden meinen Worten geneigtes Gehör ſchenken.

Kaſpar iſt nicht der, wofür Sie ihn zu halten ſcheinen. Kaſpar iſt ein Kind, das ſeinem ganzen Weſen nach, in moraliſcher Hinſicht, ſo wie in der ſeiner geiſtigen Entwicklung, auf der Stufe eines 10 — 12 jährigen Menſchen ſteht. Wenn er deſſenungeachtet in manchen Dingen und nach gewiſſen Richtungen hin eine Entwicklung ſeines Charakters zeigt, die man nur am erwachſenen Manne zu ſehen gewohnt iſt, ſo gehört dies allerdings zu dem vielen Unbegreiflichen und Räthſelhaften, das mit ſeinem ganzen Weſen verknüpft iſt. Doch aber iſt er noch ganz Kind — ein Kind, das eben um dieſes ſonderbaren Weſens willen, die größte Aufmerkſamkeit, die höchſte Sorgfalt in der Behandlung verdient und erfahren muß, wenn das wunderbare Geſchöpf nicht dem bodenloſen Verderben unaufhaltſam entgegen gehen ſoll.

Ihre große, ſeltene Herzensgüte mußte ſich von den Aeußerungen ſeines kindlichen Weſens angezogen fühlen, wegen ſeiner beſonderen Eigenſchaften ihn auch Ihres ganzen Vertrauens würdig erachten.

Ohne mir irgend ein Verdienſt daraus machen zu wollen, da ich zu der Behandlungsweiſe, die ich eingeſchlagen habe, mehr durch ein unmittelbares Gefühl, als durch ein verſtändiges Erkennen veranlaßt worden bin, kann ich mich mit gutem Gewiſſen rühmen, daß dieſe Art der Behandlung die einzig richtige iſt, indem ich außer jener fatalen Geſchichte, von der ich Ihnen Mittheilung machte, während dieſer 1½ Jahre auch kaum ein einzigesmal ernſtere Veranlaſſung gehabt habe, über ihn unwillig zu ſein, während er — ich ſage es mit blutendem Herzen und mit aller Zaghaftigkeit, die mir Liebe und Verehrung gegen Sie, vortrefflicher Mann, auflegt — ſeit Ihrem letzten Aufenthalte dahier wie umgewandelt und verkehrt iſt.

Ich bin von Nichts weiter entfernt, als Ihnen hiemit einen Vorwurf irgend einer Art machen zu wollen — ich bitte Sie inſtändigſt, hierin auch nicht einen ſolchen finden zu wollen. Sie ſind ja hiebei ganz außer aller Schuld — wie konnten Sie auch dieſes wunderbare Zwitterding kennen lernen, da ihn ja Alles dazu zwang, in Ihren Augen nur in dem beſten Lichte zu erſcheinen? Und wie verzeihlich iſt das nicht auch ſelbſt von ſeiner Seite? So wenig ich Ihnen darum auch nur die kleinſte Schuld beimeſſen möchte, ſo wenig kann ich auch nur einen leichten Vorwurf gegen Kaſpar hegen.

Einen Vorwurf, einen recht großen Vorwurf ſehe ich aber gegen mich entſtehen, wenn ich noch länger ſäumen ſollte, Ihnen meine Erfahrungen, meine Kenntniſſe des Knaben mitzutheilen; dies nun zu thun, iſt der Zweck dieſes Briefes.

Ich bin ſein Vormund, vom Gerichte darauf verpflichtet, ſein Beſtes zu wahren; ich und nur ich habe die Verantwortlichkeit, wenn ich ſchweige; darum muß ich reden. Sie werden mich zuvörderſt fragen, was es denn ſei, wodurch er ſo umgekehrt und verwandelt worden iſt? Die Beantwortung dieſer Frage enthält denn auch die, worin denn dieſe Umkehrung ſelbſt beſtehe?

Durch jene beſondere Eigenſchaften ſind Sie verführt worden, ihn zu Ihrem Freund und damit zu einem Manne zu machen. Sie haben ihm ein Vertrauen gezeigt, wie man es nur einem verſtändig gebildeten und entwickelten Manne ſchenken kann. Sie haben ohne irgend einen Rückhalt über ſeine Verhältniſſe in Bezug auf die Entwicklung ſeines Schickſals, in Bezug auf das mit ihm geſprochen, was zu dieſem Zwecke unternommen werden ſollte — mit einem Worte, Sie haben das Kind, in ſeiner Vorſtellung natürlich, auf die Stufe des Mannes geſtellt. Was iſt die Folge davon? Der Knabe fühlt ſich nun unendlich unglücklich, gedrückt, verfolgt, mißkannt; wie ſollte auch die Behandlungsweiſe, die ich ihm vernünftigerweiſe angedeihen laſſen kann, nämlich die als Kind, ihm, der in ſeiner Einbildung ein verſtändiger Mann, nicht als das unerhörteſte Unrecht erſcheinen? Der Herr Graf haben alle und jede leiſen Wünſche ſeines Herzens auf ſo freigebige und edelmüthige Weiſe befriedigt, daß er nun, da dies von meiner Seite unmöglich iſt, die Urſache hievon nur in dem Mangel wahrer Liebe zu erkennen glaubt, oder, was noch ärger iſt, gar in der Abſicht, ihm ſeine gerechten Wünſche, aus Gott weiß was für Gründen, nicht zu befriedigen. Der Herr Graf haben ihm ein Geſchenk von 100 fl. gemacht, eine Summe, welche ein Kind nicht in den Händen behalten kann. Ich habe ſie ihm, wiewohl mit der beſtimmten Zuſicherung abgenommen, ihm Alles dafür nach ſeinen Wünſchen anſchaffen zu wollen, was nur nützlich und zweckmäßig iſt — er hat die ganze Nacht durch geweint und fühlt ſich nun unendlich verlaſſen und freundlos ohne Sie. Er benahm ſich die ganze letzte Zeit her, lange ſchon, ehe Sie von hier abreiſten, trotz aller Beweiſe von Freundlichkeit und Liebe, kalt, lieblos, unfreundlich, lügenhaft faſt bei jedem dritten Wort — wie kann er nun auch noch Vertrauen zu den Leuten haben, die ihn ſeiner Meinung nach ſo ſehr verkennen, ſeinem Werth ſo geringe Achtung zollen, der doch bei dem Herrn Grafen ſo volle Anerkennung gefunden hat!

Meine Mutter, eine hocherfahrene, verſtändige, und gewiß in hohem Grade liebevolle Frau, wird nun auch durch dieſes Benehmen alles Zutrauen und Wohlwollen, das ſie ihm früher in ſo reichem Maße geſchenkt, verlieren; denn ſie hat ſich mit aller Beſtimmtheit überzeugt, daß ſich auf dieſem Wege das früher beſtandene Verhältniß nicht mehr wiederherſtellen ließe. Sein getreues Gedächtniß wird ihm Nichts vergeſſen machen, ſeine Eitelkeit alles Erfahrene mit den ſchönſten Farben ausmalen. Dieſes Grundübel erkennend, und vorausſehend, welche Aeußerungen in der Folgezeit dieſes haben werde, hat ſie ſich beſtimmt erklärt, ihn nächſten Winter um keinen Preis mehr in ihr Haus aufnehmen zu wollen, ſo daß ich wirklich für dieſen Fall in große Verlegenheit geſetzt wäre, da meine Winterwohnung zu klein iſt, um ihn bei mir aufzunehmen.

Ich ſelbſt, der ich ihm nur Liebe, nur die wohlmeinendſte Sorgfalt bewieſen und zu wiederholten Malen in der letzten Zeit gegen ihn ausgeſprochen habe, und das um ſo mehr, da ich eben die Entfremdung bemerkte und deßhalb Alles aufbot, dieſelbe zu vermindern oder ganz aufzuheben — habe alles Vertrauen bei ihm verloren, was ſich, um nur ein Beiſpiel anzuführen, auch darin äußerte, daß er mir noch niemals, auch mit keinem Worte, Mittheilungen über das gemacht hat, was Sie mit ihm beſprochen haben, wozu Sie z. B. wegen der Bilder u. dergl. Aufträge ertheilt haben. Natürlich! Er iſt ja nun in ſeiner Einbildung ein ganz anderer Menſch, als der unter meiner Leitung und Aufſicht ſtand.

Die reiflichſte, beſonnenſte Ueberlegung führt mich nun dazu, Ihnen folgende Vorſchläge zu machen:

Entweder Sie haben die Güte, den Knaben ganz zu übernehmen und mich dann meiner Vormundspflicht und meiner mir deßhalb aufliegenden Verantwortlichkeit zu entheben —

oder Sie haben die Güte, einen jährlichen Beitrag auszuſetzen, der mich in den Stand ſetzt, ihn einem verſtändigen, gebildeten Manne ganz ausſchließend zur Erziehung und Ausbildung zu übergeben —

oder endlich Sie haben die Güte, während dem Verlaufe von wenigſtens ein paar Jahren aller und jeder Communication ſchriftlich wie mündlich zu entſagen, für welchen Fall ich mich gerne verpflichten will, Ihnen ſtets ununterbrochen Berichte über Kaſpar's Befinden, Thun und Treiben abzuſtatten.

Nur auf einem dieſer Wege kann ich zur vollen Beruhigung gelangen und glaube der Rechenſchaft, die man von mir, die Kaſpar ſelbſt von mir, wenn er erwachſen ſein wird, fordern kann, begegnen zu können.

Ich habe nun ganz offen und im vollſten Vertrauen auf Ihre übergroße Herzensgüte, auf Ihre hohen Einſichten, auf Ihren Edelmuth geſprochen — ſchenken Sie mir auch das Vertrauen von Ihrer Seite, daß ich nach meiner beſten Ueberzeugung, nach reiflicher Erwägung aller Umſtände geſprochen habe, von welcher ich nicht abgehen kann, wenn man mir nicht den Beweis meines Unrechtes liefert, von welcher mich ſelbſt der Gedanke nicht abbringen kann, Ihr edles Herz durch dieſe Sprache verwundet zu haben.

Ich wiederhole es nochmals, mein ganzes Herz, mein Verſtand ſpricht Sie frei von aller Schuld. Sie folgten ja nur dem Triebe eines edlen, vortrefflichen Herzens, wofür die göttliche Vorſehung Ihnen reichlich lohnen wird.*) Vor Allem aber beſchwöre ich Sie, um Ihrer Liebe zu dem Knaben willen, laſſen Sie Ihr Wohlwollen, Ihre Güte gegen denſelben durch das Geſagte nicht vermindern, bleiben Sie nichts deſto weniger ein treuer, liebevoller Vater eines jetzt nur irregeleiteten Kindes.

Endlich erhalten Sie auch mir Ihre gütige Zuneigung und Ihr Vertrauen und ſeien Sie überzeugt, daß ich niemals aufhören werde" u. ſ. w.

---

*) Welch einem Triebe folgte wohl der Graf nachher, als er ſeinen ehemaligen Schützling ſo grauſam und unabläſſig vor aller Welt zu beſchimpfen und zu zertreten befliſſen war?

Herr v. Tucher an Herrn v. Feuerbach in Ansbach.

Nürnberg, den 18. Nov 1831.

Ew. Excellenz!

Daß Herr Graf Stanhope in ſolchem Maße ſich unvernünftig gebärden könnte, habe ich mir freilich nicht gedacht. Was ich nach reiflicher Ueberlegung als beſonnener Menſch geſchrieben habe, finde ich mich nicht im Geringſten veranlaßt, zurückzunehmen. Wenn Ihnen und Herrn Appellationsrath Schumann die Faſſung meines Briefes zu hart und ſchroff erſchien, ſo bitte ich geneigteſt berückſichtigen zu wollen, daß Alles das, was ich dem Herrn Grafen geſchrieben habe, ihm zu wiederholtenmalen mündlich von mir vorgetragen worden iſt, — es war Alles umſonſt; ebenſo umſonſt wäre es geweſen, wenn ich ihm in demſelben Tone geſchrieben hätte, als ich geſprochen habe. Wie wenig meine mündlichen Vorſtellungen bei ihm Eingang gefunden, beweiſt ſeine Verwunderung, daß ſich der Grund zu meinem Briefe in den 4 erſten Tagen nach ſeiner Abreiſe ergeben haben ſollte. Ich mußte alſo mit aller perſönlichen Achtung und Verehrung, jedoch wahr und deutlich und durch Stellung von Alternativen beſtimmt hervortreten.

Zu meiner großen Genugthuung hat geſtern Herr

Marktvorſteher Merkel mir nicht allein vollkommen beigepflichtet, ſondern auch des Herrn Grafen ganzes Benehmen als in hohem Grade zweckwidrig und verderblich geſchildert und verſichert, daß er, ohne noch Etwas von mir über die Sache gewußt zu haben, ſich vorgenommen habe, mit dem Herrn Grafen darüber zu ſprechen, und es auch gethan haben würde, wenn nicht Kaſpar ſelbſt dabei zugegen geweſen wäre. Der Herr Graf hat auf Merkel als einen ſehr verſtändigen, einſichtsvollen Mann provocirt. Ich bitte Sie, ihm dieſe gegen Herrn A.-G.-Rth. Schumann gemachte Aeußerung mitzutheilen, wie auch, daß meine Mutter, welche der Herr Graf als eine verſtändige und erfahrene Frau hochachtet, mit Allem, was ich von Anfang an gethan, geſprochen und geſchrieben habe, unbedingt einverſtanden iſt.

Nun zur Sache ſelbſt.

Da ſich das ganze Verhältniß auf ganz unvorhergeſehene Weiſe tournirt und der Herr Graf auf's Beſtimmteſte erklärt hat, um keinen Preis eine meiner Bedingungen erfüllen zu wollen, am wenigſten aber die letzte, und da das Beharren von meiner Seite hierauf, nothwendigerweiſe den gänzlichen Bruch mit ihm herbeiführen müßte, ſo wäre es widerſinnig von mir, nicht Alles thun zu wollen, was in meinen Kräften ſteht. Es wäre ebenſo gewiſſenlos von mir, da der Graf Kaſparn nicht zu ſich nehmen will, dieſen nun von mir zu ſtoßen. Lieber will ich Alles mit Geduld ertragen und auszugleichen ſuchen, was ſich ausgleichen läßt.

Die liebevollſte, ſchonendſte Behandlung, die er im Ganzen auch bisher ſtets erhielt, wird hoffentlich dazu beitragen, ihn zu keinem Heuchler, gegen mich wenigſtens, zu machen — und ſo will ich denn mehr Gutes von der Zukunft hoffen, als mich die Einſicht der Sache erwarten läßt.

Nun ergeht meine angelegentliche Bitte an Ew. Excellenz; es möchten Hochdieſelben in Form einer Bitte, dem Herrn Grafen den Wunſch vortragen, Nichts weiter mehr mit Kaſpar zu reden oder ihm zu ſchreiben, was Bezug hat auf ſeine Herkunft, auf die Vorkehrungen, die ſeinetwegen getroffen werden oder verabredet ſind, überhaupt Nichts, was ihn über ſeine Stellung als Kind hinaushebt. Bei der außerordentlichen Verehrung, die Herr Graf vor Ew. Excellenz hat, wird es Hochdenſelben nicht ſchwer fallen, Ihren Worten Eingang zu verſchaffen.

Ich kann meinen Brief nicht ſchließen, ohne noch eine Bemerkung zu wagen. Wir hätten nicht nöthig, irgend eine Rückſicht mehr auf den Grafen zu nehmen, und Kaſparn den nachtheiligen und verderblichen Einflüſſen desſelben Preis zu geben, ſo wie auch, irgend eine Sorge um deſſen künftige Exiſtenz zu haben, wenn die Verhältniſſe es nur einigermaßen geſtatteten, den früher gefaßten Plan Ew. Excellenz, den einer öffentlichen Sammlung zu verfolgen. Doch das mag von Umſtänden abhängen, die außer meiner Beurtheilung liegen; ich unterwerfe mich deßhalb unbedingt, wie ich es ſtets gethan habe und immerfort thun werde, dem reiferen Ermeſſen Ew. Excellenz. Ein Kapital von 5000 fl. würde mit einer Leibrente von nur 6 Proc. Kaſpar's Exiſtenz ſichern. Freilich nur dann, wenn Kaſpar bliebe, wie er bisher geweſen iſt — denn auch hierin hat des Grafen Affenliebe unendlich viel verdorben, indem er ihm nichts, auch nicht den leiſeſten Wunſch zu befriedigen verſagte, und deßhalb ihn jetzt ſchon Bedürfniſſe aller Art kennen lehrte. Wie nachtheilig des Grafen unverſtändige Liebe auch phyſiſch gewirkt hat, beweißt, daß Kaſpar die ganze Zeit, ſeitdem der Graf fort iſt, ſehr bedeutend an den Folgen eines überladenen und verdorbenen Magens krank geweſen iſt, erſt geſtern zum Erſtenmale ausging und, wie Herr A.-G.-R. Schumann beſtätigen wird, äußerſt übel ausſieht.“ u. ſ. w.

Herr v. Tucher an den Grafen Stanhope.

(Ohne Datum.)

Hochverehrter Herr Graf!

Von Herrn Appellationsrath Schumann habe ich erfahren, wie ſehr Sie ſich durch meinen Brief vom 11. d. Mts. gekränkt und beleidigt gefunden haben. Das thut mir vom Grunde meiner Seele leid, und Gott weiß es, wie weit meine Abſicht hievon entfernt war, und wie ſehr ich mich verpflichtet fühlte, Ihnen nur mein vollſtes Vertrauen zu zeigen.

Belieben der Herr Graf ſich zu erinnern, daß Ihnen Alles das, was ich in dieſem Briefe ſchrieb, zu wiederholten Malen mündlich vorgetragen worden iſt. Da es mir deſſenungeachtet nicht ſchien, als ob ich im Stande geweſen wäre, Sie von meiner Anſicht zu überzeugen, hielt ich es für Pflicht, Ihnen noch einmal und mit größerer Beſtimmtheit meine Anſicht zur Prüfung vorzulegen, indem ich hoffte, Sie würden mich gewiß meines etwaigen Unrechtes durch Gegengründe überweiſen.

Ich machte dieſerhalb nichts als Vorſchläge, keine Bedingungen, die zu ſtellen nicht in meiner Abſicht lagen, und bin recht gerne bereit, Gegenvorſchläge zu hören, die ich, wie ich es Ihnen betheuere, mit der ruhigſten Beſonnenheit in Erwägung ziehen werde. Vor Allem aber wiederhole ich, daß ich von meiner Ueberzeugung durch den Beweis meines Unrechtes leicht abgebracht werden kann, und ſchon aus Liebe für den armen Jungen, deſſen moraliſches Wohl mir gefährdet ſchien, eine ſolche Ueberführung mit größtem Vergnügen annehmen werde. Seien Sie überzeugt, daß ich niemals aufhören werde“ 2c. 2c.

Ich weiß nicht, ob dieſer Brief an St. gelangt iſt. Er war einem Briefe an Feuerbach vom 19. Nov. 1831 beigegeben, der mit den Worten ſchloß:

„Ich lege dieſen Brief in Ew. Excellenz Hände; halten Sie es für zweckmäßig, ihn dem Grafen zu übergeben, ſo nehme ich mir die Freiheit, Sie darum ganz gehorſamſt zu erſuchen.

Und ſomit hoffe ich die Sache für ganz abgemacht halten zu können. Fruchtet dieſer Brief nichts, ſo muß ich mich aus den in meiner vorigen Erklärung abgegebenen Gründen fügen. Ich will gewiſſenhaft das Meinige thun, Gott wird mich ſtärken. u. ſ. w.

NB. Wünſchen Ew. Excellenz ſich mit mir mündlich zu benehmen, ſo bin ich eines Winks gewärtig und werde augenblicklich nach A. abreiſen.“

III.

Erinnerungen Hauſer's in Form des Traums und der Viſion.

Am 14. September 1828 ging ich mit Hauſer auf die Burg von Nürnberg, um ihm die daſelbſt befindliche Gemäldegallerie ſehen zu laſſen. Der Eingang in das Gebäude, wo ſich dieſelbe befand, war damals ein ganz anderer, als der jetzige. Gleich unten in dem Gebäude, ehe man zur Treppe gelangte, ſah man die Flügelthüre eines Zimmers, bei deren Anblick ſich H. plötzlich betroffen fühlte. Er hatte nach ſeiner beſtimmten und wiederholten Verſicherung eine ſolche Zimmerthüre zu Nürnberg nie geſehen. Dieſer Art aber waren die Thüren des „großen Hauſes," in welchem er ſich in der Nacht zwiſchen dem 30. und 31. Auguſt träumend zu befinden geglaubt. Er blieb lange Zeit vor dieſer Thüre ſinnend ſtehen und ſah ſich dann um, ob er hier noch eine andere Aehnlichkeit mit dem im Traume Geſehenen finden könne. Als wir die Treppe hinaufſtiegen, ſagte er, ſo eine Treppe ſei er hinaufgegangen, aber mit ſchöneren Stufen. Oben in der Gallerie angelangt, ſtand er wieder, ohne die Bilder zu beſehen, ſinnend und mit convulſiviſchen Bewegungen, wie ſie ſtets bei tiefem Nachſinnen bei ihm zu ſehen waren; ſeine Erinnerung an den Traum wurde lebhafter und beſtimmter; er erinnere ſich, ſagte er, eines großen Platzes, in deſſen Mitte ein Röhrbrunnen geweſen, und um dieſen Platz herum ſeien die Zimmer des Hauſes herumgebaut geweſen. Wenn man die Thüren aufgemacht, habe man durch mehrere Zimmer hindurch ſehen können. Altdeutſche Ritter- und Fürſtenbilder erinnerten ihn an eine Statue, die an der Treppe mit dem Schwerdt in der Hand geſtanden. Er ſagte mit großer Bewegung, es ſei ihm, als habe er einmal ſo ein Haus „gehabt“ und er wiſſe nicht, was er davon denken ſolle. Späterhin ward durch ſeine Beſchreibungen noch Folgendes kund. An den äußeren Wänden des Gebäudes waren Säulen mit Steinbildern. Der Brunnen war wie der im Hofe des Nürnberger Rathhauſes, aber größer und mit ſtärkerer Waſſerſtrömung. Vom Schloßhof — denn dies ſcheint dieſer Platz geweſen zu ſein — führten keine Treppen zu den Thüren des Gebäudes. Die Zahl der Thüren oder Thore, durch welche man in's Gebäude kam, wußte er nicht genau anzugeben; es mögen, ſagte er, viere oder fünfe geweſen ſein, zum Theil groß und offen, alle oben rund. Inwendig im Gebäude ging eine große, breite Treppe hienauf, vier oder fünfmal gebrochen; „man ging einmal ſo, dann ſo,“ zeigte er, immer unter rechtem Winkel ſich wendend. Unten neben der Treppe ſtand ein runder Stein, ſo hoch als das Geländer der Treppe; darauf ſtand eine weiße, ſteinerne Bildſäule mit Schnurr- und Knebelbart und Halskragen, in der Hand ein bloßes gegen die Erde geſtütztes Schwerdt. Oben war der Griff des Schwerdtes wie ein Löwenkopf geformt. Zwei Reihen von Zimmern befanden ſich im Innern des Gebäudes; die eine Reihe war unten; zu der andern mußte man die Treppe hinauf ſteigen. Unten konnte man ganz herumgehen, ſo daß man durch die Thore auf den Brunnen hinausſehen konnte. Zu der untern Reihe der Zimmer führten Flügelthüren, dergleichen eine H. auf der Nürnberger Burg geſehen. Auch oben waren die Thüren von dieſer Art. In jedem Zimmer der oberen Reihe waren zwölf Seſſel, drei Commode und zwei Tiſche, einer in der Mitte und einer an der Wand, nur im Bibliothekzimmer waren keine Commode. Die Tiſche waren nicht alle gleich, wohl aber die Commode und Seſſel. Eins der Zimmer war das größte; es war das erſte, in welches man eintrat, das daneben befindliche war noch ſchöner. In allen Zimmern waren große Spiegel mit goldenen Rahmen, auch kleinere mit ſolchen Rahmen; in vieren der Zimmer, — im Silber- und Bibliothekzimmer und in den beiden vorhin genannten — hingen von der Decke Lüſtres. Im größten Zimmer war der Tiſch länglich rund; Commode und Seſſel waren von einer Art, die er ſonſt nie geſehen hatte. Die Commode hatten, nach altmodiſcher Art, in der Mitte der vorderen Seite eine hervortretende Rundung; jede Schublade hatte zwei Löwenköpfe, an welchen man ſie herauszog, in der Mitte waren die Schlüſſellöcher. Viele Bilder hingen an den Zimmerwänden. Im Bibliothekzimmer waren zwei Spiegel und ein großer Tiſch. In einem der Zimmer waren ſilberne Schüſſeln, Teller, Gabeln und Meſſer, auch Kaffeetaſſen, jedes dieſer Geräthſchaften beſonders und alles hinter großen Glasthüren. Unter den Glasſchränken waren hölzerne Schränke mit Flügelthüren, in welchen die meiſten und ſchönſten Taſſen ſtanden. In dem großen Zimmer lag H. in einem Bette, da trat eine Frau zu ihm herein, mit gelbem Hut und weißen, dicken Federn darauf. Hinter ihr trat ein Mann herein in ſchwarzen Kleidern — der Rock war ein Frack — einen länglichen Hut auf dem Kopfe, einen Degen an der Seite und auf der Bruſt ein Kreuz an einem blauen Band. Die Frau trat an Hauſer's Bett und blieb ſtehen. Der Mann blieb ein wenig hinter der Frau zurück. H. fragte die Frau, was ſie wolle; ſie antwortete nichts; er wiederholte die Frage, ſie gab wieder keine Antwort. Sie hielt ein weißes Sacktuch in der Hand gegen ihn hin, was er erſt bei der zweiten Frage bemerkte. Hierauf ging der Mann und hinter ihm die Frau zur Thüre hinaus. Dann kam ich herein, H. ſtand auf und zeigte mir die Wohnung und die Zimmer, die er mit mir durchwanderte. Er ließ mich eines von ihnen zur Bewohnung auswählen. Ich wählte das größte; er beſtimmte ſich ſeine Wohnung in dem nebenanſtoßenden, zwar kleinern, aber ſchöner ausmöblirten Zimmer. Auch meiner Mutter und Schweſter wies er zur Wohnung einige Zimmer an. Jene, ſagte er, habe ihm recht gut gekocht, und dieſe ſeine Zimmer recht ſchön gemacht. Zuletzt ging ich und H. in das Bibliothekzimmer; ich lehrte ihm aus lateiniſchen und griechiſchen Büchern und H. konnte ſie alle leſen. Darüber wachte er auf und es that ihm ſehr weh, daß dies alles nur ein Traum geweſen. Wenn nur das Eine geblieben wäre, äußerte er, daß er alle Bücher leſen gekonnt, ſo wolle er ſich gern darüber tröſten, daß alle die anderen Herrlichkeiten verſchwunden ſeien.

Es miſcht ſich hier ächt traumartig die Gegenwart mit einem Bilde der Vergangenheit; denn daß das beſchriebene Schloß auf einer Erinnerung aus der Kindheit des Findlings beruhte, kann nicht zweifelhaft ſein. Er ſelbſt ſchrieb in ſeiner damals noch ziemlich kindiſchen Manier Folgendes auf:

„Ich habe einen Traum gehabt, ich habe ein recht großes Haus, da waren recht ſchöne Zimmer, in denen ſind ville Sachen geweſen, in jedem Zimmer waren zwölf Stühle, drei Kommed, in einem Zimmer das war voll Bücher, dieſe habe ich alle leſſen können. Dieſes hat mich am beſten Freude gemacht, in einen Zimmer da waren von Sülber Schüſſl und Tehler die haben ſo ſchön glänzt, daß ich eine ſolche Freude gehabt habe, daß ich es nicht ſagen kann. In meinen Hauſe hat die Mutter, der Herr Profeſor und die Käthe gewohnt, die Mutter hat mir ſo gut gemacht alles, die Käthe hat mir recht ſchön gebuzt. In den Haus ſind Menſchen von Stein ausgehaut geweſen und in Ganzen iſt alles voll Sache geweſen."

In dieſen Zuſammenhang von Erinnerung ſcheint denn auch ein ihm im Nov. 1828 in viſionärer Weiſe vor Augen tretendes Bild zu gehören. Ich fand ihn damals mit der Zeichnung eines männlichen Kopfes beſchäftigt, die einen eigenthümlichen portraitartigen Charakter hatte. Er ſagte mir, das Geſicht ſtehe vor ihm da, wie er es hier abgezeichnet. Als ich ihm bemerkte, daß das eine Auge nicht ganz nach der Richtung, wie das andere blicke, ſo ſah er abwechſelnd auf die Zeichnung und dann nach der Gegend hin, in welcher der Kopf nach ſeiner Ausſage vor ihm ſchwebte, wie wenn Jemand ein Portrait ſorgfältig mit dem vor ihm ſtehenden Original vergleicht: Hierauf ſagte er, der Kopf ſchiele auch wirklich ſo, wie er ihn gezeichnet habe. Er konnte wegen eintretender Augenſchmerzen, an denen er damals bei Augenanſtrengungen zu leiden pflegte, das Bild nicht vollenden und machte erſt nach einiger Zeit unordentlich herabhängende Haare an demſelben, welche letztere, von denen er ſagte, daß er ſie nach ungewiſſer Erinnerung gezeichnet habe, ſich von dem übrigen Theile der Zeichnung merklich unterſchieden. Die Farbe der Haare wußte er mir nicht mehr zu beſtimmen.*)

Als ich den Kopf dem Grafen Stanhope zeigte, ſchien er wenig davon halten zu wollen und legte ihn gleich wieder aus der Hand, als habe er eine gewiſſe Scheu davor.

---

*) Vergl. das zu Nürnberg bei Julius März erſchienene „Athenäum“ Heft 1. Juli 1838, wo eine Copie der Hauſeriſchen Zeichnung zu finden.

IV.

Experimente und Thatſachen, die nach Ungarn führen.

In Hitzig's Annalen der Crimminalrechtspflege, Bd. VII. Berlin 1830 S. 447 ff. ſteht ein Schreiben des preußiſchen Lieutenants v. Pirch an den Criminaldirektor Hitzig in Berlin, datirt: Berlin im Juni 1830, worin die merkwürdige Entdeckung, daß Hauſer ungariſche und polniſche Wörter und Redensarten verſtand, beſchrieben iſt. Es folgt hier ein Auszug aus dieſem Aufſatze.

Herr v. Pirch kam im März 1830 nach Nürnberg. Man hatte kurz vorher in allen Blättern von einer Gouvernante im Hauſe des Grafen P. in Peſth geleſen, die ſich hier Balbon, früher aber Bonval nannte, bei Erzählung der Hauſeriſchen Geſchichte in Ohnmacht fiel, ſich dann wahnſinnig ſtellte*) u. ſ. w. Man war veranlaßt, zu glauben, H. habe ſeine Kinderjahre in Ungarn verlebt.

Herr v. P. war dort geweſen, und hatte ein Paar Worte der Landesſprache aufgefaßt. Er wurde von Magiſtratsrath Schnerr zu H. geführt, der ſich damals, ängſtlich bewacht, im Hauſe des Magiſtratsraths Biberbach befand. H. v. P. ließ ſich mit ihm in eine einfache Unterhaltung ein und nannte dann die ungariſchen Worte: edy, katdö, harom, eins, zwei, drei. H. verfiel bei dieſen Lauten in das ihm eigene tiefe Nachdenken, wo er Nichts um ſich her hörte und ſah, und aus dem er mit einer ſchüttelnden Bewegung zum Bewußtſein der Außenwelt wiedererwachte.**) Vorher hatte er wohlgeordnet, in der Weiſe jedes Gebildeten, geſprochen; von jetzt an ſprach er Alles haſtig, in abgeriſſenen Sätzen, nur im Zuſammenhang des Denkens, nicht des Ausdruckes. Er meinte ſolche Laute, wie jene ungariſchen, ſchon gehört oder geträumt zu haben und wollte mehr hören. H. v. P. ſprach ihm andere Worte, keine Zahlen vor; dann ſagte er zaz, hundert. „Das iſt eine große Zahl,“ ſagte H. Jener ſprach dann nur hingeworfen und ohne zu accentuiren*) das ungariſche Fluchwort basmanateremtete; H. ſchrack zuſammen, ſagte, das Wort habe der Mann zweimal geſagt, einmal, wie er ihn geſchlagen, und dann auf dem Weg; dabei berührte er mit dem Ausdruck des Schmerzes die Stelle des Armes, wo er durch jenen Schlag verletzt worden war. H. v. P. wollte ungariſch „Vater“ und „Mutter“ ſagen; er konnte ſich nicht darauf beſinnen, er ſagte ſie polniſch: „deutſch, ſlaviſch und ungariſch wird in Ungarn faſt zu gleichen Theilen geſprochen.“ und ſo glaubte er, H. könne ſie wohl ebenfalls verſtehen. Nachdem er mit Schnerr von ganz andern Dingen geredet, ſprach er das Wort matka aus, welches Mutter heißt. „In dem Augenblick flog es hell über Hauſer's Angeſicht. Das iſt Mutter! rief er mit freudiger Betonung — ein ergreifender Augenblick.“ Es folgte das Wort oyciec Vater. Sogleich ſagte er: „Das iſt Vater — aber — das nicht ſo oft.“ — Eine Phraſe, zu deutſch: „Komm, mein Lieber, komm mein Junge,“ erinnerte Hauſern an eine Kindermagd, die das geſagt. Seine große Aufgeregtheit machte ein Abbrechen nöthig; ein junger Lehrer kam, man machte zuſammen einen Spaziergang. Auf dieſem ſagte H. v. P. vor ſich hin: moja baba, meine Alte, meine Kinderfrau. Da rief H. lachend, indem er ſich ſtreichelte: „Ja, dabei lachte ſie immer — wie ſie doch lachte!“

---

*) Oder wirklich wahnſinnig wurde, wie ich ſonſt angegeben finde.

**) Vergl. meine „Mittheilungen“ I. S. 27 II. 18. und Dr. Preu's Bericht in Hitzig's Annalen IX. S. 437.

---

*) Herr Eſchricht iſt ſo unredlich, dieſe Verſicherung eines achtbaren Mannes völlig zu umgehen und zu behaupten, H. hätte den Fluch nur dem Tone nach errathen, womit er geſprochen worden.

H. v. P. ſuchte bei einem anderen Beſuche weitere Erinnerungen zu wecken. Das gewöhnlichſte Spiel der Kinder in Ungarn iſt das mit den Kolben und Körnern des Kurkuruz oder türkiſchen Waizens. Man holte deren, ſie wurden unbemerkt auf den Tiſch gelegt, indeß noch einige polniſche Wörter genannt wurden, wie siostra Schweſter, brat, bratek, Bruder, Brüderchen, doch ohne Erfolg. Aber bei den Worten moy kochany, mein Lieber, ſagte H. ſchnell und vergnügt: „Das weiß ich, das heißt: Mein Lieber.“ Es gehöre jedoch, bemerkte er, noch ein Name dazu, womit ihn ſeine Kindsfrau genannt, und worauf er ſich ſchon ſeit vorgeſtern umſonſt beſonnen. H. v. P. nannte einige lateiniſche Wörter, wie comes, comitatus, die H. nicht verſtand und die keinen Eindruck auf ihn machten. Dann folgte das polniſche Wort miasto, Stadt, als wäre es ebenfalls ein lateiniſches. Darüber fiel H. in Nachdenken und ſagte dann: „Ja, ja — aber dazu fehlt noch der Name — und zwei Worte — dann weiß ich ja — nur zwei Worte.“ Er ſetzte in dieſer Beziehung ſein Nachſinnen hartnäckig fort, wiewohl man ihn davon abzubringen ſuchte. Man ſetzte ſich nun um den Tiſch. Da fielen ſeine Augen auf den Kukuruz. Er nahm die Kolbe und ſagte, das habe ihm ſeine Kinderfrau an einem Band um den Arm gehängt, aber anders. Man reihete die Körner an einen Faden. Er ſagte, ſo habe er es auch an ſeinen Pferdchen im Käfig gehabt, bis es ihm der Mann weggenommen und Riemchen dafür gegeben. „Aber es war noch anders, meine Kinderfrau hat es gekocht..“ In Ungarn und allen den Gegenden, wo der Kukuruz als Getreide gebaut wird, kocht man einen Brei von dem Mehl der Körner, die man öfters zwiſchen zwei Steinen zerreibt. Eine weibliche Perſon zerrieb auf heimliche Anregung des Herrn v. P. die Körner ſo, als wenn es ein Geſchäft für die Küche wäre. So wie H. dies ſah, ſagte er: „Ja, ſo wird es gemacht.“

Herr v. P. ſpricht S. 454 von einem jungen Manne, der ſich einfand, um Hauſern eine Lehrſtunde zu geben. Das war der damalige Candidat Bäumler jun., den ich genau kannte, und der mir eine ſchriftliche Beſchreibung deſſen, was damals vorging und was er zum Theil ſelbſt ſah und hörte, eingehändigt hat. Sie iſt noch in meinen Händen und ſtimmt mit der des H. v. P. überein. Ich hebe, um nicht durch Wiederholung zu ermüden, nur Weniges davon aus.

„Als ich heute Samſtag den 27. März zu H. kam, traf ich Herrn v. Pirch bei ihm, der auf Veranlaſſung der Geſchichten in Peſth (cf. Münchner Converſat.-Blatt Nr. 78) einige Verſuche zur Ermittelung der Heimath

Hauſer's zu machen beſchloſſen." Es folgt die Erzählung deſſen, was ſoeben vorhergegangen war und was Herr Bäumler nicht ſelbſt beobachtet hatte; dann heißt es weiter: H. war ſo vertieft in Nachſinnen, daß er mich, da ich in's Zimmer trat, gar nicht bemerkte. Erſt als ich ihn laut anrief, fuhr er auf, begrüßte mich und fügte in halb weinerlichem Tone, doch zugleich mit einem gewiſſen freudigen Erſtaunen hinzu: „Aber, Herr Bäumler, das ſind Worte, die habe ich ſchon einmal gekonnt, und das böſe Wort, das habe ich ganz ſo unter Wegs gehört, darum hat es mich ſo ſehr erſchreckt." H. v. P. nannte ihm noch ein Paar Worte, mit der Bedeutung: „Komm mein Kind!" worauf H. ganz erſtaunt antwortete: „Das hat meine Kindsmagd zu mir geſagt," Durch die Anſtrengung des Nachſinnens und die allgemeine Aufregung wurde er ſo erſchöpft, daß er ganz blaßgelb wurde, und den heftigſten Kopfſchmerz bekam." Es wurde ein Spaziergang gemacht. „Unter Weges ſprach H. v. P. noch einige ungariſche und polniſche Wörter, wovon H. einen polniſchen Fluch verſtand. Wir ſetzten uns nieder, weil H. gleich ermattete, und unterhielten uns über andere Dinge; nach einiger Zeit ſagte H. v. P.: moja baba, und H. wurde in demſelben Augenblicke ganz freundlich und vergnügt, ſtreichelte ſich die Wange und ſagte, das habe er zu ſeiner Kindsmagd geſagt." Es folgt die Geſchichte vom Kukuruz, wie ſie ſchon oben ausführlich mitgetheilt worden.

Dieſe Verſuche und Thatſachen haben mit Recht für entſcheidend gegolten: Hauſer mußte einmal in Ungarn geweſen und mit den Sprachen des Landes einigermaßen bekannt geworden ſein. C. H. Krug ſpricht in dem trefflichen Aufſatze, wovon ein Auszug in Hitzig's Annalen der Criminalrechtspflege Bd. IX. Berlin 1831 zu leſen, von den „rührenden Erzählungen des Herrn v. Pirch, die das Aufdämmern früher Erinnerungen aus der Kindheit erblicken laſſen," ſ. daſelbſt S. 412 f. Auch in Dr. Oſterhauſen's gutachtlichem Berichte, der in demſelben Bande des citirten Werkes abgedruckt iſt, wird jener Experimente gedacht. „Ohne ein Wunder anzunehmen," ſagt der genannte Arzt, „wäre es nicht begreiflich, wie H. die ungariſchen Worte, die ihm H. v. Pirch vorſagte, hätte verſtehen können, wenn er ſie nicht ſchon einmal gewußt hätte. Wäre ſeine Mutterſprache die deutſche geweſen, ſo würde ihm gewiß Vieles aus ſeiner erſten Kindheit erinnerlich ſein, wie das bei Anhörung der ungariſchen Worte der Fall war. Er erinnerte ſich ſeiner Kindsmagd, er war an Reinlichkeit bei Verrichtung ſeiner Bedürfniſſe gewöhnt und auch ſeine Impfnarben können einigermaßen als Beweis gelten, daß er ſeine erſten Kinderjahre in der menſchlichen Geſellſchaft verlebte." Der Polizeirath Merker verhält ſich ebenfalls anerkennend, nennt Herrn v. Pirch einen achtbaren Zeugen und bedient ſich der von dieſem erzielten Reſultate, die er als eine ſehr merkwürdige und wichtige Entdeckung bezeichnet, in ſeiner Art.*) Selbſt Stanhope macht, wie wir gleich ſehen werden, einige Conceſſionen. Um ſo frecher iſt Eſchricht's Behauptung, es habe Alles nur auf einer Gaukelei Hauſer's und der Leichtgläubigkeit derjenigen beruht, mit denen H. zu thun gehabt.

Es wurden noch andere Experimente gemacht. Berichte darüber giebt Graf Stanhope, und es iſt darüber leider keine andere, beſſere Quelle zur Hand. Was ein Mann erzählt, der nur in der Abſicht ſchreibt, der Hauſeriſchen Sache zu ſchaden, und dem es ſo ſehr daran liegt, über die ungariſchen Spuren einen Schleier zu werfen, iſt höchſt unſicher und nur mit größter Vorſicht zu benutzen. Er giebt S. 26 ſeiner „Materialien" ſo viel zu, daß H. die polniſchen Worte: „Vater, Mutter, mein Lieber," verſtanden habe, während er das Verſtändniß ungariſcher Sprachformen zu beſeitigen ſucht. Das verſtärkt aber nur die Vermuthung, daß gerade dieſes die Hauptſache geweſen.

Wir hören hier erſtlich, daß H. v. Pirch ſeine Verſuche in Verbindung mit dem bekannten, in Peſth geborenen Dichter Saphir fortgeſetzt habe. Man legte Hauſern eine Reihe ungariſcher Taufnamen vor und er behauptete, er ſei Iſtan d. h. Stephan genannt worden. Auch ein Herr aus Ungarn ſoll dergleichen Verſuche gemacht haben, wobei H. geglaubt, er habe früher das ungariſche Wort für Roß geſprochen. Im October 1830 kamen nach Stanhope's Bericht drei Fremde nach Nürnberg, „die man für Ungarn hielt." Wie ſonderbar ausgedrückt! Sie baten den Bürgermeiſter Binder um die Erlaubniß, mit H. allein zu ſprechen. Sie wurden von Binder an den Freiherrn v. Tucher, Hauſer's damaligen Vormund, gewieſen. Dieſer erwartete ſie vergeblich. Da kam Stanhope und beredete Herrn v. Tucher, zu den Fremden zu gehen, die angeblich ein ungariſcher Edelmann, deſſen Sohn und ein Hofmeiſter des letzteren waren und ſehen wollten, ob H. den ſlaviſchen Dialekt verſtehe, der in einer Gegend geſprochen werde, wo ſich die in ſo ſchweren Verdacht gekommene Gouvernante Valbon eine Zeit lang aufgehalten. Als man aber auf Ungariſch ſagte: „Iſtan geht nach —" wobei ein gewiſſes Schloß genannt wurde, das der Graf nicht nennen will, „um unſchuldige Familien nicht zu beunruhigen," gerieth H. in die unbeſchreiblichſte Aufregung. Als eine in der Nähe befindliche Familie genannt wurde, glaubte H., daß ſich dort ſeine Mutter befinde. Seine Erſchütterung nahm einen ſo bedenklichen Charakter an, daß man ihn ſofort nach Hauſe bringen mußte. Ob die Fremden mit H. wirklich, wie ſie gewünſcht, allein geſprochen, ob die beiden Polizeiſoldaten, ob H. v. Tucher, ob Stanhope ſelbſt zugegen geweſen, erfährt man nicht. St. ſcheint allerdings zugegen geweſen zu ſein, da er Alles ſo genau beſchreibt und dann gleich wieder mit H. zuſammen iſt und ſein Benehmen beobachtet. War aber ſonſt Niemand dabei, ſo konnte er erzählen und verſchweigen, was er wollte, und der ganze Vorgang ſchwebt im Dunkeln. Man überſehe nicht, daß die Unterredung im Gaſthofe Stanhope's Werk war, der dazu trieb, wiewohl die Fremden Verdacht erregten. Sie war das Vorſpiel zu der Unterſuchung, welche der Graf ſofort einleitete. Er ſchickte ſeinen Vertrauten, den Lieutenant Hickel nach Ungarn, der, wie St. berichtet, „mit voller Gewißheit“ herausbrachte, „daß die anſcheinenden Erinnerungen Hauſer's Nichts als Irrwiſche ſeien.“ Der Edelmann, der im October in Nürnberg geweſen, ſoll geſagt haben, H. habe mit ihnen eine augenſcheinliche Komödie geſpielt, und ſie hätten oft darüber gelacht.*)

---

*) Einige Betrachtungen über die Geſchichte Kaſpar Hauſer's Berlin 1833 S. 97 f.

Augenſcheinlich und mit Händen zu greifen iſt aber vielmehr die Komödie, die hier von ihnen ſelbſt und dem engliſchen Grafen geſpielt wurde.

Hauſer's Verſtändniß ungariſcher Wörter und Phraſen iſt aus den Berichten der glaubwürdigſten Zeugen und ſelbſt aus Stanhopes Zugeſtändniſſen gewiß;

---

*) Stanhope, Materialien S. 26 — 29.

vielleicht war H. auch in Beziehung auf die bezüglichen Orts- und Familienverhältniſſe auf einer richtigen Spur. Um ſo nöthiger ſchien es, die Sache unter dem Scheine der Unterſuchung in die eigenen Hände zu nehmen und definitiv zu unterdrücken, ſo wie auch den durch ſeine Erinnerungen immer gefährlicher werdenden jungen Menſchen unter dem Dolche eines Banditen fallen zu laſſen, wie weiterhin ausgeführt wurde. Uebrigens könnte es ſehr wohl ſein, daß ſich in H. auch leere Phantaſien erzeugt hätten. Die Umſtände waren ganz darnach eingerichtet, ihn in die höchſte Aufregung und krankhafteſte Ueberreizung zu verſetzen, ja förmlich wahnſinnig zu machen. St. ſelbſt erzählt, daß Hauſer's damalige Bewegung und Erſchütterung den außerordentlichſten Anſchein hatte und daß noch zu Hauſe ſeine Hand zitterte, wenn er die Lichter putzte. Aber wie froh iſt der herzloſe Hypotheſenmacher in Kopenhagen, den unglücklichen Jüngling auch hier wieder einen elenden Gaukler ſchimpfen zu können!

Es iſt ſchon oben vorgekommen, daß H. auf ſeinem Sterbebette von einer vornehmen Dame ſprach, von der er zweifelte, ob ſie ſtark genug ſein werde, die Nachricht von ſeinem Tode zu ertragen. Er hatte ſich auch ſonſt mit dem Gedanken an eine Mutter getragen und Träume gehabt, in denen er ſie zu ſehen wähnte. So in der Nacht vom 10. auf den 11. November 1828, wo es ihm war, als käme ſeine Mutter vor ſein Bett und rufe ihn. Auf ihren Ruf glaubte er zu erwachen: die Dame legte ihr blaues Obergewand ab, legte ſich mit dem weißen Unterkleid zu ihm und begoß ſein Geſicht mit heißen Thränen. Sie ſprach Vieles mit ihm, was er vergaß. Das Frauenzimmer, daß in jenem früheren Traume, als er in einem Schloſſe zu ſein wähnte, an ſein Bette kam, hatte ein anderes Geſicht, als ſeine Mutter, die er als ſolche beim erſten Blick erkannte. Er weinte im Traume ſo ſehr, daß am Morgen in ſeinem Kopfkiſſen ein durchnäßter Fleck zu ſehen war; ſeine Augen waren entzündet, er erzählte ſeinen Traum mit Weinen und war den ganzen Tag ſehr krank und angegriffen. Solche Vorſtellungen hegte er alſo ohne Zweifel in der That, und daß er die ihm zur Laſt gelegte gaukleriſche Rolle ſogar noch im Verſcheiden fortgeſetzt haben ſoll, iſt ein Ungedanke, den ſich vielleicht ein Eſchricht, aber ſonſt wohl Niemand in der Welt zu denken getraut. Die Mutter, die er ſich dachte, mag immerhin eine Chimäre geweſen ſein; aber er glaubte daran, und war daher kein Betrüger, ſondern nur etwa ein träumendes Kind.

Was aber jene Fremden betrifft, ſo muß ich fragen: Warum kamen ſie nicht zu Herrn v. Tucher, an den ſie gewieſen waren? Warum wollten ſie mit H. allein ſein? — Gott weiß, was das für Vögel waren, was ſie eigentlich wollten und ſollten, und warum ſich der Graf ſo viele Mühe gab, daß ſie nicht unverrichteter Sache wieder abgeben mußten. Vielleicht ſollten ſie ſehen, wie weit Hauſer's Erinnerungen reichten, und was man eigentlich von ihm zu fürchten habe. Vielleicht auch ſollte die Sache durch ſie auf eine recht auffallende Spitze getrieben werden, damit ein dringender Anlaß vorhanden, ſofort eine Unterſuchung anzuſtellen, die vielmehr eine Unterdrückung und Vertuſchung der Sache unter dem Scheine der Unterſuchung war und einer wahren und reſultatvollen Unterſuchung zuvorkommen ſollte.

Es ging Alles vortrefflich, und ſelbſt jetzt noch halten dupirte Klüglinge dieſe Spitzbübereien für die zuverläſſigſten und aufrichtigſten hiſtoriſchen Wahrheiten und bürden mit imbeciller Blindheit und Hartnäckigkeit nur dem armen, unſchuldigen Findlinge die Schuld des Betruges auf.

V.

Zur Widerlegung der Behauptung, daß Hauſer betrogen habe.

Ich finde in meinen Papieren einige Aeußerungen des ehemaligen Gefängnißwärters Hiltel in Nürnberg bewahrt. Die Berichte und Zeugniſſe dieſes Mannes ſind in der Hauſeriſchen Sache von der größten Wichtigkeit und müſſen bei der anerkannten Klugheit, Erfahrenheit und Biederkeit deſſelben für entſcheidend gelten. Seine Bemerkungen ſind auch wohl in allgemeiner Beziehung merkwürdig genug, um der öffentlichen Bekanntmachung, werth zu ſein.

Hiltel ſagte mir: er habe von früher Jugend an mit Behandlung der abgefeimteſten und verſtockteſten Spitzbuben und Böſewichter zu thun gehabt, und ihre Entlarvung ſei ihm ſo oft gelungen, daß er hinlängliche Uebung und Erfahrung beſeſſen, als ihm Hauſer zur Behandlung überliefert worden ſei. Er habe ſich bei dieſem alle nur erſinnliche Mühe gegeben, den vermutheten Betrug zu entdecken, habe ihn auf alle Weiſe und bei allen Gelegenheiten bei Tag und bei Nacht beobachtet und überraſcht und nichts Falſches und Trügliches an ihm entdeckt. Sein Betragen habe nie die mindeſte Ungleichheit gezeigt; es ſei von all dem, wodurch ſich Verſtellung zu verrathen pflegt, beſonders bei heimlicher Beobachtung, wo ſolche Menſchen ihr natürliches Weſen anzunehmen, auch wohl mit ſich ſelbſt zu reden und dadurch ihr Inneres zu offenbaren pflegen, gar Nichts zu finden geweſen. Betrüger, die in Unterſuchung ſind, ſeien immer in unruhigem Nachſinnen begriffen und hätten keinen feſten Schlaf, zumal in der Nacht; ſie ſchliefen eher bei Tag und wachten, ihren Gedanken nachhängend, bei Nacht; auch pflegten ſie im Schlafe zu reden. H. ſei zur Nachtzeit immer im tiefſten Schlafe befunden worden, und habe, ſelbſt wenn er aus dieſem gewaltſam aufgerüttelt worden, weder durch Wort, noch Benehmen irgend einen Anlaß zum Verdachte gegeben, wiewohl in ſolchen Fällen die Beſonnenheit fehle und Verſtellung am leichteſten wahrgenommen werde. Hauptſächlich gelte dies in Beziehung auf Hauſer's Sprachfähigkeit. Derſelbe ſei von ihm häufig durch Fragen überraſcht werden, habe jedoch in den erſten Zeiten ſtets den größten Sprachmangel geoffenbart. Die verſchiedenſten Gegenſtände wurden von ihm mit dem einfachen Ausdrucke Roß belegt. Hiltel erzählte mir dabei einen Fall, wo ein durchtriebener Spitzbube Stummheit geheuchelt und die Zunge ſo wunderſam zu verbergen gewußt, daß kaum Etwas davon bemerklich war. Der damalige Polizeidirektor Wurm habe geglaubt, der Menſch ſei wirklich ſprachlos. Hiltel aber habe ſich's nicht nehmen laſſen, daß er reden könne, und ihn einſt belauſcht, wie er in der Nacht mit ſich ſelber ſprach, worauf man ihn durch einige Hiebe zum Sprechen brachte. Bei Hauſer habe Alles Nichts geholfen, weder Güte noch Gewalt, noch Liſt. Dr. Preu habe ihn Anfangs ſteif und feſt für einen Betrüger gehalten und Hilteln ermuntert, nur den gehörigen Beiſtand zu leiſten, ſo getraue er ſich ſchon, den Menſchen zu entlarven. Es ſei ihm aber nicht gelungen. Hiltel bediente ſich, um Hauſern beizukommen, auch eines Mitgefangenen deſſelben. Aber auch das ſchlug fehl. Der Mitgefangene erklärte den jungen Menſchen für einen „Ochſen", machte ſich's dabei wohl zu Nutze, daß H. jede andere Nahrung, als Waſſer und Brod verſchmähte, und aß das für dieſen beſtimmte Fleiſch nebſt Nudeln auf. Weiter erzählte mir Hiltel; wie Dr. Preu Hauſern animaliſche Koſt mit Gewalt in den Mund bringen wollte, wegen der erſchreckenden Erſcheinungen aber, die dabei hervortraten, davon abſtehen mußte. H. ſei Anfangs Nichts weiter, als ein Kind geweſen, ja noch weniger, als ein Kind. Eine ſolche Erſcheinung aber darzuſtellen, das gehe über menſchliche Kräfte. Hauſer's Unſchuld ſei ihm ſo gewiß, daß er ſie würde bezeugen müſſen, wenn Gott ſelbſt das Gegentheil behauptete. Als der Mann ſo ſprach, ward er vor Eifer ganz roth im Geſichte. Er ſetzte hinzu: wer Hauſern erſt in ſpäteren Zeiten kennen gelernt, da er ſchon „cultivirt" war, der könne ſich leicht einbilden, daß derſelbe einen Betrug geſpielt; wer ihn aber in jener erſten Periode geſehen und beobachtet, ſei nothwendig vom Gegentheil überzeugt.*) Wenn von Merker's Oppoſition die Rede war, ſo ſagte Hiltel, der Herr Polizeirath ſolle einmal die Probe machen, und als verſtellter Spitzbube zu ihm kommen; er ſtehe dafür, daß er ihn zum Geſtändniß bringen werde.

Hieran mag ſich ein kurzer Auszug aus den ärztlichen Berichten und Gutachten ſchließen, die in Hitzig's Annalen Bd. IX. S. 416 ff. abgedruckt ſind. Die Männer, die hier zu Gunſten der Hauſeriſchen Sache ſprechen, ſind Dr. Oſterhauſen, ein gelehrter, zu ſeiner Zeit ſehr angeſehener und beſchäftigter alläopathiſcher Arzt, und der geiſtſprühende, vielſeitig gebildete Dr. Preu, königl. bairiſcher Stadtgerichtsarzt, der ſich zur Homöopathie gewendet hatte. Der letztere hatte, wie wir ſo eben gehört haben, Hauſern im Anfange für einen Betrüger gehalten und ſich feſt vorgeſetzt, ihn zu entlarven, ſich dann aber genöthigt geſehen, ſein Urtheil gänzlich umzuändern. Befangen und leichtgläubig war alſo dieſer Mann nicht; Oſterhauſen war noch weit ernſter und nüchterner und zu keiner Art von Schwärmerei und Myſtik geneigt. Von Beiden war H. gerichtlich unterſucht und zu verſchiedenen Zeiten ärztlich beaufſichtigt und behandelt worden.

---

*) Das gilt auch noch von der Zeit, wo er ſich unter meinen Augen entwickelte.

Oſterhauſen kommt in ſeiner Abhandlung zu folgenden Ergebniſſen.

1) H. hat die erſte Zeit ſeines Lebens ohne Zweifel unter Menſchen zugebracht und auch eine Erziehung genoſſen.

2) Er mag zur Zeit ſeiner Einkerkerung 3 — 4 Jahre alt geweſen ſein.

3) Sein Kerker war dunkel und wahrſcheinlich unter der Erde gelegen, wobei namentlich Hauſer's anfängliche „Tagesblindheit" geltend gemacht wird.

4) Er kam aus ſeinem Kerker als ein dem Wuchs und Anſehen nach 16 — 17jähriger Jüngling, übrigens aber als ein verwahrloſtes, zum Selbſtbewußtſein noch nicht erwachtes Kind heraus.

5) Es hat ein langes, beſtändiges Sitzen auf dem Boden Statt gefunden, wie die Abnormitäten und Sonder-

barkeiten beweiſen, die in Hinſicht der Bildung ſeines Kniees und ſeiner Art zu ſitzen bemerklich, und von denen eine ausführliche, genaue Beſchreibung gegeben wird.

Dr. Preu ſtellt folgende Sätze auf.

1) H. iſt ohngefähr 18 Jahre alt.

2) Er hat ſeinen Körper wenig oder gar nicht geübt, am wenigſten hat er ſeine Füße zum Stehen und Gehen gebraucht.

3) Er hat ſehr viel und lang in der nehmlichen Richtung des Körpers auf flachem Boden geſeſſen, wobei die nehmlichen ganz beſonderen und ſonſt nicht vorkommenden phyſiſchen Erſcheinungen angegeben und geltend gemacht werden, wie in Oſterhauſen's Bericht.*)

4) Er hat lange Zeit des Einfluſſes des Tageslichts auf ſeine Augen entbehrt.

5) Er iſt viele Jahre hindurch von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt und der gewöhnlichen Lebensweiſe

---

*) Oſterhauſen giebt unter Anderem Folgendes an: „Wenn H. mit ausgeſtrecktem Ober- und Unterſchenkel in horizontaler Lage auf dem Boden ſitzt, ſo bildet der Rücken mit der Beugung des Oberſchenkels einen rechten Winkel, und das Kniegelenk liegt in gerader Streckung ſo feſt auf dem Boden auf, daß am Kniebug nicht die geringſte Höhlung zu bemerken und kaum ein Kartenblatt unter die Kniekehle zu ſchieben iſt.“ Eben ſo Preu: „Wenn er ſich auf die platte Erde ſetzt, ſo liegen die Füße in der Kniekehlengegend ſo ſcharf auf, daß auch nicht ein Blättchen Papier durchgeſchoben werden kann, während man bei anderen Menſchen füglich eine geballte Fauſt durchbringt“ u. ſ. w.

anderer Menſchen und ihrer Art, ſich zu nähren, fremd geblieben.

6) Er hat lange Zeit ſeine geiſtigen Kräfte gar nicht geübt.

Allgemeine Schlußfolge: H. iſt wirklich von früher Kindheit an der menſchlichen Geſellſchaft entfremdet und an einem dem Tageslicht unzugänglichen Orte gehalten worden, bis er mit einem Male, wie aus den Wolken gefallen, unter den Menſchen erſchien.

Dr. Preu fügt hinzu, daß ſich ſein Gutachten auf conſtatirte Erfahrungsſätze aus dem Gebiete der Natur- und Arzeneiwiſſenſchaft gründe.

Freiherr v. Tucher, Hauſer's Vormund, dem dies Gutachten zur Einſicht vorgelegt wurde, ſagte aus: „Ich kann alle Beobachtungen des Gerichtsarztes Dr. Preu in ihrem ganzen Umfange nur beſtätigen."*) Tucher war weit entfernt, in H. blind verliebt zu ſein; er war vielmehr derjenige, der am meiſten in dieſer Angelegenheit auf Vernunft und Strenge drang und deßhalb insbeſondere mit Stanhope in einen großen Streit gerieth.

Ich erlaube mir nun eine in dieſen Zuſammenhang gehörige Stelle aus meinen „Mittheilungen" einzureihen, die alſo lautet: „Will man auch der aus Hauſer's Munde aufgenommenen Beſchreibung ſeiner Empfindungen mißtrauen, ſo wird man doch damit Berichte von

---

*) Hitzig's Annalen IX. S. 410.

Beobachungen verbunden finden, die auf keinem Betruge beruhen können. Wenn H. behauptete, er habe auf einen eingeſogenen Duft, bei Einwirkung eines Minerals, lebendigen Weſens u. ſ. w. dieſes und jenes empfunden, ſo iſt man nicht genöthigt, ihm durchweg Glauben beizumeſſen, auch wenn man ihn nicht überhaupt für einen Betrüger hält. Denn nicht nur konnte er Selbſttäuſchungen unterliegen, ſondern es konnte ihn auch eine durch die Umſtände leicht zu entwickelnde Eitelkeit beſtimmen, das Wunderbare ſeiner Erſcheinung durch Zuſatz von Erdichtungen zu erhöhen. Wenn er aber bei Einwirkungen jener Art nicht allein häufig in convulſiviſche Bewegungen gerieth, ſondern auch z. B. die Geſichtsfarbe wechſelte, am ganzen Leibe gelb wurde, wenn plötzlicher Schweiß auf die Stirne trat, die Augen thränten und Entzündung kund gaben, die Adern, die Glieder ſchwollen, die der Wirkung ausgeſetzten Finger der Hand kalt wurden, ein ſolcher Finger, während die übrige Hand ſchwitzte, ſich trocken-kalt anfühlte, Naſenbluten, Erbrechen, ſchnelle Abmagerung eintrat u. ſ. f. — ſo wird Niemand behaupten wollen, daß es in Hauſer's Macht geſtanden, ſolche Erſcheinungen, um ſeine Umgebungen zu täuſchen, durch bloßen Willen hervorzubringen. Betrügeriſch dargeſtellt können doch wohl nur ſolche Krankheitserſcheinungen werden, deren Nachahmung darauf beruht, den Körper und die Glieder in eine gewiſſe Art äußerer Bewegung oder Bewegungsloſigkeit, Richtung und Lage zu bringen, wie Ohnmacht, Starrheit, Lähmung, Steifheit, Zittern, Zucken, Schaudern u. dergl., nicht aber ſolche, die, wie die obengenannten, eine von der Willkühr nicht hervorzubringende innere Veränderung im Organismus nothwendig vorausſetzen. Es iſt zwar auch möglich, zum Behuf eines Betruges, mit Hilfe arzeneilicher Subſtanzen wirkliche Krankheitszuſtände hervorzubringen; daß aber H. Jahre lang mit größter Conſequenz, plötzlich, ſo wie es die Umſtände erfoderten, vor Beobachtern der verſchiedenſten Art, in jeder Umgebung und jedem Verhältniß dergleichen Zuſtände künſtlich in ſich habe erregen können, wäre unſinnig zu glauben. Ich habe an H. während jahrelangen beſtändigen Umganges, Erſcheinungen, wie die obengenannten bei den entſprechenden Gelegenheiten im Hauſe und im Freien fortwährend beobachtet. Wenn man ſich auch nur an dieſe hält, ſo wird man die Ueberzeugung nicht abwehren können, daß man hier einen Menſchen von ganz außerordentlicher Beſchaffenheit vor ſich habe. Wenn nun durch die begleitenden, von Andern wahrnehmbaren und keinem Verdacht unterworfenen Erſcheinungen Hauſer's Ausſagen über ſeine Zuſtände und Empfindungen nicht wenig unterſtützt werden, ſo ſind ſie auch häufig von der Art, daß man ſie ohne Vorausſetzung der größten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und tiefſten Einſichten in die Natur nicht für erdichtet halten kann. Solche Kenntniſſe und Einſichten wird man bei H. nicht annehmen wollen, alſo kann man die Ausſagen der angegebenen Art auch nicht für bloße Erdichtungen halten. Und ſo bleibt, wenn man Verdacht und Unglauben auch möglichſt weit treiben will, genug übrig, was als ein ſicheres Beſitzthum der Wiſſenſchaft zu betrachten iſt. Zu dem Beweis, der aus den beobachteten phyſiſchen Erſcheinungen geführt werden kann, tritt der pſychologiſche aus Hauſer's hier treulich geſchildertem Benehmen in der erſten Zeit und den hier mitgetheilten eigenen Darſtellungen deſſelben u. ſ. w." Das Nähere findet ſich in jeder dieſer Beziehungen in der genannten Schrift.

Es ſtand ferner in dem von Fr. Gleich in Leipzig herausgegebenen „Eremiten“ ein mit E. H. Krug unterzeichneter Aufſatz gegen Merker, den Hitzig als ſehr verſtändig bezeichnet und wovon er in ſeinen Annalen Bd. IX. Berlin 1831 S. 411 ff. einen Auszug giebt. Es heißt darin: „Wenn H. betrügt, ſo muß er ein höchſt raffinirter und ausſtudirter Betrüger ſein, der ſich und Andere auf's Genaueſte kennt und ſich innerlich und äußerlich ganz in der Gewalt hat. Eine ſolche Rolle erfordert die Kunſt, bei hoher innerer Ausbildung in einem Moment alle Bildung von ſich zu werfen, einen Menſchen ohne Kenntniſſe, Cultur und Bekanntſchaft mit der Welt dem Körper und dem Geiſte nach naturgetreu darzuſtellen, ſich in Weſen und Geſchichte eines ſolchen Menſchen ganz hineinzudenken, nie von dieſem Gedanken und Plane abzuweichen und ſo Jahre lang den langſamen, genetiſchen Gang eines Individuums darzuſtellen, welches zu dem inneren und äußeren Leben, das in dem betrügenden Subjekte ſchon vorher entfaltet und zu gewohnter Manifeſtation gekommen, erſt Schritt für Schritt zu erwachen hat. Welche unausführbar große Idee hätte dieſer Menſch gefaßt, ja hätte ſie wirklich ausgeführt, ohne ſich ein einziges Mal zu verrathen oder aus ſeiner unendlich ſchweren Rolle zu fallen; hätte ſeinen Körper ſogar zu Krankheiten genöthigt, ohne daß es die Aerzte erkannt! Zwar giebt uns Herr Merker Beiſpiele von unglaublichen Betrügereien. Doch überall galt es nur, entweder einen phyſiſchen Schmerz in ſcheinbarer Apathie auszuhalten oder einen Stand, den man täglich beobachten kann, ſo leidlich zu repräſentiren, daß das verbrecheriſche Subjekt erſt nach einiger Zeit entlarvt wurde. Allein die ſchwierigſte aller Aufgaben ſo genügend zu löſen, daß es Jahre lang, bevor H. Merker auftrat, zu keiner Entdeckung kam, würde wohl keinem der angeführten Verbrecher und Betrüger gelungen ſein. H. mußte vor allen Dingen wiſſen, wie ein Menſch, der nicht Kind iſt und doch noch auf der Stufe der Kindheit ſteht, ſich naturgemäß beträgt. Er mußte ſich das Erwachen längſt unterdrückter Fähigkeiten und Kenntniſſe im Gegenſatze und Verhältniſſe zum gewöhnlichen Gange der Menſchenentwicklung zur genauen Vorſtellung gebracht haben, um ſo zu erſcheinen, wie er wirklich erſcheint; er mußte auch noch dazu Nürnberg, den Rittmeiſter, die Geſinnungen der Bürger erforſcht haben, um, die größte aller Betrügereien im Herzen, ſich ſelbſt in ihre hülfreichen Hände zu liefern. Er mußte ſprachliche Kenntniſſe beſitzen, um, wie aus den rührenden Erzählungen des Herrn v. Pirch hervorgeht, das Dämmern früher Erinnerungen aus der Kindheit blicken zu laſſen. Er mußte das Alles inne haben, und doch nie verrathen, daß er ſolche Kenntniſſe beſitze. In der That, wenn H. ein Betrüger iſt, ſo müſſen wir Alle vor dem Knaben unſere Knie beugen, der nicht nur eine kleine Probe ſeiner Fertigkeit in Grimmaſſen abgelegt, ſondern zugleich zu unſerer Aller Beſchämung das größte pſychologiſche Meiſterſtück in ſo gelungener Ausführung zu Stande gebracht hätte.“

Es werden in dieſem trefflichen Aufſatze auch andere Punkte berührt, wie folgende.

„Wenn H. betrog, ſo mußte er den Betrug lange und gründlich ſtudirt und deshalb auch unter Menſchen gelebt haben, da man den Betrug mit der dazu nöthigen Kenntniß der Menſchen und Dinge nicht in der Einſamkeit lernt. Er mußte ſich in Deutſchland oder den angrenzenden Ländern herumgetrieben haben. Dann aber wäre es ein Wunder geweſen, wenn nicht ein Einziger von den Hunderten aus allen Theilen des gebildeten Europa, die ihn beſuchten und ſprachen, unter den Tauſenden, die ſeine Geſchichte kennen, ſich ſeiner aus früherer Begegnung und Bekanntſchaft erinnert und uns einigen Aufſchluß über ihn hätte geben können. Es hätte ja doch wohl Einer oder der Andere dieſes Geſicht wiedererkannt; die Phyſionomie eines abgefeimten Burſchen und Böſewichtes, wie H. ſein mußte, würde doch wohl einem Richter, einem Polizeidirektor, einem der übrigen Fremden, die den Findling aufmerkſam betrachteten, aufgefallen ſein und aufklärende Unterſuchungen veranlaßt haben."

Ein eifriger Vertreter der Unſchuld Hauſer's war auch ſein Religionslehrer und Beichtvater in Ansbach, der Pfarrer Fuhrmann, von dem eine bei Hauſer's Beſtattung gehaltene Grabrede und eine Schrift über denſelben exiſtirt, die ihn in den letzten Zeiten ſeines Lebens und im Sterben ſchildert.*) Fuhrmann lernte ihn zu einer Zeit kennen, in welcher ſich dem Beobachter die Wahrhaftigkeit ſeiner Erſcheinung und Geſchichte nicht mehr ſo ſprechend und unzweifelhaft aufdrang, wie in früherer Zeit, wo man nach Hiltels Bemerkung unmöglich an ihm zweifeln konnte. Wenn nun dieſer Mann ſich dennoch ſo warm für ihn intereſſirte und ſo feſt überzeugt war, daß er kein Betrüger geweſen und ſich nicht ſelbſt verwundet habe, ſo iſt dies um ſo merkwürdiger.

---

*) Kaſpar Hauſer, beobachtet und dargeſtellt in der letzten Zeit ſeines Lebens von ſeinem Religionslehrer und Beichtvater. Ansbach 1834. Die Grabrede iſt angehängt, auch beſonders gedruckt.

„Daß uns H. getäuſcht habe," ſagt F. im Eingange ſeiner Darſtellung, „werde ich nach meinen Beobachtungen niemals glauben, es müßte mir denn mit mathematiſcher Gewißheit dargethan werden. Hätte er uns, die wir in ihm mit regem Bedauern einen Unglücklichen erblickten, der nach langer unverſchuldeter Gefangenſchaft liebender Sorgfalt und Pflege für ſeinen Körper, Bildung für ſeinen Geiſt, Erheiterung und Ausſöhnung mit Leben und Menſchheit bedurfte, in der That getäuſcht, ſo müßten wir arge Trugſchlüſſe gemacht haben, und die Menſchen künftig nach einem ganz anderen Maßſtabe meſſen, als bisher. Haben aber diejenigen, die noch immer irre ſind an ihm, die ſogar die am 14. des Monates an ihm verübte ſchauderhafte That auf ſeine eigene Rechnung ſchreiben, in ihrem Urtheile fehlgegriffen, dann iſt uns eine milde und liebevolle Beurtheilung unſerer Nebenmenſchen mit ſtärkerer Sprache gepredigt, als auf allen Kanzeln der Welt."

Daß H. wenigſtens nicht ſchon von vorn herein ein Betrüger geweſen, wird nun im Intereſſe ſeiner Theorie auch von Herrn Eſchricht behauptet. „Daß Alles das," ſagt er nach Schilderung von Hauſer's kindlichem Betragen, „Verſtellung, Maske, eine angenommene Rolle geweſen, iſt undenkbar. Wohl kann ein Knabe von

16 Jahren ſchon manche Rolle ſpielen. Man hat geſehen, wie ſich Kinder taubſtumm, hinkend, lahm, epileptiſch, wahnſinnig und blödſinnig ſtellten, wie ſie Jahre lang ihre betrügeriſche Rolle ſpielten und die tüchtigſten Aerzte und Polizeimeiſter täuſchten. Aber keine Rolle iſt ſchwerer zu ſpielen, als diejenige kindlicher Unſchuld. Dieſe Rolle ſpielt Niemand, wäre er auch noch ſo ſchlau und noch ſo geübt in der Verſtellungskunſt; wenigſtens hält es Niemand aus, ſie zu ſpielen in Einſamkeit und Geſellſchaft, in Schmerz und Freude, in den frühen Morgenſtunden und beim Herannahen des Schlafes. In dieſer Rolle täuſcht Niemand einen erfahrenen Gefangenwärter, ſeine Frau und ſeine Kinder. Was H. zu ſein ſchien, war er wirklich: ein kleines Kind in einem 16—17 jährigen Leib.“

Hier iſt die idiotiſche Hypotheſe in bedeutendem Vortheil gegen die Spitzbubentheorie, die ſchon von vorn herein gegen die einfache, evidente Natur der Thatſachen und Phänomene mit ungeheurer Gewaltſamkeit zu Werke gehen muß. Doch bleibt dieſe durchweg ſich ſelber gleich und ſucht nicht ganz heterogene Naturen, Zuſtände, Erſcheinungsweiſen und Rollen zu vereinigen. Als ein bereits geübter und gewandter Gaukler und Betrüger auf den Schauplatz tretend, verwundet H. zum Behufe einer ſchlau berechneten Myſtifikation zweimal ſich ſelbſt, das Zweitemal unabſichtlich ſo ſtark, daß er an der Wunde ſterben muß. Auch dazu gehört ein guter Glaube;

es iſt eine Monſtroſität, zu deren Behauptung einen ſonſt nicht unklugen Menſchen nur der Eigenſinn der Rechthaberei, oder, wie höchſt wahrſcheinlich bei Stanhope, eine geheime Abſicht zu treiben vermag. Wenn aber ein anfänglicher Idiot, ſtumpf und ſchwachſinnig und nur durch ſeinen ſonderbaren Eintritt in die Welt ein wenig aus ſeiner Dumpfheit aufgeſchüttelt, ſolche Streiche gemacht haben ſoll, ſo kommt zu dieſer Monſtroſität noch überdies ein Widerſpruch, ein Contraſt, eine Inconſequenz, durch welche ein nicht weiter zu überbietender Gipfel des Unſinns und Aberwitzes erſtiegen wird. Da, wo nach dieſer Hypotheſe der Betrug angehen ſoll, iſt daher die Spitzbubentheorie im Vortheil, die ihn nur fortſetzt und ſteigert, nicht aber aus ſeinem direkteſten Gegenſtande herauszaubert und in der kürzeſten Zeit bis zu derſelben Höhe rieſenhaft anwachſen läßt. Ohne Unnatur und Unſinn iſt nur eine Annahme, die, welche durch einen ſo ſeichten und ſchlechten Hypotheſenkram gleichwohl mit aller Gewalt verdrängt werden ſoll.

VI.

Ueber Hauſer's Charakter und Gemüthsart.

Als Hauſer aus ſeiner Verborgenheit hervor in die Welt trat, war ſeine Seele der Spiegel und Abglanz einer himmliſchen Güte, Reinheit und Unſchuld, wie ſonſt noch kein Beiſpiel vorgekommen oder bekannt geworden war. So blieb es nicht; ſo konnte es in einer Welt, wie dieſe iſt, und unter den in ſo beſonderem Grade verderblichen Einflüſſen, denen H. ausgeſetzt war, ſo bei einem bloß menſchlichen Weſen, in welchem doch immer der, wenn auch noch ſo tief ſchlummernde, Keim eines entgegengeſetzten Zuſtandes vorhanden, unmöglich bleiben. Daß es aber einmal ſo war, daß dieſe ſeltenſte und merkwürdigſte aller moraliſchen Erſcheinungen wirklich unter uns aufgetreten und beobachtet worden iſt, das iſt Thatſache. Es exiſtiren dafür, auch abgeſehen von meinen Relationen, die gültigſten und übereinſtimmendſten Zeugniſſe. Ja, es iſt nachweisbar, daß H., obgleich während ſeines weiteren Lebens in der Welt in ein gewiſſes Schwanken gerathen und nicht mehr in jeder Beziehung dem bezeichneten Ideale entſprechend, doch bis zum letzten Hauche ſeines Lebens ein im Ganzen ſo guter, edler und liebenswürdiger Menſch geweſen, daß ſich die Menſchheit Glück wünſchen müßte, wenn alle oder nur überwiegend viele Menſchen dieſem Bilde glichen.

Es war nicht nur die romantiſche Seltſamkeit ſeines Schickſals und ſeiner Erſcheinung, was die Menſchen anzog und feſſelte, es war die ganz einzige Kindlichkeit und Lieblichkeit ſeines Weſens und die makelloſe Schönheit ſeiner Seele, was einen ſo wunderbaren Zauber übte. Selbſt feindſelige Darſtellungen können es nicht verhehlen, welchen Eindruck er zu machen, und wie er die Herzen der Menſchen zu gewinnen im Stande war. So giebt Graf Stanhope an, wie nicht viel daran gefehlt, daß ihn Rittmeiſter Weſſenich zu ſich genommen, und wie er dem Gefängnißwärter Hiltel durch ſeine „Gutmüthigkeit und Gelehrigkeit“ ſo gefallen habe, daß ihn dieſer Mann behalten hätte, wenn er ohne Kinder geweſen.*) Ich ſelbſt fand mich bewogen, ihn erſt Wochen lang zu unterrichten und dann zu mir ins Haus zu nehmen, wobei ich nicht den geringſten Gewinn und Vortheil hatte. Ebenſo wurden Feuerbach und Pfarrer Fuhrmann in Ansbach ſeine Freunde und Vertreter; der letztere, wie ich ſelbſt, trat noch nach ſeinem Tode als ſein Vertheidiger auf, und ich nehme mich jetzt noch nach Decennien, ſo müde des Kampfes und ſo bedürftig der Ruhe, wie ich bin, mit ungeſchwächter Liebe ſeiner an, um ihn gegen erneuerte Rohheiten und Mißhandlungen zu ſchützen.

---

*) Materialien S. 75. 90.

Ueber die eigenthümliche Beſchaffenheit ſeines Gemüthes, wie es in den erſten Zeiten erſchien, habe ich ſchon in meinen „Mittheilungen“ II. S. 7 ff. Bericht erſtattet. „Das rührendſte Bild der reinſten Güte, welches ſeine Erſcheinung gewährte, übertrifft Alles, was von dieſer Art die Phantaſie ſich erfinden könnte, und läßt ſich in der Fülle ſeiner Lebendigkeit durch keine Beſchreibung ausdrücken.“ Er empfand jeden Schmerz und jedes Leid, das Anderen geſchah oder nur zu geſchehen ſchien, ganz als ſein eigenes. Er konnte nicht dahin gebracht werden, Jemanden auch nur zum Scherze einen kleinen Schlag zu verſetzen; das thue ihm ſelber gar zu weh, ſagte er. Die kalte, hartherzige Iſolirung menſchlicher Selbſtheit und Beſonnenheit, dieſer wahre Sündenfall, war hier noch nicht zur Erſcheinung gekommen; es ſtand ein paradieſiſcher Urmenſch im Sinne der moraliſchen Faſſung vor Augen, ein anbetungswürdiges Wunder in einer grundverderbten, in einen Abgrund von Selbſtſucht und Bosheit verſunkenen Menſchenwelt. Wie wenig dieſe Schönheit und Güte des Herzens erheuchelt war, zeigte nicht ſelten jene „ewige Beglaubigung der Menſchheit," ich meine ſeine Thränen. Sah er z. B. ein Kind züchtigen, ſo weinte er und kam in die äußerſte Unruhe. Ein paar herrliche Aeußerungen von ihm, die auch hier am Orte ſein würden, ſind oben unter V. S. 80 verzeichnet, vergleiche „Mittheilungen" II. S. 9 f., 10 f. Das Erſte, was er las und verſtand, war die Geſchichte Joſeph's und ſeiner Brüder. Er hatte darüber eine unausſprechliche Freude; aber über die Härte, womit Joſeph ſeine Brüder behandelte, drückte er ein großes Mißfallen aus. Er an Joſeph's Stelle, ſagte er, würde ſie nicht geängſtigt, denen, die ihm Böſes gethan, ſo viel gegeben, als ſie nöthig gehabt, den Ruben aber, der ihm das Leben gerettet, bei ſich behalten haben.

Das Thier, als fühlendes Weſen, ſtand ihm in gleicher Linie mit dem Menſchen, und die Gräuel und Grauſamkeiten, die er an Thieren verüben ſah, empörten ſeine zarte Seele namenlos. Er hielt Jeden, der auch nur ein Inſekt tödten wollte, mit den Worten ab: dieſes Thier möchte auch gerne leben. Selbſt die ihm ſo fürchterlichen Flöhe, die ihn im Thurme peinigten und mit ihren Stichen aus dem Schlafe weckten, ſah er mit Unwillen tödten und begnügte ſich, ſie zum Fenſter hinauszuſchaffen. In Ludwig von Feuerbachs Aufzeichnungen finde ich folgende Stelle: „Als er Jemand eine Birne aufſchneiden ſah, in der ſich ein Wurm befand, kam er mit Birne und Wurm zu uns in den Garten hinunter und erzählte mit einem an Abſcheu grenzenden Eckel, daß Jemand Etwas habe eſſen wollen, in welchem ſo garſtige Thiere wären. Als wir ihn den Wurm tödten hießen, weigerte er ſich deſſen und legte ihn in's Gras hinein.“ Sah er ein Thier eingeſperrt, ſo betrübte er ſich und ſagte: dieſes Thier wolle auch gern frei ſein, warum man es einſperre? Als Jemand ſagte, eine gewiſſe Katze ſolle den Schlangen vorgeworfen werden, die ſich damals zu Nürnberg befanden, vergoß er Thränen des Jammers und der Angſt. Sah er ein Thier nach einem Fraße lüſtern, ſo drang er auf Befriedigung. In meinem Hauſe ſah er einen Gegenſtand, den er jetzt nicht mehr bei mir erblicken würde, einen Vogel nämlich, der getödtet und gebraten werden ſollte. Das war für ihn etwas ganz Entſetzliches und Unerträgliches; ich gab ihm daher die Erlaubniß, den Vogel fliegen zu laſſen. Man hat keine Vorſtellung von der rührenden Kindlichkeit, mit der er für ihn bat, und von dem Entzücken, mit dem er ihn davonfliegen ſah. Er erzählte mir einſt mit dem Ausdruck unendlicher Wehmuth, wie Herr *** einen Haſen und zwei Vögel geſchoſſen, die er noch bluten geſehen. Wie es denn möglich ſei, daß die Menſchen ſo gar kein Mitleid mit dieſen armen, unſchuldigen Geſchöpfen hätten, die doch Niemand etwas zu Leide thäten? Als man ihm ſagte, man tödte ſie, um ſich von ihnen zu nähren, ſagte er, man könne ja etwas Anderes eſſen; er genieße ja auch nur Brod.

Dieſe Züge fallen in das Jahr 1828, wo H. noch ganz ſeinen erſten unveränderten Character behauptete. Traten nun weiterhin auch theilweiſe Modificationen und Abweichungen ein, ſo zeigten ſich die edlen und liebenswürdigen Grundlagen ſeines Weſens doch ſo unverwüſtlich, daß ſie bis an ſein Ende bemerklich waren und die Herzen derjenigen, die dafür Sinn und Verſtand hatten, mit Rührung und Zuneigung erfüllten, ſo ſehr man auch bereits, theils aus Oppoſition gegen ſeine allzu romantiſch bedünkende Geſchichte, theils aus andern, geheimen Gründen, bemüht war, Unglauben und Vorurtheil gegen ihn zu erwecken und den Samen eines ihn tief entehrenden Verdachtes zu ſäen. Pfarrer Fuhrmann ſagt in ſeiner bei Hauſer's Beerdigung den 20. Dec. 1833 zu Ansbach gehaltenen Trauerrede: „Harmlos, wie ihr wiſſet, lebte er bisher allhier, mit beſonderer Aufmerkſamkeit von den edelſten und angeſehenſten Familien unſerer Stadt ausgezeichnet und geliebt von allen, die in näherem Umgange mit ihm waren.“ Feuerbach ſpricht ſelbſt noch in Beziehung auf ſeine damalige Lebensperiode von ſeiner „unbeſchreiblichen Güte und Liebenswürdigkeit“*) und der genannte Geiſtliche, ſein Religionslehrer und Beichtvater, der ihn auch, ſeinem Amte gemäß, zum Tode bereitete, läßt ſich in ſeiner Schrift über ihn ausführlich über den Charakter und die Gemüthsart deſſelben vernehmen und ſpendet ihm das ſchönſte Lob. Die Darſtellung dieſes wichtigen und glaubhaften Zeugen iſt auszüglich die folgende.

---

*) Feuerbach's „Kaſpar Hauſer“ am Schluſſe.

„Es iſt mir nicht leicht ein Menſch von mehr Sanftmuth, Weichheit, Freundlichkeit, Gefälligkeit, Güte und Liebenswürdigkeit vorgekommen, als er. Ich hatte vielfache Gelegenheit, das Alles zu beobachten. Ich fand ihn gegen Niemand feindſelig geſinnt, er redete gern von Jedem das Beſte; war aber weit entfernt, die Fehler und Laſter, die er bemerkte, nicht für ſolche zu erklären. Sie beleidigten ſein ſittliches Gefühl; immer aber urtheilte er mit äußerſter Schonung über den Fehlenden. Beſonders wohl gefiel er mir bei einer Gelegenheit, wo ihm Unrecht gethan wurde, indem man einen Wunſch, wozu ich ihm ſelbſt die Anregung gegeben, aus unreinen Motiven ableitete. Er fühlte das ſchmerzlich und weinte heimlich; aber es kam über ſeine Lippen nicht ein bitteres Wort; er fügte ſich und redete ſogar mir, als ich mich mit Verwunderung und Tadel über die Sache äußerte, beruhigend zu.“

„H. konnte keinen Menſchen wehe thun und machte mir, wie ich an ſeinen Mienen ſah, öfters ſtille Vorwürfe, wenn er mich mit meinem kleinen Knaben zanken hörte. Ich mußte mich dann förmlich bei ihm verantworten und ihm auf das Weitläufigſte demonſtriren, daß der Knabe ſeinen Verweis wohl verdient habe."

„Als wir einmal auf die Rachſucht zu ſprechen kamen, fand ich bei ihm gar keinen Anhaltspunkt. Er kannte die Regung dieſer Untugend nicht und ich glaube nicht, daß ſie Jemand an ihm bemerkte, ſo gewöhnlich es unter den Menſchen auch iſt, daß ſich dieſelbe durch Wort und That zu erkennen giebt. Ich wenigſtens müßte der Wahrheit untreu werden, wenn ich ihm nicht das öffentliche Zeugniß gäbe, daß er meinem Urtheile nach eines Rachegedankens nicht fähig war. Ein ſolcher ſchien ihm nicht nur entehrend für den Menſchen, ſondern auch thöricht zu ſein, da man dabei daſſelbe zu thun begehre, was man an dem, von welchem man gekränkt worden, für lieblos und ſchlecht erkläre."

„Ein beſonders ſchöner Zug in ſeinem Charakter war ſeine Mildthätigkeit gegen Arme. Sah er einen ſolchen oder hörte er von der Noth eines ſolchen, ſo bedurfte es keiner Aufforderung, um ihn zur thätigen Unterſtützung zu bewegen. Er theilte ſeine Gaben verſchwenderiſch aus und hatte dabei immer nur die Sorge, ob er genug gegeben habe. Noch eine Stunde vor ſeiner Verwundung legte er davon eine Probe in meinem Hauſe ab. Eine arme Frau bat um Almoſen. Während ich ihr eine Kleinigkeit reichte, gab er gleichfalls und fragte mich leiſe: „Kennen Sie dieſe Frau? Dann will ich mehr geben." In der Familie des Herrn von * * * war er einheimiſch und wie das Kind im Hauſe. Er ſpielte da oft Schach; der Verlierende mußte eine Kleinigkeit in eine gemeinſchaftliche Kaſſe zahlen, woraus denn kleine Partieen u. dergl. beſtritten wurden. Es waren wieder einige Gulden vorhanden. Als Frau von * * * fragte: „„Was werden wir diesmal damit machen?"" ſo erwiederte Hauſer: „„Wir wollen es den Armen geben. Fragen Sie Herrn Pfarrer Fuhrmann, der kennt alle Armen."" Der Vorſchlag wurde angenommen, Frau von * * * ließ mich kommen und händigte mir die von ihr vermehrte Summe ein. Dieſer Zug iſt um ſo charakteriſtiſcher, da H. ſo lebensluſtig und ein ſo großer Freund von Luſtpartieen war, trotzdem gern aber einen ſolchen Genuß opferte, wenn er ſtatt deſſen Gutes thun konnte. Er gab auch nicht phariſäiſch; es war ihm nicht um ſich, ſondern um die Sache zu thun."

„Wenn ich ihm ein Gebot oder Verbot gegeben hatte, ſo konnte ich auf den bereitwilligſten Gehorſam rechnen. Nie habe ich den geringſten Widerſpruchsgeiſt an ihm bemerkt. Hätte ich verlangt, er ſolle ſeine Lektion bei mir um Mitternacht nehmen, ich glaube, er wäre mit derſelben Bereitwilligkeit und Freundlichkeit gekommen, mit welcher er Morgens um acht Uhr in mein Zimmer trat. Er war ſtets ſanft, hingebend und duldſam. Und wollte ich ihn recht in Eifer ſehen, ſo durfte ich nur einen kleinen Lobſpruch ſpenden."

„Endlich muß ich noch ſagen, daß ich ihn immer recht offen und aufrichtig fand. Ich entdeckte nie eine Lüge an ihm. Mag er bei Andern auch manchmal etwas Unwahres geſagt haben, ſo ſehe ich darin nichts Anderes, als eine alltägliche Erſcheinung, die ſich bei den meiſten, ja, es wird nicht zu kühn ſein, zu behaupten, bei allen Kindern ſeines geiſtigen Alters findet. Von Bosheit, Verſchmitztheit, Willen zu ſchaden, wie ſie einem Lügner im vollen Sinne des Wortes eigen, nahm ich an H. nie das Geringſte wahr."

Dr. Preu, der Hauſern Anfangs für einen Betrüger gehalten und ſich vorgenommen hatte, ihn mit Hiltel's Hülfe zu entlarven, ſprach nachher von dem „wahrhaft heiligen Wahrheitsgefühl," das ſich in dieſem Menſchen offenbare. In Ludwig Feuerbach's Aufzeichnungen findet ſich folgender Zug: „Er ſagte einmal, um nicht immer Jedem, der zu ihm komme, ſein Bild von Binder zeigen zu müſſen, was ihm ſehr läſtig und widerlich iſt, wolle er ſagen, es befinde ſich nicht im Hauſe. Bald darauf bemerkte er jedoch, daß Lügen nicht recht ſei, und daß man die Wahrheit ſagen müſſe; er wolle mir das Bild nach Ansbach mitgeben, dann lüge er doch nicht, wenn er ſage, es ſei nicht mehr da.“ Wie er ſich über Bürgermeiſter Binder wunderte, als dieſer ſich einmal vor Jemand verläugnen ließ, iſt ſchon vorgekommen. Niemand war ihm zu einflußreich und vornehm, wenn es galt, ihn über eine Lüge zur Rede zu ſetzen. Ja er war in dieſem Punkte ſo ſtreng, daß er nicht einmal im Scherze eine Unwahrheit dulden wollte. Bald ſah er freilich, daß in gewiſſer Weiſe Alles lüge und betrüge, und daß mit einer Wahrhaftigkeit, wie er ſie übte und forderte, gar nicht auszukommen ſei. Gerade er ſelbſt, der rigoroſeſte aller Wahrheitsfreunde, fand ſich bei der unglaublichen Zudringlichkeit der Menſchen und bei der ängſtigenden, ja zur Verzweiflung bringenden Maſſe von Anfoderungen, die an ihn gemacht wurden, am dringendſten bewogen, die Wahrheit aufzugeben und ſich durch allerlei kleine Liſten, Ausreden und Unwahrheiten zu helfen. Es war Nothwehr, er konnte nicht anders. Wie er durch die Tyrannei ſeiner Vorgeſetzten in Ansbach in Aengſte und Nothſtände verſetzt wurde, in welchen er zur Lüge geradezu gezwungen wurde, lehrt die oben unter XV. erzählte Geſchichte von dem Tagebuch, in deſſen Beſitz ſich Stanhope durch Hickel mit Gewalt zu ſetzen gedachte. Es kamen dazu, wie er mir ſelbſt erzählte, ganz poſitive Verführungen und Anleitungen zum Betrug. Und nachdem es der Welt gelungen war, die Anfangs ſo reine, unſchuldige, ja heilige Seele dieſes Menſchen ſo weit zu verderben, daß er es machte, wie eben Andere auch, ſo trat ſie als ſeine Anklägerin auf, rechnete ihm ihr eigenes Werk zum Verbrechen an und machte ihn zu einem böſen Buben, der ſein ganzes, ſchreckliches Schickſal erlogen; ja es erdreiſtete ſich deſſen ganz vorzüglich derjenige, welcher erweislich den heilloſeſten Einfluß auf ihn ausgeübt, ihn erſt durch die maßloſeſte Hätſchelei und ungebührlichſte Hochſtellung verdorben, und dann durch die empfindlichſte Tyrannei und Mißhandlung am direkteſten und unausweichlichſten zur Lüge genöthigt hatte!

VII.

Dr. Heidenreich's Abhandlung über Hauſer's Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung.

Auszug und Bemerkungen.

Dieſe mediciniſch und phyſiologiſch ſo wichtige Abhandlung erſchien im XXI. Bande von Gräfe's und Walther's Journal für Chirurgie und Augenheilkunde und daraus beſonders abgedruckt, Berlin bei Reimer 1834. Der letztere Abdruck liegt vor mir; er iſt durch ſinnverderbende Druckfehler entſtellt, die aber in meinem Exemplare berichtigt ſind, und zwar, ſoviel ich mich erinnere, durch den Verfaſſer ſelbſt, von welchem daſſelbe zunächſt an v. Feuerbach und dann an mich gekommen iſt.

Heidenreich hat nicht den Muth gehabt, eine beſtimmte Meinung zu vertreten und ein entſcheidendes Urtheil zu fällen. Er giebt ſich im Ganzen den Anſchein eines unparteiſchen, ſich auf keine der beiden Seiten ſtellenden, Alles unentſchieden laſſenden Berichterſtatters und Betrachters; er giebt eben ſo wohl an, was für, als was gegen die Annahme einer Selbſtverwundung und eines Selbſtmordes ſpricht, unterſtützt aber die eine ſolche Vorſtellung abweiſende, auf eine durch fremde Hand verübte Mordthat ſchließende Auffaſſungsweiſe mit ſo überwiegend ſtarken Beweisgründen und theilt überdies ſo gewichtvoll beſtätigende phyſiologiſche Thatſachen in Beziehung auf Hauſer's lange Einkerkerung mit, daß ſeine eigene feſte Meinung und Ueberzeugung, die theilweiſe ſogar zu formellem Ausſpruche kommt, gleichwohl nicht zweifelhaft iſt und ſeine Schrift ein offenbar doch nur bejahendes Verhältniß zur gläubig aufgefaßten Hauſeriſchen Sache hat.

„Merkwürdig iſt dieſer Menſch geworden," heißt es im Eingange S. 3, „und wenn auch unbedeutend ſeiner Perſönlichkeit nach, ſo läßt doch die Seltſamkeit ſeines Erſcheinens und Verſchwindens im Leben furchtbare Verbrechen an Leib und Seele ahnen, und reißt unwillkührlich zur Theilnahme an einem Individuum hin, welches den ſchauderhafteſten Ereigniſſen zum Spiele geworden."

Auch Hauſer's Perſönlichkeit erſchien ſo unbedeutend nicht, wenn man ihn ſo genau und vollſtändig kannte, wie ich.

Erſt kam, wie hier angegeben wird, Dr. Heidenreich zu dem Verletzten und unterſuchte die Wunde deſſelben. Dann erſchien der Landgerichtsrath, der Hauſer's früherer und bisheriger Arzt in Ansbach geweſen; hierauf fand ſich eine Commiſſion des Stadtgerichtes ein und der Stadtgerichtsarzt übernahm Hauſer's Behandlung von Amtswegen. Heidenreich ſah nun den Kranken dreimal 24 Stunden lang nicht mehr. Am 17. Decbr. Abends gegen 7 Uhr wurde er wieder eiligſt gerufen; er fand einen Sterbenden, der es auch wußte, daß er ſterben müſſe. Um 10 Uhr, 78 Stunden nach der Verletzung, erfolgte ein ſanfter und ſtiller Tod. S. 4 ff.

Heidenreich berührt und bezeugt die feindſelige Anſicht, die ſich gegen den Unglücklichen geltend gemacht hat; er ſetzt hinzu, daß er den Grund derſelben nicht kenne, noch einſehe. „In den erſten Tagen nach der Verwundung war die Stimmung des Publikums ſehr gegen ihn, indem man ihm entweder einen wirklichen Selbſtmord zutraute, oder es noch wahrſcheinlicher fand, daß er Betrug und Täuſchung übe, um durch einen neuen angeblichen Mordverſuch irgend eine Abſicht zu erreichen. Ob und welche mehr oder minder gegründete Urſachen zu einem ſolchen Verdachte vorhanden waren, iſt mir unbekannt. Ich hörte ſeit einem zweijährigen Aufenthalte Hauſer's allhier, nicht das Mindeſte, was zu einer ſolchen Vorausſetzung Anlaß zu geben oder die Meinung zu rechtfertigen vermöchte, daß man ſich des Einen oder des Andern von ihm verſehen könne.“ S. 14.

Mir iſt die Sache kein Räthſel. Man hatte gut vorgearbeitet. Ich glaube die Leute zu kennen, die ſich ein Geſchäft daraus machten, Hauſern ſchon vor ſeinem Tode möglichſt zu verdächtigen und in böſen Ruf zu bringen, damit man nachher um ſo leichter Glauben und Anhang finde, wenn man behauptete, er habe ſich ſelbſt verwundet.

Gerade dieſe Stimmung des Publikums, dieſer von den Schuldigen ſo erfolgreich ausgeſäete Unglaube und Argwohn aber, der ſelbſt in Hauſer's nächſter Umgebung obwaltete, iſt, wie mir ſcheint, ein ganz entſcheidender Beweis, daß H. nicht, um zu täuſchen, ſich ſelbſt verletzt. Stanhope S. 104 ſeiner „Materialien“ ſagt: „H. wußte, daß ihn ſehr viele Perſonen nicht für glaubwürdig hielten.“ Welche Behandlung H. auf Stanhope's Anſtiften durch Hickel erfuhr, iſt oben Cap. XV. dargelegt worden; daß ſelbſt der Lehrer Meyer glaubte, der Verwundete verſtelle ſich nur, iſt bei Heidenreich S. 13 zu leſen, und wie Bürgermeiſter Binder die Umgebungen des Sterbenden zur Menſchlichkeit ermahnen mußte, iſt oben Cap. VII. erzählt. Wie konnte H., nachdem ſich ſo feindſelige Anſichten und Verhältniſſe geſtaltet, darauf rechnen, den ihm nöthigen Glauben zu finden und ſeine Lage zu verbeſſern, wenn er gaukleriſch ſich ſelbſt verletzte und einen an ihm begangenen Mordverſuch vergab? So dumm war er nicht, um in dem Grade unbeſonnen und unzweckmäßig zu Werke zu gehen. Es bliebe daher dem Unglauben nur die Meinung übrig, er habe ſich ernſtlich treffen und tödten wollen. In dieſem Falle hätte er gewiß keine romanhaften Märchen mehr erſonnen und vorgebracht; er hätte ſich auch wohl nicht außer dem Hauſe, im Schloßgarten, ſondern ſtill und einſam in ſeinem Gemach und bei verſchloſſenen Thüren, wie die bekannte Charlotte Stieglitz, den Dolch in die Bruſt gebohrt. Der Tod iſt kein Scherz und der Selbſtmord kein Narrenſpiel, und wer einer beliebigen Hypotheſe zu Liebe annimmt, man könne ſich eine ſolche Wunde geben, in Folge deſſen langſam und elend dahinſterben und dabei noch eine ſo bubenhafte Komödie ſpielen, der hat ſich alles Menſchenverſtandes beraubt.

„Wollten wir die Sache moraliſch faſſen,“ ſagt Heidenreich S. 28 f., „ſo läßt ſich fragen, wie ſollte der lebensluſtige Hauſer, der, wie er ſelbſt ſagte, ſo kurz erſt zu leben angefangen, der, wenn ich nicht irre, erſt wenige Tage vor ſeiner Verwundung geäußert hatte, er möge wohl gerne Offizier werden, wenn es nur keinen Krieg gebe und wenn er nicht verwundet oder gar todtgeſchoſſen würde; wie ſollte der ſelbſtgefällige, gutmüthige, tändelnde, feigherzige **Hauſer** zum ernſtlichen Entſchluſſe des Selbſtmords kommen und zu einem ſo gewaltigen Streiche gegen ſich ſelbſt ausholen, er, den ein Federmeſſer, den eine Toilettenſcheere in Mädchenhand zu erſchrecken vermochte! Nach tiefem Gefühle und Ausſpruche der Allermeiſten, die **Hauſer** früher und näher kannten, iſt ein Selbſtmord mit dem Charakter dieſes Menſchen vollkommen unverträglich.“

„Angenommen aber auch, er habe täuſchen wollen, um ſich durch einen ſcheinbar erneuten Mordverſuch auf ſein Leben in erhöhetem Grade die Gunſt ſeiner Gönner, das Intereſſe des Publikums, die Zuneigung des ſchönen Geſchlechtes zu erwerben, und es ſei der Verſuch nur etwas zu übel abgelaufen, ſo läßt ſich hierauf mit Recht entgegnen: wer durch Betrug und Täuſchung ſein Daſein verbeſſern will, ergreift wahrlich nicht die Maßregeln, um es ganz zu vernichten, und daß man ſo etwas zum Spaße treibe, möge mir Niemand einwenden.“

„Sanft und ruhig, ohne Feindſchaft oder Haß iſt **Hauſer** geſtorben. Unter ſeine letzten Worte gehörte: „„Warum ſollte ich Zorn oder Groll hegen, da mir Niemand etwas gethan hat.““ Auch dieſes hat man auf Selbſtmord gedeutet.“

Ueber den letzteren Punkt erklärt ſich Pfarrer **Fuhrmann** in ſeiner Schrift mit Zurückweiſung jener feindſeligen Ausdeutung und mit voller Ueberzeugung von

Hauſer's Unſchuld und Harmloſigkeit. Man muß den ganzen Zuſammenhang der Unterredung in's Auge faſſen. H. hatte offenbar nur diejenigen im Sinne, mit denen er umgegangen war. Aber auch dieſe hatten ihm genug zu Leide gethan, er hatte nur zu viel Urſache zu Zorn und Groll, und nur ſeine himmliſche Milde und Güte machte, daß er ſich ſterbend nur des Guten, nicht des Böſen erinnerte, was ihm wiederfahren war. Blos als Hickel, der ihn ſo ſchmählich behandelt hatte, an ſein Bette trat und ihm noch einen Abſchiedsgruß an den Grafen, ſeinen fürchterlichen Beſchützer, abpreſſen wollte, ſcheint er momentan in eine heftige Aufregung gerathen zu ſein.

„Vergleicht man nun noch," ſo fährt Heidenreich fort, „die Beobachtung unſeres hieſigen Stadtgerichts-Arztes, daß alle von fremder Hand Verwundete ängſtlich über ihre Verletzung ſind und Beſorgniß über ihr Schickſal äußern, Selbſtmörder dagegen ſich nicht um ihre Wunden kümmern, gleichgültig bleiben und ihren Zuſtand kaum einer Frage würdigen, wie Letzteres von Hauſer geſchah, ſo gewinnt die Anſicht für den Selbſtmord wieder mehr Wahrſcheinlichkeit, wenn man Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens auf dieſen außerordentlichen Fall in Anwendung bringen darf, und der Widerſprüche iſt kein Ende."

Dieſem Verdachtsgrunde ſtehen die Thatſachen entgegen. H. war nicht gleichgültig über ſein Schickſal; aber er fühlte und wußte, daß er ſterben müſſe; es äußerte ſich mehrfach darüber nicht ohne Furcht und Gram; es war ihm vorzüglich das ſchrecklich, daß er ſo verkannt und verläumdet dahinſcheiden müſſe. Er ſtarb mit einem Worte nicht, wie Selbſtmörder, ſondern wie Gemordete zu ſterben pflegen: das geht aus den ganz ſichern Nachrichten, die mir geworden ſind, ſonnenklar hervor.

Was die Beſchaffenheit der Wunde und die daraus zu ſchöpfenden Anſichten von dem Acte und Urſprunge der Verwundung betrifft, ſo theile ich aus Heidenreich's Schrift S. 26 ff. auszüglich Folgendes mit.

Den Körper in aufrechter Stellung betrachtet, verlief der Wundkanal in dreifach ſchiefer Richtung 1) von oben nach unten, 2) von links nach rechts, 3) von vorne nach hinten. Ueber die Stellung, in welcher die Verletzung beigebracht wurde, war kein Zweifel; der Streich war in einer etwas nach vorwärts gebeugten Stellung geführt. „Verſucht man es nun an ſich ſelbſt, mit einer und der andern Hand, die man auf die Stelle der äußern Wunde auffallen läßt, die Richtung des Wundkanales einzuhalten, ſo iſt ſolche kaum zu treffen, und faſt jedesmal wird in dieſem Falle die Richtung des Inſtrumentes einen ſtumpferen Winkel mit der Scheitellinie des Körpers bilden, d. h. in mehr horizontaler Richtung von vorn nach hinten treffen.“

„Dagegen iſt dieſe Richtung von fremder Hand ſehr leicht einzuhalten, und dies iſt viel leichter erklärbar, wenn man annimmt, daß ein vor Hauſer ſtehender Mann ihm dieſe Verletzung beigebracht habe.“

„Es wird ferner der Selbſtmörder in der angegebenen Stellung kaum die Kraft haben, einen ſolchen gleichförmigen Stoß durch den wattirten Rock, das Kittelchen, die Weſte und das Hemd noch vier bis fünftehalb Zoll tief in Bruſt und Unterleib zu treiben.“

„Daß aber dieſer Stoß in einem einzigen kräftigen Zuge geführt werden ſei, geht aus der Richtung und Gleichförmigkeit der Wunde genugſam hervor.“

„Auch dieſes ſpricht alſo gegen den Selbſtmord und für Verletzung durch fremde Hand.“

„Noch ein Fall wäre denkbar, daß Hauſer das Inſtrument mit der linken Hand angeſetzt und gehalten, mit der rechten aber, oder gar mittelſt eines in derſelben geführten Körpers aufgeſchlagen, und auf dieſe Weiſe das Meſſer hineingetrieben habe.“

„Auf ſolche Weiſe hätte er zwar leicht die Richtung der Wunde, keineswegs aber deren Gleichförmigkeit bewirken können, indem nur eine ſehr bedeutende Gewalt, die kaum anzunehmen iſt, das Inſtrument ſo tief führen konnte, und da er außerdem bei Schmerzgefühl gezuckt haben müßte, wodurch die Wunde ungleichförmig geworden wäre.“

Nun hat man zwar, um die Annahme einer Selbſtverletzung zu erleichtern, angeführt, daß H. in der linken

Hand mehr Kraft und Geſchicklichkeit gehabt, als in der rechten. Mir iſt von dieſem Umſtande Nichts bewußt. H. verrichtete, ſo viel ich weiß, Alles ſo, wie Andere zu thun gewohnt. Weiter fragt Heidenreich: „Woher ſollte der ſo genau beobachtete H. das Mordwerkzeug erhalten haben, zumal, da es kein Inſtrument des gewöhnlichen Lebens, nicht einmal ein gewöhnlicher Dolch geweſen ſein ſoll. Nun bedarf es zwar hiezu keines Banditenmeſſers, indem ein ſogenannter Niederländer Dolch vollkommen geeignet iſt, eine ſolche Wunde zu bewirken. Wie aber hätte ſich H. dieſen verſchaffen ſollen, ohne daß es hätte ermittelt werden können? In einer Stadt, wie Ansbach, wäre Hauſer, der Kauf eines Dolches und ſein Tod durch gewaltſame Verwundung zu auffallend, als daß es ſich nicht ſchon ergeben haben ſollte; er müßte ſich denn ſchon lange mit dem Plane herumgetragen und bei einem früheren Aufenthalte in Nürnberg ſich den Dolch zu verſchaffen gewußt haben.“ In Nürnberg wußte man, ſo viel mir bekannt, nicht das Geringſte von einem Dolche, den ſich H. verſchafft und der in ſeinem Beſitze geweſen. Es war auch ganz gegen ſeine Art und ſeinen Geſchmack, mit Inſtrumenten, die ihm ſo fürchterlich waren, in irgend einer Weiſe umzugehen; ſchon ihr Anblick war ihm unerträglich, konnte ihn doch, wie Heidenreich noch aus der Ansbacher Periode angiebt, ein Federmeſſer, eine Toilettenſcheere in Mädchenhand erſchrecken! „Warum noch

Rock und Kleider durchſtoßen, wenn er die Bruſt treffen wollte?“ fragt endlich Heidenreich. Um ſich zu ermorden, hätte er ohne Zweifel die Stelle entblößt, an der er ſich ſo tödtlich verwunden wollte.

Von beſonderer Wichtigkeit ſind Heidenreich's Berichte über Hauſer's innere Körperbeſchaffenheit, namentlich was Leber, Lunge, Schädel und Hirn betrifft.

„Die Leber war ſehr groß und hypertrophiſch. Dem Landgerichtsarzte, der ſich gutachtlich auszuſprechen hatte, konnte es daher nicht entgehen, daß dieſe Vergrößerung und Hypertrophie mit Hauſer's früherer Einkerkerung in Verhältniß zu ſetzen ſei, indem auch Thiere, denen man in engen Käfichen wenig Bewegung geſtattet, eine große Leber bekommen. In Uebereinſtimmung mit den verhältnißmäßig kleinen Lungen finde auch ich die Vergrößerung der Leber ganz natürlich, indem dieſe beiden Organe ſich phyſiologiſch bedingen als Ausſcheidungsorgane des Kohlenſtoffes, die Leber im Fötus für die Lunge funktionirt und in der Thierreihe um ſo mehr hervortritt, jemehr die Lunge ſich zurückzieht. Konnte ſich bei geringer Bewegung und in der dumpfen Luft des Kerkers die Lunge nur wenig entwickeln, ſo mußte das Uebergewicht auf die Leber fallen.“ S. 31 f.

„Der Schädel ſchien etwas niedrig, wie von oben nach unten zuſammengedrückt, namentlich vom Scheitel an gegen die Stirne hin.“

„Die Schädelknochen waren etwas dick, ſonſt erſchien nichts Auffallendes an ihnen."

„Das Gehirn ſchien im Ganzen klein, Abnormes war Nichts daran zu bemerken."

„Die Blutleiter der harten und die Venen der weichen Hirnhaut waren ziemlich mit ſchwärzlichem Blute angefüllt."

„Der Sichelfortſatz der harten Hirnhaut war derb und feſt und reichte ſehr weit zwiſchen den Hemiſphären herab."

„Uebrigens waren Hirn und Häute geſund, Rinden- und Markſubſtanz normal."

„Das kleine Hirn ſchien im Verhältniß zum großen ziemlich groß und entwickelt, die hinteren Lappen des großen Hirnes wollten das kleine nicht ſo recht bedecken, wie es ſonſt natürlich iſt. Das große Hirn erſchien in dieſem Verhältniß ziemlich klein."

„Das Hirn nun herausgenommen und durch Horizontalſchnitte unterſucht, gab nichts beſonders Abnormes."

„Die große Commiſſur des großen Hirnes war ſehr ſtark ausgebildet. Desgleichen waren die Sehhügel groß und ausgezeichnet."

„Die Plexus chorioidei waren natürlich, im rechten Seitenwinkel etwas Serum, im linken nicht. Die Vierhügel waren ſehr klein."

„Die Blättchen am ſogenannten Lebensbaume des kleinen Hirns waren ausgezeichnet, deutlich und ſehr zahlreich vorhanden."

„An der Baſis des Gehirnes und den hier entſpringenden Nerven war nichts Auffallendes oder Abweichendes zu bemerken."

„An der knöchernen Baſis des Schädels war allerdings ſehr auffallend die abgeſonderte Lage des mittleren Hirnlappens, die durch das beſonders hochſtehende Felſenbein und den ebenfalls ſehr hoch nach oben ſtehenden Schwerdtfortſatz des Keilbeines wie in einem rundlichen, vertieften Neſte lagen."

„Die Vertiefungen und Erhabenheiten an den Knochen waren an dieſer Stelle ausgezeichnet. Die Erhabenheiten der Knochen ragten hier als bedeutende, über einen Viertheil, ja gegen einen Drittheil Zoll hohe Spitzen und Zacken, wie man in Landſchaftsgemälden entfernte Gletſcher zeichnet, gegen die Baſis des Hirns herauf."

„Auch waren dieſe ſpitzigen zackigen Knochenbildungen auf beiden Seiten nicht gleich, ſondern auf der rechten Seite größer und ſtärker, als auf der linken."

„Die Windungen an der Oberfläche des Hirnes im Allgemeinen ſchienen nicht ſehr zahlreich und fein, im Gegentheil derber, gröber; überhaupt ſchienen am ganzen Gehirne mehr einzelne Maſſen z. B. Commiſſur, Sehhügel u. ſ. w. groß und ſtark entwickelt, das Hirn im

Ganzen aber von nicht beſonders feiner und zarter Struktur und Conſtruktion zu ſein." S. 21 ff.

Weiterhin kommt Heidenreich auf die Unterſuchung und Beurtheilung des Gehirnes zurück, die „etwas ſchwieriger und verwickelter," als die der ſonſt beſchriebenen Organe ſei.

„Ueber den namentlich vom Scheitel gegen die Stirne zu etwas niedergedrückten Schädel, die ziemliche Dicke der Knochen, den weit hereinragenden Sichelfortſatz der harten Hirnhaut — über die Kleinheit des Gehirns im Allgemeinen, die relativ geringe Maſſe des großen, und bedeutende Größe des kleinen Hirnes, über die der Zahl nach wenigeren, aber dem Anſehen nach größeren und gröberen Windungen an der Oberfläche, das beſondere Hervortreten einzelner Maſſen im Inneren, namentlich im großen Gehirne, und endlich über einige Eigenthümlichkeiten der Schädelbaſis — habe ich mich ſchon im Leichenbefunde ausgeſprochen. Alle dieſe Momente ſchienen mir auf mangelhafte Entwicklung des Hirnorgans zu deuten."

„Als daſſelbe herausgenommen war, wurde die Kleinheit der hinteren Lappen des großen Hirnes, die auseinander fielen und das kleine nicht decken wollten, noch auffallender, und dieſe Erſcheinung hatte einige, wenn gleich nur entfernte Aehnlichkeit mit dem Ausſehen, wie Carus (Verſuche über das Nervenſyſtem. Tafel V. Figur 21.)

das Hirn des Marders, oder Tiedemann (Bildungsgeſchichte des Fötushirns Tafel III. Figur 1.) das Hirn des menſchlichen Fötus abgebildet haben.“

„Ich konnte während der Unterſuchung des Gehirnes das Gefühl und kann während ich dieſes ſchreibe, den Ausdruck: thierähnliche Bildung nicht unterdrücken.

„In dieſem Falle war nicht die*) geiſtige Entwicklung durch mangelhafte Bildung des Hirnorganes gehemmt, ſondern das Organ blieb in ſeiner Entwicklung zurück durch Mangel aller geiſtigen Thätigkeit und Erregung.“

„Denn es iſt ein Naturgeſetz, daß jedes Organ und Gebilde, das ungeübt und unbenutzt bleibt, den vollſtändigen Grad ſeiner möglichen Vollkommenheit nicht erreicht, oder von demſelben zurückſinkt und verkümmert wird. Bis zum ſiebenten Jahre iſt die materielle Entwicklung des Menſchenhirns ſo ziemlich beendigt; haben aber vor dieſer Zeit und um dieſelbe Einflüſſe Statt gefunden, die deſſen naturgemäße Bildung hemmen und aufhalten konnten, ſo muß das Hirn auch in phyſiſcher und materieller Hinſicht auf der niederen Bildungsſtufe ſtehen bleiben.“

„Nach dem angegebenen Naturgeſetze, daß Uebung und Thätigkeit zur vollſtändigen Entwicklung eines Organes nöthig ſei, und ohne dieſelben auch die phyſiſche Organiſation in ihrer Ausbildung zurückbleibe, mußte die Hirnbildung auch im vorliegenden Falle geſchehen.“

---

*) „nur“ ſt. „die“ iſt Druckfehler

„Hat Hauſer geraume Zeit vor dem ſiebenten Jahre ſeine Zeit in einem finſteren Loche, in dumpfem Hinbrüten, ohne alle intellektuelle Thätigkeit und geiſtige Lebensreize, die zur Entwicklung des menſchlichen Hirnes nöthig ſind, zubringen müſſen, ſo mußte auch ſeine Hirnbildung auf der thierähnlichen Stufe ſtehen bleiben, wie er ſelbſt nur in thieriſchem Zuſtande gelebt hatte.“

„Hat aber die Leichenöffnung einen ſolchen unentwickelten Zuſtand in der phyſiſchen Hirnbildung wirklich nachgewieſen, ſo iſt dieſer Zuſtand auch ein genügender Beweis, daß Hauſer geraume Zeit vor ſeinem ſiebenten Jahre in die Lage, in der er ſo lange verharren mußte, gebracht worden iſt.“

„Waren darüber die Jugendjahre verſtrichen, und hatte das Hirn ſeine phyſiſche Bildung auf dieſer niederen Stufe vollendet, ſo konnte das Verſäumte nicht mehr erſetzt werden.“

„Als er wirklich an das Licht und unter die Menſchen getreten war, war es zu ſpät, als daß die intellektuellen Reize auf die Bildung des bereits gereiften, phyſiſch ausgewachſenen, aber nur für dieſe niedere Stufe geiſtigen Lebens vollendeten Hirns noch hätten Einfluß äußern können.“

„Daher laſſen ſich die reißenden Fortſchritte und glänzenden Anlagen erklären, die *Hauſer* Anfangs verrieth, weil für ſie das Hirnorgan ſchon gereift war, das bei Kindern ſich erſt auch noch phyſiſch bilden muß; daher aber auch ſein alsbaldiges Stehenbleiben an der Grenze des Mittelmäßigen und Gewöhnlichen, weil das Hirn für höheres geiſtiges Leben nicht mehr umgebildet werden konnte.“ S. 32 ff.

Was hier beſonders gegen *Eſchricht* hervorzuheben, iſt *Heidenreich's* Behauptung, daß *keine Hemmung der geiſtigen Entwicklung durch mangelhafte Bildung des Hirnorganes Statt gefunden.*

Uebrigens hat auch *Heidenreich* keine mit den Thatſachen vollkommen harmonirende und ſie genügend erklärende Theorie aufgeſtellt.

H. wurde hiernach geraume Zeit vor ſeinem ſiebenten Jahre in einen Zuſtand gehemmter Lebensäußerung und Entwicklung verſetzt, in welchem namentlich ſeine Hirnbildung aus Mangel an geiſtiger Erregung und Thätigkeit auf einer unreifen, niedrigen Stufe ſtehen zu bleiben gezwungen war. Was dieſer unvollkommenen Hirnbildung entſprach, ſoll von H. in den erſten Zeiten ſeiner Erſcheinung mit einem Male geleiſtet worden, dies als etwas Außerordentliches erſchienen, dann aber, weil das Hirn die Fähigkeit verloren, ſich zu höherem geiſtigem Leben fortzubilden, ein Stillſtand eingetreten ſein und ſich als etwas über das Gewöhnliche Hinausgehendes nicht mehr dargeſtellt haben. H. aber legte im Anfange Verſtandes- und Gedächtnißkräfte an den Tag, welche diejenigen bei Weitem übertrafen, die ein noch nicht ſiebenjähriges Kind zu zeigen pflegt. Man ſehe hierüber oben Cap. V. Beſonders ging ſein Gedächtnißvermögen in's Unglaubliche, und erſchien ſeiner ganz ungewöhnlichen Stärke wegen als ein wahres Wunder. Wenn das ſeine Hirnbildung erlaubte, ſo konnte es auch dabei ſein Verbleiben haben. Dies war aber nicht der Fall. Es trat auf einmal die bedauerlichſte Veränderung hervor, ſo daß er nicht einmal im Geleiſe des Gewöhnlichen fortging, ſondern faſt ganz unfähig zum Lernen wurde und ſelbſt bei dem beſten Willen und mit aller Mühe und Anſtrengung nicht begriff, was man ihm vortrug. Zugleich trat eine Abſtumpfung ſeiner ſonſt ſo wunderbar ſcharfen Sinne und ein Verſchwinden der ihm ganz eigenthümlichen Empfindungen für mineraliſche und animaliſche Gegenſtände ein. Allem Anſcheine nach war an dieſer Metamorphoſe die ſchon oben erörterte Veränderung Schuld, die damals in ſeiner Diät vorging. Die Gewöhnung an Fleiſchkoſt hatte eine abſtumpfende Wirkung und hemmte namentlich ſeine intellektuelle Fortentwicklung.*) Nach dem Mordverſuch in meinem Hauſe, wo er einen Schnitt in die Stirne bekam und ſtark blutete, trat mit einem Male wieder ſeine ganze wunderbare Natur hervor, ja erſchien momentan ſogar geſteigert, vergl. „Mittheilungen“ I. S. 64 f. Weiterhin bewies er, trotz der kindlichen Züge, die aus ſeinem Mangel an Lebenserfahrung entſprangen, einen kerngeſunden, tüchtigen Verſtand, wie ihn Viele nicht haben, deren Gehirn auf keine Weiſe gehindert wurde, ſich vollkommen auszubilden. Eine merkwürdige Symbolik und Poeſie nebſt tiefen Einblicken in's Leben, und eine philoſophiſch erhöhte und verfeinerte Kraft des Denkens und Erkennens war in den Erzählungen zu bewundern, die er von ſeinen Träumen und Viſionen gab. Ich habe von all dem Beiſpiele gegeben. Dieſe noch ſpäterhin, nachdem jene das allgemeine Erſtaunen erregende Periode vorüber war, ſich darbietenden Erſcheinungen ſind auch durch Heidenreich's Theorie nicht zu erklären. Weder Hauſer's geiſtiger Zuſtand im Allgemeinen, noch jene beſonderen Manifeſtationen höherer Geiſteskraft und Lebendigkeit, die ihn, wenn auch noch ſo blitzartig und momentan, für den Augenblick wenigſtens zum Range eines hochbegabten

---

*) Vergl. oben Cap. VI. Die abſtumpfende Veränderung, welche H. durch jene Diätveränderung in Beziehung auf ſeine

---

Sinnesorgane erfahren hat, bezeugen auch die Doktoren Oſterhauſen und Preu in Hitzig's Annalen. IX. S. 421, 435, 438. Dr. Oſterhauſen ſagt S. 427: „So wie um dieſe Zeit — im Winter 1828 und 1829 — ſeine Sinnesorgane ſtumpfer wurden, ſo wurden es auch ſeine geiſtigen Anlagen.“

Dichters und Denkers erheben, reimen ſich mit einem auf thier- und fötusartiger Stufe ſtehen gebliebenen Gehirne; ſie ſind und bleiben, wenn Alles nur auf die materielle und ſinnlich wahrnehmbare Beſchaffenheit dieſes Organes zurückgeführt werden ſoll, ein unlösbares Räthſel. Geſtehen wir, daß wir uns hier, wie leider ſo oft der Fall, zumal was die dunkle Region des menſchlichen Gehirnlebens betrifft,*) an der Grenze unſeres auf empiriſchem Grunde beruhenden Wiſſens, Erkennens und Begreifens befinden, ſei es, daß wir über dieſe Linie überhaupt nicht hinauszukommen im Stande, oder daß wir ſie wenigſtens auf dem gegenwärtigen Standpunkte unſerer Wiſſenſchaft noch nicht zu überſchreiten vermögen.

---

*) Vergl. oben Cap. VIII.

VIII.

Chronologiſche Ueberſicht.

Es folgt nun ſchließlich eine chronologiſche Ueberſicht der hervortretendſten und intereſſanteſten Thatſachen und Umſtände der Geſchichte und Entwicklung Hauſer's und der damit zuſammenhängenden Dinge von ſeinem Erſcheinen in Nürnberg an, ſo weit ſie noch mit Sicherheit zu beſtimmen ſind.

1828 den 26. Mai.	Hauſer's erſtes Erſcheinen in Nürnberg und Beginn ſeines Aufenthaltes im Gefängnißthurme daſelbſt.
„ den 7. Juli.	Bürgermeiſter Binder's Bekanntmachung über ihn.
„ den 11. „	Beſuch Feuerbach's bei ihm.

1828 den 18. Juli.	Er wird in meine Wohnung verſetzt, wo er Anfangs noch Nichts, als Waſſer und Brod genießt.*)
„ Juli, Auguſt, Sept.	Er gewöhnt ſich an Waſſerſuppen, Geſundheitschokolade, Milchbreie, Kartoffeln.
„ Auguſt.	Er unterſcheidet Scherz u. Ernſt.
„ den 30—31. Aug.	Er träumt von einem Schloſſe, wie er es zu Nürnberg noch nicht geſehen hatte.
„ September.	Er beginnt, ſeine Lebensgeſchichte aufzuſetzen.
„ den 9. Septbr.	Er wird von einer kleinen Quantität friſchen Weinbeerenſaftes berauſcht.**)
„ den 10. Septbr.	Er findet zufällig die feinere, gewürzte Brodart wieder, mit welcher er in ſeinem Gefängniſſe genährt worden war.
„ den 11. Septbr.	Er reitet zum erſten Male ſpazieren.

---

*) Ohngefähr drei Wochen vorher war ich mit ihm bekannt geworden, und hatte ihn im Thurme zu unterrichten begonnen.

**) S. „Mittheilungen" II. S. 35. Ein Jahr darauf wiederholt ſich dieſe Erſcheinung, doch in gemindertem Grade.

1828	den 14. Septbr.	Er erinnert ſich auf der Burg mit um ſo größerer Beſtimmtheit an das Schloß, von welchem er träumte.
„	November.	Gewöhnung an Fleiſchkoſt.
1829	im Frühling.	Er ſchreibt ein gereimtes Gedicht nieder und hat einen ſymboliſch poetiſchen Traum.*)
„	den 17. October.	Mordverſuch in meinem Hauſe. Um dieſe Zeit iſt auch Graf Stanhope bei und in Nürnberg, doch nur ganz in der Stille und ohne ſich mit H. in Berührung zu ſetzen.
„	~~den 22. October.~~	H. der Sicherheit wegen von mir hinweg und in die Wohnung des Kaufmanns und Magiſtratsrathes Biberbach verſetzt.
1830	März.	H. v. Pirch entdeckt, daß H. ungariſche und polniſche Wörter und Redensarten verſteht. Es erwachen in H. noch weitere Erinnerungen an ſeine Kinderzeit.
„	Juni.	Er kommt zu dem zu ſeinem Vor-

---

*) S. „Mittheilungen“ I. S. 45. II. S. 29.

		munde ernannten Freiherrn v. Tucher in Nürnberg.
1830	Juli.	Merker tritt auf, ihn für einen Betrüger erklärend.
1831	Mai.	Graf Stanhope erſcheint in Nürnberg und nimmt ſich Hauſer's an.
„	November.	H. v. Tucher beſchwert ſich über den höchſt verderblichen Einfluß, den der Graf auf H. habe.
„	December.	H. wird nach Ansbach verſetzt und dem Lehrer Meyer übergeben.*)
1832.		Feuerbach's Schrift über ihn und meine „Mittheilungen."
„	October.	Religionsunterricht bei Pfarrer Fuhrmann in Ansbach.
1833	den 20. Mai.	H. begeht ſeine Confirmationsfeier.
„	den 23. Mai.	Feuerbach ſtirbt plötzlich zu Frankfurt a. M.

---

*) „Graf Stanhope nahm ſeinen Schützling am 1. Dec. 1831 mit ſich hieher in unſere Stadt" ſagt Fuhrmann in ſeiner Trauerrede. Und weiterhin: „Am 9. Dec. wurde er Herrn Lehrer Meyer und ſeiner würdigen Gattin übergeben."

1833 November.	H. erhält auf's Neue Unterricht bei Pfarrer Fuhrmann.
„ den 14. Dec.	H. erhält im Schloßgarten zu Ansbach eine tödtliche Stichwunde, während Graf Stanhope in der Annäherung begriffen.
„ den 17. Dec.	Hauſer's Tod.
„ den 19. Dec.	Leichenöffnung.
„ den 20. Dec.	Begräbniß.
„ den 22. Dec.	Graf Stanhope erſcheint und giebt eine gänzlich veränderte Anſicht und Geſinnung kund. Er erklärt den Verſtorbenen für einen Betrüger und Selbſtmörder, ſo wie er es dann auch zu München bei Gelegenheit einer gerichtlichen Vernehmung thut.
1834 und 1835.	Er ſammelt Zeugniſſe und ſtreut Schriften aus, welche dieſelbe Behauptung zu unterſtützen und zu bewahrheiten den Zweck haben. Im Frühling des Jahres 1834 iſt er auch bei mir, ſucht mich zu ſeinem Verbündeten zu machen und zu einem öffentlichen

Schritt gegen H. zu bewegen. Er benimmt ſich überhaupt ſehr auffallend und räthſelhaft. Mehrere Perſonen faſſen einen ſchweren Verdacht gegen ihn.

Ich füge dieſer Ueberſicht eine Rechnung von der Hand meiner verſtorbenen Mutter bei.

„Den 18. Juli kam Hauſer zu uns. Die erſte Woche genoß er nur Waſſer und Brod, für 6 kr. täglich.“

„Dann aß er Mittags und Abends Suppe. Dieſe nebſt Brod täglich 8 kr.“

„Dann Morgends Geſundheitschokolade. Dieſe nebſt dem Uebrigen bis zum 16. Auguſt täglich 11 kr.“

„Vom 17.—31. Auguſt Abends ſtatt der Suppe ebenfalls Chokolade. Mit dem Uebrigen täglich 13 kr.“

„Vom 31. Auguſt bis zum 31. October des Morgens Chokolade mit Weißbrod, Abends mit ſchwarzem; Mittags Milch und andere Speiſen, täglich 15 kr.“

„Für Wäſche wöchentlich 8 kr.“ u. ſ. w.

Hieraus ſieht man ohngefähr, was H., von dem man ſagte, es werde mit ihm ein unziemlicher Aufwand gemacht, der Stadt für Koſten verurſachte. Ich ließ mir nur die für ihn gemachten beſtimmten Auslagen vergüten; von meinem Verhältniſſe zu ihm irgend einen Gewinn ziehen wollte ich nicht; auch wurde mir durchaus kein Lohn dafür. Die anderen Lehrer Hauſer's unterrichteten ihn gleichfalls unentgeldlich. Viele Kleidungsſtücke und andere Dinge wurden ihm geſchenkt; die Pferde, die er ritt, wurden ihm umſonſt überlaſſen; das Theater, wenn es ihm verſtattet wurde, bezahlte Binder für ihn, wie ich das Alles noch ausführlich in meinen Papieren verzeichnet finde.

Von ihm ſelbſt iſt ein Zettelchen vorhanden, wo es wörtlich und mit den Fehlern, die er damals noch machte, alſo heißt:

„Vom 9. Sept. Will ich eine ordung halten im lehrnen.

„Den 10. Sept. Zum erſten mein Brod.*)

„Den 11. Sept. Zum erſten mal ſpaziren Geriten."

Vielleicht wird dieſe merkwürdige Erſcheinung, die in derſelben Art nie wiederkehren dürfte, einſt einer neuen Prüfung und Unterſuchung, einer anderen, als die Herren Merker und Eſchricht geliefert, unterworfen und von einem wahrhaft verſtändigen und wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus beleuchtet und dargeſtellt werden. Wenn die Cultur nicht völlig ſinkt, die Wiſſenſchaft nicht ganz verſeichtet und verkommt, ſo wird ſie ein ſo intereſſantes und inſtruktives Phänomen nicht fallen laſſen und nicht dulden, daß man es durch bornirte Klügeleien und alberne Hypotheſen verfälſche. Dann wird alles Faktiſche willkommen ſein, auch was ſo kleine und ſcheinbar geringfügige Notizen, wie obige, betrifft. Gerne würde ich es unter begünſtigenden Umſtänden unternehmen, ein vollſtändiges und ſyſtematiſches Gemälde dieſer Erſcheinung mit Benutzung aller noch vorhandenen Aufzeichnungen zu geben; ich zweifle jedoch, ob es dazu kommen wird. Und ſo nehme ich hiemit von dieſem Gegenſtande wahrſcheinlich für immer Abſchied, ihn noch ſchließlich angelegentlichſt allen tiefer Denkenden und Forſchenden zum Studium empfehlend.

---

*) Es iſt die feiner gewürzte Brodart gemeint, die er während ſeiner Einſperrung genoſſen und in Nürnberg einmal zufällig wieder fand.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.

Die
dreiſache Krone Rom's.

Verſuch

einer neuen

Beleuchtung und Charakteriſirung

des

römiſch-katholiſchen Prieſter- und Kirchenthums,

namentlich

was dessen elementare und principielle Inhaltsbestimmungen

und

deren vorläufige Begründung und Erſcheinung

in vorchriſtlicher Zeit und Welt betrifft.

Von

G. Fr. Daumer.

Münſter.
Verlag der Aſchendorff'ſchen Buchhandlung.

1859.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

„Alles hat ſeine Zeit und jegliches Ding unter dem Himmel hat ſeine Stunde. Verwunden und heilen, einreißen und bauen, zerſtreuen und ſammeln, wegwerfen und bewahren ꝛc. ꝛc., Alles hat ſeine Zeit.“

So bekanntlich der weiſe König Salomo*), und dieſen alten, trefflichen Weisheitsſpruch fing ich in den letztvergangenen Jahren an, mir ernſtlich zu Herzen zu nehmen. Die jammervollen Reſultate ungeheuerer Mühen, Kämpfe und Opfer, die troſt= und hoffnungsloſen Weltzuſtände und Zeitſtimmungen, unter deren Betrachtung der Geiſt erlag, die zwar gerettete, aber um welchen Preis gerettete Geſellſchaft, der furchtbare innere Tod, der ſich verkündete, das Ende alles Lebens und Strebens in höherem Sinne des Wortes, das eingetreten ſchien, die evidente Unmöglichkeit, auf den bisherigen progreſſiſtiſchen Wegen fortzu=

---

*) Prediger 3, 1 ff.

gehen und Etwas zu erreichen, was der Rede werth — Alles trieb und drängte dazu, eine tiefere und reifere Beſinnung anzuſtreben, und eine, wo möglich, ganz neue d. h. nicht zwar dem innerſten, auf das Wahre und Gute gerichteten Sinn und Geiſte, wohl aber der praktiſchen und hiſtoriſchen Anſchauung nach total veränderte Wendung zu nehmen. „Verwundet, eingeriſſen, zerſtreut, weggeworfen“ war, was das vielfach und leidenſchaftlich umgewühlte Feld der Anſichten, Theorien, Denkweiſen und Tendenzen betrifft, genug und mehr als genug. Ich ſelber hatte mein redlich Theil dazu beigetragen und konnte getroſt, wenn nicht auf meinen Lorbeeren, doch auf meinen Dornen ruhen. Mit den realen Erfolgen ſah es um ſo ſchlechter aus. Von all dem, was man gewünſcht und gewollt hatte, war nur das direkteſte und extremſte Gegentheil bewirkt; denn nur um ſo ſiegreicher, ſelbſtgewiſſer und unbeugſamer erhielt ſich und erhob ſich wieder, was man zu entwurzeln und umzuſtürzen, oder doch weſentlich umzugeſtalten, zu verjüngen und neuzubeleben beſtrebt geweſen war. — Was mich betrifft, ſo hatte ich immer, wenn ich an einem alten Gebäude rüttelte, einen neuen, beſſeren und ſchöneren Bau im Sinne; nur um dieſes Poſitiven willen, dem ich Raum beſchaffen wollte, war es, daß ich verneinte, verwarf und befehdete; denn die bloße, leere, und darum, wie ſie ſich auch ſtellen, und wie ſie in ihrer Art auch Recht haben möge, doch immer nur ſchlechte, rohe und heilloſe Negation und Deſtruktion war meine Sache nie. Aber die Welt iſt nicht mehr dazu aufgelegt und befähigt, ſich von irgend einem für ſich ſtehenden und bethätigten Individuum etwas Poſitives geben zu laſſen und ſich daran emporzurichten, wie immer auch dies Individuum und ſeine Gabe beſchaffen ſein möge. Kämen die größten, berühmteſten, gefeiertſten Genien, Heroen, Geſetzgeber, Seher, Propheten und Heilande des Alterthums wieder, ſie könnten nicht das Geringſte mehr ausrichten; ſie würden an dieſer Zeit, an dieſem Geſchlechte zum Spott. Die Anſtrengungen des Einzelnen, als ſolchen, ſind eitel, ſeine Plane unpraktiſche Ideen, ſeine Thaten unbeſonnene, für ein erfahrenes Alter unverzeihliche Jugendſtreiche, und ſein Leiden und Märtyrerthum erwirbt ihm keinen Antheil und Anhang mehr, ſondern wird entweder gar nicht beachtet oder mit grenzenloſer Gleichgültigkeit und Verachtung behandelt. Nur für das Negative iſt Sinn und Geneigtheit vorhanden; nur noch das vermag zu gelegener Zeit die zur Auflöſung ſtrebende Maſſe zu begeiſtern; oder, wenn man ſich andererſeits davor entſetzt, und dem wüſten, wilden Weſen Einhalt zu thun beeifert iſt, ſo ſucht man nur angſtvoll und krampfhaft das Beſtehende feſtzuhalten und das Alte zu erneuern. Wo bliebe da einem Streben, wie das meinige war, irgend ein Spielraum der Thätigkeit für die Gegenwart, irgend eine Ausſicht auf die Zukunft übrig? — —

Dies Alles wurde mir allmählig, ich mochte mich gegen ſo niederſchlagende, ja zermalmende Erkenntniſſe noch ſo ſehr und noch ſo lange ſträuben, nur allzu klar. „Da wandte ich mich, mein Herz verzweifeln zu laſſen ob all der Mühe, womit ich mich unter der Sonne gemühet hatte,“ wie der ſchon citirte Prediger ſpricht, indem er über die Eitelkeit menſchlicher Beſtrebungen klagt. Weiter konnte ich Nichts, ſo lange ſich mein Dichten und Trachten auf dem dürren, unfruchtbaren, mit dem unüberwindlichen Fluche der Zerreißung und Zerſplitterung beladenen Boden bewegte, wo ich, obwohl meinem eigenſten, innerſten Weſen zuwider, zu Hauſe und eingewohnt war. Das, was der Genius der Geſchichte ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden — die geheimen Anfänge dieſes großen Phänomens gehen, wie ich zeigen werde, tief in's vorchriſtliche Alterthum hinein — langſam und mühſelig vorbereitet und angelegt, und hoch und herrlich aufgerichtet hatte, um göttlichen und menſchlichen Zwecken zu einem mächtigen Organe der Ausführung zu dienen, das war mir zu fremd, um es mehr als oberflächlich zu kennen und zu beurtheilen, es in der Tiefe ſeines Weſens zu erfaſſen, und ſeiner inneren, nicht immer dem äußeren Anſchein entſprechenden, Bedeutung und Beſtimmung nach zu verſtehen und zu würdigen. Ich hielt es für das werth- und gehaltloſe Ueberbleibſel einer durch die Zeitbildung überwundenen Vergangenheit, das über kurz oder lang in Nichts zerfallen werde — wiewohl es thatſächlich das Einzige iſt, was ſich durch alle welthiſtoriſchen Proceſſe und Metamorphoſen hindurch zu erhalten, und ſelbſt den größten Erſchütterungen und ſchwerſten Niederlagen zum Trotze, immer wieder jugendfriſch und kräftig zu erneuen und zu erheben vermag; während alles Uebrige, ſo groß und ſtolz es ſei, ſinkt und ſtürzt und vergeht, wie ein Traum der Nacht. „Die Kirche," ſagt ein katholiſcher Schriftſteller, „iſt nicht nur auf Wunder gegründet, ihre Dauer ſelbſt iſt ein fortgeſetztes, immerwährendes Wunder. Königreiche und Kaiſerthümer gehen trotz ihrer Macht im Verlaufe der Zeit zu Grunde; das Reich Chriſti überdauert ſie alle und wächſt immer fort. Nimmt es in einem Welttheile ab, ſo breitet es ſich um ſo mehr in einem anderen aus“ u. ſ. w. Ich möchte hinzuſetzen: Was der hier unter dem Reiche Chriſti verſtandenen Kirche zu quantitativem Nachtheile gereicht, das ſchlägt ihr zu einem überwiegend qualitativen Vortheile aus, wie namentlich die auf die Reformation des 16. Jahrhunderts folgende Geſchichte des Katholicismus lehrt; und dieſer qualitative Vortheil hat dann wieder nothwendig einen quantitativen zur Folge. Von den Sekten heißt es ebendaſelbſt: „Ihr Daſein iſt nicht von Dauer. Sie entſtehen, machen Geräuſch und verſchwinden. Nicht ſo die katholiſche Kirche. Jahrtauſende gehen vorüber, nicht ſchwindet, noch altert ſie; denn von ihr gilt die Verheißung des Herrn: „Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen und die Macht der Hölle ſoll ſie nicht überwältigen.“ *)

Es waren jedoch nicht Darſtellungen ſo gläubiger und pathetiſcher Art, wie ich ſie früher gar nicht zu beachten pflegte; es war die eines ganz ruhig und objektiv betrachtenden und vergleichenden engliſchen Hiſtorikers, was meinen Blick auf das wundervolle Gebäude der römiſch-katho-

---

*) Der Autor dieſer an einem ſehr beſcheidenen Orte ſtehenden Stellen iſt mir unbekannt. Daſſelbe Thema behandelt Dechamps in ſeiner Schrift: Le libre examen de la vérité de la foi. Entretiens sur la démonstration catholique de la révolution chrétienne. Deutſch durch Dr. Heinrich unter dem Titel; „Die Wahrheit und Vernünftigkeit des Glaubens.“ Mainz 1857. S. 56 ff.

liſchen Hierarchie hinrichtete und mich bewog, Gedanken feſtzuhalten und auszubilden, die mir allerdings ſchon früher, doch nur zeitweiſe und vorübergehend in den Sinn gekommen waren.*) Ich konnte es mir nach reiflichſter Unterſuchung der Sache nicht länger verbergen, daß entweder Alles verloren oder hier allein noch Heil und Rettung ſei; daß, wofern die immer furchtbarer gefährdete Menſchheit einerſeits vor der keineswegs abgelenkten Ge-

---

*) Die Abhandlung, die ich meine, iſt von *Macaulay* im J. 1840 bei Gelegenheit einer Ueberſetzung von *Ranke's* „Geſchichte der Päpſte" geſchrieben worden. Er bekennt ſich darin ausdrücklich zum Proteſtantismus; deſto merkwürdiger ſind ſeine großen, wenn auch, vom katholiſchen Standpunkte aus betrachtet, noch keineswegs hinreichenden Zugeſtändniſſe. Das proteſtantiſche Kirchenthum findet er in Rückſicht auf deſſen Organiſation und grundſätzliches Benehmen mit weſentlichen Mängeln und Fehlern behaftet, wovon ſich das vollkommenſte Gegentheil in der Einrichtung und in den praktiſchen Maximen und Gewohnheiten der römiſchen Kirche finde, die dadurch in entſchiedenem Vortheile ſei. Er hält dieſelbe aus dieſen Gründen für das „*wahre Meiſterſtück menſchlicher Weisheit*" und glaubt ihr eine kaum geringere, als *ewige Dauer* verſprechen zu müſſen. Ich meinerſeits finde mich bewogen, in einer ſo einzigen Erſcheinung, gleich der bezüglichen Kirche ſelbſt, noch Etwas mehr, als Menſchenwitz und Menſchenwerk zu ſehen. Was, dem ſonſt Alles vereitelnden und vernichtenden Gange der Weltgeſchichte gegenüber, eine bloß menſchliche Klugheit und Berechnung vermag, das liegt ja in den Schickſalen der weltlichen Staaten, Reiche und Machthaber klar genug vor Augen! Es gibt übrigens nichts Intereſſanteres und Inſtruktiveres, als jene ſo vorurtheilsfreie, keiner Partei ſchmeichelnde, rein und redlich nur der faktiſch vorliegenden Wahrheit huldigende Schilderung, die ich daher meinen Leſern, wenn ſie noch nicht damit bekannt ſein ſollten, dringend anempfehle. Eine mit Anmerkungen verſehene Bearbeitung unter dem Titel: „*Macaulay über die römiſch-katholiſche Kirche*", Frankfurt a. M. 1854, hat *Th. Creizenach* geliefert.

fahr totaler Auflöſung und äußerſter Entartung und Verwilderung bewahrt, andererſeits einer ſchöneren, edleren und höher geſtellten Zukunft, wenn auch langſam und zögernd, doch um ſo ſicherer und unausbleiblicher entgegengeführt werden ſolle, kein anderes Mittel zu finden, als ſich ſo innig, als möglich, an jene Kirche anzuſchließen und dieſelbe, ſtatt eine fortwährende giftige Oppoſition gegen ſie zu machen, und ſie dadurch an ihrer inneren und äußeren Vollendung zu hindern, vielmehr in aller Weiſe zu unterſtützen und in den Stand zu ſetzen, ihre großen, univerſellen Zwecke zu erreichen.

Indem ich mir nun aber die Sache, als denkender Menſch und wiſſenſchaftlicher Forſcher, in ihrem allgemeinen hiſtoriſchen und ſpeculativen Zuſammenhange vorzuſtellen trachtete, kam ich auf ganz beſondere Gedanken und Entdeckungen, von denen ich einen Theil in die nachſtehenden Blätter niedergelegt habe. Es ſollen dieſe den Anfang einer Reihe von Erörterungen und Nachweiſungen bilden, durch welche ich eine Art von Philoſophie des Chriſtenthums und des Katholicismus zu liefern gedenke, wie ſie vielleicht einem ſpeciellen, wenn auch noch wenig zum Bewußtſein gekommenen, Zeitbedürfniſſe entgegenkommt. Es fehlt nicht an ſehr geiſtreichen und überlegenen Darſtellungen katholiſcher Dogmatiker und Polemiker*); es mangelt aber meines Erachtens an einer gewiſſen vermittelnden Rolle, die ich, wenn ich ihr gewachſen wäre, gern übernehmen möchte, die mir als geborenen und nur durch den freien Gang meines Denkens und Forſchens zur Anerkennung des Katholicismus hingetriebenen Proteſtanten, ſo nahe liegt, und die ich durch dieſe Verſuche, wie ſie durch die Leiſtungen Anderer leicht übertroffen werden dürften, wenigſtens zu veranlaſſen und hervorzurufen wünſchte. Ich geſtehe, daß es bei dieſem Experimente weniger auf das katholiſche, als auf das proteſtantiſche, weniger auf das gläubige und fromme, als auf das von negativen Denkarten und Stimmungen beherrſchte Publikum, und unter dem letzteren wieder insbeſondere auf den feinſten, gebildetſten und intelligenteſten Theil deſſelben abgeſehen iſt. Von dieſem, der dem Vollgehalte katholiſchen Geiſtes und Lebens ohnehin unendlich näher ſteht, als dünkelhafte Halbbildung und philiſterhafte Selbſtklugheit, werde ich wohl hinlänglich verſtanden werden; dieſem dürften namentlich meine Anknüpfungen an das vorchriſtliche Alterthum nicht ohne Intereſſe ſein; von dieſem wenigſtens hoffe ich nicht allzu unfreundlich betrachtet und behandelt zu werden, was

---

*) Ich erinnere z. B. an den leider zu früh geſchiedenen Prof. Möhler, einen der gebildetſten Geiſter und feinſten Köpfe, die je im Gebiete der Theologie gearbeitet haben. Merkwürdig ſind ſeine letzten Aeußerungen. Er ſtarb den 12. April 1838 Nachmittags halb drei Uhr. Um ein Uhr war er aus einem leichten Schlummer erwacht, wo er

---

wunderſame Dinge geſchaut haben muß. Er wand beide Hände über dem Haupte und ſagte: „Ach, jetzt hab' ich's geſehen — jetzt weiß ich's — jetzt wollte ich ein Buch ſchreiben, das müßte ein Buch werden — aber jetzt iſt's vorbei.“ Man ſieht, wie es hier gährte und nach geiſtiger Klarheit und Vollendung rang. — Sehr bezeichnend für die katholiſche Richtung der neueren und neueſten Zeit iſt unter Anderem auch das ſchon oben berührte Werk von Dechamps und Heinrich, aus welchem wir einige Stellen im Anhange, Beilage F. mittheilen werden.

er auch gegen meine Auffaſſungen und Combinationen einzuwenden haben ſollte. Geiſtesbeſchränkte, gemeine und übelwollende Beurtheilungen werden mich unberührt laſſen.

Zuſatz zu der Vorrede.

Vorſtehendes, ſo wie die ganze nachfolgende Abhandlung iſt vor meiner Converſion geſchrieben, was ſich auch wohl in Styl und Ton verräth. Es war damals nicht meine Abſicht, ſchon ſo bald den bezeichneten auffallenden Schritt zu thun; ich wollte erſt dieſe und etwa noch ein Paar andere Schriften der Art erſcheinen laſſen; es wäre dann das Publikum nicht durch eine ſo ganz unvermittelte Nachricht von meinem Uebertritte in Erſtaunen geſetzt, es wäre auch wohl manchem ſchiefen und unfreundlichen Urtheile vorgebeugt worden. Es traten indeſſen Umſtände ein, welche den von mir gefaßten Zögerungs- und Vorbereitungsplan über den Haufen warfen; und ich wollte, da mir Gott ſelbſt zu winken ſchien, auf Unannehmlichkeiten und Aufregungen, wie ſie in ſolchen Fällen vorzukommen pflegen, keine kleinliche und feigherzige Rückſicht nehmen.

Eine vollſtändige Geſchichte meiner Converſion, namentlich was die Studien, Erfahrungen und Denkprozeſſe betrifft, die mich allmählig darauf hingeleitet und zuletzt unausweichlich dazu getrieben haben, ſoll in einer künftigen Schrift gegeben werden. Hier bemerke ich nur noch Folgendes in Rückſicht auf die vorliegende Abhandlung.

Ich wußte bei dem Entwurfe derſelben und bei der Ausarbeitung der hauptſächlichſten, namentlich der mythologiſchen Aufſätze, noch nicht, was im Punkte der Vergleichung heidniſcher und chriſtlicher Dinge auf katholiſchem Gebiete bereits geſchehen war. Ich kannte z. B. Sepp's Anſichten und Arbeiten noch gar nicht, und erſtaunte, als ich mich damit vertraut machte, welch ein wichtiger Schritt hier gemacht worden ſei. Ich fand mich indeſſen nicht bewogen, meine in ähnlicher Richtung vorſchreitenden Darſtellungen für überflüſſig zu halten oder Etwas daran zu ändern. Sie haben ihre beſtimmte, unterſcheidende Eigenthümlichkeit und nehmen, wiewohl von demſelben Genre, wie jene katholiſchen, doch zugleich ihre beſondere Stellung ein. Ich habe die darin in Anwendung gebrachte Erklärungs- und Vergleichungsmanier ſchon in einer früheren Periode meines Lebens und Strebens zu handhaben begonnen, und wer wiſſen will, wie alt bei mir gewiſſe Ideen ſind, der möge meine im Jahre 1835 zu Nürnberg erſchienenen „Züge zu einer neuen Philoſophie der Religion und Religionsgeſchichte" durchblättern. *) Ich habe mich dort über das ganze Gebiet der Religionsgeſchichte, Weiſſagung und Mythologie verbreitet. In gegenwärtiger Schrift habe ich mich faſt ganz auf das Griechiſche und Römiſche be-

---

*) Vergl. insbeſondere über Herakles S. 69 ff., über Apollon S. 39 ff., über die Trinitätslehre des Heidenthums S. 118 ff. Daß ich nicht mehr Alles annehme und vertrete, was ich in dieſer und andern ſolchen Schriften vorgetragen, bedarf wohl keiner Erinnerung. Nichts hindert jedoch, Einzelnes, was ich früher gedacht und ausgeſprochen, auch jetzt noch feſtzuhalten und in erneuerte Anregung zu bringen.

ſchränkt, und ſelbſt aus dieſer Sphäre nur einige Hauptpunkte herausgefaßt, weil dies für den Zweck der Abhandlung genügte und weil ich durch zu maſſenhaftes Heranziehen mannigfaltiger Stoffe Auffaſſung und Ueberblick nicht in unnöthiger und unzweckmäßiger Weiſe erſchweren wollte.

Inhalt.

Seite

Vorrede III

I. Triabologiſche Analyſe des Papſtthums. Die in ihm enthaltenen Elemente und Principien und deren vorläufige Erſcheinungsweiſen und Repräſentationen in vorchriſtlicher Zeit und Welt. Das paläſtinenſiſche, römiſche und griechiſche Moment und deren organiſche Vereinigung im römiſch-katholiſchen Prieſter- und Kirchenthum 3

II. Das alte Rom als weltliche Baſis und Vorſtufe des Papſtthums. Nachweiſung der eigenthümlichen Myſtik, Spaltung und Befriedigungsloſigkeit in ſich ſelbſt, mit welcher es über ſich hinaus auf ein dunkles Jenſeits der Zukunft weiſt. 10

III. Das Griechenthum, ſofern es als eine ideelle Anticipation des Chriſtenthums zu betrachten iſt. Der Heraklesmythus ein Chriſtenthum der Idee, eine poetiſche und mythologiſche Fata Morgana der chriſtlichen Wahrheit und Wirklichkeit 23

IV. Zeus, Herakles und Apollon, eine griechiſche Göttertrias und ein heidniſches Analogon der chriſtlichen Trinität 42

Seite

V. Ethnologiſche Abſpiegelung der Trinität. Die drei wichtigſten und bedeutſamſten Nationen des vorchriſtlichen Alterthums — Römer, Griechen und Juden — von dieſem Standpunkte aus betrachtet . . 49

VI. Ueberſicht. Zuſammenſtellung der erörterten Triaden. Die ſich in der Trinitätslehre ausſprechende Trias als allgemeines weltgeſchichtliches Myſterium. Noch ein ſchließliches Wort über Papſtthum und proteſtantiſche Kirchenthümer 55

Anhang.

Beilagen und Abhandlungen über einzelne Gegenſtände.

A. Ueber katholiſche Cultusformen und Cultusmittel. Zu I. 61

B. Stoa und Chriſtenthum. Zu II. 71

C. Ueber Janus. Zu II. 82

D. Ein Blick auf Indien und wieder zurück auf Griechenland. Zu IV. 92

E. Neuteſtamentliche Triaden. Zu V. und VI. . 101

F. Bibliſche und kirchliche Rechtfertigungsgründe in Beziehung auf die dieſer Schrift eigene Auffaſſung des Heidenthums 105

Nachträge 121

Die dreifache Krone Rom's.

I.

Triadologiſche Analyſe des Papſtthums. Die in ihm enthaltenen Elemente und Principien und deren vorläufige Erſcheinungsweiſen und Repräſentationen in vorchriſtlicher Zeit und Welt. Das paläſtinenſiſche, römiſche und griechiſche Moment und deren organiſche Vereinigung im römiſch-katholiſchen Prieſter- und Kirchenthum.

Dreifach iſt die Krone, die das Haupt des römiſchen Biſchofes ſchmückt. Dreifach iſt der welthiſtoriſche Grund und Stoff, der die Alles überragende Autorität und Bedeutung dieſes erhabenen Kirchenfürſten, und des von ihm zu allerhöchſt repräſentirten Kirchen- und Prieſterthums bildet. Dies auseinanderzuſetzen, ſind nachſtehende Erörterungen beſtimmt. Wer ihnen folgt, dem wird ſich in der genannten großen Erſcheinung eine Verknüpfung der bedeutungsvollſten, weſentlichſten und großartigſten Principien und Elemente des welthiſtoriſchen Entwickelungs- und Bildungsproceſſes darſtellen, wie ſie nirgend ihres Gleichen hat, und wie ſie ſchwerlich weder vom Zufall zuſammengewürfelt, noch durch bloß menſchliche Kraft und Kunſt zu Stande gekommen iſt, ſondern nur als ein Erzeugniß der die menſchlichen Dinge lenkenden allgemeinen

Macht, als ein Werk des in der Kirche wirkſamen, ja zu deſſen Vorbereitung ſchon lange zuvor ſelbſt im Heidenthume thätig geweſenen göttlichen Geiſtes betrachtet werden kann.

Es iſt vor Allem der oſtwärts in Paläſtina und dem daſelbſt heimiſchen Volksſtamme ſemitiſchen Urſprunges wurzelnde Idealismus und Spiritualismus — die über Natur und Menſchheit in ihrer gegenwärtigen Beſtimmtheit hinaus in ein höheres Gebiet des Werdens und Seins überleitende Religion des romantiſchen Zeitalters — was den Geiſt, Gehalt und Zweck des römiſch-katholiſchen Kirchen- und Prieſterthums bildet. So weſentlich aber dieſe Beſtimmung iſt, ſo iſt damit doch nur der allgemein chriſtliche Charakter der Sache, nichts ſpecifiſch Eigenes, Beſonderes und Unterſcheidendes ausgeſprochen, da das Nehmliche, wenn auch nicht in derſelben Ausführung und Bedeutſamkeit, auch bei den übrigen chriſtlichen Confeſſionen und Kirchenthümern der Fall. Anders verhält es ſich mit den beiden anderen Momenten, die jene eigenthümliche römiſch-katholiſche Trias bilden, wovon insbeſondere das eine ſchon gleich im Namen und örtlichen Mittelpunkte der Sache hervortritt und ausgeprägt iſt.

Wir haben es nehmlich auch mit einem ganz eigenthümlichen geographiſch-hiſtoriſchen Phänomen zu thun, das in Italien, in Rom ſelbſt zu Haus, deſſen Wurzeln ſich hier bis in das graueſte Alterthum zurück verfolgen laſſen und als deſſen abſtrakt weltliche Baſis und Vorſtufe die ganze alte Geſchichte Roms betrachtet werden kann. Wir werden dieſem Verhältniſſe und Zuſammenhange ſpäterhin eine beſondere Betrachtung widmen. Hier wird es genug ſein, als Thatſache ſo viel hervorzuheben, daß ſich in Rom mit dem, ſeinem irdiſchen Ausgangspunkte nach, aus Paläſtina ſtammenden höheren Elemente das hier einheimiſche römiſche, d. h. abſolut praktiſche und politiſche, auf eine die ganze Erde und Menſchheit einheitlich umfaſſende Macht und Herrſchaft gerichtete Princip verbunden hat. Als der eigentliche Begründer der von Rom angeſtrebten geiſtlichen Univerſalmonarchie wird Papſt Gregor I. bezeichnet — wie merkwürdig daher, daß dieſer große Papſt einem altrömiſchen Patriciergeſchlechte ſeinen Urſprung verdankte! Es kann dies zwar allerdings auch auf eine Weiſe betrachtet werden, die einem uns hier ganz fremden oppoſitionellen Standpunkte angehört. So hat ein Hiſtoriker darüber folgende Bemerkung gemacht: „Derſelbe italieniſche Nationalcharakter, der einſt die Conſuln und Proconſuln des alten Roms mit unbeugſamer Strenge auswärtigen Königen Geſetze vorſchreiben lehrte, trieb hier den Patriarchen des neuen zur nachdrücklichſten Behauptung ſeiner angemaßten Oberherrſchaft an.“ Wir hoffen unſeren Leſern klar zu machen, wie ſeicht und wie wenig im Stande, die Räthſel der Geſchichte zu löſen, dergleichen Urtheile und Anſichten ſind. Es fehlt einem ſo beſchränkten Parteiſtandpunkte die Einſicht in die innere, göttliche Berechtigung jener angeblichen Anmaßung, in die ungeheuere Bedeutung, welche die Umwandlung der größten weltlichen Energie, die wir kennen, und ihres koloſſalen Meiſterwerkes in eine geiſtliche d. h. ganz nur auf höhere Zwecke, wenn auch mit Anwendung weltlicher Mittel, gerichtete Erſcheinung und Anſtalt hat, und in die geheime, providentielle Beziehung jener erſteren auf die letztere. Er ahnet nicht, daß ſich die Sache eher umgekehrt verhält, als er meint und will, ſofern die Kraft, das Glück und das Recht des antiken Römerthums im Grunde darin beſtand, daß es, ſo zu ſagen, das noch in der Puppenhülle verborgene, römiſch-katholiſche Prieſterthum war, das einſt dem Willen und der Leitung der Vorſehung gemäß, aus ihm hervorgehen und ſeine geiſtigen Schwingen entfalten ſollte.

Wie nothwendig jedenfalls die Verbindung des römiſchen Princips mit dem chriſtlichen war und iſt, offenbart nur allzu genügend die Geſchichte des Proteſtantismus, der daſſelbe in ſeiner abſtrakten Feindſchaft und Empörung wider die alte, concrete Mutterkirche ſo gänzlich verſchmäht und ausgeſchieden hat. Es wurde dadurch nicht nur die angefeindete Kirche, ſondern das Chriſtenthum überhaupt, inſofern ihm eine nicht nur ſubjektive, individuelle, particuläre, ſondern auch objektiv-reale, welthiſtoriſche und univerſale Stellung, Exiſtenz und Entwickelung gebührt, im gefährlichſten Grade erſchüttert, depotenzirt und in Frage geſtellt. Die eine große, allumfaſſende Kirche zerfiel in Folge deſſen in lauter einzelne, getrennte, zuſammenhangloſe Lokal- und Nationalkirchen; und die von Rom in Anſpruch genommene und eroberte Freiheit, Unabhängigkeit und Superiorität der geiſtlichen Macht verwandelte ſich in eine unwürdige, ohnmächtige Unterordnung unter das zufällig und willkührlich beſtimmte weltliche Regiment, welches vielmehr in angemeſſener Weiſe zu beſtimmen, zu beſchränken, zu zähmen und zu leiten, die Aufgabe des Chriſtenthums und der chriſtlichen Kirche iſt. Die des römiſchen Principes beraubte Kirche ſank im Proteſtantismus zu einem bloßen Momente und dienenden Organe der ſie abſorbirenden politiſchen Macht herab, ward in eine nach Zufall und Laune ſo oder ſo gefärbte und zugeſchnittene knechtiſche Staatslivree geſteckt und zum Werkzeuge äußerlicher, unheiliger und ſelbſtſüchtiger Intereſſen und Zwecke erniedrigt. War der religiöſe Trieb des Menſchen hiemit nicht zufrieden geſtellt, verlangte er nach etwas Wahrerem, Reinerem, Freierem, Weſenhafterem, als ihm eine ſolche Kirche zu bieten vermag, ſo blieb ihm nur die einſame, trübe Zurückziehung in's ſubjektive Innere des Individuums, oder ein ſektirender Abfall vom gemeinſamen Religionsverbande, der, wenn auch auf noch ſo gutem und Achtung verdienendem Grunde beruhend, doch allzu ſehr in's Kleine, Obſcure, ja Abgeſchmackte und Lächerliche fiel, keiner großartigen und machtvollen Entwickelung fähig und ſo ebenfalls untüchtig war, die großen, welthiſtoriſchen Probleme des Chriſtenthums zu löſen.

So viel von dieſem zweiten Elemente, dem römiſchen. Wir haben nun noch das dritte zu nennen, welches in Beziehung auf das Papſtthum zugleich in und mit dem römiſchen gegeben iſt — das griechiſche. Dieſes war weſentlich ſchon vom alten, vorchriſtlichen Rom in ſich aufgenommen worden, ſo wie es für dieſen univerſalen Weltſtaat unumgänglich nöthig war, um nicht als eine, bei aller praktiſchen Tüchtigkeit und Größe doch nur barbariſche Macht und Gewalt, ſondern auch in Kraft und Namen des höheren Menſchengeiſtes und der feineren, dem Schönen huldigenden Bildung, die ſich bei den Griechen zu ihrem Gipfelpunkte erhoben, die Welt zu beherrſchen. Griechenlands Weſen und Herrlichkeit wurde in Folge dieſes Vorganges nach Rom verpflanzt, und als es mit Griechenland und deſſen eigener Culturblüthe zu Ende war, blieben doch in der ſchönen weſtlichen Halbinſel die dahin gewanderten und daſelbſt einheimiſch gewordenen Keime der Intelligenz und des Geſchmackes, der Poeſie und der Kunſt bewahrt, die hier noch in ſpäten Jahrhunderten, als ein den päpſtlichen Stuhl umgebender Kranz und Schmuck, ihre erneuten Blüthen trieben. Noch immer kann man ſagen, daß die Kunſt katholiſch ſei, während die abgefallenen Culte und Kirchenthümer auch dieſes Element hinweggeworfen oder nur in äußerſt beſchränktem und verkümmertem Maße beibehalten haben, dadurch aber auch zu jener Dürre, Nüchternheit und Reizloſigkeit verkommen ſind, welche poetiſche und künſtleriſche Naturen ſo ungünſtig für ſie zu ſtimmen pflegt und ſchon ſo manche derſelben aus ihnen hinaus in den Schooß der alten, poetiſchen, gemüthvollen und kunſtfreundlichen Mutterkirche zurückgetrieben hat. *)

Und hiemit hätten wir nun auch den dritten der Beſtandtheile genannt, die jene im Eingange vorläufig charakteriſirte Totalität des römiſch-katholiſchen Kirchen- und Prieſterthums bilden. Damit iſt die Sache vollſtändig erſchöpft, und es gibt Nichts, was weiter von Nöthen wäre und vermißt werden könnte. Das Himmliſche, die Grenzen des Irdiſchen und Menſchlichen Ueberſchreitende, und die zwei weſentlichſten Seiten des Irdiſchen und Menſchlichen, wie ſie durch Rom und Griechenland vertreten ſind, verbinden ſich hier, um das allſeitigſte, gehaltvollſte und concreteſte Ganze zu formiren, das ſich denken läßt. Ein Hinzukommen noch anderer Momente könnte nur tadelhaft, verfälſchend und verunreinigend ſein, ſofern es barbariſche, unmenſchliche und ungöttliche wären und nur wieder ausgeſchieden werden müßten. Die drei, die der Katholicismus, um Alles in Allem zu ſein, in der That in ſich ſchließt und ſeinen Zwecken gemäß in Anwendung bringt, können nun allerdings auch in einer Trennung und mit einer vorwiegenden Geltung einzelner Momente hervortreten, durch welche die Totalität ihrer Erſcheinung momentan beeinträchtigt, ja gänzlich aufgehoben wird. Es kann dies in der Nothwendigkeit der Zeitumſtände und der hiſtoriſchen Entwicklung liegen; es mag auch wohl zum Theil auf individuelle und perſönliche Urſachen zurückgeführt werden können — jene drei großen, weſentlichen und weltwichtigen Momente ſind doch immer da, und ihre Verknüpfung zu nothwendig und unentbehrlich, als daß eines davon vollſtändig und für immer aufgegeben werden könnte.

---

*) Vergl. Beilage A.

Es gab Päpſte, in denen vorzugsweiſe der Alles einheitlich verbindende und beſtimmende römiſche Univerſalismus zum Ausſpruche kam; andere, welche ſich, dem griechiſchen Princip gemäß, vor Allem um Gelehrſamkeit und Kunſt verdient machten; andere endlich, in welchen die chriſtliche Negation des Selbſtiſchen und Sinnlichen ihre muſterhafte Vertretung hatte, womit auch wohl eine energiſche Repräſentation der päpſtlichen Autorität und Macht verbunden war, ſo daß Mönch und Herrſcher zugleich auf dem Throne ſaß. Dies Alles wird einen tiefer ſchauenden, ächt philoſophiſchen Geſchichtsforſcher durchaus nicht befremden; es wird ihm die Nothwendigkeit und der Zuſammenhang der Sache vollkommen einleuchten, ſo weſentlich verſchieden und ſo einheitslos auseinanderfallend auch dieſe Charaktere und Manifeſtationen erſcheinen mögen, wenn man mit oberflächlicher, ja feindſeliger Betrachtung daran geht, und nicht den Schlüſſel beſitzt, der das Verſtändniß eines ſo reichhaltigen, vielſeitigen und bei aller Varietät des Inhalts harmoniſch angelegten Phänomens eröffnet. Es iſt noch überdies zu bedenken, daß die Geſchichte des Papſtthums noch nicht zu Ende iſt, und daß dieſes große Ganze in der Reife der Zeit, bei vollendeter Ausbildung ſämmtlicher Momente und totaler Ausgleichung aller ſcheinbaren oder wirklichen Widerſprüche, eine Erſcheinung bieten mag, von deren Herrlichkeit und Vollkommenheit wir noch gar keine Vorſtellung haben.

II.

Das alte Rom als weltliche Baſis und Vorſtufe des Papſtthums. Nachweiſung der eigenthümlichen Myſtik, Spaltung und Befriedigungsloſigkeit in ſich ſelbſt, mit welcher es über ſich hinaus auf ein dunkles Jenſeits der Zukunft weiſt.

Wir haben bemerkt, daß das geiſtliche Rom nicht bloß, wie proteſtantiſche Hiſtoriker wollen, als eine Erneuerung und Wiederholung des alten, weltlichen in geiſtlicher Form zu faſſen ſei; daß im Letzteren vielmehr ſchon das Erſtere wunderbar angelegt und im Keime vorhanden geweſen. Wir laſſen hiemit eine nähere Erörterung dieſes merkwürdigen Verhältniſſes folgen, das uns den Blick in die geheimſten Zuſammenhänge der Dinge und in die ſtaunenswürdigſten Tiefen der göttlichen Weltregierung zu eröffnen im Stande iſt.

Wer das alte Rom nur oberflächlich, ſeiner äußerlichen Erſcheinungsform und Schale nach, d. h. als einen kriegeriſchen, erobernden, Alles allmählig unter ſich zwingenden, ſich auf dieſe Weiſe zu einem ausgedehnten, deſpotiſchen Weltreiche geſtaltenden und endlich bei überhand nehmendem Verderben naturgemäß wieder auflöſenden Staat von übrigens gewöhnlichem Weſen und Charakter kennt und nimmt, der kann ohne Weiteres damit fertig zu ſein und keiner tieferen Forſchung zu bedürfen glauben, um der Sache auf den Grund zu kommen. In der That aber gibt es nichts Sonderbareres, Räthſelhafteres, ſeiner eigentlichen Natur und Beſtimmung nach Dunkleres, Verſteckteres, als dieſes Rom; es ſtellt ſich bei näherem Zuſehen durchaus nicht als etwas einfach Klares, ſich ſelbſt Gleiches, dem Verſtändniß ſomit unmittelbar Zugängliches, ſondern als etwas vielmehr durchaus Gedoppeltes, Geſpaltenes, Zweiſeitiges und Zweideutiges dar, und hat auch ſchon ſich ſelbſt als ein ſolches gefaßt und ausgeſprochen. „Rom" war der allbekannte, profane Name der Stadt; aber es hatte dieſelbe auch einen geheimen; und ein eigenthümlicher, geheimnißvoller Genius wachte über ſie; auf dem Capitol war ein Schild geweiht, auf welchem geſchrieben ſtand: „Dem Genius der Stadt Rom, ſei er Mann oder Weib." *) Es fanden hier, wie es ſcheint, nicht bloß Myſterien im Sinne der Verheimlichung eines dem Eingeweihten wohl bewußten Inhaltes Statt; die Sache litt an und für ſich an Unbeſtimmtheit und Dunkelheit. Der Römer hatte die Ahnung einer noch anderen Beſtimmung und Aufgabe, als diejenige war, die er äußerlich verfolgte; er glaubte, daß ihm in dieſer Beziehung auch eine eigene göttliche Obhut und Leitung zu Theile werde; einen deutlichen Begriff davon ſcheint er nicht gehabt zu haben. Merkwürdig iſt übrigens, daß man Roma, welches dem Griechiſchen nach Kraft und Stärke bedeutet, rückwärts Amor las und daß dies der Myſterienname Roms ſein ſollte, **) wo die Idee der Umkehrung von Roms kriegeriſchem und gewaltthätigem Charakter in ein ſanftes, liebevolles Gegentheil zum Vorſchein kommt.

---

*) Servius ad. Virgil. Aen. II. 293—96: Genio urbis Romae, sive mas sit sive foemina.

**) Vergl. Creuzer, Symbolik. 2. Ausg. II. S. 1002.

Das Wort des Räthſels, wie es weiterhin die Weltgeſchichte thatſächlich ausgeſprochen hat, iſt dieſes, daß in dem äußeren, offenbaren, militäriſch-politiſchen, mit einem Worte weltlichen Rom, wie in einer Hülle und Verpuppung, noch ein anderes, das ſpäterhin im Chriſtenthume zu entwickelnde geiſtliche ſtak; daß dieſe große Erſcheinung mit einer künftigen, noch größeren, dem zum Träger und Organe eines höheren Princips gewordenen chriſtlichen Römerthum, ſchwanger ging, wie dies noch weiter aus Folgendem erhellt.

Der alte Römer war Krieger, Feldherr, Staatsmann. Das iſt die am meiſten hervortretende Seite ſeines Weſens; ja es kann ſcheinen, als ſei dies ſeine ganze Beſtimmung und Befriedigung geweſen. Aber eine eben ſo große Rolle ſpielte das religiöſe Moment. Cicero rühmt die Römer als die frömmſte Nation, die überall an die Götter denke, Alles mit Religion thue und den Göttern für Alles dankbar ſei. Poſidonius ſagt von den älteren Römern: „Herkömmlich war bei ihnen Ausdauer und einfache Lebensweiſe und ein einfältiger, ungeſuchter Genuß ihrer Güter, ingleichen eine bewundernswürdige Verehrung und Frömmigkeit gegen die Gottheit (ευσεβια θαυμαστη περι το δαιμονιον), auch Gerechtigkeit, ſehr viel Enthaltſamkeit in Betreff der Beeinträchtigung Anderer, verbunden mit fleißiger Betreibung des Ackerbaues.“ *) In ähnlicher Weiſe äußert ſich Valerius Maximus: „Es war,“ ſagt er, „ein beſtändiger Grundſatz unſeres Staates, den Religionspflichten jede andere Rückſicht unter-

---

*) Vergl. Posidonii Rhodii reliquiae. p. 169. ed. Bake. — Creuzer, Symbolik. 2. Ausg. II. S. 494.

zuordnen, und zwar galt derſelbe auch für diejenigen Perſonen, die mit dem Glanze der höchſten Macht umgeben waren. Die irdiſche Größe nahm niemals Anſtand, ſich dem Heiligen zu unterwerfen.“ Unter den Beiſpielen, die er gibt, iſt folgendes. Der Conſul Poſtumius, der zugleich Prieſter des Mars war, wollte ſich eben zum Kriege nach Afrika begeben. Da verbot ihm der Oberprieſter Metellus mit Strafandrohung, die Stadt zu verlaſſen und ſich von ſeinem Tempeldienſt zu entfernen. „Und es beugte ſich die höchſte Behörde vor dem Stabe der Religion.“ Der alte Autor nennt dies duodecim fascium religiosum obsequium. Unter ſolchen Umſtänden, meint er, ſei es nicht verwunderlich, wenn ſich die Gnade der Götter die Beſchirmung und Vergrößerung des Reiches ſtets angelegen ſein ließ. Er erzählt auch folgende Thatſache. „Nach der Schlacht bei Kannä war kein Haus ohne Trauer, da der größte Theil der römiſchen Helden auf jener jammervollen, fluchbedeckten Stätte lag.“ Da gebot der Staat eine bedeutende Abkürzung der herkömmlichen Trauerzeit, damit ſich die Frauen, in weiße Gewänder gekleidet, dem Dienſte der Ceres widmen könnten. Das habe, meint Valerius Maximus, auf die Götter einen ſo beſchämenden Eindruck gemacht, daß ſie beſchloſſen, fortan nicht mehr ein Volk zu verfolgen, das ſelbſt durch die bitterſten Erfahrungen nicht läſſig in ihrem Dienſte wurde.

Die Religion der Römer kann uns jetzt in vielem Betrachte nur als ein kindiſcher Aberglaube erſcheinen, dem eine ſpätere Aufklärung das ihm gebührende Recht anthat. Aber das iſt hier von keinem Belange. Es handelt ſich um das religiöſe Moment überhaupt, um die Anlage zu ſeiner Ausbildung und um die Thatſache, daß mit dem militäriſch-politiſchen Charakter der Römer ein ſo hochgeſteigerter Sinn für Religion und eine ſo vorherrſchende

Berückſichtigung derſelben verbunden war; daß dieſes Volk nicht wild und trotzig nur ſeiner eigenen menſchlichen Kraſt und Macht vertraute, ſondern bei aller Energie des Willens und Thuns und bei allem Gefühle und Bewußtſein irdiſcher Größe und Ueberlegenheit doch ſtets demuthsvoll den Blick nach oben richtete und all ſein Glück, ſeine Hoheit und Herrſchaft nur einer göttlichen Gunſt und Obhut zu verdanken glaubte. Auch dieſe Seite des Römerthums war wieder merkwürdig in ſich ſelbſt geſpalten; eine ganz äußerliche, abergläubiſche, ja läppiſche und lächerliche Schaale enthielt einen edlen und tieſen Kern, der in jenen Zeiten nicht wohl von ihr zu trennen und in ſeiner Reinheit und Freiheit herauszufaſſen war, und der, wenn dieſe Schaale verachtet und verhöhnt wurde, zugleich mit ihr verloren zu gehen drohte; daher diejenigen nicht zu loben ſind, die ſich gegen Gebräuche der Art, ſo kleinlich und albern ſie auch erſcheinen mochten, ein Benehmen erlaubten, wie z. B. von P. Claudius Pulcher bekannt. Derſelbe wollte im erſten puniſchen Kriege ein Seetreffen liefern; die Auſpicien fielen jedoch ungünſtig aus, da die der Sitte gemäß beobachteten jungen Hühner nicht freſſen wollten. „Wenn ſie nicht freſſen wollen, ſo mögen ſie ſaufen“, ſagte der irreligiöſe Feldherr und ließ ſie in's Waſſer werfen. Das Glück war nicht mit ihm. Er büßte im Gefechte ſeine Flotte ein, wie ſein College, L. Junius Pullus, der ebenfalls die Auspicien verachtete, die ſeinige durch einen Schiffbruch verlor. Der Eine wurde durch das Volksgericht verurtheilt, der Andere tödtete ſich ſelbſt. Man vergleiche über dieſe Gegenſtände namentlich das erſte Buch der Beiſpielſammlung des Valerius Maximus! Dieſer Schriftſteller, der zur Zeit des Kaiſers Tiberius lebte, zeigt uns in ſeinem Werke, was damals noch Alles geglaubt wurde. Er führt auch Fälle von Nichtachtung ſolcher

Dinge und darauf folgendem Unheil an, und bricht einmal nach einer ſolchen Erzählung in die Worte aus: „Hier liegt ein Beiſpiel vom Grimme der Götter vor, wenn man ſie verachtet. So werden die Gedanken der Menſchen gedemüthigt, wenn ſie ſich über den Willen der Götter erheben.“

Ein nicht zu überſehender Umſtand iſt der, daß mit dem religiöſen Momente, wie es von Numa eingeführt wurde, ein humaniſtiſches Princip verbunden war, das allzu unmenſchlichen Verfahrungsweiſen ſelbſt gegen Feinde und Verbrecher wehrte. Das Gegentheil trat gleich wieder nach Numa unter dem wilden Religionsverächter Tullus Hoſtilius hervor. Derſelbe ließ den Mettus Fuffetius durch Pferde zerreißen, und das war, wie Livius bemerkt, das erſte und letzte Beiſpiel einer die Geſetze der Menſchlichkeit vergeſſenden Todesſtrafe bei den Römern; „ſonſt“, ſagt er, „dürfen wir uns rühmen, daß kein Volk mildere Strafen beliebte.“

Eine vorzügliche Beachtung verdient ferner das heilige Collegium der pontifices mit ſeinem Oberprieſter, dem pontifex maximus, ſo wie auch der höchſt eigenthümliche Name dieſer Prieſterſchaft, wo wieder ein unerwartet großer und tiefer Sinn in die Augen leuchtet. Dieſe pontifices waren keine Diener einzelner Gottheiten und Vollzieher beſonderer Religionsgebräuche; es war ihnen die Aufſicht über das Ganze vertraut; wenn von einer höheren geiſtlichen Würde die Rede iſt, ſo ſteht der Name pontifex, während im Uebrigen der Ausdruck sacerdos gebräuchlich, ſo daß man ſagen kann, jeder pontifex ſei auch ein sacerdos, nicht jeder sacerdos aber ein pontifex geweſen. Den höchſten Rang hatte der ſogenannte pontifex maximus, der auf lebenslang gewählt war und Italien nicht verlaſſen durfte. Wir ſehen ihn unter den übrigen Dingen, welche er vor den anderen Prieſtern voraus hatte, mit einem öffentlichen Hauſe geehrt, das ſich auf der heiligen Straße befand, wo auch Numa Pompilius ſeine königliche Burg gehabt. Er war der oberſte Richter in den die Heiligthümer und Religionsgebräuche betreffenden Angelegenheiten, und konnte nicht nur Privatperſonen, ſondern auch Behörden ſtrafen, wenn ſie ſeinen Anordnungen ungehorſam waren. Ein Beiſpiel ſeiner Macht iſt ſchon oben vorgekommen. Man ſieht, wie es auch hier ſchon auf eine überragend große, geiſtliche Autorität angelegt war. Am merkwürdigſten aber iſt der Name; denn **pontifex** heißt Brückenbauer, was nichts Anderes, als einen prieſterlichen Vermittler zwiſchen Menſch und Gott, Erde und Himmel, Dieſſeits und Jenſeits, bedeuten kann.*)

Betrachten wir die Anfänge Roms, ſo erſtaunen wir billig über die hier ſogleich hervortretenden, ſich wechſelsweiſe zur Geltung bringenden Gegenſätze, Extreme und Widerſprüche. Zunächſt ſehen die Dinge gar nicht erbaulich aus und flößen uns mehr Abſcheu und Geringſchätzung, als Achtung und Bewunderung ein. Die Stifter Roms werden von einer heidniſchen Nonne geboren, ausgeſetzt, von einer Wölfin geſäugt und von Hirten erzogen; ein Bruder erſchlägt im Streit den anderen; Rom iſt ein Aſyl für Flüchtlinge, Verbrecher, Unzufriedene; man nimmt Alles auf, was kommt; die Nachbarſtaaten wollen mit einem ſolchem Geſindel keine Gemeinſchaft haben; um Frauen zu bekommen, muß man ſie rauben; Romulus wird bei guter Gelegenheit von den „Vätern“ hinweggeräumt; dem Volke ſagt man, er ſei zum Gotte geworden. Aber wie durch einen Zauberſchlag iſt die Scene plötzlich umgewandelt, ſo daß ſich das völlige Widerſpiel und Gegenbild der vorausgegangenen barbariſchen Zuſtände zeigt. Der fromme Sabiner Numa Pompilius tritt auf und verrichtet ein Wunder der Staatskunſt und der Bändigung roher und wilder Kräfte, wie ſonſt keines bekannt, indem er ſich rein nur der ſanften Mittel der Religion und einer Ehrfurcht gebietenden Perſönlichkeit bedient. Plutarch vergleicht ihn mit Lykurg und hebt dabei dies an ihm als „einzig groß und wunderbar" hervor, „daß es ihm, dem vom Auslande her auf den Thron Berufenen, gelungen ſei, Alles durch Ueberredung umzugeſtalten, und in einer Stadt, welcher Einigkeit noch fremd war, Herr zu werden nicht durch Waffen und irgend gewaltſame Mittel, wie doch Lykurg ſich an die Spitze der Edlen gegen das Volk geſtellt, ſondern indem er durch Weisheit und Gerechtigkeit Alles zu ſchönſter Harmonie verband." Livius ſagt von ihm, er habe die zunächſt durch Gewalt und Waffen gegründete Stadt durch ſeine Geſetzgebung und Sittigung von Neuem gegründet. Und offenbar war dieſe zweite Gründung die eigentliche, da die vorhergegangene Anſiedelung nur einen rohen Stoff lieferte, aus welchem erſt dieſer erhabene Mann ein wahrhaft geſellſchaftliches Gebäude ſchuf.

---

*) Es laſſen ſich hiemit die attiſchen Γεφυρεις vergleichen, welche von γεφυρα, Brücke, benannt waren, ihren Urſprung auf Kadmos zurückführten und für wohlerfahren in geheimen Dingen gehalten wurden.

So tritt uns denn gleich im altergrauen Hintergrunde der römiſchen Geſchichte eine ehrwürdige prieſterliche Geſtalt entgegen, in der es wohl erlaubt ſein mag, das erſte, entfernte Vorbild der hohen Kirchenfürſten zu erblicken, die im chriſtlichen Weltalter den römiſchen Thron einnahmen. Gleich auf ihn folgt wieder ein kriegliebender und ſtreitſüchtiger Herrſcher, der wilde Tullus Hoſtilius, der Zerſtörer Alba Longa's, der Mutterſtadt Roms, eine Erſcheinung, die einen nicht nur einfach rohen, natürlich beſtimmten, ſondern oppoſitionellen und tendenziös outrirten

Charakter hat. „Dieſer König“, ſagt Livius, „war nicht nur dem vorhergegangenen unähnlich, ſondern ſogar noch kriegeriſcher als Romulus.“ Die Abſicht dieſes Fürſten war, den durch ſeinen Vorgänger gedämpften kriegeriſchen Geiſt des Römerthums wieder aufzuwecken, wobei er mit einer Einſeitigkeit und Leidenſchaft verfuhr, die jenes fromme und friedliche Element ſchonungslos zu verdrängen ſuchte, damit aber ſo wenig zu Stande kam, daß ſich daſſelbe am Ende ſogar bei ihm ſelbſt, und das in einer um ſo ängſtlicheren und frömmleriſcheren Manier, wieder geltend machte. Seine trotzige Kraft ward erſt durch eine Krankheit gebrochen, ſo daß, wie Livius ſagt, „derſelbe Mann, der Nichts für unköniglicher gehalten hatte, als ſich mit heiligen Dingen zu befaſſen, auf einmal jedem großen und kleinen Aberglauben fröhnte und auch das Volk mit allerlei Gedanken frommer Angſt erfüllte.“ Er ſchlug auch die Bücher des Numa nach und fand da gewiſſe myſteriöſe Opfer beſchrieben, die eine himmliſche Erſcheinung zur Folge haben ſollten. Es ward ihm, als er zu dieſem Opfer ſchritt, keine ſolche zu Theil; er wurde vielmehr von Jupiter mit dem Blitze erſchlagen und verbrannte mit ſeinem ganzen Haus.

Man wird fühlen, daß dies Alles von der größten Bedeutung iſt. Selbſt wenn dieſe Darſtellungen nur ein Gedicht, oder eine durch Erfindungen ausgeſchmückte Geſchichte ſein ſollten, ſo würden ſie doch immer ein höchſt merkwürdiger Spiegel römiſcher Denkarten, Geſinnungen und Tendenzen ſein. Es wäre jedenfalls dadurch kund gethan und deutlichſt ausgedrückt, daß es ſich bei dieſem Volke und Staate keineswegs nur um Kühnheit, Thatkraft, Sieg und Eroberung handle, und daß Rom noch einen anderen Beruf zu erfüllen habe, den religiöſen und prieſterlichen, der nie aus den Augen geſetzt werden dürfe. Für uns zeigt ſich darin beſtimmter die behauptete Anlage zu der Umwandlung des weltlichen Roms in das geiſtliche, das für jenes Alterthum ſelbſt noch in ferner, dunkler Zukunft, doch, deſſen innerſtem Sinn und Geiſte nach, offenbar ſchon ſehr nahe lag.

Fragt man, ob ſich dieſe Anlage nicht auf ähnliche Weiſe auch in ſpäteren Zeiten herausgeſtellt, ſo fehlt es auch hier an ſolchen Spuren und Analogien keineswegs. Namentlich zeigt ſich dies in der Kaiſerzeit, nachdem der fürchterliche Schwindel und Wahnſinn, der die römiſchen Weltherrſcher ergriff, bereits ſeine Rolle geſpielt, und ſeine hervorragendſten Repräſentationen erhalten hatte. Es gab wohl nirgend ſcheußlichere Tyrannen, als auf dieſem Throne; aber es ſaß auch eine Anzahl der edelſten und liebenswürdigſten Menſchen darauf, die die Geſchichte kennt. Die Güte eines Titus z. B. iſt eben ſo weltbekannt und zu einem eben ſo ewigen Beiſpiele und Sprüchworte geworden, als eines Nero Tollheit und Grauſamkeit. Das gute Princip wird ſogar einen ganzen langen Zeitraum hindurch entſchieden vorherrſchend und ſiegreich gefunden. Mit Nerva begann eine Reihe von Regierungen, die über achtzig Jahre dauerte, die man als die glücklichſte Periode der Menſchheit, als eine Art von goldenem Zeitalter geprieſen hat und der man ihre jedenfalls relativ großen und preiswürdigen Vorzüge nicht ſtreitig machen kann. Der glorreich herrſchende Trajan, „der Beſte“ genannt; der, wenn auch nicht tadelloſe, doch ebenfalls mit vorzüglichen Eigenſchaften ausgerüſtete Hadrian, welcher zehn Jahre lang ſeine ſämmtlichen Staaten in allen drei Welttheilen, meiſt zu Fuße und in bloßem Kopfe, bereiſte; der von ihm adoptirte Antoninus Pius, deſſen Güte, Weisheit, Einfachheit, geräuſchloſe Thätigkeit und ſtrenge Ordnung das Reich beglückte und den von ihm beherrſchten Völkern

Ruhe und Wohlſtand ſicherte; der von dieſem wieder adoptirte Marcus Aurelius, der ſtoiſche Philoſoph, der unter den ſchwierigſten Umſtänden regierte und ein ewig denkwürdiges Muſter jeder Art von Güte, Tugend und Trefflichkeit war — das ſind die glänzenden Sterne, die dieſen ausgezeichneten Zeitraum ſchmückten. Von den beiden zuletzt Genannten ſagt Schloſſer: „Unter ihnen ſchien die Zeit da zu ſein, wo nach Plato's Wunſche Philoſophie und Wiſſenſchaft die Welt regieren würden; denn beide verbanden tiefe, innere Bildung, ächten Sinn für das Höhere und ein wahrhaft edles Streben mit Einfachheit, Sittenreinheit, Gerechtigkeit und Herzensgüte.“ Nach Marc Aurel kam wieder durch den Zufall der Geburt ein Unmenſch, wie Commodus, zur Herrſchaft. Aber dieſem Zufall war doch wenigſtens eine Zeit lang durch weiſe Adoption edler Menſchen und tüchtiger Nachfolger geſteuert worden. Nun trug zwar die Herrſchaft der vorzüglichen und achtungswerthen Kaiſer Roms, wovon die Rede iſt, nicht den formell religiöſen Charakter, wie Numa's prieſterliches Regiment; dem Weſen nach war ſie jedoch ſo verſchieden nicht. Die ſtoiſche Philoſophie, die mit den Antoninen auf dem Throne ſaß, hatte ſogar eine gewiſſe Verwandtſchaft mit dem Chriſtenthume; manche Anſchauungen und Lehren hatte ſie ganz mit dieſer Religion gemein, wie mit unumwundener Anerkennung ſchon Hieronymus in ſeiner Auslegung des 11. Cap. des Jeſaias bemerkt.*) Bekannt iſt der von dem Stoiker Kleanthes verfaßte

---

*) Stoici, qui nostro dogmati in plerisque concordant, nihil appellant bonum, nisi solam honestatem atque virtutem, nihil malum, nisi turpitudinem. Als eine auf dieſe Analogien eingehende Abhandlung wird folgende angeführt: M. D. Omeisii disp., qua stoicorum philosophiam moralem sobriam eorumque placita cum christianismo convenientia ostendit. Altorf. 1699.

Hymnus auf Zeus, der mit den höchſten und reinſten Vorſtellungen, die wir von Gott zu haben im Stande ſind, in bewundernswürdiger Uebereinſtimmung iſt.*) Die von Epiktet gegebenen Vorſchriften hat ſein Schüler Arrian, ein kleinaſiatiſcher Grieche und Freund des Kaiſers Hadrian, in einer Schrift zuſammengeſtellt, welche Enchiridion betitelt iſt und mit der Sittenlehre des Chriſtenthums ſo vielfach harmonirt, daß Manche daraus ſchließen zu dürfen geglaubt haben, Epiktet ſei Chriſt geweſen. Die Stoiker ſtellten namentlich auch den Grundſatz der Feindesliebe auf. Marc Aurel ſelbſt hat uns ein in dieſen Beziehungen ſehr merkwürdiges Buch hinterlaſſen, eine Sammlung von Notizen, Reflexionen und Maximen, welche den Titel: „An ſich ſelbſt“ führt. Die ſchönſte Seele, die lauterſte Geſinnung, der ſanfteſte Charakter, das ernſtlichſte Streben nach dem Guten und Edlen, nebſt einer großartigen, von allem Particularismus, aller inhumanen Ausſchließung und Härte freien Weltanſchauung thut ſich in dieſem Buche kund.**) Höchſt intereſſant ſind die Schilderungen, die hier Marc Aurel von ſeinem einfach guten und großen Vorgänger im Reiche, Antoninus Pius macht; ſie erfüllen uns mit der höchſten Achtung ſowohl für den Preiſenden, als für den Geprieſenen. Als Marc Aurel im Begriffe war, wider die Scythen zu Felde zu ziehen, verſammelten ſich vor ſeinem Palaſte die Römer und ſtellten an ihn die Bitte, er möchte ihnen vor ſeiner Abreiſe eine Anleitung zu ächter Lebensführung und Pflichterfüllung aufſetzen, damit ſie für die Zeit, in welcher er, ihr perſönliches Muſter und Vorbild, abweſend ſei, Etwas hätten, woran ſie ſich halten könnten. Der Kaiſer wandte drei Tage darauf, um dieſem Wunſche zu genügen. Das iſt doch wahrlich ein mehr geiſtliches, als weltliches Regiment zu nennen, wiewohl die Sache die ſpecielle Färbung des Zeitalters trägt, das ſich eben ſo ſehr von dem des Numa, als von dem der ſpäteren chriſtlichen Kirchenfürſten unterſcheidet, mit beiden aber, was jene philoſophiſche Richtung und deren wohlthätige Repräſentation auf dem römiſchen Kaiſerthron betrifft, in einem doch unverkennbaren Zuſammenhange ſteht.*)

---

*) Vergl. hierüber die Aeußerungen Tennemann's: Geſchichte der Philoſophie. IV. S. 236.

**) Vergl. im Anhange den Aufſatz: „Stoa und Chriſtenthum.“

---

*) Schließlich mache ich noch auf den im Anhange zu findenden Aufſatz über Janus aufmerkſam. Es mußte mir, als ich an dem vorliegenden Capitel ſchrieb, nothwendig auch jene ſonderbare doppelköpfige Gottheit beifallen, die ein ſo anſchauliches Bild des in ſich ſelbſt geſpaltenen und gedoppelten Römerthums darbietet. Die darauf hin unternommene Erörterung dieſes merkwürdigen Symboles dehnte ſich jedoch zu einer eigenen kleinen Abhandlung aus, die ich denn auch für gut fand, als ſolche beſonders zu ſtellen und unter die Beilagen des Anhanges zu verweiſen.

III.

Das Griechenthum, ſofern es als eine ideelle Anticipation des Chriſtenthums zu betrachten iſt. Der Heraklesmythus ein Chriſtenthum der Idee, eine poetiſche und mythologiſche Fata Morgana der chriſtlichen Wahrheit und Wirklichkeit.

Wir haben im vorſtehenden Capitel zu zeigen verſucht, wie das alte, weltliche Rom zur ganz ſpeciellen und unmittelbaren Vorbereitung und Grundlegung des geiſtlichen auf Seiten des heidniſchen Weltprozeſſes gedient. Da wir aber bei unſerer Analyſe des römiſch-katholiſchen Prieſter- und Kirchenthums nicht nur ein römiſches, ſondern auch ein griechiſches Element und Princip erkannt, ſo kann es ſchicklich und intereſſant erſcheinen, nun auch einen näheren Blick auf das alte Griechenthum zu werfen, um ſeine etwaige, wenn auch entferntere und verſtecktere Beziehung zu chriſtlichen und kirchlichen Dingen zu erkennen.

Es iſt hier nicht die Rede von einzelnen und abſonderlichen Erſcheinungen, nicht von ſolchen, die mehr oder weniger aus dem allgemeinen Weſen der griechiſchen Welt heraustraten und dadurch eine gewiſſe Beziehung zum Chriſtenthum erlangten, oder die gar ein uns an dieſem Orte ſpeciell intereſſirendes Gepräge erſt bei den Römern annahmen, wie die im vorhergehenden Capitel berührte ſtoiſche Philoſophie. Wir ſehen auf die griechiſche Welt überhaupt zurück, wie ſie in ihrer reinſten und ächteſten Eigenthümlichkeit, ihrer volleſten Blüthe, ihrer culminirendſten Kraft und Größe zu welthiſtoriſcher Entwickelung und Erſcheinung gekommen. Dieſe nun hat zu chriſtlichen und kirchlichen Dingen ein allerdings ganz anderes Verhältniß, als das Römerthum und ſein militäriſch-politiſches Problem und Werk in der Weltgeſchichte. Sie iſt keine ſo räthſelhafte, geheimnißvolle, zweiſeitige und zweideutige, für ſich ſelbſt ungenügende, über ſich ſelbſt hinausweiſende und hinausgreifende Vorſtufe eines ſpäter zu entwickelnden Phänomens geweſen, wie das Römerthum, deſſen Sinn, Bedeutung und Zweck erſt durch das in der Entfaltung und Blüthezeit deſſelben noch ſo fern liegende chriſtliche Rom aufgeſchloſſen wird. Die griechiſche Welt ſteht weit einfacher, freier und ſelbſtſtändiger da, ſo daß ſie ſehr wohl auch für ſich aufgefaßt und verſtanden werden kann, oder daß ſie wenigſtens eine ganze, große, über das griechiſche Denken, Schaffen und Leben glänzend ausgebreitete Seite bietet, an die man ſich halten kann, um ſich das helleniſche Cultur- und Kunſtprincip genügend anzueignen. Wer tiefer ſchaut, der bemerkt, daß eine gewiſſe vorläufige und vorbildliche Beziehung auf die Erſcheinungen und Thatſachen des chriſtlichen Weltalters, die zu betrachten von hohem Intereſſe iſt, auch hier nicht fehlt. Es ſcheint, als ob Griechenthum und Chriſtenthum zwei direkte, totale, völlig auseinanderfallende und unverſöhnliche Gegenſätze bildeten, und man erinnert ſich wohl, wie in nahe liegender Vergangenheit dieſer Anſchein benutzt worden iſt, um das Chriſtenthum als ein trübes, finſteres, barbariſches Phänomen gegen das gebildete Heidenthum, ſeine heitere Sinnlichkeit und ſchöne Menſchlichkeit in Schatten zu ſtellen. Um ſo überraſchender iſt es, wenn man erkennt, wie mächtig und grandios die chriſtliche Idee, wiewohl ganz in die ſpecifiſch nationale und temporelle Form gefaßt, ſchon bei den Griechen hervorbricht, ja wie ſie ſo recht eigentlich den Gipfel und die Blüthe der ganzen antiken Poeſie und Mythenbildung formirt, und das nicht etwa erſt in Folge einer Wendung, wodurch dieſes Alterthum ſich ſelber untreu wurde und einem in daſſelbe verändernd und verfälſchend einbrechenden fremdartigen Einfluß unterlag. Es iſt namentlich jenes von Alters her gegebene mythiſch-ſymboliſche Heroenideal, es iſt der allbekannte, aber noch keineswegs genügend erkannte und ergründete Heraklesmythus, worauf wir hinzielen, da ſich in ſelbigem ein poetiſches Analogon und Vorſpiel der Erſcheinung und Geſchichte Chriſti unmöglich verkennen und läugnen laſſen wird. Faſſen wir ihn zunächſt nur ganz kurz und ſcharf in ſeinen offen daliegenden Haupt- und Grundzügen auf, um uns von dieſem merkwürdigen Verhältniſſe zu überzeugen!

Es iſt ein wunderbar erzeugter Gottesſohn und Gottmenſch, von dem dieſer Mythus ſpricht, der Sprößling des griechiſchen Gottvaters Zeus und der liebſte ſeiner Söhne; ein Helfer und Heiland, wie ſonſt keiner war, beſtimmt, von Menſchen und Göttern Unheil abzuwehren. Pallas Athene, die Weisheit von oben, iſt ſeine Lenkerin und Helferin. Das in ihm erſcheinende Höhere, Göttliche iſt aber erniedrigt zur Knechtsgeſtalt; er muß einem viel ſchlechteren Manne, dem Feigling Euryſtheus, dienen, der die ihm, dem großen Sohne des Zeus, gebührende Herrſchaft in ſeinen unwürdigen Händen hat. Der Held fügt ſich darein, weil es die Götter wollen; und ſo muß er kämpfen und leiden ſein Lebenlang, ja eines furchtbar ſchmerzlichen Todes ſterben, ſchwingt ſich aber, indem er ſich auch dieſem grauſamen Schickſale willig hingibt, in verklärter Geſtalt zum Himmel empor und wird daſelbſt mit Hebe, dem Symbole der ewigen Jugend, vermählt.

„Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmte Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenſchiffers Kahn.
Alle Qualen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt,
Auf die willigen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendet iſt,
Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet
Und des Aethers reine Lüfte trinkt.
Froh des leichten, ungewohnten Schwebens,
Flieht er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympos Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronion's Saal;
Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal." *)

Schon ſo viel würde genügen, um die behauptete auffallende Analogie zu documentiren. Zwar hat Alles in dieſem Mythus die ganz eigenthümliche griechiſche Färbung und Form; man wird nirgend verſucht, zu glauben, daß etwas daraus in das Evangelium oder aus dieſem in den Mythus gekommen; beide ſtehen inſofern für ſich in reiner Sonderung und Selbſtſtändigkeit da. Aber eben dies iſt das Intereſſante und Merkwürdige, da der Idee, dem Geiſte,

---

*) Aus Schiller's Gedichte: „Das Ideal und das Leben." Der Kern des Mythus iſt hier auf eine bewunderungswürdige Weiſe herausgefaßt.

dem Sinne nach gleichwohl die unverkennbarſte Verwandtſchaft in's Auge leuchtet. Es iſt der nämliche Prozeß des Herabſteigens aus einer höheren Region, eines daraus ſich ergebenden Zuſtandes der Erniedrigung und des Leidens, einer dabei entwickelten gottmenſchlichen Berufsthätigkeit, eines qualvollen irdiſchen Untergangs und eines ſiegreichen Wiederauflebens und Aufſteigens daraus zu um ſo größerer Herrlichkeit innerhalb des höheren Gebietes, aus dem ſich das Göttliche herabgelaſſen, um dieſen Prozeß durchzumachen. Gehen wir in die Sache ſpecieller ein, ſo werden wir uns um ſo mehr überzeugen, wie groß und bedeutſam der nicht äußere, wohl aber innere Zuſammenhang und Aehnlichkeitsgrund der beiden zu vergleichenden Seiten iſt.

Ich habe hiebei den Vortheil, eine Arbeit des ſcharfſinnigen Philologen und Mythologen Buttmann benutzen zu können, der eine Abhandlung „über den Mythus des Herakles" geliefert, worin er „aus inneren Gründen" wahrſcheinlich zu machen ſucht, daß die Geſchichte des Helden durchaus nicht hiſtoriſchen, ſondern rein nur poetiſchen Grundes und Urſprunges, eine ſinnvolle moraliſch-allegoriſche Dichtung ſei. „Eine ſolche Wahrſcheinlichkeit entſteht", ſagt Buttmann, „wenn in einer Erzählung ein ſo deutlicher poetiſcher Zuſammenhang iſt, eine ſo ſichtbare Einheit zu einem gewiſſen Zwecke herrſcht, die Data, welche offenbar die Haupt- und Grundzüge bilden, ſich dermaßen zuſammenrunden und in Beziehung auf den poetiſchen Zweck ſo vollſtändig ſind, wie es die wirkliche Geſchichte niemals zuſammen darbietet. Wir erkennen die Hand eines Dichters, wie ich ſie in der Geſchichte des Herakles von Anfang bis zu Ende erkenne." Weiterhin heißt es: „Eine ſo vollendete, runde Schilderung, die Eins iſt von Anfang bis zu Ende, durch und durch von moraliſcher Tendenz und allegoriſcher Einkleidung, deren Grundzüge ſich fortdauernd als Haupttheile der Geſchichte des Helden, mitten unter einer Menge der verſchiedenartigſten Zuſätze und planloſer Häufungen, erhalten und deren Nebenzüge, obgleich hie und da vereinzelt, ſich doch ſogleich als zu jenem Ganzen gehörig ausſprechen, kann von keinem Vorurtheilsfreien für eine bloß durch Sage und Dichtung vergrößerte, mythiſch gewordene Geſchichte gehalten werden; es iſt ein reines Dichterprodukt, das, unter die geſchichtlichen Sagen verwebt, ſelbſt allmählich viel Geſchichtliches an ſich gezogen hat.“

Ich ſtimme nicht in allem Einzelnen mit dem genannten Forſcher überein; im Ganzen aber ſcheint er mir Recht zu haben; nur glaube ich noch tiefer greifen und der Sache namentlich auch eine prophetiſch-viſionäre Bedeutung zuerkennen zu müſſen, während ſich Jener bei aller Vergeiſtigung und Idealiſirung des Mythus doch noch viel zu ſehr auf der Oberfläche hält und den tiefſten, innerſten Kern und Ernſt der Sache nicht herauszukehren wagt.

In Beziehung auf den gewichtvollen Umſtand, daß die Weisheitsgöttin Pallas Athene die beſtändige, ſpecielle Schutzgottheit des Helden iſt, ſagt Buttmann: „Es beſtätiget dies den von uns gegebenen höheren Begriff des Herakles, daß er nämlich nicht bloß das Ideal ungebildeter Körperkraft, nicht nur ein die Welt mit der Keule durchziehender, allenfalls gutmüthiger Todtſchläger, ſondern zugleich das menſchliche Ideal aller Geiſtesvorzüge ſei, deren göttliches Urbild Pallas iſt. Was ihn anders darzuſtellen ſcheint, erwächſt bloß aus den entſtellenden Zuſätzen ſpäterer Perioden.“

Vieles in dem Mythus kann uns anſtößig und unwürdig, wenigſtens allzu unpaſſend und ſtörend in Beziehung auf den von uns gewagten Vergleich mit evangeliſchen Dingen erſcheinen. Man darf aber nur die bildliche Hülle abſtreifen, die populäre Faſſung und Modifikation beſeitigen, ſo liegt, wie öſters in alter Mythologie, ein großer, ſtaunenswerther Sinn vor Augen.

In einer dreifachen Nacht wird der Held erzeugt, weshalb er denn auch τριεσπερος λεων, der in der dreifachen Nacht erzeugte Löwe, heißt. Wie leicht iſt zu erkennen, daß hiebei eine bekannte Ausdrucksweiſe ihre Rolle geſpielt, nach welcher dreifach und dreimal, τρις, τρι in vielen Zuſammenſetzungen, wie in τρισευδαιμων, τρισμακαρ dreimal d. h. ſehr oder höchſt glücklich oder ſelig, τρισκακοδαιμων, τρισαθλιος, dreimal d. h. ſehr oder höchſt unglücklich, u. ſ. w.*) eine ſteigernde Bedeutung hat. Herakles iſt das Licht des Heils, das aus der dreifachen Nacht des Unheils aufleuchtet, von welcher Erde und Menſchheit umfangen iſt, vergl. Jeſ. 9, 1: „Das Volk, das im Finſtern wandelt, ſchauet ein großes Licht, und die da ſitzen in Todesnacht, Licht erglänzet über ſie." Und Jeſ. 60, 1 ff.: „Auf, werde Licht, denn es kommt dein Licht und die Herrlichkeit Jehova's gehet auf über dir. Denn ſiehe, Dunkel decket die Erde und Finſterniß die Nationen, aber über dir gehet Jehova auf und ſeine Herrlichkeit erſcheinet dir. Und es gehen Völker nach deinem Lichte und Könige nach dem Glanze, der dir aufgegangen." Ferner im neuen Teſtamente: „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in der Finſterniß, ſondern er wird das Licht des Lebens haben." Ev. Joh. 8, 12. Vergl. Cap. 1, 4 ff., 12, 35 und 46. Luc. 1, 78 f.

---

*) Vergl. im Lateiniſchen ter in der Bedeutung ſehr oder höchſt, ter felix, terque quaterque beatus, triplex ſtatt groß; dann Zuſammenſetzungen, wie triperditus, ganz verloren, trifur, Erzdieb, trifurcifer, Erzſchurke; franz. très, ſehr, von τρις, ter mit verlorener Urbedeutung.

Es kommt auch eine Verſuchung des Herakles vor, bekannt unter dem Namen: „Hercules am Scheidewege.“ Es iſt eine moraliſche Erzählung, die von Sokrates*) auf Prodikos zurückgeführt wird, die aber Buttmann gleichwohl für ächt mythiſch hält. Als Herakles, ſo heißt es, die Jahre der Kindheit überſchritten hatte, begab er ſich in eine einſame Gegend, um über den von ihm einzuſchlagenden Lebensweg nachzudenken. Da erſchienen ihm zwei allegoriſche Frauengeſtalten, die Wolluſt und die Tugend; jede ſuchte ihn für ſich zu gewinnen; er entſchloß ſich für die letztere, trotz der von ihr nicht verhehlten Beſchwerlichkeiten des Tugendpfades. Mag nun dieſe Darſtellung einen urſprünglichen Zug des Mythus bilden, oder erſt ſpäter hinzugedichtet ſein, ſie macht wirklich einen organiſchen Beſtandtheil des Ganzen aus; denn ein Held und Heiland muß wiſſen, was auf ihn wartet, was er aufgibt und was er zu ertragen haben wird; er muß den Weg, den er einſchlägt, mit vollem, klarem Bewußtſein wählen, da ſonſt ſein Leiden und Thun an innerem Unwerthe krankt und für ein erhabenes Vorbild voll ſittlicher Kraft und Charaktergröße nicht gelten kann. —

Wohl zu bemerken iſt auch dieſes, daß hier Alles auf göttliche Anordnung, unter göttlicher Leitung, dem Willen und Ausſpruche der größten und höchſten Gottheiten, des oberſten Herrn und Vaters Zeus, der Athene, dieſer Perſonifikation ſeiner Weisheit, des Apollon, ſeines göttlichen Propheten, gemäß, geſchieht und daß ſich Herakles, wiewohl ſo kühn und ſtark, daß er ſelbſt Götter zu verwunden vermag, alldem unterwirft, ſo ſchwer es ihm auch fallen mag. In den wichtigſten Angelegenheiten fragt derſelbe zu Delphi an, was er thun ſolle, und folgt dem wenn auch noch ſo harten, Götterſpruche. Der elende Euryſtheus ruft ihn zu ſich, um ihn durch Auflegung ſchwerer und unmöglicher Arbeiten und Abentheuer zu verderben. Da Herakles widerſteht, ſo gebeut ihm Zeus, zu gehorchen, und das delphiſche Orakel beſtätigt dieſen Befehl.*) In ſeiner letzten Krankheit wünſcht er Geneſung; der Gott aber befiehlt ihm, zu ſterben, und er ſtirbt. „Vater, iſt's möglich, ſo gehe dieſer Kelch vorüber vor mir: doch nicht mein Wille geſchehe, ſondern der deinige.“ Matth. 26, 39. Vergl. Jeſ. 50, 5 ſ. Cap. 53, 7. Philipp. 2, 8: „Er demüthigte ſich und ward gehorſam bis zum Tode, u. ſ. w.

---

*) In Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates.

Herakles hieß beſtimmt der Heiland, er wurde Herakles Apotropaios, Alexikakos und Keramyntes, der Abwehrer des Unheils und Verderbens, Soter, der Retter, Paraſtates, der Helfer, Pacifer, der Friedenbringer, *ευεϱγετης των ανϑϱωπων* oder auch bloß Herakles Euergetes, der Wohlthäter, ja der Abwehrer des Fluches für Götter und Menſchen genannt. Um dies Letztere zu ſein, dazu hatte ihn nach einer uralten Vorſtellung ſein erhabener Vater erzeugt.

Unter den ſogenannten Arbeiten des Herakles ſind zwei die merkwürdigſten; ſie möchten auch wohl die weſentlichſten, wenn nicht die einzigen, in der älteſten Faſſung des Mythus geweſen ſein. Wir meinen den Kampf mit der lernäiſchen Schlange und den mit Hades und Tod, wobei das bekannte Heraufbringen des Kerberus aus der Unterwelt nur Nebenſache iſt. Der chriſtliche Heiland überwindet Teufel und Tod; der erſtere wird als Schlange, Drache dargeſtellt, und auch die lernäiſche Hydra iſt im Grunde wohl nichts Anderes, als ein Symbol des böſen Princips, welches der hier als moraliſcher Heiland thätige Held überwältiget. Es ſind die zahlreichen, immer neu hervorwachſenden Köpfe der Hydra, auf welche der Kampf gerichtet iſt; dabei kneipt den Kämpfenden ein Krebs in den Fuß. Wie nahe liegt es hier, ein altteſtamentliches Bild zu vergleichen! „Ich will Feindſchaft ſetzen zwiſchen deinem und ihrem Samen; derſelbe wird dir nach dem Kopfe trachten, und du wirſt ihm nach der Ferſe trachten.“ 1. Moſ. 3, 15.

---

*) Diodor 4, 10.

Die lernäiſche Schlange hat ihren Namen von dem lernäiſchen Pfuhle, wo ſie gehauſt haben ſoll. Lerna iſt ein ſehr ſchwankendes, unbeſtimmtes Wort, womit man eine gewiſſe Gegend im Peloponnes bei Argos und mehrere Gegenſtände daſelbſt benannte, die zum Theil auch wieder ihren eigenen Namen hatten.*) Es iſt eine mythiſch und myſtiſch ſehr ausgezeichnete Oertlichkeit, an die ſich alte Myſterien knüpften und wo verſchiedene Weihen und Gottesdienſte bis in die ſpäteſten Zeiten des Heidenthums geſchahen. Man hat ſich namentlich eine Waſſergegend, ein Marſchland, Moor zu denken, das ſpeciell Alkyonia hieß und das für grundlos und für einen der Eingänge in die Unterwelt galt. Man ſagte im Sprüchwort: „eine Lerna von Uebeln“, und Heſychius bemerkt: „wegen der Sündigkeiten, *καθαρματα*, die hineingeworfen werden“, womit Pauſanias zu vergleichen, welcher angibt, daß jährlich in einer Nacht Etwas in den See geworfen werde, worüber er ſich nicht näher auslaſſen dürfe. Man ſagte, der See ziehe, wiewohl ganz ſtill, diejenigen, die ſich hineinwagen, in die Tiefe hinab und reiße ſie in den Abgrund. Durch ihn ſtieg Dionyſos nach der Sage der

---

*) Vergl. Buttmann's Abhandlung darüber im „Mythologus“ II, S. 93 ff. See und Moraſt, Hain und bewohnter Ort, Strom und Quelle, das Alles hieß Lerna.

Argeier, in die Unterwelt. Man ſieht alſo, die Lerna im Sinne dieſes Sumpfes oder Sees war in antiker Vorſtellung ein Sünden- und Höllenpfuhl; um ſo mehr iſt zu behaupten, daß die Schlange, die ſich da aufgehalten haben ſoll, das Böſe iſt, welches Herakles als moraliſcher Heiland zu beſiegen hatte. Es gibt hier Alles einen großen religiöſen Ernſt und eine Symbolik und Bilderſprache zu erkennen, die mit der bibliſchen und chriſtlichen die größte Aehnlichkeit hat.

Um das im lernäiſchen Sünden- und Höllenpfuhle hauſende Ungeheuer zu bezwingen, war das Element des Feuers nöthig. Mit brennenden Pfeilen treibt Herakles die furchtbare, vielköpfige Schlange aus ihrem Lager heraus; und um die Stellen der ihr abgeſchlagenen Häupter auszubrennen und ſo zu verhindern, daß ſie nicht von Neuem wuchſen, zündet Jolaos, der Wagenlenker des Herakles, einen Wald an und bedient ſich der davon genommenen Feuerbrände. Sicher liegt auch hier wieder ein bedeutender Gedanke verborgen. Die Dichtung wollte wohl andeuten: es ſei, um die Aeußerungen und Erſcheinungen der ſelbſtiſchen Menſchennatur gründlich und für immer niederzuſchlagen, eine feurige Liebe zum Guten und ein brennender Ernſt und Eifer im Streben nach moraliſcher Vollkommenheit nöthig, da oberflächliche Siege unnütz ſeien und das durch ſolche überwältigte und ſcheinbar vertilgte Böſe ſich immer wieder erneuere, ja in nur noch energiſcherer Weiſe — verdoppelt und verdreifacht gleichſam — ſein Haupt erhebe. Darum ſagt der Mythus: ſtatt eines Kopfes, der der Hydra abgeſchlagen wurde, ſeien zwei oder gar drei hervorgekommen, wogegen nur des Jolaos Feuerbrand half. Wegen der ſtets neu hervortreibenden Köpfe wurde die Schlange *παλιμβλαστης* und **excelra** genannt. Etwas dem Sinne nach Aehnliches, doch ganz anders ausgedrückt, kommt im Evangelium vor. „Wenn ein unreiner Geiſt aus dem Menſchen ausgefahren, und wenn er das Haus, das er bewohnt hat, geleert, gefegt und geſchmückt ſieht, ſo kommt er mit ſieben anderen ſolchen Dämonen wieder, die noch ärger ſind, als er, „und ſie fahren ein und wohnen daſelbſt, und es wird mit dem Menſchen noch ſchlimmer, als es geweſen war.“ Matth. 12, 43 ff.

Eines jener Häupter war unſterblich; darauf wälzte Herakles ein Felsſtück. Das ſcheint dieſen Sinn zu haben. Das Böſe iſt das ſelbſtiſche Weſen der Creatur in der Beſtimmtheit des abſtrakten Für-ſich-ſeins, der excluſiven Beziehung auf ſich. Dieſe Abſtraction und Excluſion muß überwunden, die Selbſtheit in dieſer Erſcheinungsform getilgt werden, nicht aber die Selbſtheit überhaupt; denn ſie iſt der Grund der Individualität und Perſönlichkeit, als welche die Creatur nicht negirt werden ſoll, ſondern fortzubeſtehen hat; wäre das ſelbſtiſche Weſen deſſelben nicht nur überwunden und zur Univerſalität erweitert, ſondern völlig und in jeder Beziehung aufgehoben, ſo wäre damit Natur und Creatur nicht bloß moraliſch umgewandelt, gebeſſert, geheiliget, verklärt, ſondern vernichtet; und darauf iſt es nicht abgeſehen.

Das Wunderbarſte von Allem iſt, daß Herakles hinunter in die Todtenwelt ſteigt und mit dem ſonſt unbezwinglichen Herrſcher dieſer finſteren, furchtbaren Region den ſchauerlichen Kampf beſteht. Daß er den Kerberos auf die Oberwelt heraufſchleppt und dadurch dem Euryſtheus beweiſt, daß er auch dieſen Auftrag vollzogen habe, hat ſchon Buttmann als einen unbedeutenden Nebenzug betrachtet. „Hier hat“, ſagt er, „der ſpätere mythiſche Vortrag den Sinn der Fabel etwas geſchwächt und die Nebenſache als Hauptſache hingeſtellt.“ Es war bei den Alten ausdrücklich von einem Kampfe mit dem Hades oder Pluton die Rede. Herakles ſoll ihn verwundet haben, als dieſer den Pyliern wider ihn beiſtand. Die für uns älteſte Quelle der Sage iſt eine ſchon dem Alterthum dunkle und zweideutige Stelle im Homer Il. V, 395 ff., die nach Voß alſo lautet:

„Selbſt auch Aides trug's, der gewaltige Schattenbeherrſcher,
Als ihn eben der Mann, der Sohn des Aegiserſchüttrers,
Unten am Thore der Todten mit ſchmerzendem Pfeile verwundet."

Dieſe Stelle verſtand ein großer Theil der Alten, ſo, wie ſie hier überſetzt iſt; der dritte Vers läßt ſich jedoch im Griechiſchen auch ſo verſtehen, daß Aides zu Pylos unter die Todten geſtreckt worden ſei, und in dieſer Verbindung berührt dieſen Kampf Pindar Ol. 9, 46. Man ſehe auch Apollodor II. 7, 3 wo Herakles gegen Pylos ſtreitet, den Periklymenos tödtet, und den Hades verwundet. Klymenos iſt ein Name des Hades und Periklymenos iſt auch nur wieder derſelbe Gott, in welchem Herakles den Tod tödtet. Es wurde dieſer Kampf, „von welchem man alſo ſieht, daß er ein feſter und weſentlicher Theil des Mythus iſt", auch mit der dem Helden zugeſchriebenen Befreiung der Alkeſtis aus der Unterwelt in Verbindung gebracht. „Sie wurde", ſagt Apollodor I. 9. 15, „von Perſephone wieder zurückgeſchickt, nach Anderen dem Hades von Herakles wieder abgekämpft." Euripides in der nach dieſer Königin benannten Tragödie läßt den Herakles mit dem Thanatos, dem eigentlichen Tode kämpfen.

Ich führe darüber noch eine Aeußerung von Movers an. „Am großartigſten", ſagt dieſer, „zeigt ſich die Vorſtellung von einem Gotte, der alle phyſiſchen Uebel als

Werke eines böſen Princips und als Störungen im Weltplane aufhebt oder zum Wohle der Menſchen wider ſie ankämpft, in den Mythen, nach welchen Herakles ſelbſt mit dem Tode kämpft, ihm ſeine Beute entreißt oder den Sterblichen aus den Gärten der Heſperiden die Frucht vom Baume des Lebens wiedergeben will. Nach Pherecydes, der die griechiſchen Mythen gewöhnlich in ihrer urſprünglichen Faſſung vorträgt, war der Garten der Heſperiden der Göttergarten; die Frucht, welche der Drache hütete, wurde alſo wohl als Götterſpeiſe gedacht, wodurch ſie ſich die Unſterblichkeit friſteten. Herakles tödtete den Drachen, der den Eingang des Gartens, wie der Cherub mit dem Flammenſchwerte den Weg zum Baume des Lebens, bewachte, und pflückte von der Frucht.“ Movers ſieht hier Verwandtſchaft mit der bibliſchen Erzählung, was nicht ohne Schein iſt. Man kann auch Offenb. Joh. 2, 7 vergleichen, wo es heißt: „Wer überwindet, dem will ich zu eſſen geben von dem Baume des Lebens im Paradieſe meines Gottes.“ Und daſelbſt Cap. 22, 14: „Selig, die ſeine Gebote thun, auf daß ſie Macht erhalten über den Baum des Lebens“, u. ſ. w. Der Mythus von den Heſperidenäpfeln, die Herakles erbeutet, ſcheint daſſelbe zu ſein, nur poſitiv ausgedrückt, was, negativ dargeſtellt, jene Beſiegung des Todes iſt. Auf jeden Fall iſt ſo viel klar, daß hier noch ganz andere Dinge angedeutet ſind, als Heldenthaten, zu deren Vollbringung bloße Tapferkeit und Stärke genügt.

Herakles hilft auch den Göttern ſelbſt ihre Feinde beſiegen. Als die Giganten den Himmel angriffen, da konnten die Götter allein keinen Sieg gewinnen; ſie hatten einen Spruch erhalten, nach welchem ſie der Beihülfe eines Sterblichen bedurften. Da rief Zeus durch Athene ſeinen Sohn Herakles herbei, und mit dieſem im Vereine gewannen die Götter die ungeheuere Schlacht. Hiemit iſt das

Größte ausgedrückt, was geſagt werden konnte, indem ein Gottmenſch, wie Herakles, nöthig war, um die Feinde des Göttlichen zu überwältigen und die allgemeine Weltökonomie vor Auflöſung und Ruin zu bewahren.

Als Herakles jenes mit der Galle der Hydra getränkte Kleid angezogen und das furchtbare Gift in die Haut eindrang, ward er von wüthenden Schmerzen ergriffen und beſchloß, ſein Leben durch Feuer zu enden. Er begab ſich auf den Öta, errichtete einen Scheiterhaufen und befahl, ihn anzuzünden, wenn er ihn beſtiegen habe. Niemand wollte ſich dazu verſtehen, bis es endlich Poias that, dem Herakles dafür ſeine Pfeile ſchenkte. Als der Holzſtoß brannte, nahm den an's Ziel ſeiner Leiden gekommenen Helden eine Wolke auf und trug ihn unter Donnerſchlägen zum Himmel empor. Von da wurde er der Unſterblichkeit theilhaftig, mit der feindſeligen Here verſöhnt und mit ihrer Tochter Hebe vermählt. So Apollodor II. 7, 7. Nach Diodor's Erzählung IV, 38. ſandte Herakles nach Delphi, um den Gott nach möglicher Hülfe zu fragen. Dieſer antwortete, man ſolle den Helden mit ſeiner Rüſtung auf den Öta bringen und daſelbſt einen Holzſtoß errichten; für das Uebrige werde Zeus ſorgen. Dies führte Jolaos aus. Öta iſt der Berg des Todes auch dem Namen nach; vergl. οιτος, Unglück, Tod — ein griechiſches Golgatha.

Der Ausgang des Heraklesmythus zeigt eine auffallende Verſchiedenheit von allen übrigen Vorſtellungen des bezüglichen Alterthums. „Die ganze Fabel iſt voll von Götterſöhnen und beſonders von Söhnen des Zeus, die von ſterblichen Müttern geboren ſind. Aber alle ſolche werden entweder ohne Weiteres zu Göttern, wie Dionyſos, oder ſie ſterben gleich anderen Menſchen, wie Sarpedon vor Troja, oder werden nach ihrem Tode nur für Heroen geachtet, eine Art von Mittelweſen, wovon das Alterthum ſelbſt vielleicht keinen deutlichen Begriff hatte.“ Bei Herakles allein findet ein beſtimmter Läuterungs- und Verklärungsprozeß Statt, eine Abtrennung der groben ſterblichen Stoffe durch die Negativität eines ſchmerzlichen Todes, dem ſich dieſer Gottesſohn und Gottmenſch freiwillig unterwirft und durch den er mit verklärtem Leibe zum Himmel erhoben und zum olympiſchen Gotte wird.

Der Heraklesmythus iſt das Größte, Tiefſte, Sinnvollſte, Bedeutendſte, was das Alterthum in dem ideellen Felde der Poeſie, des Mythus, der Symbolik und Allegorie geleiſtet hat; es geht mit dieſem ſeinem höchſten Produkt bereits über ſich ſelbſt hinaus und erhebt ſich zur chriſtlichen Idee. Aber es iſt nur Idee, nicht Realität, was wir vor uns haben. Etwas ganz Anderes präſentirt ſich im Chriſtenthum; denn dieſes iſt die Realiſation der Idee, erſt in einem beſtimmten, hiſtoriſch-realen Individuum und dann in der geſammten Menſchheit, ſofern dieſe auf die Nachfolge Chriſti eingeht und ſich dadurch zur chriſtlichen Frömmigkeit und Heiligkeit erhebt. Das iſt der ungeheuere Unterſchied des Chriſtenthums auch ſelbſt von dem gebildeten Heidenthum, namentlich dem geiſtvollen Griechenland, und von der höchſten Stufe, auf welche ſich daſſelbe erhoben hat. Der Heraklesmythus ſchwebt über der antiken Welt als ein bereits Höheres, wozu ſie ſich dichteriſch und prophetiſch geſteigert hat, als eine Art von anticipirtem Evangelium, als eine Fata Morgana der ſpäterhin hervortretenden chriſtlichen Wahrheit und Wirklichkeit. Er wird aber wieder in die Region, aus der er ſich erhoben, zurückgezogen und zurückgenommen, wie es beſonders durch die ſpäteren Zuſätze und populären Ausſchmückungen des Mythus geſchieht; er geht ſo wieder nur in ihr ſelber auf, ohne ſie zu verändern und etwas Neues, faktiſch Höheres daraus zu machen. Um dies zu bewirken, dazu gehörte mehr, als Phantaſie und Poeſie; mehr als ſelbſt die wunderbare Tiefe der Erkenntniß, die uns im Heraklesmythus ſo einleuchtend entgegentritt. Es gehörte dazu das reale Eingreifen und Eingehen eines überweltlichen Princips in den Weltprozeß, eine wahre und wirkliche Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur, wie wir ſie in Chriſtus vollbracht glauben. Wäre auch dieſe Lehre nur Mythus und Dichterprodukt, ſo hätte das Chriſtenthum gar keine eigenthümlich hervorragende Stellung in der Weltgeſchichte, und der Heraklesmythus wäre dem Evangelium ſogar vorzuziehen, da er den Vorzug hat, trotz ſeines Ernſtes und Tiefſinnes, an der allgemeinen Schönheit und Heiterkeit griechiſcher Poeſie und Mythologie Theil zu nehmen. Die Wahrheit tritt nicht ſo anmuthig und reizend, wie ein helleniſches Märchen, auf; ſie iſt auch nicht ſo friedlich und harmlos, wie ein ſolches; ſie erweiſt ſich, da ſie die Welt nicht laſſen kann, wie ſie iſt, als ein feindſeliges, ſtörendes und zerſtörendes Princip, das, ehe es den Frieden bringt, erſt das Feuer der Zwietracht entzündet. Aber ſie iſt die Wahrheit, und als ſolche hat ſie dennoch einen unendlich höheren Werth und Reiz, als die ſchönſte, geiſtvollſte und intereſſanteſte Erfindung und Darſtellung jenes hochpoetiſchen Alterthums. Auf die reale Wahrheit und Gewißheit, die evidente Thatſächlichkeit deſſen, was durch das Evangelium verkündigt wurde, iſt denn auch von Anfang an der Accent gelegt worden. Die Apoſtel und neuteſtamentlichen Schriftſteller beziehen ſich hiebei allerdings nur auf die altteſtamentlichen Weiſſagungen und nicht auf die ihnen fernliegende heidniſche Mythologie. Sofern wir aber in dieſer denſelben Inhalt zu erkennen im Stande und berechtigt ſind, der uns in den begeiſterten Darſtellungen der hebräiſchen Propheten entgegentritt, iſt ihr Verhältniß zum Chriſtenthum das nämliche. Die chriſtliche Idee *vor* dem Chriſtenthum war in zweierlei Form vorhanden, erſtlich als klar bewußte und ausgeſprochene meſſianiſche Vorſchau und Vorherſage, und dann als Mythus, als ſymboliſche und poetiſche Abſpiegelung und Vergegenwärtigung des Künftigen, wie in einer Art von Somnambulismus und Traumgeſicht. Von beiderlei Art der Vorſtellung war die alte Welt erfüllt; beſonders jedoch war dem Judenthum der klare meſſianiſche Prophetismus und die damit verbundene feurige Sehnſucht und Erwartung deſſen, was kommen ſollte, dem Heidenthum der traumartig bildende Mythus eigen; und wenn jener in den beſonders ſogenannten Propheten des alten Teſtamentes ſeinen höchſten und vollkommenſten Ausdruck findet, ſo culminirt dieſer in der griechiſchen Mythologie, wie namentlich in dem erörterten herakleiſchen Sagen- und Bilderkreis. Wie ſich nun durch Chriſtus jene Weiſſagungen erfüllen, ſo realiſiren ſich in ihm auch jene mythiſchen Dichtungen und Vorbilder. Chriſtus, als bloße Idee betrachtet, iſt daſſelbe, was der leidende, ſterbende und dennoch triumphirende Meſſias des Jeſaias, daſſelbe, was ſeiner zu Grunde liegenden Natur und Bedeutung nach der eben ſo durch Leiden und Tod zur Verklärung hindurchgehende Herakles. Aber Chriſtus iſt nicht bloß Idee, prophetiſche und mythiſche Vorſtellung, ſondern er iſt die realiſirte Idee, die erfüllte Weiſſagung, die Wahrheit des Mythus, die hiſtoriſch eingetretene Fülle gottmenſchlicher und meſſianiſcher Wirklichkeit. Das iſt einerſeits die Analogie und andererſeits der Unterſchied. Und ſo glauben wir unſere Meinung und Abſicht klar und unzweideutig genug ausgedrückt zu haben. Es handelte ſich bei dieſer Darſtellung nur darum, zu zeigen, daß ein *Evangelium der Idee*, wenn man ſo ſagen darf, eine Art von mythiſchem und poetiſchem Chriſtenthum ſchon dem claſſiſchen Alterthum nicht fehlte, und daß ein ſolches namentlich im Mythus des Herakles deutlich ausgeprägt ſei, ſomit auch nicht erſt in Paläſtina geſchaffen zu werden brauchte, da es ſchon in höchſter Vollkommenheit in griechiſcher Mythologie enthalten war. Das Evangelium der Wahrheit und Wirklichkeit dagegen iſt und bleibt das originelle, ausſchließliche, charakteriſtiſche Eigenthum der chriſtlichen Zeit und Welt.

IV.

Zeus, Herakles und Apollon, eine griechiſche Göttertrias und ein heidniſches Analogon der chriſtlichen Trinität.

An die ſo eben erörterte Geſtalt des Herakles ſchließen ſich im Cultus des griechiſchen Alterthums zwei andere an und bilden mit ihr eine Trias, die zu merkwürdig iſt und in den Zuſammenhang dieſer Forſchungen zu tief eingreift, als daß wir nicht auch ihr einige Aufmerkſamkeit zuwenden ſollten. Drei Götter nämlich waren in Hellas die am allgemeinſten verehrten: Zeus, Herakles und Apollon; wir finden ſie in dieſer Verbindung auch ganz beſonders hervorgehoben, wie wenn das delphiſche Orakel bei Demoſth. Mid. 15 den Athenern gebietet, dem höchſten Zeus, dem Herakles und dem Apollon Proſtaterios zu opfern, oder wenn es nach Pauſ. 1, 34 im Cultus der Oropier einen Altar gab, der aus fünf Theilen beſtand, von welchen ein jeder einer eigenen Gruppe höherer Weſen geweiht, der erſte aber dem Zeus, Herakles und Apollon zuſammen geheiliget war. Wie ſehr nun dieſe griechiſche Trias der chriſtlichen Trinität entſpricht und wie ſehr man berechtiget iſt, ſie für eine geiſt- und ſinnvolle Anticipation dieſes großen Dogmas zu halten, wird leicht zu zeigen ſein.

Als ein heidniſcher Gottvater präſentirt ſich uns offenbar jener große Himmelskönig Zeus, welcher „der Vater der Götter und Menſchen“ hieß, und dem Range, der Macht und der Güte nach, das Höchſte war, was ſich die Alten zu denken vermochten, daher *θεων ὑπατος και αριστος*, *αναξ*, *βασιλευς*, Jupiter optimus, maximus, der Beſte und Größte genannt, gentis humanae pater atque custos nach Horaz Carm. I. 12, qui res hominum ac deorum, qui mare ac terras variisque mundum temperat horis, wie er ebendaſelbſt geprieſen wird, daher auch als exsuperantissimus, der Hocherhabene, beſtimmt. Der Name Vater, womit Zeus vorzugsweiſe in Gebetformeln angerufen wurde *), iſt auch ſchon in dem Namen Jupiter, Juppiter enthalten, denn eigentlich lautete er Jovis pater, Vater Jupiter. Der Name Jovis, der auch als Nominativ vorkommt, iſt ſelbſt mit Jehovah zuſammengeſtellt worden; auch ſind in hebräiſchen Namen, die mit Jehovah zuſammengeſetzt, die Formen Jahu, Jeho, Jo gebräuchlich. Was die Verherrlichung dieſer höchſten Gottheit des klaſſiſchen Alterthums durch die Kunſt betrifft, ſo iſt an das berühmte Werk des Phidias zu Olympia zu erinnern, das eine ſo wunderbare Wirkung that. „Hoher Reichthum der die einfach erhabene Figur umgebenden plaſtiſchen Zierden“, ſagt Otfried Müller in ſeiner Archäologie, „tiefſte Wiſſenſchaft in der Anordnung der Maſſe der ſehr koloſſalen Figur und der höchſte Schwung des Geiſtes in der Auffaſſung des Zeus-Ideales machten dieſe Statue zu einem Wunder der alten Welt. Die zu Grunde liegende Vorſtellung iſt die des allmächtig herrſchenden, überall ſiegreichen Gottes in huldvoller Gewährung menſchlicher Bitten. In ihm ſchauten die Griechen ihren

---

*) Creuzer, Symbolik. 2. Ausg. I. S. 166. II. 498.

Zeus gegenwärtig an.“ Dieſes grandioſe Bild der höchſten Macht und Güte vor ſeinem Tode nicht erblickt zu haben, ward für ein Unglück gehalten. Hier drängt ſich der nicht unwürdige Vergleich von ſelber auf, auch wenn wir nur bei der älteren und allgemeineren Idee und Darſtellung bleiben, und philoſophiſche Faſſungen, wie ſie bei einem Plato oder Kleanthes hervortreten, ganz bei Seite laſſen.*)

Von Herakles, dem leidenden, ſterbenden, zur Knechtsgeſtalt erniedrigten, durch ſeinen Verklärungstod aber zur himmliſchen Glorie emporſteigenden Gottmenſchen und Heilande, als einem ideellen Analogon der großen chriſtlichen Thatſache, iſt ausführlich gehandelt worden; und ſo haben wir nur noch von dem dritten Gotte der genannten mythologiſchen Trias, von Apollon zu ſprechen.

Dieſer iſt den Griechen die hochverehrte, auch in Satzung und Leben mächtig und tief eingreifende Quelle der ſeheriſchen, prophetiſchen und poetiſchen Eingebung und Offenbarung geweſen und hat den Heiden auf dieſe Weiſe ganz den inſpirirenden Gottesgeiſt des jüdiſchen und chriſtlichen Religionskreiſes vertreten. Er heißt der Reine, Unbefleckte, Heilige, *ἁγνος θεος*, wie er oft mit Nachdruck genannt wird; sanctus Apollo; *Φοιβος*, **Phoebus**, vergl. φοιβαζειν, februare, reinigen; ξανθος, was daſſelbe bedeutet, nämlich rein und hell, daher die Flüſſe bei den Heiligthümern des Gottes in Troja und Lycien Xanthos heißen, und bei den Macedoniern das Sühnfeſt Xanthika. Die Mutter des Gottes heißt Leto, Latona; ſie iſt dieſem Namen nach, der von λαθειν, latere kommt, die Dunkle, Verborgene und wird als eine mildgeſinnte, mit dunklem Gewande bekleidete Göttin dargeſtellt. Ein Gegenſatz von Licht und Dunkel iſt unzweifelhaft; Apollon, der lichte Gott, geht aus der dunklen Leto hervor; aber dieſe iſt nicht als Finſterniß an ſich und im ſchlimmen, lichtfeindlichen Sinne des Wortes zu faſſen; ſie iſt vielmehr ſelbſt Licht, aber verborgenes, noch nicht offenbares, für die Menſchen noch verhülltes, und nur in dieſem Sinne Dunkelheit. Durch die Geburt Apollons wird dieſes Licht offenbar; daher Delos, wo der Gott geboren ſein ſoll, die Inſel der Offenbarung (Δηλος), bei den Göttern aber nach Pindar „das weitberühmte Geſtirn der dunklen Erde" heißt. Auf dieſer heiligen Inſel durfte Niemand geboren werden und Niemand ſterben; ſchwangere Frauen wurden nach dem nahen Rheneia hinübergebracht; auch Hunde durften nicht gehalten werden. So wendet ſich nach Ottfr. Müller's Bemerkung der über die Natur erhabene Gott von ihren Erzeugungs- und Zerſtörungsprozeſſen, als von etwas für ihn Befleckendem ab. Sog er doch nicht einmal die Mutterbruſt; denn Themis reichte ihm, als er geboren war, ſogleich Nektar und Ambroſia. Apollon iſt eine ſtrenge und keuſche Gottheit. Er hat keine Gemahlin; die Söhne, die er erzeugt, ſind es in hohem, geiſtigem Sinne des Wortes; es ſind ſpirituelle Zeugungen*); und was ſeine von Dichtern in ihrer Art behandelten Liebſchaften mit ſchönen Knaben und Mädchen betrifft, ſo muß man auf den dabei herrſchenden Zug merken, daß die von dem Gotte geliebten Weſen immer unglücklich ſind und untergehen, und daß dann eine Blume, ein Baum, ein dem Gotte heiliges Gewächs daraus entſteht, wie der Hyakinthos, der Lorbeer, die Weihrauchſtaude. Apollon iſt der Geiſt, und wo dieſer waltet, da ſtirbt die ihm nicht entſprechende natürliche Lebendigkeit; aber es blüht aus dieſem Tode ein neues, höheres Leben empor.*) Das iſt der Sinn dieſer Mythen, die alſo eine urſprünglich ſehr ernſte Bedeutung haben.

---

*) Vergl. übrigens Creuzer, Symbol. 2. Ausg. II. 490. 500 f. In Plato's Philebus wird dem Zeus eine königliche Seele und ein königlicher Verſtand beigelegt. In Beziehung auf den berühmten Hymnus des Kleanthes, den Herder in den zerſtreuten Blättern II. S. 209 überſetzt hat, bemerkt Creuzer: „Man achte hier vorzüglich auf den ethiſchen Geiſt, worin Zeus aufgefaßt wird.“ Und Tennemann, Geſchichte der Philoſophie IV. S. 236 ſagt: „Wir finden den Pantheismus der Stoiker in der bekannten Hymne des Kleanth ſo erläutert und verfeinert, daß er ganz in die Vorſtellung des erhabenen, allmächtigen und allweiſen Beherrſchers der Natur, des heiligſten Weſens, das Alles nach unwandelbaren Geſetzen regiert, übergeht.“

---

*) So iſt Branchos der ſchöne Sohn des Apollon oder des Smikros aus Delphi. Seine Mutter träumte, die Sonne ziehe durch ihren

Nur in ſolcher Beziehung kann Apollon auch ein hervorbringender Gott, ein Apollon Genetor ſein; ſo wie ja auch der h. Geiſt des Chriſtenthums ein „Lebendigmacher“ und „Schöpfer“ heißt.**) Nicht die erſte, natürliche Schöpfung iſt dieſes Geiſtes Werk, ſondern eine zweite, höhere; aus ihm ſoll Menſch und Natur wiedergeboren werden, ein ganz neues erhöhtes und verklärtes Daſein er-

---

Leib bin. Da gebar ſie dieſen Sohn, den der Gott liebte und mit Weiſſagerkunſt begabte. Derſelbe gründete das Orakel der Branchiden in Didyma bei Miletos, das nächſt dem delphiſchen großes Anſehen genoß und beſonders von Joniern und Äolern befragt ward. Den Ruhm und Glanz des Tempels verkünden noch die Ruinen. So iſt ferner Jamos Sohn der Euadne und des Apollon; die Erſtere gebar im dunklen Hain einen Knaben, den ſie aus Scham verlies, zwei Schlangen aber mit Honig nährten. Zwiſchen blühenden Veilchen gefunden, erhielt er den Namen Jamos, das Veilchenkind. Der delphiſche Gott erklärte, es werde ein herrlicher Seher und Haupt eines Sehergeſchlechtes werden. Derſelbe Gott führte ihn nach Olympia, wo dann die Weiſſagerfamilie der Jamiden ihren Hauptſitz hatte. Das iſt Alles ſo göttlich-rein und erhaben, als reizend und ſchön.

*) „Denn wofern du das nicht haſt,
Dieſes Stirb und Werde,
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.“

Göthe.

**) Veni, creator spiritus!

langen. Dies iſt nicht möglich ohne Kampf; denn das zu Verwandelnde, zu einem Andern ſeiner ſelbſt zu Machende widerſteht, und ſucht ſich in ſeiner alten Beſtimmtheit zu erhalten, auf ſeiner niedrigeren, ihm aber allein faßlichen und genußreichen Entwicklungsſtufe zu behaupten. Dies iſt die Schlange Python, welche der Gott mit ſeinen Pfeilen zu erlegen, die Aufgabe hat. Sie heißt auch Delphine, Delphyne von δελφυς, Bärmutter, wovon auch das ſich ſchnell vermehrende Schwein, δελφαξ, benannt. Python-Delphyne iſt alſo wohl die producirende Natur, dieſer endloſe Prozeß des Entſtehens und Vergehens, dem der Gott abgeneigt iſt, von dem abgebrochen werden ſoll, damit ein höheres, nicht mehr ſo in die Aeußerlichkeit verlorenes Bewußtſein und Daſein zu Stande komme. Sofern nun der Geiſt dieſe negative Stellung zu dem unmittelbaren Sein und Leben der Dinge und der Menſchheit hat, und ſein erſtes Amt, bevor er ſich poſitiv erweiſen und entfalten kann, ganz nur noch das der Verneinung, der unnachſichtigen, bitter empfundenen Störung und Zerſtörung der Natürlichen iſt, wird er als ein furchtbares Weſen, als ein Gott des Todes und der Vernichtung gefaßt und heißt der Verderber, Apollon von *απολλω*, *απολλυω*. Sofern er aber, ſtatt der natürlichen Unmittelbarkeit ein höheres, edleres und ſchöneres Daſein und Leben begründet, iſt er der große Culturgenius Griechenlands, der Begründer geordneter Zuſtände, der den Colonien ihre Richtung, den Staaten ihre Verfaſſungen gibt, und deſſen Orakelſprüche Themiſtes, Satzungen heißen, ſowie er ſelbſt den Namen Thermios, der Geſetzliche, führt; der Gott des Geſanges und Saitenſpieles, der Muſenführer, der ſchöne Gott, der auf der Hand die Chariten, die Symbole der Anmuth und des Reizes trägt. Ueber das Alles wäre ausführlich zu handeln. Es wird jedoch ſchon ſo viel genügen, um die Ueberzeugung zu begründen, daß es das ſpirituelle Princip iſt, welches in Apollo ſeinen der griechiſchen Stufe angemeſſenen Ausdruck gefunden. Was die Darſtellungen Anderer betrifft, ſo iſt namentlich die von Ottfried Müller*) zu vergleichen, da dieſer Gelehrte, wenn auch mit uns im Einzelnen differirend, doch im Ganzen übereinſtimmend, behauptet und nachzuweiſen ſucht, daß Apollon keine Naturgottheit ſei, daß Idee und Cultus deſſelben vielmehr auf dualiſtiſcher und ſupernaturaliſtiſcher Denk- und Gefühlsweiſe beruhe.**)

---

*) Dorier I. S. 290. ff. 203.

**) Noch Einiges über Apollon, als dieſe ſpeciell griechiſche Gottheit, kommt im nächſten Capitel, ſowie, was die Hervorbildung der poſitiven Seite aus ſeinem zunächſt ſo negativ erſcheinenden Weſen betrifft, in der Beilage D. des Anhanges vor.

V.

Ethnologiſche Abſpiegelung der Trinität. Die drei wichtigſten und bedeutſamſten Nationen des vorchriſtlichen Alterthums — Römer, Griechen und Juden — von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß die vorchriſtlichen Alten in der ihnen möglichen und eigenen Weiſe auch das chriſtliche Dogma von dem dreieinigen Gotte anticipirt, in ihrem Cultus ausgeprägt und in ihren Dichtungen und Kunſtſchöpfungen ſinnvoll und geiſtreich dargeſtellt haben, ſo nehmlich, daß die drei vom Chriſtenthum in das untrennbare Eins zuſammengefaßten Beſtimmungen und Charaktere (Hypoſtaſen, Perſonen) polytheiſtiſch angeſchaut, in drei beſondere Göttergeſtalten auseinandergelegt und in eigenen großen Mythenkreiſen, religiöſen Einrichtungen, Gottesdienſten und Kunſtdarſtellungen fixirt und verherrlicht wurden. Das iſt indeſſen noch nicht Alles; es kommt noch etwas ſehr Merkwürdiges und Intereſſantes hinzu. Dieſer Trias von Göttern nach heidniſcher Vorſtellungsweiſe, oder von Hypoſtaſen, Perſonen, beſonderen Beſtimmtheiten und Charakteren der einen mit ſich identiſchen Gottheit, wie unſere Dogmatik lehrt, entſprechen in volksthümlich hiſtoriſcher Form, Weltſtellung und Bethätigung die drei wichtigſten Nationen des Alterthums, welche die drei im Papſtthume vereinigten, unter 1. namhaft gemachten Principien und Elemente geliefert haben, womit es ſich näher in folgender Weiſe verhält.

Das univerſaliſtiſche, weltbeherrſchende Römerthum iſt der beſondere völker- und weltgeſchichtliche Ausdruck des Vaters geweſen, daher die Römer auch ganz beſonders den erhabenen Götterkönig, den Jupiter optimus maximus, wie ſie ihn mit ſchönem und würdigem Ausdrucke nannten, für ihren Gott und Herrn erkannten. Er war die Hauptgottheit der römiſchen Staatsreligion; ſein Haupttempel befand ſich auf dem Capitol, daher er Capitolinus hieß.*) In dieſen Tempel pflegte ſich nach Valerius Maximus 1, 2, 2 Scipio Africanus zu begeben, bevor er ein Geſchäft vornahm; auch wurde dieſer große Römer für einen Sohn des daſelbſt verehrten Gottes gehalten. — Das Griechenthum mit ſeiner ſeheriſchen und dichteriſchen Begeiſterung und Begabung iſt die beſondere Sphäre des Geiſtes geweſen; ihm haben die Hellenen die erhabene Geſtalt ihres Apollon gegeben, der als „der Prophet des Vaters Zeus“ **) das weltberühmte Orakel zu Delphi beſaß. Hier war der Fleck, den man den Nabel oder Mittelpunkt der Erde nannte; wovon der leicht zu erkennende Grund dieſer iſt, daß man Delphi als das religiöſe und theokratiſche Centrum der griechiſchen Welt, der Völker Griechenlands betrachtete. Es iſt erſtaunlich, was von da aus für eine unbedingte, Alles lenkende und beſtimmende Herrſchaft ausgeübt wurde. Ottfr. Müller*) ſagt von Delphi: „Es tritt mit einer wahrhaft imponirenden Kraft auf, wie kaum ein Inſtitut nach ihm. Der Gott ſchaltet mit den Völkern nach ſeinem Willen, ſendet ſie in Nähe und Ferne, nöthiget ſie, trotz ihres Widerſtrebens, zu weiten Zügen, und weiſ't ihnen mit beſtimmten Worten ihre Wohnſitze an.“ Die Staaten fragten den Gott wegen ihrer Verfaſſungen um Rath; es wurde keine Kolonie gegründet, wenn man nicht zuvor das Orakel befragt hatte, weßhalb Apollon auch als Verfaſſungsgründer, Ertheiler von Satzungen, Kolonienſtifter und Gott der Grundmauern galt und deßhalb *αρχηγετης*, *κτιστης*, *οικιστης*, *δωματιτης* hieß. Stets erfreut ſich Apollon, ſiehet er Städte bauen, wie Kallimachos ſagt. Megara hatte eine Akropolis mit Tempeln dieſes Gottes; dieſelbe ſollte Alkathoos, Pelops Sohn, gegründet und Apollon ihm dabei geholfen haben; daher Theognis, der Megarer, ſingt:

---

*) „Die höchſte Herrlichkeit und Oberherrſchaft über Natur und Welt dachte ſich der Römer in ſeinem Jupiter Optimus Maximus vereinigt, der auf dem Capitol ſeinen Sitz hatte und als Capitolinus Mittelpunkt der öffentlichen Staatsreligion und ſofort auch der Reichsreligion geworden war.“ Creutzer, Symbolik. 2. Ausg. II. S. 546.

**) Äſchylos Eum. 19.

„Um dem pelopiſchen Sohn Alkathoos Huld zu erweiſen
Haſt du, o König Apoll, hoch uns gethürmet die Burg.“

Man zeigte daſelbſt einen Stein, auf welchem der Gott ſeine Kithara niedergelegt; wenn man mit einem Steinchen daran warf, ſo tönte er einer zerſchlagenen Kithara gleich.**) Sehr entſchieden tritt beſonders das Verhältniß des doriſchen Stammes und ſeiner Staatsverfaſſungen zu dieſem Cultus und deſſen Hauptinſtitut, dem Tempel zu Delphi, hervor, zu welchem ſämmtliche Dorier in einem gewiſſen

---

*) Dorier I. S. 254.
**) Pauſ. I. 42, 1, 2.

Unterthanenverhältniſſe ſtanden. Es war der Stolz der Spartiaten, daß ihre Geſetze πυθοχρηστοι, vom Orakel zu Pytho ausgegangen waren; wie denn daſſelbe auch fortwährend die Oberaufſicht über die Verfaſſung behielt. Es wurde dies namentlich durch die ſogenannten Ποιθιοι, Pythier, vier von den Königen erwählte Abgeordnete, bewerkſtelliget, welche die Ausſprüche des Gottes einzuholen und an die Könige zu bringen hatten, deßhalb auch deren Beiſitzer und beſtändige Tafel- und Zeltgenoſſen waren. Selbſt auf die Philoſophie hatte das Orakel den merkwürdigſten Einfluß. Pythagoras ſoll die Grundlehren ſeiner Wiſſenſchaft von der Pythia Themiſtokleia oder Ariſtokleia erhalten haben; auch war er ſchon von Haus aus Apollodiener; denn wir hören, daß ſeine Familie Sacren des Apollon Nomios hatte, welchen er ſelbſt zu Kroton als den größten Philantropen, den Geſetzgeber von Hellas und Gott der Humanität empfahl. Daß Pythagoras ſein politiſches Ideal in Kroton zu verwirklichen unternahm, hängt damit zuſammen, daß dies eine ganz apolliniſche Stadt war.*) Wie Socrates von dem Gotte geehrt wurde, iſt bekannt. Es läßt ſich hiebei bemerken, daß Apollon beſonders mit denjenigen Denkern zuſammenhängt und im Bunde ſteht, welche ihr Augenmerk nicht bloß auf Naturprincipien richten und nicht bloß einer unfruchtbaren, ja frivolen Dialektik huldigen, ſondern einen ſeheriſchen und prophetenartigen Charakter entwickeln und tiefen Ernſtes auch in Leben und Sitte einzugreifen verſuchen. So mächtig war hier bereits das ſpirituelle Princip, deſſen vorchriſtliche Manifeſtation und Repräſentation die ſpecielle Beſtimmung des Griechenthums war. — Im Judenthum endlich mit ſeinem Meſſianismus und mit dem aus ihm hervorgehenden Chriſtenthum iſt eben ſo einleuchtend das Gebiet des Sohnes zu erkennen. Ueberall ſind in Vorſtellung, Cultus, Ahnung dieſer Nationen nebſt dem einen ſpeciell vertretenen und ausgeführten Elemente auch die beiden anderen vorhanden; aber nur eines davon gibt dem Volke ſeine ganz eigenthümliche Stellung und Bedeutung; ſo iſt der Jupiter des Römers auch im griechiſchen Zeus und im jüdiſchen Jehova da; der Grieche gibt ihm eine ideale Kunſtgeſtalt; der Jude verehrt ihn bildlos, damit er keine barbariſche Götzengeſtalt annehme; aber nur Rom und der römiſche Weltgebieter ſpielt auf Erden die reale Rolle, in der ſich die univerſaliſtiſche Würde und Größe jenes Gottes ſpiegelt, wie es Horaz, Oden 1, 13 in der ſchließlichen Anrede an Jupiter ausdrückt:

---

*) Ueber alles dies iſt Ottfr. Müller in ſeinem für uns hier ſo wichtigen Buche „Die Dorier" zu vergleichen.

— — — — tibi cura magni
Caesaris fatis data, tu secundo
Caesare regnes.
Te minor laetum regat aequus orbem;
Tu gravi curru quaties Olympum etc.

Jupiter regiert die Welt, donnert im Himmel u. ſ. w.; unter ſeiner ſpeciellen Obhut ſteht der große Cäſar, der allgewaltige Auguſt und beherrſcht, als der zweite nach ihm, den Erdkreis. Apollon ward auch in Italien verehrt;*) aber man ſandte, um ihn zu fragen, nach Delphi, wohin, nach Livius 1, 56 „als zu dem berühmteſten Orakel der Welt" ſchon Tarquinius Superbus, durch ein

---

*) Ein merkwürdiges Heiligthum deſſelben war auf dem Berge Sorakte, wo gewiſſe Familien, Hirpi genannt, bis in die ſpäte Zeit mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen wandelten. Plin. H. N. VII. 2. Vergl. Virgil Aen. XI. 786. Man wollte auf dieſe Weiſe anſchaulich machen, daß für den Geiſt die Geſetze der phyſiſchen Natur keine Bedeutung haben.

Zeichen erſchreckt, zwei ſeiner Söhne, „durch damals unbekannte Lande und noch unbekanntere Meere nach Griechenland ſchickte.“ Mächtig und glänzend tritt das prophetiſche Moment auch im alten Teſtamente hervor; aber nur um den Meſſias zu verkünden, der im Judenthume geboren werden ſollte und auf den hier Alles angelegt war. Die Idee des meſſianiſch bethätigten Gottſohnes fehlte, wie wir geſehen haben, auch dem heidniſchen Alterthum nicht; aber ſie bleibt hier nur Idee und idealiſtiſche Vorbereitung; die ungeheuere Thatſache der Realiſirung derſelben fällt in die Sphäre des übrigens zurücktretenden und verachteten Judenthums, und ſelbſt, wo ſie in dieſer nur erſt als prophetiſche Vorſtellung vorhanden, zeichnet ſie ſich durch jenes ſehnſüchtige, pathetiſche Drängen zur Realität aus, das ſonſt nirgend in demſelben Maße zum Ausſpruche kommt.

VI.

Ueberſicht. Zuſammenſtellung der erörterten Triaden. Die ſich in der Trinitätslehre ausſprechende Trias als allgemeines weltgeſchichtliches Myſterium. Noch ein ſchließliches Wort über Papſtthum und proteſtantiſche Kirchenthümer.

Hiemit glauben wir nun, jene dreifache Krone, die wir in unſerer Weiſe auszubeuten übernommen haben, jenes drei Principien und Elemente befaſſende Kirchen- und Prieſterthum, das den allgemeinen und eigentlichen Gegenſtand unſerer Beobachtungen bildet, zur Genüge betrachtet, nachgewieſen und erläutert zu haben. Die einander deutlich entſprechenden, in evidentem Zuſammenhange ſtehenden Triaden, die ſich dabei herausgeſtellt, ſind, um ſchließlich noch dieſe Ueberſicht zu geben, die folgenden.

1. Die drei principiellen und elementaren Momente, die ſich im Papſtthume vereinigen, erſtlich das durch den thatſächlichen Eintritt einer überweltlichen Macht und Natur in den Weltprozeß zum Chriſtenthum vollendete und geſteigerte paläſtiniſche, und dann auf Seiten des gebildeten Heidenthums das der griechiſchen Cultur und das der römiſchen Univerſalherrſchaft.

2. Die hiemit ſchon namhaft gemachten drei repräſentativen Volksſtämme und Volksgeiſter, welche dieſe Momente geliefert, indem ſie die Aufgabe gehabt, dieſelben zum Behufe nachheriger um ſo concreterer und concentrirterer Zuſammenfaſſung für ſich auszubilden und darzuſtellen, der jüdiſche, der römiſche und der griechiſche.

3. Die drei mythologiſchen Göttergeſtalten, welche den angegebenen Momenten und Volksſtämmen entſprechen, und welche zugleich als die ſich vorläufig verkündende, noch polytheiſtiſch auseinanderfallende Trinität des Chriſtenthums betrachtet werden können, Zeus, Herakles und Apollon.

4. Dieſe Trias endlich als chriſtliche Trinität, oder **Vater, Sohn** und **Geiſt**, als die eine, dreifach beſtimmte und gegliederte, mit ſich jedoch identiſch bleibende Gottheit der chriſtlichen Glaubenslehre.

Man erſtaunt über eine ſolche Alles einem Zwecke und Ziele zu Gute verknüpfende Harmonie und Architektonik, ein ſolches Syſtem von Ideen, Principien, Elementen, völkerſchaftlichen und welthiſtoriſchen Charakteren, Beſtimmungen und Erſcheinungen [*]), die theils ſo ganz einheitslos auseinanderfallen und ihren Weg für ſich machen, theils wieder in eine überraſchende Einheit zuſammentreten und bei näherem Zuſehen als ſchon von Anfang an auf eine ſolche geheimnißvoll angelegt, berechnet und hingeleitet erſcheinen. Man überzeugt ſich wohl, daß etwas der Art nicht auf zufälligen, ſubjektiven und willkührlichen Urſachen und Grundlagen beruhen kann, daß es vielmehr von der objektivſten und nothwendigſten Natur ſein und im tiefſten Grunde des Weltorganismus und der Weltanlage wurzeln muß; man ahnet auf dieſe Weiſe ein großes, allgemeines Schöpfungs- und Weltgeheimniß, dem nachzuſpüren gewiß die würdigſte Aufgabe des Denkers iſt; man merkt namentlich, daß die Trinität, deren Vorſtellung die chriſtliche Dogmatik gibt, und als deren getreueſte Abſpiegelung im Reiche geſchichtlicher Wirklichkeit wir das katholiſche Kirchen- u. Prieſterthum erkannt, die innere göttliche Wurzel und Norm der ganzen Weltentwickelung und Weltgeſchichte iſt, und ſieht um ſo deutlicher den ungeheueren Fehler ein, den jene chriſtlichen Kirchen und Sekten begehen, welche die wundervolle Verknüpfung und Totalität zerſtören, deren Bewahrung dem Katholicismus zu ſo großem Vortheil und Vorzuge gereicht. Wer dieſe Organiſation mißbilligt, der ſollte wenigſtens auch das Dogma der Trinität aufgeben, das in ihr ſeinen realen, hiſtoriſchen Ausdruck findet, was freilich noch Niemand bemerkt zu haben ſcheint. Iſt aber dieſes Dogma eine weſentliche, nicht aufzugebende Inhaltsbeſtimmung des Chriſtenthums, ja der Kern, die Alles in ſich faſſende Grund- und Hauptlehre dieſer Religion, und hat daſſelbe einen ſo umfaſſenden welthiſtoriſchen Sinn, ſo wird eine Kirche, welche dieſem Dogma, und das ganz dieſem großartigen Sinn entſprechend, einen ſo vollſtändigen Ausdruck verleiht, nothwendig für diejenige zu gelten haben, in der ſich das Chriſtenthum überhaupt ſeiner adäquateſten Darſtellung und Ausführung in Zeit und Welt erfreut.

---

[*]) Ueber einige triadiſche Erſcheinungen und Thatſachen im neuen Teſtament und in der erſten Geſchichte des Chriſtenthums iſt in der Beilage E. beſonders gehandelt.

* * *

Anhang.

Beilagen.

A.

Ueber katholiſche Cultusformen und Cultusmittel.

Zu I. S. 8.

Niemand hat die Wirkung, welche der katholiſche Cultus in Folge ſeiner Objektivität und Anſchaulichkeit auf das Gemüth des Menſchen auszuüben vermag, trefflicher geſchildert, als Schiller in ſeiner Maria Stuart, indem er Mortimer von ſeiner Converſion erzählen läßt.

„Ich zählte zwanzig Jahre, Königin;
In ſtrengen Pflichten war ich aufgewachſen,
In finſterm Haß des Papſtthums aufgeſäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das feſte Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtſtuben,
Die Heimat hinter mir; in ſchnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das geprieſene
Italien mit heißem Wunſche ſuchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfeſtes;
Von Pilgerſchaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wandrung wäre,

Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubensvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Rom's —
Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Koloſſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine Wunderwelt mich ſchloß!
Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich in's Inn're nun
Der Kirche trat, als die Muſik der Himmel
Herunterſtieg und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte und Höchſte, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte;
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die herabgeſtiegene
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papſt drauf ſah in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker ſegnen.
O, was iſt Goldes, was Juwelen-Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur er iſt mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Himmel iſt ſein Haus;
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen.

Maria.

O, ſchonet mein! Nicht weiter! Höret auf,
Den friſchen Lebensteppich vor mir aus-
Zubreiten — Ich bin elend und gefangen.

Mortimer.

Auch ich war's, Königin, und mein Gefängniß
Sprang auf, und frei auf Einmal fühlte ſich
Der Geiſt, des Lebens ſchönen Tag begrüßend.
Haß ſchwur ich nun dem engen, dumpfen Buch,
Mit friſchem Kranz die Schläfe mir zu ſchmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu ſchließen."

Allerdings ſpricht hier Schiller nicht in ſeinem eigenen Namen, ſondern aus der Seele einer ſeiner Theaterfiguren heraus, die er zu charakteriſiren hat. Seine Darſtellung iſt aber ſo warm und wahr, daß ſie fühlbar auch aus eigener Gefühls- und Anſchauungsweiſe gefloſſen iſt und als ein Votum dieſes großen Dichters und Denkers zu Gunſten des Katholicismus betrachtet werden darf. Auf jeden Fall mußte eine ſolche Dichterſeele dieſem unendlich holder ſein, als „dem engen, dumpfen Buch", und als „der Puritaner dumpfen Predigtſtuben." Wer eine aus katholiſcher Feder gefloſſene Darſtellung vergleichen will, der wird eine ſolche in Beda Weber's „Cartons aus dem deutſchen Kirchenleben", Mainz 1858, S. 766 ff. unter der Ueberſchrift: „Der große Roſenkranz auf dem heiligen Berge bei Vareſe im Mailändiſchen" finden. Ich ziehe hier mit großer Abkürzung nur Folgendes aus.

„In dem Geiſte des h. Carlo Borromeo, Cardinal-Erzbiſchofs von Mailand, deſſen Wirkſamkeit in die Jahre 1548—1584 fällt, tauchte die Idee auf, die Geheimniſſe des Evangeliums plaſtiſch darzuſtellen und zu dieſem Zwecke nicht nur alle Mittel der Kunſt, ſondern auch die großartigen Bilder der Natur ſelbſt als Rahmen dazu in Anwendung zu bringen. Sein Vetter, Federigo, ebenfalls Erzbiſchof von Mailand, brachte dieſe Idee in den Jahren 1563—1631 zur Ausführung. Es erhob ſich die wunderbare Schöpfung des heiligen Berges zu Vareſe als Einheits- und Erfriſchungsort des Volkes der lombardiſchen und piemonteſiſchen Ebenen und der angrenzenden Schweizerthäler, eine aus weißem Marmor gebildete rieſige Chriſtenlehre. Ein freiſtehender, faſt pyramidenartiger Hügel erhebt ſich aus der Ebene des Dorfes Vareſe, welcher in ungeheuren Wellungen vom friſcheſten Grün überkleidet, in's Hochgebirge der Teſſiner Alpen ausläuft, an ſeinem Fuße mit unzähligen Landhäuſern, darüber mit Feldern und Wieſen voll ſchwellender Fruchtbarkeit, zuhöchſt mit beherrſchendem Ausblick auf die weite Landſchaft des Po und die abgränzenden Berge. Eine gutgepflaſterte Straße, zu beiden Seiten mit einer Mauer eingefaßt, führt auf den Gipfel deſſelben empor."

„Iſt der Wanderer aus dem Bereiche üppiger Villen und ihrer Waldungen in's Freie emporgedrungen, ſo quillt aus dem Fels am Wege ein kühler, wohlumhegter Brunnen, dem müden Wanderer ein erwünſchtes Labſal. Gleich daneben wölbt ſich über die Straße ein mächtiges, kunſtreich aus Marmor gebautes Portale und bezeichnet durch ſeine chriſtliche Anlage den Eintritt in's Gebiet der heiligen Jungfrau. Dahinter ſtehen in mäßiger Entfernung fünf Kapellen, rings mit Säulengängen, durch die ein Reiter bequem paſſiren kann, ſtets auf einer Hügelecke, wo die reichſte Ausſicht in die ewig wechſelnden Bilder einer reichen Natur das Auge entzückt. Sie enthalten die ausführliche Darſtellung der freudigen Geheimniſſe des heiligen Roſenkranzes mit originellen Bildereien, die aus einer Erdart gebrannt und mit Farben lebenstreu bemalt ſind. Den Anfang macht in der erſten Kapelle der engliſche Gruß, die Heimſuchung Mariä, die Geburt Chriſti, die Darſtellung Jeſu im Tempel und deſſen Wiederfindung unter den Schriftgelehrten. Ihnen ſchließen ſich die ſchmerzhaften an, abermals durch eine rieſige Thorhalle über dem Wege eröffnet nach der nämlichen Anlage und Ausführung, der heilige Oelberg, die Geißelung, die Dornenkrönung, die Kreuzfahrt und die Kreuzigung. Aus dieſem Gebiete der Todesſchmerzen treten wir aufwärtsſteigend durch ein drittes Thor in die lichte Region der glorreichen Geheimniſſe der Menſchenerlöſung, wo in vier auf einander folgenden Kapellen die Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti, die Sendung des heiligen Geiſtes und die Aufnahme Mariens in den Himmel dargeſtellt ſind. Die Hügelpyramide iſt immer ſchlanker und luftiger geworden; mit den Lichtmaſſen, die ſich von allen Seiten auf uns niedergießen, haben ſich die Düfte und Kühlungen der überragenden Alpen gemiſcht, um unſere Seele durch die glorreichen Thaten Jeſu Chriſti, welche den Tod gebrochen und die Hölle beſiegt haben, fröhlich aufathmen zu laſſen. Weite dunkellaubige Thäler haben ſich rings um unſere Höhenwanderung aufgethan und unſere erhabene Stellung auf eine faſt ſchwindelerregende Weiſe in den Lüften iſolirt. Auf der höchſten Spitze des Hügels befindet ſich die Kirche der allerſeligſten Jungfrau und das ihr verbundene Nonnenkloſter. Die Kirche iſt der Krönung Maria's, alſo dem letzten glorreichen Geheimniſſe des h. Roſenkranzes geweiht. Fünf Geiſtliche verſehen an der Kirche den Wallfahrtsdienſt und ſind an Marienfeſten beſonders viel beſchäftigt."

„Tritt man an ſolchen Tagen aus der Kirche auf die Höhenteraſſe heraus, ſo genießt man einen Anblick, der ſich mit Worten nicht ausdrücken läßt. Der heilige Berg iſt von oben nach unten mit Menſchen bedeckt, alle ſelig und froh im Reviere der Himmelskönigin, hier an Marmorſtufen, dort unter rieſigen Bäumen gelagert, von mildthätigen Reichen leiblich geſpeiſt, nachdem ſie im Krönungsſaale der heiligen Jungfrau die Himmelsſpeiſe genoſſen, rings im Ausblick auf die wunderherrliche Welt, welche eine unermeßliche Ebene, wogende Seen, prangende Berge zeigt und ſich ſchmiegſam herangelaſſen hat, das Evangelium unſeres Herrn Jeſu Chriſti in den prachtvollſten Rahmen zu faſſen. Der Rieſenbau des Mailänder Doms und die borromäiſchen Inſeln ſchauen aus der Ferne wie Sterne ewiger Hoffnungen tröſtend in's Volksgewühl herein, das ſich als lebendige Pyramide zum Himmel aufgebaut hat, ſo daß man mit Wahrheit ſagen kann: Alles was Herz und Stimme auf Erden hat, Licht und Farbe, Frucht und Blüthe, Geiſt und Natur haben ſich zu Vareſe vereinigt, die Offenbarung Gottes unter den Menſchen wahr und wirklich zu machen.“

„Der h. Carlo Borromeo ging bei dem Plane zu dieſer Schöpfung von einer Anſicht aus, die wir bei einem gleichzeitigen Schriftſteller entwickelt finden und hier im Auszuge wiedergeben wollen. Wenn der chriſtlichen Lehre zur Wirkung auf die Gemüther nur das Wort und die Schrift gelaſſen wird, ſo hat die Seelſorge einen beſchränkten Kreis, um für alle Einzelheiten individueller Begriffe zu ſorgen und in's innerſte Lebensmark erfolgreich einzubringen. Die Predigt, von einem irdiſchen Menſchen getragen, daher leider oft ſeinen natürlichen Talenten und Schwächen unterthan, wird nur zu leicht die nächſte Veranlaſſung, alle himmliſchen Wahrheiten durch menſchliche Fehlerhaftigkeit zu blamiren. Kommt noch dazu, daß die Predigt allein ohne individuelle Kenntniß der Seelenzuſtände in den Zuhörern allzuleicht in leeres Phraſengeklingel, carrikirtes Geberdenſpiel und in einen ganz eigenthümlichen Heulerton ausartet, der einem Theater ſchlecht ſteht und in der Kirche nur dem verdorbenſten Geſchmacke zuſagen kann, ſo iſt die Langeweile und der Ekel der Zuhörer unvermeidlich und fällt leider nicht ſelten auf den ungeſchickten Redner zurück. Noch bedenklicher ſteht es mit der Schrift, welche uns die ewige Wahrheit deuten ſoll. Sie iſt ein äußeres Zeichen, als Symbol des Unausdenkbaren und Ewigen tauſend verſchiedenen Auslegungen unterworfen, die Jeder nach dem Stande ſeiner Bildung, ſeines Eigenſinnes, ſeiner vorgefaßten Meinung macht, und in dieſe ſubjektive Auffaſſung ſeine eigenen Anſichten und Meinungen hineinlegt, ſo daß zehn Menſchen über die nämliche Bibelſtelle verſchiedene Verſtändniſſe und Mißverſtändniſſe hegen können ohne Mißbrauch ihrer Freiheit, ohne vorſätzliche Bosheit. So iſt ſie nur zu oft ein Spiegel, in dem jeder Menſch nur ſich ſelbſt, ſeine eigenen Züge, ſein eigenes Weſen erblickt. Dieſe Erfahrungen, ſeit Jahrhunderten durch unzählige Thatſachen der Geſchichte gemacht und beſtätigt, haben in der katholiſchen Kirche von jeher zur univerſellen Auffaſſung der Offenbarung und Vermittlung derſelben mit dem ganzen Umfange unſeres irdiſchen Lebens geführt und dadurch das Wort Gottes auf der breiteſten Grundlage entwickeln helfen. Da nämlich das Wort ſo gut als die Schrift nicht die Wahrheit ſelbſt, ſondern nur Sinnbilder ſind, um die Lehre des Heilandes dem Menſchengeiſte zu vermitteln und nahe zu legen, da ferner Wort und Schrift nach dem Bildungsſtande gewöhnlicher, oft roher Menſchen, nicht einmal die populärſten Mittel ſind, um das ſinnliche Element mit ewigen Ideen zu durchdringen, und nothwendig zum rechten Verſtändniſſe einen gewiſſen, leider oft nicht vorhandenen Bildungsgrad erfordern, ſo nahm die katholiſche Kirche keinen Anſtand, nicht bloß dieſe Mittel allein, ſondern alle tauglichen Wege in Anwendung zu bringen, wodurch die Seele zur Erkenntniß der ewigen Wahrheit gebracht werden kann. Die Malerei, die Bildhauerkunſt, die Schnitzkunſt, die Bildnerei durch Guß und Formbildung und die Baukunſt werden zu Hülfe genommen, um das Ewige nicht bloß einſeitig, ſondern univerſell in die Seele einzuſenken. Alle dieſe Künſte werden unmittelbar mit Welt und Leben in Verbindung gebracht, und der unermeßliche Reichthum der Welt und des Lebens ſelbſt benutzt, um dadurch der Lehre unſeres Heilandes die umfaſſendſte Wirkung auf das menſchliche Gemüth zu verſchaffen, ſo daß ſich ſelbſt der Blödeſte und Ungebildetſte derſelben nicht entziehen kann. Dieſem natürlichen Lebenstriebe der katholiſchen Kirche verdanken wir die runde Vollendung unſeres chriſtlichen Lebens, die Naturwüchſigkeit der Empfindung, die Klarheit und Anſchaulichkeit der erhabenſten Wahrheiten der geoffenbarten Religion. Wo die Einleitung der evangeliſchen Heilslehre in das Leben bloß auf Wort und Schrift beſchränkt bleibt, wird ſie mehr oder minder ewig in der Luft ſchweben und mit den Worten bald dahin, bald dorthin über den Köpfen der meiſten Menſchen erfolglos tanzen, je nachdem die Winde und Luftzüge gebieten, weil die wurzelhafte Einſenkung derſelben in Welt und Zeit nicht beliebt worden iſt.“

Der Katholicismus nimmt Kunſt und Natur zu Hülfe, um ſeine Wirkungen zu thun, ſeine Abſichten zu erreichen. Thut er es nicht immer und überall in einer jedem Geſchmacke zuſagenden Manier, ſo iſt doch durchweg der Grundſatz, das Princip anzuerkennen. Dabei iſt in Betrachtung zu ziehen, zu welch' ödem, geiſtloſem und ennuyantem Extreme ſich der Gegenſatz häretiſcher Parteien in dieſem Punkte fortbewegt hat. Wenn Carlſtadt in Wittenberg und Zwingli in Zürich Altäre und Bilder zertrümmert, ja letzterer die Orgeln zerſtört hatte, ſo erklärten die Wiedertäufer auch ſelbſt noch die entleerten Tempel für Götzenhäuſer. Vom Geſange urtheilten ſie ungefähr wie Peter v. Bruys, der ihn für eine Anbetung

Satans hielt.*) Daran reihen ſich auch die Quäker. Ihre gottesdienſtlichen Uebungen und Verſammlungen ſind von der ſubjektivſten und abſtrakteſten Art. In einem ſchmuckloſen, kahlen, nur mit Bänken angefüllten Saale, wo kein äußerer Gegenſtand irgend eine Wirkung thun darf, ſitzen ſie im tiefſten Schweigen, um ſich von aller irdiſchen Zerſtreuung in ſich ſelbſt zurückzuziehen und zum Vernehmen innerer himmliſcher Einſprache zu befähigen. Wer ſich endlich nach langem Harren dazu angetrieben fühlt, läßt ſich in einer Rede oder einem Gebete vernehmen; es geſchieht auch wohl, daß die Verſammlung auseinander geht, ohne daß es zu einer ſolchen Aeußerung gekommen iſt. Nicht nur Romanenlektüre, Theaterbeſuch, Tanz und Spiel jeder Art, ſondern auch Muſik, ſowohl Geſang, als Inſtrumentalmuſik, iſt von dieſen Leuten verworfen worden.**) „Die Quäker", ſagt Thomas Paine, „würden, wenn man ihren Geſchmack bei der Schöpfung zu Rathe gezogen hätte, die ganze Natur lautlos gemacht und in trübe Farben gekleidet haben. Nicht eine Blume hätte ihre Farbenpracht entfalten, nicht ein Vogel ſein Lied ſingen dürfen." Das ſind die Conſequenzen dieſer Richtung. „Alle menſchliche Herrlichkeit iſt Kinderſpott; der Menſch iſt nicht dazu da, Paläſte zu bauen und ſchöne Bilder zu malen, und Gott hat kein Wohlgefallen an dem Betrieb irgend einer eitlen, irdiſchen Kunſt." So läßt Jung-Stilling in ſeinen „Scenen aus dem Geiſterreiche" einen Engel im Himmel ſprechen. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, wie weh mir einmal der pietiſtiſche Profeſſor Kanne in Erlangen that, als er über alle Poeſie den Stab brach. Auch das negative Moment des Chriſtenthums hat ſeine Wahrheit und Berechtigung; aber es hat nur ein Moment des Ganzen, nicht das Ganze ſelbſt zu ſein. So wird es denn auch vom Katholicismus behandelt. Er treibt, da Alles in ihm enthalten und vertreten iſt, die Abſtraktion und Negation theilweiſe noch viel weiter, als irgend eine nichtkatholiſche Sekte und Partei; aber er ſchließt ſie in ihre Grenzen ein und breitet ſie nicht zum Nachtheil der Religion und zur deſtruktiven Abſchwächung ihrer Manifeſtationen und Effekte über das ganze chriſtliche Leben aus.

---

*) Möhler, Symbolik, Mainz und Wien 1838. S. 483.

**) Daſelbſt S. 516 f. 519 ff.

B.

Stoa und Chriſtenthum.

Zu II.

Einwürfe, die nicht nur zu erwarten, die von achtungswertheſter Seite bereits in der That gemacht worden ſind, veranlaſſen uns zu folgenden näheren Erörterungen über das Verhältniß der ſtoiſchen Philoſophie zum Chriſtenthum.

Bei der am Ende unſeres II. Capitels angeſtellten Vergleichung der beiderſeitigen Lehre und Denkweiſe war es nicht unſere Abſicht, die hier eben ſo ſehr auch Statt findenden großen und weſentlichen Differenzen zu läugnen. Eine zu weit getriebene Verähnlichung heidniſcher und chriſtlicher Dinge liegt überhaupt gar nicht in unſerem Intereſſe; die Verwiſchung des Unterſchieds iſt ein eben ſo großer Fehler, als die totale Auseinanderreißung; und wir brauchen, um unſerer Tendenz zu genügen, nicht weiter zu gehen, als der Apoſtel Paulus, die Kirchenväter und neuere katholiſche Theologen und Hiſtoriker gethan. Was die von uns ſelbſt durchaus anerkannte eigenthümliche Natur des Chriſtenthums betrifft, ſo kommt dieſem bei all den Berührungspunkten, die es mit ſonſtigen Phänomenen in Geſchichte und Bewußtſein der Menſchheit hat, eine Bedeutung, Größe, Tiefe und Würde zu, die mit nichts Anderem in der Welt vergleichbar iſt. Es handelte ſich und handelt ſich fortwährend bei ihm um noch ganz andere Dinge, als um die Anſichten und Lehren, die es mit der Stoa und ſonſtiger Philoſophie und Moral gemein hat und haben kann. Es iſt dies namentlich die ganz neue Einſenkung und Einverleibung eines höheren Princips in Menſch und Welt, wie ſie in Chriſtus geſchehen iſt und in der von ihm geſtifteten Kirche perennirend zu geſchehen hat. Durch ihn ſollte eine zwiſchen Welt und Gott entſtandene furchtbare Kluft getilgt*), dem Tode ſeine Macht genommen, der Anfang zu einem ganz neuen Weltalter und Weltprozeß gemacht, der zu einer ganz neuen Art von Exiſtenz hinüberführende Weg eröffnet, ein Inſtitut in's Leben gerufen werden, welches den Zweck und Beruf, ſo wie die aus übermenſchlicher Sphäre ſtammende Kraft hat, dieſes ungeheuere Werk durch die Jahrtauſende hindurch zu ſeinem Alles verwandelnden und verklärenden Ende zu führen.**) Das konnte kein Heros und Genius, keine Religion und Philoſophie der heidniſchen Zeit und Welt, das konnte nur er, der incarnirte, leidende, ſterbende, auferſtehende Gott des Chriſtenthums. Vorbereitet und herangereift für dieſe Erſcheinung mußte aber eben ſo gut das Heidenthum, als das Judenthum, ſein; mußte es um ſo mehr, da die Stiftung Chriſti, die neue Religion und Kirche zwar im Judenthume gegründet wurde, ſich aber in keiner Weiſe auf daſſelbe beſchränken konnte, ſich der Feindſeligkeit wegen, womit ſie von ihm behandelt wurde, vielmehr in's Heidenthum ergießen und da ihr Reich errichten mußte.

---

*) Coloſſ. 1, 19 ff. 2. Corinth. 5, 18 f. Epheſ. 1, 10. Car. 2, 14.

**) 1. Corinth. 15, 45 ff. Der erſte Adam war nur „eine lebendige Seele", wie hier mit Bezug auf 1. Moſ. 2, 7 geſagt; der zweite aber iſt „ein belebender Geiſt"; der erſte Menſch war irdiſcher, der zweite iſt himmliſcher Natur. Es ſind auf dieſe Weiſe zweierlei Schöpfungen unterſchieden, wovon die erſte eine noch unvollkommene, auf relativ niedriger Stufe ſtehende war; dieſe Stufe muß überſchritten werden, damit die zweite, höhere Schöpfung, die aus dem Geiſte, zu Stande komme. Das iſt der Inhalt und die Bewegung der ganzen Weltgeſchichte und Paulus der wahrhafte Geſchichtsphiloſoph. Vergl. Galat. 6, 15: „In Chriſto Jeſu iſt weder Beſchneidung Etwas, noch Vorhaut, ſondern eine neue Schöpfung." 2. Corinth. 5, 17: „So Jemand in Chriſto iſt, ſo iſt er eine neue Schöpfung; das Alte iſt vergangen, ſiehe, es iſt Alles neu geworden." 2. Petr. 3, 13: „Wir war-

Zu dieſer Vorbereitung und Reiſe gehört denn auch die Philoſophie und Ethik der Stoiker, ſofern ſie ſich der chriſtlichen Lehre und Denkart nähert, ja mit ihr zum Theil ſelbſt bis zur formellen Uebereinſtimmung zuſammenfällt. Hiebei iſt wohl zu merken, daß ſich unter den Stoikern und ihren Lehren ſelbſt ein bedeutender Unterſchied findet und nicht Alles, was unter dem Namen der Stoa zuſammengefaßt wird, aus einem Geiſte ſtammt und unter denſelben Geſichtspunkt fällt. Darum haben wir oben auch nur die Namen Kleanthes, Epiktetes und Marcus Aurelius Antoninus genannt. Was man den Stoikern vorwirft, iſt beſonders „der Hochmuth, der ihrem Syſteme zu Grunde liege“, in welcher Rückſicht Döllinger*) eine Reihe von Citaten aus Seneca gibt. Hören wir indeſſen, wie ſich Tennemann, und wie ſich Döllinger ſelbſt über Epiktet äußert. „Seine Lehren“, ſagt der Erſtere, „haben weit mehr Einfalt, als die des Seneca; ſie ſind ganz der Abdruck ſeines Charakters

---

ten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet“; und Offenb. Joh. 21, 6: „Und der auf dem Throne ſaß, ſprach: Siehe, ich mache Alles neu.“

*) Heidenthum und Judenthum S. 874.

und Lebens. Sein ganzes Leben ſtand mit den Grundſätzen, die er vortrug, in Harmonie; er wollte das, was der Menſch nach ſeiner Ueberzeugung ſein ſollte, nicht ſcheinen, ſondern ſein; in ſeinen Lehren iſt nicht die geringſte Anwandlung von anmaßendem Stolze, keine Spur von der Sucht, zu gefallen und zu ſchimmern, bemerklich. Sein Hauptgrundſatz war: Alles, was die innere Ueberzeugung, das Gewiſſen, als gut und böſe vorſtellt, als ein untrügliches Geſetz zu betrachten, und ſich weder durch Luſt noch durch Unluſt davon abwendig machen zu laſſen." *) Noch viel bedeutender iſt, was Döllinger aushebt und zugeſteht. „Der Anfang der Philoſophie", ſagt er, „iſt ihm das Bewußtſein unſerer Schwäche und Ohnmacht. Um gut zu werden, müſſen wir erſt zu der Einſicht kommen, daß wir ſchlecht ſind. Die Philoſophie muß uns vor Allem vom Dünkel reinigen, der Nichts zu bedürfen wähnt. Epiktet verweiſt den Menſchen auf Gott; bei ihm ſolle der Menſch das ihm Mangelnde, die ſittliche Hülfe ſuchen, und noch nie war eine Moral mit ſo ſtarken und zahlreichen chriſtlichen Anklängen entwickelt worden." **) Hier kehrt ſich jedenfalls eine ganz andere Seite, als die gerügte, heraus und das genügt vollkommen für unſeren Zweck. Uebrigens haben die Vertheidiger der Stoa ſelbſt die ſtolze Höhe, auf welche dieſelbe ihren „Weiſen" ſtellt, mit chriſtlicher und bibliſcher Idealität in Einklang zu bringen gewagt. In der Vorrede zu Hofmann's Ueberſetzung der Selbſtbetrachtungen des Marc Aurel ***) heißt es: „Es wird für irrig, ja für gottlos gehalten, daß die Stoiker ihren Weiſen, oder nach unſerer Sprache, ihren vollkommenen Menſchen, Gott gleich machen wollen. Will aber nicht Chriſtus ſeine Schüler gleichfalls ſo vollkommen haben, als Gott? Schuf nicht Gott den erſten Menſchen nach ſeinem Bilde? Und ſoll nicht der neue Menſch wiederum nach Gott geſchaffen ſein in wahrhafter Gerechtigkeit und Heiligkeit?" *) Daß ein ſolches Ideal, wie es auch übrigens beſchaffen ſein mochte, auch auf dieſer Seite hervorgetreten, iſt jedenfalls als eine bedeutende Thatſache und als ein weſentliches Moment in der Entwicklung des heidniſchen Bewußtſeins zu betrachten. Der mit ſich und ſeiner Welt zerfallene Menſch ſtrebte über ſich und dieſe Welt hinaus nach einem harmoniſcheren, ſeligeren, würdevolleren Ziel. Er hatte das Bedürfniß, einen weſentlich höher geſtellten, von dem ſchmählich laſtenden Drucke der Welt und Zeit befreiten Menſchen ſich wenigſtens idealiſtiſch vorzuſtellen. Der ſtoiſche Weiſe war ſomit ein heidniſches, und inſofern freilich nicht weniger differentes, als analoges Seitenſtück zu dem neuen Menſchen, dem „anderen Adam" des Chriſtenthums; er war die höchſte Anſtrengung des Heidenthums, ſich mit den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln auf einen über das Menſchliche im untergeordneten und ſchlechten Sinne des Wortes erhabenen Standpunkt zu verſetzen. Die Stoiker rühmten ſich jedoch nicht, das Ziel erreicht zu haben; ſie ſpreizten ſich mit ihrem Ideale nicht perſönlich auf; ſie geſtanden, daß Niemand zu nennen ſei, in welchem es ſich realiſirt zeige; nicht einmal z. B. in einem Sokrates, Antiſthenes, Kleanthes, Chryſippus finde es ſich dargeſtellt. Je höher die Stufe, auf welche man den idealen

---

*) Tennemann's Geſchichte der Philoſophie V. S. 178.

**) Döllinger a. a. O. S. 577.

***) Hamburg 1755. Fünfte Ausgabe.

---

*) 3. Moſ. 19, 2. 1. Petr. 1, 15 f. Matth. 5, 48. Coloſſ. 1, 22. Cap. 3, 9 ff. 2. Corinth. 3, 18. Cap. 7, 1. Epheſ. 1, 4. 1. Theſſal. 5, 23.

Denker und Ethiker ſtellte, deſto unerreichlicher erſchien dieſes Muſterbild; je ſtolzer die Idee, um ſo beſchämter und demüthiger empfand ſich das ſeine Mangelhaftigkeit damit vergleichende Individuum. Was den in Beſchreibung des ſtoiſchen Weiſen, ſeiner Würde und ſeines Glückes allerdings ſehr hochfliegenden und überſchwänglichen Seneca betrifft, ſo erklärt ſich derſelbe doch in Rückſicht auf ſich ſelbſt mit einer Offenheit und Beſcheidenheit, an der Nichts auszuſetzen iſt. So ſagt er de vita beata 17: „Ich bin kein Weiſer, werde auch keiner werden. Meine Forderung an mich ſelbſt iſt nicht dieſe, daß ich den Trefflichſten gleich, ſondern nur beſſer, als die Schlechten ſei. Es iſt mir genug, wenn ich täglich von meinen Fehlern Etwas ablege und mir meine Verirrungen vorwerfe.“ — — — „Von der Tugend rede ich, nicht von mir; und wenn ich auf die Laſter ſchelte, ſo ſchelte ich am erſten auf die meinigen.“ — — — „Nichts ſoll mich hindern, die Tugend anzubeten und ihr von meinem mächtigen Abſtande aus mit wankendem Schritte nachzugehen.“ Und de tranquill. an. 7: „Es iſt nicht gemeint, als ob ich dir zur Regel machte, du ſolleſt dich nur mit einem Weiſen berühren; denn wo wirſt du den finden, den man ſchon ſo viele Jahrhunderte ſucht! Für den Beſten muß der gelten, der am wenigſten ſchlimm.“ Der idealiſtiſchen Ethik des Stoikers genügt nicht bloße Geſetzlichkeit und äußere Schuldloſigkeit; wer aber will ſich rühmen, auch den höheren Anforderungen des Sittengeſetzes vollkommen Genüge gethan zu haben! So heißt es bei Seneca de ira I. 14: „Es gibt keinen Menſchen, der ſich frei ſprechen könnte; und wenn Jemand behauptet, er ſei ohne Schuld, ſo kann dies nur in Rückſicht auf Zeugen, nicht aber auf ſein Gewiſſen gelten.“ Und daſelbſt II. 28: „Kein Menſch iſt ohne Schuld. Du ſprichſt: Ich habe nicht gefehlt; ich habe Nichts gethan. Nein, du geſtehſt nur Nichts. Wir nehmen es übel auf, wenn wir durch Mahnung oder Einſchränkung zurecht gewieſen werden, und fehlen in demſelben Momente, indem wir zu begangenen Sünden noch die der Anmaßung und des Trotzes hinzufügen. Wer kann ſagen, er habe nie gegen ein Geſetz gehandelt? Und geſetzt, du könnteſt es, welch eine allzu beſchränkte Unſchuld, vor dem Geſetze gut zu ſein! Um wie viel weiter erſtreckt ſich der Umfang unſerer Pflichten, als die Regel des Rechtes! Wie Vieles fordert die Frömmigkeit, die Menſchenliebe, die Freigebigkeit, die Treue — was Alles auf den Tafeln der bürgerlichen Geſetze nicht geleſen wird!" Das iſt eine Sprache, wie ſie aus dem chriſtlichſten Munde der Welt zu gehen, geeignet wäre. Kann nun aber, ſagt der Stoiker, unſer Tugendideal nicht erreicht werden, oder wird es nur höchſt ſelten erreicht, ſo iſt doch darnach zu ringen; und ſelbſt das bloße Aufſtellen eines ſolchen Ideals und das hinter ſeinen Forderungen zurückbleibende, jedoch ernſtliche und redliche Streben iſt Etwas. So heißt es bei Seneca, de vita beata 20: „Die Philoſophen leiſten nicht, was ſie vortragen. Aber ſie leiſten doch viel, indem ſie es ausſprechen, indem ſie ein ſolches Ideal aufſtellen. Die Beſchäftigung mit ſo heilſamen Studien iſt lobenswerth, wenn es auch am Vollbringen fehlt. Darf man ſich wundern, wenn die, welche ſich an ſo ſchroffe Höhen gewagt, nicht bis zum Gipfel kommen? Den Mann, der Großes verſucht, muß man achten, auch wenn er fällt." Was den von den Stoikern aufgeſtellten Grundſatz der Feindesliebe betrifft, ſo ſagt der treffliche Marc Aurel ausdrücklich VII. 22: es zieme ſich für den Menſchen, auch diejenigen zu lieben, die ihn beleidigen; VII. 36 führt er den Ausſpruch des Antiſthenes an: „Es iſt königlich, Gutes thun und böſe Nachrede leiden;“ I. 7 ſpricht er von dem Stoiker Ruſticus, von dem er gelernt habe, ſich jeder Art von Stolz, Hochmuth und Oſtentation zu enthalten, ſtets bereit zu ſein, dem Beleidiger zu vergeben, und ſtets willfährig, wenn Feinde verſöhnliche Abſichten zeigten — ganz in Uebereinſtimmung mit den bekannten Lehren des Evangeliums.*) Wie geneigt dieſer edle Fürſt geweſen, ſolchen Grundſätzen, ſelbſt ſeinen ärgſten Feinden gegenüber, praktiſche Folge zu geben, das beweiſt ſein Benehmen gegen den Aufrührer Caſſius. „Wer,“ ſagt ein älterer Forſcher**) von den Stoikern, „hat je die allgemeine Menſchenliebe eifriger und höher getrieben, die Güte ohne Wucher, die Gerechtigkeit ohne Einſchränkung und die Demuth ohne Niederträchtigkeit beſſer zu üben gelehrt?“ Von den Stoikern der Kaiſerzeit ſagt Aehnliches auch Döllinger:*) „Als Moraliſten ſtanden ſie auf einer hohen Stufe; ihr geiſtiger Horizont war freier und weiter geworden, der Begriff der Menſchheit als eines großen, zuſammengehörigen Ganzen hatte ſich bei ihnen entwickelt; Marc Aurel redet bereits von einer Weltrepublik, in welcher Römer und Barbaren, Sklaven und Krüppel Bürgerrecht hätten und Gleichheit herrſche. Wie die Aerzte in Zeiten großer Krankheiten ihre beſten Studien machen, ſo hatten auch die Stoiker in dem allgemein herrſchenden Sittenverderben ihren moraliſchen Blick geſchärft; ſie waren ernſte Sittenrichter, ſie wußten mitunter ſehr treffende Rathſchläge zu ertheilen über die Methode ethiſcher Reinigung und Beſſerung. Wie einſchneidend, lebendig, glänzend, voll tiefer Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſeiner Schwächen und Tücken iſt Seneca; wie feierlich wehmüthig und rührend Marcus Aurelius! Wie vertraulich und unwiderſtehlich wiſſen Epiktet und ſein Dollmetſcher Arrian den Leſer für ihre Predigt des Duldens und der Selbſtverläugnung zu gewinnen, und ihn ſtets wieder darauf zurückzuführen, daß er Nichts leidenſchaftlich begehre und, ſeiner geiſtigen Freiheit immer eingedenk, auf dem Wege der Tugend keiner Furcht Raum gebe!“ Tennemann**) ſagt: „In der anziehendſten Geſtalt erſcheint der Stoicismus bei dem philoſophiſchen Kaiſer Antonin, welcher der Menſchheit und der Fürſtenwürde ſo viel Ehre machte. Sein gebildeter Geiſt hatte das ſtoiſche Syſtem als eine Lehre für das Leben, nicht für die Schule, mit inniger Lebendigkeit ergriffen, und ſein wahrhaft menſchlicher Charakter, ſein religiöſer Sinn und ſeine Humanität gaben dem Ganzen ein eigenes, hervorſtechendes Gepräge. Ohne den weſentlichen Geiſt des ſtoiſchen Syſtemes aufzuopfern und den ſtrengen moraliſchen Grundſätzen Etwas zu vergeben, verbindet er damit in der Anwendung mehr Milde und Toleranz in Beurtheilung der nicht nach denſelben Grundſätzen lebenden Menſchen, mehr Nachſicht mit den Fehlenden, mehr Liebe und Achtung für die Menſchheit in jedem Individuum des Menſchengeſchlechts. Die theoretiſchen Behauptungen des Syſtemes von einem vernünftigen Geiſte, welcher die Seele des Weltalls iſt, braucht er nur zur Befeſtigung moraliſcher Grundſätze und zur Belebung der allgemeinen Menſchenliebe. Der Menſch ſoll ſich als das Glied eines Ganzen, welches von einer höchſt weiſen Intelligenz regiert wird, ſich mit anderen Menſchen als Kind eines gerechten und liebevollen Vaters, alle ſeine Schickſale als weiſe Fügungen des oberſten Geſetzgebers der Natur betrachten und ſeinen Privatwillen dem unveränderlichen Willen des Einen höchſt weiſen Weſens unterwerfen. Dieſe religiöſe Anſicht der Welt und des Menſchen liegt zwar in dem ſtoiſchen Syſteme überhaupt; ſie iſt aber doch durch die eigene Denkart Antonin's mehr hervorgehoben, und hat dadurch etwas ungemein Herzliches erhalten. Eine Folge davon iſt auch dieſe, daß er, ſo wie Epiktet, weit weniger dem Selbſtmorde das Wort redet. Beide verlangen nur eine der Vernunft angemeſſene ruhige Ergebung in den Willen Gottes, eine furchtloſe Erwartung des Todes und ein fleißiges Andenken an ihn, als moraliſches Uebungs- und Stärkungsmittel." Selbſt die Terminologie der Stoiker nähert ſich der chriſtlichen, ſo z. B. was den Ausdruck *σαρξ*, caro, Fleiſch, betrifft. Non est summa felicitatis nostrae in carne ponenda, ſagt Seneca epist. 74. Nunquam me caro ista compellet ad metum, daſelbſt 65 u. ſ. w. Dies Alles zuſammen genommen wird man bekennen müſſen, daß das Heidenthum, daß ſpeciell der Stoicismus, daß ganz beſonders der in den Antoninen auf dem Throne der Welt ſitzende philoſophiſche, religiöſe und ſittliche Geiſt des Alterthums bei Weitem mehr geleiſtet, als uns ohne ſo beſtimmt vorliegende Zeugniſſe der Literatur und Geſchichte glaublich ſein würde.

---

*) Vergl. Cicero pro Marcello 3: Animum vincere, iracundiam cohibere, victoriam temperare, adversarium nobilitate, ingenio, virtute praestantem non modo extollere jacentem, sed etiam amplificare ejus pristinam dignitatem, haec qui faciat, non ego eum cum summis viris comparo, sed simillimum Deo judico. In Hofmann's Ueberſetzung der Selbſtbetrachtungen Marc Aurel's, Hamburg 1755, S. 146, wird zu der oben angeführten Stelle bemerkt: „Erkennet ein Heide, daß es menſchlich ſei, die Feinde zu lieben, ei, was ſchreien denn die Chriſten wider das Gebot unſeres Heilandes: „Liebet euere Feinde“ u. ſ. w. Aehnliche Bemerkungen ſtehen in Spener's Predigten über Arnd's Bücher vom wahren Chriſtenthum, Frankf. a. M. 1711, S. 179: „Nächſtenliebe iſt eine Pflicht, die allen Menſchen von Natur bekannt und in's Herz geſchrieben iſt, Röm. 2, 14 f. Daher es auch die Heiden verſtanden haben, und der Kaiſer Alexander Severus den Spruch Chriſti, Matth. 7, 12 geführt, daß Jeder dem Anderen thun ſolle, was er ſelbſt von ihm verlange.“ Und S. 187: „Die Tugend der Feindesliebe findet ſich in einigem Grade auch bei einigen Heiden, welches zeiget, daß auch die Vernunft ſolcher Tugend Billigkeit und Würde erkenne. Dadurch diejenigen, die Chriſten heißen wollen und ſolche nicht allein nicht haben, ſondern für unmöglich halten, beſchämt werden können.“

**) In der Vorrede zu Hofmann's Ueberſetzung des Marc Aurel.

---

*) Heidenthum und Judenthum, S. 729.

**) Geſchichte der Philoſophie V. S. 180 f.

C.

Ueber Janus.

Zu II..

Die oben unter II. erörterte Doppelnatur des alten Römerthums ſpricht ſich auch wohl in jener räthſelhaften Gottheit aus, von welcher Ovid ſagt, daß Griechenland keine ähnliche habe:

> Quem tamen esse deum te dicam Jane biformis?
> Nam tibi par nullum Graecia numen habet. *)

Dieſer römiſche Doppelgott — Janus biformis, bifrons, biceps, geminus, ancipiti mirandus imagine Janus**) — iſt im Grunde nichts Anderes, als ein Bild, eine Perſonifikation des römiſchen Volkes und Weſens ſelbſt, das, wie mehrere ſchon oben berührte Spuren lehren, keines-

---

*) Fast. 1, 89. — **) Letzterer Ausdruck nach demſelben Dichter Fast. 1, 95. Der vierköpfige Janus war ein fremder Gott, den die Römer wohl nur ſo nannten, weil er ſie an ihren zweiköpfigen erinnerte. Serv. ad. Aen. VII. 608: Postea captis Phaleris (al. Faliscis), civitate Tusciae, inventum est simulacrum Jani cum frontibus quatuor. Der Name Janus, worüber unten das Nähere, iſt rein lateiniſch. Vergl. Ottfr. Müller, Etrusker. II. S. 58.

wegs ohne Bewußtſein über ſeine wunderliche, zweiſeitige und zweideutige Beſchaffenheit und Beſtimmung geweſen iſt. Dieſer Ausdeutung entſpricht auch das theils offene, theils verſchloſſene Heiligthum dieſes Gottes, welcher deßhalb auch ſelber Patulcius und Clusivius oder Clusius heißt, und als ſolcher zugleich Kriegs- und Friedensgott iſt, ſich theils kämpfend und erobernd nach außen, theils myſtiſch-tief und abgeſchloſſen nach innen kehrt. Der Doppelkopf iſt gewöhnlich ein auf beiden Seiten männlicher und bärtiger, was einer Ausdeutung, wie der auf Sonne und Mond, nicht günſtig iſt. Derſelbe wird noch jetzt auf tauſend Bronzen, auf Aſſen und Denaren erblickt. Den geſchmackvollen, ihrem ganzen Weſen nach weit einheitlicher und natürlicher beſtimmten Griechen war dieſes römiſche Monſtrum, das für ſie auch gar keinen Sinn hatte, ein Anſtoß und Aergerniß; und erſt ſpät entſchloſſen ſich, wie die Münzkunde lehrt, ſiciliſche und macedoniſche Städte, es zum Münztypus aufzunehmen. Die Römer wußten am Ende ſelber nicht mehr, was ſie aus dieſem alten Symbole und Denkmale einer tiefſinnigen, in ihren Darſtellungen dunklen und räthſelhaften Vorzeit machen ſollten, das ſich aber ſehr wohl verſtehen und durchaus befriedigend erklären läßt, ſo wie man, ohne irgendwie weiter auszugreifen und anzuknüpfen, ganz einfach bei dem alten, ernſten, in ſich ſelbſt geſpaltenen, mehr der Zukunft, als der Gegenwart angehörigen, ſelbſt über die hohe griechiſche Stufe, aber noch ohne alle Vollendung, Heiterkeit und Ruhe in ſich, hinausgehenden, in dieſem Bilde rein nur ſich ſelbſt ſpiegelnden Römerthume ſtehen bleibt.

Alte Münzen zeigen auf der einen Seite einen Januskopf, auf der anderen ein Schiffsvordertheil und eine Victoria darauf. Das deutet Fortbewegung und Sieg, ſiegreichen Fortgang der römiſchen Angelegenheiten an.

Es kommt ſtatt der letzteren Symbole auf der einen Seite auch ein Delphin vor; Beides, Schiff und Fiſch, bezeichnet Vorbringen und Fortgang. Die Formen Cameses, Camesenus. Camises, Camise, Camisene, Camasene ſind Namen eines Bruders, einer Schweſter und Gattin des Janus, womit ſich das ſicilianiſche Wort καμασινες, καμασηνες, Fiſche, vergleicht. Das ſtimmt mit dem Fiſche der Münzen zuſammen. Es tritt das Bild des Quellens, Fließens, Strömens hinzu; ein Sohn des Janus von der Juturna hieß Fontus, und die Familie der Fonteji führte auf ihren Münzen den Doppelkopf und ein Schiff. Juturna war eine italiſche Quellnymphe; aus ihrem Borne wurde das Waſſer zu allen Opfern nach Rom gebracht, ſo daß hier zugleich das religiöſe Moment bemerklich, der Fortgang Fontus als auf heiligem Grunde beruhend dargeſtellt iſt. Alſo Schiffen, Schwimmen, Strömen d. h. Fortbewegung, Fortgang ohne Raſt und Ruhe, ohne Hemmung und Aufhalt wird ausgedrückt. Es wird dem Janus auch eine Venilia beigegeben, das Wort venilia aber durch unda, quae ad litus venit, die Welle, die an's Ufer kommt, erklärt; es wird alſo auch ein Gelangen an's Ziel in Ausſicht geſtellt. Iſt hier das Einzelne dunkel und zweifelhaft, ſo wird es klar und gewiß durch eine ſolche Zuſammenſtellung, einen ſolchen Zuſammenhang, und man kann um ſo weniger zweifeln, daß man unter Janus nichts Anderes als Rom ſelbſt, ſein Weſen, ſeinen Charakter, ſeine welthiſtoriſche Idee und Beſtimmung, ſeine Abſichten, Angelegenheiten und Hoffnungen zu verſtehen habe.

Einige haben gemeint, der Doppelkopf des Janus deute darauf, daß Letzterer dem Leben der Menſchen in Italien eine mildere Geſtalt gegeben habe; worin die Wahrheit liegt, daß er der das Princip der Milde und des Friedens mit ſich vereinigende römiſche Kriegsgott und Staatsgenius iſt, das auf ſolche Weiſe humaniſtiſch und idealiſtiſch veredelte und höher geſtellte römiſche Weſen und Streben bedeutet. Man hat ihn auch auf die Vereinigung der Sabiner mit den Römern bezogen. Als Titus Tatius und Romulus Frieden ſchloſſen, da gaben ſie, heißt es, dem Janus dieſe zwei in einem Bilde vereinten Geſichter, zum Zeichen, daß nun die zwei kämpfenden Völkerſchaften verſöhnt und verbunden ſeien.*) Das iſt unſerer Auffaſſung ebenfalls vollkommen gemäß. Die ganz ſpecielle, genealogiſche und volksthümliche Wurzel Roms in ſeiner rein weltlichen Natur und Beſtimmtheit war der latiniſche Stamm; die Sabiner hingegen vertraten den Römern ſchon im Voraus das religiöſe und ſittliche Moment, das nachher aus Paläſtina als Chriſtenthum einwanderte und die Seele des in höherem Sinne wiedererſtehenden und auflebenden Römerthums wurde; wie denn ſchon ihr Name, ſo wie der des ſamnitiſchen Volksſtammes, zu dem ſie gehörten, mit *σεβομαι*, *σεβαστος*, *σεμνος* verwandt zu ſein und ein heiliges, prieſterliches Volk zu bedeuten ſcheint.**) Romulus, der Sohn des Mars, und

---

*) Servius zum Virgil, Aen. I. 147: Postquam Romulus et T. Tatius in fœdera convenerunt, Jano simulacrum duplicis frontis effectum est, quasi ad imaginem duorum populorum.

) Ein ſabiniſcher Gott hieß Sabus, Sancus, Semo, ſoll auch der erſte König der Sabiner und Vater des Sabinus geweſen ſein. Sancus, wobei man an das lat. sancire, sanctus erinnert wird, ſoll in der Sprache der Sabiner den Himmel bedeutet haben, Ioh. Laur. Lyd. de mens. spec. 58. Mit Semo kann **σαμος, Anhöhe, arab. sema, hebr. schamaim, Himmel, verglichen werden. Es läßt ſich auch an die unter den Sueven durch ihre Frömmigkeit und ihren Gottesdienſt in einem ſehr heiligen Haine ausgezeichneten Semnonen, ſo wie an den ſich von den übrigen Brutenern durch ſeine ſonderliche Lebensweiſe und ſeine Andacht in einem heiligen Eichenwald unterſcheidenden Stamm des Same denken, vergl. Tacit. Germ. c. 39. Tettau u. Temme, der wilde Tullus Hoſtilius waren latiniſchen, der friedliche, hehre, prieſterliche Numa ſabiniſchen Urſprunges. Daß der Gründer Rom's ein Sohn des römiſchen Kriegsgottes Mars geweſen ſein ſoll, iſt höchſt bezeichnend für den kriegeriſchen Charakter dieſes Volkes und Staates; wie denn auch Rom die Stadt des Mars, **urbs Mavortis**, heißt.*) Mit dem dieſem Gotte geweiheten Monate, dem martiſchen oder März, begann in älteſter Zeit auch das römiſche Jahr, das nur zehn Monate hatte; daher die Namen September, October, November, December, noch jetzt, wiewohl ganz falſch nach jetziger Einrichtung, ſtatt des neunten bis zwölften, den ſiebenten bis zehnten Monat bezeichnen. Der unbändige Gott der Schlachten Mavors, Mamers, Mars Gradivus, „der mit raſchem Schritte zum Kampf eilende,“ war der natürliche Volks- und Staatsgenius des urſprünglichen Rom, der vor Allem gefeiert wurde, und deſſen Feſt daher ganz angemeſſen auch an der Spitze des römiſchen Kalenders ſtand.

---

preußiſche und litthauiſche Volksſagen, Berlin 1837. S. 9 f. Die Richtung auf ein Höheres, Himmliſches ſcheint hiemit ſchon durch die Namen dieſer Völker ausgedrückt. Was den moraliſchen Charakter und Einfluß der Sabiner auf die Römer betrifft, ſo findet ſich eine ſchöne Schilderung davon in Schloſſer's Weltgeſchichte III. S. 142 ff. „Von allen ſamnitiſchen Völkerſchaften haben die Sabiner die alten, guten Sitten und den einfachen, frommen und gerechten Sinn der früheren Zeit am ſtrengſten und reinſten bewahrt.“ — — — „Von den Samniten ging eine Art ſtrenger Sittenlehre auf die Römer über und entwickelte bei dieſen in ihrer früheren Zeit eine beſondere Gattung der Poeſie. Die alten Samniten, namentlich das wackere Volk der Sabiner, verliehen, als ſie mit den Römern innig vereinigt wurden, dieſen nicht allein durch ihre unverdorbenen Sitten, ihre moraliſche Feſtigkeit, ihre Frömmigkeit und Gerechtigkeit Macht und Anſehen unter den Völkern Italiens; ſie blieben auch den ſpäteren Römern, die zum Theil ihre Nachkommen waren, Muſter der Einfachheit und Biederkeit, ſo daß der Name ſabiniſche Tugend ſprüchwörtlich wurde und in den Werken der römiſchen Dichter nicht ſelten erwähnt wird.“

*) **Virg. Aen. VI. 813.**

Ihm pflegten zu dieſer Zeit die ſogenannten Salier oder Marsprieſter bewaffnet und im Prachtgewande, tanzend und ſingend, den bekannten Aufzug zu halten. Dann aber wurde dieſer gewaltſame Gott als ausſchließliches Symbol des Römerthums und Krone des Feſtkalenders ſeines Ranges und Anſehens beraubt und der doppelte Janus, welcher Aeußeres und Inneres, Krieg und Frieden, Kraft und Milde, Trotz und Demuth zugleich bedeutete und bezeichnete, an die Stelle geſetzt; daher nun ſein Monat, der von ihm benannte Januarius, den kalendariſchen Reigen begann. An ſeinem Tage ſah man alle Hausthüren mit Lorbeerzweigen und Kränzen geſchmückt; es wurde von den Conſuln und ſpäter von den Kaiſern ein feierlicher Feſtzug gehalten; man bekränzte ſein Bild mit Lorbeer; es ward ihm ein Opfer mit Weihrauch, Wein, Früchten, Opferkuchen aus Mehl und Honig gebracht; man beſchenkte und beſuchte einander; die Obrigkeiten legten den Purpur der Amtskleidung an. In den Feſten des Mars und Janus ſpiegelte, ehrte, feierte Rom ſich ſelbſt. Mars war das erſte, urſprüngliche, einfach rohe, Janus das durch den Zutritt ſabiniſcher Tugend und Frömmigkeit eine doppelte Natur, Bedeutung und Beſtimmung angenommen habende, ſich nicht bloß auf ſich, ſondern zugleich auf etwas Anderes, Höheres, mehr Künftiges und Ideelles, als Gegenwärtiges und Wirkliches beziehende Rom. Der erſte Januar, wiewohl dem Gotte ganz beſonders heilig und ſehr feſtlich begangen, war doch eigentlich kein Feiertag; denn man ſaß zu Gericht, verrichtete ſeine Geſchäfte und arbeitete, was ſchon Ovid auffallend gefunden hat:

Postea mirabar, cur non sine litibus esset
  Prima dies etc. *)

---

*) Fast. I. 165.

Das erklärt ſich befriedigend nur aus der Annahme, daß Janus kein eigentlicher Gott, keine ſelbſtſtändige, reale Macht, wie der über Rom beſonders wachende, ſich in ihm welthiſtoriſch manifeſtirende Jupiter, ſondern nur ein Bild, eine Perſonifikation des römiſchen Weſens, Staates und Lebens ſelbſt geweſen, welches als kein müßiges, ſondern als ein ſtets tüchtiges und thätiges dargeſtellt werden mußte. Rom ſollte die Welt beherrſchen; darum iſt Janus Weltherrſcher, hat in ſeiner Hand den Schlüſſel, das alte Zeichen der Herrſchaft und Gewalt und heißt Claviger, der Schlüſſelträger.*) Dieſer Schlüſſel iſt dann nach dem bekannten Ausſpruche Chriſti**) auf Petrus und die römiſche Kirche übergegangen.

Wir haben bemerkt, wie der wilde Kriegsgott Mars um ſeine erſte Stelle im römiſchen Kalender gekommen. Der-

---

*) Vergl. Offenb. Joh. 1, 18. und was **Böttiger** in ſeiner „Kunſtmythologie“ S. 248 und 258 ff. über jenes Bild bemerkt und in umfaſſend gelehrte Vergleichung zieht. „So viel iſt als erwieſen anzunehmen, daß der Ausdruck: „„den Schlüſſel haben““ ſchon in der früheſten Vorwelt als Gewaltzeichen der Herrſchaft im Himmel und auf der Erde allgemein gegolten hat.“ — — — „Der Schlüſſel iſt im Begriffe der alten vorderaſiatiſchen und ägyptiſchen Symbolik das Zeichen der Gewalt über die Ober- und Unterwelt. So iſt Pluto der κλειδουχος, Schlüſſelhalter, des Orkus im orphiſchen Hymnus, und ſo geht der Ausdruck „„Schlüſſelgewalt““ durch die ganze griechiſche Sprache und Mythologie.“ — — — „Ja ſelbſt die dem Petrus übertragene Schlüſſelgewalt kann in Vergleichung der Stelle der Apokalypſe 1, 18: εγω εχω τας κλεις του ἅδου, als damals allgemeiner Sprachgebrauch hieher gezogen werden.“ Schon der Altdorfer Philologe **Schwarz** hat in einer Abhandlung von den ſchlüſſelhaltenden Göttern zur Erklärung der oben angeführten Bibelſtelle, wo dem Heilande die Schlüſſel der Hölle und des Todes zugeſchrieben werden, alles Hiehergehörige zuſammengeſtellt; ſ. die Schwarziſchen Opuscula, in der Ausgabe von **Harles** 1792. N. III. P. **Weſſeling** in ſeinen Observationibus. **Spanheim** ad Callim. in Cerer. 45. **Creuzer**, Symbol. 2. Ausg. S. 883.

**) Math. 16, 19: δωσω σοι τας κλεις της βασιλειας θεου.

ſelbe wurde zwar nicht abgeſchafft; es blieb ihm ſeine Ehre, ſein Monat, ſeine Feſtfeier; aber er wurde degradirt, und das bedeutend. Denn er kam nicht nur um die erſte Stelle, welche ſtatt ſeiner der doppelte Janus, als das wahrhaftere Symbol des Römerthums, einnahm, ſondern auch um die zweite, ſo daß er ſich mit der dritten begnügen mußte. Die Anordnung war nehmlich dieſe, daß zwiſchen den Monaten des Janus und des Mars ein Reinigungs- und Sühnmonat, Namens Februarius, von dem ſabiniſchen Worte februare. reinigen, ſühnen, zu ſtehen kam. In dieſen Monat fielen jene merkwürdigen Chariſtien, ein von der holden Charis benanntes Feſt, wo der Aelteſte der Familie ſämmtliche Mitglieder derſelben zu einem Liebes- und Verſöhnungsmahle verſammelte. Hier ladet ſelbſt der Name zur Vergleichung mit einem chriſtlichen Gebrauche ein, ſofern Euchariſtie das h. Abendmahl bezeichnet. Die in dem doppelten Janus vereinigten Momente wurden in den beiden Monaten, die auf den ſeinigen folgten, ſinnreich auseinandergelegt; im Februar trat das religiöſe und ſittliche, im März das kriegeriſche hervor, ſo daß jenes den Vorrang hatte. Es gab auch eine Juno Februa, Februalis, Februlis, Februtis, Februata; und wenn die Monate ſymboliſch abgebildet wurden, ſo erhielt der Februar allein eine weibliche Geſtalt.*) Damit mag es zuſammenhängen, wenn der eine Kopf des Janus, ſtatt, wie gewöhnlich, ein ebenfalls männlicher und bärtiger zu ſein, als ein weiblicher erſcheint. Dem Princip des Inſichgehens, der Zurückziehung vom Aeußeren, des Friedens, der Milde, dem Janus Cluſius, wie man es ſonſt im Unterſchiede von dem Janus Patulcius bezeichnete, ward, ganz angemeſſen, dieſe ſanftere und weichere Form gegeben. Janus hieß auch Junonius, ſofern das in der Juno Februa für ſich angeſchaute und im Februar beſonders gefeierte Princip in ihm, als dem Ganzen, enthalten war, ja das Hauptmoment bildete, dem das andere, wenigſtens theoretiſch und formell nachzuſtehen hatte.

---

*) Eine ſolche Abbildung nach einem alten Calendarium findet ſich in Graevii thesaur. antiqu. Roman. Tom. VIII. zu fol. 97.

Noch iſt Etwas über den höchſt ſonderbaren Namen Janus zu ſagen. Das lat. janus bedeutet nehmlich einen nach beiden Seiten offenen, oben bedeckten Durchgang, womit in nächſter Verwandtſchaft janua, Thüre, zuſammenhängt. In einem ſolchen Durchgang im Forum hatten die Bankiers ihre Tiſche zu Geldgeſchäften, was janus medius hieß. Die Formen janus, janua, ſind von eo, ire gemacht, wie denn ſchon Cicero den Namen Janus ab eundo herleitet. *) Dieſe Gegenſtände haben ihre Benennungen nicht von dem Gotte; letztere ſind offenbar ganz ſelbſtſtändig formirte Wörter der Sprache, und von janus, als von einem ſolchen ſchon vorhandenen Worte, war der Gott benannt — nicht aber als Gott der Durchgänge, Thore und Thüren überhaupt, ſondern in einem ganz anderen, höheren Sinn. Das in ihm perſonificirte Römerthum nehmlich ward als ein bloßer Durch- oder Uebergang zu etwas noch weit Höherem und Größerem betrachtet. Eigentlich ſagte man Janus Quirinus, der heilige Durchgang oder der Durchgang, Uebergang zum Heiligen, Höheren, Göttlichen. Quirinus hieß bekanntlich der vergötterte Romulus; aber auch Männer, wie Auguſtus und Antonius, wurden ſo genannt. Das Wort hat alſo wohl eigentlich hoch, hehr, heilig, göttlich bedeutet. In dieſen Zuſammenhang möchte auch die Notiz gehören, daß man den Janus für den Chaos gehalten habe. Das Römerthum ward

---

*) De nat. Deor. II. 27. Vergl. Buttmann, Mythologus. II. S. 78. 81.

als etwas noch Unentwickeltes, Unfertiges betrachtet, das ſeine Bedeutung, Vollendung und Wahrheit nicht unmittelbar in ſich ſelbſt, ſondern in etwas Anderem, Künftigem habe.*) Mit ſo deutlichem Gefühle der Unvollkommenheit und Befriedigungsloſigkeit im Eigenen und Gegenwärtigen erwartete dieſes Alterthum die ihm übrigens noch ſo ferne und dunkle Erſcheinung des Chriſtenthums und chriſtlichen Kirchenthums, welchem es ſeine weltliche Stätte bereiten ſollte, und ſo wunderbar-tief begründet iſt dies Letztere auch von der ſcheinbar ganz außer Zuſammenhang mit ihm ſtehenden heidniſchen Seite her.

---

*) Von chaos im Sinne des Anfangs und Grundes von Etwas ſcheint inchoare gemacht, welches anfangen, begründen, den Grund zu Etwas legen, bedeutet; inchoatus, angeſangen, aber noch unvollendet, unvollkommen, im Gegenſatze zu perfectus; ab inchoato, von Grund aus.

D.

Ein Blick auf Indien und wieder zurück auf Griechenland.

Zu IV.

Ich habe es bei den obigen Vergleichungen vermieden, auf andere religiöſe und mythologiſche Kreiſe, als die der Griechen und Römer, hinzublicken und auszuſchweifen. Da ich aber eine klaſſiſche Göttertrias nachzuweiſen und als eine ſo merkwürdige heidniſche Anticipation der chriſtlichen Trinitätslehre zu beſtimmen geſucht, ſo erinnert man ſich leicht an eine längſt bekannte und berühmte Dreiheit der Art, bei welcher der Vergleich formell weit näher liegt, als bei der griechiſchen; ich meine den indiſchen Trimurtis oder Dreigeſtaltigen, der aus den Göttern Brahman, Viſhnus und Sivas beſteht, eine förmliche Dreieinigkeit bildet, und als ſolche durch eine Figur mit drei Köpfen, wie ſie ſchon in den alten Felſentempeln erſcheint, auch durch die aus drei Buchſtaben beſtehende Sylbe **AUM**, womit das Leſen jeder h. Schrift beginnt und ſchließt, und ſonſt noch auf andere Weiſe ausgedrückt wird. Ich will dieſe frappante Erſcheinung hier in kurze Betrachtung ziehen, hauptſächlich um ihr Verhältniß zu jener griechiſchen Trias zu beleuchten, die zwar nicht ſo unmittelbar auffällt und zur Vergleichung zwingt, vielmehr erſt durch Unterſuchungen, wie unſere obigen, herausgebracht wird, bei genauerer Betrachtung aber eine weit nähere Verwandtſchaft mit dem chriſtlichen Dogma zeigt, und namentlich, was die dritte Perſon, den Geiſt, betrifft, unendlich mehr aus der Barbarei herausgearbeitet iſt.

Voran ſteht Brahman mit Scepter, Ring (Symbol der Ewigkeit) und Vedas, und mit ſeiner Gattin Vach, der Urvernunft, die ſich mit der Griechiſchen Metis vergleicht. Er heißt der Urvater, Schöpfer, Weltenſchöpfer, Herr der Weſen und der Götter u. ſ. w. Vishnus, der Durchbringer, iſt die ſich durch Materie und Natur hindurchbringende, einen Weg der Verwandlungen vom Niedrigſten bis zum Höchſten durchmachende Gotteskraft. Hier treten die bekannten Avatara's oder Verkörperungen der Gottheit auf, welche dem Vishnus zufallen und deren zehn gezählt werden. Eine davon iſt noch zukünftig und hat den Zweck, die Menſchen von ihrer Sünde zu befreien und alle Laſter zu tilgen. „Vishnus eigentliches Amt iſt, Erhalter der Welt zu ſein, und zwar in dem Sinne, daß er, wenn die Welt durch Bosheit, Ruchloſigkeit und Tyrannei in Gefahr kommt, als erhaltende Schutzgottheit zu ihrer Rettung in allerlei Geſtalten erſcheint und auch die geringſte nicht verſchmäht, die zum Rettungsmittel dienen kann.“ *) Nun kommt Sivas, der dritte Gott, und in

---

*) Kleuker's aſiatiſche Abhandlungen I. S. 52. Die katholiſche Theologie hat keinen Anſtand genommen, das dem Chriſtenthum Analoge dieſer Vorſtellungen anzuerkennen; ſiehe z. B. Möhler's „Symbolik“ unter der Aufſchrift: „Betrachtung über das Heidenthum“ S. 82 ff. „Wer“, ſo heißt es hier, „hat jemals die Lehren der Indier von den

dieſem müßte das ſpirituelle Princip, der Geiſt, zu erkennen ſein. Seine Farbe auf Bildwerken iſt ſchneeweiß; das zeigt die Reinheit ſeines Weſens, wie auch Apollon der Reine, Heilige iſt, und einen ſilbernen Bogen führt, welches ein Reſt derſelben Farbenſymbolik zu ſein ſcheint. Uebrigens iſt der hervortretende Charakter dieſer Gottheit ein ſehr abſtoßender; er iſt der Gott der Zerſtörung, Vernichtung, daher als Feuer bezeichnet; er wird Rudras, Ugras, der Fürchterliche, genannt; ſeine Attribute ſind Schlingen, Keule, Bogen, Pfeil und Dolch; auch wird er mit einer Halskette von Schädeln gebildet. Auf dieſe Weiſe wird ein grauenhafter Götze daraus, und es widerſtrebt unſerem Gefühle, dergleichen mit der eigenen Religion und Bildungsſtufe in Beziehung zu ſetzen. Ganz anders ſpricht uns die herrliche Geſtalt Apollon's an; auch iſt derſelbe als jene mächtig und tief eingreifende Quelle prophetiſcher Begeiſterungen und Begabungen, als jene ſo beſtimmt ausgeprägte, vom menſchlichen Selbſt unterſchiedene und doch in ihm und durch daſſelbe wirkende höhere Geiſtigkeit der bibliſchen und chriſtlichen Idee des h. Geiſtes entſchieden näher gerückt. Es iſt die verneinende, mit der unmittelbaren, natürlichen Beſtimmtheit der Welt und des Menſchen im Streite liegende Eigenſchaft dieſer göttlichen Macht, was in dem indiſchen Sivas ſo einſeitig herausgefaßt und ſo barbariſch dargeſtellt iſt. Es iſt jedoch zu bemerken, daß auch noch der griechiſche Gott zunächſt ganz vorzüglich dieſe Seite zeigt. Seinem Namen nach, der von *απολλω*, *απολλυω* kommt und auch vom griechiſchen Alterthume ſelbſt ſo verſtanden und abgeleitet

---

göttlichen Incarnationen kennen gelernt, ohne darin wenigſtens eine entfernte Sehnſucht nach einer göttlichen Befreiung vom Falle anzuerkennen! Eine Sehnſucht, die ſich im ganzen Alterthume findet.“

wurde [*]), iſt er der Verderber, Vernichter, inſofern alſo kein anderer Gott, als jener indiſche. Die finſtere, ſchreckliche Seite Apollon's wird auch von Homer, der ſeine Götter ſonſt mit parodiſcher Leichtfertigkeit zu behandeln pflegt, mit auffallendem Ernſte hervorgekehrt. Wie Nachtgrauen wandelt er her, von der Schulter raſſeln die ſicher und tödtlich treffenden Pfeile. Er treibt die Troer von der Zinne der Burg herab mit lautem Schlachtgeſchrei zum Kampfe an; er ſchreitet ihnen, eine Wolke um die Schulter und die Ägis in der Hand, als λαοσσοος (Aufreger der Kriegsluſt und Kampfbegier im Volke) vor, an Kriegsgewalt dem Ares gleich, wiewohl hoch erhaben über deſſen ſtürmiſchen Trotz. Den verderblichſten Gott nennt ihn Achilles, und ſelbſt wenn er unter den Göttern erſcheint, zittern Alle im Hauſe des Zeus und fahren von ihren Sitzen empor. Nur Leto freut ſich, daß ſie einen ſo ſtarken, bogentragenden Gott geboren.[**]) Ein den Thebanern gehöriges Heiligthum dieſes Gottes, eine dreigipfliche Höhe, an deren waldigem Abhange ein Apollotempel ſtand, hieß Ptoon, Schreckenshain, und er ſelber ward hier als Apollon Ptoos, der Schreckbare, verehrt. Was die Kunſt betrifft, ſo bildete ſie ihn, bevor ſie ihm die bekannte ideale Geſtalt verlieh, ſehr roh. Man ſah ihn mit vier Händen und vier Ohren, recht wie ein indiſches Monſtrum, gebildet, oder als Säulenpfeiler mit Bogen, Lanze und Helm, wie zu Amiklä der Fall; einen lanzenbewaffneten Apoll weiheten die Megarer nach Delphi; zu Tenedos erſchien er mit dem Doppelbeil gerüſtet; die Koloſſe des Kanachos von Sikyon hatten eine breite Bruſt, einen viereckigen Körperbau und faſt ſäulenartige Beine. Er war auch Wolfgott, Lykeios, worauf die Tragiker anſpielen, wenn es z. B. bei Äſchylos heißt:

---

[*]) „O Fürſt Apollon, ſchädige Du die Schuldigen;
Vernichte ſie, ſo wie Du zu vernichten pflegſt!“
ſagt ſehr ausdrucksvoll Archilochos.

[**]) Ottfr. Müller, Dorier I. S. 292 f.

„O König Wolfgott, ſei es für der Feinde Heer!“

Ein Wolf aus Erz mit alten Inſchriften lag bei dem großen Altar zu Delphi, und daß ein Wolf in eine Stierheerde fällt, veranlaßt die Verehrung des Apollon Lykeios in Argos, wo man auf dem Markte die Gruppe in Erz gebildet ſah. Zu Athen war dieſer Wolfgott allgemeiner Gerichtsvorſtand, daher ſich vor jedem Gerichtshofe die Statue eines Wolfes befand. Die Argiver führten den Wolf auch auf Münzen.*) Bei Homer nimmt Phöbos die Geſtalt des taubenwürgenden Habichts an, und auf einer Bergſpitze bei Epheſus verehrte man ihn als Apollon Gypaieus oder Geiergott.**) So war er gewiß eine der ſchreckhafteſten und furchtbarſten Gottheiten des Alterthums und in keineswegs holder und heiterer Form gedacht und vor's Auge geſtellt. Um ſo merkwürdiger iſt die Verwandlung und Umgeſtaltung deſſelben durch Hervorbildung der poſitiven Seite, dieſes Meiſterſtück und Wunderwerk des helleniſchen Nationalgeiſtes, das gewiß nicht ohne göttliche Leitung und Kraft, wie ſie ſchon im Heidenthum wirkte, vollbracht worden iſt.***) Angedeutet iſt ſie zwar ſchon bei den Indiern. Sivas iſt der ſchreckliche Feuergott; aber von ſeinem Haupte rinnt die heilige Ganga herab. Zur Schönheit und Grazie, wie in dem feinſinnigen und hochbegabten Hellas, ward hier im Oriente nicht fortgegangen. Apollon trug in alten Wandbildern zu Delos und Delphi die Chariten oder Grazien auf der

---

*) Hieher gehören auch wohl die hirpi, die auf dem Berge Sorakte bei Rom dem Apollo dienten; ſie hießen ſo vom ſabiniſchen hirpus, Wolf.

**) Vergl. Ottfr. Müller, Dorier I. S. 303, 245, 335.

***) Siehe unten Beilage F.

Hand, dieſe Symbole der Anmuth und Feſtfreude, die durch Tanz, Muſik und geſelligen Lebensgenuß in lieblichſter Weiſe das Daſein erheitern. Dahin gehört auch der Ausſpruch Pindars, Apollon ſei den Menſchen zum freundlichſten Gotte beſtimmt. In dieſer Erſcheinungsform iſt er namentlich der muſikaliſche Gott und treibt durch den ſanften Zauber der Tonkunſt die Menſchen zu dem Guten und Rechten an, das er als Orakelgott verkündet und gebeut. Beim Bau der Mauern Ilions werden die Steine dazu durch ſein Saitenſpiel zuſammengeführt. Schon bei Homer ſpielt er beim Schmauſe der Götter die Phorminx und unterrichtet Sänger; ſpäterhin wird er Muſaget, Muſenführer. — Was den apolliniſchen Opfercult betrifft, ſo iſt auch hier eine Umwandlung in's völlige Gegentheil zu bemerken. Ein urſprünglich ſo zorniger und furchtbarer Gott heiſchte ernſte und düſtere Culte und Beſänftigungsmittel. Zu Athen wurden an den Thargelien zwei Menſchen zum Opfer geſchmückt, feierlichſt, wie Opferthiere, vor's Thor geführt und dann vom Felſen geſtürzt, zu welchen Sühnopfern, φαρμακοι genannt, überwieſene Verbrecher genommen wurden. Es gab jedoch in demſelben Cultus auch andere Opfer und Huldigungen, friedlich und zart und ſelbſt vom Blute der Thiere frei. Auf Delos ſtand hinter dem Hornaltare der ſogenannte „Altar der Frommen", worauf man nur Weizen- und Gerſtenkuchen legte, der einzige, der Sage nach, auf welchem Pythagoras opferte. Er war dem Apollon Genetor heilig; da war Apollon nicht mehr Verderber, Vernichter, Richter, Rächer, Wolfgott u. ſ. w.; da hatte er aufgehört, zu negiren und war Zeuger und Schöpfer im höheren Sinne des Wortes, creator spiritus nach dem Ausdrucke des Chriſtenthums. Daſelbſt war es auch, wo man an Feſten Malven und Ähren in die Tempel trug. Zu Delphi weihete man Kuchen und

Weihrauch in heiligen Körben, zu Patara Kuchen in Form von Bogen, Pfeil und Leier, an die doppelte Natur des Gottes erinnernd, während jedoch die letztere bei einem ſo harmloſen Opfer entſchieden überwog. An dem attiſchen Herbſtfeſte der Panepſien pflegte man einen mit Wolle umwundenen Oliven- oder Lorbeerſtab, Eireſione genannt, mit Trauben, Früchten und kleinen Gefäßen voll Honig und Öl zu behängen und an die Thüre eines Apollotempels zu tragen. Auch Leierkuchen kamen in der Eireſione vor. Der Name hängt mit Eirene, Friede zuſammen. Es wurde auf dieſe Weiſe ausgedrückt, daß der Geiſt mit der Natur keinen Krieg führe, ſofern ſie durch ihn geweiht und geheiligt und ſo wieder rein, unſchuldig und gottvoll geworden.

War doch auch die von dem Gotte bezwungene Delphyne, in der wir die Natur, als Gegenſatz des Geiſtes, erkannten, nicht ganz verſtoßen und verbannt, da ſie bei dem Erdſpalt an den Füßen des Dreifußes im innern Adyton lag.*) Dahin gehört auch, daß der Delphin, dieſes muſikaliſche und menſchenfreundliche Thier, als die gleichſam geiſtig umgewandelte und ſo mit dem Gotte verſöhnte und befreundete Delphyne oder Delphine dem Apollon heilig war; daß er ſelbſt die Geſtalt des Delphins annahm, um ſeine Kreter nach Kriſſa zu führen, und als Delphinios Tempel und Verehrung hatte.

Der Geiſt iſt an und für ſich kein Ungeheuer, keine bösartig verneinende Kraft und Macht; denn ſeine Negativität iſt nur Mittel zum Zweck, ein Uebergangsprincip, welches verſchwindet, ſowie der Uebergang vollbracht; das Ziel iſt die abſolute Milde, Schönheit und Seligkeit. Aber er kann als ein Ungeheuer und Schreckniß der furchtbarſten Art aufgefaßt und dargeſtellt werden, das dann auch die entſprechenden Opfer empfängt, wie es im Reiche der Barbarei überall auf eine rückſichts- und ſchonungsloſe, für gebildetere Völker und Zeitalter oft ganz unbegreifliche Weiſe zur Erſcheinung kommt. Die fürchterlichſten Götzen des Heidenthums mit ihren barbariſchen Opferculten ſind nichts Anderes, als der in ſo rein verneinender Weiſe vorgeſtellte, verehrte und geltend gemachte Geiſt geweſen. Der Geiſt iſt die Negation der Natur; er iſt der zweite Schöpfer, der die erſte, natürliche Schöpfung, als ſolche, aufzuheben und eine neue daraus zu geſtalten hat, die dem zu realiſirenden göttlichen Ideale entſpricht. Wenn das Bewußtſein hierüber in dem übrigens noch rohen Menſchen aufzugehen beginnt, ſo wird der Geiſt nur ganz abſtrakt und einſeitig, als Feind der Natur und des Lebens, als Zerſtörer und Vernichter gefaßt und ſein Cult iſt dieſer Auffaſſung conform, d. h. grauſam und gräuelhaft. Das iſt aber nicht die Schuld des großen, göttlichen Princips ſelbſt, ſondern die des ſubjektiven menſchlichen Verhaltens zu ihm, für welches die poſitive Natur und Tendenz deſſelben eine noch fremde, dunkle, verſchloſſene Sphäre iſt, und welches daher bei dem Negativen ſtehen bleibt, wozu es keines Aufwandes ſchaffender und geſtaltender Kräfte bedarf und wo man in der einfachſten und unmittelbarſten Weiſe, wie namentlich durch Tödtung des Lebendigen, zu Werke gehen kann. Für den Naturmenſchen iſt nur die Natur poſitiv; der Geiſt iſt ihm nur das verhaßte und gefürchtete Gegentheil, oder wenn er denſelben, zu einer höheren Stufe übergehend, zum eigenen Principe macht, ihn in ſeine Geſinnung aufnimmt, ihm als ſeiner Gottheit zu huldigen und zu dienen beginnt, ſo entſteht zunächſt nur eine fanatiſche Feindſchaft gegen das Natürliche, die ebenfalls wieder zu bekämpfen und zu bewältigen iſt. Erſt dem gebildeten

---

*) Lukian de astrol. 23.

Menſchen geht auch endlich das beſänftigende und beſeligende Verſtändniß des Poſitiven im Geiſtprincip auf, welches die Natur nicht bloß verneint, ſondern in ſich erhebt und auf dieſe Weiſe zugleich auch bewahrt und bejaht; und in dem Grade, daß der Menſch gebildet iſt, hört der Geiſt auf, ein Schreckniß und Ungeheuer, ein Sivas und Lykeios, ein fürchterlicher Feuer- und Wolfgott zu ſein, und fängt er an, die holdſelige Geſtalt des Gottes anzunehmen, der ſich an unblutigen Opfern erfreut, durch ſein liebliches Saitenſpiel Mauern baut und Sitten bildet und auf der Hand die Symbole der Anmuth, die Grazien trägt. Die reine, vollendete Herausbildung dieſer Seite jedoch iſt das Schwierigſte und Letzte im Reiche menſchlicher Entwicklungen, die Krone und der Abſchluß der Cultur, wozu es nur nach unendlichen Mühen und Kämpfen mit theils ſinnlichen Rohheiten, theils ſpirituellen Barbarismen kommt, was denn auch der griechiſche Mythus beſagt, wenn er die Geburt des ſchönen, helleniſchen Gottes als eine ſo ſehr erſchwerte und gefährdete beſchreibt. *) Die Griechen waren das Volk, das in dieſer Hinſicht das Höchſte erreicht hat, was in vorchriſtlicher Zeit und Welt zu erreichen war — das iſt ihre große Stellung, ihr ewiger Ruhm und Glanz in der Weltgeſchichte.

---

*) „Mit der Zeit ward Apollon geboren“ ſagt Pindar, auf die vielen Hinderniſſe und Verzögerungen deutend, die ſich ſeiner Geburt entgegenſtellten. Die Mutter Leto irrt in qualvoller Geburtsangſt lange über Erde und Meer, bis ſie auf die ſteinige Inſel gelangt, welche, wie Pindar ſagt, die Sterblichen Delos, die Seligen im Olymp aber „das weitberühmte Geſtirn der dunklen Erde“ nennen. Auch dieſe Inſel ward der Sage nach erſt von Winden und Wellen unſtät umhergetrieben, bis ſie feſten Beſtand erlangte. Damit iſt wohl ausgedrückt, daß auch der helleniſche Apollocult, wie er ſich in Delos geſtaltete, lange ſchwankte, bis er zu definitiver Anerkennung und Feſtigkeit gedieh.

E.

Neuteſtamentliche Triaden.

Zu V. und VI.

Es ließe ſich zu den in den genannten Capiteln aufgeſtellten Triaden, namentlich was völkerſchaftliche und perſönliche Charaktere und Verhältniſſe betrifft, noch Vieles hinzufügen; ja es möchte bei tieferer Forſchung wohl einmal eine triadiſche Darſtellung der ganzen Menſchheitsentwicklung und Weltgeſchichte gelingen. Was ich hier noch als beſonders merkwürdig und beachtenswerth herausfaſſen und erläutern will, ſind einige im neuen Teſtamente und in der erſten Geſchichte des Chriſtenthums vorkommende Erſcheinungen der Art.

Man ſehe ſich einmal die Verklärung Chriſti Matth. 17., Marc. 9., Luc. 9. an, wo dieſer mit zwei altteſtamentlichen Perſönlichkeiten zuſammen, die dabei erſcheinen, eine Dreiheit bildet, die nicht ohne ſymboliſche und repräſentative Bedeutung im Sinne des von uns angedeuteten triadiſchen Syſtemes zu ſein ſcheint.

Moſes, Elias und Chriſtus ſind zuſammengeſtellt. Der Erſtere als Fürſt, Geſetzgeber, Feldherr, Vertrauter Jehova's, iſt jedenfalls geeignet, das Moment der erſten, oberſten Einheit, Herrſchaft und Macht zu bezeichnen und ſo zu einem menſchlichen Nachbilde und Analogon des Gottvaters der bezüglichen Religionskreiſe zu dienen. Elias repräſentirt den prophetiſchen Genius, das Geiſtprincip, wie es ſich in altteſtamentlicher Zeit manifeſtirt hat; Chriſtus vertritt einfach ſich ſelbſt, den Sohn. Dieſen dreien nun will Petrus auf dem Verklärungsberge drei Hütten bauen. Er iſt der apoſtoliſche Repräſentant der Kirche, die auf ihn gegründet iſt; und ſo könnte damit wohl angedeutet ſein, daß die Kirche jene drei Principien in ſich enthalten, bewahren und ausbilden ſolle.

Es ſind übrigens noch zwei andere Apoſtel zugegen; Chriſtus hatte von ſeinen Jüngern nur Petrus, Johannes und Jakobus zu ſich genommen; und ſo haben wir wieder eine Trias, beſtehend aus denſelben ausgewählten Jüngern und Apoſteln, von welchen wir Gal. 2, 9. erfahren, daß ſie für Säulen oder Grundpfeiler der Kirche galten. Es fragt ſich, ob hier nicht dieſelbe Gliederung zu entdecken; ob ſie nicht als die ſich in ähnlicher Weiſe unterſcheidenden Vertreter jener triadiſchen Momente zu faſſen ſeien. Dieſe drei bilden jedenfalls einen ganz beſonderen enggezogenen Kreis um ihren Meiſter und Herrn; erſt in zweiter Reihe kommen die neun Anderen; dann weiter und in äußerſter Peripherie die Siebenzig und die Uebrigen. Was auf jenem Berge vorgeht, iſt Myſterium; die drei allein dürfen es wiſſen und ſollen es vor der Hand Niemandem mittheilen. Dieſelben werden von Chriſtus auch bei anderen wichtigen Anläſſen ganz allein zu ſich genommen, wie Marc. 5 37. Luc. 8, 51. Matth. 26, 27. Marc. 14, 33. Hiebei iſt es nun wohl einleuchtend genung, weßhalb Petrus und Johannes, dieſe ſo ausgezeichnet hervortretenden apoſtoliſchen Perſönlichkeiten, der Eine der Fels, auf welchen Chriſtus ſeine Kirche baut, und dem er die Schlüſſel des Himmelreichs übergibt; der Andere, der perſönliche Liebling Chriſti, der Verpfleger ſeiner Mutter und eigenthümliche neuteſtamentliche Schriftſteller, einen ſo großen Vorzug haben; weniger begreifen wir aber, weßhalb Jakobus hinzugenommen iſt. Er iſt zwar ein Bruder des Johannes und, wie er, ein „Donnerskind“ d. h. vom größten religiöſen Eifer erfüllt; ein ſpecieller Charakter jedoch wird hiedurch nicht in ihm erkannt. Apoſtelgeſch. 3, 1 ff. erſcheinen Petrus und Johannes zuſammen, vergl. 21, 20. Dieſe Beiden zeigen ſich als ſehr verſchiedene Naturen; jeder von ihnen iſt bedeutſam und wichtig in ſeiner Art, ſo daß man wohl die Repräſentanten zweier triadiſcher Elemente in ihnen ahnen und ſuchen kann, wozu aber durch Jakobus kein drittes, ergänzendes hinzukommt. Dieſer tritt auch bald vom Schauplatz ab; er wird Apoſtelgeſch. 12, 2 hingerichtet und es wird an ſeiner Statt kein neuer Apoſtel gewählt. Ein ſolcher aber und zwar einer der größten und wichtigſten Art tritt durch Paulus hinzu, durch den ſich in Wahrheit die durch die Idee geforderte Triade geſtaltet. Es hat ſomit den Anſchein, als ob Jakobus, bei überhaupt würdigem, aber nicht in beſonderer Weiſe beſtimmtem Charakter, die darzuſtellende Trias nur erſt formell auszufüllen gehabt, weil das wahrhafte, eigenthümlich beſchaffene Dritte noch nicht vorhanden war. Bezeichnen wir die drei Momente der Idee als Vater, Sohn und Geiſt oder ethnologiſch als römiſches, chriſtlich-jüdiſches und griechiſches Princip, ſo ſind in dem Apoſtelfürſten Petrus, auf den ſich die römiſche Kirche zurückführt und in dem mit Chriſtus ſo innig verbundenen, ihn ſo hoch faſſenden, und ſo gewichtvoll auch mit der Pflege ſeiner Mutter betrauten Johannes, leicht die den beiden erſten dieſer Momente entſprechenden Perſönlichkeiten zu erkennen. Das dritte ſtellt ſich in jeder Beziehung in dem nicht nur von flammendem Eifer getriebenen, ſondern auch gebildeten und geiſtreichen, nicht nur jüdiſch-gelehrten, ſondern auch mit griechiſcher Literatur bekannten Paulus heraus.

F.

Bibliſche und kirchliche Rechtfertigungsgründe in Beziehung auf die dieſer Schrift eigene Auffaſſung des Heidenthums.

Für Diejenigen, welche glauben ſollten, man thue dem Heidenthume zu viel Ehre an, wenn man ſo viele poſitive Beziehungen zu bibliſchen, chriſtlichen und kirchlichen Dingen darin finde, wie hier geſchehen iſt, ſei ſchließlich noch Folgendes bemerkt.

Durch die von uns dem Heidenthum, namentlich dem den Culminationspunkt ſeines Culturprozeſſes bildenden Griechen- und Römerthum, zuerkannte Stellung und Bedeutung wird das Chriſtenthum nebſt ſeiner altteſtamentlichen Grundlage und kirchlichen Fortbildung ſo wenig degradirt und in Schatten geſtellt, daß dadurch im Gegentheil erſt ſeine ganze Würde und Hoheit vor Augen tritt, indem ſich ergibt, wie die Größe und Herrlichkeit der edelſten und berühmteſten Nationen des Alterthums nur dazu beſtimmt war und gedient hat, eine Vorſtufe und Vorbereitung deſſelben auf Seiten des Heidenthums zu ſein. Das Römerthum hatte die Aufgabe, der Kirche, die an ſeine Stelle treten ſollte, einen irdiſchen und weltlichen Grund und Boden zu bereiten, worüber auch ein von uns nachgewieſenes myſtiſches Bewußtſein in ihm ſelbſt exiſtirte. Das Griechenthum hatte keine ſo unmittelbare und praktiſche Beziehung zum Chriſtenthum; deſto näher aber ſtand es ihm in ideeller Beziehung; es erzeugte aus ſich auf mythologiſchem und poetiſchem Wege ein Chriſtenthum der Idee, wie namentlich in ſeinem bewundernswürdigen Heraklesmythus, enthielt auch ſchon eine Art von Trinität, die, insbeſondere was die Darſtellung des Geiſtes betrifft, der augenſcheinlichſten Analogien und merkwürdigſten Züge voll. Aber es fehlte das Chriſtenthum der thatſächlichen Wahrheit und Wirklichkeit, wie es erſt in und durch Chriſtus, als dem nicht bloß mythologiſch und poetiſch vorgeſtellten, ſondern wahrhaften Gottmenſchen und Heiland, erſchienen iſt. Auf dieſes reale Chriſtenthum als ſolches, weiſt und führt direkt und ausdrücklich der meſſianiſche Prophetismus des alten Teſtaments hin; und das iſt der charakteriſtiſche Unterſchied deſſelben von dem ſinnreichen Phantaſieſpiele des Griechenthums, das hiebei ſtehen bleibt und nicht, wie das prophetiſche Judenthum, über ſich hinaus auf das Zukünftige geht.

Die Sache ſtellt ſich alſo in der Kürze ſo. Das Heidenthum producirt die mythologiſch ausgeprägte und poetiſch gehandhabte Idee und begnügt ſich damit; der altteſtamentliche Prophetismus will und verkündet die Wirklichkeit, die kommen ſoll, deren die Welt bedarf und deren Mangel von ihm ſo ſchmerzlich empfunden wird, und Chriſtus endlich iſt dieſe Wirklichkeit. Auf dieſe Weiſe wird man ſich die Sache wohl immer gefallen laſſen dürfen.

Daß aber die Heiden in der That nicht ſo ganz ohne Licht und Gott geweſen, wie eine Anſicht will, die billig als veraltet gilt, läßt ſich auch aus bibliſchen Schriftſtellern und Kirchenvätern beweiſen. So ſagt der Apoſtel Paulus Röm. 1, 19: „Die Erkenntniß Gottes iſt unter den Menſchen offenbar; denn Gott offenbarte ſich ihnen, da ſeine anſchaulichen Eigenſchaften ſeit der Weltſchöpfung in ſeinen Werken durch Nachdenken erkannt werden; es gibt ſich ihnen ſeine ewige Macht und Göttlichkeit kund, ſo daß ſie keine Entſchuldigung haben.“ Noch merkwürdiger iſt, was er in der Apoſtelgeſchichte 17, 27 f. den Athenienſern vorträgt, indem er nicht nur eine alle Menſchen betreffende, wenn auch aus ſubjektiven Gründen unerkannte und undeutliche Nähe des Göttlichen und eine weſentliche, ſchon im Urſprunge des Menſchen begründete Beziehung deſſelben zu Gott ausſpricht, ſondern dabei auch auf heidniſche Autoren hinweiſ't, welche daſſelbe geäußert. „. . . . . Die Menſchen ſollten Gott ſuchen, ob ſie ihn etwa taſtend fühlten und fänden, wiewohl er nicht ferne von einem Jeden unter uns, denn in ihm leben, weben und ſind wir; wie auch einige von eueren Dichtern geſagt haben: Denn deſſen Geſchlecht auch ſind wir.“ Im Johanneiſchen Evangelium 1, 1 ff. iſt von dem göttlichen Logos, als einem in der Welt vorhandenen, ſich allgemein darbietenden geiſtigen Lichte die Rede, das der Menſch fähig ſei, in ſich aufzunehmen, wenn es auch nicht von Allen wirklich aufgenommen werde. „In dem Logos war das Leben und das Leben war das Licht der Menſchen.“ — „Er iſt das wahre Licht, welches jeglichen Menſchen erleuchtet, der in die Welt kommt“, welche Stelle ſo oft angeführt und benützt worden iſt und unter Anderem auch eine ſo große Bedeutung in der Lehre der Quäker von dem „inneren Lichte“ erhalten hat.*) Ebendaſelbſt 5, 17 ſagt

---

*) Barclaii apolog. theolog. christ. London 1729. S. 126. Hic locus nobis ita favet, ut a quibusdam Quakerorum textus nun-

Chriſtus: „Mein Vater wirket bis jetzo und ſo wirke auch ich.“ Nach dem alexandriniſchen Clemens war es der nachher menſchgewordene Logos, der von Anfang der Welt an gute Menſchen theils durch die Propheten, theils durch die griechiſche Philoſophie, theils durch andere Anſtalten zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Tugend geleitet hat. Wir tragen nach Clemens das Ebenbild des Logos in uns: *του Θεου τα λογικα πλασματα ἡμεις*; und tief eingeſenkt in unſer Weſen beſteht von Anfang her zwiſchen Gott und uns ein gewiſſer magiſcher Zuſammenhang, der Beide zu einanderzieht: *το φιλτρον ενδον εστιν εν τῳ ανθρωπῳ, τουθ' ὑπερ εμφυσμα λεγεται Θεου.* Und ſo haben alle Menſchen Funken des Göttlichen, einen Ausfluß des göttlichen Lichtes in ſich, eine Weſensbeſtimmung, die ſich nie ganz verläugnen läßt und in Folge deren der Menſch bei aller Geſunkenheit ſelbſt ohne klares Bewußtſein wieder zu Gott und Wahrheit hingetrieben wird. Clemens erkennt auch im gefallenen Menſchen noch die Anlage und Empfänglichkeit für das Wahre und Gute an, die nur des Unterrichtes warte, um ſich ſelbſtthätig dafür zu entſcheiden. Was die griechiſche Philoſophie betrifft, ſo glaubt er, ſie ſei in ihrer Art eben ſo ſehr eine Vorbereitung auf Chriſtus geweſen, als das moſaiſche Geſetz. Durch den Ausſpruch 1. Cor. 1, 22: „Die Juden begehren Zeichen, die Griechen verlangen Weisheit“, ſieht er ſich veranlaßt, die Heiden ſelig zu preiſen, die nicht geſehen und dennoch geglaubt. Er vergleicht das Judenthum ſehr geiſtreich und merkwürdig mit Hagar, welche geboren habe, aber ausgeſtoßen worden ſei; die Philoſophie mit Sara, welche lange unfruchtbar ge-

---

cupetur. Luculenter enim nostram propositionem demonstrat, ut vix consequentia vel deductione egeat.

blieben, dann aber dennoch den Sohn des Hauſes zur Welt gebracht, indem auch jene ſterile Weisheit endlich empfangen und Kinder der Verheißung geboren habe.

Aehnliche Erklärungen finden ſich auch bei Auguſtin und Juſtinus Martyr. Der Letztere ſagt: „Was die Weiſen und Geſetzgeber des Alterthums jemals Wahres, Schönes, Rechtes gelehrt und geboten haben, das ſchöpften ſie aus derſelben Weisheit, welche jedem Menſchen leuchtet und ſpricht, der in die Welt kommt“ u. ſ. w. Der Keim der Vernünftigkeit, die vernünftige Anlage iſt nach Juſtinus von dem Logos, als der göttlichen Vernunft, allen Seelen eingepflanzt worden, und dadurch, folgert er, iſt unter Anregung von außen eine gewiſſe Gotteserkenntniß auch im Heidenthume möglich geweſen. Er trägt kein Bedenken, diejenigen, welche jene Anlagen dankbar entwickelten und benützten, für Verehrer des Logos und darum auch für Chriſten zu erklären, wie einen Heraklit und Sokrates.*) Mit den dogmatiſchen Beſtimmungen der Reformatoren des 16. Jahrhunderts und der proteſtantiſchen Orthodoxie, welche den gefallenen Menſchen ganz in den Abgrund der Finſterniß und Bosheit verſinken läßt und ihm die Fähigkeit, das Göttliche und Gute zu erkennen und zu wollen, mit der Wurzel ausreißt, reimt ſich eine ſolche Anſicht vom Heidenthum allerdings nicht; jene Beſtimmungen ſind aber nicht nur unkatholiſch, ſondern auch im evidenteſten Widerſpruche mit der h. Schrift, und wenn das Menſchliche vor dem Eintritte der chriſtlichen Erlöſung und Wiedergeburt ſo abſolut verfinſtert und verderbt, ſo völlig diaboliſirt ſein ſoll, ſo iſt es auch gar nicht zu faſſen, wie die Heiden, ja die Menſchen überhaupt, im Stande geweſen, das chriſtliche Heil in ſich aufzunehmen.*) Bekannt iſt Göthe's Ausſpruch, der auch hieher gezogen werden kann.

---

*) Vergl. Clem. Alex. Paedag. I. 5. Cohort. c. 6. Strom. I. 5. Justin. Mart. Apol. I. 46. II. 10. Münſcher, Dogmengeſchichte, Marburg 1848, II. S. 221. III. S. 255. Möhler, Patrologie, Regensburg 1840. I. S. 219 f.

„Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken!
Lebt nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!"

Vom Standpunkte des Katholicismus aus erfreut ſich die natürliche und außerchriſtliche Vernunft und Sittlichkeit einer weit größeren Anerkennung. Wenn die reformatoriſche Orthodoxie nicht nur die Vernunft, ſondern auch das Wort Gottes, an welches ſie ſich ſo vorzugsweiſe zu halten vorgibt und welches hier ſo deutlich ſpricht, für Nichts achtet, um auch die letzte Spur des Guten im Geiſt und Herzen des Menſchen zu vertilgen, ſo ſteht dagegen der Katholicismus ganz auf dem Standpunkte der Bibel und des älteſten Kirchenthums, und hat daher auch ein weit anerkennenderes Verhältniß zu den dem Chriſtenthum analogen Erſcheinungen im Heidenthum. Wir haben ſchon oben gelegentlich auf ein bekanntes katholiſches Buch, auf Möhler's „Symbolik" verwieſen, wo uns eine in dieſem Sinne gehaltene Betrachtung über das Heidenthum begegnet, wo auf Chineſen, Perſer, Indier hingewieſen und die indiſche Incarnationslehre in eine wenigſtens entfernte

---

*) „Der Menſch, der alle Verwandtſchaft und alles Ebenbildliche mit Gott verloren hätte, wäre nicht einmal mehr fähig, Gottes Einwirkung zur Vollziehung der Wiedergeburt aufzunehmen, da die göttliche Thätigkeit ſo wenig Anklang mehr finden würde, als in einem vernunftloſen Thiere." Möhler, Symbolik, Mainz und Wien, 1838 S. 108. Nur die Annahme einer abſoluten inneren Neuſchöpfung kann dieſe Einwendung beſeitigen, womit aber die Identität der Perſon verloren geht.

Beziehung zum Chriſtenthume geſetzt wird. Möhler lobt auch die Quäker ihrer univerſelleren Anſicht über das Heidenthum wegen, wiewohl er ihnen den Vorwurf macht, daß ſie den charakteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen den chriſtlichen und unchriſtlichen Zeiten verwiſchten. „Die Art", ſagt er, „wie die Quäker die beſſeren vorchriſtlichen Erſcheinungen auf dem Gebiete der Sittlichkeit und Religion betrachten, verräth ein ſehr zartes Gefühl." Und ebenſo weiterhin: „Die Anſicht der Quäker von dem Verhältniſſe der Heiden zu Gott iſt allerdings weit zarter, als die lutheriſche und reformirte; es liegt ihr eine unbefangenere und reinere Wahrnehmung der Erſcheinungen in der nichtchriſtlichen Welt zu Grunde." Ferner wird berichtet: „Die Quäker laſſen auf eine ſehr merkwürdige Weiſe gleich nach Adams Fall die erlöſende Thätigkeit eintreten. Gott verheißt nicht bloß einen künftigen Erretter, er lenkt nicht nur die allgemeinen und beſonderen Schickſale der Völker und Menſchen, um ſie auf den großen Tag des menſchgewordenen Gottes vorzubereiten; er begnügt ſich auch nicht, unter allen Völkern weiſe Männer, Lehrer ihrer Zeitgenoſſen in Wort und That, große Geſetzgeber und Regenten zu erwecken. Von dem Logos, der in der Mitte der Geſchichte perſönlich erſcheint, geht durch alle Zeiten hindurch ein ſchöpferiſches Lebensprincip, wie vom Mittelpunkt eines Kreiſes nach allen Theilen der Peripherie Strahlen ausgeſandt werden. Der Geiſteshauch Chriſti geht vor- und rückwärts und läßt Nichts unberührt. Von dem „inneren Lichte", der Quäker, dieſem von Chriſtus ausgehenden, durch alle Dimenſionen des Raumes und der Zeit waltenden Lebensprincip, um welches ſich Alles dreht, was ſie ſinnen und denken, und auf welches Alles fromm und ehrfurchtsvoll bezogen wird, zeugen, wie ſie annehmen, auch die alten Philoſophen und Lehrer der Völker; es zeugen von ihm alle höheren Beſtrebungen, die ſich in der Weltgeſchichte finden.*)

Auch aus Möhler's Patrologie ſind Stellen zu citiren. So wenn von Juſtin, dem Märtyrer, gerühmt wird, daß er die beſſeren Erſcheinungen im Heidenthume nicht mißkannte, auch in dieſen eine gewiſſe Gotteserkenntniß für möglich hielt und diejenigen, welche eine ſolche ausgebildet, ſogar für Chriſten erklärte. „Dieſes unbefangen und frei ausgeſprochen zu haben", heißt es, „muß bei dem ſchroffen Gegenſatze der damaligen chriſtlichen Welt zu der heidniſchen als ein ſehr großes Verdienſt bezeichnet werden; denn man war nur zu ſehr geneigt, alles Nichtchriſtliche und vom auserwählten Volke der Juden nicht Stammende als Sünde abzuweiſen u. ſ. w.**) Man wird ferner bei Dieringer unter dem Titel: „Die göttliche Zubereitung für die Erlöſung"***) Alles bemerkt finden, was zu unſerer Rechtfertigung nöthig zu ſein ſcheint. Es wird daſelbſt auf den Grund der Offenbarung hin im Allgemeinen ſo viel beſtimmt, daß Gott nicht unterlaſſen habe, auch die heidniſchen Völker auf die Ankunft und Wirkſamkeit des Erlöſers vorzubereiten. Es heißt namentlich S. 324: „Der göttliche Logos, wie er die äußeren Offenbarungen des alten Bundes vermittelte, hat auch die übrigen Völker auf ſeine Ankunft im Fleiſche vorbereitet. Dieſe von der Schrift angedeutete und in der kirchlichen Literatur ſo oft vorgetragene Wahrheit gründet ſich auf die fortwährende univerſelle Wirkſamkeit des Sohnes. Daher behauptet auch der h. Hilarius mit Recht, das Heil der heidniſchen Völkerſchaften habe ſchon in den Zeiten des

---

*) Möhler, Symbolik S. 496. 522. 554.

**) Möhler, Patrologie I. S. 219 f.

***) S. deſſen Lehrbuch der katholiſchen Dogmatik. Mainz 1847. S. 322.

Geſetzes angehoben; denn der Erſtgeborene des Vaters habe nicht nur Iſrael, ſondern auch die Geſammtheit der Völker der Leitung ſeiner Engel unterworfen." *) Vergl. daſelbſt S. 310 f.: „Die Offenbarungsurkunden pflegen die Sendung des Erlöſers im Zuſammenhange mit dem ſchon Dageweſenen, von Gott ſelbſt Veranſtalteten darzuſtellen; es fehlt auch nicht an Hinweiſungen, daß die propädeutiſche Wirkſamkeit Gottes ſich nicht auf den engen Kreis des jüdiſchen Volkes eingeſchloſſen habe, ſo daß diejenigen Väter, welche eine univerſelle Wirkſamkeit des göttlichen Logos vor dem Zeitpunkte der Incarnation und zwar zum Behufe der Vorbereitung auf die Fülle der Zeiten behaupten**), jedenfalls den Geiſt der Offenbarung auf ihrer Seite haben; nicht zu gedenken, daß die Vorſtellung, die Zeit von Adam bis Chriſtus ſei als die Periode der durch Gott vorbereiteten Erlöſung zu betrachten, als die Ueberzeugung der Kirche ſelbſt anzuſehen iſt." Hören wir weiter, wie ſich Laſaulx in ſeiner Abhandlung „über das Studium der griechiſchen und römiſchen Alterthümer" erklärt: „Selbſt in der Religion iſt zwiſchen der griechiſch-römiſchen und der jüdiſch-chriſtlichen ein viel tieferer Zuſammenhang, als gewöhnlich angenommen wird. Es ſind, wie es ſcheint, dieſelben der menſchlichen Natur eingeborenen Ideen, die allen Religionen zu Grunde liegen und klarer oder trüber, offener oder verhüllter, überall hervortreten. Nicht bloß das Judenthum, auch das Heidenthum bildete eine Vorſtufe des Chriſtenthums. Weit entfernt, daß der religiöſe Cultus des griechiſchen und römiſchen Alterthums in keinem Zuſammenhange mit unſerem Cultus ſtände, bietet gerade er die intereſſanteſten Parallelen für jeden denkenden Menſchen dar; denn unzählige Gebräuche unſerer Religion ſind uns hiſtoriſch aus jener überkommen. Der Cultus der Griechen und Römer enthält, wie ihre ganze Bildung, mehr ächt und urſprünglich Menſchliches, als irgend ein anderer volksthümlicher Gottesdienſt. Das Chriſtenthum wollte von Anfang an als Weltkirche nicht bloß die Juden, ſondern alle Völker umfaſſen; von den Juden verworfen, wandte es ſich vorzugsweiſe zu den Heiden und wählte zu ſeinem Centrum Rom. Es nahm darum auch keinen Anſtand, ſich alles ächt Menſchliche aller Völker zu aſſimiliren, was es um ſo leichter durfte, als die Schrift ausdrücklich behauptet, daß der mit ſeiner Lehre identiſche Stifter des Chriſtenthums ſo alt, ja älter als die Welt, ſei, und, vorhergeſehen im Plane der göttlichen Providenz, aller menſchlichen Entwicklung von der Welt her zu Grunde liege. Und in der That, wenn der Logos ſeit Grundlegung der Welt der Vermittler zwiſchen Gott und Welt und der Menſch nach ſeinem Bilde geſchaffen iſt, ſo iſt alles rein Menſchliche, als ſolches, auch chriſtlich, und die Kirche hat, indem ſie ſich daſſelbe angeeignet, nur ihr Eigenthum, nur die unter die Völker vertheilte, ihr gehörige Wahrheit an ſich gezogen.“ Aus ſolchen Ausſprüchen mögen die mit ſo großen Vorurtheilen gegen den Katholicismus erfüllten Proteſtanten erkennen, was in ihm vorgeht, und in wie mächtigem Vorſchreiten derſelbe begriffen iſt. Auch Prof. Sepp zu München iſt in dieſe Reihe von Autoren zu ſtellen. Derſelbe hat ein Werk geſchrieben unter dem Titel: „Das Heidenthum und deſſen Bedeutung für das Chriſtenthum,“ Regensburg 1853, und mit dem Motto von De Maiſtre: „Wer wird uns die Mythologie von der Seite erklären, daß in ihr alle chriſtlichen Wahrheiten vorbildlich erfüllt erſcheinen?" Ich faſſe aus der Einleitung dieſes Buches folgende Stellen heraus. Es werden Aeußerungen und Verfahrungsweiſen von Chriſtus, Petrus und Paulus angeführt und dann bemerkt: „Dies mag uns die Augen öffnen, daß die Naturreligion und Myſterienlehre der Heiden doch nicht ſo gänzlich diaboliſch war, ſondern vielmehr reine Elemente ſymboliſcher Wahrheit in ſich trug." S. 7. „Die Mythologien der Völker ſind wirkliche Religionsſyſteme, wenn auch nicht rein wahre. Andererſeits war aber auch der Moſaismus mit ſeinen Blutopfern und ſeinem Ceremoniendienſt zu keiner Zeit die vollendete Wahrheit, ſondern nur eine vorbildliche Religion." S. 8 f. „Das Chriſtenthum knüpfte zuerſt an die moſaiſche Offenbarung an; aber auch im Heidenthume haben ſich zerſtreute Funken der göttlichen Wahrheit erhalten, welche Zeugniß von dem wahren Lichte geben, das von Anfang an in die Geſchichte geſchienen hat und in der Fülle der Zeiten vollends offenbar werden ſollte zur Erleuchtung der Völker." S. 10. „Chriſtus iſt der Erlöſer von Anbeginn, nicht bloß der Juden; er iſt der Heiland der Welt." S. 10. „Den Juden war ſogar geboten, die Götter nicht zu läſtern, und daß ſie 2. Moſ. 22, 28. wirklich in dem Sinne verſtanden, zeigt die Paraphraſe des Philo und Joſ. Flavius: Ein fremdes Weſen, welches für göttlich gehalten wird, ſollſt du nicht verächtlich behandeln." S. 11. „Das Heidenthum ſteht in einer durchgreifenden Analogie zum Chriſtenthum und war nichts weniger als gottlos. Man höre Bekenntniſſe, wie die von Horat. Carm. II. 6., Valer. Maximus I. 8., Plutarch Marcell. 4. 5., und erſtaune über die Gläubigkeit der alten Welt! Das eigentliche Heidenthum ſteht dem Chriſtenthum unendlich näher, als der moderne Proteſtantismus und der abgeſtandene Katholicismus; denn dort war wohl Vieles verfehlt und mißverſtanden, bei der jetzt dominirenden Freigeiſterei und anmaßlichen Aufklärung aber iſt die Grundlage falſch. Den Heiden war es mit ihrer Religion heiliger Ernſt; ſie zerſtörten nicht die Fundamente der Glaubens- und Sittenlehre, ſondern entſtellten nur die Wahrheit und geriethen auf dieſe Weiſe in Irrthümer; unſere Zeit iſt an ſich gottlos.“ S. 13*). Es folgen ſpecielle hiſtoriſche Nachweiſe in Beziehung auf die Frömmigkeit der Heiden und ihren Abſcheu vor Irreligiöſität und Frivolität. Es wird gezeigt, welche, vom chriſtlichen Standpunkte aus betrachtet, achtungswerthe und ehrenvolle Rolle die Heiden im Evangelium ſpielen. „Einer der evangeliſchen Geſchichtſchreiber, Lucas, iſt ein geborener Heide. Endlich ſo wie das Evangelium durch die Apoſtel außer Paläſtina verkündigt wird, gewahren wir ſogleich, daß das ganze Heidenthum eine Anlage zum Chriſtenthum hat, und eine Vorſchule dazu bildet.“ S. 15. „Chriſtus iſt der Inhalt aller religiöſen Mythen; er iſt der Oedipus der Mythologie und muß als ſolcher erkannt werden.“ S. 20. „Es iſt mit der Menſchengeſchichte nicht, wie mit dem Gewebe der Penelope, ſo daß, was an einem Völkertage gewebt worden, die darauf folgende Nacht wieder auflöſte und die Anſtrengung erfolglos bliebe; auch iſt die Erde nicht nur als der Kirchhof untergegangener Völker und dahingeſchiedener

---

*) Hilar. Tract. in Ps. LXVII. No. 27. II. No. 31.

**) Hier iſt eine Reihe von Citaten angebracht.

---

*) Daß ihr euch Heiden nennet, hör' ich ſagen.
Wißt, Jene ſah'n den Gott im Sturm der Meere;
Den Gott im Donner und im Sonnenwagen.
Ihr aber möchtet mit dem ehrnen Speere
In Trümmer jedes Götterbild zerſchlagen;
So bleibt euch nur die ungeheure Leere.
Geibel.

großer Männer zu betrachten. Die geiſtigen Errungenſchaften derſelben wollen vielmehr als zuſammenhängende Ringe einer einzigen großen Kette der Entwicklung erkannt und in fortlaufender Scala bis zum Hochaltar des Chriſtenthums hinan verfolgt ſein.“ S. 20 f. „*Die Weltweisheit der alten Zeit iſt nur die Vorſchule der chriſtlichen Gottesweisheit.* Das eben macht die Katholicität und den beſeligenden Charakter des Chriſtenthums aus, daß Alle, die früher ihr Heil wirkten, dies nur kraft des Zuſammenhanges der mythologiſch ſymboliſchen Religionen mit der Offenbarung im neuen Bunde vermochten. Das Chriſtenthum iſt keineswegs ſo unangemeldet in die Welt getreten; es hat die Gemüther nicht unvorbereitet getroffen. *Die Verheißung des Erlöſers, die den gefallenen Stammeltern geworden, bildete die frohe Botſchaft, an welche auch die Heidenwelt gewieſen war und die ſie ſelbſt in der tiefſten Verſunkenheit noch feſtgehalten hat.*“ — — — „Chriſtus, das Licht der Welt, iſt zugleich das Licht der Weltgeſchichte, nicht bloß das Ziel und Ende der hebräiſchen Volksgeſchichte.“ S. 24. „*Das Chriſtenthum hat in ſeinem innerſten Kerne nicht bloß den Moſaismus und deſſen Prophezieen, ſondern auch die Mannigfaltigkeit der Mythologien zu ſeiner Vorausſetzung.* Es hat nicht bloß das heidniſche Weſen, es hat auch das Judenthum überwunden. Es handelt ſich hier nicht um eine Beeinträchtigung, ſondern um eine ungewöhnliche Erweiterung der chriſtlichen Erkenntniß; nicht um Entkräftung, ſondern um hundertfältige Bekräftigung der Offenbarungswahrheiten.“ — — — „Wir lernen die göttliche Heilsökonomie bei den Juden kennen; warum ſollten wir nicht auch Verlangen tragen, die Erbarmung, die Gott der Heidenwelt zugewendet, und die Wege kennen zu lernen, die er ſie wandeln ließ, bis ſie des Heiles ungleich zahlreicher theilhaftig werden ſollten, als die Kinder Abrahams!“ — — — „Das Heidenthum als reine Dämonologie und direkten Widerſpruch gegen alle Offenbarungswahrheit aufzufaſſen, iſt weder hiſtoriſch, noch auch evangeliſch.“ S. 25. „Wir kehren die Behauptung: alle Religion ſei Mythologie, gerade um, und erklären vielmehr: alle Mythologie iſt Religion und hat ihr Endziel in Chriſtus.“ — — — „Die Kirchenlehrer — ein Clemens, Origenes, Juſtin, und zum Theil Auguſtin, ſo wie noch Boethius, — fühlten von Anfang den Beruf und ſtellten ſich die Aufgabe, das Chriſtenthum mit der Philoſophie und den vorangegangenen Religionen der Völker in ein ſyſtematiſches Verhältniß zu ſetzen; und die Gegenwart, die dies ignorirte und davon Umgang nahm, hat die Erfahrung gemacht, wie man Chriſtus für die Mythologie in Anſpruch genommen — gleichſam zur Strafe dafür, daß man verſäumte, die Mythologie wiſſenſchaftlich für das Chriſtenthum zu erobern.“ S. 35. „Der Logosbegriff des Johannes und Paulus läßt ſich eigentlich nur in Verbindung mit der heidniſchen Philoſophie zur Genüge würdigen und hiſtoriſch entwickeln.“ S. 5 f. So kommen denn auch in dem eigentlichen Werke die merkwürdigſten Aeußerungen und Combinationen vor, worauf ich hier ohne unverhältnißmäßige Breite und Ausführung nicht näher eingehen kann. Eine ſehr merkwürdige und in Beziehung auf die hier angeregten Punkte wichtige Schrift iſt auch die von Dechamps, „Le libre examen de la vérité de la foi,“ worin ſich der fromme Verfaſſer, ein berühmter Redemptoriſt zu Brüſſel, über die Kräfte der natürlichen Vernunft überhaupt und über das im Heidenthum vorkommende Licht der Wahrheit insbeſondere in einer ſehr befriedigenden und erfreulichen Weiſe erklärt. Wir haben oben eines Ausſpruches von Goethe gedacht: „Wär' nicht das Auge ſonnenhaft, die Sonne könnt' es nicht erblicken“ u. ſ. w. Ganz ſo ſagt Dechamps: „Wäre die Wahrheit nicht in uns, woran ſollten wir die Wahrheit erkennen außer uns! Wenn wir nur das als wahr anerkennen dürfen, was wir als ſolches erkannt haben, ſo geſchieht es offenbar darum, weil wir eine Regel in uns haben, woran wir es erkennen; und dieſe Regel heißt die Vernunft.“ Auf die Lehre, daß der Menſch nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen, gründet Dechamps den Satz, daß der Menſch in ſich alle Wahrheit trage, nehmlich ebenbildlich, ſo wie ſie Gott urbildlich in ſich trägt.*) Er bezeichnet es ferner als einen Irrthum, zu glauben, die wahre Religion ſei in einem gewiſſen Zeitalter in einen Winkel der Erde verbannt geweſen. „Gott hatte ſeine Heiligen, ſeine Prieſter, ſeine Kinder überall. Hiob war ein Araber; Melchiſedek, dieſes erhabenſte Vorbild des Prieſterthums Chriſti, ein Chanaaniter; die h. Schrift führt unter den Königen Aegyptens, Aſſyriens, Perſiens und Griechenlands mehrere an, welche den wahren Gott bekannten; das Volk von Ninive that Buße auf den Ruf des Propheten; und von einem Römer, dem Centurio Cornelius, redet der Apoſtelfürſt, da er ſagt: In Wahrheit, ich erfahre, daß Gott die Perſon nicht anſieht, ſondern in jedem Volke, wer ihn fürchtet und Recht thut, der iſt ihm angenehm. Apoſtelg. 10, 34.“ *) Bemerkenswerth dürfte endlich auch eine Stelle in dem bekannten Kirchengeſange: dies irae ſein, wo David und Sibylla zuſammen als prophetiſche Autoritäten aufgeführt werden **), ſomit ein Antheil an ächter Offenbarung auch dem Heidenthum zuerkannt iſt.

---

*) Vergl. die Bemerkungen meines hochverehrten Freundes, Herrn Domcapitulars und Profeſſors der Theologie Dr. Heinrich zu Mainz, der ſich in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung des genannten Werkes S. XIII. f. in entſprechender Weiſe vernehmen läßt. Er verwirft die Annahme, daß man in Sachen der Religion nur glauben und auf den Gebrauch der Vernunft verzichten müſſe, und fügt hinzu: „Die katholiſche Kirche und mit ihr die ganze große und geſunde Theologie und Philoſophie, die ſich von der Zeit der Kirchenväter bis auf den heutigen Tag ſtets gleich geblieben, hat mit aller Entſchiedenheit jenes Vorurtheil verworfen und den von Gott gegründeten Einklang zwiſchen Vernunft und Offenbarung, Glauben und Wiſſenſchaft behauptet. Demgemäß hat ſie allezeit, wie die Rechte des Glaubens, ſo auch die der menſchlichen Vernunft vertheidigt, und es wird die Zeit kommen, ja ſie iſt ſchon da, wo die Kirche den Beruf hat, nicht bloß den Glauben, ſondern auch Vernunft und Philoſophie, gegenüber einem troſtloſen Scepticismus und geiſtleugnenden Materialismus einerſeits, und einem falſchen Myſticismus andererſeits zu retten.“

Hiemit glauben wir getroſt abſchließen und wenigſtens der katholiſchen Kirche gegenüber ohne alle Beſorgniß eines die hier dargelegten Auffaſſungen und Darſtellungen treffenden Anſtandes und Tadels ſein zu können.

---

*) Die ausgehobenen Stellen finden ſich S. 178. 179 f. 227 ff. der Bearbeitung von Heinrich, die unter dem Titel: „Die Wahrheit und Vernünftigkeit des Glaubens“ Mainz 1857, erſchienen iſt. Vergl. ebendaſelbſt S. 716 f.

**) Teste David cum Sibylla, wie David und Sybilla zeugen.

◆

Nachträge.

I.

In Beziehung auf die äſthetiſche Form und Wirkung des katholiſchen Cultus, worüber oben S. 8 und in der Beilage B. die Rede war, kann ich aus letzter Lektüre noch Folgendes anführen.

Diderot*) erzählt: „Ich habe einen proteſtantiſchen Maler gekannt, der mir oft geſtand: er habe nie den Papſt in der St. Peterskirche zu Rom den Gottesdienſt feiern geſehen, ohne katholiſch zu werden.“

Nicolas glaubt den platoniſchen Satz, daß das Schöne der Abglanz des Wahren ſei, in Anwendung bringen zu dürfen. „Dieſer Spruch,“ ſagt er, „ſcheint eigends dazu erfunden zu ſein, um eine ſcharfe und klare Bezeichnung des katholiſchen Cultus zu bilden.“ Es weiſt derſelbe auch auf das Dogma vom fleiſchgewordenen Worte hin, womit ſchon ebenſo das Princip der ſinnlichen Vermittlung und Erſcheinung des Göttlichen für den Menſchen ausgeſprochen ſei.**) Das iſt ein treffendes Wort, das man wohl bedenken und beherzigen ſollte. Wer den katholiſchen Cultus verwirft, der verneint und erſchüttert, ſo wenig Bewußtſein er davon haben mag, dem Princip, der Grundanſchauung und dogmatiſchen Baſis nach das ganze Chriſtenthum.

---

*) Essais sur la peinture. — **) S. deſſen Studien über das Chriſtenthum, Paderborn 1857. III. S. 475. 479.

Ich fühle mich um ſo mehr bewogen, noch einmal auf dieſen Punkt zurückzukommen, da ich neueſtens wieder den alten Vorwurf zu hören hatte, daß der Katholicismus ja doch ein offenbarer Götzendienſt ſei, der ſich für Heiden, nicht aber für Chriſten ſchicke. Man hat es hier mit jener altproteſtantiſchen Anſicht und Kritik zu thun, welche es übernommen hat, die große, chriſtliche Entwicklung ſo gewaltſam und unnatürlich auf die jüdiſche Abſtraktion zurückzuſchrauben, — eine Abſtraktion, über welche der Gang der Cultur, wie ſchon im klaſſiſchen Alterthume, ſo auch im katholiſchen Chriſtenthum und dann ſelbſt auch im Proteſtantismus durch die daſelbſt Statt gefundene Zurückwendung zur antiken Geſchmacksbildung und Kunſtanſchauung längſt vielfach hinausgeſchritten, welche daher durchaus keine zeitgemäße Geltung und Anwendung mehr hat und nur noch in den Köpfen derjenigen ſpukt, welche ſich auf die Höhe der Zeitbildung niemals erhoben haben. Was die Juden betrifft, ſo war bei dieſen das Gebot, ſich von der Gottheit kein Bild und Gleichniß zu machen, der barbariſchen Idololatrie der umgebenden Nationen und Culte gegenüber, in ſeinem vollen Rechte, indem es einer unwürdigen und gräulichen Darſtellung des Göttlichen vorbeugen ſollte. Dieſe Prophylaxis hat jetzt keinen Sinn mehr; es iſt, wie wenn die Aerzte in Cholerazeiten gewiſſe Genüſſe verbieten; wenn die Seuche vorüber iſt, wäre es lächerlich, ſich daran zu kehren. Schon Goethe hat hier das Richtige geſehen und kurz und ſcharf ausgeſprochen, indem er den Satz aufſtellte, das Göttliche ſei entweder ganz form- und bildlos, oder in der ſchönſten und würdigſten Geſtalt zu verehren. Die erſtere, rein negative, verhütende Norm wird von der Bildung der Barbarei, nicht aber ſich ſelbſt entgegengeſtellt, wenn ſie das Göttliche in äſthetiſcher Form zur Anſchauung zu bringen verſucht; und dieſe zweite Methode, als die poſitive, iſt die offenbar vorzüglichere und zweckmäßigere, iſt diejenige, die auf die Dauer allein zu genügen vermag. Jene moderne Richtung, welche ſich auf ihrer wohlbegründeten und tiefberechtigten Flucht vor dem Abſtrakten und Negativen ſo leidenſchaftlich auf das äſthetiſch-reizende und lebensvolle Heidenthum zurückgeworfen, hat über den bezeichneten altproteſtantiſchen Standpunkt das thatſächliche hiſtoriſche Gericht gehalten; ſie hat das anachroniſtiſch Unangemeſſene und Unhaltbare dieſes Judaismus geoffenbart und, da jenes Heidenthum, als eine überſchrittene Stufe menſchlicher Entwicklung, doch auch nicht bleibend erneuert werden kann, einen zum Katholicismus bewußtlos zurückführenden Weg eingeſchlagen.

Wenn es nun in Folge deſſen für ein der feineren und gebildeteren Klaſſe der Geſellſchaft angehöriges Individuum höchſt unpaſſend erſcheint, ſich von einer ſchönen griechiſchen Statue mit dem Bemerken hinwegzuwenden, es ſei dies ein Götze, an dem man ſich nicht erfreuen und erbauen dürfe, ſo muß es für wenigſtens eben ſo unſchicklich und tiefſtehend gelten, wenn man ſich eine ſolche Sprache gegen die Darſtellungen des katholiſchen Cultus erlaubt, ſei es auch, daß ſie durch die Würde des Gegenſtandes und die Meiſterſchaft des künſtleriſchen Urhebers über irgendwie mögliche Beziehungen zu idololatriſcher Barbarei ſelbſt vor profanen Augen unendlich hinausgehoben ſind.

Es gehören in dieſen Kreis der Betrachtung ferner auch einige gute Bemerkungen, die ich in den Briefen von Clemens Brentano finde. So ſchreibt er einmal *) an eine Ungenannte Folgendes.

„Deine Klagen über Äſthetik und Schriftſtellerei kommen aus deiner abſurden Ueberſättigung her; du biſt ungerecht, dies ſo plattweg zu verdammen. Alle wahre Kunſt iſt ein Vorläufer der Wiedergeburt; denn ihr Streben nach dem Ewigen ſtrebt, ohne es zu wiſſen, nach dem Herrn. Auch die Künſte ſind Stimmen in der Wüſte. Es ſind die Teppiche, die unter die Füße des Einziehenden geworfen werden. Bete, daß die Kunſt gut werde! Sie lehrt ſingen und loben, ſie liegt, wie das Leben, zwiſchen Himmel und Hölle und öffnet beiden die Thore."

„Das thieriſche Fell muß gegerbt werden, ſoll es ein Träger des Buchſtabens und Wortes ſein," heißt es ebendaſelbſt.

Eine andere die Bedeutung des Sinnlichen überhaupt betreffende Stelle **) iſt folgende.

„Was in den Kreis unſerer Sinne hineinfällt, deſſen bemeiſtern wir uns und mit dem kann, darf und muß guter Wille vertraut werden, ſo es ein Saum des Gewandes Gottes iſt, der auf die Erde fällt. Auf anderem Orte können wir nicht beten, als auf dieſem Teppiche knieend, und ſo wir glaubend das Gewand berühren, werden wir geheilt, wie das blutflüſſige Weib."

So hat auch hier wieder ein geiſtreicher Mann ſehr ſchöne Worte geſprochen und ſehr treffende Bilder gebraucht. Leider hat dergleichen noch lange hin, um populär zu werden. Die vererbte und verbreitete antikatholiſche Phraſeologie wird in ihrer flachen und faulen Gewohnheit

---

*) S. den 1. Bd. der Briefſammlung. Frankf. a. M. 1855. S. 330.
**) S. dieſelbe Sammlung I. S. 293.

ewig nur über götzendieneriſchen Unfug, ſinnloſes Hängen am Aeußeren, pfäffiſches Blendwerk u. ſ. w. ſchimpfen. Auf einer ſolchen Stufe iſt nur der einſeitige judaiſirende Standpunkt möglich. Die concrete, lebendige, poetiſche, anſchauliche Entwicklung des Chriſtenthums, wie ſie ſich im katholiſchen Cultus präſentirt, kann nur einerſeits von der frommen, empfindungsreichen Hingebung, Einfalt und Unbefangenheit eines von reformatoriſcher und aufkläreriſcher Kritik noch unberührten und ungeſtörten Volkes, andererſeits von der höchſten, reifſten, durchgeführteſten Bildung und Einſicht goutirt, verſtanden und gewürdigt werden.

II.

In den philoſophiſchen Studien über das Chriſtenthum von Nicolas iſt ein Capitel unter dem Titel: „Beſtändigkeit des Chriſtenthums in der Dauer ſeiner Katholicität" — ein von uns in der Vorrede ebenfalls berührter Punkt. Nicolas kommt hiebei auch auf Macaulay's gewichtvolle Abhandlung über das Papſtthum zu ſprechen. „Drei Hiſtoriker," ſagt er, „Profeſſoren im proteſtantiſchen Deutſchland, Hurter, Voigt und Ranke, verlegten ſich, Jeder für ſeinen Theil, auf das Studium des Papſtthums. Der erſte machte zu ſeinem Gegenſtande das Leben Innocenz's III. Der zweite wählte ſich das Leben Gregor's VII. Das Studium des dritten umfaßte die Geſchichte des Papſtthumes vorzugsweiſe im Hinblicke auf die Reformation. Aber — es iſt wunderbar! — dieſe Gegenſtände, die wegen der Vorurtheile und Schmähungen der vorigen Jahrhunderte ſo gefährlich waren, und die ſelbſt von den Katholiken nur mit Furcht und Zittern behandelt wurden, ſind unter der gewiſſenhaften, obgleich feindlichen Feder dieſer drei proteſtantiſchen Schriftſteller die Ehre des Katholicismus und der gründliche Beweis ſeiner Wahrheit geworden. Was muß die Beſtimmung dieſer Kirche ſein, die nach ſo vielen Jahrhunderten und ſo lange ſelbſt von ihren eigenen Kindern geſchmäht, nun endlich in den Reihen ihrer Gegner Vertheidiger findet und ihren Ruhm von den Erben derer, die ihr denſelben entreißen wollten, wieder entgegennimmt!“ — „Was aber noch mehr Bewunderung einflößt, das iſt das Echo, welches dieſer vom proteſtantiſchen Deutſchland ausgehenden Huldigung in dem proteſtantiſchen England folgte, wo bekanntlich eine große Bewegung der Rückkehr zum Katholicismus gerade die hervorragendſten Vertreter der Wiſſenſchaft ergriffen hat. Ein Staatsmann dieſes berühmten Landes, einer der ausgezeichnetſten Publiciſten, iſt durch Ranke's Werk veranlaßt worden, über die katholiſche Kirche die Wahrheit zu ſagen. Sein Zeugniß iſt um ſo bedeutender, weil er die Vorurtheile ſeiner Sekte noch nicht völlig abgelegt hat, und ſich bloß auf jenem Abhange zur Wahrheit befindet, wohin ſich heutzutage ſo viele vortreffliche Geiſter neigen.“ Es folgt nun ein Auszug aus Macaulay's Abhandlung. Dann heißt es: „Seit dem Erſcheinen dieſes Aufſatzes hat die katholiſche Bewegung in England nicht aufgehört, denſelben in allen ſeinen Einzelheiten zu rechtfertigen. Was ſeine volle Tragweite betrifft, ſo dürfen wir nicht glauben, daß ſie der Verfaſſer geſehen habe. Die große Folgerung, die ſich daraus herleitet, nehmlich die Göttlichkeit des Katholicismus, hat er ſich ſelber noch nicht eingeſtanden; er hat ſich darauf beſchränkt, frei und klar das Faktum hinzuſtellen. Das iſt aber ſchon ſehr viel; es genügt; denn das Faktum iſt hier mit der Idee, mit dem Dogma identiſch.“ Es wird dann noch ein in Belgien erſchienener Artikel von Eugen Robin mitgetheilt, der daſſelbe Faktum zur Sprache bringt und auf deſſen Bedeutſamkeit hinweiſt. Dann wird bemerkt, das in Rede ſtehende welthiſtoriſche Wunder beſtehe erſtlich in der unzerſtörbaren Fortdauer der katholiſchen Kirche durch ſo viele Jahrhunderte hin, ihrem Wachsthum in der Gegenwart und ihren Ausſichten in die Zukunft; zweitens ganz beſonders darin, daß ſich dieſe Erſcheinung nicht innerhalb eines ſtagnirenden und ſtabilen Theiles der Erde, ſondern in dem beweglichen Europa, der Heimath der Revolutionen, mitten in einem ſo beſtändigen Drängen und Treiben, einem ſo ewigen Wechſel der Ideen, Thatſachen, Einrichtungen, Herrſchaften und Zuſtände finde. Drittens ſei zu bemerken, daß die Kirche bei den Bewegungen, die ſie umwogten und umſtürmten, aber nicht zu ſtürzen vermochten, in ſo hohem Grade ſelbſt mit betheiligt geweſen; viertens, daß ſie ſich darin erhalten ohne furchtſame Nachgiebigkeit und charakterloſe Schmiegſamkeit, und fünftens, daß dies Alles von Anfang an vorausgeſehen und prophezeit geweſen iſt.

III.

Eine rührende Stelle habe ich endlich in den „nachgelaſſenen religiöſen Schriften“ von Chriſtian Brentano *) gefunden, die ich noch ſchließlich mittheilen will.

„O kommt, liebe Seelen, kommt zu uns,“ ſo ruft derſelbe; „kehret zurück in das Haus des Heils, das auf den Felſen gegründet iſt in unwandelbarer Eintracht; ſeid dem Werke des Herrn nicht alſo entgegen! Und ſeid ihr ſonſt beſſer als wir, ei, um ſo mehr gehet ein! Denn um ſo unrechter iſt es, daß ihr aus ſeinem Hauſe entflieht, daß ihr, als edle Steine, noch ſäumet, euch in den Bau des Tempels zu fügen, den zu verherrlichen ihr vielleicht beſonders begabt, aber dann auch beſonders verantwortlich ſeid. Ja, wenn es vielleicht Gottes Rathſchluß iſt — ich meine die Edlen, deren ich ſo viele kenne — daß durch euren Eingang die Gemeinde gebeſſert werde, ſo wird die Freude doppelt ſein und mitſammen wollen wir Gott dafür loben“ u. ſ. w.

Ich glaube nicht, daß man auf proteſtantiſcher Seite beſſer, als auf katholiſcher ſei. Sofern das überall hervortretende Menſchliche ſeine traurige Rolle ſpielt, ziemet auf beiden Seiten nur das demüthige Bekenntniß der Unvollkommenheit und Fehlerhaftigkeit. Fragt ſich aber, wo ſich neben dem Menſchlichen nicht weniger klar und augenſcheinlich auch das Göttliche manifeſtire; wo ethiſch-große, ehrwürdige, ja übermenſchliche Charaktere und Beiſpiele hervortreten und zum faktiſchen Beweiſe dienen, daß mitten in menſchlicher Verfinſterung und Verderbniß ein Licht, ein Leben, eine Kraft walte und obſiege, die nicht von dieſer Erde iſt, ſo wird die Antwort nicht zweifelhaft ſein — man muß nur ſeine Kenntniß des Katholicismus nicht etwa bloß aus dem Frankfurter Journal und anderen ſolchen einſeitigen und ſkandalſüchtigen Quellen geſchöpft, ſondern auch ſonſt noch etwas geleſen, gehört und geſehen haben. Es ſind auch nicht allein ſo hervorragende und berühmte Muſter und Glanzpunkte großartiger Tugend und Trefflichkeit zu erwägen, wie man ſie in einem Franz Xaver, einem Vincenz von Paula, einem Karl Borromeo u. ſ. w. anzuſtaunen und zu verehren gezwungen iſt. Man denke z. B. an die zahlloſen

---

*) München 1851. I. S. 246 f.

Genoſſenſchaften der ſogenannten barmherzigen Brüder und Schweſtern, die mit der größten Anſpruchsloſigkeit ſo himmliſche Thaten verrichten und einen ſo ächt chriſtlichen Heroismus der Liebe und Barmherzigkeit entfalten, dergleichen man, einige iſolirt ſtehende Ausnahmsfälle abgerechnet, ſonſt nirgend trifft. In dem ſchon öfters citirten Werke von Dechamps *) heißt es: „Die philanthropiſche Hingebung der Miß Nightingale im Krimmfeldzuge rührt uns. Es iſt dies eine ſchöne Seele, die man loben muß. Aber wer erkennt nicht dennoch die vielen Unterſchiede zwiſchen der Miß Nightingale und einer barmherzigen Schweſter! Ich will nur folgende nennen. Miß Nightingale hat die Probe einer perſönlichen rühmlichen Aufopferung abgelegt; aber ſie iſt allein geblieben, ſie hat kein bleibendes Werk ſtiften können. Ihr Namen iſt berühmt geworden und man hat Beifall geklatſcht. Die barmherzige Schweſter iſt unbekannt, Niemand weiß ihren Namen. Es iſt das gleichſam die Verkörperung der Liebe, die von Oben ſtammt, auf Erden aber in Verborgenheit wandelt und Gutes thut. Die guten barmherzigen Schweſtern haben die Wunden der Sieger und der Beſiegten verbunden, ſie haben gelitten und ſind geſtorben an den Sterbebetten, wie ſie es überall thun; ihre Namen aber kennt Niemand, als Gott. Sie haben auf Erden keinen anderen Namen, als den ihrer unvergänglichen Genoſſenſchaft; und wenn die Armen, die Kranken, die Sterbenden ſie ſegnen wollen, ſo reden ſie eben nur von den Schweſtern, die ihnen das Crucifix zeigen.“ Nicolas in ſeinen Studien über das Chriſtenthum bemerkt, man müſſe nicht nur die von der Kirche kanoniſirten Heiligen in Anſchlag bringen. „Es gibt,“ ſagt er, „eine Menge anderer, die ein verborgenes Leben geführt, die noch fortwährend in der Dunkelheit leben und ſterben, und die eine um ſo größere Heiligkeit beſitzen, als ſie der Welt und ſich ſelbſt unbekannt bleiben. Mit den Heiligen iſt es, wie mit den Sternen am Firmament: außer denen, welche uns bemerkbar ſind und die bekannten Figuren bilden, gibt es unzählige andere, die ſich unſeren Blicken entziehen und gerade ihrer Höhe wegen unbekannt bleiben. Auch der geiſtige Himmel hat ſeine Milchſtraße.“ Will man ein proteſtantiſches Zeugniß vernehmen, ſo läßt ſich auf das Halliſche Volksblatt vom 5. Auguſt 1854 verweiſen, wo ein Prediger dieſer Confeſſion aus Paris an einen Mitbruder Folgendes ſchreibt: „Es beſteht hier ein Frauenorden,

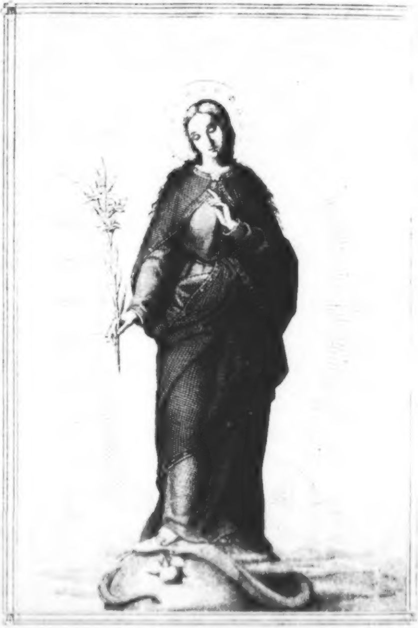
---

*) Die Wahrheit und Vernünftigkeit des Glaubens. S. 608.

der vom heil. Lazarus, und die Nonnen dieſer Congregation üben die Barmherzigkeit in den Gefängniſſen. Dieſe Damen, von denen viele den höheren Ständen angehören, widmen ſich mit aller Hingebung ihrem undankbaren Geſchäfte. Ich weiß aus ſicheren Quellen, daß keine von ihren über fünfzig Jahre alt wird; es kommt das von der ſchlechten Gefängnißluſt, welche ſie einathmen .... Sie ſtellen ſich vielleicht vor, daß die Aufnahme in dieſen Orden leicht zu erlangen ſei! Allein dem iſt nicht ſo. Ehe man die Poſtulantinnen zuläßt, werden ſie der ſtrengſten Prüfung unterworfen; man verlangt überdieß ein Einbringen von 5000 Francs. Was ſagen Sie dazu? Wenn man von unſeren Mädchen als Bedingniß ihres Eintrittes in das Diaconiſſen-Haus zu Berlin oder Sonnenburg 1000 Thaler verlangte, was würde daraus werden? ...... Es iſt eine mir unerklärliche Erſcheinung, daß, während es uns alle Mühe von der Welt koſtet, eine Schweſter zu erwerben, die Katholiken deren im Ueberfluß finden." Der Katholicismus iſt Leben und That — das iſt es, das zeichnet ihn, wie man auch übrigens von ihm denken möge, notoriſch aus; das ſuchte, das fand ich in ihm. Daß übrigens im Schoße der außer- und antikatholiſchen Societät viel edle, ſchöne, herrliche, in ihrer Art einzige Kräfte vorhanden, die, wenn ſie in den Dienſt der alten, großen Mutterkirche träten, dieſer von unſchätzbarem Werthe ſein und ihr die Welt vollends erobern würden, darüber dürfte ſich eben ſo wenig ein Streit erheben. Ich ſelber vergleiche mich nicht mit denen, welche ich hier im Sinne habe. Um ſo mehr wünſchte ich, daß ſie meinem Beiſpiel folgten und daß auf dieſe Weiſe die Geiſter wieder einen gemeinſchaftlichen Boden, eine umfaſſende Heimath gewännen, um ſich zuſammen mit jeder Art von Kraft, Begabung und Tüchtigkeit dem großen Ziele zu nähern, deſſen Erreichung der Zweck und Drang der Weltgeſchichte iſt.

◆

Aſchendorff'ſche Buchdruckerei in Münſter.



O Maria, ohne Sünde empfangen, bitt für uns!

Marianiſche
Legenden und Gedichte,

größtentheils
nach alten lateiniſchen, italieniſchen, ſpaniſchen,
franzöſiſchen und deutſchen
Darſtellungen und Original-Poeſien.

Von

G. Fr. Daumer.

Münſter.
Verlag der Aſchendorff'ſchen Buchhandlung.

1859.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir, wie ein Traum verweht
Und ein unendlich ſüßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe ſteht.

Novalis.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorrede.

Dieſe Poeſien ſind zum Theile ſchon im Jahre 1841 im Druck erſchienen. Schon damals hatte ich mich in die wunderbaren Tiefen des Marien-Cultus mit einer Liebe, Andacht und Begeiſterung verſenkt, welche, da man mich zu den bloß verneinenden Geiſtern zählte, Vielen höchſt ſeltſam und unbegreiflich ſchien, und namentlich jener rein deſtruktiven Partei und ihren philoſophiſchen Chefs und Wortführern zum Anſtoß und Aerger gereichte. Da ich ſtets, auch in meiner negativſten Lebensperiode, etwas ſehr Poſitives im Sinne hatte, auf ein Solches direkt oder indirekt ſtets ausging und das äſthetiſch Schöne, Anmuthige, Reizende, ſowie nicht minder das ethiſch und humaniſtiſch Gute, Edle und Liebenswerthe überall, wo ich es fand und erkannte, willig und freudig auch anerkannte und insbeſondere zu meinen poetiſchen Darſtellungen zu benutzen liebte, ſo konnte ich an jener holdeſten und zarteſten Blume der chriſtlichen Romantik, die der Proteſtantismus zum unendlichen Schaden ſeines Glaubens, Cultus und Gemüthslebens ſo bedauerlich weggeworfen hat, nicht gleichgültig vorübergehen. Sie paßte noch überdies ganz vorzüglich in meinen eigenſten Ideenkreis und meine innerſte Empfindungsſphäre; und ich kann ſagen, daß mir die große Königin des Himmels, der ich bereits auf ſpeculativem Wege ſo nahe gekommen, ſchon damals, als ich „die Glorie der h. Jungfrau Maria" ſchrieb, weder als ein bloßes Produkt poetiſcher Einbildungskraft, noch als eine in bunte mythiſche Nebel gehüllte abſtrakte Wahrheit gegolten; daß ich eine Realität der größten und höchſten Art darin erkannt; daß ſie Leben, Geiſt und Perſönlichkeit für mich gehabt und daß ich inſofern ſchon damals ſehr katholiſch war — weßhalb denn auch Ludwig Feuerbach von ſeinem Standpunkt aus ganz Recht hatte, wenn er die Sache ſofort in den Staub zu treten und die etwaigen Wirkungen des tollen romantiſchen Raptus, der mich, ſeiner Anſchauung nach, ergriffen hatte, zu paralyſiren beeifert war. Nun nach ſo manchem Jahre, nachdem ich in die Kirche, die Marien ehrt und die ſo voll unzähliger Blüthen und Klänge der innigſten und heißeſten marianiſchen Andacht iſt, auch förmlich eingetreten *), laſſe ich, nicht ohne Anregung und Ermunterung von Seiten autoritätsvoller kirchlicher Perſönlichkeiten, eine geſichtete und mit neuen Beſtandtheilen weſentlich vermehrte Sammlung erſcheinen. Alles, was ſie darbietet, iſt, mit geringer Ausnahme **), aus alter, ächter Quelle gefloſſen; namentlich iſt unter den erzählenden Gedichten nicht ein einziges, welches eine neuere und mir ſelbſt eigene Erfindung enthielte. Meine Abſicht war ſtets nur dieſe: den bezüglichen Stoffen eine zeitgemäß-anſprechende und genießbare, doch, was Gehalt, Geiſt, Charakter betrifft, durchaus unverfälſchte Geſtalt zu geben. Ich faßte aus der reichen Fülle des Gegebenen nur das heraus, was mich zu poetiſcher Thätigkeit entſchieden anregte; und davon theile ich mit ſtrenger Auswahl wieder nur das mit, was mir einigermaßen gelungen ſcheint. Ich konnte auf dieſe Weiſe keine vollſtändige Repräſentation eines ſo außerordentlich reichhaltigen und mannigfaltigen Glaubens und Cultus liefern; doch wird das, was vorliegt, immerhin auch als eine Art von Abſpiegelung des geſchichtlichen Phänomenes zu gelten vermögen, wenigſtens was ſeine ſchönſten, feinſten, geiſtreichſten und liebenswürdigſten Züge betrifft.

---

*) Ich werde es nie vergeſſen, wie bei meiner Converſion zu Mainz in der biſchöflichen Kapelle ſchließlich die wunderherrliche lauretaniſche Litanei — das ſchönſte aller marianiſchen Gedichte — ertönte und mir die Thränen der tiefſten Rührung entlockte.

**) Frei entworfen iſt Nro. XLV., XLVI. und LXI.; nach einem modernen Bildchen Nro. XLIV.

Wem ich dieſes Werkchen biete? — Es iſt kein ſpezielles Publikum, welches ich im Sinne habe. Der katholiſchen Welt, als ſolcher, ſcheint die Sache allerdings am nächſten zu liegen. Wo aber geſchichtliche Momente vorhanden, da wird ſich auch der Hiſtoriker und Gelehrte zu betheiligen im Stande ſein; und wo Phantaſie und Denken angeregt ſind, da kann vollends alle Welt Antheil nehmen. Das allgemeinſte Element iſt das poetiſche, und dieſes wird ſich hier wohl Jedem, der in die dürre Sandwüſte des gemeinen Lebens und Treibens nicht ganz und gar verſunken iſt, entſchieden fühlbar machen; denn es gibt in der ganzen Welt und in der Literatur aller Zeiten und Völker Nichts, was von ſo zarter Schönheit und Lieblichkeit wäre, wie die marianiſche Legenden- und Liederpoeſie. Ein ebenfalls nicht auf beſondere Confeſſionen und Stände beſchränktes Sachverhältniß iſt das zu dem denkenden Theile des Publikums, ſofern dieſem die in den vorgeführten Darſtellungen ſich ausſprechende Idee und Tendenz, der darin enthaltene ethiſche, humaniſtiſche und ſpekulative Kern und Gehalt unmöglich entgehen kann. Dem Gläubigen endlich iſt es unbenommen, noch mehr als alles dies, nehmlich eine reale, concrete Wahrheit darin ausgedrückt und abgeſpiegelt zu ſehen, ſo ſehr auch eine ſolche in der Fülle ihrer Lebendigkeit und Anſchaulichkeit unſeren kritiſch zerfreſſenen Herzen und Geiſtern entfremdet und ferngerückt iſt. Dieſer Letztere iſt vielleicht nicht nur der Glücklichſte, ſondern auch der am wenigſten Betrogene. Denn man iſt dem Wahne, der Einbildung und Befangenheit nicht nur dann unterworfen, wenn man ſich bejahend, anerkennend, hingebend verhält, ſondern ebenſoſehr oder noch viel mehr auch dann, wenn man verneinend, abweiſend, verachtend und verſchmähend zu Werke geht — eine Wahrheit, die den aufgeklärten Köpfen und ſelbſtklugen Leuten zwar gar nicht zum Bewußtſein zu kommen pflegt, indem dieſelben vor Betrug, Geiſtesbeſchränktheit, Selbſttäuſchung um ſo ſicherer zu ſein wähnen, je weniger ſie glauben und zugeben, die aber nichts deſto weniger eine offenbare, unzweifelhafte Wahrheit iſt. Wenn ich mir einbilde, es ſtehe ein Licht auf dem Tiſche, wiewohl keines vorhanden, ſo bin ich ein träumeriſch-verrückter Menſch; wenn aber in der That eines da iſt und brennt und leuchtet, und wenn ich es gleichwohl nicht glaube und ſelbſt dem entſchiedenſten Zeugniſſe meiner Sinne zum Trotze hartnäckig läugne, ſo bin ich nicht weniger toll; ja es gehört zu einem ſolchen Unglauben, einer ſolchen Läugnung eine noch größere Gewalt der Willkühr und des Wahnſinnes, als zu einer Einbildung jener Art.

Damit will ich jedoch keineswegs ſagen, daß alles, was ich hier vorführe, für hiſtoriſch-wahr zu halten. Daß in dem bezüglichen Glaubens- und Sagenkreiſe auch Phantaſie und Dichtung ihre Rolle geſpielt, wird auch von kirchlicher Seite nicht in Abrede geſtellt; ja ich bin ſogar von dieſer her beſtimmt dazu aufgefordert worden, die nicht ſowohl hiſtoriſche, als ſymboliſche Bedeutung dieſer Poeſie hervorzuheben — ſo wenig iſt es wahr, daß man hier einer verſtändigen und vernünftigen Auffaſſung der Dinge nur in aller Weiſe verfinſternd entgegenarbeite. Ich geſtehe indeſſen, daß ich für meinen Theil geneigt bin, von den alten Ueberlieferungen weit mehr zu glauben, als ſelbſt ſehr fromme und gläubige Perſonen und Geiſtliche der katholiſchen Kirche für wahr zu halten nöthig finden. Nimmt man einmal eine höhere Welt an, die mit ihren

Wirkungen und Erſcheinungen in die unſrige wunderthätig hineinreicht und eingreift, ſo wird man ſich dieſe nicht allzu müßig denken dürfen, und es wird ſchwer zu entſcheiden ſein, wie viel hier wahr oder unwahr, wirklich oder eingebildet iſt. Was beſonders in Zeiten vorkommen konnte, die noch nicht, wie die neueren, der Unbefangenheit beraubt, mit Zweifel, Verdacht, Kritik und Unglauben erfüllt waren — von dem allerneueſten Atheismus und Materialismus, dem Kahlſten und Geiſtloſeſten, was es gibt, gar nicht zu reden — das iſt um ſo weniger zu ermeſſen. Nur das wird unbedingt zu verwerfen ſein, was den Prinzipien des Wahren, Guten und Schönen zuwider. Aber eben dieſe Prinzipien ſind in der Poeſie des Marien-Cultus ſo reichlich und rühmlich vertreten, daß ſie ſelbſt vom außerkirchlichen Standpunkte aus als eine wahre Offenbarung des Göttlichen und Himmliſchen im Menſchen betrachtet werden kann.

Eine proſaiſche Abhandlung, die meine Anſichten über den Marien-Cult ausführlich zu erkennen geben ſoll, gedenke ich ſpäterhin mitzutheilen. Hier will ich mir nur noch erlauben, auf Göthe hinzuweiſen, der ſich am Ende ſeines Fauſt ſo auffallend zu Gunſten des Katholicismus und ſeines Marien-Cultus ausgeſprochen. Er erkannte in der katholiſchen Madonna das in eine höhere Region emporziehende „Ewig-Weibliche“, dem er offenbar einem unendlichen, alles Andere überragenden Werth beilegte; und wenn er ſeinen Fauſt mit einem jüdiſch-chriſtlichen Himmel und Gottvater eröffnet — die Scene iſt bekanntlich aus dem Buche Hiob genommen — ſo ſchließt er ihn mit einem katholiſchen Himmel und einer Mater Glorioſa ab und krönt auf dieſe Weiſe ſein großes Dichterwerk, dieſen Spiegel des ganzen chriſtlichen Entwickelungsprozeſſes, mit einer der katholiſchen Romantik gemachten Conceſſion der merkwürdigſten Art. Was ſich daraus abnehmen läßt, iſt leicht zu ſehen, wenn man nicht durch ein confeſſionelles Vorurtheil allzu unheilbar verblendet iſt. Göth's Fauſt zeichnet der Geſchichte des chriſtlichen Geiſtes ſeinen Weg vor; ſie endiget nicht mit der beſiegten und antiquirten, ſondern mit der ſiegenden, zu neuer Herrſchaft glänzend erhobenen Religion und Poeſie des katholiſchen Chriſten- und Kirchenthums, und zwar ganz vorzüglich und weſentlich auf den Grund ſeiner wundervollen marianiſchen Anſchauungen hin.

Inhalt.

I. Die andächtigen Ameiſen . . . . 1 ✓
II. Das Muttergottes-Gläschen . . . . 3 ✓
III. Maria ihren Maler rettend . . . . 6 ✓
IV. Die Muttergottes-Pantoffeln . . . . 8 ✓
V. Der marianiſche Wunderborn . . . . 11 ✓
VI. Das fürbittende Marienbild . . . . 14 ✓
VII. Maria als Küſterin . . . . 19 ✓
VIII. Maria ſtellt ſich dem Satan entgegen . . . 24
IX. Die Samſtagſonne oder Maria im Fegfeuer . 29
X. Das marianiſche Wunderbild 31
XI. Die Belagerung von Gwengamp 34
XII. Der einfältige Prieſter . . . . 38 ✓
XIII. Die Wunder zu Sanct Michael 44

XIV. Die Ave-Maria-Lilien 48
XV. Das andächtige Reh 50
XVI. Die Gebote der heiligen Jungfrau 51
XVII. Flucht zum himmliſchen Urbilde 54
XVIII. Viſion 58
XIX. Die drei himmliſchen Jungfrauen 62
XX. Dominica 64
XXI. Maria ein Gewand beſſernd 69
XXII. Maria bäckt Brod 73
XXIII Maria rettet ein Häschen 77
XXIV. Maria einen Mönch ſtärkend 81
XXV. Die marianiſchen Gebetroſen und die gebeſſerte Räuberſchaar 84
XXVI. Sanct Odilo 89
XXVII. Sanct Ildephons 91
XXVIII. Sanct Fulbert 94
XXIX. Sanct Joscio Roſeus 96
XXX. Sanct Adrian 98
XXXI. Sanct Francisca 100
XXXII. Sanct Paula 103
XXXIII. Die ſchöne Maria von Regensburg . . 106
XXXIV. Unſere liebe Frau vom Buſche 108
XXXV. Die bauverſtändige Taube 112

XXXVI. Die heilige Mutter Gottes von Tremedal 114 ✓
XXXVII. Muttergottes-Pantöſſelchen . . . . 119 ✓
XXXVIII. Die Mutter Gottes im Teiche . . . 120
XXXIX. Madonna aus dem Meere . . . . . 123 ✓
XL. Maria rettet ein Schiff 125
XLI. Maria mit den Kugeln auf dem Schooße . 127
XLII. Sanct Hermann Joſeph von Cöln . . . 129 ✓
XLIII. Gebet 134
XLIV. Maria und der Erdenpilger 135
XLV. An Maria 137
XLVI. Der Stern im Meer 138
XLVII. Inſchrift 139
XLVIII. Maria, Gnadenmutter zu Freyberg . . 141
XLIX. Anruf 143
L. Das hohe Lied 145
LI. Marientempel 147
LII. Madonna 149
LIII. Wiegenlied einer alten Magd 152
LIV. Ave Maria 154
LV. Ave-Maria-Kraft 155
LVI. Gott ehrt ſeine Mutter 156
LVII. Maria pflegt einen Kranken 159
LVIII. Maria beſucht eine Sterbende 161

LIX. Seliger Tod 166
LX. Das goldene Gebet des Karthäuſers G. Pirkhamer 168
LXI. Maria consolatrix afflictorum 172
LXII. Maria fortuna Christianorum 174

Anmerkungen 175

I.

Die andächtigen Ameiſen.

Mit Schaam vernimm's und Reueſchmerz,
Du kaltes, hartes Menſchenherz:
Vorgeht in heißer Andacht dir
Ein arm Inſekt, ein kleines Thier!
Es läſſet auf Bologna's Au'n
Sich eine heilige Höhe ſchau'n,
Auf die geſtellt ein Kirchenbau
Und ein Altar für unſre Frau.
Alljährlich hier zu jener Friſt,
Wenn unſrer Frau Geburtstag iſt,
Beeilen über Land und Meer
Ameiſen, ein geflügelt Heer,
Gleich einer dunklen Wolke Zug,
Zum Heiligthum den Wimmelflug.
Nur wenn Geſtürm und böſer Wind
Und Regengüſſe feindlich ſind,
Beſchicket ſich die Tage drauf
Und ſtrebt heran der fromme Hauf.

Am Dome ſinkt er nieder, zeucht
Sacht über'n Boden hin, erkreucht
Die Tafel des Altars und liegt,
Bis ihm die letzte Kraft verſiegt.
So opfert er ſein Leben hin
Der hochverehrten Herrſcherin,
So minnet er und glüht und loht,
Bis er verglüht in heil'gem Tod.
Und wenn er nun, ſo hingeſtreckt,
Die ſchwarzbeladne Fläche deckt,
So ſammelt ihn der Prieſter ein,
Benedicirt die Körperlein
Und ſpendet ſie an alle Schaar,
Die her zu Tempel und Altar
Um dieſe Tage wallt und drängt
Und gierig jene Gab' empfängt.
Sie wird zur Arzenei verwandt,
Und iſt kein Uebel in dem Land
Und keine noch ſo böſe Wuth,
Wofür ſie nicht zur Hülfe gut.
Dies fromme Thierchen arm und klein,
Dir ein Exempel laß es ſein,
Und ſchmelze dir das Eis der Bruſt
An jener Andacht Flammenluſt!

II.

Das Muttergottes-Gläschen.

Es zog in heißer Sonne Strahl
Ein Wagen über Berg und Thal,
Beſchwert mit einem edlen Gut,
Koſtbarer Weine goldner Fluth.
Der ſenkte ſich tief in ein Moor,
Und nimmer aus dem Grund hervor,
So ſehr der Fuhrmann hieb und ſchalt,
Bracht' ihn der Roſſe Zuggewalt.
Da kam ein wandernd Weib daher,
Das athmete ſo matt und ſchwer
Und redete den Fuhrmann an
Und ſprach: „Wie haſt du, guter Mann,
Die Fäſſer edler Labe voll!
Ach würde mir ein kleiner Zoll
Aus dieſer Ladung Ueberfluß!
Es wäre mir ein Heilgenuß.“
Worauf der Mann, ſo ſehr er grollt:
„„Dir wäre wohl ein Trunk gezollt:

Allein wo iſt ein Trinkgeſchirr?““ –
„Nicht mache dich ein Zweifel irr!“
Entgegnet ihm das Frauenbild;
„Es ſproßt ja wohl aus dem Gefild,
Beſcheidenem Begehr gemäß,
Ein uns bedienend Trinkgefäß.“
Und wie ſie ſpricht, da keimt empor
Ein fein Gewächs, da blüh'n hervor
Glasgleiche Blüthen weiß und roth,
Als rieſe ſie ein Machtgebot.
Solch eine Blüthe wunderbar
Abbricht die Frau und reicht ſie dar.
Der Schaubetroffne macht ſie voll
Und reicht ſodann den Labezoll.
Den ſchlürft ſofort die Wunderfrau
Und iſt verſchwunden aus dem Gau.
Zugleich erhebt ſich aus dem Moor
Die ſchwere Laſt und ſchwebt empor
Und wird wie von geheimer Hand
Getragen auf das reine Land.
Und es erkennt der Mann anitzt,
Was ihm ſo hell in's Auge blitzt:
Der höchſten Herrin große Macht
Hat ihn ſo lieblich angelacht,

Geſchenk genommen klein und zart
Und ihn beglückt mit freier Fahrt.
Anbetend ſinkt er in den Grund
Und dankt hinauf mit frohem Mund
Und preiſet ihre ſüße Zier,
Und ſo wie er, ſo preiſen wir.

III.

Maria ihren Maler rettend.

Gegründet unſrer lieben Frau
Ward einſt ein hoher Tempelbau;
Man mühte ſich mit aller Macht
Zu ſchaffen eine große Pracht;
Man bauete manch langes Jahr,
Und wie das Haus vollendet war
Und nur der Raum, der innre, leer,
Da rief man einen Maler her;
Der thürmet' an der Wand hinauf
Ein hoch Gerüſt und ſtand darauf
Und nahm den Pinſel in die Hand
Und ſchmückte die geweihte Wand
Und bildete mit Liebesſinn
Das Bild der hohen Königin,
So wie er es lebendig-nah
Mit innerlichem Auge ſah.
Und wie er eben fertig war
Und ſchauete ſein Werk ſo klar

Und in entzückter Minne brannt',
Erkrachte der zu loſe Stand,
Und tief hinab vom Brette nun
War ihm beſtimmt, den Fall zu thun; —
Das Bildniß aber in der Wand
Streckt' eilig aus die weiße Hand
Ergriff den Arm des Bebenden
Und ohne Haltung Schwebenden
Und hielt ihn alſo wunderbar
Bis Menſchenhülfe nahe war. —
O zarte Hand und mächtige,
Zu retten nie bedächtige,
Was unter deinen Schutz geſtellt,
Dich küſſ' in Andacht alle Welt!

IV.

Die Muttergottes-Pantoffeln.

Ein armer Mann voll Noth und Drang,
Vor äußerſtem Geſchicke bang,
Kniet vor dem Bildniß unſrer Frau
Und opfert heißen Thränenthau.
„Wirſt du mein Heil und Leben nicht,
Du allerbarmend Gnadenlicht,
Ich muß mit Weib und Kindelein
Verloren und des Todes ſein.“
So rufet er die Mutter mild; —
Nun hatte das gerufne Bild
Pantoffeln an, ein köſtlich Paar,
Von edelem Geſteine klar.
Mit einem holden Lächelgruß
Bewegt das Bild den einen Fuß
Und ſchleudert den Juwelenſchuh
Dem weinenden Verehrer zu.
Der ſtaunet tief, zieht in Betracht
Der blitzenden Geſteine Pracht,

Schickt dann der Blicke neuen Lauf
Zur halbbeſchuhten Herrin auf,
Dankt endlich mit verwirrtem Wort
Und ſtürzet wie im Traume fort.
Er bringt den Schatz dem Juwelier;
Der aber donnert: „Wehe dir!
Maria ſchenkte dieſen Schuh?
Nein, Kirchenraub begingeſt du!
Fort, zum Gerichte folge mir!“
Der Arme folgt dem Juwelier,
Beſchwört mit Thränen, was geſcheh'n,
Allein er muß zum Tode geh'n.
Da fleht er eine letzte Huld;
Nur einen Augenblick Geduld,
Bis er dem Bild an heiliger Statt
Die neue Noth gebeichtet hat.
Sofort zum Dome führt man ihn:
„O Himmliſche, was du verlieh'n“,
So ruft er aus, „bringt mir den Tod:
Erkenn' und tilge meine Noth!“ —
Mit einem holden Lächelgruß
Bewegt das Bild den zweiten Fuß
Und ſchleudert auch den andern Schuh
Dem weinenden Verehrer zu;

Und ringsherum die ganze Schaar,
Sie ſieht's mit ihren Augen klar;
Mirakel! ruſt ein jeder Mund,
Es ſinkt ein jedes Knie zum Grund. —
O du, die unſre Leidennacht
In ſolche lichte Freudenpracht
Zu kehren uns, allſtets geneigt,
So wie nur unſer Seufzer ſteigt,
Sei, wonnevolle Himmelsmaid,
Sei hochgelobt in Ewigkeit!

V.

Der marianiſche Wunderborn.

Gianetta war ein armes Weib,
Sehr dürftig und ſehr ſchwach von Leib.
Zu Caravaggio wohnte ſie;
Oft führte ſie jedoch von hie
Durch ein Gehölz ein Wandergang,
Zu dem die Noth, die herbe, zwang.
Da ward ihr einſt ſo weh zu Muth;
Es faßte ſie mit Doppelwuth
Das wilde Weh, mit dem ſie ſtritt,
Und hemmte jeden Tritt und Schritt.
Da ſank ſie weinend auf die Knie'
Und betete zu Sanct Marie:
„Hilf, heilige Mutter Gottes, du;
Wo nicht, ſo ſpende Todesruh!“
Da ſiehe wird ein Glanz geſchaut,
Vor dem der helle Tag ergraut;
Es iſt die klare Majeſtät
Der Himmliſchen, zu der ſie fleht;

Die ſpricht zu ihr: „Sei kummerlos!
Hier aus der Erde dunklem Schooß
Drängt ſich bereits ein Quell der Kraft,
Der dir und Andern Hülfe ſchafft.
Verkünde, wenn dein Leib geheilt,
Welch eine Macht ich mitgetheilt
Dem Orte, den mein Fuß berührt
Und dem ein heiliger Bau gebührt!“
Hierauf verſchwindet das Geſicht,
Und aus der rauhen Decke bricht,
Umrungen von Gebüſch und Dorn,
Ein ſilberheller Gnadenborn.
Das Weib der reinen Fluth geneußt,
Die Leben in das Inn're geußt,
Ihr neue Kraft und Blüthe leiht
Und niegefühlte Heiterkeit.
Sie eilt in ihren Ort zurück,
Sie kündiget dies hohe Glück.
Da pilgern alle Sieche hin,
Und keiner ohne Troſtgewinn;
Der Taube hört, der Blinde ſieht,
Der Stumme ſingt ein Freudenlied,
Der Lahme wirft die Krücke fort
Und wandelt raſch von Ort zu Ort.

Das preiſen alle weit umher;
Ein fürſtlich Ohr vernimmt die Mähr';
Visconti ruft die arme Frau,
Erkundet Alles ganz genau,
Beſcheert ihr einen goldnen Hauf,
Und richtet dann den Tempel auf.
Der nimmt ſofort die Wunderflut
In prangende, gewölbte Hut,
Und wer mit ihr die Zunge letzt
Und ſeine kranken Glieder netzt,
Der ſchreitet aus dem hehren Haus
Ein neugeborner Menſch heraus. —
O du, die über die Sternen geht,
Und tröſtlich in der Tiefe ſteht,
Die Leben nur und Liebe quellt,
Du großer Arzt der ganzen Welt!
Gedenk' ich nur, o Mutter, dein,
Hinweggehaucht iſt alle Pein,
Ein Jubel alle meine Noth
Und wonnevoll ſelbſt Grab und Tod.

VI.

Das fürbittende Marienbild.

Ein Wucherer, der viel erwarb
Unrechte Hab', erkrankt' und ſtarb.
Sein Sohn, ein raſches junges Blut,
Vergeudet' all erworbnes Gut,
Verſank in Armuth bitterſchwer
Und wußte keine Hülfe mehr.
Da murrt' er in ſich ſelbſt hinein:
„Und ſoll ich denn verloren ſein,
Und wird mein heiß Gebet zu Gott
So ganz und gar zu Hohn und Spott,
So ſei ein ander Theil erloſt,
So ſei der böſe Feind mein Troſt!"
Und alſo trieb ſein Düſterſinn
Ihn Nachts auf einen Kreuzweg hin;
Da rufet er den böſen Feind,
Und dieſer hört ihn und erſcheint.
Der Knabe ſtammelt ſein Begehr,
Und Satanas verſpricht Gewähr,

Allein befiehlt zu gleicher Friſt
Zu fluchen Gott und ſeinem Chriſt.
Der Bebende gehorcht dem Wort;
Drauf fährt der Arge weiter fort:
„Noch einen Fluch befehl' ich dir;
Auch Sanct Marieen fluche mir!"
Der Knabe ſtutzt und weicht zurück:
„„Dieß minnigliche Gnadenglück,
Dieß wonnigliche Weltenlicht,
O Satanas, verfluch' ich nicht."" —
Dagegen ihm der Böſe ſchnaubt:
„So biſt du meiner auch beraubt;
Verlaſſen hat dich Gott der Herr,
Und nun verläßt dich Lucifer;
Zu Grunde geh' in deiner Noth,
Und ſtirb, du Thor, ſchmachvollen Tod!"
Verſchwunden iſt die Grau'ngeſtalt;
Der allverſtoßne Knabe wallt
In Jammer hin und großer Pein
Und lenkt in einen Dom hinein,
Wo Gott der Herr am Kreuze hangt
Und nebenan Maria bangt.
Die hebt er an mit heißer Brunſt
Zu fleh'n um ihre reiche Gunſt,

Und daß ſie, als ein kühler Born,
Begütige den Flammenzorn,
Der in des Sohnes Buſen loht
Und ihm mit ewiger Rache droht.
Nun wer erriethe, was geſchieht?
Die Herrin unter'm Kreuze kniet
Als ſichtliche Vertreterin
Vor ihren Sohn, den großen, hin,
Und zwiſchen ihm und ihr ſofort
Verlautet dieſes Koſewort:
„O du, den ich, vom Geiſt erregt,
Als eine zarte Frucht gehegt,
Den ich genährt mit Mutterluſt
An unberührter Jugendbruſt,
Erhöre, Sohn, die Bitte mein,
Und laß ihn nicht verloren ſein,
Der ob verübter Frevelthat
In Reue dir und Schmerze naht!" —
„„O du, die mich, vom Geiſt erregt,
Als eine zarte Frucht gehegt,
Die mich genährt mit Mutterluſt
An unberührter Jugendbruſt!
Wenn deine linde Bitte ſpricht,
So widerſteht mein Herze nicht.

Dem zwar gebührt die ewige Qual
Und nicht des Himmels Wonneſaal,
Doch dir zu Liebe ſei verzieh'n,
Und Hoffnung ohne Maaß verlieh'n.““
Wie unſre Frau in dieſem Ton
Der Rede pflag mit ihrem Sohn,
Und freudereich der Knabe ſtund
Ob ſeines Heils erneutem Bund,
Da ſah zugleich ein reicher Mann
Dies ungemeine Wunder an,
Trat näher und begunnte ſo:
„Du, der ſo großer Gnade froh
Durch Sanct Maria's hehre Macht,
Sei auch von mir nicht unbedacht!
Ich hab' ein feines Töchterlein,
Das ſoll, o Sohn, dein eigen ſein;
Auch ſollſt du mir beerben ganz
All meines Hauſes reichen Glanz;
So geh'n wir an Maria's Hand
Zuſammen ein in's Wonneland.“ —
So wurde dieſem Gunſt gewährt
Und unverhofftes Glück beſcheert.
O haltet an Marieen feſt!
Arm iſt allein, wer ſie verläßt;

18

Und was ihr auch ſür Schuld verübt,
Und wie ihr auch den Herrn betrübt,
Sein noch ſo dräuend Strafgericht,
Schirmt jene nur, es ſchmettert nicht.

VII.

Maria als Küſterin.

Beate, Kloſterküſterin,
Die hatte wenig Kloſterſinn;
Es tobt' in ihrem heißen Blut
Unbändiger Begierde Wuth,
Und wie ſie fleht' und wie ſie rang,
Nicht ruht' in ihr der wilde Drang.
Da hält ſie es nicht länger aus
In der Entſagung ſtrengem Haus;
Hinunter in die Kirche ſacht
Begibt ſie ſich in ſtiller Nacht,
Legt vor Maria's Bilde hier
Die Schlüſſel hin und ſpricht zu ihr:
„In deine hohe Gnadenhand
Leg' ich dies allzu reine Pfand;
Welch einer Flamme Raub ich bin,
Du weißt es, o Gebieterin!
Sie duldet in ſo enger Pflicht
Mich Ueberwundne länger nicht;

Verzeihe meiner Miſſethat!
Ich kenne keinen andern Rath:
Ich muß hinaus aus dieſem Haus,
Muß flüchten in die Welt hinaus,
Daß ich erfahre frank und frei,
Was Leben und was Liebe ſei."
Beate ſpricht es und entflieht
In's ſündetrunk'ne Weltgebiet,
Lebt hier zu ihres Standes Hohn
Ein Leben aller Zucht entfloh'n,
Und weil ſie reich an Schöne prangt,
So hat ſie, was ihr Herz verlangt.
So ſtreichen ihr zehn Jahre hin;
Da wandelt ſich ihr Luſtgewinn
In bitterer Verlaſſenheit
Schmach, Jammer, Angſt und Traurigkeit.
Verblichen iſt ihr Angeſicht,
Entwichen ihrer Sonne Licht;
Es flieht der letzte Dämmerſchein,
Es bricht die volle Nacht herein;
Sie fleht zuletzt in ihrer Noth
Um ein verſchimmelt Bettelbrod.
Nun ſuchte ſie gern wiederum
Das ſtille Monaſterium,

Das ihr vordem ſo ſchlimm behagt,
Dem ſie ſo haſtig abgeſagt.
Doch daß ſie dorthin wiederkehrt,
Das bleibt ihr ewig unbeſcheert;
Denn ihre Seele ſchrickt und ſcheut,
Bedenkt ſie, welche Rache dräut.
Indeſſen dringt zu ihrem Ohr
Die weiterſchollne Kunde vor,
Wie eine heilige Nonne ſei,
Der alle Welt Verehrung weih',
Die mit erhabner Meiſterſchaft
Bewältige Dämonenkraft
Und jeglichem, der krank und ſchwach,
Wegſegne jedes Ungemach.
Dieſelbe Nonne — welch ein Wort! —
Sei Küſterin an jenem Ort,
An welchem es Beate war,
Ja nenne ſich Beate gar.
Und wie ſie forſcht und wie ſie fragt
Um jene, die hinausgejagt
Verpönte Welt- und Luſtbegier, —
Nicht eine Seele weiß von ihr;
Nur eine war ſie fort und fort,
Die Küſterin Beate dort.

Da ahnet ihr ein Wunder groß
Und ein erſtaunlich Gnaden-Loos;
Es treibt ſie nach dem heil'gen Ort
Trotz aller Furcht und Bange fort;
Schon an der Pforte ſchwankt ihr Fuß;
Da hebt ſie an mit Bebe-Gruß:
„Berichte, gute Pförtnerin!
Iſt eine heilige Frau hierin,
Genannt Beate, fromm und rein,
Ein Troſt für alle kranke Pein,
Geſchmückt mit hohem Preis und Ruhm
Und Küſterin im Heiligthum?“
Die Pförtnerin entgegnet ihr:
„„Ja, dieſe Frau iſt Nonne hier
Und blicket auch — wie wunderbar! —
So wie du ſelber ganz und gar.““
Und wie ſie ſtaunt und wie ſie ſchaut
Und kaum dem eignen Auge traut,
Da tritt mit hellem Angeſicht
Die Heilige her, die alſo ſpricht:
„Vernehmt, daß ich Maria bin!
Ich habe mich als Küſterin
Für dies verirrte Kind geſtellt,
Das, heißbegehrend nach der Welt,

Mir dieſe Schlüſſel dargebracht
Und ausgeſloh'n in dunkler Nacht.
Sie nehme ſie auf's Neue hin
Und ſei die alte Küſterin;
Sie trete frei in dieſes Haus
Und bange keinem Rache-Graus;
Ihr leuchte meiner Gnade Licht
Und ſcheuche jedes Strafgericht!"
Maria ſpricht es und verweht;
In Freuden hoch Beate ſteht,
Begibt ſich in den alten Port
Und dienet ihrem hohen Hort
In Treuen hier zu aller Friſt,
Bis ausgehaucht ihr Odem iſt. —
So handelt' unſre Königin
An einer armen Sünderin;
Solch eine Langmuth und Geduld
Erprobte ſie an dieſer Schuld;
Solch eine Demuth übte ſie,
Und kein Verzug betrübte ſie;
Mit ſolch erhabner Liebe Thau,
Labt einzig unſre liebe Frau.

VIII.

Maria ſtellt ſich dem Satan entgegen.

Der Ritter Heinz verpraßte ſeine Habe;
Er wandelte den Weg zum Bettelſtabe.
Am Ende, nicht mehr zu entgeh'n der Schande,
Dem Mangel, der Verzweifelung im Stande,
Begab er ſich hinein in's Waldrevier;
Sich aufzuhängen war ſein Wille hier.
Da trabet' ihm entgegen Satanas,
Der hoch auf einem ſtolzen Roſſe ſaß,
Ein reicher Herr, wie er dem Aug' erſchien,
Ein prächtiger, geputzter Paladin;
Trotzdem jedoch nicht luſtig anzuſchauen,
Denn er erweckte Furcht und Ahnungsgrauen.
„Wie ſiehſt du aus?“ ſo hub er an, der Arge;
„Was zimmert denn ſo gut an deinem Sarge?
Drückt dich ein Harm, ſo ſprich! Ich helfe dir.“ —
„„Ich bin verarmt““, ſprach Jener; „„ſpende mir
So viel, daß ich der Schmach, daß ich dem Wehe
Der Dürftigkeit, dem grauſamen, entgehe,

Und lebe wieder in gewohntem Glück!
Sonſt muß ein Aſt mich tröſten und ein Strick!“"
Der Böſe lachte. „Das ſind Kinderſtreiche;
Der Kluge macht ſich nicht ſo raſch zur Leiche.
Es beut ſich ihm, zu leben, und ſogar
Recht gut zu leben, ſtets ein Mittel dar.
Man ſchließt ſich irgendwo geſchmeidig an;
Die eine Hand, ſie wäſcht die andre dann.
Was dich betrifft, ſo hältſt du dich an mich,
Biſt mir gefällig und ich rette dich.
Nach deiner Frauen hab' ich ein Begehr;
Die führſt du mir an dieſen Ort hieher.
Ich ſchaffe Gold, ſo viel du willſt, dafür.
Zum Anbeginn nimm dieſen Beutel hier!“
Heinz merkte wohl den Teufel, der ſo ſprach;
Das Gold jedoch, das ihm in's Auge ſtach,
Beſiegte ſeiner Seele tiefen Graus;
Er willigt' ein und kehrte froh nach Haus.
Nun fing er wieder in den alten Weiſen
Zu ſchwelgen an; that auch, was ihm geheißen;
Ließ ſeine fromme Frau zu Pferde ſteigen,
Und ritt mit ihr, damit er ſie zu eigen
Der Hölle gebe, zum Gehölze hin.
Schon harrete der böſe Geiſt darin.

Daß ſie ſo gern zu armen Kranken ging,
Daß ſie ſo innig an Marien hing,
Daß ſie ſo ängſtlich jede Sünde floh,
Das ärgerte den Feind des Himmels ſo;
Und konnt' er ihre Seele nicht entführen,
So ſollte ſie doch ſeine Rache ſpüren.
Im Walde, fern von allen heil'gen Dingen,
Gedacht' er, es am beſten zu vollbringen;
Doch ſeine Rechnung war umſonſt gemacht.
Wie Jene ritten durch die Auenpracht,
Da ſah'n ſie eine ländliche Kapelle.
„Laß", ſprach die Frau, „mich halten an der Stelle!
Es mahnt mich Etwas, da hineinzugeh'n
Und Gott und ſeine Mutter anzufleh'n.
Was Feindliches, ſo ſcheint es, iſt mir nah;
Nicht lange währt's, ſo bin ich wieder da."
Ihr zu erwiedern ein tyranniſch Nein,
Dünkt' ihm zu rauh. So trat ſie denn hinein.
Und warf ſich auf die Erde betend hin,
Die Zagende. Da bändigt' ihren Sinn
Mit einem Mal ein ungewohnter Hang
Zu tiefer Raſt, der ſie zu ſchlummern zwang.
Es trat jedoch aus der Kapelle Thür'
Ein gleichgeſtaltet Frauenbild herfür,

Geſellte ſich dem Ritter, ſtieg zu Pferde
Und ritt dahin mit reizender Geberde.
Heinz ſahe ſie verwundert an und dachte:
„Wie Schade doch, daß ich dies Bündniß machte,
Dies gräuliche, und nicht den Schatz erwog,
Um welchen mich der böſe Feind betrog!
Ein Weib, wie dies, ich find' es in dem Heer
Der Frauen auf der Erde nimmermehr;
Denn keines iſt an Tugenden ſo reich, —
So hold zu ſchau'n, ſo anmuthsvoll zugleich.“
Doch ſieh, da iſt man an den Ort gelangt,
Den laubigen, wo hoch zu Roſſe prangt
Der Höllenfürſt. Mit königlichem Blicke
Naht Jene ſich; er fährt entſetzt zurücke.
„Was bringſt du mir, Verräther!“ rufet er;
„Das iſt die Frau nicht, welche mein Begehr;
'S iſt meine furchtbar-große Gegnerin;
Sie nennen ſie die Himmelskönigin.
Wär' nur nicht dieſe! Alles iſt verlacht;
Sie iſt's allein, die mich zu Schanden macht.
Fluch ihr und dir!“ So ſtürzt er in den Grund,
Und heult hinab bis in den Höllenſchlund.
Wie's Heinzen iſt, das malen Worte nicht.
Er ſchaut Mariens ächtes Angeſicht;

Sie iſt nun auch für ihn der Hülle bar,
Umringt dazu von lichter Engelſchaar,
Die ihr entzückte Huldigungen bringt
Und des Triumphes helle Lieder ſingt.
Durchbebt von Ehrfurcht wirſt er ſich vom Pferde
Und bückt hinab die Stirne tief zur Erde.
Sie aber ſpricht zu ihm, die Königin:
„Steh auf und eile zur Kapelle hin!
Dein Weib, es iſt verſenkt in Schlummer dort;
Führ' es zurück in ihren ſtillen Port,
Und halt's in Ehren! denn es iſt mir werth.
Vom Laſterpfade reuig abgekehrt,
Beginn' ein neues Leben fromm und rein,
Und auch mit dir ſoll meine Gnade ſein."
Verſchwunden iſt die Himmliſche ſofort.
Er macht ſich auf; er ſolget ihrem Wort,
Vertrauet ihrer Huld und ihrer Macht,
Schickt nie vergebens, wenn ein Sturm erwacht,
Den Hülferuf zu ihrem Thron hinauf,
Und endiget in Frieden ſeinen Lauf.

IX.

Die Samſtagſonne
oder
Maria im Fegfeuer.

An jedem Samſtag ſcheint einmal
Der lieben Sonne warmer Strahl;
Großmütterchen hat mir's bewährt
Und auch davon den Grund gelehrt.

Es ſenket aus der Himmelspracht
Sich alle Freitag in der Nacht
Die heilige Mutter ſanft und gut
In Fegefeu'rs entfachte Wuth.

Wenn dann die theure Huldgeſtalt
Hin durch gekühlte Flammen wallt,
So kommt der armen Seelen Hauf,
Faßt ihr Gewand und weint darauf.

So wird von Anfang bis zuletzt
Gewaltiglich ihr Saum benetzt;
Drum, wenn ſie wieder heimgekehrt,
Sie raſch ein neues Kleid begehrt.

Das aber, das ſo naß geweint,
Auslegen, wenn der Tag erſcheint,
Die Engel in dem hohen Saal
Und trocknen es im Sonnenſtrahl.

So muß ja wohl an dieſem Tag,
Wie ſehr ſie ſich auch bergen mag,
Zu dienen unſrer lieben Frau'n,
Die Sonne durch die Nebel ſchau'n.

X.

Das marianiſche Wunderbild.

Ein Oertchen iſt in Steiermark
Und eine ländlich-fromme Schaar;
Da wird gefeiert überaus
Die reine Magd, die Gott gebar.

Ihr Bildniß hier, ſehr wunderſam
Von Weſen iſt's und Eigenſchaft,
Bald ſo, bald anders anzuſeh'n
Und voll von heil'ger Zauberkraft.

Zu mancher Zeit erſcheinet es
Betrübt, verweint und wangenbleich;
Glanzhell zu einer anderen
Und roſenſchön und freudereich.

Zuweilen iſt ein großer Ernſt
In ſeinen Zügen ausgeprägt;
Dann wiederum blickt es ſo mild,
Wie ſonſten Nichts zu blicken pflegt.

Gleichgültig iſt an ſelbigem
Die Malerei; denn wie es auch
Erneuert und beſtrichen wird,
Nicht ändert es den alten Brauch.

Weit trauriger doch immerhin
Bedünket es zu mancher Friſt,
Weit froher, ernſter, gütiger,
Als durch die Kunſt begründet iſt.

Die Deutung iſt nicht allzu ſchwer;
Denn immer nimmt Maria Theil
An unſerm Harm, an unſrer Luſt,
An unſrer Schuld, an unſerm Heil.

Der ſtets bewegten Welle gleich
Iſt ihre zarte Huldnatur,
Unwandelbar ihr Mutterherz
Im Punkte ſeiner Liebe nur.

Auch dieſes Eigne hat das Bild:
Je länger man ihm zugewandt
Mit ſeiner Anſchau, um ſo mehr
Iſt man erbaut, iſt man gebannt.

33

Dies ſchöne Wunder zeiget an:
Je klarer ſie der Geiſt erkennt,
Die holde Herrin, um ſo mehr
Ihr auch das Herz in Liebe brennt.

XI.

Die Belagerung von Gwengamp.

(Volkslied aus der Bretagne.)

Gwengamp, Maria's edlem Sitz,
Naht Heergewalt und Waffenblitz;
Ein bunter Herold ſprengt hervor
Und ſendet dieſen Ruf empor:

„Du öffne, Stadt, die Thore dein,
Laß den gewaltigen Grafen ein,
Dem keine Veſte widerſteht,
Den alle Welt um Gnade fleht!“

Der beſte Mann im ganzen Land,
Der treue Roland iſt zur Hand;
„Des Grafen“, alſo rufet er,
„Wird dieſe Veſte nimmermehr.

Wer uns gebietet ächt und pur,
Iſt unſre fromme Fürſtin nur;
Wir leben und wir ſterben ihr,
Und den Verrath verfluchen wir.

Auf, wackre Bürger! Es gebricht
An Kugel uns und Pulver nicht,
Und ſind wir auch an Menge klein,
Groß werden wir durch Kühne ſein."

Es wird geſtürmt und abgewehrt;
Es wird ſo mancher Leib verſehrt;
Der treue Roland ſtürzt dahin;
Sein Weib für ihn zeigt Heldenſinn.

Doch trotze noch ſo meiſterhaft
Der kleine Hauf der Ueberkraft —
Es dringt herein zu Thor und Wall
Unendlicher Soldaten-Schwall.

„Die Frauen und die Mägdelein,
Die mögen eure Beute ſein;
All köſtliche metallne Pracht,
Die werde mir zu Hauf gebracht!"

Der Sieger ruft's, die Herzogin
Stürzt weinend auf die Kniee hin.
„Weltherrſcherin im Aether-Schooß!
So gibſt du deine Veſte bloß?

Siehſt unbewegt dein heilig Haus
Verwandelt in Soldaten-Graus,
Zu Pferdeſtall und Küche frei
Altar gemacht und Sakriſtei?

Siehſt ruhig an, wie dies Gezücht
Durch alle zarte Bande bricht,
Hörſt frech umarmte Mägdelein
Vergeblich auf zur Wolke ſchrei'n?"

Kaum zürnet dieſer Ruf empor —
Ein Sturmgeläute tönt in's Ohr;
Laut ſchlagen alle Glocken an,
Und wurde doch kein Zug gethan.

„Behende geh, o Knappe mein,
Dring' hurtig in den Dom hinein,
Und ſiehe, wer den Strang bewegt
Und dieſer Töne Schreck erregt!

Zur Seite hängt die Waffe dir;
Die Klinge raſch entblöße mir!
Und wen du ſiehſt am Strange zieh'n,
Zu Boden eilig ſchmetter' ihn!"

Der Knappe zeucht die Klinge ſein,
Dringt hurtig in den Dom hinein;
Entſetzt, erblaßt und ohne Wehr --
So wiederum erſcheinet er.

„Von Irdiſchem iſt keine Spur,
Von Heiligen und Geiſtern nur
Iſt angefüllt der ganze Bau
Und hell in ihm thront unſre Frau.

Ein Weſen aus dem Lichtgebiet,
Nicht Menſchenhand am Strange zieht;
Zu Grunde ſank die Klinge mir,
Zu Grunde ſank ich ſelber ſchier.“

Die Kunde trifft dem Blitze gleich;
„Fort!“ ruft der Graf und wird ſo bleich;
„Fort, fort von hier!“ ruft alle Schaar,
Und Gwengamp iſt der Feinde bar.

XII.

Der einfältige Prieſter.

(Nach dem Spaniſchen.)

Es war einmal ein armer
Hiſpaniſcher Clericus,
Der hatt' an Witz und Weisheit
Gar wenig Ueberfluß.
Das leidige Studiren,
Das war ſein Hauptverdruß;
Denn wie er ſich auch quälte,
Es kam zu keinem Fluß.

Nur eine Meſſe wußt' er,
Die war ihm alle werth;
Von allen andern hat er
Die Kunde rein entbehrt;
Das salve sancta parens,
Das ſang er unbeſchwert,
Nur in Mariens Preiſe
Stark, munter und gelehrt.

Doch kam zuletzt die Sache
Vor den Episcopus:

„Da ſei ein gar ſo träger
Und blöder Clericus,
Nur eine Meſſe wiſſ' er,
Die ſing' er ohne Schluß
Und wecke ſo der Spötter
Hohnlachenden Erguß."

Roth ward darob vor Aerger
Des ſtrengen Herrn Geſicht.
„Nie", rief er aus, „vernahm ich
Solch einen Schandbericht.
Den Schmählichen, man ſtell' ihn
Sogleich vor mein Gericht!
Und iſt die Sache richtig,
Die Strafe fehlt ihm nicht."

Man rief ihn her, den armen,
Einfältigen Clericus;
Er ſchwitzte kalte Schweiße
Bei dieſem harten Muß;
Geſenkten Auges trat er
Vor den Epiſcopus
Und harrte bleich und zitternd
Auf deſſen Redefluß.

Und es begann der Finſtre:
„Sag' an und lüge nicht!
Iſt wahr, was ich vernehme
Und was die Menge ſpricht?
So ſchwach und blöde biſt du,
So leer an Unterricht,
Nur eine Meſſe weißt du,
Und mehr als dieſe nicht?“

Ihm ſtammelte der Gute:
„O Herr, erbarmt euch mein!
Ich kann es nicht verhehlen,
Ich löge, ſagt' ich nein.
Das salve sancta parens,
Das ſing' ich ganz allein;
Denn nur das Eine bracht' ich
In meinen Kopf hinein.“

Da ſprach in ſeinem Grimme
Der geiſtliche Patron:
„O Schmach der heiligen Kirche,
O Aergerniß und Hohn!
Hinweg von deinem Amte
Du ungerathner Sohn!

Geh', rühre deine Glieder
Um einen Tagelohn!"

In Schaam und Trauer eilte
Der arme Prieſter fort;
Zu ſeiner Herrin floh er,
Zu ſeinem hohen Hort:
„O du, die ich gegrüßet
Ohn' Ende fort und fort,
Sei du in dieſem Sturme
Mein Anker und mein Port!"

Und kaum vernimmt's die Holde,
So ſenkt ſie ſich auch ſchon,
Die nie umſonſt Geflehte,
Von ihrem hohen Thron,
Entſchleiert ſich dem Dränger
In einer Viſion
Und hält ihm einen ſtrengen
Und ernſtlichen Sermon.

„Ei, ei, was muß ich hören,
Mein ſaubrer Herr Patron!
Ihr wagt es, anzutaſten
Mein Herz und meine Kron'?

Ihn, den ohn' Ende regen
    In meiner Ehre Frohn —
Ihr raubt mir meinen Prieſter,
    Ihr kränkt mir meinen Sohn?

Ihr haltet es für arge,
    Strafwerthe Ketzerei,
Daß man in Kirchen ſinge
    Nur meine Melodei?
Sogleich von aller Sorge
    Macht den Erſchreckten frei.
Sogleich reſtituirt ihn
    In ſeine Kaplanei!“

Zum Tode faſt erſchrocken
    War der Episcopus,
Berief ſogleich den armen,
    Verſtoßnen Clericus,
Und bat ihn um Vergebung
    Mit einem Thränenguß,
Daß er gefaßt ſo harten
    Und feindlichen Beſchluß.

„Du bleibſt in allen Ehren
    Der alte Kapellan,

Und ſtimmſt der Glorioſen
Den alten Hymnus an.
Und ſollte dir was fehlen,
Vielwerther, heil'ger Mann,
So ſiehſt du meine Habe
Ganz als dein eigen an."

Der gute Mann, er hört es
Mit überraſchtem Ohr;
Er geht und ſingt die Meſſe,
Die eine, wie zuvor;
Und wie er ſtirbt, da ſchwebt er,
Selig und ſanft empor,
Sein Salve fortzuſingen
Im lichten Engelchor.

XIII.

Die Wunder zu Sankt Michael.

(Nach dem Spaniſchen.)

„Sankt Michael vem Sarge“,
So hieß man einen Ort;
Umbrauſt vom Meere prangt' er
Ein klöſterlicher Port.
Durch Schriften aufbehalten,
Wie durch der Sage Wort,
Sind uns die Wunderdinge,
Die ſich ereignet dort.

Zu nennen iſt vor Allem
Ein prächtiger Altar,
Wo man die Reine ſchaute,
Die Gott den Herrn gebar.
Sie ſaß auf einem Throne;
Ein fürſtlicher Talar
Und eine goldne Krone
Macht' ihre Würde klar.

Es hing vor ihr ein Wedel,
Auch der war eine Pracht;

Man hatt' ihn aus den Federn
    Des Pfauenſchweifs gemacht.
So war ſie ſelber herrlich
    In jeglichem Betracht,
Und auch zu ihrem Dienſte
    War eine Zier erdacht.

„Sankt Michael vom Sarge“
    Blüht' eine lange Zeit
In ungemeinen Ehren
    Und großer Herrlichkeit.
Wie leicht jedoch entartet,
    Was allzu wohl gedeiht!
So ward am Ende gräulich
    Auch dieſes Heil entweiht.

Die Mönche, mit dem Satan
    In heimlichem Verkehr,
Sie frevelten, ſie trotzten
    Dem Himmel allzu ſehr.
Den Meiſtern im Verruchten
    War keine Schuld zu ſchwer.
Die Rache zu vollſtrecken,
    Zog ein Gewitter her.

Man ſaß zu Tafel eben,
Es ſchäumte der Pokal;
Da ſchmettert' aus der Wolke
Ein fürchterlicher Strahl.
Im Feuer ſtand das Kloſter,
Der Dom mit einem Mal;
Kaum retteten die Mönche
Sich aus der Flammenqual.

Die ſtattlichen Gebäude
Sie wurden all' verheert;
Die Bücher und die Tücher,
Sie wurden all' verzehrt.
Dem Brande war alleine
Auf einem Punkt gewehrt;
Das Bild, der Thron, der Wedel,
Die blieben unverſehrt.

Und als nun ausgelodert
Das ſündige Quartier,
Nur öde Trümmer ſonſten
Zu ſchauen im Revier —
In ſeiner reinen Schöne,
In ſeiner reichen Zier

Erglänzete das Bildniß,
Der Thron, der Wedel hier.

Die Mähre dient zu manchem
Heilſamen Unterricht:
Zu freche Sünder ſtrafet
Ein ſicheres Gericht;
Der Thron Mariens aber
Bleibt ewig hell und licht;
Ob Alles ſtürz' und ſtäube,
Er weicht und wanket nicht.

Und wie ſogar der Wedel
Beſtanden in der Glut,
So iſt der Knecht Mariens
Geborgen wundergut.
Nichts ſchrecket den Bedrängten;
Denn ſeine Seele ruht
Ohn' Ende ſüß und ſelig
In ihrer Gnadenhut. —

XIV.

Die Ave-Maria-Lilien.

Hugo, der edle Kämpe, ſatt der eitlen
Irdiſchen Ehren, nahte ſich dem Abte,
Mit dem Erſuchen, ihn den Laienbrüdern
Beizugeſellen.

Selbiger aber meinte, zu gering ſei
Dieſe Geſellſchaft für den Hochberühmten,
Wünſchete ſehnlichſt, ihn dem Orden ſelber
Einzuverleiben.

Und ſo gebot er denn der Brüder einem,
Ihn die Gebete des Breviers zu lehren;
Hugo jedoch behielt allein das Wörtlein:
Ave Maria.

Ave Maria war ſofort ſein Waidſpruch,
Ave Maria Stoßgebet und Fluch ihm,
Wenn er erwachte tönt' und wenn er einſchlief:
Ave Maria.

Ave Maria — ſeine ganze Seele
Löſete ſich in dieſes eine Wort auf;
Noch wie er hinſchied, lispelt er ein ſterbend
Ave Maria.

Ja es erhuben ſich — ein ſchönes Wunder —
Lilien aus dem Grabe des Verſenkten,
Goldene Züg' auf ihren Blättern grüßten:
Ave Maria.

XV.

Das andächtige Reh.

(Stiftungslegende.)

Auf der Jagd war Graf von Ehrenfels;
Seine Hunde waren gut, zu jagen
Flüchtige Rehe. Solch ein Thier, es nahm
Seinen Weg einmal zu einem Baum,
Der auf einer Bergeshöhe ragte.
Nachgeſprengt erſcheint der Graf daſelbſt
Und erblickt ein ſeltſames Mirakel.
Sich geſetzet auf die Hinterfüße
Vor dem Baume hat das Reh und ſtreckt
Zum Gezweig die vorderen empor.
Im Gezweige beut dem Auge ſich
Ein Marienbild. Der Graf, erſtaunt
Und gerührt durch dieſes ſchöne Wunder,
Schenket dem andächtigen Reh das Leben
Und gebietet, eine Kirche hier
Zu Mariens Ehren aufzubauen.
Oben an des heiligen Hauſes Decke
Siehſt du die Geſchichte von der Jagd,
Von dem Bild und von dem Reh gemalt.

XVI.

Die Gebote der heiligen Jungfrau.

War eine ſeine, minnigliche Frau,
Die hatte zu der Hochgebenedeiten
Viel fromme Luſt und kindliche Geneigtheit
Und ſann darauf, wie ſie die werthe Herrin
Durch einen ihr recht angenehmen Dienſt
Erfreuete. Da offenbarte dieſe
Sich ihr in einer Viſion und ſprach:
„Dieweil du ein ſo groß Verlangen hegſt,
Etwas zu thun, was mich erfreuen könne,
So komm ich her und gebe dir Beſcheid,
Auf welche Weiſe dir's gelingen möge.
Auf's höchſte nehmlich wirſt du mich erfreu'n,
Befolgſt du treulich folgende Gebote.
Sind dir gebeugte Menſchenherzen nah,
Beeif're dich, ſie liebend aufzurichten;
Und wenn du ſiehſt, wie Noth und Mangel härmt,

So ſäume nicht mit freundlicher Begabung!
Nicht ſuche, wenn du fromme Thaten übſt,
Der Menge Beifall, wende deinen Blick
Auf mich allein. Wenn dich die Welt beleidigt,
Beleidige nicht wieder, dulde ſtill!
Und ſollte ſie dir fluchen, liebes Kind,
Nicht fluche wieder, ſegne du dafür!“
So ſprach die ſanfte Herrin und verſchwand.
Tief prägte ſich in das Gemüth der Frau
Ein jegliches von dieſen heiligen Worten,
Und ihnen nachzuleben allertreulichſt
War ihr Bemühen all ihr Leben lang.
Doch als ſie ſich zu ihrem Ende neigte,
Da fiel ihr auf das Herz ſo manche Schuld
Geheimer Art, die nicht genug bereut
Und nicht gebüßt in ächter Weiſe ſchien;
Und ihre Seele wollte ganz und gar
An göttlicher Barmherzigkeit verzagen.
Da trat Maria vor ihr Lager hin
Und ſprach zu ihr: „Gib dich zur Ruhe, Kind!
Denn da du ſo getreulich eingedenk
Der Lehre warſt, die dir mein Mund gegeben,
So fehle dir in dieſer letzten Noth

Auch meine tröſtlich ſtarke Hülfe nicht!
Frei ſollſt du ſein von aller Sündenſchuld,
Frei ſein von aller Qual der Sündenſtrafe!“
Deß tröſtete die Sterbematte ſich,
Und ihre Seele fuhr zur ewigen Freude.

XVII.

Flucht zum himmliſchen Urbilde.

(Nach dem Spaniſchen.)

Hinweg —
Hinweg mit euch, ihr buhleriſchen Klänge,
Ihr nichtigen, abgöttiſchen Geſänge,
Der irdiſchen Lieb' und ihrem Trug geweiht!
Fort alte Sehnſucht, alte Wonne fort,
Fort altes Herzeleid,
Fort altes Hoffen, alter Liebeshort!
Ein Traum iſt Alles, Alles Eitelkeit,
Ein Schatten nur, ein flüchtig hohler Schaum.
Nicht länger in ſo ſchnöder Kette ſchwach
Gib der verderblichen Bethörung Raum,
O meine Seel'! Entraffe dich dem Schein;
Beginne, neu zu ſein;
Dein wahres Leben brünſtiglich entfach'!

Der Sünde Schreck, der Reue ſtöhnend Ach
Erwach'
Und ſcheuche ſtöhnend ewiges Ungemach!
Sich aus der Tiefe deiner Bruſt ergießen,
Laß eine Thränenader heiß und jach,
Unglücklicher, laß fließen,
Laß fließen hin den gottgeweihten Bach,
An dem die Blumen ewiger Freude ſprießen!
Der irdiſchen Liebe Klagen und Geſtöhn
Verwandelt in Gehöhn,
Entführt der Wind in's leere Nichts dahin.
Ach welch ein Seufzen, welch ein Wehgetön,
Das dir die Welt entrang, die Täuſcherin!
Welch ſeliger Gewinn,
Hätt' es ein unberückter, frommer Sinn
Gehaucht zu Gott und Himmel in die Höh'n!
O welche Thränenflüſſe,
Die ihr, der eiferſüchtig Schmollenden,
Grundlos-beleidigt ſchönen Grollenden
Hinfloſſen in den Staub! Unnütze Güſſe!
Hätt' euch dem Aug' entwühlt
Das Wehe der Zerknirſchung und der Buße,
Ihr hättet alle meine ſchwere Schuld

Wie leicht hinweggeſpült,
Und mir errungen höchſte Gotteshuld!
Unheilig blinde Muſe!
Die Zeit, die du zu ſpenden angewandt
So großen Ruhm verbuhltem Augenbrand
Und goldenen Lockenringen,
Wie beſſer war's, ſie preiſend hinzubringen
Ihn, deſſen allgewaltiger Werbe=Ruf
Der Erde Felſengrund
Und das erhabne Dach des Himmels ſchuf
Und zu unendlich rächendem Beruf
Der ſchauerlichen Hölle Feuerſchlund!
Ihr, nur bedacht, die Falſche zu beſingen,
Die euch entzückt, Gedanken voller Wahn,
Beſinnet euch, ſagt an,
Welch einen Lohn gelang euch zu erringen?
Was reget ihr ſo ſehnend eure Schwingen?
Was ſuchet ihr? Wofern
Ein Haupt von weichem Golde reich umlockt,
Ein lichtgeborner, ſchöner Augenſtern
Euch alſo ſehr verleitet und verlockt,
Wo ſtrahlen euch dergleichen Herrlichkeiten
In ſo vollkommen göttlich ächter Schau,

Wie bei der hohen Frau,
Der himmliſchen, der hochgebenedeiten,
Die ohne Gleichen prangt im Aetherblau,
Die unſre Seele, wenn ſie matt durch Leiden
Und allzuflüchtige Freuden,
Gleichwie die matte Blum' auf heißer Au
Der kühle, linde Thau,
Zu laben eilt durch reinſte Seligkeiten?

XVIII.

Viſion.

(Nach dem Spaniſchen.)

Du, gehüllt in lichte Scheine,
Wunderholde, Wunderfeine,
Wie gezeugt aus höchſter Reine,
Du, der allerſchönſten Grüße
Würdige, wie nimmer Eine,
Tauſendmal Gegrüßte mir!
O bekenne deinen Namen,
Sage mir, woher ſie kamen,
Deine leichten Aetherfüße,
Und wohin ſie wohl gedenken
Ihre Schwebe zu entlenken
Durch der Erde Nachtrevier?
Rede, zarte Himmelsroſe,
Sage, biſt du Sanct Mariee! —
Ja du biſt die Tadelloſe,
Der ich beuge meine Kniee,
Der ich brenne, der ich glühe,
Der ich heilige Flammen ſprühe,

Flammen ewiger Begier.
Herrin, ach, ich flehe dir:
Denke nicht hinwegzuwallen;
Meine Bitte, laß ſie dir
Mit geneigtem Ohr gefallen;
Flüchte, flüchte, ſüße Zier,
    Dich zu mir,
Deine Wohnung, nimm ſie hier!

Sieh, wie tief die Dunkel grauſen,
Höre, wie die Stürme brauſen,
Wie die Wolken Feuchte gießen
Anzuſeh'n, wie Ströme ſchier!
O, wie ſchrecklich iſt es außen!
Und vor all der Ungebühr,
Vor den Güſſen, vor den Winden,
Die da ſtürzen, die da ſauſen,
Ruhe gaſtlich zu genießen,
Wo verhoffſt du wohl zu finden
Ein befreundet Nachtquartier?
Alle Pforten, alle Klauſen,
Sind verriegelt, ſind verſchloſſen,
Alle Hände ſind verdroſſen,
Der Verirrten aufzuſchließen

Fromm befliſſen Thor und Thür.
Offen und bereit von allen
Zu bedienen nach Gebühr
Deine Zartheit, iſt alleine
Dieſe Zelle, dieſe kleine,
Dieſe Hand, die arme meine,
Dieſe Bruſt, die heiße, hier.
Herrin, ach, ich flehe dir:
Denke nicht, hinwegzuwallen;
Meine Bitte, laß ſie dir
Mit geneigtem Ohr gefallen;
Flüchte, flüchte, ſüße Zier,
Dich zu mir,
Deine Wohnung, nimm ſie hier!

Sieh, ich weiß, Erhabne, Hehre,
Wo ſie uns genaht erſcheine,
Deine Huld, ſie naht alleine,
Daß ſie ewiges Heil gewähre,
Daß ſie in die irdiſche Leere
Höchſte Gottheit ausgebäre, —
Eia, Mutter, kreiße mir!
Deine reiche Füll' entleere,
Ein unendlich Glück beſcheere,

Deine Segen o gebier!
Steh'n will ich als dein Getreuer,
Steh'n in nie geſchwächtem Feuer
Jeglichem Begehr zur Steuer
Lauſchenden Gehörs vor dir.
Mag die Welt, die ſchaudervolle,
Grollen ihre finſtern Grolle
Und in ihrem Haß, die tolle,
Wild erheben ihr Panier —
Zugerichtet, Wonnereiche,
Steht dir eine fromme Scheuer;
Dargeboten, Ohne-Gleiche,
Wird dir eine liebevolle,
Wird dir eine minneweiche,
Trauliche Taberne hier.
Herrin, ach, ich flehe dir:
Denke nicht, hinwegzuwallen;
Meine Bitte, laß ſie dir
Mit geneigtem Ohr gefallen;
Flüchte, flüchte, ſüße Zier,
Dich zu mir,
Deine Wohnung, nimm ſie hier!

XIX.

Die drei himmliſchen Jungfrauen.

Es hatte ſich in ſeine ſtille Zelle
Der heilige Martinus eingeſchloſſen,
Und ſeine Schüler Gallus und Severus
Erwarteten ihn außen an der Thüre.
Da flöteten in ihr erſtauntes Ohr
Niemals vernomm'ne ſüße, klare Stimmen,
Die mit dem Biſchof in der Zelle ſprachen,
Und wonnevolle Schauer rieſelten
Den Horchenden durch Ader und Gebein.
Wie drauf mit hell verklärtem Angeſicht
Martinus aus der Thüre trat, da frugen
Die Schüler ihn, die wißbegierentflammten:
Welch himmliſche Genoſſenſchaft beſeligt,
O Heiliger, dein einſames Gemach?
Wir hörten unvergleichlich ſchöne Stimmen,
Die nimmermehr von dieſer Erde ſind.“ —
„„Woſern ihr es der Menge zu verhehlen
Geloben wollt““, antwortete Martinus,

„„So will ich euch entdecken ohne Rückhalt
Welch überreiche Gnadenfülle mir,
Welch unverdiente, mir zu Theile ward.
Die hochgebenedeite Mutter Gottes,
Mit zwei'n der allerheiligſten und ſchönſten
Jungfrauen, die der hohe Himmel hegt,
Der heiligen Agnes und der heiligen Thecla,
Beehrte mich mit ihrer Gegenwart.““

XX.

Dominica.

Dominica, aus florentiniſchem
Gebiete, zubenannt „vom Paradieſe“,
War armer und geringer Eltern Kind
Und frühe ſchon beraubet des Erzeugers,
Auch aller Leitung, aller Lehre faſt,
Die jugendlichen Weſen noth, entbehrend,
Dafür jedoch im Kindesalter ſchon
Der allergnadenreichſten, herrlichſten
Erſcheinungen von Gott
Gewürdiget und ſeiner makelloſen
Gebärerin. Wie rein war aber auch,
Wie zartgeſinnt, wie edel von Natur
Dies ſeltene Kind! Wie eifrig
Bemüht' es ſich, den Wochentag Mariens
So würdig, als es konnte, zu begeh'n!
In ſeiner ſonſt ſo ſchmuckberaubten Hütte
War eine Zierde nur, ein altvererbtes
Beſchädigtes, doch hold

Anblickendes Marienbild zu ſehen,
Das den gebornen Gott im Arme trug.
Dies war die fromme Luſt Dominica's,
Dies unterließ ſie nie an jenem Tage
Mit Blumen und mit Kräutern, wie ſie ihr
Die Wieſe bot und das Gefild, zu kränzen.
Ja ſie entbehrte, ſparte, ſammelte,
So arm ſie ſelber war, die ganze Woche,
Damit ſie Samstags eine milde Gabe
Darreichen könne noch Bedürftigeren,
Und ehren alſo durch ein gutes Werk
Die heilige Mutter und den großen Sohn.
An dieſem Tage war's denn auch, daß ihr
Das erſte jener himmliſchen Geſichte
Zu Theile ward. Sie brachte tiefbewegt
So eben ihre Kränze dar; indem
Trat eine Frau herein, die wunderhehr
Und adelig von Weſen, doch ſo frei
Von allem Stolz und allem Prunke war,
Daß ſie Dominica nicht zu den Großen
Und Reichen dieſer Erde rechnete
Und nicht erſchrack vor ihrer demuthsvollen
Erhabenheit. Es nahete zugleich
Mit dieſem wunderbaren Frauenbilde

Ein Knabe ſich, der blickte ſie ſo leuchtend,
So liebend an, daß ſehnliche Begier
Nach ihm ſofort ihr kindlich Herz erfüllte.
Doch wehe! Hände waren ihm und Füße
Furchtbar verletzt und purpurrothe Feuchte
Quoll draus hervor. Dominica erſchrack,
Erſtaunte, ſchmolz in Mitleid weinend hin,
Griff nach der beſten Labe,
Die ſie beſaß, und reichte ſie dem Kinde.
Sanft lächelte die Frau darob und ſprach:
„Das iſt die Speiſe dieſes Kindes nicht.“ —
„Was denn?“ entgegnete Dominica
Verwundert. „Liebe“, ſprach die Frau, „die iſt
Ihm Wonne, Labſal, Arzenei allein.
Mit deiner Lieb erfreu’,
Erquicke meinen Sohn.“ — „Mein ganzes Herz
Gehöret ihm“, ſo Jene wiederum.
„Doch ſage mir, wer konnt’ ihm
So grauſam wehe th[illegible] dem Holdeſten;
Wie zu ſo ſchrecklicher Verletzung iſt er
Gekommen? — „Durch die Liebe“, war die Antwort,
„Die ungemeßne, die er ſelbſt geliebt,
Die ihn herab aus ſeiner Herrlichkeit,
Den Hochgebornen, trieb,

In Schmach und Qual, in Marter und in Tod. —
Doch ſiehe, nach den Blumen dort verlangt er;
Die reiche dar!“ — „Sie ſind nicht mehr die meinen;
Ich weihete ſie Gott und ſeiner Mutter.“ —
„Und Gott und ſeine Mutter ſiehſt du hier.“ —
Das Mägdelein, dies Wort vernehmend, ſinkt
Auf ihre Knie' und betet an. Maria
Ergreift die Blumen und ſie leuchten hell
In ihrer Hand und ſtreuen himmliſcher
Gedüfte Hauch. Mit einem Mal verſchwunden
Iſt Alles, ſie, das Kind, die Blumenkränze,
Und wieder einſam und alleine ſieht
In ihrer Hütte ſich Dominica.
Doch wie erhoben, wie beſeliget
Im Inneren! Seitdem entſchleierte
Sich häufig alſo jene höhere Welt
In ſichtlicher Geſtaltung ihrem Auge.
Es kam zu ihr die Fürſtin
Im Lichtgebiet und unterrichtete
Sie mütterlichſt in Allem, was ihr noth,
So daß ſie, als ein kleines Wunderweſen,
Auch was ihr Menſchen nie gelehret hatten
Und nie gezeigt, doch trefflich inne hatte
Und meiſterlich verrichtete. Es kam

Das Kind, das ſchöne, göttliche, für welches
Dominica in heiliger Liebe glühte;
Sie koſte traulich ſtundenlang mit ihm,
Und ſieh, es heilten ihm von ihrer Minne
Balſamiſchen Hauche jene blut'gen Wunden,
Um die ſie ſich ſo innig=tief betrübt.
Welch ein Entzücken, welch ein Glück für ſie!
So ſchwanden ihr die frommen Kindertage
Gleich einem ſeligen Traume, hochbeglückt
Durch Wonnen und durch Ehren, die die Welt
Nicht ahnete. Gereiſt begab ſie ſich
In einer Kloſterzelle ſtillen Bann,
Verſenkte ſich allhier in die Betrachtung
Des Heiligſten und Höchſten im Bereich
Des Seienden und ward
Die Zierde des Dominicanerordens.

XXI.

Maria ein Gewand beſſernd.

Der heilige Biſchof Thomas
Aus Anglia geflüchtet
Und ſtill geborgen lebend
In einer Zelle Gallia's,
Erblickte ſeine ſchlichte,
Grobhärige Bekleidung
In allzu lückenhaftem
Und ungebührem Stand,
Griff Nadel an und Faden
Und dachte ſie, zu beſſern,
So gut er eben mochte
Durch eigne, fromme Hand.
Er mühte ſich vergebens;
Er mußte rein verzagen
An dieſem Ungeſchäfte;
In Fetzen ohne Haltung
Zerfiel das alte, morſche,
Zerrüttete Gewand.

Da ſaß er nun, der Gute,
Der Rath- und Hülfeloſe,
Die Trümmer auf dem Schooße,
Beſtürzung im Geſicht.
Mit einem Male ſchreckt ihn
Ein Schimmer auf; er richtet
Das Aug' empor und nahe
Steht eine Dame, prächtig
Und wunderſchön von Anſeh'n,
Dem ſtockenden Betriebe
Mit ſchweigendem Belächeln
Die Sehe zugewendet,
Das klare Himmelslicht.
„Wer biſt du, wie gelangſt du
In dieſe Kloſterzelle?“
Beginnt der höchſt Erſtaunte,
Und ſie dagegen ſpricht:
„Welch eine Frage, Thomas!
Mich, die ſo nah Verwandte,
Befreundete, Bekannte,
So viel zu jeder Stunde
Mit brünſtiglichem Munde
Begrüßte, kennſt du nicht?
Entflore deine Blicke,

Beſinne dich geſchwind!
Ich bin ja deine Liebſte,
Ich bin ja deine Mutter,
Und du, du biſt mein Trauter,
Und du, du biſt mein Kind.
Mit künſtlichem Bedachte,
Mit wohlgeübtem Finger
Dir beizuſtehen, komm' ich
Bei einer Frauenarbeit,
Die deinen Händen freilich,
Den männlichen, gelehrten,
In leere Luſt zerrinnt.
Komm, reiche dar!" Verſtummend
In Rührung und in Andacht,
Darreichte der erkannten
Hochheiligen der Biſchof
Das ärmſte der Gewänder,
Und ſie, das ſüße Glück
Des Himmels und der Erde,
Sie nimmt es hin, berühret es
Allmächtigen Getaſtes,
Und legt es ohne Säumen,
Das von Gebrechen freie,
Ganz wieder neu gewordne,

In ſeine Hand zurück.
„Es iſt geſcheh'n, Geliebter!
In Minne mein gedenkend
Die heile Hülle trage!
Nie mehr veralten wird ſie,
Nie wieder riſſig werden."
Die Gratioſe ſpricht es
Und ſchwindet aus dem Blick.

XXII.

Maria bäckt Brod.

Es war einmal ein Mönch
Mit Namen Gerarchin,
Nicht ſonderlich mit Witz
Und äußerlichem Anſeh'n
Von der Natur beſchenket
Und oft daher zum Scherze
Geängſtet und gekränket
Von ſeiner Brüder Schaar,
Die aller Ahnung bar
In ihrem Uebermuthe,
Wie trefflich angeſchrieben
Ob ſeiner unbefleckten,
Gottvollen Kinderſeele
Er in der Höhe war.

Er ſtand ſo ganz allein
Auf dieſen Erdenau'n;

Nur einen Hort beſaß er,
Nur einen Troſt, der Gute;
Er pflegt' in allen Dingen,
Sogar in ganz geringen
Auf unſre Frau zu bau'n.
Sie lohnte ſein Vertrau'n
Mit ungemeßnen Hulden,
Hülfreich wie eine Freundin,
Wie eine Schweſter traulich,
Wie eine Mutter lind.
So war er einſt in großer
Verlegenheit; er ſollte
Brod backen und verſtand
Von ſolcherlei Geſchäfte
So wenig, als ein Kind.
Da ging er hin und klagte
Dem Muttergottesbilde,
Dem er gewohnt, zu beichten
All ſeiner Seele Trübſal,
Auch dieſe Qual und Noth.
Daſſelbe blicket' ihn
Holdſelig an und ſagte:
„Bleib hier am Orte, Freund,

Und ſorge nicht! Das Brod.
Es ſoll gebacken werden."
Wer war beglückter nun,
Als unſer Gerarchin!
Er blieb und betete
Mit fröhlichen Geberden
Manch fromme Litanei.
Indeſſen ſah man ihn
Zu gleicher Zeit am Ofen
Beſchäftiget; es ſchien,
Als hätt' er nie im Leben
Sich einem andern Thun,
Als dieſem hingegeben,
So rüſtig und ſo tüchtig
Benahm er ſich dabei.
Und in der That, es kam
Das ſchönſte Brod zu Stande,
Das je gebacken ward
In dieſem Erdenlande.
Wie das zu faſſen ſei? —
Sie ſelbſt, Maria, war es,
Die ſich der heiligen Einfalt,
Die man zu höhnen dachte,

So thätig angenommen,
Die an des Mönches Statt —
Zum Spott ſie ſelber machend
Die Spötter ihres Freundes —
Des ihm befohlnen Amtes
So baß gewartet hat.

XXIVII

Maria rettet ein Häschen.

(Stiftungslegende.)

Dem Waidewerk ergeben
Der Herr von Limburg war.
Durch das Gehölz ſo dicht,
Durch das Gefild ſo frei
Die Lande zu durchtoben,
Mit ſeiner Hunde Schaar,
War ſeine Luſt, ſein Leben.
Die Tage pflegt' er nicht,
Die Stunden nicht zu loben,
Die ſolcher Wonne bar.
Vernehmt, was ſich einmal
Höchſt Seltſames begeben,
Bei dieſer Jägerei!
Es war zu Tungenthal;
Man ſtürmete vorbei
Vor einer Kirchenpforte;
Ein flüchtig Häſelein

Nahm ſeinen Lauf hinein
Und ſchmiegte ſich, als wüßt' es
Sich hier im Rettungsporte,
An ein Marienbild.
Die ungeſtüme Meute,
Sie folget ihrer Beute
Mit der gewohnten Wuth,
Hält aber an dem Bilde,
Ehrfürchtig an und thut
Dem Thiere Nichts zu Leide,
Das in Mariens Hut.
Nun tritt auch er heran,
Der rauhe Waidemann
Und ſchauet an und ſtaunet;
Auch ſein Gemüth, das wilde,
Es fühlt ſich umgelaunet.
„Wenn ſie mit dir im Bunde
Die Hochgebenedeite",
So zu dem Thiere milde
Hebt er zu ſprechen an;
Wenn ſelber dieſe Hunde,
Die nur auf Weh und Wunde
Ohn' alle Gnade denken,
Sich ihres Grimms entſchlagen

An dem gefeiten Ort,
So will auch ich's nicht wagen,
Dein armes Sein zu kränken,
Will dir das Leben ſchenken,
Ein gleich gelinder Hort."
Hinwegzunehmen ſachte
Das Häſelein ſofort,
Gebot er, und hinein
Zu tragen in den Hain,
Wo ſeine Heimath war,
Wo ihm die Freiheit lachte.
Solch eine ſeltne Kunde
Hält keine Raſt; ſie eilt,
Sich breitend in die Runde,
Von Munde raſch zu Munde.
So denn auch dieſe hier;
Sie ließ ihn unverweilt,
Den Wunderruf, erſchallen
Im ſämmtlichen Revier.
Und es begann zur Stunde
Das Volk mit Heißbegier,
Das fromme, Schaar auf Schaar
Zur gütigen Maria
In Lungenthal zu wallen,

Der ſelbſt ein arm Gethier
Zu retten wohlgefallen,
Das ſich zu ihr geflüchtet
In tödtlicher Gefahr. —
So lautet dieſe Mähre,
Des Truges unbezüchtet,
Der nie ſo ſchön gedichtet,
Was minder ächt und wahr.
Doch daß ſie ſich bewähre
Nicht nur allein mit Worten,
So ſchmücket den Altar
Auch eine Tafel dorten,
Die macht, was ich berichtet,
Durch ein Gemälde klar.

XXIV.

Maria einen Mönch ſtärkend.

Auf's Feld hinaus, die reiſe Saat zu mäh'n,
Ging eine Schaar Ciſterzienſermönche,
Und mühet' in der Sonne heißem Blick
Sich emſiglich mit der gekrümmten Waffe.
Da war nun aber einer unter ihnen,
Ein hochbetagter, ſehr gebückter ſchon
Fromm überaus und große Demuth übend,
Und keine Pflicht verſäumend fort und fort —
Er hatte ſich, ſo ſehr man es empfahl,
Nicht halten in der kühlen Zelle laſſen —
Der, wie er ſeine ſchwachen Kräfte zwang,
Sank vor Ermattung nieder auf den Boden.
Da legten ihn die Mönche ſänftiglich
Im Schatten eines Baumes auf den Raſen
Und rauſcheten von Neuem in die Saat.
Nicht lange drauf, wie ſie die Blicke huben,
Da ſahen ſie von einem Hügel her
Die ſchönſte der Prozeſſionen nah'n.
Vor Allen eine königliche Frau,

Durch deren helle Glorie getrübt
Die ſommerliche Pracht der Sonne ward;
Zahlloſe weißgekleidet lichte Jungfrau'n
Nachfolgeten, und durch die Lüfte drang
Ein Wohlgeruch, gleichwie von hundert Lenzen;
Es lenkte ſich der wunderbare Zug
Dem Baume zu, wo der Erſchöpfte ruhte,
Deß Auge ſich gelinde zugethan.
Nun ſtand ſie vor ihm, jene Herrliche,
Empfing von einer ihrer Folgerinnen
Ein dargereichtes, duftgewebtes Tuch,
Abtrocknete, ſich an des Schläfers Seite
Danieberlaſſend, ſein befeuchtet Antlitz,
Und drückte ſcheidend ihren Roſenmund
Auf ſeine Stirne. Dann erhub ſie ſich
Und ſchwebete mit ſämmtlichen, hochheil'gen
Jungfrauen in das hohe Blau hinauf.
Der in den Staub geworfnen Väter Auge
Verfolgte ſie, bis ganz und gar verdämmert
Die Wonneſchau, und ſtarrte lange noch
Anbetend in die leere Luft empor.
Drauf wurde zu dem Greiſe hingeeilt,
Der, aufgewacht, wie ein Verklärter blickte.
Was ihm geſcheh'n, das wußt' er nicht zu ſagen,

Doch neugeboren fühlten und durchſtrömt
Von überirdiſch lieblichem Behagen
Sich Leib und Seele. Weggenommen war
Jedwede Laſt und Schwäche ſeines Alters;
Der eingekrümmte Rücken ſtreckte ſich,
Und jugendlichem, ſtarkem Manne gleich
Erſchien der eben noch ſo müde Greis.
Da, wo der Mund der Königin die Stirne
Des Glücklichen berührte, blieb ein Schein,
Ein roſiger, für alle Zeit zurück,
Und welcher Angefochtene von Leiden
Sich fromm verehrend dieſer klaren Spur
Der ſüßeſten von allen Lippen nahte,
Einſaugte mit dem Auge dieſen Strahl
Und um den Segen dieſes Heiligen bat,
Der fand geneſend ungemeßne Gnade,
Der ſtieg geheilt aus ſeinem Dornenbad
Und Roſenhuld umwehte ſeine Pfade.

XXV.

Die marianiſchen Gebetroſen
und
die gebeſſerte Räuberſchaar.

Ein armer Schüler eilte
An jedem Morgen in's Geſild' hinaus,
Brach ſich die ſchönſten Blumen, die er fand,
Und fügte ſie in einen Kranz zuſammen.
Den trug er in ein kleines Heiligthum
Und ſchmückt' ein Marienbild damit.
So pflegt' er eine lange Zeit zu thun.
Sich ſeiner andachtsvollen Seele Hang
Ganz hinzugeben, wählet' er am Ende
Zum Aufenthalt ſich eine Kloſterzelle.
Da war es ihm jedoch nicht mehr geſtattet,
Hinauszugeh'n des Morgens auf die Au,
Wie er gewohnt, und Blumen abzupflücken
Zum Schmucke für die theure Gottesmutter.
Statt deſſen ehrt' er ſie

Durch wiederholte Grüße, mit der Bitte
Für Blumen anzunehmen ſelbige.
Nun wurde dieſer Mönch von ſeinem Abte
Geſendet einſt an einen fernen Ort.
Auf dieſer Fahrt beſchritt er eines Morgens
Ein dicht Gehölze, welches ihm geeignet
Zu ſeiner Andacht ſtiller Uebung dünkte.
Er knieete zur Erde hin und brachte,
In heiliger Glut aufflammend, ſeine Grüße,
Die Blumenopfer ſeines Herzens, dar.
Verhohlen an dem Orte zu der Zeit
War eine Schaar von Räubern und von Mördern,
Die Nichts verſchonten, was des Weges kam.
Die wollten eben, ob die Beute gleich,
Die hier zu machen, nur ſo höchſt gering
Und ärmlich war, ſich ſtürzen auf den Mönch,
Und legen ihre wilde Hand an ihn.
Da ſah'n ſie von der andern Seite her
Erſcheinen eine weibliche Geſtalt
Der allerſchönſten, königlichſten Art,
Dergleichen nie ihr Auge
Geſchauet, ihrer Seele kühnſter Traum
Sich ausgemalt. Sie nahte ſich dem Beter,
Dem feurigen, und nahm,

So wie er einen ſeiner frommen Grüße
Geſprochen, eine Roſ' aus ſeinem Munde
Verneigte ſich, zum Danke für die Gabe,
Mit freundlicher Geberde gegen ihn,
Verknüpfte ſie ſodann, die prächtigen Blüthen,
Zu einem Kranze, ſetzt' ihn auf ihr Haupt
Und ſchied von hinnen wieder anmuthsvoll.
Starr vor Erſtaunen ſahen dieſe Scene
Die Frevler an; dann ſtürzten ſie hervor,
Nicht aber, um zu morden und zu rauben,
Zu forſchen nur nach dem, was ſie geſchaut,
Die Sterbenden beinah vor Wißbegierde.
„Was“, riefen ſie, „iſt das für eine Frau?
Gehört der Erde ſie, dem Himmel an?
Was haſt du mit ſo wunderhohen Weſen,
Ein ſchlichter, unſcheinbarer Mönch, zu thun?
Sag' an, berichte, wir erwürgen dich,
Wenn du nicht ſprichſt.“ Er ſtand, der Angeſtürmte,
Verwundert da und wußte nicht, was er
Zu denken habe von dem Abenteuer.
„Ihr ſcheinet euren Spott
Mit mir zu treiben“, hub er endlich an;
Ich habe Nichts mit Frauen, Nichts mit Weſen
Erhabner Art, ich armer Menſch, zu thun.“ —

„Wir ſpotten nicht“, ſo Jene wiederum,
„Wir ſahen ſie mit Augen hell und klar,
Die Hohe, Schönheitſtrahlende, Geſchmückte
Mit fürſtlicher Gewande Zier und doch
So Sanfte, ſo Demüthige zugleich,
Die Roſ' auf Roſe, wie du beteteſt,
Mit dankbefliſſen=lieblichem Verneigen
Dir aus dem Mund genommen und daraus
Sich einen Kranz zu ihres Hauptes Schmuck
Gewunden hat.“ — „Wenn es in Wahrheit ſo“,
Entgegnete der Mönch, „ſo war es wohl
Die hochgebenedeite Gottesmutter,
Die ſich zu mir Unwürdigen ſo gnädig
Herabgelaſſen hat, damit ihr ſehet,
Welch überreiche Gnadenfülle ſelbſt
Dem ärmſten und geringſten ihrer Diener
Zu Theile wird.“ Hierauf erklärt er ihnen
Der ganzen Sache Hergang und Bedeutung;
Und wie er ſelbſt gerühret und begeiſtert
Von Sankt Mariens wunderbarer Huld,
So wurden es, indem er ſprach, auch ſie,
Die fürchterlichen Raub= und Mordgeſellen.
Sie waren umgewandelt
Mit einem Mal in ihrem Innerſten,

Sie ſprachen zu dem Mönche, dem von ihnen
Noch eben erſt ſo ſchlimm gefährdeten:
„Auf, führ' uns in dein Kloſter;
Lehr' uns die Wege, die zum Heile führen!
Wir wollen Buße thun und Mönche werden.“
Er kehrte stracks mit ihnen um; ſie wurden
Gereiniget von ihrer Schuld, belehrt,
In fromme Diener Gottes
Und unſ'rer Frau glückſelig umgeſchaffen;
Und Alle, die es ſahen und vernahmen,
Sie prieſen hocherfreut mit Herz und Munde
Mariens himmliſche Holdſeligkeit,
Und wie ſie ſelbſt die wildeſten Gemüther,
Die ſonſten Nichts zu bändigen vermag,
Im Stande zu erweichen, abzulenken
Vom Laſterpfad und ſo
Theilhaft zu machen ewiger Seligkeit.

XXVI.

Sanct Odilo.

Ein mißgeboren trauriges Geſchöpf
Lahm und gekrümmt an Händen und an Füßen,
Ward Odilo an's Licht der Welt gebracht,
Und reiche Thränen weinten über ihn,
Den ohne Troſt Unglücklichen, die Eltern.
Bald zeigte ſich jedoch in ihm ein Geiſt
Beſonderer und auserleſ'ner Art.
Noch unentfaltet kindiſcher Natur
Und ohne Theil an ernſterem Belehr,
Schon eifert' er entzündeten Gemüthes
Dem Dienſte ſich der Himmliſchen zu weih'n,
Schon drängt' es ihn zu ihrem Heiligthum,
Die hier Geſtellte feierlich zu grüßen.
Man trägt ihn hin, ſein kindlich Ave ſchallt,
Und heil ſofort ſind alle ſeine Glieder.
Herangereiſt in frommen Uebungen
Vertieft er ſich in klöſterliche Stille,
Ward ein vor Allen hochberühmter Abt,
That Werke der Barmherzigkeit und Liebe

Und offenbarte ſeiner Herrin Macht
Durch ungemeine, glänzende Mirakel.
Er war ein Vater aller Klagenden;
Er ſcheute nicht, der Kirche reiche Güter
Den Nackten und den Hungrigen zu ſpenden;
Er ſchonte nicht das eigene Gewand;
Er heilete, der ſelber einſt Geheilte
Durch Sankt Marieens freundliche Gewalt,
Rings alle Lahmen und Gebrechlichen,
Erſtreckte ſeine liebevolle Sorge
Bis in die düſtre Todtenwelt hinab,
Erlöſete durch ſeine Betekraft
Manch arme Seel' aus ihrer heißen Qual
Im Fegefeuer, ſtiftete das Feſt,
Das jährliche, das aller in die Gluthen
Der Reinigung geſenkten Abgeſchiednen
Mit liebender Bekümmerung gedenkt,
Schritt ohne Fahr und unbenetzter Sohle
Auf wildbewegtem, grauſem Meere hin
Und ſchöpfet' aus kryſtallenen Gewäſſern,
Den plötzlich unter ſeiner heiligen Hand
Purpuriſch umgewandelten, des Weines
Gewürzig edle, labevolle Fluth.

XXVII.

Sanct Ildephons.

Sanct Ildephons, der Erzbiſchof Toledo's,
Der Capellan der Hochgebenedeiten,
Der goldene Mund und Anker unſres Glaubens,
Wie er genannt mit vollem Rechte ward,
Der feurige Bekämpfer und Vernichter
Der antimarian'ſchen Ketzerei'n
Hiſpaniens, der Fertiger des Werkes
De illibata gloriosae matris
Virginitate, ſo wie auch des ſchönen
Officiums der Himmelfahrt Mariä,
Erlebete zu ſeines Eifers Lohn
Entzückender Begebenheiten zweie.
Als ſelbiger vor königlicher Hoheit
Und einer ungemeinen Menge Volkes
Die Meſſe las, erhub ſich ob dem Grabe
Der heiligen Leocadia der Stein;

Die Heilige ſelbſt im geiſtlichen Habit
Und klöſterlichen Schleier ſtieg hervor
Aus ihrer Gruft und dankete dem Edlen
Für ſeine ſiegend treffliche Beſchirmung
Der Königin des Himmels, ihrer Frau,
Vor frevelhafter Rotte wüſtem Anſturm.
Sanct Ildephons, der freudig überraſchte,
Wagt' es, zu dieſer herrlichen Erſcheinung
Erbaulichen Gedächtniß, ſich ein Stück
Von Leocadia's Schleier auszubitten
Und durfte ſich daſſelbe, das noch jetzo
In toledan'ſchem Heiligthum bewahrte,
Abſchneiden mit beglückter eigner Hand. —
Zum Dank jedoch für das Officium
Hat ſich die Glorioſe ſelbſt bemüht.
Einſt in der Nacht, da ſich der Erzbiſchof
Zum Dome hin vorleuchten ließ, um hier
Der Herrſcherin, wie er gewohnt, zu dienen,
Erblickte man das heilige Haus, noch ehe
Man es betrat, erfüllt von einem Lichte,
Das glänzender, denn das der Sonne war.
Da zagte, ſich zu nahen, männiglich;
Nur Ildephons trat ohne Scheu hinein

Und ſah umringt von Chören himmliſcher
Jungfrauen und erhabner Seraphim
Sie thronen, welche ſeine Wonne war.
Sie winket' ihn mit freundlicher Geneigtheit
Zu ſich heran und legt ihm auf die Schulter
Ein prächtiges biſchöfliches Gewand,
Das ebenfalls noch heute zu Toledo
Zu ſehen iſt und hoch bewundert wird.

XXVIII.

Sanct Fulbert.

Den um Maria's Ehr' und ſchönen Dienſt
So hoch verdienten Heiligen Carnutums,
Fulbert genannt, den trefflichen Erfinder
Von Liedern und Geſängen mancher Art,
Womit er unſre liebe Frau beſchenkte,
Den Gründer eines ihr mit großer Pracht
Und großen Koſten aufgeführten Tempels,
Den Autor einer geiſterfüllten Schrift
De laudibus Mariae, den Erwecker
Des allgemeinen kirchlichen Gebrauches,
Die alle Welt beglückende Geburt
Der Hochgebenedeiten zu begeh'n,
Warf eine nicht zu lindernd wilde Qual
Hart und gefährlich auf ſein Lager hin.
Da wendet' er ſein Auge himmelan
Und betete dies ſtöhnende Gebet:
„Von jener Milch des Lebens und des Heiles

Die deine Bruſt, die mütterliche, ſchwellt,
Ein Tröpfchen nur auf meine heiße Pein
Laß mildiglich herniederthau'n, o Herrin!"
Ein Tröpfchen nur, wie ſehr genügte das!
Was thauet' aber für ein Ueberfluß!
Verſchwunden war der Zelle graues Dach,
Der helle Himmel ſtrahlete herein,
Und in der Helle zeigte ſich die Huldin,
Die rührend ihre Bruſt mit einem Drucke
Des Fingers eine Quelle weißen Nektars
Eröffnete, die ſich im Bogenſprunge
Hernieder auf den Heiligen ergoß
Und in Entzücken wandelte ſein Wehe.
Mit ihm befeuchtet wurde ſein Gewand,
Mit ihm die Decke, die ſich auf dem Boden
Hinbreitete, zu ſeinem Lager dienend;
Sie werden noch zur Stunde zu Carnutum
Als köſtliche Reliquien bewahrt.

XXIX.

Sanct Joscio Roſeus.

Sanct Joscio, ſich bergend in der Stadt
Sanct Audomar's in eine Kloſterzelle,
Pflag deſſen hier, was ſeine Seele war,
Der liebenden Verehrung unſrer Frau.
Mit fünf Gebeten betet' er zu ihr,
Die, weil beginnend mit den theuern fünf
Buchſtaben ihres Namens, ihn zuſammen
Ingenios darſtelleten. Was ihm
Für Gnade ward im Stillen und für Lohn
Für dieſe reine Flamme ſeiner Bruſt,
Nie hat er es den Menſchen offenbart;
Nur ſein entzücktes Angeſicht verrieth
Die Wonnethume ſeiner Einſamkeiten.
Er hauchet', ohne daß man es bemerkte,
Sein Leben aus, und als man ihn erſtarrt

Zur Leiche fand, da waren aus dem Munde
Fünf wunderſchöne Roſen ausgeblüht,
Von welchen eine jegliche der fünf
Buchſtaben einen hegt' in ihrem Schooße,
So daß ſie, zum Erſatze jener lauten
Begrüßungen aus noch belebtem Mund,
In ſtummer Glut auflächelten: Maria!

XXX.

Sanct Adrian.

Sanct Adrian aus Afrika, der Abt,
Der fernehin berühmte Sprachgelehrte,
Der der Rhetorik, der Philoſophie
Und der Matheſis mächtige große Meiſter,
Demüthig ohne Gleichen trotz ſo ſeltner
Errungenſchaft im Wiſſen und ſo ſanft
Wie eine Taube von Gemüthe war er,
Inſonderheit der zarten Jugend hold
Und im Belehren, Leiten und Ermahnen
Von unermüdlich einziger Geduld.
Als eine Taube, die ſo weiß wie Schnee
Von Farbe war, erſchien er auch zuweilen
Nach ſeinem Hingang, ängſtlich um den Lehrer,
Der allzu grauſam ſeine Ruthe ſchwang,
Die Flügel ſchlagend und zur Milde mahnend.
Verfolgte Kleine, die zu ſeinem Grabe
Sich flüchteten vor ungerechter Wuth,

Sie fanden hier ein ſchirmender Aſyl,
Als hinter Gräben und Umwallungen;
Denn Stimmen und Geſichte ſchreckten ab,
Und der Bedränger ausgeſtreckte Hand
Erlahmte plötzlich an der Taubengruft.
Daß dieſer edle, große Heilige
Auch unter den begeiſterten Verehrern
Der Benedeiten nicht der letzte war,
Aus ihrer Kraft, in ihrer Minne nur,
Zu ihrer Ehr' alleine lebt' und lehrte,
Wär' auch, wofern ich es verſchwiege, klar.
Unzählige, geſalbte, muſterhafte
Lobreden auf Maria hielt im Leben
Sanct Adrian, er hält ſie fort und fort
Auch jetzo noch im Stande der Verklärung.
Der heilige Dunſtanus, aufgehoben
Im Geiſte zu dem Lichtgefild, erblickt' ihn
Von einem unermeßlichen Gedränge
Der Engel und der Seligen umgeben,
Vor welchen er in oratoriſcher
Begeiſterung die theure Herrin pries.

XXXI.

Sanct Franciſca.

Die hochgeborne Römerin Franciſca
Entſpendete den Armen und Bedrängten
Oft ſämmtliche, vom Himmel ihr jedoch
Stets wunderbar zurückgegebne Habe;
Verſuchte ſich auch gern in Uebungen
Demüthiger Verläugnung ihrer ſelbſt,
Warf allen Glanz und alle Würde weg
Und freute ſich, als eine dunkle Magd
Der Niedrigen im Volke zu erſcheinen.
Der Hochgebenedeiten, der ſie ſich
Abſonderlich ergeben, baute ſie
Ein Gotteshaus und eine Kloſterhalle,
Worein ſie ſich am Ende ſelbſt begab,
Das Haupt geſenkt, die Füße bloß, den Hals
Mit einem Strick umwunden, alſo ſich
Zu Füße werfend den geweihten Frau'n
Und flehend ohne Noth, zu gönnen einer
Unwürdigen beſcheidnen Aufenthalt.

Reich an Mirakeln, welche ſie verrichtet,
Iſt die Geſchichte dieſer Heiligen.
Die Hände legend auf das Haupt der Kranken
Beſiegte ſie Gebrechen aller Art,
Als: Lähmungen der Glieder, traurige
Verluſte des Geſichtes und Gehörs,
Fallſuchten und entflammte böſe Fieber.
Ein Stückchen Brod, ein ganz geringes nur,
Genügt' ihr einſt in einer Hungersnoth
Zu ſpeiſen ihre ganze Schweſterſchar,
Und als ſie dieſe lechzend und erſchöpft
Von einer allzu heißen Mühe ſah,
Entquollen ihren Händen edle Trauben.
Was Freveles in ihre Nähe kam
Und nur berührt von ihrem Hauche ward,
Das fühlte ſich im Innerſten bewegt,
Das ſahe man erbaulich umgewandelt
Und von des Herzens wildem Hang befreit.
Mit ihrem ſchirmend beigegebnen Engel
Verkehrte ſie ſo innig und ſo traut,
Daß man die wunderherrliche Geſtalt
Des ſchönen Jünglings aus dem Aetherland
Zu aller Stunde neben ihr erblickte,
Daher du ſie in ihren Conterfeien

In der Geſellſchaft eines Engels ſiehſt.
Oft war mit ihr ein Heiliger des Himmels,
Wie zum Exempel Sanct Gregorius,
Der ehedem Gewaltige zu Rom,
Sanct Benedict, der Patriarch der Mönche,
Der heiligen Apoſtel ein= und andrer,
Nicht ſelten auch die Glorioſe ſelbſt,
Die ihr einmal zu glänzender Belohnung
So großer Tugend und Entſelbſtigung
Das Haupt mit einer goldnen Krone ſchmückte.
Nach ihrem Hingang, da die Menge ſich
Ohn' Ende zu der heiligen Leiche drängte,
Die ausgeſetzt unzählige Wunder that,
Verblieb ſie viele ſchwüle Tage lang
Ohn' alle Spur anhebender Verweſung,
Ja breitete ſtatt widrigen Geruches
Ein ambraduftig köſtliches Arom.

XXXII.

Sanct Paula.

Sanct Paula war ein wunderſames Weſen,
Schon im Beginne heilig und geweiht,
Nichts Irdiſches begreifend und Gemeines,
Nicht heimiſch in der Erde dunklem Thal,
Zu Hauſe nur in jener lichten Höhe,
Wo um Marieen und den Mächtigen,
Der zartbewältigt ihr im Schooße ruht
Und alle ſeine Macht an ſie entäußert,
Ein myriadenfältig Ave ſchallt.
Das erſte Wort aus ihrem kindlichen,
Noch unbelehrten Munde war Maria,
Ihm folgete der Name Jeſus nach;
Und dieſe Laute, was ſie ſpäter auch
Für andre lernte, blieben ihrem Herzen
Alleine von Bedeutung und Gehalt.
Spielluſtige Mägdlein freu'n ſich einer Docke;
Sanct Paula freute ſich als Mägdelein
Nur einer ſchönbemalten kleinen Tafel,

Wo ſich Maria mit dem Kinde wies.
Sie heftet' auf das kindliche Gebild
Ihr nie geſättigt liebevolles Auge;
Sie küſſet' es, ſie drückt' es an das Herz,
Sie weinete der Rührung heißen Thau,
Sie betet' an und ehret' es im Staube.
Nicht Ruh' und Raſt fand in der Nacht ſogar
Ihr flammend Herz, ſie dachte ſchlummerlos
Nur jener hohen Frau und ihres Kindleins.
Da nun geſchah's, daß ſich die Benedeite,
Den angeſchmiegten Gott an ihrer Bruſt,
Leibhaftiglich zu ihr herniederließ
Und ihrer Sehnſucht Wehe ſüß beſchwor.
Das hehre Kind, es drängte ſich mit hellem
Anlachen auf die kleine Paula zu,
Umſtrickte ſie mit ſeinen Lilienarmen
Und drückt' auf ihre Lippe Kuß auf Kuß.
Maria ſelber beugte ſich zu ihr,
Reicht' ihr die Bruſt, die mütterliche, dar,
Sie aus äther'ſcher Labequelle tränkend,
Und machte ſie auf dieſe traute Weiſe
Zur Säugeſchweſter ihres eignen Sohns.
In klöſterlicher Zelle tiefe Stille
Geborgen in der Folge ſtreng und ernſt,

Auch hier erfuhr ſie dieſe Gnadengröße,
Auch hier gebrach der fürſtliche Beſuch,
Des Säugebruders himmelreiner Kuß
Und freundliches Umhalſen nicht; ſie durfte
Der in ſo lieblich blickender Geſtalt
Herabgelaßnen höchſten Majeſtät
Liebkoſungen ohn' alle Scheu erwiedern;
Es ſenkte ſich mit beiden Hochgewalten
Der ganze Himmel prächtigen Getönes
Zu ihr herab und ſchuf in ihr den Wahn,
Schon ſei ſie eine Bürgerin des Himmels.
So ſchwand ihr einſam edles Sein dahin;
Gleichwie ihr erſtes, alſo war ihr letztes,
Hinſterbendes Gelall Maria — Jeſus;
Es beugte ſich, ſo wie dem Lager einſt
Der kindlich erſt Erblühenden, ſo jetzo
Dem Pfühle der Erblaſſenden Maria,
Und ihre Seele von der Lippe nahm
Ein Bruderkuß des ihr vom Mutterarm
Hinabgeneigten göttlichen Geſpielen.

XXXIII.

Die ſchöne Maria von Regensburg.

„Die ſchöne Maria von Regensburg“ — ſo hieß
Ein einziges, ein zauberhaftes Bild
Der Himmliſchen, die unſer Stern. Ihm ſtrömte
In trunkner Wonne Näh' und Ferne zu;
Es labte ſich der Bettler und der Kaiſer
Und ausgelöſcht war Beider Unterſchied;
Ein jedes Alter drängte ſich heran;
Gebückte Greiſe mit dem Silberhaare,
Altmütterchen auf ihren Stab gekrümmt
Erlabten ihren ſterbematten Blick
Und fühlten ihre goldne Jugend wieder;
Vom Arme der Geliebten löſte ſich
Der Liebende, das ſchöne Bild zu grüßen,
Und dachte die Verlaſſene zu zürnen,
Gleich führte ſie derſelbe fromme Trieb
Zum Dome hin; der wilde Knabe ließ
Von ſeiner Spiele Tobeluſt, das Mägdlein,
Das kindiſche, von der geputzten Docke;

Es ſandte zart gegliedert junge Weſen
Die Fremde, die entlegene, ſogar;
Hinweggeführt von unerhörtem Trieb,
Entflohen ihren Eltern, ihren Wärtern,
Ein Stückchen Brod in ihrer kleinen Hand,
Das gottgefriſtet nie zu Ende ging,
Durchrangen ſie niemals betretene Pfade,
Erreichten endlich das erſehnte Ziel
Und drangen in die volle Tempelhalle,
„Die ſchöne Maria von Regensburg“ zu ſeh'n.
Daß alle noch ſo traurigen Gebrechen,
Daß alle noch ſo fürchterlichen Weh'n,
Die aufgeſtiegen aus der Hölle Grund,
Gequälter Menſchheit Sonne zu verfinſtern,
In jenes Anſchau'ns heiliger Wonne ſtarben,
Das, liebe Seele, denkſt du dir von ſelbſt.
Doch ach, das Gift unſeliger Ketzerei
Verpeſtete die reine Luft des Glaubens,
Und alle jene Gnaden und Mirakel
Mit dem bezaubernd ſchönen Bilde ſelbſt,
Das Engelhand entführete, verſchwanden
Der ſolches Segens, ſolcher Glorie
Unfähig und unwerth gewordnen Erde.

XXXIV.

Unſere liebe Frau vom Buſche.

Nicht ferne von der Bergeshöh', wo Kloſter
Und Kirche Sanct Johannes in Acquara,
Ragt eine zweite, wild und dicht bewachſ'ne,
Die reich an Höhlen und Geklüften iſt.
In dieſe Wildniß floh ein heiliger Mann,
Ein marian'ſchem Minnedienſt ergebner,
Und barg in eine jener Höhlen ſich,
Um ganz verſenkt in Contemplation
Und in Gebet ſein Leben hinzubringen,
Ein ſtilles Opfer der erhabnen Frau.
An der gewählten Höhle ſtand ein Baum,
An deſſen Rinde heftete der Klausner
Ein Täfelein von eigner Hand gemahlt,
Worauf Maria's ſelige Geſtalt.
So wurde zum Altare dieſer Baum,
Vor dem, in Andacht brünſtig aufgelöſt,
Hinkniete früh und ſpät der Eremit.

Und wie er lebte ſtill und tief verborgen,
Entfremdet aller Welt und unbekannt,
Mit der verehrten Herrin nur im Bunde,
So ſchied er auch, gebettet auf den Stein,
Zu ihr hinauf das letzte, ſterbende
Geſeufze hauchend; dunkler Höhle Graus
Verſchloß den heiligen, abgezehrten Leichnam.
Doch vom Momente dieſes Todes an
Begab ſich etwas höchſt Mirakuloſes;
Denn es verlief, von ungewohntem Triebe
Hinweggeführt, ſich allerlei Gethier
Von grüner Au und von geliebter Weide;
Und wie die Hirten, wie die Herren ſuchten
Und in das Inn're jener buſchigen
Berghöhe drangen — welche ſeltne Schau!
Es lagert' an des Eremiten Höhle,
Es beugte ſeine Kniee menſchenähnlich
Vor dem Gemälde, das am Baume hing,
Das ſämmtliche, verſchwundene Gethier,
Mit waldbehauſend flüchtigem gemiſcht,
Das, wie in Edens Garten, ohne Furcht.
Das Rind, die Geis, das Schaf, der Hirſch, das Reh,
Sie pflegten alle gleichgeſtimmter Andacht
Und achteten der Menſchen Nähe nicht.

Von dieſes außerordentlichen Anblicks
Sich rings umher verbreitenden Gerüchte
Wird alle Welt bewegt; zum Berge drängt
Die Menge ſich und kniet mit dem Gethiere;
Die Kleriſei, den Biſchof an der Spitze,
Kommt hergezogen in Proceſſion;
Beſchloſſen iſt, das heilige Gebilde,
Das nicht zu ſteh'n am rechten Orte ſcheint,
Zu bringen in das angeſehenſte,
Prachtvollſte Gotteshaus der Region.
Man löſt es ab; man ſtimmet Hymnen an;
Man trägt es hin in feierlichem Zuge,
Zu bergen es in würdigeren Raum; —
Doch nicht gefällt der Herrin, was geſchieht.
Ihr lieb vor Allem iſt Gebirg und Höh'
Und Laubgebüſch und waldiger Verſteck;
Und dort, wo ſich ein ihr geweihtes Leben
In heißer Andacht ſtill dahingeopfert,
Ein doppelt ihrem Herzen werther Ort,
Ein ihrer myſtiſch großen Gegenwart
Und ſüß beſtrickend göttlichen Magie
Sich um ſo mehr erfreuender iſt dort.
Kaum iſt daher die Tafel eingebracht
Und dargeſtellt im Dome zur Verehrung,

Verſchwunden iſt ſie plötzlich ohne Spur.
Man ahnet einen Fehl; man eilt zurücke
Nach Berg und Höhl', und wiederum allhier
Am Baume hängt, ſo wie zuvor, die Tafel.
Wie ſehr man irrte, man erkennt es nun,
Und es entſteht auf waldigem Gebirg
Ein Heiligthum von ungemeinem Ruf
Und ungewöhnlich heilſamer Bewährung.
Maria della fratta ſei gelobt,
Geprieſen unſre liebe Frau vom Buſche!

XXXV.

Die bauverſtändige Taube.

War eine reich begüterte Matrone,
Die Piccola Galucci war genannt
Und bei Bologna Felderei'n beſaß;
Dieſelbige beſchloß auf dieſen Au'n
Der Himmliſchen zum Ruhme, welche ſie
Herzinnig ehrt', ein Heiligthum zu bau'n.
Das Werk beginnt. Gebälke wird gehau'n
Und Späne fallen auf die Seite nieder;
Da läßt ſich etwas Wunderliches ſchau'n.
Es ſenket eine Taube das Gefieder
Und trägt mit ihrem Munde Späne fort
Und kehret oft zu neuem Raube wieder.
Darob verlautet manch erſtauntes Wort.
„Was will die Taube", fragen ſich die Leute,
„Mit ſolcher ihr doch ganz unnützen Beute?
Was baut die Thörin und an welchem Ort?"
Neugierige folgen endlich ihrem Flügel;
Es führt nach einem nachbarlichen Hügel

Die ohne Ruhe wiederholte Bahn.
Hier auf der Höhe ſieht man einen Plan
Gezeichnet auf den Boden hin durch jene
Holzräuberin; es fügen ſich die Späne
Mit künſtlichem Bedachte wunderbar
Und ſtellen eine runde Kirche dar.
Man ſieht, es will die Königin hier oben
Auf luſtiger Höh' ihr Tempelhaus erhoben,
Nicht auf der Erde flachgedehntem Kreis.
Die Dame hört's, erblickt die Wunderproben,
Womit ein Täubchen ſie zu lehren weiß,
Und folgt entzückt dem lieblichen Geheiß.
Bald pranget an dem auserwählten Orte
Das heilige Rund, es drängt die Menge heiß
Zu ihm hinan und bringet ihren Preis,
Und nicht zu zählen ſind die Wunder alle,
Die da geſcheh'n in hoher Tempelhalle.

XXXVI.

Die heilige Mutter Gottes von Tremedal.

Es ſteigt in arragoniſchem Bezirk
Ein ſteil Gefelſe, Tremedal genannt,
Hier ſaß am Abhang, da noch unbebaut
Die Höhe war und unbeſucht die Gegend,
Ein halbgekleidet dürftiger Hirtenknabe.
Den Weideſtab in ſeiner linken Hand —
Die Rechte war verbogen und verdorrt
Und ohne Kraft zu faſſen und zu halten —
Behütet' er die Heerde ſeines Vaters
Und ſann bekümmert über ſein Geſchick.
Da nahet' eine wunderſchöne Dame,
Beſtrahlet' ihn mit lichtem Augenſtern
Und ſprach zu ihm: „Woferne du, o Knabe,
Ein Brod bewahrſt in deiner Hirtentaſche,
So reiche mirs; ich irrete vom Weg,
Und wurde lange keiner Speiſe froh."
Der Knabe legte ſeinen Stecken nieder,
Griff mit der Linken in die Hirtentaſche

Und reichte das hervorgeholte Brod.
Allein die Dame wies es ab und ſprach:
„Nicht mit der linken, mit der rechten Hand
Darreiche mir, o Knabe, dein Geſchenk!“
Das arme Kind, beſchämten Angeſichtes
Und eine Thrän' im Aug', entgegnete:
„Nur mit der linken kann ich es, denn dürr
Und ohne Leben iſt die rechte mir.“ —
„Du biſt im Irrthum, Kind“, verſetzte jene,
„Ich ſehe, daß ſie kräftig iſt und ſchön.“
Der Knabe blickt' auf ſeine kranke Hand
Und fand ſie frei von jeglichem Gebrechen.
Da ahnet' er was Göttliches und Großes
Und fiel verehrend nieder auf den Grund.
Sie aber legt' auf ſeine braune Stirne
Die ſanfte Hand, die weißere, denn Schnee,
Und ſprach zu ihm: „Dein Auge ſieht Marieen,
Die mütterliche Herrin aller Welt.
Ich habe dieſen Felſen auserkoren,
Ein mir geweihter, heiliger Ort zu ſein;
Auf ſeiner Höhe rage mir ein Tempel!
Geh hin nach Origuela; melde dort
Was du geſchaut, vernommen und erfahren,
Und ſorge nicht um deine Heerde hier!

Ich werde ſie bewachen und bewahren.“
Der Knabe that, was ihm befohlen war
Und meldete das herrliche Mirakel.
Man ſäumte nicht, man ordnete begeiſtert
Hin zum Geſelſe die Prozeſſion
Und hoffte, die Gebieterin annoch
Als Hüterin der Heerde zu erblicken.
Doch zeigte ſich am Hange nur die Heerde,
Die Hirtin aber, die erhabne, nicht.
Dagegen auf der Kuppe des Geſteines
Erſpähte man ein himmelab geſchenktes
Marienbild, das man herab zu holen,
Die ſteile Höhe mit Gefahr erklomm.
Nach Origuela ward es fortgeſchafft.
Zwar widerſprach der Knabe; denn Maria
Befahl zu bauen auf der Felſenhöhe.
Allein ſie ſprachen: „Welch ein ſteiler Ort!
Auf dieſer Spitze ſollte man den Tempel,
Den ſchwindligen, errichten, dieſe Wand
Emporzuklimmen ſich ohn’ Ende müh’n?
Gewiß, du haſt nicht recht gehört, o Knabe!
Es pranget uns ein ſtattliches Gebäu;
Hier aufgeſtellt auf duftigem Altar,
Gefeiert hier von ſchallender Verehrung,

Das werthe Bild, es wird zufrieden ſein.“
Und wie beſchloſſen, ſo geſchah es auch.
Man ſtellete das Bildniß in den Dom,
Umwölket' es mit heiligem Arom
Und grüßet' es mit freudereichem Schalle.
Mit einem Male wird es aus der Halle
Hinweggerückt von unbemerkter Hand;
Es ſtarret in die Leere, wo es ſtand,
Jedwedes Auge; Schreck und Trauer endet
Dumpf alle Luſt und bange Fragen weh'n
Von Mund zu Mund. „Ach welcherlei Vergeh'n
Entraffet uns den kaum erworbnen Hort?
Nimmt uns der Himmel, was er uns geſpendet,
Weil wir ſo ſtörrig bei des Boten Wort,
Des kleinen, armen, den er uns geſendet?
Das edle Bild, das dieſe Räume flieht,
Hat ſich's vielleicht nach jenem Hochgebiet,
Dem felſigen, hinwiederum gewendet?“
Man macht ſich auf, man kehrt zurück, man ſieht
Das Bild von Neuem auf der Felſenſpitze,
Die ſich zu ihrem glorioſen Sitze
Die benedeite Mutter ausgewählt
Und weiß anitzt, wie man mit irrem Witze,
Sich gegen ihren Willen hat verfehlt.

Sofort beginnt ein Regen und Bewegen,
Ein rüſtiges, auf dieſen öden Au'n;
In das Geſteine wird ein Pfad gehau'n,
Und bald auf hohem Felſen iſt zu ſchau'n
Ein Tempelhaus voll Gnade, Troſt und Segen.

XXXVII.

Muttergottes-Pantöffelchen.

Auf dem Gebirge wachſen kleine Blumen;
Pantöffelchen der Mutter Gottes nennt ſie
Das fromme Volk, das dieſe Blumen ehrt,
Die alle Jahr' um die beſtimmte Zeit
In reichem Maaße bringen aus der Erde,
Hervorgelockt durch himmliſche Magie.
Denn wiſſet, alle Jahr' um dieſe Zeit
Hinſchreitet über das Gebirge ſie,
Der alle Macht im Weltenall gebühret,
Die große Mutter aller Creatur,
Und wo ihr Fuß den Grund der Erde rühret,
Da läſſet er die holde Blüthenſpur.

XXXVIII.

Die Mutter Gottes im Teiche.

Das edle Waſſer rein
Spiegelt des Himmels Schein,
Mond, Sonne, Sternelein,
Ja pflegt zu Zeiten wohl
In Höheres hinein
Mit ſeinem Blick zu ragen,
Gebilde zu erjagen
Und in den eignen Hagen
Miraculos zu tragen;
Das lehret uns Tyrol.

Allhier in alten Tagen
Verbarg ſich im Bereich
Noch nie betretner Wälder
Und unbebauter Felder
Ein klarer, heller Teich.
Ein Jäger, in Geſträuch
Und Wildniß eingeſtricket,

Hat ſelbigen erblicket,
Und voll Begier ſogleich
Zur Feuchte ſich gebücket,
Daß er die Zunge ſich
Beſpüle mildiglich,
Die trockene; da, ſiehe,
Erglänzet unſre Frau,
Im Waſſerſchoß Mariee! —
Wie er zurückgekommen
In den bewohnten Gau,
Da haben es entnommen
Nicht Wenige ſeinem Mund;
Da hat man angefangen
Zu pilgern mit Verlangen
Zu dieſem Wunderfund.
Und allem Auge kund
Machte der helle Grund
Daſſelbe lichte Prangen;
Das ſchönſte Bild gefangen
So ſchien es allgemein,
Mußt' im Gewäſſer ſein.
Man ſpürete mit Stangen,
Man forſchte tief hinein
Und konnte nichts erlangen,

Es war ein hohler Schein.
Da merkte man, es wäre
Geſogen dieſe Kläre
Aus der azurnen Sphäre
Durch das kryſtallne Naß.
Deß freu'n ſich um ſo baß
Die angezognen Heere,
Und es erſteht ſofort
Ein Kirchlein an dem Ort,
Wozu von da und dort
Im Kreiſe fort und fort
Andächtige, fromme Seelen
Herzieh'n und ſich empfehlen
Marieen, ihrem Hort.

XXXIX.

Madonna aus dem Meere.

Zwei arme Fiſcher weilten an der See,
Beſchäftiget, zu beſſern ihrer Garne
Beſchädigung; da fiel von ungefähr
Der Blick des einen in den Ocean,
Und ihm bedünkte, Seltſames zu ſchau'n.
Geraden Weges nahete ſich ihnen
Aufragend aus der Fluth ein Gegenſtand,
Den ihre Sehe nicht zu deuten wußte.
Doch wie er immer, immer näher kam,
Erkannte man ein Bildniß unſrer Frau,
Ein thronendes, das aus der Wog' empor
Delphine trugen und mit ihrem Rücken,
Dem dunkelen, hinſtützten an den Strand.
Auf ihre Kniee fielen die Erſtaunten
Und beteten das Wunder an; dies aber,
Ganz nah gerückt, begann zu ihnen ſo:
„Auf, liebe Leute, löſet dieſe Fiſche
Von ihrer Laſt, erhebt mich an das Land

Und laßt mich auf Meſſina's Höhe thronen,
Wohin zu deſſen Heil und eigner Luſt
Mein Herz verlangt!“ Sofort erſtanden jene,
Erhuben das Mirakel aus der Feuchte,
Verehrten es von neuem, drückten ihm
Inbrünſtige Lippen auf Gewand und Fuß
Und trugen es ſodann zur Stadt hinein,
Die große Mähre kündigend. Da weinte
Des Dankes und der Freude reichen Thau
Jedwedes Auges mild getrübter Stern;
Zugleich erhob ſich auf Meſſina's Höhe
Der aus dem Meer geſtiegnen Herrſcherin,
Auf daß ſie ſchirmend über Land und See
Hinwalte mit dem liebevollen Zepter,
Das ragende, begehrte Heiligthum.

XL.

Maria rettet ein Schiff.

Vor einem Heer von Heiden auf der Flucht,
Von Rhodos her ſich nach Meſſina wendend,
Fuhr eine Schaar von Chriſten auf dem Meer;
Es war zugleich die ſchwanke Galeone
Mit aufgeſchreckten klöſterlichen Frau'n
Und heiligen Reliquien beladen.
Da wandelte des Himmels ſanfte Bläue
Sich in gewitterſchwere Wolkennacht;
Ein ſchrecklicher Orkan begann zu wüthen,
Erregte furchtbar die gepeitſchte Fluth
Und bräuete mit jähem Untergange.
In dieſer Noth ſandt' eine jener Frauen,
Mit Namen Nicoletta, die Marieen
Mit ſonderlichem Eifer
Verehrete, den lauten Hülferuf
Zu ſelbiger und Alle ſtimmten ein.
Da ſieh, erglänzet ob der Galeone
Ein Frauenbild von namenloſer Anmuth,

Das an die Bruſt ein ſtrahlend Kindlein drückt,
Und deſſen Haar, das klare Gold beſchämend,
Das Schiff umwallt, und ſo,
Gleich einer umgeſchlagnen Mantelhülle
Zu nehmen ſcheint in ſeine ſchöne Hut.
Gebändiget zugleich
Iſt der empörten Elemente Wuth;
Die Winde ruh'n, geebnet iſt die Woge;
Die Wolkennacht, ſie hellt ſich heiter auf,
Und ſänftiglich auf glattem Meeresſpiegel
Hingleiten und erreichen
Den Port Meſſina's die Geretteten.

XLI.

Maria mit den Kugeln auf dem Schooße.

Es wüthet' einſt in Belgien ein wilder
Und wüſter Krieg; es ſchoneten die Feinde
Selbſt Klöſter nicht und hehre Kirchenhallen;
Sie frevelten mit rohem Uebermuthe
Am Heiligſten und Theuerſten ſogar,
Was dieſe gottgeweihten Räume hegten,
So ward die marianiſche Kapelle
Zu Hall geſtürmt; es widerſtand jedoch
Der Pforte Feſtigkeit; da feuerte
Man die Gewehre durch die Fenſter ab,
Hinzielend auf das wunderthät'ge Bild,
Das, angethan mit prächtigem Gewand,
Auf dem Altare thronte. Wie die Stätte
Verlaſſen von der böſen Rotte war,
Da öffnete der Küſter die Kapelle
Und trat hinein mit großer Bangigkeit,
Verwüſtungen der ſchlimmſten Art befürchtend.
Doch ſiehe da, nicht die geringſte Spur

Von irgend einem Schaden und Ruine
War zu bemerken; alles heil und ganz;
Die Königin in ihrer alten Pracht,
Die Kugeln aber, die ſie höhnen ſollten,
Vernichten ihrer Ehre reinen Strahl,
Harmlos, wie wenn ſie nur ein Spielgeräth,
Das zu verſehren ohne Kraft und Macht,
In ihrem Schooße ruhend allzumal.
Sie liegen noch zu dieſer Stunde da,
Ihr Zeugniß abzulegen fort und fort,
Wie ſo vergeblich wider unſre Frau
Jedwede noch ſo feindliche Gewalt;
Wie ihre ſanfte ſtille Majeſtät,
Jedweden noch ſo wilden Sturm beſteht;
Ja wie das Ungeſtümſte,
Was ſie bedroht, gebändiget, am Ende
Nur ihren Ruhm und ihren Glanz erhöht.

XLII.

Sanct Hermann Joſeph von Cöln.

Es war zu Cöln am Rheine
Ein Knabe ſeltner Art,
So ſittig und ſo reine,
So ſinnig und ſo zart.
Ihn ſcheuchte jeder wilde,
Lärmfreudige Verein
In einſame Gefilde,
In's ſtille Kämmerlein.

Oft auch bewölkt' ein Sehnen,
Ein dunkles, ihm den Sinn
Und zog ihn unter Thränen,
Er wußte nicht, wohin.
Dann war ſogar des Maien
Begehrte Blumenluſt
Ein herbes Ungedeihen
Für ſeine kranke Bruſt.

Nun ſahe dieſer Knabe
Ein Bildniß unſrer Frau;

Das bot ſo ſüße Labe
Für eine feine Schau.
Zu ſelbigem geſellet
Gar häufig und vertraut
Fühlt' er die Nacht erhellet,
Die ſein Gemüth umgraut.

Er hebet an, zu koſen
Mit dieſer ſchönen Frau;
Er bringt ihr alle Roſen
Von ſeiner Blumenau;
Von Kuchen und von Früchten,
Die ſeine Hab', an ſie
Tribute zu entrichten,
Er unterläßt es nie.

Und ſie, wiewohl von Holze,
Beginnt zu reden auch,
Grüßt frei von allem Stolze
Nach menſchlichem Gebrauch,
Nimmt ſämmtliche Geſchenke,
Und daß den holden Sohn
Ja kein Verſchmähen kränke,
Genießt ſie auch davon.

Gern auch zu dieſer Letze
Gar freundlichem Vergelt
Beſcheert ſie kleine Schätze,
Die ſchönſten in der Welt,
Pflegt bunte Malereien
Von wunderbarer Zier,
Und Stifte zu verleihen
Und köſtliches Papier.

Sie löſt ſogar zuweilen
Das Kind von ihrer Bruſt,
Und beide Knaben eilen
Zum Spiele dann mit Luſt,
Hoch wird emporgeſchleudert
Ein leicht geworfner Ball,
Und Aug' und Herz erheitert
Sein Steigen und ſein Fall. —

So hat die Kinderzeiten
In heiligem Unbedacht
Mit der Gebenedeiten
Sanct Hermann hingebracht.
Und welche ſo begonnen
Die Minne hoch von Art,

Auch männlich und beſonnen
Hat er ſie tief bewahrt.

Ein klöſterlicher Orden
Schloß den Getreuen ein,
Und hier iſt ihm geworden
Der allerhellſte Schein.
Hier, ſpähend in die Fernen
Mit niegelöſchter Brunſt,
Sollt' er erfahren lernen
Die allernächſte Gunſt.

Im Dome ſeine Grüße
Auſſendet er zu Nacht;
Da tritt ſie her, die Süße,
In bräutlich hoher Pracht;
Um ſie im Aetherglanze
Zahlloſe Cherubim;
So in Talar und Kranze
Vermählt ſie ſich mit ihm.

Ein Fingerreif, erleſen
Zum Schmucke ſeiner Hand,
Verpfändet ihm ihr Weſen
Zu ewigem Verband.

Joſeph wird er geheißen
Von ihr zu dieſer Friſt —
Sagt, ob in ſchönern Gleiſen
Ein Menſch gegangen iſt?

Nun denn mit allen Ehren
Tonreicher Melodei
Gelobt mit ihr, der Hehren,
Sanct Hermann Joſeph ſei! —
Ach daß auch uns gelinge
Solch Lieben und Beſteh'n,
Um uns mit ihrem Ringe
Auch ſo geſchmückt zu ſeh'n!

XLIII.

Gebet.

Jeſu, meine Liebe,
Und Maria ſüße,
Meine Wonne Beide
Und mein höchſtes Gut!
Ach, wie gerne ſtürb' ich
Daß ich euch bewieſe
Meiner Seele Glut!
Weh um euch iſt Weide;
Gebet, daß ich leide,
Schaffet, daß entfließe
Euch zu Lieb mein Blut!

XLIV.

Maria und der Erdenpilger.

(Franzöſiſch.)

Zu einem Bilde.

Wie eine Mutter
Getreulich hütet
Und ſicher leitet,
Daß es nicht gleitet
Und ſtürzt, ihr Kind --
So wahre wachſam
All meine Tritte;
So lenke liebend
All meine Schritte,
O du, ſo mächtig,
O du, ſo weiſe,
O du, ſo lind!
Wie ohne dich
Fehllos vollbringen
Sollt' ich die Reiſe
Durch's ird'ſche Land!

So glatte Wege,
So rauhe Stege
Dahinzuwallen
Und nicht zu ſtraucheln
Und nicht zu fallen —
Nur angeklammert
An dein Gewand,
O heil'ge Mutter,
Bin ich's im Stand.

XLV.

An Maria.

Ob ſich thürmende Höhen,
Ob ſich wüthende Wellen,
Ob ſich gähnende Klüfte
Feindlich entgegenſtellen;
Ob ſich, uns zu verderben,
Menſchliche Kräfte verſchwören,
Oder hölliſcher Mächte
Finſtere Häupter empören —
Hell vor unſerem Auge
Stehet dein ſüßer Schein,
Und zur Pforte des Heiles
Gehen wir ſiegend ein.

XLVI.

Der Stern im Meer.

O maris stella, Stern im Meer!
Ob Alles wogt und wankt umher,
Ob Alles ſtürmt und Alles brauſt,
Uns feindlich eine Welt umgrauſt, —
Es blicket durch die Wolkennacht
Hellleuchtend deine Strahlenpracht,
Und unſer Schifflein ſteuert fort,
Bis es gelangt an ſeinen Port.
O Himmelsleuchte hold und hehr,
O ſchöner Stern, o Stern im Meer!

XLVII.

Inſchrift.

Du, der du walleſt dieſe Straße hin,
Wallfahrer oder fromme Pilgerin,
Laß raſten hier die müden Wanderfüße!
Maria, die Mutter ſüße,
Steht an dem Ort und harret deiner Grüße
Und wartet der Beſcheere,
Durch die ſich ihr dein liebend Herz bewähre.

Und hat ihr auch zu weihen und zu ſchenken
Nichts deine Hand, die leere, —
Nicht müſſe deß dich eine Sorge kränken!
Dann, liebes Kind, gewähre
Der Holdeſten nur eine ſtille Zähre!
Mit Augen, welche Rührung niederthauen,
Sie minnig anzuſchauen
Und ihrer reinen Milde zu gedenken,

Das wird ihr werther ſein,
Als Silber, Gold und edeles Geſtein;
Sie wird ſodann mit Treuen
Auch dich hinwieder ſeelentief erfreuen.

XLVIII.

Maria, Gnadenmutter zu Freyberg.

Heilige, prächtige,
Herrliche, mächtige,
Huldige, wonnige, himmliſche Frau,
Der ich in kindlicher,
Unüberwindlicher,
Ewig ergebener Minne vertrau'!
Jegliches Gut dir,
Leben und Blut dir,
Gerne, ja gerne, was immer ich bin,
Geb' ich, o ſüße Maria, dir hin.

Goldener Sterne Glanz
Flicht dir um's Haupt den Kranz,
Sonne begleitet dich himmelentthront;
Höchſte, dir neiget ſich,
Schönſte, dir beuget ſich
Unter die Füße der ſilberne Mond;

Höhen und Lüfte,
Tiefen und Grüfte,
Wogende Waſſer und irdiſcher Plan
Sind dir, o Königin, untergethan.

Mutter, zu dir, zu dir
Sämmtliche ſeufzen wir,
Düſter umrungen von Jammer und Noth;
Tröſterin magſt allein,
Freundliche, du uns ſein,
Schrecket uns Arme der grimmige Tod.
Faßte ſein Weh' uns,
Liebend erfleh' uns
Gnad' und Erbarmen vom himmliſchen Thron,
Schirmend erweiche den göttlichen Sohn!

XLIX.

Anruf.

Erhabne, hehre, reine,
Großmächtige Gebieterin
Im Weltenall, du unſrer Noth
Holdſelige Befriederin
Im Leben und im Tod!
O du in allem Sturme wild,
Geſchreckter Seele Port ſo mild,
Du unſer hoher Hort und Schild
Vor richterlicher Flamme Zorn,
O Roſe du alleine,
Die ohne Dorn,
Licht ohne Gluth
In deſſen hellem Scheine
Wir unſre Geiſter wohlgemuth
Und ohne Bange ſonnen,
Du aller Huld ein Bronnen,
Du alles Heils ein Born!
Kommt dieſe Fluth geronnen,

Ruht alle Wuth,
Gewonnen, unverronnen:
Sind namenloſe Wonnen;
In deiner Hand, in deiner Hut
Iſt ewig Alles gut.
Dich ſingt der Erde Kreis,
Es ringt der Engel Fleiß
In Liedern hell und heiß;
Doch nimmer iſt gelungen,
So viel ſich auch geſchwungen
Der Stimmen und der Zungen
Im himmelhohen Paradeis
Und im Gethal hienieden,
Zu endigen all deiner Ehre Preis.
Neige dein Ohr,
Herrin, unſrem Chor;
Zeuch uns hinweg der Seele Duſt und Flor;
Zeuch, Mutter, uns an deine Bruſt empor;
Gieb, Heilige, gieb uns Frieden!

L.

Das hohe Lied.

Ich habe mir erleſen
Ein Lieb ſo zart, ein Lieb ſo fein;
Hochadelig von Weſen,
Hochfürſtlich iſt die Traute mein;
Von allem Harm iſt meine Bruſt geneſen,
Seit ich belacht von ihrer Hulden Schein.

O Gott, wie kann ſie grüßen
Aus minniglichem Roſenmund!
Wie kann ſie Blicke ſchießen
Bis in der Seele tiefſten Grund!
Wie ſollte dem noch eine Thräne fließen,
Dem dieſe Grüße, dieſe Blicke kund?

Es glänzet eine Kläre,
Es ſtrömt herab ein Strahlenquell,

Der Erde Nacht und Schwere
Vernichtend alle wunderſchnell;
Es leuchten nicht des Himmels Sternenheere,
Die Sonne nicht ſo lauter und ſo hell.

Es blühet eine Blume
Und ſtreuet ihren Wonneduft
Aus hohem Heiligthume
Hernieder in der Erde Gruft;
Nicht Ambra würzt und nicht die Cardamume
Oſtindiens ſo köſtlich alle Luft.

Kennt ihr die hohe Meine,
Die Prangende mit ſolcher Pracht?
Kennt ihr die Strahlenreine,
Die Siegerin ob aller Nacht?
Kennt ihr die ſüße Roſe, die ich meine,
Die Alles würzt mit ihrer Düfte Macht?

LI.

Marientempel.

Wär' Wünſchen und Können nur eine Kraft,
Ein Huram wär' ich an Meiſterſchaft,
Salomoniſche Güter beſäß' ich,
Nicht meine Gewalten ermäß' ich,
Dich, liebſte Maria, zu ehren
Und ehrend die eigene, heilige Wonne zu mehren.

Die hehrſte der Hallen erſtünde dir,
Da blitzet' in Gold und Juwelenzier
Der Boden und alle Gewölbe;
Ich ſelber, ich wäre dieſelbe;
Der Altar, der erſchiene rubinen,
Zu ſelbigem ſollte, du Holde, mein Herz dir dienen.

Mein Geiſt, ein goldenes Räucherfaß,
Der ſollte dir glühen ohn' Unterlaß,
Der ſollte dir dampfen ohn' Ende
Arabia's Weihrauchſpende;

Ich meine die frommen Gedanken;
Die ſollten dich alſo in duftigen Wolken umſchwanken.

Die Bewohner der Erde, den bunten Schwall,
Die rief ich und ſammelt' und eint' ich all';
Sie hätten, geſtellt in die Runde,
Angeliſche Zungen im Munde;
Die prieſen ſo pur und ſo reine
Dich Königin nur, dich alleinige Mutter alleine.

LII.

Madonna.

(Italieniſch.)

O meine ſchöne Liebe,
O meine heil'ge Wonne,
Mein Troſt in allem Leide,
Holdſelige Madonne!
Was auch für Harme kränken,
Es blicke nur dein Strahl!
Dein ſelig Angedenken
Tilgt alle meine Qual.

Du biſt's, der ich befehle,
Maria, meine Seele;
Geleite ſie hinan
Zu Gott und dir die Bahn!

Groß iſt der Reiz der Sünde;
Wie rein jedoch verſchwendet
Sind ihre Machtbeweiſe,
Wenn ich zu dir gewendet!

Nichts dünkt im Erdenſtaube
Mir mehr ein Hochgewinn,
Führſt du mit holdem Raube
Den Geiſt zur Höhe hin.

Du biſt's, der ich befehle,
Maria, meine Seele;
Geleite ſie hinan
Zu Gott und dir die Bahn!

Das Herz mit deinen Ketten
Mir feſtiglich umſchnüre!
In ſo geliebter Feſſel
Mich ſonder Ende führe!
Mich meinem Selbſt entreiße!
Ich will ja nicht mehr mein,
Ich will in aller Weiſe
Ganz nur dein eigen ſein.

Du biſt's, der ich befehle,
Maria, meine Seele;
Geleite ſie hinan
Zu Gott und dir die Bahn!

Laß unter deinem Schleier
Mich meine Tage leben;
Laß deine ſanften Hulden
Auch meinen Tod umweben!
Wie glücklich abgeſchloſſen
Iſt dann mit dieſem Sein!
Ich gehe, lichtumfloſſen,
Da, wo du prangeſt, ein.

Du biſt's, der ich befehle,
Maria, meine Seele!
Geleite ſie hinan
Zu Gott und dir die Bahn!

LIII.

Wiegenlied einer alten Magd.

Ich thät mich einſt vermiethen
Zu Sanct Marie
In den Himmel hinein;
Ich wollt' ihr helfen wiegen
Das liebe Kind,
Ihr Jeſulein.
Da ward ich aufgehoben
In den goldigen Saal
Voll Engelein;
Die thäten alle loben
In dem ewigen Strahl
Maria rein.
Maria kam und führte
Mich an der Hand
In's Kämmerlein;
Im Kämmerlein, da, ſiehe,
Stand an der Wand
Ein Wiegelein;

Darinne ſah' ich liegen
Das liebe Kind,
Das Jeſulein;
Da fing ich an zu wiegen
Mit der Hand ſo lind
Und ſang darein:
„Schlaf lieblich ein,
Schlaf lieblich ein,
Schlaf allerliebſtes Jeſulein,
Schlaf' ſüß und ſelig ein!“

LIV.

Ave Maria!

Herrſcherin der hohen Himmel,
Königin der Seraphinen,
Welcher unſre Herzen dienen,
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

Goldenen Gewandes ſtrahlend,
Sternbekränzte, Glorioſe,
Hochgebenedeite, Große,
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

Schönſte du der Allerſchönſten,
Ewiger Reize Gottgeſchmückte,
Allem Makel Ferngerückte,
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

Du in alles Glanzes Fülle
Sanfte, Milde, Zarte, Süße,
Durch unendlich fromme Grüße
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

LV.

Ave-Maria-Kraft.

Tönt Ave Maria,
So lachen die Himmel,
So jauchzen die Engel,
So jubelt die Erde,
So flieh'n die Dämonen
Hinunter in Nacht,
So bebet der Hölle
Gebrochene Macht.

LVI.

Gott ehrt ſeine Mutter.

Die Sage geht von einer frommen Frau,
Die war der heißeſten Begierde voll,
Zu ſehen hell und klar
Mit Augen ihren Heiland, ihren Gott.
Ihn ſelber anzuflehen, daß er ihr
Solch einen überkühnen Wunſch erfülle,
Gebrach es ihr an Muth. Sie wandte ſich
An ſie, die ihn geboren hat und die
Auch unſre mütterliche Huldin iſt;
Derſelbigen vertraute ſie die Flammen
Der Sehnſucht, die ſie zu verzehren drohten,
Und ihre Hoffnung wurde nicht getäuſcht.
Die Gütige, ſie kam herab zu ihr,
Trug auf dem Arm ihr Kind,
Und ließ ihr in ſo lieblicher Geſtalt,
Den Helden ſeh'n, der über Tod und Hölle
Den göttlichen Triumph davon getragen.

Und dem gegeben alle
Gewalt im Himmel und auf Erden iſt.
O ſieh, wie ſchmiegt er ſich
So traulich an den Mutterbuſen an,
Wie blicket er ſo freundlich und ſo mild,
So freudig und ſo göttlich ſtolz zugleich!
Und wäre das verwunderlich? Der Arm
Von welchem er getragen wird, er iſt
Der Herrſcherſitz, auf dem er ſich gefällt;
Kein andrer iſt ſo würdig ſeiner Größe,
Auf keinem andern thronet er ſo ſchön,
Auf keinem andern pranget er ſo gern.
Entzückt und hingeriſſen
Von ſeinem Anblick ſtand ſie lange ſchweigend
Und ohne Regung da, die Glückliche,
Die ſich ſo ſeltner Gunſt erfreuen durfte.
Da hub das Kind zu ſprechen an und ſagte:
„Wie, du begrüßeſt meine Mutter nicht,
Die mir ſo werthe, dir ſo gnädige?
Beſinne dich auf deine Pflicht und laß
Wie ſich's geziemt, ein frommes Ave hören!“
Die Frau erſchrak; ſie faßte ſich und that,
Wie ihr befohlen ward. Da neigete

Zu gleicher Zeit es ſelbſt, das hohe Kind,
Sein ſtrahlend Haupt, und nahm
Andächtiglich an ihrem Gruße Theil. —
So gehet uns, nicht fürchtend, einen Raub
An ſeiner Herrſcherwürde zu begehen,
Gott ſelbſt voran, die ſüße Mutter ehrend.

LVII.

Maria pflegt einen Kranken.

Der ſelige Johannes, zubenannt
„Von Gott“, war auf ſein Lager krank und matt
Dahingeſunken und erwartete
In einſam=öder Zelle ſeinen Tod.
Da ſiehe, trat zu ihm die Himmliſche,
Die ihm ſo über Alles lieb und theuer,
Und ließ ſich, ihn zu pflegen, ihm zu dienen
Gleich einer Mutter, einer zärtlichen,
Die um ein leidend=liebes Kind bemüht,
Huldreichſt herab, abwiſchend ihm ſogar
Die kalte Feuchte, die die Stirne netzte.
Johannes, ob ſolch eines Ueberſchwanges
Der Gnade mehr erſchrocken, als entzückt,
Der Demuthsvolle, bot der Kräfte letzten
Geringen Reſt, um ihr zu wehren, auf.
„Wie darfſt du“, ſprach er, „ſolche Dienſte mir
Unwürdigem thun, du, deren Herrſcherwinke
Die Cherubim und Seraphim dort oben

Im hohen Aether zu vollſtrecken, eiſern!
Unziemlich iſt's für dich und unanſtändig;
Nicht wolle dich ſo tief erniedrigen!“
Dagegen ihm mit ſanftem Lächeln ſie:
„Unziemlich iſt für mich und unanſtändig.
O mein Johannes, dieſes Eine nur:
Den Meinigen in ihrer Noth und Pein
Nicht ſorgend, helfend, tröſtend nahe ſein.“

LVIII.

Maria beſucht eine Sterbende.

Es kehren die himmliſchen Gnaden
Weit lieber in ſtille Dörfer,
In Hütten arm und klein,
Als in das laute Getriebe
Volkreicher, prangender Städte,
In ſtolze Palläſt' und fürſtliche Schlöſſer ein.
Vernehmt eine Mähre
Von einem unſcheinbaren,
Die Heerde hütend dürftigen Mägdelein!
Sie dienet deß zu trefflichem Bewähre.

Es weideten die Schaafe
Der jungen Hirtin einſt auf einer grün
Bewachſenen Höhe, die
Nur ſelten eines Menſchen Fuß betrat.

Auf ſelbiger erblickte ſie ein altes,
Verfallenes Kapellchen und darin
Ein lieblich anzuſchauend
Marienbild, das keine Seele mehr
Durch irgend einen Dienſt zu ehren ſich
Beeiferte. Das that ihr Leid; ſie pflückte
Feldblumen, formte Kränze draus und zierte
Das Bild damit. Zugleich erhob ſie ſich
An dieſem einſam-abgelegenen Orte
In glühenden Gebeten himmelan,
Und brachte Gott und ſeiner Mutter ſo
Auch innerer Andacht edle Blüthen dar.
So that ſie täglich; ſie zurückzuhalten
Von Berg, Kapelle, Bildniß und Gebet,
Vermochten Stürme nicht, noch Regengüſſe.
Allein es ſollte dieſes zarte Weſen
Nicht lang ein Eigenthum
Der rauhen Erde ſein, wo es ſo wenig
Zu Hauſe war; es winkte
Der gottverwandten Seele Heimathland;
Es freuten auf die Engelgleiche ſich
Die ſeligen Geiſter in dem Lichtgebiete.
Von fieberiſcher Qual ergriffen ſank

Sie auf das Stroh, das ihr zum Lager diente,
Und harret' ihrem Ende ſtill entgegen.
Nun traf es ſich, daß zu der Zeit gerade
Zwei fromme Diener Gottes ihres Weges
Dahergezogen an dem Dorfe kamen.
Was nahmen dieſe wahr, die Staunenden!
Vor ihnen hin, von jenem Berge her,
Wo die Kapelle mit dem Bilde ſtand,
Und wo zu pflegen ihrer ſtillen Andacht,
Die arme Maid geliebet, ging ein Zug
Von himmliſchen Jungfrauen; eine, die
Vor Allen ſchön und herrlich, führet' ihn,
In ihrer Rechten eine Krone tragend,
So blitzendhell von Gold und Edelſtein,
Wie ſelbſt die höchſten Häupter keine ſchmückt.
Wer zweifelt, daß es Sanct Maria war?
Es ſchritten dieſe leuchtenden Geſtalten
Im Abenddämmer auf die Hütte zu,
Die das erkrankte junge Weſen barg.
Die Wanderer, zu wiſſen höchſt begierig,
Was ſie bedeute, dieſe wunderbare,
Hochheilige Prozeſſion, was ſie
Zu ſchaffen an ſo ſchlichtem Orte habe,
Und wem beſtimmt die mehr als fürſtliche,

Sternhelle Krone, folgten nach und ſahen,
Wie die erhabne Führerin der Schaar
Sich niederbeugte zu der Sterbenden
Und auf ihr Haupt die lichte Zierde ſetzte.
Ihr Ohr vernahm zugleich, wie aus dem Munde
Des Chors ein unvergleichlicher Geſang
Ertönete. Sie ſanken auf die Kniee
Anbetend hin, beglückt, daß ſie zu ſchauen
Gewürdiget ſolch eine Scene wurden.
Des armen Kindes Seele
Entſchwebte bei dem Klang der Himmelslieder;
Verſchwunden war die ganze Schau ſofort
Und vor den Augen, den ſo eben noch
Geblendeten vom reinſten Aetherglanze,
Stand weiter nichts, als eine düſtre Stube,
Die nur von Niedrigkeit und Armuth zeugte,
Und eine blaſſe, ſtarre Mädchenleiche,
Auf Stroh gebettet, doch im Angeſichte
Die Spur der himmliſchen Gefühle tragend,
Die dieſen neidenswerthen Tod verſüßt.

Die Großen und Gewaltigen der Erde
Beſuchen ihre kranken
Und ſterbematten Diener nicht; ſie aber

165

Die Königin des Himmels, kommt zu denen,
Die ihr gedient, in letzter Stunde Noth,
Und lohnet ihnen die geringen Opſer,
Die ſie ihr innigliebend dargebracht,
Mit einem ſeligen Tod
Und unvergänglich hoher Ehre Pracht.

LIX.

Seliger Tod.

In einer Niſche der Marienburger
Schloßkirche ſteht ein großes,
Zwölf Ellen hohes Muttergottesbild,
Sehr prächtig anzuſchauen und ſehr künſtlich
Gefertigt, eines alten Meiſters Werk,
Der ſo viel lange Jahre
Darauf verwendete, daß er darüber
Zum Greiſe ward. Wie es am Ende fertig,
Und wie er es an den geweihten Ort,
Für welchen es beſtimmt, entlaſſen ſollte,
Ergriff ihn ein unſäglich herber Schmerz;
Sein Leben, ſeine Seele ſchien von ihm
Zu ſcheiden mit dem vielgeliebten Bilde.
Die Nacht zumal, die letzte
Vor dem verhängnißvollen Tage, war
Der Ruhe bar und kummervoll. Er ging
In ſeine Werkſtatt, zündete daſelbſt
Viel helle Kerzen an, ſank vor dem Bilde

Verehrend hin und weinte bitterlich.
Da ſiehe, regte ſich, als wär's lebendig,
Das ſchöne Bild; es ſah ihn freundlich an
Und ſprach zu ihm: „Sei ruhig!
Wir ſcheiden nicht.“ Ein himmliſches Entzücken
Entſtrahlte, wie er dieſes Wort vernahm,
Aus ſeinem Aug', ein Ruf der Freude tönte
Aus ſeinem Mund; zu gleicher Zeit jedoch
Fühlt' er die Kräfte ſeines Leibes ſchwinden;
Er neigte ſich und ſtarb,
Sanft aufgelöſt, den allerſchönſten Tod.
Dies Wunder hat belauſchet eine fromme,
Getreue Dienerin, die wohl erkannt,
Wie ſchwer und tief der alte Meiſter krankte,
Und die ihm ängſtlich nachgeſchlichen war,
Wie er ſo traurig in die Werkſtatt wankte.

LX.

Das goldene Gebet

des Karthäuſers G. Pirkhamer.

Große Herrin, heilige Jungfrau, dich,
Die ſo reich an Huld- und Heilbeſcheer
Sonder Ende menſchlichem Geſchlechte,
Als es ſelber an Bedarfe reich;
Dich, die mütterliche, zärtliche
Tröſterin in jedem unſ'rer Leiden,
Feiere meiner Grüße Weiheklang!
Nicht ja geht ein Tag,
Eine Nacht dahin, auch nicht der kleinſte
Zeitmoment, der nicht der Gnade voll,
Die du ſpendeſt. Deines hehren Schirmes
Sind die Lande, ſind die Meere froh.
Deine ſtets bereite, mächtige,
Liebevolle Hand, ſie beut ſich uns
Dar in allen Stürmen, allen Nöthen
Unſerer vielbedrohten Pilgerſchaft.
Mildiglich ermäßiget durch dich

Wird die Strafe, welche zu erleiden
Die Gerechtigkeit, die ſtrenge, heiſcht;
Unſerer Seele Flecken, ſeien ſie
Noch ſo ſchwarz, das Feſſelband der Sünde,
Welches ſie umſchlungen, noch ſo ſtark,
Dir verdankt ſie Rettung, Reinigung.
Graungeſchicke, Lüfte, welche Peſt
Hauchen und Verderben — du gebeutſt,
Und ſie haben aufgehört zu dräu'n.
Dich als ſeine Herrſcherin verehrt,
Was da wohnet in dem Aetherlande;
Dich als ſeine Meiſterin erkennt,
Was da hauſet in der Finſterniß.
Es bewegt durch dich in ihrem Gleiſe
Sich die ungeheure Weltenſphäre;
Der Beleuchtungsſtrahl, der ſonnige,
Welcher ſie erfüllt, er kommt von dir.
Wie du es, der Dinge dieſes Seins
Allgemeine Lenkerin, verordneſt,
Alſo wandelt der Geſtirne Heer,
Alſo ändert die Geſtalt das Jahr.
Dienſtbar unterwirft
Deinem Winke ſich das Element;
Unter deine Füße machtberaubt

Schmieget die zertretne Hölle ſich.
Wenn die goldnen Lichter im Azure
Freundlich auf die Erde niedergrüßen;
Wenn belebend friſche Winde wehen,
Ströme wachſend durch die Lande wogen,
In der Erde Schoos der Same keimt,
Sich der Keim zu off'ner Pracht entfaltet —
Deiner Macht und Güte Wirkung iſt's.
Es erfüllet deiner Majeſtät
Jede Bruſt durchbebendes Gefühl
Das Gevögel in dem Luftbezirke,
Das Gethier in Waldung und Gebirg,
Das Gewürme, das im Staube kreucht,
Das Gewimmel in dem Flutbereiche.
Denn es iſt dir Alles unterthan,
Der Gebieterin im Weltenall. —
Doch wie ſchwach iſt, was ich ſtammle hier;
Doch wie arm die Gabe, die ich biete,
Für ſo ungemeſſ'ne Huldbeweiſe!
Allzugroß ja iſt die Schranke, die
Meiner Einſicht, meiner Kraft geſetzt.
Wohl ein Ahnen deiner Größe heg' ich
Im Gemüthe, deiner Herrlichkeit;
Nicht jedoch zahlloſe Rednerzungen,

Nicht äonenlange Preisgeſänge
Reichten hin, es würdig auszuſprechen.
Was da möglich einem dir geweihten,
Sonſten aber tiefgeringen Knecht,
Nicht ermangeln will ich, es zu thun.
Eingeprägt in tiefſter Seele wahren
Deinen Namen, deine Würde will ich;
Dich, die hehre Gottgebärerin,
Wie die Kirche dich zu grüßen eifert,
Ohne Schluß, ſo lang' ich bin, mit ihr
In gebührend frommer Weiſe feiern;
Dir, der hohen Königin des Himmels
Und der Erde, in Gemeinſchaft aller
Creatur inbrünſtiger Verehrung
Endeloſe Glutgebete weih'n.
Sei mir gnädig, glorioſe Jungfrau,
Und verleihe mir, wenn ich am Ziele
Meiner Tage, deines göttlichen
Sohnes Angeſicht zu ſchauen. Amen.

LXI.

Maria consolatrix afflictorum.

Auf meinem Lager ruht' ich
So trüb, ſo krank, ſo ſchwach;
So bange Zweifel miſchten
Sich in mein Schmerzensach.

Da kam ſie, die mein Anker,
Mein heiliger Liebesbrand;
Sie legt' auf meine Stirne
Die ſanfte Gnadenhand;

Sie ſprach zu mir: „Sei ruhig,
Du thöricht Erdenkind!
Ich bin dir immer nahe,
Ich bin dir immer lind.

Ich nahm ja ſchon dort außen
Mich dein ſo ſorglich an;
Dich nun gezogen hab' ich
In meinen engſten Bann;

Und ſollte jetzo laſſen
So liebelos von dir?
Was auch geſchieht, du denke:
Die Mutter iſt bei mir.“

Sie war hinweggeſchwunden
Mit dieſer Rede Klang;
Mir aber blieb von Troſte,
Von Licht ein Ueberſchwang.

Was will mich ängſten fürder
Auf irdiſchem Revier!
Was auch geſchieht, ich denke:
Die Mutter iſt bei mir.

LXII.

Maria fortuna Christianorum.

Ihr wünſchet, o ihr Menſchen, daß zurück
Das ſüße Glück, das euch entſchwunden, kehre —
O gebt der Wahrheit Ehre!
Maria nur iſt dieſes Glück.

Verbeſſerungen.

Seite 77 Zeile 1 v. u. iſt zu leſen:
Ein flüchtig-armes Wild,
Ein kleines Häſelein
Seite 147 Zeile 3 v. u. lies: ohn' Unterlaß.

Anmerkungen.

Anmerkungen.

Ich würde gern überall genau angeben, aus welcher Quelle Stoff, Inhalt und Anlaß iſt. Da aber dieſe Poeſien zum Theil vor vielen Jahren entſtanden und die Bücher, die ich benutzte, nicht mehr alle in meinen Händen oder ſo leicht wieder zu erhalten ſind, ſo fehlt mir in einigen Fällen die erforderliche Sicherheit und Beſtimmtheit des Bewußtſeins darüber. Bei Vielem wird dem kundigen, in dem bezüglichen Fache der Sage und Literatur einheimiſchen Leſer Exiſtenz und Aechtheit ohnehin bewußt ſein. Mehreres verdanke ich den zu Rom gehaltenen Exempelpredigten von **Rho** und **Bovius**, **Auriemma's** marianiſcher Schaubühne, dem calendarium annale Benedictinum von **Ranbeck** und anderen ſolchen Schriften. Auch Sagen= und Märchenſammlungen, Anthologien, Bücher wie „die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und ihre Wunder“ von **Genthe**, Halle 1852, die Marienſagen in Oeſterreich von Kaltenbäck, Wien 1845 u. ſ. w. wurden benutzt. Was ſich aufgezeichnet findet oder neu bemerkt werden kann, tritt in den folgenden Anmerkungen vor Augen.

II. **Das Muttergottesgläschen.** Die vom Volke ſo benannte Blume iſt die Ackerwinde, convolvulus arvensis. Vergl. unten XXXVII.

III. **Maria rettet ihren Maler.** S. Vincent speculum historiae VII. c. 104 ed. 1494. f. 82. J. W. Wolf, deutſche Märchen und Sagen, Leipzig 1845. S. 425 f. Ich folgte aber einer andern Erzählung.

VII. **Maria als Küſterin.** Dieſe Legende kommt in geiſtlichen Schriften vor und ich habe ſie aus einer ſolchen genommen. Sie begegnet auch in Sagenſammlungen, ſo in J. W. Wolf's niederländiſchen Sagen, Leipzig 1843 S. 418 ff. Die Ueberſchrift iſt: „Mündlich von einer alten Kloſtergeiſtlichen." Als Oertlichkeit iſt eine Abtei bei Löwen genannt. In der Note S. 697 wird bemerkt, daß die Sage auch in mehreren alten Erbauungsbüchern aus Löwen gedruckt ſtehe, daß man ſie aber auch an vielen andern Orten finde. Cäſarius gibt ſie in ſeinen dialogis miraculorum distinct. VII. c. 33. Tiſſier, der Herausgeber der bibliotheca patrum ord. Cisterc., theilt ſie in gedrängtem Auszuge mit. In Kaltenbäck's „Marienſagen in Oeſterreich" findet ſich eine Erzählung der Art S. 41 ff. Die Localität iſt hier ein Klöſterlein in der Traibotenſtraße zu Wien, genannt „Zur Himmelspförtnerin." Die Geſchichte ſoll ſich ein halbes Jahrtauſend vor Aufhebung des Kloſters und der Wegſchaffung des Gnadenbildes in den Dom von St. Stephan begeben haben.

IX. **Die Samſtagſonne** oder **Maria im Fegfeuer.** Aus dem Volke; vergl. die Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

X. **Das marianiſche Wunderbild.** Der Ort heißt Bärnek und iſt ein Dorf in Oberſteier eine Stunde von Bruk an der Mur gelegen. Das Bild, das von Holz iſt und Jeſus im Arme hat, wird beſonders an Mariä Himmelfahrt verehrt. Den Anfang und Grund des Cultus kennt man nicht. In den Fenſtern ſteht die Jahrzahl 1461, an der Wand unter den angemalten Wunderwerken 1476. Die Veränderlichkeit des Bildes, heißt es, werde von Allen bemerkt, die in die Kirche kommen. Vergl. Kaltenbäck, Marienſagen in Oeſterreich, Wien 1845 S. 109.

XI. **Die Belagerung von Gwengamp.** (Volkslied aus der Bretagne.) Der Belagerer war der Graf von Rohan, der nach mehreren ſiegreichen Erfolgen gegen Gwengamp rückte. Roland Gouiket vertheidigte die Stadt, ward aber verwundet und fortgetragen, worauf ſeine Frau an die Stelle trat und und den Franzoſen einen blutigen Widerſtand entgegenſetzte. Noch lebt ſie als Heldin im Andenken der Bretagne fort, während der Name des Vicomte von Rohan, der die Sache ſeines Volkes verlaſſen und wider ſein Vaterland gekämpft, noch heutzutage ein Gegenſtand des Abſcheu's iſt und ſprüchwörtlich für einen meineidigen, kriechenden Höfling gilt. Vergl. Volkslieder aus der Bretagne, überſ. von Keller und Seckendorf 1841.

XII. **Der einfältige Prieſter.** In Form, Ton und Inhalt dem ſpaniſchen Originale folgend.

XIII. **Die Wunder zu St. Michael.** Eben ſo aus: Don Gonzalo de Berceo. Miraclos de nuestra Señora. Berceo, ein Geiſtlicher des 13. Jahrhunderts.

XIV. **Die Ave-Maria-Lilien.** Vergl. unten XXIX. **Sanct Joscio Roſeus.** In der Bretagne entſpricht die Tradition vom armen Salaün. Er lebte um das Jahr 1513, war blödſinnig und hatte ſich in einen Wald zurückgezogen, wo er bei einer Quelle, ſich eines Steines zum Kiſſen, eines Baumes zum Dache bedienend, ohngefähr vierzig Jahre hinbrachte. Er erſchien Sommer und Winter hindurch zerlumpt und baarfuß und bettelte in der Umgegend, keine andere Worte vorbringend, als: „Ave Maria!“ und „Salaün möchte Brod.“ Wenn es ſtark fror, hing er ſich, um ſich zu erwärmen, an zwei Aeſte ſeines Baums, ſchwang ſich in der Luft und ſang ein Lied zu Ehren der Jungfrau. Er ſtarb an ſeiner Quelle und wurde hier auch begraben. Aus ſeinem Grabe wuchs eine ſchöne Lilie, auf deren Blättern mit goldenen Buchſtaben: „Ave Maria!“ ſtand. Man baute an der Stelle eine Kirche zu Ehren unſerer lieben Frau von Folgoat, die durch große Wunder berühmt wurde. Vergl. das Gedicht: „Unſere liebe Frau von Folgoat“ und die Bemerkungen dazu in Th. von la Villemarque's Schrift: Barzas-Breiz. Chants populaires de la Bretagne. Paris 1840. Volkslieder aus der Bretagne von Keller und Seckendorf. Tübingen 1841.

XV. **Das andächtige Reh.** Stiftungslegende. Es iſt die der Wallfahrtskirche Rehberg bei Beratzhauſen. Vergl. v. Reiſach „Beſchreibung des Herzogthums Neuburg“, S. 142 und Schöppner „Sagenbuch der bairiſchen Lande“ I. 482.

XVIII. **Viſion.** Spaniſch. Anklingend iſt ein altdeutſches Gedicht:

Ach wie ſo ſchön, ſo hübſch und ſein
Sind deine Tritt, Maria rein,
In deinen Schüblein laß dahin!
Was haſt du doch in deinem Sinn?

u. ſ. w. Procopii Mariale Festivale p. 448.

XXIII. **Maria rettet ein Häschen.** Cruſius ſchwäbiſche Chronik Bd. I. S. 285 f. Ernſt Meier, deutſche Sagen, Stuttgart 1852 S. 342. Eine ähnliche Tradition knüpft ſich an die Gnadenkirche zu Retzbach im grünen Thale. Es war da früher Wald; die Gegend gehörte den Herrn von Thüngen; dieſelben jagten hier einmal einem Haſen nach, den ihr Pfeil ſchon öfters getroffen, aber nicht erlegt hatte. Er flüchtete in ein Loch, worin ſich ein Marienbild befand, hier wurde dann die Kirche gebaut. Höfling, Beſchreibung Retzbachs und ſeiner Wallfahrt. Würzburg 1837. Vergl. oben „das andächtige Reh“ No. XV.

XXVIII. **Sanct Fulbert.** . . . Aeger ergo, dum humi decumberet — anginam tolerabat exulceratissimam — vibrabat oculos ad matrem gratiae, stillam matris misericordiae precatus; cum ecce repente coelo spectabilis Virgo dulcissimum uber digito premit atque fatiscentem morbo Fulbertum rorante arcuatim lactis nectare suavissime recreat. Ranbeck a. a. O. in der Legende zum 10. April. Carnutum iſt Chartres.

XXIX. **Sanct Joscio Roſeus.** Vergl. oben XIV: **Die Ave-Maria-Lilien.** Ein ſinniges Bild ſtellt dieſen Heiligen alſo dar, daß er mit der Linken auf ſeine den Namen Maria bildende fünffache Gebetreihe:

Magnificat —
Ad Dominum —
Retribue —
In convertendo —
Ad te levavi —

deutet, mit der Rechten aber der herabgeneigten Mutter Gottes einen Strauß von fünf mit den Buchſtaben ihres Namens bezeichneten Roſen reicht. Die Stadt St. Audomar's (Audomaropolis) iſt St. Omer.

XXXIII. **Die ſchöne Maria von Regensburg.** Hier theilt ſelbſt eine feindliche Darſtellung, indem ſie den im Jahre 1516 entſtandenen Zulauf beſchreibt, die intereſſanteſten Züge mit, z. B. „Kleine Kinder, die ihr Lebenlang nichts von Regensburg gehört, auch den Weg nicht wußten, kamen von weiten Orten mit einem Stück Brods in der Hand und geſchahe viel wunderbares Dings da." Hiſtoriſcher Chroniken beſchrieben durch J. L. Gottfrieden 6. Theil, Frankf. 1540, p. 410. — Im germaniſchen Muſeum zu Nürnberg fand ich, nachdem dieß ſchon gedruckt war, ein Paar alte Kupferſtiche mit beigefügten Nachrichten über die in Rede ſtehende Erſcheinung. Hiernach entſtand im Anfange des 16. Jahrhunderts zu Regensburg an der Stelle einer jüdiſchen Synagoge eine Kirche und Wallfahrt zur ſchönen Maria. Insbeſondere 1516 *) war ein bis zum Wahnſinne gehender Zulauf von nah und fern; es liefen Alte und Junge, Männer und Frauen, Geiſtliche und Weltliche, Herren und Knechte, oft einen langen Weg Tag und Nacht fort ohne Speiſe und Trank, darunter Kinder mit einem Stückchen Brod ohne Kunde des Weges, zum Theile im Hembe und faſt ganz unbedeckt, ſelbſt im kalten Winter. Die Leute liefen, wenn ihnen der plötzliche Drang ankam, mit dem, was ſie gerade eines Geſchäftes wegen in den Händen hatten, von ihren Orten hinweg. Einige jedoch kamen auch „mit Bedacht" und opferten Silber und Gold und Anderes. „Dieſe Kirche war herrlich in- und auswendig geziert, auch wurde mit Singen, Orgeln und Meßhalten großer Gottesdienſt geleiſtet.“ So nach einem Bilde und Drucke von 1610. Ein anderes Bild rühmt die dort an Krummen, Lahmen, Blinden und Kranken geſchehenen Heilungen.

---

*) Nach anderer Angabe würde die Begebenheit nach 1519 fallen.

XXXIV. **Unſere liebe Frau vom Buſche.** XXXV. **Die bauverſtändige Taube.** XXXVI. **Die heilige Mutter Gottes von Tremedal.** Dieſe Legenden ſind zuſammenzuhalten; ſie repräſentiren einen der merkwürdigſten marianiſchen Legendenkreiſe, in welchem namentlich die Bedeutung hervortritt, die Bäume, Waldungen und Anhöhen im Mariendienſt haben, und wo ſich häufig der Zug wiederholt, daß das in Wäldern und auf Bergen gefundene Bild an ſeinen alten Ort zurückkehrt; vgl. Brüder Grimm deutſche Sagen 1. Th. p. 447: „Das Gnadenbild aus dem Lerchenſtock zu Waldraſt.“ In dieſer tyrolſchen Stiftungslegende wächſt das Muttergottesbild höchſt wunderbar im hohlen Lerchenſtock, wird von zwei frommen Hirten entdeckt, mit einer Säge aus dem Stock geſchnitten und nach Mattrey gebracht, von wo es jedoch auf göttliche Veranſtaltung in die Waldraſt zurückverſetzt wird, wo man ihm eine eigene Kirche baut. Marien von Bäumen benannt giebt oder gab es in verſchiedenen Ländern der Chriſtenheit, wie unſere liebe Frau von der Eiche zu Viterbo, unſere liebe Frau vom Oelbaum in Portugal u. ſ. w. In einer böhmiſchen Stiftungslegende wird ein Marienbild von einer Haſelnußſtaude gewonnen. Rho und Bovius a. a. O. 2. Abtheilung, 5. Buch. 27. Exempel. In einer andern hängt auf einem Berge der Inſel Scio ein Muttergottesbild an einer Myrte und ſtrahlt des Nachts einen gewaltigen Glanz aus; Eremiten entdecken es. Daß die Myrte ein der Himmelskönigin beſonders heiliger Baum ſei, iſt die Meinung kirchlicher Schriftſteller, ſ. Rho und Bovius a. a. O. 2. Abtheilung, 1. Buch, 20. Exempel. Ein leuchtendes Bild im Wald entdeckt von einem Holzhauer und anbetende, kniebeugende Thiere, wie in No. XXXIV. ſ. in einer polniſchen Tradition bei Gumpenberg im 1. Theile ſeines marianiſchen Atlas 49. Bild und bei Rho u. Bovius a. a. O. 2. Abtheilung, 1. Buch, 38. Exempel. Wie in No. XXXV. eine Taube, ſo zeichnet in einer franzöſiſchen Stiftungslegende ein Hirſch die zu erbauende Kirche vor, und zwar mit ſeinen Fußſtapfen in den bei großer Sommerhitze gefallenen Schnee, Odo Gislen de Virgine Aniciens und Rho u. Bovius a. a. O. 1. Abth., 1. B. 35. E. — So weit ſind dieſe Bemerkungen ſchon vor Jahren gedruckt. Ich füge jetzt noch Folgendes hinzu. In Kaltenbäck's Marienſagen in Oeſterreich finden ſich folgende Sagen mit der bezüglichen Literatur verzeichnet. Unſere liebe Frau zur Linde in Tirol S. 20. Maria-Eich in Oeſterreich ob der Ens S. 53. Maria Kulm, auch Maria im Haſelſtrauch oder in der Haſelſtaude genannt S. 84. Das Gnadenbild aus dem Lerchenſtock zu Waldraſt S. 93. Maria zu den drei Eichen bei Horn S. 227. Das Bildniß unſerer lieben Frau ob dem heiligen Berg in Böhmen S. 56. Der heilige Berg oder Marienberg nächſt Olmütz S. 188. Der heilige Berg, monte santo, bei Görz S. 128. Das Frauenbild auf dem Berglein zu Olmütz S. 148. Die liebe Frau vom hohen Bogen S. 336. Dies Gnadenbild ſtand einſt auf dem Hochbogen, einer bedeutenden Felswand des Böhmerlandes; jetzt befindet es ſich in der Kloſterkirche von Neukirchen. Die Bewohner des Böhmerlandes wallfahrten häufig dahin. Sie führen den Vers im Munde:

Ich habe ein Vertrauen
Zu unſerer lieben Frauen
All' Tag' und alle Stund',
So geh' ich nicht zu Grund.

Ueber Marien=Eichen und Eichen=Marien ſ. auch Wolf, niederländiſche Sagen, Leipzig 1843 S. 264 f. 270. 684 f. Unſere liebe Frau von Scherpenheuvel, ein Bildchen an einer alten Eiche hängend, die auf einem Hügel ſtand; jetzt ſteht eine Kirche da und ein anderes Bild, aber ebenfalls wunderthätig, wie jenes war. Aus der Eiche wurde eine Menge von Marienbildchen geſchnitzt, die alle mirakulos ſind. Juſtus Lipſius und Erycius Puteanus geben Nachricht davon, Wolf a. a. O. S. 685. S. ferner Wichmann, Brabantia Mariana, Antverpiae 1632. 4. p. 280. 322. 457. 416. 421. Nostra Domina de Kortenbosch quercui erat imposita. Herdegom diva Virgo candida p. 234. Nostra Domina in quercu Jesu in silva Soniensi, ibid. 244. Stabat in via Gelam versus annosa quercus et in ea divae Virginis statua, ibid. 261. „Muttergottes in der Eiche“ in Ernſt Meier's Sagen, Sitten und Gebräuchen aus Schwaben. Stuttgart 1852 I. S. 223 u. ſ. w.

XLI. **Maria mit den Kugeln auf dem Schooße.** Aus Wolf's niederländiſchen Sagen, Leipzig 1843. Der Ort iſt Hall bei Brüſſel.

XLIV. **Maria und der Erdenpilger.** Nach einem Bildchen mit der Unterſchrift: „Le Pélerin“ und einem Anrufe des von uns wiedergegebenen Inhaltes. Ein Kind im Pilgerkleide ſchmiegt ſich ängſtlich an die heilige Jungfrau an, die auf daſſelbe ſanft niederblickt und es mit den Worten beſchwichtiget: „Ne craignez rien.“

XLVII. **Inſchrift.** XLVIII. **Maria Gnadenmutter zu Freyberg.** XLIX. **Anruf.** L. **Das hohe Lied.** LI. **Marientempel.** Altdeutſch aus verſchiedenen Jahrhunderten bis in's 12te zurück; vergl., beſonders was No. L. betrifft, die Bemerkung J.

Grimm's in deſſen deutſcher Mythologie p. XX., wonach der ſeit dem 12ten und 13ten Jahrhundert um ſich greifende Mariendienſt „mit der zarteſten Frauenverehrung, die je ſtattgehabt, in der Poeſie unſerer Minneſänger zuſammentrifft.“ Huram in No. XLI. der Baumeiſter des Salomoniſchen Tempels.

LV. **Ave-Maria-Kraft.** Ein Spruch des heiligen Bernhard. Nach der Erzählung deſſelben Heiligen erzog eine Jungfrau einen Vogel und lehrte ihn die Worte „Ave Maria“ ſprechen. Einſt, da er ſich dem Schooße der Jungfrau entſchwang, ſchoß auf ihn ein Falke herab; er rief: „Ave Maria“, und ſogleich ließ der Räuber ſeine Beute los.

LX. **Das goldene Gebet** des Karthäuſer G. Pirkhamer. Dieſes merkwürdige Gebet iſt urſprünglich lateiniſch und zwar in Proſa, aber in ſo poetiſcher, abgefaßt, daß ihm ein leichtes metriſches Gewand billig anzupaſſen war. Es rührt von Georg Pirkhamer, einem Prior des Nürnberger Karthäuſerkloſters, her, der in der 2ten Hälfte des 15ten Jahrhunderts lebte, und war vor der Reformation in der Sebalduskirche zu Nürnberg bei der Statue der h. Anna, welche Tochter und Enkel in den Armen hält, mit goldenen Buchſtaben angeſchrieben. Es berichtet dies ein katholiſcher Schriftſteller, Chr. Erdmann, der uns auch das Gebet ſelbſt in einem 1629 gedruckten Werkchen: Norimberga in flore avitae romano-catholicae religionis ex antiquissimis variorum monasteriorum bibliothecis veteribusque monumentis graphice delineata et expicta, aufbewahrt hat. Auch in Roth's „Geſchichte der Nürnberger Karthauſe“ (Nürnb. 1790) S. 108 iſt es zu finden, jedoch mit der falſchen Lesart hospitatrix ſtatt sospitatrix. Das Gedicht hat die Ueberſchrift: Ad castissimam Jesu Christi matrem, intemeratam virginem, quam Diva Anna cum nepote in ulnis gestat, dulcissimi Patris Georgii Pirckameri, carthusiani Norimbergensis, religiosa et pia precatio. Wir glauben, dieſer Sammlung einen eigenthümlichen Werth zu verleihen, wenn wir dieſes Gebet nicht nur in einer unverfälſchten, wenn auch etwas freien, Nachbildung, ſondern auch im Originale vor Augen legen. Es lautet alſo:

Maxima virgo, virgo sancta et humani generis sospitatrix perpetua, semper fovendis mortalibus munifica, dulcem matris affectionem miserorum casibus tribuis; nec dies, nec quies ulla ac ne momentum quidem tenue tuis transcurrit beneficiis otiosum, quin mari terraque protegas homines et depulsis vitae procellis salutarem dextram porrigas. Tu peccatorum nostrorum poenas et inextricabiliter contorta et contracta vitia et fortunae tempestates migitas et stellarum varios motus et pestiferas influentias cohibes. Te superi colunt, observant inferi; tu rotas orbem, illuminas solem, tibi respondent sidera, redeunt tempora, gaudent lumina, serviunt elementa. Tuo nutu spirant elementa, flumina nutriuntur, germinant semina, crescunt germina. Tuam majestatem perhorrescunt aves sub coelo volitantes, ferae montibus errantes, serpentes solo latentes, belluae ponto innatantes, o domina mundi! At ego recensendis laudibus tuis exilis ingenio et compensandis beneficiis tenuis patrimonio; nec mihi vocis ubertas ad dicenda, quae de tua majestate sentio, sufficit, nec ora mille linguaeque totidem vel indefessi sermonis aeterna series id praestare posset. Ergo quod solum potest religiosus quidem, sed pauper alioquin servulus tuus, efficere curabo: honorem tuum et, quia theotocos es et ab ecclesia verissime salutaris, nomen numenque tuum sanctissimum intra pectoris mei secreta perpetuo custodiens imaginabor, et te, angelorum ac hominum reginam, cum omnibus creaturis, quae sunt in coelo et in terra, perpetuis laudibus concelebrabo. Sis mihi propitia, o gloriosa virgo, et post hujus vitae exitum, tuum mihi filium ostende! Amen.

LXII. Sandäus in ſeinem Buche: **Maria fortuna Christianorum** ſagt: Fortunam optatis reducem — Maria fortuna est.

Nachträge.

In dem mir ſo eben erſt zugekommenen Buche: „Die Gottesmutter in ihrem dreifachen Triumphe über die Welt" von P. Karl vom h. Aloys, Regensburg 1853, findet ſich viel Intereſſantes. In die Klaſſe des Marianiſchen Naturlebens, der Wald-, Buſch- und Baum-Legenden u. ſ. w. gehört Nachſtehendes. Ueber das dabei einige Male genannte Werk von Gumpenberg kann Clemens Brentano, Briefe I. S. 147 verglichen werden. Es hat bis zum Jahre 1659 drei Auflagen und eine deutſche Ueberſetzung zu Ingolſtadt und München erlebt; der Titel iſt: Atlas Marianus sive de imaginibus Deiparae per orbem Christianum miraculosis auctore Guilelmo Gumpenberg e soc. Jesu. Ingolſtadt 1659. Duodez. Es enthält 75 Abbildungen berühmter, in der Welt zerſtreuter miraculoſer Muttergottesbilder und bei jeder eine kurze Entſtehungslegende. „Unter dieſen", ſagt Clemens Brentano, „iſt wenigſtens der vierte Theil ihres eigenthümlichen neugriechiſchen Typus wegen ſehr intereſſant und manche für meinen Geſchmack äußerſt reizend." Ich citire bei den nun folgenden Notizen immer zunächſt das Buch von P. Karl vom h. Aloys.

Das Gnadenbild zu Maria-Ort, eine Stunde oberhalb Regensburg, ward in einer Wachholderſtaude gefunden, in der es, den Fluß Naab heunterſchwimmend, ſtehen geblieben. S. 284 und P. Gumpenberg No. 1059. Das Gnadenbild zu Maria- oder Frauenthalheim in Oberbayern befand ſich urſprünglich auf dem Stamme und zwiſchen den Aeſten eines alten Hollunderſtrauches, S. 287. Bei Heſſenthal im Speſſart wurde ein Muttergottesbild in einer Haſelnußſtaude entdeckt, S. 295; vergl. S. 276, wo eine daſelbſt vorgefallene wunderbare Geneſung verzeichnet. Zu Marienbuchen bei Würzburg fand ſich ein in einen großen Buchenbaum verwachſenes Marienbild, S. 296, 111. und P. Gumpenberg Nr. 251. U. L. Frauenbild zu Kötzingen in Bayern auf einem Eichbaume kehrte, wenn es weggebracht wurde, immer wieder an ſeinen Ort zurück, S. 298 und P. Gumpenberg Nr. 1103. „Maria-Eich“, ein Bild bei München in einem Eichwalde, S. 301, 107. Ein Veſperbild zu Eckardshauſen in Franken unter einem Baume gefunden; Wallfahrtskirche; die Aepfel des Baumes werden „die heiligen Aepfel“ genannt, S. 307. „Maria Birnbaum“, Gnadenort und Veſperbild, in einem hohlen Birnbaum gefunden, S. 307, 107.

Die Mutter Gottes von Käßlarn in Niederbayern wurde im Jahr 1364 „am Berglein unter der großen Kranethſtaude“ gefunden, zunächſt von einem Adeligen, der ſofort ein Opfer verhieß, die Kapelle zu bauen. Das Bild leuchtete auch. Der ſogenannte „Käßlbauer“ lag krank, ließ ſich auf Befehl einer von ihm gehörten Stimme dorthin tragen und ging geſund nach Hauſe. Auch er trug zum Bau der Kapelle bei, S. 276. Domherr von Schwende in Paſſau verehrte in ſeiner Kammer ein Marienbild. Er ſah aber von ſeinem Garten aus auf einem Berg um einen dichten Wald Lichter gehen, beſonders in den Samſtagsnächten, woraus er ſchloß, daß Maria dort verehrt ſein wolle. Er ließ deßhalb 1622 die Kirche auf dem Mariahülfsberg bei Paſſau bauen, S. 289 und P. Gumpenberg Nr. 318.

Zu Fiſchbachau in Oberbayern war ein Platz und ein darauf befindlicher, mit grünem Raſen überzogener Stein, der Birkenſtein genannt, wo an Erholungstagen die Kinder des Ortes ſpielten; es war auch ein Lieblingsplatz des Pfarrers Stieglmaier, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte und daſelbſt ſein Gebet zu verrichten pflegte. Dieſer und mit ihm zugleich auch Andere erhielten im Traume den Befehl, auf dieſem Platze eine Kapelle zu bauen. So entſtand der hier befindliche marianiſche Wallfahrtsort. Sehr lieblich und freundlich. S. 289.

Sonſt iſt noch in dieſer Schrift genannt: „Maria unter der Linde" im Erzbisthum Freiburg S. 105. „Mariä Eich" im Erzbisthum Linz S. 107. „Kirchwald" im Erzbisthum München-Freiſing S. 107. Maria ad Pineam zu Rom S. 130. Maria della Quercia „von der Eiche", bei Viterbo S. 136. U. L. Frau vom Buſche zu Onnate in Spanien. Das Bild wurde auf einem hohen Berge von Ziegenhirten in einem Buſche gefunden. Kloſter für 68 Mönche. Es brannten vor dem Bilde ſtets 24 Lampen, und wenn man es zeigte, wurden 20 große Kerzen angezündet. S. 156.

Die Wandelbarkeit des Anſehens marianiſcher Bildniſſe, wovon No. X. die Rede, kommt auch ſonſt noch vor. So in der Pfarrkirche zu Steinbach im Conſtanzer Bisthum, worüber ein Dokument des Biſchofs Johann Franz, Meersburg den 19. Dec. 1733, vorhanden, das in der Schrift des P. Karl v. h. Aloys S. 261 angeführt iſt. Man lieſt hier unter Anderem: „Es hat dies Bildniß die Farbe ſeines Angeſichtes bisweilen in eine angenehme Lebhaftigkeit und bisweilen in eine ungewohnte Bleiche verändert."

Schließlich kann ich mich nicht enthalten, noch eine in den Briefen von Clemens Brentano, die ich eben leſe, enthaltene marianiſche Thatſache oder Phantaſie, wie man die Sache anſehen will, auszuheben.

Es wird dort Bd. II. S. 329 f. eines armen, ſtigmatiſirten Bauernmädchens gedacht, das Dominica Lazari hieß und ſich im italieniſchen Tyrol zu Caprlano im Fleimsthale befand. Sie hatte die Dornenkrone, und ihre Blutungen waren ſo ſtark, daß man ihren baldigen Tod prophezeite. Von dieſer erzählte nun dem Briefſchreiber eine, wie er bemerkt, „geiſtreiche und höchſt glaubwürdige" Perſon, die eine geraume Zeit in ihrer Nähe wohnte, Folgendes. Die langen, reichen, niederhängenden Haare der Leidenden waren durch Blut verklebt und in Folge von Pflegeloſigkeit und Siechthum gräulich verwirrt. Plötzlich erblickte man dieſe auf eine wunderbar reine und kunſtreiche Art geordnet und geflochten, wie weder die ganz kranke und unbewegliche Perſon, noch auch ein anderer Menſch in der Gegend zu thun vermochte. Man fragte: „Wer hat das gethan?" — „Ei, die liebe, heilige Mutter Gottes", war die Antwort. Der Pfarrer des Ortes ließ ihr hierauf die Haare auf eine unerhörte Weiſe verwirren, durch einander toppiren und verknüpfen, und — am andern Morgen waren ſie noch wunderbarer geordnet, als das erſte Mal. Es iſt dies, wenn nicht realer zu faſſen, doch jedenfalls in Beziehung auf die im Volke lebende Idee der heiligen Jungfrau bedeutſam und von ſchönſter Natur, ſelbſt vom äſthetiſchen Standpunkte aus.

Münſter, Aſchendorff'ſche Buchdruckerei.

Aus der Manſarde.

Aus der Manſarde.

Streitſchriften, Kritiken, Studien und Gedichte.

Eine Zeitſchrift

in zwangloſen Heften,

herausgegeben

von

G. Fr. Daumer.

Erſtes Heft.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1860.

232 - 9.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

In Manſarden-Einſamkeit,
Von dem Erdgewimmel weit,
Nah dem Vogel, nah dem Sterne,
Nahe der Unendlichkeit,
Wohnet der Gedanke gerne,
Schärft den edlen Augenſchein,
Prüfet die verlieh'nen Witze,
Lauſcht empor zum Aetherſitze,
Kehrt in eigne Tiefen ein,
Sendet doppelt hell und rein
Seine Blicke, ſeine Blitze
In die tolle Welt hinein.

Vorwort.

Ich biete in dieſen Heften eine Reihe von literariſchen Produkten dar, welche theils auf äußere, zufällige Anregungen hin, wie ſie der Tag zu bringen pflegt, namentlich durch Zeitereigniſſe, Broſchüren und Aeußerungen periodiſcher Blätter veranlaßt, theils in Folge ſyſtematiſcher Studien und planmäßig angelegter Arbeiten größerer und umfaſſenderer Art entſtanden ſind und noch fernerhin entſtehen mögen. Die gegenwärtige Lieferung iſt vorwiegend polemiſcher Natur und hat es faſt ganz nur mit den kampferfüllten Zeitläufen und Tagesintereſſen zu thun, die ſelbſt auf den einſam Lebenden und Sinnenden eindringen und ihre ſofortige kritiſche Erledigung heiſchen. Das demnächſt folgende Heft ſoll harmloſere und friedlichere Töne anſchlagen und nur oder doch vorherrſchend Poſitives und Poetiſches geben. Was ich überhaupt will; in welchem

Sinn und Geiſt ich mich bethätige und worauf alle meine ſchriftſtelleriſchen Verſuche, ſo verſchieden ſie übrigens ihrer Beziehung und Darſtellungsweiſe nach ſein mögen, hinausgehen, darüber glaube ich mich ſchon hinlänglich in meiner in demſelben Verlage erſchienenen Converſionsſchrift geäußert zu haben. Ich möchte der Kirche nützen, aber in der Art, daß die Kluft, die ſie von der Zeitbildung zu trennen ſcheint, dem Auge verſchwinde und daß erkannt werde, wie gerade ſie im Grunde das Zeitgemäße, der errungenen Stufe wahrhafter Bildung und Einſicht Entſprechende ſei."

Inhalt.

Seite

Die Manifeſtationen des proteſtantiſchen Geiſtes und Princips in der Gegenwart. Nebſt Rückblicken in die Vergangenheit.

I. Durlach und Rom 3

Zuſatz, das Sendſchreiben der Herren Häuſſer, Schenkel und Zittel an Herrn Hofrath Dr. Zell betreffend 99

II. Der Volksfreund für das mittlere Deutſchland und das Papſtthum 125

III. Die allgemeine Kirchenzeitung und die Schillerfeier 135

Ueber Schiller's „Götter Griechenlands" 155

Zeugniſſe für den Mariendienſt, von proteſtantiſchen Schriftſtellern und Theologen ausgeſtellt 165

Was iſt der Katholicismus? 171

L. Büchner über Schlaf und Traum 179

Druckfehler.

S. 4 Z. 8 in dem Motto ſtatt: „bräu'n" lies: bräu'e.

S. 52 in der Note ſtatt: «vota» lies: rota.

Die Manifeſtationen

des

proteſtantiſchen Geiſtes und Princips

in der Gegenwart.

Nebſt

Rückblicken in die Vergangenheit.

Ich dachte mir, es wäre Zeit,
Mich auszuruhen von dem Streit,
Daß ich gemach von hinnen ſchiede.
Auf Erden aber iſt kein Friede,
Und neu verflochten ſeh' ich mich
In Tageskämpfe wunderlich.

I.

Durlach und Rom.

Durlach und Rom —
Der romantiſche Dom,
So groß, ſo hehr,
Und des Abfalls Reich,
So hohl, ſo leer!
Das will ſo ſtolz, ſo vornehm gleißen;
Das möchte ſich vor Neid zerreißen;
Das kehrt, es dräu'n noch ſo ſehr,
Nur in die eigne Bruſt den Speer,
Kann nur das eigne Nichts beweiſen.

1.

Ich nahm von dem Concordatsſtreite in Baden und der in Beziehung auf denſelben zu Durlach veranſtalteten proteſtantiſchen Conferenz nur oberflächlich Notiz. Ich war mit anderen, weit friedlicheren und gemüthlicheren Dingen beſchäftiget und zu Kritik und Polemik wenig aufgelegt; doch —

„Mächtig, ſelbſt wenn euere Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in ſeine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.“

Ein Freund theilte mir im Januar laufenden Jahres den Abdruck der dort gehaltenen Reden mit. Ein Blick in dieſe Broſchüre belehrte mich, daß ſie eine wahre Perle ſei, die man nicht achtlos und unbenützt aus den Händen werfen dürfe. Ich fragte vor Allem, ob nicht ſchon Etwas dagegen erſchienen ſei, und erhielt die zu Freiburg herausgekommene „Beleuchtung der Durlacher Verhandlungen“ von dem Großherz. bad. geheimen Hofrath Dr. Karl Zell. Dieſe hat es hauptſächlich mit der Rechtsfrage und mit den ſpeciellen Verhältniſſen, Thatſachen und Umſtänden zu thun, die zu erörtern meine

Sache nicht iſt. Ich glaubte daher, daß einige Bemerkungen, die mehr in's Allgemeine gingen und durch welche die betreffenden Verhandlungen als eine Darlegung des Stadiums, in welchem ſich gegenwärtig die Entwicklung des proteſtantiſchen Geiſtes und Princips befindet, ſo wie als eine Manifeſtation und Documentation des proteſtantiſchen Sinnes und Geiſtes überhaupt in's Licht geſetzt würden, nicht ganz überflüſſig ſein möchten. Es war zugleich ein ſehr beſtimmter Anlaß und Grund gegeben, in die Vergangenheit zurückzugreifen und einige Partieen der Kirchengeſchichte, die man proteſtantiſcherſeits ſo gänzlich zu ignoriren pflegt und die doch ſo ungemein wichtig ſind, wenn über confeſſionelle Dinge richtig geurtheilt werden ſoll, vor Augen zu legen. Und ſo mögen denn folgende kritiſche und hiſtoriſche Erörterungen geſtattet ſein!

2.

Die erwähnten, zu Heidelberg, von wo die ganze Sache angeregt worden war, erſchienenen „Verhandlungen der proteſtantiſchen Conferenz in Durlach nennen ſich eine „Denkſchrift.“ Sie könnten füglicher eine „Nichtdenkſchrift“ heißen; denn vom Denken, wenn darunter eine beſonnene, lichtvolle und conſequente Operation des menſchlichen Geiſtes zu verſtehen, habe ich wenig Spuren darin entdeckt, viele aber vom wunderſamſten Gegentheile. Ich glaube nicht, daß dies in der intellectuellen Unfähigkeit der bezüglichen Herren begründet ſei. Wie könnten ſolche Männer — Kirchenräthe, Stadtpfarrer, Doctoren, Univerſitätsprofeſſoren — mit einer ſo großen, faſt idiotiſch zu nennenden Geiſtesſchwäche und Beſinnungsloſigkeit behaftet ſein! Nein, nicht in den Perſonen, — in der hohlen, ſeichten, unhaltbaren, in ſich ſelbſt verkommenden, ihrem Untergange kläglichſt entgegengehenden, ſo auch wohl tief empfundenen und nur mit äußerſter, den Geiſt umnebelnder Sorge und Seelenangſt vertretenen Sache iſt der Grund einer ſonſt ſo unbegreiflichen Erſcheinung zu ſuchen. Nur dieſer, der Sache, nicht den geehrten Repräſentanten derſelben, die wir beklagen müſſen, daß der Entwicklung ihrer edlen Kräfte kein beſſerer Anlaß und Spielraum geboten iſt, ſollen denn auch unſere, wenn auch übrigens noch ſo aufrichtigen und ungenirten Entgegnungen gelten.

3.

Was uns bei näherem Eingehen in die bezüglichen Gegenſtände und Streitfragen vor Allem intereſſiren dürfte, das iſt das von den Durlacher Rednern entworfene Gemälde des Zuſtandes, in welchem ſich zur Zeit das proteſtantiſche Chriſten- und Kirchenthum befindet. „Laſſen Sie uns einen Blick auf die Stellung unſerer Kirche und ihrer Glieder werfen," ruft Herr Stadtpfarrer Dr. Zittel aus Heidelberg. „Jeder beſonnene Kämpfer," fährt er ſehr richtig und paſſend fort, „wird bei drohender Gefahr vor Allem den Boden unter den eigenen Füßen unterſuchen, damit er weiß, worauf er bauen kann." Verbinden wir hiemit ſogleich die beſtimmt formulirten Sätze, welche Herr Kirchenrath Dr. Schenkel aufſtellt: „Der Proteſtantismus iſt aus dem Boden der Gemeinde hervorgewachſen.“ — „Die katholiſche Kirche ruht auf dem Clerus, die proteſtantiſche auf der Gemeinde.“ Nun klagt aber der erſtgenannte Redner über die Theilnahmsloſigkeit der Gemeinde. „Wenn dieſe darin beharrt, wenn ſie dabei bleibt, daß Alles, was Kirche, Religion und religiöſes Gemeindeleben betrifft, lediglich die Sache der Geiſtlichen ſei, dann wird es nicht beſſer, ſondern immer ſchlimmer werden. In der Theilnahmsloſigkeit der Gemeinde, meine Herren, liegt die Schwäche des Proteſtantismus[1]. Sie hat in einem langen Zeitraum ihre ſchlimmen Früchte getragen, das kirchliche Leben iſt mehr und mehr erlahmt, die Geiſtlichen ſind ihren geſonderten Weg gegangen, ſo wie die übrigen Glieder der Kirche den ihrigen, und die Wege führten nicht zuſammen, ſo daß jene in ihrer Beſonderheit immer mehr außerhalb der Gegenwart und Wirklichkeit zu ſtehen kamen, andererſeits den Nichtgeiſtlichen das Verſtändniß evangeliſchen Gemeinlebens und proteſtantiſch-kirchlicher Intereſſen faſt gänzlich verloren ging. Das iſt unſere Schwäche“ u. ſ. w. So ſagt dann auch Herr Kirchenrath Dr. Schenkel: „Die kirchlichen Gaben und Kräfte unſerer

---

[1] Dieſe Worte ſind eben ſo auch im Orginaldruck unterſtrichen.

Gemeinden ſind noch faſt ganz unentwickelt, daher kommt unſere ſcheinbare Ohnmacht." Es ſollte einfach heißen: „unſere Ohnmacht;" denn ohnmächtig iſt Etwas in der That und muß es ſein, wenn ihm der Boden fehlt, der ihm zu Exiſtenz, Gedeihen und Sieg nöthig. Aber man ſchämt ſich eines ſo offenen Geſtändniſſes und ſucht die Jämmerlichkeit der Zuſtände, die man ſchildert, durch die widerſprechendſten Zuſätze und verwunderlichſten Inconſequenzen zu mindern. Derſelbe Redner bekennt, daß dem proteſtantiſchen Princip der feſte Glaube an ſich ſelbſt mangele, und daß es in den Bevölkerungen, die ihm huldigen, noch nicht zu wahrhafter Ausbildung gediehen ſei! Die proteſtantiſche Kirche ſcheine mehr auf katholiſche Traditionen zu bauen; im Katholicismus manifeſtire ſich ein glaubens- und charaktervolles und darum auch zu den kühnſten Experimenten geeignetes Gegentheil. Wunderbar iſt es, zu gleicher Zeit zu hören, daß ſich Letzterer dennoch entſchieden überlebt habe und keinen Boden mehr in der Zeit und den Völkern beſitze, dagegen der Proteſtantismus von jugendlicher Lebenskraft erfüllt, das dem Zeitalter und ihren Staatsformen ſpeciell Angemeſſene und Natürliche ſei, daher auch von der Zukunft Alles zu hoffen habe. Doch wir müſſen, um etwas ſo Außerordentliches und Unglaubliches zu documentiren, Herrn Kirchenrath Dr Schenkel's allereigenſte

Worte citiren, wie ſie S. 36 f. den denkenden Leſer der Heidelberger „Denkſchrift“ in Erſtaunen ſetzen.

„Die katholiſche Kirche verdankt ihren Machtzuwachs in neuerer Zeit ihrer grundſätzlichen Conſequenz. Ein ſchlagender Beweis, welche Kraft in der folgerichtigen Geltendmachung eines Princips liegt. Das römiſch-katholiſche Princip lebt nicht mehr in den Völkern; die Stimmung der ganzen Zeit iſt ihm entgegen; es hat ſich überlebt. Und dennoch, weil es an ſich ſelbſt glaubt, obgleich faſt Niemand mehr daran glaubt, hat es nochmals den, wenn auch erfolgloſen, Verſuch zu erneuerter Weltherrſchaft machen können. Das proteſtantiſche Princip lebt in den Völkern, zum Theil ſelbſt in den katholiſchen. Es hat die Zukunft, ja bereits die Gegenwart des modernen Staates für ſich; es iſt jugendlich lebenskräftig. Aber es hat bis dahin noch nicht recht an ſich geglaubt; es iſt innerhalb der proteſtantiſchen Bevölkerungen noch nicht wahrhaft vollzogen. Die proteſtantiſche Kirche ſcheint gegenwärtig weit mehr befliſſen, ſich an katholiſche Ueberlieferungen anzuklammern, als auf proteſtantiſche Ueberzeugungen zu vertrauen.“

Faſt Niemand glaubt mehr an das katholiſche Princip; es ſelbſt aber glaubt an ſich — iſt dieſes Princip eine unabhängig von den Menſchen für ſich beſtehende Hypoſtaſe oder eine gewiſſe Beſtimmtheit und Richtung des menſchlichen Denkens und Wollens, das bloß bei und in Menſchen vorkommt? In letzterem Falle kann es nur in Menſchen an ſich ſelber glauben; und ſind dieſer Menſchen ſo gar wenige, wie es hier dargeſtellt wird, indem faſt Niemand mehr daran glauben ſoll — wozu denn ſo viel Beachtung, Beſorgniß, Aufregung, Erörterung, Kampf und Streit; wozu dieſe langen, breiten Conferenzreden und Verhandlungen, ihr Abdruck, ihre Uebergabe an Regierung und Kammern, die auf der Conferenz beſchloſſene Gründung eines Wochenblattes, die Beſtellung eines Comité's, das ſich auch noch beliebig zu verſtärken habe u. dergl.? Geſteht es aufrichtig: ihr fühlt gar wohl, daß euere Sache in jeder Beziehung nichtig und weſenlos iſt und nur noch mit dem Tod im Herzen ein ſiechendes Leben friſtet; daß hingegen diejenige, deren ihr euch mit ſo großer Furcht zu erwehren ſucht, nicht ſo verächtlich iſt, als ihr vorgebt, daß ſie ſich im Gegentheil einer unendlichen Fülle, Größe und Kraft erfreut, ſich, ob noch ſo alt, ſtets wieder jugendlich zu erneuen vermag und eben jetzt wieder die wahrhafte Sache der Zeit und Cultur iſt und nur darum mit ſo großem Eifer und Haſſe bekämpft und heruntergeſetzt wird. Wie ſich das näher verhält, habe ich in meiner zu Mainz erſchienenen Converſionsſchrift, und ſchon vorher in meiner zu Münſter herausgekommenen „dreifachen Krone Roms“ zu entwickeln und klar zu machen geſucht, worauf ich mir hier der Kürze wegen hinzudeuten erlaube.

4.

Zu den von den Durlacher Rednern beſprochenen und beſonders wichtigen Punkten gehört ferner das Verhältniß der kirchlichen Dinge zur weltlichen Macht. Die proteſtantiſche Kirche hat ſich in ihrer Lostrennung von Rom dem Staate in die Arme geworfen und ſich von ihm abſorbiren laſſen; ſie hat den ungereimten und empörenden Grundſatz aufgeſtellt: Cujus regio, ejus religio: der Fürſt eines Landes iſt auch der jedesmalige Herr und Meiſter der kirchlichen Dinge deſſelben; und ſo hängt ſie in monarchiſchen Staaten von diverſen Landesfürſten als Landesbiſchöfen und weltlichen, durch fürſtliche Geburt und Erbfolge beſtimmten Päpſten ab, ſelbſt wenn dieſe, wie in Bayern der Fall, katholiſch, oder, wie es in England vorkommt, weiblichen Geſchlechtes ſind. Eine größere Selbſtentwürdigung und Selbſtwegwerfung kann es für eine kirchliche Macht und Gemeinſchaft offenbar nicht geben. Die katholiſche Kirche hat ſich von einer unziemlichen Unterordnung und Knechtſchaft ſtets frei erhalten und iſt fortwährend ſich ihrer zu erwehren beſtrebt, weßhalb ihr allgemeines Oberhaupt nothwendig auch einen eigenen, zu ſeiner Unabhängigkeit den weltlichen Mächten gegenüber dienenden und hinreichenden Fürſtenrang und Länderbeſitz im Anſpruch nimmt. Dies macht man ihr zum Vorwurfe, während man doch zugleich der Unfreiheit der proteſtantiſchen Kirche, als einer der verhängnißvollſten Urſachen ihrer Schwäche und Hülfsloſigkeit, gedenkt und ſo mit der größten Naivetät ſeine eigene Schmach an den Pranger der Oeffentlichkeit ſtellt. Es iſt namentlich Herr Stadtpfarrer Dr. Zittel, der uns dies wunderliche Schauſpiel gibt.

„Wenn uns,“ ſagt er S. 23., „die Katholiken ſagen würden: Wir haben ja Nichts dagegen, wenn die Regierung auch mit der proteſtantiſchen Kirche einen ähnlichen Vertrag abſchließt, ſo würde das klingen wie bitterer Hohn. Ein Vertrag kann nur da geſchloſſen werden, wo beide Theile wenigſtens inſoweit von einander unabhängig ſind, daß es jedem von ihnen freiſteht, Ja oder Nein zu ſagen. Wer aber könnte in dieſem Falle für die proteſtantiſche Kirche der Saatsregierung gegenüber eintreten? Unſer Oberkirchenrath iſt eine Staatsbehörde und zwar eine Staatsmittelſtelle, ähnlich wie die Kreisregierungen. So wenig nun der Großherzog mit einer ſeiner Kreisregierungen einen Staatsvertrag abſchließen kann, ſo wenig kann er es mit dem Oberkirchenrathe. Denn wenn dieſer heute zu den Anträgen der Staatsregierung Nein ſagen wollte, ſo kann der Großherzog morgen an ſeine Stelle einen andern ſetzen, welcher Ja ſagt. Der Oberkirchenrath kann keine Bedingungen ſtellen; er hat als untergeordnete Staatsbehörde der übergeordneten nur zu gehorchen. Man wird vielleicht ſagen, wir hätten ja die Generalſynode. Ich will hier nicht davon reden, ob die Generalſynode in ihrer gegenwärtigen Zuſammenſetzung für eine wirkliche Vertretung der evangeliſchen

Kirche gelten könne oder nicht; ich will nur daran erinnern, daß ſie nur eine vorübergehende Verſammlung, keine Behörde iſt, daß ihr Zuſammentritt und ihre Dauer wieder nur von der Beſtimmung des Landesfürſten abhängt, daß ſie endlich für ſich gar Nichts beſchließen, ſondern nur Bitten an den Landesfürſten, beziehungsweiſe an deſſen Regierung, richten kann. Dagegen erſcheint in dem Concordat der Vertreter der katholiſchen Kirche der badiſchen Regierung gegenüber als eine ſelbſtſtändige Macht“ u. ſ. w. „Wo in aller Welt,“ ſo ſchließt dieſe merkwürdige Schilderung, „kann hier noch von einer Gleichberechtigung die Rede ſein?“

Es iſt wahr, die katholiſche Kirche iſt ſelbſtſtändig und frei und ſteht in dieſer Eigenſchaft großartig und würdevoll dem weltlichen Staat und ſeinen Beherrſchern gegenüber. Die proteſtantiſche hingegen iſt gefeſſelt und geknechtet und kann der weltlichen Macht gegenüber nur unterthänige Vorſtellungen und Bitten vortragen, und in dem Falle der Zurückweiſung nur ſchweigen und gehorchen, wie es ihre Unterthanenpflicht erheiſcht. Aber wer iſt denn daran Schuld? Die katholiſche Kirche? Ihr Werk iſt es nicht, daß ſich ein ſolches Verhältniß geſtaltet hat; die Reformation hat es durch einen gewaltſamen Abbruch und Austritt von ihr zuwege gebracht. Die weltliche Macht? Die proteſtantiſche Kirche hat ſich ihr mit freiwilliger Aufopferung ihrer Selbſtſtändigkeit in die Arme geworfen, oder wenn, wie in England, ein Deſpot reformirte und zu der weltlichen Macht, die er beſaß, auch die geiſtliche an ſich riß, ſo war dies doch den auch ſonſt ausgeſprochenen und in Vollzug geſetzten Anſichten und Grundſätzen der Reformatoren und Proteſtanten gemäß 1). Die Sache iſt klar: ſie ſelbſt, dieſe Kirche, iſt die Urſache ihrer Erniedrigung und Ohnmacht, die ja ſo ganz nur in ihren eigenen Lehren, Anſchauungen und Einrichtungen wurzelt; ſie füge ſich alſo in das Schickſal, das ſie ſich ſelbſt bereitet, oder, wenn ſie ſich darüber beſchweren will, ſo richte ſie ihre Anklagen gegen ſich ſelbſt!

---

1) Luther machte die weltlichen Regenten zu Oberhäuptern der Kirche und gebot ihnen, die Kirchen- und Klöſtergüter einzuziehen. Als freilich Fürſten und Adelige dieſelben für ſich behielten, und die Diener des Evangeliums ſo arm waren, daß ſie „mit Weib und Kind verſchmachten wollten," verfluchte er die Kirchenräuber. Auf dem Convente zu Naumburg 1554 führten die Theologen, Melanchthon an der Spitze, um die Dependenz der Kirche von den Höfen zu begründen, Stellen, wie Jeſ. 49, 23, an, wo es heißt: „Könige ſollen deine Pfleger und ihre Gemahlinnen deine Säugammen ſein" ꝛc. Dem Rath von Zürich wurde die Ausübung der Epiſkopalrechte von Zwingli förmlich übertragen. Oft mußten die Unterthanen nach der Laune ihrer Regenten die Confeſſionen und Culte, wie Kleider, wechſeln, beſonders nachdem der weſtphäliſche Friede den Fürſten das jus reformandi ſogar geſetzlich übertragen hatte. So tief wurde die Kirche in die Sklaverei und Abhängigkeit von fremdartiger Autorität und Gewalt und individuellem, zufälligem Belieben hinabgeſtoßen!

„Die Gleichberechtigung der Kirchen," ſagt Herr Stadtpfarrer Dr. Zittel, „iſt ſchon dadurch verletzt, daß überhaupt mit der katholiſchen Kirchenregierung als einer ſelbſtſtändigen Macht ein Vertrag abgeſchloſſen worden iſt." Alſo nicht einmal überhaupt nur ein Vertrag darf mit dem Papſte geſchloſſen, die katholiſche Kirche als eine ſelbſtſtändige Macht, wie ſie es doch faktiſch iſt, ſchlechterdings nicht angeſehen, anerkannt, behandelt werden, und warum? Weil ſich die proteſtantiſche Kirche nicht in derſelben unabhängigen und ehrenvollen Lage, wie die katholiſche befindet und dieſe Ungleichheit im Falle eines Vertrages mit dem Papſte den Proteſtanten ſchmerzlich fühlbar wird!!! Kann man ſich etwas Abſurderes, Lächerlicheres denken?

5.

Eine weitere Merkwürdigkeit iſt der Begriff, den die Durlacher Redner vom Staate — beſtimmter vom modernen Staate — aufſtellen und ihre Emporſchraubung deſſelben bis zu dem Grade, daß die Kirche daneben zur völligen Null herabgeſetzt wird, wo ſie alſo dieſelbe Erniedrigung und Entwerthung der Kirche, die ſie beklagen, ſelbſt wieder principiell erneuern und vertreten. Das Weſen des modernen Staates, erklärt Herr Profeſſor Häuſſer, beſtehe in ſeiner Befreiung von den Feſſeln der Hierarchie, denen er entzogen werden müſſe, um in ſelbſtſtändiger Entfaltung ſeiner Kräfte und Ausübung ſeiner Funktionen die ihm zugefallene Miſſion zu erfüllen. Demſelben Jahrhundert, das den Proteſtantismus geboren, entſtamme auch das Weſen und der Begriff der heutigen Staatsordnung; die Reformation habe auch den Staat befreit und ihm die hohe ſittliche Aufgabe zugewieſen, die er ſeitdem zum Heil der Welt erfülle. „Damit er dieſe Aufgabe auch fernerhin erfüllen kann, muß er ſich in voller Freiheit bewegen, darf nicht zum Dienſte unter irgend eine kirchliche Macht gebunden werden.“ — „Der Proteſtantismus,“ heißt es weiterhin, „hat den Staat nicht allein von fremden Banden befreit, er hat ihm auch zuerſt die göttliche Miſſion zuerkannt, alle hohen und ſittlichen Lebenszwecke der menſchlichen Geſellſchaft durch ſeine Anordnungen zu erreichen.“

Hier drängen ſich folgende Fragen auf: Hat denn die Kirche nicht auch eine Miſſion? Und wenn der Staat in ſeiner modernen Bedeutung und Geſtaltung in der That Alles durch ſeine Anordnungen erreicht, was bleibt denn der Kirche übrig? Dieſe iſt dann offenbar völlig überflüſſig und bedeutungslos, ein ſubſtanzloſer Schatten und Schein, der nur noch formelle Reſt einer früheren Wahrheit und Wirklichkeit, der aus der Liſte der ſocialen Exiſtenzen billig ganz geſtrichen würde. Soll das proteſtantiſch ſein? Der ältere Proteſtantismus, wie er ſich durch die Reformatoren und ihre gleichgeſinnten Nachfolger geſtaltet, hat es ſo nicht gemeint; denn der hat den kirchlichen Dingen bei aller Unterordnung unter den Staat doch immer eine große Weſenheit und Wichtigkeit beigelezt. Iſt die proteſtantiſche Kirche jezt wirklich dahin gekommen, ſich dem Staate gegenüber für gar Nichts zu halten oder halten zu laſſen, ſo iſt das die Vollendung der ſchmachvollen Selbſtzerſtörung, die damit begonnen hat, daß man den Landesfürſten zum Landesbiſchof und oberſten Herrn und Entſcheider über die kirchlichen, wie über die weltlichen Dinge ſeines Herrſchergebietes gemacht. Was die Durlacher Verſammlung betrifft, ſo hat dem die Kirche zu Gunſten des Staates ſo völlig zerſchmetternden Hiſtoriker wirklich Niemand widerſprochen; die anweſenden Geiſtlichen erhoben keinen Widerſpruch und legten keine Verwahrung ein; Alles becomplimentirte ſich nur und war, ſo viel man ſehen konnte, ein Herz und ein Sinn. Iſt nun dieſe Verſammlung für eine wahre Repräſentation des Proteſtantismus unſerer Tage zu halten, ſo hat dieſer durch ſie ſich ſelbſt gerichtet und ſich ausdrücklich und unzweideutig genug für die hohlſte, wahrheitsloſeſte, überlebteſte und unnützeſte aller ſocialen Geſtaltungen und Einrichtungen der Gegenwart erklärt.

Sollten aber dieſe Beſtimmungen keine Gültigkeit haben, ſondern als ein Frevel und Verrath am Heiligthume proteſtantiſcher Religioſität und Kirchlichkeit zu betrachten ſein, ſollte der Staat keineswegs Alles in Allem ſein und keineswegs Alles nur auf Regierungsbefehle, Beamtenthätigkeit, Policei, Juſtiz, Militär, Ständekammern u. ſ. w. ankommen; ſollte auch noch die Kirche eine „Miſſion" haben und ohne allgemeinen Schaden und Ruin nicht unerfüllt laſſen dürfen — bedarf ſie denn nicht eben ſo gut, als der Staat der Freiheit und Unabhängigkeit von fremdartigen Einflüſſen und Eingriffen? Soll ſie ſich gedeihlich und erfolgreich in den engſten Feſſeln bewegen können, da hingegen nach Herrn Profeſſor Häuſſer's Behauptung der Staat ſchlechterdings aller Bande entledigt ſein muß, um ſeine Aufgabe zu löſen? Und wenn es ſich weſentlich anders verhalten, wenn auch die Kirche der Freiheit und Selbſtſtändigkeit bedürfen ſollte, um ihrer großen und tiefen Beſtimmung zu entſprechen, iſt dann die proteſtantiſche nicht ſehr zu tadeln, daß ſie ſich ſo ſklaviſch hat binden und knebeln laſſen, und die katholiſche dagegen ſehr zu loben, daß ſie ſich nicht in ähnlicher Weiſe weggeworfen und ſich den ihr nöthigen Spielraum eigener, freier Entwickelung, Geſtaltung und Bethätigung auch neuerdings nicht nehmen laſſen will?

6.

Die Durlacher Conferenz ermangelt nicht, das ſchöne, große, herrliche, tauſendfach erwähnte und geprieſene, die Herzen der Proteſtanten immer wieder von Neuem mit ſtolzem Selbſtbewußtſein erfüllende Princip dieſer Confeſſion, die ihr ſo ſpecifiſch und charakteriſtiſch eigene humane Toleranz und Verträglichkeit in Glaubens- und Cultusſachen, auch ihrerſeits mit dem ſchärfſten Accente hervorzuheben; dem Katholicismus hingegen in eben ſe herkömmlicher und unzählige Male wiederholter Weiſe eine ihn vom Proteſtantismus principiell unterſcheidende Unduldſamkeit vorzurücken. „Die Toleranz," bemerkt Herr Kirchenrath Dr. Schenkel, „iſt ein weſentlicher Grundzug des Proteſtantismus; der römiſche Katholicismus dagegen iſt unduldſam im Princip." Der Herr Kirchenrath ſelbſt iſt ein treffliches Beiſpiel proteſtantiſcher Duldſamkeit und williger Einräumung des Rechtes und des Spielraumes, den andere Religionsparteien zur Entfaltung des ihnen eigenthümlichen [illegible] und Geiſtes nöthig haben. „Werden ſich," ruft [illegible] entſetzt, „nicht neue Orden in paritätiſchen Städten feſtſetzen? Werden ſich nicht Klöſter neben proteſtantiſchen Gotteshäuſern erheben?" Wo gemiſchte Bevölkerung iſt, da ſollen alſo die Katholiken unter ſich keine beliebigen Vereine und Geſellſchaften zum Behufe der ihnen eigenen Religionsübung bilden dürfen; wo ſich proteſtantiſche Kirchen befinden, da ſoll es nicht erlaubt ſein, Klöſter zu bauen. Das wäre ein Gräuel, den proteſtantiſche Augen und Herzen nicht ertragen könnten. Wollten etwa umgekehrt die Katholiken die Erbauung proteſtantiſcher Kirchen neben ihren geiſtlichen Anſtalten und Heiligthümern hindern, ſo wäre das etwas ganz Anderes; es wäre ein entſetzlicher Fanatismus, über den man Zeter Mordio ſchreien, ob deſſen man die ganze Welt in Bewegung ſetzen müßte. Der Herr Kirchenrath ſtellt ferner den Satz auf, daß katholiſche Prozeſſionen in den Straßen der Städte von gemiſchter Einwohnerſchaft nicht zu dulden ſeien; namentlich ſeien kirchliche Aufzüge zur Verherrlichung von Dogmen, die den Proteſtanten zum Anſtoß und Aerger gereichen, eine unerträgliche Sache, die man ſich nicht gutwillig gefallen laſſen dürfe. Auf dieſe Weiſe belehrt uns Herr Kirchenrath Dr. Schenkel, was proteſtantiſche Duldſamkeit, Humanität und Verträglichkeit iſt.

Als im vorigen Jahre die große Schillerfeier veranſtaltet, in tendenziöſer Weiſe behandelt, zu einer proteſtantiſchen, maureriſchen, deutſchkatholiſchen und demokratiſchen Demonſtration benützt und theilweiſe ſehr feindlich, beleidigend und drohend gegen Staat und Kirche ausgebeutet wurde, da ſollten und mußten ſich die Katholiken alles Mögliche gefallen laſſen; und wurde von ihrer Seite her eine Aeußerung des Unbehagens und der Gereiztheit laut, wie ſie in dieſem Falle ſo natürlich und verzeihlich war, wie wurde das aufgenommen und auch wieder zum Schaden der katholiſchen Kirche auszubeuten geſucht! In demſelben Monat treten nun dieſe Herren in Durlach auf und erklären, einen der proteſtantiſchen Denkart nicht conformen Cultus, wie die Frohnleichnamsfeier, nicht dulden zu wollen!!!

7.

Man geräth bei dieſen Manifeſtationen des modernen Proteſtantismus von einem Erſtaunen in das andere. Jeder Schulknabe weiß, daß der Proteſtantismus durch einen — ſei es lobenswerthen oder tadelhaften — Abfall vom

Papſte und der allgemeinen katholiſchen Kirche entſtanden iſt. Die Durlacher Herrn ſcheinen es anders zu wiſſen; denn ſie machen es der letzteren zum Vorwurfe, daß ſie die Proteſtanten für Abgefallene hält; es ſoll darin eben die principielle Intoleranz beſtehen, deren ſie ſich ſchuldig mache. „Der römiſche Katholicismus," ſagt Herr Kirchenrath Dr. Schenkel, „iſt unduldſam im Principe; er behauptet, daß es nur eine, die römiſch-katholiſche Kirche gebe; er verweigert uns ſchon im Principe die Anerkennung, wir ſind in den Augen des römiſchen Stuhles Abgefallene." Der römiſche Stuhl ſoll alſo wohl annehmen, daß Luther nicht erſt ein katholiſcher Mönch und gehorſamer Sohn der katholiſchen Kirche geweſen; daß er und die übrigen Reformatoren und anfänglichen Proteſtanten ſchon, wie ihre Nachkommen, proteſtantiſch geboren und erzogen worden ſeien, daß die reformatoriſchen Glaubensſyſteme und proteſtantiſchen Kirchenthümer nebſt dem nach Herrn Profeſſor Häuſſer's Darſtellung damit zugleich gegebenen modernen Staate von jeher dageweſen ſeien und ſchon die kirchlichen und ſtaatlichen Formationen des Mittelalters ausgemacht hätten, Katholicismus und Papſtthum aber erſt durch einen Abfall von ihnen zu Stande gekommen ſeien. Tolleres iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Der ältere Proteſtantismus hat die Katholiken für etwas noch viel Schlimmeres, als für Abgefallene und Irrgläubige, er hat ſie für Ungläubige, Götzendiener, Feinde Chriſti erklärt und darauf die Behauptung gebaut, daß er nicht ſo tolerant ſein könne und dürfe, als ſich ihm gegenüber der Katholicismus beweiſe. Dieſer ſtellte hinſichtlich der gemiſchten Ehen den Satz auf, daß dieſelben unter gewiſſen Bedingungen tolerirt werden könnten. Ganz anders benahm ſich Luther und beſonders Calvin, welche Ehen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten mit Berufung auf 2. Kor. 6, 14: „Ziehet nicht an einem Joche mit den Ungläubigen," für ganz unzuläſſig, ja für gottesläſterlich hielten. Synoden, die ſich in dieſem Sinne äußerten, waren die reformirte von Lyon im Jahre 1565 und von Saumur 1596; die von Montpellier 1598 ſprach über Geiſtliche, welche gemiſchte Ehen einſegnen würden, Suſpenſion und Amtsentſetzung aus, und Gentilis, um eine ſo große Härte zu motiviren, erklärte: „Die Katholiken könnten ſolche Ehen noch billigen, da nach ihrer Anſicht die Proteſtanten doch nur Häretiker ſeien; dieſe hingegen müßten ſie geradezu verwerfen, da ſie die Katholiken nicht bloß für Ketzer, ſondern für Antichriſten hielten[1])."

Man ſieht aus ſolchen Aeußerungen und Handlungsweiſen, daß der alte Reformatismus und Proteſtantismus von dem, was wir unter der Toleranz, als einer Tugend, verſtehen, deren ſich jede Religionspartei gegen die andere zu befleißigen habe, ſchlechterdings Nichts wußte, und unendlich weit davon entfernt war, in den Beſitz einer ſolchen Eigenſchaft eine Ehre zu ſetzen und damit gegen die Katholiken groß zu thun, indem er es im Gegentheile ganz unverholen ausſprach, daß er nicht toleriren könne, was der Katholicismus tolerire, daß er intoleranter, als dieſer ſei und ſein müſſe, da es die ihm eigenthümlichen Begriffe und Anſchauungen heiſchten. Die Forderung der Toleranz, der gegenſeitigen Duldung und Verträglichkeit in Beziehung auf religiöſe Denkarten und confeſſionelle Parteiſtellungen trat erſt im vorigen Jahrhundert hervor und ging nicht vom proteſtantiſchen Deutſchland, ſondern vom katholiſchen Frankreich, namentlich von Voltaire aus. Wem iſt nicht deſſen berühmte Schrift über die Toleranz, wem nicht der mächtige Einfluß, den er auf ſeine Zeit übte, insbeſondere ſein Verhältniß zu Friedrich dem Großen bekannt? Das proteſtantiſche Deutſchland wurde mit dem damals in Frankreich ſo energiſch vertretenen Princip erſt von dieſem katholiſchen Nachbarland und ſeinen geiſtigen und literariſchen Celebritäten angeſteckt[1]. Wäre die Toleranz, wie Herr

---

[1] Vergl. Alzog, Kirchengeſchichte, Mainz 1853, S. 942. Eine Stelle aus Luther's Werken, wo er nur ſeine Anhänger für Chriſten gelten läßt, werden wir unten citiren.

---

[1] Man verſtehe mich nicht falſch! Ich ſtelle die erwähnte Tendenz und Wirkſamkeit nicht allzu hoch und kenne die Mängel wohl, an denen ſie litt. Es fehlte dieſer Art von Aufklärung jede tiefere Einſicht in Religion und Religionsgeſchichte; es war auch nicht der wahre Geiſt der Liebe und Verſöhnung, der hier

Kirchenrath Dr. Schenkel behauptet, ein Grundzug des Proteſtantismus, ſo müßte man doch wohl auch früher etwas davon gemerkt haben; es müßte dies Princip ſchon von Anfang an zum Ausſpruche und zur Anwendung gekommen ſein. Davon aber weiß die Geſchichte Nichts. Wer namentlich behaupten wollte, ein Luther, Melanchton, Flacius, Calvin, Knox, Hein-

---

waltete; die Seele dieſer Erſcheinung und Bethätigung war der Haß gegen das Chriſtenthum und jede poſitive Religion, und die Begierde, ſie und ihre Repräſentanten um ihr Anſehen zu bringen und ſo verhaßt und verächtlich als möglich zu machen. Daher ſchlug die von ihr empfohlene Milde, Gerechtigkeit und Verträglichkeit ſchon gleich Anfangs, wie theoretiſch bei Voltaire ſelbſt, und dann thatſächlich in der Revolution, in ein fanatiſches Gegentheil um. Zu welchen Gewaltthätigkeiten bereits der genannte Schriftſteller aufgelegt war, verräth ein Brief von ihm, worin er bedauert, daß die Philoſophen nicht einig, reich und mächtig genug ſeien, um die Feinde der Menſchheit, die Jeſuiten, mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Von dem Benehmen der deutſchen Aufklärer und Toleranzprediger des achtzehnten Jahrhunderts werde ich unten §. 35 eine Probe geben. Aber ſelbſt mit dieſer unächten Art von Toleranz mußte das proteſtantiſche Deutſchland erſt durch die Franzoſen bekannt gemacht werden. Denn vorher war auch von dieſer keine Spur; man verwarf Alles der Art ſogar grundſatzmäßig; es galt und herrſchte in religiöſen, dogmatiſchen und confeſſionellen Beziehungen Nichts, als die offene, unbedingte Verdammung, Verfolgung und Vernichtungswuth.

rich VIII. von England u. ſ. w. ſeien ganz allerliebſte, duldſame, humane, freiſinnige, verträgliche Leute geweſen, die Niemand um des religiöſen Glaubens und Cultus willen gehaßt, geſchmäht, verbannt, verflucht, verfolgt, vertrieben, getödtet hätten, der wäre entweder der ſchimpflichſten Ignoranz oder der ſchamloſeſten Lüge zu zeihen. Da ſolche Vorausſetzungen und Annahmen gleichwool überall begegnen, wenigſtens in's Allgemeine und Unbeſtimmte hin ſtets vorgebracht und geltend gemacht werden und des eitlen Geprahles mit principieller proteſtantiſcher Toleranz, Humanität und Liberalität kein Ende iſt, ſo iſt es der Mühe werth, auf dieſen Gegenſtand etwas genauer einzugehen.

8.

Worauf Luther den Hauptaccent legte, war bekanntlich nicht die Liebe, ſondern der Glaube. Und von dieſem lehrte er ausdrücklich, daß er das vollkommene Gegentheil der Liebe ſei und Nichts von Sanftmuth, Duldung, Nachſicht wiſſe und wiſſen dürfe. „Liebe leidet Alles, Glaube leidet Nichts; Liebe ſegnet, Glaube fluchet; Liebe ſuchet Schonen und Vergeben, Glaube ſuchet Rache und Strafe. Darum wenn's den Glauben und Gottes Wort betrifft, da gilt nicht mehr lieben und geduldig ſein, ſondern eitel Zürnen, Eifern und Schelten." — — — „Die Liebe fluchet nicht, rächet ſich auch nicht; aber der Glaube fluchet und rächet. Das zu verſtehen, mußt du von einander ſcheiden Gott und Menſch, Sache und Perſon.“ Was Gott und die Sache angeht, da iſt keine Geduld noch Segen, ſondern eitel Eifer, Zorn, Rache und Fluchen. Wie wenn die Gottloſen das Evangelium verfolgen, das betrifft Gott und ſeine Sache; da iſt nicht zu ſegnen, noch Glück dazu zu wünſchen; ſonſt dürfte auch Niemand wider die Ketzerei predigen noch ſchreiben, ſintemal Solches nicht ohne Fluchen geſchehen kann; denn wer da wider ſie prediget, der wünſchet ja, daß ſie untergehen und thut das Aergſte und Beſte dazu, daß ſie untergehen. Das heiße ich nun Glaubensflüche. Denn ehe der Glaube ließe Gottes Wort untergehen und Ketzerei ſtehen, er wünſchte eher, daß alle Creaturen untergingen. Denn durch Ketzerei verliert man Gott ſelber. Darum muß geflucht, Uebel gewünſcht und Rache gebeten ſein wider des Evangelii Verfolgung und Irrthum und wider die, ſo ſolch' Unglück treiben und anrichten [1].“

Hier wird das Princip der Liebe zwar nicht völlig negirt, aber auf die Fälle beſchränkt, wo keine Glaubensangelegenheiten in's Spiel kommen; in Beziehung auf dieſe wird ein maßloſer Haß, Zorn und Grimm, wird ein Fanatismus, der, um ein beliebiges Glaubensſyſtem durchzuſetzen, Nichts ſchont und lieber die ganze Welt zu Grunde richtet, als ſich irgendwie verſöhnlich und verträglich zeigt, entſchieden und mit einer abſcheulichen, für heutige Ohren unerträglichen Phraſeologie vorgeſchrieben und zur Pflicht gemacht. Und dieſe Lehren und Geſinnungen erfreuten ſich in der proteſtantiſchen Welt, ſelbſt was den ſpäter aufgekommenen Pietismus betrifft, eines ſo großen Beifalls und Anſehens, daß ſie bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein feſtgehalten und wiederholt wurden, wie Spener's Predigten über Arndt's Bücher vom wahren Chriſtenthum lehren, die 1711 zu Frankfurt a. M. erſchienen und in welchen obige Ausſprüche Luthers als die autoritätsvollſten und unwiderſprechlichſten Orakel eines gottgeſandten und gottbegeiſterten Mannes citirt und ausgehoben ſind.

---

[1] Luth. Opp. Alt. III. fol. 503 b. Cf. VI. fol. 238 a.: „Wir bitten auch für unſere Feinde, nicht daß ſie Gott ſtärke und ſchütze in ihrem Weſen, wie die Chriſten“ — für ſolche galten dem Reformator nur ſeine Anhänger, nicht die Katholiken — „noch ihnen helfe, ſondern daß ſie bekehrt werden mit Gnaden, wenn ſie zu bekehren ſind, oder wenn ſie nicht wollen, daß er ſich wider ſie lege, ihnen ſteuere und des Spieles ein Ende mache mit ihrem Schaden und Unglück.“

9.

Wie nun ſolche Anſichten, Geſinnungen und Grundſätze in beſtimmten Beziehungen und Richtungen geäußert und praktiſch angewendet wurden, davon ließe ſich ein ganzes Buch ſchreiben, das der empörendſten Dinge voll wäre und das man bei empfindlichen Nerven kaum zu leſen im Stande wäre. Man ſehe, um nur ein Paar proteſtantiſche Geſchichtſchreiber zu nennen, was Alles ſchon der alte Arnold in ſeiner „unparteiiſchen Kirchen- und

Ketzerhiſtorie 1)" verzeichnet hat, oder was in K. A. Menzels „Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis zur Bundesacte" und in Hinſicht der gräßlichen Hexenproceſſe, die erſt in Folge der Reformation zu ihrer höchſten Blüthe gelangten, in Kirchenrath Horſt's „Dämonomagie" berichtet und beſchrieben iſt. Ich ſelbſt habe bereits bei den Streitigkeiten mit der proteſtantiſchen Theologie, an die ich ſeit 1832 ſo viel Kraft und Zeit verſchwendete, mehrfach dieſer Dinge gedacht, auch verſchiedene Auszüge aus Schriften, wie die genannten, gegeben; ich habe ſchon damals zu zeigen geſucht, wie tolerant und human ſich von Anfang an bis auf die neueſten Zeiten herab der Proteſtantismus benommen hat. Es hat Nichts genützt. Jene Schriften ſind verſchollen und vergeſſen; man hat ſie zum Theil gewaltſam unterdrückt; und die alte Lüge und hochmüthige Selbſterhebung macht ſich zur Stunde noch eben ſo breit, wie früherhin. So möge es denn erlaubt ſein, auch wieder einmal gelegentlich auf die Thatſachen zurückzukommen, welche man einem ſolchen Betragen entgegenzuſtellen berechtigt iſt — Thatſachen, von denen das allgemeinere proteſtantiſche Publikum blutwenig zu erfahren und zu wiſſen pflegt und daher ſehr zu entſchuldigen iſt, wenn es in ſo ſüßen und ſtolzen Täuſchungen über die Natur und Geſchichte ſeiner Confeſſion befangen iſt; die aber doch wohl den Gelehrten vom Fache, die namentlich den Theologen und Pro-

---

1) Frankfurt a. M. 1699.

feſſoren der Geſchichte, die auf unſeren Univerſitäten lehren, nicht unbekannt ſein können; deren gänzliches Ignoriren und Verkehren in ein eitles, ruhmrediges Gegentheil daher bei ſolchen Männern durchaus keine Entſchuldigung zuläßt und eine wahre Sünde wider den heiligen Geiſt der Wahrheit iſt.

10.

Ich kann, indem ich einen näheren Schritt in dieſes finſtere, fanatiſche Gebiet hineinthue, nicht umhin, vor Allem dem hochgefeierten Urheber der Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts, deſſen große und glänzende Eigenſchaften ich nicht verkenne, der aber doch bei Gott nicht geeignet iſt, mit dem Ruhme eines Toleranz- und Humanitätspredigers und Vertreters ſanftmüthiger und liebevoller Principien und Tendenzen geſchmückt zu werden, das wilde, wüthige, unduldſame und tyranniſche Weſen vorzuwerfen, das ein Hauptzug ſeines wunderlich gemiſchten Charakters war. Dieſer gewaltige Mann hat einen Theil der Chriſtenheit von der Autorität des päpſtlichen Stuhles und der katholiſchen Kirche losgeriſſen; dafür hat er ſich ſelbſt zum Papſte gemacht, für den „Heiligen des Herrn“ erklärt 1), mit unerhörter Eigenmacht und Gewaltſamkeit über Alles gerichtet und Alles, was ihm nicht zuſagte,

---

1) „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo verzehre dich das ewige Feuer!“ rief er bekanntlich bei Verbrennung der Bannbulle.

dictatoriſch verworfen und unbarmherzig verketzert, verdammt, vom Teufel hergeleitet und dem Teufel zugewieſen. Und dieſen Sinn und Geiſt hat er im reichſten Maße auch ſeinen Anhängern, Schülern und Nachfolgern mitgetheilt; in dieſen Ton ſtimmte mehr oder weniger die ganze theologiſche Sippſchaft ein, deren Erzvater, Chorführer und Chef er war. Ein einziger ſanfter, beſcheidener, durchaus edler und fleckenloſer Charakter befand ſich in dieſem Kreiſe — wir werden auf ihn zurückkommen. Er kann nicht gelten; er war Ausnahme, Fremdling in ſeiner Partei und Zeit, von Allen gehaßt und verfolgt, ohne erhebliche Wirkung bleibend, im Elend hinſterbend; er iſt vergeſſen und nur noch dem Gelehrten und Hiſtoriker bekannt. Armer Schwenkfeld! Aber du biſt auch der Einzige, der im Glanze ſtehen, den man ob ſeiner reinen Seele und redlichen Meinung willen unbedingt achten und ehren wird, wenn die Zeiten der Leidenſchaft und der Lüge vorüber ſein werden.

11.

Die alten Kirchenlehrer wurden von Luther ſämmtlich als Ketzer behandelt. „Sie haben alle im Glauben geirrt, und wenn ſie ſich vor ihrem Tode nicht bekehrt haben, ſo ſind ſie ewig verdammt. Hieronymus iſt ein Ketzer geweſen, hat die Hölle beſſer, als den Himmel verdient," und was dergleichen eigenmächtige und liebloſe Aeußerungen mehr waren. Wie Luther und ſein Anhang das Papſtthum traktirte, wie man an dieſer großen, welthiſtoriſchen Erſcheinung auch nicht ein gutes Haar ließ und es zu einer förmlichen Offenbarung und Incarnation des Teufels machte, iſt ſo bekannt, daß man ſich ſchämt, es anzuführen; nur gewiſſe Heidelberger Theologen und Geſchichtsprofeſſoren ſcheinen Nichts davon zu wiſſen. „Das Papſtthum vom Teufel geſtiftet," iſt der Titel einer der Schmähſchriften, die Luther, um es zu verderben, in's Publikum warf. Der Papſt war der Antichriſt, die katholiſche Kirche das Reich des Satans auf Erden und Nichts weiter durch und durch, als ein furchtbarer, gräulicher Höllenſpuk[1]. Bei der Verſammlung zu Schmalkalden im Jahre 1537 ſagte Luther beim Abſchied: „Gott erfülle euch mit Haß des Papſtthums und des Teufels." So benimmt ſich ruhige Ueberlegung, unbefangene Forſchung, Billigkeit, Wohlwollen, Duldung, Humanität doch ſicher nicht; ſo können nur Barbaren, Zeloten, Fanatiker, ſo nur Menſchen ſprechen, die ſelber, ſo zu ſagen, des Teufels ſind. Nicht minder gräulich, als nach päpſtlicher und katholiſcher Seite hin, war Luther's Betragen wider die von ſeinen Meinungen irgendwie abweichenden proteſtantiſchen Mitſtreiter und Kirchenverbeſſerer. Von Zwingli, Carlſtadt, Schwenkfeld und Andern ſagte er, er habe ſie verdammt, und Letzterer ſei ſein unverſöhnlicher Feind. Wider Zwingli und ſeine Anhänger tobte er als gegen Sacramentirer und Satansdiener, wider die man die äußerſte Strenge anwenden müſſe. Er war geneigt geweſen, die Aufhebung der Hoſtie bei der Meſſe abzuſchaffen, behielt ſie aber bei „dem Carlſtadt zum Trotze, damit es nicht ſcheine, der Teufel habe ihm Etwas gelehrt.“ So gehäſſig, hochmüthig, ſubjectiv, perſönlich war hier Alles; in ſolchen Stimmungen und aus ſolchen Gründen, nur um des Widerſpruchs willen und um Nichts mit einem Gegner gemein zu haben, gaben dieſe Männer und Parteien ihren Glaubensanſichten und gottesdienſtlichen Einrichtungen dieſe oder jene Geſtalt. Das Aeußerſte zwiſchen Luther und Carlſtadt geſchah bei ihrer Zuſammenkunft im ſchwarzen Bären zu Jena. Nie wurde über heilige Dinge unwürdiger und niedriger geſtritten. Mit den Worten: „Möchte ich dich auf dem Rade ſehen,“ ſchied Luther von Carlſtadt, und dieſer entgegnete: „Möchteſt du den Hals brechen, ehe du zur Stadt hinaus kommſt.“ Schwenkfeld, der hochſtehendſte Geiſt und Charakter des reformatoriſchen Kreiſes, in welchem ſich dieſer edle Mann zu befinden das Unglück hatte, wurde als Erzketzer und Eutychianer gebrandmarkt und grimmig angefeindet. Man nannte ihn mit pöbelhafter Verderbung ſeines Namens Stenkfeld, Stankfeld und Schmeißfeld, ſchalt ihn ein Gräuel und Scheuſal, das man verdamme und vermaledeie, ſchrieb ſeine Lehren dem Teufel zu, ſagte, er wäre werth, von hölliſchen Furien zerriſſen zu werden, die Hölle habe ihren Rachen über den unſinnigen, tollen Teufel aufgeſperrt und ihn mit allen ihren Grundſuppen von Gift und Galle vollgeſpieen, der Teufel, der ihn führe, werde ihm ſeinen Lohn geben“ u. ſ. w. Als Schwenkfeld an Luther eine ſeiner Schriften nebſt einem Schreiben ſchickte, antwortete dieſer: „Der unſinnige Narr iſt vom Teufel beſeſſen, verſteht Nichts, weiß nicht, was er bellet. Er laſſe mich mit ſeinen Büchern, die der Teufel ausgeſpeiet und geſchmeißt hat, unbehelligt, und ſei das mein letztes Urtheil und Antwort für ihn: Der Herr ſchelte dich, du Satan, und den Geiſt, der dich berufen hat, und Alle, die deines Theiles ſind, ſeien mit dir verdammt, wie geſchrieben ſtehet: „Sie liefen und ich ſandte ſie nicht; ſie redeten und ich habe ihnen Nichts befohlen.“ Melanchthon bat wegen Schwenkfeld's die Fürſten und Herren, „ſolche Peſt der Kirche zu unterdrücken; küſſet den Sohn, daß er nicht zürne!“ u. ſ. f. Einer der Reformirten ſchrieb: „Er klaget, es geſchehe ihm Unrecht und Gewalt von uns. Wenn man Niemand zum wahren Glauben zwingen darf, ſo haben dieſe Neulinge, was ſie wollen; können ſie nicht hinter dieſem Schilde die ganze Welt inficiren 1)?“ Schwenkfeld bemerkt, daß

---

[1] Ganz in dieſem Geiſte ſtellten die Calviniſten auf der Synode von Gap 1603 als ihren 31. Glaubensartikel den Satz auf: „Wir glauben, daß der Papſt wahrhafter Antichriſt und Sohn der Verdammniß iſt, vorherverkündet im Worte Gottes unter dem Bilde der in Scharlach gekleideten H... ."

---

1) Vergl. Arnold's Kirchen- und Ketzergeſchichte. Frankf. a. M. 1699. II. S. 253.

ſeine Schriften beſſer unter den Katholiken als unter den Lutheranern gelitten wären [1]. Die katholiſchen Kirchenhiſtoriker unſerer Zeit ſprechen mit großer Achtung von ihm [2]. Er wurde in's Elend getrieben und ſtarb 1561 in der Verbannung; ſeine Anhänger ſuchten nach harten Verfolgungen eine Zuflucht in Nordamerika. Wäre ſtatt der lutheriſchen und calviniſchen Barbarei die Lehre Schwenkfeld's durchgedrungen, ſo wäre der confeſſionelle Riß nicht ſo groß geworden und Alles hätte ein vernünftigeres und gebildeteres Anſehen gewonnen. Aber es war derſelbe ein viel zu hoher und feiner Geiſt, der mit dem Pöbel keine Sympathie und Verwandtſchaft hatte, die Mängel der Reformation mit ſcharfem Blick erkannte und treffend ausſprach, und auf eine wahre, innere Beſſerung und Wiedergeburt und eine Bewährung derſelben durch ein demgemäßes Leben und Thun drang. Das konnte nicht populär werden, das ſagte der tumultuariſchen Tendenz und wüthigen Theologie der damaligen Zeit nicht zu. Der Mann dieſer Zeit konnte nur ein Luther ſein; ein Mann, der mit einer bedeutenden Intelligenz und einem heldenhaften Charakter eine hinlängliche Portion von Rohheit und Pöbelhaftigkeit und eine deſtructive, die Leidenſchaften entfeſſelnde, dem Schlechten im Menſchen zuſagende, die moraliſche Auflöſung der Dinge begünſtigende Lehre [1]) verband.

---

[1] Daſelbſt S. 252.

[2] Alzog, Kirchengeſchichte, Mainz 1855. S. 820 f. „Er zeigt ſich in ſeiner Polemik weit conſequenter und würdiger, als ſeine lutheriſchen Gegner, ſo wie er auch als Menſch ungleich höher ſtand. Dieſe innere Würde ſuchen einige Gemeinden in Amerika als ein theueres Vermächtniß zu bewahren.“

12.

Calvin hat mit Luther die groben Schimpfreden und Läſterungen gemein. Den geiſtvollen und gelehrten Albertus Pighius, der ſeine entſetzliche Prädeſtinationslehre beſtritt, nannte er einen Hund; ebenſo den Jakob Gruet, der ſeiner Zwingherrſchaft entgegen war und der deßhalb auch ſterben mußte. Ueber die kirchlichen und bürgerlichen Angelegenheiten herrſchte er mit faſt unumſchränkter Gewalt. Er ſetzte ein Conſiſtorium ein, welches über die ſittlichen Vergehungen, wozu auch der Tanz gerechnet wurde, zu richten hatte; ſelbſt die Geſpräche der Bürger unterlagen dieſer ſtrengen Cenſur. Jeder Widerſpruch wider den Tyrannen wurde mit beiſpielloſer Härte beſtraft, der Bibelüberſetzer Caſtellio abgeſetzt, der Arzt Bolſec verbannt, der Rath Ameaux in's Gefängniß geworfen, der ſchon genannte Jakob Gruet hingerichtet, Gentilis wegen eines dogmatiſchen Widerſpruchs zum Tod verurtheilt, ſpäterhin zu Bern enthauptet, der ſpaniſche Arzt Servetus auf ſeiner Durchreiſe durch Genf wegen ſeiner Schrift über die Dreieinigkeit ſogar verbrannt. Aus dieſem letzteren Morde machten die Freunde des Reformators ihm einen großen Ruhm und

---

1) Vergl. hierüber meine Converſionsſchrift. S. 168 ff.

Preis. „Dieſer große Calvin habe den Servetus gewaltiglich mit dem Schwerdte des Wortes Gottes (!) daniedergeſchlagen. — — — Derſelbe ſei unter den Papiſten ſicher geweſen; aber zu Genf habe er die Gewalt der Wahrheit und einen heiligen Ernſt erfahren!!“ Auch die Lutheraner ſtimmten bei, und namentlich hatte der für ſo ſanft ausgegebene Melanchthon eine große Freude darüber. Er ſchrieb an Calvin, als ſeinen allerliebſten Bruder: der Sohn Gottes werde in dieſem Kampfe ſein Lohn ſein und die Kirche werde es ihm noch in ihren Nachkommen danken. „Ich ſtimme euerem Urtheil gänzlich bei und ſage, daß euere Obrigkeit recht gehandelt hat.“ So ſchrieb er auch an Bullinger, der von Servet auf der Kanzel ſagte, er wäre werth, daß man ihm das Eingeweide aus dem Leibe riſſe. „Ich billige euere Gottſeligkeit und wundere mich, daß Einige dieſen Ernſt mißbilligen [1].“ Calvin's That iſt alſo nicht etwa nur als ein exceptionelles, individuelles, den allgemeinen Charakter der Reformation und des Proteſtantismus Nichts angehendes Phänomen zu betrachten, wie ſogleich noch weiter erhellen wird.

13.

Luther lehrte: Die Mönchsgelübde müßten nicht allein zerriſſen, ſondern auch ernſtlich beſtraft und alle Klöſter von Grund aus zerſtört werden [2].

---

[1] Vergl. Arnold in dem citirten Werk.

[2] Alzog a. a. O. S. 722.

Seine Anhänger erklärten: „ein Meßpfaff verdiene nicht weniger leiblichen Tod und Strafe[1]), denn ſonſt irgend ein öffentlicher Schänder und Läſterer, ſo auf den Gaſſen Gott und ſeinen Heiligen flucht.“ Zu Genf wurde unter Anderen auch der Prediger Nicolaus Anthoine verbrannt. Den Wiedertäufer Felix Manz ließ der Magiſtrat von Zürich erſäufen, ſeinen Gefährten Blaurock mit Ruthen ſtreichen. Die katholiſch geſinnten Mitglieder des Magiſtrates wurden ausgeſtoßen und ihnen nicht geſtattet, nach alter Weiſe Gott zu dienen. Joh. Funk, Hofprediger in Preußen, gab ſein Amt auf und wurde weltlicher Rath; weßhalb man ihn 1566 zu Königsberg öffentlich enthauptet hat. Die Lutheraner hielten im Gegenſatze zur reformirten Kirche den Exorcismus aufrecht. Crell, Kanzler des Churfürſten Chriſtian I. von Sachſen, erſtrebte Verſöhnung und Milderung der beiderſeitigen Meinungen und verſuchte die Abſchaffung des Exorcismus. Da erregte die lutheriſche Geiſtlichkeit einen Volksaufſtand. „Crell wurde von der alliirten Theologen- und Juriſtencoterie mit hölliſcher Schadenfreude in hartem Kerker gehalten. Endlich holte man ihn aus ſeinem engen und ſchmutzigen Loche auf dem Königsſtein herunter und ſchlug dem abgemergelten und ſchon halbtodten Manne zu Dresden den Kopf ab.“

14.

Die Todesſtrafe für Ketzer wurde von Melanchthon und Beza wiſſenſchaftlich vertheidigt. Auf der Generalſynode zu Paris 1559 wurde die Hinrichtung der Ketzer zur Pflicht gemacht, „als ob die Proteſtanten ihren Gegnern die Behandlung gegen ſich ſelbſt hätten vorſchreiben wollen.“ Das reformirte Conſiſtorium zu Caſtres beſchloß, jeden ohne Ausnahme von der Straße mit Gewalt in ihre Predigten zu führen, und die aus ſiebenzig Predigern beſtehende Synode zu Nimes 1562 befahl, alle Kirchen der Diöceſe niederzureißen. Man vertrieb die Katholiken und ſtörte ihre religiöſe Uebungen. Man tödtete Prieſter und Mönche und zerſtörte prächtige Kirchen. Und ſo entzündete ſich ein gegenſeitiger Haß, der ſich bis zu verheerenden Religionskriegen ſteigerte. Ein die kannibaliſche Wildheit dieſer Kriege bezeichnender Zug iſt der, daß Briquemaut, der Hauptanführer der Hugenotten, ein Halsband von Ohren ermordeter Prieſter trug[1]). Der berüchtigten Bartholomäusnacht, die übrigens von den Katholiken ſelbſt als ein „verdammungswürdiges Ereigniß“ 1) beklagt wird, gingen hugenottiſche Gewaltthaten und Metzeleien voraus, welche man ebenfalls kennen und erwägen muß, um jenes fürchterliche Ereigniß in ſeinem rechten Lichte zu ſehen. So hatte der Marſchall Montgommery zu Ortchez allein dreitauſend Katholiken niedermetzeln laſſen; man weiß, daß 2—300 Mönche zugleich ermordet oder in einen Brunnen geſtürzt, Andere lebendig begraben wurden. Wie man in den Wald ſchreit, ſo widerhallt's. Thaten, wie die erwähnten, rufen, wie nun einmal die Menſchen ſind, zumal in Zeiten und Kämpfen, wie die damaligen waren, die Gegenpartei zu eben ſo maßloſer Rache auf, und ſchon der alte, gar nicht katholiſch geſinnte Arnold bemerkt, wer „die gräulichen Troublen und Verwirrungen“ kenne, „die oft durch die Ungeſtümigkeit der Hugenotten entſtanden,“ der werde ſich nicht ſo leicht über die bei den „Papiſten“ hervorgetretene Erbitterung und Schonungsloſigkeit verwundern. Eine große Veranlaſſung dazu ſei z. B. dieſe geweſen, daß jene zu Paris in eine katholiſche Kirche eingefallen, einem Pfarrer, der auf den Knieen gelegen, faſt den Kopf abgehauen, Andere nicht wenig verwundet, das Sacrament mit Füßen getreten, die Altäre zerbrochen, Kelche und

---

[1]) Daſelbſt S. 723.

---

[1]) Der Manier, katholiſchen Geiſtlichen die Ohren abzuſchneiden, bediente man ſich auch in Deutſchland; Erasmus wirft dem Ritter Ulrich von Hutten vor, daß er nicht nur drei Aebte auf offener Straße räuberiſch überfallen, ſondern auch zwei Predigermönchen die Ohren abgeſchnitten oder habe abſchneiden laſſen. S. David Fr. Strauß, Ulrich von Hutten. Leipzig 1858. II. S. 240. In einem 1640 erſchienenen Buche: „Deutſchlands Verſtörung“ iſt von allen möglichen Gräueln die Rede; „viel Hunderten ſei der Leib aufgeſchnitten und das Herz herausgeriſſen, viel Tauſenden ſeien Ohren, Naſen und Zungen abgeſchnitten, die Sohlen geöffnet

---

worden“ und ſo fort. Arnold, Kirchen- und Ketzergeſchichte II. S. 441.

1) Alzog a. a. O. S. 798.

Kleinodien weggenommen, den Bildern ſämmtlich den Kopf abgeſchlagen, die Fenſter und Alles ruinirt [1]. Noch verletzender als Mord und Metzelei wird für die Katholiken wohl die rohe Mißhandlung der heiligſten und theuerſten Gegenſtände ihres Cultus geweſen ſein. Arnold gibt mehrere Beiſpiele der Art. So riß zu Wien 1549 bei einer Frohnleichnamsprozeſſion eines Pfarrers Sohn aus dem Würtembergiſchen dem Prieſter die Monſtranz aus der Hand und trat ſie mit Füßen; Aehnliches geſchah 1552 bei einer großen kirchlichen Feierlichkeit in Liſſabon, wo ein junger Kaufmann in Gegenwart des Königs und alles Volkes einem Cardinal beim hohen Altar die Monſtranz aus der Hand riß, dieſelbe mit Füßen trat und den Kelch umgoß. Die reale Erſcheinung und Darſtellung des Göttlichen im katholiſchen Cultus, die ihn vor den mehr oder weniger in's Abſtrakte gehenden Culten aller anderen Kirchen und Sekten ſo weſentlich auszeichnet, war dieſen geiſtesbeſchränkten Eiferern Nichts als ein verdammungswürdiger und nicht zu duldender Götzengräuel, wider den ſie ſich in ſo wüthender Weiſe auflehnen zu müſſen glaubten. Aehnliche Anſichten und Geſinnungen haben noch vor Kurzem die Durlacher Conferenzredner geäußert, nur daß man heutzutage nicht mehr den wilden, ſelbſtaufopfernden Muth jener altproteſtantiſchen Fanatiker hat. In Rückſicht auf das, was in England unter der Königin Maria geſchah, ſagt Arnold: „Es ging auch auf Seiten der Reformirten nicht allemal zu, wie es ſein ſollte, indem oft von dieſen ſelbſt der Anlaß zur Erbitterung der Feinde gegeben ward. So fingen ſie 1558 zu Edinburg bei einer Prozeſſion einen ſolchen Lärm an, daß ſie den Pfaffen ein groß Bild aus den Händen riſſen, zerſchlugen und in den Koth warfen.“ — „Wider die Papiſten,“ ſagt ebenderſelbe, „iſt man hurtig geweſen, *aber ſich ſelbſt und ſein natürlich Elend hat man nicht kennen wollen.* In Bremen richteten die Bürger eine Maskerade an, gingen durch die Stadt mit einem verkleideten Papſt, Cardinälen und Mönchen, holten Knochen vom Schinderplatz, klebten Lichter darauf und hielten zuletzt eine Zeche im Wirthshauſe; zu Nördlingen wurde ein Meſſe leſender Prieſter von den Jungen mit Steinen vom Altare weggejagt, zu Zwickau ward einer geſteinigt, indem er die Hoſtie trug,“ u. ſ. w.[1]). Das Alles hindert die gelehrten Heidelberger Herren und Durlacher Conferenzredner nicht, zu behaupten und als eine unwiderſprechliche Thatſache rühmend hervorzuheben, daß die Toleranz der weſentliche, principielle Charakter und Grundzug des Proteſtantismus ſei.

---

[1] Kirchen- und Ketzerhiſtorie II. S. 78. 79.

15.

In England reformirte ein König und zwar aus den ſubjectivſten und perſönlichſten, ſomit ſchlechteſten Gründen von der Welt und in der fürchterlichen Weiſe eines unbedingten, allmächtigen Deſpoten und Tyrannen, in deſſen Dienſt ohn' Ende der Henker beſchäftigt, der kein Recht, kein Menſchenleben, keine ihm gegenüberſtehende ſociale, ſittliche und religiöſe Würde und Größe achtet, dem Nichts als ſeine Perſon, ſein Wille, ſeine Laune heilig und bei dem ſich auch nicht eine Spur von Menſchlichkeit, Erbarmen und Scham zu erkennen gibt. Um Anna Boleyn zu heirathen, wollte er bekanntlich von ſeiner ſchuldloſen Gemahlin, mit welcher er viele Jahre lang glücklich gelebt und die ihm fünf Kinder geboren hatte, geſchieden ſein. Rom ſollte dazu helfen, die Ehe aufheben, das ſchreiendſte Unrecht billigen. Es wollte nicht; dadurch verlor es das ihm ſo werthe und einträgliche Land. Dieſer Verluſt iſt für daſſelbe eine Ehre und die Losreißung von ihm und angebliche Religionsverbeſſerung, die von einem Wollüſtling und Wütherich, wie Heinrich VIII. war, veranſtaltet wurde, die ſolchen Motiven ihren Urſprung verdankte und mit ſolchen Verbrechen und Gräuelthaten verſchwiſtert und verſchmolzen war, für das ſtolze England kein Glanz und Ruhm, mit dem es prunken kann. Wenn ſich die moraliſchen Flecken und intellectuellen Bornirtheiten, mit welchen überhaupt die ganze Reformation behaftet, bei uns hinter dem heldenmüthigen Charakter, den tüchtigen Eigenſchaften und genialen Geiſtesblitzen ihres Urhebers verſtecken, ſo treten ſie bei dem engliſchen Religionswechſel in ihrer ganzen erſchreckenden und empörenden Blöße hervor. Da iſt auch nicht das Mindeſte, was uns Achtung und Ehrfurcht einflößte, was unſere Verachtung und unſeren Abſcheu zu mildern vermöchte. König Heinrich, ein Gegner des Papſtes und zugleich auch mit Luther verfeindet, ließ an allen Orten ſeines Königreiches, ſo für Lutheraner, wie für Katholiken, die Scheiterhaufen rauchen. Der Schulmeiſter Lambert, der eine von der des Königs abweichende Meinung über das Abendmahl vertheidigte, wurde zum langſamen Feuer verdammt. Dieſer reformirende Nero und Blaubart ließ während ſeiner Regierung zwei Königinnen, zwei Cardinäle, zwei Erzbiſchöfe, achtzehn Biſchöfe, dreizehn Aebte, fünfhundert Prioren und Mönche, achtundzwanzig Doctoren der Theologie und Jurisprudenz, zwölf Herzoge und Grafen, einhundert und vierundſechzig Edelleute, einhundert vierundzwanzig Bürger und einhundert und zehn Weiber hinrichten. Unter Anderen ſtarb damals auch der bekannte Thomas Morus, Lordkanzler von England, der größte Rechtsgelehrte ſeiner Zeit und einer der liebenswürdigſten Menſchen, auf dem Blutgerüſte. Reliquien und Heiligenbilder wurden durch Feuer vernichtet und in den Flammen der letzteren Menſchen verbrannt — ſo raffinirt war Bosheit und Grauſamkeit! Bei Aufhebung der Klöſter ging es vandaliſch zu; Denkmäler der Kunſt und Wiſſenſchaft, Werke langjähriger gelehrten Fleißes wurden zerſtört. Dieſe Wuth äußerte ſich auch an den

---

[1]) Vergl. Arnold II. S. 60. 78. 79. 82. 89., wo dieſe und noch mehr dergleichen Beiſpiele und Bemerkungen zu finden, die ich nicht alle abſchreiben will.

Grabmälern des heil. Auguſtinus, des Apoſtels der Britten, und des Thomas Becket; die Aſche ward in die Luft zerſtreut; nicht einmal das Grab Alfred's, des Begründers von Englands Größe, verſchonte man. Die Einziehung und Zerſplitterung des Kirchenvermögens iſt eine Quelle der Verarmung Englands geworden. Auf dieſe Weiſe hat ſich das proteſtantiſche Princip, und der mit ihm zugleich zur Erſcheinung gekommene „moderne Staat" des Herrn Profeſſor Häuſſer in England entwickelt und geoffenbart.

16.

Irland — welchem geſchichtskundigen Proteſtanten, der es dennoch wagt, ſeine Confeſſion für einen principiellen Ausbund von Toleranz, Humanität und Gerechtigkeit zu erklären, triebe dieſer Name nicht die Schamröthe in's Geſicht? Es bedürfte im Grunde nur dieſes einzigen Wortes, um, wie durch eine Zauberformel all jene dreiſten Lügen und Prahlereien verſtummen zu machen. Es knüpft ſich daran die Vorſtellung eines Jahrhunderte lang geübten politiſchen und religiöſen Druckes der unerhörteſten Art, das Gedächtniß der abſichtlichſten und planmäßigſten Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen, die gar nicht mehr menſchlich zu ſein, die geradezu aus dem Abgrunde der Hölle zu ſtammen ſcheinen. Die Reformation ſollte hier von Leuten bewerkſtelligt werden, welche das Land mit dem Rufe: „Tod den Irländern!" betraten. Engliſche Prediger und die anglicaniſche Liturgie ſollten das Werk vollenden. Kurze Ruhe gewährte die Regierung der Königin Maria; aber unter Eliſabeth und der folgenden Regierung hat die kaltſinnigſte Berechnung ein Vertilgungsſyſtem geübt, wovon die Geſchichte wenig Beiſpiele aufzuweiſen hat. Die Rathgeber der Königin verhehlten die Abſicht nicht, das Land in Zerrüttung zu erhalten, damit es in der Abhängigkeit von England bleibe; trat aber in Folge dieſer gottloſen Politik eine Reaction ein, ſo ſtellten Schwert, Brandſtiftung und Hunger die Ruhe wieder her. Der Proteſtantismus machte wenig Fortſchritte; dennoch wurden anglicaniſche Biſchöfe angeſtellt, die katholiſchen Biſchöfe und Prieſter abgeſetzt, vertrieben, hingerichtet. In Jakobs I. Amneſtie waren „Mörder und Papiſten" ausgenommen. Wurde um Religionsfreiheit gebeten, ſo wurden Diejenigen, welche dieſes Anſuchen an den Thron brachten, in's Gefängniß geworfen. Im Jahre 1605 wurden alle Prieſter bei Todesſtrafe aus dem Lande gewieſen. Die Ländereien begann man ſchon unter Eliſabeth an engliſche und ſchottiſche Colonien zu überweiſen, um die Iren in ihrem eigenen Lande zu beſitzloſen Fremdlingen zu machen. Eine Empörung gab Gelegenheit, abermals ſechs Grafſchaften zu confiſciren. Da aber die Rebellionen nicht ſo häufig waren, als es dieſem teufliſchen Raubſyſteme erwünſcht war, ſo wurden die Beſitzrechte unterſucht und darauf hin Grund und Boden in Beſchlag genommen. Es kam vor, daß Geſchworene, die dem Fiscus Nichts zuzuſprechen fanden, zu Kerker und

Feſtung verurtheilt wurden. Recht und Gerechtigkeit wurden zu einem Verbrechen gemacht und als ſolches beſtraft. Iſt je dergleichen von Katholiken verübt worden? Es iſt mir wenigſtens nicht bekannt. Die ganze Provinz Connaugt wurde der Krone und ihren Günſtlingen zugeſchlagen. Carl I., durch Engländer und Schotten bedrängt, erhielt von den Irländern Subſidien, ſie dafür keine Gerechtigkeit. Man wollte die Empörung, man machte ſie. „Rebellion iſt eine Gans, die goldene Eier legt; die Lords Oberrichter werden nicht ſo einfältig ſein, ſie todtzuſchlagen.“ So äußerte ſich ganz unverhohlen Leland, ein proteſtantiſcher Pfründner in Dublin. Moore ſpricht geradezu von einer Revolutionsfabrik. Der Protector Cromwell unterwarf ſich Irland bis 1653. Feuer und Schwert, wozu noch die Peſt kam, machten das Land zur Einöde. Bibel und Kriegswaffe in einer und derſelben Hand waren die Werkzeuge einer grenzenloſen Glaubenstyrannei. Die Soldateska hatte die Weiſung, mit den Irländern zu verfahren, wie Joſua mit den Kanaanitern; Zwanzigtauſend wurden als Sklaven nach Amerika verkauft, alle Katholiken in die Provinz Connaught zuſammengetrieben, außerhalb welcher ſie ſich bei Todesſtrafe nicht treffen laſſen durften. „Zur Hölle oder nach Connaught!“ hieß es. Das war Cromwell's Protection. Auf den Kopf eines katholiſchen Prieſters ſetzte derſelbe fünf Pfund; eben ſo viel ward auf den eines Wolfes geſetzt.

Keine Regierungsveränderung und kein Verdienſt um die Herrſchenden änderte das Loos dieſer unglücklichen Nation. Die Irländer hatten für das Königthum am längſten gekämpft; die Reſtauration behandelte ſie dafür als Rebellen, denn ſie waren ja Katholiken; es wurden abermals 7,800,000 Acres Landes eingezogen. Plunkett, katholiſcher Primas von Irland, ward nach England geſchleppt und zu Tyburn hingerichtet. Die Capitulation von Limerik ſicherte den Irländern Religionsfreiheit und Eigenthum zu; ſie wurde nicht gehalten. Zu den bereits eingezogenen 10,836,837 Acres Landes wurden abermals 1,060,792 geſchlagen, die zum Theil an Holländer übergingen.

Jede gegen Katholiken erhobene gerichtliche Klage oder Anzeige galt nach actenmäßigen Erklärungen aus dem vorigen Jahrhundert für einen der Regierung erzeigten ehrenwerthen Dienſt. Ein Gerichtshof erklärte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts: „Die Geſetze wüßten Nichts von der Exiſtenz der Katholiken im Königreich und das Daſein derſelben ſei nur inſofern möglich, als die Regierung durch die Finger ſehe.“ Geſetze waren nur gegen die Irländer vorhanden; ſelbſt die Schulen waren nur als Mittel proteſtantiſcher Proſelytenmacherei errichtet. Als Katholiken waren die Irländer unfähig, Güter zu erwerben, oder auch nur länger als dreißig Jahre zu pachten. Ein Sohn brauchte, um ſich alle Güter und Familienrechte ſeiner

Eltern und Geſchwiſter noch bei ihren Lebzeiten anzueignen, nur Proteſtant zu werden. Die verarmten Katholiken mußten überreichlich dotirte Seelenhirten unterhalten, von denen ſie nicht geweidet wurden, die überhaupt oft ohne Heerde waren, und hatten zugleich für ihre eigenen Geiſtlichen zu ſorgen. Der anglicaniſche Clerus beſaß zwei Millionen Acres und den Zehnten aller übrigen Aecker. Dieſer Zehnte und das Heer von Zollpächtern, Aufſehern, Beitreibern war eine ſchwere Landplage, an welcher Blut und Thränen hingen.

Nur die Furcht entriß der Regierung Conceſſionen und Milderungen, die oft doch nur illuſoriſch waren. Seit 1772 durften die Katholiken „unbenutzbare Sümpfe" pachten und den Unterthaneneid leiſten; 1793 geſtand man ihnen zwar nicht Wählbarkeit, doch einige Wahlen für's Parlament zu. Von den Stadtmagiſtratsſtellen blieben ſie ganz, von der Juſtizpflege ſo gut, wie ausgeſchloſſen; Confeſſionsſchulen und Collegien durften ſie nicht errichten. „In Irland gibt's für Katholiken kein Geſetz" Dies hörte nicht auf, Wahrheit zu ſein. Die Ungerechtigkeiten, die dem Aufſtande von 1789 vorhergingen oder vielmehr ihn ſchufen, waren von der Art, daß ein Miniſter auf den Bericht darüber äußerte: „Wenn es in der That ſo wäre, ſo würde ſich ja das Volk widerſetzen, und Rache nehmen." Das Reſultat war die Union mit England 1801. Da, wie Moore ſagt, die Aufſtände ſtets mit Beſchlagnahme gebüßt wurden, ſo erfolgte jetzt die Beſchlagnahme der ganzen Nationalexiſtenz.

17.

Von der Reformation in Dänemark ſchreibt Arnold: „Da iſt's wunderlich durcheinander gegangen, und, wenn man's unparteiiſch betrachtet, ein ſchlechter Grund zur wahren Veränderung der Herzen geleget worden. Erſtlich hat König Chriſtiernus Anno 1520 vom Churfürſten von Sachſen einen evangeliſchen Prediger verlangt, entweder aus Liebe zur Wahrheit oder, wie man hinzuſetzet, aus Begierde nach den Kirchengütern. Man ſchickte ihm den M. Martinus, der zu Kopenhagen mit großem Beifall predigte, wiewohl er ſo üble Geberden an ſich hatte, daß ihn die Domherrn und Jungen verſpotteten. Chriſtiernus aber ließ allezeit ſchlechte Früchte des Evangelii an ſich ſehen, indem er nicht allein Stenonem, den ſchwediſchen Gouverneur, hinrichtete, Stockholm mit Gewalt nahm und die Leute grauſamlich traktirte, ſondern auch in ſeinen andern Actionen ſich ganz tyranniſch und brutal erwies, wobei er zwar des Papſtes Leo X. Bann vorſchützte, aber ſelbſt alle gethane Eidſchwüre und Zuſagen muthwillig brach, die Vornehmſten vom Adel, den ganzen Stockholmiſchen Rath, und ſehr viele Bürger unverſehens durch den Henker hinrichten, die Körper aber drei Tage lang auf dem Markte den Hunden zu Theil werden ließ, ja noch weiter alle Tage Etliche umbrachte"

u. ſ. w. Ein ganz artiges Brüderchen und Seitenſtück zu Heinrich VIII. von England, dem königlichen Reformator und Religionsverbeſſerer.

18.

Churfürſt Friedrich III. von der Pfalz, welcher der calviniſchen Lehre beipflichtete, hatte zwei Söhne, von denen der jüngere, Johann Caſimir, in ſeine Fußtapfen trat, der ältere und Nachfolger in der Chur, Prinz Ludwig, aber Luthern und der augsburgiſchen Confeſſion ergeben war. Durch dieſen wurden nun allenthalben den Calviniſten die Kirchen genommen, ihre Prediger und Schullehrer abgeſetzt und des Landes verwieſen, welches Schickſal bis zweihundert traf. Manche davon nahm Johann Caſimir in den ihm zur Apanage angewieſenen Aemtern auf, von wo aus ſie nach Ludwig's Tode, als Johann Caſimir die Vormundſchaft über ſeines Bruders jüngere Prinzen führte, wieder zum Vorſchein kamen und nun den Lutheranern auf dieſelbe Art begegneten. Der neunjährige Erbprinz bekam calviniſche Hofmeiſter, die ihm ſtatt des ſorgfältig eingelehrten lutheriſchen Katechismus den calviniſchen mit Güte oder Gewalt in die Seele zu prägen die Verpflichtung hatten; die lutheriſchen Theologen und Prediger wurden weggeſchafft und mit Calviniſten erſetzt, und da dies dem Haſſe der Calviniſten noch kein Genüge that, ſo hefteten ſie an die Zimmer des Adminiſtrators lateiniſche Verſe an, in welchen ſie auffoderten, mit Mord und Hinrichtung aller Art wider die Lutheraner zu wüthen[1]).

19.

In Waldau's Kirchengeſchichte der evangeliſch-reformirten Gemeinde zu Nürnberg findet ſich: „Schech's, Paſtor in der Vorſtadt Wöhrd, Bedenken, ob Evangeliſch-Lutheriſche bei den Leichen reformirter Perſonen mit gutem Gewiſſen das Lied: Nun laßt uns den Leib begraben ꝛc. ſingen können.“ Darin kommen folgende Stellen vor: „Erſtlich wird der Geſang: Nun laßt uns den Leib begraben ꝛc. bei der Leichenbeſtattung einer reformirten Perſon wider unſer beſſer Wiſſen und Gewiſſen geſungen. Sintemal wir ja wiſſen, daß eine ſolche Perſon in unterſchiedlichen Glaubensartikeln, als von der Gnadenwahl und heiligen Abendmahl nicht recht und wahrhaftig mit uns einſtimmet. Wie können wir denn einer ſolchen Perſon in und mit dieſem Geſang das öffentliche Zeugniß des wahren, ſeligmachenden Glaubens, des ſeligen Endes und dermaleins der fröhlichen Auferſtehung am jüngſten Tage geben?“ Angeführt wird hiezu: „Herr Conr. Schlüſſelburgius ſchreibt in ſeinen vier und zwanzig theologiſchen Fragen alſo: Bedenke doch, mein frommer Chriſt, wenn hie bei uns ein Papiſt oder Calviniſt mit unſeren chriſtlichen Geſängen ſollte zur Erde beſtattet werden, würde ihm alsdann nicht wiſſentlich wider unſer Gewiſſen ein lügenhaftes und falſch Zeugniß gegeben? Sintemal er ja nicht können ſelig abſterben, vielweniger dermaleins fröhlich zum ewigen Leben aufſtehen, welches aber unſere lutheriſche Geſänge ihm nachzeugen und nachſingen.“ — Als ein weiterer Grund wird folgender angegeben: „Es iſt auch wider unſer hieſiges Normalbuch; daſſelbe lehret, von den Calviniſten dieſes zu halten: daß, weilen ſie irrige Leute, die da aus lauter Muthwillen nicht bekennen wollen, daß im heiligen Abendmahl der Leib und das Blut Chriſti ſei, allein darum, daß ſie es mit ihrer blinden Vernunft nicht begreifen können, wie es zugehe, ſo ſollt ihr euch mit allem Fleiß hüten, daß ihr ihnen nicht gleich werdet ꝛc. Denn ſolche Leute ſind gewiß nicht Chriſten. — Sind die Calviniſten keine Chriſten, wie kann man denn nach ihrem Abſterben ihnen ein öffentlich Zeugniß geben, daß ſie chriſtlich gelebt, chriſtlich geſtorben, und deßwegen leuchten werden wie die Sonne?“ Hierauf ſchlägt der Herr Paſtor vor: „bei der Sepultur einer reformirten Perſon ſtatt des Liedes: Nun laßt uns den Leib begraben ꝛc. den Hymnum zu ſingen: „Gott der Vater wohn' uns bei und laß uns nicht verderben!“ ꝛc.

---

[1] O Casimire potens, servos expelle Lutheri,
Ense, rota, ponto, funibus. igne neca!

20.

So viel genügte wohl ſchon, um zu beweiſen, was unterrichteten Perſonen und gelehrten Männern gegenüber billig gar keines Beweiſes bedürfte, daß von dem, was wir heutzutage Toleranz, Duldſamkeit, Freiſinnigkeit, Humanität nennen, im alten, ächten Proteſtantismus nicht eine Spur geweſen, daß ſolche Ideen und Principien durchaus keine Geltung gehabt, vielmehr ſo theoretiſch, als praktiſch die ganz entgegengeſetzten geherrſcht haben und, was ihnen zuwider lief, von den hier herrſchenden Autoritäten, Celebritäten und Gewalthabern entſchieden verworfen worden iſt. Aber es gibt das bis jetzt Vorgebrachte doch noch keinen vollſtändigen Begriff von der überſchwänglichen Barbarei jener Zeiten und Zuſtände, deren ſich die Menſchheit, deren ſich namentlich jener in ſeinen Folgen ſo furchtbare Abfall von der alten Mutterkirche und ſeine noch immer für ihn in die Schranken tretenden Anhänger und Lobredner bei Gott nicht zu rühmen haben, die ihnen nur ewig zur Schmach und Schande gereichen können und werden, ſo daß man lieber ſo klug ſein und das tiefſte Schweigen beobachten, als die Vertreter des Katholicismus zwingen ſollte, darauf zurückzukommen und das Publikum mit ſo extremen Ausartungen und Befleckungen des menſchlichen Weſens und Thuns zu behelligen. Indem wir nun daran gehen, unſerer Darſtellung noch einige ergänzende Züge hinzuzufügen, ſind wir bloß um die Auswahl verlegen, ſo reichhaltig und maſſenhaft iſt das ſich hiebei zudrängende und ſelbſt auszüglich ſchwer zu bewältigende Material. Es können überall nur charakteriſtiſche Einzelheiten und Beiſpiele vorgeführt und dann dem Leſer überlaſſen werden, daraus einen ungefähren Schluß auf das unausſprechlich ſchreckliche und gräuliche Ganze zu machen.

21.

So geſtatte man noch Einiges über den Geiſt, der in den Vorträgen altproteſtantiſcher Prediger wehte und über die Wirkung zu ſagen, die dieſe furchtbaren Menſchen auf ihrer Zuhörer zu machen pflegen. „Ich ſahe ſie," ſagt **Erasmus**, „aus ihren Predigten mit wilden Geſichtszügen, mit drohenden Blicken, wie Leute herausgehen, die man ſo eben blutdürſtige Reden hatte hören laſſen. Auch ſah man dies evangeliſche Volk ſtets in Bereitſchaft ſtehen, zu den Waffen zu greifen und eben ſo zu Schlachten, als zu Diſputationen gerüſtet [1]." Von dem Prediger **Opitius** ſagt der Reichshofrath **Eder**, daß er die Leute „ſo ſehr gegeneinander erhitzt und verbittert und ſo unſinnig gemacht, wann und ſo oft ſie von ſeiner Predigt gegangen, daß ſie Luſt gehabt, die Päpſtlichen, die er jederzeit als Abgötter verdammt und dem Teufel übergeben, mit blutigen Händen zu zerreißen." Die Zahl der Zuhörer dieſes eifrigen Proteſtanten und Flacianers, der als ſolcher nicht nur den Papſt und ſeine Anhänger verdammte, ſondern auch jeden, der in der menſchlichen Natur einen Ueberreſt guter Anlagen fand und auf Tugend und Gerechtigkeit drang, belief ſich zuweilen auf 8000 und drüber aus allen

---

[1] **Alzog**, S. 723.

Volksklaſſen, die er durch den Donner ſeiner Rede mit ſeinem Fanatismus zu erfüllen befliſſen war [1]).

22.

Indem K. A. **Menzel** die Schläge, die man in Sachſen auf den Calvinismus führte und die damit verbundenen Pöbelhetzereien und Tumulte beſchreibt, ſagt er [2]): „So groß war die Wuth des für das Lutherthum fanatiſirten Pöbels, daß, als in Dresden der vormalige Hofprediger **Schütz**, welcher unter der Regierung **Auguſt's** als Mitſchuldiger des Wittenbergiſchen Krypto-Calvinismus abgeſetzt und zum beſtändigen Hausarreſt verurtheilt worden war, mit Tode abging, am Tage der Beerdigung ſich ein großer Volkshaufe am Hauſe verſammelte, die Fenſter einwarf und mit großem Geſchrei verlangte, die Leiche ſolle unter den Galgen begraben werden, ſo daß es nur mit Mühe gelang, dieſelbe auf einem Karren nach dem Kirchhofe zu ſchaffen, und die wenigen Begleiter, welche ihr hatten folgen wollen, ſich durch die Flucht retten mußten: Einem Muſiker der churfürſtlichen Kapelle, welcher im Leben calviniſchen Lehrſätzen zugethan geweſen ſein ſollte und ohne Zuſpruch eines lutheriſchen Geiſtlichen geſtorben war, wurde das ehrliche Begräbniß verweigert, und als die Leiche des Abends in aller Stille von vier Tagelöhnern nach der Begräbnißſtätte getragen ward, fielen die Fleiſcher- und Schmiedeknechte über die Träger her, ſchlugen den Sarg auf und übten an dem Körper des Calviniſten ihre rechtgläubige Wuth. Das Aergſte aber begab ſich zu Leipzig. Am 14. Mai 1593 entſtand bei einem Abendeſſen, welches von zur Meſſe anweſenden Schweizern ihrem Landsmanne, dem Profeſſor **Huber** aus Wittenberg zu Ehren in der Herberge eines gewiſſen **Weinhauſen** gegeben ward, zwiſchen **Huber** und dem ehemaligen Wittenbergiſchen Profeſſor **Johann Major**, über einen theologiſch-literariſchen Gegenſtand ein Zank, bei welchem **Johann Major** heftige Schimpfreden und einer ſeiner Freunde, **Johann Müller**, ſogar die Drohung ausſtieß, dem **Huber** das Meſſer in den Leib zu ſtoßen. **Huber** verließ ſogleich die Geſellſchaft und klagte am folgenden Tage beim Rathe über die ihm zugefügte Beleidigung, erhielt aber keinen genügenden Beſcheid. Die Sache wurde alsbald allgemeines Stadtgeſpräch. Im Laufe der nächſten Tage fand man auf den Märkten und in den Collegien Zettel ausgeſtreut und angeſchlagen, des Inhalts: „Wer ein recht lutheriſches Herz habe, ſolle des Abends um acht Uhr auf dem Markte erſcheinen, und das Haus des Calviniſten **Weinhauſen** ſtürmen helfen; kein gut lutheriſcher Bürger werde ſich dawider brauchen laſſen." Hierauf verſammelte ſich am Abende des 19. Mai der Pöbel vor dem Hauſe und trieb großen Unfug, dem die wenigen Schaarwächter nicht ſteuern konnten, und der am folgenden Morgen, einem

---

[1] **Menzel**, Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis zur Bundesacte V. S. 69 f.

[2] Geſchichte der Deutſchen u. ſ. w. V. S. 192 ff.

Sonntage, als zur Kirche geläutet wurde, in förmliche Erſtürmung und Plünderung überging. Da daſſelbe mit vielen Weinvorräthen, reichen Hausgeräthen und großen Kunſtſchätzen verſehen war — unter den letztern befand ſich ein koſtbares Gemälde von Dürer, die Paſſion vorſtellend, welches gleich allen übrigen in Stücken gehauen ward — da auch mehrere fremde Kaufleute ihre Waarenlager in den Gewölben hatten, und das gleiche Schickſal erfuhren, ſo wurden die Plünderer durch Raub und Wein immer erhitzter auf ihre Beute. Gegen Mittag erhielten ſie durch mehr Volk, welches aus den Vorſtädten und vom Lande herbeiſtrömte, Verſtärkung. Der Rath rief nun die Bürgerſchaft auf das Rathhaus, und forderte ſie auf, zur Steuer dieſes Unfugs die Waffen zu ergreifen, erhielt aber zur Antwort: „Sie wollten durchaus keine Calviniſten ſchützen helfen; vielmehr müſſe der Rath dieſelben noch vor Sonnenuntergang aus der Stadt ſchaffen, alsdann würden ſie thun, was guten Bürgern gebühre.“ Vergebens bat der Rath, ihm zur Ausführung dieſes harten Verlangens zuerſt ſechs, dann drei Tage Aufſchub zu geſtatten; die lutheriſchen Eiferer erwiederten, da ehemals der Superintendent Selneccer und der Diaconus Heß bei Sonnenſchein hätten fortgehen müſſen, ſo ſollten die Calviniſten nicht gnädiger gehalten werden. Er mußte alſo der Bürgerſchaft willfahren und derſelben ein Verzeichniß der ihm bekannten Calviniſten anfertigen laſſen. Fünf Rathsherrn, fünf Doctoren der Rechte, ein Arzt, fünf Magiſter und zwölf andere Bürger wurden auf daſſelbe geſetzt und angewieſen, die Stadt noch bei Sonnenſchein zu verlaſſen, weil ihnen am Abende kein Schutz mehr gewährt werden könne. Alle dieſe, inſofern ſie nicht ſchon früher entflohen waren, wurden mit Hohn und Spott aus der Stadt gebracht. Nun erſt ſchritt die bewaffnete Bürgerſchaft zur Verjagung des plündernden Pöbels. Es war hohe Zeit, denn ſchon hatte ſich derſelbe nach anderen Theilen der Stadt verbreitet und vor mehreren Häuſern, deren Beſitzer von den Aufrührern durch eine Spottmuſik mit geraubten Keſſeln und Pfannen als Calviniſten bezeichnet worden waren, ſein Werk fortzuſetzen begonnen. Da aber Ernſt gebraucht ward, lief er bald aus einander. Am folgenden Tage kam der Adminiſtrator von Torgau herbei, erließ ein ſcharfes Mandat, und ſicherte die Erhaltung der öffentlichen Ruhe durch fünfzig Schützen zur Verſtärkung auf der Pleißenburg und durch den Befehl, an den ergriffenen Tumultuanten ſchleunige Juſtiz zu handhaben. Mehrere der als Calviniſten vertriebenen Einwohner kehrten hierauf in die Stadt zurück; andere zogen es vor, nicht wieder zu kommen, da zwar die Wuth des Pöbels gegen die Calviniſten durch die vollzogene Strafe gezügelt, die Erbitterung aber eher vermehrt als vermindert war. Einem des Calvinismus verdächtigen Doctor Roth wurde ſein vor dem Thore gelegenes Haus und Vorwerk angezündet, und das Löſchen des Feuers verhindert.“

23.

Der ſchon bejahrte Geiſtliche Leonhard Krenzheim, Superintendent des Fürſtenthumes Liegnitz und ein ſehr gelehrter und geachteter Mann, wurde als heimlicher Anhänger calviniſcher Lehren verdächtiget und 1593 vier Tage lang ſcharf examinirt, darauf ſeiner Würden und Aemter entſetzt und aus dem Orte verbannt, wo er faſt vierzig Jahre lang gelebt und gewirkt hatte. Die ſächſiſchen Theologen Mamphraſius und Hunnius klagten ihn nicht nur des Calvinismus, ſondern auch des Papismus an, indem er geſtändig ſei, an papiſtiſche Gelehrte Briefe geſchrieben zu haben, und ſie nicht Papiſten, ſondern Katholiſche nenne[1], wie er auch die Jeſuiten die Herren des Ordens Jeſu zu nennen pflege, ſo ſie doch des leidigen Teufels Orden verwandt und ihre Verſammlung des Satans Schule ſei. „Der wackere Mann hatte ſeine elende Zeit ſo ſatt, daß ſein Lebensbeſchreiber, Valerius Herberger, verſichert, er habe nie einen Menſchen bei geſundem Leibe ſo ſehr nach dem Tode ſeufzen hören[2].“ — Beim Sturze des ſächſiſchen Kanzlers Crell, den man zehn Jahre lang mit der unwürdigſten Härte behandelte und dann als heimlichen Calviniſten zu Dresden enthauptete, wurde auch der Stadtpfarrer Gundermann zu Leipzig verhaftet und nach der Pleißenburg abgeführt, wo er fünf Monate ſaß, bis die Sorge um ſeine zurückgelaſſene ſchwangere Gattin ihn dahin brachte, ein ihm vorgelegtes Bekenntniß ſchwerer Verſchuldung durch Einführung calviniſcher Lehren zu unterſchreiben und einen Revers auszuſtellen, daß er bei Wiederholung ſeiner Lehren der Obrigkeit mit Leib und Leben verfallen ſein wolle. Unter dieſer Bedingung ſollte ihm geſtattet ſein, als Amtsentſetzter in der Stille zu leben. Als er um dieſen Preis ſeine Freiheit erkauft, erfuhr er, daß ſeine Gattin aus Kummer über ſein Mißgeſchick in einem Angſtanfalle ihrem Leben ein Ende gemacht, worüber der Unglückliche in Wahnſinn verfiel, — welche traurige Geſchichte ein orthodoxer Lutheraner[1] auf folgende Art erzählt. Nach ſeiner Meinung hatte Gundermann keine Urſache, ſich zu beklagen, ſondern der hohen Obrigkeit für gnädigen Straferlaß dankbar zu ſein;" denn an nothdürftigem Unterhalt hat es ihm nicht gefehlt, außer daß er ſich wegen des traurigen Todes ſeiner Eheliebſten ſo betrübt hat, daß er erſtlich in eine Raſerei verfallen, nachher aber ſich wieder erholet und ſein Leben elendiglich zugebracht hat."

---

[1] Man durfte alſo die Katholiken nicht einmal mit dieſem Namen nennen, ohne ſich Verdacht, Anklage und Verderben zuzuziehen.

[2] K. A. Menzel V. S. 260 ff.

24.

Luther hatte im Gegenſatz zu dem werkthätigen Katholicismus den Werken den Krieg gemacht und das allereinſeitigſte Gewicht auf den Glauben gelegt, durch welchen man allein vor Gott gerecht und ſelig werde. Schon das war verkehrt genug und trug die von ihm ſelbſt beklagten böſen Früchte, worüber bereits ausführlich Arnold und andere, beſonders katholiſche Schriftſteller, gehandelt. Man gab aber dem Unſinn eine noch auffallendere Faſſung und Ausdrucksform. Der Theologe Amsdorf behauptete: die guten Werke ſeien in Hinſicht der Seligkeit des Menſchen nicht nur unnütz, ſondern ſogar ſchädlich und Verderben bringend. Der darüber erſchrockene Melanchthon ſchrieb damals: „die Nachwelt werde ſich wundern, daß dieſes Jahrhundert ſo gar raſend geweſen, da ſolch ein Unſinn darin nicht nur gelehrt worden ſei, ſondern ſogar Beifall und Anhang gefunden;“ was man aber mit kaum geringerem Rechte auch von den Lehren eines Luther und Calvin ſagen konnte. Dabei hat der genannte Amsdorf, wie Arnold ſagt, „durchgehends in ſeinen Schriften ein recht wildes, ungezähmtes Gemüth bewieſen.“ Seine Schriften enthalten Nichts als Streitigkeiten und Scheltwörter. Im Jahre 1559 gab er ein Buch heraus, welches den Titel führte: „Daß die propositio: Gute Werke ſind ſchädlich zur Seligkeit, eine recht chriſtliche Propoſition ſei.“ Wer ſage, dieſelben ſeien nöthig zur Seligkeit, der ſei, behauptete er, „ein Pelagianer, Mameluk, verläugneter Chriſt und zweifältiger Papiſt.“ Flacius und ſeine Anhänger lehrten: die Erbſünde ſei des Menſcher Weſen oder Subſtanz, und nicht bloß als Accidenz zu betrachten, da der Menſch gar nichts Anderes ſei, als ſie; wie denn ſchon Luther geäußert habe, daß der Menſch eine massa perditionis, daß er nicht bloß ein Sünder, ſondern die Sünde ſelbſt und deſſen ganze Natur und Perſon Nichts als Sünde ſei. Darüber entſtand ein Zank und Kampf, mit welchem die Prediger in ihrer wüthigen Streit- und Skandalſucht auch das Volk bekannt machten, ſo daß, wie der alte Arnold ſagt, die Bauern in den Schenken einander vor Allem fragten: Biſt du ein Subſtänzer oder ein Accidenzer? und, wenn einer nicht denſelben Namen wie der andere führen wollte, einander die Krüge nach den Köpfen warfen. „So gar beſtialiſch,“ ſetzt er hinzu, „bezeigten ſich die unevangeliſchen Leute [1].“ Unter Synergismus verſtand man die Anſicht, daß nächſt der göttlichen Gnade auch der zuſtimmende Wille des Menſchen zu ſeiner Bekehrung mitwirke, entgegen der lutheriſchen Lehre, daß Gott allein Alles wirke. Für jenen erhob ſich Viktorin Striegel in Jena und mußte es, beſonders auf Veranlaſſung des Flacius, mit dreißigjährigem Kerker büßen; gegen die Gleichgeſinnten brach eine ſchreckliche Verfolgung los. Flacius wurde aber 1562 ebenfalls vertrieben und ſtarb im Elende. Dr. Andreä ſchrieb von ihm nach ſeinem Abſterben: „Ich zweifle nicht, daß er nun mit allen Teufeln freſſen muß, wenn ſie nur zu Hauſe ſind und nicht ſeine Geſellen Spangenberg und die übrigen begleiten.“ In Betreff der Abendmahlslehre ſtanden ſich Lutheraner und Philippiſten entgegen, letztere ſo genannt von Philipp Melanchthon, der ſich zur calviniſchen Auffaſſung neigte. Wigand und Heßhuſius, die heftigſten Vertheidiger der lutheriſchen Lehre, wurden 1573 aus Jena vertrieben. Gegen die Wittenberger Philippiſten erhob ſich ein allgemeiner Aufſtand; viele wurden eingekerkert und allgemeine Gebete zur Ausrottung calviniſcher Ketzerei in Sachſen angeſtellt. Selbſt eine Denkmünze verherrlichte die Feier des Sieges Chriſti über Teufel und Vernunft. Auch der Arzt Peucer ſchmachtete im Kerker; Mehrere ſtarben darin. Zu Wittenberg ſtanden beim Katheder zwei Gypsbilder, Luther und Melanchton vorſtellend; das des Letzteren ſoll einſt der Theologe Hutter bei einer ſeiner antiphilippiſchen Vorträge aus Zorn ergriffen und zur Erde geworfen haben[1]. Als Georg Calixt, Profeſſor zu Helmſtädt, einige mildere Grundſätze aufzuſtellen wagte, wie z. B. daß man frommen Katholiken, die ohne ihre Schuld in Irrthum ſeien, die ewige Seligkeit nicht abſprechen könne, entſtand der ſynkretiſtiſche Streit. Die Gegner ſchrieen und lärmten der lutheriſchen Chriſtenheit vor, Calixt wolle nicht nur Papiſten und Calviniſten, ſondern auch Socinianer und Arminianer, ja ſelbſt Juden und Türken zu ihren Brüdern machen. Nach Calixt's 1656 erfolgten Tode flammte der Streit von Neuem gegen ſeinen Sohn auf. Gegen dieſen gerieth namentlich der Theologe Strauch in ſolchen Eifer, daß er behauptete, derſelbe ſei ärger, als der Teufel ſelbſt, und die Namen Eſel, Schmeißfliege, Schnarchhans, Rattenkönig, der von dem Ungeziefer der Aegypter übrig, waren die höflichſten, die er dieſem Gegner gab. — In Königsberg zeichnete ſich Profeſſor Mislenta und ſein Anhang durch Intoleranz und Verfolgungsſucht aus. In den Jahren 1644 und 1646 waren dorthin zwei Schüler des Georg Calixt, Namens Dreier und Latermann gekommen. Gegen den Letzteren erhob ſich Mislenta mit der Beſchuldigung grober und gefährlicher Ketzereien, wie z. B. der Anſicht, daß alle Menſchen, wenn ſie den Willen dazu hätten, mit dem Beiſtande Gottes und dem gehörigen Gebrauche der Gnadenmittel ſich beſſern könnten. Mit Mislenta vereinigte ſich gegen Dreier und Latermann, denen ſich nur Dr. Behme zur Seite ſtellte, die ganze übrige Königsberger Geiſtlichkeit. Bis 1653 wurde gelärmt, ohne daß man ſich zu Athem kommen ließ. Als ſie 1650 den Dr. Behme zu Tode geſchimpft hatten, beſtand der wüthige Mislenta mit der ganzen Geiſtlichkeit darauf, daß der Mann nicht wie ein anderer Chriſt und nicht neben andern Chriſten beerdigt werden dürfe, welches Verfahren ſie in einer Schrift als ächt theologiſch vertheidigten, und Dreier und Latermann drohten, daß auch ſie als ſchändliche Mameluken, als Verfälſcher der reinen Lehre, als Stifter einer neuen ſamaritaniſch-babeliſchen, hermaphroditiſchen Sekte, als Verräther der theuer beſchworenen Augsburgiſchen Confeſſion, ja als Verräther Gottes und ihres Dienſteides, gewiß einmal nicht chriſtlich-ehrlich, ſondern wie das Vieh verſcharrt werden ſollten. Ein Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung für Mislenta war beſonders auch Movius. Der Mann, bei dem dieſer wohnte, wurde wegen ſolcher Beherbergung einer heterodoxen Perſon von Mislenta verwarnt und bedroht, kehrte ſich aber nicht daran, ſondern ließ den Movius unbeläſtigt und unvertrieben. „Da fing Dr. Mislenta," wie Hartknoch in ſeiner preußiſchen Kirchenhiſtorie erzählt, „auf der Kanzel dawider zu predigen an, und war des Scheltens auf die Schwenkfelder und diejenigen, ſo ſie beherbergten und mit ihnen umgingen, kein Ende. Es ward auch öfters dieſes mit großem Eifer eingebläuet, wenn jemand litte als ein Ketzer, mit dem ſolle man kein Mitleid haben." Mislenta nannte den Movius die giftige Teufelsbosheit ſelbſt und eine ſtinkende Kothlache.

---

[1] Kiesling's fortgeſetzte historia motuum. S. 144.

---

[1] Kirchen- und Ketzerhiſtorie II. S. 367.

---

[1] Arnold II. S. 390.

25.

In der durch eine bittere Feindſchaft des alten patriziſchen Rathes und der gemeinen Bürgerſchaft fortwährend in ſich ſelbſt entzweiten Stadt Braunſchweig errang im Jahr 1601 die letztere unter der Führung eines angeſehenen, in Wiſſenſchaften und Geſchäften wohlerfahrenen, wohlmeinenden und gottesfürchtigen Bürgers, Henning Brabant, die Oberhand, wozu die lutheriſche Geiſtlichkeit, die mit den Patriziern in Spannung geſtanden, die Hand geboten, bald aber Anlaß zur Unzufriedenheit erhielt, da die Bürgerhauptleute ihr noch weniger Rückſicht, als die früheren Machthaber erwieſen. Als nun die Bürgerhauptleute einen Bürger, der drei zum Tode verurtheilte Kirchendiebe hatte befreien helfen und deßhalb ſelbſt ſterben ſollte, aus den Händen ſeiner Ankläger und Richter erlöſte, und Brabant zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweiſe ein Rechtsgutachten aus Marburg einholte, wurde er und die übrigen Bürgerhauptleute im September des Jahres 1603 von der aufgebrachten Geiſtlichkeit förmlich in Bann gethan, von Abendmahl, Kindtaufen u. ſ. w. ausgeſchloſſen. „Vergebens proteſtirten die Gebannten gegen das form- und ordnungsloſe Verfahren, deſſen Willkühr alles übertraf, was vormals von Mißbräuchen der geiſtlichen Gewalt gehört worden war; ſie konnten nichts erlangen, als daß die Frage, ob der Bann fortdauern ſolle, im Wege Rechtens und zwar von einem geiſtlichen Gericht, entſchieden werden ſolle. Während hierüber ein halbes Jahr lang hin- und hergeſtritten wurde, verbreitete ſich im Mai plötzlich das Gerücht, Brabant ſei auf dem Aegidien-Kirchhofe ſo ſehr von einem Raben verfolgt worden, daß er ſich deſſen kaum habe erwehren können. Eben dieſer Rabe beſuche ihn im eigenen Hauſe, und das Geſinde beklage ſich über dieſe verdächtigen Beſuche. Ein Grobſchmied verſicherte, er habe ſelbſt geſehen, wie Brabant von dem Raben verfolgt worden ſei. Bei dem damaligen Standpunkte der deutſchen Cultur drohte ſolch ein Gerücht demjenigen, gegen den es ausgebracht ward, an Leib und Leben Gefahr; denn daß ein Rabe, der einen Excommunicirten beſuchte, Niemand anders als der Teufel ſei, verſtand ſich von ſelbſt, und auf bloße Gerüchte und ſchwankende Anzeigen eine halsbrechende Thatſache für völlig ausgemacht zu halten, war herrſchende Gewohnheit, welche alljährlich in mehreren hundert Hexen-Executionen ihre Wirkungen an den Tag legte. Brabant hielt es daher für nöthig, unter dem Titel: Rabentand, eine Verantwortung auf die wider ihn ausgebrachte Lüge drucken zu laſſen, und auch einer ſeiner Freunde gab eine Vertheidigungsſchrift für ihn heraus. Seine geiſtlichen Gegner ließen ſich aber dadurch von dem einmal eingeſchlagenen Wege nicht abbringen, und fügten dem erſten Gerüchte bald das zweite hinzu: ein blödſinniger Schmiedeknecht habe am Katharinenkirchhofe dem Paſtor Hildebrand über die Mauer zugerufen, Brabant werde um Johannis im Hagen-Galgen gehenkt, und Hildebrand ihm die Leichenrede halten.

Unter Verfolgungen und Anfeindungen dieſer Art war der Sommer vergangen, als ein verhafteter Bürger, der den Bürgermeiſter zu mißhandeln verſucht hatte, auf der Folter unter den fürchterlichſten Martern auf Brabant und ſeine Geſellen bekannte. Die hiedurch angeregte Wuth der Gegenpartei zwang Brabant zur Flucht, von welcher er jedoch, nachdem er beim Sprunge von der Stadtmauer ein Bein zerbrochen, in die Stadt zurückgebracht ward. Nach begonnenem Verhöre wurde Brabant dreimal, jedesmal mehrere Stunden lang, ſelbſt an ſeinem zerbrochenen Beine, gefoltert, und auf der Leiter dermaßen ausgeſpannt, daß ein Arm aus dem Gelenke riß. Der Rath hatte kleine Keile machen laſſen, um ſie ihm unter die Nägel treiben zu laſſen, aber der Scharfrichtersknecht lehnte die ihm zugedachte Arbeit ab, ſagend, er müſſe ſeine Seligkeit bedenken. Brabant, um der Marter zu entgehen, erklärte endlich, er wolle zu allem, was man ihn fragen würde, Ja ſagen, worauf ihm das Bekenntniß der Aufruhrſtiftung, der Stadtverrätherei und eines mit dem Teufel gemachten Bundes abgenommen ward. Nicht beſſer ging es ſeinen Unglücksgefährten. Als Zacharias Drüſemann, ein Kämmerer, mit ausgeſtreckten Armen in der Folter hing, entfernten ſich die Richtsherren, um in einem oberen Zimmer ein Nachteſſen mit Wein und Confekt zu ſich zu nehmen. Er bat den Nachrichter um der Wunden Jeſu willen, ihn nur einen Augenblick herunter zu laſſen und die Fußſchrauben nur ein wenig zu lüften; dieſer betheuerte aber, er dürfe ſolches nicht eher thun, als bis die Rathsherren zurückgekommen ſein und es befohlen haben würden. Als dieſe nun völlig trunken nach einer Stunde wieder zurückkehrten, war Drüſemann, in den Rollen hängend, geſtorben.

Brabant's, deſſen ſtärkere Natur dieſen Qualen widerſtanden, harrte das ſchrecklichere Loos, nach dem Urtheilsſpruche damaliger Juſtiz ſterben zu müſſen. Am 16. September hielt der Paſtor Wagner zu Sanct Katharina eine Predigt über die Geſchichte der Steinigung Achans, in welcher er zeigte, wie eine chriſtliche Obrigkeit ſich gegen öffentliche Verbrecher und Uebelthäter zu verhalten habe, und wie gottſelige Chriſten ſolchen Strafen zuſehen und ſie ſich chriſtlich zu Gemüthe führen ſollten. Tags darauf wurde auf einer in der Mitte des Hagenmarktes errichteten Bühne dem Eimker (der auf Brabant bekannt hatte) der Kopf abgeſchlagen; dann Brabant im bedauernswürdigſten Zuſtande herbeigetragen, zuerſt zweier Finger der rechten Hand beraubt, dann mit glühenden Zangen an den Armen und an der Bruſt geriſſen, hierauf ganz entkleidet auf einen Schlachttiſch gelegt und ſchamlos verſtümmelt, ihm dann die Bruſt langſam mit einem hölzernen Hammer zerſchlagen, der Leib aufgeritzt, das Herz mit dem Eingeweide ausgeriſſen, und dem Sterbenden um das Geſicht geſchlagen. Damit der Unglückliche dem vollen Gefühl dieſer ſcheußlichen Marter nicht durch Ohnmacht und Bewußtloſigkeit entgehe, ward ihm Kraftwaſſer vorgehalten, und damit die Standhaftigkeit, mit der er litt und bis zum letzten Hauche ſeine Unſchuld betheuerte, nicht gegen ſeine Richter zeuge, wurde von den Geiſtlichen, welche neben ihm ſtanden, ſein Ausſpruch beim Zerreißen ſeiner Bruſt: „Das heißt: ſtreite für dein Vaterland," in die Worte verkehrt: „Das heißt: ſetze dich wider deine Obrigkeit und verachte dein liebes Vaterland," und darüber gepredigt!! Der Körper des hingerichteten Brabant wurde, in fünf Theile zerſtückt, an den fünf Stadtthoren aufgehängt. Am folgenden Tage nahm man einen in den Unruhen getödteten Anhänger Brabant's aus dem Grabe, hielt über die Leiche Gericht und flocht ſie auf's Rad. Am Michaelsfeſt übernahm die Geiſtlichkeit die Rechtfertigung der noch fortdauernden Hinrichtungen, und am 9. December wurde in allen Kirchen ein feierlicher Lob- und Dankgottesdienſt gehalten[1]."

Es thut mir leid, meinen Leſern Scenen vorführen zu müſſen, die es ein Glück wäre, auf ewig vergeſſen zu können. Noch aber dürfen dieſe Dinge nicht in's Meer der Vergeſſenheit ſinken; noch muß man jenen allzu dreiſten und unwahrhaften Lobrednern der Reformation und des Proteſtantismus, die in dem Grade, als ſie dies ſind, die katholiſche Kirche ſchmähen, in ſolchen Beiſpielen die barbariſche Natur und Entwicklung des durch Luther bewirkten Abfalls vor Augen halten. Man wird geſtehen, daß die Menſchheit nicht tiefer ſinken konnte. Man trieb die Grauſamkeit auf einen Gipfel, wo ſie ganz einem mexicaniſchen Opfercultus ähnlich ward [1]), nur daß ſie durch die noch übrigens dazu kommende Weiſe des Verfahrens und Benehmens dieſe altamerikaniſche Barbarei bei Weitem überbot.

---

[1] Vergl. Strombeck, Henning Brabant und ſeine Zeitgenoſſen. Braunſchweig 1829. Menzel a. a. O. V. S. 229 ff. Alzog a. a. O. S. 810.

26.

Gründliche und gerechte Geſchichtsforſcher haben es ſelbſt unter den proteſtantiſchen Geiſtlichen und Kirchenhiſtorikern ſtets anerkannt, daß ſich die Katholiken milder, friedlicher, menſchlicher, duldſamer, als die Proteſtanten erwieſen haben. So ſagt der ſchon öfters angeführte preußiſche Conſiſtorial- und Schulrath Menzel in ſeiner neueren Geſchichte der Deutſchen V. S. 63.: „Es verdient Bemerkung, daß zwei katholiſche Kaiſer, Ferdinand I. und Maximilian II., den Proteſtanten Krato nicht bloß als Leibarzt gebraucht, ſondern ihn auch ihres Vertrauens in anderen, als in dergleichen Beziehungen gewürdigt und ſeinem religiöſen Zuſpruche Aufmerkſamkeit geſchenkt. Zu dieſem Grade von Unbefangenheit hätte ſich damals kein proteſtantiſcher Fürſt erhoben.“ Ebendaſelbſt S. 244. heißt es: „Nirgend unter proteſtantiſcher Herrſchaft wurde den Katholiken Duldung erwieſen, während in den Erbſtaaten des Kaiſers, in Oeſterreich, in Böhmen und in den böhmiſchen Nebenländern die Proteſtanten bürgerliche und kirchliche Rechte genoſſen.“ Und in der Vorrede zu dieſem V. Bande: „Das Concil zu Trident hat ſich gegen Andersdenkende billiger und gemäßigter benommen, als die Synoden zu Kloſterberge und Dortrecht; und wenn gewählt werden müßte, würden Kenner der Zeiten es vorziehen, von den Gregoren und Innocenzen, als von einem Heßhuß, Wigand, Andreä, Selneccer, Hutter, Hunnius, Mamphraſius und anderen theologiſchen Demagogen und orthodoxen Gewaltmännern des 16. und 17. Jahrhunderts beherrſcht zu werden. Die Inquiſitionsprozeſſe des ſächſiſchen Kanzlers Nicolaus Crell, des Braunſchweigiſchen Bürgerhauptmanns Henning Brabant und des liegnitziſchen Fürſtenthums-Superintendenten Leonhard Krenzheim werden für dieſe Meinung die Belege an die Hand geben.“ Auch das wird zugeſtanden, daß die Katholiken, namentlich die verſchrieenen Jeſuiten, die Freiſinnigeren waren, und daß die proteſtantiſchen Theologen mit ihrem unſinnigen und abſurden Gezänke denſelben zum Gelächter dienten. So ſagt Menzel a. a. O. S. 99: „Die Polemik der Lutheraner des 16. und 17. Jahrhunderts gegen die Jeſuiten iſt nicht ſelten wider ſolche Anſichten der Letzteren gerichtet, die, nach dem heutigen Standpunkte der Theologie in der proteſtantiſchen Kirche für freiſinnig gelten." Die Flacianiſche Lehre, daß die Erbſünde die Subſtanz der menſchlichen Natur ſei, wurde ſogar auf die Leiber der Geſtorbenen ausgedehnt und behauptet, auch die Leichname der frommen Chriſten führen fort, die ſubſtanzielle Erbſünde zu ſein, und Geſetz, Sünde und Zorn Gottes bleibe in ihnen bis zum jüngſten Tag. „Da dieſe Lehre," ſagt Menzel ebendaſelbſt S. 82 f., „unter den Flacianern ſelbſt Widerſpruch fand, ſo erhob ſich im Schooße dieſer Partei, zum Aerger der Evangeliſchen und zum Gelächter der Jeſuiten, ein wüthender Streit über das Verhältniß der verweſenden und verweſten Leichname zur Rechtfertigung und Seligkeit, wobei man von der einen Seite die Scheltnamen: Leichnamspreiſer, Antinomer, Epikurer ꝛc., von der anderen die Titel: Knochenſchänder, Cadaveriſten, Poltergeiſter ꝛc. hörte. Ohne Zweifel haben dieſem unſinnigen Zanke die Bekehrungsverſuche der Jeſuiten einen Theil ihrer Erfolge verdankt [1]."

---

[1]) Daß die Lutheraner den von ihnen zuwege gebrachten Hinrichtungen ſogar auch die ausdrückliche Bedeutung eines Menſchenopfercultus gaben, iſt bei Arnold II. S. 400 zu leſen. Vom Kanzler Crell ſagte man, man wolle ihn „Gott aufopfern.“

27.

Arnold in ſeiner Kirchen- und Ketzergeſchichte II. B. XVI. handelt von dem Zuſtande der Prediger nach der Reformation und entwirft dabei ein ſchauderhaftes Gemälde von Verderbniß und Geſunkenheit in jeder Beziehung. Ich hebe bloß Einiges von dem aus, was am Rande mit den Worten: „Rachgier und Blutdürſtigkeit“ und „Schlägereien und Mordthaten“ angezeigt iſt. „Als Anno 1562 durch Pontanum und Stöffelium dreißig Prediger aus dem Gothaiſchen vertrieben wurden, fluchten und wünſchten Jene dieſen alles Uebel an, wie es die Schriften ausweiſen. Als Anno 1562 in Magdeburg ein redlicher Prediger, Bartholomäus Strehle, wegen großen Unrechts den Rath und einige Prediger daſelbſt öffentlich in den Bann that, wurde ein Paſtor, Otto Ohmes, ſo raſend, daß er öffentlich in der Kirche das Brodmeſſer herauszog, nach der Kanzel lief und den Strehle erſtechen und herabſtürzen wollte. Matthäus Welfel, Pfarrer in Siebeln zu Freyberg, hieb ſeinem eigenen Schwiegerſohn und Schulmeiſter mit einem Spitzhammer in den Kopf, daß er ſtracks todt blieb. Georg Wüſt, ein Feldprediger, erſtach 1597 einen armen, alten Bauersmann auf der Straße aus lauter Muthwillen, weil er ihm nicht aus dem Wege fahren wollte. So lautet auch die Erzählung ſeltſam, die man in einer Chronika findet: „„Anno 1594 iſt zu Einbeck der ehrwürdige und wohlgelahrte Herr Joſt Egel, Paſtor zu Wentze, mit einem Buben zu Unfall kommen, und hat derſelben mit einer Barte gehauen, daß er des Todes ſein mußte““ u. ſ. w. Arnold bemerkt zuletzt, daß es unmöglich ſei, alle ſolche von „evangeloſen Pfaffen“, wie er ſich ausdrückt, begangene Gräuel zu referiren. Die Verwilderung muß in der That ganz unbeſchreiblich geweſen ſein, und wie muß es überhaupt ausgeſehen haben, wenn bei den Geiſtlichen und Volkslehrern ſelbſt ſolche Sitten herrſchten und ſolche Thaten geſchahen!

---

[1] Vergl. Raupach's „erläutertes evangeliſches Oeſterreich" III. S. 47. 104.

Schlägt man in dem genannten Werke hinten im Regiſter den Artikel: „Lutheraner“ auf, ſo findet man unter dieſem Namen folgende charmante Angaben und Prädikate verzeichnet: „Sind im Grunde verdorben“ — „Ihr Verfall iſt allgemein und durchgängig“ — „Ihr ärgerliches Leben“ — „Ihr Hochmuth und babeliſche Verwirrung“ — „Der Meiſten äußerſte Bosheit“ — „Sind ärger als Papiſten“ — „Aerger als Heiden“ — „Sicherheit und Frechheit“ — „Epicuräismus“ — „Blindheit“ — „Neid“ — „Feindſchaft wider die Reformirten“ — „Menſchenſatzungen“ — „Verfolgung Anderer“ — „Aeußerſter Verderb“ — „Untreue gegen einander ſelbſt“ — „Grauſamkeit gegen einander“ u. dergl. mehr. Unter dem Titel: „Reformirte“ ſteht: „Feindſchaft wider die Lutheraner“ — „Verfall und Verderbniß“ — „Spaltungen unter einander“ — „Verfolgungen wider die Anderen“ — „Zankſucht“ — „Heuchelei“ — „Sicherheit, Nachläſſigkeit, Blindheit“ — „Gottloſigkeit der Meiſten“ u. ſ. w. Und dies Geſchichtswerk iſt kein katholiſches; es iſt das Produkt eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, der über den Katholicismus die beſchränkten Anſichten ſeiner Kirche theilt und durchaus nicht geneigt, ihn zu vertheidigen oder nur irgendwie zu ſchonen, iſt; den aber ſolche Erſcheinungen, wie die erwähnten, überall empören, wo er ſie finden mag, und der ſie überall mit gleichem Unwillen und Schmerze rügt.

28.

Die Reformation trat revolutionär wider Rom's geiſtliche Herrſchaft auf; darum wird ſie als eine aus dem Streben nach Freiheit überhaupt hervorgegangene durchaus liberale Erſcheinung betrachtet. In Wahrheit aber ward durch dieſelbe nur der Abſolutismus und Deſpotismus begünſtigt. Die Bauern meinten freilich, dem Sinn und Princip dieſes kühnen Unternehmens entſpreche auch ihre Befreiung von dem Joche, das ſie ſpeciell belaſte. Da kamen ſie aber bei dem ſcheinbaren Volksmann und Freiheitshelden *Luther* übel an. Er hielt es mit denen, welche die Gewalt in ihren Händen hatten, und wußte wohl warum; er foderte die Fürſten auf, gegen die rebelliſchen Bauern keine Geduld und Barmherzigkeit weiter zu üben, dieſelben vielmehr, *von denen jeder mit Leib und Seele verloren und ewig des Teufels ſei, wie tolle Hunde todtzuſchlagen* — „als ob,“ ſagt ein katholiſcher Schriftſteller, „ein irregeleiteter und offenbar durch *Luther* ſelbſt irregeführter Pöbel gar kein Mitleid verdiene[1].“ *Melanchthon* ſtellte wiederholt den Grundſatz auf: „*Es wäre von Nöthen, daß ein ſolch wild ungezogenes Volk, wie die Deut-*

---

[1] Alzog a. a. O. S. 724.

ſchen ſeien, noch weniger Freiheiten habe, als es hat." Die Rechtsanſprüche der Bauern beſeitigte er durch den Satz: „Was die Obrigkeit thue, daran thue ſie recht; wenn ſie Gemeindegüter und Waldungen einziehe, ſo habe ſich Niemand dagegen zu ſetzen; wenn ſie den Kirchen den Zehnten nehme und Anderen gebe, ſo müßten ſich die Deutſchen eben ſo gut darein finden, wie die Juden ſich von den Römern die Tempelgüter nehmen laſſen mußten" u. ſ. w. In Rückſicht auf ſolche Thatſachen ſagt Benſen in ſeiner Geſchichte des Bauernkrieges: „Während die alte, katholiſche Kirche die Unterdrückungen der einzelnen geiſtlichen oder weltlichen Fürſten, wenigſtens der Lehre nach, niemals gebilligt, ſondern die Rechte des Menſchen und des Volkes, ſelbſt den Kaiſern gegenüber, kräftig und meiſt ſiegreich vertheidigt hat, haben ſich die evangeliſchen Reformatoren den Vorwurf zugezogen, zuerſt unter den Germanen den Knechtsſinn und die Gewaltherrſchaft förmlich gepredigt und gelehrt zu haben."

29.

Während der Papſt die Eheſcheidung Heinrich VIII. nicht billigen wollte und darüber England verlor, waren die Reformatoren jedem noch ſo anſtößigen Gelüſten und Verlangen zu Dienſt. Der Landgraf Philipp von Heſſen wollte zu der Gemahlin, die er bereits hatte, noch eine zweite, und da er im Falle des Widerſpruchs mit einem Rücktritte vom Proteſtantismus drohte, ſo geſtattete man ihm die Bigamie, um, wie es in dem von Luther, Melanchthon, Bucer und fünf heſſiſchen Theologen ausgeſtellten Documente heißt, ſo für das Heil ſeines Leibes, als ſeiner Seele zu ſorgen und Gottes Ehre dadurch zu befördern — ein ſchamloſer Mißbrauch religiöſer Begriffe und Ausdrücke; denn es iſt kein Zweifel, daß man bloß aus Furcht und Politik ſo entſchieden und geſprochen hat. Dr. Joh. Scherr, ein moderner, dem Katholicismus feindlicher Schriftſteller, rühmt „die heilſame Wiederbelebung des deutſchen Familienkreiſes, welche die reformatoriſche Bewegung mit ſich gebracht;“ ſagt jedoch: „Das ganze 17. Jahrhundert ſtrotzt von abſchreckenden Beweiſen, daß dieſe Wiederbelebung den unſittlichen Tendenzen des alamodiſchen Weſens nicht Stand zu halten vermochte. Die proteſtantiſchen Kreiſe hatten in Betreff ſittlicher Lebensführung vor den katholiſchen bald Nichts mehr voraus, im Gegentheil! Eine große Mitſchuld an den Ausſchreitungen fürſtlicher Herren und Damen trugen die proteſtantiſchen Hoftheologen, deren ſervile Nachſicht mitunter bis zum Unglaublichen ging. Hatte doch ſchon 1534 der wackere Sebaſtian Frank Veranlaſſung gehabt, in der Vorrede zu ſeinem Weltbuch zu ſagen: „„Sonſt im Papſtthum iſt man viel freier geweſen, auch die Laſter der Fürſten und Herren zu rügen;

jeßt muß Alles gehofiret ſein oder es iſt aufrühriſch; Gott erbarms!‟‟ Zu dem Satze, daß das Lutherthum ſo recht eine Schule des theologiſchen Knechtſinnes geweſen, hat Biedermann [1]) recht erbauliche Belege geſammelt [2]).‟ Scherr geſteht alſo im Widerſpruche mit ſeinen Lobpreiſungen der Reformation, daß der Proteſtantismus der einreißenden Sittenloſigkeit ſchwächeren Widerſtand geleiſtet, als die katholiſche Kirche, und beſchuldigt ihn des Servilismus und des Knechtſinnes. — Gegen den engliſchen Tyrannen, der die Reformation in ſeine eigenen Hände nahm, benahm man ſich in ſeinem Lande über alle Maßen unterwürfig und ſchmeichleriſch. Alle Rechtslehrer ſtimmten in die vom Papſte nicht zugelaſſene Eheſcheidung. In Beziehung auf die vom König feſtgeſetzten Glaubens- und Cultusnormen erklärte das Parlament: „Die Einrichtungen deſſelben hätten nicht nur Geſetzeskraft, ſondern das Anſehen der Offenbarung ſelbſt und er könne vermöge ſeiner königlichen Gewalt alle Handlungen der Menſchen, ja ſelbſt ihre innerſten Gedanken und Empfindungen beherrſchen.‟ Ein Sprecher des Parlaments beantwortete eine Rede des Königs, die er nach der Hinrichtung der Anna Boleyn und der gleich am Tage darauf vollzogenen Vermählung mit Johanna Sey-

---

1) Deutſchland im 16. Jahrhundert II. Abth. I. S. 9.

2) Scherr, Geſchichte der deutſchen Frauen. Leipz. 1860. S. 340.

mour in Beziehung auf ſeine ehelichen Angelegenheiten hielt, mit einer Lobpreiſung der wundervollen Gaben deſſelben und verglich ihn in Hinſicht ſeiner Gerechtigkeit und Weisheit mit Salomon, in Betreff ſeiner Stärke mit Simſon, und, was ſeine Schönheit belange, mit Abſalon.

30.

Auch die Juden haben keine Urſache, die Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts und ihr nichts weniger, als humanes und freiſinniges Werk zu preiſen. Luther forderte auf, ihre Synagogen zu verbrennen, ſie der Erde gleich zu machen und keinen Stein davon übrig zu laſſen, auch ihre Häuſer zu zerſtören und ſie nur, etwa wie die Zigeuner, in Ställen wohnen zu laſſen, ihnen ferner auch ihre Gebetbücher und talmudiſtiſchen Schriften zu nehmen und ihren Rabbinern das Lehren bei Leib und Leben zu verbieten, ihnen Handel und Wandel zu wehren, alles Geleite zu entziehen, und alle Baarſchaft, Kleinodien u. ſ. w. zu nehmen. „Dergleichen Vorſchläge," ſetzt der alte wohldenkende Arnold[1]) hinzu, „ſind jeder Zeit nur zu oft an den Juden verübt worden; wie denn Churfürſt Johann Friedrich 1541 ſie alle aus dem Lande verbannt, und im Falle des Bleibens ihr Leib und Gut vogelfrei gemacht, was andere Regenten mehr gethan." Von Ulrich von Hutten ſagt ein Katholik: „Dieſer ſogenannte Vertheidiger der Freiheit und Humanität beſchrieb mit der raffinirteſten Grauſamkeit eines Henkers die Todesſtrafe, die er an dem getauften Juden Pfefferkorn vollzogen wiſſen wollte 1)."

---

[1]) Kirchen- und Ketzerhiſtorie II. S. 419.

31.

Die Reformatoren haben ſich um die Humanität und Aufklärung auch das Verdienſt erworben, daß durch ihren finſteren Aberglauben, der überall Nichts als Teufelsſpuck und Teufelswerk ſah, der Hexenprozeß zu ſeiner äußerſten Schrecklichkeit angefeuert wurde. Derſelbe ſtieg erſt nach der Reformation auf ſeine fürchterlichſte Höhe und wurde von den Proteſtanten am mordgierigſten und hartnäckigſten betrieben. „Im Proteſtantismus," ſagt der proteſtantiſche Kirchenrath Horſt 2), „faßte man den Zauberglauben und Hexenproceß noch ſchärfer auf, als in der katholiſchen Kirche. Selbſt in dem erſchrecklichen hieſigen (Lindheimer) Hexenprozeß war der Domherr von Roſenbach zuletzt die Zuflucht der armen Hexen, indeß von Oynhauſen das „„verfluchte Hexengeſchmeiß"" ohne Gnade und Barmherzigkeit ausgerottet wiſſen wollte." Der antikatholiſche Dr. Joh. Scherr) bemerkt: „Die Reformation milderte den Glauben an Hexerei und Hexen nicht, löſchte auch keineswegs die Hexenbrände, im Gegentheil" u. ſ. w. Der katholiſche Alzog 4) ſagt: „Bei ſo energiſchem Feſthalten

---

1) Alzog a. a. O. S. 713.
2) Dämonomagie II. S. 128.
3) Geſchichte der deutſchen Frauen. Leipzig 1860. S. 370.
4) Kirchengeſchichte S. 928.

an der lutheriſchen Orthodoxie darf es kaum befremden, wenn auch Luther's Teufelskämpfe und Glaube an Hexereien in den Köpfen der Theologen unverkümmert fortlebten. Während katholiſche Prieſter, beſonders Friedrich Spee, gegen die Unvernunft und Unmenſchlichkeit der Hexenprozeſſe ſich mit Erfolg erhoben, behauptete der 1666 mit Tod abgegangene Benedict Carpzov in Leipzig, den man den Geſetzgeber Sachſens nannte, daß nicht allein Zauberei, ſondern auch die Läugnung der Wirklichkeit teufliſcher Bündniſſe ſchwer beſtraft werden müßten, und J. H. Pott, ein berühmter Univerſitätslehrer zu Jena, ließ daſelbſt 1689 eine darauf bezügliche Schrift de nefando Lamiarum cum diabolo coitu drucken. Um einen Blick auf England zu thun, ſo will ich nur das Eine bemerken, daß zur Zeit Eliſabeth's der große Hexenprozeß zu Marbois vorfiel, zu deſſen Andenken noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — wenn ſich die Sache nicht noch weiter hinaus erſtreckt — zu Huntington eine jährliche Hexenprozeßpredigt gehalten werden mußte [1]).

32.

Es gibt kein erſchreckenderes Geſpenſt für die Vorſtellung eines gewöhnlichen Proteſtanten, als der Name „Jeſuit.“ Es heißt ſo bekanntlich eine Gattung von ſchwarzen, dämoniſchen Ungeheuern, die der unterſte Grund der Hölle ausgeſpieen, und bei deren Erwähnung man ſich ſchlechterdings nichts Unſchuldiges, Ehrliches, Gutes und Menſchliches denken kann. Gleichwohl iſt zu ſagen, daß zwei Jeſuiten, Adam Tanner und Friedrich Spee den Ruhm haben, in dem finſtern, mordſüchtigen Zeitalter, wo der Hexenprozeß auf ſeiner Höhe ſtand, heller gedacht und Menſchlichkeit empfohlen zu haben. Der edle Charakter und das große Verdienſt des Letzteren iſt anerkannt und über jeden Widerſpruch erhaben. Man wird ſich davon, wenn keine andere Quelle zur Hand, ſelbſt durch das Nachſchlagen dieſes ehrwürdigen Namens in einem Converſations-Lexikon überzeugen können. Der proteſtantiſche Kirchenrath Horſt[1] ſagt: „Edle Menſchlichkeit und eine ſeltene muthvolle Weisheit zeigte unter ſolchen Umſtänden der Jeſuit Spee, als er, unter Allen der Erſte, die deutſchen Regenten, Obrigkeiten, Richter und Beichtväter aus dem Schlafe zu wecken und ſie aus ſeiner eigenen Erfahrung über die Unvernunft und Grauſamkeit jener peinlichen Gerichte zu belehren ſuchte. Man darf ſeine 1631 erſchienene cautio criminalis nur durchblättern, um ihn hochachten und lieben zu lernen. Der wackere Menſchenfreund ſtarb einige Jahre nach der Herausgabe ſeines Buches, mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, und wir würden kaum ſeinen Namen wiſſen, hätte uns nicht der treffliche Churfürſt Johann Philipp von Mainz Spee's Andenken erhalten. Dieſem hatte er ſich als Verfaſſer genannt, und geſagt, das graue Haar, das er ſchon im blühenden Alter trug, verdanke er den Hexen, die er zum Scheiterhaufen begleitet habe und dem tiefen, ſein Leben verzehrenden Kummer über die Bekenntniſſe, die ihm von ihnen gemacht worden ſeien.“ Das Brockhauſiſche Converſationslexikon, das ebenfalls keine katholiſche Tendenz hat, rühmt von ihm: er habe ſich durch ſein erwähntes Werk um die ganze Menſchheit verdient gemacht. „Mit der ganzen Gewalt der Religion und der Wahrheit erhob er ſich gegen den Glauben an Hexen und Hexenwerk, der durch ihn gebrochen wurde im katholiſchen Deutſchland, wie er ſpäter geſtürzt wurde durch Thomaſius in den übrigen Gauen Deutſchlands.“ Er ſtarb 1635 zu Trier in Folge der Anſtrengungen, die ſeine Kraft aufrieben, als er ſich während der Belagerung dieſer Stadt durch die Kaiſerlichen der Pflege der Kranken und Verwundeten unterzogen hatte. Er iſt auch ſehr rühmlich als Dichter bekannt. Sein Buch: „Trutz-Nachtigall“ iſt eine Sammlung geiſtlicher Gedichte, „aus welchen eine tiefe, fromme Empfindung in einer Sprache ſpricht, wie ſie damals in Deutſchland nicht zu finden war. Er wendete, unabhängig von Opitz, richtigere metriſche Geſetze an, als alle ſeine Vorgänger; ſonſt aber bildet er gegen die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen dadurch einen Gegenſatz, daß er, fern von aller Gelehrſamkeit, nur ſein unmittelbares Gefühl dichteriſch, oft im ächten Volkston, ausſpricht.“ Zieht den Hut ab vor dieſem Jeſuiten! Er verdiente, wenn nicht mehr, doch wohl nicht weniger, als Schiller, von ganz Deutſchland, ja von der ganzen Welt gefeiert zu werden. Er wird einer ſolchen Ehre nicht theilhaft werden; denn, wie edel, wie ehrwürdig, wie liebenswürdig, wie begabt, wie verdienſtvoll er auch ſein mochte — er war Katholik, er war Jeſuit, und man kann ſeinen Namen nicht zum Zwecke proteſtantiſcher, deutſchkatholiſcher und demokratiſcher Demonſtrationen ausbeuten.

---

[1]) Horſt, Dämonomagie II. S. 454.

---

[1] Dämonomagie I. S. 203.

33.

Was iſt menſchliche Meinung, was iſt Ehre und Schande, was zuweilen ſelbſt die ſcheinbar ausgemachteſte, von Niemand bezweifelte hiſtoriſche Thatſache! Bei dem Namen des angeblichen Wütherichs und Mordbrenners Tilly geht uns ein Schauer durch's Gebein. Ich erinnere mich, wie ich einmal vor vielen Jahren zu München ſein Standbild ſah und voll Abſcheu und Indignation einige Verſe ſchrieb, die, glaube ich, folgendermaßen begannen:

„Zu München hab' ich den Tilly geſchaut,
Geſchüttelt hat's mich, es hat mir gegraut“ ꝛc.

Und gerade dieſer Tilly war ein Muſter und Wunder von Gerechtigkeit, Ordnungsliebe, Toleranz, Enthaltſamkeit, Reinheit der Sitten und des Charakters in jener wilden, fürchterlichen Zeit, ſo wie es nun, urkundlichen Quellen und Zeugniſſen gemäß, eingeſehen und zugeſtanden zu werden begonnen hat.

Ein norddeutſcher Hiſtoriker, Otto Klopp, hat in Weſtermann's deutſchen Monatsheften, September 1859, eine urkundlich begründete Charakteriſtik des verrufenen Feldherrn gegeben, wo uns ein ganz anderes Bild, als das von ſonſtiger proteſtantiſcher Geſchichtſchreibung entworfene und eingeprägte entgegentritt. Schon in ſeiner „Geſchichte Oſtfrieslands," Hannover 1856, hat Klopp mit den Akten in der Hand das Urtheil gefällt: „daß Tilly in dem lutheriſchen Oldenburg ſo friedlich verfuhr, als in Oeſterreich und Bayern, und auf Zucht und Ordnung hielt, ſo weit es nach der Weiſe jener Zeit möglich war." Seine Nachforſchungen in anderen Gegenden führten ihn zu denſelben Ergebniſſen. Weder Tilly noch ſeine Officiere ſchrieben die Contributionen unmittelbar aus; man wandte ſich an die geſetzlichen Landesbehörden. „Von allen Heerführern des grauenvollen Krieges," ſagt Klopp, „hat er allein den Grundſatz befolgt, mit den Unterthanen der beſetzten Länder nur durch die legalen Obrigkeiten zu verhandeln. Und darum iſt es ihm allein möglich geweſen, eine ſolche Mannszucht zu halten, wie diejenige, welche man in Oldenburg und Oſtfriesland an ihm rühmte." Seine Briefe an den Rath der Stadt Emden ſind „ernſt, wohlmeinend, ganz ohne confeſſionelles Gepräge, aber national deutſch geſinnt, voll dringender Mahnung an die Rückkehr zur Treue gegen Kaiſer und Reich; von Uebermuth, Gewalt, irgend welcher Bedrohung mit Grauſamkeiten keine Spur." Seine ſchützende Vorſorge erſtreckte ſich nicht nur über Land und Habe; er erſcheint noch edler und bewundernswürdiger in Folge der rückſichtsvollen Schonung, die er dem *religiöſen Bekenntniſſe* ſo in Feindes-, wie in Freundesland widerfahren ließ. Nirgends kann ihm ein Akt der Verfolgung und Vertreibung proteſtantiſcher Prediger, eine Behinderung in der Verwaltung ihres Amtes und Gottesdienſtes nachgewieſen werden, wohl aber das Gegentheil, der nachdrückliche Schutz, den er ſolchen Geiſtlichen „wider allen Betrug und Bedrang," wie er ſelbſt ſich ausdrückt, angedeihen ließ. In der Proklamation, welche er im Jahre 1626 bei ſeinem Einrücken in das Gebiet des Herzogs *Chriſtian von Lüneburg-Celle* erließ, verſichert der Feldherr der Liga: „es ſolle Alles ſo angeſtellt werden, daß es S. F. Gnaden und den Unterthanen erträglich, daß ſie bei ihren Häuſern und Gütern verbleiben u. ſ. w., daß die *Kirchen, Paſtoren, Schuldiener, Küſter und andere geiſtliche Perſonen*, wie denn auch die Vögte, mit keinem Kriegsvolk belegt und zuſammt den Mühlen unbenommen bleiben, *zuvörderſt aber der Gottesdienſt und was mit Beſuchung der Kranken, Taufen der Kinder und ſonſt anhängig, unbehindert verrichtet werde.*" Die Beobachtung dieſes Befehls wird bei Vermeidung der Leibes- und Lebensſtrafe eingeſchärft: „Alles getreulich und ohne Gefährde." *Klopp* macht auf die gefliſſentliche, faſt ängſtliche Aufzählung aller geiſtlichen Perſonen aufmerkſam; er ſagt: „In dieſer Achtung vor jedem religiöſen Bekenntniſſe, ſo weit auch daſſelbe von dem ſeinigen ablag, iſt dieſer Mann eine merkwürdige Erſcheinung in ſeiner Zeit.“ Commiſſäre, die Herzog Chriſtian von Celle an Tilly ſandte, meldeten, wie gaſtlich ſie aufgenommen und bewirthet wurden, während er ſelbſt getreu die Faſten hielt, und wie er ſie beim Abſchied bis zum Wagen begleitete. Es wurde ſeine Uneigennützigkeit, Unbeſtechlichkeit, Einfachheit, Zucht gegen die Frauen, Liebe zu den Kindern und Freundlichkeit gegen Jedermann gerühmt; man findet ſprechende Beweiſe von Vertrauen, das man in ſein Wort und ſeine Disciplin geſetzt; er war damals beſſer gekannt und angeſchrieben, als jetzt, wo ihn gegneriſche Schilderungen um ſeinen guten Ruf gebracht. Aber Magdeburg? — Die neueſte Geſchichtforſchung hört auf, ihn einer Zerſtörung anzuklagen, die durchaus nicht in ſeinem Intereſſe lag und die er ſelbſt in einem Briefe ungemein beklagt. Klopp bemerkt, daß die Brandlegung nur von einem Solchen ausgehen konnte, der mehr Vortheil, als Schaden davon hatte, wenn die Stadt in Aſche lag. Er ſchließt ſeine Abhandlung mit dem Satze: „So wie eine genauere Beſichtigung erweiſt, daß ein vielgeſchmähter Mann dort rechtſchaffen, mild und duldſam war, wo die irre geleitete Nachwelt ihn für habgierig, grauſam und fanatiſch hält; ſo mag die geſchichtliche Forſchung vielleicht auch erweiſen können, daß andere Perſonen, welche eine auch in dieſer Beziehung irre geleitete Nachwelt für groß, gut und edel hält, in Wahrheit nicht dieſe Eigenſchaften beſaßen, ſondern andere[1])."

34.

Man ſollte denken, daß ſich proteſtantiſcherſeits zum Mindeſten das rein Bibliſche und Evangeliſche, das unzweifelhaft Chriſtliche, von Chriſtus ſelbſt unmittelbar Angeregte und Begründete, das einleuchtend Gute und Löbliche überhaupt, ſo wie das allgemein Nützliche und Nöthige, das ſich bei den Katholiken fand und von ihnen ausging, einer billigen Anerkennung und vernünftigen Benutzung zu erfreuen gehabt hätte. Weit gefehlt! Die Geſchichte meldet uns das verwunderſamſte und verächtlichſte Gegentheil. Das Schönſte, Beſte, Edelſte, Nützrendſte, dem Chriſtenthum und Evangelium Eigenſte und Rühmlichſte, ſo wie das in Wiſſenſchaft und Leben Zweckmäßigſte und Erforderlichſte ward verworfen und angefeindet, wenn es katholiſch war oder von Katholiken kam; aus demſelben Grunde merzte man ſelbſt ächt bibliſche Namen und Titel aus. So wurde in Schweden die vom Könige am grünen Donnerſtage vorgenommene evangeliſche Fußwaſchung der Armen von der lutheriſchen Geiſtlichkeit als ein abgöttiſcher und papiſtiſcher Gebrauch verpönt; die Armen, an denen der Ritus vollzogen war, wurden — es iſt kaum zu glauben! — mit dem Banne belegt und weiterer Almoſen für unfähig erklärt [1]. — Die Proteſtanten weigerten ſich auch, den verbeſſerten Kalender Gregor's XIII. anzunehmen. Da der Papſt der Antichriſt ſei und ſich mit dieſem Kalender in ihre Kirchen einſchleichen wolle, ſo ſei die Verwerfung deſſelben eine Gewiſſenspflicht. So die Theologen, dem gemäß auch der Churfürſt August von Sachſen die Annahme verweigerte. „Man wollte lieber,“ ſagt Wolfgang Menzel, „eine irrige Zeitrechnung haben, als etwas vom Papſte annehmen.“ Dieſe Conſequenz dauerte in Deutſchland bis 1777, in England bis 1752, in Schweden bis 1753. Die fehlerhafte Berechnung des alten julianiſchen Kalenders betrug 1582 volle zehn Tage; die Frühlingsnachtgleiche fiel auf den 11. März. — Wiewohl der Name Biſchof bibliſch iſt, ſo war er den Bibeltheologen doch anſtößig, weil er bei den Katholiken gebräuchlich; ſie verwandelten ihn in den geſchmackloſen und monſtroſen Titel „Superattendent, Superintendent, Generalſuperintendent.“

---

[1] Vergl. über dieſe Gegenſtände: Alzog, Kirchengeſchichte, Mainz 1855. S. 872. Mailath, Geſchichte des öſterreich. Kaiſerſtaates Bd. III. S. 241 ff. K. A. Menzel, neuere Geſchichte der Deutſchen. Bd. VII. S. 303 ff. 337 ff. Helfing, Magdeburg nicht durch Tilly zerſtört und Guſtav Adolph in Deutſchland. Berlin 1846. Hiſtor. polit. Blätter Bd. III. S. 43 ff. Bd. XI. S. 257—268. Bd. XIV. S. 296—308. 703 ff. Bd. LXIV. Heft X. S. 849. f. 359. Selbſt das parteiiſche Converſationslerikon, das ſich das liguiſtiſche Ungeheuer durchaus nicht nehmen laſſen will, gibt, nach einer grauenhaften Schilderung deſſelben, folgende Züge an: „Ueberaus nüchtern und enthaltſam, haßte er Aufwand und äußere Ehrenbezeigungen, nahm nie vom Kaiſer baares Geld und hinterließ daher bei ſeinem Tode nur wenig Vermögen; ja er wies ſogar die Belohnung mit dem Fürſtenthume Kalenberg uneigennützig zurück."

---

[1] Alzog a. a. O. S. 776.

35.

Chr. G. v. Murr, ein Nürnberger Adeliger und Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, ſchätzte die Jeſuiten, erkannte unparteiiſch ihre Verdienſte an und gab unter Anderem auch wiſſenſchaftlich werthvolle Werke derſelben heraus. Das gereichte den Proteſtanten und Aufklärern in Deutſchland zu großem Anſtoß und Aergerniß — wie kann ein Jeſuit Verdienſte haben, wie kann man etwas allgemein Intereſſantes und Erſprießliches von ihm erfahren und lernen wollen, wie ſich z. B. in die unbekannten Sprachen wilder Indianer von ihm einweihen laſſen! Lieber muß dergleichen in ewige Nacht und Vergeſſenheit begraben ſein. Es läutete namentlich der bekannte **Nicolai**, ein großer Feind und Verfolger dieſes Ordens, Sturm gegen **Murr**. Dieſer äußert ſich darüber in ſeiner Vorrede zu den „Reiſen einiger Miſſionarien der Geſellſchaft Jeſu in Amerika,“ Nürnberg 1785, und ſagt hiebei: „Herr **Nicolai** mag immerhin in ſeiner allgemeinen deutſchen Bibliothek, in Recenſionen, Briefen und Pasquillen meine Billigkeitsliebe läſtern; er mag mich einen eigenſinnigen, eigennützigen, ja ſelbſt beſtochenen Vertheidiger der Jeſuiten nennen; ich kann dazu lachen. Der Unſchuldige hat keine Urſache, ſich zu rechtfertigen, ſo lange der Verläumder Nichts beweiſen kann. Meine Reigung zur Vertheidigung gelehrter Jeſuiten gründet ſich auf die Kenntniß der meiſten Schriften, die für und wider den Orden geſchrieben wurden, auf die Sammlungen, die ich davon auf meinen Reiſen machte, und auf Thatſachen. Ich laſſe alles Andere an ſeinen Ort geſtellt ſein; mache mir es aber zu einem angenehmen Zeitvertreibe, nützliche Kenntniſſe ruhmvoller Jeſuiten zum Drucke zu befördern.“

Hier war nun wirklich einmal ausnahmsweiſe ein Proteſtant bemüht, Gerechtigkeit zu üben und ſich tolerant gegen Andersgläubige zu benehmen. Er ließ dabei noch überdies alles Dogmatiſche bei Seite und wollte nur verdienſtvolle Arbeiten und wiſſenſchaftliche Aufzeichnungen wohlunterrichteter, durch beſondere Kenntniſſe ausgezeichneter Katholiken zum Gemeingute der gebildeten Welt machen. Selbſt das ſchon war eine Sünde, ein Verrath an der guten Sache des Proteſtantismus und der ſogenannten Aufklärung, die man damit identificirte, ein Verbrechen, das der treffliche Mann ſelbſt durch Gefährdung ſeines guten Namens zu büßen hatte, um deſſen willen er von Denen angeklagt und verdächtiget wurde, die ſich zu Vertretern und Verfechtern des angeblichen proteſtantiſchen Toleranz- und Humanitätsprincips aufgeworfen hatten.

36.

Zuletzt noch einen Blick auf die neueſten Zeiten und meine eigenen Erfahrungen! Wie frei man in Wort und Schrift der proteſtantiſchen Theologie gegenüber iſt, hat mich die Confiscation meiner gegen ſie gerichteten Schriften gelehrt. In den gegen mich erſchienenen Schriften, die natürlich nicht unterdrückt wurden, kamen ganz allerliebſte Sachen vor. So verkündete der Pfarrer Wild in ſeiner Schrift von den göttlichen Strafgerichten S. 39.: „Von falſcher Barmherzigkeit werden wir befreit werden," und S. 157. las man die Klage, daß die Weichlichkeit der Zeit Gott in ein Buttermännchen umgewandelt habe, das lauter Liebe ſei. Der bibelgelehrte Theolog dachte nicht daran, daß ſchon der Apoſtel Johannes ein ſolcher Weichling geweſen, der Gott als identiſch mit Liebe geſetzt, und daß der Apoſtel Paulus die Tugend der Liebe über alle andern erhöht. Mit welch unmenſchlicher und unverſöhnlicher Härte man ſich gegen Diejenigen beträgt, die aus der proteſtantiſchen Kirche austreten und zum Katholicismus übergehen, habe ich in meiner Converſionsſchrift S. 63 f. berührt, und welch ein Geiſt der Unduldſamkeit in den Durlacher Verhandlungen, wo die Toleranz als Grundzug des Proteſtantismus prangt, zum Ausſpruche gekommen, iſt oben in gegenwärtiger Schrift gezeigt. Eine merkwürdige Thatſache entnehme ich dem Sonntagsblatt von Uhlich vom 20. Februar 1859. S. 32. In einem Dorfe bei Zwolle in Holland hat der proteſtantiſche Pöbel ein Haus, worin ſich eine Hebamme mit einem zur katholiſchen Taufe beſtimmten Kinde befand, mit Steinwürfen bombardirt, wobei das Kind von einem Steine getroffen und getödtet wurde. Welch ein Geſchrei würde man proteſtantiſcherſeits erheben, wenn im umgekehrten Falle das katholiſche Volk ein Haus mit Steinen angegriffen und ein zur proteſtantiſchen Taufe beſtimmtes Kind zu Tode geworfen hätte? Welche Folgerungen würde man aus einer ſolchen Thatſache ziehen, dergleichen meines Wiſſens noch niemals vorgekommen iſt? Man würde ſie ganz ſicher als einen augenſcheinlichen Beweis betrachten und geltend machen, in welchem Grade der Katholicismus das Volk fanatiſire und zu gewaltthätiger Unduldſamkeit aufreize. Mit demſelben Rechte könnte man auf den Grund ſolcher Erſcheinungen hin auch katholiſcherſeits den Proteſtantismus anklagen. Aus London melden Zeitungsblätter Folgendes: In einem der City-Kirchſpiele führte man einige kirchliche Ceremonien ein, die gegen die puritaniſche Einfachheit des anglicaniſchen Cultus verſtießen. Namentlich gab ein Altar mit Leuchterſchmuck Anſtoß und Aergerniß. Deßhalb wurde der Paſtor als Puſeyit angefeindet, und mußte ſich jeden Sonntag irgend einen Hohn und Schimpf gefallen laſſen. Am 29. Januar kam es ſogar zu Gewaltthätigkeiten. Gegen 3000 Menſchen, darunter 1000 junge Burſche der niedrigſten Sorte, hatten alle Plätze beſetzt. Der Prediger konnte ſchwer zum Worte kommen, höhniſche Zurufe unterbrachen den Gottesdienſt, und kaum war dieſer beendigt, ſo wurde der erwähnte Altar nebſt Leuchterſchmuck mit Gebetbüchern und Betſtuhlſchemeln bombardirt und zu Schanden gearbeitet. Der Tumult war abſcheulich;

man beſorgte, daß der Pöbel die Kirche in Brand ſtecken werde. Da ſchritt man polizeilich ein und die Tumultuanten verließen das Schlachtfeld, doch wohl nur, wie hinzugeſetzt wird, um an einem der nächſten Sonntage den Skandal von Neuem zu beginnen 1). Man ſieht auch hier, daß jener altproteſtantiſche Fanatismus noch nicht überwunden und ausgeſtorben iſt und nur auf Gelegenheiten harrt, um wieder ſo gewaltthätig und gräuelhaft hervorzubrechen, als in früheren Zeiten der Brauch geweſen. Von beſonderem Intereſſe iſt, zu bemerken, wie die realitäts- und kunſtfeindliche Subjektivität und Unſinnlichkeit, auf welche man im Proteſtantismus den äſthetiſch entfalteten Cultus der alten Kirche zurückgeführt, vom Volke feſtgehalten und vertheidigt wird. Dieſe Abſtraktion iſt das für die Unbildung Faßlichſte, während ſie zugleich eben ſo abſtrakt und geiſtlos dem anderen Extreme, einer rohen, zügelloſen, der Schönheit, des Maßes und der Innerlichkeit und Tiefe des Gemüthes beraubten Sinnlichkeit huldiget. Der Standpunkt der Bildung, dem dieſer Pöbel fremd, iſt der der concreten Einheit dieſer Gegenſätze, des Geiſtigen und Sinnlichen, des Inneren und Aeußeren; auf dieſem ſteht der katholiſche Cultus, und das iſt der Grund, weßhalb er der Rohheit ſo mißfällig iſt und ſo anſtößig erſcheint.

---

1) Frankf. Journal vom 1. Februar 1860.

37.

Ich habe mich dieſer Darſtellung nicht als einſeitiger Parteimenſch, nur um den einen Theil im reinſten Glanze leuchten zu laſſen, den andern aber in den ſchwärzeſten Schatten zu ſtellen, unterzogen. Ich weiß, was von beiden Seiten vorgebracht und geltend gemacht werden kann, und bin mir wohl bewußt, daß ſich überall, wo Menſchen handeln, Menſchliches offenbart, daß die Leidenſchaften überall ihre beklagenswerthe Rolle ſpielen, und daß die Fehler einer Partei keineswegs beſeitigt ſind, wenn man aufzeigt, wie die entgegenſtehende ſich der nehmlichen, ja noch größerer ſchuldig gemacht. Nicht zu dulden aber iſt es, wenn eine ſolche hochmüthig und unredlich nur die andere beſchuldigt und herunterſetzt, von eigenen Mängeln und Sünden nicht das Geringſte wiſſen will und eine ſowohl principielle, als thatſächliche Reinheit von Makeln, die doch von Anfang an bis auf die Gegenwart herab ſo grell bei ihr hervortreten und ſich ſo untrennbar mit ihr verbunden zeigen, für ſich in Anſpruch nimmt. Eine ſolche Keckheit und Arroganz muß beſchämt und gezüchtigt werden — und das iſt es, was wir hier ungern, doch der Pflicht und dem Berufe gemäß, den wir zu haben glauben, und durch die erwähnten Thatſachen gewiß in vollem Maße berechtigt, zu thun unternommen.

Zuſatz,

das Sendſchreiben der Herren Häuſſer, Schenkel und Zittel an Herrn Hofrath Dr. Zell betreffend.

Horch, ſie tönet Stoß auf Stoß,
Die Poſaune Jericho's.
Die Herrn Häuſſer, Schenkel, Mittel
Schlagen ſich ſo ſtark in's Mittel. —
Dieſe Drei, ſind Roms Ruin.
Ja, ſie fällt, ſie ſtürzt dahin,
Dieſe fremde Tyrannei;
Und von Neuem frank und frei
Mit dem Schergen, mit dem Büttel,
Herrſcht die deutſche Polizei.

1.

Die drei genannten Herren haben ihrem katholiſchen Gegner, Herrn geh. Hofrath Zell auf deſſen „Beleuchtung“ der Durlacher Verhandlungen in einem „Sendſchreiben“ geantwortet, das den Titel führt: „Das Badiſche Concordat und die Conferenz in Durlach.“ Heidelberg 1860. Ich erhielt dieſe Broſchüre, die man in proteſtantiſchen Blättern als einen glänzenden Sieg über den zu Boden geſchlagenen Feind auspoſaunte, erſt, nachdem Vorſtehendes vollſtändig aufgeſetzt und abgeſchloſſen war. Ich habe keinen Grund darin gefunden, an Dem, was ich geſchrieben, auch nur ein Wort zu ändern; ich ſah mich bloß veranlaßt, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen, wie ſie hier anhangsweiſe folgen mögen.

2.

Es iſt in dem genannten Sendſchreiben Manches erörtert, was ich, den mir vorgeſetzten Zwecken gemäß, unberührt laſſen kann und muß; namentlich habe ich keinen Beruf, und würde ſich auch gar nicht ſchicken, Herrn Dr. Zell zu vertreten, der für ſich ſelbſt einzuſtehen hat. Ich habe noch überdies folgendes Bekenntniß abzulegen. Wenn Herr Prof. Häuſſer behauptet, der moderne Staat, deſſen Natur und Beſtimmung iſt, Alles in Allem zu ſein, Alles durch ſeine Mittel auszurichten und keine von ihm nicht völlig aufgehobene oder abſorbirte Autorität und Macht gelten und gewähren zu laſſen, ſei eine Frucht der Reformation, ein weſentlich proteſtantiſches Gewächs, das bei voller Geltung katholiſcher Principien nicht denkbar iſt und nie hätte aufkommen können, ſo hat er meines Erachtens vollkommen Recht, und ich habe kein Intereſſe, ihm hierin zu widerſprechen. Dieſer die Kirche auffreſſende Staatsabſolutismus iſt der Abgott Herrn Prof. Häuſſer's, für den er ſchwärmt bis zum Delirium; der meine kann es nicht ſein, da meine Anſchauung durchaus katholiſch iſt. Ich kann es dem genannten Herrn wohl geſtatten, der Reformation das Verdienſt zuzuſchreiben, dieſe ihm ſo ſehr am Herzen liegende Geſellſchaftsform begründet zu haben und deßhalb um ſo ſtolzer auf ſeinen confeſſionellen Standpunkt zu ſein. Mir erſcheint dieſe That als eine Schuld, als ein Verrath am Heiligen und Göttlichen, als eine unheilvolle Aufopferung und Hingabe deſſelben an eine für ſich weiheloſe und darum auch haltloſe weltliche Aeußerlichkeit und Zufälligkeit. Ein recht vollkommenes Bild dieſes die biſchöfliche und päpſtliche Autorität und Macht an ſich reißenden Staatsabſolutismus ſtellt uns England unter Heinrich VIII. dar; und wenn dergleichen auch in katholiſchen Ländern und bei katholiſchen Herrſchern zum Vorſchein kam, ſo lag das in der mit und durch die Reformation überhaupt eingetretenen, das Weltliche auf Koſten des Geiſtlichen ſtärkenden und erhebenden Wendung der Dinge, in welche auch die katholiſchen Kreiſe hineingeriſſen wurden. „Die Thatſache," ſagt Herr Prof. Häuſſer S. 11. des Sendſchreibens, „läßt ſich, glaube ich, nicht ableugnen, daß der Reformation das Verdienſt oder die Schuld zuzurechnen iſt, die Staatsgewalt zuerſt von der Kirche emancipirt und dem Staate ſelbſt eine höhere Stellung und Sendung zugewieſen zu haben, als die mittelalterige Kirche ihm jemals eingeräumt hat. Und dieſe Wirkung war ſo durchgreifend, daß auch Staaten katholiſchen Bekenntniſſes davon berührt wurden und zwar lange bevor Ludwig XIV., die Revolution und Bonaparte — nach Ihrer Theorie die Gründer des heutigen Staatsweſens — in der Welt waren." Bei den Fürſten war dieſe ihrem particulären und individuellen Intereſſe ſo ungemein günſtige Wendung der Dinge ſogar der Reiz, den Reformation und Proteſtantismus für ſie hatte, und der Beweggrund, ihr beizutreten oder ſie ſelbſt zu veranſtalten. Man zog die Kirchengüter ein, man übte die biſchöfliche und päpſtliche Macht und Gewalt aus; man gab dem Lande beliebig dieſe oder jene Religion; wer ſich irgendwie unfügſam zeigte, ward abgeſetzt, vertrieben, geköpft, verbrannt; wollte man von einer Frau geſchieden ſein, weil man in ein ſchönes Hoffräulein verliebt war, wollte man eine Gemahlin, um ihrer los zu ſein, auf's Schaffot bringen, oder wollte man mehr als eine Frau auf einmal haben, ſo mußten die Rechtsgelehrten und Theologen dieſe Gelüſten und Forderungen gut heißen und für recht erklären — o es war eine prächtige Zeit für fürſtliche Zwingherrn, Neronen, Blaubärte und Wollüſtlinge! Jetzt freilich ſind die Staatsregenten weiſer und klüger geworden; ſie ſehen ein, daß dieſer Abſolutismus den Staat und ſie ſelbſt mit an den Rand des Unterganges führt, daß er die ganze Societät und Civiliſation gefährdet, daß Europa auf dieſem Wege einer allgemeinen politiſchen und ſocialen Auflöſung entgegengeht — darum lenken ſie wieder auf einen anderen ein. Nein, verehrteſter Herr Profeſſor Häuſſer, der Staat kann nicht Alles durch ſeine Mittel bewirken; die politiſchen, policeilichen, juriſtiſchen, techniſchen, gewerblichen, merkantiliſchen Aeußerlichkeiten thun's nicht allein; auch nicht eine oberflächliche Schulbildung und eine alles tieferen Gehaltes entbehrende, ſich im roheſten Materialismus verlierende Wiſſenſchaft; eine vom Staate abſorbirte, um ihre Freiheit und Selbſtſtändigkeit, ihre eigenthümliche Weihe und Würde gebrachte Kirche erweiſt ſich ebenfalls höchſt ungenügend. Krankt und wankt der Staat, droht er an ſeinen eigenen Widerſprüchen zu Grunde zu gehen, ſo kann ſie ihn nicht aufrecht halten; ſie ſelbſt vielmehr muß durch ihn geſtützt werden, um nicht ſofort einen offenbaren Bankerott zu machen; ſie iſt ohne ihn Nichts und lebt einzig und allein von ſeiner Gnade, erhält ſich nur nothdürftig als deſſen einverleibtes Glied und Organ, und iſt insbeſondere gerade jetzt, dem eigenen Geſtändniß der Durlacher Redner nach, im Begriff, auch den letzten Boden im Volke zu verlieren. Daher kann ihr der „moderne Staat," den ſie durch ihre Selbſtaufgebung geſchaffen hat, auch keine Achtung erweiſen, kein Vertrauen ſchenken; er ſucht ſich wieder zu entmoderniſiren, d. h. er gibt lieber die zu ſeinem eigenen Verderben ausſchlagende allzu große Machtvollkommenheit wieder auf und ſucht ſich auf Etwas zu ſtützen, was auch wirklich Etwas iſt. Das iſt der Grund ſeiner ſo hart angeklagten „Concordatspolitik," die ihr ihm nicht verleiden werdet, indem ihr ihm an's Herz legt, ſich Nichts zu vergeben und eine Selbſtſtändigkeit zu wahren, die ihn ſo handgreiflich nur ſeinem Untergange entgegenführt.

3.

Herr Zell hatte geſagt: „Die Rechte der proteſtantiſchen Confeſſion werden von dem Inhalte der Convention gar nicht berührt." Darauf entgegnet Herr Kirchenrath Dr. Schenkel: „Es ſoll uns Proteſtanten gar nicht berühren, wenn die Staatsgewalt die katholiſche Kirche als eine ihr ebenbürtige, außerſtaatliche Macht betrachtet, wenn ſie mit ihr, wie mit einer ſouverainen Größe, verhandelt und Verträge ſchließt, während ſie die proteſtantiſche Kirche *als ihr lediglich untergeordnet*1) anſieht u. ſ. w.

---

1) So auch im Original unterſtrichen.

Es macht ſich hier wieder, wie ſchon in den „Verhandlungen,“ der Neid gegen die großartige Stellung der katholiſchen Kirche, und der Aerger über die eigene Unterordnung bemerkbar, die doch durch die Reformation ſelbſt eingeführt wurde und durch welche der von dieſen Herren ſo hoch geprieſene „moderne Staat“ entſtanden iſt. Es tritt auf's Neue auch die wunderliche Foderung hervor, daß die Staatsregierung die katholiſche Kirche nicht als das, was ſie iſt, als eine von ihr unabhängige, ſelbſtſtändige Einrichtung und Macht anerkennen und behandeln ſolle, warum? — Weil es den Proteſtanten die eigene Dependenz und Unfreiheit zu ſchmerzlichem Bewußtſein bringt. Der Knecht will es ſeinem Herrn verbieten, mit einem Freien, als ſolchem, zu verhandeln, weil ihn das in ärgerlicher Weiſe an ſeine damit allerdings empfindlich contraſtirende Knechtſchaft erinnert.

4.

Ich habe die Schilderung berührt, welche Herr Stadtpfarrer Dr. Zittel in ſeiner Conferenzrede S. 23 f. von der jämmerlichen Lage ſeiner Kirche, der weltlichen Macht gegenüber, gemacht, wie er erklärt hat, „unſer Kirchenrath iſt eine untergeordnete Staatsbehörde, mit dem der Großherzog keinen Vertrag abſchließen kann, der keine Bedingungen zu ſtellen, ſondern zu gehorchen hat. Wenn derſelbe zu den Anträgen der Staatsregierung Nein ſagen wollte, ſo kann der Großherzog morgen einen andern an ſeine Stelle ſetzen, der Ja ſagt. Die Generalſynode iſt keine

Behörde, kann Nichts beſchließen, nur Bitten an den Landesfürſten richten, Zuſammentritt und Dauer derſelben hängt von dieſem ab" u. ſ. w. Nun weiß ich nicht, ob ich recht ſehe, ob mich nicht ein neckiſcher Traum täuſcht, wenn ich in dem Sendſchreiben S. 35. die Behauptung des nehmlichen Herrn Stadtpfarrers Dr. Zittel leſe, daß die proteſtantiſche Kirche in Baden den Großherzog nicht als ihr kirchliches Oberhaupt betrachte, ſondern den Herrn Chriſtum als ihren alleinigen Herrn verehre. Wenn ſich die Sache ſo verhält, was wimmert und winſelt ihr denn ſo? Dann ſeid ihr ja göttlich frei und Niemanden unterthan, als euerem himmliſchen König und Herrn, d. h. am Ende, euch ſelbſt; ſeid alſo unendlich freier, als die Katholiken, welche einen ſichtbaren Stellvertreter Chriſti im Papſte zu verehren haben, und als dieſer ſelbſt, der mit den weltlichen Mächten doch wenigſtens allerlei Verträge abzuſchließen hat, an die er dann auch gebunden iſt.

[illegible] 15.

„Die proteſtantiſche Kirche," ſagt Herr Kirchenrath Dr. Schenkel, „verwirft allen bloß ſinnebetäubenden Pomp und es liegt nicht in ihrem Charakter, ihre Reize" — hat ſie deren? — „verlockend auszubreiten. Sie dringt auf den Kern, die Wahrheit ſelbſt und verſchmäht den Schein." Er ſetzt hinzu: „Ich bin weit entfernt, der katholiſchen Kirche hiemit einen Vorwurf machen zu wollen, wenn ſie es liebt, mit ihrer Erſcheinung möglichſt hervorzutreten." Dieſer Zuſatz iſt ein offenbarer Widerſpruch und eine pure Heuchelei. Dieſe boshaften Polemiker ſtoßen unaufhörlich mit den giftigſten Dolchen in die Bruſt der Gegnerin und wollen dann doch ſo unſchuldig, wie neugeborene Kinder, ſein. Was aber die ausdrücklich erhobene Beſchuldigung eines ſinnebetäubenden Pompes, einer verlockenden Ausbreitung von Reizen und einer, nicht auf den Kern, die Wahrheit, ſondern auf den Schein gerichteten Darſtellung betrifft, ſo iſt Folgendes zu ſagen.

Es tritt in dieſer Art von Polemik fortwährend jener kunſt- und poeſiefeindliche Spiritualismus, jener platte, geiſtloſe, nüchterne Rationalismus und Subjektivismus hervor, der ſich von Anfang im Proteſtantismus geltend gemacht und den Cultus auf die traurige Kahlheit und Oede zurückgeführt hat, die Schiller in den „Göttern Griechenlands“ vom äſthetiſchen Standpunkt aus ſo nachdrücklich rügt:

„Wohin tret' ich? Dieſe traur'ge Stille,
Kündet ſie mir meinen Schöpfer an?“ ꝛc.

Den rauhen, herben, ſtürmiſchen, über die wahren Bildungsprincipien ſo ganz bewußtloſen Seelen der Reformatoren war es noch allenfalls zu verzeihen, wenn ſie gegen die äſthetiſche Seite des katholiſchen Cultus Krieg führten und darin in ihrer oppoſitionellen Feindſeligkeit nur eitles Gepränge, Heidenthum und Götzendienſt ſahen. Wenn ſich aber jetzt noch, nachdem wir bereits unſere klaſſiſche Periode gehabt, und nachdem ſich der Dichter, deſſen Andenken wir erſt kürzlich mit ſo überſchwänglicher Begeiſterung und verſchwenderiſcher Pracht gefeiert haben, ſo deutlich zu Gunſten des katholiſchen Cultus und zum Nachtheile des proteſtantiſchen ausgeſprochen hat, wenn ſich da noch die Theologen in Deutſchland auf eine ſo barbariſche Weiſe äußern, wie nun wieder angeführter Maßen Herr Kirchenrath Dr. Schenkel thut, ſo iſt es eine Schmach für ſie und die allgemeine deutſche Bildung, die dann wenigſtens dieſem Clerus ſehr fremd geblieben ſein muß. Wenn der katholiſche Cultus in bloßem, ſinnloſem Gepränge beſtünde, ſo wären Vorwürfe jener Art allerdings am Ort; wer ihn aber näher kennt und verſteht, der weiß, wie ſinnig und bedeutſam hier Alles iſt. Es findet ſich hier unendlich mehr Weſen, Gedanke, „Kern,“ als in euerem ausgehöhlten und verkommenen Cultus und Kirchenthum. Wollt ihr aber den ſinnlichen Ausdruck der Ideen und Gefühle verdammen, wollt ihr jeden Reiz, jede Pracht für eine verwerfliche Anlockung und Betäubung der Sinne erklären, ſo müßt ihr, den conſequenteren Quäkern gleich, ſtreng und ſchonungslos auch die dürftigen Reſte tilgen, die ſich davon in eueren Kirchen und Gottesdienſten finden. Um die ſpiritualiſtiſche und ſubjectiviſtiſche Abſtraktion und Negation, die ſich in euerer Polemik kundgibt, vollſtändig durchzuführen, wird es auch nöthig ſein, die Kunſt überhaupt, Poeſie, Muſik, Malerei, Plaſtik, Alles, was die Sinne anſpricht und ſich durch die Sinne der Seele empfiehlt, jede Art von äußerer Schönheit, Würde, Herrlichkeit und Heiterkeit als unwürdig und verführeriſch im ſchlimmen Sinne des Wortes zu bezeichnen und aus dem Leben der Menſchheit zu verbannen. Namentlich könnt ihr die Muſik nicht gelten laſſen, denn ſie iſt im höchſten Grade myſtiſch und zauberhaft, die eigentlich romantiſche Kunſt, die ganz im Gefühle wurzelt und zum Gefühle ſpricht; und doch laßt ihr dieſe Kunſt noch immer eine ſo weſentliche Rolle ſelbſt in eueren wenigſtens mit Orgelſpiel und Geſang verbundenen Gottesdienſten ſpielen! Mit Recht macht Schiller geltend, daß dieſe Abſtraktion auch mit der Idee des ſchaffenden Gottes im größten Widerſpruche ſtehe; denn wie viel ſinnliche Schönheit und Pracht entfaltet dieſer Gott in der Natur! Euere Angriffe auf den katholiſchen Cultus ſind, ſo betrachtet, ſogar eine recht arge und unverzeihliche Blasphemie und Gotteslästerung. Hätte Gott Nichts gewollt, als das Weſen, den Kern, die abſtrakte Wahrheit, den reinen Gedanken ohne deſſen Kundgebung in weltlicher und natürlicher Erſcheinung, Anſchaulichkeit und Lebendigkeit, ſo hätte er dieſe ſichtbare Welt unerſchaffen gelaſſen und keine Natur, keinen Kosmos — das Wort bedeutet Schmuck, Zierde, — hervorgebracht.

Für die außerkirchlichen Dinge hat man einen ganz anderen Maßſtab. Alles, was groß, merkwürdig, verdienſtvoll erſcheint, auch nur hochgeboren, vornehm, herrſchend und mächtig iſt, darf man mit aller nur beliebigen und erſinnlichen Feierlichkeit und Feſtlichkeit beehren. Da werden Triumphbogen, Glockengeläute, Kanonendonner, Aufzüge, ſymboliſche Darſtellungen, Transparente, Illuminationen, Feſtmahle, Blumenſchmuck, Kränze, Statuen u.ſ.w. in der Ordnung gefunden und rühmend in den Zeitungen beſchrieben. Was iſt im vorigen Jahre nicht Alles zur Verherrlichung Schiller's geſchehen! Da ſprach Niemand von „ſinnebetäubendem Pompe, Ausbreitung verlockender Reize, Verdunkelung der Wahrheit, Vertauſchung des Weſens und Kerns mit dem Scheine“ und dergleichen. Man wußte auch, was man wollte, und verlor es bei all dem Aufwande glänzender und pomphafter Aeußerlichkeit nicht aus dem Sinn; vielmehr wurde gerade durch dieſe ſinnenfällige Behandlung die Sache ſelbſt den Stumpfeſten, Ideeloſeſten zum Bewußtſein gebracht. Zur Feier der Gottheit aber und zur Erweckung frommer Gefühle und Stimmungen darf Nichts der Art geſchehen, außer was noch in verkümmerter und verſtümmelter Weiſe im proteſtantiſchen Gottesdienſt übrig, wiewohl dem Princip gemäß auch dies für unſtatthaft gelten müßte. Wenn der Katholicismus, dem es noch wahrhaft um Gott zu thun iſt und der deßhalb auch alle zu deſſen Ehre und zur Erhebung der Menſchen zu ihm dienlichen Mittel anzuwenden liebt, ſich derartige Manifeſtationen und Darſtellungen erlaubt, ſo wird er mit herabſetzendem und verdächtigendem Tadel und Vorwurf überhäuft. Man hat eben immer und überall ein doppeltes Maß und Gewicht, wiewohl dies „dem Herrn ein Gräuel iſt." So eben lieſt man von den Huldigungen, die einem der Conferenzredner und Sendſchreiber, mit denen wir es zu thun haben, in Heidelberg zu Theile werden. Die Studenten brachten ihm einen ſolennen Fackelzug. In dem Muſeum ſoll ihm ein großartiges Feſtmahl veranſtaltet werden; der Geſangverein und die Bürgerſchaft Heidelbergs werden ihm ein Ständchen mit Fackeln bringen. Warum thut da der Herr Kirchenrath Dr. Schenkel keinen Einſpruch? Warum macht er ſeinen erhabenen Spiritualismus und Rationalismus nicht auch hier geltend, wo ſogar gegeſſen und getrunken wird, und ein in der eigentlichſten Wortbedeutung „ſinnebetäubender" Taumel mittelſt berauſchender Getränke in Ausſicht ſteht? Wenn ſolche Aeußerlichkeiten für unwürdig und niedrig zu achten, wenn ſie nicht geeignet ſind, etwas Edles, Hohes, Großes wahrhaft zu ehren und zu feiern, warum nicht auch in einem ſolchen Fall? Ich fürchte jedoch, daß der Herr Kirchenrath ſelbſt es nicht verſchmäht, von ſolchen Gelegenheiten zu profitiren, und bin überzeugt, daß er ſelbſt dergleichen mit Fackelzügen und Feſtmahlen verbundene Huldigungen mit größtem Vergnügen annehmen und gar nichts Anſtößiges und Entwürdigendes darin finden würde, während er ſo nachdrücklich rügend ſeine Stimme erhebt, wenn man weit nüchterner und gemeſſener, übrigens aber doch ſo feſtlich als möglich, Gott und Chriſtum zu verehren befliſſen iſt, wie es einem chriſtlichen Theologen und wahrhaft frommen Manne doch wahrlich nicht mißfallen ſollte [1].

---

[1] Etwas ſpäter, als dies geſchrieben war, meldeten die Zeitungen aus Heidelberg unter dem 12. Februar das ſtattgefundene große Feſteſſen. „Heute fand in dem großen Saale des Muſeums das Feſtmahl ſtatt, welches die Bürgerſchaft Herrn Prof. Häuſſer zu Ehren gab. Eine Reihe begeiſterter und begeiſternder Trinkſprüche hob und würzte dieſes großartige Feſt“ u. ſ. w. Wie viel üppig und reizend zubereitete Thierleichen und Nebengerichte werden da verſchlungen, welch eine Maſſe feurigen und ſchäumenden Weines hinuntergeſchwemmt worden ſein; wie mag es da zuletzt in manchem Magen und Kopfe ausgeſehen haben! Eben ſo lieſt man zur Zeit von den ähnlich beſchaffenen Todtenfeiern für „Vater Arndt,“ wo man „den Manen des Verſtorbenen die vollen Gläſer weihte.“ Mit ſo obligaten Sinnengenüſſen und Hirnbetäubungen werden dieſe proteſtantiſchen und modernen Heiligenculte und Apotheoſen durchweg begangen. Bei den verklagten katholiſchen Feſten fällt das Alles weg; da werden die Sinne nur äſthetiſch angeregt, da finden nur geiſtige, religiöſe, poetiſche Trunkenheiten und Ekſtaſen ſtatt; übrigens iſt Alles nüchtern und ohne ſinnliche Extravaganz; namentlich in Beziehung auf Meſſe und Euchariſtie iſt die ſtrengſte Enthaltſamkeit von Mitternacht an vorgeſchrieben. Dennoch ſoll hier Nichts als unwürdiger, geiſtumnebelnder Sinnenrauſch, dort, in der häretiſchen Sphäre, nur die erhabenſte, ungetrübteſte Rationalität und Spiritualität walten und zu Hauſe ſein. Der kirchliche Cultus iſt in letzterer allerdings trocken, reizlos und langweilig genug; der proteſtantiſche Herrgott wird ſo armſelig als möglich abgeſpeiſt; für den iſt Alles gut genug.

6.

Es iſt namentlich das Frohnleichnamsfeſt, welches Herrn Kirchenrath Dr. Schenkel Convulſionen macht. Er gibt dies erſtlich in ſeiner Conferenzrede und dann wieder auf's Neue im Sendſchreiben zu erkennen. Der von ihm angegebene Grund iſt zunächſt der, weil dieſes Feſt „die Verherrlichung eines Dogmas" ſei, „welches dem ernſten, gläubigen Proteſtanten ein Aergerniß iſt." Ich habe dieſe wahrhaft intolerante Aeußerung ſchon oben berührt. Ich mache hier noch darauf aufmerkſam, welch' abſcheuliche Herabſetzung des katholiſchen Dogma's in dem Worte „ernſt" enthalten iſt. Das Dogma und ſeine Verherrlichung ſoll im Gegenſatze hiezu als des Ernſtes bar, ſomit als eine bloße Fabelei und Gaukelei, ein prieſterliches Poſſenſpiel und Gaukelwerk, ein frivoler Scherz und Spott, den man ſich mit Religion und Volk erlaubt, bezeichnet werden 1). Die reale Gegenwart

---

Aber der eigentliche Cultus der abgefallenen Chriſtenheit, der, bei dem ihre Seele iſt, beſteht aus jenen prunkvollen, tafelfreudigen, bacchantiſchen Feierlichkeiten, jenen ſchwelgeriſchen und taumelhaften Feſtmahlen und Trinkgelagen, bei welchen man ſich den Magen überbürdet und materiell benebelt und berauſcht, was dann in den Zeitungsblättern mit höchſtem Lobe erzählt und beſchrieben zu werden pflegt.

1) Im Frankfurter Dialekt nennt man eine ſolche Myſtification einen „Uz," und ſo hörte ich auch wirklich allhier die Meſſe und anderen katholiſchen Cultus nennen.

des Göttlichen iſt es, die in jenem Feſte gefeiert wird, und die den proteſtantiſchen Theologen ſo gewaltig in Harniſch bringt. Welche Hohlheit und Seichtigkeit, welche Blasphemie und welch ein Frevel am Göttlichen und Heiligen! Die dem katholiſchen Cultus zu Grunde liegende Idee wenigſtens ſollte bei ſinnigen Menſchen Achtung und Schonung zu verdienen ſcheinen. Aber dieſe Menſchen haben Gott, um ihn los zu werden, aus der Welt hinaus und in ſeinen Himmel zurückgetrieben, wo er doch der ganzen chriſtlichen Anſchauung nach nicht hat bleiben wollen, von wo er vielmehr als menſchgewordener herabgeſtiegen iſt, um uns in anſchaulicher Wahrheit und Wirklichkeit unmittelbar nahe zu ſein; ja ſich uns ſubſtanziell fortwährend mitzutheilen und ſo uns nicht nur geiſtig, ſondern auch leiblich mit ihm auf's Innigſte zu vereinigen. Die katholiſche Feier iſt jedenfalls eine reine Conſequenz aus ur- und ächtchriſtlichen Principien, Anſchauungen, Lehren und Thatſachen, wie ſie im Evangelium vorliegen [1]. Aber

---

[1] Vergl. Ev. Joh. 6, 56—59.: „Mein Fleiſch iſt in Wahrheit eine Speiſe und mein Blut iſt in Wahrheit ein Trank. Wer mein Fleiſch iſſet und mein Blut trinket, der bleibt in mir und ich in ihm. Gleichwie mich der lebendige Vater geſandt hat und ich durch den Vater lebe, ſo wird auch der, welcher mich iſſet, durch mich leben. Dies iſt das Brod, das vom Himmel herabgekommen iſt, nicht wie das Manna, das euere Väter gegeſſen haben und geſtorben ſind. Wer dieſes Brod iſſet, der wird leben in Ewigkeit.“ Dieſes Evangelium befindet ſich unter

Gott in ſo lebendiger Wahrheit und Wirklichkeit anzuſchauen und zu verehren, das iſt euch „evangeliſchen" Chriſten eine Pfaffenlüge, ein Gräuel und Götzendienſt. Ei, ſo macht doch lieber das ganze Chriſtenthum dazu! Der Herr Kirchenrath gibt aber noch einen zweiten Grund ſeines Aergers und Zornes an. Es iſt vor Zeiten einmal im

---

den Vorträgen des Frohnleichnamsfeſtes. Wenn man dieſe Worte Chriſti nicht gewaltſam verdreht und verflacht, ſo ſieht man in der That mitten im Katholicismus drin. Ja, es iſt entſetzlich: Chriſtus ſelbſt war ſehr katholiſch. Und deßhalb erregte er auch ſchon zu ſeiner Zeit ſo großen Anſtoß. Einen ſo ungeheueren göttlichen Realismus und Senſualismus, wie er ihn ausſprach, zu faſſen und zu ertragen, war der gemeine Menſchenverſtand, der ſchlechte, einſeitige, dünkelhafte Spiritualismus und Rationalismus niemals fähig. „Viele von ſeinen Jüngern ſprachen: das iſt eine harte Rede, wer kann ſie hören? Von dem an traten viele ſeiner Jünger zurück und wandelten nicht mehr mit ihm." Sehet da, die Reformation und den Proteſtantismus, wie ſie ſich bereits unter den Jüngern Jeſu geregt und geoffenbart haben! „Jeſus ſprach zu den Zwölfen: Wollet ihr auch weggehen? Da ſprach Petrus: Herr, zu wem ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt und erkannt, daß du der Heilige Gottes biſt." Sehet da, die katholiſche Kirche, mit Petrus an der Spitze, die den vom Heiland gelehrten ſacramentalen Realismus und Senſualismus nicht hochmüthig verwirft, ſondern demüthig annimmt und unerſchütterlich feſthält gegen den Dünkel und Abfall der Geiſtloſen und Unverſtändigen, wie ſie zu allen Zeiten ihre oppoſitionelle Rolle ſpielen.

Kampfe mit dem Proteſtantismus die Anſicht geäußert worden, daß das in Rede ſtehende Feſt und ſeine Wirkung auf Theilnehmende und Zuſchauende zum Mittel diene, die Ketzerei zu beſchämen und zu brechen. Darauf ſollte man ſich billigerweiſe darum nicht berufen, weil bei dem Feſte ſelbſt und den daſelbſt üblichen Gebeten und Geſängen Nichts der Art verlautet, da von den das Feſt des gegenwärtigen Gottes in frommer Rührung und Andacht begehenden Gläubigen wohl ſchwerlich einer ſolche Gedanken hegt, und daſſelbe nicht um der Proteſtanten willen eingeſetzt iſt, indem es ſchon lange vor der Reformation, im dreizehnten Jahrhunderte entſtanden iſt und der heil. Thomas von Aquino, der noch keine Ahnung von der großen Kirchenſpaltung des ſechszehnten Jahrhunderts hatte, das Officium dazu verfertigt hat 1). Allerdings gab es ſchon damals mehrere Secten, welche den kirchlichen Realismus und Objectivismus verwarfen, und die wirkliche, ſubſtanzielle Gegenwart Chriſti im Altarſacramente läugneten; und dieſen gegenüber hatte das Feſt ſchon damals die Stellung und Bedeutung einer conſervativen Manifeſtation und Selbſtbejahung. Allein das kann doch unmöglich dem Vorwurfe einer unziemlichen und unduldſamen Bekämpfung und Beleidigung Andersdenkender unterliegen.

---

1) Er ſoll dafür vom Papſte eine ſilberne Taube zum Geſchenk erhalten haben. Mit einer Taube am Ohre wurde er auch abgebildet. Luther behauptete, das ſei ein junger Teufel geweſen, der ihm ſeine Inſpirationen in's Ohr geblaſen.

Wie gut, wenn nie mit anderen Waffen, als denen einer feierlichen, äſthetiſch gehobenen und ſo die Gegner glänzend, aber friedlich überbietenden Gottesverehrung gefochten worden wäre! Und ſo ſcheint mir auch die in gegenwärtiger Streitſache herbeigezogene und ſo intolerant befundene Aeußerung, daß das Frohnleichnamsfeſt geeignet ſei, zu einer ſiegreichen Beſchämung und Negation der Häreſie zu dienen, ganz richtig und keinem Tadel unterworfen zu ſein. Die alte Kirche zeigt durch dieſe Feier, wie ſehr es ihr an Gott, d. h. an dem wirklich und lebendig daſeienden und gegenwärtigen, nicht von Welt und Erde freventlich hinweggetriebenen und in ſein Jenſeits traurig hineingebannten Gotte, gelegen iſt; ſie wendet alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel auf, um dieſes Daſein, dieſe Gegenwart zu ehren und ihren Gläubigen zu möglichſt lebhaftem Bewußtſein zu bringen, was um ſo ziemlicher und ſinnvoller iſt, da Gott hier in ſeiner allerrührendſten Selbſtentäußerung und Herablaſſung, der zu einer ſo geringfügigen, unſcheinbaren, demüthigen Geſtalt angeſchaut wird und daher menſchlicherſeits, mit dankbarer Umkehrung der Sache, mittelſt der anſehnlichſten Feſtlichkeit und möglichſten Pracht und Zierde zu feiern iſt. Wenn ſich nun der Katholicismus hiedurch unendlich frömmer, gläubiger, gottinniger, gottehrender und zugleich unendlich geiſtvoller, poetiſcher, ſpeculativer, erkenntnißreicher, tiefblickender zeigt, als die häretiſche Gottentfremdung, Nüchternheit und Geiſtesarmuth, wer darf's verdammen? Ein ſolcher Wetteifer in der Gottesverehrung, wenn er übrigens Niemanden etwas in den Weg legt und zu Leide thut, iſt löblich und erlaubt, auch wenn er mit vollem Bewußtſein veranſtaltet und ausgeführt werden ſollte, und darf durch eine gewaltthätig eingreifende Staatsgewalt nicht verpönt und verhindert werden; denn ſonſt dürfte es auch nicht geſtattet ſein, ſondern müßte als eine nicht weniger intolerante Ungebühr bezeichnet und behandelt werden, wenn der Gute den Böſen, der Sittenreine den Laſterhaften, der Fleißige den Trägen, der Wiſſende den Ignoranten, der Kluge den Narren, der Intelligente den Geiſtesſchwächling, der Talentvolle den Unbegabten u. ſ. f. beſchämt und in Schatten ſtellt.

7.

Herr Kirchenrath Dr. Schenkel ſchließt ſein Schreiben an Herrn Dr. Zell mit den Worten des „deutſchen Gottesmannes und Glaubenshelden“ Luther ſehr kräftig und glänzend alſo:

„Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch Nichts,
Das macht, er iſt gericht —
Ein Wörtlein kann ihn fällen[1].“

Hiebei ſtiegen mir folgende Gedanken auf.

Luther hatte Geiſt, er war Dichter, er machte Verſe. Dies kam ihm und ſeiner Sache ſehr wohl zu Statten, aber es war keineswegs der Natur dieſer Sache gemäß, die ſo negativ, nüchtern und dürftig war, welche gegen alles das, was entgegengeſetzter Art im feindlichen Lager zu finden, einen ſo barbariſchen Krieg führte und noch bis auf dieſe Stunde führt. Erklärt ſich nicht Herr Kirchenrath Dr. Schenkel eben erſt wieder mit ſo großem ſpirituellen Dünkel und Hochmuth gegen alles äſthetiſch Reizende und Anlockende? Und gehört dazu nicht auch Versmaß, Reim, Wohlklang und effectvolle rhetoriſche Ausdrucksweiſe? Wie kann dieſer das ſpirituelle Princip des Proteſtantismus ſo einſeitig und ausſchließlich hervorhebende Theologe ſolche Mittel zu Hülfe nehmen, um ſeinen Gedanken und Geſinnungen einen deſto größeren Nachdruck zu geben und ſeinen Gegner deſto wirkſamer niederzuſchlagen? —

---

[1] Dieſe Zeile eben ſo im Originaldruck hervorgehoben.

Was den Gedankeninhalt der citirten Verſe betrifft, ſo ſpricht ſich darin die dem Reformator und ſeinen Anhängern geläufige Anſicht aus, daß Katholicismus und Papſtthum das Reich des Teufels und des Antichriſtes auf Erden ſei, daß ſich ſomit alle Gläubigen dieſer Kirche in den Banden des hölliſchen Dämons befänden. Und dieſe altlutheriſche Rohheit und Grobheit wirft der moderne Theologe, der dadurch beweiſt, daß er noch ganz auf demſelben Standpunkte der Unbildung und der Unverträglichkeit ſteht, wie jene Kirchenzertrümmerer des ſechszehnten Jahrhunderts, noch jetzt im neunzehnten Jahrhunderte dem Katholicismus an den Kopf! Es wird dem Letzteren zum Vorwurfe gemacht, daß er die Proteſtanten für Abgefallene und Häretiker anſieht; es wird dies als die ihm principiell eigene

Intoleranz bezeichnet, durch welche er ſich von dem, ſeinem Weſen nach ſo harmloſen, duldſamen, kein Wäſſerchen trübenden Proteſtantismus unterſcheide. Dieſer aber, ſowohl der der Gegenwart, wie der der Vergangenheit, erklärt die Gläubigen der alten Kirche für etwas unendlich Schlimmeres, für Unchriſten, Antichriſten, Götzendiener, Teufelsdiener. Auffallend iſt ferner im Zuſammenhange dieſer Verhandlungen und Schilderungen die dreiſte Wiederholung jener lutheriſchen Großſprecherei, wonach die alte Kirche, als „Fürſt dieſer Welt,“ gerichtet iſt, und mit einem Hauch des Mundes umgeſtürzt, mit einem „Wörtlein“ gefällt werden kann. Gott, wie viele tauſend und aber tauſend Wörtlein und Worte ſind von Luther und Anderen ſeit Luther bis zu den Durlacher Conferenzrednern und Heidelberger Sendſchreibern herab in dieſem Streite geſprochen und geſchrieben worden, ohne daß dadurch die alte Kirche zu Grunde gegangen iſt! Auch Kriege ſind deßhalb geführt worden, und ſie iſt noch immer da. Wollt ihr über ihre wunderbare Haltbarkeit das vollgültige Zeugniß eines gründlichen und unparteiiſchen Hiſtorikers hören, ſo leſet, was Macaulay über die katholiſche Kirche geſchrieben hat! Nein, meine Herren, ſo leicht iſt mit dieſer großen Erſcheinung nicht fertig zu werden. Ihr ſelbſt bezeuget das durch euere Reden und Schriften auffallend und ausdrücklich genug. Ihr verrathet und geſteht ganz offen euere Furcht, die bange Furcht vor dem überwiegenden Einfluſſe und gefährlichen Eindringen des katholiſchen Princips, die euch bewogen hat, dieſe Reden zu halten und dieſe Schriften in die Welt zu ſenden. „Das ganze deutſche Vaterland," ſagte Herr Kirchenrath Dr. Schenkel in ſeiner Conferenzrede, „iſt mit einem Netze von katholiſchen Vereinen durchzogen, ſelbſt in Berlin, dem Mittelpunkte der proteſtantiſchen Intelligenz, ſind katholiſche Miſſionen geſchäftig." Und ferner: „Das römiſch-katholiſche Princip hat, weil es an ſich ſelbſt glaubt, noch einmal den Verſuch zu erneueter Weltherrſchaft machen können, und die proteſtantiſche Kirche ſcheint weit mehr befliſſen, ſich an katholiſche Ueberlieferungen anzuklammern, als auf proteſtantiſche Ueberzeugungen zu vertrauen," u. ſ. w. So alſo ſieht es, euerer eigenen Schilderung und Klage gemäß, noch jetzt nach dreihundert Jahren aus! Und ſchon vor dreihundert Jahren haben ſich ſo bedenkliche Symptome gezeigt, daß gleich Luther ſelbſt in die größte Beſorgniß gerieth und daß ihm die Ahnung aufſtieg, es könne wieder einmal einen Umſchlag zu Gunſten des Papſtthumes geben. „Ich fürchte mich," ſagte er, „vor unſerer Undankbarkeit und Verachtung des Wortes; die möchten dem Papſt wieder in den Sattel helfen [1])." Auch iſt erwieſen, daß Luther, wenn auch ein muthiger Mann, doch kein ſo großer „Glaubensheld" war, als man vorgibt. Ich habe ſchon in meiner Converſionsſchrift S. 175 ff. mehrere ſeiner Geſtändniſſe und Klagen über ſeinen Glaubensmangel und ſeine Unſicherheit in Betreff der von ihm vertretenen Sache angeführt. Bei ſeinem öffentlichen Auftreten äußerte er ſich allerdings ſehr glaubensſtark; aber zu Dr. Jonas ſagte er: „er könne ſeine Sätze nicht ſo ſtark glauben, als er davon predigen, reden und ſchreiben könne und wie andere Leute wohl von ihm dächten, daß er ſo ſtark glaube.“ Er wurde durch ſolche Aeußerungen ſogar ſeinem vierjährigen Kinde anſtößig. Einmal ſagte er: „Ich gedenke bisweilen: Ich weiß ſchier nicht, woran ich bin, ob ich recht predige, oder nicht.“ Und ein anderes Mal: „Ich laſſe die Gedanken nimmermehr fahren, nämlich, daß ich wünſche und wollte, ich hätte dieſe Sache niemals angefangen. Item: Ich möchte lieber todt ſein, als die Verachtung Gottes Wortes und ſeiner treuen Diener ſehen.“ Es ging ſo heillos im Lutherthum zu, daß der Urheber deſſelben der Welt kein Decennium ferneren Beſtehens mehr zutraute. „Der Menſchen Bosheit iſt bei uns in ſo kurzer Zeit dermaßen gewachſen und hochgeſtiegen, daß ich glaube, die Welt werde nicht mehr über fünf oder ſechs Jahre beſtehen können[1].“ Und wenn nicht noch andere Kräfte und Anſtalten in der Welt wären, als das Lutherthum, die proteſtantiſche Kirche und der mit ihr geborene „moderne Staat“ des Herrn Profeſſor Häuſſer in Heidelberg, ſo wäre auch gewiß in der kürzeſten Zeit die ganze ſittliche Welt zu Grunde gegangen. Welche wahrhafte Reformation und Regeneration die katholiſche Kirche in ſich veranſtaltete und durchſetzte, und wie ſie ſich dadurch wieder in ſich ſelbſt ſowohl, als nach außen ſtärkte, mag man bei Macaulay leſen, auf deſſen gewichtvolle Darſtellung man nicht oft genug verweiſen kann. Die katholiſche Kirche kann immer einmal einen Stoß, eine Erſchütterung, einen Abfall ertragen; ſie hat Etwas in ſich und über ſich, was ſie allen bisherigen Erfahrungen nach nie untergehen läßt. Selbſt bei drohender Auflöſung in ſich ſelbſt tritt immer wieder Hülfe und Rettung ein; es werden ihr immer neue, den Zeiten und Umſtänden entſprechende Kräfte zugeführt, oder in ihr ſelbſt erweckt. Es muß der Vorſehung viel an ihrer Erhaltung gelegen ſein; ſie muß ein der Menſchheit unentbehrliches, in Beziehung auf das Ziel, dem die Geſchichte derſelben zugelenkt wird, abſolut nothwendiges Moment ausmachen. In dieſem Glauben iſt es, daß auch ich derſelben die geringen Vermögenheiten meines Geiſtes und Weſens zugewendet habe, beſcheiden und demüthig ihr und Gott gegenüber, das Uebrige aber rückſichtslos als das betrachtend und bezeichnend, was es nach meiner Einſicht wirklich iſt.

---

[1]) Tiſchreden, herausgeg. von Irmiſcher I. S. 320.

---

[1] Tiſchreden II. S. 26. 429. 206.

II.

Der Volksfreund für das mittlere Deutſchland und das Papſtthum.

Was dieſe wollen, es liegt am Tage;
Wolf oder Hirte — das iſt die Frage.
Der Wolf, das iſt ein grimmig Thier;
Den frommen Hirten lob' ich mir.

1.

Am 8. Januar laufenden Jahres wurde dem mittleren Deutſchland folgende Belehrung des für daſſelbe denkenden und ſchreibenden „*Volksfreundes*“ über die ehemalige, ſelbſt für damals fragliche, jetzt in jedem Falle antiquirte und weggefallene, weil in ganz andere, tüchtigere Hände übergegangene Miſſion des Papſtthumes zu Theil.

„Es gab eine Zeit, wo das Papſtthum die Sendung hatte oder zu haben glaubte, den Mächtigen der Erde gegenüber zu treten, ihre Leidenſchaften, ihre Herrſchſucht, ihre Willkühr zu zügeln und ſie in den Wildniſſen der Jahrhunderte vor ihrem Richterſtuhl zur Verantwortung zu ziehen. Wenn das das einzige Mittel war, jene Leidenſchaften unter menſchliches Recht und unter menſchliche Ordnung zu beugen, ſo iſt es jetzt wenigſtens nicht mehr nothwendig, noch von Wirkung; dieſe Sendung des Papſtes iſt abgethan, nicht als wenn die Leidenſchaften aus der menſchlichen Bruſt gewichen wären, ſondern *weil die Völker ſelbſt dieſe Miſſion übernommen haben*[1].“

---

[1] Die letzteren Worte ſind ſo auch im Originaldruck unterſtrichen.

Alſo die Völker haben die Miſſion übernommen, die Leidenſchaften der Herrſchenden zu bändigen. Hier iſt erſtlich der Ausdruck: „übernommen“ bedenklich, da er etwas Eigenmächtiges, Willkührliches zu erkennen gibt, das hier nicht am Orte zu ſein ſcheint. Miſſionen erhält, empfängt man; aber der Verfaſſer konnte nicht wohl ſagen: „Die Völker haben die Miſſion, die Sendung, den Beruf erhalten oder empfangen, der früher dem Papſtthum übertragen war.“ Woher ſollten die Völker einen ſolchen haben? Sie werfen ſich revoltirend dazu auf — aber haben ſie auch die großen, erhabenen Eigenſchaften, die dazu gehören? Die Leidenſchaften, Begierden, Uebergriffe der Mächtigen ſollen einer Zucht und Zügelung unterworfen werden. Da fragt es ſich nun: Sind die Völker, welche dieſe Zuchtmeiſter der Mächtigen abgeben ſollen, ſelbſt ohne Begierde, Leidenſchaft, Luſt zu Uebergriffen? Gewiß nicht. Es wird ja ausdrücklich zugegeben, daß die Leidenſchaften aus der menſchlichen Bruſt keineswegs gewichen ſeien; ſie gähren und walten alſo auch wohl noch in dem Theile der Menſchheit, der hier unter den „Völkern“ verſtanden wird, was ohne Zweifel die mittlere und untere Schichte der Geſellſchaft im Gegenſatze zu den Herrſchenden und ihren Umgebungen und Organen, oder gar nur die untere, das ſogenannte Proletariat, die arbeitende und unvermögende Claſſe, die Maſſe der Ungebildeten und Unzufriedenen mit ihren demokratiſchen Chefs, Agitatoren und Gewaltmännern im Gegenſatze der Regierenden, Beſitzenden, Gebildeten und ruhig Bethätigten ſein ſoll. Es iſt bekannt, daß gerade in dieſem Theile der civiliſirten Menſchheit die fürchterlichſten und unbändigſten Affekte, Leidenſchaften und Gelüſte wohnen, und daß Nichts ſo gefährlich iſt, als die Entfeſſelung dieſer durch Staatsordnungen und Staatsgewalten nur mühſam und unſicher niedergehaltenen Wildheit, Brutalität und Beſtialität [1]).

---

1) „Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh, wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit hört man ſchallen;
Der ruhige Bürger greift zur Wehr;
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen ſie des Feindes Herz.

Wer nun ſoll dieſe bändigen? Oder ſollen ſie nicht gebändigt werden? Ihr, die ihr ſie zu euerem Zwecke braucht, die ihr unaufhörlich nur ſtachelt und hetzt und alles Mögliche thut, um das Volk zu fanatiſiren und ihm den letzten Reſt der Menſchlichkeit, den es noch beſitzen mag, aus der Bruſt zu reißen, ihr könnt derſelben keinen Zügel anlegen wollen, und wolltet ihr es, ſo vermöchtet ihr es nicht; dann fielet ihr ſelbſt zum Opfer und die Revolution ginge ſchonungslos über euch ſelbſt hinweg.

Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn."

Dieſe Verſe ſind zwar ſehr bekannt, können aber nicht oft genug wiederholt und an's Herz gelegt werden, und da es klaſſiſche Worte ſind und von dem hochgefeierten, ja vergötterten Schiller herrühren, ſo wird es keine autoritätsvolleren geben können. Aber es geht hier freilich, wie Dr. Braunfels in einem am Schillerfeſte zu Frankfurt vorgetragenen Gedichte geſagt:

„Ihr macht's mit Schiller, wie mit Gott;
So weit es euch paßt, erweiſt ihr ihm Ehren;
Doch ſonſt fragt keiner nach ſeinen Lehren."

Das ſind nun die Anſchauungen und Doktrinen, die in dieſen oppoſitionellen Erzeugniſſen der Tagespreſſe aufgetiſcht werden; eine ſolche Logik und Ueberlegung deſſen, was Tag für Tag hingeworfen und in die Welt geſtreut wird, entfaltet ſich hier. Doch da kommt mir noch ein Gedanke. Dieſe Leute ſind ſo unbeſinnlich und intelligenzlos dennoch nicht. Sie wiſſen, was ſie wollen. Da alles Univerſelle, Allgemeine aus ſeiner vagen Unbeſtimmtheit heraustreten und ſich in individueller Repräſentation darſtellen und concentriren muß, ſo ſind es vielleicht nicht nur ſo überhaupt „die Völker," welche die in Rede ſtehende Miſſion übernommen haben; es iſt am Ende ein bevorzugtes, volksfreundliches Individuum, das ſich derſelben im Namen der Völker unterzogen hat und ſie unter günſtigen Umſtänden in Vollzug zu ſetzen gedenkt. Es iſt am Ende „der Volksfreund für's mittlere Deutſchland" ſelbſt, welcher den Beruf in ſich ſpürt, eine noch ausgedehntere und großartigere Rolle zu ſpielen und an die Stelle des die fürſtlichen Leidenſchaften zügelnden Papſtes zu treten. Ob wir denn doch nicht füglicher bei unſerem alten, ehrwürdigen Pontifex bleiben, ſollte er auch in dieſem Augenblicke in noch ſo bedrängter Lage ſein? Gott kann ihn einmal wieder ſtärken und groß werden laſſen. Wenn aber „der Volksfreund für das mittlere Deutſchland" ſeiner Miſſion nicht gewachſen ſein ſollte, ſo ſind die Ausſichten nicht ſo gut; denn mit dem Gotte, der ſchützen und ſchirmen und aus tiefſter Noth und Gefahr wunderbar wieder erheben kann, ſcheint der beſagte Volksfreund in keiner ſpeciellen Beziehung zu ſtehen.

2.

In Nr. 22. des „Volksfreundes“ vom 19. Februar d. J. ſteht ein Aufſatz, wo von dem Kampfe der „Civiliſation mit der Theokratie“ die Rede. „Die edelſten Geiſter aller Nationen, die beſten Fürſten haben ihn geführt; und wahr iſt es, ſie ſind in dieſem Kampfe meiſt alle unterlegen, weil ſie ſich noch nicht auf die Maſſen zu ſtützen vermochten, weil ſie von dieſen nicht verſtanden, weil ſie von ihnen im Stiche gelaſſen wurden. Doch nun iſt es anders. Nun ſind die Maſſen da und nur die zweckentſprechenden Führer fehlen ihnen noch zur Zeit. Aber dieſe werden ſich finden, und dann liegt euer Gebäude in Trümmern.“ Hier beſtätigt ſich das, was in vorſtehendem Paragraphen geſagt worden iſt. Es handelt ſich bloß um die „zweckentſprechenden Führer der Maſſen“ und dieſe „werden ſich finden,“ d. h. ſie ſind eigentlich ſchon da und ein ſolcher iſt ohne Zweifel der Verfaſſer des Artikels ſelbſt. Sie harren nur der ausbrechenden Revolution, um hervorzutreten und ſich an die Spitze zu ſtellen. Aber wie? War denn nicht vorher von den „edelſten Geiſtern aller Nationen,“ war denn nicht von den Fürſten die Rede, denen die Maſſen fehlten, um in ihrem Kampfe gegen die Theokratie glücklich zu ſein? Dieſe fallen mit den „zweckentſprechenden Maſſenführern“ doch ſchwerlich in Eins zuſammen. Den Fürſten drohen die Maſſen und ihre Führer eben ſo den Untergang, wie dem Papſte. Und wahrhaft edle Geiſter können mit den Maſſen keinen Bund ſchließen, denn ſie ſind geiſtige Ariſtokraten, die den allerſchärfſten Gegenſatz zu Pöbel und Pöbelherrſchaft bilden, die von der Menge und Maſſe ſtets nur zu leiden hatten und ewig zu leiden haben werden. Fragt einmal bei eueren Klaſſikern an, wie dieſe ſich über die bezüglichen Gegenſtände äußern!

„Zerſchlagen kann die Menge,
Da iſt ſie reſpektabel;
Urtheilen gelingt ihr miſerabel.“

„Große gingen zu Grunde; doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.“

„Viele Köche verſalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
Wir aber ſind, Gott ſteh' uns bei,
Ein Lazareth von Medicinern.“

„Wer iſt ein unbrauchbarer Mann?
Wer nicht gehorchen und nicht befehlen kann.“

„Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken. Wir laſſen ſie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf; im höheren Sinne aber haben wir nicht viel Zutrauen zu ihr.“

Das ſind Ausſprüche von Göthe. Den freilich habt ihr in den Bann gethan, der gilt euch als Ariſtokrat und

Fürſtenknecht. Aber Schiller iſt doch populär; dem habt ihr ja erſt kürzlich ſo große und allgemeine Ehren angethan. Hören wir, was dieſer ſagt:

„Majestas populi.“

„Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich bei'm Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur, haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.“

Bei der verkündeten neuen Bewegung und Umwälzung der Dinge werden alſo nicht nur die Fürſten, es werden auch die edlen Geiſter wegfallen. Weder die einen, noch die anderen können für „zweckentſprechende Maſſenführer“ gelten. Dazu gehören Leute, die ſelbſt die allernächſte Verwandtſchaft mit dem Pöbel haben und ihn nur etwa durch Schlauheit und bewußte Schlechtigkeit übertreffen. Es qualificirt ſich dazu offenbar am beſten die ſo eben von Vogt in ſeiner Broſchüre: „Mein Prozeß gegen die allgemeine Zeitung“ geſchilderte „Schwefelbande.“ Dieſe aber iſt entlarvt. Sie opfert mit abſoluter Ruchloſigkeit ſo Freund, wie Feind. Sie ſchmeichelt dem Proletariat und verkündet ſeine Diktatur, ſie lebt von ihm, und ſteht zugleich im Bunde mit Reaktion und Staatspolicei. Vor ſolchen Führern werden ſich wohl am Ende ſelbſt die allmählig aufgeklärten und gewitzigten Maſſen hüten.

III.

Die allgemeine Kirchenzeitung und die Schillerfeier.

Unliebenswürdig in allen Stücken,
Niemals vergeſſend ihre Tücken,
Stets nur bedacht, ſich ſelbſt zu krönen
Mit jeder Ehre lichter Pracht
Und uns zu ſchelten, uns zu höhnen,
Zu ſtoßen uns in Schmach und Nacht —
So ſteh'n ſie, dieſe Sieger, da
Und rufen ihr Victoria.
Wir ſollen engelgut und rein,
Wir ſollen ſanfte Lämmer ſein,
Uns beugen ihren Diademen,
Uns jedem Uebermuth bequemen,
Uns bucken nur und uns nur ſchämen.

8

Wiewohl die im vorigen Jahre begangene Schillerfeier dazu benützt wurde, dem Proteſtantismus einen Triumph zu bereiten und den Katholicismus dagegen auf eine empfindliche Weiſe in Schatten zu ſtellen, ſo haben die der letzteren Confeſſion Angehörigen doch großentheils ebenfalls Theil genommen und dem vaterländiſchen Dichter und allgemein bedeutſamen Genius friedlich und freundlich gehuldiget. Selbſt kirchliche Würdenträger betheiligten ſich und gaben dadurch ihren weiſen und verſtändigen Sinn und ihre tolerante und humane Geſinnung kund. Statt dies nun in gebührender Weiſe anzuerkennen, wendet man die Sache ſo, daß ſie den Proteſtanten nur wieder zu einer eitlen, hochmüthigen Selbſtbefriedigung, den Katholiken aber zur Demüthigung und Kränkung gereiche. Sie hätten damit, ſagt das oben erwähnte theologiſche Blatt, dem Geiſte des Proteſtantismus eine, wenn auch unbewußte, Huldigung dargebracht [1].

---

[1] Allgemeine Kirchenzeitung. Darmſtadt 1860. Nr. 1. Die Stelle lautet im Zuſammenhang alſo: „Ganz beſonders erfreulich war auch die Thatſache, daß nicht allein in proteſtantiſchen Landſchaften, ſondern auch in katholiſchen Theilen des deutſchen

Abſcheulich! Wer ſtört hier die Eintracht, das gegenſeitige Ertragen und Behagen, von dem man verlangt, daß es vorhanden ſei, und deſſen Mangel immer nur dem, wie man behauptet, ſo liebloſen und feindſeligen Weſen und Treiben der Katholiken und ſogenannten Ultramontanen Schuld gegeben wird? Wie kann der Katholik, der, ſo lang er hienieden wallt, doch immer auch ein Menſch iſt und bleibt, eine harmlos freundliche und heitere Stimmung gegen euch haben und bewahren, wenn ihr ihm bei jeder Gelegenheit eine Wunde beizubringen und einen Fuß-

---

Vaterlandes der hundertjährige Geburtstag Schiller's mit lebhafter Theilnahme gefeiert wurde. Ja, es mag leicht der Fall geweſen ſein, daß eine oder die andere proteſtantiſche Landſchaft, z. B. Mecklenburg, gegen manchen katholiſchen Landſtrich Deutſchlands in dieſem Stücke zurückſtand. Und dieſer Umſtand hat nicht bloß die Bedeutung, daß das nationale Einheitsgefühl ſelbſt die confeſſionelle Sonderung überwog, daß der proteſtantiſche Dichter und Denker von dem katholiſchen Deutſchland ſo gut wie von dem evangeliſchen als Beförderer ſeiner Bildung anerkannt und hochgeſchätzt wird. Denn darüber kann doch kaum ein vernünftiger Zweifel aufkommen, daß ein Schiller, Göthe, Leſſing und Andere nicht bloß zufällig Proteſtanten geweſen, vielmehr weſentlich im Grunde des Proteſtantismus wurzeln. Daß aber ſolche Heroen deutſcher Nationalliteratur, daß namentlich Schiller vom ganzen Volke, ohne Unterſchied der Confeſſion mit Ehre und Dank als Vermittler höherer Bildung anerkannt worden, das iſt zugleich eine, wenn auch unbewußt, doch thatſächlich dem Geiſte des Proteſtantismus dargebrachte Huldigung.“

tritt zu verſetzen ſucht, und wenn er ſelbſt durch die gutmüthigſte und liebenswürdigſte Näherung einer ſolchen Behandlung nicht zu entgehen vermag? — Was Schiller und Göthe betrifft, auf die ihr den Katholiken gegenüber ſo ſtolz ſeid, ſo befindet ihr euch überdies in einem großen Irrthume. Ich habe die merkwürdige Hinneigung zum Katholicismus, die dieſe Männer gezeigt, den ausdrücklich kund gethanen Vorzug, den ſie ihm vor dem Proteſtantismus gegeben, und die ſchönen und geiſtvollen Darſtellungen, womit ſie ihn geehrt, ſchon mehrmals in meinen Schriften berührt 1). Es läßt ſich nachweiſen, daß dieſe Genien ihrer innerſten und eigenſten Denkart und Anſchauung nach weit mehr der alten, ächten, poetiſchen Mutterkirche, als dem Alles zerſplitternden, verflachenden und vernüchternden Abfall von ihr und Gegenſatz zu ihr angehört haben, mochte ihnen derſelbe als ſtarrer Orthodoxismus oder als dumpfer Pietismus und Separatismus, oder als aushöhlender, alles dem gemeinen Verſtande Unfaßliche bekriegender Rationalismus entgegentreten. Wie denn überhaupt kein wahrer Dichter in ſo undichteriſchen Elementen wahrhaft wurzeln und ſich heimiſch fühlen kann, ob er auch äußerlich in ſie hineingeſtellt iſt und ſein Leben lang darin ſtehen bleibt. Wie war es Göthe'n in Italien ſo wohl, und wie unerträglich war es ihm nach ſeiner Rückkehr, ſich wieder in einem Lande und einer Umgebung

---

1) So in der Vorrede zum Marienbüchlein, in der „dreifachen Krone Roms“ und in der Converſionsſchrift S. 118—130.

zu ſehen, der ſeiner Seele ſo fremd! Und wie anerkennend und ſehnſüchtig ſind dorthin Schiller's Blicke gerichtet:

„Prächtiger, als wir in unſerem Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er ſieht das ewig einz'ge Rom.
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und, ein zweiter Himmel in den Himmel,
Steigt Sankt Peter's wunderbarer Dom."

Das ſind keine Töne, wie ſie eueren particulären und excluſiven Denkarten und Abſichten entſprechen. Nein, dieſe Männer waren keine Proteſtanten und Patrioten in euerem beſchränkten, kleinlichen, vorurtheilsvollen, parteiblinden, tendenziöſen Sinn und Geiſt; man könnte ſie im Gegentheil für ſehr ultramontan geſtimmt und geſinnt erklären, ſofern ſie weit mehr ultra montes, jenſeits der Berge, im Lande der Schönheit und Kunſt, als in ihrem rauhen, nordiſchen Vaterlande, wo ſich ihnen auch in nationaler Beziehung ſo wenig Erfreuliches und Erhebendes bot, zu Hauſe waren. Selbſt die Feſtredner am Schillerfeſte haben dies nicht unbemerkt gelaſſen. „Während," ſagte ein ſolcher, „die Poeſie alter und ausländiſcher Dichter von den ſtolzen Wogen des in ihnen lebenden Patriotismus getragen wurde, entbehren gerade unſere größten Poeten des eigentlichen Nationalgefühles, weil ſie in einer Zeit lebten, wo Deutſchland nichts Anderes war, als ein zerfallender Bau aus dem Mittelalter, ein ſeltſames Vielerlei ohne Zuſammenhang, geſchieden durch die widerſprechendſten Intereſſen, unter Obhut eines ohnmächtigen Kaiſers, dem dieſe Stellung nur dazu diente, ſeine Hausmacht zu fördern1)." Ein anderer ſolcher Redner ſprach von Göthe's

---

1) So Prof. Dr. Mayer in einer zu Mannheim gehaltenen Rede, ſ. „Erinnerung an die Secularfeier des Geburtstages Schiller's." Mannheim 1859. S. 74. Fragen wir nach der Urſache der Zerſtückelung, Geſunkenheit, Schwäche und Ohnmacht des vor Zeiten ſo großartig daſtehenden Volkes und Landes, ſo antwortet die Geſchichte: Die Reformation, die confeſſionelle Zwietracht und Zerreißung, die mit dem Auftreten des Proteſtantismus in Deutſchland begann, der fürchterliche Krieg, der daraus entſtand, und der damit verknüpfte politiſche Zerfall hat uns von jener Höhe herabgeſtürzt und zu einem Gegenſtande der Geringſchätzung aller Nationen und unſerer ſelbſt gemacht. Neulich hat Guſtav Freytag: „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit," Leipzig 1859, und Theodor König ein Buch des Titels: „Luther und ſeine Zeit," Leipz. 1860, herausgegeben. Beide dem proteſtantiſchen Princip huldigende Schriftſteller ſtimmen darin überein, „daß die entfernten Folgen von Luther's Wirken den anfänglichen Segen in Fluch verwandelt, da es alle die Fehden und Wirren, den ſchmalkaldiſchen und zuletzt den dreißigjährigen Krieg herbeiführte, der Deutſchland zum Tummelplatze fremder Söldlinge machte, Volkskraft und Bürgerſinn brach und die Cultur um mehr als ein Jahrhundert zurückdrängte." Gleichwohl, wie ein katholiſcher Kritiker bemerkt, ſoll jene Reformation weſentlich ein Werk der Befreiung von Fremdherrſchaft geweſen ſein und alle ihre materiellen Nachtheile durch die errungene Freiheit weit überwogen werden! Luther ſelbſt bekannte: „Hätte ich in der Erſte, da ich

„Wiedergeburt im Lande ſeiner Sehnſucht Italien, der wir Iphigenia, Taſſo, Egmont danken.“ Wie jammervoll, wenn es auf eine im Sinne des patriotiſchen Particularismus und des damit identificirten Proteſtantismus deutſche Nationalliteratur ankommt! Selbſt ein Theil der hochgeſchätzteſten Werke unſerer klaſſiſchen Periode iſt dieſen Eingeſtändniſſen gemäß recht eigentlich und wörtlich-genau ultramontan, wurzelt keineswegs in dem dieſſeitigen, vaterländiſchen Boden und Volksthume, ſondern in dem jenſeitigen italieniſchen Fremdlande, ſeiner ſchöneren Natur und Menſchheit und der daſelbſt noch in ihren Reſten und Ruinen fortdauernden und fortwirkenden großartigeren Geſchichte und geſchmackvolleren menſchlichen Schöpferkraft! Göthe kam ſich der ſchönen Römerin gegenüber als „Barbar“ vor — er zeigte eben dadurch, daß er keiner war. Ihr, wenn ihr euch der angeblich römiſchen Barbarei gegenüber in euerem proteſtantiſch-deutſchem Dünkel und Hochmuth bläht und euch einbildet, auf dem Gipfel der geiſtigen und äſthetiſchen Bevorzugung

---

anfing zu ſchreiben, gewußt, was ich jetzt erfahre, ſo wäre ich nimmermehr ſo kühn geweſen, den Papſt und alle Mönche anzugreifen und zu erzürnen.“ Was würde er erſt ſpäterhin geſagt haben, da die ganze ſchauderhafte Entwicklung der Sache vor Augen lag! Vergl. die citirten Schriften: Freytag I. S. 129 u. 201. König IV. S. 463. Katholiſche Literaturzeitung, Wien 1860, Nr. 1. S. 3.

zu ſtehen, beweiſet, daß ihr vielmehr die wahrhaften Barbaren ſeid. Um noch einen dritten, den deutſchen Klaſſikern zugezählten und ebenfalls proteſtantiſchen Poeten zu nennen, ſo war Graf Platen dermaßen „von ſeinem Vaterlande ſatt,“ wie er ſich ſelbſt ausdrückt, daß er ſich ganz über die Berge hinaus in die jenſeitige Region flüchtete, dort lebte und ſtarb und dort begraben liegt. „In Italien,“ ſchrieb er vor ſeiner Abreiſe an Schwab, „gedenke ich mein Leben zu beſchließen, und wenn ich mich dahin betteln müßte; denn nur dort hoffe ich meine Kunſt zur Vollkommenheit zu bringen.“ Ich will die gallbittern Verſe nicht abſchreiben, die ſich in Beziehung auf Deutſchland in ſeinen Sonetten finden; ſie ſind das Vorwurfs- und Verachtungsvollſte, was je ein Dichter über ſein Vaterland geſagt. Im „romantiſchen Oedipus“ heißt es von dem „Poeten,“ womit Platen ſich ſelbſt bezeichnet:

„— — — — — — Er wandelt im Garten Europa's,
Der ſchadlos ihn für manchen Verluſt, für manches verkannte Gedicht hält.
In dem Pinienhain, in den Buchten des Meers,
Steht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenſeits des Gebirgs,
Dann ſpornt zum Geſang zwar kein Beifall
Der Verſchwundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts.“

Mit der auch ihm eingeprägten confeſſionellen Antipathie gegen den Katholicismus erfüllt, wie mancher feindliche Ausfall zeigt, konnte er ſich doch nicht der Rührung entziehen, die der dort einheimiſche, mit Volk und Land ſo innig verwachſene Cultus erweckt, wie z. B. „das Kreuz am Meere“ beweiſt.

„Einſam ſteht es am Strand, doch Nachts bei'm Ave Maria
Nahen des Orts Jungfrau'n, küſſen das Kreuz im Gebet.“

Unter der Aufſchrift: „Dom von Treviſo“ lieſt man:

„Welch ein Genuß, in der ſchönen, unſterblichen Halle zu wandeln,
Die dein zierlicher Geiſt, hoher Lombardi, gedacht!“

und ſo Vieles. So alſo ſieht es mit den aus dem Schooße des deutſchen Proteſtantismus hervorgegangenen poetiſchen Genien, ſo mit ihrem Proteſtantismus und ſo mit ihrer Deutſchheit aus. Man ſage nicht, ſie hätten dort in Italien doch mehr dem alten Heidenthume, als dem katholiſchen Chriſtenthume gehuldiget! Letzteres hat das antike Kunſtprincip in ſich aufgenommen, die größten und anerkannteſten Künſtler der Chriſtenheit waren Katholiken und Italiener; wie einſt die Kunſt helleniſch war, ſo iſt ſie jetzt katholiſch, und welch ein tiefes, weſentliches, für Beide ehrenvolles Band überhaupt das alte Hellas und Rom in Beziehung auf ſeine welthiſtoriſche Beſtimmung und Culturblüthe mit Papſtthum und Katholicismus verbindet, habe ich ſchon in früheren Schriften [1]) zu zeigen geſucht. Indem ſich nun die genannten Dichter in dies poetiſche Geiſtes- und Lebenselement verſenkten, worin ſich in zweierlei großen Weltperioden und auf zweierlei Weiſe durch ganze Jahrtauſende hin ſo viel Großes, Schönes und Herrliches entfaltete; indem ſie alle die Denkmale einer untergegangenen und einer noch beſtehenden Welt, Religion und Kunſt vor Augen hatten und bewundernd anſchauten, konnten ſie ſich nicht mit ſtrenger Scheidung nur an das eine dieſer Momente halten und das andere durchweg nur mit dem excluſiven Haſſe und Widerwillen einer einſeitigen Denkart betrachten; ſie tauchten ihre Seele, ob ſie wollten oder nicht, auch in das der katholiſchen Romantik ein. Daß unſere Claſſicität, wie die „Allgemeine Kirchenzeitung" behauptet, nicht bloß zufälliger Weiſe ſo ſpeciell proteſtantiſchen Urſprunges ſei, ſondern weſentlich im Grunde dieſer Confeſſion wurzele, hat gleichwohl eine gewiſſe Wahrheit, die aber keineswegs geeignet iſt, den Proteſtantismus und das durch ihn beſtimmte und von ihm beſeelte Deutſchthum zu glorificiren. Jenes glänzende Phänomen iſt nämlich eine durch äußerſte Verkommenheit und dringendes Bedürfniß hervorgerufene energiſche Reaktion des poetiſchen Geiſtes und guten Geſchmackes gegen die grenzenloſe Nüchternheit, Dürre, Philiſterei und Geſchmackloſigkeit, in welche das proteſtantiſche Deutſchland verſunken war. Es verhält ſich damit in ähnlicher Weiſe, wie mit den vegetarianiſchen Vereinen in England und Nordamerika, die ſich des Fleiſcheſſens enthalten und nur vegetabiliſche Nahrung zu ſich nehmen und von denen man ebenfalls behaupten könnte, daß ſie recht eigentlich in dem bezüglichen Volksthume, ſeinen Sitten und Liebhabereien begründet ſeien, da nämlich gerade die engliſche Raçe eine ſo vorzugsweiſe Fleiſch liebende und Fleiſch conſumirende iſt, und es hier am meiſten Noth thut, einer ſo bedenklichen Neigung und Ernährungsweiſe zu ſteuern. Um ein anderes Beiſpiel zu geben, ſo trat der bibliſch-prophetiſche und chriſtliche Univerſalismus eben ſo aus ſeinem extremen Gegentheile, aus dem hochmüthigen, verſtockten Particularismus des Judenthums hervor. Jeruſalem ſteiniget und tödtet die Gottgeſandten; das jüdiſche Volk iſt widerſpenſtiger und feindſeliger gegen das allgemeine Licht und Heil, als alle übrigen Völkerſchaften; und gerade hier verkündet ein Jeſaias ſeine wundervollen Orakelſprüche, gerade hier wird das Licht und der Troſt aller Welt, der Heiland, geboren. O ihr wiſſet, ihr ahnet nicht, wie ihr mit euerer Eitelkeit und Ruhmredigkeit euch ſelber ſchlaget! — Und wenn ihr behauptet, die Katholiken hätten euch mit ihrer Theilnahme an der Schillerfeier eine, wenn auch unbewußte, doch thatſächliche Conceſſion höchſt ſchmeichelhafter Art gemacht, ſo ſeid ihr auch in dieſer Rückſicht in einem großen Irrthume befangen. Die Sache verhält ſich umgekehrt: ihr habt durch jene Apotheoſe, ohne es zu ahnen, einem ſpecifiſch katholiſchen Principe gehuldigt. Man wirft dem Katholicismus ſeine Heiligenverehrung als eine unziemliche Menſchenvergötterung und als einen Raub an Gottes ausſchließlicher Herrlichkeit und Majeſtät vor. Dies dürft ihr nun wenigſtens im Namen desjenigen Proteſtantismus, der ſeine großen Männer in *der* Art vergöttert, wie im November 1859 geſchehen, inskünftige nicht mehr thun; ihr müßt den katholiſchen Heiligencult, wenn ihr ihm auch nicht als Gläubige beitretet, doch principiell achten und gelten laſſen, weil ihr principiell daſſelbe thut. Die Katholiken haben *ihre* Heiligen, ihr habt die *eurigen*; inſofern iſt die Differenz vollkommen ausgeglichen. Um tiefer zu gehen, ſo iſt zu ſagen, daß es dem Menſchen eben nicht genügen will und kann, das Höhere, Göttliche, Ewige, Heilige in der Geſtalt des abſtrakt Einen und Einſamen zu faſſen und zu verehren, wie der ſtrenge, ſtarre Monotheismus des Judenthums und des Islams thut [1]; daß ihm die Kluft, die durch dieſe abſtrakte Anſchauung zwiſchen Gott und Menſch, Himmel und Erde, Jenſeits und Dieſſeits entſteht, zu unerträglich iſt, um ſie nicht irgendwie ausgefüllt ſehen zu wollen, und ſie in wahrer oder falſcher Weiſe wirklich auszufüllen; daß ihm Vermittlungen nöthig, in welchen das Göttliche zum Menſchlichen herabgeſtiegen und das Menſchliche zum Göttlichen emporgerückt erſcheint; daß die Verknüpfung beider Sphären und Naturen eine fortwährende, präſente, ſich ſtets lebendig erneuernde ſein muß; daß der wahre Gott nicht derjenige iſt, der ſeine Kraft, Macht und Herrlichkeit neidiſch und eiferſüchtig ſo ganz nur für ſich behält, ſondern der, welcher ſie auf Alles ergießt und in ihren Strahlen Alles leuchten läßt, was dazu befähigt ſein mag; daß der katholiſche Heiligencult all dieſen Sätzen auf das Vollkommenſte entſpricht und daß man ihn nicht wegnehmen kann, ohne in das kirchliche Syſtem eine empfindliche Lücke zu reißen; daß ihr, dieſen Cult ſcheltend und antipathiſch von euch weiſend, das Bedürfniß eines ſolchen doch ebenfalls in euch habt und gelegentlich durch analoge Verehrungen, Begeiſterungen, Andachten und Feierlichkeiten zu erkennen gebt, und daß ihr daſſelbe namentlich durch euere überſchwängliche Schillerfeier an den Tag gelegt habt. In Mannheim hat man ſich dabei der Verſe bedient:

---

[1]) So namentlich in der „dreifachen Krone Roms.“ Münſter 1859.

---

[1] Vergl. Schiller's „Götter Griechenlands" und unſere in nachfolgender Abhandlung darüber gemachten Bemerkungen.

„Das iſt der Tag des Herrn!
Anbetend knie' ich hier.
O ſüßes Grau'n, geheimes Weh'n,
Als knieten Viele ungeſeh'n
Und beteten mit mir."

Man kann den proteſtantiſchen Heiligendienſt, in dem man ſich hier ſo enthuſiaſtiſch und andachtsvoll hineinſtürzte, nicht weiter treiben und nicht förmlicher, unverholener, ausdrücklicher kund geben, als es hier geſchehen iſt. Es iſt gerade ſo, wie mit der katholiſchen Reliquienverehrung, die gegneriſcherſeits auch nur getadelt, verachtet und beſpöttelt wird, und die doch einem ſo allgemein hervortretenden Charakterzug des menſchlichen Fühlens und Thuns entſpricht, indem es nicht leicht einen Menſchen gibt, der nicht irgend ein Andenken, eine Reliquie von Abweſenden oder Verſtorbenen bewahrt und daran als an einem ihm werthen, theueren, ja heiligen Gegenſtande hängt [1]. Auf irgend eine Weiſe, in irgend einem Sinne ſind wir alle Heiligen- und Reliquienverehrer, ſind wir alle katholiſch, ſei es nun mit oder gegen unſeren Willen, zugeſtändlich oder nicht, bewußt oder unbewußt, in ächter oder falſcher Manier. Denn das Katholiſche iſt nicht ſo abſonderlicher Natur, als es den Anſchein hat; es beruht auf dem unvertilgbaren Grunde des allgemein Menſchlichen, Natürlichen und Nothwendigen, deſſen Offenbarung und Entwicklung im menſchlichen Geſchlechte nie fehlen kann; es iſt in Wahrheit, was es etymologiſch bedeutet, das Univerſale, Allgemeine, Allumfaſſende, und kann daher auch nicht antiquirt, abgethan, deſpotiſch unterdrückt und auf einen bedeutungsloſen Reſt reducirt oder mit einem demokratiſch-revolutionären Hurrah und Halloh über den Haufen geſtürzt werden, wie die über die innere, tiefe Natur deſſelben ſo völlig verblendeten und unwiſſenden Gegner wähnen.

---

[1] Ein intelligenter und geiſtvoller Prediger bemerkt: „Wir wiſſen Alle, daß es dem menſchlichen Herzen angeboren iſt, Denjenigen, welche es im Leben geehrt und geliebt, auch nach ihrem Tode noch in ihren Ueberreſten Ehre und Liebe zu erweiſen. So thun Kinder mit ihren Eltern, Freunde mit ihren Freunden, ganze Städte und Völker mit ihren Helden und Wohlthätern. Und nicht nur die Leiber, ſelbſt die Kleider, die Geräthe, die Waffen der Abgeſchiedenen, Alles, was mit ihnen in Berührung ſtand, wird für theuer und ehrwürdig gehalten. So war es zu allen Zeiten, ſo bei allen Nationen, und es war und iſt dies nicht etwa ein Irrthum oder Vorurtheil falſcher Religionen, ſondern ein Gebot der Natur, das Gott Allen in's Herz geſchrieben, und das durch keinen menſchlichen Irrthum ausgetilgt werden kann. Dieſe leiblichen Ueberreſte ſtellen uns die Perſon, der ſie angehören, auf das Lebhafteſte vor Augen, lebendiger, als jedes Wort, Zeichen oder Bild vermöchte; denn ſie ſind mehr als Bild und Zeichen, ſie ſind ein Stück des Abgeſchiedenen ſelbſt. Darum überträgt man alle Verehrung und alle Zärtlichkeit, die man dem Lebenden nicht mehr erweiſen kann, auf ſie“ u. ſ. w.

In der badiſchen Landeszeitung vom 16. November 1859 und dann auch in anderen Blättern, wie in der Frankfurter Didaskalia, ſtand eine hübſche Geſchichte, die viel Anklang und Beifall gefunden hat. Ein armes, katholiſches Bäuerchen kam am Tage der großen Schillerfeier nach Karlsruhe und wollte Kienholz verkaufen, um ſeiner alten kranken Frau einige nahrhafte Lebensmittel verſchaffen zu können. Er merkte, daß ein Feſt gefeiert wurde; er rief ſein Kienholz aus; aber Niemand achtete darauf. Er kam auf den Marktplatz; da fiel in ſein weinendes Auge die auf hoher, blumenbekränzter Säule prangende Schillerbüſte; er meinte, es ſei ein Heiliger und betete zu ihm. Einige Zöglinge der polytechniſchen Schule bemerkten den armen, traurigen Mann, fragten ihn aus und machten ſich einen liebenswürdigen Spaß mit ihm, indem ſie ihn zu Ehren des großen Dichters, zu dem er ſeine Andacht verrichtet, trefflich bewirtheten, ihm ſein Kienholz, das zum Anzünden der Fackeln des Feſtzuges benützt wurde, mit theuerem Gelde bezahlten und auch einige Erquickungen für ſeine kranke Frau mitgaben. Einer der Studenten ſoll zu dem Bauer geſagt haben: „Dein Vertrauen zu dem Manne dort oben ſoll nicht zu Schanden werden; denn ich ſage dir, wer dem vertraut, und ſo gläubig zu ihm aufſchaut, wie du ſo eben gethan, der ſoll heute nicht Hunger leiden und deſſen Kummer ſoll von ihm genommen werden.“

Recht brav und — recht katholiſch, wiewohl die Geſchichte einen oppoſitionellen Beigeſchmack hat und nicht dem Katholicismus zu Ehren verfaßt und veröffentlicht iſt. Es iſt ſogar von dem „Wunder“ die Rede, das hier Schiller gethan. So vergnügt iſt man darüber, daß man nun auch gewiſſermaßen einen Heiligen hat, dem man ſogar, zu um ſo größerer Uebereinſtimmung mit dem katholiſchen Cultus und Glauben, eine Art von Mirakel unterſchieben kann. Sollte darin keine dieſem Cultus und Glauben, „wenn auch unbewußt, doch thatſächlich“ gemachte Conceſſion zu erkennen ſein? Zu ächten Wundern werdet ihr es auf dieſem Wege freilich nicht bringen; an die glaubt ihr nicht, und die werden, ſo nöthig ſie auch den Unglücklichen unter euch ſein ſollten, euere Heiligen nicht thun.

Man iſt bei Gelegenheit der Schillerfeier auch auf Luther zurückgegangen; man hat ihn zu einem Heros, ja Heiland der Menſchheit gemacht, hat ihn „das Licht der Welt“ genannt und es bedeutſam gefunden, daß er an demſelben Monatstage wie Schiller geboren worden iſt[1]. Nun war aber Luther jenes große, herrliche, die alten Finſterniſſe ſiegend vertreibende „Weltlicht“ doch wohl dadurch, daß er „den papiſtiſchen Aberglauben und Götzendienſt“ ſtürzte. Wie ſonderbar, daß man ihn nun ſelbſt zu einem ſolchen Götzen macht — was übrigens nichts Neues iſt, denn ſchon der alte Proteſtantismus hat ihn als einen „Apoſtel und Evangeliſten der Chriſtenheit“ gefeiert, der dazu „von der heiligen Dreifaltigkeit ſelber“ beſtellt worden ſei; man hat geſagt, er ſei „ein Prophet und deutſcher Apoſtel, der dritte und letzte Elias, der Wagen Iſraels und ſeine Reiter, Gottes herzlieber Engel, ein Mann nach dem Wunſche Gottes, ein Megalander und Theander, ein Großmann und Gottesmann“ u. ſ. w. geweſen; man hat ihn in ganzen Büchern mit bibliſchen Perſönlichkeiten, wie Moſes, Elias, Johannes, Paulus u. ſ. w. verglichen. „Man hat,“ ſagt Arnold, „auch kein Bedenken getragen, ihn wider die ſonſt gemeine Praxis der Lutheraner, nach ſeinem Tode heilig, den heiligen Mann, den göttlichen Luther zu nennen, wie von Anderen auch dem Melanchthon sanctitas et integritas, Heiligkeit und Lauterkeit beigelegt wird.“ Er führt an, wie man geſagt habe: „Wer von dem göttlichen Luther gelobt worden, der bleibe wohl von Gott und Menſchen gelobt.“ Das Wunderlichſte iſt Folgendes: „Man weiß noch wohl,“ ſagt der genannte Kirchenhiſtoriker, „was für Abgötterei noch vor kurzer Zeit mit Luther's Haus und anderen ſolchen Dingen getrieben worden iſt, bis es Gott zu einem beſonderen Zeugniß ſeines Mißfallens hat verbrennen laſſen. Man hat ſonderlich von der Säule darinnen viel tauſend Splitter abgeſchnitten, die für Zahnweh und andere Gebrechen helfen ſollten[1].“ Auf eine ſo merkwürdige Weiſe hat ſich der Abfall vom katholiſchen Cultus gerächt, daß man mit lächerlichem Widerſpruche und ſchmählichem Unbedachte gleich in Beziehung auf den Urheber dieſes Abfalles wieder in katholiſche Betrachtungs- und Vrehaltungsweiſen verfiel und einen Mann, der, wie groß und außerordentlich auch ſeine Eigenſchaften erſcheinen mögen, doch gewiß kein Heiliger war, und, ſelbſt mit proteſtantiſchem Maßſtabe gemeſſen, in mancher Hinſicht höchſt tadelhaft erſcheinen muß, mit wahnſinniger Ueberſchätzung bis zu den Sternen erhob und mit allen nur möglichen Glorien ſchmückte, ja eine ſo übel angebrachte und hier in der That nur abergläubiſch zu nennende Reliquienverehrung ſelbſt mit den Gegenſtänden ſeiner ehemaligen Wohnung trieb.

---

[1] „Zur Erinnerung an die Säcularfeier des Schillerſchen Geburtstages,“ Mannheim 1859. S. 68. „Tiſchreden bei'm Feſtmahle im Wolfseck zu Frankfurt a. M.“ u. ſ. w. Rede des Pfarrers Kalb.

---

[1] Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte, Frankfurt a. M. 1699. II. S. 47. 48.

Schließlich erlaube ich mir, euch einen Rath zu geben, auf die Gefahr hin, daß ihr ihn verächtlich von euch ſtoßet und bei eueren gewohnten Begriffen, Phraſen und Einbildungen beharrt. Gebt euch nicht allzu eitlen und hochmüthigen Gedanken hin; wähnet nicht, ſo ganz allein und ausſchließlich alle Weisheit und Klugheit der Welt zu beſitzen; ſprechet nicht wie jener Phariſäer im Evangelium: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie da mein Nachbar, der unaufgeklärte, abergläubiſche, geiſtig geknechtete, ſchmählich verdummte Katholik;“ denkt über die in Rede ſtehenden Gegenſtände und Probleme, bevor ihr darüber definitiv urtheilt und entſcheidet, ein wenig tiefer und gründlicher nach; lernt den Menſchen und das, was ihm Noth thut, lernet euch ſelbſt, euere eigenen Seelentriebe und Herzensbedürfniſſe, den verſteckten Sinn und Grund euerer eigenen Handlungen und Manifeſtationen kennen! Ihr werdet dann ganz andere Gedanken über die euch ſo widerwärtige Confeſſion und Kirche bekommen; ihr werdet merken, daß der Katholik, ſo ſehr ihr davor ſchaudern und ſo ſehr ihr dagegen proteſtiren möget, ſogar in euch ſelber ſteckt, und daß ihr daher, wie ihr euch immer ſtellen möget, dem Katholicismus doch nimmer entgehen könnt, und das aus dem einfachen Grunde, weil ihr Menſchen ſeid.

Ueber Schiller's „Götter Griechenlands.“

So hochpoetiſcher Maſſe Glanz
Stört Manchen in ſeinem Schlummer;
Mir machen „die Götter Griechenlands“
Nicht den geringſten Kummer.

Viele, denen ihr Chriſtenthum lieb und die keine Heiden ſein wollen, ſtoßen ſich an dieſem Gedichte, in welchem der Untergang des alten helleniſchen Götterglaubens und Götterdienſtes beklagt, und die Herrlichkeit deſſelben, ſo wie die armſelige, triſte, un- und antipoetiſche Beſchaffenheit deſſen, was an ſeine Stelle getreten und womit ſich neuere Zeiten begnügen oder begnügen *ſollen*, mit ſo glänzender, effektvoller Rhetorik und ſo ſcharfer, ſchonungsloſer Kritik geſchildert wird. Oberflächlich betrachtet, mögen dieſe kühnen Aeußerungen allerdings ganz antichriſtlich zu ſein und über das geſammte religiöſe Glauben und Leben, welches ſich auf den Trümmern jenes alten, geſtürzten Heidenthums erhob, den Stab zu brechen ſcheinen. Sieht man näher zu, ſo iſt es im Grunde doch nur der nüchterne, trockene, poeſieloſe Proteſtantismus und Rationalismus, der mit Judenthum und Islam harmonirende Monotheismus der neueren Zeit, die unendliche Ferne, in welche derſelbe das Göttliche gerückt, die aufklärende Wiſſenſchaft und mechaniſtiſche Weltanſchauung, durch welche die Natur ſo völlig entgeiſtet und entgöttert worden iſt; es ſind nur dieſe vom alten, ächten Chriſtenthum und

Kirchenglauben häretiſch abweichenden Gottes- und Weltanſchauungen, was in Anklageſtand verſetzt und worüber ein keineswegs unverdientes Gericht gehalten wird, ſo daß die allgemeinen Grundideen des Chriſtenthums, daß namentlich das katholiſche Glaubens- und Cultusſyſtem ſo gut als unberührt bleibt, ja daß dieſen ſogar die größten, wenn auch verſteckten und unbewußten, Zugeſtändniſſe gemacht werden.

„Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergeh'n.“

Es iſt hier dieſelbe abſtrakte Gottesidee gerügt, welche wir oben, dem katholiſchen Heiligendienſt gegenüber, als unbefriedigend und verwerflich bezeichnet haben. Dieſer eben ſo antikatholiſche, als antihelleniſche, ja gar nicht chriſtlich überhaupt zu nennende, dem ganzen Sinn und Geiſte dieſer Religion widerſtrebende Monotheismus ſtellt als völlig getrennte und durch eine unendliche Kluft geſchiedene Exiſtenzen und Naturen auf die eine Seite die göttliche Einheit und höchſte Perſönlichkeit, auf die andere die creatürliche Vielheit und Mannigfaltigkeit, welche letztere als phyſiſche Natur ihren eigenen Geſetzen folgt —

„Fühllos ſelbſt für ihres Schöpfers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere,
Die entgötterte Natur“ —

als geiſtig freie Menſchheit aber von jener höchſten Macht und Perſönlichkeit zwar beaufſichtigt und, in unaufgelöſtem

Widerſpruche mit ihrer freien Selbſtſtimmung, drahtpuppenartig gelenkt und regiert wird, übrigens aber für ſich und ohne lebendige Gemeinſchaft mit dem Göttlichen iſt und bleibt. Ganz im Gegentheile hat im Chriſtenthume Alles nur die totalſte Aufhebung der zwiſchen den beiderſeitigen Regionen beſtehenden Trennung und Ausſchließung, die leben- und liebevollſte Vermittlung und Verſchmelzung der dieſſeitigen und jenſeitigen Sphäre zum Zwecke. Selbſt noch die proteſtantiſche Häreſie nimmt an dieſem Charakter Theil, inſofern ſie ihrem kirchlichen Bekenntniſſe nach doch an den Ideen der Trinität und Menſchwerdung feſt hält; es iſt dem Chriſtenthum aber ſchon in dieſer noch immer ſpecifiſch chriſtlichen Beſtimmtheit die conſequente Fortentwickelung, die ſtete Erneuerung und Erweiterung, die lebendige, präſente Darſtellung und Aufrechthaltung ſeines großen Princips auf's Bedauerlichſte abhanden gekommen. In vollem Maße wird dieſem dagegen der Katholicismus gerecht, und das namentlich durch ſeinen Heiligenglauben und Heiligencult, wo ſich das Göttliche mit dem Menſchlichen, das Himmliſche mit dem Irdiſchen fortwährend auf's Engſte zuſammenſchließt, wo ſich das göttlich Eine und Einfache beſtändig in's creatürlich Viele und Beſondere entläßt und ausbreitet und ſich und ſeine Herrſchaft und Erſcheinung auf Erden reich, lebensvoll und mannigfaltig macht. Dieſer Vortheile entbehrt der kahle, geiſtloſe Monotheismus und Rationalismus, den Schiller im Auge hat, bei ſeiner dualiſtiſchen Trennung von Gott und Welt in dem Grade, daß es ſein ganz eigenthümliches, ſtarres, keiner Modification fähiges Weſen und Princip iſt, ſie zu entbehren und daß im Gegenſatze hiezu eine Mythologie und ein Cultus, wie ſie ſich im klaſſiſchen Alterthum finden, einen in der That nicht abzuläugnenden Vorzug behaupten.

„Höhere Preiſe ſtärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn;
Großer Thaten göttliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan."

— — — — — — — — — —

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen;

— — — — — — — — — —

Was iſt neben dir der höchſte Geiſt
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erſter, edelſter."

Auch dieſe Worte widerlegt, was das katholiſche Chriſtenthum betrifft, die darin Statt findende Beatification und Canoniſation der Heiligen und der ihnen gewidmete Dienſt.

„Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'ſchen Sohn,
Herrſcht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgeſtürztem Thron."

Dieſer Vorſtellungsweiſe tritt das Chriſtenthum durch ſeine Lehren von der Dreieinigkeit, dem ewigen Sohne Gottes und ſeiner Menſchwerdung in der Zeit, wo er in das Verhältniß des Sohnes zu einer dadurch ſo hoch geehrten und beſeligten irdiſchen Mutter tritt, von vorn herein charakteriſtiſch genug entgegen; und wer insbeſondere den katholiſchen Mariendienſt und das zarte, innige Band erwägt, welches hier den göttlichen Sohn mit der geheiligten und zur Himmelskönigin erhobenen Jungfrau Mutter verknüpft, der kann jene Dichterklage nicht für antichriſtlich halten, und am wenigſten auf die katholiſche Sphäre und Form des chriſtlichen Glaubens und Cultus beziehen.

„Nach der Geiſter ſchrecklichen Geſetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Deſſen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Weſen, die ein Weib gebar.“

In der katholiſchen Kirche ſind dem geängſteten Gewiſſen des Menſchen ſo viele Mittel und Wege geboten, ſich ſeiner Qualen und Befürchtungen zu entheben, daß man ihr dies ſogar zum Vorwurfe gemacht hat, und daß ein Schiller kommen muß, um ſie deßhalb zu rechtfertigen. Namentlich iſt der Gott kein „heiliger Barbar,“ der zwiſchen die von ihm ausgehenden richterlichen Schrecken und dem davon bedrohten Menſchen die unendlich milde, zarte, ſanfte, durchaus nur liebende, erbarmende und tröſtende Geſtalt und Macht der dulcis virgo Maria geſtellt, durch welche Alles ohne Ausnahme Hülfe und Rettung finden kann 1). Jenes Prädikat mag dem Gotte verbleiben,

---

1) Wie dieſe ſchon im alten Heidenthume auf das Merkwürdigſte vorausgeahnt und angedeutet, ſelbſt mit einem vor-

welchen man durch den deſtruktiveſten Abfall vom alten Glauben und Cultus der Chriſtenheit all dieſer freundlichen und liebevollen Milderungen und Umgebungen beraubt hat, und der denn freilich dem Schuldbewußten nur Furcht und Schrecken zu erregen geeignet iſt. Was die Thränen betrifft, die die Augen des von dem Dichter geſchilderten, allzu übermenſchlichen und deßhalb hartherzigen und fühlloſen Gottes nie benetzen ſollen, ſo kann dies nicht der der neuteſtamentlichen Darſtellung ſein, der als menſchgewordener nicht nur überhaupt menſchlich fühlt und leidet, ſondern auch insbeſondere mehr als einmal Thränen vergießt [1]).

Auch mit dem Looſe, das uns gegenwärtiger Lehre und Verheißung gemäß nach dem Tode werden ſoll, zeigt ſich **Schiller** unzufrieden. Lieblicher und beruhigender für des Menſchen Herz und Natur, und mehr ſeinen realiſtiſchen Neigungen und Bedürfniſſen entſprechend, ſei die griechiſche Vorſtellung geweſen.

„Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiums Hainen wieder an.“

---

läufigen Cultus geehrt worden iſt, darüber ſoll im zweiten Hefte gehandelt werden.

1) So über Lazarus Joh. 11, 35. und über Jeruſalem Luc. 19, 41. Ich erinnere mich dabei einer alten Arie, die, glaube ich, ſo beginnt:

„Du, deſſen Augen floſſen,
Sobald ſie Zion ſah'n,
Zur Frevelthat entſchloſſen,
Sich ſeinem Falle nah'n“ u. ſ. w.

Aber es iſt weit mehr, als das doch nur geiſterhaft verſchwommene Daſein und Leben eines „Schatten," worauf das Chriſtenthum ausgeht, namentlich das apokalyptiſche, welches ich in meiner Converſionsſchrift[1] zur Sprache gebracht und welches zu weltlicher und irdiſcher Realität ſo wenig im Verhältniß bloßer Verneinung ſteht, daß es dieſe nämliche Realität, aber von ihren Mängeln und Uebeln befreit und auf die höchſte Stufe der Entwickelung erhoben, in Ausſicht ſtellt, wo denn auch die idealiſtiſche Schönheit und Heiterkeit der griechiſchen Religion und Poeſie und die anticipirte Wonne des hafiſiſchen Welt- und Naturgenuſſes[2] ihre Stelle finden und da erſt zu ihrem vollen, ungeſchmälerten Rechte und ihrer reinen, unbedingten und unbefleckten Erſcheinung und Entfaltung gelangen wird.

Alles, was Schiller vermißt und verlangt, das bietet und liefert, wenn nicht unmittelbar und in nächſter Nähe, doch vermöge der von ihm eröffneten Ausſichten in unendlich große, ſelige und vollkommene Weltzuſtände und Lebensformen das Chriſtenthum — nicht zwar das deiſtiſche und rationaliſtiſch verflachte und verarmte, auf welches ſich Schiller's Vorſtellungen und Vorwürfe beziehen, wohl aber das urſprünglich bibliſche, wohl aber das tiefſinnig, geiſtvoll und großartig entwickelte katholiſche Chriſtenthum. Dieſes aber hatte Schiller in ſeiner Zeit und Umgebung ſo wenig vor ſich, daß es den Anſchein hat, als habe er bei Abfaſſung jenes Gedichtes gar nicht daran gedacht, oder es als unwirkſam und bedeutungslos geworden und von dem, was er anklagt, völlig überwogen, nicht berückſichtigen zu müſſen geglaubt.

---

[1] S. daſelbſt S. 203 ff. Vergl. S. 192. 33 f.

[2] Vergl. was ich darüber in derſelben Schrift S. 15 bemerkt habe.

Bei ſo bewandten Dingen möchte der böſe Schein, der auf dieſem für ſo un- und antichriſtlich gehaltenen Gedichte ruht, wohl hinlänglich verſchwinden, und ſelbſt bei den frömmſten und gläubigſten Seelen, oder vielmehr gerade bei dieſen, mit welchen Schiller in ſeinen Grundforderungen in ſo hohem Maße harmonirt, während er eigentlich nur wirklich flache und falſche Welt- und Gottesanſchauungen als ſolche bezeichnet und bekriegt, einer milderen und billigeren Auffaſſung und Beurtheilung weichen.

Ich habe noch zu bitten, man wolle in dem Falle, daß man einige der citirten Worte in ſeiner Ausgabe der Schilleriſchen Gedichte vergebens ſuchen ſollte, nicht etwa an eine Fälſchung glauben. Dieſelben ſtehen in früheren Ausgaben, ſpäterhin hat man ſie unterdrückt. Schiller ſelbſt hat eine Umarbeitung mit Weglaſſung beſonders anſtößiger Aeußerungen geliefert; doch iſt dann, wie in der Leipziger Edition bei Vogel 1818, das Gedicht in ſeiner erſten Geſtalt „für Freunde der erſten Ausgabe" ebenfalls abgedruckt worden. In den Cottaiſchen Ausgaben ſind die bezüglichen Verſe gänzlich weggelaſſen.

Zeugniſſe für den Mariendienſt,

von proteſtantiſchen Schriftſtellern und Theologen ausgeſtellt.

Ich habe ſchon in meiner Converſionsſchrift S. 187 ff. Einiges der Art, was mir merkwürdig ſchien; angeführt. Hier noch Folgendes:

In den „Findlingen“ von Hoffmann v. Fallersleben, Heft II. S. 185. ſchreibt A. W. Schlegel unter dem 3. September 1807 an Karl v. Hardenberg: „Ihre Briefe ſind mir immer erquicklich, wenn ſie auch von Bekümmerniſſen über die traurige Lage unſeres Vaterlandes und unſerer Freunde reden. Ich richte mich auf an dieſem ſchönen Beiſpiele des Vertrauens auf die Vorſehung und des Rückzuges in die unantaſtbare Burgfreiheit der Religion. Ich möchte ſagen: ich beneide Sie, wenn ich nicht hoffte, ebenfalls glücklich aus allen Stürmen des Lebens in dieſem Hafen anzulangen. Bei einer Wanderung durch die Schweiz, von der ich eben zurückkomme, habe ich manche Anmuthungen dieſer Art erfahren, beſonders zu Einſiedeln, in der Nähe des gnadenreichen Bildes, wo ich mit unausſprechlicher Rührung gleichſam eine mich rufende Stimme vernahm.“ Ein immer merkwürdiges Geſtändniß, wenn Schlegel dieſem Rufe auch keine Folge gab.

Maria magistra gentium. — Maria magistra religionis et fidei. — Haec est, per quam viam vitae agnovimus, etc.

Ausſprüche verſchiedener kirchlicher Schriftſteller

Die ſeligſte Jungfrau nimmt fortwährend in chriſtlicher Heilsordnung die Stelle einer thätigen Mutter ein, indem ſie den Menſchen zum Leben Gottes gebiert, nachdem ſie Gott zum Leben des Menſchen geboren.

Nicolas.

Wenn das Reich Chriſti kommt, ſo wird dies nur die Folge der Kenntniß und der Herrſchaft der ſeligſten Jungfrau ſein

Ludwig Maria Grignon de Montfort

Im „Oeſterreichiſchen Volksfreund" vom 8. December 1859 wird in Beziehung auf meine Converſion Folgendes bemerkt: „Der Mariencultus ſpielt bei den Converſionen unſerer Tage keine kleine Rolle. Die verklärte Weiblichkeit Maria's nebſt ihren geheimen Gnadenwirkungen hat einen mächtigen Zug. — — — — — — Der duliſche und hyperduliſche Cult des Katholicismus iſt ein Bedürfniß des menſchlichen Herzens, und jede Religion iſt ohne denſelben ſchaal und leer, ſo daß ihn ſelbſt Ronge nicht übergehen konnte. Mit einer Art von Neid ſchauen die einſichtsvollen Gegner der katholiſchen Kirche auf dieſen Cult herüber, und ſtaunend haben wir das einem wahren Confiteor gleich ſehende Bekenntniß geleſen, das jüngſt Hengſtenberg, das Haupt der orthodoxen lutheriſchen Partei in Preußen, bei Beſprechung einer Gedichteſammlung, in welcher auch marianiſche Hymnen aufgenommen, abgelegt hat."

Hengſtenberg's höchſt auffallende und gewichtvolle Aeußerung iſt nachſtehende: „Dieſe alten Hymnen ſind Beweiſe, die uns die Schamröthe in's Geſicht treiben ſollen; denn ſie bezeugen uns die Freude und das naive Vertrauen, womit die chriſtliche Kirche in Uebereinſtimmung mit dem Evangelium ehemals die Feſte Mariens begangen; ſie ermahnen uns, eine Nachläſſigkeit zu ſühnen, welche ſchon lange wie ein Verbrechen auf uns laſtet, und die Ehre des Herrn nicht zu trennen von der ſeiner Mutter, welche der

Engel „„voll der Gnaden““ geheißen, und die von den Geſchlechtern ſelig geprieſen werden ſoll. Wohlan, wollen wir nicht unter dieſe Geſchlechter gezählt werden? Oder meinen wir uns von Jenen fern zu halten, welche Maria ſelig preiſen?“

Hier ſehen wir in der That, wie die proteſtantiſche Starrheit und Verachtung des katholiſchen Cultus auf eine Weiſe zuſammenbricht, die Alles erwarten, die auf die großartigſten Folgen ſchließen läßt. Das iſt das Wunder aller Wunder; und wer verrichtet es? — Es iſt nur eine Macht und nur ein Reiz, durch den es zu geſchehen vermag: der Strahl verklärter Weiblichkeit, der von Maria's ſo ſüßer, als hehrer Geſtalt herniederleuchtet.

Was iſt der Katholicismus?

Die göttliche Wahrheit verträgt ſich nicht mit dem Lärm der Straße, ja nicht einmal mit dem Geflüſter des Salons; ſie verlangt eine abgelegenere Sphäre, die weit erhaben iſt über all dies falſche Weltgetümmel, welches die Harmonieen des Himmels übertäubt Sie will innige Seelen und geſammelte Geiſter, für welche ihr Anblick ein Troſt iſt und die in der Freude ihrer Betrachtung mit dem Apoſtel ſprechen: „Herr, hier iſt gut ſein; hier wollen wir Hütten bauen.“

Nicolas.

Myſtiſch iſt die Sache zwar
Und romantiſch-wunderbar;
Nicht zu Haus im Weltgewühle,
Nicht geſchickt, ſich zu empfehlen
Selbſtiſchem Philiſterpfühle —
Leuchtend aufgeſchloſſen ſteht
Tiefen, innern, ſtillen Seelen
Ihre ganze Majeſtät.

„Der Katholicismus iſt ein im Intereſſe der Prieſterſchaft ſchlau erſonnenes und aufrecht erhaltenes Syſtem von Lüge, Gaukelei, Bevormundung, Volksverdummung, Glaubenstyrannei und Knechtung des edlen, freien Menſchengeiſtes. Namentlich ſind die Jeſuiten“ — — — —

Gut, gut! Das kennen wir, das haben wir ſchon mit der Muttermilch eingeſogen, haben es von der Wiege an Millionenmal und in allen möglichen Variationen gehört und geleſen; es wird uns fortwährend und bis zum äußerſten Ueberdruß in proteſtantiſchen, demokratiſchen und deutſchkatholiſchen Produkten der Tagesliteratur wiederholt; wir haben auch ſelbſt an die dreißig Jahre lang genug Polemik getrieben und es zum Theil ärger gemacht, als alle Anderen; wir haben auch den „ewigen Juden“ von E. Sue geleſen, was eine gewiß treffliche und ſichere Geſchichtsquelle iſt. Auch wird dieſe Auffaſſung der Sache für das aufgeklärte Philiſterthum, für das Journale und Romane leſende und ſich daraus ſo gründlich unterrichtende „gebildete“ Publikum, ſo wie für die nur die Aufwiegelung der unteren Volksclaſſen und die Lockerung aller Bande bezweckende Demagogie immer die populärſte, faßlichſte, bequemſte und zweckmäßigſte ſein. Für Diejenigen, die eine andere Definition zu hören und zu faſſen willig und fähig ſein mögen, ſtellen wir folgende auf.

,,Der Katholicismus iſt ein Kuß, den der Himmel der Erde und die Erde dem Himmel gibt. Er iſt die große, heilige, ſinnlich-geiſtige und geiſtig-ſinnliche Verbindung und Wiedervereinigung zweier in Zwieſpalt auseinander getretener, doch nie völlig zu trennender und nur in ihrer innigſten Verſchmelzung das Wahre, Vollkommene, Genügende darſtellender Sphären der Exiſtenz, des Bewußtſeins und der allgemeinen Lebensentwickelung. Und ſo wie dieſe Vermählung des Himmliſchen mit dem Irdiſchen, des Göttlichen mit dem Menſchlichen, des Ewigen mit dem Zeitlichen, dieſer ſtrahlende, flammende, zündende Liebeserguß von oben herab und dieſe ſehnſüchtige Emporrichtung, dieſe glühende Hingebung und Aufnahme des herniederſtrömenden Lichtes und Lebens von Seiten der entgegenſtehenden Region, der das minder Befriedigende, Großartige, Herrliche und Selige mit Recht zum Opfer fällt, ſchon an ſich das Entzückendſte und Berauſchendſte iſt, was es gibt, ſo bleibt es auch nicht ohne entſprechende Frucht, nicht nur, was das Individuum, ſondern auch was das Ganze, was Menſchheit und Welt überhaupt betrifft. Dieſe Frucht iſt der neue, höhere Menſch, der aus dem alten verworfenen und vergehenden herausgeboren und geſtaltet werden ſoll;

iſt die neue, verklärte, vollendete, ewige Exiſtenz und Ordnung der Dinge, auf welche die ganze Weltgeſchichte, als auf ihr letztes, höchſtes Reſultat, hinzielt und hingetrieben wird, jene Welt ohne Sünde, Fluch, Jammer, Qual, Grimm, Kampf, Schrecken und Tod, die am Schluſſe der Apokalypſe verheißen und ſymboliſch dargeſtellt iſt.“

Weit einfacher und mit viel weniger Umſtänden begleitet iſt die Sache freilich für euch, moderne Geiſter, Weltmenſchen und Ungläubige. Ihr nehmt den einen Theil des Ganzen, den himmliſchen, göttlichen, jenſeitigen, gänzlich hinweg; er iſt euch ein Pfaffenmärchen, eine Chimäre, die den Zwecken irdiſcher Wohlfahrt und äußerlicher Beſſerung der Dinge, auf die es euch allein ankommt, nur ſchädlich und hinderlich iſt; ihr beſchränkt euch ganz nur auf das Hier und Jetzt, die nächſte Zukunft etwa, von der ihr etwas für euch Vortheilhaftes erwartet, mit eingeſchloſſen; ihr wollt leben im gemeinen, egoiſtiſchen Sinne des Wortes, wollt die Citrone des unmittelbaren Weltgenuſſes auspreſſen, leiden, was ihr müßt, ſei es mit Wuth und Zähneknirſchen oder, im beſſeren Falle, mit ſtumpfer Reſignation und Apathie, und dann euerem materialiſtiſchen Nichts anheimfallen. Nicht Allen aber kann und wird dies behagen und genügen; euch ſelbſt vielleicht nicht immer; denn es gibt noch andere, tiefere Bedürfniſſe, Regungen und Nöthigungen im Menſchen; und ſtets wird es daher auch ſolche geben, und werden ſich ſelbſt Leute eueres Gleichen in ſolche verwandeln, die ſich lieber, wie ihr euch auszudrücken pflegt, von den Pfaffen betrügen und verdummen laſſen und einen gläubigen und hoffenden Blick nach oben richten, als ſich mit der Kahlheit und Troſtloſigkeit eines excluſiven Hier und Jetzt zufrieden geben. Genauer erwogen, dürfte es eher als ein Lügen- und Verdummungsſyſtem erſcheinen, wenn man den Menſchen, der ſo oft und ſo ſehr veranlaßt iſt, ſeine Schwäche und ſein Elend zu fühlen, zu etwas ſo Selbſtſtändigem, in jeder höheren Beziehung ſo rein Bedürfnißloſem und Abſolutem ſtempelt, und dann doch, was ſeine natürliche Hinfälligkeit und Vergänglichkeit und ſein Schickſal im Tode betrifft, zu etwas ſo verächtlich Eitlem und Nichtigen macht; wie denn manche unſerer materialiſtiſchen Aerzte, Naturforſcher und Demagogen nichts Beſſeres wiſſen, als den Menſchen im Intereſſe ihres ſcheußlichen Syſtemes auf's Tiefſte herunterzuſetzen, ihn für eine ſich kläglich und ſchmählich abnützende und dann für immer zerfallende Maſchine erklären und ſelbſt den Schlaf, welchem er ſich zu ſeiner täglichen Erfriſchung und Wiedererneuerung in die Arme wirft, als ein ſchauerliches Vorbild abſoluter, ewiger Vernichtung darzuſtellen befliſſen ſind [1]). Es liegt dieſe ſich ſcheinbar ſo ganz an die Natur anſchließende Einſeitigkeit ſelbſt mit den einleuchtenden Analogien im Streite, die ſich eben hier in der Natur darbieten. Das phyſiſche und kosmiſche Oben, der Gott und Himmel der Erde und ihrer Geſchöpfe, aus welchem ihnen

---

1) Vergl. unten „L. Büchner über Schlaf und Traum.“

die nöthige Fülle von Licht und Wärme kommt, iſt die Sonne; wie unſinnig wäre es, dieſem Oben und Jenſeits den Krieg zu machen! Wie würde es der Pflanze vorkommen, wenn man ihr ſagen wollte: „Richte dich nicht zum Licht empor; du biſt dir ſelbſt genug, und die Sonne da oben iſt Nichts, iſt eine pure Einbildung und Pfaffenlüge. Was brauchſt du Licht und Sonne? Hier auf Erden haſt du dich einzurichten und mit ganzer, ungetheilter Kraft zu bethätigen. Erſt wenn du die chimäriſche Thorheit aufgibſt, die dich dir ſelbſt entreißt, wird es dir wohl werden, wirſt du dich hier heimiſch fühlen, wirſt du ganz deiner wahren und wirklichen Beſtimmung genügen!" Wir würden, wenn die Pflanze dieſen Rath moderner Weisheit und Wiſſenſchaft wirklich befolgte, keine Roſe, Lilie, Nelke, Hyacinthe u. ſ. w., keine Blüthen und Düfte, keine Specereien und Gewürze, keine köſtliche Baumfrucht, keinen Wein, Caffee, Thee u. ſ. w., keine wallenden Saaten und grünen Wälder mehr haben; es würde ſich am Ende nicht einmal das gemeinſte Küchenkraut, das geringſte Gräschen mehr in unſeren Gärten und auf unſeren Fluren finden; denn keines kann völlig und für immer ohne Licht und Wärme von oben ſein.

I. Büchner über Schlaf und Traum.

Ein Motto, das iſt bald gemacht;
Auch hier war eines angebracht.
Es war nicht artig, war nicht fein;
Wie konnte das manierlich ſein?
Dem **Schlag des Stockes** hat's geglichen —
Da hab ich's lieber ausgeſtrichen.

In dem berüchtigten Buche „Kraft und Stoff“ von L. Büchner iſt die ſchon oben gelegentlich berührte Behauptung zu leſen: „Im Momente des Einſchlafens beſchleicht uns das unheimliche Gefühl der bevorſtehenden geiſtigen Vernichtung und der Unwiſſenheit darüber, ob ſie zeitlich oder ewig ſein werde.“ Tauſend und aber tauſend Stimmen werden rufen und zeugen, daß ein ſolches Gefühl etwas Unbekanntes und Unerhörtes ſei. Die ganz alltägliche Thatſache iſt dieſe, daß wir uns dem Schlafe mit der größten Gemüthsruhe und dem vollſten Vertrauen in ſeine freundliche Natur und Wirkung hingeben, in ihm nichts Tückiſches und Bedrohliches ſehen, vielmehr, ſo wie wir irgendwie ermüdet, erſchöpft, angegriffen oder unangenehm aufgeregt ſind, uns innig nach ihm ſehnen, und nichts Anderes erwarten, als nach einigen Stunden neu belebt und gekräftigt wieder zu erſtehen und unſer gewohntes Tagewerk fortzuſetzen. So ſchlagen dieſe Menſchen ſelbſt der gemeinſten empiriſchen Wahrheit in’s Angeſicht! Der Schlaf ſoll „einen ganz direkten Beweis für die Vernichtbarkeit der Seele“ liefern. Die

Seele werde hier auf einige Zeit „im wahren Sinne des Wortes vernichtet.“ Die Träume ſeien kein Gegenbeweis, denn der tiefe Schlaf kenne keine Träume. Was meine eigene Erfahrung betrifft, ſo weiß ich gewöhnlich, wenn ich vom Schlaf erwache, Nichts von Träumen, die ich darin gehabt. Wenn ich aber in der Nacht aufgeweckt werde, was bei meinem überempfindlichen Gehöre leicht geſchieht, ſo weiß ich, daß ich eben geträumt und was ich geträumt. Ich merke daraus, daß ich immerfort träume. Schon die Möglichkeit, erweckt zu werden, iſt bedeutſam. Denn wie könnte man im Schlafe geſtört, aufgeſchreckt, durch Nennung ſeines Namens, u. dergl. ſelbſt aus dem tiefſten Schlafe wach gerufen werden, wenn Seele und Bewußtſein wirklich ſo ganz vernichtet wäre? Noch aus anderen Erſcheinungen und Erfahrungen iſt zu ſchließen, daß Bewußtſein und Vorſtellung, daß ſelbſt eine gewiſſe Aufmerkſamkeit auf die Außenwelt nie aufhört, daß die Seele ſomit auch in dieſen geheimnißvollen Zuſtänden fortwährend thätig und wirkſam iſt. Manche Menſchen haben bekanntlich das Vermögen, zu einer genau beſtimmten Zeit willkührlich aufzuwachen. Dies wäre nicht denkbar, wenn ſich die Seele nicht ihres Vorſatzes auch im Schlafe durchweg bewußt bliebe und ſogar die Zeit wüßte und ihren Verlauf wunderbar zu beurtheilen im Stande wäre, um den vorherbeſtimmten Augenblick des Erwachens zu treffen. Eine Frau erzählte mir, wie ſie in ihrer Jugend einen tiefen, kaum zu erweckenden Schlaf gehabt, und wie ſie, da ſie Mutter ward, in großer Beſorgniß geweſen, ſie möchte jenes Umſtandes wegen in der Nacht ihr Kind verſäumen. Es ſei aber ganz anders gekommen; denn wiewohl ſie ſonſt im Schlafe Nichts vernommen, was um ſie herum vorging, ſei ſie jetzt bei der leiſeſten Regung ihres Kindes ſofort aufgewacht. In anderen Fällen hat ſich, wie Schubert in ſeiner Geſchichte der Seele angibt, „ein fortwährendes Aufmerken auf die Außenwelt darin gezeigt, daß die Seele ihren Leib aus dem tiefſten Schlafe erweckte, wenn ſich eine Gefahr nahte, und das ſelbſt dann, wenn dieſes Nahen ungleich leiſer und unmerklicher war, als anderes Geräuſch, das kurz vorher um den Schlafenden laut wurde.“ Das Alles wird von den Vertretern der unſere Zeit entehrenden, nicht nur die Religion, ſondern auch die Wiſſenſchaft zu Grunde richtenden materialiſtiſchen Barbarei nicht gewußt oder abſichtlich umgangen, um den Menſchen alles Glaubens an ſeine höhere, geiſtige Natur und ſeine Fortdauer im Tode zu berauben.

Nachtrag.

Zu S. 24.

Ich habe oben in Beziehung auf die Toleranz, die proteſtantiſch-deutſchen Urſprunges ſein ſoll, an Voltaire erinnert; ich hätte auch Napoleon nennen ſollen. Ich will, wie ich am liebſten zu thun pflege, einen proteſtantiſchen Autor ſprechen laſſen. In Lochner's Buche: „Das franzöſiſche Kaiſerthum," Nürnberg 1850, S. 114. heißt es; „Nachdem durch Robeſpierre die Exiſtenz eines höchſten Weſens wieder anerkannt worden war, hatte es ſich Napoleon Bonaparte ſchon als Conſul angelegen ſein laſſen, die Gemüther ſeiner Landsleute durch ein mit dem Papſt am 15. Juli 1801. abgeſchloſſenes und bald darauf zu einem Reichsgeſetz erhobenes Concordat zu gewinnen, und die katholiſche Religion wieder in einen Theil ihrer früheren Rechte einzuführen. Gegen den zu diſputiren, welche ihm dieſen Schritt, ſo wie auch ſeine weitere Nachgiebigkeit gegen den Papſt verargen, iſt fürwahr nicht der Mühe werth. Daß eine bloße Vernunftreligion, wie Voltaire, oder ſpäter noch Lareveillière-Lepeaux ſie gewollt haben, nun einmal nicht durchgreifen könne, ſah Napoleon zu gut ein." u. ſ. w. „Dabei aber exiſtirte unter ihm die vollkommenſte Religionsgleichheit, ſo daß keinem Anhänger einer anderen Confeſſion um dieſes Bekenntniſſes willen irgend ein Hinderniß in den Weg trat." Es wird dann bemerkt, daß er die Verträge mit den Rheinbundſtaaten, von denen einige, wie Mecklenburg, Oldenburg, Anhalt, faſt durchaus proteſtantiſche Unterthanen zählten, nur unter der Bedingung abſchloß, daß auch ihre katholiſchen Unterthanen den Proteſtanten völlig gleich geſtellt würden; „und ſo wie Würzburg damals für die evangeliſche Gemeinde eine Kirche, die bisherige Karthauſe, hergab und der König von Weſtphalen den Lutheranern in dem katholiſchen Duderſtadt eine Kirche zu ihrem ausſchließlichen Gebrauche einräumte, ſo hob das Herzogthum Naſſau die Schranken auf die zwiſchen den Bekennern verſchiedener Religionen beſtanden, und Preußen, deſſen ſtarrer Proteſtantismus nach der Schlacht bei Jena ebenfalls anderen höheren Rückſichten weichen mußte, erklärte (18. Dec. 1808) gleichermaßen, daß die Verſchiedenheit des Glaubens zwiſchen proteſtantiſchen und katholiſchen Unterthanen forthin in keiner Art mehr berückſichtigt werden ſolle." Napoleon ſei es, behauptet Lochner ganz entſchieden, der „der Hyäne des Religionshaſſes den Todesſtreich verſetzt habe." „Indem derſelbe," fährt er fort, „auch die Juden einer beſonderen Aufmerkſamkeit würdigte, und im Jahre 1807 ihre inneren Angelegenheiten der Prüfung und Regulirung durch den großen Sanhedrin unterwarf, bereitete er die wichtige Frage ihrer Emancipation vor." u. ſ. w.

Wie merkwürdig, daß hier die Toleranz, und das in einem ſo allgemeinen Sinne, daß ſelbſt eine ehrenvollere Stellung des Judenthumes beabſichtiget wurde, gleichzeitig mit der *Herſtellung der katholiſchen Religion* und einem *Concordat mit dem Papſte* auftritt und *proteſtantiſch-deutſche Regierungen erſt von Frankreich aus*, wo dies Alles bewerkſtelligt wird, zur *Aufhebung confeſſioneller Ungleichheit, wie ſie bis dahin unter ihnen zum Nachtheile der Katholiken beſtand, bewogen werden müſſen!* Das iſt doch eine gewiß ſchlagende Widerlegung der prahleriſchen Behauptungen, die man zu Durlach gehört!

Zu S. 39 ff.

Aus *Pubitſcha's* Geſchichte Böhmens Bd. VI. Th. III. S. 436 ff. und K. A. *Menzel's* neuerer Geſchichte der Deutſchen Bd. V. S. 454. ſind folgende Thatſachen gezogen, welche in das Jahr 1611 fallen und die unglaublichen Rohheiten und Gräuel betreffen, welche von den Prager Utraquiſten an Klöſtern, Mönchen und Prieſtern begangen worden ſind. Erſt wurde das Benedictinerkloſter in Emmaus, dann die Domdechantei, dann das Kloſter im

Karlshofe geplündert. Der Abt des erſteren hielt ſich im Schornſtein verborgen, der alte Domdechant kam mit bloßen Mißhandlungen davon; aber der Abt im Karlskloſter wurde, nachdem er alles, was an Geld und Geldeswerth vorhanden, angegeben hatte, nackend ausgezogen und unter großem Gelächter der Weiber ſchändlich verſtümmelt; darauf riß man ihm die Kopfhaut ab — man glaubt von amerikaniſchen Wilden zu leſen! — und enthauptete ihn zuletzt. Zwei andere Prieſter wurden bis auf den Tod geſchlagen. Nachdem man den Kloſterkeller erbrochen und ſich in Wein und Bier berauſcht, zog man zu den Minoriten. Hier aber wurden die Tobenden von den utraquiſtiſchen Fleiſchern zurückgetrieben, welche ſich dieſer Mönche annahmen, die ihre Glocken und ihren Kirchhof für die Begräbniſſe der andersgläubigen Viertelsbewohner willig hergegeben hatten. Bei dieſen Mönchen fand alſo eine ſo große Toleranz Statt, daß ſie ſelbſt einen Theil des feindlichen Pöbels dadurch gewannen. Statt des Minoritenkloſters wurde nun das der Dominikaner bei St. Agnes überfallen und rein ausgeplündert, der Prior ſchwer am Kopfe verwundet, und nebſt anderen Mönchen entkleidet dem Hohne der Menge Preis gegeben. Noch ſchlimmer ging es den Franciskanern bei Maria Schnee. Im Vertrauen auf die Gunſt, die ihr Orden, wie anderwärts in den proteſtantiſchen Städten, auch hier bei den Utraquiſten genoß, wollten einige dieſer Mönche den eindringenden

Haufen mit guten Worten beſänftigen. Sie wurden mit Säbelhieben empfangen, mehrere ſogleich getödtet, einem, der das Gefäß mit den geweihten Hoſtien retten wollte, beide Hände abgehauen, von dreien, die auf den Kirchthurm geflüchtet, einer heruntergeſchoſſen, die zwei anderen heruntergeſtürzt, die Leichen der Naſen und Ohren beraubt und nackt auf einen Haufen zuſammengeworfen. Dabei wurden die gottesdienſtlichen Gefäße geraubt, *die Hoſtien auf die Erde geworfen und unter Verſpottung des katholiſchen Gottes mit Füßen getreten.* Daſſelbe Schickſal wäre den Jeſuiten bereitet worden, hätte nicht ein utraquiſtiſcher Landſtand, *der dieſen Vätern wegen des bei ihnen genoſſenen Unterrichtes dankbar war,* das Collegium mit einigen Reitern beſetzt u. ſ. w. So ging es überall zu, wo der antikatholiſche Fanatismus ſich irgendwie manifeſtiren konnte. Dennoch ſollen die Katholiken durchaus nur gewaltthätige Ungeheuer, ihre Gegner aber unſchuldige, harmloſe Lämmer geweſen ſein, die von ihnen nur ſo grundlos hingeſchlachtet worden ſeien!

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Aus der Manſarde.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Aus der Manſarde.

Streitſchriften, Kritiken, Studien und Gedichte.

Eine Zeitſchrift

in zwangloſen Heften,

herausgegeben

von

G. Fr. Daumer.

Zweites Heft.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1860.

Heilige Mutter! Hehrer Franz!
Gnädiglich aus eurem Glanz
Neiget euch, und dieſem Kinde
Dunkelſtiller Einſamkeit
Euren hohen Schutz verleiht;
Daß nicht all, was euch geweiht
Und erfüllt mit eurer Linde,
Zu ſo wildbewegter Zeit
Nur verſchloſſ'ne Herzen finde,
Und, wie weggeworfne Spreu,
Die da wirbelt in dem Winde,
Ganz und gar verloren ſei!

Vorrede.

Es folgt hier das verſprochene, auf das Feld der poſitiven Erörterungen entſchieden einlenkende Heft. Ich lege darin einen Theil der naturwiſſenſchaftlichen, ſich hauptſächlich auf das Thierleben und die Thierſeele beziehenden Studien vor, mit denen ich mich in letzter Zeit beſchäftiget habe. Es iſt dies ein Thema, zu welchem mich ſchon meine natürliche Neigung hinzieht und wo meine ſubjectiven Empfindungen eine Rolle ſpielen, die ich nirgend verläugnet habe und wohl auch nicht zu verläugnen brauche. Es wird ja dieſen Blättern hoffentlich nicht ganz an Leſern und Beurtheilern fehlen, die ſich in ähnlicher Stimmung befinden, oder einer ſolchen bei der Lektüre Raum geben mögen. Den näheren Anſtoß zu dieſem Unternehmen hat jedoch die ganz beſondere Aufmerkſamkeit gegeben, die ich dem wunderſamen Verhältniſſe des heil. Franz von Aſſiſi zur Natur, ſo wie hinwiederum der Natur zu ihm, gewidmet. Als Dichter hatte ich mich ſchon vor vielen Jahren von dieſem Gegenſtande angezogen gefühlt; wie das hier in einer der poetiſchen Abtheilungen erſcheinende Gedicht: „Des heil. Franz von Aſſiſi Creaturenliebe" beweiſt, welches ich damals entwarf und neuerdings unter zurückgelegten Sachen auf einem verhältnißmäßig ſchon ſehr alten Papiere wiederfand. Die rationelle und wiſſenſchaftliche Frage war hier dieſe, ob der ſeraphiſche Heilige und andere ihm ähnliche und gleichgeſinnte Männer des chriſtlichen Alterthums objectiv berechtigt geweſen, die außermenſchlichen Geſchöpfe, insbeſondere die thieriſchen, ſo traulich und ehrend zu behandeln, wie ſie gethan haben, oder ob das nur als ein kindlich- und gemüthlich-poetiſcher Charakterzug anzuſehen ſei, dem vom Standpunkte verſtändiger, beſonnener und erfahrungsmäßiger Betrachtung und Einſicht keine Geltung eingeräumt werden könne; ſo wie zweitens auch die, ob das gegenſeitige Verhalten der Creaturen, wovon man in den Legenden und Lebensbeſchreibungen dieſer Heiligen lieſt, irgend einer Beſtätigung und Beglaubigung von Seiten der Naturkunde fähig, oder ob es rein nur in das Reich der wiſſenſchaftlich werthloſen Phantaſien und Dichtungen zu verweiſen. Unterſuchung, Vergleichung, naturgeſchichtliche Lektüre, freundſchaftliche Mittheilung und eigene Beobachtung gaben ein ſehr affirmatives Reſultat. So viel hier auch übrig bleiben mag, worin in der That nur ein poetiſcher, mythiſcher, ſymboliſcher Werth und Gehalt zu erkennen — es iſt nach meiner Einſicht oft ſelbſt in ſehr kindiſch und ungereimt ausſehenden Erzählungen und Schilderungen mehr empiriſche, hiſtoriſche, pſychologiſche und phyſiologiſche Wahrheit, als ſich unſere Philoſophie träumen läßt[1]. Und ſo bildete ſich in mir der Gedanke einer Art von katholiſcher Naturwiſſenſchaft, ſpecieller einer derartigen Zoologie und Thierſeelenkunde, wodurch Legende und ſcheinbare Fabel mit dem conſtatirten und anerkannten Inhalte unſerer Naturgeſchichte verknüpft und durch dieſe Verknüpfung zu beiderſeitigem Gewinn ſcientifiſch erläutert und bewahrheitet werde.

---

[1] Man vergleiche, was ich ſchon in meinen „Enthüllungen über Kaspar Hauſer," Frankf. a. M. 1859. S. 9 ff. bemerkt und nachgewieſen habe. „Das hiſtoriſch Wahre und Wirkliche iſt nicht immer ſo unromantiſch, die Natur nicht immer ſo natürlich im gemeinen Sinne des Wortes, als man zu glauben pflegt; und ſo hat es mit Manchem, was ganz, wie ein Märchen, eine Dichtung, ein Mythus ausſieht, gleichwohl ſeine volle

Einen erſten, in Rückſicht deſſen, was dabei als das Meinige zu betrachten, nur höchſt beſcheiden gemeinten Verſuch, den ich der Ungunſt zu beliebiger Kritik Preis geben muß, für den ich jedoch das Wohlwollen und die Billigkeit wohl um freundliche Nachſicht erſuchen darf, da mir die obwaltenden Umſtände kein impoſanteres Auftreten in dieſem Felde erlauben, enthält nun das vorliegende Heft. Einiges Neue darin dürfte ſelbſt für den Mann vom Fache nicht ganz ohne Intereſſe ſein; manches in kirchlicher Literatur Vorkommende, ja vielfach Erwähnte, mag einem ſolchen gleichwohl ganz unbekannt ſein, weil er ſich mit dieſer Literatur, die doch eine wahre Fundgrube von zoologiſchen

---

Richtigkeit.“ Es iſt dort namentlich von den ausgeſetzten Kindern die Rede, die von Wölfen ernährt worden ſein ſollen — eine ſcheinbare Fabel des Alterthums, die ſich in unſeren Zeiten als vollkommen wahr herausgeſtellt hat.

Phänomenen höherer Art iſt, nicht zu beſchäftigen pflegt. Vielleicht gibt es ein Paar weniger ſtolze und excluſive Forſcher der Art, die ſich entſchließen können, dieſem geächteten Gebiete etwas näher zu treten. Hochmuth, Vorurtheil und unbedingte Ausſchließung iſt auf keiner Seite löblich und vortheilhaft. Um Einwendungen und Mißverſtändniſſen zu begegnen, wie ich ſie zum Theile von Seiten der eigenen Glaubens- und Sinnesgenoſſen zu beſorgen habe, iſt ein zum Behufe der Verſtändigung und Rechtfertigung verfaßter Aufſatz gleich an die Spitze der naturwiſſenſchaftlichen Abhandlungen geſtellt. Zu demſelben Zwecke werden die der poetiſchen Sammlung angefügten kirchlichen Ausſprüche zu dienen geeignet ſein. Ich gehe in meiner Schätzung des Thieres und meiner Theilnahme für daſſelbe nicht weiter, als die angeführten, zum Theil ſo großen und gewiß auf keine Weiſe zu desavouirenden Autoritäten thun. Und ſo glaube ich vor der Beſchuldigung bedenklicher und verpönter Anſichten und Tendenzen ſicher genug zu ſein.

Sollte dieſer Verſuch nicht ganz ohne Anklang und Zuſtimmung bleiben, ſo bin ich geneigt, weiterhin wieder einmal ein ſolches Heft zu liefern. Es handelt ſich eigentlich um ein größeres Werk der Art, von dem ich jedoch nicht ſagen kann, ob und wann ich es vollenden werde. Vor Allem iſt ein Anfang zu machen, und was mir nicht möglich, das mögen andere der Kraft und Lage nach Bevorzugte leiſten.

Inhalt.

Seite

Natur und Menſch.

I. Gewiſſen Antipathieen und Bedenklichkeiten gegenüber 3
II. Die Anſichten des Profeſſors Fuchs 14
III. Ueber Gerlach's Behauptungen nebſt einer Abhandlung über die Sprachfähigkeit der Thiere 22
IV. Ueber Röm. 8, 18. 60
V. Ueber myſtiſche, magiſche, magnetiſche Einwirkungen auf die Natur 65
VI. Der Delphin 92
VII. Der Elephant 103
VIII. Reue und Verſöhnlichkeit. Eine Hundegeſchichte 129
IX. Die St. Bernhardshunde 131
X. Ein merkwürdiger Kater 140
XI. Ratten und Mäuſe 143
XII. Kameel, Eſel, Rennthier 150
XIII. Zur Ornithologie 156
XIV. Wie die Thiere einander unterrichten und erziehen 241
XV. Der Selbſtmord des Thieres 247
XVI. Muſikaliſche Thiere 251
XVII. Die Religion des Thieres 268
XVIII. Die Thiere in Rom 283

Seite
Schiller's „Alpenjäger“ und deſſen Verwandtſchaft in katholiſcher Denkart und Ueberlieferung . . . 287
Wie ſich das Verhältniß des Menſchen zur Thierwelt beim Schillerfeſte kund gegeben 295
Gedichte vorzüglich aus dem Bereiche der Franziscaner-Poeſie und Legende. Nebſt proſaiſchen Beilagen 301
Des heil. Franz von Aſſiſi Sonnengeſang . . 303
Des heil. Franz von Aſſiſi Creaturenliebe . . 306
Des heil. Franziscus Vogelpredigt 309
Des heil. Franziscus Turteltauben 313
Der heil. Martinus und die Jagdhunde . . . 314
Lied der heil. Roſa von Lima an die Nachtigall 315
Die thierfreundlichen Heiligen der katholiſchen Kirche 315
Proſaiſche Beilagen.
I. Zur Geſchichte des Sonnengeſangs 316
II. Aeußerungen kirchlicher Schriftſteller über die Creaturenliebe des heiligen Franz von Aſſiſi . . . 317
Dichterſtimmen, verſchiedenen Zeiten und Völkern entnommen 331

Druckfehler.

S. 159. ſtatt στοργε lies στοργη.
S. 334. ſtatt Progne lies Prokne.

Natur und Menſch.

Si rectum cor tuum esset, tunc omnis creatura speculum vitae et liber sanctae doctrinae esset. Non est creatura tam parva et vilis, quae Dei bonitatem non repraesentet.

Thomas a Kempis.
De imitat. Christi II. 4.

Für ein religiöſes Gemüth iſt die Naturwiſſenſchaft etwas durchaus Religiöſes. . . . . Die Wiſſenſchaften der Natur ſind alle voll einer heiligen Philoſophie. . . . . . . Johnſon ſagte von Goldſmith's Geſchichte der belebten Natur, daß er ſie ſo reizend machen konnte, wie ein Feenmärchen. Ebenſo könnten wir von Cuvier's Thierreich ſagen, daß es dieſelben Reize für uns habe, als ein Abſchnitt aus dem heil. Thomas, und eben ſo zu Gott hinführe, als es ihn uns offenbare.

P. Faber, Superior des Oratoriums zu
London in dem Buche: „Das heilige
Altarsſacrament" u. ſ. w. Deutſch von
Reiching. Regensb. 1857.

Es ſcheint, daß wir die Thiere, verführt von ihrer gegenwärtigen Erſcheinungsweiſe, bei Weitem zu tief herabſetzen.

Chriſtian Brentano.

Alle Creaturen ſeufzen; ſie erwarten ihre Befreiung durch die Kinder Gottes. Ach, wann wird für ſie der Tag der Freiheit und des Ruhmes kommen!

Chavin de Malan
in der Lebensgeſchichte des heil. Franz von Aſſiſi.

Menſchenfreunde! Helft auch dem Thier eine Erlöſung gewinnen! Wie ein himmliſches Weſen es auf ſich genommen, die Menſchheit zu erlöſen, ſo hat es dieſe auf ſich zu nehmen, dem Thiere zu ſeiner Erlöſung zu verhelfen. Das Erlöſte ſoll auch wieder ſeinerſeits erlöſen. Das wirklich Erlöſte wird wirklich erlöſen.

Scheitlin
in ſeiner Thierſeelenkunde.

I. Gewiſſen Anthipathieen und Bedenklichkeiten gegenüber.

Ich gehöre zu Denen, welche an die unglücklichen thieriſchen Geſchöpfe, die unter der fürchterlichen Tyrannenhand einer ausgearteten und verwilderten Menſchheit zu leiden, (zu ſeufzen) und zu ſterben haben, nicht ohne Mitleid und Kummer denken können. Ich glaube dieſen Weſen überdies auch dankbar ſein zu müſſen. Sie haben mir in Tagen und Stunden der Einſamkeit und des Trübſinnes willkommene Geſellſchaft geleiſtet, haben mich geliebt, getröſtet, erheitert, mir manches Widrige und Traurige wenigſtens auf Augenblicke vergeſſen laſſen — in ſolchen Lagen lernt man auch das Thier ſchätzen und fühlt, daß es noch zu etwas Anderem geeignet und beſtimmt ſein möchte, als nur ſo ſchonungslos geknechtet, gemartert, gemordet und verſpeiſt zu werden. Und ſo möchte ich gerne das Meinige dazu beitragen, daß ſich ſein Loos ein wenig erleichtere, daß ihm wenigſtens in den Kreiſen einer auserleſenen Minorität ſein Recht und ſeine Ehre werde —

denn im Ganzen und Großen freilich iſt wenig zu hoffen, ſo lange ein ſolches Geſchlecht, von der unbegreiflichen Langmuth Gottes geduldet, die Erde beherrſcht.

Hiebei nun aber laufe ich Gefahr, verſchiedentlich anzuſtoßen, wie namentlich bei Denjenigen, die, hart von Natur und der erforderlichen Gemüthsbildung entbehrend, dem Thiere gegenüber Nichts als Kälte, Hochmuth, Verachtung und Grauſamkeit ſind, und das Erbarmen für eine lächerliche „Sentimentalität“ erklären, die mit der geziemenden Kraft und Stärke eines mannhaften Geiſtes unvereinbar ſei; dann auch bei Anderen, welche in einer Höherſtellung des Thieres gewiſſe Gefahren für den unerſchütterten Fortbeſtand religiöſer und kirchlicher Dinge erblicken. Mit Erſteren iſt nicht zu ſtreiten; ſie ſind und bleiben von feineren Gefühlen und tieferen Einſichten, wie man ſie ihnen beibringen müßte, durch eine unüberwindliche Kluft getrennt. Mit den Anderen aber muß ich wünſchen, mich friedlich und freundlich verſtändigen zu können; für ſie daher ſei Folgendes bemerkt!

2.

Es kann ſcheinen, als fordere es das Intereſſe der Religion und Kirche, einen recht weſentlichen, ſcharf beſtimmten und durch Nichts aufzuhebenden Unterſchied des Menſchen vom Thiere anzunehmen und feſtzuſtellen, ſo daß das Letztere von all dem geiſtig und ſittlich Höheren, was den Menſchen auszeichnet, ſo wie von den Ausſichten, die ihm zu ſeiner Rettung und Beſeligung eröffnet ſind, ſtreng ausgeſchloſſen bleibe. Es übt hiebei die in unſerer Zeit ſo ſtark hervortretende materialiſtiſche Richtung und antireligiöſe Polemik eine verſtimmende und aufregende Wirkung auf die kirchlichen Apologeten und ſonſtigen Vertreter höherer Wahrheiten aus. Jene Partei bemüht ſich in ihrem Intereſſe, das Thier ſo nahe als möglich an den Menſchen heranzurücken und die Differenz zwiſchen beiden ſo gut, als gänzlich verſchwinden zu machen, um dann beide zuſammen hohnlachend in den Abgrund der Vernichtung zu ſchleudern. Sie will damit nicht wohlwollend dem Thiere nützen; ſie will nur boshaft ihren Gegnern ſchaden. Sie führt ihre Beweiſe, nur um ſagen zu können: „Sehet, der Menſch iſt eben auch nur ein Thier, wenn auch das höchſte, vollkommenſte, und das Schickſal des Thieres im Tode iſt ohne Zweifel auch das des Menſchen, wenn er ſtirbt; ſie haben beide zuſammen dieſelbe Seele, oder vielmehr ſie haben beide keine und ſinken daher beide ſterbend in die ewige Nacht.“ Es iſt begreiflich, wie das Diejenigen empören muß, die dadurch geneckt, geſtört, geärgert, beeinträchtigt werden ſollen; wie ſie nun um ſo angelegentlicher auf einer ſcharf ſcheidenden Differenz beſtehen, weil nur ſo ihrer Meinung nach die anbringenden Wogen des Materialismus zurückzudämmen ſind. Ich nehme wahr, daß ſich auf dieſer Seite ſogar eine Erbitterung und polemiſche Stellung gegen die wohlmeinenden Thierſchutzvereine gebildet, daß man ſie einer abſurden Empfindelei beſchuldigt und das löbliche Beſtreben, die Leiden der-

Thierwelt zu mindern, mit Kraft-Stoff-Büchneriſchem Weſen und Treiben in eine Kategorie zuſammenwirft.

3.

Wiſſen dieſe (wenn auch mit Recht entrüſteten, doch vielleicht in ihrem Affecte nicht Alles reiflich genug bedenkenden) Repräſentanten der Religion und Kirche, was ſie thun, und was die zu befürchtenden Folgen der Stellung ſind, die ſie ſich und ihrer großen, heiligen Sache damit geben?

Jene ſanften Seelen, welchen die Leiden der Thiere ſo tief zu Herzen gehen, wenden ſich ab. Und das iſt kein geringer Verluſt; denn es ſind nicht die ſchlechteſten Naturen und Charaktere, in denen ſich das göttliche Princip des Erbarmens regt und ſeine Macht behauptet. Es ſind dies auch ganz und gar nicht die materialiſtiſchen, atheiſtiſchen, ſeelen- und unſterblichkeitsfeindlichen Leute, die uns befehden. Die eine ſolche Denkart vertretenden Naturforſcher und Aerzte ſind himmelweit verſchieden von ihnen; ſie ſind die allerſchonungsloſeſten und grauſamſten Thierquäler; ſie ſinnen die entſetzlichſten Dinge aus, um gewaltſam hinter die im animaliſchen Körperbau verſteckten Geheimniſſe des Lebens zu kommen und ſie in eine materialiſtiſche Greiflichkeit und mechaniſtiſche Geiſtloſigkeit zu verwandeln; ſie thun ſich auf dieſe ſchrecklichen Thaten noch dazu recht viel zu Gute; der Unmenſchlichſte unter ihnen iſt der wiſſenſchaftlich Aechteſte und Hochſtehendſte. Hier ſind die ſogenannten phyſiologiſchen Verſuche und

Viviſectionen, das Zerſchneiden der Thiere bei lebendigem Leibe, das Abtragen ihrer Hirnſchichten, das Probiren aller möglichen Gifte an ihnen, das Lebendigbegraben derſelben und mehr dergleichen fürchterliche Verfahrungsweiſen an der Tagesordnung und pflegen liebhaberiſch, ja leidenſchaftlich betrieben zu werden. Schon Andere, namentlich der verehrungswürdige Scheitlin, haben ſich mit Indignation über dieſe wiſſenſchaftlichen Gräuel geäußert. „Man erlaubt ſich,“ ſagt er, „einen Aufwand von Verſuchen, zu welchen meiſt gerade die beſten Thiere, die Hunde, dieſe Menſchenfreunde, ihren Schmerz und ihr Leben hergeben müſſen. Ein neueſter Chemiker hat, den Angaben ſeiner Toxologie zu Folge, an zwölf Hunden Verſuche mit Unterbindungen, Phosphorverſuche an ſieben, Jodverſuche an ſechs Hunden und einem Kaninchen, Vitriolverſuche an ſechs, Scheidewaſſerverſuche an vier, Salzſäureverſuche an ebenfalls vier Hunden angeſtellt. Chlor brachte er vieren, phosphorſaueres Kali einem, Amoniak ſieben, Queckſilberverbindungen neun und einem Kaninchen bei. Infuſorien, Inſekten, Schnecken, Fiſche, Lurche, Vögel und Säuger mußten Arſenikſäuere auf ſich wirken laſſen, und Blauſäuere iſt auf Reptilen, Fiſche, Vögel und Säugethiere angewendet worden. Man gab Hunden nichts Anderes zu eſſen, als Fleiſch mit Salz ohne Trinken, um zu ſehen, wie lange ſie aushalten. Sie ſtarben am vierten Tag. Bei Waſſer allein ließ man ſie drei und dreißig Tage leiden. Wurde ihnen gar Nichts gegeben, ſo hatte

??! dabei
doch unmö
die [illegible]
Tier als T
zu betrach

man das Vergnügen, zu wiſſen, daß ſie an Hunger und Durſt innerhalb fünf und zwanzig Tage ſtarben. Mutterhunden ſchnitt man den geheimen Wohnort ihrer Jungen auf. Die Mutter leckte leidend und ſterbend ihre Jungen. Der Arzt ſah zu, bewunderte das Thier und ſchnitt dann weiter darauf los. Man ſah nach, wie die Adern im lebendigen Gehirne ſchlagen, welche Wirkungen Gifteinſpritzungen hervorbringen, ob und welche verſtümmelte Theile wieder nachwachſen u. ſ. w." Neuerdings hat ein Dr. L. B. — wahrſcheinlich der bekannte Materialiſt Louis Büchner — in Beziehung auf den „Seckbacher Todten," der dieſe Aerzte in Verlegenheit geſetzt [1]), dem Publikum in öffentlichen Blättern eine Be-

---

1) Ein junger, athletiſch gebauter und kraftſtrotzender Soldat, auf dem Wege zu den Seinigen in Seckbach begriffen, ward am 1. Februar d. J. in einem Chauſſeegraben anſcheinend todt gefunden. Der Phyſicus von Bergen erklärte, Derſelbe ſei an einem Hirnſchlage geſtorben und könne unbedenklich begraben werden. Es wollten ſich indeſſen keine weiteren und beſtimmteren Zeichen des Todes entwickeln; es war keine Spur beginnender Verweſung ſichtbar; die Augen blieben glanzhell, die Glieder geſchmeidig und gelenk. Das machte die Angehörigen zweifelhaft; man hielt ihn für ſcheintodt; auch der Pfarrer widerſetzte ſich der Beerdigung. Wochen vergingen; das Gerücht von dem ſeltſamen Todten verbreitete ſich und es ſtrömte eine Menge von Neugierigen und „Sachverſtändigen" — Gott, wo iſt da der Verſtand und die Einſicht! -- nach dem Orte. Es wurden die gewaltſamſten Verſuche angeſtellt, die den Scheintodten wahr-

ſchreibung der verſchiedenen Arten gemacht, in der man Hunde lebendig in Kaſten gelegt und eingegraben, um zu ſehen, wie lang man etwa im Grabe noch leben könne. Was würden zu ſo teufliſchen Handlungen der heil. Martinus, Franciscus, Antonius von Padua, Bonaventura und andere feinfühlende Männer und Repräſentanten der chriſtlichen Romantik ſagen! Aber dieſe alten Heiligen würden von den ſtarken Geiſtern unſerer Zeit als mittelalterige Schwachköpfe verlacht werden. Hier in dem lichtvollen und mannhaften Bereiche der hochgeſtiegenen modernen Cultur und Wiſſenſchaft gibt es keine Menſchlichkeit, kein Erbarmen, keinen Schauder vor dem Entſetzlichen mehr. „Was ſoll ich mich um die ſubjectiven Empfindungen der Thiere kümmern?“ ſagte einmal ein ſolcher materialiſtiſcher Arzt und Thierquäler zu mir. Ich wurde von dem Anblick der Dinge, die ich bei ihm ſah, bleich und krank. Er wohnte vor dem Thore einer großen Stadt in einem Garten; gleichwohl beſchwerte man ſich in der Nachbarſchaft wegen des Geſchreies, Geheules, Gewimmers und Geſtöhns, das man aus dieſer phyſiologiſchen Hölle heraus fortwährend zu vernehmen hatte; denn dieſer Mann, der mit Gewalt beweiſen wollte, daß Alles im Leben und

---

ſcheinlich erſt zum wirklichen Todten gemacht. Die fürchterlichen Vorſtellungen vom Lebendigbegrabenwerden erwachten im aufgeregten Publikum, und die Aerzte traten in den Zeitblättern, namentlich der Frankfurter Didascalia, auf, um es zu beruhigen und ihr bedrohtes Anſehen zu retten.

Denken rein mechaniſch zugehe, nahm faſt nichts Anderes, als ſolche gräßliche Experimente vor, wobei es ihm, wie er mir geſtand, doch nicht gelang, auch nur das Phänomen der Aufmerkſamkeit zu erklären. Dagegen kenne ich einen Thierſchutzverein-Präſidenten, der nicht nur das gefühlvollſte Herz beſitzt, ſondern auch einer ſehr religiöſen Richtung angehört. Es iſt ferner zu bedenken, daß eine zarte Thierſchonung bereits in einigen geſetzlichen Vorſchriften des alten Teſtamentes hervortritt und daß ſich dieſem zufolge der Gerechte auch ſeines Viehes erbarmt. Es iſt das große Wort des Apoſtels Paulus zu [illegible]ägen, welcher von einer dereinſtigen Erlöſung der ſeufzenden Creatur ſpricht. Man hat ſich auch der katholiſchen Legendenpoeſie, wo das Thier eine ſo ſchöne und edle Rolle ſpielt, und von der heiligen Jungfrau in einen ſo liebevollen Schutz genommen wird, ſo wie endlich jener Heiligen zu erinnern, die ſich in ein ſo vertrauliches Verhältniß zur Natur und namentlich zum Thiere geſetzt, es mit dem Bruder- und Schweſternamen beehrt, dergleichen Geſchöpfe, wenn ſie konnten, von dem ihrer harrenden Tode losgebeten oder losgekauft, ihnen die Fähigkeit einer Ahnung oder Erkenntniß des Höchſten und Heiligſten zugetraut und ſie daher ſogar in den kirchlichen Cultus hineingezogen haben. Alles dies müßte desavouirt werden, wenn man ſich thierfreundlichen Beſtrebſamkeiten feindlich und ausſchließend entgegenſetzen wollte. Die heilige Schrift, die Legende, die thierliebenden Heiligen, die Kirche, durch die ſie heilig geſprochen wurden — mit dem Allen würde man offenbar in den allerbedenklichſten Widerſpruch gerathen.

4.

Was mich betrifft, ſo halte ich mich ganz vorzüglich an den heil. Paulus, den heil. Franciscus, den heil. Bonaventura und andere von der Kirche ſo hoch geſtellte und in dem bezüglichen Punkte mit meiner Denkart vollkommen harmonirende Männer der Art; das, denke ich, werden genügende Autoritäten ſein. Es iſt ſonderbar, daß dieſelben gewiſſermaßen mit einem Vogt und Büchner ſtimmen. Welche Kluft zwiſchen dieſen rein materialiſtiſchen Glaubenszerſtörern und Kirchenfeinden und jenen ſpirituell gehobenen und begeiſterten Glaubensbegründern und Kirchenheiligen! Gleichwohl finden ſich dieſe Berührungspunkte. Aber „wenn Zwei daſſelbe thun, ſo iſt es nicht daſſelbe," wie ein bekanntes Sprichwort ſagt. Der Geiſt und Zweck, in welchem man auf beiden Seiten eine nähere Zuſammenſchließung des Menſchen mit dem Thiere, ſo wie mit der Natur überhaupt, im Sinne hat, iſt ein total verſchiedener. Hier bei unſeren Materialiſten waltet eine dämoniſche Vernichtungsluſt und Schadenfreude; dieſe Menſchen wollen alles Lebendige, Menſch, wie Thier, dem Abgrund opfern. Bei jenen Apoſteln und Heiligen dagegen herrſcht der Trieb und Wunſch, Alles zu retten und zu verklären; ſie wollen Alles zu Gott emportragen und Allem ſeinen Antheil an dem von Oben dargebotenen Heil und Leben verſchaffen. Dieſe letztere

Geſinnung und Abſicht machen wir zu der unſrigen. Und ſo wolle man denn nicht erſchrecken, wenn ſich in dieſen Blättern eine auf den erſten Anblick anſtößige Harmonie mit den bezeichneten modernen Geiſtern verräth. Ich werde mich gar nicht ſcheuen, auch ſie anzuführen und auch was ſie Intereſſantes mittheilen und Wahres ſagen, meinen Darſtellungen einzuverleiben. Ich ziehe es dadurch auf unſere Seite herüber, nehme den Gegnern auf dieſe Weiſe ihre Waffen und brauche dieſelben als Mittel zu ganz anderem, entgegengeſetztem Zwecke. Das, glaube ich, iſt nicht nur an ſich zuläſſig und angemeſſen, ſondern auch eine gute Politik und ein zweckmäßiges Stratagem. Es bleibt ſonſt auf der feindlichen Seite eine Wahrheit und Stärke, die uns gefährlich iſt. Denn eine falſche und ſchlechte Sache ſchöpft ihre innere Kraft und ſcheinbare Berechtigung nur aus der partiellen Wahrheit, die in ihr liegt und die ſie ſo glücklich iſt, wider die Gegenpartei geltend machen zu können. Entdeckt ſich dort außen herum ein ſolcher Wahrheits- und Lebensfunke, ſo müſſen wir ihn nicht negirend und excludirend fern zu halten ſuchen, ſondern offen und ehrlich anerkennen, aber für unſer eigenes Beſitzthum erklären und als ſolches in effectvolle Wirkung ſetzen. Wir haben ja das Ganze, und wenn ſich im Gebiete des Abfalls und Gegenſatzes ein Theilchen davon zu erkennen gibt, ſo brauchen wir nicht davor zu erſchrecken und uns nicht dagegen zu wehren; wir können ſagen: „Ja, das iſt wahr und gut und unverwerflich; aber es gehört uns ſelber erb- und eigenthümlich zu," und können es dann als das Unſrige auch wirklich nachweiſen und entfalten, wie ja, was den gegenwärtigen Fall betrifft, in ſo hohem, herzgewinnenden, für die Kirche auch ſelbſt vom Standpunkte moderner Empfindungsweiſen und Anſchauungen aus ſo ehrenvollen Grade möglich iſt [1]).

---

[1]) Nachdem ich Obiges geſchrieben, kam mir die Kritik des erſten Heftes dieſer Zeitſchrift in dem Journale „Deutſchland," einer Separatausgabe der „Augsburger Poſtzeitung," vom 9. Mai 1860 zur Hand, wo jene Sätze eine ſehr erfreuliche Beſtätigung finden. „„Was der Proteſtantismus (dies Wort als Collectivname und im weiteſten Sinne des Wortes gebraucht) Poſitives in ſich hat, iſt zwar, real und potentiell, Alles im Katholicismus enthalten. Dies hindert aber nicht, daß die eine oder die andere Potenz zeitweilig gleichſam latent in ihm iſt, und erſt der Entwickelung oder der Neubelebung durch die menſchlichen Kräfte harrt. Es iſt und war im Proteſtantismus nicht Alles negativer Natur, und was Poſitives in ſeiner Entwickelung iſt, das verhielt ſich zum factiſchen Katholicismus häufig wie Menſchliches zu Göttlichem, Natürliches zu Uebernatürlichem, Subjectives zu Objectivem ꝛc. Statt nun aber den in der zeitlichen Entwickelung fehlenden Gegenſatz zu dem eigenen herüberzunehmen, und beide dann in einer höheren Einheit zu binden und zu vermitteln, beharrte man unſererſeits oft und lange genug auf der ſchroffſten Einſeitigkeit und ſchloß ſich grollend und mißmuthig in derſelben ab." Die Kluft, die die Kirche von der Zeitbildung zu trennen ſcheint, dem Auge verſchwinden zu machen, wie ich mich ſelbſt in der Vorrede zum erſten Hefte ausgedrückt, ſei, heiße

II. Die Anſichten des Profeſſors Fuchs.

Derſelbe hat Vorträge über das Seelenleben der Thiere, insbeſondere der Hausſäugethiere, gehalten, die zu Erlangen 1854 auch im Druck erſchienen ſind und aus denen wir einiges unſeren Zwecken Entſprechendes, doch in freier Weiſe und mit eigenen Zuſätzen und Bemerkungen ausheben wollen.

Der genannte Forſcher führt einen wohlthuenden Krieg wider die herrſchende materialiſtiſche Rohheit und Geiſtloſigkeit. Er bezeichnet ſeine Anſicht als eine idealſpiritualiſtiſche; „ſie läuft auf Selbſtſtändigkeit der der Entwickelung der Thiere zu Grunde liegenden Ideen, ſomit auch auf Selbſtſtändigkeit des nach Art der Ideen ſich entwickelnden Seelen- und Geiſteslebens hinaus." Wenn die Materialiſten ſagen: „der Stoff regiert die Welt," und damit behaupten wollen, der Stoff ſei das Urſprüngliche, der daran ſich offenbarende Geiſt das Abgeleitete — ſo ſagt dagegen Jener: „Die Idee regiert die Welt" und erklärt damit die Idee für das Urſprüngliche, die Erſcheinungsformen und Geſtaltungen des Stoffes für das davon Abgeleitete. Seine Anſicht

---

es in dem citirten Aufſatze, ein großes Princip der Gegenwart, ein Princip, dem auf unſerer Seite im Leben und in der Literatur gehuldigt werden, dem vor Allem die katholiſche Preſſe ſich unbedingt zu eigen geben müſſe.

ſtützt ſich hauptſächlich auf folgende Thatſache. In den Keimen der Thiere, ſo wie in den einfachen Bläschen der Säugethier-Eichen, iſt nur eine eiweißartige Flüſſigkeit wahrzunehmen, ſo daß ſelbſt die genaueſte mikroſkopiſche Unterſuchung keine weſentliche Verſchiedenheit in den den verſchiedenen Säugethieren angehörigen Eichen entdecken läßt; und doch entwickelt ſich jedes verſchieden, je nach der Art der Gattung. Wirkte nun in den Keimen nicht eine ſchaffende, geſtaltende, den Stoff beſtimmende Idee, ſo wäre nicht einzuſehen, wie ſich aus ſo gleichartigem Material ſo Mannigfaltiges entfalten kann. Der Keim des Menſchen und der des Schweines ſind, ſo viel wir ſehen können, ganz gleich, und doch entwickelt ſich jener durchaus nur zu einem Menſchen, dieſer durchaus nur zu einem Thiere ſo niedriger Art. Es entſtehen in beiden Fällen Weſen, die nicht allein der Geſtalt, ſondern auch dem Seelenleben nach eine außerordentlich große Differenz zeigen, zumal wenn der Menſch, einer der höheren, geiſtig und ſittlich hervorragenden iſt; und davon kann der Grund nur in der differenten Idee gefunden werden, welche den Stoff beherrſcht und aus der ſich das Leben der Seele entfaltet. Faßt man vollends die verſchiedenen Individuen einer und derſelben Thierart, namentlich die am Deutlichſten ausgeprägten Beſonderheiten der menſchlichen Individualität in's Auge, ſo iſt die körperliche und geiſtige Verſchiedenheit durchaus nicht zu erklären, wenn man ſie nicht als die Folge beſonderer, ſelbſtſtändiger Ideen faßt.

2.

„Wer überhaupt einen Sinn für die Erforſchung des Seelenlebens hat und nicht allzu ſehr in materialiſtiſchen Anſchauungen befangen iſt, dem muß ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes überall offenbaren.“ Der Stoff des Leibes iſt wandelbar, die Geſtalt bleibt, und in dieſer offenbart ſich ſomit eine vom Stoff unabhängige geiſtige Norm. Eben ſo beharrt Seele, Geiſt und Charakter und entwickelt ſich oft in conſtanteſter Eigenthümlichkeit, während der Stoff in ſtetem Fluſſe und Wechſel begriffen iſt und die verſchiedenſten äußeren Einwirkungen Statt finden. Es iſt in der That Nichts offenbarer, als die gewaltige geiſtige Kraft, welche ſich in allem Organiſchen des Stoffes bemächtiget und ihn Beſtimmungen, Geſetzen, Geſtaltungen unterwirft, die ihm urſprünglich ſo ganz fremd ſind und denen er ſich bei jeder Gelegenheit, wie namentlich in Krankheit und Tod zu entziehen ſucht, ſo daß eine Art Wahnſinn dazu nöthig ſcheint, um einem ſolchen Principe die Anerkennung zu verſagen.

3.

Es wird in der citirten Schrift auch über das kranke Seelenleben gehandelt und dabei folgender Vergleich gemacht.

Wenn der Spieler eines muſikaliſchen Inſtrumentes unſchöne und falſche Töne hören läßt, ſo kann Zweierlei Schuld ſein, entweder er ſelbſt, oder das Inſtrument. Er ſelbſt kann ein Anfänger, Stümper, ſchlechter, ungeſchickter

Spieler ſein, und in dieſem Falle wird ſelbſt z. B. die allervortrefflichſte Geige nicht hinreichen, ihn zu einem Paganini zu machen, ja der Unkundige und Ungeübte wird ſelbſt auf dem beſten Inſtrumente Unerträgliches vernehmen laſſen. Es kann aber auch ſein, daß ein Virtuoſe ein gar zu ſchlechtes Inſtrument zu behandeln hat, und dann wird auch ſelbſt ein ſolcher nicht zum Entzücken ſpielen. In derſelben Weiſe kann ſich nun nach F. auch Seele und Körper verhalten. Die Seele kann bei geſundem Körper, der Körper bei an ſich geſunder Seele krank, leidend, zerrüttet ſein. In letzterem Falle fällt die unharmoniſche Erſcheinung, die man vor ſich hat, ganz nur dem körperlichen Organe zur Laſt.

Weiter iſt auch folgendes Verhältniß denkbar. Ein Virtuoſe mag ſelbſt einem ſchlechten, verſtimmten, unvollſtändigen Inſtrumente noch melodiſche und harmoniſche Töne zu entlocken im Stande ſein; Paganini ſpielte ganze Concerte auf einer Saite, alſo gleichſam auf einer ſo mangelhaft bezogenen Violine. So wird es auch einem geiſtig mächtigen und meiſterhaften Seelenprincip möglich ſein, ſich noch bei zerrütteten leiblichen Organen in normaler, harmoniſcher Weiſe zu äußern. Es gibt Dichter, Denker und Forſcher, die bei ſteten Körper- und Kopfleiden doch immer thätig ſind. Schiller leiſtete ſo Großes bei ſo krankhafter Leibesbeſchaffenheit. „Und wem ſollten die Fälle unbekannt ſein, in welchen Menſchen, gerade kurz [illegible] der irdiſchen Auflöſung, alſo in einem Zuſtande, in welchem man die Materie doch wohl nicht für geſund halten kann, noch ſehr klar dachten, nachdem ihr Geiſt im Verlaufe der Krankheit getrübt geweſen?“

4.

Für die Macht und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes ſprechen auch folgende Fälle. Es gibt Menſchen, die im Rauſche, trotz aller Lahmheit und Unfolgſamkeit der körperlichen Organe, doch Gegenwart des Geiſtes beſitzen; es ſind dies Virtuoſen, die ſelbſt auf einem verſtimmten Inſtrumente — auf ihrem mit Fuſel umnebelten Gehirne — doch noch eine geiſtige Melodie zu ſpielen vermögen. Dann ereignet es ſich auch nicht ſelten, daß betrunkene und durch dieſen Zuſtand in geiſtige Verwirrung gerathene Individuen augenblicklich zur Beſinnung kommen, wenn eine heftige Erſchütterung ihr Gemüth ergreift, wie z. B. wenn eine ihr Eigenthum bedrohende Feuersgefahr oder der Tod einer geliebten Perſon eintritt. Wie ließe ſich das erklären, wenn man nicht die Uebermacht des Geiſtes über den Körper anerkennen und nicht annehmen wollte, daß ſo rein geiſtige, d. h. auf bloßer Vorſtellung beruhende Einwirkungen, wie die genannten Gemüthserſchütterungen, ſofort eine Sammlung des Bewußtſeins hervorbringen, in Folge deren ein Menſch ſelbſt mit materiell überladenen und betäubten Organen klar denken kann!

5.

Im Schlafe und Traume geſunder Menſchen iſt ohne Zweifel auch das Hirn geſund. Gleichwohl denken ſie im

Traume wunderlich, phantaſtiſch, verworren, abnorm. Dieſe Erſcheinung müßte, materialiſtiſch betrachtet, in einer im Schlafe Statt findenden Zerrüttung des Gehirnes ihren Grund haben; aber wer wird annehmen wollen, daß hier jedesmal für einige Stunden eine materielle Veränderung und Verwandlung dieſes Organes eintrete und deßhalb ſo tolle Phantaſien erzeugt würden? Die Sache iſt nach F. vielmehr dieſe, daß der Geiſt auf ſeinem normal beſchaffenen Organe ſo nachläſſig und regellos herumtaſtet, wie ein Klavierſpieler in halbbewußtem Zuſtande auf ſeinem Inſtrumente. Aber ſo wie der Geiſt erwachend ſich ganz wieder in energiſcher Weiſe zu ſeinem Organe verhält, tritt auch wieder die gehörige Ordnung im Denken, Vorſtellen und Auffaſſen ein. Es kommt ferner der Fall vor, daß der im Fieber Phantaſirende, wenn er eindringlich angeſprochen wird, ſogleich wieder einen ordentlichen Gedankengang offenbart. Hier befindet ſich der Gehirnſtoff wirklich in einem abweichenden Zuſtande; dem Geiſte iſt es aber trotzdem möglich, ſich zu ſammeln und ſich in normaler Weiſe zu äußern. Das wäre nicht möglich, wenn er ſo ganz und gar in den phyſiſchen Zuſtand und Vorgang hineingeriſſen und von dem erkrankten Organe nicht weſentlich verſchieden wäre. Es ſind endlich auch bekannte Erfahrungen, daß man in geſundem Zuſtande, durch beharrliche Vorſtellung (Einbildung) wirklich krank, eben ſo in krankem Zuſtande durch feſten Willen geſund werden kann, daß bei anſteckenden Krankheiten die moraliſche Kraft der Furchtloſigkeit

Schutz verleihe, die ſittliche Schwäche der Furchtſamkeit dagegen gefährlich iſt. Der Geiſt wirkt hier beſtimmend auf den Körper ein.

Ein Paar intereſſante Thieranekdoten, die Seite 61. erzählt werden, mögen hier ihre Stelle erhalten. Ein Pferd zog ſich an einem Orte ein ſchmerzhaftes Hinken zu, welches beſeitigt wurde. So wie nun aber das Thier wieder an den Ort kam, wo der Zufall eingetreten, zeigte ſich dieſes Hinken wieder, verſchwand jedoch ſehr bald wieder bei Entfernung von dem Orte. Fuchs ſelbſt beſaß ein Pferd, das eine große Anhänglichkeit an ſeinen Wärter hatte. Dieſer war einige Tage abweſend; da ließ das Pferd im Freſſen nach und es ſtellten ſich die Zeichen der Kolik, Scharren mit den Füßen, Niederwerfen u. ſ. w. ein. Es war noch nichts dagegen gethan worden, als der Wärter zurückkehrte und das Pferd mit ſeinem Namen freundlich anredete. Augenblicklich ſprang es auf, wieherte und war ſo geſund, wie vorher. So gibt ſich die Macht des Seelenlebens in Veränderung körperlicher Zuſtände ſehr auffallend auch im Thiere kund.

6.

Es gibt noch viel Anderes, was in dieſen Beziehungen beizubringen und geltend zu machen wäre. Der Wille und das Vermögen, ſinnlichen Trieben und Reizen zu widerſtehen, ſich gegen Schmerzen und Martern gleichgültig zu verhalten, ſolche ſich ſelbſt anzuthun, vor dem Zerſtörenden nicht zurückzuſchaudern, ſein Wohlſein und Leben Preis zu geben und dahin zu opfern, und das ſelbſt mit Freudigkeit, ſich ſelbſt zu tödten — dies Alles, ob es moraliſch gut und edel oder verwerflich, thöricht, ſündig ſei, beweiſt das Daſein eines inneren, geiſtigen Principes und ſeine Macht über das Aeußere, Materielle, Körperliche, Natürliche. Es tritt namentlich beim Selbſtmord, wie bei der Hinopferung des Daſeins für Andere oder einer allgemeinen Sache zum Beſten in dem bezüglichen Individuum eine deſſen ganze leibliche Exiſtenz verneinende Kraft hervor, die nicht identiſch mit dieſer Exiſtenz, nicht in ſie als ein bloßer Theil derſelben eingeſchloſſen oder eine bloße Wirkung und Folge derſelben ſein kann, ſondern auch etwas für ſich ſein und einen vollkommenen Gegenſatz zu ihr zu bilden im Stande ſein muß. Beiſpiele von Stoicismus, Heroismus und Selbſtentleibung thieriſcher Weſen ſollen unten in dieſem Hefte und weiterhin bei einer künftigen Gelegenheit folgen. „Wenn," ſagt Scheitlin[1], „die Nachrichten vom Orang und Hunde, daß ſie zuweilen ganz ſchwermüthig geworden und in der Schwermuth ſich ſelbſt umgebracht — Orangs durch Erhängen, Hunde durch Erſäufen — wahr ſind, ſo iſt wunderbar viel wahr." Auch Pferde, Katzen, Vögel und andere Thiere begehen nachweislich ganz beſtimmte Acte der Selbſtzerſtörung an ſich, ſelbſt Gluthen und Flammen werden nicht geſcheut, Hunde, Störche, Adler haben ſich ſelbſt verbrannt, wie die Alten bei ihren Leichenverbrennungen wahrnahmen, und wie wir, was die Störche betrifft, bei Feuersbrünſten bemerken, wo dieſe Vögel mit ihren unrettbaren Jungen auch ſich ſelbſt von den Flammen verzehren laſſen. Bei den Socialthieren kommen maſſenhafte Selbſtaufopferungen vor; wie wenn bei einem Heerzuge der Termiten die vorderſten ein auf ihrem Wege brennendes Feuer zum Beſten der nachfolgenden mit ihren Leibern auslöſchen. Daß dieſen Geſchöpfen, ſo tief ſie zu ſtehen und ſo weſentlich ſie von uns zu differiren ſcheinen, ein mehr oder weniger entwickeltes Princip der erwähnten Art doch ebenfalls nicht fehlt, das ſcheint mir durch ſolche Thatſachen mit hinlänglicher Sicherheit dargethan zu werden, ſo daß der Materialismus auf dem Felde der Thierpſychologie ſo gut geſchlagen iſt, als auf dem der menſchlichen.

---

[1] Thierſeelenkunde II. S. 267.

III. Ueber *Gerlach*'s Behauptungen
nebſt
einer Abhandlung
über die Sprachfähigkeit der Thiere.

1.

Gerlach in ſeiner Schrift über die Seelenthätigkeit der Thiere, Berlin 1859, unterſcheidet eine niedrige, *inſtinktive* und eine höhere, *freie* Thierſeele; dann nimmt er drittens eine *vernünftige* Seele an, die nur dem Menſchen gegeben ſei. „Leiblich könnten wir den Menſchen wohl als ein vollkommeneres Thier betrachten;

pſychiſch aber ſteht er iſolirt und ohne Uebergangsſtufe hoch erhaben über alle Thiere, die auf tauſend Stufen mehr oder weniger tief unter ihm ſtehen. Wenn ſich auch bei einzelnen Thiergattungen und Individuen eine etwas höhere Intelligenz zeigt, ſo beſteht zwiſchen ihnen und dem vernünftigen Menſchen doch noch immer eine große Kluft, die nicht überbrückt iſt.“ Wir wollen die dem Menſchen verliehenen hohen Vorzüge durchaus nicht in Abrede ſtellen, werden jedoch zu zeigen ſuchen, daß die zwiſchen ihm und der thieriſchen Schöpfung befindliche Kluft nicht ganz ſo groß und nicht ſo abſolut fixirt und unausfüllbar iſt, als ſie hier angenommen wird, und daß ſie durch ein verändertes Verhalten des Menſchen in einem Grade auszufüllen wäre, von dem ſich unſere moderne Weisheit und Wiſſenſchaft Nichts träumen läßt. „Gotteserkenntniß und Glaube,“ ſagt Gerlach, „iſt nur in der Menſchenſeele zu finden; die Thiere aber ſind gottlos.“ Ein hartes Wort, das weder mit den Anſichten des vorchriſtlichen, noch mit denen des chriſtlichen Alterthums harmonirt. Das erſtere hat eine gewiſſe religiöſe Befähigung und wirkliche Religioſität auch dem Thiere, namentlich dem Elephanten, zuerkannt; wie die katholiſche Vorzeit das Thier betrachtet und behandelt hat, das mag man z. B. aus unſerer marianiſchen Legendenſammlung, aus der Myſtik von Görres, aus den Biographieen des heil. Franz von Aſſiſi und dem in dieſem Hefte daraus Mitgetheilten erſehen. Da iſt von jener hochmüthigen

Abſtoßung und Ausſchließung keine Spur; es wird dem Thier ſogar das Vermögen zuerkannt, einen gewiſſen Antheil an chriſtlich religiöſen Empfindungen und Erhebungen zu nehmen; es werden Verſuche gemacht, es ſelbſt in dieſen heiligen Kreis zu ziehen. Da ſehen wir denn auch höchſt merkwürdige Reſultate heraus kommen, die für die jetzige Welt und ihren „geſunden Menſchenverſtand“ freilich in's Fabelbuch geſchrieben, aber doch, wie ſich zeigen wird, nicht ohne Analogie auch außerhalb des kirchlichen Kreiſes und innerhalb der Erfahrung und Beobachtung neuerer Zeiten ſind. „Mit dem Glauben verbunden,“ ſagt Gerlach weiter, „iſt die Hoffnung, welche aus der bewußten Unvollkommenheit des irdiſchen Daſeins, der Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit deſſelben, der Macht der Zeitlichkeit entſpringt, und dieſe Hoffnung iſt es eben, die von einem geiſtigen Adel in dem Menſchen zeugt, der einer Vervollkommnung entgegenſieht.“ Ich fürchte, daß ihm dieſer Adel verloren geht, wenn er ihn ſo ausſchließlich für ſich allein in Anſpruch nimmt. Der Apoſtel Paulus hat anders gedacht und geſchaut; er hat ein Bewußtſein des Elendes, in welches die Creatur verſunken iſt, und eine Sehnſucht nach Erlöſung und Erhebung auch der außermenſchlichen Natur zugeſchrieben und ihr eine dereinſtige Erfüllung dieſer Sehnſucht in Ausſicht geſtellt, worüber näher unter IV. die Rede ſein ſoll.

2.

„Kein Thier ſpricht,“ ſagt Gerlach, „wiewohl viele Thiere Sprachorgane haben. Es iſt anatomiſch kein

Grund von dem Nichtſprechen der Thiere einzuſehen; Zunge und Kehlkopf ſind bei ſehr vielen Thieren weſentlich ſo gebaut, wie bei dem Menſchen. Einige Vogelarten lernen einzelne Wörter ausſprechen .... aber dieſes Nachahmen einzelner Wörter iſt kein Sprechen, da die zu den artikulirten Lauten gehörigen Begriffe fehlen. Die Sprache iſt Werk und Ausdruck der höheren, freien Seele“ u. ſ. w. Dergleichen in vornehmem Tone hingeworfene Behauptungen ſind leicht gemacht; ſie ſind auch eines ſehr allgemeinen Beifalls gewiß; aber nur weil ſie dem menſchlichen Hochmuthe entſprechen, weil man die Thiere ſehr oberflächlich betrachtet und ſtudirt und Alles, was gegen ſolche Sätze ſpricht, entweder nicht weiß oder nicht wiſſen will. Das Thier ſpricht wirklich; es hat nicht nur ſeine eigene, oft ſehr wunderbare und in ihrer Art vollkommene Sprache; es verſteht auch wohl die menſchliche, ja lernt ſich derſelben einigermaßen ſelbſt bedienen, ſo daß nicht nur begriffslos nachgeplappert wird, ſondern mit den nachgeahmten Lauten auch die ſich für uns daran knüpfenden Vorſtellungen verbunden werden und eine eigene, freie Anwendung der gelernten Wörter und Phraſen zur Erſcheinung kommt, wie ſie in einigen, wenn auch ſeltenen Fällen nicht geläugnet werden kann. Ueber das Alles wollen wir bei dieſer Gelegenheit einige Erörterungen und Nachweiſungen geben.

3.

Was die den Thieren von Natur eigene Sprache betrifft, ſo hat ſchon Sextus Empiricus einige der Anführung würdige Bemerkungen gemacht. „Wir hören von dieſen angeblich vernunftloſen Thieren doch allerlei Laute und Stimmen. Wir verſtehen ſie nicht; aber ſollte es darum ganz unwahrſcheinlich ſein, daß ſie auf ſolche Weiſe mit einander ſprechen und dieſe ihre Sprache nur für uns unverſtändlich ſei? Wir verſtehen ja auch fremd redende Menſchen nicht, und glauben, wenn wir ſie hören, nur einförmige, bedeutungsloſe Töne zu vernehmen. Es kann uns indeſſen nicht entgehen, daß auch die Stimme der Hunde ihre Abwechſelungen hat; daß ſie eine andere, wenn ſie heulen, eine andere, wenn ſie ſchmeicheln, eine andere, wenn ſie gezüchtiget werden. Und ſo wird man, wenn man nur darauf achten will, auch bei anderen Thieren dergleichen verſchiedenartige Töne und Modificationen der Stimme bemerken und daraus auf ein ihnen eignes Sprachvermögen zu ſchließen im Stande ſein.“ So ſchon dieſer alte Philoſoph. Von dem, was über dieſen Gegenſtand der treffliche Thierpſychologe Scheitlin äußert, mag hier nachſtehender Auszug ſtehen.

„Jedes Thier,“ ſagt derſelbe, „hat eine Sprache, d. h. es kann ſich wenigſtens Seinesgleichen, den Seinigen und ſeinen Freunden auf irgend eine Weiſe vernehmlich machen. Die Sprache des Thieres iſt entweder Geberden- oder Tonſprache. Die unterſten Thiere, die keine Lunge haben und keinen Laut von ſich geben können, müſſen ſich mit der erſteren begnügen. Ein Thier mit Hörnern, Füßen, Zähnen kann ſie zur Vertheidigung brauchen, die ebenfalls eine und zwar ſehr deutliche Sprache iſt. Dieſe Sprache führt nicht nur jedes Thier, je nachdem es iſt, ſondern ſie wird auch von jedem anderen, das mit ihm freundlich oder feindlich verkehren will, vollkommen verſtanden." Es wird dann von der Lautſprache gehandelt. „Würmer ſprechen noch durch gar keinen Laut. Inſekten ſprechen mit einander; die Weibchen rufen die Männchen, wenn nicht mit dem Munde, doch mit den Flügeln; andere ſummen. Die Fiſche heißen ſtumm; wir wiſſen aber, daß mehrere ſprechen können. Den Vögeln iſt eine deutliche Sprache verliehen, ungeachtet wir es bei den Enten nur Schnattern und bei den Störchen nur Klappern heißen. Die Krähen, Raben, Dohlen, Wachteln, Hähne, Hühner u. ſ. w. ſprechen für ſich vollkommen deutlich. Jedes Hühnchen verſteht den Wink der Henne. Immer plaudern ſie mit einander — wir müſſen es eben nicht verſtehen können. Eine zierliche Sprache haben die Singvögel, deren Geſang ſelbſt eine Sprache iſt; doch haben ſie für ihre Gedanken und Empfindungen, ihr Fürchten und Hoffen, ihr Verabſcheuen und Begehren und allen ihren Haus- und Geſellſchaftsverkehr ſämmtlich noch eine Menge beſonderer Töne oder Worte. Was ſpricht nicht der Fink, der Canarienvogel, die Nachtigall aus! Man redet mit ihnen und merkt deutlich, daß ſie zuhören, Achtung geben, antworten, mitſprechen wollen, ſich dazu anſtrengen. Es iſt in dieſen Thieren etwas Menſchliches; es will herausbrechen und kann noch nicht. Der Häher lacht faſt wie ein Menſch und der Spottvogel nimmt Spott in ſeine Töne. Der Hahn unterhält ſich mit ſeinen Hennen, wie ein Sultan mit ſeinem Harem, und die Störche halten Rath und lange Reden[1]. Die Elſter iſt wirklich geſchwätzig. Die Säugethiere haben eine meiſterhafte Naturlautſprache. Wolf und Wölfin, Schafmutter und Schafkind, die Füchſe mit einander können reden und plaudern; der Hund hat eine articulirte Sprache, die jedoch nicht, wie die unſerige tönen muß; die Katzen ſind im Beſitze eines ziemlich großen Adelungiſchen Wörterbuches" u. ſ. w. Auch die Delphine ſind ſtimmbegabt; „ſie rufen einander," ſagt Scheitlin, „und führen nach ihrer Art menſchliche Rede."

---

[1] Oft klappern Mann und Weib und Junge, plaudern und unterhalten ſich mit einander; beſonders klappern letztere, wenn ihnen Nahrung gebracht wird. Man hat wahrgenommen, daß die Störche zuweilen vor ihrer Abreiſe nach Süden eine große Verſammlung halten, einen Kreis bilden, einer in der Mitte ſteht, viel geklappert und raiſonnirt wird und endlich alle auf den in der Mitte losſtürzen und ihn durchbohren. Weshalb — darüber gibt es nur Vermuthungen. Sie führen auch Kriege unter einander, wobei die Storchſprache in bedeutende Anwendung kommt. Sämmtliche Störche einer großen, weiten Gegend ſtehen gegen die einer anderen; dann wird auf beiden Seiten auf Feldern großer Rath gehalten. „Es muß ein Aufgebot ergangen ſein; ſie plaudern viel mit einander und verſtehen einander. Einige reden beſonders viel; es ſind die Senioren; die Jungen ſchweigen. Der Krieg wird beſchloſſen" u. ſ. w. Scheitlin II. S. 78.

4.

Einzelne Körpertheile dienen dem Thiere zum Ausdrucke ſeiner Affekte, indem es dieſelben in gewiſſe Bewegungen ſetzt, ſo die Ohren dem Pferde, der Rücken der Katze, der Rüſſel dem Elephanten, mehreren Thiergattungen der Schweif. In Hinſicht der letzteren bilden, wie in ſo vielen anderen Beziehungen, Hund und Katze einen ſonderbaren Gegenſatz. Die Katze mit ihrer Verwandtſchaft bewegt den Schwanz in zorniger und kriegeriſcher Aufregung; der Hund, wenn er freundlich iſt, bittet, fürchtet, was man Wedeln nennt. Weinen können auch Thiere[1]; weniger lachen; doch ſind auch davon bei den Affen Spuren und Grade bemerklich[2]. Ein Pferd, das an einer Stelle ſeines Körpers, die es mit dem Maule nicht erreichen kann, ein Jucken empfindet, beißt nach Darwin's Behauptung ein anderes an der nämlichen Stelle, und das gebiſſene verſteht dieſe Sprache und beißt ihm hinwiederum die juckende Stelle, kratzt es ſo gleichſam. Der Engländer Parkyns, der in Abyſſinien reiſte, und ſich daſelbſt längere Zeit mit der Beobachtung der Affen abgab, erkannte, daß ſie eine Sprache hätten, die für ſie eben ſo verſtändlich ſei, wie für uns die menſchliche. Die Bienen theilen einander ihre Beobachtungen nach Huber durch gegenſeitige Berührung der Antennen mit, ſo z. B. wenn ſich etwas Fremdes in den Stock eingeſchlichen, wo dann Alles in Aufruhr kommt. Hat man die Königin genommen, ſo geben ſie ſich davon dadurch die Kunde, daß ſie die Antennen kreuzweiſe übereinander legen und damit um ſich ſchlagen. Schneidet man einer Biene dieſes Organ ab, ſo flieht ſie aus dem Stocke, da ihr damit das Mittel der Verſtändigung und des Lebens in Gemeinſchaft genommen. Dujardin hat in Betreff der unter den Bienen möglichen Verſtändigung und Mittheilung des für ſie Intereſſanten folgende Beobachtung gemacht. Er ſtellte weit entfernt von einem Bienenſtande eine Schaale mit Zucker in eine Mauerniſche. Eine Biene, die dieſen Schatz entdeckte, flog davon und kehrte nach einiger Zeit mit einer Schaar von Bienen zurück, worauf ſie ſich zuſammen über den Zucker hermachten. „Die Ameiſen,“ ſagt Oken, „haben eine Zeichenſprache. Wäre das nicht, ſo würde man diejenigen, welche ſich außerhalb ihrer Wohnung befinden, ſtören können, ohne daß ihnen die Anderen zu Hülfe kämen. Aber indem ſie ſich muthig zur Wehre ſetzen, eilen einige hinein, und bald kommen alle im größten Zorne hervor, während die Hüter der Brut dieſelbe in die tiefſten Höhlen tragen. Das kann man am Beſten bei der Roßameiſe beobachten, die in Fichtenbäumen wohnt“ u. ſ. w. Man bemerkt, wie die in Unruhe verſetzten Individuen nach anderen laufen und ſie mit dem Kopf an den Hals ſtoßen;

---

[1] Beiſpiele ſiehe bei Burdach, „Blicke in's Leben" II. S. 130.

[2] S. ebendaſelbſt.

dieſe thun ſogleich daſſelbe u. ſ. w. „Zerſtreut man einen Haufen in einem Zimmer, ſo laufen ſie eine Zeit lang hin und her; findet eine davon einen Spalt, ſo kehrt ſie um und gibt den anderen ein Zeichen mit den Fühlhörnern; das thun die anderen weiter, und ſo kommen bald Alle an einen Ort zuſammen.“

Wenn ſich in vielen Fällen die Form der Thierſprache weit von der der menſchlichen entfernt; wenn ſich die Mittel und Wege der Mittheilung für uns zum Theil ſogar in ein tiefes Geheimniß hüllen, während doch die Thatſache der Verſtändigung in die Augen ſpringt, ſo ſchließt ſich in anderen Fällen der Ausdruck der Gedanken und Gefühle mehr, ſo ganz an den menſchlichen an. Lenz hatte einen Storch, der ſchon von Weitem auf ihn zulief, ſich vor ihm auf die Kniee warf und vor Freude ein heiſeres Krähen ertönen ließ. Das war doch geſprochen! Der naturgeſchichtlich berühmte Kranich des Herrn v. Seiffertitz ſenkte, wenn er getadelt wurde, den Kopf zur Erde, oder barg ihn in den Federn, und blieb ſtehen „wie ein Büßender.“ Eine ſtumme Sprache, die aber beredter war, als irgend eine andere in ſolcher Lage zu ſein vermochte, ganz wie in den entſprechenden Fällen, in welchen auch der Menſch verſtummt und eben dadurch ſeine Beſchämung, Reue, Trauer über das Geſchehene offenbart. Eine dreſſirte Ratte, die bei Entwicklung ihrer Künſte einen Fehler gemacht und der deshalb eine Strafpredigt gehalten wurde, hörte dieſelbe, wie der Verfaſſer der Merveilles de la nature erzählt, demüthig und mit geſenktem Kopfe an und verkroch ſich dann beſchämt in die Schachtel, die ihr mit anderen ſolchen Thieren zur Wohnung diente. Jene Elephanten, die Pompejus kämpfen ließ, erregten in ihrer Todesnoth durch unbeſchreibliche Geberden das Mitleid des Volkes, welches dadurch, obgleich an ſolche Grauſamkeiten gewöhnt, in dem Grade erſchüttert wurde, daß es ſich insgeſammt erhob und Verwünſchungen gegen Pompejus ausſtieß [1]. Wie Pferde ſprechen können, wenn auch nicht in dem Sinne, wie das Roß des **Achilles** bei **Homer**, habe ich ſelbſt erfahren. Ich ritt einmal in jungen Jahren auf einem vom Pferdeverleiher genommenen Pferde ſpazieren; wenn ich es antrieb und galoppiren laſſen wollte, ſetzte es ſich zwar in Bewegung, hörte aber gleich wieder auf und drehte den Kopf rückwärts nach mir in der Art, daß ich wohl merkte, es flehe mich um Schonung an. Ich ritt es langſam wieder nach Hauſe und erfuhr, daß es einen Schaden am Fuße habe, was man mir nicht mitgetheilt hatte. Aus dem Schriftchen: „Aufruf zur Beherzigung und Linderung der Thierleiden“ Stuttgart 1822. S. 43 f. iſt folgende Erzählung: „Ein Poſtknecht, ein gutmüthiger Mann, hatte unter den ihm anvertrauten Pferden eines, das, wenn ich mich recht erinnere, wenigſtens an einem Auge blind war und der Schonung bedurfte. Dieſes Thier nahm er denn auch ſehr in Acht. Er ward krank und ſtarb. Da bekam es ein anderer Knecht, ein roher Menſch, der es gleich bei der erſten Fahrt auf das Härteſte behandelte und ſo heftig antrieb, daß ihm ein Hufeiſen abſprang. Wie man es nun zur Schmiede führte, um ihm das Eiſen aufſchlagen zu laſſen, und der Weg dahin an dem Hauſe vorbeiging, wo jener erſtere Knecht noch unbegraben als Leiche lag, ſo drehte es ſich zur Seite, drängte ſich an das Haus hin und that in daſſelbe hinein einen lauten Jammerſchrei, ſo daß es Allen auffiel [1]. War das nicht eine Klageſtimme, die ſagen wollte: Ach, was habe ich an dir, meinem guten, treuen Pfleger, verloren!“ Eine laute Aeußerung der Indignation hörte man von jenen Delphinen, die einem Schiffe nachſchwammen und von denen einer dabei harpunirt wurde, wie näher in unſerer Abhandlung über den Delphin zu leſen. Auf dieſe Weiſe reden die Thiere deutlich genug, auch ohne Menſchenſtimme und Menſchenwort.

---

[1] **Plinius** VIII. 7.

5.

Ein großes Gewicht wird von einſichtsvollen Thierpſychologen auf *das Verſtehen der Menſchenſprache, auf die Neigung des Thieres, angeſprochen zu werden, und auf den Wunſch deſſelben, an menſchlicher Converſation Theil zu nehmen*, gelegt. „Wir bemerken,“ ſagt *Scheitlin*, „daß die geſcheidteſten Thiere unter den Vögeln und Säugern ſich für die Reden der Menſchen intereſſiren; daß ſie es gar gerne haben, wenn man mit ihnen ſpricht; daß ſie immer wünſchen und erwarten, daß man es thue, und wohl auch einmal, ohne unſer Zuthun, auf unſere Worte und Reden Achtung geben. Man ſpricht von einer Thüre; der Pudel hört das Wort und ſpringt an die Thüre, ſie zuzuſchlagen. Je lärmender die Geſellſchaft, deſto lieber iſt es ihm. Zuweilen gibt er auch ganz eigene Töne von ſich; es iſt vollkommen ſo, wie wenn er mitſprechen möchte, und es ihm wehe thue, es nicht zu können.“ — — — — „Daß der Hund viel Sprachſinn hat, erhellt unwiderruflich aus ſeinem Verſtändniß unſerer Sprache. Unſer Sinn wird auch der ſeinige. Schon daraus erhellt, daß er auch ſprechen können müſſe; denn es kann in ihm kein Sinn für Etwas ohne eine Geſchicklichkeit ſein, es wäre denn ein Widerſpruch, ſomit etwas Mißgeburtliches in ihm.“ Von einem ſolchen Geſichtspunkte aus betrachtet muß es für ein größeres Wunder gelten, wenn ein ſo intelligentes und ſprachſinniges Thier nicht ſpricht, als wenn es in der That anfinge, ſich menſchlich auszudrücken.

---

[1] Wie wußte das Pferd, daß hier die Leiche lag?

Den Hund, namentlich den Pudel, kann man wenigſtens das verſtehen lehren, was in ſeinen Geſichtskreis fällt, was ſeine Welt ausmacht. Es iſt ihm möglich, mit beſtimmten Lauten der Menſchenſprache beſtimmte Vorſtellungen zu verknüpfen. „Er bringt auf's Wort Stock, Pantoffel, Hut, Teller; er lernt Fragen und Antworten und ganze Sätze verſtehen.“ Die Alten ſagen von einem Vogel Aſterios, der in Aegypten zahm gehalten werde und die menſchliche Sprache inſofern verſtehe, als er recht gut wiſſe, wann und wie er von Jemand geſcholten werde, und ſich darnach benehme, indem er zürne, ſich in die Bruſt werfe und ſchmolle. Aelian V, 36. Derſelbe XIII, 22. ſchreibt dem indiſchen Elephanten einen „geheimnißvollen und dieſem Thiere ganz eigenthümlichen Inſtinkt“ zu, vermöge deſſen er die einheimiſche Sprache verſtehe. Nach Aelian III, 1. ſtanden die Mauruſier auf einem ſehr vertrauten Fuße mit den Löwen des Landes, die auch die mauruſiſche Sprache verſtanden. Derſelbe Schriftſteller erzählt IV, 46. X. 30. von den hundsköpfigen Affen, die er nur deßhalb nicht zu den Menſchen rechne, weil ſie keine menſchliche Sprache hätten. Denn im Uebrigen ſeien ſie ganz menſchlich, verſtünden auch die Menſchenſprache. Eine Anzahl hieher gehöriger Thatſachen findet ſich bei Burdach[1] zuſammengeſtellt. Der Elephant wird von ſeinem Führer in Oſtindien oft nur durch Worte auf Dies oder Jenes aufmerkſam gemacht. Der Jagdhund verſteht jeden Ruf des Jägers, das Schulpferd die verſchiedenen Commandoworte, die der Stallmeiſter ſeinen Scholaren zuruft; es führt die Bewegungen aus, bevor es noch von ſeinem Reiter dazu angehalten worden. In Menagerieen ſieht man, wie die wildeſten Thiere jedem Worte des Wärters, der zu ihnen in den Käfig geht und da ſeinem Publikum allerlei Kunſtſtücke zum Beſten gibt, die augenblickliche Ausführung des Verlangten folgen laſſen. Auch Seehunde lernen bald Worte verſtehen. Ein Orang verſtand es, wenn ſein Herr dem Wärter befahl, ihm Futter zu geben. Ich erinnere mich, wie ich einmal als Jüngling auf einer Fußreiſe darüber erſtaunte, als ein Hirte, an einen Baum gelehnt und ohne ein anderes Zeichen zu geben, mit ſeinem Hunde bloß ſprach, und dieſer Alles rein menſchlich verſtand und ausführte. Wie weit man es mit Vögeln, namentlich Kanarienvögeln, bringen kann, iſt bekannt. Es geht zum Theil völlig in's Fabel- und Märchenhafte; wir werden unten in der ornithologiſchen Abtheilung dergleichen wunderbare und doch ganz unzweifelhafte Thatſachen näher anführen.

---

[1] Blicke in's Leben II. S. 132 ff.

„Man nimmt," ſagt Scheitlin, „auch noch das wahr, daß Thiere, die verſtehen lernen können, es auch lernen wollen. Die Hunde paſſen bei ſolchen Experimenten genau auf. Wir ſehen auch deutlich, daß manche Thiere, wenn ſie ein ſchon mehrmals gehörtes Wort wieder hören, nachdenken, d. h. die Vorſtellung dazu in ihrer Seele ſuchen." Könnte es unter ſolchen Thieren nicht auch mitunter ganz beſonders talentvolle Individuen geben, Genie's, die mehr begreifen, wollen, verſuchen, erreichen, als alle Uebrigen? Könnte es nicht eigenthümliche Zuſtände, magnetiſche und ſympathetiſche Verhältniſſe geben, die ein Thier zum Sprechen zu bringen vermögen? Könnte inſofern nicht in mancher ſcheinbaren Fabel eine, wenn auch mythiſch ausgeſchmückte Wahrheit enthalten ſein; könnte es nicht mit mancher uns lächerlich vorkommenden Nachricht alter Naturhiſtoriker dennoch ſeine theilweiſe oder völlige Richtigkeit haben?

6.

Das phyſiſche Sprachvermögen des Hundes iſt bewieſen und anerkannt. Er ſpricht einzelne Worte nach. Einen hat man etwa vierzig Wörter gelehrt[1]. Plinius erwähnt eines ſprechenden Hundes. „Unter den Wunderdingen finden wir, daß ein Hund geſprochen.“ Auch Katmir, der Hund der Siebenſchläfer, ſoll geſprochen haben. Als Thiere, welche die menſchliche Stimme nachzuahmen im Stande ſeien, werden von alten Zoologen[2] Hyäne, Krokotta, Martichora genannt. Aus neueren Erfahrungen wiſſen wir, daß auch der Seehund nicht ganz unfähig iſt, menſchliche Laute hören zu laſſen. „Der Seehund wird zuweilen herumgeführt und ſo zahm gemacht, daß er dem Befehle ſo gut folgt, als ſein Körper erlaubt, ſeinen Wärter küßt, und ſelbſt das Wort Baba, Papa, aber faſt unverſtändlich, wie ein Kalb ausſpricht[3].“ Auch Hirſche machen Sprachverſuche[4]. Ein Schimpanſe wollte, während man mit ihm redete, ebenfalls ſprechen, ſchnitt Grimaſſen, verſchob die Lippen und ließ ein heiſeres

---

1) Scheitlin II. S. 254. 359.

2) Plinius in ſeiner Naturgeſchichte VII, 30. 44 f. Aelian in ſeinen Thiergeſchichten VII, 22.

3) Scheitlin II. S. 96.

4) Daſ. S. 359.

Huhu hören[1]). Ein weiblicher Elephant, den man ſo eben in Deutſchland herumführt, bringt ein paar Töne hervor, die das menſchliche Ja und Nein vertreten und mit welchen er paſſend auf die Fragen antwortet, die ſein Wärter an ihn zu richten pflegt. Nach einer ſonderbaren Sage, der doch etwas Faktiſches zu Grunde zu liegen ſcheint, ward einſt ein Jäger durch einen ihn mit rauher Stimme anredenden Haſen erſchreckt[2]). An die berühmten Fälle, wo Roſſe und Eſel förmlich geſprochen haben ſollen, braucht nur erinnert zu werden. So erzählt uns namentlich **Homer**, wie das „geflügelte Streitroß" **Xanthos** mit Achilles geſprochen:

„Sprachton aber gewährte die lilienarmige Here."

In einem neugriechiſchen Liede, das man unten in den poetiſchen Zugaben finden wird, ſpricht ein Roß mit ſeinem todtwunden Herrn, der ihm ſeine letzten Wünſche und Weiſungen mittheilt. Ganz ähnliche Lieder begegnen uns in der ruſſiſchen Poeſie[3]). Im dionyſiſchen Mythenkreiſe kommt ein Eſel vor, dem der Gott menſchliche Stimme und Rede verliehen. Von einer ſchwarzen Taube, die mit menſchlicher Stimme geſprochen, erzählte man nach **Herodot** II, 55. zu Dodona. Sprechende Vögel ſind in

---

1) **Froriep**, Notizen Bd. LXVII. S. 275. **Burdach** a. a. O. S. 85.

2) **Wolf**, niederländiſche Sagen S. 472.

3) **W. v. Waldbrühl**, ſlaviſche Balalaika, Leipz. 1843. S. 26. 33. 216. 241. 320. 436.

Volksliedern häufig [1]). In einem ſloweniſchen Märchen iſt Einer im Beſitze eines Raben, der ihm, wenn er heimkehrt, Alles erzählt, was unterdeſſen vorgegangen. Plinius in ſeiner Naturgeſchichte X, 25. liefert uns einen ſprechenden Hahn. „Man findet in den Jahrbüchern, daß unter dem Conſulate des M. Lepidus und Q. Catulus (78 vor Chr.) in dem ariminiſchen Gebiete auf dem Landgute des Galerius ein Hahn geſprochen.“ Man ſieht aus dieſem Beiſpiele, mit welcher Genauigkeit und Umſtändlichkeit bei den Römern dergleichen Fälle verzeichnet wurden, während wir uns heutzutage ſchämen, Etwas der Art zu erzählen und aufzuſchreiben, es ſei denn als Beweis von dem ſtupiden Aberglauben derjenigen, die es für wahr halten können. Am Sonderbarſten iſt das häufige Sprechen von Ochſen, deſſen Plinius VIII, 70. gedenkt, und der ebendaſelbſt erwähnte römiſche Gebrauch, daß in einem ſolchen Falle der Senat unter freiem Himmel gehalten wurde. Man muß alſo doch wohl geglaubt haben, ein ſolches Thier habe geſprochen; es müſſen doch wenigſtens ſcheinbare Thatſachen vorgelegen haben; es muß zuweilen ſo ausgeſehen haben, als wolle ſich ein ſolches Thier menſchlich ausdrücken, und zwar aus freien Stücken und nicht in Folge von menſchlicher Abrichtung und Lehre, da man es als ein Wunder betrachtete, und davon, als von einem ſolchen, ſofort Anzeige machte. Auch Valerius Maximus I, 6, 5 f. führt ſolche Fälle an: ein Stier habe, wie ein Menſch, geſprochen, und wer es hörte, ſei über eine ſo ſeltſame Erſcheinung in Staunen und Schrecken gerathen; im zweiten puniſchen Kriege habe ein Stier zu Gajus Domitius einige bedeutſame Worte geſagt. Man hat vielleicht zu erwägen, daß dieſe Thiere damals in einer anderen Natur und Umgebung lebten, daß ſie geehrter und geſchonter und deßhalb auch noch keineswegs ſo tief geſunken waren, als jetzt und bei uns. Plinius a. a. O. erzählt, wie einſt ein Mann, der muthwillig einen Ochſen geſchlachtet, vom römiſchen Volke vorgeladen, verurtheilt und des Landes verwieſen wurde, „gerade als wenn er ſeinen Ackersmann getödtet habe." Man darf nie vergeſſen, daß das Verhalten des Thieres zum Menſchen und die Höhe, auf der es ihm gegenüber ſtehen kann, möchte und ſoll, durch das Verhalten des Menſchen zu ihm bedingt iſt; und daß das Seelenleben des Thieres nothwendig unterdrückt werden muß, wenn wir es ſo ganz nur als Maſchine, Knecht, Schlachtvieh, Nahrungsſtoff u. ſ. w. betrachten und behandeln. Schon die Alpenkühe ſind ganz anders, als die unſrigen, intelligenter, lebendiger, muthiger, gemüthlicher. Die Heerkuh mit ihrer großen Glocke fühlt ſich, iſt ehrliebend und hält auf ihren Rang, ſchreitet feierlich, läßt keine andere voran und duldet keine Nebenbuhlerin[1]). Sehr ausgezeichnet iſt das wilde Rindvieh im Chillingham-Park in der Grafſchaft Northumbery. Dieſe Thiere ſind von ungemein ſchöner Geſtalt, rein weißer Farbe und herrlichem Anſehen, zumal wenn ſie ſich in Maſſe bewegen, haben ihre ganz beſonderen, eine intelligente Wildheit darſtellenden Sitten, bilden eine Art von ariſtokratiſch regiertem Staate, und können mit unſerem ſo jämmerlich herunter gebrachten Rindvieh gar nicht verglichen werden [1]). Die homeriſche Muſe verſchmäht es nicht, von dem Stier der Heerde ein Bild für den königlichen Agamemnon zu entlehnen [2]). Im Alterthum richtete man die Stiere auch zu allerlei Künſten ab, von denen Plinius in ſeiner Naturgeſchichte als Augenzeuge ſpricht [3]). Der indiſche Stier wird von Gauklern zu unglaublichen Dingen abgerichtet [4]). Ebenſo verhält es

---

[1]) Siehe z. B. in derſelben Sammlung S. 297. 300. 437. 461.

---

[1]) Scheitlin II. S. 201 f.

---

1) Lenz, Naturgeſchichte. Gotha 1851. I. S. 641 ff. Schon Boethius rühmt in ſeiner 1526 zu Paris erſchienenen historia Scotorum das wilde, ſchneeweiße Rindvieh jener Gegenden.

2) Il. II, 480:

„So wie der Stier in der Heerd' ein herrlicher wandelt vor Allen,
Männlich-ſtolz, denn er ragt aus den Rindern hervor auf der Weide,
Alſo verherrlichte Zeus an jenem Tag Agamemnon,
Daß er hoch aus Vielen hervorſchien unter den Helden."

3) „Ich habe Ochſen geſehen," ſagt er VIII, 70., „die auf Befehl kämpften, Räder ſchlugen, auf die Hörner fielen und wieder aufſtanden, ſich auf die Erde legten und wegtragen ließen und ſogar auf ſchnell rennenden Wagen wie Kutſcher ſtanden."

4) Man lieſt z. B. Folgendes darüber. Es legt ſich Einer

ſich mit dem Eſel. Man kann, wenn man ihn nicht bloß knechtet, treibt, prügelt, ſtößt, ſticht, ſondern ihm auch höhere Dinge zutraut und ihn zweckmäßig behandelt, ein Wunder von Klugheit und Geſchicklichkeit aus ihm machen [1]). Ein römiſcher Senator hat einſt nach Pli-

---

auf den Rücken und ſtellt auf ſeinen Bauch ein Geſtell — ein becherförmiges oder einen abgekürzten Kegel, worauf der Stier ſich ſtellen muß, wiewohl deſſen vier Füße kaum Platz darauf haben. Nun wird ein zweites Geſtell der Art eingeſchoben, ſo daß der Stier erſt einen, dann zwei, dann drei, endlich alle vier Füße darauf ſtellt. So werden noch mehrere Geſtelle eingeſchoben. Dann entzieht man allmählig wieder eine dieſer Grundlagen nach der anderen, bis er wieder auf der unterſten ſteht. „Welcher Gehorſam des Thieres im Aufheben der Füße, welche Sorgfalt, nicht herabzufallen, und den Mann auf dem Boden zu zerquetſchen u. ſ. w. Immer muß das Thier ſinnen, immer ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf einen Punkt lenken, ſeine Füße und Tritte, ohne ſie zu ſehen, im Steigen und Sinken, vollkommen in ſeiner Gewalt haben.“ Scheitlin II. S. 205.

[1]) Man gibt Wettrennen mit ihm, lehrt ihn durch Reife ſpringen und Kanonen löſen. Er ſpringt gut und ſicher und iſt ganz unerſchrocken; er paßt auf ſeines Herrn Aug' und Wort und verſteht ſie wohl. Man kann ihn auch tanzen lehren, ſich im Takte bewegen, Treppen auf- und abſteigen, Thüren öffnen, wobei er ſein Maul wie eine Hand braucht. Man kann ihn die Künſte des Pferdes im Circus lehren, kann machen, daß er die ſchönſte, älteſte, verliebteſte u. ſ. w. Perſon, die Zeit an einer vorgehaltenen Taſchenuhr, die Zahl der Augen auf einer Karte, oder einem Würfel angibt, indem er mit dem Fuß auf den

nius VIII, 68. einen Eſel für 400,000 Seſterzien (38,189 fl.) gekauft — was muß das für ein Eſel geweſen ſein! Im Orient iſt dieſes Thier auch wegen ſeiner Tapferkeit geſchätzt; „der Eſel des Krieges flieht nicht,“ ſagt ein arabiſches Sprichwort, und der im achten Jahrhundert lebende Khalife Mervan hatte den Beinamen: „der Eſel Meſopotamiens.“ Daß der Eſel ein „Eſel“ in unſerem beſchimpfenden Wortſinn, daß er dieſes träge, dumme, ſtumpfe Thier iſt, deſſen Bild und Name nur noch das äußerſte Gegentheil von Intelligenz und geiſtigem Leben bezeichnet, das iſt nicht Natur, es iſt Menſchenwerk und eine Metamorphoſe, die viel zu denken gibt. Wer würde es glauben, daß ein ſolches Thier unter anderen Umſtänden und Verhältniſſen ein ſo ganz anderes Geſchöpf ſein und eine ſo ganz andere Rolle ſpielen könne, wenn es nicht eine ſo ausgemachte Sache wäre? Fälle der Art muß man vor Augen haben, um über alte Nachrichten und Behauptungen nicht oft allzu leichtſinnig den Stab zu brechen. Doch wir müſſen zu unſeren Betrachtungen über das Sprachvermögen der Thiere zurück, da noch die weſentlichſten Thatſachen unberührt ſind.

7.

Die Thiere ſind zu einer der menſchlichen Rede ähnlichen Laut- und Wortſprache nicht nur zum Theil phyſiſch

---

Boden ſchlägt, und die Frage ſeines Herrn mit Kopfnicken bejaht oder mit Kopfſchütteln verneint. Vergl. Scheitlin II. S. 147.

und organiſch befähigt; auch die in der Seele begründete Kunſt der Zuſammenſetzung von Vokalen und Conſonanten und des Geſtaltens eigentlicher Wörter auf dieſem Wege verſtehen und üben viele von ihnen, wenn auch in verſchiedenem Grade, ſchon von Natur. Das iſt namentlich bei den Vögeln der Fall. Manche ihrer Schreie und Rufe ſind förmliche Wörter, wetteifern der Lautbildung nach mit der ausgebildeten, vollkommenen Menſchenſprache, können in dieſe unverändert aufgenommen werden und haben darin öfters als Thiernamen auch in der That das Bürgerrecht erlangt. So ſind z. B. nach den von den bezüglichen Thieren hervorgebrachten Lauten der Uhu, der Kukuk, der Kakadu, der Ara, der Lori, der Fink, der „hupp, hupp“ rufende Wiedehopf, Upupa, die Turteltaube Turtur, der Kiebitz, die Racke, die von ihrem „iſri“ auch Iſſerling heißende Braunelle, die Singdroſſel, welche zipp lockt und daher auch Zippe heißt, benannt worden. Le Vaillant nennt den goldgrünen Kukuk nach ſeiner Stimme Dibrik; der geſchäckte Stelzenkukuk heißt in Amerika nach ſeinem Laute Soſi oder Schoſchi, der weiße ebenſo Pirigua, welche Sylben wie ein Lachen tönen; der Madenfreſſer, Crotophaga, heißt von ſeinem Schrei Ani oder Ano, der Seidenkukuk von dem ſeinigen Surucui. In Virginien gibt es einen Vogel, Caprimulgus virginianus, der Abends auf Gebäuden whipp poor-will (hüpf, armer Wilhelm!) ſchreit, dann fortfliegt und es an einer anderen Stelle wiederholt 1)). Der Kater ruft ganz vernehmlich Frau, wie wenn er deutſch ſpräche und nach einer Frau riefe; einen ähnlichen Ton bringt der Pfau hervor. Der Wiedehopf läßt außer dem Rufe, nach welchem er benannt iſt, auch die Laute: wäck, wäck, wäck hören. Dieſen brauchte einmal einer höchſt komiſch beim Wegfliegen, wie wenn er ſich ebenfalls deutſch hätte ausdrücken und weg ſagen wollen, was in gemeinen Dialekten ganz wie wäck lautet 2)). Um noch Einiges der Art anzuführen, ſo verlängert der Kukuk ſeinen Ruf zuweilen und ſchreit Kukkukkuk, das Weibchen kirik. Der grüne Pfefferfraß ſchreit kulik. Die Schnepfe ruft im Auffliegen

---

1) Oken, Naturgeſch. Vögel S. 112.

2) „Es flog mir einmal einer, den ich in der Stube hatte, zum Fenſter hinaus, ſetzte ſich gegenüber auf's Dach, machte mir noch mehrere Verbeugungen, ſchrie wäck, wäck, wäck und flog dann auf und hinweg." Lenz, Naturgeſchichte, II. Gotha 1851. S. 197. Die Höflichkeitsäußerungen einiger Vogelarten ſind ein wunderlicher Zug. So liebt auch der Wendehals das Geberdenſpiel und allerlei Verbeugung und Höflichkeit. Der zoologiſch berühmte Kranich des Herrn v. Seiffertitz huldigte dem Heerdochſen und machte ihm komiſche Verbeugungen, worüber unten in der ornithologiſchen Abtheilung das Nähere. Tiefe Verbeugungen macht auch der prächtige Eichelhäher. Den wegen ſeiner anſcheinend mimiſchen Bewegungen ſchon den Alten bekannten Jungfernkranich, grus virgo, ſieht man oft die lächerlichſten, mit den Complimenten eines Stutzers gemiſchten Sprünge machen.

katſch, katſch, dem im Frühling als Geſchlechtsruf noch ein ſanftes Z..ip angehängt wird. Das Männchen der Lachtaube, ſo genannt von dem lachenden Tone, den ſie zuweilen hören läßt, macht kukruh. Die Schwanzmeiſe ſchreit ſi ſi ſi tirr; der Goldammer lockt zit, zit; der Schneeammer ruft fib und zürr; der Fink läßt außer dem Tone, wovon er benannt, ein gedehnteres irrr oder trief oder ein lockendes ſub hören. Die Nachtigall formirt bei ihren Jungen ein rauhes errrr; ihr Lockton klingt wie krr, oft ruft ſie auch tak, tak. Letzterer Laut kommt noch öfter vor, wie beim Blaukehlchen und Plattenmönch. Das Garten-Rothſchwänzchen lockt wiwiktik; das Haus-Rothſchwänzchen widtektek. Der Waldkauz ruft rräih, kuwitt, huhuhuhu, der Würger ſchäck, ſchäck, trui, gäck, gäck, gäck, der Krammetsvogel ſcheck, ſcheck, gui, gui, die Amſel zrrr, tack, tack, die Dohle klack, klack, die Elſter ſchak, ſchakerak, die Kornmeiſe gägerägä, der Lerchenfalk gäth, gäth, gäth, der Seeadler krau, krau, der Fiſchaar kai, kai, kai, der Thurmfalke kliklikli, der Habicht krikrikri, der Weſpenfalk kick kick kick, der Mausvogel trit u. ſ. w. Der Eichelhäher ſchreit, ſo oft ihm Etwas auffällt, rätſch. Der Wachtelſchlag beſteht bekanntlich aus einem mehrmals wiederholten Pickberwick, dem gewöhnlich ein leiſes wäwä vorausgeht. Sonderbare Lauthieroglyphen, die in Rückſicht ihrer ſpeciellen Begründung und Urſache wohl ein ewiges Räthſel bleiben! In Bezug auf den Wachtelſchlag ſagt Lenz: „Höchſt merkwürdig iſt es und wäre mir kaum glaublich, wenn ich es nicht vielfach mit eigenen Ohren gehört hätte, daß die kleinen, kaum ausgekrochenen Wächtelchen, dieſe winzigen Zwerge, in den erſten Tagen ihres Lebens ſich öfters ſtolz emporrichten und ganz wie die Alten, jedoch mit feiner Stimme, ein helles, deutliches Pickberwick rufen.“ Stolz iſt Bewußtſein; die Thierchen ſind ſich alſo ſogleich, wie ſie vorhanden ſind, ihres Sprachvermögens bewußt, verſuchen es zu gebrauchen und freuen ſich darüber.

8.

Auf dieſe Weiſe iſt die Menſchenſprache jedenfalls formell, der Lautzuſammenſetzung und Ausſprache nach mehreren Thieren, beſonders Vögeln, nahe und natürlich genug. Und ſo lernen ſie dieſelbe auch leicht und gut, wenn ſie ſonſt dazu geeignet und aufgelegt ſind. Es ſprechen Krähen, Raben, Dohlen, Elſtern, Papageien, Staare, Amſeln, auch Nachtigallen; der Eichelhäher, ein prächtiger, kühner, liſtiger, mehrfach intereſſanter Vogel, lernt ſingen und ſprechen; er miauet, wie eine Katze, ahmt andere Vögel nach, ſetzt ſich aus ſehr verſchiedenen Tönen eine Art Lied zuſammen u. ſ. w. Die vielſprachige Droſſel (T. polyglottus), die alle möglichen Töne, Stimmen, Rufe und Sangweiſen nachahmt, ſpricht auch Worte nach. Aelian XVI, 3. erwähnt einen indiſchen Vogel, Kerkion genannt, der dem Staar an Größe gleich, bunt, muſikaliſch und noch geſprächiger und geſcheidter, als der Papagei ſei. Der zu den Staaren gerechnete Mino in Indien pfeift vortrefflich, ſingt, lernt noch beſſer ſprechen, als ein Papagei, und wird überhaupt ſehr zahm und zutraulich. Von einem javaniſchen Mino erzählt Bontius, er ſei ſehr redſelig geweſen und habe die menſchliche Stimme noch beſſer nachgeahmt, als der Papagei [1]). Dergleichen Vögel lernen keineswegs nur „einzelne Wörter,“ wie Gerlach ſagt, ſondern ganze Phraſen, Sätze, Verſe, Reime, Gebete ſprechen. Plinius hist. nat. X, 42. ſagt: „Während ich dieſes ſchreibe, haben die kaiſerlichen Prinzen einen Staar und Nachtigallen, welche griechiſch und lateiniſch lernen, täglich gründlicher ſtudiren und immer etwas Neues und mehr Zuſammenhängendes ſprechen. Wenn ſie lernen, ſo ſind ſie ganz abgeſchieden und hören nur die Stimme Deſſen, der ihnen die Worte vorſagt und mit Leckerbiſſen ſchmeichelt.“ Aus Schudt's jüdiſchen Merkwürdigkeiten Th. IV. B. VI. Cap. 13. S. 82. entnehme ich folgende Erzählung. Im Jahre 1546 auf dem damaligen Reichstag zu Regensburg war ein Wirth im Gaſthaus zur goldenen Krone, der hatte drei Nachtigallen, deren jede in einem beſonderen Käfig am Fenſter hing. In einer Nacht, wo er, von Steinſchmerzen gequält, nicht ſchlafen konnte, hörte er die drei Vögel Alles, was ſie am vorhergehenden Tag vernommen hatten, deutlich wieder-

---

1) Oken, Vögel. S. 307.

holen. Es war namentlich ein Wortwechſel des Wirthes mit ſeiner Frau und das über die damaligen Kriegsumſtände und fürſtlichen Angelegenheiten zur Sprache Gekommene, was den Inhalt des Nachtigallengeplauders bildete, „wie ſolches ausführlich aus Aldrovando, Gesnero, Neandro und anderen berühmten Naturkundigen anführet St. N. Aextelmaier P. I. des Naturlichtes pag. 161 ff.“ Von der Klugheit und Sprachgewandtheit, dem gewaltſamen Tod und dem feierlichen Leichenbegängniſſe eines Raben erzählt Plinius Folgendes: „Unter der Herrſchaft des Tiberius flog ein junger Rabe aus ſeinem Neſte, das auf dem Kaſtortempel ſtand, in die gegenüberſtehende Werkſtätte eines Schuſters und wurde von dieſem mit Ehrfurcht aufgenommen.“ Er ſuchte alſo ganz von ſelbſt das Menſchliche auf. „Hier lernte er nun bald ſprechen, flog jeden Morgen auf die Rednerbühne, wendete ſich dem Markte zu, grüßte den Kaiſer Tiberius, den Germanicus und Druſus und darauf das vorbeigehende römiſche Volk, worauf er in die Werkſtätte zurückkehrte. So erntete er mehrere Jahre lang Bewunderung. Endlich ſchlug ihn der zunächſt wohnende Schuſter todt; darüber war das Volk ſo aufgebracht, daß es den Schuſter erſt fortjagte, dann ſogar tödtete. Dem Vogel aber wurde ein überaus feierliches Leichenbegängniß veranſtaltet. Die Bahre wurde von zwei Mohren getragen; voraus ging ein Flötenſpieler, Kränze aller Art wurden zum Scheiterhaufen getragen, welcher rechts an der appiſchen Straße errichtet war. Dies geſchah unter dem Conſulate des M. Servilius und K. Ceſtius am 28. März." So ernſthaft nahm und ſo genau verzeichnete man derartige Begebenheiten, in welchem Stücke die Alten köſtlich ſind. Uns modernen aller Kindlichkeit und Poeſie verluſtigen Menſchen kommt Alles gleich lächerlich vor. Lenz ſagt von den Raben: „An Gelehrigkeit ſind ſie ſehr verſchieden. Manche lernen von ſelbſt das Bellen der Hunde, das Gackern der Hühner, das Krähen der Hähne, das Schlagen der Uhren u. ſ. w. nachahmen; beſſer iſt es aber doch, ſie völlig in die Lehre zu nehmen; denn jene ſchon genannten Töne lernen ſie dann noch für ſich ſelbſt. Sie lernen mehrere zuſammenhängende Worte ganz deutlich ſprechen, und pfeifen, wie ein Menſch auf dem Finger oder mit dem Munde pfeift. Sie haben auf Alles Acht und lernen oft Dinge, die ſie gar nicht lernen ſollen." Er erzählt dann von dem Raben eines Freundes, der arge Streiche machte und dem die Hausfrau öfters zurief: „Du, du, nimm dich in Acht!" Der Vogel ahmte ſie karrikirend nach, ſträubte alle Federn, als wenn er recht wüthend wäre, und ſchrie: „Du, du!" Später ſetzte er noch hinzu: „Nimm dich in Acht!" Er ſprach dann die Worte auch auf Befehl und blies ſich dabei jedesmal dick auf. Man wird nicht zweifeln, daß der Rabe den Sinn der Worte ſehr wohl begriffen habe. Von einer Krähe wird in Raff's Naturgeſchichte Folgendes erzählt: „Ein Gelehrter aus Danzig, Namens Klein, befand ſich bei einem Freunde in Holland und betrachtete eine Elſter, welche ſprechen konnte. Flugs nahm dieſe einen Theelöffel weg, lief damit der Stubenthüre zu und rief: Du ſollſt nicht ſtehlen.“ Es iſt dies ganz einem Falle ähnlich, den wir unten verzeichnen werden, wo ein ſehr intelligenter und dadurch naturgeſchichtlich berühmt gewordener Papagei ſich ebenfalls die Verbote und Drohungen der Menſchen vorſagte, die er zu eben derſelben Zeit muthwillig übertreten hatte[1]). Papageien ſprechen lange Sätze und Reden nach. **Cälius Rhodoginus** erzählt von einem Papagei, den der Cardinal **Ascanius** zu Rom für 100 Goldſtücke kaufte, weil er das ganze Vaterunſer ohne Stocken herſagen konnte[2]). Eines Staares,

---

1) Die in Rede ſtehenden Vogelarten haben überhaupt eine große Neigung zu ironiſchen, parodiſtiſchen und ſatyriſchen Aeußerungen und Streichen, die zuweilen eben ſo erſtaunlich in Hinſicht der thieriſchen Intelligenz, die ſie vorausſetzen, als komiſch und beluſtigend ſind. Mrs. S. C. **Hall** (Hort. Register. Jan. 1832.) erzählt von einem Raben, den man in Newhaven, einem Wirthshauſe zwiſchen Buxton und Aſhburne hegte. Derſelbe wurde gelehrt, die Hühner zum Futter zu rufen, und machte ſeine Sache recht gut. Einmal, da man Paſſagiere erwartete, wurde der Tiſch gedeckt, Meſſer, Gabeln, Löffel u. ſ. w. darauf gelegt, dann das Zimmer verlaſſen und verſchloſſen. Als die Leute gekommen waren und das Eſſen aufgetragen werden ſollte, waren Löffel, Meſſer, Gabeln, Alles fort. Allgemeine Beſtürzung! Aber wie groß war die Verwunderung und das Gelächter, als man durch das offene Fenſter alle dieſe Gegenſtände auf einem Schutthaufen im Hof ſorgfältig ausgebreitet und den Raben einer zahlreichen Hühnergeſellſchaft, die ſich um ihn verſammelt hatte, die Honneurs machen ſah!

2) **Lenz**, Naturgeſchichte II. S. 209.

der das Vaterunſer konnte, gedenkt Scheitlin[1]. Beſonders beliebt und geſchätzt iſt der graue Papagei; er lernt ſehr gut und vielerlei ſprechen; er ſpricht auch für ſich, zuweilen ſelbſt im Traume, beantwortet beſtimmte Fragen und geht endlich dazu fort, die Frage ſelbſt zu thun und dann darauf zu antworten; er ſagt auch wohl zu ſich ſelbſt: „Gib Pfötchen,“ und ſtreckt dann das Füßchen hin. Man erzählt von Papageien, Staaren und Raben die artigſten Anekdoten, wie ſie z. B. durch klugen Gebrauch der erlernten Worte und Phraſen ſich in Nöthen geholfen und ihr Leben gerettet. Ein Hund verfolgte auf einer Wieſe einen Raben: dieſer ſtellte ſich gegen ihn und rief: „Spitzbube, Spitzbube.“ Erſchrocken fährt der Hund zurück. „Der Verſtand ſteht ihm ſtill. Ein Thier, ein Vogel und — eine Menſchenſtimme! Das reimte ſich ihm nicht[2].“ Ein Barbier, der Marcus hieß, bediente einen Kaufmann, der einen klugen Papagei hatte. Dieſer rief dem Barbiere beim Weggehen immer die Worte zu: „Adieu, Meiſter Marcus!“ Einſt hatte eine Katze den Vogel ergriffen und wollte damit entwiſchen. Eben kam der Barbier. „Adieu, Meiſter Marcus,“ ſchrie der Vogel ſo laut er konnte; der dadurch aufmerkſam gemachte Barbier kam ihm zu Hülfe und jagte ihn glücklich dem mörderiſchen Thiere ab. Noch höher hinauf geht das, was man von einem Papagei Heinrich VIII.

---

[1] Thierſeelenkunde II. S. 56.

[2] Scheitlin II. S. 262.

von England erzählt, der mehr Geiſtesgegenwart, Schlauheit und Witz gehabt haben würde, als unzählige Menſchenkinder. Dieſer Vogel hatte das Unglück, in die Themſe zu fallen. Er ſchrie aus dem Waſſer heraus mit lauter Stimme: „Zwanzig Pfund Sterling, wer hilft!“ Ein Matroſe fiſchte ihn heraus; da rief der Vogel: „Zehn Schilling iſt auch genug [1].“ Dies werden freilich nicht Viele glauben wollen und ich will es nicht zum Dogma machen. Es ſind jedoch Zeugniſſe vorhanden, welche nicht daran zweifeln laſſen, daß ſolche Vögel zuweilen mit dem Gebrauche menſchlicher Worte und Redensarten auch ein ſehr beſtimmtes Verſtändniß ihrer Bedeutung verbanden und daß ſomit in dieſen Fällen ein wirkliches Sprechen im menſchlichen Sinne des Wortes und nicht bloß ein mechaniſches Nachplappern der Laute Statt gefunden hat. Man hat mir von einem Papagei erzählt, der ſeine Worte und Phraſen ſo paſſend anbrachte, daß er wenigſtens ſehr wohl gewußt haben muß, wohin ſie gehören. Er hing am Fenſter auf die Straße hinaus, grüßte die Kommenden und Vorübergehenden und ſprach mit ihnen; ſo ſagte er z. B.: „Guten Morgen, Herr Actuar“ — „Herr Actuar raucht Tabak?“ Wenn die Schulkinder vorüberzogen, ſo rief er ihnen zu: „Lauft nicht in den Dreck!“ und dergl. mehr. A. v. Humboldts ſchwarzer Papagei rief im Sterben nach deſſen Kammerdiener, um ihn zur Hülfe aufzufordern. Humboldt ſelbſt hat es auf dieſe Weiſe aufgefaßt. „Dieſer ſchöne Papagei,“ ſagt er in einem Briefe vom 14. Februar 1859, „hat dreißig Jahr in meinem Hauſe gelebt und es iſt wahrſcheinlich, daß er mehr als fünfzig Jahr in Deutſchland zugebracht. Jeden Morgen habe ich dieſem alten Freunde meines Hauſes einen Beſuch abgeſtattet, wobei ſich ſtets in mir die Frage regte, wer von uns beiden, der Vogel oder ich, zuerſt dieſen irdiſchen Aufenthalt verlaſſen werde. Der Vogel iſt am 13. Januar in der Nacht geſtorben, nachdem er noch meinen Kammerdiener „„Herr Seyffert!““ gerufen, der ihm helfen ſollte[1].“ Das war alſo ein vollkommen bewußter und zweckmäßiger Gebrauch der Menſchenſprache. Von einer hieher gehörigen, noch viel merkwürdigeren Erſcheinung im Thierreich hat der als Kenner der Stubenvögel bekannte Graf Gourcy-Droitaumont in Oken's Iſis Nachricht gegeben und der bekannte Lenz hat darüber noch beſondere Nachrichten aus Salzburg erhalten. Es war der Papagei eines dortigen Geiſtlichen, Namens Honicke, der bei den Bewohnern Salzburgs und vielen Fremden die höchſte Bewunderung erregte und von dem Grafen mehrere Jahre hindurch beobachtet wurde. Im Jahre 1838 galt dieſer Vogel für 7½ Jahr alt. Er war erſtlich ſehr muſikaliſch, pfiff die Skala hinauf und herab ſehr geläufig und rein, ebenſo einige Arien mit außerordentlich ſtarkem und reinem Tone; auch ſang er eine Menge kurzer Sätze mit tiefer und ſchöner Stimme, wie z. B.: „Iſt der ſchöne Papperl da? Iſt der liebe Papperl da? Ja, ja!“ Papperl heißt nämlich in Salzburg der Papagei. Er lachte ganz wie ein Menſch, und ahmte das menſchliche Singen, Pfeifen und Sprechen ſehr genau nach, legte auch in jedes Wort die gehörige Betonung der Zärtlichkeit, Freude, Begrüßung, Drohung, Furcht. Wenn er mit der Ausſprache eines ſchwierigen Wortes glücklich zu Stande gekommen war, ſo erhob er ein lautes Freudengeſchrei. Sehr oft ſprach er für ſich und es ſchien zuweilen, als hörte man mehrere Menſchen, indem er erſt eine Frage that, und dann in einem anderen Tone die Antwort folgen ließ. Er ſetzte Worte, die er gelernt hatte, paſſend auch anderswo ein; ſo z. B. kam einmal zu dem Geiſtlichen ein Brauer, den jener mit den Worten begrüßte: „Guten Morgen, Herr Brauer.“ Sogleich rief der Vogel: „Guten Morgen, Herr Brauer, gehorſamer Diener, Herr Brauer.“ Anfangs konnte er den Namen nicht recht ſagen, wiederholte aber den Satz ſo lange, bis es gelang, worauf er das erwähnte Freudengeſchrei erhob. „Du biſt ein Fex," ſagt man in Salzburg in der Bedeutung: „Du biſt dumm." Als nun einmal Jemand ſagte: „Der Papperl iſt ein Fex," bekam er zur Antwort: „Ich bin kein Fex [1])." Einmal wollte ihn ſein Herr in Gegenwart des Grafen Etwas lehren, und ſchrie ihm ſtark zu; da ſagte der Papagei: „Schrei' nicht ſo, ich hab's eh' g'hört." Eh' heißt dort ohnehin oder ſchon. Morgens meldete er ſich zu dem Kakao, den er zu bekommen pflegte, mit den Worten: „Kakau, Kakau! Bekommſt ſchon was." Wurde zu Mittag gedeckt, ſo rief er: „Gehen wir zum Eſſen! Allons, zum Eſſen!" Wenn man die Glocke des Domes hörte, die ſeinen Herrn zum Chore rief, ſo ſchrie er: „Ich gehe, pfiet Gott, ich gehe!" Pfiet heißt nämlich behüte. Ging ſein Herr zur Thüre hinaus, ſo rief er immer recht gutmüthig: „Pfiet Gott!" Gingen aber fremde Leute hinaus, rief er das förmlichere: „Pfiet Ihnen Gott." Er kannte alſo nicht nur den Sinn beider Redensarten überhaupt, ſondern auch ihren feineren Unterſchied verſchiedenen Menſchen gegenüber. Wurde geklopft, ſo rief er laut und mit einer täuſchend ähnlichen Mannsſtimme: „Herein!" Beim Eintreten eines Fremden ſagte er: „Befehl' mich, gehorſamer Diener, freut mich, daß ich die Ehr' hab'." An ſeinem Käfig war eine Schelle angebracht; an dieſer läutete er öfters und ſagte dann: „Wer läut? Der Papperl." Hatte er an ſeinem Käfig durch Beißen Schaden angerichtet, ſo ermahnte und bedrohte er komiſcher Weiſe ſich ſelbſt in folgender Art. „Nicht beißen! Gib Acht! Was haſt du gethan? Wart, du Spitzbub du, du Kerl du, wart, ich hau' dich [1])!" Fragte ſein Herr: „Wie ſpricht's Hunderl?" ſo bellte er laut, wie ein Hund; dann pfiff er gerade ſo, wie man Hunden pfeift. Auch pfiff er dem Hunde und fügte dann hinzu: „Das Hunderl iſt da, ſchön's Hunderl iſt da, gar ein ſchön's Hunderl." Oft pfiff er, wie wenn Jemand gerufen wird, und ſagte dann: „Herr Nachbar, Zeit laſſen; Herr Nachbar, Zeit laſſen!" Er rief auch Kukuk und Kakadu ſo deutlich, wie ſolche Vögel ſelbſt. Befahl man ihm zu ſchießen, ſo ſchrie er: „Puff." Auch commandirte er: „Halt, richt' euch, habt Acht, macht euch fertig, ſchlagt an, puff." Worauf er „bravo, braviſſimo" rief. Hatte er aber Etwas ausgelaſſen, wie das Wort „Feuer," ſo rief er nur: „Bravo," niemals „Braviſſimo." Er ſagte ferner: „Es lebe unſer Kaiſer, er lebe recht lange!" — „Wo kommſt du her?" — „Verzeihen Ihr Gnaden, ich hab' glaubt, ſie ſein a Vogel." — „Beten, gehen wir zum Beten." — „Geh'n wir zum Fenſter." — „Geiſtlicher Herr, ich bitt' um a Mantel." — „Herr Hauptmann, grüß Gott, Herr Hauptmann." — „Bauer, Spitzbub, Wilddieb! Gehſt weiter, gehſt nach Haus, gehſt nach Haus oder nicht? Wart, du Kerl, du Lump du." — „Ja, ja, ſo geht's auf der Welt, ach ſo, ach ſo!" Als er krank war, ſagte er: „Der Papperl iſt krank, der arme Papperl iſt krank."

---

[1] Die beiden letzten Anekdoten erzählt Prof. Müller in Erlangen in ſeiner Ueberſetzung des Linnéiſchen Naturſyſtems II. S. 152. und Raff in ſeiner Naturgeſchichte, der dies Werk citirt.

---

[1] Aus dem in dieſem Jahre erſchienenen Werke: „Ein fürſtliches Leben“ von Preller. Es iſt dem Andenken an die Großherzogin von Weimar, Maria Paulowna, gewidmet und Humboldt's Brief iſt an dieſe Fürſtin gerichtet, die ihm jenen Vogel 1828 nach Berlin geſendet. Der Großherzog Karl Auguſt hatte dem Naturforſcher den Papagei in ſeinem Teſtamente vermacht und zwar deßwegen, weil Valenciennes, der Nachfolger Cuvier's, in demſelben den Grand Vaze von Madagaſcar erkannt hatte, der in keiner europäiſchen Sammlung, ſelbſt nicht ausgeſtopft, exiſtirte.

---

[1]) „Pex" bei Lenz iſt Druckfehler.

---

1) So ſtahl die oben erwähnte Krähe ganz unverſchämt und rief dazu: „Du ſollſt nicht ſtehlen."

Er ſagte auch: „Gieb mir a Buſſerl, a ſchöns Buſſerl,“ und warf ſich dabei mit dem Schnabel einen lauten Kuß zu; Buſſerl heißt nämlich Kuß. Als er eine Wachtel ſchlagen hörte, ſagte er: „Bravo, Papperl, bravo.“ Unter Papperl verſtand er alſo in weiterem Sinne einen ſprechenden oder ſingenden Vogel. Das iſt Begriff und Begrifferweiterung. Ging er in der Stube herum und ſagte man: „Papperl, geh in dein Haus!“ ſo ging er gleich in ſeinen Käfig und ſagte dabei: „Geh nach Haus! Gehſt nach Haus, alſo komm!“

Dieſer Vogel zeigte auch ſonſt feine Eigenſchaften. Wenn er mit ſeinem Herrn zuſammenſchlief, ſo hielt er ſich ruhig, bis derſelbe aufgewacht war; übernachtete er in einem Zimmer allein, ſo fing er gleich mit Tagesanbruch zu ſprechen, zu ſingen und zu pfeifen an. Aehnliche Zartheit wird bei der Bergdohle bemerkt. Es iſt ein ſehr kluger Vogel, der auch das Beſondere an ſich hat, daß er ſich auf das Schüren des Feuers verſteht. Er iſt ſehr zähmbar und anhänglich, ſetzt ſich unter Anderem auf das Kopfkiſſen einer ihm werthen ſchlafenden Perſon und wartet unbeweglich, bis ſie erwacht. Dann aber hat er keine Ruhe mehr, ſchreit aus Leibeskräften, läuft von einem Ort zum anderen und gibt auf alle Weiſe ſeine Freude kund 1). Solche Vögel können an den Falken des hl. Franziscus erinnern. Wenn in der Nacht die Stunde kam, wo ſich der Heilige zum Gebet erhob, ſo war der Vogel immer da und machte Lärm an der Thüre. Als aber Franziscus kränker und

---

1) Oken, Naturgeſchichte, Vögel S. 340.

ſchwächer wurde, da änderte der Falke ſeinen Brauch, kam erſt am Morgen und ließ ſich nur leiſe hören.

Lenz nennt den beſchriebenen Papagei geiſtreich und gibt, den Mittheilungen zu Folge, die er aus Salzburg erhalten, noch Folgendes an. Nach Honicke's, des erſten Eigenthümers, Tode kaufte Dr. Werneck, Arzt in Salzburg, den Vogel für 300 fl. Als auch dieſer ſtarb, kaufte ihn der Regierungsrath Kleinmaier zu Wien, „wo er," ſetzt Lenz hinzu, „jetzt im Jahre 1851 wahrſcheinlich noch lebt [1])." Zu bezweifeln iſt hier Nichts; wir haben es mit keinem Märchen, keiner Sage, keiner Legende, wir haben es hier rein nur mit der Naturgeſchichte zu thun, und befinden uns dabei mitten in der modernen Zeit, ihrer Wiſſenſchaft und Literatur.

9.

Ich glaube hiemit meine Sache mit hinlänglichen Beweiſen ausgeſtattet zu haben. In Thieren, wie die zuletzt geſchilderten, iſt offenbar wenigſtens ein Anfang und Grad von wirklichem Menſchenverſtand, auch was den eigenen, freien, begriffsmäßigen Gebrauch der Menſchenſprache betrifft, zu erkennen und ohne die unſtatthafteſte Gewaltſamkeit nicht wegzuläugnen. Noch merkwürdiger, als dies Alles, kommt mir aber ein von Scheitlin erwähnter Fall vor, wo nicht ſowohl das Sprechen, als das Nichtſprechen das Bewundernswürdige und Bedeutſame war. Ein Staar konnte die Worte ſagen: „Komm her, mein liebſtes Weibchen, komm her und küſſe mich!" Wenn aber ſein Weibchen bei ihm ſaß, dann gerade wollte der Vogel dieſe Worte nicht ſagen. Es liegt hier einer der Fälle vor, wo man einen Blick in die Thierſeele zu thun glaubt, bei dem es einem faſt ſchauerlich zu Muthe wird. Denn es ſcheint, als habe der Vogel wohl begriffen, was die Worte bedeuten, und zugleich auch dies, daß ſie ihm nur ſcherzhaft eingelehrt worden ſeien; und dieſen Scherz habe er in einem für ihn ernſten Fall nicht paſſend gefunden.

---

[1]) Gemeinnützige Naturgeſchichte. Gotha 1851. S. 402. Nachtrag zu S. 209.

IV. Ueber Röm. 8, 18.

Es gibt in Beziehung auf die außermenſchliche Natur und insbeſondere auf das Thierreich keine auffallendere, merkwürdigere und intereſſantere Stelle der Schrift, als dieſe iſt. Wohl Jeder fühlt, wenn auch nur dunkel ahnend, daß erſtaunlich viel darin liegt, daß ſie einen großen, tiefen, gewaltigen Sinn hat. „Exspectatio creaturae relevationem filiorum Dei expectat. Vanitati enim creatura subjecta est in spe, quod et ipsa creatura liberabitur a servitudine corruptionis in libertatem gloriae filiorum Dei. Scimus enim, quod omnis creatura ingemiscit et parturit usque adhuc." Nach Luther: „Das ängſtliche Harren der Creatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Sintemal die Creatur unterworfen iſt der Eitelkeit auf Hoffnung. Denn auch die Creatur frei werden wird vom Dienſte des vergänglichen Weſens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wiſſen, daß alle Creatur zuſammen ſich ſehnet und ängſtet noch immerdar" u. ſ. w. Oder nach de Wette: „Das Harren der (ganzen) Schöpfung erwartet die Offenbarung der Kinder Gottes. Denn der Eitelkeit ward die Schöpfung unterworfen auf Hoffnung, daß auch ſie, die Schöpfung, wird befreit werden von der Knechtſchaft der Vergänglichkeit, (und verſetzt) in die Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wiſſen, daß die Schöpfung zuſammen ſeufzet und in Wehen lieget bis jetzt" u. ſ. w. Der treffliche Scheitlin in ſeinem „Verſuch einer vollſtändigen Thierſeelenkunde" (Stuttgart u. Tübingen. 1840. I. S. 80.) ſpricht ſich darüber in folgender Art aus. „Dieſe Stelle hat großes Aufſehen gemacht, Entwicklungen großer Wortgelehrſamkeit veranlaßt, die kühnſten Hoffnungen auch für das Thier geboren. Alles kommt auf die Bedeutung des Wortes: Creatur, Geſchöpf an. Es fragt ſich, ob darunter die ganze lebloſe Welt, die ehemals verflucht worden ſei, aber einmal aus dem Fluch herausgezogen und verherrlicht werden müſſe, verſtanden werden ſolle. Iſt die Welt, die Erde ein Zoon, Animal, Thier, Kugelthier, ein belebtes, empfindendes Weſen, das athmet, verdaut, geſund und krank ſein kann, ſo kann ſie auch ängſtlich harren auf eine Errettung, harren mit dunkeln Gedanken auf eine

Herrlichkeit der Kinder Gottes. Dann erſt, wenn dieſe da ſein wird, kann ſich die Erde verherrlichen, und zu einem edlen Wohnplatz für neue, verherrlichte Geſchöpfe werden. Es kann und wird dann ein neuer Himmel und eine neue Erde und ein neuer Bewohner dieſer Erde vorhanden ſein. Oder ſind nur die Thiere gemeint? Es ſind dieſe — das wiſſen wir — empfindende Weſen. Sie fühlen, klar oder dunkel, ihre Niedrigkeit und ihr Unglück; ſie erhöben ſich gerne, nähmen gern Antheil am Glücke der Menſchen; einzelne — wie die Hunde — geſellen ſich ſchnell zu fröhlichen Menſchen, wollen Theil nehmen und ſcheinen mit ihren Augen Etwas ſagen zu wollen. Könnten das nicht die ängſtlich Harrenden ſein? Und wenn einmal die Menſchen, als Kinder Gottes, verherrlicht, um eine Stufe weiter hinaufgehoben ſein werden, dann werden auch die Thiere um eine Stufe höher geſtellt erſcheinen. Alles aufwärts!" u. ſ. f.

Es kommt dann noch die Frage an die Reihe, ob die Heiden oder die Juden, die Gottloſen oder gar die Engel gemeint, was wir übergehen wollen. „Auf die Thiere," heißt es weiter, „paßt die Stelle unläugbar am Beſten und iſt von jeher von Denkern und Gelehrten auf ſie bezogen worden; ſie kommen uns beim Leſen derſelben faſt unwillkührlich in den Sinn. Hat Paulus in der That die Thierwelt gemeint, ſo iſt ſie ihm großen Dank ſchuldig; er hat derſelben eine Vervollkommnung ihrer ſelbſt prophetiſch zugeſagt, und der Thierfreund glaubt ihm gerne. — — —

Jedenfalls hat P. eine Menge Gottesgelehrter durch dieſe Stelle nachdenken gemacht, was ohne ſie gewiß nicht geſchehen wäre. Gottesgelehrte und Naturhiſtoriker können ſie als Brücke zu einander, als Pfad in die Naturphiloſophie und in die Pſyche der Natur benutzen. Die Idee iſt immerhin groß. Auch Dunkelheiten und Hypotheſen ſind vor der Hand gut und eben ſie die größeſten Bürgen für ein helles Reich. Man muß nicht Alles ſchon wiſſen. Warum wollet ihr Alles ausmeſſen, ihr Theologen und Nicht-Mathematiker? Warum Nichts glauben, ihr Mathematiker und Nicht-Theologen? Paßt aber das Wort des Apoſtels beſſer oder am beſten auf die ganze Erde, ſo iſt das Thier als ein empfindender Theil derſelben mit eingeſchloſſen. Paulus kündigt eine große Verwandlung an. Die Erde wird ſich einſt aus ihrer Puppe, wie der Schmetterling, und das Thier vielleicht einmal aus ſeinen Feſſeln befreien. Was ängſtlich harret, verdient, was es auch immer ſei, Berückſichtigung, und wenn wir ihm beizukommen vermögen, Beiſtand und Troſt."

Mit dieſen letzten Worten ſtreift dieſer geiſt- und gemüthsvolle Thierpſycholog nahe an die Richtung an, welche einige Heilige der katholiſchen Kirche, vorzüglich der hl. Franziscus von Aſſiſi, dieſer Engel in Menſchengeſtalt, genommen haben, indem ſie ſich in ein ſo vertrauliches Verhältniß zur Natur- und insbeſondere zur Thierwelt ſetzten. Hier kündete ſich die Erlöſung der ſeufzenden und harrenden Creatur und das Ende des alten Zwieſpaltes, der traurigen und ſchrecklichen Entzweiung des Menſchen mit der Natur bereits faktiſch an, und dieſe, wie es ſcheint, empfand und erkannte, was geſchah und was ihr entgegen kam und verhielt ſich zu den ihre Erlöſung wenn auch nur erſt vorbereitenden und von ferne beginnenden „Kindern Gottes“ in ganz anderer Weiſe, als zu anderen Menſchen. Der Friede, das Vertrauen, die Wonne der Urwelt kehrte zurück; es wurde zugleich noch Höheres und Größeres angebahnt. Denn nicht allein die Wiederherſtellung anfänglicher, urweltlicher Einheit und Güte — eine neue, höhere Schöpfung und Exiſtenzſtufe, wie ſie nie vorhanden war, wird durch Chriſtenthum und Kirche begründet. Und dieſe ſoll und kann nicht allein den Menſchen, getrennt von der Natur und in abſtrakter Entleiblichung und Vergeiſtigung, betreffen; Natur, Erde, Sinnenwelt, Leiblichkeit behauptet in der verkündeten großen Metamorphoſe ebenfalls ihr Recht; es hat nur Alles der höheren Stufe gemäß zu ſein, zu welcher die ganze Schöpfung (κτίσις) erhoben werden ſoll. „Unſer Hoffen für Alles, was Leben und Athem hat, was empfinden und unterſcheiden kann, ſei kühn! Es ſoll Nichts davon verloren gehen. Die Erde ſelbſt ſoll endlich einmal aus ihrem Windelzuſtande heraus und die Erdpſyche, die, wie jede andere, ihre Geſchichte zu durchlaufen hat, ſich ihre Räthſel löſen laſſen, ſich verklären und inne werden, was und wie ſie ſei.“ So Scheitlin in dem angeführten Werke. Joh. 5, 6. wird die Glorie des getödteten Lammes geſchildert: „Und ſie ſprachen mit lauter Stimme: Würdig iſt das Lamm, zu empfangen Macht und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Herrlichkeit und Lobgeſang. Und alles Geſchöpf, das im Himmel iſt und auf der Erde und unter der Erde und im Meere hörete ich ſagen: Dem, der auf dem Throne ſitzt, und dem Lamme Preis und Ehre und Herrlichkeit!“ Auf dieſe Weiſe wird auch hier die ganze Schöpfung mit allen ihren beſonderen Theilen in den ewigen Hymnus der Vollendung und Seligkeit hineingezogen, der am Ende der weltgeſchichtlichen Entwickelungen und nach Ablauf der letzten Kriſen und Kataſtrophen des Welt- und Erdlebens ertönen ſoll.

V. Ueber myſtiſche, magiſche, magnetiſche Einwirkungen auf die Natur.

1.

In welcher Art und bis zu welchem Grade ſind dergleichen Einwirkungen des Menſchen auf die außermenſchliche Natur, auf Welt und Erde im Ganzen und Beſonderen, auf Materien, Elemente, Pflanzen, Thiere möglich? Was gibt uns hierüber insbeſondere Philoſophie, Speculation, Erfahrung, Beobachtung, Naturkunde an die Hand, oder was laſſen dieſe wenigſtens für Annahmen und Vorſtellungen zu? Berühren ſich die zwei dem Anſcheine nach ſo ſcharf geſchiedenen und unvereinbaren Sphären des menſchlichen Bewußtſeins und Verhaltens: die der religions- und kirchengläubigen und die der frei unterſuchenden und beſtimmenden, und gibt es eine Vermittlung, einen Zuſammenhang, eine gewiſſe Ausgleichung des Wunderbaren, des fabel- und märchenhaft Erſcheinenden, von Unglauben und Aufklärung Verworfenen, mit dem empiriſch Erkannten und ſicher Geſtellten, dem wiſſenſchaftlich und rationell Denk- und Annehmbaren? —

Dieſe Fragen ſollen im Folgenden ſo weit beantwortet werden, als es die mir gerade zu Gebote ſtehenden Mittel erlauben.

2.

Wir wollen zuerſt das Verhältniß des Menſchen zu der allgemeinen, unorganiſchen, ſideriſchen, elementariſchen Natur betrachten. „Können,“ heißt es in Kieſer's Syſtem des Tellurismus, „die Himmelskörper und eben ſo die Atmoſphäre vom Menſchen magnetiſirt werden, ſo daß vermittelſt der höchſten Thätigkeit deſſelben durch ſeine pſychiſche Kraft — Glaube, Wille — in denſelben organiſche Veränderungen entſtehen? — Die Antwort kann bejahend ſein, aber unter einer unerfüllbaren oder doch nur höchſt ſelten erfüllbaren Bedingung, wie Archimedes die Möglichkeit einer ähnlichen, jedoch mechaniſchen, Wirkung in ſeinem: Δός μοι ποῦ στῶ καὶ κινέτομαι τὸν κόσμον, beſtimmt, unter der Bedingung nämlich, daß ſich der

Menſch als beherrſchend zu den Himmelskörpern und zur Erde verhalte, ſomit außer dem Wirkungskreiſe derſelben und über ihnen ſtehe. — — — *Nur unter Chriſti Wunderwerken finden wir bis jetzt die beſtimmte Beherrſchung der Elemente*, Matth. 8, 24—26. Jeſus bedräut Wind und Meer, da wird es ſtille.“ *Kieſer* denkt ſich alſo die Sache von ſeinem rein wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus als möglich, doch nur im allerſeltenſten Falle, wie er ihn ausſchließlich bei dem gottmenſchlichen Stifter des Chriſtenthums findet und anerkennt. Gehen wir auf die eigenen Erklärungen Chriſti zurück, ſo beſchränkt dieſer ſeine Wunderkraft nicht auf ſich allein; er theilt ſie, und zwar im vollſten, unbeſchränkteſten Maße, ſeinen Jüngern mit; er ſtellt ſogar eine über dies Maß hinausgehende Entwickelung und Steigerung derſelben in ſeinen Nachfolgern und Gläubigen in Ausſicht[1]. Und ſo finden wir in der That nicht nur in Hinſicht der unmittelbaren Schüler und Apoſtel deſſelben, ſondern auch weiterhin in der Geſchichte der Heiligen und der katholiſchen Heidenbekehrer die außerordentlichſten Wunderkräfte und Wunderthaten verzeichnet, namentlich auch die Macht über die Elemente, wie ſie der heil. *Franz Xaver* beſeſſen haben ſoll, der unter Anderem auch den Stürmen gebot[2].

---

[1] Ev. Joh. 14, 12. Vergl. Matth. 10, 1.; 17, 20.; 21, 21. Marc. 16, 17 f.

[2] *Kieſer* ſelbſt geſteht den begeiſterten Schülern *Loyola's* im Hinblick auf ihre im ſechzehnten Jahrhundert entfaltete That-

3.

Wir heben noch einige weitere Erklärungen ausgezeichneter Denker und berühmter Männer älterer und neuerer Zeit über die bezüglichen Dinge aus. So trug **Petrus Pomponatius** (geb. 1462, geſt. 1526.) ſehr kühne Ge-

---

und Wunderkraft merkwürdig viel zu. Er ſagt I. S. 241. ſeines Syſtems: „**Orlandini**, der Geſchichtſchreiber der erſten Jeſuiten, berichtet von dieſen **wahren Nachfolgern Chriſti**, die **die eigentliche Idee des Chriſtenthums praktiſch im Leben durchzuführen unternahmen**, die meiſten Wunder, welche Chriſtus ſelbſt verrichtete, ſo daß ſich die Zeichen der Gläubigen, von denen derſelbe ſprach, vollkommen an ihnen offenbarten. **Simon Rodericius** rettete durch ſein Gebet einen Sterbenden. **Gaspar Berzäus** heilte aus der Entfernung einen Fieberkranken. **Xaverius** erweckte durch das Gebet die verſtorbene Tochter eines Heiden; derſelbe verfertigte Geiſeln, die nicht ſo wohl zur Züchtigung, als zur Heilung von Krankheiten dienten. **Paſchaſius Broëthus** trieb durch Beichte und Abſolution von einem Weibe einen Teufel aus, welches ſieben Menſchen nicht bändigen konnten. **Michael Achioa** heilte durch Glauben und Auflegung der Hände faſt alle Krankheiten: Fieber, Lahmheit, Blindheit, Taubheit; auf gleiche Weiſe heilte **Nicolaus Lanoius** zu Wien einen Peſtkranken.“ Die Auffaſſung **Kieſer's** iſt, was die Natur dieſer Wunder betrifft, keineswegs die kirchliche; aber um ſo gewichtvoller iſt ſeine Anerkennung des **Thatſächlichen**. Man ſehe, was er daſelbſt S. 238 f. zum entſchiedenen Lob des Katholicismus im Gegenſatze des Proteſtantismus und der falſchen Aufklärung ſagt, die alle dergleichen Erſcheinungen für Lüge und Betrug erklärt.

danken darüber vor. „Cum hominis animae voluntas et maxime imaginatio fuerint vehementes, elementa, venti et reliqua materialia sunt nata obedire eis[1]).“ Die Pſyche des Menſchen, ſeine Geiſtes- und Willenskraft in ihrer höchſten Entwicklung und Vollkommenheit, beſäße demnach, der elementariſchen und materiellen Welt gegenüber, eine Macht und Gewalt, die nicht zu ermeſſen, die alle Schranken zu überſchreiten im Stande wäre. Ohngefähr in derſelben Weiſe ſpricht Göthe bei Eckermann von dem wunderbaren Vermögen derjenigen Menſchen, in welchen das „Dämoniſche,“ wie er es nennt, und was hier im guten Sinne des Wortes zu nehmen iſt, in vorwiegendem Maße vorhanden ſei. „Eine ungeheuere Kraft geht aus von ihnen; ſie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geſchöpfe, ſelbſt über die Elemente; und wer kann ſagen, wie weit ſich eine ſolche Wirkung zu erſtrecken vermag?“ Magiſche Leiſtungen erſtaunlicher Art werden von einem ſomnambulen Knaben erzählt. Die Kirchuhr ſchlug fälſchlich $^1/_2$ auf 6, da ſie $^3/_4$ zu ſchlagen hatte. Der Knabe, darüber aufgebracht, zwang ſie ſofort, noch einmal, nun aber richtig zu ſchlagen, wie er es vorausſagte[2]). Man kann ſich nicht enthalten, hiebei auch an den Zauberglauben des Alterthums zu denken, der nicht etwa bloß mittelalterlich und chriſtlich iſt, ſondern ſeine volle Aus-

---

1) De incantationibus. Basiliae 1567. p. 237.

2) „Richard's magnetiſcher Schlaf“ von Görwitz. Leipz. 1837. S. 50.

bildung bereits im Heidenthum hatte, wie man aus den Dichtern und Schriftſtellern der alten Griechen und Römer ſieht. Was z. B. das zauberiſche Wettermachen und den Schaden betrifft, welchen die Hexen dem Wachsthum der Pflanzen zu thun im Stande ſein ſollten, ſo kommt eine Spur davon ſchon in den zwölf Tafeln vor. „Das Beſchwören der Feldfrüchte war in den zwölf Tafeln verboten, indem das rohe (rudis) Alterthum glaubte, der Regen könne durch Zaubergeſänge ſowohl herbeigezogen, als verhindert werden.“ So Seneca, nat. qu. lib. IV. c. 7. „Ich treibe fort, ich ziehe herbei die ſtörenden Wetter,“ ſagt die Zauberin bei Ovid, Metam. VIII, 7. Diodor lib. V. ſpricht von Leuten, welche, wie man ſage, Regen, Hagel, Donner, Schnee, Nebel hätten machen können. Dion lib. LX. erzählt, daß die römiſche Armee einmal durch Zaubermittel mit Waſſer und Regen verſehen worden ſei. Plinius lib. XXVIII, 2. ſagt, daß man ſich mit Zauberverſen gegen den Hagel herumtrage. Hippokrates de morb. sacr. rügt es als einen Aberglauben, wenn man die Verfinſterung der Sonne und des Mondes, die Erregung von Donnerwettern, Stürmen und Ungewittern, ſo wie die Heiterkeit des Himmels der Zauberei zuſchreibe. Eine allgemeine unbedingte Macht über die Natur mißt ſich die Hexe bei Petronius Arbiter bei. „Alles, was du auf Erden erblickſt, gehorcht mir. Es vertrocknet, ſo bald ich will, das blühende Gewand der Erde“ u. ſ. w. Es iſt nichts, was hienach nicht durch die Sprüche (dicta) der Zauberin bewirkt werden könnte. Der Verdacht, Sturm erregen zu können, ruht in Frankreich auf ganzen Geſchlechtern. Leute der Art finden ſich, ſagt man, am See ein, wobei ſie wenigſtens zu dreien ſind, und ſchlagen Nachts vor Sonnenaufgang unter fürchterlichem Geſchrei das Waſſer in die Höhe, worauf unmittelbar ein heftiger Sturm entſteht. Sie heißen meneurs de nuées. Die mannigfaltigſten Wirkungen werden durch Zaubergeſang erreicht, ſo Aufregung und Beſänftigung der Elemente, Oeffnung und Schließung von Bergen, Sprengung von Banden u. ſ. w. Von bloßer Beſprechung weicht Schloß und Riegel; einzelne Gauner und Räuber ſtehen jetzt noch in dem Rufe, ihre Ketten und die Schlöſſer ihrer Gefängniſſe beſprechen zu können, daß ſie ihnen abſpringen [1]. Wenn wir nun in ſolchen Annahmen und Darſtellungen auch Nichts, als Aberglauben oder betrügeriſches Vorgeben erblicken, ſo iſt doch die uralte Idee einer Beherrſchung der Außenwelt durch des Menſchen Willen und Seelenkraft zu erwägen. Eine ſolche Idee muß tief im Menſchen liegen, da wir ſie überall und zu allen Zeiten finden. Bis zu einem gewiſſen, wenn auch ſehr eingeſchränkten, Grade iſt aber auch wohl die Realiſirung dieſer Idee durch beſonders geeignete Individuen und Zuſtände zuzugeben. Tritt nun des Menſchen Wille und Seelenkraft, die ſchon für ſich einer gewiſſen Entwicklung und Steigerung fähig, mit einem höheren Willen und einer höheren Kraft in Verbindung, wie bei den Heiligen der Fall, ſo werden noch ganz andere Effekte möglich werden. Dann tritt das ein, was Chriſtus meint, wenn er von einem Glauben ſpricht, der Berge verſetzt.

---

[1] Grimm, deutſche Mythologie unter den Aufſchriften: „Hagelmachen“ und „Beſchwörung.“

4.

In Betreff der vegetabiliſchen Natur insbeſondere iſt anzuführen, daß und mit welchem Erfolge man verſucht hat, Pflanzen zu magnetiſiren. Bei der rothblühenden Balſamine (Impatiens Balsamina) z. B. zeigte ſich nach Kieſer in Folge von Begießen mit magnetiſirtem Waſſer eine beträchtlichere Dicke der Haupt- und Nebenſtengel, größere Menge und üppigere Ausdehnung der Blätter und größere Zahl, Gefülltſein und dunklere Farbe der Blumen, „alſo größere Intenſität des vegetabiliſchen Lebens überhaupt.“ Was die üble Einwirkung des Menſchlichen betrifft, ſo läßt ſich diejenige anführen, welche menſtruirende weibliche Perſonen auf Pflanzen und vegetabiliſche Lebensmittel haben. Daß blühende Roſen, von ſolchen Perſonen angerührt, ſchnell welken, wird von Kieſer1) als eine in älterer und neuerer Zeit gemachte Erfahrung angeführt. Die alte Welt fürchtete dieſen Zuſtand des Weibes ganz außerordentlich und ſchrieb ihm

---

1) Tellurismus I. S. 64.

verändernde und verderbende Kräfte und Wirkungen auf belebte und unbelebte Gegenſtände zu, an die man heutzutage, wenigſtens im Bereiche wiſſenſchaftlicher Forſchung und Beurtheilung, nicht mehr zu glauben geneigt [1]). Was übrig bleibt, iſt genug, um uns zu lehren, daß die Pflanzenwelt für menſchliche Einflüſſe in der That ſehr empfindlich iſt. Man hat mir einmal eine verdorrte Laube gezeigt, in der ein an der Schwindſucht Geſtorbener häufig geſeſſen und die er dadurch ſo tödtlich angeſteckt haben ſollte. Eine ſchädliche und verderbliche Wirkung hat nach altem Zauber- und Hexenglauben auch der mit böſem Willen verbundene Menſchenblick. Das griechiſche und lateiniſche βασκαίνειν, fascinare galt vornehmlich von dieſer Art von Bezauberung. Für den Zauberblick hatte man die Ausdrücke: „der ſchädliche Blick," — „das böſe Auge" — „obliquus oculus" — „urentes oculi [2])." Nach einer von Grimm [3]) angeführten Mythe konnte Einer durch ſein bloßes Anſchauen Alles verderben; man zog ihm einen

---

[1]) Man ſehe z. B., was Plinius hist. nat. VII. 13. Alles davon zu ſagen weiß. Vergl. über dieſen Gegenſtand 3 Moſ. 15, 19. und Friedreich „zur Bibel," Nürnberg 1848. I. S. 133 ff. Der Glaube, daß menſtruirende Perſonen durch ihren Eintritt in Wein- und Bierkeller ein Umſchlagen oder Verderben dieſer Getränke bewirken, hat ſich bis in die neueren Zeiten hinein erhalten.

[2]) *Horat.* Epist. I. 14, 37. *Persius* II, 34.

[3]) Deutſche Mythologie unter der Aufſchrift: „Zauberblick."

Sack über das Geſicht; er ſchaute durch ein Loch und verdarb mit einem Blicke ein Grasfeld. Eben ſo ſollte ein ſolches Anſchauen dem animaliſchen Leben gefährlich ſein, worüber unten mehr. Ein ſchönes und zartes Gegenbild zu ſo unheimlichen und abſtoßenden Vorſtellungen und Erſcheinungen ſtellt ſich uns im Leben katholiſcher Heiligen dar. Hier wird z. B. auf einen Ort, ein Stück Feld, den ein ſolcher in Beſitz nimmt und bewohnt, in der Art eingewirkt, daß ihm ein erhöhtes vegetabiliſches Leben zu Theile wird, daß er ſich in merklichem Unterſchiede von der übrigen Gegend in ein kleines, ſtets grünendes und blühendes Eden verwandelt. Dem heil. Rigobert ſchenkte Pipin ſo viel Land, als er würde umgehen können. Der Platz, den der Heilige auf dieſe Weiſe gewann, blieb fortan immer grün und ſchön, wie auch ſonſt Alles umher durch Witterungsverhältniſſe und ungünſtige Jahreszeit zu leiden haben mochte¹). So kommt es ferner vor, daß Pflanzen und Bäume zu ungewöhnlicher Zeit Blüthen und Früchte tragen, daß ſie Heilkräfte erlangen, die ihrer Gattung ſonſt nicht eigen ſind, daß ihr Daſein und Blühen an Leben und Nähe der Heiligen geknüpft, ſo daß ſie beim Tode derſelben trauern, bei Berührung der heiligen Leichname aufgrünen,

---

1) Rambeck, heiliges Benedictinerjahr, überſetzt von Vierholz I. S. 14. Die Pflanzen waren gleichſam magnetiſirt. Es ſpielt hier eine höhere, doch verwandte Kraft, ihre Rolle, eine Kraft, von der unſere „Wiſſenſchaft“ Nichts weiß und Nichts wiſſen will, obſchon ſie die Krone aller Kräfte iſt.

auch wohl aus den Grabſtätten derſelben emporwachſen. Beſonders iſt hier die heil. Roſa von Lima zu erwähnen. Dieſe hatte z. B. drei Rosmarinpflanzen, davon eine auf Bitten der Vicekönigin in den Hofgarten verpflanzt wurde, hier aber ſofort welkte und abſtarb. Zurück in Roſa's Garten verſetzt, grünete ſie am vierten Tage wieder auf und wurde noch ſchöner, als ſie geweſen war. Drei Nägeleinsblüthen ſoll dieſer Heiligen der Buſch mitten im Mai — der Winterszeit in jenen Gegenden — Nachts vor dem Feſte der heil. Katharina von Siena zum Schmucke für das Bild derſelben geliefert haben. Als ſie einſt in der Morgendämmerung in die kleine Einſiedlerhütte ging, die ſie ſich im Garten erbaut hatte, lud ſie in ihrer frommen Begeiſterung ſämmtliche Gewächſe umher zum Lobe Gottes ein. Da ſollen ſich in einer Art von Einklang die Bäume bewegt, es ſoll ſich ein allgemeines Säuſeln im Laube erhoben, auch die kleinen Pflanzen mit ihren Häuptern ſollen genickt und Blumen, Dolden und Stengel, wie zu einer gemeinſamen Lebensäußerung erweckt, in eine lieblich liſpelnde Hymne zuſammengeſtimmt haben.* „Phantaſie!" wird man rufen; oder man wird eine bloße Dichtung darin erkennen. Laſſen wir dieſe rationaliſtiſchen Auslegungen zu, ſo haben wir in dem erſteren Falle doch immer ein nicht nur anmuthiges, ſondern auch bedeutungsvolles, das Bedürfniß eines tieferen, poſitiveren Verhältniſſes zur Natur ausdrückendes und vor der Hand wenigſtens in dem wachen Traum einer ſchönen Seele darſtellendes Phantaſieſpiel vor uns. In dem anderen Falle gäbe ſich die Idee eines ſolchen Verhältniſſes in Form einer lieblichen Dichtung kund. Was wiſſen wir übrigens von der Natur? Je ungläubiger und ſomit äußerlicher wir uns gegen ſie ſtellen, deſto mehr verbirgt ſich uns ihr Weſen, Kern und Geiſt. Jene Heiligen fanden vielleicht in der frommen Einfalt und Kindlichkeit ihres Glaubens und Anſchauens einen Weg in ihr Inneres, den unſere ſtolze Wiſſenſchaft mit ihren oberflächlichen Auffaſſungen und Methoden nicht zu finden vermag, für die vielmehr das bekannte deſperate Wort gilt und wohl ewig gelten wird:

In's Innere der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt,
Zu glücklich, wenn er nur die äußere Schaale weiſt.

„Wenn die Liebesglut im Herzen des heil. Franziscus zu hellen Flammen aufloderte, ſo wandelte er auf dem Felde umher und foderte Saaten, Weinberge, Bäume, Blumen, Sterne, alle ſeine Brüder und Schweſtern, wie er die Creaturen nannte, zu gemeinſchaftlichem Preiſe der ſchaffenden Gottheit auf.“ Alles lebte ihm, Nichts war ihm kalt und todt, oder er glaubte es, wenn es dies war, durch das Feuer ſeiner Seele, durch das Wort ſeines Mundes erwärmen, erwecken, beſeelen zu können. Egidius, ein Schüler dieſes großen Heiligen, durchwandelte in der Trunkenheit ſeiner frommen Naturliebe oft Feld und Wald und küßte weinend Baum und Fels 1). Den heil.

---

1) Es iſt höchſt merkwürdig und überraſchend, wie ſich dieſe

Peter von Alcantara veranlaßte der Anblick der Sterne, Pflanzen, Kräuter zu den tiefſten Betrachtungen. Wenn Paul vom Kreuze, der Stifter der Paſſioniſten, durch blühende Gefilde ſchritt, ſo ſah man ihn oft auf dem Wege die Blumen aufmerkſam betrachten und mit ſeinem

---

Nachrichten ſo nahe mit den poetiſchen Aeußerungen Schiller's berühren.

„Wie einſt mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umſchloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend ſich ergoß —
So ſchlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendluſt,
Bis ſie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbruſt,
Bis theilend meine Flammentriebe
Die ſtumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verſtand.
Da lebte mir der Baum, die Roſe,
Mir ſang der Quellen Silberfall,
Es fühlte ſelbſt das Seelenloſe
Von meines Lebens Wiederhall."

Hätte ſich Schiller mit der Lebensgeſchichte jener Heiligen vertraut gemacht, ſo hätte er ſich mit ihnen in inniger Verwandtſchaft gefühlt. Auch ſie waren Dichter, nur waren ſie noch mehr; ſie waren, ſo zu ſagen, Ueberdichter, hyperpoetiſche Naturen, die mit den poetiſchen Stimmungen und Intentionen, wie ſie Schiller beſchreibt, vollen Ernſt zu machen wagten.

Stocke berühren, indem er ſeine Begleiter bat, ſich ſtill zu verhalten. So übte auch auf den heil. Ignatius der Anblick eines Pflänzchens, einer Frucht, eines Wurmes oder Inſektes die größte Wirkung aus. Für ſolche Menſchen mag die Natur ganz andere Offenbarungen bereit haben, als für unſere kritiſche Nüchternheit, Kälte und Herzloſigkeit.

5.

Es iſt endlich auch von der Einwirkung des Menſchen auf das Thierreich und den hiebei angenommenen und annehmbaren Möglichkeiten zu handeln. Kieſer im „Tellurismus" ſagt hierüber Folgendes: „Magnetiſche Einwirkung der Menſchen auf Thiere, ſo wie auch anderer Thiere auf ſolche, finden in mancherlei Verhältniſſen Statt. Wirklichen magnetiſchen Schlaf durch magnetiſche Berührung hat man nur bei höheren Thieren hervorgebracht, wie bei dem Affen, dem Hunde, der Katze. Dahin gehören die ſympathetiſchen Heilungen mancher Krankheiten an Thieren durch Beſprechen und Beſtreichen." Kieſer zieht hieher auch die Wirkung der Klapperſchlange auf kleinere Thiere. „Dazu ſind wohl auch die Fälle zu rechnen, wo Menſchen entweder durch bloße Worte oder auf andere nicht bekannte Weiſe ſelbſt wilde Thiere plötzlich bändigten, ſo daß aller eigene Wille derſelben verloren ging." So ſind die Schlangenbeſchwörer ſchon im alten Teſtamente bekannt. Pſ. 58, 6. Pred. Sal. 10, 11. Wierus de prastigiis daemonum berichtet von Menſchen, die

6

durch Wort und Blick Thiere, z. B. Ratten dermaßen zu bannen vermochten, daß ſie, gleichſam erſtarrt, nicht entfliehen konnten und mit Händen zu greifen waren. P. Grillandus de sortilegiis erzählt einen Fall, wo ein Grieche einen wüthenden Stier durch bloße Worte bändigte, ſo daß er ihn an einer dünnen Schnur zu führen vermochte. Burdach[1]) erzählt: „Ich ſah, wie ſich ein wild gewordener Stier, den die Leute in den Stall treiben wollten, der ſie aber ſogleich zur Flucht nöthigte, durch einen Mann, der ohne alle Waffen, aber mit ruhiger Entſchloſſenheit zu ihm ging, wie ein Lamm in den Stall führen ließ.“ Hiernach ſcheint der Zauber zuweilen ganz nur in einer geiſtig imposanten Perſönlichkeit und einem ruhigen, würdevollen, auf gewaltſame Mittel verzichtenden, nichts Feindliches und Tyranniſches, ſondern ganz nur den Adel des höheren Menſchenthums zu erkennen gebenden Entgegentreten zu beſtehen. Doch bleibt hier immer etwas Räthſelhaftes und Myſtiſches, etwas eigenthümlich Sympathetiſches und Antipathetiſches, was ſich in die gemeine Verſtandesklarheit nicht auflöſen läßt. „Es iſt erwieſen,“ ſagt Scheitlin[2]), „daß manche Hunde leicht, andere ſchwer, manche gar nicht lernen. Aber eben ſo iſt auch erwieſen, daß manche Menſchen Hunde leicht, andere dieſelben nur mit Schwierigkeit, noch andere gar nicht lehren können. Es iſt in einzelnen Menſchen eine rein unbegreifliche und unbegrenzte Befähigung, Thiere augenblicklich zu zähmen, gehorſam und geſchickt zu machen.“ Er gedenkt dabei des Rudolph Lang aus Augsburg, der Hunde zu unglaublichen Dingen bewog, mit ſolchen in ganz Deutſchland herumzog, überall hin eingeladen wurde und überall für einen Zauberer galt. Die Schrift, die Lang darüber verfaßte, gibt nach Scheitlin's Bemerkung keine pſychologiſchen Aufſchlüſſe. Der Mann wird eben ſelbſt kein Bewußtſein über die Natur des Zaubers, den er ausübte, oder keinen Ausdruck dafür gehabt haben. Es kommen ferner Fälle vor, wo Hirſche, Rehe, Füchſe, wilde Schweine, ohne etwa gezähmt geweſen und entlaufen zu ſein, oder durch Hunger und Beſtürzung beſtimmt zu werden, vor dem Menſchen ſtehen bleiben, ja ſich ihm nähern und ihn begleiten[1]. Gänſe und andere Vögel haben zuweilen merkwürdige Sympathien und Anhänglichkeiten, die zuweilen den Charakter der Dankbarkeit haben, zuweilen auch dunklerer Beſchaffenheit ſind, worüber unten mehr. Die Papageien wählen ſich einzelne Menſchen zu Lieblingen, manche dagegen können ſie gar nicht leiden. Vom Kalbe ſagt Scheitlin: „Nicht Jeder verſteht daſſelbe und es verſteht auch nicht Jeden. Es gibt männliche

---

[1]) Blicke ins Leben, Leipz. 1842. II. S. 134.

[2]) Thierſeelenkunde I. S. 281 ff.

---

1) Wildungen, Neujahrsgeſchenk für Jagd- und Forſtliebhaber. Marburg, Jahrg. 1798. S. 117 ff. Burdach, Blicke in's Leben II. S. 237.

und weibliche Individuen, denen jedes Kalb a prima vista Stunden weit nachläuft, anderen keinen Schritt." **Wegener** in ſeinem „Leben der Thiere" läßt den Förſter Folgendes ſagen: „Es gibt Menſchen, die faſt von allen Hunden gebiſſen und von allen Pferden geſchlagen werden. Dagegen kannte ich einen Bauer, der die wildeſten Pferde ſogleich beſänftigte, wenn er an ſie herantrat und ſie berührte. Die Leute glaubten, er bediene ſich zauberiſcher Mittel; er ſelbſt aber geſtand mir offen, daß er nicht wiſſe, wie es zugehe, und ſeinen Einfluß auf die Thiere nur zufällig erfahren habe. Ein deutſcher Profeſſor in Petersburg, den ich einmal auf der Reiſe traf, verſicherte mich, daß er zu dem wüthendſten Kettenhunde gehen könne, und freundlich empfangen werde." Eine Dame läßt er ſodann von ihrem Wachtelhunde und ihrem Papagei Folgendes berichten: „Gegen manche Leute, die im Hauſe ab- und zugehen, bleibt der Hund immer böſe, ſo ſehr ſie ſich auch um ſeine Freundſchaft bewerben und ihn durch Leckerbiſſen zu gewinnen ſuchen, während er ſich gegen Andere, die ſich nicht einmal viel um ihn bekümmern, freundlich zeigt. Meinen Papagei darf ich nicht wagen auf die Hand zu nehmen, wie ich will, und man muß ſehr auf ſeiner Hut ſein, um nicht von ihm gebiſſen zu werden. Es war aber ein Maler bei uns, der nahm ihn, trotz unſerer Warnung ſogleich auf die Hand; der Vogel gehorchte ihm und ließ ihn, zu unſerem größten Erſtaunen, mit ſich machen, was er wollte. Der Maler verſicherte, daß es ihm mit anderen Thieren eben ſo gehe, und daß Hunde und Vögel ſehr ſchnell allerlei Kunſtſtückchen von ihm gelernt hätten, ohne daß er Etwas von der Abrichtung der Thiere verſtehe." Von dem „magnetiſchen Rapport der Fiſche zu gewiſſen Menſchen" ſpricht Scheitlin[1]. „Nur einzelne und eigene Menſchen," ſagt er, „können Bienenväter werden, ſo auch nur einzelne und eigene Menſchen Zähmer und Abrichter von Fiſchen. Ein Italiener hat in neueſter Zeit eine Anzahl von Fiſchen ganz verſchiedener Art völlig gezähmt und abgerichtet. Auf ſein Geheiß tummeln ſie ſich mit einander herum; auf ſein Geheiß packt der raubgierige Hecht einen andern Fiſch an und auf ſein Geheiß läßt er ihn ſogleich wieder friedlich los oder apportirt ihm denſelben!" Selbſt Tiger und Löwen laſſen ſich zähmen, ſänftigen, abrichten, zur Selbſtbeherrſchung und Enthaltſamkeit von dargereichter Nahrung beſtimmen, zu Dienſten gebrauchen. „Höchſt intereſſant," ſagt Scheitlin in ſeiner Charakteriſtik des Tigers, „iſt die Möglichkeit ſeines Uebergehens aus dem Zuſtande der furchtbarſten Naturwildheit in den der wahrſten Zahmheit, in welch letzterem er wie ein Pferd angeſchirrt, an den Wagen gebunden, durch den Zügel gelenkt wird und ganz in den ihm völlig unbekannten oder nur errathenen Willen ſeines Herrn eintreten kann." Der Löwe iſt noch viel leichter, als der Tiger, zum Wagenziehen abzurichten oder zu erziehen. Hanno hatte einen Löwen, der Gepäcke trug und Berenice hatte einen, der ihr Geſicht leckte und ihr geſitteter, menſchenartig ſpeiſender Tiſchgenoſſe war [1]). Wenn nun von katholiſchen Heiligen erzählt wird, wie ſie wilde Thiere gebändigt, Wölfe und Bären unſchädlich und dienſtbar gemacht u. dergl., ſo iſt dies nicht ſo ohne Weiteres nur in's Fabelbuch zu ſchreiben. Wenn ſchon innerhalb der profanen Lebenskreiſe ſolche Erſcheinungen, wie die erwähnten, vorkommen, was muß nicht erſt möglich ſein, wenn thieriſcher Wildheit, die aber das Höhere im Menſchen gleichwohl zu ahnen und zu reſpectiren vermag, erhabene Menſchen harmlos und liebevoll, doch mit der ganzen Würde und Kraft der zur Heiligkeit erhöhten Menſchennatur entgegentreten! Zu Gubbio rückten einmal die Einwohner bewaffnet, wie gegen Feindesmacht, wider einen furchtbaren Wolf aus, der die Gegend verheerte. Da ging der eben anweſende heil. Franziſcus dem Ungeheuer allein entgegen und ganz unbewehrt. Dieſes ließ ſich, als es ihn erblickte, beſänftiget zu ſeinen Füßen nieder. Er ſchloß dann, wie die Legende berichtet, mit ſeinem „Bruder Wolf" einen Vertrag; führte den gezähmten, willig folgenden in die Stadt hinein und gebot den Bürgern, für ihn zu ſorgen, der ihnen dann auch Nichts mehr zu Leide thun werde. Er wurde von ihnen zwei Jahre lang nach Vorſchrift unterhalten und, als er ſtarb, wie ein geliebtes Hausthier betrauert.

---

[1] Thierſeelenkunde I. S. 468.

---

[1]) *Aelian.* hist. anim. V, 39. *Plinius* VIII, 16. 21. *Tertullian.* de anima c. 24.

6.

Ein ſehr merkwürdiger Zug iſt die Neigung der Thiere, ſich an ſomnambule oder in verwandten Zuſtänden befindliche Menſchen anzuſchließen. Strombeck1) erzählt von einer Katze, die während des ſomnambulen Zuſtandes einer Kranken eine weder vorher noch nachher bemerkliche Zuneigung zu ihr hatte, ſo daß ſie ſich zu ihr drängte, ſich an ſie ſchmiegte ꝛc. Ein ähnlicher Fall iſt der von mir ſelbſt bei Kaſpar Hauſer beobachtete. Eine in meinem Hauſe ernährte Katze war nicht ſehr zahm; ſie ließ ſich zwar im Zimmer berühren und tragen, nie und von Niemand aber im Freien. So wie dagegen Hauſer in den Garten kam, lief ſie, wenn ſie nicht etwa durch andere Leute abgeſchreckt wurde, auf ihn zu, ließ ſich von ihm ergreifen und herumtragen und jagte ſich mit ihm ſpielend im Garten umher. Sie ſchmeichelte ihm an den Füßen herum und er bekam davon eine wohlthuende Empfindung eigener Art, während ihm damals, ſo viel ich weiß, jede andere animaliſche Berührung und Einwirkung nur unangenehm war. Die Katze mochte ſonſt Nichts genießen, als Fleiſch und Milch; trockenes Brod pflegte ſie ſelbſt dann nicht zu freſſen, wenn

---

1) Geſchichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animaliſchen Magnetiſmus. Braunſchweig 1810. S. 182. Kieſer, Telluriſmus I. S. 206.

ſie ſehr hungrig war. Aus Hauſer's Hand jedoch fraß ſie viel ſchwarzes Brod, wenn es ſie auch nicht ſehr hungerte, ſogar Obſt. Ich hielt ihr einmal etwas von gekochten Aepfeln hin, was ſie beroch und liegen ließ; dann nahm Hauſer daſſelbe in die Hand und bot es ihr an, worauf ſie es ſogleich verzehrte. Einſt kam ſie zu Hauſer, der ſich im Garten befand, mit einem großen Bande, das ſie irgendwo gefunden haben mochte, herbeigerannt und forderte ihn gleichſam zum Spielen auf. Er hatte früher öfters mit ſeinem Strumpfband mit ihr geſpielt; daran mochte ſie ſich beim Auffinden des Bandes erinnert und es zu gleichem Behufe herbeigetragen haben. Ich ſah es ſelbſt mit an, wie er in den Garten kam und das Band ſuchte, und wie ihn die Katze ſogleich verſtand, in das Geſträuch ſprang und mit dem Bande herauskam. Er ſelbſt ſchrieb in ſeiner eigenthümlichen, kindlich-ungebildeten Manier Folgendes auf.

„Der Herr Profeſſor Daumer hatte eine Katze, welche weiß und ſchwarze Flecken hatte; mit dieſer unterhielt ich mich manche Stunde im Garten. An einem Morgen ging ich in den Garten und dachte: wenn nur die Katze in dem Garten wäre, heute möchte ich gerade gerne mit ihr ſpielen. Als ich zur Gartenthüre hinein kam, lief ſie mir ſchon entgegen; ich rief ihr zu: „Mützel, biſt du ſchon da?" und lief den Garten hinunter bis zum anderen Ende. Sie konnte aber beſſer laufen, als ich, und ich lief nicht ganz hinunter, ſondern ich wandte mich um und wollte zur

Mutter hinaufgehen und mir ein Band geben laſſen, daß ich mit ihr recht ſpielen könnte. Als ich langſam hinunter ging, lief ſie mir vor und ſprang in das Feld hinein und brachte mir ein Band entgegen, und ich ſpielte mit ihr eine halbe Stunde lang. Da kam auch der Herr Profeſſor und wollte zuſehen, wie ich mit ihr ſpielte; denn der Herr Profeſſor ſah zuerſt zum Fenſter hinunter und da konnte er nicht recht hinunter ſehen; ſo ging er auch in den Garten. Aber ſobald er die Gartenthüre öffnete, hörte die Katze mit mir zu ſpielen auf und lief aus dem Garten hinaus. Ich wußte nicht gleich, warum denn die Katze heute aus dem Garten lief und nicht mir zuerſt das Zeichen gab; denn wenn ſie nicht mehr ſpielen mochte, ſo lief ſie nicht mehr auf das Band hin, ſondern auf meinen Fuß her und ſpielte mit dem eine Zeit lang und dann that ſie einen kleinen Schrei und ging ſchön langſam zur Gartenthüre hinaus.“

Nicht unerwähnt zu laſſen iſt hiebei der Umſtand, daß dieſe Erſcheinung zu der Zeit hervortrat, wo ſich H. noch nicht an animaliſche Koſt gewöhnt hatte. Er ſelbſt behauptete, das Thier habe erſt dann nach ihm gehauen, ſo wie es anderen Menſchen zu thun pflegte, als er angefangen, Fleiſch zu genießen und zu vertragen. Durch dieſe dem Findling Anfangs ſo verhaßte und unerträgliche Koſt und deren organiſche Verarbeitung und Aneignung wurde das bis dahin ſo auffallend ſich kundgebende Somnambule und Magnetiſche in ihm unterdrückt; ſie wirkte abſtumpfend und degradirend auf ihn; die Feinheit und Unſchuld ſeiner

Natur, ſo wie die Lebendigkeit ſeines Geiſtes litt dadurch; er hörte auf, ein ſo exceptionelles Weſen zu ſein und ward faſt ganz erfunden, wie ein gewöhnlicher Adamsſohn. Damit änderte ſich denn auch ſein eigenthümliches Verhältniß zur Thierwelt, die, möchte man ſagen, paradieſiſche Beſchaffenheit deſſelben hörte auf, und es trat die traurige und häßliche Iſolirung und Entgegenſetzung ein, welche in der gegenwärtigen Weltperiode Thier und Menſchheit ſcheidet. Erſt nach dem in Nürnberg auf ihn gemachten Mordanfall und dem dadurch verurſachten Blutverluſt traten wieder Erſcheinungen hervor, die den früheren ähnlich [1]).

7.

In ein ſehr inniges Verhältniß vermag der Menſch auch ſelbſt zu Thieren, die ihrer organiſchen Beſchaffenheit nach ſehr weit von ihm abſtehen, namentlich zu den *Bienen* zu treten. „Meine Bienen," ſagt der Förſter in *Wegener's* Leben der Thiere, „kennen mich ſehr gut, eben ſo, wie ſie ſich ſelbſt unter einander kennen. Kommt eine Biene in einen anderen Stock, als den, aus welchem ſie hervorgegangen, ſo wird ſie von den Bewohnern wieder hinausgetrieben. Wenn ich aber zu Zeiten aus den reicheren Stöcken in die ärmeren hinein ganze Hände voll Bienen that, ſo nahmen ſie einander an — gewiß nur darum, weil

---

1) Vergl. meine „Enthüllungen über *Kaſpar Hauſer*." Frankf. a. M. 1859. S. 93 f.

ſie mich kannten und ich es that." Das iſt ein ganz außerordentlicher Zug, den man billig beanſtanden würde, wäre er minder unzweifelhaft. Es ſind aber nur gewiſſe, eigens beſchaffene und bevorzugte Menſchen, die ſolch ein thierpſychologiſches Wunder zu verrichten im Stande ſind. Scheitlin in ſeiner Thierſeelenkunde äußert ſich folgendermaßen darüber: „Die Bienen lernen nicht alle Menſchen kennen, ſondern nur einige, in denen ſie etwas Außerordentliches, Zeusartiges erkennen und deren Gebot deßhalb für ſie eine Allmacht iſt." — „Die Furcht Derer, welche den Schwarm faſſen, können ſie eben ſo wenig, als ihren Schweiß leiden. Manche Menſchen ſind ihnen entſchieden widerwärtig, andere werden ihnen ſogleich lieb. Wer mehrmals faßt, wird ihnen bekannt und kann mitten im wildeſten Schwarm und gräßlichſten Geſumme ruhig ſtehen; ſie thun ihm Nichts zu Leide. Wen ſie einmal angenommen, den haben ſie für immer angenommen. Er kann Händevoll aus einem Stock in den andern thun und ſie werden nur um ſeinetwilllen angenommen; denn jede Biene, die ſonſt etwa in einen fremden Stock kommt, wird abgewieſen, und ſie kennen einander alle vollkommen. Sie haben an den Bienenvater dieſelbe Anhänglichkeit, die ſie an die Königin haben. Sie folgen ſeinem Worte. Sie hängen ſich auf ſein Geheiß an ſein Kinn als Bart. Legt er ihn auf den Tiſch, ſo kriechen ſie herum, ſtehen ſtill, fliegen auf, nur wie er will. Könnte er ſich in eine Bienenkönigin verwandeln, ſo könnte er eben ſo gut, wie eine ſolche, den Stock regieren und beherrſchen[1])." Labat ſagt, er habe im weſtlichen Afrika einen Mann getroffen, der ſich den Herrn der Bienen nannte; wo derſelbe gegangen, da wären ſie ihm nachgeflogen und hätten ſich ihm auf Kappe, Schulter und Hände geſetzt. Beim heil. Cyrillus iſt eine Stelle, woraus zu ſchließen, daß die Bienen in Aegypten einſt, wie die Schafe, ihre Hirten hatten; daß ſie auf einen Pfiff ausflogen und heimkehrten, und daß alle in einem Dorfe ihrem Hirten folgten, der ſie führte, wohin er wollte[2]). Aus dem Dictionnaire des merveilles de la nature[3]) iſt folgende Erzählung genommen: „Auf einem kleinen Gute bei Nantes hielt ſich in der ſchönen Zeit des Jahres eine Dame auf, die hier eine Menge Bienenſtöcke hatte und ein Vergnügen daran fand, den kleinen Thieren, zu denen ſie eine beſondere Neigung und Liebe hegte, etwas Angenehmes und Freundliches zu erweiſen. Im Mai 1777 erkrankte ſie, wurde nach Nantes gebracht und ſtarb daſelbſt. Da flogen auf jenem Gute alle Bienen weg, kamen in die Stadt und ſetzten ſich auf den Sarg ihrer Wohlthäterin, den ſie erſt in dem Augenblicke wieder verließen, wo die Beerdigung vor ſich ging.

---

1) Scheitlin, Thierſeelenkunde I. S. 441. II. S. 422.

2) Oken, allgem. Naturgeſchichte Bd. V. Abth. II. Stuttgart 1835. S. 1012. 1044.

3) S. auch „Muſeum des Wundervollen" I. St. 3. Leipz. 1804. S. 200 f.

Ein Nachbar begab ſich bei dieſer Erſcheinung ſogleich nach dem Gute und fand alle Stöcke leer.“ Hier iſt Alles außerordentlich und wunderbar. Denn außer dem rührenden Beweiſe der Liebe und Dankbarkeit, den dieſe Thiere ihrer Freundin und Wohlthäterin gaben, iſt auch ihr geheimnißvolles Wiſſen um den Tod derſelben, ſo wie um den Ort, wo ſie verſchieden war und wo ſich ihre Leiche befand, zu erwägen. Im Angeſichte ſolcher Thatſachen wird man wohl endlich zweifelhaft, ob Manches, was auf den erſten Blick durchaus nur mythiſch zu ſein ſcheint und ganz märchenhaft lautet, nicht am Ende dennoch wahr. Von dem heil. **Modomnoch** lieſt man, daß ihm Schwärme von Bienen nach Irland gefolgt. Man findet in alten Ueberlieferungen, daß die Bienen ſogar an Gottesverehrungen Theil genommen, den den Menſchen heiligen Dingen auch ihrerſeits Ehre erzeigt, ja ſelbſt ihre Baukunſt zu dieſem Behufe angewendet hätten. So ſei zu Delphi ein Tempel des Apollo geweſen, den die Bienen aus Wachs und Federn gebaut[1]. Ein Sacramentshäuschen aus Wachs, welches Bienen verfertigt haben ſollten, wurde in der Kirche des Kloſters Altenburg aufgeſtellt und an der Stelle des Bienenſtocks, in welchem die frommen Thiere gehauſt, die dieſes liebliche Wunder verrichtet, eine Capelle gebaut, die noch jetzt den Namen **Immencapelle** führt[2].

---

1) Pauſan. X, 5.

2) **Bechſtein**, deutſches Sagenbuch. Nr. 100.

Dadurch iſt jedenfalls eine merkwürdige, hiſtoriſch intereſſante Anſchauung vom Verhältniſſe dieſer Thiere zu religiöſen Ideen und Gegenſtänden ausgedrückt. In heutiger Naturkunde iſt ſo viel gewiß, daß die architektoniſch begabte und bethätigte Inſektenwelt nicht bloß auf ihre gewöhnliche Baukunſt und Werkmeiſterei beſchränkt iſt, ſondern auch, um beſonderen Bedürfniſſen, Zwecken und Anläſſen zu entſprechen, in veränderter Weiſe zu Werke geht und mitunter auch Ungewöhnliches unternimmt und zu Stande bringt. Beiſpiele findet man bei Burdach verzeichnet und zuſammengeſtellt. So, um nur eines davon auszuheben, ſicherten Bienen ihren Honig gegen die Räubereien von Sphingen, indem ſie ihnen den Eingang zum Stocke durch künſtliche Bauwerke aus Wachs und Propolis verſperrten. Dies thaten ſie freilich nur einem ſie ſpeciell betreffenden Intereſſe gemäß, und ſo iſt von da bis zu den Tempelchen und Sacramentshäuschen, welche ſie im Dienſte der Religion geformt haben ſollen, noch immer ein weiter Sprung. Eine gewiſſe freie Anwendung ihrer Befähigungen und Fertigkeiten, und ein über die gewohnte, ſtereotype Anwendung derſelben hinausgehender erfinderiſcher Sinn und Geiſt iſt dieſen Geſchöpfen gleichwohl nicht abzuſprechen[1].

---

[1] Vergl. Burdach, Blicke ins Leben I. S. 232—234. 242. II, 166., wo über Modificationen des Bauplanes, ungewöhnliche Verfahrungsweiſen und Kunſtwerke von Bienen, Ameiſen und anderen ſolchen Thieren gehandelt wird. „Der allgemeine

VI. Der Delphin.

1.

Dieſes Thier iſt nach allgemeiner und einſtimmiger Schilderung und Verſicherung alter Schriftſteller ein in pſychologiſcher Rückſicht ungemein merkwürdiges Geſchöpf, das namentlich im Verhältniſſe zum Menſchen eine uns jetzt fabelhaft vorkommende Zuneigung und Zutraulichkeit zeigte. Poeſie und Wirklichkeit floß hier noch ganz in Eines zuſammen. Daß ſich in neueren Zeiten von ſo wunderbaren Dingen nicht mehr viel in Erfahrung bringen läßt, bildet keinen Gegenbeweis; das Verhältniß des Menſchen zu der ihn umgebenden Natur, insbeſondere zur Thierwelt, hat ſich ſeitdem bedeutend

---

Bauplan wird nach den jedesmaligen Umſtänden modificirt," II. S. 166. „Oft zeigt ſich der Verſtand des Thieres wirklich erfinderiſch," I. S. 242. Nicht weniger merkwürdig iſt das Unterlaſſen des Gewohnten aus Verſtandesgründen, ſ. daſelbſt S. 235 f. „Inſtinkte werden aufgegeben, wo die Umſtände ſie unnöthig machen." — „Die Bienen unterlaſſen jede durch den Inſtinkt gebotene Arbeit, ſobald ſie unnütz iſt." — „Unter Umſtänden, wo die inſtinktmäßige Handlung nachtheilige Folgen haben würde, wird ſie aufgegeben." Auch an das Material zu ihren Kunſtwerken ſind die Inſekten nicht ſklaviſch gebunden, wozu ebendaſ. S. 231. Beiſpiele und Nachweiſungen gegeben werden. Sehr intereſſant iſt auch das, was über das verſtandesmäßige und freikünſtleriſche Bauen des Bibers bemerkt wird, daſ. S. 231 f.

geändert, und wir werden unten Beiſpiele von Mißhandlung des in Rede ſtehenden menſchenfreundlichen Fiſches liefern, welche ſeine jetzige Zurückhaltung und Scheu vor dem furchtbaren Welttyrannen zur Genüge erklären.

Die Alten geben folgende Züge an. Der Delphin iſt muſikaliſch und ergötzbar durch Flötenſpiel, weßhalb er der „Flötenliebende“ heißt. In einem Fragmente des Pindar iſt von dem Delphin die Rede, „den auf des Meeres ſtill ruhendem Spiegel der Flöten lieblich erklingendes Spiel ergötzt.“ „Das wiſſen wir ja wohl Alle,“ heißt es in Plutarch's Gaſtmahl der ſieben Weiſen, „daß dieſe Thiere ein Vergnügen an der Muſik haben, ihr nachgehen und neben den Schiffen ſchwimmen, ſich ergötzend bei ruhiger Fahrt an Geſang und Flötenſpiel. Auch haben ſie eine Freude am Schwimmen der Kinder und ſchwimmen wohl mit ihnen um die Wette. Deßhalb ſichert ihnen auch ein obſchon nicht geſchriebenes Geſetz Unverletzlichkeit; Niemand macht Jagd auf ſie oder beſchädigt ſie; nur wenn ſie in die Netze kommen und den Fiſchfang hindern, ſo ſtraft man ſie, wie fehlende Kinder,“ mit Schlägen.“ Und ſo ſtand denn dieſes Thier mit den Menſchen jener Zeit im vertrauteſten und anmuthigſten Verhältniſſe, und es werden uns Geſchichten erzählt, die bloß dichteriſch erfunden oder ſymboliſch gemeint zu ſein ſcheinen, doch aber zum Theil auf ganz guten Zeugniſſen beruhen.

Die Sage von dem Sänger Arion, den räuberiſche Schiffer zwangen, ins Meer zu ſpringen und den Delphine retteten, iſt bekannt. Unter den Weihgeſchenken auf Tänarum war auch ein Arion von Bronze auf einem Delphin; die darauf bezügliche Inſchrift iſt uns erhalten worden; eben ſo ein Hymnus des Arion, in welchem er von ſeiner Rettung durch den Delphin ſpricht:

„Delphine, geliebt von Nereus Töchtern,
Die mich auf Pelops tänariſches
Ufer retteten, mich Irrenden
Durch Sikelias Fluth,
Auf hochgekrümmtem Rücken,
Der nereiniſchen Ebene
Ungebahnte Wege durchfurchend,
Als mich tückiſcher Männer Gewalt
Aus meerdurchwallendem,
Glattem Schiffe
In des Pontus purpurne Fluth warf1).“

Dergleichen wird aber noch mehr erzählt. Als die Tochter des Phineus oder Smintheus den Gottheiten des Meeres zum Opfer in die Fluthen verſenkt wurde und der Aeolier Enalos, der ſie heftig liebte, ebenfalls hineinſprang, ſollen ſie von Delphinen gerettet und unbeſchädigt an's Land geſetzt worden ſein. Koiranos aus Paros oder Milet kaufte zu Byzanz eine Anzahl Delphine, die im Netz gefangen waren und getödtet werden ſollten und ſetzte ſie in Freiheit. Als er kurz darauf Schiffbruch litt und die Uebrigen umkamen, rettete ihn, wie man ſagt, ein Delphin,

---

1) *Aelian.* nat. an. XII, 45. Appendix. anth. Palat. nr. 105. *Herod.* I, 24. *Pausan.* III, 25.

indem er ihn auf ſeinem Rücken an's Land trug. Ja als dieſer Koiranos ſtarb und ſein Leichnam unweit des Meeresufers den Flammen übergeben wurde, ſoll eine dankbare Delphinenſchaar herbeigekommen ſein und der Todtenfeier beigewohnt haben. Auch den Ikadios, der auf der Fahrt nach Italien Schiffbruch litt, ſo wie auch den Sohn des Taras und der Saturia nennt man als ſolche, die ihr Leben Delphinen verdankt. Beſonders war dieſes menſchenfreundliche Thier den Knaben und Jünglingen hold, ſpielte mit ihnen, wenn ſie ſchwammen, und rettete ſie aus Gefahren. So ſcherzte nach der Erzählung der Jaſier an der Küſte von Karien ein Delphin täglich mit einem jaſiſchen Knaben und ließ ihn auf ſeinem Rücken die See befahren. Als aber einſt bei einer ſolchen Fahrt ein plötzlicher Sturm entſtand und der Knabe in Folge deſſen herabfiel und ertrank, brachte der Delphin den Leichnam ans Land und wich nicht von ihm, bis er ſelber ſtarb, weshalb die Jaſier einen Knaben, der auf einem Delphin reitet, auf ihren Münzen führten. Odyſſeus trug in ſeinem Siegelringe und auf ſeinem Schilde das Bild eines Delphins, und das geſchah aus Dankbarkeit; denn ſein Sohn Telemachos war einſt als Kind in's Meer gefallen, von Delphinen aber gerettet worden. Unter dem Kaiſer Auguſt ward ein Delphin in den lucriniſchen See verſetzt. Da gewann er einen armen Knaben lieb, der ihm Brod zuwarf. Er kam auf den Ruf: Simon, ſo oft ihn der Knabe rief, ſelbſt aus der Tiefe herbei, fraß ihm aus der Hand, und bot ihm den Rücken zum Aufſitzen dar, nachdem er die Finne niedergelegt; dann trug er ihn zur Schule bis nach Puteoli und wieder zurück, mehrere Jahre lang. Als der Knabe ſtarb, kam er an den gewohnten Ort, zeigte ſich traurig, und ſtarb ebenfalls, man glaubte, aus Sehnſucht nach dem Knaben. Von einem Delphin, der ſich bei Hippo, einer am Meer gelegenen Colonie in Afrika, unter ſchwimmende Knaben miſchte, ſich alle Mühe gab, ihnen Vertrauen zu ihm einzuflößen, insbeſondere einen von ihnen liebte und auf ſeinem Rücken trug, ſich aber auch von den andern anrühren und ſtreicheln ließ, es ſogar duldete, daß man ihn an's Land zog und wieder in's Meer zurückwalzte, berichtet ausführlich der jüngere Plinius in einem Briefe an Caninius IX, 33. Octavius Avitus, Legat des Proconſuls, begoß dieſen Delphin mit Salben, um ihm ſo eine Art von Cultus zu beweiſen; den Einwohnern des Städtchens aber wurde die Sache unbequem; ſie räumten daher das merkwürdige Thier aus dem Wege. „Ich hörte dieſe Begebenheit,“ ſagt Plinius, „bei Tiſche, als man von allen Seiten mancherlei Wunderdinge erzählte. Der Erzähler war ein ſo glaubwürdiger Mann, daß ſich ſelbſt ein Geſchichtſchreiber auf ihn verlaſſen würde.“ Pauſanias III, 25. ſagt: „Den Delphin bei Poroſelene, der ſich einem Knaben ſo dankbar erwies, weil ihm derſelbe ſeine von Fiſchern erhaltene Wunde geheilt, dieſen Delphin habe ich ſelbſt geſehen, wie er auf den Ruf des Knaben hörte und ihn trug, ſo oft er auf ihm fahren wollte.“ Hier ſpricht alſo ein Augenzeuge.

Die Hülfe, die der Delphin ſo gern den Menſchen leiſtete, ſoll er nicht minder auch Thieren, namentlich Vögeln geleiſtet haben. In einem griechiſchen Gedichte wird Philomele alſo redend eingeführt:

„Borealiſchem Geſtürme zu entgehen,
Entſchwang ich über's Meer mich in die Weite;
Da ſiehe, bot der edele Delphin,
Als Barke zugleich und als Pilote dienend,
Sich Philomelen an, der reiſemüden,
Und der Bewohner der Gewäſſer trug
Die Bürgerin der Luft. Ich labete
Mit Melodie'n ſein töneliebend Ohr.
Stets waren im Gewoge
Delphine dienſtbereit den Muſen, nicht
Um Gold bemüht, nur fromme Hulden übend;
Und keine Fabelei
Iſt des Arion ſeltſames Geſchick.“

Auch zu einander ſelbſt hatten und haben dieſe gutmüthigen Geſchöpfe ein ſchönes Verhältniß. Als einmal ein Delphin bei Karien gefangen wurde, kam, ſagt man, eine ganze Heerde ſolcher Thiere in den Hafen, bat mit ſichtlicher Betrübniß um Erbarmen und wich erſt, als man den Gefangenen entlaſſen hatte. Die Kleineren werden zu ihrem Schutze ſtets von einem größeren begleitet; ein ſterbendes und ſinkendes Junges haben zwei auf den

Rücken genommen. Wird ein junger Delphin gefangen und getödtet, ſo weiht ſich auch die Mutter dem Tode und ſtirbt mit ihm [1]).

2.

In einer Reiſebeſchreibung des Herrn von Bibra in Nürnberg wird ein mehrmaliges Zuſammentreffen mit den Delphinen des Atlantiſchen Meeres geſchildert. Es heißt daſelbſt: „Die Fabeln, die ſich die Alten von den Delphinen erzählten [2]), werden theilweiſe durch die Lebhaftigkeit und die Intelligenz gerechtfertigt, welche dieſe Thiere beweiſen. Der erſte Zug, der uns entgegenkam, etwa 36—40 Individuen ſtark, begleitete das Schiff längere Zeit um das Bugſpriet ſpielend, bald vorauseilend, bald zurückbleibend, und dann wieder in verdoppelter Eile nachkommend. Das Begleiten der Schiffe, das den Delphinen eigen, ſcheint keineswegs den Zweck zu haben, irgend eine Nahrung zu erhaſchen; es hat den Anſchein, als geſchähe es allein aus

---

[1]) Ueber alles dies vergl. außer dem ſchon Angeführten: *Aelian.* nat. an. I, 18. II, 6. V, 6. VI, 15. XI, 12. *Plin.* hist. nat. IX, 8 ff. *Aristot.* hist. an. IX, 48. *Pausan.* I, 44. II, 1. X, 13. *Plutarch.* de sol. anim. und sympos. *Serv.* Virg. Aen. III, 332. VIII, 671. *Prob.* und *Pompon. Sabin.* zu *Virg.* Georg II., 197. *Euripid.* Electr. 435. *Dio Chrysostomus* Or. 37. Müller's Dorier II. S. 216. 369. I. S. 317.

[2]) Es ſind keine Fabeln; die Alten berichten darüber, wie wir oben nachgewieſen, zum Theil ſehr glaubhaft und als Augenzeugen.

Heiterkeit oder um einen Wettlauf zu veranſtalten. Der Kapitän warf nach einem der Thiere mit der Harpune und traf es auch wirklich; als man es aber heraufholen wollte, riß die Harpune und das Thier ging, ſchwer verwundet, verloren. Schon des andern Tages kam wieder ein Zug in die Nähe des Schiffes. Die Thiere ſchienen eine Art von Vorpoſten ausgeſchickt zu haben; denn der Hauptzug, etwa 50 Individuen, folgte langſam und dicht geſchloſſen, während 5—6 von ihnen voraus und auf das Schiff zueilten. Als ſie ſich dann, wie gewöhnlich, anſchickten, das Schiff zu begleiten, harpunirte der Kapitän eines derſelben, welches, ſchwer getroffen, noch im Waſſer ſo heftige Bewegungen machte, daß es ſich losriß und verloren ging, während das Eiſen der Harpune, durch die Anſtrengungen des Thieres faſt im rechten Winkel gebogen, an Bord gezogen ward. Ich ſtand neben dem Kapitän und half ihm die Leine fixiren. Was mich dabei höchlich verwunderte, war das auffallende und wirklich Intelligenz verrathende Benehmen der Kameraden des verwundeten Delphines. So wie dieſer getroffen war und ſich, die See mit Blut färbend, wieder losgeriſſen hatte, waren die nächſten am Bord mit Blitzesſchnelle verſchwunden. Bei dem großen, in beiläufiger Entfernung von 2 oder 3 Schiffslängen nachkommenden Zuge aber konnte man die deutlichſten Zeichen der Mißbilligung und Entrüſtung beobachten. Knurrend und eigenthümliche Töne von ſich gebend, ſprangen die Thiere über das Waſſer empor und ſchlugen im Augenblicke eine der unſrigen entgegengeſetzte Richtung ein; in dem vorher wohlgeordneten Haufen war erſichtlich Verwirrung und Schrecken eingetreten. Mir ſchien es, als wollten uns die Delphine ihren Zorn und ihre Kränkung zu erkennen geben, daß wir ſie, die gekommen waren, uns zu begrüßen und uns ein freundliches Geleite zu geben, ſo mörderiſch empfangen hatten.“

In einem bekannten Werke von John L. Stephens[1] heißt es bei Beſchreibung einer Fahrt auf dem ſtillen Meere: „Der Delphin, dieſer ſchönſte aller Fiſche, begleitete uns. Aber die Matroſen hatten keinen Reſpekt vor ſeinem goldigen Rücken. Der Unterſchiffer, ein mordſüchtiger junger Franzoſe, ſtand ſtundenlang mit einer Harpune in der Hand, hieb mehrere damit an und brachte endlich einen an Bord. Der Meerkönig ſchien ſich ſeines Falles bewußt, ſeine ſchönen Farben erblichen, er ward fleckig und endlich bleiern und glanzlos, wie jeder andere todte Fiſch.“

3.

Was jenes alterthümliche Verhältniß des Delphins zum Menſchen und des Menſchen zum Delphin betrifft, ſo ſcheint ſich hier noch ein Andenken und Reſt der Stellung erhalten zu haben, welche in einer paradieſiſchen Urzeit Thier und Menſch zu einander eingenommen. Wie es jetzt ſteht, iſt ſo eben mit einigen Beiſpielen und Citaten belegt worden. Man ſieht hier, wie mich dünkt, recht deutlich und unverkennbar die durch die Entartung und Verwilderung unſeres Geſchlechtes bewirkte Zerſtörung einer *märchenhaft ſchönen, aber nichts deſtoweniger reellen* Verbindung und Vertraulichkeit. Ich füge des Contraſtes wegen noch ein Paar kleine, auf verunglückte Delphine bezügliche Gedichte aus dem Griechiſchen in der metriſch freien Uebertragung bei, in der ich ſie in meiner „*Polydora*“ gegeben. Ein ſolches iſt jenes, wo, nach Art der antiken Grabſchriften, in welchen man die Todten ſelbſt reden ließ, ein verunglückter und von Menſchen beerdigter Delphin alſo ſpricht:

---

[1] Reiſe-Erlebniſſe in Centralamerika u. ſ. w. Ueberſ. von Höpener. Leipz. 1854. S. 207 f.

„Die Wuth des Sturmes und der Wogen warf
Mich hurtigen Delphin,
Den Spielball eines ſeltſamen Geſchickes,
An's feſte Land. Allhier erbarmten ſich
Freundliche Menſchen, die mich liegen ſahen,
Und bargen in die Erde meinen Leib.“

Sodann iſt noch folgendes Trauerlied auf einen im Sturm umgekommenen Delphin übrig.

„So biſt du denn dahin;
Wirſt nicht mehr, o du armer,
Unglücklicher Delphin,
Das Fiſchgewimmel ſchreckend,
Durch das Gewoge ſtürmen;
Nicht mit muſikliſchem
Ohre dem Halle mehr,
Dem lieblichen, der Flöten

Aufhorchen, noch den Schiffen
Zur Seite deine Sprünge,
Die kräftigen, verſuchen;
Nicht freudigen Geſprudels
Hin durch die Feuchte mehr
Die Nereide tragen.
Denn ach, es warf die See,
Wild aufgewühlt vom Sturme,
Dich, wie ein Felsenſtück,
Mit Schaumgeraſ' auf das Geſtade her."

Wie widerlich ſticht von ſo zarten Empfindungen das rohe Benehmen moderner Menſchen ab, die, wenn ſie ſolcher Thiere anſichtig werden, keinen anderen Gedanken haben, als ihnen eine fürchterliche Mordwaffe in den Leib zu werfen und ſich ſo des dieſer Barbarei allein ſchätzbaren materiellen Theiles derſelben zu bemächtigen, ſei es auch, daß ſie ſich in der freundlichſten, vertrauendſten, den Menſchen ehrendſten Weiſe genähert haben! Die Grauſamen müſſen es dann aber auch dulden, wenn aus thieriſchem Munde, wie nach Bibra's intereſſevoller Beſchreibung und Auslegung [1]), ein Ruf des Unwillens und Abſcheues hervorbricht, der gewichtvoller und moraliſch vernichtender iſt, als ein menſchlicher Richterſpruch.

---

1) Ich kenne den Mann perſönlich; es iſt keine ſentimentale Natur.

VII. Der Elephant.

1.

Dieſes viel bewunderte, rieſenhafte, dem Menſchen ſeiner Geſtalt nach ſo unähnliche, ſeiner Seele nach aber ſo nahe ſtehende Geſchöpf iſt für unſeren Zweck zu wichtig und bedeutungsvoll, als daß wir ihm nicht eine eigene Betrachtung widmen müßten; vorzüglich, um einige weniger bekannte oder anerkannte Züge hervorzuheben. Es iſt dasjenige Thier, in welchem ſich die der menſchlichen ähnliche thieriſche Denkkraft ganz beſonders deutlich und kennbar darſtellt und darthut, und welches mir darum eine ſo coloſſale und gewaltige Leiblichkeit erhalten zu haben ſcheint, damit jenes geiſtige Princip ja nicht, wie es bei geringeren Thieren der Fall, überſehen und geläugnet werden könne. Es iſt das Thier, in welchem die bei dem Menſchen ſo hochgeachteten Tugenden der Familienpietät, der Gatten-, Eltern- und Kinderliebe, der Treue, des Erbarmens, der Scham, der Gerechtigkeit, der Schonung, der Selbſtbeherrſchung ſelbſt im Zuſtande der Aufregung und des Zornes, der Selbſtaufopferung für das Geliebte und zu Liebende in ihrer höchſten natürlichen Blüthe ſtehen, welchem das mit ihm ſo gut bekannte Alterthum auch eine von ihm den Todten ſeiner Gattung erzeigte letzte Ehre, ja ſelbſt eine Befähigung zu Religion, Anrufung der Gottheit und Gottesdienſt, und einen wirklichen, förmlichen, ohne alle menſchliche Einwirkung und Anleitung von ſelbſt geübten Religionskultus zuſchrieb. Er iſt das Thier, welches, entzückt von menſchlicher Schönheit, reizenden Weſen zarte Huldigungen darzubringen im Stande iſt; welches ſich zu allen Dienſten, die es dem Menſchen vermöge ſeiner Stärke und Klugheit zu leiſten vermag, willig hergibt und dabei zuweilen ganz wie der Menſch ſelbſt und ihn im Nothfalle erſetzend handelt, ſich aber nur höchſt ungern zu feindlichen, grauſamen, blutigen Dingen gebrauchen und abrichten läßt, ſich ungerechten und unmenſchlichen Befehlen mit Urtheil und Gefühl zuweilen hartnäckig widerſetzt und nicht zu bewegen iſt, Thiere und Menſchen zu morden oder ihre Leichname zu beſchimpfen, ſo daß es lieber ſelbſt darüber zum Opfer fällt — Eigenſchaften, die uns hier begreiflicher Weiſe von höchſtem Intereſſe ſind.

2.

Wir faſſen, um in dieſe Betrachtung näher einzugehen, vor Allem einige Züge aus der Charakterzeichnung des trefflichen Thierpſychologen Scheitlin heraus.

„Der Elephant,“ ſagt derſelbe, „ſcheint auch im Freien, in Heerden lebend und ohne menſchliche Belehrung empfangen zu haben, Halbmenſch zu ſein. Es iſt Vieles möglich, was die Alten von ihm ſagten und uns unglaublich ſcheint. Die aufgehende Sonne zu begrüßen, mag er wohl im Stande ſein. Wenn ſich die Mutter für ihr Kind wehrt, ſo iſt das der Natur gemäß. Es kann jedoch auch die Sage, daß ſich das Elephantenkind für ſeine verwundete Mutter wehre, richtig ſein. Gegenſeitige Hülfsleiſtung in gar ſonderbaren Fällen kommt ja bei Bienen und Ameiſen, Liebe der Kinder zu alten Eltern bei den Ratten vor [1]). Man würde wohl viele ähnliche Entdeckungen bei den Säugethieren machen, wenn man achtſamer wäre. Sehr viele lieben ihre Mütter. Der Elephant iſt überhaupt zur Liebe, zur Anhänglichkeit, zum Vertrauen geneigt, und ſeine Seele iſt ohne Falſch. Eben mit ſeiner Liebe zu dem Weibchen fängt man ihn einzeln, indem ihn ſolche umgeben und ſo ſehr beſchäftigen, daß er ſtillſchweigend gebunden werden kann. Manche folgen den zahmen Weibchen von ſelbſt in die Gefangenſchaft. Wie ſehr liebt er ſein Weib! Wie freuen ſie ſich, wenn ſie einander wiederſehen! Sie legen einander den Rüſſel auf den Rücken und brummen. Wie freundlich wird er gegen das Pferd, deſſen Adel er anerkennt! Wie gutmüthig gegen ſeine Wärter! Und wie lieb ſind ihm Kinder! Kleine können ihm ohne irgend eine Gefahr unter den Bauch kriechen, ſich unter ihn hinlegen, unter ihm oder auf ihm ſchlafen. Sind ſie unter ihm, ſo ſchaut er erſt nach und forſcht mit ſeinem Rüſſel, ob ſie noch da ſeien und macht nicht eine Bewegung, die ihnen Gefahr bringen könnte. Er iſt recht ängſtlich für ſie. Doch haben wir ſolche Liebe und Sorgfalt nur an weiblichen wahrgenommen, die überhaupt ſanfter und gutmüthiger, als die männlichen ſind. Dieſer ihr Zartſinn macht ſie vermuthlich auch empfindlicher für die Mu-

---

1) Vergl. unten „über Ratten und Mäuſe.“

ſik. Der Elephant liebt ſie ſehr. Man kennt mehrere Arien, die auf ihn und ſie tief einwirken, ſie zur Mitempfindung und Liebe reizen. Des Elephanten Unterſcheidungsgabe iſt, wie die des Pudelhundes, vollkommen. Seinen äußeren wie inneren Sinnen entgeht Nichts; er erkennt Alles: Raum, Zeit, Form, Farbe, Wort, Umſtand, Perſon, Freund und Feind. Deßwegen kann er auch ganz wie ein Menſch beurtheilt und behandelt werden, deßwegen wie ein vollkommener Knecht dienen. Er zieht Schiffe, wälzt Steine, trägt Geſchirre; man ſagt ihm nur, wohin er ſie tragen ſoll. Er verſteht das bekannte Wort, er hat ein vortreffliches Gedächtniß, er beſitzt viel Einbildungskraft. Er träumt deßwegen auch und zwar ſehr lebhaft 1). Er bemerkt deutlich jede Vorkehrung, die man ſeinetwegen macht, er ſieht ſeinem Meiſter auf die Augen und verſteht die Mienenſprache.

---

1) Dies iſt ihm jedoch nicht ausſchließlich eigen. Hunde knurren, bellen, zanken im Schlafe, ſind alſo wohl ihrer Einbildung nach mit anderen Hunden im Kampfe, wider die ſie ſich wehren müſſen; der Jagdhund träumt von der Jagd, was er durch ein dem Laufen entſprechendes Zucken der Beine und ein heiſeres, gedämpftes Bellen verräth. Bennet ſah Schnabelthiere im Schlafe mit den Vorderpfoten die Ruderbewegung machen. Daß die Canarienvögel im Schlafe zu ſingen anfangen, iſt eine bekannte Erfahrung. Papageien ſprechen im Traume. Plinius VIII, 68. ſagt ſogar vom Eſel, daß er Traumgeſichte habe. So wenig hat es ſelbſt beim Thiere den Anſchein, als ob die Seele im Schlafe vernichtet ſei, wie es nach Louis Büchners unverſchämter Behauptung durchaus der Fall ſein ſoll. S. unſer erſtes Heft S. 181 ff.

Er lernt Dinge, die für ſeinen Körper faſt unmöglich ſind, ſo daß er ihn geradezu ſeiner Pſyche, ſeinem Willen zu unterwerfen im Stande ſein muß.

Wir haben verſchiedene, doch nur indiſche von der größten Art, Dauntelah-Elephanten, jüngere, ältere, männliche, weibliche, halb oder ganz zahme beobachtet. Der junge männliche, noch nicht ausgewachſene, machte die vielen bekannten Kunſtſtücke: Knoten auflöſen, eine Münze vom Boden aufheben, mit Hammerſchlägen auf ein Brett die Stunden einer vorgehaltenen Uhr angeben u. ſ. w. Ein alter halb ungezähmter lernte den, der ihm gewöhnlich Geſchenke brachte, ſchnell kennen, unterſuchte, wenn er in ſeine Nähe kam, deſſen Rock-, Hoſen- und Weſten-Taſchen, ob Zucker darin ſei, fand jede Roſine, jeden Zuckerpunkt u. ſ. w. darin, nahm auch Zuckerpunkte aus ſeiner flachen Hand. Schloß Jener die Hand zu, ſo öffnete er ſie ihm ſanft, aber unwiderſtehlich; fand er Nichts darin, ſo blies er ihn heftig, aber nicht böſe an; gab er ihm eine Münze, ſo nahm er ſie, hob den Rüſſel und legte ſie in eine hoch an der Wand befeſtigte blecherne Sparbüchſe. Es war deutlich wahrzunehmen, daß er, als eine Reihe kleiner und großer, gelungener und mißlungener Abbildungen von ihm zur Vergleichung mit der Wahrheit vor ihn hingelegt wurden, die Abbildungen anſah und wohl merkte, daß es ihn, ſeine Perſon gälte. Das Bewußtſein ſeiner ſelbſt war kräftig, wie etwa in einem verſtändigen Kinde. Er war an eine Kette befeſtigt. Er zog ſie möglichſt an und konnte dann einen Vorderfuß auf die Barriere ſetzen, wie wenn er zu den Zuſchauern herüber ſteigen wolle. Lag er, ſo ſchien er es doch nicht gern zu haben, wenn man ſich auf ihn, wie auf ein Bett, ſetzte. Oft ergriff er unwillig eine hölzerne Säule und ſchüttelte ſie, daß ſie krachte, doch offenbar nur zum Zeitvertreibe. Er machte ſich immer Etwas zu ſchaffen. Dann donnerte ihn ſein Kornak an und ſtieß ihm einen Zweizack ins Maul, ſo daß er blutete; er litt es und wurde ruhiger. Er griff auch zu einem hohen Gitter herauf, um es zu zerreißen. Stellte man ihm einen Eimer Waſſer hin, ſo begoß er ſich an allen Stellen des Körpers zwanzig, dreißig Mal mit der deutlichſten Aeußerung, daß ihm dieſe Abkühlung große Freude machte. Er ſpielte mit dem Waſſer, ſich Kurzweil zu machen, recht eigentlich. Als man eines Abends und die Nacht durch Vorkehrungen zu ſeiner Abreiſe machte, ſchlief er ſehr unruhig, ſchüttelte im Schlaf die Kette oft und ſtieß ungewöhnliche Brummtöne aus. Entfeſſelt trat er dann ganz ruhig und froh aus dem Hauſe, zwiſchen zwei Ketten rechts und links, in ſeinen Kaſten hinein, in welchem er zu Fuß reiſen mußte. Ein weiblicher war gegen Jedermann wunderbar zutraulich, ſtand ohne irgend eine Barriere und Hemmung und reiſte ganz frei und ungebunden mit mächtigen Schritten. Man trieb mit ihm närriſche Dinge. Nicht nur mußte er Piſtolen losſchießen und Allerlei errathen, er mußte ſich wie ein Hund auf den Hintern ſetzen, an einem Tiſche ſitzen, klingeln, worauf ein Diener erſchien, der ihm Brod und Obſt hinſtellte, die er augenblicklich aß. Er klingelte wieder; der

Diener war ſogleich wieder da und ſetzte ihm Backwerk vor. Bald war auch dieſes fort, und augenblicklich klingelte er wieder u. ſ. w. Die Gutmüthigkeit dieſes ungeheueren Thieres, dieſes Koloſſen und grauen Felſen, war unbegreiflich groß. Ohne Furcht konnte man ſich auf ihn hinaufſetzen und reiten und ſich beim Hinauf- und Herunterklettern an ſeinen ungeheuren Lappohren halten. Merkte er, daß man herunterſteigen wolle, ſo machte er ſeinen Rüſſel ſtarr, ſo daß man auf ihn herunterſteigen und von ihm, wie von einer Querſtange, leicht auf den Boden ſpringen konnte.

Thatſachen ſind es, daß der Elephant im Freien alle Zweige, die er von den Bäumen als Nahrung abbricht, an ſeinen Vorderbeinen abſtreift, um Staub, Inſekten u. ſ. w. zu entfernen; daß er nicht gern über Brücken geht, wenn er das Waſſer ſieht, und man alſo Wände machen muß, zwiſchen welchen er hindurch gehen ſoll; daß er etwa einmal ſeinem zahmen Zuſtand entläuft und ſich wieder Jahre lang bei den wilden aufhält; daß er wieder eingefangen, ſeinen ehemaligen Herrn, ſogar nach zehn und mehreren Jahren, ſo gut als der Pudel, wieder erkennt; daß der Jäger, wenn er zuerſt den Elephanten erkennt, geradezu auf ihn losgehen oder losreiten und ihm befehlen darf, wieder mit ihm zu kommen; daß er für Wohlthaten und Beleidigungen ein treues, für erſtere ein treueres Gedächtniß hat, und ſogar ſeinen Zorn übermeiſtern und ſelbſt bändigen kann[1]. Der

---

[1] „Wer ſeines Zornes Meiſter wird, iſt ſtärker, als wer zehn Städte gewinnt," ſagt Salomo.

Elephant iſt ein Denker; er will beſchäftigt ſein; Müßiggang iſt ihm verhaßt. Immerfort thut er Etwas, macht er ſich Etwas zu ſchaffen und ſollte er nur Strohwiſche machen und ſie dann wieder auflöſen, Blumenſträuße winden und wieder Blättchen für Blättchen zerzupfen, Fliegen, die ſich auf ihn ſetzen und doch gewiß nicht drücken oder beläſtigen, mit ein bischen Staub, das er ihnen in's Geſicht bläſt, verjagen.

Daß er auch den Scherz liebe, hat der Maler Le Brun in Paris erfahren, der, als er ihn mit offenem Maule malen wollte und, damit er oft hinein ſehen könne, ihm Aepfel zuwarf, aus Mangel an ſolchen die letzten noch ihm mehrere Male zuzuwerfen nur fingirte, endlich vom Elephanten, der ſich nicht äffen laſſen wollte, plötzlich von oben herunter einen Strom Waſſer aus dem Rüſſel auf die ganze Malerei kriegte. Das Thier hat die Erkenntniß geäußert, was der Maler wolle, und wie er geärgert und am beſten geſtraft werden könne. Wie ſpaßhaft handelte der Elephant in Kaſſel, der vom Wärter im Stalle vergeſſen, in des Wärters Haus und Stube ging, alles Bewegliche, Tiſche, Bänke, Seſſel, Spiegel, Kupferſtiche, aus der Kammer die Betten u. ſ. w. zuſammennahm, auf einen Haufen legte, zuſammentrat und mit Urin begoß, dann auf die Wieſe ſpazierte, und als der Wärter ihn ſah und fand, ſich ſtellte, als ob durchaus nichts Uebles von ihm gethan worden ſei. Wer aber Uebles mit ſolchem Bewußtſein thut, der weiß es hintendrein noch ſehr wohl.

Man ſagt, daß der Elephant periodiſchen Anfällen von Wuth oder Verrücktheit unterworfen ſei. Es wird dies nur in der Gefangenſchaft Statt finden können; eben dieſes deutet wieder auf große Intelligenz. In ſolchem Zuſtande muß er furchtbar ſein, weil nichts vor ihm beſtehen mag, was er untergehen machen will. Ein ſolcher wurde in Venedig ſchnell getödtet; in Genf gab man einem ſolchen Bläuſäure in einer Portion, mit der man vielleicht eine Kompagnie Soldaten hätte tödten können, ohne Erfolg. In einem Hof bei'm Zeughauſe ſpielte er mit ſchweren eiſernen Kugeln, warf ſie in die Luft und fing ſie wie Spielbälle wieder auf. Man ſchob eine geladene Kanone vor, er ergriff ihre Mündung, der Schuß ging los in ſeinen Rachen, und er lag hingeſtreckt.

Das Sterben des Elephanten iſt bedeutungsvoll. Ein am Senegal ſchwer verwundeter legte ſich nach großem Blutverluſte ruhig nieder, wartete geduldig auf ſeinen Tod und gab anſtändig liegend ſeinen Geiſt auf. Von einer Menge Flintenſchüſſe durchbohrt ſenkte ſich einer in London allmählig zu Boden und ſtarb ſo ruhig, wie wenn er gedacht habe, auch ſein Loos ſei das Sterben. Man bezüchtigt ihn der Furcht vor dem Feuer, vor großem Lärmen, vor Kanonenſchüſſen und Verwundungen und daß er im Kriege mit Feuergewehren ſich ſogar umwende und gegen ſein eigenes Kriegsheer wüthe, deßwegen nicht mehr in Schlachten benutzt werden könne[1]. Man tadelt die zahmen Weibchen, weil ſie ſich tückiſch zum Betruge der wilden Männchen benutzen laſſen, ſo daß letztere, mit ihnen beſchäftigt und ſie koſend, gebunden werden können. Wirklich benehmen ſie ſich wie Kupplerinnen, wie Delila's im Dienſte der Philiſter, den Mann, den Simſon, ſeiner Stärke zu berauben. Es iſt, wie wenn ſie auf die Freiheit der Männer eiferſüchtig und neidiſch wären, auch ihnen die Knechtſchaft bereiten wollten. Deutet ihr Benehmen auf etwas Unſittliches, ſo ſehen wir darin einen hohen Grad von Schlauheit, Verſtellungskunſt, Verſtand, den der Menſch mißbraucht und in ſeinen Dienſt zieht [1].

---

[1] Dem widerſprechen andere Nachrichten. In dem letzten

Es iſt jedoch dem Elephanten die Freiheit nicht ſo lieb, als den meiſten anderen Thieren, und keines gewöhnt ſich an den Menſchen beſſer, als er. Sein Gefängniß in Indien iſt aber kein Gefängniß. Frei ſpaziert er herum, wie Hund und Menſch, als Haus- und Stadtthier. Seines hohen Werthes wegen wird kein Thier, außer

---

indiſchen Kriege wurden Elephanten an Kanonen geſpannt und erregten durch ihr Benehmen in der Schlacht Bewunderung. Die Engländer erzählen, wie einer, da die Artilleriſten gefallen, bei der Batterie, die er bediente, freiwillige Handreichung that, ſ. unten.

[1] Vielleicht aber halten es die Elephantinnen für ehrenvoll, dem Reiche der menſchlichen Dinge einverleibt zu ſein und wollen dieſe Ehre auch ihren wilden Anverwandten verſchaffen. Man darf nicht überſehen, daß letztere zum Theil freiwillig folgen. Man ſehe auch, was Scheitlin ſogleich weiter angibt.

etwa noch das Pferd, ſo köſtlich gehalten. Es iſt kein menſchlicheres Thier auf Erden. So viel Gemüth zeigt auch das Pferd, mehr Gemüth nur noch der Hund, Verſtand hat auch dieſer in nicht größerem Maße. Die Pſyche hat ſich in ihnen zu Gunſten des Thieres erſchöpft.“

3.

Eine gelehrte Abhandlung über den Elephanten iſt in A. W. v. *Schlegel's* indiſcher Bibliothek Bd. I. Heft II. zu finden, woraus wir für unſeren Zweck folgende Bemerkungen und Notizen herausfaſſen.

„Für die Phyſiologie der Thiere,“ ſagt *Schlegel*, „haben die Alten ſeit dem Ariſtoteles Wenig oder Nichts geleiſtet. Was ſie aber von den Sitten und Fähigkeiten derjenigen Thiere melden, welche ſie aus lebendiger Beobachtung kannten, verdient gründlich erwogen zu werden. Insbeſondere iſt dies der Fall mit ihren Erzählungen von den Elephanten. Sie haben hier die Fülle der Erfahrung voraus, wegen des vielfältigen Gebrauchs im Kriege und wegen der Spiele im Circus. Durch den Umgang des Menſchen mit den Thieren wird in dieſen das Individuelle entwickelt, da ſie im freien Zuſtande nur einen allgemeinen Gattungscharakter zu haben ſcheinen; *das Außerordentliche, was unter einer großen Anzahl von Fällen vorkommen mag, iſt nicht ſchlechthin abzuleugnen.* Der europäiſche Naturforſcher, der wenige Elephanten vereinzelt und in einer kümmerlichen

Gefangenſchaft beobachtet hat, iſt nicht eben ſonderlich berechtigt, in dieſem Stücke die Zeugniſſe der Alten zu beſtreiten. . . . . . . Wie hoch die Indier die geiſtigen Fähigkeiten dieſer Thiere von jeher geſchätzt haben, erhellt zur Genüge aus einem einzigen mythologiſchen Symbol — Ganeſas, der Gott aller Wiſſenſchaft und ſinnreichen Kunſt, wird mit einem Elephantenkopf abgebildet. . . . . . Was der Elephant Behendes leiſtet, ſetzt wegen ſeines maſſiven Baues und ſeiner ſcheinbaren Unbeholfenheit um ſo mehr in Erſtaunen. . . . . . Man ſuchte (in der Römerzeit) die Kunſtfertigkeiten der Thiere in ein glänzendes Licht zu ſtellen. Hieraus erfahren wir, daß die mauritaniſchen Elephanten den indiſchen an Gelehrigkeit nicht nachſtanden. Man lehrte ſie, griechiſche Buchſtaben mit dem Rüſſel zeichnen, auf ſchräg geſpannten Seilen hinauf und rückwärts hinunter zu gehen; viere trugen auf einer Sänfte einen fünften, der eine Kindbetterin vorſtellte. Die Elephanten des Germanicus führten einen Tanz auf, und das nicht bloß nach dem Tacte, ſondern mit Bewegungen, die dem Charakter der Muſik angemeſſen waren; paarweiſe geordnet und nach dem Unterſchiede der Geſchlechter mit männlichem und weiblichem Putz angethan, lagerten ſie ſich auf Polſtern und Teppichen um eine prächtig beſetzte Tafel herum und nahmen aus goldenen und ſilbernen Bechern und Schüſſeln bedächtig, wie verſichert wird, mit aller Beobachtung des Anſtandes und der feinen Sitte ihre Mahlzeit ein. . . . . Das Mitgefühl des geſelligen

Thieres preiſen die indiſchen Dichter in manchem Gleichniſſe. Der große männliche Elephant ſtreichelt mitleidig den weiblichen, der von dem vergifteten Pfeile des Jägers getroffen, in Schmerzen niederſinkt; die weiblichen Elephanten hinwieder brüllen wehklagend, wenn ſie den bezahnten Führer gebunden ſehen. Daß dieſe Fähigkeit des Mitgefühls ſich in wunderbarem Grade auch auf den Menſchen wende, dafür haben wir ſchöne Zeugniſſe der Alten, unter Anderem die rührende Geſchichte von dem indiſchen Weibe, die einen Elephantenführer im Heere des Antigonus begleitet hatte, und da ſie im Kindbette ſtarb, dem treuen Thiere ihr Kind befahl. Der Elephant wollte nun immer die Wiege neben ſich haben und verweigerte alle Nahrung, wenn man ſie wegnahm; er ſchaukelte ſie, wenn das Kind weinte, gelinde hin und her, und ſcheuchte, wenn es ſchlief, mit einem Strohbüſchel die Fliegen hinweg. *Athen.* XIII. c. 85. *Aelian.* de nat. anim. XI. c. 14. Beide haben es aus dem Geſchichtſchreiber Phylarchus und dieſer Zeuge iſt ganz unverwerflich. . . . . . Zu dem Wunderbarſten und Unglaublichſten, was die Alten berichtet haben, gehört die Ueberlieferung, daß der Elephant ſogar eine Art von Religion habe. In den mauritaniſchen Gebirgen, berichtet Plinius, ſteigen die Elephantenheerden bei Erſcheinung des neuen Mondes an einen Fluß, Namens Amilo, hinab, reinigen ſich durch feierliches Beſprengen mit Waſſer, grüßen das Geſtirn und kehren dann in ihre Waldungen zurück. Wie leichtgläubig man auch die Vorwelt hierüber ſchelten möge, kann ich doch nicht umhin, es merkwürdig zu finden, daß dieſe mauritaniſche Sage von dem Mondcultus des Elephanten in Indien ebenfalls verbreitet geweſen zu ſein ſcheint. Eine Fabel des Hitopadeſa ſpielt unverkennbar darauf an und ungeachtet der phantaſtiſchen Freiheit der Gattung ſind die Erdichtungen dieſes Buches immer auf allgemein angenommene Vorausſetzungen von Thieren gegründet.“ Es folgt die Ueberſetzung der Fabel, die folgende Züge enthält. Die am Ufer eines See's wohnenden Haſen werden von den Fußtritten der Elephanten gefährdet, die hier trinken wollen. Dem zu ſteuern, tritt ein alter, ſchlauer Haſe dem die Heerde führenden Elephanten entgegen, gibt ſich für einen Abgeſandten des „hochheiligen“ Mondes und die Haſen für Schützlinge des Mondes aus, der deßhalb die Haſenfahne führe. Es ſei nicht wohlgethan, ſie zu vertreiben. Zur Buße ſolle ſich der Elephant vor dem im See befindlichen und vor Zorn zitternden Bilde des Mondes neigen, was denn derſelbe in gutem Glauben ſofort auch thut und ſo den von den Elephanten angeblich beleidigten „göttlichen Herrn“ verſöhnt.

4.

Plinius in ſeiner Naturgeſchichte VIII, 1 ff. gibt unter Anderem Folgendes an. Der Elephant ſei, wie man ſage, gegen einen Menſchen, der ihm zufällig in der Einöde begegne und ſich bloß verirrt habe, voll Schonung und Gefälligkeit und zeige ihm ſogar den Weg. Bemerke er aber eine Menſchenſpur, ſo zittere er vor Furcht, nehme die vom Menſchenfuße berührte Erde auf, reiche ſie dem nächſten hinter ihm, und dieſer wieder übergebe ſie dem folgenden u. ſ. w., bis die ganze Schaar unterrichtet ſei, worauf ſie ſich in Schlachtordnung ſtelle. An der Erde haftet nämlich die menſchliche Witterung. Um ſo edler iſt es, wenn ſich das von dieſen Thieren ſo gut gekannte und ſo ſehr gefürchtete Weſen im Zuſtande der Wehrloſigkeit dennoch ihrer Schonung und Hülfe erfreut. Wenn der Elephant einer Heerde begegne, ſagt Plinius, ſo hebe er die ihm in den Weg laufenden Stücke mit dem Rüſſel auf die Seite, um ſie nicht zertreten zu müſſen. Die Elephanten lernten demſelben Autor zu Folge Schriftzüge malen; ſo meldet er von einem, der in griechiſcher Sprache die Worte ſchrieb: „Ich ſelbſt habe dies geſchrieben und celtiſche Beute geweiht.“ Für gewiß gibt Ebenderſelbe folgende Thatſache an. Ein Elephant, der die Künſte, die er lernen ſollte, ſchwer begriff, wurde Nachts bei der Wiederholung ſeiner Lection angetroffen, die er ſich alſo ſelbſt einübte. Plinius und andere alte Autoren erzählen auch von einzelnen Thieren der Art, die Mädchen und Jünglinge liebten und dabei Geſchmack und Schönheitsſinn verriethen und eine menſchliche Art von Galanterie in Anwendung brachten. Sie äußerten Freude beim Anblick der geliebten Gegenſtände, liebkoſten ſie und warfen in deren Schooß die Geldſtücke, die ſie erhalten hatten[1]. Wie dieſe klugen Geſchöpfe, die Alles verſtanden und begriffen, von den Alten bei ihren Heereszügen ganz menſchlich behandelt wurden, und ſich auch ihrerſeits wieder ganz menſchlich benahmen, davon erzählt Plinius folgendes Beiſpiel. Als Antiochus die Furt eines Fluſſes unterſuchen wollte, weigerte ſich Aiax, der mit ſilbernem Geſchirr geſchmückte Anführer der Elephantenſchaar, hineinzugehen. Darauf wurde bekannt gemacht, daß derjenige, welcher zuerſt den Fluß durchſchreiten würde, den Vorrang haben ſolle. Der Elephant Patroclus übernahm das Wagniß und wurde zum Anführer erhoben. Der abgeſetzte Aiax aber nahm vor Scham und Kummer keine Speiſe mehr und ſtarb. Daß dieſe Thiere auch ein gewiſſes Gerechtigkeitsgefühl hätten und gegen menſchliche Ungerechtigkeit geltend machten, wird VIII, 5. bemerkt und mit folgendem Beiſpiele belegt: Als König Bocchus eine Anzahl von Elephanten, an denen er ſeine Wuth auszulaſſen gedachte, durch einen Haufen anderer hinrichten laſſen wollte, waren dieſe durch keinen Anreiz zu bewegen, ſich zu Werkzeugen ſeiner Grauſamkeit gebrauchen zu laſſen[1]. „Der Elephant,“ ſo faßt Plinius ſein Urtheil zuſammen, „iſt das größte und dem Menſchen an Verſtand zunächſt ſtehende Landthier. Er verſteht die Landesſprache, gehorcht den Befehlen, die man

---

[1] Das Volk ſcheint ſich damit amüſirt zu haben, daß es

---

den Elephanten Geldſtücke darreichte oder hinwarf und ſie dieſelben mit dem Rüſſel nehmen ließ.

1) Entſprechende Fälle neueſter Erfahrung werden unten folgen.

ihm ertheilt, hält das, was man ihn lehrt, unvergeſſen in ſeinem Gedächtniſſe feſt, iſt empfänglich für Liebe und Ruhm, iſt ehrlich, klug, gerecht, verehrt die Geſtirne und betet Sonne und Mond an.“

Von den chirurgiſchen Künſten des Elephanten iſt bei **Plutarch** de sol. an. und bei **Aelian** de nat. an. VII, 45. die Rede. „Den verwundeten Elephanten werden, wie ich höre, von den unverwundeten Wurfſpieße und andere Geſchoſſe vorſichtig ausgezogen, als ob ſie der Chirurgie kundig wären.“ **Plutarch** a. a. O. und **Aelian** VII, 37. erzählen auch von dem Benehmen des Elephanten, der dem indiſchen König **Porus** die Geſchoſſe auszog, von denen derſelbe getroffen worden war, und ihn, wiewohl ſelbſt vielfach verwundet, nicht eher verließ, bis er deſſen Tod erkannte. **Aelian** V. 61. ſpricht von der Pietät dieſer Thiere gegen gealterte Individuen. „Die Jüngeren überlaſſen den Bejahrteren ihr Futter, pflegen die von Alter Entkräfteten, retten ſie aus Gefahren und helfen ihnen, wenn ſie in eine Grube fallen, dadurch heraus, daß ſie Bündel Reiſig und Wellen hineinwerfen, die zu Stufen dienen, auf welchen emporgeſtiegen werden kann.“ Wenn aber, heißt es IX, 8., ein junger Elephant in eine vom Jäger gemachte tiefe Grube gerathe, ſo ſtürze ſich die Mutter kopfabwärts zu ihm hinab und falle ſich zu Tode. „Bei Gefahren und Arbeiten,“ ſagt **Aelian** VII, 15., „gehen die Jüngeren voran; bei'm Trinken und Freſſen aber ſtellen ſie ſich den Bejahrteren nach und beweiſen ihnen Ehrfurcht, ohne daß ſie dazu der lykurgiſchen Geſetzgebung bedürfen. Einen alterſchwachen oder kranken Elephanten verlaſſen die zu ſeiner Heerde gehörigen nie, ſondern halten treu bei ihm aus und ſuchen ihn zu ſtärken, vorzüglich, wenn ſie verfolgt werden, und kämpfen für ihn und ſcheuen Wunden nicht, wenn ſie doch fliehen könnten. Auch die Mütter laſſen die jungen Thiere niemals im Stiche, ſondern halten treu bei ihnen aus, wenn auch hart von den Jägern bedrängt, und entſagen lieber dem Leben, als den Kindern." Auch eine Art Todtenbeſtattung und letzte Ehre ſollen die Elephanten einander erweiſen. „Die Aethiopier," ſagt Aelian V, 49, „denen helleniſche Schönrednerei und Wortprunk fremd, erzählen uns, daß der Elephant, wenn er einen anderen todt liegen ſieht, nicht an ihm vorübergehe, ohne mit ſeinem Rüſſel Erde aufzuheben und auf den Leichnam zu ſtreuen, oder einen Zweig darauf zu werfen." Letzteres wäre, wie wir unſeren Todten Blumen und Kränze weihen, alſo ganz menſchlich, auch der Form nach.

Aelian II, 11. ſpricht von der Leichtigkeit, womit der Elephant Dinge lerne, die ſelbſt für die Menſchen ſchwer ſeien, geſchweige denn für ein ſo großes und bis dahin ſo wildes Thier. „Chortanz und Ballkunſt, rythmiſches Einherſchreiten, Beachtung der Flötenmuſik und der Verſchiedenheit der Töne, ſachte zu gehen bei langſamem Tacte und ſchnell bei lebhafter Muſik — das Alles lernt der Elephant und beobachtet es mit fehlloſer Genauigkeit.“ Manche würden es, fährt der genannte Autor fort, für Fabel und Dichtung halten, was er von dem Benehmen dieſer Thiere in Indien, Aethiopien und Libyen angeben könnte; was aber zu Rom geſchehen und was nicht nur Andere beſchrieben, ſondern er ſelbſt mit Augen geſehen, davon wolle er Einiges berichten. Was er hierauf von den Tänzen und Schauſpielen erzählt, in welchen die römiſchen Elephanten ihre Künſte zeigten, iſt auszüglich Nachſtehendes. Der Chor beſtand aus zwölf Elephanten; davon trat eine Abtheilung von dieſer, die andere von jener Seite her auf den Schauplatz. Sie waren, wie Tänzer, mit bunten Gewändern angethan und gingen mit zierlichen Schritten und den Körper üppig wiegend einher. So wie der Ordner des Chors das Zeichen mit der Stimme gab, zogen ſie in einer Reihe auf, dann wieder im Kreiſe umher und machten die befohlenen Schwenkungen. Sie ſtreuten auch Blumen aus und zierten den Fußboden damit, und das mit Maß und Sparſamkeit. Dabei ſtampften ſie mit den Füßen nach Tänzerart und mit harmoniſcher Zuſammenwirkung. Eine Tafelſcene war folgender Art. Es waren auf dem Schauplatz niedrige Sophas geſtellt, Kiſſen darauf gelegt und auf dieſe bunte Teppiche; auch koſtbare Becher aufgeſtellt und goldene und ſilberne Miſchkeſſel und Waſſer darin, auch Tiſche von Citrusbaum und Elfenbein und eine Menge von Speiſen darauf. Da trat denn eine Geſellſchaft von ſechs männlichen und ſechs weiblichen Elephanten herein, ſtreckte den Rüſſel ſehr anſtändig aus und aß mit großer Sittſamkeit und Mäßigkeit. Keiner zeigte ſich als Freſſer, noch nahm Einer dem Anderen ſeine Portion hinweg. Damit ſie auch tränken, wurde Jedem ein Miſchkrug vorgeſetzt; ſie ſchöpften mit den Rüſſeln und tranken höchſt ehrbar; dann trieben ſie Scherz und beſpritzten ſich, doch auch dies mit Mäßigung, und ohne wild und ausſchweifend zu werden." Dieſe Dinge müſſen den alten Autoren geglaubt werden. Auch ſtimmen damit die neueren Erfahrungen, wie aus den nächſtfolgenden Anführungen erhellen wird.

5.

Ein Aufſatz von Dr. A. B. Reichenbach mit der Ueberſchrift: „Ein Blick in die Seele der Thiere mit beſonderer Berückſichtigung des Elephanten" ſteht im illuſtrirten Familienjournal Bd. IX. S. 119 f. Daſelbſt heißt es: „Die bei uns zur Schau geſtellten Elephanten produciren allerlei Künſte. So müſſen ſie z. B. Knoten auflöſen, eine Münze vom Boden erheben, mit Hammerſchlägen auf ein Brett die Stunden einer vorgehaltenen Uhr angeben, Piſtolen abſchießen u. ſ. w. Höchſt poſſirlich ſieht es aus, wenn das große Thier wie ein Hündchen daſitzt, und mit vorgebundener Serviette ſeine Mahlzeit hält. Es klingelt, worauf ein Diener erſcheint und Brod und Obſt hinſetzt, die bald verzehrt ſind. Es klingelt wieder; da erhält es eine Flaſche Wein, die es ſogleich entkorkt und austrinkt. Oft läßt man den Elephanten auch Stellungen annehmen, die bei einem ſo ſchwerfälligen Körperbau gewiß ſehr ſchwierig ſind, indem er bald auf dem rechten Vorderbeine und linken Hinterbeine oder auf dem rechten Vorder- und Hinterbeine ſtehen muß. Auch läßt man ihn ſeine Künſte auf einem für ein ſo rieſiges Thier ziemlich ſchmalen Balken als Seiltänzer produciren, oder, wie unſere Abbildung zeigt, mit einem anderen Elephanten eine Staunen erregende Gruppe bilden.“ Das Bild, worauf hier hingewieſen wird, zeigt einen liegenden Elephanten, auf welchem ein anderer mit den Vorderfüßen ſteht. Auf dem Kopfe des letzteren läßt ſich ein Gaukler in einer impoſanten Stellung ſehen.

Ich ſelbſt ſah in einer Meßbude einen Elephanten, der auf Befehl des Wärters allerlei ſchwierige Stellungen einnahm und auf deſſen Fragen lautbare Antworten gab. Er war jedoch, wie ich hörte, krank und nahm die guten Biſſen, die ihm junge Leute hinwarfen, nicht an. Er faßte ſie — zuweilen mehrere zuſammen — mit dem Rüſſel auf und legte ſie ſtill und ſanft in die Hand des Gebers zurück. Er ſchien ſagen zu wollen: „Behalte dein Brod! Ich kann's nicht genießen.“ Er that immer von Neuem ſo mit großer Geduld und Artigkeit. Im Darreichen machte ſein Rüſſel eine wellen- und ſchlangenartige Bewegung, die nicht ohne eine gewiſſe Anmuth war. Es iſt die einzige Weiſe, in welcher der plumpe Koloß, der eher einem grauen Felsſtück, als einem Thiere gleicht, die Weichheit und Grazie ſeiner Seele auch äußerlich merken laſſen kann.

Zu Marſeille trat einmal ein theatraliſcher Künſtler auf, wie man noch keinen vorher geſehen hatte. Es war ein den Gebrüdern Maffey gehöriger Elephant, der den Namen Kiouni führte. Um ihm Gelegenheit zu geben, ſich in ſeinem ganzen Glanze zu zeigen, hatte man für ihn ein eigenes Stück geſchrieben, in welchem er drei und dreißig Mal auf der Bühne zu erſcheinen hatte. Er erwies ſich als einen vollkommenen Schauſpieler. Er hatte Alles beſtens inne, trat allein und ganz nur ſeinem Gedächtniſſe folgend, auf und wieder ab und verfehlte nie die rechte Zeit. Nur einmal erlaubte er ſich, ein wenig zu improviſiren. Der tactſchlagende Muſikdirector hatte ſeine Aufmerkſamkeit und Wißbegierde erregt; er guckte ihm in's Notenbuch und ſchien ſich auch mit dieſem Theile der Kunſt vertraut machen zu wollen. Er erhielt von dem unhöflichen Muſiker einen Schlag auf den Rüſſel, nahm dieſe Zurechtweiſung ruhig hin und ließ ihn ferner unbehelligt. Die ſchönſte und rührendſte Scene des Stückes war die, wo ſeine Gebieterin ihr verlorenes Kind ſuchte. Da erſchien Kiouni im Hintergrund und trug im Rüſſel das kleine Mädchen, das nach der Mutter rief. Ein Bach floß vor ihm hin, darüber legte er einen ausgeriſſenen Baum, ſchritt hinüber und legte dann das Kind in den Arm der Mutter. Ein rauſchender Beifall folgte. Der Elephant trat vor und ſchaute das Publikum mit klugen Augen an. Er ſchien recht gut zu wiſſen, daß der ſtürmiſche Applaus ihm und ſeiner Geſchicklichkeit gelte.

6.

Ich erzähle nicht umſtändlich, was man in allen Naturgeſchichten findet, wie z. B. ein Elephant, der in einem kupfernen Keſſel Waſſer holen mußte, denſelben, da er ſchadhaft war, zum Kupferſchmied trug, um ihn ausbeſſern zu laſſen; wie ein anderer, der eine Wunde erhalten, in's Spital ging, um ſich verbinden zu laſſen und ſich ſelbſt für ein ſchmerzliches Ausbrennen der Wunde dankbar erwies1), und dergleichen mehr. Nur folgendes, ſich an dieſe Fälle anreihende Beiſpiel von ganz menſchenähnlichem Benehmen ſei näher angeführt. In Tomlinſon's Schrift über die Hausthiere2) heißt es: „Ein merkwürdiger Beweis der Klugheit des Elephanten wird vom Schauplatze des gegenwärtigen Krieges in Indien berichtet. Ein ſolches Thier, das zur Beſpannung einer Kanone diente, ſah, wie alle mit Zureichung der Kanonenkugeln beſchäftigten Artilleriſten niedergeſchoſſen wurden, ſo daß Niemand für dieſe Arbeit mehr übrig blieb. Da verrichtete es ſo lange unaufgefordert dieſe Handreichung, bis die Batterie, die es bediente, entſetzt wurde." Man ſieht hier zugleich, wie unrichtig es iſt, wenn man lieſt, der Elephant ſei in neueren Zeiten, in Folge ſeiner Furcht

---

1) Erſteren Fall erzählt Sonnini in einer Anmerkung zu Buffon's Naturgeſchichte. Der Elephant diente zu Neapel 1740 als Handlanger. Den zweiten Zug gibt d'Obſonville aus Oſtindien.

2) Ueberſ. v. Warburg. Hamburg 1858. S. 7.

vor den Schießwaffen, zum Gebrauch im Kriege unfähig geworden.

7.

Wenn uns die Alten, die genauen Beobachter dieſes Thieres, berichten, wie daſſelbe Lebendiges ſchonungsvoll aus dem Wege hebe, um es nicht zertreten zu müſſen, und daß es, wenn ihm Ungerechtes und Grauſames befohlen werde, hier allein in den Fall komme, renitent zu ſein und hartnäckig den Gehorſam zu verweigern, ſo ſtimmen damit neuere Nachrichten beſtens überein. So verſichert Kälb, Bibliothekar zu Mainz, mit eigenen Augen geſehen zu haben, wie Elephanten, die man auf Jahrmärkten zeigte, Hunde und Kinder, die ihnen in den Weg kamen, ſorgfältig auf die Seite hoben. Als einer in Hindoſtan eine Straße, durch die er hindurch mußte, durch eine Menge auf der Erde liegender Kranker und Sterbender verſperrt fand, legte er dieſelben mit dem Rüſſel auf die Seite und trat ſo behutſam auf, daß er keinen verletzte [1]. „Der Elephant,“ ſagt Burdach, „iſt im Kampfe unerſchrocken und beweiſt, daß er ſeine Kraft wohl kennt. Er iſt aber nur mit Mühe dahin zu bringen, daß er Thiere angreift oder im Kriege ſich wider Menſchen brauchen läßt. Er zeigt einen entſchiedenen Widerwillen, eine Ziege zu tödten, wozu man ihn zu reizen pflegt, um ihn an Blutvergießen zu gewöhnen 1). So mißbraucht, demoraliſirt, beſtialiſirt der Menſch das Thier, er, der das beſſere, edlere Weſen ſein und das Untergeordnete vielmehr, ſo viel als möglich, zu ſeiner höheren Stufe emporheben ſollte! Welche Umkehrung des wahren Verhältniſſes, welch ein laut ſprechender Beweis der fürchterlichen Entartung, der die gottgeſchaffene Menſchennatur anheimgefallen, einer Entartung, die dieſen hochgeſtellten Herrn der Erde tief unter das ihn moraliſch beſchämende Thier hinunterſetzt! Etwas ungemein Merkwürdiges hat man erſt vor einiger Zeit in öffentlichen Blättern geleſen. Es wurden Nachrichten aus Anam mitgetheilt und über eine ſchreckliche Chriſtenverfolgung berichtet, die daſelbſt zum Ausbruche gekommen. Ein ehrwürdiger Prälat, Mſgr. Melchior, wurde martervoll hingerichtet; hierauf ſollten, nach dem Befehle des dabei anweſenden Mandarins, fünf Elephanten über die Leiche hingeführt werden, um ſie, zum Zeichen der Verachtung, mit Füßen treten zu laſſen. Die Elephanten weigerten ſich deſſen; man ſuchte ſie vergebens dazu zu zwingen; zwei derſelben geriethen in ſolche Wuth, daß auf die Ausführung des Befehls verzichtet werden mußte. Als der Kaiſer Tu-Duc dies erfuhr, verdammte er die fünf Thiere zum Tode. Dieſes Urtheil wurde unter Aufgebot enormer Streitkräfte ausgeführt; die Elephanten verthei-

---

[1] *Foucher d'Obsonville*, Essais philosophiques sur les moeurs de divers animaux étrangers. Paris 1783. p. 179. Auch das Pferd hütet ſich in der Regel, einen Menſchen zu verletzen.

---

1) Nach d'Obſonville a. a. O. p. 178.

digten ſich ſo gewaltig, daß man ſie mit Kanonen niederſchießen mußte[1]. Es kann dies zu einer Beſtätigung deſſen dienen, was man über das Benehmen wilder Thiere gegen die ihnen Preis gegebenen alten Chriſten und Märtyrer lieſt[2]. Auch an jenen altteſtamentlichen Propheten, den die Löwen ſchonten, mag der Fall erinnern. Das Wunder iſt allerdings noch größer, wenn es carnivore Beſtien ſind, als wenn der vegetabiliſch lebende, von Natur edle und ſanfte Elephant ſich weigert, unſchuldige und fromme Menſchen zu tödten oder ihre Leichname zu beſchimpfen. Allein auch jene Elephanten waren wohl ſchon an gewaltſame Dinge gewöhnt, da man dort ſolche Thiere zu Scharfrichtereien abrichtet und gebraucht; und es iſt immer intereſſant, einen ganz neuen, ſelbſt von antireligiöſen Zeitungsblättern gemeldeten Fall vor ſich zu haben, wo ſich ein ſo erſtaunliches, die Thatſachen des chriſtlichen Alterthums ſpiegelndes Benehmen von Seiten des Thieres entwickelt.

---

[1] Frankf. Journal vom 21. Januar 1859.

[2] Auch die wildeſten Thiere trauten ſich den Acten der diocletianiſchen Verfolgung nach eine Zeitlang nicht, die Leiber der Heiligen zu berühren und wendeten ſich wohl eher gegen ihre Aufreizer zurück. Zuweilen ſchoſſen ſie wohl auf die ihrer Harrenden los, ließen aber wieder ab, ſo daß ein zweites und drittes Thier losgelaſſen und mit Eiſen und Feuer angeſtachelt werden mußte, bis endlich angebiſſen ward, und auch auf dieſem Wege gelang es zuweilen nicht. Eben ſo nach dem Sendbrief der Kirche von Vienne, auch bei den Märtyrern von Lyon. Blandina bleibt den ganzen Tag in Mitten der Thiere am Pfahle gefeſſelt und keines berührt ſie. Vergl. Acta Martyrum sincera, edit. *Westein* 1713. p. 309. Görres, Myſtik I. S. 214. Chavin de Malan, Geſchichte des heil. Franz von Aſſiſi. München 1844. S. 170.

VIII. Reue und Verſöhnlichkeit.

Eine Hundegeſchichte.

Während eines ſehr kalten Winters fanden die Diener eines großen Landhauſes jeden Morgen bei Eröffnung der Hausthüre einen kleinen, abgemagerten Spitz auf der Schwelle ſitzen, welcher Gelegenheit ſuchte, in's Haus zu kommen. Dies gelang ihm jedoch wegen der einheimiſchen Hunde nicht, die ihn nicht duldeten, wobei ſich beſonders ein Pintſcher feindſelig erwies. Das Fräulein im Hauſe nahm ſich des fremden Hundes an, rief ihn in's Haus und ſchalt den Pintſcher aus. Seitdem befreundeten ſich mit dem Spitz, der nun auch ſein Recht zu behaupten begann und ſich Nichts mehr gefallen ließ, alle übrigen Hunde des Hauſes; nur der Pintſcher grollte boshaft fort und hatte täglich Händel mit ihm. Eines Tages geriethen die beiden Thiere ſo wüthend aneinander, daß Jeder ein Stück von dem Felle des andern in den Zähnen behielt. Nachdem man ſie mit Mühe getrennt hatte, trug man den, wie es ſchien, am ſchlimmſten zugerichteten Spitz in ein Zimmer, während der Pintſcher ausgeſchloſſen blieb. Es dauerte nicht lange, ſo kratzte dieſer an der Thüre. Man hütete ſich, zu öffnen; denn man glaubte, er wolle nur wieder über den Verhaßten herfahren und ihn vollends erwürgen. Da fing er tief und kläglich zu heulen an; der Spitz aber kroch an die Thüre und antwortete in kurzen Lauten auf dieſe Klagetöne. Man ließ den Erſteren endlich herein; er ſtürzte auf den Spitz zu, legte ſich vor ihm auf die Vorderpfoten, umkreiſte ihn unter lautem Heulen, legte ſich endlich zu ihm und leckte ſeine Wunden; dieſer aber ſtreckte ſich hiebei behaglich aus und wedelte. Von da an war alle Feindſchaft und Zwietracht verſchwunden, und man erkannte, daß ſich die beiden Hunde ernſtlich und aufrichtig ausgeſöhnt hatten[1].

Man findet hier Bewußtſein eines unziemlichen Verhaltens, Reue darüber, und Beſtreben, es wieder gut zu machen; Verſöhnung nach grimmiger Feindſchaft und argem, verwundendem Kampf. Man ſieht zugleich, wie ſich dieſe Geſchöpfe verſtehen; denn der Spitz, wiewohl zur größten Furcht vor ſeinem eben noch ſo wüthenden Feinde veranlaßt, erkannte doch ſogleich, wie dieſer vor der Thüre ſeine Klage anhub, welche Veränderung in ihm vorgegangen ſei, was er wolle und daß von nun an Nichts mehr zu beſorgen ſei.

---

[1] Bertha v. Braun. Manuſcript.

IX. Die St. Bernhardshunde.

Jedem unſerer Leſer werden dieſe berühmten Hunde wenigſtens einigermaßen bekannt ſein; doch dürften ſpeciellere Nachrichten und beſondere Auffaſſungen und Darſtellungen, wie wir ſie hier unſerem Zwecke gemäß einreihen wollen, nicht überflüſſig ſein.

Wir tragen die Sache zunächſt ſo vor, wie ſie in dem Taſchenbuche: „Die Alpenroſen,“ in der Naturgeſchichte von Lenz, in Tromlinſon's Domestic animals and their treatment etc. und anderen ſolchen Schriften verzeichnet iſt.

„Ueber den großen St. Bernhard führt ein ſehr betriebener Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden, hohen Felſenthale, von mit Schnee bedeckten Felſen umſchloſſen, ſteht die höchſte menſchliche Wohnung in der alten Welt, das Kloſter des heiligen Bernhard. Hier wohnen zehn bis zwölf fromme Mönche, deren einziges Geſchäft es iſt, die Reiſenden unentgeltlich zu bewirthen, und ihnen alle Hülfe angedeihen zu laſſen. In den acht oder neun Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelavinen den Weg ſehr gefährlich machen, ſtreifen dieſe Geiſtlichen und ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzuſuchen oder Verſunkene zu retten. Schon viele Jahre hindurch bedienen ſie ſich zur Rettung der Verunglückten auch beſonders abgerichteter großer Hunde. Dieſe gehen entweder allein aus oder werden von den

Menſchen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilſchnellem Laufe zu ſeinem Herrn zurück, und gibt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge ſeine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurückſehend, ob man ihm auch folge, und führt ſeinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man dieſen Hunden ein Fläſchchen mit Branntwein oder anderen ſtärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem ermüdeten Wanderer zur Erquickung darzubieten. Ein ſolcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienſte der Menſchheit, und er allein hat in ſeinem Leben mehr als vierzig Menſchen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er ſich an ſeinen Dienſt mahnen. Sobald ſich der Himmel bedeckte, Nebel einſtellten, oder die gefährlichen Schneegeſtöber von Weitem zeigten, hielt ihn Nichts mehr im Kloſter zurück. Dann ſtrich er bellend umher und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurück zu kehren und zu ſehen, ob er nicht einen Sinkenden halten, oder einen Vergrabenen herausſcharren könne; und wenn er nicht helfen konnte, ſo rannte er in ungeheueren Sprüngen nach dem Kloſter hin und holte Hülfe herbei. Als er kraftlos und alt war, ſandte ihn der Prior nach Bern, wo er ſtarb und im Muſeum aufgeſtellt wurde."

Dieſer Hund hat ſich eine ehrenvolle Unſterblichkeit erworben, wie ſie ſonſt nur ausgezeichneten Menſchen zu Theile zu werden pflegt. Ein Bild deſſelben iſt in Bern zu haben und findet ſich in Schinz's Naturgeſchichte und Abbildung der Säugethiere. Im Kloſter ſelbſt hängt ein Gemälde, den Barry mit einem von ihm geretteten Kinde darſtellend. In begeiſterter Weiſe ſpricht über dieſes Thier Scheitlin in ſeiner Thierſeelenkunde. Er ſelbſt war auf dem Berge bei den Mönchen und hat, wie er ſich ausdrückt, „die Ehre gehabt, den heiligen Barry zu ſehen." So übertrieben dieſer Enthuſiasmus Manchem vorkommen mag, ſo glauben wir die Darſtellung des trefflichen Thierpſychologen doch unverändert und unverfälſcht ausheben zu müſſen, das Urtheil darüber dem Leſer anheimſtellend. Einen ſolchen Augen- und Ohrenzeugen ſprechen zu hören, der keine Sagen und Fabeln vorträgt, muß jedenfalls von großem Werthe ſein.

„Der allervortrefflichſte Hund, den wir kennen," ſagt er, „war nicht derjenige, der die Garniſon der Akropolis in Korinth aufweckte; nicht jener Bezerillo, der Hunderte nackter Indianer zerriß [1]; nicht der Hund jenes Henkers, der auf Befehl ſeines Herrn einen angſthabenden Reiſenden ſchützend durch einen langen, finſteren Wald begleitete; nicht derjenige, der zu Hauſe anzeigte, das Müllerkind ſei in den Bach gefallen, noch der in Warſchau, der von der

---

[1] Aber eine alte Indianerin ſchonte, die er zerreißen ſollte und die ihn um ihr Leben bat.

Brücke in den Strom hinabſprang und ein kleines Mädchen dem Tod in den Wellen entriß; nicht der Macaire's, der den Mörder ſeines Herrn anpackte; nicht Benvenuto Cellini's, der die Goldſchmiedegeſellen wach zerrte, als man Juwelen ſtehlen wollte ꝛc. ꝛc. Es iſt Barry, der heilige, auf dem St. Bernhard. Ja, Barry, du höchſter der Hunde, du höchſtes der Thiere! Du warſt ein großer, ſinnvoller Menſchenfreund, mit einer warmen Seele für Unglückliche. Du haſt mehr als vierzig Menſchen das Leben gerettet. Du zogſt, ein Körbchen mit Brod und ein Fläſchchen mit ſtärkender und erquickender Flüſſigkeit am Halſe, aus dem Kloſter in Schneegeſtöber und Thauwetter Tag für Tag, um Verſchneite, Lavinenbedeckte zu ſuchen, ſie hervorzuſcharren, oder im Falle der Unmöglichkeit ſchnell nach Hauſe zu rennen, damit die Kloſterbrüder kämen mit Schaufeln und dir graben hälfen. Du warteteſt nicht, bis man dich ſuchen hieß; du erinnerteſt dich ſelbſt an deine Pflicht, wie ein frommer, gottesfürchtiger Mönch, und ſo wie du nur von Ferne die Ankunft von Nebel und Schneewetter ſahſt, eilteſt du fort.

Du warſt das Gegentheil von einem Todtengräber, du machteſt auferſtehen. Du mußteſt, wie ein feinfühlender Menſch, durch Mitgefühl belehren können; ſonſt hätte jenes hervorgegrabene Knäbchen es gewiß nicht gewagt, ſich auf deinen Rücken zu ſetzen, damit du es in's freundliche Kloſter trügeſt. Angelangt zogſt du an der Klingel der heiligen Pforte, damit du den barmherzigen Brüdern den köſtlichen Findling zur Pflege übergeben könneſt, und als die zarte Laſt dir abgenommen war, eilteſt du ſogleich von Neuem zum Suchen auf und davon. Jedes Gelingen belehrte dich und machte dich froher und theilnehmender. Das iſt der Segen der guten That, daß ſie fortwährend Gutes gebären muß. Aber wie ſprachſt du mit den Gefundenen? Wie flößteſt du ihnen Muth und Troſt ein? Ich würde dir, wenn ich es vermöchte, die Sprache verleihen, damit manche Menſchen von dir lernen könnten [1]).

---

[1]) Ob das fruchten würde? — An dem heutigen Geſchlechte ſcheint Alles verloren zu ſein. Eben lieſt man in den Tagesblättern folgenden Fall. Zu Geeſtemünde beſtiegen drei junge Leute ein Segelboot, um eine Waſſerfahrt zu machen. Sie geriethen auf eine Untiefe und konnten ihr Fahrzeug nicht wieder flott machen. Sie brachten eine ſchreckliche Nacht zu, am Morgen gaben ſie Nothſignale. Man ſah ſie deutlich von verſchiedenen Stellen der oldenburgiſchen Küſte aus und verſtand ihre Signale ſehr wohl. Es fuhren Schiffe vorüber; man erkannte, daß bei ſteigender Fluth der Untergang dieſer Menſchen unzweifelhaft ſei; es wurde kein Verſuch zu ihrer Rettung gemacht. Ein an der Küſte liegender Schiffer war nicht zu bewegen, hinüber zu rudern. Von Bremerhaven ſah man die Gefährdeten durch Fernrohre. Aber erſt, als der Beſitzer des geſtrandeten Fahrzeuges und Prinzipal eines der jungen Leute Zahlung zugeſichert, ſetzte ſich ein Boot in Bewegung. Als es ankam, waren die drei Menſchen bereits von den Wellen fortgeriſſen. Ein ähnlicher Fall war im vorausgegangenen Winter vorgekommen. Ein dortiges Blatt bemerkte dabei: „Wenn ein Baumwollen-Ballen oder ein

Was würde wohl aus dir geworden ſein, wenn du Menſch geweſen wäreſt? — Ein heil. Vincenz, ein Stifter von hundert barmherzigen Orden und Klöſtern. So thateſt du, unermüdlich und ohne Dank zu wollen, zwölf Jahre! Ich hatte die Ehre, dich auf dem Bernhard kennen zu lernen. Ich zog den Hut ehrerbietig, wie ſich's gebührt, vor dir ab. Du ſpielteſt ſo eben mit deinen Kameraden, wie Tiger mit einander ſpielen; ich wollte mich mit dir befreunden, aber du murrteſt, denn du kannteſt mich nicht, ich aber kannte dich ſchon par renommée, und dein Name hat einen guten Klang. Wäre ich unglücklich geweſen, du würdeſt mich nicht angemurrt haben. Nun iſt dein Körper ausgeſtopft im Muſeum zu Bern. Bern that wohl daran, daß es dich, da du alt und ſchwach geworden und der Welt nicht mehr dienen konnteſt, im Prytaneum ernährte, bis du ſtarbſt. Du hatteſt es beſſer, als viele Menſchen, verdient. Wer deinen Körper wohl ausgeſtopft nun in Bern ſieht, ziehe den Hut ab und kaufe dein Bild lithographirt daſelbſt, und hänge es in Rahm und Glas an die Wand ſeines Zimmers, und kaufe auch

---

Stück Treibholz unter den nämlichen Verhältniſſen zu bergen geweſen wäre, ſo hätten ſich nicht zwei, ſondern zwanzig Boote beeilt, eine Wettfahrt darnach anzuſtellen." Vergl. Didaskalia vom 29. April 1860. Das iſt der moraliſche und gemüthliche Standpunkt der Menſchen unſerer Zeit ihrer überwiegenden Mehrheit und Maſſe nach.

dazu das Bild des zarten Knaben auf deinem Rücken, wie du mit ihm vor der Kloſterpforte ſtehſt und klingelſt, und zeige es den Kindern und Schülern und ſage: geh' hin und thue desgleichen, und wirf dafür von den Wänden die Robespierre, Marat, Hannibal, Abällino und andere Mörder- und Räuber-Bildniſſe zum Fenſter hinaus, auf daß das junge Gemüth von Hunden lerne, was es bei Menſchen verlernt: Erbarmen und Menſchlichkeit."

So weit Scheitlin. Nach franzöſiſchen Nachrichten werden die Hunde zu Martinach in Unterwallis erzielt, wo ſich das Noviziat der St. Bernhardsmönche befindet. Sie machen hier eine kurze Schule durch und kommen dann auf den Berg, wo ſie von den alten, geübten Hunden in die Lehre genommen werden und den Menſchen weiter keine Mühe machen. Daß die Thiere einander unterrichten und erziehen, iſt bekannt; wir werden unten darüber beſonders handeln. Doch betrifft das gewöhnlich nur thieriſche Verrichtungen und Künſte zur Erhaltung oder Ergötzung des Thieres und der Thiergattung ſelbſt. In unſerem Falle ſind es menſchliche Intereſſen, die ſich die Hunde angeeignet haben und in deren Dienſte ſie nicht nur ſelber thätig ſind, ſondern auch einander anregen und anweiſen. Man las übrigens ſchon vor Jahren, daß die Race im Ausſterben begriffen, indem ſie den aus den franzöſiſchen Kriegszügen für ſie erwachſenden Aufgaben und Anſtrengungen zum Opfer gefallen. Die Intelligenz, die dieſe Hunde bei ihren menſchenfreundlichen Bemühungen bewieſen, ward im Lande geradezu für ein göttliches Wunder gehalten, ihr Leben dem eines menſchlichen gleich geſchätzt und ihre Tödtung wie ein Menſchenmord gerächt. Ein franzöſiſcher Officier begegnete einem dieſer dem Volke heiligen Thiere, wie es, mit Erfriſchungen beladen, auf Menſchenrettung ausging. Er wollte ſich die Branntweinflaſche, die es trug, zu Gemüthe ziehen; der Hund aber gab ſie nicht, ſondern nahm vor dem Räuber die Flucht. Dieſer tödtete ihn durch einen Schuß, ward aber ſofort ergriffen und zur Strafe für dieſe Unthat ſofort ebenfalls erſchoſſen [1]).

---

[1]) Vergl. Thalysie ou la nouvelle existence par *Gleizès*. Paris 1841. II. p. 163 f. „Ces chiens, originaires de New-Yorc, d'autres disent de la Camargue, naissent maintenant à Martigny dans le Bas-Vallais, où est le noviciat des religieux du mont Saint-Bernard. Ils y font le leur en quelque manière et montent avec les jeunes frères sur la montagne, pour y occuper les places vacantes. Ce noviciat, au reste, se réduit pour eux à peu de chose à Martigny, car il est bien remarquable, que ce sont les vieux chiens, qui instruisent au monastère les nouveaux venus. Le zèle et le dévouement de ces animaux n'a d'egal que leur intelligence, et l'on apprendra avec peine qu'ils ont presque tous péri à l'époque de nos dernières guerres d'Italie; ils ont succombé sous le faix de leur courses trop répetées, ce qui n'étonnera point si l'on songe que leur charge est ordinairement de quatre livres, qu'ils portent à leur bouche à travers les neiges. Leur habileté à découvrir les hommes ensevelis sous ces neiges est si grande, qu'elle paraît moins tenir à un instinct supé-

Neueſtens lieſt man in Zeitungen, daß die Race auf dem Bernhard und in dem Simplonkloſter zu Ende gegangen; nur im St. Gotthardskloſter ſeien noch zwei Exemplare vorhanden. Seit einiger Zeit ſeien ſie durch Hunde aus Cronberg in Württemberg erſetzt worden, die durch ſeinen Geruch und Spürkraft ausgezeichnet ſeien. Der dortige Stadtrath Heinrich Eſſig habe dem St. Bernhardskloſter ein Paar ſeiner Hunde geſchenkt, werde auch dem Gotthardskloſter ein Paar zuſenden. Die alte Race, wird hier behauptet, ſei von den Pyrenäen her, wo dergleichen Hunde zu Wolfs- und Bärenjagden verwendet würden. Wenn das richtig iſt, welche Veränderung in den

---

rieur, qu'à la volonté particulière de celui qui donne la robe selon le froid; et c'est l'idée qu'on en a dans le pays. Il ne leur est jamais arrivé de se méprendre, et de porter leur tribut à d'autres qu'à ceux qui en avait besoin. Dans les guerres que je viens de rappeler, un officier de notre armée ayant rencontré un de ces animaux qui allait remplir ces pieuses fonctions, voulut lui dérober un de ces flacons pleins d'eau-de-vie, qu'ils portent, avec les autres provisions, pour ranimer les mourans. Le chien, devinant les mauvaises intentions de cet officier, se prit à fuir. Ce fut en vain; celui-ci l'arrêta pour toujours en lui tirant un coup de fusil dans la tête. Mais il ne put recueiller le fruit de son crime. Son action inspira une telle horreur, qu'il fut saisi aussitôt et condamné à périr du même supplice que le chien, sur le lieu couvert du sang de ce noble animal, auquel le sien ne méritait pas d'être mêlé."

Seelen dieſer Thiere iſt dann durch die liebreichen Mönche hervorgebracht worden! Dort mußten ſie ihre phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte nur beſtialiſch auf Verfolgung, Angriff und Mord richten; hier wurden ſie bis zur Menſchlichkeit im Sinne der reinſten Humanität emporgeſteigert. So weit hat es hier das katholiſche Chriſtenthum und das vielgeſcholtene Mönchsthum notoriſch und unwiderſprechlich mit dem Thiere gebracht.

X. Ein merkwürdiger Kater.

Ich beſaß einen in meinem Hauſe von einer ſchwarzen Katze geborenen jungen Kater, der ſehr groß, ſtark, ſchön und klug wurde und ſich ſehr eigenthümlich benahm. Wir hießen ihn den Löwentiger. Er war oben und auf der Seite ſilbergrau mit ſchwarzen Streifen, hatte auf der Stirne eine regelmäßig gezeichnete, einem lateiniſchen M ähnliche Figur, die ſich wie ein fürſtlicher Schmuck ausnahm und auf der Bruſt einen ſchneeweißen Fleck oder Stern; war weiter unten goldgelb und noch weiter hinten auf dem Bauche purpurroth gefärbt, ſo daß es, wenn ich ihn bei den Vorderpfoten aufhob, wie eine prächtige Morgenröthe anzuſehen war [1]). Auch war er außerordentlich ſein und weich anzufühlen. Ich habe nie etwas Aehnliches getroffen und weiß nicht, ob es ſonſt noch vorkommt. Dieſer junge Kater war ſehr ſanft, umgänglich und vertraut mit mir, und da ich ihm alles Mögliche geſtattete, ſo nahm er ſich unbedenklich auch alles Mögliche heraus und behandelte mich ganz nach Belieben, doch ſtets mit der größten Liebe und Zärtlichkeit und ohne jemals eine Spur von Falſchheit und Tücke zu zeigen. Er liebte es, wenn ich ſtudirte, neben mir auf dem Tiſche zu ſitzen; ſpielte ich Clavier, ſo legte er ſich der Länge nach auf die Claviatur, bedeckte ſie mit Körper und Schweif gänzlich und ſchnurrte dazu, ſo daß ich nicht mehr ſpielen konnte, was ich mir

---

[1]) Hier kann ein Umſtand auffallen, der wider eine zoologiſche Regel ſtreitet. „Jede Katze, an welcher ein ſtark in die Augen fallender Unterſchied von drei Farben

---

zu ſehen, iſt ein Weibchen. Kater ſind nur ein- oder zweifarbig, oder wenn ſie dreifarbig ſind, ſo ſticht wenigſtens die eine Farbe nicht ſtark von der andern ab.“ So war ein Kater nach Lenz weiß mit grauen Flecken und hinter den Ohren braun. Die Farben meines Katers waren Hellgrau, Schwarz, Gold, Purpur, Schneeweiß; das waren fünf Farben, oder wenn man Grau und Schwarz und eben ſo Gold und Purpur, als nicht ſehr differirend, zuſammen nehmen will, ſo kommen doch immer drei von einander ſehr abſtechende Farben heraus. Man ſieht, wie in manchem anderen Falle, auch hier wieder, daß die Natur ſich nicht an ſo feſte, unveränderliche Geſetze bindet, als man wohl denkt und vorgibt, daß ſich nie Etwas in ihr unbedingt fixiren und als abſolute Norm ausſprechen läßt, daß man immer auf irgend eine Ausnahme, einen Strich durch unſere wiſſenſchaftlichen Rechnungen gefaßt ſein muß.

lächelnd gefallen ließ. Er hatte auch den Gebrauch, an meinem Schlafrock empor und auf meine Schulter zu ſpringen, wo er ſich feſtſetzte, und ſelbſt wenn ich herumging ſitzen blieb, ſo daß ich ihn mit mir herumtragen mußte. Er verſuchte dergleichen auch wohl bei Anderen, die zu mir kamen und die er deshalb ebenfalls für ſeine Freunde anſah und eben ſo behandeln zu dürfen glaubte, was mich in große Verlegenheiten ſetzte. So waren einmal ein paar Frauenzimmer bei mir; mein Löwentiger, auf den man im Geſpräche nicht achtete, machte einen Satz und ſprang einer jungen Dame von hinten auf den nur mit einem dünnen Flore bedeckten Nacken, ſo daß ſie ſich, die nicht wußte, was es war, wie von einem mörderiſchen Ungeheuer überfallen und verwundet fühlte und einen entſetzlichen Schrei ausſtieß. War er im Hofe, ich aber an einem Fenſter, das in dieſen Hof hinaus ging, und in deſſen Nähe ein Baum ſtand, ſo durfte ich nur rufen; gleich war er auf dem Baum und ſprang von einem Aſte deſſelben mit einem kühnen Satze zu mir herüber in's Fenſter hinein. Ich ſetzte zuweilen, um denen, die an dem Thiere Freude hatten, ſeine Klugheit zu zeigen, ein oben enges Gefäß mit fetter Milch auf den Tiſch. Der Kater ſetzte ſich davor ganz gravitätiſch hin, ſteckte die Pfote hinein, zog ſie ganz weiß wieder heraus und leckte ſie behaglich ab; dies trieb er ſo lange, bis die Milch zu Ende war [1]). Ich hatte ihn indeß nicht

---

1) Jeſſe erzählt, wie Ratten in eine Oelflaſche ihre Schwänze

lange genug in meinem Beſitze, um ſeine vollſtändige Entwicklung zu ſehen; er wurde mir geſtohlen und ich weiß nicht, was aus ihm geworden iſt.

XI. Ratten und Mäuſe.

Wenn wir von Thieren, die wir achten, ſchätzen, lieben, etwas Außerordentliches, für ſie Ehrenvolles und in Verwunderung Setzendes hören, ſo wird uns das doch immer noch nicht ſo ganz befremdlich ſein, als wenn man dergleichen Züge von Geſchöpfen berichtet, die wir verachten, die uns geiſt- und gemüthlos vorkommen, oder die uns ihrer

---

eintauchten und dieſe dann ableckten. **Froriep**, Notizen. Bd. XL. S. 138. Vergl. **Lenz** unter „Wanderratte" S. 391. Ein Affe, der eine Branntweinflaſche offen, aber angepicht fand, brauchte Anfangs Zunge und Finger; dann warf er ſo lange Sand hinein, bis der Branntwein überlief. **Degrandpré**, Reiſe nach der weſtl. Küſte von Afrika. Weimar 1801. S. 13. **Burdach**, Blicke in's Leben I. S. 242. Ich habe zuweilen Anderen zu rathen gegeben, wie es der Affe in jenem Falle gemacht; Niemand kam auf den Kniff. Ein Rabe, der das in einer Urne befindliche Waſſer nicht erreichen konnte, warf Steinchen hinein und machte dadurch das Waſſer ſteigen. **Plinius**, hist. nat. X, 60. Nach **Aelian** II, 48. iſt dieſer Kunſtgriff den libyſchen Raben eigen; ſie wiſſen, ſagt er, daß zwei Körper nicht einen Raum einnehmen können. Auch andere alte Autoren ſprechen davon.

Läſtigkeit und Schädlichkeit wegen widerwärtig und verhaßt ſind und nur geeignet zu ſein ſcheinen, von uns ſchonungslos verfolgt und vertilgt zu werden, wie diejenigen, von denen hier die Rede ſein ſoll. Welche Entdeckung, ſogar auch in ſolchen Thieren nicht nur viel Intelligenz, ſondern auch viel Herz und Gefühl zu erkennen, ihnen Eigenſchaften und Handlungsweiſen zugeſtehen zu müſſen, die wir uns ſelbſt zur höchſten Ehre rechnen, und die oft im bedauerlichſten Grade trotz unſerer natürlichen Höherſtellung und trotz unſerer Bildung, Erziehung, Moral und Religion uns ſelber fehlen!

Von dem Muſikſinn und den Tanzkünſten der Ratten und Mäuſe iſt in der Abhandlung von den muſikaliſchen Thieren die Rede. In Gefängniſſen dienen ſie oft zur Unterhaltung der Eingekerkerten. Der bekannte Baron v. Trenck hatte eine Maus ſo zahm gemacht, daß ſie auf ſeinen Ruf herbei kam und ihm auf die Schulter ſprang. Ein Officier nahm ſie ihm weg; ſie entwiſchte jedoch, kauerte ſich in eine Ecke vor der Gefängnißzelle und huſchte hinein, als ſie geöffnet wurde. Man nahm ſie nochmals weg und ſperrte ſie in einen Käfig; da nahm ſie keine Nahrung mehr und ſtarb am dritten Tage. Als ſich Crébillon im Gefängniſſe zu Vincennes befand, ward er Nachts durch eine ungeheuere Ratte erſchreckt, die ſich zu ihm geſellte, und von der er nicht wußte, was es ſei. Mittags, da er ſpeiſte, kam ſie auf den Tiſch zu ihm. Der vorige Gefangene hatte ſie aufgezogen und zahm gemacht;

und Crébillon überwand den Abſcheu, den er vor ſolchen Thieren hatte, und gewann ſie ſo lieb, daß er ſie bei ſeiner Befreiung mit fort nach Paris genommen hätte, wenn man es zugegeben hätte. Ein Gefangener zu Genf hatte 1825 eine junge Ratte gezähmt, ſo daß ſie ihm unter die Weſte an die Bruſt kroch, und da Stunden lang ruhig lag; ſie entfloh, als er ſie einſt wegen unreinlicher Aufführung zu ſtark gezüchtigt hatte; kam aber nach einem Monat wieder. Als er das Gefängniß verlaſſen, fraß ſie nicht mehr und man fand ſie nach drei Tagen todt in einem alten Tuche, das der Gefangene zurückgelaſſen hatte [1]. H. M. de Latude, der 38 Jahre lang in Staatsgefängniſſen zubrachte, erzählt in ſeinen Memoiren, wie er ſich daſelbſt die Ratten zähmte. In der Baſtille brachte er es zunächſt dahin, daß deren zwei auf ſeinen Ruf kamen und aus ſeiner Hand fraßen. Nun wollten auch andere Ratten ſeine Gunſt theilen, die Zahl ſtieg auf zehn; ſie ließen ſich unter dem Halſe krabbeln, jede bekam ihren Namen und hörte darauf, wie ein Hund. Es verging kein Jahr, ſo waren es 26 Stück, die zuſammen eine Familie ausmachten und keine Fremden duldeten. Ein unter Ratten erzieltes ſocialiſtiſches Zähmungs- und Bildungsreſultat! Der Verfaſſer der Merveilles de la nature ſah 1741 zu Bourges einen Deutſchen, der ſechs Ratten dreſſirt hatte. Sie befanden ſich in einer Schachtel; dieſelbe wurde auf den Tiſch geſtellt, der Meiſter ſtand davor mit einem Stöckchen. Er öffnete die Schachtel, aber keine kam heraus,

---

1) Morgenblatt vom 26. Juni 1826.

wenn er ſie nicht mit Namen rief. Geſchah dies, ſo lief die Gerufene an ihm empor, hüpfte auf den Stab, ſetzte ſich darauf und grüßte alle Zuſchauer. Dann horchte ſie auf die Befehle ihres Herrn, die ſie pünktlich vollzog. Sie lief auf dem Stabe auf und ab, ſtellte ſich todt, hängte ſich mit der linken und dann mit der rechten Pfote auf, wie es ihr befohlen ward. Der Lohn dafür war, daß ſie die Erlaubniß erhielt, an ihm empor zu laufen, ihm das Geſicht zu lecken und eine halbe Nuß zu freſſen, die er im Munde hielt. So mußten auch die fünf anderen Kunſtſtücke machen, und wurden eben ſo belohnt, eine ausgenommen, die einen Fehler machte, und ſtatt der Nuß eine Strafpredigt erhielt, die ſie demüthig und mit geſenktem Kopfe anhörte, und ſich dann beſchämt in die Schachtel verkroch. Darauf mußten die fünf auf dem Tiſche beſtimmte Bewegungen, eine Art Tanz ausführen, zuletzt kam es zu Geſchrei und Balgerei; einige Damen geriethen in Angſt; da ſagte der Mann nur ein Wort und es war Friede. Während des Tanzes guckte die in die Schachtel verbannte Sünderin heimlich hervor und ſah den anderen zu [1]).

Wir wollen nun von den moraliſchen Eigenſchaften dieſer Thiere ſprechen, die ſie in ihrer wunderbaren Liebe zu Jungen und Eltern und zu unglücklichen, hülfsbedürftigen Weſen ihrer Gattung entwickeln.

„Den Ruhm," ſagt Lenz, „muß man Ratten und Mäuſen laſſen, daß ſie ihre Jungen ſehr treulich pflegen und lieben." Von der Pietät der Ratten gegen ihre Eltern ſpricht ſchon **Plinius** VIII, 82. „Ihre alterſchwachen Eltern nähren ſie mit ausgezeichneter Zärtlichkeit." — „Die Ratte," bemerkt **Rebau**, „iſt nicht ſo verabſcheuungswürdig, als ſie uns durch ihre gefräßige und diebiſche Natur erſcheint; ſie hat auch Eigenſchaften, welche dem Menſchen zum Muſter zu dienen im Stande ſind. Man hat an den Ratten Beiſpiele des Mitleids und der Barmherzigkeit beobachtet, welche wirklich rührend ſind und unſere größte Bewunderung verdienen. Man hat geſehen, daß alte, blinde Ratten von jüngeren auf das Sorgfältigſte verpflegt, ſanft am Ohr geführt und auf jede ihnen nöthige Weiſe bedient worden ſind. Höchſt merkwürdig iſt beſonders die aufopfernde Liebe, mit welcher der ſogenannte **Rattenkönig** von ihnen verpflegt wird." Dieſer letztere nämlich iſt keine bloße Fabel, ſondern beſteht aus einer zuweilen wirklich vorkommenden Brut von Ratten, die mit ihren Schwänzen unzertrennbar zuſammengewachſen iſt. Die unglücklichen Geſchöpfe, die nicht von der Stelle können, werden erſt von der Mutter ernährt; dann kommen auch andere Ratten und pflegen dieſelben, damit ſie nicht verhungern und verderben müſſen. Sogenannte Rattenkönige werden in mehreren Kabinetten, wie zu Dresden, Altenburg, Erfurt, Wernigerode und Sondershauſen aufbewahrt [1].

---

[1]) Vergl. Lenz, gemeinnütz. Naturgeſchichte unter „Maus."

---

[1] Vergl. **Bellermann** über den Rattenkönig. Berlin 1820. Fünfter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde.

„Es wird wiederholt behauptet," ſagt Scheitlin, „daß die Jungen die alten, blinden aus den Löchern an die Sonne führen, und ſie, wenn Gefahr droht, mit eigener Lebensgefahr zuerſt in die Löcher hineinzufliehen nöthigen." Joſeph Purdew beobachtete zwei Ratten, die eine dritte große und, wie es ſchien, alte, unbehülfliche und ſtumpfſinnige aus dem Loche ſchleppten, mit geſammelten Broſamen fütterten, bei entſtandenem Geräuſche mit großem Geſchrei von der ihr drohenden Gefahr unterrichteten und ſich ſelbſt nicht eher retteten, bis die alte, deren Rückzug ſie gleichſam deckten, in Sicherheit war [1]. In der „Gartenlaube" von Stolle und Diezmann 1858. Nr. 51. S. 732 ff. ſteht die Beſchreibung und Abbildung einer Londoner „Rattenſchlacht." In einem Saale iſt ein Sandplatz mit Einfaſſung hergerichtet, da werden Ratten von Bullenbeißern erwürgt, wobei die vornehmſten Leute zuſehen und ihre noble Freude daran haben. Der Berichterſtatter erzählt ausführlich, was wir nur der Hauptſache nach kurz ausheben wollen. Eine Anzahl von 50 Ratten wurde losgelaſſen; ſie rannten in ſchrecklicher Angſt umher; nur drei davon ſchloſſen ſich eng an einander an und bewegten ſich nicht von der Stelle. Die größte von dieſen war in die Mitte

---

Rebau's Naturgeſchichte. Reutlingen 1840. I. S. 62 f. Oken's Naturgeſchichte VII. Abth. II. S. 719. Lenz Naturgeſchichte. I. 388.

[1] Muſeum des Wundervollen I. St. 5. Leipzig 1804. S. 363 f. unter der Aufſchrift: „Kindliche Liebe der Ratten."

genommen; ſie ſchien ſehr alt und verlebt zu ſein; ihre matten Augen ließen auf Erblindung ſchließen, ſie verrieth keine Unruhe. Die beiden anderen zeigten in ihren Barthaaren und blitzenden Augen deſto mehr innere Aufregung an; man merkte, daß ſie die Alte zu vertheidigen im Sinne hatten. Zwei Hunde ſtürzten ſich auf ihre Opfer und bedeckten den Schauplatz mit Leichen und Blut. Die drei beſchriebenen Ratten entgingen vor der Hand gerade durch ihre Unbeweglichkeit dem allgemeinen Blutbade; nun aber kam die Reihe auch an ſie. Einer der Hunde wollte die alte Ratte erwürgen; in dem Momente wurde er von den beiden andern mit den Zähnen gepackt; er ſchüttelte ſie los, ſie biſſen ſich wieder an und ſo fort; der Hund ſchrie vor Schmerz, es lief ihm das Blut von den Backen herab; er ließ aber nicht ab, zermalmte die Alte, und wollte über eine der beiden anderen, die ihm aber auf den Rücken ſprang, ſich auf die Barriere hinaufſchwang und von da auf den Kampfplatz herunterblickte. Auch ihr Kamerad wurde getödtet; da ſprang ſie ſchnell hinab, dem ſie erwartenden Tod entgegen; „ſie wollte ohne Zweifel diejenigen, die ihr theuer geweſen, nicht überleben.“ Ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung erfolgte. Einer der anweſenden Lords ließ nun einen großen Hund holen, der den Rattentödter umbringen mußte; dann wurden die drei Ratten nebſt Hund ausgeſtopft, in der Stellung des Kampfes gruppirt und der Gallerie von Natur- und Kunſtgegenſtänden des edlen Lords einverleibt. Das ſind engliſche Beluſtigungen. Sie dienen offenbar mehr den Ratten, als den Menſchen, namentlich der reichen und vornehmen Welt des ſtolzen Englands, zur Ehre.

XII. Kameel, Eſel, Rennthier.

Dreierlei Thiere gibt es, die ſich durch eine wunderbare Verbindung von dreierlei Eigenſchaften auszeichnen. Dieſe letzteren ſind 1) Genügſamkeit und Entbehrungsfähigkeit, 2) Leiſtungskraft und 3) vorzügliche Milcherzeugung, wozu theilweiſe noch eine beſondere Fettanhäufung kommt. Bei ſchlechter, dürrer, karger Koſt wird Schätzenswertheſtes geleiſtet und Koſtbarſtes im eigenen Leibe erzeugt! Wir wollen dieſe merkwürdige zoologiſche Trias näher betrachten.

Das Kameel erſtlich, dieſes „Schiff der Wüſte,“ wie es der Araber nennt, ſcheint auch in der That ganz für die Sand- und Steppenländer Aſiens und Afrikas berechnet und geſchaffen zu ſein und iſt dem Araber ſo nothwendig, wie dem Lappländer das Rennthier. Es iſt äußerſt mäßig und genügſam, nimmt mit der allerſchlechteſten Koſt vorlieb, ja kann des Fraßes und Trunkes lange gänzlich entbehren. Seine Nahrung ſind namentlich die dürren, holzigen, dornigen Gewächſe der Wüſte; es frißt die eiſenfeſten, fünf Zoll langen Stacheln der Mimoſen mit großem Behagen, und kann mit ſteinharten Dattelkernen gefüttert werden; nach der Verſicherung des Engländers Beeſchay iſt ein Weidenkorb noch immer ein ganz gutes Eſſen für daſſelbe. In der Hitzezeit frißt es vierzig Tage lang faſt gar Nichts. Dazu kann es unglaublich lange durſten; es werden Zeiträume von acht, zwölf, vierzehn, zwanzig Tagen angegeben. Kalmücken, Kirgiſen, Buräten haben eine Menge Trampelthiere, die es in den ärmſten Sandwüſten aushalten und ſich mit ſalzigen und bitteren Kräutern begnügen. Bei den Buräten und Mongolen ertragen ſie den langen Winter ohne Obdach und nähren ſich im Schnee von Weiden und Zwergbirken. Dieſes ſo kümmerlich lebende Thier bringt in ſeiner Milch gleichwohl einen Stoff hervor, von dem man vorzüglich, ja ausſchließlich leben und bei dem man ſich fabelhaft lange erhalten kann. Jene abgelebten Greiſe der Mauren, von denen man angibt, daß ſie gegen oder über dreihundert Jahre alt geweſen, hatten in ihrem langen Leben ſelten etwas Anderes, als Kameelsmilch, genoſſen [1]). Dieſe Milch iſt bekanntlich ſo fett, daß ſie mit Waſſer verdünnt werden muß, um genießbar zu ſein. Dazu kommt noch eine große Sonderbarkeit, der Kameelbuckel, der eigentlich nichts Anderes, als ein auf dem Rücken des Thieres angebrachtes Fettmagazin iſt. Er beſteht aus einem lockeren Gewebe, welches ſich unter günſtigen Umſtänden dermaßen mit Fett anfüllt, daß er hoch emporwächſt und eine ſteife Maſſe bildet. Bei dem Trampelthier erſcheint ſogar eine doppelte Anhäu-

---

1) Vergleiche James Riley, Schickſale und Reiſen an der Weſtküſte und im Innern von Afrika 1815.

ſung der Art. Aeſthetiſch ſchön und reizend iſt hier Nichts; um ſo bewundernswürdiger waltet dagegen das teleologiſche Schöpfungsprincip.

Auch in dem Eſel tritt uns ein nicht nur ſehr dienſtbares und duldſames, ſondern auch ſehr genügſames Thier entgegen, das ſich mit dem ſchlechteſten Gras und Heu, mit Kleien und ſtacheligen Kräutern begnügt. Und auch hier wieder finden wir die Erſcheinung einer vorzüglichen Milcherzeugung; die Eſelsmilch iſt ſehr nahrhaft und ein bekanntes Heilmittel für Schwindſüchtige. So rächt ſich dieſes arme Geſchöpf gleichſam in der edelſten Weiſe für die unbarmherzigen Schläge, Stöße und Stiche, die ihm der Menſch verſetzt und für den verachteten Zuſtand, zu dem es derſelbe herabgedrückt hat.

Von ähnlicher Bedeutung und Natur iſt endlich das Rennthier. Es iſt den kälteſten Gegenden des geſammten Nordens zugetheilt. Viele Völkerſchaften leben faſt bloß von ihm, welches zahm in großer Menge gehalten wird, Kleidung und Nahrung liefert und als Zug-, Laſt- und Reitthier benutzt werden kann, namentlich den Schlitten zieht, über den ungebahnten Schnee läuft, ſich ſeine Nahrung ſelbſt ſucht und keines Obdaches und Stalles bedarf. Es muß ſich mit den wenigen Gewächſen begnügen, die ihm Lappland, Spitzbergen, Grönland, Nowaja-Semla, überhaupt die Länder des hohen Nordens, darbieten, welche ſeine Heimath ſind. Die Rennthierheerden, welche die Wohlthat und den Reichthum der nordiſchen Völkerſchaften ausmachen, ſind wunderleicht zu halten. Sie kommen nie unter Dach, ſuchen ſich das ganze Jahr über ihr Futter ſelbſt und leben im Winter von Flechten, die ſie ſich aus dem Schnee hervorſcharren. Bei ſolcher Lebensart iſt dieſes Thier gleichwohl des Fettwerdens und der ausgezeichnetſten Milcherzeugung fähig. Wenn es abmagert, ſo iſt dies nicht der Kälte und armſeligen Nahrung, ſondern der von Inſekten verurſachten Wunden und Beulen wegen, womit es im Frühling und Sommer bedeckt zu ſein pflegt. Im Herbſte iſt es wohlgenährt und ſein Fleiſch gut und ſchmackhaft, weßhalb es auch zu dieſer Zeit geſchlachtet zu werden pflegt. Die von der Plage der Oeſtruslarven freien Thiere ſind nach John Franklin jedesmal feiſt; die Männchen haben nach St. King im Oktober eine drei bis ſechs Zoll dicke Fettlage unter der Haut des Rückens und Schenkels. Das Fleiſch des Rennthiers wird ſeines vielen Fettes wegen dem Hirſchfleiſche vorgezogen; die Milch iſt ſehr dick, ſchmeckt vortrefflich, wird ſchon durch ein geringes Schütteln zu ſchneeweißer Butter, gibt einen guten Käſe und iſt äußerſt nährend, ſo daß man kaum einen Löffel voll genießen kann. Im Sommer lebt der Lappländer, der nicht am Seeſtrande wohnt, faſt einzig von Rennthiermilch, in welcher er oft eine Art von Sauerampfer kocht.

Das ſind auch Wunder, Dinge, die dem „geſunden Menſchenverſtande“ ebenfalls widerſtreiten und die von ihm, wenn er conſequent wäre, eben ſo gut geläugnet werden müßten, als manches Andere, das für vogelfrei gilt, weil es nicht der täglichen Erfahrung angehört und in ein Gebiet fällt, über das in unſerer wiſſenſchaftlichen Welt von vornherein der Stab gebrochen iſt. Die Lehre aber, die aus ſolchen von der Natur gelieferten myſtiſchen Thatſachen zu ziehen wäre, iſt dieſe, daß es ſelbſt in Betreff des phyſiſchen Gedeihens lebendiger Weſen, der körperlichen Ernährung, Säfteerzeugung und Leiſtungsfähigkeit nicht ganz nur auf die nach gewöhnlicher Vorſtellung nöthige Qualität und Quantität der Nahrungsſtoffe ankomme — eine Lehre, die zwar ſchon in einem alten, bekannten, in der ganzen Welt verbreiteten Buche gepredigt und durch menſchliche Beiſpiele belegt wird 1), doch umſonſt, zumal in unſerer Zeit und Welt, wo dies Buch ſo gut als gar nicht mehr beachtet, geleſen, ſtudirt und gekannt wird; weßhalb es zeitgemäß iſt, ſtatt deſſen auf das Buch der Natur zu verweiſen, welches die Bibel und erklärte Erkenntniß-

---

1) Dan. 1, 8 ff. Daniel und ſeine Gefährten wollen nicht, wie Nebucadnezar verordnet hatte, von der eigenen Tafel deſſelben koſtbar und reichlich geſpeiſt und getränkt ſein; ſie wollen ſich mit Gemüſe und Waſſer begnügen. Der Oberſte der Kämmlinge fürchtet, die Knaben möchten ein ſchlechtes Ausſehen bekommen und er möchte deßhalb zur Rechenſchaft gezogen werden und ſein Leben verlieren. Es wird indeſſen eine Probe gemacht. „Und nach Verlauf von zehn Tagen erſchien ihr Ausſehen beſſer und völliger von Fleiſch, als alle die Knaben, welche die Leckerbiſſen des Königes aßen.“

quelle der Neuzeit iſt und auch in der That eine recht gute Bibel und Offenbarung Gottes wäre, wenn man nur Einſicht und guten Willen genug hätte, daſſelbe zu verſtehen und ſich auch in höherer Beziehung zu Nutze zu machen [1]. Auf dieſem Wege würde man auch wohl die eigentlich ſogenannte Bibel wieder ſchätzen und goutiren lernen, und zu der Einſicht kommen, daß dieſelbe mit der in Natur und Weltall ausgeprägten göttlichen Offenbarung in keinem ſo großen Widerſpruche ſteht, als es den Anſchein hat. Auch das würde ſich am Ende herausſtellen, daß ſie der hl. Geiſt keineswegs im ſpeciellen Intereſſe des Proteſtantismus eingegeben hat, daß ſie vielmehr ſo gut katholiſch iſt, als die große, allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur, daß namentlich das aller heilſamen Zucht und Schranke entbundene proteſtantiſche Regime, das ein ſo geſchätztes und charakteriſtiſches Moment dieſer Confeſſion ausmacht, ſo wenig von der einen, als von der anderen dieſer heiligen Bücher gutgeheißen wird.

---

[1] Mundum codicem Dei vivum esse intellexi, ſagt Campanella, der 1568—1639 lebte, und ſchon Raymund von Sabunde, der in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu Toulouſe Theologie, Philoſophie und Medicin lehrte: „Der Menſch hat von Gott zwei Bücher erhalten, das Buch der Schöpfung und das der heiligen Schrift. Denn jedes Geſchöpf iſt ein durch Gottes Finger geſchriebener Buchſtabe, der eine Erkennt- enthält ꝛc.“ Eine „Bibel der Natur,“ ſchrieb bekanntlich Swammerdam und ſo könnte noch Mehreres angeführt werden.

XIII. Zur Ornithologie.

1.

Erlaube man uns zunächſt, an die Art und Weiſe zu erinnern, in der die geflügelten Bewohner des Luftkreiſes vom Alterthum aufgefaßt worden ſind.

Von ihrer Intelligenz erſtlich hatte man die höchſten Begriffe, brachte dieſe wunderbaren Geſchöpfe auch ganz beſonders mit der Gottheit in Verbindung und glaubte, daß ſie ihr zu ganz beſonders geeigneten Werkzeugen dienten, um den Sterblichen ihren Willen zu verkündigen, wie es ſich in alter Religion, Symbolik, Mythologie, Weiſſagekunſt in bekannter Weiſe ausgeprägt und in Sage und Glauben des Volkes noch bis in ſpäte Zeiten hinein einigermaßen erhalten hat. Wir ſehen den Vogel immer mit dem Höchſten verknüpft. In der nordiſchen Götterlehre kommen als beſtändige Begleiter Odhin's zwei Raben vor, deren Namen Denkkraft und Erinnerung ausdrücken. Die Griechen haben ihrem Götterkönig den Adler beigegeben. In der indiſchen Mythologie finden wir den Vogel Hanſa, welcher der beſtändige Begleiter des Brahman und der Saraswati und das Symbol der Klugheit und des theilnehmenden Mitleides iſt. Dieſer Vogel iſt der Art nach ganz der ägyptiſche Mumien-Ibis; die Araber nennen den Ibis noch jetzt Abu Hans, Vater Hans[1]. Der Name hängt wohl mit dem lat. anas, anser, griech. χην, dor.

---

[1] Bohlen's altes Indien I. S. 192.

χην, deutſch Ente, im Dialekt Antvogel, Gans, zuſammen, welches letztere ſchon Plinius[1]) in der Form ganta oder ganza kennt und nennt. Es iſt ein uraltes Wort, das ſich in die Sprachen zerſtreute und da verſchiedene Geſtalten und ſpezielle Bedeutungen annahm: an, han, gan, ant, ans; auch mit w und f: an, wan, fan u. ſ. w. Daher ferner: Hahn, Henne, Huhn, griech. οἰωνος, Vogel, Weiſſagevogel; aus wan, swan iſt unſer Schwan geworden, griech. φηνη, φηνις, eine Adlerart, penna, pinna, pannus, u. ſ. w. Und nun iſt es intereſſant, wie damit die Wörter für denken, merken, wiſſen, vorauswiſſen ſtimmen, vergl. ahnen, ſchwanen, in der Redensart: „es ſchwant mir,“ ahnden, Wahn d. i. Gedanke; Argwohn, ein arger, böſer Gedanke. Der Vogel war und hieß dem Alterthum der denkende, ahnende, wiſſende; ja man ſchrieb ihm geradezu Allwiſſenheit zu. Die Griechen hatten eine umfaſſende οἰωνιστικη, die Römer ſyſtematiſche Auſpicien und Augurien. „Auch den deutſchen Heiden galten Vögel für Götterboten und für Verkündiger wichtiger Nachrichten.“ Grimm[2]) führt Redensarten, wie folgende an: „Das hat mir ein Vogel geſungen.“ — „Welcher Vogel hat dir das in die Ohren getragen?“ Die orientaliſche Sage vom Könige Suleiman oder Salomo, der nicht nur über die Menſchen, ſondern auch über Geiſter und Thiere herrſchte, ſtellt ihm zwei Weſire vom erſten Range zur Seite.

---

1) Naturgeſchichte X, 22.

2) Mythologie unter „Angang.“

Von dieſen ſoll der eine der große Philoſoph und Kapellmeiſter Aſſaf, der andere aber der weiſe Vogelfürſt Simurg geweſen ſein, welchen der große Monarch nicht nur in den die Vögel betreffenden Angelegenheiten, ſondern auch in ſeinen andern Reichsgeſchäften um Rath gefragt, während ihm der Wiedehopf Hudhud zum Kundſchafter und Boten diente [1]). „Es repräſentirt ſich,“ ſagt Friedreich, „in den Vögeln das lebendigſte, beweglichſte Leben; ſie ſind in ſteter Beſchäftigung und es iſt in ihnen ein ewiges Treiben und Thätigſein. Sie ſind ein paſſendes Sinnbild des nie ruhenden, immer thätigen und kunſtreichen Lebens, und das Prädicat eines loſen Vogels ertheilt der deutſche Sprachgebrauch nur dem lebendigen, intelligenten Kopf [2]).“ Noch jetzt in einer Zeit, wo man den Vogel am meiſten ſchätzt, wenn er gebraten auf die Tafel kommt, erfaßt ſinnige Thierpſychologen bei Betrachtung des ſich in ihm manifeſtirenden geiſtigen Princips Bewunderung und Begeiſterung. Indem Scheitlin von der vielſprachigen Droſſel, deren Geſangs- und Nachahmungskünſte über alle Begriffe gehen, und über den ſingenden Ameiſenvogel ſpricht, der noch klangvoller und zärtlicher, als unſere Nachtigall, und namentlich die ganze Tonleiter ſingt, ruft er aus: „Sei nicht ſo ſtolz, o Menſch! Die Vögel, dieſe Götterzungen, können ebenfalls viel.“

---

1) Roſenöl. Sagen und Kunden des Morgenlandes. Stuttg. und Tübing. 1813. 1. S. 147 ff.

2) Friedreich, Symbolik und Mythologie der Natur.

In einigen Vogelnamen und Vogelbildern des Alterthums tritt aber nicht minder ausdrucksvoll auch das ſittliche Moment hervor. So war insbeſondere der Storch „der fromme Vogel,“ avis pia, von ſeiner Pietät gegen Eltern und Junge, und ein Attribut der Göttin Pietas. Hebräiſch heißt חסיד wohlwollend, liebevoll, fromm, חסידה, Storch; griechiſch στοργή, storge, bedeutet Liebe, Zärtlichkeit, beſonders elterliche und kindliche, wo ſich dann die Vergleichung mit unſerem Storch aufdringt. Die Griechen hatten den ſonderbaren Ausdruck ἀντιπελαργία und ähnliche, von πελαργός, Storch, um die Gegenliebe zu bezeichnen, welche Kinder ihren Eltern erweiſen. Die Araber glauben vom Storche, er bete; die Griechen verſetzten ihn nach ſeinem Tode auf die Inſeln der Seligen. Selbſt mit dem chriſtlichen Heilande iſt dieſer fromme Vogel in Verbindung geſetzt worden. Nach einer ſchwediſchen Volksſage flog, als Chriſtus am Kreuze hing, ein Storch herbei und rief: „Ach ſtärket ihn! Ach helfet ihm!“ Und wenn durch dieſen Tod die ganze Natur in ſympathetiſche Aufregung kam, ſo iſt es in der That nur conſequent, zu glauben, daß auch einige höhere Thiere Etwas dabei empfunden haben 1).

---

1) Eine andere ſchwediſche Volksſage hat für den Storch die Schwalbe. Sie ſetzte ſich auf's Kreuz und zwitſcherte: hugswala, swala, swala honom, d. h. tröſte, kühle, kühle ihn! Deßhalb bekam ſie den Namen Swala. G. Afzelius, Volksſagen von Schweden. Vom Kreuzſchnabel ſagt man, er habe ſich bemüht, die Nägel des Gekreuzigten auszuziehen, wobei er

Ein zweiter Vogel hat ebenfalls eine große ſymboliſche Bedeutung erlangt, ſelbſt was unſere eigene Religion betrifft. Dem Heidenthum war die Taube ein Bild der Liebe im erotiſchen Sinne des Wortes und als ſolches der Liebesgöttin geweiht. Doch faßte man ſie auch ernſter und höher auf. Zu Dodona weiſſagte ſie mit menſchlicher Stimme vom heiligen Baume des Zeus. Auch ſie hat den Namen des frommen, ja göttlichen Vogels erhalten, und galt in Syrien und Paläſtina für heilig und unverletzlich. Bei den Arabern hatte ſie eine geſicherte Freiſtätte auf dem Tempel zu Mecca. Die von ihrer Mutter ausgeſetzte Semiramis wurde von Tauben am Leben erhalten. Die

---

ſich den Schnabel verbogen. Das Rothkehlchen ſoll ſich bemüht haben, das den Wunden Chriſti entfließende Blut zu ſtillen; davon ſei es roth geworden. In der Bretagne ſagt man, es habe ſich auf den Dornenkranz geſetzt und die Dornen wegzuſchaffen geſucht. Dieſe Vögel ſind dem Volksglauben nach heilbringend, Unglück verhütend; wo ſie ſind, da ſchlägt der Blitz nicht ein. So ſehr man hier nur Dichtung, ſpielende Ausdeutung zoologiſcher Erſcheinungen und Aberglauben ſehen mag, ſo iſt doch vielleicht eine große, tiefe Wahrheit darin enthalten und mythiſch ausgeſprochen:

„Wage du, zu irren und zu träumen!
Hoher Sinn liegt oft in kind'ſchem Spiel.“

Auf jeden Fall iſt es poetiſch ſchön, wenn der thieriſchen Schöpfung eine ſo tiefe, innige Sympathie mit dem Leiden Chriſti zugetraut und zugeſchrieben wird, und auffallend, daß es lauter Vögel ſind, welche die Poeſie dafür in Anſpruch nimmt.

lieblichſten Züge werden hier mitgetheilt. Die Tauben deckten das Kind, um es zu wärmen, mit ihren Flügeln, flogen zu den Hütten der Hirten, brachten in ihren Schnäbeln Milch herbei und träufelten ſie ihm zwiſchen die Lippen hinein. So erhielten ſie es ein Jahr hindurch; dann ſahen ſie ein, daß ſtärkere Speiſe nöthig, pickten mit ihren Schnäbeln Käſe und brachten dem Kinde davon, bis endlich die Hirten, durch ihr Benehmen aufmerkſam gemacht, die Urſache entdeckten und das wunderſchöne Kindlein fanden. Seit dieſer Zeit, ſagt man, hätten die Syrer den Tauben göttliche Ehre erzeigt.

Im Chriſtenthume endlich iſt dieſem ſanften und zärtlichen Vogel die höchſte Ehre zu Theil geworden, indem man durch ihn den heiligen Geiſt, die dritte Perſon der Gottheit, ſo wie überhaupt den Geiſt der Milde und Güte, der dieſe Religion durchwehen und über alles Andere den endlichen Sieg erringen ſoll, verſinnlichte. Gott iſt die Liebe; der Gottmenſch leidet und ſtirbt aus Liebe, und die Liebe wird Alles beſiegen, erlöſen, verſöhnen, verklären und heiligen. Das unſchuldig leidende Lamm und die ſanfte, liebende Taube ſind die beiden hauptſächlichſten Thierbilder des Chriſtenthums. Schon bei den Juden war die Taube ein religiöſe- und prophetiſches Symbol. In einer Beſchreibung des ſalomoniſchen Thrones heißt es: oben darauf ſei eine goldene Taube geweſen, die einen Habicht zwiſchen den Füßen gehalten[1]). So wurde die ideale Umkehrung der wirklichen Zuſtände und Vorgänge des jetzigen Menſchenlebens angedeutet, in welchem letzteren das Sanfte, Gute, Schuldloſe, Wohldenkende ſeinem mächtigen und gewaltthätigen Gegentheil zu unterliegen, die Taube vom Habicht gejagt und gewürgt zu werden pflegt. Tertullian[2]) nennt die Kirche das Haus der Taube, und ſetzt hinzu: „Die Kirche liebt die Taube, welche die Geſtalt des heiligen Geiſtes iſt.“ Wie hoch die Taube in der That, auch zoologiſch betrachtet, ſteht und wie ſehr ſie es verdient, in religiöſer Symbolik einen ſo hohen Rang einzunehmen, werden die weiterhin folgenden Aufſätze und Mittheilungen lehren.

Eine räthſelhafte Verbindung iſt die des Chriſtuskindes und der heiligen Familie mit dem Stieglitze oder Diſtelfinken, ſo wie ſie in Kunſtdarſtellungen häufig geſehen wird. Maria hält das Kind im Schooße, welches dieſen Vogel in der Hand hat; das Kind ſegnet mit der Rechten und hält in der Linken den Stieglitz; es ruht im Arme der Jungfrau und drückt den Vogel mit beiden Händen an ſich; es ruht ihr im Schooße und füttert ihn mit rothen Beeren u. ſ. w. Solche Bilder ſind auch von Raphael gemalt worden; auf einem derſelben, der ſogenannten Madonna del cardellino, überreicht der kleine

---

[1]) Friedreich a. a. O. S. 335.

[2]) Adv. Valentin. L. VIII.

Johannes dem Chriſtuskinde den Stieglitz [1]. Dieſer kann hier freilich bloß für ein kindliches Spielwerk angeſehen werden und dann bedarf es keiner weiteren Auslegung, doch ſcheint das nicht auszureichen. Der Stieglitz iſt ein ſchöner Vogel, hat ein liebliches Betragen und einen ſchönen Geſang. Er iſt auch ein kluger Vogel, den man zu allerlei erſtaunlichen Künſten abrichten kann [2]. Statt des Stieglitzes kommt bei Johann van Eyk der Papagei vor, wozu bei Albrecht Dürer noch Affe und Schmetterling kommt. Vielleicht wollte man den Heiland zur Thierwelt in eine bedeutſame Berührung ſetzen, die auch ſie umfaſſende göttliche Liebe zur Darſtellung bringen. Und zum Repräſentanten dieſes Theiles der Schöpfung wählte man angemeſſen die anmuthigſte, lebenvollſte, dem Himmliſchen am verwandteſten ſcheinende Geſtalt deſſelben, den Vogel. Dürer's Darſtellung macht die deutlichſte Repräſentation des Thierreiches aus; ſie fällt jedoch in's Unäſthetiſche; es geht hier die katholiſche Feinheit und Zartheit verloren.

---

[1] Vergl. Kugler, Handbuch der Geſchichte der Malerei. Waagen, Verzeichniß der Gemäldeſammlung zu Berlin. Friedreich, Symbolik und Mythologie der Natur. S. 518.

[2] Er zieht ſein Waſſer an einem Fingerhut empor, ſein Futter in einem Wägelchen heran; er faßt mit dem Schnabel eine kleine Lunte und feuert eine Kanone ab, ſteht Schildwache, hängt ſich verkehrt an einem Galgen auf, ſtellt ſich todt, lebt ſcheinbar wieder auf u. dgl. Er wetteifert ſo mit dem in gleicher Weiſe abrichtbaren Canarienvogel.

2.

Was die ornithologiſchen Anſchauungen neuerer Zeiten betrifft, ſo weiſen wir vor Allem auf die geiſt- und intereſſevollen Bemerkungen und Mittheilungen einer George Sand, eines Göthe und Eckermann hin. Erſtere äußert ſich in ihrer Lebensgeſchichte in folgender Art.

„Mir iſt," ſagt ſie, „die Sympathie der Thiere in dem Grade zugewendet, daß meine Freunde davon oft, wie von einem Wunder, überraſcht worden ſind. Ich habe auf dieſe Weiſe die außerordentlichſten Erziehungen zu Stande gebracht, beſonders bei Vögeln. Ich habe dieſe Gabe von meiner Mutter, der ſie in noch höherem Grade eigen war, ſo daß ſie in unſerem Garten immer von kecken Sperlingen, beweglichen Grasmücken und munteren Finken begleitet wurde, die in Freiheit auf den Bäumen lebten, aber zutraulich in die Hände pickten, die ſie fütterten."

Die genannte Schriftſtellerin geht ſo weit, zu behaupten, daß der Vogel das höchſte Weſen der Schöpfung ſei; als ein thieriſches Vorbild der höchſten Lebensſtufe und Lebensform, wie ſie in menſchlicher Weiſe noch nicht erreicht iſt, kann man ihn wohl unbedenklich gelten laſſen. Der Vogel iſt bereits das als Thier, was wir in einer künftigen Weltperiode als Menſchen ſein werden. „Seine Organiſation iſt ganz bewundernswürdig; ſein Flug ſtellt ihn in äußerer Beziehung über den Menſchen [1]). Schnabel und

---

1) „Ach zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.

Krallen beſitzen eine unglaubliche Geſchicklichkeit. Er hat den Inſtinkt der ehelichen Liebe, der Vorſorge, der häuslichen Betriebſamkeit. In ſeinem Neſte ſtellt ſich uns ein Meiſterſtück von Kunſtfertigkeit, Sorgfalt und zierlicher Schönheit dar. Die Hauptart iſt diejenige, in welcher das Männchen dem Weibchen in Erfüllung der Familienpflichten beiſteht, in welcher der Vater, wie bei den Menſchen, das Haus baut, die Kinder ſchützt und nährt. Der Vogel iſt Sänger; er iſt ſchön; er beſitzt Grazie, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Anhänglichkeit, Sittenreinheit, und man hat ihm Unrecht gethan, wenn man ihn zum Vorbilde der Unbeſtändigkeit gemacht. Er iſt unter den Thieren das treueſte."

Sie erzählt nun eine liebliche Geſchichte von zwei jungen Grasmücken, die ſie ſelbſt beſeſſen und beobachtet hat, wobei ſie bemerkt, daß die Grasmücke am klügſten unter unſeren Vögeln iſt und am früheſten zur Reife gelangt.

„Ich erzog zwei Grasmücken aus verſchiedenen Neſtern und von verſchiedener Art; die eine mit gelber Bruſt, die

---

Doch iſt es Jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über ihm, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath ſtrebt."

Aus Göthe's Fauſt.

andere mit grauem Mieder. Die Gelbbruſt, die Jonquille hieß, war um vierzehn Tage älter, als die Graubruſt, die Agathe genannt wurde. Vierzehn Tage für eine Grasmücke kommen zehn Jahren eines jungen Mädchens gleich. Jonquille war alſo ein nettes Jüngferchen, zwar noch mager und ſchlecht befiedert, unfähig weiter zu fliegen, als von einem Zweige zum anderen und ſelbſt nicht im Stande, allein zu freſſen; denn die Vögel, die der Menſch erzieht, entwickeln ſich ſpäter, als die in der Wildniß aufwachſenden. Die Grasmücken-Mütter ſind viel ſtrenger, als wir, und Jonquille würde vierzehn Tage früher allein gefreſſen haben, wenn ich ſo klug geweſen wäre, ſie dazu zu zwingen, indem ich ſie ſich ſelbſt überließ und ihre Zudringlichkeit nicht beachtete.

Agathe war ein unausſtehliches kleines Kind; ſie konnte Nichts, als Unruhe ſtiften, ſchreien, ihre ſprießenden Federn ſchütteln und Jonquille quälen, die bereits anfing, ernſthaft zu werden und ſich in Gedanken zu vertiefen, indem ſie die eine Kralle in die Federn ihres Kleides ſteckte, den Kopf zwiſchen die Schultern zog und die Augen zur Hälfte ſchloß.

Indeſſen war auch ſie noch ſehr kindiſch und ſehr naſchhaft. Und ſo oft ich die Unvorſichtigkeit beging, ſie anzuſehen, bemühte ſie ſich, bis zu mir zu fliegen, um ſich ſatt zu freſſen.

Eines Tages ſchrieb ich an einem Roman, der mich etwas erregte. Ich hatte den grünen Zweig, auf welchem meine beiden Zöglinge in Eintracht zuſammen ſaßen und lebten, in einiger Entfernung aufgeſtellt. Es war etwas kühl; Agathe, die noch halb nackt war, hatte ſich unter Jonquille zuſammengekauert, und dieſe erfüllte ihre Mutterrolle mit großmüthiger Gefälligkeit. So ſaßen beide eine halbe Stunde ruhig neben einander und ich benutzte die Zeit zum Schreiben, denn es war ſelten, daß ſie mir am Tage ſo viel Muſe ließen. Aber endlich erwachte der Hunger. Jonquille ſprang auf einen Stuhl, dann auf den Tiſch und löſchte das Wort aus, das mir eben aus der Feder floß, während Agathe, die ihren Zweig noch nicht zu verlaſſen vermochte, mit den Flügeln ſchlug und mir den offenen Schnabel mit verzweiflungsvollem Geſchrei entgegenſtreckte. — Ich war in der Mitte meiner Entwicklung und wurde zum erſten Male etwas ärgerlich gegen Jonquille. Ich ſtellte ihr vor, daß ſie alt genug wäre, um allein zu freſſen, daß ſie vor ihrem Schnabel ein vortreffliches Futter in einer hübſchen Taſſenſchale fände und daß ich entſchloſſen wäre, ihrer Faulheit nicht länger nachzugeben. Die empfindliche und eigenſinnige Jonquille zog ſich trotzend auf ihren Zweig zurück; aber Agathe fügte ſich nicht, wendete ſich zu ihrer Gefährtin und bat ſie um Nahrung mit unglaublicher Beharrlichkeit. Wahrſcheinlich bat ſie auf ſehr beredtſame Weiſe, oder wenn ſie ſich noch nicht gut auszudrücken vermochte, ſo lag doch Etwas in dem Tone ihrer Stimme, das ein gefühlvolles Herz zerreißen mußte. Ich Grauſame ſah und hörte ruhig zu und beobachtete Jonquille's ſichtliche Bewegung; ſie ſchien unſchlüſſig zu ſein und innerlich einen außerordentlichen Kampf zu kämpfen. Endlich bewaffnet ſie ſich mit Entſchloſſenheit, fliegt mit einem Schwung bis zur Taſſenſchale, ſchreit einen Augenblick, als hoffe ſie, das Futter ſolle allein an ihren Schnabel kommen; doch zuletzt entſchließt ſie ſich, es ſelber anzugreifen. Aber, o Wunder der Liebe! ſie vergißt den eigenen Hunger zu ſtillen, füllt den Schnabel und kehrt auf den Zweig zurück, wo ſie Agathe ſo geſchickt und reinlich füttert, als wenn ſie ſelbſt ſchon Mutter geweſen wäre.

Seit dieſem Augenblicke beläſtigten mich Agathe und Jonquille nicht mehr. Die Kleinere wurde durch die Aeltere aufgezogen, und dieſe erfüllte ihre Aufgabe weit beſſer, als ich; denn Agathe wurde reinlich, glänzend und fett und lernte viel ſchneller ſich ſelbſt bedienen, als unter meiner Leitung. So hatte dieſe arme Kleine ihre Gefährtin zu ihrer Pflegetochter gemacht, obwohl ſie ſelbſt noch ein Kind war und hatte nur gelernt, ſich ſelbſt zu ernähren, weil ein Gefühl mütterlicher Liebe ſie bezwang und antrieb.

Einen Monat ſpäter lebten Jonquille und Agathe — die immer unzertrennlich blieben, obgleich ſie von gleichem Geſchlecht und verſchiedener Abſtammung waren — in voller Freiheit auf den großen Bäumen meines Gartens; ſie entfernten ſich nicht weit vom Hauſe und wählten beſonders den Gipfel einer hohen Tanne zu ihrem Aufenthalt.

Sie waren ſchlank, glatt und munter, und da es in der ſchönen Jahreszeit war, kamen ſie täglich, wenn wir im Freien ſaßen, auf den Tiſch geflogen und blieben bei uns wie liebenswürdige Gäſte. Bald ſaßen ſie auf unſerer Schulter, bald flogen ſie dem Diener entgegen, um die Früchte, die er brachte, noch vor uns zu koſten. Obwohl ſie zu uns Allen das größte Zutrauen hatten, ließen ſie ſich doch nur von mir greifen und halten und zu jeder Tageszeit kamen ſie auf meinen Ruf, den ſie niemals mit dem der Anderen verwechſelten, von ihrem Baum herunter. Einer meiner Freunde, der aus Paris kam, war ſehr erſtaunt, als er hörte, wie ich die Vögel rief, die in den Zweigen verſteckt waren und dann ſogleich herbeieilten. Ich hatte gewettet, daß ſie mir gehorchen würden, und da er ihre Erziehung nicht geſehen hatte, war er einen Augenblick geneigt, an Hexerei zu glauben. Ich habe auch ein Rothkehlchen gehabt, das in Betreff des Verſtandes und des Gedächtniſſes ein wunderbares Geſchöpf war; dann einen Königsgeier, der für Alle ein wildes Thier blieb, aber mit mir ſo vertraulich lebte, daß er auf dem Wiegenrade meines Sohnes ſaß und leiſe mit ſeinem großen Schnabel, der ſcharf war, wie ein Raſirmeſſer, die Fliegen fing, die ſich auf das Geſicht des Kindes ſetzten. Er ſtieß dabei einen zarten, liebevollen Ton aus und ging dabei ſo geſchickt und vorſichtig zu Werke, daß er den Kleinen niemals weckte. Doch war dieſer Burſche von ſo außerordentlicher Kraft und Willensſtärke, daß er eines Tages fort flog, nachdem er einen ungeheueren Käfig umgeworfen und zerbrochen hatte, in den er geſperrt war, weil er für Perſonen, die er nicht leiden konnte, gefährlich war. Es gab keine Kette, deren Ring er nicht leicht zerriſſen hätte und die größten Hunde fühlten eine unüberwindliche Furcht vor ihm.

Mit der Geſchichte der Vögel, die ich zu Freunden und Gefährten gehabt habe, würde ich niemals fertig werden. In Venedig habe ich mit einem reizenden Staar zuſammengelebt, der zu meiner Verzweiflung im Kanal ertrank; dann mit einer Droſſel, die ich dort laſſen mußte, und von der ich mich nicht ohne Schmerz getrennt habe. Die Venetianer beſitzen ein großes Talent zur Erziehung der Vögel und es gab an einer Straßenecke einen jungen Burſchen, der in dieſer Hinſicht Wunder vollbrachte. Eines Tages ſetzte er in die Lotterie und gewann, ich weiß nicht, wie viele Zechinen. Er verzehrte ſie im Laufe des Tages bei einem großen Gaſtmahl, das er ſeinen zerlumpten Freunden gab. Am folgenden Tage kehrte er dann in ſeinen Winkel auf den Stufen ſeines Landungsplatzes zurück, wo er den Vorübergehenden abgerichtete Staare und Elſtern verkaufte, mit denen er ſich vom Morgen bis zum Abend auf das liebevollſte unterhielt. Er fühlte weder Schmerz noch Reue, das Geld mit ſeinen Freunden verzehrt zu haben, denn er hatte zu lange mit den Vögeln gelebt, um nicht Künſtler zu ſein. An dieſem Tage verkaufte er mir meine Droſſel für fünf Sous. Für fünf Sous eine ſchöne, gute, fröhliche und unterrichtete Gefährtin zu haben, die nur einen Tag mit uns zu leben braucht, um uns für das ganze Leben zu lieben — das iſt wahrhaftig zu wohlfeil! Ach, wie werden die Vögel ſo wenig geſchätzt und ſo ſchlecht erkannt!“

„Ich habe einen Roman geſchrieben, wo die Vögel eine ziemlich wichtige Rolle ſpielen und wo ich verſucht habe, etwas über Wahlverwandtſchaften und verborgene Einwirkungen zu ſagen. Es iſt Teverino. Darin iſt ein junges Mädchen dargeſtellt, welches, wie die erſte Eva, alle Vögel beherrſcht — und hier will ich es ausſprechen, daß dies keineswegs eine bloße Erfindung iſt.“

3.

Wir laſſen nunmehr einen Auszug aus den ornithologiſchen Geſprächen Göthe's mit Eckermann folgen.

„Alles, was ich über den Kuckuck gehört,“ ſagte Göthe, „gibt mir für dieſen merkwürdigen Vogel ein großes Intereſſe. Er iſt eine höchſt problematiſche Natur, ein offenbares Geheimniß, das aber nichts deſto weniger ſchwer zu löſen iſt, weil es offenbar iſt. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demſelbigen Falle! Wir ſtecken in lauter Wundern, und das letzte und beſte der Dinge iſt uns verſchloſſen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir ſehen ſie nach Honig fliegen, Stunden weit, und zwar immer einmal in einer anderen Richtung. Jetzt fliegen ſie wochenlang weſtlich nach einem Felde von blühendem Rübſamen. Dann eben ſo lange nördlich nach blühender Haide. Dann wieder in einer anderen Richtung nach der Blüthe des Buchwaizens. Dann irgendwohin auf ein blühendes Kleefeld. Und endlich wieder in einer anderen Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen aber geſagt: jetzt fliegt dorthin, da gibt es etwas für euch! Und wer führt ſie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle! Sie gehen wie an einem unſichtbaren Gängelbande hierhin und dorthin; was es aber eigentlich ſei, wiſſen wir nicht. Ebenſo die Lerche. Sie ſteigt ſingend auf über einem Halmenfeld, ſie ſchwebt über einem Meere von Halmen, das der Wind hin und her wiegt, und wo die eine Welle ausſieht, wie die andere; ſie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck, wo ſie ihr Neſt hat. Alle dieſe äußeren Dinge liegen klar vor uns, wie der Tag; aber ihr inneres, geiſtiges Band iſt uns verſchloſſen."

„Mit dem Kuckuck, ſagte ich, iſt es nicht anders. Wir wiſſen von ihm, daß er nicht ſelber brütet, ſondern ſein Ei in das Neſt irgend eines anderen Vogels legt. Wir wiſſen ferner, daß er es legt: in das Neſt der Graſemücke, der gelben Bachſtelze, des Mönches, der Braunelle, des Rothkehlchens und des Zaunkönigs. Auch wiſſen wir, daß dieſes Alles Inſekten-Vögel ſind und es ſein müſſen, weil der Kuckuck ſelber ein Inſekten-Vogel iſt, und der junge Kuckuck von einem Saamen freſſenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kuckuck, daß dieſes Alles auch wirklich Inſekten-Vögel ſind, da doch alle die genannten ſowohl in ihrer Geſtalt, als in ihrer Farbe und auch in ihrer Stimme und in ihren Locktönen von einander ſo äußerſt abweichen? Und ferner: wie kommt es, daß der Kuckuck ſein Ei und ſein zartes Junges Neſtern anvertrauen kann, die in Hinſicht auf Structur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchte ſo verſchieden ſind, wie nur immer möglich? Das Neſt der Graſemücke iſt von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren ſo leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurch weht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuck gedeiht darin vortrefflich. Das Neſt des Zaunkönigs dagegen iſt äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und feſt gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn ſorgfältig ausgefüttert, ſo daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch iſt es oben gedeckt und gewölbt und nur eine kleine Oeffnung zum Hinein- und Hinausſchlüpfen des ſehr kleinen Vogels gelaſſen. Man ſollte denken, es müßte in heißen Junitagen in ſolch einer geſchloſſenen Höhle eine Hitze zum Erſticken ſein. Allein der junge Kuckuck gedeiht darin auf's Beſte. Und wiederum wie anders iſt das Neſt der gelben Bachſtelze! Der Vogel lebt am Waſſer, an Bächen und in allerlei Naſſem. Er baut ſein Neſt auf feuchten Triften, in einem Büſchel von Binſen. Er ſcharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, ſo daß der junge Kuckuck durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachſen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was iſt das aber für ein Vogel, für den im zarteſten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen, die für jeden anderen Vogel tödtlich wären, durchaus gleichgültige Dinge ſind? Und wie weiß der Kuckuck, daß ſie es ſind, da er doch ſelbſt im erwachſenen Alter für Näſſe und Kälte ſo ſehr empfindlich iſt?"

„Wir ſtehen hier, erwiederte Göthe, eben vor einem Geheimniß. Aber ſagen Sie mir doch, wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kuckuck ſein Ei in das Neſt des Zaunkönigs, da es doch nur eine ſo geringe Oeffnung hat, daß er nicht hineinkommen und ſich nicht ſelber darauf ſetzen kann?"

„Er legt es auf irgend eine trockene Stelle, erwiederte ich, und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch glaube ich, daß er nicht bloß beim Zaunkönig, ſondern auch bei den übrigen Neſtern ſo thut. Denn auch die Neſter der anderen Inſekten-Vögel, wenn auch oben offen, ſind doch ſo klein und ſo nahe von Zweigen umgeben, daß der große, langſchwänzige Kuckuck ſich nicht darauf ſetzen könnte. Dies iſt ſehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuck ein ſo außerordentlich kleines Ei legt, ja ſo klein, als wäre es das Ei eines kleinen Inſekten-Vogels, das iſt ein neues Räthſel, das man im Stillen bewundert, ohne es löſen zu können. Das Ei des Kuckucks iſt nur um ein Weniges größer, als das der Graſemücke, und es darf im Grunde nicht größer ſein, wenn die kleinen Inſekten-Vögel es brüten ſollen. Dies iſt durchaus gut und vernünftig. Allein daß die Natur, um im ſpeciellen Falle weiſe zu ſein, von einem durchgehenden großen Geſetz abweicht, wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwiſchen der Größe des Eies und der Größe des Vogels ein entſchiedenes Verhältniß ſtattfindet, dieſes willkührliche Verfahren, ſage ich, iſt durchaus geeignet, uns zu überraſchen und uns in Erſtaunen zu ſetzen.“

„Es ſetzt uns allerdings in Erſtaunen, erwiederte Göthe, weil unſer Standpunkt zu klein iſt, als daß wir es überſehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, ſo würden wir auch dieſe ſcheinbaren Abweichungen wahrſcheinlich im Umfange des Geſetzes finden.“

„Wird denn, ſagte Göthe, der junge Kuckuck ſobald er ausgeflogen iſt, auch von anderen Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es iſt mir, als hätte ich dergleichen gehört.“

„Es iſt ſo, antwortete ich. Sobald der junge Kuckuck ſein niederes Neſt verlaſſen und ſeinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher ſagt, daß er da ſei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarſchaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Graſemücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachſtelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, deſſen Naturell es iſt, beſtändig in niederen Hecken und dichten Gebüſchen zu ſchlüpfen, überwindet ſeine Natur und erhebt ſich, dem geliebten Ankömmling entgegen, zum Gipfel der hohen Eiche. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, iſt mit dem Füttern treuer, während die Uebrigen nur gelegentlich mit einem guten Biſſen herzufliegen.“

„Es ſcheint alſo, ſagte Göthe, zwiſchen dem jungen Kuckuck und den kleinen Inſekten-Vögeln eine große Liebe zu beſtehen.“

„Die Liebe der kleinen Inſekten-Vögel zum jungen Kuckuck, erwiederte ich, iſt ſo groß, daß, wenn man einem Neſte nahe kommt, in welchem ein junger Kuckuck gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wiſſen, wie ſie ſich geberden ſollen. Beſonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, ſo daß er faſt wie in Krämpfen am Boden flattert.“

„Merkwürdig genug, erwiederte Göthe; aber es läßt ſich denken. Allein etwas ſehr problematiſch erſcheint mir, daß z. B. ein Paar Graſemücken, die im Begriffe ſind, die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kuckuck erlauben, ihrem Neſte nahe zu kommen und ſein Ei hinein zu legen.“

„Dies iſt freilich ſehr räthſelhaft, erwiederte ich, doch nicht ſo ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Inſekten-Vögel den ausgeflogenen Kuckuck füttern, und daß ihn alſo auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entſteht und erhält ſich zwiſchen Beiden eine Art Verwandtſchaft, ſo daß ſie ſich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja es kann ſogar kommen, daß derſelbe Kuckuck, den ein Paar Graſemücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in dieſem Jahre ein Ei bringt.“

„Das läßt ſich allerdings hören, erwiederte Göthe. Ein Wunder aber bleibt es immer, daß der junge Kuckuck auch von ſolchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen haben.“

„Es iſt freilich ein Wunder, erwiederte ich, doch gibt es etwas Analoges. Ja, ich ahne in dieſer Richtung ſogar ein großes Geſetz, das tief durch die ganze Natur geht.“

„Ich hatte einen jungen Hänfling erzogen, der ſchon zu groß war, um ſich von Menſchen füttern zu laſſen, aber noch zu jung, um allein zu freſſen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag lang viele Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, ſo ſetzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich ſchon ſeit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenſter hing. Ich dachte: wenn der Junge ſieht, wie der Alte frißt, ſo wird er vielleicht auch an's Futter gehen und es ihm nachmachen. Er that es aber nicht ſo, ſondern öffnete ſeinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling ſich ſeiner ſogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es ſein eigenes.“

„Ferner brachte man mir eine graue Grasmücke und drei Junge, die ich zuſammen in einen großen Käfig that und die die Alte fütterte. Am andern Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Grasmücke that und die von ihr gleichfalls adoptirt und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen ſetzte ich noch ein Neſt mit beinahe flügge gewordenen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Neſt mit jungen Plattmönchen. Dieſe alle nahm die Grasmücke an und fütterte ſie und ſorgte für ſie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiſeneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der andern, und wo nur immer eine hungrige Kehle ſich öffnete, da war ſie da. Ja noch mehr — auch das eine indeß herangewachſene Junge der Grasmücke fing an, einige der Kleineren zu füttern, zwar noch ſpielend und etwas kinderhaft, aber doch ſchon mit dem entſchiedenen Triebe, es der trefflichen Mutter nachzuthun."

„Da ſtehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, ſagte Goethe, was mich in ein freudiges Erſtaunen ſetzt. Wäre es wirklich, daß dieſes Füttern eines Fremden als etwas Allgemein-Geſetzliches durch die Natur ginge, ſo wäre damit manches Räthſel gelöſt, und man könnte mit Ueberzeugung ſagen: daß Gott ſich der verwaiſten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen."

„Etwas Allgemein-Geſetzliches, erwiederte ich, ſcheint es allerdings zu ſein; denn ich habe auch im wilden Zuſtande dieſes hülfreiche Füttern und dieſes Erbarmen gegen Verlaſſene beobachtet."

„Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrſcheinlich erſt ganz kürzlich ihr Neſt verlaſſen hatten; denn ſie ſaßen in einem Buſch auf einem Zweig nächſt ſieben Geſchwiſtern in einer Reihe und ließen ſich von ihren Aeltern füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein ſeidenes Taſchentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis an's Schießhaus, dann rechts nach der Wieſe an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, haſt du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu ſehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entſchlüpften ſie mir beide und waren ſogleich in Gebüſch und Graſe verſchwunden, ſo daß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieſelbige Stelle, und da ich die Locktöne eines Rothkehlchens hörte, ſo vermuthete ich ein Neſt in der Nähe, welches ich nach einigem Umherſpähen dann auch wirklich fand. Wie groß aber war mein Erſtaunen, als ich in dieſem Neſte, neben beinahe flüggen jungen Rothkehlchen, auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die ſich hier ganz gemüthlich untergethan hatten und ſich von den alten Rothkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über dieſen merkwürdigen Fund. Da ihr ſo klug ſeid, dachte ich bei mir ſelber, und euch ſo hübſch habt zu helfen gewußt, und da auch die guten Rothkehlchen ſich euerer ſo hülfreich angenommen, ſo bin ich weit entfernt, ſo gaſtfreundliche Verhältniſſe zu ſtören, im Gegentheil wünſche ich euch das allerbeſte Gedeihen."

„Das iſt eine der beſten ornithologiſchen Geſchichten, die mir je zu Ohren gekommen, ſagte Göthe. Stoßen Sie an, Sie ſollen leben und Ihre glücklichen Beobachtungen mit! — Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moſes und die Propheten. Das iſt es nun, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Theil ſeiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat[1]), und ſchon im Thiere dasjenige als Knoſpe andeutet, was im edlen Menſchen zur ſchönſten Blüthe kommt.“

4.

Was man nach gewöhnlichen Begriffen von Thier und thieriſchem Triebe für rein unmöglich halten müßte, iſt dies, daß ein Wandervogel den ihn ſo inſtinktmäßig-zwangvoll und unwiderſtehlich, wie man annimmt und wie es in der That den Anſchein hat, leitenden und bewegenden Drang, zu beſtimmter Zeit in eine andere Gegend fort zu ziehen, aus Liebe, Mitleid, Sorge für ein anderes thieriſches Individuum unterdrückt, zumal, wenn letzteres gar nicht ſeiner Gattung angehört. Ein rührender Zug der Art, wiewohl noch nicht vom wunderbarſten Genre, iſt der folgende. Ein männlicher Storch ſuchte ſein Weibchen, das einer Wunde wegen nicht mitziehen konnte, drei Jahre hindurch im Frühjahr treulich wieder auf; in den folgenden

---

[1] Vergl. das unten in der poetiſchen Sammlung befindliche arabiſche Gedicht:

„Erbarmen iſt und Liebe
In hundert Theile getheilt“ ꝛc.

Jahren aber blieb er auch im Winter bei ihm[1]. Noch merkwürdiger iſt nachſtehende Erzählung, die ich wörtlich, wie ich ſie finde, ausheben will.

„Im Jahre 1778 traf der Landjäger zu Thale Pauli, nebſt einem andern Jäger in der Gegend von Treuenbritzen in ſpätem Herbſt eine einzelne Bachſtelze an, die mit ängſtlicher Eile ihr kümmerliches Futter ſuchte, zu einer Zeit, wo man dieſe Thierchen in unſeren Gegenden gar nicht mehr bemerkt, weil ſie ſchon lange vorher wärmeren Ländern zuziehen. Die Seltenheit dieſer Erſcheinung machte die beiden Freunde aufmerkſam, und ſie beobachteten die Bachſtelze genauer. Bald bemerkten ſie, daß das Vögelchen, ſo wie es Etwas gefangen hatte, einer benachbarten Eiche zuflog, dann zurückeilte, neues Futter ſuchte und ſchnell zu dem Baum zurückkehrte. Sie näherten ſich behutſam der Eiche und ſahen aus einer kleinen Vertiefung in dem Baume den Kopf eines Vogels hervorragen, der durch ſeine Größe verrieth, daß er zu einem andern Geſchlechte gehörte. Und noch bemerkten ſie zu ihrem Erſtaunen, daß dies der Gegenſtand war, der die Bachſtelze an dieſe Gegend feſſelte und dem ſie von Zeit zu Zeit die mühſam geſuchte Nahrung zubrachte. Um ſich näher von der Sache zu unterrichten, ſtiegen ſie den Baum hinan und ſahen, daß der größere Vogel in einer Höhlung deſſelben ſo eingeſchloſſen war, daß er nur ſeinen Kopf und Hals herausſtrecken konnte. Sie gingen zurück, um ein Beil zu holen und den Gefangenen zu befreien. Bei ihrer Zurückkunft fanden ſie die Bachſtelze immer noch ſorgſam beſchäftigt, ihrem großen Pflegekinde Futter zu bringen. Und als ſie jetzt mit dem Beile arbeiteten, die Höhlung zu vergrößern, ſahen ſie die Pflegemutter des Eingekerkerten das Neſt mit allen Zeichen der höchſten Angſt umflattern. Jetzt war der Kerker geöffnet, und ſie fanden einen Kukuk, der aber nicht völlig ausgewachſen war und nicht einmal auf ſeinen Füßen ſtehen konnte. Ein Kukuk hatte alſo in dieſe Höhlung, die ſich die Bachſtelze zu ihrem Neſte erwählt, in die er aber ſelbſt nicht kommen konnte, ſein Ei eingebracht; die Bachſtelze hatte es ausgebrütet; der junge Kukuk wuchs zu einer Größe heran, welche ihn hinderte, die Höhlung zu verlaſſen, und die Bachſtelze fütterte ihr eingeſperrtes Pflegekind, das ſich ſelbſt nicht nähren konnte, Monate lang und erfüllte ſo die Beſtimmung der Natur, welche den Müttern die Pflege der Jungen auferlegt hat, mit der größten Treue; denn ſie allein war zurückgeblieben, als ihr ganzes Geſchlecht unſere Gegend verließ, und die Erfüllung dieſer Pflicht beſchäftigte ſie ſo, daß ſie, ſich ſelbſt vergeſſend, nur für den hülfloſen Vogel Angſt empfand, der ihr ſo viele Freuden geraubt, ſo viele mühevolle Tage gemacht hatte. Gewiß ein bewundernswürdiges Beiſpiel von mütterlicher Liebe und Treue 1).“

---

[1] Naumann, Naturgeſch. der Vögel. Leipz. 1822—40. Bd. IX. S. 239. Burdach, Blicke in's Leben. II. S. 91.

---

1) Naßmann im Muſeum des Wundervollen II. St. 1. Leipz. 1805. S. 28 ff. Lenz, Naturgeſch. II. S. 197. Nau-

5.

H. Stiehler gibt in der „Gartenlaube" 1857. Heft I. einen intereſſanten Aufſatz über „die Elternliebe in der Thierwelt." — „Es geht durch die in Kämpfen ſo gewaltig aufgeregte Natur ein großer, verſöhnender Zug, deſſen Spur ſelbſt bei den grauſamſten und blutgierigſten Thieren nicht fehlt: Der Zug der Elternliebe zu den Jungen, oder, in Ermangelung der Eltern, der Liebe von Pflegeeltern zu den Verlaſſenen." Es wird bei dieſen Zuſammenſtellungen alles, was für ein bloß inſtinktmäßiges Thun und Treiben gehalten werden kann, bei Seite gelaſſen und nur die ſichtlich bewußte, bedachte und abſichtsvolle Liebe in Betrachtung gezogen. Wir faſſen hier bloß die ornithologiſchen Züge heraus, und auch von denen nur einige der auffallendſten. Grasmücken, Rebhühner, Wachteln gebrauchen, wenn ihre Neſter überfallen werden, ein rührendes Mittel, um die Gefahr von ihren Jungen abzuwenden. Die Mutter erſcheint wie verletzt, mit verrenktem Bein und verletztem Flügel, ſo daß ſie nicht mehr recht fortkommen kann. Damit zieht ſie die Aufmerkſamkeit des Verfolgers auf ſich; weiterhinkend und weiterflatternd, entfernt ſie ihn vom Neſte, damit die Brut Zeit gewinne, ſich zu ſichern. „Man muß namentlich eine Rebhuhnmutter geſehen haben, um eine Vorſtellung von der Liſt zu haben, welche die Mutterliebe hier in Anwendung

---

mann, Naturgeſch. der Vögel Deutſchlands. II. S. 871. Burdach, Blicke in's Leben. II. S. 96.

bringt." — Die Eiderente Iſlands und Norwegens rupft ſich, um ihren Jungen ein warmes Lager zu bereiten, ihre weichen Bruſtfedern weg. Werden ſie von beutegierigen Menſchen weggenommen, ſo thut ſie es zum zweiten Male. Sind zum dritten Male Federn nöthig, ſo opfert auch das Männchen bereitwillig den Schmuck und Schutz ſeiner Bruſt auf. — Es wird auch vom **Kukuk** gehandelt. „Das ſehen wir deutlich, daß für das ſcheinbar Verlaſſenſte am reichlichſten geſorgt wird." Auch daß Sumpfmeiſen für Kohlmeiſen geſorgt haben, hat man ſchon bemerkt. Man hat, wie R. **Brehm** erzählt, ein Rohrſängermännchen vom Neſte weggeſchoſſen; nach ein Paar Tagen war ein anderes Männchen, das einer anderen Art Rohrſänger angehörte, beſchäftiget, die Jungen mit aufzufüttern. Jäger und Jagdliebhaber wiſſen, daß verwaiſte Eulen, Schneeammern und Eisvögel von fremden Weibchen und Männchen ihrer Gattung gepflegt werden. Tüchtige Kenner des Vogellebens, wie **Naumann** sen. und R. **Brehm** verſichern, daß oft Junge der erſten Brut die zweite mit aufziehen helfen. So iſt es von Kanarienvögeln und Meiſen bekannt, wie die erſte Brut, als ältere Geſchwiſter, den Eltern in der Erziehung treulich beigeſtanden. Der ältere **Naumann** ſah bei dem grünfüßigen Rebhuhne, daß die Jungen der erſten Brut die der zweiten führten. Auch gefangene Vögel zeigen Aehnliches. Nicht blos die Gartengrasmücke, ſondern auch Kanarienvögel füttern faſt jeden gefangenen jungen Vogel auf. Es wird bemerkt, daß auch die Inſektenklaſſe genug ſolcher Beiſpiele aufzuweiſen habe. „Die Fürſorge der Eltern für erziehungsbedürftige Junge ihres oder eines verwandten Geſchlechtes hat ein ordentliches Pflegeelternſyſtem ausgebildet, ohne daß es dazu eines Geheißes oder Adoptivbriefes bedarf.“

6.

An einer alten Gans, die vierzehn Tage lang in der Küche eines Pächters gebrütet, bemerkte man, daß ſie plötzlich ſehr krank wurde. Sie verließ hierauf ihr Neſt und begab ſich in ein Nebengebäude, wo ſich eine junge, ein Jahr alte Gans befand, welche ſie mit ſich in die Küche brachte. Dieſe beſtieg unmittelbar nach ihrer Ankunft das Neſt der Alten, brütete, führte und ſchützte ſpäterhin auch die Brut. Die alte aber ſetzte ſich, ſo wie die junge ihren Platz eingenommen, zur Seite des Neſtes nieder und endete bald darauf ihr Leben. Da nun die junge nie zuvor gewohnt geweſen, in die Küche zu kommen, ſo iſt anzunehmen, die alte habe im Vorgefühl ihres Todes und erfüllt von der Sorge für die durch ihren Tod gefährdete Nachkommenſchaft, dieſes Vorgefühl, dieſe Sorge der jungen verſtändlich zu machen und ſie zu beſtimmen gewußt, ihre Stelle einzunehmen [1]. Es iſt dies ein mir beſonders werthes Factum der Thierpſychologie, welches mehrere merkwürdige Züge enthält, die ſich bei einer ſo ſtumpfſinnig ſcheinenden Thiergattung finden. Denn außer der durch den Fall bewieſenen Möglichkeit einer zwiſchen zwei ſolchen Thieren vorgehenden ſo intelligenten Verſtändigung, iſt einerſeits die Muttertreue des alten Thieres, die es trieb, noch vor ſeinem Tode ein anderes, das ſeine Stelle bei der verwaiſten Brut vertrete, herbeizuſchaffen, ſo wie der Verſtand, den es hiebei bewies, andererſeits die Bereitwilligkeit des jüngeren, ſich dieſem Amte zu unterziehen, und ſeine Beharrlichkeit in ſelbigem, in würdigende Betrachtung zu ziehen.

---

[1] Froriep's Notizen Bd. 24. Nr. 16. Friedreich's Magazin für Seelenkunde. Heft 3. Würzburg 1830. S. 173 f.

7.

„Das Feldhuhn,“ ſagt der geiſtvolle und zuverläſſige Leroy[1], „pflegt in der Auswahl einer Stelle zur Anlegung ſeines Neſtes ſehr vorſichtig zu Werke zu gehen.

---

[1] Der Vater deſſelben war Holz- und Jagdaufſeher in den königl. Gärten zu Marly und Verſailles, und ſein i. J. 1723 geborener Sohn folgte ihm in dieſem Amte, welches den denkenden Mann in die Lage ſetzte, die Natur und Lebensart der Thiere durch eine Menge von unmittelbaren Wahrnehmungen und Erfahrungen zu erforſchen. Er war ein Freund der erſten Gelehrten ſeiner Zeit und ſchrieb namentlich „philoſophiſche Briefe“ an ſeine Freundin, Frau v. Angivilier, über die Intelligenz und Perfectibilität der Thiere, neue Edition, Paris 1802, überſetzt von Dr. Müller, Nürnberg 1807. Dies iſt die von uns benützte werthvolle Schrift. „Was er ſagt,“ bemerkt Scheitlin, „hat Wahrheit, Leben und Geiſt.“

Es wählt immer einen erhabenen Ort, um das Neſt vor dem Eindringen des Waſſers zu ſichern. Es trägt Sorge, daß daſſelbe von Dornen und Geſträuchen, die es verbergen und den Zutritt zu ihm erſchweren, umgeben ſei. Es bedeckt die Eier, wenn es auf Nahrung auszugehen genöthigt iſt, ſorgfältig mit Blättern. Mit einem Worte: es zeigt ſich in jeder Hinſicht ſeine Sorgfalt für eine ihm noch nicht einmal bekannte Brut. Sind die Jungen ausgeſchlüpft, ſo bemerkt man bei der Mutter, ſo wie auch beim Vater eine unruhige und anhaltende Thätigkeit, eine mühevolle Emſigkeit und eine muthvolle Vertheidigung, wenn Gefahr vorhanden. — — — — Dieſe Leidenſchaft, die ſich insbeſondere bei den Müttern zeigt, und an der bei Thieren, unter welchen eine ordentliche Ehe Statt findet, auch die Väter Theil nehmen, hat charakteriſtiſche Merkmale, die näher beobachtet zu werden verdienen. Es ſcheint, als werde dadurch im Thiere ein lebhafteres Intereſſe geweckt, als es für ſich ſelbſt zu fühlen im Stande iſt. Man ſieht Vögel, die ihre junge Brut, wenn ſie in Gefahr iſt, von Regen oder Kälte beſchädigt zu werden, ſo ſorgfältig mit ihren Flügeln bedecken, daß ſie ſelbſt das Bedürfniß der Nahrung vergeſſen und auf ihrem Neſte den Hungertod ſterben[1]. Sie ſind thätiger, um das Nöthige für ihre Jungen zuſammenzuſuchen, als ſie es zur Befriedigung ihres eigenen Bedürfniſſes ſein würden. Die Hülfloſigkeit dieſer ſchwachen Weſen ſcheint auch den Muth der Eltern zu ſteigern und ſie mit jenem ſchwärmeriſchen Feuer zu erfüllen, welches die Gefahren nicht berechnet oder ihrer nicht achtet. Alle Thierarten dehnen in dieſem Falle ihre Keckheit über die Grenzen der Mittel aus, die ihnen zur Vermeidung drohender Gefahren zu Gebote ſtehen, wiewohl dieſe Keckheit ihre den erwähnten Mitteln entſprechenden Grade hat. Die Wölfin oder die Bache z. B., denen Kräfte und furchtbare Waffen verliehen, werden ſchrecklich, wenn ſie ihre Jungen zu vertheidigen haben. Sie ſtürzen wüthend auf diejenigen los, vor welchen ſie ohne Anſtand fliehen würden, wenn ihnen dieſelben bloß ihre Lebensmittel entreißen wollten, ſei es auch; daß ſie der ſtärkſte Hunger quäle. *Der tiefſte und brennendſte Schmerz ſcheint der zu ſein, den eine Mutter fühlt, die das Geſchrei ihrer Jungen hört.* Die Hirſchkuh, ſo ſchwach und furchtſam ſie iſt, ſtellt ſich in ſolch einem Falle doch muthig der Gefahr entgegen, nur iſt ſie freilich zu ohnmächtig, um nicht bald ihre Kühnheit aufzugeben und die Flucht ergreifen zu müſſen. Und ſo kann man, ungeachtet der verſchiedenen Grade des Muthes und der Tapferkeit, die ſich hier herausſtellen, doch leicht die Bemerkung machen, daß *bei allen Arten von Thieren die Liebe der Mutter für ihre Jungen die Sorge für ihre eigene Erhaltung entſchieden überwiegt.*“

---

[1] Man vergl. das unten in der poetiſchen Abtheilung eingetheilte Gedicht aus der griech. Anthologie.

8.

Im Volke iſt die Sage, daß der Storch ein feuerlöſchender und brandverhütender Vogel ſei. Dieſer Glaube kann auf Thatſachen beruhen, wie die folgenden ſind, wo dieſe in ſo mancher Hinſicht merkwürdigen Geſchöpfe wenigſtens ihr Neſt und ihre darin befindliche Brut vor Gluth und Flammen ſchützten.

Einer mündlichen Erzählung nach befand ſich in Hammelburg ein Storchneſt, welches bei einem daſelbſt Statt gefundenen großen Brande von den Alten bewäſſert und unverſehrt erhalten wurde. Sollte man dieſe Angabe bezweifeln, ſo hat doch ganz daſſelbe Prof. Obbarius im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen vom Jahre 1823. Nr. 328. S. 3731 ff. als Augenzeuge berichtet [1]). In Kelbra, einem Städtchen in Thüringen, brach Feuer aus. Es war in einer Scheune, wo viel Stroh lag; die Flamme ſchlug hoch empor und loderte abendwärts. An dem ſüdöſtlichen Ende der Scheune befand ſich ein Heuſtall, der ebenfalls in Brand gerieth; er ſtand in Verbindung mit einem höheren Gebäude, welches zum Glücke mit einer Brandmauer verſehen war. Auf dem Forſte dieſes Gebäudes hatten ſich Störche ein Neſt gebaut, das bei dieſem Brande in hohem Grade gefährdet war; die Flamme leckte den Giebel hinauf, die Hitze war übergroß und das Neſt hätte ſich unter ſolchen Umſtänden nothwendig ent-

---

1) Vergl. Dr. L. v. Voß, Ahnungen und Lichtblicke. Berlin 1826. S. 57 ff.

zünden müſſen, zumal da mehrere vom Luftzug hinaufgetriebene Strohhalme und Flachsſtengel von ihm herabhingen. Da flogen die beiden Alten in die nahe vorbei- /ß fliegende Helma, kehrten zu dem Neſte zurück und ließen von ihren Flügeln Waſſer träufeln. Auch ſchien es dem Berichterſtatter und Anderen, die dabei waren, als ob aus den Schnäbeln Waſſer laufe. Dieſe Bewäſſerung und Durchfeuchtung des Neſtes wurde von den ab- und zufliegenden Vögeln ſo lange fortgeſetzt, bis ihnen das Neſt geſichert ſcheinen mochte. Sie ſtellten ſich nun in einiger Entfernung von dem Neſte ſeitwärts auf dem Forſte hin und ſtanden in dem ſie umhüllenden Rauche wie verklärte Erſcheinungen da, ängſtlich nach ihren Jungen ſehend, die ſich im Neſte bewegten und eine quakende Stimme vernehmen ließen. Die Gefahr ging vorüber; die Jungen blieben trotz der ungeheueren Gluth unverſehrt und verſuchten einige Wochen darauf ihre Schwingen.

Den Störchen iſt alſo die feuerlöſchende Kraft des Waſſers bekannt; ſie bedienen ſich bei Feuersbrünſten in beſonnener und vollkommen zweckmäßiger Weiſe dieſes Elementes, um Neſt und Junge zu ſchützen; ſie treiben dies bis zu einem Punkte, wo es ihnen zur Genüge geſchehen zu ſein ſcheint, und warten dann ruhig den Erfolg ab. In anderen Fällen, wo keine Rettung möglich, verlaſſen ſie ihre Brut dennoch nicht; ſie erleiden mit ihr freiwillig den furchtbaren Feuertod, wie in den folgenden Fällen geſchehen iſt.

Während der Schlacht von Friedland war ein Gehöfte in der Nähe der Stadt von einer Bombenkugel angezündet worden und der Brand ergriff auch einen alten dürren Baum, auf welchem ſich ein Storchneſt befand. Das Weibchen brütete eben und wollte das Neſt nicht verlaſſen, bis dies ganz von Flammen umgeben war. Dann erhob es ſich gerade in die Luft, und wenn es eine große Höhe erreicht hatte, ſtürzte es ſich wieder mitten in's Feuer, als wolle es verſuchen, ſeinen koſtbaren Schatz zu retten. Aber endlich fiel es, umringt von Feuer und Rauch, in die Mitte des glühenden Neſtes und fand ſeinen Tod. Eben ſo erzählt man von einem Storch, welcher bei dem großen Brande zu Delft in Holland ſein Neſt nicht verließ und ſammt ſeinen Jungen verbrannte[1]. Ein Gedicht von Uſteri: „Der Storch von Luzern" hat, wenn ich mich recht erinnere, denſelben Inhalt; ich habe jetzt keine Gelegenheit, darüber nachzuſehen.

9.

Der thierfreundliche Pfarrer Dann in ſeinem Schriftchen: „Bitte der armen Thiere" u. ſ. w. (Tübingen 1836) erzählt von einer Storchfamilie, die in ſeinem Wohnorte hauſte. Einer der Alten wurde durch einen Schuß getödtet. Seitdem ſah man den andern bald hier, bald dort in tiefe Trauer verſunken, und um ihn her die drei Jungen, die ſeinen Schmerz theilten. Die Letzteren traten weiterhin ihre Wanderung an, aber nicht fröhlich, wie ſonſt die Reiſe begonnen ward; ſondern traurig und ſtill; es ließ ſich dabei kein anderer Vogel der Art in der Gegend blicken; es war, als ob die Kunde des Frevels ſich überall hin verbreitet und die verwandten Thiere abgeſchreckt hätte [1]. „Der Alte,“ ſagt Dann, „ſitzt noch immer auf ſeinem Neſte einſam und wehmüthig, indem er ſich von dem Orte, wo er einen ſo ſchmerzlichen Verluſt erlitten, nicht trennen zu wollen oder zu können ſcheint.“

---

[1] Lenz, Naturgeſchichte II. S. 308.

10.

Pfarrer Snell in Hohenſtein (Naſſau) hat in der „Maje [2]“ einen Aufſatz über die Ehen der Thiere geliefert, woraus wir folgende Notizen entnehmen.

Alle Vögel mit wenigen Ausnahmen leben in feſter, lebenslänglicher Ehe, wie man es an Tauben, Elſtern, Raben, Spatzen ꝛc. leicht beobachten kann. Zu den ganz unzertrennlichen Vögeln gehören, trotz ihrer ſonſtigen Wildheit, die Lerchenfalken. Sieht man im Herbſte, wo ſie heimwandern, einen dieſer Schnellſegler in den Lüften ſeine wunderbaren Schwenkungen machen, ſo wird man in der Regel auch bald den anderen Gatten gewahr. Viele Vögel ſchaaren ſich im Herbſt zu größeren oder kleineren Heerden zuſammen; *aber auch hier hat man gefunden, daß ſich die einzelnen Paare zuſammenhalten.* Zwar gibt es auch Zugvögel, von welchen ſich Männchen, wie Weibchen, in beſondere Schaaren vereinigen und ſo getrennt von einander ihre Wanderungen machen, wie es z. B. bei den Buchfinken der Fall iſt. Im Frühling aber finden ſich dieſelben Paare wieder zuſammen. Das Nachtigallenmännchen ſchlägt im Frühling in den erſten Tagen ſeiner Ankunft nur darum ſo lebhaft und ununterbrochen Tag und Nacht, um ſeinem etwas ſpäter anlangenden Weibchen ſeine Anweſenheit kund zu thun und es ſo zu ſich zu rufen. Der Sperber, der den Winter über mancherlei Kreuz- und Querzüge gemacht, vielleicht auch einmal den Palmenhainen Afrika's einen Beſuch abgeſtattet hat, findet ſich im Frühling mit ſeinem Weibchen *auf dem nämlichen Baume* wieder ein, wo er im Jahre vorher von ihm Abſchied genommen, und bezieht wieder denſelben, wenn noch vorhandenen, Herſt, den er vorher bewohnt. Nur wenige Vögel, wie die Auerhähne, die Haushühner, die zahmen Enten und Gänſe und einige andere, leben in Vielweiberei. Eheliche Zwiſte pflegen nicht vorzukommen. Das Weibchen ordnet ſich dem Männchen unter. Die Wahl des Ortes, wo geniſtet wird, iſt die Sache des Männchens. Pfarrer *Snell* beobachtete bei Spatzen und Tauben Fälle, wo das Männchen aus Dummheit oder Aengſtlichkeit einen ganz unpaſſenden Platz wählte und das Weibchen dann auch ſofort Material herbeiſchleppte, wiewohl es gar nicht anzubringen war. Nur bei den Lerchenfalken kommen zuweilen Uneinigkeiten über eine Beute vor, die aber nie zu Thätlichkeiten werden. Die Tugend der ehelichen Treue muß im Allgemeinen allen in Monogamie lebenden Vögeln zuerkannt werden; doch findet ſich zwiſchen den beiden Geſchlechtern ein merkwürdiger Unterſchied. Von weiblicher Seite, ſagt Snell, habe ich, ſo lange und ſo ſorgfältig ich auch die Vögel beobachtete, nie einen Fall von Untreue bemerkt; bei den Männchen kommen, wenn auch nur ausnahmsweiſe, ſolche Fälle vor. Wie bei den Störchen die wirkliche oder ſcheinbare Untreue beſtraft wird, iſt oft genug erzählt worden. Wohl zu unterſcheiden iſt davon die förmliche Auflöſung der Ehe, die zuweilen vorkommt und auch wohl von weiblicher Seite vollzogen wird. Bei den Tauben finden ſolche freiwillige Eheſcheidungen jedoch nur dann Statt, wenn ſie ſich von Anfang an nicht von ſelbſt, ſondern in Folge eines Zwanges verbunden hatten. Hier war eigentlich keine wahre Ehe vorhanden, und ſo war der Bund, dem hier geltenden Naturgeſetze nach, auch ſcheidbar.

---

[1] Wo die Störche einzeln wohnen, da rufen ſich die Familien gegenſeitig ab; wo ſie häufig ſind, verſammeln ſie ſich zu Hunderten und üben ſich wohl auch, ehe ſie ihre Wanderung antreten, im Fluge.

[2] Auch in den „Frankfurter Familienblättern“ vom 21. Feb. 1860 iſt der Inhalt angegeben.

In der Brütezeit werden die Weibchen von den Männchen treu unterſtützt; bei den meiſten Vögeln brüten ſie ſogar mit und tragen Nahrung zu. Sobald die Jungen ausgebrütet ſind, bekommt das Männchen alle Hände voll Arbeit; dann bei allen Vögeln, deren Junge gefüttert werden müſſen, nimmt daſſelbe an dem Aetzungsgeſchäfte Theil; ja wenn die Jungen heranwachſen, liegt dieſes, ſowie das Erziehungsgeſchäft, ihm vorzugsweiſe ob. Bei denjenigen Vögeln aber, deren Junge ſogleich davonlaufen und allein freſſen, wie z. B. bei den Rebhühnern, hat ſie das Männchen an die geeigneten Futterplätze zu führen, bei Gefahr zu warnen und zu ſchützen. Bei den Rebhühnern bleibt die ganze Familie den Winter über beiſammen und erſt im Frühjahre trennen ſich die beiden Gatten von den Kindern. „Wer es beobachtet hat, wie ſo zwei Ehegatten ſtets beiſammen ſind, ſtets einander zurufen, Freud' und Leid mit einander theilen, bei hartem Froſt auf der Schlafſtätte ſich dicht aneinander drängen, um ſich gegenſeitig warm zu halten, — und dies Alles zu einer Zeit, wo die ſinnlichen Triebe in der Vogelbruſt ſo tief ſchlafen, wie die ganze Natur unter ihrer Decke von Schnee und Eis, der wird damit übereinſtimmen, daß eine ſolche Ehe kein bloß ſinnlich und ſelbſtiſch begründetes, moraliſch bedeutungsloſes Zuſammenleben, ſondern eine ächte, auf wahrer Freundſchaft beruhende Ehe iſt."

11.

Daß Menſchen bei dem Ende ihrer Geliebten plötzlich ebenfalls des Todes ſind, kommt nicht oft vor; ſelber das langſame Nachſterben aus Trauer und Sehnſucht dürfte nicht allzu häufig ſein, zumal in einer Zeit, wie die unſrige. Daß ein Vogel, namentlich eine Taube, „an gebrochenem Herzen" ſtirbt und das ſogleich, wie der Tod des geliebten

Weſens gewiß, iſt viel eher der Fall. Ich weiß zwei Beiſpiele der Art, von welchen ich das eine der Mittheilung einer Dame, die ſich viel mit Thieren und thierpſychologiſchen Beobachtungen abgab, das andere einem öffentlichen Blatte verdanke.

Auf dem Landgute Th. am Main wollte der Sohn des Beſitzers im Hofe Krähen ſchießen, und traf hiebei eine Taube. Wie nun die herbeigekommenen Schweſtern des Schützen ihm hierüber Vorwürfe machten, erſchien auf dem Dache ein Tauber, girrte ängſtlich, kreiſte um den Ort, wo die todte Taube lag, ſenkte dann an ihrer Seite die Flügel, ging um ſie herum, ſtieß ſie an und legte ſich endlich, als er kein Lebenszeichen bemerkte, neben ſie nieder. Die jungen Leute hatten dies Alles mit ſteigender Theilnahme, ja mit naſſen Augen angeſehen; als ſich das trauernde Thier nun gar nicht mehr regte, traten ſie hinzu und fanden es todt [1]). Dies iſt der eine, gewiß rührende, auch ſehr gut bezeugte Fall; der andere, wo eine Taube um eines geliebten Menſchen willen ſtarb, iſt der nachſtehende.

„Der kürzlich in Würzburg verſtorbene Staabsauditor Kohler,“ ſo meldeten im vorigen Jahre die Tagesblätter, „war ein großer Wohlthäter der Armuth; er fütterte auch die Tauben der ganzen Umgegend und gewöhnte ſie ſo an ſich, daß ſie zu ihm in's Zimmer kamen. Während ſeiner nur dreitägigen Krankheit kamen ſie ſtets an das geſchloſſene Fenſter. Nach ſeinem Tode wurde dieſes herkömmlicher

---

1) Bertha v. Braun. Manuſcript.

Weiſe geöffnet; da kamen die Tauben zu der Leiche ins Zimmer herein; ein Eintretender verſcheuchte einen dichten Haufen derſelben. Zuletzt fand man eine auf dem Geſimſe des Fenſters todt. Es war, wie man aus ihrer Zeichnung erkannte, diejenige, welcher der Verſtorbene mit beſonderer Liebe zugethan geweſen 1).“

12.

Einiges in Betreff dieſer lieblichen und zärtlichen Vogelgattung, die auch der hl. Franziscus ſo vorzugsweiſe liebte, kann ich aus eigener Erfahrung geben.

Vor Jahren, da noch Geflügel zum Verzehren in mein Haus und auf meinen Tiſch kam, was ich ſpäter abſchaffte, hatte meine Frau einige junge Tauben gekauft und fütterte ſie. Da benahm ſich eine davon ſo zutraulich und herzgewinnend gegen ſie, daß es ihr ſchwer fiel, dieſelbe dem Tode zu weihen. Als ſie mir das erzählte, ſchlug ich vor, das Täubchen leben zu laſſen und im Hauſe zu halten. Es war Sommer; wir bewohnten ganz allein ein altes Gartengebäude bei Nürnberg; in dem allgemeinen Wohn- und Speiſezimmer befand ſich ein großer, viereckiger, oben ganz platter Ofen; hier gaben wir dem Täubchen nebſt dem ihm nöthigen Futter und Waſſer ſeinen Platz, und hier blieb es auch und hatte ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt daſelbſt. Dieſes ſo ungemein ſanfte, zahme und vertrauensvolle Thierchen, das wir Tutu nannten, machte mir und den Meinigen viel Vergnügen. Setzten wir uns Morgens um den Tiſch, um zu frühſtücken,

---

1) Frankfurter Nachrichten vom 9. Dec. 1859. S. 1144.

ſo flog es von ſeinem erhabenen Sitze herunter und war äußerſt freundlich und liebenswürdig. Es bezeigte ſeine Freude über unſere Gegenwart, drehte ſich tanzend auf dem Tiſche herum, flog uns auch gern auf die Köpfe, was wir uns lachend gefallen ließen. Ich verſuchte es, daſſelbe auch außer dem Hauſe herumfliegen zu laſſen und wieder einzufangen. Es gelang; das Täubchen flatterte eine Zeit lang im Garten herum-und ließ ſich wieder in's Haus zurücktragen. Endlich aber machte es weitere Ausflüge und trieb ſich am Tage, ich weiß nicht wo, herum, kam aber immer am Abend wieder, um in der Stube auf dem Ofen zu übernachten und dann des Morgens bei geöffnetem Fenſter wieder ins Freie hinauszufliegen. Bei ſeiner Rückkehr begab es ſich unten in die offene Hausthüre hinein und die enge, kurze Treppe hinauf, blieb vor der Thüre des Wohnzimmers ſitzen und wartete, bis dieſe geöffnet wurde. Wir hatten damals auch eine Katze im Hauſe, die alle mögliche Freiheit genoß, ſich im Wohnzimmer aufhielt und auf dem bezeichneten Wege aus- und einging, dem Täubchen aber durchaus Nichts zu Leide that, ohne daß zu dieſem Behufe eine Weiſung und Zucht angewendet zu werden brauchte. Da war es denn zuweilen ein wunderſamer Anblick, wenn man die Treppe heraufkam oder von innen die Thüre öffnete, um hinaus auf den kleinen Vorplatz zu treten, der ſich zwiſchen Thür' und Treppe befand, und da neben einander die Taube und die Katze ruhig ſitzen und warten ſah, um gelegentlich in das Zimmer hinein zu ſpazieren. So kommen hie und da, ſelbſt noch mitten in dieſer verwilderten Welt voll Kampf und Mord, Zuſtände und Verhältniſſe vor, die an den reinen Frieden einer paradieſiſchen Urwelt erinnern. Aber ſie dauern nicht lang; ſie werden faſt immer gleich wieder von den Menſchen zerſtört, die oft roher und grauſamer, als die an Raub und Blut gewöhnten Thiere ſind. Die Taube flog eines Tages fort und kam nicht wieder. Sie ließ ſich in ihrer unbegrenzten Vertraulichkeit und Argloſigkeit wohl irgendwo greifen und fangen und wurde erwürgt und in einen erwünſchten Braten verwandelt. Ich hatte meinen nächſten, in demſelben Garten, jedoch ebenfalls für ſich in einem beſonderen Gebäude hauſenden Nachbar in Verdacht, einen wilden Demokraten und Revolutionär, der über alle Sentimentalität erhaben war und ſich über die meinige bei Verſpeiſung des holden Thierchens vielleicht ſehr luſtig machte. Die Katze hat es nicht gefreſſen; deſſen bin ich gewiß [illegible]

13.

Ein Beiſpiel von Antheil und Anſchluß eines Vogels an einen andern, verſchiedenartigen, aber unglücklichen, um ihn zu tröſten und aufzuheitern, iſt nachſtehendes.

Auf einem großen Hühnerhofe wurden unter anderem Geflügel der Art auch ein Paar Pfauen gehalten. Das Weibchen ſtarb und das Männchen grämte ſich ſo ſehr darüber, daß man fürchtete, es werde ebenfalls zu Grunde gehen. Es ging traurig herum oder ſaß in einem Winkel, weigerte ſich, Nahrung zu nehmen, mied am Abende den Stall, wo es ſich ſonſt mit ſeiner Henne aufgeſetzt hatte, flog auf eine

Pappel hinauf und übernachtete daſelbſt. Die Hühner und Enten des Hofes nahmen einen ſichtbaren Antheil an dem Schmerze des Pfaues. Ihre Augen folgten ihm überall nach; kam er heran, ſo wichen ſie ihm ſtill aus, und gerieth er zufällig in die Nähe eines Körner aufpickenden Huhnes, ſo ließ dies ſogleich das Futter liegen. Das dauerte eine geraume Zeit. Da verließ eine Ente das Waſſer und ihre natürliche Geſellſchaft und ſchloß ſich an den trauernden Pfau an. Sie ſchwankte ſchnatternd neben ihm her, wo er auch immer gehen mochte, und wenn er des Abends auf ſeine Pappel flog, ſo weilte ſie unten am Fuße derſelben die ganze Nacht, um gleich wieder am Morgen ihre geſellige Theilnahme und Wanderung fortzuſetzen. Anfangs nahm der Pfau keine Notiz von ihr; und wenn ſie einmal dazwiſchen genöthigt war, ſich Futter zu ſuchen, ſo ſchien es ſogar, als wäre er froh, ihrer los zu ſein. Endlich aber erwiederte er dennoch ihre Freundſchaft; er blieb bei ihr ſtehen, und ging mit ihr, wenn ſie Futter ſuchte; auch brauchte ſie nun nicht mehr des Bades zu entbehren, indem er ſich, während ſie in's Waſſer ging, auf den Rand des Baſſins ſetzte. Am Abend aber flog er nicht mehr ſo hoch auf, wie ſonſt; ſetzte ſich auf die niedrigſten Zweige der Pappel, um der am Fuße derſelben ausharrenden Ente nahe zu ſein.

So weit hat die Dame, der wir dieſe Beſchreibung verdanken [1]), den Fall zu beobachten Gelegenheit gehabt; ob ſich das Verhältniß auch nach der Ankunft einer neuen Pfauhenne, welche man anzuſchaffen gedachte, fortſetzte und in welcher Art es ſich da geſtaltete, hat ſie nicht erfahren können.

---

[1]) Bertha v. Braun.

14.

Ein Paar Beiſpiele von Freundſchaft zwiſchen Vogel und Hund, wobei dieſer der Retter des Vogels aus Todesgefahr geweſen, der Vogel aber ſich dafür dankbar erwies, ſind folgende.

„In einem der Höfe vor den Ställen der Königin von England zu Newmarket wurde folgender Fall von Freundſchaft zwiſchen einem Raben und einem Hunde beobachtet. Etwa vor ſieben Jahren bei ſtrenger Kälte fiel ein Rabe anſcheinend todt in den Hof. Jemand hob ihn auf und warf ihn in die Hundshütte. Die Sache war vergeſſen. Weiterhin im Frühling, als der Hund ſeine Hütte verließ, um auf dem Raſen herumzuſpringen oder die Tour um die Ställe zu machen, bemerkte man, daß er einen Geſellſchafter habe; es folgte ihm ſtets ein gefiederter Page, jener Rabe nämlich, der in der Hütte wieder aufgelebt war und ſich mit dem vierfüßigen Bewohner derſelben, der ſich ſeiner wahrſcheinlich erbarmend angenommen hatte, auf's Innigſte befreundet hatte. Wenn der Hund ſein Futter bekam, ſo ſuchte der Rabe ſtets die beſten Biſſen für den Hund heraus, oder brachte Knochen, die er ſelbſt herbeigebracht hatte, und legte ſie vor ihm nieder. Wurde ein Pferd geſattelt und ein Ritt gemacht, wobei der Hund mitgenommen werden ſollte, ſo war der Rabe in Bewegung und zeigte es dem Hunde an; und ſo wie Reiter und Hund den Hof verließ, erhob ſich der Vogel und folgte nach, ſo weit die Excurſion ſich auch erſtrecken mochte. Schon ſo weit war die Sache ungewöhnlich genug; noch wunderbarer aber war das kaum zu beſchreibende liebevolle Benehmen des Raben dabei. Als der Berichterſtatter die beiden Thiere beobachtete, ſchlief der Hund auf dem vor dem Hofe befindlichen Raſenplatze; ihm ganz nahe ſaß der Rabe, in deſſen ganzer Haltung und Geberde ſich die zarteſte Aufmerkſamkeit ausſprach; ſeine Augen ſtrahlten, buchſtäblich genommen, von Zärtlichkeit. Nichts außer dem Hunde vermochte ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln; man warf ihm Futter vor, er ließ es unberührt; man verſuchte es, ihn aufzuſcheuchen, er rückte nur um ſo näher zu ſeinem Gefährten hinzu und verdoppelte die liebende Sorgfalt, mit welcher er ihn bewachte. Lord Albemarle äußerte die Abſicht, dies merkwürdige Beiſpiel thieriſcher Dankbarkeit und Treue durch den Pinſel eines berühmten Malers verewigen zu laſſen — — — 1)." Dies iſt der erſte dieſer Fälle; wir kommen zu dem anderen.

Der ehemalige Rektor Schudt in Frankfurt bemerkt in ſeinen „jüdiſchen Merkwürdigkeiten" Anhang S. 25., daß man der Gans, indem man ſie für das dummſte Thier hält und ſprüchwörtlich von ihrer Dummheit redet, Unrecht

---

1) Correſpondent v. u. f. Deutſchland vom 3. October 1836. Nr. 276.

thue, wobei er aus eines Herrn v. **Hohberg** „adeligem Landleben“ II. Cap. 82. Folgendes aushebt.

Auf einem Edelhofe in der Bretagne trug ein Fuchs eine Gans hinweg. Der Haushund jagte ihm dieſen Raub wieder ab, worauf die Gans eine ganz außerordentliche Liebe zu dieſem Hunde faßte. Kam ſie von der Weide zurück, ſo ſchloß ſie ſich an ihn an und folgte ihm ſelbſt in Stuben und Kammern nach, welche Freundſchaft ununterbrochen ſechs Jahre lang dauerte. Einſt wurden von einem Nachbarn Gänſe geſtohlen und eingeſperrt, worunter auch dieſe war. War nun der Hund in der Nähe, ſo ſpürte es die Gans, erhob ein Geſchnatter und flog ſogar über die Mauer zu ihm, wodurch der Diebſtahl an den Tag kam. Am Ende wurde der Hund von einer auf ihn erzürnten Magd, der er Fleiſch geſtohlen, mit einem Stein am Halſe ertränkt. Da trauerte und klagte die Gans am Teiche acht Tage lang mit großem Geſchrei um ihres Freundes Tod.

15.

Auch **Vogel** und **Affe** können innige Freundſchaften ſchließen. **Leithold** in ſeiner „Ausflucht nach Braſilien“ 1) erzählt von der Freundſchaft eines Affen und eines Huhnes, die er auf dem Schiffe beobachtet, worauf er die Rückreiſe nach Europa machte. Der Affe wurde von der Schiffsmannſchaft mit empörender Härte und Bosheit behandelt; es kam eine höchſt empfindliche Kälte dazu; da erkrankte derſelbe, zitterte fortwährend wie Eſpenlaub, und wurde

---

1) Berlin 1820. S. 222 ff.

von dem Kapitän zu einem wohlgenährten Huhn in einen großen Käfig geſperrt. Die einander ſo fremden Thiere wollten ſich im Anfange nicht vertragen, wurden jedoch allmählig ſo vertraut, daß insbeſondere das Huhn eine merkwürdige Zuneigung zu dem kranken und immer kränker werdenden Affen faßte, ihn mit ſeinen über ihn ausgebreiteten Flügeln zu erwärmen ſuchte, und wenn man ihn herausnahm, ſo lange kakelte, bis man ihn wieder hineingeſetzt. Der Affe ſtarb endlich [1]; nun erkrankte aus Gram und Sehnſucht auch das Huhn, „und mußte ſchnell abgeſchlachtet werden, um dem nicht mehr fernen Tode desſelben zuvorzukommen.“

16.

Wie ſich eine Gans aus Dankbarkeit an einen Hund angeſchloſſen, iſt ſchon oben berichtet worden, hier wollen wir einige auffallende Beiſpiele von Freundſchaft und Liebe dieſer ſo ſeelen- und verſtandlos ſcheinenden Thiere zu menſchlichen Individuen zuſammenſtellen.

Dem Peripatetiker Lacydes war eine Gans ſo zugethan, daß ſie ihn ſtets begleitete und ſich zu keiner Zeit von ihm trennen wollte. Wenn er ging, ſo wandelte auch ſie; wenn er ſich ſetzte, ſo raſtete ſie ebenfalls. Als ſie ſtarb, begrub ſie der Philoſoph mit großem Anſtande, als wenn er einen Sohn oder Bruder begrübe. Zu Aegium in Achaja liebte eine Gans den ſchönen Amphilochus, ja ſie trug ihm, wie man behauptet, als er ſich in Gewahrſam befand, ſogar Geſchenke zu. Zu Chios liebte eine ſolche die Citherſpielerin Glauke, doch werden ſtatt der Gans auch andere Thiere genannt. So die Alten[1]. Sie ſcheinen, wie ſo häufig, nur zu fabeln und zu faſeln und haben dennoch Recht. Wir nennen neuere Exempel der Art.

---

[1] Der Erzähler und ſeine Tochter hatten ſich deſſelben mitleidig angenommen; er verſchied auf dem Schooße der Letzteren. „Noch vor ſeinem Ende,“ ſagt Leithold, „reichte ich ihm in warmen Thee getauchten Zwieback; aber er ſchüttelte mit dem Kopfe und machte eine Pantomime, die anzudeuten ſchien, daß er ſich ſeines nahen Todes bewußt ſei.“ Das gehört in das Kapitel der Thierſprache, ſ. oben Nr. III.

Dem Naturforſcher Buffon theilte ein wahrheitsliebender Mann die Geſchichte eines Gänſerichs mit, der ihm aus Dankbarkeit leidenſchaftlich ergeben war. Er wurde von einem anderen Gänſerich übel behandelt und aus ſeiner thieriſchen Geſellſchaft verdrängt. Da ſchloß er ſich an den Mann an und bekam mit deſſen Hülfe die Oberhand über ſeinen Gegner. Als ſeine Weibchen zu brüten anfingen, verließ er ſie und folgte dem Manne überall nach, indem er bald ging, bald flog, und wenn er voraus war, an Kreuzwegen anhielt, um zu ſehen, welchen Weg derſelbe nehmen werde. So zuerſt bei einer Wanderung, die von zehn Uhr Morgens bis acht Uhr Abends dauerte. „Nachmals,“ ſo lautete die Erzählung weiter, „folgte er mir, ohne eine Spur von mir zu haben; er ſuchte mich ſogar einmal in der Kirche auf. Ein andermal ging er vor dem Fenſter des Pfarrers vorbei und hörte mich in der Stube ſprechen; er begab ſich die Treppe hinauf, trat in die Stube und erhob ein Freudengeſchrei.“ Die Sache wurde jedoch unbequem; es gab unangenehme Vorfälle. Der arme Jakob — ſo hieß der Vogel — ward eingeſperrt und ſah den Mann, den er ſo lieb gewonnen, nicht wieder. Er brachte über ein Jahr in Unruhe und Kummer zu, ward ſo dürr, wie ein Stück Holz, und ſtarb vor Gram. Es war im dritten Jahre dieſer ſonderbaren Freundſchaft, daß er auf eine ſo traurige Weiſe zu Grunde ging.

---

[1] *Aelian.* nat. an. VII. 41. V, 29. I, 6. *Plin.* hist. nat. X, 22. 26.

Die Yorkſhire Gazette von 1834 berichtet von einem Gänſerich, der ſich in ähnlicher Weiſe benahm. Er gehörte einem Nachbar, ſchloß ſich aber aus Gründen, die ich nicht angegeben finde, an einen alten Herrn an und begleitete ihn faſt ohne Unterlaß. Er kam jeden Morgen von dem Hofe ſeines Beſitzers zur Wohnung des alten Herrn und weckte ihn durch ſein Geſchrei; dann begleitete er ihn den ganzen Tag auf allen ſeinen Gängen, ſo, daß man ihn ſelbſt in den volkreichſten Straßen dicht hinter ihm hergehen ſah. Setzte ſich ſein Freund, um auszuruhen, ſo legte ſich der Gänſerich zu ſeinen Füßen hin. Es waren mehrere Plätze, wo der alte Mann zu raſten liebte; die kannte das Thier ſehr gut; es lief bei der Annäherung zu einem ſolchen voraus, kehrte ſich dann um und deutete durch Geſchrei und Flügelſchlagen an, daß hier der Raſtort ſei. Fiel Jemand dem alten Manne läſtig, ſo bemerkte es der Vogel und gab ſeinen Unwillen durch

Geſchrei, auch wohl durch Beißen zu erkennen. Kehrte der alte Herr irgendwo ein, um eine Erfriſchung zu nehmen, ſo folgte der Gänſerich, wenn er durfte, und blieb hinter ſeinem Freunde ſtehen, bis derſelbe ſein Glas Ale getrunken hatte. Ward ihm der Eintritt verwehrt, ſo wartete er vor der Thüre, bis der alte Herr wieder zum Vorſchein kam.

Der Kreisjuſtiz-Kommiſſarius Zille[1]) beſaß eine Gans, die ſich von der übrigen Heerde abſonderte und menſchliche Geſellſchaft wählte, ſich aber nicht den fütternden Mägden, ſondern einer alten Viehwirthin zugeſellte. Dieſe kümmerte ſich nicht um das Thier; letzteres aber verließ ſie nie, wählte ſich ſeine Schlafſtätte an ihrem Bette, ging ihr im Stalle nicht von der Seite, begleitete ſie in die Küche, in das Vorrathsgewölbe, ja bis auf den eine Treppe hoch gelegenen Heuboden hinauf. Streute ihm die Wirthin etwas Futter hin, ſo fraß es davon, doch nur ſo lange, als jene dabei blieb; ging die Wirthin fort, ſo ließ die Gans das Futter liegen und folgte der Frau. Begegnete ſie dem ihr feindlichen Truthahn, ſo floh ſie nicht vor ihm, wie die übrigen Gänſe, ſondern ſchmiegte ſich an ihre Freundin an und ſuchte Schutz bei ihr.

Von der Eßlinger Gans, einer Art von „Regimentstochter,“ hörte ich Jemand, der dieſe Sonderbarkeit ſelbſt geſehen, mündlich erzählen, las dann auch darüber[2]) Folgendes. Im Jahre 1836 wurde eine Gans, die einem Bäcker gehörte, durch die Schildwache des erſten württembergiſchen Reiterregiments von großer Noth und Gefahr befreit. Sie folgte ihrem Retter ſofort auf ſeinen Poſten und ging mit ihm auf und ab. Die Geſellſchaft und Begleitung eines ſolchen Thieres ſchien deſpektirlich; die Gans wurde zurückgewieſen; ſie ſuchte ſich aber wiederholt zu nähern, flog, als man das Hofthor vor ihr verſchloß, oben über das Portal hinein und ſchloß ſich wieder an die Schildwache an. Dies erregte ſo große Aufmerkſamkeit, daß der Oberſt die Gans ankaufte, ihr einen kleinen Stall neben der Schildwache bauen und ein regelmäßiges Futter reichen ließ. Als das Regiment von Eßlingen nach Ludwigsburg und von da nach Ulm überſiedelte, nahm er die Gans mit, deren Betragen ſtets daſſelbe blieb. Der jeweiligen Schildwache war ſie ganz ergeben, Soldaten anderer Regimenter und Civiliſten wollte ſie nicht zum Thore herein laſſen, wenn ſie nicht von der Schildwache beruhigt wurde. Als das Regiment einmal nach Heilbronn zum Manöver ging, war ſie in deſſen Abweſenheit ſehr betrübt; als daſſelbe zurückkehrte, ging ſie ihm weit entgegen und begrüßte es durch freudiges Rufen und Flügelſchlagen. Dann ging ſie dem Muſikchor bis zum Kaſernenhof voran. Ebenſo liebte ſie es, dem Regimente, wenn es ſonſt ausgerückt war und zurückkehrte, wie ein Tambour-Major voranzugehen. So weit die uns bekannten Nachrichten über dies merkwürdige Phänomen. Wie wußte es das Thier, wenn das Regiment im Heranrücken war? Hier ſcheint etwas Ahnungsvolles im Spiele zu ſein, wie bei dem Schwane des heil. **Hugo**, von dem wir unten berichten werden.

---

[1]) Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft zu Görlitz; citirt von Lenz.

[2]) Buch der Welt. Stuttgart 1850, und Lenz, Vögel S. 363 f.

17.

Es ſeien nun noch einige Fälle zuſammengeſtellt, in welchen ſich die den Vögeln verliehene Intelligenz in einem beſonders hohen Grade und glänzenden Lichte zeigt; theils was die ſchon ohnehin und für ſich ſelbſt in Anwendung gebrachte, namentlich im Fache des Scherzes, der Nachahmung und der Poſſirlichkeit entwickelte Verſtandeskraft, theils was die zuweilen ganz unbegreiflichen Künſte betrifft, die ihnen durch menſchliche Anleitung und Abrichtung beigebracht werden. Mehreres der Art iſt ſchon bei früherer Gelegenheit, wie in der Abhandlung über die Thierſprache, erwähnt und beſprochen worden. Hier zunächſt noch einige Anekdoten und Charakterzüge von ſprechenden Vögeln, wie Papageien und Staare ſind.

Zur Zeit Napoleons I. war der Naturforſcher **Voigt** mit anderen Perſonen im Schloſſe Malmaiſon. Man zeigte auch das Kabinet der Kaiſerin Joſephine, wo ſich ein Papagei befand, dem ſeine Gebieterin die Worte: Bonjour, Bonaparte! eingelehrt hatte. Die Kaſtellanin forderte den Vogel auf, ſeinen Gruß zu rufen. Er war nicht dazu zu bringen. Man verließ das Zimmer; kaum aber, daß dieſes geſchloſſen war, hörte man den Papagei ſchreien: Bonjour, Bonaparte! Bonjour, Bonaparte!

Wahrſcheinlich empfand es der Vogel übel, und ſah es als ſeiner unwürdig an, daß er fremden Perſonen ſeine Künſte vormachen ſolle. Daher ſeine Stummheit und ſein Eigenſinn, und, um zu zeigen, daß er wohl ſprechen könne, es aber nur zu eigener und ſeiner Gebieter Beluſtigung thun möge, der laute und wiederholte Ruf, den er den Abgegangenen nachtönen ließ.

Der Toznenetl, ein mexicaniſcher Papagei, ſpaniſch Perico, lernt nach Clavigero's Geſchichte von Mexico alle Worte und Laute, die er hört; er ahmt das Lachen, das Schreien der Kinder, die Stimme der Thiere und allerlei lächerliche Töne ganz natürlich nach. — Ein Papagei, der auf einem Schiffe von Guinea nach Europa gebracht wurde, und viel in der Geſellſchaft eines alten, kranken Matroſen lebte, nahm die heiſere Stimme, den ſchrecklichen Huſten, ja ſelbſt das Fluchen und Toben deſſelben ſo natürlich an, daß man nicht ſelten die Nachahmung für das Original hielt. In England bekam er einen Herrn, der das nicht wußte, und der daher ſo lange glaubte, der Matroſe ſei noch im Hauſe, bis er ſich mit Erſtaunen von der mimiſchen Rolle überzeugte, die der Vogel ſpielte. — Ein alter, reicher Mann, der ſtets krank war und über ſeine Leiden klagte, hatte einen Papagei, der nicht nur die Stimme und die Worte ſeines Herrn zu hören gab, ſondern ſich auch ſonſt zu einem Bilde deſſelben machte. Fragte man ihn, wie es ihm gehe, ſo nahm er die traurigſten Geberden an, dehnte und ſtreckte ſich und ſagte im kläglichſten Tone: „Ach, ich bin ſo krank [1])!“

Von dem Staare ſagt Lenz: „Manche ſind äußerſt gelehrig und ſelbſt die Weibchen lernen. Die Zunge braucht man ihnen eben ſo wenig, wie den Raben zu löſen. Kaum gibt es ein poſſirlicheres Thier, als einen recht zahmen aufgezogenen Staar. Als Knabe beſaß ich einen, der zwei Liedchen pfiff, zwiſchen die er immer noch den Staarengeſang nebſt zehnerlei anderen Tönen miſchte und das Wort: Spitzbube, ganz deutlich ausſprach. Spielte ich auf der Wieſe, ſo war Staarmatz auch mit da und badete ſich im Bache; arbeitete ich im Garten, ſo war er behülflich und ſuchte Regenwürmer auf; ſaß ich auf dem Kirſchbaume, ſo ſaß er neben mir und pflückte noch fleißiger als ich. Wie ein Hund wußte er meine Mienen zu deuten und meine Worte zu verſtehen. Er war ſehr lecker und ſuchte immer zum Mehlwurmtopfe zu gelangen, der daher mit einem Brette bedeckt wurde. Der Staar ſchob aber den Schnabel zwiſchen Topf und Brett, drängte dieſes zurück, hüpfte hinein und fraß ſo viel, als ihm nur möglich war. Drängte man ihn in eine Ecke und neckte ihn mit dem Finger, ſo wurde er ganz wüthend, richtete ſich hoch empor, biß nach allen Seiten um ſich, pfiff aus Leibeskräften und ſchrie immer dazwiſchen: Spitzbube, Spitzbube! Einſt war er fortgeflogen und ich ſuchte ihn lange vergebens. Endlich hörte ich einen gewaltigen Lärm; ich lief hin; da ſtanden unter einem Baum einige Bürſchchen und warfen nach dem Staar mit Steinen und Erdklößen. Der ſaß oben ganz ruhig, ſchnarrte, pfiff und ſchrie: Spitzbube.“

---

[1] Aus Fiſcher's naturgeſch. Lehrbuch. Braunſchweig 1846. S. 190.

„Meine Eltern,“ ſchreibt Trimolt, „hatten einen Staar, der mancherlei Töne von ſelbſt nachahmte. Als meine jüngſte Schweſter noch klein war, und häufig ſchrie und weinte, gab der Vogel genau Achtung und brachte es durch täglich fortgeſetzte Uebung dahin, daß er die ſchreiende und weinende Kinderſtimme vollkommen nachmachte. Trat Jemand ſpäter, als meine Schweſter ſchon größer war, in das Zimmer, wo ſich der Staar befand, ſo wurde er ſonderbar getäuſcht, indem er dieſe Stimme hörte und doch kein kleines Kind erblickte, von dem ſie kommen konnte. Derſelbe Vogel bildete ſich ſelbſt zu einem Trompeter aus. Es pflegten nämlich des Abends nicht weit vom Hauſe Trompeter zu blaſen und zwar immer daſſelbe Stück. Der Staar hörte aufmerkſam zu und wagte es endlich, den Schall nachzuahmen. Es gelang, und ſo lernte er in einigen Wochen die ganze Muſik, die er mit allen Pauſen und Abwechſelungen des Tactes mehrmals unter großer Anſtrengung mit ſchmetternder Stimme herſang.

18.

Der Gimpel hat für ſich ſelbſt wenig Singtalent; er beſitzt jedoch die Anlage, Stückchen, die man ihm vorpfeift, mit ſanfter, voller, flötender Stimme nachzuahmen. Er iſt daher ein ſehr beliebter Stubenvogel, zumal, da er auch ſonſt ſehr angenehme Eigenſchaften hat. „Ein aufgezogener Gimpel,“ ſagt Lenz, „iſt ein gar liebenswürdiges Thierchen. Er kennt ſeinen Herrn, antwortet ihm, wenn er die Lockſtimme pfeift, wendet den Kopf links und rechts, wenn es jener thut, und ſingt, wenn er freundlich dazu aufgefordert wird. Wir haben hier öfters welche gehabt, die jedesmal eine lebhafte Freude äußerten, ſo wie ein gemeiner Mann aus dem nächſten Städtchen, wo man ſie aufgezogen, in die Stube trat, ja die oft ſchon ganz unruhig wurden, wenn ſie Jemand von dort vor der Thüre ſprechen hörten.“ Welches treue Gedächtniß, welche Kenntniß der Perſonen und Stimmen, welche rührende Anhänglichkeit an ihren erſten Aufenthalt!

Eine weibliche Perſon, die in einem einſam liegenden Jägerhauſe aufwuchs, erzählte mir von einem Gimpel [1], der am Fenſter dieſes Hauſes hing, folgende Charakterzüge. Er war ſehr begierig, die Zufriedenheit und das Lob ſeines Herrn und gelegentlich auch anderer Menſchen zu erwerben. Wenn ſein Herr, der Vater der Erzählerin, nach Hauſe kam, ſo empfing ihn der Vogel mit der Melodie, von der er wußte, daß ſie des Mannes Lieblingsarie war, und nahm dafür die Begrüßung und Belobung deſſelben hin. Wenn fremde Menſchen zugegen waren, ſo ſtrengte er ſich mit

---

[1] Sie nannte ihn Blutfink, was aber ein anderer Name für Gimpel iſt.

Singen gewaltig an, um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen und vor ihnen in dem ganzen Glanze ſeiner Geſangkünſte zu erſcheinen. Er machte auch Späße und Streiche und freute ſich, wenn ſie ihm gelungen waren. Er hatte bemerkt, daß ſein Herr ſeine ſich auf der Wieſe tummelnden Kinder, eben ſo ſeine Hunde, wenn ſie lärmend einem Wagen nachliefen, durch einen ihm eigenen Pfiff nach Hauſe rief. Dieſen Pfiff machte er täuſchend nach, und benützte ihn in Abweſenheit des Mannes, um die Kinder und die Hunde zu rufen. Wenn dieſe dann eilig daherrannten, in der Meinung, der Mann habe ſie gerufen, ſo bezeigte der Vogel durch ſeine Bewegungen und durch die vergnügten Töne, die er hören ließ, deutlich ſeine Freude darüber. Er war alſo nicht nur fähig, einen ihm fremden Laut nachzuahmen; er verſtand auch deſſen Bedeutung, gebrauchte ihn dieſer Bedeutung gemäß, um Menſchen und Thiere zu täuſchen, brachte die beabſichtigte Wirkung hervor und war ſich deſſen mit frohem Selbſtgefühl als eines von ihm ausgeführten luſtigen Streiches bewußt.

Das größte zoologiſche Wunder, was Stimme und Nachahmung betrifft, iſt die amerikaniſche Spottdroſſel, die alle möglichen Laute hervorbringen und täuſchend nachahmen kann; ſie pfeift, wie ein Menſch, ſie gluckt, wie eine Henne, ſie ſchlägt, wie eine Nachtigall u. ſ. w. „Die Spottdroſſel, Turdus polyglottus,“ ſagt Oken, „iſt ein in ganz Nordamerika und Jamaica wegen ſeines vortrefflichen Geſanges bekannter Vogel. Er bringt darin unaufhörlich Veränderungen an, indem er die Melodien anderer Vögel von ſelbſt nachahmt und lieblicher wiedergibt. . . . Er wird daſelbſt für den beſten Sänger der Welt gehalten und ſelbſt über die Nachtigall geſetzt. Er fängt mit ſeiner eigenen Compoſition an, borgt zum Schluſſe die Töne vieler anderer Vögel und wiederholt ſie ſo künſtlich und angenehm, daß er eben ſo viel Vergnügen als Erſtaunen erregt. Er ſucht ſogar den Schall anderer Dinge nachzuahmen; ein eingeſperrter miaute, wie eine Katze, krähte, wie eine Elſter und knarrte, wie ein Wetterhahn.“ Clavigero ſagt: „Es gibt in Mexico ſo gut Goldfinken und Nachtigallen, als in Europa, und überdies noch wenigſtens zweiundzwanzig Arten von Singvögeln, die jenen Wenig oder Nichts nachgeben. Alles aber, was wir von der Art gehört haben, übertrifft der berühmte Centzontli. Es iſt unmöglich, von ſeinem lieblichen, ſanften Geſange, von der Harmonie und Abwechslung ſeiner Töne und von der Leichtigkeit, womit er Alles nachahmt, eine Vorſtellung zu geben. Er macht nicht nur die Töne anderer Vögel, ſondern auch die Stimmen vierfüßiger Thiere nach. Er heißt eigentlich Centzontletotl, d. i. der Vielſtimmige. Die Mexicaner gebrauchten gewöhnlich das Wort centzontli, vierhundert, wie die Römer ihr sexcenti, ſechshundert, um eine große Zahl zu bezeichnen. Berrington, Vicepräſident der königlichen Societät zu London, ſagt in ſeinem Werke über die Singvögel, daß er einen ſolchen Vogel gehört, der in einer einzigen Minute den Geſang der Lerche, des Buchfinken, der Amſel, des Sperlings und des Krametsvogels nachmachte.“ Wir fügen noch die Beſchreibung hinzu, welche Wilſon in Philadelphia in ſeiner Ornithologie liefert. „Das Gefieder des Spottvogels,“ ſagt er, „hat nichts Ausgezeichnetes, aber ſeine Geſtalt iſt ſchlank und graziös. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit ſeiner Bewegungen, das Feuer ſeiner Augen und das verſtändige aufmerkſame Horchen auf den Geſang anderer Vögel ſind bewundernswürdig. Seine Stimme iſt voll, wohlklingend, jeder Biegung fähig und kann eben ſo leicht den weichen Ton der Wachtel, als das kreiſchende Geſchrei des Habichts nachahmen; ſeine Nachahmungen aber ſind jederzeit Verſchönerungen. Wenn er ſingt, ſo iſt er in ſteter Bewegung, breitet Flügel und Schweif aus, ſteigt in die Lüfte, wie ein Pfeil, und ſenkt ſich wieder, wenn ſein Geſang erſtirbt. Wer ihn hört, ohne ihn zu ſehen, der ſollte glauben, alle Vögel des Waldes hätten ſich verſammelt, um einen Wettgeſang anzuſtimmen. So täuſcht er auch oft den Jäger, der, durch die nachahmende Stimme verleitet, einem ganz anderen Vogel nachzuſchleichen glaubt. Die Vögel ſelbſt werden oft durch ihn betrogen, glauben ſich durch ihres Gleichen gelockt und nähern ſich, oder fliehen, weil ſie den Schrei eines Sperbers zu hören wähnen. Selbſt im Käfige verliert er ſeine gute Laune nicht, und man wird nicht müde, ihm zuzuhören. Bald pfeift er dem Haushunde, der ſogleich wedelnd herbeieilt, weil er meint, ſein Herr habe ihm gepfiffen; bald ſchreit er wie ein verwundetes Küchlein und ſogleich flattert die Gluckhenne mit geſträubtem Gefieder herbei, um ihre Jungen zu beſchützen. Ein andermal läßt er das Bellen eines Hundes, das Miauen einer Katze und das Knarren eines ungeſchmierten Rades ſchnell auf einander folgen und endet mit dem ganzen Liede, das ſein Herr ihn pfeifen gelehrt hat, es ſei ſo lang, als es wolle. Das Schmettern des Canarienvogels und die Flötentöne der virginiſchen Nachtigall ahmt er in gleicher Vollkommenheit nach.“

19.

Was die Abrichtung der Vögel zu allerlei abſonderlichen und Staunen erregenden Kunſtſtücken und Schauſpielen betrifft, ſo zeichnen ſich vorzüglich der Canarienvogel und der Aehnliches leiſtende Stieglitz aus. Lenz erzählt von einem Franzoſen aus Befort, der ſich im Elſaß mit einem Canarienvogel ſehen ließ, welchem er Buchſtabier- und Rechenkünſte beigebracht hatte. Wurde dieſem Vogel ein Wort geſagt, ſo flog er an ein Käſtchen mit Buchſtaben und ſetzte daraus ein Wort zuſammen. Wurde eine Uhr gezeigt, ſo legte er die Zahlen hin, welche Stunde und Minuten anzeigten. Ja er addirte, ſubtrahirte und multiplicirte mit Zahlen. Ein anderer Canarienvogel, deſſen Lenz erwähnt, holte aus einem Käſtchen voll Läppchen die Farben, welche eine ihm angezeigte Perſon aus der Geſellſchaft an ſich trug. „Dieſelben Kunſtſtücke ſah man ſchon 1760 zu Paris, und wieder vor einigen Jahren in Deutſchland.“ In Wegener's „Leben der Thiere“ wird von einem Jahrmarkte erzählt, wo Canarienvögel und Stieglitze zu ſehen waren, welche Soldaten ſpielten, Kanönchen losbrannten und Worte zuſammenſetzten. Ich ſelbſt erinnere mich in meiner Jugend einen Vogel geſehen zu haben, der aus einem auf dem Tiſche liegenden Buchſtabenſpiel, ſo wie man es bei Kindern anwendet, die man die Buchſtaben kennen und zuſammenſetzen lehren will, die paſſenden Buchſtaben herauszog und daraus ein ihnen vorgeſagtes Wort geſtaltete. Der Mann, der ihn zeigte, ließ von der um den Tiſch herumſitzenden Geſellſchaft beliebige Wörter aufgeben. Eine Perſon gab zwei Wörter oder Namen — ich weiß nicht mehr, welche — mit einander an. Der Mann bemerkte, das ſei zu viel; es wurde daher nur ein Wort vorgeſprochen. Der Vogel fing an, ganz falſche Buchſtaben herauszuziehen und zuſammenzuſetzen; er wurde von dem Manne bedeutet, daß er ſeine Sache ſchlecht mache; er ließ ſich aber in ſeinem räthſelhaften Geſchäfte nicht ſtören. Man beſchloß, ihn machen zu laſſen und zu ſehen, was heraus komme. Als er zu Ende war, ſah man auf dem Tiſche mit allgemeinem Erſtaunen die beiden zuerſt aufgegebenen Wörter richtig buchſtabirt und zuſammengeſetzt. Der Vogel hatte ſie ſomit als ſeine Aufgabe gefaßt und feſtgehalten und dieſes für ihn ſo ſchwierige Problem rühmlichſt gelöſt, obwohl man es ihm durch Abkürzung und Vorſprechen eines einzelnen Wortes zu erleichtern geſucht, und wiewohl man ihm aus Mißverſtändniß eine Mahnung und Weiſung ertheilt, die ihn irre zu machen geeignet war.

Das habe ich, wie geſagt, mit eigenen Augen geſehen und es iſt mir, ſo viele Jahre ſeitdem auch dahingegangen, in guter Erinnerung geblieben.

Aus Scheitlin's Thierſeelenkunde iſt auszüglich Folgendes entnommen: „Man lehrt den Canarienvogel mit Hülfe des Schnabels und eines glühenden Schwamms, Hölzchens oder Stöckchens, ein meſſingenes Kanönchen losſchießen; es muß ihm alſo alle Furcht vor heftigem Knall abgewöhnt werden können. Man lehrt ihn große ausgeſchnittene Buchſtaben kennen und daraus Wörter zuſammenſetzen. Da liegen alle fünfundzwanzig Buchſtaben in einer langen Reihe. Man gibt ihm ein zwei- bis dreiſylbiges Wort. Er horcht, er denkt, er ſinnt nach; langſam nimmt er einen, den erſten Buchſtaben des Wortes, und legt ihn bei Seite; kommt in der zweiten Sylbe ein Buchſtabe der erſten Sylbe vor, ſo nimmt er ihn dort mit dem Schnäbelchen weg und ſtellt ihn an den neuen Ort. Oft hält er das Köpfchen ſchräg und blinzelt ſeinem Meiſter zu; oft ſtaunt und denkt er wieder nach; manchmal verſieht er ſich und will einen unrechten Buchſtaben nehmen; warnt man ihn vor dem Mißgriff, ſo läßt er's bleiben und wählt beſſer. Man kann ihm das lange „Konſtantinopel“ oder das griechiſche „Papepipapos,“ Urgroßvater, aufgeben. So ſetzt er aus Zahlen eine große Summe zuſammen, aus Noten einen Geſang, etwa eine Linie lang. Man gibt ihm auf, die ſchönſte, die älteſte, die verliebteſte Perſon in der Geſellſchaft, die den Kaffee am meiſten liebe u. ſ. w.

anzugeben. Er fliegt zu ihr hin. Er verſteht das Wort und die Gebärde und die Augenſprache ſeines Herrn. Hinwiederum zieht er auf Befehl deſſelben in jeder beliebigen Richtung ein kleines Wägelchen auf dem Tiſche hin und her. Er zieht rechts und links, hält an und zieht weiter. Wegzufliegen macht er keine Miene. Am Ende muß er ſich ſelbſt mit Hülfe ſeines Schnäbelchens ausſpannen; denn er iſt förmlich angeſchirrt.

Ein ſolches Thierchen muß oft eine ganze reiſende Familie ernähren. Es erhellet daraus, daß dieſer Vogel ſcharf ſieht und hört, und Ton und Bild mit einander verbinden kann, wie wir. Er arbeitet mit Gedächtniß und Einbildungskraft, mit dem Geſichts- und Gehörſinn zugleich. Die Thätigkeit iſt ſchon ſehr componirt. Es gibt Menſchen, die minder leiſten, und doch für Menſchen gelten. Es lernt der Canarienvogel auch die Spielkarten kennen, und mit ſich das Wechſelſpiel vive l'amour ſpielen. Er wählt aus den Karten, die vor ihm liegen, die vier Könige und ſtellt ſie zuſammen. Er fehlt nicht! Oder man gibt ihm ein Aß und bietet ihm eine Karte nach der anderen hin. Er ergreift mit dem Schnäbelchen kein Nichtaß. Er merkt auch, daß viere ausreichen. Hat er ſie beiſammen, ſo wartet er auf keine neue mehr. Daß die Canarienvögel auch träumen, im Traume zu ſingen anfangen, iſt eine bekannte Erfahrung, die auf viel deutet" u. ſ. w.

Ueber die Canarienvögel, welche in Paris kleine Schauſpiele aufführten, berichtet M. Antoine Nachſtehendes. „Sie begeben ſich auf Befehl ihres Herrn aus ihrem Käfig heraus und wieder hinein. Sie ſtehen ruhig auf einer Trommel, die man ſchlägt; ſie ſtehen Wache, indem ſie auf dem Kopfe eine Grenadiermütze haben und Flinte, Säbel und Patrontaſche tragen. Einer von ihnen, der das gleichſam ſatt hat, wirft die Waffen weg und deſertirt. Der Herr fängt ihn wieder ein; er wird zum Tode verurtheilt und nimmt von der ganzen Geſellſchaft Abſchied; es werden ihm die Augen verbunden, es wird eine Kanone auf ihn gerichtet, die einer ſeiner Kameraden abbrennen muß; der Schuß kracht, der Vogel ſtürzt, ein anderer ladet ihn auf einen kleinen Schubkarren und fährt ihn zum Begräbnißplatze. Aber kaum iſt dieſer traurige Act vorbei und der Richtplatz leer, ſo erhebt ſich der Todte, ſingt ein luſtiges Liedchen und ſcheint über die glücklich beſtandene Gefahr zu jubeln.“ Was ſetzen ſolche Abrichtungen für Verſtändigungen voraus! Wie iſt es möglich, einem ſolchen Geſchöpfe, mit dem man nicht ſprechen kann und das dem, was es vorſtellen ſoll, ſo fremd und fern iſt, alle dieſe mimiſchen Künſte beizubringen? Und wenn man dies Alles kann, wo iſt am Ende die Grenze der Möglichkeiten? Ich könnte in der That noch Einiges beibringen, was das bereits Angegebene überſteigt und einen vollkommenen, mit muſikaliſchem und mimiſchem Talente verbundenen Menſchenverſtand, wie er unzähligen talentloſen Menſchen mangelt, zu documentiren ſcheint; ich fürchte jedoch, man möchte es für erfunden oder romanhaft übertrieben halten, wiewohl es von Augenzeugen berichtet und von anerkannten Zoologen in ihre Darſtellungen aufgenommen worden iſt[1].

20.

Noch muß ich Einiges über den **Kranich** ſagen, der nicht nur überhaupt zu den pſychiſch hochſtehenden Vögeln und beſonders intelligenten Geſchöpfen des Thierreichs gehört, ſondern eine ganz eigene Art von ſocialem Ordner-, Aufſeher- und Herrſchertalent beſitzt und gelegentlich einmal in einem Staunen erregenden Grade offenbart. Es tritt hier eine angeborene Neigung, ja Leidenſchaft, zu regieren, zu lehren, zu ziehen und zu züchtigen, Alles in Ordnung zu bringen und in Ordnung zu halten und auch ſelbſt ein gutes Beiſpiel zu geben, hervor. Ein wirklicher König der Thiere könnte ſeiner intellectuellen und ethiſchen Anlage und Befähigung nach weder der Adler, noch der Löwe, wohl aber der Kranich ſein; und man ſollte faſt glauben, er wäre urſprünglich in der That dazu beſtimmt und verordnet geweſen.

„Dieſe Vögel," ſagt **Oken**, „werden außerordentlich zahm und wiſſen ſich bald zum Herrn des Hühnerhofes zu machen. Sie gehen mit den Gänſen auf das Feld, hüten und vertheidigen dieſelben und bringen ſie des Abends wieder in den Stall.“ Ein zoologiſch berühmter Vogel der Art, der überall erwähnt wird, und bei dem ſich obige Eigenſchaften im auffallendſten Grade gezeigt haben, befand ſich auf dem Gute des Freiherrn v. Seiffertitz, der über ſeine Beobachtungen in Brehm's Ornis 1) berichtet hat. Derſelbe maßte ſich die Herrſchaft über alle Thiere des Gutes und des Dorfes an und führte über ſie ein ſtrenges, jeder Art von Unordnung und Zwietracht energiſch entgegentretendes Regiment. Beſonders auf dem Gute machte er den Aufſeher; bei der Heerde vertrat er die Stelle des Hirtenhundes; junges Vieh, das nicht nach Hauſe gekommen, holte er des Abends ganz allein vom Felde und trieb es in den Stall. Ein Weibchen, das man ihm zubrachte, nahm er freundlich auf, führte es herum, lehrte es tanzen und gab ihm, wenn es ſich ungeſchickt benahm, Schnabelhiebe. Selbſt in einer Schaar von wilden Kranichen wollte er eine ſolche Rolle ſpielen, ſie ſeine Künſte lehren, ſie gleichſam cultiviren und weiter bilden, was ſie aber übel aufnahmen; daher er oft blutig und mit zerzauſten Federn nach Hauſe kam. Als ein geſchoſſener Kranich im Hofe mit dem Meſſer vom Blute gereinigt wurde, gerieth er in den äußerſten Zorn, verſetzte Schnabelhiebe und war fortan nicht mehr zu bewegen, an dieſem

---

[1] So, was **Pratt** in ſeiner „Aehrenleſe" und nach ihm **Lenz** in ſeiner Naturgeſchichte, Vögel S. 166 ff. ausführlich von den Kunſtſtücken erzählt, die ein Vogelſteller in einem Wirthshauſe zu Cleve mit einem Canarienvogel gemacht, mit dem er Jahre lang ſein Brod verdient hatte, und der bei dieſer Gelegenheit von einer Katze erwiſcht und gefreſſen wurde.

---

1) Heft I. S. 76. II. 64. III. 42.

Orte ſein Futter zu holen. Er beſuchte den ganzen Sommer über bald das junge Vieh, bald die Heerden des Dorfes und hütete ſie ſtundenlang, ſo daß kein Stück über die Grenze durfte. Als einſt zwei fremde Ochſen in den Garten kamen, trieb er ſie hinaus, wiewohl ſie ſich ihm ſtark widerſetzten. Unter dem Geflügel litt er keinen Streit; bei der geringſten Fehde war er als Schiedsrichter zur Hand und brachte gebührende Strafen in Anwendung. Pferde, Schaafe bekamen derbe Schnabelhiebe. Doch machte er gewiſſe Unterſchiede; Enten und Hühner wurden ſchonender behandelt, als Gänſe und Truthühner. Um aber, ſo ſcheint es, bei Ausübung dieſer Herrſchergewalt den Schein der Herrſchſucht und des Hochmuthes zu vermeiden und ſelbſt ein Beiſpiel der Unterwerfung und des Gehorſams zu geben, ordnete er ſich ſeinerſeits freiwillig dem Bullochſen unter und entrichtete ihm den Tribut der Ehrfurcht und Ergebenheit. Er begleitete ihn auf die Weide, beſuchte ihn im Stalle, ſtand aufgerichtet neben ihm, als wenn er ſeine Befehle erwarte, und behandelte ihn völlig als ſeinen Vorgeſetzten. War der Ochſe im Hofe unter anderem Vieh, ſo machte er förmlich ſeinen Adjutanten, ging zwei Schritte hinter ihm her, tanzte oft um ihn herum, machte ihm Verbeugungen und benahm ſich ſo drollig, daß es nicht ohne Lachen anzuſehen war. Auch der Ochſe fing allmählig an, einiges Intereſſe für ihn zu zeigen und ihn wenigſtens zu rufen. Das Verhältniß des Kraniches zu dieſem Thiere war aber keineswegs das einer ſubjectiven Zuneigung und hatte keine individuelle und perſönliche Bedeutung. Die Bullochſen des Gutes wurden ſucceſſiv verkauft und der Kranich trug bei dieſem Wechſel ſeine Verehrung und Anhänglichkeit ſofort auf den jedesmaligen Nachfolger über, indem er das anſehnliche Thier wohl nur als Symbol oder Repräſentation einer erſten und oberſten Autorität und Macht auffaßte, der er ſelbſt ſich beugen, als deren Organ und in deren Namen er ſein Amt verwalten und die übrige Thierwelt des Ortes beaufſichtigen und beherrſchen wollte. Nachdem er es auf dieſe Weiſe Jahre lang getrieben hatte, wurde er im Stalle von einem Maſtochſen, den er zur Raiſon bringen wollte, niedergeſtoßen und der Beſitzer verzweifelte daran, ihn völlig wieder herzuſtellen.

Man kann dies ganze ſonderbare Benehmen nicht anders verſtehen und auslegen, als indem man annimmt, es habe in dem genialen Vogel eine gewiſſe allgemeine Idee von ſocialer Einheit, Ordnung und Organiſation und der lebhafte Trieb gewaltet, dieſe Idee, ſo viel er konnte, zu vertreten und praktiſch durchzuſetzen. Und dies iſt eine thierpſychologiſche Erſcheinung der höchſten, geſteigertſten Art und mit ſonſtigen, ähnlich ſehenden Trieben, Fähigkeiten und Thätigkeiten der Thiere nicht zu vergleichen, ſofern ſich dieſelben auf die eigenen, ſpeciellen Bedürfniſſe, Einrichtungen und Empfindungen dieſer Geſchöpfe beziehen. Was der Kranich wollte und that, wofür er ſogar ſein Leben einſetzte und zum Märtyrer wurde, geht über all das entſchieden hinaus; es hat mit Bedürfniſſen, Zwecken und Gefühlen jener Art ſo wenig zu thun, iſt ſo rein objectiver und univerſaler Natur und von Seiten des Menſchen ſo wenig veranlaßt, bedingt und hervorgerufen, daß ich dieſen Vogel als das Bedeutendſte und Bewundernswürdigſte betrachten muß, was in Hinſicht thieriſcher Intelligenz, wie ſie ſich der reinen Vernunftthätigkeit des Menſchen in analoger Weiſe annähert, zu Tage gekommen und wiſſenſchaftlich geſichert und anerkannt iſt [1]).

---

1) Der Kranich iſt auch ein ſonſt ſehr kluges Geſchöpf. So iſt man nach Naumann's Erfahrungen nicht im Stande, ſein Neſt zu entdecken, da er ſchon von Weitem gebückt und verſteckt heranſchleicht. Berühmt iſt die Wache, die er hält, Aelian, Thiergeſchichten III, 13. Rennié, Lebensweiſe der Vögel. Leipz. 1835. S. 46. Das iſt jedoch für uns hier Nebenſache. Eher gehört hieher die Sage, daß er den Mord verrathe, wie ſie auch bei den Muhamedanern exiſtirt. Friedreich, Symb. und Myth. der Natur S. 578. Das deutet auf den Gerechtigkeitsſinn des Thieres hin. Der Kranich des Herrn v. Seiffertitz gerieth, wie oben erzählt, bei dem Anblicke eines geſchoſſenen Kraniches ganz außer ſich, und mied aus Indignation die Stätte des blutigen Schauſpieles, wiewohl er dort ſeine Speiſe bekam. Beſondere Züge ſind bei dieſem Thiere der Haß der ſchwarzen Farbe und die Verachtung des Schweines geweſen. Auch in unſerer Abhandlung über die Religion des Thieres werden wir den Kranich finden. Sein Herrſchertalent ſcheint auch dem Alterthum bekannt geweſen zu ſein und ihm ſogar den Namen gegeben zu haben. Unterſuchen wir nämlich die Wortfamilie, zu welcher

21.

Nach all dem bisher Beigebrachten dürfte es ſo gewagt nicht mehr ſein, auch Einiges von dem anzureihen, was in unſeren wiſſenſchaftlichen Ornithologien und Thierpſychologien nicht gefunden wird, weil es für Dichtung und Fabel gilt und einer dort ausgeſchloſſenen, geächteten, ja gar nicht gekannten Art von Literatur angehört. Man mag dieſe Nachrichten anſehen, wie man will; die Analogie mit dem Bekannten und Anerkannten, was wir vorangeſchickt und was hier freilich bei Weitem übertroffen wird, wird ſich nicht verbergen, zuweilen vielmehr ſehr augen-

---

γερανος, grus, engliſch crane, deutſch Kranich gehört, ſo treten die Bedeutungen: Spitze, Haupt, Oberhaupt, Ehre, Ehrwürdigkeit, Alter hervor; vergl. γερας, γεραιος, γεραια, γραια, grau, Graf, Greis, αἱ γεραιραι, Γερηνιος Νεστωρ, γερων, γερουσια; οἱ γεροντες; mit K: κερας, καρηνα, καρα, κρανον, κραρα, κραιρα, καρανος, κοιρανος, κυριος, κρεων, κραινω ꝛc. Herr und König war in patriarchaliſcher Zeit der Familienvater, der Alte, der Greis; das Alter war der ehrwürdige Stand, dem Rathe der Alten folgte man; daher die Vereinigung all dieſer Vorſtellungen in einem Wort und etymologiſchem Zuſammenhang, vergl. senatus, senator, im Italien. und Franzöſ. signore, seigneur, sieur, sire von senex, senior. Der „baleariſche Kranich“ der Alten, ein prächtiger Vogel, iſt unſer Kronenreiher, Ardea pavonina, Oiseau royal, Königsvogel. Es ließe ſich noch viel über dieſe Vögel ſagen, was wir aber für die Zukunft verſparen.

fällig und einleuchtend ſein. Wir wollen vor Allem von dem lieblichen und rührenden Verhältniſſe des heil. Franziscus zu den Vögeln ſprechen, wie es von ſeinen Biographen geſchildert wird.

Als derſelbe das erſte Mal auf den Berg Alverna ging, umgab ihn eine Schaar von Vögeln, die ſich ihm auf Kopf, Schulter, Bruſt und Hände ſetzten, und mit dem Schnabel und den Flügeln ihre Freude über ſeine Ankunft zu bezeigen ſchienen. Als er dahin kam und die Wundmale empfing, wiederholte ſich die Erſcheinung; beſonders fühlte ſich ein Falke von ihm angezogen. Wenn die Stunde in der Nacht kam, wo ſich Franziscus zum Gebet erhob, ſo war der Vogel immer da und machte Lärm an der Thüre. Als aber die Körperſchwäche des Heiligen zunahm, ſo änderte er ſein Verhalten, kam erſt gegen Sonnenaufgang und ließ ſich nur leiſe hören. Von Vögeln, die ſich auf eine ähnliche zarte Weiſe benommen haben, iſt oben die Rede geweſen.

Als Franziscus zu Siena krank lag, ſchickte ihm ein Edelmann einen lebendigen Faſan, den man vor Kurzem gefangen hatte. Derſelbe ſchloß ſich ſo innig an ihn an, daß er ſich nicht mehr von ihm trennen ließ. Man trug ihn mehrmals in die Weinberge, um ihm die Freiheit zu geben; er kam aber immer raſchen Fluges zu Franziscus zurück. Endlich gab man ihn einem Manne mit, der den Kranken öfters beſuchte; ſo lang er ſich aber bei dieſem befand, fraß er nicht. Man brachte ihn daher zurück; wie er den Heiligen ſah, bezeigte er ſeine Freude und nahm auch mit Begierde wieder Speiſe zu ſich.

Einſt hörte Franziscus im Garten eine Nachtigall ſingen. Er bat den Bruder Leo, abwechſelnd mit dem Vogel das Lob Gottes zu ſingen; und da dieſer ſich mit ſeiner ſchlechten Stimme entſchuldigte, ſo that er es ſelbſt bis zum Abende, wo er aufhören mußte und geſtand, daß der Vogel ihn überwunden habe. Er ließ die Nachtigall auf ſeine Hand kommen, lobte ſie ihres ſchönen Geſanges wegen, reichte ihr Futter und entließ ſie dann; erſt auf ſeinen Befehl flog ſie hinweg. Wir werden etwas Aehnliches von der heil. Roſa von Lima mittheilen, die auch ſo mit der Nachtigall um die Wette geſungen haben ſoll.

Am See von Rieti ſchenkte ihm ein Fiſcher einen lebendigen Waſſervogel. Er hielt ihn eine Zeit lang in der Hand und wollte ihn dann fliegen laſſen; aber der Vogel blieb. Da hob er die Augen empor und blieb lange Zeit im Gebete verzückt. Dann befahl er dem Vogel fortzufliegen und gab ihm den Segen. Der Vogel bezeigte ſeine Freude und ſchwang ſich in die Luft[1].

Den berühmten Vorfall, wo Franziscus unter eine

---

[1] An demſelben See gab man ihm einen großen Fiſch, den man ſo eben gefangen hatte. Er hielt ihn eine Zeit lang in der Hand und ließ ihn dann wieder in's Waſſer. Der Fiſch blieb an derſelben Stelle und ſpielte vor ihm im Waſſer, wie wenn er ihn nicht verlaſſen könne oder wolle; erſt geſegnet und entlaſſen von dem Heiligen tauchte er unter.

Menge von Vögeln trat, die ihn nicht flohen, und ihnen in ſeiner kindlich hohen Weiſe eine Art von Predigt hielt, werden wir unten in den Gedichten beſchreiben. Wir bemerken hier nur, daß er ſich nach dieſer Begebenheit Vorwürfe machte, weil er bis dahin verſäumt, Geſchöpfe zu erbauen, die das Wort Gottes ſo ehrerbietig angehört.

Etwas Schönes und Rührendes begab ſich in dieſen Beziehungen noch bei ſeinem Tode. Es war bei Eintritt der Nacht; da erſchien eine Menge Lerchen, was um ſo merkwürdiger, da dieſe Vögel die Finſterniß ſcheuen. Sie umſchwärmten ſingend das Kloſterdach, ſo, wie es ſchien, ihres heiligen Freundes glückſeligen Hingang und glorreiche Erhöhung feiernd [1]).

In Betreff anderer Heiligen, die ein ſolches Verhältniß zu den geflügelten Bewohnern des Luftkreiſes gehabt, möge ſich folgende meiſt aus der Myſtik von Görres gezogene Auswahl von Beiſpielen anreihen.

Wenn der Florentiner Ubaldus im Garten arbeitete, ſo ſah man ihn von Vögeln umgeben, die ſich ihm auf

---

1) Alaudae, aves lucis amicae et crepusculorum tenebras horrentes, hora transitus sancti viri, cum jam esset noctis secuturae crepusculum, venerunt in multitudine magna super tectum domus et, cum insolita quadam jubilatione rotantes, gloriae sancti, qui eas ad divinas laudes invitare solitus erat, tam jucundum quam evidens testimonium perhibebant. S. *Bonaventurae* Legenda S. *Francisci*.

Haupt und Hände ſetzten. Man ſieht hier und wird noch ferner ſehen, wie ſich dieſe Erſcheinungen wiederholen. Es iſt, wie auf unbewohnten Inſeln, wo einmal Seefahrer landen, die Thiere erſtaunen und die Vögel kommen und ſich ebenſo furchtlos und zutraulich benehmen, bis ſie die mörderiſche Gewalt des furchtbaren Weſens erfahren, in deſſen edler Geſtalt ſie, wie es ſcheint, etwas Göttliches zu ſehen geglaubt¹). Zu den Heiligen, von denen wir

---

1) Einen mitten in der Menſchenwelt vorgekommenen Fall erzählt Plinius X, 20. „Auf das Haupt des Stadtprätors Aelius Tubero ſetzte ſich, als er auf dem Forum vom Tribunale Recht ſprach, ein Specht ſo ruhig, daß er mit der Hand ergriffen wurde.“ Eine alberne Auslegung, welche die Wahrſager dieſer ſchönen Erſcheinung gaben, machte, daß der Prätor den Vogel ſogleich zerriß. Der Madenfreſſer, Crotophaga, iſt ſo arglos, daß er öfters von Kindern mit der Hand gefangen wird. Er ſetzt ſich auf die Hängematten der Schlafenden. Humboldt, Voyage II. S. 193. Ein großer Theil der Inſel Widö iſt von brütenden Eidervögeln bedeckt, die außerordentlich zahm ſind. S. darüber Mackenzie, Reiſe nach Island 1820. Es wird der Beſuch bei einem Freunde beſchrieben: „Rund um das Wohnhaus, an der Gartenmauer, an den Dächern, ſelbſt im Innern der Häuſer und in der Kapelle ſaßen Gänſe auf ihren Neſtern.“ Sie ließen ſich ſogar berühren. So auch in Norwegen nach G. P. Blom: „Nicht ſelten legen ſie in die Backöfen oder unter die Böte der Einwohner; die Weibchen kann man mit der Hand vom Neſte nehmen.“ Man beraubt ſie hier nur der Dunen; in Grönland dagegen werden ſie grauſam verfolgt. Lenz unter „Eidergans.“

ſprechen, ſcheinen ſie ebenfalls etwas Neues, Höheres, Himmliſches zu ahnen, und das nicht bloß verführt durch die äußere Geſtalt, ſondern einem von dieſen Menſchen ausgehenden ſympathetiſchen Zuge folgend, der tief hinein in die ahnungsvolle Thierſeele greift. Und hier iſt keine Täuſchung, hier haben dieſe lieblichen Geſchöpfe ſo traurige Erfahrungen nicht mehr zu machen; denn es iſt der Menſch und Engel der Zukunft, ihr wahrer Herr und liebevoller Freund und Erlöſer, dem ſie ſich ſo vertrauensvoll nahen und hingeben.

Mit dem Einſiedler Gutlach lebten die Schwalben in der größten Vertraulichkeit. Bei ihrer Wiederkehr im Frühlinge ſetzten ſie ſich ihm auf Schulter, Arme, Bruſt und ſangen ihn fröhlich an. Er fertigte ihnen eine Art von Neſtern aus Halmen, worauf ſie ſich in ſeiner Hütte anbauten.

Wie der heil. Keiwing in Verzückung lange die Hände emporhielt, kam eine Amſel geflogen und legte ihm ihre Eier hinein[1]. Iſt dies Mythe, ſo iſt doch eine tiefe Thierpſychologie darin. Denn es gibt kein größeres Zeichen des Vertrauens von Seiten des Thieres, als wenn es einem Menſchen ſeine Nachkommenſchaft anvertraut[2].

---

[1] *Giraldi* topogr. Hiberniae c. 28.

[2] Wie Katzenmütter, die ihre Jungen ſo ſorgfältig zu verbergen und ſo wüthend zu ſchützen pflegen, geliebten und vertrauten Perſonen dieſelben auf die vertraulichſte und gemüthlichſte Weiſe in den Schooß legen, habe ich ſelbſt beobachtet.

Die merkwürdige Christina mirabilis ging oft auf das Feld hinaus, rief Vögel aller Art zuſammen und ſaß dann mitten unter ihnen, wie eine Bruthenne unter ihren Jungen, ſie küſſend und mit der Hand liebkoſend.

St. Brigida, Aebtiſſin von Kildar, beruft wilde Gänſe zu ſich, die im See ſchwimmen; ſie kommen herbeigeflogen, laſſen ſich von ihr liebkoſen und werden wieder entlaſſen.

Als die heil. Jutta am Tode lag, ſaßen an ihrem Fenſter eine Menge Vögel von allen Gattungen, und ſangen auf's Lieblichſte. Hier wieder dieſelbe Erſcheinung, wie beim Tode des heil. Franz von Aſſiſi. Man mag ſich auch der Tauben erinnern, welche bei Kohler's in Würzburg im vorigen Jahre erfolgtem Tode an deſſen Fenſter kamen und wovon ihm eine, ſeine Lieblingstaube, ſogar ſympathetiſch nachſtarb.

Die heil. Roſa von Lima muthete allen Geſchöpfen denſelben Gebetseifer zu, den ſie ſelber hatte; ſie ermunterte alle zum Lobe Gottes, und es werden in dieſer Beziehung wunderbare Fälle von wirklichem Erfolg und einer, wie es ſchien, magiſchen Anziehung erzählt. Jn dem letzten Jahre ihres Lebens kam durch die ganze Faſten hindurch mit Sonnenuntergang ein Vögelchen zu ihrem Gemache herbeigeflogen und ſetzte ſich auf einen nahen Baum, als wenn es das Zeichen zur Anhebung des Wettgeſanges erwarte, der dann angeſtimmt wurde. Roſa begann dieſen mit einem eigens dazu gedichteten Liede, wovon ſich unter den Gedichten dieſes Heftes eine Nachahmung findet. Sofort begann das Vögelchen mit leiſer Stimme ſeinen Geſang, der dann höher und immer höher ſtieg, endlich wieder ſank und ſchwieg, worauf Roſa mit wohlklingender Stimme einfiel und fortſetzte, während das Vögelchen ganz ſtille war, dann wieder endete und letzteres ſingen ließ und ſo weiter in vollkommener Ordnung eine ganze Stunde lang bis zur fünften Abendſtunde, wo das Thierchen fortflog, um am folgenden Tage wiederzukehren.

Johanna vom Kreuz in Cubas bei Madrid hielt im Zuſtande der Ekſtaſe Predigten, und zwar in mancherlei Sprachen, lateiniſch, griechiſch, arabiſch, baskiſch und in anderen, die ſie ſonſt alle nicht verſtand. Man verſperrte ſie einſt in ihrer Zelle und ließ Niemand zu ihrem Vortrage zu. Da ſie nun ſehr lang in Verzückung blieb, ſandte die Aebtiſſin eine Schweſter hin, um nachzuſehen. Dieſe fand ſie redend, wie früher, und um ſie viele Vögel, welche aufmerkſam zuzuhören ſchienen; darauf liefen Alle herzu und befanden es eben ſo.

Es kommt bei den Heiligen die Erſcheinung des Schwebens vor; es entwickelt ſich bei ihnen das wunderbare Vermögen, ſich ohne äußere Hülfsmittel bloß durch eine eigenthümliche Kraft ihres Organismus in die Luft zu erheben und es ſo den fliegenden und ſchwebenden Vögeln gleichzuthun, worüber in der „Myſtik“ von Görres das Ausführliche zu leſen iſt. In ſolchen Fällen geſellen ſich den Schwebenden auch wohl die Vögel hinzu. So pflegte ſich der heil. P. von Alcantara in ſeinen ekſtatiſchen Andachten in die Luft zu erheben; man ſah ihn hoch ſchwebend und die Hände in Kreuzform ausgeſtreckt, während ihn eine große Menge kleiner Vögel umflog, durch ihren Geſang ein angenehmes Concert bildete, ſich ſogar auf ſeine Arme ſetzte und von da nicht wegflog, bis er wieder zu ſich ſelbſt gekommen.

Viele Prieſter, Mönche, Heilige werden genannt, denen die Vögel von allen Seiten zugeflogen kamen, das Futter aus der Hand pickten und ihre ſchönſten Töne ſangen. Zuweilen wurden Tauben geſehen, welche die Häupter der Heiligen beim Meßopfer, beim Predigen und ſonſt umkreiſten. Unter den Benedictiner-Heiligen iſt der Biſchof Kentigern, der große Gewalt über die Thiere gehabt und mit einer Taube auf dem Kopfe dargeſtellt wird, weil zuweilen eine ſolche kam und ſich ihm auf's Haupt ſetzte 1).

Dem heil. Rigobert ſchenkt Jemand eine Gans; der Begleiter deſſelben nimmt ſie unter den Arm; ſie ſträubt ſich und entwiſcht. Der Heilige iſt unbekümmert darum und lieſt eine Meſſe. Wie ſie zu Ende iſt, kommt die Gans wieder und überliefert ſich ihm. Er läßt ſie leben und ſich in ſeiner Nähe auf der Kloſterwieſe aufhalten 2). Ein Bild

---

1) Rambeck, heiliges Benedictinerjahr I. S. 56. Tauben ſetzen ſich vertrauten und geliebten Menſchen gern auf den Kopf, wie ich ſelbſt geſehen und erfahren habe.

2) Daſelbſt S. 17.

deſſelben, zeigt auch die ihm zufliegende Gans und darunter ſteht: Anserem saepius fami sedandae se ultro offerentem nunquam mensae suae adhibuit.

Adler und andere ſolche Raubvögel ſollen dem Biſchof Gutbert oder Cuthbert, dem heil. Corbinian, dem Ciſterzienſerabt S. Stephan ꝛc. auf ihren Wanderſchaften zu Speiſemeiſtern gedient und Fiſche gebracht oder beim Reiſen und Predigen den Ermüdeten und Erhitzten mit ihren Flügeln Kühlung zugeweht, ja ſich ihnen als Gefährten förmlich beigeſellt und an ihrem Thun und Wirken ſympathetiſchen Antheil genommen haben, wie bei jenem der Fall, der den ehrwürdigen Johannes vom Predigerorden begleitete.

Von beſonderer Merkwürdigkeit iſt der Schwan des heil. Hugo, Biſchof von Lincoln. An dem Tage, wo dieſer Heilige in ſeinem biſchöflichen Sitze angekommen, erſchien ein Schwan, den man dort nie geſehen hatte, tödtete alle Schwäne, die ſich um ein nahes Schloß her befanden und ließ nur einen weiblichen übrig, dem er ſich zugeſellte. Er zeigte ſich nur dem Biſchof zahm und vertraut, nahm aus den Händen deſſelben Speiſe, verſteckte ſeinen Kopf mit ſeinem langen Halſe in deſſen weiten Aermel, und blieb Tag und Nacht bei ihm. Ging Hugo auf Reiſen, ſo flog er zum Teiche zurück; kam Jener wieder, ſo verkündete es der Vogel meiſt drei oder vier Tage zuvor, indem er ſich durch Hin- und Herfliegen, Schreien und andere ungewöhnliche Bewegungen auffällig machte; die

Diener richteten ſich darnach und machten Alles zurecht, einem baldigen Eintreffen des Biſchofs zuverſichtlich entgegenſehend. Man erinnert ſich wohl, wie nach obiger Erzählung die Eßlinger Gans, dieſe zoologiſche „Regimentstochter," die Zurückkunft des ausgezogenen Regimentes wußte, an welches ſie ſich angeſchloſſen hatte. Nur einmal, bei der letzten Rückkehr des Heiligen vor ſeinem Tode, ging ihm der Schwan auffallender Weiſe nicht entgegen, konnte auch von den Dienern nur mit Mühe herbeigeführt werden, ließ, als er ihn ſah, kein Zeichen von Freude und Vertraulichkeit blicken, und ging, wie wenn er krank wäre, mit hängendem Kopfe traurig davon. Doch iſt er nach Hugo's Tode noch viele Jahre in dem Schloſſe geblieben. Sollten dergleichen Fälle wahr ſein, welch ein Verluſt für Naturgeſchichte und Thierpſychologie, daß man ſie ſo ganz unbeachtet und unbenützt läßt! Man nimmt an, daß die Abwendung vom Glauben und die Abwehr alles deſſen, was in ſein Gebiet fällt und ſein Gepräge trägt, ein reiner Gewinn für die Wiſſenſchaft ſei. Mit dem, was bloß der Phantaſie angehört, hat ſich dieſe allerdings nicht zu befaſſen. Vielleicht aber iſt es gerade das für ſie Intereſſanteſte und Inſtructivſte, was ihr bei einem allzu negativen und excluſiven Verhalten gegen die bezüglichen Nachrichten und Darſtellungen verloren geht.

Noch ein Paar ausgezeichnete Fälle ſind die folgenden.

Als einſt Jacobus de Stephano auf's Feld ging, fand er ſich auf einmal von einem Fluge wilder Tauben umgeben. Die Anweſenden legten auf eine ſo willkommene Beute ihre Geſchoſſe an, er aber wehrte ihnen mit dem Bedeuten, daß die Vögel in ſeinem Schutze ſeien. Dieſe, als ob ſie ihn verſtünden, umflatterten ihn und liebkoſten ihn auf alle Weiſe, ſo daß Alle darüber in Erſtaunen geriethen. Solche Scenen wiederholten ſich bei ihm zum Oefteren. Er übte eine ſolche Gewalt über dieſe Art von Thieren aus, daß er nur zu gebieten brauchte, wenn ſie kommen ſollten. Sie ſetzten ſich auf ſeine Schultern und ſchienen nicht nur ſeine Stimme, ſondern ſelbſt ſeinen Wink zu verſtehen; auch ging die Sage, er gebrauche ſie als Boten, um Briefe, wohin er wollte, abzuſenden.

Von dem heil. Joſeph von Copertino endlich wird ſo viel Außerordentliches erzählt, daß der Glaube daran allerdings nicht leicht. Aber wenn in dieſem Berichte auch eine legendenartige Uebertreibung und Ausſchmückung Statt finden ſollte, ſo ſcheint ſelbſt dieſe doch immer etwas ganz beſonders Auffallendes vorauszuſetzen, was in der That vorgekommen und beobachtet worden iſt.

Die Vögel, ſo leſen wir, hörten auf Joſeph's Ruf und gehorchten ſeinem Gebot, ja ließen ſich in ſeinem Namen ſogar von Anderen herbeiziehen; er vermochte die Entwiſchten aus der Ferne herbeizurufen; ſie unterwarfen ſich ſeiner Züchtigung; er ſchien ihnen ſeine Geſinnungen und Gefühle mitzutheilen und ſie handelten dann auch wohl für ſich ſelbſt ganz menſchenähnlich und ſeinem Sinne und Willen gemäß. Nähere Züge aus dieſem eigenthümlichen Gemälde ſind folgende.

Joſeph ſtieg zuweilen auf die Bäume empor, und wenn er auf ihnen Vogelneſter, beſonders von Stieglitzen, fand, ſo bezeigten die Thiere keine Furcht vor ihm; ſie ließen ſich von ihm greifen und er konnte mit ihnen machen, was er wollte. Wenn er im Garten bei der kleinen Kapelle, wo er Meſſe zu leſen pflegte, betete und Betrachtungen anſtellte, ſo umflogen ſie ihn ſingend und ſchäckernd ohne das geringſte Mißtrauen, und wenn er ihnen zurief und ſie zu Geſang und Freude ermunterte, ſo ſangen ſie noch lauter und lieblicher. Als er einſt die Kirche von Grotella fegte und in ſeiner Demuth den Unrath in den Händen wegtrug, kam ihm ein ſchöner Vogel, wie man ihn dort weder vorher noch nachher geſehen, auf die Hand geflogen, als ob er Etwas zu freſſen ſuchte; Joſeph liebkoſte ihn einige Zeit und ließ ihn dann wieder fliegen. Bei Fabiano Ceruſico in Grotella flog eine Amſel auf einen vor dem verſchloſſenen Fenſter hängenden Vogelbauer. Joſeph rief dem Vogel, er flog auf das Fenſter und mühte ſich ab, es durch Flügelſchlagen und Picken mit dem Schnabel zu öffnen. Maria Leonelli, ein junger Edelmann, wollte ihm einen jungen Hänfling bringen, unterwegs aber entkam der Vogel aus ſeinem Käfig und ſetzte ſich auf einen Baum. Der Jüngling beſchwor ihn in Joſeph's Namen, zurückzukommen; der Vogel machte ſingend einen Kreis und kehrte dann wirklich zu dem Käfig zurück, worauf ihn

Leonelli vergnügt in's Kloſter trug. Einem Diſtelfinken gab Joſeph die Freiheit unter der Bedingung, daß er auf ſeinen Ruf wiederkomme und Gott mit ihm lobe. Der Vogel flog fort, hielt ſich aber im nächſten Garten auf, kam auf Joſeph's Ruf und ſang mit ihm. Einen Vogel, den er ſehr liebte, hatte er im Käfig vor ſeinem Fenſter hängen, ein Stoßvogel kam und tödtete ihn. Joſeph kam herbei und rief dem Stoßvogel, der noch den Käfig umkreiſte, die Worte zu: „Böſewicht, du haſt den Tod verdient; komme, daß ich dich ſtrafe!" Der Vogel kam ſogleich und legte ſich über den Käfig, als wäre er todt. Joſeph gab ihm mit der Hand ein Paar leichte Schläge und entließ ihn dann mit dem Befehl, dergleichen nicht mehr zu thun. Den Kloſterfrauen zu St. Clara in Copertino verſprach er ein Vögelein zu ſenden, das ihnen helfen ſolle, Gott zu loben. So oft ſie nun die Tageszeiten abſangen, kam ein Waldvogel und ſang mit. Fünf Jahre lang dauerte dies liebliche Wunder. Einſt zankten zwei Novizinnen mit einander; der Vogel flog zwiſchen ſie hinein, und bemühte ſich mit Flügeln und Klauen, ſie auseinander zu bringen und den Streit zu beendigen. Eine davon ſchlug ihn in ihrem Zorne und jagte ihn fort; da flog er davon und kam nicht wieder. Man klagte es dem Heiligen; er verſprach, den Vogel wiederzuſenden, worauf derſelbe in der That wieder erſchien und im Kloſter herumlief. Weiterhin bingen ſie ihm einmal zur Kurzweil eine kleine Schelle an den Fuß; da entfernte er ſich zur Leidenszeit Chriſti auf's Neue. Man mußte ſich, um ihn wieder zu bekommen, noch einmal an Joſeph wenden, der ihn auch diesmal wieder herbeiſchaffte, doch mit dem Bedeuten, daß er ihn zum Singen, nicht zum Klingeln geſendet [1].

XIV. Wie die Thiere einander unterrichten und erziehen.

Ueber dieſen Punkt haben ſchon die Alten Beobachtungen gemacht und aufgezeichnet. So z. B. was die Nachtigallen betrifft, wo, wie in ſo vielen anderen Fällen, nicht ſo ſehr Alles „Natur" und „Inſtinkt" iſt, als man anzunehmen gewohnt. „Man hat eine Nachtigall geſehen, die ihr Junges unterwies," ſagt Ariſtoteles in ſeiner Naturgeſchichte IV, 9.; er ſchließt aus dieſer Thatſache, daß dieſen Vögeln nicht Alles angeboren ſei, daß ſie ihren Geſang von einander annehmen und ausbilden müßten. „Die jüngeren," ſagt Plinius X, 43, „lernen und erhalten die Liedabſätze, die ſie nachahmen ſollen; die Schülerin hört mit großer Aufmerkſamkeit zu und ſingt nach. Der lehrenden Sängerin merkt man an, daß ſie tadelt, und der getadelten, daß ſie verbeſſert." Vergl. Aelian, Thiergeſchichten III, 40. Im Liede Moſis wird des Adlers gedacht, der ſeine Jungen aus dem Neſte führt und fliegen lehrt [1]). Die Raubthiere leiten ihre Jungen auch zum Fange an, wie z. B. bei Geiern und Falken wahrgenommen wird. Wenn die Jungen derſelben ſo weit ſind, daß ſie ſich mit ihren Schwingen zu erheben vermögen, ſo bringen die Alten in ihren Krallen eine Maus, einen Sperling oder dergl. herbei, um ihnen Unterricht im Erhaſchen der Jagdbeute zu geben. Herr de la Malle beobachtete einen männlichen und einen weiblichen Falken, die mit einem todten Sperling kamen, über dem Neſte ſchwebten und ein ihre Jungen zum Auffliegen ermunterndes Geſchrei ertönen ließen. Als ſich dieſe erhoben, ließen jene den Sperling fallen, auf den ſich ſofort die Jungen ſtürzten; doch ohne Erfolg. Die erſten Verſuche waren ſtets nur mißlungene; die Uebung wurde jedoch immer wieder auf's Neue angeſtellt, bis die Jungen den Vogel, den ſie nicht eher verzehren durften, im Herabſinken erhaſcht hatten. Weiterhin brachten die Alten lebende, doch mehr oder weniger verletzte Vögel, endlich, nachdem auch dieſe Jagd eingeübt war, ganz unverletzte; wenn die Jungen auch dieſe zu fangen gelernt hatten, ſo war der ſomit von Stufe zu Stufe methodiſch fortſchreitende Unterricht zu Ende gebracht. Auf eine ähnliche Weiſe verfährt die Katzenmutter. Sie bringt erſt eine lahm und matt gemachte Maus und ermuntert ihr Kätzchen, darauf Jagd zu machen; will die Maus entſpringen, ſo ſtürzt ſie darauf los, hindert ihre Flucht und bringt ſie in den Zuſtand, in welchem ſie von dem Kätzchen vollends getödtet werden kann. Der Adler nimmt nach Daubenton ſeine Jungen auf den Rücken und macht ſie mitten in der Luft von ſich los, damit ſie ſich im Fluge üben; iſt aber ſogleich bei der Hand, um ſie zu unterſtützen, wenn ſie noch nicht kräftig genug ſind. Lenz ſah einſt fünf Raubvögel, zwei Alte und drei Junge in ſchönen Kreiſen und Schwenkungen ſchweben. Er lauerte vergebens zwei Stunden lang, um einen derſelben zu erlegen. Dabei bemerkte er, wie die Alten öfters über die Jungen emporſchwebten und Stückchen Fleiſch ausſpieen, welche die letzteren jedesmal mit großer Gewandtheit aus der Luft ſchnappten [1]. Wie ein zahmer Kranich ſein Weibchen in die Lehre nahm und ſelbſt mit einer Schaar von wilden Kranichen Bildungsverſuche anſtellte, iſt ſchon oben in der ornithologiſchen Abtheilung §. 20 vorgekommen.

---

[1] Vergl. Görres, Myſtik II. S. 226.

---

[1]) „Wie der Adler ſein Neſt aufregt, über ſeinen Jungen ſchwebet, ſeine Flügel breitet, ſie nimmt, auf ſeinen Schwingen trägt, ſo leitete Jehova ſein Volk ꝛc." 5 Moſ. 32, 11.

C. Vogt in ſeinen Bildern aus dem Thierleben bemerkt in dieſer Beziehung Folgendes.

„Man wird die Erziehung der Thiere durch ihre Eltern und andere Individuen ihrer Gattung nicht läugnen wollen. Jeder Jäger weiß hundert und aber hundert Züge aus dem Leben der Thiere zu berichten, die dieſe Thatſache beſtätigen; man kann täglich ſehen, wie die Hausthiere ihre Jungen erziehen, die einen freilich mehr, als die anderen, die Katze in weit höherem Grade ihre Kätzchen, als die Kuh ihr Kalb. Auch Beiſpiele von Erziehung durch Verwandte und Bekannte ſind nicht ſelten. Ich erinnere mich eines ſolchen, das alle Zeugen lebhaft frappirte. Wir fuhren eines Tages von Neuenburg nach Boudry. Eines der Dörfer auf dem Wege dahin liegt auf einer Anhöhe, und die Chauſſee führt ziemlich ſteil bergan, ſo daß die Wagen nur in langſamem Schritte gehen können. An dem Fuße dieſer Steige liegt ein Landhaus. Kaum hatte unſer Wägelein das Thor deſſelben paſſirt, ſo ſtürzte plötzlich ein ziemlich großer Hund mit lautem Bellen uns nach hinter dem Wagen drein, ſo daß das Pferd, erſchreckt, ſchneller bergan ging. In demſelben Augenblicke zottelte ein ſchon älterer Hund aus dem Thorwege hervor, ſprang eiligſt, ſo ſchnell er konnte, dem andern nach, biß ihm in den Rücken, dann in den Nacken, packte ihn am Ohre und ſchleppte den Widerſtrebenden, der laut ſchrie und ſich wehrte, in den Hof des Landhauſes zurück. Der Beſitzer des Landhauſes erklärte uns die Scene, die wir mit großem Erſtaunen betrachtet hatten. Der ältere Hund, welcher ſeit längeren Jahren auf dem Hofe war, hatte Anfangs oft Schläge erhalten wegen der üblen Gewohnheit, die er hatte, die Wagen zu verfolgen. Seit Jahren war er aber deßhalb nicht mehr beſtraft worden, da er ſeine Gewohnheit gänzlich abgelegt hatte. Jetzt, wo er alt, ſchwach und an den Hinterbeinen gelähmt war, ſollte ihm ein Nachfolger in einem jüngeren Hunde gegeben werden, deſſen Erziehung der ältere Hund ſich auf die angeführte Weiſe angelegen ſein ließ. Der Beſitzer erzählte uns, daß er, ſelbſt durch die Handlungsweiſe des älteren Hundes überraſcht, demſelben auch ganz die Erziehung des jüngeren überlaſſen und noch nicht nöthig gehabt habe, auch nur ein einziges Mal den jüngeren zu ſtrafen. Man wird ſich hierbei erinnern, wie nach den oben mitgetheilten Nachrichten die alten, geübten St. Bernhardshunde die von Martinach her auf dem Berge anlangenden jüngeren in die Lehre nehmen. Ich las oder hörte auch einmal von einer Katze, die daran gewöhnt worden war, einen im Zimmer gehaltenen Vogel in Ruhe zu laſſen, und die ihr Junges, das nach demſelben lüſtern war und ihm nach Katzenmanier nachſtellte, durch ihre Zucht dahin brachte, daß es ſich eben ſo benahm, wie ſie. In dieſem Falle war das, wozu die Katze gewöhnt worden war, und wozu ſie nun wieder ihr Kind gewöhnte, doch ſo ganz dem angebornen ſtarken Trieb und Hange dieſer Thiere zuwider! Eines der ſonderbarſten und ergötzlichſten Bilder aus dem Reiche des Thierlebens bietet endlich der ſogenannte Peſtun dar, bei dem wir noch ein wenig verweilen wollen.

---

[1] Lenz in ſeiner Naturgeſchichte unter „Falk.“

Die Bärin wirft in der Regel zwei Junge, ein Männchen und ein Weibchen, und zwar im Januar oder Februar in ihrer Höhle. Dieſe Jungen führt ſie im Laufe des Sommers überall mit ſich herum; im Herbſte aber entläßt ſie das junge Weibchen und behält bloß das junge Männchen bei ſich. Das Letztere nun muß ihr, wenn ſie im folgenden Jahre abermals Junge geboren, als Kinderwärter dienen. Es folgt ihr überall nach, verrichtet allerlei kleine Dienſte, trägt die Jungen durch Bäche, Sümpfe und über beſchwerliche Stellen hin, ſucht ihnen das Futter ꝛc. Iſt es nachläſſig in ſeinem Dienſte, ſo wird es von der Mutter gezüchtigt. In Rußland und Sibirien führt daher das einjährige Männchen den Namen Peſtun d. h. Kinderwärter.

Ein Hirt im Uralgebirge erzählte dem Dr. Eversmann, Prof. der Zoologie an der Univerſität zu Kaſan, folgende Thatſache, wovon er Augenzeuge war. Eine Bärin kam mit ihren zwei Jungen und ihrem Peſtun an einen großen Sumpf. Der Peſtun trug eines der Jungen auf dem Rücken hinüber an's andere Ufer und kehrte dann zurück, um ſo auch das zweite hinüber zu ſchaffen, doch ſchien er bereits ermüdet und verdroſſen zu ſein. Mitten im Sumpfe ließ er das kleine Thier fallen und nur auf das Gebrüll der Mutter nahm er es wieder auf und brachte es in's Trockene. Nun kam die Mutter nach und beohrfeigte ihn mit ihren Vordertatzen dergeſtalt, daß er nicht im Stande war, oder ſich nicht getraute, wieder aufzuſtehen. Dieſe Scene ſchien ſo merkwürdig und ſo poſſirlich, daß man ſie abgebildet hat. In Wegener's „Leben der Thiere" erſcheint ſie als Titelkupfer, worauf man die alte Bärin, wie ſie den größeren Sohn ſtraft, und die zwei ganz kleinen Bärchen erblickt.

XV. Der Selbſtmord des Thieres.

Philoſophen haben behauptet, das Thier könne nicht, dem Menſchen gleich, ſich ſelber tödten [1]. In dem Vermögen, einen ſolchen Vernichtungsact wider ſein eigenes Daſein zu beſchließen und auszuführen, liegt allerdings ſehr viel, vergl. oben S. 21 f. Man glaubt die Sache ſo ganz einfach und aprioriſch abthun zu können; wie wäre es denkbar, daß Hunde, Pferde, Vögel ſich ſelbſt ertränkten, ein gekränkter Affe gar ſich aufhinge, wie ein Menſch! Zu viel, zu viel für eine ſolche Beſtie! Die Erfahrung aber, die gebieteriſche, unerbittliche, der ſich die Theorie nun einmal fügen und unterwerfen muß, ſagt: „Nicht zu viel.“ Schon **Aelian** XII. 22 meldet von einer Krankheit der Hunde in Kreta, die ſie zum Selbſtmord bewege; ſie ſtürzten ſich dann von einer Höhe kopfwärts in's Meer hinab. Von dem Selbſtmord eines Hundes berichteten engliſche und deutſche Blätter im Jahre 1845. Ein ſchöner, ſchwarzer Hund von der Newfundländer Race, an dem ſchon mehrere Tage eine unheitere Stimmung bemerkt worden war, ſtürzte ſich in's Waſſer und ließ ſich untergehen. Man zog ihn heraus; er ſtürzte ſich von Neuem hinein. Nochmal herausgezogen, ward er angefeſſelt; aber ſo wie er wieder frei war, eilte er in den Fluß und fand ſo endlich nach mehreren Verſuchen den erwünſchten Tod [1]). Von dem ganz menſchlich ausſehenden Selbſtmord eines Affen erzählt Raffles. Ein brauner Gibbon, den man gezüchtiget und zur Thüre hinausgeworfen, erhing ſich; er wurde abgeſchnitten; er verſuchte es zum anderen Male und kam ſo zu ſeinem Ziele. Er ſagte gleichſam zu ſich ſelbſt:

---

[1] S. **Hegel** Rechtsphiloſophie §. 47. und **L. Feuerbach** Werke II. Leipz 1846. S. 146.

„Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht;
Der Uebel größtes aber iſt — die Schmach.“

Lenz ſagt von den Meiſen: „Es iſt oft, als wenn ſie durchaus den Tod ſuchten. So kriechen ſie, wenn es angeht, gern in das auswendig am Käfig hängende Saufnäpfchen oder ſtecken, wenn das Loch zu eng, den Kopf hinein und erſäufen ſich ſo.“ Daß ſich Thiere durch Verſchmähung der Nahrung tödten, iſt eine öfters vorkommende, ſehr bekannte Thatſache. Manche Thiere nehmen in der Gefangenſchaft keine Nahrung zu ſich; ſo will der Schneekauz in dieſem Falle lieber ſterben, als ſeinen Hunger ſtillen [2]); eben ſo die Kreuzotter, die ſehr lange hungern kann. Lenz hatte eine ſolche, welche neun Monate ohne Speiſe und Trank lebte und ſelbſt die beſten Leckerbiſſen verſchmähte [3]). Schöner iſt es, wenn ſich Thiere aus Liebe zu Tode hungern. In der deutſchen Artilleriebrigade bei der franzöſiſchen Armee im ſpaniſchen Feldzuge wurde von zwei Pferden, die immer zuſammengeſpannt geweſen, das eine erſchoſſen; das andere war nun nicht mehr zum Freſſen zu bewegen und ſtarb ſo den Hungertod [1]). Wie eine Katze ſich ſelbſt getödtet, erſt aber einen liebevollen Abſchied von ihrem Herrn und ſeinen Freunden genommen, erzählt Frau von der Recke in ihrem Tagebuch einer Reiſe durch Italien. Dieſe Katze fraß nicht mehr, verſchwand, erſchien nach einigen Wochen wieder und lief in den Garten, wo ſich ihr Herr in großer Geſellſchaft befand. Da ſprang ſie auf ihn zu, liebkoſte ihn, ging in der ganzen Geſellſchaft herum, ſchmeichelte Jedem insbeſondere und ſtürzte ſich dann vor Aller Augen in einen Teich. Als ein verbürgter Zug wird in Tomlinſon's Schrift über die Hausthiere [1]) die Selbſtertränkung eines Pferdes erzählt, deſſen Herr in der Schlacht von Auſterlitz gefallen war. Das Thier blieb Anfangs bei der Leiche ruhig ſtehen, litt aber nicht, daß ſie fortgetragen wurde. Es gab einen Kampf; Napoleon kam dazu, frug nach dem Vorfalle und befahl, das Pferd in Ruhe zu laſſen, es zu beobachten und ihm darüber Bericht zu erſtatten. Der Rapport lautete alſo: „Das Pferd hat die Nacht ſtehend bei ſeinem Herrn zugebracht; bei Sonnenaufgang unterſuchte es den Leichnam, beroch ihn von oben bis unten, ließ ein klägliches Gewieher hören, eilte der Donau zu, ſtürzte ſich hinein und ertrank.“ Die Alten erzählen, wie ſich Hunde und Adler in die Flammen ſtürzten, in welchen man die Leichname der von ihnen geliebten Menſchen verbrannte [1]. Was es für eine pſychiſche Bewandtniß mit den Fliegen und Schmetterlingen habe, die ſich ſo unabläſſig und hartnäckig in die Flamme ſtürzen, ſelbſt nachdem ſie ſchon die ſengende Eigenſchaft des Feuers erfahren, kann zweifelhaft ſcheinen. Wir werden auf dies ſonderbare Phänomen weiterhin näher zu ſprechen kommen. Im Ganzen iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß das Thier wirklich im Stande iſt, ſeiner ganzen ſinnlichen Exiſtenz verneinend entgegenzutreten und, um ſich davon zu befreien, mit Abſicht ſelbſt die gewaltſamſten Mittel zu wählen, wodurch es ſich, eben ſo, wie in ſolchem Falle der Menſch, als ein von dieſer ſinnlichen Exiſtenz verſchiedenes und ſcheidbares geiſtiges Selbſt erweiſt [2].

---

[1]) So das in der Fabrikſtadt Leeds erſcheinende Blatt „Intelligencer“ und darnach die „Blätter der Vergangenheit und Gegenwart.“ Beiblatt zur Hanauer Zeitung vom 7. Febr. 1845.

[2]) Scheitlin II. S. 27.

[3]) Lenz, Naturgeſchichte I. S. 16.

---

[1]) Froriep, Notizen Bd. XXXVIII. S. 74. Mehrere ſolche Fälle ſtellt Burdach zuſammen, „Blicke in's Leben.“ II. S. 112. f.

[1]) Ueberſ. v. Marburg, Hamburg 1858. S. 11. Ich habe auch ſonſt darüber geleſen.

---

[1] *Aelian.* nat. an. V. 29. VII, 40 *Plin.* hist. nat. VIII, 61. X, 6. Letztere im Alterthum ſehr berühmte Geſchichte, lautet bei dem genannten Schriftſteller folgendermaßen: „Bei der Stadt Seſtos iſt ein Adler hochgefeiert. Von einer Jungfrau erzogen, bewies er ſeinen Dank dadurch, daß er ihr erſt Vögel und bald auch Jagdbeute zutrug. Als ſie ſtarb, ſtürzte er ſich auf ihren Scheiterhaufen und verbrannte ſich mit ihr. Deßhalb errichteten die Bewohner an dieſer Stelle ein ſogenanntes Heroum (Heldendenkmal) und nannten es das Heroum Jupiters und der Jungfrau, weil der Vogel dieſem Gotte zugetheilt wird.“

[2] Hoffentlich wird dies Niemand als eine Vertheidigung des

XVI. Muſikaliſche Thiere.

1.

Daß manche Thiergattungen und einzelne Thiere, nicht bloß Vögel, bei welchen dieſe Fähigkeit eine ſo hohe Stufe erreicht, viel Sinn für Muſik haben, ſich an ihr zu ergötzen, von ihr gelockt zu werden, nach ihr ſich zu bewegen aufgelegt und im Stande ſind, iſt bekannt und es ſcheint ſich durch ſolche Beobachtungen theilweiſe beſtätigen zu wollen, was die Alten von der Wirkung geſagt, welche der Geſang eines Orpheus und Arion ausgeübt. Von der Muſikliebe des Elephanten und Delphins iſt in unſern Aufſätzen über dieſe Thiere insbeſondere die Rede. Steale behauptet, Klapperſchlangen durch Muſik gezähmt und, wenn ſie auch noch ſo wild waren, dadurch beſänftigt zu haben[1]; wie

---

Selbſtmordes auffaſſen. Es handelt ſich hier nur um ein pſychologiſches Phänomen und Problem, um die Bedeutung einer ſolchen Erſcheinung und die daraus zu ziehenden Folgerungen für die Seelen- und Geiſteslehre. Wir gehen überhaupt gar nicht ausſchließlich darauf aus, das moraliſch Gute und Edle im Thiere darzuthun, wiewohl dieſer Beweis einer ungebührlichen Thierverachtung und Thiermißhandlung gegenüber von beſonderem Intereſſe iſt. Auch das Unmoraliſche, auch das Böſe zu erkennen, iſt hier von Wichtigkeit, weil es geiſtiger Natur iſt und bloße Maſchinen, Automaten, körperliche Apparate deſſen nicht fähig ſind.

[1] Froriep's Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, Bd. VII. S. 84.

auch Chateaubriand von einer ſolchen Schlange erzählt, deren Grimm durch Flötenton beſchwichtigt worden ſei [1]. Lenz freilich hat dergleichen Erfahrungen bei den von ihm beobachteten Schlangen nicht gemacht; es gehören vielleicht menſchlicherſeits auch noch perſönliche Momente dazu, die nicht überall Statt finden; auch iſt nach Burdach [2] die Empfänglichkeit des Thieres für muſikaliſche Einwirkungen mehr einzelnen Individuen, als ganzen Gattungen eigen. Daß Hirſche und Rehe die Muſik lieben, iſt den Jägern bekannt [3]. „Entſchieden," ſagt Scheitlin, „tritt am Kameele Tact- und Tonſinn auf; von jeher hat man es durch Muſik angetrieben und freudiger traben gemacht. Es richtet die Schnelligkeit ſeines Laufes von ſelbſt nach dem Tacte des Dudelſackes oder Geſanges ein." Affen werden nach Foucher d'Obſonville [4] durch Muſik gelockt und bezeugen ihre Freude darüber. Auch kleine, geringe und verachtete Geſchöpfe geben Muſikſinn zu erkennen. Daß z. B. Mäuſe durch Töne gelockt werden, gibt ſchon Bechſtein an, und Bettina von Arnim beobachtete daſſelbe bei'm Singen der Tonleiter. Lenz ſagt von der Hausmaus: „Merkwürdig iſt ihre Liebe zur Muſik. Es geſchieht

---

1) Burdach, Blicke in's Leben I. S. 98.

2) Daſelbſt S. 98 f.

3) Winkell, Handbuch für Jäger ꝛc. Leipz. 1820—22. I. S. 80.

4) Essais philosophiques sur les meurs de divers animaux étrangers. Paris 1783. p. 402.

nicht ſelten, daß ſie aus ihrem Loche hervorkommt, um einem Spielenden zuzuhören. In Merville's Mélanges [1]) wird ein Officier namhaft gemacht, der in die Baſtille geſchickt wurde und ſich da mit Lautenſpiel unterhielt. Derſelbe ſah mit Staunen, wie ſich bald ein Kreis von Ratten und Mäuſen um ihn verſammelte, die alle aufmerkſam zuhörten und ſich wieder entfernten, wenn er zu ſpielen aufhörte. Es zogen ſich immer mehr ſolche Gäſte nach ſeinem Kerker hin, ſo daß er zuletzt ein Publicum von mehr als hundert thieriſcher Zuhörer hatte. Das iſt ganz orpheiſch und zauberflötenartig, nur daß es keine Löwen, Tiger, Affen, Elephanten, ſondern ſo kleine, verachtete Thiere, wie Ratten und Mäuſe ſind, die der Zauber der Tonkunſt lockt, was aber eigentlich noch intereſſanter und bedeutſamer iſt. Bettina wirkte, die Guitarre ſpielend, auch auf eine Spinne ein. Wenn ſie über die Saiten fuhr, ſo bewegte das herbeigekommene Thier die Glieder und machte bei einem Wechſel des Accordes noch andere Bewegungen; Quatremers-Disjonval [2]) ſah, wie ſich ein ſolches Thier an der Decke gerade über eine Dame ſetzte, als ſie Harfe ſpielte; wechſelte die Dame ihren Platz, ſo folgte die Spinne. Derſelbe erzählt von dem Verhältniſſe, das eine Spinne zu einem berühmten Violiniſten gehabt, als dieſer noch Knabe war. So wie er zu ſpielen begann, näherte ſich ihm das Thier;

---

1) Vergl. Lenz, Naturgeſchichte I S. 389.

2) Araneologie. Frankfurt 1798 S. 35 ff.

ja es wurde allmählig ſo vertraut mit ihm, daß es auf ſein Pult und endlich auf ſeinen rechten Arm kam. Man hat dergleichen auch von dem Verhältniß einer Spinne zu Beethoven erzählt, doch mit Unrecht. Herr Schnyder von Wartenſee fragte ihn perſönlich darüber; Beethoven verneinte die Sache in Beziehung auf ihn ſelbſt, bemerkte aber, daß ſich die Geſchichte mit dem Violinvirtuoſen Bertheaume zugetragen. Schnyder erzählte mir von ſeinen eigenen Experimenten, die er auch in einem muſikaliſchen Journale bekannt gemacht hat [1]. Sie fielen nicht günſtig aus. Er ſpielte den Spinnen auf mehreren Inſtrumenten — Violin, Violoncello, Pianoforte, Harmonika, Flageolett — vor, doch ohne Erfolg. Endlich bediente er ſich ſeines, wie er ſelbſt ſagt, zum Geſange nicht wohl tauglichen Stimmorganes; er brachte mit ſtarker, ſchnarrender Stimme nahe bei dem Geſpinnſte einer großen Hängeſpinne einige kurz auf einander folgende Töne hervor. Das machte allerdings Eindruck, aber keinen angenehmen; das Thier ſetzte ſich in feindliche Poſitur, zeigte ſich äußerſt gereizt und wurde bei immer ſtärkerem Singen immer wüthender. Schnyder glaubte nun zu dem Reſultate gelangt zu ſein, daß die Spinne gar nicht muſikaliſch ſei, ſondern nur deßhalb von Tönen angelockt werde, weil ſie ein ſchwirrendes, ſummendes Inſekt, das ihr zur Beute diene, in der Nähe glaube. Es kommt mir viel natürlicher vor, anzunehmen, er habe das allerdings muſikaliſche Thier durch ſeinen unmelodiſchen Geſang beleidigt. Wenn er durch alle jene Inſtrumente keinen Effect zu machen vermochte, während ſolche, von Anderen geſpielt, doch entſchieden einwirkten, ſo führt das, wie die von Lenz in Hinſicht der Schlangen gemachte Erfahrung, nur zu der Anſicht hin, daß es nicht der Ton allein ſei, was dieſe Thiere bezaubere, daß dabei auch die Perſönlichkeit des Spielenden in Anſchlag komme, und daß dieſe, wenn günſtige Erfolge erzielt werden ſollen, ſympathetiſch beſchaffen und geſtellt ſein müſſe. Und was wäre es auch am Ende, wenn es gelänge, aus der Gruppe der muſikaliſchen Thiere eine und die andere Gattung hinauszuſtoßen? Es bliebe genug übrig, was nicht wegzuerklären iſt, ſelbſt in Betreff derjenigen thieriſchen Weſen, an deren muſikaliſche Befähigung in der That nicht leicht zu glauben iſt. Wir fügen, damit dies um ſo vollſtändiger und unläugbarer erhelle, noch folgende Zeugniſſe, Citate, Züge und Beiſpiele hinzu.

---

[1] Jahrbücher des deutſchen Nationalvereins für Muſik und ihre Wiſſenſchaft. Jahrg. 1. Nr. 4. 1839.

2.

Die alten Griechen und Römer, um zunächſt einen Blick auf dieſe zu werfen, pflegten als muſikaliſche Thiere, abgeſehen von den Vögeln, beſonders Bienen und Cicaden zu rühmen, jene, weil ſie einen vorzüglichen Muſikſinn hätten, dieſe, weil ſie ſelbſt muſicirten. Man glaubte, daß man herumfliegende Bienenſchwärme durch rythmiſche und harmoniſche Klänge anlocken könne; man ſagte, daß ſie „dem

Töne des geſchlagenen Erzes folgten;" man nannte ſie geradezu die **Vögel der Muſen**[1]. Die Cicade ſpricht **Anakreon** in einem bekannten Liede folgendermaßen an: „Dich ehren die Menſchen als den lieblichſten Sommerpropheten; dich lieben die Muſen, dich liebt Apollon, der dir die helltönende Stimme verlieh." Die athenienſiſche Sitte, goldene Cicaden im Haare zu tragen, ſollte ein Symbol der dieſen Volksſtamm auszeichnenden muſikaliſchen Begabung ſein. Auf den Münzen der Meſſenier in Arkadien, wo nach **Polybius** die Muſik ganz vorzüglich betrieben wurde, befand ſich als deren Sinnbild daſſelbe Thier; eben ſo auf den Münzen der Lokrenſer. Als einſt einer der letzteren mit einem Rheginer im Cytherſpiel wetteiferte, ſprang dem erſteren eine Saite. Da ſich aber auf ſein Inſtrument eine Cicade ſetzte und gleichſam für ihn, da er aufhören mußte, zu ſpielen, in den Kampf eintrat, ſo brachte ihm das gleichwohl den Sieg zu Wege[2]. Bekannt iſt ferner die Cicade des heiligen **Franz von Aſſiſi**, die bei dem Kirchlein Portiuncula auf einem Feigenbaum wohnte, dem Heiligen, wenn er ſie rief, auf die Hand flog und auf ſeine Aufforderung zum Lobe Gottes ſo lange ſang, bis ſie entlaſſen wurde. Zur Hervorbringung der Töne, welche die Singcicade hören läßt, iſt ihr ein eigenthümlicher Stimmapparat verliehen,

---

1) *Virgil.* Georg. IV. 64. *Ovid.* Fast. III. 740. *Aelian.* V, 13. *Varro*, de re rustica III, 16.

2) Vergl. **Friedreich**, Symb. und Mythol. der Natur S. 638 und die hier citirten Schriftſteller.

den man bei Oken[1]) beſchrieben findet, und zwar nur dem männlichen Thier, weßhalb das Weibchen ſtumm iſt. In Surinam gibt es eine ſehr große und ſchöne Fliege, Cicada tibicen, von welcher Frau Merian erzählt. „Sie gibt ein Getön, wie eine Leier, von ſich, das man weit hören kann, und heißt daher der Leiermann[2]).

3.

Nach Aelian VII, 27. ſagen die Araber, daß bei ihnen die Schafheerden mehr durch Muſik, als durch Futter, gemäſtet würden; Ariſtoteles, hist. an. IX, 5. gibt an: „Die Hirſche werden durch Muſik gefangen, indem der Eine flötet oder ſingt, der Andere aber ſchießt." Aelian XII, 46. erwähnt eines tyrrheniſchen Gebrauches, durch Anwendung deſſelben Mittels Hirſche und wilde Schweine zu fangen. Die Thiere würden, wenn der Ton zu ihren Ohren dringe, wie von magiſcher Gewalt ergriffen, kämen allmälig näher und fielen in die ihnen geſtellten Netze. Daran mögen ſich noch folgende neuere Bemerkungen und Thatſachen ſchließen.

„Pferde und Laſtthiere," heißt es in Wegener's Leben der Thiere, „gehen beſſer, wenn es um ſie herum raſchelt und klingelt, was die Erfahrung den Fuhrleuten gezeigt hat; ja es ſollen ermüdete Kameele, während ſie jeder Strafe hartnäckig trotzen, durch Muſik zum Weiter-

---

1) Naturgeſch. Bd. V. Abth. III. S. 1586.

2) Oken a. a. O. S. 1596.

ſchreiten bewogen werden. Wie lieben unſere Schafe und Rinder das Glockengetön und die Schalmei des Hirten! Und ich zweifle nicht, daß auch das Wild Gefallen daran findet; denn nicht allein unſere Hirſche miſchen ſich unter die Heerden, ſondern auch die ſonſt ſo ſcheuen Gemſen laſſen ſich durch das Geläute der Glocken, welche die Rinder- und Schafheerden auf den Alpen tragen, nicht verſcheuchen."

Ein Freund, Herr Archivrath A. Kaufmann in Wertheim, theilte mir ſchriftlich Folgendes mit. „Auf dem Schloſſe Triefenſtein wohnte ein Fürſt Löwenſtein, der eine treffliche Kapelle beſaß. Wenn nun im Schloſſe muſicirt wurde, erſchien regelmäßig eine Hirſchkuh und lauſchte am Fenſter. Das Thier wurde nach und nach ganz heimiſch in der Umgebung des Schloſſes und der allgemeine Liebling daſelbſt. Auch ſonſt noch ſah man es durch muſikaliſche Töne angelockt. Wenn in den Kirchen der benachbarten Ortſchaften Orgel geſpielt wurde, ſo näherte ſich die Hirſchkuh und lauſchte. Sie ſoll ſogar in die Kirchen eingetreten ſein, was ich indeſſen nicht verbürgen kann. Das Uebrige iſt hier völlig notoriſch und durch die glaubhafteſten Zeugniſſe bewahrheitet."

Man erzählt, wie Muſikanten, von wilden Thieren gefährdet, ſich dadurch gerettet, daß ſie denſelben Etwas vorgeſpielt. So hatte man am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts in der Nähe von Spandow Gruben gemacht, um Wölfe zu fangen. In eine ſolche fiel ein betrunkener Sackpfeifer und traf hier mit einem vor ihm hineingerathenen Wolf zuſammen, der ihn ſofort anzufallen Miene machte. Er hatte den glücklichen Einfall, Muſik zu machen, ſpielte auf ſeiner Sackpfeife und ſtimmte auch allerlei Lieder an. Das beſänftigte den Wolf und lockte die Jäger herbei, die den Mann ſofort aus dieſer gefährlichen Lage befreiten [1]).

Der Poſtcommiſſarius Naumann erzählt, wie er mit einer Geſellſchaft vom Gaſthofe nach einem Schloſſe gezogen und dabei mit einer kleinen Kinderharfe einen Geſchwindmarſch geſpielt. Als man vor dem herrſchaftlichen Hofe vorbeikam, trat aus einer großen Anzahl von Gänſen eine heraus, ſchloß ſich dem Zuge an und eilte unter dem Gelächter der Geſellſchaft immer in der Nähe des Muſikanten in gleichem Schritte mitfort. Man ſtand ſtille, die Gans blieb ebenfalls ſtehen. Man ging ohne Muſik weiter, das Thier blieb zurück. So wie aber wieder die Harfe erklang, ſchloß ſie ſich ſchnell wieder an [2]). Man ſieht hier recht deutlich das individuelle Moment ſeine Rolle ſpielen; denn nur eine Gans ward magiſch an- und nachgezogen, die anderen blieben gleichgültig.

4.

Die Vögel machen durch ihren Geſang auf einander ſelbſt Eindruck. Wenn das Männchen ſingt, ſo arbeitet

---

1) Kuhn, märkiſche Sagen und Märchen, Berlin 1843. S. 133.

2) Abhandlungen der naturf. Geſellſchaft zu Görlitz. Lenz, Naturgeſch. Vögel. S. 383.

das Weibchen am Neſte um ſo emſiger [1]. Die Nachtigallenmännchen kämpfen mit einander um die Weibchen und bewerben ſich um die Gunſt der letzteren vermittelſt ihres Geſanges. Man hat nämlich beobachtet, daß die Weibchen ſtets denjenigen Männchen den Vorrang geben, die am ſchönſten ſchlagen können. Dieſe üben alſo ein kunſtrichterliches Amt aus. Wenn ſie ſelbſt auch keine Geſangkunſt üben, ſo verſtehen ſie ſich doch darauf und fällen ein ſachverſtändiges Urtheil darüber. Eine ſolche Einſicht entwickelt ſich zuweilen, was noch merkwürdiger iſt, ſogar in Vögeln, die gar nicht zu den geſangkünſtleriſchen gehören.

Die Engländerin Piozzi [2] ſchreibt: „Ich ſah dieſen Morgen einen ſehr merkwürdigen Beweis, wie zahm das Thier gemacht und wie weit ſeine Fähigkeiten ausgebildet werden können. Der berühmte Componiſt, Ferdinand Bertoni, lebt hier zu Venedig, ſeinem Geburtsort, und hält ſich, weil er ein großer Freund von Thieren iſt, eine Taube. Dieſes Thier hat durch die Gewohnheit, ſeinem Herrn Geſellſchaft zu leiſten, ſo viel Geſchmack an Muſik gewonnen, und ein ſo vollkommenes muſikaliſches Gehör bekommen, daß man, wenn man ſein Benehmen ſieht, keinen Augenblick an dem wahren Vergnügen zweifeln kann, womit es Bertoni ſpielen und ſingen hört. Sobald er ſich an's Inſtrument ſetzt, ſchwingt die Taube die Flügel, fliegt auf das Pianoforte und bezeugt ihm ihre Freude. Sobald aber er oder ein Anderer eine Note falſch greift, oder einen Mißklang hervorbringt, verräth ſie jedesmal große Angſt und Unwillen, und wenn man ſie zu lange quält, ſo wird ſie ordentlich wüthend und hackt den Spieler ſo derb in Hände und Füße, daß er an dem Ernſte ihres Unwillens nicht zweifeln kann. Ein eben gegenwärtiger Freund verſicherte, daß er ſich fürchte, vor einem ſo ſtrengen Kritiker das Klavier zu berühren. Wir lachten über dieſe Aeußerung; allein Bertoni verſicherte, daß das Urtheil der Taube noch nie ausgeblieben ſei, und daß er ſie oft aus dem Zimmer entfernen müſſe, um ſeine Schüler nicht zu beleidigen oder ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten.“

---

[1] Scheitlin II. S. 299.

[2] Letters from France and Italy. Nach Lenz a. a. O. S. 290.

5.

Der Singvogel iſt ein zoologiſches Wunder, an das wir uns gewöhnt haben, ſo daß wir nicht allzu ſehr erſtaunen, auch wenn etwas Beſonderes darüber gemeldet wird. Daß der ſingende Ameiſenvogel die ſieben Noten der Octave pfeift und dann verſchiedene, ſehr melodiſche Stücke flötet, lauter als die Nachtigall und noch rührender und zärtlicher, das leſen wir in Naturgeſchichten allerdings nicht ohne Verwunderung. Eben ſo, was man von den ganz außerordentlichen Geſangs- und Nachahmungskünſten der Spottdroſſel erzählt, die alle möglichen Laute und Stimmen täuſchend hervorbringt, die zwar ihren eigenen Geſang hat, aber auch die Melodien anderer Vögel nachahmt und noch lieblicher macht, und die man ebenfalls über die Nachtigall ſetzt. Doch iſt das von dem in Hinſicht des Singvogels überhaupt Bekannten und bereits Gewohnten nicht der Art, ſondern nur dem Grade nach verſchieden. Ludwig XV. hatte nach Antoine einen Canarienvogel, der zehn Arien und einige Präludien vollkommen pfiff. Auch das laſſen wir uns gefallen. Schwerer, als alles Dies, geht es uns ein, daß es Vögel geben ſoll, die in mehrſtimmiger Harmonie und vollkommen richtigen Accorden zuſammenſingen, wie von dem Sariame (Penelope, Dicholophus cristatus) angegeben wird. „Man kann,“ ſagt Scheitlin, „mit einigen Vögeln ſogar kleine Concerte geben, ſo daß ſie Prim und Secund ſingen, z. B. „„Komm, feins Liebchen, komm an's Fenſter.““ Doch das ſind immer noch Vögel. Allzu viel aber ſcheint uns zugemuthet zu werden, wenn wir glauben ſollen, es gebe Mäuſe, die nicht nur quiken, ſondern auch ein wenig ſingen, d. h. ſechs bis ſieben melodiſche Töne in einer Reihe von ſich geben. Scheitlin[1]) meint, es ſeien Erinnerungen von einem Geſang oder Claviere. Immerhin merkwürdig genug! Wenn ich hinzuſetze, daß es auch ſingende Kröten gibt, ſo muß man nicht böſe werden und das arme Manſardenheft, worin ſo abſurde Sachen ſtehen, unwillig aus den Händen werfen. Was kann ich für die Paradoxien der Naturgeſchichte! „In Guinea,“ ſagt Oken[2]), „hört

---

1) Thierſeelenkunde II. S. 106.

2) Naturgeſch. Bd. VI. S. 490.

man in der Nähe der Sümpfe eine Kröte melodiſch ſingen. Es iſt die ſogenannte Buckelkröte, Systoma, Breviceps gibbosus.“ Auch mit muſikaliſch tanzenden Thieren kann ich aufwarten, nicht nur was große, edle, geſchätzte, ſondern auch was kleine, verachtete und verfolgte Geſchöpfe der Art betrifft. Die ganze Reiterei des ſybaritiſchen Heeres bewegte ſich, dem Berichte der Alten zu Folge 1), tanzend nach dem Spiele der Muſik. Das mag ein ſchöner Anblick geweſen ſein! Aber nun muß ich wieder mit den fatalen Ratten kommen, mit denen ich ſchon oben den „geſunden Menſchenverſtand“ zu empören gewagt. Bonnet in ſeiner Geſchichte der Muſik erzählt, daß er zu Paris auf dem Markte St. Germain Ratten nach dem Tacte der Muſik tanzen geſehen, wobei ſie, wie Seiltänzer, kleine Balancirſtangen in den Vorderpfoten gehalten hätten. Eine andere Truppe von acht Ratten habe ein Ballet nach einer Violine getanzt und zwar ſo richtig, wie irgend ein Tanzmeiſter.

6.

Wie manches Geheimniß hier noch unenträthſelt waltet und vor Augen tritt, davon ſind folgende Beobachtungen ein Beweis.

Manches in der Muſik macht auf beſtimmte Thiere keinen Eindruck, während Anderes auf dieſelben eine deutliche Wirkung äußert. So gewiſſe Tonarten, gewiſſe Melodien

---

1) *Plin.* hist. nat. VIII, 64.

und Muſikſtücke, gewiſſe Inſtrumente und Klangarten, die ſich aus unbekannten Gründen effektvoll erweiſen. Ein Freund des Naturforſchers Lenz, der öfters die Violine ſpielte, hatte einen Kanarienvogel, der ſich gewöhnlich um das Spiel deſſelben nicht kümmerte. So wie aber aus c dur geſpielt wurde, war er jedesmal ganz Ohr, flog dann entweder auf die Schulter des Spielenden oder auf die Violine ſelbſt und ſang aus Leibeskräften mit [1]. Als John Lockmann, Verfaſſer des muſikaliſchen Drama's „Roſalinde," ſich bei Herrn Lax in Cheſire befand, deſſen Tochter eine vorzügliche Klavierſpielerin war, ſah er eine Taube, die dadurch angezogen wurde, doch nur, wenn eine beſtimmte Arie aus Händel's Oper „Admetus" vorgetragen wurde. Die Taube kam dann von dem benachbarten Taubenſchlage an's Stubenfenſter herabgeflogen, wo die Dame ſaß, und hörte mit offenbarem Vergnügen zu. So wie die Arie zu Ende war, flog ſie nach dem Taubenſchlage zurück [2]. Ein Elephant in Paris, in deſſen Gegenwart man ein Concert aufführte, hörte Einiges gleichgültig an, bei einigen Stücken hingegen drückte er ſein Vergnügen durch Bewegungen aus [3]. Bennati bemerkte, daß ſein Pudel, wenn er Klavier ſpielte, ſich zu ihm ſetzte und gern zuzuhören ſchien. Er verſuchte es nun, ihn durch Spielen der Tonleiter zur Angabe der Töne zu bringen; es wurden dabei verſchiedene Inſtrumente in Anwendung gebracht, doch ohne Erfolg. Endlich ſchlug Bennati ſieben diatoniſch geſtimmte Glocken nach einander an und brachte es ſo binnen neun Tagen dahin, daß der Hund die Töne der Scala angab [1]).

---

[1] Lenz, Naturgeſch. Vögel. S. 165.

[2] Lenz a. a. O. S. 289 f.

[3] *Leuret*, Anatomie comparée du systeme merveux. Paris 1839. I. p. 532.

7.

Höchſt intereſſant und in doppelter Weiſe merkwürdig iſt die Geſchichte von einem Hunde, in welchem ſich nicht nur die bei dieſer Thiergattung ſo oft begegnende Eigenſchaft der Liebe und Treue bis in den Tod, ſondern auch die eines in hohem Grade entwickelten Muſikſinnes gefunden haben ſoll. Die mir darüber vorliegende Erzählung iſt folgende.

Zu Anfang der franzöſiſchen Revolution begab ſich ein Hund jeden Tag auf die Parade, die vor dem Palaſte der Tuillerien gehalten wurde, geſellte ſich zu den Muſikern, marſchirte mit ihnen und blieb mit ihnen ſtehen. War die Parade vorbei, ſo verſchwand er, war aber am folgenden Tage zur beſtimmten Stunde wieder am Platze. Die Muſiker wurden auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam, befreundeten ſich mit dem Hunde, nannten ihn Parade, fütterten ihn und nahmen ihn wechſelsweiſe zum Mittagseſſen mit. Der, welcher ihn bei ſich haben wollte, ſtreichelte ihn und ſagte: „Parade, du gehſt heute mit mir!“ Das war genug; der Hund ging mit, ließ ſich ſpeiſen und nahm wieder Abſchied, um ſeinem Hange gemäß in die Oper oder ein anderes Theater zu gehen, wo er in's Orcheſter lief, da in einem Winkel ſaß und ſich erſt nach Beendigung des Stückes wieder entfernte. Dieſer muſikaliſche Hund endete in folgender Art. Er folgte den Muſikern eines Regimentes der italieniſchen Armee, zeigte eine große Anhänglichkeit an den berühmten Deſaix, warf ſich, als dieſer auf dem Schlachtfelde von Marengo am 14. Juni 1800 gefallen war, auf deſſen Leichnam und wurde in dem Augenblicke von einer zerplatzenden Bombe getroffen[1]).

---

[1]) Annales des sciences naturelles XXII. p. 399.

8.

Schließlich darf ich nicht verſchweigen, daß es auch Thiere gibt, die Inſtrumente ſpielen, wozu freilich ihres Körperbaues wegen nur wenige geeignet ſind. Ich kann mich zunächſt auf einige antike Darſtellungen beziehen, welche uns die Künſte zeigen, die man den Affen beizubringen pflegte. So iſt auf einer Lampe ein Affe mit einem Kopfputze und Stäbchen in den Händen, wie ſie die Tänzer haben; auf einem pompejaniſchen Wandgemälde ſieht man einen Knaben mit einer Peitſche, der einen bekleideten Affen tanzen läßt; eine Terracotta-Figur ſtellt einen Affen in langem Kitharödengewande vor, wie er die Leier ſpielt; auf einer in der Krimm gefundenen Silberſchaale ſind zwei Affen zu ſehen, von denen der eine die Querflöte bläſt,

---

1) Nürnberger Friedens- und Kriegscurier v. 10. Dec. 1833.

der andere ein unbekanntes Inſtrument hält [1]). Hiernach wurden alſo dieſe Thiere wohl wirklich zum Spielen muſikaliſcher Inſtrumente gebracht, wie dieſe Leiſtung auch beſchaffen ſein mochte. Die alten Schriftſteller beſtätigen dies. Die Aegyptier lehrten nach Aelian den hundsköpfigen Affen die Buchſtaben, den Tanz, das Flöten- und das Saitenſpiel. Der Affe verdiente damit ſeinen Lohn, den er, wie ein geübter Bettler, in ſeinen ihm angehängten Beutel ſteckte. „Der Affe," ſagt ebenderſelbe, „iſt der beſte Nachahmer. Alles, was mit dem Leibe verrichtet wird, lernt er, wenn man es ihm lehrt, mit Genauigkeit, ſo daß er es wiederholen kann. Er lernt tanzen und die Flöte ſpielen. So habe ich auch einen geſehen, der die Peitſche ſchwang, die Zügel hielt und kutſcherte" u. ſ. w. [2]). Auch in neueren Zeiten fehlt es nicht an Beiſpielen, wo Affen als Muſiker auftraten. So einer, der den Namen Divertiſſant führte und der nach Antoine auf dem Markte St. Laurent als Violinſpieler vorgeführt wurde [3]). Es käme hier freilich ganz vorzüglich darauf an, zu wiſſen, wie in dieſen Fällen geſpielt worden iſt, worüber ich aber ganz ohne Nachricht bin. Ein Paganini wird aus einem Affen wohl ſchwerlich werden; wenn ein ſolches Thier aber auch nur wie ein menſchlicher An-

---

1) Jahn, archäologiſche Beiträge. Berlin 1847. S. 435. Friedreich, Symb. u. Myth. der Natur. S. 382 f.

2) Aelian in ſeinen Thiergeſchichten. V, 26. VI, 10.

3) Lenz, Säugethiere S. 63.

ſänger ſpielte, ſo wäre es ſchon Etwas. Das Inſtrument, das der **Vogel** ſpielt, iſt ſein Stimmorgan, und das — wer kann es läugnen? — behandelt er meiſterhaft.

XVII. Die Religion des Thieres.

1.

Dem Thiere Religion zuzuſchreiben, erſcheint uns modernen Menſchen abſurd. Selbſt **Scheitlin** getraut ſich nicht, ſo Etwas geradezu auszuſprechen. Er bemerkt indeſſen, es wäre nicht unmöglich, daß im Thiere doch etwas Religiöſes als Trieb und Gefühl läge, ſo daß Alles embryoniſch eingehüllt bliebe, der Trieb nicht zum Durchbruch, das Gefühl nicht zur Entwicklung und Offenbarung käme. Wirklich werde von den Alten wenigſtens von den Elephanten etwas Religionsgefühlartiges, eine Art von Morgenandacht gegen die Sonne, eine Art liebender Beerdigung ihrer Verſtorbenen erzählt. In der Freudigkeit des Thieres könne eine unklare Dankbarkeit gegen ein höheres Weſen, im Stöhnen ſeines Schmerzes ein Seufzen nach Erlöſung ſein. „Aller Augen warten auf Gott, daß er ihnen ſeine Speiſe gebe,“ heiße es in der Bibel; das ſei zwar dichteriſch geſprochen, Dichter könnten aber auch Wahrheiten ſagen. Der Morgenpſalm der Lerche ſcheine ſich dem Lobgebet zu nähern. Doch gehe die thieriſche Natur nicht über die Vergötterung der Erde hinaus, die

Thiere ſeien Pantheiſten" u. ſ. w. Das wäre immer auch Etwas; es wäre für das Thier ſehr viel und mehr, als Viele zuzugeben geneigt ſein dürften. Wir ſetzen hinzu: Wenn im Thiere überhaupt ein Keim und Trieb religiöſer Art vorhanden iſt, ſo kann ſich dieſer auch wohl bis zu einem gewiſſen Grade entfalten, kann in einzelnen Gattungen und Arten und da wieder in einzelnen vorzüglichen Familien und Individuen in eigenthümlicher Stärke und Entwicklung vorhanden ſein, kann auch wohl durch beſondere Umſtände und Umgebungen, namentlich durch menſchliche Einwirkungen erweckt und befördert werden und eine beſtimmte Form und Richtung erhalten.

2.

Von den alterthümlichen Ausſagen des Orients und Occidents über die Religioſität des Elephanten iſt ſchon in der Abhandlung über dieſes hochſtehende und bedeutſame Thier die Rede geweſen. Wir wollen hier die Stellen der Alten beſtimmter ausheben, vergleichen und in Betrachtung ziehen.

Plutarch, de sol. anim., ſagt: „Juba berichtet, daß die Elephanten ohne einige Anweiſung zu den Göttern beten, indem ſie ſich mit Meerwaſſer reinigen, die aufgehende Sonne verehren und dabei ſtatt der Hände die Rüſſel emporheben [1]). Daher iſt denn auch dieſes Thier vor allen anderen bei den Göttern beliebt."

---

[1]) Der Elephant, von welchem Forbes in ſeinen Denkwürdigkeiten des Morgenlandes erzählt, nahm das, was man

Es wird hierauf erzählt, wie **Ptolemäus Philopator** vier Elephanten geopfert, ſofort aber durch Träume, in welchen ihn der durch das Opfer erzürnte Gott bedrohte, in Schrecken geſetzt worden ſei, ſich deßhalb vieler Verſöhnungsmittel bedient, auch ſtatt der vier geopferten Elephanten vier eherne habe aufſtellen laſſen.

Aelian VII, 44. ſagt: „Die Elephanten verehren die aufgehende Sonne dadurch, daß ſie den Rüſſel, wie Hände, zu ihren Strahlen erheben; daher ſie auch von dem Gotte geliebt werden.“ Er erzählt hierauf dieſelbe Geſchichte vom Elephantenopfer des **Ptolemäus Philopator**, wie ſie bei **Plutarch** zu leſen. Daran wird die Bemerkung geknüpft: „Die Elephanten alſo verehren die Götter; die Menſchen aber zweifeln, ob es Götter gebe, oder, wenn es ſolche gibt, ob ſich dieſelben um ſie bekümmern.“

Ebenderſelbe ſagt IV, 10.: „Ich höre, daß beim Erſcheinen des neuen Mondes die Elephanten in Folge einer natürlichen und geheimen Eingebung Zweige abreißen und emporhalten, nach dem Gotte aufſchauen und die Zweige leiſe hin und her bewegen, als ob ſie ihm den heiligen Zweig der Flehenden hinſtreckten, damit er ihnen geneigt und gnädig ſei.“ Wie dieſelbe Sage vom Mondcultus des Elephanten auch in Indien vorkomme, bemerkt **Schlegel** in der indiſchen Bibliothek, ſ. oben in dem Aufſatze über den Elephanten insbeſondere.

---

ihm reichte, ehrerbietig an, indem er ſeinen Rüſſel dreimal erhob und ſeine Dankbarkeit durch ein gewiſſes Murmeln bezeigte.

Plinius in ſeiner Naturgeſchichte VIII. 1. hat folgende Züge: „Der Elephant verehrt die Geſtirne und betet die Sonne und den Mond an. In den Forſten Mauritaniens kommen ſie, wie Manche berichten, beim Schimmer des Neumondes heerdenweiſe an einen gewiſſen Fluß, der Amilo heißt, reinigen ſich daſelbſt, indem ſie feierlich Waſſer umherſprengen und kehren, nachdem ſie dem Geſtirne auf dieſe Weiſe ihre Ehrfurcht bezeugt, ihre ermüdeten Jungen vor ſich hertragend, in die Wälder zurück. . . . . . Man ſah auch ſchon, wie kranke Elephanten, ſich rückwärts beugend, Kräuter gegen den Himmel ſchleuderten, gleich als wollten ſie die Erde zu ihrer Fürbitterin machen.“

Mag man die letztere ganz katholiſch klingende Aeußerung des Römers anſehen, wie man will — es kommt darauf an, ob die Beobachtung ihre Richtigkeit hat. Die Sache wird als ein Factum hingeſtellt, und muß als ſolches immerhin ſeinen Grund und Sinn haben. Sie ſcheint wenigſtens ein Zeichen zu ſein, daß das menſchenähnliche Thier die Ahnung und Vorſtellung einer höheren Macht habe und ſich in ſeiner Noth an dieſe wende.

3.

Auch an Affen, Gazellen, Ziegen ſollen nach den Berichten der Alten Spuren von einem Geſtirn- und Lichtdienſt bemerklich ſein. „Die geſchwänzten Affenarten,“ ſagt Plinius VIII, 80., „ſind bei abnehmendem Monde traurig und verehren den Neumond durch luſtige Sprünge. Vor der Verfinſterung der Geſtirne fürchten ſich auch die übrigen vierfüßigen Thiere.“ Der Aufgang des Mondes wurde von den Aegyptiern durch den Cynocephalus bezeichnet, wie er ſtehend die Hände zum Himmel erhebt.

Auch der Sirius ſoll nach der Meinung der Alten auf einige Thiere Eindruck machen und ſie ſogar zu einer Art von Verehrung anregen. So ſagt Plutarch de sol. an.: „Die Libyer lachen über die Aegyptier, welche verſichern, daß die Gazelle an dem Tage und zu der Stunde, da der Sirius aufgeht, ein Geſchrei hören laſſe. Denn ſie behaupten, daß bei ihnen alle Ziegen zuſammen, wenn dieſer Stern mit der Sonne aufgeht, ſich genau nach der Gegend wenden und nach Oſten hinſehen.“ Plinius, Naturgeſchichte II, 40., ſpricht von dem auf der ganzen Erde gefühlten Einfluſſe des Hundsſternes. „Wenn er erſcheint, brauſt das Meer auf, der Wein gährt im Keller und die Sümpfe kommen in Bewegung. Ein wildes Thier, welches die Aegyptier Oryx nennen, ſtellt ſich ihm nach ihrer Behauptung bei ſeinem Aufgange gegenüber, betrachtet ihn und verehrt ihn gleichſam durch Nießen.“ So auch Aelian VII, 8.: „Die Aegyptier behaupten, wie ich höre, daß der Oryx den Aufgang des Sirius zuerſt gewahre und ihn durch Nießen bezeuge. Auch die Libyer behaupten mit vielem Nachdruck, daß die Ziegen bei ihnen daſſelbe wüßten.“

4.

Weiter läßt ſich über den in Rede ſtehenden Gegenſtand aus dem Bereiche religionsgeſchichtlicher Vorſtellungen und zoologiſcher Beobachtungen Folgendes anführen.

Dem Storch wird von den Arabern [1]), dem Kranich von den Kalmücken und Mongolen Religion zugeſchrieben. Den letzteren haben wir ſchon oben als einen ſehr ausgezeichneten Vogel beſchrieben. „Er wird,“ ſagt Oken, „bei den Kalmücken und Mongolen für heilig gehalten. Er ſoll mit ausgeſpannten Flügeln das Neſt hüten; den nahenden Menſchen mit dem Kopfe und die aufgehende Sonne mit ſeiner volltönigen Stimme im allgemeinen Chore begrüßen [2]).

„Ein genauer Beobachter“ theilt über den Staar Folgendes mit. Schon vor Sonnenaufgang nimmt er leiſe und zart ſingend einen Platz ein, von wo er die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne begrüßen kann. Erſcheint dieſelbe, ſo läßt er ſich lauter und eifriger vernehmen und begleitet ſein Quodlibet mit den ausdruckvollſten Körperbewegungen. Oft hebt er bei zitternden Flügeln den Kopf, als nähme er himmliſche Gaben inbrünſtig dankend in Empfang, oder er breitet die Flügel in gebogener Weiſe aus, als wenn er einen längſt erwarteten Freund aus der Ferne innigſt umarmen wollte, oder er ſtreckt während des Singens den Kopf nach vorn, als gelte es einer wichtigen Demon-

---

1) Friedreich, Symbol. und Mythol. der Natur S. 582. Hiernach ſoll er ſogar eine Art von Gebet verrichten.

2) Oken VII. Abth. I. S. 549. Scheitlin Thierſeelenkunde II. S. 74.

ſtration [1]). Iſt dieſe Beſchreibung wahr, ſo kann dieſem Vogel eine Art von Licht- und Sonnencultus nicht abgeſprochen werden.

Auch die Eidechſe liebt das Licht; ſie kommt, wenn die Sonne ſcheint, aus ihrem Schlupfwinkel hervor und läßt ſich von ihr beſtrahlen; weßhalb ſie bei Heiden und Chriſten zu einem ſymboliſchen Lichtthier geworden. Als ſolches wurde ſie dem Apollo zugetheilt; ein Weiſſagergeſchlecht in Sicilien, das auf Apollo zurückgeführt wurde, nannte ſich nach ihr, es waren die Galeoten, von γαλεώτης, Eidechſe. Die Perſer machen ſie zur Sonnenanbeterin. Auch in der chriſtlichen Symbolik ſpielt ſie ihre Rolle. An mehreren kirchlichen Geräthſchaften, an Leuchtern, auf Weihrauchgefäßen, Treppengeländern, Grabdenkmalen ſind Eidechſen angebracht; ein altchriſtliches Monument zeigt eine ſolche in der Hand eines Genius, und Raphael hat ſie auf einem die heilige Familie darſtellenden Bilde der Madonna beigeſellt [2]).

„Die Fliegen ſuchen in den Häuſern immer das Licht, das Kerzenlicht, die Helle der Fenſter oder doch die Weiße der Decke. Andere Arten ſchwirren bei Tage luſtig im

---

1) Illuſtrirtes Familienjournal Bd. XI. Nr. 283. S. 271.

2) Hammer in den Wiener Jahrbüchern XVII. S. 31. Kugler, Handbl. der Geſchichte der Malerei, Berlin 1837. I. S. 248. Madonna della lacertola; vierge au lézard. Friedreich S. 599.

Sonnenſchein; noch andere tanzen am Abend im Sonnengold luſtig in großen Schwärmen herum.“ Die uferhaften Eintagsfliegen, die am Abend nach Sonnenuntergang aus der Puppe kommen, und die eine Nacht leben und ſchon am Morgen todt am Ufer liegen, ſtrömen alle dem zu findenden Kerzenlichte zu und drehen ſich leuchtend um dasſelbe herum. „Der lebendige Kreis iſt dann lauter Licht,“ ſagt Scheitlin. „Stellt man mehrere Lichter um den Tiſch, ſo bilden ſich mehrere wimmelnde Kreiſe, eigentliche Sphärentänze. Woher dieſe Entzückung in der Nähe des Lichtes? Wozu? — In der Natur iſt Alles bedeutungsvoll, das Kleinſte iſt auch das Größte, das Geringfügigſte zugleich das Wichtigſte.“ Von den Schmetterlingen ſagt Ebenderſelbe: „Die einen ſind rechte Sonnenkinder und ſchweben am ſtrahlenden, brennenden Mittag im hellſten Glanze gar wunderſam. Verbirgt ſich die Sonne, ſo nimmt ihr Flug ab; geht ſie unter, ſo verſchwinden ſie augenblicklich. Auch die Dämmerungs- und Nachtvögel lieben das Licht; ſie kommen zu den Laternen. Mit Licht fängt man ſie; ſie kommen auch in die Wohnungen und blenden ſich am Kerzenlicht.“ Es iſt beſonders dies auffallend, daß ſich dergleichen in Licht und Flamme verliebte Thiere nicht durch die bereits empfundene verderbliche Natur des Feuers abhalten laſſen, ſich auf's Neue hineinzuſtürzen, bis ſie nicht mehr emporfliegen können. Sie ſcheinen von der glänzenden Erſcheinung wie bezaubert und berauſcht zu ſein und in dem ſchmerzlichen Tode, den ſie ſich bereiten, eine Art von Wolluſt zu empfinden. Man kann die Sache freilich auch ſo betrachten, daß dieſe Thiere in der Flamme des Kerzenlichtes eine Oeffnung, ein Loch ſehen, durch welches hindurch zu kommen iſt, um in ein ausgedehntes ſtrahlendes Lichtreich zu gelangen. Immer aber bleibt der Trieb, die Sehnſucht nach dem Lichte, ſelbſt wenn es die Naturbeſtimmung dieſer Weſen iſt, in Dämmerung und Nacht zu leben. So lichtſüchtig ſind bekanntlich auch Eulen und Fledermäuſe. Was die Erſteren betrifft, ſo iſt beſonders der Steinkauz (Leichenvogel, Todtenvogel, Käuzchen, Strix noctua) zu nennen. Er fliegt erleuchteten Zimmern, namentlich den die ganze Nacht durch erhellten Krankenſtuben zu, was ihm, zumal in Verbindung mit ſeinem, wie „komm mit!“ lautenden Rufe ſo ſchrecklich und verhaßt gemacht hat. Eduard Pöppig erzählt von den peruaniſchen Fledermäuſen, die, wo ſie hauſen, Niemand erlauben, bei einer brennenden Kerze zu arbeiten, indem ſie gegen dieſelbe ſo lange fliegen, bis man ihnen das Feld räumt. Es iſt ohne Zweifel ganz nur dieſelbe Urſache, wie beim Schmetterling und bei der Mücke, was auch dieſe Thiere dem Scheine zutreibt; es ſtehen alle dieſe Phänomene im einleuchtendſten Zuſammenhange mit einander.

Andere Thiere haben den räthſelhaften Trieb, ſich glänzende Gegenſtände anzueignen, indem ſie dergleichen entwenden und dadurch, wenn es werthvolle Sachen ſind, zuweilen Menſchen in den Verdacht des Diebſtahles bringen. Die ſtehlenden Raben, die diebiſchen Elſtern kennt Jedermann. Beurtheilen aber läßt ſich die Sache vom menſchlichen Standpunkte aus nicht ſo leicht, weil dieſe Vögel von den entwendeten Gegenſtänden keinen Gebrauch machen können. Es iſt der reine Sinn für Licht, Glanz, Feuer, der in ihnen waltet. Nicht bloß Gold und Silber, auch Glas und glühende Kohlen werden fortgeſchleppt. Plinius in ſeiner Naturgeſchichte X. 17. ſpricht von Vögeln, welche von Opferheerden oder Altären Kohlen forttragen. Die **Bergdohle**, Corvus pyrrhocorax, zieht oft den brennenden Docht aus den Lampen und verſchluckt eben ſo des Winters kleine Gluthen aus dem Kamin, ohne daß es ihr im Geringſten ſchadet. So oft ſie ein Kohlenbecken wahrnimmt, ſucht ſie ein Stück Papier, einen Lumpen oder einen Splitter, wirft dieſe Dinge hinein und ſtellt ſich dann davor, um die Wirkung zu beobachten. Man vermuthet, daß ſie der brandſtiftende Vogel, avis incendiaria, der Alten ſei[1].

5.

Wenn das Thier wirklich eine Anlage zur Religion hat, ſo iſt es natürlich, daß ſich dies vor Allem im Verhältniſſe zu Licht, Stern, Sonne, Gluth und Glanz offenbart. So viel iſt gewiß, daß ſich in manchen Thieren ein ausgezeichneter, ja leidenſchaftlicher Lichtſinn und Trieb zum Lichte offenbart. Einige lieben und ſuchen es wenigſtens; einige tanzen darin, wie die Mücken im

---

[1] Oken, Naturgeſchichte, Vögel, S. 349 f.

Sonnenſchein; einige umkreiſen es phantaſtiſch, wie jene Eintagsfliegen das Kerzenlicht; einige ſtürzen ſich hartnäckig in die Flamme deſſelben, bis ſie verbrannt ſind; einige zeigen eine auffallende Begierde, ſich glühende und glänzende Dinge anzueignen, verſchleppen, ja verſchlucken dergleichen, ſchüren das Feuer und ergötzen ſich daran. Eine gemein verſtändige Art, dieſe Dinge zu faſſen und zu erklären, dürfte nicht ausreichen. Ich ſehe in all dem etwas Thierreligiöſes, wenigſtens einen Anfang dazu, ein Suchen, eine Sehnſucht nach etwas Höherem, das ſich der Thierſeele in der prachtvollſten aller Naturerſcheinungen darzuſtellen pflegt [1]); eine Art von Licht-, Stern- und Feuerdienſt, wie er ſich bei heidniſchen Völkern findet. Das Thier iſt alſo, wenn ich recht ſehe, auch in dieſem, dem religiöſen Gebiete, vom Menſchlichen nicht ſo völlig ausgeſchloſſen, als man ſich vorzuſtellen pflegt. Es ſteht, was die nachgewieſenen Phänomene betrifft, doch immer ſchon auf der Stufe des Naturdieners, Naturvergötterers. Ja, es gibt noch höhere Stufen. Betrachten wir den Hund! Bei dieſem geht die Thierſeele über den Naturcult entſchieden hinaus. Der Hund iſt nicht mehr Licht-, Stern- und Feuerdiener, wie es ſelbſt noch der ſo hochſtehende Elephant

---

1) „— — — — — — — — —
Doch dem Feu'r iſt kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht
Noch an Reiz für's Auge."
Platen in dem Gedichte: „Der Veſuv im December 1830."

iſt; er ſucht das Antlitz des Menſchen; das iſt ſein Licht und Stern, nach welchem er ſich ſelbſt noch ſterbend hinbewegt[1]). Der Grund liegt in einer Art von Spiritualismus, wie er dieſem Thiere vor allen anderen eigen iſt. Der Hund hat nur Sinn und Reſpect vor dem Geiſt und vor dem, was ihm dieſen zur Anſchauung bringt; er ſieht, erkennt, verehrt, liebt das von ihm begehrte und geſuchte Höhere nur in der erhabenen, den Geiſt repräſentirenden Menſchengeſtalt. Das Uebrige imponirt ihm nicht; die Natur iſt ihm Natur, nichts Weiteres; an der Sonne wärmt er ſich, den Mond bellt er an, der iſt ihm ſogar ärgerlich und widerwärtig. — Ob es noch höher hinauf gehe? Es ſcheint nicht ganz an bejahenden Spuren zu fehlen. Daß der Schwan einen Sterbegeſang anſtimmt, iſt keine Fabel; es iſt der wilde oder Singſchwan, der noch vor dem Tode ſeine Stimme ertönen läßt[2]). Etwas

---

[1]) „Der Hund," ſagt Scheitlin, „ſtirbt nicht gern allein. Der Pudel merkt die Ankunft des Todes. Er legt ſich erkrankt zu ſeinem Herrn hin und fügt ſich willig in Alles. Ein brauner Pudel kroch, ſo oft er die Annäherung der Gichter bemerkte, zu ſeinem Herrn am Pulte und legte ſich ihm zu Füßen. Als er die Nähe des Todes fühlte, kroch er von ſeinem guten Lager durch's Zimmer in gerader Richtung zum Bette des Herrn auf dem Bauche hin und gab unterwegs den Geiſt auf."

[2]) Oken Bd. VII. Abth. 1. Stuttg. 1837. „Es iſt nicht ungegründet, was die alten Dichter ſagen, daß dieſe Vögel noch vor dem Tode ihre wie eine Silberglocke tönende Stimme hören laſſen."

Aehnliches wird auch bei anderen Vögeln, namentlich beim Canarienvogel bemerklich [1]. Sollte das nur eine phyſiſche Bedeutung haben? Und wenn es eine pſychiſche hat, welche iſt das? Was thut ſich darin für eine Empfindung, Stimmung, Ahnung, Vorſtellung kund? Iſt es nicht, als ob der Vogel ſagen wolle: „Ich gehe zu Gott;“ als ob er ſich einer mit ihm vorgehenden ſeligen Veränderung freue und dieſe Freude in den Tönen ausſpreche, die er, Abſchied nehmend, noch einmal vernehmen läßt [2]? Die Lerchen haben ſingend den Hingang des heiligen Franziscus gefeiert! Sollte das nicht daſſelbe ſein in objectiver Beziehung, was jene Sterbegeſänge in ſubjectiver? Das Thier kennt den Tod und verhält ſich zu ihm in verſchiedener Weiſe, wie wir. Es fürchtet ihn, es ſträubt ſich gegen ihn; es ergibt ſich darein mit edler Faſſung und Ruhe; es will und ſucht ihn zuweilen aus Trauer, Sehnſucht, Verzweiflung, Lebensüberdruß; es geht ihm in noch anderen Fällen mit einer Freude entgegen, die den Anſchein eines religiöſen Glaubens und Gefühls, einer religiöſen Seelenerhebung hat. Ueber den Tod eines geliebten Menſchen betrübt es ſich, indem es nur deſſen Verluſt empfindet; es werden aber auch

---

[1] Vergl. Scheitlin, Thierſeelenkunde II. S. 61.: „Sanft und ruhig ſterben viele Singvögel. Oft gehen ſie unmittelbar vor dem Sterben noch einen melodiſchen Laut von ſich, ziehen ſich zuſammen, legen den Kopf unter einen Flügel und fallen todt herab.“ . . . . „Der Canarienvogel ſtirbt beſonders ſchön. Er ſcheint etwa noch ganz geſund zu ſein. Unerwartet ſieht man ihm an, daß er krank iſt. Er ſcheint ſeinen Tod zu ahnen, wie der Schwan, und gibt oft gerade vor dem Sterben noch einen halblauten Ton von ſich, zieht ſich zuſammen, legt den Kopf unter einen Flügel, fällt dann ſchweigend herunter, dehnt ſich noch einmal aus und — entflohen iſt ſeine Seele, ſein heftig liebender und haſſender, vielſingender und vielfühlender Geiſt, der ihm die Töne eingegeben, ſelbſt ein Tongeiſt und ein Ton in der allgemeinen Weltharmonie. Es iſt ſchon oft um ſolche Vögel, als ſie ſtarben, geweint — als ſie erkrankten, wenn nicht gebetet, doch mit Innigkeit gewünſcht worden. Es wäre Schade um die Seele der Canarienvögel, Lerchen und Nachtigallen.“

[2] Sokrates in Plato's Phädon ſagt: „Der Schwan

ſingt auch zu anderer Zeit, am meiſten und ſchönſten aber, wenn er die Annäherung des Todes fühlt. Denn dann freut er ſich, weil er zu dem Gotte hingeht, deſſen Diener er iſt." Und Aelian, Thiergeſchichten V, 34.: „Der Schwan weiß, wann ihm das Ziel des Lebens beſtimmt und hegt den Glauben, daß der Tod nichts Trauriges ſei; da wir hingegen das uns Unbekannte fürchten und es für das größte Uebel halten. So frohen Muth aber hat der Schwan, daß er auch bei ſeinem Tode ſingt und ſich gewiſſermaßen ein Todeslied anſtimmt. Auch Sokrates bezeugt ihm, daß er nicht aus Traurigkeit, ſondern in heiterer Stimmung ſinge; denn wer im Herzen Druck und Schmerz empfinde, der ſei nicht zu Muſik und Geſang geſchickt." Daß ein bloß in Zerrüttung und Zerſtörung beſtehender Prozeß mit einem Ausdruck harmoniſchen Wohlgefühles, wie er ſich durch die Muſik geſtaltet, begleitet ſei, iſt in der That ganz undenkbar.

Fälle berichtet, wo es ſich darüber zu freuen und alſo ein Bewußtſein der Erhöhung zu haben ſcheint, die dieſem Menſchen im Tode zu Theile wird. So offenbart uns auch das Thier ein Jenſeits, ein künftiges Sein, einen Zuſammenhang des Menſchen und ſeiner ſelbſt mit einer höheren Welt und einen Uebergang in dieſelbe. Doch wie dem auch ſein möge, einige Ahnungen und Regungen, die ein Analogon deſſen darſtellen, was wir Religion nennen, dürften dem Thiere im Allgemeinen nicht ganz abzuſprechen ſein. Und ſollte es für ſich ſelbſt auch nur zu einer Art von Lichtcultus, wie ihn ſo viele Nachrichten und Thatſachen bezeugen, zu gelangen im Stande ſein — daß es wenigſtens durch Vermittelung des Menſchen, in Folge eines ſympathetiſchen, magnetiſchen, magiſchen Verhältniſſes, in welches ſich derſelbe zu ihm ſetzt, auch zu einer gewiſſen Erkenntniß und Anerkennung des vom Menſchen verehrten Göttlichen und Heiligen gebracht und ſo ſelbſt in den chriſtlichen Cultus hineingezogen und zur Theilnahme an demſelben gebracht werden könne, das iſt ein aus der Geſchichte der Heiligen, wenn man das Zeugniß derſelben nicht gänzlich zurückweiſen will, vielfach reſultirender Satz. Dahin gehören ganz vorzüglich die Experimente, welche der größte und tiefſte aller Thierpſychologen und Thierbändiger, der heilige Franz von Aſſiſi angeſtellt hat.

XVIII. Die Thiere in Rom.

Chriſtian Brentano hat ein Bild von Rom geliefert, wie ſich ihm daſſelbe im Jahre 1825 darſtellte. Mit großem Vergnügen las ich hier, was er über die römiſche Thierwelt und ihr Verhältniß zu der dortigen Bevölkerung berichtet. So ſchreibt er in einem Briefe: „Während die ungeheuere Zahl von Paläſten Erſtaunen erregt und eine Menge Caroſſen den Prunk und Lärm der vornehmen Welt darſtellt, findet man in den Seitenſtraßen und ruhigeren Plätzen ganze Heerden weißer, langhaariger Ziegen, die an die Erde gelagert, ihre Mittagsruhe halten und das mit einem Frieden und einer Vertraulichkeit, als könne unter dem Krummſtabe des oberſten Hirten der Chriſtenheit auch ihnen kein Leid widerfahren. Auch in der Nacht findet man dieſe lieblich-zierlichen Thiere; man geht in der Einſamkeit einer ſpäten Heimkehr mitten durch ſie hindurch, ohne daß ſie ſich im Mindeſten ſchrecken oder ſtören laſſen.“ Den römiſchen Pferden wird ein großes Lob ertheilt; obgleich es faſt lauter Hengſte ſeien, ſo käme doch bei all dem Gedränge, das zu Rom Statt finde, namentlich was die öffentlichen Kirchenfunctionen, Carneval, Pferderennen, Caroſſenfahren mitten unter den Fußgängern betrifft, äußerſt ſelten ein Unglück, eine Beſchädigung vor. Die Thiere überhaupt, wie namentlich die Hunde, Katzen, Hühner, Tauben, die auf den Straßen und in den Gemächern der geringeren Volksklaſſen allerorten gefunden würden, ſeien von einer Zahmheit, die ihnen in unſeren Klimaten ſonſt bei Weitem nicht eigen ſei. Beſonderes Intereſſe erregt der Bericht über die ſogenannten „Freiherren Roms,“ wie nämlich die daſelbſt ſich herumtreibenden herrenloſen Hunde und Pferde heißen. Es gibt eine Menge von Hunden der Art, die ſich nicht nur von dem nähren, was ſie auf der Straße finden, ſondern auch in die Trattorien einkehren, die ihnen trefflich bekannt ſind. „Einer von ihnen iſt in dieſem Fach ein ſolcher Virtuos, daß er ſich in einer Trattorie, die eine halbe Stunde vor der Stadt liegt und in welcher nur Sonntags bewirthet wird, jedesmal an dieſem Tage und nur an dieſem einfindet, um dann ſeinen Theil zu bekommen.“ Dieſer Hund weiß alſo genau, wann es Sonntag iſt. „Andere geſellen ſich zu Mittage irgend einem Fremden zu, von dem ſie vermuthen, daß er zu Tiſche gehe, machen ihm mit Springen und Wedeln ihre thieriſchen Honneurs, empfangen, wenn es ihnen glückt, mitgenommen und tractirt zu werden, ihre Portion und nehmen hierauf dankbar wieder Abſchied. Geht ein Edict aus, daß die Hunde, um nicht getödtet zu werden, Halsbänder haben müſſen, ſo ſieht man alsbald alle dieſe ſogenannten Freiherrn mit einem ledernen Riemen bekleidet, den ihnen das Mitleid unbekannter Freunde und Beſchützer zugewendet hat. Des Nachts ſchlafen ſie auf der Straße. Von einem wüthenden Hunde wird wunderſelten gehört. Wie dieſe Hunde, ſo wandeln, was noch ſeltſamer iſt, auch einige Pferde als „Freiherrn“ umher. Sie nähren ſich von weggeworfenem Kraut und Blumenkohl, die an gewiſſe, eigens dazu privelegirte Straßenecken ausgeſchüttet werden und den Namen iimmondezzajo führen. Weiter ſchreibt Brentano: „Wie ſchön, groß, liebenswürdig, ohne alles Falſch hier die Katzen ſind, kann ich Dir nicht ſagen; mehrere geſchworene Katzenfeinde ſind in Rom mit dieſem anderwärts ſo übelberufenem Geſchlechte ausgeſöhnt worden. Sie ſind hier aber auch ſehr beliebt, und es wird für ihre Ernährung auf eine eigene Art Sorge getragen. Es gehen nämlich alle Tage eigene Männer durch die Straßen, bei welchen dieſe Thiere, was die Koſt betrifft, abonnirt ſind. Sie tragen auf einer langen Stange Fleiſch. Auf einen Pfiff ſieht man aus allen Häuſern die Koſtgänger hervorkommen und mit vielem Schmeicheln und Schnurren ihre Portion in Empfang nehmen.“ Endlich iſt auch von den römiſchen Tauben die Rede. „Sie ſpazieren allerwärts auf den Straßen umher; gehen einem kaum aus dem Wege und laſſen ſich ohne Angſt mit den Händen greifen.“ Eben ſo verhält es ſich mit anderem Geflügel.

Wie es in dieſen Beziehungen gegenwärtig ſteht, iſt mir unbekannt. Es hat ſich ſeitdem viel zugetragen, was in ſo harmloſe und friedliche Verhältniſſe ſtörend eingegriffen haben muß. Jedenfalls iſt die beſchriebene Erſcheinung in hohem Grade merkwürdig und intereſſant; indem es den Anſchein hat, als ſolle unter der friedlichen Obhut des chriſtlichen Oberprieſters der zwiſchen Menſch und Natur eingetretene feindſelige Bruch ſchwinden und ſich namentlich ein ganz neues Verhältniß zwiſchen Menſch und Thier geſtalten.

Brentano ſelbſt äußert bereits, die Sache ſei vielleicht ſo bedeutungslos nicht, als ſie ſcheinen möchte, „denn auch die Creatur ſolle befreit werden von der Knechtſchaft der Vergänglichkeit und zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes gelangen.“ Römer. 8, 21. Jetzt erſcheint die Kirche noch als etwas Beſonderes, im Gegenſatz zu den übrigen Formen und Sphären des Daſeins und ſelbſt im Kampfe mit einer ſich feindlich zu ihr verhaltenden Menſchenwelt und Chriſtenheit. Sie repräſentirt die künftige Welt, die neue, höhere, die in der alten verdorbenen und vergehenden entſtehen ſoll und mitten in derſelben unter der Geſtalt der Kirche ihr vorläufiges Daſein hat. Einſt, wenn dieſe künftige Weltordnung zu ihrem vollkommenen Durchbruch und ihrer abſoluten Wahrheit und Vollendung gelangt und aller Gegenſatz und Widerſpruch aufgehoben ſein wird, dann wird Alles Kirche ſein und auch die nach des Apoſtels Ausſpruch ihrer Erlöſung und Verherrlichung entgegengehende Natur wird dazu gehören; daher denn auch ſchon jene naturfreundlichen Heiligen Alles, auch namentlich die thieriſche Schöpfung, für die Kirche in Anſpruch zu nehmen begannen, damit dieſe in vollkommenſtem Sinne des Wortes katholiſch, d. h. allgemein ſei.

Schiller's „Alpenjäger“

und

deſſen Verwandtſchaft in katholiſcher Denkart und Ueberlieferung.

— — — — — — — — — —

Plötzlich aus der Bergesſpalte
Tritt der Geiſt, der Bergesalte.

Und mit ſeinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.

— — — — — — — — — —

Was ſich in dem bekannten Gedichte Schiller's in einem herrlichen, bedeutungsvollen, aber phantaſtiſchen und auf hiſtoriſche Wahrheit keinen Anſpruch machenden Mythus darſtellt, dieſer unerwartet wunderbare Schutz, den eine höhere Macht dem verfolgten und geängſteten Thiere gewährt, das kommt auch öfters in den katholiſchen Legenden vor, aber in einer Weiſe, die, wenn auch vom Unglauben, wie Alles der Art, ſpröde zurückgewieſen und als reine Dichtung behandelt, doch wenigſtens eine hiſtoriſche Form und örtliche Beſtimmtheit in den Ueberlieferungen des Volkes und den Darſtellungen des Cultus hat. Ich habe meinem Marienbüchlein zwei hieher gehörige Legenden einverleibt. Die eine iſt die Stiftungslegende der Wallfahrtskirche Rehberg bei Beratzhauſen; ein Graf von Ehrenberg verfolgt mit ſeinen Hunden ein Reh, das ſeine Zuflucht zu einem Baume nimmt, auf welchem ein Marienbild angebracht. Dem Reh wird das Leben geſchenkt, und an dem Orte eine Kirche gebaut, an deren Decke die Geſchichte abgemalt iſt [1]). Aehnlicher Art iſt es, wenn ſich bei einer Jagd zu Tungenthal, die ein Herr v. Limburg hält, ein Häschen in eine Kirche zu einem Marienbild flüchtet, die nachfolgenden Hunde davor ſtehen bleiben und dem Thiere Nichts zu Leide thun, das dann ebenfalls begnadigt wird. Die Scene iſt hier ebenfalls abgemalt [1]. Auch zu anderen Heiligthümern ſollen ſich gejagte Thiere gerettet haben, wie in folgender Tradition und Sage der Fall. Ein großer Bär flüchtete bei einer Jagd Karls des Großen zu dem Grabe der heil. Gudula und betrug ſich ſo harmlos und zutraulich, daß er den Nonnen ſchmeichelte, ihnen die Füße leckte und ſich gleichſam zu ihrem Dienſte anbot [2]. Der Kaiſer befahl, daß man ihn im Kloſter behalte und pflege „zum Dienſte der heil. Magd, die ihn bewahrt hatte.“ Und ſo hat das gewaltige Thier lange im Kloſter gewohnt und ſich ſo zahm bewieſen, wie ein Lamm [3]. Die Thiere nehmen ihre Zuflucht auch wohl zu einem lebenden Heiligen. So flieht ein verfolgtes Wildſchwein in des Abtes Deicola Zelle und läßt ſich zu ſeinen Füßen nieder; die Jäger kommen, ſtaunen und achten das Aſyl [4]. Der heil. Humbert legt, bei einem Kloſterbau beſchäftigt, ſeinen Mantel ab; ein gejagter Hirſch läßt ſich darauf nieder; die Hunde ſind gebannt und laſſen ihn unverletzt, ſo ſehr ſie von den Jägern angetrieben werden [1]). Wölfe verfolgen eine Hirſchkuh bis in die Nähe einer Waldkirche des Abtes Launomar; ſie laſſen auf ſein Gebot von ihrer Beute ab und kehren in ihre Wildniß zurück [2]). „Oft kommt der Fall mit Hunden vor, die ein Wild verfolgen, dabei in die Nähe eines Heiligen kommen, von dieſem zum Stehen gebracht werden und von keinem Zuſpruch und Anreiz der Jäger wieder aufgetrieben werden können [3]).“ So ſpielen hier Marienbilder und Heilige die Rolle des Schiller'ſchen „Bergesalten.“ Man müßte hiebei wenigſtens das humaniſtiſche und poetiſche Moment achten, das auch dann in ſeinem Werthe bleibt, wenn die Thatſachen erfunden ſein ſollten. Dieſe Erzählungen aber haben nicht den Charakter von bloßen Fabeln und Märchen; ſie greifen zu tief in's thierpſychologiſche Fach ein und berühren ſich zu nahe mit Thatſachen und Erfahrungen, die ganz außerhalb des kirchlichen Kreiſes liegen. So heißt es in Wegener's Leben der Thiere: „Die wilden, wie die zahmen Thiere nehmen die Hülfe der Menſchen an, oder ſuchen Schutz bei ihnen, wenn ſie in Gefahr ſind.“ Es wird dann der Ge-

---

[1]) v. Reiſach, Beſchreibung des Herzogthums Neuberg. S. 142. Schöppner's Sagenbuch der baieriſchen Lande I. S. 482. Marianiſche Legenden und Gedichte, Münſter 1859. S. 50.

---

[1] Cruſius, ſchwäbiſche Chronik I. S. 285 f. Ernſt Meier, Sagen S. 342. Marian. Legenden und Gedichte S. 77 ff.

[2] Rambeck, heiliges Benedictinerjahr I. S. 33.

[3] Wolf, deutſche Mährchen und Sagen. Leipz. 1845. S. 538.

[4] Rambeck a. a. O. S. 87.

---

1) Daſelbſt S. 451.

2) Görres, Myſtik II. S. 232.

3) Daſelbſt S. 233.

ſchichte vom Androclus und ſeinem Löwen und der ähnlichen von dem Ritter de la Troue gedacht. „Ich halte dieſe Geſchichten für wahr und möglich. Denn als ich in der Schule war, ſaß ich einmal unweit eines Fenſters und arbeitete; da hörte ich ein Dohlengeſchrei, achtete aber nicht darauf. Gleich darauf klopfte es von außen an das Fenſter an und ich ſah einen dicht an daſſelbe gedrückten Staar, der von Dohlen verfolgt wurde und mit dem Schnabel an's Fenſter pochte. Er ließ ſich ruhig von mir greifen und wurde ganz zahm. So iſt auch meinem Vater einmal, als er auf dem Felde ſpazieren ging, eine von einem Raubvogel verfolgte Lerche in die Weſtentaſche geflogen und der ſie verfolgende Räuber in der Heftigkeit ſeines Stoßes zwiſchen ſeine Füße geſtürzt.“ So bemerkt auch Scheitlin[1]: „Fliegende Fiſche fahren in's Schiff zu den Menſchen über Bord, wenn ſie im Waſſer verfolgt werden; Wachteln und Sturmvögel wollen ſich bei ihm der Naturkraft entziehen; Sperlinge flüchten ſich vor Geier und Habicht in den Buſen des Menſchen, Hunde vor tobenden Rindern oder einem Mithunde zwiſchen die Füße ihres Herrn. Selbſt diejenigen, die ſich um den Menſchen nicht zu drehen ſcheinen, ſind mit unſichtbaren Fäden an ihn gebunden. Sie müſſen in Gefahren ein rettendes Weſen in ihm ſehen.“ Nach einem altrömiſchen Gedichte flüchtete ſich ein gejagter Hirſch zu dem Kaiſer und die ihn verfol-

---

1) Thierſeelenkunde II. S. 425.

genden Hunde blieben ehrfürchtig zurück [1]). Von griechiſchen Heiligthümern leſen wir, daß nicht nur Menſchen, ſondern auch Hunde und Wölfe Reſpect davor gehabt und daß ſie verfolgten Thieren zum Aſyle gedient [2]). Die Sache iſt in ſo weit nichts Beſonderes, ſondern von ganz allgemeiner Natur. Nur nimmt in der romantiſchen Zeit und Welt die Sache einen höheren Charakter an, und die Thiere erkennen namentlich in den Heiligen ganz eigene, beſondere Menſchen, zu denen ſie ein um ſo größeres Vertrauen haben; ſie ahnen in ihnen den ſich vorläufig bereits in einzelnen, exceptionellen Individuen repräſentirenden Menſchen und Herrn einer künftigen Weltperiode, der auch ihnen Rettung und Erlöſung vom Uebel bringen, der auch ſie in das höhere Element erheben wird, in welchem ſie ſelbſt, dieſe Menſchen, durch übermenſchliche Herablaſſungen und Gnadenwerke erhoben worden ſind.

---

1) *Martial.* de spectac. 33.:

Concita veloces fugeret cum dama molossos
  Et varia obliquas necteret arte moras,
Caesaris ante pedes supplex similisque roganti
  Constitit et praedam non tetigere canes.

2) So bei Aelian, nat. an. XI, 6. u. 7. *Pausan.* VIII, 38. 6.

Wie ſich das Verhältniß des Menſchen zur Thierwelt beim Schillerfeſte kund gegeben.

Wollt ihr, ihn und euch zu ehren,
Einem eurer ruhmeshehren
Genien ein Feſt begeh'n —
Bitte, lernt ihn erſt verſteh'n!
Wenn ihr thut, wovor ihm graute
Wenn er es mit Augen ſchaute,
Iſt's um euern Ruhm geſcheh'n.

1.

Bei dem Frankfurter Schillerfeſt am 10. Nov. 1859 bewegte ſich durch die Straßen ein auch von mir geſehener Feſtzug, wo ſämmtliche Gewerbe ihre Repräſentationen hatten; darunter war auch ein mit auffälligſtem Gepränge ausgeſtatteter Metzgerzug, deſſen Pracht und Herrlichkeit in der Didaskalia vom 15. Nov. 1859 rühmend hervorgehoben wird. Die Leute zogen mit blanken Aexten und in grellrothen Jacken auf, die auf ihr blutiges Handwerk deuteten. Auf einem ſechsſpännigen ſchweren Wagen war ein hoher Aufbau zu ſehen, der wohl das Schlachthaus anzeigen ſollte; er war mit gleichſam herausſchauenden Köpfen von Schlachtthieren, Fleiſchſtücken, Beilen, Meſſern u. ſ. w. decorirt; oben auf ſtand ein Lamm; an den vier Ecken des Wagens ſtellten vier Männer in blutrother Tracht verſchiedene Handwerksthätigkeiten des Metzgers mit den dazu dienenden Geräthſchaften dar. Der eine hackte an ſeinem Klotze, der andere ſchnitt aus u. ſ. w. Es fehlte Nichts, als daß eine wirkliche Schlächterei öffentlich zum Beſten gegeben wurde, wie ſich Buchdrucker und Schriftgießer auf ihren Wagen in ihrem Geſchäfte wirklich bethätigten. Mögen dergleichen Grauſamkeiten ſo nöthig und unentbehrlich ſein, als ſie der Meinung und dem Geſchmacke der Menſchen nach ſind — die Schauſtellung und

Hervorhebung derſelben durch ein ſo ganz beſonderes, hervorſtechendes und überwiegendes Gepränge iſt jedenfalls äſthetiſch beleidigend und empörend und hätte ſchlechterdings verhindert werden ſollen, zumal da es ſich um Andenken und Feier eines ſo zart- und feinſinnigen Dichters handelte.

Außer dem grellen Metzgerzug machte ſich ein Jägerzug bemerklich, wo man auch wieder die Leichname getödteter Thiere zu erblicken hatte. Zu Scharzfeld im Harze wurde das Schillerfeſt vollends durch eine Jagd gefeiert [1]. In dieſer Art wurde dem Dichter gehuldigt, der den „Alpenjäger" geſchrieben! Das Gedicht iſt wohl nicht bekannt genug? — Es ſteht in allen Ausgaben der allverbreiteten Schilleriſchen Gedichteſammlung!

2.

Vorſtehendes hatte ich ſchon bald nach dem Feſte geſchrieben. Weiterhin im März 1860 fand ich im „Volksfreund für's mittlere Deutſchland" ein Gedicht: „Epiſtel des Lehrers B. in Z. im Odenwald bei Gelegenheit der Schillerfeier zu Frankfurt a. M." Da wurden die früher in den Journalen in Proſa beſchriebenen Feierlichkeiten nochmals in begeiſterten Hexametern geſchildert und insbeſondere wieder der erwähnte prachtvolle Metzgerzug geprieſen.

„O wie ſtand blutroth den Metzgern die Jacke und Mütze
Und das blinkende Weiß und die blanken gewaltigen Beile,

---

[1] Didaskalia 18. Nov. 1859.

Vor und hinter dem Wagen gereiht den kräftigen Männern!
Und auf dem Wagen, wie hüpfte das Lamm, wie glotzte der Stierkopf
Und wie baumelt' herab zur Seit' appetitlich das Fleiſchwerk!“

Die umhergehängten blutigen Fleiſchſtücke machten alſo dieſem Odenwälder Poeten und Pädagogen ſo großen Appetit, daß er, wie es ſcheint, gleich Luſt bekam, hineinzubeißen. Ein Wunder, daß er nicht die Kinder frißt, die er zu unterrichten hat! Ich meinerſeits würde ihm keines anvertrauen. Auch der „glotzende“ Stierkopf hatte für dieſe zarte Dichterſeele etwas ungemein Reizendes und Poetiſches! — In dem „finſteren“ Mittelalter war man noch nicht ſo weit; der „Fortſchritt“ hatte damals noch nicht ſo tüchtig gearbeitet; auch gab es damals keinen „Volksfreund für's mittlere Deutſchland“ und dergleichen Licht und Bildung verbreitende Journalliteratur. Es gab damals Heilige, die über die zum Tode beſtimmten Lämmchen und Täubchen weinten und ſie losbaten oder loskauften; es gab ſolche, die ſich gejagter Thiere annahmen und ſie vor Hunden und Jägern ſchützten. Männer, wie der heil. Martinus und Franziscus waren, hätten ſich von dem Frankfurter Schillerzuge ſchaudernd abgewendet. „Viele alte, geiſtvolle Kirchenväter waren der Jagd ſehr abhold,“ bemerkt der edle Scheitlin in ſeiner Thierſeelenkunde. Er beruft ſich bei ſeiner Polemik wider unnöthige und muthwillige Jagdgräuel auf einen Auguſtin, Hieronymus, Petrarca u. ſ. w. und auf das canoniſche Recht, wo die

Jagd als eine Ars nequissima bezeichnet werde [1]). Und die klaſſiſche Literatur der Deutſchen hat ſich, wie in anderen Beziehungen, ſo auch hier wieder dem Katholicismus genähert und zwei der ſchönſten Gedichte von **Göthe** und **Schiller** verrathen dieſelbe Gefühlsweiſe, die ſich bei jenen frommen Männern des chriſtlichen Alterthums kund gegeben, der „**Fiſcher**“ von dem erſteren, und der ſchon erwähnte „**Alpenjäger**“ von dem letzteren, über den wir im voranſtehenden Aufſatze beſonders gehandelt. Davon aber wiſſen die guten Deutſchen bis jetzt noch Nichts, ſchimpfen über die Barbarei des Mittelalters und die aus ihr zurückgebliebene katholiſche Pfäfferei und Superſtition, ſind ſtolz auf ihre proteſtantiſchen Claſſiker und die von denſelben geſchaffene deutſche Culturhöhe und Geſchmacksbildung und feiern ihren **Schiller** mit — Jagden und Metzgerzügen!

---

[1]) Siehe das angeführte Werk I. S. 291, wo ſich noch andere ſehr beachtenswerthe Bemerkungen finden. „Karl, der Stifter der Bluthochzeit, hatte ſeine Freude im Waſchen ſeiner Hände mit Thierblut gefunden.“ **Das hatte ihm die Kirche gewiß nicht gelehrt.** „Die Jagd kann eine der gewaltigſten Leidenſchaften werden. Nichts geſchoſſen zu haben, macht verdrießlich. Der Prinz von Condé ſchoß, als er zu Paris ohne Jagdbeute eintritt, ſeine noch geladene Flinte auf einen Dachdecker ab, der ſofort vom Dache ſtürzte.“ Man vergl. die Sagen vom wilden Jäger, der ſein Theil Himmelreich verjagt, und von dem großen Jäger **Nimrod**, der dem Oriente als ein Gottloſer und Empörer wider die Gottheit gilt.

Gedichte

vorzüglich

aus dem Bereiche der Franziscaner-Poeſie und Legende.

Nebſt

proſaiſchen Beilagen.

So edler Einfalt Würde, laßt ſie gelten!
Wollt nicht die Milde, das Erbarmen ſchelten!
Dergleichen Menſchen gehen eigne Bahnen —
Wie hoch empor, verſuchet es zu ahnen!
Ihr würdet allzu deutlich offenbaren
Durch euern Hohn, daß ihr Barbaren.

Des heil. Franz von Aſſiſi Sonnengeſang.

Geprieſen ſeiſt du, Gott,
In ſämmtlicher Natur;
Erkannt, geliebt, gelobt
In jeder Creatur,
Vor Allem in der hohen Schweſter Sonne,
Die uns gewährt die heitere Tageswonne!
Schön iſt ſie, herrlich in dem Weltenſaal,
Iſt von dir ſelbſt ein Bild
Und deinem Geiſtesſtrahl.

Geprieſen ſeiſt du, höchſte Majeſtät,
Auch in dem Bruder Mond, der ſtill und mild
Die Nacht erhellt, und in der Sterne Schaar,
Der lieblichen, die du ſo wunderbar
Geformt, o Herr, und leuchtend ausgeſät
Am Firmament! Wem würde deine Macht
Und deine Huld nicht auch in ihnen klar? —

Es werde dir mein Preis,
Mein freudiger, nicht minder auch gebracht,
Weil du geſchaffen meine Schweſter Luft
Und meinen Bruder Wind,
Den kräftigen, und um der Erde Kreis
Gebreitet der Gewölke feuchten Duſt, …

Daß es ſich all im Dienſt des Ganzen übe,
Wie es vonnöthen, heiter oder trübe,
Wie dir's gefällig, ſtürmiſch oder lind.

Ich preiſe dich auch in der Schweſter Flut!
Rein iſt ſie von Natur
Und keuſch und wundergut.
Sie rinnet hin demüthig auf der Erde,
Sie labt den Menſchen und die durſtige Heerde;
Sie ſchafft, daß aus der Flur,
Der trockenen, ein Garten Gottes werde.

Ich rühme dich auch in der Schweſter Glut,
Denn groß iſt ihre Kraft und ihre Macht.
Die noch ſo finſtere Nacht
Wird tageshell durch ihre Flammenpracht.
Gut iſt auch ſie, wenn ſie der Menſch in Hut
Bedachtſam hält, gebraucht zu gutem Zwecke,
Und nicht in ungezähmter Seele Wuth
Ruchlos mißbrauchet zum Vernichtungsſchrecke. —

Auch in der Mutter Erde ſei geprieſen,
Die ſo geduldig jede Bürde trägt,
An treuer Bruſt
So viele Kinder hegt,
So fleißig im Gebären Frucht gewährt
Und das Lebendige nährt,
Aus der ſo tauſendfach zu unſerer Luſt
Duftreiche Kräuter und bunte Blumen ſprießen.

Sei hoch gelobet in dem Menſchen auch,
Der, als dein ächt Geſchöpf,

Sich fromm und gut erweiſet,
Wohlthaten übt und keine Seele kränkt,
Der duldet, trägt, verzeiht,
Sich jeder edlen Menſchlichkeit befleißet,
Zu welcher du den Keim
In ſeine Bruſt geſenkt;
Der, wie es heiliger Seelen ſchöner Brauch,
In dieſes Lebens peinlichen Beſchwerden
Sich dir zu liebentflammtem Opfer weiht.
Er wird von dir beſchenkt
Mit ewig heller Ehrenkrone werden. —

Geprieſen ſeiſt du auch,
Daß du mir ſendeſt meinen Bruder Tod,
Der furchtbar ernſt wohl dem Verruchten droht,
Doch lieblich iſt und linde deinen Frommen!
Beglückt, wer ohne tödliches Vergeh'n [1])
Hinſcheidet und in deinem Willen ruht!
Kein hölliſch Grauen wird ihm nahe kommen;
Sein harret ein geſegnet Auferſteh'n.

Wohlauf, ihr Menſchen, benedeit mit mir,
Erhebet allgemein
Den großen Gott, von welchem alles Sein
Und alle Wonn' in ihm und alle Zier,
Die göttlich-ächt und von Verderbung rein.
Lobſinget ihm für Alles, was er ſchuf,
Laut danket ihm für Alles, was er thut!

---

1) Todſünde.

Zu bringen ihm der Liebe heißen Zoll,
Zu dienen ihm der tiefſten Demuth voll,
Ob hoch und herrlich oder arm und klein,
Iſt unſer Aller ſeligſter Beruf.

Des heil. Franz von Aſſiſi Creaturenliebe.

Der heilige Franziſcus,
Der engelgleiche Stifter
Des Minoritenordens,
War Allem hold und gut,
Was Leben hat und Daſein,
Umfaßte großen Geiſtes
Und himmliſchen Erbarmens
Die ganze Schöpfung Gottes
Mit ſeiner tiefen Anſchau,
Mit ſeiner zarten Neigung
Und heiligen Liebesglut.
Geſtirne, Mond und Sonne,
Baum, Blume, Buſch und Graswuchs
Und regſamer Naturen
Vielfältige Geſtaltung —
Als ſeine trauten Brüder,
Als ſeine lieben Schweſtern
Betrachtet' und begrüßt' er
Sie alleſammt; es fühlte
Sein weichgeſchaffnes Herz
Jedwede Luſt mit ihnen
Und jeden herben Schmerz.

Er pflegte holden Umgang,
Er führete Geſpräche,
So lieblich, als erbaulich,
So würdig, als vertraulich,
Mit ihnen all; er ſorgte,
Wenn ihnen ſelbſt zu ſchwer
Die Friſtung ihres Daſeins,
Für Labung und für Nahrung;
Er übte Vatertreue
An ihnen allumher.
Mit Honig und mit Weine,
Wenn rauhe Fröſte drohten,
Die fromme Biene nährt' er;
Die Krume ſeines Brodes
Dem Vögelein, ſobald ihm
Die ſommerliche Fülle
Zu Ende ging, beſcheert' er;
Beſorglich aus dem Wege,
Daß es der Wanderer
Nicht gnadelos zermalme
Mit ſeinem harten Fußtritt,
Das arme Würmchen trug er;
Selbſt das geringſte, kleinſte,
Verſchmähteſte der Weſen
Vor Leiden und Verderben
Zu ſchützen eifert' er.

Und auch von ihnen wieder,
Den ſämmtlichen Geſchöpfen,
Die er ſo zärtlich liebte,

Der hohe Mann, erfuhr er
Die wunderſamſte Freundſchaft;
Ihn zu beleidigen,
Ihn zu verletzen, ſcheute
Sich jegliches von ihnen;
Sein Haupt war allen heilig;
In höchſter Ehre ſtund,
Als wär er aller Dinge
Und Weſen Herr und Meiſter,
Sein Wille, ſeine Weiſung
Im ganzen Weltenrund.
Es ſengte ſeinen Scheitel
Der Sonne heißer Brand nicht;
Der Regen, wenn er ſtürzte,
Durchnäßte ſein Gewand nicht;
Die Gluthen und die Fluthen,
Die aufgeregten Lüfte,
Entſagten den Gewalten,
Womit ſie ſonſten pflegen
In ihrem Zorn zu ſchalten
Und machten an dem Milden
Nur ihre Milde kund.
So waren auch die Thiere
Mit ihm in unerhörtem,
Miraculoſem Bund.
Es folgte, wie ein Lamm ihm,
Der wilde Wolf; die Schlange,
Die giftige, ſie leckte
Die überlaßne Hand ihm
Und machte ſie nicht wund;

Das ſcheue Reh, es nahte
Sich ohne Furcht; die Vögel,
Die fluchtgewohnten, ſetzten
Sich ihm auf Hand und Schulter
Und weilten hier in Frieden,
Als wären es Gezweige;
Es ſummte durch die Lüfte
Mit ihrer Honigbeute
Und brachte ſüße Speiſe
Die Biene ſeinem Mund.

Des heil. Franziscus Vogelpredigt.

Durch die Fluren, durch die Wälder hin,
Manches heilſam gute Wort dem Volke
Kündigend mit dem beredten Munde,
Zog der liebe heilige Franziscus.
Es begleiteten zwei überaus
Fromme Brüder ihn,
Angelus mit Namen und Maſſäus.
Bei Cannajo war es und Bevagna,
Da erblickte man ein grün Gehölz,
Und darin ein Heer von Vögelein,
Deren Menge nicht zu zählen war.
Einige von ihnen hatten ſich
Auch geſetzet auf das einſame
Feldrevier. Das bunte, fröhliche,
Leicht bewegte Wimmelvolk betrachtend,

Hub der Heilige
Zu den beiden Andern alſo an:
„Harret hie auf meine Wiederkehr,
Ich will gehen und ein Wörtlein dorten
Mit den Vögeln, meinen Brüdern, ſprechen.“
Dann beſchritt er das Gefild und ging
Mitten in die Schaar hinein. Die Vögel,
Welche ſaßen auf dem Grunde, blieben
Unverſchüchtert alleſammt, und jene,
Welche raſteten auf dem-Gezweige
Oder flatterten in Buſch und Feld,
Kamen näher und geſellten ſich
Zu den andern um Franziſcus her
Dieſes aber war es, was er ſprach:
„Meine lieben Brüder, Vögelein!
Großen Dank zu ſagen habet ihr
Euerem Schöpfer, denn vor allen andern
Creaturen hat er wonnige
Gaben euch und herrliche beſcheert.
Daß ihr euch zu heben von der Erde
Und dahin zu ſchweben leichtbewegt
Durch die Luft im Stande, wie hienieden
Sonſt kein anderes Geſchöpf vermag,
Schuf er einen leichten Körperbau,
Schenkt' er euch ein raſches Flügelpaar.
Und damit ihr euere Neſter bauet,
Euere niedlichen,
Die er euch zu fertigen gelehrt,
Wies er euch die Berge, die Gefilde,
Euch der Bäume grüne Wipfel an.

O wie gut hat er's gemeint mit euch!
Nicht zu ſpinnen, nicht zu nähen braucht ihr,
Und Gewande fehlen dennoch nicht,
Bunte, zierliche; ja nicht nur eines,
Mehrere dergleichen
Wurden euch durch eueres Schöpfers Güte,
Um damit zu wechſeln wunderſam.
Alſo iſt euch auch zu ſäen nicht,
Noch zu ärndten nöthig; es ernährt
Dennoch euch die Fülle ſeiner Hand.
Und damit ihr auch der feuchten Labe
Nicht entbehrt, iſt Bach und Quelle nah.
Stimmen auch verlieh er, um in Tönen
Auszuſtrömen der Gefühle Drang
Und dadurch ſogar
Menſchliche Gehöre zu erfreu'n.
O wie unvergleichlich hoch und groß
Im Naturbereich iſt euer Rang!
Nun wohlan, ihr meine lieben Brüder
Vögelein, bewahret euch nur auch
Vor der Sünde der Undankbarkeit!
Habet euren Schöpfer für dies Alles
Auch von Herzen lieb und lobet ihn
Immerdar, den Gütigen, ſo viel
Und ſo ſehr nur immer möglich iſt!“
Wie der gute heilige Franziscus
Dieſe Rede that, da öffneten
Ihre Schnäbel, ſtreckten ihre Hälſe,
Spreizten ihre Fittige die Vögel,
Neigten auch ehrfürchtiglich die Köpfe,

Ließen ſo mit allerlei Gebahren
Merken, wie erbaut ſie, wie ergötzt
Von Franzisci ſchöner Predigt waren.
Und der heilige Mann
Freute ſich mit ihnen, ſchauete
Mit Bewundrung ihre bunte Zier,
Ihre Traulichkeit und Achtſamkeit,
Lobte Gott in ihnen und erbaute
So ſich auch hinwiederum an ihnen.
Jene, die es angeſeh'n mit Augen
Dies Mirakel, dieſes liebliche,
Haben es nachher mit treulichem,
Unbezweifelt ächtem Wort berichtet,
Wie ohn' alle Furcht die ſonſt ſo ſcheuen
Thiere waren, haben es bezeugt,
Wie umherging unter dem Gevögel
St. Franziscus und es ſtreifete,
Ohne daß es floh, mit dem Gewande;
Alſo, daß es ſchien, es ſei der alte
Süße Frieden Edens wieder da.
Endlich über die geflügelte
Schaar des heiligen Kreuzes
Zeichen machend, gab er Urlaub ihr.
Und die ſämmtliche ſofort, ſie hob
In die Lüfte ſich und ſtimmte laute
Jubel an zu ihres großen Schöpfers
Und des lieben Heiligen Ehr' und Lob.

Des heil. Franziſcus Turteltauben.

Eines Tags begegnete der liebe
St. Franziſcus einem Jünglinge,
Der mit einer Anzahl kleiner, zarter
Turteltäubchen hin zu Markte ging,
Um ſie hier zum Kaufe darzubieten.
Raſch bewegt zu innigem Erbarmen,
Wie er pflag, der engelgleiche Mann,
Sprach er alſo: „Handle nicht ſo übel,
Guter Jüngling! Vögelein, wie dieſe,
So der heiligen Schrift zu einem Bilde
Frommer, unſchuldvoller Seelen dienen,
Weihe ſie ſo blutigem Tode nicht;
Liefere ſie den Grauſamen nicht aus,
Die ſie morden; gib ſie mir, ich flehe!“
Und der Jüngling, welchem Gott das Herz
Rührte, gab ſie ihm. Der Heilige
Nahm ſie in den Schooß und koſete
Traulich-hold mit ſelbigen und ſprach:
„Allerliebſte, kleine Turteltäubchen,
Meine vielgeliebten Schweſterlein!
Kommt anitzt mit mir! Ich will euch ſchützen
Vor dem Tode, will euch Herberg geben,
Daß ihr lebet und euch paart und mehrt,
Wie es eueres Schöpfers Will’ und Vorſchrift.“
Und er ging und macht’ ein Neſt für ſie
Und ſie wohnten drinnen, legten Eier,
Brüteten im Angeſicht Franziſci
Und der Brüder junge Täubchen aus,

Und beharrten froh und friedlich alſo
An dem Ort, als wären ſie daſelbſt
Aufgenährt, und flogen nicht hinweg,
Wenn der Heilige
Seinen Segen nicht und Urlaub gab.
Zu dem wohlgeſinnten Jüngling aber,
Der ſie ihm gegeben, ſprach **Franziscus**
Alſo: „Hochbegnadet und belohnt
Wirſt du Sohn, — ich ſeh's voraus im Geiſte —
Für dies Opfer werden, dies dem Himmel
Sehr gefällige, wirſt
Unſerem edlen Orden angehören
Und darin anmuthig und erbaulich
Unſerem Herren Jeſu Chriſto dienen.“
Und ſo wie er es verkündete,
So geſchah's. Der gute Jüngling trat
In den Orden des ſeraphiſchen
Vaters und erlangte hoher Tugend
Lob darin und großer Heiligkeit.

Der heil. Martinus und die Jagdhunde.

Der heilige **Martinus** ſah
Ein Jagen in den Feldern und ein Hetzen.
Ein armes Häschen wurde da
So hart verfolgt; das ging ihm nah,
Und er verbot den Hunden nachzuſetzen.

Sie hörten ihn und ließen ſich
Beſänftiget zu ſeinen Füßen nieder.

Da ſeufzt der Heilige: „Wunderlich!
Mir folgen Beſtien, doch nicht Menſchenbrüder."

Lied der heil. Roſa von Lima an die Nachtigall.

Wohlauf, geliebte Nachtigall,
Beginne deinen ſüßen Hall!
Aus tiefer Seele laß ihn zieh'n;
Aus voller Kehle ſchmetter' ihn!
Zu deines Schöpfers Ehre ſei's!
Ich aber ſinge meinen Preis
Ihm, der zu meinem Heile ſtarb
Und mir die Seligkeit erwarb.
Es töne wechſelnd dein Geſang
Und meiner Hymne Feierklang!
So weih'n wir uns dem ſchönſten Amt
Und loben Gott, wir beideſammt.

Die thierfreundlichen Heiligen der katholiſchen Kirche.

Seelen, ſo wunderzart,
Menſchen, ſo engelsmilde —
Einer künftigen Art
Göttliche Neugebilde
Stellen ſie wunderbar
Mitten in der fürchterlichen Wilde
Eiſerner Geſchlechter dar.

Proſaiſche Beilagen.

1. Zur Geſchichte des Sonnengeſangs.

Dieſen Namen gab ihm der Heilige ſelbſt. Es war ſein Wunſch, daß jeder ſeiner Brüder dieſen Geſang auswendig lernen und jeden Tag wiederholen ſollte, und dem Bruder Pacificus, einem berühmten Dichter, trug er auf, ihn in ſchöne Verſe zu bringen. Wir haben ihm hier eine Geſtalt gegeben, wie ſie der deutſchen Sprache und dem deutſchen Ohre angemeſſen ſchien. Einige Tage, nachdem Franziscus das Gedicht in ſeiner erſten, minder vollſtändigen Form verfaßt hatte, erhob ſich zwiſchen dem Biſchofe von Aſſiſi und der Obrigkeit der Stadt ein arger, feindſeliger Streit, den der Heilige zu beendigen wünſchte. Er fügte daher ſeinem Geſange die Worte hinzu, welche die Tugenden der Sanftmuth und Verſöhnlichkeit empfehlen; dann ließ er ihn vor einer Verſammlung der ſtreitenden Parteien vortragen und brachte dadurch Rührung und Ausſöhnung zuwege. Die Worte, die ſich auf den Tod beziehen, ſang Franziscus, als er ſich ſelbſt dem Tode näherte.

II. Aeußerungen kirchlicher Schriftſteller über die Creaturenliebe des heiligen Franz von Aſſiſi.

1.

Vor Allem wird es zweckmäßig ſein, folgende bibliographiſche Notizen zu geben. Die erſte Lebensbeſchreibung des heil. Franziscus iſt die von Thomas de Celano, einem Freund und Jünger deſſelben. Derſelbe verſichert, daß er ſich innerhalb der Grenzen der ſtrengſten Wahrheit halten werde: Actus et vitam beatissimi patris nostri *Francisci* pia devotione, veritate semper praevia et magistra, seriatim cupio enarrare. Dann wurde ein Leben des heil. Franziscus von dreien der erſten Gefährten deſſelben, Vita a tribus ipsius Sancti sociis, verfaßt, von Leo, Angelo und Rufius, von welchen der erſtere der Beichtvater und Geheimſchreiber des Heiligen geweſen war. Ferner iſt das Werk des heil. Bonaventura zu nennen, der in ſeiner Kindheit von Franziscus wunderbar geheilt worden war und als General des Ordens ſchrieb. Utpote qui per ipsius invocationem et merita in puerili aetate a mortis fancibus erutus, si praeconia laudis ejus tacuero, sceleris timeo argui ut ingratus. Ein ebenfalls ſehr wichtiges und autoritätvolles Werk. Andere Literatur übergehe ich und nenne nur noch: La vie de Saint *François* par le P. *Candide Chalippe.* Paris 1728. Daſſelbe Werk überſetzt von Carl B. Reiching. Regensburg 1855. Histoire de *Saint François d'Assise* par *Emile Chavin de Malan.* Deuxième édition, Paris 1845. Aus dem Franzöſiſchen. München 1844. **Görres**, der heil. Franziscus von Aſſiſi, ein Troubadour. Straßburg 1828. **Ozanam's**, Profeſſors der Literatur in Paris, bekanntes Werk: Les poëtes Franciscains en Italie en treizième siècle. Paris 1852. Italiens Franziscaner-Dichter im dreizehnten Jahrhundert von **Ozanam**, deutſch mit Zuſätzen. Münſter 1853. **Eduard Vogt**, der heil. Franz von Aſſiſi, ein hiſtoriſcher Verſuch. Tübingen 1840. **Ida Gräfin Hahn-Hahn**, die Liebhaber des Kreuzes. Mainz 1852. In dieſen Büchern nun kommen die Stellen vor, die wir auszüglich anführen werden.

2.

Erſtlich heben ſchon jene älteſten Biographen das große, allumfaſſende Herz des engelgleichen Mannes in ſchönſter und ſinnigſter Weiſe hervor; ſie rühmen, wie er in Allem den gemeinſchaftlichen Urſprung ſah, Nichts verachtete und gemein hielt, alle Creaturen mit dem Bruder- und Schweſternamen beehrte, vom Kleinſten und Geringfügigſten aufſtieg bis zum Größten und Erhabenſten, die göttliche Urquelle des Lebens überall ergoſſen ſah und in aller Schönheit der Natur die urbildliche göttliche Schönheit erblickte, die ſich darin ſpiegele; wie **die demüthige Unterwerfung unter den höchſten Willen, die ſympathievollſte Verähnlichung und Vereinigung mit dem leidenden Gottmenſchen, die** innigſte Liebe zu ſeinen Mitmenſchen und die erbarmungsreichſte Herablaſſung zu der auf unteren Stufen weilenden Creatur nur ein einziges harmoniſches Ganze in ihm bildete und in dieſer Einheit und Totalität eben den großen und wunderbaren Heiligen bildete, der er war[1]. Man hört heutzutage wohl die Rede, man ſolle ſich um die Leiden der Menſchen, nicht um die der Thiere bekümmern, wobei man annimmt, es werde das Mitgefühl mit menſchlichem Unglück beeinträchtigt, wenn man auch ein Herz für die Thiere habe. Wie anders dachten jene Alten! Da war Alles Eins, das Princip der Liebe und des Erbarmens war in keiner Weiſe excluſiv und eingeſchränkt, kein Moment des Ganzen that dem anderen Eintrag, und es galt die Regel, die ſchon Chriſtus gegeben: daß man das Eine thun und das Andere nicht laſſen ſolle.

---

[1] Consideratione primae originis, omnium abundantiori pietate repletus, creaturas quantumlibet parvas, *fratris vel sororis appellabat nominibus.* .... Exultabat in cunctis operibus manuum Domini et per jucunditatis specula in vivificam consurgebat rationem et causam. Contemplabatur in pulchris pulcherrimum et per impressa rebus vestigiis prosequebatur ubique dilectum, de omnibus sibi scalam faciens in eum, qui est desiderabilis totus. ... Pietas ... quae ipsum per devotionem sursum agebat in Deum, per compassionem transformabat in Christum, per condescensionem inclinabat ad proximum et per universalem conciliationem ad singula refigurabat ad innocentiae statum.

3.

Neuere Schriftſteller äußern ſich in folgender Art, wobei öfters jene alten Ausſprüche benützt und beſtätigt werden.

„Das Herz des heil. Franziscus war von Natur aus ſo gütig und ſo zart, daß er alle Geſchöpfe liebte und aus einem Gefühle inniger Frömmigkeit ſie alle ſeine Brüder und Schweſtern nannte. Indem er, wie der heil. **Bonaventura** ſagt, bis zum erſten Urſprunge der Dinge zurückging, betrachtete er alle Weſen als aus dem Schooße derſelben Gottheit hervorgegangen und erkannte, daß ſie denſelben Urſprung hatten, wie er. Und in der That begründet die Schöpfung eine Art von allgemeiner Bruderſchaft; da Gott der Vater der ganzen Natur iſt, ſo kann man nicht wohl läugnen, daß in dieſem Sinne alle Weſen mit einander verwandt ſind.“

„Die zärtliche Neigung, welche der heil. Franziscus gegen die Thiere bezeigte, iſt lächerlich gemacht worden. Indeſſen ſagt uns der heilige Geiſt durch den Mund des weiſen Mannes: „„Der Gerechte ſorget auch für ſein Vieh.““ Der Patriarch Jakob fürchtete den trächtigen Schafen und Kühen zu ſchaden, wenn er ſie zu ſtark antriebe. Wir finden in dem alten Geſetze mehrere Verordnungen, die ſich auf die Ruhe und Erhaltung der Thiere beziehen, und es geſchah dies insbeſondere, um die Menſchen von grauſamen Handlungen wider ihres Gleichen abzuhalten; denn das iſt eine Erfahrung aller Zeiten, daß diejenigen, welche grauſam gegen die Thiere ſind, es auch gegen die Menſchen zu ſein pflegen. Allerdings darf die Zärtlichkeit nicht in eine übertriebene Leidenſchaft ausarten, welche aus einem Thier einen Götzen macht, worauf man zuweilen mehr Rückſicht nimmt, als auf Perſonen, die uns theuer ſein ſollen und wofür man oft mehr Sorge trägt, als für die Armen, welche die Glieder Jeſu Chriſti ſind. In dieſem Sinne erklärt der heil. Chryſoſtomus die angeführten Worte des weiſen Mannes, indem er ſagt: daß die Heiligen voll Sanftmuth ſind, daß ſie Jedermann lieben, die Fremden wie die Einheimiſchen, und daß ihre Güte ſich ſelbſt auf die Thiere erſtrecke [1].“

„So wandelte der fromme Mann in der Naturwelt um und wo ſein Fuß hintrat, war augenblicklich der alte Fluch von der Erde weggenommen. In dem Schimmer, der ihn ſelbſt umgab, verklärte ſich der dunkle Fleck, wie die trübe Wolke im Morgenroth; vertraulich umſpielten ihn die Thiere und die Blumen ſahen zu ihm mit liebenden Augen hinauf; ſelbſt die Elemente hoben ſchlaftrunken die Häupter aus ihrer dunkeln Traumwelt und blinzten verwundert in den ungewohnten Glanz, der ſie erweckt hatte. Gebunden von der höheren magiſchen Gotteskraft, die von ihm ausſtrömte, thaten Alle willig ſein Geheiß und erſt wenn er vorübergegangen und der letzte Strahl verglommen war, behauptete die Verwünſchung ihre alten Rechte wieder; das

---

[1] P. Chalippe in ſeiner Lebensgeſchichte des heil. Franz.

Paradies verſank, das Leben verbarg ſich auf's Neue hinter der harten Rinde, und der mit dem Flammenſchwerte abwehrende Cherub trat von Neuem in die Pforte [1]).“

„Das Daſein des heil. Franziscus trat weit über die Grenzen des natürlichen Daſeins voll Enge, Beſchränkung und Dumpfheit hinaus. Er war ein Seliger und genoß die Vorrechte der Seligen; er ſah in die Zukunft; er blickte in die Myſterien der Gottheit; er gewahrte die Erlöſung auch in der Natur; er verkehrte mit ihr wie mit ſeines Gleichen, er nannte die Lämmer ſeine Brüder und die Schwalben ſeine Schweſtern; er ging vertraulich und zärtlich mit dem Grashalm, den Blumen, dem Sonnenſtrahl, wie mit den Bettlern und Kranken um; denn alle waren ja Geſchöpfe Gottes, in allen ſah er das Werk der Liebe und dieſe Liebe umfaßte er in ihnen allen [2]).“

„Franziscus durchlief die Schöpfung in allen ihren Abſtufungen, um die Spuren ſeines Gottes in ihr zu entdecken, und fand in ihr Denjenigen wieder, der in der Schönheit ſeiner Werke ſchön über Alles iſt. Er verachtete auch die kleinſten und geringfügigſten Geſchöpfe nicht; er erinnerte ſich des gemeinſamen Urſprunges, den er mit ihnen hatte, und nannte ſie ſeine Brüder und Schweſtern. Im Frieden mit allen Weſen, gewiſſermaßen zur erſten

---

1) J. Görres, der heil. Franziscus von Aſſiſi ein Troubadour. Straßburg 1828. S. 28.

2) Ida Gräfin Hahn-Hahn, die Liebhaber des Kreuzes. Mainz 1852. S. 186.

Unſchuldszeit zurückgekehrt, floß ſein Herz von einer Liebe über, die nicht allein die Menſchen, ſondern auch alle weidenden, kriechenden und fliegenden Thiere umfaßte; er liebte nicht minder die Felſen und die Wälder, die Kornfelder und Weinberge, die Schönheit der Fluren, die Friſche der Quellen, das Grün der Gärten; er liebte Erde, Feuer, Luft und Wind und ermahnte ſie rein und lauter zu bleiben, Gott zu ehren und ihm ihre Dienſte zu weihen. Wo die Augen Anderer nur vergängliche Reize erblickten, da erkannte er mit höherem Scharfblicke die ewigen Beziehungen, welche die ſächliche Welt mit der ſittlichen Ordnung der Dinge verknüpfte, da offenbarten ſich ſeinem erleuchteten Sinne die Geheimniſſe des Glaubens, wie die der Natur. So wurde er nicht müde, die Zartheit der Blumen zu bewundern und ihre Düfte zu athmen, indem er an die myſtiſche Blume dachte, die aus der Wurzel Jeſſe entſprungen war; er lobte ſtundenlang den Kunſtfleiß der Bienen und ließ ihnen, ſelbſt Alles entbehrend, im Winter Honig und Wein ſpenden, damit ſie nicht vor Hunger und Froſt umkämen; er ſtellte ſeinen Schülern als Muſter den Fleiß der Lerchen, die Unſchuld der Tauben auf. Nichts aber kam ſeiner Zärtlichkeit für die Lämmer gleich, die ihn an die Demuth und Sanftmuth des Heilandes erinnerten. Als er einſt mit einem Ordensbruder in der Mark Ancona wandelte, traf er einen Menſchen, der zwei kleine Lämmer, an einem Stocke aufgehängt, auf der Schulter trug. Als er ihr Blöcken vernahm, wurde er auf's Innigſte dadurch bewegt, ging auf den Menſchen zu und ſprach: „Was quälſt du meine Brüder, die Lämmlein, ſo?“ — „Ich brauche Geld,“ verſetzte Jener; „darum trage ich ſie auf den nächſten Markt, um ſie den Metzgern zu verkaufen.“ — „Das wolle Gott verhüten,“ rief Franziscus; „nimm hier den Mantel und gib mir die Lämmer.“ Den Mantel, der groß und werthvoll war, hatte der Heilige erſt an dem nämlichen Morgen, weil es ſehr kalt war, von einem frommen Manne geſchenkt erhalten. Der Handel leuchtete dem Beſitzer der Lämmer ein, und ſo gab er ſie gern für den Mantel hin. Nun hielt Franziscus die Lämmer in ſeinen Armen und wußte nicht, was er damit machen ſolle. Er gab ſie daher dem Beſitzer zurück, nahm ihm aber das Verſprechen ab, ſie nicht zu verkaufen und nicht zu quälen, ſondern zu behalten und zu füttern und die gehörige Sorge für ſie zu tragen. In dieſem Geſchichtchen iſt Alles rührend, und man weiß nicht, was man mehr bewundern ſoll, die zärtliche Schwachheit des Heiligen für die kleinen Thiere oder das kindliche Vertrauen, das er zu ihrem Beſitzer hatte.“ . . . „Wenn nun Franziscus in ſeiner Unſchuld und Einfalt gleichſam zu Adams erſtem Zuſtande zurückgekehrt war, als dieſer Erzvater alle Geſchöpfe noch in göttlichem Lichte betrachtete und ſie mit brüderlicher Liebe umfaßte, ſo folgten ihm auch ihrerſeits alle Geſchöpfe mit gleichem Gehorſam, wie dem Urmenſchen und kehrten in Beziehung auf ihn zu der durch den Sündenfall geſtörten Ordnung zurück. Man hat denſelben Zug bei mehreren

Heiligen entdeckt, indem dieſe wiedergeborenen Seelen die alte Herrſchaft des Menſchen über die Natur von Neuem erlangten. Den Vätern in der thebaiſchen Wüſte dienten Raben und Löwen; der heil. Gallus hatte über die Bären der Alpen Gewalt, und als der heil. Columban durch den Wald von Luxeuil wanderte, kamen die Vögel, die er rief, mit ihm zu ſpielen, und die Eichhörnchen kletterten von den Bäumen herab, um ſich auf ſeine Hand zu ſetzen. Das ganze Leben des heil. Franziscus iſt von ſolchen Ereigniſſen voll, die von Augenzeugen beſtätigt ſind und die man wohl zugeben muß, mag man ſie nun durch die Gewalt der Liebe erklären, oder daraus, daß die Thiere vor den Dienern Gottes nicht mehr jenen unwillkührlichen Widerwillen empfinden, den ihnen unſere Verderbtheit und unſere Härte einflößen. Es ſcheint, daß die Thiere, wenn der Büßer von Aſſiſi ſeine Zelle verließ, in dieſer abgemagerten, faſt nicht mehr irdiſchen Geſtalt, nur noch das Abbild Gottes erblickten und den Heiligen umgaben, um ihm als ſolchem Bewunderung zu zollen und dienſtbar zu ſein. Die Haſen und Faſanen flüchteten ſich in die Falten ſeines Gewandes, und wenn er bei einer Trift vorbeiging und die Schafe, wie er pflegte, als ſeine Geſchwiſter begrüßte, ſo ſollen ſie die Häupter erhoben, den erſtaunten Hirten verlaſſen haben und ihm nachgefolgt ſein. Als er eines Tages auf den Berg Alverna geſtiegen war, um dort zu beten, umgaben ihn viele Vögel mit Freudengeſchrei und Flügelſchlagen, als wollten ſie ſeine Ankunft begrüßen.

Da ſprach er zu ſeinem Begleiter: „„Ich ſehe, es iſt Gottes Wille, daß wir hier etwas verweilen; denn meine Brüder, die Vögelein, ſcheinen durch unſere Gegenwart ſehr getröſtet zu ſein."" Ich würde kein Ende finden, wollte ich alle die einfachen Erzählungen der Zeitgenoſſen wiedergeben. Ich kann es mir aber nicht verſagen, ein letztes Beiſpiel anzuführen, in welchem beſonders jene dichteriſche Fähigkeit des heil. Franziscus hervorleuchtet, Alles zu beſeelen, umzugeſtalten und handeln zu machen." Es wird dann erzählt, wie er durch das Thal von Spoleto ſchreitend, nahe bei Bevagna, an einen Ort kam, wo eine Menge Vögel, namentlich Sperlinge, Krähen und Tauben, niſteten; wie er ſich ihnen näherte, ſie begrüßte und das Wort Gottes vernehmen ließ; wie ſich dabei die Vögel in ganz eigener Weiſe benahmen und wie der Heilige mitten unter ihnen hin und her ging und ſie mit dem Saume ſeines Gewandes ſtreifte u. ſ. w. „Einfältig, wie er war, nicht von Natur, ſondern durch die Gnade und Wirkung von oben, begann er ſich der Nachläſſigkeit anzuklagen, daß er es bis zu dieſem Tage verſäumt habe, den Vögeln zu predigen, da ſie doch das Wort Gottes mit ſo großer Ehrerbietung vernähmen[1])." . . . . „Man darf nicht allzu vornehm auf das Kindiſche herabſehen, was man vielleicht in dieſer Freundſchaft des heil. Franziscus für die Lämmer und Tauben findet. Es iſt darin dieſelbe Leidenſchaft zu erkennen, die ihn zu Allem hinzog, was arm, ſchwach und klein war. Zudem hatte das Uebermaß von Liebe auch ſeine beſondere Bedeutung in einem Lande, wo Haß und Feindſchaft eine ſo große Rolle ſpielten, und zu einer Zeit, in welche die Grauſamkeit Friedrich's II. und ſeines Statthalters, des wilden Ezzelin, Ugolino's Hungertod und die ſiciliſche Vesper fiel. Nichts war geeigneter, einen tiefen, heilſamen Eindruck zu machen, als dieſer allgemeine Abſcheu vor dem Vernichten, dieſes zarte Erbarmen, das die Schafe vor dem Schlachttod rettete und ſelbſt das Gewürm vom Wege entfernte, während andererſeits ſo viel unbarmherzige Gräuel geſchahen[1]. Der nämliche Mann, der in ſeiner Einfalt Blumen und Vögeln predigte, ſchärfte auch den guelfiſchen und gibelliniſchen Städten die Vorſchriften des Evangeliums ein, rief die Bürger auf den Märkten von Padua, Brescia, Cremona und Bologna zuſammen, fing ſeine Reden an ſie mit dem Wunſche des Friedens an, und ermahnte ſie dann, die Feindſchaften zu endigen und Verträge zu ſchließen. Die gleichzeitigen Chroniken bezeugen, daß Viele von denen, welche den Frieden verabſcheut hatten, ſich umarmten und das vergoſſene Blut verwünſchten. So erſcheint der heil. Franziscus

---

[1]) Cum autem esset simplex gratia, non natura, coepit se negligentiae accusare, quod olim non praedicaverit avibus, postquam cum tanta reverentia verbi Deum audierant. S. *Bonaventura* VII. VIII. IX. XII. *Thom. de Celano* VII. Vergl. Vita S. *Galli,* vita S. *Columbani.*

---

1) Geſchehen ſolche nicht noch heutzutage?

von Aſſiſi als der Orpheus des Mittelalters, die Wildheit der Thiere und die Härte der Menſchen bändigend, und ich ſtaune nicht darüber, daß ſeine Stimme die Wölfe der Apenninen rührte, wenn er die nie vergebenden Rachegefühle des Italieners entwaffnete [1]).“

Von dem heil. Bonaventura, als dem Verfaſſer der Legende vom heil. Franziscus, ſagt derſelbe Schriftſteller: „Sein Gemüth verräth ſich beſonders durch das liebliche Wohlgefallen, mit welchem er ſeines Meiſters Achtung für alle Werke Gottes erzählt, und „„wie alle Geſchöpfe ihm Tröſtung gewährten.““ Statt zu verſchweigen, was dieſe Freundſchaft für die Vögel des Himmels und die Thiere der Erde an kindlicher Einfalt in ſich ſchließt, theilt er ſie und adelt er ſie durch erhabene Betrachtungen. Denn es waren, wie er ſagt, in den Augen des Dieners Gottes alle geſchaffenen Weſen eben ſo viele Ergüſſe jener Quelle unendlicher Güte, mit der er ſich zu tränken ſehnte, und ihre verſchiedenen Vorzüge ſchienen ihm nur ein himmliſches Concert zu bilden, deſſen Accord ſeine Seele vernahm [2]).“

Schließlich ſei noch einer Predigt gedacht, welche ein Geiſtlicher in München i. J. 1858 hielt und aus welcher Hofrath Dr. Perner in ſeiner Schrift über die Hauptgebrechen der Erziehung, München 1858. S. 141 ff., ein Paar Stellen mittheilt. Es wird hier erſtlich auf die altteſtamentlichen Geſetze und Sittenregeln hingewieſen, welche zum Schutze des Thieres wider menſchliche Härte und Grauſamkeit dienen; dann heißt es weiter: Als Chriſtus im Sinne hatte, ſeinen Einzug in Jeruſalem zu halten, befahl er, eine Eſelin mitſammt dem Jungen, das man bei ihr finden werde, herbeizuführen, und zu ſagen: der Herr bedarf ihrer. Er bedurfte ihrer wirklich; wozu aber des Füllens? Er bedurfte deſſen, um uns zu zeigen, daß er ein mitleidiger und barmherziger Heiland ſei, und daß es ſeinem göttlichen Herzen wehe gethan hätte, wenn das Junge von ſeiner Mutter getrennt worden wäre. Die Chriſten, die Chriſto wahrhaft nachfolgen wollen, müſſen ihm auch nachfolgen in ſeiner Milde und ſeinem Mitleid mit den Thieren.“ Es folgen verſchiedene andere Beiſpiele, welche in dem Auszuge nicht näher angegeben ſind; dann wird fortgefahren: „Wie innig war das Band, welches die Thierwelt an den ſeraphiſchen Franziscus und ſeinen Jünger Antonius feſſelte! Der liebliche Franziscus war gewiß kein Pantheiſt, kein Materialiſt, kein Atheiſt, kein Naturvergötterer. Und doch nannte er die Vögel des Himmels ſeine Brüder, liebte ſie und ſorgte für ſie brüderlich. Und dieſer Geiſt des Mitleids und der Liebe erfüllet alle wahren und innigen Katholiken bis auf die neueſte Zeit.“ Ich bedauere, daß hier wieder einige Anführungen ausgelaſſen ſind. Es heißt zuletzt: „Clemens Auguſt unſterblichen Andenkens, der Erzbiſchof von Cöln“ — es werden ſeine Verdienſte um die Kirche genannt — „ließ auf dem Markte Vögel kaufen, und freute ſich ihrer kurze Zeit. Dann aber freute es ihn noch viel mehr, ihnen Freude zu machen; er ſchenkte ihnen die Freiheit und ließ ſie in die heiteren Lüfte ziehen.“

---

[1] Ozanam, Italiens Franziscaner-Dichter. Münſter 1853. S. 60 ff.

[2] Daſelbſt S. 116 f.

Dichterſtimmen,

verſchiedenen Völkern und Zeiten entnommen.

Der Heilige, der ächte,
Und der Poet, der rechte,
Wie auch getrennt durch Zeit und Volk und Land —
Ihr Weſen iſt verwandt;
Es einiget ſie ein geheimes Band;
Sie ſind von einer Art,
Aus einem Stoff, von einerlei Geſchlechte.

1.

Erbarmen iſt und Güte
In hundert Theile getheilt.
Von ſelbigen neun und neunzig
Hat Gott für ſich behalten,
Und einen nur herunter
Geſendet auf die Erde;
Und dieſer iſt vertheilet
An ſämmtliche Geſchöpfe,
Die auf der Erde ſind.
Denn auch die Thiere fühlen;
Auch ihnen eingeſenket
Iſt in die Bruſt ein Theilchen
Der Milde, die von oben,
Vom Gott der Liebe ſtammet
Die Stute ſieh! Wie übt ſie
So treue Mutterpflichten;
Wie iſt ſie ihrem Füllen
So liebend und ſo lind!

Nach dem Arabiſchen.

2.

So wie die muthige Hündin, die zarten Jungen umwandelnd,
Jemand, den ſie nicht kennt, anbellt und zum Kampf ſich ereifert:
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Odyſſee XX. 14 f.

3.

Und wie das Kalb der Metzger nimmt und bindet's
Und ſchlägt das Arme, wenn es abwärts ſchweift,
So haben ſie ihn grauſam weggeführt.
Und wie die Mutter brüllend läuft umher,
Hinſehend, wo ihr Junges von ihr geht,
Und kann nichts thun, als um ihr Herzblut jammern,
So jammr' ich um des guten Gloſters Fall
Mit hülflos leidigen Thränen, ſeh ihm nach
Mit trübem Aug' und kann nichts für ihn thun.

Aus Shakſpeare's König Heinrich VI. Th. II.

4.

Henne, du gute, du triefſt von Schnee und Kälte des Himmels,
Während du immer noch, mütterlich wärmeſt dein Neſt.
Seht, nun iſt ſie erſtarrt, und doch mit ſchützenden Flügeln
Zärtlich im Tode noch deckt ſie die theuere Brut.
O ihr menſchlichen Mütter im Schattenreiche, Medea,
Progne, erröthet ihr nicht, wenn euch der Vogel erſcheint?

Aus der griechiſchen Antologie.

5.

Als König **Odyſſeus** in einer berühmten Stelle der Odyſſee XVII, 291 ff. in Geſtalt eines armen, alten, zerlumpten Bettlers ſeiner Wohnung naht, erkennt ihn ein von ihm vor langen Jahren aufgenährter und bei ſeiner Fahrt nach Troja zurückgelaſſener Hund, mit Namen Argos, der jetzt gealtert, verachtet und vergeſſen auf dem Miſte liegt. Er erhebt Kopf und Ohren, wedelt mit dem Schwanze, vermag es aber nicht mehr, zu ſeinem Herrn zu gehen, der eine Thräne der Rührung trocknet, mit

Eumäus über das einſt ſo ſchöne und tüchtige Thier und ſein Schickſal einige Worte wechſelt und dann in die Wohnung geht, worauf Argos ſofort ſein Leben endet.

„Aber den Argos umfing des dunkeln Todes Verhängniß,
Gleich nachdem er Odyſſeus erblickt im zwanzigſten Jahre."

6.

Mein Hund drängt ſeinen Kopf voll ſchwarzer Zotten
An meine Knie' heran; er ſeufzt und wimmert,
Nicht weil ihn friert, nicht weil er ſelber leidet;
— — — — — — — — — — — —
Wie er ſich ſelbſt beſcheidet
Und meinem Winke folgt und meinem Schalten,
So trauert er um meinethalb auch heute
Und iſt des Kummers Beute,
Weil ich betrübt und meine Stirn' in Falten.

Max Waldau.

7.

Umſonſt die Speiſe vor ihm ſtand;
Er ſah die Thränen fließen
Und wollte nichts genießen;
Er leckte nur die heiße Hand.

Aus dem Gedichte: „Mein Hund" von Theobald Kerner.

8.

— — — — — Komm, du armes Kind!
Ein mächtiger Geiſt mag Kräh'n und Geiern lehren,
Daß ſie dir Ammen ſind. Hat Bär und Wolf,
Doch, wie man ſagt, der Wildheit ſchon vergeſſen
In gleichem Liebesdienſt.

Antigonus in Shakespeare's Wintermärchen.

9.

— — — — die Bienen, Creaturen,
Die durch die Regel der Natur uns lehren,
Zu ordnen ein bevölkert Reich.

Shakeſpeare.

10.

Herzog.

Kommt, ſoll'n wir gehen und uns Wildpret tödten?
Doch reut mich's, daß wir den gefleckten Narren,
Die Bürger ſind in dieſer öden Stadt,
Auf eignem Grund mit hak'gen Spitzen blutig
Die runde Hüfte reißen.

Edelmann.

Ja mein Fürſt,
Den melanchol'ſchen Jaques kränkt dieſes ſehr;
Er ſchwört, daß ihr auf dieſem Weg' mehr Unrecht
Als euer Bruder übt, der euch verbannt.
Heut ſchlüpften ich und Amiens hinter ihn,
Als er ſich hingeſtreckt an einer Eiche,
Wovon die alte Wurzel in den Bach
Hineinragt, der da brauſt den Wald entlang;
Es kam dahin ein arm, verſchüchtert Wild,
Das von des Jägers Pfeil beſchädigt war,
Um auszuſchmachten; und gewiß, mein Fürſt,
Das arme Thier ſtieß ſolche Seufzer aus,
Daß jedesmal ſein ledern Kleid ſich dehnte
Zum Berſten faſt, und viele runde Thränen
Längs der unſchuld'gen Naſe liefen kläglich
Einander nach; und der behaarte Narr,
Genau bemerkt vom melanchol'ſchen Jaques,

Stand ſo am letzten Rand des ſchnellen Baches,
Mit Thränen ihn vermehrend.

Herzog.

Nun, und Jaques?
Macht' er dies Schauſpiel nicht zur Sittenpredigt?

Edelmann.

O ja, — — — — — — — — — — —
— — — — — — er ſchwört, daß wir
Nichts als Tyrannen, Räuber, Schlimm'res noch,
Weil wir die Thiere ſchrecken, ja ſie tödten,
In ihrem eignen, heimathlichen Sitz.

Shakespeare.

„Wie es euch gefällt." 2. Aufzug 1. Scene.

11.

Das Lied vom Roſenauer Reh.

Wer ſtört des Waldes Frieden?
Ein Reh das Köpflein neigt;
Ein Schuß hat es geſchieden
Vom Jungen, das es ſäugt.

Es blickt noch wie mit Flehen
Im Tod den Jäger an;
Hätt' er ſein Kind geſehen,
Er hätt' es nicht gethan.

Es iſt im Thalesſchooße
Ein Schloß, heißt Roſenau,
In ihm, gleich einer Roſe,
Blüht eine ſchöne Frau.

Die lag zu Nacht in Träumen
Auf ihrem ſeidnen Pfühl;
Ihr war's, als trieb mit Bäumen
Das Mondenlicht ſein Spiel.

Als müßt' allein ſie wallen
Zum Walde durch das Thal;
Es ſangen Nachtigallen
Allwärts im Mondenſtrahl.

Im Wald ein Bächlein rauſchte,
Als klagt' es ihr ein Weh;
Sie ſah ſich um, ſie lauſchte,
Da ſtand vor ihr ein Reh.

Das zeigt ihr ſeine Wunde,
Das klagt ihr ſeinen Tod,
Und wie in Waldes Grunde
Sein Junges irrt in Noth.

Erwacht, die Herrin dachte:
„Das ſei des Rehes Geiſt,
Das jüngſt der Jäger brachte;
Sein Kind ſchmerzt es zumeiſt.

Es ſah mich an ſo herzlich,
Wie bittend für ſein Kind;
Auch ich ſchon fühlte ſchmerzlich,
Was Mutterſchmerzen ſind."

Auf ſpringt vom Pfühl ſie ſchnelle,
Sie iſt entſchloſſen bald;
Des Rehes Geiſt ſo helle
Schwebt ihr voraus zum Wald.

Dort liegt auf harter Erde
Ein Rehlein mutterlos,
Mit ſterbender Geberde;
Sie nimmt's in ihren Schooß.

Ein mütterlich Erbarmen
Erfaßt ihr edles Herz;
Sie wiegt's in linden Armen
Und trägt es heimathwärts.

Das Köpflein legt das Junge
An ihre Wange rund,
Es leckt mit weicher Zunge
Den ſchönen Roſenmund.

Bald folgt es jedem Schritte
Der Herrin leicht wie Wind,
Legt ab die wilde Sitte,
Und wird ein folgſam Kind.

Den Geiſt der Mutter trieb es
Nicht mehr durch Schloß und Hain;
Nun da verſorgt ihr Liebes,
Ging ſie zur Ruhe ein.

Dann nur erſcheint ſie wieder
Der guten Edelfrau,
Wenn todtkrank liegt danieder
Ein Kind zu Roſenau.

Die Wurzel, die es heilet,
Trägt dann das Reh im Mund,
Zum Kind der Herrin eilet
Und macht's damit geſund.

Wahr iſt, was ich berichtet
Vom Reh zu Roſenau;
Wer glaubt, es ſei erdichtet,
Der frage die Edelfrau.

Juſtinus Kerner.

„Der letzte Blüthenſtrauß.‘ 1852. S. 94 ff.

12.

Wer darum nur die Morgenröthe grüßet,
Nur darum gern durch Saat und Hecken ſtreicht,
Weil's ihn ergötzt, wenn durch ſein Blei erreicht,
Ein Huhn die rothen Aeuglein ſchließet;

Wer darum nur zum reinen Himmel blicket,
Nur darum ſeufzt: Wo bleibt der Abendſtern?
Weil er im Lerchengarne, ach! ſo gern
Das Köpſchen voll Geſang zerdrücket;

Wer darum nur dem Lärm der Stadt entfliehet,
Nur darum in dem Rohr der Teiche ruht,
Weil er ſo gern den Hecht, betrieft mit Blut,
Am Widerhaken zappeln ſiehet —

Der biete nie mir ſeinen Arm zum Gange
Durch Flur und Wald, wo mir die Lerche ſingt,
Das Rebhuhn zirpt, der Hecht im Teiche ſpringt;
Weg mit dem Mann! Er macht mir bange.

Nimm du, o Freund, mich auf in deine Arme!
Mit dir ging ich, ich wüßte nicht, wie weit.
Du freueſt dich, wenn ein Geſchöpf ſich freut,
Und härmſt dich mit bei ſeinem Harme.

L. Fr. G. v. Gökingk.
1748—1828.

13.

Unter dem Titel: „Das Paradies der Thiere" theilt die Grimm'ſche Sagenſammlung nach einer mündlichen Erzählung aus Oberwallis Folgendes mit.

Auf dem hohen und unerſteiglichen Felſen und Schneerücken des Mattenberges iſt ein Bezirk, da hauſen und weiden die ſchönſten Gemſen und Steinböcke und ſonſt noch allerlei wunderbare Thiere, vor Verfolgung und Mord geſchützt, wie im Paradieſe zuſammen. Nur alle zwanzig Jahre einmal wird es einem Menſchen geſtattet, dahin zu kommen, und wieder unter zwanzig Gemſenjägern glückt es nur einem einzigen. Er darf aber kein Thier mit herunter bringen. Die Jäger erzählen von der Herrlichkeit des Ortes und daß die Namen vieler Menſchen, die nach und nach dort geweſen, in den Bäumen eingeſchnitten ſeien.

Dieſe Sage klingt an Schiller's „Alpenjäger" an, der ebenfalls in dieſe Sammlung gehört und den wir nur als jedem unſerer Leſer ſchon allzu bekannt nicht eingereiht haben.

14.

Ein Mann von Temim gibt dem König von Hira ſeine Stute nicht.

Gott ſegne dich, o König!
Doch jene, die Sakab,
Die heg' ich und die pfleg' ich
Getreu bis in das Grab.

Kurah, der Hengſt, erzeugte
Ihr edles Elternpaar,
Das, in die Wette rennend,
Nie ohne Palme war.

Und ſie, die Feine ſelber,
Wie wundervoll gebaut;
Wie trefflich auf der Reiſe;
Wie klug, wie ſanft, wie traut!

Sie iſt ſo werth gehalten —
Es hungern alle gern,
Die mir im Hauſe walten,
Daß ihr der Hunger fern.

Solch eine Perle zahlen,
Das ſiehſt du ſelber ein,
Nicht kann's ein Hauſe Goldes,
Nicht kann's ein edler Stein.

Gott ſegne dich, o König!
Doch jene, die Sakab,
Die heg' ich und die pfleg' ich
Getreu bis in das Grab.

Nach dem Arabiſchen

15.

Auf der Ebne des Bardari
Schlaffen Armes, matten Auges,
Liegt der hingeſtreckte Bevros,
Und es neigt zu ihm ſein Rappe
Das beſorgte Haupt und ſpricht:
„Hebe dich, o mein Gebieter

Und beſteige meinen Rücken!
Unſre Schaar, ſie zieht von hinnen,
Mehr der Ruhe pflege nicht!“ —
„„Guter Rappe! Mich erheben
Von der Erde werd' ich nimmer,
Nie beſteigen deinen Rücken
Fürderhin, ein raſcher Reiter;
Raſten ohne Wandel werd' ich,
Denn, ich fühl's, mein Auge bricht.
Eine Grube, guter Rappe,
Grabe mir mit deinen Hufen;
Hebe, wenn du ſie gegraben,
Mich hinein mit deinen Zähnen;
Wiederum ſodann mit Erde
Fülle ſie, die Füße rührend,
Mich zu bergen vor dem Licht!
Dann ergreiſe dieſes Tüchlein;
Trag' es hin zu der Geliebten,
Daß ſie drauf, die treue Seele,
Jene Perlen niederregne,
Die ſo reichlich rollen werden
Von dem holden Angeſicht.““

Nach dem Neugriechiſchen.

Aus der Manſarde.

Mainz.
Druck von Fl. Kupferberg

Aus der Manſarde.

Streitſchriften, Kritiken, Studien und Gedichte.

Eine Zeitſchrift

in zwangloſen Heften,

herausgegeben

von

G. Fr. Daumer.

Drittes Heft.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sie haben meine Gedanken verdorben,
Und ſagen, ſie hätten mich widerlegt.

Göthe.

Zur Polemik gehört, daß der, wider welchen ſie gerichtet iſt, *wirklich* angegriffen ſei.

Schelling.

Die wahrhafte Widerlegung muß in die Kraft des Gegners eingehen und ſich in den Umkreis ſeiner Stärke ſtellen. Ihn außerhalb ſeiner ſelbſt angreifen und da Recht behalten, wo er nicht iſt, fördert die Sache nicht.

Hegel.

Zu zeigen, was moraliſch ſei,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein *Falſum* zu begehen.

Göthe

„Unter allem Ungeziefer iſt der *Verläumder* das giftigſte."

Die Lilie ſelber kannſt du
Beſchmutzen höchſt gemein;
Doch *dir* gehört der Unrath;
Die Lilie ſelbſt wird immer rein,
Wird immer Lilie ſein.

Vorrede.

Es iſt durchaus nicht meiner Neigung und Sitte gemäß, viel von mir ſelbſt zu ſprechen und das Publikum mit meiner eigenen geringen Perſon und den ganz oder hauptſächlich nur ſie ſelbſt angehenden Angelegenheiten zu behelligen. Ich hatte immer, ſelbſt was meine poetiſchen Werke betrifft, eine ſehr objective und univerſelle Richtung und Abſicht und äußerte mich lieber in Anderer Namen, als in meinem eigenen, nahm allerlei ſchriftſtelleriſche Masken an und bediente mich der verſchiedenſten Darſtellungsformen, wie „Bettina“ — „Haſis“ — „Mahomed“ und andere ſolche Bücher bezeugen, in welchen ich mich fremden dichteriſchen Charakteren und Manieren anſchmiegte und fremde Producte reproducirte, um in ſolcher Weiſe, ohne mich perſönlich vorzudrängen, meine eigenen Ideen und Tendenzen auszuſprechen. Ich war ſchon über ein halbes Jahrhundert alt, als ich in meinen „Frauenbildern“ meine eigenſten Poeſien zu publiciren unternahm, und auch hier ſprach ich meiſt nur deshalb in der erſten Perſon, weil es die obwaltende lyriſche Form erheiſchte; das Ganze hatte ebenfalls wieder einen ganz anderen, als ſubjectiven und biographiſchen Sinn und Zweck, wie es von verſtändigen und nicht abſichtlich mißverſtehenden Leuten auch eingeſehen und anerkannt worden iſt. In meiner „Religion des neuen Weltalters“ habe ich ſogar ein ganzes mehrbändiges Werk geliefert, das mit geringer Ausnahme aus lauter Citaten beſteht; und ſo ſollten noch mehrere Theile hinzukommen, um das Denk- und Glaubensſyſtem, das ich im Sinne hatte, möglichſt von mir ſelbſt abzulöſen und als das gemeinſame Product und Eigenthum der Zeit und Menſchheit erſcheinen zu laſſen. Bei meiner Converſion lag es nahe, einige lebens- und ſeelengeſchichtliche Erläuterungen zu geben. Gleichwohl that ich dies zunächſt nicht, ſondern beſchäftigte mich mit der „dreifachen Krone Roms“ und den marianiſchen Legenden und Gedichten, die i. J. 1859 im Verlage der Aſchendorffiſchen Buchhandlung zu Münſter erſchienen ſind. Die Gerüchte und Urtheile, die in Bezug auf jenen auffallenden Schritt ihre feindſelige Rolle ſpielten, bewogen mich dann allerdings, eine Schrift, wie die unter dem Titel: „Meine Converſion“ in demſelben Jahre bei Kirchheim zu Mainz herausgegebene, zu verfaſſen; aber auch hier wurde das ſubjective und perſönliche Moment nur ſparſam und ſo weit es gerade nöthig ſchien, in Anwendung gebracht, den ſachlichen und allgemeinen Intereſſen aber in überwiegendem Grade gehuldiget. Man wird dies um ſo mehr erkennen, wenn man meine Entgegnung wider Herrn Noack's Angriffe geleſen, welcher ich gezwungen war, noch viel mehr Biographiſches einzuverleiben, als ich in jenem früheren Falle mitgetheilt und jemals mitzutheilen die Abſicht gehabt. Dann iſt es mir auch, wie ich verſichern kann, unendlich viel beſſer und leichter zu Muthe, wenn ich das, was in meinem Weſen und Thun Mangel- und Tadelhaftes iſt, aufrichtig zu bekennen veranlaßt bin, als wenn ich mich genöthigt ſehe, Etwas zu ſagen, was wie Selbſtlob, Oſtentation und eitle, ruhmredige Selbſterhebung ausſehen kann. Propria laus sordet. Ich weiß ſehr wohl, was dergleichen Aeußerungen für eine Wirkung zu machen pflegen, und daß man ſich dabei, auch wenn man rein nur die Wahrheit ſpricht, mehr ſchadet, als nützt. Und ſo müſſen wohl ſehr objective und wohlüberlegte Gründe vorhanden ſein, wenn ich meiner Neigung und Gewohnheit, ſo wie dem Bewußtſein deſſen, was hier droht, in der Art entgegenhandle, wie in dieſem Hefte der Fall; und man wird dies richtiger und billiger für einen Act der peinlichſten Selbſtüberwindung, als für eine Folge der Eitelkeit und des Wunſches halten, ſich dem Publikum in einem möglichſt vortheilhaften Lichte zu zeigen. Mit dem aber, was mich zu dieſem bedenklichen und mir ſonſt ſo fremden Genre von Schriftſtellerei bewogen hat, verhält es ſich folgendermaßen.

Man ſucht die Lücken, die ich in meiner Lebensgeſchichte gelaſſen habe oder gelaſſen haben ſoll, böswillig auszufüllen und bringt angebliche Umſtände und Thatſachen der ehrenrührigſten Art zur Sprache, oder deutet ſie bei allzu großem Mangel an Anhaltspunkten in der Art an, daß der Leſer ohne beſtimmte Angabe gleichwohl darauf hingeführt wird. Um dieſe Ausfälle einer unwürdigen polemiſchen Fechtkunſt zu pariren, habe ich meine Biographie, wenn ſie denn doch mit aller Gewalt noch completer entfaltet werden ſoll, ſelbſt wieder in die Hand zu nehmen und zu zeigen, wie es mit den angeſchuldigten Maximen und Unſitten beſtellt iſt; was ich zum Glück in einer Weiſe thun kann, die ſelbſt in den feindlichſten Seelen keinen Zweifel an der Wahrheit meiner Proteſtationen und Erklärungen Raum laſſen dürfte. Man fürchte jedoch nicht, ein eigentlich nur die ſtreitenden Individuen angehendes Gezänk zu vernehmen. Hätte die Sache keine andere Seite und Bedeutung, ſo würde ich auf eine ſolche Polemik nicht ein Wort erwiedern. So particulär und perſönlich ſie aber zunächſt erſcheinen mag, ſo handelt es ſich doch, beim Lichte beſehen, auch hier wieder nur um univerſale Gegenſtände, Principien, Standpunkte, Denkarten und Intereſſen; und namentlich wird man, indem ich meine Lebenserfahrungen nun endlich in ziemlicher Vollſtändigkeit darzulegen gedrängt werde, einen um ſo frappenteren Blick in die Zeitgeſchichte thun und ſich um ſo mehr vor den in dieſem Elemente ſpielenden Ungeheuern entſetzen.

Ich wollte die polemiſche Seite meiner ſchriftſtelleriſchen Aufgabe und Thätigkeit von nun an entſchieden zurücktreten laſſen; ich habe dieſen friedlichen Vorſatz ſchon in der Vorrede des erſten Heftes ausgeſprochen, dann im zweiten auch wirklich auszuführen begonnen, und hier im dritten ſollte auf dieſe Weiſe fortgefahren werden. Ich war ſchon mitten in der Arbeit; da ſchickt man mir den pſychologiſchen d. h. ſkandalöſen Aufſatz zu, deſſen Beleuchtung hier vor Augen tritt. Ich ſollte dadurch ohne Zweifel in eine recht widerwärtige Empfindung und Aufregung verſetzt, es ſollte mir ein recht hemmender Stein in den Weg geworfen werden; man weidete ſich wohl nicht wenig an dem Aerger, dem Zorne, der Verlegenheit, in die man mich gebracht zu haben meinte. Ich muß geſtehen, daß mir im Laufe meines mit ſo viel Streit und Kampf erfüllten, an Anfeindungen und Verletzungen aller Art überreichen Lebens etwas ſo Niedriges, Abſcheuliches und Empörendes, als dieſes Noackiſche Opus noch nicht vorgekommen war, und daß mich der Abgrund von Bosheit, Argliſt und Heuchelei, in welchen ich hier hineinblickte, in ein nicht geringes Erſtaunen ſetzte. Aber eben ſo ſehr mußte ich mich über die Einbildung und Bewußtloſigkeit dieſer Gegner verwundern, welche ſie hoffen läßt, mit ſo unglaublich flüchtigen, ſeichten, inconſequenten, unbedachtſamen, lügenhaften, bloß von der Energie eines ſataniſch-böſen, um jeden Preis nur zu ſchaden und zu verderben befliſſenen Willens, durchaus aber nicht von der des Gedankens, der Vernunft und intellectuellen Ueberlegenheit zeugenden Machwerken Etwas für ſich und ihre Sache zu gewinnen. Wenn ich ſolchen Künſten und Waffen nicht mehr gewachſen wäre, dann wäre ich in der That ſehr ſchwach geworden, und es wäre hohe Zeit für mich, wenn nicht vom Leben, doch von der Oeffentlichkeit zu ſcheiden und mich ſtillſchweigend in's tiefſte Dunkel zurückzuziehen.

Es hat nicht an wohlmeinenden und gewichtvollen Stimmen gefehlt, welche mir riethen, mich auf dergleichen Kämpfe vielmehr gar nicht einzulaſſen und das, was zu dieſem Behufe bereits geſchrieben ſei, lieber in's Feuer zu werfen. Wer Pech angreife, beſudele ſich. Ich ſolle mich in dem ruhigen Gange meiner Entwicklungen nicht ſtören laſſen; denn eben dieſe Störung beabſichtige man, und allzu leicht gerathe man bei einem Streite mit ſolchen Gegnern ſelbſt in eine unrechte Gemüthsſtimmung hinein und werde auch wohl ſeinerſeits zu unwürdigen und unziemlichen Aeußerungsweiſen verleitet. Ich hatte dagegen einzuwenden, daß ein ruhig ignorirendes Verhalten in ſolchen Fällen als eine geiſtige Schwäche, ein Unvermögen, ſich zu vertheidigen, eine ſtillſchweigende Conceſſion erſcheine, die den Angreifern zu einem nicht unerheblichen Triumphe und Vortheile gereiche, und nicht nur dem angefochtenen Individuum, ſondern auch der in ihm befehdeten und beſchimpften Sache ſchade. Ich konnte mir übrigens auch nicht verbergen, wie viel Wahres in jenen Warnungen liegt. Ich ſchwankte; ich wollte ihnen gegenüber nicht gern auf meinem eigenen Kopfe beſtehen. Da erhielt ich ein Schreiben, worin ſich ein ſehr edler und intelligenter Freund in ganz anderer Weiſe vernehmen ließ. „Ich weiß von dieſem N. nur ſo viel,“ bemerkte er mir, „daß er für einen allzeit fertigen Vielſchreiber gilt. Seine Geſchichte der Philoſophie, die in meinem Beſitze iſt, enthält Zeichen einer entſetzlichen Flüchtigkeit. Wenn nun ſchon derſelbe in meinen Augen kein Ihrer würdiger Gegner iſt, ſo iſt eine Abfertigung ſeines Schmähartikels dennoch erforderlich, weil die Herren ſonſt meinen, ſich gegen die Kirche und Diejenigen, die zu ihr halten, alles nur Mögliche ungeſtraft erlauben zu dürfen. Viel zu lange haben wir Nachſicht, unverzeihliche Nachſicht geübt, und die Gegner dadurch ermuthigt, Alles dem Katholiken Heilige zu begeifern und in den Staub zu treten, ihn ſelbſt aber als ein in intellectueller Hinſicht inferiores, unter ihrer Geiſteshöhe tief ſtehendes Weſen zu betrachten und zu behandeln. Und was dieſe Federhelden mit beiſpielloſer Frechheit in die Welt ſchreien, das wird von dem Haufen „„aufgeklärter““ Proteſtanten als ein Axiom angenommen und für um ſo gewiſſer gehalten, weil ihnen das ruhige Schweigen der Katholiken für Zuſtimmung oder doch für ein ſtilles Geſtändniß ihrer untergeordneten Stellung im Reiche des Geiſtes gilt. Auch können ſie nicht mit Unrecht ſo zu urtheilen ſcheinen, ſofern die vielen lauen und ſchlechten Katholiken zum Argumente dienen. Eine der Haupturſachen, daß ſolche vorhanden ſind, iſt aber der Mangel einer katholiſchen Preſſe. Tauſend und hunderttauſend der Unſrigen leſen nur die ſo häufig antikatholiſchen, allen möglichen Vorwurf und Schimpf auf die Kirche ausgießenden Journale und Lokalblätter und vernehmen gegen ſolche Angriffe nie ein abwehrendes und widerlegendes Wort. Was Wunder, wenn nicht allein das proteſtantiſche Publikum in ſeinen falſchen Meinungen und Antipathien ſtets nur beſtärkt und befeſtigt wird, ſondern auch die Katholiken allmählig dieſen Einflüſſen zu unterliegen und ſich mehr und mehr zu der gegneriſchen Auffaſſung hinzuneigen beginnen!“ Es folgen nun Schilderungen von Lokalzuſtänden, wie ſie in der Heimath des Briefſtellers obwalten, und Klagen über den daſelbſt höchſt empfindlichen Mangel einer effektvollen literariſchen Repräſentation der kirchlichen Angelegenheiten. Dann heißt es weiter: „Um ſo nothwendiger iſt es für Jeden, der Muße und Kraft dazu hat, für ſo heilige Intereſſen die Hände zu rühren. Ich bin kein Freund der Franzoſen; aber in dieſer Hinſicht hätten wir viel von ihnen zu lernen.“ Hier ſahe ich nun meine eigene Meinung kräftig ausgeſprochen und erkannte es um ſo entſchiedener für meine Pflicht, das Schwert des Geiſtes und Wortes, von dem ich früher einen nur allzu häufigen und übermäßigen Gebrauch gemacht, jetzt, wo ſeine Anwendung ſo ſehr am Orte und in ſo hohem Grade geboten ſcheint, nicht ſchimpflich raſten zu laſſen. Auch kam mir dabei zu um ſo lebhafterem Bewußtſein, welch ein eigener Fall hier vorliege. Sonſt, wenn man einem Convertiten einen ſeiner Metamorphoſe vorhergegangenen unziemlichen Lebenswandel Schuld gab, nahm man doch an, er habe ſich nun dieſes Wandels, oder doch wenigſtens der leichtfertigen Anſichten und Grundſätze begeben, denen er gehuldiget; man ließ zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart eine doch immer weſentlich trennende Kluft und Scheidewand gelten und confundirte die hier ihre Rollen ſpielenden verſchiedenartigen und entgegengeſetzten Stimmungen, Standpunkte und Richtungen nicht. Indem man ſich nun aber bemüht, einen ſolchen Makel mir anzuhängen, bedient man ſich einer ganz beſonderen Wendung. Man ſtellt die Sache ſo dar, als ſei ich eben nur der mir angedichteten unreinen Neigungen und Gewohnheiten wegen in die katholiſche Kirche eingetreten, als welche ſolchen ganz ſpeciell zuſage und recht eigentlich die Heimath dieſer Art von Verirrung ſei. Dabei wird angenommen, daß weder in meinen Anſchauungen, Gefühlen und Maximen, noch in meinen Sitten und Handlungsweiſen irgend eine Aenderung eingetreten, und die mir zur Laſt gelegte Verachtung und Verwerfung jeder Art von Sittengeſetz und Selbſtbeſchränkung noch ganz dieſelbe, wie früher, ſei. Dieſer Vorausſetzung gemäß werden mir, wie einem elenden Buben, die allertrivialſten Sittenlehren gepredigt und eingeſchärft; ja es wird ſogar der Verſuch gemacht, mir ein Biſchen Religion und Chriſtenthum beizubringen, damit ich aufhöre, ein gar ſo wilder und wüſter Burſche zu ſein und die Welt mit ſo viel Freveln und Gräueln zu erfüllen. Dieſe abſichtliche Confuſion des Perſönlichen und Sachlichen, des Vergangenen und Gegenwärtigen iſt es, womit man es hier zu thun hat. Da ich nun nicht bloß verſichern und betheuern, ſondern überzeugend nachweiſen und darthun kann, daß meine Sinnesart, mein Geſchmack, mein ganz beſonderes Intereſſe und tendenziöſes Abſehen einer Gemeinheit, wie die mir aufgebürdete iſt, ſtets direct entgegengeſetzt geweſen; daß ich dieſelbe von jeher entſchieden gehaßt und verabſcheut und in meinen Schriften, namentlich auch in den Poeſien, auf die man ſich bezieht, ausdrücklich verworfen und bekämpft habe; daß mein ganzes Denken, Leben und Streben ſo praktiſch, wie theoretiſch, von der Jugend bis zum Alter, durchaus rein davon geweſen — ſo glaube ich der Obliegenheit, einen ſolchen die gegneriſche Liſt und Lüge paralyſirenden Beweis zu führen, durchaus nicht überhoben zu ſein. Denn es ſtellt ſich auf dieſem Wege auch dies heraus, daß die Kirche den unſittlichen Reiz, der mich zu ihr hingelockt haben ſoll, durchaus nicht auf mich ausgeübt; und es wird ſo das Bemühen, mit mir zugleich auch ſie in Verdacht und Verruf zu bringen, total vereitelt und zu Schanden gemacht.

Es kam noch Etwas dazu, was Eindruck auf mich machte — einen ſuperſtitiöſen, wenn man will — aber iſt es nicht von jeher dem Menſchen eigen und natürlich geweſen, ſich bei innerlichen Schwankungen durch etwas Aeußeres beſtimmen oder in dem bereits gefaßten Entſchluſſe beſtärken zu laſſen? Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Ich hatte mir im Sommer für ein Paar Monate den ländlichen Aufenthalt eingerichtet, deſſen im 1. Cap. des Anti-Noack Erwähnung gethan iſt. Ich war einmal nur kurz davon entfernt und brachte die Nacht in meiner gewöhnlichen Wohnung zu. Da wurde in dem einſam ſtehenden Häuschen eingebrochen, und man meldete mir, es ſei ausgeraubt. Darüber erſchrack ich nicht ſowohl wegen des Raubes und Verluſtes überhaupt, als wegen der Manuſcripte und zum Theil unerſetzlichen Druckſachen, die ich dort gelaſſen und die verwüſtet und zerſtört ſein konnten. Als ich die Sache unterſuchte, fand ich Kleider, Betten, Wäſche, Geld entwendet; man hatte einen Laden aufgeriſſen und ein Fenſter eingeſchlagen, war da hineingeſtiegen und hatte da hinaus auch jene Sachen geſchafft. Bei dem engen Raume war Alles in dem kleinen Gemache Befindliche gefährdet geweſen, auch wenn es nicht zu den Gegenſtänden des Raubes gehörte. Die Papiere, einige unbeſchriebene Bogen ausgenommen, waren gleichwohl ganz unangetaſtet und unbeſchädigt geblieben. Das zum Theil ſchon druckfertige Manuſcript des gegenwärtigen Heftes lag, auf einzelne Quartblätter geſchrieben, in ſchönſter Ordnung auf meinem Arbeitstiſche; auch was Documentales dazu gehört und auf einer Decke am Boden ausgebreitet lag, hatte keinen Schaden genommen. Von Dingen, die gemeinen Dieben werthvoll ſein mußten, war ebenfalls Einiges zurückgeblieben; es ſchien irgend eine Störung und Unterbrechung des Unternehmens eingetreten zu ſein. Ich war zufrieden, ja vergnügt. Ich nahm die unveränderte Lage und Beſchaffenheit der Papiere, um die ich ſo beſorgt geweſen, für ein Zeichen, daß das kleine Opus nicht zum Tode verurtheilt ſei, ſondern getroſt vom Stapel laufen ſolle. Ja, wenn ich bedachte, daß es mir in dem Falle meiner nächtlichen Anweſenheit an dem in ländliches Grün verſteckten, rings umher unbewohnten Orte leicht hätte ergehen können, wie weiland dem Einſiedler Meinhard[1], ſo konnte es mir ſcheinen, als wolle mich die Vorſehung meiner irdiſchen Verpflichtungen überhaupt noch nicht entlaſſen, verlange vielmehr die ununterbrochene Fortſetzung meiner gegenwärtigen Beſtrebungen und Bethätigungen. Jedenfalls war ein verneinender Wink von dieſer Seite her nicht vorhanden. Von einer ſolchen Myſtik mag man nun denken, was man will; die rationellen Gründe, die in jenem Schreiben ein eben ſo denkender und ſachverſtändiger, als kirchlich geſinnter Freund ausſprach, bleiben in ihrer Kraft.

Die auf den antikritiſchen Aufſatz folgenden Abtheilungen dieſes Heftes danken ihre Entſtehung dem nämlichen Anlaſſe und können als eine Art von Beilage und Anhang dazu betrachtet werden. So erſtlich die Darſtellung des Menſchlichen mit beſonderer Rückſicht auf das Verhältniß des Allgemeinen zum Einzelnen u. ſ. w.; dann das Verzeichniß meiner gedruckten und ungedruckten Werke, ſowie auch der von mir bloß projectirten oder nur theilweiſe ausgeführten Unternehmungen nebſt biographiſchen und zeitgeſchichtlichen Bemerkungen, welche dieſe ſonſt dürre Liſte beleben werden, und die Beleuchtung und Berichtigung eines falſchen Gerüchtes über die Urſache meiner Converſion. Die auf meine Poeſie, als eine angeblich ſo documentale Baſis, geſtützte Beſchuldigung frivoler, abſtract ſinnlicher, namentlich Nichts von Treue und Ehre im Verhältniſſe zum anderen Geſchlechte wiſſender Geſinnungen und Handlungen hat mich bewogen, auch eine kleine Blüthenleſe aus meinen poetiſchen Werken zu veranſtalten, wobei ſich eine Anzahl von Gedichten befindet, welche einer, wie meine näheren Freunde wiſſen und bezeugen können, ſchon geraume Zeit vor meiner Converſion entſtandenen Sammlung entnommen iſt, die unter dem Titel: „Lied und Lehre" erſcheinen ſollte, aber nicht zum Drucke kam. Welche Gefühle, Neigungen, Grundſätze, Sitten ſich hier kund geben, mögen die Leſer ſelbſt urtheilen. Es iſt bei Weitem nicht Alles, was ich zum Behufe einer thatſächlichen Widerlegung jener auf abſichtlich böſer Ausbeutung beruhenden oder rein nur lügenhaften Anklagen vorführen könnte. Indem ich aber vorzüglich diejenigen Producte auszuheben und zuſammenzuſtellen habe, welche die Tiefen der Empfindung enthüllen und die ſittliche Schönheit unerſchütterlicher Liebe und Treue im Verhältniſſe der Geſchlechter zu einander, ſowie die Häßlichkeit und Verächtlichkeit eines herzloſen, verrätheriſchen Gegentheiles ſchildern[1], muß ich fürchten, in eine allzu große Monotonie zu verfallen, wenn ich der Sache eine größere Ausdehnung gebe. Ganze Abtheilungen meiner „Frauenbilder," wie „Adele" und „Malvina" gehören hieher, und in der noch ungedruckten, einen Theil von „Lied und Lehre" auszumachen beſtimmt geweſenen „Camilla" wird ein ganz unſinnliches Verhältniß geſchildert, wie es einem Noack ohne Zweifel viel zu abſtract, überſpannt und genußlos erſcheinen wird[2].

---

[1] Von dieſem († 860) wird eine Geſchichte erzählt, die ein thierpſychologiſches Intereſſe hat und an die Kraniche des Ibycus erinnert. Er gehörte zu den thierfreundlichen Heiligen, von welchen in unſerem zweiten Hefte ſo oft die Rede iſt, und fütterte namentlich zwei Raben, die ihn liebten und den an ihm begangenen Mord zu rächen unternahmen. Sie verfolgten die Mörder überall hin und benahmen ſich dabei ſo auffallend, daß man Verdacht ſchöpfte und die Verbrecher ergriff, die dann auch ihre Schuld geſtanden und beſtraft wurden. An die Stelle der Meinhardiſchen Einſiedelei wurde das Kloſter unſerer lieben Frau zu Einſiedeln gebaut.

---

[1] Bei ſolchen Schilderungen bin ich kein bloßer „Frauenlob," wie mich Herr Noack ſpöttiſch zu bezeichnen pflegt. Es iſt mir ſogar vorgeworfen worden, daß ich Schattenſeiten jener Art zu ſtark und zu häufig hervorgehoben, und daß in dieſer Beziehung der Titel meiner „Frauenbilder und Huldigungen" keineswegs paſſend ſei. Die Abſicht der Gegner iſt, mich als einen pathologiſch taumelhaften, ſchwachſinnigen, für alle Fehler und Gebrechen blinden Vergötterer des Weibes darzuſtellen, der daſſelbe am Ende doch nur als Mittel zur Befriedigung niedriger Tendenzen betrachte.

[2] Dies geht z. B. deutlich genug aus der S. 129. ſeines Aufſatzes zu leſenden Aeußerung hervor, wo von den Myſterien die Rede, welche „wahrhaft Liebende mit ſittlicher Entzückung feiern." Und da wandelt ſeine Gemeinheit noch auf hohen,

Ich kann hier nur eine Auswahl und Zuſammenſtellung einzelner Nummern und Proben geben, die aber doch wohl

---

moraliſchen Stelzen umher, von denen wir ihn an anderen Orten in die unreine Tiefe, in der er lebt und webt, höchſt ungeſchickt herunterpurzeln ſehen. Er gibt, wie ich nachweiſen werde, zu erkennen, daß er Verführungen für etwas an ſich ganz Unſchuldiges und Erlaubtes und die religiöſe Weihe des Verhältniſſes für ganz unnöthig hält. Nach S. 134. weiß er auch ganz genau, wie es ſich mit der ehelichen Treue der Frauen verhält. Er beweiſt endlich auch in Bezug auf gewiſſe Orte und Gelegenheiten, die ich nur dem Namen nach kenne und von denen mich von jeher, abgeſehen von aller Moral, ſchon mein äſthetiſcher Sinn und mein guter Geſchmack abgehalten hat, die allerſpeciellſte Sachkenntniß. Er charakteriſirt die allergemeinſte Straßenromantik, weiſt auf den „Jungfernſtieg eines jeden Städtchens" hin, iſt „auf der Gaſſe, hinter dem Küchenheerd, im Stall und auf dem Heuboden" zu Hauſe, was Alles S. 132. ſeiner Abhandlung ausdrücklich, wie ich es hier anführe, hervorgehoben wird. Schon die Diction und Terminologie dieſes Schriftſtellers iſt von der Art, daß ſie jedes Gebildeten Ohr beleidigt und auf die niedrigſten Gemeinſchaften und Gewöhnungen ſchließen läßt. Und mich verdächtigt und verſchwärzt dieſer Mann ſelbſt auf den Grund der reinſten Huldigungen hin; mir und mit mir der Kirche, der ich mich einverleibt, ſoll ſogar der keuſche Mariendienſt zum Makel, zum Vorwurfe, zur moraliſchen Herabſetzung gereichen! Aber wie gut, wie ehrenvoll für mich und dieſe Kirche, daß wir von ſolchen Menſchen gehaßt, von ſolchen Feinden angefallen, von ſolchen Händen gebrandmarkt werden!

dem angegebenen Zweck entſprechen, hoffentlich auch an und für ſich nicht ganz unwerth ſein wird, daß man ſich ein Paar Augenblicke damit befaßt; denn ſie bloß zu apologetiſchem Zweck und Nachweiſe zu bieten, würde ich nicht wagen.

Es ſind, während ich an dieſem Hefte ſchrieb, noch andere Kritiken meiner katholiſchen Schriften erſchienen, worauf ich hier keine Rückſicht nehmen konnte, ohne dieſe Lieferung allzu unverhältnißmäßig anſchwellen zu laſſen. Ich werde mich bei nächſter Gelegenheit darauf beziehen. Für Diejenigen, welche mich mit Briefen und Sendungen zu beehren die Güte haben wollen, bemerke ich noch, daß ich Frankfurt verlaſſen und meinen Aufenthalt in Würzburg genommen habe.

Druckfehler und Bemerkungen.

S. 17. Z. 3. v. u. lies: gerichtete.
S. 20. Z. 6. v. o. lies: hineingeſperrt.
S. 93. Z. 10. nach „Warum?“ iſt hinzuzuſetzen: Das brauch ich nicht zu ſagen; das erräth ein kluger Kopf von ſelbſt.
S. 94. Z. 10. nach „Abwechſelungsgeluſt“ hat man einen von Herrn Noack in der citirten Stelle gebrauchten häßlichen Ausdruck des Anſtands wegen unterdrücken zu müſſen geglaubt, was ich hier nur deshalb zu bemerken nöthig finde, damit mich H. N. nicht etwa der Fälſchung oder Verſtümmelung ſeiner Worte beſchuldige.
S. 110. Z. 2. v. u. lies: ſeiner, und Z. 1. v. u.: ſeines.
S. 130. Z. 11. v. o. ſtatt: „ſchauen“ lies: ſchaden.
S. 173. Z. 1. v. u. tilge: an.
S. 185. Z. 9. v. o. lies: dieſer Ausdrucke.
S. 251. Z. 6. v. o. lies: entflamme.
S. 283. Z. 9. v. u. lies: könnte.
S. 294. Z. 11. v. u. nach „Jugend“ ſetze: an.
S. 354. Z. 2. v. u. lies: Könnt'.
S. 359. Z. 10. v. u. lies Wege.

Inhalt.

I. Anti-Noack d. i. Entgegnung auf Herrn Profeſſor Dr. Noack's in Gießen, Angriffe in deſſen „Pſyche" III. 3. S. 129 ff.

1. Sanfte Präludien. Selbſtbetrachtung. Reminiscenzen aus der Kinder- und Knabenzeit. Muſikaliſche Grund- und Hauptneigung und verfehlter Lebensberuf. Wie ich zum Dichter, Gelehrten, Polemiker geworden und wie ſich hinter alldem nur der zurückgedrängte Muſiker verſteckt. Uebergang zur Antikritik. Ruhige Gemüthsverfaſſung; Verſicherung, daß ich vor Zorn und Aerger nicht ſterben werde, und pflichtſchuldiger Anlauf, mich wenigſtens ſo weit in eine kriegeriſche Stimmung zu verſetzen, als gerade nöthig iſt. S. 3—10.

2. Das von dem Gegner gelieferte antithetiſche Meiſterſtück, durch welches er zwei Fliegen — Schopenhauer und mich — mit einer Klappe zu ſchlagen die Abſicht hat. Wie eine Antitheſe zwiſchen dem peſſimiſtiſchen Philoſophen und mir der Wahrheit nach hätte beſchaffen ſein müſſen. Der Prophetismus des Lebens und der des Todes, und die Benützung der perſiſchen Lyrik für den einen und des Buddhismus für den anderen. S. 11—15.

3. Das ganz verſchiedene Verfahren des Gegners, der bloß „pſychologiſch" d. h. ſcandalös-biographiſch zu Werke geht, und auf dieſe Weiſe Perſon und Sache bübiſch und pöbelhaft zu entwürdigen, zu verläumden und zu beſchmutzen ſucht. S. 16—18.

4. Die hirnkranke Beſchaffenheit, die Herr Noack den von ihm befehdeten Denkern zuſchreibt. Sein eigener, nach den vorliegenden Leiſtungen zu urtheilen, höchſt zweifelhafter und bedenklicher Seelenzuſtand. Proben einer ungeheueren Gedankenloſigkeit. Wie ſich Herr Noack nichts um die Proteſtationen der Denker kümmert, die er terroriſtiſch in's Tollhaus ſperrt. Allgemeine Betrachtung über die

menſchliche Geiſteskraft und Vernünftigkeit, wobei man ſich unverſehens mit den chriſtlichen Glaubenslehren berührt. Wie die moderne Negation dem Glauben, den ſie vernichten will, ſchönſtens in die Hand arbeitet, und wie der Noack'ſchen „Pſyche" als einem guten dogmatiſchen Buche der beſte Fortgang zu wünſchen. S. 18—25.

5. Die angebliche Unſittlichkeit und Frivolität meiner Denkart und meines Lebenswandels. In was für wunderſame Widerſprüche hiebei der unbeſonnene Ankläger mit ſich ſelbſt geräth, indem er dem Angeklagten die allerentgegengeſetzteſten und unvereinbarſten Eigenſchaften beilegt. S. 25—33.

6. Stütze und Quelle der gegneriſchen Darſtellung Die „Frauenbilder," eine Gallerie von weiblichen Charakteren, welche als baare, biographiſche Wahrheit in Anſpruch genommen wird. Meine ſchon früher darüber abgegebene Erklärung und der von dem Gegner ſeinen verläumderiſchen Abſichten gemäß gleichwohl gemachte lächerlich-abſurde Auszug daraus. S. 33—41.

7. Wahres Verhältniß dieſes Werkes zu meiner Lebensgeſchichte. Mittheilung einiger Situationen aus Kinder-, Studenten- und erſter Manneszeit. S. 41—47.

8. Berufung auf unterrichtete Perſönlichkeiten. Wie es um mein Verhältniß zu dem Nürnberger Gymnaſialrector, unter welchem ich ſtand, meine Krankheit und meine Quiescenz beſchaffen war. Verhältniß zu Kaſpar Hauſer. S. 47—55.

9. Das Sendſchreiben des ehemaligen Rectors Götz an mich. Das Zeugniß dieſes Mannes für mein Jugendleben, ſeine Betrübniß über mein feindliches Verhalten zum Chriſtenthum und ſeine Prophezeiung meiner Geſinnungsänderung. S. 55—60.

10. Weitere Thatſachen und Zeugniſſe von meiner Verheirathung im Jahre 1834 an bis zum Jahre 1850 und Max Waldau's (von Hauenſchild's) Beſuch und Bericht. Freundſchaftliches Verhältniß zu mehreren edlen und angeſehenen weiblichen Perſönlichkeiten. Widerlegung eines von dem Gegner benützten, einen zweideutigen Grund meiner Converſion angebenden Gerüchtes. Zeugniß eines Ehrenmannes, in den „hiſtoriſch-politiſchen Blättern" ertheilt. S. 60—68.

11. Zugeſtändniß leidenſchaftlicher Zuſtände, doch mit beſtimmter Verneinung alles angedichteten Wüſten und Rohen in Neigung, Grundſatz und Thun. Aeſthetiſche Betrachtungs- und Verhaltungsweiſe. Wie albern es geweſen wäre, der ſattſam auf ſich ſelber ſtehenden Gemeinheit durch ein prophetiſch-religiöſes Gebahren dienen und aufhelfen zu wollen. Kränklichkeit und Diät. S. 68—70.

12. Belehrungen und Zurechtweiſungen, die Herr Noack meiner Unwiſſenheit und Rohheit edelmüthigſt angedeihen läßt. Seine Berichtigung und Ergänzung meines einſeitigen und unſauberen Begriffes vom Weſen der Weiblichkeit. Die barmherzige Schweſter als eine von mir angeblich völlig ignorirte Erſcheinung. Daß Religion und Confeſſion hier nicht ſo gleichgültig iſt, als Herr Noack behauptet. Nachweiſung der in meinen poetiſchen und proſaiſchen Schriften allſeitig berückſichtigten und hervorgehobenen Tugenden und Verdienſte des weiblichen Geſchlechtes. Das Erziehungshaus in Rödelheim, auf das ich alberner Weiſe hingewieſen werde. Wie Herr Noack auf die naivſte Weiſe dem Katholicismus huldigt. S. 70—83.

13. Die Moral und Religion der Milde und des Erbarmens und ihr harmoniſches Verhältniß zur Frauenverehrung. Die Verbindung dieſer mit der erſteren, die Herr Noack bei Schopenhauer vermißt, hätte er billigerweiſe bei mir anzuerkennen gehabt. S. 83—86.

14. Einiges über den Mariendienſt. Deſſen große culturgeſchichtliche Bedeutung. Die ſexuale Auffaſſung deſſelben und deren Verwerflichkeit. Das hier obwaltende Verhältniß iſt nicht das des Weibes zum Mann, ſondern das der Mutter zum Kind. Autoritäten und Belege dazu. S. 86—93.

15. Weiterer mir von dem würdigen Mann und großen Moraliſten ertheilter Unterricht. Man dürfe ein Mädchen wohl verführen, nicht aber treulos ihrem Schickſal überlaſſen. Eine förmliche Ehe ſei nicht nothwendig, die heiligen Gaukelſpiele der Kirche brauche man nicht; gewiſſe menſchliche Pflichten, wie ich ſie allzu ruchlos mit Füßen trete, habe man aber gleichwohl zu erfüllen. Auch auf Chriſtenthum und Kirche beruft ſich der fromme Mann, der ſo eben erſt die kirchlichen Einrichtungen und Weihen mit der größten Verachtung behandelt hat. S. 93—95.

16. Das Schickſal deutſcher Dichter und wie ein ſolcher in Deutſchland ſelbſt verſtanden wird. Erſtaunenswerthe Vorkommenheiten der Art aus des Gegners Abhandlung genommen. S. 95—98.

17. Ueber dichteriſche Intuition und Anticipation. Beiſpiele und Nachweiſungen in Beziehung auf fremde und eigene Poeſie. Wie unſere Philiſter und Kritiker von einem ſolchen Vermögen gar keinen Begriff haben und daher die Aeußerungen und Leiſtungen deſſelben auf eine ſo bornirte und abſurde Weiſe aufzufaſſen und auszudeuten pflegen. S. 99—107.

18. Noch einige Punkte, zu deren Erörterung der gegneriſche Aufſatz veranlaßt. Der „Molochſänger." Wer mir dieſen Namen gege-

den und warum er es gethan, nachdem er ſich meine „Molochſängerei“ im Stillen ſelbſt zu Nutze gemacht. Der unziemlich aufgewärmte Gebrauch dieſes Spott- und Schimpfnamens und was man damit bezweckt. — Ein Gedicht der „Frauenbilder,“ wo bereits eine auffallend kirchliche Geſinnung und Hinneigung an den Tag tritt, was man aber bei der boshaften Ausbeutung dieſes Werkes kläglich verſchweigt. — Beweis, daß Herr Profeſſor Dr Noack in Gießen förmlich, mit Bewußtſein, Wollen und Berechnung gelogen und verläumdet hat. S. 107—115.

19. Meine vormalige Erklärung über und wider Heinrich Heine, die man jetzt gegen mich ſelber wendet. Das völlig Unpaſſende und Unſtatthafte dieſes Verfahrens und der weſentliche Unterſchied meiner Natur, Lebensgeſchichte und Bekehrung von der des Genannten. S. 115—122.

20. Daß von einem „Nebucadnezar“ in und an mir keine Spur zu entdecken iſt, und daß ſich ein ganz anderer Vergleich darböte, wenn magnis componere parva erlaubt. Schilderung des Schickſals, welches mir auf dem Boden, auf dem ich früher ſtand, von den eigenen Glaubensgenoſſen, von der eigenen ſpeciellen Partei, von meinen intimſten Freunden, von Denen, welchen ich ganz beſonders vertraut, denen ich nach Kräften wohlgethan, denen ich im Unglück beigeſtanden und für die ich öffentlich das Wort geführt, bereitet worden iſt. Wie man mir 1850 ſogar mit der Guillotine gedroht und mich zuletzt wenigſtens in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht ruinirt und todt gemacht hat. Was ich von den bezüglichen Buchhändlern und Verlegern zu erdulden gehabt. Andeutungen über meine ſonſtigen Verhältniſſe in der ſocialen Welt. Die Philiſterhölle. Wie ich endlich dieſer ganzen Region und Wirthſchaft voll Eckel und Abſcheu den Rücken gekehrt und, wie weiland Themiſtokles, zu meinen Feinden gegangen. Wie ich dies auch mit gutem Gewiſſen und Aufrichtigkeit zu thun vermochte. Noch ein Vergleich: der mir beſtimmte Sarg ein Rettungskahn. Schluß. S. 122—148.

II. Der Menſch. Ausſprüche und Zeugniſſe über die intellectuelle, moraliſche und ſociale Beſchaffenheit des Menſchengeſchlechtes, namentlich was das Verhältniß des Allgemeinen zum Einzelnen, der Majorität zur Minorität, des gemeinſamen Gattungscharakters zur exceptionellen Einzelheit und Beſonderheit betrifft. Aus heiliger und profaner Geſchichte und Litteratur. Eine Reihe von Aphorismen nebſt Einleitung. Vergl. oben „Anti-Noack“ Cap. 4.

Seite
Einleitung 152
Aphorismen. Erſte Abtheilung 176
Aphorismen. Zweite Abtheilung. Ueber die Schranken der natürlichen Erkenntnißkraft des Menſchen insbeſondere . . 271
Zuſatz in Beziehung auf eine mögliche Einwendung . . . 281

III. Schriſten, Entwürfe, Plane. Nebſt biographiſchen und zeitgeſchichtlichen Bemerkungen.

IV. Gerücht und Thatſache. Eine Berichtigung. . 323

V. Lyriſch-didaktiſche Blüthenleſe aus gedruckten und ungedruckten Sammlungen. Bettina 1837. Hafis 1. u. 2. Sammlung, 1846 und 1852. Frauenbilder 1853. Polydora 1855. Lied und Lehre. Manuſcript, die noch ungedruckten Gedichte enthaltend. Das Ganze einen Zeitraum von ohngefähr zwanzig Jahren umfaſſend.

Ich werde hier die Anfänge der Gedichte, in welchen ein Moment vorkommt, welches nach Herrn Noack's Behauptung in meinen Darſtellungen gänzlich fehlt, die Anerkennung weiblicher Milde und Hülfsleiſtung nämlich, wie ſie insbeſondere die „barmherzige Schweſter" übt, im Drucke auszeichnen laſſen.

1. **Ich roch der Liebe himmliſches Arom** 343
2. **Wie des Abends ſchöne Röthe** 345
3. **O wie ſchön ſind Menſchenaugen** 345
4. **Reich herab vom Wolkenhimmel** 346
5. **Meine Lieb' und deine Schöne** 346
6. **Mein Gedanke, fromm erglühend** 346
7. **Süßer Hort, ich denke dein** 347
8. **Nebel überzieh'n die Höhe** 347
9. **Lieb' und Rauſch' iſt ein Geheimniß** 348
10. **Wehe meiner Trunkenheit** 348
11. **Müde bin ich meines Seins** 349
12. **Iſt dir ein getreues** 349
13. **In ein Buch** 350
14. **Ein unſterblicher Genius iſt** 350
15. **Schön iſt ſie, ja** 350
16. **Zwei Paradieſeslauben** 351
17. **Als ich zum erſten Male** 351
18. **So wunderklug die Worte** 351
19. **Alles in Einem ſieht das Aug' der Liebe** 352
20. **Es gibt verwegne Triebe** 353
21. **Ich wollt', ich ſäß an ſeiner Thür'** 353
22. **Jahrelang gedehnter Wehen** 354
23. **Ach, ſchmückte mich der Kranz der höchſten Ehren** . . 355
24. **Aus welch erhabnem Reiche der Ideen** 355
25. **Nicht Sternennacht und hehre Dämmerungen** . . . 356

		Seite
26.	Schau' ich hinein in deiner Augen Glanz	356
27.	Die Wonne der Geſundheit iſt ein Gut	357
28.	Ach wüßteſt du, Geliebte, wie ich bebe	358
29.	Ich ſahe deiner Jugend Roſenflor	358
30.	Wem ſich dein Herz ergeben	359
31.	Mein ganzes Leben war	360
32.	Ich bin der Staub, der dir zu Füßen ruht	360
33.	Laß Jahr auf Jahr vergangen ſein	360
34.	An Wandel und Wechſel o glaube nicht	361
35.	Die Zeitgewalten, die uns beherrſchen	361
36.	Es ſenkte, matt und krank	363
37.	Mary, du Seele voll himmliſcher Güte	364
38.	Sorge nicht, verkannt zu ſein	364
39.	Nein, nein, du weißt nicht, wie ich dich liebe	365
40.	Fort mit dem Ich und ſeiner Kraft	365
41.	Wie biſt du, meine Königin	366
42.	Wo iſt der Ort, an dem du weilſt	367
43.	Der Rohe liebt in Wahrheit nie	367
44.	Die Liebe, ſie muß viele	368
45.	Der Liebe hohe Weih'n	368
46.	Sie ſind dahin, die Tage des Menſchen	368
47.	So halt' ich es mit meiner Liebe	369
48.	Wenn ich zurückkehre	370
49.	Von welcherlei Natur die Liebe ſei	370
50.	Stark wie der Tod die Liebe	370
51.	Drück' in meine Bruſt	371
52.	Zweie, die gingen hin und fanden ſich	371
53.	Werde nun nicht mehr hier	372
54.	Von der Sierra kommt der Schäfer	372
55.	Du irrſt, o Lieb! Nicht Alles endet	373
56.	Vereiniget wird durch ein heilig Band	374
57.	Am ſchönſten aller Feſte	374
58.	Schau auf aus deinem Thale	375
59.	Das iſt der alte „Höllenzwang“	376
60.	Es fließet dir, Geliebte	377
61.	Ich trauerte tief um meine Theonoe	378
62.	Heliodoros ſchloß ſein Aug' im Tode	378
63.	Laut durch die Thore der Stadt in ihrem Jammer	379
64.	Brav Herz, brich nicht	379
65.	Wenn ich ausgeglüht	379
66.	O ſinne nicht auf Scheidcanal	380
67.	Dies Blatt, es iſt ein Leichenſtein	380
68.	Betracht' ich in meinem Garten	381
69.	Ein ſchmucker Junge biſt du zwar	381
70.	Alles, Alles in den Wind	382
71.	Fliehe nur, verrätheriſcher Knabe	382
72.	Fortgeführt vom Bräutigam	382
73.	Roſe du am Borne, rothe Roſe	384
74.	Er, den ich liebe	384
75.	Wer ſind die Eltern meiner Phantaſie	385
76.	Ich hab' ein Hüttchen, das iſt klein	386
77.	Komm, theuere Maid, die Alle ſchelten	387

		Seite
78.	Wie doch verfielſt du, du guter Knabe	387
79.	Tief innen hier im Buſen	388
80.	Du biſt, in heiterer Schöne Glanz erſcheinend	389
81.	Du knieſt vor ihm, dem armen Wicht	389
82.	Mach' mir Nichts weiß!	390
83.	Was meinem Geiſt entſproſſen iſt	390
84.	Immer und immer fragt es ſo bang in mir	391
85.	Ich führte dich, die Kranke, zu dem Kranken	391
86.	Du liebſt die rothen Wangen	392
87.	Zwei zarte, duftige Sträußchen	393
88.	Wie zum Verdienſte rechnen kannſt du mir	394
89.	Ein Ziel und Ende zu erſtreben	394
90.	Ach, dieſes allerſchönſte, tiefſte, reinſte	394
91.	Warum vom Auge mir	395
92.	Am Wege dorten iſt ein Stein zu ſeh'n	396
93.	Warum ſo trüb, mein liebes Kind	397
94	Daß du verlaſſen biſt	397
95.	Rachegeiſter, meinſt du	397
96.	Ausgetrocknet iſt die Eipel	398
97.	Schön war, das ich dir weihte	399
98.	Der arme Hund, der an der Kette ſeufzt	399
99.	Tiefmitternächtige, lautloſe Stille rings	400
100.	Ein Herz — Gott, wie unendlich viel iſt das	400
101.	O ſchönes Bild	400
102.	Ach, wäreſt du treu geblieben	401
103.	Du haſt ſo viel geliebt in deinem Leben	401
104.	Es kommt die Zeit und ſie iſt nah vielleicht	401
105.	Das iſt der Fluch, der auf dem Weibe ruht	402
106.	Mein Leben iſt dahin	402
107.	Bedauere du herzloſe Menſchen nicht	402
108.	Bei tiefer, ächter Neigung	403
109.	Wenn ihr erbarmungsreich, ihr Himmliſchen	403
110.	Es war in einer fürchterlichen Nacht	404
111.	Der treuſte Mann, verſtoßen	405
112.	Gott grüße dich! Ich komme	406
113.	Gebe Gott, du falſche Seele	407
114.	So einfach erſcheint dein Weſen	408
115.	So eigen iſt, was ich geträumet	408
116.	So ſteh'n wir, ich und meine Weide	409
117.	Ueber mir zieht eine thränenſchwere	409
118.	Nachtigall, die fromme, lebt und webet	409
119.	O welche Treue mein Inn'res hegt	410
120.	Lieben, ohne Maaß entflammt	410
121.	Drinnen im Gemache ſchmiegt ſich	411
122.	Hier glühſt du recht mit Ungebühr	411
123.	Daß ich dir immer, immer neu	412
124.	Seelengebrechen, Fehler und Schwächen	412
125.	Du wähnſt, mir Harme zu bereiten	412
126.	Iſt es ein hart Geſchick	413
127.	Wohl eine Märtyrerkrone	413
128.	Was würd' ich Alles thun zu deiner Luſt	414
129.	Ich bin ein armer Eremit	414

Seite
130. Mein Herz iſt eine Phiole 414
131. Den Kranken und den Irren 415
132. Demüthiger Stolz und ſtolze Demuth laben 415
133. O du biſt gut! 416
134. Ich raube dir die Zeit 416
135. Die Anderen verbergen ihre Sünden 416
136. Den lieblichſten der Engel 416
137. Nicht halte dich die Leidenſchaft 417
138. In der Liebe großem Lapidarſtyl 418
139. Daß du in weltlichen Dingen 418
140. Zertreten, du heiliger Engel 418
141. Oft an mich ſelbſt die Frage 420
142. Die Blumen, die du mir geſpendet haſt 420
143. Ein Grauen hatt' ich, wie die Menſchen alle 421
144. Nie haſt du mir den ſüßen Mund gereicht 421
145. Hieher beliebt es dir 421
146. Nicht, ſagſt du, habe Natur dich 423
147. Wohl hat die Welt manch einſam-tief- 423
148. Das Leben, o Liebſte, wie iſt's ſo lang 424
149. Andere Feſte haben wir gefeiert 424
150. Ich könnte dir die hehrſten Eide ſchwören 425
151. Es wohnt ein höherer Menſch in uns 426
152. Dies eine nur iſt Glück 427
153. Was hätt' ich anzuſchlagen 427
154. Der Gott da oben, Göthe 428
155. Es läugnet den Zauber die Welt 429
156. Beraubet der Geborenen und blind 430
157. Erſt der Demetra Prieſterin 430
158. Hermokrateia — dies mein Name 431
159. Medeios hat, der Kleine, ſeiner Amme 431
160. Aeſchra, die Phrygierin 432
161. Steh', Fremdling 432
162. Der alte Geiger Willie 432
163. Von wegen meiner Streiche. 434
164. Und wenn ich mich bedenke 434
165. Nur wenige Stunden 435
166. Dein gedenk' ich tauſendmal 436
167. Wundervìel hätt' ich genoſſen 436
168. Propheteneifer übermannte mich 437
169. O wär' ich in die kalte, dunkle Stube 437
170. Wenn es ſo graulich hier beſtellt 438

I.

Anti-Noack

d. i.

Entgegnung

auf

Herrn Prof. Dr. Noack's in Gießen Aufſatz in deſſen „Pſyche“ III. 3. S. 129 ff.

> Die Bosheit iſt ſinnreich, ausgenommen,
> wenn ſie durch zu große Ausſchweifungen
> ihre eigene Abſicht vereitelt.
>
> Lorenz Sterne.

Lange habt ihr euch beſonnen;
Ließ euch **Samiel** im Stich?
Endlich habt ihr Muth gewonnen,
Und der Sturm entwickelt ſich.

Doch umſonſt iſt eure Tücke,
Treibt ihr es auch noch ſo arg;
Eure Bosheits-Meiſterſtücke
Zimmern nicht an meinem Sarg.

Mein Geſchick, ich werd's vollenden,
Ueben meine Dulderpflicht;
Unter euren Mörderhänden,
Ihr Banditen, fall' ich nicht.

1.

Es iſt ſonderbar, wie die Menſchen in Lebensbahnen, Berufsarten, Stellungen und Wirkſamkeiten hineingeriſſen werden können, die ihrer eigentlichen Beſchaffenheit und Beſtimmung durchaus widerſtreiten und ſie oft ganz als das Gegentheil deſſen erſcheinen laſſen, was ſie in Wahrheit ſind. Ich bin eine meinen urſprünglichen Anlagen und Neigungen nach durchaus friedliche, idylliſche, lyriſche, muſikaliſche Natur. „Ich glaubte und glaube jetzt noch beſonders für muſikaliſche Bethätigungen geſchaffen zu ſein. (Wenn ich mich dieſen widmete, ſo war mir's am wohlſten; ich that es, wenn ich mich am freieſten fühlte und am höchſten ſtand.) Einen Grad tiefer ſtand für mich die Poeſie, wo ich mit dem harten, ſteifen, unmuſikaliſchen Sprachdialecte zu kämpfen hatte, der ſeit der Reformation eine ſo tyranniſche Herrſchaft errungen, und über den ſich bekanntlich ſchon Göthe ſo bitter geäußert hat[1]). Ich ſuchte

---

1) „Was mit mir das Schickſal gewollt? Es wäre verwegen,
So zu fragen; denn meiſt will es mit Vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Abſicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt."

ihn ſo weich und melodiſch zu handhaben, als möglich iſt — ein undankbares Geſchäft, da das deutſche Ohr für ſolche Verfeinerungen noch ganz unaufgeſchloſſen (und ein holperiger, von Conſonanten ſtarrender Accentvers ihm eben ſo lieb, ja noch lieber, als ein nach den feinſten Regeln antiker Proſodik gebauter,) iſt; denn wenn es lautet, wie ein über Steine raſſelnder Karren, dann findet ſich der Deutſche am heimathlichſten angeweht, dann pflegt er mit um ſo größerem Stolz die unvergleichliche Kraft und Würde ſeiner edlen Sprache zu empfinden. (Das alſo war Nr. 2.) Dann kam die Philoſophie; noch weiter hinab, wenn auch im Zuſammenhange mit jener, bewegte ich mich im hiſtoriſchen, philologiſchen, mythologiſchen, kritiſchen und polemiſchen Felde.“ Und an dieſe für mich unterſte Art von Thätigkeit habe ich die meiſte Kraft und Zeit meines Lebens gewendet! Der poetiſche Raptus hatte Jahre lang geruht, als er, durch Bettina entfeſſelt, auf einmal ſeine Schranke brach und ſich durch eine Reihe von dichteriſchen Werken hindurch bis zur „Polydora“ und anderen ungedruckt geblie-

---

„Vieles hab' ich verſucht, gezeichnet, in Kupfer geſtochen,
Oel gemalet, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt,
Unbeſtändig jedoch, und Nichts gelernt und geleiſtet.
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.“

benen Poeſien und Sammlungen hin entwickelte. An dieſer Geſtaltung meines geiſtigen Lebens und Strebens war das viele und mannigfaltige Mißgeſchick, womit ich ſeit früher Jugend an zu kämpfen hatte, ſo wie die ſchlechte, angeblich progreſſive, in der That aber zurückſchreitende Zeit Schuld, in die mein Daſein zu fallen das Unglück hatte. Wäre es mir gelungen, Muſiker und Componiſt zu werden — ich wäre glücklich, ja ſelig geweſen, hätte nicht ſo viel Anſtoß und Aergerniß gegeben und wäre nicht ſo viel gehaßt, verfolgt und geſcholten worden. Es fallen mir, indem ich dies ſchreibe, allerlei in meinem Gedächtniſſe ſonſt tief ſchlummernde Züge aus meiner Kindheit und Jugend ein. Manches weiß ich nur aus den Erzählungen meiner Mutter, da mir ſelbſt keine Erinnerung davon geblieben iſt. So wurde mir einmal, da ich noch unter der Obhut einer Wartfrau ſtand, die mich zuweilen auf den nahe gelegenen Obſtmarkt trug, eine kleine Kindergeige geſchenkt, auf der ich den Bauern vorzuſpielen verſuchte. Sie hatten ihre Freude daran und ſchenkten mir Obſt. Und ſonderbar iſt es, wie ich mir jetzt noch manchmal vorſtelle, es müßte ein herrliches Leben ſein, mit einer Geige herumziehend das Volk zu begeiſtern und ſo ſein armſeliges Brod zu verdienen 1). Auf dem Claviere verſuchte ich auch ſchon zu ſpielen, bevor ich Unterricht erhalten. Nach-

---

1) Vergl. das Lied vom alten Geiger **Willie** in der „Polydora" II. S. 222 ff. und unten in der poetiſchen Abtheilung dieſes Heftes.

her erhielt ich einigen; als aber mein Vater verarmte, was noch in meinen Knabenjahren geſchah, hörte derſelbe wieder auf. Doch ſpielte ich ſo, daß ich als Gymnaſiaſt Unterricht für Geld zu ertheilen vermochte. Ich verſuchte mich auch im Componiren; auf dem älteſten der Verſuche, die übrig geblieben ſind, ſteht die Jahrzahl 1811, da ſtand ich alſo in meinem elften Jahre. Es iſt der Anfang eines Liedes von Göthe: „Ihr verblühet, ſchöne Roſen," in B moll geſetzt. Die Compoſition war kindiſch: unbeholfen und fehlerhaft niedergeſchrieben, ſo daß nicht einmal Vorzeichnung und Takteintheilung getroffen war; gedacht aber war ſie richtig, was das vom theoretiſchen Bewußtſein unabhängige praktiſche Vermögen der künſtleriſch ſchaffenden Seele beweiſt. Es fehlte mir an Belehrung; von Contrapunkt, Harmonielehre u. dergl. wußte ich gar Nichts. Meine Mutter ſchickte mich, als ich etwas reifer war, mit meinen nun wenigſtens ſchon ordentlich aufgeſchriebenen Compoſitionen zu einem alten Cantor, der aber ungefähr ſo viel wußte, als ich, und der mich, da ich ihn für ſeinen Unterricht nicht belohnen konnte, verdrießlich und unwillig gleich wieder abſchüttelte. Da verzweifelte ich an meinem muſikaliſchen Lebensplane und warf mich in die Philologie und Poeſie; ſchrieb ganze Bände lyriſcher, epiſcher und didaktiſcher Gedichte, überſetzte homeriſche Geſänge metriſch in's Lateiniſche und horaziſche Oden eben ſo in's Griechiſche, eigentlich nur, um die in mir gährende und wogende Muſik abzuleiten, mit der ich mich zwiſchendurch wohl immer noch ſelbſt productiv beſchäftigte, aber nur zu meiner eigenen ſtillen Luſt und Befriedigung und ohne einen weiteren Gebrauch davon machen zu wollen; die Sache bekam und behielt den Charakter einer dilettantiſchen Neigung und Liebhaberei, der ich nicht ernſtlich nachhängen und mit deren Erzeugniſſen ich nicht wagen durfte, öffentlich aufzutreten. So war ich bereits damals aus meinem Himmel geſtoßen, und wie es weiter ging und wie ich immer tiefer ſank, habe ich ſchon ſonſt angedeutet.

Mit meinen Studien und Bemühungen auf jene mir berufsmäßig entfremdete Kunſt zurückzukommen und darin noch Etwas zu leiſten, was der Rede werth, dazu glaube ich als Sechziger und angehender Todescandidat nicht mehr geſchickt zu ſein; die Vorſehung ſcheint mir eine Befriedigung der Art aus irgend einem nur ihr bewußten Grunde für immer verſagt zu haben, und ich muß mich in mein Schickſal ergeben. Was ich indeſſen wünſchte, wäre dies, am Schluſſe meines Lebens doch nur endlich das Schild und Schwert des Polemikers aus den Händen legen und mich ganz nur in poſitive Erörterungen vertiefen zu können, wie ſie ſo höchſt nöthig ſcheinen. Zeit und Welt treten der Erfüllung auch dieſes Wunſches hemmend und unterbrechend entgegen. Ich wollte in dieſem und den folgenden Heften keine blutigen Schlachten liefern, auch ganz und gar nicht von meiner Kindheit, Jugend, Naturanlage u. ſ. w. ſprechen, ſondern ganz andere, mich eben lebhaft beſchäftigende Dinge behandeln — was geſchieht? Ein gewiſſer Profeſſor in Gießen, mit welchem ich mich früher einmal nur oberflächlich berührt und den ich ganz aus den Augen verloren, tritt auf und macht das allerfeindſeligſte, ſchonungsloſeſte Attentat auf mich. . . . Nicht doch! Er hat ja ein ſo herzliches Mitleid mit mir armen Leidenden; er iſt ja ſo weit entfernt, mir den Frieden zu mißgönnen, den ich nach den Irrfahrten meines Lebens in meinem jetzigen kirchlichen Aſyle gefunden; er iſt, wie er ſelbſt ſo ausdrücklich verſichert, ganz Milde und Menſchlichkeit. Er wirft mich bloß in eine Pfütze voll des ſcheußlichſten Unrathes, Wuſtes und Gräuels hinein, und beſudelt mich dermaßen, daß man ſchon hundert Schritte weit die Flucht vor mir ergreifen ſoll. Er geht darauf aus, mich dermaßen zu ärgern, zu kränken und zu reizen, daß ich beim Leſen ſeines Artikels ſo recht tödtlich in's Herz getroffen, hinſinken und in Convulſionen meinen Geiſt aushauchen ſoll. Das iſt ja gar Nichts, das verträgt ſich mit dem Humanismus dieſer Menſchenclaſſe auf das Vortrefflichſte, ſo wie es ſich ja auch mit dem Moralismus derſelben verträgt, den „Jungfernſtieg eines jedes Städtchens“ zu kennen und „auf der Gaſſe, hinter dem Küchenheerd, im Stalle und auf dem Heuboden“ zu Hauſe zu ſein, worüber die „Pſyche“ III. 3. S. 132 erfahrungsgemäße Belehrungen gibt.

Ich werde, mein theuerer Herr Noack, den Schmutz, mit dem Sie mich zu bedecken belieben und der an mir zum Glück nicht haften will, mit leichter Mühe abſchütteln; möchte nur Nichts davon auf Sie zurückfallen und an Ihnen haften! Und vor Zorn, Unmuth, Wuth, Verzweiflung den Geiſt aufgeben, das werde ich gar nicht. Das, was ich hier zu thun habe, um mich Ihrer niedrigen Angriffe zu erwehren, iſt nur deshalb ein Strich durch meine Rechnung, weil ich ſtatt deſſen von der „Zauberflöte" und dem dazu von Göthe gedichteten zweiten Theile ſprechen wollte, was ich indeſſen, ſo Gott will, im nächſten Hefte thun werde. Sollte es Ihnen vielleicht Verdruß bereiten, daß ich mich ſo gelaſſen mit Ihnen unterhalte, ſo kann ich nicht helfen; mein jetziger Standpunkt flößt mir eine Faſſung und Ruhe ein, die ſelbſt ſo abſcheuliche Mißhandlungen, wie die mir von Ihnen zugefügten, nicht aufzuheben vermögen. Ich kann Nichts thun, als ein ſtilles Gebet für Ihre arme Seele ſprechen, deren bedenkliche Verfaſſung 1) ich aufrichtiger bedauere, als Sie den Zuſtand des „armen Lazarus," den Sie die freundliche Abſicht haben, vollends hinunter in's Grab zu ſtoßen — ein Aſyl, das ſich wohl bald für ihn öffnen wird, doch nicht durch Sie und Ihre würdige und liebliche Genoſſenſchaft. Zu

---

1) Es iſt eine von jenen, die mit aller Gewalt ſich ſelber läugnen, um nicht Gott und dem von ihm abſtammenden erhabenen Seelenreiche anzugehören. Die „Pſyche" wird nach den mir vorliegenden Proben zu urtheilen, weſentlich im Intereſſe dieſer ſcheußlichen Negation geſchrieben.

dieſem Augenblick befinde ich mich ſogar ungewöhnlich wohl und leidenslos; ich ſchreibe dies in ſchönſter, blühendſter Sommerzeit, in einem hübſchen Gartenhäuschen, von Blumenbeeten, Feldern und Baumgruppen umringt, von einem Heere munterer Vögel umzwitſchert und von Allem entfernt, was mir peinlich und widerlich iſt. Ein keckes Vögelchen kommt zuweilen ſogar zur offenen Thüre hereinſpazirt und macht mir einen Beſuch. Dieſe exceptionellen Umſtände mögen denn auch wohl die Urſache ſein, daß ich, indem ich mich zu dieſer Erwiederung anſchickte, ſtatt ſofort gehörig loszuſchlagen, in eine ſanfte, träumeriſche Stimmung verfiel, und mich, ein halbes Jahrhundert voll Kampf, Verirrung und Qual überſpringend, in meine Jugend und Kindheit zurückverſetzte, wo ich den Bauern in Nürnberg auf einer Kindergeige vorſpielte und an einem kleinen, ſchlechten Claviere ſitzend und Göthiſche Lieder componirend, ſo glücklich war.

„Ihr verblühet, ſchöne Roſen!
Meine Liebe trug euch nicht.“

Man ſieht: ich muß mir eine recht große Gewalt anthun, um von Tönen und Roſen hinweg auf den ſehr heterogenen Gegner und ſeine boshaften Angriffe zu kommen und nur ſo weit in Zorn und Eifer zu gerathen, als gerade nöthig iſt, um mich wider einen Feind zu wehren, der mir mehr Schimpf und Schande angethan, als je ein anderer, wiewohl meine literariſche Laufbahn mit ſolchen Begegniſſen ſattſam geſegnet war.

2.

Doch nun zur Sache! In des Genannten „Pſyche" ſteht ein Aufſatz des Titels: „Die Meiſter Weiberfeind und Frauenlob. Eine pſychologiſche Antitheſe zwiſchen Schopenhauer und Daumer in Frankfurt a. M." Es ſollen hier zwei Fliegen mit einer Klappe geſchlagen werden. Dieſe Klappe iſt nämlich die der moraliſch-biographiſchen Verdächtigung und Anſchuldigung, der auf Scandal hinzielenden, nur Alles, ſo Sache, wie Perſon, um jeden Preis in dieſen Sumpf hineinzerrenden Lüge, Verläumdung und Beſudelung. Schopenhauer und ich werden zwar antithetiſch auseinandergehalten und als Gegenſätze betrachtet; zugleich aber auch calumniatoriſch identificirt und als in einem und demſelben Grunde ſexualer Verirrung und Verderbniß wurzelnd abgethan. Das iſt des Pudels Kern; die hiebei vorkommenden ſittlichen und religiöſen Entrüſtungen, Explicationen, Belehrungen und Ermahnungen ſind die purſte, frechſte Heuchelei, Phraſeologie und Maskirung der wahren Geſinnungen und Abſichten, die hier obwalten. Daß eine vollkommene ſittliche Fäulniß und Auflöſung vielmehr auf Seiten dieſer Gegner iſt, davon liefert dieſe Polemik einen evidenten Beweis.

Eine objectiv gehaltene und ausgeführte „Antitheſe" zwiſchen Schopenhauer und mir, wie ich früher war und mich in meinen Schriften manifeſtirte, wäre vollkommen berechtigt und begründet geweſen. Wir Beide, jener eigenthümliche Denker und ich, bildeten wirklich den frappanteſten Gegenſatz, doch auf den Grund einer gemeinſchaftlichen Eigenſchaft hin, der des unbegrenzten, vor keiner Conſequenz und Paradoxie zurückbebenden Muthes im Denken und Erkennen und im rückſichtsloſen Ausſprechen des Gedachten und Erkannten im Conflicte mit Welt und Zeit. Ich habe dieſen Gegenſatz ſelbſt ſchon in meiner Converſionsſchrift S. 15. berührt und dadurch Herrn Noack wahrſcheinlich zu dem Gedanken einer ſolchen Antitheſe veranlaßt, die er aber ſeinem übelwollenden Zwecke gemäß ganz nur „pſychologiſch," wie er ſich ausdrückt, Alles nämlich auf ſubjective, perſönliche, individuelle, pathologiſche d. h. ſcandalöſe und ehrenrührige Urſachen und Motive zurückführend, geſtaltet hat. Die Sache iſt dieſe. Ich wollte die Tilgung der Uebel und Mängel, an denen Welt und Leben leidet, durch poſitive Entwicklung und Vollendung des weltlichen, menſchlichen, natürlichen, nur eben von dieſen Negationen zu befreienden Seins. Schopenhauer dagegen fordert die völlige Abſtraction von dieſem Sein, das er für durchaus heillos und unheilbar hält. Ich war der glühende, begeiſterte Prophet des Lebens und der Liebe im Sinne der poeſievollſten Affirmation und Steigerung dieſer Realitäten zu einem irdiſchen, doch nicht bloß äußerlich, ſinnlich, materiell, ſondern in jeder Weiſe befriedigenden Daſeins- und Liebesparadies, in welcher Eigenſchaft und Intention ich beſonders meine poetiſchen Werke, Bettina, Hafis, Mahomed, Frauenbilder, Polydora verfaßte. Jener dagegen iſt[1] der mit gleich ächtem Pathos erfüllte Prophet des Todes und der Vernichtung, der allgemeinen und unbedingten Weltverachtung und Lebensverneinung, als welcher er ſich ebenfalls an eine orientaliſche Denkart angeſchloſſen hat, ſo daß wir Beide inſofern als eine occidentaliſche Abſpiegelung einerſeits der natur- und lebensfreundlichen perſiſchen Lyrik und Dichterphiloſophie und andererſeits des indiſchen Trübſinnnes und der Alles in ihr ödes, beſtimmungsloſes Nirwana verſenkenden Buddha-Religion zu betrachten ſind. Was das Verhalten zum weiblichen Geſchlecht betrifft, ſo mußte ſich bei Schopenhauer und mir nothwendig eine der beiderſeitigen Anſchauungsweiſe überhaupt entſprechende Differenz geſtalten. Indem ich in dem Weibe die Wurzel der Realität und all ihres poſitiven Weſens und Gehaltes, die ſexuale Repräſentation der Natur im Unterſchiede der geiſtigen Abſtraction und Verſelbſtigung ſah, welche die ſpeciſiſche Beſtimmtheit des männlichen Charakters ausmache, ſo konnte ich nicht umhin, auf daſſelbe den höchſten Werth zu legen. Schopenhauer dagegen, die realiſtiſche Natur und Bedeutung des Weibes nicht weniger erkennend, konnte ſich bei ſeiner antirealiſtiſchen Denkart eben ſo natürlich nur zum Gegner und Verächter dieſes Geſchlechtes ausbilden, wobei es für eine philoſophiſche Beurtheilung, wie ſie ſolchen Phänomenen gegenüber ziemt, gleichgültig iſt, was für abſonderliche ſubjective und individuelle Stimmungen, Neigungen und Lebenserfahrungen etwa im Spiele geweſen ſein mögen. In Betreff der ſinnlichen Seite des Geſchlechtsverhältniſſes war es mir im höchſten Grade ſtörend und ärgerlich, dieſelbe, ſo allgemeiner Denkart und Sitte gemäß, zwar leidenſchaftlichſt begehrt und möglichſt ausgebeutet, zugleich aber auf das Schmählichſte in den Staub gezogen, um ſeine theoretiſche und moraliſche Achtung und Anerkennung gebracht und meiſt, wenn auch in geſetzlicher Schranke, auf das Roheſte behandelt zu ſehen. Der Prophet des Lebens durfte keine weſentliche und unabtrennliche Seite deſſelben im Zuſtande der Entwürdigung laſſen; er mußte daher auch die ſogenannte „Sinnlichkeit" aus der tiefen Schmach, in die man ſie hineingeſtoßen, emporzuretten, ihr Würde, Adel, Ehre zu verſchaffen, ſie auch mit moraliſcher Schönheit auszuſtatten und mit Geiſt und Gemüth auf's Innigſte zu verknüpfen und zu verſchmelzen ſuchen. Er mußte ihr als Dichter eine Darſtellung geben, die den ganzen Reiz derſelben zur Vorſtellung und Empfindung brachte, aber durchaus nicht in der ſchlechten Manier eines frivolen, lasciven, nur auf phyſiſche Aufregung ausgehenden, das ſinnliche Moment auf Koſten des geiſtigen und gemüthlichen hervorhebenden Schriftſtellers; das wäre ja ganz gegen ſein Intereſſe geweſen, gerade dieſe häßliche Abſtraction und Einſeitigkeit [1]) galt es ja zu verdrängen und durch den Zauber poetiſcher Darſtellung zu überbieten; die ſinnliche Natur

---

[1] Ich hatte, als ich dies ſchrieb, den damals noch Lebenden vor Augen.

---

1) „Den Wüſtling ohne Geiſt und Herz,
Den ſelbſtiſchen, unedlen, gemeinen."
Hafis. 2. Ausg. S. 169.

des Menſchen ſollte ihrer iſolirten Stellung und Behandlung völlig enthoben werden, ſollte ganz aufgehen in Geiſt und Herz und für ſich ſelber gar Nichts mehr ſein. Ich war ſo nichts weniger als ein Freund der Sinnlichkeit in dem gewöhnlichen, ſchlechten Sinne dieſes Wortes; ich war ihr größter Feind; ich wäre ihr gefährlichſter geweſen und hätte ſie vernichtet, wenn ſich die Menſchheit der ihren allgemeinen Charakter ausmachenden Gemeinheit entkleiden und auf den Standpunkt ſtellen ließe, auf welchen ich ſie erhoben zu ſehen wünſchte. Ein leichteres Spiel hatte Schopenhauer; er konnte die Sache in der ganzen Niedrigkeit laſſen, in der er ſie vorfand; er brauchte nur die von der Welt doch noch zugleich anerkannten beſſeren und höheren Beſtandtheile der Liebe zu tilgen und Alles zuſammen auf die ſeinem Zwecke entſprechende Stufe hinunterzudrücken. Keinem von uns Beiden iſt deshalb ein perſönlicher Makel anzuhängen; wir handelten dabei ganz nur unſeren philoſophiſchen Principien, Syſtemen und Intentionen gemäß; Schopenhauer wollte und will Nichts, als Abſtraction und Negation; es ſoll mit Leben und Liebe in jedem Sinne tabula rasa gemacht werden; meine Aufgabe war es, das Leben, deſſen Dichter und Prophet ich war, von allem Unehrenhaften, Degradirenden, Entadelnden, womit es behaftet war, zu befreien und es in jeder Beziehung ſo rein, ſchön, harmlos, unſchuldig, des Menſchen würdig, als nur immer möglich, erſcheinen zu laſſen. Das Alles iſt, glaube ich, einleuchtend genug; und was insbeſondere das ſo eben über meine Behandlung des ſinnlichen Momentes Geſagte betrifft, ſo wird ſie wohl Jeder beſtätigt finden, der meine Gedichteſammlungen zur Hand nimmt; er wird finden, daß ſelbſt bei dem tendenziöſeſten Krieg wider die mir damals mißfälligen Sitten und Einrichtungen, doch nie in ein ſchlechtes, frivoles Extrem gegangen 1) und die vom Dichter zu beobachtenden Geſetze der Anmuth, Schönheit, Grazie nirgends verletzt, die Liebe nirgends in's Niedrige und Gemeine herabgezogen iſt.

3.

Eine in ächtwiſſenſchaftlichem Intereſſe unternommene „Antitheſe“ zwiſchen Schopenhauer und mir würde nun die bezeichneten Differenzen, der ſo offen daliegenden und gar nicht zu verkennenden thatſächlichen Wahrheit gemäß, rein und redlich hervorgehoben und in's Licht geſetzt haben. Daran hätte ſich dann eine beliebige Kritik der beiderſeitigen Denkarten und Leiſtungen ſchließen mögen, und wenn nebenher auch Perſönliches, Pſychologiſches und Biographiſches, ſo weit es dem Berichterſtatter wirklich und aus ſicherer Quelle bekannt, zu anſtändiger Sprache gekommen wäre, ſo würde auch dies ganz in der Ordnung geweſen ſein. Bei einem ſolchen Verfahren aber würde eine ſo feindſelige

---

1) Vergl. Hafis. 2. Ausg. S. 336.:

„Die falſche Tugend müſſen wir,
Die falſche Sitte ſchelten;
Doch um ſo heiliger dafür
Wird uns die ächte gelten.“

Intention, wie die bei unſerem „Pſychologen" obwaltende, ihre Rechnung durchaus nicht gefunden haben. Auf den Scandal kam es an; willkührliche Annahmen und Folgerungen, ehrenrührige Andeutungen und Angaben voll Liſt und Lug, totale Entſtellung der Sachlage, elender, wohlfeiler Spott und Hohn, Bübereien und Bosheiten aller Art mußten zu Hülfe genommen, die Perſon mußte beſchimpft und ſo in und mit ihr zugleich die von ihr vertretene, unmittelbar nicht ſo leicht zu behandelnde Sache entwerthet und entwürdiget werden. Die alte, abgedroſchene Behauptung, daß ich geiſteskrank ſei, wird auch hier wieder aufgetiſcht, wobei ſich die Frage aufdrängt, wie man ſich denn mit einem ſo ausgemachten, bereits ſo vielfach abgehandelten und abgefertigten Narren immer wieder von Neuem befaſſen und ſo viel über ihn reden mag. Unter denſelben pathologiſchen Geſichtspunkt wird auch Schopenhauer geſtellt. Das Nähere und Neuerfundene aber, auf deſſen ſcandalöſen Effect gerechnet iſt, iſt dieſes: die Anſchauungsweiſe des Letzteren wird auf eine von ihm im Intereſſe ſeiner Philoſophie zur Sprache gebrachte und deßhalb von dem Gegner bei ihm ſelbſt vorausgeſetzte Unnatur und Laſterhaftigkeit, die meine auf eine bei mir angenommene extravagante, nur auf maß- und rückſichtsloſe Befriedigung der Sinne mit amüſantem Wechſel des Gegenſtandes gerichteten Neigung zum weiblichen Geſchlechte zurückgeführt, wobei meine poetiſchen Werke, namentlich die „Frauenbilder," weil dieſe eine

Mehrheit und Mannigfaltigkeit von Darſtellung weiblicher Charaktere enthalten, in den gewaltſamſten Anſpruch genommen werden. Aus derſelben pathologiſch-ſexualen Urſache wird auch mein Wohlgefallen an dem keuſchen Mariencult erklärt, weil es doch eine weibliche Geſtalt iſt, die da verehrt wird, und ſo die Brücke zu dem Katholicismus gebahnt, dem ich auf ſo unreinem, ja ſchändlichem Wege in die Arme geſunken ſei. Das iſt die „Pſychologie," die hier entwickelt und in Wirkung geſetzt wird. Ich werde Alles bis in die einzelnen Züge hinein beſprechen und beleuchten, in der Hoffnung, mir dadurch das läſtige und ſtörende Geſchäft, auf ſolche Angriffe zu antworten, ein für allemal vom Halſe zu ſchaffen.

4.

Schopenhauer und ich — wir Beide ſind nach Herrn Noack's Behauptung hirnkrank, verrückt und ſollten eigentlich ins Tollhaus geſperrt werden. „Beide freilich," ſagt er, „halten ſich ſelbſt für vollkommen geiſtes- und gemüthsgeſund und weiſen natürlich die Verſicherung vom Gegentheile mit derſelben Entrüſtung von ſich, wie jeder Bewohner Bedlams, der die Vergunſt genießt, unter Geiſtesgeſunden frei umherzuwandeln." Daß eingeſperrten Bewohnern eines Irrenhauſes vergönnt ſein ſoll, unter nichteingeſperrten und geiſtesgeſunden Menſchen frei umherzuwandeln, will mir zwar nicht einleuchten; doch das kommt wohl nur von meinem ſchwachen Verſtande und zerſtörten Gehirne her. Eben ſo ſcheint es mir etwas ſonderbar, wenn Herr Noack gleich auf derſelben Seite 144 bemerkt: „Dieſer Mann, der damals noch Philoſoph, bald darauf ein eifriger Gegner des Chriſtenthums war“ u. ſ. w. Nach meiner bisherigen Meinung muß man nicht eben aufhören, Philoſoph zu ſein, wenn man das Chriſtenthum beſtreitet; ich glaube mich ſogar zu erinnern, daß es allerlei alte und neue Denker gegeben, die ſich gegen Chriſtenthum und Religion feindſelig erwieſen; doch das muß ein Mann, wie Herr Noack, beſſer wiſſen, als ich armer, hirnkranker Thor. Indem Herr Noack von meinem Einſiedlerleben auf dem fünfeckigen Thurm in Nürnberg ſpricht, ſagt er: „Auch dort oben noch machte er Gedichte.“ Kann man denn nicht eben ſo gut oder noch beſſer auf einem uralten, romantiſchen Thurme, als unten in Mitten der modernen proteſtantiſchen Philiſterwelt Gedichte machen? Doch das iſt nur eine Narrenfrage. Seite 255 wird Schopenhauer's Metaphyſik der Geſchlechtsliebe mit Kantiſchen Aeußerungen verglichen und als aus dieſen geſchöpft bezeichnet. Wie reimt ſich das mit der Annahme, daß Schopenhauers Anſichten auf laſterhafter Unnatur beruhen? — Und ſo könnte ich noch lange fortfragen; und auf ſolche, in Maſſe begegnende Ungereimtheiten und logiſche Monſtroſitäten die Behauptung gründen, es müſſe vielmehr in dem Kopfe dieſes Gegners nicht ganz richtig ſein. Doch das ſind Alles nur die verrückten Einwendungen und Einbildungen eines „Bewohners von Bedlam, der die Vernunft genießt, unter Geiſtesgeſunden frei umherzuwandeln." Denn umgekehrt zu urtheilen und an dem Verſtande eines Mannes zu zweifeln, der über mich, Schopenhauer und das ganze Bereich der philoſophiſchen und literariſchen Erſcheinungen in ſo ſouveräner Weiſe zu Gerichte ſitzt und ſo genau weiß und angibt, wer in's Irrenhaus gehört und da hinein eingeſperrt werden ſollte, geht nicht an, und ich geſtehe, vor ſeinem Urtheil einen ganz entſetzlichen Reſpect zu haben. Es fällt mir dabei jener Menſch ein, der damit beſchäftigt war, eine Menge von gefallenen Kriegern in eine Grube zu werfen und mit Erde zu bedecken. Einer derſelben erhob ſich und ſchrie: „Halt, Freund! Ich bin nicht todt; ſcharre mich nicht ein!" — „Ei was!" entgegnete der Menſch; „da könnte Jeder ſchreien und ſagen, ich bin nicht todt. Marſch in die Grube hinein!" So hat auch für Herrn Noack die Proteſtation eines von ihm zum Bewohner Bedlam's Beſtimmten durchaus kein Gewicht. Als Sophokles angeklagt wurde, geiſtesſchwach und unfähig geworden zu ſein, ſein Vermögen zu verwalten, las er zum Beweiſe des Gegentheils den Richtern eine ſo eben von ihm verfertigte Tragödie vor und wurde freigeſprochen. Allein, wenn noch jetzt, wie Herr Noack behauptet, „die Wiſſenſchaft der Pſychiatrie in den Windeln liegt, und noch nicht ſo weit gediehen iſt, um die Lebensgeſchichte ihrer Geiſtesgeſtörten und Gemüthskranken außerhalb der Thore Bedlam's zu beginnen," ſo war dieſe Wiſſenſchaft damals natürlich noch viel weiter zurück. Herr Noack wäre in

Folge der gereiften Wiſſenſchaft, die in ſeinem vorläufigen Beſitze iſt, mit dem armen Sophokles ganz anders umgegangen; er hätte geſagt: „Ei was! Da könnte jeder blödſinnige und alberne Menſch eine Antigone, einen Oedipus u. ſ. w. verfaſſen und vorleſen. Eine reifere, den Windeln entwachſene Wiſſenſchaft, wie ich ſie anticipire, erklärt dieſen Dichter für ausgeſtrichen aus der Liſte der geiſtig Kräftigen und Lebendigen; man führe ihn fort und ſtelle ihn unter entſprechende Aufſicht und Vormundſchaft!"

Daß die Meinung eines Menſchen über ſich ſelbſt in der That höchſt unſicher und zweifelhaft ſei, das iſt übrigens gar nicht in Abrede zu ſtellen; es beweiſen uns dies die Irren und Tollen, welche ſämmtlich geſund zu ſein behaupten, vorausgeſetzt, daß ſie wirklich irr und toll ſind. Denn leider iſt wiederum auch das allgemeine Urtheil über ein Individuum höchſt unſicher und zweifelhaft, wie ſo viele edle, gute, geiſtvolle, geniale, große, um ihr Volk, ihre Zeit, die ganze Menſchheit verdiente Individuen beweiſen, die man theils für Verbrecher, theils für Wahnſinnige gehalten und als ſolche behandelt hat. Jeruſalem ſteiniget die Propheten und kreuziget den Heiland, Paulus wird für einen Raſenden erklärt, ein Taſſo, Salomon de Caux und Andere als toll geworden eingeſperrt, einem Columbus laufen vor ſeiner Entdeckung die Straßenjungen nach und ſchreien: „Da geht der Narr!" Börne ſagt einmal: „Vernunft heißt der Wahnſinn Aller und Wahnſinn die Vernunft Einzelner."

Und wenn dieſer Satz, der mit jenem kirchlichen zuſammentrifft, daß ſich unſer Geſchlecht nicht mehr in ſeinem normalen Zuſtande befinde, und daß nicht nur der Wille des Menſchen, ſondern auch ſeine Erkenntnißkraft einen höchſt bedauerlichen und verhängnißvollen Schaden genommen, wenn dieſer Satz, ſage ich, eine gewiſſe, nicht wohl abzuläugnende Wahrheit enthält, ſo ſind Diejenigen, die in irgend einer Weiſe über dieſen allgemeinen Irrſinn erhaben ſind und ausnahmsweiſe richtiger denken und ſehen, ſehr unglücklich daran. Sie werden verlacht, verhöhnt, gehaßt, verläumdet, verfolgt, eingeſperrt, zu Tode gehetzt, erwürgt, hingerichtet — es gibt kein trauriges und ſchreckliches Loos, von welchem ſie nicht je nach Umſtänden bedroht und ergriffen werden. Ich werde in einer unten folgenden Abtheilung eine ganze Reihe von bezüglichen Thatſachen und Ausſprüchen verſchiedenartiger Autoren und bedeutender Menſchen geben. Zeugniſſe und Stimmen dieſer Art ließen ſich wohl unzählige beibringen. Man wird nicht den Muth haben, ſie ſämmtlich Lügen zu ſtrafen und das Gegentheil zu behaupten. Und ſo ſieht man, daß es um die Kennzeichen des Wahren und Rechten in der Menſchheit ſehr mißlich ſteht; daß weder der Meinung und Behauptung des Einzelnen, noch derjenigen der Mehrheit und Menge, wie was herrſchende Parteien, Völker, Zeiten, ja die Menſchheit überhaupt betrifft, ein gültig entſcheidendes Anſehen und Gewicht einzuräumen iſt; daß wir zwar Einzelne, als irrſinnig, aus unſerer Geſellſchaft verbannen und der Freiheit berauben, doch keineswegs immer mit Recht; daß Einzelne berechtigt zu ſein glauben und auch wohl nicht ſelten wirklich ſind, das Urtheil Anderer zu verachten, ſelbſt wenn es noch ſo allgemein und einſtimmig iſt, und ſich trotz alles Widerſpruches für klüger und vernünftiger, als ihre Umgebung zu halten; daß nicht nur das, was unter dem Niveau des gemeinen Menſchenſinnes ſteht, für unverſtändig, unvernünftig, irrſinnig gilt, ſondern leider auch das, was darüber ſteht, und daß die Menſchheit in allen höheren Beziehungen dem allerdringendſten Verdachte einer allgemeinen, ſo intellectuellen, wie moraliſchen Unfähigkeit und Verkehrtheit, einer durchgängigen, von uralter Zeit her vererbten und in den mannigfaltigſten Formen entwickelten Tollheit ſteht, gegen welche einzelne ausnahmsweiſe Einſichtsvollere und Beſſere den ſchwerſten Stand haben, der ſich indeſſen mit Selbſtaufgebung zu unterwerfen, für ſolche durchaus unſchicklich und unmöglich iſt.

Wie nahe läge es Herrn Noack, folgende Betrachtung aufzuſtellen: „Wenn dieſer Schopenhauer, wenn dieſer Daumer zwar die feſte, unerſchütterliche Meinung hat, zu den pſychiſch Geſunden und keineswegs in's Irrenhaus zu ſperrenden Individuen zu gehören, und doch einer, wie der andere, ein ſo completer Narr und Tollhäusler iſt — könnte denn die große und hohe Vorſtellung, die ich von der Integrität und Eminenz meiner eigenen Geiſteskräfte habe, nicht ebenfalls an einigem Irrthume leiden?“ Es wird in demſelben Hefte auch dem jüngeren Fichte der

Krieg gemacht, weil dieſer an eine Seele glaubt und dieſen Glauben philoſophiſch bewahrheiten will. Von einem Satze Fichte's heißt es: „Darin ſind bereits im Keime alle die Widerſprüche, Trugſchlüſſe, Spitzfindigkeiten, Erſchleichungen, unbewieſenen Vorausſetzungen und Täuſchungen des Bewußtſeins, wie in einem Knäuel zuſammengewickelt, woraus die mit ſo viel unerſchütterlicher Zuverſicht vorgetragene Beweisführung Fichte's im Einzelnen beſteht.“ Weiterhin ſteht der Ausruf: „Eine höchſt ſeltſame Schlußfolgerung, eine äußerſt bedenkliche Beweisführung für einen Mann, der über ein Menſchenalter hindurch vom Katheder herab die Denkgeſetze lehrte!“ Sind hier wirklich ſolche Schwächen und Fehler zu rügen, ſo iſt auch dies eine Erſcheinung, die uns in ganz allgemeiner Beziehung zu erſchrecken und, wie über das menſchliche Erkenntnißvermögen überhaupt, ſo auch über unſer individuelles beſorgt zu machen geeignet iſt. Iſt aber jene Kritik ungerecht, ſo ſieht man, was das Wahre und Tüchtige in dieſer Welt für ein Schickſal hat, und das führt wieder zur Weltverachtung und Anerkennung der chriſtlichen und kirchlichen Lehren vom Falle des Menſchengeſchlechtes, von der Verwerflichkeit deſſelben ſeinem jetzigen allgemeinen Zuſtande nach und von der Nothwendigkeit, daß ſich aus ihm, unter dem Einfluſſe und Beiſtande göttlicher und himmliſcher Kräfte, eine in geiſtiger und ſittlicher Beziehung höher geſtellte Weſenart bilde[1].

---

[1] Vergl. meine Converſionsſchrift S. 21 f. 32 ff. 35 ff.

Auf eine ſo merkwürdige Art arbeitet die Negation dem Glauben in die Hände. Die „Pſyche" hat keine Ahnung davon, was ſie für ein gutes dogmatiſches Werk iſt und was ſie der befehdeten „Romantik" für treffliche Dienſte leiſtet. Ich kann ihr als Dogmatiker und Romantiker nur das beſte Gedeihen wünſchen.

5.

Ich komme nun zu den meinen moraliſchen Charakter antaſtenden Punkten, die in Herrn Noack's Darſtellung meiner phyſiſchen Neigungen, meiner moraliſchen Grundſätze, meines Lebenswandels, meiner Kränklichkeit und der ihr untergeſchobenen Urſachen und meiner angeblich nur die frivolen Maximen, Sitten und Abenteuer meines Lebens ſpiegelnden Poeſien enthalten ſind. Bevor ich mich aber näher darauf einlaſſe, will ich die Ausſprüche und Angaben über meine Werke und meine Perſon ausheben, die ſich im äußerſten Widerſpruche mit Herrn Noack's entehrenden Behauptungen in ſeiner eigenen Schilderung finden und welche darthun, daß er recht wohl weiß, wie ſich die Sache verhält, und es, ſeinen feindlichen Abſichten gemäß, nur nicht wiſſen will.

So iſt denn für's Erſte über meine Behandlung des ſinnlichen Momentes im ſexualen Lebensverkehr daſſelbe, was ich oben bemerkt, mit aller Beſtimmtheit auch hier angegeben und eingeräumt, wenigſtens was meine in orientaliſcher Manier verfaßten Poeſien betrifft, mit welchen mir am meiſten Eingang zu finden und Wirkung zu thun geglückt.

Da leſen wir in Herrn *Noack*'s Relation wörtlich Folgendes: „D. wollte das Sinnliche des Liebesgenuſſes höher ſtellen, dem Natürlichen des Geſchlechtsverkehrs die poetiſche Weihe des Geiſtes geben, es *dem Schmutze der Gemeinheit entreißen*. Es entging ihm dabei, daß er perſiſche und türkiſche Weiſe unbewußt *in griechiſchen und chriſtlichen Geiſt verklärte*.“ Da hätte ich alſo zum Behufe der Höherſtellung und Veredlung des Sinnlichen ſogar noch mehr gethan, als ich mir bewußt geweſen. „Dieſe Art von poetiſcher Lebens- und Liebesfülle,“ heißt es weiter, „ſollte die poetiſch-prophetiſche Vorausnahme einer künftigen Welt- und Lebensentwicklung höherer, natürlicherer, freierer Menſchheit, die Vorfeier für den Sabbath der geſammten Erdgeſchichte ſein. Seine Gedichteſammlungen galten ihm als Vorläufer der Schrift: Die Religion des neuen Weltalters“ u. ſ. f. Ein von mir projectirter Bund ſollte, einer anderen Stelle dieſes Aufſatzes gemäß, „dahin wirken, daß der urſprüngliche, ſelige und herrliche Zuſtand der Dinge, das verlorene Paradies des reinen, unverfälſchten Naturlebens wiederhergeſtellt werde.“ Und doch ſoll ſich Alles nur auf einen wilden und wüſten Naturtrieb reduciren? Reimt ſich das? Kann ein vernünftiger Menſch ſo Unvereinbares zuſammendenken? Entweder iſt Herr *Noack* ein höchſt verworrener, zu normaler Gedankenbildung völlig untauglicher Kopf und gehört ſomit in die pathologiſche Geſellſchaft, in die er Andere hineinzuſtecken eine ſo große Luſt bezeigt, ſelbſt hinein, oder er hat wenigſtens mit einer Leichtfertigkeit und Flüchtigkeit geſchrieben, die ihm keine ordentliche Beſinnung und Ueberlegung geſtattete — eine Alternative, die ſich überhaupt aus ſeiner ganzen, faſt nur aus Malicen und Denkfehlern beſtehenden Arbeit ergibt.

Wenn ich nun derſelben Darſtellung und Relation auch einige meine Perſon und deren äußere Erſcheinung, wie innere Eigenthümlichkeit betreffende Notizen entnehme, ſo wolle man mich, ſofern dieſe ein für mich ſchmeichelhaftes Anſehen haben, nicht der Eitelkeit und des Selbſtruhmes zeihen. Dem Wunſche, ſich in möglichſt vortheilhaftem Lichte zu zeigen, wäre es vielmehr entſprechend, dergleichen nicht abzuſchreiben, eben weil ich mich dadurch dem Verdachte eines eitlen Beſtrebens ausſetze, und dies meiner eigenen Intention gemäß zu vermeiden hätte[1]. Aber ich muß ſo viel ausziehen und beibringen, als zur Sache gehört, und ich habe es mit ſo häßlichen und gräulichen Anſchwärzungen zu thun, daß mir jede mögliche Vertheidigung dagegen zuſteht, ja geboten iſt. Zudem wird mir von Herrn Noack auch das, was meiner Selbſtgefälligkeit zuſagen könnte, wenn ich die Schwachheit hätte, einen ſolchen Werth darauf zu legen, nur wieder zum Hohne und Spotte gewendet, ſo, daß es mir nicht behaglich dabei zu Muthe ſein kann.

Es wird erſtlich auf den verſtorbenen Dichter Max

---

1) Man wolle ſich des über dieſen Punkt in der Vorrede Bemerkten erinnern.

Waldau (v. Hauenſchild) zurückgegangen, der mich im Sommer 1850 beſuchte und dann einen Bericht darüber drucken ließ. Derſelbe „erſtaunte über die freundliche Häuslichkeit des mit ſich und ſeiner Familie durchaus verſöhnten Mannes, der von ſich aus eine Brücke zur Welt zu ſchlagen verſchmähte, dem vielmehr eine verſtändnißinnige Frau von ſchlichter, raſtloſer, brennender, ſich immer gleichmäßig theilnehmend und thätig zeigender Geduld und eine neunjährige [1]) Tochter die Welt erſetzten." Es werden mir hier, ich weiß nicht mit Recht oder Unrecht, denn ich ſelbſt bemerke es nicht, *äſthetiſche*, auffallend ſprechende, *aber ernſt und ruhig blickende* Augen zugeſchrieben, wie ſie ja, ſetzt Herr *Noack* hinzu, zum Mariendienſte gehören — eine ſonderbare Perſiflage, da dergleichen Augen, wenn ich ſie wirklich habe, weder mir noch dieſem Culte zur Herabſetzung gereichen können. Ich werde als ein „*kranker, menſchenſcheuer, äſthetiſcher Einſiedler*, als eine *ganz innerliche Natur von zarteſter Weichheit und Innigkeit*" bezeichnet und unter den mir zugeſchriebenen Eigenheiten wird *Menſchenhaß*, *Thierliebe*, *Nichtfleiſcheſſen* und *ſomnambuliſtiſche Myſtik* angeführt. Ein finſterer, feindlicher, ſich nicht bei aller Verſtimmung doch jedem freundlichen Eindruck hingebender „Menſchenhaß" iſt mir nie eigen geweſen, und damals, als Obiges ausgeſprochen wurde, baute ich ja noch immer ganz auf die Menſchheit und ihr Vermögen, es bis zur höchſten Stufe der Vollendung zu bringen. Wenn aber eine gewiſſe, auf ſchmerzliche Erfahrungen gegründete, durch ein einſames Leben vermehrte Scheu vor dem Menſchlichen, wie ſie allerdings ſchon eingetreten war, darunter zu verſtehen ſein ſoll, ſo kann ich es wohl zugeben. Daß ich von Jugend auf *ſtill*, *kränklich* und *in mich gekehrt* geweſen, daß ich eine *myſtiſch fromme* Richtung gehabt, daß mir die „*Ausartungen der pietiſtiſchen Partei in Schmutz* und *Wolluſt*“ die Theologie verleidet, daß ich in allen äußeren und weltlichen Dingen „*ein unmündiges Kind, ein ſich ſelbſt ſchadender und in ſein Verderben rennender Thor, ein ſogenannter unpraktiſcher Menſch geweſen*,“ wird meinen eigenen Bekenntniſſen enthoben und angenommen; es werden aus ſolchen Thatſachen ſogar Folgerungen gezogen, ſie werden zur Baſis beliebiger Vermuthungen gemacht, wie namentlich das „*weiche Gemüth*“ oder „*Herz*,“ das „*poetiſche Gemüth*,“ oder, wie es S. 144 heißt, die „*zarte, reizbare, überfließende Dichterſeele*,“ die mir beigelegt wird. Dies Alles zuſammen, wie es von Herrn *Noack* ſelbſt berichtet und benützt wird, würde eine bereits hinlängliche Widerlegung der ehrenrührigen Anſchuldigungen bilden, die mir gleichwohl gemacht werden. Denn daß ein äußerlich und innerlich ſo beſchaffenes Individuum unmöglich zugleich ein von wilden Trieben geſtachelter, in eine

---

[1]) Vielmehr ſechsjährige.

Maſſe von Liebeshändeln verwickelter, frecher, gemüthloſer, von einem Weibe zum anderen verrätheriſch übergehender Welt- und Genußmenſch ſein kann, ſpringt in die Augen. Dazu kommt noch folgende Anſicht des feindlichen Kritikers, die ich nicht zum Behufe meiner Reinigung anführe, da ich ſie für falſch erklären muß, die aber zeigt, in welche gedankenloſe Widerſprüche ſich der Mann verwickelt, indem er mir auf alle Weiſe ſchaden und Alles auf geſchlechtliche Motive zurückzuführen bemüht iſt. In meiner Converſionsſchrift habe ich erzählt, wie der Uebergang von meiner früheren Anſicht zu meiner ſogenannten Eremitalphiloſophie durch Charles Nodier vermittelt wurde. Herr Noack meint jedoch, es müſſe noch etwas Anderes dahinter ſtecken, und in dem Aufſatze Nodier's ſei das für mich Anziehende keineswegs bloß der Satz geweſen, daß der Menſch nicht das letzte und höchſte Produkt der Erde, ſondern nur der Vorläufer eines künftigen höheren Geſchöpfes ſei. Nodier ſtelle ſich vor, es werde ſich dieſes letztere „nur durch jene reinen Genüſſe der Liebe fortpflanzen, welche die Wolluſt der Seele ſind; das zu erzeugende Weſen werde hervorgehen aus zwei Gedanken, die in Eins zuſammenklingen, aus zwei Seufzern, die ſich verſtehen, zwei Küſſen, die ſich befruchten, zwei Seelen, die ineinander überfließen" u. ſ. w. Dies hätte mich ſo entzückt. Iſt dies richtig, ſo war ich wohl etwa ein Phantaſt, ein ſpiritualiſtiſcher Träumer, ſicher aber kein grober Senſualiſt und gemeiner Genußmenſch; denn für einen ſolchen kann eine Vorſtellung, wie die des franzöſiſchen Schriftſtellers iſt, unmöglich etwas Anziehendes, Reizendes, Verlockendes haben. Doch für einen Noack iſt kein Widerſpruch zu groß, kein Unſinn zu coloſſal, keine Abſurdität zu ſchreiend und unerhört. Ich werde trotz allem beſchuldigt und angeklagt, der Liebe nur als der allergemeinſten Sinnlichkeit zu fröhnen und das Weib nur als das übrigens werthloſe Mittel phyſiſcher Geſchlechtsbefriedigung zu betrachten. Hinter all meiner poetiſchen Frauenverehrung ſtecke nur „Lingam und Yoni oder, mit Schopenhauer zu reden, Hans und Grethe.“ Die Schönheit des Weibes wecke in mir nur die Gluth des Begehrens; ſei die Lilie geknickt, ſo gehe es in herzloſem Wechſel des Gegenſtandes zu einer anderen ſolchen Liebe fort; Treue und pflichtmäßiges Ausharren bei dem Weibe, das ſich dem männlichen Begehren geopfert, gebe es da nicht. Schon auf Schule und Univerſität hätte ich als jugendlicher Verführer, Roué und Don Juan, allerlei unſittliche Verhältniſſe und Abenteuer gehabt; als junger Lehrer ſei ich wegen meiner ſchlechten Aufführung in ein unfriedliches und zwieſpältiges Verhältniß zu dem ſtrengen Schulrector gerathen, der einen ſolchen Scandal natürlich nicht dulden konnte; meine Ausſchweifungen hätten mir ein Rückenmarksleiden zugezogen, und deshalb wäre ich ſchwächlich und krank. Entnervende Sinnengenüſſe begründen bekanntlich eine tabes dorsalis und die konnte bei ſolchen Extravaganzen nicht ausbleiben. Dieſe Bezüchtigungen werden zwar nicht durchaus mit derſelben Beſtimmtheit und Ausdrücklichkeit vorgetragen; das wäre bei dem Mangel aller Beweiſe zu gefährlich geweſen; ſie ergeben ſich aber aus Combination, Zuſammenhang und Art des Vortrages ſo deutlich, daß man ſie mit Händen greift 1). Und das Alles wird nun

---

1) So namentlich S. 151 der „Antitheſe:“ „Nicht ausdrücklich zwar iſt aus dieſen poetiſchen Selbſtbekenntniſſen zu erſehen, ob der Dichter Frauenlob damals ſchon oder noch im Gymnaſium am Aegidienplatze ſeiner Vaterſtadt wirkte, als er jene Erfahrungen ſeiner Jugendzeit erlebte. Aber er erzählt ſelbſt, daß er in Conflict gerieth mit einem Schultyrannen, dem — jetzt verſtorbenen — Rector Götz, der voll finſterer Orthodoxie und Härte war.“ . . . . . Zu dieſem Unglück geſellte ſich ein anderes in Geſtalt eines andauernden Rückenmarksleidens. . . . . Er mußte mit einem Ruhegehalte von nur 560 fl. ſeinem Amte entſagen“ u. ſ. w. Was ich über gewiſſe Dinge zu melden unterlaſſe, heißt es S. 156, das möge der Leſer „errathen.“ Den guten, alten Götz — ich habe dieſen Namen in meiner Relation gar nicht genannt — wird man unten kennen lernen. Er war mein Lehrer, aber nicht mein Vorgeſetzter, als ich ſelbſt lehrte; und Schultyrann war er ſo wenig, daß man ihm ein zu mildes und ſchlaffes Regiment vorwarf. Herr Noack macht ſich faſt mit jedem Worte nicht nur eines Widerſpruches, ſondern auch einer hiſtoriſchen Unwahrheit, eines Falſums ſchuldig; thut aber, als wiſſe er alles Mögliche und referire mit der größten Genauigkeit; theilt z. B. dem Publicum auch die beiläufige Nachricht mit, daß der finſtere, tyranniſche Götz gegenwärtig mit Tod abgegangen. S. 146 wird berichtet, daß ich ſchon als Gymnaſialſchüler in Nürnberg vom Pietismus angeſteckt worden, wiewohl ich in meiner Converſionsſchrift das Gegentheil geſagt;

nicht allein mit meiner profanen Frauenverehrung, ſondern auch mit Mariencult und Katholicismus in die engſte Verbindung gebracht — eine Spitze der Bosheit und Schamloſigkeit, über die hinaus es ſchwerlich etwas Aergeres und Empörenderes gibt.

6.

„Aber," wird man ſagen, „worauf ſtützen ſich denn die ſcandalöſen Mittheilungen und Anklagen, die hier vorgebracht werden? Sie müſſen doch einen Grund, eine Veranlaſſung, eine Quelle haben." Sie beruhen eigentlich auf gar Nichts, als auf dem Beſtreben, einem Convertiten und Vertheidiger katholiſcher Anſchauungen um jeden Preis den Hals zu brechen, ſeine That zu entwerthen, und ſie und die Kirche, zu der er übergetreten, mit den ſchmutzigſten und ſchmählichſten Dingen in entehrende Verknüpfung zu bringen; nur daß ein Buch von mir, das oberflächlicher und mißgünſtiger Betrachtung einigen böſen Schein darbietet, dafür in Anſpruch genommen und ausgebeutet wird.

Unter den vielen proſaiſchen und poetiſchen Werken, die

---

durch den Umgang mit Schubert und Kanne „wurde in dem Gymnaſiaſten D. eine aller Verſtandesaufklärung fremde myſtiſch-fromme Richtung begründet;" worauf ſogleich S. 147 die Beſchreibung meiner „als Gymnaſiaſt oder Student" begonnenen frivolen Lebensart folgt; mit Schubert aber kam ich in Nürnberg nie zuſammen. Nach S. 146 wurde ich Gymnaſiallehrer zu München, wo ich doch nur mein Examen gemacht u. ſ. w.

ich herausgegeben, iſt nämlich eines, welches den Namen „Frauenbilder und Huldigungen" führt; darin wird Alles gefunden, was man will. „Das iſt aber doch wohl ein recht böſes Buch?" Es iſt von mir im Ganzen desavouirt, wie Alles, was ich früher geſchrieben und was ſich mit meinem jetzigen Standpunkte nicht mehr verträgt. In manchen Beziehungen aber kann und darf ich es noch jetzt anerkennen, und auf keinen Fall ſteckt Das darin, was meine Gegner daraus zu ziehen belieben.

Ich hätte dieſes Werk, um es vor grobem Mißverſtand zu bewahren, mit einer proſaiſchen Vorrede verſehen müſſen, die ich auch, wenn mir recht iſt, in der That zu entwerfen begann. Da ich aber dabei in die Nothwendigkeit verſetzt wurde, die Illuſion zu zerſtören, die ich als Dichter hervorbringen wollte, und mir dies zu ſehr widerſtrebte, ſo ſtand ich von dieſem Vorhaben ab, und ſchrieb ſtatt deſſen eine verſificirte Dedication an „Helene in Frankfurt," eine mir nahe verwandte, jetzt verſtorbene Perſon, mit der ich in keiner erotiſchen Beziehung ſtand, die ſich aber ſonſt ſehr freundlich und vertraulich mit mir berührte und mich namentlich zur Herausgabe meiner eigenſten Produkte ermunterte. Dieſe Dedication fiel zum Unglück ſo aus, daß ſie den böſen Schein, den das Buch für Unverſtand und Uebelwollen hat, nur zu beſtärken geeignet war. Die Folgen traten bald genug an den Tag; ich ergriff daher die ſich mir bei Bevorwortung der 1855 erſchienenen „Polydora" bietende Gelegenheit, mich über Natur, Bedeutung und Beſtimmung des anrüchigen Buches zu erklären. Ich bemerkte daſelbſt S. VI ff. unter Anderem Folgendes: „Es ſoll dieſe Sammlung eine Gallerie von mannigfach beſtimmten weiblichen Charakteren bilden; es ſind meiſt kleine Romane, die ſich hier abſpielen, deren Form aber die lyriſche iſt. Dieſe, die lebendigſte, mir ſpeciell natürlichſte, hat einem nicht einſichtigen und wohlwollenden Leſer gegenüber den Nachtheil, daß der Dichter neben den fremden Perſönlichkeiten, die er auftreten läßt, auch ſich ſelber eine Rolle zutheilen und dabei alles, was er ſchildert, bekennt und berichtet, auch wirklich auf ſich ſelber beziehen laſſen muß, auch wenn es die reinſte Erfindung iſt; während umgekehrt der formell ſich ſelbſt aus dem Spiele laſſende Romanſchreiber auch das, was er ſelbſt gelebt, gefühlt und gethan hat, ſei es auch das Verpönteſte, gefahrlos beſchreiben kann, indem er es auf ſeine erdichteten Perſonen überträgt. Es kann daher bei dem genannten Werke wegen der in der Natur der Sache liegenden Varietät der vorgeführten Bilder und Verhältniſſe leicht der Schein einer Donjuanerie entſtehen, von der Niemand entfernter ſein kann, als ich; wie denn auch bei näherer Prüfung aus dem Werke ſelbſt erhellen muß, da der Werth der Treue und die moraliſche Häßlichkeit einer launenhaften und muthwilligen Unbeſtändigkeit vielleicht nirgend ſo ausdrucksvoll, als dort, hervorgehoben und erläutert iſt." Es iſt dann weiter von der keineswegs unſittlich zu nennenden Abſicht die Rede, die mich in Hinſicht des ſinnlichen Momentes geleitet habe. Es hat Nichts geholfen; Haß und Verfolgung ließ ſich eine ſolche Beute nicht entreißen; noch jetzt, nachdem ich durch meine Converſion mit der ganzen Vergangenheit gebrochen, deren Product auch dieſe unglückſeligen „Frauenbilder“ ſind, ſtürzt man ſich auf ſie, um einen erſt ſelbſt hineingebrachten Unrath aufzurühren und mich auf dieſe Weiſe um Achtung und Ehre zu bringen.

Herr Noack unternimmt es, aus dieſen Bildern einen Auszug zu machen, um darzuthun, was ich für ein unmoraliſches Leben geführt. Vor mehreren derſelben ſtehen fremde Dichternamen. Herr Noack, dem es nur um das Biographiſche d. h. Scandalöſe zu thun iſt, nimmt dieſe Partieen nicht in Anſpruch; doch bringt er bei der künſtleriſch nothwendigen Varietät der in den drei Bändchen vorgeführten poetiſchen Gemälde und kleinen Romane immer noch genug reale Liebſchaften und Abenteuer heraus, um aus dem Dichter einen perfecten Don Juan und Caſanova zu machen. Es war mein Plan, mit dem weniger Bedeutenden anzufangen, dann mit meinen Schilderungen tiefer zu gehen, auch Fälle von Täuſchung, Untreue, Verrath, und daraus entſtehender Trübſal und Verzweiflung einzuflechten, um endlich mit einem möglichſt glänzenden und befriedigenden, die edelſte Weiblichkeit und die vollkommenſte Liebe und Liebestreue darſtellenden Bilde zu ſchließen, wie es unter der Aufſchrift „Miranda“ das ganze dritte Bändchen bis auf den Anhang füllt. Herr Noack nimmt das Alles der Reihe nach, nur mit Ausſchluß deſſen, was einen fremden Namen an der Spitze trägt und ſich als Ueberſetzung oder Nachbildung präſentirt, für eine wörtlich wahre, biographiſche Realität, durch die er meinen von mir allzu dürftig und lückenhaft publicirten Lebenslauf zu ergänzen behauptet. Was zuerſt ſteht, iſt nach ſeiner Auffaſſung das auch zuerſt Gelebte. Mit Käthchen fängt der frivole Reigen an; dann folgt Alma; die dritte iſt Fanchon; dann kommt Roſa an die Reihe; Nr. 5. iſt Elmire, Nr. 6. Lodoiska, Nr. 7. Heliodora u. ſ. w. Ich habe den ſich darüber ſo entrüſtet ſtellenden Biographen in Verdacht, daß er nicht ohne Neid auf alle dieſe ſeiner Auffaſſung nach von mir gepflückten oder wenigſtens gekannten, geliebten und beſungenen ſchönen Blumen ſieht. Und was war ich für ein Glückskind, daß ſich alle dieſe weiblichen Reize und Wonnen an einem oder ein Paar Punkten des Raumes zuſammenfanden, um mich zu entzücken, zu begeiſtern und zu beſeligen! Andere müſſen viel umherreiſen in der Welt, um ſo viel zuſammenzubringen; ich hatte Alles ſo unmittelbar bei der Hand, oder es kam, mir zu Gefallen, aus der Entfernung dahergeflogen. Meine Kinder- und Schulzeit brachte ich nämlich in Nürnberg zu, ging dann auf Univerſitäten, kehrte von da in meine Vaterſtadt zurück, wurde daſelbſt angeſtellt und blieb hier mehrere Jahrzehnte lang, bis ich mich vor einigen Jahren bewogen fand, nach Frankfurt a. M. zu gehen, wo ich Bruder, Schweſter, Neffen, Nichten und andere Verwandte hatte. Die 1853 erſchienenen „Frauenbilder“ gab ich noch zu Nürnberg heraus; und ſo muß ſich nothwendig Alles, was ich nicht als luſtiger, lockerer Student unternommen, in dieſer Stadt begeben haben. Herr Noack iſt auch ein Meiſter in der Zeitbeſtimmung. „Was eine Neſſel werden will, das brennt bei Zeiten.“ Und da ich alle meine Amouren von Anfang bis zu Ende ſo treu und in ſo ſtreng chronologiſcher Ordnung beſchrieben habe, ſo fallen die vorn herein von „Käthchen“ an geſchilderten Verhältniſſe und Ereigniſſe ohne Zweifel in meine Knaben- und Jünglingszeit. „Nach Alma's Fenſter ſpäht der Gymnaſiaſt oder Student voll Jammer, Lieb' und Qual“ u. ſ. w. Das Gedicht, worauf hier angeſpielt wird, iſt in der unten folgenden poetiſchen Blüthenleſe Nr. 58. eingereiht; ich ſchlage vor, dieſe trübſelige Geiſtergeſchichte gleich hier anſehen und vergleichen zu wollen. Roſa, das heiterſte Bild von all den in dem Buche zur Vorſtellung gebrachten, iſt ganz natürlich eine Studentenliebſchaft — aber in jener Zeit war ich ja ein ganz ſchrecklicher Pietiſt? Thut Nichts! Damals hatte ich dem „Erlanger Pietismus bereits den Rücken gewandt.“ Das hebt jedoch den Widerſpruch nicht ganz, da ich nach S. 146 ſchon als Gymnaſiaſt in eine ganz düſtere Richtung hineingerathen und nun nach S. 147 doch zugleich an der „ſchönen, ſchlanken, raſchen Kellnerin,“ womit „der Reigen beginnt,“ ein ſo großes Wohlgefallen gehabt haben ſo Adele „kommt zum Beſuche eines Oheims oder aus irgend einer anderen Veranlaſſung in die alte Pegnitzſtadt

Ein ſcharfſinniger, Alles divinatoriſch durchſchauender und ergründender Mann, dieſer Herr Noack! Was Stella, die kleine, phantaſtiſch gekleidete Schauſpielerin und Sängerin betrifft, ſo iſt ſie „vielleicht des Hausherrn Töchterchen,“ eine Vermuthung, die noch ingeniöſer und bewundernswürdiger zum Ziele trifft. Zu der ſchönen Fiſcherin Felicitas ſchwimme ich als „eifriger Buhle“ bei Nacht und Sturm durch einen großen in oder bei Nürnberg gelegenen See. Das dürftige und öde Stadtquartier, wo die von einem ſchlechten Menſchen verlaſſene, von mir getröſtete, aber, wie Herr Noack herausbringt, eben ſo ſchändlich behandelte Liane wohnt, befindet ſich natürlich ebendaſelbſt. Zur Probe werden einige Verſe an Roſa mitgetheilt. Da iſt es denn freilich ein fataler Umſtand, daß ich in dieſem Gedichte als Flötenſpieler erſcheine; das wenigſtens kann kein biographiſch benutzbarer Zug ſein, da ich, wie alle meine Bekannten und Verwandten bezeugen können, nie in meinem Leben Flöte geblaſen. Nun, das konnte der Mann nicht wiſſen; das iſt pures Unglück. Aber ein ganz ſonderbarer Streich, ja mehr als ein ſolcher auf einmal iſt ihm in Hinſicht der ſchönen Fiſcherin und des naſſen Abenteuers paſſirt, das ich ihr zu Liebe beſtanden haben ſoll. Die nur aus einem einzigen Gedichte beſtehende Abtheilung „Felicitas“ iſt im Grunde Nichts weiter, als eine in dem ganz gewöhnlichen Sinn und Geiſt dieſes Genre's gehaltene Romanze, in der ich nicht einmal in der erſten Perſon ſpreche; eine ganz objectiv beſchriebene nächtliche Schauerſcene und

Spuckgeſchichte, die am Ufer eines großen Sees vorgeht und in welcher auf der einen Seite Begünſtigung und Liebesglück, auf der anderen Verſchmähung, Selbſtmord und ſelbſt noch im Tode fortdauernde Liebesqual die contraſtirenden Momente bilden. Am Ufer befinden ſich Fiſcherhütten, in deren einer ein reizendes Weſen wohnt, das von einem Jünglinge des Ortes, einem „armen Knaben,“ leidenſchaftlich, aber ſo hoffnungslos geliebt wird, daß er ſich in den See ſtürzt und darin umkommt. In der Stille der Nacht hebt ſich der ruheloſe Schatten aus den Fluten empor und ſtreckt ſeine Hände jammernd nach der Wohnung der Geliebten aus. Es wird nun berichtet, wie die Schöne in einer ſtürmiſchen Nacht ihrem Freunde, in welchem man einen Mann aus höherem Stande erkennt, ſehnlich und ängſtlich entgegenharrt; wie dann endlich eine hohe, in einen Mantel gehüllte männliche Geſtalt am Ufer daherſchreitet und in die Hütte eilt, während eine geiſterhafte Erſcheinung auf dem Waſſer ſchwebt, der Schatten des „armen Knaben“ nämlich, deſſen Qual durch die Wahrnehmung jenes Glückes geſteigert wird. Hier drängt ſich nun erſtlich die Frage auf, wo denn in oder bei der guten Pegnitzſtadt, „die ſchöne Häuſer mit Fenſtern hat,“ und bei der nur einige Weiher und Pfützen ihre ſtagnirende Rolle ſpielen, der große See mit den Fiſcherhütten, den ſchönen Fiſcherinnen und den romantiſchen Fiſcherknaben ſei, die ſich aus Liebe in's Waſſer ſtürzen und Nachts dergleichen ſpukhafte Erſcheinungen darſtellen. Ob Herr Noack gemeint habe, der

Genfer-, Züricher-, Nicaragua-, Titicaca-See oder ein anderes ſolches Gewäſſer befinde ſich zu Nürnberg oder in deſſen Nähe und Umgegend, weiß ich nicht; wollte er ſagen, er habe nicht Nürnberg, ſondern Erlangen und Leipzig gemeint, wo ich meine Univerſitätsſtudien gemacht, was jedoch der Ordnung und dem Zuſammenhange ſeiner biographiſchen Darſtellung widerſtreitet, ſo würde das wenig ändern; denn auch hier ſind meines Wiſſens keine ſolche Seen, Fiſcherinnen, Fiſcherknaben und Geſpenſter zu finden. Das Merkwürdigſte aber iſt die Notiz, daß ich mich, ein zweiter Leander, in die Fluthen geſtürzt, um zu meiner Hero, der ſchönen Fiſcherin „Felicitas" zu kommen. Wollte Gott, ich wäre ſolcher Leiſtungen fähig! Da wäre ich ein anderer Held. Ich habe mich nie im Schwimmen geübt, außer was das mühſelige und gefahrvolle Schwimmen durch den finſtern, ſtürmiſchen See des Lebens betrifft, in welchem mir die Noack's auch noch den Schlamm und Gräuel der Tiefe aufrühren. In dem Gedichte wird auch gar nicht geſchwommen; Einer ertränkt ſich, der Andere ſchreitet trockenn Fußes am Ufer daher:

„Dort dämmert eine Hochgeſtalt,
Mit Mantel und mit Hut
Und eilt daher mit Schrittgewalt
Am Saum der wilden Flut."

7.

So ſteht es mit dieſen Auszügen und Nachrichten. Ich erkläre nun und verſichere auf meine Ehre Folgendes.

Meine „Frauenbilder“ enthalten nur Weniges, was ſich auf wirklich Erlebtes bezieht; und dies Wenige iſt meiſt ſehr trauriger Art und ſpiegelt keine wonnevollen und genußreichen Zuſtände und Erfahrungen ab. Das Meiſte iſt meinen bei Geſtaltung des Werkes obwaltenden Zwecken gemäß erfunden, und das Ganze, wie ſchon bemerkt, einer künſtleriſchen Idee nach planmäßig geordnet und geformt. Auf Schule und Univerſität habe ich, wie ich eben ſo beſtimmt betheuere, nie eine Liebſchaft, nie ein vertrauliches Verhältniß zu einem weiblichen Weſen gehabt; kaum daß mich irgend einmal ein flüchtiges Wohlgefallen an weiblicher Schönheit und Anmuth berührte. Ich hatte in meinen jungen Jahren mehr Ab- als Zuneigung zu dieſem Geſchlechte. Eine einzige Ausnahme will ich nicht vorenthalten. Während ich noch als kleiner Knabe in die unterſte bürgerliche Schule ging, verliebte ich mich in ein dieſelbe Anſtalt beſuchendes, ſchon etwas größeres Mädchen, äußerte und ſchrieb auch zu Hauſe in meiner Unſchuld und Unbefangenheit einiges auf daſſelbe Bezügliches, worüber meine Eltern ſpaßten. Sie meinten, das wäre gar keine üble Partie, die Leute wären reich. Was kümmerte mich aber Geld und Gut! Ich liebte und hatte die Kühnheit, meiner Geliebten zu ſagen, daß ſie „mein Schatz“ ſei. Sie ſah mit unbeſchreiblicher Verachtung auf mich herab, und ſeitdem hatte Amor bei mir ſein Spiel verloren. Ich ließ mich fortan nur noch etwa mit ganz alten und armen Perſonen anderen Geſchlechtes ein. Eines ſonderbaren, ſeinen

Motiven nach mir ſelbſt nicht mehr klaren Verhältniſſes zu einer alten Spitalfrau, die auf Krücken ging, habe ich ſchon in meiner Converſionsſchrift gedacht. Das hätte der große Pſycholog in Gießen auch wohl zu erwähnen und zu erwägen gehabt; davon aber hat er kein Wort geſagt. Ich erinnere mich auch einer alten, ſchwachen Gärtnerin in dem Garten meines damals noch wohlhabenden Vaters, die ſich zuweilen ganz einſam und verlaſſen in ihrer Wohnung befand und der ich dann wohl einige Dienſte leiſtete, Feuer machte und dergleichen. Das innigſte Verhältniß hatte ich indeß in meiner Knabenzeit zu einem armen, blinden Manne, der mir griechiſch lehrte, was ebenfalls ſchon in jener Schrift zur Sprache gekommen, und worüber der edle Herr Noack ebenfalls ſchweigt. Für ihn ſind ja alle dieſe Züge völlig unbrauchbar, weil ſie ſich nicht in frivole Liebesgeſchichten verwandeln laſſen. In meiner Studentenzeit unterſcheidet er eine pietiſtiſche Periode von einer ſpäteren, wo ich den verliebten Rappen auf's Neue hätte laufen laſſen. Schade, daß dieſe Periode eben ſo, wie dieſer muthwillige Rappe überhaupt, eine reine Erfindung des phantaſiereichen Biographen iſt. Um auch in dieſe Zeiten einen charakteriſtiſchen Blick thun zu laſſen, ſo befand ich mich einmal mit einem meiner Erlanger Mitſtudirenden in dem ſchöngelegenen und wohlhabenden Dorfe E., wo derſelbe ſeine Eltern hatte und ſeine Ferien zubrachte. Es waren ſchöne, friſche, blühende Dirnen daſelbſt, die einen munteren Studio leicht zu ländlichen Abenteuern verlocken konnten und unter welchen mein

Freund ſehr angenehme Bekanntſchaften hatte. Wir machten im Dorfe allerlei Beſuche, und ſo kam ich mit ihm auch einmal in ein Haus, wo ſich zwei junge Weſen der beſchriebenen Art befanden und uns ſehr freundlich aufnahmen. Alles, außer ihnen und uns, war entfernt; man ſetzte ſich zuſammen und mein Freund that ſich wenig Zwang an und amüſirte ſich in ſeiner Weiſe mit dem einen dieſer Mädchen, während ich ganz ſtill und verlegen neben der anderen ſaß. Als wir das Haus verlaſſen, ſchalt er mich wegen meiner übergroßen Schüchternheit und Sittſamkeit; ich hätte mich, meinte er, mit meiner hübſchen Nachbarin ganz anders unterhalten ſollen. Allein zu ſolchen Dingen hatte ich nie den Muth. Es fand ſich jedoch in dem Orte eine andere Liebſchaft für mich, bei der ich mehr Kühnheit entwickelte und welche mich ganz glücklich machte. Der Vater meines Freundes war Organiſt; er geſtattete mir, mich auf der Orgel zu verſuchen, wozu ich vorher nie die Gelegenheit gehabt; und da ich damit gut genug zurechtkam, ſo erlaubte man mir, beim Gottesdienſt vor dem Choral eine Phantaſie vorzutragen. Ich ſpielte, was mir mein muſikaliſcher Dämon eingab, der ſich da einmal auch in einigermaßen öffentlicher Weiſe Luft machen konnte; ich wälzte mich bacchantiſch durch viele Tonarten durch, bis ich, erhaltener Weiſung gemäß, in derjenigen ſchloß, in welcher der Organiſt mit ſeinem Choral einfiel. Was das auf die Bauern für einen Eindruck gemacht, iſt mir unbekannt. Ich wußte nachher kaum mehr, was ich in meinem Raptus geſpielt hatte. Aber der Pfarrer des Ortes, der nicht nur überhaupt ſehr gelehrt, ſondern auch ſehr muſikkundig war, hatte wohl aufgemerkt und nannte mir der Reihe nach die Tonarten, die ich durchſchritten hatte. Dieſer Mann machte uns auch mit allerlei literariſchen Alterthümern und Seltſamkeiten bekannt, die er geſammelt hatte. An dieſe Dinge hielt ich mich. In Erlangen ſelbſt hatte ich durchaus nur männlichen Umgang. Mein Herz wurde durch die faſt leidenſchaftliche Freundſchaft zu dem mit mir an dem gleichen Orte ſtudirenden Anſelm von Feuerbach, dem Sohne des Präſidenten, ausgefüllt. In Leipzig, wo ich mich nur ein Jahr lang aufhielt, bildete ich mir, nachdem ich mit der Theologie gebrochen, ganz in der Stille ein philoſophiſches Syſtem aus, ohne mich viel mit Menſchen, namentlich mit dem anderen Geſchlechte zu berühren, wiewohl es nicht ganz an nahe tretender Gelegenheit fehlte. Die mich dieſem Geſchlechte gegenüber beherrſchende prüde Scheu und Furchtſamkeit und die in meinem Gemüthe ſo ſehr zurückgetretene Neigung zu demſelben, die mit der ſpäterhin entwickelten poetiſchen Adoration ſo ſeltſam contraſtirt, dauerte fort, auch als ich in meine Vaterſtadt zurückgekehrt war und daſelbſt eine philologiſche Anſtellung erhalten hatte. Als junger Gymnaſiallehrer mit ordentlichem Gehalte und mit der Ausſicht auf höhere Stellungen und Beſoldungen war ich ein für heirathsluſtige Mädchen nicht ganz verächtlicher Gegenſtand, und daher wohl auch einigen Anlockungen ausgeſetzt. Ich ließ mich aber entweder gar nicht darauf ein, oder es war die dabei Statt findende Berührung eine nur ſehr oberflächliche und vorübergehende. So wohnte ich damals zu Nürnberg in einem Hauſe, wo ein ſchönes, in vollſter Jugendblüthe ſtehendes und nicht ungebildetes Mädchen wohnte, das mich zum Theil zu bedienen hatte, und zuweilen, wohl nicht ohne beſondere Abſicht, mit ſcheinbarer Geſchäftigkeit in meinem Zimmer verweilte. Sie befreundete ſich mit meiner Mutter, mit der ich damals noch nicht zuſammenwohnte; ſie ließ derſelben die Neigung merken, mir näher zu treten, und erzählte dabei, wie ich ſo eifrig ſtudire und ſie gar nicht bemerke, wenn ſie zugegen ſei. Es war Alles umſonſt. Mein Rector, von dem Herr Noack vorgibt, er habe mir meiner ſchlechten Aufführung wegen gezürnt, nahm im Gegentheil Anſtoß an meiner damaligen Nichtachtung des Weibes und des Eheſtandes, und forderte mich auf, in dieſen Stand zu treten, wahrſcheinlich weil er glaubte, ich würde dann geſchmeidiger werden. „Wenn Sie auch jetzt noch nicht das Bedürfniß dazu empfinden,“ ſagte er, „es wird ſich ſchon einſtellen.“ So lange ich jedoch im Amte war, ſtellte es ſich nicht ein. Ich nahm, ſo bald ich konnte, meine Mutter und ſpäter auch meine Schweſter zu mir und war dadurch in häuslicher Beziehung vollkommen zufrieden geſtellt. So ſtand die Sache noch zu Kaspar Hauſer's Zeit. Nun erſt trat allmälig in meiner Stimmung und Anſchauungsweiſe eine Veränderung ein, welche meine im Jahre 1834 zu Stande gekommene Verehelichung zur Folge hatte. Bis zu dieſer Verbindung hin war ich auf gleich innige und vertrauliche Weiſe mit keinem weiblichen Weſen in Berührung gekommen. Dies Alles, wie geſagt, kann ich auf Ehre verſichern, und verlangte man einen heiligeren Eid, ſo könnte ich auch dieſen leiſten.

8.

Ich brauche jedoch nicht bloß zu verſichern und zu beeidigen, ſo daß es darauf ankommt, ob man mir glauben will oder nicht. Es leben ja noch Menſchen, die mit mir jung waren, die ſich mit mir auf Schule und Univerſität befanden, meine Collegen am Nürnberger Gymnaſium waren oder mich ſonſt kannten und mit mir umgingen; die werden mir auf Befragen das Zeugniß geben, daß von einem unmoraliſchen und ausſchweifenden Lebenswandel, den ich in jenen Zeiten geführt haben ſoll, Nichts bemerklich und bekannt geworden iſt. Namentlich ſind die zwei Umſtände, um deren willen ich jetzt nach ſo langer Zeit die infamſten Verdächtigungen erfahre, in Nürnberg und Bayern ihrer Urſache und Beſchaffenheit nach bekannt genug: erſtlich mein geſtörtes Verhältniß zu dem damaligen Rector Roth — nicht Götz, wie Herr Noack fälſchlich ſchreibt — und meine Kränklichkeit nebſt der daraus ſich ergebenden Quiescenz. Von dem erſteren habe ich ſchon in meiner Converſionsſchrift geſprochen; die Differenzen, die obwalteten, waren rein pädagogiſcher und theologiſcher Natur; insbeſondere entbrannte der Streit bei Gelegenheit einer Schulrede, die ich halten ſollte und gegen deren Inhalt und Tendenz ſich Rector **Roth** erklärte, namentlich **weil ihm eine darin ſich ausſprechende Geringſchätzung der Reformation anſtößig war** 1). Zur

---

1) Dieſe Rede erſchien nachher unter dem Titel: „Ueber den Gang und die Fortſchritte unſerer geiſtigen Entwicklung ſeit der Reformation und über ihren Standpunkt in der gegenwärtigen Zeit. Geſchrieben zur Feier des 13. Maies als Stiftungstages des vor dreihundert Jahren gegründeten Gymnaſiums zu Nürnberg.“ Nürnberg bei Riegel und Wiesner 1826. Es wird hier gleich von vorn herein über die Reformation Folgendes geſagt: „Es iſt eine für Viele noch immer hinreichende Darſtellung derſelben, daß ſie eine an ſich feſte und unwandelbare Sache nur von ihren zufälligen und willkührlichen Verunſtaltungen befreit, daß ſie, wie man ſagt, die reine Lehre Chriſti und der heiligen Schrift wiederhergeſtellt habe. Man freut ſich, an den Quellen der Erkenntniß zu wohnen und ungehindert, je nach perſönlichem Bedürfniß und Belieben, daraus ſchöpfen zu können; und bei dieſem einleuchtenden und fühlbaren Gewinn für den Einzelnen liebt die Betrachtung ſtehen zu bleiben. Allein bei näherer Unterſuchung zeigt ſich die Sache nicht ſo einfach und auf flacher Hand liegend. Was man Reinigung und Reinheit der Lehre nennt, wird bei denen, die auf ſolche Weiſe zu reden gewohnt, meiſt nur als Leerheit und Verflachung, als die äußerliche Handhabung der religiöſen Wahrheiten und die Bequemlichkeit des Gedankenmangels erſcheinen; und der Buchſtabe der Schrift, der ſogleich mit dem Wuſte der verſchiedenartigſten Auslegungen überſchüttet wurde, iſt, als ſolcher, unmöglich ſchon ein Licht für uns; denn das Licht kommt aus dem Geiſte. Was aber

Ruhe geſezt bin ich notoriſch wegen eines Augenübels worden, ob deſſen ich ſechs Aerzte vergebens zu Rathe zog. Ich

---

der Geiſt des Chriſtenthums iſt, „„wird dadurch nicht herausgebracht, daß ſein reiches Leben in der Gemeinde gleichſam aufgedreht und auf ſeinen erſten Faden zurückgeführt wird. Dieſer Zurückführung liegt der Trieb zu Grunde, auf den Begriff zu gehen; aber ſie verwechſelt den Urſprung, als das unmittelbare Daſein der erſten Erſcheinung, mit der Einfachheit des Begriffs. Durch dieſe Verarmung des religiöſen Lebens entſteht daher ſtatt des Begriffes die bloße Aeußerlichkeit und Einzelheit““ — es bleibt nichts übrig, als ein Wort, ein Ausſpruch, eine Erzählung und deren beliebige Beurtheilung, Auslegung und Erörterung; Nichts als die endloſe Zerſplitterung in individuelle Meinungen, Anſichten und Empfindungen.“ Es iſt hier bei den doppelten Anführungszeichen eine Stelle aus Hegel's Phänomenologie benützt. „Aber eben die Bequemlichkeit, welche die gewöhnliche Anſicht für den Einzelnen hat, die Leichtigkeit, mit der man ſie anwenden und mit anderen beliebten und herkömmlichen Vorſtellungen verbinden kann, macht, daß die Freunde derſelben ſich nicht ſo bald gefangen geben, ſondern Alles aufbieten, um ſie gegen ſich und Andere zu rechtfertigen. Da iſt es denn hauptſächlich der hiſtoriſche Weg, den ſie einſchlagen, und hier glauben ſie der unwiderſprechlichſten Zeugniſſe der Geſchichte verſichert zu ſein. Sie wiſſen viel zu ſagen von den kirchlichen Mißbräuchen, Mißſtänden und Zerrüttungen, die in den letzten Jahrhunderten vor der Reformation zum Vorſchein gekommen, und auf dieſe Thatſache ſtützen ſie die Meinung, das ganze Mittelalter mit ſeinen großen, eigenthümlichen Erſcheinungen ſei ein bloßer Dunſt geweſen, der ſich um die Sonne der Wahrheit herumgezogen wurde erſt zu Nürnberg von drei allöopathiſchen Aerzten, den Doctoren Kapfer, Weber und Benkendorf, dann von

und den endlich die Reformation glücklich wieder zerſtreut habe.“ — — — — — — „Wer nun aber nicht bloß, wie dieſe, auf den negativen Gewinn des Einzelnen ſieht, auf eigene Hand ſich ſeinen Gott und Glauben machen oder auch ganz davon abſtrahiren zu dürfen, ſondern auf das, was für das Allgemeine geſchehen iſt, der wird bekennen müſſen, daß die Reformation Nichts hergeſtellt und Nichts zurechtgebracht; vielmehr beginnt mit ihr erſt der rechte Kampf und die völlige Zerriſſenheit. — — — — Es war das Vorſpiel unabſehlicher Zerſpaltungen, daß die Reformirenden gleich von vorn herein in mehrfacher Weiſe in ſich ſelbſt zerfielen und den fortwuchernden Gegenſatz auf ihrem eigenen Boden hervorrieſen; und wenn dieſe erſte, kirchliche Form deſſelben in der Folge ihre Bedeutung und Wichtigkeit zu verlieren begann, ſo war es nicht deßhalb, weil der Streit ein Ende nahm, ſondern weil er ſich in ein allgemeineres Gebiet hinüberzog. Und ſeit dieſer Zeit hat der aus dem Centrum der Erkenntniß geworfene Geiſt ſich keines inneren Friedens mehr zu erfreuen gehabt, und der unaufhörliche Kampf und das nie raſtende leidenſchaftliche Streben hat durch die That die Erklärung widerlegt, daß man nur reinigen wolle das Verunreinigte, nur wiederherſtellen das in ſeiner unverfälſchten Geſtalt vollkommen Genügende und auf ewig Vollendete.“ Man ſieht, daß ich über die confeſſionelle Beſchränktheit des Proteſtantismus, die bornirte Anbetung der Reformation und ihrer Principien als des ächten Ankers und Heiles und über einem auswärtigen, deſſen Namen ich vergeſſen habe, endlich von den Homöopathen Preu und Reuter behandelt. Dr. Preu, ein ſehr geiſtvoller und vielſeitiger Mann und ein großer Freund von mir, gab ſogar zu meinen Gunſten eine kleine, wider den quieſcirten Rector Götz gerichtete Schrift heraus. Man frage über dieſe Punkte, insbeſondere was mein Verhältniß zu Rector Roth, meine Krankheit und die damit verknüpfte Verachtung des Mittelalters und Katholicismus ſchon in meinen zwanziger Jahren vollkommen hinaus war. Ich war gegen die katholiſche Kirche, deren Weſen ich noch nicht verſtand, nur philoſophiſch-progreſſiſtiſch eingenommen; die Reformation faßte ich als einen mit der Zeit nothwendig gewordenen Bruch in die Sache, welcher indeſſen für ſich ſelbſt gar Nichts ſei und nur in Hinſicht auf eine zukünftige Geſtalt der Dinge, wie ich ſie im Sinne trug, Sinn und Bedeutung habe. Es rührte ſich bereits mein ſpäterhin entwickelter Prophetismus, der damals, wo der alte Hegelianismus Alles ſo dictatoriſch auf die Gegenwart, als den erreichten Höhepunkt des ganzen weltgeſchichtlichen Proceſſes, beſchränkte, noch ein ganz fremder Vogel war. Darauf bezog ich auch das aus Jakobi genommene Motto: „Ein Ding der Zukunft iſt der Menſch und ſtreben muß er unaufhörlich.“ Dem Rector Roth, der von Philoſophie ſehr wenig verſtand, war das Alles zuſammen höchſt unfaßlich, antipathiſch und ärgerlich; wozu noch die zunächſt liegenden pädagogiſchen Differenzen kamen, die in jener Schulrede ebenfalls ihre Spitzen hervorkehrten. Das war Grund genug zu einem Zwieſpalt, den ich gewiß ängſtlich vermieden hätte, wenn mir dieſer durch ſeinen Bruder in München ſo mächtige und einflußreiche Vorgeſetzte in ſittlicher Beziehung hätte Etwas anhaben können.

Quieſcenz betrifft, meine damaligen Collegen, Herrn Profeſſor Joachim Meyer in Nürnberg und Herrn Staatsrath Dr. v. Hermann in München[1]; ſie wiſſen darüber den genaueſten Beſcheid und ich dürfte mich nicht auf ſolche Perſonen und Namen berufen, wenn ich nicht ein ganz reines Gewiſſen hätte. Von einem „Rückenmarksleiden" iſt weder mir ſelbſt, noch einem meiner Aerzte und Freunde Etwas bemerklich geworden. Als einmal Hegel's Gattin, eine geborene v. Tucher aus Nürnberg, mit zwei Söhnen in dieſe ihre Vaterſtadt kam und ſich eine Zeit lang im elterlichen Hauſe aufhielt, unterrichtete ich dieſe Knaben ebendaſelbſt und berührte mich dabei mit ſämmtlicher Familie. Mit Gottlieb Freiherrn v. Tucher, ſo wie mit dem ihm innig befreundeten, auch mir damals nahe ſtehenden Hiſtoriker Leo, hatte ich zu Erlangen ſtudirt; Erſterer iſt mir ſeit langer Zeit gänzlich aus dem Geſichte gekommen; auch er würde Alles, was ich hier ſage, beſtätigen können, nicht weniger Profeſſor Chriſtian Wurm, ein vordem ſehr vertrauter College von mir, von welchem ich aber ebenfalls nicht weiß, wo er hingerathen iſt. Mit Letzterem zuſammen war ich Rectorats-Aſſeſſor — eine Stellung, die mir unter den von dem Gegner vorgeſpiegelten Umſtänden ſchwerlich geworden ſein würde. Nach meinem Austritte aus dem Lehramte am Gymnaſium zu Nürnberg wurde mir vom Magiſtrate daſelbſt der bekannte Findling Kaspar Hauſer übergeben, mit welchem mich der eben genannte Herr v. Tucher bekannt gemacht hatte. Ich ſtand zu dieſer Zeit mit ſämmtlichen Behörden und angeſehenen Leuten in Nürnberg und Ansbach auf dem beſten Fuße; die Ansbacher Regierungs- und Appellationsgerichtspräſidenten und eine Menge anderer Perſonen aus Nähe und Ferne, Männer und Frauen, kamen in mein Haus. Wäre dergleichen möglich geweſen, wenn ich mir durch ein ſchandbares Leben böſen Ruf und zerrüttete Geſundheit zugezogen hätte? Man leſe ferner, wie der verſtorbene Präſident v. Feuerbach in ſeinem Buche über Kaspar Hauſer meiner gedenkt 1) und frage ſich, ob derſelbe von einem im Rufe oder Verdachte der Sittenloſigkeit ſtehenden Menſchen ſo hätte ſprechen können. Am 7. Januar 1831 erhielt ich aus Ansbach ein ehrenvoll abgefaßtes Schreiben vom Ausſchuſſe des hiſtoriſchen Vereins für den Rezatkreis, worin ich zur

---

[1] Der Erſtere begann ſeine Wirkſamkeit in den Nürnberger Lehranſtalten im Jahre 1824, der Letztere wurde 1823 Profeſſor der Mathematik am Gymnaſium daſelbſt. Ich ſelbſt bethätigte mich hier als Lehrer von demſelben Jahre an, 1825 erhielt ich die Profeſſur der Unterklaſſe. Vergl. Fikenſcher, „das Gymnaſium in ſeinem gegenwärtigen Beſtande," Nürnberg bei Fr. Campe 1826. S. 23, wo aber meine Studienzeit in Erlangen und Leipzig um ein Paar Jahre zu kurz angegeben iſt. Es iſt ſonderbar, wie ſelbſt an ſolchen Orten und in Beziehung auf ſolche Umſtände überall Fehler und Irrthümer begegnen.

---

1) S. „Kaspar Hauſer." Beiſpiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menſchen, von Anſelm, Ritter v. Feuerbach. Ansbach bei Dollfuß 1832. S. 38 u. 90. Vergl. 100 f.

Theilnahme an den Beſtrebungen und Verſammlungen dieſes Vereines aufgefordert wurde. Unterſchrieben waren: Regierungspräſident v. Stichaner, Staatsrath und Appellationsgerichtspräſident v. Feuerbach, Regierungsdirector Ritter v. Lang und Regierungs- und Kreisſchulrath Nehr. Dieſes von mir lange vergeſſene Document kam mir erſt neulich wieder beim Nachſuchen in alten Papieren zur Hand. Ich hätte mir nicht träumen laſſen, daß ich nach einem Zeitraum von ſiebenundzwanzig Jahren veranlaßt ſein würde, einen ſolchen Gebrauch davon zu machen, und nur zufällig erhielt ſich dergleichen, während manches wichtiger Scheinende verloren ging. Auch hier läßt ſich ſagen, daß ein Schreiben, eine Einladung der Art, namentlich was die unmittelbaren perſönlichen Berührungen betrifft, zu welchen ich hiermit aufgefordert war, nur unter Vorausſetzung eines ſittlich unbefleckten Namens und Rufes denkbar ſind. Ein großes Zeugniß für mich legt in dieſer Hinſicht auch die heftige Polemik gegen die Theologen meiner damaligen Confeſſion und Umgebung ab, in die ich mich ſtürzte. Wie hätten mich wohl dieſe im höchſten Grade erbitterten Gegner behandelt, wenn ſie etwas Ehrenrühriges von mir hätten ſagen können! Auch pflegt ein genußſüchtiger und auf ungeſetzliche Befriedigungen der Sinnlichkeit ausgehender Menſch von vorn herein ſo klug zu ſein, dergleichen gefährliche Händel zu meiden. Wer ohne Rang und Reichthum iſt, ſich in abhängigen Stellungen befindet, mitten in der deutſchen Philiſterhölle ſteckt und dennoch genießen will, der iſt unendlich zahm und feig.

9.

Zu der Zeit, da ich auf Veranlaſſung einer unverſtändigen Predigt über die damals heranrückende Cholera Morbus mit den proteſtantiſchen Theologen in Streit gerathen, gab ein ehemaliger Lehrer von mir, der quiescirte Rector Götz, eine an mich gerichtete kleine Schrift heraus, worin er ſich zwar ebenfalls gegen jenen Prediger erklärte, ſich aber auch mit großer Mißbilligung über die von mir eingeſchlagene Richtung ausſprach[1]. Sie führte den Titel: „Ueber den mythiſch-ſymboliſchen Chriſtus und ſein antiquirtes Evangelium, als eine Zeiterſcheinung in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Sendſchreiben an D. von Joh. Adam Götz.“ Nürnberg bei Bauer und Raſpe 1832. Die mythiſche Auffaſſung der chriſtlichen Urgeſchichte, womit nachher Dr. Strauß ſo viel Aufſehen gemacht, war nämlich ſchon von mir angeregt worden, und ich galt damals noch als der einzige Repräſentant dieſer Anſicht[2]. Dieſe Theorie zuſammt dem heftigen polemiſchen

---

[1] „Iſt es doch“, ruft er S. 28., „als ob Voltaire's, Bahrdt's und des Fragmentiſten Geiſt zwiefach auf Ihnen ruhte.“ Er erklärt meine Behandlung der heiligen Schrift für „empörend und ſtrafbar,“ und iſt alſo nicht allzu mild und nachſichtig gegen mich.

[2] Vergl. meine „Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie.“ Nürnberg bei Fr. Campe. 1831. S. 97 ff.

Tone, den ich namentlich in meinem Sendſchreiben an Pfarrer Kindler über die Cholera Morbus angeſtimmt, war es, was den wohlmeinenden und mäßig denkenden Mann erſchreckte und bekümmerte[1]; keineswegs aber gereichte ihm, wie Herr Noack will, ein von mir geführter ſchändlicher Lebenswandel zum Anſtoß. Sein verſchollenes und mir ſelbſt faſt in Vergeſſenheit gekommenes Schriftchen iſt mir jetzt von großem Werthe, weil es den unwiderſprechlichſten Beweis liefert, daß mein ſittlicher Ruf durch meine ganze Jugend-

---

[1] „Wer wird Ihnen nicht zugeſtehen, daß Herr K. durch ſeine Predigt Rüge verdient habe! — — — Iſt es doch, als ob er, wie einſt Jonas unter ſeiner Kolokyntha nach Ninive's Untergang hinſah, auf Nürnberg's und der umliegenden Städte Untergang wartete!“ Göz verweiſt den Eiferer auf Luc. 9, 54—56.: „Herr, willſt du, ſo wollen wir ſagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre ſie, wie Elias that. Jeſus aber wandte ſich und ſprach: Wiſſet ihr nicht, weß Geiſtes Kinder ihr ſeid? Des Menſchen Sohn iſt nicht gekommen, der Menſchen Seelen zu verderben, ſondern zu erhalten.“ Göz führt noch eine andere Predigt deſſelben Geiſtlichen über eine Hinrichtung an, in welcher es heißt: „Eine gewaltige Predigt hat Gott ſelbſt, der heilige und gerechte, uns in letztverfloſſener Woche“ — durch den Henker! — „gehalten“ ꝛc. „Herr K. hält wirklich noch mit Flacius die Sünde für die Subſtanz, das Weſen des Menſchen, und ſingt mit ſeiner Gemeinde: Durch Adams Fall iſt ganz verderbt menſchlich Natur und Weſen“ ꝛc. So betrug ſich damals die proteſtantiſche Geiſtlichkeit, und ſo gerieth ich in die unſelige, gereizte, bis zu den äußerſten Extremen fortführende Polemik hinein.

und erſte Manneszeit hin bis zum Jahre 1832, alſo, da ich 1800 geboren bin, bis zu meinem zweiunddreißigſten Jahre, nicht den geringſten Makel erhalten hatte. Ich kann nicht umhin, den in dieſer Hinſicht beſonders documentalen Eingang wörtlich mitzutheilen, wiewohl derſelbe für mich ein Lob enthält, was ich ohne einen ſo dringenden Grund nicht abſchreiben würde und dürfte; denn ich bin, wie ſchon bemerkt, ſo ehrenrührigen Verdächtigungen und Beſchuldigungen gegenüber befugt und berechtigt, ja verpflichtet und genöthiget, von jedem Zeugniſſe Gebrauch zu machen, welches ſie zu entkräften vermag. Wie ſollte es mir gelingen, mich und meine Sache vor dieſen infernalen Angriffen zu ſchützen, wenn ich gerade das Gewichtvollſte unterdrückte, was zu ſagen iſt und was kein Anderer für mich ſagen wird und kann! Wäre das Schriftchen nicht vergriffen und vergeſſen, ſo würde ich bloß darauf hinweiſen; ſo aber, wie die Sachen ſtehen, muß ich wörtlich ausheben, was hierher gehört. Wohlan denn! So redete mich in jenen Tagen der von Herrn Noack in ein mehrfach falſches Verhältniß zu mir geſetzte alte Schulmann an:

„Es wird Ihnen vielleicht, Herr Profeſſor, mächtig auffallen, daß Sie ein durch die Preſſe vervielfältigtes Sendſchreiben von mir erhalten. Doch nur auf den erſten Blick; die Befremdung wird ſich bald heben.

Sie kennen ja den Mann, der Ihnen hier öffentlich ſchreibt; Sie werden es nicht vergeſſen haben, daß er ſich immer für Sie intereſſirte, daß er ſich Ihrer ausgezeichneten

Talente, Ihres regen Strebens nach höherer Geiſtesbildung und Ihrer Liebe für claſſiſche Literatur innig freute, und in Ihren jugendlichen Verſuchen eine Ihrem damaligen Alter ungewöhnliche Tiefe der Gedanken und Beſtimmtheit des Ausdrucks mit Wohlgefallen bemerkte. Mit einem Worte, Sie kennen mich. Könnte ich Todte aus dem Grabe hervorrufen, ſo würden Heller und Kanne, meine damaligen Amtsgenoſſen, als Zeugen meiner Ausſage auftreten.

Es iſt alſo weder der klagende Ton der Hirtenflöte, noch weniger die Stimme des Feuerlärm rufenden Zionswächters, die ſich Ihnen hier nähert, und Sie leicht an einen ſtreitſüchtigen Namens-Verwandten erinnern könnte [1]), ſondern es iſt Ihr alter Lehrer und Freund, der den jüngeren Freund traulich bei der Hand faßt, und ſich mit ihm über die höchſten Aufgaben und Intereſſen des menſchlichen Geiſtes und Herzens, die Sie in Anregung brachten, freundſchaftlich zu verſtändigen ſucht."

Wäre ich derjenige geweſen, den die gegneriſche Vernichtungstendenz ſo gern aus mir machen möchte, ſo hätte der alte Mann, dem mein ganzes Leben und Verhalten bis zu dem erwähnten Zeitpunkt hinlänglich bekannt war, und der wohl wußte, was man im Publikum von mir dachte und ſagte, offenbar nicht ſo mit mir ſprechen können. Ich ſetze noch den Schluß des Schriftchens her, der auch ſonſt nicht ohne Intereſſe ſein dürfte.

„Zürnen Sie mir nicht, guter Mann, wenn ich Ihnen

---

1) Melchior Götze, Hauptpaſtor in Hamburg.

offen bekenne, daß mich Ihre „„Andeutung““ und Ihr Sendſchreiben, beide theilweiſe, in tiefe Betrübniß verſetzt. Halten Sie es für Unvermögen, in die Tiefen Ihrer ſpeculativen Philoſophie einzudringen, für Zurückbleiben hinter dem Geiſte der Zeit, für Alterſchwäche, für — was Sie nur immer wollen, nur nicht für böſen Willen. Ich ehre und liebe Sie wahrhaft. Aber ich empfinde Wehmuth und bedauere Sie mit inniger Betrübniß meines Herzens, daß Sie vermögend waren, ſo mit einem Schlage Alles chriſtlich religiös Beſtehende, nicht zu erſchüttern, ſondern — gänzlich zu vernichten.“ — — — — — — „Was Sie mit Ihrer Invective gegen das Chriſtenthum beabſichtigen, weiß ich nicht. Daß Sie es bloß aus Ruhmſucht vernichten wollen, um ſchnell als der erſte Denker deutſcher Nation, der dem Menſchengeiſte durch eine geniale Richtung die Bahn gezeigt habe, auf der er ſich zu einem höheren Aufſchwung erheben könne, gefeiert zu werden, glaube ich kaum.“ — — — — — „Ich betrachte Ihre gegenwärtige Gemüthsſtimmung und Geiſtesrichtung nicht ſowohl für einen krankhaften Zuſtand der Ruhmſucht, als vielmehr für einen Uebergang in einen Uebergang. Ein Geiſt, wie der Ihrige, kennt keinen Stillſtand; er dringt unabläſſig vorwärts. Und ſo nähre ich die beruhigende Hoffnung, daß Sie, wenn auch nach Jahren, in eine andere Gemüthsſtimmung und Geiſtesrichtung übergehen werden, was dann, wenn es erfolgt, durchaus nicht für einen Rückſchritt, ſondern für einen Uebergang zum Beſſeren angeſehen werden muß.“

Dieſe Worte ſind vor achtundzwanzig Jahren geſprochen worden. Längſt hat ſie der Wind verweht; kein Menſch hat mehr daran gedacht, ich ſelber nicht. Da treten ſie auf einmal wieder auf und nehmen die Bedeutung einer nach ſo langer Verzögerung doch endlich erfüllten Prophezeiung in Anſpruch. Was Götz zu meiner Converſion geſagt hätte, weiß ich freilich nicht; wenn er ſie aber auch nicht unbedingt gebilligt hätte — einen „Rückſchritt“ würde er doch wohl nicht darin erkannt haben. Auch ſcheint der greiſe Mann mehr wie ein Sterbender geweiſſagt, als nur gutmüthig gemeint und vermuthet zu haben, und aus den Sterbenden ſpricht bekanntlich ein hellſehender Prophetengeiſt. Doch dies nur beiläufig; ich kehre zu dem mir obliegenden Geſchäfte meiner Rechtfertigung und Beweisführung wider die Anſchuldigungen eines Gegners und einer Menſchenart zurück, aus welcher keine Clairvoyance und kein Prophetengeiſt, nicht einmal die allernothdürftigſte und ſittlich unerläßlichſte hiſtoriſche Wahrheit und Gerechtigkeit, ſondern ein Geiſt der Hölle ſpricht, der um jeden Preis nur verunreinigen, in den Staub treten und verderben will.

10.

Im Jahre 1834, alſo in meinem vierunddreißigſten Jahre, erfolgte meine Verbindung mit der ebenfalls ganz unbeſcholtenen, ja im Rufe einer beſonders ſtrengen Sittlichkeit und Züchtigkeit ſtehenden Schweſter des Dr. med.

und Rectors der Gewerbſchule zu Nürnberg, Heinrich **Roſe**; und mit dieſer meiner legitimen Lebensgefährtin lebte ich viele Jahre lang in tiefer Ruhe, Stille und Zurückgezogenheit. In dieſem Zeitraume wurde mir von einem Herrn von **Sunthal**, als er mit ſeiner Gemahlin eine längere Reiſe machte, deſſen Sohn zur Verpflegung übergeben, welches ehrende Vertrauen doch wohl ebenfalls zum Beweiſe meines fortwährend reinen Rufes dient. Der etwas kränkliche Knabe wurde in meinem Hauſe auffallend geſunder und blühender, und es iſt von mir ſo wenig an ihm, als an **Kaspar Hauſer**, Etwas verdorben worden. Den Bericht **Max Waldau's** über meine häuslichen Verhältniſſe führt Herr **Noack** ſelber an. Das reicht bis zum Jahre 1850, wo ich ein halbes Jahrhundert alt war. Und ſo fällt die ganze mir aufgebürdete, mit frivolen Abenteuern, Verführungen, Ausſchweifungen und Schandthaten erfüllte Jugend und männliche Lebenszeit bis zu dieſem Zeitpunkte hin total in den Brunnen.

Zwei poetiſche Werke von mir, die 1855 erſchienene „**Polydora**“ und die 1856 veranſtaltete zweite Ausgabe der erſten **hafiſiſchen** Sammlung ſind drei angeſehenen Nürnberger und Frankfurter Damen dedicirt, die mich ihrer Freundſchaft gewürdigt haben und von denen namentlich die eine, die bei beiden Confeſſionen in hoher Achtung ſteht, meine vieljährige Freundin iſt und mir unter all den wechſelvollen Umſtänden und Wendungen, die das letzte Decennium meines bisherigen Lebens charakteriſiren, ihre edle

Zuneigung und ihren thätigen Antheil an meinen Beſtrebungen und Schickſalen niemals entzogen hat. Es iſt dies dieſelbe, an die ich meine „eremitalphiloſophiſchen“ Briefe geſchrieben; vergl. meine Converſionsſchrift S. 19. Eine vierte Freundin iſt jene dem iſraelitiſchen Stamme angehörige, über die ich ſo dankbar und anerkennend in derſelben Schrift S. 11. geſprochen. Alle dieſe durch Geiſt, Herz und Bildung ausgezeichneten Perſönlichkeiten würden ſich mit einem Menſchen, auf den Herrn Noack's ſchimpfliche Charakteriſtik paßt, nimmermehr befreundet, ihm wenigſtens ein Jahre lang dauerndes offenkundiges Wohlwollen ſicher nicht bewieſen haben.

Herr Noack führt ein gewiſſes Gerücht an, „daß D. durch ein ihm nahe ſtehendes weibliches Weſen den äußeren Anſtoß zum Uebertritt in die katholiſche Kirche erhalten habe.“ Er ſucht ſeinem nichtswürdigen Zwecke gemäß auch aus dieſer Sage und Annahme einen Beweis zu machen, daß mein Katholicismus, wie überhaupt Alles bei mir, nur in ſexualen Neigungen und Beziehungen wurzele. Wir werden ſehen, mit welchem Rechte. Was den Anlaß zu jenem Gerüchte gegeben, und welche moderne Delila dem antichriſtlichen Simſon ſeine Kraft genommen und ihn in die Hände ſeiner katholiſchen Feinde geliefert haben ſoll, kann zweifelhaft ſein. Die nächſte Vermuthung iſt die, daß auf die ſchon oben zur Sprache gebrachte vieljährige Freundin angeſpielt wird, der ich meinen Haſis dedicirt und an die ich meine „eremitalphiloſophiſchen Briefe“ gerichtet.

Dieſelbe hat ſich nämlich einmal auf meinen Wunſch hin eines armen katholiſchen Kindes angenommen und ſich deßhalb mit dem verſtorbenen Beda Weber, katholiſchem Stadtpfarrer und geiſtlichem Rathe zu Frankfurt, in ein perſönliches Verhältniß geſetzt. Sie ſelbſt aber war Proteſtantin und iſt es zur Stunde noch. Man hat auch geſagt, und es war ſeiner Zeit in öffentlichen Blättern zu leſen, daß ich durch Beda Weber, zu dem ich das Kind in eigener Perſon gebracht haben ſoll, bekehrt worden ſei, worüber das Nähere unten Nr. IV. zu finden ſein wird. Auch daran war kein wahres Wort; denn ich habe mich mit dieſem Geiſtlichen niemals berührt. Sein liebenswürdiges Benehmen in der erwähnten Angelegenheit machte auf die Dame, ſo wie auf mich, dem ſie davon erzählte, einen allerdings ſehr günſtigen Eindruck; es entſpannen ſich Geſpräche über confeſſionelle Dinge, die ſehr zum Vortheil des Katholicismus ausfielen, und ich kann nicht läugnen, daß dies auf die Wendung, die gerade damals in meinem Denken und Leben eintrat, einen förderlichen Einfluß gehabt. Das confeſſionelle Problem bedurfte aber eigentlich gar keiner Löſung für mich, und ich hätte mich in jedem Falle, wenn auch ſpäter, zum Katholicismus bekennen müſſen. Als Gegner des Chriſtenthums gehörte ich innerlich gar keiner chriſtlichen Religionsgemeinſchaft an, auch nicht der proteſtantiſchen, und es handelte ſich bei einer Umkehr vor Allem nur darum, ob ich wieder Chriſt ſein und mich als ſolcher bethätigen und manifeſtiren könne und ſolle. War dieſe

Frage bejahend entſchieden, ſo verſtand es ſich eigentlich ſchon von ſelbſt, daß die katholiſche Form des Chriſtenthums zu wählen ſei, da ich ſtets nur dieſe als die wahrhaft und vollſtändig chriſtliche anerkannt hatte [1]). So verhält ſich die Sache, wenn das Gerücht auf die Frankfurter Dame geht, deren freundſchaftliche Beziehung zu mir noch überdies eine ſo anerkannt edle und reine iſt, daß Noackiſche Verdächtigungen daran unmöglich haften können. Dasſelbe könnte aber auch einen anderen Anlaß haben und ſich auf meine Verbindung mit einem durch poetiſche Begabung ausgezeichneten und durch ſeine literariſchen Erzeugniſſe beiderſeits rühmlich bekannten katholiſchen Ehepaar gründen, mit welchem ich ebenfalls ſeit Jahren nahe befreundet bin, welches jedoch bei meiner Converſion nur inſofern im Spiele war, als es bei meiner gänzlichen Unbekanntſchaft mit klerikalen Perſönlichkeiten — Beda Weber ging gerade damals mit Tod ab — die äußeren Anknüpfungspunkte zu Wege brachte. Die hier in Betracht kommende weibliche Perſönlichkeit war, als ich ſie im Jahre 1854 zu Nürnberg kennen lernte, noch Proteſtantin, blieb es zunächſt auch nach ihrer einige Jahre ſpäter erfolgten Vermählung mit dem katholiſchen Dichter und Gelehrten, deſſen edle Zuneigung ſie ſich erworben hatte, und convertirte erſt, nachdem ich bereits dieſen Schritt gethan, was im Jahre 1858 zu Würzburg unter biſchöflichen Auſpicien vor ſich ging[1]. Wie ihr trefflicher Gatte von mir denkt und was er mir für öffentliche Zeugniſſe auszuſtellen keinen Anſtand nimmt, das iſt aus einem Aufſatze der „hiſtoriſch-politiſchen Blätter für das katholiſche Deutſchland" von Jörg und Binder, Bd. 45. Heft 5. München 1860. S. 73 ff. zu erſehen, wo derſelbe über meine poetiſchen Verſuche handelt, auch einige biographiſche Notizen gibt und von meinem Weſen, Leben und Charakter ſpricht. Er ſei, ſo berichtet er, zunächſt im Jahre 1846 durch meine hafiſiſchen Poeſien, über welche in dem literariſchen Kreiſe, zu welchem er damals gehörte, geſprochen und geſtritten wurde, dem Namen und Rufe nach mit mir bekannt geworden. „Als wir uns nach der Perſönlichkeit Daumer's erkundigten, hieß es, er lebe zu Nürnberg als quiescirter Profeſſor, ſei früher Erzieher Kaſpar Hauſer's geweſen und habe verſchiedene, heftig gegen das Chriſtenthum gerichtete Werke geſchrieben, die man uns nicht zu leſen rathe." Man ſieht auch hier wieder, wie meine vormalige Verrufenheit ſich ſtets nur auf jenen Gegenſatz zur chriſtlichen Religion und Theologie beſchränkte. Weiterhin, ſo fährt der Verfaſſer des bezeichneten Aufſatzes fort, ſei er durch die 1855 erſchienene „Polydora" auf mich hingelenkt worden. Er habe ſich einer anthologiſchen

---

[1]) Vergl. „Meine Converſion.“ S. 6 f. 42 f. An letzterer Stelle iſt auch der Einfluß Macaulay's auf mich bemerkt.

---

[1] Vergl. den „Sendboten für Pius-Vereine," Beilage zur Sion, vom 26. Dec. 1858. Nr. 26. S. 203. unter dem Titel: „Bekehrungen," wo ein ganz anderer Cauſalnexus angenommen wird, als der von dem Gegner angedeutete.

Combination wegen, die er ſelbſt zu veranſtalten hatte, an mich um entſprechende Beiträge gewendet; „und daraus,“ ſo drückt er ſich wörtlich aus, „bildete ſich ein literariſcher Verkehr, der aber ſehr bald in einen perſönlichen, ich möchte ſagen, höchſt perſönlichen überging, indem der Briefwechſel nicht nur die intimſten Lebensverhältniſſe der Correſpondenten berührte und ohne Rückhalt beſprach, ſondern auch für die eine, wie für die andere Seite die Gelegenheit darbot, in wechſelſeitige Beziehungen einzugreifen. Dieſer Umſtand führte endlich auch eine perſönliche Zuſammenkunft herbei.“ Das, was nun folgt, brauche ich nicht abzuſchreiben, da die erwähnte Zeitſchrift noch im beſten Gange iſt und der bezügliche Aufſatz von jedem meiner Leſer leicht nachgeſehen werden kann. Die Charakteriſtik ſchließt mit den Worten: „In Bezug auf geſelligen, wie literariſchen Verkehr ſtand Daumer faſt gänzlich vereinſamt wenig verſtanden in ſeiner Poeſie, noch weniger, was ſeinen religiöſen und philoſophiſchen Ideengang betrifft.“ Das feine, katholiſche Herz des edlen Mannes verſtand mich ſchon damals beſſer, als die ganze auf ihre progreſſiſtiſche Intelligenz und Bildungsſtufe pochende Umgebung und Geſellſchaft, in der ich mich zu befinden das Unglück hatte. Ich hatte hier einen wahren Freund gefunden, deſſen Geſinnungen und Handlungsweiſen ich auch in Beziehung auf Andere zu ehren und zu bewundern hatte. Jeder von uns ließ den anderen menſchlich gelten, ohne ihm ſeinen beſonderen Standpunkt und Glauben aufdringen zu wollen. Meine marianiſche Sympathie und Tendenz und meine Anerkennung jeſuitiſcher Großthaten wunderte und freute ihn. „Frappant für den Referenten," ſo ſagt er in jenem Berichte, „war die hohe Achtung, mit welcher ſich Daumer über den Jeſuitenorden ausſprach, ſo wie die faſt enthuſiaſtiſche Bewunderung, welche er der katholiſchen Marienverehrung zollte." Dieſer Mann erkannte auch da, wo meine proteſtantiſche Umgebung nur verkannte und verläumdete, etwas katholiſch Werkthätiges in mir, wie er in demſelben Aufſatze freundlichſt auszudrücken nicht unterläßt. Und ſo hätte ich ſchon damals merken können, wohin ich eigentlich mit meinem Weſen gehöre; aber zu ſolchen Einſichten war ich noch lange nicht reif genug. Die Schlußworte des in Rede ſtehenden Aufſatzes ſind folgende: „Wir haben dieſe Zeilen in der Abſicht niedergeſchrieben, das Bild eines vielgeſchmähten und verkannten Mannes in ſein wahres Licht zu ſtellen und ihm dadurch Freunde, vielleicht Vertheidiger zu werben. Referent kann wie Wenige dafür einſtehen, daß Daumer's Rückkehr zur Kirche nichts weniger, als eine „„plötzliche Laune,"" eine „„phantaſtiſche Umwandlung,"" oder gar ein „„Symptom des Sinkens geiſtiger Kräfte,"" ſondern nur eine aus einer Reihe von Denkprozeſſen hervorgegangene Conſequenz geweſen, der ein alterſchwacher, geiſtig abgelebter Mann wohl niemals eine ſo energiſche Folge gegeben haben würde. Daumer trat bekanntlich in Mainz über, und dort läßt man ſich nicht dupiren." Auf dieſe Weiſe tritt für mich ein Mann in die Schranken, der, wenn nicht auch hier Alles in gezienender Ordnung wäre, ſchwerlich geneigt ſein würde, eine ſolche Rolle zu ſpielen; denn auch er iſt nicht der Mann, der ſich dupiren läßt.

11.

Herrn Noack's Angriffe auf meine Moralität, namentlich ſeine Behauptung, mein Leben ſei von früher Jugend an voll leichtfertiger und genußſüchtiger Abenteuer geweſen, glaube ich nun, nach Vorführung ſo vieler factiſcher Gegenbeweiſe, überzeugend genug widerlegt zu haben. Ich läugne bei alledem nicht, und brauche es nicht zu läugnen, daß ich in dem Laufe meines Lebens auch die Leidenſchaft kennen gelernt und ihre verhängnißvolle Macht zu empfinden gehabt, und daß ſich dies in meinen Gedichten ſpiegelt, wenn die dabei beſchriebenen Perſönlichkeiten und Umſtände auch nur romanhaft erfunden oder frei behandelt und mit unwirklichen Zügen poetiſch ausgeſchmückt ſind. Uebrigens aber verhält es ſich mit meiner angeblichen Donjuanerie und ſexualen Unbändigkeit eben ſo, wie mit den übermäßigen Weingenüſſen und materiellen Trunkenheiten, die man aus meinem von albernen Menſchen ebenfalls biographiſch gefaßten „Hafis“ entnommen hat. Niemand in der Welt kann von wildem und wüſtem Weſen jeder Art weiter entfernt ſein, als ich. Schon mein äſthetiſcher Geſchmack ſträubt ſich dagegen — als eine äſthetiſche Natur werde ich ja ausdrücklich und wiederholt auch von Herrn Noack bezeichnet und anerkannt; es ſoll ſich dies nach ſeiner Anführung ſogar in meinen Augen ausdrücken. Und wenn ich die Kühnheit hatte, als Prophet des Lebens aufzutreten und als ſolcher den Verſuch zu machen, eine neue Religion in's Daſein zu rufen, ſo wäre es grenzenlos albern geweſen, dabei nur die Vertretung und Beförderung einer gemeinen Lebensluſt, Sinnlichkeit und Genußſucht im Auge zu haben; denn dieſes Unkraut wächſt aller Orten im reichſten Maße ganz von ſelbſt; eine ſolche Denkart und Praxis bedarf keines Prophetismus und keiner religiöſen Baſis und Sanction; ſie ruht auf ſich ſelbſt, und iſt das ohnehin nur allzu mächtig obwaltende, namentlich die Gegenwart faſt ausſchließlich beherrſchende Princip. Dann war ich auch von Jugend auf durch meine Kränklichkeit und durch eine körperliche Empfindlichkeit und Verletzbarkeit der ſeltenſten Art, wobei ſich jedes ungeeignete Verhalten grauſam rächt, zu einer ſo enthaltſamen und behutſamen Lebensweiſe aufgefordert und genöthigt, wie ſie wohl von Wenigen beobachtet wird. Das ſcheint auch der Grund zu ſein, weßhalb ich, obgleich ſtets krank und leidend und noch dazu ſo häufig und andauernd in die trübſeligſten Seelenzuſtände und kraftverzehrendſten Kämpfe gerathend, doch ſo manche mit mir in gleichem Alter ſtehende, ja viel jüngere und bei Weitem geſundere, rüſtigere, leiſtungs- und genußfähigere Individuen überlebt habe. „Der Socher überlebt den Pocher," ſagt ein altes Sprüchwort[1]). Hätte ich bei einer ſolchen Körperbeſchaffenheit unzweckmäßig gelebt, wie raſch wäre ich eine Beute des Todes geworden! Ich wohnte einmal bei einer dürftigen Frau zur Miethe, wo mein Mittagsmahl aus einer Waſſerſuppe oder einem nur in Waſſer gekochten Gemüſe nebſt zwei Kartoffeln zu beſtehen pflegte. Dieſe Frau ſagte öfters zu mir: „Mit Ihnen möchte ich nicht eſſen; das könnte ich nicht aushalten.“ Gewiß wird ſich Niemand, der ein die edelſten Kräfte des Körpers verſchwendendes Leben führt, zu einer ſolchen Diät entſchließen. Was die zuletzt vergangenen Jahre betrifft, ſo hat man mich, abgeſehen von Frankfurt a. M., wo ich mich in einem Zeitraum von ohngefähr ſechs Jahren größtentheils aufgehalten und mehreren Perſonen genau bekannt geworden bin, auch in Mainz und Würzburg kennen gelernt und geſehen, wie ich zu leben pflege und zu leben liebe. Will gegenwärtig Jemand zu mir kommen und ſehen, wie ich es halte und was ich für Anſprüche an's Leben mache, ſo ſoll er mir willkommen ſein; ich will ganz beſonders für ihn kochen und braten laſſen, damit er es aushalte; denn meine Lebensordnung wird er wohl ſo wenig theilen mögen, als jene, wiewohl ſelbſt ſehr einfach lebende, Frau.

---

[1]) „Socher" von ſiech, ein kränklicher Menſch.

12.

Einem ſo verſtockten alten Sünder, wie ich bin, einem ſo herzloſen, verruchten, in ſeinem von früheſter Jugend an geführten und gewohnten Sünden- und Laſterleben ergrauten, trotz ſeines „weichen Gemüthes“ keine Spur von

Menſchengefühl und Mitleid in ſich hegenden Roué, Don Juan und Caſanova einige elementare Begriffe von Sittlichkeit und Menſchlichkeit beizubringen und ſeine rohe Seele ahnen zu laſſen, daß im Weibe noch etwas Anderes zu ſchätzen ſei, als phyſiſche Benützbarkeit, das iſt ein ſchweres und kühnes Unternehmen, an deſſen Gelingen kaum zu glauben iſt. Es hat ſich indeſſen ein edler, würdiger Mann und begeiſterter Repräſentant der von mir ſo ruchlos mit Füßen getretenen moraliſchen Grundſätze, ein das von mir ſo ſchmählich verkannte Weſen des Weibes tief faſſender und ſeinen reinſten, frömmſten und rührendſten Seiten nach würdigender Denker gefunden, der dieſes Experiment gleichwohl mit mir anzuſtellen wagt. Es iſt der nämliche, hier leider ſo vielfach zu erwähnende Herr Noack, der mich alten Knaben auf ſolche Weiſe in Zucht und Lehre nimmt. „Das Weſen des Weibes hat noch andere Seiten, als das bloß geſchlechtliche Verhältniß — — — — — Wie kommt's doch, daß Meiſter Frauenlob in all' ſeinem Mariencult auch nicht einmal von Weitem derjenigen Frauen gedenkt, die ihr Leben dem unermüdlich thätigen Dienſt der leidenden Menſchheit als barmherzige Schweſtern widmen? Wie kommt es, daß ſein weiches, poetiſches Gemüth ſo gar keinen Trieb empfand, auch ein ſolches Leben voll Entſagung, Geduld, Mühewaltung und Aufopferung für Andere mit dem Glanze ſeiner poetiſchen Phantaſie zu verklären? Zumal da es hiebei ganz gleichgültig, ob die

Entſagende katholiſch oder nichtkatholiſch, frommgläubig oder ungläubig, Pietiſtin oder Freigeiſtin iſt; wo ſie auch als barmherzige Schweſter wirke, am Krankenbett, in der Familie oder im Landkrankenhauſe, der Beruf hat doch auch ſein Schönes, auf die Wunden Leidender Balſam zu träufeln.“

Ich muß hier vor Allem bemerken, daß das Inſtitut der „barmherzigen Schweſtern“ eine ſpeciell katholiſche Erfindung und Einrichtung, und daß, was ſonſt Aehnliches zu Tage kommt, eine bloße Nachahmung iſt, die an und für ſich ſehr löblich, doch dem Original ſo wenig gleichkommend iſt, daß ihre aus unkatholiſchem Weſen entſpringenden Mängel ſelbſt proteſtantiſcherſeits eingeſehen, gerügt und beklagt werden. Man ſehe z. B., was ich darüber im Anhange zu meiner Schrift „die dreifache Krone Rom's“ bemerkt und beigebracht habe. Das Halliſche Volksblatt vom 5. Auguſt 1854 enthält das Schreiben eines proteſtantiſchen Predigers aus Paris, wo folgende Aeußerung vorkommt: „Es beſteht hier ein Frauenorden, der vom heil. Lazarus, und die Nonnen dieſer Congregation üben die Barmherzigkeit in den Gefängniſſen. Dieſe Damen, von denen viele den höheren Ständen angehören, widmen ſich mit aller Hingebung ihrem undankbaren Geſchäfte. Ich weiß aus ſicheren Quellen, daß keine von ihnen über fünfzig Jahre alt wird; es kommt das von der ſchlechten Gefängnißluft, die ſie einathmen. . . . . Sie ſtellen ſich vielleicht vor, daß die Aufnahme in dieſen Orden leicht zu erlangen ſei. Allein dem iſt nicht ſo. Ehe man die Poſtulantinnen zuläßt, werden ſie der ſtrengſten Prüfung unterworfen; man verlangt überdies ein Einbringen von 5000 Francs. Was ſagen Sie dazu? Wenn man von unſeren Mädchen als Bedingniß ihres Eintrittes in das Diaconiſſen-Haus zu Berlin oder Sonnenburg 1000 Thaler verlangte, was würde daraus werden? .... Es iſt eine mir unerklärliche Erſcheinung, daß, während es uns alle Mühe koſtet, eine Schweſter zu erwerben, die Katholiken deren im Ueberfluß finden.“ Etwas Aehnliches leſe ich im Frankfurter Journal, einem Blatte, von dem man gewiß nicht ſagen kann, es werde im parteiiſchen Intereſſe des Katholicismus geſchrieben. Hier Nr. 195. vom 15. Juli ſteht ein Artikel aus Darmſtadt, der eine Vergleichung zwiſchen dem evangeliſchen Diaconiſſenhaus „Eliſabethenſtift“ und dem katholiſchen Inſtitut der Kranken-Schweſtern daſelbſt anſtellt. Von dem erſteren wird geſagt, es ſcheine trotz aller Protection nicht recht vorwärts zu kommen; dann nach einigen gegen beiderlei Anſtalten gerichteten Bemerkungen heißt es wörtlich: „Immerhin iſt es auffallend, daß die barmherzigen Schweſtern, die in durchaus uneigennütziger Weiſe ihre Dienſte der leidenden Welt, auch der evangeliſchen, widmen, ihren andersgläubigen Colleginnen den Rang abzulaufen ſcheinen.“ Es ſteht alſo gar nicht ſo aus, als wenn, wie Herr Noack will, Religion und Confeſſion in dieſer Angelegenheit ſo ganz gleichgültig ſeien. In Paris befindet ſich gegenwärtig eine Tochter Abd-el-Kader's, aus keinem anderen Grunde, als um „graue Schweſter" zu werden. Die bewunderungswürdige Hingebung der grauen Schweſtern während des blutigen Krimkrieges hat auf ihre Phantaſie und ihr Herz einen ſolchen Eindruck gemacht, daß ſie ſich vornahm, in dieſe Geſellſchaft ſelbſt einzutreten und in derſelben eine ſo edle und verdienſtliche Rolle zu ſpielen. Der Emir, ihr Vater, ſetzte ihr kein Hinderniß entgegen; er ließ ſie nach Paris bringen, wo ſie nun in einem Kloſter ihr Noviziat beſteht. Was die evangeliſchen Diaconiſſinnen betrifft, ſo war meines Wiſſens vor vierundzwanzig Jahren noch keine einzige vorhanden. Die Erſcheinung gehört ganz nur der katholiſirenden Tendenz der proteſtantiſchen Neuzeit an, und ob dieſe das katholiſche Urbild ſo wenig erreichende Nachahmung im Stande geweſen wäre, ein muhammedaniſches Mädchen zu bekehren und zur Hingabe der eigenen Perſon an den Verein zu bewegen, iſt ſehr zu bezweifeln. Die wahre, eigentliche Heimath der „guten Werke," beſonders in ihrer Steigerung zu ſo ausgezeichneten ethiſchen und humaniſtiſchen Phänomenen, iſt ſtets nur der Katholicismus geweſen und wird es wohl auch bleiben. Die Reformation hat ihnen bekanntlich ihre religiöſe Weihe, Würdigung und Bedeutung genommen und ihnen dadurch den empfindlichſten Schaden gethan; ſie hat einen förmlichen Krieg gegen ſie gemacht und ſie zu Gunſten eines abſtrakten Glaubens ſo tief als möglich herabgeſetzt. Die proteſtantiſche Theologie hat ſie bekanntlich für unnütz, ja ſelbſt für ſchädlich in Beziehung auf das ewige Heil des Menſchen erklärt; ein Wahnſinn, deſſen praktiſche Folgen ſchon ſelbſt die Reformatoren auf's Bitterſte zu empfinden und zu beklagen gehabt. Auf dem Boden des modernen Egoismus, Materialismus und Atheismus gedeihen dieſe Pflanzen auch nicht ſonderlich, und wo im Reiche des Halb- und Unglaubens die genannten Denkarten auch nicht gerade ſcharf ausgeprägt ſind, da wird doch nicht leicht jene unbedingte Hingebung und Selbſtaufopferung zu finden ſein, die ein ſo naturgemäßes und häufiges Erzeugniß des Katholicismus iſt. Schon aus dieſem Grunde müßte ſich jeder wohldenkende Proteſtant zu dieſer Confeſſion ſchlagen, von der jedenfalls ſo viel einleuchten und zugegeben werden ſollte, daß ſie in praktiſch-humaniſtiſcher Rückſicht einzig und unvergleichlich und durch nichts Anderes in der Welt zu erſetzen iſt. Daß die Rückſicht auf die hier heimiſche große chriſtliche Praxis eines der weſentlichen Motive war, welche mich ſelbſt zum Eintritt in dieſe Kirche bewogen, iſt aus meiner Converſionsſchrift S. 41. zu erſehen.

Daß ferner das weibliche Geſchlecht ganz beſonders zu Thaten der Milde und Güte geneigt und geeignet und inſofern, ſo zu ſagen, ſchon von Natur katholiſch iſt, das weiß ich ſehr wohl und habe es ſtets erkannt und geltend gemacht; es iſt einer der hauptſächlichſten Gründe, weßhalb ich dieſes Geſchlecht ſo hoch ſtelle und weßhalb meine proſame Frauenverehrung ganz natürlich in Mariencult und Katholicismus überging. Was die Forderung betrifft, ich hätte in den „Frauenbildern" auch die barmherzige Schweſter darſtellen- und feiern ſollen, ſo könnte ich antworten, daß es hier gar nicht in meinem Plane gelegen, das Weſen und die Erſcheinung des Weibes in jeder Beziehung umfaſſend und erſchöpfend hervortreten zu laſſen; daß es ſich vielmehr nur darum gehandelt, das Verhältniß der Geſchlechter zu einander in all' ſeinen poetiſch aufzufaſſenden Formen zu ſchildern und dabei, ſofern es ein tendenziöſes Werk und Zeitprodukt war, meine damaligen polemiſchen Spitzen herauszukehren; daß es ſomit eine höchſt unbillige und ungeeignete Rede ſei, ich hätte hier auch Bilder jener Art vorführen ſollen. Gleichwohl habe ich es ſelbſt hier nicht verſäumt, das Weib in Situationen erſcheinen zu laſſen, in welchen — und zwar zum Theile ganz abgeſehen von erotiſchen Beziehungen — die ſelbſtverläugnende und ſelbſtaufopfernde Milde und Güte deſſelben, namentlich *ſeine Bethätigung am Krankenbette* vor Augen tritt. So namentlich im dritten Bande der „Frauenbilder," in der den Titel „*Miranda*" führenden Abtheilung, wo ich das die ganze Reihe der vorgeführten Zeichnungen krönende Bild eines in jeder Beziehung vollendeten Weibes zu geben verſuchte. Man wird die bezüglichen Gedichte in der unten folgenden Blüthenleſe Nr. 27. 28. 36. finden, wozu ich noch die aus „Lied und Lehre" ausgehobenen Nr. 81. 82. 85. zu nehmen bitte. In dieſen Gedichten iſt das, was Herr Noack verlangt und vermißt, und wovon er behauptet, daß ich es gänzlich unterlaſſen, im vollſten Maße geleiſtet, wie er es wenigſtens in Beziehung auf die S. 25 f. und 31 f. des dritten Bandes der „Frauenbilder" ſtehenden Sonette, welche hier unten Nr. 27. und 28. bilden, anzuerkennen gehabt hätte. Hat er ſie, der doch aus dieſer Sammlung ſeine biographiſchen Notizen zieht und aus eben derſelben Abtheilung, der erwähnten „Miranda," citirt, gar nicht geleſen, ſo iſt das elend und verächtlich genug; und ignorirt er ſie abſichtlich, ſo iſt er ein namenlos ſchlechter und böſer Menſch. In meinen Marienlegenden kommt die heilige Jungfrau ſelbſt als barmherzige Schweſter vor. Das Gedicht Nr. LVII. S. 159. der zweiten Ausgabe führt die Ueberſchrift: „Maria pflegt einen Kranken;" der auf den Tod daniederliegende Kranke iſt der ſelige Johannes von Gott, und es heißt daſelbſt wörtlich:

„Sie ließ ſich, ihn zu pflegen, ihm zu dienen
Gleich einer Mutter, einer zärtlichen,
Die um ein leidend-liebes Kind bemüht,
Huldreichſt herab, abwiſchend ihm ſogar
Die kalte Feuchte, die die Stirne netzte."

S. 172. derſelben Sammlung ſteht ein Gedicht mit der Ueberſchrift: Maria consolatrix afflictorum, wo Maria bei einem ſchwermüthigen und ſorgenvollen Kranken als mütterliche Tröſterin erſcheint; „es iſt dem Stoff, wie der Form nach von mir ſelbſt und drückt ganz mein eigenes kindliches Verhältniß zur heiligen Jungfrau aus. In den Nachträgen S. 192.

wird erzählt, wie ſie die mit Blut verklebten und verwirrten Haare der kranken und pflegelos liegenden Dominica Lazari mehrmals gereinigt und in ſchöne, kunſtvolle Ordnung gebracht. Ueberhaupt iſt und heißt ja die heilige Jungfrau „die Mutter der Barmherzigkeit;“ einer der weſentlichſten Charakterzüge derſelben in kirchlicher Anſchauung und Darſtellung iſt die zarteſte, treueſte, reinſte, liebevollſte, mildeſte, herablaſſendſte Mütterlichkeit, und dieſes Bild bemühen ſich auch meine marianiſchen Poeſien zu geben, die daher nur die gottloſeſte Lüge und pöbelhafteſte Frechheit ebenfalls unter die Kategorie von „Lingam und Yoni“ zu bringen im Stande iſt.

Auch von der Kindererziehung, meint Herr Noack, hätte ich ſprechen ſollen; er räth mir, das Erziehungshaus in Rödelheim in Augenſchein zu nehmen und die von ihm hochgefeierte Vorſteherin derſelben kennen zu lernen; da könnte ich Beobachtungen und Erfahrungen machen, die meine ſchlechte Idee vom Weſen der Weiblichkeit berichtigen würden u. ſ. w. Wohlunterrichtete Perſonen haben mir geſagt, daß jene Vorſteherin in der That alles Lob verdiene, ſich aber ſehr zum Katholicismus zu neigen ſcheine, was der Abſicht, die bezüglichen Tugenden und Verdienſte als ganz unabhängig von religiöſen und confeſſionellen Dingen zu betrachten und zu behandeln, ebenfalls keinen Vorſchub thut. Doch dem ſei, wie ihm wolle. Die Abſurdität des Verlangens, ich hätte in ein einziges Buch, ein Buch, das ſo enggezogene qualitative und quantitative Grenzen hat, ein poetitiſches Werk, wo Manches ſchon deßhalb nicht hineinpaßt, weil es zu reizlos und unäſthetiſch iſt, mit allem Möglichen vollſtopfen ſollen, was in's Bereich weiblicher Verpflichtung und Beſchäftigung fällt, ſpringt in die Augen. Und iſt es nicht die empörendſte Gehäſſigkeit und Unredlichkeit, immer nur von dieſem Buche zu ſprechen, da ich doch ſo viel Anderes geſchrieben, was das Weſen und Leben des Weibes in dichteriſcher und proſaiſcher Form zu beleuchten und zu erörtern unternimmt? Ich habe zunächſt in meiner „Bettina," deren höhere und ernſtere Richtung ſchon das Motto ausdrückt 1)), das mannigfaltige Verhältniß eines jungen genialen Weſens zu Natur, Kunſt und Menſchheit, namentlich zur Pflanzen- und Thierwelt, zu einer geliebten Freundin, zu einem heldenmüthig kämpfenden Volke, zu einem Dichterkreiſe, der ihre rührende Liebe ſo wenig erwiederte, vor Augen geſtellt. Ich habe in meiner „Polydora" die ſchönſten Lieder aller Zeiten und Nationen, ſo weit ſie mir bekannt geworden, zu einem Strauße verbunden, wo ſich Weib und Liebe ſo oft in den ſchönſten und edelſten Geſtalten präſentirt 2)). Und was nicht in Verſen

---

1) „Zum Tempeldienſt bin ich geboren;
Umweht mich nicht der heil'ge Duft,
So ſcheint die Heimat mir verloren,
So wandel' ich in fremder Luft."

2) Näheres daraus zur Probe enthält die unten folgende Anthologie. Hier möge nur folgender Anfang eines in der Polydora I. S. 40. zu leſenden griechiſchen Liedes ſtehen:

und Gedichteſammlungen zu ſchildern und zu expliciren war,
das habe ich in proſaiſcher Rede vorgebracht und erörtert.
In meiner „Religion des neuen Weltalters“ trägt das

„Amathuſia's Huldgeſtalt,
Die Blüthe der Frühlingshore,
Die beredſame Lippe Peitho's,
Die Stimme Kalliope's,
Der Themis heiliger Sinn
Und ſittliche Schöne, die Hand,
Die künſtliche, der Pallas,
Das Alles eignet dir“ ꝛc.

Sollte es meinen Leſern nicht vorkommen, als hätte ich ſchon
damals, da ich dieſe Verſe ſchrieb, eine Ahnung davon gehabt,
daß das Weſen des Weibes noch mehr in ſich faſſe, als das
bloß „geſchlechtliche“ Moment? Daß ich ſogar ſchon einigen
Begriff vom ſittlich Schönen und Guten gehabt? — So wie
dort in dem griechiſchen Gedichte iſt auch in dem Gaſele Nr. 80.
der unten folgenden Sammlung eine ganze Reihe weiblicher
Eigenſchaften namhaft gemacht. Das Weib als Mutter, Amme,
Pflegerin wird in griechiſchen Epigrammen und Grabſchriften
gezeichnet und geehrt, wie ſie in der Polydora I. S. 104 ff.
und hier unten zur Probe Nr. 156—160. vorgeführt werden.
Ein rührendes eſthniſches Lied ſchildert die muſterhafte häusliche
Thätigkeit eines, wie bedauert wird, vom Bräutigam entführten
Mädchens, ſ. Polydora II. S. 110 f. und hier unten Nr. 72.
Ein ähnliches Bild in der lettiſchen Brautwerbung, Polydora
II. S. 103 ff. Ein chineſiſches Lied beſchreibt, wie eine Jungfrau für ihren Vater in den Krieg zieht und ſich durch Tapferkeit auszeichnet, ſ. Polydora I. S. 173 ff. und ſo mehr.

ganze dritte Buch des zweiten Theiles die Ueberſchrift: „Das Weib," wozu der Nachtrag S. 273—292. des dritten Bandes gehört; und hier iſt Alles, was man nur immer verlangen kann, zur Sprache gebracht; nur etwa, daß eine Beſchreibung der Rödelheimer Erziehungsanſtalt fehlt. Unter den fünf beſonderen Abtheilungen dieſes Buches behandelt namentlich die erſte „die völker-, cultur- und religionsgeſchichtliche Bedeutung" des weiblichen Geſchlechtes; die dritte verbreitet ſich über deſſen „Vorzüge überhaupt;" die fünfte trägt die Ueberſchrift: „Myſtiſche, ſpeculative und theologiſche Auffaſſungen und Beſtimmungen." Von jener krankhaften Geſchlechtsraſerei, die mir Herr Noack Schuld gibt und von der er behauptet, ſie ſei der einzige Grund meiner Frauenverehrung, wird hier Niemand Etwas entdecken, als etwa dieſer Edle ſelbſt, der immer und überall nur „Lingam und Yoni" ſieht; dagegen wird man viel von den Tugenden der Selbſtbeſchränkung, Selbſtverläugnung und Selbſtaufopferung in natur- und pflichtmäßiger Thätigkeit, von ganz beſonderem Duldungs- und Entbehrungsvermögen und erſtaunlicher Ausdauer in weiblichen Mühen und Beſchwerden, von dem Wunder der Mutterliebe, von den Eigenſchaften, welche die Hausfrau und Hausmutter zieren, von natürlicher Neigung zu Thaten der Milde und des Mitleides, von Feinheit und Adel des Weſens und der Sitte, von Fähigkeit und Geſchicklichkeit, zu vermitteln und zu verſöhnen, männliche Zwieſpalte und ſociale Zerreißungen auszugleichen, und ſo vieles Andere leſen, was ſich ganz und gar nicht auf ſinnliche Triebe und Genüſſe bezieht. Bin ich doch wegen Hervorhebung dieſer Seite der Weiblichkeit von der revolutionären Partei ſogar als ein alberner, zopfiger, philiſterhafter Sittlichkeitspedant verhöhnt und verſpottet worden! Ich ſei ein ächter Nürnberger, hieß es, ein zweiter Hans Sachs, und meine Leiſtungen ſeien ſo trivial, daß ſie ſich nicht einmal zum Gebrauche für höhere Töchterſchulen qualificirten 1). Und jetzt ſoll ich wieder ein wahrer Ausbund von Frivolität und Verworfenheit ſein; jetzt ſchwingt man über mich die moraliſche Zuchtruthe; jetzt werde ich nach Rödelheim gewieſen, um daſelbſt die Vorſteherin einer weiblichen Erziehungsanſtalt kennen zu lernen und das Weib einmal in einer anderen Geſtalt, als in der einer emancipirten Dame oder einer feilen, niedrigen Straßen- und Luſtdirne zu erblicken! So oder ſo — ich ſoll eben um jeden Preis nur todt gemacht werden. Es trifft hier ein, was der heil. Franz von Sales ſagt: „Die Schafe mögen ſchwarz oder weiß, gehörnt oder ungehörnt ſein; für den Wolf iſt's einerlei: immer und in jedem Falle frißt er ſie." Herrn Noack's Eifer, mich zu beſſern und zu bekehren, und mir wenigſtens einige Begriffe von Sittlichkeit und noblerer Weiblichkeit beizubringen, hat aber auch etwas ungeheuer Lächerliches. Geſetzt auch, es wäre dies früher einmal —

---

1) Dieſe Sprache führte die berüchtigte „Schwefelbande" in der „neuen rheiniſchen Zeitung" von C. Marx gegen mich, auf deren Kritik und Polemik ich unten zurückkommen werde.

etwa, da ich durch den großen Nürnberger See ſchwamm, um zu der ſchönen Fiſcherin Felicitas zu kommen — am Orte geweſen; wozu denn dergleichen noch jetzt nach meiner Converſion, durch welche ich Alles, was ich irgend Anſtößiges gedacht, gewollt oder gethan haben mag, in ſo eclatanter Weiſe desavouirt und zur Sache einer vergangenen Lebensperiode und eines verlaſſenen Standpunktes gemacht? Es liegt hier allerdings die Abſicht zu Grunde, meine frühere, vorkatholiſche Denkart und Stellung mit meiner jetzigen in der Art zu confundiren und zu identificiren, daß in die unſaubere Region, in welche die erſtere hinabgezogen wird, zugleich auch die letztere verſinke. Aber gar zu albern erſcheint es doch, mich ſo ganz beſonders auf das Phänomen der „barmherzigen Schweſter“ zu verweiſen, nachdem ich in die Kirche eingetreten, die der Urſprung und die eigentliche, natürliche Heimath dieſer herrlichen, von mir ſelbſt ſchon in den letzten Jahren ſo rühmend hervorgehobenen Erſcheinung iſt. Merkt denn der Unbeſonnene nicht, wie viel er in dieſer Beziehung dem Katholicismus einräumt und in welchem Grade er meinen Uebertritt zu demſelben rechtfertiget? — Wenn er, wie ein Freund behauptet, aus einem gewiſſen Myſterium heraus auf mich gehetzt iſt, ſo bedauere ich dieſes, daß ihm keine beſſeren Hunde zu Gebote ſtehen.

13.

Herr Noack bemerkt wider Schopenhauer: „**Da er das Mitleid für die Grundſäule aller Moral erkläre, ſo ſollte ihm im Weibe billig das** ſichtbar-lebendige Urbild wahrer Sittlichkeit gegenwärtig ſein." Nun, ſo iſt es bei mir; auch meine Moral iſt vor Allem die der Liebe, der Milde, des Erbarmens; darauf beruht meine von Herrn Noack ſelbſt berührte „Thierliebe;" darauf der von mir in Verbindung mit meinem Schwager Dr. Roſe angeregte Verein gegen Thierquälerei, und eine von mir zu dieſem Behufe verfaßte populäre Schrift [1]; darauf meine im zweiten Hefte vorliegender Zeitſchrift zu Tage gekommene Vertretung der Thierwelt und der ebendaſelbſt ſich offenbarende Anſchluß an die menſchen- und thierfreundlichen Heiligen der katholiſchen Kirche; darauf weſentlich auch meine marianiſche Poeſie und meine Verehrung der heiligen Jungfrau, als dieſer unendlich liebreichen, ſich allem Unglücklichen und Hülfsbedürftigen liebevollſt neigenden, ſelbſt arme, verfolgte Thiere in ihren Schutz nehmenden „Mutter der Barmherzigkeit," wie ſie von der Kirche genannt und geprieſen wird; darauf endlich auch ganz vorzüglich meine

---

[1] Vergl. „Erſter Jahresbericht des Nürnberger Vereines zur Verhütung der Thierquälerei." Nürnberg bei Riegel und Wießner 1840. S. 4 und 7. „Nürnberg war die erſte Stadt in Deutſchland, wo ſich ein Verein zur Verhütung der Thierquälerei mit Genehmigung und Billigung der Regierung förmlich conſtituirte." Der König drückte ſein Wohlgefallen an dem Unternehmen aus. Die Sache gerieth jedoch in Hände, die ſie vernachläſſigten; dagegen nahm der Münchener Verein unter hohen Protectionen einen bedeutenden Aufſchwung.

Anerkennung und Würdigung der zu Milde, Sanftmuth und Güte in ſo ſpecieller Weiſe ſchon von Natur geneigten und organiſirten Weiblichkeit überhaupt. Ich habe, um nur ein Paar Belege zu geben, in meiner Religion des neuen Weltalters Stellen wie folgende von Rouſſeau, Kant, Göthe und George Sand angeführt: „In welchem Lande der Welt war nicht Sanftheit und Mitgefühl das liebenswürdige Erbe des weiblichen Geſchlechtes?" III. S. 277. „Die Vorſehung hat in den Buſen des Weibes gütige und wohlwollende Empfindungen, ein feines Gefühl für das Anſtändige und eine gefällige Seele gegeben." II. S. 250. „Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundin und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige holde Geſchöpf, das, wo es hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht." III. S. 279. „Immer wird das Herz der Frauen das Heiligthum der Liebe, der Sanftmuth, der Geduld, der Barmherzigkeit, kurz das Heiligthum der mildeſten Reflexe der Gottheit ſein." Ebendaſ. „Die Männer zeigen ſich hier (in Paris) in ihren öffentlichen Geſchäften überall unfreundlich und zurückſtoßend und wiſſen Nichts von Mitleid. Man wendet ſich alſo, um zu ſeinem Zwecke zu kommen, an die Frauen und nicht umſonſt; ſie ſind die Zuflucht der Unglücklichen, und ſie verſchließen den Klagen derſelben nicht ihr Ohr; ſie hören, tröſten, dienen; ſie wiſſen mitten in dem eitlen Leben, das ſie führen, ihrem Vergnügen Momente zu entziehen, worin ſie ihre natürliche Güte wirken laſſen; ſie beſchäftigen ſich zu Tauſenden tagtäglich damit, ohne Eigennutz Arme mit ihrer Kaſſe, Unterdrückte mit ihrem Einfluſſe zu unterſtützen. Sie thun viel Gutes, und thun es gern; ſie allein ſind es, welche die geringe Humanität, die noch in Paris zu finden iſt, vor dem Verſchwinden retten. Und wären ſie nicht — die Habſucht und Unerſättlichkeit der Menſchen daſelbſt würde ſo weit gehen, daß ſie ſich unter einander fräßen, wie die Wölfe.“ III. S. 278. aus Rouſſeau u. ſ. w. Was ſomit nach Herrn Noack's Bemerkung Schopenhauer ſeinem moraliſchen Princip gemäß hätte thun ſollen und nicht gethan hat, das iſt ganz conſequent von mir geſchehen, und man könnte deshalb wohl mit mir zufrieden ſein. Aber hätte ich mit Engelzungen geſprochen; hätte ich ganze Bände durch nur die „barmherzige Schweſter“ geprieſen und in allen möglichen Tonarten nur das Lob der Tugend und Keuſchheit geſungen, ich müßte doch nur ein Menſch der Sünde und der Schande ſein und mein Mariencult und Katholicismus — denn auf dieſe ſind eigentlich dieſe Streiche geführt — ganz nur in dieſer Eigenſchaft wurzeln.

14.

Der Mariendienſt iſt die Perle des Katholicismus, der vor allen anderen Religionen und Culten der Erde das voraus hat, der Weiblichkeit eine ſo ſchöne, reine, geheiligte, eben ſo milde und zarte, die ganze Liebenswürdigkeit des Geſchlechtes zur Anſchauung bringende, als ſuperiore und erhabene Stellung anzuweiſen. Wenn wilde Völker und rohe Zeiten ſich weſentlich dadurch charakteriſiren, daß ſie das Weib degradiren, knechten, als eine weſentlich untergeordnete Art von Geſchöpfen betrachten und behandeln, gebildete Nationen und Zeitalter hingegen ihm um ſo mehr Achtung und Ehre erweiſen, je ächter und vollkommener die Cultur iſt, deren ſie ſich rühmen — ſo wird nicht zu läugnen ſein, daß der Katholicismus ſchon um des erwähnten großen und herrlichen Zuges willen recht eigentlich die Religion der Bildung und ſchönen Menſchlichkeit iſt, und daß der Proteſtantismus und der gemeine Weltſinn der modernen Zeiten, der ſich dieſes Zuges und Cultes entſchlagen hat, ſchon deßhalb für ein Zurückſinken auf eine tiefere, bei aller Einbildung und Prahlerei barbariſchere Culturſtufe zu gelten hat. Dieſe Sachlage wird denn auch, wenn nicht in voller Klarheit und Vollſtändigkeit erkannt und eingeſehen, doch empfindlich und ſtörend genug gemerkt und gefühlt; daher man ſich gegneriſcherſeits ſo ſehr bemüht, den wunderbaren Cult zu entwerthen und in den Staub zu ziehen. Nun hat jener geiſtige Pöbel, der nicht nur in gemeiner Tagesliteratur ſeine häßliche Rolle ſpielt, ſondern auch die Wiſſenſchaft für ſich in Anſpruch nimmt und in academiſchen Würden und Aemtern prangt, als ſein Haupt- und Lieblingsmittel, um Sachen und Perſonen in Verdacht und Verruf zu bringen, ſtets dieſes in Bereitſchaft, denſelben eine ſexuale Beziehung, Ausdeutung, Färbung, Bemakelung und Anrüchigkeit zu geben. Nur immer und überall und um jeden Preis Scandal, dann iſt keine weitere Intelligenz, Gedankenarbeit und Kritik vonnöthen. Und da braucht man in vorliegendem Falle nur darauf hinzuweiſen, daß Maria *weiblichen* Geſchlechtes, „Meiſter Frauenlob“ und „Doctor Marianus“ aber, wie man ſpottet, *männlichen* Geſchlechtes iſt. Sofort begreift Jeder, auf den ſich die Wirkung dieſes Manövers erſtreckt, daß man nur die phantaſtiſche Amourſchaft eines verrückten Kopfes und eines verirrten Sinnentriebes vor ſich hat, und der ganze Cult mit ſeiner lilienreinen Huldigung, Andacht und Poeſie fällt dem platten Wirthshausſpaße des aufgeklärten Philiſters anheim.

Unglücklicherweiſe wird dieſe Auffaſſung der Sache ſchon durch die ganz einfache Bemerkung und Thatſache widerlegt, daß Frauen nicht minder als Männer marianiſcher Andacht und Begeiſterung fähig und befliſſen ſind, ſelbſt was die Verherrlichung Maria's in poetiſcher Form betrifft, wie denn z. B. die Gräfin *Ida Hahn-Hahn* einen ganzen Band marianiſcher Gedichte geſchrieben. Ich kenne ſogar *proteſtantiſche* Frauen, welche marianiſcher Andacht pflegen und ſich betend an die Virgo clementissima und sapientissima wenden. Daraus ergibt ſich um ſo ſchlagender, was hier überhaupt zu erwiedern und geltend zu machen, daß es keineswegs, wie man behauptet, das Verhältniß von Mann und Weib, daß es vielmehr das in idealſter Weiſe gefaßte *Mutterherz* und die dieſem Herzen mit unbedingtem Vertrauen *kindlich* zugewendete Menſchenſeele iſt, was in der katholiſchen Anſchauung und Verehrung Maria's ſeine wichtige und wirkungsvolle Rolle ſpielt. Der Gläubige iſt ihr Kind und ſie ſeine Mutter, mag er männlichen oder weiblichen Geſchlechtes ſein; ja in manchen Beziehungen und Situationen, wie ſie die Legende zum Theil ſo rührend zeichnet, iſt das Weib dieſer himmliſchen Mutter ſogar noch bedürftiger, als der Mann. Herr Noack hat ja die Güte, meine rohe Unwiſſenheit zu belehren, daß das Weſen des Weibes noch ganz andere Seiten, als die geſchlechtliche, habe. Um ſo näher läge es ihm, wahrzunehmen, was ohnehin ſo thatſächlich klar am Tage liegt, daß der katholiſche Mariendienſt von der geſchlechtlichen Seite ganz abſtrahirt und ſich ganz nur an jene andere von Herrn Noack ſo nachdrücklich hervorgehobene hält. Und da er meine Converſionsſchrift geleſen hat, oder doch billig geleſen haben ſollte, ſo iſt es höchſt auffallend, daß er die daſelbſt S. 195. befindlichen Nachweiſungen über dieſes Thema gar nicht kennt oder nicht kennen will. Ich habe dort Folgendes bemerkt: Nach dem heil. Thomas und dem heil. Liguori, der jenen hierbei citirt, ſtellen Chriſtus und Maria die zwei Seiten der göttlichen Herrſchaft dar, indem jener der König der Gerechtigkeit, dieſe die Königin der Barmherzigkeit iſt; ja der heil. Leo, serm. de nat. Dei, ſagt: Maria ſei in dem Maße mit Barmherzigkeit erfüllt, daß man ſie füglich die Barmherzigkeit ſelbſt nennen könne. Es wird auf ſie die Stelle Sprüchw. 31, 26. angewendet: „Das Geſetz der Milde iſt auf ihrer Zunge;" dort aber von V. 10. an bis zum Schluſſe des Buches iſt ein Bild vortrefflicher und preiswürdiger Weiblichkeit überhaupt entworfen. Auguſt Nicolas ſagt: „Es wäre für Gott offenbar nicht genug geweſen, bloß Menſch zu werden. Wie erbarmungsreich unſer himmliſcher Heiland auch ſein möge, er iſt und bleibt doch immer Mann und dieſer Charakter ſtößt uns keine ſo natürliche Ungezwungenheit, wie der des Weibes ein. Er iſt Gott, er iſt Richter, und inſofern ſetzt er uns immerhin in Furcht. Es war alſo unſerem Elende und ſeiner Herablaſſung angemeſſen, daß er zwiſchen ſich und uns das Weib und zwar das Weib in ſeiner reinſten und mildeſten Eigenſchaft, als Mutter ſtellte." — — — — „So geht denn in dieſer göttlichen Theologie Alles und Jedes durch das Herz einer Mutter. Das iſt die bewundernswürdige Rolle, die Maria ſpielt, und ſo kann man in Wahrheit ſagen, daß die Gottheit in Maria ein mütterliches Weſen angenommen habe[1])." Das Alles ſteht ſchon in der genannten Schrift,

---

1) Vergl. Dichtungen von Johannes Schrott. Mainz 1860. S. 167.: „An die Tröſterin der Betrübten;" wo die erſte Strophe ganz dieſelbe Anſchauung ausdrückt:

„Dich grüß' ich, ewig-weibliches Erbarmen,
Du aller Huld und Liebe ſüße Summe,
Vertraute du der Weinenden und Armen
Und Derer, die der Weg verlockt, der krumme;
Dir löſen Wort' und Zähren ſich, die warmen,
Indeß vor deinem Sohn ich ganz verſtumme.
Nichts kann ſie, meine Hoffnung, hier erſchüttern:
Es lebt die ſanfteſte von allen Müttern."

die Herr Noack doch anführt, aus der er doch als einer ſeiner weſentlichſten Quellen ſchöpft und ſchöpfen muß, indem er über mich und meine Auffaſſung des Mariendienſtes referirt und judicirt. Was ſoll man nun dazu ſagen, wenn er Worte von mir mit ſo infamen Zuſätzen und Parentheſen anführt, wie S. 164. ſeiner Abhandlung der Fall: „Meine Marienverehrung (wir erkennen hier die Offenheit des Verfaſſers vollkommen an) hängt weſentlich mit der Idee zuſammen, die ich vom Weſen des weiblichen Geſchlechtes überhaupt habe (der Leſer kennt genugſam dieſe Idee)" u. ſ. w. Derſelbe kennt jetzt wohl auch genugſam das Weſen dieſes Pſychologen und Kritikers, der auch hier wieder nur den Gräuel ſeines eigenen grundverderbten Innern entſchleiert. Herr Noack iſt ein Seelenläugner; er offenbart durch ſeine Beurtheilungen und Ausdeutungen gleichwohl, daß er eine Seele hat und was für eine. „Die Seele des Menſchen iſt das, was ſeine Art, die Dinge zu beurtheilen, zu ſein, zu leben und zu wirken beſtimmt," ſagt L. Feuerbach[1]) — eine Autorität, die Herr Noack vielleicht gelten läßt. Ich füge noch eine zweite aus dem bekannten Gilblas von Santillana hinzu, wo gleich von vornherein folgende hübſche Erzählung begegnet.

---

1) In dem Buche: „Abälard und Heloiſe", Ansbach 1834. S. 80. Schon die Alten nannten den Gegenſtand der innigſten Liebe eines Menſchen ſeine Seele, ſ. Euripides, Androm. 419, und Philoſtratus, Leben des Apollonius von Tyana II. 14.

Zwei Scholaren trafen auf dem Wege nach Salamanca eine Quelle an, und ſetzten ſich, um ſich zu erholen und einen friſchen Trunk zu thun, an ihrem Rande nieder. Indeß ſie hier ausruhten, bemerkten ſie einen in die Erde geſunkenen Stein und einige Schriftzüge darauf, die durch die Länge der Zeit und die Fußtritte der Heerden, die hier getränkt wurden, ziemlich undeutlich geworden. Sie goſſen Waſſer darauf, um ihn zu reinigen, und laſen nun die Worte:

„Hier liegt begraben die Seele des Licentiaten
Peter Garcias.“

Der eine dieſer Scholaren brach in ein lautes Gelächter aus. „Eine begrabene Seele! Wie unſinnig! Es muß ein toller Menſch geweſen ſein, der ſo Etwas ſchreiben konnte.“ Und indem er dies ſagte, wandte er ſich auch ſchon und ſetzte ſeinen Weg nach Salamanca fort. Der Andere war beſonnener; er dachte: dahinter ſteckt ein Geheimniß, das ich zu ergründen ſuchen muß. Er ließ den unbedachtſamen Kameraden weiter ziehen, grub die Erde um den Stein herum mit ſeinem Taſchenmeſſer auf, hob den Stein aus ſeiner Vertiefung heraus und fand darunter einen Beutel mit Gold nebſt einem Zettel, worauf die Worte ſtanden: „Sei mein Erbe, du, der du ſo viel Witz im Kopfe gehabt, den Sinn meiner Worte zu errathen, und mache von dem Golde einen beſſern Gebrauch, als ich.“ Entzückt von ſeinem Funde legte der Scholar den Stein wieder an ſeinen

Platz und zog ſeinem Freunde nach, bepackt mit der Seele des Licentiaten Peter Garcias. — —

Sollte mir einmal auf dem Wege nach Gießen ein Stein auffallen, worauf geſchrieben ſtehet:

„Hier liegt die Seele des Profeſſors Dr. Ludwig Noack
begraben,“

ſo kann ich verſichern, daß ich ihn nicht aufheben und keine Begierde haben werde, mich mit der hier begrabenen Pſyche zu bepacken und irgend einen Gebrauch davon zu machen. Warum?

15.

Es ſind ganz erſtaunliche Neuigkeiten, die ich hier in meinen alten Tagen zu hören bekomme. Es wird mir bemerkt und eingeſchärft, daß man ein verführtes Mädchen nicht ſchändlich und grauſam im Stiche laſſen und den aus ſeinem Falle entſpringenden Verlegenheiten rath- und hülflos Preis geben dürfe. Ich erſuche Herrn Noack, mir doch nur gütigſt angeben zu wollen, wo und wann ich denn ein Mädchen verführt und verlaſſen oder eine ſolche Handlung gut geheißen habe. Ich finde, ſo ſehr ich mich beſinnen mag, weder in meinem Gedächtniſſe, noch in meinen ſchriftſtelleriſchen Darſtellungen irgend eine Spur davon. Nun merke man aber wohl auf! Ein Mädchen verführen iſt nach Herrn Noack's moraliſchen Grundſätzen wohl erlaubt; es iſt denſelben zu Folge auch nicht gerade nöthig, daß man die Verführte förmlich zur Ehe nehme; die religiöſe

Weihe wenigſtens kann unbedenklich wegfallen 1); — nur nicht ſo gar unmenſchlich verrathen und verlaſſen ſoll man, wie es meine Weiſe ſei. „Liebe ohne Ehe iſt Buhlerei. Meiſter Frauenlob wolle dies nicht ſo verſtehen, als ob wir zur Schließung der Ehe die Kirche für nöthig hielten. Ob getraut oder ungetraut, ob mit oder ohne heilige Gaukelſpiele, das gilt völlig gleich. Aber die Verpflichtung für's Leben iſt es, welche die Buhlerei von der Liebe unterſcheidet, mit der keinerlei Vielweiberei, kein Abwechſelungsgelüſt ſich vertragen."

So Herr Noack. Mag es der Edle in ſeiner eigenen Praxis ſo halten; für mich, der ich nie verführe und nie verführt habe, fällt die ganze Sache weg. Noch mehr! Auf derſelben Seite ſeines Aufſatzes, wo ſolche

---

1) Vorher zwar, S. 131., hatte er von dem Drange geſprochen, „den heiligen Herd der dauernden Geſchlechtsgemeinſchaft in der Ehe zur Stätte ſittlicher Erziehung des Kindes zu weihen." Von dieſem Drange Nichts zu wiſſen, hatte er Schopenhauer vorgeworfen. Ebenſo hatte er S. 130. geltend gemacht, daß die Ehe und zwar als Monogamie, „die unerſchütterliche Grundlage aller wahren Geſittung und Bildung und der Herd aller geiſtig-ſittlichen Entwicklung der Menſchheit" ſei. Das iſt mit den oben angeführten lockeren und irreligiöſen Grundſätzen nicht wohl zu vereinigen.

Dinge ſtehen, kommt er, der Atheiſt und materialiſtiſche Seelenläugner, endlich gar mit „Chriſtenthum und Kirche" angezogen, ſpricht von dem natürlichen Menſchen, dem dieſe den geiſtigen entgegenſetzen, während von mir nur der erſtere gekannt und in Theorie und Praxis, Darſtellung und Handlungsweiſe nur ihm gehuldiget werde; zur Natur müſſe die Zucht hinzukommen; im Lexicon meiner Liebe fehle das Wort „Pflicht" u. ſ. w., da er doch eben erſt ein Paar Zeilen vorher die Kirche mit der größten Verachtung behandelt und ihre „heiligen Gaukelſpiele" für unnöthig erklärt hat. Daß ich ihre Weihen und Segnungen nicht mehr für unnöthig und nichtig halte, das habe ich doch, wie man denken ſollte, deutlich und feierlich genug durch meine Converſion an den Tag gelegt.

16.

Ich weiß nicht, ob es ausländiſchen Dichtern auch ſo geht; welch einem Schickſale aber ein deutſcher Poet ausgeſetzt iſt, wie ein ſolcher von ſeinem eigenen, deutſchredenden Volke verſtanden und behandelt zu werden Gefahr läuft, davon ſeien noch folgende charakteriſtiſche Beiſpiele und himmelſchreiende Proben gegeben. Ich verdenke es Niemand, wenn er mich bei ſo unglaublichen Dingen im Verdachte einer unwahren Relation und Darſtellung hat; wer ſich indeſſen mit eigenen Augen darüber belehren will, der mag das bezügliche Heft der Noack'ſchen „Pſyche" III. 3. ſelbſt nachſehen.

„In Adele's Adern ſcheint hochgeborenes Blut zu fließen. Sie wird von einem Anderen heimgeführt und ſchwebt in ihrer Heimat an hohen Wänden hin.“ Die Stelle, worauf ſich dies bezieht, iſt folgende:

„Die Scenen unſerer Liebe, der beglückten,
Sie ſind von Engelhänden abgemalt,
Und hoch im Himmel oben
In die Paläſte der ewigen Luſt gehängt.
So ſehr du dich nun auch, ſie zu vergeſſen
Allhier bemühen magſt — gelangſt du einſt
In deine Heimat wieder, ſchöner Engel,
Und ſchwebſt an jenen hohen Wänden hin,
So wirſt du dich doch wieder nothgedrungen
Daran erinnern müſſen.“

Der Sinn iſt der, daß dieſe Liebe ſo ſchön, rein, tief, zart und edel geweſen, daß ihr ein abſoluter innerer Werth zukomme; daß ſie ein ewiges, unauslöſchliches Andenken für ſich in Anſpruch nehme; daß ſie in dieſer Eigenſchaft einem höheren, geiſtigen Reiche angehöre und darin trotz irdiſcher und zeitlicher Störung und Unterbrechung für immer aufbewahrt ſei und in idealer Weiſe fortdauere. Das iſt für einen Noack zu hoch, zu myſtiſch, zu überſchwänglich; paßt auch nicht in ſeinen ſchmähſüchtigen Kram. Er faßt die Sache rein realiſtiſch auf und verſteht unter dem „Himmel,“ der himmliſchen „Heimath des ſchönen Engels,“ von dem die Rede iſt, und unter den „Paläſten der ewigen Luſt,“ wo die Scenen einer ſolchen Liebe gleichſam von

Engelhänden gemalt und ſo für alle Zeiten aufbewahrt ſind, ein Haus, wo vornehme, reiche Leute, die Eltern des Mädchens wohnen, in deſſen Adern „hochgeborenes Blut zu fließen ſcheint!“ Das zu einer anderen Verbindung überredete Mädchen oder gar ihre Eltern haben wohl jene Scenen wirklich malen laſſen und in die Zimmer ihres Hauſes gehängt, und die „Engelhände“ ſind ein poetiſcher Ausdruck für irdiſche Malerhände! Was ſoll man zu ſo raſendem Unſinn ſagen?

In dieſer mit der Ueberſchrift „Adele“ verſehenen Abtheilung wird dargeſtellt, wie ein junges weibliches Weſen ſich bewegen läßt, ihre wahre, innere Neigung ſocialen Rückſichten und äußeren Vortheilen zu opfern und dadurch ſehr unglücklich wird. Da ſie der Liebende nach Jahren wiederſieht, indem ſie vor ſeiner einſamen Wohnung ſchwermüthig vorüberwandelt und ſich ſchmerzlichen Erinnerungen hingibt, erkennt er aus der äußeren Veränderung, die mit ihr vorgegangen, ſo wie aus ihrem Benehmen das Schickſal, das ihr geworden iſt, und redet ſie im Gedichte alſo an:

„Nicht wahr, was du in meinem Arm gefühlt,
Das haſt du doch nie wiederum empfunden;
So heilig-ſchön war Lieb' und Leben dir
Doch nimmermehr?“

Das iſt ein Fund für Herrn Noack! Er entdeckt darin eine grenzenloſe Eitelkeit, die nämlich, daß ich geglaubt, nur in meinen Armen könne ein Weib ſich glücklich fühlen. „Nun ja,“ ſpottet er, „es gibt wohl nur einen D.

ERISCHE

mit den äſthetiſchen, von innerem Feuer glänzenden Augen auf dem weiten Erdenrund!“ Außerdem, daß es unſtatthaft iſt, in ſolchen Gedichten überall ein wirkliches Erlebniß und in dem ſeine lyriſche Rolle ſpielenden Dichter durchaus nur ſeine reale und in der That ſo bezogene und bethätigte Perſon zu ſehen, ſoll hier offenbar gar nicht ausgedrückt werden, daß nur ein beſtimmtes, mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit ausgeſtattetes Individuum im Gegenſatze aller anderen in der Welt genüge, und daß ich dieſes Individuum ſei; ſondern dies, daß nur die Liebe, die tiefe, innige Herzensneigung, im Gegenſatze gegen andere äußerlichere und unedlere Glückſeligkeitsquellen, zu befriedigen vermöge.

Solche Commentare muß ein deutſcher Dichter zu ſeinen Poeſien machen, um nicht auf das gräulichſte mißverſtanden und mißdeutet zu werden! Es thäte Noth, zu jeder Zeile zu jeder Phraſe, zu jedem Wort eine Note zu machen; und auch das würde ſchwerlich zu ſchützen vermögen; denn was kümmert ſich eine Polemik und Kritik, wie die hier entgegentretende, um das, was geſchrieben ſteht! Sie ignorirt, ſie lügt, ſie berichtet ihrem Publikum das directeſte Gegentheil; denn da iſt von Ehrlichkeit, Rechtlichkeit, Gewiſſen, Schaam und Scheu vor irgend einem mit der Feder zu begehenden Frevel und Verbrechen keine Spur; man hat es mit dem grauenhaften Phänomen einer abſoluten Bösartigkeit zu thun.

17.

Wenn ein Dichter Etwas ſo lebhaft und naturgetreu ausdrückt und beſchreibt, daß man wohl darauf ſchwört, er ſpreche durchaus nur eigener, auf reale Gegenſtände und Erlebniſſe bezüglicher Beobachtung, Empfindung und Erfahrung gemäß, ſo iſt das ganz ſeinem künſtleriſchen Zweck entſprechend. Wer ſich aber zum Beurtheiler, Biographen und moraliſchen Richter des Poeten aufwirft, der muß wiſſen, bedenken und in Anſchlag bringen, was eine Dichterſeele auch ohne alle empiriſche Grundlage und Beihülfe, rein nur durch die ihr eigenthümliche Intuition und Anticipation der Welt und des Lebens zu leiſten vermag. Es laſſen ſich für dieſe myſtiſche Begabung viele auffallende Beiſpiele und autoritätsvolle Zeugniſſe anführen. Ich erinnere z. B. an das, was darüber in Eckermann's Geſprächen mit Göthe vorkommt. „Dem ächten Dichter," ſagte Letzterer, „iſt die Kenntniß der Welt angeboren, ſo daß er zu ihrer Darſtellung keineswegs vieler Erfahrung und großer Empirie bedarf. Ich ſchrieb meinen Götz als ein junger Menſch von zweiundzwanzig Jahren und erſtaunte zehn Jahre ſpäter über die Wahrheit meiner Schilderung. Erlebt und geſehen hatte ich dergleichen nicht und mußte alſo die Kenntniß mannigfaltiger menſchlicher Zuſtände durch Anticipation beſitzen." Eckermann entgegnete, es möchte dies wohl nur von der inneren Welt des Menſchen, nicht aber von der äußeren Erſcheinung und Convenienz gelten; und wenn dem Dichter auch in Hinſicht dieſer eine wahre

Darſtellung gelingen ſolle, ſo müſſe doch wohl die Erforſchung der Realität hinzukommen. Göthe gab dies zu und ſagte weiter Folgendes: „Die Region der Liebe, des Haſſes, der Hoffnung, der Verzweiflung, und wie die Zuſtände und Leidenſchaften der Seele ſonſt noch heißen, iſt dem Dichter angeboren; nicht aber, wie man Gericht hält, wie man im Parlament oder bei einer Kaiſerkrönung verfährt; und um bei ſolchen Dingen nicht gegen die Wahrheit zu verſtoßen, muß ſich der Dichter die Kenntniß derſelben aus Erfahrung oder Unterſuchung aneignen. So konnte ich im Fauſt den düſteren Zuſtand des Lebensüberdruſſes, in welchem ſich der Held befindet, ſo wie die Liebesempfindungen Gretchens durch Anticipation ſehr wohl in meiner Macht haben; um aber z. B. zu ſagen:

Wie traurig ſteigt die unvollkommene Scheibe
Des ſpäten Monds mit feuchter Glut heran —,

bedurfte ich einiger Beobachtung der Natur.“ Eckermann wendete ein: es ſei doch im ganzen Fauſt nicht eine Zeile, die nicht von ſorgfältiger Durchforſchung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trage; und man werde keineswegs veranlaßt zu glauben, es ſei dem Dichter dies Alles, ohne die reichſte Erfahrung, nur ſo geſchenkt worden. „Mag ſein,“ erwiederte Göthe; „aber wenn ich die Welt nicht ſchon durch Anticipation in mir getragen hätte, ſo wäre ich mit ſehenden Augen blind geweſen und alle meine Erforſchung und Erfahrung hätte mir Nichts geholfen. Das Licht iſt da und die Farben umgeben uns;

allein wenn wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge trügen, ſo würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen.“ Dieſe Bemerkung geht ganz in's Allgemeine. Der Dichter trägt hiernach am Ende doch Alles, Objectives, wie Subjectives, in ſich ſelbſt, und das um ſo mehr, in je höherem und vollkommenerem Sinne er Dichter iſt. Auch geht das, was der große Poet ſonſt noch über dieſes Thema geäußert hat, über die innere, ſubjective Region der Empfindungen und Leidenſchaften weit hinaus. So heißt es in den Tag- und Jahresheften: „Als ich bei meiner Rückkehr nach Rom Egmont bearbeitete, las ich in den Zeitungen, wie ſich in Brüſſel die Scenen, die ich geſchildert, faſt wörtlich erneuerten, ſo daß auch hier wieder die poetiſche Anticipation in Betracht kam 1).“ **Steinbeck** in ſeinem Buche: „Der Dichter ein Seher,“ gibt an: „Man findet bei begeiſterten Dichtern Schilderungen von Gegenden fremder, nie geſehener Länder, die mit der Wirklichkeit oft wunderbar übereinſtimmen.“ **Göthe** bei **Eckermann** ſagt von **Schiller**: „Was in ſeinem Tell von Schweizerlocalität iſt, habe ich ihm Alles erzählt; aber er hatte

---

1) Daſſelbe wird bei **Eckermann**, Geſpräche mit Göthe, I. S. 184. mitgetheilt. „Ich ſchrieb den Egmont vor fünfzig Jahren. Als ich zehn Jahre ſpäter in Rom war, las ich in den Zeitungen, wie die geſchilderten revolutionären Scenen in den Niederlanden ſich buchſtäblich wiederholten. Ich ſah daraus, daß die Welt immer dieſelbe bleibt, und daß meine Darſtellung einiges Leben haben müſſe.“

das Vermögen, ſelbſt nach ſolchen Erzählungen Etwas zu machen, was Realität hatte.“ Börne im Anhang zu den Briefen aus Paris ſagt: „Die alten Heldengeſchichten der Schweiz und den Schauplatz ihrer ſchönſten Thaten — die Ufer des Vierwaldſtädter Sees — lernen Sie am beſten aus Schiller's Tell kennen. Er hat Alles der Natur und der Geſchichte gemäß erzählt. Er war nie mit einem Fuße in der Schweiz, und als er den Tell ſchrieb, ließ er ſich die Landſchaften ſchildern und zeichnen.“ Und ebendaſelbſt: „Was Schiller im Tell ſingt: „„Es lächelt der See““ — das lernt man erſt verſtehen, wenn man ihn geſehen. Er iſt blau und vom Winde bewegt, wie fließender Himmel[1].“ Dieſe Dinge gehören in's Reich des ſeheriſch Wunderbaren und Unbegreiflichen; aber mit ſolcher Myſtik haben wir es weſentlich nicht nur in der Bibel und in den Legenden der Heiligen, ſondern auch in der Geſchichte und Theorie der Poeſie und Kunſt zu thun. Sie iſt hier vernünftigerweiſe nicht abzuläugnen; und wer es dennoch thut, iſt ein Barbar, der ſelbſt den unzweifelhafteſten Thatſachen in's Angeſicht ſchlägt. — Was nun mich ſelbſt betrifft, ſo behaupte ich keineswegs, ſo große Wunder der Intuition und Anticipation gethan zu haben, wie die genannten Genien; Jedem aber, der wirklich Dichter und nicht nur Phantaſt und Verſemacher iſt, hat man

---

1) S. die genannte Briefſammlung. Mannheim 1850. I. S. 394 f. u. 274.

einen gewiſſen Grad dieſes zum Weſen des Poeten gehörigen Vermögens zuzugeſtehen; und ich darf und muß mir einen beſcheidenen Theil davon um ſo mehr beimeſſen, je gewiſſer man darüber zu ſein glaubt, daß ich Dinge, die ich doch ganz nur aus meinem Kopfe genommen, in allerrealſter Weiſe erlebt, geſchaut, gefühlt und erfahren habe. So iſt es mir beſonders wunderlich mit meiner „Liane“ gegangen, an der nicht ein wahres Wort iſt, die man aber neueſtens gleichwohl in ſo entſchiedenen biographiſchen Anſpruch nimmt und in der man auch ſchon ſonſt viel Reales zu erkennen geglaubt. Ich habe in dieſer Dichtung, um den kleinen Roman nicht weiter fortſpinnen zu müſſen, einen plötzlichen, aber ſchuldloſen Abbruch eintreten laſſen, wobei ich zugleich eine Reflexion anbringen konnte, die zu der in dem Buche herrſchenden Anklage der menſchlichen Verhältniſſe paßte. Dies benützt Herr Noack, um mir in ſeiner willkührlichen Weiſe den Vorwurf zu machen, ich hätte „die ſchöne Nähterin“ verführt und dann ſchändlich ſitzen laſſen, wiewohl in eben dieſer Dichtung über ſolche Handlungen mit ſo großer Indignation der Stab gebrochen wird. In Nürnberg glaubte man die Waldkapelle, von der in der erwähnten Dichtung die Rede iſt, in der zum Scheine eingerichteten Einſiedelei des ſogenannten Schmauſenbuks, einer in der Nähe gelegenen Anhöhe und Anlage, zu erkennen. Das war philiſterhaft genug. Es paßt auf ſolche Fälle die Aeußerung Göthe's: „Da wollen ſie wiſſen, welche Stadt am Rhein in „„Hermann und Dorothea““ gemeint ſei! Als ob es nicht beſſer wäre, ſich jede beliebige zu denken! Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit, und verdirbt dadurch die Poeſie[1].“ Ein Freund aber ſagte mir, eine Scene und Situation in „Liane“ ſei ganz genau ſo geſchildert, wie er ſie ſelbſt erlebt, was mir auffallend war, da ich, wie alles Andere, ſo auch dieſen Zug rein nur erfunden und erdichtet hatte, ohne jemals etwas nur einigermaßen Aehnliches erlebt zu haben.

Da Gedichte zuweilen in ganz eigenthümlichen träumeriſchen, myſtiſchen, ekſtatiſchen, ſomnambulen Zuſtänden entſtehen, ſo weiß der Dichter ſpäterhin wohl gar nicht mehr, wie er dazu gekommen iſt, ob ihn Etwas und was ihn etwa im Reiche der Wirklichkeit dazu angeregt haben mag. So ſagte Eckermann zu Göthe wegen eines Gedichtes von Letzterem: „Wie Sie zum Gefühle eines ſolchen Zuſtandes gekommen, begreife ich kaum. Das Gedicht iſt wie aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt.“ — „Ich werde es,“ verſetzte Jener, „auch nicht zum zweiten Male machen. Ich wüßte auch nicht zu ſagen, wie ich dazu gekommen bin, wie uns denn dieſes ſehr oft geſchieht[2].“

In anderen Fällen iſt Grund und Art der Entſtehung zwar erinnerlich, beſteht aber aus ganz unbedeutenden An-

---

1) Eckermann I. S. 273 f.

2) Eckermann S. 108. Vergl. 120.

läſſen, aus einer zufälligen Wahrnehmung und Beobachtung etwa, die einen dichteriſchen Gedanken erweckte, ohne daß Herz und Leben des Dichters in der That dabei betheiligt war. Sehr häufig iſt, daß zwar etwas wirklich empfunden, gelebt, erfahren wird, daß aber der Poet, indem er es darſtellt oder zu ſeinen Darſtellungen benützt, etwas über die hiſtoriſche Wahrheit bei Weitem Hinausgehendes daraus formirt. Göthe hat ein ganz anderes Leben, als die meiſten deutſchen Dichter, namentlich ich in meinem ſo vielfach beſchränkten und gedrückten Daſein, geführt; da könnte man glauben, die Wirklichkeit ſei wohl gar noch reicher und intereſſanter geweſen, als die Poeſie, und bei manchen ſeiner Schilderungen ohne alle philiſterhafte Neugierde nach biographiſchen Aufſchlüſſen verlangen. Aber auch er bemerkt, daß ſeinen poetiſchen Geſtalten und Gemälden mehr Factiſches zu Grunde zu liegen ſcheine, als wirklich der Fall. Von König Ludwig von Baiern erzählt er bei Eckermann II. S. 118.: „Die römiſchen Elegieen liebt er beſonders; er hat mich viel damit geplagt, ich ſolle ihm ſagen, was an dem Factum ſei; da es in den Gedichten ſo anmuthig erſcheint, als wäre es wirklich etwas Rechtes geweſen. Man bedenkt aber ſelten, daß der Poet meiſt nur geringe Anläſſe benützt und daraus etwas Gutes zu machen weiß.“ Um auf die „Liane“ zurückzukommen, ſo entſtand mir das Gedicht: „Wie der da geigt, ſo könnt' ich's auch,“ als ich einmal mit meiner Familie ganz harmlos in einer Schenke ſaß, in die wir bei einem Ausfluge in die Nürnberger Umgegend eingekehrt waren, und da einen Geiger und eine Harfnerin ihre unbedeutenden und ſchlecht vorgetragenen Muſikſtücke zum Beſten geben hörte. Ich benützte die Situation indem ich die Charaktere und das erotiſche Verhältniß aus meinem Kopfe hinzufügte. Ich dachte mir zwei Liebende, wovon die männliche Perſon ihrem Berufe nach ein abſtraktes Gedanken- und Bücherleben führe, die weibliche ſich in angeſtrengteſter Weiſe mit Handarbeiten ernähre und dadurch ihre Jugendblüthe und Geſundheit untergrabe — zwei Unnaturen, wie ſie unſerer Civiliſation eigen; dem ſtellte ich das Bild eines zwar ebenfalls dürftigen und mühſeligen, aber doch freien und fröhlichen, durch eine liebevolle Verbindung beglückten Lebens entgegen. Am Schluſſe heißt es:

„Sag' an, ob das nicht beſſer wär',
Als wenn ich ſitze trüb und ſchwer
Bei meinen alten Folianten;
Du dich mit deiner Nadel mühſt
Und jammervoll zuletzt verblühſt
Bei deinen alten, dummen Tanten.“

Und in Beziehung darauf ſagt mir erſt neuerdings eine nichts weniger als philiſterhafte Perſon, daß man ſich bei ſolchen Stellen nicht wohl enthalten könne, an eine reale Grundlage zu glauben. Tant mieux in poetiſcher Beziehung, tant pis in ſocialer und biographiſcher. Was einem ſolchen Autor als Dichter gelingt, das muß er büßen als Menſch.

18.

In meinen „Frauenbildern“ kommt auch ein reizendes Judenmädchen vor. Dazu bemerkt Herr Noack mit Anſpielung auf meine Unterſuchungen über phöniziſchen, hebräiſchen und anderweitigen Feuer- und Molochdienſt: „Der Molochfänger macht die Erfahrung, daß im Schooße des Judenthums nicht bloß Molochdienſt und gräuliche Menſchenopfer zu finden ſind.“ Den Spottnamen „Molochfänger“ hat mir der jüdiſche Archäolog Nork gegeben, der ſich indeſſen ſchon vorher meine „Molochfängerei“ in der Weiſe eines Plagiarius zu Nutze gemacht, und einzelne Momente daraus in ſeine Darſtellungen verwebt hatte, und der auch nachher wieder ſich einen weſentlichen Theil meiner eine ſpätere Zeitperiode umfaſſenden, ebenfalls vornehmlich auf Menſchenopfer bezüglichen „Geheimniſſe“ angeeignet, ja denſelben ſogar mit neuen Zuthaten, Combinationen und Ausführungen bereichert hat. Er hat mich nur deßhalb lächerlich zu machen geſucht, um die ihn perſönlich bei der Sache treffenden Vorwürfe zu paralyſiren, und hat dies mit dem ſeiner Nation eigenen Witze und bei der Freude, welche die Welt an meinem Schaden und Schimpfe hatte, ſehr glücklich ausgeführt. Späterhin hat er ſich anders, nobler zu mir geſtellt, und ich habe dann ebenfalls einen anderen Ton gegen ihn angeſtimmt. Billig hätte man nun einen ſo veralteten und von dem Urheber ſelbſt thatſächlich annullirten Spott- und Schimpfnamen, wie den erwähnten, nicht wieder aufzuwärmen. Allein es handelt ſich ja nur einzig darum, mir wehe zu thun und mich in jeder nur erſinnlichen Weiſe um Achtung und Ehre zu bringen; die Abſicht iſt hier insbeſondere dieſe, mir einen einflußreichen, namentlich in der Journalliteratur mächtigen Volksſtamm, deſſen Feindſchaft mir ſchon ehemals großen Schaden gethan, auf den Hals zu ſetzen. Es iſt mir in dieſer Hinſicht gar ſehr durch meinen ehemaligen Freund Ghillani geſchadet worden, der einen offenen Krieg gegen das Judenthum führte und ſich dabei das, was er von meinen Unterſuchungen und ihren Reſultaten brauchen konnte, aneignete, während ich die Geſchichte des hebräiſchen Volksſtammes nur als Gelehrter und Forſcher in Anſpruch nahm. Wir wurden damals als Judenfeinde zuſammen genannt und verfielen zuſammen dem Haſſe und der Verfolgung der Nation. Herr Noack aber hätte, wenn er dieſen Punkt berühren wollte, nicht unterlaſſen ſollen, zu bemerken, daß ich in meinen „Geheimniſſen“ in einer eigenen Abhandlung die Juden von den ihnen vorgeworfenen heimlichen Opfergräueln freizuſprechen geſucht und ſo zur Ehre der Juden eine Rolle geſpielt, die das gerade Gegentheil eines nur überall auf Entdeckung und Enthüllung anthropothyſiſcher Thatſachen und Sitten ausgehenden „Molochfängers“ war. Das wäre ehrlich und redlich, aber freilich gegen den hier obwaltenden Zweck geweſen. Ob Herr Noack, der ſo eifrig die Partei der Juden nimmt, vielleicht ſelbſt jüdiſchen Stammes iſt, weiß ich nicht. Iſt er es, ſo handelt er undankbar gegen mich, der ich erſt die Juden vertheidigt, dann ſogar in beſter Meinung mich ihnen förmlich anzuſchließen, die freilich ſehr thörichte Abſicht hatte, und endlich noch nach meiner Converſion, wie er ſelbſt wohlgefällig hervorhebt, eine mir freundſchaftlich gewogene Frau dieſes Stammes in ſo dankbare und anerkennende Erwähnung gebracht.

In der Abtheilung „Malvina“ findet ſich ein, mir ſelbſt nach all dem, was ſich ſeit der Entſtehung deſſelben zugetragen, auffallendes und merkwürdiges Gedicht, wo ſich das Verlangen ausſpricht, in eine Achtung einflößende und wahrhaft heilſame Kirche, wie ich ſie damals unter den mir vor Augen ſtehenden Gemeinſchaften und Inſtitutionen der Art noch nicht zu erkennen vermochte, einzutreten und in ihr eine ſtille Thätigkeit zu entwickeln: „Gäb's eine ſolche“, heißt es,

„Ich würde dieſer Kirche Prieſter ſein,
Mich, reif durch Unglück, ihrem Dienſte weih'n,
Die Schuld, das Elend tröſten, der Erfahrne,
Geduld zu üben nimmer müde werden
Selbſt am Verworfenſten, und ſo vielleicht
Die eigne Bruſt von ihrer Qual befrei'n.“

Man wird hierin eine ſich bereits damals, wo ich Heine's Aufforderung, mich in ſeiner Art zu bekehren, ſo entſchieden zurückwies, deutlich verrathende Spur des

Weges entdecken, den ich ſpäter genommen habe und der ſo viel Staunen und Aerger erregte. Warum hat Herr Noack, der ſich die pſychologiſche Aufgabe geſtellt, zu erklären, „wie eine ſo angelegte und geartete Natur folgerichtig und ohne Sprünge gerade in dieſen Hafen der Ruhe einlaufen mußte,“ nicht auch ſolche Aeußerungen beachtet und herausgegriffen? — Ach, das wäre ja keine Verläumdung und Beſchmutzung, es wäre ja ein ehrliches, redliches, würdiges, in der That pſychologiſches Thun geweſen! Was hat damit ein ſo moderner Geiſt und Schriftſteller zu ſchaffen? Und wie ſehr hätte darunter die Behauptung gelitten, daß der Dichter der „Frauenbilder“, als eines nur Unſittlichkeit und freche Genußſucht athmenden Buches, Nichts als ein „poetiſcher Caſanova,“ ein ſeine Frivolität dichteriſch aufſtutzender Roué und Wüſtling ſei; wie die Verſicherung, daß mir als ſolchem für die Thaten der werkthätigen und ſelbſtaufopfernden Menſchenliebe nicht der geringſte Sinn beiwohne, da ich hier ſogar in eigener Perſon als „barmherziger Bruder“ der leidenden Menſchheit, wie als Prieſter der ſündigen und ſchuldigen, zu dienen die Luſt bezeige und den Wunſch ausſpreche! Indeſſen liegt die frappante Aeußerung doch in eben dieſen bei jenen Beſchuldigungen in Anſpruch genommenen „Frauenbildern“ im Drucke vor; von Heuchelei, Berechnung, oder bereits eingetretenem Zuſammenbrechen, in Folge deſſen ich ſchon damals nicht mehr, um mit Herrn Noack zu reden, „der alte D. der meiner Bekehrung vorausgegangenen dreißig Jahre meines Schriftſtellerthums“ geweſen, kann hier keine Rede ſein. Damals war ich gewiß noch der Alte; und doch ſehnte ich mich nach einer Kirche, einer aufrichtigen, thätigen Theilnahme an ihr und einer innerhalb derſelben zu entwickelnden ſtillen, unſcheinbaren Thätigkeit. Ich war inſofern auch ganz derſelbe, der ich jetzt bin, d. h. *ein religiös geſtimmter und geſinnter Menſch*. Und ſo iſt es auch umgekehrt. Ich bin jetzt in eine von mir in ihrer Würde, Größe und Nothwendigkeit erkannte und anerkannte Kirche eingetreten und bethätige mich in ihr mit Aufrichtigkeit und Eifer, wenn auch nicht in jener von mir gewünſchten verborgenen Art und Form, weil dies nicht angeht und mein Beruf ein anderer von Oeffentlichkeit und Sichtbarkeit *leider* allzu unabtrennlicher iſt. Aber ich bin nicht elend und erbärmlich zuſammengeſunken; ich bin noch im vollen Beſitze meiner natürlichen Geiſtes- und Charakterkraft und inſofern auch wieder ganz nur der Alte, wie diejenigen wohl merken dürften, welche der Meinung ſind, mich jetzt mit leichterer Mühe, als früher, übermannen und in den Staub werfen zu können.

Ich habe mich ſchon mehr als einmal veranlaßt geſehen, meine Gegner nicht nur der Leichtfertigkeit und der unredlichen Relation und Darſtellung deſſen, was den Zweck, Geiſt und Inhalt meiner Schriften bildet, ſondern auch der eigentlichen, förmlichen und völligen Lüge und Erfindung von Dingen zu beſchuldigen, die in meinen Büchern ſtehen ſollen und von denen nicht eine Spur darin zu finden iſt[1]). Ich muß es hier von Neuem in Rückſicht der Noack'ſchen Berichterſtattungen thun.

---

[1]) Ein Paar Beiſpiele ſind folgende. Ich ſoll behauptet haben:

Der Pharao der Bibel ſei beim Uebergang über die Behringsſtraße ertrunken, indem daſelbſt das Eis einbrach — eine Vorſtellung, von der in meinen Schriften nicht das Geringſte verlautet. Vergl. meine „Enthüllungen über Kaſpar Hauſer" S. 47 f.

Der trojaniſche Prinz Paris ſei „in eigener Perſon" ein glühender Opferofen geweſen, in welchen man die ſchöne Helena hineingeſteckt — eine doppelte Unwahrheit; denn Paris galt mir als menſchliche Perſon, und in Beziehung auf Helena folgte ich einer Sage, nach welcher ſie gar nicht nach Troja kam. S. ebendaſelbſt S. 48 f.

Noch heutzutage gingen in Nürnberg die Molochprieſter herum und ſchnitten den Kindern das Herz aus! Hätte ich das wirklich geſagt, ſo wäre ich für complet wahnſinnig zu halten; es wäre auch lächerlich, nur eine Zeile über und gegen mich zu ſchreiben; man hätte mich nur einfach einzuſperren. Vergl. über dieſen und andere ſolche Berichte deſſelben namhaften und wohlbekannten Kritikers, den ich einſt öffentlich einen Lügner und Schurken genannt, ohne daß er ſich dagegen wehren konnte, den „Telegraphen von Deutſchland". Hamburg 1847. November Nr. 182.

Der däniſche Phyſiologe Eſchricht, dem mehrere dieſer coloſſalen Unredlichkeiten zur Laſt fallen, gab z. B. auch an, Hauſer habe einen Mordausfall ausdrücklich vorausgeſagt und ſich mit mir über dieſes von ihm prophezeite Ereigniß beſprochen. Er that dies, um den Unglücklichen zu einem unverſchämten Be-

In einer Note meiner Converſionsſchrift S. 63. iſt von einer zufälligen Zuſammenkunft mit einigen Vätern der Geſellſchaft Jeſu die Rede. „Ich fand," heißt es dann weiter, „Nichts von all dem, was man ſich proteſtantiſcherſeits Arges und Schreckliches einzubilden pflegt. Was ſich mir zu erkennen gab, war durchaus nichts Anderes, als geiſtige Klarheit, Weltblick, Feinheit des Benehmens, Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit." Darüber referirt Herr Noack S. 162. ſeines Aufſatzes in folgender Manier: „Im Herbſt 1859 kam der wiedergeborene Marienlob ganz zufällig, wie er erzählt, mit einigen Vätern der Geſellſchaft Jeſu in Berührung und fand, ſeinem früheren Adamsvorurtheil zum Trotze, nichts Anderes, als geiſtige Klarheit, Weltblick, Feinheit des Benehmens, Herzensgüte, Liebenswürdigkeit und beſonders — Meiſter Frauenlob rechnet ihnen das gar hoch an — eine große Ergebenheit an den ſchönen Cult der heiligen

---

trüger und mich zu einem ſchmählich dupirten Schwachkopfe zu machen. In meinen Mittheilungen, woraus Eſchricht referirte, war aber das völlige Gegentheil ausdrücklich zu leſen geweſen.

Dies, wie bemerkt, nur zur Probe. Der Leſer wird genug haben. Als charakteriſtiſche Welt- und Zeitphänomene haben ſolche Thatſachen immer ihr Intereſſe und ihre Merkwürdigkeit; und meine Abſicht iſt hier nicht ſowohl, mich zu beklagen und zu vertheidigen, als einen Beitrag zur Menſchenkunde und Zeitgeſchichte zu geben.

Jungfrau." Ich habe erſtlich gar nicht geſagt, daß das gemeine proteſtantiſche Vorurtheil gegen die Jeſuiten auch bei mir ſelbſt gewaltet; ich konnte das nicht ſagen, da ich dieſem Orden, wie mir Herr Archivrath A. Kaufmann in den „hiſtoriſch-politiſchen Blättern" bezeugt, immer eine große Anerkennung gezollt. Zweitens ſteht davon, daß ich an jenen Geiſtlichen ganz beſonders eine große Ergebenheit an den Mariencult, von dem in den bezüglichen Geſprächen gar nicht die Rede war, bemerkt habe und daß ich dieſe Ergebenheit dem Orden ſo hoch anrechne, keine Sylbe in meinem Buche; es iſt eine reine Lüge. Der Grund derſelben iſt dieſer: es ſoll Alles auf den Mariendienſt zurückgeführt werden, der mit meiner profanen Frauenverehrung eine und dieſelbe Wurzel habe, eine Wurzel, die in nichts Anderem, als in meiner ſenſualiſtiſchen und ſexualen Tendenz und Extravaganz beſtehe. Dies iſt um ſo klarer, wenn man die Stelle in ihrem ganzen giftigen Zuſammenhange betrachtet. „Wozu in aller Welt mit „„Frauenbildern und Huldigungen"" einen neuen Mariencult gründen wollen, da ein ſolcher im Ideal, wie in der Wirklichkeit, längſt im beſten Flore iſt? Suchet nur, ſo werdet ihr finden, klopfet an, ſo wird euch aufgethan." Dann iſt von den Jeſuiten die Rede und es wird zu verſtehen gegeben, daß mir dieſe erſt das rechte Licht aufgeſteckt. Das ſeien ja diejenigen, bei welchen der Mariendienſt, den ich in jenem Buche zu begründen geſucht, ſchon beſtens im Schwange gehe. Was damit gemeint ſei, das iſt mit Händen zu greifen. Es iſt aber auch klar, was dieſer Herr Dr. Noack, Univerſitätsprofeſſor in Gießen, für ein Menſch iſt. Räthſelhaft iſt nur dies, wie denn ein ſolches Individuum, wofür es ſchwer iſt, ein paſſendes Prädicat in der Sprache zu finden, zu einer ſolchen Stellung gelangen konnte. Es muß eigenthümliche Geheimniſſe in Staat und Geſellſchaft geben, und ich werde immer geneigter, an die Verſicherungen derjenigen zu glauben, welche behaupten, daß aus gewiſſen myſteriöſen Mittelpunkten heraus Alles beherrſcht und gelenkt werde, und daß auf dieſem Wege ſelbſt die unwürdigſten Subjecte zu Ehren kämen und zu anſehnlichen Würden und Aemtern erhoben würden. Es hat eben auch der Teufel ſeine Kirche, und dieſe ſcheint in unſeren Zeiten zu ihrer vollſtändigſten Entwicklung und Organiſation gekommen zu ſein und mit einer Art von Allmacht alle Kreiſe des Lebens zu beherrſchen, einen ausgenommen, den, in welchen ich mich vor ihr geflüchtet habe.

19.

Den ſicherſten und effectvollſten Vernichtungsſchlag endlich glaubt man auf mich und die von mir gegenwärtig vertretene Sache zu führen, indem man auf die ſo entſchieden abweiſende und eine ſo tiefe Verachtung bezeigende Erklärung zurückgeht, die ich einſt dem zuſammengebrochenen H. Heine gegenüber gegeben habe, als dieſer die damaligen Vertreter irreligiöſer und antikirchlicher Standpunkte, worunter er auch mich begriff, zu Demuth und Glauben aufforderte. Hier meint man, mich mit meinen eigenen

Worten und Waffen widerlegen, beſchämen, zerſchmettern zu können. Die Sache iſt, oberflächlich betrachtet, nicht ohne Schein, dennoch aber für mich und meine Sache ganz ungefährlich. Die gegneriſche Annahme iſt dieſe, daß nun doch auch bei mir eine ſolche Erweichung, Zermürbung und Bekehrung, wie bei Heine, erfolgt; daß ich zu der bei jener Gelegenheit mit ſo ſouveräner Verachtung behandelten Gemüths- und Geiſtesverfaſſung nun doch ebenfalls herabgeſunken ſei, daß ich ſomit durch die erwähnten Aeußerungen im Voraus mich ſelbſt gerichtet. Dieſe Annahme iſt aber völlig ungegründet. Die Gegner haben hier nur inſofern ein leichtes Spiel, als ſie in ihrer Bornirtheit durchaus nicht im Stande oder in ihrer Gehäſſigkeit durchaus nicht Willens ſind, die bezüglichen Charaktere und Handlungen zu unterſcheiden und trotz dem, daß ich ſchon in jener Erklärung gegen eine ſolche Gleichſtellung ausdrücklich proteſtirt habe, Alles über einen Leiſten ſchlagen und dann freilich ihren ſchadenfrohen Zweck erreichen.

Heine hatte in der Vorrede zum zweiten Bande ſeines Salons von einer früheren ſtolzeren und freudigeren Periode ſeines Lebens geſprochen; er hatte geſagt: „Ich war damals geſund und feiſt; ich ſtand im Zenith meines Fettes und war ſo übermüthig, wie der König Nebukadnezar vor ſeinem Sturz. Ach, einige Jahre ſpäter iſt eine leibliche und geiſtige Veränderung eingetreten. Wie oft denk' ich ſeitdem an die Geſchichte dieſes babyloniſchen Königes, der ſich ſelbſt für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe ſeines Dünkels erbärmlich herabſtürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß. In dem prachtvoll grandioſen Buche Daniel ſteht dieſe Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, ſondern auch meinem noch viel verſtockteren Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, und wie ſie ſonſt heißen mögen, dieſe gottloſen Selbſtgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle.“ Das paßte nun aber gar nicht auf mich. Ich war niemals in meinem Leben geſund und feiſt, ſtand nie im Zenith meines Fettes und war nie ſo übermüthig, wie der König Nebukadnezar vor ſeinem Sturz. Ich konnte alſo gar nicht ſo, wie dieſer und ſein modernes Nachbild, der erſt ſo frivole, in jedem Sinne irreligiöſe 1), und dann ſo jämmerlich heruntergekommene Heine, von der Höhe einer unziemlichen Selbſterhebung und Kraftentwicklung herabſtürzen und zu einem anderen Extreme übergehen, bei welchem alle Menſchenwürde und Energie verloren geht; ich brauchte auch keine ſolche Demüthigung. Ich glaubte ſtets an Gott und war voll Demuth und Frömmigkeit vor ihm, wenn auch in der mir eigenen Art und Form; ich wünſchte nur dem Berufe zu genügen, den er mir angewieſen zu haben ſchien, und ſetzte mit vollkommenſter Selbſtaufopferung und ohne irgend eine Gefahr, einen mir drohenden Nachtheil, Schimpf, Verluſt, Untergang zu

---

1) Börne ſagt von ihm in einem Briefe aus Paris vom 27. October 1831: „Chriſtenthum, Religion überhaupt iſt ihm nicht bloß ein Gräuel, es iſt ihm ein Ekel.“

ſcheuen, Alles an dieſes Amt und Werk. Ich war beſcheiden, anerkennend, demüthig auch allen edlen, begabten und verdienſtvollen Menſchen, namentlich den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Genien, zu welchen ich bewundernd emporblickte, ſo wie der ſchönen und edlen Weiblichkeit gegenüber, die ich ſo begeiſtert anerkannte und ſo angelegentlich zu verherrlichen ſtrebte. Ich ſchätzte ſelbſt das Thier und behandelte es oft ganz als Meinesgleichen. Ich trat ſchonungslos und vernichtend nur rohen und ſtupiden Anmaßungen entgegen; ich beſtritt mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln nur das, wovon ich glaubte, daß es zum Schaden und Verderben des Menſchengeſchlechtes gereiche. Hier freilich ging ich in meinem Eifer viel zu weit; und das iſt der Fehler, den ich begangen, den ich bereue und neuerdings wieder gut zu machen ſuche. Aus Uebermuth, Leichtfertigkeit, Egoismus, Ruhm- und Genußſucht aber iſt Nichts bei mir hervorgegangen; davon iſt wohl Jeder überzeugt, der mich, die Wege, die ich gegangen und die Zuſtände kennt, in die ich dadurch gerathen bin. Daß mich Heine mit einem Marx, Feuerbach, Bruno Bauer, welche ſo ganz andere Naturen und Erſcheinungen waren und ſich mir alle ſo feindlich gezeigt, in einen atheiſtiſchen Selbſtvergötterungsbrei zuſammenrührte, das war es eigentlich, was mich ärgerte und zum Widerſpruch reizte. Ich ſagte in jener Erklärung wörtlich Folgendes: „Es iſt ärgerlich, ſich aus Ignoranz und Bequemlichkeit fortwährend mit Andern, von denen man ſich doch ſehr weſentlich unterſcheidet, unter eine und dieſelbe Rubrik gebracht und abgeurtheilt zu ſehen. So ſoll ich mit den obengenannten Denkern und Kritikern unter die „„gottloſen Selbſtgötter““ gehören, die allem Glauben an ein Göttliches feindlich entgegenſtehen. Heine hat ſich mit der bezüglichen Literatur zu wenig berührt, um zu wiſſen, daß ich an mehr, als einem Orte, wie namentlich in meiner „„Religion des neuen Weltalters,““ wo das ganze erſte Buch des zweiten Theiles von „„Gott““ handelt, dem reinen Atheismus und Materialismus, der ſich in unſeren Tagen wieder geltend gemacht hat, und den ich weder als Denker noch als Dichter goutiren und billigen kann, entſchieden entgegengetreten bin und insbeſondere die viel zu ſehr verworfene und verachtete teleologiſche Betrachtungsweiſe der Naturgegenſtände in Schutz genommen und zu erneuter Anerkennung zu bringen geſucht habe. Daß ich „„ganz mit Unrecht in die Reihe der bloß Verneinenden geſetzt worden ſei,““ hebt neueſtens J. H. Fichte in der Zeitſchrift für Philoſophie und philoſophiſche Kritik Bd. XXII. Heft 1. Halle 1855. S. 160. hervor.“ Uebrigens, ſetzte ich hinzu, ſei es mir zur Stunde noch nicht eingefallen, Verzicht auf meine Menſchenwürde zu thun und ein grasfreſſendes Thier zu werden. „Sollte dies doch einmal geſchehen, ſo würde das für die Sache einer grasconſummirenden Ochſenſchaft gleichwohl nicht mehr beweiſen, als Heine's gegenwärtige Erbärmlichkeit; ich hätte dann eben aufgehört, Verſtand und Charakter zu haben; ich hätte aufgehört, ich ſelbſt zu ſein, und der Geſchichte würde von mir nur das angehören, was ich in einer achtungswertheren Lebensperiode geweſen bin und geleiſtet habe.“ Dieſe Worte hauptſächlich ſind es, die man ſich freut, anführen zu können. Allein es iſt mir auch ſpäterhin nicht eingefallen, ein Nebukadnezar III. zu werden. Ich habe mich bei meiner Converſion keiner der mir von Gott verliehenen edlen Menſchenkräfte begeben, habe insbeſondere auf meine Vernunft und meinen Verſtand in keiner Weiſe Verzicht gethan, um mich blindlings gewiſſen bloß äußerlich vorgehaltenen Glaubensſatzungen und ſinnlos zu verrichtenden Religionsübungen zu unterwerfen, und Niemand hat eine ſolche Degradation, Verzichtleiſtung und Unterwerfung von mir verlangt. Ich habe mich gegeben, wie ich war, und man hat mich genommen, wie ich mich gab, als einen denkenden und ſtrebenden Menſchen nämlich, den nicht ein klägliches Sinken und Verkommen der Geiſtes- und Gemüthskräfte, den auch nicht bloß ſein Herz, wiewohl dies ſeine geziemende Rolle geſpielt, ſondern vor Allem ſein Kopf zur Kirche geführt, und der auch dieſen Kopf behalten und deſſen Kräfte unbeeinträchtigt fortwirken laſſen wolle. Und man kann nicht ſagen, daß dies dem Weſen und Geiſte des Katholicismus entgegen, der ſein Ringen nach ſpeculativer und rationeller Faſſung des Glaubensinhaltes ſchon ſo entſchieden bei Kirchenvätern und Scholaſtikern geoffenbart. Das weiß nun freilich die Unwiſſenheit nicht und die Feindſchaft will es nicht wiſſen. Aber ſelbſt Hegel, der übrigens gar kein katholiſirender Romantiker war, hat es ausdrücklich anerkannt und hervorgehoben, wie ſehr ſich in dieſer Hinſicht die katholiſche Theologie vor der proteſtantiſchen auszeichne, und ein weſentlicher Theil meiner Darſtellung in dem 1859 zu Mainz erſchienenen Buche: „Meine Converſion," handelt über dieſen Punkt. Für den, deſſen geiſtiger Standpunkt und rationelle Gedankenentwicklung mit den Anſchauungen und Einrichtungen der katholiſchen Kirche in unvereinbarem Widerſpruche ſteht, ſind dieſe freilich etwas ganz nur Aeußerliches, geiſtig Unvermitteltes und Unverſöhntes, dem er ſich, wofern er gleichwohl Katholik ſein will, nur in unfreier Weiſe, durch einen wider ſich ſelbſt gerichteten Act innerer Gewaltſamkeit und Bändigung zu beugen und zu fügen hat. Ein ſo unglückliches Verhältniß hat bei mir nicht Statt gefunden. Mein Denken, meine Einſicht war mit den kirchlichen Dingen ſo nahe zuſammengekommen, daß mein förmlicher Eintritt in dieſe Sphäre eine nur ganz natürliche Frucht und Conſequenz meiner Gedankenarbeit und mit keinerlei Zwang und intellectueller Selbſtvernichtung verbunden war. Auch iſt ja der Charakter, den meine katholiſchen Schriften tragen, fortwährend ein durchaus rationeller und wiſſenſchaftlicher, ſo daß die Myſterien der Offenbarung und Gnade zwar in ihrem vollen Maße anerkannt, aber, ſo viel nur immer menſchlich und individuell möglich ſein mag, ihres Dunkels entkleidet und zum klaren Verſtändniſſe gebracht werden. Was will man alſo? Eine Bekehrung in dem ſchlechten Sinne, wie ſie mir von **Heine** zugemuthet wurde und wie ſie jetzt von den Gegnern trotz all' der in Betreff meiner Converſion bereits gelieferten Relationen und Explicationen auch bei mir angenommen wird, iſt bei mir gar nicht eingetreten. Und ſo geht auch dieſer auf meine Perſon und Sache geführte Hieb, ohne beide nur im Geringſten zu berühren, völlig in die Luft.

20.

Wäre es erlaubt, große, weltgeſchichtlich berühmte Dinge mit ſo kleinen, eingeſchränkten und geringfügigen, wie meine Perſon und meine Schickſale ſind, zuſammenzuſtellen, ſo könnte ich einen ganz anderen Vergleich machen, als jenen dem Propheten Daniel und der babyloniſchen Geſchichte entnommenen. Ich werde darauf zurückkommen, muß aber erſt folgende Bemerkungen machen.

Von einem **Nebukadnezar** war in meinem ganzen Daſein, ſo innerlich, wie äußerlich, nirgend eine Spur. Krank, arm und unglücklich von den früheſten Zeiten meines Lebens an, oft in die ſchrecklichſten Lagen verſetzt, die bitterſten Erfahrungen machend, ſchon als Jüngling, und dann wieder in ſpäten, männlichen Jahren zu gewaltſamer Beendigung verzweiflungsvoller Situationen und kaum mehr zu ertragenden Leiden verſucht, kannte ich ſelten ein anderes Glück, als dasjenige, welches ich mir in wiſſenſchaftlicher Weiſe durch meine Studien, in dichteriſcher durch meine Phantaſie erſchuf. Auch war es mir wenig um individuelle Befriedigungen zu thun. Ich empfand den glühendſten Drang, der Menſchheit, deren zerriſſenes Weſen und unglückſeliges Daſein ich tief empfand, ja ſelbſt der leidenden Thierwelt, deren Geſchick mir nicht weniger zu Herzen ging, hülfreiche und rettende Dienſte zu leiſten; ich ſtrengte zu dieſem Behufe alle meine Kräfte an; ich dachte, ſann, arbeitete, ſchuf in dieſer Abſicht lange Zeiträume hindurch Tag und Nacht. „Undank iſt der Welt Lohn.“ Wohl Niemand hat dies alte, bekannte und leider nur zu wahre Sprüchwort in reicherem und empörenderem Maße zu erfahren gehabt, als ich. Nicht etwa diejenigen Perſönlichkeiten und Parteien, die ich, meiner früheren Tendenz und Stellung gemäß, polemiſirend angriff und beleidigte, waren es, durch die ich am meiſten und weſentlichſten litt. Die tiefſten Wunden bohrte mir Freundeshand; die empfindlichſten und verhängnißvollſten Schläge führten die auf mich, mit denen ich auf einem und demſelben Boden progreſſiſtiſcher Beſtrebung und Bethätigung ſtand; am feindlichſten erwies ſich mir derjenige Theil der Nation und der Zeitgenoſſen, dem ich mich mit all' meinem Wollen, Können und Thun ſo innig angeſchloſſen und zu eigen gegeben hatte, und dem Alles zu Gute kam, was mir gelingen mochte. Es wurde mir in aller Weiſe, heimlich und offen, in Leben und Literatur entgegengearbeitet; Menſchen, denen ich, als ſie noch ganz obſcure junge Leute waren, Freundſchaft und Ehre erzeigt, die ich oft in meinem Hauſe beherbergt und bewirthet und denen ich alle meine Ideen mitgetheilt, oder ſolche, für die ich in den Zeiten der Noth und Gefahr öffentlich Partei ergriffen und denen ich dadurch nicht unweſentlich genützt hatte, traten feindſelig wider mich auf, ſetzten meine Werke herunter und ſuchten meine Abſichten zu vereiteln. Ich hatte einſt den Plan zu einem gemeinſamen Unternehmen entworfen; man fand ihn gut, und wollte ihn ausführen, *aber ohne mich*; ich ſollte zurückgedrängt und ausgeſchloſſen ſein. Es kam mir einmal ein Buch zu Handen, deſſen Titel ich nicht mehr weiß; das fing mit einem Motto von mir an und endigte mit einem ſolchen; mein Name jedoch war hierbei verſchwiegen, und im Buche ſelbſt wurde ich nachtheilig beurtheilt. In meiner „Bettina“ hatte ich eine von mir verſificirte Briefſtelle in die Reihe der Gedichte geſtellt, hinten in den Noten aber bemerkt, wie ſich dieſe Stelle ſchon unverändert in ſolchen, wenn auch weniger vollkommenen, Verſen darſtellen laſſe. Ein Recenſent führte nicht meine Verſification, ſondern die in den Noten angegebenen und dort von mir ſelbſt als unvollkommen bezeichneten Verſe an, um dem Publikum zu zeigen, was ich für ein ſchlechter Dichter ſei. Sind das nicht hübſche Geſchichten? Ein bischen fabelhaft ausſehend, doch nur allzu wahr. Sehe man ſich noch einige andere ſolche Züge an, wie ſie als der Zeitgeſchichte angehörig und mein endliches Aufgeben früherer Standpunkte begründend, nicht ganz intereſſelos ſein möchten. Weil ich, wie andere Alterthumsforſcher auch gethan, über alten Feuer- und Molochdienſt geſchrieben und deſſen einſt wirklich ſo große Verbreitung über die Erde nachgewieſen hatte, wurde ich ſelbſt in Perſon mit dieſem fürchterlichen Götzen in eine gräuliche und abſtoßende Verbindung gebracht. So erſchien in den „Grenzboten“ ein Aufſatz mit der Ueberſchrift: „Daumer und Moloch.“ oder ich wurde unter dem Namen: „Molochſänger“ dem Gelächter Preis gegeben. Da ich von einer neuen Religion ſprach, wobei ich doch meine Perſönlichkeit völlig zurücktreten ließ und deßhalb das dieſe Religion zu enthalten beſtimmte Werk aus lauter Citaten beſtehen ließ, was aber auch wieder mit Tadel und Verachtung aufgenommen wurde, ſo ließ man mich als einen ſich zum Religionsſtifter in anmaßender Weiſe aufwerfenden Menſchen erſcheinen und gab den betreffenden Anzeigen und Beurtheilungen ironiſche Titel, wie der ebenfalls wieder in den „Grenzboten“ prangende: „Chriſtus, Mahomed und Daumer“ war. Ich habe Nichts gewollt, begonnen, ausgeführt, was man nicht in ſpottender oder ſchmähender Manier zu vereiteln und zu vernichten geſucht. Es betrugen ſich auf dieſe Weiſe gegen mich, mit äußerſt wenigen Ausnahmen, alle die hier in Betracht kommenden, auf demſelben Gebiete mit mir ihre repräſentative Rolle ſpielenden Perſönlichkeiten. Die beiden Feuerbache, die beiden Bauer, Carl Marx, Gutzkow, Julian Schmidt und anderer ſolche oft ungenannte Geiſter und Charaktere übten Feindſeligkeiten und Tücken an und mir ſuchten mich literariſch todt zu machen. Selten iſt wohl ein Menſch auf eine ſo mannigfaltige und entgegengeſetzte Art verfolgt, verklagt und herabgeſetzt worden, als ich — was aber gerade das Gute an der Sache iſt, ſofern Darſtellungen und Beſchuldigungen, die nach zwei Seiten hin in extremer Weiſe auseinandergehen, ſich gegenſeitig Lügen ſtrafen, entkräften und zunichte machen. Wenn man mich auf der einen Seite als einen „Verfechter der Emancipation des Fleiſches“ bezeichnete [1]), ja behauptete, ich lehre eine Liederlichkeit, durch welche, wenn ſie Platz greife, die Welt untergehen müſſe [2]), ſo beſchrieb man mich auf der anderen Seite als den elendeſten Nürnberger Kleinſtädter und Spießbürger, eine bloße Fortſetzung des alten, trocknen Hans Sachs, einen Reactionär und Erzphiliſter, der namentlich das Weib ganz nur auf ſein bürgerliches Miſere beſchränken wolle u. ſ. w. [3]). Während man einer-

---

1) Vergl. Otto Wigand's Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt. Bd. I. Heft 1. Leipzig, 1854. S. 71. Ich habe auch einmal gegen obige Bezeichnung in einem Blatte proteſtirt, das ich in dieſem Augenblick nicht mit Sicherheit angeben kann.

2) „Die Cultur wäre zu Ende, die Zeit ſtände ſtille, das Menſchengeſchlecht ginge unter.“ So wörtlich der edle Julian Schmidt, ein ächtes Brüderchen des gleich edlen Profeſſors in Gießen, dem ich in Otto Wigand's Jahrbüchern für Wiſſenſchaft und Kunſt ein Denkmal zu ſetzen genöthigt war; ſ. daſelbſt Bd. I. Heft 1. S. 61.

3) Neue rheiniſche Zeitung, Februar 1850. Mit dem Prä-

ſeits meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit in die engſte Verbindung mit der 1848 ausgebrochenen Revolution brachte[1]), ſagte man andererſeits, ich ſei ein Weichling und Feigling, ich flüchte, von der „geſchichtlichen Tragödie" erſchreckt, in die „blöde Bauernidylle" und predige den Cultus des Weibes, um meine eigene weibiſche Reſignation zu bemänteln[2]). Während an einem Orte behauptet wurde, ich ſchreibe keineswegs „in kläglicher Gemüthsbefangenheit," ſondern mit vollem Bewußtſein und klarem Geiſte, und befinde mich in vollkommen zurechnungsfähigem Zuſtande[3]), ſtellte man mich an einem anderen als ein ganz nur aus krankhaftem Grunde ſo geſinntes und bethätigtes Indivi-

---

dicate der „Spießbürgerlichkeit" werden hier freilich auch Schiller und Göthe bezeichnet, auch eine Anzahl der modernſten Geiſter, als in der revolutionären Cultur zurückgeblieben, mit ſouveräner Verachtung behandelt. Von meiner „Religion des neuen Weltalters" heißt es unter Anderem S. 50.: „Die Suren des neuen Korans ſind Nichts, als eine Reihe von Phraſen, in denen die beſtehenden deutſchen Verhältniſſe moraliſch beſchönigt und poetiſch verbrämt werden — Phraſen, die darum nicht minder mit der alten Religion verwachſen ſind, weil ſie die unmittelbare religiöſe Form abgeſtreift haben." Darin hatten die Leute vollkommen Recht, daß ich nicht zu ihnen gehörte, und ich danke ihnen jetzt für dieſes Zeugniß.

1) Geneſis des Concordats zwiſchen Oeſterreich und dem päpſtlichen Stuhle. Leipzig, 1856.

2) Neue rheiniſche Zeitung. Febr. 1850. S. 60.

3) Geneſis des Concordats u. ſ. w. S. 11.

duum hin. Hier war ich der Schwärzeſte unter den Schwarzen im Sinne antireligiöſer Negation und Deſtruction, ein gottloſes und gefährliches Subject, deſſen An- und Abſichten Schauder und Entſetzen erweckten und Strafe verdienten; dort Nichts weiter, als ein hirnkranker Träumer und Phantaſt, deſſen Meinungen und Bücher keiner ernſtlichen Widerlegung werth und bedürftig ſeien; meine Schriften wurden von denen, welche dieſen Ton anſchlugen, nicht einmal ordentlich, wie ſonſt gebräuchlich iſt und ſelbſt den ſchlechteſten Machwerken zu widerfahren pflegt, zur Sprache gebracht, ſondern unter dem Titel: „Pathologiſche Literatur“ angezeigt, — wie ſich denn auch jetzt wieder Herr Noack dieſer elenden Mittel bedient und nur noch, um die abgeſtandene Sauce zu würzen, die Satyriaſis und die damit zuſammenhängende tabes dorsalis, woran ich leiden ſoll, hinzufügt. Und es ſind nicht etwa nur verſchiedene Parteien, die auf ſo verſchiedene Weiſe über mich herfielen. Von der nämlichen Partei, von dem nämlichen Kritiker, wegen des nämlichen Buches wurde und werde ich fortwährend auf ganz entgegengeſetzte Art beurtheilt, charakteriſirt und abgethan. In welch' unſinnige Widerſprüche ſich in ſeinem Eifer, mir zu ſchaden, der Gießener Profeſſor verwickelt, iſt bereits zur Vorlage gebracht. Einmal ſoll ich eine überäſthetiſche Natur, dann wieder ein roher Wildfang, einmal ein weichherziger, weinerlicher Schwächling und Frömmling, der „gerührtes Waſchwaſſer“ vergießt, dann wieder ein herzloſer, eiskalter, ſteinharter

Selbſtling und Wollüſtling ſein, durch welchen Opfer auf Opfer fällt und der, wie Mephiſtopheles, „gelaſſen über das Schickſal von Tauſenden hingrinſt.“ Was den eben ſo leichtfertigen und bösartigen Julian Schmidt betrifft, ſo habe ich ſeine Verfahrungsarten in den citirten Jahrbüchern charakteriſirt und da unter Anderem Folgendes bemerkt: „Er geht, was die Religion betrifft, auf eine doppelte Weiſe gegen mich an. Den Frommen und Gläubigen ſtellt er mich als eine antireligiöſe Monſtroſität dar, wobei er ſich denunciatoriſch und aufhetzend über die ungemeine Toleranz der Zeit wundert, die ſich wider ein ſo antichriſtliches Ungeheuer nicht energiſcher entrüſte — er, der gar Nichts glaubt, vor gar Nichts Ehrfurcht hat und im Punkte der Religion ein vollkommener Negationsmenſch iſt! Bei den frei Denkenden und weltlich Geſinnten aber ſucht er mir dadurch eine Antipathie zu erwecken, daß er mich der Pietiſterei und Herrnhuterei beſchuldigt. Zu den frömmleriſchen Schwächen und Abſurditäten, die er bei mir entdeckt, rechnet er auch den Cultus der Liebe, der in den Frauenbildern zu Tage kommt. Derſelbe ſteht ihm mit Herrnhutiſcher Jeſuständelei und katholiſcher Marienandacht völlig gleich. Das Eine, wie das Andere, ſagt er, iſt eitel Phantaſie und ſchmeckt nach dem Opium.“ Das nämliche Werk alſo, um deſſenwillen mich mein Gießener Biograph zu einem ſo großen Realiſten in der Liebe, einem perfecten Don Juan und Caſanova macht, iſt hiernach das ſchwachſinnig-idealiſtiſche, frömmleriſch-phantaſtiſche Product eines geiſtigen Opiumrauſches, wie es denn auch ſonſt wohl als der bloße Ausdruck der Sehnſucht und Lüſternheit eines durch das Leben unbefriedigten, reellerer Genüſſe zu ſeinem Schmerz und Gram entbehrenden Stubengelehrten aufgefaßt worden iſt. Welch ein Wirrwarr!

„Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttauſend Narren ſprechen."

Aber es ſind keine Narren, ſondern böſe Menſchen, die wohl wiſſen, was ſie wollen, und die nur auf alle mögliche Weiſe, bald ſo, bald ſo, zu ſchauen und zu verderben ſuchen.

Die gewöhnlichſte Manier, deren man ſich von Seiten dieſer Parteien und Wortführer gegen mich bedient, iſt die einer affectirten Superiorität und Vornehmheit, die einen ſolchen Gegenſtand keiner ernſtlichen Erörterung, Ereiſerung und Widerlegung würdiget. Es iſt aber mit dieſer kalten, ruhigen Verachtung, dieſer Behandlung vom dritten Stockwerk herunter, dieſer leichten, lachenden Abfertigung, dieſem bequemen Hineinſperren in's Irrenhaus oder Hineinwerfen in die lächerliche Kategorie eines zopfigen Philiſteriums nicht weit her. Es bricht zuweilen mitten in dieſem kritiſchen Komödienſpiele mit einem Male ein tigerartiger Zorn und Grimm los, der die ganze Schwäche und Kleinheit dieſer hochfahrenden und großthuenden Polemik bloßlegt, wie dies namentlich auf Veranlaſſung der in der „Religion des neuen Weltalters" kund gegebenen antitumultuariſchen Anſichten und Geſinnungen der Fall geweſen. Ein revolutionärer Bluthund der rotheſten Farbe und Fraktion hat mir in der ſchon mehrmals berührten Kritik jenes Buches, die in der „neuen rheiniſchen Zeitung“ Febr. 1850 erſchien, geradezu mit der Guillotine gedroht. Daß ich mit ſo großer Verachtung von dem bloß äußerlichen Treiben der Revolutionsmenſchen ſprach, die evidente Ohnmacht und Reſultatloſigkeit deſſelben vor Augen ſtellte, in die leeren Negationen des modernen Progreſſismus einigen poſitiven, namentlich religiöſen Gehalt zu bringen verſuchte und den Satz aufſtellte, daß ganz neue Weltzuſtände und Weltverhältniſſe, wie man ſie wolle, nur durch neue Religionen entſtehen könnten; daß es an einem ſolchen Mittel innerer Belebung und Erhebung, einer ſolchen Baſis des Aufbaues und der Befeſtigung fehle und deßhalb Alles ſo jämmerlich mißglücke und zu Schanden werde — das machte dieſen abſoluten Gegner alles Religiöſen, ja überhaupt nur über das einfache Morden und Umſtürzen zu Gunſten des Proletariats und ſeiner Chefs, die dann die Tyrannen ſpielen wollen, Hinausführende ſchäumen vor Wuth. Er ſuchte ſeine wilde Erbitterung, durch deren unverholene Aeußerung er mir zu viel Ehre anzuthun fürchtete, hinter Spott und Hohn und affectirte Verachtung zu verſtecken. Sie machte ſich gleichwohl kenntlich genug und ſprach ſich, nachdem er mir vorgeworfen, ich flüchte mich vor der „modernen Tragödie“ aus philiſterhafter Feigheit und Erbärmlichkeit in die „blöde

Bauernidylle," insbeſondere in dem S. 6. zu leſenden Satze aus: „Es wäre übrigens zu wünſchen, daß die träge Bauernwirthſchaft Bayerns, der Boden, worauf gleichmäßig die Pfaffen und die Daumer wachſen, endlich einmal durch modernen Ackerbau und moderne Maſchinen umgewühlt würden." Der „moderne Ackerbau" in dieſem ſeiner Bedeutung nach nicht zweifelhaftem Bilde iſt die Revolution, der Umſturz der beſtehenden Verhältniſſe, und die „moderne Maſchine" iſt die Guillotine. Man ſieht hieraus, daß ich nicht träume und übertreibe, wenn ich von einem tödtlichen, vernichtungsſüchtigen Haß und Grimm rede, der ſich wider mich entzündet hatte. Wurde nun auch kein Blut vergoſſen, ſo waren dieſe Drohungen ſo ganz leer und bedeutungslos dennoch nicht. Namentlich hatten mich die geheimen Geſellſchaften, zu denen jener unmenſchliche Kritiker gehörte, in den Bann gethan und auf die Proſcriptionsliſte geſetzt. Der Kundige wird wiſſen, was das zu ſagen hat. So mußte ich wohl endlich meinen nach außenhin gerichteten Beziehungen nach zu Grunde gehen. Es war mir zuletzt jede Möglichkeit entzogen, mich irgendwie zu äußern und zu bethätigen. Ich ſchrieb ganze Werke, und ſie blieben ungedruckt; ſelbſt meine harmloſeſten Aufſätze konnte ich nirgends mehr unterbringen; gegneriſche Angriffe mußte ich unbeantwortet laſſen, weil ich keinen Ort mehr hatte, wo ich mich dagegen vertheidigen konnte. Ich ſandte an Julius Campe in Hamburg ein poetiſches Werk; er druckte es nicht und gab es auch nicht mehr heraus. Eine mir befreundete Dame in Frankfurt ließ es ihm in Hamburg zwangsweiſe entreißen, ſonſt hätte ich es nie wiedergeſehen. Nur beiläufig ſei bemerkt, wie es mit den Honorarangelegenheiten beſchaffen war. Die bei Reimer in Berlin und bei Fr. Campe in Nürnberg herausgegebenen Bücher gab ich ganz umſonſt; für den Letzteren arbeitete ich Jahre lang, ohne daß er ſich dazu verſtand, mir nur einen rothen Heller zu geben. Man dachte Wunder, wie viel ich durch meinen bei dem Hamburger Campe herausgegebenen „Hafis“ gewonnen. Ich erhielt für die erſte Auflage 400 fl., für die zweite, vermehrte Ausgabe die Hälfte dieſer Summe. Dazu verlangte Campe, ich ſolle ihm eine zweite Sammlung, die ich dann bei Julius März in Nürnberg beſonders herausgab, umſonſt geben[1]. Da er mit der zweiten Ausgabe des Hafis ſo unbegreiflich lange zauderte, ſo glaubte man allgemein, er habe heimlich nachgedruckt[1]. In einem Honorarſtreite, in welchem ich mich über die größte Unredlichkeit zu beklagen hatte, wollten mir zwei Advocaten, namentlich der Rechtsanwalt *Lewald* in Berlin, unentgeltlich beiſtehen; allein ich lehnte es ab, weil ich ſolche Händel ſcheue, und verzichtete lieber auf das Geld. Dergleichen kam auch ſonſt noch vor. Einem der größeren und reicheren Buchhändler, die zur revolutionären Fahne halten, lieferte ich eine kleine polemiſche Schrift, deren Erſcheinung in ſeinem eigenen mehrfachen Intereſſe lag und zu deren thunlichſter Schärfung er mich ausdrücklich aufgefordert hatte. Ich glaubte es mit einem Manne zu thun zu haben, bei dem man ſich nicht ängſtlich vorzuſehen brauche, und verlangte nichts Beſtimmtes dafür; ich ſchrieb ihm, er möge mir geben, was er ſelber wolle und für Recht halte. Als ich ihn nachher daran erinnerte, wies er mich mit Grobheit ab und gab mir *gar Nichts*. — Man hat in dieſer Richtung hin noch in anderer, für einen Schriftſteller, der ſeine Sache verſteht, und dem es mit ſeinen Werken Ernſt iſt, noch empfindlicherer Weiſe zu leiden. Einer meiner Verleger, der die Geſetze der Poeſie und des guten Geſchmackes weit beſſer zu kennen glaubte, als ich, war ſo unverſchämt, mich förmlich in Zucht und Lehre zu nehmen, und verlangte nicht nur, daß ich meine Gedichte nach ſeiner Anſicht umgeſtalten ſollte, ſondern corrigirte in meine Verſe geradezu, wie in die Arbeit eines Schulbuben, hinein und ließ ſie ſofort mit dieſen ſeinen Aenderungen drucken, ohne mir vorher etwas davon geſagt zu haben. Ich gerieth einmal, als ich einen ſolchen Abdruck in die Hände bekam, dermaßen in Beſtürzung, daß ich, obgleich ich mir nicht lange vorher in Folge eines Sturzes ein Fußleiden zugezogen hatte, im fürchterlichſten, naßkalten Wetter einen weiten Weg von einem Landaufenthalte in die Stadt lief und da mit dem Manne in einen heftigen Streit gerieth, ohne jedoch den Schaden völlig abwenden zu können[1]. Ich ſchreibe es dem Schrecken und Aerger, der Anſtrengung und Verkältung jenes Tages zu, daß das erwähnte, ſich doch Anfangs

---

[1] Man vergleiche folgende Briefſtelle aus Börne vom Jahre 1832: „Ich habe herzlich darüber lachen müſſen, daß mir Campe jetzt den Antrag macht, ich ſollte doch noch etwas zur Vergrößerung des Tagebuchs ſchreiben, wozu er mir bis zum Januar gern Zeit laſſen wolle. Der wäre zufrieden, daß ich abermals ein Paar Bände ſchriebe, das magere Tagebuch fett zu machen, die er dann abermals beſonders verkaufte, worauf er zum dritten Male käme und ſagte: das Tagebuch wäre immer noch mager und ich ſolle es doch dicker machen — und ſo immer fort.“ Anhang zu den Briefen aus Paris. Mannheim 1850. I. S. 143.

---

[1] „*Campe* ſchreibt dem Buchhändler, ſeinem Neffen, hierher: er habe den größten Schaden mit den Briefen, er verkaufe keine, ſie würden ihm alle zurückgeſchickt. Das ſoll ich nun erfahren und zahm werden. Die Wahrheit iſt, daß nicht allein die ganze Auflage vergriffen iſt, ſondern daß er auch in Sachſen heimlich eine zweite Auflage hat drucken laſſen, die er auch ſchon verkauft.“ Anhang zu den Briefen aus Paris. I. S. 143.

---

[1] Vergl. Polydora I. S. 20. Ich hatte geſchrieben: „Was frommte ſie hinführo?“ Solche ſchöne, alte Worte, wie das hier zuletzt ſtehende, zu gebrauchen, iſt das Recht des Dichters; ſie vor dem Untergange zu ſchützen, ſeine Pflicht. Dem höchſt modernen, ſelbſt in der Poeſie keinen Archaismus duldenden Herrn L. aber ſchien dergleichen nur veraltet, altfränkiſch, zopfig; er änderte daher hart und proſaiſch: „Was frommte ſie mir ferner?“ Und ſo blieb es zu meinem Aerger ſtehen. — Ein kleines Gedicht nach dem Griechiſchen, welches mit anderen ſolchen in Schad's Muſenalmanach, Würzburg 1854. S. 68. ſteht, ſollte auch in die Polydora kommen. Er lautet folgendermaßen:

„Feuer, o Timarion,
Iſt dein Auge; dein Gekoſe,
Das berückend amoroſe,
Der Sirene Schmeichelton.
Jeder Blick, er iſt ein Brand;
Jeder Laut, er iſt ein Band."

Die beiden letzten Zeilen ſollte ich umſtellen, ſo daß erſt der Laut und dann der Blick käme. Das wäre aber der ſchon im Vorausgehenden herrſchenden Anordnung zuwider geweſen; auch gehen zündende Blicke naturgemäß den das Verhältniß befeſtigenden Geſprächen voraus. Statt das Gedichtchen ſo elend zu verderben, ließ ich es lieber weg. — In dem Aufſatze der „hiſtoriſch-politiſchen Blätter," wo ſich Herr Archivrath A. Kaufmann über meine Poeſien, namentlich über die Polydora äußert, bemerkt er, ich ſei nicht ſowohl Ueberſetzer, als Neudichter; „oft entlehnt er dem urſprünglichen Dichter nur einzelne Motive, die er dann mit eigenen Gedanken durchwebt und fortſpinnt," was von dieſem intelligenten Aeſthetiker nur gebilligt wird. Als Probe eines gelungenen Gedichtes der Art wird folgendes der griechiſchen Anthologie entnommene, doch mit einem neuen Schluſſe verſehene angeführt:

„Du mit dem Roſenkorbe,
Roſige Dirne, ſprich:
Was zum Kaufe zu bieten,
Stehſt du allhier ſo reizend,
Roſen oder dich,
Oder Beide?
Leide
Wäre mir's um dich?"

zur Heilung anlaſſende Uebel ſo ſchlimm und ſo unheilbar wurde, daß ich die Fähigkeit zu gehen faſt gänzlich verlor. Von der tyranniſchen Cenſur und Dictatur, die in Deutſchland von proteſtantiſchen Buchhändlern und progreſſiſtiſchen Parteien ausgeübt wird, hat man, ohne es erfahren zu haben, gar keine Vorſtellung. Es wäre Vieles von mir gedruckt und verbreitet worden, ohne daß es von Staat und Kirche gehindert worden wäre. Aber die Buchhändler ließen es nur theilweiſe oder gar nicht vom Stapel gehen, und die geheimen Geſellſchaften und revolutionären Flüchtlinge in England machten mir zuletzt völlig den Garaus. Ein Theil meiner „Stimme der Wahrheit“, in welchem ich mein Poſitives entwickeln wollte, ſo wie ein proſaiſcher Theil meines zweiten „Hafis“, wurde vom Verleger unterdrückt. Von der „Religion des neuen Weltalters“, auf welche es bei meinen Planen hauptſächlich ankam, blieben die wichtigſten Theile, wo das eigentlich

---

Herr L. aber verlangte, daß ich die beiden letzten Zeilen wegſtreichen ſolle . . . . eine barbariſche Verſtümmelung! Metrum, Reim, Sinn, Geiſt, Charakter, Schlußpointe, Effekt, Alles hätte gelitten. Es glückte mir jedoch in dieſem Falle, einen ſolchen Schaden zu verhüten. Das zur Probe. Nun urtheile man ſelbſt über die Leiden eines Poeten, der unter einer ſolchen Zuchtruthe ſtöhnt, und der das, was ihm von Unverſtand und Eitelkeit aufgedrungen, geſtrichen, verkümmert und verdorben wird, auf ſeine Rechnung nehmen und als das Seinige vor aller Welt vertreten muß!

Gründende, Aufrichtende und Tröſtliche, wie beſonders eine auf tüchtige phyſiologiſche und pſychologiſche Grundlagen geſtützte Seelen- und Unſterblichkeitslehre hervortreten ſollte, ungedruckt, namentlich deßwegen, weil ſich C. Marx dagegen ſo grimmig hatte vernehmen laſſen und Campe, der mit dieſer terroriſtiſchen Partei in zu weſentlicher Verknüpfung ſtand, Nichts mehr annahm. Ich hatte unter ſolchen Umſtänden auch den Nachtheil, daß gerade das, wodurch ich für wohldenkende, gemüthvolle, dem Negativen abholde Menſchen in ein beſſeres Licht zu ſtehen gekommen wäre, nicht zu Tage kam. Einer Gedichteſammlung, die unter dem Namen: „Lied und Lehre“ in die Welt gehen ſollte und aus der ich unten in der poetiſchen Abtheilung Proben mittheilen werde, gab ich eine ſehr harmloſe Geſtalt; eine Abtheilung derſelben, die einen Nachtrag zu den „Frauenbildern“ bildete, ſtellte kein erotiſches Verhältniß, ſondern nur eine erhabene, aller ſinnlichen Momente entkleidete Freundſchaft dar. Dieſe Sachen waren ſchlechterdings nicht durchzubringen, während die, ſei es mit Recht oder in Folge von Mißverſtändniſſen und Mißdeutungen, anſtößigen und zu meinem Schaden gereichenden in den Händen des Publikums und der mich auf dieſe Baſis hin verfolgenden Gegner waren. So geht es in dem angeblichen Reiche der Freiheit und der ſo nachdrücklich proclamirten Erlöſung von allem den conſervativen Parteien vorgeworfenen Druck und Zwange zu; in ſolchen Händen war ich und ein ſolches Schickſal hatte ich in meiner vorkatholiſchen

Zeit! Herrn Noack entſchlüpft einmal die Aeußerung, mein combinatoriſch-aphoriſtiſches Religionswerk ſei „leider“ nicht zur Vollendung gekommen. Wer iſt daran Schuld? Ich wahrlich nicht! Hätte man mir die Vollendung dieſes Werkes geſtattet, ſo würde ſich herausgeſtellt haben, was die moderne Welt und Zeit, was Natur und Vernunft überhaupt aus eigenen Kräften Poſitives zu Stande bringen kann; die neureligiöſen Geſtaltungsverſuche hätten Etwas gehabt, worauf ſie ſich mit beſſerem Erfolge hätten ſtützen können, als auf die bloßen Negationen, die hohlen Phraſen und vagen Allgemeinheiten, die jetzt den armſeligen Meinungs- und Lehrſchatz dieſer Verbindungen ausmachen. Als die „Religion des neuen Weltalters“ durch das Interdict der Schwefelbande gefallen war, wollte ich die einen Theil derſelben zu bilden beſtimmte Seelen- und Unſterblichkeitslehre beſonders und zwar in Form einer, nicht, wie dort, aphoriſtiſch-combinatoriſchen, ſondern ſelbſtſtändigen und zuſammenhängenden Darſtellung zur Vorlage bringen. Da ich aber auf feſte, empiriſche Grundlagen bauen wollte, ſo bedurfte ich einiger Unterſtützung von Seiten phyſiologiſcher Fachmänner. Ich wurde an einen materialiſtiſchen Arzt und Phyſiologen gewieſen, der auch in der That bereit war, mir mit ſeinem Wiſſen und Bücherſchatze gefällig und nützlich zu ſein, doch nur unter der Bedingung, daß ich ganz ſo denke und lehre, wie er. Verlangte ich Schriften, die nicht den reinen, platten Materialismus und Mechanismus des Lebens predigen, ſo ſagte er: „Das iſt dummes Zeug, das lieſt man gar nicht.“ Ich wurde auch in dieſer Beziehung ſo ſehr entmuthigt, daß das bezeichnete Unternehmen nicht zu Stande kam, wiewohl deßhalb bereits ein voluminöſes Manuſcript mit Excerpten und Brouillons vorhanden war. Die nur in negativem Sinne „fortſchreitende“ Zeit und Welt will und duldet einmal nichts Poſitives; ſo mag ſie denn ſehen, wie ſie ohne ein ſolches zurecht komme. Mir kann man nicht vorwerfen, daß ich die Hände, ſo lange ich ſie zu jenem Behufe noch rühren konnte, unthätig in den Schooß gelegt, noch daß ich meine Fahne treulos verlaſſen habe. Man wollte mich nicht; man ließ mich nicht gewähren; man excludirte, man proſcribirte mich; man entzog mir jede Möglichkeit, mich weiter zu äußern und etwas in meinem Sinne zu wirken und zu begründen; man drohte mir ſogar mit der „modernen Maſchine“ — wer kann es mir verdenken, wer muß es nicht vollkommen begreiflich und gerechtfertigt finden, daß ich, nachdem ich trotzdem ſo wunderlang ausgehalten, der Sache endlich müde ward; daß ich alle Hoffnung aufgab, es könne auf dieſem Felde irgend eine gute Saat gedeihen; daß ich jedenfalls für meine Ideen, Wünſche und Abſichten keine Möglichkeit der Realiſirung auf einem ſolchen Boden mehr zu ſehen vermochte und ſo, um nicht als der jämmerlichſte Thor unter dem Fluche der Gegenpartei und dem Gelächter der eigenen, im Grunde noch viel gegneriſchen in die Grube zu fahren, der ganzen gräulichen, gottverlaſſenen, nur zu allgemeiner Zerrüttung und Auflöſung dienlichen, Nichts aber zu gründen und zu ſchaffen fähigen Wirthſchaft mit Eckel und Abſcheu den Rücken kehrte? Da noch ferner auszuharren und ein mir und der Welt unnützes Kreuz zu tragen, das wäre mehr als Eſelsgeduld geweſen; das hätte man nicht mehr für Muth, Tapferkeit, Charakterſtärke, Geſinnungstreue u. dgl., ſondern nur für den ſchwachſinnigſten, verächtlichſten Mangel an Energie und Entſchloſſenheit oder für den tollſten, wahnſinnigſten Eigenſinn zu halten gehabt.

Das Alles bezieht ſich nur auf meine autorſchaftlichen Stellungen und Erfahrungen. Es iſt noch eine andere Partie meines Lebens, von der ich in dieſem Zuſammenhange ſprechen könnte. Das Gedicht, das ich auf dem Thurme in Nürnberg gemacht und S. 145. meiner Converſionsſchrift mitgetheilt habe, bezieht ſich darauf. Als ich von Nürnberg ſchied, recitirte ich von der Höhe deſſelben Thurmes, wo man eine ſchöne Ausſicht über die ganze Stadt hat, folgende Verſe:

„Du alte Stadt, die mich geboren!
In dir war ich zur Qual erkoren.
Die Jugend mußt' ich in deinen Mauern,
Mein Leben mußt' ich in dir vertrauern.
Endloſe Tücke verfolgt mich hie;
Wie gerne ſcheid' ich und kehre nie.“

Ich bekenne hier, meiner Vaterſtadt ein großes Unrecht gethan zu haben, indem ich meinte, es gehe in ihr ſo beſonders ſchlimm zu. Nein, nicht Nürnberg, nicht ein anderer ähnlicher Ort insbeſondere — es iſt Deutſchland; die Menſchheit, die Welt, was ich anzuklagen habe; es iſt ganz vorzüglich jenes über alle Maßen bösartige und nicht bloß „kleinſtädtiſche“ und „ſpießbürgerliche“, ſondern auch in großen, reichen, anſehnlichen, den modernſten Charakter tragenden Städten heimiſche Philiſterium, in welchem Uebelwollen, Neid, Eiferſucht u. ſ. f. eine ſo giftige und mörderiſche Rolle ſpielen und welches ſeine ihm ſelbſt unerträgliche Leerheit und Langeweile mit unaufhörlichem Geklatſche, moraliſcher, namentlich auf ſexuale Dinge bezüglicher Kritik und Controle, verläumderiſcher Nachrede und unbarmherzig zu Grunde richtender Verfolgung auszufüllen befliſſen iſt. Man würde ſchaudern, wenn man wüßte, was da in ſcheinbar tiefſtem Frieden für Opfer fallen. Ich habe unter ſolchen Vorgängen nicht nur dem Bürger- und Mittelſtand angehörige, ſondern auch ariſtokratiſche und hochgeſtellte Perſönlichkeiten leiden und die verhängnißvollſten Lebensſtörungen erdulden, habe junge, blühende Weſen aus höherem Stande und angeſehener Familie darunter ſogar in's Grab ſinken ſehen. Wehe dem, der ſich eines von dieſer fürchterlichen Societät auserſehenen Opfers annimmt! Ich habe wohl einmal den Muth gehabt, es mit ihr aufzunehmen; aber was ich mir dadurch für Verfolgung und Unglück zugezogen, das geht über alle Vorſtellung. Iſt man doch, ſelbſt wenn man das Ungeheuer gar nicht reizt, niemals vor ſeinen Angriffen ſicher! Ich verſuchte es, meine Vaterſtadt verlaſſend, an anderen Orten und fand es eben ſo, ja noch ärger. — — — — — Ich wäre vielleicht entſchuldigt, wenn ich meine Leſer noch tiefer in dieſe Hölle blicken ließe. Ich könnte auch hier wieder merkwürdige Dinge ſagen; ich unterlaſſe es aus Discretion, wiewohl es eigentlich zur Sache gehörte, und bemerke nur noch, daß mir ein Fortwandeln im alten Geleiſe zuletzt in jeder nur denkbaren Beziehung zur reinen Unmöglichkeit wurde.

Und nun komme ich auf den Vergleich, den ich anzuſtellen gedachte. Ich ſah mich auf die angedeutete Weiſe in eine ähnliche Lage verſetzt, wie jener griechiſche Feldherr und Staatsmann, als er ſich, von denen, mit welchen er naturgemäß verbunden war und mit welchen er es ſo gut gemeint hatte, tödtlich verfolgt und ſeiner heimathlichen Exiſtenz beraubt, zu den Perſern flüchtete, welchen er ſo viel Böſes zugefügt hatte. Ich rettete mich zu Denen, die ich eben ſo am meiſten beleidiget und gekränkt und von denen ich gleichwohl am Wenigſten zu leiden gehabt — und ſie nahmen mich großmüthig und liebreich auf, gaben mir eine Heimath und eröffneten mir einen mir angemeſſenen Schauplatz der Thätigkeit und Wirkſamkeit, ohne mich irgendwie zu unterdrücken und meiner Eigenthümlichkeit zu berauben, ſondern dieſe in aller nur möglichen und ſtatthaften Weiſe freundlich und nachſichtig gewähren laſſend. Das iſt ſo hoch, ja noch höher anzuſchlagen, als wenn der Perſerkönig dem ihm zuvor ſo feindlichen Griechen drei Städte ſchenkte; und ſoll meine geringe und beſcheidene Perſon denn doch einmal mit etwas Großem, Hohem und Berühmtem verglichen werden, ſo ſage man nicht, daß ich *Nebukadnezar* III., ſondern man ſage, daß ich *Themiſtokles* II. ſei.

Damit man aber aus dieſen Confeſſionen nicht wieder nur Nachtheiliges herausziehe und ſie ſo auffaſſe, als hätte mich nur ein äußerlicher Drang der Umſtände dem Katholicismus in die Arme geworfen, ſo merke man wohl, was ich nun noch hinzufügen werde!

Meine Philoſophie war nicht bloß theoretiſcher Art; es handelte ſich nicht nur um eine müßige, thatloſe Weltbetrachtung; ich fühlte den Trieb, auch praktiſch einzugreifen und die menſchlichen Dinge meinen Ideen gemäß zu beſtimmen und umzugeſtalten. Dabei mußte ich Genoſſen haben, auf einen Anhang, eine Partei rechnen können, und in Gemeinſchaft mit einer ſolchen zu Werke gehen. Ich ſchloß mich natürlicher Weiſe zunächſt an diejenigen an, mit denen ich im Allgemeinen auf dem gleichen Boden der modernen Emancipations- und Progreſſionstendenzen ſtand. Als ich von dieſen nicht vertragen und geduldet, als ich von ihnen ausgeſtoßen, ruinirt, mit der „modernen Maſchine" bedroht wurde, erkannte ich, daß auf *dieſer* Seite, auf *dieſem* Boden, mit *ſolchen* Geiſtern und Charakteren Nichts auszurichten ſei. Mein Vertrauen, mein Glaube, meine Hoffnung war inſofern faktiſch widerlegt. Dieſes Vertrauen, dieſer Glaube, dieſe Hoffnung gehörte aber weſentlich zu meinem Denkſyſteme; ich wähnte, es ſei in der Nothwendigkeit der Dinge gegründet, daß nun endlich das kommen und durchgehen müſſe, was ich unter dem Namen „Religion des neuen Weltalters“ begriff; ich ſah, daß ich mich getäuſcht hatte, daß es die Welt nicht verlange, verſtehe, goutire, annehmen wolle; daß ſich eine Partei dafür nicht bilden laſſe; daß der Progreſſismus der Zeit, auf den ich baute, überhaupt nichts Anderes ſei, als der unaufhaltſame Sturz in einen Abgrund von Auflöſung, Zerſplitterung, Schlechtigkeit und Verworfenheit. So konnte mir mein Syſtem nicht mehr für richtig und haltbar gelten; es mußte ganz oder theilweiſe unwahr ſein, mußte wenigſtens in praktiſcher Beziehung, in Rückſicht der Mittel und der Menſchen, durch welche und mit welchen ich meine Ideen realiſiren wollte, an einem weſentlichen Fehler und Irrthum leiden. Es war nun natürlich, daß ich mich, um nicht ſofort ganz zu reſigniren, nach einem andern Boden für meine Wirkſamkeit, nach einer andern Genoſſenſchaft, einer andern ſocialen Kraft und Macht umſah, zu der ich mich halten könne und zu der ich beſſer paſſe, als zu der beſchriebenen Menſchenſorte. Das Nähere darüber habe ich ſchon in meiner Converſionsſchrift erzählt. Nachdem ich vorher noch einen höchſt unglücklichen Verſuch mit dem Judenthum gemacht, und dann von Welt und Zeit ganz abſtrahirt hatte, fand ich endlich, was ich ſuchte, in dem gründlicher und gerechter, als früher, erforſchten und erkannten Chriſtenthume, und dann näher in dem Katholicismus, als der alleinigen Geſtalt, in der mir dieſes

Chriſtenthum in Wahrheit vorhanden und ſeinen großartigen Aufgaben gewachſen zu ſein ſchien. Die Verzweiflung allein hätte mich nimmermehr zum Convertiten gemacht. Ich kann nicht heucheln, außer in der Weiſe, in der ich es leider von jeher ſo trefflich gekonnt und zu thun gepflegt, in der des umgekehrten Heuchlers, der nur darauf ausgeht, ſich ſelbſt in ein möglichſt ſchlimmes Licht zu ſetzen. Ich brauchte es auch nicht; ich konnte mir, meiner ehemaligen Denkart gemäß, auf eine andere Art helfen. Es war für den äußerſten Fall das Mittel bereit, durch welches ich mich viel kürzer und einfacher von aller Qual und Noth befreien und der Nothwendigkeit innerer, wie äußerer Entwürdigung entheben konnte. Es ſollte anders kommen. Es wurde mir ein unvorhergeſehener Weg gebahnt und angewieſen, auf dem ich mich ohne alle Verſtellung und Aufopferung der von mir unabtrennlichen Principien, Ideen und Gefühle in mein jetziges Aſyl zu retten im Stande war. Das hatten meine Gegner wohl nicht erwartet und für möglich gehalten. Ich kann mir das Erſtaunen dieſer Menſchen denken, als ich ihnen dieſen Streich geſpielt, oder vielmehr als eine höhere Kraft und Macht, die mich dieſer modernen Vehme entreißen wollte, eine Wendung eintreten ließ, die mir noch kurz vorher nicht im Traume eingefallen war. Es iſt mir das hölliſche Weſen und Treiben, dem ich außerdem zum Opfer gefallen ſein würde, erſt in jüngſter Zeit ganz klar geworden; und wie war ich da erſt aufgefordert, Gott für ſeinen gnadenreichen und wunderbaren Schutz zu danken!

Ich habe einmal von einem Spanier geleſen, den ſeine Feinde auf einen Felſen im Meere ausſetzten, damit er hier verlaſſen und hülflos zu Grunde gehe. Sie ſtellten ihm zum Hohne einen Sarg hin und ſchifften davon. Dem Spanier aber, der ſich ſchon in ſein trauriges Schickſal gefügt, gab Gott einen guten Gedanken ein; der Mann bediente ſich des Sarges als eines Fahrzeuges und des Deckels als eines Ruders und rettete ſich ſo durch die Fluthen glücklich an's Land. Auch meine Feinde hatten mir ein ſolches Loos zugedacht; auch ich ſollte elend untergehen und noch dazu ſo teufliſch verlacht und verſpottet ſein. Gott hat auch mir einen guten Gedanken eingegeben und ſo die Grauſamkeit, mit der man mich dem Untergang weihte, in Heil und Segen verwandelt.

Es hat lange gedauert, bis man ſich von ſeinem Erſtaunen erholt und zu einem gleichwohl fortgeſetzten Kriege in Bereitſchaft geſetzt hat. Ob Herr Noack auch mit zu dem myſteriöſen Bunde gehört und in deſſen Auftrage geſchrieben hat, wie Einige glauben, iſt mir unbekannt. Er iſt jedenfalls ein geiſtverwandtes, ganz allerliebſtes Vetterchen und gehört der allgemeinen Verſchwörung infernaler Kräfte gegen das Wahre und Gute an. Er hat hier eine recht ſchöne Probe ſeines ausgezeichneten Talentes im allerſchändlichſten Lügen, Verläumden und Beſudeln von Perſonen und Sachen abgelegt; was er aber ausgerichtet hat, das dürfte ſchlimmer ſein, als Nichts.

„Schießeſt du zu weit vom Ziele,
Ganz erbärmlich geht es dir;
Du trägſt ſchwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier."

Möge man ſich dies in's Gedächtniß ſchreiben und mich künftig unbehelligt laſſen. Man ſieht, daß mein Schwert noch eben ſo ſcharf, und mein Arm, wenn es ſein muß, noch eben ſo bereit und befähigt, es zu handhaben, wie früher, iſt. Man merkt, daß ich ohne viele Mühe und Kunſt, bloß mit Hülfe der Wahrheit, alle die niederträchtigen Mittel, deren man ſich gegen mich bedient, außer Wirkung zu ſetzen im Stande bin. Als man mir die Möglichkeit, mich zu äußern, genommen hatte, da ſah es freilich ſchlimm mit mir aus; jetzt aber wird es mir an einer ſolchen Gelegenheit nicht mehr fehlen. Und ſo hoffe ich — gar nicht etwa von der Gutmüthigkeit, wohl aber von dem Verſtande der Gegner, wenn ihnen von einem ſolchen Vermögen nur ein Fünkchen einwohnt, doch endlich die Erfüllung meiner friedlichen Wünſche zu erlangen.

II.

Der Menſch.

Ausſprüche und Zeugniſſe

über

die intellectuelle, moraliſche und ſociale Beſchaffenheit des Menſchengeſchlechtes, namentlich was das Verhältniß des Allgemeinen zum Einzelnen, der Majorität zur Minorität, des gemeinſamen Gattungscharakters zur exceptionellen Einzelheit und Beſonderheit betrifft. Aus heiliger und profaner Geſchichte und Literatur.

Eine

Reihe von Aphorismen nebſt Einleitung.

Vergl. oben „Anti-Noack“ Kap. 4.

Der Menſch, ſo ſüß ſich ſelbſt berückend,
Mit jeder höchſten Krone Zier
Die ſtolz erhobne Stirne ſchmückend,
Er trete vor den Spiegel hier!
Wohl mancher Edle ſteht im Glanze;
Doch null und nichtig iſt das Ganze.

Einleitung.

Da ich im Laufe meiner ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen und Bethätigungen ſo viel Gegenſatz und Widerſpruch fand, namentlich um mancher ganz neuer und beſonderer Ideen und Behauptungen willen, ſelbſt wenn ich die objectivſten Gründe dafür zu haben glaubte, für geiſteskrank und irrſinnig erklärt wurde; da mir nicht minder auch in Hinſicht meines Charakters, Lebens und Geſchmackes, meiner Gefühle, Neigungen, Sitten und Handlungen Eigenſchaften zugeſchrieben wurden, von welchen ich mir doch bewußt war, vielmehr die ganz entgegengeſetzten zu haben; da ſo viel hiſtoriſch Falſches über mich geſagt und geglaubt wurde und mich gerade diejenigen meiner Thaten, die ich für die allerbeſten hielt, in den allerſchlimmſten Ruf und in die allerunglücklichſten und iſolirteſten Lagen brachten — ſo konnte es nicht fehlen, daß ich über den Werth, der den Urtheilen der Menſchen über einander, insbeſondere denen der quantitativ imponirenden Majorität und Allgemeinheit, beizumeſſen ſei, manche Betrachtung anſtellte; daß ich mir die Frage vorlegte, ob und in wiefern denn überhaupt ſolche Inſtanzen und Richterſprüche zu reſpectiren ſeien und was, ſolchen gegenüber, den feindlich beurtheilten Einzelnen oder Wenigen zuſtehe oder nicht. Dieſelbe Frage drängt ſich jetzt auf's Neue hervor, da man nicht aufhört, mich mit pathologiſchen und pſychiatriſchen Maßſtäben zu meſſen und abzuthun. Früher, als Feind des Chriſtenthums und der Kirche, ſollte ich ein hirnkranker Thor und Träumer ſein; jetzt, da ich dieſe Feindſchaft aufgegeben, da ich mich mit dem religiöſen Bewußtſein der Chriſtenheit in's Gleichgewicht zu ſetzen geſucht, mich der anſehnlichſten ihrer Gemeinſchaften unterworfen und einverleibt und Alles, was ſich damit nicht verträgt, habe fallen laſſen, ſoll ich doch nur wieder unter denſelben irrenärztlichen Geſichtspunkt fallen oder, wie ſich Herr **Noack** ſo geiſtvoll und logiſch ausdrückt, „ein Bewohner von Bedlam ſein, der die Vergunſt genießt, unter Geiſtesgeſunden frei umherzuwandeln.“ Sind vielleicht alle leidenſchaftlichen Feinde des Chriſtenthums verrückt, und ſind es eben ſo auch wieder alle entſchiedenen und begeiſterten Freunde deſſelben? Hat es einem **Celſus** und **Voltaire** an normaler Denkkraft gefehlt, und hat man eben ſo auch wieder die chriſtlichen Märtyrer und Heiligen für Leute zu halten, in deren Kopf es nicht richtig war? Iſt der haſſende und verfolgende **Saulus** ein Raſender und eben ſo wieder auch der bekehrte **Paulus** und große Heidenapoſtel ein irrſinniger Schwach- und Tollkopf geweſen? Liegt es vielleicht in der katholiſchen Form meiner Metamorphoſe, daß ſich jener alte Vorwurf erneut? Wäre ich ihm entgangen, wenn ich proteſtantiſch fromm geworden wäre? Wie muß man es überhaupt anfangen, um für vernünftig zu gelten und nicht unter die pathologiſchen und pſychiatriſchen Geſichtspunkte zu fallen? Muß man ſich in ein gemeines Fahrwaſſer ſtürzen und damit fortſchwimmen? Muß man Freimaurer werden? Muß man auf die „Ultramontanen“ ſchimpfen? Muß man in einem Louis Büchner den Gipfel der Einſicht und Bildung verehren und Tag und Nacht in „Kraft und Stoff“ ſtudiren? Muß man Artikel in das Frankfurter Journal oder in den „Volksfreund für's mittlere Deutſchland“ ſchreiben? Muß man den Pöbel hetzen? Muß man zu Garibaldi gehen? Muß man eine gute Geldſpeculation oder eine reiche Erbſchaft machen, eine reiche Frau heirathen und ſo auf einmal aus einem armen Teufel, dem aller mögliche Spott angethan wird, zu einem angeſehenen Mann werden, vor dem die ganze Welt den Hut abzieht, und dergleichen? — Die Sache wird am Ende lächerlich; ſie wird bei ihrem geiſtloſen Einerlei ennuyant; auch bedarf es für mich ſelbſt hier keiner Unterſuchung und Entſcheidung mehr; ich bin darüber längſt vollkommen klar. Sofern ſich aber die Betrachtung über meine Perſönlichkeit und ihre Intereſſen erhebt und einen univerſalen und objectiven Charakter annimmt, wird es erlaubt und nützlich ſein, ihr den hier gelegentlich eingeräumten Spielraum zu vergönnen.

Quantität und Qualität, Allgemeines und Einzelnes, Majorität und Minorität, menſchlicher Gattungscharakter überhaupt und exceptionelle Beſonderheit und Eigenthümlichkeit — das ſind die Gegenſätze, auf deren Erörterung es ankommt. Zu dieſem Behufe habe ich eine Anzahl von Ausſprüchen und Zeugniſſen aus heiliger und profaner Geſchichte und Literatur zuſammengeſtellt, die ganz für ſich ſtehen, bei deren Herbeiziehung ich wenig oder gar nicht an mich ſelber gedacht, und bei deren Auffaſſung man mich füglich und billig ganz aus dem Spiele laſſen wird. Es lag in der Natur der Sache, daß ich vorzugsweiſe die größten, genialſten, ehrwürdigſten, berühmteſten, anerkannteſten und deshalb gewichtvollſten Perſönlichkeiten mit ihren Aeußerungen, Schickſalen, Stimmungen, Verhaltungsweiſen, Lebensausgängen in's Treffen führte, wobei jede unziemliche Vergleichung ferne war und ferne bleibt. Leidensgenoſſen zu haben, iſt Jedem ein Troſt, und das um ſo mehr, wenn es überragende Menſchen ſind. Der Soldat trägt ſeine Strapatzen und Entbehrungen leichter und williger, wenn ſie auch ſein General, ſein Fürſt theilt; wobei es ihm nicht einfällt, ſich ihm auch dem Rang und der Macht nach zuzuordnen. Wenn der Chriſt leidet, ſo tröſtet er ſich wohl damit, daß auch ſein Herr und Heiland gelitten; er darf es, er ſoll es ſogar; er iſt aber weit davon entfernt, zu einer ſo übermenſchlichen Größe in ſeiner Einbildung ſich ſelbſt zu ſteigern. Und ſo war es auch wohl mir zu Zeiten erlaubt, zu denken, und zu mir ſelbſt zu ſagen: „Iſt es doch Größeren und Beſſeren, als du biſt, eben ſo oder noch ſchlimmer gegangen!“ — Das alſo iſt die Entſtehungsgeſchichte dieſer combinatoriſch aphoriſtiſchen Abtheilung, die übrigens eine von dieſer Geſchichte ganz unabhängige Natur und Bedeutung in Anſpruch nimmt. Die Manier iſt ohngefähr die in meiner „Religion des neuen Weltalters“ gewählte, welche mir zwar, wie Alles, was ich gethan und nicht gethan, Unzufriedenheit und Tadel zuzog, gleichwohl aber von Mehreren nachgeahmt worden iſt. Um aber nicht bloß aphoriſtiſch zu Werke zu gehen und nur fremde Gedanken und Worte zu Hülfe zu nehmen, erlaube ich mir noch folgende einleitende Bemerkungen.

Die Quantität, dieſe offenbar ſchlechteſte, ſeichteſte, geiſtloſeſte, verächtlichſte Kategorie, iſt gleichwohl die in Welt und Geſellſchaft angeſehenſte, herrſchendſte, mächtigſte und entſcheidendſte. Was Viele, was die Meiſten, was vollends Alle meinen, ſagen, wollen, das gilt für wahr, gut und recht; wenn man ſagen kann, daß eine Perſon oder Sache allgemein verehrt, gebilligt, geliebt, geprieſen, vergöttert oder im Gegentheil allgemein getadelt, verworfen, verachtet, verabſcheut werde, ſo wird dies als eine abſolute Autorität betrachtet, wider welche kein Einſpruch möglich. Vox populi vox Dei. Der Volksſtimme, dem Gerichte der überwiegenden Vielheit, Menge, Maſſe, oder der vollends einſtimmigen Allgemeinheit in Volk, Geſellſchaft, Menſchheit wird ſogar ein göttliches Anſehen beigelegt. In der Philoſophie hat man bekanntlich an die Stelle der Gottesidee die der menſchlichen Gattung, des Menſchengeſchlechtes ,in ſeiner Allheit und Geſammtheit geſetzt und damit die Menge, die Maſſe, den *großen Haufen im abſoluten Sinne des Wortes* auf den Thron erhoben. Aus ſolchen Grundanſchauungen und Principien folgt, was man freilich nicht zu bedenken pflegt, nichts Geringeres, als daß die Propheten mit Recht geſteinigt, ein Sokrates und Chriſtus mit Recht zum Tode verdammt und hingerichtet, ſo viele große Männer und Genien mit Recht das jammervollſte Schickſal gehabt, unzählige gute, edle, würdige oder doch unſchuldige Menſchen mit Recht gedrückt, gehaßt, verfolgt, verhöhnt, verurtheilt, gemartert und gemordet worden ſeien. Auf dieſen Widerſpruch einmal alles Ernſtes hinzuweiſen und eine ganz beſtimmte Kritik der ſo kritiklos gangbaren und geltenden Begriffe vom Verhältniſſe des Einzelnen zum Allgemeinen, der Minorität zur Majorität zu unternehmen, ſcheint mir dringend nöthig zu ſein. Iſt jene Conſequenz vom rechtmäßigen Leiden und Tode gerade der beſten, wohldenkendſten, intelligenteſten und ausgezeichnetſten Individuen, die Niemand zu vertheidigen den Muth haben wird, unſtatthaft, ſo kehrt ſich die Sache um und das Einzelne erhält gegen das Allgemeine, das Individuum oder die ſich in der Minorität befindende Anzahl von ſolchen gegen Volk, Geſchlecht, Gattung, Zeitalter, ſomit die äußere Schwäche, Kleinheit, Ohnmacht, Unanſehnlichkeit, ja Verächtlichkeit gegen die aus dem Ueberwiegen des quantitativen Momentes reſultirende äußere Kraft, Macht und Gewalt ein entſchiedenes *inneres* und *ideelles* Recht und Uebergewicht

— wie denn dies auch in vielen Fällen, namentlich wenn ſie bereits der Vergangenheit angehören und die Tendenzen, Intereſſen und Leidenſchaften des Tages dahingeſchwunden ſind, oft und beſtimmt genug erkannt und anerkannt wird, während doch in der Gegenwart immer wieder das alte gewohnte Verfahren gegen diejenigen, welche eine beſondere, exceptionelle Natur und Beſtimmung offenbaren, im Schwange geht, und eine im Kampfe mit quantitativ mächtigen Gegenſätzen begriffene Perſon und Sache, wenn ſie denſelben unterliegt, ganz einfach ſchon deshalb für im Unrecht ſeiend und rechtsgültig abgeurtheilt und gerichtet gilt.

Eine leicht zu machende Einwendung gegen dieſe Darſtellung der Sache bilden die Fälle, wo der Einzelne gegen das Allgemeine doch in unbeſtreitbar wirklichem Unrechte iſt und nicht anders behandelt werden kann, als dann zu geſchehen pflegt, wie ſich bei in der That vorhandenem Verbrechen oder Wahnſinn ereignet. Dieſe Fälle können und ſollen natürlich nicht geläugnet werden. Sie finden aber in einer ganz anderen Richtung hin ſtatt und liegen auf einer ganz anderen Seite, als die oben berührten und gemeinten. Der Menſch ſteigt einerſeits in die Höhe, andererſeits ſinkt er in die Tiefe; beiderlei Erſcheinungen entfernen ſich nach entgegengeſetzten Dimenſionen hin von der Linie des Gewöhnlichen, gemein Menſchlichen; nach der einen Seite hin ſollte Anerkennung, Förderung, Benützung zum Beſten der Menſchheit, nach der anderen hin Verwerfung, Hemmung, Ausſcheidung Statt finden. Aber das Traurige und Schreckliche iſt dies, daß die Gattung nach beiden Seiten hin nur ihr normales Maß gelten läßt; daß Erſcheinungen, die nach oben hin ausſchreiten, ſich über das Gemeine, Gewöhnliche, Alltägliche im guten und edlen Sinne erheben, mit denen zuſammengeworfen werden, die unter dieſes Niveau hinabgeſunken, was ſich in der auffallendſten und berühmteſten Weiſe in dem zwiſchen zwei Verbrechern am Kreuze hangenden Gottmenſchen und Weltheilande darſtellt. Dieſe falſche Gleichſetzung als Gegenſtand dichteriſcher Darſtellung und Anklage iſt auch ſchon der Sinn der antiken, wie der ſpäterhin erneuerten, dieſelbe poetiſche Weltkritik handhabenden Tragödie; der tragiſche Held, deſſen Leiden und Untergang uns erſchüttert, iſt nichts Anderes, als die innerlich berechtigte Individualität und Beſonderheit, die der innerlich unberechtigten, aber äußerlich gewaltigen und dieſe Gewalt zu ihrer Wahrheit und ihrem Rechte machenden Majorität und Allgemeinheit zum Opfer fällt, worüber man die Abhandlung über die tragiſche Poeſie in meiner Converſionsſchrift S. 214—255. vergleichen mag. Eine Figur, die dieſe Verhältniſſe anſchaulich macht, iſt folgende:

Göttlichkeit, Heiligkeit.

Genius, Geiſtesgröße, hohe Tugend, Verdienſt.

Gattungsniveau. ________________ Gattungsniveau.

Wahnſinn und Verbrechen.

Falſche und unziemliche Gleichſtellung der beiden über und unter dem bezeichneten Niveau befindlichen heterogenen und entgegengeſetzten Beſonderheiten Enormitäten und Abnormitäten:

Tragiſches Schickſal.
Prophetenſchickſal.
Paſſion.
Märtyrerthum.

Es ließe ſich bei dieſer Gelegenheit auch ein Gedicht mittheilen, das ich vor einigen Jahren gemacht und „Paſſion“ überſchrieben habe. Den Anlaß dazu hatte das Anhören der Paſſionsmuſik von Sebaſtian Bach zu Frankfurt a. M. gegeben. Es möchte jedoch etwas allzu Verletzendes und gewiſſen Mißdeutungen allzu ſehr Ausgeſetztes haben, und man muß auch etwas zum Behufe eines Nachlaſſes ſparen. Es iſt Allerlei vorhanden, was ſich auf meinen Tod freut, um vielleicht nach langer Unterdrückung doch noch einmal an's Licht zu treten; und daß ein Menſch, namentlich ein Schriftſteller, mit Tod abgeht, davon iſt nicht der unwichtigſte Grund dieſer, daß man dann ſo Manches veröffentlichen kann, was bei ſeinen Lebzeiten nicht wohl gedruckt werden konnte.

Es iſt noch eine Bemerkung zu machen. Verbrechen und Wahnſinn ſtehen in keinem ſo großen und weſentlichen Gegenſatze zu der allgemeinen Beſchaffenheit des Geſchlechtes, als Göttlichkeit, Heiligkeit, Genius, Geiſtesgröße u. ſ. w. Sie ſtehen im Grunde in gar keinem Gegenſatze dazu, ſondern bilden vielmehr diejenigen Phänomene, in welchen die menſchliche Gattung ihre innere Natur und Eigenthümlichkeit zur vollkommenen Entwicklung und Erſcheinung bringt, was für ſie ſelbſt aber zu unerträglich und zu gefährlich iſt, als daß ſie es dulden könnte. Sie ſtraft im Verbrechen eigentlich nur ſich ſelbſt; ſie ſperrt in dem Narren eigentlich nur ſich ſelber ein; *der allgemeine Sünder und Böſewicht, der allgemeine Thor voll Wahn, Verblendung und Unvernunft iſt ſie ſelbſt.* Sie geſteht dies nicht ein; ſie iſt wirklich der ſchmeichelhaften Meinung, daß die als arme Sünder und Narren den Gerichten und Staatsanſtalten anheimfallenden Individuen etwas ihr Fremdes, nicht weſentlich aus ihr Hervorgegangenes und ihr Angehöriges ſeien, worauf ſich das hochmüthige Selbſtgefühl, der ſüße Wahn von eigener Sicherheit und Gefahrloſigkeit, die täuſchende Seelenruhe gründet, mit welcher wir auf dieſelben herabzublicken pflegen. Aber wer iſt nicht in Gefahr, ein eben ſolches zu werden? Wird uns, was wir ſind oder ſein können, nicht oft genug in unſeren Träumen zum Erſchrecken offenbar? Verdanken wir es nicht weit mehr dem Glücke, als unſerer Natur, wenn uns gewiſſe arge Verirrungen, Exceſſe und Ausartungen fern bleiben, von denen wir vielleicht recht gut wiſſen, wie nahe ſie uns in manchen Momenten unſeres Lebens waren? — Wir ſind alle, inſofern wir über unſere Gattung und Gattungsnatur nicht wunderbar erhoben ſind, wenigſtens der Anlage und einer jeden Augenblick unter Umſtänden zur Wirklichkeit zu werden fähigen, ja drohenden

Möglichkeit nach Verbrecher und Wahnſinnige, und haben daher ſehr wenig Urſache, gegen ſolche, die wir ſo nennen und als ſolche behandeln, mit unſerer Unſchuld, Tugend, Vernunft und Geiſtesgeſundheit groß zu thun. Nach der entgegengeſetzten Seite hin iſt es nicht ſo beſtellt. Zum ungemein Guten, Schönen und Verdienſtlichen, zur Erkenntniß höherer Dinge, zu werthvollen ſchöpferiſchen Leiſtungen, zu löblichen und rühmlichen Thaten iſt nicht ſo für Alle ſchon die natürliche Anlage, Möglichkeit, Hinneigung vorhanden; dergleichen iſt nicht die Sache der Gattung, des Geſchlechtes überhaupt, ſondern durchaus nur die der exceptionellen Einzelheit und Beſonderheit. Um Jeden herum öffnen ſich Schlünde und Abgründe, in die er jeden Augenblick ſtürzen kann; nicht ſo ſind vor Jeden ſchon von Haus aus Himmelsleitern geſtellt, auf die er zum Höheren und Höchſten emporſteigen kann.

Zu der Zeit, wo ich die Hoffnung aufgeben mußte, mich in dem mir eigenen Sinn und Geiſte mit nur einigem Erfolge zu bethätigen, wo ich mich faſt gänzlich verlaſſen und iſolirt und von der Menſchheit im Ganzen und Großen völlig abgeſchnitten ſah, mußten dergleichen Reflexionen, Fragen, Probleme lebhafter, als je, in meiner Seele walten. Ich konnte mich damals, um nicht über mich ſelbſt den Stab brechen, nicht mich ſelbſt ganz und gar nur verachten und verdammen zu müſſen, bloß durch ein der Welt und Zeit entgegengeſtelltes ungeheueres Selbſtgefühl und eine vollkommene Verachtung jenes vergötterten „Allgemeinen“ retten, dem ich zum Opfer fiel. Jetzt, da ich in ein mir als ſolches Ehrfurcht erweckendes Ganze getreten, bedarf ich eines ſo concentrirten, individuellen Stolzes und Trotzes nicht mehr; meine Empfindung iſt eine andere, mildere geworden und meine Menſchenverachtung auf ein gebührendes Maß zurückgeführt. Aber auch Chriſtenthum und Kirche negirt das menſchlich und weltlich Allgemeine, verwirft das Geſchlecht, die Gattung, als gefallen, und bezeichnet dieſe ganze verderbte und verkehrte Menſchennatur und Menſchenwelt und den ihr gegönnten Zeitraum der Entwicklung und Bethätigung als den *alten* Adam, der abgethan und mit einem ganz anderen *neuen* vertauſcht werden müſſe, wenn Heil und Rettung eintreten ſolle, als *dieſe* Welt, d. h. dieſen *Aion*, dieſe Weltperiode und Societät, auf die eine andere zu folgen habe, in welcher, als in ſeiner ihm ſpeciell zugetheilten Exiſtenz- und Lebensſphäre, der *neue Adam*, die durch Chriſtenthum und Kirche neugeſchaffene Menſchheit herrſchen werde. So hat jener ſich in meiner Faſſung auf die äußerſte Spitze treibende Gegenſatz, der außerhalb des Chriſtenthums und der Kirche keine andere, als eine ſo trotzige und, wenn man will, hochmüthige Geſtalt annehmen konnte, gleichwohl den Uebergang zu dem religiöſen und kirchlichen Standpunkte gebildet, den ich jetzt einnehme.

Es war die einſiedleriſche Zeit in Kronthal, wo ſich der erwähnte Gegenſatz ſyſtematiſch ausbildete und zu präciſem Bewußtſein und Ausdruck brachte. Es waren namentlich die ungedruckt gebliebenen, auch gar nicht zum Drucke beſtimmten „eremitalphiloſophiſchen Briefe," in welchen er ſich in ſolcher Art ausſprach und formulirte. Ich befragte hierbei ein Orakel, das von großer Autorität und Bedeutung iſt, weil es die zwar öffentlich verläugneten und in ihr Gegentheil verkehrten, im Geheimen aber doch vorhandenen Gedanken und Meinungen der Menſchheit über ſich ſelbſt verräth. Dieſes nicht genug zu ſchätzende, aber ſelten beachtete und benützte, weil der Eitelkeit und Einbildung des Menſchen gar nicht ſchmeichelnde, vielmehr mit den chriſtlichen und kirchlichen Beſtimmungen in merkwürdigem Bunde ſtehende, Orakel iſt die Sprache. Daſſelbe iſt in Jedermanns Munde und ertheilt daraus jeden Augenblick fort und fort ſeine Ausſprüche; aber wir wiſſen und merken von der auf dieſe Weiſe ſich offenbarenden Wahrheit und Weisheit dennoch Nichts. Die Sprache verdammt jene vergötterte Majorität und Allgemeinheit auf's Entſchiedenſte und läßt über die Menſchheit, wenigſtens wie ſie jetzt iſt, ein ſtrenges, vernichtendes Urtheil hören.

„Betrachten wir," ſo ſchrieb ich an die ſo intelligente, als antheilsvolle Freundin, der dieſe Blätter gewidmet waren, „den allgemeinen Charakter des menſchlichen Geſchlechtes; faſſen wir die Züge in's Auge, die den Menſchen überhaupt und abgeſehen von den als Ausnahmen erſcheinenden Edleren und Beſſeren charakteriſiren! Was wir da erblicken, das werden wir mit dem beſten Willen und in der friedlichſten Stimmung nicht hoch anſchlagen können. Ich kann mich hierbei, ſtatt die Sache ſelbſt zu beſtimmen, auf die Sprache berufen, die Alles weiß und Alles verräth, wenn man ſie gehörig zu fragen verſteht. Sie nennt das, wovor wir keine Achtung und Ehrfurcht haben, dem wir keinerlei Würde und Bedeutſamkeit, keinerlei höheren Werth und Reiz zugeſtehen, ja was den feineren Menſchen ſogar entſchieden anwidert und abſtößt, gemein; dieſes aber iſt eigentlich ſo viel als allgemein, communis, Vielen oder Allen zukommend, und wird in dieſem Sinne z. B. in den Ausdrücken: Gemeine, Gemeinweſen, Gemeinſchaft, gemeinſam, gebraucht. Was lehrt uns die Sprache hiedurch? — Daß der allgemeine Charakter der Menſchheit, ihr Gattungs- und Geſchlechtscharakter die Gemeinheit iſt, aus dem ſich Alles herausheben muß, wovor man irgend Reſpect haben ſoll.

„„Und hinter ihm in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.““

So Göthe von ſeinem verſtorbenen Freunde Schiller, und er konnte nichts Größeres von ihm ſagen; er erklärte ihn auf dieſe Weiſe gewiſſermaßen für einen Uebermenſchen, für einen Gott, ſofern derſelbe mit dem allgemeinen Charakter des Menſchen, mit dem, „was uns Alle bändigt,“ ſo wenig gemein gehabt haben ſoll, daß es ihn gar nicht berührte, gar keine Realität und Bedeutung für ihn hatte.

In ähnlicher Weiſe pflegen wir über den allgemeinen menſchlichen Charakter den Stab zu brechen, wenn wir in dem bekannten verächtlichen Sinn ſolcher Redensarten von gewöhnlichen Menſchen, von Alltagsmenſchen und Alltagsgeſichtern, oder von der Menge und Maſſe, als einer Majorität ſprechen, gegen welche das Edlere, Feinere, Beſſere die entſchiedene Minderzahl bilde. Ich erinnere mich, wie tief ich einmal eine Freundin kränkte, der ich vorwarf, daß ſie, wie Alle, ſei. Mit dem Ausdrucke des Gemeinen verbinden wir nicht ſelten auch den des Rohen und Niedrigen. Das ſind lauter ſchlechte Complimente, die wir, durch die aufrichtige Natur der Sprache gezwungen, uns ſelber machen. Daß über Welt und Menſchheit in erbitterter Weiſe losgezogen wird, iſt etwas ſehr Gewöhnliches, wobei man nur ſtets ſich und die, mit welchen man ſpricht, als Ausnahmen gelten läßt. Man wird in Hinſicht deſſen, was man in ſolchen Fällen von den Menſchen Böſes ſagt, nicht leicht Unrecht haben; oft genug aber dürften vor dem Richterſtuhle der Wahrheit die dabei angenommenen Exceptionen verworfen werden.

Man muß hier auch den Umſtand berückſichtigen, daß bei einem Theile der Geſellſchaft, namentlich dem der ſogenannten Gebildeten, zwar ſehr wohl die äußere formelle Rohheit und Gemeinheit überwunden iſt, nicht aber eben ſo ſehr auch die der Denkart, Geſinnung, Anſchauung, Beurtheilung und Handlungsweiſe, ja ſelbſt die der Aeuſſerung in Wort und Miene, wenn es auf mehr als glatte, gefällige, nichtsſagende Formen und Phraſen ankommt, und der innere Menſch veranlaßt und gezwungen iſt, ſich offen und unzweideutig herauszukehren; wo dann nicht ſelten eine erſchreckende Pöbelhaftigkeit des Geiſtes und Gemüthes zu Tage kommt. So wie der gewöhnliche Menſch, der übrigens eine ganz gute Haut, ja der amüſanteſte und liebenswürdigſte Menſch von der Welt ſein mag, auf eine ernſtliche Probe geſtellt wird, ſo tritt ſein ſelbſtiſches, engherziges, häßliches, niedriges Weſen hervor; bei ſtarkem Anreiz verwandelt er ſich wohl gar in eine Beſtie, einen Teufel, ein Ungeheuer, das Schrecken und Entſetzen erregt. Nur ausnahmsweiſe iſt und handelt der Menſch edel, gut, ſchön und groß; in der Regel iſt und thut er das ſeinem Gattungscharakter gemäße Gegentheil.

Hier kommen wir aber auf den Punkt zurück, wo innerhalb des Menſchlichen das mehr als Menſchliche, der Same und Keim, die vorläufige Erſcheinung des künftigen, neuen Weſens beginnt [1]. Dieſes iſt ſchon jetzt ausnahmsweiſe da, oder es ſind doch wenigſtens ſchon die Grundlagen und Elemente vorhanden, welche daſſelbe einſt bilden werden. Worauf es hier ankommt, um den Begriff des neuen Weſens zu geſtalten, iſt durchaus nur der univerſelle

---

[1] Zu den vornehmſten Gegenſtänden und Abſichten dieſer Erörterungen gehörte es, zu zeigen, daß der Menſch nicht die letzte und höchſte Geſtalt in der Reihe der irdiſchen Entwicklungsſtufen ſei, daß noch Etwas darüber hinaus liege und zu erwarten ſei, was ich das künftige Weſen oder den Engel der Zukunft nannte. Vergl. meine Converſionsſchrift S. 12 ff. 21.

Geſchlechts- und Gattungscharakter, den daſſelbe darſtellen wird. Stellen Sie ſich vor, es würden in einem Affenheer ein Paar Menſchen geboren, ſo wären dies eben Menſchen und keine Affen, wenn ſie zu ihren unbeſtreitbaren Eltern auch das abſcheulichſte Affenpaar hätten. Denken Sie ſich, es würden im Menſchengeſchlecht einige Engel erzeugt, ſo wären dies eben Engel und keine Menſchen, trotz ihrer zweifelloſeſten menſchlichen Abſtammung und Geburt. Es wären Exceptionen, Regelwidrigkeiten, wie es menſchlich gezeugte, aber thierähnliche Mißgeburten in umgekehrter Richtung nach unten hin ſind; ſie drückten nicht den univerſellen, gemeinſamen Geſchlechts- und Gattungscharakter aus[1]).

Der Gattungsmenſch, der Menſch im allgemeinen Sinne des Wortes, iſt der gemeine Menſch; alles Andere iſt regelwidrige Ausnahme und Beſonderheit. Denken Sie ſich nun das bezeichnete Verhältniß umgekehrt, die Ausnahme in die Regel, die Regel in die Ausnahme verwandelt, ſo haben

---

[1] Man wird erkennen, wie nahe ich hier ſchon, ohne meine Feindſchaft gegen das Chriſtenthum aufgegeben zu haben, der Idee einer Erſcheinung kam, wie die, der dogmatiſchen Faſſung nach, in Jeſus und Maria ſich darſtellende war. Schon in letzterer bricht der den Gattungscharakter fortpflanzende Prozes ab, und ſo gebiert ſie den neuen Adam, den Gottmenſchen, den Erſtling der neuen, höheren Menſchenſchöpfung, ja gehört als mütterliche Quelle und Durchgangspunkt eines in die Menſchheit eingehenden höheren Schöpfungsprincipes ſelbſt ſchon zu dieſem neuen Geſchlecht. Vergl. Converſionsſchrift S. 32 ff. 49 f. 176 ff.

Sie ein Geſchöpf ganz anderer Art, als der Menſch, welcher der Herr der gegenwärtigen Schöpfungsperiode iſt, und ſind der Idee des neuen Weſens, wie ich ſie faſſen zu müſſen glaube, ſchon ganz nahe gerückt. Die Metamorphoſe wäre ſo groß und ſo weſentlich, daß ſich die Sprache ändern müßte und daß man das, was wir, obiger Auseinanderſetzung nach, gemein nennen, weil es das Allgemeine iſt, nicht mehr mit dieſem oder einem ähnlichen Namen bezeichnen könnte; denn nicht mehr das Unedle, Schlechte, Häßliche, Rohe, Verächtliche, ſondern das Edle, Gute, Schöne, Zarte, Feine, Ehrwürdige u. ſ. w. wäre das Gemeine d. h. Gemeinſame, den allgemeinen Charakter des Geſchlechtes Ausmachende. Das Gemeine in dem jetzigen Sinne des Wortes, wenn es ſich noch zeigte, wäre dann nur eine mit Befremden und Erſtaunen erfüllende Einzelheit und Beſonderheit.“

So weit der ehemalige „Eremitalphiloſoph.“ Er hätte noch Manches anführen und zuſammenſtellen können, was das von der Sprache der Majorität, dem Allgemeinen, der Gattung, dem Geſchlechte geſprochene Urtheil betrifft. So bilden im Griechiſchen, Lateiniſchen, Italieniſchen, Deutſchen und anderen Sprachen Ausdrücke wie οἱ πολλοι, die Vielen, ὁ πολυς ὁμιλος, το πληϑος, die Menge, lat. multitudo, unus e multis, multitudinis imperium, Pöbelherrſchaft, ital. moltitudine, deutſch der große Haufe u. ſ. w., die Wörter für Zahl, wie αριϑμος, numerus: Nos numerus sumus et fruges consumere nati, *Horat.* Epist. I, 2, 27 — lauter geringſchätzige und unehrenhafte Bezeichnungen des in Nation, Bevölkerung, Menſchengeſchlecht quantitativ Ueberwiegenden und lauter Gegenſätze zu dem Begriffe des Würdigen, Trefflichen, qualitativ Acht- und Schätzbaren. Manche Wörter der hierhergehörigen Art ſchwanken zwiſchen guter und ſchlechter Bedeutung hin und her und gehen in den Sprachen von einer in die andere über, wie populus, ital. popolo, popolaccio, franz. populace, peuple, deutſch Pöbel, als Bezeichnung der allerniedrigſten Menſchenart, griech. οχλος, in Dialekten ολχος, πολχος, lat. vulgus, ital. volgo, volgare, gente volgare, i volgari, volgarità, volgaccio, franz. vulgaire, deutſch Volk, was Alles etymologiſch Eins und daſſelbe iſt. Volk, deutſches Volk hat für unſeren Patriotismus einen herrlichen Klang und einen großen Sinn; aber man ſagt auch „dummes Volk“ — „rohes Volk“ und dergleichen; man ruft indignirt: „Das iſt ein Volk!“ und der „deutſche Michel“ fällt ſogar der illuſtrirenden Verhöhnung vaterländiſcher Witzblätter anheim. Im Griechiſchen heißt δῆμος Volk und δημὸς Fett, Schmier, Talg, was die Komiker zu Wortſpielen veranlaßt, wie wenn wir volksdümmlich ſtatt volksthümlich ſagten. Ariſtophanes ſtellt in ſeinen Rittern den Demos, das perſonificirte Volk, als einen ſchwachſinnigen, urtheilsunfähigen Alten dar, der von ſeinen Dienern, den Demagogen, an der Naſe herumgeführt wird, wie denn auch dem Sokrates bei Plato und Xenophon die athenienſiſche

Volksherrſchaft zum Beweiſe eines widerſinnigen und unvernünftigen Zuſtandes dient. Jenem vergötternden: vox populi, vox Dei ſtehen andere Phraſen und Sprüchwörter entgegen, wo die Sache ein ganz anderes Anſehen hat, wie im Italieniſchen: la indiscreta moltitudine — non è bestia più pazza, que quella del popolo — chi si fonda sopra il popolo, si fonda sopra il fango. Alles dagegen, was man ehrt, lobt und rühmt, bezeichnet man als etwas Beſonderes, ſich aus dem Allgemeinen, aus dem, was den gemeinſamen Gattungscharakter, das Maß der allgemeinen Geiſtes- und Willenskraft bildet, mit weſentlicher Differenz Heraushebendes, wie wenn man ungemein, vorzüglich, ausgezeichnet, außerordentlich, ja einzig, lat. praestans, praecipuus, praecellens, excellens, eximius, eminens, insignis, extraordinarius, unicus etc. ſagt, in Briefen mit beſonderer Hochachtung verharrt u. ſ. w. Im Franzöſiſchen ſpielt das Wort distingué eine bedeutende Rolle: un homme distingué, une femme, une toilette distinguée u. dgl.; man bezeichnet damit das Ungewöhnliche, Feine, Aparte; es gibt im Deutſchen keinen präciſen Ausdruck dafür. Das Ordentliche, der Ordnung Gemäße ſollte doch eigentlich das Rechte und alles darüber Hinausgehende verwerflich ſein; und doch wird das Ordinäre ſo ſehr mißachtet und dem Außerordentlichen ſo große Achtung und Anerkennung gezollt.

Das ſind die allgemeinen Betrachtungen und Bemerkungen, womit ich dieſe Sammlung einleiten zu müſſen glaubte, in welcher in's Specielle eingegangen und durch eine bedeutende Anzahl von fremden Autoritäten und übereinſtimmenden Ausſprüchen denkender Menſchen und ausgezeichneter Perſönlichkeiten, ſo wie durch eine Auswahl hiſtoriſcher Thatſachen merkwürdiger und auffallender Art auf das Mannigfaltigſte gezeigt und erhärtet werden ſoll, wie das Verhältniß von Gattung und Individuum, Majorität und Minorität in Wahrheit beſchaffen iſt, wie mißlich es mit der Vernunft und dem Charakter der menſchlichen Gattung ausſieht, was oft die edelſten, achtungswertheſten, intelligenteſten, verdienſtvollſten Menſchen für eine Stellung zu dem, was man Volk, Vaterland, Welt, Zeitalter nennt d. h. zu Menge und Maſſe gehabt, und wie wenig dieſer irgend eine entſcheidende Stimme über den Werth oder Unwerth einer Perſon und Sache zuzutrauen und einzuräumen iſt. Eine beſondere Berückſichtigung wurde dabei der neueren Zeit und Menſchheitsentwicklung zu Theil, wo die Gegenſätze dazu fortzugehen ſcheinen, ihre allerſchärfſte, ſchroffſte und härteſte Geſtalt anzunehmen. Dieſe Combination kann zunächſt als eine Art von Beilage und Zugabe zu der Streitſchrift wider den pſychologiſchen Dictator und Terroriſten betrachtet werden, welcher ſo große Luſt zeigt, Gedankenſyſteme und Standpunkte, die ihm und Conſorten unbequem ſind, im Namen der allgemeinen Menſchenvernunft für Producte des Wahnſinns zu erklären und deren Urheber und Repräſentanten ohne Weiteres in's

Irrenhaus zu ſperren. Die Sache kann aber auch ein, wie mir ſcheint, nicht unbedeutendes *theologiſches* Intereſſe in Anſpruch nehmen, indem ſie dazu dient, die Beſtimmungen der chriſtlichen Glaubenslehre über den allgemeinen Zuſtand des menſchlichen Geſchlechtes zu beſtätigen, welches ſowohl in Hinſicht ſeiner intellectuellen, als in der ſeiner moraliſchen Beſchaffenheit den verhängnißvollſten Schaden gelitten. Ich habe Bibelſtellen und Zeugniſſe der Profanſchriftſteller abſichtlich gemiſcht und zur Vergleichung geboten, wie es meiner überhaupt obwaltenden vermittelnden Tendenz gemäß. Und ſo mag es den Verächtern jenes alten Buches und ſeiner noch ſo wenig verſtandenen Lehren eine frappante Erſcheinung ſein, wie damit die gewichtvollſten und merkwürdigſten Aeußerungen geiſtvoller und erfahrener Menſchen aus allen Zeiten und Völkern harmoniren. Manche uns aus Gewohnheit oder Vorurtheil vielleicht ſehr unbedeutend vorkommende Stelle der Schrift wird dadurch ein neues, eigenes Anſehen und Gewicht erhalten. Es läßt ſich durch die ganze Bibel alten und neuen Teſtamentes als weſentlicher Grundgedanke der der *Umkehrung des geltenden Verhältniſſes von Allgemeinheit und Einzelheit, Majorität und Minorität* nachweiſen. Die Gattung in ihrer jetzigen Beſtimmtheit nimmt die höchſte Autorität für ſich in Anſpruch, und mißt Alles mit dem Maße der ihr eigenen Vernunft und Geiſteskraft. Sie und dieſes Maß wird von der Offenbarung durchaus als ungültig verworfen, eine andere Weisheit verkündet, nach einem anderen Maße gemeſſen, nach anderen Grundſätzen gehandelt, eine andere Menſchheit zu erzeugen für nöthig erklärt und unternommen. Die Männer Gottes und Propheten des alten Teſtamentes, ſowie die Heiligen des neuen ſind theils ſchon von vornherein, theils in Folge einer wunderbaren Einwirkung von oben lauter beſondere, exceptionelle und oppoſitionelle Erſcheinungen — Individualitäten, welche im härteſten Streite mit Volk, Umgebung, Zeitalter, Heimath, Menſchheit liegen. Ja es tritt hier die Idee der abſoluten Exception und Oppoſition in Geſtalt einer von dem ganzen Geſchlechte weſentlichſt unterſchiedenen, deshalb aber auch von ihm trotz der größten Beweiſe göttlicher Kraft und Hoheit mit wüthendem Haſſe angefeindeten und zum ſchmählichſten Tode gebrachten Individualität hervor. Und damit dieſe Idee auch ihre weitere Repräſentation habe, fügt der Katholicismus ſeine Heiligen hinzu, welches nachbildliche Geſtalten dieſer Art und dieſes Charakters ſind, die ſich um die urbildliche reihen und ſo einen lebensvollen und mannigfaltigen Kreis von ſolchen aus dem verworfenen und verlorenen Geſchlechte herausgehobenen Individualitäten bilden. Ein weltliches Analogon bilden die großen Genien der Menſchheit in Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat, Leben und profaner Weltgeſchichte; ſie haben auch ein analoges Märtyrerthum zu dulden; denn in ihnen allen erkennt die Gattung etwas Fremdes, Unharmoniſches, ihrem Weſen Widerſprechendes, mit ihm Unverträgliches an, was ſie haſſen und befehden muß; ſie kann, wie Chriſtus bemerkt, nur das Ihrige lieben; was ihr ſelbſt nicht angehört, nicht ihr ſelbſt, wie ſie iſt und ſein will, organiſch einzuverleiben iſt, das ſucht ſie naturgemäß zu paralyſiren und zu Grunde zu richten. Die abſolute Exception ſoll ſchon als Kind vernichtet werden; Herodes, der die bethlehemitiſchen Kinder mordet, um das gottmenſchliche Kind, den künftigen Herrn der Dinge, zu treffen, handelt nur als Repräſentant des Geſchlechtes, der Gattung, welche ihren bevorſtehenden Untergang ahnt und denjenigen, der da erſcheint, um dieſen Untergang herbeizuführen, als ihren abſoluten Feind ſogleich von vornherein zu verderben ſtrebt. Die Gattung wehrt ſich ihrer Haut; wie ſollte ſie nicht? Sie hat von ihrem eigenen Standpunkt aus ſelbſt bei ihren größten Gräueln und Verbrechen vollkommen Recht. Ihre Zeit iſt gemeſſen, wenn ihr auch noch Jahrhunderte und Jahrtauſende der Exiſtenz und Herrſchaft beſtimmt ſein ſollten. Sie artet ihrer ungeheuern Mehrheit nach immer mehr aus, während ſich andererſeits der exceptionelle Theil derſelben immer mehr in ſich concentrirt und vollendet. Das iſt „das Geheimniß der Bosheit,“ der ſich weltgeſchichtlich entwickelnde „Antichriſt.“ Einmal muß die Kriſis, die große Scheidung kommen, in welcher die Gattung, dieſer alte, böſe, im Ganzen und Großen ſo unverbeſſerliche, ja nur immer böſer und heilloſer werdende Adam ſein Recht und ſeine Macht verliert und eine andere Ordnung der Dinge, ein anderes Geſchlecht und Reich, das durch die aus dem alten herausgehobenen Einzelheiten gebildet wird, an ſeine Stelle tritt. Dies iſt die ſpeculative Nothwendigkeit deſſen, was in Bibel und Theologie mit dem Namen des jüngſten oder letzten Gerichtes bezeichnet wird.

Aphorismen.

Erſte Abtheilung.

1.

Und Jehova ſah, daß groß war die Bosheit der Menſchen auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur war böſe allezeit. Und er bereuete, daß er den Menſchen gemacht hatte und es ſchmerzte ihn ſein Herz. — — — Aber Noah fand Gnade in den Augen Jehova's; denn Noah war ein gerechter, frommer Mann *in ſeinem Zeitalter* u. ſ. w. I Moſ. 6, 5 ff.

Hier ſehen wir gleich in uralter Zeit ein ganz ausgezeichnetes Beiſpiel von dem höchſt differenten Verhältniß des Allgemeinen und Einzelnen zu einander, ſo daß das Gute und Gottgefällige nur als eine wunderbar vereinzelte Ausnahme erſcheint. Zum Theil greift auch die Gottheit ein, um eine ſolche durch Losreißung von Geſchlecht und Heimath darzuſtellen und welthiſtoriſch bedeutſam zumachen. „Gehe," ſpricht ſie zu Abraham, „aus deines Vaters Hauſe in ein Land, das ich dir zeigen will." I Moſ. 12, 1. So iſt auch die Erzählung I Moſ. 18, 20 ff. intereſſant: „Und Jehova ſprach: Das Geſchrei über Sodom und Gomorrha iſt groß und ihre Sünde ſehr ſchwer. — — — Und Abraham ſprach: Vielleicht ſind fünfzig Gerechte in der Stadt" u. ſ. w. Es wird verſprochen, um dieſer willen die Stadt zu verſchonen. Dann nennt Abraham geringere Zahlen: fünfundvierzig, vierzig, dreißig, zwanzig, zehn; aber es ſind nicht ſo viel „Gerechte" an dem Orte. „Und es geſchah, da Gott die Städte des Kreiſes verderbte, da gedachte er an Abraham und geleitete Lot aus der Umkehrung." C. 19, 29.

2.

Aber nicht: an der Mehrzahl von ihnen hatte Gott Wohlgefallen, denn ſie wurden hingeſtreckt in der Wüſte. 1 Cor. 10, 5.

3.

Von der Verſtocktheit des Volkes, „welches nicht ſieht mit ſeinen Augen und nicht hört mit ſeinen Ohren, noch verſteht mit ſeinem Herzen" und dem daher nicht geholfen werden kann, ſprechen die Propheten, und das neue Teſtament weiſet darauf zurück; ſiehe z. B. Jeſ. 6. 19 f. Cap. 53, 1. Matth. 13, 14 f. Joh. 12, 38 ff. Apoſtelgeſch. 9, 52, wo Stephanus ſagt: „Ihr Halsſtarrigen und Unbeſchnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerſtrebt allezeit dem heiligen Geiſte, wie euere Väter, ſo auch ihr. Welchen Propheten haben euere Väter nicht verfolget? Sie haben ſie getödtet, die zuvor verkündeten die Zukunft dieſes Gerechten, deſſen Verräther und Mörder ihr nun geworden ſeid."

4.

Jeruſalem, Jeruſalem, die du die Propheten tödteſt und die zu dir Geſandten ſteinigeſt! Wie oft habe ich deine Kinder verſammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt! Luc. 13, 34.

5.

Ich habe ihnen das Wort gegeben und die Welt hat ſie gehaſſet, weil ſie nicht von der Welt ſind, ſo wie ich nicht von der Welt bin. Joh. 17, 14.

6.

Wenn euch die Welt auch haſſet, ſo wiſſet, daß ſie mich vor euch gehaſſet hat. Wenn ihr von der Welt wäret, ſo würde euch die Welt als das Ihrige lieben; weil ihr aber nicht von der Welt ſeid, weil ich euch von der Welt auserwählt habe, ſo haſſet euch die Welt. Gedenket des Wortes: „Der Knecht iſt nicht größer, als ſein Herr.“ Haben ſie mich verfolgt, ſo werden ſie auch euch verfolgen; haben ſie meinem Worte gehorcht, ſo werden ſie auch dem eurigen gehorchen. Joh. 15, 18 ff.

7.

Selig ſind, die verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen! Denn ihrer iſt das Himmelreich. Selig ſeid ihr, wenn ſie euch geſchmähet und verfolget und euch allerlei Böſes nachgeſagt haben fälſchlich um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket! Denn euer Loos iſt groß im Himmel. Denn alſo haben ſie die Propheten verfolgt, die vor euch waren. Matth. 4, 12.

8.

Um dich werden wir gemordet den ganzen Tag, wir ſind geachtet, wie Schlachtſchafe. Pſ. 44, 25. Röm. 8, 36.

9.

Es ſcheint mir, daß Gott uns Apoſtel als die Niedrigſten hingeſtellt hat, als zum Rade verurtheilte Miſſethäter; denn wir ſind zum Schauſpiele geworden vor der Welt, vor Engeln und Menſchen. Wir hungern und dürſten und ſind entblößet und gemißhandelt und unſtät und irre und mühen uns arbeitend mit eigenen Händen. Geſchmähet, ſegnen wir; verfolget, dulden wir; geläſtert, geben wir gute Worte; als Auswürflinge der Welt werden wir geachtet, als aller Abſchaum bis jetzt. 1 Cor. 4, 9 ff.

10.

Ich will gern Opfer bringen, ja mich ſelbſt für euere Seelen opfern, ſei es auch, daß ich, je mehr ich euch liebe, deſto weniger von euch geliebet werde. 2 Cor. 12, 15.

11.

Einen erſchütternden Eindruck hat ſtets auf mich die Stelle der Ilias VI, 200 ff. gemacht, wo das Ende des Helden Bellerophon beſchrieben wird. Vorher geht eine preisvolle Darſtellung der Eigenſchaften und Thaten deſſelben.

„Glaukos aber erzeugte den herrlichen Bellerophontes,
Welchem Schönheit die Götter und reizende Männerſtärke
Spendeten. Prötos aber erſann ihm Böſes im Herzen,

Der aus dem Land ihn trieb; denn allgewaltig beherrſcht' er
Argos Volk, und Zeus vertraut' ihm Zepter und Obmacht.
Jenem entbrannt' Antaia, des Prötos edle Gemahlin,
Daß ſie in heimlicher Lieb' ihm nahete; doch er gehorcht' ihr
Nicht, der edelgeſinnte, verſtändige Bellerophontes."

Es folgt dann die weitere Geſchichte deſſelben, wie er von dem verſchmähten Weibe verläumdet und von Prötos nach Lykien geſendet wurde, die Chimära bekämpfte u. ſ. w., ſich durch die Beweiſe einer gewaltigen Heldenkraft Bewunderung und Anerkennung erwarb und Mitherrſcher des Jobates wurde. Dann aber tritt auf einmal die traurigſte Wendung ein:

„*Aber nachdem auch er den Himmliſchen allen verhaßt ward,*
Irrt' er umher einſam, ſein Herz abzehrend im Kummer,
Durch die aleiſche Flur, der Sterblichen Pfade vermeidend."

Alſo den herrlichſten Eigenſchaften des Leibes und der Seele, der unbeflecksteſten Tugend und den größten Thaten zum Trotze *der elendeſte, einſamſte Untergang!* Sonſt hat der Mythus bekanntlich den Zug, daß Bellerophon von dem geflügelten Roſſe Pegaſus ſtürzt, auf dem er ſich zum Himmel emporſchwang — was wohl nur der ſymboliſche Ausdruck deſſelben tragiſchen Lebensgeſchickes iſt, dem dort bei Homer in unverhüllterer Geſtalt der große korinthiſche Heros unterlag.

12.

Die Gruppe des Laocoon — — — — man mochte ſie in den Zeiten, wofür ſie beſtimmt war, betrachten, wie man wollte, ſo mußte ſie die ſtärkſte Wirkung hervorbringen, entweder als Strafe der Götter oder als Naturtrauerſpiel für das ganze Geſchlecht: ein Vater, der bei Rettung ſeiner Kinder umkommt. Für uns bleibt ſie das Letztere, und die Creatur ſeufzt dabei im Inneren über die nothwendigen Leiden auch des Guten und Gerechten, und ſchaudert in ihr Unvermögen, in ihre Unwiſſenheit zurück.

Aus „Ardinghello“ von Heinſe.

13.

Die große Bedeutung des Heraklesmythus und ſein merkwürdiges Verhältniß zum Evangelium iſt in der „dreifachen Krone Roms“ erläutert worden. Derſelbe iſt, um es in der Weiſe der gegenwärtigen Betrachtung zu faſſen und auszudrücken, eine ſeheriſche Ahnung und Vorſchau der abſoluten Exception, die einmal im menſchlichen Geſchlechte auftreten müſſe, und des Schickſals, welches ſie in ihm und durch daſſelbe zu erleiden haben werde. Auch hier wird dieſe größte aller Erſcheinungen ſchon von vornherein mit Vernichtung bedroht. Alkmene kann lange nicht gebären, und als das gewaltige Kind endlich zur Welt gekommen, ſoll es durch Schlangen in der Wiege getödtet werden. Es erwürgt dieſelben, es wird zum Manne und verrichtet das Ungeheuerſte, muß aber doch ſeinen tragiſchen Tod auf dem Oeta, dieſem griechiſchen Golgatha, ſterben. Repräſentant der Gattung, ihrer Gemeinheit und ihrer Macht auf Erden iſt in dieſer Dichtung der elende Euryſtheus, dem der zur Knechtsgeſtalt erniedrigte Heros und Gottesſohn dienen muß und der ſchon durch ſeinen Namen auf eine ſolche Bedeutung hinzuweiſen ſcheint, ſofern er an etwas Ausgedehntes (ευρυς) und Weitherrſchendes (ευρυσθενης, late potens, vergl. des Euryſtheus Vater Sthenelos) erinnern kann. Auch die Söhne des Herakles verfolgt derſelbe, und ſie ſetzen ſich deßhalb nach einer Sage auf den Altar des Eleos (des Mitleides) in Athen als Schutzflehende.

14.

Daß Sokrates ein Prediger der Wahrheit war, ſollten auch ſeine Feinde bezeugen; und wie hätten ſie es anders bezeugen können, als dadurch, daß ſie ihn mordeten?

Leſſing in ſeinen Gedanken über die Herrnhuter.

15.

Carl Seifart, ein ſehr antiromantiſcher Hiſtoriker und Polemiker, ſpricht gleichwohl von dem „unſinnigen und **ahrimaniſchen** Wüthen des großen und geringen Pöbels,“ welches zu **allen** Zeiten die „**Wenigen**“ verfolgt, „die **Beſten** und **Vernünftigſten**, die, wie der Dichter ſagt, thöricht genug, ihr volles Herz nicht wahrten,“ angefeindet und in's Verderben gebracht. Auch die antike Welt habe „ihren unmenſchlichen Fanatismus“ gehabt, dem „**gerade die Beſten**“ zum Opfer gefallen. „Fanatismus und tyranniſche Brutalität wüthete mit Tod und Verbannung gegen die Weiſen von *Sokrates* bis auf *Seneca*" u. ſ. w. Er ſpricht von der *dämoniſchen* Arbeit, die ſtets das Böſe will und nur das Gute ſchafft u. ſ. w. Der Ausdruck *ahrimaniſch* iſt bei ihm ſelbſt unterſtrichen. So wird der Menſchheit ihrer bei Weitem vorwiegenden Majorität nach ſogar ein teufliſcher Charakter beigelegt; ſ. *Otto Wigand's* Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt Bd. I. Heft 1. Leipzig 1854. S. 113. Das iſt, wenn nicht noch mehr, doch gewiß nicht weniger, als das, was Bibel, Chriſtenthum und Kirche thut. Hierbei iſt unbegreiflich, wie man auf dies Geſchlecht, als ſolches, ein ſo unbedingtes und ausſchließliches Vertrauen ſetzen und annehmen kann, daß alles Heil, alle Rettung aus ihm ſelber komme, daß es rein aus eigener Kraft, in Folge ſeiner eigenen intellectuellen und moraliſchen Eigenſchaften und Entwicklungen zum ſchönſten und herrlichſten Ziele gelangen werde.

16.

Ueber das Schickſal, welches in einer ſolchen Menſchheit und Weltperiode höhere und beſſere Menſchen zu haben pflegen, iſt ſchon in der Converſionsſchrift S. 60 ff. und in den Abhandlungen über die Tragödie am Ende dieſer Schrift geſprochen worden. „Wer kennt nicht z. B. den Spott und Widerſtand, den *Columbus* vor ſeiner großen Entdeckung, und die Verläumdungen und Mißhandlungen, die er nach ihr zu erdulden hatte; wer nicht das Leben und Ende *Kepler's*, des größten Mannes im ſiebenzehnten Jahrhundert, den ſein Volk und Zeitalter im Elend ſchmachten und vor Mangel umkommen ließ? — Wollte man Alles aufzählen, was der Art vorgekommen und theils allbekannt und überall zu leſen iſt, theils wenigſtens einer ſpecielleren Geſchichtskunde bewußt iſt, ſo gäbe es ein eben ſo langes, als gründliches Sündenregiſter, wobei alle Zeiten und Völker betheiligt wären.“ Es wird dann noch beſonders an einen Camoens, Cervantes, Xylander, Heinrich Stephanus, Harvey, Salomon de Caux, Taſſo und Andere erinnert, an denen das Geſchlecht die ihm naturgemäß eigenen Verbrechen begangen. Dann heißt es: „Das iſt das ganz gewöhnliche Loos der großen Menſchen und Genie's, ſelbſt wenn ſie, was in der Regel nicht der Fall, reich und vornehm ſind. Hat doch dieſes mörderiſche Geſchlecht einen Mann, der mehr als menſchlich groß und genial war, zum ſchmerzlichſten und ſchimpflichſten Tode verdammt! Und das war ganz in der Ordnung und konnte gar nicht anders ſein. Denn je erhabener der Mann, je eminenter der Geiſt, je tiefer die Erkenntniß, je edler der Charakter, je großartiger und eingreifender Idee und Abſicht iſt, deſto größer iſt die Gefahr, deſto glühender iſt der Haß, deſto ſicherer iſt Verfolgung, Elend und Untergang. Der Genius iſt eben ein Fremdling in dieſer Welt und deßhalb von ihr ſchon inſtinctiv gehaßt und angefeindet; noch mehr iſt es der Gott. Sie ſind die Herren und Meiſter einer künftigen Schöpfungs- und Weltperiode, die individuellen und exceptionellen Anticipationen eines anderen höheren Geſchlechtes innerhalb des gegenwärtigen, welches vergeht, aber zur Zeit noch ſeine um ſo rohere Herrſchaft behauptet. In dieſer Welt können ſie naturgemäß nur leiden und untergehen und ſollen ſich nicht darüber beklagen; denn es iſt das Siegel ihrer Herrlichkeit und Göttlichkeit. Vergl. Joh. 15, 18 ff. Cap. 16, 33. Cap. 17, 14. 24."

17.

Eine der für Volk und Menſch im gemeinen Sinne dieſes Ausdrucks bezeichnendſten Anekdoten, die uns die Geſchichte des Alterthums aufbewahrt hat, iſt folgende. Der durch ſeine unerſchütterliche Redlichkeit und Gerechtigkeit ausgezeichnete Ariſtides ſollte gleichwohl verbannt werden. Er war gerade ſelbſt auf dem Markte, als ſich das Volk um ſeine Verbannungsurne herumtrieb. Da kam ein Menſch, der ihn nicht einmal perſönlich kannte, mit einer Scherbe heran und bat ihn, den Namen Ariſtides darauf zu ſchreiben. „Was hat dir denn dieſer Mann gethan," fragte ihn Ariſtides, „daß du ihn verbannen willſt?" — „Nichts," antwortete der Bürger, „aber es ärgert mich, daß man ihn den Gerechten heißt." So iſt der Gemeinheit jeder Vorzug Einzelner verhaßt, ſei es auch der ethiſch reinſte, edelſte und würdigſte.

18.

Um eine große Perſönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch ſelber Etwas ſein. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgeſprochen, waren arme Heringe und einer ſolchen Erhebung nicht fähig; oder ſie waren unverſchämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer ſchwachen Welt mehr aus ſich machen wollten und auch wirklich machten, als ſie waren.

Göthe bei Eckermann.

19.

In Göthe's „Feſtzug zum 18. Dec. 1818" kommt unter Anderem der Ritter Götz von Berlichingen vor. Es wird in den bezüglichen Verſen die verwilderte und entartete Zeit geſchildert:

„Wo auf der ſchönen Erde nur Gewalt,
Verſchmitzte Habſucht, kühne Wagniß galt."

Dann heißt es weiter:

„Ein deutſches Ritterherz empfand mit Pein
In dieſem Wuſt den Trieb, gerecht zu ſein."

Es wird ein edler, wohldenkender, ſeiner Zeit und Umgebung mit ſeinem inneren Weſen und Charakter entgegengeſetzter Mann gezeichnet, der aber in die wilde Auflöſung und Verwirrung dieſer Epoche ſelbſt hineingeriſſen wurde,

„So daß zuletzt die Woge, die ihn trug,
Auf ſeinem Haupt verſchlingend überſchlug,"

und er

„Ein würdig-kräftiger Mann, als Macht gering,
Im Zeitenſturm unwillig unterging."

Ein vortrefflicher Ausdruck für dieſen ächt tragiſchen Widerſpruch und Conflict, wo das Allgemeine, dieſe verdorbene und verworfene Geſammtheit von Charakteren und Verhältniſſen, ein übermächtiges Schickſal bildet, das ſelbſt die wohlmeinendſte, tüchtigſte und würdigſte Individualität zermalmt, wenn auch nur dem äußeren Daſein nach und ohne ihren Sinn und Willen zu brechen, wie wenn Götz zwar untergeht, aber „unwillig", mit beharrendem innerem Gegenſatz. Die ächte Tragödie ſtellt, wie ſchon bemerkt, nichts Anderes dar, als das angegebene Verhältniß des Allgemeinen und Einzelnen zu einander; ſie läßt das Erſtere ſiegen, und die optimiſtiſche Blindheit und Verkehrtheit unſerer Aeſthetiker, die aus demſelben ihren Götzen machen, müht ſich ab, deſſen Sieg und den Untergang ſelbſt des Beſten, Größten und Schönſten zu rechtfertigen, indem dieſes doch immer eine gewiſſe Schuld abzubüßen habe, in einem gewiſſen Unrecht gegen jenen Götzen ſei. Die tragiſche Poeſie aber will und ſoll vielmehr das Allgemeine, die ſich des quantitativen Uebergewichtes erfreuende Welt und Zeit, als eine in Folge dieſes Vortheiles zwar äußerlich berechtigte und gewaltige, innerlich aber nichtige, rechtloſe, ſchlechte, falſche Ordnung der Dinge zur Anſchauung bringen und dagegen unſer innerſtes Herz empören, ſo an ihr, die im Reiche der Realität freilich unantaſtbar iſt, wenigſtens ein poetiſch-kritiſches Gericht vollziehen und ſie dem Haſſe und der Verwünſchung der Beſſeren Preis geben.

20.

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Kepler ſtieg — das eben war die Noth.
Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen;
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

Käſtner.

21.

Man hat geſagt, Jeder ſei ein Sohn ſeiner Zeit, indem man das Individuum nur als Träger einer Zeitidee und überhaupt nur als Organ und Manifeſtation des allgemeinen Weſens und Geiſtes der menſchlichen Gattung faßte. Das wird jedoch durch jene eigenthümlichen Menſchen widerlegt, die in der ganzen Zeit und Umgebung, aus der ſie ihrer äußeren Erſcheinung nach herauswuchſen, ihrem inneren, geiſtigen Weſen nach durchaus nur Fremdlinge waren und in Betreff deſſen, was ihre Seele erfüllte und bewegte, und was ſie geltend zu machen ſuchten, im ſchärfſten, ausgeprägteſten Gegenſatz zu ihr ſtanden, ſo daß ſie wie aus dem Monde herabgefallen zu ſein ſcheinen. Ein ſehr evidentes und inſtructives Beiſpiel der Art iſt Winkelmann. Dieſer große Mann ſtand, wie Schelling in ſeiner Rede „über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur" ſagt, innerhalb der ihn umgebenden Menſchenwelt „in erhabener Einſamkeit, wie ein Gebirg; kein antwortender Laut, keine Lebensregung, kein Pulsſchlag im ganzen weiten Reiche der Wiſſenſchaft, der ſeinem Streben entgegenkam." Wie wäre ein ſolcher Menſch aus ſeinem Zeitalter zu erklären, für ein bloßes Product deſſelben zu halten, da er vielmehr ihr wunderbares, unbegreifliches Gegentheil und Widerſpiel war? Nein, in ſolchen Fällen tritt Etwas in die Welt hinein, welches, wie Chriſtus in noch höherem Sinne von ſich ſagt, nicht von der Welt iſt und welches daher auch von ihr als ein ſo fremdartiges Weſen empfunden und behandelt wird, wiewohl es nur kommt, um ihr wohlzuthun, ihr Genüſſe zu verſchaffen, von denen ſie bis dahin keine Ahnung gehabt, ſie auf eine höhere Stufe der Bildung und Einſicht zu erheben oder aus den Verirrungen, Finſterniſſen, Thorheiten und Verderbniſſen herauszuretten, in die ſie gerathen iſt.

Weſtermann's „illuſtrirte deutſche Monatshefte" enthalten einen Aufſatz über **Winckelmann** von **Hermann Hettner**, woraus wir Folgendes entnehmen.

„Die Griechen rühmten von beſonders alten und ehrwürdigen Götterbildern, daß ſie vom Himmel gefallen ſeien; ſie wollten damit ſagen, dieſe Bilder ſeien einzig in ihrer Art und unerklärlich in ihrem Urſprunge. Faſt möchte man ſich verſucht fühlen, dieſe Bezeichnung auf J. J. **Winckelmann** anzuwenden. — — — — **Winckelmann** erſcheint in ſeiner genialen Urſprünglichkeit wie ganz aus ſich ſelbſt herausgewachſen. Das Tiefſte und Eigenſte ſeiner Richtung wird ihm nicht gegeben durch die Anregung der Gegenwart und der nächſten Umgebung, ſondern erwacht und kräftigt ſich nur in ſtetem und unerſchrockenem Kampf. Er ſchlägt Saiten an, die bis dahin noch niemals berührt worden waren. Gleich jenen gewaltigen Seefahrern vergangener Jahrhunderte entdeckte und eroberte er Länder und Welten, die bis dahin völlig unbekannt oder doch dem Auge der Menſchen wieder völlig verſchwunden waren. Er erſchaute und verkündete das Weſen und die urewige Schönheit der griechiſchen Kunſt in einer Zeit, welche noch völlig von den Banden der franzöſiſchen Geſchmacksverwilderung umſtrickt war und dieſe mit prahleriſcher Untrüglichkeit als höchſtes Bildungsideal pries, und er brachte mit dieſer in ihm neuauflebenden Kunſtbetrachtung in die geſammte Wiſſenſchaft ſowohl, wie in die ausübende Kunſt ſelbſt einen Umſchwung, der ſich immer mächtiger ausbreitete und noch bis auf den heutigen Tag unermeßlich fortwirkt.“

J. J. Winckelmann, der 1717 zu Stendal geborene Sohn eines armen Schuhflickers, in deſſen Geiſte ſchwerlich Etwas vorging, was den Studien, Tendenzen und Ideen ſeines Sohnes verwandt war, hatte bekanntlich mit den hemmendſten und drückendſten Umſtänden zu kämpfen. Im Jahre 1743 ward er Conrector in Seehauſen, mit ſo kärglicher Einnahme, daß er von den Freitiſchen leben mußte, die ihm die Eltern ſeiner Schüler gaben. Und ſelbſt dieſe jämmerliche Stellung ſchien der Welt zu gut für ihn, und der Mann, der ſie ihm verſchafft hatte, mußte deshalb die größten Vorwürfe dulden! Man ſehe darüber „Briefe von Boyſen an Gleim,“ Frankfurt und Leipzig 1772. S. 34.; da ſchreibt Boyſen, der ſein Vorgänger in dem genannten Amte war: „Ich fand im Kruge von Heimersleben einen Candidaten, der Winckelmann heißt. Er hat mit uns in Halle ſtudirt und ſie müſſen ihn auf den öffentlichen Bibliotheken oft geſehen haben. Weil er ſehr dürftig iſt, konnte er ſich kaum Bücher anſchaffen.

Er war ſo ſchlecht bekleidet und von Kummer dermaßen entſtellt, daß ich ihn kaum noch kannte. Mit einer Wehmuth, die mein ganzes Herz durchdrang, entdeckte er ſich mir und bat mich, ihn nach Seehauſen zu jener Stelle zu empfehlen. Ich nahm mich ſeiner, nachdem er mich durch bewundernswürdige Proben von ſeinen großen Talenten und von ſeiner Stärke in der griechiſchen Literatur überzeugt hatte, aus allen Kräften an, und brachte es dahin, daß er mein Nachfolger im Amte ward. Was meinen Sie aber? Jedermann in Seehauſen glaubt, ich hätte mehr für Winckelmann, als für die Schule geſorgt, und verſchiedene meiner Freunde haben mir die bitterſten Vorwürfe gemacht. Die Zahl der Schüler hat ſich vermindert, und Winckelmann hat mich mündlich und ſchriftlich erſucht, ihn anderwärts unterzubringen. Zu meinem großen Glücke hat ihm Herr Nolten das vortrefflichſte Zeugniß ertheilt; ſonſt würde ich noch ſchärfere Strafbriefe erhalten haben. Der Merkwürdigkeit wegen muß ich noch von Winckelmann melden, daß er den Herodot nicht nur überſetzt, ſondern auch erklärt, als ob ihn ein Genius inſpirirte."

Die Gemeinheit muß es ordentlich wittern, wenn ihr etwas ſo Ungemeines nahe kommt, und ſich inſtinktmäßig dagegen empören, wie ſchon ganz kleine Kätzchen einen Buckel machen und die Haare ſträuben, wenn ſie einen Hund ſehen. Fünf Jahre lang verwaltete Winckelmann das elende Amt. Im Jahre 1748 gelang es ihm, an der

Bibliothek eines Grafen von Bünau bei Dresden unterzukommen; da lernte ihn der päpſtliche Nuntius Archinto und Pater Rauch, der königliche Beichtvater, kennen, und dieſe halfen ihm zu einer neuen, glänzenden Laufbahn hinüber. Im Jahre 1754 convertirte er, verließ des Grafen Dienſte und ging nach Dresden, dann nach Rom, wo er bei Raphael Mengs wohnte, die reiche Bibliothek des Cardinals Paſſionei benützte, ſich dann eine Zeit lang im Palaſte des Cardinals Archinto aufhielt und die Gunſt des alterthumskundigen Cardinals Aleſſandro Albani gewann; 1758 ſah er Neapel, Pompeji, Herculanum, Päſtum, Florenz; trat dann in die Dienſte des Cardinals Albani und ward deſſen Freund und Vertrauter; übernahm außerdem die Stelle eines Cuſtoden an der vaticaniſchen Bibliothek und erhielt 1763 die eines antiquario della camera apostolica. Bald war er als der erſte Alterthumskenner Roms allgemein bekannt und gefeiert. Er verkehrte mit Cardinälen auf gleichem Fuß und las dem Papſt aus ſeinen Werken vor — er, den man in Deutſchland nicht für werth gehalten hatte, „Kindern mit grindigem Kopfe das A B C zu lehren,“ wie er ſich ſelber ausdrückt. Aber der Dämon der Gattung, über die dieſer Mann ſo hoch erhaben war, ließ eine ſolche Superiorität und Exception nicht ruhig und glücklich ausleben. Er reizte gegen dieſelbe einen Böſewicht, dem ſich Winckelmann auf einer Reiſe in argloſer Offenheit angeſchloſſen hatte und durch welchen er im zweiundfünfzigſten Jahre ſeines Lebens ſchändlich ermordet wurde. Es hat dies nicht den Anſchein eines Märtyrerthums, denn nur gemeine Motive ſollen den Mörder zu ſeiner That bewogen haben, und es mag ſein, daß ich mich hier in eine Art von Superſtition verirre. Ich kann mich aber kaum enthalten, zu glauben, daß bei dieſem himmelſchreienden Vorgang etwas Dämoniſches im Spiele geweſen.

22.

Es erklärt ſich nach Fr. Nicolai aus den Verſtimmung, Unmuth und Bitterkeit erzeugenden Erfahrungen, welche Leſſing machte, „ganz natürlich, warum er ſo wenig mehr mit dem deutſchen Theater zu thun haben wollte; warum er mit der deutſchen Literatur überhaupt ſo übel zufrieden war und den Entſchluß faßte, nach Italien zu gehen, wo er lateiniſch für die Gelehrten aller Nationen zu ſchreiben gedachte; warum er, als er durch den Ruf nach Wolfenbüttel dennoch feſt gehalten wurde, ſich in die Antiquitäten, in die Bücherkenntniß, in die Kirchengeſchichte und leider auch in die theologiſchen Streitigkeiten warf, die ihm die letzten Jahre ſeines Lebens am meiſten verbittert und zu der Beſchleunigung ſeines Todes viel beigetragen haben.“

Aus Leſſing's Briefwechſel mit Nicolai, ſ. Leſſing's ſämmtl. Schriften. XXVII. Berlin u. Stettin 1809. S. 330 f.

Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom ſchreiben. Von hieraus kann ich Ihnen nur ſo viel ſagen, daß ich in Rom wenigſtens eben ſo viel zu ſuchen und zu erwarten habe, als irgendwo in Deutſchland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben, in Rom aber für 300. So viel ohngefähr kann ich noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle iſt, nun ſo wäre es auch hier alle, und ich bin verſichert, daß es ſich luſtiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln laſſen, als in Deutſchland.

Leſſing in einem Briefe an Fr. Nicolai 1768.

Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche ſo ein Briefchen von Zeit zu Zeit ſehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden ſoll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiſſen Leuten zu begegnen pflegt, ſo daß ſie ihr auch gar Nichts recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend.

Leſſing in einem Briefe an Moſes Mendelsſohn 1780.

Es befindet ſich unter Leſſing's Briefen beſonders einer, der von furchtbar bitterem und tragiſchem Ausdrucke iſt. Ein Sohn war ihm geboren worden, der bald nach der Geburt ſtarb; die Mutter folgte. Er ſchreibt unter dem 3. Januar 1778 an Eſchenburg: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Beſonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand, ſo viel Verſtand! — Glauben ſie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte, daß er ſobald Unrath merkte? Nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort. Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen; aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“

Leſſing's Schriften. Berlin und Stettin 1809. XXVII. S. 72.

23.

Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen. Auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es Nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünfundſiebenzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben ſein wollte.

Göthe bei **Eckermann**.

Welche Welt, wenn ſelbſt die Glücklichſten ſo ſprechen!

24.

Und dein Haupt, o Schwan von Hellas,
Schönheittrunkner Hölderlin,
Sollte ſtatt der Lorbeerkrone,
Nur ein Dornenkranz umzieh'n.

Geibel.

In dieſem merkwürdigen Manne hat ſich der Widerſpruch einer exceptionellen Beſonderheit mit Gattung, Volk, Umgebung und Zeitalter auf eine Spitze getrieben, die jene unheilbare Nervenzerrüttung zur Folge hatte, in welcher der Unglückliche ſo viele Jahre lang im Hauſe eines Tiſchlers zu Tübingen lebte und ſeine Tage beſchloß. Es war einer der edelſten Geiſter und ächteſten Genien, der hier der Welt zum traurigſten Opfer fiel. Man vergleiche das gewaltige, prophetenartig klagende Wort von ihm, das unten Nr. 152. zu leſen ſein wird! Schiller hatte ſich vergebens bemüht, ihm eine Anſtellung auszumitteln. Er ſollte untergehen und untergehend einen neuen, ſchweren Fluch auf dies ohnehin ſchon ſo fluchbeladene Geſchlecht wälzen. Auch von ihm hat man geſagt, er habe ſich durch Sinnenrauſch und Ausſchweifung zu Grunde gerichtet, welche Rohheit bei einem ſolchen in den Aether der reinſten äſthetiſchen Anſchauung getauchten Geiſte gar nicht denkbar iſt. Aber die Welt bringt überall mit aller Gewalt ihre eigene Gemeinheit an, weil ſie nichts Anderes begreift und jede ſuperiore Erſcheinung zu ſich herabzuziehen ſucht. Was braucht es hier ſolcher phyſiſcher Extravaganzen, wie ſie wohl zur Zerſtörung eines im Inneren unberuhigten, zerreißender Gedanken und Gefühle unfähigen und darum ſo nervenfeſten und robuſten Alltagsmenſchen nöthig! Iſt es doch vielmehr ein Wunder, wenn ein edler, großer, aber äußerlich niedergedrückter, einſam ſtehender, zu Elend und Schmach verdammter Menſch, all dem innerlich Niedrigen und Nichtigen gegenüber, was ſeine herrſchende, prangende, ſchwelgende und höhnende Rolle ſpielt, ſeine Faſſung bewahrt und nicht in Verzweiflung und Wahnſinn verfällt! Der griechiſche Mythus läßt deßhalb ſeinen größten Helden und Götterſohn, den das ideale Bild der abſoluten Exception darſtellenden Herakles, der dem elenden Euryſtheus, dieſem mythiſchen Gattungsrepräſentanten, fröhnen muß, in Raſerei verfallen. Salomon de Caux wurde erſt fälſchlich des Wahnſinnes beſchuldigt und in's Irrenhaus gebracht, wo er dann wirklich irre ward. So gelingt es wohl der den Genius verfolgenden Welt nicht ſelten, aus der erſt nur vorgegebenen geiſtigen Zerrüttung eine endlich eintretende wahre zu machen. Aber um ſo vorwurfsvoller für ſie iſt der Fall.

25.

Dr. v. Kayſerlingk erzählt, wie er einer Buchhandlung ſeine „Denkwürdigkeiten eines Philoſophen" gegen ein „mäßiges Honorar" angeboten und eine ablehnende Antwort darauf erhalten habe, die er mittheilt und in welcher folgende Stelle vorkommt: „Hätten uns Ew. Hochwohlgeboren eine Abhandlung „„über die Eiſenbahnen"" — ein „„Kochbuch mit einhundert und fünfzig neuen Recepten,"" — „„Rathſchläge für Neuvermählte"" — „„die Räuber in der Bluthöhle, oder die fürchterlichen Geheimniſſe des Schloſſes Mordfels,"" — „„das Weſen der aſiatiſchen Cholera und ein unfehlbares Mittel wider dieſelbe, entdeckt und in's hellſte Licht geſetzt von einem Manne, der zwanzig Jahre lang in Oſtindien gelebt."" — „„Neue

Theorie einer auf Vernunft und Erfahrung gegründeten Felder-Düngung““ zugeſendet, ſo würden wir das Manuſcript unbeſehen angenommen und den Druckbogen mit Vergnügen mit vier Friedrichsd'or honorirt haben. Aber ein werth- und gehaltvolles Werk, wie Ihre „„Denkwürdigkeiten““ ſind, in Verlag zu nehmen und noch obendrein ein Honorar dafür zu zahlen, das hieße ſich offenbaren Verluſt und Schaden zuziehen“ u. ſ. w. Wenn das nicht wahr iſt, ſo iſt es doch gut erfunden. Das gemeinpractiſche, betrügeriſche, auf Ungeſchmack und Rohheit berechnete Genre, das durch obige Büchertitel bezeichnet wird, hat immer ſein Publikum, während oft das werthvollſte und wichtigſte faſt oder gar keines hat.

26.

Joſeph Haydn wurde des Geizes beſchuldigt. Die Biographen weiſen das viele Gute und Großmüthige nach, das er gethan, namentlich ſeinen Verwandten, die nie mit leeren Händen von ihm gingen, wiewohl er ſich bis in ſein ſechzigſtes Lebensjahr nur 2000 Gulden erſpart hatte. Einem Bruder, der im Jahre 1800 von den Franzoſen ausgeplündert worden, ſchickte er eine goldene Uhr und Doſe und verſprach Geld, ſo bald Etwas einginge. Einem anderen Bruder gab er fünfundzwanzig Jahre lang einen erklecklichen Beitrag zu einer Badereiſe. Er ſchränkte ſich ein, um geben zu können. „Ich lebe,“ ſagte er einmal, „weniger für mich, als für meine armen Verwandten, denen ich nach meinem Tode auch Etwas zu hinterlaſſen wünſchte.

Heute hat mich einer um 1000 Gulden erſucht; ich habe ſie ihm zugeſagt; lebte ich anders, ſo wäre das unmöglich.“ In ſeinem Teſtamente war Alles bedacht, ſein Diener Elsner bekam 6000 Gulden, eben ſo viel die häusliche Wärterin; einer gewiſſen Perſon ſetzte er 100 Gulden aus, „weil mir ihr Großvater in meiner Jugend und in der äuſſerſten Noth 150 Gulden ohne Zins geliehen, die ich ihm übrigens ſchon vor fünfzig Jahren abbezahlt habe.“ Wie rührend! Einer Nichte vermachte er eine Summe mit dem Beiſatz: „Sollte ſie ſich erkühnen, eine ſchriftliche Forderung an mich aufzuweiſen, ſo erkläre ich ſie für null und nichtig, da ich für ſie und ihren vorigen Mann nahe an 6000 Gulden abbezahlt habe.“ Wir leſen auch, daß es ihm große Freude machte, die ſehr beträchtlichen Summen aufzuzeichnen, welche durch die Aufführung ſeiner „Schöpfung“ zum Beſten der Armen eingegangen waren. „Es geſchieht das nicht aus Eitelkeit,“ ſagte er; „aber die Welt darf wohl wiſſen, daß ein Muſiker kein unnützes Glied der Geſellſchaft iſt und daß man auch durch Muſik etwas Gutes ſtiften kann.“ Dennoch mußte dieſer edle Menſch ein Geizhals ſein. Man geht am Sicherſten, wenn man von dem, was die Welt über bedeutende Menſchen ſagt, immer nur das directeſte Gegentheil glaubt.

27.

So muß man ſich in der Welt durchrauſen! Hat ein Menſch kein Talent, ſo iſt er unglücklich genug. Hat er

Talent; ſo verfolgt ihn der Neid nach dem Maße ſeiner Geſchicklichkeit.

Mozart's Vater in einem Briefe. S. „Mozart" von
Otto Jahn. Leipz. 1856. I. S. 95 f.

Ich bitte dich, halte dich an Gott! Du mußt es thun, denn die Menſchen ſind alle Böſewichter. Je älter du wirſt, je mehr du mit Menſchen umgehſt, deſto mehr wirſt du dieſe traurige Wahrheit erfahren. Denke nur an alle die Verſprechungen, Maulmachereien und hundert Umſtände, die mit uns vorgegangen, und mache ſelbſt den Schluß, wie viel auf Menſchenhülfe zu bauen iſt u. ſ. w.

Derſelbe in einem Briefe i. J. 1777. Vergl. Otto Jahn,
W. A. Mozart, Leipzig 1856. II. S. 32.

Im erſten Theile dieſes Werkes S. 7. heißt es von Leopold Mozart: „Die harten und kümmerlichen Verhältniſſe, durch welche er ſich mühſelig durcharbeiten mußte, und das unter Umgebungen, die er weit überſah, veranlaßten ihn früh, ſeine Kritik gegen die praktiſchen Beziehungen der Menſchen zu einander zu kehren, deren Erbärmlichkeit er leicht durchſchaute. So ſetzte ſich in ihm die Ueberzeugung feſt, daß Selbſtſucht und Eigennutz die einzigen Triebfedern menſchlicher Handlungen ſeien, auf die man mit Sicherheit rechnen dürfe; uneigennützige Menſchenliebe und Freundſchaft vorauszuſetzen, ſei eine Thorheit, die ſelten ungeſtraft bleibe." Es wird jedoch hinzugeſetzt, daß dieſe düſtere Lebensanſchauung in ihm keineswegs Gefühl und Gemüth erſtickt habe; „auch bei ihm iſt, wie bei

Vielen, die Theorie ſchärfer, feindſeliger, als ihre Anwendung im wirklichen Leben geweſen.“ Wenn die erfahrungsgemäße Kenntniß des vorwiegend Schlechten, Gemeinen, Böſen in der Welt und die Trauer darüber in Feindſchaft, Härte, Uebelwollen, Rachſucht ausartet, ſo iſt dies ſelbſt wieder jenem betrübenden Menſchheitscharakter gemäß, und man hat in dieſem Falle kein Recht, ſich für beſſer zu halten, als diejenigen, über welche man ſo verdammend und verachtend den Stab bricht. Wo dem würdigen Manne und ſeinen genialen Kindern Gutes widerfuhr, da erkannte er es freudig und dankbar an, wobei er indeß nicht unterließ, die große Seltenheit der Erſcheinung zu betonen, ſo daß, was einigen Wenigen zum Ruhme gerechnet wurde, die contraſtirende Natur und Handlungsweiſe der menſchlichen Majorität in ein deſto helleres Licht ſtellte. So ſchreibt er einmal: „Ich überlaſſe es Ihnen, zu betrachten, wie außerordentlich es iſt, daß uns Graf Podſtatzky mit einem Kinde aufgenommen hat, das die Blattern bekommen ſollte. Ich will nicht melden, mit was für Güte, Gnade und Ueberfluß wir in Allem bedient ſind; ich will nur fragen, wie Viele es etwa noch geben möchte, die eine ganze Familie mit einem Kinde, das ſich in ſolchen Umſtänden befindet, und dazu aus eigenem Triebe der Menſchenliebe, in ihre Wohnung aufnehmen würden. Dieſe That wird dem Grafen in der Lebensgeſchichte unſeres Kleinen keine geringe Ehre machen“ u. ſ. w. Es wurden nämlich L. Mozarts Kinder zu Olmütz von den Blattern ergriffen. Da erbot ſich Graf Leopold Anton von Podſtatzky, Domdechant von Olmütz und Domherr von Salzburg, die ganze Familie bei ſich aufzunehmen. In der Domdechantei, unter ſorgſamer Pflege und ärztlicher Behandlung überſtanden die Kinder glücklich jene Krankheit, die ſo heftig auftrat, daß Wolfgang neun Tage blind da lag. Da er noch mehrere Wochen nach der Geneſung ſeine Augen ſchonen mußte und große Langeweile hatte, ſo war der erzbiſchöfliche Kaplan Hay, ſpäter Biſchof von Königgrätz, der die Familie täglich beſuchte, ſo liebenswürdig, ihn mit kleinen Kartenkunſtſtücken zu unterhalten, die ihm der Knabe eifrig ablernte. Vergl. das citirte Werk von Otto Jahn. I. S. 80 f. Ich erlaube mir noch die gelegentliche Bemerkung, daß L. Mozart in ſeinem ſpeciellen Falle auf einen Gedanken kam, den ich meiner literariſchen Stellung und Bethätigung gemäß in allgemeiner Weiſe auszuführen trachte. Der alles Wunderbare läugnende ſeichte Unglaube der neueren Zeiten läßt ſich nämlich durch die Hinweiſung auf die Wunder der Natur und des Genius erſchüttern, welche analog genug ſind, um auch zum Glauben an die Wunder der religiöſen Sphäre geneigt zu machen, oder den nicht allzu Hartnäckigen wenigſtens dahin zu bringen, ihnen eine gewiſſe Möglichkeit einzuräumen und ſich eines unbedingten Abſprechens darüber zu enthalten. „L. Mozart," ſagt Otto Jahn. I. 94., „erkannte es für ſeine Pflicht als Chriſt, in einer Zeit, wo man an allen Wundern zweifelte, durch das leibhaftige Mirakel, das Gott zu Salzburg habe geboren werden laſſen, auch die Ungläubigen zu bekehren." Der Vater ſelbſt ſchreibt: „Wenn ich jemals ſchuldig bin die Welt von dieſem Wunder zu überzeugen, ſo iſt es eben jetzt, da man Alles, was nur immer ein Wunder heißt, lächerlich macht und allen ſolchen Thatſachen widerſpricht. Und war es nicht ein großer Sieg und eine große Freude für mich, als ich einen Voltairianer (Grimm) mit Erſtaunen ſagen hörte: „„Nun habe ich einmal in meinem Leben ein Wunder geſehen; das iſt das erſte."" Weil aber dieſes Wunder zu ſichtbar und unwiderſprechlich iſt, ſo will man es unterdrücken. Man will Gott die Ehre nicht laſſen. Man denkt, es komme nur noch auf einige Jahre an, dann verfalle er (ſein Sohn) in's Natürliche und höre auf, ein Wunder Gottes zu ſein. Man will es alſo den Augen der Welt entziehen" u. ſ. w. Wo wir denn leider wieder bei dem feindſeligen Gegenſatze der „Welt", d. h. des quantitativ überwiegenden und dadurch ſo mächtigen Theiles der Menſchheit und Geſellſchaft, in welchem ſich der allgemeine Charakter der Gattung ausprägt, zu der dieſen Charakter überragenden exceptionellen Einzelheit angelangt ſind.

28.

Gott weiß es, wie ich mich plagen muß, um meinen Unterhalt zu verdienen und Liebweibchen bedarf doch auch noch was. Wenn ich nur wüßte, wer ihnen geſagt haben könnte, daß ich faul ſei. Geben Sie ihm — einem Baron iſt ja ſo Etwas erlaubt — ein Paar tüchtige Maulſchellen dafür. Ich wollte ja herzlich gern in Einem fort arbeiten, wenn man mir nur erlauben wollte, bloß ſolche Sachen zu componiren, die ich will und kann und mit denen ich bei mir ſelbſt Ehre einlege. Wenn ich ein großer Herr wäre, ſo würde ich ſagen: „Mozart, jetzt ſchreibſt du für meine Rechnung, aber ſo gerade das, was auch dir ſelber gefällt, und ſo gut, als du nur immer kannſt. Du bekommſt keinen Kreuzer, bevor du etwas fertig gemacht; aber ich kaufe dir alle deine Manuſcripte ab, und du brauchſt ſie nun nicht mehr auf dem Markt herumzutragen, wie ein Fratſchlerweib." O Gott, wie wild und trübſinnig macht es mich oft, ſo viele Dinge in der Welt zu ſehen, die ganz anders ſind, als ſie ſein könnten und ſollten!

Glauben Sie, daß es ſich ſo verhält, wie ich Ihnen hier ſchreibe, aber böſen und dummen Leuten müſſen Sie Nichts glauben. Meinetwegen aber gehe Alles a la casa del diavolo!

Mozart, in einem Briefe an den Baron
van Svieten. Prag 1790.

29.

Weil er ſich von der Welt abſchloß, nannte ſie ihn feindſelig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer ſich hart weiß, der flieht nicht. Gerade das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus. Wenn er die Welt floh, ſo war es, weil er in den Tiefen ſeines liebenden Gemüthes keine Waffe fand, ſich ihr zu widerſetzen; und wenn er ſich den Menſchen entzog, ſo geſchah es, weil er ihnen Alles gegeben und Nichts zurückempfangen hatte. Er blieb einſam, weil er kein Zweiten fand. Aber bis zum Tode bewahrte er allen Menſchen ein menſchliches Herz, ein väterliches den Seinen; Gut und Blut aller Welt.

Grillparzer in ſeiner Grabrede auf **Beethoven.**

30.

Man weiß, in welche Lage **Napoleon** gerieth, als ihm im Jahre 1794 **Aubry**, der Director des Kriegsausſchuſſes, das Artilleriecommando entzogen hatte. In dieſer Zeit der Entwürdigung, Dürftigkeit und Zurückgezogenheit ſchrieb er an den Schauſpieler **Talma** Folgendes: „Ich habe wie ein Löwe für die Republik gekämpft, und dafür läßt ſie mich verhungern. Der elende **Aubry**, der doch Etwas aus mir machen könnte, läßt mich auf dem Straßenpflaſter. Ich fühle mich mit Generalen, wie **Santerre** und **Roſſignol**, mehr als ebenbürtig, und man will keinen Winkel in der Vendée oder ſonſt wo finden, um mich zu beſchäftigen. Sie ſind glücklich; zwei Stunden auf dem Theater bringen Sie vor das Publikum, welches den Ruhm vertheilt. Wir Soldaten müſſen dieſen zu viel höheren Preiſen und auf einer größeren Bühne erwerben, die wir nicht immer beſteigen dürfen. Bedauern Sie daher Ihre Stellung nicht; bleiben Sie auf Ihrer Bühne! Wer weiß, wann ich wieder die meinige werde betreten dürfen, — — — — — Ich bin auf meinen letzten Heller angewieſen; haben Sie einige Franken für mich? Ich werde ſie nicht zurückweiſen und mit dem erſten Königreiche, das ich eroberte, wieder entrichten. O mein Freund, wie glücklich waren die Helden des Arioſt! Sie hingen von keinem Finanzminiſter ab. Ihr Napoleon.“

Das Autograph dieſes Briefes wurde, wie öffentliche Blätter im September dieſes Jahres meldeten, bei einer Verſteigerung von Autographen in Paris ausgeboten und zu hohem Preiſe abgegeben.

31.

Wer beobachtet hat, wie die große Maſſe der Menſchen ihre Urtheile fällt, kann ein bedeutendes Gewicht weder auf ihr Lob, noch auf ihren Tadel legen. — — — — — — Der Ruf eines Mannes ſteht zuweilen hoch über, zuweilen aber auch tief unter ſeinem wirklichen Verdienſt. — — — — Wer Etwas ſein und leiſten will, muß gefaßt ſein auf Hinderniſſe und Gegner aller Art. Ihre Zahl ſteht ſogar immer mit der Größe des Zieles, das wir uns vorſetzen, in ziemlich genauem Verhältniſſe. German Mäurer.

32.

Es iſt nur allzu bekannt, daß die Menſchen den Beifall ſehr ſpärlich austheilen, daß ſie das Lob verkümmern, ja wenn es nur einigermaßen thunlich iſt, in Tadel verwandeln. Göthe.

33.

Es war wohl nie ein Mann von irgend einigem Werthe, auf den kein Pasquill gemacht worden wäre, und nicht leicht eine ſchlechte Seele, die keines auf irgend einen Mann von Verdienſt gemacht hätte. **Lichtenberg.**

34.

Wenn alles das nichts taugte, was getadelt wird, ſo gäbe es nichts Taugliches und Untadelhaftes auf Erden.

Fr. v. Raumer.

35.

— — — — — — — — die armſelige Neigung, jeden Dummkopf, jeden hämiſchen Buben für einen unverwerflichen Zeugen gelten zu laſſen, ſo bald er einem großen Manne irgend eine überſchwängliche Ungereimtheit nachſagt, welche ſogar der alltäglichſte Menſch bei fünf geſunden Sinnen zu begehen unfähig wäre.

Wieland in den „Abderiten.“

36.

Je erhabener der Mann, deſto eher wird er der Kinder Spott. **Heinſe.**

37.

Nichts war je ſo hoch erhaben,
Tadel hat es untergraben;
Nichts ſo völlig ungegründet,
Dem ſich nicht ein Freund verbündet;
Der Parteien Kampf, der dreiſte,
Wird dich überall verwirren.

Platen.

38.

Die Menſchen verdrießt es, daß das Wahre ſo einfach iſt. **Göthe.**

39.

Man wird Ihnen niemals Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur verzeihen.

Schiller, in einem Brief an Göthe 1796.

40.

Alles wird man dir verzeihen; man verzeiht dir deinen Reichthum, man verzeiht dir deine Wohlgeſtalt, man läßt dir ſogar Talent hingehen; aber man iſt unerbittlich gegen das Genie.

Heine.

41.

Man ſagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden, und ſo möchten ſich auch unter tauſend Menſchen kaum zwei finden, die in ihrer Geſinnungs- und Denkweiſe vollkommen zuſammenſtimmen. Setze ich dies voraus, ſo ſollte ich mich billig weniger darüber verwundern, daß die Zahl meiner Widerſacher ſo groß iſt, als vielmehr darüber, daß ich noch ſo viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich von mir ab, denn ſie war ganz in ſubjectiver Richtung begriffen, während ich bei meinem objectiven Beſtreben im Nachtheile war und völlig allein ſtand.

Göthe.

42.

Wo das Genie erſteht, tritt auch der Neid auf die Hinterbeine.

Victor Hugo.

43.

Im Innerſten faſt aller Menſchen regt ſich ein gewiſſes Gefühl des Neides, das jeden Ausdruck eines verdienten Lobes zurückdrängt, das jede Regung eines gerechten Enthuſiasmus hemmt. Victor Hugo.

44.

Die Mittelmäßigkeit iſt auf Seiten deſſen, der ſie am wenigſten beeinträchtigt und ihr am meiſten gleicht.

Victor Hugo.

45.

Die empiriſch ſittliche Welt beſteht größtentheils nur aus böſem Willen und Neid.

Göthe.

46.

Die Welt iſt ein Bund der Schlechten gegen die Guten, der Feigen gegen die Hochſinnigen.

Giacomo Leopardi.

47.

Der Menſch iſt im Wahn
„So lang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edlen vereinigen werde;
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
Nicht dem Guten gehöret die Erde.“

Schiller.

48.

Du Redlicher, verarmt durch Herzensgüte,
Erwürgt durch Milde! Wie iſt Natur verdreht,
Wenn allzu gut als ſchlimmſte Sünde ſteht!“

Aus „Timon“ von Shakeſpeare.

49.

Ich that nichts Böſes; aber ich bedenke:
Dies iſt, ja dieſe Welt, wo Böſes thun
Oft löblich iſt, und Gutes thun zuweilen
Schädliche Thorheit heißt. Warum denn, ach,
Verlaſſ' ich mich auf dieſe Frauenwaffe
Und ſag': Ich that nichts Böſes?

Lady Macduff in Shakeſpeare's Macbeth.

50.

Oft ohne Lob iſt unſere beſte That
Und unſere ſchlimmſte preiſt man oft dagegen
Als unſere beſte. Sollten wir, um nicht
Verläſtert oder nicht verlacht zu werden,
Die Schritte hemmen, müßten wir am Boden
Einwurzeln oder ſtehen an dem Orte,
Starr, einer Statue gleich und regelos.

Shakeſpeare, König Heinrich VIII.

51.

Vulgus ex veritate pauca, ex opinione multa aestimat.

Cicero.

52.

Kannſt du nicht Allen gefallen, durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht! Vielen gefallen iſt ſchlimm.

Schiller.

53.

Geſelle dich zur kleinſten Schaar.

Göthe.

54.

Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken.

Wir laſſen ſie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf; im höheren Sinne aber haben wir nicht viel Zutrauen zu ihr.

Göthe.

55.

Nichts iſt widerwärtiger, als die Majorität. Denn ſie beſteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die ſich accomodiren, aus Schwachen, die ſich aſſimiliren und aus der Maſſe, die nachtrollt, ohne nur im Mindeſten zu wiſſen, was ſie will. Göthe.

56.

Alles Große und Geſcheidte exiſtirt in der Minorität. Es hat Miniſter gegeben, die Volk und König gegen ſich hatten und die ihre großen Plane einſam durchführten. **Es iſt nicht daran zu denken, daß die Vernunft populär werde.** Leidenſchaften und Gefühle mögen populär werden; aber **die Vernunft wird immer nur im Beſitze einzelner vorzüglicher Menſchen bleiben.**

Göthe bei Eckermann II, S. 65.

57.

Majestas populi.

Majeſtät der Menſchennatur — dich ſoll ich bei'm Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Schiller.

58.

Die Majorität iſt die Bewußt- und Gedankenloſigkeit, indem durch ihre Addition das Genie, das Selbſtbewußtſein, das Wiſſen überhaupt zum Schweigen gebracht wird. Mehr freien Spielraum hat die Individualität unter dem Abſolutismus des Alleinherrſchers, als unter dem Abſolutismus und Deſpotismus der nach ihren Intereſſen und Launen urtheilenden Kopfzahl.

Dr. Carl Schmidt. Eine Weltanſchauung. Deſſau 1850.

59.

Die Menſchen ſehen nie lächerlicher aus, als wenn ſie etwas in Maſſe und Menge thun. Jean Paul.

60.

Die rohe Menge — — — —
Sie ſtarrt und ſtaunt und zaudert, läßt geſchehen;
Und regt ſich nicht; ſo endet ohne Glück,
Was ohne Plan zufällig ſie begonnen.

Göthe.

61.

Anacharſis, nachdem er einer Volksverſammlung in Athen beigewohnt hatte, drückte ſein Befremden aus, daß bei den Griechen die verſtändigen Leute zwar die Vorträge hielten, die Einfältigen aber den Ausſchlag gäben.

Plutarch im Leben Solons.

62.

Man redet von Volksherrſchaften, als von Staatsverhältniſſen, in welchen Rechtlichkeit, Wahrhaftigkeit, Gewiſſenhaftigkeit am erſten zu Hauſe ſeien — allein man betrachte Athen! Angeberei, politiſcher Meineid, Verläumdung und Verläſterung gingen dort dermaßen im Schwange, daß ſie, unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Sykophantie eine, ſo zu ſagen, zünftige Exiſtenz behaupteten, und daß der Sykophant ein eben ſo ſtehender Charakter in dem Bilde des politiſchen Lebens der guten alten Zeit Athens, als ſpäter der Paraſit und Schmarozer, war.

Lochner.

63.

Kein empörtes Meer und keine lodernde Flamme iſt ſo fürchterlich, daß man ſie nicht leichter dämpfen könnte, als eine zügelloſe und übermüthige Menge. Cicero.

64.

Mirabeau, aufgefordert zu einem kühnen Schritte, den er leicht thun könne, da er das Volk hinter ſich habe, erwiderte: „Ich weiß das wohl; allein ich weiß auch, daß man dem Tiger den Maulkorb zwar abnehmen, nicht aber wieder anlegen kann.“

65.

Bei einer Revolution finden nur die ſchlechten und ordinären Naturen ihren Gewinn. Schlimmſten Falles, wenn ſie etwa mißglückt, wiſſen ſie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revolution gelingen oder ſcheitern — Männer von großem Herzen werden immer ihr Opfer ſein.

H. Heine. Ueber den Denuncianten. Hamburg 1837. S. 389.

66.

Diogenes, in einer Schenke ſitzend, ſah den Demoſthenes vorbeigehen und rief ihn hinein zu ſich. Dieſer aber nahm Anſtand, ſich an einen ſo gemeinen Ort zu begeben. Da ſagte jener: „Wie, du ſchämſt dich, einen Ort zu beſuchen, wo deine Herren und Meiſter tagtäglich einzukehren pflegen?“ Womit er auf den gemeinen Haufen zielte, dem die republikaniſchen Volksredner und Staatsmänner unterworfen ſeien.

67.

Das Volk in „Julius Cäſar“ iſt und bleibt eine Satyre auf die Perfectibilitätstheorien unſerer Demokratie; aus der Dichtung mögen ſie es den Poeten fortſtreichen; aus der Geſchichte können ſie es nicht, und in der Wirklichkeit wird es immer wieder neu. **Wilibald Alexis.**

68.

Zerſchlagen kann die Menge,
Da iſt ſie reſpektabel;
Urtheilen
Gelingt ihr miſerabel.

Göthe.

69.

Große gingen zu Grunde; doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Göthe.

70.

„Mehrere machen es ſchlimm,“ ſagte **Bias**, einer der ſieben Weiſen Griechenlands.

71.

„Hundert Eſel zuſammengenommen ſind noch kein Pferd.“

72.

Nunquam volui populo placere; nam quae ego scio, non probat populus; quae probat populus, ego nescio. Kopernicus.

73.

Der Kluge läßt ſich nie durch Volksmeinung beherrſchen. Napoleon.

74.

Ich hätt' es euch gern recht gemacht;
Es wär' aber Nichts geworden.
Göthe.

75.

Ja, wenn ſie mich verbrauchen könnten,
Dann wär' ich ihnen der rechte Mann.
Göthe.

76.

Wenn ich dumm bin, laſſen ſie mich gelten;
Wenn ich Recht hab', wollen ſie mich ſchelten.
Göthe.

77.

So hoch die Naſe reicht, da mag es gehen;
Was drüber iſt, das können ſie nicht ſehen.
Göthe.

78.

Sie wollen alle Herren ſein
Und keiner iſt Herr von ſich.
Göthe.

79.

Sie gönnten Cäſar'n das Reich nicht
Und wußten's nicht zu regieren.
Göthe.

80.

Gern thäten ſie große Männer verehren,
Wenn ſie zugleich auch Lumpe wären.

Göthe.

81.

Nunquam tam bene cum genere humano agetur, ut, quae bona sunt, pluribus placeant. Tacitus.

Ein furchtbarer Satz, der über das Geſchlecht im Allgemeinen völlig den Stab bricht und jede Hoffnung auf Beſſerung der Dinge im Ganzen und Großen radical abſchneidet.

82.

Jene ſind von der Welt; darum reden ſie, was von der Welt iſt, und die Welt höret ſie. Wir ſind von Gott; wer Gott erkennet, der höret uns; wer nicht von Gott iſt, der höret uns nicht. Daran erkennen wir den Geiſt der Wahrheit und den Geiſt des Irrwahnes.

I Joh. 4, 6.

83.

Wenn Jemand unter euch ſich dünket, weiſe zu ſein in dieſer Welt, der werde ein Thor, auf daß er weiſe werde. Denn die Weisheit dieſer Welt iſt Thorheit bei Gott u. ſ. w.

I Cor. 3, 28 ff.

84.

— — — Den Geiſt der Wahrheit, welchen die Welt nicht kann empfangen, weil ſie ihn nicht ſchauet noch kennet. — — —

Joh. 14, 17.

85.

Und das Licht ſchien in die Finſterniß und die Finſterniß hat's nicht begriffen. Joh. 1, 5.

86.

Weisheit reden wir unter den Vollkommenen, nicht aber Weisheit dieſer Welt, noch der Oberen dieſer Welt, welche zu nichte werden, ſondern Gottes Weisheit in einem Geheimniſſe, die verborgene, welche Gott von Ewigkeit vorherbeſtimmt hat zu unſerer Herrlichkeit, welche keiner der Oberen dieſer Welt erkannt hat; denn hätten ſie ſie erkannt, ſo hätten ſie nicht den Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt. I Cor. 2, 6 ff.

87.

Wir haben nicht den Geiſt der Welt empfangen, ſondern den Geiſt, der von Gott iſt u. ſ. w.

I Cor. 2, 12 ff.

88.

Viele von ihnen ſagten: Er iſt von einem Teufel beſeſſen und unſinnig; warum hört ihr auf ihn?

Joh. 10, 20.

89.

Da er ſich alſo verantwortete, rief Feſtus: „Du raſeſt, Paulus! Deine große Gelehrſamkeit macht dich wahnſinnig.“ Er aber ſprach: „Ich raſe nicht; ich rede Worte der Wahrheit und Beſonnenheit.“

Apoſtelg. 26, 24 f.

Nach Herrn Noack's Grundſätzen hätte dieſe Proteſtation Nichts genützt; der große Apoſtel wäre ergriffen und in die Zwangsjacke geſteckt worden.

90.

Wenn die Bruſt, die redlich volle,
Sich entladet, euch zu retten,
Rufet ihr: „Das iſt der Tolle;
Holet Stricke, ſchaffet Ketten!“

Göthe.

91.

Ein Mann, ein weiſer und großer,
Wann hat er es weit gebracht?
Wenn ihn als einen Thoren
Die blinde Welt verlacht.

Chineſiſch.

92.

Die Thürme mißt man
Nach ihren Schatten;
Die großen Menſchen
Nach ihren Haſſern.

Eben ſo.

93.

Doch wenn der Menſchenſohn kommt, wird er auch Glauben finden auf Erden? Luc. 18, 8.

94.

Ich ſage die Wahrheit, darum glaubt ihr mir nicht.
Joh. 8, 45.

95.

Viel legte Gott in Menſchenhand
Willen und Thatgewalten;
Nur leider hat er den Verſtand
Für ſich allein behalten.

Aus einer Spruchſammlung der Polydora.

96.

Der Menſch mag ſeine Vorſtellungsart noch ſo hoch über die gemeine erheben, ſo bleibt ſie doch gewöhnlich nur ein Verſuch, viele Gegenſtände in ein gewiſſes faßliches Verhältniß zu bringen, das ſie, ſtreng genommen, unter einander nicht haben. Göthe.

97.

Der kleine Gott der Welt — — — —
Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hätt'ſt du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Um thieriſcher, als jedes Thier zu ſein.

Mephiſtopheles zum Herrn in Göthe's Fauſt.

98.

Sola in brutis natura saepe plus potest, quam in homine ratio. Bochard.

99.

Proh superi, quantum mortalia pectora caecae
Noctis habent!

Ovid, Metam. VI, 472.

100.

Der blinden Welt behagt
Der Irrthum allzu ſehr;
Vernunft zu predigen
Scheint nur ein Irrthum mehr.

Haug.

101.

Nur langſam erhebt ſich der Menſch aus dem Irrthum, um ſich gegen die Wahrheit zu wenden; viel geſchwinder kehrt er ſich vom Wahren zum Falſchen. Göthe.

So iſt alſo das Falſche ganz beſonders dem Sinn und Willen der Gattung gemäß.

102.

Das Rohe im Volke murrt immer gegen ſeine Moſes, Sokrates u. ſ. w. **Rahel.**

103.

Es gibt unter der gemeinen Menſchenherde ſo wenig wahre Empfindung und Intelligenz, daß ich wünſchte, ich hätte bei der erſten Ausgabe meines Werkes eine Parlamentsacte erhalten können, daß daſſelbe nur von vernünftigen Leuten geleſen werden ſolle. Man müßte, wie die Dinge ſtehen, nicht nur Bücher ſchreiben, ſondern auch Köpfe ſchaffen, die ſie zu leſen verſtünden — und das iſt eine doch allzu große Aufgabe für einen Schriftſteller.

Lorenz Sterne.

104.

Es iſt bei **Eckermann** II. S. 89. von **Schiller's** nadoweſſiſcher Todtenklage die Rede. „Sie ſehen,“ ſagte **Göthe**, „wie **Schiller** ein großer Künſtler war, und wie er auch das Objective zu faſſen wußte. Gewiß, die Nadoweſſiſche Todtenklage gehört zu ſeinen allerbeſten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieſer Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß ſeine nächſten Freunde ihn dieſes Gedichtes wegen tadelten, indem ſie meinten, es enthalte nicht genug von ſeiner Idealität? — Ja, mein Guter, man hat von ſeinen Freunden zu leiden gehabt! Tadelte doch **Humboldt** auch an meiner Dorothea, daß ſie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und drein geſchlagen. Und es iſt doch ohne dieſen Zug der Charakter des außerordentlichen Mädchens, wie ſie zu dieſer Zeit und in dieſen Zuſtänden recht war, ſo gleich vernichtet, ſo daß ſie in die Reihe des Gewöhnlichen herabſinkt. Aber Sie werden bei weiterem Leben immer mehr finden, wie wenig die Menſchen fähig ſind, ſich auf den Fuß deſſen zu ſetzen, was ſein muß, und wie vielmehr Alle nur immer das loben und wollen, was ihnen ſelber gemäß. Und das waren die Erſten und Beſten, und Sie mögen nun denken, wie es um die Verirrungen der Maſſe ausſah, und wie man immer allein ſtand.“

105.

Ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht geweſen wäre. Gleich an meinem Werther tadelten ſie ſo viel, daß, wenn ich jede geſcholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche nicht eine Zeile geblieben wäre.

Göthe.

106.

Es ſollte ſich bald nach meinem Götz und Werther das Wort eines Weiſen bewähren: Wenn man der Welt Etwas zu Liebe gethan habe, ſo wiſſe ſie dafür zu ſorgen, daß man es nicht zum zweiten Male thue. Göthe.

107.

So ſauer ich es mir auch mein Leben lang habe werden laſſen, ſo wird doch all mein Wirken von gewiſſen Leuten für Nichts geachtet, weil ich es verſchmäht habe, mich in politiſche Parteiungen zu mengen. Um dieſen Leuten recht zu ſein, hätte ich Mitglied eines Jakobiner-Clubs werden und Mord und Blutvergießen predigen müſſen.

Göthe bei Eckermann.

108.

Man kann ſich keinen iſolirteren Menſchen denken, als ich damals (1792) war und lange Zeit blieb.

Göthe. Werke in Octav. Stuttgart und Tübingen 1827. Bd. 30. S. 187.

109.

Leiſte deinen Zeitgenoſſen, was ſie brauchen, nicht, was ſie loben. Schiller.

110.

Derjenige, welcher ſich in höherem Sinne ausbildet, kann immer vorausſetzen, daß er die Majorität gegen ſich habe. Göthe.

111.

Von dem an traten viele ſeiner Jünger zurück und wandelten nicht mehr mit ihm. Joh. 6, 66.

112.

Man ſteht oft am höchſten in dem Augenblicke, wo man Nichts erreicht. Fr. v. Raumer.

113.

Und es verließen ihn Alle und flohen.

Marc. 14, 50. Matth. 26, 56.

114.

Berlin, 13. Sept. Heute wurde die Leiche des geh. Juſtizrathes Prof. Dr. v. *Keller*, von kaum zehn Menſchen gefolgt, zu Grabe geleitet. Schweizer von Geburt, ſtürzte er die republikaniſche Zunftregierung des Cantons Zürich, um bald ſelbſt durch Andere von der Regierung und aus der Heimath verjagt zu werden. In Preußen zeichnete er ſich durch ſeine Kammerthätigkeit in den Revolutionsjahren aus und die conſervative Partei hat ihm dort viel zu danken. Aber ſonderbar — der Mann, der in Zürich als Revolutionär galt, wurde in Preußen als Reactionär verſchrieen, und nur wenige über den Parteien Stehende wiſſen ſeine Thaten in ſeiner Reinheit zu würdigen. *Das Volk — das der Republik, wie das der Monarchie — hat, was er dafür gethan, mit ſeiner alten Münze, dem Undank bezahlt.*

Aus der Zeitung: „Deutſchland,“ Separatausgabe der Augsburger Poſtzeitung, vom 17. Sept. 1860. Nr. 107.

115.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig;
Vergebens biſt du brav, vergebens tüchtig;
Sie will dich zahm, ſie will ſogar dich nichtig.

Göthe.

116.

Die härteſte und ſchwärzeſte Erfahrung, die wir zu machen haben, iſt dieſe, daß wir im thätigen Leben das ganz Entſchiedene unſeres Werthes verbergen müſſen, um geduldet zu werden. Klinger.

117.

Das Schlechte, das erweiſt ſich,
Das Rohe ſtets als Sieger.
Die Welt, ſie iſt ein Tiger;
Gib Achtung! Sie zerreißt dich.

Aus einer ungedruckten Sammlung.

118.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Fürchterlich die Menſchen ſind,
Schwarzes Gift iſt ihre Seele.

Denn was Engel wohl und Gott
Sich ergötzen mag zu ſehen,
Wird die Welt zu Hohn und Spott,
Wird dir's wenden zum Vergehen.

Aus den „Frauenbildern." Leipz. 1853. II. S. 95 f.

119.

Kann man den Gedanken auch durch den klarſten, beſtimmteſten, unzweideutigſten Ausdruck vor Mißverſtändniſſen, ſelbſt rohen, bewahren? Sincerum est nisi vas, quodcunque infundis, acescit. L. **Feuerbach**.

120.

Sei dein Gedanke noch ſo wahr
Und deine Rede noch ſo klar —
Dem Teufel wird es ſtets gelingen,
Den Mißverſtand hineinzubringen.

121.

Eckermann erzählt, wie ihm Göthe zwei Gedichte gezeigt, die ihrer Tendenz nach beide in **hohem Grade**

ſittlich geweſen und die der Dichter dennoch geheim hielt und nicht zu veröffentlichen gedachte, weil ſie dem Volk gleichwohl als unſittlich erſcheinen würden. Er habe dabei folgende Bemerkungen gemacht.

„Könnten Geiſt und höhere Bildung ein Gemeingut werden, ſo hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr ſein und brauchte ſich nicht zu ſcheuen, das Beſte zu ſagen. So muß er ſich immer in einem gewiſſen Niveau halten und ſich in Acht nehmen, daß er durch eine zu große Offenheit kein Aergerniß gebe. Und dann iſt die Zeit ein wunderlich Ding. Sie iſt ein Tyrann, der ſeine Launen hat, und der zu dem, was einer ſagt und thut, in jedem Jahrhundert ein anderes Geſicht macht. Was den alten Griechen zu ſagen erlaubt war, das will uns zu ſagen nicht mehr anſtehen, und was Shakeſpeare's kräftigen Mitmenſchen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen u. ſ. w.

Geſpräche mit Göthe I. S. 115 f.

122.

Das geniale Weſen des Geiſtes paßt nun einmal durchaus nicht in die Welt. Sich ſelbſt fühlend, glücklich und zufrieden iſt der Menſch nur, ſo lange er nicht an ſeine Schranken erinnert wird; und eben dieſe ſind es, die er an ſeinem Gegenſatze, der Genialität des Geiſtes, zu Geſichte bekommt.

L. Feuerbach. „Abälard u. Heloiſe." Ansbach 1834. S. 67.

Und dennoch hat Feuerbach den Menſchen, dieſe nach ſeiner eigenen Erklärung ſo gemeine Creatur, zum Principe gemacht!

123.

Die ächten Schriftſteller ſind die Gewiſſensbiſſe der Menſchheit. .... Armſelige Menſchheit, wenn du kein gutes Gewiſſen mehr haſt, wenn du die Vorwürfe, die dir dein Gewiſſen durch dieſe Schriftſteller macht, als bloße Subtilitäten und Superlative, als Uebertreibungen eines kränklichen, überſpannten Gemüthes betrachteſt, um die Stimme des Gewiſſens zu betäuben!

L. Feuerbach, Abälard u. Heloiſe. S. 10.

124.

Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menſchen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun iſt, nie ſo kennen gelernt, wenn ich mich nicht durch meine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen an ihnen verſucht hätte. Da aber ſah ich, daß den Meiſten die Wiſſenſchaft nur Etwas iſt, inſofern ſie davon leben, und daß ſie ſogar den Irrthum vergöttern, wenn ihre Exiſtenz darauf beruht. Und in der ſchönen Literatur iſt es nicht beſſer. Auch da ſind große Zwecke und ächter Sinn für das Wahre und Tüchtige und deſſen Verbreitung ſehr ſeltene Erſcheinungen. Einer hegt und trägt den Andern, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird; das wahrhaft Große iſt ihnen widerwärtig und ſie möchten es gerne aus der Welt ſchaffen, damit ſie ſelbſt nur Etwas zu bedeuten hätten. So iſt die Maſſe, und einzelne Hervorragende ſind nicht viel beſſer.

Göthe.

125.

Ich ſah des Ruhmes heilige Kränze
Auf der gemeinen Stirn' entweiht.

Schiller.

126.

„Wo ſich bei einem Geſchichtſchreiber in ſolchem Grade Unwiſſenheit mit Partellichkeit paart, da gibt es einen übeln Klang. Hätten dieſe Menſchen noch einiges Ehrgefühl, wäre es denkbar, daß noch ein Anflug von Schaam ihre Stirne berührte, ſo könnte ſich Ranke in honetter Geſellſchaft nicht mehr ſehen laſſen. Ich aber glaube nicht daran. Ranke würde auch als Knownothing, Plagiarius und Falſarius hoffähig ſein, und die Clique der Eidgenoſſen 1) wird nicht aufhören, ihn zu den Sternen zu erheben."

Es iſt dies der Schluß eines neulich erſchienenen Aufſatzes über Profeſſor Ranke; ſ. „Deutſchland" vom 7. Sept. 1860 und vergleiche, was der proteſtantiſche Profeſſor **Bergenroth** in Nr. 4. der Leipziger „Grenzboten" über **Ranke's** engliſche Geſchichte geſchrieben und nachgewieſen hat. Die hiſtoriſche Commiſſion zu München hat einem Werke, das, der Beweisführung des gelehrten **Bergenroth** zu Folge, eines der leichtfertigſten, fehlerhafteſten und unwahrſten iſt, die es gibt, den Preis zuerkannt!

---

1) Es hieß vorher: „Es beſteht bekanntlich eine Eidgenoſſenſchaft von Hiſtorikern, die überall von dem Grundſatze ausgehen, der Katholicismus ſei eine reine Dummheit" u. ſ. w.

127.

Die Welt, ſie iſt ein Meer;
Da birgt ſo tief und ſtille
Die Perle ſich, die edle;
Hoch oben auf mit Trotz
In heller Sonne Prangen,
Schwimmt der gemeine Klotz.

Orientaliſcher Spruch.

128.

Eine kleine Stadt war und wenig Menſchen darin. Und wider ſie kam ein großer König und ſchloß ſie ein und bauete große Thürme wider ſie. Und es fand ſich darin ein armer, weiſer Mann, der rettete die Stadt durch ſeine Klugheit; Niemand aber gedachte deſſelben. Da ſprach ich: Beſſer iſt Weisheit als Stärke, und doch achtet man die Weisheit des Armen nicht. Prediger 9, 14 ff.

129.

Auf einer großen Brücke, über welche unaufhörlich eine Maſſe Menſchen gingen, begegneten ſich einſt zwei Aerzte, von welchen der eine ein ernſtgeſinnter, gewiſſenhafter und kenntnißreicher Mann, der andere hingegen ein leichtfertiger und unwiſſender Menſch war, der mit ſeinem Berufe nur ein frivoles Spiel trieb, gleichwohl aber in weit größerem Anſehen und Rufe, als der andere, ſtand. Beide kannten einander von Jugend auf und ſprachen ohne Rückhalt mit einander; denn hier war es mit dem Nimbus des Myſtificators zu Ende. Wie ſie nun ſo zuſammenſtanden, ſprach jener Tüchtigere zu dem Charlatan: „Sage mir doch, wie du es machſt, daß du einen ſo großen Namen und eine ſo ungeheuere Praxis haſt, während ich mit all meinem Ernſt und Wiſſen ſo wenig geachtet bin und eine ſo äußerſt geringe Anzahl von Patienten habe?" — „Beantworte mir erſt," entgegnete Jener, „ein Paar andere Fragen! Wie viel Menſchen meinſt du wohl, daß täglich über dieſe Brücke gehen?" — „Die Zahl derſelben ſoll ſich auf ohngefähr zwanzigtauſend belaufen." — „Und wieviel glaubſt du, daß ſich unter dieſen zwanzigtauſend Menſchen Leute von Urtheil und Einſicht befinden?" — „Wenig genug; zwanzig vielleicht." — „Nun gut, ſo iſt das Räthſel gelöſt. Dieſe Zwanzig gehören dir; die übrigen fallen mir anheim."

130.

Die Siege geben dem Kriege den Ausſchlag; ſie ſind aber ſehr zweideutige Beweiſe der gerechten Sache, oder vielmehr, ſie ſind gar keine.

Die gelehrten Streitigkeiten ſind eben ſo wohl eine Art von Kriegen, als die kleinen Zuzus eine Art von Hunden ſind. Was liegt daran, ob man über ein Reich oder über eine Meinung ſtreitet? Ob der Streit Blut oder Dinte koſtet? Genug, man ſtreitet.

Und ſo wird auch hier der, welcher Recht behält, und der, welcher Recht behalten ſollte, nur ſelten einerlei Perſon ſein.

Tauſend kleine Umſtände können den Sieg bald auf dieſe, bald auf jene Seite lenken. Wie viele würden aus der Liſte der Helden auszuſtreichen ſein, wenn die Wirkung ſo kleiner Umſtände, das Glück nämlich, ſeinen Antheil von den bewunderten Thaten derſelben zurücknehmen wollte!

Laßt den und jenen großen Gelehrten in einem anderen Jahrhunderte geboren werden; nehmt ihm die und jene Hülfsmittel, ſich zu zeigen; gebt ihm andere Gegner; ſetzt ihn in ein anderes Land — und ich zweifle, ob er derjenige bleiben wird, für den man ihn jetzt hält. Bleibt er es nicht, ſo hat ihn das Glück groß gemacht.

Leſſing in ſeinen Gedanken über die Herrnhuter.

131.

So groß, ſo tief iſt Alles an dir, ſo wundervoll-
Erhaben, über alles Enge, Kleinliche,
Alltägliche, das Andere gefangen hält,
Herz, ſo wie Geiſt, Gedanke, ſo wie That; du biſt
Zur Herrſcherin und Meiſterin und Lenkerin
Geſchaffen und beſtellet uns — und Nichts davon
Merkt um dich her die ſämmtliche Philiſterſchaar.
Gefärbte Steine dünken ihr der Ehre werth,
Das nicht zu ſchätzend diamantene Kronjuwel,
Zum Spielgeräthe wähnt ſie es für Kinder gut,
Der eigenen Stufe nicht bewußt, der kindiſchen.

132.

Zermalmt der Stein ein goldenes Gefäß —
Dem Golde bleibt ſein Rang und Werth, der hohe;
Der Stein jedoch, er bleibt der Stein, der rohe.

Orientaliſcher Spruch.

133.

Stolzire, Langohr, goldgezäumt,
Beim Pöbel einen hohen Ruhm erwerbend!
Der Löwe, der verderbend
Im Staube liegt, verachtet dich noch ſterbend.

Orientaliſcher Spruch.

134.

Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?

Göthe.

135.

Ein Kerl, den alle Menſchen haſſen,
Der muß was ſein.

Göthe.

136.

Tief und ernſtlich denkende Menſchen haben gegen das Publikum einen ſchweren Stand. Göthe.

137.

Der, welcher die Wahrheit ſucht, iſt der Schwächſte unter den Schwachen, weil er beinahe allein iſt.

George Sand.

138.

Glaubt man etwa, daß unter all dem Streben und Getümmel um materieller und ſelbſtſüchtiger Zwecke willen, ſo nebenher auch die Wahrheit, auf die es dabei gar nicht abgeſehen, zu Tage kommen werde? Die Wahrheit iſt keine Dirne, die ſich denen an den Hals wirft, die ihrer nicht begehren; ſie iſt eine ſo ſpröde Schöne, daß ſelbſt derjenige, der ihr Alles opfert, ihrer Gunſt noch nicht verſichert iſt.

Schopenhauer.

139.

Die unglaublich große Mehrzahl der Menſchen iſt ihrer Natur nach durchaus keiner anderen, als materieller Zwecke fähig, ja kann andere gar nicht begreifen. Demnach iſt das Streben nach Wahrheit allein ein viel zu hohes und excentriſches, als daß zu erwarten wäre, daß Alle, daß Viele, ja daß *nur Einige aufrichtig daran Theil nehmen ſollten.*

Schopenhauer.

140.

Wahrheit will Alles nackt ſeh'n;
Drum muß ſie ſelber nackt geh'n.

Aus einer Spruchſammlung der „Polydora."

141.

Frau Wahrheit iſt ein armes Weib,
Lumpen bedecken ihren Leib;
Dagegen der Herr von Fuchsſchwanz,
Der geht in eitel Goldglanz.

Deßgleichen.

142.

Viel kann der Weiſe Weiſes ſagen,
Nicht viel jedoch die Welt vertragen.

Deßgleichen.

143.

Vernunft iſt hoch, Verſtand iſt ſtreng;
Wir raſſeln drein mit Schellen.

Göthe.

144.

Gewaltſam ſchüttle Helios die Lockenglut,
Doch Menſchenpfade zu erhellen ſind ſie nicht.

Göthe.

Wie ſchrecklich!

145.

O Welt, vor deinem häßlichen Schlund
Wird guter Wille ſelbſt zu nichte;
Fällt Licht auf einen dunklen Grund,
So ſieht man Nichts mehr von dem Lichte.

Göthe.

146.

Welche prunkende Lügen haben Glück gemacht und werden es noch machen! Napoleon.

147.

Man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie erſetzt und wo geringe Leute bedeutend erſcheinen, indem ſie als Organ einer Partei auftreten. So findet man auch im Leben eine Maſſe von Perſonen, die nicht Charakter genug haben, um allein zu ſtehen; dieſe werfen ſich nun gleichfalls in eine Partei, wodurch ſie ſich geſtärkt fühlen und nun eine Figur machen.

Göthe bei Eckermann.

148.

Meine Schriften können nicht populär werden; ſie ſind nicht für die Maſſe geſchrieben, ſondern für einzelne Menſchen, die etwas Aehnliches wollen und ſuchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen ſind.

Göthe bei Eckermann.

149.

Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben ſind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer ſchweige. Dies würde nun in der That ein ſehr ſchlechter Spaß ſein, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die Anderen denken; aber ſie nicht, wie ich. Göthe.

150.

Ich bin allein
Und bin doch auch zu Zwei'n;
Ich bin zu Zwanzig, bin zu Hundert.
So mancher hohe Geiſt, ſo mancher edle Held
Vergangener Tage ſtellt
Sich bei mir ein.
Doch mitten in der Welt
Da ſeh ich oft verwundert
Mich ganz vereinſamt und allein.

151.

— — — — — — — Euer Verſtand, den ihr den geſunden Menſchenverſtand nennt, weil er euch, verſchonend mit der anſtrengenden Sorge und Arbeit des Denkens, noch nie die Suppe verdarb, der aber in der That ein eben ſo gemeiner Patron, wie ihr, nichts weiter, als euer Trink- und Schmollisbruder, und, obgleich von euch als euer oberſter Gebieter verehrt, doch nur euer „Fürſt von Thoren" iſt.

L. Feuerbach. „Abälard und Heloiſe" 1834.

152.

Es begegnet mir nichts oder wenig in der Menſchenwelt, was einfach genug iſt, was ganz reiner Lebenstrieb iſt, was mich rührt, wie der Grashalm, die friſchen Spitzen der Saat, ein Vogelneſt mit Treue gebaut, das Blau des Himmels — das Alles ergreift mich, als ob es menſchlich wäre, und inniger, als das Menſchliche. **Bettina.**

153.

Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunſtreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit; deine verdienſtloſe Trefflichkeit trägt meinen forſchenden Geiſt hinauf zu dem höchſten Verſtande; aus deinem ruhigen Spiegel ſtrahlt mir ſein göttliches Bild. Der Menſch wühlt mir Wolken in den ſilberklaren Strom; wo der Menſch wandelt, verſchwindet mir der Schöpfer. **Schiller.**

154.

Des Menſchen Bosheit unternimmt ſtets das, was er nicht ſoll, und ſeine Verwegenheit ſtets das, was er nicht kann. Er, der Menſch, ſollte ſich Schranken ſetzen laſſen?

Leſſing in ſeinen Gedanken über die Herrnhuter.

155.

— — — — — — Vermeſſene Willkühr
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden geſtört;
Das entweihte Gefühl iſt nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verſtummt in der entadelten Bruſt.

Schiller.

156.

Menſch! Herrliche, hohe Erſcheinung! Schönſter von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet gingeſt du aus ſeinen Händen hervor! Welche Wohllaute ſchliefen in deiner Bruſt, ehe deine Leidenſchaft das goldene Spiel zerſtörte!

Alles um dich und über dir ſucht und findet das ſchöne Maß der Vollendung — du allein ſtehſt unreif und mißgeſtaltet in dem untadeligen Plan. Von keinem Auge ausgeſpäht, von keinem Verſtande bewundert, ringt in der ſchweigenden Muſchel die Perle, ringt der Kryſtal in den Tiefen der Berge nach der ſchönſten Geſtalt, ringt, wohin nur dein Auge blickt, der einſtimmige Fleiß aller Weſen, das Geheimniß der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und wo ſie geſäet hat, findet ſie eine Erndte. Du allein, ihr liebſter, ihr beſchenkteſter Sohn, bleibſt aus; nur was ſie dir gab, findet ſie nicht wieder, erkennt ſie in ſeiner entſtellten Schönheit nicht mehr.

Dich zu beglücken, iſt der Kranz, um den alle Weſen buhlen, wonach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde ſtrebt dieſem gütigen Willen entgegen; gewaltſam verkehrſt du die wohlthätigen Zwecke der Natur. Fülle des Lebens hat die Freundliche um dich her bereitet und Tod nöthigeſt du ihr ab. Dein Haß ſchärfte das friedliche Eiſen zum Schwerte; mit Verbrechen und Fluch belaſtet deine Habſucht das ſchuldloſe Gold; an deiner unmäßigen Lippe wird das Leben des Weinſtocks zum Gift.

Schiller.

157.

Der Menſch hat ſich gegen Gottes ſchöne Ordnung aufgelehnt und muß die Bitterkeit ſeines Kelches bis auf die Hefe trinken. German Mäurer.

158.

— — — — Weh, es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,
Ohne Göttliches unſer Geſchlecht. An's eigene Treiben
Sind ſie geſchmiedet allein und ſich in toſender Werkſtatt
Höret ein jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm raſtlos, doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen.

Hölderlin.

159.

Menſchen, Widerſpruch im großen Ringe,
Räthſel in der Kette dieſer Welt
— — — — — — — — — — — —

Seume.

160.

Der Menſch, der Schöpfung
Krone und Schande.

C. Heuſer.

161.

Diogenes zündete bekanntlich eine Laterne an, um, wie er ſagte, einen Menſchen zu finden; ſo gab er auch einmal auf die Frage: „ob ſich viele Menſchen badeten?" die Antwort: „Nein, nur viel Volk." Hier bildete ſich alſo bereits ein ſehr hoher Begriff von Menſch und Menſchheit, aber im Gegenſatz zu dem wirklich vorhandenen Menſchengeſchlecht. Diogenes ſucht nach einem ſeiner Gattungsidee entſprechenden realen Exemplar und findet es nicht; es iſt wenigſtens da nicht zu finden, wo er herumleuchtet: unter der Menge. Man nennt dieſe Geſchöpfe wohl Menſchen, aber er läugnet, daß ſie mit Recht ſo zu nennen ſeien; die wirkliche Menſchheit iſt ſo als eine unwahre beſtimmt, die wahre, d. h. jener idealiſtiſchen, über die Wirklichkeit hinausgehenden Vorſtellung entſprechende, fehlt, oder zeigt ihre Spur nur in einzelnen, iſolirten Individualitäten und Charakteren, die als Ausnahmen erſcheinen, und mit dem Allgemeinen und Ganzen einen contraſtirenden Gegenſatz bilden.

162.

Thiere derſelben Gattung morden einander nicht; nur der Menſch mordet den Menſchen, und dieſes Thun wird ihm zur Luſt.

B. Auerbach. Tagebuch aus Wien. Breslau 1849. S. 126.

163.

Genug beſitzen, hieße darben; Alles
Bedürfte man; unendlicher Verſchwendung
Sind ungemeſſene Güter wünſchenswerth.

Göthe.

164.

Crescit amor nummi, quantum ipsa pecunia crescit.

Juvenal.

165.

Es friſſet kein Thier der Erde, wenigſtens im freien, natürlichen Zuſtande, bloß dem Kitzel des Gaumens zu Gefallen, und mehr, als das Bedürfniß der Natur erfordert; und auch die reichlichſt genoſſene Nahrung wird bei dem Thiere etwa nur eine bald vorübergehende Schwerfälligkeit und Hemmung der Glieder zu dem gewohnten Flug oder Lauf, nicht aber ein ſelbſtvorausgeſehenes, mit Bewußtſein bewirktes Erkranken herbeiführen. Es wird kein Thier der Erde durch Unmäßigkeit im Genuß der Speiſe ſich den Tod bereiten oder beſchleunigen; vielmehr iſt bei ihnen allen der Grund des Todes der Hunger oder das Aufhören der inneren Zertheilung der Speiſe. Das Bild des Berauſchten, der mit grinſendem Lachen in ſeinen eigenen Eingeweiden wüthet und in dem eigenen Unflathe ſich wälzet, ſuchen wir vergebens, auch nur im ſchwächſten Abbild, in der uns umgebenden Thierwelt auf. Und wie ſollte die wohlthätige Fangheuſchrecke, wenn ſie, auf den vier Füßen des Rumpfes einhergehend, mit emporgehobenen, ſägenartig geſchärften Vorderfüßen emſig nach dem ſchädlichen Gewürm ſuchet und die Zerſtörer der Saaten tödtet, ein Bild jener tückiſchen Verſtellung, jener giftigen Heuchelei ſein, in welcher zuweilen der Menſch den Tod in ſeinem Inneren mit dem lieblichen Scheine des Lebens, das Aergſte und Niedrigſte mit dem Truggewande des Höchſten und Heiligſten bedecket. Ein ſo furchtbar verzerrtes Menſchenweſen findet auf dem ganzen Boden der Erde, findet in der Luft und in dem Gewäſſer kein ſichtbares Weſen, das ihm gleiche, findet da nirgend auch nur die Spur eines

Ebenbildes ſeiner eigenen, inneren Geſtaltung. So iſt auch das Spiel, welches, wie in dämoniſcher Begeiſterung, die Helden der Revolution unſeres Nachbarlandes mit der Todesangſt und den Todesqualen ihrer menſchlichen Schlachtopfer getrieben, es iſt die Luſt an der Pein der Brüder etwas ganz Anderes, als das Spiel der Katze oder des jungen Tigers mit dem lebendig erbeuteten Thier; und wir kennen kein lebendiges Weſen, welches Gefallen an dem muthwilligen und für es ſelber nutzloſen Zerſtören der Werke eines fremden Fleißes und fremder Kunſt fände, wie der Menſch. Denn der Haſe benagt den neugepflanzten Baum aus Hunger; die Larve des Immenkäfers führet durch die künſtlichen Zellen des Bienenſtockes der Weg zu ihrer Speiſe. Der Baumſchänder aber verdirbt die zarte, junge Pflanzung einer fremden, fleißigen Hand, weil er das ſtille Leben, das im Gewächſe ſich kund gibt, aus innerer Verderbtheit haſſet; und der ihm ähnliche Mordbrenner läſſet den Haß gegen das ſtille, hehre Wirken und Schaffen der Menſchenkunſt und des Menſchenglückes durch das Entzünden und Zertrümmern der Gebäude und Städte aus.

Schubert. Geſchichte der Seele. 1830. S. 700 f.

166.

Wenn in der Steppe Tiger und Crocodile mit Pferden und Rindern kämpfen, ſo ſehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildniſſen der Guyana ewig den Menſchen gegen den Menſchen gerüſtet. Mit unnatürlicher

Begier trinken hier einzelne Völkerſtämme das ausgeſogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, ſcheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumennagel[1]. Die ſchwächeren Horden, wenn ſie das ſandige Ufer betreten, vertilgen ſorgſam mit den Händen die Spur ihrer ſchüchternen Tritte.

So bereitet der Menſch auf der unterſten Stufe thieriſcher Rohheit, wie im Scheinglanze ſeiner höheren Bildung ſich ſtets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geſchichtsforſcher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, troſtloſe Bild des entzweiten Geſchlechts.

Alexander v. Humboldt. Anſichten der Natur. Dritte Ausgabe. I. S. 37 f. mit der Note S. 247.

167.

Wir leiden und machen Andere leiden, das ſcheint unſer allgemeines Loos zu ſein. Von Hiob an bis auf uns haben eine Menge Menſchen ihre Exiſtenz verwünſcht.

Voltaire.

168.

Was iſt das, daß der Menſch ſo ſehr nach Ruhe trachtet und ſie dann doch nicht leiden kann? Daß das Ziel keins mehr für ihn iſt, ſobald er es erreicht hat, und daß er immer ein neues haben muß? — Ach, unſer Weſen hat keinen Frieden, und Brand und Glut in und über Alles iſt deſſen erſte Urkraft.

---

[1] Die Otomaken vergiften oft den Nagel am Daumen mit Curare. Bloßes Eindrücken dieſes Nagels wird tödtlich, wenn der Curare ſich dem Blute beimiſcht.

Aus „Ardinghello“ von Heinſe.

169.

Das Leben, dieſe ſchöne Hölle,
So himmliſch ſüß und doch ſo traurig,
Die uns verſchlingt, wie eine Welle,
Und dann uns ausſpeit kalt und ſchaurig.

Alfred Meißner.

170.

.... Die Zerriſſenheit der Denkweiſe unſerer Zeit. Was wir geſtern bewundert, haſſen wir heute, und morgen vielleicht verſpotten wir es mit Gleichgültigkeit.

H. Heine.

171.

Der Menſch dieſer Welt wälzt bergan ſeinen Stein und füllt das durchlöcherte Faß, umarmt ſtatt einer Göttin die Wolke, und unerſättliche Wißbegier nagt, wie ein Geier, ſein Innerſtes. J. v. Müller.

172.

Jung und harmlos iſt die Natur, der Menſch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend.

Platen.

173.

Tief durch den Wald
Geſang erſchallt,
Die leichten Vöglein ſcherzen;

Der Menſch allein,
Der trägt die Pein,
Recht tief im kranken Herzen.

Leicht hüpft der Bach
Den Blumen nach,
Ihm iſt ſo kühl und helle.
Durch's Menſchenherz
Da ſchleicht mit Schmerz
Des heißen Blutes Welle.

Kerner.

174.

Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Schiller.

175.

Der natürliche Zuſtand des Menſchen iſt ſo verweht und verwirrt, daß die, welche naturgemäß ſind, Ausnahmen machen und Genie's ſein müſſen. Rahel.

176.

Der Hund, der keinen Witz hat, nur Inſtinkt,
Und heiter in jedem Geſchick das Rechte thut. —
Ach hätte doch der Menſch nur ſo viel Witz,
Den eigenen Inſtinkt nicht zu verläugnen!

Bettina.

177.

Die Menſchen ſehen nicht leicht ſo einfach groß und ungeſtört in ihrer Art, wie oft die Thiere in der ihrigen, aus.

Bettina.

178.

Warum ſchielen die Thiere nicht? — Das iſt auch ein Vorzug der menſchlichen Natur. Lichtenberg.

179.

Die Menſchen und was ſie wollen und thün, erſchienen mir, wenn ich mich deren erinnerte, wie aſchgraue Figuren ohne Bewegung; aber in der heiligen Einſamkeit um mich her war Alles Licht und Farbe, und ein friſcher Hauch von Leben und Liebe wehte mich an und rauſchte und regte ſich in allen Zweigen des üppigen Haines.

Fr. Schlegel.

180.

Das Bewußtſein iſt ein Spiegel, in welchem der Menſch das Gegentheil von dem erblickt, was er in Wahrheit iſt, will und denkt, in welchem er alle Ausſprüche ſeiner Natur im entgegengeſetzten Sinne auslegt, ſelbſt die bitterſten Wahrheiten, die ſie ihm ſagt, für Schmeicheleien nimmt. Wäre das Bewußtſein, die Vorſtellung, die Einbildung das Maß des Weſens, wie viele Heuchler wären dann Gläubige, wie viele Ungebildete Gebildete, wie viele Schurken Heilige, wie viele Tropfen Helden, wie viele Eitelkeiten Nothwendigkeiten, wie viele Niedrigkeiten Hoheiten, wie viele Kleinigkeiten Wichtigkeiten, wie viele Obſcuritäten Celebritäten, wie viele Pedanten Genie's, wie viele Träumer Denker! Jeder hält ſich im Bewußtſein für das, was er in Wahrheit nicht iſt; und gerade auf das, was er am wenigſten iſt, bildet er ſich das Meiſte ein. Wie viele vergeſſen über einem eingebildeten Talente ihre wirklichen!

Ein Glückskind iſt der Menſch, bei welchem Bewußtſein und Sein, Weſen, Natur zuſammenſtimmen; aber es gibt Keinen, bei dem Bewußtſein und Weſen vollkommen ſich decken, Keinen, der nicht wenigſtens Etwas zu ſein ſich einbildete, was er nicht iſt, oder auch umgekehrt Etwas nicht zu ſein, was er in Wahrheit iſt.

L. Feuerbach. Werke III. Leipz. 1847. S. 272 f.

181.

Woher mag wohl die entſetzliche Abneigung des Menſchen rühren, ſich zu zeigen, wie er iſt? — In der Körperwelt iſt Alles wechſelſeitig das, was es ſich ſein kann, und zugleich ſehr aufrichtig. Nach unſeren Begriffen ſind die Dinge gegen einander alles Mögliche, was ſie ſein können, und der Menſch iſt es nicht. *Er ſcheint mehr das zu ſein, was er nicht ſein ſollte.* Die Kunſt, ſich zu verbergen, oder der Widerwille, ſich moraliſch nackend ſehen zu laſſen, geht bis zum Erſtaunen weit.

Lichtenberg.

182.

Fragt man, ob die Menſchengattung als eine gute oder ſchlimme Race anzuſehen, ſo muß ich geſtehen, daß damit nicht viel zu prahlen ſei. Kant.

183.

— — — — — — Der Hang des Menſchen, Alles zu haſſen, was nicht er ſelber iſt. Napoleon.

184.

Der Menſch hat keinen Freund; ſein Glück hat deren.

Napoleon.

185.

In Haß und Neid wohnt alle Welt beiſammen,
In Haß und Neid bei täglichem Verkehre.

Alfred Meißner.

186.

Alexander, durch die Welt
Ziehend als Eroberer,
Kam in eine weit entfernte
Einſam abgelegene
Region und fand daſelbſt
Ein Geſchlecht, in deſſen Mitte
Von dem Hader, von dem Haſſe,
Der bei andern Erdbewohnern
So gewöhnlich, keine Spur;
Denn es herrſchte Güte nur,
Edelmuth und fromme Sitte.
Dennoch höret' er auch hier
Einen Rechtsſtreit; denn herbei
Zu dem Herrn der Nation
Kamen Zweie, welche klagten.
„Eine Strecke Landes," alſo
Sprach der Eine, „kaufet' ich
Von dem Manne hier; ich zog
Tiefe Furchen auf dem Platz;
Siehe da, in ſchwarzer Erde
Blinkte Gold; es war ein Schatz.
Ungeſäumt berichtet' ich
Es dem Manne, hoch erfreut,
Ihm ſo gute Poſt zu bringen.
Da verweigert' er zu nehmen,

Was ja doch ganz offenbar
Ihm gehört. Denn ich erſtand
Nur die Erde, nicht den Hort,
Der darin verborgen war."
Darauf der Andre: „Ganz und gar
Iſt im Irrthum dieſer Gute.
Ihm verkauft hab' ich das Land
All mit dem, was drin verhohlen.
Er behalte, was er fand;
Nähm' ich es, ſo wär's geſtohlen."

So vor ihrem Herrn und Richter
Dieſe Beiden. Nicht ſofort
Wagte ſelbiger das Urtheil
In ſo eignem Fall zu ſprechen;
Er bedachte ſich darüber
Einige Zeit, dann richtet' er
An den Einen dieſes Wort:
„Du erfreuſt dich, wenn mir recht iſt,
Eines Sohnes." — „Ja, ſo iſt es,"
War die Antwort. „Dir vielleicht,"
Sprach der König zu dem Andern,
„Blühet eine Tochter." — „Ja,
Eine, die des Mannes harrt,
Welcher ſie zur Gattin wähle." —
„Nun ſo wär' es wohl am beſten,
Wenn die Beiden ſich vermählten,
Und der aufgefundne Schatz
Angeſeh'n als Mitgift würde."
So der Herrſcher; ſie, die Männer,
Prieſen ihres Fürſten Weisheit

Und entfernten ſich, bereit,
Durch die Hochzeit ihrer Kinder
In erwünſchter Heiterkeit
Zu beſchließen ihren Streit.

Mit Erſtaunen füllete
Dieſer Vorgang Alexandern.
„Scheint," begann der fremde Fürſt,
„Dir mein Ausſpruch ungerecht?" —
„Nein, er iſt vortrefflich," ſprach
Alexander, „doch ganz eigner,
Ungewohnter Art, ſo wie es
Dieſer ganze Handel iſt." —
„Sage mir, wie würde man,
Wenn er ſich bei euch begäbe,
Einen ſolchen Fall entſcheiden?" —
„Solche Fälle kommen nie
Bei uns vor; ſie ſind zu edel.
Es ereignen ſich dafür
Immer nur die umgekehrten;
Keiner gönnt und läßt dem Andern
Willig einen Vortheil, ſucht
Immer nur den eignen Nutzen,
Iſt allein darauf bedacht,
Feſtzuhalten, was er hat,
Und ſich mehr noch anzueignen.
Wenn bei uns ob eines Fundes
Jener Art ein Zweifel wäre,
Sich darob ein Streit erhöbe,
Jeder würde von den Zweien,
Die dabei betheiligt wären,

Ihn für ſich in Anſpruch nehmen,
Keiner aber ihn bekommen;
Von dem Herrſcher in dem Land
Würd' er in Beſchlag genommen.
Dies — ich kann es nicht verſchweigen —
Iſt bei uns der Sache Stand."

Lange ſchwieg hierauf der Andre,
Stumm gemacht durch das Erſtaunen,
Das nun ihn ergriffen hatte.
„Sage mir," ſo ſprach er endlich,
„Scheint in eurem Land die Sonne?" —
„Allerdings," ſprach Alexander. —
„Und wie iſt es mit dem Regen,
Fällt auch dieſer?" — „Es bethaut
Unſere Gau'n auch dieſer Segen
Der Natur." — „Das wundert mich.
Doch vermuthlich finden ſich
Thiere dorten, die von Graſe
Leben und von grünem Kraut?" —
„Voll davon ſind die Gefilde." —
„Nun, ſo iſt wohl das der Grund,
Daß auch dort des Himmels Milde
Licht und Wärme niederſendet;
Daß auch jene Regionen
Die gelinde Feuchte netzet,
Welche die Gewächſe nährt.
Dem Gethier iſt es beſcheert;
Denn die Menſchen, die da wohnen
In dem Lande, ſind's nicht werth."

Dieſe aus jüdiſcher Quelle geſchöpfte Dichtung ſtellt ein moraliſches und ſociales Menſchheitsideal auf, um den dagegen contraſtirenden wirklichen Zuſtand der Dinge in der Menſchenwelt in ein um ſo auffallenderes und nachtheiligeres Licht zu ſetzen.

187.

Man kann ſich eines gewiſſen Unwillens nicht erwehren, wenn man das Thun und Laſſen der Menſchen auf der großen Weltbühne aufgeſtellt ſieht, und bei hin und wieder anſcheinender Weisheit im Einzelnen doch endlich Alles im Großen aus Thorheit, kindiſcher Eitelkeit, oft auch aus kindiſcher Bosheit und Zerſtörungsſucht zuſammengewebt findet; wobei man am Ende nicht weiß, was man ſich von unſerer auf ihre Vorzüge ſo eingebildeten Gattung für einen Begriff machen ſoll. Kant.

188.

Das Tollhaus iſt im Kleinen, was die Welt im Großen iſt.

Es iſt eine ſonderbare Empfindung, wenn man aus dem Gewühle einer großen Stadt auf einmal in ihr Tollhaus kommt. Man findet ſie hier noch einmal im Geſchmacke des Vaudeville vorgeſtellt, und irgendwo in dieſem Narrenſyſtem ein bequemes Genus für ſich ſelbſt. Reil.

189.

Aus der Narrheit der Menſchen in Bedlam müßte ſich mehr ſchließen laſſen, was der Menſch iſt, als man bisher gethan. Lichtenberg.

190.

Merke, wie Menſchen ſich plagen mit ſelber erkorenen Uebeln,
Leidige, welche das Aug' und das Ohr zuſchließen dem nahe
Liegenden Segen und Hülf' aus Unheil ſelten gewinnen.

Phokylides. Griechiſche Anthologie.

191.

Wunder, wie ſehr doch klagen die Sterblichen wider die Götter!
Uns entflamme das Böſe, ſo meinen ſie; aber ſie ſelber
Schaffen durch Unverſtand, auch gegen Geſchick, ſich ihr Elend.

Zeus bei Homer, Odyſſ. I. 32.

192.

— — — — Die Grau in Grau umherwandelnden Menſchengeſtalten mit den albernen, unverſtändigen und völlig werthloſen Herzen. Chriſtern.

193.

Die meiſten Geſellſchaften ſind jetzt ſo beſchaffen, daß ſie die darauf verwandte Zeit nicht lohnen. Sie ermatten, ſtatt Belehrung oder auch nur Erholung zu gewähren.

Fr. v. Raumer „Spreu.“ Leipzig 1848. S. 153.

194.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig;
Vergebens ſind wir brav, vergebens tüchtig;
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig.

Göthe.

195.

Die beſten unter den Menſchen ſind gerade diejenigen, die man am meiſten verdammt, weil ſie ſich nicht zu verſtellen wiſſen. Napoleon.

196.

Die Welt iſt eine Glocke, die einen Riß hat; ſie klappert, aber ſie klingt nicht. Göthe.

197.

Geſtern waren im Hauſe Brentano viele witzige Köpfe beiſammen; es wurden unter andern gymnaſtiſchen Geiſtesübungen auch Räthſel aufgegeben. Da waren ſehr geſchickte Einfälle und wie die Reihe an mich kam, da wußt' ich Nichts. Und wie ich in der Verlegenheit mich umſah und kein Geſicht ſah, das mir einen befreundeten, verſtändlichen Ausdruck hatte, da erfand ich dies Räthſel: Warum die Menſchen keine Geiſter ſehen? Keiner konnt' es rathen; ich ſagte: Weil ſie ſich vor Geſpenſtern fürchten. — Wer? Die Menſchen? — Nein, die Geiſter. Ja ſo grauſamlich kamen mir die Geſichter vor und ſo fremd und unverſtändlich, aus denen Nichts zu mir ſprach, wie aus deinen geliebten Zügen, vor denen ſich die Geiſter gewiß nicht fürchten. Bettina.

198.

Es gibt keinen Reim auf Menſch — der Menſch iſt eben ein ungereimtes Weſen. Kotzebue.

199.

Es geht uns allen mehr oder weniger herzlich ſchlecht; unſere Zuſtände ſind viel zu künſtlich und complicirt, unſere Nahrung und Lebensweiſe iſt ohne die rechte Natur und unſer geſelliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann iſt fein und höflich; aber Niemand hat den Muth, gemüthlich und wahr zu ſein, ſo daß ein redlicher Menſch mit natürlicher Neigung und Geſinnung einen recht böſen Stand hat. Man ſollte oft wünſchen, auf einer der Südſee-Inſeln als ſogenannter Wilder geboren zu ſein, um nur einmal das menſchliche Daſein ohne falſchen Beigeſchmack durchaus rein zu genießen.

Denkt man ſich bei deprimirter Stimmung recht tief in das Elend unſerer Zeit hinein, ſo kommt es Einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngſten Tage reif[1]. Und das Uebel häuft ſich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unſerer Väter zu leiden haben — wir überliefern auch dieſe geerbten Gebrechen, mit unſeren eigenen vermehrt, unſeren Nachkommen.

Göthe bei Eckermann.

Iſt das nicht ungefähr daſſelbe, was die Kirche „Erbſünde" nennt, wenn nicht noch mehr?

200.

Gehen Sie einmal in unſere großen Städte — — — halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geſchichten zuflüſtern, daß Sie über das Elend erſchrecken und über die Gebrechen erſtaunen, von denen die menſchliche Natur heimgeſucht iſt und an denen die Geſellſchaft leidet.

Göthe bei Eckermann.

---

1) „Zum jüngſten Tag fühl' ich das Volk gereift,
Da ich zum letzten Mal den Hexenberg erſteige,"
ſagt **Mephiſtopheles** im **Fauſt**.

201.

— — — — — — — — — — — Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes
In all den Tagen der verwünſchten Poſſe.
Du zählſt wie wenig, weniger als wenig,
Wo nicht die Seele nach dem Tod verlangt
Und doch zurück davor,
Wie vor dem winterlichen Strome ſchreckt!

Byron.

202.

So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien!

Göthe.

203.

Das Loos, das uns zu Theil wird, ſieht demjenigen ſelten ähnlich, was wir uns verſprochen haben; wir finden uns bei jedem Schritte, den wir thun, in unſeren Erwartungen getäuſcht. Kant.

204.

Ich ärgere mich recht, wenn der alte *** ſo dick thut mit ſeinen Erfahrungen. Es iſt ihm lieb, ſie gemacht zu haben. Ich begreife das nicht; denn reicher um eine Erfahrung heißt ärmer um eine Hoffnung ſein. Ich bin gar nicht froh, Erfahrungen gemacht zu haben.

Aus den Papieren eines Frauenzimmers.

205.

Wem unter uns wird nicht die Kindheit tauſendmal durch Muſik geweckt! Und ſie redet ihn an und fragt ihn: „Sind die Roſenknoſpen, die ich dir gab, denn noch nicht

aufgebrochen?" — O wohl ſind ſie's, aber weiße Roſen waren's.
Jean Paul.

206.

Ihr Schläfer ihr, von Erde zugedecket,
Von ewigen Wiegenliedern eingeſungen!
Habt ihr den Kelch des Lebens froh geſchwungen,
Der mir allein vielleicht wie Galle ſchmecket? —

Auch euch, befürcht' ich, hat die Welt bethöret;
Vereitelt wurden eure beſten Thaten
Und eure liebſte Hoffnungen zerſtöret.

Platen.

207.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt ſelbſt ermißt ſie kaum;
Doch auf ihrem ungemeßnen Rücken
Iſt für zehen Glückliche nicht Raum.

Schiller.

208.

Wo iſt das Herz, das keine Schmerzen ſpalten?
Und wer an's Weltenende flüchten würde,
Stets folgten ihm des Lebens Truggeſtalten.

Platen.

209.

Leonore.

Ich hoffe, dich, ſo ſchön du es verdienſt,
Glücklich zu ſehen.

Prinzeſſin.

Eleonore! Glücklich?
Wer iſt denn glücklich?

Aus „Torquato Taſſo" von Göthe.

210.

Das Leid, es iſt ein großer Ocean
Und eine kleine Perle drin das Glück.
Tauch' ich empor mit dieſer Koſtbarkeit,
Der ſeltenen, die ich ſo lang geſucht,
Die mir geworden endlich als der Preis
Solch eines unermüdlichen Beſtrebens,
Bricht ſie vielleicht in meiner Hand entzwei,
Und alle meine Mühe war vergebens.

Nach dem Magyariſchen.

211.

Was iſt der Ruhm, der dich
Mit ſeinem Glanz beſticht?
Er iſt — o ſuch' ihn nicht! —
Ein ſchöner Regenbogen
In trübem Elemente nur gezogen,
Ein Sonnenſtrahl, der ſich in Thränen bricht.

Ebenſo.

212.

A und O von dieſes Lebens Pſalter,
Trübe Jugend ſind's und trübes Alter.

Platen.

213.

Nicht gezeugt ſein, wäre das beſte Schickſal,
Oder doch früh ſterben in zarter Kindheit.

Platen nach Sophokles.

214.

Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingſt du voran — und haſt nicht viel verloren.

Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich Loos;
Der Tag, wie lieblich, und die Nacht, wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieſeswonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung
Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünſchenswerth ergänzt.

Göthe. „Trilogie der Leidenſchaft." „An **Werther**."

215.

„Ich brachte zur Erwähnung," erzählt **Eckermann**, „ob denn die große Wirkung, die der Werther bei ſeinem Erſcheinen gemacht, wirklich in der Zeit gelegen. Ich kann mich, ſagte ich, nicht zu dieſer allgemeinen Anſicht bekennen. Der Werther hat Epoche gemacht, weil er erſchien, nicht weil er in einer gewiſſen Zeit erſchien. Es liegt in jeder Zeit ſo viel unausgeſprochenes Leiden, ſo viel heimliche Unzufriedenheit und Lebensüberdruß, und in einzelnen Menſchen finden ſich ſo viel Mißverhältniſſe zur Welt, ſo viel Conflicte ihrer Natur mit bürgerlichen Einrichtungen vor, daß der Werther Epoche machen würde und wenn er erſt heut erſchiene."

Göthe beſtätigte dies und bemerkte unter Anderem Folgendes:

„Die vielbeſprochene Wertherzeit gehört, wenn man es recht betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltcultur an, ſondern dem Lebensgange jedes Einzelnen, der mit angeborenem, freiem Naturſinn ſich in die beſchränkenden Formen einer veralteten Welt finden und ſchicken lernen ſoll.

Gehindertes Glück, gehemmte Thätigkeit, unbefriedigte Wünſche, ſind nicht Gebrechen einer beſonderen Zeit, ſondern jedes einzelnen Menſchen; und es müßte ſchlimm ſein, wenn nicht jeder einmal in ſeinem Leben eine Epoche haben ſollte, wo ihm der Werther vorkäme, als wäre er bloß für ihn geſchrieben.“

216.

„Nicht was mich perſönlich betrifft, beugt mich ganz; wohl aber der Beweis, daß wir inmitten des Roheſten leben; daß wir vor den Wilden Nichts voraus haben, daß Bücher, gebildete Reden, wohlthätiger Sinn apart daliegen und in unſeren großen Verfaſſungen nicht mit inbegriffen ſtehen“ u. ſ. w. So Rahel in ihren Briefen II. S. 81. in Beziehung auf den Krieg. Und daß dieſer durch Religion und Bildung zur Unmöglichkeit werde, daran iſt gar nicht zu denken. Hätte die edle Frau die Schlächtereien des letzten franzöſiſch-öſterreichiſchen Krieges erlebt, was würde ſie geſagt haben!

217.

Auch der Glaube an den Fortſchritt der Menſchheit muß ſtark in der innerſten Seele ſein, ſo ſtark, daß er Berge verſetzen kann. Denn die Geſchichte ſelbſt ſcheint an ihm zu verzweifeln; ihre Blätter ſtehen voll kühner Skepſis, und die Gegenwart bietet keinen Troſt und keinen Halt.

Luiſe Aſton.

218.

Wo iſt die Anſicht, die das Geſchlecht, oder wenn wir von dem reden, was uns näher liegt, die Nation, als eine herrſchende, ſo durchdränge, daß die Abweichungen, wenn auch hemmend, verneinend, doch nicht durchaus zerſtörend wirken könnten? Wer darf hervortreten und ſagen, ich habe gefunden, was die Beſſeren — von dieſen iſt hier die Rede — vereinigen wird? Gibt es einen, auch den Herrlichſten, das mehr bildete, als eine Partei?

Steffens. Carricaturen des Heiligſten. I. S. 9.

219.

Das Schöne will hervor, das Gute, das Reine, das Freie, das Glück, das Unverletzte, Heiligkeit — Alles iſt geſtört, Chaos lebt noch. So ſehe ich endlich im Alter unſeren Zuſtand in intellectueller, naturhiſtoriſcher, ethiſcher, politiſcher Hinſicht an. Wer ganz feinſinnig, tief, intelligent iſt, ein ſtarkes und gutes Herz hat, findet kein Ganzes in irgend einer Combination von Umſtänden, zu einem Zuſtand geſtaltet, der ſeinen gerechten Forderungen genügte und nicht ſogar quälte. Mir wenigſtens war dies nicht beſchieden; man iſt nicht einſamer, als ich in allen Stücken bin.

Rahel in einem 1831 geſchriebenen Brief. Die geiſtvolle Frau ſtarb 1833, noch nicht zweiundſechzig Jahre alt.

220.

Beſäße Wahrheit und Vernunft in Rede und Schrift noch ihren heilſamen Einfluß, hätte es die badiſche Convention mit ehrlichen Gegnern zu thun, dann wäre ſie unzweifelhaft gerettet. Aber es ſteht ganz anders. Haß, Lüge, Vorurtheil ſind nicht eine unwillkührliche Schwäche dieſer Leute, ſondern ſie ſind ihre ſelbſtbewußte Stärke, die heiligen Sacramente ihrer politiſchen Glückſeligkeit. Solche Leute curirt kein gutes und ehrliches Wort.

Hiſtoriſch-politiſche Blätter. Bd. 45. Heft 12.
München. 1860. S: 1110.

221.

Wir befinden uns innerhalb eines in Hinſicht auf alle höheren Geiſtesbeſtrebungen tief geſunkenen Zeitalters und einer bis auf die Ausnahmen demoraliſirten Nationallitteratur, in welcher die Kunſt, hohe Worte mit niedriger Geſinnung zu verbinden, ihren Gipfel erreicht hat.

Schopenhauer.

222.

Die freigemeindliche Journaliſtik, namentlich das „Sonntagsblatt“ von **Uhlich**, hat lange Zeit alles menſchlich Unvollkommene und Tadelhafte, was innerhalb der altreligiöſen und altkirchlichen Kreiſe vorkam, ſchadenfroh verkündigt und zum Beweiſe der Schlechtigkeit und Verwerflichkeit derſelben gemacht. Neuſtens hat ſich das Menſchliche im ſchlimmen Sinne des Wortes, dem keine quantitativ wachſende und einen hiſtoriſchen Prozeß durchmachende Gemeinſchaft entgeht, in dem eigenen Schooße dieſer kritiſch-oppoſitionellen Partei auf eine Weiſe geoffenbart, die nicht gemeiner und ſcandalöſer ſein konnte. Ein deutſches Witzblatt ſpottete darüber in folgender Art:

„In Magdeburg ſpendete der Subſtitut des deutſchkatholiſchen Predigers Uhlich einem der Aelteſten der Gemeinde eine Ohrfeige. Darüber läßt ſich zur Zeit Nichts ſagen; denn da die Deutſch-Katholiken ſo arm an Cultushandlungen ſind, ſo könnte es eine neu eingeführte, den Zeitverhältniſſen entſprechende Ceremonie ſein. Von ihr könnte man wenigſtens ſagen, ſie ſei durchaus nicht in myſtiſches Dunkel gehüllt, ſondern ganz realiſtiſch und handgreiflich, wie es der Geiſt der Zeit verlangt, und übe doch auch auf das Gefühl eine eindringliche Wirkung aus.“ Die unendliche Leerheit, die hier herrſcht und die principmäßig alle höheren Einflüſſe und Beiſtande verſchmäht, wird ſich am Ende in der That nur durch Gemeinheiten und Rohheiten ausfüllen laſſen, und Gott weiß, was man da noch für erbauliche Dinge zu hören bekommt.

223.

In einer Beſchreibung der Preis-Boxerei des Engländers Tom Sayers mit dem Amerikaner John Hernan, eines Schauſpieles, das über alle Maßen roh, ſcheußlich und ekelhaft war, heißt es: „Alle Zeitungen brachten Leitartikel darüber; theils begeiſtert dafür, theils entrüſtet gegen dieſe nationale Schande, die aber populär iſt und die tief im Volke und hoch in den oberſten Zehntauſend wurzelt, die ſich mit großen Wettſummen daran betheiligen. Arm und Reich aus allen Gegenden Englands ſenden dem engliſchen Boxer Geldgeſchenke; auf der Stockbörſe hat man ihm hundert Goldſtücke überreicht, und wo er erſcheint, wird er mit Jubel empfangen. Dieſe

„„Beluſtigungen““ der engliſchen Race ſind ſtreng verboten, floriren aber eben ſo, wie die verpönten Hahnenkämpfe und Rattentheater [1]). Die engliſche Freiheit beſteht weſentlich darin, daß volksthümliche Sitten und Unſitten, auch wenn ſie unterſagt ſind, von der Obrigkeit nicht geſtört werden.“ Eine Barbarei alſo, die in eben dieſer Beſchreibung ſogar mit dem Namen des Cannibalismus bezeichnet wird, iſt hier volksthümlich und populär, und engliſche Freiheit beſteht darin, daß eine ſolche Abſcheulichkeit ſelbſt den Geſetzen zum Trotze in's Werk geſetzt werden kann!

Neueſtens hat öffentlichen Blättern zu Folge abermals eine Preisboxerei Statt gefunden, die den Tod eines der Kämpen zur Folge gehabt. „Die Duellanten, ſo wie die Secundanten gehörten den beſſeren Ständen an und ſind bloße Amateurs, die ihren Sonntag nicht beſſer feiern zu können glaubten.“ Frankfurter Journal vom 22. Sept. 1860 in einem Artikel aus London vom 20. Sept.

Aus New-York wird geſchrieben: „Der Boxer Hernan macht eine „„Kunſtreiſe““ durch die vereinigten Staaten und gibt Vorſtellungen, wobei eine getreue Nachahmung des Kampfes mit Savers aufgeführt wird. Er erhält von den Speculanten, auf deren Koſten die Reiſe geht, 25,000 Dollars dafür. Als Geſchenk hat er von ſeinen Verehrern 10,000 Dollars erhalten. Die von ihm in England erworbenen 37,000 Dollars hat er dort auch glücklich durchgebracht.“

---

[1]) Eine engliſche Rattenſchlacht iſt im vorigen Hefte S. 148 ff. geſchildert worden.

Wie mancher edle Geiſt, wie manches große Talent mag unterdeß in England und Amerika unbeachtet und ununterſtützt bleiben und in Mangel, Unmuth, Elend untergehen!

224.

Unter die Anzeigen, daß die Menſchheit einer entſetzlichen Verwilderung entgegengeht, gehört Folgendes. Man las vor Kurzem in den Zeitungen 2), daß zu New-York eine Hinrichtung vor ſich gegangen, die folgenden Charakter gehabt. Hicks, ein berüchtigter Seeräuber und Mörder, ſollte gehenkt werden. Er enthüllte nun, wie es ſcheint, mit einer gewiſſen Eitelkeit und Luſt an dem Geſchehenen, alle ſeine Blutthaten, dictirte ſeine ſchauderhafte Lebensgeſchichte einem Journaliſten in die Feder und wies das Honorar dafür ſeinen Angehörigen an. Dann kleidete er ſich zu ſeinem letzten Gange, als ging es zu einem Maskenball, in ein phantaſtiſches Seemanns-Gewand, und übergab ſich ſo dem Henker und dem Galgen. Die Hinrichtung ſollte auf einer kleinen Inſel vor ſich gehen. Man fuhr dahin mit ungefähr fünfhundert ſpeciell dazu Eingeladenen. Man aß, trank, ſcherzte, wie auf einer Luſtfahrt, und um die Sache deſto amüſanter zu machen, fuhr der Dampfer nicht gerade-

---

2) So z. B. in der Didaskalia vom 15. Aug. 1860. Nr. 216., unter dem Titel: „Amerika.“

wegs nach der Inſel, ſondern ſchwenkte auf dem Wege ein gut Stück ab, um an dem Great-Eaſtern vorbeizukommen. Dann erſt wurde auf die Inſel losgeſteuert, die von flaggenden Booten umgeben war. Es waren wenigſtens zehntauſend Menſchen zugegen, in deren Mitte Hicks ſeinen Tod erlitt, und die Freunde des Mayors votirten dieſem eine Dankadreſſe, „daß er ſo freundlich war, ſie zu dem Schauſpiele zu laden."

Engliſche Zeitungen und nach ihnen deutſche Blätter vom Auguſt dieſes Jahres berichten ferner aus New-York, daß daſelbſt der Mord epidemiſch wüthe. In den letzten drei Wochen ſeien gegen fünfundzwanzig Perſonen umgebracht worden. Jedes Alter, jeder Stand nehme an der blutigen Liſte Theil. „Jung und Alt, Reich und Arm, Mann, Weib und Kind, Perſonen, deren Namen im Taxbuche obenan ſtehen, und Leute, die kaum ein Recht auf das letzte Plätzchen des Friedhofes haben, bilden die grauſige Opferſchaar."

225.

Wie es in Texas zugeht, läßt ſich aus Folgendem entnehmen.

Der zu Buchanan wohnende Correſpondent der „New-York Tribune" meldet dieſem Blatte unter dem 25. April dieſes Jahres eine Thatſache, die er als ein nur einzelnes Beiſpiel aus der Zahl der entſetzlichen Vorgänge bezeichnet, die daſelbſt an der Tagesordnung ſeien Wir theilen hier nur einen Auszug aus ſeinem ausführlichen Berichte mit.

Ein junger Mann kam als hauſirender Buchhändler in dieſe Gegend und hatte unter verſchiedenen Gegenſtänden ſeines Betriebes auch einige die Sklavenemancipation bevorwortende Broſchüren bei ſich. Er wurde deshalb unbarmherzig gepeitſcht und ſeines Fuhrwerkes, wie ſeiner Bücher und Karten, beraubt. In dem Augenblicke ward auch ein entlaufener Sklave zurückgebracht, an einen Baum gebunden und grauſam abgeſtraft. Da er angeben ſollte, wer mit ihm im Bunde geweſen, ſo machte er, um den Zorn ſeiner Peiniger von ſich abzulenken, ſeine Ausſagen auf den Buchhändler hin. Dieſer wurde nun einigen wüthenden Sklavenbeſitzern und Verfechtern der Sklaverei zur Beſtrafung übergeben, die folgendermaßen verfuhren. Es wurde ein Scheiterhaufen von trockenen Reiſern errichtet und eine Tonne Theer darüber ausgegoſſen. Das Opfer wurde entkleidet, mit Theer beſtrichen und mittelſt eines durch die Arme gezogenen Strickes über dem Reiſig an einem Baume aufgehängt. Dann ward angezündet und der Unglückliche auf dieſe Weiſe lebendig verbrannt.

Neueſtens leſe ich in den Zeitungen: „Ein in dieſem Jahre erlaſſenes texaniſches Strafgeſetz bedroht mit drei- bis fünfjähriger Zuchthausſtrafe Jeden, der „„im Privatgeſpräche ungünſtige Anſichten in Bezug auf Sklaverei zu erwecken ſucht.““ Eine ausführlichere Schilderung dieſer Zuſtände geben die „Times“ vom 21. Sept. 1860, woraus wir nur auszüglich Folgendes entnehmen: „In Texas herrſcht ſeit einigen Monaten eine Schreckensregierung, zu der kaum die wahnſinnigen Orgien der erſten franzöſiſchen Revolution ein Seitenſtück bieten. Als Vorwand dient die Furcht vor einem Sklavenaufſtande. Der Staat iſt ganz in der Gewalt eines Pöbels, der nach Belieben ſengt und brennt, um die Neger als Mordbrenner anzuklagen, und der gegen Jeden, den er hängen will, aufgefangene Briefe fälſcht. Es werden wöchentlich Viele auf dieſe Art hingerichtet, und Jedermanns Leben hängt davon ab, ob er nicht einen Feind hat, der ihn als Abolitioniſten denuncirt. Neger und Weiße werden auf's Grauſamſte gefoltert und die in ihrer Pein gemachten erzwungenen Ausſagen ſind vollkommen genügend, um die Angegebenen zum Tode zu bringen.“ Alſo ganz, wie in unſeren alten Hexenproceſſen. „Jede ſolche feige Metzelei wird von den Journalen mit cyniſchen Witzeleien beſprochen.“ Es werden Beiſpiele gegeben. So meldete ein Blatt, ein herumziehender Landchartenhändler „ſei in einen höheren Wirkungskreis verſetzt worden, und ein Negerknabe habe ihm in ſeiner permanenten Suſpendirung von irdiſchen Geſchäften Geſellſchaft geleiſtet.“ Ein anderes Blatt meldete, ein Herr Lernon „ſei aus dem Staate verbannt, aber durch ein materielles Hemmniß verhindert worden, dem Befehle Folge zu leiſten.“ Dieſe Witze ſind ein noch erſchreckenderes Zeichen der dortigen Gemüthsverwilderung, als die bezüglichen Gräuel ſelbſt. „In den benachbarten Staaten,“ wird hinzugeſetzt, „zeigen ſich dieſelben Tendenzen.“

226.

Die Entwicklung der Menſchheit, ſagte ich, ſcheint auf Jahrtauſende angelegt.

„Wer weiß,“ erwiderte Göthe, — „vielleicht auf Millionen! Aber laß die Menſchheit dauern ſo lange ſie will, es wird ihr nie an Hinderniſſen fehlen, die ihr zu ſchaffen machen, und nie an allerlei Noth, damit ſie ihre Kräfte entwickle. Klüger und umſichtiger wird ſie werden, aber beſſer, glücklicher und thatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen. Ich ſehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und wo er abermals Alles zuſammenſchlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es iſt Alles danach angelegt und es ſteht in der fernen Zukunft ſchon Zeit und Stunde feſt, wann dieſe Verjüngungsepoche eintritt. Aber bis dahin hat es ſicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtauſende und aber Jahrtauſende auf dieſer lieben, alten Fläche, wie ſie iſt, allerlei Spaß haben.“

Eckermann, Geſpräche mit Göthe. III. S. 262.

Hätte Göthe die gegenwärtige Zeit erlebt, ſo würde er vielleicht ſeinen jüngſten Tag nicht ſo gar weit in die Jahrtauſende hinausgeſchoben haben. „Was iſt das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß,“ ſagt er ſelber irgendwo in völliger Verſtimmung und Niedergeſchlagenheit.

227.

In ein Album.

Irion hat an eine Wolke
Verloren ſeine Leidenſchaft.
Mein Herz, es ſchlug dem Menſchenvolke;
Ich weiht' ihm alle meine Kraft.
Auch dieſe thöricht-fromme Minne,
Sie wurde bitterlichſt vergällt;
Und klar zuletzt war meinem Sinne
Dies Eine nur: Das Nichts der Welt.

228.

Im Anbeginn der Zeiten —
Nur ein Paar Menſchen waren erſt auf Erden,
Und ſchon erſchlug der eine
Den anderen; durch Bruderhand ſtarb Abel.
Und wenn der Menſchheit Tage
Zu Ende geh'n, wenn auf der ganzen Welt
Nur ein Paar Menſchen noch vorhanden ſind,
So werden auch noch dieſe
Sich mörderiſch anfallen und bekämpfen,
Die Scholle tränkend mit dem Bruderblut,
Bis nur noch einer übrig iſt, der letzte.
Derſelbige, den Trieb,
Den aufgeregten, der Natur zu ſtillen,
Wird ſich mit einem wilden Thiere gatten
Und Kinder zeugen. Und durch dieſe Miſchung
Und durch die Milch, die thieriſche, womit
Die rauhe Mutter ihre zwitterhaften
Geburten nährt, wird ein Geſchlecht entſtehen,

Das wird verträglicher, gelinder, beſſer,
Als dieſes ſein, das menſchliche, das jetzo
Auf Erden herrſchet und das grimmiger
Und grauſamer, als Löw' und Tiger, iſt.

Petöfi.

Dieſe ſchrecklichen Verſe eines berühmten ungariſchen Dichters ſind wohl die ausdrucksvollſte Anklage, die je gegen den Menſchen im Sinne der Gattung, des Geſchlechtes überhaupt geſchleudert worden iſt. Man kann dergleichen Darſtellungen für affectvolle, poetiſche Uebertreibungen halten. Aber einem ſolchen Ausbruche des Unmuthes und der Verzweiflung am Menſchen und ſeiner Geſchichte gehen doch ohne Zweifel gewichtvolle Erfahrungen und Betrachtungen voraus; und wenn wir das flecken- und gräuelvolle Buch der Geſchichte durchblättern, ja nur uns deſſen erinnern, was das letzte Decennium gebracht, wie der fürchterlichen Scenen des franzöſiſch-öſterreichiſchen Krieges und der indiſchen und ſyriſchen Gräuel, welche letztere uns ſo eben mit erneutem Entſetzen erfüllt, ſo wird man Petöfi's Schilderung kaum für allzu ſtark halten können. Das neue, beſſere Geſchlecht, das er aus der Vermiſchung des letzten Menſchen mit einem wilden Thiere hervorgehen läßt — welche Apokalyptik! — iſt phyſiologiſch unmöglich, da ſich ſo verſchiedene Naturen nicht fruchtbar berühren können; die Sache iſt aber auch nicht ernſtlich gemeint, ſondern nur eine geiſtreich bittere Einkleidung des Satzes, daß der Menſch ein noch böſeres und unbändigeres Geſchöpf ſei, als das wildeſte Thier, ſo daß er durch die Verſchmelzung mit einer ſolchen Thiergattung nur gewinnen könnte. Entweder es tritt in der ferneren Entwicklung unſerer Gattung ein beſſernder und rettender Wendepunkt ein, oder die offenbar nicht im Abnehmen begriffene Entartung des Menſchen erreicht einen Culminationspunkt, der die gänzliche Auflöſung der menſchlichen Dinge und die völlige Selbſtaufreibung des Geſchlechtes zur Folge hat — wenn nicht eine äußerliche Kataſtrophe dieſen Vorgang durchſchneidet und das Ende des Menſchen durch dieſe bewirkt wird. Daß die Menſchheit in coloſſaler Verwilderung ſich ſelbſt vernichten werde, hat bekanntlich auch **Wolfgang Menzel** geweiſſagt. Die chriſtliche Anſicht und Hoffnung iſt dieſe, daß ſich die menſchliche Bosheit in den letzten Zeiten zwar furchtbar ſteigern, ein Theil des Geſchlechtes, eine beſſere, gerettete Minorität aber dem Verderben entrinnen werde, in welches ſich die unbelehrſame und unrettbare Menge und Maſſe ſtürzt.

Aphorismen.

Zweite Abtheilung.

Ueber die Schranken der natürlichen Erkenntnißkraft des Menschen insbeſondere.

1.

Unſer ganzes Leben iſt zuſammengeſetzt aus Fragen an die Wahrheit, an das Daſein. **Fr. v. Raumer.**

2.

Göthe, indem er in ſeiner Selbſtbiographie „die bedeutende Puppenſpielfabel" des Dr. Fauſt und die Entſtehung ſeines eigenen Fauſt zu Sprache bringt, bemerkt:

„Auch ich hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weiſe verſucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen."

3.

Wir taſten ewig an Problemen. **Göthe.**

4.

Die Natur Gottes, die Unſterblichkeit, das Weſen unſerer Seele und ihr Zuſammenhang mit dem Körper ſind ewige Probleme, worin uns die Philoſophen nicht weiter bringen. **Göthe bei Eckermann.**

5.

Der menſchliche Geiſt iſt ſich ſelbſt ein Räthſel; er kennt nur ſeine Wirkungen und deren Geſetze; was er aber eigentlich dem Weſen nach iſt, das weiß er nicht. Krug.

6.

Kenne dich ſelbſt! ſo ruft man ſeit mehr als zwei Jahrtauſenden; und doch, wie wenig Fortſchritte ſind im Allgemeinen binnen dieſer Zeit gemacht! Beginnen wir mit dem Körper, ſo kommen viele ſeiner wichtigſten Thätigkeiten gar nicht zum Bewußtſein und entziehen ſich der eigenen, unmittelbaren Beobachtung. Andere deutliche Andeutungen werden mißverſtanden; kannte man doch z. B. ſeit Jahrtauſenden das Pulſiren des Herzens und der Arterien, und doch entdeckte erſt Harvey den Blutumlauf. Noch jetzt weiß man von dem Zwecke wichtiger Organe wenig oder gar nichts; die Nerven, obgleich bis in das Kleinſte und Feinſte verfolgt, bleiben ein öffentliches Geheimniß; das Leben, der Traum, die Gedankenbildung, der Wahnſinn u. ſ. w. treten uns als unläugbare Thatſachen entgegen, wer aber hat ſie wahrhaft begriffen und erklärt? — So ſchwach ſieht es aus mit der Selbſterkenntniß nach der körperlichen Seite, und was iſt denn ſeit Ariſtoteles Erhebliches nach der pſychologiſchen Seite hin zu Tage gefördert worden? Kaum eine Frage können wir — über ein unmittelbares Gefühl hinaus — von der Seele beantworten. Was? Woher? Wie? Wie lange? Warum? Durch welche Mittel? u. ſ. w. Das Alles ſieht ſehr niederſchlagend aus. Fr. v. Raumer.

7.

Der Phyſiolog muß, um das Leben als Object ſeinen Unterſuchungen und Beobachtungen zu unterwerfen, Gewalt anwenden; aber welche Verkehrtheit, auf eine dem Weſen des Lebens abſolut widerſprechende, ja feindliche Weiſe, das Weſen deſſelben erforſchen, durch Torturwerkzeuge das Geſtändniß der Wahrheit erzwingen, durch das Meſſer das Räthſel des Lebens auflöſen zu wollen! Jeder Gegenſtand ſetzt, um verſtanden zu werden, voraus, daß man ſich erſt mit ihm befreunde, erſt bei ihm inſinuire — und nur das Leben allein ſollte davon eine Ausnahme machen? Nur ſein Erzfeind, der Tod, ſollte ſein Interpret, ſein Ausleger ſein? Biſt du aber nicht dem Leben gegenüber der leibhafte Tod, wenn du es der Tortur deiner Viviſectionen unterwirfſt?

L. Feuerbach. Werke. II. Leipz. 1846. S. 361.

8.

Der Menſch iſt ein ſtolzes Geſchöpf; er hat die Oberfläche der Erde gebildet, er beherrſcht den Adler und den Löwen und bändigt mit ſeiner Schifffahrt das ungeheuere Meer. Aber er weiß nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt; er erſcheint, verändert ſich, unſicher, ob er ein eigenes Weſen ausmacht, und verſchwindet. O ihr, die ihr um uns herumſchlummert, ihr Scipionen, Camille, Lucrezien und Cornelien, was und wo ſeid ihr? Könnt ihr nicht erwachen und uns belehren?

Aus „Ardinghello“ von Heinſe.

9.

Wir ſind alle, König und Bettler, Denker und Bauer, nur arme, blinde Würmer, die Nichts wiſſen, die hieher geſetzt ſind, wie verrathen und verkauft, in Nacht und Nebel, wo wir vergebens den Kopf in die Höhe ſtrecken.

Eben ſo.

10.

Der Menſch iſt ein dunkles Weſen; er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht; er weiß wenig von der Welt und am wenigſten von ſich ſelbſt. Göthe.

11.

Stets um Freiheit buhlt das Gemüth, um Kenntniß;
Doch um uns liegt rings, wie ein Reif, Beſchränkung.

Platen.

12.

Die Philoſophen haben ſich bemüht, das Räthſel der Welt zu löſen; allein bis jetzt wenigſtens hat es Niemand gelöſt. Krug.

13.

Die Philoſophen ſind die Siſyphuſſe des menſchlichen Gedankens. — — — — — — — — Das Problem der Philoſophie iſt unlösbar.

A. W. v. Schlegel.

14.

Die Wahrheit — — — — — —
Ihren Schleier hebt keine ſterbliche Hand;
Wir können nur rathen und meinen.

Schiller.

15.

Wir ſtecken in lauter Wundern, und das letzte und beſte der Dinge iſt uns verſchloſſen. **Göthe.**

16.

Die Natur behält immer etwas Problematiſches, welches zu ergründen, menſchliche Fähigkeiten nicht hinreichen. **Göthe.**

17.

Anfang und Ende iſt für keines Menſchen Kopf, und eben ſo unbegreiflich, wie Verſchiedenes ein lebendiges Eins macht. **Heinſe.**

Es iſt in der That nicht bloß die religiöſe Glaubenslehre, die dem allgemeinen Gattungsverſtande, dem ſogenannten „geſunden Menſchenverſtande," den man auch wohl als „geſunde Vernunft" oder kürzer als „Vernunft" bezeichnet, ſo harte Nüſſe zu knacken gibt; es iſt dieſer Beſchränktheit keineswegs, wie man ſich einzubilden pflegt, ſchon dadurch geholfen, daß man die ihr ſo ärgerliche Dogmatik hinweggräumt; man müßte auch Natur und Leben tilgen, um ſie von der Nothwendigkeit zu befreien, Dinge anzuerkennen, die für ſie unfaßlich und ungereimt ſind. Die in obigem Ausſpruche berührte Einheit des Verſchiedenen z. B., die man in der chriſtlichen Trinitätslehre ſo hart und unerträglich findet, iſt auch im Reiche der natürlichen Wahrheit und Wirklichkeit zu Hauſe, ja ein allgemeines Lebensgeſetz, wie es Göthe in den Worten ausſpricht:

„Kein Lebendiges iſt ein Eins;
Immer iſt's ein Vieles."

18.

Was wir nicht kennen und nicht zu erklären vermögen, nennen wir Natur.

Fichte.

19.

Das eigentliche Princip des Lebens in der Natur iſt uns völlig unbekannt. **Krug.**

20.

Der Begriff vom Entſtehen iſt uns ganz und gar verſagt. **Göthe.**

21.

Und noch Niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter ſchafft;
Unergründlich iſt das Wirken,
Unerforſchlich iſt die Kraft.

Schiller.

22.

Es geht uns viel ab in der Heimlichkeit der Natur Darum wir unbillig Juch ſchreien mit unſerem Hütlein; wir ſind fürwahr nicht über den Gattern, über den wir meinen geſprungen zu ſein. **Paracelſus.**

23.

Wer will was Lebendiges erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt hinauszutreiben;
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider nur das geiſtige Band.

Eucheireſin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht wie.

Göthe im Fauſt.

24.

Alle Anſchauung von Bauart und Gewebe der Theile läßt das beherrſchende Leben unerklärt. Köppen.

25.

Jede Analyſe widerſetzt ſich dem Gange des Lebens, das überall ſynthetiſch iſt. K. G. Neumann.

26.

Herzen von Fröſchen hat Treviranus vielfach unterſucht, wobei aber Nichts herauskommt, als wie er dieſe Thiere torquirte.

Hegel, Vorleſungen über die Naturphiloſophie als der Encyklopädie zweiter Theil, herausgegeben von Michelet, Berlin 1842. S. 592.

27.

Die Natur auf der Folter verſtummt.

Göthe.

28.

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben;
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Göthe.

29

Alles will der Menſch von innen und außen ergründen,
Wahrheit, wo retteſt du dich hin vor der wüthenden Jagd?

Dich zu fangen, ziehen ſie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit Geiſtertritt ſchreiteſt du mitten hindurch.

Schiller.

30.

Des Menſchen Verdüſterungen und Erleuchtungen machen ſein Schickſal. Es thäte uns Noth, daß uns der Dämon täglich am Gängelbande führte und ſagte und triebe, was immer zu thun. Aber der gute Geiſt verläßt uns, und wir ſind ſchlaff und tappen im Dunkeln.

Göthe bei Eckermann.

31.

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrlich gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Ich ging bei Gott nicht wieder heraus.

Göthe.

32.

Und immer ſehnt ſich fort das Herz,
Und weiß nicht recht, ob himmelwärts.

Göthe.

33.

Möchte mich mir ſelbſt vereinen,
Allein wir ſind zu zwei.

Göthe.

34.

Bald ſchmilzt in weiche Liebe mein Geſang,
Bald ſtoß' ich kalt die Welt von mir zurück.

Was unerreichbar ſcheint, bedünkt ſo ſchwer,
Und was erreicht iſt, fliegt dahin im Nu;
Es lockt mich ſtets, ich weiß nicht recht, wohin?
Es treibt mich ſtets, ich weiß nicht recht, wozu?

Platen.

35.

Iſis iſt wohl ohne Schleier,
Doch der Menſch, er hat den Staar.

Göthe.

36.

In ſchwarzer Nacht, im Zeitenmeer,
Im Weltſchiffe fluthen wir hin;
Woher es kommt, iſt unbekannt,
Wohin es ſchifft, wir wiſſen's nicht;
Und klar iſt nur das Eine,
Die unendliche Finſterniß nur.

37.

Gaſſendi ſoll ſterbend geſagt haben: „Ich wurde geboren, ohne zu wiſſen, warum; ich habe gelebt, ohne zu wiſſen, wie; und nun ſterbe ich, ohne zu wiſſen, wie und warum.“

38.

Am Meer, am wilden, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Bruſt voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düſtern Lippen fragt er die Wogen:

„O löſt mir das Räthſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthſel,
Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter im Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andere
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter;
Sagt, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen, wo gehet er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?" —

Es murmeln die Wogen ihr ewig Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Heine.

39.

So viel erbaut, ſo viel zertrümmert Menſchenhand;
Das Rechte bleibt dem Menſchen ewig unbekannt.
Wir kommen in die Welt und geh'n, und allezeit
Iſt Nacht der Eingang und der Ausgang Dunkelheit.

Nach dem Türkiſchen.

40.

Vergebens bemühet
Ihr euch da droben ſo viel.
Es rennet der Menſch, es fliehet
Vor ihm das bewegliche Ziel.
Er ziehet und zerrt vergebens
An der Hülle, die ſchwer auf des Lebens
Geheimniß, auf Tagen und Nächten ruht.

Vergebens ſtrebt in die Luft,
Vergebens in die tiefe Gruft.
Die Luft bleibt finſter,
Die Gruft wird helle;
Doch wechſelt die Helle
Mit Dunkel ſo ſchnelle.
Er ſteige hinunter,
Er dringe hinan;
Er irret und irret
Von Wahne zu Wahn.

Die unterirdiſchen Wächter im 2. Theile der Zauberflöte von Göthe.

Iſt das nicht viel finſterer und troſtloſer, viel unbedingter abſprechend und totaler niederſchlagend, als was Bibel und Kirche über die Grenzen und Mängel unſeres Erkennens ausſpricht? Der Menſch erträgt es nicht, von einer höheren Region aus an ſeine Schranken erinnert zu werden; er meint, durch den Bruch mit dieſer Region ſeiner Schranken ledig zu ſein. Aber er ſelbſt richtet dann von freien Stücken noch weit ſtrenger über ſich und ſieht ſich, nachdem er ſich ſeiner Freiheit gefreut und ſeiner Fortſchritte gerühmt, in den Abgrund einer völligen Verzweiflung geſtürzt.

Zuſatz in Beziehung auf eine mögliche Einwendung.

Ich ſtelle mir einen Prediger, Prieſter, Miſſionär, Apoſtel des Chriſtenthums vor, der vorſtehende Darſtellung lieſt und zwar — wenigſtens was meine eigenen Erklärungen und Intentionen betrifft — Nichts darin entdeckt, was nicht mit beſtimmten chriſtlichen Anſchauungen und Schriftſtellen harmonirt, wie ſie in dieſer Darſtellung ſelbſt eine ſo weſentliche Rolle ſpielen, dennoch aber das ehrwürdige Haupt ſchüttelt und alſo zu ſich ſelber ſpricht:

„Soll und muß ich denn nicht Allen ohne Ausnahme das Evangelium predigen, das Heil anbieten und die Seligkeit verheißen? Muß ich daher nicht in Allen die Fähigkeit vorausſetzen, ſich belehren, beſſern, bekehren, erlöſen zu laſſen? Soll, kann, darf ich mich etwa nur an Das halten, was dieſer Autor unter dem vornehmen, einer phariſäiſchen Denkart und Abſonderung nicht unverdächtigen Namen der Exception begreift, an das dem Geiſte und Gemüthe nach bereits Hochſtehende, aus Menge und Maſſe Hervorragende, Ausgezeichnete, Geniale, Große, Verehrungs- und Bewunderungswürdige? Soll dem univerſalen göttlichen Heilsrathſchluſſe gemäß nicht Allen geholfen werden und gerade denen am Meiſten, welchen es am Meiſten nöthig? [1]) Habe ich mich als Verkünder des göttlichen Wortes nicht geradezu an die „„Menge und Maſſe““ zu wenden und mich als Seelſorger, Prieſter, Beichtvater ſelbſt an dem Schlechteſten, Verworfenſten, anſcheinend Verlorenſten zu verſuchen? Komme ich einem ſolchen nicht vielleicht ſogar leichter bei, als dem Stolze deſſen, der ſich großer intellectueller und moraliſcher Kräfte und darauf beruhender ruhmvoller Werke und Thaten bewußt? Liegt nicht in der Auffaſſung und Darſtellung dieſes Autors ein gewiſſer liebloſer und unbarmherziger Ariſtokratismus und Fatalismus, der dem Sinne und Geiſte des Chriſtenthums, dieſer die ganze Menſchheit umfaſſenden Religion der Liebe und Erbarmung, widerſtrebt, eine ausſchließliche Bevorzugung Einzelner vor dem Ganzen und Allgemeinen nicht nur in Beziehung auf natürliche Gaben, ſondern auch auf übernatürliche Gnaden und Heilswirkungen, wie ich ſie in meinem Amte und Berufe ſchlechterdings nicht brauchen kann?"

---

[1]) Matth. 9, 12 f. Cap. 18, 4 ff. Luc. 19, 10.

Daß dergleichen Anſtöße und Widerſprüche vorhanden ſind, iſt nicht zu läugnen; aber es entſpringt dies nicht bloß aus meiner ſubjectiven und individuellen Auffaſſung und Darſtellung der Sache, ſondern liegt in den chriſtlichen Anſchauungen und Lehren ſelbſt, ſo wie ſie uns namentlich in der Schrift vor Augen treten. Die Aufgabe, damit in verſöhnender und beruhigender Weiſe zurecht zu kommen, ſtellt ſich daher nicht nur für mich, ſondern für die chriſtliche Theologie ſelbſt, ſo daß ich wohl ſagen konnte, ſie vielmehr möge ſich belehrend und ausgleichend bethätigen und jene Fragen, die im Grunde ihr ſelbſt entgegentreten, zu beantworten unternehmen. Damit will ich mich indeſſen nicht aus der Schlinge ziehen und einer Antwort überheben, die man, da ich die Sache anzuregen gewagt, allerdings auch von mir erwarten kann. Meine Löſung des Problems, ſo weit ſie in der Kürze möglich, iſt die folgende; man ſehe, ob ſie genügt, und theile, im Falle der Unzulänglichkeit oder Verfehltheit derſelben, die tüchtigere und richtigere mit!

Tief im Hintergrunde menſchlicher Vergangenheit, wohin unſere Geſchichtswiſſenſchaft nicht reicht und wo doch die begründenden und beſtimmenden Anfänge und Ausgangspunkte unſerer Geſchichte zu ſuchen ſind, ſteht jenes verhängnißvolle Ereigniß, welches unſere Theologie den Sündenfall nennt, von dem auch ſonſt ſo viele, wenn auch mythiſch geformte Ueberlieferungen ſprechen, und auf welches den tiefer und ernſtlicher Denkenden Alles zurückweiſt, was den beklagenswerthen Zuſtand unſeres Geſchlechtes charakteriſirt — ein Ereigniß, welches in der Losreißung des Menſchen von ſeiner urſprünglichen Einheit mit Gott, in einer Verſelbſtigung und Iſolirung beſteht, die ihn von höheren, übermenſchlichen Zuſammenhängen und Einflüſſen losgetrennt, und die gemacht hat, daß er das ward, was er jetzt ſeinem allgemeinen Gattungscharakter nach darſtellt, dieſes tief geſunkene, verderbte, verwilderte, mit Schuld und Fluch beladene Geſchöpf und Geſchlecht, welches nun, ſo allerdings nach oben hin emancipirt genug und ſich in aller nur möglichen Freiheit bewegend, nach einer unteren, finſteren Seite hin gezogen wird, dieſem Zuge einer geiſtigen Schwere zu folgen, die ihm zur Natur gewordene Luſt und Neigung hat, und auf dieſe Weiſe in Bande verſtrickt iſt, aus denen es ſich ſo für ſich ſelbſt und aus eigener Kraft zu befreien offenbar unfähig iſt. „Das Trachten des Fleiſches iſt Feindſchaft wider

Gott, es unterwirft ſich dem Geſetze Gottes nicht und vermag es auch nicht." Röm. 8, 7. Vergl. Ev. Joh. 6, 65. Cap. 8, 34. I Joh. 2, 11. Wer da glaubt, der Menſch, ſo wie er gegenwärtig iſt, könne ſich ſelber berathen und helfen, der traut ihm das Kunſtſtück des berühmten Herrn von Münchhauſen zu, welcher, da er mit ſeinem Roſſe in einen Sumpf gerathen war, ſich ſelber am Zopfe faßte, und ſo mitſammt ſeinem Roſſe glücklich aus dieſer Verlegenheit zog. Etwas Anderes iſt es, wenn ſich jene Region, von der ſich der Menſch, um ſich in ſeiner Freiheit zu wiſſen und zu ergehen, abgebrochen und losgelöſt hat, in eine neue Berührung und Verbindung mit ihm ſetzt, wenn ſich helfende, rettende Kräfte und Mächte aus ihr herniederlaſſen, dem verſinkenden Geſchlechte die Hand reichen, es über dem Abgrund emporhalten und mit göttlicher Energie in die Höhe ziehen. „Wer konnte die Welt aus ihrer Dunkelheit reißen? Wer konnte der Wahrheit den Sieg verſchaffen? Kein Sterblicher. Θεος απο μηχανης. Chriſtus kam[1]." Eine ganze Welt von neuen Kräften, Subſtanzen, Wundern und Gnaden kam mit ihm und trat, ihre mächtige Rolle ſpielend, in die Weltgeſchichte ein. Und ſo dehnte ſich die Möglichkeit der Erhebung des Menſchen über ſeine verderbte Gattungsnatur weit über ihre ſonſtigen Grenzen aus und die Apoſtel Chriſti konnten ausgehen, um aller Welt das Evangelium zu predigen. Aber dieſe Predigt hatte gleichwohl keinen allgemeinen Erfolg. Chriſtus ſelbſt machte trotz ſeiner gewaltigen Reden und großen Thaten einen verhältnißmäßig nur kleinen Effect. Der Widerſtand gegen das Göttliche verſtärkte ſich ſogar; es wurden antagoniſtiſche Kräfte rege und ließen eine weiterhin drohende furchtbare Entwicklung ahnen; die chriſtlichen Prophezeiungen weiſen auf eine in die letzten Zeiten fallende Steigerung des Böſen zu ſeinem äußerſten Grade hin, und unſere Zeiten ſind nicht dazu geeignet, dieſe Prophezeihungen Lügen zu ſtrafen und als die nichtigen Träume beſchränkter Köpfe und ängſtlicher Herzen erſcheinen zu laſſen. So verhält ſich die Sache auch abgeſehen von meiner Auffaſſung und Darſtellung, die nichts willkührlich Uebertreibendes hinzubringt und nicht in perſönlicher Stimmung und Anſchauung wurzelt. „Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählet.“ Ueberall iſt nur von einer Auswahl, alſo von einer quantitativ ſehr eingeſchränkten Ausführung des göttlichen Erlöſungsplanes die Rede. Wenn nun alſo der Prediger des Heiles auch Alle ohne Unterſchied in Anſpruch zu nehmen hat; ſo darf er doch nie und in keinem Fall auf einen der Zahl nach großen Erfolg rechnen. Was ihm gelingen mag, zu einer wahrhaften, gründlichen, dauernden Metamorphoſe mit weſentlich verändertem Gattungscharakter zu beſtimmen, das werden im glücklichſten Falle doch nicht die Maſſen, ſondern nur eine in der Minorität bleibende Anzahl von Einzelnen ſein, die er der ungeheueren Majorität als eine göttliche Beute entreißt. Und ſollte es nicht möglich ſein, hiebei auch für meine ſogenannte Exception ein vertheidigendes Wort zu ſprechen, ſei es auch mit einer weſentlichen Milderung dieſes harten und ſcharfen Begriffes, den ganz und gar zu tilgen, doch wohl nicht angehen wird? Denn daß ſich die Einen beſſern und retten laſſen, die Anderen nicht, das hat doch wohl ſeinen beſonderen, in der Eigenthümlichkeit dieſer Individuen liegenden Grund, und das Exceptionelle der Menſchennatur iſt nicht nothwendig in glänzender Geſtalt vorhanden, ſo daß es ſtets nur groß, ausgezeichnet, bewundernswürdig erſcheinen müßte. Gewiß bleiben unter allzu ungünſtigen Lebensumſtänden eine Menge der größten Talente im Dunkeln und gehen darin zu Grunde; und ſo kann es auch in moraliſcher und religiöſer Hinſicht die ſchönſten und herrlichſten Anlagen geben, die, weil ſich die bezüglichen Individuen auf einer allzu niedrigen Bildungsſtufe befinden, in ſchlechte und verworfene Regionen der Geſellſchaft hineingepflanzt oder hineingeſtoßen und aller Mittel, ſich daraus zu erheben, beraubt ſind, der Entwicklung und Bethätigung ermangeln. Wird nun aber ſolchen das Beſſere und Höhere nahe gebracht, werden die hier ſchlummernden edlen Keime von dem Strahle einer geiſtigen Sonne beſchienen, ſo wird das nicht ohne erfreulichen Erfolg ſein, während da, wo ſolche Anlagen mangeln, ſelbſt die eifrigſten und zweckmäßigſten Bemühungen umſonſt ſein werden. Alles, wozu ſich der Menſch von außen her anregen und beſtimmen läßt, ſetzt eine gewiſſe in ihm ſelbſt vorhandene Empfänglichkeit und Befähigung voraus. Wer keinen Sinn für Muſik hat, der wird auch bei dem beſten Unterricht nimmermehr ein Muſiker werden; er wird nicht einmal dazu kommen, ſich an den Leiſtungen Anderer in dieſer Kunſt zu erfreuen. Und ſo iſt es mit Allem. Chriſtus ſelbſt drückt das in mehrfacher Weiſe deutlich aus. „Nur wer ſchon hat, dem wird gegeben; ein guter Baum bringt nothwendig gute, ein böſer nothwendig böſe Früchte hervor“ u. ſ. w. Chriſtus macht Alles von der bereits vorhandenen individuellen Beſchaffenheit des Menſchen abhängig; er ſchließt alles Unbedingte aus; er weiſt ganz beſtimmt auf die ſo verſchiedenartigen Umſtände hin, unter welchen zu wirken iſt, und welche den zu machenden Effect entweder gar nicht, oder nur oberflächlich, unvollkommen und vorübergehend, oder auch endlich im glücklichſten Falle tief, gründlich, vollſtändig und bleibend eintreten laſſen. „Siehe, es ging ein Sämann aus, zu ſäen. Und indem er ſäete, fiel Einiges in den Weg, und es kamen die Vögel des Himmels und fraßen es auf. Anderes aber fiel auf einen felſigen Boden, wo es nicht viel Erde hatte und alsbald ging es auf. Als aber die Sonne aufgegangen, wurde es von der Hitze gedrückt, und weil es keine Wurzel hatte, verdorrete es. Anderes aber fiel auf Dornen und es ſchoſſen die Dornen auf und erſtickten es. Anderes aber fiel auf gutes Land und brachte Frucht, das eine hundert-, das andere ſechzig-, das dritte dreißigfältig.“ Welches Gleichniß weiterhin ſo erklärt wird: „Wenn Jemand das Wort vom Reiche höret und nicht verſtehet, ſo kommt der Böſe und reißet weg, was in ſein Herz geſäet iſt, das iſt der an den Weg Geſäete. Der aber auf den Felſen Geſäete iſt der, welcher das Wort höret und alsbald mit Freuden aufnimmt; aber er hat keine Wurzel in ſich, ſondern iſt ohne Beſtand. Der aber auf die Dornen Geſäete iſt der, welcher das Wort höret, aber die Sorge der Welt und der Reiz des Reichthums erſtickt es, und es bleibt ohne Frucht. Der aber auf das gute Land Geſäete iſt der, welcher das Wort höret und verſtehet und dann auch Frucht bringet und trägt, der eine hundert-, der andere ſechszig-, der dritte dreißigfältig." Wie wunderbar treffend, objectiv, erſchöpfend, alle Illuſionen abſchneidend und doch nicht entmuthigend! So, möchte man ſagen, auch abgeſehen von aller Dogmatik, konnte nur ein Gott ſprechen.

---

[1] Leſſing in ſeinen Gedanken über die Herrnhuter.

Doch ich muß ſchließen. Möge man dies Wenige für jetzt nachſichtig hinnehmen. Ein genaueres Eingehen auf die ſchwierigen Probleme, die hier in Anregung kommen, behalte ich mir für künftige Abhandlungen vor.

III.

Schriften, Entwürfe, Plane.

Nebſt

biographiſchen und zeitgeſchichtlichen Bemerkungen.

Ich ſehe mit betrübtem Blick
Auf ſo viel eitles Thun zurück.
Ich wälzte, wie ein Siſyphus,
Ohn' Unterlaß mein Felſenſtück;
Und nur es ſelbſt, dies Wälzen, nur,
War mein Genuß, mein Lohn, mein Glück.

Vorwort.

„Seines Fleißes darf ſich Jeder rühmen,“ hat Leſſing geſagt. Ich würde von dieſer Befugniß gleichwohl keinen Gebrauch machen, zumal da ich es ſchmerzlich bereue, ſo fleißig geweſen zu ſein, und mich gewiß nicht wieder ſo unnütz und thöricht abmühen würde, wenn ich noch einmal zu leben hätte. Ich wurde jedoch zur Anfertigung einer Liſte, wie nachſtehende iſt, dringend aufgefordert; dann iſt eine ſolche auch dem biographiſchen Zwecke gemäß, den ich in dieſem Hefte verfolge, und unterſtützt den Beweis, den ich wider jenen gemeinen Angriff zu führen habe. Napoleon dem Erſten kam einmal ein Buch zu Geſichte, das ſeine angeblichen Liebesabenteuer beſchrieb. Er las es und bemerkte dann ganz einfach: „Zu ſolchen Dingen habe ich keine Zeit gehabt.“ Man braucht kein Napoleon zu ſein, um eben ſo ſprechen zu können. Groß oder klein, klug oder thöricht, bedeutend oder unbedeutend — wer ſich's hat ſauer werden laſſen in ſeinem Leben, wer alle ſeine Kräfte angeſtrengt hat, um gewiſſe Erkenntniſſe zu erringen, gewiſſe Ideen zu verwirklichen, gewiſſe Werke zu Stande zu bringen, gewiſſe allgemeine Reſultate zu erzielen, wer in dieſem Sinne Tag und Nacht geſonnen, geforſcht, gearbeitet und geſchaffen, etwa auch noch ſtets, wie ich, faſt mit der ganzen Welt in Krieg gelebt und theils angreifend, theils angegriffen eine Unzahl literariſcher Schlachten geliefert hat, und dann dennoch von irgend einem literariſchen Straßenjungen mit Schmutz beworfen, von einem boshaften Pamphletiſten beſchuldigt wird, ein Roué erſten Ranges, ein Don Juan und Caſanova geweſen zu ſein und als ſolcher ſein Hirn und Leben mit lauter frivolen Anſchlägen und Abenteuern ausgefüllt zu haben, der kann ebenfalls ganz einfach ſagen: „Dazu habe ich keine Zeit gehabt." Zum Belege meiner raſtloſen inneren und äußeren Thätigkeit auf geiſtigem und literariſchem Gebiete dienen die zahlreichen, der Form wie dem Inhalte nach höchſt verſchiedenartigen Schriften, die ich herausgegeben; und ſetze ich noch hinzu, was Alles von früher Jugend von mir projectirt, angelegt, zum Theil oder vollſtändig ausgeführt, aber nicht veröffentlicht worden iſt, ſo wird man dieſen Beweis noch ſchlagender finden. Das Publicum weiß verhältnißmäßig nur wenig von mir. Es ſind beſonders nur einige bei Campe in Hamburg in der für mich gerade günſtigſten Zeit meiner literariſchen Laufbahn herausgekommene Werke, die zu verbreiteter und dauernder Kenntniß deſſelben gekommen; Einiges iſt confiscirt worden, Mehreres iſt verſchollen und vergeſſen oder wird nur noch Wenigen bekannt und erinnerlich ſein; Manches iſt wohl gar nicht mehr im Buchhandel zu haben, ja Einzelnes habe ich ſelbſt nicht mehr. Auf einen guten Theil dieſer Schriften lege ich auch gar keinen Werth mehr und führe Manches nur der Vollſtändigkeit wegen und zum Belege einer productiven Richtung und Thätigkeit an, die ſich mit dem üppigen, zerſtreuten, zeitverſchwendenden und kraftverzehrenden Weſen und Treiben eines genußſüchtigen Weltmenſchen und Lebemannes durchaus nicht verträgt. Ich habe nicht Alles, was ich publicirte, mit meinem Namen bezeichnet, indem mehrere Schriften und Aufſätze anonym oder pſeudonym, wie unter den Namen: Dr. Amadeus Ottokar und Euſebius Emmeran erſchienen ſind. Was ich nun über dieſen Gegenſtand Näheres angeben kann, beſteht in Folgendem.

I. Gedruckte Schriften.

1. Vorkatholiſche Zeit.

Auswahl des Beſten, was die vorzüglichſten Schriftſteller alter und neuer Zeit unter den gebildetſten Nationen über die höchſten Gegenſtände und Verhältniſſe des Lebens gedacht haben. Nürnberg, Bieling'ſche Verlagshandlung. 1818.

Dieſes Büchlein verfaßte ich auf eine gewiſſe Veranlaſſung und Aufforderung hin noch in Erlangen als Student. Ich habe ſeit vielen Jahren kein Exemplar mehr davon. Ich fand neulich noch eine Ankündigung mit obigem Titel, und da fiel mir auf, wie dieſer ſchon an die combinatoriſch-aphoriſtiſche Methode der 31 Jahre ſpäter erſchienenen „Religion des neuen Weltalters" hinſtreift.

Ueber den Gang und die Fortſchritte unſerer geiſtigen Entwicklung ſeit der Reformation. Nürnberg bei Riegel und Wiesner. 1826.

Es war eigentlich eine Schulrede, die ich am 23. Mai, als am Stiftungstage des vor 300 Jahren gegründeten Nürnberger Gymnaſiums, halten ſollte, gegen die aber, da ſie zu eigenthümlich ausfiel, der

Rector Einſpruch that; vergl. oben im Antinoack Cap. 8. Ich erklärte mich hier ſchon gegen den Proteſtantismus, inſofern er ein in ſich ſelbſt wahres und bedeutendes Phänomen ſein ſoll, und geſtand ihm nur eine negative Bedeutung und vorübergehende Rolle zu. Es kündigte ſich hiemit auch ſchon meine ſpäterhin hervorgetretene, namentlich in der „Religion des neuen Weltalters" kund gegebene Idee einer neuen, poſitiven Gründung an.

Grundriß der griechiſchen Formenlehre. Nürnberg bei Riegel und Wiesner. 1827.

Enthält eine tabellariſch-überſichtliche Darſtellung, durch welche ich meinen Schülern die griechiſche Formenlehre ungewöhnlich leicht und ſchnell beibrachte.

Urgeſchichte des Menſchengeiſtes. Berlin bei Reimer. 1827.

Ich nahm hier, wie die Pantheiſten, ein der Natur und Menſchheit zu Grunde liegendes allgemeines Weſen an, unterſchied es aber von Gott und wollte in dieſer Schrift deſſen vorweltliche Entſtehung aus Gott vorſtellig und begreiflich machen. — Schon damals aber wurde ich von der unheilbaren Augenkrankheit befallen, welche meine Studien und Arbeiten unterbrach und mich zwang, meinem Amte zu entſagen.

Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie. Nürnberg bei Fr. Campe. 1831.

Gedrängte Darſtellung meines damaligen Syſtems, welches als zuſammenhängende, ein großes Ganze ausmachende Geſchichte Gottes, der Welt und der Menſchheit vor Augen treten ſollte. Ueber das Chriſtenthum hinaus wird hier eine neue Religion angekündigt, welche als die absolute beſtimmt wird. Es wird auch ſchon eine große Kataſtrophe und Metamorphoſe in Ausſicht geſtellt, aus welchen erſt eine vollkommene Welt hervorgehen ſolle. Dies Alles im Widerſpruch mit den damals herrſchenden althegeliſchen Beſtimmungen. Die Evangelien werden mythiſch gefaßt, wie ſpäterhin Strauß gethan.

Mittheilungen über Kaſpar Hauſer. Zwei Hefte. Nürnberg bei Haubenſtricker. 1832.

Die Verlagshandlung ging zu Grunde und der Verlag wurde, wenn ich nicht irre, nach Berlin verkauft. Die Hefte werden alſo nicht mehr von Nürnberg her bezogen werden können.

Iſt die Cholera Morbus ein Strafgericht Gottes? Sendſchreiben an Pfarrer Kindler in Nürnberg. Leipzig bei Immanuel Müller. (Nürnberg bei Otto). 1832.

Dies iſt das Schriftchen, mit welchem der unglückſelige Kampf gegen die proteſtantiſche Theologie begann, der mich nicht losließ, ſondern immer weiter führte, bis ich bei den berüchtigten Extremen anlangte, ohne jedoch jemals den Atheismus und Materialismus eines Feuerbach, Carl Vogt u. ſ. w. zu theilen oder dem tumultuariſchen und gewaltſamen Treiben der Revolutionsmenſchen beizuſtimmen.

Philoſophie, Religion und Alterthum. Zwei Hefte. Nürnberg bei Campe. 1833.

Ueber die Entwendung ägyptiſchen Eigenthums. Ebendaſelbſt. 1833.

Wurde confiscirt.

Polemiſche Blätter. Zwei Hefte. Ebendaſelbſt. 1834.

Hatten daſſelbe Schickſal.

Züge zu einer neuen Philoſophie der Religion und Religionsgeſchichte. 1. Heft. Nürnberg bei Schneider und Weigel (Julius März). 1835.

Wie ich über confeſſionelle Beſchränktheiten von jeher hinaus geweſen, davon kann dieſe Schrift ein Zeugniß ablegen, wo ich bereits keinen Anſtand nahm, auf ſo ſpecielle katholiſche Glaubenslehren, wie die von einem Läuterungsprozeſſe nach dem Tode (Fegefeuer) anerkennend und erklärend einzugehen, ſ. daſelbſt S. 32. und vergl. „Andeutung eines Syſtems“ u. ſ. w. S. 47. In mythologiſcher Beziehung enthält dieſe Schrift Einiges, was ich vierundzwanzig Jahre ſpäter zu der „dreifachen Krone Roms“ verwenden konnte. Herr Archivrath **Alexander Kaufmann** hat in den hiſtoriſch-politiſchen Blättern folgende Bemerkung gemacht: „**Daumer's** Uebertritt iſt nicht, wie ſeine vielen Gegner unter den Proteſtanten, ja ſelbſt manche mit den näheren Umſtänden nicht hinreichend bekannte

Katholiken behaupten, ein plötzlicher Sprung, eine phantaſtiſche Laune; ſie iſt in conſequenter Weiſe vor ſich gegangen, und wer nunmehr einige ſeiner älteren Schriften, namentlich die 1835 erſchienenen „Züge zu einer neuen Philoſophie der Religion und Religionsgeſchichte" durchlieſt, wird ſchon katholiſche Elemente entdecken, die nur der Weiterführung bedurften, um endlich beim wirklichen Katholicismus anzugelangen."

Doch hatte ich damals noch einen weiten Weg zu machen, um zu dieſem Ziele zu gelangen, und die anſtößigſten Manifeſtationen ſollten erſt noch kommen.

Darlegung des religiöſen und religionsgeſchichtlichen Charakters und Verhältniſſes der Herren Gutzkow und Menzel. Nürnberg bei Schneider und Weigel (Julius März). 1836.

Eine zu Gunſten Gutzkow's, der wegen ſeiner „Wally" angeklagt war und ſogar eine gefängliche Haft zu erdulden hatte, verfaßte Schrift. Er hat mir übel dafür gelohnt.

Entdeckung eines Complots wider Religion und Chriſtenthum, gemacht durch Eſchenmayer's Schrift: „Conflict zwiſchen Himmel und Hölle" u. ſ. w. von Dr. Amadeus Ottokar. Nürnberg bei Bauer und Raſpe (Julius März). 1837.

Der Titel iſt natürlich nicht ernſtlich gemeint. Die Schrift ſollte zeigen, wie nachtheilig die Vertretung der Religion durch Eſchenmayer und die von ihm dazu verwendeten Beſeſſenheitsgeſchichten für die Religion ſelbſt ſeien.

Bettina. Nürnberg bei Bauer und Raſpe (Julius März). 1837.

Hiemit wendete ich mich wieder der Poeſie zu, die ich ſeit meinen Jugendjahren faſt gänzlich vernachläſſigt hatte. Ich ſetzte die Erſcheinung Bettina's mit der neuen Religion in Verbindung, die ich im Sinne trug, und gab eine zu dieſem Behufe auserleſene, metriſch geſtaltete und geordnete Anzahl bedeutſamer Stellen aus dem „Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde" nebſt einem proſaiſchen Anhang.

Antiſatan. Sendſchreiben an Eſchenmayer von Amadeus Ottokar. Nürnberg bei Bauer und Raſpe (Julius März). 1838.

Fortgeſetzte Polemik.

Sabath, Moloch und Tabu. Ebendaſelbſt. 1839.

Fortgeſetzte Polemik und Richtung auf das Thema von den Menſchenopfern.

Mehrere Aufſätze und Gedichte in dem Nürnberger Athenäum, welches 1838 und 1839 bei Julius März erſchien.

Ich habe nicht mehr alle Hefte dieſer Monatsſchrift. Die darin von mir herrührenden Sachen ſind, ſo weit ich ſie weiß und angeben kann, die folgenden. Im Julihefte von 1838: Mittheilungen über Kaſpar Hauſer nebſt einer von letzterem nach einer Viſion gefertigten portraitähnlichen Zeichnung. —

Ueber **Juſtinus Kerner**, den Dichter und den Gläubigen. — Aus einem Divan orientaliſcher Gedichte. Im Auguſthefte: Ueber den Zuſammenhang der amerikaniſchen Indianer mit den alten Hebräern. Im Septemberheft: Mittheilungen über **Kaſpar Hauſer**. Deſſen letzte Momente und Tod. Im Oktoberhefte: Der Tempel zu Jeruſalem. — Aus einem Divan orientaliſcher Gedichte. Im Februarhefte 1839: Ueber **Bettina's** Nacht- und Traumleben in Beziehung auf die Gedichte in Göthe's Briefwechſel mit einem Kind. Im Märzhefte: Die Zwölfzahl bei den Eingeborenen Amerika's. — Die Kinder Ebers. Plan und vorläufige Inhaltsangabe eines hiſtoriſchen Werkes, den Urſprung und die Wanderungen des hebräiſchen Stammes und Volkes betreffend. — Der Antheil, den ich an dieſer Zeitſchrift nahm, machte mir viel Verdruß. Ich galt für den Redacteur derſelben, und der Verleger ließ mich auch dafür gelten, weil ich einen Namen hatte. Er verfuhr aber ganz willkührlich, und ich hatte, was er that und was ich oft erſt erfuhr, nachdem er es gethan, zu vertreten und zu büßen. Man machte mir zum Theil die bitterſten Vorwürfe, und ich war ſo unſchuldig, wie ein Kind. Man wandte ſich an mich ſelbſt der Honorare wegen, die nicht bezahlt wurden und die ich ſchaffen ſollte.

Ueber Thierquälerei und Thiermißhandlung. Nürnberg, Riegel und Wiesner. 1840.

Ich ſtiftete damals mit meinem Schwager, Dr. Roſe, den Nürnberger Verein gegen Thierquälerei und verfaßte zu dieſem Behufe dieſe populäre, übrigens unbedeutende Schrift.

Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria. Legenden und Gedichte durch **Euſebius Emmeran.** Nürnberg, Bauer und Raſpe (Julius März). 1841.

Ich wollte hier nicht nur die poetiſche Seite des Mariendienſtes in's Licht ſetzen, ſondern auch ſeine tiefere, realiſtiſche Bedeutung ahmen laſſen. Dieſem Büchlein hat L. **Feuerbach**, damals noch mein vertrauter Freund, einen üblen Dienſt erwieſen und mich dadurch tief gekränkt.

Der Feuer- und Molochdienſt der alten Hebräer. Braunſchweig bei Fr. Otto (Leipzig, Otto Wigand). 1842.

Das Buch handelt aber nicht bloß vom Molochdienſt, ſondern auch von einem deſſen Gegenſatz bildenden Dienſte, dem bacchiſch-priapiſchen Naturculte, deſſen Symbol Eſel und Roß war, und den reformatoriſchen Culten, die den beiden erſteren die Spitze abbrachen. Derjenige, der mir dieſer Unterſuchungen wegen den Spottnamen: „Molochfänger“ gab, hatte an eben denſelben Ausſpürungen alten, verdeckten Molochdienſtes, weßhalb er mich lächerlich zu machen ſuchte, ein ſich ſolche aneignendes Plagiat begangen! Iſt das ſchon dageweſen? — Eine franzöſiſche Bearbeitung dieſes Werkes iſt in dem Buche: Qu'est-ce que la Bible d'après la nouvelle philosophie allemande par *Hermann Ewerbeck*. Paris 1850, enthalten.

Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart. Nürnberg, Bauer und Raſpe (Julius März). 1844.

Hier wandte und erklärte ich mich ſchon ganz entſchieden wider Diejenigen, zu denen man mich zu zählen pflegte, mit denen aber kein Frieden und keine Freundſchaft zu halten war. Ich beleuchtete namentlich die Standpunkte und Leiſtungen der beiden Feuerbach und der beiden Bauer und ſuchte den teleologiſchen Gottesbeweis wieder in Anſehen zu bringen.

Die Stimme der Wahrheit in den religiöſen und confeſſionellen Kämpfen der Gegenwart. Nürnberg, Bauer und Raſpe (Julius März). 1845.

Den polemiſchen Abtheilungen dieſer Schrift war eine beigegeben, welche meine poſitiven Ideen und Plane mittheilen ſollte; aber der Verleger ließ ſie nicht abdrucken. Das Beſte zu ſagen, was ich wußte und meinte, wurde ich ſtets gehindert.

Hafis. Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1846.

Sechs Jahre lang fand ſich kein Buchhändler, der dieſe Sammlung drucken wollte; denn die demokratiſche Partei, die eine unglaubliche Tyrannei ausübt, hatte alles Orientaliſche mit dem Bann belegt. Ich dachte nicht mehr daran, Gebrauch davon zu machen. Als mich Ruge auf ſeiner Reiſe nach Paris beſuchte, las ich ihm daraus vor, ſagte ihm auch von anderen Sachen, die in meinem Schranke moderten. Späterhin in ſeinem Buche: „Zwei Jahre in Paris," ſprach er davon und forderte Veröffentlichung; und da endlich nahm Campe den Hafis, der unter allen meinen Werken am meiſten Anklang und Beifall gefunden hat.

Die Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums. Ebendaſelbſt. 1847.

Dies Buch war der Gipfel meiner Verirrungen; es iſt dies aber mehr von Geiſt und Tendenz, von einigen einzelnen Ausſchweifungen, beſonders der mit Recht empörenden Anknüpfung an den reinen und göttlichen Urſprung des Chriſtenthums, als von dem übrigen, oft ſehr wohlgegründeten, zum Theil ganz unzweifelhaften Inhalt zu ſagen. Inwiefern ich dieſen auf meinem jetzigen Standpunkte keineswegs zu desavouiren habe, darüber ſehe man in meiner Converſionsſchrift S. 102 ff. Ich könnte das Buch noch einmal ſchreiben, und es würde dann bloß zur Ehre der chriſtlichen Religion und Kirche gereichen, indem ſich zeigen würde, mit wie vielen entſetzlichen häretiſchen Gräueln, heidniſchen Barbareien und eingedrungenen Culten faſt unausrottbarer Art daſſelbe zu kämpfen hatte, und wie es dieſelben dennoch überwand. Es könnte meine Pflicht zu ſein ſcheinen, daß ich eine ſolche Umarbeitung unternähme; ich würde aber eine lange, ernſtliche Beſchäftigung mit ſo fürchterlichen und abſcheulichen Dingen wohl nicht mehr aushalten, und glaube, die mir noch übrige Kraft und Lebensfriſt auf andere, noch wichtigere Dinge verwenden zu ſollen. Vielleicht jedoch führe ich einmal einzelne inſtruktive Partien, wie den Rattenfänger von Hameln und Aehnliches, in dieſen Heften vor. — Eine franzöſiſche Bearbeitung dieſes Werkes iſt in dem ſchon oben beim „Feuer- und Molochdienſt" genannten Buche von **Ewerbeck** enthalten.

„Zu den Geheimniſſen des chriſtlichen Alterthums" in den Blättern für literariſche Unterhaltung vom 9. und 10. September 1848. S. 1010 ff.

Sektenweſen und Religionsfanatismus in Rußland. Im Correſpondenten von und für Deutſchland vom 7. October 1847. Nr. 280.

> Ich wollte hier den unumſtößlichen Beweis liefern, daß ſolche Thatſachen, wie ſie in den „Geheimniſſen" angenommen werden, nicht nur überhaupt möglich ſeien, ſondern bis in das laufende Jahrhundert hinein vorkämen. Es ſind übrigens nur häretiſche Sekten, deren Myſterien und Culte in jenem Lande enthüllt und öffentlich bekannt worden ſind. Dieſe Barbareien gehen in's Unglaubliche, ſind aber vollkommen gewiß.

Entgegnungen und Aufſätze im „Telegraphen", zum Theil anonym.

Mahomed und ſein Werk. Ebendaſelbſt. 1848.

Die Religion des neuen Weltalters. Drei Bände. Ebendaſelbſt. 1849.

Unvollendet. Es ſollten noch mehrere Theile dazu kommen, und die wichtigſten Partien des Werkes erſt noch folgen. Da ich es aber hier allzu ſehr mit allen Parteien, namentlich auch mit der revolutionären verdarb, deren rotheſte Fraktion von London aus das Anathem dagegen ſchleuderte, ſo konnte es nicht vollendet werden, vergl. oben Anti-Noack Cap. 20.

Prolog zur Feſtvorſtellung am 30. September 1851 im Stadttheater zu Erlangen.

Es war damals in Erlangen eine große Philologenverſammlung. Einige Theaterprologe von mir, die zu Nürnberg geſprochen worden, hatten gefallen; man wollte einen ſolchen für jenen Abend. Ich verfaßte einen ſolchen; aber es ging ohngefähr wieder ſo, wie bei jener Feſtrede am Nürnberger Gymnaſium; man fand das Produkt, ſo wie ich es geliefert, unmöglich und änderte d. h. verdarb zu Erlangen ſo viel daran, daß ich erklärte, ich könne mich unter ſolchen Umſtänden nicht dazu bekennen und müſſe es zurücknehmen. Nun hatte man aber kein anderes, erſetzendes in Bereitſchaft; der betreffende Abend nahte bereits; der Bürgermeiſter war in größter Verlegenheit. Ich ſchlug daher vor, die Verſe mit beliebiger Aenderung vortragen, vorher aber durch einen Schauſpieler erklären zu laſſen, der auf dem Zettel angekündete Prolog ſei vom Verfaſſer zurückgezogen worden und es werde daher ein anderer geſprochen werden. Das geſchah denn auch. Da ſich aber nun entſtellende Gerüchte verbreiteten, ſo ließ ich meinen Prolog nebſt einem Bericht des Vorganges auf meine eigenen Koſten drucken und verbreiten.

Hafis. Neue Sammlung. Nürnberg bei Julius März. 1852.

Ein proſaiſcher Theil, durch welchen das Werkchen etwa doppelt ſo ſtark geworden wäre, wurde vom Verleger unterdrückt.

Frauenbilder und Huldigungen Drei Bände. Leipzig bei Otto Wigand. 1853.

Dies iſt das Werk, das man neueſtens zu biographiſchem Zwecke auszubeuten verſucht. Das Meiſte iſt erfunden. Weniges ſpiegelt wahre Erlebniſſe und das iſt meiſt nur traurig und verzweiflungsvoll. Jugendliche Abenteuer aus wirklicher Lebensgeſchichte ſind gar nicht darin geſchildert; dergleichen kamen in der Wirklichkeit gar nicht vor. S. obige Antikritik.

Herr Julian Schmidt, der Kritiker und Literaturhiſtoriker. Ein Charakterbild. Nebſt einigen hiſtoriſchen, religiöſen, ethiſchen und äſthetiſchen Erörterungen. Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt, herausgegeben von Otto Wigand. I. Band. 1. Heft. Leipzig, Otto Wigand 1854.

Hier hatte ich es mit einem ähnlichen Subjecte zu thun.

wie dieſer Noack iſt; und war gezwungen, es auf eine ähnliche Weiſe zu bedienen und an den Pranger zu ſtellen. Es ſind, außer meinem Kampfe mit dem Dänen Eſchricht, beſonders dieſe beiden Antikritiken, in welchen ich eine in unſerer Literatur herrſchende Bosheit und Schlechtigkeit nachgewieſen, die bei beſſeren Menſchen alle Vorſtellung überſteigt und an die ſie kaum zu glauben vermögen, ſelbſt wenn ſie ihnen thatſächlich vor Augen tritt.

Polydora. Ein weltpoetiſches Liederbuch. Zwei Bände. Frankfurt a. M. Literariſche Anſtalt. 1855.

Was ich bei der Herausgabe dieſes Buches zu erdulden gehabt, das habe ich oben im Anti-Noack Cap. 20. bemerkt und mit einigen Beiſpielen belegt.

Mythoterpe. Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch, gemeinſchaftlich mit Alex. Kaufmann und Amara George. Leipzig bei Brockhaus. 1856.

Proben aus einem poetiſchen Werke: „Die Weisheit Israels“ im Frankfurter Converſationsblatte 1856.

Enthüllungen über Kaspar Hauſer. Frankfurt a. M., Meidinger. 1859.

Die Hauſeriſche Geſchichte war nach Verlauf von Decennien faſt ſchon ganz verſchollen und vergeſſen; die wahren Verbrecher unterlagen keinem Verdachte, dem man abſichtlich eine falſche Richtung gegeben hatte, und ich dachte nicht mehr daran, ein öffentliches Wort darüber zu ſprechen, wiewohl ich Geheimniſſe in meinem Bewußtſein hegte, deren Enthüllung nicht ohne Intereſſe für das Publikum war. Da fiel mich ganz unerwartet der däniſche Phyſiologe Eſchricht wie ein böſer Hund an und zwang mich, ihn mit dem Stocke abzuwehren. Dabei wurde es auch nöthig, Alles zu ſagen, was ich wußte und namentlich das höchſt verdachtvolle Betragen des Lord Stanhope zu beleuchten. Es war ein ähnlicher Vorgang, wie der den Noackiſchen Anfall und meine nothgedrungene Antikritik betreffende, wo mich auch wieder ein Gegner nöthigt, ſo Manches zu offenbaren, was ich außerdem im Dunkel gelaſſen hätte.

Vieles iſt an Orte zerſtreut, die ich nicht mehr alle angeben kann. Eine Abhandlung über den Somnambulismus ſteht, ich weiß nicht mehr, wo. Gedichte und Aufſätze von mir, wie ich ſie auf Verlangen abgegeben, wurden in Karl Fernau's Charitas, in den von Staatsrath v. Hermann zu München herausgegebenen Kalendern, im Album des Nürnberger literariſchen Vereines, im deutſchen Muſeum von Prutz und Wolfsſohn, im Preßburger Donauhafen, in Schad's Muſenalmanach, in dem Taſchenbuch: Veilchen von Reck, Nürnb. 1855, im Düſſeldorfer Album und anderwo in Allmanachen, Journalen und Zeitungsblättern abgedruckt, die ich nicht mehr zu nennen weiß. Theaterkritiken und andere Sachen von mir erſchienen zu verſchiedener Zeit im Nürnberger Korreſpondenten und ſonſt.

2. Katholiſche Zeit.

Die dreifache Krone Roms. Münſter, Aſchendorffſche Buchhandlung. 1859.

Marianiſche Legenden und Gedichte. Ebendaſelbſt. 1859.

Kann als eine zweite Ausgabe der „Glorie der heiligen Jungfrau Maria“ betrachtet werden, iſt jedoch von einigem Unpaſſenden gereinigt und durch eine erhebliche Anzahl neu hinzugekommener Lieder und Gedichte bereichert worden.

Meine Converſion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeſchichte. Mainz bei Franz Kirchheim. 1859.

Aus der Manſarde u. ſ. w. Ebendaſelbſt. 1860.

Die gegenwärtige Zeitſchrift, von welcher jedes Heft auch als ein beſonderes Werkchen für ſich gelten kann und von der Verlagshandlung auch ſo ausgegeben wird.

Beiträge zu katholiſchen Zeitſchriften, namentlich zu der Zeitſchrift „Deutſchland. Separatausgabe der Augsburger Poſtzeitung“, wo bereits mehrere Aufſätze von mir zu leſen waren, wie z. B. in Nr. 66. vom 6. Juni 1860: „Ueber eine neue Myſtik“ u. ſ. w. und Nr. 92. vom 10. Auguſt 1860: „Ultramontanes.“ Im „Katholiken“, Neue Folge, Jahrgang II. Juni 1860, ſtand eine Anzeige der Dichtungen von Joh. Schrott von mir.

II. Unveröffentlicht gebliebene Elaborationen nebſt nur projectirten oder theilweiſe ausgeführten poetiſchen und proſaiſchen Werken.

Ganze Bände Jugendgedichte, lyriſche, epiſche, didaktiſche, wovon Vieles gänzlich verloren gegangen. Ich erinnere mich, einmal als Kind auch ein bibliſches Drama gemacht zu haben, das, wenn ich nicht irre, die Jugendgeſchichte David's behandelte.

Der Fall Lucifers. Ein phantaſtiſches Drama.

Pius. Ein kleines Drama.

Gegen den Pietiſmus gerichtet.

Ein projektirter Fauſt, wovon ein Monolog und einige Geſänge vorhanden.

Das Hexenweſen war hier als ein geheimer antichriſtlicher Bund und Religionscult behandelt, in welchen Fauſt, vom Chriſtenthum abfallend, hineingezogen wurde.

Lied und Lehre. Eine Gedichteſammlung.

Ich verſuchte es verſchiedentlich, dieſelbe zum Drucke zu bringen und gab ihr deßhalb verſchiedene Formen, doch ſtets umſonſt. Eine Anzahl Gedichte daraus iſt der unten folgenden Anthologie einverleibt.

Das Buch der Betrachtung. Eine Sammlung kleiner, reflectirender, epigrammatiſcher und didaktiſcher Gedichte.

Die Weisheit Iſraels. Aus bibliſchen und rabbiniſchen Quellen.

Konnte wegen des Bannes, der auf mir laſtete, ſelbſt bei jüdiſchen Buchhändlern und zu der Zeit, da ich mich ganz dem Judenthum anſchließen wollte, nicht durchgebracht werden, was gewiß auffallend iſt.

Ueber Alliteration, Reim und ſymmetriſche Eigenheiten der antiken Verskunſt.

Metriſche Ueberſetzungen aus griechiſchen und lateiniſchen Dichterwerken mit Befolgung der von uns vernachläſſigten proſodiſchen Regeln der antiken Verskunſt.

Ohngefähr in der Weiſe, wie nachher Dr. Eduard Eyth zu überſetzen verſuchte.

Ein Verſuch, unſeren gegenwärtig herrſchenden harten Dialekt auf weichere, vokalreichere, wohlklingendere und proſodiſch behandelbarere Formen zurückzuführen, wie ſie im deutſchen Alterthum vorhanden waren und noch jetzt zum Theile in volksthümlichen Mundarten zu finden ſind.

Speculative Geſchichte Gottes, des Geiſterreiches und der Welt. Angekündigt in der Vorrede der Schrift: „Züge zu einer neuen Philoſophie der Religion" u. ſ. w., aber nicht ausgeführt.

Ueber das Verhältniß des Weiblichen zum Männlichen in geſammter Natur und Welt.

Die Geſchlechtsdifferenz wurde hier in weiterem Sinne als ein nicht nur in der organiſchen Natur, ſondern im ganzen Univerſum vorhandener und die weſentlichſte Rolle ſpielender Gegenſatz gefaßt und nachgewieſen. Ich arbeitete an dieſer Abhandlung, als ich mit Herrn Noack correſpondirte, und dieſer hätte ſie gern gehabt, um ſie zu einem literariſchen Unternehmen zu benützen. Damals waren ihm meine Ideen nicht zu unſittlich und verworfen, um ſich ihrer in ſolcher Weiſe zu bedienen. Jetzt iſt er auf einmal ſo züchtig und delicat geworden, daß er ſelbſt den keuſchen Mariencult für unmoraliſch hält. Das iſt auch eine Art von Converſion und Metamorphoſe, aber freilich nur die eines Heuchlers und literariſchen Komödienſpielers.

Ueber das Judenthum, ſeine Secten und ſeine Feſte.

Ein unnützes Unternehmen, das mir viel Zeit und Arbeit koſtete.

Die Zukunft.

Der ungedruckt gebliebene Theil der „Stimme der Wahrheit."

Romantiſche Thatſachen.

Eine Fortſetzung der „Geheimniſſe.“

Auſtraliſch-amerikaniſcher Bibelcommentar in Anlage und theilweiſer Ausführung.

Ein Werk, zu dem ich unermeßliche Studien und Vorarbeiten unternommen, und deſſen vollſtändige Ausführung ſchon allein ein ganzes Leben hätte ausfüllen können. Es war hier eine Idee im Spiele, die ich jetzt wohl in einzelner Beziehung anders beſtimmen würde, als ich damals that, die ich aber im Ganzen noch immer nicht zu desavouiren nöthig finde. Hätte ich das Werk zu Stande gebracht, ſo wäre vielleicht die ganze uralte, in die tiefſte Finſterniß gehüllte Geſchichte Auſtraliens und Amerikas, wenigſtens ihren hauptſächlichſten und allgemeinſten Zügen nach aufgehellt und zugleich auch über die bibliſchen Urgeſchichten und Wanderungen der ſemitiſchen Raçe, ſo wie über die älteſten Sagen und Schickſale der übrigen Völkerſchaften der alten Welt ein neues Licht verbreitet worden. Was ich indeſſen davon verlauten ließ, wurde verachtet und verhöhnt, und ſo wurde die Sache ſchon in der Geburt erſtickt und bei Seite gebracht. Das ſind die Verhaltungsweiſen und Thaten dieſer Welt, Ideen und Beſtrebungen gegenüber, auf die man mit der äußerſten Selbſtaufopferung Kraft, Leben, Zeit und Habe verwendet. Zum letzten Male habe ich mich über die Sache ausgeſprochen in dem Aufſatze wider Julian

Schmidt: Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt von Otto Wigand. Bd. I. Heft 1.

Das Chriſtenthum in Amerika vor Entdeckung dieſes Welttheils.

Dieſes Thema werde ich vielleicht einmal unter dem Titel: „Auſtraliſche und amerikaniſche Apoſtelfahrten,“ behandeln.

Wanderungen und Völkerzüge. I. Ueber Atlantis und Hyperboreerſage.

Gehört in den Zuſammenhang des oben erwähnten Bibelcommentares.

Mythologiſche und philoſophiſche Aufſätze verſchiedenen Inhaltes.

Namentlich einer projectirten Zeitſchrift wegen, die ich in Frankfurt herausgeben wollte, gefertigt und in Bereitſchaft gehalten. Dieſe Zeitſchrift kam aber nicht zu Stande, da mich damals meine ehemaligen Freunde und Bundesgenoſſen erwürgt hatten, ſ. unten.

Das Schickſal des Individuums im Tode.

Die Unſterblichkeitslehre der „Religion des neuen Weltalters“ in beſonderer Ausführung*, weil der Theil der „Religion,“ in welchem das Thema behandelt werden ſollte, nicht zum Drucke gekommen. Aber auch dieſe beſondere Ausführung, an der ich lange arbeitete, gerieth aus Mangel an Unterſtützung und Theilnahme in's Stocken.

Die Verjüngungs- und Verſchönerungstendenzen der Natur.

Sollte die in der Natur ſelbſt liegenden, wenn auch für ſich ungenügenden Keime, Triebe und Verſuche, eine leibliche Unſterblichkeit und Verklärung zu erzielen, wiſſenſchaftlich nachweiſen und vor Augen legen. Ich werde vielleicht einmal auf dieſen merkwürdigen Gegenſtand zurückkommen.

Neoſebasmus. Entwurf eines neuen Religionscultus, wobei ein modificirter Mariendienſt die Hauptrolle ſpielen ſollte.

Ueber Göthe's „Mährchen."

Ueber den Homunculus im 2. Theile des Fauſt.

Vergl. meine Converſionsſchrift. S. 21. f. Note.

Ueber die Vorzüge der Pflanzenkoſt.

Eine Combination von Zeugniſſen und Bemerkungen über dieſen Gegenſtand.

Das Buch der Thiere. Anlage.

Eine zoologiſche und thierpſychologiſche Sammlung, woraus ich Einiges in das zweite Heft der gegenwärtigen Zeitſchrift verwendet.

Pantheon. Eine Monatsſchrift.

Davon wurde ein Proſpect vertheilt und verſendet, doch ohne Erfolg. Ich erlaube mir ein Paar Stellen aus dieſem Proſpecte hieher zu ſetzen.

„Was die hiſtoriſchen Dinge betrifft, ſo hat John L. Stephens, der berühmte Reiſende und Alterthumsforſcher, im Hinblick auf die von ihm beſuchten räthſelhaften Ruinen Amerika's den Satz ausgeſprochen: daß es noch keine Geſchichte gebe; daß die Geſchichte erſt noch zu ſchreiben ſei. Nun glauben wir den Schlüſſel zu manchem dunklen Geheimniſſe der bezüglichen Art gefunden zu haben und werden, dieſe auf vieljährigen Studien beruhende Methode in Anwendung bringend, einerſeits in die mit ſo tiefer Nacht bedeckte Urgeſchichte Auſtraliens und Amerika's Licht zu bringen, andererſeits die Räthſel, die ſich in den alten Traditionen unſeres eigenen Continentes finden, zu löſen befliſſen ſein, wobei wir insbeſondere den bibliſchen Urkunden einen noch ganz unbekannten Werth und Reiz zu verleihen hoffen[1]. Wir werden es auf dieſe Weiſe verſuchen, Geſchichte in dem von Stephens gemeinten Sinne zu ſchreiben; es ſoll wenigſtens ein Anfang gemacht, ein Weg gewieſen werden, auf welchem Andere fortgehen und zu immer größeren und klareren Reſultaten gelangen mögen." Es wurden unter Anderm auch folgende Verſprechungen gemacht. „Wir werden ein ohne erklecklichen Erfolg unendlich oft behandeltes und ſo bis zur Trivialität herabgeſunkenes Thema, die ſogenannte Unſterblichkeit der Seele, in einer Art vornehmen, in der es minder trivial und unfruchtbar ſein und auf einen beſſeren, mit Erfahrung, Wirklichkeit und Wiſſenſchaft inniger zuſammenhängenden Boden zu ſtehen kommen ſoll. Wir werden ferner auch die höchſt merkwürdigen Verjüngungs- und Verſchönerungstendenzen der Natur in Beziehung auf menſchliche Individuen zur Sprache bringen, Phänomene und Thatſachen, die wie Märchen lauten und gleichwohl auf dem Grunde ſolider wiſſenſchaftlicher Beobachtungen und Autoritäten beruhen. Wir werden mitunter auch die damit in Verbindung zu bringenden diätetiſchen Fragen hervorheben und Manches aus dieſem Gebiete vorführen, was in Deutſchland noch allzu wenig bekannt und beachtet iſt, während man ſich in England und Amerika ſo angelegentlich damit zu beſchäftigen pflegt. Wir werden in den Kreis unſerer Mittheilungen auch die intereſſanten thierpſychologiſchen Studien ziehen, vornehmlich in der Abſicht, das auch ſchon im Thiere waltende Princip des ſittlich Guten und Schönen zu documentiren. Wir werden es uns zur Aufgabe machen, alte und neue mythologiſche und allegoriſche Räthſel zu löſen und vornehmlich die bedeutungsvolle Göthe'ſche Symbolik und Allegorie zu erläutern. Wir werden vielleicht ſelbſt den kühnen Verſuch nicht ſcheuen, in das geheimnißvolle Dunkel der Zukunft zu dringen und eine Art von Apokalypſe zu liefern, wie ſie ſich vom Standpuncte moderner Weltanſchauung aus und den Ausſprüchen unſerer größten Denker und Dichter gemäß zu bilden im Stande" u. ſ. w. Bei Letzterem hatte ich Etwas im Sinne, was ſchon den Schluß der unvollendet gebliebenen „Religion des neuen Weltalters" hatte ausmachen ſollen.

---

[1] So wörtlich. Ich hatte hier keine feindlichen Abſichten gegen die heilige Schrift; ich meinte es wirklich gut mit ihr.

Man ſieht hieraus, wie ich alles Mögliche that, um mich in meiner Art zu bethätigen, und wie Alles vergebens war. Auf dem Boden, wo ich meinen Samen ausſtreute, wollte derſelbe ſchlechterdings nicht aufgehen; was Wunder, wenn ich daran verzweifelte und mir einen andern ſuchte; und wo iſt da ein Vergehen, ein Verrath, eine Schwäche, eine ſchmähliche Selbſtaufgebung und dergleichen? Ich gab nicht mich, ich gab den ſteinigen Acker auf, der mir keine Früchte trug und alle meine Mühen höhnte. Ich wandte keiner guten, edlen, würdigen, zur Beſſerung der Dinge und Beglückung der Menſchheit geeigneten Sache den Rücken; ich kehrte mich von einer ausgelebten, in Fäulniß und Verweſung übergehenden und ſo nicht mehr die geringſte Hoffnung bietenden, dem Einſichtsvollen und Erfahrenen nur Schauder und Entſetzen erregenden Culturſtufe ab; ich verließ einen Tummelplatz von Geiſtern der Verneinung und Zerſtörung, die ſchlechterdings nur dieſe hohle Negation und wilde Deſtruction, durchaus aber nichts Poſitives, dem tieferen Bedürfniß des Menſchen Entſprechendes, wie ich es im Sinne trug, wollten, vertrugen

gen und duldeten; die mir die Ehre anthaten, mich als gar nicht zu ihnen gehörig, ſondern als einen ihrem gräulichen Weſen und tumultuariſchen Treiben völlig fremden Vogel zu betrachten; die mir, ihrer tyranniſchen Art und Sitte gemäß, durchaus keinen Spielraum der Entwicklung geſtatteten, alle meine Thätigkeiten hemmten, alle meine Wirkungen vernichteten, ja erklärten, daß ſie Willens ſeien, mich bei nächſter Gelegenheit mit der „modernen Maſchine“ zu bedienen. War Etwas an mir gelegen, warum behandelte man mich ſo? Und war Nichts an mir gelegen, wollte man meiner vielmehr entledigt ſein, warum ärgert man ſich darüber, daß ich endlich meinen Abſchied nahm? — Wer meine Schickſale kennt, wer weiß und bedenkt, wie gut und rein mein Wille, wie groß meine — verhältnißmäßig wohl rieſenhaft zu nennenden — Anſtrengungen geweſen und wie ich dafür von meiner eigenen Partei und Genoſſenſchaft, von meinen intimſten Freunden, von Solchen ſogar, die mir zu ganz beſonderem Danke verpflichtet waren, belohnt worden bin, der wird ſich nur über Eines wundern, daß ich auf dieſer Seite ſo lange aushalten konnte.

„Jeden Schwärmer ſchlagt mir an's Kreuz vor dem dreißigſten Jahre!
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogene zum Schelm.“

Ich habe bis tief in meine fünfziger Lebensjahre hierin für die Menſchheit, dieſen im Ganzen ſo unverbeſſerlichen „alten Adam,“ geſchwärmt, und der ſich mir aufdringenden Weltkenntniß ſo lange widerſtanden, als es nur menſchenmöglich war. Und als meine Hartnäckigkeit doch endlich der Gewalt der Thatſachen wich, da wurde ich gleichwohl nicht zum Schelm; denn dazu war es zu ſpät, dazu fehlte auch allzu ſehr die Anlage und natürliche Befähigung. Ich ſuchte mir bloß einen anderen Boden für meine geiſtige Exiſtenz und Wirkſamkeit; und hätte ich mich auf meinen jetzigen nach langer, ernſtlicher Prüfung und Erwägung nicht mit wahrer Liebe und Zuverſicht begeben können, ſo hätte ich auch dieß nicht gethan; ich wäre auf dem Standpunkte allgemeiner, unbedingter Weltverachtung ſtehen geblieben und ſchweigend untergegangen.

IV.

Gerücht und Thatſache.

Frau Fama lauſcht mit tauſend Ohren
Und breitet aus mit tauſend Zungen;
Ein Irrthum iſt ſofort geboren,
Ein Monſtrum iſt hervorgeſprungen.
„Die Welt, ſie iſt ein großes Babel;
Vom zweiten und vom dritten Munde
Gleicht ſchon nicht mehr die erſte Kunde,
Und jede Wahrheit wird zur Fabel.

Da ich mich hier noch einmal auf das autobiographiſche Genre eingelaſſen habe und damit hier auch für immer zu Ende kommen möchte, ſo will ich noch eines Gerüchtes gedenken, das in mehreren Zeitungen ſeine Rolle geſpielt hat, im Tone der Gewißheit vorgetragen worden iſt und, wie es ſcheint, nur eine Verſion desjenigen iſt, auf welches Herr Noack in ſeiner „Antitheſe" angeſpielt hat. Die mir im Drucke vorliegende Erzählung iſt auszüglich dieſe.

„D. ſchickte eines Tages in Frankfurt das Kind ſeiner Aufwärterin in einen Kaufladen, um da Etwas einzukaufen. Von dem mitgegebenen Gelde brachte das Kind einige Kreuzer zurück und händigte ſolche treulich dem Profeſſor ein. Dieſer fragte: „„Mein Kind, warum haſt du das nicht behalten?"" — „„Das darf ich nicht,"" antwortete die Kleine, „„das müßte ich beichten."" Dieſe Antwort veranlaßte D., über den wohlthätigen Einfluß der Religion nachzudenken; er erbarmte ſich zugleich auch des armen Kindes und brachte es zu dem verſtorbenen Beda Weber, um es in irgend einer Erziehungsanſtalt unterzubringen. Auf dieſe Weiſe wurde er mit dieſem Geiſtlichen näher bekannt, und durch die Unterredungen mit ihm ſeine Bekehrung vorbereitet und eingeleitet."

Das wäre ein kurzer und bequemer Weg geweſen; gut, wenn ich keine längeren und ſchwereren hätte wandeln müſſen, um zu dem bezeichneten Ziele zu gelangen! Aber es wäre auch keine beſondere Ehre für die Kirche geweſen, wenn ſie mich ſo leichten Kaufes erhalten hätte. Einen alten, vieljährigen, mit allen Waffen der Negation, Oppoſition und Refutation ausgerüſteten Gegner des Chriſtenthums und ſeiner ſämmtlichen Erſcheinungsweiſen, konnten Vorgänge und Verhandlungen, wie jene, nicht bewegen, ſeine Denkart zu ändern; es konnte ihm am wenigſten von geiſtlicher Seite her eine belehrende und beſtimmende Einwirkung kommen, da er ſich gerade gegen dieſe hin am geſpannteſten und excluſivſten verhielt. Zu einem Manne, wie Beda Weber, zu gehen, bevor ich wieder entſchieden Chriſt geworden, wäre mir nicht im Traume eingefallen; und ſo lieb mir dieſe Berührung ſpäterhin geweſen ſein würde, ſo widerwärtig und entwürdigend hätte ſie mir vorher erſcheinen müſſen. Vor allen Dingen mußte eine vollkommene Verzweiflung am Menſchlichen im Sinne des jetzt beſtehenden Geſchlechtes und ſeiner intellectuellen und moraliſchen Befähigungen in mir Platz greifen und dieſe auf eine Summe der bitterſten Erfahrungen in Literatur und Leben gegründete Verzweiflung das Aufgeben meiner ehemaligen prophetiſchen Chimären, die ſich auf jene von mir vorausgeſetzten Fähigkeiten ſtützten, zur Folge haben. Dann hatte ſich erſt noch jenes mittlere Denkſyſtem auszubilden bei welchem ich mich an Charles Nodier anſchloß, u dabei eine große welthiſtoriſche Lücke herauszuſtellen, die ſich allein durch die ungeheueren chriſtlichen Thatſachen ausfüllen ließ. Es handelte ſich hiebei gar nicht um Confeſſion und Converſion im gewöhnlichen Sinne des Wortes, nicht um den Katholicismus und ſein Verhältniß zu proteſtantiſchem Weſen und Kirchenthum, welche Probleme erſt weiterhin in zweiter Frage an die Reihe kamen, ſondern ganz allgemein nur um das Chriſtenthum, deſſen feindſeligſter Gegner und Verfolger ich bis dahin geweſen war. Dazu gehörte ein langwieriger und gründlicher Denkprozeß und eine große Selbſtüberwindung; dazu ein geiſtiger und gemüthlicher Uebergang der allerſchwierigſten Art, der in aller Stille vor ſich ging, von dem die Welt Nichts wußte und ahnte. Ich habe nach endlicher Aufgebung meiner prophetiſchen Ideen und Abſichten erſt noch einen ganzen Sommer lang in tiefſter Einſamkeit und Abgeſchiedenheit zu Kronthal gebrütet und mich daſelbſt nicht einmal mit dem verſtorbenen Profeſſor Molitor beſprochen, den ich kannte, der mich früher einmal vor Jahren hatte bekehren wollen, davon aber nur einen ſchweren Aerger hatte[1], und der ſich mit mir zu gleich an dem von ihm alljährlich beſuchten Orte befand. Ich vermied ihn, wie alle Anderen um mich her; ich hielt, wiewohl ich mich zu dieſer Zeit bereits thatſächlich wieder dem Chriſtenthum näherte, ja ſchon unbewußt auf chriſtlichem Boden ſtand, doch noch immer die alte, bittere Feindſchaft und tiefe Verachtung feſt. Weiterhin erſt erkannte ich, daß das erneuerte Bekenntniß des Chriſtenthums und dann noch überdies der Eintritt in eine Kirche, wie die katholiſche iſt, eine gar nicht zu umgehende Conſequenz meines Gedankenganges ſei; und wie ich früher den Muth hatte, als der größte Haſſer und Ankläger dieſer ganzen religiöſen Sphäre zu erſcheinen und insbeſondere den Katholicismus, als ihre ächteſte und impoſanteſte Repräſentation, zu befehden und zu beleidigen, ſo hatte ich nun auch den, meine Verirrung offen und ehrlich einzugeſtehen und ſie durch eine eclatante That zu desavouiren und zu paralyſiren. Um nun auf das angeführte Gerücht zurückzukommen, ſo beſteht das Wahre, was ihm zu Grunde liegt, in Folgendem.

---

[1] Der kranke Mann ſcheint dadurch auch momentan leidender geworden und ſeine ihm damals zur Seite ſtehende Schweſter deßhalb weitere Unterredungen zwiſchen ihm und mir verhindert zu haben. Kurz vor ſeinem Tode fühlte ich mich noch gedrungen, an ihn zu ſchreiben, und ihn wegen jener Kränk-

Bei meinem Eremitenleben in Kronthal wurde ich, wie ſchon in meiner Converſionsſchrift erwähnt, bloß von einem armen Kinde bedient, das von Zeit zu Zeit aus Kronberg

---

ungen, die jedoch keinen perſönlichen Charakter hatten, um Verzeihung zu bitten. Er antwortete ſehr freundlich und gerührt. Ein neues Zuſammentreffen wurde erſt durch unſere beiderſeitige Kränklichkeit verhindert und dann durch ſeinen Tod unmöglich gemacht.

herüberkam und mir einige geringe Dienſte leiſtete. Daſſelbe hätte bei den in ſeinen Lebensverhältniſſen, ſeiner Erziehung und Leitung obwaltenden Umſtänden ſehr verdorben ſein können, ja man möchte ſagen, es hätte dem natürlichen Gange der Dinge nach ſo ſein müſſen. Es war aber rein und redlich ſelbſt dieſen Umſtänden zum Trotz und in beſtimmtem oppoſitionellen Gegenſatz dazu; ſo daß es mir z. B. einmal ein unterſchlagenes Geld, von dem ich Nichts wußte und nach dem ich nicht fragte, aus eigenem Antriebe wieder verſchaffte. Als ich einmal ſehr leidend war und das Kind deßhalb etwas Beſonderes zu beſorgen hatte, kam es, was ich nicht gewollt hatte, außer ſeiner gewöhnlichen Zeit ſchon am frühen Morgen und noch ehe es zu Kronberg in die Schule zu gehen hatte, den weiten Weg herüber und brachte das Verlangte. Ein ſolches Benehmen mußte meine Aufmerkſamkeit erregen, wie auch mein Dankgefühl wecken; von religiöſen Dingen aber war keine Rede dabei. Ich glaubte in dem Kinde etwas Eigenes und Seltenes, wie ich es in meiner „Eremitalphiloſophie“ unter dem Namen der „Exception“ verſtand, zu erkennen, und gab mir daher viele Mühe, es aus ſeiner elenden und ſittlich gefahrvollen Lage zu bringen. Nach einigen fehlgeſchlagenen Verſuchen der Art wandte ich mich an eine ſchon mehrmals in dieſen Blättern zur Sprache gekommene wohlbekannte und vielverehrte Dame in Frankfurt, die in allen Fällen, wo Hülfe und Rettung nöthig, ihre edle Geſinnung zu beweiſen und ihren thatkräftigen Geiſt und Charakter zu entwickeln.

pflegt. Da das Kind katholiſch war, ſo ging dieſelbe zu dem geiſtlichen Rath und Stadtpfarrer Beda Weber und trug ihm die Sache vor. Dieſer dankte dafür, daß man ihm Gelegenheit gebe, ein gutes Werk zu thun, machte auf der Stelle ſeine Anſtalten und benahm ſich überhaupt ſo liebenswürdig, daß er uns ungemein gefiel und gar ſehr in unſerer Achtung ſtieg. Das Kind wurde zu Frankfurt in angemeſſener Weiſe untergebracht, was nicht ohne Schwierigkeit und Kampf mit den örtlichen Verhältniſſen und Einrichtungen abging. Es mußte Bürgſchaft geleiſtet, Koſtgeld bezahlt, noch andere Liebe und Großmuth geübt werden. Das Alles wurde durch den katholiſchen Geiſtlichen, dem das Kind nicht einmal zu Geſichte kam, und die mit ihm zu gutem Zwecke verbündete proteſtantiſche Dame beſorgt und geübt, während ich ſelbſt dabei gar nicht weiter in's Spiel kam. Ich habe den ſeligen Beda Weber nie geſehen und geſprochen und nie eine directe Beziehung zu ihm gehabt; die Dame getraute ſich in ihren Unterredungen mit ihm nicht einmal, meinen Namen zu nennen, da ich zu jener Zeit bei ſolchen Perſonen noch im allerſchlimmſten Rufe ſtand. Um ſo weniger kann er mich bekehrt haben. Wohl hatte ich vor, mich mit ihm bekannt zu machen und ihn für mich ſelbſt in Anſpruch zu nehmen; und es wäre im Falle der Ausführung dieſes Vorhabens der Eintritt in die katholiſche Kirchengemeinſchaft wohl auf dieſem ſo nahe liegenden Wege zu Stande gekommen. Aber zu eben der Zeit, wo Beda Weber das Kind unterbrachte und ſich meine kirchliche Hinneigung geſtaltete, nahm ihn der Tod plötzlich hinweg. Das war nicht nur mir ſehr unangenehm, ſondern auch ein recht großes Unglück für die das Kronberger Kind betreffende Angelegenheit. Dieſelbe nahm in dem traurigen Momente, wo eine Intelligenz und Autorität, wie die des ſeligen **Beda Weber** fehlte, ſogleich eine ſchiefe Wendung; es traten Mißverſtändniſſe und Verſtimmungen ein, und das Kind kehrte zu unſerem großen Bedauern in ſeine alten heimathlichen Verhältniſſe zurück.

Dies iſt das Factum. Auf meine Converſion hat dasſelbe nur inſofern unterſtützend und befördernd eingewirkt, als ich hier, wie auch in anderen mir vorgekommenen Fällen, den großen practiſchen Geiſt und Werth des Katholicismus kennen und ſchätzen lernte. Da ich ſelber viel zu ſchwach bin, um Unglücklichen, an welchen ich Antheil nehme, eine ausreichende Hülfe zu gewähren, ſo muß ich zu ſolchem Zwecke Andere zu gewinnen ſuchen. Was nun meine ehemaligen proteſtantiſchen Umgebungen und Bekanntſchaften betrifft, ſo hatte ich, abgeſehen von der überall ſich regenden weiblichen Barmherzigkeit, Niemand, der an meinen Gefühlen Theil nahm, auf meine Wünſche einging und ſich zu einer guten, liebevollen und rettenden That verſtand. Im Katholicismus ſtellt ſich die Sache anders. Denn wie der Proteſtantismus das männliche Princip in ſeiner ſelbſtiſchen Härte und Kälte darſtellt, dem zum Glücke die natürliche Güte des in gewiſſem Sinne auch hier kathoiſchen Weibes zur Seite ſteht, ſo entfaltet der Katholicismus ganz im Gegentheile das ſympathetiſch fühlende und thätige weibliche Princip und breitet ſeine dieſem liebenswürdigen Charakter gemäße ethiſche Schönheit und Milde mit ſiegender Kraft über beide Geſchlechter aus. Dies in einleuchtend factiſche Erfahrung zu bringen und in nahe gerückten Beiſpielen zu betrachten, war allerdings von großem Intereſſe und Werth für mich, und es hätte ohne ſo ſprechende Thatſachen der Art und ohne die ſich darauf beziehenden Converſationen und Reflexionen vielleicht noch lange gedauert, bis ich mich zu einer förmlichen Annäherung an die katholiſche Kirche entſchloſſen hätte, die aber der Conſequenz nach doch jedenfalls einmal Statt finden mußte, und ohne die ich nie wieder im Denken und Leben feſten Fuß gefaßt haben würde[1]. Den eigentlich begründenden, vor allem Anderen in Betracht kommenden Hergang der Sache habe ich oben angedeutet und in ausführlicher Weiſe bereits in dem Buche: „Meine Converſion“ u. ſ. w. beſchrieben. Nimmt man dazu auch das, was ich in dieſem Hefte ſonſt noch auszuſprechen und klar zu machen veranlaßt wurde, ſo wird man über ſämmtliche Urſachen und Beweggründe meiner Umwandlung vollſtändig genug unterrichtet ſein, und es wird in dieſer ganzen Angelegenheit wenigſtens für die, welche Augen, zu ſehen, und den guten Willen, ſie auch wirklich zu brauchen, haben, nicht das geringſte Dunkel mehr walten. Will Jemand, ſtatt ſich an ſo genaue Berichte und ſo evidente Beweiſe zu halten, lieber auf die durch Frau Fama ausgeſtreuten Gerüchte und Geſchwätze hören, ſo iſt Nichts weiter zu ſagen. Ich habe jetzt Alles gethan, was meinerſeits mir immer

---

[1] Ich kann und will die einzige Perſon, die hier mitzuſprechen befugt iſt, da ſie ſelbſt mitgehandelt und mitgedacht hat und von Allem auf's Genaueſte unterrichtet iſt, ſelbſt reden laſſen. Sie hat über die fraglichen Vorgänge Folgendes niedergeſchrieben. „Das Ereigniß mit dem Kronberger Kinde und Beda Weber's thätigem Antheil an ihm hat auf D. und den Weg, den er um jene Zeit einſchlug, inſofern eingewirkt, als es zu vielen Fragen meinerſeits, und zu eben ſo vielen Antworten und Erörterungen ſeinerſeits Gelegenheit gab, namentlich zur Vergleichung und Beleuchtung der zwiſchen beiden Confeſſionen obwaltenden Unterſchiede veranlaßte, die ſtets zum Vortheile des Katholicismus ausfielen. Es bedurfte vielleicht

---

eines ſolchen Anſtoßes, um D's. lange vorbereiteten und tief in ſeinem Inneren liegenden Katholicismus zu endlichem, entſcheidendem Durchbruche zu bringen; die Sache möchte ſich ohne eine Anregung und Förderung der Art wenigſtens noch lange verzögert haben. — — — — — — So widerſinnig es in vielen Ohren klingen mag — in jener Zeit des innern Kampfes und Ringens nach Wahrheit und Einſicht, während des qualvollſten Suchens nach einem Boden, in welchem ſeine Gedanken wurzeln, nach einer Brücke, die ſie mit dem Vorhandenen verbinden konnte, war der in dem Augenblicke wach gerufene und laut werdende Gedanke des Katholicismus für D. das erlöſende und befreiende Wort.“

möglich war; ich habe vielleicht ſchon zu viel gethan und will daher meine dieſe Dinge betreffenden Mittheilungen und Auseinanderſetzungen hiemit definitiv beſchloſſen haben.

Lyriſch-didaktiſche Blüthenleſe.

Aus
gedruckten und ungedruckten Sammlungen.

Bettina 1837. Hafis, 1. und 2. Sammlung, 1846 und 1852.
Frauenbilder 1853. Polydora 1855. Lied und Lehre, Manuſcript.

Einen Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren umfaſſend.

> In eodem pectore nullum est honestorum turpiumque consortium; et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis, bonum esse ac malum.
>
> Quinctilian.

Wohlauf, ihr alten Lieder,
Entraffet euch der Raſt;
Regt eure ſchönen Glieder;
Aufrauſchend in die Lüfte
Das goldene Gefieder
In hellem Chore laßt!

Aus finſterer Höllengrotte
Dräut es ſo widrig auf.
Beſchämt ſie, dieſe Rotte,
Macht ihre Lügenkünſte,
Macht ihre Müh'n zum Spotte,
Die feindlichen, allzuhauf!

Kein Eiſen iſt zu ſchwingen
In dieſem holden Krieg;
Ihr habt ja nur zu klingen,
Nur lieblich und gelinde
In Ohr und Herz zu dringen,
Und euer iſt der Sieg.

Vorwort.

Die Veranlaſſung zu nachſtehender kleiner Sammlung brauche ich, nach den ihr vorgeſetzten Motto's und dem in der allgemeinen Vorrede Bemerkten, nicht weitläufig auseinanderzuſetzen. Es tritt hier dem Publikum eine dichteriſche Lebensperiode vor Augen, die, ſo hart beſchuldigt von feindlicher Seite, ganz einfach für ſich ſelber ſprechen und durch eine Reihe der ihr angehörigen Produkte den documentalen Beweis führen ſoll, daß ſie ganz das Gegentheil von dem geweſen, was man aus ihr machen möchte. Einige dieſer Lieder ſind bis jetzt nicht veröffentlicht worden; die mir zunächſtſtehenden Freunde aber wiſſen und können es bezeugen, daß ſie meiner vorkatholiſchen Periode entſtammen und namentlich in „Lied und Lehre“ enthalten waren, einer Sammlung, die zum Drucke beſtimmt geweſen, aber nicht dazu gekommen iſt, und die ſchon Jahre lang unter meinen Manuſcripten und unedirten Werken geruht hatte, als es mir einfiel, ſie wieder einmal hervorzuholen, um Einiges daraus zu apologetiſchem Zwecke auszuwählen und anzuwenden. Nur das Schlußgedicht iſt aus ſpäterer Zeit. — Nun iſt freilich die Frage, ob ich nicht, indem ich mich ſo nach einer Seite hin ſchütze, nach einer anderen hin anſtoße. Denn wohl dürften Manche den hier ſeine Rolle ſpielenden Frauencult als eine unſtatthafte Vergötterung des Menſchlichen betrachten, auch wohl meinen, es ſei hier der Liebe überhaupt eine Bedeutung gegeben, die einer irdiſchen Leidenſchaft nicht einzuräumen ſei. Solchen gegenüber iſt zu bemerken, daß dieſe Gedichte durchaus nicht meine Gegenwart, ſondern einzig und allein nur meine Vergangenheit ſpiegeln ſollen; daß ich frühere Standpunkte und Tendenzen keineswegs von Neuem anregen und geltend machen will, dieſelben aber auch nicht verdecken, und den Producten jener Zeit keinen anderen Charakter aufdrücken kann, ohne mich auch ſo wieder einem Vorwurfe auszuſetzen, dem der Fälſchung und Heuchelei. Etwas Anderes wäre es, wenn keine documentale Beſtimmung obwaltete; dieſe aber erheiſcht Treue und unveränderte Präſentation des Vorhandenen. Es iſt noch mehr zu ſagen. Die Apotheoſe des Weiblichen, welche einen ſo charakteriſtiſchen Zug meiner Poeſie ausmachte, gehört, ganz ſo, wie ſie war, zu meiner Beweisführung. Denn mag man ſie als eine noch ſo große Verirrung, eine noch ſo verwerfliche Abgötterei betrachten — gerade dieſe bis zum Religionsculte geſteigerte und zu tendenziöſem Zwecke verwendete Verehrung und Adoration bezeugt es am Evidenteſten, wie fern hier alles Gemeine und Niedrige lag, welches der Natur der Sache überhaupt, wie meinen beſonderen Abſichten im äußerſten Grade zuwider war, und welches, je höher ich meinen

Standpunkt nahm, deſto tiefer unter mich hinunterſank — und ich bin ganz zufrieden, wenn nur ſo viel eingeſehen und eingeräumt wird. Es wird überdies ſelbſt von den ernſteſten und ſtrengſten Gliedern der Kirche nicht geläugnet werden dürfen, daß die Liebe ein bedeutſames Analogon des Verhältniſſes iſt, in welchem das Göttliche und das Menſchliche zu einander zu ſtehen haben. In dieſer Weiſe macht Bibel und Kirche ſelbſt davon den allerfreieſten Gebrauch[1], und eine der ausdruckvollſten und großartigſten Einzelheiten meiner früheren Sammlungen, wie der vorliegenden Combination, bildet eine Stelle aus dem hohen Lied 1). Die Liebe im höheren Sinne des Wortes hat zweierlei Charaktere, den der zuneigungsvollen Herablaſſung und Erbarmung, wobei der Gegenſtand um ſo theurer wird, je mehr man für ihn leidet und thut, und den der begeiſterungsvollen Anerkennung und Anbetung, wo ein das eigene Weſen Ueberragendes, der menſchlichen Mängel Bares, Vollkommenes, Abſolutes geſucht, angeſchaut und gefeiert wird 2). In jenem Falle ſpiegelt ſich in der Liebe das Verhältniß des Göttlichen zum Menſchlichen, in dieſem das des Menſchlichen zum Göttlichen. Beiderlei Charaktere wird man hier repräſentirt finden; den erſteren z. B. in den lettiſch-litthauiſchen Gedichtchen Nr. 77. und 78., die von ausgezeichneter Schönheit und Gemüthstiefe ſind; der letztere tritt namentlich in der hafiſiſchen Poeſie hervor. Hier iſt die Liebe eine Religion, ein Cultus, der wenigſtens ein anthropologiſches, pſychologiſches, religionsgeſchichtliches Intereſſe hat und ſo gut, wie jedes andere religiöſe Phänomen, Aufmerkſamkeit und Studium verdient. In ihrem Suchen nach dem Abſoluten kann die Liebe fehl gehen; ſie iſt in

---

[1] „Mit der Freude eines Bräutigams über die Braut freuet ſich über dich dein Gott.“ Jeſ. 42, 5. „So ſpricht Jehova: Ich gedenke der Freundſchaft deiner Jugend und der Liebe deines Brautſtandes, wie du mir nachzogſt in der Wüſte“ ꝛc. Jerem. 2, 2. Chriſtus ſtellt das Gleichniß von den Jungfrauen und dem Bräutigam auf. Matth. 25, 1. ff. Das Verhältniß von Mann und Weib wird ganz auf Chriſtus und die Gemeinde angewendet, die nun an die Stelle des nationalen Iſrael tritt, Epheſ. 5, 22 ff. Joh. 3, 29. Das Band der Liebe und Hingebung zwiſchen Mann und Weib wird darum nicht nothwendig zerriſſen. Epheſ. 5, 25. So auch in der Apokalypſe. „Die Hochzeit des Lammes iſt gekommen und ſeine Braut hat ſich bereitet.“ Offenb. Joh. 19, 7. „Komm, ich will dir zeigen das Weib, des Lammes Braut.“ Daſelbſt 21, 9. „Und der Geiſt und die Braut ſprechen: Komm!“ Daſelbſt 22, 17. Ueber die kirchliche Anwendung dieſer Symbolik ſ. „Der Katholik“ von Heinrich und Moufang 1859. Januar S. 111 ff. „Ueber den liturgiſchen Gebrauch des Hohenliedes und des Eccleſiaſticus im Marianiſchen Cultus.“

---

1) „Stark, wie der Tod, iſt Liebe,
Feſt, wie Scheol, ihr Wille" u. ſ. w.
S. unten Nr. 50.

2) „Herrgott! Einen Engel
In dem Lande der Mängel,
Hab' ich, Glücklicher, funden" u. ſ. w.
heißt es, glaube ich, in einem Liede von Rückert.

Beziehung auf ihren Gegenſtand großen Täuſchungen ausgeſetzt; immer aber iſt das, was ſie will, nicht gemeiner, irdiſcher, vergänglicher, ſondern göttlicher, himmliſcher und ewiger Art. Ixion umarmt eine Wolke, aber die Göttin iſt es, die er meint und zu umfaſſen wähnt. Die gemeine Liebe iſt weſentlich ſinnlicher Art; die höhere kann dies Moment auch entbehren, und es gibt zwiſchen Mann und Weib auch erhabene Freundſchaften, die jenſeits der Sphäre liegen, wo das Geſetz ſeine Rechte behauptet; ſolche Beziehungen zu Individuen anderen Geſchlechtes haben die größten Heiligen gehabt; und auch die nachſtehenden, in dieſem Falle um ſo tadelloſeren Bläter ſchlagen zum Theile dergleichen Töne an. Auch Ernſt und Strenge können fehlgreifen; die Gefahr eines falſchen Extremes iſt in gleicher Art auf allen Seiten vorhanden, und auch ein zu ſcharf ſchneidender Gegenſatz, ein zu unverſöhnlich zerreißender Dualismus iſt ein ſolches Extrem. Daß die gemüthvollſte Hingebung und Anhänglichkeit an einen geliebten Gegenſtand, die innigſte Liebe und Sorge für ihn nicht ſchon als ſolche und ohne Hinzutreten anderer Momente ein Raub an der der Gottheit zu erzeigenden Ehre iſt, das haben die ehrwürdigſten und kirchlich verehrteſten Perſönlichkeiten durch ihr Beiſpiel bewieſen; und heilige Frauen haben durch den Zauber einer geiſtig verklärten Schönheit und Anmuth unvergleichliche Wunder gewirkt. Ein Vorbild der Art iſt die heil. Hedwig, die Landespatronin von Schleſien, deren Leben in das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert fällt. Sie verwählte ſich, kaum älter als zwölf Jahre, dem Herzoge Heinrich von Schleſien. Als ſich nun Letzterer ſchwer verwundet und gefangen in Polen befand und an eine Befreiung deſſelben auf gewöhnlichem Wege nicht zu denken war, machte ſich Hedwig nach dem über hundert Meilen entfernten Kerker ihres Gemahles auf, überſtand unſägliche Mühſale und trat in Geſtalt einer Büßerin vor den wilden Conrad von Maſovien, in deſſen Gewalt ihr Gatte war. Wie derſelbe das engelgleiche Antlitz der Heiligen erblickte, fühlte er ſich im Innerſten ergriffen und erſchüttert, legte die bis dahin unbeſiegbare Wildheit ſeines Weſens gänzlich ab, ſchloß Frieden und gab den Gefangenen frei. — So viel erlaube ich mir zu bemerken, um, woferu es nöthig ſein ſollte, auch nach der bezeichneten ernſten und würdigen Seite hin einige vermittelnde Worte verlauten zu laſſen. Im Uebrigen gebe ich dieſe mit der größten Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit dargebotenen Poeſieen der beliebigen Beurtheilung des geneigten oder ungeneigten Leſers Preis, indem ich nur noch an das erinnere, was ich in obiger Streitſchrift über die Unſtatthaftigkeit beſtimmter biographiſcher und perſönlicher Ausbeutungen geſagt. Das Verhältniß der Geſchlechter zu einander enthält ſo Vieles, was immer und überall vorkommt oder vorkommen kann, daß kaum eine nicht in's Bereich des Fabel- und Märchenhaften gehende erotiſche Darſtellung denkbar iſt, die ſich nicht irgendwie auf Wirkliches beziehen ließe, möge ſie auch noch ſo ſehr in dichteriſcher Phantaſie und ſchriftſtelleriſcher

Tendenz wurzeln. Wie arg aber in ſolchen Fällen die Neugier des Philiſters fehlzugreifen und welcher Vergehungen ſich gegneriſche Böswilligkeit dabei zu Schulden kommen läßt, darüber iſt ſchon in der erwähnten Antikritik gehandelt worden.

Was die unterſchriebenen Buchſtaben betrifft, ſo ſind durch B. H. Fr. und P. die poetiſchen Werke gemeint, die unter den Titeln: „Bettina" — „Hafis" — „Frauenbilder" — „Polydora" erſchienen ſind. Wo gar Nichts unterſchrieben, da iſt die bezügliche Nummer aus „Lied und Lehre" genommen, nur daß ich einige dieſer Gedichte, die ich in freier Aneignung und Formation den Poeſieen Atterbom's entnommen, durch A. bezeichnet habe. C. bedeutet Corona; die ſo bezeichneten Nummern ſind nämlich einer Anzahl von Gedichten weiblichen Urſprunges enthoben, die ich dem zuletzt genannten Werke einzuverleiben gedachte. Man wird finden, daß ſie vom edelſten und feinſten Genre ſind, und ich bedauere, daß ich nicht mehr der Art, was in meinem Beſitze iſt, mittheilen kann. Es wird von den Frauen im Stillen Manches producirt, was mehr werth iſt, als unzählige Gedichte ſelbſt berühmter Poeten, die in Büchern und Journalen prangen, was aber in einer Societät, wie die unſrige iſt, bei aller Schönheit und Reinheit nicht publicirt werden kann, ſo einer ſteten Verborgenheit anheimfällt und in ihr zu Grunde geht. Wagte doch ſelbſt Göthe nicht Alles Preis zu geben, vergl. oben „der Menſch" I. Nr. 121.; und ich hätte ſehr wohl gethan, wenn ich eben ſo vorſichtig gehandelt hätte; dann wäre ich eines Kampfes, wie der hier zu führende iſt, gänzlich überhoben geweſen. „Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falſch, wie die Tauben!“ Ich hatte nur die Taubeneinfalt, aber die Schlangenklugheit gebrach mir ganz. So mußte ich und muß fortwährend durch Diejenigen leiden, die Nichts, als böſe, giftige, ſtechende Schlangen ſind.

1.

Perſiſch.

Ich roch der Liebe himmliſches Arom
Und möcht' in ihrem Weh'n,
Sanft aufgelöſt mit Seele, Geiſt und Leib,
Verſchwinden und vergeh'n.

H.

2.

Aus den
„ruſſiſch-polniſchen Kleinigkeiten.“

Wie des Abends ſchöne Röthe,
Möcht' ich, arme Dirne, glüh'n,
Einem, Einem zu Gefallen,
Sonder Ende Wonne ſprüh'n.

P.

3.

O wie ſchön ſind Menſchenaugen,
Wenn aus ihnen Liebe ſpricht!
Denn ſie ſind dann Nichts, als Seele,
Denn ſie ſind dann Nichts, als Licht,
Geiſterhaftes, wunderbares,
Das mit überird'ſchem Glanze
Aus den leuchtend aufgethanen
Tiefen eines innerlichen,
Gotterfüllten Himmels bricht.
O wie ſchön ſind Menſchenaugen,
Wenn aus ihnen Liebe ſpricht!

4.

Magyariſch.

Reich herab vom Wolkenhimmel
Thauet es; die Bäume triefen;
Winde ſauſen; dennoch endet
Nachtigall ihr Flöten nicht.

Spät wohl iſt ſie ſchon die Stunde;
Schläfſt du ſchon, geliebte Kleine?
Oder iſt ſie dir noch hörbar,
Jene zarte Sängerin?

Iſt ſie es, ſo horch, ich bitte,
Scharfen Ohres ihrem Liede!
Denn ihr Lied iſt meine Liebe,
Und ſie ſelber iſt mein Herz.

H.

5.

Perſiſch.

Meine Lieb' und deine Schöne,
  Beide ſind ſie wunderbar;
Ohne Makel iſt ſie, jene,
  Dieſe jeder Trübe bar.

H.

6.

Perſiſch.

Mein Gedanke, fromm erglühend,
Macht ſich auf im Pilgerkleide,
Uebet eine heil'ge Pflicht.
Hin zu ſeinem Mekka ziehend
Wallet er die wüſte Weite;

Hin zu ſeiner Kaba fliehend
Dürſtet er nach Hell und Licht.
Und wo ſind ſie, dieſe Horte,
Dieſe hehren Gnadenorte? —
Mekka winkt, wo deine Pforte,
Kaba iſt dein Angeſicht.

H.

7.

Perſiſch.

Süßer Hort, ich denke dein
Ewig ohne Wanken;
Denn wo ſollten anders ſein,
Ohne zu erkranken,
Ohne mit der Sonne Schein,
Mit der Nacht zu zanken,
Ohne matt zum Tod zu ſein,
Meine Herzgedanken!

H.

8.

Nebel überzieh'n die Höhe,
Herbſtliche Geſtürme toſen,
Dennoch hie und da gewahren
Wirſt du ein Paar letzte Roſen,
Die beinahe blätterloſen
Sträuche muſternd im Revier.

Dieſer Roſen eine, ſtammend
Aus dem einſamen Gebiete
Wo er ſeine Hütte baute,
Schickt ein armer Eremite,

Daß auch er doch Etwas biete
Zu ſo holdem Feſte, dir.

Herbſtlich auch in ſeinem Leben
Schauert es; doch es beglücken
Einige letzte ſchöne Blüthen —
Eine Wonne ſeinen Blicken,
Seinem Herzen ein Entzücken —
Sanft erglühend auch noch hier.

Wäre mehr noch anzudeuten?
Schon entdeckſt du, was ich meine.
Nie zu preiſen werd' ich ſäumen
Deiner Anmuth Roſenſcheine,
Deines Weſens edle Reine,
Deiner Seele lichte Zier.

9.

Perſiſch.

Lieb' und Rauſch' iſt ein Geheimniß;
Stille mit Erläuterungen!
Es der Menge klar zu machen,
Nicht genügten Engelzungen.

H.

10.

Perſiſch.

Wehe meiner Trunkenheit!
Wehe meinem Liebebeben!
Biete mir für einen Gran
Heuchelei und Schlechtigkeit
Tauſend Tonnen Goldes an —
Keinen hegt der Buſen mir,

Keinen hab' ich hinzugeben.
Denn was auch vielleicht dahier
In des Herzens dunkler Hut
Raſtete von jenem Gut,
Es zerſchmolz in Minnegluth,
Es zerfloß im Saft der Reben.

H.

11.

Perſiſch.

Müde bin ich meines Seins,
Das zu enge, das zu preſſend
Meiner Seele Bande flicht;
Zeige mir dein Angeſicht,
Daß ich, meiner ſelbſt vergeſſend,
Untergeh' in Lieb' und Licht!

H.

12.

Perſiſch.

Iſt dir ein getreues,
  Liebevolles Kind beſcheert,
Feſt am Herzen halt' es,
  Fühle ſeinen ganzen Werth!

Ruhſt du ihm am Buſen,
  Hangſt du ihm am Munde ſüß,
Frage nicht, was Edens
  Wonneſaal für Heil gewährt!

Dieſer Erde Dunkel,
  Weiß davon ein liebend Herz?
Nachtigallenaugen
  Iſt die ganze Welt verklärt.

H.

13.

In ein Buch.

Eine Welt von Liedertönen,
Die nach einem Ohr begehren,
Sich nach einem Herzen ſehnen,
Einem Geiſt, um nicht im Leeren
Zu verhallen — nimm ſie hin!
Dir zu jubeln, dir zu ſtöhnen
Lied auf Lied, welch ein Gewinn!
Allem Wahren, allem Schönen
Aufgeſchloſſen iſt dein Sinn;
Ueberall in dieſem hehren
Reiche biſt du Herrſcherin.

14.

Ein unſterblicher Genius iſt
Ein jeglicher ächte Moment,
Er ſchwingt ſich in den Aether;
Licht iſt ſein Element,
Sein himmliſches, und Ewigkeit ſein Port;
Da lebet er im Glanz ohn' Ende fort.
Was nicht ſo wahr, ſo ächt
Empfunden iſt, ſo tief und rein gelebt,
Hat zu beſteh'n kein Recht
Und keine Macht.
Ein hohler Schatten iſt es, der entſchwebt;
Er ſinkt dahin für immer in die Nacht.

15.

Schön iſt ſie, ja; doch ſo, wie eine duftberaubt
Prachtvolle Blume, welche nur das Auge reizt.
Es iſt der weiblichen Seele Duft, der himmliſche,

Der uns berauſcht, uns in ſo feſte Bande ſchlägt.
Frei bleibet uns, wenn der gebricht, und kalt das Herz,
So prangend auch Geſtaltung iſt und Angeſicht.

16.

Perſiſch.

Zwei Paradieſeslauben
Sind, Liebſte, deine Brauen;
Es wohnen unter ihnen
Die Engel deiner Augen,
So mild, ſo klar, ſo rein,
Der Erde dunkle Gauen
Zu füllen überſelig
Mit ihrem Himmelsſchein.

H.

17.

Perſiſch.

Als ich zum erſten Male
Dein Angeſicht erblickte,
Da ſtaunte, da erſchrack ich
Ob deiner Engelsſchöne,
Ob eines Strahls von oben,
Wie er noch nie mein Auge,
Noch nie mein Herz gekannt.
Und doch bedünkte mir's,
Als hätte meine Seele
Dies himmliſche Gebilde
Von Ewigkeit geſchauet und gekannt.

H.

18.

So wunderklug die Worte,
Die deine Lippe ſpricht,

Das, was du da geſprochen,
Zeugt von Bedachte nicht.

Du nenneſt dieſe Zelle
Zu dunkel und zu trüb,
Und doch biſt du darinnen,
Du wundervolles Lieb!

Du — iſt das nicht ein Schimmer
Des reinſten Aetherlichts?
So hell, wie dieſes Zimmer,
Iſt auf der Erde Nichts.

Bald werd' ich andere haben,
Die voll von äußerem Schein;
Und doch werd' ich begraben
In Finſterniſſe ſein.

Denn dich ja werd' ich miſſen,
Die Sonne meiner Nacht,
Und Nacht bedünken wird mir
Die leuchtende Sonnenpracht.

A.

19.

Griechiſch.

Alles in Einem ſieht das Aug' der Liebe;
Ohne dieſes Eine, Liebſte — Nichts
Sieht es im geſammten Weltenringe.
Alle Wonne des All's mit Einem Male,
Alle Süße des Seins in Einem Bild
Lacht mich an, wenn ich, Geliebte, dich
Schaue; wenn nicht, gehüllt
Iſt in Nacht das ganze Reich der Dinge.

P.

20.

Es gibt verwegne Triebe,
Die magſt du billig ſchelten;
Sprech' ich zu dir von Liebe,
So laß es immer gelten!

Es ſind ſo anſpruchloſe
Beſcheidne Herzensſünden;
Der noch ſo Rigoroſe
Wird ſie verzeihlich finden.

Das Schöne zu erheben
Wie's ihm ein Gott gelehret —
Der Dichter kann nicht leben,
Wenn ihm dies Amt gewehret.

Verbanne nur die Strenge,
Wenn meine Saiten klingen,
Nur meine Preisgeſänge
Vergönne darzubringen!

Dir durch berauſchte Lüfte
Vergötternd auszuſtreuen
Der Seele Weihrauchdüfte —
Dies Eine ſoll mich freuen;

Dies Eine mir erflehend
Zu letzter Tage Segen,
Wie gern will ich vergehend
Mein Haupt zur Ruhe legen!

21.

Ich wollt', ich ſäß' an ſeiner Thür',
Ein armes Bettelkind,

Durch's ſchlechte Kleidchen ſchau'rte mir
Der Regen und der Wind.

Ich bät' ein Stückchen Brod von ihm
Und nähm' es von ihm hin,
Und er erkennte dann am Blick,
Weß Geiſtes Kind ich bin.

Da faßt' er mich in ſeinen Arm,
Und zöge mich an ſich,
Und hüllte lieb und hüllte warm
In ſeinen Mantel mich.

Gewiß, gewiß, er ließe mich
Nicht wieder von ſich geh'n;
Ich dürft' im Hauſe ſtetiglich
Ihm dienen und ihn ſeh'n.

So gingen denn die Jahre mir,
Das Leben ſelig hin,
Und Keiner wüßte, wo ich her,
Und Keiner, wer ich bin.

Nur bei ihm ſein, nur ſchauen ihn,
Sonſt wollt' ich, braucht' ich Nichts, —
Er meine Welt, ſein Angeſicht
Mein ewiger Quell des Lichts.

B.

22.

Jahrelang gedehnter Wehen
Bittre Kelche wollt' ich trinken,
Könnt' ich einmal im Verborgnen
Ihr zu Füßen niederſinken.

Preſſen einmal an die Lippen
Ihre Hand mit Wonnebeben,
Und in ihres Augenſtrahles
Himmliſchem Erbarmen leben.

Fr.

23.

Ach, ſchmückte mich der Kranz der höchſten Ehren,
Ach, lachten mir maßloſe Weltbeſitze,
Begegneten der Liebe Flammenblitze
Aus ſchönſten Augen jeglichem Begehren —

Nichts könnte mir für dich Erſatz gewähren;
Es bohrte ſich auf einem Götterſitze
In meine Bruſt des Leides herbe Spitze,
Daß ich dich muß, und alſo muß entbehren.

Ich wollte knie'n vor deinem Himmelsbilde,
Und nur mein Aug' an deinem Glanz erbauen;
Und fühlt' ich Harm, er wäre ſanft und milde.

Doch es erfüllt mit Grimme mich und Grauen
Vor dieſer Welt und dieſer Menſchengilde,
Daß ich dich muß in ſolchen Armen ſchauen.

Fr.

24.

Italieniſch [1].

Aus welch erhabnem Reiche der Ideen
Stammt wohl die Form, die irdiſchen Revieren
Natur bemüht war zu realiſiren,
Da jenes ſchöne Daſein im Entſtehen?

Wo ſahe man in Hainen und in Seen
Unſterbliche ſo goldne Locken zieren?

---

[1] Die beiden folgenden Sonette nach Petrarca.

Welch reizendes Gemüthe, gleich dem ihren,
Ließ ſolcher Anmuth milde Düfte wehen?

Der wirbt vergebens um das ewig Schöne,
Dem jene Blicke, wie ſie rings verbreiten
Licht aus dem Aether, nimmermehr erſchienen;

Der nie geſtaunt dem Zauber ihrer Mienen;
Der nie gelauſcht der Melodie der Töne,
Die jene Mienen, jenen Blick begleiten.

P.

25.

Italieniſch.

Nicht Sternennacht und hehre Dämmerungen,
Nicht Schiffe, die auf ſtiller Woge gleiten,
Nicht Ritterſchaft, kühn ausgerückt zum Streiten,
Nicht Büſche, vom gelenken Wild durchſprungen;

Nicht frohe Mähr' und Werke, die gelungen,
Nicht Minneſang und Redezierlichkeiten,
Nicht ſchöne Frau'n, die Heiterkeit verbreiten,
Und ihr Geſang, auf grüner Au erklungen;

Nichts, Nichts gewährt mir Troſt und Seelenweide;
Denn, was hienieden ein Gemüth beſtricke,
Es iſt mit ihr, der ich geweiht, begraben.

Nur Eines iſt mir reizend: daß ich ſcheide,
Und daß ich ſie hinwiederum erblicke,
Die beſſer wär', niemals erblickt zu haben!

P.

26.

Schau' ich hinein in deiner Augen Glanz,
Den wunderreinen, ſeelenvollen, ſüßen —

Ich wähne, daß mich Gottes Engel grüßen;
Entzücken bin ich, Andacht, Liebe ganz.

Nie hat ſich in der Schönheit Blüthenkranz
Mir dieſe ſtille Zauberkraft bewieſen;
Nie, meine tiefſte Seelenluſt zu büßen,
Vergaß ich ſo der Stunde raſchen Tanz.

Es lobe ſich ein Andrer jede Luſt,
Die heiße Sinne ſich auf falſcher Spur
Mit Gold und Liſt erkaufen und erbeuten —

Ihn peiniget die Oede ſeiner Bruſt
Im Hochgenuß; ich fühle, blick' ich nur
In's Auge dir, des Himmels Seligkeiten.

Fr.

27.

Die Wonne der Geſundheit iſt ein Gut,
Das Jeder rühmt; ich aber muß die Leiden
Des Siechen und Geſunkenen beneiden,
Der ſo gelind in deiner Pflege ruht.

Wie gerne krankt' ich in ſo zarter Hut!
Ich bäte jeden Helfer, mich zu meiden;
Ich wollte nur an deiner Schöne weiden,
An deiner Engelsgüte meinen Muth.

Und wär' es möglich, ſo getreu bewacht,
So liebevoll beſchwichtet und bedacht
Von deiner Huld, zu ſinken in's Verderben —

Ich wünſchte mir kein ſeliger Geſchick,
Als ſo zu ſcheiden aus der Sonne Blick,
So deinen Hauch zu fühlen und zu ſterben.

Fr.

28.

Ach wüßteſt du, Geliebte, wie ich bebe,
Wenn dir zu droh'n ein ſchwarzes Unheil ſcheint!
Sähſt du die Thräne, die mein Auge weint,
Wenn ich um dich in ſtillen Aengſten ſchwebe!

O bleibe ſtark! O ſinke nicht! O lebe!
Ich athme nur, ſo lang ich dir vereint;
Derſelbe Tag, der deinen Glanz verneint,
Er iſt's, an dem auch ich der Welt entſtrebe.

Ich trage ja ſchon jetzo kaum die Pein,
Auf Tage, Stunden nur gehemmt zu ſein,
In deiner Hulden Lichte mich zu ſonnen.

Vergiß, wofern du ſchwere Pflichten übſt,
Auch deſſen nicht, den du zum Tod betrübſt,
Zerſtörſt du deine zarten Lebenswonnen.

Fr.

29.

Ich ſahe deiner Jugend Roſenflor;
Seitdem — wie viele Jahre ſind geſchwunden;
Wie vielem Schönen iſt der Preis entwunden;
Und du — du ſtehſt im Glanze, wie zuvor!

Biſt du allein in der Lebend'gen Chor
Vom Looſe der Vergänglichkeit entbunden?
Wie darfſt du ſolch ein Götterrecht bekunden?
Was hält dich über dem Ruin empor?

Die Reize deines Innern, irr' ich nicht,
Die ewigen, begründen dieſe Blüthe,
Die gleich erhaben über'm Zeitgericht.

Dein ganzes Sein iſt Liebe nur und Licht,
Und überirdiſch ſchön, wie dein Gemüthe,
Bleibt dir Geſtalt, Bewegung, Angeſicht.

Fr.

30.

Wem ſich dein Herz ergeben,
Wer deine Huld erfuhr,
Der weiß, wie ſüß das Leben,
Die Liebe, die Natur.

Und dennoch, all entbehren
Wollt' ich dies Heil wie gern,
Könnt' ich dir nur bewähren,
Wie lieb du mir, mein Stern!

Ich wollte geh'n und ſterben
Von deinem Auge weit,
In Kerkernacht verderben
Und ewiger Einſamkeit;

In Schlünde voller Grauſen,
In heißer Flamme Pein,
In wilder Wogen Brauſen
Mich ſtürzen tief hinein.

Es füllte mich mit Zagen
Kein noch ſo furchtbar Weh;
Ich litt' es ohne Klagen,
Wenn es für dich geſchäh';

Wenn es geſchäh', zu zeigen,
Wie ſeelentief entflammt
Die heiligen Flammen ſteigen,
Die dir mein Buſen flammt.

Fr.

31.

Mein ganzes Leben war
Ein Suchen und ein Sehnen
Nach einem Angeſicht, nach einem Lächeln,
Nach einem Herzen, ſo wie dieſes iſt;
Und nun ich es gefunden,
Dies Angeſicht, dies Lächeln und dies Herz,
Sollt' ich mein Auge wenden,
Und mein Gemüth und meinen Schritt von ihm?

Fr.

32.

Ich bin der Staub, der dir zu Füßen ruht;
Und von ſo heiligem Ort — das glaube feſt! —
Wird kein gelinder Weſt,
So ſchmeichleriſch zu rühren
Er auch vermöge, mich von hinnen führen,
Und keines Sturmes ungemeſſ'ne Wuth;
Denn hier zu ruh'n iſt mir alleine gut.

Fr.

33.

Zigeuneriſch.

Laß Jahr auf Jahr vergangen ſein,
Seitdem ich in die Nacht hinein
Geſunken aus der Sonne Schein;
Du komme nur, du rufe nur
In meine dunkle Stube!
So wie du meinen Namen nennſt,
Tief wird dir aus der Grube
Antworten mein Gebein.

P.

34.

Wahrlich, ſie haben die Liebe bei dir verläumdet, wenn du die Religion nicht kennſt, die zu ihrem Weſen gehört.

Aus einem Roman von Bulwer.

An Wandel und Wechſel o glaube nicht!
Dein Bangen, es iſt verſchwendet.
Du biſt ja, ich weiß es, aus höchſtem Licht
Zu meinem Troſte geſendet.

Du biſt ja, ich fühl' es, ſo gut, ſo rein,
Wie Nichts auf irdiſchen Auen;
Ich kann nur athmen, um dein zu ſein,
Ich kann nur *lieben* und *trauen*.

Und fänd' ich es anders, und wär's ein Trug,
Dem ich die Seele verſchrieben —
Auch dann noch wirkte der magiſche Zug;
Ich würde *trauern* und *lieben*.

Und wärſt du entſtiegen dem Höllengrund
Und erſchienen zu meinem Verderben —
Ich würde hangen an deinem Mund;
Ich würde *lieben* und *ſterben*.

Fr.

35.

Den Zeitgewalten,
Die uns beherrſchen,
Den allgemeinen
Tribut zu zollen;
Zu altern endlich
Und hinzuwelken,
Und dann wohl auch

Der Huldigungen,
Der liebevollen,
Die ich dir weihe,
Beraubt zu ſtehen —
Das iſt die Sorge,
Die dich bewegt,
Du ewig Blinde
Für die Gefühle,
Die zarten, welche
Mein Buſen hegt!
Da ſteigt aus meinem
Gekränkten Herzen
Der Wunſch empor,
Der ſchonungsloſe:
Zu Ende möchte
Bereits dein Flor,
Entſchwunden ſein
All deine Schöne,
Daß ich ſie dir
Beweiſen könnte,
Die hehre, reine,
Sich ewig gleiche
Natur der Liebe,
Die zum Gefäße
Dies Herz erkor;
Daß du es endlich
Erkennen müßteſt
Unzweifelhaft
Und eingeſtehen,
In welcher Tiefe
Die Triebe wurzeln,

Die dir ſo leer
An innerlichem
Gehalt und Weſen,
So arm an Kraft,
Der Zeit zu trotzen,
So ganz und gar nur
Im äußern Sinne
Begründet dünken,
Und drum ſo leicht
Von Tag und Stunde,
Wie Spreu vom Winde,
Dahingerafft.

Fr.

36.

Ich verzeihe dem Unglück, dem ich neue
Beweiſe deiner Liebe verdanke.
Mirabeau.

Es ſenkte, matt und krank,
Zum Tode ſich mein Haupt;
Da eilte ſie herbei,
Die Seele meines Seins,
Die Krone meiner Lieder.
Mit Thränen ohne Naß
Erfüllte ſich ihr Aug';
Es floß der heilige Thau
Auf meine Bruſt hernieder.
Und wie die Pflanze ſich,
Die ſchier verwelkte ſchon,
Vom Regen hebt, der mild

Von hoher Wolke rinnt,
So richtete ſich da
Mein ſterbend Haupt empor,
Und ſieh, ich lebe wieder.

Fr.

37.

Engliſch.

Mary, du Seele voll himmliſcher Güte!
Mary, du Blume voll irdiſcher Blüte!
Haſt mir unendliche Treue geſchworen,
Haſt mir unendliches Leben geboren.
Deiner ſeraphiſchen Lippe Wort
Trägt kein ſpielender Lufthauch fort;
Sähe man Eide, wie dieſe, kranken,
Sähe man Engel, wie du biſt, wanken,
Brächen aus ihren erhabenen Schranken,
Stürzten die ewigen Sterne dort.

P.

38.

Sorge nicht, verkannt zu ſein;
Nicht bemüht,
Dich vor mir zu reinigen
Von erdichtetem Makel ſei!
Ganz ja kennet dich dein Freund,
Himmliſches Weſen, er iſt gewiß,
Daß dein Denken, daß dein Thun
Immer gut und immer wahr,
Daß unmöglich ganz und gar
Sind für dich
Fehle, wie ſie Andre fehlen.

Ob dich auch ein Schein verklage,
Nie getrübt
Iſt in mir
Das Bewußtſein deines Adels,
Deiner hehren Seelenſchöne,
Nie in mir
Keimet dir ein leiſer Keim des Tadels.

Fr.

39.

Nein, nein, du weißt nicht,
Wie ich dich liebe;
Du wirſt es nimmer
Und nimmer wiſſen.
So hell, ſo rein
Dein Auge ſchauet,
Nicht zu ergründen
Sind Herzenstiefen,
Und wie ſie liebet,
Das weiß ſie ſelber,
Die Lieb, allein.

40.

Perſiſch.

Fort mit dem Ich und ſeiner Kraft,
  Gebeut die Liebe, fort damit!
Vor jenem Auge ziemet ihm,
  Daß es verſtiebe; fort damit!
Nein, geize nach der Ehre nicht,
  Dir ſelber ewig gleich zu ſein;
Woferne nur ein Schein davon
  Zurückebliebe, fort damit!

Sich aufzulöſen iſt ſo ſchön
  In ungemeſſ'ner Leidenſchaft,
Und deiner Ichheit ſtolze Pracht
  So triſt und trübe; fort damit!

Zu Aſche brenn' ein liebend Herz,
  Und in die Lüfte ſtreu's der Wind,
Beweiſend aller Welt, wie groß
  Die Macht der Liebe; fort damit!

H.

41.

Perſiſch.

Wie biſt du, meine Königin,
  Durch ſanfte Güte wonnevoll!
Du lächle nur — Lenzdüfte weh'n
  Durch mein Gemüthe wonnevoll.

Friſch aufgeblühter Roſe Glanz
  Vergleich' ich ihn dem deinigen?
Ach, über alles, was da blüht,
  Iſt deine Blüthe wonnevoll.

Durch todte Wüſten wandle hin,
  Und grüne Schatten breiten ſich,
Ob fürchterliche Schwüle dort
  Ohn' Ende brüte, wonnevoll.

Laß mich vergeh'n in deinem Arm!
  Es iſt in ihm ja ſelbſt der Tod,
Ob auch die herbſte Todesqual
  Die Bruſt durchwüthe, wonnevoll.

H.

42.

Perſiſch.

Wo iſt der Ort, an dem du weilſt?
An dieſem Orte will ich ſterben.
Kein andrer Port auf wildem Meer;
In dieſem Porte will ich ſterben.

Es läßt Karun[1]) von ſeinem Gold,
Der Reiche nicht von ſeinem Horte;
Wo wäre mir ein Hort, wie du?
Bei dieſem Horte will ich ſterben.

Und wenn du dich vor mir verbirgſt,
Und wenn du deine Pforte ſchließeſt,
An dieſer Pforte lager' ich,
An dieſer Pforte will ich ſterben.

Das letzte Wort aus meinem Mund,
Was wird es ſein? Dein ſüßer Name.
Wie fiele mir ein andres ein?
Mit dieſem Worte will ich ſterben.

H.

43.

Der Rohe liebt in Wahrheit nie;
Auch zu der Liebe gehört Genie;
Es lieben Alle — aber wie![2])

---

[1]) Ein unermeßlich reicher Geldmacher, der orientaliſche Cröſus.

[2]) „— — — — — — Ich bin der Geiſt der Heloiſe,
Einſt Nonne, Wittwe und zugleich Vermählte.

Wohl Manche ſtaunen, daß zum Paradieſe
Mir half, was ich im erſten Brief geſchrieben,
Die eine Liebe nicht verſteh'n, wie dieſe

44.

Die Liebe, ſie muß viele
Und große Proben beſteh'n,
Sonſt iſt ſie, noch ſo edel
Bedünkend und noch ſo ſchön,
Nur eines eitelen Lufthauchs
Vergängliches Kommen und Geh'n.

45.

Der Liebe hohe Weih'n
Gedenke ſpielend nimmer zu erwerben!
Nicht weniger Ernſt gehört
Zur Liebe, ſollſt du wiſſen, als zum Sterben.

C.

46.

Perſiſch.

Sie ſind dahin, die Tage des Medſchnun[1]);
Doch ſollte Poeſie und Liebe ruh'n? —
Die Wunder des Gemüths, die göttlichen,
Enthüllet euch Hafiſens Minne nun.

H.

Doch wiſſen ſollen ſie, daß zwiſchen Lieben
Und Lieben ſei noch eine größere Ferne,
Als zwiſchen Nord- und Südpol einzuſchieben.

So hohen Liebesgeiſt, wie mir, nicht gerne
Der Himmel Vielen ſchenkt; er iſt ſo ſelten
Als wahrer Größe glanzberühmte Sterne.“

Johannes Schrott, Dichtungen, Mainz 1860.
Zu Dante's Paradies S. 30.

1) Medſchnun, der Lieberaſende, der Orlando furioſo des Orients.

47.

Perſiſch.

So halt' ich es mit meiner Liebe,
Daß ich mein eignes Sein vergeſſe,
Daß ich mein Ich, mein ganzes, opfre;
Zehntauſend Seelen, wenn ich hätte,
Ich würde ſie vor dir verſtreu'n.

So halt' ich es mit meiner Liebe:
Treu bin ich ohne Wank und Wandel.
Laß jeden höchſten Reiz der Erde
Vorüberzieh'n vor meinem Auge,
Nicht weckt er eine leiſe Regung;
Ich ſehe dich, nur dich alleine,
Und jedes andre Bild verweht.

Ich bin *Medſchnun*, der, lieberaſend,
Nicht Perſien und nicht Arabien,
Die Erde nicht mit ihren Blumen,
Den Himmel nicht mit ſeinen Sternen
Für ſeine ſüße *Leila* nimmt.

Man drohe mit gehobner Klinge,
Man laſſe Wund' auf Wunde bluten,
Man ſchlage mir das Haupt herunter!
Ich weiche nicht von deiner Schwelle;
Ich liefere dem Schwertbewehrten
Nicht aus das einzig edle Kleinod,
Das ich beſitze, meine Liebe;
Mit eiſiger, erſtarrter Hand noch
Halt' ich die ſchöne Perle feſt.

H.

48.

Indiſch.

„Wenn ich zurückekehre
Von dieſer Fahrt, der weiten,
Sag' an, geliebtes Weib,
Was willſt du, daß ich dir
Von ihr nach Hauſe bringe?“ —

Fluth von geweihten Quellen
Für meinen todten Leib![1]

P.

49.

Von welcherlei Natur die Liebe ſei
In anderer Menſchen Bruſt, ob Leidenſchaft,
Die unbezwingbar, oder ob zu brechen
Ihr Trieb und ihre Macht, ich weiß es nicht;
Ich weiß, ſie iſt in mir ein Wille, ſtark,
Unüberwindlich, mächtig über Alles.

B.

50.

Hebräiſch.

Stark wie der Tod die Liebe,
Feſt wie Scheol[2] ihr Wille,
Eine Flamme Gottes,
Jede Gewalt der Erde
Höhnend, ihre Gluth.

Nicht erliſcht die Liebe
Durch gewaltiger Wogen

---

[1] Mit dem Waſſer heiliger Quellen werden die Leichen gewaſchen. Wenn er zurückkehrt, hat ſie der Gram um ſeine Entfernung zur Leiche gemacht. — Das iſt's, was ſie ſagen will.

[2] Unterwelt, Todtenreich.

Brauſende Waſſerfülle;
Nicht hinweggeflutet
Wird ſie durch empörter
Ströme wilde Wuth.

H. u. P.

51.

Perſiſch.

Drück' in meine Bruſt
  Ihren allerherbſten Speer die Liebe!
Nimmer findet hier
  Widerſtand und Gegenwehr die Liebe!

Willſt du lieben, Freund,
  Sei ein Held und keinem Tod erbleiche!
Tod und Untergang
  Dräuet, ein empörtes Meer, die Liebe.

Preis dem Herrn der Welt!
  Ohne Maß und ohne Schranken iſt er.
Ohne Maß, wie er,
  Ohne Schranken iſt, wie er, die Liebe!

H.

52.

Böhmiſch.

Zweie, die gingen hin und fanden ſich
Und küßten ſich in alter Ruine Thoren;
Die ſtürzten über ſie behendiglich;
Da waren ſie verſchüttet und verloren.

Wohl ihnen! Es iſt ſo ſchön, es iſt ſo gut,
Wenn zwei zuſammen ihren Lauf beſchließen,
Und Keines ſeiner Augen bittre Flut
Muß auf des Andern frühe Gruſt ergießen.

P.

53.

Böhmiſch.

Werde nun nicht mehr hier
Dienen und Lohn erſtreben,
Und in Trauer ſteh'n
Wirſt du, geliebtes Leben!

Tröſte dich Gott der Herr!
Ob die Zeit, die frohe,
Kehret des Liebeglücks,
Weiß nur er, der hohe.

Weit über Höh' und Thal
Werd' ich hinweggetrieben;
Flammen allüberall
Wird jedoch mein Lieben.

54.

Portugieſiſch.

Von der Sierra kommt der Schäfer,
Steigt hinab zu ſeiner Schönen,
Müde nicht von Tagesarbeit,
Müde nur von ſeinem Sehnen.

  Eilig, eilig ſteigt er nieder,
  Dem die Liebe Flügel leihet;
  An der Bruſt, die ihm geweihet,
  Findet er ſein Leben wieder.

Nicht die Reichen, nicht die Großen
Neidet er in ſeinem Sinne;
Denn er hat das Gut der Güter,
Eines Mädchens treue Minne.

Eilig, eilig ſteigt er nieder,
Dem die Liebe Flügel leihet,
An der Bruſt, die ihm geweihet,
Findet er ſein Leben wieder.

Wer, o ſaget, iſt beglückter,
Jener Herrſcher ohne Frieden;
Dieſer Hirte, dem der Himmel
Ein ſo trautes Heil beſchieden?

Eilig, eilig ſteigt er nieder,
Dem die Liebe Flügel leihet,
An der Bruſt, die ihm geweihet,
Findet er ſein Leben wieder.

P.

55.

Du irrſt, o Lieb! Nicht Alles endet;
Nicht jede Seelengluth verglüht;
Nicht nur für einen Tag geſpendet
Iſt jede Wonne, die uns blüht.

Denn ihren Reiz hat auch die Treue,
Hat einen ewigen Reiz bei dir.
Du biſt mir ja das ewig Neue,
Das ewig Schöne biſt du mir.

Laß Alles um uns her veralten,
Laß dieſe ganze Welt vergeh'n!
Was mit ſo göttlichen Gewalten
Die Bruſt erfüllt, es wird beſteh'n.

Fr.

56.

Römiſch.

Vereiniget wird durch ein heilig Band
Mein Pudens und die ſchöne Peregrina.
Niemals hat eine glücklichere Fackel
Geſchwungen Hymenäus Hand. Denn nicht
Harmoniſcher, als dieſe Zwei, verbindet
Die Narde mit der Cinnameme ſich,
Und nicht mit dem Falerner Götterſafte
Der Honig Attika's. Es liebt getreuer
Sich Rebe nicht und Ulme, ſich Geſtad
Und Myrte, Lotos und Gewäſſer nicht.
Es wähle ſich Concordia für immer
Zum Throne dieſen ehelichen Pfühl;
Mit ihrer Huld beſtrahl' ihn endelos
Die goldene Cypris! Ihren Gatten liebe
Die Gattin noch, wenn ſeine Locke weiß;
Er bete ſie ſelbſt noch als Greiſin an!

P.

57.

Am ſchönſten aller Feſte,
Wo alle Menſchen geben,
Empfangen alle Menſchen,
Was wird dir, o mein Leben,
Für ein Beweis der Liebe,
Für ein Geſchenk von mir? —

Ich habe Nichts zu bieten;
Zu arm bin ich an Habe.

Nur einen Schatz beſaß ich;
Ich weihet' ihn zur Gabe,
Den ganzen, ungetheilten,
Vor manchem Jahre dir.

Doch eigen iſt beſchaffen
Deſſelben Art und Weſen;
Nicht nur zu einer Spende
Iſt ſolch ein Gut erleſen,
Es ziemt ein ewig Geben,
Ein ewig Nehmen hier.

So werde denn, Geliebte,
Als eine friſche Beute,
Das ſchon ſo oft entraffte,
Dir dieſes Herz auch heute!
Nimm es zum Chriſtbeſcheere
Auf's Neue hin von mir!

A.

58.

Schau auf aus deinem Thale,
Herzlieb, zu dieſen Höh'n,
Und ſiehe mich im Strahle
Der Morgenſonne ſteh'n!

Sieh mich im Morgenwehen
Hinunter in das Thal
Nach deinem Fenſter ſpähen
Voll Jammer, Lieb' und Qual!

Noch einmal laß dich ſchauen
Und winke deinen Gruß

Ihm, der von dieſen Auen
Und dir in's Weite muß!

Ach, rühret dich kein Ahnen,
Daß ich hier oben ſteh'
Und fort auf bittern Bahnen
Vielleicht auf immer geh?

Empfindet es dein Herze,
Dein liebend Herze nicht,
Wie vor zu großem Schmerze
Mir faſt das meine bricht?

Stimme.

Ach wiſſe, theure Wonne!
Vor allzu großem Schmerz
Noch vor der Morgenſonne
Brach Auge mir und Herz.

Fr.

59.

Das iſt der alte „Höllenzwang;“
Es kann die Geiſter zwingen,
Wer dieſe dunkeln Künſte weiß.
Die Nacht ſo ſtill, mein Trieb ſo heiß —
Nun muß es mir gelingen.

Ich murmele den Zauberſpruch;
Es brennt das magiſche Feuer.
Da ſiehe, ſteht ſie vor mir da,
So wie ich ſie im Sarge ſah,
Die Todte, die mir theuer.

Komm, komm, o Lieb, und ſäume nicht,
Kann mich dein Arm umfangen!
Und ſollt' es auch zum Tode ſein —
In Tod und Leben bin ich dein;
Ich will davor nicht bangen.

Sie ſchlingt um mich den Geiſterarm,
Küßt mir den Mund, die Bleiche.
Da ſterb' ich hin in Schmerz und Luſt,
Da ſtockt das Herz in meiner Bruſt,
Da bin ich eine Leiche. —

Die Sonne hat mir dieſen Traum,
Die ſteigende, vertrieben,
Mich neu geſtürzt in Lebenoth,
Der ich ſo gern in Nacht und Tod
Bei meinem Lieb geblieben.

Fr.

60.

Griechiſch.

Es fließet dir, Geliebte,
Dir, Heliodora, meine Thräne noch,
Da du geſchwunden aus der Sonne Blick;
Des bitterlichſten Harmes heißer Thau,
Der Lieb' und Treue letztes Opfer, rinnet,
In Strömen ausgegoſſen,
Von meinem Aug', auf deinen Hügel nieder,
Und tiefe, ſchwere Seufzer ſteigen auf
Aus meiner Bruſt; doch ach,
Du kehreſt deinem Meleagros nicht;
Denn keine Klage rühret das Geſchick.

Weh, weh! Wo iſt ſie nun, die edle Blüte,
Die meiner Seele Luſt und Labe war?
Dahingerafft in jene tiefe Nacht
Mit all der Anmuth, all dem holden Glanze,
Womit ſie zu verſchönen
So zauberhaft die Welt gepflegt. So nimm denn,
O Erde, nun, das ſtaubgewordne, zarte
Gebilde hin, und hüll' es ſanft und drück'
Es leis und liebend an dein Mutterherz!

P.

61.

Griechiſch.

Ich trauerte tief um meine Theonoe;
Das holde Kindlein nur, das ſie mir ſterbend
Zurückeließ, verſüßte mir den Harm,
Den bitteren. Da raffte das Geſchick
Auch dies hinweg, das einzige, letzte Glück,
Das ich beſaß. So lege denn, o Herrin
Perſephone, die Vaterbitte hörend,
Der todten Mutter nun
Das todte Kindlein freundlich in den Arm!

P.

62.

Griechiſch.

Heliodoros ſchloß ſein Aug' im Tode;
Eine Stunde drauf
Schloß es Diogeneia, um ſich ihm
Drunten in der Schatten
Stiller Au, als ſeine Braut zu gatten.

P.

63.

Griechiſche Grabſchrift.

Laut durch die Thore der Stadt in ihrem Jammer
Rief Skyllis ihren Gatten Euagoras,
Und nicht zurück als Wittwe
Zum elterlichen Hauſe kehrte ſie.
Im dritten Monde war es, da verging ſie
Von Gram getödtet. Ueber Beide nun
Errichtet hat hier am geebneten
Kreuzwege weinende Liebe dieſes Mal.

P.

64.

Deutſch aus dem Volk.

Grad Herz
Brich nicht!
Liebe mich und ſprich nicht!
Liebſt du mich,
Wie ich dich,
O ſo blühet unſre Liebe
Wandellos allewiglich.

P.

65.

Eben ſo.

Wenn ich ausgeglüht,
Ausgerungen habe,
Eine Roſe blüht
Ueber meinem Grabe;
Die bin ich,
Iſt für dich,
O geliebter Knabe!

Dieſe brich,
Ehe ſich
Um die zarte Habe
Eine fremde Hand bemüht!

H.

66.

Malayiſch.

O ſinne nicht auf Scheidequal,
Uns Beideſammt zu morden;
Ich bin ja das lebend'ge Blut
In deiner Ader worden.

Ich koſe ſüß mit der und der
Und werde ſtill und kranke;
Denn ewig, ewig kehrt zu dir,
O Nonna, mein Gedanke.

Stirbſt du, ſo werd' ein Vögelein,
Leicht ſchwebend ob der Erden!
Ich ſterbe mit und will ſofort
Zu einem Aſte werden

Und harren alſo, bis du kommſt
Und Ruhe ſuchſt im Grünen,
Und dir die ganze lange Nacht
Zum Ruheporte dienen.

H.

67.

Engliſch.

Dies Blatt, es iſt ein Leichenſtein;
Da grabe ſich mein Namen ein.
Trifft deines Auges ſüßer Strahl

Auf dies vergeßne Blatt einmal —
Gleichwie behenden Pilgerlauf
Der Name hält des Steines auf,
So auch ergreife dieſer Zug
Und hemme deiner Blicke Flug,
Und Blatt und Name deute dir:
Begraben liegt mein Herze hier.

68.

Betracht' ich in meinem Garten
Den lieblichen Blumenflor,
So weht ein wunderſames
Geflüſter in mein Ohr.

Sie ſprechen, die holden Blüthen,
Manch zärtliches Koſewort
Von einer ſchönen Schweſter,
Die leider nicht am Ort.

Sie ſprechen von einer Blume,
Die ſie an Wonn' und Zier
Unendlich übertreffe;
Sie ſprechen, o Kind, von dir.

69.

Böhmiſch.

Ein ſchmucker Junge biſt du zwar;
So morgenfriſch iſt deine Wange;
Von ſelber fällt dein ſchwarzes Haar
In manche krauſe Lockenſchlange.

Und da du auch ſo fein gebaut,
Meinſt du zu prangen ohne Fehle;

Doch was dir aus dem Auge ſchaut,
Iſt eine gar zu falſche Seele.

P.

70.

Polniſch.

Alles, Alles in den Wind
  Sagſt du mir, du Schmeichler!
Alleſammt verloren ſind
  Deine Müh'n, du Heuchler!

Einem andern Fang zu lieb
  Stelle deine Falle!
Denn du biſt ein loſer Dieb,
  Denn du buhlſt um Alle.

P.

71.

Aus den
„ruſſiſch-polniſchen Kleinigkeiten.“

Fliehe nur, verrätheriſcher Knabe,
Welchen ich ſo treu geliebet habe!
Die du dir gewählt, ſie wird mich rächen,
Eine Schlange, dich zu Tode ſtechen.

P.

72.

Eſthniſch.

Fortgeführt vom Bräutigam
Iſt die Maid, die allgeliebte,
Und es härmt ſich im Vereine
Boden und bewegte Schaar.

Wieſe trauert, Halme thränen,
Trübe blicken Waldes Säume.
Höre, wie die Füllen wiehern,
Höre, wie die Färſen ächzen,
Wie die Heerde mit Gebrülle
Harret auf die Heißerſehnte,
Auf die holde Tränkerin,
Auf die treue Nährerin,
Auf die kluge Wärterin!
Aber ach, nie kehrt ſie wieder,
All zu üben ihre Pflichten
Unermüdlich ohne Fehl.
Ehe noch die Sonne blickte,
War ſie wach und war ſie munter,
Eilte ſie zu Stall und Heerde,
Sämmtliches Geſchäft zu thun.
Ohne daß der Vater ahnte,
Ohne daß die Mutter wußte,
Wie ſie ſich den Schlummer raubte,
Reichte ſie das Heu, den Hafer,
Füllte ſie den Waſſereimer;
Nichts verſah ſie, nichts vergaß ſie;
So das Eine, wie das Andre,
Wichtiges und Geringes that ſie
Mit gelenker, ſtiller Hand.
Bräutigam, du hochbeglückter!
Ach, was haſt du für ein Mädchen
Unſerem Revier entwandt!

H.

73.

Serbiſch.

Roſe du am Borne, rothe Roſe!
Was erblühſt du ſo in voller Schöne? —
Wäre wohl verſucht, dich abzubrechen,
Doch für wen? — Das iſt die bange Frage.

Meine Mutter ruhet tief im Grabe;
In die Schlacht gezogen iſt der Bruder;
Mit dem Manne, welcher ſie erkoren,
Fortgezogen iſt mir auch die Schweſter.

Und der Liebſte — drei Gebirge ſcheiden,
Drei Gewäſſer ihn von meinem Buſen.
Blühe fort auf deinem Stock, o Roſe,
Thränenüberthaut und ungebrochen!

P.

74.

Ruſſiſch.

Er, den ich liebe,
Geſchirret hat er
Ein Dreigeſpann [1]
Und eilt von hinnen,
Ach, ohne Gruß,
Der Kaltgeſinnte!
Ich rufe laut
Den theuern Namen,
Ich hebe hoch
Mein Tuch und winke;

---

[1] Die ruſſiſchen Wagen pflegen mit drei Roſſen nebeneinander beſpannt ſein.

Doch er, er hört es,
Er ſieht es nicht.
Da ſteh' ich endlich
In meinem Jammer
Und ſeufze ſchwer
Aus tiefem Herzen —
Und das, o Wunder,
O Glück, vernimmt er
Und ſtockt im Fahren
Und kehrt ſich ſtaunend
Und blickt zurück [1]).

75.

Magyariſch.

Wer ſind die Eltern meiner Phantaſie? —
Donner und Blitz und wilde Wetterwuth.
Und welche Koſt genoß ſie? — Drachenmilch,
Und wie ſie älter wurde, Löwenblut.

So wuchs ſie trotzig und gigantiſch auf;
Nichts beugte ſie auf dieſer Erdenflur;
Allüberall zu aller Stunde kund
Ward' ihre maßberaubte Stammnatur.

Sie brauſte mit dem Meeresſturm dahin;
Durch wilde Wüſten ſchritt ſie rieſengroß;
Im Waldgehege riß ſie Eichen aus,
Und im Gebirge riß ſie Felſen los.

Und jetzo, ſieh, was hat ſie feſtgebannt?
Welch einem Zauber iſt ſie unterthan?

---

[1] Magiſche Wirkung in die Ferne.

Was ſtillet ihren niegeſtillten Zorn?
Was hemmet ihre niegehemmte Bahn? —

'S iſt eine Blume, welche klein und zart
Und kaum bemerkbar blühet im Gefild;
Da kniet ſie hin, da bückt ſie ſich hinab,
Und ihr vom Auge träuft es ſtill und mild.

P.

76.

Deutſch [1].

Ich hab' ein Hüttchen, das iſt klein;
Die Flur, die grüne, ſchließt es ein;
Ein Bach daran iſt ſchön zu ſeh'n —
Willſt mit mir in dies Hüttchen geh'n?

Groß vor dem Hüttchen ſteht ein Baum;
Du ſiehſt vor ihm das Hüttchen kaum;
Er ſchirmt vor rauher Winde Weh'n —
Willſt mit mir in dies Hüttchen geh'n?

Süß vom Gezweige grüßt der Schall
Der liebetrunknen Nachtigall,
Und alle, die ihn hören, ſteh'n —
Willſt mit mir in dies Hüttchen geh'n?

O du mit deinem blonden Haar,
Mit deinen Aeuglein blau und klar!
Willſt treuer Liebe Heimath ſeh'n?
Willſt mit mir in dies Hüttchen geh'n?

P.

---

1) Aus dem vorigen Jahrhundert mit einiger Modification des Ausdrucks.

77.

Aus der lettiſch-litthauiſchen Sammlung.

Komm, theuere Maid,
Die Alle ſchelten;
Komm, Blümchen am Pfad,
Das Alle treten;
Nicht thaue hinfort
So bittere Zähren;
Nein, dufte du künftig
Am Buſen mir!

H.

78.

Eben ſo.

Wie doch verfielſt du,
Du guter Knabe,
Dem alle Mädchen
So wohlgewogen,
Der ihnen allen —
So reich an Habe,
So vorgezogen
Sie immer ſeien —
Das Herz entrückt;
Wie doch verfielſt du
Zu deinem Schaden
Auf mich, die Arme,
Die tief zu Boden
Sich unter'm Drucke
Der Schmach, der Sorge,
Des Kummers bückt?

Du ſiehſt ja doch,
Herzlieber Knabe,
Daß ich nicht habe,
Was Andre haben,
Daß ich nicht prange,
Wie Andre prangen,
Und Freude blitze
Mit ſchönem Schmucke
Den Leib geſchmückt.

Du ſiehſt ja doch:
Es fehlt mir Alles.
Den Fuß zu bergen,
Den oft verletzten,
Gebrechen Schuhe,
Gebrechen Strümpfe;
Bis an die Kniee
Muß ich in Sümpfe,
Muß ohne Ruhe
Die Glieder regen,
Von Qual und Mühe
Von Noth und Plage
All meine Tage
Die Bruſt gedrückt.

H.

79.

Tief innen hier im Buſen
Iſt eine Wieg' aus Gold,
Darinne liegt und ſchlummert
Ein Kindelein ſo hold.

Ich heg' es und ich pfleg' es
Nach Mutterart ſo lind;
Mein Herz, das iſt die Wiege,
Und du das holde Kind.

Fr.

80.

Perſiſch.

Du biſt, in heiterer Schöne Glanz erſcheinend,
Ganz Poeſie;
Du biſt, die Thräne deines Harmes weinend,
Ganz Poeſie.

Du biſt, dich ſelbſt voll edles Stolzes ehrend,
Biſt, dich in Huld
Auflöſend und das eigene Selbſt verneinend,
Ganz Poeſie.

Du biſt, ergraute, weiſe Häupter meiſternd,
Biſt, dich ſo lieb
Zu Kinderſpiel und Kinderart verkleinend,
Ganz Poeſie.

Du biſt, was immer auch der Neid erſinne,
Die Eiferſucht,
Dein Weſen zu entwürdigen vermeinend,
Ganz Poeſie.

81.

Du knieſt vor ihm, dem armen Wicht
Und heileſt ihm die kranke Hand. —
Ein ſchöneres Bild der Menſchenpflicht,
Der edelſten, ich ſah es nicht,
So lang ich wall' im ird'ſchen Land. —

Was Andere thun, iſt eine Pracht;
Es ſtehet in dem hellſten Licht.
Dein Adel birgt ſich in die Nacht.
Schmach haben ſie dir zuerkannt,
Die Menſchen, durch ihr falſch Gericht.
Doch Gott und ich, wir haben dir
Ein anderes Schickſal zugedacht,
Und wir ſind auch wohl eine Macht.
Mit ſternenheller Krone Zier
Dein kindlich Haupt bekränzen wir.

82.

Mach' mir Nichts weiß! Dein Pflaſter wirket hie
Und dein Chamillenbad mit nichten.
Die Wunder ſind's der Sympathie;
Das iſt's, daß eine zarte Hand, wie die,
Ihm eifert, ihre Dienſte zu verrichten.

83.

Was meinem Geiſt entſproſſen iſt,
Was meinem Kiel entfloſſen iſt,
Gereich' es auch zum Lobe mir,
Ich prange nicht mit dieſer Zier.
Was ſonſten ich für Wege trat,
Für welche mir ein Dank beſcheert,
Für welche mir ein Kranz bereit,
Es iſt mir Alles ohne Werth. —
Die Liebe, die ich dir geweiht,
Die Treue, die ich dir bewährt,
Iſt meines Lebens große That.
Ruhmlos, ja widerlichſt entſtellt
Iſt ſie im Auge dieſer Welt.

Du kennſt ſie, du allein, und ſie,
Die ewige, die große Macht,
Die ſchweigend über Allem wacht,
Die Alles ſtill umfangen hält
Mit ihrer heiligen Gottmagie —
Was braucht es einer andern Pracht?

84.

Immer und immer fragt es ſo bang in mir:
„Daß ſie mich liebet, daß ſie ſo innig mein,
Darf ich es glauben; iſt es
Kein Traum der Nacht, kein hohler Schein?“ —

Und immer, immer fraget es auch in dir:
„Iſt's möglich, daß ich ihm ſo theuer bin,
Daß ihm um meinetwillen ohne Werth
Und ohne Glück die ganze weite Welt
Mit Allem, Allem, was ſie Schönes, Süßes
Und Seliges enthält?“ —

Wir zweifeln ewig und ewig an einander,
Nicht aber in des Wortes ſchlimmem Sinn;
Nur unſer Selbſtvertrauen iſt zu klein,
Nur unſere Beſcheidenheit zu groß;
Wir halten uns nicht für würdig,
Einander ſo unendlich viel zu ſein.

85.

Ich führte dich, die Kranke, zu dem Kranken,
Die Matte zu dem Matten, die Verlaſſne
Zu dem Verlaſſnen. Gänge ſolcher Art,
Sie ſind ſo ſchwer, ſind ſo gefährlich dir;
Allein du gingſt. Du fürchteteſt die Menſchen,

Die dich umlauern und verdächtigen,
Und mich mit dir. Ich ließ den Regenſchirm,
Der uns bedeckte, ſinken hier und dort
Vor den Begegnern und Begegnerinnen,
Damit er uns vor ihrem Auge berge.
Es war, als ob wir böſe Wege wallten,
Und nie war einer beſſer, frömmer doch.
Du brachteſt ihm, dem Armen, ſelber darbend,
Erquickungen, beſchenkteſt voll und reich,
Entbehrungen dir ſelber auferlegend.
Sie, welche dich aus ihrer Mitte bannen,
Die noblen Herrn und Damen, haben ſicher
Nie einen ſolchen Weg gewallt, nie Thaten,
Die nur von ferne dieſen gleich gethan.
Sie, die im Ueberfluſſe ſchwelgen, kümmern
Sich um die Noth des Armen nicht. Sie ſonnen
In ihrem heuchleriſchen Glanze ſich,
Und gerne ſchlöſſen ſie in dieſe Pracht
Auch mich hinein, damit ich ihnen helfe,
Die Langeweile, die ſie quält, zu mindern.
Ich aber will nicht ſein, wo dir zu ſein,
Dem Genius, dem Engel, unterſagt;
Ich, o Theano, theile deine Nacht.

86.

„Du liebſt die rothen Wangen,
Für ſie nur haſt du Sinn.“
Und dieſen blaſſen opfr' ich,
Mein ganzes Sein dahin!

An dieſe blaſſen denk' ich
In heller Sonne Pracht,

Und mein Gedanke ſind ſie
In tiefer, dunkler Nacht.

In meinen Traum begleitet
Mich dieſes ſüße Blaß,
Und wein' ich, ihm alleine
Gilt dieſes edle Naß.

Nur ihm allein geweihet
Iſt meiner Lieder Ton;
Es zu erheben, ſpricht er
Jedwedem Reize Hohn;

Er eifert, nicht zufrieden
Mit niedrer Erde Kreis
Hoch in den Sternenhimmel
Zu ſchreiben ſeinen Preis.

Und was zuletzt empfang' ich
Aus deinem Mund für Sold,
Daß ich den blaſſen Wangen
So über Alles hold? —

„Du liebſt die rothen Wangen,
Für ſie nur haſt du Sinn."
So an der treuſten Liebe
Wirſt du zur Frevlerin.

87.

Zwei zarte, duftige Sträußchen, deine Zier
Im Feſtgewande, ſpendeteſt du mir.
Vor Jahren einſt, da gabſt du mir das eine;
Das machte, daß ich ſtrahlete vor Glück;
Denn mir genaht mit ſeinem Roſenſcheine

War meiner Tage ſchönſter Augenblick. —
Dies zweite macht, dies ernſtere, daß ich
Der tiefſten Rührung ſtille Thräne weine,
Gedenkend all der Noth und all der Pein,
Die du um mich geduldet, ich um dich.
Auf eine ſolche Gabe noch, die dritte,
Wag' ich zu hoffen. Lege ſie, ich bitte,
Wenn es zu Grabe ging, dies müde Sein,
Ein letztes Opfer, auf den Leichenſtein.

A.

88.

Wie zum Verdienſte rechnen kannſt du mir,
Was ich zu Gute dir
Vollbringe, was ich leide deinetwegen!
Es iſt ja lauter Seligkeit und Segen,
Und einer andern Luſt
Bin ich, ſo weit ich denke, nicht bewußt.
Mein Leben und mein Sein,
Es wurde mir nur einzig und allein,
Es vor die Füße dir
Zum Opfer hinzuſtreu'n; was wäre mir
An anderem Heil, an anderem Glück gelegen?

89.

Ein Ziel und Ende zu erſtreben
Regt Alles ſich mit heißem Triebe;
Vor ſeinem Ende zu erbeben
Pflegt nur das Leben, nur die Liebe.

90.

Ach, dieſes allerſchönſte, tiefſte, reinſte,
Dies alleredelſte und zarteſte,

Dies allerheiligſte Lieben meiner Bruſt;
All meines Seins und Weſens
Prachtvollſter Blüthenſchmuck,
Um deſſen willen ich für Nichts geachtet
Die ganze Welt; die Krone
All meiner Empfindungen,
Geſinnungen, Beſtrebungen und Thaten;
Die Quelle meiner höchſten Entzückungen,
Wie meiner größten, grauenvollſten Leiden,
Wie meiner ſchwerſten Kämpfe
Und härteſten, furchtbarſten Prüfungen;
Ach, dieſer volle, brauſende Lebensſtrom,
Von wolkenhohem Berge niederſtürzend,
Um lieblich hinzuwallen im grünen Thale,
Von tauſend Blumen der Poeſie umblüht —
Soll er denn auch verkommen und verſiegen
Elendiglich wie ein gemeiner Bach,
Der ſich im Sande träg und trüb verliert;
Soll Alles, Alles Nichts geweſen ſein,
Als ein Roman, wie tauſend andere,
Alltägliche — das wäre
Der größte Schmerz, der unerträglichſte,
Den ich erfahren hätte,
So lang ich bin, und Ströme
Von Thränen ſtürzen aus dem Auge mir,
Bei dem Gedanken nur der Möglichkeit.

A.

91.

Warum vom Auge mir
Die Welle fließt, die reiche? —

Beſtattet in die Gruft
Wird eine heilige Leiche.

So lang ich einen Hauch
Des Lebens hier verſpüret,
Hab' ich ſie wandellos
Mit feſtem Arm umſchnüret.

Und auf die Leiche noch,
Noch in den ſtarren Frieden
Der Todtengruft hinein
Streu' ich die ſchönſten Blüthen.

So ſchön, ſo himmliſch war
Die Liebe, die erblichen —
Es hat auf Erden ihr
Kaum eine je geglichen.

Und Trauer iſt gewiß
Auch in den Aetherſcheinen;
Es müſſen all im Licht
Die Engel Gottes weinen.

92.

Am Wege dorten iſt ein Stein zu ſeh'n,
Und eine Schrift, und viele Pilger geh'n
Vorüber an dem Steine früh und ſpat;
Es hält ſie Nichts auf ihrem Wanderpfad.

Darunter iſt wohl Einer, welcher ſteht,
Und lieſt und ſinnt, dann auch von hinnen geht;
Er weckt, wenn er enteilet, keinen Schmerz;
Denn in dem Steine ſchlägt kein Menſchenherz.

Dem Steine gleich' ich, der nur immer ſieht,
Wie man von ihm fort in die Weite zieht.
Doch ach, ich hab' in meiner Bruſt ein Herz;
Das fühlt, das glüht, das bricht in ſeinem Schmerz.

C.

93.

Warum ſo trüb, mein liebes Kind,
  Dein Auge ſo verweint?
„Es ſchien mir Einer wohlgeſinnt
  Und hat es falſch gemeint.“

Und hat es Einer falſch gemeint
  Mit dir, lieb Engelein,
Das konnte nur der böſe Feind,
  Kein Menſch geweſen ſein.

Fr.

94.

Daß du verlaſſen biſt,
Daß ein Verräther dich in's Elend ſtieß,
Deß ſchämſt du dich? — O der
Hat ſich zu ſchämen, welcher dich verließ.

Fr.

95.

Rachegeiſter, meinſt du,
Müßten ihn verfolgen,
Jenen allzu Schlechten,
Welcher ein ſo grauſam
Spiel mit dir getrieben —
Wiſſe, ſolch ein Schreckniß
Droht allein den Beſſern,

Wenn ſie ſich vergangen,
Ungetreu geworden
Ihrem edlern Selbſt.
Ueber ſie Gericht
Hält das eigene
Strafende Bewußtſein;
Ihr Gefühl,
Ihr Gewiſſen quält ſie;
Frei jedoch von dieſen innern Mächten
Iſt — wie wär' er es
Sonſten? — ein ſo reiner Böſewicht.

Fr.

96.

Magyariſch.

Ausgetrocknet iſt die Eipel,
Und die Mühle will nicht gehen;
In Verzweiflung iſt der Müller,
Sieht er ſeine Räder ſtehen.

Doch das Auge ſeiner Tochter
Pflegt ſich endlos zu ergießen;
Fluthen über Fluthen ſieht man
Ueber ihre Wange fließen.

Mich verrathen hat die Falſche;
Eine That, die kaum zu faſſen.
Selber iſt ſie nun verrathen,
Selber iſt ſie nun verlaſſen.

Mädchen, komm, laß uns vereinigt
Recht aus Herzensgrunde weinen;

Ich will es ob meiner Schmerzen,
Und du magſt es ob der deinen.

Welle ſoll auf Welle nieder
In das Bett der Eipel rinnen;
Und ſo mag dein Vater wieder
Luſtiglich ſein Werk beginnen.

P.

97.

Türkiſch.

Schön war, das ich dir weihte,
Das goldene Geſchmeide,
Süß war der Laute Ton,
Die ich dir auserleſen;
Das Herze, das ſie beide
Darbrachte, werth geweſen
War's, zu empfangen einen beſſern Lohn.

P.

98.

Der arme Hund, der an der Kette ſeufzt,
Tyranniſch angeſchmiedet Tag und Nacht,
Mit dem ich aus Erbarmen, wandel' ich
An ihm vorüber, einige Worte koſe,
Für den ich einige Leckerbiſſen ſpare,
Vergöttert dieſes Herz und dieſe Hände;
Er achtete ſein Leben nicht für mich.
Nichts weiß der Menſch, der ſchreckliche, von Dank,
Und nie zu grauſam iſt ihm eine That.
Was gab ich dir! Unendlich iſt die Spende,
Und namenlos iſt deiner Bruſt Verrath.

Fr.

99.

Tiefmitternächtige,
Lautloſe Stille rings.
Durch grüne Büſch' und Bäume
Hinwandel' ich im Monde;
Die ſeh'n mich all' ſo freundlich,
So traulich an, wie Brüder,
Die nur nicht reden können
Mit mir in Menſchenſprache;
Ich drücke Liebesküſſe
Auf ihre ſchwanken Blätter —
Ach, warum bin ich Menſchen
Nicht auch ſo nah, warum
Dünkt mir die Pflanze näher,
Die doch ſo ſtarr und ſtumm?

Fr.

100.

Ein Herz — Gott, wie unendlich viel iſt das!
Ein treues, edles, reines Menſchenherz!
Ein ſolches hatt' ich in der Bruſt für dich;
In jedem Sturm, in jeder Qual und Noth,
Ob auch Geſchick die ſchwerſten Opfer heiſchte,
Hat ſich's ohn' Ende dir bewährt, und das
Wirfſt du ſo ſchmählich in den Staub anitzt!

Fr.

101.

O ſchönes Bild!
Gott formte dich
So ſüß, ſo mild,

So minniglich;
Doch in den Abgrund reißt der Dämon dich.
Fr.

102.

Ach, wärſt du treu geblieben, treu und rein,
Bis zu den Sternen hätt' ich feiernd dich
Emporgetragen, ein für alle Zeiten
Gleich jener Laura, ſtrahlenhelles Bild;
Der Liebe flammende Begeiſterung,
Die Dankbarkeit, die unermeßliche,
Die mich erfüllte, hätte mir dazu
Die Kraft verlieh'n. Nun wallſt du deine Wege,
Nun ſchwindeſt du mit all den wunderbaren
Begabungen, die dich zur herrlichſten
Der Frauen machten, wenn du edler dächteſt,
Beim eines ewigen Liedes Feierklang
Dahin, wie ein gemeines Weib.
Fr.

103.

Du haſt ſo viel geliebt in deinem Leben,
Und haſt doch nie geliebt. Dein Lieben war
Ein Buhlen nur, ein flüchtiger Genuß,
Ein eitles Haſchen nach Vergötterungen
Und ein Betrug des edleren Geliebten,
Der ſich dir hingegeben treu und rein,
Nichts von der Tücke deines Weſens ahnend.
Fr.

104.

Es kommt die Zeit und ſie iſt nah vielleicht,
Da wirſt du ſeufzen: „Weh, weh über mich!
Mir ſchlugen edle, ſchöne, treue Herzen,

Und keines hab' ich mir bewahrt; ich habe
Sie alle meinen Launen und Gelüſten
Verrätheriſch und grauſam hingeopfert.
Und jetzo ſteh' ich arm
Und leer und einſam da und ſelbſt verlaſſen;
Die Freunde ſind entwichen und die Buhlen;
Zuſammen ſink' ich in ein hohles Nichts,
Wie er's vorausgeſagt, der mich am treuſten,
Am reinſten und am rührendſten geliebt!“

Fr.

105.

Das iſt der Fluch, der auf dem Weibe ruht,
Wenn es die Grenzen überſchreitet, die
Ihm ſeine noch viel edlere Natur
Als unſre, ſetzt in ſeinem Thun und Weſen:
Daß es viel ſchlimmer noch und haſſenswerther
Erſcheinet, als der Mann,
Dem Schlechtes und Verworfenes behagt.

106.

Mein Leben iſt dahin,
Denn todt iſt meine Liebe,
Iſt in die Gruft gebettet;
Ich bin die trauernde,
Die einſame Cypreſſe drauf.

107.

Bedauere du herzloſe Menſchen nicht!
Denn welch ein Unglück iſt's, ein Herz zu haben!
Das Herz will irgendwo zu Hauſe ſein,
Verlangt ein Herz, an dem es ruhen möge.
Doch oft engrauen und ergreifen wir,

Und ihm, dem armen, vielgetäuſchten, iſt
Noch immer keine Heimath aufgefunden.

108.

Bei tiefer, ächter Neigung, innigem
Für alle Zeit geſchloſſenem Seelenbunde,
Iſt uns die Eine, die wir lieben, Alle.
Ob uns dagegen Tauſende behagen,
Uns noch ſo Manche wonnevoll beglückt,
Sie Alle ſind uns doch die Eine nicht.

109.

Römiſch.

Wenn ihr erbarmungsreich, ihr Himmliſchen,
Wenn ihr dem Unglück irgend und der Noth,
Selbſt in der äußerſten Gefahr des Todes
Mit euerer Hülfe rettend nahe wär't,
So ſchaut die Tiefe meines Elends an!
Und wenn mein Herz und wenn mein Wandel rein
Von böſer Schuld, und wenn ich frommes Sinnes
Stets euer ewiges Geſetz geehrt,
Nie euch zu Zeugen, um Betrug zu üben,
Mit frechem Mund betheuernd angerufen,
Den Eid, den ich geſchworen, nie verletzt —
So nehmet es, o nehmet es, ich flehe,
Von mir hinweg, dies fürchterliche Weh,
Das mir verzehrend durch die Adern ſchleicht,
Mir, jede ſüße Luſt des Seins ertödtend,
In's Mark, in's innerſte, des Lebens dringt
Und mich den Schatten zu geſellen droht.
Nicht das begehr' ich fernerhin, daß ſie

Mich liebe, die Verrätherin; nicht das,
Daß ſie, gewohntem Unbeſtande fern
In keuſcher und getreuer Flamme brenne —
Das kann ſie nicht. Mich ſelber nur zu retten,
Mir ſelbſt von nicht zu tragend ewiger Qual
Die Seele zu befrei'n, iſt mein Verlangen;
Nur dazu ruf' ich euere Götterkraft
Um Beiſtand an. Erfüllet zum Beweiſe,
Daß euch ein edler, reiner Sinn gefalle,
Dies Eine nur, ihr heiligen Mächte, mir!

Fr.

110.

Es war in einer fürchterlichen Nacht;
Die Winde tobten heulend um mein Haus;
Nacht war es in mir ſelber, grauſe Nacht;
Es ſtöhnte Jammer und Verzweifelung
Aus meiner Bruſt; kein Schlummer nahte mir
Und goß mir einen Tropfen
Balſamiſcher Vergeſſenheit in's Herz.
Da trieb es aus Gemach und Hauſe mich
In's finſtere Gefild,
In der Geſtürme wilde Wuth hinaus.
Wie da die Lüfte mir im Haare wühlten,
Der Regen ſchauernd auf mich niederrann,
Da ward es ſtiller, friedlicher in mir.
Denn nicht die milden Reize,
Die reinen Hulden der Natur, die nichts,
Als tiefer Ruhe ſchönes, hehres Bild,
Beſchwichten ein ſo krankes, grauenvoll
Zerrüttetes Gemüthe, welches ſie

Nur kalt und herzlos zu verhöhnen ſcheinen;
Was dieſen Segen in ihm wirkt, das ſind
Nur ihre wilden, grimmen Sturmgewalten.
Es löſte ſich in einen Thränenſtrom
Mein ſchwarzer Harm; es ſchmolz
In weiche Rührung meine Seele hin;
Ich betete: „O ewige Liebe, dein,
Dein will ich einzig, will ich ewig ſein.
Kein aus der Hölle flammendes Gefühl
Empöre dieſes ſanfte Herz und treibe
Zu Thaten an, die ſeiner unwerth ſind!
Ich will nicht haſſen, nein, ich will nicht fluchen;
Ich will nicht kränken und nicht Rache nehmen;
Ich will ſie, die mich in die Grube ſtößt,
Nicht mehr mit menſchlicher, begehrlicher,
Gebrechlicher, mit einer höhern aber,
Ich will ſie lieben, Gott, mit deiner Liebe,
Der ewig unerſchüttert-himmliſchen;
Will ohne Zorn und Groll, will nur vergebend,
Nur ſegnend ihrer denken immerdar,
Bis mir das Auge bricht, das weinende.“

Fr.

111.

Der treuſte Mann, verſtoßen
Von ihr, die ſeine Gluth,
Entwich zu Waldesſchauern,
Einſiedleriſch zu trauern
In dunkeler Gebüſche Hut.
Von neuer Minne trunken,
Von neuer Wonne warm,

Lebte die Ungetreue
In Freuden ohne Reue
Und ließ den Edlen ſeinem Harm.

Er aber, dem zu Gute
Sie ihre Schwüre brach,
Beglückte ſie nicht lange,
Ging mit verbuhltem Hange
Bald einem andern Reize nach.

Da denkt ſie jenes Armen
In ihrem Kummerſinn,
Den ſie ſo tief gekränket;
Sie macht ſich auf und lenket
Den Schritt zu ſeiner Klauſe hin.

Sie tritt hinein, er ſchlummert
Am Boden ohne Hauch,
Der Abgezehrte, Bleiche;
Sie findet eine Leiche,
Und bald darauf iſt ſie es auch.

112.

Gott grüße dich! Ich komme
Von meiner Mutter Grab,
An dem ich lang geſtanden
Und viel geweinet hab'.

Am Grabe meiner Mutter,
Da hab' ich eingeſeh'n,
Daß Keiner mit dem Andern
Soll in's Gerichte geh'n.

Denn wer wohl hätte nimmer
Ein liebend Herz betrübt,
Wer nimmer ein Verbrechen
An zarter Huld verübt?

Du haſt an mir gefrevelt,
Die Mutter kränkt' ich;
Die ſchwärzere der Schulden,
Sie drückt am Ende mich.

Ja dorten an dem Grabe,
Ward mir, wie nie, ſo weich,
So mild das Herz; da ward es
Wie nie, ſo demuthreich.

Wär' mir nicht das geſchehen,
Käm' ich von dorten nicht —
Ich ſchaute nicht ſo friedlich
Dir in das Angeſicht.

Ich wäre nicht zu reden
Ein Wort mit dir im Stand;
Doch nun, du falſche Seele,
Da haſt du meine Hand.

113.

Spaniſch.

Gebe Gott, du falſche Seele,
Daß mein Auge bei dem Scheine
Zweier angeſteckter Kerzen
Dich erblick' im Todtenſchreine!

Aber nein, du magſt dich immer
An verbuhlter Wonne weiden —

Tragen ohne Fluchgebete
Will ich alle meine Leiden.

Und verlangt der Tod ein Opfer,
Mag er über mich verfügen,
Und du magſt ſtatt meiner leben,
Und mit dir, wer dein Vergnügen.

P.

114.

So einfach erſcheint dein Weſen
Und deine Sitte ſo ſchlicht;
Ich aber weiß, das Weib iſt ſchlau,
Und deine Feinheit täuſchet
Mein Kennerauge nicht.

Doch ob du auch die Schlaue,
Sei nur die Falſche nicht,
Die Falſche, die mit kalter Hand,
Als wären's dürre Stäbe,
Die ſchönſten Herzen bricht,

115.

Magyariſch.

So eigen iſt, was ich geträumet:
Die Liebſte hat mein Herz durchſtochen,
Hat gnadelos mein Blut vergoſſen;
Da, wo es ſtrömend hingefloſſen,
Iſt Roſenanmuth aufgebrochen.

Was ſollte dieſer Traum bedeuten? —
Nur Wunden pflegt ſie meinem Herzen,
Nur Qualen endlos zu bereiten,

Ich aber liebe dieſe Martern,
Als wären's eitel Seligkeiten.

116.

Perſiſch.

So ſteh'n wir, ich und meine Weide,
So leider mit einander Beide;
Nie kann ich ihr was thun zu Liebe,
Nie kann ſie mir was thun zu Leide.
Sie kränket es, wenn ich die Stirn' ihr
Mit einem Diadem bekleide;
Ich danke ſelbſt, wie für ein Lächeln
Der Huld, für ihre Zornbeſcheide.

H.

117.

Magyariſch.

Ueber mir zieht eine thränenſchwere
Wolke hin, die reine Höhe trübend;
Dort jedoch, im Weſtbezirk, wie flammend
Grüßt die Sonne noch im Untergeh'n!
Weine, Wolk', auf meine Roſe nieder,
Sage, daß mein Sinn, wie du, ſo trübe;
Flamme, Sonn', auf ſie herab und ſage:
Alſo flamm' im Brechen noch mein Herz!

P.

118.

Perſiſch.

Nachtigall, die fromme, lebt und webet
Ewig in der Roſe Dienſt und Pflicht;
Doch die Roſe ſendet hart und herbe
Dornen ihr in's Herze, bis es bricht.

Und von ihrem Aſte ſinkt verblutend
Nachtigall hinunter in den Staub,
Richtet auf die ſtolze, kalte Blume
Matt empor ihr ſterbend Aug' und ſpricht:

„Allzu tief verachteſt du mich Arme,
Allzu ſehr verkennſt du meinen Werth;
Nicht ſo ganz entbehr' ich alles Adels,
Ob mir auch der äußre Schein gebricht.

Meine Seele, wiſſ', iſt eine Roſe,
Ganz wie du, ſo zart, ſo ſchön, ſo licht;
Schau herab, du allzu Ahnungsloſe!
Kennſt du deine Schweſterblume nicht?“

H.

119.

Perſiſch.

O welche Treue mein Inn'res hegt, du weißt es nicht;
Wie dir ohn' Ende mein Buſen ſchlägt, du weißt es nicht.

Wie alle Freude der Welt mir hohl, wofern ſie mich
Aus deinem himmliſchen Kreiſe trägt, du weißt es nicht.

Wie rein von Sünde, wie fromm ich in der Liebe bin,
Was auch die Menge zu ſchwatzen pflegt, du weißt es nicht.

Zu ſpielen ſcheinet Hafis dir nur; wie tief jedoch
Sein liebeglühendes Herz bewegt, du weißt es nicht.

H.

120.

Perſiſch.

Lieben, ohne Maaß entflammt,
Lieben iſt mein einzig Amt;

Ob ſie meine Bitte hört,
Ob ſie meine Glut verdammt;
Ob ſie mich in Dorne legt
Oder in der Gnade Sammt;
Lieben ohne Maß und Ziel,
Lieben iſt mein einzig Amt.

H.

121.

Perſiſch.

Drinnen im Gemache ſchmiegt ſich
Ihrer Bruſt ein Fremder an,
Und ich lieg' auf ihrer Schwelle,
Preisgegeben dem Orkan.

Dieſe Stelle zu verlaſſen,
Riethe mir der Brauch der Welt,
Riethe mir das Ich, das laſſe,
Riethe der Verſtand mir an.

Doch ſo groß die Welt, die weite,
Eine Stelle gibt ſie mir,
Dieſe nur; es geht von dieſer
Nur zum Grabe meine Bahn.

H.

122.

„Hier glühſt du recht mit Ungebühr;
Sie ſündiget an dir ſo ſchwer,
Sie ſpielt mit dir und deinem Triebe."
Ihr guten Leute, was wiſſet ihr!
Je ſchuldbeladner, um ſo mehr
Bedarf ſie mein und meiner Liebe.

R.

123.

Daß ich dir immer, immer neu
Vertraue, wie ein Kind, ſo ſchlicht,
Daß ich ihr immer wieder treu,
Der ſchon ſo oft gelöſten Pflicht. —

Iſt es gewohnter Kette Druck;
Fehlt es an Witze meinem Haupt;
Bin ich der Würde, die der Schmuck,
Der ziemliche, des Mann's, beraubt?

Die Welt, ſie wähn' es immerhin!
Es iſt, ſo weit die Wolke reicht,
Nichts ſchöner, als ein treuer Sinn,
Der nimmer wankt und nimmer weicht.

All was ich einſt im Glücke ſchwor,
In jener goldnen Sonne Schein,
Jetzt, da ich all dies Glück verlor,
Soll dir's bewährt, gehalten ſein.

K.

124.

Seelengebrechen,
Fehler und Schwächen,
Die zu bewältigen, fremder nicht,
Nicht der eigenen Zucht gelingt,
O wie ſchlimm!
Aber wie ſchön, wenn doch auch ſie —
Denn ſie vermag's — die Liebe bezwingt.

125.

Du wähnſt, mir Harme zu bereiten —
Da biſt du nicht auf ächter Spur;

Ich leide, Freund, nur deine Leiden,
Ich trauere deine Trauer nur.

Noch Wünſche für mich ſelbſt zu hegen,
Zu hoffen, daß mein Tag verſchönt
Holdſelig einſt durch Minneſegen,
Deß bin ich, ach, ſchon lang entwöhnt.

Und wie die Hoffnungen entſchwebten,
Der Wünſche Glut, die heiße, wich,
Da ſtarben auch, die mich durchbebten,
Die Wehen um mein eignes Ich.

Nicht Raum genug in meinem Herzen
War für die beiden allzuhauf,
Für deine und für meine Schmerzen —
Da opfert' ich die meinen auf.

C.

126.

Griechiſch.

Iſt es ein hart Geſchick
Zu lieben, und ein hart Geſchick zu haſſen —
Was wirſt du wählen Herz? —
Am ſchönſten iſt, du krankeſt
Am edleren, am menſchlicheren Schmerz.

P.

127.

Arabiſch.

Wohl eine Märtyrerkrone,
Der erſten Art erwirbt,

Wer liebet und entbehret,
Wer flammet, duldet, ſchweigt und ſtirbt.

P.

128.

Magyariſch.

Was würd' ich Alles thun zu deiner Luſt,
Zu deinem Heil, du wunderholdes Kind!
Nicht wohlgethan wär' es jedoch, auch nur
Der Liebe Wort zu liſpeln leis und lind.

Das Beſte, find' ich leider, was zu thun,
Wofern du mehr mir, als mein eignes Ich,
Iſt: mitzunehmen in die ſtille Gruft
Die Kunde meines Glutgefühls für dich.

P.

129.

Böhmiſch.

Ich bin ein armer Eremit
Und lebe von den Menſchen weit,
Was mich umgibt, was mich erquickt,
Iſt Schweigen nur und Einſamkeit.

Ein von der Welt gebrochnes Herz
Verberg' ich in dem Waldgebiet,
Und bete weinend Tag und Nacht
Für eine Maid, die mich verrieth.

P.

130.

Mein Herz iſt eine Phiole
Von deiner Liebe Roſenöl getränkt.
Ob ſie zerſchlagen werde —

Zerſchlagen noch verhaucht
Sie ihres Areins unſterblichen Opferduft.

Kr.

131.

Den Kranken und den Irren
Begehrſt du deiner Sorge,
Die fromme, zuzuwenden —
Sieh, ich bin krank und ſchwach;
Ich bin — es ſagen's Viele —
Auch im Gehirne leidend;
Entſtöre meine Sinne;
Beſchwichtige mein Ich!
Mich nur in einem Strahle
So heiliger Huld zu ſonnen,
Wie gerne will ich tragen
Die ſchwerſten aller Plagen,
Für eitel Wonne haltend
Den noch ſo herben Schmerz!
Wie gerne will ich wandern
In jene düſtre Klauſe
Des Wahnes und der Wirre,
Wo du die liebevollſten
Der Werke denkſt zu üben,
Du engelſchönes Herz!

A.

132.

Demüthiger Stolz und ſtolze Demuth laben,
Wie nichts ſo ſelig, meinen Sinn.
Wie ſchön iſt's, eine Königin zu haben!
Geſegnet ſeiſt du, meine Königin!

133.

O du biſt gut! — „Ich bin nur Egoiſtin.“ —
Wie unterſchiede ſich der Egoismus
Von Güte, Großmuth, engelgleicher Huld?
So iſt die Mutter Egoiſtin, die
Nicht müde wird, ihr krankes Kind zu pflegen;
So iſt Gott ſelbſt ein Egoiſte nur,
Wenn er ſich himmliſchliebend
Herunterläßt, der ewig treue Hort,
Zu der bedürftig-armen Kreatur,
Um ihr zu ſpenden ſeinen Gottesſegen.

134.

„Ich raube dir die Zeit, die köſtliche.“
Ja, Liebſte, dem iſt nicht zu widerſprechen,
Und größer, als du denkſt, iſt dein Vergeh'n.
Die Zeit, die ganze, nimmſt du mir hinweg
Und tauchſt mich ein in die geheimen Tiefen,
Die ſtillen, ſeligen, der Ewigkeit.

135.

Die Anderen verbergen ihre Sünden
Vor'm Aug' der Welt; das iſt nicht wunderlich.
Wenn wir ſo ſtill uns hier zuſammenfinden —
Wer glaubte das? — birgt unſere Tugend ſich.

136.

Den lieblichſten der Engel
Hört' ich im Traume ſingen;
Es war ſo wohl, ſo wohl mir
Bei dieſer Töne Klingen,
Als hätte meine Seele
Sich ſchon der Erd entrungen,

Sich ſchon emporgeſchwungen
In's himmliſche Gefild.
Doch als ich näher ſchaute,
Warſt du es, o Camilla!
Die Flötenhauche waren's,
Die ſeelenvollen Grüße,
Die dir vom Munde wehen;
Die ſind ſo himmelſüße,
Die ſind ſo engelmild.

137.

Nicht halte dich die Leidenſchaft
Der Lieb' in ihrem Bann —
Du ſagſt es, und du eiferſt doch
Ohn' Unterlaß, für mich zu thun,
Was nur der Liebe hohe Kraft
Und heilige Flamme kann.

Und ſend' ich in die Ferne dir
Sehnſüchtiger Seele Glutgebet
Und Hülferuf, du höreſt,
Wo du auch immer ſeiſt.
Es ſchrecket dich der Lüfte Stoß,
Der Fröſte Grimm, der Wolke Guß,
Der Pfad, der überſchwemmte, nicht;
Du eilſt herbei, du trittſt herein,
Du ſteheſt lächelnd vor mir da —
Genug, wie das auch immer
In deiner Sprache heißt:

A.

138.

In der Liebe großem Lapidarſtyl
Sprichſt du; nicht ſind deine Thaten Worte,
Süß das Herz bethörend ſchmeichleriſche;
Deine Worte, deine Schmeicheleien,
Thaten ſind es, kühne, herrliche,
Himmliſche. Du zahleſt deines Herzens
Schulden nur mit Gold und Edelſtein;
Mit der Münze, mit der kleinen, leichten,
Die man auf des Lebens
Lautem Markt zu wechſeln pflegt, befaßt ſich
Deine königliche Seele nicht.

A.

139.

Daß du in weltlichen Dingen
Um ſo viel klüger, als ich —
Kein groß Mirakel iſt es;
So leicht ja überbietet
Die Witze meines Hauptes
Ein Jeglicher auf Erden;
So mühelos beſchämt ſie
Selbſt Kindereinfalt hier!
Doch daß du es auch in jenen,
In welchen ich alleine
Mich klug zu ſein vermeſſe —
Das dünket ein Wunder mir,
Ein göttliches; das beuget
Die Seele mir, die ſtaunende, vor dir.

140.

„Zertreten,“ du heiliger Engel,
„Zertreten“ haben ſie dich!

O über alle Faſſung
Iſt dieſe Welt verächtlich,
Sind dieſe Menſchen fürchterlich!

Ein Würmchen zu verletzen,
Scheut ſich ein edler Sinn;
Und deine hohe Seele
Gab man ſo niederſchmetternd-
Entſetzlichem Harme hin!

Zu Boden in deiner Schmerzen
Unendlichkeit geſunken,
Lagſt du, die Märtyrerin
Der Liebe, der ſchönen, hehren,
Herzinnigen, getreuen —
Da leuchtet' ein Himmelsglanz;
Ein Bote Gottes ſetzte
Auf's Haupt dir einen Sternenkranz.

Dein Auge, dein Empfinden,
Sie wurden nichts gewahr.
Mir aber iſt dein Weſen,
Iſt dein Geſchick, du weißt es,
Jedweder Hülle bar.

Wenn du ein tief Geheimniß
Mir zu entſchleiern wähneſt,
So ſprech' ich: „O ich weiß es;
Ich wußte das ſchon lange;
Der Blick der Seele machte
Mir dieſes Alles klar."

Und ſo, wie du geſendet
Von jener höchſten Güte,

Mich von dem Untergang,
Der mich bedroht, zu retten,
So hat ſie mich beſtellet,
Die Würde deines Weſens,
Die göttliche, zu künden
Durch meines Liedes Feierklang.

A.

141.

Oft an mich ſelbſt die Frage
Pfleg' ich zu thun, und immer ſchwankt die Wage:
Was wohl das Süßere mir,
Das Seligere wäre, dich erwerbend
Zum Eigenthum, mit dir
Das allerſchönſte Leben,
Das jemals einem Sterblichen ſich bot,
Zu leben, oder, ſterbend
Den allerſchönſten Tod,
Für dich zum Opfer hin mein Blut zu geben.

A.

142.

Die Blumen, die du mir geſpendet haſt.
Ich dachte ſie, nachdem ſie abgeblüht,
An ſtillgeweihtem Orte fromm und treu
Als heilige Reliquien zu wahren;
Doch in die Flammen warf ſie
Ein dienſtbefliſſner Unverſtand.

Noch andere Blumen haſt du mir geſpendet.
Noch heiligere, deren unvollkommne
Symbole jene, die entrafften, nur:
Die Roſen deines Herzens. Die zum Glück
Iſt keine fremde, wühleriſche Hand

Zu faſſen und zu ſchleudern in des Feuers
Verzehrend Element im Stand.

143.

Ein Grauen hatt' ich, wie die Menſchen alle,
Vor dem Geſchick, dem traurigen, des Alters,
Und ich verklagte die Natur darob.
Doch als du ſprachſt, du Himmliſche: „Wie ſchön,
Wie ſelig wär' es, mit dir alt zu werden!“
Da lernet' ich das Alter würdigen;
Da dünkte mir's noch roſiger zu ſein,
Als wonnevoller Jugend Roſenſchein.

A.

144.

Nie haſt du mir den ſüßen Mund gereicht,
Mich nie verſtrickt in deiner Arme Band,
Nie mit der Liebe ſchmeichleriſchen Tönen
Mir Ohr und Herz berauſcht. Gehandelt aber
Zu meinem Heile haſt du wunderſchön
Und wundergroß; die Tiefen deiner Seele,
Die ſtillgeheimen, haſt du mir enthüllt;
Haſt jene Thränen, jene heiligen,
Vor mir geweint, die ſonſten Niemand ſieht —
Ich bin geehrt, ich bin beglückt genug.

A.

145.

Hieher beliebt es dir
Mich zu poſtiren; hier
Den Ofen zu fixiren,
Das ſchwarze, plumpe Monſtrum,
Und ſo zu abſtrahiren

Von blühender Geſtalten
Liebreiz befiehlſt du mir.
Vortrefflich ausgeſonnen,
Um, trotz ſo vieler Lichter,
Die Alles rings erhellen
Mit ihren Glanzgewalten,
Die Sinne mir auch hier,
Die Seele feſtzuhalten
In der gewohnten Pflicht.
Du kennſt jedoch, ſo ſcheint es,
Die Phantaſie der Dichter,
Die zauberhafte, nicht.
Die pflegt in ſolchen Fällen
Es doppelt arg zu treiben;
Wie ſollte wohl für die
Der Ofen Ofen bleiben!
Aus ihm mit einem Male
Mit blauem Augenſtrahle
Blickt welch ein allerliebſtes,
Von goldenen Engelslocken
Umwalltes Angeſicht!
Ein ähnliches zu ſchauen
Iſt in dem ganzen, großen,
Von Mädchen und von Frauen
Erfüllten Saale nicht.
Was haſt du da gewonnen?
Dein Bann, er iſt zerronnen;
Mein Herz, es iſt von Wonnen
Phantaſtiſcher Art umſponnen,
Die ſchlimmer, als die wahren,

Die in dem Blick der Sonnen,
Im Schein der Kerze klaren. —
Doch ſei getroſt, mein Licht!
Was deine Lieblichkeiten
Bethörend überfunkle,
Die Reize deiner Seele,
Die göttlichen, verdunkle,
Das hegen nicht die Räume
Der Wirklichkeit; es bietet
Sich in dem Reich der Träume,
Der idealen, nicht.

146.

Nicht, ſagſt du, habe Natur dich
Mit Dichterkünſten bedacht.
Allein wozu bedarf es
Bei dir der Verſepracht?
Du ſelber biſt ein Vers ja,
Ein Vers, vom höchſten, größten
Der Dichter, von Gott gemacht.

147.

Wohl hat die Welt manch einſam-tief-
Verborgenen Ort in Höhl' und Wald;
Doch keiner iſt zu Ruh und Schlaf
So gut, wie Gottes Schooß.

Da denk' ich mir's bequem und frei,
Daß Einer auf des Andern Bruſt
Gelagert ſüß mit ſeinem Haupt,
Und daß ein warmer Liebeshauch
Am Herzen ſtreife hin.

Da möcht' ich, o Geliebter, wohl
Mit dir in heiligem Schlummer ruh'n,
Da möcht' ich ruh'n an deiner Bruſt
In allertiefſter Ruh.

B.

148.

Das Leben, o Liebſte, wie iſt's ſo lang,
Wird glühender Seelen unendlicher Drang
Endlos von einer Macht verhöhnt,
Die Nichts erſchüttert und Nichts verſöhnt!
O wären wir der Qual entfloh'n;
O wären wir geſtorben ſchon
Und raſteten in Gottes Schooß!
Der iſt ſo ſüß, der iſt ſo groß;
Da wird ja wohl ein Plätzchen klein,
Von Kummer und von Schrecken rein,
Auch uns zuletzt gegönnet ſein.

A.

149.

Andere Feſte haben wir gefeiert,
Ehe noch ſo wilde Zwiſte tobten,
Schönere, wie es ſcheint, und doch nicht ſchön're.
Heil zuweilen iſt ja auch im Unheil;
Sterne leuchten in der tiefen Nacht oft,
Seliger und ſüßer, als des Glückes
Heitere Sonne, die hinabgeſunken.
Und ſo laß uns immerhin den Göttern
Für die Prüfung auch, die ernſte, ſchwere,
Der ſie unſere Herzen unterwarfen,
Für die Stürme, für die Aengſte danken,

Welche ſie in unſer Leben ſandten.
Feſter nur und inniger geworden
Iſt der Bund, den man zerreißen wollte.
Und wozu am Ende ſoll es dienen,
Dieſes arme, dumpfe, düſtre Daſein,
Als zu wecken edle Liebeskeime,
Einer neuen Schöpfung Grund und Anfang;
Als zu knüpfen heilige Liebesbande
Für den Geiſterbund der Ewigkeiten;
Als zu ſtählen in der Gluth des Schmerzes,
Zu bewähren in der Leidensſchule
Die zu ſolch erhabnem Ziel Berufnen;
Daß ſie immer ſtärker im Gemüthe,
Immer mehr erhoben in den Aether,
In den himmliſch-reinen, einer Freiheit,
Die kein Erdendunſt zu trüben fähig,
Dem Geſchick, der Zeit, den Menſchen trotzen,
Ja mit Siegeslächeln ſelbſt des Todes
Und des Grabes finſtre Schrecken höhnen!

A.

150.

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergeh'n;
Doch ſiehe, die Sterne,
Sie leuchten und ſteh'n,
So auch mit der Liebe,
Der treuen, geſchicht;
Sie reget und weget
Und ändert ſich nicht.

Göthe.

Ich könnte dir die hehrſten Eide ſchwören,
Nur dir allein ohn' Ende zu gehören;

Und ohne Falſchheit wäre dies Betheuern,
Da ſolche Gluthen meine Bruſt durchfeuern.

Was helfen aber heiligſte Verſprechen,
So leicht zu leiſten und ſo leicht zu brechen?
Die heißeſten Gefühle, ſie erkalten,
Und neue Reize, neue Triebe walten.

Und doch — wie eitel ſind ſie, deine Sorgen!
Denn unſre Lieb' iſt wunderſüß geborgen.
Sie denke nur der Tage, die geweſen!
Sie wird darin ihr ganzes Schickſal leſen.

Wenn all der Haß, der ſich auf uns ergoſſen,
Wenn all der Harm, der in uns ſelbſt entſproſſen,
All eigener Entſchlüſſe Kräftentfalten
Zum Spotte ward an dieſen Huldgewalten —

Was wäre noch zu fürchten von den Zeiten,
Die uns entgegen aus der Ferne ſchreiten?
Da wir beſtanden alle ſchwerſten Proben,
Iſt jegliche Gefahr in Nichts verſtoben.

Laß, Liebſte, laß die Schmerzen, die wir litten,
Die Kämpfe, die wir blutend durchgeſtritten,
Für Schwüre gelten, die wir uns geſchworen!
Sie haben uns ein ewig Heil geboren.

Fr.

151.

Es wohnt ein höherer Menſch in uns, dem ſollen wir
Stets gehen nach und Folge leiſten ſeinem Wink,
Ihm Tempel und Altäre bau'n, dem einzigen,
Und andere Götter nimmer haben neben ihm.

Nicht außer ihm ſoll irgend eine That geſcheh'n,
Kein Glück gekannt ſein außer ihm und keine Luſt,
Die nicht in ihm, begehrt, geſucht, genoſſen ſein.

B.

152.

— — — — — — — — — — — —

Dies Eine nur iſt Glücke, was des höhern
Verborgenen Menſchen Fittig uns entfaltet,
Und der Genuß allein, der ihn empor
Zum Aether hebt und trägt und fliegen lehrt
In unbekannte Geiſterregionen,
Iſt Aechtbeſeligung der Menſchenbruſt. —

Wohl möcht' ich immer bei dir ſein, o Freund!
Dein Antlitz ſchau'n und mit dir Rede tauſchen,
Und meine Luſt, ſie würde nie verſiegen;
Allein es ſagt die innere Stimme mir:
Nicht würde ſolches deiner würdig ſein,
Und meiner nicht. Zum ewigen Ocean
Fortellen unverrückt, das ſind die Wege,
Die vorgeſchrieben einſt auf eiſ'ger Bahn [1])
Die Geiſter mir, und nicht zu fürchten iſt
Auf ihnen dein Verluſt. Denn ſelber auch
Forttreibt es dich, und nimmer kehrſt du um,
Und unſeres Begehrens einziges
Erhabenes Ziel, es ſind die Ewigkeiten.

B.

153.

Was hätt' ich anzuſchlagen
Für einer Hymne Ton zu dieſer Friſt!

---

1) Es wird vorher eine nächtliche Fahrt im Fluſſe auf Eisſchollen beſchrieben.

Allein wie ſollten arme Worte ſagen,
Was unausſprechlich iſt!

Doch magſt du wohl errathen,
Du Ahnungsvolle, was ſich birgt darin;
Dann ſind ſie, noch ſo ſtammelnd, Dichterthaten,
Und nicht gering ihr Sinn.

Dann mögen ſie erſcheinen
Vor innerem Aug' ein wehender Elfenzug,
Der nicht zu bannen denkt in unſere kleinen
Zeitmaße ſeinen Flug;

Der eilet im Entſchreiten,
Zu flüchten aus der Stunde Druck und Zwang
Und ſich zu miſchen in der Ewigkeiten
Endloſen Jubelklang.

154.

Der Gott da oben, Göthe,
Er dünkt mich ein gewaltiger Poete,
Geſchicke bildend für ein künftig Leben,
Die frei im Aether und voll Glanzes ſchweben.

Und unſre armen Herzen,
Sie ſind der Schooß, aus dem er ſie mit Schmerzen,
Mit großen, tiefen, kreiſend ausgebieret,
In's kampferfüllte, trübe Daſein führet.

Es bricht das Herz im Leide;
Allein es ſchwingen ſich zu lichter Weite
Die göttlichen Geſchick' und hallen fröhlich
Im Götterraum und leben ewig ſelig.

B.

155.

Es läugnet den Zauber die Welt
Und glaubet, das äußere Sein,
Das greifliche Wirkliche ſei
Machtvoll und gewaltig allein;
  Und es ruhet doch Leben und Daſein
    Auf heimlichem, göttlichem Zauber geſammt.

Wie würden im Frühlinge Baum
Und Blume zum Blühen bewegt,
Wie ſchwölle die würzige Frucht,
Wie würde zum Leben erregt
  Der Keim im Schooße der Mutter
    Und reiſet, entgegen dem Sonnenlicht?

'S iſt magiſches, göttliches Werk! —
Noch Größeres wirket in uns
Nie raſtende, ſchaffende Kraft:
Die himmliſche Liebe der Bruſt,
  Unſterbliches Weſen und Freiheit
    Sind Werke derſelbigen Zaubergewalt.

Was Herrliches, Strahlendes auch
Kunſt bildet und Dichtergenie
Dem ſtaunenden Menſchengeſchlecht,
Quillt einzig aus dieſer Magie,
  Zu erheben das irdiſche Daſein
    Zu höheren, himmliſchen Seins Natur,

Zu erſchaffen ein Geiſtparadies
Unfügſamem Stoffe zum Trotz;
Von Stufe zu Stufe mit Macht

Allüberall ringet der Gott; —
Doch Uebergang in das Erſehnte
Iſt unſerer Herzen gebärender Schmerz.

Geboren aus ringendem Weh
Wird ſeliges Höchſtes allein;
Beſchwörende Formel iſt Weh,
Aufzaubernd ein beſſeres Sein;
Und es wandelt der tiefſte der Schmerzen
Sich in ewig entzückende Wolluſt um.

B.

156.

Griechiſch.

Beraubet der Geborenen und blind,
Fleht, ich die Götter an
Licht zu verleihen oder ein liebes Kind.
Und ſiehe da, ſie haben Beides mir,
Die Gnädigen, verlieh'n. Denn ich gebar
Und legte mein Gebornes an die Bruſt,
Und noch deſſelben Tages
Ward meines Auges dunkle Sehe klar.

P.

157.

Griechiſche Grabſchrift 1).

Erſt der Demetra Prieſterin, ſodann
Die der Kabiren, die zuletzt der Rhea
Und Vorgeſetzte vieler jugendlicher,
Anmuthiger Frauen bei den Götterfeſten
War ich, die hier zur Erde

---

1) Die Todte wird ſelbſtredend eingeführt.

Beſtattete. Zwei Söhne wurden mir;
In ihren Armen, eine Hochbetagte,
Schlief ich hinüber. Wiſſe das, o Mann,
Und zieh' in Frieden deine Wege dann.

P.

158.

Griechiſche Grabſchrift.

Hermokrateia – dies mein Name. Zweimal
Zehn Kinder und noch neun dazu gebar ich,
Und keines ſtarb. Es traf Apollo mir
Die Knaben nicht, und nicht die hehre Schweſter
Die Mägdelein mit dem Geſchoſſe. **Sie**
Kam mir zu Hülfe, der Gebärerin;
Er ſtattete die Söhne mit der Blüte
Der Jugend aus und hielt Verderben ab.
Nicht überhob im Schooße dieſes Glückes
Sich mein Gemüth. So hab ich
Durch Kinderreichthum und durch Frömmigkeit
Das ſtolze Kind des Tantalos beſiegt.

P.

159.

Griechiſche Grabſchrift.

Medeios hat, der Kleine, ſeiner Amme,
Der thrakiſchen, dies Monument am Wege
Gebauet und darauf geſchrieben: „Hier
Ruht **Kleita**.“ Dieſer Dank ſei ihr gezollt,
Daß ſie genährt den Knaben hat, die Brave.

P.

160.

Griechiſch.

Aeſchra, die Phrygierin,
Die ihm vordem die Bruſt gereicht, hat Mikkos
Sorgſam gepflegt, ſo lange ſie am Leben;
Ihr jeglichen Genuß des Seins geboten,
Der ihr genehm. Im Tode ſtellt' er ihr
Dies Bildniß auf, daß auch die Folgezeit
Erfahre von der Guten, die an ihm
So liebevolle Wartepflicht geübt.

P.

161.

Römiſch 1).

Steh, Fremdling, und betrachte dieſen Hügel
Zur Linken hier. Es ruht darin ein Mann,
Der gut, barmherzig, liebevoll und arm war.
Beſchädige dies Grabmal nicht, ich bitte;
Es iſt geſetzt dem Cajus
Atilius Euſodos,
Dem Freigelaſſnen des Serranius,
Dem Perlenhändler von der Sacra Via.
Gehab dich wohl!

P.

162.

Der alte Geiger Willie
Der iſt beim Himmel arm daran!
Nur ſeine Geige hat er;
Man beut ihm einen Handel an.

---

1) Inſchrift an der appiſchen Straße aus der Zeit der Republik.

Das Geld wird aufgezählet:
„Nun, Willie, gib die Geige her!“
Da wird dem armen Alten
Der Blick ſo feucht, das Herz ſo ſchwer.

„Was haſt du zu bedenken?
Die Summe hier, ſie iſt nicht klein.
Gib deine Geige, Willie,
Und kaufe dir ein Schöppchen Wein!“ —
„So groß, o Herr, die Summe,
Es wäre doch kein Segen drinn;
Ich gäbe mit der Geige
All meine Luſt, mein Leben hin.“

Der alte Geiger Willie,
So arm er iſt, doch iſt er reich.
Wenn ſeine Geige tönet,
So iſt er einem Fürſten gleich.
Den Mangel all vergißt er,
Den bitterlichen, der ihn drückt,
Wenn er mit ſeinem Spiele
Sich ſelber und das Volk entzückt.

Jüngſt kam ich in die Schenke,
Die Gäſte ſaßen um den Tiſch.
Der alte Willie geigte,
Das lautete ſo wunderfriſch.
Sie lauſchten all im Kreiſe,
Es glühte jedes Angeſicht —
O Willie, guter Willie,
Verkaufe deine Geige nicht!

P.

163[1]).

Von wegen meiner Streiche
Laßt keinen Unmuth keimen!
Viel ungereimte Dinge
Thun Jene, welche reimen.
Die Unſchuld ihres Weſens
Mach' euer Urtheil linder!
Apollo's Söhne ſind
Und bleiben ewig Kinder.

164.

An ein befreundetes Ehepaar.

Und wenn ich mich bedenke,
  Wem ich zumeiſt vertrau' —
Es iſt ein edler Schenke
  Und eine holde Frau.

Wo dieſe beide walten,
  Da ſchwindet aller Harm,
Und ſtarrendes Erkalten
  Wird wunderweich und warm.

Mit ungefälſchtem Weine
  Und ungefärbtem Wort
Bewirthet uns die Reine
  Uralter Tage dort.

Nicht länger zu verſcherzen
  Des Lebens Aechtgewinn,
Erſchließt ſo ſchönen Herzen
  Sich der geheimſte Sinn.

---

[1] Schon im Muſenalmanach von Christian Schad, Würzburg 1856. S. 214 abgedruckt.

Und man vergißt, zu leben
In einer Welt voll Liſt,
Wo rein dahinzugeben
Die Seele, Thorheit iſt.

Drum, wenn ich mich bedenke,
Wem ich zumeiſt vertrau',
'S iſt dieſer edle Schenke
Und dieſe holde Frau.

165.

In ein Buch.

Nur wenige Stunden
So ſchön verbunden
War unſer Sein;
Gleich hatte Seele
Zu Seele lieblich
Den Weg gefunden.
Es kehrt wohl nimmer
Dies zarte Glücke;
Doch blieb ein Segen
Von ihm zurücke,
Der iſt nicht klein:
Es prägete
Mit ſeinem Schimmer,
Dem milden, reinen,
Sich mir auf immer
Dein Bildniß ein.

166.

An Ottilie[1].

Dein gedenk' ich tauſendmal,
Mein geliebtes Kind,
Während meiner Sehnſuchtsqual
Zeit auf Zeit verrinnt.

Wenn zu ſinken in den Tod
Mein erkranktes Sein
An ſo fernem Orte droht —
Seufzend denk ich dein.

Und ich fühle Zähr' auf Zähr'
In die Pfühle thau'n,
Weil ich fürchte, dich nicht mehr,
Theures Kind, zu ſchau'n.

167[2].

Wunderviel hätt' ich genoſſen,
Meint die Welt, die ſcheinberückte,
Wenn ſie blättert in den Liedern,
Welche meinem Kiel entfloſſen.
Leider kann ich ihr erwiedern,
Daß ſie übel unterrichtet.
Denn wie ſelten war die Stätte,
Wo ich ruht', ein Roſenbette,
Und wie oft mein armes Leben
Nur von Leiden eine Kette!

---

[1] Meine Tochter

[2] Nicht erſt jetzt auf neueſte Veranlaſſung hin geſchrieben, ſondern aus früherer Lebensperiode, wie hier Alles, das Schlußgedicht ausgenommen. Ein ähnliches Gedichtchen von mir ſteht in dem ſchon oben angeführten Muſenalmanach von Chr. Schad, Würzburg 1856. S. 214.

Wenn ich mehr genoſſen hätte,
Weniger hätt' ich gedichtet.

168.

Propheteneifer übermannte mich —
Weh mir Unglücklichen! — in einer Theeviſite.
Nie ohne den zeigt ein Prophete ſich;
Doch er verträgt ſich nicht mit Anſtand und mit Sitte.
Wenn ein Jeſaias käm',
Ein Jeremias Platz an unſrer Tafel nähm',
Wenn in die Ohren uns, in die verwöhnten,
Die indiscreten Schärfen,
Die zornigen Donner ihrer Rede tönten —
Man würde ſie hinaus zur Thüre werfen.

169.

O wär' ich in die kalte, dunkle Stube
Hineingebettet; in das düſtre Grauſen,
Wo wir doch endlich Alle müſſen hauſen,
So lang wir es gefürchtet und gemieden;
O raſtet' ich in Frieden,
All dieſer Qual entronnen in der Grube!
Denn, was ich auch beginne, nie beſchieden
Iſt Ruhe mir; verhöhnet
Sind alle meine Mühen; unverſöhnet
Bleibt das Geſchick; zu wilden, unheilvollen
Zwietrachten nur bin ich dem Nichts entquollen,
Der ich, ſo fremd mit meinem Denken, Wollen
Und Fühlen hier, nie hätte leben ſollen.
Wird mir ein Engel zugeſandt von oben,

Mich zu beſchirmen in dem Sturmgewühle,
Mir irgend eine zarte Lebensblüthe
In meiner Tage Dorngeflecht gewoben —
Um ſo entſetzlicher beginnt zu toben
Der Hölle Grimm. Erſt wenn ich ausgeſtöhnet
Mein letztes Ach; erſt wenn die Glocke tönet,
Die mich zu Grabe ruft, die ſchwarzen Schollen,
Die mich auf ewig decken, niederrollen,
Wird man ſie ſeh'n zufrieden
Die Feindlichen, die mir ſo bitter grollen.
Ein groß Verdienſt hab' ich mir dann erworben,
Das einzige, für welches ſie mich loben,
Für welches ſie mir gerne danken werden;
Ich hab', um ihrer Keinem mehr hienieden
Die wilde Wuth zu nähren im Gemüthe,
Mich meines Seins und ihres Blicks enthoben;
Mein Geiſt, mein Herz iſt todt; ich bin geſtorben
Und meine Reſte modern in der Erden.

170.

Aus ſpäterer Lebensperiode.

Wenn es ſo gräulich hier beſtellt,
Wenn dir die Welt
Mit ihrem Harm, mit ihrem Haß
Ohn' Unterlaß das Sein vergällt,
Was willſt du dich beklagen!
Du ſollſt es ſtille tragen,
Und ſagen:
„Das iſt nun eben dieſe Welt,
Die ſich, ſo lang es Gott gefällt,

Darf, wie ſie will, betragen,
Sich wohl noch eine Weile hält,
Sich wohl noch eine Weile bläht
In ihrem Nichts, und dann vergeht,
Gleich einem Traum der Nacht verweht
In jenen letzten Tagen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Aus der Manſarde.

Mainz,
Druck von Fl. Kupferberg.

Aus der Manſarde.

Streitſchriften, Kritiken, Studien und Gedichte.

Eine Zeitſchrift

in zwangloſen Heften,

herausgegeben

von

G. Fr. Daumer.

Viertes Heft.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1861.

„Du ſagſt ſo wunderliche Dinge.“
Sie ſind doch immer noch geringe.
Iſt denn das Büchlein anzuklagen,
Wenn Leben und Zeit das Tollſte ſagen?
Göthe.

„Schneide kein ſolch Geſicht!
Was biſt du der Welt ſo ſatt?“
Das weiß Alles nicht,
Was es neben und um ſich hat.
Derſelbe.

Frömmigkeit verbindet ſehr,
Aber Gottloſigkeit noch viel mehr.
Derſelbe.

Man muß den verfälſchten Ausdrücken der Sprache ihre wahre, eigenthümliche Bedeutung zurückgeben.

Papſt Pius IX. in der am 18. März 1861 im geheimen Conſiſtorium gehaltenen Allocution.

Es iſt ein „Licht,“ das ſcheut das Licht,
Verträgt die klare Sonne nicht.
Doch dieſe leuchtet ohne Schonen
Selbſt in das hehre Tempelhaus,
Wo Iſis und Oſiris thronen.
Wohlan! Es ſchrecket uns kein Strauß.
Den Trug, wir werden ihn vernichten.
Man ſoll ihn kennen, ſoll ihn richten,
Und mit der Phraſe ſei es aus!

…ERISCHE
STAATS-
…BLIOTHEK
…NCHEN

Vorrede.

Der Inhalt dieſes Heftes iſt als die erſte Abtheilung eines durch künftige Lieferungen der Art fortzuſetzenden und zu Ende zu führenden Unternehmens zu betrachten, welches ſich auf lauter dunkle, geheime, dem allgemeinen Einblick und Verſtändniſſe abſichtlich entzogene, hier aber in aufhellende und erklärende Behandlung genommene Gegenſtände bezieht, und welchem ich daher den allgemeinen Titel: „Myſteriologiſche Studien" gegeben habe. Zu dieſem ſchon vor mehreren Jahren angelegten, dann aber unterbrochenen, durch andere Intereſſen und Arbeiten zurückgedrängten und erſt im vorigen Jahre wieder aufgenommenen Unternehmen kam ich durch die Aufmerkſamkeit, die ich den allegoriſchen Dichtungen Göthe's zugewendet hatte. Ich ſuchte zunächſt zu errathen, was derſelbe in das wunderlich räthſelvolle „Märchen" am Schluſſe der „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter," und dann in die Geſchichte des kleinen Homunculus im *zweiten Theile des Fauſt* „hineingeheimnißt“ habe. Ich fand darin eine doppelte, von verſchiedenen Standpunkten ausgehende Vorbeſtimmung künftiger Dinge in Beziehung auf das endliche Reſultat der weltgeſchichtlichen Entwickelungen, zwei moderne Apokalypſen, ſo zu ſagen, mit dem merkwürdigen Unterſchiede, daß das *Märchen* eine frühere, *optimiſtiſchere*, die gegenwärtige Menſchheit noch in vertrauensvollen Anſpruch nehmende, der *Homunculus* hingegen eine ſpätere *peſſimiſtiſchere*, dieſe Menſchheit in die Schanze ſchlagende und auf eine neue höhere Gattung und Weltordnung hinzielende Stimmung und Anſchauung repräſentire. Dies war mir perſönlich um ſo intereſſanter, da mein eigenes Sinnen und Denken eine ſolche Wendung genommen, die weiterhin auch die Urſache meiner Wiederanerkennung der chriſtlichen Ideen und Tendenzen ward. Ich kann hiebei an meine *Converſionsſchrift* erinnern, wo ich auch ſchon beiläufig des *Homunculus* gedacht[1]. Ich faßte nun den Gedanken, die apokalyptiſchen Dichtungen und Allegorien der neueren Zeiten, die zu einer die welthiſtoriſchen Hoffnungen oder Verzweiflungen dieſer Periode ausdrückenden Gruppe vereinigt werden können, überhaupt in Behandlung zu nehmen und erläuternd zuſammenzuſtellen. Da mußte denn auch die einen ſo glänzenden Sieg des Lichtes über die Finſterniß verkündende „*Zauberflöte*“ herbeigezogen

---

1) S. daſelbſt S. 21 f. in der Note.

werden; es fragte ſich, welch' ein Licht hier gemeint, was unter Finſterniß verſtanden ſei, was für eine Partei, für ein Syſtem, für ein Sinn und Zweck ſich in dieſer, offenbar ebenfalls allegoriſchen, Dichtung erkennen laſſe. Ich verſuchte mich daher auch in dieſes Werkes ausdeutender Erläuterung. Nun hat aber Göthe zu demſelben einen zweiten Theil zu liefern unternommen, der freilich nur Fragment geblieben, doch aber auch ſo ſchon viel zu denken und zu deuten gibt. So wurde ich denn auf's Neue zu dieſem hervorragenden, in alle Myſterien ſeiner Zeit und Umgebung eingeweihten, in Alles denkend und dichtend eingehenden und eingreifenden Autor zurückgeführt. Ich erkannte, daß die von ihm entworfene Fortſetzung der berühmten Oper vielmehr eine Art von Kritik und Polemik wider Inhalt, Geiſt, Meinung und Abſicht derſelben ſei, was die Sache nur um ſo mannigfaltiger und pikanter machte. Es waren jetzt vier ſolche Dichtungen, die ich zuſammen in angemeſſener Reihenfolge zu erklären beſchloß: die beiden Zauberflöten, das Märchen und der Homunculus. Ein weiteres Umſichgreifen meiner Unterſuchungen und Arbeiten wurde durch die Beziehungen begründet, welche mehrere der in's Licht zu ſetzenden Dichtungen zur Freimaurerei haben. Die Zauberflöte iſt ganz im Intereſſe der Loge verfaßt, voll von Anſpielungen auf deren Symbolik, Zwecke und Gegenſätze und nur von dieſem Geſichtspunkte aus zu begreifen, ſelbſt was die Muſik betrifft. Ebenſo geht die kritiſche Fortſetzung

Göthe's in dies myſteriöſe Gebiet ein, es iſt hier ſogar ausdrücklich von dem „brüderlichen Orden" die Rede. Sehr beſtimmte Beziehungen darauf thun ſich auch im Märchen kund. Und ſo war ich, ohne zunächſt an die genannte Verbindung auch nur gedacht zu haben, dringend veranlaßt, mich, ſo viel ich konnte, auch mit dieſem Gegenſtande vertraut zu machen. Es kam dazu das Auftreten des Advokaten Eckert wider den Orden, welches zwar gar nicht durchaus nach meinem Sinn und Geſchmack iſt, aber doch einen Reichthum von nicht zu verachtenden Mittheilungen und Materialien liefert. Ich beſaß auch ſelbſt ſchon einige für meine Zwecke benützbare Ordensſchriften, die ich jetzt erſt einer ernſtlichen Beachtung würdigte; ich nahm noch manch andere Quelle verſchiedenen Urſprunges und Charakters zur Hand. So kamen die „myſteriologiſchen Aphorismen" nebſt dem Aufſatze: „die Loge in China" hinzu; ſo wurde ich in den Stand geſetzt, auch die übrigen Abtheilungen dieſer „Studien" mit den nöthigen Belegen und Nachweiſungen zu verſehen. Meine Reflexionen über das Schickſal zweier berühmter Männer, welche dem Orden angehörten und von denen der eine als Componiſt der Zauberflöte meiner Betrachtung ganz nahe lag, gaben dem Aufſatz „Loge und Genius" den Urſprung. Indem ich ferner in's chriſtliche und vorchriſtliche Alterthum zurückblickte und da die analogen Phänomene und die hiſtoriſchen Zuſammenhänge derſelben mit den Geheimbünden der Gegenwart in's Auge faßte, geſtalteten ſich mir noch mehrere andere Abhandlungen, von denen ich hier ebenfalls ein Paar mittheile. Von den vier Dichtungen, zu denen ich den Commentar zu liefern beabſichtige, führe ich für jetzt nur die beiden Zauberflöten vor, da Alles auf einmal zu geben, der Raum eines Heftes dieſer Zeitſchrift nicht geſtattet und das hier Zuſammengeſtellte auch ſchon für ſich ein genügendes Ganze formirt. Die Erklärung des Märchens und des Homunculus bleibt künftigen Publikationen vorbehalten, wo ich auch die „Blicke in's Alterthum" fortzuſetzen gedenke.

So viel über dieſe „Studien," deren Natur und Entſtehung zu erörtern mir insbeſondere deßhalb nöthig ſchien, weil man glauben könnte, ich wäre darauf ausgegangen, einen vom Parteiintereſſe diktirten Schlag gegen die Loge zu führen, während ich doch zu einer Darſtellung derſelben, wie ſie hier vorliegt, auf die objektivſte und unabſichtlichſte Weiſe von der Welt hingeführt wurde und in einigen — wie ich glaube, verzeihlichen — Affekt erſt bei Erwägung und Beſchreibung des Looſes gerieth, welchem man Genien, Celebritäten und Ordensglieder, wie Mozart und Leſſing, anheim fallen ließ. Ich weiß mich von unreinen und fanatiſchen Beweggründen und Abſichten vollkommen frei. Der Kritik aber kann ſich in ſo kritiſchen Zeiten, wie die unſrigen ſind, Nichts entziehen; die Fackel der Forſchung leuchtet in alle Dunkel hinein, mag es ihnen angenehm ſein oder nicht; das hiſtoriſche und wiſſenſchaftliche Erkenntnißprincip duldet mit Willen kein Geheimniß und läßt ſich am wenigſten von groſsen, weltumſpinnenden, weltaufregenden, ſchickſalsmächtig einzugreifen beſtrebten Myſteriengeſellſchaften, deren wohl bekannter Grundſatz es iſt, alle möglichen Geſtalten anzunehmen und ſo eine tauſendfach täuſchende Rolle zu ſpielen, gutmüthig und arglos am Narrenſeil ziehen. Daſſelbe fragt und muß fragen, was da ſein gaukleriſches Weſen treibt und ſeinen eigentlichen Sinn, Geiſt und Zweck ſelbſt der groſsen Maſſe ſeiner Eingeweihten verhehlt. Und wenn der im Dienſte dieſer ſelbſtſtändigen geiſtigen Macht ſtehende Denker und Forſcher Nichts erfindet, wohl aber findet, was er nicht loben und preiſen kann, was unter ſchön und edel klingenden Redensarten und gehaltvoll erſcheinenden Symbolen und Riten am Ende Nichts weiter, als das furchtbare Ungeheuer abſtrakter Verneinung und Zerſtörung birgt und durch einen allgemeinen Umſturz der Dinge nicht die Weiſen und Guten, ſondern die Schlauen und Böſen zur Herrſchaft zu bringen beabſichtigt, was kann er dafür? — Die vielen Unſchuldigen und Wohlgeſinnten, die ſich im Orden befinden oder vielmehr zu befinden glauben, in Wahrheit aber nur ſeine düpirte Einhüllung und Schutzmauer bilden, ſollen durchaus nicht angegriffen, geſcholten und beleidigt werden; wir haben es nur mit dem zu thun, was ſolchen gar nicht zum Bewußtſein zu kommen pflegt und vor dem ſich ohne Zweifel ſie ſelbſt, wenn ſie es kennten, als vor dem leibhaftigen Gott-ſei-bei-uns ſchaudernd bekreuzen würden.

Mozart, der Componiſt der Zauberflöte, aber auch des Requiems, hat etwas Anderes, etwas, wie es ſcheint, Vermittelndes im Sinne gehabt, worüber in „Loge und Genius“ das Nähere zu leſen ſein wird. Göthe hat ſeine Maurerei, ein ebenfalls edleres Projekt, im Märchen ausgeſprochen. Aber wie ſollte ſich in einer Zeit und Welt, wo nur die abſtrakteſten Einſeitigkeiten, die roheſten Extreme, die unverſöhnlichſten Gegenſätze herrſchen, das Beſſere, Reinere, Mildere und Gebildetere irgend einen Anhang, eine Geltung verſchaffen! Dem armen Mozart bekam ſein Unterfangen ſchlecht genug; er ward zum Märtyrer ſeiner Idee und mußte das Verbrechen, das er an der zerſtörenden Macht beging, durch einen tragiſchen Untergang büßen. Darüber liegt noch ein Schleier, den wir jedoch eben ſo gut lüften werden, als wir bereits andere ſolche Unthaten an's Licht gezogen 1). Göthe, in jeder Beziehung ein Kind des Glückes, hat eine andere Stellung und ein anderes Ende, als jener unglückliche Meiſter der Töne gehabt. Die furchtbare Apotheke erreichte ihn nicht. Aber ſeine Idee war ebenfalls nur ein todtgeborenes Kind; er gab ſie auf und dichtete dafür ſeinen miſanthropiſchen

---

1) S. die 1859 zu Frankfurt a. M. erſchienenen „Enthüllungen über Kaſpar Hauſer,“ wo namentlich das Betragen des vordem für die ehrenhafteſte und autoritätvollſte Perſönlichkeit geltenden Lord Stanhope beſchrieben und die Vergiftung des Präſidenten von Feuerbach zur Sprache gebracht iſt.

„Homunculus“ [1]). Jetzt ſtehen die Dinge, ſo viel ich ſehen und beurtheilen kann, ſo, daß in dem hinlänglich bekannten, der ſich andrängenden Menge eingeräumten Vorhofe die Trivialität und Bedeutungsloſigkeit, im Tempel aber, dem eigentlichen inneren Myſterium, das Raffinement der Selbſtſucht und Bosheit den äußerſten Grad erreicht. Die auf dem weltgeſchichtlichen Schauplatz auffällig hervortretenden, der journaliſtiſchen Beſprechung und allgemeinen Ruchbarkeit anheimfallenden Perſönlichkeiten ſind ſchwerlich die eigentlich Handelnden ſelbſt; ſie ſind, wenigſtens in der Regel, Nichts weiter, als Schachbrettfiguren, Werkzeuge zu momentanem Zwecke, die, wenn ſie ihre Dienſte gethan, rückſichtslos beſeitigt und geopfert werden, während ſich Jene, die eigentlichen Spieler und Lenker der Dinge, im Hintergrunde halten, bis endlich die Weltzuſtände auch zu ihrem Hervortreten reif, wobei man die vielbeſprochene, auf unſere Zeiten wunderbar paſſende

---

[1] Die miſanthropiſchen Aeußerungen ſind ſpeciell dem Nereus in den Mund gelegt. Dies könnte zwar nur ein bloßes Charaktergemälde, die dramatiſch-objektive Darſtellung einer menſchlichen Beſonderheit ſein, bei welcher der Darſteller ſelbſt ſubjektiv nicht betheiligt iſt. Wer aber die Dichtung im Ganzen betrachtet, der merkt wohl, daß die durch jene Figur ausgedrückte Stimmung und Anklage dem Dichter keineswegs fremd geweſen, und daß die Negation des Menſchlichen in ſeiner gegenwärtigen Beſtimmtheit der Grundgedanke der ganzen Dichtung iſt. Derſelbe iſt auch der negative Grundgedanke des Chriſtenthums.

Schriftſtelle 2 Theſſal. 2, 3 ff. vergleichen mag. Die menſchliche Geſellſchaft iſt von einem grauenhaften und fürchterlichen Wurme behauſt und beherrſcht, von einem conſpirativen Geheimniſſe durchzogen und erfüllt, das den Boden, auf dem wir wandeln, zu einem beſtändig mit Ausbrüchen und Verheerungen drohenden Vulcane macht, einem Geheimniſſe, das nicht von heut und geſtern iſt, das ſchon ſeit Jahrhunderten, ſeit Jahrtauſenden exiſtirt, ſeine Thätigkeit entfaltet und ſeine Wirkungen äußert, im vorigen Jahrhundert aber einen beſonders energiſchen Aufſchwung genommen und die ſociale Welt von da an mit einer ganzen Reihe von Aufregungen, Erſchütterungen und Umwälzungen der auffallendſten und gefährlichſten Art beſchenkt hat. Es iſt eine vor den Augen der Welt, als ein wahrer Proteus, in unzähligen Formen und Farben ſpielende, mit ihrem Innerſten aber ſich in's tiefſte Dunkel hüllende und ſelbſt der Maſſe der „Eingeweihten“ unbekannte Macht und Gewalt, die von unglaublichem Einfluß iſt und im Grunde nur einen Gegner und Nebenbuhler hat, den ſie zu fürchten braucht, der weſentlich ihre Schritte hemmt und ihre Plane vereitelt, den ſie daher auch auf alle nur erdenkliche Weiſe bekriegt und um jeden Preis zu entkräften und zu vernichten ſtrebt — ich meine die chriſtliche Idee und ein dieſelbe erfolgreich vertretendes Kirchenthum[1].

---

[1] Wie ich dies verſtehe, iſt aus meiner Converſionsſchrift, namentlich von S. 32 an, zu erſehen. Den einfachen Gegen-

Stürzen dieſe dahin, dann iſt das Hauptwerk vollbracht, das weſentlichſte Hinderniß des „Fortſchrittes" hinweggeſchafft; dann kann die goldene Fahne wehen und das nach Aufſteckung der ſchwarzen, welche die der totalen Zerſtörung des Beſtehenden iſt [1], zu errichtende große Ordensreich ſeinen glänzenden Anfang nehmen. Dann werden wir vielleicht auch das Glück haben, den myſteriöſen Weltregenten kennen zu lernen, deſſen nächſte Untergebenen, wenn man uns recht berichtet, der Weltpatriarch und der Weltkaiſer ſind, der ſelbſt aber den Namen des Gottmenſchen (richtiger: Menſchgottes) führt [2].

ſatz, auf den ſich bei aller Varietät und Verwirrung der Tendenzen, Parteikämpfe und Zuſtände am Ende doch Alles reducirt, hat neuerdings der Deputirte Keller in der geſetzgebenden Verſammlung zu Paris am 13. März 1861 ausgeſprochen. „Jetzt, wie im Jahre 1848, iſt der Kampf nur zwiſchen katholiſchem Glauben und Revolution."

1) Vergl. Louis Blanc, Geſchichte der Jahre 1830 bis 1840. I. S. 157. II. S. 143. III. S. 39 ff. 71 ff. Eckert, Magazin, Heft 1. S. 53 ff. IV. S. 140 ff.

2) Gottmenſch heißt dieſer Ordenschef wohl darum, weil man dadurch in irreführender Weiſe auf die Vorſtellung des chriſtlichen Gottmenſchen leiten will, deſſen vollkommener Gegenſatz aber der maureriſche Menſchgott iſt. So iſt in maureriſchen Schriften auch von einer „Offenbarung des Gottmenſchen," d. h. den Befehlen des Menſchgottes, als dieſes höchſten Ordenshauptes, die Rede. Vergl. 2 Theſſal. 2, 3 f. Wir werden in den nachſtehenden Abhandlungen auf dieſen Ge-

Ich für meinen Theil wünſche dann nicht mehr am Leben zu ſein. Wohl möchte auch ich das Morgenroth eines neuen

---

genſtand wiederholt zu ſprechen kommen. Was **Döllinger** in ſeinem Werke: „Chriſtenthum und Kirche,“ Regensburg 1860. S. 277 über die citirte bibliſche Weiſſagung vorgetragen hat, iſt mir nicht unbekannt. Er bezieht den „**Menſchen der Sünde**,“ ſo wie das „**Myſterium der Geſetzloſigkeit**“ und den „**Geſetzloſen**“ V. 7 f. auf **Nero** — eine Erklärung, durch welche die wichtige Stelle für unſere Zeit intereſſelos wird. Döllinger's Gründe haben mich nicht überzeugt. So ſagt er S. 290: „Der Abfall, deſſen Paulus gedenkt, kann nicht etwas durch den „„Menſchen der Sünde““ zu Bewirkendes ſein. Von dieſem weiß Paulus nur die Selbſtvergötterung mit Herabſetzung und Verachtung aller anderen Götter. Er konnte nicht meinen, daß eine große Anzahl von Gläubigen abfallen würde, bloß um dem Hochmuthe dieſes Menſchgottes zu fröhnen“ u. ſ. w. An jenen höchſten Meiſter des maureriſchen Myſteriums, der das Prädikat der Göttlichkeit (der abſoluten menſchlichen Selbſtſtändigkeit mit Negation alles übergeordnet Göttlichen) für ſich in Anſpruch nimmt, ſcheint **Döllinger** nicht gedacht zu haben. Oder glaubt er an eine ſolche Perſon und Würde nicht? Daß der Menſch überhaupt das höchſte Weſen im Reiche der Exiſtenz ſei, welches unter ſich die Natur und über ſich Nichts habe, — das wenigſtens iſt eine bekannte, durch atheiſtiſche und materialiſtiſche Schriftſteller bereits ſattſam verbreitete Anſicht und Lehre der Gegenwart. Und daß man in einer Kirche des abſtrakten Menſchenthums ein zum oberſten Repräſentanten deſſelben erhobenes Individuum ganz beſonders als dasjenige betrachte und verehre, in welchem ſich die abſolute

Welttages ſehen, und in einer ſchöneren und ſeligeren Welt leben, als die jetzige iſt, die insbeſondere mir ſelber nie

---

Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Geſchlechtes darſtelle, iſt doch wohl ſo undenkbar nicht. S. unſere „myſteriologiſchen Aphorismen" II. Nr. 27—30. S. 149 ff. In Hinſicht deſſen, was Paulus unter dem „Tempel Gottes" verſteht, ſagt Döllinger S. 282.: „Die Erklärung des ναὸς τοῦ θεοῦ von der chriſtlichen Kirche iſt nun von jedem beſonnenen Exegeten aufgegeben. Was ſollte auch ein ſich Setzen in die Kirche heißen? Das könnte nur von einem nicht an ſich ſchon der Kirche Angehörigen, ſondern von Außen mit Gewalt in dieſelbe Eindringenden geſagt werden, von einem Feinde und Verfolger. Von einem Mitglied der Kirche zu ſagen: er ſetze ſich in die Kirche, um ſich als Gott anbeten zu laſſen, iſt contradictio in adjecto." Aber ſind denn die antikirchlichen Parteien und revolutionären Geſellſchaften, welche freilich innerhalb der „Chriſtenheit" exiſtiren, in der That zur Kirche zu rechnen? Bilden ſie nicht vielmehr den allerſchärfſten, ſchroffſten, extremſten Gegenſatz? Sind ſie nicht in der That die „Feinde und Verfolger" der Kirche, die eben jetzt mit ſolcher Wuth gegen den Felſen Petri anſtürmen? Kann man einem Tindal, Dav. Hume, Voltaire, welcher letztere nach Condorcet's Verſicherung geſchworen hatte, ſein Leben zum Sturze des Chriſtenthums und aller poſitiven Religion anzuwenden, einen Damilaville, den Voltaire ſelbſt einen „Haſſer Gottes" nannte, u. ſ. w., jener ganzen Partei, deren Looſungswort das bekannte: „Ecrasez l'infame" (die chriſtliche Religion oder Chriſtus ſelbſt) war, ſo wie, was unſere Zeit betrifft, einem Proudhon, Ludwig Feuerbach, Bruno Bauer, Carl Vogt, Louis Büchner, Carl huldvoll gelächelt hat und die mich auch jetzt nicht auf Roſen bettet. Aber über das, was im Werke iſt, kann ich mich gleichwohl nicht täuſchen. Denn wie wird wohl die Zukunft, welcher der moderne Progreſſismus ſo leidenſchaftlich entgegenſtürmt, beſchaffen ſein, wenn der Menſch — wie zum Behufe eines allgemeinen, gründlichen Umſturzes der Dinge nothwendig — bis zur abſoluten Beſtialität entzügelt und entartet iſt und jene Allerfurchtbarſten und Entſetzlichſten, welche Blut trinken werden, wie Waſſer, die Zügel der Weltherrſchaft ergriffen haben [1]? Dieſe Frage

---

Marr u. ſ. w. auch nur das allgemeine Prädikat der Chriſtlichkeit, ja das noch allgemeinere der Religioſität beilegen? Hat man nicht auch ſchon im vorigen Jahrhundert aus der Irreligioſität eine Religion gemacht, nicht zu Paris jenes berüchtigte Feſt der Vernunft, d. h. der von aller Ueberordnung befreiten menſchlichen Intelligenz, gefeiert, eine dieſelbe darſtellende Dirne auf einen Triumphwagen geſetzt, ihr ein Crucifix unter die Füße gegeben, ſie in Prozeſſion in die Kathedrale geführt, auf einen Altar geſetzt und unter Anſtimmung von Hymnen in Weihrauchswolken gehüllt? Und wiſſen wir, was noch im Dunkel der Zukunft ruht?

[1] Ich bitte zu vergleichen, was ich im I. Hefte dieſer Zeitſchrift S. 132 aus dem „Volksfreund für das mittlere Deutſchland“ angeführt habe. „Man konnte ſich früher noch nicht auf die Maſſen ſtützen; doch nun iſt es anders; nun ſind die Maſſen da und nur die zweckentſprechenden Führer fehlen noch. Aber dieſe werden ſich finden“ u. ſ. w. Solche Aeußerungen muß man wohl beachten und bedenken; ſie verrathen, was im Dunkel lauert und worauf es ſchließlich abgeſehen iſt.

muß man ſich vorlegen; dieſe an ſich ſelbſt zu richten, darf ich wohl jedem meiner Leſer empfehlen, welches Glaubens und Standes er auch immer ſein möge; denn in einen ſolchen Abgrund der Verwilderung und Barbarei zu verſinken, wie der angedeutete iſt, davor wird ſich wohl Jeder entſetzen, in welchem nur noch eine Spur des Menſchlichen im beſſeren Sinne des Wortes iſt. Man mag gegen die alten Herrſchaften, Einrichtungen und Weltzuſtände ſagen, was man will; man mag es ſagen mit Wahrheit oder mit Unwahrheit — ſo viel glaube ich zu wiſſen und verſichern zu können: ſie ſind ein Paradies, ein goldenes Zeitalter der Freiheit, der Vernunft, der Bildung und des Wohlſeins gegen das große, herrliche Ordens- und Weltreich, mit welchem uns die geheimen Geſellſchaften und die aus ihrem Schooße hervorgehenden Revolutionen und „zweckentſprechenden Maſſenführer" zu beglücken im Sinne haben [1].

---

[1] Vergl. die Bemerkungen in dem „Zuſatz über revolutionäre Brandſtiftungen" am Ende dieſes Heftes.

Inhalt.

Seite

Myſteriologiſche Studien. Ueber Geheimbünde, myſterioſe Ideen, Entwürfe, Riten und Culte, ſymboliſche, allegoriſche und apokalyptiſche Dichtungen der neueren Zeiten, wie des chriſtlichen und vorchriſtlichen Alterthums, namentlich in Beziehung auf Maçonnerie, Illuminatismus, Carbonaria ꝛc. und deren Zuſammenhang mit den analogen Erſcheinungen älterer und älteſter Zeit . . 1

I. Die beiden Zauberflöten 3

A. Die Schikaneder-Mozartiſche Zauberflöte . 5

B. Der Zauberflöte zweiter Theil. Ein Fragment von Göthe 54

II. Loge und Genius. Verhältniß der geheimen Geſellſchaften, namentlich des Freimaurerordens, zu großen und genialen Perſönlichkeiten, an zwei ausgezeichneten Ordensmitgliedern — Mozart und Leſſing — aufgezeigt und in's Licht geſetzt 73

III. Myſteriologiſche Aphorismen. Nachweiſungen, Excerpte und Bemerkungen über Weſen, Geſchichte, Organismus, Symbolik und Thätigkeit der geheimen Geſellſchaften, mit Benutzung der eigenen Darſtellungen und Aeußerungen derſelben, ſo wie derjenigen ihrer Unzufriedenen, Apoſtaten, Gegner und Ankläger 111

A. Rückblicke und Ausſichten vom eigenen Standpunkte der geheimen Geſellſchaften aus 118

B. Der nach unten und außen hin gebräuchliche Phraſenpomp und Phraſentrug 126

C. Die Maurerei als Elite der Menſchheit und als Menſchheit par excellence 132

D. Ordensgeheimniß und Ordensregierung . . . 133

E. Verhältniß zu Religion, Chriſtenthum, Katholicismus, Papſtthum. Confeſſioneller Indifferentismus. Negation aller poſitiven Religion. Negation aller Religion. Beſondere Feindſchaft des Ordens gegen Katholicismus und Papſtthum, als ſeinen Hauptgegner 160

F. Das Sacrament der Liebe. Johannisfeſt. Die Roſe Die Handſchuhe. Das gefundene Meiſterwort. Damen-Maurerei 170

Seite

G. Umgarnung und Gewinnung der Reichen, Vornehmen und Mächtigen 176

H. Verſchiedenartige Charaktere, Menſchenarten, Standpunkte, Abſichten und deren Beurtheilung und Behandlung innerhalb der geheimen Geſellſchaften 179

I. Intoleranz der Aufklärung. Rückblick auf Luther ꝛc. Despotismus der Loge. Stabilität, Bevormundung, Cenſur, Controle, Vernichtung der reinen und freien Wiſſenſchaft durch deren Beſchränkung auf's Praktiſche und dem Parteizweck Entſprechende. Die Flüchtlinge zu Beſançon und Willich's Tyrannei daſelbſt 207

K. Einfluß, Wirkſamkeit, Verbreitung. Fuchs, Affe und Löwe als Ordensſymbole. Maureriſche „Wohlthätigkeit." Protektionsunfug. „Die Kinder der Wittwe" Beherrſchung des Buchhandels. Verrath der Staaten und Fürſten. Benutzung des weiblichen Geſchlechtes. Abwälzung der eigenen Schulden und Verbrechen auf andere Parteien und Geſellſchaften, vornehmlich die Jeſuiten. Verſchreiung, Verleumdung, ökonomiſche und ſociale Vernichtung gegneriſcher und mißfälliger Perſönlichkeiten. Meineid, Mord, Verführung zu Laſtern und Ausſchweifungen u. ſ. w. als Mittel zum Zweck. Rache. Heimliche, aber in Ordensſchriften beſchriebene Hinrichtungsgräuel. Arbeiten mit Gift, Dolch, Brandſtiftung u. ſ. w. Proſcriptionsliſten. Blutdurſt und wildes Weſen überhaupt 217

L. Die geheimen Geſellſchaften, namentlich auch die Freimaurerei, in ihrem Verhältniſſe zu beſtimmten Deſtructionen und revolutionären Zeiterſcheinungen 265

M. Noch einige in's Allgemeine gehende Schilderungen, Urtheile, Warnungen und Einblicke in die bezüglichen Myſterien 270

IV. Die Loge in China 285

V. Blicke in's Alterthum 291

A. Culdeer und Schottenmönche. Nürnberger Kloſterſkandale und deren Zurückführung auf die Myſterien einer kirchenfeindlichen Verſchwörungsgeſellſchaft 293

B. Die Maçons und Illuminaten des vorchriſtlichen Alterthums, insbeſondere was die rhodiſchen Telchinen und Heliaden und die Myſterien von Lemnos, Imbros und Samothrake betrifft 295

Zuſatz über revolutionäre Brandſtiftungen. (Zu S. 255 ff.) 343

Myſteriologiſche Studien.

Ueber Geheimbünde, myſteriöſe Ideen, Entwürfe, Riten
und Culte, ſymboliſche, allegoriſche und apokalyptiſche
Dichtungen der neueren Zeiten, wie des chriſtlichen und
vorchriſtlichen Alterthumes, namentlich in Beziehung auf
Maçonnerie, Illuminatismus, Carbonaria ꝛc. und deren
Zuſammenhang mit den analogen Erſcheinungen älterer
und älteſter Zeit.

Was nicht gekannt ſein will, ohn' alle Scheu enthüllen,
Verkünden, was nicht gern gehört
Von Vielen wird, was manches Herz empört,
Manch infernales Treiben ſtört —
Heißt: eine ſchwere Pflicht erfüllen
Mir ward ſie leider, dieſe Miſſion.
So manchen Haſſer hab' ich ſchon;
Nun ſing' ich auch in dieſem Ton,
Dem wiederum höchſt unbequemen;
Das wird die Welt ſehr übel nehmen.
Doch ſeines Amtes warten muß der Mann;
Ich thue, was ich *ſoll*; ſie thue, was ſie *kann*!

Die beiden Zauberflöten.

Ein wunderliches Flötenpaar!
Die Stimmen harmoniren nicht.
Hier nimmſt du hehre Tempel wahr,
Ergoſſen iſt ein Meer von Licht;
Es triumphirt die blanke Schaar,
Die ſchwarze trifft das Strafgericht.
Doch es behagen offenbar
Die Töne Meiſter Göthen nicht.
Er macht die falſche Rechnung klar,
Geht mit den Richtern in's Gericht.
Verſunken iſt der Lichtaltar,
Und Nächte dunkeln tief und dicht.
Doch thuſt du irrig ganz und gar
Auf einen neuen Glanz Verzicht.
Schau, welch ein Genius wunderbar
Am Ende ſeine Schranke bricht!

MÜNCHEN

A. Die Schikaneder-Mozartiſche Zauberflöte.

1.

Daß dieſes Werk einen geheimen Sinn hat und namentlich zu einer prachtvollen muſikaliſch-poetiſchen Abſpiegelung des Freimaurer-Ordens dienen ſoll, darüber kann kein Zweifel ſein. *Göthe*[1] ſagt von ſeiner „Helena“: „Wenn es nur ſo iſt, daß die Menge der Zuſchauer Freude an der Erſcheinung hat. Dem *Eingeweihten* wird zugleich der *höhere Sinn* nicht entgehen; wie es ja auch *bei der Zauberflöte* und anderen Dingen der Fall.“ Man ſieht hieraus, daß *Göthe*, der ſelbſt mit zur Loge gehörte, eine geheime Bedeutung und Beſtimmung dieſes Productes entſchieden annahm, und davon, als von etwas ganz Unzweifelhaftem, ſprach. Auch ſind die Beziehungen der Oper auf den Orden, wenn man die ihm eigenen Symbole, Formeln und Gebräuche nur einigermaßen kennt, handgreiflich genug, ſowohl was die Muſik, als was die Dichtung betrifft. Eine Andeutung der Art bilden gleich in der Ouvertüre die von Pauſen unterbrochenen, nur von den Blasinſtrumenten in mächtiger Steigerung vorgetragenen *dreimal drei* Accorde, die nämlichen, welche nachher, zum Zeichen, daß Tamino aufgenommen und zu den Prüfungen zugelaſſen werden ſoll, auch in der Verſammlung der Eingeweihten ertönen. Dieſe Accorde vertreten *das rhythmiſche Klopfen, das bei den maureriſchen Weihen im Gebrauche iſt* und worüber man in dem bekannten Werke: „Sarſena oder der vollkommene Baumeiſter von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer“ S. 93. 122. 131 f. 146. 164. nachſehen kann. *Dreimal drei* Schläge geſchehen in der „Meiſterloge.“ Der Rhythmus iſt nicht überall derſelbe. Falſch iſt es aber, wenn bei Aufführungen der Oper der zweite und dritte Accord gebunden wird, was die bedeutſame Zahl corrumpirt, wie denn auch *André* im Vorbericht ſeiner Ausgabe bemerkt, daß dieſes „dem profanen Publikum nicht verſtändliche“ Einleitungsadagio durch die Bindung ganz entſtellt werde[1]). — Weiter ſagt Saraſtro in der erſten Scene des zweiten Actes: „Tamino wandelt *an der nördlichen Pforte unſeres Tempels.*“ Warum an der *nördlichen*? Weil die Lehrlinge im Orden *gegen Mitternacht* geſtellt ſind. Vergl. das genannte Werk: „Sarſena oder der vollkommene Baumeiſter“ S. 164.: „Des Lehrlings Stelle iſt im Norden; denn die nicht geweiht ſind, können nur hier ſitzen; ſie können die Sonnenhitze nicht ertragen, da nur die Eingeweihten wiſſen, was die Sonne iſt.“ Auch in dem von *Göthe* entworfenen zweiten Theile der Oper iſt wieder von der nördlichen Pforte die Rede, indem der Sprecher ſagt: „Vor der nördlichen Pforte unſerer heiligen Wohnung ſtehet unſer Bruder, der die Pilgrimſchaft unſeres Jahres zurückgelegt hat und wünſcht wieder eingelaſſen zu werden.“ — Tamino will ferner „in das Heiligthum *des größten Lichtes* blicken.“ Auch dies iſt ganz der Symbolik und Phraſeologie des Ordens gemäß. Einige Belege dazu ſind folgende. In dem ſogenannten „älteſten Lehrlingskatechismus“ heißt es: „Ich wurde gefragt, was ich am meiſten verlange. Meiſter: Was war euere Antwort? Bruder: *Zum Lichte gebracht zu werden*“ u. ſ. w. In der Freimaurer-Encyclopädie von *Lenning* findet ſich die Stelle: „*Licht, das erſtweſentliche, große, wahre.* Es iſt dasjenige, welches ſowohl durch die Lehren der Freimaurerei die Brüder erleuchtet, als auch in dem Ganzen der maureriſchen Tugenden und deren Ausübung beſteht.“ Im Sarſena S. 92. und 99. iſt eine Ceremonie beſchrieben, worüber im Lehrlingskatechismus wörtlich folgendermaßen gehandelt wird: „Frage: Was that man ferner? Antwort: Man hielt mir wieder die Binde vor die Augen. Frage: Was geſchah weiter? Antwort: Nach einigen Minuten ließ man die Binde fallen; die Loge war ſtark erleuchtet, es flog vor mir eine Flamme in die Höhe, wobei die Brüder ſagten: Sic transit gloria mundi, und ich befand mich in einer Kette, die alle Brüder geſchloſſen hatten.“ Nach dem Ritual der großen National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin, Leipzig 1825. S. 26. fügt der Meiſter dieſer Scene die Erläuterung bei: „Mein Bruder, die Flamme, die in dem Augenblicke des Entſtehens verſchwindet, ſoll Ihnen zeigen, daß alle Herrlichkeit der Erde vergeht, wie ſie; das Licht der Wahrheit aber immer bleibt, wie die Erleuchtung dieſer Loge, wenn auch alle Hoheit und Herrlichkeit dieſer Erde vergangen iſt [1]). — Am Schluſſe der Oper erſcheint in den Worten:

---

[1] In ſeinen Geſprächen mit Eckermann Bd. I. S. 317.

---

[1]) Vergl. *Otto Jahn*, Mozart IV. S. 613 f.

„Es ſiegte die Stärke und krönet zum Lohn
Die Schönheit und Weisheit mit ewiger Kron' [2]),“

die bekannte maureriſche Trias, die unter dem Bilde dreier großer Pfeiler vorgeſtellt, auch durch drei große brennende Kerzen angezeigt wird. S. Sarſena S. 85. 122. 155 f. Im „Katechismus der Meiſter“ heißt

---

1) „Das große Licht“ wird von Eckert dahin ausgedeutet, daß es ſich auf ein projectirtes Ordensweltreich mit Zerſtörung der gegenwärtigen Weltordnung beziehe. S. deſſen Myſterien der Heidenkirche S. 188. 190. 236.

2) So in dem alten Texte. In dem Wiener Textbuch von 1848 ſind die bedeutſamen Worte ausgemerzt; da ſchließt die Oper mit dem platten Reime:

„Es ſiegte die Tugend, das Laſter entfloh,
Ihr liebt euch, ſeid glücklich und heiter und froh!“

es: „Wodurch wird die Meiſterloge unterſtützt? Antwort: Durch drei große dreieckige Pfeiler, welche Weisheit, Stärke und Schönheit heißen.“ Die Freimaurer-Encyclopädie, Artikel Pfeiler, gibt an: „Jede Loge ruht auf drei Grundpfeilern, welche Weisheit, Schönheit und Stärke heißen; denn mit Weisheit ſoll der Meiſter vom Stuhle die Arbeiten der Loge regieren, der erſte Aufſeher ihn dabei mit Kraft unterſtützen und der zweite Aufſeher durch ſein Wachen über Ordnung und Sitte dem Ganzen Schönheit verleihen.“ Ob dieſe Erklärung richtig iſt oder Alles ſagt, was in dem Symbole enthalten iſt, darauf kommt es uns hier nicht an; wir werden ſpäter darauf zurückkommen. Die drei „Pfeiler“ werden im Logenritual durch drei Lichter dargeſtellt. Es erſcheint hier ein auf der Erde liegendes längliches Viereck, Tapis genannt, welches den ſalomoniſchen Tempel vorſtellt; um daſſelbe ſtehen drei große brennende Kerzen, welche die Säulen: „Weisheit, Schönheit und Stärke“ bedeuten. — Daß in der Oper die Zahl drei herrſcht, iſt überhaupt ganz maureriſch. In der Loge befindet ſich im Oſten der Sitz des Meiſters, ihm gegenüber der zweier Aufſeher; vor dem Meiſter ein Altar mit Bibel, Winkelmaß und Zirkel; ebendaſelbſt im rechten Winkel drei brennende Kerzen; vor jedem der beiden Aufſeher ein dreiſeitiges Tiſchchen, auf welchem ein dreiarmiger Leuchter ſteht. Sonne, Mond und Sterne — drei Fenſter — drei Grade — drei Schläge ꝛc. ſind andere ſolche Dreiheiten.

Auch in den Namen der beſonderen Logen zeigt ſich die Liebe zur dreiheitlichen Ausdrucksweiſe. So iſt die „die gerechte und vollkommene Loge zu den drei Balken des neuen Bundes“ in Münſter [1]), die große National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin, die Loge zu den drei goldenen Schlüſſeln ebendaſelbſt, zu den drei Roſen in Hamburg, zu den drei Todtengerippen in Breslau ꝛc. zu nennen [2]).

Der Schauplatz der Begebenheit iſt nach Aegypten

---

1) Das ſogleich unten anzuführende Werkchen iſt „dem hochwürdigen Meiſter vom Stuhle der gerechten und vollkommenen Loge zu den drei Balken des neuen Bundes in Münſter Bruder Lebrecht v. Blücher, königl. preuß. Generallieutenant, Gouverneur zu Münſter ꝛc. ꝛc.“ gewidmet. Den „neuen Bund“ wird hier wohl Niemand für den neuteſtamentlichen im Sinne der Bibel und der Kirche halten; das ſind abſichtlich täuſchende Ausdrücke, wie wenn ebendaſelbſt S. 55. unter die Logenarbeiten das Studium der „Offenbarung des Gottmenſchen“ gezählt wird, worunter Nichts weniger als Chriſtus und Chriſtenthum, ſondern der Wille und Befehl des als Menſchgott gefeierten höchſten Ordensregenten zu verſtehen iſt.

2) Verſuch einer richtigen Darſtellung des Freimaurer-Ordens. Osnabrück bei Heinrich Blothe. 1805. S. 54. Ebendaſelbſt finde ich auch eine Loge: der Todtenkopf in Königsberg, angeführt. Was will man mit ſo ſchauerlichen und grauenhaften Benennungen ſagen? — Gewiß nichts Harmloſes und Friedliches.

verlegt. Dies könnte Nichts weiter, als eine phantaſtiſche Hülle zu ſein ſcheinen, um die Ordensgeheimniſſe profanen Augen in die Ferne zu rücken, ſo wie auch eine ſchickliche Gelegenheit zur Entwicklung äußerer Pracht und Größe zu haben und insbeſondere unter der würdevollen und impoſanten Geſtalt eines alterthümlichen, mächtigen Prieſter- und Herrſcherthums die Geſellſchaft der Ordensbrüder vorzuführen. Aber es iſt dies nicht allein. Der Orden ſetzt ſich mit den myſteriöſen Culten des alten Aegyptens wirklich in hiſtoriſchen Zuſammenhang. So heißt es z. B. in der Freimaurer-Zeitſchrift „Latomia" V. S. 35.: „Wir müſſen Aegypten als die Wiege unſerer Kenntniſſe und überhaupt der Einweihungen in den früheren Bund und in die Baucorporationen und Bauhüttenbrüderſchaft betrachten. Wir werden und müſſen ewig jene erhabenen, unzerſtörbaren Denkmäler als charakteriſtiſche Zeichen der Maurerei betrachten und bewundern." So findet ſich ferner in einer auf Befehl der Ordensoberen verfaßten Schrift des Freiherrn Ecker von Eckhofen 1) folgende Stelle: „Das ägyptiſche Volk war das erſte, welches die Geheim-

---

1) Hans Karl Freiherr Ecker v. Eckhofen, im Orden Karl Hubert Lobreich v. Plümenöck genannt, beſtändiger Geſellſchaftscavalier des Ordens-Großmeiſters Herzog Ferdinand v. Braunſchweig, ſchrieb auf Befehl ſeiner höchſten Ordensoberen die Schrift: „Geoffenbarter Einfluß der ächten Freimaurerei auf das allgemeine Wohl der Staaten." Amſterdam 1777 u. 1779. Amſterdam iſt der Ordensname von Regensburg.

niſſe des dreifachen Lichtes a) der natürlichen Magie, b) der Cabbala und c) der wahren Naturwiſſenſchaft in eine ſyſtematiſche Ordnung brachte und unter gewiſſen hieroglyphiſchen Sinnbildern in ſeinen geheimen Verſammlungen lehrte. Lehre und Unterrichtsweiſe verbreiteten ſich von da über die ganze Welt. Endlich brachten unſere Brüder-Meiſter Salomo, Hermes und Hiram-Abif, der Wittwe Sohn 1), die Abtheilung der Claſſen hervor und gaben der Freimaurer-Geſellſchaft die Geſtalt, die ſie noch heute hat 2)." Caglioſtro hat 1782 eine „ägyptiſche Freimaurerei" geſtiftet, die einen großen Anhang fand und in welche auch Frauen aufgenommen wurden, wie in der Zauberflöte Pamina der Einweihung für würdig gehalten wird. Man wird ſich dabei des „Groß-Cophta" von Göthe und der darin vorkommenden „ägyptiſchen Loge" erinnern.

2.

Vorſtehendes dürfte genügen, um die maureriſche Natur und Bedeutung der Zauberflöte im Allgemeinen, an der unter ſolchen Umſtänden kein Zweifel ſein wird, in's Licht zu ſetzen. Es handelt ſich weiter um das nähere Verſtändniß dieſer Dichtung. Bevor ich jedoch dieſe zu begründen ſuche, will ich einer Ausdeutung gedenken, die

---

1) Der Baumeiſter beim ſalomoniſchen Tempelbau.

2) Vergl. Eckert, Myſterien der Heidenkirche S. 196. Berliner Literatur- und Theaterzeitung 1783. S. 741 ff.

ſich in einem 1795 erſchienenen Schriftchen: „Geheime Geſchichte des Verſchwörungsſyſtemes der Jacobiner in den öſterreichiſchen Staaten" befindet, und daraus in neuerer Zeit von dem als Gegner des Ordens bekannten Advocaten Eckert in dem Buche: „Die Freimaurerei", Dresden 1852, mitgetheilt worden iſt. Hiernach ſoll die Zauberflöte „eine Allegorie auf die franzöſiſche Revolution nach ihrer Lage in den Jahren 1789—91" ſein. Die Figuren werden folgendermaßen erklärt:

Königin der Nacht: Die frühere Regierung.

Pamina: Die Freiheit als Tochter (Folge) des Despotismus.

Tamino: Das Volk.

Die drei Damen: Die Deputirten der drei Stände.

Saraſtro: Die Weisheit einer beſſeren Geſetzgebung. Er erſcheint auf einem von wilden Thieren gezogenen Triumphwagen, um anzudeuten, daß geſetzgebende Weisheit die natürliche Rohheit des Menſchen mildere[1]).

Die Prieſter: Die Nationalverſammlung.

---

[1]) Wie die natürliche Rohheit des Menſchen durch die franzöſiſche Revolution gemildert worden iſt, das wiſſen wir:

„Da wurden Weiber zu Hyänen
Und trieben mit Entſetzen Scherz"

u. ſ. w. Daſſelbe hat man Anno 1848 erlebt und wird es in ſolchen Gräuelzeiten ſtets wieder erleben. In den unten folgenden „Aphorismen" mag man darüber die Abtheilung K., beſonders von Nr. 54. an nachleſen.

Papageno: Die Reichen, die feige ſind, Nichts wagen wollen und nur auf Vergnügungen denken.

Seine Federn: Eitelkeit und Prunkſucht.

Die Alte: Die Gleichheit, als der älteſte Zuſtand des menſchlichen Geſchlechtes.

Monoſtatos: Die Emigranten.

Die Sklaven: Die Diener und Söldlinge der Emigranten.

Die Genien: Klugheit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, als Leiter Tamino's d. i. des Volkes.

Die Schlange: Der bevorſtehende Staatsbankerott.

Die Flöte: Die Befugniß des Volkes, ſich beklagen und für ſein Beſtes ſprechen zu dürfen.

Das Glockenſpiel, wonach Alles tanzen muß: Das Geld.

Die wilden Thiere, welche, durch die Flöte gerührt, ihre Wildheit auf einige Zeit ablegen: Die durch Wappenthiere angedeuteten Staaten und Reiche.

Genug! Das Ganze ſoll die Befreiung des Volkes aus den Händen des Despotismus durch die Weisheit einer beſſeren Geſetzgebung ausdrücken. Wie gezwungen das iſt, leuchtet ein. Tamino z. B. wird in der Oper gar nicht als „Volk" characteriſirt; ſein ganzes Weſen iſt ariſtokratiſch und Saraſtro ſagt zu ihm: „Wünſcheſt du als weiſer Fürſt zu regieren" u. ſ. w., was man freilich auf eine dem Volke vindicirte Souverainität und Selbſtregierung beziehen könnte, doch nicht im Einklange mit der ganzen Schilderung. So läßt auch Papageno keineswegs den der reichen Claſſe der Geſellſchaft eigenen Character blicken; ſein Weſen iſt kindlich unwiſſend, natürlich, derb, naiv; er erklärt ſich ſelbſt für einen „Naturmenſchen,“ der ſich ganz einfach damit begnüge, ſeine natürlichen Bedürfniſſe zu ſtillen. Daß die Reichen, als ſolche, an der Gleichheit keinen ſonderlichen Geſchmack haben können, iſt richtig, und daß Papageno, als Allegorie des Reichthums, die als altes Weib erſcheinende Papagena, welche das nivellirende Princip bedeuten ſoll, nicht ſehr annehmlich findet, paſſend genug; weßhalb er aber, nachdem ſie ſich in ein jugendliches Weſen verwandelt, ſo verliebt in ſie iſt, das iſt von dieſem Geſichtspunkt aus ganz unbegreiflich. Wenn die alte Gleichheit in verjüngter, vergegenwärtigter Geſtalt auftritt, ſo muß der für ſeinen Beſitz beſorgte Reiche um ſo mehr vor ihr zurückſchrecken.

Doch es iſt unnöthig, ſich mit dieſem Deutungsverſuche weiter abzugeben, da wir ſo ſichere Fingerzeige haben, um die Oper als eine die Geheimniſſe der Freimaurerei bergende Dichtung zu faſſen, und dieſer allgemeinen Einſicht gemäß auch das Einzelne zu verſtehen veranlaßt und, wie ſich zeigen wird, auch ſehr wohl im Stande ſind, ohne der Sache einen ſo unnatürlichen Zwang anzuthun.

3.

Was die Entſtehungsgeſchichte der Oper betrifft, ſo wird ſie, namentlich in dem ausführlichen Werke von Otto

Jahn, folgendermaßen vorgetragen, wobei wir uns einer für unſeren Zweck genügenden auszüglichen Kürze befleißigen.

Schikaneder nahm den Stoff ſeiner Dichtung aus dem Märchen „Lulu oder die Zauberflöte" von Liebeskind in Wieland's Märchenſammlung „Dſchiniſtan," welches Märchen ſpäter von Güntelberg zu einer däniſchen Oper „Lulu" bearbeitet wurde, die Kuhlau componirte.

Hier ſtehen ſich eine gute Fee „Periſirime, die ſtrahlende Fee" genannt, und ein böſer Zauberer, der ihr den koſtbarſten Talisman geraubt und ihre ſchöne Tochter Sidi in ſeine Gewalt gebracht, als ſtreitende Parteien gegenüber. Die Fee entſendet den Jüngling Lulu mit einer Flöte und einem Ring, wovon die erſtere eine wunderbare Macht auf das Gemüth ausübt, indem ſie des Hörers Herz gewinnt und jede Leidenſchaft nach Belieben zu erregen und zu beſänftigen vermag, der letztere aber macht, daß man jede Geſtalt annehmen und die Fee zur Hülfe rufen kann. Lulu nimmt die Geſtalt eines Greiſes an, lockt durch die Flöte erſt die Thiere des Waldes, dann den Zauberer herbei, der ihn in ſeine Burg führt, um die ſpröde Sidi zur Zärtlichkeit zu ſtimmen. Hier gewinnt Lulu das Herz dieſer Schönen, bemächtiget ſich des Talismans und überwindet den Zauberer. Die Fee zerſtört die Felſenburg und bringt die Liebenden auf ihrem Wolkenwagen in ihr Schloß u. ſ. w.

Dies iſt der Hauptſache nach der Inhalt des Märchens. Die drei Knaben mit ihren Sprüchen ſollen aus den „Klugen Knaben," einer anderen Dichtung der Art in der Sammlung „Dſchinniſtan" entlehnt worden ſein. Schikaneder, ſo hören wir weiter, fing an, ſein Stück nach dem Märchen „Lulu" zu geſtalten, bis er zu Papageno's und Pamina's Zuſammentreffen gekommen. Nun hatte aber 1781 Marinelli ſein neuerbautes Theater in der Leopoldsſtadt eröffnet; für dieſes componirte Wenzel Müller, Muſikdirector an demſelben von 1783 an, und verſah es mit einer Menge von Opern. So wurde, mit ſeiner Muſik ausgeſtattet, im Jahre 1791 die Oper: „Kaspar, der Vogelkrämer" von Hensler und „Kaspar, der Fagottiſt oder die Zauberflöte" aufgeführt, wozu der Schauſpieler Perinet den Text nach „Lulu" bearbeitet hatte. Die Hauptrolle ſpielt Kaspar Bita, der dem Prinzen Artemiboro als Diener beigegeben iſt. Sie verirren ſich auf der Jagd zur Fee Perifirime, welche ſie zu dem Zauberer Bosphoro ſendet und dem Prinzen eine Zauberflöte gibt, dem Kaspar aber durch den kleinen Geiſt und Nothhelfer Pizichi ein Zauberfagott überreichen läßt. Dem Bosphoro iſt ein Dickwanſt Zumio beigegeben, der die Mädchen beaufſichtiget und in Palmire, die Geſpielin Sidi's, verliebt iſt, welche aber in ein Verhältniß zu Kaspar tritt. Nach allerlei Zwiſchenfällen wird der Zauberer beſtraft und die Liebenden kehren in den Palaſt der Fee zurück. Dieſe Oper machte großes

Glück und erlebte in wenigen Jahren 125 Vorſtellungen.

Einem ſolchen Erfolge gegenüber konnte Schikaneder mit einem Stücke deſſelben Inhaltes und Geiſtes nicht auftreten. Er beſchloß daher, mit der von ihm angefangenen Dichtung eine Veränderung vorzunehmen, die ihr einen ganz eigenen Charakter, eine ganz beſondere Bedeutung gebe. Sie ſollte nun zur Glorificirung der Freimaurerei dienen. Ich fahre mit Otto Jahn's auszüglich benützten Worten fort.

„Die veränderte politiſche Richtung der Regierung unter Leopold II. hatte dem Orden nicht allein die Gunſt entzogen, welche ihm bis dahin geſchenkt worden war, ſondern er wurde ſchon als ein Hauptorgan des politiſchen und religiöſen Liberalismus verdächtigt und angefeindet[1]. Eine Verherrlichung deſſelben von der Bühne herab durch eine Darſtellung, welche die Symbolik ſeiner Gebräuche in ein glänzendes Licht ſtellte und die ſittliche Tendenz ſeiner Anſichten rechtfertigte, ſo daß dem Eingeweihten die Befriedigung eines geheimen Einverſtändniſſes, dem Uneingeweihten neben reichlichem Sinnengenuß auch die Ahnung einer tieferen Bedeutung gewährt wurde, mußte daher als eine liberale Parteidemonſtration, die weder den Orden ſelbſt, noch einzelne Perſonen bloßſtellte, ſehr zeitgemäß erſcheinen. Ob Schikaneder ſelbſt dieſen Gedanken faßte,

---

1) Gewiß nicht ohne Grund!

ob ſich vielleicht vom Orden aus ein beſtimmender Einfluß geltend machte, iſt nicht zu ermitteln. Die Ausführung des Plans ſoll hauptſächlich von J. G. K. Gieſeke herrühren, der, aus Braunſchweig gebürtig, als relegirter Student nach Wien gekommen war und als Schauſpieler und Choriſt auf dem Schikaneder'ſchen Theater ſein Leben friſtete. Er war nicht ohne Talent und Bildung, hatte damals ſchon den Text von Wranitzky's Oberon gemacht und bereicherte auch ſpäter Schikaneder's Repertoir mit einer Reihe theils überſetzter, theils ſelbſtgemachter Stücke. Schikaneder, der ſich auch ſonſt bei ſeinen Stücken fremder Hülfe bediente, benutzte Gieſeke's Arbeit als Grundlage, änderte darin nach Belieben, und nahm ſchließlich die Autorſchaft für ſich in Anſpruch. Daß Gieſeke einen Hauptantheil an dem Texte der Zauberflöte gehabt, beſtätigte mir auch Neukomm, der ihn als Schauſpieler auf der Wieden gekannt hatte. Cornet erzählte, wie Seifried 1818 in einem Profeſſor aus Dublin, der mit einer naturhiſtoriſchen Sammlung nach Weimar gekommen, den ehemaligen Choriſten Gieſeke erkannte und von ihm erfuhr, daß er der Hauptverfaſſer der Zauberflöte ſei und aus Furcht, wegen ſeiner Freimaurerei Unannehmlichkeiten zu erfahren, Wien verlaſſen habe. Wie weit noch Abänderungen des Planes auch mit dem erſten Theile vorgenommen wurden, iſt nicht anzugeben; im Einzelnen mag wohl retouchirt ſein; weſentliche Verbeſſerungen ſind nicht gemacht, ſonſt würden die auffallendſten Inconſequenzen und Widerſprüche entfernt worden ſein. Denn mit dem erſten Finale finden wir uns jetzt zu unſerem größten Erſtaunen in einer ganz neuen Welt. Die Knaben führen Tamino in einen Hain, worin die Tempel der Weisheit, der Vernunft und der Natur ſtehen, ermahnen ihn, ſtandhaft, duldſam und verſchwiegen zu ſein und laſſen ihn allein“ u. ſ. w. „Wenn man hier noch die Spuren der alten Anlage erkennt — denn die Wirkungen der Zauberinſtrumente, der böſe Mohr, ſelbſt der Löwenwagen gehören offenbar nicht urſprünglich in den Weisheitstempel — ſo iſt man im zweiten Acte ganz auf maureriſchen Boden verſetzt. Saraſtro erklärt in der Verſammlung der 18 (3 × 6) eingeweihten Diener der großen Götter Iſis und Oſiris, daß der tugendhafte Prinz **Tamino** an der Pforte des Tempels wandle und in das Heiligthum des größten Lichtes zu blicken wünſche“ u. ſ. w. „Die ganze Scene trägt bis auf das Ceremoniell und die Schlagwörter freimaureriſchen Charakter.“ Von der Königin der Nacht ſagt **Otto Jahn**: „Sie vertritt, den Repräſentanten der edleren Menſchlichkeit gegenüber, wie ſie **Saraſtro**, **Tamino** und **Pamina** darſtellen, das feindſelige, rachſüchtige Princip. Wir haben geſehen, daß ſie urſprünglich zu der entgegengeſetzten Rolle beſtimmt geweſen, und auch in der Art ihres Auftretens ſind davon noch die deutlichſten Spuren zu gewahren. Wir lernen ſie zu Anfang nur als die tief gekränkte Mutter und prächtige Herrſcherin kennen und auch die muſikaliſche Charakteriſtik weiſt durch Nichts auf ihre finſtere und furchtbare Natur hin...... Dieſer ſternflammenden Königin dienen drei Damen, welche aber von der furchtbaren Natur derſelben ebenfalls Nichts verrathen. Es iſt nicht nur unverkennbar, daß ſie urſprünglich als wohlwollende, gute Feen gedacht waren, ſondern die Art, wie die Oper ſie auffaßt, hat Etwas von Wieland's und Muſäus' Schalkhaftigkeit, wenn auch nicht ihre Feinheit und Grazie; was ſie von dieſer beſitzen, verdanken ſie lediglich Mozarten." In Beziehung auf den Umſtand, daß die drei Damen dem Tamino und Papageno Flöte und Glockenſpiel überreichen, ſagt Jahn: „Man ſieht: es ſind auch hier noch wohlthätige Weſen, welche ſchützende Wundergaben verleihen" ꝛc. Ferner: „Zum Gefolge der Königin der Nacht gehört ſeinem Weſen nach auch der Mohr Monoſtatos, der nur durch oft bewährte Inconſequenz in der Umgebung Saraſtro's geblieben iſt, und nun, damit auch die Figur des Verräthers am Orden nicht fehle, zum Ueberläufer gemacht iſt." In dieſer Art wird die Oper noch ſonſt in heterogene, urſprünglich nicht zuſammengehörige Beſtandtheile zerlegt. Weiter wird bemerkt: „Als das dritte Element neben den Geweihten und dem Reiche der Nacht tritt Papageno auf. Durch die Einführung der maureriſchen Beziehungen bekam auch die unvermeidliche Figur des luſtigen Dieners eine etwas andere Färbung. Die hauptſächlich an ihm hervortretenden Eigenſchaften der Sinnlichkeit, Furchtſamkeit und Schwatzhaftigkeit, auf welchen die komiſche Wirkung beruht, machen ihn hier den höheren Anforderungen und den Prüfungen der Eingeweihten gegenüber zum Typus des natürlichen Menſchen, der, ohne edlere Neigungen zu ſpüren, ſich durch ſinnliche Genüſſe befriedigt fühlt 1)."

Dies Letztere trifft offenbar ganz richtig zum Ziele. Mit jener auflöſenden Kritik hingegen, welche die Oper in ganz heterogene, im Grunde gar nicht zuſammengehörige Beſtandtheile zerlegt, kann ich weniger ſtimmen. Es kommt mir vor, als ſei in dieſer Dichtung weit mehr durchdachter, berechneter Plan, weit mehr Sinn und Zuſammenhang von Anfang bis zum Ende hin, als Jahn annimmt, der das aus der myſteriöſen Idee und Bedeutung des Stückes, wie er ſie im Allgemeinen aufgefaßt hat, ihm nicht ſofort Erklärliche nur immer als Inconſequenz und ſtehen gebliebenen Reſt des erſten Entwurfes betrachtet. Ich habe mir, bevor ich noch von anderweitigen Zergliederungen und Erklärungen Kenntniß nahm, das ganze Stück mit all' ſeinen Einzelheiten in durchgängig einheitlicher Weiſe zu deuten geſucht und bin damit gut genug zu Stande gekommen. Und ſo werde ich auch hier zu Werke gehen, ohne mich um die angebliche oder wirkliche Entſtehungsgeſchichte der Oper zu kümmern. Wenn man Etwas als Ganzes auffaſſen kann, warum ſollte man es zerſtückeln? Der Urheber mag

---

1) S. Otto Jahn's „Mozart" IV. S. 595 ff. 602 ff. 644. 646. 648. 651 ff.

Schikaneder oder Gieſeke oder ſonſtwer geweſen ſein — daran iſt mir kein Zweifel, daß er in die Geheimniſſe des Ordens, den er zu verherrlichen unternahm, tief eingeweiht war und in dieſer Dichtung die Abſichten des Ordens, wie ſie im Innerſten deſſelben gehegt werden oder doch damals gehegt wurden, ganz der Wahrheit gemäß ausgedrückt hat. Er hat ſich trotz der erbärmlichen Verſification, die aber auf der damaligen Stufe des poetiſchen Geſchmackes und Ausdruckes in Deutſchland nur Wenige geſtört haben mag, auch in techniſcher Hinſicht keineswegs durchaus nur als ein Stümper und talentloſer Menſch erwieſen. „Wir ſprachen,“ heißt es in Eckermann's Geſprächen mit Göthe, III. S. 17., „über den Text der Zauberflöte, wozu Göthe eine Fortſetzung gemacht. Er gibt zu, daß der bekannte erſte Theil voller Späße und Unwahrſcheinlichkeiten ſei, die nicht Jeder zurechtzulegen und zu würdigen wiſſe; man müſſe jedoch dem Autor auf alle Fälle zugeſtehen, daß er in hohem Grade die Kunſt verſtanden, durch Contraſte zu wirken und große theatraliſche Effecte herbeizuführen.“ — Und ſo möge denn nun endlich unſere eigene nähere Ausdeutung folgen.

4.

Was hier bei einigem Nachdenken ſogleich in die Augen ſpringt, das iſt der ſcharfgezeichnete Gegenſatz von Licht und Finſterniß, Weiß und Schwarz, Tag und Nacht, Sonne und Nachtgeſtirn, der ſich gewiß nicht ohne Abſicht und Bedeutung ſo auffallend und characteriſtiſch durch das Ganze hindurchzieht. Die weißgekleidete Schaar der Prieſter und Eingeweihten, mit Saraſtro, dem Fürſten des Lichtreiches, dem „göttlichen Weiſen,“ dem Beſitzer des mächtigen Sonnenkreiſes, an der Spitze, iſt die unverkennbare Repräſentation eines geiſtigen Lichtreiches, einer ſuperioren Intelligenz und einer ſich dieſer Intelligenz und der durch dieſelbe zu erlangenden Macht und Gewalt rühmenden myſteriöſen Verbindung und Verbrüderung, die in einem jenes geiſtigen Vorzuges in höchſtem Maße theilhaftigen Meiſter und Oberhaupt gipfelt. Das geiſtige Licht, das hier gemeint iſt, iſt ohne Zweifel das der ſogenannten Aufklärung, die in dem vorigen Jahrhundert und in der Zeit, in welche die im Jahre 1791 entſtandene Oper fällt, eine ſo große Rolle ſpielte. Man kann ſich ſpecieller an den Namen und Zweck des Illuminaten-Ordens erinnern, welcher bekanntlich im Jahre 1776 durch Adam Weishaupt, Profeſſor in Ingolſtadt, geſtiftet wurde; denn Illuminat bedeutet einen Erleuchteten, und die Abſicht dieſes ſich geiſtig ſo hoch ſtellenden Bundes war eine radicale religiöſe, politiſche und ſociale Reform und Umwälzung der Dinge zum Behuf eines dadurch zu ermöglichenden allgemeinen Aufklärungs- und Ordensreiches. „Dieſer Verein,“ heißt es in einem zu Gunſten deſſelben und aus offenbar maureriſcher Feder gefloſſenen Artikel des Brockhauſiſchen Converſationslexikons, „ſollte die Vernunft zur Herrſchaft bringen, und durch Untergrabung des kirchlichen Dogmenglaubens und Cultus, durch Verbreitung des Deismus oder der natürlichen Religion und durch Bildung zu einer republikaniſchen Denk- und Sinnesart, religiöſe und politiſche Aufklärung befördern. Dieſe Aufgabe war hoch und ſchön genug, um eine große Anzahl von Menſchen zu begeiſtern, und ſo gewann der Orden, beſonders als ihm Knigge's Theilnahme gewidmet war, und der Freimaurerbund in das Intereſſe gezogen wurde, ſo viele Anhänger, daß er in ſeiner Blüthezeit mehr als zweitauſend der gebildetſten und zum Theil geachtetſten Männer Deutſchlands zu Mitgliedern hatte.“ Es wird dann nur beklagt, daß ſich der ſo „edle und uneigennützige“ Weishaupt habe verleiten laſſen, für ſeine vortrefflichen Zwecke „jeſuitiſche“ Mittel in Anwendung zu bringen, ſo daß ſich die Fäden, an denen die heilige Legion zum Segen der Menſchheit geleitet werden ſollte, in einer Hand vereinigten. Nachdem der Artikel die 1784 und 1785 erfolgte Zerſtörung des Ordens angegeben, fährt er in trauerndem Tone alſo fort: „So war denn wieder einmal ein edler Verſuch, der Menſchheit aus den Banden des Irrthums und der Selbſtſucht zu helfen, an menſchlicher Befangenheit in der Wahl der Mittel und wohl auch zum Theil an geheimer jeſuitiſcher Befeindung geſcheitert. Doch der Gedanke, ein Vernunftreich herzuſtellen und die Sittlichkeit zur Herrſcherin in allen Kreiſen des Menſchenlebens zu erheben, iſt mit dem Illuminaten-Orden nicht begraben worden. Er lebt, und ſeine Pfleger haben gelernt, ſein Gedeihen nur im Lichte der Oeffentlichkeit zu hoffen.“ Man kennt die Art, wie die Freimaurer und ihre ſämmtlichen Geiſtesverwandten nur immer auf die Jeſuiten hinaufſchlagen, ſie zum Sündenbocke aller in der Geſchichte der letzten Jahrhunderte vorkommenden Intriguen und Verbrechen zu machen beſtrebt ſind, und ihnen Alles zuſchreiben und Schuld geben, was ihnen ſelbſt in Grundſatz und Ausführung ſpecifiſch eigen iſt. Was aber die angebliche Oeffentlichkeit des Ordens betrifft, ſo gibt es Leute, welche der feſten Meinung ſind, es ſtecke noch fortwährend ein ſehr ſorgfältig verdecktes Geſellſchafts- und Regierungsgeheimniß dahinter; man ſehe darüber in den unten folgenden „Aphorismen“ Abtheil. D. Nr. 27 ff.

Die den Aufklärungsorden bezeichnenden Lichtprieſter der Zauberflöte bilden die eine Seite des Gegenſatzes. Die andere, wo Alles düſter, lichtlos oder nur durch ein der Nacht entſtammendes und angehöriges Geflimmer und Geprunke erhellt iſt, wird durch die „*ſternflammende Königin der Nacht*“ mit ihrem Gefolge und Anhang, *den drei ſchwarzen Damen und dem böſen, ſcheinheiligen Mohren*, der dem keuſchen Monde dient, dabei aber ſo begierig nach den ihm verſagten Genüſſen iſt, zu ſcharf contraſtirender Anſchauung gebracht. Die Ausdeutung ergibt ſich hier von ſelbſt, ſofern die Lichtſeite bereits beſtimmt iſt und die ihr entgegenſtehende nur ihr reines Gegentheil ſein kann. Alles, was man in jenen Zeiten als Aberglauben, Fanatismus, Intoleranz, Heuchelei und Gleisnerei zu bezeichnen und der Religion und ihren Dienern zur Laſt zu legen pflegte, wird in dieſer finſteren, nächtlichen Gruppe vor Augen geſtellt, woran um ſo weniger zu zweifeln, da die an einigen Stellen ſich ſelbſt auslegende Dichtung genügenden Aufſchluß gibt, wie z. B. in folgenden Verſen der Fall:

„Bald prangt, den Morgen zu verkünden,
Die Sonn' auf neuer Bahn;
Bald ſoll der Aberglaube ſchwinden,
Bald ſiegt der weiſe Mann.“

„Die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht,
Vernichten der Heuchler erſchlichene Macht.“

„Heil ſei den Geweihten!
Ihr drängt durch die Nacht.“

Nichts iſt klarer, als daß unter „Nacht“ und „Aberglaube“ die herrſchenden Religionen, unter den „Heuchlern“ und ihrer „erſchlichenen Macht“ die Prieſter derſelben; unter den „Strahlen der Sonne,“ welche „die Nacht vertreiben“ und einen neuen Morgen unwiderſtehlich anbrechen laſſen, die ſogenannte Aufklärung und unter den „Geweihten“ und dem „weiſen Manne,“ welche einen ſo herrlichen Sieg über das Reich der Finſterniß erringen ſollen, eine auf ein ſolches Ziel energiſch hinzielende myſteriöſe Verbindung, wie ſie ſich im Maurer- und Illuminaten-Orden geſtaltet hatte, zu verſtehen iſt.

5.

Dies wäre nun das vor Allem feſtzuſtellende Allgemeine, der durchgehende ſchneidende Gegenſatz und ſeine beiderſeitige allegoriſche Gruppirung, der Kampf der beiden Parteien und der glänzende Sieg und Triumph der einen, angeblich guten und lichten, in dieſer illuminatiſch-maureriſchen Aufklärungsoper. Nun haben wir in's Einzelne zu gehen, wo zwar nicht Alles mit gleicher Sicherheit und Beſtimmtheit, das Meiſte und Hauptſächlichſte jedoch mit einem Grade von Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit, womit man immerhin zufrieden ſein kann, zu erkennen ſein wird.

Was erſtlich die zur Lichtſeite geſtempelte Gruppe betrifft, ſo kann man in Saraſtro einen idealiſirten „Meiſter vom Stuhle“ erkennen. Der im Orden ſo betitelten Perſon wird eine hohe Bedeutung gegeben. Sie prangt auf einem öſtlich geſtellten Thronſitze und wird der tagenden, leuchtenden Sonne verglichen. So heißt es in einem Logengeſpräche: „Wo hat der Meiſter ſeinen Sitz? — Im Oſten. — Warum? — So wie die den Tag erleuchtende Sonne im Oſten ſteht, ſo hat auch der Meiſter ſeinen Ort im Oſten, um die Brüder zu erleuchten, zu regieren und an die Arbeit zu führen.“ Sarſena S. 36 ff. Die Loge bezeichnet die Welt; Zweck der Maurerei iſt ein großes, allgemeines Ordensreich und der „Meiſter vom Stuhl“ iſt der Stellvertreter des höchſten Oberhauptes, welches der Regent dieſes Weltreiches, und das nicht bloß als ein profaner Weltherrſcher, ſondern mit zugleich prieſterlichem Rang und Anſehen, zu ſein beſtimmt iſt. Davon zeugen als Ordensſymbole Altar und Bibel und in höheren Graden Krone und Hirtenſtab.

Barruel gibt in der dritten Abtheilung ſeiner „Nachrichten zur Erörterung der Geſchichte der Jacobiner,“ London 1802, wo er „die verſchiedenen Gattungen der Freimaurer, die Geheimniſſe und Verſchwörungen ihrer Winkellogen“ beſchreibt, einen Grad an, welcher der „Grad der Sonnenritter“ heißt. In dieſem trete der ſcharfe Gegenſatz des Bundes zum Chriſtenthume ganz unverhüllt hervor; der Obere nehme den Namen Adam an, der Einführer des Candidaten nenne ſich die Wahrheit. Letzterer gebe nunmehr den Aufſchluß über die Symbolik, welche der Candidat in den bisherigen Graden wahrgenommen hat; die Bibel, ſo laute unter Anderem dieſe Belehrung, bedeute das Geſetz, welches im Orden gelte und durch ihn in der Welt zur Geltung zu bringen ſei, das Geſetz, nach welchem der Menſch urſprünglich gelebt, das uralte, adamitiſche Naturgeſetz, worauf die Menſchheit zurückgeführt werden müſſe. Jede andere Lehre und Gottesverehrung ſei falſch und nur durch Herrſchſucht eingeführt. Die falſchen Religionen ſeien das Ungeheuer, das dem Pöbel heilig, das man beſtreiten und vertilgen müſſe und dem die Auserwählten den Kopf zerquetſchen würden, was an das bekannte: „Ecrasez l'infame!“ erinnert [1]).

---

[1]) „Zerquetſchet die Infame!“ d. h. die chriſtliche Religion — das Loſungswort Voltaire's und ſeiner Genoſſen.

Es iſt auffallend, daß auch Weishaupt den Namen Adam führte. Noch ſonderbarer erſcheint die Sache, ſofern der Name Weishaupt an das weiſe Oberhaupt der Schikaneder'iſchen Lichtprieſter, an den „weiſen Mann" und „göttlichen Weiſen" Saraſtro erinnert. Sollte dies rein nur Zufall ſein? Es iſt vielleicht erlaubt, zu vermuthen, daß der Mann ſich ſo genannt, um die ihm in Orden zukommende Würde anzudeuten. „Seine Geburt iſt ohne Anſehen, ſeine Jugend unbekannt," ſagt Barruel. Er trat wohl ſchon früh, als er noch nicht der Welt bekannt, in die geheimen Geſellſchaften ein, wurde da, beſonderer Tauglichkeit wegen, in hohe Grade eingeweiht, und trat dann, mit entſprechender Gewalt bekleidet, als Reformator der deutſchen Maurerei hervor. Er war, wie es ſcheint, der Adam jener „Sonnenritter," und nannte ſich daher auch ſo, dieſen Namen zu ſeinem Taufnamen machend. Daß er, als er ſeinen Orden ſtiftete, bereits ein in hohe Grade eingeweihter Maurer geweſen, daß eben ſo Knigge einen hohen Rang im Orden bekleidet und als ſolcher ſeine illuminatiſche Rolle geſpielt, nimmt auch Eckert an. So viel wiſſen wir, daß die Logen ſämmtlich auf die Illuminatenreform eingingen 1), und das wäre nicht der Fall geweſen, wenn die Reformatoren nicht ein gewiſſes Recht, eine gewiſſe ihnen bereits vom Orden ertheilte Autorität, Macht und Gewalt gehabt hätten.

---

1) Vergl. Eckert, Magazin II. S. 10.

In Oeſterreich exiſtirte ein ſeit 1780 angenommenes Syſtem, welches ſich das „der aſiatiſchen Brüder, der Ritter oder Brüder Eingeweihten aus Aſien“ nannte. Die große Landesloge zu Wien legte ſich das Wappen des deutſchen Reichsadlers bei, ſetzte einen männlichen und einen weiblichen Triangel, nämlich die verbundenen Figuren △ und ▽ mit der Inſchrift Jehovah hinein und gab ihm in die Klauen Hammer und Winkelmaß. Die Bedeutung war nach Eckert dieſe: „Das Geſetz des Naturreiches, das Trinitätsgeſetz des Werdens (Je), des Seins (Ho) und des Umgeſtaltens (Vah) als Wechſelwirkung männlicher und weiblicher Kräfte (die beiden Triangel) wird das Reich regieren (Hammer) und thatſächlich regeln (Winkelmaß).“ Meiſter vom Stuhl in der großen Landesloge war der kaiſerliche Hofrath und Cenſor von Sonnenfels. Deputirter dieſer Loge beim Convent in Wilhelmsbad war der Graf von Kollowrath. Beide traten in das Reformſyſtem der Illuminaten ein [1]. Erſterer war „ein Menſch von glänzenden Eigenſchaften, der damit das Principſyſtem und den ganzen Feuereifer der Illuminaten verband, wovon jedes Heft des Wiener Journals für Freimaurer Zeugniß ablegt.“ Proben davon wird man in den unten folgenden Aphorismen finden. Sonnenfels — wie eigen, daß uns auch hier wieder, wie bei Adam Weishaupt, ein ſo paſſender und bedeutſam ſcheinender Namen entgegentritt! Man denke an die Sonnenritter, den Sonnenkreis ꝛc.! Die Adepten hatten auch ihre myſteriöſen Ordens- und ſogenannten Kriegsnamen; ſo wurde Weishaupt durch Spartacus, Knigge durch Philo, Sonnenfels durch Numa bezeichnet [1]; aber keiner dieſer Namen war ſo bedeutungsvoll, als zufällig — wenn es ein Zufall war — der öffentliche Name dieſer Ordenshäupter. Nach Eckert gipfelt der Freimaurerorden zuletzt in einem verborgenen Oberhaupte, welcher der Gottmenſch, auch der Phönix heißt; erſtere Benennung, welche zum Behufe der Täuſchung ſo chriſtlich geformt iſt und eigentlich Menſchgott lauten ſollte, iſt in maureriſchen Schriften mir ſelbſt begegnet; vergl. unten in den „Aphorismen“ D. 27 ff. Dem ſei übrigens, wie ihm wolle — ſo viel wird klar ſein, daß der Sonnenfürſt Saraſtro eine Art von Großmeiſter, einen Ordensregenten höchſten Ranges, ein großes allgemeines Oberhaupt des maureriſchen Weltbundes und zwar in ſeiner vollkommenen Eigenſchaft als Weltmonarch und Weltprieſter darſtellen ſoll. Der mächtige Sonnenkreis, deſſen Inhaber er iſt, findet hiebei ebenfalls ſeine Erklärung. Kreis iſt = geſchloſſene Geſellſchaft, Bund, Orden; Zirkel und Bruderkette, als maureriſche Symbole, deuten daſſelbe an. Es iſt näher ein ganzes Syſtem von concentriſchen Kreiſen d. h.

---

[1] Eckert, Magazin II. S. 163. Barruel, S. 350.

---

[1] Andere ſolche Namen waren: Tamerlan, Beliſarius, Silla, Minos, Mahomet, Accacius ꝛc.

Bundes- und Myſteriengeſellſchaften, Claſſen und Graden vom äußerſten Umfang bis zum innerſten Kreis und Kerne des Ganzen hin, in welchem ſich, als dem gemeinſchaftlichen Centrum von allen, der höchſte Ordensregent befindet. Man vergleiche in dieſer Beziehung die Zeichnung, welche **Eckert** ſeinem „Tempel Salomonis" beigegeben hat, und welche den Geſammtorganismus und allgemeinen Arbeitsplan der Maurerei vor Augen ſtellen ſoll. Etwas der Art hat wohl auch der Verfaſſer der Zauberflöte mit ſeinem „mächtigen Sonnenkreis" gemeint.

6.

Faſſen wir nun die **ſchwarze** Gruppe in's Auge, welche das Reich der Finſterniß im Sinne dieſer Ordensgeſellſchaft d. h. das den Aufklärungs- und Emancipationstendenzen der Maurerei entgegenſtehende Gebiet zu vertreten hat. **Die Königin der Nacht** bildet **das Allgemeine** darin, das den verſchiedenen Geſtaltungen dieſes Nachtreiches Gemeinſchaftliche, **die Finſterniß**, den **„Aberglauben,"** den **„Fanatismus"** d. h. **die Religion im alten Sinne des Wortes überhaupt.** Das Sterngeflimmer, mit dem ſie prangt, ſoll wohl den romantiſch-poetiſchen Reiz der alten Religionsculte, insbeſondere des katholiſchen, bezeichnen, wie es offenbar auch **Göthe** im zweiten Theile der Zauberflöte verſtanden und ausgeführt hat. **Die drei ſchwarzen Damen** ſind **das Beſondere, Beſtimmte,** die drei Religionen nämlich, mit deren Negation es der Orden vornehmlich zu thun hat, daß Judenthum, das Chriſtenthum und der Islam. Die Repräſentation des Heidenthums, namentlich des ägyptiſchen Natur- und Menſchencultus, übernimmt der Orden ſelbſt, dafür treten in der Oper die Lichtprieſter mit ihrem Prieſterfürſten Saraſtro und ihrem Iſis- und Oſirisdienſte auf. Man könnte in den drei Damen auch an die drei chriſtlichen Confeſſionen, die katholiſche, lutheriſche und reformirte denken, und wahrſcheinlich ſoll zugleich auch dieſe Trias angedeutet ſein, vergl. das in dem Aufſatze: „Die Loge in China“ beſchriebene Bild. Zu der Königin der Nacht und den drei ſchwarzen Damen ſchlägt ſich der Mohr — was bedeutet dieſer? Höchſt wahrſcheinlich ſollte derſelbe ein recht häßliches, abſchreckendes Bild des altreligiöſen Klerus, insbeſondere des katholiſchen, abgeben. Er verehrt den keuſchen Mond, was ſich wohl auf den von der Geiſtlichkeit ſpeciell geforderten tugendhaften und heiligen Lebenswandel, namentlich auf Cölibat und Mönchsgelübde bezieht. Selbſt ſein Name deutet darauf hin; denn Monoſtatos iſt wohl von μονος und στατος gebildet, und ſoll „alleinſtehend, unbeweibt“ bedeuten. Aber er kümmert ſich practiſch ſehr wenig um die keuſche Gottheit, deren formeller Verehrer und Diener er iſt, wie es ſein unwilliges und frivoles Lied ausdrückt und ſein ganzes Benehmen zu erkennen gibt. Er iſt nach den ihm verbotenen Genüſſen nur um ſo begieriger und ſucht ſich dieſelben auf alle mögliche Weiſe zu verſchaffen — die bekannte, feindſelige Weiſe der Aufklärer und Kirchenfeinde, die Geſinnungen und Handlungsweiſen des altreligiöſen, insbeſondere katholiſchen Klerus zu ſchildern und in Verruf zu bringen. Man wird ſich bei Darſtellungen der Art immer auf Individuen beziehen können, denen das darin vorgeführte Bild entſpricht. Allein es iſt die ſchlechteſte aller Schlußarten und die unbilligſte aller Verfahrungsweiſen, von individuellen Erſcheinungen, die nur ſich ſelbſt beweiſen, auf das Ganze zu ſchließen, dem ſie geſellſchaftlich einverleibt ſind. Was bliebe wohl, wenn man durchaus ſo zu Werke ginge, makellos und unverwerflich! Dergleichen Schlüſſe verbitten ſich in ihren Ordensapologien die Herren Freimaurer ſelbſt; man ſolle für das, was einzelne Brüder thun, ja ſelbſt für das, was einzelne Logen und beſondere Syſteme verſchulden, nicht den ganzen Orden verantwortlich machen. Es wird dabei namentlich auch zugegeben, daß manche Glieder dieſer Geſellſchaft ein ſehr unſittliches Leben führen: „Man beſchwert ſich über die ausſchweifenden Sitten, die man bei manchen Freimaurern trifft . . . . *man ſagt laut, daß dieſer und jener, ſeitdem er Maurer geworden, ganz ausgeartet ſei.*“ Dies Letztere ſcheint doch wirklich den Orden ſelbſt anzugehen; und doch ſoll er für unſchuldig gehalten werden [1]). Und wie haben ſich denn die auf dem Höhepunkt der maureriſchen Entwicklung ſtehenden *Illuminaten* aufgeführt? *Weishaupt* entwirft von

---

1) Apologie des Freimaurer-Ordens. Berlin 1775. S. 130 ff.

hohen Ordensrepräſentanten, welche man Areopagiten nannte und einzeln mit antiken Namen bezeichnete, folgendes Bild: „Sokrates iſt beſtändig beſoffen, Auguſtus im übelſten Ruf; Alcibiades ſetzt ſich den ganzen Tag vor die Gaſtwirthin hin und ſchmachtet und ſeufzt; Tiberius hat die Schweſter des Democedes“ — alſo eines Ordensbruders — „nothzüchtigen wollen und der Mann kam dazu. Um des Himmels willen, was ſind das für Areopagiten!“ Von Weishaupt ſelber wiſſen wir, daß er ſeine Schwägerin verführte und ſich um abtreibende Medicamente bemühte, um ſeine Ehre zu retten [1]. Was die Loge überhaupt für ſittliche Tendenzen und Grundſätze hat, wird man aus unſeren „Aphorismen“ Abtheil. F. erſehen. Gar zu gemein iſt es, wenn der Mohr, dieſer allegoriſche Vertreter der altreligiöſen Geiſtlichkeit, von dem Oberhaupte des aufklärenden Lichtreiches verurtheilt wird, Schläge zu bekommen, wiewohl eben dieſer in einer feierlich vorgetragenen Arie die Verſicherung gibt, daß man in ſeinem Reiche Nichts von Rache wiſſe. Die barbariſche Maßregel wird zwar als eine wohlverdiente Züchtigung des verliebten Mohren bezeichnet, der dem ſchönen Mädchen nachgeſtellt. Wer aber die Allegorie verſteht, der wird hier gleichwohl nur den brutalen Wunſch erkennen, den bezüglichen Klerus aus Haß und Feindſchaft in der That ſo tractiren zu können. Bis man ihn einmal wirklich nach

---

1) Eckert, Magazin II. S. 4.

Herzensluſt mißhandeln kann, bekommt er einſtweilen auf dem Theater ſeine 77 Sohlenſtreiche. Man ſieht hier, wie unächt und gleiſend das Vorgeben und Geltendmachen der ſchönen und milden Maximen iſt, mit welchen dieſes Lichtreich prangt und welche dem angeblich ſo edlen und humanen Fürſten deſſelben in den Mund gelegt werden, während im ſchärfſten Contraſte dazu der Königin der Nacht die leidenſchaftlichſte Rachgier als die ihr ſpecifiſch eigene Empfindung und Geſinnung beigelegt wird. „Der Hölle Rache kocht in meinem Herzen“ ꝛc. Dagegen Saraſtro: „In dieſen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht; und iſt ein Menſch gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht.“ Der Mohr aber wird geprügelt und das Lichtreich bricht darüber in einen kannibaliſchen Jubel aus.

Es kann dieſer Auffaſſung zu widerſtreiten ſcheinen, daß Monoſtatos nicht, wie es natürlich wäre, von vorn herein Diener der Nachtkönigin iſt und mit ihr und den ſchwarzen Damen die finſtere Gruppe bildet, ſondern im Dienſte Saraſtro's und des Lichtreiches ſteht. Allein es wird hier eine Zeit geſchildert, wo die Aufklärung zwar nicht völlig geſiegt und ihre Gegenſätze vernichtet hatte, doch aber den ſogenannten „Aberglauben“ bedeutend zurückgedrängt und auch einen großen Theil des Klerus für ſich eingenommen hatte. Viele Geiſtliche gehörten dem Orden an und wirkten als Freimaurer und Illuminaten für die rationaliſtiſche Abſchwächung und Tilgung romantiſcher Anſchauungen, dogmatiſcher Beſtimmtheiten und confeſſioneller Unterſchiede und Gegenſätze. Aber es ſcheint, als habe der Verfaſſer der Oper auch ſelbſt dieſe clericalen Anhänger der Aufklärung und Ordensmitglieder gehaßt, habe ihnen nicht getraut, einen durch ſie dem Orden drohenden Verrath gefürchtet und dies hier warnend andeuten wollen. Darum läßt er den Mohren, der ſich Nichts weiter, als die Befriedigung ſeiner Lüſte zum Zwecke macht und dieſe am Ende weit beſſer, als im Verein mit den Geweihten, durch die Nachtgöttin, d. h. unter der Maske der Frömmigkeit und Heiligkeit zu erlangen hofft, zu der ſchwarzen Gruppe übergehen, zu der er ſeiner Farbe und Natur nach gehört, und ihn zuletzt mit dieſer zerſchmettert und vernichtet werden.

7.

Wir gehen nun zu den beiden Liebespaaren, Tamino und Pamina, Papageno und Papagena fort. Sie ſtehen zwiſchen den ſich feindlich gegenüberſtehenden, ſcharf contraſtirenden Gruppen des Nacht- und des Lichtreiches in unbeſtimmter, ſchwankender Mitte, werden von beiden in Anſpruch genommen, ſind zwar anfänglich theils ſchon mit der finſteren verknüpft oder laſſen ſich von ihr gewinnen und in Dienſt nehmen, werden ihr aber untreu und bewegen ſich von der Nachtſeite zum Lichtreiche hin, dem ſie zuletzt völlig anheim fallen. Wir brauchen hier nur zu fragen, was ſich denn die beiden Parteien, welche durch die contraſtirenden Gruppen dargeſtellt werden, ſtreitig machen, was ſie für ſich zu gewinnen und der anderen Partei zu entreißen ſuchen müſſen, ſo werden wir auf die außerhalb des Ordens und des Klerus ſtehende Geſellſchaft und die verſchiedenen Schichten und Claſſen derſelben kommen, welche eben ſo von der Aufklärung und ihren myſteriöſen Vertretern, als von Religion und Kirche beanſprucht werden. Leicht werden wir hiebei in Tamino und Pamina den höheren, vornehmeren und begüteteren Theil der Geſellſchaft, in Papageno und Papagena das Volk im Sinne der tiefer ſtehenden und untergeordneten Schichte der ſocialen Welt erkennen. Dies feſtgeſetzt, erklärt ſich leicht und ungezwungen alles Weitere.

Papageno iſt erſt ganz in den Händen der Damen, d. h. der Religionen, die das Volk unter ihre geiſtliche Obhut genommen. Sie nehmen ihn in eine moraliſche Zucht, ſie legen ihm ſogar ein Schloß vor den Mund. Dem Tamino erzeigen ſie ſich als wohlthätige, rettende Mächte und Genien; die Königin ſtellt ſich ihm als eine unglückliche, von Saraſtro frevelhaft beraubte Herrſcherin dar; ſie gibt ſich alle Mühe, ihn zu rühren, an ſich zu ziehen, zum Werkzeug ihrer Plane zu machen. Otto Jahn findet hier einen Mangel und Widerſpruch; er vermißt eine Andeutung des furchtbaren Characters der Nachtgöttin und ihrer Dienerinnen. Ich dagegen kann in dem Benehmen dieſer Figuren nur eine ganz planmäßige und angemeſſene allegoriſche Zeichnung finden. Hier, wo ſie Herzen gewinnen, ſich vertrauensvolle und ergebene Diener und Organe zur Ausführung ihrer Abſichten verſchaffen wollen, dürfen dieſe Figuren keine andere Natur, Tendenz und Handlungsweiſe blicken laſſen, als eine möglichſt liebenswürdige, anziehende und zu Dank verpflichtende. Daß die drei Damen, wie ſie vor dem in Ohnmacht geſunkenen Tamino ſtehen, mit einander in einen eiferſüchtigen Streit gerathen, daß jede ihn für ſich in Anſpruch nimmt und die beiden anderen entfernt haben will, hat wohl auch ſeinen wohlbedachten, allegoriſchen Sinn; es ſoll die drei Religionen und innerhalb der chriſtlichen die drei Confeſſionen bezeichnen, die in ihrem Beſtreben, die Menſchheit, beſonders den höher ſtehenden, vornehmen, einflußreichen, begüterten Theil derſelben zu leiten und zu beherrſchen, mit einander ſelbſt in Conflict gerathen.

Das Volk wird in der Perſon des luſtigen Vogelfängers in ſeiner harmloſen Natürlichkeit geſchildert. Derſelbe iſt nicht bösartig, maßlos, ausſchweifend, hat aber die Fehler und Schwächen eines Kindes und einer ungebildeten Menſchenart, iſt ſinnlich, plauderhaft, prahlend, furchtſam, bedarf der Leitung, taugt nicht dazu, in die Ordensmyſterien eingeweiht zu werden, wird jedoch, nachdem er den Händen der altreligiöſen Prieſterſchaft entriſſen iſt, unter die Vormundſchaft des Ordens geſtellt, in ſeiner Art glücklich gemacht, aber auf ſeiner untergeordneten Stufe belaſſen. Vor allen Dingen iſt es der höhere Theil der Geſellſchaft, auf den es der Orden abſieht und aus dem er zu beſtehen trachtet. Ganz vorzüglich nach den fürſtlichen Perſonen ſtreckt er ſeine Hand aus, damit er an ihnen einen Schutz habe, durch ſie mächtig werde und zur Herrſchaft gelange. Man ſehe darüber in den „Aphorismen" Abtheil. G. Pamina iſt daſſelbe, was Tamino, aber als die weibliche Seite dieſes Theils der Geſellſchaft, das vornehme, reiche, gebildete Weib, welches, nach der von der Oper angedeuteten Einrichtung, des Eintrittes in die myſteriöſe Geſellſchaft ebenfalls theilhaft werden kann; denn

„Ein Weib, das Nacht und Tod nicht ſcheut,
Iſt würdig und wird eingeweiht."

Dagegen Papagena mit ihrem Papageno deſſelben Sinnes und Geſchmackes iſt und mit ihm derſelben inferioren Stellung anheimgegeben wird. Weibliche Perſonen ſind zwar in der gewöhnlichen Maurerei nicht zur Aufnahme befähigt, doch wurden auch Ordensſyſteme und Logen für ſolche erfunden und eingerichtet, ſ. „Aphorismen" F. 9 f. K. 35 f. Namentlich hat der Illuminatismus und Caglioſtro's ägyptiſche Maurerei auch dieſes Geſchlecht in ſich hineingezogen. Ein ſolches Syſtem ſtellt hier auch die Zauberflöte dar.

Man wird vielleicht fragen, warum Pamina die Tochter der Nachtgöttin iſt. Der Dichter ſcheint dabei den Gedanken gehabt zu haben, daß das weibliche Geſchlecht, deſſen hauptſächliche Repräſentantin Pamina iſt, ganz beſonders zum „Aberglauben" neige und aus dieſem Grunde weit mehr als das von Natur freiere und ſelbſtſtändigere männliche in den Händen der Religion und Prieſterſchaft ſei; welcher daſſelbe jedoch um jeden Preis entriſſen werden müſſe. Saraſtro, als der zur Zeit bereits ſo mächtige Fürſt des Lichtkreiſes, ſcheut ſich daher nicht, ſich Paminen ſogar gewaltſam anzueignen. Letztere hängt an der Mutter, ſie hat keine Luſt an der Aufklärung; aber dieſe läßt ſie nicht los:

„Zur Liebe will ich dich nicht zwingen;
Doch geb' ich dir die Freiheit nie."

Es geben ſich ſo bei aller humaniſtiſchen Güte und Milde, womit ſich in der Oper der Orden ſchmückt, die gewaltthätigen Verfahrungsweiſen kund, deren ſich derſelbe zu bedienen im Sinne hat. Einen Weg gibt es jedoch, um das Geſchlecht in der That zu gewinnen, den der Neigung zu einem der Aufklärung huldigenden männlichen Gegenſtande und Ordensmitgliede. Indem ſich Tamino zu den Eingeweihten ſchlägt, wird Pamina in Folge ihrer Liebe zu ihm ebenfalls hineingelockt, unterzieht ſich mit dem Geliebten den Gefahren der Prüfung, „iſt würdig und wird eingeweiht."

8.

Die drei Genien, der Zahl nach den drei Damen entſprechend, ſcheinen das Wahre und Gute andeuten zu ſollen, was ſich in den drei Religionen befindet, und was von der Dichtung trotz aller feindſchaftlichen Anklage und Verwerfung dieſes Reiches der „Nacht" und des „Aberglaubens" als ein achtungswerther und heilſamer Beſtandtheil hier dennoch anerkannt wird —

eine Spur von Mäßigung und Gerechtigkeit, die wir nicht unbemerkt laſſen dürfen. Dies Wahre und Gute — ſo iſt die Allegorie wohl ferner auszulegen — befindet ſich aber auch, und zwar gereinigt vom „Aberglauben,“ im Syſteme der Iſis- und Oſirisprieſter; und ſo können die drei Genien ganz ungezwungen und naturgemäß die Vermittlung und Ueberleitung vom Reiche der Finſterniß zu dem des Lichtes bilden. Sie ſind in der angegebenen Weiſe in der That mit beiden befreundet, gehören aber, nachdem ſie ſich von der finſteren Seite zur lichten hinbewegt haben und die ſchwarze Gruppe, von der ſie ausgehen, um dem Prinzen und ſeinem Begleiter zu Führern zu dienen, zerſchmettert und vernichtet in die Tiefe geſtürzt iſt, ganz nur dem ſtrahlenden, triumphirenden Reiche der Aufklärung an.

In ähnlicher Weiſe verhält es ſich auch mit den Zauberinſtrumenten. Sie ſind, wenn ich recht ſehe, die äſthetiſchen Principien, Mächte und Manifeſtationen, welche die Religion in ihren Dienſt genommen und durch die ſie ſo große Wirkungen thut. Muſik, Poeſie, bildende Kunſt, Architectur — das Alles macht hier, zweckmäßig angewendet, den größten Effect; es iſt namentlich der Katholicismus, der ſich zu ſeinem ſo großen Vortheile dieſer Künſte bedient, während die äſthetiſche Verarmung des Cultus im Proteſtantismus dieſem ſchon manches Herz abwendig gemacht und zum Katholicismus hingezogen hat. Das ſcheint der Dichter der Zauberflöte wohl gewußt und erwogen zu haben. Es ſind aber zweierlei Charactere, die hier angedeutet werden, eine höhere und ernſtere Art von Kunſt, wie ſie zur Befriedigung der ſuperioren Claſſe der Geſellſchaft dient, und ein leichtes volksthümliches Genre, welches ſich für die unteren Schichten der Geſellſchaft eignet. Das ſind die beiden magiſchen Inſtrumente, die Flöte und das Glockenſpiel. Die religiöſe Reaction arbeitet auch durch dieſe Mittel der Aufklärung entgegen; darum werden Tamino und Papageno von den ſchwarzen Damen mit dieſen zauberhaften Werkzeugen ausgerüſtet. Sie werden ihnen von den Lichtprieſtern abgenommen, doch wieder gegeben, d. h. der Orden iſt Willens, dieſe Mittel ebenfalls in Wirkung zu ſetzen, aber zu ſeinem Vortheil und ſeinen Zwecken gemäß. Er will alles Werth- und Effectvolle, was den alten Religionen eigen, an ſich ziehen und in ſeinem Intereſſe anwenden, ſo daß dieſe zuletzt ganz mittel- und machtlos ſeien und an dieſer Verarmung ſchwindſüchtig zu Grunde gehen.

Es iſt hier offenbar ein ſehr richtiger und treffender Gedanke und Grundſatz ausgeſprochen. Jede der beiden Parteien muß, um zu ſiegen, das, was die andere Gutes, Wahres, Schönes, Wirkungsvolles in ſich faßt, möglichſt ſich ſelber aneignen. Mit dem unbedingten Entgegenſetzen und Ausſchließen wird überall Nichts ausgerichtet; es iſt dies die ſchlechteſte, geiſtloſeſte und unzweckmäßigſte Politik, die es gibt, und Manche, die auf kirchlicher Seite ſtehen und dieſer verkehrten Politik huldigen, können hier bei der „Zauberflöte“ in die Lehre gehen.

9.

Sehen wir nun noch einmal auf den Anfang der Oper zurück, den wir jetzt erſt vollſtändig zu verſtehen im Stande ſein werden!

Der Prinz wird hier von einer Schlange[1]) verfolgt; er fällt in Ohnmacht und die ſchwarzen Damen erlegen das Ungeheuer, weßhalb er ſich ihnen ſo ſehr verpflichtet fühlt. Wenn Tamino, wie wir angenommen, ein Bild der höheren Claſſe der Geſellſchaft iſt, derjenigen, welche im Beſitze der Staatsgewalt, der materiellen Güter und intellectuellen Vorzüge iſt, ſo wird es nicht ſchwer zu errathen ſein, was das ihn verfolgende gefährliche Thier bedeuten ſoll. Es iſt das Symbol der Revolution, der Empörung der unteren Schichten der Geſellſchaft, welche die oberen zu vernichten drohen. Die Religionen beſchwichtigen dieſe fürchterliche Bewegung, und es iſt natürlich, das will die Dichtung ſagen, daß die höhere Claſſe der Geſellſchaft die ihr auf dieſe Weiſe erzeigte Wohlthat mit Dank erkennt und im Bunde mit der ihr ſo nützlichen Religion und Prieſterſchaft iſt. Der Orden, der ſich ebenfalls um dieſe Claſſe der Geſellſchaft bewirbt, gewinnt ſie dennoch für ſich; wie macht er das? Er ſchlägt einen anderen Weg ein, die von unten aufdrohende Gefahr zu beſeitigen. Das Volk, das

---

1) Es war Anfangs ein Löwe; es ſtand im Texte: „Dem grimmigen Löwen zum Opfer erkoren" . . . . . „ſchon nahet er ſich." Mozart hat erſt ſpäter die „giftige Schlange" an die Stelle geſetzt. Otto Jahn, Mozart IV. S. 647.

nicht in den Orden ſelbſt hineingezogen werden kann, wird beglückt, d. h. es werden ihm für mäßige Leiſtungen die ihm wünſchenswerthen ſinnlichen Genüſſe verſtattet und ermöglicht, ſo daß es zufrieden geſtellt iſt und den Orden, zu welchem am Ende der ganze fürſtliche, begüterte und geiſtig überlegene Theil der Menſchheit gehört, ruhig ſchalten und walten läßt. Papageno bekommt zu eſſen und zu trinken, er erhält eine Papagena mit der Ausſicht auf einen reichen Kinderſegen — mehr braucht er nicht, mehr will er nicht, und ſo kommen, wie man vorgibt, kritiſche, politiſche, revolutionäre Ideen gar nicht auf in ihm.

Hiermit glauben wir den Anforderungen, die an den Erklärer einer ſolchen Dichtung zu ſtellen, hinlänglich genügt zu haben. Wir glauben hiermit namentlich den einheitlichen Sinn und Plan der merkwürdigen Dichtung gerettet und die Nothwendigkeit einer Zerſtückelung und Zurückführung des Ganzen auf ganz heterogene, gar nicht zuſammenpaſſende Elemente, wie ſie von Otto Jahn angenommen werden, total beſeitigt zu haben.

10.

Was die Kritik des in der Oper dargeſtellten Ordensſyſtemes betrifft, ſo haben wir dieſelbe theilweiſe ſchon den vorgetragenen Erklärungen eingeflochten. Hier ſei noch Folgendes bemerkt; die Kritik, die Göthe in ebenfalls allegoriſch-dramatiſcher Form geliefert, wird weiterhin in dem dieſer letzteren Dichtung zur Erläuterung dienenden Commentare vor Augen treten.

Die Schikaneder-Mozartiſche Zauberflöte ſoll eine glorificirende Darſtellung des maureriſchen Bundes und Myſteriums ſein. Dem Bunde wird alles mögliche Gute, Löbliche, Treffliche, Heilſame, der Religion und Kirche, die ſeinen Gegenſatz bildet, das vorwurfvollſte Gegentheil zugeſchrieben. Die Lichtprieſter treten feierlichſt, ehrwürdigſt, friedlichſt einher und geben in ihren Reden und Geſängen Nichts als Wohlwollen, Güte, Milde, Menſchlichkeit zu erkennen. Dieſelben Hochſtellungen und Lobeserhebungen werden aus dem Munde der Genien vernommen. Was man den Lichtprieſtern und ihrem edlen Oberhaupte Böſes nachſagt, ſollen lauter Verläumdungen ſein. Und doch, wie handeln ſie? Gewaltſam, ſchonungslos, frevelhaft, alle Geſetze der Pietät und Humanität mit Füßen tretend, nur daß die Sache mit den dabei obwaltenden guten Abſichten entſchuldigt wird.

Saraſtro reißt Paminen räuberiſch an ſich und hält ſie gewaltſam feſt; ihre Berufung auf Mutterrecht und Kindespflicht wird abgewieſen. „Er iſt ein Unmenſch, ein Tyrann!“ ruft Tamino. Der Prieſter ſpricht: „Iſt das, was du hier ſagſt, erwieſen?“ — „Durch ein unglücklich Weib erwieſen, das Gram und Kummer niederdrückt,“ erwiedert Tamino. „O legte doch Saraſtro dir die Gründe ſeiner Handlung für!“ ruft der Prieſter. „Riß nicht der Räuber ohn' Erbarmen Paminen aus der Mutter Armen?“ — „Ja, Jüngling, was du ſagſt, iſt wahr.“ Wenn nun auch dieſer Raub nur bildlich gemeint iſt, ſo kehrt ſich doch immer in dieſen Darſtellungen der verrufene, ſo ſpeciell den Jeſuiten zugeſchriebene und vorgeworfene Grundſatz heraus, daß der Zweck die Mittel heilige. Der Orden verräth dadurch, daß ihm Nichts zu unrecht, barbariſch, grauſam vorkomme, wenn er dadurch ſeine Abſichten erreichen kann. Auch der Schrecken wird nicht verſchmäht. „Wenn du dein Leben liebſt, ſo rede, bleibe da!“ Daß das projectirte Ordensreich durch die „Stärke“ herbeigeführt werden ſoll und dann erſt der „Weisheit“ und „Schönheit“ ihre königliche Rolle zugetheilt werden, zeigt, daß man überhaupt gewaltſam, kriegeriſch, blutig zu Werke gehen und vor Allem einen äußeren Umſturz der Dinge zu bewirken denkt, womit denn auch die Hindeutungen auf die Gefahren des Kampfes deuten, der wohl vorläufig mit einer tödtlichen Niederlage endigen könne. In Ausſicht ſteht zuletzt keineswegs die Freiheit, ſondern eine neue Herrſchaft, Macht und Gewalt; an die Stelle der altreligiöſen Prieſterſchaft und der mit ihr verbündeten weltlichen Macht, tritt der Orden, und dieſer lenkt durch die Fürſten und den eingeweihten Theil der Menſchheit das Volk. Die ſo oft zur Anklage dienende „Bevormundung“ des Volkes ſoll gleichwohl wieder eintreten, nur daß es der Orden iſt, der ſie in Anwendung bringt. Eben ſo wird das Weib, ſtatt höher geſtellt zu werden, tief hinabgeſtoßen. Pamina wird zwar eingeweiht und von dem eingeweihten Tamino geliebt; auch „reichen“ jenem Duett zu Folge „Mann und Weib an die Gottheit an.“ Aber im ſonderbaren Widerſpruche damit drückt die Oper dennoch bei jeder Gelegenheit die äußerſte Verachtung des Geſchlechtes aus. „Ein Weib hat alſo dich berückt? Ein Weib thut wenig, plaudert viel; du, Jüngling, glaubſt dem Zungenſpiel?“ — „Ein Mann muß euere Herzen leiten; denn ohne ihn pflegt jedes Weib aus ſeinem Wirkungskreis zu ſchreiten.“ — „Bewahret euch vor Weibertücken! Das iſt des Bundes erſte Pflicht; manch weiſer Mann ließ ſich berücken...... Verrathen ſah er ſich am Ende, vergolten ſeine Treu' mit Hohn.“ — „Geſchwätz, von Weibern nachgeſagt, von Heuchlern aber ausgedacht.“ — „Die Königin, ſie iſt ein Weib, hat Weiberſinn.“ Wogegen die Stärke des männlichen Geiſtes geprieſen wird: „Von feſtem Geiſte iſt ein Mann; er denket, was er ſprechen kann.“ Um wie viel höher ſtellt die Religion Volk und Weib! Niemand iſt von ihren Myſterien ausgeſchloſſen; ja es haben ſogar die Niedrigen, Dürftigen, Unwiſſenden den Vorrang vor denen, die durch Rang, Macht, Reichthum, Wiſſen, Geiſt, Ruhm und Ehre bei den Menſchen glänzen und dadurch zu eitlen, hochmüthigen, egoiſtiſchen und excluſiven Geſinnungen und Verhaltungsweiſen verleitet werden. Die Aermſten und Geringſten im Volke werden in Rom mit höchſter Ehre und Pracht für Selige und Heilige erklärt, und es iſt da kein Anſehen der Perſon; einem canoniſirten Bettler bringen Päpſte, Cardinäle, Kaiſer, Könige, hochgeborene Ariſtokraten und Reiche, die im Ueberfluſſe ſchwimmen, ihre Huldigung dar. Und was das weibliche Geſchlecht betrifft, wie hoch geſtellt iſt es von der Kirche, indem es im Falle der Heiligkeit eben ſo ſehr, als der Mann der allerhöchſten kirchlichen Auszeichnungen und Cultusehren theilhaft wird, ja eine vordem ſo arme, in tiefſter Dunkelheit lebende jüdiſche Jungfrau ſogar zur Königin des Himmels erhoben iſt! Dafür die Unterdrückung und Niederhaltung des Volkes und ſeine allgemeine Degradation zu einer unwürdig beglückten, halbthieriſchen Weſenart durch eine myſteriöſe Ordensariſtokratie; dafür den gränzenloſen männlichen Hochmuth, der ſich in jenen Aeußerungen manifeſtirt, dafür noch obendrein einen die ganze Civiliſation und Cultur gefährdenden revolutionären Zuſtand einzutauſchen, der einer ſo eingebildeten und deſpotiſchen Menſchenclaſſe, wie dieſe „Eingeweihten“ ſind, zur Weltherrſchaft verhelfen ſoll — das dürfte nicht reizend und rathſam erſcheinen. Es treten noch andere Bedenken hervor. Wenn das Volk der alten, gewohnten Zügel entledigt iſt, wird es ſich in der That ſo zahm verhalten und mit Eſſen, Trinken, Kinderzeugen und einigem ſonſtigen Amüſement abſpeiſen laſſen? Wird es, ſtatt ſich mit dieſem ihm ſo großmüthig vergönnten Glücke zu beruhigen, nicht vielmehr auch den neuen Herrſchern Schwierigkeiten und Gefahren bereiten? Sich irgendwie mit einem ihm zugetheilten Looſe begnügen zu laſſen, iſt nicht die Sache der menſchlichen Natur, die ſtets unbändig, maßlos und gefährlich iſt, wenn ſie nicht auf religiöſem Wege gebändigt wird, und die am allerwenigſten einen lang andauernden, ruhigen und friedlichen Zuſtand verträgt. Die Ordenstheorien, wie überhaupt alle die progreſſiſtiſchen, revolutionären, ſocialiſtiſchen und chiliaſtiſchen Ideen und Hoffnungen moderner Zeit und Art beruhen auf einem großen Mangel an Einſicht in die menſchliche Natur, an der ſie alle am Ende Schiffbruch leiden.

Der Ordensplan, wie ihn der Dichter der Zauberflöte im Sinne trug, ſcheint dieſer zu ſein. Der Orden ſetzt ſich theils auf ruhigem Wege, theils, wo dieſer nicht ausreicht, auf revolutionärem und kriegeriſchem in den Beſitz einer allgemeinen abſoluten Gewalt und Macht, wobei hauptſächlich Religion und Kirche im Wege ſtehen und fallen müſſen. Iſt dieſes Ziel erreicht, ſo herrſcht er als eine ariſtokratiſche Verbindung von Vornehmen, Reichen und geiſtig Begabten über das der Einweihung und Aufnahme in den myſteriöſen Bund unfähige Volk, das man auf ſeiner Stufe läßt und in ſeiner Art glücklich und zufrieden macht. Aber wenn man eine gewaltſame Umkehrung der Dinge im Sinne hat, ſo muß man ſich doch auch, ja ganz vorzüglich dieſes Volkes, als ſeines Werkzeuges, ſeiner Armee bedienen; man muß es, wie die Revolutionäre ſtets thun, aus ſeiner reflexionsloſen, duldſamen Ruhe aufſtacheln, nachdenkend, unzufrieden, wild, grimmig, unmenſchlich machen. Wie will man es nachher wieder auf die kindlich einfache und harmloſe Stufe des Naturzuſtandes zurückbringen, auf welcher ſich ſein Repräſentant in der Oper, der luſtige, ſinnliche, furchtſame Papageno befindet, der ſo ganz zufrieden iſt, wenn er ein mit guten Speiſen beſetztes Tiſchchen vor ſich hat, einen Becher Wein und eine ihm ganz ähnlich gekleidete, gleich luſtige Papagena bekommt? Und geſetzt, die gefährliche Kriſis wäre vorbei, der Orden regierte und der untergeordnete, zu der Ariſtokratie der Eingeweihten nicht gehörige Theil der Geſellſchaft wäre wieder ganz ruhig und zu einem mit mäßiger Arbeit und ſinnlichem Genuſſe heiter und glücklich beſchäftigten Naturvölkchen geworden — wird es dabei bleiben? Wird nicht gerade das gute Leben, das man dem Volke verſchafft, Langeweile, Nachdenken, Unwillen über die zugetheilte inferiore Stellung, Neigung zu Unruhe und Empörung erzeugen? —

Es iſt nun allerdings die Frage, ob die Ideen und Tendenzen der Zauberflöte als der Ausdruck eines im Orden überhaupt geltenden und herrſchenden Syſtemes oder nur als die einer Ordenspartei, Ordensſecte, ja wohl gar nur als die ſubjective Auffaſſung und Darſtellung des dichteriſchen Individuums zu betrachten ſeien. Immer aber werden ſie als ein aus dem Orden hervorgetretenes hiſtoriſches Phänomen nicht ohne Intereſſe ſein; man kann ſie auch nicht für etwas durchaus nur Subjectives und Individuelles halten, indem ſich Theorien, Geſinnungen, Abſichten darin ſpiegeln, die in dem Orden nachweislich eine weſentliche Rolle geſpielt haben und noch ſpielen; und da es einem Göthe der Mühe werth geſchienen, eine Kritik des Werkes in Form eines zweiten Theiles zu liefern, ſo dürfte daſſelbe wohl ein keineswegs untreuer Ausdruck des maureriſchen Syſtemes ſein, wie es ſich wenigſtens damals geſtaltet hatte. Wir gehen nun zu der erwähnten Kritik über, die mit der unſerigen zum Theil ganz übereinſtimmend lauten wird 1).

---

1) Erſt nachdem ich mit der Auslegung der Schikaneder-Mozartiſchen Oper zu Ende war, auch ſchon die der Göthiſchen Dichtung verſucht hatte, kam mir der Text der von Schikaneder verfaßten und von Winter componirten Fortſetzung: „Das Labyrinth oder der Kampf der Elemente,“ doch nur als Theatermanuſcript und ohne die Chöre und Arien, zu Geſichte. Sie ſcheint ganz bedeutungslos zu ſein und auf einer bloßen Speculation des gewinnſüchtigen Theaterdirectors zu beruhen. Eine Fortſetzung der Zauberflöte in dem eigenen Sinn und Geiſte dieſer Oper kann es nicht wohl geben, denn ſie endet mit dem vollſtändigen Triumphe des Lichtreiches und der totalen Niederlage der nächtlichen Gruppe, wie es der Reim ausdrückt:

„Vernichtet, zerſchmettert iſt unſere Macht,
Wir Alle geſtürzet in ewige Nacht.“

Doch habe ich ein paar Mal in den Noten der folgenden Abhandlung auch auf dieſe Fortſetzung Rückſicht genommen.

B. Der Zauberflöte zweiter Theil.

Ein Fragment von Göthe.

1.

Ob **Göthe** das Einzelne in dem Mozartiſch-Schikanederiſchen Werke durchaus ſo verſtanden, wie ich, getraue ich mir nicht zu behaupten. Daß er im Ganzen ſehr wohl wußte, was die Dichtung bedeutet und bezweckt, kann nicht zweifelhaft ſein; ich glaube auch in ſpeciellen Beziehungen die Spuren einer übereinſtimmenden Auffaſſung zu finden. Er konnte aus äußeren Gründen beſſer unterrichtet ſein, als ich; er gehörte ſelbſt dem Orden an und die Entſtehung der Oper fällt in ſeine eigene Lebensperiode. Aber er war weit davon entfernt, dem darin ausgeſprochenen Syſteme zu huldigen. Zu der ſo vorherrſchend negativen und darum ſo leeren und ungenügenden Aufklärungstendenz des vorigen Jahrhunderts bildete er ſelbſt mit ſeiner concreten Natur, tiefen Einſicht und ächt poetiſchen Weltanſchauung einen entſchiedenen Gegenſatz; man denke z. B. an ſein Verhältniß zu dem abſtracten Aufklärer **Nicolai** und deſſen Verſpottung im Fauſt! Und was er von dem projectirten Lichtreiche hielt, das die Zauberflöte mit Zermalmung der ſchwarzen Gruppe, d. h. aller Religion und ihrer Romantik, ſo triumphirend zu Stande kommen läßt, hat er ironiſch und polemiſch genug in dem Fragmente ausgedrückt, zu deſſen Erklärung wir uns anſchicken. Er erkannte nicht nur die großen Schwierigkeiten, die ſich der in der Oper ſo zuverſichtlich verkündeten Realiſirung der Ordensidee entgegenſtellen; er ſah auch die Mängel und Widerſprüche, mit welchen dieſe, wie ſie ſich in der Oper ausſpricht, an ſich ſelber behaftet iſt, und war der Anſicht, daß ſelbſt bei der vollſten Durchführung ſolcher Plane in äußerer Wirklichkeit nichts Befriedigendes, wahrhaft Beglückendes und Haltbares herauskommen werde, daß all dies Treiben hohl und nichtig ſei oder wenigſtens etwas ganz Anderes zum Reſultate haben werde, als es im Sinne hat.

2.

Nehmen wir Göthe's Werk, das leider Fragment geblieben, in näheren Augenſchein!

Die Sachlage iſt zu Anfange des Stückes dieſe. Das vom maureriſchen Aufklärungs- und Weltbeglückungsbunde angeſtrebte Lichtreich iſt da. Die gegneriſchen Mächte ſind beſiegt, verdrängt, aus der neuen Weltordnung hinausgeworfen. Aber ſo ganz und für immer vernichtet, wie der erſte Theil in ſeinem glänzenden Ausgange ſchildert, ſind ſie noch keineswegs. Monoſtatos mit ſeinen Mohren tritt auf; die Königin der Nacht, die ſich in das Dunkel einer Grotte zurückgezogen, hatte ihnen Befehle zu dennoch fortgeſetztem Wirken ertheilt. Sie haben gethan, was ſie konnten; es gelang nicht Alles; es wurde jedoch etwas Bedeutendes, die gedeihliche Entwicklung des Lichtreiches weſentlich Hemmendes ausgerichtet.

„Wir wirkten verſtohlen,
Wir ſchlichen heran,

Und was ſie befohlen,
Bald iſt es gethan.“

So die Schwarzen, und dann bei der Wiederholung:

„Bald iſt es gethan.“

Letzteres iſt eine Perſiflage des maureriſchen „Bald!“ welches in der Zauberflöte in ſo ausdrucksvolle Anwendung gebracht iſt.

Die Fürſtin tritt hervor, die Nachrichten ihrer Diener geben ihr neuen Muth; ſie umgibt ſich ſofort mit einem neuen, ungewohnten Glanz; ſie ſteht in der Glorie eines Nordlichtes, in den Wolken kreuzen ſich Kometen, Elmsfeuer und Lichtballen [1]). Der Mohr ſpricht:

---

[1]) Sie mehrt alſo nur den ihr ſelbſt eigenthümlichen Glanz; es iſt keine Verſtellung, wie in Schikaneder's Fortſetzung zu Hülfe genommen wird. Denn hier erſcheint die Königin mit ihren Damen in himmelblauen mit Sternen beſäten Gewändern, die eine der Damen wird noch überdies in ein ſchönes Mädchen, die andere in einen ſchönen Jüngling verwandelt, um Tamino und Pamina zu verſuchen; der Mohr nimmt eine weiße Maske vor — alſo die völlige Heuchelei. Wenn die Oper, die eigentlich mit dem erſten Theile völlig abgeſchloſſen iſt, gleichwohl fortgeſetzt werden ſoll, ſo können die ſo ganz daniedergeworfenen Mächte des Nachtreiches in der That nur noch in der Art auftreten, daß ſie als das reine Gegentheil ihrer ſelbſt erſcheinen. Anders iſt es bei Göthe, welcher den erſten Theil vielmehr kritiſirt und corrigirt, als fortſetzt, und welcher die bei ihm noch immer mächtige ſchwarze Gruppe keine ſolche Maskerade ſpielen zu laſſen braucht.

„In dieſer feierlichen Pracht
Wirſt du nun bald der ganzen Welt erſcheinen;
In's Reich der Sonne wirket deine Macht.
Tamino und Pamina weinen,
Ihr höchſtes Glück ruht in des Grabes Nacht."

Es iſt dieſen nämlich ein Sohn geboren worden, der ſpäterhin nach vielen anderen Vorgängen als leuchtender Genius erſcheint, und durch welchen wohl keine eigentliche Nachkommenſchaft, ſondern etwas Sachliches, nämlich die Frucht, das lohnende Reſultat der maureriſchen Weltumwandlung, das die finſteren Mächte in heimlichem Fortwirken und allmähligem Wiederaufkommen zu vereiteln bemüht, bezeichnet werden ſoll. Die ſchwarzen Diener der Königin verſchließen das ſo eben geborene Kind in einen Sarg; es wird wieder Nacht:

„Die Finſterniß entſtrömt, umhüllet alles Leben,
Ein Jeder tappt und ſchwankt und träumt."

Die Mohren mit ihren für die Nacht geſchaffenen Augen ſehen allein. Das Käſtchen aber, das ſie entführen wollen, wird ſchwer und immer ſchwerer, ſo daß ſie es nicht fortbringen können:

„Gewiß! Es wirkt Saraſtro's Zauberſegen,
Wir fürchten ſelbſt den Bann und flieh'n."

Doch drückt Monoſtatos das Siegel der Nacht darauf und der Knabe iſt jammervoll eingekerkert und eingeſargt. In dieſem Zuſtande wird er dem „brüderlichen Orden" übergeben, ihm, „der ſtill in ſich gekehrt, die Weisheit lehrt und lernt" — ein gewiß deutlicher,

auf die Maçonnerie ohne Zweifel bezüglicher Fingerzeig!
„Nun muß mit Luſt und Kraft dein Knecht von Neuem wirken," ſagt Monoſtatos zur Königin. Der Sarg mit dem Kinde wird von einem Frauenchor getragen.

„In ſtiller Sorge wallen wir
Und trauern bei der Luſt;
Ein Kind iſt da, ein Sohn iſt hier,
Und Kummer drückt die Bruſt."

Es heißt, ſie ſollen nach dem Willen der weiſen Männer nur fortwandeln und niemals ſtille ſtehen; ſo lange ſie wandeln, bleibe das Kind am Leben. Dies iſt die bekannte Fortſchrittsidee. Tamino aber beklagt ſein Schickſal:

„Dämmernd nahte ſchon der Tag
In Aurorens Purpurſchöne;
Ach, ein grauſer Donnerſchlag
Hüllt in Nacht die frohe Scene."

Saraſtro iſt machtlos geworden; er hat ſein Diadem an Tamino übergeben und begibt ſich nun auf eine gezwungene Pilgerreiſe, ſich nur mit ſchwerem Herzen in die Nothwendigkeit fügend. „Im wichtigen Augenblicke," ſagt er zu den Brüdern, „werde ich abberufen, da die Kräfte feindſeliger Mächte wirkſamer werden. Durch meine Trennung von euch wird die Schale des Guten leichter." Der Prieſterchor trauert und klagt:

„Es ſoll die Wahrheit
Nicht mehr auf Erden

In ſchöner Klarheit
Verbreitet werden.
Dein hoher Gang
Wird nun vollbracht,
Und uns umgibt
Die tiefe Nacht."

Wir ſehen alſo den Orden zerrüttet, ſeine Thätigkeit gehemmt und das nicht bloß durch eine außer ihm liegende Macht und Gewalt; es fehlt in ihm ſelbſt nicht an Gegenſatz und Reaction, wie denn Monoſtatos in einer Anrede an die Nachtgöttin bemerkt:

„Selbſt in den heiligen Bezirken
Hat noch dein Haß, dein Fluch noch ſeine Kraft."

Und ſchon früher:

„O Göttin, die du in den Grüften
Verſchloſſen mit dir ſelber wohnſt,
Bald in den höchſten Himmelslüften
Zum Trotz der ſtolzen Lichter thronſt!"

Wir ſehen überhaupt Alles betrübt, unbefriedigt, zerriſſen, unglücklich, nur etwa momentan aufgeheitert; die traurigſten und troſtloſeſten Zuſtände treten vor Augen. Tamino und Pamina fallen in einen periodiſchen Schlaf, aus dem ſie nur auf kurze Zeit erwachen, um ſich der Verzweiflung hinzugeben. Man hofft auf Saraſtro, der auf ſeiner Wanderung heilende Kräuter ſammle; dieſer aber findet es für gut, den Gebrauch der Flöte anzuordnen; das heißt wohl: die Zerſtreuungen, welche die Künſte gewähren, ſollen und können allein für einige Zeit die öde, geiſtloſe Langeweile und triſte Stimmung mindern, die in dem hochgeprieſenen Lichtreiche eingeriſſen iſt. Man erblickt das königliche Paar auf zwei Seſſeln unter einem Thronhimmel ſchlummern; auf den Ton der Flöte erwachen ſie und ſind heiter; ſo wie ſie ſchweigt, verfallen ſie in die tiefſte Schwermuth und Traurigkeit, weßhalb die Flöte niemals ruhen ſoll. Da aber doch nicht in Einem fort geblaſen werden kann, ſo gibt es ſehr jammervolle Zwiſchenacte. Dazu kommt, daß die beiden Gatten einander ſelbſt unheimlich und zuwider ſind. Das würdig befundene und deßhalb in die Myſterien eingeweihte Weib erregt kein Wohlgefallen; es muß durch dieſe Einweihung weſentlich gelitten haben, es ſcheint ſeiner ganzen anziehenden Weiblichkeit beraubt zu ſein; und der Mann, der Herr des Lichtreiches mit ſeinem männlichen Dünkel und Hochmuthe flößt hinwiederum ihm, dem Weibe, Abneigung und Schauder ein.

So ſieht es in der oberen Region aus; auch in der unteren ſind die Zuſtände und Stimmungen nicht eben roſenfarb und wonnevoll. Es iſt wahr, die beiden luſtigen Vögel, welche das Volk repräſentiren, leben in dem herrlichen Licht- und Ordensreiche ganz wie im Schlaraffenlande; die Tauben fliegen ihnen gebraten in den Mund und die Haſen ſpringen ihnen geſpickt auf den Tiſch; an ihrer Hütte hat der gütige Saraſtro eine köſtliche, reichlich ſprudelnde Weinquelle hingezaubert, wo der durſtige Papageno jeden Augenblick, wie aus einem Waſſerbrunnen, ſchöpfen kann. Was will man mehr? Es iſt der Triumph des weltbeglückenden Eudämonismus und Senſualismus, auf welchen der Orden baut. Papageno und Papagena rufen bei ihrer Jagd ſehr bezeichnend „*den großen Geiſt des Lichtes*“ an und dieſer gibt ihnen Alles, ohne daß ſie ſich, wie ehedem, da noch die Königin der Nacht regierte, zu bemühen und zu ermüden brauchen. Dennoch iſt auch hier keine Heiterkeit und Zufriedenheit. Die Glücklichen haben an ihrem ſinnlichen Ueberfluſſe Vieles auszuſetzen; daß mit den zuſtrömenden Thieren, die ihnen gefallen und behagen, auch andere, minder beliebte herbeikommen, um ſich ihnen anzubieten, iſt höchſt unangenehm und ärgerlich:

„Wär' ich nur die Bären los,
Die verwünſchten Affen!
Jene ſind ſo breit und dumm,
Das ſind ſchmale Laffen.“

Auch über die Löwen wird geſchimpft: ſie hätten ſo ſchlechtes Fleiſch. Dann fehlen auch die gehofften Kinder [1]), und das iſt die Hauptſache. Hier iſt wohl ebenfalls wieder, wie bei dem Sohne des königlichen Paares, keine eigentliche Nachkommenſchaft gemeint; auch hier ſtellt ſich am Ende ſtatt der Kinder eine Art von Genien ein, welche aus gefundenen Eiern ausgeſchlüpft. Das rein ſinnliche Paradies und Schlaraffenleben, in welches Papageno mit Papagena hineinverſetzt wurde, iſt allzu geiſtlos, um zu genügen und nicht am Ende Ueberdruß und lange Weile zu erzeugen; es macht ſich das über das Unmittelbare und Gegenwärtige hinausgehende Bedürfniß des Ideellen geltend; und ſo iſt auch hier wieder das herrliche, prächtige, weltbeglückende Ordensreich gefährdet. Die Beiden finden nun in ihrer Hütte ſo große, ſchöne Eier; daraus kommen geflügelte Kinder, zu deren Ausbrütung und Erziehung der wandernde und hiebei in die Hütten des Volkes einkehrende Saraſtro behülflich iſt. Denn da dieſer in den höheren Regionen Nichts mehr zu thun hat und ſogar aus ſeiner hohen Stellung verdrängt iſt, ſo läßt er ſich zu den Beherrſchten herab und bringt hier neue Ideen und Tendenzen zur Geburt. Dieſe werden nun auf Saraſtro's, wie es ſcheint, gar nicht harmloſes Anſtiften in der angegebenen ſymboliſchen Geſtalt, wie Vögel, in goldenen Käfigen an den Hof des Königs gebracht, wo man aber wenig Freude daran hat. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß Papageno und Papagena große Gold- und Silberklumpen wie Straußeneier gefunden; die möchte man gern haben und ſchmeichelt deßhalb den Leuten, die man erſt gar nicht einlaſſen wollte, die ſich aber mit gröblicher Erinnerung an ihre Verdienſte den Einlaß ertrotzen. Die Hoffnung auf die Eier ſchlägt fehl und man iſt dafür mit den ausgebrüteten Flügelkindern behelligt. „Sie lieben das Neue," heißt es von ihnen; ſie ſind unzuverläſſig und gewähren keine Sicherheit. Daß Saraſtro Kräuter ſuche, um das kranke Königspaar zu heilen, davon will Papageno Nichts bemerkt haben. Der abgetretene Fürſt des Lichtreiches ſcheint vielmehr wider die gegenwärtigen Herrſcher deſſelben mit dem wieder aufſtändig gewordenen Volke verſchworen. So tritt auch innerhalb der neuen Weltordnung, wo man Alles ſo zufrieden geſtellt und glücklich zu ſehen hoffte, die bei der ewigen Unruhe des menſchlichen Weſens allen ſocialen Einrichtungen drohende Negation und Oppoſition auf's Neue hervor.

---

[1]) Die erwähnte Fortſetzung der Zauberflöte von *Schikaneder* und *Winter* läßt die Kinder ganz nach Wunſch vorhanden ſein. Die erſte Scene des zweiten Actes zeigt hier eine wohlbeſetzte Tafel, wo ſämmtliche Papageno's und Papagena's, d. h. eine Schaar von Kindern des ſo benannten Ehepaares mit dieſem zuſammen ſchmauſen, worauf ſie mit einander einen Tanz aufführen. Das ſieht freilich luſtiger aus und mag das Wiener Publicum ſehr amüſirt haben. *Göthe's* kritiſch-allegoriſche Darſtellung hat ſich damit in abſichtlichen Widerſpruch geſetzt.

3.

Was wird nun aber aus dem Sarg und dem darin verſchloſſenen Lichtkinde? —

Ein feierlicher Zug; das Käſtchen wird auf einen Altar geſetzt und der Sonne, d. h. dem Lichte der Aufklärung im Sinne der Zauberflöte, geweiht. Erdbeben; der Altar mit dem Käſtchen verſinkt in ein unterirdiſches Gewölbe. Hier iſt nun der Schauplatz. Gewappnete Männer, an Säulen gelehnt und Löwen an Ketten gehalten, bewachen den Raub. Alles dunkel; das Käſtchen jedoch iſt transparent und beleuchtet die Scene.

Auch hier ſcheint ein gewiſſer Zwieſpalt zu herrſchen. Die eingeſchloſſene Lichtquelle durchdringt das Behältniß, und ſo fängt auch das Reich der Finſterniß ſich zu erhellen an. Ein unſichtbarer Chor mahnt und droht im Intereſſe der finſteren Macht, die das gefährliche Lichtkind zu verderben ſucht. Die Wächter und ihre Ungeheuer ſollen Acht haben, nicht ſchlafen und raſten in ihrem Amte. Der Tag ſcheine anzubrechen; man ſolle den Knaben nicht lebendig ſeiner Haft entlaſſen [1]. Die Löwen richten ſich auf und gehen an ihrer Kette hin und her. Die Wächter ſtehen unbeweglich, fangen aber an zu ſprechen und führen ſonderbare Reden. So wie dort in dem prangenden Lichtreiche gleichwohl die finſteren Mächte walten, ſo regt es ſich hier umgekehrt im Reiche der Nacht zu Gunſten des Lichtprincips, nur daß zunächſt ſehr wenig Hoffnung zum Siege da; wie dort mit dem eingeſargten Lichtkinde unabläſſig fortgeſchritten wird und doch Nichts herauskommt, ja der Sonnenaltar mit Sarg und Kind auf einmal in Nacht und Tiefe verſinkt, ſo ſcheint hier Alles ſtarr und unbeweglich oder nur zum Zwecke der Bewahrung und Beharrung bethätigt, iſt aber innerlich belebt und erregt, und aus dem Sarge leuchtet das junge, lebendige Licht heraus. Gegen

---

1) Man kann hierbei an die in der Maurerei zur Sprache kommenden ſchlafenden und dann mit Schrecken erwachenden Wächter denken. Bei Eröffnung der Loge, welche das Großkreuz St. Johannis oder die vollkommene Maurer-Loge heißt, fragt der Meiſter: „Was iſt die Glocke?“ Marſchall: „Die vollkommene Zeit.“ Meiſter: „Welche iſt die?“ Marſchall: „Wo die Wächter mit Schrecken erwachen.“

Pamina, die zu ihrem Kinde vorzudringen ſtrebt, iſt Feuer und Waſſer, Wächter und Löwe ſchonend und nachgiebig. Hier alſo eine ganz andere Auffaſſung des Weiblichen, als jene hochmüthig abſprechende und verachtende der alten Zauberflöte. Nun aber erſcheint die furchtbare Königin der Nacht in eigener Perſon und entfaltet in letztem, entſcheidendem Kampfe die möglichſte Energie. Sie ſpornt ihre Diener und Ungeheuer zur Vertheidigung des Schatzes an, wozu ſich dieſelben wohl anſchicken, doch, wie es ſcheint, mit wenig gutem Willen und Ernſt und eher in der Abſicht, keine allzu verderbliche Gewalt in Anwendung zu bringen. Wäre nur Monoſtatos mit ſeiner ſchwarzen Rotte da! Aber wo iſt der hingekommen? —

Der Knabe regt ſich und ſpricht aus dem Sarge heraus, die königlichen Eltern ſind entzückt; ein Chor kündet des Knaben bevorſtehende Erlöſung und Erſcheinung an.

„Ihn halten die Grüfte
Nicht lange mehr auf,
Er dringt durch die Lüfte
Mit geiſtigem Lauf.“

Der Deckel des Käſtchens ſpringt auf, ein leuchtender Genius ſteigt empor; Wächter und Löwen nähern ſich, doch nur, um das königliche Elternpaar zu entfernen; der Genius ſtimmt einen Triumphgeſang an; man ſtößt nach ihm mit Speeren, doch ohne Erfolg; er fliegt davon und das Stück iſt zu Ende.

4.

Soll nun dies einen doch endlich errungenen vollſtändigen Sieg des Lichtes über die Finſterniß im Sinne jener bornirten Aufklärungs- und Fortſchrittstendenz bedeuten? — Dagegen iſt zu Vieles, um es annehmen zu können. So namentlich, daß die Eltern weggedrängt werden und ihres Kindes, das nicht nur der Nachtgöttin und ihrer Wache, ſondern auch ihnen ſelbſt entflieht, nicht froh werden. Man kann ſich dabei, um eine andere Allegorie deſſelben Dichters zu vergleichen, des kleinen Homunculus im zweiten Theile des Fauſt erinnern, der zwar ein Geſchöpf des beſchränkten Wagner iſt, dieſem aber entwiſcht und eine ſehr freie, ſelbſtſtändige, über den väterlichen Horizont weit hinausgehende Natur entfaltet. Schon vorn herein, bei Ankündigung des Fluches, der auf dem Lichtreiche und ſeinem Regenten laſtet, war geweiſſagt worden:

„Sehen die Eltern ſe,
Seh'n ſie den Sohn,
Reiße die Parze
Schnell ihn davon."

Der Knabe ſelbſt, indem er ſeinem Grabe entſteigt und ſich in ſeinem ganzen Glanze offenbart, ſagt ironiſch genug:

„Hier bin ich, ihr Lieben,
Und bin ich nicht ſchön?
Wer wird ſich betrüben,
Sein Söhnchen zu ſeh'n?"

Es iſt alſo wohl ein beiderſeitiges Mißlingen angezeigt. Die Königin der Nacht verliert ihr Spiel; aber der Orden und ſeine platte Aufklärung wird ebenfalls zu Schanden. Es kommt am Ende allerdings ein Reſultat heraus; aber nicht das, was man gewollt und erwartet hatte. Der endlich zum Vorſchein kommende leuchtende Genius muß etwas Anderes, als jene illuminatiſch-maureriſche Welterleuchtung und Weltbeglückung ſein, wiewohl keine näheren Andeutungen darüber gegeben ſind. Der Dichter hat wahrſcheinlich die Entfaltung eines weit ächteren Culturprincips, einer weit tieferen Einſicht und Erkenntniß, als die von der Oper gemeinte, im Sinne gehabt.

Nun aber haben wir auf einen ganz eigenen, höchſt merkwürdigen Zug der Dichtung *Göthe's* aufmerkſam zu machen. Wo und unter welchen Umſtänden kommt das ſymboliſche Lichtkind zur Reife und entfaltet ſeine leuchtende Herrlichkeit? — *Gerade in der dunkeln, myſtiſchen Region, welche von Aufklärung und Zeitbildung ſo feindſelig behandelt wird.* Dieſes noch ſo unreife und ungenügende, weil nur negative, Licht wird erſt zu etwas Aechtem und Rechtem, wenn es, von ſeinem Gegenſatze verſchlungen, in dieſem waltet und ihn nicht dem Weſen nach negirt, ſondern nur geiſteshell und verſtändlich macht. Das Käſtchen mit dem Genius verſinkt in die Tiefe und wird da von den bewaffneten Dienern und Löwen der Nachtgöttin bewacht; aber es erhellt und erheitert ſchon in noch unfreiem Zuſtande die dunkle Scene und tritt da endlich in ſeiner vollen, freien Glorie hervor. Die Zeitbildung gibt der ſcheinbaren Unvernunft des Glaubens die ihr zukommende rationale Geſtalt und wird, mit dieſem Inhalte vertraut, verſöhnt und erfüllt, nun erſt zum wahrhaften Licht. Ich habe, indem ich dieſe Gedanken faßte, nicht zu fragen unterlaſſen, ob ich der Dichtung Göthe's nicht etwa meine eigenen gegenwärtigen Anſichten und Hoffnungen unterſchiebe; allein ich weiß die Allegorie durchaus nicht anders zu faſſen und auszulegen und muß daher glauben, daß der große Dichter, der auch ein großer Denker war, wirklich etwas der Art im Sinne gehabt. Ein wohl zu bemerkender Umſtand iſt der, daß an die Stelle der Mohren, die man in dem letzten, entſcheidenden Kampfe zu ſehen erwartet, jene mit der Finſterniß, der ſie ſcheinbar dienten, vielmehr entzweiten, ſich nach dem Anbruche eines lichtvollen Tages ſehnenden Wächter treten. Man muß hier die maßvolle Natur und hohe Bildungsſtufe des Dichters erwägen. Ein ſo milder, beſonnener, gerechter Geiſt, wie Göthe war, konnte in der altreligiöſen Prieſterſchaft unmöglich nur eine verabſcheuungswürdige Rotte ſchwarzer, ſcheinheiliger, genußſüchtiger und heimlich genießender Heuchler und Gleisner ſehen. Er läßt daher, indem er vorn herein die Mohren der Zauberflöte in der That noch für ſo unächte Prieſter gelten läßt, weiterhin noch andere, achtungswerthere Repräſentanten der Religion und Kirche auftreten, Männer, die gar keine Luſt haben, im wirklichen Dienſte der Finſterniß und des Aberglaubens zu ſtehen und einem heilſamen Hervortreten wahrer Vernunft und Bildung ein ernſtliches Hinderniß entgegenzuſetzen. Dieſe „Wächter" ſind ſehr eigenthümlich characteriſirt. Sie ſehnen ſich einerſeits nach dem in ihrer Region noch mangelnden Lichte; aber der „Aufklärung" und dem „Fortſchritte" im gemeinen Sinne des Wortes zu huldigen, davon ſind ſie eben ſo weit entfernt, als von Lichthaß und Liebe zur Finſterniß. Sie ſind mit ihrer Stellung, ſofern ſie in der That lichtfeindlich iſt, höchſt unzufrieden; ſie thun aber Nichts, um ſich und der Welt zu helfen; ihre Lage iſt von der Art, daß ſie in eine troſtloſe Scepſis gerathen, ja an einer beſſeren Zukunft des Menſchengeſchlechtes völlig verzweifeln und das furchtbare peſſimiſtiſche Lied ſingen, welches den Menſchen aller Ausſicht auf Erringung eines würdigen und beglückenden Zieles beraubt. Wahrſcheinlich kannte Göthe, der immer etwas Reales vor Augen hatte, Geiſtliche dieſes Charakters, und hat uns ſomit in dieſen bedeutſamen Figuren ein hiſtoriſches Zeitbild hinterlaſſen. Was Göthe als ſeine eigene Meinung darbieten wollte, iſt dieſer Peſſimismus nicht; denn das Ende des Stückes weiſt nichtsdeſtoweniger auf ein großes, glänzendes Reſultat der modernen Kämpfe und Entwickelungen hin, der aber ein ganz anderer ſein werde, als die progreſſiſtiſchen Parteien und geheimen Geſellſchaften anſtreben und erwarten. Er hat, wenn nicht Alles trügt, eine gewiſſe Verbindung der Zeitbildung mit dem geoffenbarten und überlieferten Inhalte der alten Religion im Sinne gehabt, ſo, daß einerſeits eine ſtarre Theologie und Orthodoxie, welche die Beſtrebungen und Reſultate der Zeitbildung völlig ausſchließt, und andererſeits eine nur negative, deſtructive, ſelbſt etwas Poſitives zu geben nicht fähige und willige Aufklärungs- und Fortſchrittstendenz als falſches Extrem zu betrachten und zu verurtheilen ſei. Man ſehe ſich noch einmal zum Schluſſe nur die ſo deutlich hervortretenden allegoriſchen Hauptzüge an! Dem Fortſchritte und der Aufklärungsſonne, welche die Idole des ausdrücklich genannten „brüderlichen Ordens“ ſind, bleibt der Sarg mit dem eingeſchloſſenen Lichtkinde nicht anvertraut. Die ſich ſo lächerlich ausnehmende Fortſchrittsprozeſſion wird auf das Traurigſte unterbrochen, die Erde verſchlingt während eines Erdbebens Altar, Käſtchen und Kind; das Bildungsreſultat der neueren Zeiten und ſpeciell des genannten Ordens und ſeiner ſogenannten „Arbeiten“ iſt von ſeinem ſcheinbaren oder wirklichen Gegenſatze abſorbirt, wird in dem unterirdiſchen Gewölbe gefangen gehalten, der latente Genius im Falle des Erſcheinens mit mörderiſcher Gewalt bedroht. Nun verbreitet aber derſelbe hier im Reiche der Finſterniß, das ihn umſchließt, gleichwohl ſein Licht, bricht den Wächtern und Löwen zum Trotze zuletzt ſeine Schranken ganz, entwiſcht aber auch mit einem höhniſchen Gruße ſeinen betrogenen Eltern, den erhabenen Ordensfürſten. Sollte das nicht mit Bedacht ſo erfunden und geordnet ſein, oder einen anderen, beſſeren Sinn geben, als den von uns daraus entnommenen?

Schade, daß der merkwürdige Entwurf nur zum Theil ausgeführt, im Uebrigen nur ſkizzirend angedeutet iſt. Hätten wir das vollendete Ganze vor uns, ſo würde ſich über Manches mit mehr Beſtimmtheit und Sicherheit urtheilen laſſen. So iſt namentlich von einer „bedeutenden Arie" die Rede, unter welcher Saraſtro einen hinter ihm liegenden Berg erſteigen ſoll. Da würden ſich wohl wichtige Aeußerungen finden, die wir nun leider entbehren müſſen. Immer wird, wie ich glaube, in dieſem zweiten Theile der Oper eine ſcharfe, vernichtende und eher zu Gunſten der vom Orden bekämpften religiöſen und kirchlichen Dinge, als zu ihrem Nachtheile, ausfallende Kritik des erſten nicht zu verkennen ſein.

Loge und Genius.

Verhältniß der geheimen Geſellſchaften, namentlich des
Freimaurerordens, zu großen und genialen Perſönlichkeiten,
an zwei ausgezeichneten Ordensmitgliedern —
Mozart und Leſſing — aufgezeigt und in's
Licht geſetzt.

Nunmehr zu ſtellen hab' ich eine Frage:
Wie ſtehſt du mit dem Genius? Das ſage.
O Logenpracht! Die Antwort iſt gewichtig;
Biſt du mit dem im Streit, ſo biſt du nichtig
Du zähleſt dann, o königlicher Orden,
So ſehr du dich zu hehrem Heiligthum
Aufpuzen magſt, zu den gemeinen Herden;
Und Lüge nur iſt deines Adels Ruhm.

1.

Da wir der „Zauberflöte“ ſo viel Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſo liegt es nahe, uns einige Augenblicke lang auch mit dem großen Tondichter zu beſchäftigen, durch deſſen in der That zauberhafte Muſik dieſe ſonſt, gleich anderen dieſer Art, wohl längſt vergeſſene Oper ſo berühmt geworden iſt. Wie bedauernswürdig das Schickſal deſſelben im Leben und Tode geweſen, iſt wohl jedem unſerer Leſer wenigſtens einigermaßen bekannt. Wir haben ſchon im vorigen Hefte in den Aphorismen über den Menſchen Einiges davon zur Sprache gebracht. Die Sache kann, wie dort geſchehen, von einem ganz allgemeinen Geſichtspunkt aus betrachtet werden, da Mozart auch eine jener exceptionellen Naturen war, an denen eine allem wahrhaft Großen und Guten feindliche Welt ihre Verbrechen zu üben liebt. Hier ſind wir veranlaßt, dieſes Phänomen in ſeinem Zuſammenhange mit dem Weſen und den Thaten der geheimen Geſellſchaften, namentlich der damals in Oeſterreich ſo blühenden, modiſchen und mächtigen Maçonnerie zu betrachten, der Mozart ebenfalls angehörte, und zu deren Verherrlichung die Schikaneder-Mozartiſche Zauberflöte zu dienen hatte.

Es iſt ganz beſonders der Tod des großen Mannes, auf den wir uns erlauben, die Aufmerkſamkeit und das Nachdenken des Leſers hinzurichten. Dieſer Tod iſt in ein ganz eigenes, räthſelhaftes Dunkel gehüllt, das aber dennoch leicht zu zerſtreuen wäre, wenn man nur den Muth hätte, zu denken und auszuſprechen, was für den bezüglichen Orden nicht eben ehren- und ruhmvoll, den objectiven Thatbeſtänden nach aber ſo nahe gelegt iſt, daß man an der Richtigkeit der Sache kaum zweifeln kann.

Mozart endete mitten in der vollſten, thätigſten Entwicklung ſeiner Kraft ſo unerwartet und unter ſo ſonderbaren und auffallenden Umſtänden, daß man ſich ſchon damals nicht enthalten konnte, die allerſchlimmſten Gedanken zu hegen. Er ſelbſt äußerte in ſeinen letzten Tagen mehrfach die Meinung, vergiftet zu ſein; ſeine Gattin glaubte ebenfalls an eine ſolche Thatſache, wobei ſie die „Neider" ihres Gatten im Sinne hatte[1]; auch im Publikum machte ſich dieſe Anſicht geltend; man faßte ſogar einen beſtimmten Verdacht, indem man den Componiſten Salieri, als künſtleriſchen Nebenbuhler, für Mozart's Mörder hielt. So falſch der Verdacht in ſeiner Richtung nach dieſer Seite hin ſein konnte und nach meiner Meinung wirklich war, ſo hat doch der, eine gewaltſame Beendigung jenes bedeutenden Künſtlerlebens ſo allgemein annehmende Argwohn und Glaube jener Tage gewiß das Recht, in ernſtliche Erwägung gezogen zu werden. Die Vorſtellung, daß Mozart vergiftet worden ſei, weiſt auch der Biograph Niemtſchek nicht ganz zurück, indem er bei Erwähnung des frühen Todes, durch welchen Mozart der Welt entriſſen wurde, eine künſtliche Beförderung deſſelben für möglich hielt.

---

[1] In einem Briefe an den Regierungsrath Ziegler in München ſagt ſie von ihrem Sohne: „er wiſſe, daß er nicht ſo groß ſein werde, wie der Vater, deßhalb aber auch keine Neider habe, die ihm nach dem Leben ſtrebten." Otto Jahn, Mozart IV. S. 681.

Mozart ſtarb am 5. December 1791, erſt ſechsunddreißig Jahre alt. Schon als er im September dieſes Jahres nach Prag ging, um ſeinen Titus zu componiren, fühlte er ſich unwohl. Er ſah dort blaß aus und brauchte fortwährend Arzenei. Beim Abſchied weinte er. Leidend kehrte er nach Wien zurück, um ſich mit Zauberflöte und Requiem zu beſchäftigen, welches letztere er bekanntlich nicht mehr zu vollenden vermochte. Bei den erſten Aufführungen der Zauberflöte dirigirte er noch; auch componirte er für die Loge eine Cantate, die am 15. November fertig wurde und deren Aufführung er ebenfalls noch zu leiten im Stande war. Aber ſchon während der Vollendung der Zauberflöte hatten ihn Ohnmachten befallen. Seine phyſiſchen Kräfte ſanken bei fortwährend bis zum letzten Augenblicke regſamen Schöpfer- und Künſtlertrieb; es trat Geſchwulſt an Händen und Füßen ein, worauf ein plötzliches Erbrechen folgte. Die Aerzte waren über die Natur der Krankheit nicht klar und einig. Mozart ſollte „an einem rheumatiſchen Entzündungsfieber" — „mit den Symptomen der Hirnentzündung" — „an einem hitzigen Frieſelfieber" — „an einer Bruſtwaſſerſucht" geſtorben ſein. Ein Brief aus Prag vom 12. December 1791 berichtete: „Mozart iſt todt. Er kam von Prag kränklich heim und ſiechte ſeitdem fortwährend; man hielt ihn für waſſerſüchtig .... Weil ſein Körper nach dem Tode ſchwoll, ſo glaubte man, er ſei vergiftet worden[1])."

Mozart ſcheint geendet zu haben, wie jener in der Geſchichte der geheimen Geſellſchaften hervorragende Rubius. Derſelbe „iſt mit einem Male von einer jener auszehrenden Krankheiten befallen, deren Keime wohl in der Apotheke der geheimen Geſellſchaften zu ſuchen ſind. Er iſt beſeitigt und verſchwindet vom Schauplatze[2])." Eben ſo mag Mozart ein langſam wirkendes, ihn allmälig aufreibendes Gift bekommen haben..... „Aber," ſo höre ich meine Leſer rufen, „was hat denn ein Mozart mit einem Rubius zu thun? Soll vielleicht auch der harmloſe Muſiker von den geheimen Geſellſchaften aus dem Wege geräumt worden ſein, nur um dieſen mit aller Gewalt auch dieſes Verbrechen aufzubürden? Soll es etwa gar der brü-

---

1) Ich ſchöpfe meine Notizen vorzugsweiſe aus dem ausführlichen Werke von Otto Jahn Bd. IV., wo man über dies Alles vergleichend nachleſen mag.

2) Moritz Brühl, die Geheimbünde wider Rom. Prag 1860. S. 88.

derliche Orden gethan haben — derſelbe Orden, zu dem Mozart ſelbſt gehörte und an deſſen Verherrlichung er mit ſo glänzendem Erfolge gearbeitet hat?" —

Ein ſolcher Gedanke ſieht allerdings auf den erſten Anblick wie der reinſte Wahnſinn aus. Ich bitte gleichwohl, mich noch ferner geduldig anzuhören und die Gründe, die ich vorbringen werde, einer ruhigen Prüfung zu unterwerfen.

2.

Man hat von Mozart die Vorſtellung, er ſei Nichts als Muſiker geweſen und ſonſtige Angelegenheiten hätten ihn zu wenig intereſſirt, als daß er ihnen eine ernſtliche und gründliche Theilnahme zugewendet hätte. Man weiß zwar, daß er Freimaurer geweſen; aber auch hier ſcheint ſeine Thätigkeit ſich nur auf muſikaliſche Leiſtungen beſchränkt zu haben, und man lieſt Nichts von einer Differenz, die zwiſchen ihm und dem Orden entzweiend hervorgetreten ſei. Aber wie, wenn er noch ganz andere Dinge, als ſeine Töne und Noten, im Kopfe gehabt hätte? Wenn er ſo ganz zufrieden mit dem Orden doch nicht geweſen wäre, ein ſo rein harmoniſches Verhältniß zu ihm doch nicht gehabt hätte, als es den Anſchein hat? Wenn er es nicht bloß einſeitig, wie der Orden verlangte, mit Saraſtro, dem weiſen Regenten des Lichtreiches, ſondern auch, ja vielleicht gar noch mehr mit der ſternflammenden Königin der Nacht gehalten hätte? Wenn er an eine gewiſſe Vermittlung der Ordensaufklärung mit der von ihr verworfenen Religion und Kirche gedacht, wenn er ſogar ernſtlich damit umgegangen wäre, einen neuen, ſeinem Sinne beſſer entſprechenden Bund mit entſprechenden Grundſätzen und Einrichtungen zu ſtiften? —

Mozart war, was vor allen Dingen bemerklich zu machen, eine religiöſe Natur und hörte auch als Freimaurer, was freilich ein Widerſpruch zu ſein ſcheint, nicht auf, ein guter Katholik zu ſein. In ſeinen Briefen kommen ſehr religiöſe Aeußerungen vor. So in einem Schreiben aus Paris an ſeinen Vater vom 3. Juli 1778: „Ich bat Gott um die Gnade, daß es gut gehen möge, indem Alles zu ſeiner höchſten Ehre und Glorie iſt, und ecce die Simphonie fing an.“ Vor ſeiner Verheirathung that er in ſeinem Herzen das Verſprechen, in dem Falle, daß er Conſtanze als ſeine Frau nach Salzburg bringen würde, daſelbſt eine neu componirte Meſſe aufzuführen [1]. Ein inniges und rührendes Verhältniß hatte die Mozartiſche Familie zu Bullinger, einem Geiſtlichen, der im Jeſuitenſeminar zu München ſeine Bildung erhalten hatte und im Hauſe des Grafen Arco zu Salzburg Inſtructor war [2]. Es iſt vielleicht nicht ohne Abſicht und geheime Bedeutung, daß Mozart in die antichriſtliche Zauberflöte einen chriſtlichen Choral, ſo zu ſagen, eingeſchwärzt hat 1); er hat vielleicht dadurch zeigen wol-

---

[1] Mehr hierüber ſiehe bei Otto Jahn III. S. 257.

[2] Vergl. Otto Jahn II. S. 13 f. „Der getreue“ Bullinger war im Mozartiſchen Hauſe „allemal eine Hauptperſon;“ in den Briefen, welche Wolfgang nach Salzburg ſchreibt, läßt er nicht allein ſeinen „beſten Freund Bullinger“ ſtets grüßen: er ſetzt voraus, daß ſie dieſem mitgetheilt werden, wendet ſich

---

mitunter an ihn und bittet, wichtige Geheimniſſe Niemand als der Nannerl und dem Bullinger kund zu thun. Wie die Mutter in Paris geſtorben iſt, wendet ſich Wolfgang an ihn mit der Bitte, ſeinem Vater die Trauerbotſchaft auf eine ſchonende Weiſe mitzutheilen, was derſelbe mit ſo viel Klugheit als Theilnahme ausführt; und als Wolfgang wieder in die alten traurigen Verhältniſſe nach Salzburg zurück muß, ſo iſt es Freund Bullinger, dem er ſein gepreßtes Herz ausſchüttet (7. Auguſt 1778). Mit gleicher Liebe iſt dieſer ſeinem Wolfgang zugethan. Da bei deſſen Rückreiſe lange Zeit keine Nachricht von ihm einlief, beichtet und communicirt der Vater ſammt der Schweſter und bittet Gott um die Erhaltung des Sohnes, für welchen „der beſte Bullinger täglich die h. Meſſe lieſt.“

1) Den Geſang der geharniſchten Männer bildet die alte Choralmelodie: „Ach Gott vom Himmel ſieh darein,“ unverändert bis auf die Theilung der halben Noten in Viertelsnoten, wo es der Text erheiſchte, und die von Mozart hinzugeſetzte Schlußzeile. Die Melodie iſt uralt und dem genannten Liede ſchon ſeit 1524 eigen. Mozart lernte ſie wohl aus Kirnberger's „Kunſt des reinen Satzes“ kennen, wo ſie zweimal als Cantus Firmus bearbeitet iſt; ein von Mozart mit eingeflochtenes Motiv erinnert an ein von Kirnberger bei der Bearbeitung des Chorales: „Es woll' uns Gott genädig ſein“ in Anwendung gebrachtes. Auch Otto Jahn ahnet hier etwas; er bemerkt: „Ob in der Wahl dieſes Liedes noch eine

len, daß er die hier als Königin des Nachtreiches auftretende, zum Theil auch ganz ausdrücklich als „Aberglaube“ bezeichnete Religion keineswegs ſo ganz vernichtet haben wolle. Mit ſeinem letzten, unvollendet gebliebenen Werke, dem Requiem, war er ſo eifrig beſchäftigt, daß er, wenn zu anderweitiger Thätigkeit aufgefordert, erklärte: bis dieſe dringende und ihm ſehr am Herzen liegende Arbeit vollendet ſei, könne er an nichts Anderes denken. Er gab ſich ihr bis kurz vor ſeinem Tode ausſchließlich hin. „Von dem Ernſte, mit welchem Mozart die Aufgabe ergriff, von der Innigkeit, mit welcher er ſich in dieſelbe verſenkte, von der künſtleriſchen Arbeit, die er daran ſetzte, legt das Werk ſelbſt das beſte Zeugniß ab 1).“ Am Tage vor ſeinem Tode ließ er ſich die Partitur auf's Bett bringen und ſang ſelbſt noch die Altſtimme, während drei Andere Sopran, Tenor und Baß übernahmen. Sie waren bei den erſten Tacten des Lacrimosa, als Mozart heftig zu weinen anfing und die Partitur bei Seite legte 2). Er ſagte im Gefühle ſeines nahen Todes, *er mache das Requiem für ſich ſelbſt*. So war *Mozart*. Von frivoler, namentlich antikatholiſcher Denkart und Gemüthsſtimmung

---

beſondere Freimaurerweisheit ſteckt, kann ich nicht ſagen.“ Vom Orden aber ging das gewiß nicht aus; Mozart handelte hier ohne Zweifel auf eigene Fauſt und in ſeinem eigenen Sinn.

1) *Otto Jahn*, IV. S. 703.

2) Daſelbſt IV. S. 683 f.

iſt bei ihm nicht eine Spur. Schon das begründet in Rückſicht der Geſellſchaft, aus deren Schooße der antireligiöſe und insbeſondere antikatholiſche Text der Zauberflöte hervorging, eine große Differenz. Verſtand er den Orden, blickte er tief genug in ſeine Myſterien, wußte er, worauf derſelbe ſchließlich ausging, ſo mußte er ſich mit ihm in weſentlichem Zwieſpalte fühlen. Zudem finde ich die höchſt intereſſante und beachtenswerthe Notiz, **daß Mozart mit dem Gedanken umging, eine eigene geheime Geſellſchaft, „die Grotte" genannt, zu ſtiften, daß er auch ſchon die Statuten dazu entworfen und mit Stadler, einem ſchlechten Menſchen, dem er zu viel traute, beſprochen habe**[1].

Dämmert jetzt vielleicht ein Licht? Fängt man an, zu merken, wohin man mit weit größerem Anſcheine der Wahrheit und des Rechtes, als auf die italieniſchen Muſiker und ihren Künſtlerneid ſeinen Argwohn und ſeine Anklage zu richten habe?

Mozart iſt innerlich viel bedeutender geweſen, als er uns erſcheint, da er ſich nur als Muſiker zu entfalten vermochte und ein anderes Werk von ihm, das ihn in ganz neuem Lichte gezeigt hätte, durch ſeinen Untergang ſogleich in der Geburt erſtickt worden iſt. Dieſe auch auf ſociale

---

[1] Otto Jahn, Mozart III. S. 403. Dieſer Stadler iſt nicht mit dem gleichnamigen Abbé zu verwechſeln.

Dinge bezügliche Wichtigkeit des Mannes und ſeine damit verbundene Gefährlichkeit für ſie und ihre Sache erkannten vielleicht auch ſehr wohl diejenigen, die an der abſtrakten Aufklärung und der Vernichtung der Religion und Kirche zu Gunſten des Weltordens arbeiteten, und die es ihren Grundſätzen gemäß nicht dulden konnten, daß durch ein Genie, wie Mozart, ein neues Princip geltend gemacht und ein neuer, ihr Thun vereitelnder Geſellſchaftsorganismus begründet werde. Daß die vulgäre Maurerei kein Gift führt und nicht mit ſolchem die hervorragenden Geiſter tödtet, glaube ich ſelbſt; von dieſer aber iſt hier nicht die Rede, ſondern von dem, was im tiefen Innern des Ordens verborgen und für gewöhnliche Brüder ſelbſt ein nicht geahntes Geheimniß iſt.

Wenn man Verdacht auf einen Salieri werfen durfte, warum ſoll man nicht auch einen Stadler für verdächtig halten dürfen? Wenn man die Jeſuiten aller möglichen Gräuel und Schandthaten bezüchtiget, mag die Sache auch noch ſo unbewieſen und unbeweisbar ſein, warum ſoll die Loge das Vorrecht der Unantaſtbarkeit für ſich in Anſpruch nehmen dürfen? Iſt nicht ohngefähr zu derſelben Zeit auch ein den geheimen Geſellſchaften verhaßt gewordener deutſcher Kaiſer an Gift geſtorben? 1) Ich erlaube mir, als

---

1) Leopold II. war einer der beſten Fürſten des öſterreichiſchen Hauſes. Er regierte als Großherzog von Toscana 25 Jahre lang mit Weisheit und Sorgfalt, traf nützliche Ein-

rückſichtsloſer Wahrheitsforſcher, meine Vermuthungen auszuſprechen und füge ihnen meine Gründe bei. Uebrigens will ich keineswegs für gewiß erklären, was nur wahrſcheinlich, wiewohl *höchſt* wahrſcheinlich, iſt. Der Mord mag, wenn man will, dahingeſtellt bleiben. Aber ich bin noch nicht fertig; ich habe noch Etwas zu ſagen, wovon ſich die Loge nicht rein zu waſchen im Stande ſein wird.

3.

Wie kommt es denn, ſo frage ich, *daß gerade die größten, genialſten, bedeutendſten Geiſter ſo ſchlecht bei der Loge fahren? Daß man ſie mit*

---

richtungen, führte Reformen ein und hatte eine repräſentative Verfaſſung im Sinne. Der Tod *Joſephs* II. rief ihn auf den Kaiſerthron. Auch hier war er auf Verbeſſerungen bedacht. Aber die Vorfälle in Frankreich erſchreckten ihn; er führte eine geheime Polizei ein und beſchränkte die von Joſeph geſtattete Preßfreiheit. Im Jahre 1791 fand ſeine Zuſammenkunft mit dem König von Preußen Statt, bei der die Pilnitzer Convention zur Aufrechthaltung der monarchiſchen Verfaſſung in Frankreich zu Stande kam. Am 7. Februar 1792 wurde zwiſchen ihm und Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen, und am 1. März — *war Leopold todt*. Man nennt ſeinen Mörder, er hieß *Colombe*; vergl. unten in den Aphorismen Abtheilung K. Nr. 51 f. über die Vergiftung des Papſtes *Clemens* XIII., der die Jeſuiten nicht aufheben wollte, den Tod *Leopold's* und den zugleich an *Guſtav* III. von Schweden verübten Meuchelmord.

den Ihrigen der Noth, dem Mangel, der Verzweiflung Preis gibt und in Verlaſſenheit und Elend dahinſterben läßt? Verträgt ſich auch dieſe Geſellſchaft, die ſich doch rühmt, die Elite der Menſchheit zu ſein, mit dem Genius nicht? Iſt auch ſie, wie die gemeine Menſchenwelt, mehr die Verfolgerin, Unterdrückerin und Verderberin deſſelben, als ſeine Freundin, Befördererin und Schützerin, ſei es auch, daß ſie ihre Miſſethaten nicht durch Gift und Dolch vollbringt? —

Man weiß, wie die Maurerei mit den Tugenden der Humanität, Menſchenliebe, Wohlthätigkeit prangt, wie ſie ſich insbeſondere als die ſtets bereite Schutzherrin ihrer bedürftigen, verfolgten, leidenden Mitglieder hinſtellt, wie Viele ſich in den Bund aufnehmen laſſen, um ſich ſolcher Vortheile zu erfreuen, und dieſelben, ſo unbedeutend dieſe Perſönlichkeiten auch ſein mögen, auch wirklich zu genießen haben. Nun denn — dieſer Mozart war ein Menſch, ein großer Menſch, ein ſchaffender Genius der eigenthümlichſten und bewundernswürdigſten Art; er war noch überdies ein Ordensbruder, und der Orden war ihm ſeiner Leiſtungen wegen zu ſpeciellem Danke verpflichtet. Es war, ſollte man denken, durchaus nothwendig, daß dieſe Verbrüderung den wärmſten, eifrigſten, thätigſten Antheil an ſeinem Schickſale nahm und ihm auf alle Weiſe helfend und hebend unter die Arme griff. Man weiß gleichwohl Nichts von einem ſolchen Verhalten und Benehmen, wohl aber von dem allerauffallendſten und empörendſten Gegentheil.

„Die Verbindung mit den Freimaurern hat Mozarten Nichts genützt," ſagt Otto Jahn[1]). Der Meiſter der Töne ließ ſterbend ſeine Familie in drückender Noth zurück. Die Wittwe iſt erſt durch eine zweite Vermählung[2]) in eine ſorgenfreie Lage gekommen. Und wie ſchändlich und ſchimpflich, nicht für ihn, wie er gleichwohl im geſchichtlichen Andenken glänzet, wohl aber für die Welt, wohl aber für den ſcheinheiligen, prahleriſchen Orden, der ſich hier in ſeiner wahren Geſtalt zeigte, ging es bei der Beſtattung des großen Mannes zu! Die Witwe beſaß nicht ſo viel, um ihn anſtändig begraben zu laſſen. Die Leiche wurde in einem Todtenbruderſchaftsgewande von ſchwarzem Tuch auf die Bahre gelegt. Die Beerdigung wurde der obwaltenden Dürftigkeit wegen ſo einfach, als möglich eingerichtet; ſie fand mit dem Conducte dritter Claſſe Statt, wofür man 8 fl. 36 kr. zahlte; der Todtenwagen koſtete 3 fl. Kleinlich ausſehende Notizen, die dennoch wichtig, weil ſie eine ſchwere

---

1) Biographie Mozart's III. S. 404.

2) Mit dem Herrn von Niſſen, der ſie 1809 zur Ehe nahm. „Er entrichtete für ſich allein die Schuld der civiliſirten Welt, indem er die in Vergeſſenheit und Elend ſchmachtende Wittwe heirathete und dem Erben des ruhmvollſten Namens unter den Muſikern eine Erziehung gab." So Alexander Ulibiſcheff, Mozart's Leben und Werke, neu bearbeitet von L. Gantter. Stuttgart 1859. Vorrede S. IX.

Anklage bilden! Die Reſte Mozart's wurden in eine allgemeine Grube geworfen, von der Art derjenigen, welche 15—20 Särge aufzunehmen pflegten und alle zehn Jahre neu ausgegraben und angefüllt wurden. Kein Freund, kein Logenbruder ſtand an der Gruft, in welche man den großen Todten hineinſenkte; kein Mal bezeichnete ſeine Ruheſtätte; als die Wittwe ſpäterhin mit einigen anderen Perſonen den Kirchhof beſuchte, wußte man den Platz nicht anzugeben, wo ihr Gatte begraben lag; es entſtand daher — welche Schmach! — eine „Mozartiſche Grabesfrage[1].“ Billig fragt man hier: was bewog denn Mozart's maureriſche Brüder, ihn erſt im Leben ſo grauſam ihrer Hülfe zu berauben, und dann im Tode verſcharren zu laſſen, wie einen Hund?

Iſt das überhaupt Gebrauch bei dieſer Geſellſchaft? — Das kann man ihr nicht vorwerfen. Ich habe die Sache ſchon oben berührt. Die Loge iſt im Ganzen nur allzu hülfreich; ſie thut insbeſondere für die ihr ſpeciell convenirenden Mitglieder ſehr viel, unterſtützt, hebt ſie im Leben und ehrt ſie nach dem Tode ganz ungemein. Ein ſolcher Fall iſt mir in einer großen deutſchen Stadt bekannt geworden. Ein Meiſter vom Stuhl daſelbſt war an einem Kunſtinſtitute als Profeſſor der Baukunſt angeſtellt, und hatte noch dazu eine vermögende Frau geheirathet. Gleichwohl ward für ihn und die Seinigen auch von der Loge auf's Großmüthigſte geſorgt, worüber ich Folgendes aus mündlichen Mittheilungen geſchöpft. Bei einem ſeiner jüngeren Kinder vertrat die Loge Pathenſtelle und ſicherte dem Kinde eine Rente von 300 fl., ſo wie einem anderen eine ſolche von 200 fl., bis zur Vollendung der Erziehung. Als einer der Söhne dieſes Mannes im Auslande erkrankte und ſtarb und die Mutter daſelbſt erſchien, nahm ſich die Loge auch hier der Sache eifrig an, beſorgte Verpflegung und Begräbniß und nahm der Mutter alle ſchmerzlichen Geſchäfte ab. Als der Mann ſelbſt mit Tod abging, nahmen die Brüder nicht nur die ganze Beſtattung über ſich, ſie kauften für ihn und ſeine Frau auch eine eigene Begräbnißſtätte. Ich kann die Verdienſte dieſes Mannes um Welt und Maurerei nicht beurtheilen und will ihn nicht herunterſetzen, wiewohl er mir, ſo weit ich Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, ſehr flach und unbedeutend vorkam. Schwerlich aber war er ein edlerer Geiſt, ein herrlicheres Genie und ein größeres Wunder Gottes, als Mozart. Und auch dieſer machte ſich um die Loge verdient. Das Letzte, was er fertig brachte, war eine Maurercantate. Warum wurde Jener ſo überſchwänglich geehrt, und dieſer ſo ſchandbar vernachläſſigt und mißhandelt? Was legt die Loge in ſolchen Fällen für Maßſtäbe an? —

---

[1] Ritter von Lucam hat ein Schriftchen: „Die Grabesfrage Mozart's“, Wien 1856, geſchrieben.

Wie die Behandlung, welche Mozart erfuhr, den oben geäußerten Verdacht einer abſichtlichen Hinwegräumung zu beſtätigen ſcheint, wird Jedem fühlbar ſein. Aber auch abgeſehen von jenem Verdachte iſt dieſe Behandlung eine Thatſache, die mächtig gegen den Orden zeugt. Ein Italiener hat von Mozart geſagt: La sua vita era, cosi dire, una fortuna publica, una publica calamità la sua morte [1]. Wer hat dies „allgemeine Glück" zerſtört, wer dies „allgemeine Unglück" herbeigeführt? Die Loge hat wenigſtens Nichts gethan, es zu verhindern. Man nennt uns ein paar einzelne Freimaurer, von denen Mozart einige Gnaden und Wohlthaten empfangen. So ſchickte der Rechnungsrath **Löbel**, der einen guten, vollen Keller hatte, dem armen Manne zuweilen, wenn er componirte, ein wenig Wein. Aber das that derſelbe für ſich, nicht im Namen des Ordens; und ſchon dies, daß man einen ſo großen Künſtler nicht in den Stand ſetzte, ſich ſelber Wein zu kaufen, daß er dieſe Labung, wie ein Bettler, nur der beſonderen Gunſt und Großmuth eines Freundes verdankte, iſt empörend genug. Ein anderer Freund und Bruder der Art war **Michael Puchberg**, ein reicher Kaufmann, der ſelbſt muſikaliſch und einen **Mozart** daher um ſo höher zu ſchätzen befähigt und veranlaßt war. Mozart ſuchte vergebens von ihm oder durch ihn eine größere Summe als Darlehen zu erhalten. Er fand ſich öfters, wenn er Miethe zu zahlen oder die Koſten einer Cur für ſeine Frau zu beſtreiten hatte, genöthigt, bei Puchberg förmlich zu betteln, und mußte ſich dennoch in die Hände der Wucherer geben, vor denen er ſich durch deſſen Freundſchaft zu retten geſucht. Seine Briefe an den „verehrungswürdigen Ordensbruder" ſind das Kläglichſte, was man leſen kann. Derſelbe ließ ihm wohl zu Zeiten in äußerſter Noth und Bedrängniß einige Unterſtützung zukommen, gab aber auch zuweilen auf deſſen flehende Zuſchriften gar keine Antwort. Einmal ſchreibt Mozart an ihn: „Ich bin, da ich keine wahren Freunde finde, gezwungen, bei Wucherern Geld aufzunehmen," worauf er um Alles in der Welt bittet, ihn nicht ganz im Stiche zu laſſen; er könne vor Kummer und Sorge ſeine Quartetten nicht endigen. Er tanzte zuweilen mit ſeiner Frau im Zimmer herum, um ſich zu erwärmen, weil er kein Holz hatte, um ſich einzuheitzen. Als Gyrowitz 1786 nach Italien ging, ſagte Mozart zu ihm: „Sie Glücklicher! Ach könnte ich mit! Sehen Sie, da muß ich jetzt noch eine Stunde geben, damit ich nur Etwas verdiene." Und im Mai 1790 ſchrieb er an Puchberg: „Nun habe ich zwei Scholaren; ich möchte es gern auf achte bringen. Suchen Sie doch auszuſtreuen, daß ich Lectionen gebe!" Konnte ihm der gerade damals in Wien auf einer ſolchen Höhe ſtehende Orden nicht wenigſtens eine genügende Anzahl von anſtändig zahlenden und ſo die Noth deſſelben tilgenden Schülern verſchaffen?

---

[1] **Ulibiſcheff**, Mozart's Leben und Werke. Stuttgart 1859. II. S. 222.

4.

Es iſt um Mozart's willen und um dem Vorgetragenen eine um ſo feſtere Stütze zu geben, wohl der Mühe werth, noch einen beſonderen Blick auf die damals zu Wien ganz außerordentlich florirende Maurerei zu werfen.

Als Mozart nach Wien kam, ſtand der Orden in großem Anſehen, die bedeutendſten und gebildetſten Männer waren Freimaurer. Es gab daſelbſt 1785 acht Logen; der älteſten, der „zur gekrönten Hoffnung" gehörte Mozart an, deſſen Hoffnung hier aber nicht gekrönt worden iſt. Es waren viele adelige und reiche Mitglieder darin; man ſagte ihr nach, daß ſie auf glänzende Feſteſſen halte[1]. Die Maçonnerie war damals in Wien eine förmliche Modeſache. „Der Orden," ſagt Caroline Pichler[2], „trieb ſein Weſen mit einer faſt lächerlichen Oeffentlichkeit und Oſtentation. Freimaurerlieder wurden gedruckt, componirt und allgemein geſungen. Man trug Maurerzeichen als joujoux in den Ohren, die Damen empfingen von Lehrlingen und Geſellen weiße Handſchuhe, und mehrere Modeartikel hießen à la franc-maçon. Viele ließen ſich aus Neugierde aufnehmen und genoſſen wenigſtens die Freuden der Tafellogen. Andere hatten andere Abſichten. Es war nicht unnützlich, zu dieſer Brüderſchaft zu gehören, welche in allen Collegien Mitglieder hatte, und überall den Vorſteher, Präſidenten, Gouverneur in ihren Schooß zu ziehen verſtand. Da half denn ein Bruder dem anderen; die Brüderſchaft unterſtützte ſich überall; wer nicht dazu gehörte, fand oft Hinderniſſe; das lockte Viele. Wieder Andere, die ehrlicher und beſchränkter waren, ſuchten mit gläubigem Sinne höhere Geheimniſſe und glaubten Aufſchlüſſe über geheime Wiſſenſchaften, den Stein der Weiſen, Umgang mit Geiſtern zu erhalten. In ihren Verſammlungen wurden ſehr oft Collecten für Arme und Verunglückte gemacht“ u. ſ. w.

---

[1] Briefe eines Biedermann's über die Freimaurer in Wien. München 1786.

[2] Denkwürd. I. S. 105 f.

Ich füge dem eine Stelle aus dem Wiener Journal, Manuſcript für Brüder, Jahrg. I. Heft II. S. 173 hinzu, wo man den Orden ſelbſt reden hört. „Derſelbe,“ ſo heißt es hier wörtlich, „hat nebſt den in den Schleier der Vergangenheit gehüllten Myſterien der königlichen Kunſt, noch einen anderen Gegenſtand zur Abſicht, die Wohlthätigkeit. Die Loge vertritt die Stelle eines Freundes, verwendet ſich mit unermüdetem Beſtreben für die Wohlfahrt eines würdigen Mitbruders, bietet, wenn ſie ſelbſt ihm zu nützen außer Stand iſt, bei Großen und Mächtigen jeden Vorrath von Beredtſamkeit auf, um durch eifrigen Fürſpruch ſeine äußeren Glücksumſtände zu beſſern ꝛc. Dies ſind ungefähr die Eigenſchaften eines Mannes, der im Innerſten ſeiner Seele überzeugt iſt, daß eine Hand der anderen zur Stütze dienen müſſe [1].“

---

[1] Vergl. Eckert, Myſterien der Heidenkirche, Schaffhauſen

Und für einen Mozart keine Hülfe, keine Empfehlung, keine Rettung vor Noth, Jammer und Schmach, keine den Künſtler und Bruder ehrende Leichenbegleitung und Leichenbeſtattung, kein Monument und keine Inſchrift, um der Welt zu ſagen, welch eines Mannes ſterbliche Reſte hier das Grab umſchließt? — —

Wenn ſich der Orden zum Genius in dieſer Weiſe verhält, dagegen das Unbedeutendere, Gehaltloſere, der Menſchheit Entbehrlichere, um nicht mehr zu ſagen, ſo zärtlich hegt und pflegt und ſolcher Ehre theilhaft macht, dann fort mit ihm! Dann iſt er der Welt im ſchlechten Sinne des Wortes vollkommen homogen, ja macht nur die um ſo haſſenswerthere ſociale Concentration und Zuſpitzung dieſer Art von Menſchheit und Geſellſchaft aus.

5.

Aber iſt das, was wir über Mozart und das Verhalten der Maurerei zu ihm Thatſächliches hervorgehoben, vielleicht nur etwas einzeln Stehendes und darum, ſo auffal-

---

1860. Vorrede S. XXIII. f. und XXXIX. An letzterer Stelle redet Eckert die Brüder alſo an: „Ehrenſtellen und Orden, Ueberfluß und Sicherheit gegen alle Angriffe ſchafft ihr, hier ſchmeichelnd, dort drohend, überall zuſammenhelfend, nur eueren Umſturzmännern. Wäre ich der Mann einer Propaganda euerer Art“ — man hatte geſagt, Eckert ſei der Dienſtmann der (jeſuitiſchen) Propaganda — „Ebren und Mittel ſtrömten mir zu“ u. ſ. w.

lend es ſein mag, doch nicht ſo Gewichtvolles, als wir es geſchildert und beurtheilt haben? —

Ich will, um dieſer Frage willen, noch ein anderes großes und berühmtes Ordensmitglied nennen, das ohngefähr daſſelbe Schickſal gehabt. Ich habe Leſſing im Sinne. Auch dieſer unter die größten Genien aller Zeiten und Völker zu rechnende Mann wurde von der Loge in der auffallendſten und unverantwortlichſten Weiſe im Stiche gelaſſen; auch er hatte mit der Noth und Qual des Lebens zu kämpfen, ohne daß ſie ihm durch dieſe ſeine Brüder getilgt oder auch nur gelindert wurde; auch er ſtand einſam und verlaſſen da und ſank viel zu frühe für die Welt in dieſer traurigen Lage in's Grab; auch auf ſeine Gruft wurde kein Denkmal geſetzt und als ſpäter Deutſchland daran dachte, dieſem großen Sohne ein Monument zu ſetzen, war in der Stadt, die dieſes jetzt von Rietſchel's Hand beſitzt, jede Spur der Erinnerung an ſeine Grabſtätte verſchwunden, ſo daß es erſt nach langem, mühſamem Forſchen gelang, dieſelbe herauszufinden.

Auch Leſſing war mit der Loge in Conflict gerathen. Er ſchrieb „Geſpräche über die Freimaurerei.“ Die erſten drei dieſer Geſpräche kamen 1778 heraus und waren dem Herzog Ferdinand geweiht. „Auch ich,“ ſo lautet die Dedication, „war an der Quelle der Wahrheit und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. Das Volk lechzet ſchon lange und vergeht vor

Durſt." Das vierte und fünfte Geſpräch erſchien 1780 mit der Vorrede eines „Dritten." *Leſſing* hatte „höheren Ortes" einen Wink erhalten, ſeine Fortſetzung *nicht* bekannt zu machen. Beſchränkung der Rede- und Druckfreiheit, Cenſur, Bücherverbot u. dergl. iſt zwar verabſcheuungswürdig, wenn außer der Loge in Anwendung gebracht, gut und nothwendig aber innerhalb des Ordens; vergleiche unten in den Aphorismen Abtheil. J. Nun wurde die der Vernichtung geweihte Fortſetzung von einem Andern herausgegeben, welcher bemerkte, daß er kein aufgenommener Maurer ſei und daher auch durch Nichts abgehalten werde, dieſe Geſpräche drucken zu laſſen; er wolle nicht, *daß ſo viele herrliche Wahrheiten unterdrückt würden.* Sie waren geſagt, gedruckt, dieſe Wahrheiten, die der Orden nicht geſagt und nicht gedruckt haben wollte, und nicht lange darauf, den 15. Februar 1781 — *war Leſſing todt.*

Es iſt großartig, wenn eine menſchliche Verbindung und Inſtitution mit dem Schickſal dermaßen im Bunde ſteht, daß jeder Ungehorſam, jedes Vergehen an ihr, das ſich ein kühnes Mitglied zu Schulden kommen läßt, von dieſem, es ſei ſo ausgezeichnet und werthvoll, als es wolle, ſofort mit dem Tode gebüßt wird. Furchtbar in der That iſt eine ſolche Verbrüderung; man weiß nicht, was man ſagen ſoll, wenn man ſolche Fälle vor Augen hat ..... ich lege die Hand auf den Mund und ſchweige.

6.

Es wird nicht unintereſſant und unſerem Thema nicht fremd ſein, das Verhältniß Leſſing's zu Aufklärung und Rationalismus überhaupt zu berühren. Ich laſſe einen Schriftſteller ſprechen, der nicht im Verdachte einer allzu conſervativen und reactionären Denkart ſteht. Adolph Stahr ſpricht im ſechſten Buche ſeiner Biographie von der iſolirten Stellung, in welche Leſſing beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens gerieth. „Immer einſamer ward es um ihn her, und ſo allein und vereinſamt er ſich perſönlich in ſeiner Wolfenbütteler Abgeſchiedenheit fühlte, ſo allein und vereinſamt ſtand er zuletzt ſeiner ganzen Zeit gegenüber, mit deren ſämmtlichen Hauptrichtungen er allmählich in Widerſpruch gerathen war.“ Es iſt dann von ſeinem Studium Spinoza's und Leibnitzens und ſeinen Beziehungen zu den Philoſophen ſeiner Zeit die Rede, von welchen ihn dieſe Studien und ihre Reſultate trennten. „Noch wunderbarer,“ heißt es weiter, „war das Verhältniß, in welches der große Aufklärer des 18. Jahrhunderts, der Mann, welcher die ganze freie und humane Bildung ſeiner Zeit in einem Brennpunkte verſammelt zeigt, zu denjenigen gerieth, welche, weil ſie ſich als die Aufklärer von Profeſſion anſahen, ihn zu den Ihrigen zählen zu dürfen geglaubt hatten. Allein ſie hatten gar bald die Wahrnehmung zu machen, daß Leſſing in dem großen Kampfe, welchen die Fragmente herbeiführten, ſich, ſtatt ſie zu ſeinen Bundesgenoſſen zu machen, vielmehr gegen ſie richtete,

...CHE STAATS-BIBLIOTHEK

und die von ihnen angegriffene Orthodoxie wiederholt in ſeinen Schutz nahm. Sie erſtaunten nicht wenig, als ſie hören mußten, daß er, ſtatt, wie ſie ſelbſt, in dem alten Glaubensſyſteme ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen zu erblicken, den Spieß umkehrte und dieſe Bezeichnung vielmehr auf dasjenige Religionsſyſtem anwandte, welches die modernen Aufklärer und neumodiſchen Theologen ſich anmaßten, an die Stelle der alten Orthodoxie ſetzen zu wollen. Seine alten Berliner Freunde waren wie vom Donner gerührt, als ſie dieſe Verachtung ihrer Vernunfttheologie und ihres Vernunftchriſtenthums, bei dem man, wie Leſſing ſpöttiſch bemerkte, nicht abſehen könne, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Chriſtenthum eigentlich ſitze, aus dem Munde deſſelben Mannes vernahmen, der ſich ſo eben anſchickte, mit ihren Gegnern, den Orthodoxen, einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.“

Aus meinen eigenen Excerpten iſt Folgendes.

Leſſing äußert in einem Briefe vom 8. April 1773, daß er die „neumodiſchen Geiſtlichen“ noch mehr verachte, als die Orthodoxen, da ſie viel zu wenig Theologen und lange nicht genug Philoſophen ſeien. „Ich bin,“ ſetzt er hinzu, „von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß ſie, wenn man ſie aufkommen läßt, mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es je die Orthodoxen gethan.“ Gegen ſeinen Bruder, der an ihm irre zu werden begann, vertheidigt er ſich in einem Briefe vom 2. Februar 1774 wider den Vorwurf, ein Feind der Aufklärung zu ſein: „Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bei meinen Sudeleien einen anderen Zweck hätte, als jene großen Abſichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigene Art, wie ich dies thun zu können glaube. Und was iſt ſimpler, als dieſe? Nicht das unreine Waſſer will ich beibehalten wiſſen; ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen. Ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anderes, unſere neumodiſche Theologie, gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer?" — „Man macht uns," ſagt er weiterhin, „unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte dich, ſieh etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür an die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möchte ich nicht mit dir ſagen, daß es Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das

Religionsſyſtem, das man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will und das mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das alte anmaßt. Und doch verdenkſt du mir's, daß ich das alte vertheidige?"

So die proteſtantiſche Orthodoxie theils verneinend, theils in Schutz nehmend, die rationaliſtiſche Theologie ſeiner Zeit aber ganz verachtend, ſah ſich Leſſing — in den Katholicismus hineingedrängt, ſo daß man ihn ſogar warnte, er möge ſich in Acht nehmen, nicht als Katholik verſchrieen zu werden. „Es war immer," ſagt Friedrich Nicolai, „ſein Hauptvorwurf wider die neuernden Theologen, daß ſie inconſequent ſeien. Hingegen behauptete er, die Orthodoxie wäre conſequent. Wenn man tiefer mit ihm in den Streit kam, zeigte ſich freilich, daß er bei der Orthodoxie nach Quenſted's Syſtem auch nicht bleiben konnte, ſondern die Orthodoxie unterſchob, wie er ſie aus den Quellen herzuholen glaubte, wozu er denn bis auf die regula fidei ging. Wie viel haben Moſes Mendelsſohn und ich nicht noch 1775, als er in Berlin war, mit ihm darüber disputirt! Wir warfen ihm vor, die lutheriſchen Orthodoxen müßten ihn mit ſeiner regula fidei ſelbſt für einen Neuerer halten. Dann fing er wohl an, ſich in der Hitze des Streites hinter die Katholiken zu verſchanzen" u. ſ. w. [1]). Leſſing ſelbſt ſagt in einem Brief an ſeinen Bruder vom 23. Juli 1778, er wolle ſeine theologiſche Streitſache ſo vorſtellen, daß in der Verdammung, welche die lutheriſche Geiſtlichkeit über ihn ausſpreche, eigentlich die Verdammung der Katholiken liege, „welche die Religion eben ſo wenig auf die Schrift allein wollten gegründet wiſſen, als er.“ Sein Bruder antwortete darauf: „Treibſt du Götzen zu ſehr in die Enge, ſo fürchte ich, er wird desperat und ſchreit dich für einen wirklichen Katholiken aus[1].“ So ſtieß er überall an und war den verſchiedenartigſten Urtheilen ausgeſetzt. „Die Theologen halten Sie für einen Freigeiſt, und die Freigeiſter glauben, Sie ſeien ein Theologe geworden,“ ſchreibt Fr. Nicolai an ihn unter dem 24. April 1777. Worauf Leſſing entgegnet: „Das erinnert mich, daß ich eben ſo im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzſachſen gehalten worden bin,“ u. ſ. w. Wie ſehr Leſſing mit ſeinen ſcharfen Augen die Schwächen und Mängel der Aufklärungspartei erkannte, beweiſt unter Anderem auch ein Brief an Nicolai vom 25. Auguſt 1769, wo es heißt: „Sagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freiheit zu denken und zu ſchreiben ja Nichts! Sie reducirt ſich einzig und allein auf die Freiheit, wider die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieſer Freiheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen. Laſſen Sie es aber doch einmal einen in Berlin verſuchen, über andere Dinge ſo frei zu ſchreiben, als Sonnenfels in Wien gethan; laſſen Sie es ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel ſo die Wahrheit zu ſagen, wie ſie ihm dieſer geſagt; laſſen Sie in Berlin einen auftreten, der für die Rechte der Unterthanen gegen Ausſaugung und Despotismus ſeine Stimme erheben wollte, und Sie werden bald erfahren, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte Land von Europa iſt.“

---

[1]) Nicolai's und Leſſing's Briefwechſel. S. Leſſing's Schriften Bd. XXVII. S. 443.

---

[1] Schriften Bd. XXX. S. 448 und 451.

Ein Mann, wie Leſſing, konnte keinem ſtarren, geiſtloſen, ſich wirklich überlebt habenden und unzeitgemäß gewordenen Orthodoxismus und Conſervatismus huldigen; er konnte ſich aber eben ſo wenig für bloß negative Richtungen begeiſtern: er ſah vielmehr, wie die Parteien, welche ſich als die Vertreter der Freiheits- und Humanitätsideen darſtellen, im Grunde die tyranniſchſten und gewaltthätigſten von allen ſind. Das Bornirte, Wilde, Fanatiſche war ihm nicht nur auf einer Seite, es war ihm überall zuwider und tief verhaßt. Alles in ſolcher Weiſe Angegriffene nahm er in ſeinen Schutz. Ein Wittenberger Profeſſor hatte dem Papſt Benedict XIV. ſeine Schriften zugeſandt und dafür von dem Cardinal-Staatsſecretär Valenti ein ſchmeichelhaftes Dankſchreiben erhalten. Grund genug für die Wittenberger Zeloten, darüber Zeter zu ſchreien und in der Schloßkirche zu predigen: „Luther's Aſche müſſe ſich noch im Grabe über den Frevel umdrehen, daß ein Wittenberger Profeſſor ſich nicht entblödet, nach Rom an die große babyloniſche Hure zu ſchreiben[1])." Darauf machte Leſſing das Epigramm:

„Er hat den Papſt gelobt, und wir, zu Luther's Ehre,
Wir ſollten ihn nicht ſchelten?
Den Papſt, den Papſt gelobt! Wenn's noch der Teufel wäre,
Da ließen wir es gelten."

Den Dichter Lemnius, gegen welchen ſich Luther und Melanchthon ſo unedel und unrühmlich betragen haben, vertheidigte er in einer Rettungsſchrift und ſetzte darin die dem Character jener Reformatoren zur Laſt fallenden Mängel und Schwächen in's Licht. Wider den Weihbiſchof v. Hontheim, der die gallicaniſchen Freiheiten für das Episcopalſyſtem in Deutſchland einführen wollte, nahm er für die Rechte des Papſtes Partei[2]). So hat er ſich auch um den Katholicismus Verdienſte erworben. Aber ſeine Lage konnte dadurch nicht gebeſſert werden; und ſo endete er edel, aber unglücklich als Märtyrer ſeiner Einſicht, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit.

Ich füge noch eine Stelle aus Stahr's biographiſchem Werke hinzu. Indem derſelbe hier im vierten Buche von Leſſing's Kampf mit dem Paſtor Götze ſpricht, ſagt er: „Das Wichtigſte in dieſem Kampfe iſt der Umſtand, daß Leſſing ſeine Sache zur Sache der von ſeinem Gegner beleidigten katholiſchen Kirche machte und ſchließlich geradezu auf eine Union zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus hinwies. Götze und die Seinen hatten mit ihren Behauptungen, nur der könne ein Chriſt ſein, für den die Bibel der alleinige Lehrgrund der Religion ſei, dem überwiegend größeren Theile der Chriſten die Berechtigung zu dieſem Namen abgeſprochen. Sie waren nach Leſſing's Ausdrucke „„die Stänker, welche alles, was katholiſch iſt, als unchriſtlich verdammen und ſo den Groll, den die im deutſchen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten.““ Ihnen gegenüber ſtellte ſich daher Leſſing mit ſeinem Unionsprincipe, deſſen Verwirklichung auch dem politiſchen Geſchicke unſerer Nation eine unberechenbare Wendung zu geben vermöchte. Seine Vertheidigung des Katholicismus war freilich zugleich eine ſtrategiſche Wendung, womit er ſich gegen die ihm von Götze angedrohte Verfolgung von Seiten der deutſchen Reichsbehörde zu ſichern ſuchte. Aber ſein Gedanke war darum nicht minder ernſtlich gemeint. Je feſter er ſelbſt auf dem proteſtantiſchen Fundamente der freien Kritik und Forſchung ſtand, um ſo ſicherer vermochte er den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Der heutige officielle Proteſtantismus aber mag ſich Leſſing's Prophezeihung geſagt ſein laſſen, die er in dem Fragmente „„von den jetzigen Religionsbewegungen““ ausſpricht:

---

[1] Danzel, Gottſched und ſeine Zeit S. 312 f.

[2] Fr. H. Jacobi's ſämmtliche Werke Bd. II. S. 334. Alzog, Kirchengeſchichte, Mainz 1860, S. 947.

„„Alle die gewaltigen Schritte, welche die proteſtantiſche Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Ja, wenn man der evangeliſchen Kirche verwehren will, noch weiter in ſich ſelbſt zu wirken, und alle heterogene Materie von ſich zu ſtoßen, wird ſie auf einmal eben ſo weit hinter dem Papſtthum ſein, als ſie jemals noch vor ihm geweſen iſt.““ So weit Stahr.

Leſſing deckte in jenem Streite die innerſte und eigentlichſte Schwäche des kirchlichen Proteſtantismus der katholiſchen Lehre gegenüber auf und ſtellte ſie in's grellſte Licht. Dadurch gab er jener Orthodoxie für immer den wenigſtens theoretiſchen Todesſtoß. Seit Leſſing exiſtirt von Rechtswegen kein ſolcher Proteſtantismus mehr; er exiſtirt nur noch per nefas, der öffentlich ausgeſprochenen und klar gemachten Wahrheit zum Trotz.

Hier kommen wir wieder auf Leſſing's Verhältniß zur Loge zurück. Indem er den proteſtantiſchen Gegenſatz des Ordens, wie er in der Orthodoxie dieſer Kirche exiſtirt, beſchämte und zermalmte, gab er einem anderen, weit gefährlicheren und gefürchteteren, dem katholiſchen, ein entſchiedenes Uebergewicht. Es iſt begreiflich, daß unter ſolchen Umſtänden der Triumph, den Leſſing über ſeine theologiſchen Gegner errang, der Aufklärung und ihrem Orden nicht gefallen konnte. Schon das mußte ihn nach dieſer Seite hin in höchſte Ungunſt bringen. Und dann noch überdies das directe Vergehen, das er durch ſeine Geſpräche über die Freimaurerei an der Loge beging! Armer Leſſing! Dein Schickſal und Ende konnte kein anderes, beſſeres ſein, als das deines großen Mitgenius und Mitmärtyrers, den man zu Wien, ſei es an Gift, wie man glaubte und wie ich ebenfalls glaube, oder an Noth, Elend und Gram, was nicht viel beſſer wäre, ſo himmelſchreiend und unverantwortlich dahinſterben und untergehen ließ.

Im Jahre 1779 ſchrieb Leſſing in ein Stammbuch, worin die bereits Verſtorbenen mit einem Kreuzchen bezeichnet waren, das rührende Epigramm:

„Hier will ich liegen. Hier bekomm' ich doch
Wenn keinen Leichenſtein, ein Kreuzchen noch."

Sein Grab wurde in der That mit keinem Kennzeichen und Denkmale geſchmückt.

Kurz vor Leſſing's Ende fühlte Göthe das dringende Verlangen, ſich mit dieſem geiſtesverwandten Manne, den er, wie er ſagte, „auf's Höchſte ſchätzte," in perſönliche Berührung zu ſetzen. Hier wäre dem Einſamen und Betrübten wohl endlich ein Stern aufgegangen und hätte die Nacht ſeines Daſeins glänzend aufgehellt. Doch gerade in dem Augenblicke, in welchem Göthe den Entſchluß zu einer Reiſe nach Wolfenbüttel faßte, vernahm er Leſſing's Tod. „Keine Viertelſtunde vorher, ehe die Nachricht kam," ſo ſchreibt er an Frau v. Stein, „machte ich einen Plan, ihn zu beſuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm; mehr, als wir glauben."

Die Loge urtheilte anders; ſie ſtieß ihn haſſend und grollend in's Grab hinein. So mußte auch **Mozart** fort, eben als ihm günſtigere Sterne zu leuchten begannen. Die Hohlköpfe, die Böſewichter läßt man leben und gedeihen; man befördert ſie zu Aemtern, Stellen, Ehren und Einnahmen, man rühmt und ehrt ſie im Leben und im Tod. Der redliche Mann, der reine, uneigennützige, unparteiiſche Erforſcher und Verkündiger des Wahren und Guten, der wahrhafte Freund des Lichtes und der Menſchheit, der keinem excluſiven, fanatiſchen und gräuelhaften Partei- und Vereinszwecke dient, hat nicht, wo er ſein Haupt hinlege, und muß in Einſamkeit, Mangel und Kummer den Geiſt verhauchen. Es iſt ſchwierig, zu ergründen, wo man ihn eingeſcharrt, und es entſtehen Mozartiſche und Leſſingiſche „Grabesfragen.“ Das iſt **Weltgeſetz**, das iſt **Ordensgeſetz**.

7.

Die Welt iſt voll von offenbarem, ſich ungeſcheut im Lichte der Sonne vollbringendem Mord und Gräuel; ſie iſt voller, als man denkt und ahnet, auch von heimlichen, unerkannten, nicht an's Tageslicht kommenden oder doch nicht auf die wahren Urheber zurückbezogenen Grauſamkeiten und Verbrechen der Art. **Eugène Sue** hat uns in ſeinem ewigen Juden ein Gemälde entrollt, das ſehr märchenhaft und phantaſtiſch ausſieht und doch wohl nicht ohne Wahrheit iſt, nur daß ſich die Kakodämonen, die ſolche Thaten verrichten, die **Robin's** und die noch ſchlaueren Teufel, welche ſelbſt wieder dieſe **Robin's** vergiften, nicht im Orden des h. Ignatius, ſondern in einem ganz anderen befinden. Sue hat geſchildert, wie es vielmehr in dieſem letzteren zugeht, hat es aber mit einem den Kirchenfeinden und Geheimbündlern eigenen Manöver gänzlich auf die andere Seite gewälzt, und ſo, ſtatt der eigenen Partei, die es ſo treibt, die entgegenſtehende, die zu vernichten die Abſicht iſt, zum Schauder und Abſcheu der Welt gemacht. — Es kommen zuweilen auch in öffentlichen Blättern die ſonderbarſten Dinge vor. So waren in der „Didaskalia" folgende Nachrichten zu leſen: „Berlin, den 10. October 1860. Die Mutter des in Paris unerwartet verſtorbenen Profeſſors Hirſch iſt vor einigen Jahren ermordet worden; ſeine Frau ſank plötzlich todt vom Stuhle, als ſie Clavier ſpielte; er ſelbſt fand ein ähnliches raſches Ende, und nun endlich auch noch ſeine Schwiegermutter. Dieſe, eine ſehr reiche Frau, hat auf die Nachricht von dem Tode ihres Schwiegerſohnes erſt den Verſuch gemacht, ſich durch Enthaltung von Speiſe und Trank den Tod zu geben; dann aber, da der Verſuch mißglückte, ſich erdroſſelt." Was iſt das? Ein Puff? Eine fabricirte Zeitungslüge? Die Notizen ſind doch mit ſo großer Beſtimmtheit und als etwas am Orte und in den betreffenden Kreiſen allgemein Bekanntes hingeſtellt. Es wäre auch ein gar zu gräulicher Scherz, und es iſt mir nicht bekannt, daß der Sache widerſprochen worden iſt. Doch dem ſei, wie ihm wolle! Daß die Geheimbünde keinerlei Schonung und Barmherzigkeit kennen, daß ſie ihren Feinden den guten Namen, die ſociale Exiſtenz, die Erwerbsquellen, die finanziellen Mittel des Fortbeſtandes rauben, daß ſie namentlich auch mit Gift und Dolch umgehen 1), daß ſie ihre eigenen Mitglieder, wenn ſie ihnen läſtig oder gefährlich ſind, ohne alle Rückſicht aufopfern, ſogar denunciatoriſch ihren Gegnern in die Hände liefern und ſo ſelbſt dieſe zu unbewußten Werkzeugen ihres Willens machen, das iſt jedem in dieſer Region nicht ganz Fremden hinlänglich bekannt. Den ſtets bereiten, furchtbaren Carbonaridolch kennt jedes Kind, und dieſe Carbonari ſind nur eine der vielen Formen, in welchen die große Weltverſchwörungsgeſellſchaft zur Erſcheinung kommt. Wenn in Italien vielleicht mehr mit dem Dolche „gearbeitet" wird, ſo bedient man ſich in anderen Ländern, wo das weniger am Orte, mehr der fürchterlichen Ordensapotheke, von der die Maſſe gemeiner Maçons, die dem eigentlichen radicalen Myſterium nur zur harmloſen, täuſchenden Hülle dienen, freilich keine Ahnung haben; vergl. über dies Alles „Aphorismen" K. Die

---

1) „Die geheimen Geſellſchaften pflegten und pflegen noch jetzt den Geſammt- und Einzelmord anzuwenden. Sie haben den Meuchelmord zur Waffe und zum Symbol ihres Beſtehens gemacht, indem ſie bei ihren bethörten Genoſſen und Anhängern, ſo wie bei den Behörden, Schrecken hervorzurufen ſuchten. So war und iſt Gift und Dolch das letzte Arcanum dieſer Theoretiker der durch den Mord erklärten Brüderlichkeit." Brühl, die Geheimbünde gegen Rom. Prag, 1860. S. 65.

Vermuthungen, die ich in dieſen Blättern auf meine eigene Fauſt geäußert, können falſch und der Orden in dieſer Beziehung in der That unſchuldig ſein. Aber er wolle deßhalb keine Beſchwerde erheben! Wird er in ungegründeten Verdacht und Verruf gebracht, ſo iſt es eine gerechte Vergeltung ſeiner eigenen Praxis und grundſatzmäßigen Verfahrungsweiſe wider das ſeinen Zwecken Entgegenſtehende. Nirgend wird mehr verläumdet und durch Verläumdung abſichtlicher geſchadet und zu Grunde gerichtet, als auf Seiten unſerer Aufklärer, Religionsfeinde, Demokraten, Geheimbündler und Revolutionäre. Ich hätte es, wenn ich verläumderiſche Abſichten hegte, noch nicht entfernt ſo arg gemacht, als dieſe es ganz gewöhnlich machen, als es z. B. Sue in Beziehung auf die Jeſuiten gethan. Die jeſuitenfeindliche und antikatholiſche Welt hat ſeinen Roman mit Entzücken geleſen und iſt weit davon entfernt geweſen, zu ſagen, daß er die Ausgeburt eines verrückten Gehirnes oder das Werk eines unverſchämten Lügners und Calumniators ſei. Nun denn, ſo ſage man dergleichen auch nicht von dieſen Blättern, die um ſo viel maßvoller und karger in ihren Schilderungen, Annahmen und Andeutungen ſind, und das, was ſie zu behaupten und zu vermuthen ſich erlauben, nicht nur romanhaft erzählen und beſchreiben, ſondern doch immer mit beſtimmten Gründen, hiſtoriſchen Argumenten, Analogieen, Combinationen und literariſchen Nachweiſungen verſehen.

* * *

Myſteriologiſche Aphorismen.

Nachweiſungen, Excerpte und Bemerkungen über Weſen, Geſchichte, Organismus, Symbolik und Thätigkeit der geheimen Geſellſchaften, mit Benutzung der eigenen Darſtellungen und Aeußerungen derſelben, ſo wie derjenigen ihrer Unzufriedenen, Apoſtaten, Gegner und Ankläger.

Bleibt eine Lehre je geheim?

Wedekind, der pythagoräiſche Orden,
Leipzig 1820. S. 118.

Es iſt Nichts ſo fein geſponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.

Sprüchwort.

Das Ungeheuer hat eine Achillesferſe, einen offnen Punkt ſeiner ganzen Lebenskraft. Tauſende der liſtigſten, kühnſten und bösartigſten Menſchen regieren und zerſtören durch Millionen betrogener beſſerer, ja edler Menſchen. Man dränge dieſen, deren Eitelkeit ſich freilich wider eine ſolche Erkenntniß ſträubt, die Ueberzeugung ihrer Blendung und des Daſeins des deſtructivſten Zweckes, des drohenden Verluſtes ihrer Ehre, ihres Vermögens, ja ihres Lebens auf — denn die „mitternächtigen" Ordensſyſteme nennen die beſſeren Syſteme der „ſüdlichen" Halbſcheid nur ihre Werkzeuge, welche ſie Brüder rufen, ſo lange ſie ſolche brauchen, die ſie aber zerbrechen, ſo wie ſie mit Hülfe derſelben zur Macht gelangt. Mit dem Erwachen der in Schlummer gewiegten Werkzeuge ſtirbt der allmächtige Nerv der regierenden Bosheit; Völker und Fürſten wenden ſich ſchaudernd ab und der Giftquell verſiegt. Eckert.

Manche Stimme tönet hier;
Bunter Art iſt die Manier;
Aus dem eignen Lager ſchallt's,
Aus dem Mund der Feinde hallt's.
Höre, was ein Jeder ſpricht;
Halte dann du ſelbſt Gericht!

Vorwort.

Ich habe dieſe Sammlung zunächſt deßhalb veranſtaltet, damit ſie den vorſtehenden Abhandlungen, wo ich mich darauf beziehe, zur Unterſtützung diene; dann aber auch, um diejenigen meiner Leſer, welche mit den hier klar zu machenden Gegenſtänden noch allzu wenig bekannt ſein mögen, eine ſo kurze und bequeme, als inſtructive Ueberſicht und Belehrung über die Natur, die Anſchauungen, Abſichten, Einrichtungen, Grundſätze, Ausdrucks- und Verfahrungsweiſen der bezüglichen Geheimbünde, insbeſondere des Freimaurerordens, zu geben. Man hört hier dieſe Geſellſchaften ſelbſt ſprechen, ſich ſelber zeichnen; man lieſt Dinge, die nicht in's Publikum kommen, ſondern das tiefſte Geheimniß bleiben ſollten und doch ihren Weg in's Licht der Oeffentlichkeit gefunden haben; man vernimmt, was die Ankläger vorbringen, was die in's Myſterium Eingeweihten, aber mit ihm Entzweiten und zu Gegnern ihrer früheren Bundesbrüder Gewordenen, für Aufſchlüſſe geben. Die Hüllen ſind gefallen. Es gibt, wie jetzt die Dinge ſtehen, im Allgemeinen und Weſentlichen kein Geheimniß mehr, und Solche, welche derartigen Geſellſchaften nie förmlich einverleibt geweſen, ſind in den Stand geſetzt, ſo hell zu ſehen, als die Eingeweihten, ja weit mehr zu wiſſen und zu begreifen, als eine Maſſe von Geheimbündlern untergeordneter und gewöhnlicher Art, die eine nur peripheriſche Stellung und Bedeutung haben und denen man keinen Einblick in das eigentliche Myſterium geſtattet. Ich habe namentlich die Aeußerungen, Erklärungen, Mittheilungen, Aushebungen und Urtheile eines Weishaupt, Knigge, Sonnenfels, Wedekind, Haugwitz, Marwitz, Barruel, Johannes Wit, E. E. Eckert, Crétineaux-Joly, Brühl, Hergenröther, Buß ꝛc., die bezüglichen Aufſätze der „hiſtoriſch-politiſchen Blätter," ſo wie die Schriften, Journalartikel und Broſchüren der neueren und neueſten Vertreter, Häupter und Schriftſteller der Umſturzpartei, eines Börne, Heinzen, Vogt, Marx u. ſ. w. benutzt. Manches iſt anonym, aber aus maureriſchen Druckſchriften gezogen. Das öfters citirte Wiener Freimaurer-Journal wurde von Sonnenfels, dem Großmeiſter der öſterreichiſchen Maurerei, auf den auch Leſſing in ſeinen Briefen zu ſprechen kommt, und von deſſen Großbeamten geſchrieben. Ueber die den Illuminatenorden betreffenden Urkunden[1] ſ. Eckert in ſeinem „Magazin der Beweisführung zur Verurtheilung des Freimaurerordens [1])." Die Aechtheit derſelben iſt auch von den betroffenen Perſonen nicht angefochten worden und Knigge ſelbſt hat ſie als Beweisſtücke citirt. Werthvolle Enthüllungen. Geſtändniſſe und Schilderungen gibt Johannes Wit genannt von Dörring in ſeinen „Fragmenten aus meinem Leben und meiner Zeit [2])." Dieſe Mittheilungen ſind ebenfalls zu hiſtoriſchen Notoritäten und Argumenten geworden, da Niemand, der dabei bloßgeſtellt wurde, einen Widerſpruch dagegen zu erheben wagte. Was die wichtige Schrift von Crétineaux-Joly, „L'église Romaine en face de la révolution," Paris 1860, betrifft, ſo ſagt Hergenröther: „Ich halte die hier veröffentlichten Documente aus inneren Gründen für authentiſch, mag ihnen auch die äußere Beglaubigung fehlen. Sicher hat ſie in dieſer Weiſe kein Dritter erfunden." Vergl. hiſtoriſch-politiſche Blätter

---

[1] Originalſchriften des Illuminatenordens, vorgefunden bei dem geweſenen Regierungsrath Zwack zu Landshut i. J. 1786. München 1787. Dazu gehört der ebendaſelbſt herausgekommene Nachtrag, die „neueſten Arbeiten des Spartacus und Philo," worunter Weishaupt und Knigge zu verſtehen ꝛc.

---

1) Schaffhauſen bei Fr. Hurter. 1858. Heft II. S. 2 f.

2) Die mir zur Hand ſeiende Ausgabe iſt zu Leipzig in Commiſſion bei Gräfe 1830 herausgekommen. Eckert, Magazin, Heft III S. 102 gibt folgende Quellen an: J. Wit, Fragmente ꝛc. Braunſchweig 1827. Deſſen Jugendleben und Reiſen. Leipzig 1833. Deſſen Fragmente ꝛc. Bd. III. Abth. 2. Ein intereſſanter Auszug aus dieſen Schriften findet ſich hier bei Eckert Cap. VI. S. 102 ff. Ich habe zu meinem Zweck nur einzelne Stellen und Notizen enthoben und dieſer Sammlung verſchiedentlich eingereiht.

Bd. XLVI. Heft VI. S. 466—472. „Crétineaux-Joly's Documente zur Geſchichte des römiſchen Stuhles.“ Der bekannte Advocat **Eckert**, deſſen Publicationen ich vielfältig in Anſpruch genommen, iſt eine räthſelhafte Perſon; er iſt allem Anſchein nach ein tief eingeweihtes Ordensmitglied geweſen, ſo tief, daß ihm Nichts unbekannt blieb, oder, wenn Etwas, dies leicht von ihm vollends errathen und herausgebracht werden konnte; iſt aber abgefallen und hat ſich dann in bitterer Feindſchaft gegen den Orden gekehrt, deſſen Sturz er denunciatoriſch zu bewirken ſucht [1]). Was dieſem Thun für Motive zu Grunde liegen, darüber kann und will ich nicht urtheilen; es iſt ein Glück für Menſchheit und Geſchichtsforſchung, wenn in ſolchen Geſellſchaften Entzweiung und Verrath ihre Rolle ſpielen, und es iſt thöricht, von einer Erſcheinung der Art nicht den ſich für die Erkenntniß der Wahrheit bietenden Nutzen zu ziehen und die durch dieſelbe zu Tage geförderten Thatſachen als Einbildungen oder Lügen bloß deßhalb zurückzuweiſen, weil nicht durchaus klar gemacht wird, wie der Darſteller und Ankläger zu ſeinen Kenntniſſen und Einſichten gekommen, vielleicht ſogar ein Weg angegeben iſt, den man nicht geneigt iſt, für den wahren zu halten. Es gibt in ſolchen Fällen zwiſchen allzu argloſer Hingebung und unbedingtem Unglauben einen vernünftigen Mittelweg.

---

1) Neueſtens iſt mit dem Orden Prinz **Murat**, der Großmeiſter der franzöſiſchen Freimaurer, zerfallen.

Man muß auf Alles aufmerkſam ſein und ſehen, ob es ſich nicht ſonſtwie beſtätige und bewahrheite. Auch ich habe in dieſem Gebiete an Manchem gezweifelt, was auf den erſten Blick ſehr unwahrſcheinlich iſt, — le vrai n'est pas toujours vraisemblable — bis es mir ſelbſt aufſtieß und namentlich in maureriſchen Schriften unverkennbar genug vor Augen ſtand.

Sollte in dieſer aphoriſtiſchen Combination Einiges vorkommen und auffallen, was ſich nicht unmittelbar auf Myſterien und Geheimbünde bezieht und ſo dem Titel der Sammlung nicht zu entſprechen ſcheint, ſo habe ich zu bemerken, daß gewiß ſehr Vieles in der Welt auftritt und in Literatur und Geſchichte ſeine Rolle ſpielt, was zu jenen Verbindungen ein ſehr inniges Verhältniß hat, daſſelbe zwar verſchweigt oder verläugnet, dem Kundigeren und tiefer Blickenden aber doch nicht zu bergen vermag, ſo wie auch, daß ich dieſe Verbindungen nicht bloß in ſtrenger, iſolirter Beziehung zu ſich ſelbſt, ſondern in ihrem Zuſammenhange mit dem allgemeinen Weſen und Geiſte der Zeit und der Menſchheit zu betrachten die Abſicht habe.

A. Rückblicke und Ausſichten vom eigenen Standpunkte der geheimen Geſellſchaften aus.

1.

Obgleich die politiſche und wiſſenſchaftliche Beſchaffenheit der Staaten der Freimaurerei nicht günſtig war, obgleich in dem fünften Jahrhundert die geheimen Geſellſchaften der Alten auf Befehl des römiſchen Kaiſers aufgelöſt wurden, ſo läßt ſich doch aus vielen Gründen glauben, daß die alten Myſterien lange nach ihrer öffentlichen Aufhebung von jenen Feinden der Chriſtenheit, welche der Religion ihrer Väter getreu blieben, immer noch im Geheimen geübt wurden. Ja wir haben ſelbſt das Zeugniß einiger Schriftſteller, daß dies wirklich ſo war, daß es noch im achten Jahrhundert griechiſche Ceremonien gab, und daß ſie niemals ganz vertilgt worden ſind.

Lawrie, Geſchichte der Freimaurerei. Auf Befehl und unter Autorität der Großloge von Schottland herausgegeben. Ueberſetzt von Burkhardt. Freiburg 1810. S. 45.

2.

Wenn ſchon die Alten von ihren Myſterien ſo erhabene Schilderungen machen, daß ſie dieſelben als das erhabenſte Licht und den Anfang eines wahren Lebens anſehen, ſo iſt dies mit noch größerem Rechte von den Symbolen der Freimaurer zu ſagen. Der Zweck des Ordens beſteht nun aber mit in der Fortſetzung und Erhaltung dieſer Symbole und

Geheimniſſe. — Die Maurerei lehrt nichts Unmögliches. Ihr Geheimniß beſteht darin, daß man einſehen lernt, was wirklich iſt [1]). Sie lehrt die Kunſt, gut zu werden, ohne die Motive der Furcht und Hoffnung, unabhängig von Himmel und Hölle. Der Maurer erwartet ſeinen Lohn nicht erſt in einer künftigen Zeit, ſonden *hat* ihn empfangen und iſt zufrieden.

Sarſena. S. 41 f. 62.

Die Freimaurerei in ihrer Stellung zur Gegenwart.
Leipzig 1852. S. 29.

Hiemit iſt die reine Beſchränkung auf das *Hier* und *Jetzt* ausgeſprochen, und nur, wer ſich *damit* begnügen will und kann, vermag dieſer Erklärung zufolge Logenbruder zu ſein. Ein mageres Myſterium. Die gemeinſten und ſchlechteſten Menſchen ſtehen ohnehin auf dieſem Standpunkte und brauchen nicht erſt Freimaurer zu werden, um ſich von dieſem erhabenen Lichte beleuchten zu laſſen.

3.

Dieſe Ahnung ſagt mir: Jene Zeiten kommen wieder.
Ja, ſie kehren, und dann, Menſchheit, jauchze laut!
Denn der Wahrheit Tempel haben dann die Brüder
Schöner nur auf's Grab der Alten aufgebaut.
Strahlt gleich jetzt noch nicht in vollem Schimmer
Rings ſein Bau, ſo lacht doch mild und ſchön
Uns die Ausſicht immer:

---

[1]) D. h. es werden die religiöſen Ideen als bloße Chimären betrachtet und abgewieſen.

Glänzender, als je der Erdkreis ihn geſeh'n,
Mit verjüngter Kraft wird einſt der edle Orden,
Der ſo ungerecht zerſtöret worden,
Wie ein Phönix aus der Aſche auferſteh'n.

Situation eines Maurers bei den Ruinen eines
Tempelherrn-Gebäudes.
Wiener Journal für Freimaurer. Jahrgang I.
Heft 3. S. 168.

Der Freimaurer- und der Tempelherrnorden ſind hiernach im Grunde identiſch. In der Freimaurerei und durch dieſelbe ſoll der „ungerecht zerſtörte“ Orden ſeine Wiederauferſtehung feiern. Es iſt aber theilweiſe ſelbſt von Seiten der Maurerei eingeſtanden worden, daß die Templer ſo unſchuldig nicht geweſen ſind. Ein bekannter Ordenswürdenträger, Freiherr Georg von Wedekind, ſagt in ſeinem als Manuſcript für Freimaurer gedruckten Buche: „Der pythagoräiſche Orden, die Obſcurantenvereine in der Chriſtenheit und die Freimaurerei,“ Leipzig 1820, S. 115 und 118 über die Tempelherren Folgendes: „Es iſt nicht zu läugnen, daß ſie eine geheime Lehre, eine disciplina arcani, hatten, welche die Curie mißbilligen mußte ...... Daß ſie im Sinne der Curie Ketzer, Erzketzer, höchſt verdammungswürdige Abtrünnige waren, geht aus Hammer's Fundgruben des Orientes ſonnenklar hervor, und man braucht, um ſich davon zu überzeugen, nur die Abbildungen von Münzen, Gefäßen u. ſ. w. anzuſehen, die als Nachlaß der Tempelherren im kaiſerlichen Schatze zu Wien aufbewahrt werden.“ Hiernach war die Anklage und Zerſtörung des Bundes wenigſtens vom kirchlichen Standpunkte aus keineswegs „ungerecht,“ wie jene maureriſchen Verſe behaupten.

4.

Bald, bald, bald! Durch den, der da iſt und ſein wird und geweſen iſt.

Freimaurer-Ritualien von 1766. S. 102.

Man wird ſich erinnern, wie auch in der „Zauberflöte“ dieſes maureriſche „bald“, und zwar dreifach, wie in obiger Stelle ertönt:

„Bald prangt, den Morgen zu verkünden,
Die Sonn' auf neuer Bahn;
Bald ſoll der Aberglaube ſchwinden,
Bald ſiegt der weiſe Mann.“

„Bald fühlt der edle Jüngling neues Leben,
Bald iſt er unſerem Dienſte ganz ergeben
— — — — — — — — — — — —
Bald, bald, bald wird er unſer würdig ſein,“

mit Wiederholung der letzten Zeile.

5.

Wenn Sie Ihren Vortheil kennen, ſo iſt die Welt unſer. Das Schickſal leitet uns wunderbar. Ich ſehe große, ungeheuer große Ausſichten vor mir.

Der Illuminat Knigge in einem Briefe an
Weishaupt 1783.

6.

Sie werden nach und nach eine eigene Moral, Erziehung, Statiſtik und Religion entſtehen ſehen.

Weishaupt an Zwack den 10. März 1778.

Dazu bemerkt Eckert: „Man werfe einen prüfenden Blick um ſich und man wird erkennen, daß Weishaupt keine leeren Worte ſprach, daß er ſeine Gegenwart und die Zukunft richtig verſtand, daß ſein Werk nicht mit ihm erloſch, daß ſeine Maurerheere treulich fortarbeiteten in den Bahnen des Riſſes, den er zeichnete.“ S. des Genannten „Magazin der Beweisführung“ ꝛc. II. S. 59.

7.

Noch immer drängen ſich an die Spitze unſeres Geſchlechtes hin despotiſche Würger vor, um es zu tyranniſiren. Man muß den Großen die angeborenen Menſchenrechte der Freiheit, des Eigenthums und der urſprünglichen Gleichheit einflößen. Seht ihr die Früchte eueres Beſtrebens nicht, ſo übergebt das Werk eueren Nachkommen; ſie werden es höher aufführen, und unſere Enkel werden es noch weiter fortführen, immer höher und höher, bis es über alle Gebäude, die ſich das Laſter von ſeinen Knechten aufführen läßt, hinausragt, bis alle dieſe in Schutt verfallen und dein Tempel, o Tugend, unſer Werk, allein daſteht.

Wiener Freimaurer-Journ. Jahrg. I. Bd. III. S. 139 ff.

8.

Bei Eröffnung der Loge, welche das Großkreuz St. Johannis oder die vollkommene Maurerloge heißt, fragt der Meiſter: Was iſt die Glocke? Marſchall: Die vollkommene Zeit. Meiſter: Welche iſt dieſe? Marſchall: Da die Wächter mit Schrecken erwachen.

C. E. Eckert, der Freimaurerorden in ſeiner wahren Bedeutung. In Commiſſion bei Adler und Dietze in Dresden. 1852. S. 488. Vergl. oben S. 64.

9.

Bei der Reception eines ſchottiſchen Meiſters und Andreasritters wird zwiſchen Oſten und Weſten im Süden der Galgen aufgerichtet. Sarſena S. 192. Für wen? Zwiſchen Oſten und Weſten im Süden liegt für uns Rom, und hier reſidirt das höchſte Haupt der Chriſtenheit. Sapienti sat. Die Sache bedarf keiner weiteren Erforſchung und Erläuterung.

10.

— — — — Und wenn die ganze Welt des Ordens Tempel iſt, der Azur des Himmels ſein Dach, die Pole ſeine Wände und Thron und Kirche ſeine Pfeiler — dann werden die Mächtigen der Erde ſelber ſich beugen und uns die Weltherrſchaft, den Völkern aber die ihnen von uns bereitete Freiheit laſſen. Nur noch ein Jahrhundert ſchenke uns der Weltenmeiſter, dann ſind wir an dem vorgezeichneten Ziele und die Völker ſuchen ihre Fürſten nur noch unter ihren Geweihten.

Blumenhagen, Meiſter vom Stuhl.
Zeitſchrift für Freimaurerei.

11.

Ja, meine Brüder! Im Fortſchreiten auf dem edlen Pfade wird die Maurerei, dieſe erhabene Glaubensregel, dieſer Ausdruck des trefflichſten Regierungsſyſtems auf Erden, zuletzt über alle Widerſacher ſiegen, und ihr Geſetz nur dazu dem ganzen Erdball geben, daß er ihre menſchenfreundlichen Geſinnungen liebe und verehre.

Logenrede.

Aſträa, Taſchenbuch für Freimaurer
von Friedrich v. Sydow. 1828.

12.

Die Brüder des dritten Grades der „deutſchen Union“ des Dr. Bahrdt in Halle „wiſſen, daß die Vernunft Alles in Allem, der letzte Zweck der Union Entfernung des moraliſchen Deſpotismus, Entfeſſelung der Menſchheit vom Aberglauben und Erhebung der Vernunft auf den Richterſtuhl aller Wahrheit iſt.“

Eckert, Magazin II. S. 121 f.

Ueber die „deutſche Union“ als eine Tochter des Illuminatenſyſtemes und ein Werkzeug dieſer Gattung von Freimaurerei ſ. ebendaſ. S. 91 ff. 124 f. 144.

13.

Auf, reißt die Krone vom Haupte des Eroberers und ſetzt ſie der unterdrückten Unſchuld auf; zerſprengt die Sklavenketten, die noch freigeborene Menſchen drücken; lehrt unſere Bonzen Menſchlichkeit; bändigt den Uebermuth der Großen; macht die Rechte der Freiheit geltend; hebt die Menſchheit aus dem Staube, in den ſie der Deſpotismus und die Wuth der Fanatiker geſtampft!

Wiener Journal für Freimaurer. Jahrgang II. Heft I. S. 88.

14.

Heilige Natur! Du dünkeſt mich das Muſter, nach welchem der Maurer noch jetzt bei ſeinem verhängnißvollen Bau verfährt. Sein Zweck — kein bloßes Ideal — wird jeden Augenblick durch ſtilles, unvermerktes, langſames Wirken erreicht, und ſo verſchieden auch die Bedürfniſſe der Zeiten, ſo verſchieden iſt auch die Aeußerung ſeiner Wirkſamkeit. Heute: Erhaltung und Pflege eines Keimes; morgen: Ausbildung, Trieb der Blüthen und Früchte. Am erſten Tage: Ausrottung des Stammes, der, nach vollbrachtem Zwecke ſeines Daſeins, als eine todte Laſt die Erde drückt und nur den Garten der Menſchheit entſtellt; und dann: Belebung eines neuen Samenkorns aus dem Verweſungsſchutte.

Wiener Journal für Freimaurer. Jahrg. III. Heft II. S. 148 ff.

15.

Wenn nach dem Willen des großen Baumeiſters der Bau der Humanität fortſchreiten ſoll, ſo müſſen die alten Gerüſte fallen, wenn ſich auch ſämmtliche Weltmächte daran feſtklammern, um ſie vor dem Untergange zu retten. Die alten Gerüſte werden dann mit Gewalt zerſtört, und wenn dieſe Zerſtörung nach menſchlichen Geſetzen ſtrafbar iſt, ſo wird damit doch dem ewigen Geſetze, das in der Geſchichte der Menſchheit waltet, genug gethan.

Aſträa, Taſchenbuch für Freimaurer, 1845. S. 48.

B. Der nach unten und außen hin gebräuchliche Phraſenpomp und Phraſentrug.

1.

Heilig, heilig iſt der Tag,
Wo ſich edle Menſchen fanden
Und zu Brudertreu verbanden
Bis zum letzten Herzensſchlag.

Heilig, heilig iſt der Tag,
Wo für Wahrheit, Licht und Recht
Und für Menſchenwohl zu ſtreiten
Sie gelobten, zu verbreiten
Unter'm menſchlichen Geſchlecht
Tugend, Wahrheit, Licht und Recht.

Blüthen, geſammelt für meine Brüder zum Gedächtniß der Feier des Johannisfeſtes. Ohne Druckort und mit der maureriſchen Jahrzahl 5806. Motto.

Das ſind die nach außen hin als transparenter Schmuck angebrachten Phraſen und Prachtwörter der Maurerei, die aber in dieſer Allgemeinheit nichtsſagend ſind. Es kommt Alles auf die nähere Beſtimmung an; es fragt ſich, was verſteht die Maurerei unter „Tugend, Wahrheit, Licht und Recht," durch welche Mittel, auf welchem Wege will ſie „Menſchenwohl" 1)) verbreiten, und worin ſoll dies beſtehen?

2.

Der Orden ſoll die geſunkene Menſchheit aus ihrem Schlummer wecken, wieder ein höheres Leben in ihr anfachen, Trägheit, Weichlichkeit und Furcht verbannen, und zu einem edlen Eifer für Wahrheit und Tugend anfeuern. Blüthen ꝛc. S. 27.

Es iſt ſehr zu fürchten, daß die „Verbannung von Trägheit, Weichlichkeit und Furcht" die Aufhebung eines friedlichen Zuſtandes durch gewaltſames und blutiges Vorſchreiten bezeichnen ſoll.

3.

Freiheit und Gleichheit bilden die Grundlage unſeres ehrwürdigen Ordens. Dies iſt der Felſen, auf welchem die ehrwürdigen Gründer einſt dieſes ehrwürdige Gebäude aufrichteten, und dieſer Grund mußte demſelben Dauer, ſelbſt für die fernſte Zukunft verbürgen. Weisheit, Stärke und Schönheit bildeten ſeine Säulen, und Humanität, Eintracht und Freundſchaft den Kitt, der ſie verbinden ſollte.

Der Orden iſt eine Geſellſchaft, die zu allen Zeiten,

---

1) „Das höchſte Ziel des Maurers iſt der Menſchheit Glück," heißt es in einem anderen ſolchen Verſe, ebendaſelbſt S. 14.

und jetzt mehr als jemals die Beſtimmung hatte, der unterdrückten Menſchheit und der verfolgten Tugend zur Zuflucht zu dienen, die unterdrückten Rechte der Weisheit wieder geltend zu machen und aus ihrer Mitte allen Parteigeiſt, allen Zwang, alle Abhängigkeit und allen Geiz zu verbannen.

Aus einem Manifeſte des „eklektiſchen Logenbundes“ vom Jahre 1783.

4.

„Die ſchlauen Brüder kannten die Menſchen; ſie wußten, daß dieſelben der Ton, der Schall gewiſſer Worte leite, deren eigentlicher Gehalt ihnen ganz unbekannt iſt. Deßhalb gaben ſie ihrem Zwecke die herrlichſten Namen, und das war ihr Meiſterſtück — die feinſte Benützung der Beſtimmung unſeres Zeitalters. Veredlung des Menſchengeſchlechtes, Zurückführung des Menſchen zu ſeiner angeſtammten Würde, zu ſeinem ihm bisher entrückten Ziele ſeiner Beſtimmung — das waren im Allgemeinen die Namen. Unterabtheilungen: den Druck, unter welchem der größte Theil der Menſchen ſeufzt, zu erleichtern; die herrſchende Finſterniß zu verſcheuchen und durch Verbreitung heller Begriffe die bisherigen zweckwidrigen, durch Jahrtauſende alter Barbarei entſtellten Verfaſſungen zu berichtigen, ſie nach und nach für das allgemeine Wohl zu untergraben und eine beſſere für beſſere Menſchen aufzurichten, wenn eine ſchönere Morgenröthe den Tag verkündet, wo Glück und Heil dem wiedergeborenen Menſchengeſchlechte zu Theil werde. Dieſe ſchöne Morgenröthe, dieſer Tag des Glückes und Heiles war aber weiter Nichts, als die Errichtung der Oligarchie auf den Trümmern der vorigen Verfaſſungen. Dieſen Zweck zu erreichen, iſt ihnen keine Idee zu kühn, kein Plan zu groß und kein Mittel zu unerlaubt. Sie nennen ſich Monarchiſten und Republikaner, Chriſten und Atheiſten, je nachdem die Himmelsſtriche ſind, wo ſie ihr Weſen treiben und je nachdem dieſes oder jenes Gewand erforderlich iſt.

Aus dem Schriftchen: Geheime Geſchichte der Verſchwörungsſyſteme der Jacobiner in den öſterreichiſchen Staaten. Wien 1795.

Es iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß der Verfaſſer dem Perſonal der damals wider den Orden angeſtellten Unterſuchung angehörte oder ihm doch ſehr nahe ſtand.

5.

Der Freimaurerorden iſt eine Verbindung freier Männer für gegenſeitige Erleuchtung, Veredlung, Rath, Troſt und Hülfe, welche den beſonderen Zweck hat, die Annäherung gebildeter, durch profane Verhältniſſe von einander entfernter, aber an Geiſt und Herz verwandter Menſchen zu erleichtern, ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Böſen zu bilden und durch Beförderung der Humanität zur

Veredlung der Menſchen und zur Einigung derſelben in dem ſchönen Ideale der Menſchheit zu wirken.

> Wedekind. Der pythagoräiſche Orden, die Obſcurantenvereine in der Chriſtenheit und die Freimaurerei. Leipzig 1820. S. 146 f.

Ich will gern glauben, daß die Sache von recht vielen Brüdern in der That ſo gefaßt wird. Aber dieſe ſtehen eben nur im Vorhofe des Tempels, nicht im inneren Heiligthum ſelbſt. Wedekind ſelbſt S. 164 des genannten Werkes ſagt: „In der Freimaurerei, als Orden, liegt allerdings auch die Anlage zu egoiſtiſcher Herrſchaft durch Hierarchie, geheimes Wirken und Obſcurantismus ..... Es läßt ſich gar nicht läugnen, daß die Freimaurerei, wenn man einen geheimen hierarchiſch eingerichteten Orden daraus machen will, unter gewiſſen Umſtänden und zu gewiſſen Zeiten, ſehr mißbraucht werden kann.“ Sapienti sat. Das iſt genug geſagt. Gleichwohl gibt Wedekind gleich darauf den Rath, ſich von Seiten des Staates und der Kirche um dieſen Geheimbund gar nicht zu bekümmern. Sonderbare Forderung bei ſo zugeſtändlich großer Gefahr!

6.

Auf dem Wilhelmsbader Convent wurde der Beſchluß gefaßt, als allgemeinen Ordenszweck: „Wohlthätigkeit im weiteſten Sinne des Wortes“ anzugeben. Die Welt ſollte den gewöhnlichen Begriff der „Mildthätigkeit“ daraus entnehmen; der wahre Sinn aber ging dahin: wohlthätig für die Menſchheit ſei das, was der Orden dafür halte, der ſeine Weltreichsverfaſſung für die wohlthätigſte hält, was für die Menſchheit zu erzielen ſei.

Eckert, die Myſteriengeſellſchaften der alten Heidenkirche. Schaffhauſen 1860. Vorrede XXI f.

7.

Den wiewohl als die alleinigen vorgelegten Statuten iſt immer am Schluſſe eine auf weitere geheime Statuten verweiſende Clauſel beigeſetzt, die in dem oſtenſiblen Fundamentalſtatutenbuch des heutigen Ordens folgende Faſſung hat:

„Alle dieſe Pflichten habet ihr ſorgfältig in Acht zu nehmen, *gleichwie auch diejenigen, ſo man euch auf eine Weiſe, die nicht beſchrieben werden kann, mittheilen wird.*“

S. neuengliſches Conſtitutionsbuch, deutſche Ueberſetzung, dritte Auflage, S. 308. Dem Grundvertrag der Großloge Royal York zu Berlin iſt die Stelle unter den Urpflichten der Maurerei S. 188 angedruckt. Hiernach kann die Läugnung des Umſtandes, daß hinter dem angeblich harmloſen und unſchuldigen Verein noch etwas ganz Beſonderes und ſehr Geheimes ſtecke, welches die Oeffentlichkeit durchaus nicht verträgt, offenbar nicht feſtgehalten werden.

C. Die Maurerei als Elite der Menſchheit und als Menſchheit par excellence.

1.

Die Maurerei ſoll die Elite der Menſchheit umfaſſen.

„Blüthen zum Gedächtniß der Feier des Johannisfeſtes 5806.“ S. 52.

2.

Der Freimaurerorden nennt ſich vorzugsweiſe die Menſchheit. Eckert, Magazin I. S. 87.

3.

— — — Männer, die ſich immer als eine edlere Claſſe von Menſchen betrachtet haben.

Wiener Journ. für Freimaurer. Jahrg. I. Heft II. S. 163.

4.

Ich bitte, mit dieſen ſtolzen Ausſprüchen den Aufſatz: „Loge und Genius“ zu vergleichen. Ich meinerſeits kann ſchlechterdings nicht begreifen, wie eine Geſellſchaft, die ſich mit dem Genius, dieſem höchſten geiſtigen Menſchheitsadel, nicht verträgt, die einen Mozart und Leſſing in Noth, Einſamkeit und Elend verkommen läßt, ja, wenn ſo auffallende Umſtände, wie ſie oben a. a. O. zur Sprache gekommen, nicht ſehr täuſchen, ſogar abſichtlich in's Grab ſtößt, dergleichen Anſprüche machen kann.

D. Ordensgeheimniß und Ordensregierung.

1.

Leuchtet uns des Ordens freundlicher Stern, ſo fliehen die Nebel und trüglichen Schatten, die unſeren Gang umdämmern. Er ſei uns aufgegangen, erhelle unſeren Pfad, den Pfad zum Tempel des Rechts, der Wahrheit und der Liebe. Es iſt doch der innere Orden, in den wir die Aufnahme begehren 1), in dem wir ſteigen wollen. Er nur iſt es, der die Weihe, die Grade, den Preis, die Krone gibt. Blüthen ꝛc. S. 20.

2.

Hinweg mit allen Blendwerken des Wahns! Erwache, Vernunft, aus deinem Schlummer, baue das öde Feld, beſäe die Brachacker, tilge das wildernde Unkraut! Befördert Gerechtigkeit, ehret Religion 2), erziehet die Jugend, ſteuert dem Müßiggang! Unſere Vorfahren 3) waren unſere Vorgänger; wir müſſen unſer Tagewerk den Enkeln überliefern. In meiner Ordensſchule hörte ich immer die laute Stimme: Dich rief die moraliſche Bildungsſchule; bereichert mit reinen Kenntniſſen tritt in den Wirkungskreis! Ich bin die ſtille Pflegerin heiliger Wahrheiten, die ich

---

1) Im Originaldruck ſteht: „begehrten“ — wohl in Folge eines Druckfehlers.

2) Was für eine, da die Maurerei wenigſtens die öffentlich beſtehenden haßt und untergräbt?

3) Die früheren Ordensbrüder.

Wenigen anvertraue, um ſie zu verpflanzen auf das große Menſchenfeld. Maurer ſind erleuchtete Vorgänger des Lichts; ſie bewahren das heilige Feuer und ſteuern der Tempelfrevler Hohn und Wuth.

Blüthen zum Gedächtniß der Feier des Johannis-
feſtes 5806. S. 11.

3.

Das Innere dieſer Societät, es mag Lehren und Handlungen oder Gebräuche und Sitten betreffen, iſt Allen, die ſich außer derſelben befinden, unbekannt; und dieſe Verborgenheit rührt nicht nur von der Beſchaffenheit der Geheimniſſe ſelbſt, ſondern auch von den Verpflichtungen her, durch welche jedes Mitglied gehalten wird, auch nicht den kleinſten Zug von all dem, was den Orden angeht, bekannt zu machen.

„Apologie des Freimaurer Ordens von dem Bruder ***,
Mitglied der ** ſchottiſchen Loge zu P*.“ Berlin 1778.

Die älteſte Ausgabe dieſes Buches fällt in's Jahr 1769, die zweite kam 1772 heraus. Seitdem hat ſich der Stand der Sache bedeutend geändert; die Kenntniß des Rituals läßt ſich aus zuverläſſigen Quellen ſchöpfen; das eigentliche Geheimniß möchte man allerdings noch immer in's tiefſte Dunkel bergen. Aber auch dieſes iſt uns von Wiſſenden verrathen; man kann auch überdies durch zweckmäßige Studien und Combinationen dahinter kommen. Es wird in dieſer Abtheilung der Aphorismen zum beſtimmteſten Ausſpruch gebracht werden.

4.

Das eigentliche höchſte Maurergeheimniß iſt von Anfang nur durch Tradition, Ueberlieferung, Vertraute fortgeſezt worden und *es ſind von jeher nur Wenige in deſſen Beſitz geweſen.* Es gibt nun einmal Licht und Wahrheiten, die nur dem geübten Auge wohlthätig ſind. Daher gibt es im Orden auch Abſtufungen.

Die Freimaurer und ihre Stellung zur Gegenwart.
Leipzig 1852. S. 33.

5.

Es gibt Umſtände, die uns zwingen, unſeren Hauptzweck ſogar in gewiſſen Prüfungsſtufen ſorgfältig verborgen zu halten. Deßhalb und anderer Urſachen wegen mußten ſehr viele Brüder den Zweck des Ordens verkennen. Man konnte ihnen die Aufnahme nicht verweigern; aber man theilte ihnen nur einen kleinen Theil des Endzweckes mit. *Man verbarg ſich vor ihnen, bis ſie endlich gar nicht wußten, woran ſie waren* ꝛc.

Freiherr *Ecker* von *Eckhofen*, geoffenbarter Einfluß der ächten Freimaurerei in das allgemeine Wohl der Staaten 1777 und 1779. Auf Befehl des hohen Ordenscapitels geſchrieben. S. 86.

6.

Pythagoras machte zwei Fehler, welche ſein Werk ſcheitern machten. a) Er zeichnete die Mitglieder des Ordens durch eine eigenthümliche Kleidung aus. So waren die Mitglieder der Welt kenntlich; ihre Zahl, ihr Einfluß, ihr Handeln konnte genau beobachtet werden. b) Er ließ den äußeren Orden wiſſen, daß ein innerer exiſtire. Ihr, die ein heller Geiſt erleuchtet, die ihr unter dem Schleier unſeres Außenwerkes ernſthaftere Beſchäftigungen leitet, und den Einfluß bemerkt, den unſer unbekanntes Fortwirken im Stillen auf die Pflege der Menſchheit hat — euch ſtelle ich die Geſchichte des pythagoräiſchen Bundes zum warnenden Beiſpiel auf, vorſichtiger zu ſein, um einem ähnlichen Looſe zu entgehen.

Wiener Journal für Freimaurer.
Jahrg. II. Heft I. S. 25. 27.

7.

Wie viele unter euch gibt es nicht, die von dem Geiſte und Zwecke des Ordens und ſeiner Geheimniſſe ebenſowenig und vielleicht weit unrichtigere Dinge wiſſen, als die Laien ſelbſt!

Aus dem Manifeſte des vereinten Directoriums der Templer und Roſenkreuzer in Berlin von 1794.

8.

Die drei ſymboliſchen Grade, die bloße Freimaurer Brüderſchaft, befindet ſich im Vorhofe des Tempels als die bloße Schaale des Ordens, ſeines Kernes, den ſie unwiſſend mit Gut und Blut, mit Ehre und Gewiſſen ſchützt und nährt

Eckert, Tempel Salomonis S. 6.

9.

Der Meiſter muß wiſſen, daß die drei Grade nur eine

Hülle, eine vorbereitende Beſchäftigung im Vorhofe ſind, daß erſt auf höheren Graden das Licht erblickt und der Eingang in das Innere betreten werden kann.

Anhang zu den Ritualſtatuten der drei Johannisgrade der großen National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin. Leipzig 1825. S. 192.

10.

Damit die Oberen ihre wahre Abſicht beſſer verbergen, haben ſie die drei erſten Stufen zu einer Pflanzſchule höherer Wiſſenſchaften gemacht, und es kann Keiner höhere Stufen erſteigen oder in das Allerheiligſte des ſchönen Naturtempels eingelaſſen werden, der nicht erſt jene Stufen erſtiegen hat.

Ecker von Eckhofen Ordensbruder, in ſeinem, wie er ſelbſt ſagt, auf Befehl der Oberen geſchriebenen Werke: „Geoffenbarter Einfluß der ächten Freimaurerei in das allgemeine Wohl der Staaten.“ Amſterdam 1779. Zweite Auflage. S. 11.

Schon die wahre Erklärung der Tapeten (des „Tapis“) der drei erſten Grade beweiſt den wahren Endzweck der Stiftung. Allein ſie wird nur im Innerſten des Ordens mitgetheilt.

Daſelbſt S. 88.

11.

Eilf Zwölftheilen der Ordensbrüder wird geſagt, ſie ſeien noch zu ſchwach, die Erkenntniß des letzten, großen Ordenszweckes zu ertragen; es wird ihnen bald dieſer, bald jener gute Zweck vorgeredet ꝛc.

Eckert.

In jeder der ſo zahlreichen Ordensſtufen wird dem Aufzunehmenden ein anderer Zweck angegeben und ihm die Verpflichtung auf deſſen Feſthaltung abgenommen, der früher genannte Zweck aber für eine fromme Täuſchung erklärt.

Derſelbe.

12.

Was dem Nichtkenner des inneren Zuſtandes der Brüderſchaft in der That ſehr wunderlich erſcheinen muß, iſt die Veranſtaltung, daß ſelbſt kein Bruder der niederen Grade in der Geſchichte der Brüderſchaft die Wahrheit unverſchleiert ſchaue. Auch läßt man es hier, ſowohl gegen ſogenannte Profane, als auch gegen Brüder, nicht bei vorſichtigem Schweigen bewenden; man gibt ſogar abſichtliche Erdichtungen, die oft ſo ſchlau als abgeſchmackt ſind, mit ernſter Miene für hiſtoriſche Wahrheit aus.

Krauſe.

Vorwort zu Burkhardt's Ueberſetzung der auf Befehl der Großloge von Schottland geſchriebenen Geſchichte der Freimaurerei aus authentiſchen Quellen von Lawrie. 1810. S. IV.

13.

Nicht die Maurerei als Ordensverbindung, ſondern das Weſen und die Gebräuche derſelben ſind Geheimniſſe.

Im Allgemeinen vereiniget ſie die Menſchen aller Himmelsſtriche durch Liebe, Tugend und Weisheit; achtet aber auch die beſonderen Verhältniſſe, welche die Zeit und die Hand der Vorſehung geknüpft haben, achtet ſie nicht nur, ſondern macht ſie ſelbſt Jedem heiliger (?!). Sie iſt ferner eine liebevolle Pflegerin alles Guten, Edlen und Großen, was im Menſchen liegt; die Schule des menſchlichen Herzens, eine Mittlerin zwiſchen Geſetz und Tugend und eine Freundin der Künſte und Wiſſenſchaften; ihr Gebot iſt Menſchenliebe, Rechtſchaffenheit und Wohlthätigkeit. Sie iſt endlich die Ausſpenderin aller wahren und höheren Freuden des menſchlichen Lebens, der Zufluchtsort des verkannten Verdienſtes und der unterdrückten Unſchuld.

Verſuch einer richtigen Darſtellung des Freimaurerordens. Osnabrück 1805. S. 5.

Höchſt vortrefflich, ehrwürdig und tadellos. Aber das „*Weſen*" der Verbindung kann damit nicht ausgeſprochen ſein; denn wir hören ja, daß dies ein Geheimniß iſt. Oder wenn es hier ausgeſprochen iſt, wozu bedarf es für ſo löbliche Zwecke einer myſteriöſen Verhüllung und Abſchließung? — In derſelben Schrift S. 50 heißt es: „*Der wahre Grundzweck der Freimaurerei iſt noch nie allgemein und umſtändlich bekannt geworden.*" Es werden alſo nur *falſche* Grundzwecke angegeben. Und doch ſoll dieſe Verbindung ſo harmlos und unſchuldig ſein, wie ein neugebornes Kind? Und doch ſoll man ſich durch wohlklingende Phraſen beruhigen laſſen?

Das Weſen, den Grundzweck, den wahren Grundzweck des Ordens zu wiſſen, darauf käme es an. Und wenn der nicht geoffenbart wird, ſo iſt Grund zu allem möglichen Verdachte vorhanden, und jener prangende Selbſtpreis der Verbindung iſt nur ein Sandwurf in die Augen der Welt und ein Lockton, womit man die Gimpel fängt.

14.

Von dem maureriſchen Geheimniſſe ſagt der Verfaſſer der Schrift: „Die Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei in Deutſchland.“ Leipzig 1854: Was daſſelbe ſei, darüber ſeien ſogar alte Logenmitglieder begrifflich unklar, und es herrſche darin, namentlich bei nichtintelligenten Maurern, eine oft komiſche Verwirrung der Vorſtellungen

15.

Von Grad zu Grad wird dem Aſpiranten geſagt: ſpäterhin werde er das Weitere erfahren. Sarſena S. 22.

16.

Nach einer langen Reihe von Graden, nach furchtbaren Eiden und Bedrohungen für den Verräther der Geheimniſſe mit Degenſpitzen und Dolchen kommt bei der ſchottiſchen Maurerei zuletzt ein Stück des — kleinen, lutheriſchen Katechismus zum Vorſchein, was in jeder Dorfſchule gelehrt wird.

Hengſtenberg, die Freimaurerei und das evangeliſche Pfarramt. 1. 39.

Und das ſollte die Wahrheit ſein?

17.

Ehe Ihr mich über den dritten Grad hinaufführtet, war ich voll von Erwartungen, welche allein mir damals eine geheime Verbindung zu rechtfertigen ſchienen, von ſolchen, meine ich, welche die Freiheit des Menſchen, die politiſche und moraliſche, betreffen. Man hat mich getäuſcht. Die Hieroglyphe wird für den, der allgemeines Menſchenglück ahnt, immer unerklärbarer und widerſprechender .... In eilf Jahren müßte ich doch wohl einige nähere Kenntniſſe von dem Inneren, wo das Geheimniß ſein ſoll, und von den unbekannten Wächtern deſſelben erlangt haben; aber noch jetzt weiß ich nur ſo viel, daß jene Acte, die ich bekannt machen mußte, um den Laien ein Vorurtheil für die Aechtheit unſerer Secte zu geben, nichts weiter, als Poſſenſpiel war, worüber ſelbſt die ſichtbaren Vorſteher in Berlin gelacht haben, ein Poſſenſpiel, wie andere für Beweiſe ausgegebene wahre oder vorſätzlich erdichtete Nachrichten von Abſtammung des Ordens aus Schweden, Schottland, dem Orden der Tempelherrn, den eleuſiſchen Geheimniſſen, der ägyptiſchen Hierarchie ꝛc. Wie kann ein Orden auf Wahrheit und Tugend ausgeben, der ſich öffentliche Unredlichkeiten erlaubt und dazu den Eifer eines redlich geſinnten argloſen Jünglings mißbraucht? Wie kann ein gutes Geheimniß in den Händen der Wächter ſein, die ſich und ihre Herkunft noch mehr, als ihre Lehre verheimlichen; die nicht nach Geiſt und Rechtſchaffenheit fragen, wenn ſie Jemand näher zu ſich berufen, ſondern nach den

Umſtänden, worin er lebt, und nach der Hoffnung, die er gibt, dieſe Umſtände zum Vortheil, d. h. zur Ausbreitung des Ordens zu nutzen; die von dieſen Beförderten ſchamlos verlangen, daß man zu wiſſen vorgebe, was man nicht weiß; die es nicht als edle Geſinnung, als ächte Ordensarbeit belohnen, wenn Jemand dies Anmuthen ablehnt, ſondern ihn mit Kälte und Drohungen ſtrafen, und gleichwohl dieſen ſo gut als ausgeſchloſſenen Redlichen, der nicht aus blindem Gehorſam lügen wollte, noch immer als Anhänger des Ordens mitnennen, wenn Jemand angelockt werden ſoll! Ich weiß auch nicht, was man zur Entſchuldigung des Ordens anführen kann, daß er ſo manchem ſchlecht und recht lebenden fleißigen Bürger, den die widrige Prahlerei von Glückſeligkeit für dieſes und jenes Leben oder der eitle Stolz, unter ſeines Gleichen etwas Außerordentliches vorzuſtellen, angelockt hat, zu Müßiggang, albernen Ceremonien und, weil ihre wahre Deutung nur wenigen Brauchbaren geoffenbart wird, zur ſtupideſten Schwärmerei verführt, und ſich dieſen edlen Unterricht ſo theuer bezahlen läßt, daß oft Frau und Kinder deßhalb darben müſſen.

Frage dich mit dem reinſten Gedanken an Gottes Gericht, *wer die Oberen ſind, die ſelbſt dir noch unbekannt, an der Spitze des Ordens ſtehen, und was für Zwecke die Menſchen, die ſich ſolche Mittel erlauben, mit uns haben können?* Schon vor Jahren ſetzte Dich mein Einwurf in Verlegenheit, wie ein Orden, der ſich frei nennt, die entſetzlichſte

Unterjochung des Geiſtes zum Grundſatz annehmen konnte. Man muß ſehr verblendet ſein, um nicht bald zu entdecken, daß ſolche Grundſätze auf Hierarchie, die ſchrecklichſte aller Tyranneien, abzwecken. Und worauf gründet man dieſe Anſprüche auf ſklaviſche Unterwerfung? Wer ſind die Leute, denen wir blindlings nachtappen in Finſterniſſe, wo auch nicht das ſchwächſte Schimmerchen leuchtet? Wozu eine ſo geheime, mit ſo ſcheußlichen Schwüren befeſtigte Verbindung, und wozu die vielen Symbole, die immer vermehrt werden, je weiter man kommt, und die nur durch willkührliche Deutungen einen moraliſchen Sinn erhalten, als wenn ich das Chaos auf meinem Schreibpulte moraliſch erklären wollte? Hat das ſklaviſche Entblößen, und daß man blindlings[1] nicht bloß ankommt, ſondern die ſymboliſche Reiſe thut, gar keine Bedeutung? Wem verſpricht man blinden Gehorſam?

Heinrich Voß an ſeinen maureriſchen Pathen Tobias Mumſen zu Altona im Jahre 1786. Halleſches Volksblatt vom 17. Februar 1858.

Voß kam auf den Gedanken, die unbekannten Ordensoberen ſeien Jeſuiten. Die Jeſuiten ſtehen vielmehr auf dem äußerſten Endpunkte der anderen Seite. Dieſen aber traut man mit einem wahrhaft kindiſchem Aberglauben alles Mögliche, ja Unmögliche zu; dieſe ſollen hinter Allem ſtecken, was ſich ſonſt nicht klar zu erkennen gibt, und es gehört zu der Taktik der Geheimbünde, dieſem Gegner Alles zuzuſchreiben oder zuſchreiben zu laſſen, was ſie ſelber thun. Selbſt das oben citirte Halle'ſche Volksblatt wagt es nicht, die Jeſuiten von der maureriſchen Complicität zu abſolviren.

---

[1] Mit verbundenen Augen bei der Aufnahme in die Loge.

18.

„Hiſtoriſche Wahrheiten" — wo ſind gewiſſe vorhanden? — „können nur erſt ſpät und mit großer Auswahl und Behutſamkeit mitgetheilt werden. Sie ſind nur für die Wenigen, welche" u. ſ. w. Wenn man 47 Jahre lang ein fleißiger Arbeiter und Forſcher war, ſollte man doch auch zu der Stufe der „Wenigen" gelangt ſein.

Sarſena S. 42 f.

Es iſt dies nämlich eine Stelle aus einer in dem genannten Werke mitgetheilten und mit kritiſchen Bemerkungen begleiteten Darſtellung der Freimaurerei. Der Verfaſſer des Buches beſchwert ſich darüber, daß er in einem Zeitraume von 47 Jahren — denn ſo lange ſei er Freimaurer — bei dem beſten Willen und regſtem Eifer ein eigenthümliches Ordensgeheimniß nicht habe entdecken können, und daß ihm Nichts der Art mitgetheilt worden ſei. Vergl. daſelbſt S. 5 und 44. „Ich fand Nichts von dem, worauf ich immer vertröſtet wurde. Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben." Welch empörend ſchamloſe Wirthſchaft iſt das! Iſt kein Geheimniß vorhanden, ſo wird durch und durch nur betrogen; und iſt ein ſolches da, wird aber intelligenten und redlich ſtrebenden Menſchen niemals mitgetheilt, ſo muß es von ſehr bedenklicher und gefährlicher Beſchaffenheit ſein.

19.

„Der ächte Schlüſſel zu den Symbolen der Maurerei iſt das einzige wahre Geheimniß der Maurerei. Alle Ausartungen dieſes Ordens ſind nur daher entſtanden, daß man falſche Schlüſſel erhalten, oder dergleichen ſich ſelbſt gemacht hat."

Angeführt im „Sariena." S. 40 und 50.

Es werden alſo Ausartungen zugegeben. Die falſchen Schlüſſel zu den Symbolen ſollen Schuld ſein. Man dürfte alſo nur den ächten geben, ſo wären Ausartungen unmöglich. Warum thut man es nicht? Warum gibt man ſolche oder läßt zu, daß ſolche gegeben werden und Einige ſolche ſich ſelbſt machen?

20.

„Unſere Geheimniſſe haben, ſo wie unſere Verbindungen, Nichts in ſich, was mit den Wahrheiten der chriſtlichen Religion, auch nach den Begriffen der ſtrengſten Orthodoxie, mit dem Gehorſam gegen die Obrigkeit, mit den bürgerlichen Pflichten und den guten Sitten auch nur im Geringſten ſtreiten könnte. Was brauchen unſere Gegner mehr zur Beruhigung?"

Apologie des Freimaurerordens. Berlin 1778. S. 219.

Das iſt doch gar zu unverſchämt gelogen. Es heißt dann weiter: das ſei die Sprache, die alle rechtſchaffenen Freimaurer führten; diejenigen, die all dem in ihren Werken entgegenhandeln, ſeien keine wahren. Das Umgekehrte möchte richtiger ſein; die deſtructivſten ſind die ächteſten; die anderen ſtehen noch auf niedrigeren Graden; und halten ſie den Orden in der That für etwas in religiöſer, kirchlicher, politiſcher, bürgerlicher und moraliſcher Hinſicht mit dem Beſtehenden und Geltenden vollkommen Harmonirendes, was ſelbſt auf den unterſten Stufen kaum möglich ſein dürfte, ſo ſind ſie die lächerlichſten Einfaltspinſel, die man ſich denken kann.

21.

Ordenszwecke: Weltherrſchaft[1], Naturcultus und freie Lebensgemeinſchaft.

Eckert, Magazin, Heft I. 84. 87. 89.

22.

Auf dem Fußboden der Loge finden wir das ſogenannte Tapis — einen Teppich, der den Tempel Salomonis darſtellt. Er zeigt die Formen der Loge, und man erklärt ausdrücklich, daß jener Tempel das Abbild des Naturreiches geweſen, und daß derſelbe das Symbol des Ordenszweckes und aller einheitlichen Arbeiten ſei, woraus doch wohl unabweislich zu folgern ſein dürfte, daß der letzte Zweck des Ordens der der Schaffung ſeines theokratiſchen Naturreiches ſei.

Eckert, Tempel Salomonis. Prag 1855. S. 3.

23.

Der Freimaurerorden nennt ſich notoriſch „die königliche Kunſt.“ In der 1795 angeblich zu Osnabrück und

---

[1] Ein Einheitsweltſtaat an der Stelle der Einzelſtaaten.

Hamm erſchienenen Schrift: „Der Myſtagog," findet ſich nach Eckert eine Figur mit der Benennung: „königlicher Baubalken" vor. „Die königliche Kunſt" iſt die Kunſt, zur Erreichung des auf allgemeine Weltbeherrſchung Anſpruch machenden Ordenszweckes thätig und wirkſam zu ſein und wird in techniſch-ſymboliſchen Bauformen geübt. Der „königliche Baubalken" iſt ein Riß, eine überſichtliche Andeutung des Arbeitsplanes, den Eckert im „Tempel Salomonis" auseinander zu ſetzen ſucht. Man ſagt: „Der Zweck unſeres Bundes und unſerer Arbeit iſt ein Bau; es iſt ein Bau des Tempels der Tugend, welcher ſymboliſch der Tempel Salomonis heißt. Unſer architektoniſches Schöpfungsbild iſt die cubiſche Quadratur, die wir unſeren Geſellen als das Muſter vorlegen, in deſſen Form alles rohe Material zu bringen, die Aufgabe unſerer Arbeiten ſein muß." Unter „Tugend" wird hier natürlich nur das Leben und Handeln nach den Grundſätzen und Vorſchriften des Ordens verſtanden.

24.

Es haben bis heute vielleicht nur drei, vielleicht ſieben und höchſtens nur fünfzehn Perſonen der allerhöchſten Ordensregierung den allgemeinen techniſch-ſymboliſchen Plan vor ſich, der die allgemeine Ueberſicht über das Ganze, die Verbindung des Einzelnen damit und deſſen Bedeutung im Ganzen gibt.

Eckert, Magazin. Heft I. S. XXXII.

25.

Die feinſten Fäden der Regierung liegen, einem ſtaunenswerth feinen Geſellſchaftsorganismus zufolge, in der Hand eines Einzelnen, dem zwei Perſonen als Organe dienen, zuſammen die heilige Ordenstrinität. Unter dieſen ſteht ein höchſter Berathungs- und Vollziehungskörper mit zwölf Perſonen, dem allein jene höchſte Trinität bekannt iſt, ſo wie er ſeinerſeits nur wieder geheimen mittleren und dieſe nur geheimen unteren Körpern bekannt ſind, welche alle in und mittelſt ſichtbaren Ordenspotenzen das Ganze leiten.

Eckert, Magazin, Heft IV. S. 133.

26.

Die Cölner Urkunde erklärt: „Unſere Verbindung beſteht, wie früher, ſo auch jetzt aus dieſen drei Graden der Lehrlinge, Geſellen und Meiſter; die letzteren aber, die Meiſter, aus gewählten und höchſterwählten Meiſtern.“ Es iſt dann von einem wechſelſeitigen Austauſche der Lehre und des Lichtes auf dem ganzen Erdboden die Rede. „Und ſo iſt es geſchehen, daß man anfing, aus jenen bereits auserwählten Meiſtern noch außerdem Einen zu erwählen, der als der höchſt auserwählte Meiſter oder Patriarch verehrt wurde, den auserwählten Meiſtern allein bekannt, ſo daß er als das zugleich ſichtbare und unſichtbare Oberhaupt unſeres ganzen Ordens angeſehen wurde. Wie denn auch heutigen Tages dieſem Vertrage gemäß ein oberſter Meiſter oder Patriarch, obgleich den Wenigſten bekannt, wirklich vorhanden iſt[1]."

27.

Dem geheimen Geſellſchafts-Organismus der Maurerei nach gipfelt das Ganze in einer Perſönlichkeit, welche man den „Gottmenſchen" nennt. Dieſer Ausdruck erinnert an den menſchgewordenen Gott des Chriſtenthums, bedeutet aber natürlich etwas ganz Anderes, vielmehr Entgegengeſetztes. Er ſollte eigentlich „Menſchgott" heißen. Der Accent ruht dort im Chriſtenthum auf Gott; hier im Geheimbunde iſt er der Natur der Sache nach umgekehrt auf Menſch zu legen. Dort iſt von einem zur Menſchheit herabgeſtiegenen göttlichen Weſen die Rede; hier wird das übermenſchlich Göttliche abgewieſen und der Menſch ſelbſt, unmittelbar, wie er iſt, zum Gotte gemacht, wie es ſchon der Apoſtel Paulus 2 Theſſal. 2. 4. ganz beſtimmt ausgedrückt hat. Der alte Adam, der Naturmenſch und natürliche Weltherr, der in den alterthümlichen Culten und ſelbſt noch in dieſen neueren Myſterien als untergegangen, geſtorben, getödtet betrauert, deſſen Wiederbelebung erſehnt und verſucht wird, iſt hier in maureriſcher Faſſung und Vorſtellung auf's Neue vorhanden und ſtellt ſich in dem höchſten Regenten des Ordens dar, der deßhalb auch der Phönix heißt. In früherer Zeit ſtand an der Spitze verſchiedener Geſellſchaften der bezüglichen Art ein gubernator olympicus, deſſen Würde, wie es ſcheint, vom Jahre 1410 an beſtand und der mit ſeinem Regierungscollegium in Italien ſaß. Der heidniſche Titel deutet etwas Aehnliches, wie „Menſchgott" oder in chriſtlicher Form „Gottmenſch" an. Ein ſolcher gubernator olympicus, Namens Angelus Hagith, findet ſich im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts genannt; vergl. was darüber Eckert, Magazin Heft VI. S. 14. nachweiſt. Im griechiſchen Alterthum hieß dieſer höchſte Myſterienfürſt Proteus, d. h. der Erſte, Oberſte, von πρωτος, worüber näher in den „Blicken in's Alterthum" gehandelt werden ſoll. Der Prieſterfürſt (Imam) der Druſen, welche Myſterien haben und mit der Freimaurerei in zugeſtandener Verwandtſchaft ſtehen, iſt ebenfalls hieher zu ziehen; er heißt auch „der Alte vom Berge." In der Zauberflöte wird dieſer erhabene Ordenschef durch die Figur des Prieſterfürſten Saraſtro repräſentirt. Damit hängt auch wohl der ſagenhafte Prieſterkönig Johannes zuſammen.

---

[1] Consocietatem nostram, ut olim, ita et nunc, tribus hisce discipuli, socii, magistrique gradibus, postremos autem magistros electis magistris, summisque electis magistris constare . . . . . Quo factum est, ut ex iis quidem electis magistris unus insuper eligi coeptus sit, veluti prae caeteris excellens, qui ut summus magister electus vel patriarcha veneraretur, solis electis magistris cognitus, simulque et visibile atque invisibile totiusque consociationis nostrae caput et princeps haberetur; quemadmodum et hodie hoc pacto supremus magister atque patriarcha, siquidem paucissimis notus, revera existit.

Die beiden Johannes — Täufer und Evangeliſt — ſind bekanntlich Ordenspatrone und Ordensſymbole. Für den getödteten Meiſter und Myſteriengott Adonis, Thammus, Oſiris, Hiram Abif wurde der enthauptete Täufer geſetzt; als wiederhergeſtellter, erneuerter, wiedererſtandener bekam er die Geſtalt des Evangeliſten, der jugendlich und mit dem Adler gebildet wird. Der höchſte Meiſter des Maurerordens wird, wie geſagt, auch als Phönix bezeichnet, ſ. Eckert, Tempel Salomonis S. 63. Es iſt der alte Adam, nicht etwa zum neuen geworden im Sinne des Chriſtenthumes, ſondern als dieſer alte nur völlig wiederhergeſtellt und zum Haupt eines neuen Weltreiches gemacht, wie andererſeits auch Chriſtus im tauſendjährigen Reiche der Apokalypſe als Weltherr erſcheint. Dieſer höchſte Ordensmeiſter iſt, wie ſich Eckert ausdrückt, „die Perſonificirung der höchſten irdiſchen Geiſtes- und Machtpotenz des Weltweſens, der einzig legitime Regent der vernünftigen Geſchöpfe.“ Neben ihm als ſeine nächſten Regierungsorgane ſtehen zwei andere hohe Würdenträger, der Weltpatriarch und der Weltkaiſer. Der erſtere iſt über das Innere, Ideelle, Geiſtige, Friedliche, der andere über das Aeußere, Politiſche, Praktiſche, Gewaltſame, Kriegeriſche geſetzt. Jener führt Stab und Hammer, dieſer Scepter und Schwert. Das iſt die höchſte perſönliche Ordenstrinität. Vergl. Eckert a. a. O. S. 63 f. „Der Gottmenſch,“ heißt es ebendaſelbſt S. 70, „iſt zur Zeit nur noch das regierende Oberhaupt eines Geſellſchaftsbundes, freilich bereits nicht nur von Millionen von Menſchen des ganzen Erdenrundes, ſondern auch der höchſten Beamten, der reichſten Männer und der verſchlagenſten, ehr- und habſüchtigſten, alſo gefährlichſten Perſönlichkeiten.“ Im ſymboliſchen Riß des Ordensorganismus, dem „königlichen Baubalken“ zeigt ſich im Innerſten ein Kreis, der den höchſten Ordensregenten umſchließt, dann ein zweiter, in welchem ſich der Weltpatriarch und der Weltkaiſer befinden, endlich ein dritter, der zweierlei Orden befaßt: 1) den maureriſchen *Johanniterorden*, der nicht mit dem ſtaatlich anerkannten Orden dieſes Namens zu verwechſeln iſt, 2) den *Templerorden*. Jener entſpricht ſeiner Beſtimmung nach dem Amte des Weltpatriarchen, dieſer dem des Weltkaiſers. Beide haben eine „*Freimaurerbrüderſchaft*“ zur Unterlage. Es ſind zwei Hälften in zwölf Theilbeſtänden mit hundert und zwölf Regenten im „dritten Sonnenkreis.“ Das Nähere ſ. bei *Eckert* im Tempel Salomonis S. 71. So erklärt ſich „*der mächtige Sonnenkreis*“ der Zauberflöte.

28.

„Man wird vor Allem fragen, wie denn Herr *Eckert* hinter das fürchterliche, diaboliſch ſchlau verwahrte Geheimniß der ganzen maureriſchen Organiſation gekommen ſei und welche Beweiſe er für die Wahrheit ſeiner Ausſagen vorbringe? Ich habe davon, außer ſeinem hiſtoriſchen Interpretationsverfahren, Nichts gefunden. Im Magazin beruft er ſich auf die Enthüllungen ſeines Tempels Salomonis, wo ſich aber ebenfalls weder Zeugen-, noch eigentliche Quellenangaben finden.“ Hiſtoriſch-politiſche Blätter 1858. S. 832. Der Verfaſſer dieſes gegneriſchen Aufſatzes ſetzt hinzu, daß er in der 1795 zu Osnabrück und Hamm erſchienenen Schrift: „Der Myſtagog“ u. ſ. w., auf welche ſich Eckert bezieht, das Geheimniß vom „königlichen Baubalken,“ dem geheimen Organiſationsſchema und Arbeitsplane des Ordens, nicht habe finden können. Eckert ſcheine eine andere Ausgabe benutzt zu haben. Ich meinerſeits glaube, daß Eckert nicht ganz aufrichtig iſt, und zwar in der That hinter die eigentlichen, der vulgären Maurerei unbekannten Geheimniſſe des Ordens gekommen iſt, aber nicht entdeckt, auf welchem Wege dies geſchehen ſei.

29.

In dem vor mir liegenden maureriſchen Schriftchen: „Verſuch einer richtigen Darſtellung des Freimaurer-Ordens“ (Osnabrück bei Heinrich Blothe 1805) werden S. 52 f. eine Reihe von ſogenannten „Arbeiten“ aufgeführt. Als eine ſolche wird das „Studium der Wiſſenſchaften“ genannt, „beſonders was die Geſchichte, Philoſophie, Phyſik, Mathematik und — die Offenbarung des Gottmenſchen betrifft.“ Der Gedankenſtrich, der hier zu ſehen, ſteht im Originaldruck ſelbſt. Durch ihn ſoll ohne Zweifel auf etwas Beſonderes vorbereitet und aufmerkſam gemacht werden. Auch glaubt gewiß Niemand, der hier nur einigermaßen orientirt iſt, daß der Verfaſſer etwa das Studium der Bibel meine und das ſeinen maureriſchen Leſern recht angelegentlich empfehlen wolle. Der „Gottmenſch," der dem Uneingeweihten den irreführenden Gedanken an Chriſtus erweckt, iſt in Wahrheit der „Menſchgott" des Ordens, als höchſter, oberſter Regent deſſelben, und ſeine „Offenbarung" iſt ſein Wille, ſein Befehl, ſeine vom Orden allgemein auszuführende Weiſung und Anordnung.

30.

Im St. Simonismus, wie ihn Enfantin vertrat, iſt, wie es ſcheint, der Verſuch gemacht worden, mit dem innerſten Myſterium der Maurerei im höchſten Sinne dieſes Wortes auch einmal öffentlich hervorzutreten und ſelbſt den höchſten Ordensregenten eine der Welt ſichtbare Rolle ſpielen zu laſſen. Enfantin ward als „Meiſter des Centrums," als „das lebendige Geſetz ohne Bedingungen, der Menſch des Fortſchrittes ohne andere Regel als ſeinen perſönlichen Willen" bezeichnet; er wurde ausdrücklich als das Haupt der Menſchheit proclamirt. Talabot rief in einem ſtürmiſchen Momente: „Ich erkläre auch, daß dieſer Mann das Haupt der Menſchheit iſt." Der Globe berichtete von dem Erſcheinen Enfantin's in einer St. Simoniſtiſchen Verſammlung, der heilige Vater Enfantin ſei Allen hundertmal moraliſcher und beſſer, größer und tiefer, mächtiger und ſchöner, hundertmal mehr Prieſter erſchienen, als er ſich bis dahin geoffenbart. Einen langen Moment hindurch habe die St. Simoniſtiſche

„Familie" vom Leben des höchſten Vaters gelebt. Lechevalier verſichert, dem Prediger Barrault ſei in derſelben Verſammlung ein Ausruf von perſönlicher Anbetung (adoration) entſchlüpft, der aber im Globe klüglich unterdrückt worden ſei [1]. Da haben wir bereits faktiſch das, was Döllinger in ſeiner Abhandlung über 2 Theſſal. 2, 3 ff. für ſo unwahrſcheinlich, ja unmöglich erklärt.

Merkwürdig ſind gewiſſe Aeußerungen des Philoſophen Wronski, der zur Blüthezeit des St. Simonismus mit den Häuptern deſſelben, Enfantin und Bazard, in Unterhandlung trat und hiebei ein Schreiben überſandte, worin folgende Sätze vorkamen.

„Ich glaube die ſpeculativen und praktiſchen Principien der St. Simoniſtiſchen Lehre, ihr Fundamentaldogma und ihren Endzweck vollkommen zu kennen. Ich glaube ſogar, daß es unter allen Vorausſetzungen nicht ſchwer fallen dürfte, zu erkennen, was das Geheimſte bei deren Gründung ſein mag. Aber ich ehre alle Geheimniſſe ſo ſehr, daß ich mir in dieſer Beziehung jede Nachforſchung unterſage. Ich erlaube mir niemals von etwas Anderem zu ſprechen, als von dem, was freiwillig vor das Publikum gebracht worden iſt. Daher wird nur die oſtenſible Lehre, wie ſie ſchon öffentlich vorgetragen iſt und wie ſie noch fortſchreitend in der Zukunft vorgetragen werden kann, der Gegenſtand meiner Vorſchläge ſein.“ Dieſen Brief, der ihm zur Benutzung mitgetheilt worden war, theilt Carovè in ſeinem Buche: „Der Meſſianismus“ ꝛc. Leipzig 1834. S. 193 mit. Es iſt ſonnenklar, daß hinter dem öffentlichen Schauſpiele, welches die Secte gab, noch etwas ſehr Geheimes verborgen war, was das Publikum nicht erfahren ſollte. Darauf deutete Wronski hin, doch mit dem Beiſatze, daß er es nicht verrathen wolle. Man nahm ihn nicht an; er war ein zu eigenthümlicher und ſelbſtſtändiger Geiſt. „Obgleich mehrere Mitglieder des St. Simoniſtiſchen Vorſtehercollegiums, die die hohen Geiſtesgaben und die gründlichen und ſeltenen Kenntniſſe dieſes Mannes zu würdigen wußten, ſich für die Annahme ſeines Anerbietens lebhaft verwandten, ſo verweigerte doch Enfantin hartnäckig ſeine Einwilligung und zeigte hierdurch ſchon damals, daß er die Capacitäten, auf welche fortan doch Alles ankommen ſollte, nur inſoweit anzuerkennen geſonnen ſei, als ſie dem ausſchließlichen Anſehen, nach welchem er trachtete, nicht gefährlich werden konnten. So blieb Wronski, der in Dürftigkeit lebte, nach wie vor der Noth des Lebens Preis gegeben, da ihm von dem Sektenhaupte ſogar eine unbedeutende Unterſtützung abgeſchlagen wurde, durch welche er ſich eine ſorgenfreiere Lage hätte bereiten können.“

---

[1] Vergl. Carové, der Meſſianismus, die neuen Templer u. ſ. w. in Frankreich. Leipzig 1834. S. 83 ff. Eckert, Magazin, Heft VI. S. 111.

Carové a. a. O. S. 192 f. Dies iſt zugleich ein Zuſatz zu „Loge und Genius."

31.

Eine bekannte Logenceremonie iſt die Ertheilung des großen Lichtes, wo unter dem Geſange der Brüder: „Sic transit gloria mundi" eine die Zerſtörung der bisherigen Weltform anzeigende Flamme vom Altare der Logen aufſteigt und dann die Loge, das Bild des Weltreiches, in brillantenem Feuer ſtrahlend hervortritt. In Beziehung darauf ſagt Eckert: „Es gibt hier vernünftiger Weiſe keine andere Deutung, als dieſe, daß der Orden durch Zerſtörung der heutigen kirchlichen, ſtaatlichen und ſocialen Gegenſätze zum Einheitsſtaat auf der Baſis der Glaubens- und Lebensgemeinſchaft zu gelangen hofft."

32.

Der Zweck des Tempelherrn-Ordens, der Freimaurerei und anderer ſolcher Geſellſchaften und Myſterien war und iſt, wie ich es im Allgemeinen ausdrücken möchte, das abſtrakte Menſchenthum, die Wiederherſtellung und neue große, welthiſtoriſche Entwicklung des natürlich-menſchlichen Daſeins, den übernatürlich-göttlichen Einflüſſen und Beſtimmungen entzogen, daher insbeſondere von Chriſtenthum und Kirche befreit. Wenn man das Menſchliche in dem bezeichneten Sinne will, ſo kann man in der That nicht anders zu Werke gehen, als dieſe myſteriöſen Verbindungen und revolutionären Verſchwörungen thun. Man muß ſich, da man auf keinen Beiſtand, keine Fügung höherer, göttlicher, himmliſcher Art, was ja für Chimäre gilt, zu rechnen hat, aller nur möglichen irdiſchen und menſchlichen Mittel bedienen, ſeien ſie freundlich oder feindlich, friedlich oder kriegeriſch, gut oder böſe, human oder barbariſch, geſetzlich oder ungeſetzlich, unſchuldig oder verbrecheriſch; es iſt hier Alles recht und gut, was zum Zwecke dient und zum Ziele führt. Es müſſen, da man bedeutende, mächtige, feſtgegründete Einrichtungen und Zuſtände zu überwinden hat, vor Allem die zerſtörenden Kräfte in Bewegung geſetzt werden, worauf in der Ordensſymbolik Hammer und Schwert deuten, ſo daß jener die langſame, in äußerem Frieden geſchehende Deſtruction, dieſes die offene, blutige Gewaltſamkeit bezeichnet. Ob ſich aber, wenn zuletzt Alles ſattſam zertrümmert und verwüſtet, die ſociale Welt in vollkommene Auflöſung und Verweſung übergegangen, die Menſchheit durch Unglauben, demokratiſche Volksaufwiegelung, Entfeſſelung aller Leidenſchaften und tumultariſchen Umſturz der Dinge, wo „Weiber zu Hyänen werden und mit den Zähnen des Panthers das zuckende Herz des Feindes zerreißen,“ wie Schiller ſagt, total verwildert und zur Beſtialität entartet iſt, auf einen ſolchen Grund hin ſofort das glänzende, glückliche Ordensreich mit dem ſogenannten „Gottmenſchen,“ oder vielmehr „Menſchgott“ an der Spitze, errichten laſſe, das iſt eine andere Frage, worüber ſchon oben in der Kritik der Zauberflöte die Rede war. Ich habe früher, ohne in dieſe Myſterien eingeweiht zu ſein, ähnliche Ideen in mir genährt, da ich die Mängel der beſtehenden Weltzuſtände, ſo gut als irgend Einer, einſah und empfand, bin aber ſtets vor den der Oberflächlichkeit und Gedankenloſigkeit ſich freilich zumeiſt empfehlenden gewaltſamen Mitteln und Wegen zurückgeſchreckt —, nicht aus Feigheit, wie mir Marx vorwarf, ſondern weil ich glaubte, daß man der Beſtie die Kette leicht abnehmen, nicht aber, wenn man es wolle und brauche, eben ſo leicht wieder anlegen könne; weil ich nicht begriff, was Gutes herauskommen könne, wenn man die ohnehin ſo böſe Menſchennatur noch böſer mache und daher nur den ſanften, langſamen Weg allmählicher Fortbildung und mit der nöthig werdenden Negation zugleich auch einen das zu Negirende erſetzenden Neubau wollte. Dieſe Methode wurde für viel zu ſchwächlich und kraftlos gehalten, um die Gegenſätze des modernen Progreſſismus zu überwältigen, und der von mir verſuchte Neubau fand bei einer ſo rein negativen Zeitſtimmung ſo wenig Anklang und Zuſtimmung, und erregte bei den Chefs und Wortführern der Revolution ſo viel Zorn und Wuth, daß das Unternehmen nicht über einen noch ſehr unvollſtändigen Anfang hinauszuführen war.

E. Verhältniß zu Religion, Chriſtenthum, Katholicismus, Papſtthum.

Confeſſioneller Indifferentismus. Negation aller poſitiven Religion. Negation aller Religion. Beſondere Feindſchaft des Ordens gegen Katholicismus und Papſtthum, als ſeinen Hauptgegner.

1.

In der Loge kommen Maſonen zuſammen, als Mitglieder einer und derſelben Familie, und ſind dann für dieſe Zeit die Stellvertreter der Brüder auf dem ganzen Erdboden. Es darf mithin keinem einzigen Vorurtheile in Hinſicht auf Religion, Vaterland oder Privatmeinungen Raum gegeben werden.

Preſton in den Illustrations edit., 1812, p. 29.
Eckert, Myſterien der Heidenkirche S. 215.

2.

Was der Wahn im Leben ſcheidet,
Reicht ſich bieder hier die Hand.

Aus dem Liederbuche der Berliner großen
Landesloge von Deutſchland.

3.

Es iſt eben ſo einſeitig, Katholik, als Lutheraner, Quäker u. ſ. w. zu ſein. Wir bedürfen weder ſo vieler Dogmen, des vernunftwidrigen Trinitätsdogmas insbeſondere nicht, noch des Symbolzwanges.

Latomia Bd. XII. S. 168.

4.

Gleichviel, ob ein goldenes Kreuz auf des Redlichen Buſen,
Oder ein Bruſtbild glänzt mit dem Namen von Israels Stämmen,
Ob ein grauer Turban, mit einer Spitze verſehen,
Oder die Inful, mit zween verſehen, die Scheitel ihm decket;
Gleichviel, ob er zum Papſte von Rom, zum Papſte von Hamburg,
Oder von Stambul gehört . . . .

Lied bei der Aufnahme eines lutheriſchen Predigers, Fr. *** zu Wien.
Wiener Journal für Freimaurer. Jahrg. II. Heft III. S. 184.

Wer nun aber formell, ſeinem öffentlichen Bekenntniſſe, ja ſeinem Amte und Berufe nach zu einer dieſer Religionen, zu einem dieſer Päpſte, in Wahrheit aber zu der ſie alle verhöhnenden Maurerei gehört, der muß doch vor der Welt den Heuchler ſpielen. Und ſo iſt der Orden für eine allgemeine, ſyſtematiſche Bundes- und Ordensheuchelei erklärt, wie ſie wirklich und unausweichlich in der Natur der Sache liegt.

5.

Man hört tagtäglich in der Maurerei die Phraſe: daß die Loge jede Form der religiöſen Anſchauung ehre, in keine Religionspartei eingreife u. ſ. w. Dieſem Grundſatze gemäß hat man katholiſche, jüdiſche, muhamedaniſche Logen. Nun frage ich: Wie es möglich iſt, daß ein Katholik ein ächter Freimaurer ſein kann, wenn er ſeiner Religion treu bleiben will und doch maureriſchen Lehren huldigt, welche im offenbarſten Widerſpruch mit ſeiner Kirche ſtehen? Meint es der katholiſche oder jüdiſche Maurer ehrlich mit der Maurerei, ſo kann er es unmöglich eben ſo ehrlich mit Papſt und Moſes meinen. Er mag ſeiner Kirche treu ſein und ihre Gebote und Gebräuche erfüllen, aber innerlich iſt er ein Anhänger des maureriſchen Rationalismus.

Man hört in der Loge auch die Phraſe: daß der Bund ein neutraler Boden ſei, der nur Sittlichkeit und Menſchenliebe praktiſch machen wolle ...... Wenn der Zweck der Loge Nichts weiter, als Wohlthätigkeit wäre, dann allerdings; die Maurerei hat aber auch ihre Glaubenslehre. Wer der Loge und ihrem Dogma mit Aufrichtigkeit huldigt, der kann hiebei dem Urchriſtenthum (?), dem Vernunftglauben ein treuer Anhänger ſein, nicht aber dem Judenthum, dem Katholicismus, dem muhamedaniſchen Glauben.

Die Unächtheit auf Seiten der Maurerei oder der Religion verleidete mir auch ſtets den Anblick von evangeliſchen Predigern in der Loge. Wie überhaupt ein Geiſtlicher, der vom Staate auf eine Confeſſions-Bekenntnißacte verpflichtet iſt, die Rolle eines Freimaurers ſpielen kann, verſtehe ich nicht ganz ..... Irgendwo müſſen ſie heucheln, um egoiſtiſchen Zwecken zu genügen. Indem ich dieſen Ausſpruch thue, erinnere ich mich des widerwärtigen Eindrucks, den ich einſt in einer Loge empfing, als ich hier einen Geiſtlichen in ſeidenen Strümpfen und Schnallenſchuhen und mit den

Emblemen der Freimaurerei geſchmückt, eine ſtreng rationaliſtiſche, der Humanitätslehre entſtammende Rede mit Eifer halten hörte, und in ihm denſelben Mann wiedererkannte, der zwei Tage vorher eine ſtreng orthodoxe Predigt gehalten.

Die Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei. Von
einem Staatsmanne und ehemaligen Logenbeamten.
Leipzig 1854. S. 117 ff.

Worauf iſt da noch zu bauen, wem iſt zu glauben, wenn es in der Welt ſo zugeht!

6.

In dem Wiener Magazin für Kunſt und Literatur von 1794 und 1795, welches der Revolution entgegentrat, befindet ſich eine die damals von der Literatur verbreitete „Aufklärung über religiöſe und bürgerliche Ordnung“ betreffende Stelle. „Dieſe Aufklärung,“ heißt es, „geht ſo weit, daß alle Religion zum Aberglauben und alle Könige zu Tyrannen herabgewürdigt werden. Dieſe Grundſätze werden ſo oft in Romanen und ſelbſt in Theaterſtücken einmal weislich verſteckt, ein andermal ziemlich offenbar wiederholt, daß die erwartete Wirkung in die Länge nicht fehlen kann“ ꝛc.

Eckert, Magazin IV. S. 41.

7.

Man nennt alles Kirchenthum „Aberglauben,“ den vollgläubigen Katholicismus hat man „Ultramontanismus“ u. ſ. w. getauft. Eckert, Magazin I. S. 44.

8.

Die Vereinigung des Glaubens und der Vernunft in der Erziehung hat aufgehört. Man zog die Vernunft mit allen ihren Irrthümern als das Höchſte im Menſchen vor; der Glaube ward aufgegeben und verhöhnt und war ſeitdem nur noch unter dem Namen des Aberglaubens bekannt. Im Jahre 1773 hob Clemens XIV. den Orden des heil. Ignatius auf, und 1793 wurde ein König von Frankreich enthauptet. Die Vernunft wurde vergöttert und ihr Tempel eröffnet. Dallas.

Vergl. Buß, die Geſellſchaft Jeſu, Mainz 1853. II. S. 1299 unter dem Titel: „Die Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu.“

9.

Ueber die Haltung der Freimaurerei in der Illuminatenzeit läßt ſich der General von Selaſinsky, der Wortführer der Berliner „Großen Landesloge von Deutſchland,“ in folgender Art vernehmen. „Da brach die Nacht des troſtloſeſten Unglaubens herein, der ſich auch in der evangeliſchen Kirche unſeres Vaterlandes in ſcheußlicher Nacktheit geltend machte und bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſeine unheimliche Herrſchaft über ſie ausübte. Das waren die Zeiten der Verirrung auch für die deutſche Freimaurerei.“ Selaſinsky, Freimaurerei und Chriſtenthum. Wider Profeſſor Dr. Hengſtenberg. Berlin 1854. S. 34. Der Verfaſſer ſteht an der Spitze der oben genannten Loge, mit deren „Genehmigung“ er dieſe Schrift herausgab; er hat unter Anderem vom ſchwediſchen Könige den nur für Freimaurer beſtimmten Orden Carls XIII. erhalten.

10.

Der Unterſchied des heutigen Freimaurerordens von dem ehemaligen Templerorden beſteht nur darin, daß dieſer letztere ein katholiſches Gepräge trug und auf einer ariſtokratiſchen Baſis ruhte; der erſtere aber die ganze chriſtliche Baſis nicht allein thatſächlich, ſondern auch ausdrücklich abzuläugnen begonnen und an die Stelle des Geburtselementes das demokratiſche geſetzt hat.

Eckert, Tempel Salomonis S. 5.

11.

Die falſche Religion, die dem Menſchen in Moſcheen, Synagogen und Kirchen ſo ängſtlich aufgedrungen wird — was iſt ſie anders, als Popen-, Imams-, Pfaffen- und Rabbinerſpiel?

Wiener Journal für Freimaurer. Jahrg. II. Heft 2. S. 143.

12.

Eine in Toskana entdeckte Geſellſchaft gelobte in ihrer Eidesformel „ewigen Krieg gegen den ſchlimmſten Feind Italiens, den Papſt-König.“

Univers vom 13. September 1850.

13.

Um die alte Welt ſicher todt zu machen, muß man vor Allem den katholiſchen und chriſtlichen Keim erſticken.

Brief des Piccolo Tigre vom 8. Januar 1846 bei Crétineaux-Joly, l'église Romaine en face de la révolution. Paris 1860. p. 387.

14.

Wir halten feſt an dem ewigen Licht,
Wie einſt die Culdeer, die Väter,
Und achten der ewigen Roma nicht,
Noch all ihrer neuen Vertreter.
Schon ſchwinden die Wolken; im Siegeslauf
Geht herrlich die Sonne der Wahrheit auf

Ziegeldecker im Oſten von Altenburg. Monatliche Rundſchau für thätige Bundesbrüder aus allen Orienten. Manuſcript für Brüder. 1837. S. 67.

Ueber die Culdeer in Britannien ſ. Eckert's „Myſterien der Heidenkirche." Schaffhauſen 1860. S. 89 ff. und die unten folgenden „Blicke in's Alterthum" A.

15.

Die Freimaurerei und die katholiſche Kirche ſind „natürliche Feinde." „Die Freimaurerei iſt eine ewige Feindin der Hierarchie."

Die Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei in Deutſchland. Leipzig 1854.

Die Freimaurerei ſelbſt will herrſchen und bekämpft in der katholiſchen Kirche und Hierarchie ihre gefährlichſte Nebenbuhlerin. Sie will herrſchen ohne Göttliches aus bloß menſchlicher Kraft — und das iſt unendlich ſchlimmer, als wenn ſich auf der anderen Seite zwar ebenfalls das Menſchliche manifeſtirt, aber doch ſtets auch das höhere Moment vorhanden iſt, welches ſeine göttlichen Wirkungen thut und an welches man ſich halten kann.

16.

Der heftige Kampf für und wider die Freimaurerei an und für ſich entſprang nicht bloß aus dem Muthwillen etlicher haderſüchtiger Köpfe, ſondern lag als unausweichliche Nothwendigkeit auf dem Wege, welchen der religiöſe und politiſche Widerſtreit des deutſchen Geiſtes neuerlich in ſo bedeutſamer Weiſe eingeſchlagen hatte. Im proteſtantiſchen Norden erkannte die Richtung des religiöſen Aufſchwunges zu chriſtlicher Objectivität und Kirchlichkeit ihren geſchworenen Todfeind in der Freimaurerei, vollkommen organiſirt und gerüſtet in den Logen. Eine ähnliche Spannung trat im katholiſchen Süden täglich klaffender hervor.

„Die Freimaurerei und die Gegenwart.“ Hiſtoriſch-politiſche Blätter. 1858. I. S. 756 f.

17.

„. . . . . . . Freiheit und Leben
Und Glaub' und Liebe blüht auf den Ruinen
Der Dogmen, Licht und Geiſt allüberall
Und Harmonie und inniges Verſtändniß.
Zahm werden Wölfe ſelbſt, vom Himmelsſtrahl
Bewältigt. Raum dem großen All! Ich bin
Das All, bin Pan; knie nieder, Jupiter!“

So läßt Victor Hugo[1]) einen Satyr das Evangelium der neuen Welt und den Triumph des Pantheismus verkündigen.

18.

Döleke und ich hatten als Apoſtel der neuen Philoſophie bereits eine gewiſſe Berühmtheit erlangt, ſo daß unſere Schüler, die Arbeiter, alle perſönliche Feinde Gottes geworden waren. Ich bleibe dabei: Das transcendente Gottesbewußtſein iſt der Grundſtein der ganzen wurmſtichiſchen Geſellſchaft, und ſo lange der Menſch auch nur noch mit einer Gedankenfaſer am „Himmel“ hängt, ſo iſt kein Heil auf Erden. Der Atheismus, wenn er Teufel bildet, macht die Wahrheit zu ihren Bundesgenoſſen und läutert ſeine Jünger in ihrem Feuer.

Wilhelm Marr in ſeinem Buche: „Das junge Deutſchland in der Schweiz.“

19.

Ich finde, daß ſolche Meinungen, wie daß kein Gott und kein künftiges Leben ſei, Alles zu der großen Generalrevolution vorbereiten, von welcher Europa bedroht iſt.

Leibnitz.

So ſah ſchon dieſer ältere Denker den ungeheueren Umſturz der Dinge kommen, der ſich zunächſt durch antireligiöſe Anſichten und Lehren begründete.

20.

Die katholiſche Kirche allein bildet den Geheimbünden gegenüber eine conſequente und darum in Wahrheit zu fürchtende Macht. Mit der „evangeliſchen Kirche“ iſt es in dieſer Beziehung gar Nichts. „Sie hat ſich,“ ſagen die hiſtoriſch-politiſchen Blätter, „ganz ungleich der Conſequenz des römiſchen Stuhles, ſehr verſchieden gehalten, je nach dem Belieben des Landesfürſten, dem Wechſel der theologiſchen Schulen, dem jedesmaligen Weſen des Zeitgeiſtes überhaupt. In Holland z. B. erſchien 1735 ein Verbot der Freimaurerei und wurde in den folgenden Jahren ſtreng vollzogen. Aber ſchon 1740 nahm die Regierung die Freimaurer gegen die Geiſtlichen in Schutz.“ Selaſinsky, Freimaurerei und Chriſtenthum. Berlin 1854. S. 35. „So lange die alte Orthodoxie ſich noch einigermaßen aufrecht hielt, fehlte es nicht an conſiſtorialen Verdammungen des Ordens, ſo weit nicht etwa Serenissimus ſelbſt ihm zugethan war. Je mehr aber der Rationalismus einriß, deſto beſſer vertrug ſich der herrſchende Proteſtantismus nicht nur mit der gewöhnlichen Maurerei, ſondern auch und gerade am beſten mit ihrer graſſeſten Reform, dem Illuminatismus.“ Hiſtoriſch-politiſche Blätter. 1858. S. 780. Es handelt ſich daher auf Seiten des Ordens auch eigentlich immer nur darum, die katholiſche Kirche zu vernichten, da das Uebrige einen wahren und wirklichen Gegenſatz zu bilden nicht im Stande iſt.

---

[1]) Weltlegende, überſetzt von L. Seeger. Stuttgart 1860.

21.

München, 31. März. Das Ordinariat des Erzbisthums München-Freiſing warnt vor der Schrift „Papſt

Pius IX., eine nach dem Leben gezeichnete Biographie" von P. Voſinier, mit dem Bemerken, daß kein Zeitraum der Geſchichte intenſivere Anſtrengungen und berechneteren Aufwand zum Sturze der auf dem Felſen Petri ruhenden Kirche darbiete, als der jetzige, und daß die Prieſterſchaft ihres Amtes um ſo treuer zu warten habe, je mehr ſich die Ausſicht öffne, daß Hirten und Heerden auf ſchwere Proben geſtellt werden dürften."

Oeffentlichen Blättern entnommen.

F. Das Sacrament der Liebe. Johannisfeſt. Die Roſe. Die Handſchuhe. Das gefundene Meiſterwort. Damen-Maurerei.

1.

Auf welches Wortes Himmelslaut
Iſt alle Maurerei gebaut?
Was iſt der Ruf: Es werde!
Der Sonne ſchuf und Erde
Auf ewig feſtes Fundament? —
Es iſt der Liebe Sacrament.

Das iſt's, worauf der freie Geiſt
Der groß- und kleinen Lichter weiſt,
Was ſchon an Tempelspforte
Und ſpäter in dem Worte
Der Mund des ächten Maurers nennt;
Es iſt der Liebe Sacrament.

Latonia. Freimaureriſche Vierteljahrsſchrift.
Leipzig 1816. Bd. VIII. S. 1816.

2.

Das Feſt des Johannes, der Tag aller Maurer, das Feſt der Natur.

Feſtrede am 24. Juni 1852 in der Loge zu Glauchau.
Ziegeldecker im Oſten von Altenburg. Jahrgang 1852. S. 81.

Das Johannisfeſt iſt das Roſenfeſt der Maurerei, das Feſt liebender Vereinigung.

Feſtrede.

Leipziger Freimaurerzeitung. 1853. S. 227.

Das Johannisfeſt, ein Feſt des Lichtes, der Liebe und der Kraft.

Feſtrede.

Aſträa. Taſchenbuch für Freimaurer. Jahrg. 1852. S. 273.

3.

Im Roſenſchmucke weilen wir, geliebte Brüder, heute in den Hallen unſeres geweihten Tempels im Roſenſchmucke reihen wir uns um ſeinen Altar. Hier iſt ein Zeichen, das allen Maurern gemein iſt, das *mit tief bedeutungsvoller Symbolik* jede Bruſt ſchmückt und jedes Auge erfreut. Es iſt die Königin der Blumen, es iſt die Roſe, das Symbol der Schönheit, des jungfräulichen Schönheitsreizes, die Blume der Liebe, hervorgegangen aus dem Schooße der Erde, als aus dem Schaume des Meeres die Göttin der Schönheit hervorging ...... Als Blume der Schönheit und der Liebe ward die Roſe auch Symbol der *Freude*. Die Roſe iſt endlich Symbol der *Verſchwiegenheit*. Rede des Hofrath *Bechſtein*.

Aſträa. Taſchenbuch für Freimaurer. Jahrg. 1848. S. 50 ff.

Die Roſe iſt alſo wohl das Symbol *des verſchwiegenen Liebesgenuſſes*.

4.

Auch das Freudenmahl iſt uns geboten, und die Ehrfurcht vor weiblicher Schönheit und die Liebe des weiblichen Werthes iſt uns zur Tugend gemacht, an die uns *das Merkmal, das wir an unſeren Schürzen tragen* 1) ebenſo, wie die Zeichen auf unſerer Bruſt an unſere übrigen Maurerpflichten erinnern ſoll.

Aus der Rede eines Meiſters vom Stuhl.

Wiener Freimaurer-Journ. Jahrg. III. Heft II. S. 120 f.

Mit der vorgegebenen Achtung vor dem Weibe iſt es nicht weit her; ſie hat nur einen ſehr gemeinen Sinn. Schon die ſonderbare und unpaſſende Ausdrucksweiſe: „Ehrfurcht vor der weiblichen Schönheit“ — „Liebe des weiblichen Werthes“ iſt verdächtig. Dann ſehe man nur, wie kränkend in der freimaureriſchen Zauberflöte das Weib herabgeſetzt wird! Man vergleiche ferner in dieſem Hefte S. 175 und was noch weiterhin über dieſen Punkt vorkommen wird.

---

1) Die Roſe.

5.

Nehmet, Maurer, dieſe Roſen,
Schmückt mit ihnen eure Bruſt!
Was ſie ſagen, dieſe Roſen,
Iſt Geweihten nur bewußt.

Bei Austheilung der Roſen am Johannisfeſt.
Aſträa. Taſchenbuch für Freimaurer auf das
Jahr 1842 und 1843. S. 103.

Die Uneingeweihten können es ebenfalls wiſſen; wir haben es ſoeben in den vorhergehenden Nummern bemerklich gemacht; vergl. die folgenden Nummern 6—10.

Im Katechismus für ſchottiſche Lehrlinge und Geſellen wird gefragt: „Was bedeuten die vier Roſen auf ihrem Schurzfelle?“ Antwort: „Das wiſſen meine Meiſter.“ Sarſena S. 188. Warum wird auch hier die Bedeutung dieſes Bildes nicht ausgeſprochen, während doch in demſelben Geſpräch S. 188 andere Fragen der Art mit voller Beſtimmtheit beantwortet werden? Offenbar deßhalb, weil der Sinn des Symboles verfänglicher und anſtößiger Natur iſt.

6.

Das Naturgeſetz des Ordens legt dem Bruder nur eine Pflicht auf, die der Fortpflanzung, und ſpricht ihm dabei das Recht des Genußwechſels zu. Der Meiſter gibt dem Candidaten ein Paar Frauenhandſchuhe, mit dem Bedeuten, letztere demjenigen weiblichen Weſen zu geben. das er am höchſten verehre — nicht nothwendig alſo der Ehegattin, deren Daſein man ignorirt.

Und dieſe ſcheinbar unbedeutende Ceremonie iſt faſt die einzige, welche ſich in allen Graden wiederholt, woraus man ſieht, daß ſie hohe Bedeutſamkeit habe.

Eckert, Tempel Salomonis. Prag 1855. S. 4.

7.

Ja, geliebte Schweſtern, Sie ſehen in uns Ihre Brüder. Mit den innigſten Gefühlen ſind wir Ihnen zugethan. Die hier anweſenden Brüder wiſſen, was der ſehr ehrwürdige Meiſter vom Stuhl bei jeder Aufnahme in den Bund, wenn er dem Suchenden die weißfarbenen Handſchuhe überreicht, mahnend hinzufügt; jeder Maurer weiß, was das zweite Handſchuhpaar, welches ihm der Meiſter zuſtellt, für eine Bedeutung hat, eine Bedeutung, die hauptſächlich Sie, geliebte Schweſtern, angeht.

Johannisloge, Schweſternloge der Freimaurerloge Amalia zu Weimar, am Johannisfeſte 1843.

8.

Ich freue mich, Ihnen das gefundene Meiſterwort unter der bildlichen Vorſtellung mittheilen zu können, unter der ſich die Alten die Fruchtbarkeit in dem Zeugungsvermögen dachten.

Wiener Freimaurer-Journ. Jahrg. III. Heft IV. S. 70.

9.

Sehr merkwürdig iſt der doppelte Feimaurerorden, den die Illuminaten errichteten oder doch zu errichten im Sinne hatten. In den Originalſchriften heißt es über denſelben:

„Er muß aus zwei Claſſen beſtehen, wovon jede eine ſeparate Geſellſchaft ausmacht und der anderen unbekannt bleiben muß — eine Claſſe von Tugendhaften und eine andere von Ausſchweifenden. Der Nutzen müßte der ſein, dem wahren Orden Geld und ſichere geheime Nachrichten zu liefern, ihm Schutz zu gewähren und den Charakteren der wollüſtigen Freimaurer Genüge zu leiſten."

10.

In dem „Verſuch einer richtigen Darſtellung der Freimaurerei." Osnabrück 1805. S. 54 ſteht ein Aufſatz mit der Ueberſchrift: „Frauenzimmer-Freimaurerei." Da heißt es: „Man hat ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht bloß die Idee und den Plan zu einem beſonderen Ordensſyſtem für Frauenzimmer bekannt gemacht, es ſind auch wirklich mehrere Logen geſtiftet worden, worin man Frauenzimmer in einen ſolchen Orden förmlich aufnahm. Die Grade dieſes Ordens oder der ſogenannten Damen-Maurerei ſind mehrentheils aus dem erſten Buch Moſis entlehnt. Die Symbole und Bilder haben auf die Tugenden des Geſchlechtes Bezug und die Loge ſtellt bei der Aufnahme den Garten Eden vor." Sapienti sat. Man braucht Nichts weiter zu hören, um den paradieſiſchen Zweck dieſer Damengeſellſchaften zu errathen.

6. Umgarnung und Gewinnung der Reichen, Vornehmen und Mächtigen.

1.

Dies iſt unſere Lage, daß wir der Fluch des menſchlichen Geſchlechtes ſind, wenn wir nicht machen, daß es ehrbare Leute mit uns halten. Wir müſſen uns daher um ſie bewerben, koſte es auch, was es immer wolle. Bearbeitet den Weinberg, zerquetſchet die Infame 1)!

Voltaire in ſeinen Briefen an **d'Alembert**.

2.

Nobiles, potentes, divites, doctos quaerite! Sparet Nichts, um dieſe Leute zu gewinnen! **Weishaupt**.

Vergl. Abbé **Barruel**, Nachrichten zur Erörterung der Geſchichte der Jacobiner. London 1802. S. 195. 213.

Eine Repräſentation dieſes in den Orden zu ziehenden vornehmen, reichen, intelligenten Theiles der Societät iſt der **Tamino** der „Zauberflöte;" vergl. oben in der bezüglichen Abhandlung.

3.

Die Herrſchenden zu beherrſchen, war Illuminatenabſicht.

Barruel a. a. O. S. 199.

---

1) Die chriſtliche Religion.

Das Bedürfniß des Zeitalters ändert ſich; zu einer Zeit wirkt man durch den Hang der Menſchen zum Wunderbaren, zu einer andern durch den Reiz mächtiger Verbindungen. Deßhalb iſt es zuweilen nöthig, die Untergebenen vermuthen zu laſſen, daß die größten Monarchen durch den Orden regiert werden, was hie und da auch wirklich der Fall iſt.

Neueſte Arbeiten des Spartacus und Philo. S. 158.

4.

„Wenn Männer von hohem Stande zur Geſellſchaft treten wollen, ſo ſoll man ſie auf's Ehrerbietigſte annehmen; denn ſolche werden oft gute Bauherren, die keine Fremden gebrauchen, wenn ſie wahre Maurer haben können.“ D. h. durch ſie kommen die eigentlichen Ordensmänner empor, bemächtigen ſich der höchſten Stellen, Würden, Aemter im Staate, empfangen die wichtigſten Aufträge und ſetzen auf dieſe Weiſe Alles durch, was ſie wollen. „Solche Männer von hohem Stande machen auch die beſten Officianten der Loge und die beſten Zeichner zur Ehre und Macht der Loge“ u. ſ. w. Sie geben dem Orden Anſehen, Glanz, Sicherheit, Macht.

Aus dem neuengliſchen Conſtitutionsbuche, der Grundconſtitution der heutigen Freimaurer. S. 300.

5.

So nöthig dem Orden zu ſeiner Verbreitung die Schulen ſind, ebenſo nöthig ſind ihm in katholiſchen Landen die Seminarien der Geiſtlichkeit. Den *Vorſteher* davon auf eine geſchickte Art zu einem thätigen Ordensmitgliede zu machen, iſt das Größte, was ein Provinzial thun kann.

Aus den Inſtructionen des Illuminatenordens.
Nachtrag von Originalſchriften. Abth. II. S. 31.

6.

Höchſt erfreulich iſt der Zutritt der Fürſten, Prinzen u. ſ. w. zum Freimaurerorden. Sie ſind wichtig durch ihren Reichthum als Bauherren oder durch ihren weit ausgedehnten Einfluß im Staat. Zudem ſind ſolche geheime Verbindungen, ſo frei und ſelbſtſtändig ſie auch erſcheinen mögen, doch gar zu abhängig vom guten Wetter von oben her und gedeihen nur im Sonnenſchein. Wo der Fürſt ſchmollt, da beſorgt man, ſich Ungnade zu erbauen; dagegen es mit vollen Segeln geht, ſo wie ein Mund voll günſtiger Hofluft hineinbläſt[1]. Mögen die vornehmen Gäſte immerhin befreit ſein von der Pflicht, im Schweiße des Angeſichts zu bauen und nur daſitzen, wie Martin's Haubenſtock, ſo befruchtet doch ihre Gegenwart Viele. Wie ſie verſchwinden, ſtockt der Bau, wie ein Bienenſtock ohne Drohnen.

Venturini, Geſchichte der Freimaurer. Unter dem
Namen „Feder" geſchrieben. 1824. S. 149.

7.

In dem neuengliſchen Conſtitutionsbuch heißt es:

---

[1] Sehr wahr! Aber wie verächtlich! Wie wird hier auf die Erbärmlichkeit der Menſchen, auf die ſchlechte Menge und Maſſe gebaut!

„Hiram, König von Tyrus, ſandte dem König Salomo ſeinen Namensverwandten, Hiram Abif, den vollkommenſten Zeichner und Werkmeiſter auf Erden, der in Salomo's Abweſenheit den Stuhl als deputirter Großmeiſter beſetzte und in ſeiner Gegenwart der ältere Großvorſteher oder erſte Oberaufſeher und Werkmeiſter war.“ Man merkt wohl, daß hier der eigentliche Ordensregent geſchildert iſt; der König Salomo iſt nur eine Figur; er gibt ſo ein Bild der betrogenen Fürſten ab, die in den Orden aufgenommen und von dieſem mit den ſcheinbar höchſten Würden und Aemtern bekleidet ſind.

II. Verſchiedenartige Charaktere, Menſchenarten Standpunkte, Abſichten und deren Beurtheilung und Behandlung innerhalb der geheimen Geſellſchaften

1.

Unſer Orden iſt ganz einem Cirkel ähnlich. Alle Glieder deſſelben befinden ſich innerhalb des Kreiſes; aber nu Wenige gelangen in's Centrum.

Apologie des Freimaurerordens.
Berlin 1778. S. 201.

Nicht Allen winkt vom Morgenthor
Die Gottheit Frieden zu;
Sie zieht die Würdigſten hervor
Und führet ſie zur Ruh'.

Daſelbſt S. 219.

2.

Eine der alten Verbindungen, durch welche unruhige Menſchen ihre Ideale oder ihre Irrthümer oder ihre Intriguen zu fördern und in der Welt zu verbreiten ſuchten -- die Freimaurerei — iſt gegen jede poſitive Religion gerichtet, angeblich um die menſchliche Vernunft auf den Thron dieſer Welt zu ſetzen, dadurch Einſichten und Glück zu verbreiten, in der That aber, um die durch dieſes trügeriſche Aushängeſchild Betrogenen zu den Zwecken der an der Spitze ſtehenden Intrigants zu gebrauchen, die beſtehende Ordnung in Staat und Kirche umzuſtürzen und die Herrſchaft über beide jenen Aufrührern in die Hände zu ſpielen. Dabei würde von ihnen ſtatt der verheißenen Freiheit und Gleichheit vielmehr der größte Deſpotismus geübt werden, und eine Ungleichheit entſtehen, wie ſie nie dageweſen, weil jedes Recht und jedes Eigenthum dem ſogenannten Wohle des Ganzen und den Zwecken jener höheren Intelligenz, d. h. ihrer eigenen Willkühr dahingegeben werden müßte. Wie wenige Betrüger, oder wie viele Betrogene es unter den Freimaurern gibt, kann nur Derjenige wiſſen, der ſelbſt die höchſte Stufe erſtiegen hat. Viele meinen, ſie ſtänden auf der höchſten Stufe, während ſie noch nicht einmal die Schwelle des ihnen ganz unbekannten Tempels erreicht haben.

Im Ganzen ſteht es ſo mit der Sache. Obenan ſtehen die Schlimmen, welche Reichthum, Herrſchaft und Genuß für ſich ſelbſt wollen und welchen alles Uebrige nur

Mittel zum Zweck iſt. Dann kommen die Enthuſiaſten, welche die Herrſchaft der Vernunft verbreiten wollen, es koſte was es wolle. Endlich die Bornirten, welche mit etwas Geld Gutes thun, und ſich dabei auch vergnügen wollen. Jede dieſer Hauptſtufen glaubt, mit ihr ſei der Orden abgeſchloſſen, und ein Meiſter vom Stuhl der Bornirten würde Maul und Naſe aufſperren, wenn er erführe, daß es über ihm noch Enthuſiaſten gibt; ebenſo würden die Sentimentalen es als Lüge beſtreiten, wenn ſie behaupten hörten, daß die Intrigants ihre Hauptleiter wären[1].

Wie gefährlich ein ſolcher Geheimbund iſt, ſpringt in die Augen; denn ſelbſt die Unſchuldigſten unter ihnen, die Bornirten und Sentimentalen, ſtiften doch immer den

---

[1] Die hiſtoriſch-politiſchen Blätter 1858. I. S. 759 bemerken hiezu: „Dieſe drei Claſſen von Leuten werden zu allen Zeiten den Geheimbund füllen und in ihm zu unterſcheiden ſein. Je nachdem in den einzelnen Logen die eine oder die andere Claſſe überwiegt, wird ſich ihr Charakter geſtalten . . . . . Einer der verbreitetſten Züge aber, welcher die gegenwärtige Phyſiognomie der Freimaurerei von früheren Phaſen unterſcheidet, dürfte darin beſtehen, daß die Eine der drei Bevölkerungsclaſſen, die der Enthuſiaſten nämlich, bis auf ein Minimum geſchwunden iſt. Der ſüße Rauſch des Rationalismus, der Sinnentaumel des Liberalismus iſt verflogen; gänzliche Bewußtloſigkeit oder dämoniſche Speculation ſind an die Stelle getreten. Der Orden iſt faſt ganz darauf beſchränkt, unter dieſen oder jenen, unter den Bornirten, oder aber unter den Intriganten und Wühlern zu rekrutiren.“

Schaden, daß ſie ſich gegenſeitig durch die Welt helfen, einander zu Anſtellungen empfehlen und andere ehrliche Leute verdrängen. Es iſt wirklich erſtaunlich, welche Menge ſchlechter und unbrauchbarer Kerle auf dieſe Weiſe zu Anſtellungen und Einkünften gelangt, und wie nachſichtig ſonſt rechtſchaffene Vorgeſetzte gegen Untergebene ſind, mit denen ſie in den Logen verkehren.

Von den höheren Graden vernahm man in den Zeiten der Ordnung nicht viel. Sie verſtärkten ihren Haufen und lebten auf Koſten der Betrogenen. Aber ſie traten ſchon in den achtziger Jahren als Illuminaten, dann als Jakobiner in Frankreich, als Carbonari in Italien, als Leiter der Burſchenſchaft in Deutſchland, als Juste milieu in Frankreich, als Liberale in Spanien, als Giovine Italia, als St. Simoniſten und eben jetzt als junges Deutſchland auf.

Ich will hiemit nicht geſagt haben, daß der geſammte Freimaurerorden all dieſe Verirrungen und Verbrechen angeſtiftet habe; aber ſie gingen von nicht wenigen Mitgliedern deſſelben aus und hatten ihre Wurzel in den Grundſätzen des Ordens, ihre Helfer in ſeiner Mitte, ihre Zuflucht bei ſeinen Gliedern.

Aus dem erſten Bande der Denkwürdigkeiten des Generallieutenants von der Marwitz.

3.

Die Logen der unteren Freimaurerei ſind das ſchicklichſte Kleid für unſere höheren Zwecke, weil die Welt daran gewöhnt iſt, von ihnen nichts Großes und Aufmerkſamkeit Verdienendes zu erwarten.

Neueſte Arbeiten des Spartacus und Philo.

S. 185.

Das Harmloſe, Unbedeutende, als ſolches dem Publikum Bekannte wird vorgeſchoben und zu einer täuſchenden, beruhigenden Umhüllung der gefährlichen Myſterien gemacht. Doch greifen dieſe durch Alles hindurch und halten Alles, ohne daß es die dupirten Vereine merken, in ihrer Hand.

„Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er es bei'm Kragen hätte."

Das paßt genau auf dieſe von der höheren Maurerei bewußtlos beherrſchte und geleitete niedrigere.

4.

Sehr wichtig und documental, weil über jeden Verdacht der Unwahrhaftigkeit und Unrichtigkeit erhaben, ſind Leſſing's Schilderungen in ſeinen „Geſprächen über Freimaurerei." Am Ende des zweiten Geſpräches iſt Ernſt durch Falk in der Art angeregt, zu Gunſten der Geſellſchaft geſtimmt und mit der Erwartung vortrefflicher Dinge erfüllt, daß er geht und ſich aufnehmen läßt. Im dritten Geſpräche zeigt er ſich verſtimmt und unzufrieden. „Du haſt mich zu einem albernen Schritte verleitet," ſagt er zu Falk; er ſei, ſtatt in's gelobte Land ſeiner Hoffnungen zu kommen, in eine dürre Wüſte gerathen. Nicht leuchtende und wärmende Flammen habe er gefunden, ſondern Rauch.

Es werden allerlei Gattungen von Maçons charakteriſirt. „Leute, die ſich vom Rauche gern beißen laſſen, wenn es nur der einer fremden, fetten Küche iſt,“ andere, die mit Chimären erfüllt ſeien, Querköpfe, Träumer. „Der eine will Gold machen, der andere Geiſter beſchwören, der dritte die Tempelherren herſtellen.“ Weiter iſt von Brüdern die Rede, die ſich und ihren Freunden einträgliche, fette Pfründen möchten zutheilen können. Falk bemerkt, daß das Logenweſen, wie es jetzt beſchaffen ſei, auch ihm nicht behage. „Eine Caſſe haben, Capitale machen, dieſe Capitale belegen, ſie auf den beſten Pfennig zu benutzen ſuchen, ſich ankaufen wollen, ſich von Königen und Fürſten Privilegien geben laſſen, das Anſehen und die Gewalt derſelben zur Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer anderen Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen möchte“ — das ſei eine bedenkliche Wirthſchaft. Im fünften Geſpräche iſt von Einem die Rede, der während der Mittagstafel „ſo oft angeklopft.“ Es ſei einer von denen, welche hoffen, „die Maurerei werde ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen,“ wobei Leſſing den merkwürdigen Satz ausſpricht: „Was Blut koſtet, das iſt keines Blutes werth.“ Hier haben wir alſo ein ganz beſtimmtes, höchſt glaubwürdiges und authentiſches Zeugniß, daß man ſich ſchon damals im Orden kriegeriſch gerüſtet und das Ordensreich mit Gewalt zu gründen im Sinne gehabt.

5.

Warum wird in dieſer Schule der Weisheit für Geld aufgenommen? Warum macht man bei der Aufnahme ſo wenig Umſtände, daß oft die höchſten Grade Männern ohne Talente und Tugenden, ohne Kopf und Herz zu Theil werden? Sind dies etwa die Männer, die als Lehrer der Menſchheit aufzutreten und ſich mit hoher Weisheit zu brüſten vermögen?

Sarſena. S. 5 f.

Dazu wird in einer Note bemerkt: „Traurig genug, daß ſo viele Logen hierin leichtſinnig handeln und immer friſch drauf los aufnehmen, ſich auch nicht einmal mit einem Candidaten begnügen, ſondern immer zwei zugleich einweihen, damit nur baare Receptionsgebühren in die Caſſe fallen.“ In welch eine Tiefe der Gemeinheit ſchaut man da hinein! Und S. 42. ſteht zu leſen: „Es heißt jetzt leider: Viele werden berufen — des Receptionsgeldes wegen — aber Wenige ſind auserwählt.“

6.

Auch ſo weit die Loge nur als leere Spielerei erſcheint, trägt ſie ſich doch immer mit dem „Geheimniß,“ das hinter dem Ceremoniell verborgen ſein ſoll und welchem man unbedingten Gehorſam ſchwört ..... Da ſich der Orden fortwährend mit einem „Geheimniß“, als ſeinem oberſten Geſetze trägt, und daſſelbe hinter die furchtbarſten Eide verſchanzt, ſo ſind nur zwei

Dinge möglich. Es beſteht entweder ein ſolches Geheimniß oder nicht. Im letzteren Falle iſt der Orden ein Werk abſcheulicher Lüge und trügeriſchen Frevels an der Menſchenwürde, ein Unweſen, das der wohlgeordnete Staat unmöglich ertragen könnte. Im erſteren Falle aber verböte jeder geſunden Regierungspolitik ſchon die Pflicht der Selbſterhaltung, eine geheime Verbindung zu unbekannten und den Vereinigten ſelbſt verborgenen Endzwecken im Staate zu dulden.

An dieſem maureriſchen „Geheimniſſe“ ſcheiterten ſchon in der Blüthezeit der Logenenthuſiaſten die Ehrlichen unter ihnen ſehr häufig und überließen die Maſſe der Bornirten der ausſchließlichen Leitung der ſchlechten Intriganten und Wühler. Ja dieſes Geheimniß machte die ehrlichen, mit offenen Augen begabten Logenmitglieder immer ſchon von vorn herein bedenklich. Schon Heinrich Voß fühlte ſich gedrungen, zu fragen: „Wem verſpricht man Gehorſam? Warum werden dem Beſſeren offenbar ganz unbedeutende Leute vorgezogen?“ Auch der ſächſiſche Stuhlmeiſter[1] bezeichnet es als eine auffallende Lehre der Ordensgeſchichte, daß immer gerade die intelligenteſten und wiſſenſchaftlichſten Brüder meiſt zuerſt für den Orden erkaltet, mit ihm zerfallen, ausgeſchloſſen worden oder ſelber ausgetreten ſeien. So Feßler,

---

[1] Verfaſſer der Schrift: „Die Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei in Deutſchland.“ Leipzig 1854.

Fichte, Krauſe, Herder, Leſſing, Göthe u. ſ. w. Dieſe Erſcheinungen ſind Thatſache . . . .

Hiſtor.-polit. Blätter. Jahrg. 1858. S. 767 f.

Wenn dieſer Orden die reinen, edlen, guten und großen Menſchen, die Genie's, die hervorragenden und hochverdienten Geiſtes- und Charaktergrößen nicht brauchen kann, wenn dieſelben regelmäßig mit ihm zerfallen oder er mit ihnen — was ſoll man von ihm denken? Eine ſchreiendere Anklage, als die aus dieſer Thatſache ſich geſtaltende und ergebende, kann es doch wohl nicht geben.

7.

„Das Philiſterium ſtrebt nach der Logenherrſchaft, entweder um die Eitelkeit zu nähren, oder um durch die Logenſtellung auch Etwas in der profanen Welt zu gewinnen. Der Arzt des Kleinbürgers ſtrebt nach der Stuhlmeiſterſchaft, da ſie Praxis vermitteln kann, der Weinhändler und Seifenſieder nach dem Schaffneramt, um ſeine Artikel in die Loge liefern zu können, der Schauſpieler und Muſiker meldet ſich zur Aufnahme oder Beförderung, um Publikum für Theater und Concert und gute Freunde auf Reiſen zu gewinnen; der Handelsreiſende fehlt faſt nie mehr, denn er wendet ſich mit ſeinen Proben zunächſt an die Brüder.“ So der ſächſiſche Logenbeamte in der Schrift: „Die Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei in Deutſchland.“ Leipzig 1854. Früher ſei es anders geweſen. Da habe er die maureriſche Intelligenz in ihrer Blüthe geſehen. Jetzt finde er die Plätze, auf denen früher

Männer von Geiſt und Einfluß wirkten, verödet; da ſtänden nun gutwillige, moraliſch ehrenhafte, aber unfähige, der Intelligenz oder des Talentes entbehrende Kaufleute, Reviſors, Kanzliſten, Aerzte, Particuliers oder Prediger, während die große Brüderzahl aus Ladendienern, Schauſpielern, Schreibern, Schullehrern, Gaſtwirthen und Fabrikanten beſtehe. — Wir verachten Nichts und machen keinen Standeshochmuth geltend. Unter allen Ständen und Claſſen der Geſellſchaft können ſich ausgezeichnete Intelligenzen und Charaktere befinden, ſo wie umgekehrt überall das Gewöhnliche, Beſchränkte, Platte, Gemeine ſeine Vertreter hat. Wenn aber einem Bunde, wie der maureriſche iſt, die ihrer allgemeinen Natur nach geiſtig bevorzugten und höher gebildeten Theile der Geſellſchaft fremd werden und die große Maſſe der Halbgebildeten darin ihre vorwiegende Rolle ſpielt, dann ſieht es ſchlimm mit ihr aus, dann kann ſie ſich nicht rühmen, die „Elite der Menſchheit,“ die Menſchheit par excellence zu ſein.

8.

Unter die Unzufriedenen, deren Stimme hier in's Gewicht fällt, gehört ferner auch Dr. Polak in Amſterdam. Er hat eine „Encyclopädie für Freimaurer“ verfaßt und die Schrift: „Die Loge post nubila lux und die Großloge der Niederlande,“ Leipzig 1854, geſchrieben. Er iſt voll Klage und Jammer über den Verfall der niederländiſchen Maurerei; man lehre Nichts und man lerne Nichts, ſpiele und tafele nur, verkaufe die Grade; es herrſche durchgehende Corruption, daher auch die Verſunkenheit in äußerſte Verachtung und Bedeutungsloſigkeit." **Polak** iſt darum auch als Reformator der niederländiſchen Maurerei aufgetreten und hat als ſolcher zu den fünf Amſterdamer Logen eine ſechſte hinzugefügt. Seine Skandale mit der widerſtrebenden Großloge beſchreibt er in der citirten Schrift. Da die Maurerei die repräſentative Partei und Kirche des alten Adam, des alten, entarteten und verworfenen Geſchlechtes, iſt, ſo muß ſie ſich ja wohl, ſo ſehr ſie ſich mit dem Guten und Edlen gleiſend übertüncht und aufputzt, und ſo viel ſie zu Zeiten wirklich achtungswerthe und treffliche Mitglieder zählen mag, am Ende doch ganz dem natürlichen Charakter dieſes Geſchlechtes gemäß geſtalten und darſtellen, d. h. *nur aus einer gemeinen, nichtigen und bedeutungsloſen Menge und Maſſe und einer ſich hinter dieſelbe verſteckenden furchtbaren Verworfenheit und Bösartigkeit beſtehen.*

9.

Die hiſtoriſch-politiſchen Blätter geben den der Maurerei gemachten Vorwurf, *eine leere Spielerei zu ſein*, theilweiſe vollkommen zu und beſtätigen ihn, fügen aber (Jahrg. 1858. S. 771) die Bemerkung hinzu: „Auch dann und ſo weit der Geheimbund über das Niveau der „„leeren Spielerei““ nicht hinausgeht, iſt er doch immer höchſt gefährlich durch ſeine Eigenſchaft einer organiſirten, uniformirten, mobiliſirten Armee, bei der man keinen

Augenblick ſicher iſt, durch wen und wohin ſie fortgeriſſen werde.“

10.

Bald wurde die Maurerei als die Pflanzſchule jakobiniſch geſinnter Meuterer theils verſchrieen, theils *gemißbraucht*[1], und die Politik[2] bildete darin ihre Handlanger und erzog oder erhitzte doch ihre Parteigänger. Bald brütete man unter ihrer Firma kabaliſtiſchen, myſtiſchen und theoſophiſchen Unſinn aus, bald erblickte man wunderbarer Weiſe in ihren Verehrern Adepten; bald bethörte man ſich untereinander mit dem unterhaltenen Wahn der Fortpflanzung eines längſt erloſchenen Ritterordens unter der Hülle der Maurerei; und wenn, wie das Sprüchwort ſagt, Nichts ſo toll iſt, was nicht einmal von einem Philoſophen behauptet worden wäre, ſo iſt, wie die Geſchichte der Maurerei lehrt, kaum Etwas ſo ungereimt, daß es die Maurer nicht verſucht oder *gethan*[3] hätten.

Blüthen ꝛc. S. 34 f.

11.

Wie der Templerorden, ſo wurde die Freimaurerbrüderſchaft Schaale und Werkzeug, ihr Name der Name einer großen Weltverſchwörungsgeſellſchaft, ihre Geſchichte ein rieſenhaftes Compendium von Wahrheiten und Dichtungen. Und in ganz gleicher Weiſe ſind im Verlaufe der Zeit von dem Weltverſchwörungsorden ſo viele, an ſich ſchuldloſe, Geſellſchaften temporär zu Geſellſchaften für einzelne Ordensſyſteme oder für „Geſellſchaften der That“ benutzt und theilweiſe geſchaffen worden.

---

[1] Man bemerke wohl, was in dieſem Ausdruck für ein Zugeſtändniß liegt!

[2] D. h. wohl: die revolutionäre, die Tendenz, das Syſtem der Umſturzparteien.

[3] Dieſes Wort iſt auch im Original unterſtrichen.

Eckert, Magazin V. S. 141.

12.

Die Loge „zum geſelligen Vertrag“ in Paris war ein Verein des geſelligen, gedankenloſen Adels ohne alle revolutionäre Tendenz. Sie machte ſogar den unglücklichen Verſuch, die Logen zum Anſchluß an das Königthum zu bewegen. Ihre Schreiben blieben ohne alle Antwort; ſpäterhin beſtiegen die Mitglieder dieſer Loge das Blutgerüſt.

Eckert, Magazin I. S. 139.

13.

Wedekind, in ſeinem Werke „der pythagoräiſche Orden“ ꝛc. S. 138 ſagt: „Von einer geheimen Lehre oder Doctrin im Gebiete der Religion, Theologie, Philoſophie, Politik u. ſ. w. habe ich in der eigentlichen Freimaurerei noch keine Kunde erhalten können, und ich mache mich alle Tage zu dem Beweiſe anheiſchig, daß keine darin vorhanden ſei.“ Bald darauf aber S. 142 ſagt er: „Der reinen Freimaurerei iſt entgegengeſetzt die unreine oder die Aftermaurerei. — — — Wo ich eine geheime Lehre oder Doctrin, als zur Freimaurerei gehörig, aufgeſtellt finde“ — dergleichen Fälle gibt es alſo doch — „da klage ich über Aftermaurerei“ ꝛc. Allein was nützt es, wenn er darüber klagt, und dieſe Art von Freimaurerei nicht für die wahre und reine gelten läßt, dieſe Art aber doch vorhanden iſt und ſich hinter die wahre und reine, als einen Deckmantel ihrer Gefährlichkeit, verſteckt; wenn die wahre und reine in ihrer Unſchuld und Einfalt zwar ſehr harmlos und bedeutungslos an und für ſich ſelber iſt, deſto heilloſer aber diejenige, welcher ſie zum Mantel und Schild, zur Ausrede und Beſchönigung, zur trugvollen peripheriſchen Einhüllung dient.

14.

„Allezeit, wenn unſer Orden auf einem gewiſſen Punkte angekommen war, warf der Hauptſtamm, der hohe Orden, ſeine Hülle weg und erſchien unter einer neuen Geſtalt. Die Freimaurerei hat das von ihr zu erwartende Gute vollkommen erreicht und die Welt zu der Arbeit vorbereitet, die wir jetzt treiben. Doch bedarf man noch einige Zeit lang ihrer Hülfe, und das iſt die Urſache, warum wir in den mittleren Claſſen ihre alten Gebräuche beibehalten.

Weiherede des Regentengrades im Illuminatenorden.
Nachtrag zu den weiteren Originalſchriften ꝛc. S. 141.

15.

Man ſchiebt in die gemeine Freimaurerei, die Nichts davon weiß, höhere Verbündete ein; man thut ſo ſelbſt in Beziehung auf religiöſe Brüderſchaften und Büßergeſellſchaften.

Brühl, Geheimbünde gegen Rom. Prag 1860.
S. 43.

16.

Einer der Anhänger des Follenius ſagte ſich mit einer Erklärung los, welche die größte Verachtung gegen alles Beſtreben, Staatsverbeſſerung zu erzielen, zu erkennen gab. Neroniſche Herrſchaften ſeien viel beſſer, als der vollkommenſte Freiſtaat, weil ſich in jenen der Weltzuſtand in ſeiner ganzen Blöße zeige, beſſere Staatsformen aber nur einſchläfern, eine Natter unter ſchöner Hülle ſeien. „Verſucht doch nicht, dem Todtengerippe noch Fleiſch anzuſetzen! Oder wollt ihr ihm gar Pulſe leihen? ..... Nicht Revolutionen für das Gerippe, ſondern gegen daſſelbe, d. h. Rebellion gegen die ganze bisherige Welt des menſchlichen Geiſtes, als einer bloßen Schein- und Traumwelt — dies iſt der allein wahre, der allein heilige Zweck; alles Andere Verblendung und Scheinzweck, ſeine Erreichung eine bloße Aenderung der Form. Die ſogenannten Wiſſenſchaften, wie alle anderen menſchlichen Arbeiten ſind Nichts als ein Zeitvertreib, dem der menſchliche Geiſt bisher fröhnte, um den tiefen Schmerz zu betäuben, daß ihm ſein Weſen noch nicht geworden iſt“ u. ſ. w.

Dieſer Apoſtat war alſo weiter gekommen in ſeiner revolutionären Cultur und hatte radikalere Einſichten gewonnen, oder — er war ein in's innerſte Myſterium Eingeweihter, der ſich nur herabgelaſſen hatte, eine Zeit lang den Genoſſen von Revolutionären niederen Grades abzugeben. Wie denn wohl überall in den Geheimbünden, die nicht das innerſte Centrum bilden, noch unbekannte Höhere zugemiſcht ſind.

17.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als die Maurerei durch eine päpſtliche Bulle verboten wurde, errichteten ſelbſt Mitglieder der römiſchen Kirche eine — wie ſie es nannten — neue Geſellſchaft, in welche ſie Niemand, als eifrige Anhänger der päpſtlichen Hierarchie aufzunehmen vorgaben. Auf dieſe Weiſe täuſchten ſie die Wachſamkeit dieſer Kirche und erhielten den Geiſt der Freimaurerei durch bloße Veränderung des Namens und durch die Erklärung, dieſelbe dem päpſtlichen Intereſſe dienſtbar zu machen.

Lawrie, Geſchichte der Freimaurerei; auf Befehl und unter Autorität der Großloge von Schottland geſchrieben, überſetzt von Burkhardt. Freiburg 1810. S. 77.

18.

Als die päpſtliche Bannbulle vom 14. Januar 1739 erſchienen war, gab man dem Orden eine andere, harmloſe, ja abſichtlich lächerliche und abſurde Geſtalt und verwandelte ihn in die Geſellſchaft der Möpſe, in welche man auch Nichtmaurer aufnahm, die gar Nichts wußten. Das citirte Ordenswerk, deutſch von Burkhardt, Freiburg 1810, S. 113 drückt ſich darüber folgendermaßen aus: „Verſchiedene angeſehene Männer in Deutſchland, wiewohl ſie ſonſt ſtandhafte Freunde der römiſchen Kirche waren (?!), mißbilligten das Verfahren derſelben gegen die Brüderſchaft höchlich und ließen ſich angelegen ſein, den Orden vor dem Untergange zu bewahren, dem er beinahe ſchon entgegenging. Um dieſes zu bewirken, ſtifteten ſie eine Geſellſchaft, welche dieſelben Principien und denſelben Endzweck hatte, wie die Freimaurerei. Die Mitglieder wurden Möpſe genannt, weil man den Mops für ein paſſendes Sinnbild wechſelſeitiger Treue und brüderlicher Liebe hielt. Um aber die Freimaurerei vor denjenigen Gliedern der neuen Geſellſchaft, welche Nichtmaurer waren, verborgen zu halten, ließen ſie aus ihrem Ritual alle maureriſchen Ceremonien, Worte und Zeichen weg, und damit ſie den Verfolgungen der römiſchen Kirche entgehen möchten, milderten ſie alle Theile des Inſtituts, die einem beſchränkten und abergläubiſchen Gemüthe Aergerniß geben konnten .... Sie ließen auch Weiber zu, die ſogar jedes Amt, das eines Groß-Mopſes ausgenommen, begleiten durften. Dieſe Geſellſchaft wurde von Männern geſchützt, die in Deutſchland ihres vortrefflichen Charakters wegen in vorzüglichſtem Anſehen waren; die Logen beſtanden aus den achtungswertheſten Gliedern des Staates und verſchiedene von den Reichsfürſten waren Ordensglieder. Die Möpſe beſchloſſen, nur ſtandhafte Freunde der katholiſchen Kirche einzureihen. Doch das wurde bloß vorgegeben" u. ſ. w.

Die Prieſter der alten Religionen werden Heuchler geſcholten:

„Die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht,
Vernichten der Heuchler erſchlichene Macht."

Wer heuchelt mehr, wer betrügt ſchamloſer und grundſatzmäßiger, als dieſe geheimen Geſellſchaften, als dieſe „ehrwürdigen“ Orden und Verbrüderungen?

Was das Symbol des Mopſes betrifft, ſo gibt der in die maureriſchen Myſterien tief eingeweihte Advokat Eckert einen wunderlichen Aufſchluß darüber. „Der dicke Mops ſollte die heiligſte Perſon der Chriſtenheit bedeuten, die man weiter dadurch verhöhnte, daß man dem Mopſe den Hintern küßte.“ Myſteriengeſellſchaften der Heidenkirche, Schaffhauſen 1860. Vorrede S. XXXVI.

Was die pöbelhafte Fratze auch immer bedeutet haben mag, ſie erinnert jedenfalls an eine ganz ähnliche Ceremonie, die bei'm alten Hexenſabbath vorgekommen ſein ſoll. Man adorirte daſelbſt, wie behauptet wurde, einen Bock mit demſelben Huldigungskuſſe. Hat das Zuſammenhang? „Abundant“, ſagt Alphons de Spina, der Verfaſſer des fortalitii fidei, indem er von den Hexen und ihren Myſterien ſpricht, „tales perversae mulieres in Delphinatu et in Vasconia, ubi se asserunt concurrere de nocte in quadem planitie deserta, ubi est caper quidam in rupe, et quod ibi conveniunt cum candelis accensis et adorant illum caprum, osculantes illum in ano suo.“ Das alte Hexenweſen habe ich ſchon in meinen „Geheimniſſen des chriſtlichen Alterthums“ für einen antikirchlichen Geheimbund erklärt. Unter Carl IX. wurde der große Zauberer Des trois échelles hingerichtet. Dieſer ſagte nach Bodin's Bericht trotzig zu dem Könige, daß er

300,000 Brüder in Frankreich habe, die man nicht alle, wie ihn, werde verbrennen können. Vergl. *Hauber's* bibliotheca magica II. p. 454. *Horſt*, Dämonomagie. Frankfurt a. M. 1818. I. S. 108. Da iſt die Sache doch handgreiflich genug. In dem Namen Des trois échelles ſind noch überdies die drei Myſteriengrade der Geſellſchaft angedeutet.

19.

Sie können nicht glauben, was unſer Prieſtergrad bei den Leuten Auf- und Anſehen erweckt. Das Wunderbarſte iſt, daß große proteſtantiſche und reformirte Theologen, die vom Orden ſind, noch dazu glauben, der darin ertheilte Religionsunterricht enthalte den wahren und ächten Geiſt und Sinn der chriſtlichen Religion. *O Menſchen, zu was kann man euch bereden! Hätte nicht geglaubt, daß ich noch ein neuer Glaubensſtifter werden ſollte.*

Weishaupt in einem Brief an Cato. Nachtrag
von Originalſchriften. Abth. I. S. 76.

Die wahren Propheten finden keinen Glauben; den Myſtificatoren hingegen, den Betrügern und Gauklern iſt es möglich, ein ſo großes Glück zu machen, daß ſie ſich ſelber darüber wundern.

20.

Ein ächter Maurer iſt unermüdet im Betreiben jeder großen und menſchenfreundlichen Handlung. Ein nie erlöſchender Trieb lodert in ihm Tag und Nacht für Alles, was weiſe iſt und gut und groß. Er ruhet nie, iſt nie träge, ſondern immer hoher, *verſchloſſener* Gedanken voll; innerlich ſtets in heißem Affect, *äußerlich ſtets kalt und ruhig.* Sarſena. S. 57.

Immer alſo verbirgt er ſeine Gedanken und ſcheint immer ein Anderer, als er iſt.

21.

Die Menge hat von jeher eine ganz beſondere Neigung gehabt, das Ungelehrte von dem zu glauben, was wahr iſt. Betrügt ſie! Sie will nicht anders, als betrogen ſein.

Aus einem Briefe des zum Carbonari Bunde gehörigen *Felice* aus Ancona vom 11. Juni 1829. *Brühl*, die Geheimbünde gegen Rom. Prag 1860. S. 56.

22.

An den ſchönen moraliſchen Bildern, welche die Außenſeite unſeres Ordens verſchönern, weiden ſich jetzt Ihre Augen, und unſer Unterricht gewann alſo für jetzt Ihr Herz.

Ordensrede an einen neu aufgenommenen Bruder im „Sarſena" S. 109.

23.

„Obgleich alle Freimaurer unſere Bundesbrüder ſind, *ſo ſind ſie dennoch ſo weit von uns entfernt, als die Fremden, die außer dem Orden ſind.*" Dieſe Aeußerung kommt bei der Reception eines ſchottiſchen Alt- oder Obermeiſters und Ritters des h. Andreas vor, Sarſena S. 224. Welche Kluft alſo zwiſchen dem Orden und der ſogenannten „profanen“ Welt; und welche Kluft zwiſchen den höheren und niedereren Abtheilungen, Syſtemen, Weihen, Rangſtufen und Standpunkten des Ordens ſelbſt! In dieſem ſelbſt wieder gibt es Profane, Fremdlinge, vom eigentlichen Orden Ausgeſchloſſene, als „Bundesbrüder“ offenbar nur formell und nominell Behandelte.

24.

Die erhöhte Feier dieſes Tages verkündet ein hohes Maurerfeſt, wichtig für jeden Geweihten. Unſere in den Geiſt des Ordens eingegangenen Meiſter wiſſen die Abſicht der Feier; wir, die wir auf mittleren und unteren Stufen der Ordensleiter ſtehen, dürfen forſchend fragen: „Warum iſt den Maurern dieſer Tag ſo heilig?“ und Winke und Fingerzeige müſſen uns befriedigen. Vielleicht ſchweigen ſelbſt die maureriſchen Urkunden über den Willen dieſes Feſtes und überlaſſen es den Suchenden, deſſen Sinn zu enthüllen. Vielleicht erhalten wir in höheren Graden vollkommene Aufſchlüſſe.

Es war mir Ordens- und Amtspflicht, die Bilderſprache der Mr∴ (sic) zu deuten, die forſchende Wißbegierde zu ſtillen, ihre geheime Schrift für Verſtand und Herz zu entziffern. Ob ich die Hieroglyphe Johannes richtig geleſen, das mögen die tiefer ſehenden Brüder entſcheiden.

Rede am Johannisfeſte.
In den „Blüthen zum Gedächtniß der Feier des Johannisfeſtes“ 5806. S. 4.

Eine intereſſante Stelle. Johannes iſt hiernach eine Hieroglyphe, die man zu leſen verſuchen muß. Ob man das Rechte getroffen, iſt auf den unteren und mittleren Stufen ſehr ungewiß. Das Feſt iſt wichtig für den Geweihten, ein den Maurern beſonders hohes und heiliges; die Abſicht, der „Wille“ deſſelben iſt dunkel; die in den Geiſt des Ordens eingegangenen „Meiſter“ wiſſen den Zweck, die Bedeutung deſſelben. Die Uebrigen dürfen darnach forſchend fragen; aber ſchon einige Winke und Fingerzeige müſſen ſie befriedigen. Auf welche Beſcheidenheit und Geduld ſind dieſe angewieſen! Welchen Glauben, welches Vertrauen fordert der Orden! Man muß ſich ihm zunächſt blindlings ergeben, ſich mit einigen ſchwachen und ungewiſſen Andeutungen begnügen, vollkommneren Aufſchlüſſen in höheren Graden, die man vielleicht empfangen wird, in ruhiger Unterwerfung entgegenſehen, während die religiöſen Anſtalten um jeder auf Glauben und Demuth bezüglichen Lehre und Forderung willen auf's Heftigſte angeklagt und heruntergeſetzt werden!

25.

Die Kirche kann, auch wenn der Cultus wirklich ſo äſthetiſch und pſychologiſch, als nur immer thunlich, eingerichtet wird, doch nur die Hauptabſicht haben, durch den Verſtand auf das Herz zu wirken. In der Maurerei iſt das Verhältniß anders. Sie nimmt mehr das Gefühl und die Einbildungskraft in Anſpruch und überläßt es dem Nachdenken des Bruders, über den Sinn deſſen, was ſeine

Augen ſahen, ſeine Ohren hörten und ſein Herz empfand, in ſeiner Wohnung einig zu werden. Blüthen ꝛc. S. 53.

In dem kirchlichen Cultus muß jedes Symbol, ſei es ruhend, wie etwa ein Werk der ſchönen Kunſt, oder in Bewegung, wie eine Proceſſion oder die Abendmahlsfeier, von jedem unterrichteten Chriſten bei'm erſten Anblick gedeutet und richtig gedeutet werden können, wenn es anders für zweckmäßig gelten will. Nicht alſo in der Maurerei. Hier iſt den Neuaufgenommenen Alles fremd und Anfangs — bedeutungsleer. Daſelbſt S. 57.

Das ſind merkwürdige Conceſſionen. Die Kirche, namentlich die katholiſche, wird ſonſt der Gaukelei, der Anlockung und Bethörung durch ſinnliche Aeußerlichkeiten, des trüglichen romantiſchen Flimmers beſchuldigt, wodurch ſie ſich des Menſchen bemeiſtere, daher die Zauberflöte dieſelbe als ſternflammende Königin der Nacht darſtellt. Hier in der citirten maureriſchen Schrift wird zugegeben, daß es in der Kirche Princip und durchgängiger Grundſatz ſei, alles Aeußere in ihr von vorn herein, ſo viel als möglich, geiſtig klar und verſtändlich zu machen, während die Maurerei nicht nur ebenfalls Aeußerlichkeiten, Ceremonien, Symbole, Sinnenreize anwendet und wirken läßt, ſondern auch den Sinn, die Bedeutung, den geiſtigen Gehalt derſelben verbirgt, ſo die Betrachtung zunächſt in's völlig Sinnloſe verſenkt und es dem Bruder Maurer überläßt, für ſich ſelbſt, wenn er kann, einen Sinn herauszubringen und auch ſeinem Geiſte bei dieſen Aeußerlichkeiten eine Nahrung zu geben. So thun die geheimen Geſellſchaften überhaupt nicht nur ſelbſt, was ſie den kirchlichen Anſtalten vorwerfen, ſondern ſie thun es noch dazu in einer ſo einſeitigen und extremen Weiſe, daß die Kirche dagegen in entſchiedenem Vortheil iſt und zu ihnen einen unſchuldigen und lichtvollen Gegenſatz bildet.

26.

Man nehme ſich in Acht, daß nicht endlich von irgend einem, dem die Ehre und der Ruhm der Brüderſchaft weniger am Herzen liegt, als uns, jenes Spiel mit den Mitmenſchen bei verſchloſſenen Thüren, jenes Spiel mit dem Wort und Eide des ehrlichen Mannes dem furchtbaren großen Publikum denuncirt werde!

Mosdorf in dem Werke: Einfluß geheimer Geſellſchaften. S. 181.

Mosdorf wird von Eckert „der gelehrteſte Freimaurerbruder Sachſens“ genannt.

27.

Es gibt in Wahrheit nur hohe, mittlere und untere Myſterien des inneren Ordens und die Myſterien des Vorhofes; jede ſolche Myſterienclaſſe iſt in die zwei Abtheilungen der friedlichen und der kriegeriſchen Syſteme geſchieden, jede zerfällt in die vier Grade der Lehrlinge, Geſellen, Meiſter und vollkommenen Meiſter. Die Namen aller Syſteme und Grade, welche nach Außen verlauten, ſind vielfach verſchieden, in Wahrheit aber ohne inneren Gehalt.

Eckert, Magazin I. S. 115.

28.

Die fünfte Illuminatenclaſſe, die der **großen Myſterien**, war ohne alle Symbole, Hieroglyphen und Ceremonien; man gab dem Candidaten einfach die Statuten des allgemeinen Regierungsſyſtemes zur Durchſicht und erklärte alle bisherigen Syſteme für einen **frommen Betrug**.

Vergl. Neueſte Arbeiten des Spartacus ꝛc. S. 85.

29.

Es iſt kein Geheimniß mehr, daß die italieniſche Nationalität bei ihren Vertretern Nichts weiter, als ein für die Schwachköpfe ausgeworfener Köder, ein etwas ganz Anderes bezweckendes Schlagwort war.

Hergenröther, Kirchenſtaat. Freiburg im Breisgau. 1860. S. 234.

30.

Was die vulgäre Freimaurerei für die geheimeren, in die ſocialen Dinge tiefer eingreifenden Bündniſſe und Geſellſchaften iſt, das iſt beſonders in einem von **Crétineaux-Joly**[1]) mitgetheilten Schreiben des unter dem Namen **Piccolo Tigre** bekannten, zu ſeiner Zeit eine bedeutende Rolle im Carbonarismus ſpielenden Juden vom 18. Januar 1822 ausgeſprochen, wo derſelbe ermahnt, unter allen nur möglichen Vorwänden und Formen Verbin bungen und Vereine zu ſtiften, und ſich dabei namentlich auch über die Freimaurerei äußert, die, ſo jämmerlich ſie ſei, nicht verachtet, ſondern für die deſtructiven und revolutionären Zwecke des Carbonarismus klüglich benützt und ausgebeutet werden müſſe. Es heißt hier wörtlich folgendermaßen.

---

[1]) L'église Romaine en face de la révolution. Paris 1859.

„Die Eitelkeit des Pfahl- oder Spießbürgers, ſich den Freimaurern zuzugeſellen, hat etwas ſo Banales und Allgemeines, daß mich ein wahrhaftes Erſtaunen über die Dummheit der Menſchen ergreift. Man muß ſich wundern, daß nicht alle Welt an die Thüre der Ehrwürdigen pocht und von ihnen die Erlaubniß erbittet, zu den für den Neubau des Tempels Salomonis auserwählten Werkleuten zu gehören. Der Zauber des Unbekannten übt eine ſolche Macht aus, daß man ſich mit Zittern vorbereitet auf die phantasmagoriſchen Prüfungen der Einweihung und des Brudermahles. Sich als Mitglied einer Loge fühlen, ſich mit Ausſchluß von Weib und Kind als Bewahrer eines Geheimniſſes, das man euch niemals anvertraut, zu wiſſen, iſt für gewiſſe Naturen ein Ehrgeiz, eine Wolluſt. Die Logen können heutzutage wohl Feinſchmecker erzeugen; Bürger werden ſie nicht hervorbringen. Man banquettirt zu viel bei den . . . . aller Oriente. Aber es iſt ein Niederlagsort, eine Art von Geſtüte, ein Centrum, wo man durchgegangen ſein muß, bevor man zu uns gelangt. Das Ding iſt zu ſchäferlich und gaſtronomiſch; aber es hat einen Zweck, den man unausgeſetzt ermuthigen muß. Indem man es lehrt, mit ſeinem Weinglaſe, militäriſch geſprochen, die Honneurs zu machen, bemächtigt man ſich des Willens, der Vernunft und der Freiheit des Menſchen. Man ſtudirt ihn, man erräth ſeine Neigungen, Liebhabereien, Richtungen. Dann, wenn er reif für uns iſt, leitet man ihn zu der geheimen Geſellſchaft, von welcher die Freimaurerei nur das Vorzimmer ſein kann. Die hohe Venta wünſcht, daß man ſo viel Fürſten und Reiche, als nur möglich, in die Logen bringe.“ Es wird dann die Art angegeben, wie mit ihnen zu verfahren ſei. Sie ſollen „zu Lockvögeln für die Intriganten, die Schwachköpfe, die Spießbürger und die Hungerleider dienen.“ „Dieſe armen Prinzen werden für uns arbeiten, während ſie nur für ſich zu ſorgen glauben. Es iſt ein prächtiges Aushängeſchild“ u. ſ. w. Weiter heißt es: „Seid nicht erſchrocken über die Blüthe der Logen, während der Carbonarismus ſich nur nothdürftig rekrutirt. Eben auf die Logen zählen wir, um unſere Reihen zu verdoppeln; ſie bilden, ohne daß ſie deſſen gewahr werden, unſer vorbereitendes Noviziat. Sie declamiren endlos über die Gefahren des Fanatismus, das Glück der geſellſchaftlichen Gleichheit und über die großen Principien der religiöſen Freiheit. Zwiſchen zwei Feſten haben ſie donnernde Anathema's gegen Unduldſamkeit und Verfolgung. Ein von dieſen ſchönen Sachen eingenommener Menſch iſt nicht mehr weit von uns, er iſt nur noch einzureihen. Hier liegt das Geſetz des ſocialen Fortſchrittes.“

31.

Die Unabhängigkeit und Einheit Italiens ſind Chimären, ſo wie auch die abſolute Freiheit, von der Einige von uns träumen, und auf die ſie in unausführbaren Abſtraktionen hinarbeiten. Das Alles iſt eine Frucht, die dem Menſchen zu pflücken nie vergönnt ſein wird. Aber obſchon mehr Chimäre, als Wirklichkeit, bringt es doch einen gewiſſen Effect auf die Maſſen und auf die aufſchäumende Jugend hervor. Wir wiſſen, woran wir uns in Beziehung auf dieſe Principien zu halten haben; ſie ſind inhaltlos und werden es ſtets bleiben. Nichts deſtoweniger bilden ſie ein Agitationsmittel, deſſen wir uns nicht berauben dürfen.

„Felice“ in einem Schreiben aus Ancona am 11. Juni 1829.

Crétineaux-Joly a. a. O. II. S. 137.

So iſt dieſen Führern ſelber Alles, womit ſie Volk und Jugend aufregen und begeiſtern, Nichts als eine leere Phraſe, deren ſie ſich als Mittel zu ihren geheim gehaltenen deſpotiſchen Zwecken bedienen. Vergl. Hergenröther, der Kirchenſtaat u. ſ. w. S. 234.

I. Intoleranz der Aufklärung. Rückblick auf Luther ꝛc. Deſpotismus der Loge. Stabilität, Bevormundung, Cenſur, Controle, Vernichtung der reinen und freien Wiſſenſchaft durch deren Beſchränkung auf's Praktiſche und dem Parteizweck Entſprechende. Die Flüchtlinge zu Beſançon und Willich's Tyrannei daſelbſt.

1.

Die theologiſche Verketzerungsſucht wird verwerflich gefunden und der geiſtliche Fanatiker als ein Feind des menſchlichen Geſchlechtes betrachtet. Aber ohne daß ſie es merken, begegnet es den Leidenſchaftlichen der anderen Partei, daß ſie den von ihnen angeklagten Gegnern ganz und gar ähnlich werden. Wenn dieſe ſagen: „Wer nicht glaubt, der iſt verdammt,“ ſo ſagen jene: „Wer nicht ſo denkt, wie wir, der iſt entweder ein Heuchler oder ein Dummkopf“ .... So gibt es auch negative Pfaffen, die nicht beſſer ſind, als ihre Gegner. Gewiß aber ſteht demjenigen, der im Namen der Freiheit auftritt, die Ausſchließlichkeit und Verketzerung abweichender Meinungen noch viel weniger zu Geſichte, als dem Gegner, der ſich offen zur geiſtigen Beherrſchung der Menſchheit berufen erklärt. Und wenn ſich der theologiſche Fanatismus thatſächlicher Unterdrückung ſchuldig macht, ſo wird es erlaubt ſein, anzunehmen, daß der atheiſtiſche, der ſchon gegenwärtig den bloß Andersdenkenden einen Verräther nennt, im Falle der Erlangung materieller Gewalt ihn auch als einen Verräther behandeln und proſcribiren werde.

Melchior Meyer, Gott und ſein Reich.
Stuttgart. Kröner 1860. S. XX ff.

2.

Wie ſich bei den Emancipationsbeſtrebungen des menſchlichen Geiſtes immer nur neue, ja noch ſchlimmere Beſchränkungen und Knechtungen ergeben, hat ſich ſehr auffallend ſchon in der Reformationszeit geoffenbart. Alzog rügt es an Luther, daß er eine unbedingte Willkühr der Lehr- und Schrifterklärung für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm, ſeinen Gegnern aber abſprach, ja oft ſelbſt ſeine vertrauteſten Freunde, wie Melanchthon, eine ſcheußliche Sklaverei fühlen ließ[1]. Vieles in dieſer Beziehung habe ich ſchon im erſten Hefte dieſer Zeitſchrift in's Licht geſtellt, ſ. dort S. 19 ff. Das abſcheuliche Betragen Luther's gegen Lemnius, deſſen ganzes Verbrechen war, daß er einen katholiſchen Fürſten gelobt, hat Leſſing geſchildert. In Beziehung auf diejenigen, welche in unſeren Zeiten mit der „proteſtantiſchen Lehrfreiheit" groß thun, macht Schelling[2] die Bemerkung: „Viele dieſer Großſprecher würden die Berufung auf dieſes Princip ſchwerlich geſtatten, wenn z. B. ein Lehrer der Theologie bei einer proteſtantiſchen

---

[1] Tuli servitutem paene deformem, ſagt Melanchthon ſelbſt.

[2] Sämmtliche Werke, Abth. II. Bd. 3. S. 5.

Facultät mit Geiſt und Feuer die Nothwendigkeit eines ſichtbaren Richters in Glaubensſachen und andere Grundſätze der römiſchen Kirche aufſtellen und behaupten wollte." Man vergleiche Leſſing's oben S. 98 angeführte Bemerkungen!

3.

Die Freimaurerei iſt in Preußen eine Art von geheiligtem Inſtitut, wenigſtens gleichwürdig mit der Landeskirche. Ja noch mehr: Gegen dieſe Kirche mag man ungeſcheut polemiſiren, der Orden dagegen nimmt nahezu Majeſtätsrechte in Anſpruch, und verſtünde die ihm in Preußen ertheilte Conceſſion nicht ungern als „einen Freibrief auch gegen eine ſcharfe Kritik." — „Die zeitigen Vorſteher der preußiſchen Großlogen," ſagt Hengſtenberg, „wollen die Loge zu einem unbedingten noli me tangere auch für die Kirche erheben und der letzteren den Mund verbieten."

Hiſtoriſch-politiſche Blätter. Jahrg. 1858. S. 779 f.
Hengſtenberg, die Freimaurerei und das evangeliſche Pfarramt. II. 35.

4.

Wie in den Logen der Freimaurer Gedanken- und Glaubensfreiheit, verbunden mit dem Allen ertheilten Rechte, die Ueberzeugungen des Geiſtes in freier Rede auszuſprechen, herrſcht, ſo werden ſie dieſes Palladium des Völkerglückes auch überall zu wahren bereit ſein und gern ſchwere Opfer bringen, wo es gilt, die unveräußerlichen Rechte jedes Volkes gegen Anmaßungen, woher ſie auch kommen mögen, gegen jede ungerechte Unterdrückung zu vertheidigen. Aber auch ſie ſind gewohnt, zu gehorchen dem ewigen Willen ihres Meiſters. Sie erkennen willig die ihnen hiſtoriſch überlieferten Geſetze an, nach welchen die maureriſchen Arbeiten geordnet ſind.

Bauſteine zum Tempel des Menſchenthums. Die Johannis-Maurerei, in Logenreden dargeſtellt von Anwald. Leipzig 1860. S. 174.

5.

Sie haben den Grundſatz anzuerkennen, daß es nicht in der Macht irgend eines Menſchen oder eines Menſchenvereines ſteht, im Ganzen der Maçonnerie Neuerungen zu machen.

Verpflichtung des Meiſters vom Stuhl bei ſeinem Amtsantritt. Lenning, Encyclopädie der Freimaurerei. Artikel: „Meiſter vom Stuhl.“

Das iſt Stabilität. Warum bringt man denn, wenn man ſelbſt ſo conſervativ und um die Erhaltung des Gegebenen und Ueberlieferten beſorgt iſt, die Kirche wegen ihres Beſtrebens, ſich in ihrer Identität zu erhalten, in einen ſo böſen Ruf; warum wird gleichwohl nur ihr eine der Bewegung und dem Fortſchritt feindliche Beharrlichkeit zum Vorwurf gemacht?

6.

Rector Forberg zu Saalfeld wirft in dem von Fichte und Niethammer herausgegebenen Journal 1798 die

Frage auf: „ob es nicht ein Recht der Mündigen gebe, mit Unmündigen zu ſpielen?“

Eckert, Magazin IV. S. 45.

7.

Die natürlichſte, ja rechtmäßigſte Oberherrſchaft in der ganzen Schöpfung iſt die Fürſorge des Weiſeren, Beſſeren, in ſich Vollkommneren, für den Schwachen, der ſeines Schutzes bedarf, den Unmündigen, deſſen Seelenkräfte er erſt entwickelt. Das Urbild dieſer Vormundſchaft in aller ſeiner Einfalt erlebte das Menſchengeſchlecht zuerſt im aſiatiſchen Zelt.

Wiener Journal für Freimaurer. Jahrg. III.
Heft 2. S. 142.

Hiezu macht Eckert in ſeinem „Magazin“ IV. S. 17 die Bemerkung: „Alſo die legitimſte Oberherrſchaft ſoll die altpatriarchaliſche, d. h. diejenige ſein, welche die religiöſe und politiſche abſolute Gewalt in ſich vereinigt. Und eben dieſe Regierungsform iſt dem Orden eigen, ihre Ausdehnung über die ganze Menſchheit aber der wahre, letzte Ordenszweck. Sie, dieſe theokratiſche Ordensgewalt, ſoll endlich die profanen monarchiſchen Anmaßungen überwältigen. Und als Mittel dazu, um die unmündigen Maſſen unter die liebevolle Vormundſchaft des Ordens zu bringen, braucht man den Aufruf an dieſelben Maſſen: „„Ihr ſeid mündig; brecht die unwürdige Bevormundung des Staates!““ So wie man auch ſchreit: „„Keine Cenſur!““ Und ſiehe — im Orden iſt Cenſur.“ Derſelbe Widerſpruch, den wir oben in der Abhandlung über die Schikaneder-Mozartiſche Zauberflöte S. 18 bemerklich gemacht haben. Wenn Tamino ruft: „So iſt denn Alles Heuchelei," ſo iſt dies ein vollkommen wahres Wort. Die geheimen Geſellſchaften gehen noch weit ariſtokratiſcher, deſpotiſcher, zerreißender und unterdrückender, als die von ihnen ſo hart verklagten und zum Untergang verurtheilten Mächte der Kirche und des Staates zu Werke. Alles, was ſie ihren Gegnern mit ſo großem Geſchreie vorzurücken pflegen, iſt recht eigentlich, principmäßig und in praktiſcher Ausführung ihre Verfahrungsweiſe.

8.

Die „deutſche Union" des Dr. Bahrdt in Halle veranſtaltete ein Zeitungsblatt, deſſen Cenſoren „unbeſchränkte Gewalt, wegzuſtreichen und zu ändern, was ſie für gut fanden," eingeräumt war.

Eckert, Magazin II. S. 110.

9.

Der Orden übt in ſeinem eigenen Schooße die ſtrengſte Cenſur; er geſtattet keinem Ordensgliede die Herausgabe einer Schrift ohne hohe Ordenserlaubniß, ja nicht einmal eine Logenrede ohne vorherige Durchſicht.

Eckert, Magazin I. S. 44.

10.

Jedes Glied des inneren Ordens hat die Pflicht, ſeine politiſchen und moraliſchen Schriften der Cenſur des Ordens zu unterwerfen, deſſelben Ordens, der in der profanen Welt die Maſſen des Volkes für Preßfreiheit zum blutigen Kampfe führt. Alles ſehr natürlich. Im Orden braucht man Ruhe, Ordnung, Gehorſam; in der Außenwelt will man das Gegentheil, und alle Gegner vertreibt man vom Mitgebrauch der Preſſe vermöge der Freiheit der Fäuſte und der Chikane vereinter Bundeskräfte.

Eckert, Magazin. Heft IV. S. 7.

11.

Wenn ein Schriftſteller in einem gedruckten Buche Dinge lehrt, die, wenn ſie auch wahr ſind, doch zu früh kommen und noch nicht in unſeren Welterziehungsplan paſſen, ſo ſoll man den Schriftſteller zu gewinnen ſuchen oder verſchreien.

Neueſte Arbeiten des Spartacus und Philo. S. 162.

Man ſoll alſo einen ſolchen, wenn er ſich nicht der Politik des Ordens fügt, der eigenen Ueberzeugung zuwider in böſen Ruf bringen.

12.

Die Fürſten als aufgeklärte Regenten in Broſchüren und Zeitungen preiſen, wenn ſie ſich dem Willen und den Abſichten der Aufklärer fügen, das iſt es, womit man ſie kirren — ſie als intolerant, unaufgeklärt und deſpotiſch verſchreien, das iſt's, womit man ſie zu ſchrecken ſucht, Nichts wider dieſe Welterleuchter zu unternehmen.

Wiener Magazin der Kunſt und Literatur,
Octoberſtück 1793. S. 62 ff.

13.

Die Maurerei führt über jedes einzelne Mitglied eine genaue Aufſicht; ſie controlirt die Brüder und darf von jedem billigerweiſe vorausſetzen, daß er brüderlichen Winken und Warnungen folgen werde. Blüthen ꝛc. S. 51.

14.

In der „deutſchen Union“ des Dr. Bahrdt in Halle war man verbunden: „alle intereſſante politiſche und literariſche Neuigkeiten, ſo wie auch alle Bemerkungen eines Verdachtes gegen die Redlichkeit und Treue eines Mitgliedes ſeinem Vorſteher auf das Schnellſte anzuzeigen.“

Schöne Brüderſchaft! In der Zauberflöte heißt es: „In dieſen heiligen Mauern ..... kann kein Verräther lauern.“ Hier fürchtet man den Verrath und verpflichtet zur Denunciation. Vergl. Eckert, Magazin, II. S. 10.

15.

Regiere künftig mit uns die gedrückten Menſchen und führe ſie zur Tugend, zur Freiheit! Welche Ausſicht, wenn einſt wieder auf der Erde Glück, Liebe und Frieden herrſchen; wenn alles Elend, alles überflüſſige Bedürfniß, alle Verblendung, aller Druck verbannt iſt, wenn der, welcher ſich Eingriffe in dieſe heiligen Rechte erlauben wollte, nirgend eine Freiſtätte findet; wenn kein Müßiggang geduldet wird; wenn das Heer unnützer Wiſſenſchaften verbannt und Nichts mehr gelehrt wird, als was den Menſchen beſſer macht, ihn ſeinem natürlichen Zuſtande und ſeiner künftigen Beſtimmung näher führt, und wenn die Beſchleunigung dieſer Periode unſer Werk iſt ꝛc.

Weiherede im Regentengrad des Illuminatenordens. Neueſte Arbeiten des Spartacus und Philo. S. 148 f.

Wir machen hier beſonders auf den Inhalt des unterſtrichenen Satzes aufmerkſam, inſofern hier ein deſpotiſcher Eingriff in die Wiſſenſchaften verkündet iſt, die ganz nur auf das Praktiſche und den Ordenstendenzen Dienliche beſchränkt ſein ſollen. Und das ſoll Freiheit ſein!

16.

Von Willich's Tyrannei zu Beſançon werden Dinge erzählt, die faſt allen Glauben überſteigen. Dort hatte ſich eine „Colonne“ deutſcher Flüchtlinge gebildet, über welche dieſer Menſch ſeine Zuchtruthe ſchwang. „Er gab uns,“ heißt es in einem Schreiben aus Nancy vom 14. November 1848, „Beweiſe ſeines deſpotiſchen Charakters durch eine Reihe von Befehlen, die eines Jellachich und Windiſchgrätz würdig waren.“ Einem die Colonne verlaſſenden Mitgliede ließ er die demſelben aus den Erſparniſſen dieſer Colonne, woran auch dieſes Mitglied Antheil hatte, angeſchafften Schuhe ausziehen. Er ſchickte mehrere tüchtige Mitglieder aus geringen Urſachen aus Beſançon weg, mit dem Bedeuten, ſie könnten nach Afrika gehen; in Frankreich dürften ſie nicht bleiben; wenn ſie nicht dorthin gingen, ſo würde er ſie nach Deutſchland ausliefern laſſen, wozu er von der franzöſiſchen Regierung bevollmächtigt ſei, was ſich nachher als eine Lüge herausſtellte. Er erklärte überhaupt, wer ſich ſeinem Willen widerſetze, der müſſe nach Afrika oder werde von ihm nach Deutſchland ausgeliefert werden. Als man einmal einem von ihm verbannten Individuum noch für eine Nacht Quartier in einem Zimmer gab und dieſes wider Willich's Partiſanen vertheidigt wurde, befahl er Stricke zu bringen und die Rebellen zu binden. Die Stricke wurden gebracht, doch reichte die Macht des Wütherichs nicht hin, ſeinen Willen durchzuſetzen. „Willich hält Jeden, der ihm widerſpricht, ſei es auch in Kleinigkeiten, für einen Dummkopf oder für einen Verräther. Er erkennt keine andere Meinung, als die ſeinige an und ſcheut auch nicht leicht ein Mittel, ſie in's Werk zu ſetzen.“ Dieſer Deſpotismus vertrieb Viele. „Wenn wir,“ ſagten ſie, „Sklaven ſein wollen, ſo können wir auch nach Rußland gehen, oder wir hätten in Deutſchland gar nicht anzufangen gebraucht.“ Wer ſonſt nicht ankommen konnte, ging wirklich nach Afrika. Andere verfügten ſich nach Nancy, wo ſich ebenfalls eine deutſche Colonne geſtaltete.

Aus der Schrift: „Herr Vogt“ von Karl Marx. London 1860. S. 36 ff.

K. Einfluß, Wirkſamkeit, Verbreitung. Fuchs, Affe und Löwe als Ordensſymbole. Maureriſche „Wohlthätigkeit.“ Protektionsunfug. „Die Kinder der Wittwe.“ Beherrſchung des Buchhandels. Verrath der Staaten und Fürſten. Benutzung des weiblichen Geſchlechtes. Abwälzung der eigenen Schulden und Verbrechen auf andere Parteien und Geſellſchaften, namentlich die Jeſuiten. Verſchreiung, Verleumdung, ökonomiſche und ſociale Vernichtung gegneriſcher und mißfälliger Perſönlichkeiten. Meineid, Mord, Verführung zu Laſtern und Ausſchweifungen u. ſ. w. als Mittel zum Zweck. Rache. Heimliche, aber in Ordensſchriften beſchriebene Hinrichtungsgräuel. Arbeiten mit Gift, Dolch, Brandſtiftung u. ſ. w. Proſcriptionsliſten. Blutdurſt und wildes Weſen überhaupt.

1.

Der Einfluß und die Wirkſamkeit des Ordens iſt bleibend, raſtlos, unermüdlich. Er verliert ſeinen großen Zweck niemals aus den Augen, alſo kann er auch Nichts unbenützt laſſen, was ſeine Abſicht befördert.

Die Freimaurerei und ihre Stellung zur Gegenwart.
Leipzig 1852. S. 32.

Dieſes Buch iſt *für* den Orden gegen deſſen bekannten Ankläger, den Advokaten *Eckert*, geſchrieben.

2.

Die Meiſterſchaft beſteht in fünf Punkten; dieſelben ſind 1) das Mißtrauen, 2) die Wachſamkeit, 3) die Klugheit, nachzugeben und ſich in die Zeiten zu ſchicken, 4) die Standhaftigkeit, 5) die Kühnheit etwas zu unternehmen.

Aufnahmsritual im Meiſtergrad bei der Großloge zu den drei Weltkugeln in Berlin. Leipzig 1825. S. 168.

In der Zauberflöte, wo überhaupt die Zahl drei herrſcht, ſind auch dieſe „Meiſterſchaftspunkte“ in drei Klugheits- und Tugendlehren zuſammengefaßt, wie ſie die drei Genien in den Worten: „Sei ſtandhaft, duldſam und verſchwiegen“ ausſprechen.

3.

Verſchwiegenheit erhält unſere Entwürfe all der Veränderungen fähig, welche uns der Lauf der Zeit und die Wandelbarkeit der Umſtände rathen.

Wiener Freimaurerjournal. Jahrg. II. Heft I. S. 66.

4.

Ihre eingeweihten und uneingeweihten Mitglieder umſtehen alle Throne, gewinnen die fürſtlichen Perſonen ſogar zur Theilnahme an dem angeblich loyalen Bund, und halten jeden anklagenden Mund, jede das gefährliche Treiben enthüllende Schrift der perſönlichen Aufnahme des Monarchen fern. Eckert, Magazin IV. S. 136.

5.

Wir wandeln, in dreifache Nacht gehüllt, mitten unter unſeren Widerſachern, wir ſehen ungeſehen ihre Schwächen und erringen uns ſo die Herrſchaft über ihren Geiſt und ihr Herz. Ihre Leidenſchaften dienen uns als

Triebfedern, durch die wir ihnen, ohne daß ſie es wahrnehmen, in's Spiel ſehen, und ſie unvermerkt zwingen, gemeinſchaftlich mit uns am Beſten der Menſchheit zu arbeiten, indem ſie bloß ihre beſonderen Wünſche zu befriedigen wähnen.

Wiener Journ. für Freimaurer. Jahrg. II. Heft I. S. 66.

6.

Man mußte das Rieſendenkmal, das die Ehrſüchtigen erbaut haben, allmählich zu untergraben ſuchen. Im Schatten ihrer eigenen Autorität arbeitete die Maurerei an dem ihr anvertrauten großen Werk. Die mächtige, furchtbare Maurerei folgt euch auf dem Fuße, erſpäht euere Tritte, verfolgt euere Gedanken bis in das Innerſte euerer Seelen, bewacht euch inmitten des Dunkels, mit dem ihr euch umhüllt; ihr geheimer und unvermeidlicher Einfluß zertrümmert euere Plane; ihr mächtiger Arm wird eueren Verbrecherhänden den Dolch entwenden. Und — mit euerer Hülfe, ihr Brüder, ſind die zahlreichen Völker ihrer Ketten entledigt.

Aſträa, Freimaurer-Taſchenbuch von 1828.

7.

Hat der Orden einmal an einem Orte die gehörige Stärke erhalten, ſind die oberſten Stellen durch ihn beſetzt, kann er an einem Orte, wenn er will, denen, die nicht folgen, fürchterlich werden, ſie empfinden laſſen, wie gefährlich es ſei, den Orden zu beleidigen, kann er ſeine Leute verſorgen u. ſ. w., hat er in einem Lande Nichts von der Regierung zu fürchten, iſt ſolche vielmehr in ſeinen Händen ꝛc.

Aus den Inſtructionen des Illuminatenordens.
Nachtrag von Originalſchriften. Abth. 10. S. 27 u. 30.

8.

Eine einzige Kette umſchlingt das ganze, nun ſo ungeheuer ausgedehnte Gewebe aller geheimen Grade und Syſteme des Erdbodens. In einem einzigen Mittelpunkt der Allwiſſenheit fließen alle zuſammen. Es iſt ein Orden. Seine Beſtimmung iſt ſein erſtes Geheimniß, und ſeine Entſtehung nebſt den Mitteln ſeiner Wirkſamkeit ſein zweites.

Manifeſt des vereinten Directoriums der Templer
und Roſenkreuzer zu Berlin vom Jahre 1794.
Cap. VII. §. 16.

9.

Das Band der Freundſchaft iſt das geheiligte Zeichen des Ordens und unſerer Bundesbrüder, die, obgleich auf der ganzen Erde zerſtreut, doch nur eine einzige Gemeinſchaft ausmachen, weil ſie eines Urſprunges ſind, zu einem Zwecke hinzielen, in einerlei Geheimniſſe geweiht, durch einerlei Wege geführt, nach einerlei Regel und Maß abgemeſſen und von einerlei Geiſte beſeelt werden.

Aufnahmsritual eines ſchottiſchen Alt- oder Obermeiſters und Ritters des h. Andreas bei der großen Landesloge in Deutſchland.
Sarſena S. 229.

10.

Bei der Arbeit am Tempelbau darf der Bruder ſicher auf die vereinigten Kräfte des ganzen Ordens zählen. Zählen darf er auf die Kräfte von Millionen; zählen nicht nur auf die Größe dieſer Kräfte, ſondern auch auf ihre zweckmäßig verſchiedenen Eigenſchaften; nicht nur auf dieſe zweckmäßig verſchiedenen Eigenſchaften, ſondern auch auf ihre, nach Winkelmaß und Cirkel vertheilte und auf einen Punkt geleitete Richtung ꝛc.

Wiener Journal für Freimaurer. Jahrg. II.
Heft I. S. 66 f.

11.

Jeder hat ſein angewieſenes Geſchäft, jeder handelt als Theil des Ganzen und vermehrt dadurch deſſen Thätigkeit. Unendlich verſchieden und doch gleichförmig, Alles umfaſſend und doch in Eins gedrängt, durch Millionen Hände vollzogen und doch in Eins zuſammenſchmelzend, an den entfernteſten Standorten angebracht und doch auf einen Punkt gerichtet, ertönt die maureriſche Arbeitſamkeit in harmoniſchem Einklange mit dreimal drei durch die Regionen der Luft.

Wiener Journal für Freimaurer. Jahrg. II.
Heft I. S. 66 ff.

12.

Nachdem in einer Logenrede, die in den öfters citirten „Blüthen“ ſteht, die Betrachtung in's Allgemeine gegangen und von dem Geiſte der Ordnung, der im Ganzen herrſche, geſprochen worden iſt, heißt es und ſteht S. 28 mit ausgezeichneter Schrift gedruckt:

„Hier fallen die Mauern nieder. Die Loge iſt unbegrenzt. Von jenem Geiſte durchweht, reicht ſie vom Aufgang bis zum Niedergange und ihr Urſprung bis an den Anbeginn der Welt.“

13.

„Dieſelben Urtheile kann der Laie, wenn er aufmerkſam iſt, von jedem Maurer in wenig veränderter Geſtalt immer wieder hören. In der Regel kommen die Freimaurer auch in ihrem Urtheile über irgend in Leben, Amt, Wiſſenſchaft bedeutende Männer zuſammen; ſie ſtellen ſich meiſt, je nach dem eingelernten Vorurtheil der Loge, in ein zurückhaltendes oder ignorirendes perſönliches Verhältniß zu ihnen. So behaupten ſie theils eine Art von geſelliger Macht, theils gewähren ſie einander ſelbſt in ihren amtlichen und anderen Lebensverhältniſſen Unterſtützung; ſie werden z. B. in einem abſtimmenden Collegium bei wichtigen Angelegenheiten ſelten auseinandergehen.“ Dieſe ſorglich überwachte, künſtliche Uniformität iſt die eigentliche Wurzel ihrer „geſelligen Macht,“ einer Macht, „welche mit ziemlich ſtarken Waffen, denen die Unſichtbarkeit zu Hülfe kommt, gegen alles der Maurerei Feindſelige zu Felde zieht, und wenn nicht über Gedanken, doch über Perſonen, was deren geſellige Stellung betrifft, den Sieg erlangt.“

Hubert's Janus. Berlin 1846. II. S. 395 ff.
Hiſtoriſch-politiſche Blätter. 1858. S. 774.

14.

In der Weiherede des Epoptengrades des Illuminatenordens kommt die Stelle vor: „Wiſſen Sie wohl hinlänglich, was das heißt: herrſchen, in einer geheimen Geſellſchaft herrſchen? Nicht über den geringeren oder vornehmeren Pöbel, über die beſten Menſchen, über Menſchen aus allen Ständen, Nationen und Religionen ohne äußerlichen Zwang zu herrſchen, ſie dauerhaft zu vereinigen, ihnen einerlei Geiſt und Seele einzuhauchen, über die in allen Theilen der Welt zerſtreuten Menſchen, in der größten Entlegenheit, in der möglichſten Stille, mit der möglichſten Eile und Genauigkeit zu herrſchen — das iſt eine bisher von der Staatsklugheit noch ungelöſte Aufgabe.“

15.

So müſſen alle Einzelſtaaten in organiſch geſetzlicher Fortentwicklung in thatſächlich ewigem Fortſchritt des Ueberganges und der Umwandlung aller ſtaatlichen Gewalten in die Ordensorganismen friedlich und unmerklich ſich ſelbſt auflöſen, bis die Staaten in den Reichstheilen, Organismen und Gewalten des Weltreiches völlig aufgegangen ſind. Wo ſich aber ein Widerſtand zeigt, oder durch Gewalt raſcher fortzukommen iſt, da tritt die Ordensarmee auf den Kriegsfuß und erſcheint auf dem Kampfplatz, um mit Furcht und Gewalt die Bahn zu brechen.

Eckert, Magazin, Heft IV.
Vorwort S. X.

16.

Die maureriſche Trias: „Weisheit, Schönheit und Stärke" wird auch noch anders ausgedrückt; ſie ſtellt ſich namentlich in den Symbolen des Fuchſes, Affen und Löwen dar. Das altengliſche Syſtem hatte einen vierten Grad, der „vollkommener Meiſter oder Schotte" hieß, im Sarſena S. 158 ff. beſchrieben, aber als nicht mehr gebräuchlich bezeichnet iſt. Hier waren die drei angegebenen Figuren auf dem ſogenannten Tapis zu ſehen. Die Bedeutung iſt an und für ſich nicht zweifelhaft; es laſſen ſich aber auch Aeußerungen von Ordensſchriftſtellern darüber anführen. So ſpricht Wedekind in ſeinem Werke: „Der pythagoräiſche Orden"[1] von dem „in einer gewiſſen Geſellſchaft" aufbewahrten Symbole von Fuchs, Affe und Löwe, und zwar in Beziehung auf die Tempelherren, welche die Waffen des Krieges mit denen der Kirche, Schlauheit und Gewandtheit mit Muth und Kraft zu verbinden gewußt. Um ſo deutlicher iſt, welche Principien und Verfahrungsweiſen durch die drei Thierbilder angedeutet und empfohlen ſind. Der Fuchs iſt die Klugheit, liſtige Berechnung, durch die man ſeine Zwecke erreicht, wofür man nach unten und außen hin unverfänglicher, wohllautender und impoſanter

---

[1] Der, beiläufig geſagt, viel zu edel war, um mit Freimaurerei, Tempelherrnorden und entſprechenden Erſcheinungen des heidniſchen Alterthums in Berührung geſetzt werden zu dürfen, ſ. unſere „Blicke in's Alterthum." B.

Weisheit ſagt. Der Affe iſt die trügliche Nachahmung deſſen, was man verderben will, die zur Schau getragene Geſetzlichkeit, Loyalität, Moralität, Humanität, Religioſität, Chriſtlichkeit und Kirchlichkeit, was euphemiſtiſch durch Schönheit ausgedrückt wird. Der Löwe iſt die offene Gewaltthat, zu der man ſchreitet, wenn die Zeit dazu reif und günſtig genug iſt. Im „Märchen“ von Göthe werden die drei ſymboliſchen Könige des unterirdiſchen Tempels, der goldene, ſilberne und eherne als Bilder der Weisheit, des Scheines und der Gewalt bezeichnet. Hier iſt alſo Schönheit = Schein geſetzt.

17.

Johannes Wit erzählt von einer geheimen Verſammlung, wo der Advokat Rey Folgendes vortrug: „Durch ganz Frankreich ſei eine revolutionäre und in 52 Departements förmlich organiſirte Geſellſchaft verbreitet, in deren Auftrage er zu uns ſpreche. Dieſelbe bezwecke den Sturz der Bourbonen und, wo möglich, die Errichtung einer Republik. Letztere Abſicht dürfe ſie indeſſen noch nicht entſchieden ausſprechen, weil viele Buonapartiſten und Orangiſten ſich angeſchloſſen, die man dadurch vor den Kopf ſtoßen würde. Sie verberge ſich unter den verſchiedenſten Geſtalten und Namen und mache dadurch jede Entdeckung unmöglich oder gefahrlos. An jedem Orte ſchließe ſie ſich den daſelbſt ſchon beſtehenden Vereinen an, und ſuche ſie unmerklich zu ihrem Zwecke zu benützen, im ſchlimmſten Falle aber ihr Verſchulden auf deren Rechnung zu bringen. So ſei z. B. die 1819 begründete Société pour la liberté de la Presse — welche die ehrenwertheſten Royaliſten zu ihren Mitgliedern zählte — ein Werkzeug in ihrer Hand geweſen; ſo müßten ihr viele Maurerlogen, ja ſelbſt Lehrgeſellſchaften und Tanzvereine dienen. Gleichmäßig und übereinſtimmend mit dieſer Geſellſchaft beſtehe noch eine andere unter den jüngeren Leuten, namentlich auf den Univerſitäten, die, ohne die Exiſtenz des höheren Bundes zu kennen — wenn auch zu ahnen — von ihm geleitet werde. Das Bindeglied zwiſchen dem höheren Bunde und dem der Univerſitäten gebe er — Rey — ab" u. ſ. w.

J. Wit, Fragmente aus meinem Leben ꝛc. I. S. 202 f.

18.

„Bisher hatte ich geglaubt, die Franzoſen wirkten, wie wir, entweder gemeinſchaftlich ohne poſitive Verpflichtung, oder in viele, zum Theil zweckloſe geheime Geſellſchaften zerſplittert. Jetzt erkannte ich die Exiſtenz Eines großen Bundes, dem die bedeutendſten Männer aller Stände angehörten und dem alle anderen Geſellſchaften bewußtlos dienten." Dieſer Bund hieß Comité directeur.

Johannes Wit, Fragmente. I. S. 209.

Der höchſte Regierungskörper der kriegeriſchen Abtheilung im maureriſchen Geſammtſyſteme wird Firmament, großes Firmament, Comité directeur genannt. Vergl. Eckert, Magazin, I. S. 36. 140. V. S. 61 f.

19.

Der „Bund der Communiſten" wurde 1836 zu Paris geſtiftet, urſprünglich unter anderem Namen. Eine gewiſſe Anzahl Mitglieder bildete eine „Gemeinde", verſchiedene Gemeinden in derſelben Stadt einen „Kreis"; eine größere oder geringere Anzahl von Kreiſen gruppirte ſich um einen „leitenden Kreis;" an der Spitze des Ganzen ſtand die „Centralbehörde." Dieſe ſaß erſt zu Paris, von 1840 bis 1848 zu London. Die Thätigkeit des „Bundes" beſtand zunächſt in der Stiftung öffentlicher deutſcher Arbeiterbildungsvereine, und die meiſten Vereine dieſer Art, die noch in der Schweiz, England, Belgien und den vereinigten Staaten exiſtiren, wurden entweder direct vom „Bunde" gegründet, oder von ehemaligen Mitgliedern deſſelben in's Leben gerufen. Ein Tag in der Woche wurde zur Discuſſion beſtimmt, ein anderer für geſellſchaftliche Unterhaltung, Geſang, Declamation ꝛc. Ueberall wurden Vereinsbibliotheken geſtiftet ꝛc. Der hinter den öffentlichen Vereinen ſtehende und ſie lenkende „Bund" fand in ihnen ſowohl den nächſten Spielraum für öffentliche Propaganda, wie er andererſeits ſich aus ihren brauchbarſten Mitgliedern ergänzte und erweiterte. Bei dem Wanderleben der deutſchen Handwerker bedurfte die Centralbehörde nur in ſeltenen Fällen der Entſendung beſonderer Emiſſäre. Was die Geheimlehre des Bundes betrifft, ſo durchlief ſie ſämmtliche Wandlungen des franzöſiſchen und engliſchen Socialismus und Communismus, wie ihrer deutſchen Spielarten, Weitling's Phantaſien z. B. Seit 1839 ſpielte die religiöſe Frage neben der ſocialen die bedeutendſte Rolle. Die verſchiedenen Phaſen, welche die deutſche Philoſophie von 1839 bis 1846 durchlief, wurden im Schooße dieſer Arbeitergeſellſchaften mit der eifrigſten Parteinahme verfolgt. Der Hauptzweck des Bundes war Propaganda unter den Arbeitern in Deutſchland .... Am 15. September 1850 fand im Schooße der Centralbehörde eine Spaltung Statt. Ihre Majorität, mit Engels und mir, verlegte den Sitz dieſer Behörde nach Köln, wo ſeit lange der „leitende Kreis" für Mittel- und Süddeutſchland beſtand, und ſich außer London das bedeutendſte Centrum intellectueller Kräfte vorfand; die Minorität, mit Willich und Schapper, ſtiftete dagegen einen Sonderbund.

Aus der Schrift: „Herr Vogt" von Karl Marx. London 1860. S. 34 f.

20.

Wenn die unwiſſende Welt den Orden mit großer Oſtentation Wohlthaten ſpenden ſieht, welche den Ordensunterthanen zufließen, ſo glaubt ſie nur allzu leicht an den vorgeblichen allgemeinen Wohlthätigkeitszweck.

Eckert, Tempel Salomonis. S. 5.

21.

„Ehrenſtellen und Orden, Ueberfluß und Sicherheit gegen alle Angriffe ſchafft ihr, hier ſchmeichelnd, dort drohend, überall zuſammenhelfend, nur eueren Umſturzmännern.

Wäre ich ein Mann euerer Art, ein Mitglied euerer Propaganda, Ehren und Mittel ſtrömten mir zu" u. ſ. w. So ruft der Advokat Eckert, indem er den ihm von maureriſcher Seite gemachten Vorwurf, ein „Dienſtmann der Propaganda" zu ſein, zurückweiſt; „Myſterien-Geſellſchaften" Vorrede S. XXXXIX.

22.

Der Protectionsunfug liegt ſo weſentlich im bloßen Daſein der maureriſchen Vereinigung ſelber, daß er ſchon in den ſogenannten „alten Pflichten" förmlich ſtatuariſch war: „Ihr müßt den Bruder anſtellen, wenn ihr es vermögt, oder ihn empfehlen, daß er angeſtellt werde." Bis zu welcher Ausdehnung der Illuminatismus und die „deutſche Union" dieſe „alte Pflicht" organiſirten, iſt bekannt. Die beiden geheimen Verſchwörungen waren vor Allem ein ausgebildetes Protektions- und Beförderungsſyſtem; ſie rechneten ganz richtig: „in dem Maße, als die Beamtungen in Staat und Kirche durch uns vergeben werden, haben wir alle Macht in Händen." ...... Als Eldorado's des maureriſchen Protektionsunfuges ſind Sachſen, Schweden und Portugal bekannt, in welchem letzteren der Perſonenwechſel auf dem Großmeiſterſtuhle mit Miniſterwechſel in der Staatsregierung völlig identiſch iſt.

Am leichteſten erfüllt ſich jene „alte Pflicht" natürlich da, wo Serenissimus ſelber der erſte Maurer im Lande iſt, wie in Schweden, und die jedesmaligen Portefeuilleträger die Loge frequentiren. In beſonderem Grade aber iſt immer die proteſtantiſche Landeskirche durch ihre eigenthümlichen Verhältniſſe der Logenprotektion ausgeſetzt. Dieſe verfügt z. B. in Sachſen über die beſten Pfründen; ähnlich in Preußen.

Hiſtoriſch-politiſche Blätter. Jahrg. 1858. S. 773 f.

23.

Hengſtenberg, „die Freimaurerei und das evangeliſche Pfarramt“ III. 34. bemerkt: Was ſo viele Geiſtliche verleite, dem Orden beizutreten, ſei nichts Anderes, als die Berechnung, daß die mit Patronaten betrauten ſtädtiſchen Magiſtrate beſonders ſtark bei den Logen betheiligt ſeien; und die Thatſache beweiſe, daß ſie nicht falſch rechneten. Ja man möge nur einmal unterſuchen, wem manche Prediger die in keinem Verhältniſſe zu ihren Leiſtungen ſtehende Anzahl von Confirmanden aus den höheren Ständen verdankten.

24.

Welcher Conflikt zwiſchen der beſchworenen Pflicht des höheren Staatsbeamten und ſeiner „alten Pflicht“ als Logenbruder! So iſt die Loge das wahre Brutneſt der Corruption einerſeits und des kriechenden Servilismus im eigentlichen Sinne des Wortes andererſeits. Darin beſteht zum größten Theile die gerühmte „**Wohlthätigkeit**“ des Ordens — viel mehr, als in ſeinen, je unbedeuteren, um ſo mehr mit phariſäiſcher Oſtentation gegebenen **Almoſen**. Liebe und Toleranz — das ſollen die Ordenszwecke ſein; in Wahrheit aber grinſt unter der heuchleriſchen Maske verzehrende Selbſtſucht. Um auch die Ehrgeizigen zu befriedigen, muß die Loge der Herrſchaft zuſtreben, und wird von ewiger Unruhe geſtachelt ſein, ſo lange ſie nicht, je in ihrem Gebiete, alle Macht in Händen hat. Alſo intoleranteſte Herrſchſucht um jeden Preis.

Hiſtoriſch-politiſche Blätter. Jahrg. 1858. S. 775.

25.

Nach dem Wiener Journal für Freimaurer hat ſich die maureriſche Wohltätigkeit weſentlich nur auf die Mitbrüder zu beziehen und aus einem gegenſeitigen, namentlich zum Behufe der Erlangung ſtaatlicher Stellen zu leiſtenden Beiſtand zu beſtehen.

„Der Orden hat nebſt den in den Schleier der Verborgenheit verhüllten Myſterien der königlichen Kunſt noch einen andern Gegenſtand im Auge, die Wohlthätigkeit. Dieſelbe vertritt bald die Stelle eines Freundes, verwendet ſich mit unermüdetem Beſtreben für die Wohlfahrt eines würdigen Mitbruders, bietet, wenn ſie ihm unmittelbar zu nützen außer Stand iſt, bei Großen und Mächtigen ihren ganzen Vorrath von Beredſamkeit auf, um durch eifrige Fürſprache die äußeren Glücksumſtände eines Freundes zu beſſern u. ſ. w. Dies ſind ohngefähr die Eigenſchaften eines Mannes, der überzeugt iſt, daß eine Hand der andern zur Stütze dienen müſſe.“

S. das genannte Journal. Jahrg. I. Heft I. S. 173.

26.

Sieht ſich der Ordensbruder den Verfolgungen des Fanatismus, des Deſpotismus, der Heuchelei und Mißgunſt bloßgeſtellt, ſo darf er den Beiſtand der Brüder auffordern. Allezeit ſchwebt der Arm der Rettung über ihm ausgeſtreckt. .... Er mag ſogar, ohne den Muth zu verlieren, vorherſehen, daß er, geſchlachtet von Aberglauben und Unterdrückung, ein Opfer für die erhabenſte Sache ſtürzen werde. Dann ſtürzt er — wohl, er ſtürzt; aber er ſtürzt in die Arme ſeiner Brüder.

Wiener Journal für Freimaurer. Jahrg. II. Heft I. S. 66. 25.

27.

Die Freimaurer rufen in jeder Noth: „Zu Hülfe, ihr Kinder der Witwe!“ Und dieſe Hülfe muß ihnen werden, was ſie auch verſchuldet haben.

Eckert, Myſterien der Heidenkirche. S. 139.

„Kinder der Witwe“ ſind hülfsbedürftige Waiſen; als ſolche bezeichnet ſich der Orden in ſeiner Schwäche und Noth. Mythiſche Gründe werden aus der Erzählung von dem bibliſchen Hiram hergenommen, welcher einer Witwe Sohn geweſen; ſiehe 1 Kön. 7, 13. „Hiram von Tyrus war der Sohn einer Witwe aus dem Stamme Naphthali, ſein Vater aber ein tyriſcher Mann, ein Kupferſchmied; er war voll Verſtand, Einſicht und Kunde, zu machen allerlei Werk in Kupfer, und er kam zum Könige Salomo und machte alle ſeine Werke“ u. ſ. w. Vergl. die maureriſche

Erklärung ſogleich unten Nr. 28. Der Name „Kinder der Witwe“ wird auch auf Mani, den Stifter der manichäiſchen Sekte, zurückgeführt, den eine reiche Witwe an Kindesſtatt angenommen und zum Erben ihres Vermögens gemacht, Eckert a. a. O. S. 54. Die Witwe, deren Kinder die Mitglieder des Ordens ſind, iſt aber eigentlich die Natur, die ihren Herrn und Gemahl, den Urmenſchen, der als getödteter Meiſter betrauert wird, verloren hat, die verwitwete, trauernde Iſis, Aphrodite, Freya im Verhältniſſe zu Oſiris, Adonis, Odr u. ſ. w., worüber wir künftig näher zu handeln gedenken.

28.

Meiſter vom Stuhl: „Was würdet ihr thun, wenn ihr euch in Gefahr befändet?“ Der Candidat des Meiſtergrades: „Ich würde das Hülfszeichen machen und rufen: Kinder der Witwe, kommt mir zur Hülfe!“ Meiſter vom Stuhl: „Warum ſagt ihr: Kinder der Witwe?“ Der Candidat: „Weil nach dem Tode unſeres verehrungswürdigen Meiſters die Maurer ſich ſeiner Mutter, welche Witwe war, annahmen, deren Kinder ſie ſich nannten, weil Adonhiram ſie immer als ſeine Brüder betrachtete.

Katechiſmus der Meiſter nach dem altengliſchen
Rituale im Sarſena S. 157.

Der Name Adoniram kommt 1 Kön. 4, 6. Cap. 5, 28. vor. Es heißt ſo der Aufſeher der königlichen Frohn unter David, Salomo und Rehabeam; die Bedeutung iſt: der Herr (adon) iſt hoch (ram), oder: Herr der Höhe. Die

Freimaurer machen Adonhiram daraus, als wäre der Name aus Adon und Hiram gemacht, Es verſteckt ſich wohl eine Anſpielung auf Adonis darin. Vergl. Sarſena S. 172 f. 177. Hiernach ſoll der an Adonhiram begangene Mord gerächt, die Witwe und der Witwe Kinder vertheidigt werden. Schottiſche Lehrlingsreception.

29.

Zu Salamanca ſtanden die franzöſiſchen und ſpaniſchen Kriegsſchaaren einander gegenüber. Ein franzöſiſches Regiment ſchloß ein Carré; doch kaum war dieſe Bewegung ausgeführt, ſo flogen auch ſchon Kanonen-, Kartätſchen- und Flintenkugeln auf das Carré ein und richteten ihre Verheerungen an. Auch der Chef Dupuy wurde tödtlich verwundet; um den Reſt zu retten, machte er, als Freimaurer, das Nothzeichen. Der feindliche Chef ſieht es; das Blutbad hört auf. Diejenigen, die ſich als Brüder zu erkennen geben, bleiben auf ihr Ehrenwort in der nächſten Stadt; Kleider, Geld, alle nöthigen Bedürfniſſe werden ihnen dort verſchafft, und dieſe Tapferen verdanken dies Alles, nebſt der Rettung ihres Lebens, der Großmuth eines Mannes, der durch nichts Anderes, als ſeinen Freimaurereid, an ſie gebunden iſt.

Aus der Freimaurer-Zeitſchrift: Latomia.
Band II. S. 169.

Wohlgemerkt! Nur diejenigen werden großmüthig und freundſchaftlich behandelt, welche zum Orden gehören. Die anderen werden nicht für Brüder angeſehen; es ſind bloß

Menſchen, keine Freimaurer, oder vielmehr, es ſind keine Menſchen, weil die Bundesbrüder eigentlich nur *ſich* für Menſchen halten. Das iſt keine Menſchlichkeit, keine Humanität; es iſt das ſeparatiſtiſche und ariſtokratiſche Zuſammenhalten einer Partei, einer abſonderlichen Bundes- und Verſchwörungsgeſellſchaft, während alles Andere verachtet und aufgeopfert wird. Der Menſch an und für ſich gilt Nichts; und was nicht zum Orden, als dieſer Elite, dieſem Adel der Menſchheit, der Menſchheit par excellence, gehört, iſt profanes Pack. Gleichwohl wird allen abgeſonderten und excluſiven Stellungen in der menſchlichen Societät von dem Orden der vorwurfsvollſte Krieg gemacht.

30.

In dem neuengliſchen Conſtitutionsbuch iſt von dem Tempel die Rede, welchen „der weiſeſte unter den Menſchen, der preiswürdige König Salomo, der Großmeiſter der Freimaurer ſeiner Zeit,“ gebaut, den er „ohne Geräuſch der Werkzeuge aufgeführt,“ nachdem die Materialien dazu nach Jeruſalem gebracht worden ſeien. „Salomo brauchte bei dieſem Bau, wiewohl nicht alle eigentlich zu dem Bau ſelbſt die Hand anlegten, folgende Anzahl von Arbeitern“ u. ſ. w. Es folgen nun die verſchiedenen Claſſen der Baugeſellſchaft, erſtlich 3600 Regenten oder Vorſteher, dann 80,000 Stein- oder Bildhauer ꝛc., dann drittens 30,000 Gehülfen unter dem edlen *Adoniram*, in Allem 113,600 Freimaurer, wozu noch 70,000 Arbeiter, Laſtträger, von den

Canaanitern übrig, Leibeigene, Knechte und keine Freimaurer, angegeben ſind.

Die dem Orden eigenen An- und Abſichten, ſeine Gliederung und Wirkungsweiſe treten hier unter dem Bilde des ſalomoniſchen Tempelbaues zu deutlich an den Tag, als daß ſie zu verkennen wären. Unter dem Schutze eines für ihn gewonnenen und benutzten Fürſten entfaltet der Orden eine zunächſt ſtille, geräuſchloſe Thätigkeit, verſchafft ſich die Mittel zu ſeinen Zwecken, theilt ſich in verſchiedene Grade von Eingeweihten und thätigen Mitgliedern, umfaßt eine Art von Theilnehmern, die keine eigentlichen „Arbeiter" ſind; und was außer dem Orden iſt, das wird nicht für ebenbürtig, frei und menſchlich berechtigt gehalten; die nicht Eingeweihten ſind Cananiter, Laſtträger, Sklaven! Recht ſchön, recht human, recht freiſinnig, recht liebenswürdig!

31.

Der Orden ſpaltet thatſächlich die Staatsbürger in zwei Claſſen, erſtlich in die Mitglieder des geweihten Ordensreiches, eine allein bevorrechtigte Claſſe für alle Staatsſtellen, für alle Genüſſe der ſtaatlichen Inſtitute, ſo wie für alle Erwerbsquellen, und zweitens in die Haufen der Profanen, der Heloten des Ordensſtaates.

Dieſe Geſellſchaft hat ſich in vielen Ländern aller Gewalten und Stellen in Kirche und Staat bemächtigt, ja ſie gebietet über das Gedeihen der einzelnen Gewerbsgeſchäfte. Der treue, fleißige Prieſter oder Beamte ſieht mit tiefem Schmerz ſeine ewige Zurückſetzung; der fleißige Bürger begreift ſeine Ueberflügelung durch einen in Kenntniß, Fleiß und Sparſamkeit ihm nachſtehenden Concurrenten nicht. Beide wiſſen nicht, daß der Orden vermittelſt ſeines Einfluſſes die Kirchen- und Staatsſtellen ſeinen, der Welt unbekannten Mitgliedern gibt, und daß ſeine tauſendfältigen Stimmen in den geſelligen und geſchäftlichen Kreiſen den Credit dieſen ſeinen Mitgliedern ſchaffen, den profanen Concurrenten aber untergraben.

Eckert, Magazin, IV. S. 135.

Man kann nicht glauben, daß dieſe Schilderung bloße Verläumdung ſei, wenn man die eigenen, ſo offenbar daſſelbe andeutenden Schilderungen des Ordens lieſt, wovon wir eben erſt in der vorigen Nummer eine ſo auffallende Probe gegeben.

32.

Der ganze Buchhandel im proteſtantiſchen Deutſchland wagt den Betrieb von Werken nicht, die gegen den Orden gerichtet ſind, theils weil der bei Weitem größere Theil der Buchhändler gehorſame Ordensmitglieder enthält, theils weil jeder die Rache des allmächtigen Weltordens für den Betrieb ſeines Geſammtgeſchäftes fürchtet; wobei zu erwägen iſt, daß die geſammte Preſſe, ſelbſt die für das conſervative Princip kaum mit Ausſchluß von zwei bis drei Zeitungen letzterer Gattung von Bundesgliedern redigirt wird ꝛc.

Eckert, Magazin, IV. S. 133.

Man begreift hier zugleich, wie auch ſolche Schriftſteller, welche den Orden, als ſolchen, nicht angreifen, ihm aber ſonſt mißfällig ſind, in der modernen, namentlich proteſtantiſchen Preſſe zu Grunde gerichtet werden können; man ſehe, was ich im vorigen Hefte S. 132 f. 138 f. berichtet und angedeutet habe!

33.

Warum ſind die Beſchlüſſe des Wiener Cabinets, Hofkriegsraths u. ſ. f. ſtets früher in Feindeshänden, ehe ſie in der Kaiſerſtadt zur vollen Reife kommen? Weil, wie man ſagt, zu Wien in allen Dikaſterien Maurer ſitzen. Daſſelbe wiſſen wir von München und Stuttgart.

Die Franzoſen haben die Kriegsplane in Paris, bevor ſie noch zu Wien ganz entworfen ſind. Sie wiſſen oft acht Tage vorher, wann man ihre Armee angreifen will. Ein gewiſſer großer Hof, ja auch kleinere wiſſen, was zu Wien bei Miniſtern, bei Hofſtellen u. ſ. w. auf dem Tapete liegt.

Aus der Schrift: Die zwei Schweſtern P. . . . und W. . . . oder das neuentdeckte Freimaurer- und Revolutionsſyſtem 1796. S. 107. Nr. 85. S. 215. Nr. 69.

In unſeren Tagen haben die entdeckten Handlungsweiſen und Selbſtmorde hochgeſtellter Perſonen in Oeſterreich, die einen Eynatten, Bruck u. ſ. w betreffenden Thatſachen und Prozeſſe Erſtaunen und Aufſehen erregt. Man hat es dabei aber nur mit den herkömmlichen Grundſätzen und Thaten des Ordens zu thun. Der Selbſtmord iſt in ſolchen Fällen zur Pflicht gemacht. Nach dem Protokoll der Abhörung des Abbé Coſandry im Jahre 1785 wurde von den Illuminaten-Oberen den Unteren eingeprägt: „Wenn die Natur uns eine allzu ſchwere Bürde auferlegt, ſo muß uns davon der Selbſtmord befreien. Patet exitus. Der Illuminat muß ſich eher den Tod anthun, als ſeine Geſellſchaft verrathen.“ Vergl. **Eckert**. Magazin, II. S. 36.

34.

In Berlin hat man die Erfahrung von 1848 her, daß die preußiſchen Maurer damals ihren „hochwürdigſten“ Großmeiſter ſchmählich verläugnet haben.

Hiſtoriſch politiſche Blätter, Jahrg. 1848 S. 779.

Wo waren, fragen wir, im Jahre 1848 die Freimaurer? Es wäre intereſſant, zu erfahren, wie viele unter den maureriſchen Geiſtlichen Berlins nach den Märztagen auch nur der ihnen geſetzlich obliegenden Pflicht der Fürbitte für Seine Königliche Hoheit den Prinzen von Preußen genügt haben, auf deren Beſeitigung ſich damals die aufrühreriſche Partei beſonders geſetzt hatte. Daß es auf energiſche Mahnung Einer gethan, wiſſen wir.

Hengſtenberg, die Freimaurerei und das evangeliſche Pfarramt. I. 4.

35.

Durch Weiber wirkt man oft am meiſten. Bei dieſen ſich einſchmeicheln, ſie zu gewinnen ſuchen, ſei eine euerer feinſten Studien! Mehr oder weniger werden ſie alle durch Eitelkeit, Neugierde, Sinnlichkeit und Hang zur Abwechſelung geleitet. Hieraus ziehe man Nutzen für die gute Sache. Dieſes Geſchlecht hat einen großen Theil der Welt in ſeinen Händen.

Neueſte Arbeiten des Spartacus und Philo. S. 160.

Die in der Zauberflöte ſo auffallend kund gegebene Verachtung des Weibes, verbunden mit der Abſicht, es zum Beſten des Ordens zu lenken und zu benützen, macht ſich auch hier bemerklich. Darum reißt Saraſtro „ohn' Erbarmen Pamina aus der Mutter Armen," d. h. aus den Händen der Religion, welche dort als „Aberglaube" und „Königin der Nacht" bezeichnet wird.

36.

Die Illuminaten hatten auch einen weiblichen Orden; man fand unter den Ordenspapieren Charakterſchilderungen von 95 Frauenzimmern in Mannheim mit der Aufſchrift: Portraits des Demoiselles à Mannheim; ſo wie den Brief eines Ordensbeamten vom Jahre 1776, wo er über die Aufnahme weiblicher Mitglieder unterrichtet zu werden verlangt. Dabei iſt ſehr bemerkenswerth, daß die Aufzunehmende von Adel ſein ſollte und der Beamte ſich vor „Verdrießlichkeiten" zu verwahren ſuchte, die ihm durch die Aufnahme anderer Frauen erwachſen möchten.

Originalſchriften des Illumin.-Ordens. S. 5. 166.

In der vornehmen, reichen, höher gebildeten Frauenwelt, nach der der Orden ſo begierig iſt, werden wir die Pamina der Zauberflöte wieder erkennen, welche würdig gefunden wird mit Tamino, dem Repräſentanten der höheren Männerwelt, eingeweiht zu werden, während Papageno und Papagena außerhalb des Myſteriums in ihrem Naturzuſtande belaſſen werden, und die bloß zu regierende und zu bevormundende Claſſe der Geſellſchaft bedeuten.

37.

Für Alles, was der Orden Anſtößiges war und that, und was entdeckt wurde und nicht wohl verhehlt und geläugnet werden konnte, wurden andere Theile der Societät zu Sündenböcken gemacht. Am bequemſten ließ ſich die Schuld auf die vom Orden bereits ſo verſchrieenen, zu allem Möglichen fähig ſein ſollenden Väter der Geſellſchaft Jeſu ſchieben. Verkappte Jeſuiten, ſchrieb **Bode**, hätten ſich in die Maurerlogen eingeſchlichen und, vertraut geworden mit den Ordensgebräuchen, die Sekte der Illuminaten geſtiftet, woran der Freimaurerbund ſo unſchuldig ſei, wie ein Kind. Er hatte die Stirne, dies zu ſagen, während er ſelbſt das Oberhaupt dieſer ſogenannten Sekte war, und nachdem der Freimaurerorden das Illuminatenſyſtem als allgemeine Reform der deutſchen Freimaurerordenszunge angenommen hatte. So hat man auch die Carbonaria auf Rechnung der Geiſtlichkeit gebracht. „Freilich wurden Geiſtliche verführt; aber das ſcheinbar katholiſch-fromme Ritual der unterſten Grade verleitete ſie.“

Vergl. **Eckert**, Magazin. V. S. 151 f.

38.

Den Advokaten **Eckert** hatte der Orden als einen „Dienſtmann der Propaganda“ bezeichnet. Er erwiederte darauf: „Offenbar wollt ihr wieder die Geſellſchaft Jeſu darunter verſtanden wiſſen — euer ewiges, jämmerliches Mittel, wenn ihr euch ſonſt nicht zu helfen wißt. Denn ſeit

Menſchenaltern habt ihr die Völker zu gedankenloſen Truthähnen gemacht, denen ihr nur den rothen Lappen des Jeſuitismus vorzuhalten braucht, um ſie in Wuth zu ſetzen und blind für das zu machen, was ſie nicht ſehen ſollen.“

Myſteriengeſellſchaften. Vorrede S. XXXVIII f.

39.

„Ein Wort, das man geſchickt erfindet, und das man in gewiſſen anſtändigen Familien zu verbreiten weiß, damit es von da in die Kaffeehäuſer und von da auf die Straße gelange — ein ſolches Wort kann bisweilen einem Menſchen den Tod bringen. Wenn ein Prälat von Rom zur Ausübung irgend eines Amtes in eine Provinz kommt, ſo erforſcht nur ſogleich ſeinen Charakter, ſeine Antecedentien, ſeine Eigenſchaften, ſeine Fehler. Iſt er von vornherein ein erklärter Feind? Ein **Albani**, ein **Pallotta**, ein **Bernetti**, ein **della Genga**, ein **Rivarola**! Spinnt ihn in alle Netze ein, die ihr unter ſeinen Schritten ausſpannen könnt; verſchafft ihm eine ſolche Reputation, daß die kleinen Kinder und die alten Weiber vor ihm erſchrecken; malt ihn als einen grauſamen Bluthund, erzählt einige Züge von Grauſamkeit, die ſich leicht in das Gedächtniß des Volkes einprägen. Wenn die auswärtigen Journale von uns ſolche Berichte erhalten, die ſie wieder ihrerſeits ausſchmücken, ſo zeigt dieſe Blätter vor, oder laſſet ſie vielmehr durch irgend einen angeſehenen Schwachkopf vorzeigen. Wie Frankreich und England, ſo wird auch Italien nie an

Federn Mangel haben, welche Lügen zurecht machen können, die der guten Sache nützlich ſind.“

Aus einer Inſtruction der hohen Vendita von 1819.
Crétineaux-Joly, II. S. 83 ff.

40.

Frage: Wenn unanſtändige, ungerechte Sachen vorkämen, wie er ſich verhalten würde? Antwort: Ich würde thun, was mir der Orden befiehlt, indem ich ja vielleicht nicht einſehen würde, ob es wirklich ungerecht. Wenn es das auch etwa in einer anderen Rückſicht ſein könnte, ſo hörte es doch auf, es zu ſein, wenn es als Mittel diente, die Glückſeligkeit zu fördern oder den Zweck des Ganzen zu erreichen.

Frage: Ob er dieſer Geſellſchaft auch das jus vitae et necis, das Recht über Leben und Tod, und aus was für Gründen zugeſtehe oder nicht? Antwort: Ja, warum nicht? Wenn es einmal nicht anders ſein kann ꝛc.

Aus den Aufnahmsprotokollen d. Illuminatenordens.
Vergl. **Eckert**, Magazin, II. S. 34 f.

41.

Einem gewiſſen **Köver** wurde es zum Verdienſt angerechnet, daß er, um einen Freund nicht zu verrathen, einen falſchen Eid geſchworen.

Bahrt, Geſchichte und Tagebuch meines Gefängniſſes, nebſt geheimen Urkunden und Aufſchlüſſen über deutſche Union. Berlin 1790. S. 12.

42.

Den angeblich bloß jeſuitiſchen Grundſatz: „Der Zweck heiligt die Mittel" hat Niemand beſtimmter gelehrt und in der Ausführung weiter getrieben, als die geheimen Geſellſchaften. Nach der Ausſage Coſandry's 1785 hatten die Illuminaten den Grundſatz: „Pflicht iſt Alles, was dem Orden Vortheil bringt, und das Gegentheil iſt Laſter und ſchwarze Verrätherei. Der Zweck heiligt die Mittel. Alle Schandthaten: Verläumdungen, Giftmiſchereien, Todtſchläge, Verräthereien, Empörungen ſind erlaubt, wenn ſie zum Zwecke führen. Den, der uns verräth, kann kein Fürſt ſchützen."

43.

Man muß den Orden zu eines Jeden Steckenpferd machen.

Man muß Lagen erſinnen, in welchen die Mitglieder oft, ja beſtändig an den Orden zu denken veranlaßt ſind.

Illuminaten-Inſtruction.

Neueſte Arbeiten des Spartacus und Philo. S. 184.

Die Wiener Unterſuchung hat dieſen Inſtructionen eine merkwürdige Beſtätigung und Erläuterung gegeben. Der Orden brachte ſeine Mitglieder in allerlei Verwicklungen, Verlegenheiten und Gefahren, verleitete ſie zu Spiel, ſexualen Ausſchweifungen, Vergehungen ꝛc., in welchen „Lagen" er dann als Helfer auftrat, aber den Mann in der Hand behielt. Vergl. Eckert, Magazin II. S. 37. 176.

44.

Dem Verräther iſt die Strafe des Dolches und der Aqua Toffana beſtimmt. Barruel S. 375.

45.

Aufzunehmenden wird eine furchtbare Strafe für den Verrath angedroht. Man ſetzt ihnen Degenſpitzen auf die Bruſt, zum Zeichen, daß man ihn tödten werde, wenn man ihn ſtrafbar fände.

Eckert, Freimaurerorden S. 432. 436. 452. 470.

46.

Das Paßwort der Geſellen iſt Schiboleth, weil einſt Alle, die beim Ueberſetzen über den Jordan dies Wort nicht ausſprechen konnten, niedergehauen wurden. So erklärt im „Katechismus der Geſellen.“

Sarſena S. 142.

47.

Wenn Sie dieſe Geheimniſſe verrathen, ſo würde ich Sie mit Recht durchbohren .... Es wird Ihnen ſicherlich das geſchehen, was dem Abiram, dem Mörder des Hiram geſchah, welcher ermordet wurde.

Der Meiſter zum Candidaten.

Eckert, Freimaurerorden S. 488.

48.

Der unterſte Grad im inneren Orden iſt der Schottengrad, deſſen Lehrlinge und Geſellen die ſchwarzen Brüder heißen. Alle Decorationen ſind ſchwarz und die Brüder tragen ſämmtlich am ſchwarzen Bande den Dolch. Der

Aufzunehmende muß ſchwören, die gegen den Orden unternommenen Gewaltthätigkeiten zu rächen. Der Großmeiſter hebt bei Aufnahmsfeierlichkeiten den Dolch in die Höhe, ſetzt die Spitze deſſelben gegen Hals, Bruſt und Magen und gibt ihn in die Hände des Aufgenommenen. Als die Bedeutung dieſer Ceremonie wird folgende angegeben: „Die Dolchſpitze gegen den Hals geſetzt, bezeichnet den Meuchelmord durch *Erdroſſeln*, gegen die Bruſt den durch *Erdolchen*, gegen den Magen den durch *Vergiftung*.“

Eckert, Magazin, II. S. 170 ff.

In der Zauberflöte ſingt die Königin der Nacht, welche das finſtere Widerſpiel des lichthellen Ordens und ſeines Prieſterköniges Saraſtro bildet: „*Der Hölle Rache tobt in meinem Herzen*“ u. ſ. w. Saraſtro dagegen: „*In dieſen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht.*“ Der Orden aber iſt voll Rachgier und Racheübung, wie ſie durch Gift, Dolch, Verläumdung u. ſ. w. vollſtreckt wird. Und ſo iſt er auch hier im höchſten Grade heuchleriſch, das Gegentheil deſſen, wofür er ſich gibt, und vielmehr das, als was er ſeine Gegnerin, die Religion und Kirche, verklagt.

49.

In dem alten Eide der Freimaurer, wie er im Sarſena S. 91 zu leſen, gelobt der Aufzunehmende Verſchwiegenheit „bei der Strafe, daß man mir die Lippen mit einem glühenden Eiſen abbrenne, die Hand abhaue, die Zunge ausreiße, die Gurgel abſchneide, und endlich meinen Körper in einer Loge der Brüder Freimaurer während der Arbeit und Aufnahme eines neuen Bruders aufhänge, dann verbrenne und die Aſche in die Luft ſtreue“ u. ſ. w. Formeln und Vorſtellungen, eines Kannibalenvolkes würdig. Und dergleichen Gräuel, wie die hier beſchriebenen, ſind im Dunkel der Loge wirklich verübt worden! Ein Beiſpiel iſt das folgende, wie es in dem genannten Buche S. 17 zu leſen ſteht.

Der Engländer Pachard hatte zu Lüttich im Jahre 1736 ein Traktätchen in franzöſiſcher Sprache drucken laſſen, welches auch in's Italieniſche, Engliſche und Deutſche übertragen wurde. Darin waren die Geheimniſſe der maureriſchen Schüler, Mitgenoſſen und Meiſter kurz und aufrichtig aufgedeckt. Er ward verrathen; man führte ihn Nachts mit Gewalt in die große Loge zu London, wo viele Brüder verſammelt waren; man riß ihm die Zunge bis auf die Wurzel aus dem Halſe, das Herz aus dem Leibe und ließ ihn ſolange, als die Loge dauerte, an einem Nagel hängen; darauf verbrannte man den Körper und ſtreute die Aſche in die Luft. Alle in- und ausländiſche Logen wurden von dieſem Vorgange benachrichtiget.

In einer Note wird der mildern ſollende Zuſatz gemacht: „Dergleichen barbariſche Handlungen ſind wohl nur einigemal vorgefallen.“ Aus dieſem Zuſatze iſt abzunehmen, daß jene gräßliche Hinrichtung in der Londoner Loge keineswegs die einzige der Art geweſen iſt. Vergl. das

Geſpräch im Sarſena S. 190: „Es geſchah ihm, was recht war; es ward ihm der Hals abgehauen, das Herz zerriſſen, Zunge und Eingeweide in die Tiefe des Meeres geworfen, der Leib zu Aſche verbrannt und die Aſche in die Luft geſtreut. — Von wem ward dieſes bewerkſtelligt? — Von den Brüdern Freimaurern."

50.

Im Bunde des jungen Arbeiter-Deutſchlands war beſchloſſen, den Verräther durch Achtserklärung zu ſtrafen, ſo daß ſeine ökonomiſche Exiſtenz zerſtört werde[1]). Dazu ſollte er den deutſchen Polizeien ſeiner Heimath als verdächtig denuncirt und dieſe Polizeien ſelbſt als Mittel gegen ihn gebraucht werden.

Eckert, Magazin, VI. S. 187.

51.

Schon auf Papſt Clemens XIII. wurde gewaltig angeſtürmt, um ihn zur Aufhebung der der „Aufklärung" und ihrem Geheimbunde im Wege ſtehenden Geſellſchaft Jeſu zu bewegen, zu welcher bekanntlich nachher Clemens XIV. ſchritt. Aber ſelbſt die dringendſten Foderungen der von der deſtruktiven Richtung und Partei gewonnenen und beherrſchten bourboniſchen Höfe konnten ihn nicht zu dem der Kirche ſo entſchieden nachtheiligen Schritte bewegen. Deßhalb mußte er das Feld einem nachgiebigeren Kirchenhaupte räumen.

---

[1]) Hier bemerkt **Eckert**: „**Iſt altes, ſchreckliches Mittel des Freimaurerordens gegen ſeine Widerſacher.**"

Am 18., 20. und 22. Januar 1769 wurden demſelben von Spanien, Neapel und Frankreich Denkſchriften zu dem genannten Zwecke übergeben. Der gedrängte und geängſtete Kirchenfürſt vergoß eine Menge von Thränen, war aber nicht dahin zu bringen, das geſtellte Verlangen zu erfüllen. Da ſtarb er in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar plötzlich dahin. Der Kummer ſoll ihn in's Grab geſtürzt haben. Allein das geht nicht ſo ſchnell; ſolch ein allmähliges Hinſchwinden hätte der zu ihrem Ziel hindrängenden Aufklärung wohl viel zu lange gedauert. Noch zu Lebzeiten des dreizehnten Clemens hatten die bourboniſchen Höfe ihre Wahlſtatiſtiken für das nächſte Conclave vorbereitet. Clemens XIV. in dem bekannten Aufhebungsbreve Dominus ac redemtor noster ſpricht von dem „wider alles Vermuthen“ erfolgten Tode ſeines ſtandhaften Vorgängers. Er mag wohl gewußt oder geahnt haben, was es damit für eine Bewandtniß gehabt ¹).

---

1) Ganz anders verhält es ſich mit ſeiner, des Papſtes Clemens XIV, angeblichen Vergiftung durch die Jeſuiten. Der Verlauf der Krankheit, eines vieljährigen Hautleidens, war ganz nach der Conſtitution deſſelben geweſen. Die Doctoren Salicetti, Arzt des apoſtoliſchen Palaſtes, und Adinolfi, ordentlicher Arzt des Papſtes, haben in einem ausführlichen Bericht vom 11. December 1774 die Urſachen und Folgen der Krankheit dargeſtellt, und P. Marzoni, Franziscanergeneral und Beichtvater des Papſtes, welchem Clemens XIV. den Verdacht ſeiner Vergiftung mitgetheilt haben ſoll, hat auf Be-

52.

„In Stockholm ſank König Guſtav III., durch Ankarſtröm und ſeine Mitverſchworenen erdolcht, faſt in derſelben Stunde, als die Wiener Verſchwörungsgenoſſen den Meuchelmord Leopold's nach deſſen Magen dirigirten."

Eckert, Magazin, II. S. 178 f. III. S. 33.

Vergl. über dieſe Thatſachen, was oben S. 84 f. bemerkt worden iſt.

53.

„Die Chemie hat wunderbare Recepte," ſchrieb das Haupt der „hohen Venta" in Italien an einen Ordensbruder. Es iſt da von Medicamenten die Rede, welche die Seele entkräften und den Leib verthieren, von einem wohlpräparirten und noch beſſer eingegebenen Mittel der Art, das den Patienten bis zum Niederwerfen entkräftet. Solche Mittel ſolle man anwenden, um Menſchen, welche man öffentlich hinrichte, zu verhindern, ſtark und muthig zu ſterben und dadurch eine Märtyrerglorie zu erwerben. Man müſſe Sorge tragen, daß ein Papſt und einige Cardinäle wie alte Weiber ſterben und dadurch der Welt im Sterben verächtlich werden.

Crétineaux-Joly, l'église Romaine en face de la révolution. Paris 1860. II. p. 98 ff.
Brühl, Geheimbünde. S. 30 ff.

---

fragen des Tribunals der Inquiſition am 27. Juli 1775 eine die Sache in Abrede ſtellende amtliche Erklärung gegeben. Crétineaux-Joly, hist. de la Comp. de Jésus. Vol. V. p. 396.

Man ſchaudert vor dem Abgrunde von Bosheit und Ruchloſigkeit, in welchen man hier dieſe Tendenzen und Parteien verſinken ſieht. Etwas ſataniſcher Ausgeſonnenes und Raffinirtes iſt wohl noch nie dageweſen.

54.

Johannes Wit, genannt von Dörring, erzählt, wie ihn, der doch ſelbſt mit dieſen Mördern verbündet war und ihre Grundſätze hatte, der Mord des Herzogs von Berry erſchütterte. „Ich ging eines Abends früher als gewöhnlich aus der franzöſiſchen Oper; da ſah ich in der Nebenſtraße, wo ſich die Entrée für die famille Royale befindet, ein Menſchengedränge. Ich eilte hin und fragte, was es gebe. Da hieß es: So eben iſt der Herzog von Berry ermordet worden; da bringt man ſchon ſeinen Mörder. Ich ſah, wie einige Nationalgardiſten und Bürger mit einem Menſchen daherzogen, der trotzig in ihrer Mitte ging und deſſen entſtelltes, furchtbar gleichgültiges Geſicht beim Scheine der Reverberen mir ſo recht in's Auge fiel. Entſetzt blieb ich ſtehen. Man brachte den Herzog in einen der unteren Säle und während er in den Armen ſeiner ſchnell herbeigerufenen Gemahlin ſeinen letzten Seufzer aushauchte, tobte droben noch die wilde Luſt im Carneval de Vénise" u. ſ. w. „Ich taumelte nach Hauſe; meine Seele war im Innerſten zerriſſen; es war mir, als ob mich mein Gewiſſen der Mitſchuld bezüchtigte; ich war in einer furchtbaren Stimmung. Dieſe faſt vor meinen Augen begangene That, die mich mit ſolchem Entſetzen erfüllte, war ſie oder eine ganz gleiche es nicht, die ich oft herbeigewünſcht, zu der ich mich ſogar ſelbſt fähig geglaubt hatte? Ich ſah im Geiſte den herzzerſchneidenden Jammer der Gattin, den namenloſen Kummer des Vaters, und auf der anderen Seite glotzte mich ſtets das gräuliche, gefühlloſe Geſicht des Mörders an, den ich, meinem Syſteme nach, als einen Helden, einen Brutus preiſen ſollte! Es war zu viel; ich ertrug es nicht; ich ſchleppte mich in den Gaſthof du Gaillard Bois und ein hitziges Fieber raubte mir mehrere Tage lang alle Beſinnung. Als ich wieder zu mir kam und aus den Zeitungen den näheren Zuſammenhang erſah; als ich ſo manche Züge von dem Edelmuth des Prinzen und von der Unmenſchlichkeit ſeines Mörders vernahm, als es mir deutlich wurde, daß keine perſönliche Beleidigung, wie man Anfangs verbreitete, ſondern nur politiſcher Fanatismus dieſe ſchreckliche Kataſtrophe herbeigeführt — da erſt wurde ich, da erſt mein ganzes Treiben mir klar; da ſchwur ich mir ſelber, abzulaſſen von der gefährlichen Bahn, die nur ein Engel (?!) oder ein Teufel, nicht aber ein ſchwacher Menſch, wie ich, zu betreten wagen darf“ u. ſ. w. „Die Art, wie die Liberalen über den gräulichen Mord jubelten, wie ſie den verſtockten Sinn des Mörders als Heldenmuth prieſen, und das Privatleben des Prinzen perluſtrirten, um scandalosa zu entdecken, befeſtigte mich noch mehr in meinem Vorhaben. Ich ſchauderte vor ihnen, und dennoch konnte und mochte ich nicht von ihnen ablaſſen, weil ich nur durch ſie Etwas war, nur mit ihnen vereinigt Etwas vermochte. Aber ich nahm mir damals feſt vor, die entgegengeſetzte Partei, ihre Abſichten und Kräfte näher kennen zu lernen, um zu ſehen, ob keine Ausgleichung denkbar ſei.“ Siehe des Genannten „Fragmente aus meinem Leben.“ Leipzig 1830. I. S. 149 ff.

Weiterhin heißt es ebendaſelbſt S. 213: „Ich war in der Pairskammer, als man dem Louvel, Behufs der Recognoscirung, den blutigen Schuſterpfriem vorhielt, mit welchem er den Herzog ermordet hatte; und niemals vergeſſe ich die gräßliche Gleichgültigkeit, womit er das Ding genau betrachtete und dann ſagte: Mais oui, c'est bien cela.“

Von dem Dr. Joachim de Prati, einem Freimaurer und Carbonari, dem er zur Begleitung beigeordnet wurde, ſagt Wit: „Ich ſcheute ihn, da er mich bei ſtetem Zuſammenleben leicht durchſchaut und dann mit Dolch oder Gift in die andere Welt expedirt haben würde.“ Daſelbſt, I. S. 270 f.

55.

„Mazzini's Opfer fallen ſelbſt in den Kirchen Gottes, unter einer Maſſe bekannter Menſchen, am Fuße der Altäre, in dem erhabenſten Augenblicke der höchſten Myſterien der Religion des Friedens, des Erbarmens und der Liebe.“ Wozu eine Note bemerkt: „Der Verfaſſer bezieht ſich auf einen Mord, der an einem Prieſter am Altare während der Conſecration bei gedrängt voller Kirche verübt wurde.“ Im Schlußworte heißt es: „Die Thatſache iſt da ..... So laſen wir dieſer Tage, daß in der Kirche zu

Magonza der Prieſter am Altare beim heiligſten Opfer und Angeſichts einer großen Volksmenge getödtet wurde. Solcher Menſchen gibt es in den geheimen Geſellſchaften weit mehr, als gute und rechtſchaffene Chriſten nur glauben können.“

Der Jude von Verona. Hiſtoriſcher Roman aus den Jahren 1846—1849. Schaffhauſen 1855. II. S. 147. 612.

56.

Nach der Ermordung Latour's in Wien wagte Jemand in Geſellſchaft die Aeußerung, man hätte mit der Leiche des Gemordeten doch nicht ſo gar ſchimpflich verfahren ſollen. Auf der Stelle erhielt er von hinten einen Meſſerſtich — ein Faktum, das ſeiner Zeit in der Nationalverſammlung zu Frankfurt zur Sprache gekommen iſt und an dem daher kein Zweifel ſein kann.

57.

Die Tagblätter theilten uns vor Kurzem die Verhaftung zweier ähnlicher Tigerinnen 1) mit, welche noch im Gefängniſſe ſitzen. Eine derſelben, ein Mädchen von noch nicht 25 Jahren, wurde ganz in Männerkleidung aufgegriffen mit zwei Piſtolen in der Taſche und einem Dolche im Buſenkleide. Sie war auf dem Wege, einen Pfarrer zu ermorden; ſie hatte ſchon einmal Feuer angelegt und vier von den Verſchworenen beſtimmte Häuſer angezündet, die

---

1) Wie die in dem Romane vorkommende Babette.

in Folge deſſen niederbrannten. Sie ſagte den Richtern in's Geſicht: „Ja, ich will den Pfarrer ermorden, und wenn ich euren Händen entkomme, ſo ſchneide ich ihm den Hals ab, und wenn ich's nicht kann, ſo wird er dennoch geſchlachtet."

Der Jude von Verona. Schlußwort. S. 612.

58.

In Palermo hat ſich eine Geſellſchaft von Meuchelmördern gebildet, welche ihr blutiges Gewerbe bei hellem Tage gegen alle Perſonen in Ausübung bringen, die in die Proſcriptionsliſten eingetragen ſind. Herr Scibona, ein Bureauchef im Staatsſecretariat, wurde bei hellem Tag in der Straße Vetriera erdolcht, Advokat Gandolfo gleichfalls bei Tage in ſeinem Hauſe, Ritter Longo in der Dämmerung. Am folgenden Tage kam in die Wohnung des Letzteren ein Entſchuldigungsbillet, worin bedauert wurde, daß er wegen Aehnlichkeit ſeiner Perſon mit einem Anderen verwechſelt worden ſei. Viele Andere hatten ein ähnliches Schickſal, eine Menge Leute flüchteten aus Furcht, auf der verhängnißvollen Liſte zu ſtehen, nach Neapel.

Nach öffentlichen Blättern und Nachrichten vom Januar und Februar 1861.

59.

Johannes Wit, genannt von Dörring, gedenkt in ſeinem Buche: „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit" (Leipzig 1830) des ſogenannten **Bundes der Brüder für Freiheit und Recht**, einer merkwürdigen Erſcheinung, welche zeigt, welche Früchte revolutionäre

Zeiten und Tendenzen ſelbſt ſchon innerhalb der unreifen Jugend tragen. Jener Bund nämlich war eine Bande von Schulknaben, die mit einem zwanzigjährigen Lyceiſten an der Spitze in der Umgegend von Erlangen und Nürnberg ſtahl, raubte und ſengte. Ich meine mich der Sache ebenfalls zu erinnern. „Unſtreitig,“ ſagt Wit, „war die Idee dieſes Bundes das Werk eines verworfenen Burſchen, der rein perſönliche Abſichten dabei hatte; aber unbeſtreitbar bleibt es doch auch, daß er die Theilnehmer dazu unter dem Vorgeben geworben, man bezwecke etwas Höheres damit. So war es namentlich ausgeſprochen, daß man die bedeutenderen Städte Bayerns abbrennen wolle, um dadurch eine Unzufriedenheit hervorzurufen, die man zum Behufe der beabſichtigten Revolution benutzen könne.“ Gegen Neuaufgenommene wurde ein beſtimmter Zuſammenhang mit Follenius und anderen ſolchen Perſönlichkeiten behauptet, auch bedienten ſich die Verbündeten gewiſſer Carbonarizeichen, die ſie 1822 oder 1823 erhalten zu haben behaupteten, die aber, nach Wit's Angabe, von den Carbonari's damals ſchon caſſirt worden waren. Den alten König Max empörte die Sache dermaßen, daß er rief: „Ich ſehe ſchon, ſie geben keine Ruhe, bis ich ihnen die Jeſuiten auf den Hals ſchicke.“ So drängt ſich am Ende wohl ſelbſt den beſten Monarchen die Ueberzeugung auf, daß es ganz beſonderer Mittel bedürfe, um die Bösartigkeit der menſchlichen Natur zu bezwingen. Man ſtellt jenen Knabenbund als etwas Iſolirtes dar; im geiſtigen Zuſammenhang mit der Revolution ſtand er offenbar; ich meinerſeits glaube auch an eine äußere Anſtiftung von Seiten der Umſturzmänner und geheimen Geſellſchaften, denen kein Mittel zu abſcheulich und zu teufliſch iſt. Ich erinnere mich dabei der außerordentlich vielen und großen Brände des Jahres 1857, auf die ich damals genau Acht gab 1). Man ſchrieb dies entſetzliche Unheil Anfangs der großen Hitze des Sommers zu; die nämlichen Ereigniſſe kamen aber auch in den folgenden herbſtlichen Tagen zur Erſcheinung. Ich zweifle nicht daran, daß man ſich mordbrenneriſcher Banden bedient habe, um Elend, Unzufriedenheit, Verzweiflung und ſo einen neuen Umſturz der Dinge hervorzubringen. Im erſten Theile der citirten „Fragmente" wird auch erwähnt, daß mehrere Städte des (bayriſchen) Obermainkreiſes, wie Hof und Sulzbach, erſt vor Kurzem ganz abgebrannt ſeien und die Exiſtenz einer mordbrenneriſchen Bande conſtatirt ſei. Das möchte wohl Alles auf's Engſte zuſammenhängen.

60.

„Nirgends war Milde, nirgends Schonung, nirgends Duldſamkeit. Nicht wie Chriſtus, ſondern wie Mahomed wollten wir unſeren alleinſeligmachenden Glauben verbreiten." So Johannes Wit in Beziehung auf das akademiſche Leben in den Jahren 1816 bis 1820 und die Geſell-

---

1) Ich lebte damals als Einſiedler in Kronthal, machte mir aber Auszüge aus den Zeitungen. Es kam eine erſtaunliche Liſte von Unglücksfällen jener Art zu Stande.

ſchaft, in der er ſich damals befunden hatte; „Fragmente aus meinem Leben.“ Leipzig 1830. I. S. 8.

61.

„Ich habe aller Mäßigung, ja *aller Gerechtigkeit* entſagt ..... Keine Milde, ja *keine Gerechtigkeit mehr!* ..... Teufel gegen Teufel! .... Schwert gegen Schwert, Liſt gegen Liſt, Noth gegen Noth, Hundegebell gegen Hundegebell! ..... Die Freiheit muß Alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stückknechte, Rothmäntel, Baſchkiren, Marodeurs, Paukenſchläger und Troßbuben .... Darum der Liſt ja keine Offenheit, dem Laſter keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anſtand gegenüber.... Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder .... Ich finde wahre menſchliche Bildung nur im Pöbel und den wahren Pöbel nur in den Gebildeten.“

Stellen aus *Börne's* Briefen aus Paris. III.
Paris 1833. S. 90—92. IV. S. 168 f. 171.
II. Hamburg 1832. S. 90 f.

Wenn die Menſchheit auf dieſem Wege „*fortſchreitet*,“ ſo muß bald auch die letzte Spur des göttlichen Ebenbildes, die ſich etwa noch bis jetzt erhalten hat, verloren gehen.

62.

Johannes Wit befand ſich im Auguſt 1821 zu Genf und erhielt hier die Stelle eines Generalinſpectors der Carbonaria in der Schweiz und in Deutſchland; als Beſtallung darüber ein ſchon vorher zu Neapel ausgeſtelltes Brevet.

Er erzählt dies in ſeinen „Fragmenten aus meinem Leben“ mit der Bemerkung, daß die Carbonaria recht eigentlich aus der Freimaurerei hervorgegangen ſei. Er unterſcheidet dabei Maçonnerie, d. i. Freimaurerorden und Freimaurerei oder unwiſſende Freimaurerbrüderſchaft der unterſten ſymboliſchen Grade; in der Carbonaria ſelbſt erlange man erſt im ſiebenten und letzten Grade, den nur ſehr Wenige erhalten, den Schlüſſel zum Ganzen. „Erſt dem P. S. P., d. h. dem principi summo patriarchae, erſchließt ſich das Allerheiligſte. Hier erſt erkennt man, daß der Zweck der Carbonaria ganz identiſch mit dem des Illuminatenbundes iſt. Dieſer Grad, wonach der einzelne Menſch zugleich Fürſt und Biſchof iſt, fällt ganz mit dem homo rex der Illuminaten zuſammen. Der Aufgenommene ſchwört hier jeder Regierungsform den Untergang; unbeſchränkteſte Deſpotie oder Demokratie, beides gilt ihm gleich. Zur Ausführung dieſes Zweckes iſt ihm jedes Mittel geſtattet; Mord, Gift, Meineid, Alles ſteht ihm zu Gebote. Der vollendete Summo Maestro lacht über den Eifer der Carbonarimaſſe, welche ſich für italieniſche Freiheit und Unabhängigkeit opfert“ ꝛc. Wit erhielt dieſen Grad des P. S. P. unter dem Namen Giulio Alessandro Ferimundo Werther Domingone.

63.

„Im Sommer 1820 reiſte ich mit dem Profeſſor Follenius von Paris nach der Schweiz. Das Geſpräch kam auf Sand und auf Mord im Allgemeinen. Ich erklärte mich bereit und im Stande, einen Tyrannen umzubringen, fügte aber hinzu, daß ich unmittelbar darauf mich ſelbſt erdolchen würde. Follenius trat einen Schritt zurück und ſagte erbittert: Ferdinand, ich glaubte, du ſeiſt ſchon mehr. Kannſt du nicht mit demſelben Meſſer, womit du eben den beſten Fürſten umgebracht haſt, dir ganz ruhig ein Stück Brod abſchneiden und es verzehren, ſo ſtehſt du auf einer noch niedern Stufe. Alle Mittel ſind an und für ſich etwas ganz Gleichgültiges, und nicht, weil der Fürſt ſchlecht iſt, ſoll er ſterben, ſondern weil er Fürſt iſt.“ So Johannes Wit in ſeiner fragmentariſchen Selbſtbiographie. Vergl. Eckert, Magazin, III. S. 103. Aus einer Schrift, welche beweiſen ſollte, daß Follenius und ſeine Anhänger nicht ſo gefährlich geweſen, als Wit ſie geſchildert[1]), führt Letzterer Folgendes an: „Als Follenius von uns gefragt wurde, ob er glaube, ſein Syſtem ohne Blut in's Leben führen zu können, antwortete er ganz ruhig: Nein; im ſchlimmſten Falle müſſen Alle geopfert werden, die eine abweichende Meinung haben. Die Mittel kommen nicht in Anſchlag, wenn von einer ſittlichen Nothwendigkeit die Rede iſt.“ Fragmente, Vorrede S. XIV. und I. S. 36.

---

1) „Deutſche Jugend in weiland Burſchenſchaften und Turngemeinden.“

64.

„Muß man einen halben Welttheil in die Luft ſprengen und ein Meer von Blut vergießen, um die Barbarenpartei zu ruiniren, ſo ſoll man kein Bedenken tragen. Der hat kein republikaniſches Herz im Leibe, der nicht die Genugthuung, eine Million Barbaren unter die Erde zu bringen, freudig mit ſeinem Leben bezahlte.“ So Karl Heinzen in der zu Biel in der Schweiz erſchienenen „Evolution,“ dem Organ der deutſchen Flüchtlinge, in einem Artikel, welcher die Ueberſchrift: „Der Mord“ an der Spitze trägt, und die Nothwendigkeit, den Mord als Waffe der revolutionären Partei zu organiſiren, darzuthun ſucht. Das wurde nicht für „barbariſch“ gehalten; das war eine Sache der Bildung und Humanität, ſo wie ja auch Börne erklärte, nur der Pöbel könne Anſpruch auf das Prädikat „wahrer menſchlicher Bildung“ machen.

65.

Es iſt in revolutionären Zeiten Mode, daß gewiſſe Leute Liſten von den Köpfen entwerfen, die ſie ihrer Perſon opfern wollen, und es gibt Republikaner, welche die communiſtiſchen Guillotinenliſten fürchten.

Karl Heinzen. Die Helden des deutſchen Communismus. Bern 1848. S. 94 f.

66.

Marx ſagte nach Techow's Bericht: Die Officiere ſind in Revolutionen ſtets die gefährlichſten — von Lafayette bis Napoleon eine Kette von Verräthern und

Verräthereien! *Man muß Dolch und Gift ſtets für ſie bereit halten*[1])." *Eduard Simon* überträgt dieſe Relation *Techow's* in folgender Art: „*Marx* n'aime pas beaucoup voir des officiers dans sa bande. Les officiers sont trop dangereux dans les révolutions. Il faut toujours tenir prêts pour eux le poignard et le poison. *Techow*, qui est officier, se le tient pour dit; il se rembarque et retourne en Suisse[2])." *Marx*[3]) erklärt jetzt: jene Aeußerung von ihm ſei eine bloß ſpaßhafte, ironiſche geweſen. Was das für kindlich und harmlos ſcherzende Leute ſind!

67.

In den im Frühling 1849 erſchienenen „Beiträgen zur Bauernpolitik" von Fr. *Neff* hieß es: man ſolle die Hunde (die Gegner der Revolution) todtſchlagen, das Volk durch Schauder und Schrecken aufrütteln, die Feinde der „edlen Menſchlichkeit" (!!) verfolgen und ſich Liſten von Denen machen, die zum Beſten der Republik zu ſterben hätten. „Die Alten haben ihrem Götzengotte Menſchen geopfert; *wir* müſſen dem Gotte der Freiheit Menſchen opfern. *Erſt wenn das Blut von Tauſenden ſolcher Opfer gefloſſen iſt*, wird Friede, Freiheit und Liebe wieder auf Erden einkehren." Innerhalb einer Welt von Menſchen,

---

1) *Vogt*, „Mein Prozeß." S. 153.

2) In der Revue Contemporaine. XIII. Paris 1860. p. 528.

3) „Herr Vogt." S. 44.

welche durch Demokratie und Revolution in reine Beſtien und Teufel verwandelt worden ſind?

68.

Es wurde ſchon früher irgendwo die Bemerkung gemacht: „Man will den Himmel auf Erden dadurch ſchaffen, daß man die Furien der Hölle heraufbeſchwört.“ Damit iſt der gedankenloſe Widerſpruch ausgeſprochen, womit das ganze moderne Zeittreiben behaftet iſt, das doch immer, wie es ſich auch ſtellen mag, auf Gewaltſamkeit, Mord, Gräuel und Verwüſtung hinausläuft, ſtatt daß man Tag und Nacht nur darauf ſinnen ſollte, die Menſchen feiner, ſanfter, zartfühlender, liebevoller und verſöhnlicher zu machen. Bloß diejenigen ſind von dieſer taumelhaften Inconſequenz und Unbeſinnlichkeit frei zu ſprechen, die auf der ſublimen Spitze der modernen Entwicklung ſtehen, wo man ſich alles Ideellen entſchlagen hat, für die Menſchheit eigentlich gar Nichts mehr will und anſtrebt, ſondern unter dieſer oder jener Firma und Phraſe, wie ſie gerade gilt und beliebt iſt, nur ſich ſelbſt geltend zu machen, eine perſönliche Rolle zu ſpielen und während des allgemeinen Ruins und Elends ſo viel als möglich für die eigene ruchloſe Perſon zu gewinnen die Abſicht hat. Solche Menſchen mögen das Ziel ihrer Wünſche in der That erreichen und ſich ihres ſcheußlichen Glückes ſo lang erfreuen, bis das zermalmende Rad der revolutionären Zeitgeſchichte auch über ſie hinweggeht; denn die Revolution iſt bekanntlich ein Kronos und Moloch, der auch die eigenen Kinder frißt.

69.

„Am 10. d. M. unternahmen wir einen Streifzug unter Führung des Generals Pinelli. Wir ſchlugen die Reactionäre erſt zurück, ſo daß wir ein kleines Dorf, den Hauptſitz dieſes Geſindels (canaglia) erreichen konnten. Auf den Befehl des Generals wurde das Dorf geplündert, der Pfarrer, der Schullehrer und noch zwei Perſonen, die einzigen, die im Dorfe zurückgeblieben, wurden füſilirt. Dann wurden die Häuſer in Brand geſteckt, und wir genoſſen, durch die vorgefundenen Lebensmittel erquickt und von Wein berauſcht, das Vergnügen einer gerechten (!!) Rache, als wir von den Feinden wieder angegriffen wurden, die uns große Verluſte beibrachten und uns zum Rückzuge nöthigten“ ꝛc.

In dieſem Tone beſchrieb im Januar 1861 die zu Neapel erſcheinende Mazziniſtiſche Unita Italiana einen von dem genannten General unternommenen Streifzug. Weit weniger die Thatſachen ſelbſt, ſo gräuelhaft und empörend ſie ſind, als dies, daß man ſich ſolcher Dinge öffentlich freut und rühmt, iſt ein Zeichen der entſetzlichſten Rohheit und Verwilderung.

L. Die geheimen Geſellſchaften, namentlich auch die Freimaurerei, in ihrem Verhältniſſe zu beſtimmten Deſtructionen und revolutionären Zeiterſcheinungen.

Die mit dem neuengliſchen Syſtem angenommene Ordensdeviſe „Union et force“ nebſt dem Akazienbaum — dem bekannten Ordensſymbol, in den Logen *Caſſia* genannt — erſchien auf den während der Revolution geſchlagenen Livresthalern und auf dem Titel der Geſetzſammlung Bulletin des lois. *Eckert*, Magazin, Vorrede S. XXIV f.

1.

„Der Orden hat ſich unter allen Revolutionen der Menſchheit erhalten und *jede benutzt*,“ heißt es in einer im „Sarſena“ mitgetheilten Darſtellung der Freimaurerei. Wozu in der Note S. 54 bemerkt iſt: „Das könnte, im eigentlichen Sinne genommen, ein ſehr nachtheiliges Licht auf den Orden werfen.“

2.

Der Cardinal *Pacca*, der als Nuntius in Cöln ein Zeuge der kirchlichen Zerſetzungen in Deutſchland geweſen, ſagt: „Die Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu, welche ſich um die Religion ſo verdient gemacht hatte, verbunden mit dem Fortſchritte der geheimen Geſellſchaften, haben der katholiſchen Religion unermeßliche Verluſte verurſacht. Damals wurden alle Dämme eingeriſſen und Deutſchland wurde mit einer Fluth verkehrter und ungläubiger Schriften überſchwemmt.“ Memorie storiche etc. del Card. *Pacca*. Roma 1830.

3.

Der ehemalige Jeſuit Beauregard rief im Jahre 1775 in einer Jubiläumspredigt von der Kanzel der Liebfrauenkirche zu Paris: „An König und Religion wollen dieſe Philoſophen; Axt und Hammer ſind in ihren Händen; ſie harren nur des günſtigen Augenblicks. Ja, deine Tempel, o Herr, werden geplündert und zerſtört, deine Feſte abgeſchafft werden — doch was höre ich? Großer Gott! Was ſehe ich? Auf die heiligen Geſänge, welche die geweihten Wölbungen zu deiner Ehre wiederhallen ließen, läßt man weltluſtige, ſchlüpfrige Lieder folgen. Und du, ehrloſe Gottheit des Heidenthums, ſchamloſe Venus, du kommſt ſelbſt hieher, um die Stelle Gottes einzunehmen, dich auf den Thron des Heiligen der Heiligen zu ſetzen und den ſchuldvollen Weihrauch deiner neuen Anbeter anzunehmen.“ Buß, Geſellſchaft Jeſu. II. S. 139.

Man ſieht, mit welcher Beſtimmtheit Alles ſchon im Voraus angelegt und vorauszuſehen war, was nachher geſchah — wenn man Beauregard nicht lieber für einen hellſehenden Propheten halten will.

4.

Dem Univers vom 8. März 1848 zu Folge erſchien dieſes Tages eine Deputation des Großorientes von Frankreich in vollem Freimaurerornat vor der proviſoriſchen Regierung, und wurde von dieſer im Freimaurerornat empfangen, wobei die Deputation unter Anderem ſagte: „Die Maçons haben zu jeder Zeit auf ihrem Panier die Worte

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geführt, und indem ſie dieſelben auf der Fahne Frankreichs wiederfinden, begrüßen ſie dieſe Triumphe ihrer Principien und klatſchen ſich Beifall zu, ſagen zu können, daß das Vaterland dadurch auch die maureriſche Weihe empfangen hat. 40.000 franzöſiſche Maçons in 500 Logen vertheilt, die unter ſich ein Herz und ein Geiſt ſind, verſprechen euch ihre Hülfe, um das ruhmvoll begonnene Werk zu vollenden.“

Am 10. März erklärte Lamartine, Präſident der proviſoriſchen Regierung, auf dem Stadthaus zu Paris: „Ich hege die Ueberzeugung, daß die großen Ideen, welche den Volksbewegungen der Jahre 1789, 1830 und 1848 zu Grunde liegen, dem Schooße der Maçonnerie entſprungen ſind.“ Vergl. Latomia, Freimaurer-Journal. Bd. IX. S. 284.

5.

Es iſt erwieſen und in den Hauptorganen des Rongeanismus und der freien Gemeinden eingeſtanden, daß dieſe Erſcheinungen in Preußen ihre Entwicklung hauptſächlich der Freimaurerei verdankten, und ſelbſt nur „eine Art populariſirten Freimaurerbundes“ waren.

Eckert, Magazin, VI. S. 196.

Hiſtoriſch-politiſche Blätter. Jahrg. 1858. S. 796.

6.

Johannes Ronge war Freimaurerbruder. Er empfing am 30. November 1846 zu Hamburg in der Judenloge zu den drei Neſſeln die Ordensweihe.

Eckert, Magazin, VI. S. 194.

7.

Die Namen Uhlich, Dowiat, Gieß, Detroit, Rupp, Wislicenus, Baltzer, Brauner, Baſtide, Müller Jochmus, Robert Blum, Wigand ꝛc. „glänzen alle in den Logenliſten und als feurige Kometen des ſchwarzen Revolutionsſyſtems des Freimaurerordens."

Ebendaſelbſt.

8.

„Blum, eingeweiht auch in das letzte Ordensſyſtem, wie hoch? — vermag ich nicht zu wiſſen, gehörte dem ſchwarzen Syſtem an, ward Buchhändler des Syſtems und verband ſich hiezu mit Marr's Geſchäft in der Schweiz. Er organiſirte in Leipzig die angebliche Kirchenſekte der Deutſch Katholiken" u. ſ. w. Ebendaſelbſt, S. 204.

9.

St. Gallen, 23. December 1860. Es organiſiren ſich hier bereits die Parteien auf den Wahlkampf im Mai 1861. An Rührigkeit läßt es die radicale Partei nicht fehlen; namentlich entwickelt die Freimaurerloge in St. Gallen große Thätigkeit. Ueberhaupt deutet Alles darauf hin, daß wir einem merkwürdigen Jahre entgegengehen, und hier wie allenthalben tritt aus all dem Gewirre die Grundidee zu Tage, daß nichts Geringeres in Frage ſtehe, als der Kampf des poſitiven Chriſtenthums mit dem Rationalismus — des Hammers der Maçonnerie mit dem Kreuze.

Aus der Zeitung: „Deutſchland." Separatausgabe der Augsburger Poſtzeitung vom 28. Dec. 1860.

10.

Das Werk der nationalen Emancipation Italiens wurde durch geheime Geſellſchaften und Verſchwörungen betrieben; die berechtigten Freiheitsbeſtrebungen vermiſchten ſich mit den Comploten der Verſchworenen. Italien war ein Herd, zu allen Aufſtänden bereit und bedrohte den Frieden Europa's unaufhörlich mit einer plötzlichen, furchtbaren Exploſion.

Aus einer im Frühjahr 1861 erſchienenen Flugſchrift von Laguerronière.

11.

Unter dem Einfluſſe eines überſpannten Fanatismus und vielleicht eines aus den geheimen Geſellſchaften des Islams gegebenen Stichwortes ſprechen die Jellah's und die Beduinen überall nur von Metzeleien und Plünderungen, die an den Chriſten aller Bekenntniſſe auszuführen ſind.

Aus Jaffa vom 19. Juli 1860.

Augsburger Sonntagsblatt vom 13. Januar 1861.

12.

Es wäre hier der Ort, der Druſen und ihrer an den Chriſten des Orients begangenen Feindſeligkeiten und Gräuel zu gedenken, da dieſelben ſehr merkwürdige Myſterien haben und von den Freimaurern als Brüder anerkannt worden ſind. Es wird dies aber ſchicklicher der Gegenſtand einer beſonderen Abhandlung ſein, zumal da auch der druſiſche Kälberdienſt und ſein Verhältniß zu dem altiſraelitiſchen eine Unterſuchung erheiſcht. Ich begnüge mich daher für jetzt mit der Bemerkung, daß die an den Maroniten verübten Fanatismen eine handgreifliche Frucht des in den Druſen lebenden maureriſchen Geiſtes ſind, und verweiſe übrigens auf Back[1]), Eckert[2]), Adler[3]) und Schwank[4]).

M. Noch einige in's Allgemeine gehende Schilderungen, Urtheile, Warnungen und Einblicke in die bezüglichen Myſterien.

1.

Im Jahre 1794 legte das vereinte Directorium der Templer und Roſenkreuzer in Berlin ſeine Regierung in einem an die Glieder aller geheimen Grade und Syſteme gerichteten höchſt merkwürdigen und documentalen Manifeſte nieder. Darin heißt es: „Wir ſehen eine Zerſtörung, die unſere Hände nicht mehr zu ordnen im Stande ſind. Darum entlaſſen wir die Bauleute. Wir laſſen den zerſtörten Tempel öde liegen, als ein großes Geſchäft für die Nachwelt, daß ſie ihn einſt wieder aus ſeinen Trümmern hervorhebe und ſo ausbaue, wie ihn die jetzigen Bauleute zerſtörten, weil ſie zu ſchnell in ihrer Arbeit forteilten und die Stimme ihrer Meiſter nicht hörten, die ihnen zurief: Eile iſt nicht Weisheit und Thorheit nicht Tugend.“ Ueber den letzten Zweck des Ordens ſcheint demnach keine Differenz gewaltet zu haben. Nur die Mittel und Wege, die ein Theil der Verbündeten wählte und ihr zu raſches und kühnes zu Werke Gehen wurde getadelt. Dieſer Theil aber war der überwiegende, und die Bedächtigeren und Gemäßigteren mußten weichen und ihm das Feld überlaſſen. „Der Mißbrauch unſeres Bundes,“ heißt es in demſelben Manifeſte, „hat alle die politiſchen und moraliſchen Verwirrungen hervorgebracht, von denen jetzt die Erde überſchwemmt iſt . . . . Wir müſſen es den Fürſten und Völkern bei unſerer Ehre und unſerer Pflicht betheuern, daß unſer Bund keine Schuld daran hat. Aber damit unſere Betheuerung Kraft und Glauben erhalte, müſſen wir den Fürſten und Völkern das große Opfer bringen, daß wir, um Mißbrauch und Mißverſtändniß an der Wurzel zu entkräften, den ganzen Bund von nun an aufheben, daß wir ihn für dieſes

---

[1]) Dies iſt ein herzoglich altenburgiſcher Oberconſiſtorialrath und maureriſcher Logenmeiſter, der 1842 in einer Logenrede die Druſen als Maurerbrüder bezeichnet und geprieſen und die Maroniten, als Katholiken, herabgeſetzt hat; ſ. die Monatsſchrift: „Der Ziegeldecker im Oſten von Altenburg.“ 1842. Jahrg. VI. S. 44.

[2]) Myſterien der Heidenkirche, Schaffhauſen 1860. S. 59.

[3]) Museum Cufic. Borgian. angeführt von Eckert a. a. O.

[4]) Johann Leonhard Schwank in Fulda, ein mit einem rührenden und, trotz des ſchlechten Lohnes, der ihm wird, raſtloſen Eifer für Religion und Kirche erfüllter Mann. Er ſchrieb namentlich: „Die Bedrängniſſe des katholiſchen Morgenlandes.“ Zwei Lieferungen. Fulda, ohne Jahrzahl.

Zeitalter völlig zerſtören und vernichten“ ꝛc. Die deſtructiven Kräfte wuchſen dieſen Leitern über den Kopf; ſie verzweifelten daran, der Bewegung einen ermäßigenden Zügel anlegen zu können und traten in den Hintergrund. „Es ging über unſere Macht, dieſem Herzensdrange angemeſſene Grenzen zu ſetzen. Bei nur einigem Verſuche des Widerſtandes mußten wir bemerken, daß die empfindſame Menſchenliebe dieſer gutherzigen Schwärmer ſchon nahe an Wuth grenzt, daß ſie im Stande wären, jeden mit dem Dolche zu ermorden oder inquiſitionsmäßig auf dem Scheiterhaufen ſterben zu laſſen, der ſich den Bemühungen ihrer Philanthropie widerſetzen oder ſie in dem Bau ihrer allgemeinen Menſchenbrüderſchaft auch nur hätte ſtören wollen. Spott und Hohn waren die Waffen dieſer Sekte, erſt gegen die Religion ſelbſt, dann gegen ihre Diener. Grundſätze der Zügelloſigkeit nannte man Freiheit, die Obrigkeiten nannte man Deſpoten. Man erfand Menſchenrechte, welche ſelbſt im Geſetzbuche der Natur nirgends anzutreffen waren und foderte die Völker auf, dieſe Rechte ihren Fürſten abzudringen. **Aber** der Plan einer allgemeinen Zerſtörung aller geſellſchaftlichen Bande und Ordnungen offenbarte ſich in allen ihren Worten und Thaten. Sie überſchwemmte die Welt mit zahlloſen Büchern, ſie warb Geſellen von Rang und Macht, und betrog die ſcharfſinnigſten Köpfe durch Vorſpiegelungen edler Abſichten. In die Herzen der Jugend ſtreute ſie den Samen der Begierlichkeit und entflammte ſie mit dem Zunder der unerſättlichſten Leidenſchaften. Unbändiger Stolz und eine ſultaniſche Herrſchſucht war die einzige Triebfeder dieſer Sekte; denn die Meiſter hatten nichts Geringeres, als den Thron der Erde zu ihrem Geſichtspunkte; die Regierung der Völker ſollte von ihrem mitternächtigen Kreiſe geführt werden.“

Hier vernimmt man alſo eine Anklage des Ordens durch ihn ſelbſt — eine gewaltige Anklage, die keinen Zweifel übrig läßt, welche Wendung im Orden eingetreten, ſei es auch, daß dieſelbe vorher bis zu dieſem Extreme noch nicht fortgeſchritten war. Es iſt von gutmüthigen Schwärmern die Rede, die aber aus Schwärmerei der fürchterlichſten Fanatismen fähig ſeien. Aber man kann es nicht mehr gutmüthige Schwärmerei nennen, was hiebei näher zur Sprache kommt. Hier iſt von Heuchelei, Betrug, unbändigem Stolze, ſultaniſcher Herrſchſucht, abſichtlicher Erregung, Entfeſſelung und Steigerung der Begierden und Leidenſchaften die Rede, hier nimmt die Sache einen völlig ſataniſchen Charakter an.

2

„Anlage und Erziehung hatten in mir eine Wißbegierde erregt, die das Gewöhnliche nicht ſättigte. In das Innere der Dinge einzudringen, das war mein Streben .... Man weiß, wie wenig der erſte Eintritt in den Orden geeignet iſt dem Geiſte zu genügen; aber das iſt eben das Gefahrvolle für die nur zu rege jugendliche Imagination. Ich war kaum mündig, als ich mich ſchon an der Spitze nicht mehr der Freimaurerei" — d. h. der niederen Maurerei, der Brüderſchaft — „ſondern ſelbſt im Kapitel der hohen Grade befand und mich berufen ſah, die obere Leitung eines Theiles der preußiſchen, polniſchen und ruſſiſchen Ordensverſammlungen zu übernehmen oder doch auf ſie zu wirken."

„In ihren geheimen Arbeiten war die Maurerei damals in zwei Parteien geſpalten. Die eine davon fand in den Emblemen den Aufſchluß zum Stein der Weiſen. Deismus, auch wohl gar Atheismus war die Religion dieſer Sekte; der Hauptſitz dieſer Arbeiten war Berlin und ihr Anführer Dr. Zinndorf. Anders war es mit der zweiten Partei, deren äußeres Haupt" — alſo nur eine des Scheines und Truges wegen aufgeſtellte Figur — „Prinz Friedrich von Braunſchweig war. In offener Fehde unter ſich, trafen ſie doch beide in einem Punkte zuſammen, in dem Streben, die Welt zu beherrſchen. Die Throne in ihrem Beſitz und die Monarchen ihre Sachwalter — das war ihr Ziel."

„Beider Geheimniſſe lagen entſchleiert vor mir. Beide empörten mich. Es blieb mir Nichts übrig, als mit Eclat abzutreten oder meinen eigenen Gang zu gehen. Ich wählte das Letztere. Es war im Jahr 1777, als ich die Leitung eines Theiles der Logen im preußiſchen Staate übernahm und ſelbſt auf die in Polen und Rußland zerſtreuten Brüder wirkte. Die Häupter ſtanden nicht allein in ſtetem

Briefwechſel und bedienten ſich ihrer Chiffer; ſie beſchickten ſich auch gegenſeitig durch ihre Geſandten. Einen herrſchenden Einfluß auf Thron und Monarchen üben, das war das Ziel, ſo wie es einſt das der Tempelritter war. Ich habe die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß das, was im Jahre 1788 begann und bald darauf ausbrach — die franzöſiſche Revolution ꝛc. — nicht allein damals ſchon beſchloſſen, ſondern durch Verbindungen, Schwüre ꝛc. eingeleitet war, und Gott weiß wie lange ſchon beſtand. Mein Drang war, meine Entdeckungen Friedrich Wilhelm (III.) mitzutheilen. Wir gewannen die Ueberzeugung, daß alle Verbindungen der Maurerei, von den niederen Graden bis zu den höchſten, jedem Eindruck offen ſtehen; daß religiöſe Gefühle, wie verbrecheriſche Plane aller Art, gleichen Schritt zuſammen gehen, und die erſteren ſelbſt zum Deckmantel der letzteren dienen. Dieſe Ueberzeugung, die Friedrich Wilhelm ganz mit mir theilte, führte mich zu dem Entſchluſſe, jeder Theilnahme für immer zu entſagen. Dem Prinzen aber ſchien es rathſam, daß ich nicht ganz aus der Maurerei ſcheide, indem er die Gegenwart wichtiger Männer in den Logen als ein Mittel anſah, dem Einfluſſe des Verrathes vorzubeugen und aus den einmal beſtehenden Verſammlungen harmloſe Verbindungen zu machen. Auch hat er denſelben Gang nachher als König befolgt. Ob unſere Zeiten dieſe Anſicht gerechtfertiget, ob ſie beſonders noch heute Stich halten kann, bin ich weit entfernt zu behaupten."

Bekenntniß des ehemaligen Miniſters v. Haugwitz, den Monarchen auf dem Congreß zu Verona abgelegt, hier auszüglich mitgetheilt. Vergl. Eckert, Magazin V. S. 79 ff.

3.

Die Sittlichkeit iſt heutzutage aufgeklärter, als ſie vor Zeiten war; iſt ſie auch ſtärker? .... Ich fürchte, daß der Menſch, ſeitdem er ſich ſeiner Rechte ſo lebhaft bewußt zu ſein gelernt, Etwas vom Gefühle ſeiner Pflichten verloren. Das Herz ſchnürt ſich zu, wenn man ſieht, wie unter dem Fortſchritte aller Dinge die moraliſche Kraft nicht zugenommen hat.

Michelet, Histoire de France. II. 622.

4.

In den erſten Zeiten der franzöſiſchen Revolution ward in dem Nationalconvent der Vorſchlag gemacht, eine Erklärung der Menſchenrechte zu erlaſſen. Er ging faſt einſtimmig durch. Dagegen wurde der Antrag, eine Erklärung der Menſchenpflichten damit zu verbinden, mit 570 Stimmen gegen 450 verworfen. Wie charakteriſtiſch für unſere Zeit und ihre revolutionären Bewegungen!

5.

Die Uebel, an denen die menſchliche Geſellſchaft leidet, ſind in unſeren Tagen erforſcht und erkannt genug, ſind der Welt, auf das Sorgfältigſte zergliedert, vor Augen geſtellt.

Aber ehe der ungeheuere Körper, an dieſem Siechthume hinſterbend, zur Leiche wird — wo ſind die Heilmittel? Vier Jahrhunderte lang haben ihn ſeine neuen Aerzte ausgetrocknet, ſeines beſten Saftes und Blutes beraubt, ihm das göttliche Mark ausgepreßt, das ſeine Stärke, ſein Leben war. Womit erſetzen wir ſie?

Montalembert in der Einleitung zum Leben der h. Eliſabeth.

6.

Ein in den Zeitungen abgedrucktes Schreiben *Lucian Murat's* vom 25. November 1860 bemerkt über die zu der Zeit obwaltenden italieniſchen Zuſtände Folgendes: „Wohl ſehe ich auf öffentlichen Plätzen die Urne des Scrutiniums; bin aber entrüſtet bei dem Anblick der ſie umſchleichenden Corruption. Ich ſehe, daß in Neapel Handel getrieben wird mit den Aemtern und öffentlichen Intereſſen, die den Vätern der Civiliſation ſtets heilig geweſen. Die Ereigniſſe von 1848 ſind zu neu, als daß wir nicht aus ihnen Lehren ziehen ſollten. *Die franzöſiſche Republik verſchwand, weil ſie Nichts ſchuf und Alles bedrohte.* Mögen die coaliſirten Parteien, welche heute Italien beherrſchen, das nicht vergeſſen! *Sie haben ſich bis jetzt tyranniſcher gezeigt als die geſtürzten Regierungen.* Die Verfolgung und der Despotismus ſind eine ſchlechte Einweihung der Freiheit. Was bedeutet die Entwaffnung ſo vieler Gemeinden? Der Belagerungszuſtand in ſo vielen Provinzen? Solche Maßregeln eignen ſich nicht dazu, die Freiwilligkeit der Abſtimmung und das Vertrauen der neuen Autorität zu conſtatiren. Möge uns der Genius der Nation vor neuen Calamitäten bewahren" u. ſ. w.

7.

„Die Seele all der unerwarteten, raſchen Staatsumwälzungen in Europa iſt der Pandämon der geheimen Geſellſchaften ...... Die Welt verabſcheut ſie, fürchtet ihre ſchreckensvollen Geheimniſſe, beklagt die Metzeleien, welche ſie anrichten; gleichwohl ſtürzt ſie ſich kopfüber in ihren tödtlichen Rachen hinein. Wie ſich die Schlange zuſammenrollt und dem Schlage, der ſie trifft, nur Schweif und Rücken bietet, nie aber den Kopf, ſo bergen auch die Geheimbünde ihr Haupt. Wie oft ſchon hat man ſie entdeckt, wie oft ſchon getroffen und zertrümmert; und immer leben ſie in ihrem unverſehrt gebliebenen Haupte wieder auf; die verletzten Theile werden wieder geheilt und neues Leben und noch feineres, tödtlicheres Gift in ſie gegoſſen."

„Europa iſt über die Verbreitung und Macht dieſer Geſellſchaften, welche die innerſten und weſentlichſten Grundwurzeln der ſocialen Welt vergiften, durch ſo viele und ſo deutliche Zeichen unterrichtet; die Fürſten wiſſen darum, die Regierungen aller Formen kennen ſie beſſer, als je; und doch runzeln ſie bei jedem neuen Schlage überraſcht die Stirne und fragen: „„Was iſt das? Wer hätte das geglaubt?"" Sie ſind von ihrer erſten Beſtürzung noch nicht zurückgekommen, und ſchon brechen auf's Neue Tumulte los Throne ſtürzen und die ganze bürgerliche und religiöſe Ordnung erbebt in ihren Grundfeſten, wie wir es in dem kurzen Kreislauf weniger Jahre erlebt.“ Es wird eine Reihe bezüglicher Thatſachen von 1830 an namhaft gemacht. Dann heißt es weiter: „Alle dieſe plötzlichen Umwälzungen kamen für diejenigen überraſchend, die beſſer als alle Anderen wiſſen mußten, welcher Brand aus den Funken zu entſtehen vermag, den ſie da und dort aus der von den Geheimbünden geſchürten Eſſe fahren ſahen. Und dann ſchrieen ſie: „„Die Verräther, die Mörder, die Verworfenen!““ Es iſt ja bekannt, das iſt ihr Handwerk, und das treiben ſie mit einer Alles übertreffenden Liſt, Gewandtheit und Verwegenheit. Nur die Loyalen täuſchen ſie noch. Geſtehen ſie doch offen, daß ſie weder Chriſtus, noch Kirche, weder Kaiſer, noch König, noch Regierung wollen, ſondern ſo lange fortkämpfen werden, bis ſie Alles umgeſtürzt. Und wenn ſie ihr Wort halten, dann ergeht man ſich in ſolchen Ausrufungen!“

Der Jude von Verona I. S. 103.

8.

Das Bild, welches P. Lacordaire in der bei ſeiner Aufnahme in die kaiſerliche Academie gehaltenen Rede von der europäiſchen Demokratie entwarf, enthält folgende Züge: „Der europäiſche Demokrat glaubt, ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, an Nichts mehr, als an die Menſchheit, d. h. an eine eingebildete, erträumte Menſchheit, die er ſich ſelbſt in ſeinem Kopfe ſchuf. Dieſe Einbildung, dieſer Traum iſt ſeine Seele, ſein Gott, ſein Chriſtus, ſein Evangelium; er denkt an keine andere Religion, ſo alt und ehrwürdig ſie auch ſei, außer um ſie zu verfolgen, und, wenn er kann, zu vernichten. Er hat Väter gehabt, welche keinen Glauben beſaßen, aber Toleranz predigten; er hat ihre Toleranz vergeſſen, und gedenkt nur noch ihrer Glaubensloſigkeit. Er begreift den Menſchen nicht, der in ſeinem Herzen betet, noch weniger den Bürger, der öffentliche Andacht verrichtet. Unſere Demokratie hat die Verbindung zwiſchen Vergangenheit und Zukunft zerriſſen, Mißbräuche unter Ruinen begraben, hie und da eine unſichere Freiheit aufgerichtet, die Welt weit mehr durch Ereigniſſe beunruhigt, als durch Einrichtungen erneuert; und als Herrin der Zukunft bietet ſie uns, wenn ſie nicht endlich geleitet und geregelt wird, die ſchreckliche Alternative einer bodenloſen Demagogie oder eines zügelloſen Deſpotismus dar.“

9.

Karl Marx in London hat mir vordem wegen meines Auftretens in der „Religion des neuen Weltalters,“ einem höchſt antichriſtlichen Werke, in welchem ich es aber wagte, das rohe Gebahren der revolutionären Bluthunde zu verwerfen und von der Nothwendigkeit religiöſer Ideen zu ſprechen, mit der „modernen Maſchine“ gedroht, durch welche ich gelegentlich zugleich mit den „bayeriſchen Pfaffen“ weggeräumt werden ſolle. Seitdem iſt er ſelber guillotinirt worden, nicht zwar phyſiſch, aber moraliſch, und das durch einen

Mitſtrebenden und Mitwiſſenden von hohem Rang in dem Bunde der modernen Verneinungsmenſchen, indem bekanntlich der große Karl Vogt das Myſterium der ſogenannten „Schwefelbande“ enthüllte und den edlen Marx als deren „ſichtbares Oberhaupt“ bezeichnete[1]. Dieſe Enthüllung wurde von F. Zabel in der Berliner National-Zeitung benutzt[2]. Gegen dieſen machte Marx eine Verläumdungsklage in Berlin anhängig, ward aber abgewieſen. Darauf hat er zu ſeiner Rettung eine Broſchüre erſcheinen laſſen, die vor mir liegt, die ich aber vor Ekel kaum leſen kann[3]. Wie dieſe Menſchen — wenn man ihnen noch dieſes Prädikat geben kann, da ſich hier das Princip des abſtracten Menſchenthums in die reinſte Teufelei verwandelt hat — einander haſſen, anfeinden, herunterſetzen, verſpotten, an den Pranger ſtellen, um jeden Preis zu verderben ſuchen, iſt unbeſchreiblich. Man darf Keinem davon auch nur das Geringſte glauben, wenn es nicht ſtreng bewieſen oder an und für ſich wahrſcheinlich iſt. Man hat aber an dem Böſen, deſſen ſie ſich beſchuldigen, inſofern nicht zu zweifeln, da ja alles das, was wir gewöhnliche Menſchen für recht und gut halten, dieſen auf der Spitze der modernen

---

1) K. Vogt, „Mein Prozeß gegen die Allgemeine Zeitung.“ Genf 1859. S. 136 ff.

2) Daſelbſt waren 1860. Nr. 37 und 41 die von Zabel verfaßten Leitartikel: „Karl Vogt und die Allgemeine Zeitung,“ und: „Wie man radikale Flugblätter macht,“ zu leſen.

3) „Herr Vogt.“ London 1860.

Entwicklung ſtehenden Perſönlichkeiten der lächerlichſte Zopf von der Welt geworden. Das Reſultat iſt auf jeden Fall dies, daß ſie wohldenkenden Menſchen alle zuſammen verächtlich werden.

Die berüchtigte „Schwefelbande," das ruchloſeſte und ſcheußlichſte aller ethiſchen Phänomene, wie es Vogt charakteriſirt, das aber von Herrn Marx und ſeinen Freunden auf ein höchſt unſchuldiges, harmloſes und bedeutungsloſes Minimum zurückgeführt wird, ſoll ſich unter der Flüchtlingſchaft von 1849 gebildet und in London unter Marx geſammelt haben. Derſelbe wird auffallender Weiſe deren „ſichtbares Oberhaupt" genannt, was auf ein unſichtbares ſchließen läßt, das noch außerdem im Hintergrunde ſtecken muß. Beſtimmte Angaben ſind folgende Zum ſcheinbaren Princip, Blendwerk und Köder diene die in Ausſicht geſtellte Diktatur des Proletariats. Dabei werde Geld erpreßt, Angeberei und Münzfälſchung getrieben, über die Mitglieder des Bundes eine furchtbare Zucht geübt. Eine der Hauptbeſchäftigungen der Schwefelbande ſei dieſe, Leute im Vaterlande ſo zu compromittiren, daß ſie auf ergangene Anforderung und Bedrohung hin Geld liefern müßten, damit man ihr Geheimniß bewahre und ſie nicht durch Verrath und Anzeige unglücklich mache. Jeder irgendwie Differirende werde „ruinirt." Man fülle die Spalten der reaktionären Preſſe in Deutſchland mit Angebereien gegen diejenigen Demokraten, welche der Bande nicht unbedingt huldigten; es habe ſich dieſe zur Verbündeten der Reaction und geheimen Polizei in Frankreich und Deutſchland gemacht, um durch ſie alles ihr Mißfällige zu verderben. Wer unter den Flüchtlingen und Revolutionären das Beſtreben zeige, ſich ein bürgerliches Fortkommen und eine ordentliche Stellung in der Geſellſchaft zu erringen, falle ſofort dem terroriſtiſchen Anathem anheim und werde ſchon deßhalb, weil er ſich unabhängig zu machen ſuche, als ein Verräther betrachtet und behandelt. Zur näheren Charakteriſirung der Sache theilt Vogt a. a. O. einen langen Brief des ehemaligen Lieutenants Techow vom 26. Auguſt 1850 mit, welcher das Weſen und Treiben, die Feindſchaften, den Kampf der proletariſchen Geheimbünde unter einander ſelbſt beſchreibt, und „worin man Herrn Marx erblickt, wie er im napoleoniſchen Hochmuthe auf ſeine geiſtige Ueberlegenheit die Fuchtel unter ſeiner Bande ſchwingt.“

Iſt Herr Marx vielleicht der ſogenannte „Weltkaiſer“, der oberſte Chef der kriegeriſchen und grundſatzmäßig bösartigen Abtheilung des allgemeinen Myſteriums? Die Eigenſchaften dazu fehlen ihm offenbar nicht. Er hat jede Art von Zopf in dem Maße abgeſtreift, daß er ſelbſt die größten, geiſtvollſten und ſuperiorſten Intelligenzen und Genien als die elendeſten Philiſter und Spießbürger traktirt, bloß weil ſie nicht einfach nur zerſtören wollen. Auch hat er jede Art von Idealiſtik in der Art überwunden, daß ihm die communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen „Utopien“ der Neuzeit ſo gut nur Chimären und wegzuräumende reaktionäre Barricaden ſind, als die Ideen des Chriſtenthums u. ſ. w. So blamirt und gebrandmarkt, wie er gegenwärtig iſt und trotz ſeiner Rettungsbroſchüre auch wohl bleiben wird, möchte er ſich dennoch abgenutzt haben und ſeine imperatoriſche Stellung nicht länger behaupten können; das unſichtbare Oberhaupt, deſſen ſichtbarer Stellvertreter er war, wird ſich nach einem anderen Repräſentanten umſehen müſſen. Ueberhaupt hat ſich die Umſturzpartei durch dieſen in ihrem Schooße ausgebrochenen und öffentlich geführten Krieg furchtbar geſchadet. Wir blicken jetzt in eine Tiefe der Schlechtigkeit, Verworfenheit und Ruchloſigkeit hinein, in der nichts Menſchliches mehr zu gewahren iſt, wo nur die ſchwärzeſten Ungeheuer des Höllenabgrundes ihr entſetzliches Antlitz zeigen, und gewiß Jeden zurückſchrecken, der nicht mit dem reinen Satan im Bunde ſtehen will.

Die Loge in China.

Ueber die Türkei, über China, über alle Heidenlande sind die Logennetze geſpannt, wie man aus den Ordensjournalen und Logenliſten erſieht.

Eckert, Myſterien der Heidenkirche.
Schaffhauſen 1860. S. 180.

Das Köthener Taſchenbuch für Freimaurer für das Jahr 1802 enthält ein Bild, wo man einen dunklen, im Hintergrunde dicht verhängten Raum und darin einen runden Altar erblickt, auf welchem ein Buch aufgeſchlagen und über welchem ſich fünf Perſonen die Hände reichen, nämlich ein jüdiſcher Rabbi, ein türkiſcher Mufti und drei chriſtliche Geiſtliche, welche drei verſchiedenen Confeſſionen, der katholiſchen, lutheriſchen und reformirten, angehören. Das Buch ſoll entweder eine Ordensconſtitution oder die im Sinne des Ordens, als Naturgeſetz, verſtandene Bibel ſein.

Im höchſten Grade auffallend, ſo daß man ſich des Gedankens an einen beſtimmten Zuſammenhang durchaus nicht erwehren kann, iſt nun hier eine chineſiſche Analogie. In China finden ſich drei Religionen, die des Confucius, des Lao tſe und des Fo. Sie ſind aber heutzutage, nach einem dreihundertjährigen Kampfe, in einen allgemeinen Indifferentismus aufgegangen. Schon unter der Dynaſtie der aufgeklärten Tang war Duldung und Miſchung ſo groß, daß die drei Religionen ſogar gemeinſame

Tempel erhielten. In dieſen in großer Zahl errichteten Tempeln waren die Statuen des Confucius, Lao tſe und Fo um einen Altar herum aufgeſtellt, die drei Religionsſtifter hielten ſich in harmloſer Eintracht bei den Händen und zu ihren Füßen brannten drei Kerzen. Ueber dem Altare erblickte man vier große goldene Charaktere, welche bedeuteten: Sankiao Ykiao, d. h. die drei Religionen ſind nur eine. An der Pforte dieſer Tempel las man die Inſchrift: Sankiaotang, Tempel der drei Religionen[1]. Sollte eine ſo große Uebereinſtimmung nicht etwas mehr, als Zufall ſein? —

In China iſt das Princip der Toleranz auf den Grund eines alle Unterſchiede ausgleichenden Indifferentismus vollkommen durchgeſetzt. Die große chineſiſche Nation hat die Inſchrift ihrer Unionstempel zu ihrer Deviſe gemacht; die Unterſcheidungsnamen figuriren gleichſam nur als Epitaphe eines erloſchenen Daſeins. Wenn Fremde mit einander in Verkehr treten, ſo wird gefragt, welcher erhabenen Religion man angehöre. Man gibt ſodann an, wozu man ſich hält und bekennt. Jeder macht der Religion, der er nicht angehört, ein Compliment; das gehört zur chineſiſchen Höflichkeit. Schließlich aber vereinigen ſie ſich alle in dem Chorus: „Die Religionen ſind verſchieden; die Vernunft iſt die Eine; wir ſind Alle

---

[1] Huc, le Christianisme en Chine. Paris 1857. I. S. 96.

Brüder." — „Die Culte," ſagt Huc, „ſind in den Augen der Chineſen eine bloße Sache des Geſchmackes und der Mode, man braucht ihnen nicht mehr Gewicht beizulegen, als der Farbe der Kleider. Die Regierung, die Gelehrten, das Volk, alle Welt betrachtet die Religionen als unnütze und werthloſe Dinge, und ſo herrſcht in China eine unvergleichliche Toleranz für jede vom Staate nicht aus politiſchem Grunde verbotene Cultusart." Ganz ähnliche Beobachtungen hat P. Brouillon gemacht, der auf ſeiner Miſſionsſtation ſowohl in den niederen, als in den höheren Schichten der Geſellſchaft derſelben religiöſen Indolenz und materialiſtiſchen Auffaſſung der höchſten geiſtigen Dinge begegnete, insbeſondere was die ariſtokratiſchen Kreiſe betrifft, wo die Geringſchätzigkeit gegen religiöſe Ueberzeugungen zum guten Tone gehört. „Man kann," ſagt er, „China das Land nennen, wo alle Wahrheiten entwerthet ſind [1]."

Dürfte man annehmen, daß in China die Freimaurerei „gearbeitet" habe, ſo hätte ſie in dieſem Reiche ihren größten und reinſten Triumph errungen. In der That hören wir, daß auch China zu den Ländern gehöre, über welche die Logennetze ausgeſpannt ſeien [2]. Und was die Sache faſt zur Gewißheit erhebt, das ſind die drei Lichter der Unionstempel, da dieſe Lichter ein bekanntes, ſtark hervortretendes Symbol der Freimaurerei ſind. Wir werden demnach wohl annehmen dürfen, ja müſſen, daß jene Tempel und Altäre maureriſchen Urſprunges ſind.

---

[1] *Huc*, le Christianisme en Chine. I. S. 96. 208. *Brouillon*, Mémoire sur l'état actuel de la mission du Kiang-nan. S. 157 f. Vergl. hiſtoriſch-politiſche Blätter. 1858. S. 594 ff.

[2] S. das Motto dieſes Aufſatzes.

* * *

Blicke ins Alterthum.

Vergangner Tage dunkle Friſt
Und dieſe höchſt moderne Zeit —
Wie aus einander gar ſo weit
Bedünken ſie! Allein es iſt
Nichts Neues unter der Sonnen
Daſſelbige Myſterium
Hat ſchon in fernem Alterthum
Mit wohlberechnet ſchlauer Liſt
Die ganze Welt umſponnen.

A. Culdeer und Schottenmönche. Nürnberger Kloſterſkandale und deren Zurückführung auf die Myſterien einer kirchenfeindlichen Verſchwörungsgeſellſchaft.

> Wir halten feſt an dem ewigen Licht,
> Wie einſt die Culdeer, die Väter u. ſ. w.
>
> S. oben Aphorismen. F. 14.

In Schottland gab es gewiſſe Leute, die ſich einem heiligen Leben gewidmet hatten und *Colidei*, Culdeer hießen. Sie wurden vom König Athelſtan im Jahre 900 mit vielen Gütern beſchenkt. Später, im Jahre 1009, bewilligte ihnen der Biſchof zu York noch andere Güter. Noch 1725 fand der Freimaurer Ordensbruder Schneider von Altenburg Culdeermönche und Culdeernonnen in einem gemeinſchaftlichen Kloſter zuſammen[1]. Dieſe Culdeer vereinigten nach Krauſe alle der römiſchen Kirche feindlichen Elemente in ſich, und die Freimaurer nennen ſie ihre „Väter.“ Dies wird uns Aufſchluß über das der Kirche ſo nachtheilige Leben und Treiben gewiſſer Mönche geben, wie es namentlich von denen des Schottenkloſters zu St. Aegydien in Nürnberg, wo jetzt das Gymnaſium ſteht, berichtet wird. Die alten Chroniken können nicht genug beſchreiben, wie ärgerlich es hier zugegangen. Die Mönche läuteten wohl mit gewaltigem Lärm zu ihrem Gottesdienſt, hielten aber keinen, oder wenn es einmal ſein mußte, ſo plärrte ein Laienbruder mit Hülfe der Chorſchüler irgend Etwas her, ſo gut es eben geben mochte. Sie ſchenkten Wein und verſtatteten ihren Gäſten, Nächte hindurch zu zechen und zu ſpielen, woran auch ſie ſelber Antheil nahmen. Es lief Alles zu allen Zeiten ohne Unterſchied im Kloſter ein und aus, wie in einem Wirthshauſe, auch weibliche Perſonen; nach dem Annalenſchreiber Müllner traf man auch unzüchtige gemeine Weiber daſelbſt, und es entſtand unter den Bürgern das Sprüchwort: „Wenn Jemand ſeine Frau verloren, ſo brauche er ſie nur im Schottenkloſter zu ſuchen.“ Der Abt Philipp häufte Schulden auf Schulden und gab 1403 Inful, Stab und Monſtranzen den Juden in Verſatz. Da ſich über dieſe Uebelſtände immer lautere Klagen erhoben, ſo ließ Biſchof Lamprecht zu Bamberg den Abt mit Ernſt erinnern, daß er das Aergerniß abſtellen und ein ordentliches Leben führen ſolle; doch mit ſchlechtem Erfolg, denn Abt und Mönche waren völlig unbändig. Sehr bezeichnend für unſeren Zuſammenhang iſt es, daß der Abt keine anderen Mönche, als ſchottiſche, aufnehmen wollte. Da der Biſchof darauf drang, daß, falls keine Schotten zu haben ſeien, deutſche Mönche aufgenommen werden ſollten, der Abt aber dieſem Anſinnen keine Folge geben wollte, ſo wandte ſich dieſer nach Schottland, und es kamen auf ſeinen Ruf drei Mönche von dort, die aber weder Prieſter waren, noch ein erbauliches Leben führten, ſondern ſich außerhalb des Kloſters herumtrieben. Weder die wiederholten Viſitationen, noch die Bemühungen von fünf Benedictinern aus dem Fuldiſchen, welche man zur Wiederherſtellung der Zucht in's Kloſter ſetzte, konnten dem Uebel ſteuern. Die Fuldiſchen Mönche mußten froh ſein, wenn man ſie nur unangefochten ließ. Sie wurden auf alle Weiſe gekränkt und verfolgt, ja einſt überfielen die Schotten in trunkenem Zuſtande mit großem Getöſe die Schlafenden, drohten, ſie zu ermorden, wenn ſie nicht gingen, und trieben ſie gewaltſam aus ihren Betten heraus. Der damalige Abt Mauritius war, wie Müllner erzählt, ein guter Zechbruder, der allen Hochzeiten und Gelagen beiwohnte und Tag und Nacht betrunken war. Seine Mönche folgten dieſem Beiſpiele und ſaßen oft noch beim Nachttrunke, wenn die Fuldaer zur Frühmeſſe gingen. Das Kloſter verurſachte dem Rath zu Nürnberg und den Biſchöfen zu Bamberg auch dadurch Verdrießlichkeiten, daß es ſich in den Schutz des Burggrafen begab. Kaiſer Siegmund ſelber mußte ſich um die Sache annehmen, und es koſtete große Mühe, das Kloſter wieder allmählig in beſſeren Ruf zu bringen. Der letzte Abt zu St. Aegydien, Friedrich Piſtorius, übergab 1525 das Kloſter dem Rath, verheirathete ſich und ſtand in Briefwechſel mit Luther, Melanchthon ꝛc.[1])."

---

[1] Neues Journal für Freimaurer. Bd. I. Heft IV. S. 48.

---

1) S. Müllner's Annalen und „Nachrichten zur Geſchichte der Stadt Nürnberg." Nürnberg 1785. I. S. 325.

Dergleichen Dinge gereichen den Proteſtanten und Kirchenfeinden zu großem Spaß und Triumphe; wer aber tiefer ſchaut und die hier Statt findenden Zuſammenhänge erkennt, der kann das Gebahren einer ſo unächten Geiſtlichkeit der Kirche ſelbſt nicht anrechnen, zumal, da man ſich auf Seiten dieſer ſelbſt ſo ſehr darüber betrübte und ſo große Mühe gab, das dem kirchlichen Ruf und Anſehen gefährliche Aergerniß zu beſeitigen. Je größer dies war, je muthwilliger, frecher, trotziger, unbändiger ſich jene Mönche betrugen, mit deſto größerem Rechte ſchließt man auf einen geheimen Hinterhalt, Zuſammenhang und Verlaß. Die antichriſtlichen Geheimbünde nahmen von jeher grundſatzmäßig alle möglichen Masken an [2]) und drängten ſich ſelbſt in den Clerus und in die Klöſter ein. Jene Mönche waren keine wahrhaften; es waren Culdeer, „Kinder der Witwe,“ und thaten als ſolche abſichtlich Alles, was der Kirche zum Hohn und Schaden gereichte. Man merkt, daß ſie auch politiſch wühlten und ſpalteten, daß ſie auch hohe Herren für ſich zu gewinnen wußten, daß ſie Alles benutzten, um die kirchlichen und politiſchen Zuſtände der Chriſtenheit zu untergraben — ganz dem allgemeinen Geiſte und Zwecke dieſer geheimen Geſellſchaften gemäß. Es wird hier auch folgender Zug der Legende klar. Die Gebeine des heil. *Sebald*, des bekannten Schutzpatrons von Nürnberg, wurden einſt aus äußeren Gründen zu den Schotten gebracht, wollten aber daſelbſt nicht bleiben, ſondern kehrten immer wieder an ihren alten Ort zurück. Dieſes ſchottiſche Culdeerkloſter war eben kein ächt chriſtlicher und katholiſcher Ort, und die Reſte des Heiligen befanden ſich hier mitten unter Ketzern und Kirchenfeinden. Einer der Mönche ſoll ſogar den Leichnam deſſelben angetaſtet und ihn der Lüge und des Betrugs beſchuldigt haben 1). Das iſt ſchon ganz der vom Orden im vorigen Jahrhundert ſo ſiegreich verbreiteten „*Aufklärung*“ gemäß. Mit einem Worte: man muß, wie mich dünkt, ſehr blind ſein, um hier nichts Anderes zu ſehen, als einfache, planloſe Ausartung des altkatholiſchen Kirchenthums und daraus entſprungene Unſitten und Kloſterſkandale. Eine tiefere Geſchichtsforſchung dürfte noch Manches enthüllen und in einem unerwartet neuen Lichte erſcheinen laſſen, was, wie es ſich jetzt darſtellt, der Kirche zur Verunglimpfung gereicht, in Wahrheit aber ein Thun und Werk ihrer ſchlauen, planmäßig verbündeten und bethätigten Feinde war.

---

[2]) Schon im griechiſchen Alterthum war Proteus, d. h. der Erſte, πρωτος, der Myſterienfürſt und das durch ihn repräſentirte Myſterium durch die Varietät der Geſtalten berüchtigt, die er anzunehmen pflegte; ſ. unten in der Abhandlung über die Maçons und Illuminaten des vorchriſtlichen Alterthums.

---

1) „Nachrichten“ u. ſ. w. S. 291 und die Legende des erwähnten Heiligen.

B. Die Maçons und Illuminaten des vorchriſtlichen Alterthums,

insbeſondere

was die rhodiſchen Telchinen und Heliaden und die Myſterien von Lemnos, Imbros und Samothrake betrifft.

Schreiten wir fort von Zeitalter zu Zeitalter, von Volke zu Volk, beobachten wir ihre verſchiedenen Myſterien und Gebräuche und vergleichen wir ſolche mit der königlichen Kunſt der Freimaurer, ſo werden wir überall die größte Aehnlichkeit finden.

Latomia. Vierteljahrsſchrift für Freimaurer V. S. 36.

Seit undenklichen Zeiten beſteht in der Welt ein Orden, deſſen Wirkſamkeit, die die Wenigſten kennen, weil ſie mit dem dichten Schleier des Geheimniſſes eingehüllt iſt, von einem großen Theile des Volkes gefürchtet, von einem kleinen verſpottet, von dem allerkleinſten anerkannt und geſegnet wird. Es iſt der Freimaurerorden. Seine Geſchichte reicht der Sage nach bis zum ſalomoniſchen Tempelbau hinauf, ja die Pyramiden Aegyptens ſollen nach Freimaurerplanen angelegt, Cecrops und Ramennit Freimaurer geweſen ſein. In der Iſispriеſterſchaft, die aus Aegypten ſtammte, finden ſich während der Römerherrſchaft Spuren der Freimaurer ꝛc.

Anton Langer, die Freimaurer in Oeſterreich. Angeführt von Eckert, Materialien, Heft VI. S. 213 ff.

1.

Sich möglichſt alt und dadurch ehrwürdig und autoritätsvoll zu machen, iſt ein von Völkern, Familien, Herrſchergeſchlechtern, Religionen, Geſellſchaften und Einrichtungen der verſchiedenſten Art oft und gern angewendetes Mittel, bei welchem Geſchichtsverfälſchungen kaum fehlen können, und zu welchen ſich der Hiſtoriker ſtets mit Mißtrauen und großer Vorſicht zu verhalten hat. Auch unſere Maçonnerie ermangelt nicht, ſich das Anſehen des höchſten Alterthums zu geben; auch hier iſt Mythe und Dichtung zum Theil handgreiflich genug. Gleichwohl darf es keineswegs nur für ein leeres, prahleriſches Vorgeben gelten, wenn ſie ſich auf uralte myſteriöſe Verbindungen zurückführt und ſelbſt die dunkelſten Anfänge der Menſchengeſchichte für ſich in Anſpruch nimmt. Sie iſt damit wenigſtens im Allgemeinen und abgeſehen von einzelnen Behauptungen, Anknüpfungen und Darſtellungen, welche hiſtoriſch nicht feſtzuhalten, ja ſelbſt, wie die auf chriſtliche Dinge bezüglichen, einer abſichtlich täuſchenden Accomodation und Maskirung des wahren Sachverhaltes zu beſchuldigen ſind, in ihrem guten Recht. Das maureriſche Myſterium hat ſeine Wurzel nicht nur in entſprechenden mittelalterigen Verbrüderungen und Einrichtungen; es berührt ſich, wie mich meine eigenen Unterſuchungen vielfältig belehrt haben, auch mit vorchriſtlichen Phänomenen der Art; es ſteht mit den allerfrüheſten Geheimbünden, von denen wir Kunde haben und Spuren zu entdecken vermögen, ſo was Form, Symbolik und Organiſation, als was principielle Grundlage, Geiſt, Charakter, Lehre, Tendenz betrifft, in einem ſehr engen und weſentlichen, oft zum Erſtaunen harmoniſchen Zuſammenhang. Man ſieht ſchon im graueſten Alterthume Bündniſſe von wirklichen Baumeiſtern, Städtegründern, Metallarbeitern, Künſtlern, Verfertigern von Idolen, Aufrichtern koloſſaler Mauerwerke, Säulen, Denkmäler und Bildwerke auftauchen, in denen ſich gewiſſe nicht nur techniſche, ſondern auch andere, auf religiöſe, ſociale und politiſche Dinge beziehende Eigenthümlichkeiten und Heimlichkeiten bergen; es iſt namentlich die Oppoſition gegen die ſpiritualiſtiſchen, dualiſtiſchen und ſupranaturaliſtiſchen Denkarten und Culte des Alterthums, was ſich im Schooße ſolcher Geſellſchaften entwickelt, ſich weiterhin auch wohl von dem wirklich Techniſchen und Künſtleriſchen ablöſt, daſſelbe jedoch fortwährend als ſymboliſchen Ausdruck und Ritus beibehält, wie noch in neueren Zeiten in den Logen der Freimaurerei der Fall. Man werfe einmal, um gleich ſo weit als möglich zurückzugehen, einen Blick auf die Darſtellungen der Geneſis und ſehe ſich hier die beiden Geſchlechtslinien an, die von Kain und Seth ausgehen! Man wird ſtaunen, was ſich da mit Hülfe der Sprachforſchung ſogleich für Reſultate herausſtellen — Reſultate, die an ſolchem Orte Niemand erwartet und die gleichwohl meines Erachtens von nicht abzuweiſender Evidenz und Gewißheit ſind.

2.

Die fromme Linie, mit Seth an der Spitze, zeichnet ſich bis zum Eintritte der Fluthkataſtrophe durch keinerlei realiſtiſche und naturaliſtiſche Rührigkeit, Tüchtigkeit, Erfindung und Betriebſamkeit aus; ſie ſpielt, wie es ſcheint, eine gedrückte, zurücktretende, äußerlich unbedeutende Rolle, bildet gleichſam „die Stillen im Lande,“ wie man vordem unſere Pietiſten nannte, während die andere ſich mächtig rührt und regt, in der lebhafteſten Weiſe baut, gründet, erfindet, ſich ihren irdiſchen Wohnſitz zurecht macht und ſich's darin wohl ſein läßt, das Vorhandene zu ihrem Vortheile benützt und ausbeutet, namentlich die Metalle bearbeitet, Inſtrumente und Waffen verfertigt, ſich ein furchtbares Anſehen gibt und für unantaſtbar erklärt, was Alles die alte Urkunde, ſo ungemein karg und ſparſam im Ausdruck und Mittheilung, wie ſie iſt, und Manches nur dem Sprachkenner und vergleichenden Mythen- und Geſchichtsforſcher verrathend, dennoch mit hinlänglicher Deutlichkeit erkennen läßt. Gleich der Erſte, der mit Jehova in Gegenſatz tritt, der wegen ſeines Brudermordes „vom Angeſichte deſſelben“ hinweggebannte Kain, baut eine Stadt; und wie auffallend, daß er ſeinem Sohne, ſo wie dieſer Stadt, einen Namen gibt, der den Begriff der Einweihung, der myſteriöſen Abſonderung und Abſchließung enthalt! Denn Chanoch, in verdorbener Ausſprache Henoch, Enoch, kommt von חָנַךְ, chanach, einweihen, woron auch chanuccah, Einweihung, kommt. Kain's eigener Name bedeutet im Hebräiſchen Lanze, arabiſch und perſiſch Schmied, ſo wie nachher ſein Nachkomme Thubalkain, welcher Name ebenfalls Schmied bedeutet, ein Erfinder von allerlei Erz und Eiſenwerk iſt. Den Namen Kain führt auch eine Stadt im Stamme Juda und ein canaaniſches Volk, ſonſt Keniter genannt. Nach der phöniziſchen Lehre bei Euſebius Pr. Ev. I, 10 wurde die Bearbeitung des Eiſens von zwei Brüdern erfunden; davon ſoll einer, dem beſonders viel Geiſt und Erfindungskraft zugeſchrieben wird, Chryſor geheißen haben, mit Vulcan identiſch geweſen und nach ſeinem Tode als Zeus Mychios verehrt worden ſein. Seine Brüder, ſo heißt es weiter, erfanden die Mauerwände. Seinem Geſchlechte entſproßten zwei Jünglinge, Namens Technites, Künſtler, und Geïnos Autochthon, erdgeborener Erdſohn, welche die an der Sonne getrockneten Dachziegel erfanden. Man trifft auch hier wieder Schmiedekunſt und Baukunſt, Maurerei zuſammen an; man ſieht eine abſtracte Richtung auf das Irdiſche mit Negation des Höheren ausgedrückt und nimmt die Andeutung eines Myſteriums wahr, wie ſie in dem Zeus Mychios enthalten, da μυχος das Innerſte eines Hauſes, Tempels, Berges ꝛc. bedeutet. Der Name Chryſor, Charus-or, ſcheint einen Bund (vergl. חרוזים) des Lichtes (אור or), eine

Verbindung von Erleuchteten, Illuminaten, ſo zu ſagen, zu bezeichnen, ſo daß „Licht“ in jenem negativen, glaubensfeindlichen Sinne zu verſtehen, in welchem ſich auch die ſogenannte „Aufklärung“ ſolcher Ausdrücke bedient; was den weiter unten zur Sprache zu bringenden Heliaden, den rhodiſchen Sonnen- und Lichtkindern, entſpricht, bei welchen ſich daſſelbe Princip zu erkennen gibt. Sehr merkwürdig ſind ferner auch die Anklänge an jene bibliſchen Namen und Charaktere in den Sprachen und Sagen des indogermaniſchen Menſchenſtammes. So ſtimmen ſehr auffallend mit den Namensformen Kain, Chanoch, Lamech und dem Morden, Bauen, Schmieden und Geheimthun dieſes Geſchlechtes die Formen καινω, καινυμαι, tödten, καινοω, καινιζω, einweihen, καναχη, Erzklang, wobei man an die geräuſchvollen Waffentänze der Kureten und Korybanten denken kann, Kanake, Mutter des Opleus, von οπλον, ὁπλον, Rüſtung, λαμαχος, ſtreitbar, womit man das wilde, drohende Lied vergleiche, welches Lamech 1 Moſ. 4, 23. ſingt. Mit Thubalkain (Twalkain) wird bekanntlich das lateiniſche Vulcanus, Vulkan verglichen. Die hebräiſche Bedeutung des Namens Kain verräth ſich in der Sage von dem Lapithen Kaineus, der ſeine Lanze mitten auf dem Markte aufſtellt und ſie göttlich zu verehren gebietet. Caunus war eine der älteſten Städte Cariens, und die hier wohnenden Caunii oder Cauconi ein eigenthümliches altes Volk, welches die eingedrungenen

Götter mit ſeinen Spießen vertrieb. Herod. I, 172. In der Sage von Kaunos, der ſeine Schweſter liebt und deßhalb Haus und Heimath verläßt, möchte man faſt jene orientaliſche Tradition wiedererkennen, nach welcher Kain in ſeine Zwillingsſchweſter Aclima oder Azrun entbrannt war und deßhalb in eine ſo feindliche Stellung zu Abel und Jehovah gerieth.

Doch wir müſſen, um unſerem Zwecke näher zu kommen, ganz beſonders einige dunkle Figuren und Gruppen der griechiſchen Mythologie und Geſchichte in's Auge faſſen, wie namentlich die Telchinen und Heliaden auf Rhodos mit ihrer Verwandtſchaft zu Sikyon, auf Kreta, Kypros, Samothrake, Lemnos und Imbros ſind.

3.

Telchinen, τελχῖνες, hießen, nach einer alten griechiſchen Ueberlieferung, gewiſſe künſtliche Brüder, die ſich im Peloponnes und auf den Inſeln Kreta, Kypros und Rhodos aufgehalten haben. Insbeſondere treten hiebei Sikyon im Peloponnes, welches ein König Telchin beherrſchte und Telchinia genannt wurde, noch mehr die Inſel Rhodos, welche Telchinis hieß und wo jene künſtlichen Brüder ihren Sitz hatten, als bedeutſame Punkte hervor. Die Telchinen waren, ſagt man, die erſten Anbauer daſelbſt; ſie werden als Erfinder, Metallarbeiter, Tempelbauer, Verfertiger von Idolen, die nach ihnen die telchiniſchen hießen, dargeſtellt, ſollen auch den Kyklopen bei ihrer Arbeit geholfen haben. Man erinnere ſich hiebei der uralten ungeheueren Mauerwerke, die man kyklopiſche nannte; die Telchinen waren alſo auch gewaltige Maurer. Zugleich bewohnten auch die götterfeindlichen Giganten die Inſel. Die Telchinen erſcheinen ferner auch in Verbindung mit einer Kaphira, Kapheira, was an die myſteriöſen Kabiren, Kabeiren erinnert, von welchen unten näher die Rede ſein wird. Ihr Ruf war nicht der beſte; ſie werden als gefährliche Zauberer und bösartige Dämonen geſchildert; und daß ein gewiſſer Trotz und hartnäckiger Widerſtand in ihrem Weſen lag, das bezeugt die Sprache, indem ſie τελχιταινω und τελχινωδης ſagt, um einen Charakter und ein Betragen dieſer Art auszudrücken. Die Götter ſind den Telchinen ſehr ungünſtig geſtimmt; Rhea hieß von ihrer Feindſchaft gegen ſie Ανταιη, und wiederum heißt ein Telchin Antäus. Zeus läßt die ialyſiſchen Telchinen durch eine Ueberſchwemmung umkommen, Ovid, Met. VII. 365; beſonders aber iſt Apollon ihr Gegner; er erwürgt ſie, in einen Wolf verwandelt, oder erlegt ſie mit ſeinen Geſchoſſen. Die apolliniſche Religion war ſpiritueller Natur; ſie hatte, wie ſchon Ottfried Müller[1] gezeigt, einen transcendenten, dualiſtiſchen und ſupranaturaliſtiſchen Charakter; daher der Gegenſatz zu dem telchiniſchen Weſen und Treiben, welches ſich durchaus nur auf das dieſſeits liegende Reale, Natürliche und natürlich Menſchliche bezog.

---

[1] Dorier I. 290 ff. 203. Ich ſelbſt habe darüber in der „dreifachen Krone Roms“ gehandelt; ſ. daſelbſt S. 44 ff.

Was der Name Telchin bedeutete, wäre intereſſant, beſtimmen zu können. Man hat ihn = Twelchin geſetzt und ſo mit dem bibliſchen Thubalkain = Twalkain, dem lateiniſchen Vulcanus und dem Namen des nordiſchen Zwerges Dwalin verglichen [1]). Auch das kretiſche Velchanos (Beiname des Zeus) iſt damit combinirt worden [2]). Nach der Vilkinaſage zeugte Vilkinus mit einer Meerfrau den Wade und dieſer den Velint, in den Dialekten auch Velant, Wiolant, Wieland geheißen. Er iſt ein kunſtreicher Schmied und am Fuße gelähmt. „Er darf," ſagt J. Grimm, „mit Hephäſtes verglichen werden; und gemahnt nicht Vilkinus, Velint's Ahne, an Vulcanus [3])?" Uebrigens ſoll Telchin: Schmelzer oder Zauberer oder Streichler (ϑελγω) bedeuten, bei welcher letzteren Ausdeutung man an magnetiſche Manipulationen gedacht [4]). Es ſei mir erlaubt, eine beſondere Meinung vorzutragen. Es ließe ſich nämlich, und zwar ganz ſprachgemäß, ein veraltetes τελχω = τευχω, annehmen. Letzteres bedeutet bereiten, machen, hervorbringen, τευχος, Geräthe, Werkzeug, Rüſtung, Waffen. In der Fortbildung des griechiſchen Idioms zu weicherer und geläufigerer Aus-

---

1) Buttmann, Mythologus. I. S. 164 f.

2) Pauly, Realencyclopädie. VI. Abth. II. S. 2727 mit den daſelbſt citirten Schriften.

3) Grimm, Mythologie unter „Wiolant."

4) Kanne, Chriſtus im alten Teſtament. Nürnberg 1818. II. S. 83.

ſprache iſt nämlich der Buchſtabe l öfters unterdrückt, und al und el in au und eu verwandelt worden. So iſt das kretiſche δαυκος und δευκος, die Benennung eines gewiſſen ſüßen Gewächſes, aus δαλκος, δελκος, lateiniſch dulcis, entſtanden; ſo ſagte der kretiſche Dialekt überhaupt αυγειν ſtatt αλγειν, αυκα ſt. αλκα, ευθειν ſt. ελθειν, θευγεσθαι ſt. θελγεσθαι ꝛc.[1]). So hat ſich der Name Telmeſſos in Teumeſſos erweicht und ſo kann denn auch für τευχω ein obſoletes τελχω angenommen werden. Es ſchließen ſich daran die Formen τειχος, τειχισμα, Mauer, Schanze, Burg, Veſte, τοιχος, Wand; eine Stadt in Aulis hieß Νεοντειχος, Neumauer, Neuburg, Neuſtadt; Telchis, eine Stadt in Aethiopien bei Steph. Byz. Die einfache Grundlage iſt tel, hebräiſch תל, Steinhaufen, Hügel; Namen von Ortſchaften, die mit dieſem tel, thel anfangen, werden in der Bibel genannt und kommen in Syrien, Meſopotamien und Aſſyrien häufig vor; eine Inſel bei Rhodos hieß Telos; engliſch iſt to till, to toil arbeiten, bearbeiten; von dieſer einfacheren Form kommen die Namen Talos und Daidalos; erſterer ſoll Erfinder mehrerer Werkzeuge, wie der Säge und Töpferſcheibe geweſen ſein; vergl. lat. dolare, behauen, dolabra, Axt, Beil, λαβρυς abgekürzt für δολαβρυς im Dialekte der Carier und Lydier, δολων, dolo, Dolch. In Amerika entſprachen die Tolteken, die ſich als Baumeiſter und Künſtler hervorgethan, wo ebenfalls tol das einfache Stammwort iſt [1]), griechiſch heißt ϑολος ein Kuppeldach. Wir haben hier ein uraltes, durch die ganze Welt gehendes Wurzelwort vor uns. Telchinen ſind alſo, was dieſen ihren Namen betrifft, Techniker, Künſtler, Werk- und Baumeiſter; und wenn τειχος, Mauer, dafür in beſonderen Anſpruch genommen wird, ſo ſind es wörtlich Maurer, Maçons. Das Bauen, Wohnung machen, Mauern und Burgen aufführen iſt bei der Entwicklung des auf's Irdiſche gerichteten Kunſtſinnes doch immer das Erſte; ſo ſtellt es die Bibel dar, wo die erfinderiſchen Kainiten ſogleich zu bauen und Städte zu gründen beginnen; in jener phöniziſchen Darſtellung iſt Schmiedekunſt und

---

[1]) Eine ganz ähnliche Erſcheinung iſt im Franzöſiſchen, wo z. B. aube ſtatt albe, lateiniſch alba; Auberon ſt. Alberon, der Name Oberon; aucun ſt. alcun, italieniſch alcuno; au ſt. à le; aux ſt à les; généraux ſt. générals; cheveu ſt. chevel, ital. capello, etc. ſteht.

---

1) Die Tolteken kamen im Jahre 596 nach Chriſtus vom Lande Tollan nordweſtlich von Mexico her; Toltecatl heißt mexicaniſch Bewohner von Tollan; ſie gründeten Tollantzinco, dann Tollan, Tula, die älteſte Stadt in Anahuac, von der man weiß, Hauptſtadt des Königreiches Tolteca. Sie waren das berühmteſte Volk in Anahuac, trieben Künſte und Wiſſenſchaften, verſtanden Gold und Silber zu ſchmelzen und in alle beliebigen Formen zu gießen und Edelſteine zu ſchneiden. Man nannte nach ihnen ſpäterhin die ſich in Künſten hervorthuenden Menſchen Tolteca's. Clavigero, Geſchichte von Mexico, Leipzig 1789. I. S. 133 ff. Ein Thal Toloccan und ein Fluß Tololotlan, daſelbſt, S. 33.

Maurerei zuſammen aufgeführt; auch ſollen ja die Telchinen die Miterrichter uralter kyklopiſcher Mauerwerke geweſen ſein. — Nun ließe ſich ferner auch der in den Dialekten häufige Wechſel von l und r bedenken, wie wenn für Telmeſſus auch Termeſſus ſteht; es ließe ſich für Telchin auch Terchin ſetzen, und ſo auch die Form Tarquin, Tarchon einreihen. Ein Tarchon ſoll die zwölf etrusciſchen Städte gegründet haben, nach ihm ſoll Tarchonion, Tarquinii benannt worden ſein. Es würde ſich ſo auch der etrusciſche Name und Titel Lucumo (von lux, λυχνον ꝛc.) erklären; es wäre nämlich gleichbedeutend mit dem Namen der Heliaden, der rhodiſchen Sonnenkinder, in welchen die untergegangenen Telchinen wieder auftauchten, worüber ſogleich unten das Nähere. Ein anderer Ausdruck für Telchin, Terchin u. ſ. w. war Erginos, d. i. Werkmeiſter; denn wie wir einen ſicyoniſchen Fürſtennamen Telchin finden, ſo liefert uns die orchomeniſche Sage einen König Erginos, deſſen Söhne Trophonios und Agamedes treffliche Baumeiſter geweſen ſein ſollen.

Kehren wir nun aber zu der mythiſchen Geſchichte von Rhodos zurück, um eine weitere Form des dortigen Maurer- und Illuminatenthums zu betrachten, den ſo eben ſchon flüchtig berührten Heliadenbund.

4.

Nach den Telchinen, als dieſen älteſten Coloniſten auf Rhodos, traten daſelbſt die Heliaden, dieſe ebenfalls in mythiſches Dunkel gehüllten Sonnenkinder, auf. Auch ſie waren vor anderen Menſchen bevorzugt, auch ſie thaten ſich durch Wiſſen, Kunſt und Betriebſamkeit hervor. Die Inſel ſelbſt war dem Helios geweiht und zeichnete ſich ſehr auffallend durch ſeinen ganz beſonderen Sonnendienſt aus. Dem Sonnengotte wurde der weltberühmte rhodiſche Koloß errichtet. Denſelben warf 222 vor Chriſtus ein Erdbeben um; Ptolemäus verſprach den Rhodiern 3000 Talente zur Wiederherſtellung deſſelben, die aber, was ein merkwürdiger Umſtand iſt, durch ein Orakel verboten wurde. Es muß mit dieſem Sonnencult eine ganz eigene Bewandtniß gehabt, es muß auch hier wieder eine im Grunde doch nur götterfeindliche Geſinnung und Tendenz gewaltet haben; daher der Fluch, womit ihn die Gottheit belegte.

Eine ſonderbare und unheimliche Thatſache iſt ferner dieſe. Zu Lindos, einer der Städte der Inſel, war eine Verehrung des Herakles gebräuchlich, die unter Fluchen und Verwünſchungen vor ſich ging. Es galt für Entheiligung, wenn Jemanden unter den Feſtlichkeiten ein gutes Wort entfiel [1]). Ueber den Heraklescultus, als eine heidniſche Analogie und Anticipation des Evangeliums, habe ich ausführlich in der „dreifachen Krone" gehandelt. Es lag ihm dieſelbe Richtung zu Grunde, wie dem Apollodienſte, daher der auch ihn treffende telchiniſch-heliadiſche Haß [1]).

---

[1]) Apud Lindum, quod est oppidum Rhodi, Herculis sacra sunt, quorum a caeteris longe diversus ritus est. Siquidem non *εὐφημίᾳ*, ut Graeci appellant, sed *maledictis* et *exsecratione* celebratur, eaque pro violatis habent, si quando inter solemnes ritus vel imprudenti *bonum verbum* exciderit. *Lact.* Instit. I. 31. Vergl. Apollod. II. 5, 11, wo es heißt: noch

So thut ſich denn in mehrfacher Weiſe ein gewiſſer auf Rhodos herrſchender Naturalismus und Materialismus kund, der zu der geiſtigen Natur und Richtung des griechiſchen Apollo- und Heraklescultus einen antagoniſtiſchen Gegenſatz bildete. Die den Göttern verhaßten, namentlich von Apollo getödteten Telchinen ſcheinen in ähnlicher Art, wie im Mittelalter die Chriſtus- und kirchenfeindlichen Tempelherrn gefallen zu ſein. Wie aber in dem letzteren Falle nur eine der Formen vernichtet wurde, welche ſich das antireligiöſe Myſterium gegeben hatte, und wie daſſelbe ſpäterhin wieder in dem freimaureriſchen und illuminatiſchen Aufklärungsorden nebſt den damit zuſammenhängenden Erſcheinungen auftrat und ſeine theils heimliche, theils öffentliche Rolle ſpielte, ſo ſcheint es auch mit dem der griechiſchen Geiſtreligion entgegenſtehenden Myſterium

---

jetzt, wenn man dem Herakles an dieſem Orte opfere, geſchehe es unter Verwünſchungen.

[1]) Ging dagegen aus der ebenfalls rhodiſchen Stadt Kameiros der Dichter Piſandros hervor, der die Thaten des Herakles ſang, ſo macht ſich dadurch eine auf der Inſel ebenfalls vorhandene herakleiſche Oppoſition und Gegenpartei bemerklich.

gegangen zu ſein. Es tauchte wieder in den ſogenannten Heliaden auf und errichtete in titaniſchem Trotze und zum offenen Hohne ſeines ſpiritualiſtiſchen Gegenſatzes das ungeheuere ſymboliſche Sonnenbild[1]. Dazu wurde, was jenes griechiſche Analogon des Evangeliums betrifft, ein Cultus des Fluches und der Verwünſchung eingerichtet, wie man von den Tempelherrn ſagt, daß ſie das Crucifix anſpucken mußten, und wie im Hexenbunde Gott und Chriſtus verläugnet worden ſein ſoll.

Wir haben das rhodiſche Sonnenbild als ein ſymboliſches bezeichnet. Alles nämlich zeigt an, daß die hier verehrte Sonne nicht die eigentliche, phyſiſche, daß es vielmehr die der freien, lichtvollen Einſicht in die vom rhodiſchen Geheimbunde der Telchinen und Heliaden gelehrte Richtigkeit der ſpirituellen Religionsculte war, ohngefähr daſſelbe, was man im vorigen Jahrhunderte, den jetzt beſtehenden Religionen, insbeſondere dem Chriſtenthum und der Kirche gegenüber, unter dem Worte: „Aufklärung“ verſtand und geltend machte. Die Heliaden, ſo wie die ſchon oben damit combinirten Lucumonen, hatten einen Namen, der mit dem der Illuminaten, die in jenem Jahrhundert auftraten, ſo ziemlich gleichbedeutend iſt. In der Zauberflöte kommt der Fürſt des Lichtreiches Saraſtro mit ſeinem mächtigen Sonnenkreis vor; von einem Orden der Sonnenritter berichtet Barruel; in der Freimaurerei wird der Meiſter vom Stuhle mit der Sonne verglichen u. ſ. w. Ganz dieſelbe Symbolik herrſchte wohl auch auf Rhodos. Der Koloß ſollte das rieſenhafte Zeichen der heliadiſchen Aufklärung und Ordensherrſchaft ſein. Zu dem Symbol der Sonne kam das der Roſe, das erotiſcher Natur iſt und ſich auf freien Liebesgenuß bezieht. Das griechiſche ροδον heißt Roſe und noch Etwas, worüber man im Lexikon nachſehen mag. Rhodos war die Roſeninſel, ſie wurde mythiſch perſonificirt und zu einer Rhodos oder Rhode gemacht, mit welcher Helios die nach ihm benannten Heliaden gezeugt. Auch dieſes Bild begegnet in der Maurerei. Die Brüder tragen es an ihren Schürzen, ſie ſchmücken ſich damit an ihrem naturaliſtiſchen Johannisfeſte und beziehen ſich darauf in ihren

---

[1] „Bewunderung erregte vor Allem der Koloß der Sonne zu Rhodos, welchen Chares von Lindus gemacht und der 70 Ellen in die Höhe maß. Sechsundfünfzig Jahre ſpäter wurde dieſes Bildwerk durch ein Erdbeben umgeſtürzt, aber auch liegend gilt es noch als ein Wunder. Wenige können die Daumen deſſelben umſpannen, und ſeine Finger ſind größer, als die meiſten Standbilder. An den zerbrochenen Gliedern gähnen weite Schlünde und inwendig erblickt man ungeheure Steinmaſſen, durch deren Gewicht der Aufſteller ihm Feſtigkeit gegeben. Er ſoll eine Arbeit von 12 Jahren und 300 Talente (612,000 fl.) gekoſtet haben.“ Plinius, hist. nat. XXXIV. 18. Derſelbe Schriftſteller bemerkt, daß ſich in der Stadt Rhodus noch 105 andere Koloſſe befänden, die zwar kleiner ſeien, als jener, von denen aber jeder einzelne ſeinen Standort berühmt machen würde. In dieſem Grade war hier die Neigung zum Coloſſalen, Ungeheueren, Gigantiſchen ausgeprägt.

Logenreden; ſ. Aphorismen F. S. 170 ff. Sonne und Licht haben hier eine negative Bedeutung:

„Die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht,
Vernichten der Heuchler erſchlichene Macht."

Die Roſe iſt das Poſitive, worauf der Geheimbund ausgeht:

„Mann und Weib und Weib und Mann
Reichen an die Gottheit an."

Beide Symbole finden ſich auch auf den rhodiſchen Münzen. So groß iſt die Uebereinſtimmung, ſelbſt was das Formelle und Symboliſche betrifft.

5.

Fragen wir nach dem Urſprung der rhodiſchen Dinge, wie wir ſie im Bisherigen auseinandergeſetzt, ſo werden wir auf Aegypten und Phönizien hingeführt.

Ankömmlinge aus beiden Ländern werden beſtimmt genannt. Danaos aus Aegypten ſoll bei Lindos an's Land geſtiegen und von den Einwohnern aufgenommen worden ſein. Unter den Töchtern des Danaos wird eine Rhode und eine Rhodia genannt, Apollod. II, 1, 5. Dann kam auch, ſagt man, der Phönizier Kadmos. Beide, Danaos und Kadmos, haben auf der Inſel Tempel gebaut, und Kadmos ließ Phönizier zurück, die ſich mit den Jalyſiern vermiſchten, ſo jedoch, daß ſie ſelbſt das Prieſterthum des von Kadmos geſtifteten Heiligthums behielten. Einer der Heliaden, Namens Aktis, d. i. Sonnenſtrahl, ſoll nach Aegypten gegangen und dort die Sonnenſtadt Heliopolis gegründet haben. Auch befand ſich auf Rhodos ein Iſistempel. Appian in ſeinen römiſchen Geſchichten XII, 27. erzählt, wie das Iſisbild bei einem Angriffe des Mithridates eine Menge Feuer herab zu ſchleudern geſchienen habe, worauf die Belagerer erſchreckt abgezogen ſeien. Man glaubt, es ſei dies durch eine liſtige Gaukelei der Rhodier geſchehen, die ſich hier allerdings als gute telchiniſche Zauberer erwieſen hätten.

Als der erſte und älteſte der Heliaden wird von Diodor V, 56. ein Ochimos genannt. Dann wird von einem Zwieſpalt erzählt, in welchem ſich eine Art Ordensrevolution und eine Spaltung und Zerſtreuung der heliadiſchen Verbrüderung erblicken läßt. „Tenages, der vorzüglichſte darunter, wurde von ſeinen Brüdern umgebracht.“ Die Mörder flohen, die Uebrigen blieben und nahmen ihren Wohnſitz in dem uralt telchiniſchen Jalyſia, wo ſie eine Stadt Achaia oder Kyrbia bauten. Ochimos ward König. Dieſer Name iſt wohl ſemitiſchen Urſprunges und bedeutet den Weiſen, vergl. חַכִּים, Weiſer, Magier[1]. Weiterhin kamen drei Brüder: Jalyſos, Lindos und Kameiros zur Regierung, ſie theilten das Land unter ſich und jeder baute eine Stadt, der er ſeinen eigenen Namen gab. Zum Vereinigungspunkte diente ſpäterhin die Stadt Rhodos, wo ſich das ungeheuere Sonnenbild erhob. Dieſe Stadt, ſo leſen wir, wurde von den drei Städten Jalyſos, Lindos und Kameiros als gemeinſchaftliche Bundesſtadt gebaut. Hier iſt eine phöniziſche Analogie auffallend. Denn ganz eben ſo wurde von den drei Hauptſtädten Sidon, Tyrus und Aradus als gemeinſchaftliche Bundesſtadt die Dreiſtadt Tripolis gebaut. Eine andere Analogie bietet ſich ganz in der Nähe von Rhodos dar. Denn nördlich von der Inſel auf dem Feſtlande lagen übereinander Carien, Lydien und Myſien, und die Carier gaben Car, Lydus und Myſus für Brüder aus und hatten mit den Lydiern und Myſiern in ihrem Lande zu Mylaſa ein Heiligthum. Es waren daſelbſt drei Jupitertempel, der des cariſchen Zeus, des Zeus Oſogos und des Zeus Stratios, des Heeres- und Kriegsgottes, auch Labrandeus genannt. Es führte zu dem benachbarten Flecken Labranda oder Labrynda ein 68 Stadien langer gepflaſterter Weg, der heilige genannt; dort befand ſich ein großer, heiliger Platanenhain und darin der Tempel des Labrandeus und das Bild dieſes Gottes mit dem Doppelbeil, λαβρυς, in der Hand, Herod. V, 119. Plut. Qu. Gr. 46. Der Labrandeus war wohl nichts Anderes, als ein Symbol der zerſtörenden Thätigkeit der telchiniſch-heliadiſchen Myſteriengeſellſchaft, die hier ihre Herrſchaft übte. Das Beil des Gottes, ſagt man, hätten vordem die lydiſchen Könige als ein heiliges Zeichen getragen, bis auf Kandaulos, der dies nicht thun wollte, wider den ſich Gyges empörte und der durch Arſelis von Mylaſa das Leben verlor. Dieſer Arſelis wird mit dem Labrandeus identificirt, da er ſich durch חריש אל, Gottesmeſſer, Gottesbeil erklären läßt[1]. Das Beil, die Axt iſt eine andere Form des Hammers, dieſes Freimaurerſymboles; ſo führten noch in den neueſten Zeiten in den Logen (Vendita's) der Carbonaria die Großmeiſter und Beamten dieſer Verſchwörungsgeſellſchaft ſtatt des Hammers das Beil[2].

---

[1] חרטמים ſind Weiſe am Hofe eines Königs, naturkundige Magier, 1 Moſ. 41, 8. 2 Moſ. 7, 11. Chacham's nennen die Karäer ihre Religionslehrer. Peter Beer, Sekten der Juden. Brünn 1822. I. S. 190 f.

Die Südküſte von Carien, Peräa Rhodiorum, d. h. das den Rhodiern gegenüber liegende Land, gehörte den Letzteren, die Carier aber waren phöniziſchen Urſprunges. Sie redeten eine den Griechen unverſtändliche Sprache, in welcher z. B. kar das Schaf bedeutete, wie כר, car, im Hebräiſchen. Ja, Carien ward ſogar Phönizien genannt, wofür, wie Movers[3] bemerkt, kein anderer Grund denkbar, als daß die Bewohner dieſes Landes phöniziſcher Abkunft waren.

Weitere Spuren des Semitiſchen, d. h. Phöniziſchen ſind folgende. Rhodos iſt von einem Bergrücken durchzogen, deſſen höchſte Spitze im Südweſten der Inſel den Namen Atabyris oder Atabyrion führte; ſie ſelber hieß Atabyria; hebräiſch heißt tabbur Höhe, Berg, und ein Berg in Galiläa hieß: Thabor, bei Joſephus Αταβύριον, Ιταβύριον. — Der Name Jalyſos würde mit Abſchneidung der griechiſchen Endung auf ein Jalus, Jalos, Jaalos führen, was ganz wie ein hebräiſches Futurum und ein in der bekannten conjugirenden Weiſe dieſes Idiomes gebildeter Name ausſieht. Die Formen עלס, עלץ, עלז mit dem für uns unſprechbaren Kehlhauch am Anfang, heißen frohlocken, auch wohl von übermüthiger Siegesfreude, insultare alicui; verwandt ſcheint חָלַשׁ, niederſtrecken, beſiegen, daher chaluschah, Niederlage. Wörter, wie jaalos, jachalosch, den Triumph des Telchinen- und Heliadenbundes verkündigend, gingen in griechiſcher Ausſprache und Formation ganz natürlich in Jalyſos über. — Wir wiſſen ferner aus Heſychius, daß die Rhodier die aus Feigenholz geſchnitzten Phallen Θυωνίδα, nannten, vergl. תאנה, theenah, Feigenbaum, Feige, thaanah ſo viel als coitus. — Viel ſcheint in dem Namen Chares zu liegen; ſo hieß nämlich der lindiſche Künſtler, der den rhodiſchen Koloß verfertigte. Hebräiſch חרש, charasch, choresch, bedeutet einen Arbeiter in Stein, Holz, Metall. Davon mag wohl der oben erklärte Name Telchin nur die Ueberſetzung ſein. Das Zeitwort charasch, welches von Bearbeitung des Metalles u. ſ. w. gebraucht wird, bedeutet zugleich ſchweigen, ſtille ſein; cheresch künſtliche Arbeit und Stillſchweigen; als Adverb: ſchweigend, heimlich, choresch Dickicht, dichter Wald, was von der Vorſtellung des Dunkelen, Undurchdringlichen, Heimlichen ausgeht. Wie dieſe ſich ſonſt ſo fremden Bedeutungen in einem Wortlaute zuſammenkommen, wird wohl nur dadurch begreiflich, daß von alterthümlichen Baumeiſtern, Technikern, Künſtlern myſteriöſe Geſellſchaften gebildet wurden, theils zur Verbergung ihres künſtleriſchen Wiſſens und Könnens, theils zu anderem Zwecke, der ſich auf religiöſe und ſociale Dinge bezog. Mit geringer Veränderung bedeutet das Wort auch Sonne, hebräiſch חרס, cheres. Die Telchinen und Heliaden waren Licht und Sonnendiener, aber in dem beſonderen Sinne, von dem wir gehandelt haben; ſie waren Maurer, Schmiede, Baumeiſter, und formirten eine mit Myſterien verbundene Verbrüderung, wie die Kabiren und idäiſchen Daktylen. — Das Alles iſt in dem Namen Chares und der Wortverwandtſchaft חריש, חרס, vereinigt.

---

[1] Movers, Phönizier. I. S. 19. 476.

[2] Eckert, Materialien. Heft V. S. 157.

[3] Phönizier. I. S. 18.

6.

Wäre es wohl erlaubt, jene dreifache Trias, die ſich uns in den rhodiſchen Städten Jalyſos, Lindos und Kameiros mit der Bundesſtadt Rhodos, dann in den drei benachbarten Völkerſchaften der Carier, Lydier und Myſier mit ihrem Bundesheiligthum zu Mylaſa, und endlich in den drei phöniziſchen Städten Sidon, Tyrus und Aradus mit der Bundesſtadt Tripolis darbietet, in ein ſyſtematiſches Ganzes mit trichotomiſcher Eintheilung zuſammenzufaſſen? — Wir würden dadurch einen großen, durch Dreimal Drei gegliederten Geſellſchaftsorganismus erhalten. Jedenfalls iſt hier die Zahl Drei eben ſo hervortretend, wie in der Maurerei; die rhodiſche Dreizahl hebt ſchon Homer Il. II. 667 hervor:

„Dreifach hauſten ſie dort in Stämme getheilt und gediehen."

Es kommt auch ein Heliade Triopas vor, der nach Karien ſchifft und das Vorgebirge in Beſitz nimmt, welches nach ihm Triopium genannt wird. Eben ſo iſt die Verdreifachung dieſer Dreiheit ganz maureriſch. Von dem hieher zu beziehenden Rythmus, der ſich in den dreimal drei Accorden der Zauberflöte ausdrückt, iſt oben bei Erläuterung dieſer Oper die Rede geweſen; wie die maureriſche Arbeit „in harmoniſchem Einklange mit drei mal drei durch die Regionen der Lüfte ertöne," wird in einer in unſeren Aphorismen K. Nr. 11. S. 221 ausgehobenen Stelle des Wiener Freimaurer-Journals gerühmt; mit drei mal drei wird nicht nur geklopft, ſondern auch in die Hände geklatſcht, ſ. Sarſena S. 104 f. 107; auch iſt in den Benennungen der Logen nicht nur, wie ebenfalls ſchon erwähnt worden iſt, die Zahl drei beliebt, wie die Namen: „Zu den drei Weltkugeln" — „den drei goldenen Schlüſſeln" — „den drei Roſen" — „den drei Neſſeln" — „den drei Todtengerippen" ꝛc. lehren[1]; es begegnet auch die Zahl neun, wie bei der franzöſiſchen Loge „der neun Schweſtern“ der Fall [1]. „Die Haupt- und hieroglyphiſche Zahl der Freimaurerei iſt dreimal drei,“ heißt es im Sarſena S. 22. Ebendaſelbſt S. 32 wird bemerkt: „Der Tempelherrnorden hatte in ſeinem höchſten Glanze neun oder dreimal drei Generale. Dieſe Zahl war heilig. Neun Ritter hatten ſich Anfangs zuſammengethan, um den Orden zu ſtiften ...... dreimal neun oder ſieben und zwanzig erhielten ihn bis 1127, wo ſie neun Ritter auf das Concilium zu Troyes deputirten ... hierauf vertheilten ſich die ſieben und zwanzig in drei Logementer und wählten dazu Jeruſalem, Aleppo und Cäſarion.“ Auch in dem maureriſchen Mythus vom Tode und der Beſtattung des ermordeten Baumeiſters Hiram ſind dieſe Zahlen ausgeprägt. Dreimal neun Meiſter gehen aus, um die Leiche zu holen; als ſie zu dem Berge gekommen, wo ſie ſich befindet, bleiben zweimal neun unten am Fuße des Berges zurück; die übrigen neun gehen weiter vorwärts, und drei davon rücken bis zu der Stelle vor, wo der Akazienzweig aufgeſteckt und der Körper verborgen iſt u. ſ. w. Sarſena S. 175 ff. 190.

---

[1] Vergl. die Schrift: „Verſuch einer richtigen Darſtellung des Freimaurerordens." Osnabrück 1805. S. 34 und Eckert, Materialien VI. S. 194.

---

[1] Der Großorient von Frankreich gebot unter dem Herzog von Orleans, als ſeinem Großmeiſter, über 282 Provinziallogen und über 81 zu Paris, worunter drei die bedeutendſten waren. Eine von dieſen unter dem Herzog von Larochefoucault, als Protector, und unter Paſtorel, als Meiſter vom Stuhle, war die „der neun Schweſtern,“ die beſonders viele Mitglieder des ſogenannten Philoſophenvereins Voltaire's enthielt. Eckert, Magazin, Heft I. S. 138.

Dieſe Dinge ſcheinen ſehr alt zu ſein. Es kommt aber noch ein Moment dazu. Sehen wir auf jene rhodiſchen, kleinaſiatiſchen und phöniziſchen Triaden zurück, ſo finden wir, daß ſich über jeder von ihnen noch ein höheres, zuſammenfaſſendes Eins erhebt, mit welchem zuſammen die Trias zur Tetras wird. Und auch hier fehlen uns die maureriſchen Analogieen nicht. In der höheren Maurerei, welche die ſchottiſche heißt, herrſcht die Zahl Vier, wiewohl in der Art, daß die Dreizahl immer noch als Baſis und das hinzukommende Vier als ein abgeſonderter, erhöhender Zuſatz erſcheint. Die Art zu klopfen iſt nach der Angabe im Sarſena S. 179 dieſe, daß man erſt die gewöhnlichen Maurerſchläge, dann etwas ſpäter den Vierſchlag vernehmen läßt, wodurch die ſchottiſche Loge angezeigt wird. In der hohen ſchottiſchen Loge iſt der Titel „viermal ehrwürdig" im Gebrauche. Sarſena S. 218 ff. Auch dieſes Moment ſcheint in ein hohes Alterthum hinaufzureichen. Ich wage es, auf die Stelle Joſ. 14, 15. Cap. 15, 13. Cap. 21, 11. aufmerkſam zu machen. Hier begegnet ein Oberhaupt des enakitiſchen Rieſenvolkes, Namens Arba, d. h. Vier, und ſeine Stadt Hebron, als deren alter Name Kirjath Arba, Vierſtadt oder Stadt des Rieſen Vier genannt iſt. Dieſer Arba wird Cap. 14, 15. ganz deutlich als Großmeiſter der Enakiten bezeichnet; Hebron aber iſt etymologiſch Bund, Bundesſtadt.

Ueber die Bedeutung der Rieſengeſtalt in alter Myſterienſymbolik ſoll unten §. 8. gehandelt werden. Wahrſcheinlich lag auch hier eine Dreizahl von Städten, Bundestheilen und Oberhäuptern zu Grunde, wozu die Bundesſtadt Hebron oder Kirjath Arba mit dem daſelbſt reſidirenden Bundesfürſten, dem Rieſen Vier — dem „viermal ehrwürdigen“ Großmeiſter — die ſuperiore Ueberzahl bildete. Sieht man nun die myſteriöſe Dreizahl verdreifacht und zur Neunzahl erweitert, erſcheint zugleich über jeder der einzelnen Triaden eine übergeordnete Monas, mit welcher zuſammen die Trias zur Tetras wird, ſo läßt ſich wohl fragen, ob nicht über all dem noch eine höhere Trias zu entdecken ſein möchte, die zu jener dreifachen Trias die überzählige Vier gebildet, ob nicht namentlich jenes phöniziſch-griechiſche Syſtem von dreimal drei oder neun Geſellſchaftstheilen mit ihren beſonderen Einheiten und Mittelpunkten, wie ſie zu Rhodos, Mylaſa und Tripolis beſtanden, zuſammen einem noch höheren Syſteme untergeordnet geweſen ſei. Auch kann ich in der That eine noch außerdem bemerkliche Trias nennen, die allem Anſcheine nach die bezeichnete ſuperiore Rolle geſpielt. Ich komme hier auf die Inſelgruppe von Samothrake, Lemnos und Imbros und die daſelbſt im Alterthum blühenden, ſo berühmten und von den Alterthumsforſchern ſo vielfach und angelegentlich behandelten Myſterien zu ſprechen. Es wurden daſelbſt drei kabiriſche Dämonen mit geheimnißvollen Namen verehrt, die nur im Heiligthume gebräuchlich waren — wohl eigentlich nur die Perſonification dreier Weihen oder Grade, die man innerhalb dieſes letzten und höchſten Myſterienkreiſes empfing, oder dreier Syſteme, die hier ihre abſoluten Regierungs-Centren und Gipfelpunkte hatten. So ganz beſonders dunkel und unerforſchlich dieſer Gegenſtand zu ſein ſcheint, ſo gibt es doch wohl Mittel, auch hier den Schleier zu lüften; und gelingt uns hier ein ſolcher Verſuch, ſo haben wir unſere Aufgabe um ſo genügender gelöſt und das Ganze dieſer ägyptiſch-phöniziſch-griechiſchen Geheimniſſe liegt um ſo offner vor uns da und verbirgt uns, wenigſtens was Weſen, Geiſt und Sinn der Sache betrifft, ſelbſt ſeine innerſte, geheimſte Wurzel nicht mehr.

7.

Unterſuchen wir vor Allem die Inſelnamen! Sie ſcheinen einen Gegenſatz von *Feuer* und *Waſſer*, von *Böſe* und *Gut*, von *Krieg* und *Frieden* zu bezeichnen, der ſich auf die verſchiedenartigen Mittel bezieht, durch welche die Ordenszwecke erreicht werden ſollten. Auf *Lemnos* herrſchte, wie mehrere ſehr deutliche Spuren lehren, das *böſe* Syſtem, dasjenige, welches die gewaltſame Zerſtörung des „Beſtehenden," wie wir jetzt zu ſagen pflegen, deſſen nämlich, was außerhalb der Myſteriengeſellſchaft gilt und herrſcht und der Aufrichtung eines allgemeinen Ordensreiches entgegenſteht, im Auge hatte. Die Inſel hieß früher *Aethalia*, von αιϑω, brenne; eine Stadt auf ihr hieß *Hephäſtia*; ſie iſt die *Feuerinſel*, wo nach der Fabel

Vulcan ſeine Werkſtätte hat; der Name Lemnos mag wohl mit den Formen lumen, λαμπω, flamma zuſammenhängen, während Imbros mit imber, ομβρος, Sanskr. ambu, ambhas, Thau, abhran, Wolke, lateiniſch umbra, welches eigentlich Regenwolke, feuchter Nebel u. dergl. bedeutet zu haben ſcheint, ſo wie auch mit dem Flußnamen Imbraſos verwandt. Das Feuer und Waſſer der Zauberflöte! In dem Stamme lam, lem u. ſ. w. liegt übrigens auch die Bedeutung des Verzehrens und Verderbens; vergl. Λαμια, λιμος, λοιμος, λυμη. So hängt Hephäſtos und Veſta mit vastus, vastare, wüſt, zuſammen. Auf Lemnos wohnten die Sintier, von denen es hieß, ſie hätten den vom Himmel geſtürzten Hephäſtos aufgenommen; dieſer Name bedeutet Beſchädiger, Verwüſter, Zerſtörer; vergl. σινος, Schaden, σινις, σιντης, σιντωρ von ſchädlichen Menſchen und Thieren gebraucht, Sinis ein Räuber in Attika. Es iſt dies ganz dem zerſtörenden Elemente gemäß, dem die Inſel geweiht und von dem ſie benannt war. Wir leſen ferner, daß die Cabiren auf Lemnos einen geheimen, ſonderbaren Namen: Carcinen, καρκινοι, hatten, worin man die Bedeutung: Zangenführer, Schmiedegötter, oder Kopfſchüttler, Jongleurs finden will. Aber καρκω iſt = λαμια, und καρχαλεος, καρχαλος, καρχαρεος, καρχαρος heißt ſcharf, rauh, heftig, böſe. Das ſtimmt mit dem Namen Sintier überein und möchte deßhalb Aufmerkſamkeit verdienen. Der Sachverhalt ſcheint jedenfalls dieſer zu ſein: es war der kriegeriſche, auf die

Zerrüttung und Vernichtung der religiöſen und ſocialen Einrichtungen gerichtete Theil der Myſteriengeſellſchaft, der hier auf Lemnos ſein Centrum hatte; dagegen die Waſſerinſel Imbros zum Mittelpunkte eines in friedlicher Form zu Werke gehenden Syſtemes diente, wie ſich noch jetzt die Maurerei in zwei ſolche Syſteme ſpaltet, die, je nachdem die Umſtände ſind, friedlich oder gewaltſam auftreten, aber, in einem Organismus vereinigt, nur zu demſelben letzten Zwecke, der Darſtellung eines allgemeinen Ordens- und Weltreiches, zu dienen haben.

Homer erzählt, daß Hephäſtos der Here in ihrem Hader mit Zeus beigeſtanden und daß ihn dieſer ergrimmt aus dem Olympos geworfen; er ſei auf Lemnos niedergefallen, wo ihn die Sintier aufgenommen. Dadurch iſt wohl ein Kampf gegen das deſtructive Princip der Myſteriengeſellſchaften angedeutet, das man im griechiſchen Religionsſyſteme nicht dulden wollte. Man ſagte auch, Here ſelbſt hätte den Hephäſtos wegen ſeiner Häßlichkeit vom Himmel geworfen. Als Myſteriengott wird er durch die Mythe bezeichnet, daß er neun Jahre lang in völliger Verbergenheit in einer oceaniſchen Grotte gewohnt und da ſeiner Arbeit obgelegen habe. Dionyſos ſoll ihn wieder in den Götterkreis zurückgeführt haben, das heißt wohl: man ließ ihn gelten als Gott der Metallarbeiter, als einen allgemeinen Gott oder Genius der Kunſt, aber nicht mehr als jenen unheimlichen, die religiöſe und ſociale Ordnung der Dinge gefährdenden Myſteriengott.

Waren nun aber Lemnos und Imbros zu organiſchen Gliedern und Mittelpunkten zweier formell entgegengeſetzter Geſellſchaftsſyſteme und Wirkungsarten erſehen und geſtaltet, ſo war die Einheit von beiden, das eigentliche innerſte Heiligthum, ohne Zweifel auf Samothrake vorhanden. Von Wäldern bedeckt bildete die faſt unzugängliche[1]) Inſel nur ein zuſammenhängendes Gebirg, von deſſen höchſtem Gipfel während des Kampfes um Troja der homeriſche Poſeidon die ganze Bergkette des Ida, die Stadt des Priamos und die Schiffe der Danaer überſchaut[2]). Sie war mit dem Nimbus der größten Heiligkeit umgeben; daß ſelbſt der Name ἱερὰν νῆσον bedeute, iſt eine von Diodor erwähnte Meinung. Der höchſte Prieſter ſcheint ſich als Herr des Landes betragen zu haben[3]). In dunkelſter Zurückgezogenheit trieb da der Orden ſein Weſen ganz für ſich; von da aus wurde wohl auch der ganze über die Inſeln und Küſtenländer des mittelländiſchen Meeres verbreitete Geſellſchaftsorganismus regiert; von da gingen alle Fäden aus, dahin gingen alle zurück, um in den Händen einer allgemeinſten, oberſten und geheimſten Regierungsgewalt zu liegen. Alkon und Eurymedon, d. h. Stark und Weitſehend, ſind Kabirennamen, wie ſie der Dichter

---

1) Vel importuosissima omnium nach Plinius.

2) Il. XIII., 10 ff.

3) Vergl. über dieſe Punkte Schelling's Gottheiten von Samothrace. Stuttgart und Tübingen 1815. S. 3 ff. mit den Anmerkungen S. 44 ff.

Nonnus nennt. Der in Samothrake Einzuweihende wurde bekränzt und, mit einer Purpurbinde gegürtet, auf einen Thron geſetzt; die Eingeweihten ſchloſſen einen Kreis um ihn, faßten ſich an den Händen und führten einen Kreistanz auf, wobei Hymnen ertönten — **die maureriſche Bruderkette.** Dieſe Handlung hieß Θρονωσις oder Θρονισμος. Darauf ſpielt **Plato** an, und **Dio Chryſoſtomus** redet von dem Eindrucke, den dieſe und andere Ceremonien auf den Novizen gemacht [1]). Alles iſt hier ſtolz und hoch; Alles deutet auf Hoheit, Herrſchaft und Gewalt, nicht nur in Beziehung auf die dem Orden zu unterwerfende Welt überhaupt, ſondern auch in Rückſicht des Ordens ſelbſt, deſſen höchſter, Alles beherrſchender Grad auf Samothrake ſeinen Sitz genommen. Jene **Kabeiro**, Mutter der auf Lemnos, Imbros und Samothrace verehrten mythiſchen Dämonen (Kabeiren, Perſonificationen der dreifach getheilten Myſteriengeſellſchaft) oder Mutter des Kamillos, von dem dieſe Dämonen ſtammen ſollten, wird eine Tochter des **Proteus**, des Erſten = πρωτος, genannt; damit iſt wohl jene allerhöchſte Regierungspotenz bezeichnet, welche in ſpäteren Zeiten „**der Alte vom Berge**,“ imperator Olympicus und **Gottmenſch** (Menſchgott) genannt wurde und unter dem letzteren Namen noch jetzt im innerſten Geheimniß der Maurerei regieren ſoll; ſ. oben S. 149 ff. **Kabeiro** iſt eine allegoriſche Bezeichnung des Kabirenbundes und ſeines innerſten, geheimſten Myſteriums überhaupt; für Kabeiro werden auch die Namen Eurynome, Eidothea, Theonon genannt, welche ſich auf weitverbreitete Herrſchaft und einſichtiges Wiſſen, wie es ſich mit dem Göttlichen verhalte, beziehen.

---

[1] Schol. *Apollon.* I. 9. 7. *Plato*, Euthydem. p. 320. Heindorf. *Dio Chrysost.* XII. p. 388. ed. Reisk.

8.

Der Gegenſtand iſt wohl intereſſant genug, um uns zu reizen, noch einige weitere Specialitäten und Zuſammenhänge in Betrachtung zu ziehen. Es iſt insbeſondere der Name Kabir, Kabeiros, der ſeine Erklärung verlangt. Er wird vorwiegend von dem ſeinem Laute nach ſehr ähnlichen hebräiſchen Worte כביר, cabbir, abgeleitet, — richtig, wie ich glaube, aber ohne Bewußtſein über den eigentlichen Grund der Sache. Jenes Wort bedeutet groß, mächtig, und bezeichnet als Kabirenname den höchſten Grad des in Rede ſtehenden alten Ordensſyſtemes. Im äußerſten Gegenſatze dazu ſtanden diejenigen Stufen, welche man durch die Kinder- und Zwerggeſtalt bezeichnete. Das waren die Kleinen; dahin gehören die phöniziſchen Patäken, als Symbole dieſes Grades, dahin die künſtlichen Zwerge des Nordens, dahin die idäiſchen Daktylen oder Digiti, d. h. Finger, Fingerlinge, wie Däumling, Däumchen, von Daumen, engliſch tom thumb, franzöſiſch petit poucet, die Pygmäen von πυγμη, einem Längemaße von der Ellenbogenſpitze bis zur geballten Fauſt, benannt. In den von J. Grimm in ſeiner Mythologie angeführten Formen: altpreußiſch parstuk, perstuk, ſlaviſch perst, prst, lithauiſch pirsztas ſind die Bedeutungen von Finger und Zwerg vereint. Eine höhere Stufe war die der Kureten und Korybanten von κορος, κουρος, κορεξ, κοριξ, κοριψ, κορυψ, Knabe, Knappe, Jüngling. Dann endlich kam der Kabir, als erwachſener, reifer Mann, ja als Rieſe, Gigant dargeſtellt. Das angeführte hebräiſche Wort iſt mit גביר, gebir, Herr, gibbor, ſtark, mächtig, als Subſtantiv: Held, Chef, geber, Mann, verwandt. Daß dieſe Verbindungen einen antireligiöſen Sinn und Charakter gehabt, zeigt uns die Sprache noch deutlich genug; vergl. arab. כפר, Gott läugnen, gottlos, ungläubig ſein, woven caphir, ein Ungläubiger, Gottloſer; כפיר, Löwe, als Gegenſatz zu dem, der Gott ſuchet, Pſalm 34, 11. Von dieſem Worte nannten die Araber diejenigen Perſer, die ihren alten Cult nicht verlaſſen wollten, Gebern, wie die afrikaniſchen Völker, die ſich nicht bekehren ließen, Kaffern.

Wir ſehen hier, was die gegen Gott empörten Rieſen, von denen die alten Sagen ſprechen, im Grunde für Leute geweſen. Nicht eigentliche, ſondern ſymboliſche Rieſen waren es, ſo wie die auf den unterſten Stufen der Myſteriengeſellſchaft Weilenden nicht eigentliche, ſondern ſymboliſche Zwerge waren. Es ſind unter dieſen Rieſen, die zu den höchſten, geheimſten Graden gelangten, namentlich die über alles Andere aufragenden höchſten Meiſter, Regenten und Würdenträger der Geſellſchaft zu verſtehen. Ein ſolcher war wohl jener gewaltige, mit den Göttern im Streite liegende Orion, der ebenfalls als Rieſe geſchildert wird. Sehr merkwürdig iſt die Sage von ſeiner Blindheit und der Art, wie er davon geheilt worden ſei, wo die myſteriöſe Ordensſymbolik nicht zu verkennen iſt. Es wird ihm die Weiſung, nach Morgen zu gehen und ſein Geſicht den Strahlen der Sonne auszuſetzen. Er geht dem Hammerſchlage der lemniſchen Kyklopen nach, kommt ſo nach Lemnos, erhält von Hephäſtos einen Führer, Namens Kedalion — dies alſo der lemniſche Myſtagog — und wird ſo von ſeiner Blindheit befreit, d. h. ſehend im Sinne der Lehre und Weihe, die ihm hier zu Lemnos wird. Orion gehört ſomit dem Myſterienkreiſe von Lemnos, Imbros und Samothrake an. Auf Licht und Glanz führt auch ſein Name hin; vergl. hebräiſch or, lateiniſch aurora, aurum, griechiſch αυριος ὡρα, αυρον [1]), wie er denn auch mythiſch der Geliebte der Morgenröthe iſt [2]). Aber es iſt nur wieder das Sonnen- und

---

[1]) Die ſabiniſche Gens der Aurelier leitete ihren Namen von der Sonne (aurum, ſabiniſch ausum) her, und übte zu Rom den Sonnencult aus.

[2]) Die Leipziger Freimaurerzeitung, Manuſcript für Brüder, berichtete im October 1848: „Zu Peſth war beſchloſſen, während des Monats Auguſt die erſte Loge zu eröffnen, unter dem Namen: Ludwig Koſſuth zur Morgenröthe des höheren Lichtes.“ Eckert, Materialien, VI. 75. Wie höchſt ſonderbar berühren ſich hier die modernſten Dinge mit denen des graueſten Alterthums! Dergleichen Uebereinſtimmungen mache ich nicht;

Morgenroth der rhodiſchen Heliaden, der etruſciſchen Lucumonen, der ſpäteren Maçons und Illuminaten, worauf ſich der Name bezieht:

„Bald prangt, den Morgen zu verkünden,
Die Sonn' auf neuer Bahn.“

Orion liebt die Merope, d. h. das Menſchenkind, ein bedeutender Name, auf das vom Göttlichen zu befreiende abſtrakte Menſchenthum bezüglich. Das iſt ſchon der ganze Ludwig Feuerbach. Uebrigens läßt ſich in den Sagen von Orion auch die Gegenpartei vernehmen. Dabei kommen Namen vor, die wieder auf das Phöniziſche hindeuten. Eine offenbar feindſelige Erfindung iſt dieſe. Orions Vater bewirthete gaſtlich drei Götter; er bat ſie um einen Sohn; ſie füllten eine Ochſenhaut mit ihrem Urin und befahlen, ſie zu verſcharren, nach neun Monaten aber wieder auszugraben und zu öffnen. Nach dieſer Zeit fand ſich ein Kind darin, das man Urion oder Orion, von ουρον, urina, Harn, nannte. Als Orion's Gemahlin wird Side genannt; ſie ſei, ſagte man, von der Here, der ſie den Vorrang ſtreitig machte, in die Unterwelt geſtoßen worden. Hebräiſch איד,

---

ich finde ſie. Wird man es daher für willkührlich, erzwungen, abſurd erklären können, wenn ich ſo entfernte geſchichtliche Zeitpunkte und Erſcheinungen zu verknüpfen wage? Was ſich dem Forſcher als objectiv gegeben darſtellt, das muß er annehmen und feſthalten, mag es auch noch ſo ſonderbar und gewöhnlicher Vorſtellungsweiſe noch ſo wenig entſprechend ſein. Uebrigens läßt ſich auch an das Sprüchwort erinnern, daß nichts Neues unter der Sonne ſei.

sid, heißt: ſich ſtolz, vermeſſen, ungehorſam betragen, freveln, beſonders gegen die Gottheit; sed, sidon, ſtolz, übermüthig, frech, sadon, Uebermuth, Vermeſſenheit, Frevel. So iſt Side eine handgreiflich allegoriſche Figur, um den ſtolzen, götterfeindlichen Sinn und Geiſt des Myſterienfürſten zu bezeichnen. Der Gegenſatz zur apolliniſchen Religion thut ſich auch hier wieder ſehr deutlich kund, indem Orion durch Apollon und Artemis den Tod gefunden haben ſoll. Von der eigenen Partei aber wurde Orion an den Sternenhimmel verſetzt, da wo die drei Sterne, welche der Jakobsſtab oder die drei Könige heißen, erblickt werden[1]. Noch jetzt dienen drei Punkte, theils neben einander geſtellt, theils im Dreieck ſtehend, zum Zeichen geheimer Geſellſchaften, wie der Carbonaria und der Freimaurerei. Dem Oriente gilt jenes Geſtirn als das Bild des Nimrod, deſſen Name auf Empörung deutet und der als Gottloſer und Urheber des babyloniſchen Götzendienſtes betrachtet wird, nach der Behauptung unſerer Maçons aber ein uralt fürſtliches Mitglied und Großmeiſter ihres Ordens war. Hebräiſch heißt der Orion כסיל, der Gottloſe, chaldäiſch נפילא, Rieſe, welches Wort ſich in ſeiner ſchlimmen Bedeutung im lateiniſchen nebulo erhalten hat. Der Licht- und Morgenheld Orion wurde auch Kandaon und einer der rhodiſchen Sonnenſöhne Kandalos genannt.

---

[1] So eben, da dies gedruckt wird, leſe ich von dem Vorſchlage der Turiner Volkszeitung, den neuen Kometen Cavour zu nennen — wieder eine Analogie.

Ein Kaanthos warf Feuer in das Iſmenion, das Heiligthum Apollo's bei Thebe, und wurde von dem Gotte erſchoſſen, Pauſan. IX, 10, 5. Wie deutlich iſt hier wieder der antiapolliniſche Gegenſatz ausgedrückt! Denſelben Namen trug auch wohl der lydiſche König Kandaules, Herodot I, 8 ff. Etymologiſch führen dieſe Namen auf den Begriff der Werkmeiſterei, Maurerei, Technik zurück. Die Wurzel iſt kand, deutſch Hand, franz. gant, Handſchuh, velv. kandan, arbeiten, wie Handwerk, hanthieren, handeln, von Hand, χειροτεχνης, χειρωναξ u. dergl. von χειρ [1]). Orien wird auch als ein gewaltiger Baumeiſter geſchildert. Dem Könige Zanklos in Sicilien ſoll er einen Hafen gebaut, einen mächtigen Damm oder das Vorgebirge Pelorias in's Meer geſetzt und darauf dem Poſeidon ein Heiligthum errichtet haben. Ueber die bibliſchen Enakiten und ihren Großmeiſter, den Rieſen Arba, iſt ſchon oben die Rede geweſen. Die Araber erzählen von einem Rieſenvolke Namens Ad, welches Idole verehrte. Gott ſandte ihm den Propheten Hud, aber ſie hörten ihn nicht, „auf ihre Stärke und Baukunſt pochend.“ Was ſich noch von alten Ruinen außerordentlicher Art auf Erden findet, das ſchreiben die Araber dieſen Adäern oder Aditen zu — ganz ſo, wie die Kyklopen die Burgen von Tiryns und Mykenä befeſtigt und die gewaltigen Mauerwerke aufgeführt haben ſollen, die man nach

---

[1]) Ob mit Kandaon, Kaanthos, Kandalos, Kandaules nicht auch der Name Kentauros identiſch? Auf jeden Fall iſt Chiron, Cheiron, der vorzugsweiſe der Kentaur heißt, von der Hand (χειρ) benannt. Die Ableitung von κεντειν und ταυρος Stierſtecher, Stierjäger, iſt ein etymologiſches Witzſpiel oder nur in ſofern richtig, als man ein unverſtändliches Dialektwort, das κανδαυρος = κανδαυλος gelautet haben mag, in κενταυρος verwandelt hat, um es auf die theſſaliſchen Stierhetzen zu beziehen, denen die Kentauren obgelegen, dergleichen in den Sprachen oft vorkommt, wie wenn der Grieche das ſcythiſch-germaniſche Butter für Kuhkäſe nahm und βουτυρον (wie von βους und τυρος) ausſprach. Die Formen αλος, αυλος, αυρος u. ſ. w. ſind bloße Endungen und der Wechſel von l und r in den Dialekten bekannt genug. Man vergl. z. B. κανθηλιος, cantherius — καρχαλεος, καρχαρος — θραυλος θραυρος — φαυλος, φαυρος, παυλος, παυρος, lateiniſch paulus — φειδος, φειδωλος, φειδωρος — κασαλβη, κασαλβας, κασαυρα, κασαυρις, κασω-

---

ꝛc ꝛc. Irion erzeugt den Kentauros mit der Wolke Nephele; aber auch dies wohl iſt Mißverſtand; man hat an נְבָלָה, nebalah, Thorheit, Sünde, Schandthat zu denken; die Kentauren waren ihren Gegnern Kinder der Thorheit, Schande, Gottloſigkeit nebalah, was mit dem lateiniſchen nebulo und dem hebräiſchen nephilim, den gottloſen Rieſen, verwandt. Der Fall iſt dem im Mythus von Orion und Side vorkommenden ähnlich; ſ. oben. Was den Kampf der Kentauren und Lapithen betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß die Letzteren Apollocult hatten. Auch Herakles bekämpft die Kentauren und durch ein Geſchoß deſſelben wird dem Chiron eine unheilbare Wunde verurſacht. Hier haben wir wieder ganz deutlich den ſchon oben bei den Telchinen und Lindiern bemerklich gemachten Gegenſatz dieſer alten Maçonnerie zur apolliniſch-herakleiſchen Religion.

ihnen kyklopiſche nennt. „Hud predigte und Ad baute; wer kann uns ſtrafen, ſagten ſie; denn wer iſt ſtärker, als wir?“ Ganz wie ſich in der Geneſis der wilde Lamech, auf die Künſte und Waffen ſeines Geſchlechtes trotzend, für unangreifbar erklärt. Als eine Dürre entſtand, wurden drei Abgeordnete, Lokmann, Morßed und Cail nach Mekka geſandt, um vom Himmel Regen zu erbitten. Drei Wolken erſchienen am Himmel, weiß, roth und ſchwarz; eine Stimme gebot, zu wählen. Es wurde die ſchwarze gewählt; ein entſetzlicher Orkan ſtürzte ſich von ihr herab und vernichtete die Götzendiener. Man erzählt von einem noch anderen Stamme dieſes Namens; aus ihm war Schedad, der ſich für einen Gott hielt, einen Prachtbau aufführte und einem Orte der Wonne und Wolluſt das Daſein gab, den man Irem nannte. Wirbelwinde bedeckten die Gegend mit wogendem Sand; noch ſteht in Mitten unzugänglicher Wüſten der wunderbare Bau, nur höchſt ſelten von einem Wanderer geſchaut. Dazu kommt die Sage vom Stamme Themud, der ein Felſenthal bewohnt und ſich ſeine Wohnung in Stein gehauen haben ſoll. Ihm ſandte Gott den Propheten Saleh; er bekehrte ſich ebenfalls nicht und wurde endlich durch den brennenden Odem des Samum vertilgt. Daher heißt es im Koran: „Haſt du nicht betrachtet, wie dein Herr ſich gegen Ad und Irem verhielt, wo man Gebäude von einer Höhe ſah, dergleichen nirgends aufgeführt waren; gegen die Themudäer, welche die Felſen im

Thale ausgehauen" u. ſ. w. Den Adäern ſchreibt man die erſte architektoniſche Cultur Arabiens zu [1]. Sie ſcheinen hier eine ähnliche Rolle geſpielt zu haben, wie die Tolteken in Amerika.

9.

„Wenn," ſagt Schelling, „die vielreiche joniſche Samos des göttlich geachteten Mannes ſich rühmt, der zuerſt einen höhere Menſchlichkeit beabſichtigenden Bund erſonnen, ſo iſt die unanſehnliche Samos Thraciens herrlicher in der Geſchichte der Menſchheit durch den Dienſt der Kabiren, den älteſten des ganzen Griechenlandes, der mit dem erſten Lichte höheren und beſſeren Wiſſens in dieſen Gegenden aufging, und der nicht eher, als zugleich mit dem alten Glauben ſelbſt untergegangen zu ſein ſcheint." Hier möchte ſich der berühmte Denker gar ſehr geirrt haben. Die beiden Samos mit den ſich auf ſie beziehenden Tendenzen, Bündniſſen und Myſterien bildeten, wenn ich recht ſehe, einen Gegenſatz, der den beiden Chanoch's der vorfluthlichen Weltzeit 1 Moſ. 4, 17. Cap. 5, 18—24 [2].

---

[1] Nach den arabiſchen Geſchichtſchreibern Ibn Keſſir und Thabari und dem Koran, Sure LXI. und LXXXIX. S. auch Sure VII. XI. XXIII. XXVI. LIV. LXIX. und vergl. *D'Herbelot*, Bibl. Orient. Art. Hud. Ferner: Roſenöl. Sagen und Kunden des Morgenlandes. Stuttgart und Tübingen 1813. I. S. 35 ff. 39 ff. Koran von Wahl. Halle 1828. S. 691 ff. und ſonſt.

[2] Ueber dieſe wäre noch ganz beſonders zu handeln.

ſo wie nach Chriſtus der chriſtlichen Kirche und den ihr feindlichen Geſellſchaften der Tempelherrn, Freimaurer, Carbonari u. ſ. w. analog. Der pythagoräiſche Bund ging entſchieden auf eine Höherſtellung des Menſchlichen, auf einen *neuen* Menſchen, wie das Chriſtenthum, aus, nur daß er nicht die erhabenen Mittel des letzteren beſaß. Die entgegenſtehenden Verbrüderungen und Verſchwörungen nahmen ganz im Gegentheile für den *alten* Menſchen Partei und hatten nur die Entfeſſelung und Befreiung des Menſchen von allen ihm läſtigen Schranken zum Zwecke, ganz wie die revolutionären Parteien und Geheimbünde unſerer Zeit. Das iſt, wie mich dünkt, der einfache Begriff der Sache, auf welchen alle dieſe Erſcheinungen zurückzuführen ſind. Die Maçons und Illuminaten von Rhodos, Lemnos, Samothrake u. ſ. w. ſetzten, wie unſere heutigen thun, nur die antiſpiritualiſtiſche Concentration und Conſpiration des abſtrakten Menſchenthums fort, die wir ſchon 1 Moſ. 4, 17—24. in der kainitiſchen Geſchlechtslinie auftreten ſehen. Den mit den aufgezeigten rhodiſchen Ideen und Tendenzen übereinſtimmenden Naturalismus und Atheismus der lemniſchen und ſamothraciſchen Myſterien bezeugen uns mehrere Aeußerungen und Nachrichten alter Autoren, ſo daß wir nicht wohl daran zweifeln können. *Plinius*, hist. nat. XXXVI. c. 4. nennt unter den Werken des *Skopas* die *Venus*, den *Pothos* (die Sehnſucht) und den *Phaeton* — „Gottheiten,“ ſetzt er hinzu, „*die man auf Samothrake mit den heilig-*

ſten Gebräuchen verehrt.“ Hier ſind wir ganz nach Rhodos zurückverſetzt. Als Hauptſymbole treten auf der Telchinen und Heliadeninſel Roſe und Sonne, d. h. Liebe im Sinne freien, ungehemmten Naturgenuſſes, und Licht im Sinne des rhodiſchen Heliadenthumes und Sonnendienſtes, ſo wie des ſpäteren Illuminatismus, der ſogenannten Aufklärung hervor. Erſteres Princip wurde auf Samothrake Aphrodite und Pothos, letzteres Phaëton genannt, welches Wort der Leuchtende bedeutet und ein Beiname und Name des Helios war. Es war ferner auf Samothrake der ithyphalliſche Hermes zu Hauſe, worüber man die bezügliche Stelle im Herodot II. 51. nachleſen mag. Daß dieſe Geheimniſſe auf eine naturaliſtiſche, materialiſtiſche und atheiſtiſche Aufklärung hinausliefen, iſt weiter in einer ſehr beachtenswerthen Stelle des Cicero de nat. Deor. I. 42. ausgedrückt. Es iſt hier von denen die Rede, die mit dem Aberglauben, den ſie bekämpfen, auch die Religion hinwegnehmen. „Freilich, Befreiung vom Aberglauben, womit ihr euch zu brüſten pflegt, iſt etwas Leichtes, wenn man erſt alle Wirkſamkeit der Götter aufgehoben hat.“ Dabei wird auch der Myſterien von Samothrake und Lemnos gedacht und die daſelbſt herrſchende Lehre als eine Alles nur auf phyſiſche Urſachen zurückführende bezeichnet: Praeterea Samothraciam eaque

— — — — — quae Lemni
Nocturno aditu occulta coluntur
Sylvestribus sepibus densa;

quibus explicatis ad rationemque revocatis *rerum magis natura cognoscitur, quam Deorum.*

Wie ſehr dies Alles einem Religionsſyſteme widerſtreitet, wie in Israel das jehoviſtiſche, bei den Griechen das apolliniſche war, ſpringt in die Augen. Und mit letzterem ſtand Pythagoras und ſein Bund im innigſten Verhältniſſe. Pythagoras ſoll die Grundlehren ſeiner Wiſſenſchaft von der Pythia Themiſtokleia oder Ariſtokleia erhalten haben; auch war er ſchon von Haus aus Apollodiener, ſeine Familie hatte Sacren des Apollon Nomios, welchen er ſelbſt zu Kroton als den größten Philanthropen, den Geſetzgeber von Hellas und Gott der Humanität empfahl. Daß Pythagoras ſein politiſches Ideal in Kroton zu verwirklichen unternahm, hängt damit zuſammen, daß dies eine ganz apolliniſche Stadt war [1]. Daß der pythagoräiſche Bund zerſtört wurde, das war ohne Zweifel ein Werk der ihm principiell entgegengeſetzten Verbrüderungen und Myſterien; hier feierten dieſelben einen ähnlichen Triumph, wie die ſpäteren Maçons im vorigen Jahrhundert über den von ihnen geſtürzten Jeſuitenorden gefeiert haben [2]. Es war der umgekehrte Sieg von demjenigen, welchen die apolliniſche Religion einſt über die Telchinen, ſo wie nachher wieder der kirchliche Spiritualismus des Mittelalters über die ihm feindlichen Tempelherrn erfocht. So wogt dieſer alte, große Weltkampf mit verſchiedenem Glücke hin und her. Geht man tief genug, ſo entdeckt ſich innerhalb dieſer naturaliſtiſchen Myſterien nicht nur ein antagoniſtiſcher Gegenſatz den apolliniſchen und herakleiſchen Culten gegenüber, wie wir ihn in dieſer Abhandlung zum öfteren nachgewieſen; es gibt ſich auch wohl eine direkte Verneinung deſſen kund, was uns als bibliſche Offenbarungslehre vor Augen tritt, und was jenen altheidniſchen Verbindungen nicht unbekannt geweſen ſein kann. Dies letztere Religionsſyſtem ſtellt Gott und den Geiſt Gottes, als ſchaffende Macht, dem Himmel und der Erde, als geſchaffenen Gegenſtänden, entgegen, wie namentlich 1 Moſ. 1, 1 ff. der Fall. Jene Myſterien dagegen, welche Natur und Menſch von aller Ueberordnung frei haben wollen, ſtreichen die Gottheit, als ſupernaturale, geiſtig ſuperiore Potenz und Schöpfermacht, aus ihrem Syſteme völlig hinweg, verſelbſtſtändigen das Geſchaffene, unterſcheiden es, ſofern ſich Gegenſätze bemerklich machen nur von und in ſich ſelbſt, erklären es aus ſich ſelbſt und laſſen es rein nur aus ſich ſelbſt entſpringen und ſich entwickeln. Sehr inſtruktiv iſt in dieſer Hinſicht, was der gelehrte und wohlunterrichtete Varro in einer Stelle, über die auch Schelling in den „Gottheiten von Samothrake" gehandelt hat, äußert und berichtet Principes dei Coelum et Terra ...... Terra enim et Coelum, *ut Samothracum initia docent*, sunt dei magni ...... Haec duo, quod anima et corpus, humidum et frigidum. Ein Gegenſatz wurde hiernach zwar angenommen, aber ganz nur in die Natur, in das phyſiſche Univerſum hineingelegt. Darüber hinaus ward Nichts anerkannt; das war der ſpeculative Kern des Syſtemes, und dem wird wohl auch das Praktiſche entſprochen haben.

---

[1] Vergl. hierüber Ottfried Müller's Dorier und meine „dreifache Krone Roms." S. 57.

[2] Darüber gedenke ich einen beſonderen Aufſatz zu liefern.

* * *

Zuſatz über revolutionäre Brandſtiftungen.

(Zu Seite 255 ff.)

Ich habe hier der mordbrenneriſchen Banden, von welchen Johannes Wit ſpricht, ſo wie des entſetzlichen Brandjahres 1857 gedacht. Seitdem ich dies geſchrieben, hat ſich auch wieder das laufende Jahr 1861 zu einem ſolchen Brandjahr angelaſſen. Die Zeitungen ſind auch jetzt wieder mit Nachrichten und Beſchreibungen großer Feuersbrünſte und mit Hülferufen zur Linderung der dadurch entſtehenden Noth erfüllt. Dies veranlaßt mich, auf dieſen oben nur flüchtig berührten Gegenſtand zurückzukommen. Man muß es endlich geradezu ſagen, welcher Art und welches Urſprunges dieſes teufliſche Phänomen iſt; man muß die modernen Myſteriengeſellſchaften deßhalb in öffentlichen Anklageſtand verſetzen, und, wenn nichts Anderes möglich, wenigſtens ein beſtimmtes Bewußtſein und eine allgemeine Indignation darüber zu erwecken ſuchen. Mögen die harmloſeren Theile jener Geſellſchaften der Sache mit ihrem unmittelbaren Antheile auch noch ſo fremd ſein; es wirkt hier am Ende doch Alles zuſammen, direkt oder indirekt, bewußt oder unbewußt, um uns in einen Abgrund von Elend und Barbarei zu ſtürzen. Da die große Revolution, welche im Frühjahre ihren Anfang nehmen ſollte mit aller Mühe nicht zum Ausbruche zu bringen war, ſo nimmt man ſeine Zuflucht wieder zum Feuer, commandirt die heimlich organiſirten Pöbelbanden und ſteckt Magazine, Waarenlager, Fabriken, Scheuern, Dörfer, Städte in Brand. Man wolle uns nicht der Träumerei und Geſpenſterſeherei beſchuldigen! Das bezügliche Objekt iſt nur allzu real. Daß in Italien Brandlegung, wie Meuchelmord, eine gewöhnliche Praxis ſei, wird zugeſtanden. So las man im Frankfurter Journal (2. Beilage zu Nr. 267 vom 7. Oct. 1858) Folgendes: „Turin, 4. October. Hieſige Blätter enthalten Berichte über Brände, die auf dem Gebiete von Canaveſe und der Inſel Sardinien ziemlich häufig als Act politiſcher und unpolitiſcher Rache vorkommen. Ein Blatt macht die Bemerkung: da, wo die Polemik der Journale aufhöre, nehme die Polemik der Brandlegungen ihren Anfang. Dem Marcheſe Birago, der ausgedehnte Güter im Canaveſiſchen beſitzt, wurden bereits drei bis vier Scheuern gänzlich abgebrannt.“ Was das laufende Jahr betrifft, ſo ſind bis jetzt die Calamitäten von Glarus, Trautenau und London die hervortretendſten. Was die letztere betrifft, ſo meldeten die Zeitungen von einer Feuersbrunſt, „wie ſie in ſolcher Furchtbarkeit ſeit Jahren nicht erlebt worden ſei.“ Es brannte nicht bloß auf dem Lande, ſelbſt die Themſe war ſtellenweiſe zu einem Feuerſtrome geworden, nachdem ſich Maſſen brennenden Oeles und Talges hinein ergoſſen. „Die aufgehäuften Trümmer zeigen die untergegangenen Reichthümer; ganze Berge beſchädigter Waaren liegen über einander; die Aſſekuranzen erleiden entſetzlichen Verluſt. Da, wo das Feuer fortwüthet, ſtürzen fortwährend Mauern, und man thut alles Mögliche, um die Exploſion des in den unteren Gewölben verwahrten Salpeters zu verhüten." Gebäude, Waaren, Lebensmittel, Thiere, Menſchen werden ein Raub der Flammen; das Elend der plötzlich hab- und obdachloſen Menſchen iſt namenlos — das Alles rührt die entmenſchten Anſtifter nicht; ſie wollen es ſo. Die gefliſſentliche Bewirkung dieſes Unglücks iſt um ſo gewiſſer, wenn an mehreren Punkten eines Ortes zugleich Feuer ausbricht, oder wenn es gerade der gefährlichſte Punkt einer Ortſchaft iſt, von wo der Brand ausgeht. So brachen zu Elfershauſen an vier Enden zugleich die Flammen hervor; ſ. Frankfurter Journ. vom 24. Juni, wo die Worte: „an vier Enden" ebenfalls unterſtrichen ſind. Aus dem Aufrufe, welchen das Comité zur Unterſtützung der Trautenauer Abgebrannten am 29. Mai ergehen ließ, entnehme ich bloß folgende Anfangsſtelle: „Ein ſchauerliches Unglück iſt über Trautenau hereingebrochen. In der kurzen Zeit einer Stunde ſtand dieſe gewerbfleißige, am Fuße des Rieſengebirges gelegene Stadt in hellen Flammen, nachdem das Feuer am 27. Mai um 5¼ Uhr Nachmittags gerade an dem gefährlichſten Punkte der Stadt ausgebrochen war" u. ſ. w. Daß dieſer Brand gelegt worden ſei, wurde in betreffenden Zeitungsnachrichten mit Beſtimmtheit ausgeſprochen. Bei Beſchreibung des Brandes zu Langenerringen wurde bemerkt: „Man glaubt, das Feuer ſei durch ruchloſe Hand angelegt worden." In der neuen Würzburger Zeitung vom 27. Juni las ich folgenden Artikel: „Da bei dem am 27. Mai im Pfarrdorfe Langenerringen Statt gehabten Brande Verdacht abſichtlicher Brandſtiftung beſteht, ſo hat die Regierung von Schwaben Demjenigen der den Thäter ermittelt, eine Belohnung ausgeſetzt.“ Eine ſolche Fülle von plötzlich und unter ſo verdächtigen Umſtänden hervortretenden Erſcheinungen der Art wird kein Verſtändiger geneigt ſein, dem Zufalle zuzuſchreiben, nur in vereinzelter Weiſe zu beurtheilen und ſo ihrer tief eingreifenden ſittlichen und ſocialen Bedeutung zu entkleiden. Die Abſichtlichkeit, die Berechnung der Zuſammenhang ſpringt in die Augen; die Anſtiftung aus dem Schooße revolutionärer Verſchwörungen und Geheimbünde heraus wird wenigſtens dem Kundigeren und tiefer Blickenden nicht zweifelhaft ſein. Was man will, iſt dies: Es ſoll eine Art von künſtlichem Weltbrande bewerkſtelligt, und durch dies über den ganzen Welttheil hin verbreitete neroniſche Mittel das ganze Gebäude der europäiſchen Civiliſation in Aſche gelegt werden. Auf dem rauchenden Schutt- und Aſchenhaufen derſelben gedenken dann die Häupter der geheimen Geſellſchaften ihr Reich zu errichten. Wie wird das beſchaffen ſein? Eine goldene Zeit des menſchlichen Friedens und Glückes haben wir, wie ſchon früher bemerkt, nicht zu erwarten; es iſt Wahnſinn zu glauben, daß aus einem ſolchen Weſen und Treiben etwas Gutes kommen könne. Ein Zurückſinken in den Zuſtand völliger Wildheit und Unmenſchlichkeit, eine vielleicht tauſendjährige

Nacht der Barbarei — das iſt's allein, was auf ſolchem Wege herbeigeführt werden kann. Dieſem in drohendſter Ausſicht ſtehenden Reſultate ſollte ſich Alles mit vereinter Kraft entgegenſtemmen, was nicht in einen ſo grauenvollen Abgrund verſinken will.

Corrigenda.

S. 45 Z. 2 v. u. ſtatt „giftige“ lies: liſtige.
„ 131 „ 4 v. u. lies: angeblich ſo harmloſen.
„ 148 „ 9 v. o. lies: ſichtbarer.
„ 173 „ 12 v. o. lies: Ihrem.
„ 329 „ 4 v. o. lies: Thrones

Nachträglich zum III. Hefte.

S. 136 am Ende der Seite ſoll ſtatt eines Fragezeichen ein Punkt ſtehen.
„ 247 Z. 5 v. o. lies: Drauf.
„ 253 „ 15 v. o. ſtreiche: „ungefähr.“
„ 281 „ 1 v. o. lies: ſtrebt er.
„ 438 „ 6 v. u. ſtatt:

„Ohn' Unterlaß das Sein vergällt.“

ſoll ſtehen:

Ohn' Unterlaß
So bitterlich das Sein vergällt.

Aus der Manſarde.

Mainz.
Druck von Fl. Kupferberg.

Aus der Manſarde.

Streitſchriften, Kritiken, Studien und Gedichte.

Eine Zeitſchrift

in zwangloſen Heften,

herausgegeben

von

G. Fr. Daumer.

Fünftes Heft.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1862.

. . . . Daß ihre Herzen mögen beſtärkt werden in Liebe, und zwar zu allem Reichthume der vollkommenen Einſicht, zur Erkenntniß des Geheimniſſes Gottes, worin alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen ſind. Coloſſ. 2, 2 f.

Homines falluntur, quod aut religionem suscipiunt omissa sapientia, aut sapientiae soli student omissa religione, *cum alterum sine altero non possit esse verum.* *Lactant.* instit. III, 11.

Utile est, plures a pluribus fieri libros, diverso stylo, non diversa fide; etiam de quaestionibus eisdem, ut a pluribus res ipsa perveniat ad alios sic, ad alios autem sic.

St. *Augustin.* de trinitate I, 3.

Nicht bloß durch äußere Mittel und politiſche Combinationen — durch Begründung vielmehr und Neubelebung kirchlicher Inſtitute, durch großartige Schöpfungen chriſtlicher Charitas, vor Allem aber durch wahre, ächte Wiſſenſchaft ſah er (Biſchof und Fürſt Julius, der Gründer der Würzburger Univerſität) eine glückliche Zukunft gewährleiſtet; denn er vertraute den Waffen des Geiſtes, der Macht der Wahrheit.

Dr. Franz Hettinger,

Prof. der Theologie, d. Z. Rector der Univerſität zu Würzburg.

Unſere Glaubenslehre muß ſich den philoſophiſchen Forſchungen unſerer Zeit gewachſen zeigen. P. Fr. W. Faber.

Der Geiſt erforſchet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.

1 Kor. 2, 10.

Vorrede.

Nicht Alles, was dieſe Zeitſchrift bringt, wird und kann für Alle das gleiche Intereſſe haben; doch dürfte ſchwerlich Etwas darin vorkommen, was überhaupt und durchaus aller Anziehungskraft ermangelt, wenigſtens was die zur Sprache gebrachten Gegenſtände, Probleme und Thatſachen betrifft; und Mannigfaltigkeit iſt ja hier kein Tadel, ſondern ein Erforderniß, da dieſe Blätter ein ſehr allgemeines Publikum zu haben beabſichtigen und gerne jedem ihrer Leſer etwas ihm ſpeciell Zuſagendes bieten möchten. „Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen." Bisher behandelte jedes Heft ein gewiſſes Hauptthema und wurde dadurch völlig ausgefüllt; da blieb manche meiner Arbeiten aus Mangel an Raum zurück. Ein Theil dieſer noch unbenützten Aufſätze tritt nun im vorliegenden Hefte vor Augen; der hauptſächlichſte, die Fragen und Intereſſen der Zeit am tiefſten berührende iſt der voranſtehende, den ich „triadologiſche Studien" betitelt. Ich habe darüber folgende vorläufige Bemerkungen zu machen.

Eine ſehr verbreitete Vorſtellung und Erwartung der Gegenwart iſt die, daß es eine „Kirche der Zukunft“ gebe, welche die dritte oder vierte Hauptgeſtalt in der Entwicklung des Chriſtenthums ausmachen werde. Fichte, Schelling, Piper, Merz, Ullmann, von Bethmann-Hollweg haben dieſen Gedanken ausgeſprochen. Man hat namentlich die große Apoſteltrias: Petrus, Johannes und Paulus, oder vielmehr nach der dabei beliebten Ordnung: Petrus, Paulus, Johannes, dafür in vorbildlich-charakteriſirenden Anſpruch genommen; die katholiſche Kirche wurde als die petriniſche, die proteſtantiſche als die pauliniſche, die Kirche der Zukunft als die johanneiſche beſtimmt1)). Mich

---

1) Fichte's Ausſpruch datirt vom Jahre 1806 her. Schelling hat über die drei Apoſtel und die ihnen entſprechenden Kirchen in ſeinen Vorleſungen (Philoſ. der Offenbarung. Stuttgart u. Augsburg 1858) gehandelt. Profeſſor Piper hat auf dem Kirchentage zu Stuttgart 1857 mit der zu erwartenden Johanneskirche getröſtet; ſ. Verhandlungen S. 48. Merz („Armuth und Chriſtenthum.“ S. 88.) hat die „Menſchheitskirche des liebenden Johannes“ und den mit derſelben beginnenden neuen „Umlauf der Kirche“ verkündiget. Ullmann (Weſen des Chriſtenthums. Hamburg 1849) nimmt vier Hauptformen des Chriſtenthums an, als deren Ausdruck er die griechiſche, römiſche, proteſtantiſche und zukünftige Kirche nennt.

hat jene Apoſteltrias und ihre welt= und kirchengeſchichtliche Bedeutung längſt beſchäftigt, und noch ehe ich mich mit Schelling's Vorleſungen, wo darüber ausführlich gehandelt wird, bekannt gemacht, habe ich die Sache in meiner Art zu faſſen geſucht, ſo wie es ſich in der Kürze ſchon in der 1858 zu Münſter erſchienenen „dreifachen Krone Roms" kund gegeben hat. Als ich ſpäterhin die ſehr geiſtreiche, ſcharfſinnige und in demſelben Maaße auch blendende und gefährliche Erörterung Schelling's las, drängte es mich, die mir eigene Faſſung in neuer, ausgeführter Weiſe zu Papier zu bringen. Glaubte ich doch eine ganz andere, objectivere, zwangloſere und conſervativere Conſtruction gefunden zu haben! Die Abhandlung ſollte in zwei Theile zerfallen, in einen poſitiv entwickelnden und beſtimmenden und in einen polemiſchen, beſonders wider Schelling gerichteten. Hier erſcheint nun der erſte, der auch ſchon ſo für ſich exiſtiren kann; der zweite mag unter begünſtigenden Umſtänden ein anderes Mal folgen. Die poſitiven Aufſtellungen ſind die Hauptſache; doch habe ich hier ſchon zum Theil auf Schelling Rückſicht genommen. Meine Anſicht geht dahin, daß allerdings

---

Der preußiſche Miniſter von Bethmann=Hollweg ſagt (Gelzer's Monatsblätter 1858. Bd. II. S. 126.): „Den Apoſteln Petrus und Paulus, deren jeder ſeine Kirchenzeit gehabt, muß Johannes folgen" u. ſ w. Vergl. Döllinger, „Kirche und Kirchen" S. 478 ff. u 484.

etwas ſehr Wichtiges und Weſentliches zu erwarten ſei, aber nicht als neue, beſondere Confeſſion und Kirche, ſondern als eine neue Lebens- und Entwicklungsphaſe der katholiſchen Kirche ſelbſt, wobei mir aber Paulus und nicht Johannes als apoſtoliſcher Repräſentant des dritten Momentes und Zeitraumes gilt. Das Vorzutragende gründet ſich auf ein Natur und Geſchichte umfaſſendes triadologiſches Syſtem, oder iſt vielmehr ein Theil deſſelben und geht zuletzt und zuhöchſt auf die drei Momente (Hypoſtaſen) der Trinität zurück, die ſich ſo deutlich und bedeutungsvoll in den drei großen Apoſteln der chriſtlichen Urzeit ſpiegeln. Petrus nämlich iſt der beſondere Repräſentant des Vaters; Johannes vertritt den Sohn; Paulus iſt der Apoſtel des Geiſtes; und unſere Zeit ſammt den mit ihr zuſammengehörigen Folgezeiten hat die Beſtimmung, die ſpecielle Periode und welthiſtoriſche Ausprägung dieſes, des pauliniſch-pneumatiſchen Momentes zu ſein. Die proteſtantiſche Entwicklung kann ich nicht dafür gelten laſſen, weil ſie ſo vorherrſchend, ja ausſchließlich negativer und deſtructiver Art iſt und weil ich etwas Poſitives im Sinne habe, wozu es dieſelbe nie gebracht hat und auch wohl nie bringen wird. Paulus hat, wie es die Abhandlung näher erörtern wird, durchaus keine Zerreißung, keinen Abfall gewollt; und man handelt daher keineswegs in ſeinem Geiſt und Sinn und kann ſich nicht auf ihn berufen, wenn man ſo leidenſchaftlich zertrümmert und zerſtört, wie die Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts gethan, und wenn man ſo wenig, wie im Ganzen noch jetzt, die Einheit und den Frieden will. Die „Johanneskirche," von der man ſpricht, erinnert an freimaureriſche Ideen, Symbole, Feſte und Tendenzen; und ſchon deßhalb iſt die Sache für einen guten Chriſten bedenklich genug[1]). Sei es aber auch, daß dieſe Bezeichnung einen ächt chriſtlichen und johanneiſchen Sinn habe, ſo iſt dagegen doch Folgendes zu ſagen.

Ein wahres, vollſtändiges, unzerſtückeltes Chriſten- und Kirchenthum muß alle die drei in Rede ſtehenden Momente in ſich enthalten und entwickeln, darf keines derſelben entbehren oder vernachläſſigen, kann nur als dieſes dreifach gegliederte Eine und Ganze genügen und auf eine die Stürme der Weltgeſchichte beſtehende Dauer Anſpruch machen. Eine johanneiſche Kirche für ſich allein iſt ein ebenſo verfehlter Gedanke, als eine ausſchließlich petriniſche oder pauliniſche wäre. Wohl aber kann es zu verſchiedenen Zeiten, und verſchiedenen Stimmungen und Bedürfniſſen der Menſchheit und Chriſtenheit gegenüber, auf die beſondere Hervorhebung und Entfaltung eines jener Momente ankommen.

Zu unſerer Zeit nun handelt es ſich *vorzugsweiſe* weder um die Erhaltung der Einheit in Lehre und Cultus vermöge einer oberſten kirchlichen Spitze

---

1) Vergl. hierüber unſer vorhergehendes Manſardenheft S. 151. 170 ff. 199 ff.

und Autorität, noch um die Bethätigung ethiſcher Gemüths- und Thatkraft, namentlich des, wiewohl ſtets ſo höchſt wichtigen und weſentlichen Liebesprincips, an welchem mir gewiß nicht weniger, als irgend einem Andern gelegen iſt [1]. Es handelt ſich um denjenigen Grad und diejenige Form der Einſicht und Erkenntniß, deren wir bedürfen, um in den heutzutage beſtehenden geiſtigen Kämpfen zu ſiegen, und ohne welche auch die beiden anderen Principien in ihrer geſchichtlichen Erſcheinung, Geltung und Energie gefährdet ſind und auf's Verhängnißvollſte hinzuſiechen und zu verkommen drohen. Schon werden die auffallendſten Klagen und Zugeſtändniſſe über den gegenwärtigen rathloſen Zuſtand der Dinge laut; ſchon gibt ſich die Furcht vor völligem Ruine kund, und nur ein deus ex machina, glaubt man, vermöge die Verwirrung zu löſen. Was helfen und retten kann, iſt nach meiner Anſicht nur Eines: Geiſt, Gedanke, Einheit des Glaubens und der Wiſſenſchaft. Das iſt das große pauliniſche Princip, welches zwar immer da geweſen, welches der Kirche nie gemangelt hat, welches ſich namentlich ſchon auf das Merkwürdigſte bei den ſogenannten

---

[1] Ich habe dies namentlich in meinen marianiſchen Liedern und Legenden und in meinem zweiten Manſardenheft gezeigt, wo jenes Princip nach dem Vorgange des von mir unendlich verehrten heil. Franz von Aſſiſi über die ganze Schöpfung ausgedehnt erſcheint.

Kirchenvätern und Scholaſtikern hervorgethan, welches aber in *ganz beſonderer* Form und Fülle *gegenwärtig* hervorzutreten hat. Das iſt denn auch der wahre Sinn der in unſeren Tagen ſich ausſprechenden Sehnſucht, Meinung und Hoffnung, die einer neuen Ausgießung des heiligen Geiſtes, als einem nicht mehr zu entbehrenden rettenden und zurechtbringenden Vorgange, entgegenſieht[1]. Ohne den Geiſt von oben wird das zu vollbringende Werk allerdings nicht möglich ſein; nur hat man ſich die Sache nicht in der Geſtalt einer ekſtatiſchen Erregung und Geiſteserfüllung zu denken, welche die Arbeit des Denkens und Forſchens unnöthig macht. Sehen wir doch ſchon bei Paulus, welcher den Erhebungen und Begeiſterungen, den unmittelbaren äußeren und inneren Anſchauungen des Urchriſtenthums noch ſo nahe ſtand, und ſelbſt noch in ſo hohem Grade daran theilnahm, ein Gähren und Ringen, dem nicht Alles ſo rein und einfach nur geſchenkt iſt, wie dem autonomiſch wiſſenden und beſtimmenden Petrus und dem ſeheriſch erkennenden und das ſo Erkannte ruhig ausſprechenden Johannes; tritt uns doch ſchon hier ein Mann entgegen, der nicht mehr zu den Ungelehrten und Unmündigen gehört, denen die evangeliſchen Kunden zunächſt mitzutheilen, die göttlichen Myſterien in erſter, anfänglicher Weiſe zu enthüllen waren, der vielmehr in alle Weisheit der damaligen Zeiten eingeweiht war, der nicht nur den Glauben zu predigen, ſondern auch zu „überzeugen“ wußte[1]), und der es, mit ſolchen

---

[1] Auf dem Kirchentage zu Berlin ertönte der Ruf: „Keine Rettung ohne eine neue Ausgießung des Geiſtes.“ Auf Kanzeln und in Schriften kommen ähnliche Aeußerungen vor; man könne, heißt es, ohne ein zweites Pfingſtfeſt nicht länger beſtehen. Auch *Delitzſch* (Erlanger Zeitſchrift für Proteſtanten 1858. S. 305) ſpricht das Bedürfniß einer neuen Geiſtesergießung von oben aus. *In England ſind eigene Gebetsvereine dafür geſtiftet* — ein in der That rührendes Phänomen. Man hat dagegen eingewendet, „daß eine ſolche Wiederholung des Pfingſtereigniſſes weder in der Schrift verheißen, noch in dem achtzehnhundertjährigen Beſtand der Kirche jemals eingetreten, begehrt oder gehofft worden ſei.“ Darauf ließe ſich antworten, daß ſie aber doch *jetzt* begehrt und gehofft werde, und daß dies doch wohl ſeinen Grund und ſeine Bedeutung haben müſſe. Ferner iſt nicht bloß das „Pfingſtereigniß“ im Auge zu haben; denn das Factum begegnet in der Apoſtelgeſchichte auch ſonſt noch, wie Cap. 4, 31. 10, 44 ff. 11, 15 ff.; woraus erhellt, daß es nicht als ein bloß einzelnes daſtehen und damit ein- für allemal abgeſchloſſen ſein ſollte. Bei der Cap. 4. beſchriebenen Erſcheinung bebt der Verſammlungsort; Cap. 10. werden die noch ungetauften Heiden des Geiſtes voll. Man wird auch ſchwer-

---

lich behaupten können, daß die geſchichtliche Entwicklung des Chriſtenthums bereits in vollem Maße zu Tage gefördert, was Chriſtus von dem Geiſte ſagt, den er ſenden werde und der uns in alle Wahrheit leiten ſolle. Welche Modification und Berichtigung jener Erwartung übrigens mir ſelbſt nöthig ſcheint, iſt oben im Texte angegeben.

[1]) „Und er redete in der Synagoge (zu Korinth) an jedem

Eigenſchaften ausgerüſtet, wohl wagen durfte, den Marshügel zu Athen zu betreten und zu dem lebens- und geiſtvollen Griechenvolke — nicht ohne obligate Anführungen aus deſſen Literatur — zu reden[1]). Es ſind auch jetzt wieder Apoſtel nöthig, die ſich auf's „Ueberzeugen," auf's poſitiv geiſtige Ueberwinden und Gewinnen entfremdeter Seelen und ſtolzer, verachtender Geiſter legen, die auch unſeren neuheidniſchen Marshügel in eine Kanzel verwandeln und von da herab mit zugleich chriſtlicher und griechiſcher Weisheit ſprechen — was man ihnen, wenn ſie auftreten ſollten, doch ja nicht engherzig wehren oder erſchweren wolle! Denn wir befinden uns nicht mehr in Galiläa, nicht einmal mehr in Jeruſalem, ſondern in Athen[2]), und haben dieſem eigen-

---

Sabbath und überzeugete Juden und Griechen." Apoſtelgeſchichte 18, 4. „Er ging (zu Epheſus) in die Synagoge und lehrete freimüthig, und drei Monate hindurch redete er und überzeugete vom Reiche Gottes." Daſ. Cap. 19, 8.

[1]) Apoſtelgeſch. 17, 21. „Sämmtliche Athener aber und die ſich daſelbſt aufhaltenden Fremdlinge waren zu nichts Anderem aufgelegt, als etwas Neues zu reden und zu hören. Paulus trat nun mitten auf dem Marshügel auf und ſprach: „Atheniſche Männer" u ſ. w. „Wie denn auch einige von eueren Poeten geſagt haben" u. ſ. w.

[2]) Profeſſor Wurm, ein ehemaliger College von mir, leitet ſeine Gedichtſammlung mit den Worten ein:

„Und wenn ich weil' im Oſtbezirke,
Und finde dieſe Fabeln ſchön —

thümlichen Zeitumſtande die gehörige Rechnung zu tragen. Jede welt- und kirchengeſchichtliche Periode hat ihren eigenen Charakter, Geiſt, Sinn und Bedarf. Das zu erkennen und darnach zu handeln, iſt weiſe und führt zum Heil; das Gegentheil iſt beſchränkt und ruft das Verderben herbei. Als der heil. Franz von Aſſiſi erſchien, handelte es ſich gerade um das, was dieſer Mann wollte, und wozu ihn Gott erweckt und begeiſtert hatte. Man war nicht ſofort geneigt, darauf einzugehen. Innocenz III. hatte ſogar die Gründung eines neuen Ordens unterſagt[1]). Aber der Papſt ſah im Traume, wie der Lateran zuſammenbrechen wollte und wie Franz dem Einſturz wehrte. Er war der Retter, der ſpecielle Meſſias ſeiner Zeit. „Geh, Franz, und ſtelle mein Haus wieder her, das, wie du ſiehſt, zerfallen will!“ So lautete bekanntlich der an ihn ergangene göttliche Ruf[2]). Wir haben einer anderen Erſcheinung,

---

Meint nicht deßhalb, ich ſei ein Türke!
Ich bin ein Bürger von Athen.“

Ueber die Bedeutung zu ſprechen, welche das Studium des klaſſiſchen Alterthums für die ganze neuere Bildung und Geiſtesentwicklung gehabt, wäre Zeitverſchwendung. Das ganze Zeitalter wurzelt in dem wieder auferſtandenen griechiſchen Princip.

1) Alzog, Kirchengeſchichte. Mainz 1860. S. 599.

2) Corporeis audivit auribus ter dicentem: Francisce vade et repara domum meam, quae, ut cernis, tota destruitur! St. *Bonavent.* vita Sancti Francisci c. 2.

die das unſerer Periode Entſprechende zu leiſten berufen und befähigt ſein wird, entgegen zu ſehen[1]).

---

1) Merkwürdig iſt, wie ſich die „hiſtoriſch-politiſchen Blätter“ (Bd. 48. Heft 6. München 1861. S. 546 f) in Beziehung auf die von Niedermayer angeregten Verhandlungen über die katholiſche Preſſe äußern. „Es iſt,“ heißt es hier, „aller Ehre werth, daß Herr Brinkmann zwar von allſeitiger Uebereinſtimmung, Feſtigkeit und Entſchiedenheit als den Eigenſchaften ſpricht, welche der katholiſchen Preſſe nöthig ſeien, nicht aber von „„katholiſcher Politik.““ Andererſeits meint er aber: das Wort katholiſch ſchließe den Begriff: conſervativ ſchon in ſich ein und ſomit werde die katholiſche Preſſe ſtets und immer auch eine conſervative Richtung zu verfolgen haben. Auch damit iſt indeſſen Wenig geſagt und Nichts geholfen; denn wer ſoll uns nun die nur allzu begründete Pilatus-Frage unſerer Tage löſen: was denn „„conſervativ““ ſei? Allerdings wäre es eine Politik nach den ewigen Principien des Rechts und der Autorität; aber wo finden wir ſie in der Wirklichkeit des öffentlichen Lebens? Welche Regierung verfährt noch in ihrem Namen? Welche Partei hat ſie unzweifelhaft auf ihrer Seite? Wo iſt die Macht zu ihrem Schutze und zu ihrer richtigen Anwendung auf die ſtaatlichen und ſocialen Probleme der Gegenwart? Der Glaube in der Kirche gibt nur den perſönlichen Maßſtab, die Welt aber hat Beides aufgegeben, und die bloße ſtete Verneinung ihres Treibens kann am Ende doch auch keine „„conſervative““ Politik ſein. Alles, was Recht und Autorität in der politiſchen Welt heißt, iſt zur reinen Abſtraction geworden, und es kann ein Menſchenalter vergehen, ehe wieder eine Verleiblichung des Begriffs entſteht und man

Die Abhandlung, wozu dieſe Bemerkungen einleiten ſollen, iſt im Intereſſe des petriniſchen Princips geſchrieben, ſofern daſſelbe das der unzerreißbaren kirchlichen Einheit iſt; denn ſie ſetzt ſich, wie bemerkt, jener philoſophiſchen Conſtruction der Welt- und Kirchengeſchichte entgegen, die aus den drei apoſtoliſchen Principien eine hiſtoriſche Reihenfolge von eben ſo viel geſonderten Kirchen ableitet, und der letzten, die erſcheinen ſoll, die anderen als antiquirte, fortan bedeutungs- und intereſſeloſe Formen, opfert. Unſere Auffaſſung ſetzt Alles in die eine, ungetheilte Kirche ſelbſt hinein; ſo', daß das Beſondere nur deren verſchiedenartig gegliederten, aber ſtets einheitlichen und in ſeiner Beſonderung mit ſich identiſchen Organismus bildet.

---

wieder ſagen kann, was wirklich „„conſervativ““ ſei. Die Zeit iſt vorbei, wo man ſich nur an irgend eine Regierung anzulehnen oder öſterreichiſch geſinnt zu ſein brauchte, um als conſervativ zu erſcheinen. Auch die alten ſich ſo nennenden Parteien ſtehen ſämmtlich an den Grenzen ihrer Möglichkeit, geſchweige denn, daß es Eine große Partei dieſer Art gäbe. Eine conſervative Partei hat ſich aus dem gewaltigen Uebergangsproceß der Gegenwart erſt wieder herauszubilden. Inzwiſchen iſt Alles Zerrüttung, Begriffsverwirrung, bodenloſer Zerfall, bis Der kommen wird, welcher die Miſſion von Oben hat, ein ſchöpferiſches Werde in das Chaos zu rufen. Bis dahin ſchwebt, die Wahrheit zu ſagen, unſere ganze Publiciſtik in der blauen Luft."

Eben deßhalb aber muß ſie auch eine tüchtige, genügende, ja großartige und impoſante Entwicklung des pauliniſch-pneumatiſchen Momentes fordern. Denn wenn eine ſolche in der katholiſchen Kirche ausbliebe oder, als unſtatthaft, gewaltſam ausgeſchieden würde, ſo müßte ſich bei dem nicht zu dämpfenden progreſſiſtiſchen Hang und Drang unſerer Zeitperiode allerdings wieder eine beſondere Kirche bilden, und um die große katholiſche Einheit wäre es geſchehen; oder die pauliniſche Kirche müßte auch wieder das johanneiſche und petriniſche Princip in ſich ſetzen und entfalten, und das wäre dann ein neuer Katholicismus im Unterſchiede von dem alten, der dann, des zur Zeit weſentlichſten Elementes beraubt, allerdings nur noch eine ſtarrende Ruine der Vergangenheit wäre. Paulus darf nicht verbannt, der Geiſt nicht gedämpft werden, wie eben dieſer Apoſtel 1 Theſſal. 5, 19. lehrt. Sich an dem heiligen Geiſte zu vergehen, wird als die größte und unverzeihlichſte aller Sünden bezeichnet; und dieſer würde man ſich ſchuldig machen, wenn man ſich den zu erwartenden Manifeſtationen deſſelben aus unlauteren menſchlichen Motiven, wenn auch unter dem Vorwande, für Gott und Kirche zu eifern, feindlich entgegenſetzte. Man würde eine noch größere Schuld auf ſich laden, als die alte jüdiſche Kirche durch die Ausſtoßung und Austilgung des Gottmenſchen auf ſich lud, und würde ſich dann ohne Zweifel auch ein entſprechendes Schickſal zuziehen. Davor erlaube ich mir, im eigenen Intereſſe der mir gewiß eben ſo heiligen und theuern Kirche Diejenigen zu warnen, welche derſelben zu dienen glauben, indem ſie nur einſeitig das petriniſche Princip betonen und verfechten — ein Fehler, der zur Folge hat und der es zu rechtfertigen ſcheint, wenn die katholiſche Kirche als die ſo ausſchließlich *nur* petriniſche betrachtet und verurtheilt wird. Die Kirche hat ein Abbild der *Trinität* zu ſein; darum trägt ihr erſter und höchſter Repräſentant eine *dreifache* Krone, die wir uns ſorgfältig hüten wollen, in eine *zweifache* oder gar *einfache* zu verwandeln. Es wäre dann ſchließlich auch um die einfache gethan; denn Papſt und Kirche können nur *triadiſch* oder *gar nicht* exiſtiren, zumal in einer Zeit, wie die gegenwärtige iſt. Wenn dieſe das erſte und oberſte Princip, wie es ſich in der päpſtlichen Autorität darſtellt, ſo grimmig haßt und ſo angelegentlich zu vernichten ſtrebt1), ſo iſt es ganz vorzüglich darum, weil dieſes Princip ein Feind des dritten zu ſein ſcheint; und dieſen Schein und ſeine Möglichkeit müſſen wir, um

---

1) „Die katholiſche Kirche, wir dürfen es uns nicht verhehlen, iſt bei Vielen ein Gegenſtand, deſſen *Name* ſchon Furcht, Widerwillen, Abſcheu, ja den bitterſten Haß erweckt.“ P. *Karl vom h. Aloys*, Karmelitenprior in Würzburg, Statiſtiſches Jahrbuch der Kirche, Regensburg 1860. S. 200.

uns mit der Gegenwart zu verſtändigen und auszuſöhnen, gründlich zu tilgen ſuchen.

Es gähnt eine ungeheuere Kluft; eine Rieſenbrücke wäre zu bauen; noch aber fehlt jede Art von Vermittlung und jede Möglichkeit der Ausgleichung ſo feſtgewordener Gegenſätze und ſo eingewurzelter Antipathien und Zwietrachten. Wir ſelbſt wiſſen nicht, wie groß unſer Reichthum, wie viel Sinn, Geiſt und Gehalt bei uns zu entdecken iſt und zu entwickeln wäre; wie ſollen wir es Anderen klar machen, wie eine ſo feindliche und vorurtheilsvolle Welt dadurch in ein achtungsvolles Erſtaunen verſetzen? Wer ſieht und ſagt z. B., welche wundervolle Symbolik in unſeren alten, der modernen Bildung und Aufklärung in ſo hohem Grade entfremdeten, ja anſtößigen Heiligengeſchichten und Legenden enthalten iſt? — Ich will, um nur einen einzigen Fall der Art zu erwähnen, eine die hier zu erörternden Dinge ganz nahe angehende Tradition zur Sprache bringen.

Zu Reggio, dem alten Rhegium, befindet ſich eine Kirche am Meere und auf dem Altare derſelben ein Säulenfragment, deſſen Verehrung auf folgendes Ereigniß zurückgeführt wird.

In den erſten Zeiten des Chriſtenthums kam hieher ein Schiff, das den h. Paulus am Bord hatte[1]). Eine

---

1) Vergl. Apoſtelgeſch. 28, 11. Nach drei Monden nun fuhren wir ab auf einem alexandriniſchen Schiffe, das auf der

Menge Menſchen war am Ufer verſammelt; der Apoſtel ergriff die Gelegenheit, zum Volke zu ſprechen. Er wird verhöhnt; man will Nichts von ſeinem Evangelium wiſſen; man hat etwas Beſſeres zu denken und zu thun, als ſich mit ſolchen Fabeln und Träumen zu befaſſen. Schon bricht die Nacht herein. Paulus zieht ein Stümpfchen Licht hervor und bittet, ihn nur ſo lange zu hören, als das Lichtchen brenne. Man lacht und willigt ein. Er zündet die Kerze an und ſtellt ſie auf eine Granitſäule, die zur Befeſtigung der Schiffe dient. Bald iſt ſie niedergebrannt und der Apoſtel, dem Geiſt und Herz ſo voll, hat erſt wenige Worte geſprochen. Siehe, da fängt die Säule zu brennen an und wird zur lodernden Fackel, welche taghell und herrlich die ganze Scene beleuchtet. Man ſtaunt, man hält den Prediger für einen Götterboten, man verlangt ſeinen Unterricht. Paulus bekehrt und tauft eine Anzahl der Anweſenden und läßt ihnen den Stephan von Nicäa, ſeinen Gefährten, zum Biſchof zurück. Rhegium nimmt das Chriſtenthum an und errichtet am Orte des Wunders ein Heiligthum. Noch immer wird daſelbſt, wie bemerkt, ein Stück von jener Säule bewahrt, auch

---

Inſel (Melita) überwintert hatte und die Dioskuren als Zeichen führte. Und wir liefen zu Syrakus ein und blieben zwei Tage. Von dannen ſchifften wir herum und gelangten gen Rhegium, und da ſich am nächſten Tage Südwind erhob, kamen wir den zweiten Tag nach Puteoli u. ſ. w.

eine am Orte allbekannte Hymne geſungen, wo die wunderbare Reliquie in folgender Weiſe angeredet wird:

„O Säule, die du edeler,
Als Goldgepräng und Glanzjuwel;
Koſtbarer, als die feurige,
Die einſt geleitet Iſrael!“

u. ſ. w. [1]).

Man ſieht leicht, wie trefflich dies in unſeren Zuſammenhang paßt, wie ſchön wir das in unſerem Sinn auslegen können und wie nahe eine ſolche Deutung liegt. Paulus, als dieſer große urchriſtliche Träger und Vertreter des geiſtigen Princips, iſt der Erleuchter, der Lichtbringer, Phosphoros, Lucifer, aber nicht der gefallene, gottfeindliche einer bloß negativen Verſtändigkeit und Vernünftigkeit, ſondern der einer himmliſchen Gnoſis und Sophia, welche herrlicher und tröſtlicher als jene iſt, welche Alles mit ihrem Glanze zu erfüllen und dadurch Alles zu überwinden, zu verſöhnen und zu gewinnen vermag. Dieſer Gnoſis und Sophia bedürfen wir heutzutage in eminentem Maß und Grade und in neuer Form und Darſtellungsweiſe, in der Sprache unſerer Zeit und Wiſſenſchaft ausgedrückt und glänzend geltend gemacht. Wie die Sachen jetzt noch ſtehen, iſt ſie nur noch ein Lichtſtümpfchen, das den

---

[1]) *Marafiotti* in chronic. Calabriae lib. I. c. 20. *Giovan. Angel. Spagnuolo* de rebus Rheginis lib. IV. c. 2.

Hohn der Menge erregt. Aber auch der Granit wird brennen, und die Säule Rhegiums lodernd und leuchtend die ganze Welt erhellen. —

So viel über den hauptſächlichſten Theil der in dieſem Hefte erſcheinenden Abhandlungen. Die übrigen Aufſätze bedürfen keiner einzelnen Bevorwortung. Und ſo mögen denn auch wieder dieſe, wenn auch meine Anſicht offen und unverhohlen ausſprechenden, doch durchaus nur auf's Beſcheidenſte und Anſpruchloſeſte gemeinten Darſtellungsverſuche, die man wenigſtens als fermenta cognitionis gewähren laſſen möge, der freundlichen und nachſichtigen Beachtung denkender und wohlgeſinnter Leſer empfohlen ſein.

◆

Inhalt.

Seite

I. Triadologiſche Studien. Namentlich zur Charakteriſirung der drei großen Apoſtel: Petrus, Johannes und Paulus, und zur Beſtimmung der kirchlichen und allgemein geſchichtlichen Entwicklungsperiode, der wir entgegen gehen 1

II. Ueber warnende und rettende Vorgefühle, Vorgeſichte u. ſ. w. 79

III. Der Wahnſinn 93

IV. Die Macht der Vorſtellung und der mit ihr verbundenen Gemüthsbewegung 103

V. Diätetiſche Bemerkungen 115

VI. Ueber eine neue Myſtik, Mythologie und Wunderſage, die ſich mitten im Reiche moderner Vernunftbildung und Aufklärung entwickelt 118

VII. Myſteriologiſche Studien. Fortſetzung . . . 131

A. Die Apharetiden, die Söhne des Staubes, und die apolliniſche Geiſtreligion 133

B. Proteus 139

Seite

C. Ueber die Viſionen der gottſeligen A. K. Emmerich, ſofern ſie dem in dieſen Heſten Vorgetragenen zur Beſtätigung dienen. Herodianer und Freimaurer 144

D. Die Loge in China. Zu S. 285 ff. des IV. Heſtes. Nebſt einem Blicke auf die Geheimbünde Amerika's 154

1.

Triadologiſche Studien.

Namentlich zur Charakteriſirung der drei großen Apoſtel Petrus, Johannes und Paulus und zur Beſtimmung der kirchlichen und allgemein geſchichtlichen Entwicklungsperiode, der wir entgegen gehen.

1.

Das Chriſtenthum zeichnet ſich vor allen anderen Religionen durch ſeine triadiſche, dreiheitlich beſtimmte Natur und Lehre aus, wie ſich dieſelbe ſo charakteriſtiſch vor Allem im Trinitätsdogma und den daſſelbe praktiſch und gottesdienſtlich anwendenden Formeln und Riten zu erkennen gibt. „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet ſie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.“ Matth. 28, 19. Fides catholica haec est, ut unum deum in trinitate et trinitatem in unitate veneremur. *Symb. Athanas.* Funis triplex non rumpitur, quae est trinitatis fides, ex qua dependet et per quam sustinetur omnis ecclesia. *Orig.* in Exod. hom. IX. n. 3. „Die ganze chriſtliche Kirche,“ ſagt Sailer[1]), „iſt weiter Nichts, als ein ſtets fortſchallendes und alle Welt durchhallendes Bekenntniß des dreieinigen Gottes. Dieſen hochheiligen Namen, nämlich den Einen: Gott Vater, Sohn und Geiſt, verkündet die Kirche durch den Mund ihrer Prediger; in dieſem hochheiligen Namen taufet ſie die Kinder; in dieſem hochheiligen Namen ſtärket (confirmirt) ſie die Gläubigen; in dieſem hochheiligen Namen ſpricht ſie die reumüthigen Sünder von ihren Sünden los; in dieſem hochheiligen Namen ſegnet und vereiniget ſie am Altare Mann und Weib zu Einem Ehepaare; in dieſem hochheiligen Namen ölet ſie den Kranken zu dem letzten Kampfe; in dieſem hochheiligen Namen weihet ſie ihre Diener, die Prieſter, zu ihrem heiligen Amte ein; in dieſem hochheiligen Namen fängt ſie täglich den Gottesdienſt an; in dieſem hochheiligen Namen erneuert ſie täglich das Opfer Chriſti am Kreuze und ſpendet aus den Leib und das Blut unſeres Herrn." Beim Segnen wird Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger ausgeſtreckt, während die anderen gekrümmt ſind — ebenfalls eine Andeutung der Dreieinigkeit, in deren Namen und Kraft geſegnet wird. Es gibt Dreieinigkeitskirchen; es gibt ein Feſt der Dreieinigkeit. Wie tief und bedeutungsvoll dieſe Thatſache auch in den Augen des Denkers zu erſcheinen vermag, welch' unendliche Fülle von Wahrheit und Erkenntniß in dieſem Dogma verborgen', was Alles darin zu entdecken und daraus zu entnehmen iſt, das einzuſehen liegt nicht nur der davon nicht eine Ahnung habenden Glaubensloſigkeit fern; auch die gläubige Welt, ſo hoch ihr jenes Dogma ſteht und ſo wichtig es ihr in ſpeciell chriſtlicher und kirchlicher Beziehung erſcheint, iſt darüber noch nicht in jeder Rückſicht klar; auch dem chriſtlichen Philoſophen und Theologen dürfte ein unausgeſetztes gründliches Studium dieſes größten, umfaſſendſten, in der Tiefe und dem Reichthume ſeines Inhaltes und ſeiner Anwendbarkeit unerſchöpflichen, für jedes Zeitalter ein neues, beſonderes Intereſſe darbietenden und daher immer neu zu behandelnden Thema's zu empfehlen ſein. Wohl haben ſich unſere vorzüglichſten und berühmteſten Denker bemüht, den Sinn und Werth der chriſtlichen Trinitätslehre in's Licht zu ſetzen. Soſern ſie aber doch nur darauf ausgingen, eine beſondere, mehr oder weniger abweichende und fremdartige Denkart und Anſicht darin abgeſpiegelt zu ſehen, und ſo der Sache einen eigenmächtigen und unnatürlichen Zwang anthaten, iſt das Problem durch ſie nicht wahrhaft gelöſt worden, und ſind ihre, wenn auch noch ſo geiſtvollen, Leiſtungen unbrauchbar und unfruchtbar geweſen. Allerdings iſt zu unterſcheiden, was das chriſtliche und kirchliche Bewußtſein und Leben an ſich und überhaupt für Forderungen ſtellt, was vor Allem als urchriſtliche Faſſung der Sache nachgewieſen werden kann, als ächte Fortbildung derſelben zu betrachten und als weſentliche Beſtimmung unabänderlich feſtzuhalten iſt, und was dagegen für eine eben auch nur ſubjective, particuläre und temporäre Darſtellung, gegen welche immerhin ein

---

[1]) Blicke des h. Paulus in die Tiefen der Weisheit. II. München 1813. S. 197.

Widerſpruch erlaubt, angeſehen werden darf und muß. Was die folgenden Erörterungen betrifft, ſo wollen ſie keineswegs für etwas abſolut Gewiſſes, Vollkommenes und Maßgebendes gelten; ihr Werth mag an und für ſich ein ſehr geringer, Manches vielleicht ebenfalls verfehlt und unzuläſſig ſein. Doch dürften ſie immerhin wenigſtens zu einem Anſtoß und Anlaſſe erneuten Denkens und Forſchens über den bezüglichen Gegenſtand zu dienen vermögen, namentlich, was die geſchichtliche, die Zukunft der Kirche betreffende Anwendung der chriſtlichen Triadologie betrifft. Das iſt der beſcheidene Grund, weßhalb ich mir dieſe Gedanken mitzutheilen erlaube. Sollte ich hie und da mit zu großer Beſtimmtheit und Entſchiedenheit zu ſprechen ſcheinen, ſo iſt dies nur als eine der Kürze und Bequemlichkeit wegen gewählte Ausdrucksform zu betrachten; Kritiken und Zurechtweiſungen von intelligenter und ſachverſtändiger Seite her werden mir nur willkommen ſein.

2.

Ich gehe zur näheren Entwicklung meiner Anſicht fort, für welche ſich die Sache folgendermaßen ſtellt.

Jene große dogmatiſche Trias enthält die Grundbeſtimmungen, nach welchen nicht nur das ganze Syſtem der chriſtlichen Anſchauungen und der chriſtlichen Lebensentwicklung, ſondern auch das ganze Reich des Daſeins und Werdens, die ganze ungeheuere Geſchichte des Weltalls, der Natur und der Menſchheit und das ganze dadurch zu Stande gebrachte natürliche und geiſtige Schöpfungs-, Erlöſungs- und Vollendungswerk gegliedert iſt. Deshalb iſt ſie auch nicht bloß als ein Gegenſtand des Glaubens und der in ihr beſonderes Gebiet eingeſchloſſenen Dogmatik und Theologie zu betrachten; ſie iſt eben ſo ſehr in philoſophiſcher Speculation und geiſtvoller Auffaſſung der Weltgeſchichte an ihrem Ort; ſie wird auch einer tiefer gehenden Naturforſchung nicht fremd bleiben dürfen. Wir werden ſie, wenn uns das Auge dafür geöffnet iſt, überall theils in einem ſinnvoll gruppirten Mit- und Nebeneinander gleichzeitiger Erſcheinungen, theils, bei ſucceſſivem Auftreten ihrer Momente, in einem hiſtoriſchen Nacheinander innerlich zuſammengehöriger, einander weſentlich ergänzender Phänomene ausgeprägt ſehen. Sie wird namentlich in gewiſſen Dreiheiten charakteriſtiſch unterſchiedener, äußerlich auseinanderfallender und doch im Grunde ſyſtematiſch verbundener, erſt zuſammen ein vollſtändiges Ganzes ausmachender Menſchenſtämme, Volksgeiſter und Nationalitäten, ſo wie einzelner Genien und hervorragender Perſönlichkeiten, die ſich ſo zu einander verhalten, zu erkennen ſein. Sie wird ſich in der dreiheitlichen Aufeinanderfolge ganzer großer Weltalter, und in dieſen wieder in der eben ſo beſchaffenen Succeſſion beſonderer Zeiträume und Entwicklungsformen präſentiren. Eine künftige Philoſophie der Geſchichte hat die

Aufgabe, dieſe Anwendungen zu machen, dieſe Gliederungen zu formiren und ſo den eigentlichen Zuſammenhang, Sinn und Zweck einer Menge jetzt noch unverſtandener Phänomene und Prozeſſe in's Licht zu ſetzen. Ein Anfang dazu iſt bereits in der „dreifachen Krone Roms" gemacht worden. In dieſem Sinne und Geiſte ſoll hier weiter vorgegangen werden, vornehmlich zu dem Zwecke, auf dieſem Wege den Schleier zu lüften, der auf unſerer nächſten geſchichtlichen Zukunft liegt, die eigenthümliche Natur und Beſtimmung der kirchlichen und allgemein menſchlichen Entwicklungsperiode, der wir entgegengehen, zu enthüllen und das derſelben zur Löſung zugetheilte Problem zu beſtimmen.

3.

Verſuchen wir es vor Allem, uns eine dem Zwecke dieſer Abhandlung entſprechende Vorſtellung von der Trinitätslehre zu machen.

Im „Vater" bringt ſich der chriſtliche Glaube eine unbedingte Priorität und Superiorität vor und über allem Erſcheinenden und Abgeleiteten zur Vorſtellung. Derſelbe iſt das abſolut Beginnende und Beſtimmende, deſſen Nachbild in der Menſchheit dasjenige iſt, was wir Original und Genie nennen; denn dies ſchöpft, als ſolches, unabhängig von Zeit, Umgebung, Erziehung, Geltung, Mode u. ſ. w. rein aus ſich ſelbſt, und bringt Neues, Unerhörtes und Ungeahntes zu Tage. Wo wir einen Strahl dieſer göttlichen Urkraft und Urmacht erblicken, da ſind wir entzückt, da beugt unſere Seele die Kniee. Und wie der Genius im Menſchen unerklärbar und unbegreiflich, ſo und in noch höherem Grade iſt es Gott in der Beſtimmung des Vaters, den man das abſolute Original und Genie nennen könnte; denn er läßt ſich aus nichts Anderem ableiten, was ſeine Vorausſetzung, ſein Grund, ſeine Bedingung, ſein Urſprung wäre. Er wird fons et principium divinitatis genannt; er behauptet auch in der göttlichen Trias den erſten und oberſten Platz und Rang; der Sohn, inſofern er „gezeugt“ iſt, der Geiſt, inſofern er „geſandt wird“ und „ausgeht,“ erſcheint uns ſchon nicht mehr als dies Allerprimitivſte und Urſprünglichſte; ſie nehmen aber, als mit dem Vater ein ungetrenntes Eins ausmachend, gleichwohl auch an der väterlichen Würde und Herrlichkeit Theil. So heißt es vom Logos: er war im Anfang, und war bei Gott und Gott ſelbſt. Joh. 1, 1. Das Verhalten des Vaters zur Welt, über und vor welcher er iſt, iſt ſpeciell das der Idee, der Vorbeſtimmung, des Rathſchluſſes, der προγνωσις, wie es ausgedrückt wird; man ſehe die Stelle 1 Petr. 1, 2., wo die drei Perſonen der Trinität genannt ſind und der Vater in ſeiner beſonderen Eigenſchaft als die prognoſtiſche Intelligenz erſcheint, während dem Sohne die Selbſtaufopferung zum Beſten der Welt, dem Geiſte die Heiligung als das eigenthümliche Amt und Werk dieſer göttlichen Mächte zugetheilt iſt [1]). Die eigenthümliche Sphäre des Vaters iſt die vor- und überweltliche, welche man als Himmel im Gegenſatze von Erde und Welt bezeichnet. „Unſer Vater, der du biſt im Himmel.“ Daſelbſt iſt zwar auch die Heimath des Sohnes, der aber ſeiner beſonderen Eigenſchaft nach vielmehr die von dorther in die Welt kommende, niederſteigende, hier ihr Werk vollbringende göttliche Perſönlichkeit iſt. „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen.“ — „Ich bin das Brod des Lebens, das vom Himmel herabgekommen.“ Joh. 26. 28. Cap. 6, 32 ff. 41 u. ſ. w. Der Vater ſteigt, als ſolcher, nicht von ſeiner Höhe herab; er thut es aber im Sohne, und wird ſo zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar in dieſem angeſchaut.

So wie nämlich in der Idee des Vaters die höchſte denkbare Hoheit und Herrlichkeit, die auch nie irgend eine Veränderung, einen Abbruch erleidet, zur Vorſtellung kommt, ſo wird in der des Sohnes die freie Herablaſſung, Selbſterniedrigung und Selbſtentäußerung des göttlichen Weſens erkannt. Chriſtus, heißt es, exiſtirte εν μορφῃ ϑεου, in der Form des göttlichen Seins; aber er achtete es nicht für einen Raub, d. h. für einen von ihm mit ſelbſtiſcher Ausſchließlichkeit feſtzuhaltenden Vorzug, Gott gleich zu ſein, ουχ ἁρπαγμον ἡγησατο το ειναι ισα θεῳ, ſondern er entäußerte ſich ſelbſt, nahm Knechtsgeſtalt an und ward von Anſehen wie ein Menſch erfunden; er demüthigte ſich und ward gehorſam bis zum Tode und zwar zum Kreuzestode. Phil. 2, 8 ff.[1]). Er ließ ſich aber nicht erſt zur

---

[1] Vergl. Epheſ. 3, 9–11. 2 Tim. 1, 9 f. Apoſtelg. 1, 7. Matth. 20, 23. Offenb. Joh. 4, 11 ꝛc.

---

[1]) Es iſt kläglich, wie man ſich mit dieſer Stelle geplagt und wie abſurd man ſie erklärt hat. Vergl. darüber Bisping, exegetiſches Handbuch zu den Briefen des Apoſtels Paulus. Münſter 1857. Bd. II. Abth. II. S. 170 ff. Beſonders machten die Ausdrücke μορφη und ἁρπαγμος Schwierigkeit. — Auch Schelling macht ſich viel damit zu ſchaffen, ſ. Philoſ. der Offenbarung II. S. 39—45. Er kommt weiterhin in der dreißigſten Vorleſung S. 157 ff. darauf zurück Der Ausdruck μορφη, Geſtalt, ſagt er, drücke keine Weſenseinheit aus; er pflege vielmehr das Gegentheil des Weſens zu bedeuten, wie gleich hier μορφη δουλου, Knechtsgeſtalt, bloß die angenommene, vorübergehende Form anzeige. Er findet in den Worten des Apoſtels einen Zuſtand ausgedrückt, wo der Sohn zwar der Form, aber nicht dem Weſen nach Gott geweſen, ſich in einem Zwiſchenzuſtande, dem einer vom Vater unabhängigen Herrlichkeit befunden, die er ſich aber enthielt, als eine bleibende an ſich zu reißen: ουχ ἁρπαγμον ἡγησατο. — Der Sinn iſt wohl dieſer: Chriſtus war urſprünglich nicht nur dem Weſen nach mit dem Vater Eins; er war auch der Form, μορφη, nach Gott und ſo dem Vater gleich. Dieſe Form vertauſchte er mit der Form des Nicht-Gott-Seins, der Menſchen- und Knechtsgeſtalt, ohne dem Weſen, der inneren Qualität nach aufzuhören, Gott und mit dem Vater Eins zu ſein: εκενωσεν ἑαυτον, er entblößte, entkleidete ſich ſelbſt ſeiner Herrlichkeit, ſeiner göttlichen Exiſtenzform, ſeiner Königsge-

Zeit der Erſcheinung Chriſti auf Erden von ſeiner Höhe herab; ſeine Selbſtentäußerung begann ſchon bei der Weltſchöpfung, wie Offenb. Joh. 13, 8. angedeutet, wonach das Lamm ſchon von Gründung der Welt an getödtet iſt. In Folge dieſer bis in den Anfang der weltlichen Dinge zurückreichenden Herablaſſung und Hingebung iſt der Sohn jenes ſchöpferiſche Wort, durch welches Alles ohne Ausnahme geworden und welches das Licht und Leben aller Dinge iſt, Joh. 1, 3 f. V. 9 ff.; ſo iſt er denn endlich auch der in Chriſto menſchgewordene Gott, der in dieſer Geſtalt leidende und ſterbende Gottmenſch und Weltheiland. In ihm hat die Gottheit die Richtung nach außen und unten hin eingeſchlagen und ſich ſo in zweierlei Weiſe manifeſtirt, erſtlich in der Natur, die dieſem Acte der göttlichen Selbſtnegation ihre leuchtende, lebende und blühende Pracht und Schönheit verdankt1), und dann im Men-

---

ſtalt, wie wenn ein Fürſt von ſeinem Throne ſteigt, ſein fürſtliches Gewand ablegt und als ein Untergebener, niedrig Geborener, Diener erſcheint, ohne jedoch aufzuhören, fürſtlicher Natur und Geburt zu ſein.

1) Die Richter des Martyrers Pionius: Quem deum colitis? Pionius: Hunc, qui coelum fecit et sideribus ornavit, qui terram statuit et floribus arboribusque decoravit, qui ordinavit circumflua terrae et maria statuta terminorum vel litorum lege signavit. Die Richter: Illum dicis, qui crucifixus est? Pionius: Illum dico, quem pro salute orbis pater misit. Pass. S. Pion. et socc. n. XXVII.

ſchengeſchlechte, welches ſich, um für ſich zu ſein, von ſeinem göttlichen Urſprung losgeriſſen hatte und dadurch der Fülle des inneren und äußeren Uebels anheimgefallen war, und welches davon durch einen neuen Act göttlicher Herablaſſung zu erlöſen und in neuer, vollendender Weiſe mit dem Göttlichen und Himmliſchen zu vermitteln und zu verknüpfen war.

Was endlich den Geiſt, das neuteſtamentliche πνευμα, als die dritte Hypoſtaſe der göttlichen Trinität betrifft, ſo findet hier die umgekehrte Richtung, die von unten nach oben Statt. Der Geiſt iſt nicht, wie der Sohn, das ſich abwärts in die Welt verſenkende und ſo den Negationen derſelben Preis gebende Licht- und Lebensprincip; er iſt die im Inneren und von innen heraus wirkſame, von unten nach oben hin emportreibende Potenz, welche macht, daß, wie ſich erſt Gott der Welt zum Opfer gebracht, ſo nun die Welt ſich Gott opfert, und in begeiſterter Liebe und heiliger Leidenſchaft ihre Freiheit und Eigenheit aufgibt, um ganz nur für und in Gott zu ſein. Das Ziel des Geiſtes iſt dies, die Welt in den reinen Aether des göttlichen Seins zu erheben, in den Schooß Gottes emporzutragen, in die urſprüngliche Monas, die abſolute Einheit des Vaters zurückzuverſetzen und auf dieſem Wege ſo innerlich, wie äußerlich zu läutern, zu reinigen, zu heiligen, zu verklären; ſein Werk die Wieder- und Neugeburt aller Dinge, eine zweite Schöpfung und ein neues ewiges Sein und Leben, in welchem aller Zwieſpalt des Weltlichen in und mit ſich ſelbſt getilgt, und welches die Seligkeit, die ewige abſolute Befriedigung iſt, nach welcher Gott und Welt begehrt [1]).

4.

Die autokratiſche Unbedingtheit und ideelle Vorbeſtimmung und Grundlegung des Vaters, dann der zum Behufe des Schaffens und Rettens mit freier Selbſtnegation thätige, hiebei aus der rein göttlichen (väterlichen) Sphäre heraustretende, niederwärts zur creatürlichen Objectivität und Aeußerlichkeit gerichtete Sohn, und drittens das ſich zur inneren, allgemeinen Seele der Dinge machende, ſie von innen heraus beſtimmende und bewegende, mit ihnen die rückwärts gehende Richtung zur abſoluten göttlichen Sphäre nehmende, ſo Alles umgeſtaltende, neuſchaffende und verklärende Pneuma oder Geiſtesprincip — das ſind die drei Momente und Potenzen, durch welche Alles vollbracht wird, was zu vollbringen iſt. Πραττεται παντα παρα του ϑεου και πατρος δι᾽ υἱου εν πνευματι. *Cypr.* de fide ad Reg. serm. II. n. 51.

Mehrere Kirchenlehrer und Dogmatiker haben ſich über das Verhältniß der drei Hypoſtaſen dahin erklärt, daß der Vater die beſchließende und anordnende, der Sohn die ausführende, der Geiſt die vollendende Potenz ſei. So Baſilius, indem er den Vater als die αιτια προκαταρκτικη, die voranfangende, den Sohn als die αιτια δημιουργικη, die demiurgiſche, eigentlich ſchaffende, den Geiſt als die αιτια τελειωτικη, die vollendende Urſache, oder den Vater als die αρχη των ολων μια, δι᾽ υἱου δημιουργουσα και τελειουσα εν πνευματι beſtimmt, Spir. S. XVI. n. 38. Vergl. *Greg. Naz.* or. XXXVIII. XLII.: το εννοημα εργον ην λογῳ συμπληρουμενον και πνευματι τελειουμενον. *Greg. Nyss.* ad Ablab.: Omnis actio ad creaturam a Deo perveniens, quae secundum varias notiones atque considerationes nomen accipit, a patre proficiscitur, et per filium progenitur et in spiritu sancto perficitur. *Joh. Dam.* fid. orth. II. 2.: κτιζει ὁ ϑεος εννοων, και το εννοημα εργον ὑφισταται λογῳ συμπληρουμενον και πνευματι τελειουμενον. Durch den Vater iſt die ſchöpferiſche Idee gegeben; durch den Sohn erhält ſie die Geſtalt der Realität, diejenige, welche ſie als Welt, Creatur, von Gott zu unterſcheidende Objectivität und Wirklichkeit hat; die pneumatiſche Vollendung aber beſteht darin, daß das vom Vater durch den Sohn Geſchaffene ganz wieder zu Gott zurückgebracht und in deſſen eigenſte Sphäre, die ſeiner abſoluten Einheit und Freiheit erhoben wird.

---

[1] „Und der Geiſt und die Braut ſprechen: Komm! Und wer es höret, der ſpreche: Komm! Und wer dürſtet, der komme, und wer will, der nehme vom Waſſer des Lebens umſonſt!“ Offenb. Joh. 22, 17.

Der Ausdruck Geiſt, πνευμα, spiritus im Trinitätsdogma iſt nicht in dem allgemeinen Sinne unſeres

Sprachgebrauches zu nehmen, nicht ſo, als wenn das Prädicat der Geiſtigkeit unter den drei Hypoſtaſen nur dieſer dritten, nicht auch der zweiten und erſten zukäme. „Gott iſt ein Geiſt und die ihn anbeten, müſſen es im Geiſt und in der Wahrheit thun.“ — „Der Herr iſt der Geiſt“ u. ſ. w. Geiſt in jenem allgemeinen Sinne iſt die ganze Gottheit und ſind alle Hypoſtaſen derſelben, der Vater, der Sohn und der Geiſt, den die Kirche als den heiligen bezeichnet. Aber im Vater hat der Geiſt die Beſtimmung der ſubjectiven Beziehung auf ſich und der ideellen Beziehung auf die weltliche Objectivität; im Logos oder Sohne wird die Gottheit zur realen Beziehung auf dieſe Objectivität, in welche perſönlich und ſubſtantiell eingegangen wird; durch den Geiſt in dem beſonderen Sinne der Trinitätslehre wird Alles wieder in das abſolute göttliche Subject zurückverſetzt, ſo daß die volle Ausgleichung von Subject und Object im größten, vollkommenſten und umfaſſendſten Sinne dieſer Ausdrücke zu Stande kommt.

5.

Es iſt leicht zu ſehen, wie ſich hier eine Art von Geſchichte bildet, wie ſie ihres Gleichen nicht hat. Suchen wir zunächſt einen Ueberblick der univerſellſten Art zu gewinnen, ſo werden wir den ganzen ungeheueren Verlauf des Vergangenen, Gegenwärtigen und Künftigen in drei den vorgetragenen triadiſchen Beſtimmungen entſprechende Perioden zu theilen im Stande ſein.

Was nämlich vor der realen Begründung und Entſtehung der gegenwärtigen Welt geweſen und vorgegangen, das fällt in das reine, noch ganz einheitliche und widerſpruchsloſe Gebiet des Vaters. Hier iſt Alles noch Gott, Himmel, Geiſt, und der Gegenſatz des Göttlichen und Weltlichen, des Himmliſchen und Irdiſchen, des Geiſtigen und Körperlichen exiſtirt noch nicht. Mit der Welt iſt dieſer Gegenſatz geſetzt, der ſich zum härteſten Widerſpruch forttreibt, und in dieſen Widerſpruch hineinzutreten und ihn durch dieſen Eintritt, dieſe Hingebung zu überwinden, iſt die Aufgabe des Sohnes. Dieſe Welt und Weltzeit iſt alſo diejenige, in welche die Erſcheinungen, Leiden, Thaten und Schickſale des Sohnes fallen; ſie iſt die ſpecielle Sphäre dieſer zweiten Hypoſtaſe. Die künftige Welt, die abſolute und ewige, welche Petrus als den neuen Himmel und die neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet, Paulus als diejenige bezeichnet, wo Gott Alles in Allem ſein wird, iſt die des Geiſtes, der, in umgekehrter Richtung wirkend, Alles, was mit Gott und Himmel zerfallen und in Gegenſatz getreten, in ſie zurückerhebt und zurückverſetzt und ſo die erſte widerſpruchsloſe Exiſtenzart wiederherſtellt, aber nicht in ihrer unentfalteten, welt- und lebloſen Einfachheit, ſondern um ein ganzes, großes, durch den Weltprozeß entwickeltes Reich von geſonderten und wieder in Eins zuſammengefaßten Exiſtenzen und Lebensformen reicher geworden.

6.

Zwiſchen den drei Perſonen der Trinität und den drei Dimenſionen der Zeit findet eine gewiſſe Analogie Statt, die ſich denkenden Männern längſt aufgedrängt hat. So ſagt Angelus Sileſius:

„Der Vater war zuvor; der Sohn iſt noch zur Zeit;
Der Geiſt wird endlich ſein am Tag der Herrlichkeit.“

Es iſt nicht zu läugnen, daß der Vater vorherrſchend den Charakter der Vergangenheit, ſo wie der Sohn den der Gegenwart, der Geiſt den der Zukunft trägt. Nur iſt das nicht ſo zu verſtehen, als ob der Vater durch den Sohn, der Sohn durch den Geiſt entthront und verdrängt würde, wie man ſich im Alterthum gewiſſe Succeſſionen von Weltaltern und Götterherrſchaften dachte. Als etwas wirklich Vergangenes liegt hinter der gegenwärtigen Art von Exiſtenz und Entwicklung nur das ganz einfache Reich des Vaters, in welchen ſelbſt Sohn und Geiſt noch als Potenzen eingeſchloſſen und eingehüllt ſind, und ihres beſonderen Hervortretens, Amtes und Werkes im kosmogoniſchen Weltprozeſſe harren. In dieſem ſpielt ohne Widerrede der Sohn, der Logos, durch welchen Alles wird, die erſte Rolle, wobei der Vater, als ſolcher, in den Hintergrund tritt, der Geiſt ſich als „ausgehender, kommender“ verhält und als der Herr der Zukunft erſcheint. Sein Ausgehen, Kommen, Herrſchen hat aber nur die Bedeutung der Rückkehr zu dem Vater und ſeinem Reiche, in welches Alles erhoben und wieder umgewandelt werden ſoll. Und inſofern iſt der Vater, wie der Anfang, ſo auch das Ende, ſeine Vergangenheit wird zuletzt wieder zur Gegenwart; in dieſe geht Alles auf und die Zeit, als dieſe Form des kosmogoniſchen Weltprozeſſes, hat aufgehört.

Er iſt ganz insbeſondere das dritte Moment der Trinität, das Geiſtprincip, das unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt, inſofern wir bei dieſen Erörterungen darauf ausgehen, den Blick in die Zukunft zu eröffnen, deren wirkende und herrſchende Potenz dieſes Princip iſt. Hiebei iſt auf den ſcheinbaren Widerſpruch aufmerkſam zu machen, daß der Geiſt, als dieſes bibliſche und kirchliche πνευμα, immer da iſt und immer wirkt und doch immer zugleich als kommend und künftig beſtimmt wird. Es iſt dies aber im Grunde kein Widerſpruch; denn das Ausgehen und Kommen des Geiſtes geht durch den ganzen Weltprozeß hindurch und vollbringt ſich in einer ganzen Reihe und Stufenfolge von ſucceſſiven Offenbarungen und Erſcheinungen, ſo daß dieſes Princip in unvollkommnerer Weiſe immer da ſein, in vollkommnerer aber immer noch zu erwarten ſein kann. In dieſer Art ſehen wir in den bibliſchen Büchern die Sache durchaus behandelt und dargeſtellt. Der Geiſt inſpirirt im alten Teſtamente die Propheten, läßt ſich bei der Taufe Chriſti auf dieſen in Taubengeſtalt herab, und fehlt dennoch, wird dennoch erſt als Paraklet verheißen und geſendet, dennoch erſt in ſtürmender und flammender

Erſcheinung am Pfingſtfeſte auf die Apoſtel ergoſſen. Und nicht *einmal* nur ereignet ſich das Wunder; es kommt in der Apoſtelgeſchichte dreimal vor; der Geiſt kommt zuletzt ſogar über die Heiden, die noch nicht getauft ſind — bedeutſame Züge, auf welche wir zurückkommen werden. In welthiſtoriſch ausgedehnter Entwicklung des Chriſtenthums und der Kirche iſt ihm ebenfalls wieder das weſentlichſte Amt übertragen; ihm fällt die innere Leitung des chriſtlichen Weltprozeſſes zu. Und ſo iſt er immer da und wirkt und ſchafft und treibt; iſt aber auch zugleich *nicht* da, *noch nicht* da und in einem fortwährenden „*Kommen*" begriffen, ſofern er immer Etwas vor ſich hat, das noch nicht überwunden iſt, immer noch ein Dunkel zu zerſtreuen, einen Gegenſatz zu bewältigen, einen Irrthum zu vernichten, eine neue geſchichtliche Entwicklungsphaſe zu begründen hat. So werden wir finden, daß eben jetzt wieder eine eigenthümliche Manifeſtation deſſelben einzutreten hat, wofern die zur Zeit geſtellten ſpeciellen Aufgaben gelöſt werden ſollen; daß eben jetzt wieder, wenn ich ſo ſagen darf, eine neue mächtige und folgenreiche, wenn auch nicht in jener erſten, bibliſchen Form geſchehende Ausgießung des Geiſtes in der Kirche erforderlich iſt ¹).

---

1) Ich ſchrieb dies, bevor ich wußte, in welchem Maße ſolche Erwartungen neuerdings auch auf anderen Seiten gehegt werden. Daß ich die Sache in meiner eigenen, durchaus nicht deſtructiven Weiſe faſſe, habe ich ſchon in der Vorrede erklärt.

7.

Werfen wir nun einen Blick auf das dem Chriſtenthum vorausgehende, ſeine mannigfaltige Vorbedingung bildende Alterthum, ſo fallen uns hier als die wichtigſten Nationen und Volkscharaktere jene drei in die Augen, in deren Sprachen die Inſchrift am Kreuze Chriſti geſchrieben war, Luc. 23, 38. Joh. 19, 20.; deren dreifaches Idiom auch jetzt noch im kirchlichen Sprachgebrauche herrſcht oder wenigſtens im Einzelnen ſeine Reſte und Spuren gelaſſen[1]. Die triadiſche Natur und Bedeutung dieſer drei Völker, der Römer, Griechen und Juden, iſt leicht nachzuweiſen.

Rom, ſein Jupiter und ſein Cäſar ſpielten die ſuperiore Weltrolle, indem ſie Alles ihrer weltbeherrſchenden Macht und Gewalt unterwarfen und dem Erdkreis, ſo weit er ihnen bekannt und beſtimmbar war, ihre Geſetze gaben und ihren Stempel aufdrückten. Es war dies in vorläufig weltlicher und heidniſcher Form das, wozu ſich nachher, auf demſelben Punkte des Erdballs ſeinen Sitz aufſchlagend, in geiſtlicher und chriſtlicher das Papſtthum geſtaltete; wie ſelbſt eine Herrſchaft letzterer Art bereits in jener früheren Periode auf's Merkwürdigſte angedeutet und angelegt war, iſt ſchon an einem anderen Orte dargeſtellt worden[1]. Dies alſo die Repräſentation des väterlichen Trinitätsmomentes.

---

[1] Das Latein iſt die allgemeine katholiſche Kirchenſprache; griechiſch, hebräiſch, chaldäiſch ſind die heiligen Bücher alten und neuen Teſtamentes, lateiniſch und griechiſch die Werke der alten Kirchenlehrer geſchrieben; griechiſch und hebräiſch ſind noch einige rituelle Formeln, wie Kyrie eleiſon, Halleluja, Amen; lateiniſch, griechiſch und hebräiſch ſind großentheils die Namen der Heiligen und unſere damit identiſchen Taufnamen.

Auf das zweite, den Sohn, deutete ganz vorzüglich das hebräiſche Volk mit ſeinem prophetiſchen Idealismus hin. Der eigentlichſte Repräſentant und Offenbarer dieſes triadiſchen Momentes iſt hier Jeſaias; derſelbe geht, wie kein anderer Seher des Alterthums, in die Idee des zu erwartenden leidenden, ſterbenden und triumphirenden Meſſias ein; es gibt kein größeres, effectvolleres Pathos, als dasjenige, welches ſich in den begeiſterten Reden dieſes Propheten offenbart. In dieſem Volke wurde denn auch der erwartete Gottmenſch geboren und vollbrachte ſein Werk darin.

Sehen wir uns drittens nach der beſonderen Vertretung des Pneuma um, ſo können wir nur die Griechen dafür in Anſpruch nehmen. Der Geiſt durchdringt und beherrſcht die Dinge innerlich und gibt ihnen die ideelle Form, wodurch ſie göttlich, ewig, vollendet und vollkommen erſcheinen. Was das Heidenthum in dieſer Beziehung leiſten konnte, das iſt durch jene hochbegabte Nation geſchehen, die, als ſolche, in der Art Geiſt und Genius war, daß ſich etwas Aehnliches nirgends in der Geſchichte auffinden läßt. Der Gott, in welchem ſie ſich ihr beſonderes Weſen und Princip zur Anſchauung brachte, war der der Dichter und Seher Apollon, welcher von Delphi aus dictatoriſch ganz Hellas beherrſchte. Er that dies allerdings als Prophet des Zeus, welcher der Vorſtellung und Anerkennung nach immer das Erſte und Höchſte blieb und als olympiſcher Jupiter auch in Hellas die bekannte hohe Verehrung genoß. Um ſo ächter war der Begriff, den Hellas von dem ihm ſpeciell zugetheilten göttlichen Herrn und Gebieter, dem im Apollon angeſchauten geiſtigen Principe hatte¹).

---

[1] S. unſere „dreifache Krone Roms.“ Aehnliche Gedanken hat, wie ich jetzt ſehe, auch Gaume in ſeinem Werke über Rom ausgeſprochen.

---

1) In Beziehung auf Diejenigen, die alles Heidniſche nur als einen kakodämoniſchen Spuk betrachten, kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß die pythiſche Weiſſagung ſich zu Gunſten des Chriſtenthums auf eine Weiſe erklärt hat, die ſich mit jener einſeitigen Anſicht nicht reimt. Eine Sklavin zu Philippi, die einen Wahrſagergeiſt hatte, folgte viele Tage lang den Apoſteln nach, die dort das Evangelium verkündeten, und rief: „Dieſe Männer ſind Diener des höchſten Gottes, die uns den Weg des Heils verkünden.“ Dieſer Geiſt wurde zwar von Paulus ausgetrieben, und mit Zug, da jetzt eine andere, als die pythiſche Begeiſterung walten ſollte. Aber dieſe letztere erwies ſich auf dem Punkte ihres welthiſtoriſchen Verſchwindens keineswegs als

8.

Gehen wir nun zur Geſchichte des Chriſtenthums fort, ſo begegnen uns hier wieder die deutlichſten Ausprägungen triadiſcher Momente, ſo daß ſie theils mit und neben einander erſcheinen und eine ſelbſt der oberflächlichen Betrachtung auffällige Gruppe bilden, theils nacheinander auftreten und dann allerdings nur von dem denkenden Betrachter ſyſtemaiſch bezogen und gruppirt zu werden im Stande ſind.

Der im Chriſtenthum erſcheinende Sohn, als ſolcher, iſt zwar nur eine der drei Hypoſtaſen der Trinität; gleichwohl iſt er auch ſelbſt wieder dreiheitlich beſtimmt; da in ihm nach dem Ausdrucke der Schrift[1]) die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt. Er bildet die Mitte, die individuelle Concentration des Göttlichen in der Welt, auf welche Alles hinzielt und von welcher dann wieder Alles ausſtrahlt, um zur univerſalen geiſtigen Macht zu werden. Er repräſentirt in der Welt den über der Welt ſeienden Gott — ſo wird in ihm der Vater geſchaut; eben ſo iſt er mit dem Geiſte Eins; derſelbe ſenkt ſich auf ihn herab, er iſt voll des Geiſtes und von ihm geht dieſer aus, um dann für ſich und in beſonderer Weiſe ſein Werk zu thun. Auch iſt nach

---

Lügnerin und Gegnerin des chriſtlichen Pneuma, das an ihre Stelle trat, und es iſt ſo undankbar, als unſtatthaft, ſie zu einem rein teufliſchen Phänomene zu machen.

1) Coloſſ. 1, 19. Cap. 2, 9.

kirchlicher Darſtellung das „Amt Chriſti“ ein dieſen Momenten gemäß triadiſch beſtimmtes und eingetheiltes; denn es hat derſelbe 1) ein königliches Amt, welches im Grunde das des Vaters iſt, 2) ein hoheprieſterliches, welches ihm, dem Sohne, ſpeciell zukommt, und 3) ein prophetiſches, welches eigentlich das des Geiſtes iſt. So iſt auch der Ausſpruch Chriſti: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ triadiſcher Natur. Denn die ewige, göttliche Wahrheit iſt beim Vater, ja iſt der Vater ſelbſt; das Leben gibt, das Leben iſt der Sohn; und der Weg, das in die ewige, göttliche Wahrheit zurückführende, zurückerhebende Princip iſt der Geiſt.

9.

Bei der Verklärung Chriſti auf Tabor ſehen wir die drei Momente wieder auseinander treten und in drei beſonderen Repräſentanten dargeſtellt. Chriſtus macht hier eine ohne Zweifel bedeutſame Trias mit Moſes und Elias aus; Moſes ſtellt den theokratiſchen Herrſcher, Elias das prophetiſche Element, Chriſtus aber einfach ſich ſelber dar; und ſo werden auch wieder in dieſem Spiegel Vater, Sohn und Geiſt erkannt. Wäre Chriſtus nicht in eigener Perſon zugegen, ſo müßte ihn offenbar Jeſaias vertreten, der aber hier nicht nöthig iſt. Den auf Tabor erſcheinenden großen Perſönlichkeiten will nun Petrus drei Hütten bauen — wohl eine ſymboliſch viſionäre Andeutung der drei

Momente, welche in der Kirche zuſammen ihre angemeſſene Repräſentation und Entwicklung erhalten ſollten. Zwei jener Hütten ſind im Verlaufe der chriſtlichen Geſchichte wirklich bereits zu Stande gekommen, die des geſetzgebenden Moſes, welche das Papſtthum iſt [1]), und der ſich der Welt zum Opfer gebende Chri-

---

1) Man hat die großen Päpſte auch wirklich mit Moſe verglichen. In der Kathedrale zu Salerno befindet ſich das Mauſoleum des Papſtes Gregor VII. „Eine Marmorſäule,“ ſagt Gaume, „zeigt ihn voll Kraft und Majeſtät; man glaubt den Moſes des Mittelalters zu ſehen, der ſich den Pharaonen des Nordens entgegenſtellt.“ In der Kirche des heil. Petrus ad vincula zu Rom iſt das Mauſoleum des Papſtes Julius II., und hier iſt Moſes ſelbſt — ein Meiſterwerk Michel Angelo's von weißem Marmor und coloſſaler Größe — zu ſehen. Der Künſtler hat ihn ſitzend, mit zuſammengelegten Geſetztafeln unter dem Arme, wie er zu dem Volke redet, das er finſter anblickt und über welches er aufgebracht ſcheint, vor Augen geſtellt. Der Kopf iſt der des Cäſar, der Bart der des Neptun. Die Statue ſoll einen außerordentlichen Eindruck machen; Gaume erzählt, wie er ſich, ſelbſt ſchon entfernt von ihr, noch immer von den Blicken des alten Geſetzgebers verfolgt geglaubt. Der genannte Geiſtliche tadelt bloß die heidniſchen Anklänge. Anderes ſetzt an dem Kunſtwerke J. Burkhardt (der Cicerone. Baſel 1855. S. 670) aus. Doch ſagt er: „Moſes ſcheint in dem Momente gedacht, da er die Verehrung des goldenen Kalbes erblickt und aufſpringen will. Es lebt in der Geſtalt die Vorbereitung zu einer gewaltigen Bewegung, wie man ſie von der phyſiſchen Macht, womit er ausgeſtattet iſt, nur mit Zittern

ſtus, welchen die katholiſche Kirche nicht weniger vollſtändig zur Anerkennung, Darſtellung und Empfindung bringt. Daß das dritte, das pneumatiſche Moment, jemals in der Kirche gefehlt habe, ſo daß es nicht immer in der gerade möglichen und nöthigen Weiſe dageweſen, ſind wir weit entfernt, zu behaupten. Eben ſo wenig aber iſt auch in Abrede zu ſtellen, daß dieſes Moment, wie ſchon oben §. 6. bemerkt worden iſt, ein bei aller Energie und Fülle ſeines bereits eingetretenen Vorhanden- und Wirkſamſeins, doch immer zugleich auch ein künftiges, immer in gewiſſer Weiſe noch erſt zu kommen habendes ſei. Daß eben ſo, wie die Moſes- und Chriſtushütte, auch ſchon die Eliashütte errichtet ſei, wäre kühn, behaupten zu wollen. An dieſer haben wir noch fortwährend zu bauen; das iſt unſere Maçonnerie[1]. Aber derſelbe Petrus, der bereits die

---

erwarten mag. Seine Arme und Hände ſind von einer inſofern wirklich übermenſchlichen Bildung, als man das charakteriſtiſche Leben dieſer Theile auf eine in der Wirklichkeit ſo nicht vorkommende Weiſe geſteigert ſieht. Dem herrlichen Bart hat die alte Kunſt nichts Aehnliches an die Seite zu ſtellen“ ꝛc. Die Intention iſt immer die, eine prophetiſche Herrſcherkraft der erſten Art zu ſchildern und den gewaltigen Mann zum Symbole päpſtlicher Größe und Herrſchaft zu machen.

[1] Vergl. Sprüchw. 9, 1. „Die Weisheit hat ihr Haus gebaut und ihre ſieben Säulen gehauen“ ꝛc. So wird hier das vorchriſtliche Werk des Geiſtes bezeichnet; das chriſtliche Werk deſſelben iſt noch im Werden.

Moſes- und die Chriſtushütte gebaut hat, ſoll auch noch die Eliashütte aufrichten, d. h. er ſoll ein Lehrgebäude ſchaffen, welches als der Wohnſitz des in ſeiner geiſtigen Kraft und Herrlichkeit erſcheinenden Geiſtes betrachtet werden kann. Daß er es noch nicht gethan, gereicht ihm nicht zum Vorwurfe; es iſt das letzte Werk, welches ihm obliegt, das ſchwierigſte, bedingteſte, das erſt neueſtens nach Vollbringung der anderen möglich wird und in Ausſicht ſteht. Bis jetzt iſt geſchehen, was geſchehen konnte; es ſind, was die Lehre betrifft, die dogmatiſchen Beſtimmungen gegeben worden, die nun aber, wenn das Problem der Zeit gelöſt, dem Bedürfniß der gegenwärtigen Menſchheit und Entwicklungsſtufe entſprochen werden, auch der ſchon im Evangelium angedeutete Tempel des Geiſtes zu Stande kommen ſoll, in denkend erkannte und verſtandene Wahrheiten verwandelt werden müſſen.

10.

Drei Apoſtel ferner werden als die vornehmſten und auserwählteſten hervorgehoben: Petrus, Johannes und Jakobus. Sie bilden um ihren Meiſter einen eigenen, enggezogenen Kreis und ſind bei mehreren wichtigen Scenen und geheimen Vorgängen in der Geſchichte Chriſti allein zugegen, ſo daß die übrigen, als minder vertraut und eingeweiht, ausgeſchloſſen ſind. Wie Chriſtus in das Haus eines Synagogenvorſtehers geht, um deſſen geſtorbene Tochter wieder aufzuwecken, heißt es bei Marcus: „Er ließ ihm Niemand folgen, als nur Petrus, Jakobus und Johannes.“ Er hat alſo wohl den übrigen, ihn begleitenden Apoſteln ausdrücklich befohlen, zurückzubleiben. Im Hauſe ſelbſt „weiſet er Alle hinaus und nimmt mit ſich nur den Vater und die Mutter des Kindes und die, welche bei ihm ſind, und gehet hinein, wo das Kind war.“ [1]). Eben ſo bei Lucas: „Als er nun in's Haus hineingekommen, ließ er Niemand hineingehen, als Petrus und Johannes und Jakobus und den Vater und die Mutter des Mädchens.“ [2]). So ſind die Drei auch ganz allein bei der Verklärung auf Tabor zugegen und bilden hier die zweite Trias, wie Moſes, Elias und Christus die erſte. Chriſtus nimmt ſie nach Matthäus beiſeits, κατ' ἰδιαν, alſo mit Ausſchließung der Uebrigen; Marcus hat μονους, ſie allein [3]). Die drei ſind auch wiederum bei ſeinem Seelenkampf in Gethſemane. „Und er ſagte zu den Jüngern: Setzet euch hier, bis ich hingegangen, und dort gebetet habe. Und er nahm mit ſich Petrus und die beiden Söhne des Zebedäus und fing an, ſich zu betrüben und zu ängſtigen“ [4]). In der Apoſtelgeſchichte, wo die von Chriſti Himmelfahrt nach Jeruſalem zurück-

---

1) Marc. 5, 35 ff.

2) Luc. 8, 46 ff.

3) Matth. 17, 1. Marc. 9, 2,

4) Matth. 26, 36 ff. Marc. 14, 32 f.

kehrenden Jünger aufgeführt werden, ſteht die Trias voran: „Petrus und Jakobus und Johannes und Andreas“ ꝛc. [1]). Die Ordnung, in welcher die Drei aufgeführt werden, iſt keineswegs, wie Schelling behauptet, nur dieſe, daß Jakobus den zweiten, Johannes den dritten Platz einnimmt; es kommt, wie dort bei Lucas, auch die Ordnung: Petrus, Johannes, Jakobus vor[2]).

Nun iſt aber auch nicht zu überſehen, daß ſtatt der Dreizahl auch eine Zweizahl vorkommt, ſofern in einigen Fällen Petrus und Johannes allein genannt werden und von Jakobus gar keine Rede iſt. So ſendet Chriſtus zur Bereitung des Oſterlammes nur jene Beiden ab[3]). Im letzten Capitel des johanneiſchen Evangeliums wird nur dieſen beiden Apoſteln ihr Schickſal zum Voraus angedeutet, ſo daß keiner der anderen irgendwie erwähnt iſt[4]). In der Apoſtelgeſchichte erſcheinen die beiden ebenfalls zuſammen, wie

---

1) Apoſtelg. 1, 13.

2) Paulus, Galat. 2, 9. ſagt: „Jakobus, Kephas und Johannes,“ wo Jakobus vorangeſtellt iſt; das iſt jedoch ein anderer Jakobus, auf den wir unten beſonders zu ſprechen kommen werden.

3) Luc. 22, 8. Parallelſtellen: Marc. 14, 13. Matth. 26, 18. In der erſteren aber iſt nur von zwei Jüngern ohne Namen, in den anderen nur von den Jüngern überhaupt die Rede.

4) Joh. 21, 18 ff.

bei der Heilung des Lahmen an der Tempelpforte: „Es gingen aber Petrus und Johannes zuſammen hinauf in den Tempel“ ꝛc. „Petrus aber blickte ihn an ſammt Johannes und ſprach: Schau' uns an!“ ꝛc. Petrus nimmt hiebei ſeiner Stellung und Gewohnheit nach das Wort und verrichtet das Wunder; doch erſcheint es als eine gemeinſchaftliche That. „Da er (der Geheilte) ſich nun zu Petrus und Johannes hielt“ ꝛc. Der erſtere hält dann eine Rede an's Volk. Am anderen Tage werden ſie vor ein jüdiſches Gericht geſtellt. Petrus, vom h. Geiſt erfüllt, iſt auch hier wieder der Sprecher. Weiter heißt es: „Da ſie aber die Freimüthigkeit des Petrus und Johannes ſahen“ ꝛc. „Petrus aber und Johannes huben an und ſprachen zu ihnen“ ꝛc. 1). Die Beiden werden auch von den Apoſteln zuſammen ausgeſendet: „Als aber die Apoſtel gehört, daß Samarien das Wort Gottes angenommen, ſandten ſie zu ihnen Petrus und Johannes“ ꝛc. 2). Es ſcheint ſomit, daß dieſe Zwei den oberſten Rang behaupteten, ſo daß Petrus an der Spitze, Johannes ihm unmittelbar an der Seite ſtand, Jakobus aber von geringerer, oder, wenn auch von gleich großer, doch nicht von einer eben ſo ſchon auf die Gegenwart bezüglichen Bedeutung war, wie wir ihn denn auch ſonſt keine ausgezeichnete Rolle ſpielen, ihm kein beſonderes Amt zugetheilt und ihn kein ſolches

---

1) Apoſtelg. 3, 1.

2) Apoſtelg. 8, 14.

verrichten ſehen, während es ſich mit den beiden anderen ſo ganz anders verhält und ſich ihnen der Wichtigkeit nach nur der ſpäter hinzugekommene Paulus zugeſellen läßt. Auch tritt Jakobus bald ganz vom Schauplatz ab, indem er der erſte unter den Apoſteln war, der für die Sache des Evangeliums ſtarb1). Für ihn trat nun in Folge einer wunderbaren, vom Herrn unmittelbar bewirkten Bekehrung der große Heiden- und Weltapoſtel, das „auserwählte Rüſtzeug“ ein, deſſen Wirkſamkeit von ſo unermeßlicher Bedeutung in der Geſchichte des Chriſtenthums war und auf welchem eigentlich die ganze weltgeſchichtliche Exiſtenz dieſer Religion beruht, die ohne ihn wohl nur die Geſtalt einer jüdiſchen Secte behalten hätte. Hiemit erhalten wir alſo erſt eine nicht bloß formelle, ſondern auch thatſächlich vollkommene Dreiheit, und es läßt ſich aus all dem wohl mit hinlänglicher Sicherheit der Schluß ziehen, daß Jakobus in Bezug auf die apoſtoliſche Trias, die er in den Evangelien und in der Apoſtelgeſchichte mit Petrus und Johannes bildet und aus welcher er auch wieder in räthſelhafter Weiſe ausgethan erſcheint, eigentlich bloß dazu beſtimmt geweſen, ein Princip, wie das ſich nachher in Paulus darſtellende, vor der Hand aber noch fehlende, zunächſt in ſo weit zu vertreten, daß die Lücke doch wenigſtens ſchon

---

1) Herodes Agrippa ließ ihn hinrichten, daſelbſt 12, 1 ff.

formell ausgefüllt, das dritte triadiſche Moment, das noch keinen wahren Repräſentanten hatte, doch wenigſtens ſchon arithmetiſch angedeutet ſei. Das wird auch gar nicht verwunderlich ſein, wenn ſich herausſtellt, was für ein Princip es iſt, welches Jakobus einſtweilen nur ſo der Form und Zahl nach zu bezeichnen, Paulus aber mit Weſen, Charakter, That und Werk zu vertreten und zu entwickeln hatte. Um ſchon hier gleich in der Kürze anzugeben, was wir meinen und weiterhin ausführlicher behandeln werden, ſo wollen wir nur auf die drei Hypoſtaſen der Trinität zurückdeuten, und ihnen parallel die drei großen Apoſtel ſetzen, ſo daß Petrus als der ſpecielle Apoſtel des Vaters, Johannes als der des Sohnes und Paulus als der des Geiſtes zu betrachten. Von dieſer dritten Perſon der göttlichen Trias iſt im Evangelium als von einer in Bezug auf die geſchichtliche Entwicklung des Chriſtenthums erſt noch zukünftigen die Rede; dieſer Geiſt muß erſt geſandt, ausgegoſſen werden, wie es denn in der Apoſtelgeſchichte, als zur factiſchen Wahrheit geworden, beſchrieben wird. Dem ganz entſprechend iſt es denn, daß auch der Apoſtel, der dies Princip in chriſtlicher Urzeit ſo energiſch und effectvoll geltend machen ſollte, noch nicht ſogleich da iſt, ſondern erſt weiterhin, nachdem viel Anderes vorausgegangen, auf den für ſeine Erſcheinung vorbereiteten und reif gewordenen Schauplatz tritt.

11.

Aber haben wir hier nicht Etwas überſehen, was der Sache eine ganz andere Geſtalt zu geben ſcheint? — Es tritt ja ſtatt jener erſten durch die Hinrichtung des Jakobus, welcher ein Sohn des Zebedäus und Bruder des Johannes war, defect gewordenen Apoſteldreiheit eine zweite auf, wo Petrus und Johannes bleiben, die Lücke aber durch eine ganz andere Perſon, als durch Paulus ausgefüllt wird, durch einen Apoſtel nämlich, der ſogar wieder denſelben Namen, wie jener in Folge ſeines Martyriums ausgefallene, führt, ſo daß der nicht fachgelehrte Bibelleſer leicht glauben kann, er habe nur wieder jene erſtere in den Evangelien und der Apoſtelgeſchichte in ſo ausgezeichneter Weiſe begegnende Trias vor ſich. Paulus ſelbſt führt die drei, dieſe zweite Trias bildenden Apoſtel an, und zwar als diejenigen, welche man für *die Säulen der Kirche* halte, weshalb er ſich auf ſie, als auf die höchſten kirchlichen Autoritäten beruft. „Und da ſie die mir verliehene Gnade erkannten, *Jakobus* und *Kephas* und *Johannes*, welche für die Säulen (der Kirche) angeſehen waren, ſo gaben ſie mir und dem Barnabas den Handſchlag der Gemeinſchaft“ u. ſ. w.[1]). Dieſer Jakobus iſt der jüngere, der erſte Biſchof von Jeruſalem, welcher vorzugsweiſe „der Bruder des

---

1) Gal. 2, 19.

Herrn“ heißt [1]), auch den Namen „der Gerechte“ führte; ihm, nebſt Petrus und Johannes ſollte Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung die Gnoſis d. h. das höhere Verſtändniß ſeiner Lehre mitgetheilt haben, die dann von ihnen erſt zu den anderen Apoſteln gekommen [2]); ihm ſollte der Auferſtandene beſonders erſchienen ſein [3]). Damit ſcheint das von uns zu Gunſten der Trias: Petrus, Johannes und Paulus Vorgetragene total vernichtet und Paulus, den wir für den eigentlichen Repräſentanten des dritten triadiſchen Momentes unter den Apoſteln erklärt, dieſes Ranges beraubt und, als in dieſer Beziehung bedeutungslos, auf die Seite geworfen zu ſein.

Die Frage iſt jedoch dieſe, ob denn der Alphäide Jakobus ein wirklicher Repräſentant des in Rede ſtehenden Momentes geweſen. Jener ältere Jakobus, der Zebedäide, erſcheint als ein nur formeller Vertreter deſſelben; er bezeichnet vor der Hand nur den Ort, wo ein auch ſachlich bedeutſamer zu ſtehen hat, der aber noch gar nicht vorhanden iſt. Weiterhin finden wir den Platz wieder beſetzt; der Inhaber deſſelben entwickelt auch einen ganz beſtimmten, ſehr ſcharf hervortretenden Charakter, der aber vielmehr das Gegentheil und Widerſpiel deſſen iſt, was wir hier zu erwarten hätten. Das noch mangelnde, die dritte Stelle einzunehmen habende Moment nämlich iſt das univerſale, ausbreitende, die Schranke der nationalen und religiöſen Particularität, in welche das Chriſtenthum Anfangs noch eingeſchloſſen, völlig durchbrechende; und ganz ſo wird es von Paulus, dem „Völker- und Weltapoſtel“ auch geltend gemacht. Eine ganz andere Stellung und Richtung hingegen wird in Jakobus wahrgenommen. Er iſt Biſchof von Jeruſalem; er hält ſich an das beengende Geſetz des Judenthums; er ſtreitet in ſeinem Briefe für die Werke, welche Paulus zu Gunſten der aufzunehmenden Heiden in den Hintergrund drängt; er, und nicht Petrus, iſt der eigentliche Judenapoſtel; an ihn und ſeine hohe Autorität hält ſich die judaiſirende Partei im Chriſtenthum, welche der Ausbildung deſſelben zur Weltreligion ſo hemmend entgegenſteht. Döllinger ſchildert ihn folgendermaßen: „Da er an der Bekehrung der Heiden keinen perſönlichen Antheil nahm, auch nicht in die Lage kam, mit Heidenchriſten zuſammenzuleben, da er ſich zugleich ſtets in der Nähe des Tempels befand, ſo konnte er in der gewöhnlichen Geſetzesleiſtung einen Eifer entwickeln, der ihn als das Muſterbild jüdiſch-nationaler, durch das Chriſtenthum verklärter Frömmigkeit erſcheinen ließ. Für die Hauptſtadt und Paläſtina war er der kirchliche Mittelpunkt und nach der Entfernung Petri die entſcheidende Autorität. Sein Bruder, der Apoſtel Judas, der zu Chriſtus in demſelben Verhältniß geſtanden, bezeichnet ſich als „„Diener Chriſti und Bruder des Jakobus““ — ſo groß war ſein Anſehen. Paulus, indem er die drei Säulenapoſtel nennt, gibt ihm ſogar den erſten Platz, ihn vor Petrus und Johannes ſtellend[1]. Auch bei den nichtgläubigen Juden ward er ſo hochgeachtet, daß ihm der Ehrenname „„der Gerechte““ allgemein beigelegt wurde. Hegeſippus ſchildert ihn als einen Naſiräer, der als ſolcher ſchon von ſeiner Geburt an Gott geheiligt geweſen. Wein und ſtarke Getränke genoß er nicht, enthielt ſich des Fleiſcheſſens, der Bäder und des Salbens mit Oel, ging baarfuß und trug keinen Wollſtoff, ſondern nur ein einfaches leinenes Gewand. Er lebte in ſteter Virginität, ſo daß die Secte der Ebioniten bloß ſeines Beiſpiels wegen den Stand der freiwilligen Eheloſigkeit hoch hielt. Ihm allein unter den Chriſten war denn auch ſpäter der Eintritt in den Tempel geſtattet. Dort fand man ihn öfters auf den Knieen liegen und für ſein Volk beten; ſeine Kniee ſollen davon ſo hart, wie die eines Kameeles geworden ſein. Der Ruf ſeiner Heiligkeit war ſo groß, daß ſich das Volk um ihn drängte, um den Saum ſeines Gewandes zu berühren.“ Eine ſolche Perſönlichkeit war von großem Werthe in Beziehung auf die Juden, die in ihr das Chriſtenthum achten lernen ſollten und konnten; und wenn ſie dieſen Mann, den auch in *ihrem* Sinne vortrefflichen und unſträflichen, dennoch grauſam mordeten, ſo war das noch weit mehr, als der Mord, den ſie an anderen heiligen Menſchen, ſelbſt der, den ſie an Chriſto begingen, ein ſprechendes Zeichen ihrer Unfähigkeit, das neue Princip in ſich aufzunehmen, und der Rechtmäßigkeit ihrer Verwerfung. Es war alſo nicht umſonſt, daß dieſer Mann zu Jeruſalem an der Spitze der chriſtlichen Gemeinde ſtand; auch er hatte ſeine Miſſion, und es erfüllt dies mit um ſo größerer Bewunderung der providentiellen Anordnung und Zweckmäßigkeit, mit welcher hier Alles vor ſich ging. Allein es hatte die Sache auch ihre Schattenſeite und brachte in anderer

---

[1]) Seine Mutter war nämlich die gleichnamige Schweſter der Mutter Jeſu und hatte aus ihrer Ehe mit Alphäus oder Klopas vier Söhne, Jakobus, Judas, Simon und Joſes und einige Töchter. Alphäus bei den Synoptikern und Klopas bei Joh 19, 25. iſt derſelbe Name. Vergl. Döllinger, Chriſtenthum und Kirche S. 103.

[2]) *Clem. Alex.* ap. *Euseb.* 2, 1.

[3]) 1 Cor. 15, 8. Es iſt aber an dieſer Stelle nur einfach der Name Jakobus genannt.

---

[1] „Jakobus wird hier zuerſt und vor Petrus genannt, entweder weil hier ein zu Jeruſalem geſchehener officieller Act berichtet wird und Jakobus Biſchof von Jeruſalem war, oder, was wahrſcheinlicher iſt, weil bei den Judaiſten, mit denen es Paulus hier zu thun hat, Jakobus noch mehr galt, als ſelbſt Petrus. Vielleicht auch eben dieſer judaiſtiſchen Partei wegen bedient ſich Paulus des hebräiſchen Namens Kephas ſtatt Petrus, weil jene dieſen Apoſtel vorzugsweiſe ſo nennen mochten.“ Bisping zu der Stelle.

Beziehung dem Chriſtenthum die größte Gefahr. Denn auf dieſe Weiſe wurde ſeine Entwicklung entſchieden rückgängig gemacht, ſo daß es auf dem Punkte ſtand, wieder in ſeinen jüdiſchen Mutterſchooß zurückzukehren, ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung beraubt zu werden und für die Welt im Allgemeinen verloren zu gehen. Jakobus war ſo hoch geſtiegen, daß er ſelbſt den Apoſtelfürſten Petrus überſtrahlte, ſein Anſehen und ſeinen Einfluß überwog und machte, daß ſelbſt dieſer ſich vor ihm fürchtete, und aus Rückſicht auf ihn und die Partei, die ſich an denſelben, als ihren Chef und ihre Stütze, hielt, ſeine freiere Denkart verbarg und ſein Benehmen darnach einrichtete. Das iſt die Urſache, weshalb er von Paulus getadelt wurde, welcher hier aber eigentlich gar nicht wider ihn, der mit ihm gleich dachte und der ja die judaiſirende Schranke zuerſt durchbrochen hatte, ſondern wider Jakobus und die ſich an ihn haltende Partei ſtritt. „Als aber Petrus nach Antiochien gekommen, widerſtand ich ihm in's Angeſicht ..... denn bevor Einige kamen von Jakobus her, aß er mit den Heiden zuſammen; als aber jene gekommen waren, entzog er ſich und ſonderte ſich ab aus Furcht vor den Beſchnittenen. Und es heuchelten mit ihm auch die übrigen Judenchriſten, ſo daß auch Barnabas mit fortgeriſſen ward von ihrer Heuchelei. Doch als ich ſah, daß ſie nicht den geraden Weg wandelten nach der Wahrheit des Evangeliums, ſprach ich zu Petrus im

Angeſichte Aller“ u. ſ. w.[1]). So ſtanden damals die Sachen; dies muß man wiſſen und im Auge haben, um den ganzen Werth des Weltapoſtels und die ganze Nothwendigkeit ſeines Erſcheinens und Wirkens zu erkennen. Eine beſchränkte, befangene, engherzige Partei, die ſich auf den zur Zeit geehrteſten und autoritätsvollſten Apoſtel, einen in ſeiner Art auch wirklich großen und hochachtbaren Mann berief, hatte die Zügel der Herrſchaft an ſich geriſſen und deſpotiſirte und terroriſirte. Um ſo nöthiger war es, daß Chriſtus, um die Geſchichte des Chriſtenthums in progreſſiſtiſchen Fluß zu bringen, und nicht wieder durch jene Partei vielmehr rückgängig machen zu laſſen, eine ganz beſondere Wahl und Veranſtaltung traf, und ſich mitten aus dem feindlichen Lager heraus das Werkzeug holte, das aller Beſchränktheit mit eben ſo viel Muth, als Einſicht entgegenzutreten und das Chriſtenthum zu dem zu machen geeignet war, was es ſeiner großen Beſtimmung nach ſein und durch die ungehemmte Entwicklung des pneumatiſchen Princips nunmehr auch factiſch werden ſollte.

---

[1] Galat. 2, 2. „Ob τινες ἀπὸ Ἰακώβου bloß Leute aus der Umgebung des Jakobus, oder ſolche, die von Jakobus abgeordnet waren, bezeichnen, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden; Letzteres iſt das Wahrſcheinlichere. Jedenfalls waren es Leute von der heftigſten Partei der Judenchriſten, die Jakobus, den Biſchof von Jeruſalem, für ihren natürlichen Führer hielt.“ . . . . . „Als jene Leute von Jakobus kamen, zog ſich Petrus aus Furcht vor der Ungunſt und den Vorwürfen dieſer von der Tiſchgemeinſchaft mit den Heidenchriſten zurück, verläugnete alſo äußerlich und praktiſch ſeine beſſere Ueberzeugung.“ **Bisping** zu der Stelle.

Um ſchließlich auf die oben angeführten Behauptungen zurückzukommen, daß es nebſt Petrus und Johannes der jüngere Jakobus, der Alphäide, geweſen, dem Chriſtus die Gnoſis mitgetheilt, und daß der Auferſtandene dieſem, nicht dem älteren Jakobus erſchienen, ſo ſind dieſe Angaben ſehr unglaublich. Der ältere bildet doch mit Petrus und Johannes jene in den Evangelien ſo ausgezeichnete, conſtante Apoſteltrias, die Chriſtus bei geheimeren Vorgängen allein zu ſich nimmt und zugegen ſein läßt. Wie käme es, daß der Zebedäide dieſes Vorzugs beraubt, aus der bedeutſamen Trias auf eine ſo zurückſetzende Art hinausgeworfen und mit dem andern Jakobus, dem Alphäiden, vertauſcht worden wäre? Wodurch hätte er eine ſo kränkende Behandlung verdient? Und warum wurde dem Alphäiden nicht gleich von vorn herein ſein Platz neben Petrus und Johannes angewieſen? Wenn ferner derſelbe von Chriſtus in ſo tiefe Erkenntniſſe eingeweiht worden wäre, wie hätte er einen ſolchen Gegenſatz zu Paulus bilden können? — Gewiß hat jene Auszeichnungen nicht er, ſondern der Zebedäide erhalten, und die judaiſirende Partei hat dieſelben nur auf ihren

Chef übertragen, um dadurch ſein Anſehen und ſeinen Glanz zu erhöhen.

12.

Nehmen wir nun die drei großen Apoſtel einzeln vor, ſo iſt es vor Allen Petrus, von dem wir zu handeln haben und deſſen apoſtoliſcher Vorrang ſchlechterdings nicht zu läugnen iſt. Er iſt nicht der Liebling des Herrn, was bekanntlich Johannes iſt; er macht ſich auch einer großen Schwachheit ſchuldig, indem er dreimal nach einander ſeinen Meiſter verläugnet. Um ſo auffallender iſt es, daß er in bibliſcher Darſtellung doch immer und überall voranſteht, von Chriſtus ſtets als der Erſte und Oberſte bezeichnet und behandelt wird, auch weiterhin in der Apoſtelgeſchichte die vornehmſte Rolle ſpielt und ſo die des abgetretenen gottmenſchlichen Hauptes der Kirche vertritt. Bei Matthäus, wo die von Chriſtus ausgeſandten Jünger genannt und aufgezählt werden, heißt er ausdrücklich πρωτος, der Erſte. „Der zwölf Apoſtel Namen aber ſind dieſe: Der erſte, Simon, mit dem Beinamen Petrus“ u. ſ. w.[1]. Er wird, wenn die anderen nicht genannt werden, allein genannt. „Und es folgeten ihm Simon und die bei ihm waren[2].“ Er nimmt das Wort ſtatt der anderen, oder hält ihnen ſelbſt Vorträge; ſo wenn Chriſtus fragt: „Ihr aber, wer ſagt ihr, daß ich ſei?“ — „Da antwortete Simon Petrus und ſprach“ u. ſ. w.[1]). „Da nun Alle läugneten, ſprach Petrus und die mit ihm waren“ u. ſ. w.[2]). Dann nach der Himmelfahrt: „In dieſen Tagen trat Petrus auf unter den Jüngern und ſprach, da ein Hauſe von etwa hundert und zwanzig Perſonen beiſammen war“ u. ſ. w.[3]). „Da trat Petrus auf ſammt den Eilfen und erhob ſeine Stimme“ u. ſ. w.[4]). „Da verſammelten ſich die Apoſtel und Aelteſten, um über dieſe Sache zu erkennen. Da aber viel Wortwechſel entſtanden war, trat Petrus auf und ſprach zu ihnen“ u. ſ. w.[5]). Auch da, wo Chriſtus von und zu ſeinen Jüngern überhaupt ſpricht, nennt er vorzugsweiſe dieſen Hauptapoſtel: „Es ſprach aber der Herr: „Simon, Simon, ſiehe der Satan hat ſich euch ausgebeten, um euch zu ſichten, wie den Weizen; ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht ablaſſe. Und biſt du einſt zurückgekehrt, ſo ſtärke deine Brüder.“ Worauf Chriſtus vorausſagt, daß ihn Petrus dreimal verläugnen werde[6]). Dieſer wird alſo ſelbſt hier, wo er für ſo unvollkommen und unzuverläſſig erklärt wird, und wo ein ſo trauriger Beweis ſeiner Schwäche bevorſteht, wie ihn kein anderer der treu bleibenden Jünger gibt, doch nicht ſeines Vorranges beraubt. Noch auffallender iſt die Sache ſpäterhin nach der Verläugnung, wo Chriſtus ein dreimaliges: „Weide meine Schafe!“ zu ihm ſpricht [1]). Eine Stelle aber, worauf die katholiſche Kirche das größte Gewicht legt und mit Recht legen kann, iſt noch übrig und in beſondere Erwägung zu ziehen.

---

[1] Matth. 10, 2.

[2] Marc. 1, 36.

---

[1]) Matth. 16, 16.

[2]) Luc. 8, 45.

[3]) Apoſtelgeſch. 1, 15.

[4]) Daſelbſt 2, 14.

[5]) Daſelbſt 15, 6 f.

[6]) Luc. 22, 31 f.

Wie Petrus im Namen der Anderen die Frage Chriſti, wofür ſie ihn hielten, mit ſo großer Beſtimmtheit beantwortet hat, folgt das berühmte Wort: „Selig biſt du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleiſch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, ſondern mein Vater im Himmel. Ich ſage dir aber auch: daß du Petrus (der Felſen) biſt, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen. Und ich will dir die Schlüſſel des Himmelreichs geben, und was du bindeſt auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden ſein, und was du löſeſt auf Erden, das wird auch im Himmel gelöſet ſein“ [2]). Dies iſt es, weshalb dieſer Apoſtel überhaupt den Namen Petrus oder Kephas führt, den Namen, welchen ihm Chriſtus ſchon gibt, wie er ſeiner zuerſt anſichtig wird. „Es war Andreas, der Bruder des Simon Petrus ..... Dieſer findet ſeinen Bruder

---

1) Joh. 21, 15 ff.

2) Matth. 16, 17.

Simon und ſagt zu ihm: Wir haben den Meſſias gefunden. Und er führete ihn zu Jeſu. Jeſus aber blickte ihn an und ſprach: Du biſt Simon, Jona's Sohn; du ſollſt Kephas heißen"[1]. Wie hoch er geſtellt war, verräth auch Paulus in dem Ausdrucke: „Die übrigen Apoſtel, die Brüder des Herrn und Kephas."[2] Paulus trat auch ſein Amt nicht eher, als nach einer fünfzehntägigen Beſprechung mit Petrus an, wie er im Galaterbrief erzählt, wo er ſich nicht in der beſten Stimmung gegen Petrus befindet und ſogar erwähnt, wie er ihm zu Antiochien ſo energiſch entgegengetreten ſei[3].

In Beziehung auf die Trinität iſt Petrus, wie ſchon bemerkt, als der Apoſtel des **Vaters** zu faſſen. Wenn Chriſtus ſagt: „Du biſt Petrus" u. ſ. w., ſo iſt dies die Einſetzung einer Macht, welche die abſolute Superiorität des höchſten Weſens, wie ſie die Eigenſchaft jener Hypoſtaſe iſt, auf Erden darzuſtellen hat. Fragt man nach dem Grunde, weshalb gerade dieſer Apoſtel und kein anderer zu einem ſo hohen Range erhoben worden ſei, ſo läßt ſich erſtlich wahrnehmen, daß in dieſem armen, galiläiſchen Fiſcher allerdings ein gewiſſer Herrſchergeiſt war, den Chriſtus mit ſeinem Seherblicke auch ſogleich erkannte und den er nicht ermangeln konnte, für ſeine Zwecke in Anſpruch zu nehmen. Doch liegt die Sache noch tiefer. Die Veranlaſſung zu jenem glänzenden Ausſpruche Chriſti im Evangelium des Matthäus 16, 18., wo er den Petrus nicht nur für den unerſchütterlichen Felſen erklärt, ſondern ihm auch die Schlüſſel des Himmelreiches und die Macht zu binden und zu löſen gibt, iſt eine im Vorhergehenden enthaltene Aeußerung dieſes Apoſtels, die ſich auf die damals vielfach ausgedeutete Perſon und Beſtimmung Chriſti bezieht und die mit vollkommener Entſchiedenheit das Richtige ausſpricht. „Da aber Jeſus in die Gegend von Cäſarea Philippi gekommen war, fragte er ſeine Jünger, und ſprach: Wer ſagen die Leute, daß ich ſei? Sie antworteten: Einige: Johannes der Täufer; Andere: Elias; noch Andere: Jeremia oder einer der Propheten. Er ſagte darauf zu ihnen: Ihr aber, wer ſaget ihr, daß ich ſei? Da antwortete Simon Petrus und ſprach: Du biſt Chriſtus (der Meſſias), der Sohn des lebendigen Gottes. Und Jeſus antwortete und ſprach zu ihm: Selig biſt du, Simon Bar-Jona! Denn Fleiſch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, ſondern mein Vater im Himmel. Ich ſage dir aber auch: daß du Petrus (der Felſen) biſt“ u. ſ. w. Hier tritt eine beſtimmte Beziehung auf den Vater hervor, eine innere, beſondere, ganz unmittelbare Beziehung, wie ſie von keinem anderen der Apoſtel ausgeſagt wird. Im Geiſte dieſes

---

[1] Joh. 1, 40 ff.

[2] 1 Cor. 9, 5.

[3] Galat. 1, 18. Cap. 2, 11.

Mannes war, wie wir hier angezeigt finden, etwas Autonomes, Unabhängiges, ſelbſtſtändig Erkennendes, aus ſich ſelbſt Beſtimmendes und Entſcheidendes, das aber nicht in ſeiner creatürlichen Selbſtheit, ſondern in einer gewiſſen eigenthümlichen Selbſtoffenbarung des Göttlichen in ihm begründet war. Es war in ihm ein Wiſſen und Erkennen, eine innere Gewißheit, die auf keinem Denkprozeß, auch nicht auf einem durch die Sinne gelieferten Erfahrungsbeweis beruhte; daher ſagt Chriſtus: „Fleiſch und Blut,“ d. h. deine eigene, menſchliche Natur und Weſenheit, „hat dir das nicht geoffenbart.“ Es war die reine, freie, gottväterliche Idee, die ſich in ihm ſpiegelte; das war es, was ihn zum Repräſentanten des Vaters, zu der ihm von Chriſtus angewieſenen hohen Stellung, zum Apoſtelfürſten und königlichen Nachfolger Chriſti qualificirte. Ganz anders verhält ſich die Sache bei Johannes, wo nicht jene unmittelbare innere Erkenntniß und Gewißheit, ſondern die ſinnliche Anſchauung des perſönlich gegenwärtigen Logos waltet, die dann auch die innere, geiſtige Intuition erweckt; ganz anders auch bei Paulus, wo weder das Eine, noch das Andere, ſondern die ſpeculative und dialectiſche Form des Erkennens und Explicirens und die dadurch zu bewirkende univerſale Geſtaltung des Chriſtenthums ihre bedeutſame Rolle ſpielt.

Petrus ſoll das Höchſte, Oberſte, Unbedingteſte vertreten, was im Reiche des Seins vorhanden iſt.

Aber da er Menſch iſt und folglich auch alle Fehler und Gebrechen eines ſolchen an ſich hat, ſo tritt hier zugleich ein Widerſpruch, ein daſſelbe Individuum gleichſam in zwei ganz verſchiedene Perſonen zertheilender Zwieſpalt hervor. „Wo viel Licht iſt, da iſt auch viel Schatten,“ heißt es im Sprüchworte; es iſt das ſchwierigſte der Aemter, was dem ſelig geprieſenen, aber darum auch gewiſſermaßen unglücklichen Manne zugetheilt iſt, ein Amt, dem vollkommen zu genügen über die menſchlichen Kräfte geht, wobei ſogar, wie es ſcheint, eine gewiſſe dämoniſche Reaction ihr Spiel treibt, um den Glanz einer ſo erhabenen Erſcheinung zu trüben und ſie ſo viel als möglich in ihr Gegentheil zu verwandeln. Keiner unter den Apoſteln, wenn wir den Verräther ausnehmen, ſinkt ſo tief, als dieſer Apoſtelfürſt; von keinem werden ſo anſtößige und ſtörende Dinge gemeldet. Im höchſten Grade auffallend iſt es, daß ihm Chriſtus ſogar einmal den Namen Satan gibt, und daß ſich dies in der Relation des Evangeliſten ſofort an die brillante Aeußerung anreiht, durch welche Petrus zum Oberhaupte der Kirche gemacht und zu einem Rang erhoben wird, wie es ſonſt keinen auf Erden gibt. Es ſcheint ſo recht abſichtlich darauf angelegt zu ſein, daß der traurige Contraſt in die Augen falle und ja nicht überſehen werden könne. Um ſo weniger dürfen wir Anſtand nehmen, ihn hervorzuheben. Das Menſchliche, als ſolches, ſoll nicht glänzen; es ſoll im

Gegentheile gedemüthigt, es ſoll gezeigt werden, wie es gerade hier, wo ſich der Strahl der höchſten Majeſtät auf daſſelbe herniedergießt, ſo ſchwach, unvollkommen, unwürdig und tadelhaft iſt. Umgekehrt iſt aber auch wieder dafür geſorgt, daß dieſer Umſtand keine deſtructive Bedeutung erhalte. Denn wie ſich auch Petrus benehmen, wie er ſich auch an ſeinem Herrn und Meiſter ſelbſt verſündigen mag, er wird dennoch nicht verworfen, wird vielmehr wiederholt und mit erneuertem Nachdrucke in ſein erhabenes Fürſtenthum und Hirtenamt eingeſetzt. Trotz der dreimaligen Verläugnung, welcher er ſich ſchuldig gemacht, fordert ihn Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung auf, „ſeine Schafe zu weiden.“ Er thut dies dreimal und zwar, nachdem er ihn eben ſo oft gefragt hatte: „Liebſt du mich?“ was zuletzt von Petrus ſo ſchmerzlich empfunden wird. Man hat dies auf jene dreimalige Verläugnung bezogen. Es iſt auch nicht unbemerkt geblieben, daß ihn Chriſtus hier nicht Petrus, ſondern Simon Jona nennt. Es war dies, ſo zu ſagen, die göttliche Pädagogik, welche Chriſtus bei dieſem Jünger anwendete, um ihn von ſeinen Gebrechen zu heilen und ihm die zu ſeinem großen Berufe nöthige Feſtigkeit zu geben. Chriſtus hat mit ihm eine ſo weiſe, als rührende Geduld gehabt; ihn nie aufgegeben, ihn immer wieder an ſich gezogen, geſtärkt, erhoben und in der ihm beſtimmten Würde beſtätigt.

Im Conflicte mit der Welt ſehen wir den Apoſtelfürſten theils mit zürnender Kraft und Entſchiedenheit, aber edel und würdevoll; theils hart, ſchonungslos, gewaltſam, ſchreckend, vernichtend; theils auch einer von der edlen Einfalt des Chriſtenthums zu weit abſchweifenden Politik huldigend und den Umſtänden und Verhältniſſen auf eine bedenkliche Weiſe „Rechnung tragend“ auftreten. In der ganzen Reinheit und Hoheit eines ächten Apoſtels erſcheint er dem Simon gegenüber, welcher die Macht, den heiligen Geiſt zu verleihen, durch Geld erkaufen will[1]. Furchtbar zum Entſetzen iſt er in Beziehung auf Ananias und Sapphira, die er um ihres Vergehens willen in Kraft ſeines magiſch wirkenden Zornes dem Tode weiht und augenblicklich ſterben läßt[2]. Schon im Gefolge Chriſti finden wir ihn, mit dem Schwerte bewaffnet, eine blutige That verrichten und darum von Chriſtus zurechtgewieſen[3]. Als er dieſen abhalten wollte, ſeinem tragiſchen Schickſal entgegenzugehen, kann es nicht die lautere Liebe zu ſeinem Meiſter geweſen ſein, die ihn dazu bewog; ſonſt hätte dieſer wohl nicht ſo harte Worte geſprochen: „Weiche von mir, Satan! Du biſt mir ein Verführer; denn dir liegt nicht Gottes, ſondern der Menſchen Sache am

---

[1] Apoſtelg. 8, 20 ff.

[2] Apoſtelg. 5, 1 ff.

[3] Matth. 61, 51.

Herzen“[1]). Perſönliche Furcht treibt ihn zur Verläugnung Chriſti an; ſpäterhin macht er ſich eines ſo zweideutigen und unaufrichtigen Benehmens ſchuldig, daß er deßhalb eine ſcharfe Rüge von Paulus hinnehmen muß[2]). Es kann keine wunderlichere Miſchung von Größe und Erhabenheit und von theils ſchwacher und charakterloſer, theils unliebenswürdig gewaltſamer und despotiſcher Menſchlichkeit geben; ja es iſt zuweilen, worauf wir ſchon oben hingedeutet, als mache ſich außer dem Göttlichen und Menſchlichen noch ein drittes, höchſt unheimliches und grauenhaftes Princip geltend. Was der Himmel in ſo ganz beſonderen Anſpruch nimmt, das ſucht ſich mit äußerſter Anſtrengung auch der Abgrund anzueignen. Auf dieſe Weiſe büßte, ſo zu ſagen, der außerordentliche Mann die überſchwängliche Bedeutung, die ihm gegeben war.

Ein ganz anderer Charakter zeigt ſich uns in Johannes, der nicht die gefährliche Superiorität eines Petrus darzuſtellen hatte, in dem keine ſubjective Gährung, wie in Paulus, Statt fand, der ſich einfach anſchauend und liebend an ſeinen göttlichen Meiſter ſchloß, dem ſo die tiefſten Anſchauungen über deſſen Weſen und Perſon wurden, und der daher recht eigentlich und ſpeciell als der Apoſtel des Sohnes zu be-

---

1) Matth. 16, 23.

2) Gal. 2, 11 ff.

trachten iſt. Zu dieſem erquickenden Bilde, dem reinſten, welches uns die bibliſche Geſchichte liefert, gehen wir im Folgenden fort.

13.

Petrus hat unter den Apoſteln den erſten Rang, aber er iſt, wie ſchon bemerkt, nicht der Liebling Chriſti; er iſt der ſpecielle apoſtoliſche Repräſentant des Vaters, aber nicht der des Sohnes — dies Letztere iſt Johannes. Er war nach kirchlicher Tradition durch ſeine Mutter Salome mit der Familie Jeſu verwandt. Er hatte zu Chriſtus das perſönlichſte Verhältniß, er war „der Jünger, den Jeſus lieb hatte,“ und erſcheint ſeinerſeits ebenfalls wieder als der anhänglichſte und wandelloſeſte unter den Jüngern des Herrn. Er liegt beim Abendmahl an deſſen Bruſt; er allein unter ihnen, da Alle fliehen, bleibt auch bei der Kreuzigung zugegen; ihm wird vom Kreuze herab die Pflege der heiligen Mutter vertraut. Er iſt der Apoſtel der Liebe, in ihm iſt uns ein Ideal der erhabenſten Liebe und Treue vor Augen geſtellt. Es iſt bekannt, wie er zuletzt nur immer die Worte wiederholte: „Kindlein, liebet einander!“ und wie er denen, welche fragten, warum er ſtets nur dies Eine ſage, antwortete: „Weil es das Gebot des Herrn iſt, und weil es genug iſt, wenn nur dies Eine geſchieht.“

Auch in außerbibliſchen Schriften und Ueberlieferungen tritt uns dieſer Charakter entgegen. Clemens von Alexandrien erzählt einen wunderſchönen Zug. Johannes, ſchon neunzig Jahre alt, hatte einem Biſchofe einen hoffnungsvollen Jüngling mit dem Auftrage übergeben, ihn zu unterrichten und dann zu taufen. Als er nach einiger Zeit wieder zu dem Biſchofe kam und nach dem Jünglinge fragte, hörte er, derſelbe ſei abgefallen und das Haupt einer Räuberbande geworden. Der Biſchof hatte ihn aufgegeben und zählte ihn zu den Verlorenen. Nicht ſo Johannes, der ſofort beſchloß, den Abtrünnigen um jeden Preis wieder zu gewinnen. Er ſetzte ſich zu Pferde, ſuchte die Räuber auf, ließ ſich von ihnen ergreifen und zu ihrem Hauptmanne führen. Dieſer floh bei ſeinem Anblicke, von tiefſter Schaam ergriffen. Johannes aber eilte ihm nach, ſprach Worte der Liebe zu ihm, warf ſich ſogar, der hohe Greis, zu ſeinen Füßen nieder, küßte ihm die mit Raub und Mord befleckten Hände und brachte ihn auf dieſe Weiſe auf die rechte Bahn zurück. Johannes iſt ſo ein treues Abbild deſſen, der da kam, um das Verlorene zu retten und ſelig zu machen, ein ſich ſelbſt erniedrigender, ſich all ſeiner Hoheit und Herrlichkeit aus überſchwänglicher Liebe freiwillig entäußernder Gott.

Man ſah dieſen Apoſtel auch mit Thieren befreundet, ſah z. B., wie er ein Reh liebkoſte; man verwunderte ſich, wie ein ſo erhabener Mann ſich mit einem ſolchen Gegenſtand beſchäftigen könne. Aber die wahre Hoheit und Größe iſt die, welche ſich herabläßt, ohne ſich ſelbſt zu verlieren. Die abſtracte, exclusive, die ſich nur in ſich ſelber hält, iſt es nicht; dieſer iſt das Gepräge des Stolzes, des Hochmuthes, der Härte aufgedrückt, und das iſt menſchlicher, nicht göttlicher Art. Johannes war ein himmliſcher, ein göttlicher Mann. Ein demſelben in ſeiner allumfaſſenden Liebe und Herablaſſung entſprechender Charakter iſt ſpäterhin in Franz von Aſſiſi, dem ſeraphiſchen Heiligen, erſchienen, auf den wir unten näher zu ſprechen kommen werden.

Am Tage des Johannes wird, einem aus den älteſten Zeiten ſtammenden Gebrauche nach, den Gläubigen geſegneter Wein gereicht mit den Worten: „Trinke die Liebe des heil. Johannes im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“ Auch dies iſt ein merkwürdiger und ſinnvoller Zug. Es zeigt ſich darin die affirmative Beziehung auf das Natürliche, welche ſich auch in dem Evangelium dieſes Apoſtels ſo deutlich kund gibt; man wolle ſich hier insbeſondere der Hochzeit von Kana erinnern, wo Chriſtus Waſſer in Wein verwandelt — ein Wunder, welches Johannes unter den Evangeliſten allein erzählt.

Um aber über die Stellung dieſes Apoſtels zu Chriſtus vollſtändig klar zu werden, müſſen wir auch den anderen Johannes, den Täufer, in die Unterſuchung ziehen. Auch dieſer hat ein ſehr perſönliches Verhältniß zum Herrn. Er iſt ein naher Verwandter von ihm; die chriſtliche Kunſt ſetzt das Kind Jeſus in eine liebliche Beziehung zu dem Knaben Johannes, als einem

Gliede der heiligen Familie. Der Täufer Johannes iſt Chriſti Vorbote und Verkündiger, er bahnet den Weg, er weint und führet unmittelbar auf ihn hin, er taufet ihn; unter den Schülern dieſes Johannes findet Chriſtus ſeine erſten Jünger; auf das Zeugniß des erſten Johannes hin ſchließt ſich der zweite mit Andreas dem neuen, größeren Meiſter an. Der erſte Johannes tritt weiterhin in den Hintergrund; er nimmt ein tragiſches Ende, dagegen der zweite Johannes, von ſolchem Schickſale frei, bis in's höchſte Alter lebt. Es war ihm zwar der Tradition nach ein ebenfalls gewaltſamer Tod zuerkannt; er wurde in ſiedendes Oel getaucht, blieb aber unverſehrt; ſo ſoll er auch einen ihm von Feindeshand gemiſchten Giftbecher ohne Schaden getrunken haben. Er war der nicht zu Tödtende; die zerſtörenden Kräfte hatten keine Gewalt über ihn. Er ſoll ſich lebendig in ſein Grab gelegt haben, gleichſam als freiwillig vom Leben ſcheidend, das er ohne ſeinen Willen ſelbſt als hundertjähriger Greis nicht hätte zu verlaſſen gebraucht. Die Kunſt bildet ihn jugendlich; er iſt der ewige Jüngling für ſie. Was in Chriſti Leben und Schickſal vereinigt war, das geht hier in zwei repräſentative apoſtoliſche Geſtalten auseinander; der tragiſche Theil fällt dem Täufer, der glorreiche dem Lieblingsſchüler zu; die beiden Johannes ſind wie Tod und Leben, Altes und Neues, Niederlage und Sieg. Die Todesüberwindung Chriſti warf ihren Wunderglanz auf den zweiten, ſofern er über die vernichtende Gewalt der Menſchen und der Natur erhoben war; Einer ſollte ſein, der unter ſo vielen Marterbildern, wie ſie der erſte Zeitraum der chriſtlichen Geſchichte darbietet, das heitere Bild des Lebens und der Jugend darſtellen und ſo auf jene Zeit der Vollendung hindeuten ſollte, wo der Tod in Allen beſiegt und aller Jammer der Erde für immer vernichtet ſein wird, wie die Apokalypſe 21, 4. verheißt: „Und Gott wird abwiſchen jegliche Thräne von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr ſein, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz; denn, was früher war, das wird vergangen ſein.“

14.

In Paulus endlich tritt das dritte Glied der großen Apoſteltrias auf, dasjenige nämlich, welches in Beziehung auf die göttliche Trinität dem Geiſt entſpricht. Der Geiſt iſt inneres, ſubjectives Princip; auch das erſte, das väterliche, iſt ein ſolches, aber, in ſeiner Abſtraction gedacht, ein erhabenes, unanſchaubares Myſterium, deſſen äußere Vermittlung mit der Welt durch den Sohn, deſſen innere aber durch den Geiſt zu Stande kommt. Das Princip des Sohnes iſt das der realen, ſinnlich anſchaubaren, an die individuelle Erſcheinungsform gebundenen Daſeins des Göttlichen in der Welt; das Princip des Geiſtes iſt das der Exiſtenz und Wirkſamkeit des Göttlichen im Innern der Welt und Menſchheit, wodurch die Trennung völlig aufgehoben, Welt und Menſchheit in die abſolute Einheit und Freiheit Gottes zurückverſetzt wird. Der Geiſt erfüllt die Menſchenſeele mit inwohnender Gottheit, deren höchſte und reinſte Erſcheinungsform das Licht der Erkenntniß iſt. Wenn dieſes Licht entzündet iſt, ſo breitet es ſich von Seele zu Seele leuchtend und wandernd über alles Empfängliche aus; und ſo iſt dieſe Hypoſtaſe das *univerſelle* Princip, wie kein anderes; eine in's Allgemeine gehende Wirkung, die nicht bloß auf ſinnlich reizender und rührender Anregung oder äußerlichem Drang und Zwange beruht, gelingt nur ihr. Der Repräſentant des Vaters kann von ſeiner allzu abſtracten Höhe herab nur Glauben und Gehorſam fodern; ihm gegenüber gibt es keine Freiheit. Der des Sohnes kann nur deſſen Realität, wie ſie ſich ſinnenfällig erwieſen habe, bezeugen, nur dieſen hiſtoriſch-empiriſchen Beweis führen und darauf ſeine Predigt gründen. Der des Geiſtes aber iſt der chriſtliche Denker und Dialektiker, welcher als ſolcher Einſicht, Wiſſen und Ueberzeugung begründet, der die Aufgabe hat, den Glauben in Erkenntniß, das an den Menſchen äußerlich herankommende, ſo aber doch ſtets fremd Bleibende, nur blinde Unterwerfung Erheiſchende in das eigene Innere des Subjectes, und ſo die Knechtſchaft des bloßen Autoritätsglaubens in das freie Verhalten einer denkenden, geiſtig klaren Hingebung und

Liebe zu verwandeln. Erkenntniß und freie Liebe — das iſt das Abſehen und Werk des Geiſtes; darauf hat ſein Vertreter auszugehen. Als ſolcher thut Paulus für ſeine Zeit das Nöthige und Mögliche. Für andere kirchen- und weltgeſchichtliche Zeiträume müſſen ſich andere Geiſter und Charaktere dieſer Art bethätigen, ſo wie es dem ſpeciellen Bedürfniſſe dieſer Entwicklungsperioden gemäß; doch werden ſie immer auf die ſchon durch Paulus gelieferte Grundlage zurückzugehen, immer aus den ſchon von dieſem großen chriſtlichen Genius eröffneten Erkenntnißquellen zu ſchöpfen veranlaßt ſein.

Paulus tritt verhältnißmäßig erſt ſpät auf den Schauplatz, um ſeine gewaltige Wirkung zu thun; es verfloſſen ſelbſt nach ſeiner Bekehrung noch mehrere Jahre, in welchen er eine nur untergeordnete Stellung in der Kirche und unter den mit dem Lehramte beſchäftigten Männern einnahm. Erſt einige Zeit nach der Rückkehr von ſeiner zweiten mit Barnabas unternommenen Reiſe nach Jeruſalem wurde er zugleich mit dieſem zur Apoſtelwürde erhoben. Lucas in ſeiner Apoſtelgeſchichte gibt, wenn er die beiden Apoſtel zuſammen nennt, anfänglich dem Barnabas die erſte Stelle und erſt weiterhin, indem er zugleich ſtatt Saulus: Paulus ſagt, thut er das Umgekehrte und räumt dem Paulus den Vorrang ein [1]). So allmählig

---

1) „Barnabas und Saulus“ 11, 30. „Barnabas und Sy-

hob ſich das Anſehen des großen Völker- und Weltapoſtels. Es entſpricht dies aber vollkommen dem dritten triadiſchen Momente, welches ſich in dieſem Apoſtel ſo vorzugsweiſe kenntlich macht. Denn dieſes iſt immer das letzte, vollendende; iſt, als ſolches, nie gleich am Anfange da, ſondern ſteht da erſt noch in Ausſicht, findet erſt weiterhin ſeine Träger und Vertreter und ringt ſich auch dann erſt mühſam zur Geltung und Anerkennung hindurch. Daß Paulus der „Völker- und Weltapoſtel“ iſt, das iſt ebenfalls dem Geiſte, als dem univerſalen Principe gemäß. Dazu kommt das eigenthümliche Verhältniß Pauli zu den übrigen Apoſteln, wie er es im Galaterbriefe ſchildert; dazu, daß er aus dem feindlichen Lager kam, und von da auf eine ganz beſondere Weiſe, ohne alle Anregung und Einwirkung von Seiten der ſchon beſtehenden chriſtlichen Gemeinde und ihrer Häupter auf den chriſtlichen Boden hinübergeführt wurde. „Ich thue euch aber kund, Brüder, daß das von mir verbreitete Evangelium

---

meon und Lucius und Manaen und Saulus,“ 13, 1. Hier iſt Saulus unter Allen der Letzte. „Barnabas und Saulus“ 13, 2. und 7.: „Saulus, der auch Paulus heißt“ 13, 9. Nun ſteht dieſer Name faſt immer voran; „Paulus und Barnabas“ 13, 43. V. 46. V. 50. Cap. 15, 2. V. 22. V. 35. In dem Schreiben der Apoſtel und Aelteſten 15, 23 ff. heißt es jedoch: „unſeren geliebten Barnabas und Paulus.“ Hier ſcheint Barnabas der Vorgezogene zu ſein.

nicht menſchlicher Art iſt. Denn ich habe es nicht von Menſchen empfangen, noch darin Unterricht erhalten, ſondern durch Offenbarung Jeſu Chriſti. Denn ihr habt gehört von meinem ehemaligen Benehmen im Judenthume, wie ich über die Maßen die Gemeinde Gottes verfolgte und verwüſtete. . . . . Als es aber Gott gefallen, der mich auserſehen von Mutterleibe und berufen durch ſeine Gnade, ſeinen Sohn in mir zu offenbaren, damit ich ihn unter den Heiden verkünde, zog ich nicht Fleiſch und Blut zu Rathe, ging auch nicht hinauf gen Jeruſalem zu denen, die vor mir Apoſtel waren, ſondern ging nach Arabien und kehrte wiederum nach Damaskus zurück. Hierauf nach drei Jahren ging ich hinauf nach Jeruſalem, um Petrus kennen zu lernen, und blieb bei ihm fünfzehn Tage lang. Einen anderen aber von den Apoſteln ſah ich nicht, Jakobus, den Bruder des Herrn, ausgenommen. . . . . Hierauf nach vierzehn Jahren zog ich abermals hinauf nach Jeruſalem mit Barnabas und nahm auch den Titus mit. Ich zog nämlich hinauf vermöge einer Offenbarung, legte ihnen das Evangelium vor, das ich unter den Heiden verkündige, und berieth mich im Stillen mit den Angeſehenen, damit ich nicht etwa vergebens arbeite oder gearbeitet hätte. . . . . Was aber die Angeſehenen betrifft, welcherlei ſie irgend ſein mochten, das geht mich Nichts an, bei Gott gilt kein Anſehen der Perſon; denn mir haben die Angeſehenen Nichts mitgetheilt. Sondern im Gegentheil, da ſie ſahen, daß mir das Evangelium an die Unbeſchnittenen anvertraut iſt, ſo wie dem Petrus an die Beſchnittenen — denn der für Petrus wirkſam war zum Apoſtelamte der Beſchnittenen, wirkte auch für mich zu dem der Heiden — und da ſie die mir verliehene Gnade erkannten, nämlich Jakobus und Kephas und Johannes, welche für die Säulen der Kirche galten, ſo gaben ſie mir und Barnabas den Handſchlag der Gemeinſchaft" ꝛc. Eine höchſt merkwürdige Darſtellung, aus welcher man dreierlei beachtungs- und beherzigungswerthe Thatſachen herausfaſſen kann: erſtlich die völlige innere Unabhängigkeit Pauli in Beziehung auf vorhandene Autoritäten und hervorragende Perſönlichkeiten; dann die gleichwohl aller Spaltung und allem von dem kirchlichen Ganzen losgetrennten Auftreten abholde Sinnesart deſſelben, wie ſie ſich auch ſonſt in ſeinen Aeußerungen und Erklärungen ſo entſchieden zu erkennen gibt[1]); drittens die Anerkennung, die ſein innerlich freies und ſelbſtſtändiges Weſen bei den zuhöchſt geſtellten Apoſteln fand, welche beide letzteren Geſinnungs- und Handlungsweiſen nach zwei Seiten hin für muſtergültig anzuſehen und nachzuahmen wären.

Es handelte ſich bei Paulus vor Allem um eine eigene,

---

1) So ganz beſonders in den erſten Capiteln des erſten Korintherbriefes.

freie, nur von Gott ſelbſt unmittelbar angeregte, menſchlicherſeits aber durch denkende und forſchende Selbſtthätigkeit erzeugte Erkenntniß chriſtlicher Wahrheit im Innern des Subjectes. Daher durfte dieſer Apoſtel nicht von äußeren Anſchauungen eingenommen ſein, keinem Gewicht und Einfluſſe fremder Perſönlichkeit unterliegen, ſein Chriſtenthum keiner Predigt und Mittheilung Anderer verdanken; er ſollte nicht einmal von einem indifferenten Standpunkte aus zur Theilnahme bewogen werden. Das Zweckmäßige war vielmehr dies, daß ein entſchiedener, erbitterter Gegner des neuen Glaubens erleſen wurde; Paulus mußte der umgewandelte Saulus ſein. Dieſe Bekehrung, dieſer Namenstauſch und Namensreim, Differenz und Identität zugleich ausdrückend, hat tiefe Bedeutung. Es war die abſolute Abweſenheit aller Voreingenommenheit und Verwicklung in's chriſtliche Element, aller perſönlichen und ſubjectiven Geneigtheit dazu, was ſich darſtellen ſollte; aus entgegenſtehendem Vorurtheil, aus Antipathie und feindſeliger Stimmung heraus ſollte dieſer koſtbare Seelenſtoff genommen, dies große Werkzeug und ſein glänzendes, effectvolles Zeugniß für die neue Religion gewonnen und geſchaffen werden. — Man wird vielleicht einwenden, daß Paulus auf einem keineswegs innerlichen Wege umgeſtimmt, daß er vielmehr durch die imponirende Gewalt einer plötzlich und unverhofft eintretenden äußerlichen Erſcheinung überwältigt worden ſei. Dieſer Einwurf wäre leicht zu entkräften, wenn wir, in der Weiſe einer rationaliſtiſchen Geſchichtsſchreibung und Pſychologie, den ganzen Vorgang in's Innere des Apoſtels verlegten. Es wäre dann anzunehmen, derſelbe habe ſchon längere Zeit vorher, im Zweifel, ob er auf rechtem Wege ſei, heftig mit ſich ſelbſt gerungen; ein in ihm ſchon vorhandener und immer mehr wachſender Zug zu der neuen Religion wäre auf dem Wege nach Damaskus zum Durchbruche gekommen, und hätte ſich in einer Art von Viſion und Hallucination objectivirt, der kein wahrer Gegenſtand entſprochen. Allein wir brauchen nicht bis zu dieſem Extreme zu gehen. Daß in einem ſo denkenden und geiſtvollen Manne in der That ſchon viel vorgegangen, bevor ihm jenes Geſicht geworden, kann immer vermuthet und angenommen werden. Es bildeten dieſe inneren Vorgänge die ſubjective Vorbedingung jener Erſcheinung, die außerdem wohl wenig genutzt hätte; Paulus mußte für dieſelbe und für das, was ſie in ihm hervorbringen ſollte, doch ohne Zweifel in gewiſſer Weiſe empfänglich, befähigt, vorbereitet, herangereift ſein; und ſo dürfen wir wohl glauben, daß Inneres und Aeußeres zuſammengewirkt und daß der Herr den rechten Zeitpunkt gewählt habe, ſich ihm in ſo effectvoller und fruchtbringender Weiſe zu offenbaren.

Sehen wir in dieſer Beziehung die oben ausgehobene Stelle des Galaterbriefes an, ſo finden wir, daß

Paulus von einem Evangelium ſpricht, daß er keinem Menſchen, ſondern nur Gott verdanke. Er meint die Lehre, die er vorträgt; dieſe aber hat er bei jener Erſcheinung auf dem Wege nach Damaskus nicht erhalten; es iſt ſomit offenbar, daß er ſich noch anderer göttlicher Offenbarungen zu rühmen hatte, die nicht ſeine Sinne afficirten, ſondern in inneren geiſtigen Prozeſſen beſtanden, die Gott in ihm angeregt und geleitet hatte. Dies iſt es, was ich bei Paulus für ſo weſentlich und auszeichnend erklärt habe. Uebrigens iſt nicht zu überſehen, daß jene ganze urchriſtliche Zeit, als die des Anfanges und der erſten Begründung, noch den vorherrſchenden Charakter äußerer Anregung und Anſchauung trug, und daß daher ſelbſt der ſpecielle Repräſentant des Geiſtes für jene Zeit ohne ſolche nicht zu Stande kommen konnte; dagegen es andere Zeiten gibt, wo ſich der intellectuelle Prozeß in ſeiner ganzen Reinheit zu vollbringen vermag und vollbringen muß, um ein noch vollkommneres Ergebniß der bezüglichen Art zu liefern. Der Geiſt iſt ein fort und fort thätiges, nie ruhendes Princip; die pneumatiſch offenbarende, aufhellende, vervollſtändigende und vollendende Entwicklung kann erſt ſtille ſtehen, wenn ihr letztes und höchſtes Reſultat, die Blüthe und Krone der geſammten chriſtlichen Lebensentfaltung vorhanden — ein Ziel, von welchem wir ſelbſt in gegenwärtiger Zeit noch weit entfernt zu ſein ſcheinen, ja von dem zu vermuthen iſt, daß es ſich innerhalb des jetzigen Aeons (vor Eintritt der abſoluten Welt) auf eine in jeder Hinſicht vollendete Weiſe nie darſtellen wird.

15.

Was die Schriften der drei großen Apoſtel und den eigenthümlichen Charakter und Inhalt ihres doctrinellen Vortrages betrifft, ſo verbreitet ſich Petrus in einfacher, gedrängter Lehrweiſe über das Ganze der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre, ſpricht jedoch, was die Trinität betrifft, am grandioſeſten von der erſten Perſon, dem Vater, welchen er in der ihm zukommenden apoſtoliſchen Weiſe ſelbſt zu repräſentiren hat. Von ihm beginnt er, er iſt ihm der Gott der προγνωσις, der ideellen Vorbeſtimmung, der Idee[1]; er bezeichnet ihn als die „hocherhabene Herrlichkeit," von welcher herab die von ihm, Petrus, und den beiden anderen Apoſteln gehörte Stimme gekommen: „Das iſt mein lieber Sohn" ꝛc.[2]. — Johannes hat in dogmatiſcher Beziehung nur ein Intereſſe, überall die von ihm und ſeinen Mitapoſteln geſchaute reale, lebendige Präſenz des Göttlichen im Sohne zu bezeugen: „Was vom Anfang war, was wir gehöret, was wir mit unſeren Augen geſehen, was wir geſchaut und unſere Hände betaſtet haben vom Worte des Lebens ...... das verkündigen wir euch“[1]). Im Uebrigen iſt er der Prediger der *Liebe*, ſo daß er ſogar die berühmte Gleichung: „*Gott* = *Liebe*“ an die Spitze ſtellt, wie es ganz dem zweiten triadiſchen Princip entſpricht, das er vertritt, da dies das Princip der Selbſtentäußerung zum Beſten der Welt, der Affirmation des Anderen durch Selbſtverneinung iſt, vergl. Joh. 3, 16.: „Denn alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingeborenen Sohn dahingab, damit Jeder, der an ihn glaubet, nicht verloren gehe, ſondern das ewige Leben habe.“ — Die Parole *Pauli* iſt der *Geiſt*, als dieſes große, gewaltige Princip freier, ſelbſtbewußter, intelligenter Innerlichkeit, das keine knechtiſche Unterordnung und Beugung unter das Joch einer fremden entgegenſtehenden Aeußerlichkeit, eben ſo auch im Inneren nichts ſelbſtiſch Beſchränktes und Abgeſchloſſenes duldet; das jede dumpfe Schranke bricht und Alles mit ſeinem mächtigen Lichte durchdringt und erhellt, das, wie der kühne Mann ſelbſt ſich ausdrückt, alle Dinge, *ſelbſt die Tiefen der Gottheit* forſcht. Daß dieſes Princip großem Mißbrauch ausgeſetzt iſt, kann nicht geläugnet werden; es dringt ſich die Furcht vor ſeiner Gefährlichkeit begreiflich und verzeihlich genug beſonders in einer Zeit auf, wo es über drei Jahrhunderte lang auf's Zerrüttendſte gehandhabt worden iſt. Gleichwohl iſt ihm nicht auszuweichen; man kann es nicht als etwas an ſich und in jeder Beziehung Falſches und Verderbliches zurückweiſen; es macht ſich nicht nur außerhalb der gläubigen Sphäre im größten Maaße und mit welthiſtoriſchem Effecte geltend; es hat auch ſeine autoritätsvolle, dogmatiſch berechtigte Stelle innerhalb der chriſtlichen Offenbarung ſelbſt, und zwar in der Perſon und Lehre des ſeiner Wirkſamkeit nach größten und bedeutendſten aller Apoſtel, ohne den das Chriſtenthum nicht welthiſtoriſch geworden wäre, den ſich Chriſtus ſelbſt aus dem feindlichen Lager herausgeholt und zum Organe gewählt, deſſen Briefe den wichtigſten Theil der Lehrſchriften des neuen Teſtamentes ausmachen, den die Kirche nicht desavouiren kann, ohne das ganze Gebäude ihres Anſehens und Beſtandes mit eigenen Händen über den Haufen zu werfen. Aber man hat nicht bange zu ſein, da Paulus trotz des von ihm ſo mächtig vertretenen Princips religiöſer Innerlichkeit und Unabhängigkeit dennoch durchaus keine Trennung wollte, und diejenigen Kirchenfeinde und Kirchenzertrümmerer, die ſich auf ihn berufen, ſein eigenes entſchiedenes Verhalten und ſeine nachdrucksvollſten Erklärungen, wie namentlich die in den erſten Kapiteln des erſten Korintherbriefes, gegen ſich haben. Vor Allen iſt Petrus eingeſetzt und mit ihm die Autorität, die der Zerſplitterung wehrt und die ſelbſt Paulus keineswegs zu umgehen wagte. Dann aber iſt Letzterer eben ſo vom Herrn aufgeſtellt und bevollmächtiget, damit ſich das

---

[1] 1 Petr. 1, 2 f.

[2] 2 Petr. 1, 17.

---

[1]) 1 Joh. 4, 1 ff.

Aeußere nicht auf Koſten des Inneren, die Autorität nicht auf Koſten des Geiſtes und der Erkenntniß geltend mache, und jeden, auch ſelbſt den wahrhafteſten und nothwendigſten, Fortſchritt hemme.

Was den Styl der in Rede ſtehenden Apoſtel und neuteſtamentlichen Schriftſteller betrifft, ſo hebt Döllinger beſonders den von Johannes und Paulus gebildeten „auffallenden Contraſt“ hervor. „Ruhig, aſſertoriſch, ohne dialectiſche Bewegung, das contemplative Auge auf Gott und den menſchgewordenen Logos gerichtet, ſchreibt Johannes. Dagegen macht die haſtige, in prägnanten, kurz abgebrochenen Sätzen ſich fortbewegende Darſtellung des Paulus den Eindruck, als ob er unter der Fülle der auf ihn einſtrömenden Gedanken oft faſt erliege. Die Menge ſeiner Digreſſionen, Fragen, Aeußerungen, unvollendeten oder halb ausgeſprochenen Sätze, die Anakoluthe, die Parentheſen, die oft ſchwerfälligen Perioden, alles das offenbart den feurigen Drang ſeines Geiſtes, die tiefe Aufregung und die Begierde, zu überzeugen, zu erſchüttern, der ſelbſt die Wortfülle einer ſo reichen Sprache nicht immer genügt; und in plötzlichem Wechſel geht die gewandte dialectiſche Erörterung in einen lyriſchen Jubelruf, eine kirchlich-feierliche Doxologie über“ 1). Dieſe Antitheſe iſt vollkommen wahr; ſtimmt auch ganz

---

1) Döllinger, Chriſtenthum und Kirche, Regensburg 1860. S. 145.

mit den Principien, welche ſich unſerer Behauptung nach in den beiden Apoſteln manifeſtiren. Johannes iſt in der objectiven Anſchauung des Göttlichen, wie es ſich ihm in realer, gottmenſchlicher Erſcheinung darſtellt, gänzlich aufgegangen; in dieſer Anſchauung haben ſich ſeinem empfänglichen Sinn und Geiſte unmittelbar, ohne philoſophiſche Forſchung und Unterſuchung, die tiefſten Erkenntniſſe aufgeſchloſſen, die er vorträgt, wie ſie ihm geworden ſind, ohne dialectiſchen Denkprozeß und mühſam vermittelnde Erörterung — dagegen es bei Paulus eben auf dieſen Denkprozeß, dieſe Erörterung abgeſehen und eine dieſer ſchwierigen Aufgabe gemäße gährende und ringende Unruhe und Bewegung in ſeinem Vortrage bemerklich iſt.

Unterſuchen wir das Ganze des neuteſtamentlichen Kanons, ſo haben wir es darin hauptſächlich nur mit den drei großen Apoſteln und den von ihnen repräſentirten triadiſchen Momenten zu thun, ſo daß im Grunde nur der Brief des Jakobus übrig bleibt, welcher den oben erörterten Gegenſatz dieſes Apoſtels zu Paulus bezeichnet[1]. Den Ununterrichteten verbirgt ſich dies, weil nicht überall die Namen Petrus, Johannes und Paulus an der Spitze ſtehen; allein es kommt auf den Inhalt, Zweck, Geiſt der verſchiedenen Bücher und auf das ſpecielle Verhältniß an, in welchem ihre Verfaſſer zu den drei großen Apoſteln ſtehen. Hierüber iſt Folgendes zu ſagen.

---

[1] Der Brief Judä iſt ſeinem Inhalte nach ſchon in der zweiten Epiſtel Petri mit eingeſchloſſen.

Was die hiſtoriſchen Bücher, die vier Evangelien und die Apoſtelgeſchichte betrifft, ſo ſind die beiden erſten Evangelien, die des Matthäus und Marcus als petriniſch, das des Lucas nebſt der Apoſtelgeſchichte als pauliniſch zu betrachten, während das des Johannes unmittelbar von dieſem Apoſtel ſelber iſt. Nur bei Matthäus findet ſich die glänzende Einſetzung des Petrus in ſeine apoſtoliſche Fürſtenwürde — darum iſt dieſes Evangelium auch wohl vorangeſtellt; mit dieſem Zeugniſſe für den Mann des Felſens und der Schlüſſel ſollte der Kanon beginnen, und man ſieht hieraus, wie ächt katholiſch derſelbe angelegt iſt. Marcus ſtand dieſem Apoſtel perſönlich nahe; er war von ihm bekehrt worden und begleitete ihn als Dolmetſcher und Secretär, dem es oblag, die mündlichen Aeußerungen deſſelben zu verzeichnen. Unter dem Einfluſſe des Petrus, d. h. nach den Notizen, die er ſich im Umgange mit ihm und nach Anhörung ſeiner Vorträge gemacht hatte, ſchrieb er denn auch ſein Evangelium zu Rom, zunächſt für die Gemeinde daſelbſt. Hiebei iſt auf einen feinen Zug aufmerkſam zu machen. Es wäre, ſcheint es, genug, wenn ſich nur ein einziges petriniſches Evangelium im Kanon befände, wie ja auch nur ein einziges johanneiſches und pauliniſches darin zu finden iſt. Die Trias würde dann nicht zur Tetras, die einen formellen Widerſpruch bildet. Aber jenes glorreiche Zeugniß für den Primat des Petrus ſollte weder unmittelbar von dieſem ſelbſt, noch mittelbar durch einen notoriſchen Schüler, Freund und Anhänger deſſelben bekannt und geltend gemacht werden, damit es nicht dem Verdachte einer auf perſönlichem und particulariſtiſchem Intereſſe beruhenden Erfindung oder Steigerung unterliege. Ein anderer, und zwar ein unmittelbarer Jünger Chriſti, hatte dieſes Amt zu übernehmen. Aus dieſem Grunde mußte die Sammlung ſtatt des einen petriniſch-marciſchen Evangeliums zwei, nämlich dieſes und noch vor ihm ein anderes, das eines ſo unverdächtigen und gewichtvollen Zeugen, wie Matthäus, enthalten. — Lucas, der Verfaſſer des dritten Evangeliums und der Apoſtelgeſchichte, ſtand in einem ähnlichen Verhältniſſe zu Paulus, wie Marcus zu Petrus. Er war ein griechiſcher Arzt und aus dem Heidenthume oder dem helleniſchen Judenthume übergetreten, was bedeutſam iſt, indem es der griechiſchen Bildung und berufsmäßigen Wirkungsſphäre des Heidenapoſtels, tiefer gefaßt der erörterten triadiſchen Beziehung entſpricht, welchen das Griechenthum zu dem Geiſte und dem Apoſtel des Geiſtes hatte. Döllinger[1]) bemerkt über den Evangeliſten Lucas Folgendes: „Er führt uns in den

---

[1]) Chriſtenthum und Kirche S. 134.

Kreis des Paulus; denn an dieſen hatte er ſich mit treuer Hingebung angeſchloſſen, ihn begleitete er auf den Miſſionsreiſen deſſelben, hielt auch zu Rom ſtandhaft bei dem Gefangenen aus. Daß Paulus oder deſſen Lehrweiſe einen gewiſſen Einfluß auf dieſes Evangelium, auf des Verfaſſers Auffaſſungsweiſe und die Auswahl des Stoffes geübt, iſt unverkennbar, ſo daß Irenäus 3, 1. geradezu ſagt: Lucas habe in ſeinem Buche das von Paulus verkündete Evangelium verzeichnet. Die Berufung der Heiden, die univerſale Beſtimmung des Chriſtenthums ꝛc. treten bei Lucas ſichtlich hervor.“ Ganz offen und augenfällig erſcheint die triadiſche Stellung des Lucas in der Apoſtelgeſchichte; denn was den Hauptinhalt derſelben bildet, das iſt die Ausgießung des Geiſtes und ſind die Schickſale, Reiſen, Reden und Thaten des Paulus, als desjenigen Apoſtels, der ganz beſonders als der des Geiſtes zu betrachten iſt. Daß der folgende Theil der neuteſtamentlichen Sammlung, welcher die in Briefform ausgegangenen Lehrſchriften der Apoſtel enthält, größtentheils pauliniſch iſt, wird man nun ſehr natürlich finden, da das Lehramt, wenn es nicht bloß den Charakter des dogmatiſchen Setzens und Vorſchreibens hat, ganz und gar nur die Sache des Geiſtes iſt. Was die Apokalypſe betrifft, ſo trägt ſie nicht den Charakter der Lehre, Unterweiſung, Erörterung, ſondern den der Viſion. Als der eigentliche Dogmatiker, der einfach ſetzt, beſtimmt und entſcheidet, was gläubig anzunehmen iſt, erſcheint Petrus. Johannes lebt in der Anſchauung des Göttlichen, als eines ihm Gegenwärtigen, ſo daß auch Vergangenheit und Zukunft für ihn durchaus nur den Charakter der Gegenwart haben, und theilt in ſeinen Vorträgen ebenfalls ganz einfach, unmittelbar und aſſertoriſch aus dieſem realen, lebensvollen Wahrheitsſchatze mit. Der eigentliche Lehrer, der durch ſeine Explicationen Erkenntniß und Einſicht begründet und dadurch mit ſeinen Wirkungen in's unbedingt Allgemeine geht, iſt Paulus; einen ähnlichen Ton anzuſtimmen, wird Jakobus als Gegner und Polemiker nur durch Paulus veranlaßt [1]).

16.

Gehen wir nun zu dem Zeitraume über, in welchem das Chriſtenthum ſeine große, herrſchende Rolle in der Geſchichte ſpielt, ſo ſehen wir zwei der erörterten triadiſchen Momente und Principien mächtig, herrlich, großartig vertreten und ausgebildet. Das petriniſche Moment, welches in Beziehung auf die Trinität das väterliche iſt, ſtellt ſich im Papſtthum dar; Papſt, papa, heißt Vater, und ſo ſtimmt die Sache ſelbſt dem

---

[1]) „Es werden,“ ſagt Haneberg, Geſch. der bibl. Offenbarung, Regensburg 1852. S. 636., „in der Frage über die Bedeutung des Glaubens und der Werke zum Theil die von Paulus benützten Beiſpiele benützt, um das gerade Gegentheil darzuthun.“

Namen nach mit jener großen Idee überein. Die Selbſtentäußerung, Selbſtaufopferung des Sohnes und ſeine reale, lebendige Gegenwart in Welt und Kirche bildet das zweite, das johanneiſche Moment; davon iſt jene erſtere in den großen, übermenſchlichen Tugenden und Thaten der katholiſchen Heiligen, über die auch Leibnitz mit ſo großer Anerkennung ſprach, als in einem unübertrefflichen Nachbilde, vorhanden; und die letztere hat in der katholiſchen Meſſe und Euchariſtie, und in dem größten und prachtvollſten der katholiſchen Kirchenfeſte, dem Frohnleichnamsfeſte, einen Ausdruck erlangt, der nicht vollkommener ſein könnte. Auch laſſen ſich hier zwei Perſönlichkeiten nennen, wo die beiden triadiſchen Momente ihre höchſte perſönliche Darſtellung in dieſem Zeitraume gefunden haben. Unter mehreren großen Päpſten iſt beſonders einer, deſſen Herrſchergenie in die Augen fällt und der zu Canoſſa jenen großen Sieg des der Kirche inwohnenden höheren Princips über die bloß menſchliche und weltliche Macht und Gewalt errang. Was das Princip der liebenden Selbſtnegation, der theilnehmenden, ausgleichenden und hülfreichen Herablaſſung zu dem Niedrigen und Leidenden betrifft, ſo iſt dies nirgends in ſo ausgezeichneter Weiſe, als in dem h. Franz von Aſſiſi zur Erſcheinung gebracht. Schon von Natur voll Güte und Erbarmung[1], ſtieg er, ein reicher, in Ehre und Ueberfluß lebender, ſich den heiterſten und ſtolzeſten Hoffnungen hinzugeben berechtigter Kaufmannsſohn, von der Höhe ſeines Glückes und Wohlſeins freiwillig herab, opferte alle ſeine Genüſſe und Ausſichten auf, gab ſich dem Hohne, der Verachtung Preis, und ſtellte ſich den Aermſten und Elendeſten im Volke gleich. Er vertiefte ſich in ſein gottmenſchliches Vorbild mit ſeiner Empfindung in dem Grade, daß ſich an ihm das damals noch unerhörte Wunder der Stigmatiſation ereignete. Die ganz beſondere Aehnlichkeit des Heiligen mit Chriſtus hat man in einem eigenen Buche zu zeigen unternommen, welches liber conformitatum betitelt iſt. Der johanneiſche Realismus und Naturalismus, welcher in der Anſchauung des in Folge ſeiner kosmogoniſchen Selbſtaufopferung allgegenwärtigen Logos wurzelt, macht ſich in der frommen Liebe des h. Franziscus zu dem geſammten Reiche der göttlichen Schöpfungen geltend. Jener falſche Spiritualismus und Dualismus, der den natürlichen Dingen jede Art von Ehre und Liebe entzieht, iſt vom h. Franz factiſch verneint. Es iſt insbeſondere ſein berühmter „Sonnengeſang," in welchem ſich eine allgemeine Affirmation des Natürlichen, aber in harmoniſchem Einklange mit dem innigen Gottesglauben

---

[1] „Es war dem jungen Franziſcus eine milde Erbarmung

---

gegen die Armen eingepflanzt, die mit ihm aufwuchs und ſein Herz mit ſolcher Güte erfüllte, daß er Jedem zu geben beſchloß, der ihn anflehte, beſonders wenn er um der göttlichen Liebe willen bäte." Bonaventura im Leben des h. Franz.

des Heiligen, ausſpricht. Der zarten Neigung des Evangeliſten Johannes zur Thierwelt iſt ſchon oben gedacht worden. Eben ſo verhält ſich zu derſelben auf das liebe- und erbarmungsvollſte auch der h. Franz. Er rettet Lämmer und Tauben von dem ihnen beſtimmten Schlachttode, ſetzt ſich mit den Thieren, ſelbſt mit den wildeſten und furchtbarſten, in eine magiſche Beziehung, ſucht in ihnen, um ſie höher zu ſtellen, ſelbſt religiöſe Ahnungen zu erwecken, predigt den Vögeln u. ſ. w. Mit einem Lamme zur Seite ſieht man ihn abgebildet. Dieſelben Geſinnungen, Anſchauungen, Verhältnißweiſen prägen ſich in ſeinen Schülern und Nachfolgern aus. In der Legende des h. Antonius von Padua beugt ein Eſel die Knie vor dem Sacramente; ſo iſt auch ſeine Fiſchpredigt berühmt; zwei treffliche Hunde bewachen ſein Heiligthum in Padua. Es iſt wohl nur ein Zufall, aber doch ein, in dieſem Zuſammenhang betrachtet, recht auffallender, daß Franziscus eigentlich Johannes geheißen, indem jener erſtere Name nur ein Beiname war.

So gewinnen wir nun folgende triadiſche Analogien und Harmonien:

	I.	II.	III.
Trinität:	Vater.	Sohn.	Geiſt.
Apoſtel:	Petrus.	Johannes.	Paulus.
Vornehmſte Repräſentationen der drei Momente im Verlaufe der weltgeſchichtlich-großen Entwicklung des Chriſtenthumes:	Gregor VII.	Franz von Aſſiſi.	...... ?

Man ſieht: hier fehlt Etwas; die Repräſentation des dritten triadiſchen Momentes in weltgeſchichtlicher Entwicklung iſt fraglich; womit füllen wir dieſe Lücke aus? —

Man könnte an die Scholaſtiker, namentlich an den noch jetzt in ſo großem kirchlichen Anſehen ſtehenden Thomas von Aquino denken. Allein ich fürchte, daß ſich hier die erſte noch unvollkommene Trias im Evangelium: Petrus, Johannes, Jakobus wiederholt. Der zuletzt genannte Apoſtel war nur beſtimmt, vorerſt und in vorläufig andeutender Weiſe einen Platz einzunehmen, für den es eine eigentliche Repräſentation noch nicht gab, da die Ausgießung des Geiſtes und der als ſolcher wirkſame Apoſtel des Geiſtes noch nicht vorhanden war. Ein Gegner der Thomiſtiſchen Schule könnte noch weiter gehen und annehmen, es ſei vielmehr der jüngere Jakobus, der Alphäide, der mit Petrus und Johannes auch wieder eine Trias, zu Paulus aber, den ächten Vertreter des dritten Momentes, einen antagoniſtiſchen Gegenſatz bildet, in Vergleichung zu bringen. Daß das Anſehen des h. Thomas eben ſo mißbraucht werden kann, wie einſt das des Apoſtels Jakobus mißbraucht wurde, iſt nicht zu läugnen; es iſt namentlich geſchehen, um der Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä, deren Gegner jener Scholaſtiker war, einen autoritätsvollen Damm entgegenzuſetzen. Der Proteſtant könnte an *Luther* denken; allein auch dieſen können wir nicht gelten laſſen, weil er in die Kirche, die Paulus durchaus nicht zerrüttet und zerriſſen ſehen wollte, jene große, traurige Spaltung brachte, und weil er überdies das rationelle und ſpeculative Princip auf eine beiſpielloſe, bis zum Pöbelhaften fortgehende Weiſe herabſetzte und mit Füßen trat. Es bleibt alſo Nichts übrig, als auf Etwas zu harren, was noch künftig iſt. Daß es erſt noch kommen ſoll, gereicht der Kirche ſo wenig zum Vorwurfe, als jenem erſten Anfange, wo der Paraklet noch nicht erſchienen, der dieſem Princip beſonders dienſtbare Völker- und Weltapoſtel noch nicht aufgetreten war. *Wir harren einer neuen, vollendenden Offenbarung dieſes Princips, und glauben, daß dieſe den eigenthümlichen Charakter der kirchengeſchichtlichen Periode bilden werde, der wir entgegen gehen, indem wir für uns ſelbſt nur etwa den Beruf, dieſe Offenbarung, dieſe Periode als bevorſtehend anzukündigen und zu charakteriſiren, in Anſpruch zu nehmen wagen.*

II

Ueber warnende und rettende Vorgefühle, Vorgeſichte u. ſ. w.

Es gibt gewiſſe, den Charakter des Wunderbaren tragende, weil auf gemein verſtändigem Wege nicht zu erklärende Empfindungen, Stimmungen und Erſcheinungen, die ſich auf künftige Dinge, namentlich auf drohende Unglücksfälle beziehen und eine warnende, hemmende und ſchützende Rolle ſpielen. Unzählige Relationen, Geſchichten und Verſicherungen bezeugen uns das wirkliche Vorkommen dieſes myſtiſchen Phänomens, und es iſt vergebens, daſſelbe mit der bekannten Gewaltſamkeit der Aufklärung und des Unglaubens durchaus nur in die Kategorie abergläubiſcher Einbildung und lügenhaften Vorgebens zu ſetzen. Vieles davon iſt allerdings nicht ſicher und gewiß genug, und, wenn man keine Luſt hat, es anzuerkennen, als nicht hinlänglich beglaubigt und erwieſen leicht abzuthun; nur Weniges iſt ſo authentiſch berichtet und aufgezeichnet, daß keine kritiſche Einwendung und ungläubige Ausflucht möglich. Wenn aber auch nur ein Paar Fälle der Art genügend conſtatirt ſind, ſo iſt die Sache im Allgemeinen als möglich und wirklich einzuräumen, und ſodert dann auch zu ernſtlichem Nachdenken, weiterer Erforſchung und Vergleichung des Empiriſchen und, wo möglich, theoretiſcher Ergründung und Beſtimmung auf. Vielen Menſchen iſt Etwas der Art ſelbſt begegnet oder von Seiten ihrer Verwandtſchaft und Bekanntſchaft ſo glaubwürdig mitgetheilt worden, daß ſie ſich's nicht ausreden laſſen; auch kann man nicht Alles, was die Geſchichte aufbewahrt, und ſich auf hiſtoriſch bekannte und berühmte Individuen bezieht, nur ſo einfach als Fabel und Märchen behandeln. Der ſogenannte Dämon des Sokrates z. B. iſt ein allbekanntes und wohlbezeugtes Beiſpiel von dem thatſächlichen Vorkommen ſchützender und rettender Ahnungen und Vorgefühle. Jener eigenthümliche Mann war durch das ihn warnende Zeichen dermaßen geſchirmt, daß ihm widrige und unglückliche Zufälle gar Nichts anhaben konnten. Einer der uns geſchichtlich bewahrten Fälle iſt der folgende. Die Athener hatten eine Schlacht verloren und flüchteten, wobei auch Sokrates war. Er kam mit ſeinen Gefährten auf einen Dreiweg, und nahm hier nicht den Weg, den die Andern einſchlugen, bemerkend, es mahne ihn die Gottheit ab. Er rettete ſich; die Anderen aber geriethen zwiſchen die feindliche Reiterei hinein [1]. Ein anderes Beiſpiel iſt das folgende. Kammer-

---

[1] *Cicero*, de div. I. c. 58.: „Eine Menge Fälle," wird hinzugeſetzt, „wo Sokrates eine bewundernswürdige Vorausſagungsgabe entwickelte, hat Antipater geſammelt."

Calculator **Zimmermann** in Breslau berichtet von ſich, er habe ſchon in ſeinen früheren Jahren in gewiſſen Fällen, bevor er Etwas unternommen, eine ungewöhnliche Empfindung gehabt, die einer Warnung glich; wenn er dieſem Winke keine Folge gegeben, ſo habe er ſtets Schaden, Verdruß, Unglück gehabt [1]). Das ſieht ganz dem ſokratiſchen Dämon ähnlich. Campanella hat in ſolchem Falle eine hörbare Anzeige erhalten. „Wenn mir," ſagt er ſelbſt, „etwas Widriges bevorſteht, ſo pflege ich in einem Mittelzuſtande zwiſchen Schlafen und Wachen eine Stimme zu hören, die mir zuruft: Campanella, Campanella! Zuweilen auch mehrere Worte. Die höre ich dann, weiß aber nicht, wer ſie ſpricht" [2]). Es werden, ſei es ſcheinbar oder wirklich, noch andere Sinne afficirt, namentlich der Geſichtsſinn. Die in Rede ſtehenden Ahnungen und Anzeigen treten überhaupt in zweierlei Form, in ſubjectiver und objectiver, auf; erſcheinen theils als etwas ganz nur Innerliches, Pſychiſches, als ein Gefühl von Abgehalten-, Abgemahntwerden durch eine unbekannte, dunkle Urſache, als eine Bangigkeit, Angſt, Unruhe der Seele, die von einem Orte wegtreibt oder abwehrt

---

1) Moritz, Magazin der Erfahrungsſeelenkunde, Berlin 1783 ff. II. St. 2. S. 99 ff.

2) Carriere, Weltanſchauung der Reformationszeit, Stuttg. u. Tübingen 1847. S. 550.

oder irgend einer Handlung, einem Unternehmen widerſtrebt; theils aber auch in Geſtalt von ſinnlichen Wahrnehmungen, ſo daß etwas äußerlich Sicht-, Hör- und Fühlbares vorhanden zu ſein und einzuwirken ſcheint. Ein hiſtoriſch gegebenes Beiſpiel von Namensruf iſt ſchon beigebracht worden; ein Paar Geſchichten, wo durch ſolchen Ruf Kinder vor Verletzung und Zerſchmetterung gerettet wurden, ſind folgende. Eine junge Frau ſitzt am Fenſter und näht; ihr fünfjähriges Töchterchen ſpielt mitten im Zimmer mit ſeinen Porzellanſächelchen. Plötzlich ſpringt es auf und drängt ſich an's Fenſter hin mit der Behauptung, der Vater habe gerufen. Die Mutter hat Nichts gehört; ſie kann den Gatten nicht entdecken und beruhigt das Kind, das wieder an ſeinen Ort zurückkehrt, bald aber auf's Neue an's Fenſter eilt und ſeine Verſicherung wiederholt. Es iſt auch jetzt wieder Niemand zu ſehen und zu hören. Da, ſiehe, fällt der Kronleuchter, der über dem Kinde gehangen, klirrend herab und zerſchlägt Alles, was unter ihm iſt. — Ein Paar Kinder ſchlafen in dem einen Flügel eines großen Gebäudes; der Vater derſelben in dem anderen. In der Nacht kommt das größere Kind zu ihm und fragt, was er wolle, da er gerufen habe. Er entgegnet dem Kinde, das habe ihm wohl nur geträumt, und ſchickt es in's Bett zurück. Nach einiger Zeit kommt es wieder und bringt auch das andere mit; es verſichert, den Ruf wiederholt gehört zu haben; da ſei ihm bang geworden, es habe das Brüderchen geweckt und mitgenommen, der Vater möchte ſie doch bei ſich behalten. Das geſchieht denn nun auch. In derſelben Nacht ſtürzt der Flügel zuſammen, in welchem die Kinder geſchlafen haben. Dieſe beiden Erzählungen, die ich an ganz verſchiedenen, von einander völlig getrennten Orten geleſen, ſind einander in ihren weſentlichen Momenten ſo ähnlich, daß ſie ein öfteres Vorkommen dieſer Art und Form von Schutz und Rettung bei Kindern zu bezeugen ſcheinen. Vielleicht werden ſolche nicht ſelten auf dieſe Weiſe von Orten weggerufen, wo ihnen ein Unfall droht; aber man weiß es nicht, man hat der Sache nicht Acht oder ſie kommt doch nicht in Schrift und Druck. Noch auffallender iſt es, wenn ſich der Warnungs-, Hemmungs-, Rettungsact die Geſtalt einer ſichtbaren Urſache gibt. So ſchien mir immer folgende Geſchichte intereſſant und beachtenswerth. Ein reiſender Handwerksburſche kommt Abends in einen Marktflecken, tritt in ein Wirthshaus hinein und geht da, nach einer Thüre ſuchend, im Finſtern fort. Da faßt Jemand ſeinen Arm, ſo daß er nicht weiter kann. Er bittet, ihm Nichts zu Leide zu thun, ſagt, wer er iſt, und daß er gar keine böſen Abſichten habe. Da wird es hell um ihn und in dem Scheine ſtellt ſich ihm ein ſchöner Jüngling dar, der ihn anlächelt, aber fortwährend hält und hemmt. Nun wird es wieder ganz finſter; hinten in der Tiefe aber beginnt ein Licht zu ſchimmern; die Frau des Hauſes ſteigt aus einem offen ſtehenden Keller herauf, und es iſt nun klar, daß der Burſche bei ungehindertem Vorwärtsſchreiten da hinein geſtürzt und verunglückt wäre. Das hat ſich derſelbe nachher aufgeſchrieben und die „Blätter aus Prevorſt“ haben ſeine Erzählung wörtlich mitgetheilt. Er war ein Zunftmeiſter und Kupferſchmied, der noch 1793 zu Ulm gelebt. Welch einen Eindruck auf einen einfach gläubigen Menſchen dieſes Standes ein Vorgang, wie der beſchriebene, gemacht haben muß, das läßt ſich denken. Der Ulmer Zunftmeiſter war feſt überzeugt, daß er durch einen ihm von Gott geſendeten Engel gerettet worden ſei, und erkannte dieſe Gnade und Wohlthat mit frommer Rührung und Dankbarkeit. In unſeren Tagen herrſcht die exacte Wiſſenſchaft, die Nichts mehr von Gott, Engeln, Dämonen und wunderbaren Ahnungen weiß. Nur das Formelle, Bedeutungsloſe an ſolchen Thatſachen wird anerkannt, als Sinnestäuſchung betrachtet und phyſiologiſch und pathologiſch behandelt und erklärt. Da iſt nur noch von Hallucinationen, Träumen Wachender, Phantasmen irrer oder krankhaft afficirter Individuen die Rede, welche ſich Dinge, die gar nicht vorhanden ſind, zu ſehen, zu hören, zu riechen, zu ſchmecken und zu fühlen einbilden. Dergleichen wirklich alles tieferen Gehaltes entbehrende, namentlich nicht in das hier beſprochene Reich der Ahnungen und Anzeigen gehörige

Träume und Einbildungen kommen nun allerdings in Menge vor, und die Abhandlungen der Aerzte und Phyſiologen enthalten ſolche in großer Anzahl und Varietät. Ein Fall der Art iſt der den bekannten Nikolai betreffende. Derſelbe hatte eine gewohnte Blutentziehung unterlaſſen, es kamen unangenehme Aufregungen und Gemüthsbewegungen dazu; da entwickelte ſich in zwei Monate langer Dauer eine Reihe von Phantasmen, die Nikolai ſelbſt beſchrieben hat. Geſtalten von bekannten und unbekannten Perſonen kamen ihm theils im Zimmer, theils ſelbſt auf der Straße vor; ihre Zahl wuchs; die Geſpenſter fingen an, ſich mit einander zu unterhalten und zu dem Kranken zu reden. Es wurde die verſäumte Blutentziehung nachgeholt und die Geſtalten verblaßten und verſchwanden. Göthe hat darauf im Fauſt angeſpielt und wegen des Ortes, an welchem die Blutegel angebracht wurden, dem feindlichen Aufklärer und Meinungstyrannen den Namen Proktophantasmiſt gegeben. Der Philoſoph Mendelsſohn, um noch einen ſolchen Fall zu nennen, verfiel nach ſtarken Geiſtesanſtrengungen in einen nervenkranken Zuſtand, in welchem er Abends an Hallucinationen des Gehöres litt, welche ihm Alles, was man den Tag über zu ihm geſprochen hatte, mit ſtarker Stimme und in quälender Weiſe wiederholten. Auch bei den oben erwähnten Ahnungen und Anzeigen können Hallucinationen, Sinnestäuſchungen angenommen werden. Ob wirklich ein Ruf erſchollen, den jene Kinder hörten, ob in der That Etwas dageſtanden, was der gefährdete Handwerksburſche ſah und fühlte, iſt, auch wenn es mit den Geſchichten übrigens ſeine volle Richtigkeit hat, ſehr ungewiß. In dem zuerſt erzählten Falle ſoll die Mutter Nichts gehört haben; das ſpricht für einen Vorgang im Inneren des Kindes ohne äußere Urſache und Einwirkung. Aber die Hallucination, wenn eine ſolche anzunehmen, war keine leere, in Irreſein, Krankheit und pathologiſcher Aufregung begründete; ſie bezog ſich auf etwas ſehr Objectives, auf die drohende Gefahr der Verletzung und des Unterganges, und hatte etwas ſehr Reales, nämlich die Erhaltung des Kindes zur Folge. Wir haben es in allen ſolchen Fällen nicht bloß mit dem dabei ſcheinbar oder wirklich Wahrgenommenen, ſondern ganz vornehmlich mit der Beziehung der Wahrnehmung auf das Künftige und der in dieſer Form erſcheinenden Warnung, Beſchützung, Rettung der bezüglichen Individuen zu thun, ſo daß das Hauptmoment daſſelbe bleibt, mag wirklich etwas Aeußerliches, Phyſiſches, die Sinne von Außen her Afficirendes vorhanden ſein oder nicht. Dieſe Thatſachen liefern uns jedenfalls den Beweis, daß es in Welt und Sein noch ein ganz anderes Wiſſen und Erkennen gibt, als unſer gemeines, ſo höchſt beſchränktes, namentlich von dem, was mit Beſchädigung und Verderben droht, wofern es ſich nicht unſeren Sinnesorganen darſtellt oder unſerem berechnenden Verſtande verräth, ſo gar Nichts merkendes, daß wir tauſend Mal mit völliger Bewußtloſigkeit dem traurigſten Schickſal entgegengehen. Sie lehren uns ferner, daß der Menſch von dieſem Wiſſen und Erkennen zwar in der Regel ausgeſchloſſen iſt; daß er aber doch unter gewiſſen Umſtänden, etwa vermöge einer beſonderen Anlage und Organiſation, auf gewiſſen Entwicklungsſtufen, in gewiſſen Lebensmomenten, in gewiſſe nervöſe Aufregungen und Gemüthsverfaſſungen verſetzt, oder in Folge einer beſonderen Beziehung zu einer höheren Welt daran Theil nehmen könne. Dies iſt immer ein wichtiges Reſultat. Zweifelhaft iſt, ob dies Wiſſen und Erkennen ein dem eigenen Weſen des Menſchen angehöriges, in ihm ſelbſt naturgemäß vorhandenes, doch in dem gewöhnlichen Zuſtande deſſelben zurückgetretenes, latentes ſei, oder ob es einer fremden, vom Menſchen beſtimmt zu unterſcheidenden Region und Geiſtigkeit eigen, ſo daß es erſt von daher in den Menſchen komme, einem in ein dunkles Gemach von außen hineinſcheinenden Lichte gleich. Letzteres angenommen, entſteht weiter die Frage, ob jenes dem Menſchen fremde Etwas, indem es ſich ihm mittheilt, nur unmittelbar auf die Seele wirke, oder ob es ſich ihm auch mit Hülfe der Körper- und Sinnenwelt offenbare. Auf die Seele wirkend kann es nicht nur ein ängſtliches, von dem, was nicht gethan werden ſoll, durch eine bange Furcht und Scheu abhaltendes Gefühl erwecken; es kann auch ſogenannte Hallucinationen erzeugen, ſo daß das bezügliche Individuum Stimmen zu hören, Geſtalten zu ſehen, Berührungen zu empfinden wähnt, wiewohl Nichts der Art in der That vorhanden iſt und einwirkt. Wird Alles in's Innere des Menſchen ſelbſt verlegt, ſo muß dieſes Innere ſelbſt in zweierlei Regionen des Bewußtſeins geſchieden werden. In das gewöhnliche wache Bewußtſein tritt dann zuweilen ein geheimes, in dunkler Seelentiefe wohnendes und verborgenes hinein, und bringt Ahnungen, Vorgefühle, zweckmäßige Seelenſtimmungen und Sinnestäuſchungen hervor. Daß in allen ſolchen Fällen nichts wirklich zu ſehen, zu hören, zu fühlen ſei, wird den Meiſten als das Plauſibelſte vorkommen. Es ſcheint ſich ſo am Beſten zu erklären, wie Jemand glauben kann, Etwas von außen Einwirkendes ſinnlich wahrzunehmen, was doch Anderen, die in ſeiner Geſellſchaft ſind, und eben ſo gute, vielleicht noch ſchärfere Sinne haben, völlig unbemerkbar iſt. Es könnte jedoch auch ſein, daß es für wirklich exiſtirende Objecte höherer und feinerer Art einen eigenen Sinn gäbe, den Einige beſitzen, Andere dagegen nicht, der auch bei den damit Begabten in verſchiedenem Grade vorhanden und nicht immer und unter allen Umſtänden rege iſt und ſeine Dienſte thut.

„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen,
Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt.“

Die Erſcheinung, welche der Apoſtel Paulus auf ſeinem Wege nach Damaskus hatte, war ihm ſichtbar und hörbar zugleich, ſeinen Begleitern nur das Letztere, Apoſtelg. 9, 1 ff. Nicht zu überſehen iſt, daß Paulus darauf einige Tage lang blind war; der Sinn für eine höhere Art von Erſcheinungen war ihm gewaltſam aufgeſchloſſen worden, der für die irdiſche, gemeine Wirklichkeit dagegen war durch dieſe plötzliche Einwirkung und Metamorphoſe ausgelöſcht, durch dieſe himmliſche Lichtfülle alles andere Licht überſtrahlt. Im alten Teſtamente kommt der Fall vor, daß ein Thier die Gegenwart eines Engels bemerkt, von welcher der Seher und Prophet, der auf ihm reitet, längere Zeit Nichts erblickt, bis auch ihm der Sinn dafür aufgeht. 4 Moſ. 22, 22 ff. Die Alten glaubten, daß die Thiere ein ſolches Wahrnehmungsvermögen im allgemeineren und höheren Grade beſäßen, als der Menſch; und dies läßt ſich auch ſehr wohl zugeben und begreifen. Der Menſch hat ſich von der höheren Welt, mit der er urſprünglich in wohl noch näherem Verhältniſſe, als das Thier ſtand, abgebrochen; es iſt ein Gegenſatz und Widerſpruch des gemeinen menſchlichen Weſens und Bewußtſeins mit dieſer Welt eingetreten. Das Thier hingegen hat einen ſolchen Act des Abfalles und Abbruches nicht vollzogen und ſteht daher in dieſer Beziehung jetzt über dem Menſchen, was ſich dieſer zu ſeiner Beſchämung gefallen laſſen muß, was ihm die Offenbarung in jenem Beiſpiel ſo ausdrücklich vorhält und was auch der Apoſtelfürſt 2 Petr. 2, 16. hervorhebt, indem er ſagt, das ſprachloſe Laſtthier habe mit Menſchenſtimme geredet und der Thorheit des Propheten gewehrt.

* * *

III.

Der Wahnſinn.

Der Wahnſinn iſt ein entſetzliches Phänomen — nicht etwa nur in dem Sinne, in welchem es Jeder ſofort einſieht und zugibt, weil dieſer Zuſtand eine ſo gräuliche Entſtellung des Menſchlichen und ein ſo großes Unglück für den, der ihm zur Beute wird, und deſſen Angehörige iſt, ſondern in noch ganz anderem. Es pflegt derſelbe viel zu oberflächlich betrachtet zu werden, und ſo deſſen eigentliche Furchtbarkeit, diejenige, von der wir hier ſprechen wollen, gar nicht zum Bewußtſein zu kommen. Es ſind da nicht, wie man zu meinen pflegt, bloß äußere Urſachen, zufällige Umſtände, materielle Störungen und Zerrüttungen im Spiele; die Sache iſt nicht bloß als etwas nur da und dort in vereinzelter, iſolirter Weiſe Exiſtirendes, ſonſt gar nicht Vorhandenes, dem normalen Zuſtande des Menſchen abſolut Fremdes, in ſein Weſen erſt von außen Hineinkommendes zu betrachten. Der Wahnſinn deutet auf eine finſtere, grauenhafte Tiefe unſeres geiſtigen Innern hin, die nie und nirgends fehlt und nur nicht immer und überall zur deutlichen, erkennbaren Erſcheinung kommt; er iſt nur die offenkundige Entwicklung und Manifeſtation eines in unſerer Natur durchgängig potentia, wenn auch nicht actu daſeienden vernunftfeindlichen Princips; wir tragen Alle, ſo weiſe und klug wir ſein mögen, die Anlage, ja ſelbſt die Neigung zum Wahnſinn in uns und ſind daher ſämmtlich von ihm aus uns ſelbſt heraus bedroht. Das iſt es, was den Denker erſchreckt. Der im Gefühle normaler Geiſteskraft wohlgemuth Hinlebende pflegt freilich nicht daran zu denken, welch' einen gräulichen Gaſt auch er beherbergt; er weiß nicht, was für ein geiſtiges Unheil vielleicht ſchon in der nächſten Stunde auch ihn befallen wird, ein Unglück, das zwar durch eine bloße Aeußerlichkeit und Zufälligkeit veranlaßt und hervorgerufen ſein kann, aber doch immer aus dem eigenen tiefen Innern des Menſchen ſtammt, da das bezügliche Princip, wenn auch noch ſo verſteckt, ſich doch bereits im Grunde ſeiner Seele birgt und nur auf eine günſtige Gelegenheit wartet, um loszubrechen.

Dieſes ſchreckliche Princip iſt übrigens nicht bloß im Menſchen da; wir finden ſeine Spuren im ganzen Reiche der uns umgebenden Welt und Natur. Es läßt ſich in der ganzen Schöpfung etwas Unterdrücktes, in's Dunkel Zurückgedrängtes erkennen, welches gerne ſeine Schranke bräche und ſich auf Koſten der göttlichen Schöpfung und Weltordnung in maßloſer Weiſe erginge. Wir ſehen die Regungen und Emancipationsverſuche deſſelben in den Schrecken der Natur, in den Unordnungen und Verwüſtungen des Erdlebens, welche, wenn auch nur partiell und vorübergehend, durch anarchiſche Tendenzen und Kräfte verurſacht werden; wir haben fortwährend durch dieſes allgemeine Weltübel zu leiden, müſſen uns immerfort dagegen rüſten und wehren; und die ordnende und erhaltende Weltmacht hat ſo auch ihrerſeits die beſtändige Aufgabe, den aufgeregten, furchtbaren Feind zu bändigen und den von ihm angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Gelänge es dieſem Dämon, die ihm geſetzte Schranke zu durchbrechen, die Bande zu zerreißen, von denen er, ſo ſehr er ſich windet und bäumt, doch immer umſchlungen bleibt, ſo wäre es um den Kosmos, das ſinnvoll und zweckmäßig geordnete Univerſum geſchehen; die Welt wäre gleichſam wahnſinnig geworden und tobte in wilder chaotiſcher Auflöſung und Verworrenheit. Der Menſch iſt nach bekannter Vorſtellung der Mikrokosmus, die kleine Welt, im Unterſchiede vom Makrokosmos, der großen Welt; er ſtellt das Weltall im Kleinen, in der concentrirten Weiſe individuellen Weſens und Lebens dar. Was nun im makrokosmiſch Ganzen und Großen durch die hier waltende göttliche Macht und Kraft verhindert wird, das ereignet ſich doch im mikrokosmiſch Einzelnen und Kleinen: das in die dunkle Tiefe der Innerlichkeit zurückgedrängte antirationale

Princip tritt hervor und kehrt das normale Verhältniß um, ſo daß die vernünftige Perſönlichkeit zum unterdrückten, latenten, der Dämon der Thorheit und Unvernunft aber zum dominirenden, ſich in den abnormſten Aeußerungen offenbarenden Theile unſeres Weſens wird.

Letzterem iſt ſogar im normalen Zuſtande des Menſchen ein gewiſſer Spielraum gegönnt, inſofern die im Schlafe regen, ſich an der Verwirrung des Wahren und Wirklichen ergötzenden Träume eine Art von Wahnwitz und Tollheit ſind, welche indeſſen, in dies vom Leben und Handeln ſtreng geſonderte Gebiet eingeſchloſſen, eine unſchädliche Rolle ſpielt. Der Traum ſcheint den Zweck zu haben, den in uns hauſenden Dämon des Wahnſinns einigermaßen gewähren zu laſſen, ihn eine Zeit lang des peinlichen Zwanges zu entledigen, den er im Wachen zu erleiden pflegt, und dadurch inſoweit zu beſänftigen, daß er nicht allzu wild und gewaltſam werde und in das von ihm rein und frei zu bewahrende wache Bewußtſein und Leben des Menſchen verwüſtend eingreife und einbreche, was jedoch gleichwohl nicht ſelten der Fall iſt. Die Phantaſien und Hallucinationen des Wahnſinnigen können nämlich als Träume betrachtet werden, die den ihnen im Schlafe überlaſſenen Spielraum überſchritten haben und in das wache Daſein des Individuums überwältigend eingedrungen ſind. Die Wahnſinnigen ſollen vernünftige Träume haben [1]. Da wäre die Umkehrung evident; die zur Herrſchaft berufene Vernunft wäre in die Latenz zurück und in den dunklen, ſtillen Raum des Schlafes hineingedrängt, die Unvernunft hingegen dieſem ihren bisherigen Gewahrſam entſprungen und zur wilden, despotiſchen Herrin des wachen Bewußtſeins und Lebens geworden.

Es iſt leider noch mehr zu ſagen. Denn ſehen wir näher zu, ſo finden wir, daß es mit dem, was wir unſere normale, geſunde Geiſtes- und Gemüthsverfaſſung nennen und worauf wir ſo ſtolz zu ſein pflegen, ſelbſt im wachen Zuſtande nicht ganz richtig iſt; daß derſelben keine abſolute, ſondern eine nur ſehr relative Normalität und Geſundheit zugeſtanden werden kann. Das Bewußtſein des Menſchen iſt überhaupt getrübt, ſein Wille überhaupt verkehrt, ſo daß die Statt findenden Unterſchiede nur quantitativer und gradueller Art ſind. Vieles iſt offenbar dem Wahnſinn verwandt, d. h. ſchon in einem gewiſſen Grade Wahnſinn, gilt aber nicht dafür oder wird nicht als ſolcher behandelt. Verrücktheit, Wahnſinn, Irreſein, Geiſteskrankheit nennt man nur die auffallenden, ſchreckhaften, die ſociale Welt allzu ſehr ſtörenden und gefährdenden Extreme und höchſten Grade des Uebels, welches eigentlich ein ſehr verbreitetes und allgemeines iſt. Wer auf ſich ſelbſt merkt, ſich ſelbſt kennt, den Blick forſchend in's eigene Innere kehrt, und ſich nicht verhehlt, was da Alles wahrzunehmen iſt, dem wird es nicht zweifelhaft ſein, daß Spuren und Anlagen zum Wahnſinn auch in ihm vorhanden ſeien; er wird ſich auch wohl an einzelne Momente erinnern, wo eine pſychiſche Verſtörung bei ihm eingetreten oder eine ſolche ihm wenigſtens ſehr nahe geweſen; jedenfalls werden ihm ſeine Träume lehren, was Bedenkliches in ihm hauſt, ſie werden ihm wohl zuweilen das Bild eines vollkommenen Irreſeins vorführen. Es iſt leicht zu ſehen, daß dies mit der religiöſen Lehre vom Sündenfalle eng zuſammenhängt. Man könnte dies Factum auch als ein Wahnſinnigwerden des Menſchen auffaſſen; denn wenn jene Lehre auch nur zunächſt eine moraliſche Abirrung im Sinne hat, ſo wird doch dabei auch eine intellectuelle Verdunkelung und Verkehrung des menſchlichen Weſens in Beziehung auf göttliche Dinge angenommen, am meiſten in altproteſtantiſcher Faſſung, wonach dem Menſchen ſo intellectuell, wie moraliſch, gar keine höhere Fähigkeit mehr übrig geblieben iſt. Wir halten dies für übertrieben; ſo viel aber glauben wir ſagen zu können: Das Princip der Unvernunft iſt, ſo was das Wiſſen und Erkennen, als was das Wollen und Thun betrifft, in dem ganzen Geſchlechte zu eine'n furchtbar factiſchen Ausbruche gekommen. Man gehe die ganze Geſchichte dieſes unſeligen Geſchlechtes durch — es iſt die Geſchichte einer zwar mit Vernunft begabten, dieſes Vorzuges aber nicht nur im Einzelnen, ſondern gewiſſermaßen auch im Allgemeinen beraubten, man kann ſagen, toll, wahnſinnig, raſend gewordenen Weſenart, gegen welche das Thier, wenn auch in untergeordneter und beſchränkter Weiſe, beſonnen und vernünftig erſcheint. „Ein wenig beſſer würd' er leben," ſagt *Göthe's* Mephiſtopheles zum Herrn, „hätt'ſt du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben; er nennt's Vernunft und braucht's allein, *um thieriſcher, als jedes Thier zu ſein.*" Wie der Menſch gleichwohl einen ſo großen Stolz und Hochmuth nähren, auf die Vernunft- und Verſtandeskraft ſeiner Gattung ein ſo großes Vertrauen ſetzen kann, wäre unbegreiflich, wenn es ſich nicht eben aus der Natur des Wahnſinns ergäbe. Denn dieſem iſt es ja weſentlich eigen, ſich durch Nichts, ſei es eine evidente Thatſache, ſei es eine logiſche Folgerung, von der Irrigkeit und Unvernunft ſeines Denkens und Thuns überführen zu laſſen. Wer ſich durch irgend Etwas widerlegen, eines Beſſeren belehren, zu einem vernünftigeren Verhalten beſtimmen läßt, der iſt nicht wahnſinnig. Es iſt bekannt, daß Irre, wenn man ihnen Vernunft predigt und die Wahrheit, die ſie zugeben ſollen, recht einleuchtend und unwiderſprechlich darſtellt und klar macht, nicht nur unbekehrt und ungebeſſert bleiben, ſondern ſogar noch toller werden, als ſie geweſen ſind.

---

[1] „Es iſt bekannt, daß die Wahnſinnigen, ſobald ſie ſchlafen, vernünftige und in klarem Zuſammenhange ſtehende Träume haben.“ Schubert, Symbolik des Traumes, Leipzig 1840. S. 180.

◆

IV.

Die Macht der Vorſtellung und der mit ihr verbundenen Gemüthsbewegung.

Johannes Wit, genannt von Dörring, erzählt in ſeinem Buche: „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit“ Leipz. 1830. I. S. 145 f. folgenden Fall.

Ein ruſſiſcher General, der ſich in Paris dem Spiele ergeben, dabei große Summen verloren und die ihm anvertraute Kriegskaſſe angegriffen hatte, lud eines Tages einige Spielpächter zu ſich, und ging, nachdem man tüchtig gefrühſtückt hatte, mit ihnen in den Cercle des Etrangers. wo man zu jener Zeit Pharao ſpielte und illimitirte Sätze annahm. Nachdem er eine Zeit lang mit wechſelndem Glücke geſpielt, zog er die Coeur-Dame hervor und rief: Va banque! Da er nicht im Stande war, die ungeheuere Summe zu couvriren, ſo nahmen die Croupiers Anſtand, abzuziehen; thaten es jedoch, als einige der anweſenden Pächter für ihn gut geſagt.

Der General entfernte ſich nun und erwartete die Entſcheidung, ſcheinbar gleichgültig gegen das Fenſter gekehrt. Die Dame kam lange nicht. Endlich hieß es: Valet perd! Dame gagne! Kaum war das letzte Wort geſprochen, als der General leichenblaß zu Boden ſank, eine Piſtole krampfhaft mit der Rechten gefaßt.

Welch ein Aufſehen das machte, iſt leicht zu denken. Grund und Zuſammenhang aber ergaben ſich erſt viel ſpäter. Der General hatte ſeine Beſucher getäuſcht und ihre Bürgſchaft erſchlichen, indem er in Gegenwart derſelben ſeine Geldkiſte öffnete, die ſcheinbar bis oben mit Gold gefüllt war, während die Goldrouleaux nur oben lagen, unten aber ſich Blei und Kupfer befand. Er trat nach dem ausgeſprochenen Va banque! an's Fenſter, in der Abſicht, ſich, ſo wie er verlöre, eine Kugel durch den Kopf zu jagen; das plötzlich erfolgende Gegentheil erſchütterte ihn dergeſtalt, daß er zu Boden ſank.

Fragen wir als Pſychologen, was den Mann in dem Grade niederwarf, ſo finden wir Nichts, als *eine Vorſtellung und deren innere Wirkung auf das Gemüth*. Denn daß er gewann, war allerdings eine Wirklichkeit und Aeußerlichkeit; dieſe berührte ihn aber noch gar nicht als ſolche; er hatte in dem Augenblick Nichts weiter, als die Vorſtellung davon, und dieſe machte, daß er zu Boden ſtürzte. Angenommen, er wäre getäuſcht worden, er hätte nur geglaubt, zu gewinnen, ſo wäre die Wirkung dieſelbe geweſen. Man kann bekanntlich vor Freude auch *ſterben*. *Zimmermann* ſagt, daß ein Uebermaß von freudiger Aufregung ſogar noch gefährlicher ſei, als die aus entgegengeſetzten Urſachen entſtehenden Gemüthsbewegungen. Auch hier iſt es im Grunde nur die Vorſtellung, von welcher eine ſo plötzlich zerſtörende Wirkung ausgeht. Die Nichte und Erbin des Philoſophen Leibnitz ſtarb vor Freude, als man unter dem Bette des Verſtorbenen einen Schatz von 60,000 Dukaten entdeckte. Eben ſo kann man bekanntlich zum Tode erſchreckt oder betrübt werden, wobei doch auch Nichts materiell eingreift. Der einſt berühmte Schauſpieler Palmer hatte 1798 Frau und Sohn verloren. Als er einige Wochen hernach auf dem Theater erſchien, ſpielte er ſeiner Gewohnheit nach ganz der Sache gemäß. Wie ihn aber im dritten Acte Einer fragt: „Und deine Kinder?“ ſinkt Palmer zu Boden, ſeufzt und ſtirbt. Philipp V. ſtarb, als er die Nachricht von der Niederlage der Spanier bei Placenz erhielt. Bei der Zergliederung ſeines Leichnams fand man ſein Herz geborſten. Vom „Brechen des Herzens“ vor Gram und Traurigkeit ſprechen unſere Redensarten; es iſt wörtliche Wahrheit darin[1].

---

[1] Die drei zuletzt angegebenen Fälle, nebſt vielen anderen der Art findet man bei Hennings: „Von den Ahnungen und Viſionen.“ Leipz. 1777. §. 12. S. 127 ff. und bei Schubert: „Geſchichte der Seele“ unter dem Titel: „Die Macht der Seele über den Leib.“ Aus jenem älteren Buche hebe ich noch folgende aus. Der Lacedämonier Chilon ſtarb vor Freude, als er ſeinen Sohn als Sieger in den olympiſchen Spielen umfing.

Dergleichen Wirkungen gehen vom innerſten Seelenleben, von einem bloßen Bilde in uns und der ſich

---

Zwei römiſche Frauen, die ihre Söhne unerwartet aus der traſymeniſchen und canniſchen Schlacht zurückkommen ſahen, ſtarben ebenſo. Marcus Juventius Thalna erhielt vor dem Altar, wo er ſein Dankopfer vollbrachte, die Nachricht eines ihm zuerkannten Triumphes, ſtürzte nieder und ſtarb. Eine vornehme Familie in Holland war in Armuth gerathen; der älteſte Bruder ging nach Indien, machte ſein Glück und ließ die nothbedrängte Schweſter zu ſich kommen. Sie kam, er zeigte ihr die für ſie beſtimmten Koſtbarkeiten; ſie ſah dieſelben und ſtarb. Fouquet hatte dies Schickſal, als er hörte, daß ihm Ludwig XIV. die Freiheit wieder gegeben. Ein Miniſter des Königes Philipp II. von Spanien hatte von dieſem die Worte zu hören: „Was? Ihr lügt!“ Er ſchrack zuſammen, ging und gab den Geiſt auf. Montagne erzählt von einem Deutſchen, der bei der Belagerung vor Ofen nach einem ſehr rühmlichen Verhalten getödtet wurde. Einer der Generale wollte den Leichnam dieſes Tapfern ſehen, erkannte ſeinen einzigen Sohn in ihm und fiel todt zur Erde hin. Ein Hofnarr hatte ſich gegen ſeinen Herrn vergangen; man kündigte ihm ein Todesurtheil an, verband ihm die Augen, ſchlug ihm aber, ſtatt ihn zu enthaupten, nur mit einer Ruthe auf den Hals. Dieſer Schlag aber hatte die nämliche Wirkung; der Arme war todt und nicht wieder zum Leben zu bringen. Auch bibliſche Beiſpiele ſind aufzuführen. Eli fiel todt vom Stuhle, als er hörte, daß ſeine beiden Söhne Hophni und Pinehas gefallen ſeien. Das Weib des Pinehas ſtarb in der Geburt, als ſie hörte, daß die Lade Gottes den Philiſtern in die Hände gefallen ſei. Auf die phyſiſchen daran knüpfenden Gemüthsbewegung aus. Wer vermag ſo Etwas auf bloß phyſiſchem und materialiſtiſchem Wege zu erklären? Alles der Art hat die Geſtalt des Wunders und entzieht ſich gewöhnlicher Verſtandesauffaſſung, Rationalität und Wiſſenſchaftlichkeit.

Die Wirkung der bloßen Vorſtellung tritt recht auffallend in den Fällen hervor, wo Menſchen von Hunden gebiſſen werden. Zwei Knaben wurden auf dieſe Weiſe verwundet; der eine davon blieb vorerſt geſund, ward aber augenblicklich von der Wuth ergriffen, als er hörte, daß ſein Gefährte an dieſer Krankheit geſtorben ſei. Dergleichen Phänomene ſind von den Aerzten noch mehrere verzeichnet worden. Der bloße Anblick, den der Paroxismus einer hydrophobiſchen Perſon darbietet, hat öfters daſſelbe Leiden ſelbſt bei unverwundeten Individuen erzeugt. Zuweilen heilt die bloße Aenderung der Anſicht, die man dem Kranken von ſeinem Uebel beibringt. Ein kühner Arzt küßte einen ſchon längere Zeit an Hydrophobie leidenden Kranken auf den Mund, indem er ihn verſicherte, ſein Leiden ſei ein bloß eingebildetes. Der Mann glaubte ihm und genaß. Das war alſo eine falſche Vorſtellung, die aber das Gemüth beruhigte, eine freudige Seelenerregung

---

Wirkungen der Gemüthsſtimmungen und Gemüthsbewegungen machen auch die bibliſchen Lehrbücher aufmerkſam, Sprüchw. 17, 22. Sirach 30, 24 f. Cap. 38, 17 ff.

hervorbrachte und ſo das, wiewohl wirklich vorhandene, Uebel beſeitigte.

Ein bekanntes Phänomen iſt ferner das Grau- und Weißwerden der Haare durch Gram und Schreck. Ich las irgendwo, wie ſich einſt unter dem Regimente des Herzogs Alba ein Profoß den grauſamen Spaß gemacht, einem ganz ſchuldloſen Manne anzukündigen, er ſei zum Tode verurtheilt und habe ſich zum Sterben vorzubereiten. Nach heftigem Schrecken und fruchtloſer Proteſtation fügte ſich der Mann, bereitete ſich vor und bot ſich dem Henkerbeile. Da erfuhr er nun zwar, daß die Sache nur ein Scherz geweſen, erſchien aber ſofort mit plötzlich ergrautem Haar. Bichot hat in fünf bis ſechs ihm näher bekannten Fällen bemerkt, daß die Haare durch Kummer in weniger als acht Tagen auf einmal weiß wurden; in einem dieſer Fälle geſchah das Ergrauen faſt in einer einzigen Nacht. Auch wohl die Iris der Augen erleidet eine ſolche Veränderung. So wurde nach Härtel, dissertat. inaug. de oculo, die vorhin etwas dunklere Farbe der Iris durch große Traurigkeit in ein helleres Blau verwandelt.

Auch bei Thieren haben Vorſtellungen und Gemüthsbewegungen ſolche Wirkungen. So hat man nach einer Bemerkung von Fuchs beobachtet, wie ein Pferd, welches ſich irgendwo ein ſchmerzhaftes Hinken zugezogen hatte, davon aber wieder frei geworden war, ſtets, wenn es wieder an dieſen Ort kam, auf's Neue davon befallen wurde — offenbar in Folge der Erinnerung, ſomit der Vorſtellung des ihm hier widerfahrenen Wehes. Auch mit der Aenderung, die Schreck, Angſt, Kummer in der Färbung der Haare bewirkt, verhält es ſich ſo. Es war mir erſchütternd, bei Gerlach[1] folgende Angabe zu finden: „Wie bei den Menſchen, ſo iſt auch bei den Schweinen das Weißwerden der Haare und Borſten in einer Nacht nach großer Herzensangſt beobachtet worden." Alſo ſelbſt bei dieſen verhältnißmäßig ſo tief ſtehenden Geſchöpfen kommen ſo fürchterliche Seelenerregungen vor!

Gedenken wir noch einiger Fälle, wo aus pſychiſchem Grunde Heilungen körperlicher Uebel erfolgen. Drohende Gefahren und die Vorſtellung, daß man elendiglich umkommen müſſe, wenn man nicht fliehe, haben Gelähmte ſchon mehr als einmal in eine ihnen ſonſt unmöglich geweſene Bewegung geſetzt. Als ſich in Liſſabon das bekannte große Erdbeben ereignete, wurde ein alter, ſeit längerer Zeit gelähmter Mann von einem Jünglinge aus dem Hauſe getragen, auf der Straße aber niedergeſetzt und im Stiche gelaſſen. Schrecken und Angſt machte, daß er alle ſeine Kraft aufbot, und ſo im Stande war, auf einmal wieder ſeine Füße zu gebrauchen und dem entflohenen Jünglinge nachzulaufen. Einem Lahmen in Arles gab der Schreck über ein in der Nähe ausgebrochenes Feuer den Gebrauch ſeiner Glieder. Eine große Willensanſtrengung hat bekanntlich den ſtummen Sohn des Cröſus reden gemacht. Als ein wüthender Soldat ſeinen Vater ermorden wollte, ward er mit einem Male der Sprache mächtig und rief: „Tödte den Cröſus nicht!“ Ein intereſſantes Seitenſtück hiezu iſt in des Valerius Maximus Sammlung merkwürdiger Reden und Thaten I. Extr. 4. zu leſen. „Aegles, ein ſamiſcher Fechter, war ſtumm. Man enthielt ihm, als er einen Sieg errungen, Ehre und Belohnung vor. Ingrimm erfaßte ihn und mit einem Male war er der Rede mächtig.“ Große Freude hat Blinden ihre Sehkraft wiedergegeben. In der griechiſchen Anthologie kommt ein Fall vor, wo eine kinderloſe und zugleich blinde Frau endlich ein Kind gebar und aus Freude darüber ſehend wurde. Ein ſechzigjähriger, an einem ſchleichenden Fieber mit Gelbſucht darniederliegender Mann wurde faſt augenblicklich durch die Nachricht geheilt, daß ihm ein Sohn geboren ſei. Ein armes, altes Weib in Wien litt an Waſſerſucht und grauem Staar. Letzterer wurde operirt; ſie ſah zum erſten Mal ihre Kinder wieder und plötzlich erfolgte nun auch die Heilung des anderen Uebels.

---

[1] Die Seelenthätigkeit der Thiere. Berlin 1859. S. 30. Note.

Ein minder wichtiger, doch vielleicht nicht ganz intereſſeloſer Fall aus meiner eigenen Erfahrung iſt folgender.

Als einſt vor Jahren die berühmte, als Schauſpielerin und Sängerin gleich ausgezeichnete und vollkommene Schröder-Devrient zu Nürnberg als Romeo auftrat, war ich ſehr begierig, eine ſo ſeltene Erſcheinung kennen zu lernen. Allein ich litt gerade an einem Bruſtübel, das mich fortwährend zu huſten zwang, und glaubte es nicht wagen zu dürfen, der Aufführung der Oper beizuwohnen und da mit meinem Huſten ein ſtörendes Aufſehen zu machen. Ich verfügte mich gleichwohl in eine Loge, wo ich mich ſo lange ruhig zu verhalten ſuchte, bis ich dieſe große Künſtlerin wenigſtens einige Augenblicke lang vor Augen gehabt. Ich benützte vornherein die rauſchenden Stellen der Muſik, um unvermerkt ein wenig zu huſten; ſobald ich in Gefahr käme, bemerklich zu werden, wollte ich mich wieder entfernen. Als nun Romeo auftrat, als ich dieſe einzige Geſtalt erblickte und dieſe wunderbaren Töne vernahm, war ich in dem Grade hingeriſſen, daß ich alles Uebrige, auch mein Uebel, vergaß, aber auch nicht mehr huſten mußte. Das Uebel war den ganzen Abend wie hinweggeblaſen, und erſt nachher erinnerte ich mich deſſelben und meines Entſchluſſes, den ich auf dieſe Weiſe gar nicht auszuführen gebraucht.

Denjenigen gegenüber, die es bedenklich finden ſollten, daß ich ſolche Dinge zur Sprache bringe, habe ich Folgendes zu bemerken.

1) Thatſachen, die einen ſo großen und unläugbaren Theil der Wirklichkeit ausmachen, laſſen ſich nicht

in's Dunkel ſchieben; es wäre daher thöricht, ihnen den Krieg zu machen.

2) Haben wir dies auch gar nicht nöthig, und es liegt gar nicht in unſerem wohlverſtandenen Intereſſe, ſo zu verfahren. Das pſychologiſche Wunder hebt das theologiſche nicht auf; es bildet vielmehr eine höchſt werthvolle Brücke, auf welcher eine materialiſtiſche Zeit und Denkart den Uebergang zum Glauben an eine noch höhere Ordnung der Dinge machen kann. Ohne ſolche Vermittlung iſt gar nicht zurecht zu kommen; und wenn wir Alles wie mit dem Schwerte zerhauen, und lauter ſcharfe, harte Gegenſätze formiren und feſthalten, ſo berauben wir uns aller Möglichkeit der Verſtändigung und Einigung mit der uns widerſtrebenden Welt und Zeit.

3) Enthält die heilige Schrift, wie ſchon Oben erwähnt, beiderlei Arten von Erſcheinungen und Thatſachen und erkennt ſie beide an. Und was dieſe thut, das wird auch wohl dem Denker und Forſcher unverwehrt ſein.

V.

Diätetiſche Bemerkungen.

In dem Buche von Krüger-Hanſen: „Heil- und Unheilmaximen der Leibwalter,“ Güſtrow 1834, ſteht eine Abhandlung über Inunctions- und Hungercuren, wo ich S. 55. auf folgende Stelle gerieth:

„Es findet einige Analogie zwiſchen der fraglichen Entziehungs-, auch Ausmergelungscur und der Einwirkung mancher hitzigen Krankheiten, z. B. des Typhus, Statt. So wie jene ein neues, ungetrübtes Leben hervorruft, ſo werden auch faſt allemal durch dieſe, wenn ſie angemeſſen behandelt werden, ſonſt ſchwächliche Menſchen, die täglich mit ſchwacher Verdauung, Gicht, Rheuma ꝛc. zu kämpfen gehabt, in kerngeſunde Subjecte umgeſchaffen, ſo daß es faſt den Anſchein gewinnt, als ſei es gleich, durch welche erſchöpfende und zehrende Curmethode das Leben bis zum Minimum herabgeſtimmt wird, damit ſodann ein neues erblühe. Es fragt ſich, ob zur Extinction der Lues die Inunctionen durchaus nothwendig ſeien; ob, wenn durch bloßen Hunger und dem alleinigen Trinken von friſchem Waſſer das Leben bis auf den kleinſten Grad herabgeſtimmt würde, dann nicht eben ſo wohl ein Erlöſchen des in dem Ueberfluß von Leben fortwuchernden Schmarotzers erreicht werden dürfte. Die Waſſer- und Brodſtrafen bei den Gerichten, die oftmaligen Faſttage bei manchen Glaubensgenoſſen dürften wohl als Lebenserholungsmittel anzuſehen ſein."

Man höre! Auch phyſiſch vermag nach ärztlicher Anſicht aus der Verneinung des alten Lebens ein neues zu erblühen. Welch eine Bedeutung demnach die katholiſchen Abſtinenzen und Faſten ſelbſt für den Körper haben, und daß ſie auch für dieſen kein Schaden ſeien, daß vielmehr ein großer Nutzen ſelbſt für das leibliche Wohlſein des Menſchen daraus erwachſe, wird hier begreiflich werden. Die Natur iſt krank, d. h. es walten feindliche, verwüſtende Principien und Potenzen darin; namentlich iſt der Menſch mit zahlloſen Uebeln behaftet, welche ihm Leib und Leben zerrütten und Krankheit und Tod bereiten. Dieſen geheimnißvollen Principien und Potenzen, die einen wahrhaft kakodämoniſchen Charakter zeigen, kann auf poſitive Weiſe entgegengewirkt werden, indem ihnen eine ſtärkere Kraft entgegentritt, gegen die ſie ohnmächtig ſind; es kann ihnen aber auch in privativer Manier durch Entziehung ihrer Daſeins- und Lebensbedingungen der Untergang bereitet werden. Und dies iſt vielleicht, abgeſehen von jenen wunderbaren Heilungen, wo göttliche Kräfte walten und in abſoluter Weiſe wirkſam ſind, die Hauptbedingung, ohne welche alles Uebrige gar nicht, oder nur überflächlich zu helfen vermag. Bei üppig blühendem Leben blüht auch der in's Leben eingedrungene Feind mit, und nimmt an Kraft und Stärke zu; wenn wir den Leib nähren, ſo füttern wir auch den Tod, der in ihm ſitzt; und wollen wir uns dieſes furchtbaren Feindes erwehren, ſo müſſen wir ihm ſo wenig Stärkungs- und Belebungsmittel zuführen, als ohne Selbſtvernichtungsgefahr geſchehen kann. Die Entziehungsmethode muß nur nicht ſo weit getrieben werden, daß mit dem falſchen Leben des Schmarotzers auch das ächte erliſcht, auf deſſen Rettung es ankommt. Es ſchadet hingegen Nichts, es nur auf ein Minimum zurückzuführen, in welchem es doch immer unausgelöſcht erhalten wird und von welchem aus es wieder zur hellen Flamme angefacht werden kann. Dies gilt nun beſonders bei ſo furchtbaren paraſitiſchen Krankheitspotenzen und Siechthumen, wie das iſt, wovon der genannte Arzt handelt. Da aber von Krankheitskeimen wohl Niemand frei iſt, auch nicht der Geſundeſte und Kräftigſte, ſo werden Enthaltſamkeiten, wie die von der Kirche vorgeſchriebenen, immer und überall ſelbſt ihren körperlichen Nutzen haben. Es ſind hauptſächlich die animaliſchen Nahrungsmittel, die hier in Betracht kommen, und deren Gebrauch die Kirche auch vorzugsweiſe zu mindern ſucht. Jene Krankheitspotenzen werden ganz vorzüglich durch dieſe Stoffe genährt, und je mehr ſich der Menſch derſelben enthält, deſto weniger wird er dem Verderben ausgeſetzt ſein, welches ihm jene zerſtörenden Potenzen zu bereiten befliſſen ſind. Die Verkürzung der menſchlichen Lebensdauer im Unterſchied von der mehrhundertjährigen der Patriarchen iſt wohl nur oder doch vorzugsweiſe dem Ueberhandnehmen der animaliſchen Nahrungsmittel zuzuſchreiben. Unter den Thieren lebt der ſich rein nur vegetabiliſch nährende Elephant Jahrhunderte lang. Auch bedürfte es bei paraſitiſchen Krankheitsübeln vielleicht nicht ſowohl einer eigentlichen Hunger- und Ausmergelungscur, als der Entfernung der animaliſchen Koſt, welche vor Allem jene Uebel begünſtigt und ſie in den Stand ſetzt, über das wahre, gottgeſchaffene Leben zu ſiegen.

* * *

VI.

Ueber eine neue Myſtik, Mythologie und Wunderſage, die ſich mitten im Reiche der modernen Vernunftbildung und Aufklärung entwickelt.

Eine bloß negative Cultur und Aufklärung macht immer bankerott. Es liegt zu tief in des Menſchen Natur, noch etwas mehr zu wollen, zu ahnen und zu glauben, ja mit den Sinnen realiſtiſch wahrzunehmen, als eine nüchterne, platte Verſtändigkeit und materialiſtiſche Wiſſenſchaft erlaubt. Man meint, mit dem Vernunft- und Fortſchrittsbeſen allen myſtiſchen und ſuperſtitiöſen Unrath für immer hinausgefegt zu haben; ſiehe, da iſt plötzlich Alles wieder da, was man für ſo glücklich beſeitigt hielt, oder gar etwas noch Aergeres.

„Bald ſoll der Aberglaube ſchwinden,
Bald ſiegt der weiſe Mann,“

ſingen die Genien in der freimaureriſchen „Zauberflöte.“ Aber was iſt ſeitdem nicht Alles dazwiſchen getreten! „Wir ſind ſo klug und dennoch ſpukt's in Tegel,“ läßt Göthe in ſeinem Fauſt den Proktophantasmiſten klagen. Er hat „ſo lang am Wahn hinausgekehrt,“ und dennoch tanzt ihm das „Teufelspack“ ſo unverſchämt vor der Naſe herum! Das wiederholt ſich immer wieder, und je vollſtändiger die Negation, je ſcheinbarer der Sieg, je lauter das Siegesgeſchrei, deſto auffallender, toller, kränkender iſt der Umſchlag in's Gegentheil. Eines ſchönen Morgens läßt ſich Alles wunderſchön an; die Transcendenz iſt wieder einmal recht gründlich überwunden und abgethan; die Romantik, von allen möglichen Keulen getroffen, iſt todt geſchlagen; „Pfaffen und Pfaffenlügen" werden verlacht; der Materialismus erhebt ſein triumphirendes Haupt; es gibt und gilt Nichts mehr, als Phyſik, Chemie, Technik, Induſtrie, Gelderwerb, Ergreifen des Momentes und unmittelbaren Lebensgenuß. Alles nur Diesſeits und gar kein Jenſeits mehr; Alles nur Materie, Hirnſtoff, Hirnſtructur und gar keine Seele, kein Geiſt und keine Geiſter mehr. Auf einmal tanzen, krachen, klopfen, ſchreiben die Tiſche; Geiſterorakel werden ertheilt; die Welt iſt wie verrückt, und die Männer der exacten Wiſſenſchaft ſind ſtarr vor Erſtaunen und ärgern ſich faſt zu Tode über den wahnſinnigen Reigen, den beide Continente tanzen. — Die Wunder des Evangeliums oder gar die der katholiſchen Legende, welcher nur leidlich kluge Menſch glaubt noch daran? Sie ſtreiten ja gegen das ewige, abſolute, unabänderliche Naturgeſetz. Daß ſich z. B. bei Chriſti Tode die Sonne verfinſtert, die Erde gebebt, der Vorhang im Tempel zerriſſen, das ſind die Mythen und Märchen eines religiöſen Romans, die nur noch wenige dumpfgläubige Schwachköpfe für geſchichtliche Wahrheiten halten. Aber ſiehe, da hört man und lieſt es ſogar in den für die aufgeklärte

Welt geſchriebenen Tagesblättern, wie bei dem Tode berühmter Männer in Natur und Umgebung allerlei auffallende Erſcheinungen und wunderbare Vorgänge Statt gefunden; und weil es keine chriſtlichen Heilande oder gar katholiſche Heilige, ſondern moderne Geiſter und Celebritäten ſind, weil es ein Humboldt, Beethoven, Göthe iſt, auf den ſich dieſe Dinge beziehen, ſo gibt ſich das ſonſt ſo kluge und ungläubige Publikum willig dem myſtiſchen Eindruck hin.

Ja, es iſt ſonderbar: eine ganze an ſolche Namen geknüpfte Myſtik und Mythologie, eine Art von heiliger Sage mit Wundern, Geiſtererſcheinungen und ſpukhaften Abenteuern iſt im Entſtehen begriffen; und es amüſirt mich, die Widerſprüche zu belauſchen, in welche ſich kritiklos und unbewußt der negative Zeitgeiſt verwickelt, indem er ſeine ihm ſelbſt unerträgliche Hohlheit mit etwas Poſitivem zu erfüllen, ſeine ihm ſelbſt zu dürre Proſa mit einiger Poeſie und neuerfundener Romantik zu ſchmücken ſucht. Beiſpiele ſind folgende.

Als Humboldt die Augen ſchloß, war die Sonne mit einem Flor umzogen. Man fand dies auffallend und bedeutſam; die Natur trauerte um ihren Forſcher und Freund; man unterließ nicht, es ſofort in den Zeitungen zu melden; ich las es, wenn ich nicht irre, ſogar im Frankfurter Journal.

Als Beethoven ſtarb, tobte ein Wetterſturm. Man hielt auch dies nicht für zufällig und bedeutungslos.

In einer Schilderung der letzten Stunden des berühmten Componiſten, die ebenfalls in die Tagesblätter überging, wird die Sache mit großer Rhetorik vorgetragen und auseinandergeſetzt. „Todtenſtille herrſchte im Zimmer. Draußen aber war es, als wiſſe die Natur, was jetzt hier innen vorgehe, als wolle ſie in ihrer unerreichbaren Größe und Majeſtät den ernſten Augenblick mitfeiern, in welchem einer der herrlichſten Erdenſöhne zu ihr zurückkehre. Der Himmel ſtand in Feuer und Flammen. Furchtbare Blitze durchzuckten die Luft; der Donner rollte mit einer Gewalt, als wolle er die Erde zertrümmern; der Sturm heulte dahin, wie ein Wehruf, und der Hagel ſchlug wie zürnend an die bebenden Scheiben. Beethoven lag ruhig, ſtill, einſam auf ſeinem Sterbebette. Die Welt dachte nicht an ihn, den großen, gewaltigen, dem ſie einſt in glühender Begeiſterung gehuldigt hatte; aber die Elemente ſchienen ſeiner zu denken. Wie ſein Geiſt in den Tonſchöpfungen, die er der Welt hinterließ, oft einem furchtbaren Blitze gleich aus der Wetterwolke trat, ſo ſchoſſen jetzt Blitze aus dunkler Wolkennacht über die Häupter des Menſchengewürms dahin, und die weithin rollenden Donner riefen: Zittert und ſinkt in den Staub! Beethoven ſtirbt; der Beſten Einer, den ihr ſchmählich vergeſſen habt, haucht unter unſeren Schlägen ſeinen Geiſt aus.“ Eine ſo fulminante Todtenfeier und Leichenrede haben alſo dem von den

Menſchen verſäumten Meiſter der Tonkunſt die Elemente gehalten.

Nicht ſo ſtürmiſch und ſchreckhaft ging es bei dem Tode des großen Poeten in Weimar zu, der ja auch nicht ſo vergeſſen und verlaſſen, wie Jener, war. Hier ließ ſich eine geiſterhafte, unerklärliche Muſik hören. Sie wurde, wie man verſichert, von verſchiedenen Perſonen deutlich vernommen; ſie kam dem Einen wie Orgelton, dem Anderen wie Geſang, dem Dritten wie Clavierſpiel u. ſ. w. vor; ſie ertönte bald mit längeren, bald mit kürzeren Pauſen, bald hier, bald da, doch immer, wie es ſchien, in Göthe's Haus, oder dicht darüber, oder dicht daneben, ohne daß die Urſache zu ermitteln war. Die Nachbarn läugneten, daß bei ihnen irgendwie muſicirt werde.

So iſt neueſter Anſchauung nach der Lebensausgang unſerer großen Naturforſcher, Muſiker, Dichter mit den wahrnehmbarſten Zeichen und Wundern begleitet — Alles unbeſchadet des „geſunden Menſchenverſtandes," der nach Vertreibung der alten Finſterniſſe ſo leuchtend und glorreich Welt und Zeit beherrſcht, und den ſich in dieſem modernen, auf ſeine progreſſiſtiſchen Vorzüge und Verdienſte ſo ſtolzen Lichtreiche gewiß Niemand nehmen läßt.

Das iſt aber nicht Alles. Auch das Leben ſolcher Männer, wie die genannten ſind, fängt an, ſich mit dem abenteuerlichſten Spuk zu durchweben, ſo daß man ſich ganz wieder in die alte romantiſche Zauber- und Märchenwelt zurückverſetzt glaubt. In Göthe's Hauſe und in dem Gartenhaus am Stern trieb ein Spiritus Familiaris ſein Weſen. Er klopfte in der Remiſe, die ſich unter dem Arbeitszimmer des Dichters befand, erſchien ſogar einmal am hellen Mittage, den Platz vor dem Gartenhaus kehrend, in Mädchengeſtalt, gab auf die Fragen, die Göthe an ihn richtete, keine Antwort und löſte ſich verſchwindend in den Strahlen der Sonne auf.

Dergleichen Geſchichten ſind für das höchſt aufgeklärte und fortgeſchrittene und dennoch höchſt wunderſüchtige Publikum ſehr amüſant und werden als literariſche Leckerbiſſen begierig verſpeiſt. Es gibt jedoch einige feine, kritiſche Köpfe, welche den principiellen Widerſpruch merken, der hier Statt findet, und die es drängt, dem Publikum darüber ein Licht aufzuſtecken. So der ſcharfſinnige Herr Dr. J. Schwabe, von dem ein Aufſatz darüber in der „Gartenlaube," ſo wie auch in der „Didaskalia" zu leſen war. Er trägt zuerſt die mirakulöſen Göthegeſchichten vor und verſucht ſich dann in den allernatürlichſten, d. h. platteſten und trivialſten Erklärungen, womit er die von den erzählten Wunderdingen hingeriſſenen und entzückten Leſer wie mit einer Fluth von eiskaltem Waſſer übergießt 1). So iſt die Cultur gerettet, die gefährliche

---

1) „Es iſt möglich, daß der Luftzug durch einen Kamin

Myſtik glücklich hinweggebracht. Was aber nicht hinwegzubringen iſt, das iſt doch immer dies, daß ſich mitten in dem Reiche der negativen Zeitbildung, die allem Wunderbaren den Krieg macht, etwas ſo völlig Contraſtirendes, wie dieſe neue Myſtik, Mythik und Wunderſage gebildet und ſo großen Anklang gefunden hat. Dies iſt die in der Entwicklung des Proteſtantismus

---

einen Ton hervorbrachte, der von der Phantaſie zu dem Range eines muſikaliſchen Accordes erhoben wurde. Möglich iſt es ferner, daß, ungeachtet aller Gegenverſicherungen der Nachbarſchaft, doch in einem nahe liegenden Hauſe, vielleicht im Dachſtübchen, muſicirt worden iſt. Es kann auch eine vorwitzige Magd (das iſt ſinnreich!) eine vergeſſene Aeolsharfe in einer Eſſe oder Dachlücke des Göthe'ſchen Hauſes aufgehängt haben. Nehmen wir doch hier, wie in allen ſolchen Fällen, das als gewiß an: die Sache ging natürlich zu, d. h. ſie wurde durch die in ihren Wirkungen und Eigenſchaften uns bereits bekannten, wenn auch keineswegs ganz erforſchten (wie beſcheiden!) Naturkräfte hervorgebracht.“ Was den Spiritus Familiaris betrifft, ſo hat Göthe nach Herrn Schwabe's Meinung die Leute damit nur myſtificirt. Gleichwohl heißt es in demſelben Zuſammenhang: „Es iſt bekannt, daß Göthe eine große Hinneigung zum Wunderbaren und Geheimnißvollen hatte.“ Am Ende beruft ſich der Aufklärer wieder auf denſelben Göthe, der ein groſſer Freund „des Lichtes und der Wahrheit“ geweſen. Auch Shakespeare ſoll trotz ſeiner Geiſter, Geſpenſter und Hexen ein antimyſtiſcher Lichtfreund geweſen ſein! Didaskalia vom 28. April 1860.

und der modernen Cultur hervortretende widerſpruchvolle Erſcheinung, auf welche aufmerkſam zu machen iſt, und die man in die Annalen der Geſchichte dieſes Zeitraumes einzutragen nicht unterlaſſen darf. Die Frage, ob an jenen Erzählungen etwas Wahres ſei und wie man ſie in dieſem Falle zu betrachten habe, kann hiebei völlig dahingeſtellt bleiben.

◆

VII.

Myſteriologiſche Studien.

Fortſetzung.

A. Die Apharetiden, die Söhne des Staubes, und die apolliniſche Geiſtreligion.

Zum Beweiſe, daß gewiſſe Myſterien des Alterthums einen ſcharfen Gegenſatz zur apolliniſchen Religion gebildet, ſo wie auch, daß ſemitiſche Religionsvorſtellungen und ſemitiſches Sprachidiom im griechiſchen Alterthum eine höchſt weſentliche Rolle geſpielt, wird unter Anderem auch der Mythus von den Brüdern Idas und Lynkeus und ihrem Kampfe mit Apollon wegen der von Idas und Apollon zugleich geliebten, dieſem aber von jenem entriſſenen Marpeſſa dienen.

Idas bedeutet den Wiſſenden, von ιδειν, womit aber auch das hebräiſche ידע, wiſſen, ידעני, weiſer Mann, verglichen werden kann. Lynkeus iſt der Scharfblickende, vergl. λυγξ, Luchs, λυγκειος, ſcharf blickend, wie ein Luchs. Von ſeinem ſcharfen Geſichte ſpricht auch der Mythus. Es ſcheint damit, wenn man die Sache im Zuſammenhange des Ganzen betrachtet, das negative Wiſſen, Sehen, Erkennen der in götterfeindliche Myſterien Eingeweihten bezeichnet zu ſein. Bei dem Namen Idas kann man an die idäiſchen Daktylen denken; ſie ſollten ſo von ihrer Mutter Ida benannt ſein oder werden mit Bergen, welche Ida heißen, zuſammengebracht; ein Idäos, Sohn des Dardanos, ſollte Geheimdienſte geſtiftet und den idäiſchen Bergen ihren Namen gegeben haben u. ſ. w. In allen dieſen eben ſo gut aus dem Griechiſchen, wie aus dem Phöniziſchen, zu erklärenden Namen liegt die Bedeutung Sehen, Wiſſen, und es ſpringt in die Augen, daß damit eine myſteriöſe, nur den Eingeweihten, den Epopten, eigene Einſicht und Sachkunde gemeint iſt. Die bezüglichen Berge, wie die in Phrygien und auf Kreta, heißen Ida, mons Idaeus, montes Idaei, von den in ihren Höhlen und Grotten ſich bergenden Myſterien; die idäiſchen Daktylen oder Digiti waren nur erſt Anfänger (Fingerlinge, Zwerge); Idas und Lynkeus dagegen ſind gewaltige Leute, gigantiſche und titaniſche Naturen und bezeichnen hohe Grade und Meiſterſchaften, vergl. Heft IV. S. 329 ff. Zwei Söhne des Agyptos, Namens Proteus und Lynkeus, ſollten von einer königlichen Mutter geboren ſein; was der Name Proteus bedeutet, iſt bereits erklärt worden, und wir werden unten noch einmal beſonders darauf zu ſprechen kommen. Es hieß ſo der oberſte Myſterienregent = πρωτος, der Erſte, — der ſogenannte Gottmenſch unſerer heutigen Myſterien. Daß die Figuren des Apharetidenmythus ſämmtlich oder doch größtentheils ſymboliſcher und allegoriſcher Natur ſind, werden wir bald erkennen; die Namen aber ſind theils ſolche, welche ſich die myſteriöſe Partei ſelbſt beilegte, theils und noch mehr ſolche, welche von der anderen Seite her im Sinne der Anklage, Beſchwerde, Verwerfung gebildet ſind.

Idas und Lynkeus ſollen die Söhne des Aphareus und der Arene geweſen ſein, weshalb ſie auch die Apharetiden oder Aphareiden heißen. Dieſer Name bedeutet aber Erdſöhne, Kinder oder Söhne des Staubes, d. h. irdiſch Geſinnte, der ein Höheres anſtrebenden apolliniſchen Geiſtreligion feindlich, von עפר, aphar, Erde, Staub. Eben ſo war ja auch wohl der Name des Erdſohnes Tityos, der von Apollon und Artemis mit Pfeilen erlegt oder von Zeus mit dem Blitze getroffen wurde, von טיט, tit, Lehm, Thon, Koth gebildet. Von Aphar, Aphareus iſt Arene nur eine Art von Ueberſetzung in das indogermaniſche Idiom, wie man aus der Vergleichung mit dem lateiniſchen arena ſieht. Der Name Marpeſſa ferner iſt wohl = מרפש, mirpas, das durch Fußtritte getrübte, mit Erde und Schlamm vermiſchte Waſſer, ſymboliſch für die durch den Schlamm der Materie verunreinigte Seele geſetzt; vergl. Sprüchw. 25, 26.: מעין נרפש, eine getrübte Quelle, letzteres

Wort von demſelben Stammworte rapas gebildet. Um dieſe Marpeſſa nun iſt Streit; Himmel und Erde bemüht ſich um dieſelbe; ſie trifft ihre Wahl zu Gunſten des Irdiſchen. Wir finden dies in folgender Form ausgeſprochen. Der hohe Apollon wirbt um die Jungfrau; aber auch der kühne, ſtarke Idas [1]) liebt ſie und ſetzt ſich in ihren Beſitz durch Raub. Bei ſeinem Zuſammentreffen mit dem Gotte, das ſich in Meſſenien ereignet haben ſoll, kämpft er mit ihm; Zeus trennt die Streitenden und läßt der Jungfrau die Wahl. Sie entſcheidet ſich für Idas und geht ſo für den Gott verloren. Auf dem Kaſten des Kypſelos war dargeſtellt, wie Idas die willig Folgende aus dem Tempel des Gottes herausführt. Daß hier ein Kampf zweier principiell entgegengeſetzter, einerſeits das Göttliche und Himmliſche, andererſeits das Menſchliche und Irdiſche affirmirender Parteien, von denen jede einen gewiſſen Gegenſtand in Anſpruch nimmt, und ein Sieg derjenigen, welche das Menſchliche und Irdiſche will und vertritt, gemeint und ſymboliſch-allegoriſch ausgedrückt iſt, wird einleuchten. Der Gegenſtand, um den geſtritten wird, iſt wohl derjenige Theil des Volkes oder der Menſchheit, den beide Parteien für ihr Princip und ihre ſociale Gemeinſchaft zu gewinnen trachten; es iſt ungefähr dieſelbe Art von Dichtung und Erfin-

---

1) Der ſtärkſte der damaligen Menſchen nach Homer.

dung, wie in der Zauberflöte, wo ſich zwei gegneriſche Mächte um Tamino, Pamina und Papageno, als um die für ſich zu gewinnenden Geſchlechter und Claſſen der Geſellſchaft, ſtreiten. Auch hier, in der genannten Oper, iſt es eine religionsfeindliche myſteriöſe Verbrüderung, welche der auf Höheres gerichteten Religion den Gegenſtand der beiderſeitigen Bewerbung abtrünnig macht; nur iſt hier Alles vom Standpunkte jener antireligiöſen Verbrüderung geſchildert und charakteriſirt; die religiöſe Partei wird als das Reich der Finſterniß, des Aberglaubens und der Heuchelei bezeichnet, während der Aufklärungsorden im reinſten Glanze intellectueller und moraliſcher Vorzüge ſtrahlt. In dem Mythus von den Apharetiden und der von Idas dem erhabenen Gotte abwendig gemachten Jungfrau hingegen erkennen wir den Zorn und die Anklage einer Denkart und Partei, welche innerhalb des Heidenthums den altteſtamentlichen und chriſtlichen Dingen analog iſt und auch, wie man ſieht und noch weiter ſehen wird, ganz die Sprache der Bibel und Kirche führt.

Wir haben im Bisherigen nur die Hauptfiguren und inſtructivſten Züge des Mythus im Auge gehabt; wir wollen nun auch einen Blick auf die anderen werfen. Ein dritter Bruder wird Peiſos genannt, vergl. בסס, basas, בוס, bus, boses, niedertreten, entheiligen, ganz dem Namen Marpeſſa = mirpas von rapas, mit Füßen treten, die Reinheit eines Gewäſſers durch

Fußtritte trüben, entſprechend. Oebalos, der angebliche Vater der Arene, läßt ſich durch עוֹל, awal, iwwel, ungerecht, gottlos handeln, awwal, der Ungerechte, Gottloſe, awil, ungerecht, ewel, awlah, Ungerechtigkeit, Gottloſigkeit, erklären. Als Vater der Marpeſſa wird ein Euenos, Evenus genannt, vergl. און, awen, Sünde, Frevel, Laſter, Götzendienſt. Idas ſoll auch ein Sohn des Poſeidon geweſen ſein; eben ſo ſind die Telchinen Söhne des Meergottes und der Thalaſſa, des Meeres; ihre Schweſter iſt die Meerfrau Halia-Leukothea, mit welcher Poſeidon ſechs Söhne und eine Tochter Rhodos oder Rhode zeugte, welche eine Perſonification der Inſel Rhodos iſt. Die zu Geheimbünden Vereinigten werden auf dieſe Weiſe als eifrige Seefahrer, als Leute, die auf dem Meere zu Hauſe, charakteriſirt, und wir wiſſen, in welchem Grade dies namentlich die Rhodier geweſen ſind. Berühmt iſt endlich der Kampf der Apharetiden mit den Dioskuren; da wurde Idas vom Zeus mit dem Blitze erſchlagen — womit wohl eine ähnliche Niederlage der durch ihn repräſentirten Myſteriengeſellſchaft, wie jene der Telchinen durch Apollon und Zeus, bezeichnet iſt.

Nirgend, ſo will es mir ſcheinen, ſieht man dem höheren griechiſchen Alterthum, ſeinen religiöſen und antireligiöſen Gegenſätzen und Kämpfen, ſeinen verſchiedenartigen Culten und Myſterien und ſeiner zum

Theil ganz allegoriſchen Mythenbildung ſo tief in's Herz hinein, wie hier. Zwei Seiten, eine ſpiritualiſtiſch-religiöſe und eine ihr naturaliſtiſch und materialiſtiſch entgegenſtehende, liegen deutlich vor; eben ſo iſt die Rolle klar, die hier das phöniziſch-hebräiſche Idiom ſpielt. Ein Zuſammenhang mit den altteſtamentlichen Dingen iſt beſonders in den ſpiritualiſtiſchen Culten des Heidenthums nicht zu verkennen; man vergleiche, was ich darüber ſchon in der „dreifachen Krone Roms“ nachgewieſen habe. Nur mit Hülfe der Bibel und Bibelſprache nebſt ihrer ſemitiſchen Sprachverwandtſchaft ſind die Räthſel der Sage und Mythologie zu löſen, und ohne dieſen Beiſtand, mag man übrigens noch ſo gelehrt ſein und zu Hilfe rufen, was man wolle, bleibt Alles mit Nacht bedeckt.

B. Proteus.

Das Individuum, welches alle in der Welt zerſtreuten Geſellſchaftstheile, Grade und Syſteme des naturaliſtiſchen Myſteriums in ſeiner Hand hatte, wurde im Alterthum Proteus, d. h. der Erſte, Oberſte genannt. Es wurde als Gott verehrt, und kam ſo in die Mythologie. Als ſeine Töchter werden Eidothea, Wiſſegöttin, Eurynome, Weitwaltende, und Kabeira genannt, mit welcher Hephäſtos drei Kabeiren und drei kabeiriſche Nymphen erzeugt haben ſoll. Es ſind das lauter bedeutſame allegoriſche Geſtalten und Mythen, die ſich auf das geheimnißvolle Wiſſen im innerſten Myſterium, auf die allgemeine Herrſchaft des Myſterienfürſten, das zerſtörende Element des Feuers, als das Symbol der ſocialen Weltzerſtörung, welche ſich dieſe Geheimbünde, ſo damals, wie jetzt, zum Ziele ſetzten, auf den Kabirismus, als ein Syſtem von Graden, Weihen und Logen einer alten, theils männlichen, theils weiblichen Maurerei bezogen, wie ſie ſich auf Samothrake, Lemnos, Imbros, Rhodos u. ſ. w. befand. Der Myſterienfürſt und das von ihm zuhöchſt repräſentirte Syſtem erſchien in vielen trügeriſchen Geſtalten, und nur im innerſten Myſterium wurde die wahre gezeigt; daher die Fabel von dem vielgeſtaltigen Gotte, der zwar Alles weiß und ſagen kann, aber ſich lange dagegen ſträubt und untrüglich (νημερτης) erſt dann weiſſagt, wenn er letztlich ſeine wahre Geſtalt angenommen.

Daß Proteus Meergott und Sohn des Poſeidon iſt, ſtimmt mit dem poſeidoniſchen Weſen, welches den mythiſchen Repräſentanten alterthümlicher Geheimbünde auch ſonſt zugeſchrieben wird. Es bezieht ſich auf die ſeekundigen Phönizier und ihre durch Schifffahrt verbreiteten und zuſammengehaltenen Myſterien. Heimath und Sitz des Gottes wird verſchiedentlich angegeben; der Myſterienfürſt hatte wohl eigentlich gar keinen fixirten Sitz; er war „der alte Ueberall und Nirgends," von dem noch das Sprüchwort ſagt. Gibt man ihm die ägyptiſche Inſel Pharos zum Aufenthalt, ſo fragt es ſich, ob das ein hiſtoriſcher oder ein ſymboliſcher Zug iſt; denn Pharos mit ſeinem Leuchtthurm könnte das im Dunkeln (Geheimen) leuchtende und leitende Licht des Myſterienfürſten bedeuten. Virgil nennt die Inſel Karpathos, zwiſchen Kreta und Rhodos, bezeichnet aber als Säulen des Proteus, columnae Protei, doch die äußerſten Grenzen Aegyptens [1]. Proteus heißt auch Αιγυπτιος. Daß er in dieſem myſteriöſen Lande zu Hauſe, iſt natürlich; man ſagte auch, er ſei ein weiſer ägyptiſcher König auf Pharos geweſen und von den Aegyptiern Ketes genannt worden, Diodor I. 62. Dieſer Name iſt aber phöniziſch; er kommt augenſcheinlich von קדש, kadasch, kadesch, heilig, geweiht ſein, hebr. Kedeſch iſt Ortsname; die Griechen mögen bei dem Worte an κητος, Seethier, gedacht haben; Κητω iſt Name einer Meergöttin; das Wort heißt aber auch Höhlung, Vertiefung, ſo in den Compoſitis βαθυκητης, μεγακητης; das ſcheint auf Myſteriengrotten und auf eine Verwandtſchaft mit den angeführten ſemitiſchen Wörtern hinzudeuten. Dem Herodot wurde berichtet, Aegypten ſei nach Phero's Herrſchaft an einen Mann in Memphis gekommen, der im Griechiſchen Proteus heiße und ein ſchönes Heiligthum in Memphis habe, von tyriſchen Phöniziern umwohnt, wovon die ganze dortige Strecke Tyrier-Lager genannt werde; und in des Proteus Heiligthum ſei ein Tempel der fremden Aphrodite. Hieher zu Proteus ſollte Hermes die von Paris entführte Helena gebracht, oder Proteus dieſelbe dem Paris ſelbſt abgenommen haben. Das iſt äußerſt intereſſant; wir ſehen hier Aegypten und Tyrus verknüpft, finden den Myſterienfürſten, der wohl eigentlich ein Tyrier war, in Memphis und in Beſitz von ganz Aegypten. Dann aber folgt wieder eine andere Herrſchaft, die des Rampſinit, Herodot II, 112. 121. Nach Apollodor III, 5, 1. fand Dionyſos, von Here wahnſinnig gemacht und in dieſem Zuſtande in Aegypten und Syrien umherirrend, zuerſt bei Proteus, dem Könige der Aegyptier, Aufnahme. Die Sage erzählt ferner, Proteus ſei zwar ein Aegyptier geweſen, habe aber ſeine Heimath verlaſſen, ſei nach Thracien gegangen und habe ſich dort mit Torona vermählt. So heißt eine macedoniſche Stadt, und es zeigt dieſer Mythus alſo eine Verpflanzung des ägyptiſch-phöniziſchen Myſteriums nach Macedonien an. Torona gebar dem Proteus den Telegonos, den Ferngeborenen; auch Polygonos, Vielgeboren, wird ein Sohn des Proteus genannt — Symbole der Ausbreitung und Vervielfältigung des Bundes. So wird als Sohn des Proteus auch ein Imolos genannt; dieſen Namen aber führt ein Berg in Lydien. In Macedonien war es dem Gotte nicht wohl, er erlebte keine Freude an ſeinen Kindern und kehrte auf einem geheimnißvollen Wege[1]) nach Aegypten zurück.

---

[1] Georg. IV. 387. Aen. XI. 262.

Dunkle Sagen für den, welchem der Schlüſſel des Räthſels fehlt, hell genug für den, der die hiſtoriſche Bedeutung dieſes angeblichen Meergottes errathen hat.

---

[1]) Durch einen von Poſeidon eröffneten Schlund, wird angegeben.

C. Ueber die Viſionen der gottſeligen A. K. Emmerich, ſofern ſie dem in dieſen Heften Vorgetragenen zur Beſtätigung dienen.

Herodianer und Freimaurer.

Ich habe in den Viſionen jener merkwürdigen Kloſterfrau meine Anſichten und Vermuthungen mehrfach beſtätigt gefunden. Ich werde künftighin noch andere Mittheilungen darüber machen; hier ſoll über die in der Geſchichte Chriſti vorkommenden, ihrem Weſen und Treiben nach noch ſo dunklen Herodianer die Rede ſein. Ich wollte derſelben ſchon im vorigen Hefte gedenken, unterließ es jedoch, um nicht zu viel Auffallendes und Paradoxes vorzubringen. Ich ahnete nämlich in dieſen Leuten eine unſeren Freimaurern ſehr ähnliche Geſellſchaft, welche mit phöniziſchen und griechiſchen Myſterien im Zuſammenhang geſtanden, und welche die eigentliche, nur verſtecktere Urſache des Sturmes geweſen, der über Chriſtus und ſeine Anhänger losbrach. Es kam mir vor, als habe auch der Apoſtel Paulus, da er noch der verfolgende Saulus war, ein Verhältniß zu dieſer Geſellſchaft gehabt; zumal da ich bemerkte, wie tief derſelbe in die antiſpiritualiſtiſchen und antitheiſtiſchen Myſterien ſeiner Zeit eingeweiht war. S. 2 Theſſ. 2, 3 f. und meine Bemerkungen im IV. Hefte

S. XIV. ff. in der Note, und S. 149 ff. Der Herodianismus konnte in keinem Fall bedeutungslos ſein, da Chriſtus davor warnt. „Hütet euch vor dem Sauerteig der Phariſäer und vor dem Sauerteige des Herodes!“ Marc. 8, 15. Man hält dieſe Herodianer für die Hofleute und Anhänger des Herodes Antipas, des Regenten von Galiläa; es wäre ganz der maureriſchen Sitte gemäß, wenn ſich dieſe Leute an eine fürſtliche Perſon gemacht hätten und ſie in ihrer myſtificirenden und dupirenden Weiſe zu ihrem ſcheinbaren Oberhaupt und Ordensmeiſter gewählt hätten, um unter dem Schutze derſelben ihr Weſen zu treiben und mit Hülfe derſelben ihre Abſichten zu erreichen [1]). Selbſt die Form von Baugeſellſchaften ſcheint dieſen myſteriöſen Verbindungen ſchon ganz ſo, wie jetzt, eigen geweſen zu ſein. Die Bibel ſcheint öfters darauf anzuſpielen, z. B. in dem mehrmals vorkommenden Bilde: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, iſt zum Eckſtein geworden.“ Indem Petrus (Apoſtelgeſchichte 4, 11.) dieſen Ausſpruch anführt, ſetzt er ſogleich hinzu: „Es iſt uns Menſchen kein anderer Name (Adonis, Thammus, Oſiris, Hiram-Abif u. dergl.) gegeben, durch welchen wir zu retten wären.“ Wieviel liegt in ſolchen feinen, kurzen, hingeworfenen Andeutungen und Anſpielungen der Schrift, die aber

---

1) Vergl. Heft IV. S. 176 ff. 296.

zur Stunde noch ein dunkles Räthſel ſind! Es iſt der Kampf mit den auch in's Judenthum eingedrungenen Myſterien des Heidenthums, in welchen wir ſchon gleich in ſeinem Beginne das Chriſtenthum verwickelt ſehen. Längſt iſt mir auch Folgendes auffallend geweſen. Nach Marcus 3, 1 ff. heilte Chriſtus einem Menſchen in der Synagoge ſeine verdorrte Hand. Darauf folgt V. 6. die Stelle: „Sofort gingen die Phariſäer hinaus und hielten mit den Herodianern Rath wieder ihn, um ihn umzubringen.“ Sonderbar iſt hiebei, daß nach den apogryphiſchen Zuſätzen des Matthäus, wie ſie Hieronymus im Evangelium der Nazarener fand, der von Jeſu geheilte Kranke ein caementarius, ein Maurer geweſen. Gehörte er einer myſteriöſen Baugeſellſchaft an? War er ein Herodianer, ein Mitglied dieſer jüdiſchen Maçonnerie? Wenn dem ſo iſt, ſo that Jeſus durch jene Heilung einen unmittelbaren Eingriff in den Kreis dieſer Myſteriengeſellſchaft und wirkte ſtörend, beſchämend, irre machend, ablenkend darauf ein; es war dann um ſo natürlicher, daß ſofort eine Coalition ſeiner, wenn auch ſonſt noch ſo wenig zuſammenſtimmenden Feinde, der Phariſäer und Herodianer, zu Stande kam, welche ſein Verderben zum Zwecke hatte.

Das Alles, will ich ſagen, ſpukte und gährte ſchon lange in meinem Kopfe, als ich in dem Leben Jeſu nach den Geſichten der gottſeligen A. K. Emmerich zu meinem nicht geringen Erſtaunen die ausdrückliche Erklärung und Behauptung fand, daß die Herodianer daſſelbe geweſen, was jetzt die ſogenannten Freimaurer ſind. Ich ziehe hier die bezüglichen Stellen aus.

Bd. I. S. 415. des genannten Buches iſt zu leſen: „Die Herodianer waren an der Oſtſeite des Jordans, in Peräa, Trachonitis, Ituräa beſonders häufig; ſie hielten ſich heimlich und trieben ein dunkles Weſen; ſie unterſtützten ſich insgeheim; es kamen arme Leute zu ihnen, denen ſie plötzlich aufhalfen. Sie benahmen ſich äußerlich ſehr phariſäiſch, arbeiteten heimlich auf die Freiheit der Juden von den Römern hin und hingen mit Herodes zuſammen. Sie trieben ein Weſen, wie die Freimaurer.“ S. 443 f. wird Jotapata beſchrieben: „Es war ein wunderlicher, verborgener Ort. Es hielten ſich daſelbſt viele Herodianer auf. Sie hatten in einer Mauer der Feſtung ein geheimes Verſammlungshaus. Dieſe Secte beſtand aus lauter klugen, aufgeklärten Leuten und ſtand unter geheimen Oberen. Sie hatten Zeichen, woran ſie ſich erkannten, und die Oberen konnten auch merken, wenn Einer Etwas verrieth, ich weiß nicht mehr woran. Sie waren heimliche Feinde der Römer und arbeiteten an einer Rebellion; ſie waren insgeheim mit den Sadducäern befreundet, ſchienen aber äußerlich Phariſäer und gedachten ſich beider Theile zu ihren Zwecken zu bedienen. Sie wußten wohl, daß die Zeit des Königs der Juden da ſei und hatten die Abſicht, dieſen Glauben zu ihren Zwecken zu benützen. Sie hatten eigentlich gar keine Religion; arbeiteten unter dem Deckmantel der Religion auf ein weltliches, freies Reich hin, und Herodes unterſtützte ſie.“

Die Synagoge zu Jotapata ſendet, wie eben daſelbſt erzählt wird, ein Paar Herodianer in's Bad Bethulien, um Jeſus nach jenem Orte hin einzuladen. Sie benehmen ſich gefällig, ja unterthänig; Jeſus gibt ſich wenig mit ihnen ab. Wie ſie nach Jotapata zurückgekehrt, bearbeiten ſie das Volk, um, wofern Jeſus käme, den Eindruck ſeiner Erſcheinung und Lehre zu paralyſiren. Man ſolle ſich nicht verführen laſſen, ihm nicht zujauchzen und ihn, ſo oft er etwas Unbegreifliches und Fremdartiges vortrage, mit Murren und Einwürfen unterbrechen. Jeſus kommt dann wirklich nach Jotapata und lehrt in der Synagoge. Dabei macht er die Schandthaten des Herodes namhaft und entlarvt die nach ihm benannte Myſteriengeſellſchaft: „Er ſprach auch von der heuchelnden geheimen Secte der Herodianer, welche mit den Sadducäern zuſammenhingen, und ſagte, welchen Meſſias und welches Reich Gottes ſie erwarteten.“ Vergleiche unſer IV. Heft S. 149 ff. „Die Herodianer, welche ein geheimer Orden waren, der ſich nicht gern zum Gegenſtande öffentlicher Darſtellungen machen ſah, wurden ganz bleich, als Jeſus von den Schandthaten des Herodes ſprach und die Geheimniſſe der Secte vor dem Volke geradezu ausſprach. Sie ſchwiegen und verließen einzeln die Synagoge; ſo auch die Sadducäer, die hier die Schule inne hatten. Er war nun mit ſeinen Jüngern und dem Volke allein und lehrte dieſes noch eine Zeit lang. Viele waren gerührt und folgten ihm ſpäter nach. Ein großer Theil des Volkes aber, der von den Sadducäern und Herodianern aufgewiegelt war, murrte und machte Tumult.“ Band II. S. 111. heißt es: „Jeſus ſagte den Jüngern, ſie ſollten ſich nicht zu den Phariſäern, nicht zu den Sadducäern und nicht zu den Herodianern halten, die er alle öffentlich beſchrieb“ . . . . . „Das war um ſo verdrießlicher für ſie, weil Keiner öffentlich ein Herodianer heißen wollte; ſie waren dieſer Secte meiſt heimlich zugethan.“

Bd. I. S. 170. ſehen wir die herodianiſche Maçonnerie auch in die Verſuchung Chriſti verflochten. Letzterer hat ſich in eine Höhle verborgen; da erſcheint der Satan in Geſtalt eines vornehmen Mannes von Jeruſalem und ſagt zu ihm: er wiſſe, daß er (Chriſtus) beſtimmt ſei, die Freiheit der Juden wieder herzuſtellen; er komme, ihn darin zu unterſtützen; Chriſtus möge ihm nach Jeruſalem folgen und da heimlich im Palaſt eines Herodes wohnen; da könne er Verſammlungen ſeiner Anhänger veranſtalten und ſein ganzes Vorhaben in Gang bringen. Es iſt in der That gar nicht undenkbar, daß man ſich von dieſer Seite her um Chriſius bemüht habe, in welchem man wohl ein großes Talent für ſich zu gewinnen hoffte; gar nicht undenkbar, daß man ihm glänzende Anträge gemacht und große Ausſichten eröffnet habe, wenn er ſich zum Werkzeuge der Partei hergäbe. Auch kann ſich eine ſolche Vermuthung gerade bei jener Erzählung im Evangelium aufdringen, wo der Dämon dem Heilande alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigt und zu geben verheißt. Der höchſte Chef der Myſteriengeſellſchaften, jener Proteus, Menſchgott, Phönix, oder wie er ſonſt genannt wird und wurde 1), macht Anſpruch auf allgemeine, abſolute Weltherrſchaft; ihm ſollen alle anderen Mächte im Staat und Religion weichen 2). Dieſe ihm zugetheilte Rolle ließ ſich leicht mit derjenigen combiniren, welche, den nationalen Erwartungen nach, der jüdiſche Meſſias zu ſpielen hatte 3); denn auch dieſer

---

1) Vergl. Heft IV. S. 28 ff. 32 f. 149 ff. 348. und hier in dieſem oben S. 139 ff.

2) Vergl. Heft IV. S. 51. S. 146 ff. 324. 326.

3) Wie ſich auch unſere modernen Myſterien wieder, wenn ſie nicht anders zu Werke gehen können, an die nationalen Intereſſen anſchmiegen, an denen ihnen im Grunde gar Nichts gelegen iſt und von denen ſie vielmehr der Conſequenz nach ganz zu abſtrahiren hätten, das iſt aus der jüngſten Vergangenheit zu ſehen, insbeſondere was die italieniſchen Angelegenheiten betrifft. Auch die Italiener erwarten eine Art von Meſſias, den ſogenannten papa angelico; ſ. Döllinger, Kirche und Kir-

ſollte ja als Weltherrſcher auftreten, und die damalige römiſche Weltherrſchaft bildete für beiderlei Theile und Abſichten eine Hemmung, die hinwegzuräumen war. Kein Wunder, daß die alte Myſteriengeſellſchaft, mit der wir es hier zu thun haben, ſich ſo innig mit dem Judenthum verband. Der chriſtliche Gottmenſch wollte weder myſteriöſer Menſchgott, noch jüdiſcher Meſſias mit der Ausſicht auf eine gewaltſam herbeizuführende Weltherrſchaft ſein; deshalb mußte er am Kreuze ſterben.

Auch beim Untergange des Täufers Johannes läßt die Emmerich (Bd. II. S. 269 ff. des genannten Werkes) Herodianer erſcheinen. Bei dem Feſte des Herodes, bei welchem die Tochter der Herodis tanzt und das Haupt des Täufers verlangt, thront Herodes auf einem erhöhten Platze; mit ihm ſitzen ebendaſelbſt einige Vertraute und zwar lauter ſolche, welche dem herodianiſchen Geheimbunde angehören. Es liegt nahe, auch hier eine Einwirkung und Machination dieſer Geſellſchaft

---

chen ꝛc. S. 653. Die Maçonnerie aber iſt koſmopolitiſch und will im letzten Grunde nichts als ihre weltbeherrſchende Ordensariſtokratie und ihren an der Spitze derſelben ſtehenden Ordensmeiſter, in welchem der ihrer Symbolik und Mythologie zu Folge geſtorbene, von der Religion (Typhon ꝛc.) gemordete Menſch der Natur (Oſiris, Adonis, Thammus, Baphomet, Hiram-Abif) ſeine Auferſtehung feiern und, wie ſchon Paulus im Theſſalonicherbriefe angibt, als Gott verehrt werden ſoll.

zu ahnen und zu vermuthen, daß auch ſchon der Tod des Täufers durch ſie bewirkt worden ſei.

Sehr intereſſant iſt es endlich, was Bd. II. S. 268. zu leſen iſt: „Herodes hatte achtzehn Baumeiſter nach Jeruſalem geſchickt, welche Herodianer waren, oder Leute, welche man jetzt Freimaurer nennt.“ Dieſe Herodianer lenken einen Bau an der Nordſeite des Tempelberges, abſichtlich aber ſo, daß die Mauern zuſammenfallen ſollen. Wirklich ſtürzt dann auf einmal Alles ein, und es kommt dabei eine Menge Menſchen um; es geſchieht jedoch Etwas, „worauf nicht gerechnet iſt;“ die Herodianer ſtehen auf einer Teraſſe, ſich ſelbſt für ſicher haltend; aber dieſe Stelle rutſcht und vieles Andere nach, und ſo gehen auch ſie zu Grunde [1]). Nehmen wir dies als Bild, wie ſinnreich iſt es! Das maureriſche „Bauen“ iſt in Wahrheit ein Zerſtören und läuft auf einen allgemeinen Umſturz der Dinge hinaus, wobei der Orden ſelbſt in ſeiner Exiſtenz und Alles in der Hand haltenden Kraft und Macht zu beharren gedenkt, um dann, nachdem alles Andere dahingeſtürzt, die öffentliche, unmaskirte Herrſcherrolle zu ſpielen. Sollte es ihm aber gelingen, dieſe große politiſche und ſociale Kataſtrophe wirklich herbeizuführen, ſo wird Alles in Frage ſtehen, auch er

---

1) Vergleiche Luc. 13, 4.: „Oder jene Achtzehn, auf welche der Thurm von Siloam fiel und ſie tödtete“ ꝛc.

ſelbſt. Von achtzehn Baumeiſtern iſt die Rede; achtzehn iſt zweimal neun, und die Zahl neun, ſo wie ihre Verdoppelung und Verdreiſachung iſt myſteriös und kommt in dieſem Sinne bei Tempelherrn und Maçons vor [1]). Daß die Nordſeite des Tempelberges genannt wird, iſt ebenſo von zutreffender Bedeutſamkeit; denn die Nordſeite des ſymboliſchen Tempels der Maurerei iſt die des eigentlichen Myſteriums, wo die abſolute Zerſtörung des politiſchen, ſocialen und religiöſen Weltbeſtandes zum Behuf der zu erringenden Weltherrſchaft als Ordenszweck gewußt und angeſtrebt wird [2]).

Dieſe Ausſagen gehören wohl zu den ſchärfſten und wahrſten Blicken, welche die viſionäre Nonne gethan. Wenn nun wiſſenſchaftliches Denken und Forſchen mit dem unmittelbaren Erkennen einer ſolchen Perſönlichkeit in dem Grade zuſammenſtimmt, ſo dürfte das wohl einige Aufmerkſamkeit verdienen. Es wäre über den myſteriologiſch zu behandelnden Theil der Bibel noch gar Vieles zu ſagen; es wäre ein eigenes Buch darüber zu ſchreiben, und ich bin feſt überzeugt, daß ohne tief eindringende Studien und Erkenntniſſe der bezüglichen Art kein vollſtändiges Bibelverſtändniß möglich iſt[1]). Reicht Kraft und Leben hin, ſo werde ich künftig noch weitere Enthüllungen verſuchen[2]). Hier will ich bei dem ſtehen bleiben, wofür ich einen Anhaltspunkt in den Ausſagen und Schilderungen der ſeheriſchen Nonne gefunden.

---

[1]) Vergl. Heft IV. S. 320 ff.

[2]) „Die Meiſter hatten nichts Geringeres als den Thron der Erde zu ihrem Geſichtspunkte; die Regierung der Völker ſollte von ihrem mitternächtigen Kreiſe aus geführt werden.“ Aus dem Manifeſte des vereinten Directoriums der Templer und Roſenkreuzer im Jahr 1794. Vergl. Heft IV. S. 270 ff. und Eckert, „der Tempel Salomonis,“ mit der Generalkarte des revolutionären Arbeitsplanes. Mitternacht-Seite: „Zerſtörung des Staatenthums, Eigenthums, Familienthums und Kirchenthums; Reich der Erlöſung; Orden St. Andreas von der Diſtel.“ Bei der Reception eines ſchottiſchen Meiſters und Andreasritters wird zwiſchen Oſten und Weſten im Süden der Galgen aufgerichtet. Sarſena S. 192. Manſarde IV. S. 123.

D. Nachträglich zu S. 285 ff. des IV. Heftes:

„Die Loge in China."

Nebſt einem Blicke auf die Geheimbünde Amerika's.

In dem Buche: „Reiſe der öſterreichiſchen Fregatte Novara um die Erde ꝛc. Wien 1861. II. Beſchreibender Theil von Scherzer," und daraus gezogen im

---

[1]) Vergl. Heft IV. S. 300 ff. 322 f. 337 f.

[2]) So namentlich über Salomo's Verhältniß zu den Myſterien, den Antheil, den dieſe an der Spaltung des Reiches nach ihm gehabt, und die auf die alten Myſteriengeſellſchaften bezüglichen Stellen im Daniel.

„Ausland“ Nr. 46. des Jahrganges 1861. S. 1087. ſteht folgende Notiz in Betreff der Inſel Singapur.

„Die zahlreiche chineſiſche Einwohnerſchaft — 60,000 Köpfe ſtark — gehört meiſtentheils geheimen Geſellſchaften an. Die ſogenannte Legitimationskarte einer ſolchen Verbrüderung — ein achteckiger mit Schriftzügen bedeckter Lappen — erklärte den Zweck dieſer Verbindung in folgender Art: „„Die Bruderſchaft des Himmels und der Erde ſpricht es unumwunden aus, daß ſie ſich vom höchſten Weſen dazu berufen glaubt, den furchtbaren Contraſt zwiſchen Reichthum und Armuth aufzuheben.““ Man ſieht alſo, daß auch die nüchternen Chineſen nicht von ſocialiſtiſchen Träumen verſchont geblieben ſind.“

Ich ſetze hinzu, daß man bei ſolchen Thatſachen um ſo weniger daran zu zweifeln hat, daß „die Logennetze auch über China ausgeſpannt ſind.“ Da die Menſchennatur überall dieſelbe iſt, ſo können ſich Erſcheinungen, die einander ähnlich ſind, an ſehr verſchiedenen Punkten des Erdballs allerdings auch ſelbſtſtändig und ohne äußeren Zuſammenhang erzeugen. Es kommt aber auch die ganz ſpecielle Symbolik der maureriſchen Myſterien dazu, die ſich, wie dargethan, in China findet. Zu glauben, daß ſich auch dieſe ganz unabhängig von der Loge aus einheimiſch-chineſiſchem Grunde hervorgebildet habe — Das zu fordern, hieße unſerem Glauben allzuviel zuzumuthen und jene gutmüthige Selbſtverblendung, jene übertriebene Nüchternheit und Behutſamkeit, die Alles abweiſt, was über das Niveau gewöhnlichen Vorſtellens und Urtheilens hinausgeht, in allzugroßen und allgemeinen Anſpruch nehmen.

Auch über die Geheimbünde Amerika's ließe ſich ein Artikel ſchreiben. Ich verweiſe in dieſem Augenblick nur auf Dr. Karl Andree's Werk: „Amerika. Braunſchweig 1850. Bd. I. S. 444 ff. Die „Tammany-Geſellſchaft, „nach einem indianiſchen Häuptling benannt, „dem die Freiheit mehr als das Leben galt," ſchmeichelte der unterdrückten Raçe und nahm indianiſche Formen an, ſo daß Namen, Trachten, Feierlichkeiten von den Urbewohnern des Continents entlehnt wurden. Sie gründete 1812 ein weit verbreitetes Volksblatt (The national Advocate) und baute in Neu-York die ſtattliche Tammany-Halle. Zu Symbolen dienen die Streitaxt (Tomahawk), die Friedenspfeife (Calumet) und das Berathungsfeuer. Die oberſten Leiter des Vereins werden, wie man behauptet, nie bekannt gemacht. Wir finden auch hier den alle möglichen Formen annehmenden Proteus wieder; Streitaxt und Friedenspfeife ſtellen unverkennbar die beiden Formen der Ordensarbeit, die kriegeriſche und die friedliche, dar¹).

---

1) Die Maurerei ſpaltet ſich in zwei Syſteme, die, je nachdem die Umſtände ſind, friedlich oder kriegeriſch, mild, human, einſchmeichelnd-accomodativ oder gewaltſam, blutig umſtürzend

Zu Batavia im weſtlichen Theile des Staates Neu-York wurde i. J. 1826 Wilhelm Morgan gewaltſam entführt und höchſt wahrſcheinlich umgebracht. Dieſer Mann, unzufrieden mit dem Orden, hatte ein von den Freimaurern geheim gehaltenes Ritual veröffentlicht. Man zweifelte nicht daran, daß der Mord dieſer Geſellſchaft zur Laſt falle; die Erbitterung gegen ſie und ihr Treiben machte ſich in Verſammlungen und Tagblättern Luft. Die gerichtliche Unterſuchung „ergab kein die Freimaurer abſolut überführendes Reſultat," wie es wörtlich bei Andree S. 449. heißt; dennoch brach im weſtlichen Neu-York, in Neu-England und Pennſylvanien ein Sturm wider ſie los. Im Jahre 1830 hatten ſich die Antimaſons zu einer beſonderen Partei herangebildet. Sie richteten aber Nichts aus, und „die Maurerei iſt unangetaſtet ſtehen geblieben," daſelbſt S. 449. Was die barbariſche

---

und vernichtend zu Werke gehen, aber, in einem Organismus vereinigt, nur zu demſelben letzten Zwecke, der Darſtellung eines allgemeinen Ordens- und Weltreiches, zu dienen haben. Wie alt dieſes Syſtem iſt, habe ich in Beziehung auf die Myſterien von Samothrake, Lemnos und Imbros Heft IV. S. 324. zu zeigen geſucht. Beil, Axt, eine andere Form des Hammers, iſt ohnehin ein den geheimen Geſellſchaften, und zwar ebenfalls von uralter Zeit her, eigenes Symbol, ſ. daſelbſt S. 317.; in den Venditas der Carbonaria führten noch in neueſter Zeit die Großmeiſter und Beamten ſtatt des Hammers das Beil.

Juſtiz des Ordens und die ſelbſt in Ordensſchriften beſchriebenen Hinrichtungsgräuel betrifft, ſo ſehe man darüber in unſerem IV. Hefte S. 245 ff. W. Morgan's Ermordung iſt ein Seitenſtück zu der an dem Engländer Pachard begangenen, die im Sarſena S. 17. berichtet und geſchildert iſt.

Wird man uns bei alledem noch der Träumerei und Uebertreibung zu beſchuldigen im Stande ſein?

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druckfehler.

S. 26 Z. 6. v. v. lies: und die des ſich der Welt zum Opfer gebenden.

S. 55. Z. 3. v. o. ſtatt „weint“ lies: weiſet.

S. 77. Z. 9. v. u. ſtatt „den“ lies: dem.

S. 111. Z. 14. v. o. ſtatt „erfolgen“ lies: erfolgten.

Aus der Manſarde.

Streitſchriften, Kritiken, Studien und Gedichte.

Eine Zeitſchrift

in zwangloſen Heften,

herausgegeben

von

G. Fr. Daumer.

Sechſtes Heft.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1862.

Mächtig, ſelbſt wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in ſeine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.

Schiller.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mainz,
Druck von Fl. Kupferberg.

Vorrede.

Unter den in dieſem Hefte erſcheinenden Produkten ſind die unſeren Schiller betreffenden Abhandlungen vorangeſtellt und dürften in Beziehung auf den in bekannter Weiſe und Abſicht in Scene geſetzten und in Schwung gebrachten Schillercultus, wie er ſich ſoeben wieder von Neuem entfaltet und namentlich zu Mainz und Mannheim 1) ſeine tendenziöſe Rolle ſpielt, das für die Gegenwart ſpeciellſte und unmittelbarſte Intereſſe haben. Ich unternahm es hier, zu zeigen, daß Schiller weit mehr, als dem proteſtantiſchen und deſtruktiven Kriegslager, der angefochtenen glaubensreichen

---

1) Gar artig iſt, was ich im Mainzer Abendblatt vom 4. Nov. 1862 leſe: „Dieſer Tage ging eine ganze Ladung von Schillerſprüchen auf Tafeln, welche die venetianiſchen Maſten bei dem Schillerfeſte auf dem Thiermarkte hier verziert hatten, mittelſt Eiſenbahnzug nach Mannheim ab, um bei dem bevorſtehenden Schillerfeſte daſelbſt verwandt zu werden.“ Mit ſo geiſtloſer Oekonomie und roher Betriebſamkeit wird hier zu Werke gegangen!

und conſervativen Seite angehört, und daß es ein völlig wahrheitsloſes, unhiſtoriſches und betrügliches Manöver iſt, ſeinen berühmten Namen und ſeine vaterländiſche Popularität im entgegengeſetzten Sinne in Anſpruch zu nehmen und zu beliebten Parteizwecken, namentlich um Andersdenkende zu ärgern und neue Umwälzungsperioden einzuleiten, ſo prangend, geräuſchvoll, übermüthig, volksaufregend und demonſtrationsſüchtig auszubeuten. Das ganze Gebahren der Herren Demokraten, Lichtfreunde und Revolutionäre erſcheint, ſo wie man der Sache auf den Grund geht, rein lächerlich und abſurd, oder, ſofern ſie mit Bewußtſein zu Werke gehen, im höchſten Grade unmoraliſch, unredlich, das Gefühl jedes beſſeren Menſchen empörend. Denn es wird an Schiller nur das geſchätzt, geprieſen und gefeiert, was er ſelbſt in reiferen Jahren vollkommen abgeſtreift und verworfen hat, wogegen er ſich ſelber auf's Allerausdrücklichſte erklärt und verwahrt hat, was er einen langen Zeitraum hindurch mittelſt einer ganzen Anzahl großer und kleinerer Werke, proſaiſcher Aufſätze, allbekannter Gedichte und dramatiſcher Darſtellungen — von 1792 an bis zu ſeinem 1805 erfolgten Tode — zu verneinen und zu bekämpfen bethätiget war. Die ausgetretenen Kinderſchuhe des Mannes werden dem Volke zur Verehrung geboten, ſeine knabenhaften Gährungen hervorgehoben, die Produkte einer Lebensperiode benützt, mit welcher eine zweite mit ihren klareren Einſichten, reineren Geſinnungen und frömmeren Beſtrebungen in direktem Widerſpruche ſteht, dieſe ſelbſt aber völlig in Schatten geſtellt. Schiller war, als er auf der Höhe ſeiner Entwicklung ſtand, nicht nur *ein entſchiedener Gegner der Revolution und Volksherrſchaft, wie ſie Princip der demokratiſchen Partei iſt*, er war auch noch überdies ſeiner innerſten Neigung, Geſinnung und Beiſtimmung nach *Chriſt* und *Katholik*. Das habe ich in dieſen Aufſätzen *unwiderſprechlich* dargethan; und man wird es künftig nicht mehr ſtraflos wagen dürfen, dieſen Dichter in ein anderes Licht zu ſtellen und ihn zum Vorfechter, Heiligen und Vorbilde der religions- und ſocietätsfeindlichen Umſturzpartei zu machen. Der ganze in dieſem Sinn und Geiſt betriebene Cultus wird und muß in den Brunnen fallen; denn es kann keine evidentere Lüge geben, als ihn; es iſt nicht beſſer, als wenn man die Bekehrung und apoſtoliſche Thätigkeit des Apoſtels Paulus ignoriren, dieſe Thatſache aus dem Buche der Geſchichte ſtreichen und ihn nur als den erbitterten Gegner des Chriſtenthums, der er zuvor geweſen, ſchildern, gelten laſſen und lobpreiſen wollte.

Ich theile die Schilleriana nicht ſo ganz vollſtändig mit, wie ich ſie in der erſten Hitze, ſo zu ſagen, geſchrieben habe. Ich finde mich namentlich bewogen, eine Unterſuchung über *Schiller's Tod und Begräbniß* wegzulaſſen, was ich deßwegen bemerken muß, weil in den abgedruckten Abhandlungen ein Paar auf jene Darſtellung bezügliche Stellen unterdrückt wurden und die Lücken nicht immer bis zur Unmerklichkeit auszufüllen waren. Freunde, die ſich über die erwähnten, mit eigenthümlichen Umſtänden verknüpften Vorgänge ihre Gedanken machen, forderten mich auf, darüber zu ſchreiben; dies gab mir den Anſtoß zu dieſen Darſtellungen und Beweisführungen überhaupt. Andere glaubten, es wäre beſſer, jene Unterſuchung vor der Hand noch ruhen zu laſſen, es wäre ſchon das genug, was ich hier vorbringe; und ich folgte dieſem Rathe. Was ich hier gebe, kann für ſich ſtehen, ja thut wohl eine um ſo beſſere Wirkung, da Conjekturen möglichſt vermieden ſind und kaum Etwas vorkommen dürfte, was nicht die ganze Welt gern oder ungern wird einſehen und zugeben müſſen. Auf eine Thatſache läßt ſich immerhin ſchon aufmerkſam machen. „Der Liebling des deutſchen Volkes", dem jetzt eine förmliche Vergötterung zu Theil wird, iſt in ähnlicher Weiſe zur Erde beſtattet worden, wie zwei andere große Männer Deutſchlands, über deren Ende und Begräbniß ich in einem früheren Hefte geſprochen habe. —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — Leſſing, Mozart, Schiller bilden in dieſer Beziehung eine Trias, welche die Geſchichte nicht vergeſſen wird. Für die Begräbnißweiſe Schiller's ſind zwar mildernde Umſtände vorgebracht worden; doch wollen ſich nicht Alle damit abſpeiſen laſſen. Man ſehe vor der Hand, was Palleske in ſeinem Buche über Schiller's Leben und Werke1) bemerklich gemacht, ſo wie auch den Aufſatz von Schwabe in der Gartenlaube2). Man wird hier die unbegreiflichſten Dinge, die empörendſten Thatſachen finden. Beſonders ſchlimm kommen bei dieſen Schriftſtellern und Berichterſtattern zwei Perſonen weg: Heinrich Voß, der ſich bei Schiller's Krankheit und Tod ſo viel zu ſchaffen gemacht und dann bei ſeinen Berichten darüber in ſo große Widerſprüche und handgreifliche Lügen verſtrickt hat, und Conſiſtorialrath Günther, von welchem kaum zu erlangen war, daß Schiller's Leiche von einigen ſeiner Freunde und Verehrer und nicht, wie angeordnet war, von bezahlten Schneidern zu Grabe getragen wurde.

Weiterhin findet ſich ein antikritiſcher Aufſatz über die drei großen Apoſtel Petrus, Johannes und Paulus und deren vorbildliche kirchenhiſtoriſche Stellung und Bedeutung. Er bezieht ſich auf eine Kritik meiner „Triadologiſchen Studien“, die in der Augsburger Poſtzeitung hervorgetreten iſt. Zwar hat ſich in eben dieſem Blatte auch eine meiner Auffaſſung

---

1) Berlin 1859. Anhänge im II. Bd. S. 409 ff. unter den Aufſchriften: „Zu Schiller's Tod“ und „die Beerdigung.“

2) Jahrgang 1859. Nr. 46 f.

beitretende Stimme erhoben [1], doch iſt eine eingehende Erwiderung, wie ich ſie in der Poſtzeitung verſprochen habe, dadurch nicht überflüſſig geworden.

Die zuletzt erſcheinenden Aeußerungen und Gedichte ſind unter dem Eindrucke der Nachrichten geſchrieben, die ich durch Briefe und öffentliche Blätter über das Frankfurter Schützenfeſt erhielt. Sie werden dadurch, daß ſie jetzt erſt zum Drucke gelangen, nicht veraltet erſcheinen. Jenes Feſt wird noch immer auch in anderen Zeitſchriften in Betrachtung gezogen und verdient es. Es bezeichnet eine große, bedeutſame und möglicher Weiſe höchſt folgenſchwere Wendung, die in den deutſchen Stimmungen und Angelegenheiten eingetreten iſt. Die Sache war ganz anders gemeint, als ſie ſich vollzogen hat. Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht, und dieſer hat ſie ausgeſtrichen und dafür eine ganz andere Zahlenreihe hingeſetzt. Man glaubte an keinen Wirth; aber es zeigte ſich, daß ein ſolcher doch da iſt, mag man ihn Geiſt der Nation, Geiſt der Menſchheit, weltgeſchichtlichen Entwicklungsprozeß, Schickſal, Vorſehung, Gott, Macht der reaktionären Gegenſätze, oder wie man ſonſt will, nennen; es zeigte ſich, daß ſich doch nicht Alles machen läßt, und daß über den Häuptern jener aus ihren Myſterien heraus Alles machen Wollenden, ein Etwas ſchwebt, was oft mit einem Schlage alle ihre Bemühungen vereitelt. Ein mir eben zu Geſichte kommender Aufſatz in der Cottaiſchen Vierteljahrsſchrift 1) enthält folgende Bemerkungen. „Dieſes Feſt war das eigentliche Siegesfeſt des wahren, großdeutſchen Gedankens, jener allgemeinen deutſchen Idee, die nicht als das Schiboleth einer dynaſtiſch-politiſchen Partei, ſondern als das ſtarke Schild der ganzen Nation zu betrachten iſt. Die Frankfurter Julitage laſſen ſich als der terminus a quo präciſiren, von welchem aus dieſe Richtung einen ganz neuen, außerordentlichen Aufſchwung gewonnen, von welchem aus ſie, die ſich bis dahin meiſt nur paſſiv und abwehrend verhalten hatte, die Offenſive ergreifen und in eine ſiegreiche Aktion übergehen konnte. Während in den Schießſtänden die Büchſen knallten, wurde zugleich eine gewaltig ernſte Geiſtesſchlacht geſchlagen — — — — — — — —. Der poſitive Gedanke, das deutſche Gemüth ſiegte und die Schmerzenskinder, die Findlinge, die aus dem Vaterhauſe verdrängt werden ſollten, verwandelten ſich in die nationalen Lieblinge.“ Es wird ebendaſelbſt auch bemerkt, wie die kleindeutſche Partei ſeitdem ſo kleinlaut geworden, ſich ſogar ſchon wie ein reumüthig Bekehrter

---

[1] Beilage zur Augsburger Poſtzeitung vom 11. Juni 1862 unter dem Titel: „Paulus oder Johannes?“

---

1) Oktober—December 1862. „Das deutſche Schützenfeſt und die Schweizer“. S. 280 ff.

habe vernehmen laſſen. Hier paſſen wieder einmal recht jene claſſiſchen Verſe des Euripides, mit welchen er mehrere ſeiner Stücke ſchließt:

> „Vielfach iſt der Schickungen Wechſelgeſtalt;
> Viel bringt unerwartet ein Götterbeſchluß,
> Und nicht darſtellt das Erwartete ſich,
> Da die Gottheit fügt, was unmöglich erſchien. 1)“

Auch auf die italieniſchen Dinge iſt er anwendbar, wo wir den gefeierten Helden, Heiligen und Wunderthäter der Nation, für den noch vor Kurzem Nichts unerreichbar ſchien, den man ſogar zu einem auf Erden wandelnden Gott gemacht, ſo ſchmählich gefallen ſehen; während der alte, milde, äußerlich ſo ſchwache und ohnmächtige Prieſterkönig in Rom, auf den Alles Sturm läuft, noch immer nicht vertrieben und vernichtet iſt.

Es ſcheint ſich überhaupt eine neue Zeit einleiten zu wollen. „Es hat,“ wie der citirte Aufſatz bemerkt, „eine politiſche Umbildung begonnen, die ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht hat, und aus der die überraſchendſten Combinationen und Formationen hervorgehen werden — nicht vermöge eines allgemeinen, gewaltſamen Umſturzes und Weltbrandes, der das Heterogenſte zuſammenſchmelzen und in neue Formen gießen ſoll, ſondern auf dem Wege allmählicher, friedlicher Umbildung und Reform.“ Das haben ſchon

---

1) Das Griechiſche ſteht als Motto auf dem Titel unſeres Aufſatzes über das Frankfurter Schützenfeſt.

längſt unſere größten und edelſten Geiſter gewünſcht; aber die ſtarren Gegenſätze und wilden Leidenſchaften, die ihre der gemeinen Menſchennatur allein zuſagende Rolle ſpielen, haben es nicht dazu kommen laſſen, haben den nöthigen Entwicklungsprozeß des nationalen und menſchheitlichen Bewußtſeins ſtets auf das Bedauernswürdigſte unterbrochen und ſeine ſchon gewonnenen Reſultate blindwüthend zu Boden getreten. In den Xenien von Göthe und Schiller kommt ein merkwürdiges Diſtichon vor, welches ich in den Schillerianis anzuführen vergeſſen habe und hier gelegentlich nachtragen will:

Revolutionen.

Was das Lutherthum war, das iſt das Franzthum in dieſen
Letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück.

Was hier „Franzthum“ heißt, iſt daſſelbe, was jetzt den Namen „Demokratie“ und „demokratiſche Partei“ führt, und was zwar in ſeiner dreiſten Lügenhaftigkeit und Komödienſpielerei die nationale Maske anlegt und namentlich den Lieblingsdichter der deutſchen Nation zugleich als Revolutionsdichter und ſpecifiſch deutſchen Poeten feiert, was ſich aber von jenem wilden, rohen, mit Atheismus und Materialismus verbundenen franzöſiſchen Revolutionstreiben in keiner Weiſe unterſcheidet und in Wahrheit Nichts als der Affe dieſes uns im Grunde ſo fremden Franzoſenthums iſt. Sehr auffallend hat ſich das neueſtens bei dem Schillerfeſte zu Mainz verrathen und herausgeſtellt, indem man hier einen Toaſt auf Georg Forſter ausgebracht, dieſen Franzoſenfreund und Vaterlandsverräther, der eine ſo wüthende Rolle wieder die deutſchgeſinnten Mainzer geſpielt. Sogar auf ein Denkmal für ihn iſt angetragen worden; neben Schiller, der die franzöſiſchen Revolutionsmänner „Schindersknechte“ genannt hat, an die er vor Eckel nicht mehr denken könne, ſoll ein ſolcher Blutmenſch prangen, der ſich „zum Zeichen der Zufriedenheit mit der Hinrichtung des franzöſiſchen Königes“ einen Schnurbart wachſen ließ, der ſich noch kurz vor ſeinem Tode über den Terrorismus in Frankreich und die zu Lyon verübten Grauſamkeiten freute, deſſen Vater, über ein ſolches Betragen entrüſtet, öffentlich erklärte, es ſolle ihn freuen, ſeinen Sohn am Galgen zu ſehen, ja den ſelbſt die Franzoſen verachteten und un fier gredin, einen hochmüthigen Lumpen, nannten [1])! Verehrt immerhin ſolche Leute, ihr Herren Demokraten und Lichtfreunde; ſetzt ihnen, als eueren Vorbildern und Patronen, Denkmale, ſo viel ihr wollt! Aber unſeren Schiller laßt ungerühmt und ungeehrt! Denn er gehört nicht euch an, und ein größerer Schimpf kann ihm nicht angethan werden, als wenn ihr ihn feiert — in ſolcher Geſellſchaft feiert.“

---

1) Vergl. die Schrift des Profeſſors Klein: „Zurückweiſung der Tiſchrede Moleſchott's.“ Mainz 1862.

Inhalt.

Seite

Schiller und ſein Verhältniß zu den politiſchen und religiöſen Fragen der Gegenwart.

A. Die Metamorphoſe 1

B. Ueber Wallenſtein 97

C. Ueber die Jungfrau von Orleans 111

D. Verſtand und Wunderglaube. „Pucelle" und „Jungfrau von Orleans" 131

E. Der Dichter ein Seher 135

F. Schiller's Charakteriſirung in der „Gartenlaube" . . 138

Antikritiſche Erörterungen. Einem Aufſatze der Augsburger Poſtzeitung gegenüber mit Rückſicht auf Schelling's Philoſophie der Offenbarung . . . 149

Ueber die deutſche Einheitsidee in Beziehung auf das Frankfurter Schützenfeſt und ähnliche Unternehmungen 196

Zeit- und Feſtgedichte 211

Schiller

und

sein Verhältniß

zu den politiſchen und religiöſen Fragen der Gegenwart.

Sich ewig ohne Maß erfrechen
Seh'n wir der Lüge Wort und Thun;
Soll ewig unſre Geiſel ruh'n,
Dies Treiben niemals unterbrechen,
So nützlich es der Hölle ſei? —
Ein Schlag nur, und es iſt vorbei
Mit dieſer kecken Gaukelei;
Ein Wort nur darf die Wahrheit ſprechen,
Und es erkennet Jedermann:
Wohl iſt's ein hoher Genius;
Doch Jenen nicht gehört er an
Mit ſeinem ächten Lichterguß,
Mit ſeinem edelſchönern Ruhm,
Die nur verneinen ohne Schluß,
Die gräuelhaft im Blute zechen —
Der Mann iſt *unſer* Eigenthum.

A.

Die Metamorphoſe.

Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Göthe.

Wer war mehr in beſtändig fortſchreitender Entwicklung begriffen, als Schiller?

Hoffmeiſter,
Schillers Leben III. S. 131.

An der Hand der Poeſie kehrte der vollendete Zögling des Jahrhunderts für immer zu dem Gottesfrieden ſeiner Kinderjahre zurück.

Hoffmeiſter daſelbſt V. S. 380 f.

Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begrüßet ihn die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die Engel im „Fauſt.“

„Hier iſt es hell; hier ſteigt der Sonne Pracht,
Die tagende; dort grauſet eine Nacht,
Die nie ein Strahl, ein leuchtender, zerriß.“
Du ſagſt es, und dir iſt es ſo gewiß;
Ich ſelber einſt hab' eben ſo gedacht.
Allein die Dinge ſind ſo einfach nicht;
Sie zeigen uns ein wechſelnd Angeſicht.
Das Licht verwandelt ſich in Finſterniß,
Die Finſterniß wird plötzlich oft zum Licht.
Was ein entflammter Jugendeifer preiſt,
Wie oft verwirft's der reifgewordne Geiſt!
Und das vielleicht, dem man Vernichtung ſchwört,
Das iſt's, dem endlich unſer Herz gehört.
Wer tiefen Ernſtes nach dem Wahren ringt,
Wer unermüdet immer weiter dringt,
Wie ſollte dem ohn' Ende fort und fort
Die Sohle haften an dem alten Ort!
Es bleibt zu weltverwirrendem Behufe
Am wenigſten auf ſeiner Jugendſtufe
Ein Schiller ſteh'n. Ihn nimmt der Lüge Wort
Nicht immer ein; ihm tönen andre Rufe,
Ihm winkt von oben her ein andrer Port.

1.

Schiller, dieſer „Liebling der Nation", ſteht in der Vorſtellung und Verehrung dieſer Nation als eine einfache, ſich ſelbſt gleiche Größe da. Denn von den Unterſcheidungen, welche gründlicher forſchende Beurtheiler und Biographen in Hinſicht ſeiner verſchiedenen Entwicklungsperioden, veränderten Standpunkte und Denkarten machen, kommt nicht viel in's allgemeine Publikum. Die Werke, in welchem ſeine Muſe den negativen Zeitideen dient, ſind in vorwiegendem Andenken; es wird bei Erwähnung und Erhebung dieſes Dichters vornehmlich auf ſie der Accent gelegt; es werden ſogar ſolche, die ein ganz anderer Geiſt beſeelt, wie Wilhelm Tell und die Jungfrau von Orleans, dazu gerechnet, und die Herren Demokraten und Revolutionäre haben namentlich im Jahre 1859, wo ſie Schiller's Ruhm und Popularität in ihrem Sinn und Intereſſe auszubeuten bemüht waren, dann auch wieder gelegentlich bei dem großen Schützenfeſte zu Frankfurt, recht gefliſſentlich nur die ihnen zuſagende Seite deſſelben hervorgehoben und die andere dermaßen ignorirt und in

Schatten geſtellt, daß dem Volke nur ein ganz einfaches, an keinerlei bedenklichem Zwieſpalt und Bruche mit ſich ſelber leidendes Charakterbild vor Augen trat. Und ſo wird Schiller meiſt nur als ein enthuſiaſtiſcher Vertreter der modernen Freiheitsideen, zugleich auch als deutſcher Patriot und Vaterlandsfreund in dem gemeinen, beſchränkten Sinne des Wortes betrachtet, ſo viel auch in Schiller's Produkten damit in allerausdrücklichſtem Widerſpruche ſteht, wie wenn er die Freiheit in's Reich der Träume verweiſt, und das vaterländiſche Intereſſe als eine Jugendſtufe des Menſchengeſchlechtes bezeichnet, die bei denkenden Menſchen nur noch in Beziehung auf die allgemeine Geſchichte der Gattung Statt finden könne[1]). Hat man doch ſelbſt zu behaupten gewagt, daß politiſche Freiheitsideen die Seele aller ſeiner poetiſchen Leiſtungen vom Anfange ſeiner Laufbahn bis an ſein Ende geweſen[2]). Auch zu

---

1) Vergl. unten in dem Aufſatze: Schiller's Charakteriſirung in der „Gartenlaube.“

2) „Vor Allem iſt Schiller in ſeinen Dramen der Dichter der Freiheit, die ſich wie ein rother Faden durch ſeine Werke, vom erſten bis zum letzten zieht.“ Gartenlaube 1859. S. 46. S. 666. Daß hier nur jene äußerliche Art von Freiheit oder Freiheitsſtreben gemeint, die mit der ſchmählichſten Abhängigkeit der Seele von rohen und wilden Trieben und Leidenſchaften gepaart ſein kann, und es in der Regel wirklich iſt, das iſt aus dem Zuſammenhange klar.

confeſſionellen Reibungen hat man das Schilleriſche Säcularfeſt benützt, hat behauptet, alles Verdienſtliche, Claſſiſche und Glänzende in unſerer Nationalliteratur ſei ein ſpecifiſch proteſtantiſches Produkt, und ſo den katholiſchen Theil der Nation, als eine imbecille und inferiore Menſchenart, mit ariſtokratiſcher Ausſchließung und kränkendem Uebermuthe behandelt [1]), wobei man ebenfalls wieder zu ignoriren für gut befunden, was für weſentliche Conceſſionen ein Leſſing, Göthe, Schiller dem Katholicismus gemacht, und was für glänzende Schilderungen des katholiſchen Glaubens und Cultus beſonders bei Letzterem begegnen. — Auf der anderen Seite gibt man, in Rückſicht auf die ſpätere Periode der Schilleriſchen Geiſtesentwicklung, wo ſo viel auffallend Katholiſches zu Tage gekommen, ſogar dem Gedanken einer Converſion, eines ſtillen, der Welt unbekannt gebliebenen Uebertrittes des großen Dichters zur katholiſchen Kirche Raum. Sei es, daß ein ſolcher nicht Statt gefunden — Schiller war dennoch Convertit, wenn auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne dieſes Ausdruckes, indem ſeine politiſchen und religiöſen Anſichten, namentlich was Chriſtenthum und Katholicismus betrifft, in ſeiner ſpäteren Lebensperiode eine weſentliche Umgeſtaltung erlitten haben. Ein Convertit oder Conversus iſt, etymologiſch verſtanden, ein Um-

---

1) Vergl. unſer erſtes Manſardenheft S. 137 f.

gewendeter und Umgewandelter; und das iſt man nicht bloß im Falle eines förmlichen, feierlichen Uebertrittes von einer Confeſſion und Kirche zur anderen. Das Erſte, Hauptſächlichſte, Weſentlichſte iſt die innere Metamorphoſe, die Converſion der Denkart und Geſinnung, der Betrachtungs- und Empfindungsweiſe. Und daß eine ſolche bei Schiller wirklich vorgegangen, iſt nicht nur Meinung und Conjectur; es läßt ſich evident nachweiſen, und ich lade meine Leſer ein, ſich mit mir der hier folgenden, dieſen Nachweis liefernden Betrachtung hinzugeben.

2.

Die drei größten Heroen unſerer nationalen Literatur und Geiſtesentwicklung: Leſſing, Göthe und Schiller ſind alle nicht ſo ganz einfach zu beurtheilen, unter eine gangbare Rubrik zu bringen, und als durchaus ſich ſelbſt gleiche Repräſentanten eines beſtimmten Standpunktes zu betrachten, wie es der Oberflächlichkeit und Geiſtloſigkeit freilich am bequemſten, ſo wie am gemäßeſten zur Erreichung von Parteizwecken iſt. Ich bin auf jene Männer, auf welche Deutſchland mit Recht ſtolz iſt, für welche man aber noch nicht den rechten Maßſtab der Beurtheilung gefunden hat, ſchon mehrmals, wie in der „dreifachen Krone Roms", in der Converſionsſchrift und in den Manſardenheften zu ſprechen gekommen. Leſſing, „der große Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts", wie man ihn betitelt hat, war vielmehr ein Verächter und Gegner der hohlen Aufklärer und Modetheologen ſeiner Zeit. In ſeinem Kampfe mit der proteſtantiſchen Orthodoxie wurde er faſt ganz in den Katholicismus hineingedrängt; er polemiſirte von katholiſchen Standpunkten aus, und ſein Bruder bat ihn, ſich in Acht zu nehmen, daß er nicht für einen wirklichen Katholiken ausgeſchrien werde[1]. Was Göthe betrifft, ſo erinnere ich hier nur an das katholiſirende Ende der Fauſttragödie und an die glänzende Darſtellung des katholiſchen Sacramenten-Cyclus in „Dichtung und Wahrheit", wobei der Autor ſich ſo entſchieden gegen ſeine eigene Confeſſion und Kirche kehrt und ſie einer ſo intelligenzloſen Verſtümmelung und Verkümmerung der ſinn- und geiſtvollen, zugleich praktiſch ſo nothwendigen katholiſchen Totalität beſchuldigt. Nirgends aber iſt der Contraſt der Anſichten, Richtungen und Tendenzen ſo groß und auffallend, als bei Schiller. Sein geiſtiges Leben, Schaffen und Wirken theilt ſich in zwei ſcharf geſchiedene Abſchnitte, wovon der eine, was ſeine großen dichteriſchen Werke und Dramen betrifft, von den „Räubern" bis zu „Don Carlos", der andere von „Wallenſtein" bis zum „Demetrius", ſeinem letzten unvollendet gebliebenen Werke geht. In jener erſteren war er, das iſt Thatſache, in vollem Maße das, was

---

1) Aus der „Manſarde." Heft IV. S. 97 ff.

die demokratiſche Partei, namentlich bei der Schilleriſchen Säcularfeier, ſo ausſchließlich aus ihm zu machen geſucht, der abſtrakte Freiheitspoet und antikirchliche Tendenzſchriftſteller. In der zweiten ſchlug er völlig um, ſtellte ſich polemiſch der Revolution entgegen und leitete mit offenbarer Abſichtlichkeit eine neue Achtung und Ehrfurcht vor chriſtlicher Glaubensromantik, Mittelalter, Katholicismus und Papſtthum ein; das iſt ebenfalls Thatſache, und in dieſem Sinne iſt Schiller ein unläugbarer Convertit geweſen und läßt ſich als ein poetiſcher Paulus bezeichnen, der zu einem ſolchen — wunderbar und unfaßlich für den gemeinen, rationaliſtiſchen Weltſinn und Weltverſtand — aus dem feindſeligen und leidenſchaftlichen Saulus geworden, der er lange wirklich geweſen war.

3.

Um nun näher in's Einzelne und Beſondere einzugehen, ſo betrachte man vor Allem jene vulkaniſchen, ganz nur vom Geiſte der Negation und Deſtruktion erfüllten, einer politiſchen und ſocialen Umwälzung der Dinge ſo effektvoll in die Hände arbeitenden Jugendprodukte, namentlich die „Räuber“, die auf dem deutſchen Theater eine ſo beiſpielloſe Wirkung hervorbrachten und ein um ſo größeres Aergerniß für Göthe waren, der damals ſeinen Jugendſturm bereits zur Ruhe gebracht und in ſeine Converſionsperiode bereits eingetreten war. Dieſer erkannte in dem Verfaſſer der

„Räuber“ ein kraftvolles, aber unreifes Talent, „welches nun gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen er ſelbſt ſich zu reinigen geſtrebt, in vollem, hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegoſſen habe.“ Er habe glauben müſſen, all ſein Bemühen völlig verloren zu ſehen. In Gwinner's Buch über Schopenhauer [1]) wird erzählt: „Göthe lud ihn ein, den nächſten Abend bei ihm zuzubringen, da er die Räuber, die man gab, doch wohl nicht werde ſehen wollen.“ Anders fühlte und dachte damals das deutſche Publikum. Wie die erſten Aufführungen dieſes Stückes auf die Jugend wirkten, das läßt ſich daraus abnehmen, daß ſich damals in Leipzig unter Knaben und jungen Leuten eine Verſchwörung bildete, die ſich die Räuberbande Karl Moor's zum Muſter genommen. Schiller hatte zu dem Stücke, um ſich zu ſchützen, eine ſehr moraliſche Vorrede geſchrieben, wo nach damaliger Art von Tugend und Laſter geſprochen und die Sache ſo dargeſtellt wird, als zeichne der Dichter jene Verbrechen nur deßhalb, damit Religion, Moral und bürgerliche Geſetze „an ihren Feinden gerächt werden.“ — „Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer Kataſtrophe, mit Recht einen Platz unter den moraliſchen Büchern verſprechen; das Laſter nimmt den Ausgang, der ſeiner würdig iſt, der Verirrte tritt wieder in das

---

1) Leipz. 1862. S. 41.

Geleiſe der Geſetze, die Tugend geht ſiegend davon.“ Er ſuchte ſich vielleicht ſelbſt zu überreden, daß ſich die Sache ſo wenden laſſe. Aber nicht nur die Wirkung widerſprach; man erkannte auch ſehr wohl, weß Geiſtes Kind dies Drama ſei. „In den Räubern lief Schiller einen poetiſchen Sturm gegen die bürgerliche Ordnung,“ heißt es in einem im erſten Decennium dieſes Jahrhunderts erſchienenen Aufſatze 1)). Schiller ſelbſt hatte zu ſeinem Schulfreund Scherfenberg geſagt: „Wir wollen ein Buch machen, das durch den Henker verbrannt werden muß.“ Und wie die Bedeutung und aufregende Natur dieſes titaniſchen Jugendwerkes in den oberen Schichten der Geſellſchaft erkannt und gefürchtet wurde, ſieht man aus der Aeußerung eines Fürſten, der zu Göthe ſagte: „Wäre ich Gott geweſen, da er im Begriffe war, die Welt zu erſchaffen, und hätte ich voraus geſehen, daß in dieſer Welt ein Stück, wie die Räuber, entſtehen würde, ich hätte ſie ungeſchaffen gelaſſen.“ In Beziehung auf „Kabale und Liebe“ ſagt Schiller in einem Briefe an Dalberg: er habe ſich darin eine vielleicht allzu freie Satyre und Verſpottung einer vornehmen Schurken- und Narrenart erlaubt. Räuber, Fieſko und Kabale und Liebe bilden die antiſociale Anfangsperiode dieſer Dichtercarriere; im Don Carlos wollte Schiller, mehr in's Po-

---

1) Leipziger Literaturzeitung 1805. Nr. 92.

ſitive gehend, eine neue Ordnung der Dinge in Ausſicht ſtellen. Hoffmeiſter1) erklärt ſich über dieſe Stücke folgendermaßen: „In den Räubern, in Fiesko und in Kabale und Liebe iſt eine aus dem ſittlichen Unmuthe des jugendlichen Dichters hervorgehende, nur verſchieden modificirte Auflehnung gegen das Beſtehende die gemeinſchaftliche Idee. Don Carlos liegt ganz und gar in derſelben Richtung“ ꝛc. Was aber in dem letzteren Stücke ganz beſonders hervortritt, iſt der Kampf gegen das Kirchliche, wozu der ſpaniſche Boden, auf welchem das Stück ſpielt, eine willkommene Gelegenheit bot. Dem Katholicismus zu ſchaden, das iſt hier eine der Hauptabſichten des Dichters geweſen. Er hat dies in einem Briefe aus Bauerbach vom 14. April 1783 ausdrücklich erklärt. „Ich will einer Menſchenart, die der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen. Ich will —“ Man erkennt in Schiller's Aeußerungen immer den Mann, der Etwas will, den Tendenzdichter. In ſpäterer Zeit aber will er jener „Menſchenart“ nicht mehr ſo wehe thun; er ſieht ein, daß er, wie in unſerem Zeitalter die Sachen ſtehen, ſeinen Dolch nach einer ganz anderen Seite hin zu kehren habe. Sein Don Carlos liegt in den jetzigen Ausgaben nicht mehr in ſeiner erſten Geſtalt vor; es iſt viel ge-

---

1) Schillers Leben. I. S. 292.

ſtrichen worden; die herbſten Angriffe finden ſich in dem Texte, welcher — bis zur 8. Scene des 3. Actes — in der rheiniſchen Thalia erſchien. Es ſind namentlich die nachher unterdrückten Stellen, wo Domingo geſchildert wird, oder wo er durch die ihm in den Mund gelegten Aeußerungen ſich ſelbſt zeichnet. Man kann darüber bei Hoffmeiſter[1]) nachſehen, der dergleichen Stellen als für den damaligen Schiller charakteriſtiſch aushebt und mittheilt.

4.

Aus Feindſchaft gegen die katholiſche Kirche iſt ferner auch der „Geiſterſeher“ geſchrieben, der in den Jahren 1786—89 in Dresden und Weimar entſtand. Es ſollten die Jeſuiten mit den ihnen Schuld gegebenen fabelhaften Machinationen zur Darſtellung kommen. Ein proteſtantiſcher Prinz wird katholiſch gemacht. „Der Zweck iſt, zu zeigen,“ ſagt Hoffmeiſter, „wie gewiſſe Mitglieder einer Religionspartei Perſonen vom höchſten Rang an ſich ziehen, um durch ſie politiſche Abſichten zu erreichen. Denn die verborgene Macht, deren zuſammenwirkende Glieder der Armenier, der Sicilianer, der Kardinal A*** ꝛc. ſind, will eigentlich nichts Anderes, als durch den Prinzen für die Kirche einen Thron erwerben. Da hat ſie nun Alles auf eine bewundernswürdige Weiſe angelegt, um ſich des Prinzen zu bemächtigen“ ꝛc. Dieſer antikatho-

---

1) Schillers Leben. I. S. 295 ff. 302.

liſche Tendenzroman wurde nicht vollendet. Schiller ſoll in ſpäteren Jahren geäußert haben, er müſſe unter ſich ſelbſt herabſinken, wenn er den Geiſterſeher fortſetzte, **wiewohl er für kein anderes ſeiner Werke ein ſo anſehnliches Honorar erhalten könne**[1]). Statt ſeiner hat nachher Eugen Sue die Sache über ſich genommen und ſich mit einem dieſelbe Abſicht verfolgenden Romane viel Geld verdient. Aber wie konnte Schiller dies Werk zu verfaſſen anfangen, wenn es unter ſeiner Würde war, daſſelbe fortzuſetzen? Er fing es wahrſcheinlich in redlicher Meinung und gutem Gewiſſen von ſeinem damaligen Standpunkt aus zu ſchreiben an; erkannte aber bald, daß er auf einem objectiv ſchlechten, lügenhaften Wege ſei. Er war ein ehrlicher Mann und wollte Nichts gegen ſeine Ueberzeugung thun. Es bedarf in der That keiner ſo abgefeimten Schlauköpfe, wie die Jeſuiten ſein ſollen, keiner ſo erſtaunlichen Machinationen, wie ſie angeblich in's Werk geſetzt werden, um Convertiten zu machen, ſelbſt fürſtliche. Ich z. B. habe mich vor meinem Entſchluſſe, katholiſch zu werden, weder mit einem Jeſuiten, noch

---

1) Hoffmeiſter II. S. 27 ff. 31 f. Palleske in ſeinem biographiſchen Werke. Berlin 1859. II. S. 29. ſagt: „Man hat gefragt: warum er den Roman nicht vollendete. Die Antwort iſt: weil er ihn noch während der Arbeit verachtete. Eine Farce nennt er ihn, eine Schmiererei, bei der er ſich eines ſündlichen Zeitaufwandes bewußt wird.“

ſonſt mit einem katholiſchen Geiſtlichen berührt; und Schiller ſelbſt wurde ſpäterhin dem Katholicismus, wenn nicht ganz in die Arme geführt, doch wenigſtens weſentlich genähert, wobei ohne Zweifel ſein eigener innerer Lebens- und Denkprozeß in Verbindung mit ſeinen welthiſtoriſchen Beobachtungen und Erfahrungen die einzige, oder doch hauptſächlichſte Rolle geſpielt. Ein redlich und raſtlos nach Wahrheit ſtrebender Sinn und Geiſt, die ungeheuere Predigt der Weltgeſchichte und Gottes geheime Kraft und Macht — das ſind die Jeſuiten, die die Begeiſterung des Progreſſiſten dämpfen, den Ungläubigen bekehren und den Proteſtanten trotz all der ihm eingepflanzten und zur Natur gewordenen Antipathie katholiſch machen. Und was die Throne betrifft, die man angeblich zu erobern bemüht iſt, ſo iſt an *Chriſtina von Schweden*, die Tochter *Guſtav Adolph's*, zu erinnern, die, indem ſie in den Schooß der Kirche zurückzukehren beſchloß, *zu gleicher Zeit von ihrem Throne ſtieg, den ſie als Katholikin nicht mehr einnehmen konnte.* Hier waren wirklich Jeſuiten im Spiele; aber die Königin ſelbſt ließ ſie nach Stockholm kommen. Sie ward nicht durch ſchlaue Manöver von ihnen umgarnt und gefangen genommen; ſie hatten im Gegentheile ihr gegenüber einen ſehr harten Stand; denn ſie mußten dieſer intelligenten Fürſtin nicht allein über die confeſſionellen Differenzpunkte, ſondern auch über die allgemeinen Gründe des Chriſtenthums und der poſitiven Religion Rede ſtehen [1]).

Revolutionär und antikatholiſch ſind vorherrſchend auch Schiller's hiſtoriſche Arbeiten. So vor Allem die Geſchichte des Abfalls der Niederlande. Durch ſie wollte Schiller, wie er ſelbſt bemerkt, zum Bewußtſein bringen, was Menſchen für die gute Sache wagen dürfen und was ſie ausrichten mögen durch Vereinigung. Hier wird noch auf Menge und Maſſe Gewicht gelegt, was ſpäterhin ganz weggefallen iſt. Eine nachher unterdrückte Stelle [2]) lautet folgendermaßen: „Die Kraft, womit dieſes Volk handelte, iſt nicht verſchwunden; der glückliche Erfolg, der ſein Wageſtück krönte, iſt auch uns nicht verſagt, wenn die Zeitläufe wiederkehren und ähnliche Anläſſe uns zu ähnlichen Thaten rufen.“ Hoffmeiſter [3]) ſagt: „Ein Marquis Poſa würde dieſe Geſchichte eben ſo geſchrieben haben. Ein Jahr vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ſchrieb der deutſche Schriftſteller nach denſelben Ideen, welche bei jener in Frage kamen, ſeine Geſchichte des Abfalles der Niederlande.“

Es iſt meine Abſicht nicht, Alles, was hieher ge-

---

1) Nur gelegentlich ſei bemerkt, daß man der nach ihrer Abdankung katholiſch gewordenen Fürſtin in Stockholm nicht einmal Privatgottesdienſt geſtattete. Proteſtantiſche Toleranz!

2) Im „deutſchen Mercur.“ Erſtes Vierteljahr 1788, S. 6.

3) Schillers Leben. II. S. 126.

zogen werden kann, anzuführen und in's Licht zu ſetzen, da es für meinen Zweck nicht nöthig und eine unnütze Ausführlichkeit wäre. Viele lyriſche Poeſien, Lehrgedichte und Epigramme der früheren Periode, beſonders die Götter Griechenlands, dann die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges und andere proſaiſche Arbeiten Schiller's legen uns ſeinen früheren politiſchen, religiöſen und confeſſionellen Standpunkt vor Augen und athmen mehr oder weniger den deſtruktiven Geiſt dieſes Zeitraumes. Dieſe Seite des großen Mannes iſt nur allzu bekannt und anerkannt, und es iſt hier nur des Gegenſatzes und Contraſtes wegen ſo viel darüber in Erinnerung gebracht worden. Angelegentlicher und citatreicher werden wir uns mit der anderen, von der Viele Nichts wiſſen oder Nichts wiſſen wollen, zu beſchäftigen haben.

5.

Ungefähr ein Decennium lang hat ſich Schiller dem Staate, der Geſellſchaft, der Kirche gegenüber als mächtig wirkendes Organ der negativen und deſtruktiven Zeitrichtung bethätigt. Die Räuber ſind hauptſächlich im Jahr 1780 ausgearbeitet worden und 1781 im Druck erſchienen. Im Jahr 1787 erſchien Don Carlos, 1788 traten die Götter Griechenlands und die Geſchichte des Abfalles der Niederlande, 1789 der Geiſterſeher, 1791 ff. die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges an's Licht. Damit ſtand Schiller auf der Höhe der Negation; damit war der erſte Schiller, derjenige, dem „die Gartenlaube" huldigt, den man 1859 ſo überſchwänglich geprieſen und gefeiert, auf den man ſich auch wieder 1862 beim Frankfurter Schützenfeſte und anderwärts bezogen und berufen hat, fertig; von da an bereitete ſich ein Umſchwung vor, von dem bei den demokratiſchen Lobpreiſungen des Dichters Nichts verlautet, den wir aber um ſo nachdrücklicher hervorzuheben und geltend zu machen veranlaßt ſind. Unter dem Druck und Zwange der Karlsſchule zu Stuttgart, dem geiſtlichen Berufe entriſſen, dem er ſich zu widmen wünſchte, wurde einer der edelſten Geiſter und genialſten Menſchen, die je gelebt haben, zu einem antiſocialen und antikirchlichen Geiſtesrieſen, der alle die Menſchheit bindenden Feſſeln zu zerſprengen rang. Als ſolcher hatte er ſich, auf der Höhe dieſer Entwicklung ſtehend, auch formell ausgebildet; er wüthete, ſo zu ſagen, mit Geſchmack, als er 1789 ſein akademiſches Lehramt in Jena antrat. Aber ſchon die Vollendung des dreißigjährigen Krieges machte ihm keine Freude mehr; er hörte auf, dergleichen Produkte zu erzeugen und als Zündſtoffe in die Welt zu ſchleudern, ja es trat in ſeiner dichteriſchen Thätigkeit ein auffallender Stillſtand ein. Von 1790 — 94 wurde nicht ein einziges Originalgedicht fertig; es konnte ſcheinen, daß ſich ſeine ſchaffenden Geiſteskräfte in jenen titaniſchen Manifeſtationen bereits erſchöpft hätten. Merkwürdig iſt, daß ihn gerade zur Zeit dieſes Wendepunktes 1791 eine lebensgefährliche Krankheit befiel. Es iſt, als ob hier der erſte Schiller, der Titane, geſtorben wäre, damit der zweite, der Romantiker und Schöpfer einer „Maria“ und „Johanna“, wie ein Phönix aus ſeiner Aſche hervorgehen könne, was ſich auch in einer körperlichen Kriſis dargeſtellt zu haben ſcheint. Die phyſiſche Natur erhob ſich nicht mehr zu ihrer normalen Beſchaffenheit. Von einem Gebrochenſein des Geiſtes und Charakters aber kann in Rückſicht der nun folgenden Periode keine Rede ſein. Im Jahre 1795 fing Schiller ein neues, ſeiner Bedeutung nach total verändertes Dichterleben an. Er warf eine Reihe der herrlichſten poetiſchen Gebilde aus ſeinem Innern heraus, in welchen ſich das Wehen eines ganz anderen Geiſtes verſpüren ließ, als der die früheren Produkte durchſtürmende geweſen war. Eine entſchiedene Polemik gegen revolutionäres Gebahren, eine tiefe Verachtung der Menſchheit und des Volkes im Sinne der demokratiſch verehrten und benützten Menge und Maſſe, eine ausdrückliche Wiederanerkennung des Chriſtenthums und eine für Proteſtanten höchſt bedenkliche Hinneigung zum Katholicismus — das iſt es, was ſich in den Geiſteserzeugniſſen dieſer Periode bemerklich macht. Dieſelbe erſtreckt ſich, ohne daß ein Nachlaß oder Abſchluß ſichtbar, bis an Schiller's Tod, der ihn mitten im Beginn einer neuen, bedeutſamen Arbeit (des „Demetrius“) überraſchte.

6.

In welchem Grade Schiller ſich erſtlich von der revolutionären Richtung abwendete, der er früher hingegeben war, das bezeugt auf das Beſtimmteſte ſeine „Glocke,“ die aus dem Jahre 1799 iſt. Ich brauche die gegen die Revolution geradezu polemiſirenden Stellen, die wohl Jeder auswendig kann, nicht herzuſetzen. Auch das kleine Gedicht von ihm, welches den Namen „Wilhelm Tell“ führt, und urſprünglich in ein Exemplar des ſo betitelten Schauſpiels geſchrieben war, iſt zu erwägen; der Dichter entſchuldigt ſich hier gewiſſermaßen, daß er ein Freiheitsthema behandelt habe, und erklärt den Unterſchied des ſchweizeriſchen Aufſtandes von einer Staatsumwälzung, wie die franzöſiſche war [1]).

---

1) Wenn rohe Kräfte feindlich ſich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme ſchürt,
Wenn ſich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laſter ſchamlos ſich befreien,
Wenn freche Willkühr an das Heil'ge rührt,
Den Anker löſt, an dem die Staaten hängen, —
Da iſt kein Stoff zu freudigen Geſängen.

Doch wenn ein Volk, das fromme die Heerde weidet,
Sich ſelbſt genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Und ſelbſt im Zorn die Menſchlichkeit noch ehrt,
Im Glücke ſelbſt, im Siege ſich beſcheidet;
— Das iſt unſterblich und des Liedes werth“ u. ſ. w.

Eine grenzenloſe Verachtung der Mehrheit, Menge und Maſſe, welche die Kategorie der Demokratie, das Idol, dem ſie räuchert, und die Armee iſt, die ſie für ihre Zwecke in's Treffen führt, drückt ſich beſonders in einigen 1796 entſtandenen Diſtichen 1) und im Demetrius, ſeinem letzten unvollendeten Werke aus, deſſen Tendenz entſchieden antidemokratiſch iſt, und die Blindheit, Rohheit und Unvernunft der ſich maſſenhaft bethätigenden Menſchheit recht abſichtlich an den Pranger ſtellt 2). Es kommen weiter diejenigen

---

1) Unter dem Titel: „Majestas populi" heißt es:

Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

So ferner:

Ehret ihr immer das Ganze! Ich kann nur Einzelne achten;
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

Kannſt du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht! Vielen gefallen, iſt ſchlimm.

2) Hier ſagt Sapieha:

„— — — — — — — — — — — — — die Mehrheit?
Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
Verſtand iſt ſtets bei Wenigen nur geweſen.
Man ſoll die Stimmen wägen und nicht zählen.
Der Staat muß untergeh'n, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet."

Produkte in Betracht, in welchen Schiller ausſpricht, daß er ſich in ſeinen Hoffnungen und Erwartungen auf's Schmerzlichſte getäuſcht habe und die Zielpunkte ſeines bisherigen Strebens aufzugeben genöthigt ſei. Solche Bekenntniſſe legt er in den „Idealen" ab, welche im Jahr 1795 entſtanden[1], und in dem „Pilgrim," der 1803 geſchrieben wurde. Er beſchreibt hier in allegoriſcher Weiſe ſein ganzes vergangenes Leben; er klagt, daß ihn die Orakel ſeiner Jugend betrogen, daß ihm all ſein Ringen und Kämpfen keine Frucht getragen habe; und ich müßte mich ſehr irren, wenn eine Stelle darin nicht auf einen gewiſſen Orden anſpielte[2]).

---

[1] „Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Tag erhellt;
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunkne Herz geſchwellt."

u. ſ. w. Und weiterhin:

„Des Wiſſens Durſt blieb ungeſtillt;
Des Zweifels finſtre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild."

[2] „Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort.
Wandle, rief's, der Weg iſt offen,
Immer nach dem Aufgang fort!

Beachtenswerth ſcheint mir hiebei folgende Stelle eines Briefes zu ſein, welchen Schiller unter dem Datum „Mannheim, den 11. September 1783“ geſchrieben: „Vor einigen Tagen hat mich ein reiſender Freimaurer beſucht, ein Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen und einem großen, verborgenen Einfluß. Der hat mir geſagt, daß ich ſchon auf verſchiedenen Freimaurerliſten ſtünde, und mich inſtändig gebeten, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen. Er verſicherte mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Ausſicht ſei“[1]). Im Jahre 1787 kam Bode, Illuminatus dirigens, nach Weimar und berührte ſich mit Schiller[2]). In den

---

Und zu eines Stroms Geſtade
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend ſeinen Pfaden
Warf ich mich in ſeinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich ſeiner Wellen Spiel.
Vor mir lag's in weiter Leere,
Näher war ich nicht dem Ziel.“

Da die allgemeine Richtung zum Lichte hin ſchon vorher ausgedrückt iſt, ſo muß hier mit dem nach Morgen fließenden Strome etwas Beſonderes gemeint ſein; und nun frage man ſich, was das ſein könne!

1) Car. v. Wolzogen, Schiller's Leben. Stuttg. u. Tübingen. 1851. S. 78 f.

2) Palleske, Schiller's Leben. II. S. 75.

Briefen über Don Carlos, die zuerſt im deutſchen Mercur erſchienen, wozu Schiller in den Jahren 1788 und 1789 Beiträge gab, ſagt er, *ſein Poſa ſuche die für die Menſchheit ſo wichtigen Zwecke der Illuminaten und Freimaurer zu realiſiren*, nämlich durch einen Fürſten, wie jene durch einen geheimen Bund. Zu gleicher Zeit erklärt er zwar, daß er weder Illuminat noch Maurer ſey[1]; aber eine gewiſſe Beziehung zu dieſen Verbindungen verräth ſich gleichwohl in ſeinen Aeußerungen; man hat ihn wohl — was braucht man mit einem ſolchen Mann Komödie zu ſpielen? — ohne Weiteres ſo tief in den Kern der Sache eingeweiht, daß ihm das graduelle Aufſteigen erſpart, daß er über formelle Theilnahme und ſymboliſche Spielereien hinausgehoben war, und ſomit immerhin, ohne zu lügen, ſagen konnte, daß er jenen Verbindungen nicht förmlich angehöre. Noch dürften hier folgende Briefſtellen Beachtung verdienen. Schiller ſchrieb an Göthe am 14. Juni 1799: „Melliſch brachte einen Fremden aus dem Walliſer Land mit, der mit deutſchen gelehrten Sachen nicht unbekannt ſchien, und über die neuere Philoſophie ſogar, ſo weit ſich darüber in franzöſiſcher Sprache reden ließ, nicht unvernünftig ſprach. Es mag indeſſen irgend eine geheime Bewandniß mit ihm haben.“ Und dann am 26. Juni: „Der Franzoſe, der neulich mit Melliſch bei mir war und ſich heute wieder einſtellte, hat mir die Zeit und Stimmung genommen, um Ihnen heute ſo viel über das Propyläenſtück zu ſagen, als ich Willens war [1].“ Auch hier verräth ſich eine myſteriöſe Berührung, zugleich aber auch eine eingetretene Entfremdung Schiller's nach dieſer Seite hin. Er klagt, daß ihm der zudringliche Fremde Zeit und Stimmung raube. Die Aufgebung ſeines politiſchen und ſocialen Idealismus und Progreſſismus drückte Schiller auch in einem ſeiner großen dramatiſchen Werke aus, im „Wallenſtein“ nämlich, auf den wir unten näher zu ſprechen kommen werden.

---

[1] „Ich bin weder Illuminat noch Maurer. Aber wenn beide Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck mit einander gemein haben, und *wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muß er mit demjenigen, den Marquis Poſa ſich vorſetzte, wenigſtens ſehr nahe verwandt ſein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerſtreuter thätiger Glieder zu bewirken ſuchen, das will der Letztere, durch einen Fürſten nämlich, der die Anwartſchaft hat, den größten Thron der Welt zu beſteigen*" ꝛc. So viel iſt hieraus mit Gewißheit zu erſehen, daß Schiller in ſeiner früheren Periode ſich in innerer, geiſtiger Einheit mit jenen Verbindungen wußte.

In Rückſicht auf das von Schiller ſo tief verachtete

---

[1] Briefwechſel V. S. 72. u. 81.

Chriſtenthum[1]) iſt das kleine, aus dem Jahre 1795 herſtammende Gedicht: „Die Johanniter“ wichtig, an deſſen Schluſſe er die Religion des Kreuzes als die einzige preiſt, welche Demuth und Kraft verbinde[2]). Eine peſſimiſtiſche Anſicht in Beziehung auf das zu erwartende Reſultat des weltgeſchichtlichen Prozeſſes, auf das Schickſal des beſſeren Menſchen auf Erden und auf das ſelbſtſtändig menſchliche Erkennen mit Verweiſung auf ein transcendentes, jenſeitiges Ziel tritt in den Worten des Wahnes auf[3]). Dieſes Gedicht ſcheint

---

1) Man ſehe den Schluß des Gedichtes an Rouſſeau, das aus dem Jahre 1782 iſt!

2) „Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfeſt in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!“

3) Der Menſch täuſche ſich, ſagt Schiller,

„So lange er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird ſiegen, —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen;
Und erſtickſt du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächſt ihm die Kraft auf der Erde neu. —
So lang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde;
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde;
Er iſt ein Fremdling, er wandert aus
Und ſuchet ein unvergängliches Haus. —

ſich, bei oberflächlicher Anſicht, auf ein früher verfaßtes: „Die Worte des Glaubens“ zu beziehen und in verneinender und abweiſender Form daſſelbe ausſprechen zu ſollen, was dort poſitiv ausgedrückt iſt. Dem aber iſt nicht ſo. Das ſpätere Gedicht iſt vielmehr im Widerſpruch mit dem früheren und beurkundet einen bedeutenden Fortſchritt in der peſſimiſtiſchen Weltanſchauung, die ſich bei Schiller in ſeiner zweiten, convertirenden Periode ausbildete. Dort ſucht er noch ſeine progreſſiſtiſche Freiheitsidee zu retten, wiewohl dieſelbe durch die Gräuelthaten der franzöſiſchen Revolution bereits bedeutend erſchüttert worden war. Wenn er nun aber ſagt, es ſei ein Wahn, zu glauben, daß das Rechte und Gute jemals auf Erden den Sieg davon tragen werde, die Erde gehöre nicht dem guten, ſondern dem ſchlechten Menſchen, ſo iſt es mit der Feſthaltung der progreſſiſtiſchen Ideen und Tendenzen, die Schiller früher

---

So lang' er glaubt, daß dem ird'ſchen Verſtand
Die Wahrheit je wird erſcheinen;
Ihren Schleier hebt keine ſterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerſt den Geiſt in ein tönend Wort;
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmliſchen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſah'n,
Es iſt dennoch das Schöne, das Wahre!“ ꝛc.

hegte, nothwendig aus. Denn wenn der Menſch, worauf dort noch gerechnet iſt, ſeine Ketten bricht, was ſoll es helfen? Das Rechte, das Gute kommt doch nicht zu Stande, die Erde gehört dem Guten doch nimmermehr. Man müſſe den Feind, heißt es in dem zweiten Gedichte, frei in den Lüften erſticken, weil er, wie jener Rieſe, auf der Erde ſtets neue Kraft gewinne. Das iſt der Uebergang in eine höhere, über das Irdiſche hinaus gelegene Region, der transcendente Sprung, der auch in den Worten liegt, daß der Gute hienieden ein Fremdling ſei, der auswandere und eine unvergängliche Wohnung ſuche. Ein hieran ſich ſchließendes, ſehr merkwürdiges Gedicht iſt ferner „die Sehnſucht", deren Entſtehung in das Jahr 1801 fällt. Es wird hier die Nothwendigkeit eines unvermittelt kühnen Sprunges in die Wunderwelt des Glaubens gelehrt, welcher ſelbſt ſchon ein ſich über alles Bedingte in Natur und Menſchengeiſt hinausſchwingendes Wunder ſei[1]). Um ſpeciell vom Katholicismus zu ſprechen, dem Schiller in ſeinen früheren Werken — wie dem Don Carlos, den hiſtoriſchen Werken mit ihren tendenziöſen Schaudergemälden, dem Geiſterſeher — ſo weh zu thun befliſſen war, ſo ſehen wir nun in der Converſionsperiode das merkwürdigſte Gegentheil in einer ganzen Reihe von Gedichten und Dramen theils durchherrſchen, theils wenigſtens in einzelnen Stellen derſelben hervortreten. Dahin gehört „der Gang nach dem Eiſenhammer", wo die katholiſche Meſſe nicht nur mit Sachkenntniß, ſondern auch mit fühlbarer Anerkennung und Liebe beſchrieben wird; „Wallenſtein," wo eine ſo merkwürdige Schilderung kirchlicher Andacht eingeſchaltet iſt, wie ſie das in dieſem Stücke zu löſende künſtleriſche Problem keineswegs foderte 1); „der Kampf mit dem Dra-

---

[1]) „Ach, wie ſchön muß ſich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenſchein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß ſie ſein!
Doch es wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwiſchen brauſt;
Seine Wellen ſind gehoben,
Daß die Seele mir ergrauſt.

Einen Nachen ſah ich ſchwanken,
  Aber ach! der Fährmann fehlt.
Friſch hinein und ohne Wanken!
  Seine Segel ſind beſeelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen;
  Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
  In das ſchöne Wunderland."

1) „Wo denken Sie, daß ich geweſen, Tante? —
Doch keinen Spott! Mich ängſtete des Lagers
Gewühl, die Flut zudringlicher Bekannter,
Der fade Scherz, das nichtige Geſpräch;

chen", wo das katholiſche Princip der Demuth und des Gehorſams hervorgehoben und wo ihm im Conflict mit

---

Es wurde mir zu arg, ich mußte fort,
Stillſchweigen ſuchen dieſem vollen Herzen
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfin! In der Kirche war ich.
Es iſt ein Kloſter hier, zur Himmelspforte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes;
Ein ſchlecht Gemälde war's, doch war's der Freund,
Den ich in dieſem Augenblicke ſuchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche geſehen
In ihrem Glanz, die Inbrunſt der Verehrer!
Es hat mich nicht gerührt. Und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, ſo wie die Liebe."

So Max Piccolomini, eine der Lieblingsgeſtalten des Dichters, welcher er ohne Zweifel ſeine eigenen Erfahrungen und Empfindungen leiht. Man ſieht hieraus, daß Schiller nicht bloß durch die blendende Seite des katholiſchen Cultus angezogen wurde, wie er ſie in der „Maria Stuart" beſchreibt. Hier im Wallenſtein wird die Andacht ganz im Gegentheil an eine künſtleriſch geringfügige und werthloſe Darſtellung geknüpft. Es iſt das Herz, das liebende Herz, welches ſeine warme, innige Rolle ſpielt, den Himmel in ſich aufnimmt und beide Welten, die dieſſeitige und die jenſeitige, verknüpft. Der kalte, glaubens- und gemüthloſe Verſtand wird in der Gräfin danebengeſtellt, gegen deren rationaliſtiſche Kritik und ſpöttiſches Lächeln Max ſich zu verwahren genöthigt iſt. Auch folgende, dieſem jungen dem ritterlichen Heldenmuthe des Drachentödters ein in ſo ächt kirchlicher Weiſe beſtimmter Vorrang eingeräumt iſt [1]); „der Graf von Habsburg“, wo

---

Mann in Rückſicht auf Wallenſtein's aſtrologiſchen Aberglauben in den Mund gelegte Rede iſt anzuführen:

„Nicht nur der Stolz des Menſchen füllt den Raum
Mit Geiſtern und geheimnißvollen Kräften.
Auch für ein liebend Herz iſt die gemeine
Natur zu eng und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kindertage,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitere Welt der Wunder iſt's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort giebt,
Die, ihre ewigen Räume mir eröffnend,
Mir tauſend Zweige reif entgegenſtreckt.“

[1] „Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Und Zwietracht und Verderben ſtiftet,
Das iſt der widerſpänſtige Geiſt,
Der gegen Zucht ſich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn das iſt's, was die Welt zerſtöret.
Muth zeiget auch der Mameluck;
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck.
Denn wo des höchſten Herrſchers Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da ſtifteten, auf heiligem Grund,
Die Väter dieſes Ordens Bund,
Der Pflichten ſchwerſte zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.“

ebenfalls ganz ſpecifiſch katholiſche Töne angeſchlagen ſind; „Maria Stuart", wo unſere Herzen einer katholiſchen Fürſtin zugeführt, von einer proteſtantiſchen aber entſchieden abgewendet werden, und wo ſich uns ein für ſeinen neuen Glauben begeiſterter Convertit und eine katholiſche Beichte und Communion auf eine Weiſe präſentirt, die eine wenigſtens vorwiegende Hinneigung des Dichters ſelbſt zu dieſem Cultus unzweifelhaft genug zu erkennen gibt [1]); weiter „die Jungfrau von

---

[1] Ich enthalte mich wörtlicher Citate aus dieſem Werke, weil ich zu viel abſchreiben müßte und weil ich ſchon ſonſt (in der „dreifachen Krone Roms") davon Gebrauch gemacht, erinnere jedoch an das prachtvolle Gemälde des römiſchen Kirchenfeſtes, das Mortimer im Geſpräch mit Maria entrollt, an den Ekel und an die Verachtung, womit zu gleicher Zeit von der kahlen, lebloſen, kunſtfeindlichen Abſtraktion der abgefallenen Kirchen und Sekten, „der Puritaner dumpfen Predigtſtuben" ꝛc. die Rede iſt, an die kirchlichen Lehren, die Mortimer ſeinem Berichte zu Folge aus dem Munde des Cardinals von Guiſe empfangen, und endlich an die Scene, in welcher Melvil als Prieſter Maria zum Tode weiht, und welche ſo edel und würdig gehalten iſt, daß man deutlich erkennt, wie gut es der Dichter mit der von ihm dargeſtellten Sache gemeint. Gewiß mit vollem Bewußtſein und beſtimmter Abſicht läßt Schiller die proteſtantiſche Königin eine unſeren Haß und Abſcheu erregende Rolle ſpielen, während er die katholiſche als eine zwar nicht ſchuldloſe, aber edle und liebenswürdige Perſönlichkeit ſchildert, die zuletzt in Folge aufrichtiger Reue und williger Büßung ihrer Sünden durch den weltlicher-

Orleans“, wo uns Schiller die romantiſche Wunderwelt des Mittelalters entfaltet und in Johanna's ſchweigender Selbſtdemüthigung und Unterwerfung unter das Schickſal den ungerechteſten Anklagen gegenüber die innerſten Tieſen des katholiſchen Chriſtenthums enthüllt [1]),

---

ſeits ungerecht verhängten Tod ſogar noch in religiöſer Verklärung ſtrahlt. In Döring's Beurtheilung (Schillers Leben, Weimar 1824. S. 269 f) heißt es: „Maria tritt (Act 1. Scene 2.) mit dem Kreuze auf und verſchwindet auch wieder damit, geläutert von jedem Erdenſchmerz. Durch ihre letzten Worte verklärt ſie ſich zur Heiligen und vollendet ihre tragiſche Würde, indem ſie, von Allen beweint, dem Tode entgegengeht. Eliſabeth's erſtes Auftreten wird von einem Treubruche begleitet, und verlaſſen von Allen ſteht ſie am Schluſſe des Stückes da.“ Konnte ein ächter Proteſtant, konnte ein Feind des Katholicismus, wie Schiller früher war, eine ſolche Tragödie ſchreiben?

[1] „Ach, es geſchehen keine Wunder mehr,“ ſagt Bertrand; worauf Johanna: „Es geſcheh'n noch Wunder.“ Die Jungfrau will Frankreich retten, weil es ein ſpecifiſch chriſtliches Land iſt:

„Hier ſcheiterte der Heiden Macht; hier ward
Das erſte Kreuz, das Gnadenbild, erhöht;
Hier ruht der Staub des heiligen Ludewig;
Von hier aus ward Jeruſalem erobert.“

Das Gegenbild der romantiſchen Jungfrau iſt der nordiſch kalte und ſtolze Talbot, der die Vernunft anbetet und in Grimm und Verzweiflung hinſtirbt, weil er dieſe ſeine Göttin durch „den Unſinn“ — „die Dummheit“ — „den Aberglauben“ überwältigt ſieht.

nebſt dem Gedichte, „das Mädchen von Orleans“ betitelt, welches ſich gegen die alles Schöne und Hei-

---

„Unſinn, du ſiegſt, und ich muß untergehn!
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes“ ꝛc.
„Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!“ ꝛc.

Der vollkommenſte Gegenſatz des abſtrakt rationellen Princips zur chriſtlichen Glaubens- und Wundermyſtik, der hier der Dichter einen glänzenden Triumph über jene ihre Feindin zu bereiten die Abſicht hat. Der in der Schlacht gefallene Materialiſt und Atomiſt erſcheint dann als Geiſt (ſchwarzer Ritter) und muß ſo faktiſch ſich ſelbſt widerlegen — ein Meiſterzug! Großartig iſt Johanna's Schweigen, als ſie von ihrem Vater des Bundes mit der Hölle angeklagt wird; ſie ſteigt, die ſich durch ein Wort retten könnte, vom Gipfel ihres Glanzes in einen Abgrund von Schmach und Elend hinab und läutert ſich ſo zur Heiligen. Das iſt nicht antik und nicht modern; es iſt rein chriſtlich, katholiſch, mittelalterig. Wohl zu bemerken iſt, daß die eigentliche Sünde, deren ſie ſich ſchuldig macht und die ſie zu büßen hat, nicht die iſt, daß ſie ſich in Lionel verliebt, ſondern ihre vorhergehende Selbſterhebung, die Ueberſchreitung des ihr vom Himmel gewordenen Auftrages, die kriegeriſche Mordbegier, der ſie ſich hingibt, die hochmüthige Meinung, ſelbſt einem Kampfe mit Geiſtern gewachſen zu ſein. Daß ſie dann von ihrer übernatürlichen Höhe in's natürlich Menſchliche herabſinkt, indem ſie der emportragende Geiſt verlige in den Staub tretende Rohheit der Aufklärung und des Unglaubens erklärt, die auch dieſes „edle Bild der Menſchheit“ beſudelt hatte 1); dann ferner „die Braut von Meſſina,“ wo wir auf eine überraſchende Anerkennung des vom Proteſtantismus ſo hart angefochtenen Kloſterlebens treffen 2), und ſelbſt

---

läßt, iſt nur Folge jener erſten, eigentlichen Verſchuldung. Mehr darüber unten in der dies bedeutſame Werk beſonders beleuchtenden Abhandlung.

1) „Das edle Bild der Menſchheit zu verſöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott.
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben;
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.“

Schiller hat Voltaire's Pucelle vor Augen, die auch urſprünglich in der Ueberſchrift dieſes Gedichtes genannt war; Letztere lautete im Taſchenbuch für Damen 1802: „Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans.“

2) „Und auch der hat ſich wohl gebettet,
Der aus ſtürmiſcher Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, ſich herausgerettet
In des Kloſters friedliche Zelle,
Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
Von ſich warf und die eitle Luſt,
Und die Wünſche, die ewig begehren,
Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt.
Ihn ergreift in des Lebens Gewühle
Nicht der Leidenſchaft wilde Gewalt,

„Wilhelm Tell," eine Dichtung, die, oberflächlich betrachtet, mehr dem revolutionären Geiſte der früheren Periode entſprungen zu ſein ſcheint, die aber doch ganz entſchieden die Anſchauungen und Geſinnungen der ſpäteren zu erkennen gibt, indem ſie zu jener unbedingten Freiheitstendenz den beſchränkenden Gegenſatz bildet und zu lehren beabſichtigt, in welchem Falle es erlaubt ſei, daß ein Volk ſich gegen ſeine Machthaber erhebe, und wie dabei zu Werke gegangen werden ſolle. Der Dichter hat dieſes Drama vor dem Verdachte, dem es ausgeſetzt, auf alle Weiſe zu ſchützen geſucht; ſo durch manches bedeutſame Wort, wie er es beſonders die auf dem Rütli Verſammelten ausſprechen läßt [1],

---

Nimmer in ſeinem ſtillen Aſyle
Sieht er der Menſchheit traur'ge Geſtalt.
Nur in beſtimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach;
Wie die Peſt die erhabenen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt ſie ſich nach." ꝛc.

[1] So heißt es zum Exempel:
„Wir ſtiften keinen neuen Bund."
— — — — — — — — —
„Die alten Rechte wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen."
„Was ſein muß, das geſchehe, doch nicht drüber
— — — — — — — — — — — — —
„Doch wenn es ſein mag, ohne Blut. — —
„— — — — — — — — — — —

ſo ferner durch die Scene, wo Johannes Parricida erſcheint und wo Tell den Unterſchied ſeiner That von der des Erſteren angibt, und endlich durch die ſchon angeführten Stanzen in ſeiner Gedichteſammlung. Dem Katholicismus hat er im Tell durch das Auftreten der barmherzigen Brüder nach Geßler's Fall und durch eine ſehr auffallende, im eigentlichſten Sinne des Wortes *ultramontane* Hinweiſung auf Italien, Rom und den Papſt gehuldiget[1].

Denn billige Furcht erwecket ſich ein Volk,
Das mit dem Eiſen in der Fauſt ſich mäßigt!“

Die Scene wird ſogar benützt, um ariſtokratiſche und monarchiſche Principien auszuſprechen.

„Iſt gleich die Zahl nicht voll, das Herz iſt hier
Des ganzen Volks, die *Beſten* ſind zugegen.“

„Denn herrenlos iſt auch der Freiſte nicht.
Ein Oberhaupt muß ſein, ein höchſter Richter,
Wo man das Recht mag ſchöpfen in dem Streite.“

[1] Tell ſagt zu Parricida:

„Kann ich euch helfen? Kann's ein Menſch der Sünde?
— — — — — — — — — — — — — —
Hört, was mir Gott in's Herz gibt! Ihr müßt fort
In's Land Italien, nach St. Peters Stadt,
Dort werft ihr euch dem Papſt zu Füßen, beichtet
Ihm euere Schuld und löſet euere Seele“ —
„Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?“ —
„*Was er euch ſagt, das nehmet an von Gott!*
— — — — — — — — — — — — — —

7.

Der vorige Paragraph ſollte eine mit Citaten belegte Ueberſicht über die Schilleriſche Metamorphoſe liefern. Ueber zwei Werke, die hier von beſonderem Intereſſe ſind, über Wallenſtein und die Jungfrau von Orleans, wird unten in beſonderen Abtheilungen geſprochen werden. Hier in der Kürze ſo viel! Wallenſtein bildet den großartig negativen Eingang und Vorhof dieſes Heiligthums. Den eigentlichen Tempel hat Schiller in der „Jungfrau“ gebaut. Wallenſtein iſt die Tragödie der Verzweiflung am Menſchlichen, Irdiſchen und Weltlichen; der ſtolze Kriegsfürſt mit all ſeiner Macht, Hoheit, Größe, Liſt, Gewalt geht elendiglich zu Grunde — ein ganz leerer, öder, troſtloſer Untergang. Die Jungfrau iſt die an ſich arme, geringe, ſchwache, aber durch Erwählung von Oben und als Werkzeug einer höheren Macht ſtarke, unwiderſtehliche, alle ihre Zwecke erreichende Kriegerin und Siegerin. So negativ „Wallenſtein“ iſt, ſo poſitiv iſt die „Jungfrau.“ Letztere iſt noch viel katholiſcher, als „Maria Stuart;“ dieſe hat glänzende katholiſche Stellen und Scenen, aber auch Mißklänge, die dagegen anſtoßen. Auch iſt das Wunder vermieden.

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn. — — — — — — — — — —
Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen eure Schuld.“

Die Jungfrau dagegen iſt durch und durch aus dem Geiſte der katholiſchen Romantik geboren. In jener ſcheint ſich ein noch theilweiſe vorhandener Widerſtand und Kampf im Innern des Dichters zu verrathen. Es iſt auch denkbar, daß er ſich abſichtlich davor gehütet habe, ſich jetzt auf einmal, nachdem er früher die ſchwärzeſten Schaudergemälde entworfen, um der ihm verhaßten Hierarchie zu ſchaden, ganz nur im entgegengeſetzten Sinne zu äußern, indem er fürchtete, dadurch ſofort in den Verdacht zu kommen, ein beſtochener, parteiiſcher Lobredner des Katholicismus zu ſein, und ſo auf der Stelle ſeine ganze Beliebtheit und Wirkſamkeit einzubüßen. Seine Wendung entging bei all dem nicht der Aufmerkſamkeit der Kirchenfeinde, dem Mißfallen des proteſtantiſchen Publikums. So heißt es bei Döring in Beziehung auf „die Jungfrau von Orleans“: „Sie trat als eine ſehr überraſchende Erſcheinung auf. Man hatte erwartet, daß Schiller, wie er in ſeinen früheren Werken gethan, den Charakter eines von glühender Vaterlandsliebe begeiſterten Mädchens auch nur wieder aus der Tiefe der menſchlichen Natur entwickeln werde, begegnete aber ſtatt deſſen einer gottbegeiſterten Jungfrau, die nur als Werkzeug einer himmliſchen Sendung daſteht und in dem Augenblicke, wo ihr eigenes, menſchliches Wollen jenem höheren Befehle entgegenſteht, hart dafür büßen muß.“ Es wird ferner erzählt, wie ſehr man es getadelt habe, daß Johanna auf die furchtbare Anklage ihres Vaters, trotz all der Aufforderungen und Bitten der Anderen, nicht das Geringſte erwiedert und das Härteſte über ſich ergehen läßt, indem ſie, wie ſie nachher ſagt, „ſich ſtillſchweigend dem Geſchick unterwirft.“ Ein ſolches Benehmen zu faſſen und zu würdigen, iſt der Proteſtant, als ſolcher, allerdings ganz unfähig. Er hält an dem Rechte feſt, ſich wider unwahre Beſchuldigungen und ungerechte Angriffe zu vertheidigen; die Ehre iſt ſein Princip und es ſcheint ihm in ſolchen Fällen nicht nur erlaubt, ſondern Pflicht zu ſein, ſeine Unſchuld auszuſprechen und nichts Ehrenrühriges und Schimpfliches willig auf ſich ſitzen zu laſſen. Der Dichter der „Jungfrau“ aber hatte ſeinen Geiſt wohl ſchon aus katholiſchen Legenden genährt, wo ſich reine und heilige Menſchen ſelbſt den ungerechteſten Vorwürfen und unverdienteſten Mißhandlungen gegenüber paſſiv verhalten¹).

---

1) Zum Beiſpiele dient der h. Petrus von Mailand, der in den Tagen des Papſtes Innocenz IV. lebte. Er wurde der Heuchelei und Kloſterſchändung angeklagt und darauf hin auf das härteſte und ſchimpflichſte behandelt. Er nahm Alles in ſchweigender Unterwerfung hin. Ebenſo benahm ſich Salvator ab Horta aus Catalonien, einer der ehrwürdigſten und wunderbarſten Menſchen, von denen man Kunde hat. Er beſaß nicht nur alle Tugenden eines wahren Chriſten und Heiligen, er war auch einer der allergrößten Wunderthäter. Er wurde wegen

Auch bei *Wilhelm Tell* gerieth Schiller's neue Richtung mit der Antipathie des proteſtantiſchen Publikums gegen alles Katholiſche in Conflict. Die Erſcheinung der barmherzigen Brüder im Tell ſoll in Weimar ein faſt allgemeines Mißfallen erregt haben. Am meiſten hätte der Gebrauch des Wunderbaren in der „Jungfrau" Anſtoß erregen müſſen. Dies konnte man jedoch für bloße Poeſie nehmen und unter dieſem Titel läßt ſich das Wunder immerhin auch in das Reich des Unglaubens einſchwärzen. Nur nicht Ernſt darf damit gemacht werden; ſich und Andere phantaſtiſch zu amuſiren, ohne dem die Zeit beherrſchenden rationaliſtiſchen und materialiſtiſchen Verſtande irgend einen mehr als ſpielenden Sprung in den Glauben zuzumuthen, das iſt in der aufgeklärten und „gebildeten" Welt erlaubt. Man kann das tollſte Zeug vorbringen, wenn

---

angemaßter Heiligkeit und Wunderkraft verklagt, auf's Härteſte behandelt und in die Küche geſtoßen, um da, wie man ſpottete, ſeine Mirakel unter Schüſſeln und Töpfen zu wirken. Er duldete Alles in ſtummer Demuth und Unterwürfigkeit. Vergl. *Görres*, Myſtik II. S. 212 ff. Wenn dieſe ganz unſchuldigen Männer ſich dennoch ſo rein paſſiv verhielten, ſo war Schiller's Johanna zu einem ſolchen Benehmen um ſo mehr veranlaßt, da ſie ſich nicht völlig ſchuldlos wußte. Der Dichter hatte jedenfalls als *objectiver* Darſteller, inſofern er nämlich einen *romantiſchen* Charakter zu zeichnen hatte — er nannte ſein Stück „*eine romantiſche Tragödie*" — vollkommen Recht.

man es als Märchen ankündiget und ſo als ein bloßes, ſich in keinem wirklichen Widerſpruch mit der verſtandesmäßigen Zeitbildung befindendes Phantaſieſpiel bezeichnet. In dieſem Sinne war es wohl, daß Schiller ſeine „Jungfrau“ eine „romantiſche Tragödie“ nannte. Er wollte ſein weltkluges Publikum auf die darin entfaltete Glaubens- und Wunderwelt prophylaktiſch vorbereiten, damit nicht ſofort die Tollwuth des beleidigten Zeitgeiſtes ausbreche; wollte dieſen Tyrannen auf ſolche Weiſe zur allergnädigſten Nachſicht und Duldung deſſen bewegen, was, ernſtlich dargeboten und angemuthet, für ein ſchreckliches, unverzeihliches Verbrechen gilt. Ihm ſelbſt aber war es, daran kann man nicht zweifeln, ein großer, tiefer Ernſt damit.

8.

Will man in die eigene Meinung und Abſicht eines Dichters mit voller Sicherheit und unwiderſprechlicher Gewißheit eindringen, ſo iſt es von Wichtigkeit, ihn auch als Proſaiker und Theoretiker vernehmen zu können. Schiller bietet uns in hinlänglicher Fülle und Beſtimmtheit auch dieſen Haltpunkt dar. Von ganz beſonderem Werthe iſt hier die 1792 geſchriebene Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot, wo ſich Schiller über das Mittelalter in einer Weiſe erklärt, welche unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Hoffmeiſter[1]) ſagt über dieſe

---

[1]) Schiller's Leben. Bd. II. S. 176 ff.

Vorrede: „Hier findet ſich alles rechtmäſſige Lob, welches dem Mittelalter in neueren Zeiten geſpendet worden iſt, in wenigen Worten gleichſam anticipirt. Jedes wahre, gründliche Lob dieſer Zeit ſcheint nur eine weitere Auseinanderſetzung der Grundideen zu ſein, die Schiller uns zur Ueberzeugung macht. — — — — Er war hier auf dem beſten Wege, auch über den Katholicismus zu einer gerechteren, univerſal-hiſtoriſchen Würdigung zu gelangen.“ Zu dieſer gelangte er auch wirklich. Er intereſſirt ſich in dieſer Vorrede ſpeciell für den Orden der Johanniter, nicht ohne einen herabſetzenden Blick auf den Templerorden zu werfen, mit welchem unſere Maçonnerie zuſammenzuhängen behauptet, und welcher jedenfalls ein antikirchliches und antichriſtliches Myſterium barg [1]). Schiller ſpricht zwar immer noch als Mann der Zeit, deren Vorzüge er kennt und anerkennt; aber er bricht der Gegenwart ſo viel ab und räumt der Vergangenheit ſo viel ein, als er, ohne jene Rolle ganz aufzugeben, nur immer zu thun vermag. „Man muß geſtehen,“ ſagt er, „daß wir die Ueberlegenheit unſerer Zeiten nicht immer mit Beſcheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt ſind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtſchaft zu werfen, verräth weniger den Stolz der ſich füh-

---

1) Siehe darüber unſer IV. Heft.

lenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beſchämung rächt, die das höhere Verdienſt ihr abnöthigt. Was wir auch vor jenen finſteren Jahrhunderten voraus haben mögen, ſo iſt es doch höchſtens nur ein vortheilhafter Tauſch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, ſtolz zu ſein. Der Vorzug hellerer Begriffe, beſiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenſchaften, freierer Geſinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweiſen im Stande ſind — koſtet uns das wichtige Opfer praktiſcher Tugend, ohne die wir doch unſer beſſeres Wiſſen kaum für einen Gewinn halten können. Dieſelbe Cultur, welche in unſerem Gehirn das Feuer eines fanatiſchen Eifers auslöſchte, hat zugleich die Gluth der Begeiſterung in unſeren Herzen erſtickt, den Schwung der Geſinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie unſeres Charakters vernichtet.“ — „Was der Verfaſſer der Einleitung zu nachſtehender Geſchichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktiſche Stärke des Gemüthes nämlich, das Theuerſte an das Edelſte zu ſetzen und einem bloß idealen Gute alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich ſehr bereit, zu unterſchreiben.“ — „Die Menſchheit war offenbar ihrer höchſten Würde nie vorher ſo nahe geweſen, als ſie es damals war — wenn es anders entſchieden iſt, daß nur die Herrſchaft ſeiner Ideen über ſeine Gefühle dem Menſchen Würde verleiht.“ — „Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erſchöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, dieſe Heldenſchaar heimkehrt, und, anſtatt ſich die ſiegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienſt eines Wärters vertauſcht; wenn dieſe Löwen im Gefechte hier am Krankenbett eine Geduld, eine Selbſtverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die ſelbſt das glänzendſte Heldenverdienſt verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Chriſtenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speiſe reicht und ſich keinem der verächtlichen Dienſte entzieht, die unſere verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jeruſalem in dieſer Geſtalt erblickt, bei dieſen Geſchäften überraſcht, kann ſich einer innigen Rührung erwehren; wer ohne Erſtaunen die beharrliche Tapferkeit ſehen, mit der ſich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und ſpäterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt; die unerſchütterliche Feſtigkeit ſeiner beiden Großmeiſter Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter ſelbſt, ſich dem Tode zu opfern? Wer lieſt ohne Erhebung des Gemüthes den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beiſpiel des Gehorſams, das von der geprieſenen Selbſtaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zweckes übertroffen wird? Es iſt der chriſtlichen Religion von berühmten Schriftſtellern der Vorwurf gemacht worden, daß ſie den kriegeriſchen Muth ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beiſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeitliche Güter, für das begeiſternde Phantom der Weltherrſchaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für ſein Verdienſt ſchon von Ferne zeigte. Der Muth jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſe Hülfe und hatte keinen anderen Urſprung, als ſein eigenes, unerſchöpfliches Feuer.“ Daſſelbe ſpricht Schiller auch in dem ſchon oben erwähnten Gedichte: „Die Johanniter“ aus dem Jahre 1795 aus [1]).

---

1) „Herrlich kleidet ſie euch, des Kreuzes furchtbare Rüſtung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Accon und Rhodus beſchützt;
Durch die ſyriſche Wüſte den bangen Pilger begleitet,
Und mit der Cherubim Schwert ſteht vor dem heiligen Grab.

Eine höchſt intereſſante Aeußerung iſt ferner auch die, welche in einem Briefe Schiller's an Göthe vom 17. Auguſt 1795 1) vorkommt. Es iſt von „Wilhelm Meiſter" und den „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele" die Rede. „Der Uebergang von der Religion überhaupt zur chriſtlichen, durch die Erfahrung der Sünde iſt meiſterhaft gedacht. — — — — — Ihr Beſtreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht, ihren Gegenſtand zu purificiren und gleichſam wieder ehrlich zu machen, iſt mir nicht entgangen. Aber einige Stellen habe ich doch angeſtrichen, bei denen, wie ich fürchte, ein chriſtliches Gemüth eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln könnte." Hier thun wir einen erſchreckenden Blick in die irreligiöſe Zeit und die antipathiſche Stimmung der modernen Welt, wo es mit den chriſtlichen Dingen ſo weit gekommen, daß ſie aus der guten Geſellſchaft verbannt, ja nicht mehr „ehrlich" ſind. Hier ſieht man aber auch, welch ein Verdienſt ſich jene einflußreichen Dichter und Meiſter im Reiche des Geſchmackes zu erwerben befliſſen waren, indem ſie die in eine ſo tiefe

---

Aber ein ſchönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelſten Stamms,
Dienet am Krankenbette, dem Lechzenden Labe bereitet,
Und die niedrige Pflicht chriſtlicher Milde vollbringt." ꝛc.

1) Briefwechſel I. S. 192.

Schmach verſunkene Religion wieder, ſo zu ſagen, ſocietätsfähig, wieder ehrlich zu machen ſuchten. Noch ernſter, als Göthe, nahm Schiller die Sache; man ſieht, daß er ſchon ſelbſt wieder ganz chriſtlich fühlte, da er die zu leichtſinnig erſcheinende Behandlung Göthe's verbeſſert haben will. Er ſagt ferner in demſelben Briefe: „Es däucht mir, daß dasjenige, was die chriſtliche Religion einer ſchönen Seele ſein kann, oder was eine ſchöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet iſt. Ich finde in dieſer Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir bloß deßwegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Charakter des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt es in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Geſetzes, des Kantiſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt in ſeiner reinen Form Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen und in dieſem Sinne die einzige äſthetiſche Religion.“ Goldene Worte, tiefſter Blick in das innerſte Weſen des Chriſtenthums, nicht genug zu ſchätzende Religionstheorie!

Göthe gibt dem Freunde vollkommen Recht. „Freilich bin ich leiſe aufgetreten,“ ſagt er, „und habe vielleicht dadurch, daß ich jede Art von Dogmatiſiren vermeiden und *meine Abſichten völlig verbergen wollte*, den Effect auf's große Publikum etwas geſchwächt. Es iſt ſchwer, in ſolchen Fällen den Mittelweg zu halten [1]).“ So mußten dieſe Männer ihre chriſtlichen Geſinnungen verheimlichen, um nicht vom Terrorismus des Unglaubens in die Acht erklärt und von ihrem dichteriſchen Throne herabgeſtürzt zu werden. In Uebereinſtimmung mit Schiller's Anſicht ſind die Charaktergemälde, die ich aus dem Kreiſe der katholiſchen Legende und Geſchichte heraus in dem kürzlich zu Mainz erſchienenen Büchlein vorgeführt, das ich „*ſchöne Seelen*“ betitelt habe. In Rückſicht auf die „triviale Terminologie der Andacht,“ und auf die „widrigen und abgeſchmackten Erſcheinungen des Chriſtenthums,“ auf welche in jenem Briefe hingedeutet wird, iſt zu bemerken, daß Schiller dem Zuſammenhange nach wohl ſpeciell die ſich in's Schwächliche und Abſurde verlaufenden *pietiſtiſch-proteſtantiſchen* Formen im Auge hat. Wenn er ſelbſt als Dichter Gebrauch vom Chriſtenthum machte, ſo hielt er ſich durchaus nur an die katholiſchen und mittelalterig romantiſchen, als an die äſthetiſch *allein anwendbaren und wirkungsvollen*.

---

[1]) Briefwechſel I. S. 198.

9.

Döring erzählt, wie man Schiller in Dresden theils für einen Freigeiſt, theils für einen heimlichen Anhänger des Katholicismus gehalten. Es liegt ihm daran, den großen Mann, deſſen Leben er beſchreibt,— nicht zwar von dem erſteren, wohl aber von dem zweiten, weit ſchrecklicheren Vorwurfe zu reinigen. Er kann indeſſen bloß eine leere Verſicherung vorbringen. „Dem Katholicismus“, ſagt er, „war Schiller unſtreitig nie ergeben, wenn er gleich das Feierliche, das in dem Ritual der katholiſchen Kirche herrſcht, in ſeinen dramatiſchen Werken öfters anbrachte.“ Bei einem Dichter im ausſchließlichen und beſchränkten Sinne des Wortes, einem ſolchen nämlich, der ohne alle weitere Idee und Tendenz, Niemand zum Nutzen oder zum Schaden, nur auf Phantaſie und Herz zu wirken ſucht, und dabei ſich jedes dazu dienlichen Mittels bedient, könnte man die Sache allerdings ſo anſehen. Es können katholiſche Scenen auch zur objectiven Zeichnung einer Zeit, eines Landes und Volkes, einer religiöſen Geſellſchaft dienen; in Dramen kann man einen Katholiken vorführen, der für ſeine Kirche begeiſtert iſt, und ihn die ſpeciellſten kirchlichen Anſichten und Geſinnungen ausſprechen laſſen, wie man ſie keineswegs ſelber hegt. Aber man wird ſie, wenn man kein eigenes perſönliches Intereſſe dafür hat, oder gar eine gegneriſche Stellung dazu einnimmt, nicht in dem Grade vorherr=

ſchen laſſen, ſie nicht in dermaßen glänzender, reizender und rührender Geſtalt vorführen, daß ein entſchiedener Vortheil auf dieſe Seite fällt und die andere ſo ſehr beeinträchtigt wird, wie Schiller thut. Derſelbe iſt Tendenzdichter, er hat Ueberzeugungen und Abſichten, ihm iſt es ſtets um eine Sache zu thun; er kämpft für beſtimmte Ideen und Intereſſen und beſtreitet die entgegengeſetzten. Als ein ſolcher Dichter iſt er ja auch beliebt und anerkannt, als ein ſolcher wird er ſo hoch, ja überſchwänglich gefeiert und weit über Göthe geſetzt, welchen man nur als einen für keine praktiſche Idee, keine allgemeine Volks- und Menſchheitsſache begeiſterten Aeſthetiker und Schönheitsegoiſten betrachtet. Man thut das freilich in dem Sinne der Volks- und Freiheitsmänner, indem man Schiller nur als den Verfaſſer der Räuber, des Don Carlos und ähnlicher oder ihnen ausdeutungsweiſe verähnlichter Produkte im Sinne hat und apotheoſirt. Wir aber können und müſſen ihn, auf ſo viele Gründe und Nachweiſungen geſtützt, eben ſo ſehr als einen Tendenzdichter entgegengeſetzter Art faſſen. Er war dies ſtets, wie in der erſten, ſo auch in der anderen Periode, nur daß er ſeinen Standpunkt und das Ziel ſeines Strebens änderte. Als rein proteſtantiſcher, demokratiſcher und ſocialiſtiſcher, ſomit nothwendig auch antikatholiſcher Poet hätte er keine Maria Stuart, keine Jungfrau von Orleans, keinen

Demetrius ꝛc. geſchrieben, oder dieſe Sujets doch ganz anders behandelt; ſelbſt ſein Wilhelm Tell wäre ganz anders ausgefallen; er hätte ſeinen Helden nicht ſo iſolirt, ſo getrennt von den gemeinſamen Volksberathungen und Volksbewegungen hingeſtellt und auf dieſe Weiſe ſo gefliſſentlich vom Demagogen und demokratiſchen Volksmann unterſchieden; er hätte keine barmherzigen Brüder auftreten und ſo ernſte religiöſe Verſe ſingen laſſen; er hätte ſeinen Freiheits- und Vaterlandshelden nicht ſo ächt „ultramontane“ Geſinnungen ausſprechen, ihn nicht den Parricida ſo katholiſchfromm nach Rom zum Papſte hinweiſen laſſen. Er war namentlich zu den letzteren Zügen nicht genöthigt; er hätte ſeiner Aufgabe, die Befreiung der Schweiz von jener Zwingherrſchaft dramatiſch vorzuführen, ganz ohne ſolche Zuthaten genügen und ſie zu um ſo größerer Zufriedenheit ſeines Publikums löſen können.

Julian Schmidt hat dem Dichter der „Maria Stuart“ vorgeworfen, daß er der katholiſchen Königin das Intereſſe zugewendet, dagegen das nationale und proteſtantiſche Element bei Eliſabeth habe zurücktreten laſſen. Es ſei das eine „ungerechte Unparteilichkeit,“ erkläre ſich indeſſen aus der artiſtiſchen Bildung, welche den Schein über das Weſen ſetze. Dagegen ſagt Palleske: „Schiller war eine durch und durch ehrliche Natur, und ſeine Lebensaufgabe war, nicht, den Schein über das Weſen zu ſetzen, ſondern durch den

Schein das Weſen darzuſtellen." Ich meinerſeits glaube, daß Schiller für den Katholicismus Partei genommen habe, und daß daher die Conceſſionen, die er ihm machte, weder eine gerechte, noch eine ungerechte Unparteilichkeit geweſen. Unparteilichkeit aber war es, daß er in dieſem Stücke auch edlere proteſtantiſche Charaktere auftreten ließ, wie den rauhen, aber reinen und gewiſſenhaften Paulet und den trefflichen Shrewsbury, der ſo gern Eliſabeth's „beſſeren Theil gerettet" hätte. Hätte Schiller den Katholicismus bloß als Aeſthetiker in Anwendung gebracht, ſo hätte die Sache doch wenigſtens dieſe Bedeutung, daß ſie zeigte, der Katholicismus ſei poetiſcher, als der Proteſtantismus, dem keine äſthetiſche Seite abzugewinnen iſt. Daß aber Schiller nicht bloß das äſthetiſche, reizende und glänzende Moment des katholiſchen Cultus zu ſchätzen wußte, beweiſt die Stelle im Wallenſtein, wo dem jungen Piccolomini, nachdem andere vorzügliche und effectvolle Darſtellungen keinen Eindruck auf ihn gemacht, der Sinn für die katholiſche Andacht vor einem künſtleriſch geringen und werthloſen Bilde aufgeht. Palleske behauptet, Schiller habe für die Tragödie eine Unabhängigkeit vom confeſſionellen Standpunkte in Anſpruch genommen, durch die er in Wahrheit der Dichter der ganzen deutſchen Nation geworden. Auch das ſchon wäre ſchätzbar genug. Dies angenommen, war man wenigſtens nicht berechtigt, Schiller bei der Säcularfeier 1859 in einer für das katholiſche Deutſchland ſo beleidigenden Weiſe als eine rein proteſtantiſche Celebrität vom reinſten Waſſer zu bezeichnen.

Ich finde neueſtens ein Drama angezeigt, welches den Titel führt: „Maria Stuart oder die Reformation in Schottland.“ Von Julius Bamme. Halle 1860. Es äußern ſich darüber die „Blätter für literariſche Unterhaltung“ vom 22. Mai 1862. Das Stück wird hier als „eine etwas zu einſeitige Vertheidigung der Reformation“ bezeichnet. Es iſt ohne Zweifel eine ſehr einſeitige. Hieraus mag man ſehen, wie der antikatholiſche Tendenzdichter ſolche Stoffe behandelt. Wenn man am Katholicismus auch nur ein gutes Haar läßt, ſo iſt man ſchon zum Verräther an Proteſtantismus, Aufklärung und Fortſchritt geworden. Von der Schilleriſchen Maria heißt es in jenen Blättern: „Man hat Schillern namentlich auch ſeiner Maria Stuart wegen eine gewiſſe Parteinahme für die katholiſche Kirche vorgehalten. Und ganz mit Recht. Es liegt im Weſen des Schilleriſchen Idealismus — was freilich Diejenigen, die in Schiller einen Anhänger des Nationalvereins und Gott weiß was ſonſt noch herausgewittert haben, mit Händen und Füßen verneinen werden — mit einem Fuße zum Sprunge in's katholiſche Lager bereit zu ſein.“ Wenn proteſtantiſche Blätter ſo ſprechen, ſo werden wir doch wohl ebenfalls behaupten dürfen, daß Schiller wenigſtens in gewiſſem

Sinne der Unſerige ſei. Was ſie an ihm tadeln, das loben wir; und wenn ſie ſelbſt ihn in ihrem anti-idealiſtiſchen Unmuth als einen für ſie werthloſen geiſtigen Auskehricht zu uns herüberwerfen, ſo haben wir dagegen alle Urſache, für dieſes übel gemeinte Geſchenk zu danken, den großen Dichter, Denker und Charakter als ein geiſtiges Kleinod freudig anzunehmen und in unſer brüderlich liebendes Herz zu ſchließen.

10.

Damit mich der Vorwurf, willkürlich zu Werke zu gehen und den Gefeierten auf meinen Standpunkt gewaltſam herüberzuziehen, um ſo weniger zu treffen vermöge, will ich noch folgende, das Vorgetragene beſtätigende Stimmen, Thatſachen und Quellen bemerklich machen. Hoffmeiſter, der mit meinen Auffaſſungen vielfach harmonirt und auf den ich mich häufig beziehen kann, hat unter der Aufſchrift: „Politiſches“ 1) eine Abhandlung geliefert, die zur näheren Belehrung über Schiller's politiſche Betrachtungsweiſe in der ſpäteren Zeit zu dienen im Stande ſein wird. Es ſind zugleich die von Hoffmeiſter citirten und benützten „Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes J. B. Erhard“ von Varnhagen von Enſe 2) zu nennen; daſelbſt finden ſich Briefe von Schiller, wo Stellen,

---

1) Leben Schiller's. V. S. 359 ff.

2) Cotta'ſche Buchhandlung 1830. S. 397—404.

wie nachſtehende, vorkommen. „Folgen Sie meinem Rath!“ ſchreibt er im Mai 1794, „laſſen Sie die arme, unwürdige und unreife Menſchheit vor der Hand für ſich ſelbſt ſorgen!“ Ein Jahr ſpäter ſchreibt er: „Glühend für die Idee der Menſchheit, gütig und menſchlich gegen den einzelnen Menſchen und gleichgültig gegen das ganze Geſchlecht, wie es wirklich vorhanden iſt — das iſt mein Wahlſpruch.“ Seine Freiheitsidee ſucht er, wie ſchon erwähnt, noch einigermaßen in den „Worten des Glaubens“ zu retten, die aus dem Jahre 1797 ſind; „Freiheit, Tugend, Gott,“ das iſt hier ſeine Dreieinigkeit. Mit der Freiheit fängt er an; doch iſt es ihm ſchon nicht mehr recht wohl dabei; die Vorgänge der franzöſiſchen Staatsumwälzung haben ihn zu ſehr erſchreckt und abgeſtoßen. Gleichwohl ermahnt er ſelbſt jetzt noch, der Partei und Tendenz nicht untreu zu werden.

„Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht.“

Aber wie ganz anders ſpricht er nachher im „Wallenſtein,“ der 1799 vollendet wurde, und in dem Lied von der Glocke, das in demſelben Jahre entſtand!

„Denn um ſich greift der Menſch; nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertrau'n; ihn hält

In Schranken nur das deutliche Geſetz
Und der Gebräuche tiefgetretene Spur."

„Wenn rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten,
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

u. ſ. w. Es folgt dann die allbekannte Schilderung der Revolution, wo uns ſo eindringlich gelehrt wird, daß wir allerdings Urſache haben, vor dem Sklaven, der ſeine Kette bricht, dem freien und ſich ſeiner Freiheit bedienenden Menſchen zu zittern. Denn da bricht aus dem Menſchen die durch die Cultur nicht vernichtete, nur durch äußere Mittel niedergehaltene Beſtie hervor — wie denn auch Schopenhauer den Menſchen des Staates als ein Raubthier mit einem Maulkorbe bezeichnet.

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz."

Um Freiheit war es unſerem Dichter bei alledem ſein ganzes Leben lang immer zu thun, aber nicht immer und nicht in jeder Periode ſeines Lebens in demſelben Sinne des Wortes. „In ſeiner Jugend," ſagt Göthe, „war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpäteren Leben die *ideelle*.“ Was hier Göthe „die phyſiſche Freiheit“ nennt, iſt die Freiheit im politiſchen und ſocialen Sinne des Wortes. Dieſe wurde Schillern beſonders durch das Schreckbild der franzöſiſchen Revolution verleidet. Was „die ideelle Freiheit“ betrifft, ſo iſt das Chriſtenthum, ſo iſt der Katholicismus ganz mit dieſer Idee erfüllt; es handelt ſich darum, die engen Schranken des Irdiſchen und Menſchlichen zu durchbrechen, namentlich über das Niveau des allgemein menſchlichen Gattungscharakters, welchen das Chriſtenthum als ein nicht ſein Sollendes beſtimmt, hinauszugehen und einer höheren Gattung, *einem neuen Menſchen* das Daſein zu geben, wie es ſich zunächſt durch innere und dann erſt durch äußere Metamorphoſe zu vollbringen hat. Schiller hielt ſich früher, wie das ganze Antichriſtenthum unſerer Zeiten thut, an den Menſchen in ſeiner jetzigen Beſtimmtheit, von dem er aber ehrenvoll dachte, dem er Gutes und Großes zutraute. Dieſen Glauben gab er gänzlich auf und ſtand inſofern in demſelben Momente thatſächlich auf dem Standpunkte des Chriſtenthums. Wenn Schiller in dieſer Zeit als Dramatiker noch auf äußere Befreiungsacte einging, wie in der Jungfrau und im Tell, ſo hatte das einen ganz anderen Sinn, als früher. Die revolutionären Tendenzen der Zeit gehen auf äußere Freiheit aus, befreien aber nicht innerlich, machen vielmehr aus dem Menſchen einen um ſo vollkommneren und ſchmählicheren Sklaven ſeiner egoiſtiſchen Triebe, Begierden und Leidenſchaften. Dieſer Knechtſchaft los zu werden, das wäre vor Allem die Aufgabe — wie Schiller in der Braut von Meſſina den glücklich preiſt, der ſich in die friedliche Kloſterzelle gerettet,

„Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
Von ſich warf und die eitle Luſt
Und die Wünſche, die ewig begehren,
Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt.“

Oder wie er einmal den Idealiſten vom Realiſten unterſcheidet, indem er ſagt: Unabhängigkeit des Zuſtandes ſei dieſem, Unabhängigkeit von dem Zuſtande jenem das höchſte Ziel. Er hielt es in ſeiner reiferen Lebenszeit für unerlaubt, ein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Gräuel der Anarchie zu verfolgen, Geſetze in den Staub zu treten, um für beſſere Platz zu machen und kein Bedenken zu tragen, die jetzige Generation dem Elende Preis zu geben, um das Glück der nachfolgenden zu bewirken[1].“ Dergleichen gefährliche und erfahrungsgemäß nie zu dem angeſtrebten Ziele, vielmehr nur zum Gegentheile führende Experimente konnten den durch ſo viel Erfahrung und Nachdenken Belehrten nicht mehr für ſich einnehmen. Nur um einen ſchon beſtehenden, naturgemäßen, berechtigten und befriedigenden Zuſtand vor tyranniſchen Ein-

---

1) Hoffmeiſter V. S. 374.

griffen und barbariſchen Verwüſtungen zu retten, glaubt er, daß ein Volk ſich zu gewaltſamer Abwehr erheben dürfe, und in dieſem Sinne ſchrieb er ſeinen Tell. Hier wird, wie auch Hoffmeiſter hervorhebt, „um eine geſetzliche Freiheit geſtritten, die das Beſtehende retten, nicht löſen will." Johanna kämpft für ihr Vaterland hauptſächlich deßhalb, weil es ein ſpecifiſch chriſtliches, romantiſches Land iſt, und weil ſie es vor dem Eindringen eines fremdartigen Princips, wie es ihr in dem atheiſtiſchen und materialiſtiſchen Talbot gegenüber ſteht, ſchützen will. Es iſt dies daſſelbe Princip, welches ſpäter im achtzehnten Jahrhundert eine ſo große Rolle ſpielte und jetzt auch in Deutſchland ſpielt. Schiller drückt durch ſein Stück den Wunſch aus, daß es auch jetzt wieder überwunden werde, und Johanna iſt die typiſche Repräſentation einer daſſelbe für die Gegenwart eben ſo heroiſch überwältigenden romantiſchen Glaubensidee.

11.

Hoffmeiſter's Charakteriſtik enthält ferner auch ein Capitel mit der Ueberſchrift: „Religiöſes und Chriſtliches [1])." Es wird gezeigt, daß Schiller in dem erſten Abſchnitt ſeines Lebens, worin die negative Richtung obwaltete, ein Rationaliſt und geſchworener Feind des Supernaturalismus, ein leidenſchaftlicher Gegner der Hierarchie und Geiſtlichkeit, insbeſondere dem Katholicismus „entſchieden abgeneigt“ geweſen. Es werden ſeine feindſeligen Aeußerungen über Mittelalter und Papſtthum erwähnt. „Alle Lieblingshelden Schiller's ſind aufgeklärte Männer und Freunde und Beförderer der religiöſen und politiſchen Freiheit.“ Es wird dann angegeben, wie Schiller zum Supernaturaliſten wurde; „denn ſo wird doch der heißen müſſen, welcher dem Gefühl und der Ahnung höhere Anſprüche einräumt, als dem begriffsmäßigen Verſtand.“ Als „directer Beweis der erweiterten Betrachtung Schillers“ im Gegenſatz zu deſſen früherer Zurückweiſung der Religion werden die Briefe Göthe's und Schiller's an Zelter vom Juli 1804 genannt, wo Schiller ſagt, der Muſik könne nur durch Kirchengeſang und der Kunſt überhaupt nur durch den religiöſen Cultus, wie umgekehrt der Religion nur durch die Kunſt aufgeholfen werden. Wie Berlin in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerſt die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit entzündet habe, ſo müſſe es jetzt, in den Zeiten des Unglaubens, einen anderen Ruhm zu erlangen ſtreben; es müſſe nun zu dem Lichte auch die Wärme geben, und den Proteſtantismus veredeln, deſſen Metropole es einmal zu ſein die Beſtimmung habe. Das hieß doch wohl gewiſſermaßen den Berliner Proteſtantismus auffordern, katholiſch zu werden. „Schiller kam ſpäterhin von ſeiner leidenſchaftlichen Beurtheilung der

---

[1] Leben Schiller's. V. S. 380 ff.

Geiſtlichkeit zurück. Der Erzbiſchof in der Johanna iſt ein in jedem Betrachte würdiger Geiſtlicher[1]) und der Pfarrer Röſſelmann im Tell ſogar ein Vertheidiger der Volksfreiheit." Dem kirchlichen Proteſtantismus ſtand Schiller immer fremd und ausſchließend gegenüber. „Iſt," ſagt der genannte Biograph, „der Geiſterſeher, wie viele Stellen in früheren Schriften, gegen das Papſtthum gerichtet, ſo führen die Götter Griechenlands mit dem kahlen unerquicklichen Lutherthum Krieg, und der Proteſtantismus kann kein ihn verherrlichendes Schilleriſches Gedicht anführen, wie Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, die im Lichte katholiſcher Weltanſchauung geſchaffen ſind. Es legt kein vortheilhaftes Zeugniß für den Proteſtantismus ab, daß Schiller's Genius kein einziges Motiv zu äſthetiſchen Bildungen in ihm fand. Es wird uns auch nirgend gemeldet, daß ſich Schiller an die proteſtantiſche Kirche durch Theilnahme angeſchloſſen habe. Um ihn anzuziehen und zu befriedigen, dazu gehörte ein ganz anderer Cult." So ſchon Hoffmeiſter.

Ueber die zweite Entwicklungsperiode nach der umkehrenden Wendung, die Schiller's Anſichten genommen, wird von demſelben Schriftſteller noch Folgendes bemerkt: „Der Standpunkt, auf welchem Schiller's Hauptwerke dieſer Zeit, die Dramen und auch die wichtigſten kleineren Gedichte aufgefaßt und ausgeführt ſind, iſt vorzugsweiſe *religiös*. Von Wallenſtein an bis Wilhelm Tell ſtrömt eine religiöſe Ader, und wenn ſie in dieſem letzten Drama nicht mehr ſichtbar iſt 1), ſo ſagen uns gerade hier ergänzende Zeugniſſe, daß ſie auch in Schiller's letzter Lebenszeit reichlich floß, und ſie zeigt ſich wieder im Demetrius. *An der Hand der Poeſie kehrte der vollendete Zögling des Jahrhunderts für immer zu dem Gottesfrieden ſeiner Kinderjahre zurück.* Als ſich Schiller's geläuterte Seele ganz dem Innern zuwandte, konnte ſie nur beim Religiöſen ſtille ſtehen. Die Menſchenwelt für ſich genügte ihm nicht mehr, und wie er einſt in frommer Unſchuld vom Göttlichen ausgegangen war, ſo erhob er ſich jetzt wieder zum Göttlichen. Er ſtellte in den vier erſten Dramen der letzten Periode, bald als ein überirdiſches Schickſal, bald in den Empfindungen einer gottergebenen Seele, bald in dem Walten der göttlichen Allmacht immer eine höhere Ordnung der Dinge dar." — — —

---

[1] Burgund ſagt zu ihm.

„Ehrwürdiger Mann Gottes, euern Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz;
Wer euch will finden, muß im Guten wandeln."

„Die Meinung, Schiller's Schickſalsidee ſei nur eine Frucht ſeiner Studien des griechiſchen Heidenthums ge-

---

1) Sie iſt auch hier ſichtbar; wir haben oben davon geſprochen.

weſen, und ſeine ſpäteren Dramen ſeien keine Fundgrube ſeiner religiöſen Anſichten, weil aus ihnen nicht er, ſondern ſein Kunſtobject rede[1]), ſcheint mir unrichtig. Denn wie könnte irgend ein Dichter, namentlich ein ſolcher, wie Schiller, der immer mit der innigſten Empfindung arbeitete, ein ächtes Kunſtwerk ſchaffen, in welchem ſich nicht ſeine Weltanſchauung abdrückte! Und iſt nicht die Braut von Meſſina dem Inhalt nach ſo ſubjectiv, als irgend eine Tragödie der erſten Periode? Der Gehalt konnte Schiller's Werke in dem letzten Zeitraum um ſo freier und vielgeſtaltiger durchdringen, weil ſein Hauptaugenmerk auf die Form gerichtet und ſeine Dichtung nicht mehr in beſtimmten Tendenzen befangen war." Das Letztere kann ich nicht zugeben. Ich ſehe eben ſo, wie von den Räubern bis zum Carlos, ſo auch vom Wallenſtein bis zum Demetrius eine beſtimmte Richtung und Abſicht walten; in letzterer Reihe aber eine in politiſcher, ſocialer, religiöſer und kirchlicher Rückſicht umgekehrte und entgegengeſetzte. In Beziehung auf den Gebrauch des Katholicismus in Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans ſagt Hoffmeiſter: „Das Künſtleriſche wurzelte bei Schiller immer im ganzen Menſchen, das Ideale war ihm ſittlicher Natur und floß aus den innerſten Kräften des Gemüths. Er

---

1) Schwab's Cultus des Genius. S. 145 f.

konnte den Dramen, von welchen ich ſpreche, nur deßwegen einen wahren religiöſen Charakter leihen, *weil ſein Inneres ſelbſt ein religiöſes Gepräge gewonnen hatte.* Das Göttliche und Ewige, welches uns aus ihnen entgegentritt, liegt wahrlich nicht allein in der gelungenen Kunſtform, ſondern in dem Geiſte, der ſich hier verkörpert hat. Im Wallenſtein iſt eine im Dunkeln wirkende, gleichſam perſönliche Macht des Schickſals, die allein Recht behält[1]; in der Maria Stuart die fromme Unterwerfung eines gottergebenen Charakters, entſündigt durch die heiligen Gebräuche der Kirche; in der Jungfrau von Orleans das ſichtbare Walten der göttlichen Allmacht, deren Willen die Prophetin in Demuth zu dem ihrigen macht: in der Braut von Meſſina endlich eine Transfiguration

---

1) Mit dem Worte: „Schickſal" iſt Nichts geſagt. „Wallenſtein" leitet deßhalb in ein höheres Gebiet hinüber, weil er ſo völlig peſſimiſtiſch iſt, weil er zeigt, daß menſchliche Kräfte, ſelbſt wenn ſich, wie bei jenem gewaltigen Kriegsfürſten, Genie und Glück verbinden, eitel und machtlos ſind, und daß Alles, was man auf eigene Fauſt in der Welt und für ſie thut, in Nichts zerfällt.

„Rauch iſt alles ird'ſche Weſen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben ſtät."

Hoffmeiſter ſelbſt führt in einer unten folgenden Bemerkung dieſe Worte an, die in der Kürze den ganzen Inhalt des „Wallenſtein" ausdrücken.

des Sinnlichen in das Ueberirdiſche, wie ſie nur der erhabenſten Poeſie möglich iſt. Und in all dem ſollte keine Religion ſein?" — — — — — — — — — —

„Welcher religiöſe Geiſt dieſe Dramen durchdringt, wird man erſt recht inne, wenn man ſie mit den Tragödien der erſten Periode vergleicht, in denen nur das Natürliche und Menſchliche wirkt. Man iſt nicht nur bei anderen Formen, ſondern auch bei einer anderen Seele1). Das gilt auch von den kleineren Gedichten. In vielen legt uns der Dichter ſeine Glaubenswelt eigens didaktiſch dar; andere predigen uns: Nur die Götter bleiben ſtät; in anderen erhebt er die ewige Hoffnung und das Vertrauen der Seele ohne Pfand2) über Erfahrung und Vernunftſchlüſſe; in anderen endlich malt ſich die ungeſtillte Sehnſucht nach dem Jenſeits. Schiller's Idealität umfaßte das Religiöſe als den innerſten Kern, aus dem ſie hervorbrach; und ſeine Dichtung hat dieſe himmliſche Weihe, auch wo ſie von dem Endlichen ſpricht. Sie behandelt die irdiſche Welt nur als ein Symbol der überirdiſchen. Göthe hat dieſen weſentlichen Charakterzug richtig durch die Verſe ausgeſprochen:

---

1) Das iſt doch offenbar daſſelbe, wie wenn ich von einer inneren, weſentlichen Metamorphoſe, von einer Art von Converſion ſpreche, die bei Schiller zu Stande gekommen.

2) „Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand."

Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine ſo ideale Natur, wenn ſie zugleich in der Art durch ſittliche Kräfte und Gefühle bewegt war, zum Ueberirdiſchen emporgehoben wurde.“

Hoffmeiſter hebt mehrfach auch die Thatſache hervor, daß in den ſpäteren Dramen die Kurzſichtigkeit, Hinfälligkeit, Nichtigkeit des menſchlichen Weſens überall markirt vorgetragen, daß in dieſen Darſtellungen ſo viel Niederſchlagendes iſt und die ethiſche Großheit und Erhabenheit der Jugendſtücke nicht mehr darin gefunden wird. Bei einem ſo rüſtigen, tapferen Geiſte ſei das nicht aus Mangel an Kraft und Muth zu erklären. Es ſei die Folge einer veränderten Weltanſchauung. Schiller mußte der Erde ſo viel entziehen, als er dem Himmel einräumte. An die Stelle der ſittlichen Erhabenheit trat die religiöſe [1].“

Man ſieht hieraus, mit welcher Beſtimmtheit auch dieſer Biograph und Beurtheiler unſeres Dichters eine Veränderung der ganzen früheren Stellung deſſelben zu den religiöſen und kirchlichen, wie zu den politiſchen und ſocialen Angelegenheiten der Menſchheit annimmt, und daß ich daher mit meiner Darſtellung nicht ſo iſolirt ſtehe, als es Manchem ſcheinen dürfte.

---

[1] Hoffmeiſter V. S. 362 ff.

12.

Man kann unſeren Dichter in Rückſicht auf die nachgewieſenen Thatſachen, wie ich mir ſchon oben zu thun erlaubt, als einen poetiſchen Saulus bezeichnen, der ſich in einen poetiſchen Paulus verwandelt habe. Und dieſer Vergleich paßt nicht nur in Rückſicht der von beiden Männern genommenen Wendung überhaupt, auch mehrere einzelne Züge ſind von überraſchender Aehnlichkeit. So wie Paulus der Denker unter den Apoſteln, ſo war Schiller der Denker unter den Dichtern. Und wenn aus dieſem Grunde Paulus ganz beſonders unter den urchriſtlichen Perſönlichkeiten und bibliſchen Schriftſtellern den Deutſchen anſpricht, ſo iſt Schiller aus demſelben Grunde auch ganz beſonders der deutſche Poet. Es iſt aber noch ein Punkt, worin ſich die Beiden ähnlich ſind, und das iſt der allermerkwürdigſte. Gerade dieſe Denker verwerfen das Denken, dieſe Lichtfreunde das Licht, in dem Sinne und Geiſte der Welt und des gemeinen Menſchenverſtandes. Dieſem iſt, nach Paulus, die wahre, himmliſche, göttliche Weisheit eine Thorheit; er kann ſie nicht faſſen, nur für eine wunderliche Schwärmerei und Chimäre halten; vom höheren Standpunkte aus geſehen iſt dagegen das menſchliche Wiſſen und Erkennen und das daraus hervorgehende Wollen und Thun nichtig. „Denn die göttliche Thorheit iſt weiſer als Menſchenweisheit, und die göttliche Schwachheit ſtärker als

Menſchenſtärke. Was thöricht und ſchwach in der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weiſen und Starken zu Schanden mache. Das Unedle, das Verachtete, das da Nichts iſt, das hat er ſich auserſehen, um zu Nichts zu machen, was Etwas iſt 1))." Wenn wir in Schiller's Gedichten nicht ſogleich auf den erſten Blick die Pauliniſche Lehre wiederfinden, ſo iſt es, weil in ſo moderner Ausdrucksweiſe auch nur moderne Gedanken enthalten zu ſein ſcheinen Und doch wird ſich uns, ſo wie wir die beiderſeitigen Ausſprüche nebeneinander ſtellen, die faſt wörtliche Uebereinſtimmung nicht verbergen können. So ſagt Schiller unter der Aufſchrift: „*Weisheit und Klugheit*":

„Willſt du, Freund, die erhabenſten Höhen der *Weisheit* erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die *Klugheit* verlacht.
Die Kurzſichtige ſieht nur das Ufer, das dir zurückflieht;
Jenes nicht, wo dereinſt landet dein mächtiger Flug."

In dem Gedichte auf das Glück heißt es von den Göttern:

„Nicht der *Sehende* wird von ihrer Erſcheinung beſeligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der *Blinde* geſchaut.
Gern erwählen ſie ſich der Einfalt kindliche Seele;
In das beſcheidne Gefäß ſchließen ſie Göttliches ein."

So ferner:

„Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, gläubigen Gefühl;

---

1) 1 Kor. 1, 8 ff.

Wage du, zu irren und zu träumen!
Hoher Sinn liegt oft in kind'ſchem Spiel."

„Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn
Und den himmliſchen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſah'n,
Es iſt dennoch das Schöne, das Wahre."

Letzteres iſt ſogar eine Anſpielung auf die pauliniſche Stelle: „Was kein Ohr gehört und kein Auge geſehen hat, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." Unter den Dramen ſind zwei, die ganz die pauliniſche Antitheſe von *menſchlicher Weisheit und Stärke* und *göttlicher Thorheit und Schwäche, welche weiſer und ſtärker als jene ſei,* auszudrücken befliſſen ſind. Der gewaltige Wallenſtein mit ſeiner Menſchenweisheit und Menſchenkraft geht unter, und die arme, ſchwache Hirtin, von oben erwählt und mit übernatürlichen Kräften ausgeſtattet, wird zur Heerführerin, welche im Kampfe ſiegt, den Untergang des großen Talbot bewirkt, und den ſchon verloren ſcheinenden König krönt.

Ja, es iſt ſo, mag man es noch ſo ſonderbar finden: Schillers Poeſie in der zweiten Entwicklungsperiode, die ich ſeine Converſionsperiode nenne, iſt *ein poetiſcher Commentar zu der Lehre des heiligen Paulus*, wozu noch überdies die ſpeciell katholiſchen Momente kommen, wie ſie ſich mehr oder weniger im Wallenſtein, in Maria Stuart, in der Jungfrau, in der Braut von Meſſina, im Tell und in mehreren ſeiner Balladen finden.

Ueberhaupt kommen bei Schiller bibliſche Sätze vor, die nur in andere, moderne Formen gekleidet ſind. Wenn z. B. Wallenſtein ſagt, nicht dem guten, ſondern dem böſen Geiſte gehöre die Erde[1], ſo iſt dies ganz identiſch mit dem Ausſpruche, daß der Teufel der Fürſt dieſer Welt ſei. Schiller ſcheint auch Einiges aus katholiſcher Quelle geſchöpft zu haben, wobei es dem Ununterrichteten gar nicht in den Sinn kommt, an eine ſolche zu denken. So was das ſchöne Diſtichon betrifft:

„Suchſt du das Höchſte, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was ſie willenlos iſt, ſei es mit Willen — das iſt's!"

Dieſer Gedanke ſtammt aus dem Kopfe eines Katholiken. Daſſelbe nämlich hat der geiſtvolle Angelus Sileſius in ſeinen altmodiſchen Alexandrinern folgendermaßen ausgedrückt:

„Willſt du, worin beſteh' Vollkommenheit, erfragen?
Geh hin! Es werden dir's die ſtummen Blümlein ſagen."

13.

Das große Intereſſe, welches das hier behandelte Thema in Anſpruch nimmt, wird es vielleicht verzeihlich machen, wenn ich hiermit noch nicht abſchließe, und mir über das Wie und Wann jener großen Veränderung, über Dauer, Verlauf, Ergebniß des mit Schiller's umkehrender Wendung beginnenden Zeitraumes und über die Ausſichten, die für den Fall eines fortgeſetzten Lebens und Wirkens eröffnet waren, noch folgende Bemerkungen erlaube.

---

[1] Wallenſteins Tod. Act II. Scene 2.

Schiller hatte, was vielleicht nicht alle meine Leſer wiſſen, den kühnen Plan, in den Gang der franzöſiſchen Revolution einzugreifen. Er dachte ernſtlich daran, nach Paris zu gehen[1]. Frankreich hatte ihm am 6. Auguſt 1792 das Bürgerrecht verliehen. Er konnte es geltend machen. Es war die Möglichkeit vorhanden, daß der deutſche Dichter einen Platz im Convente einnahm. Schiller wollte die Grundſätze der Humanität geltend machen; er wollte für das bedrohte Leben des Königs ſprechen. Die Bluthunde hätten ihn vielleicht gemordet; ſein Haupt wäre vielleicht auf dem Schaffot gefallen; Schiller war der Mann dazu, ſich dieſem Schickſal auszuſetzen. Die Gefahr für des Königs Leben wuchs. Schiller begann eine Vertheidigung Ludwigs XVI. aufzuſetzen. Sie ſollte von Jemand, der gut in's Franzöſiſche zu überſetzen vermöge, in dieſe Sprache übergetragen und in Frankreich verbreitet werden. „Du räthſt mir vielleicht, zu ſchweigen," ſchrieb er an Körner, „aber ich glaube, daß man bei ſolchen Anläſſen nicht indolent und gleichgültig

---

1) Schiller's und Humboldt's Briefe S. 98.

bleiben darf." An Zacharias Becker ſchrieb er am 30. Dec. 1792: „Ich hoffe, durch den Herzog von Weimar eine Anzahl von Exemplaren davon nach Paris zu bringen." Aber die Ereigniſſe gingen einen zu raſchen Gang. Am 21. Januar 1793 fiel Ludwig's Haupt. Niemand vielleicht fühlte das furchtbare Gewicht dieſer Thatſache ſo tief, als der revolutionäre Verfaſſer der Räuber, des Fiesko, der Kabale, des Carlos, der aber ſolche Gräuel nie gewollt, der ſich einen ganz anderen Gang der Sache vorgeſtellt hatte, als er von großen, heilbringenden Selbſtbefreiungsacten der Völker träumte. „Ich kann," ſchrieb er am 8. Febr. an Körner, „ſeit vierzehn Tagen keine Zeitung mehr leſen, ſo ekeln mich dieſe Schindersknechte an."

„Er ſah ein," ſagt Palleske[1]), „das Material der neuen Republik, der franzöſiſche Menſch, war faul." Sollte er nicht noch mehr geſehen, ſeinen Gedanken keine univerſellere Form gegeben haben? — Ich glaube, er ſah ein: „das Material zu dem neuen Reiche der Freiheit und des Glückes, welches er als Verfaſſer des Carlos und Schöpfer des Poſa im Sinne hatte, welches das Ideal und der Zweck des modernen Progreſſismus iſt, welches die Freimaurerei aufſtellt: der Menſch überhaupt iſt faul." Und von dem Augenblick an ſtand Schiller, wenigſtens in Hinſicht ſeiner negativen Einſichten, auf dem Boden des Chriſtenthums; er kannte den „alten Adam," mit dem Nichts anzufangen iſt; eine entſetzliche welthiſtoriſche Erfahrung hatte ihm gewaltſam die Augen geöffnet. Die Gattung, wie ſie iſt, konnte ihm fortan kein Gegenſtand der Verehrung und des Vertrauens mehr ſein, auf ſie konnte er keine progreſſiſtiſch-idealiſtiſchen Hoffnungen mehr bauen. Das franzöſiſche Volk repräſentirt bei ſeinen Revolutionsexperimenten das ganze menſchliche Geſchlecht; es iſt die allgemeine Menſchennatur, was ſich in ſeinen Thaten offenbart, dieſe ſtets in's Maß- und Schrankenloſe gehende Natur, die man, wie es im Wallenſtein heißt, ihrer eigenen Mäßigung nimmermehr überlaſſen darf. Als dieſes Volk ſeinen König mordete, da ſprach es nicht nur über ſich, ſondern über das ganze Geſchlecht, über die Gattung überhaupt, als dieſen alten, unverbeſſerlichen Adam, das Verdammungsurtheil aus. Das hätte Schiller gern gehindert, ſelbſt mit Lebensgefahr. Er konnte es nicht und ſah nun ſeine bisherige Anſicht von dem Geſchlechte faktiſch widerlegt. Von da an mußte er anders zu fühlen und zu denken beginnen.

---

[1]) Schiller's Leben. Bd. II. S. 169.

„Seit 1793 zogen ſich ſeine Freiheitsideen allmälig ganz in's Sittliche zurück," ſagt Hoffmeiſter[1]). Nachdem dieſer Biograph die conſervativen Aeußerungen im Wallenſtein, im Spaziergange, im eleuſiſchen Feſte, im

---

1) Bd. IV. S. 32. V. S. 360.

Kampf mit dem Drachen, im Lied von der Glocke herausgehoben, ſagt er: „Lauter Stimmen, von denen vor dem Jahre 1794 Nichts vernommen wurde. Ueberall züchtiget Schiller von dieſer Zeit an den Uebermuth und unterwirft die ſchwellende Kraft dem Ebenmaß[1]).“ Der Uebergang zu dieſem Stadium der Schilleriſchen Geiſtesentwicklung aber war nicht ohne große innere Arbeit, Unruhe und Beängſtigung. Einige Jahre lang ſchuf er als Dichter gar nichts Eigenes, Originelles mehr, ſondern überſetzte bloß. In einem 1794 an Körner geſchriebenen Briefe zeigt er ſich ſehr muthlos und faſt ganz an ſeinem poetiſchen Vermögen und Berufe verzweifelnd. Auf ſeine früheren dramatiſchen Leiſtungen ſieht er mit Geringſchätzung zurück. Der Plan zum Wallenſtein, den er gefaßt, ängſtiget ihn; er fürchtet, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Er betrete, ſagt er, eine für ihn ganz neue Bahn, denn er habe im Poetiſchen ſeit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen.“ Das iſt nicht bloß formell zu verſtehen. „Wallenſtein“ war das Reſultat einer totalen Umwandlung und Neugeburt der Denkart und Empfindungsweiſe. Er ſchwankte vorerſt noch zwiſchen der Ausführung der Malteſer und der des Wallenſtein. Zu dem erſteren Unternehmen zog es ihn hin; vor dem Wallenſtein erſchrak er. Dieſen wollte er rein künſtleriſch behandeln, da er eigentlich kein Herz dafür hatte; bloß für den Max, ſagte er, ſei er durch ſeine eigene Zuneigung intereſſirt[1]). Und dieſem legt er bereits, merkwürdig genug, die Beſchreibung einer katholiſchen Andacht und die Vertheidigung einer romantiſchen Wunderwelt in den Mund. Man hat gefragt, warum Schiller den Wallenſtein vor den Malteſern, die ihn doch ſo ſehr anzogen, den Vorzug gegeben? Es lag wohl in ſeiner deſperaten Stimmung, die ſich zunächſt in einem ſolchen, die totale Verzweiflung an Welt und Menſch ausdrückenden Werke Luft machen wollte. Denn Wallenſtein iſt die Tragödie der Deſperation. Dieſe Stimmung aber war mit keinem Verſinken in ſubjective Trübheit und Dumpfheit, keinem Nachlaſſe der geiſtigen Kraft und der productiven Befähigung verbunden. Selbſt das Vermögen, die heiterſten und belebteſten Scenen vorzuführen, ſtand ihm in jener Zeit zu Gebote; ein Beweis davon iſt das bunte, lebensvolle, humoriſtiſche Vorſpiel der Wallenſteiniſchen Tragödie, die dann zuletzt eine ſo furchtbar öde und niederſchlagende Wendung nimmt. Man kann daher bei Beurtheilung dieſer Erſcheinung nicht pathologiſch verfahren, die peſſimiſtiſche und transcendente Wendung und Umkehr des Dichters nicht aus krankhafter Verſtimmung und eingetretenem Mangel an Lebensfriſche und Energie erklären. In productiver Hinſicht erlebte Schiller ganz im Gegentheil eine neue Jugend voll glänzender, an Effecten und Triumphen reicher Kraftentwicklung. Es kam hiebei eine ganze Reihe von Haupt- und Nebenwerken, eine ganze Anzahl von dichteriſchen Meiſterſtücken zu Stande, worin aber ganz andere, neue Töne angeſchlagen wurden, wo namentlich der Werth des Allgemeinen und Gemeinſamen im Gegenſatze zur exceptionellen Einzelheit tief herabgeſetzt, und dem Hauptgegenſatze des modernen Progreſſismus, dem von Letzterem ſo tödtlich gehaßten Katholicismus in der Art gehuldigt wird, daß die Sache keineswegs nur in der künſteriſchen Aufgabe und Abſicht, objectiv zu ſchildern und zu charakteriſiren, gegründet ſein kann. Der Gipfel der Schilleriſchen Romantik iſt in der „Jungfrau“ erreicht. Sie geht noch weiter, als Maria Stuart, wo die katholiſchen Cultusformen glanz- und würdevoll genug auftreten, übrigens aber Alles in den gläubigen Subjecten eingeſchloſſen bleibt, während in der Jungfrau das volle, freie, hiſtoriſch-objective und vom Subjecte unabhängige Wunder waltet. Im Tell tritt die den ſpäteren Anſichten des Dichters gemäß bedingte und beſchränkte Freiheitsidee auf, um ſich von der mißbräuchlich outrirten und erweiterten ſcharf zu unterſcheiden; zugleich wird, trotzdem daß ein braves, kernhaftes Volk und ein auch im Ganzen tüchtiger Menſchenſchlag geſchildert wird, die doch immer weſentliche Bedeutung des exceptionellen Individuums im Gegenſatze einer bloß maſſenhaften Erregung und Bethätigung in's Licht geſetzt. Das demokratiſche Majoritäts- und Volksregierungsſyſtem zu zermalmen, iſt aber die ganz beſondere Abſicht des Dichters im „Demetrius," dem letzten, unvollendeten Werke deſſelben, geweſen. Ich bitte, nun folgende chronologiſche Ueberſicht des erörterten Zeitraumes zu betrachten, wo ich nur die für unſere Unterſuchung ganz beſonders intereſſanten Thatſachen und Producte herausfaſſe und zuſammenſtelle.

---

[1] Bd. V. S. 368.

---

[1]) Vergl. Hoffmeiſter III. S. 281. 342.

1792. Schiller will für Ludwig XVI. ſchreiben. Vorrede zur Geſchichte des Malteſerordens nach Vertot, wichtig wegen Anerkennung des Mittelalters.

1794. Muthloſe Stimmung. Schwanken zwiſchen den „Malteſern" und dem „Wallenſtein."

1795. Neue poetiſche Entwicklung und große Productivität. Stelle über das Chriſtenthum in einem Brief an Göthe vom 17. Auguſt. „Die Johanniter."

1796. Das Epigrammenjahr. Xenienzeit. Die oben erwähnten Diſtichen. Entſcheidung für den „Wallenſtein."

1797. Das ſogenannte Balladenjahr. „Der Gang nach dem Eiſenhammer."

1798. „Der Kampf mit dem Drachen."

1799. Beendigung des „Wallenſtein." — „Das Lied von der Glocke." — „Die Worte des Wahns."
1800. „Maria Stuart."
1801. „Die Jungfrau von Orleans."
1803. „Der Graf von Habsburg." — „Der Pilgrim."
1804. „Wilhelm Tell."
1805. „Demetrius." Tod.

14.

Es iſt ein Zeitraum von ungefähr dreizehn Jahren, welchen die Schilleriſche Metamorphoſe und von mir ſogenannte Converſionsperiode umfaßt. Sein Geiſt und ſein ſchöpferiſches Vermögen war auch damals, als er ſein Leben beſchloß, nicht im Mindeſten gebrochen und erſchöpft, das beweiſt ganz beſonders die bewundernswürdige Reichstagsſcene im Demetrius. „Mitten im Vollgefühle ſeiner geiſtigen Kraft entraffte ihn der Tod," heißt es in Körner's „Nachrichten von Schiller's Leben" — „Er wurde," ſagt Hoffmeiſter, „auf dem Sonnengipfel der Kunſt und, wie ſeine Arbeiten ſeit Tell beweiſen, in der vollſten Geſundheit des Geiſtes durch ein unzeitiges Geſchick hinweggerafft." Und es war hohe Zeit, daß ihn daſſelbe dem Leben entrückte. Denn Gott weiß, was man noch Alles erlebt hätte, wenn dieſer Mann, voll glänzenden Genies und kühnen Sinnes, vom Ruhme gekrönt und immer reifer an Erfahrung und Einſicht, noch länger gelebt und die ihm nach ſeiner geiſtigen Umwandlung und Wiedergeburt von ſeinem Genius vorgezeichnete Bahn durchlaufen hätte. Wie, wenn er in ein drittes Stadium eingerückt wäre und ſeine, trotz aller Kränklichkeit des Körpers, gewaltigen Geiſteskräfte auch da wieder mit gewohnter Energie und Genialität entfaltet hätte? In welchem Grade hätte er denn wohl der guten Sache der „Aufklärung," des „Fortſchrittes" und der „Freiheit" zu ſchaden vermocht? Und wie hätte man denn jenes große, von der Demokratie ſo trefflich ausgebeutete Säcularfeſt feiern können; wie hätte die „Gartenlaube" ſo vortreffliche Artikel über die revolutionäre Bedeutung des nationalen Lieblingspoeten bringen, wie hätte man ſich auch wieder 1862 beim Frankfurter Schützenfeſt ſo autoritätsvoll auf ihn beziehen können? — Der ihn jetzt in dieſem Sinne vergötternden und benützenden Partei war er um die Zeit ſeines Todes ſo eben im Begriff, durch ſeinen „Demetrius" den Dolch in's Herz zu bohren, und es iſt mir wahrſcheinlich, daß er bereits den ganz beſtimmten Plan gefaßt hatte, durch eine Reihe von neuen Werken und den durch ſie auf das Publikum zu machenden Eindruck den ganzen Stand der Dinge zu verändern. „Es lag in Schiller's Charakter," heißt es in den Nachrichten aus ſeinem Leben von Körner, „bei jedem Eintritt in neue Verhältniſſe ſich ſogleich mit Plänen einer vielumfaſſenden Wirkſamkeit zu beſchäftigen" Schiller war eine durchaus grandioſe, auf das Höchſte und

Größte angelegte Natur, er war nicht ſo ruhig und realiſtiſch anſchauend und genießend, wie Göthe; ſein Weſen war idealiſtiſch vordringend, kühn, gewaltſam, auf keiner Stufe genußvoll und ſelbſtzufrieden ausruhend und abgeſchloſſen. In der „Leichenphantaſie“ malt Schiller einen genialen Jüngling in einer Weiſe, die an ihn ſelbſt erinnert.

„Himmelan flog er in ſchweifenden Wünſchen,
Hoch, wie der Adler in wolkiger Höh!
Stolz, wie die Roſſe ſich ſträuben und bäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel ſich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürſten daher.
Welten ſchliefen im herrlichen Jungen —
Ha, wenn er einſtens zum Manne gereift!“

In den „Idealen“ ſagt Schiller in Beziehung auf ſich ſelbſt:

Wie aus des Berges ſtillen Quellen
Ein Strom die Urne langſam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überſchwillt;
Es werfen Steine, Felſenlaſten
Und Wälder ſich in ſeine Bahn;
Er aber ſtürzt mit ſtolzen Maſten
Sich rauſchend in den Ocean 1).

So ſprang, von kuhnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,

---

1) Dieſe ſpäter geſtrichene Strophe ſtand in der erſten Ausgabe

Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und Nichts ſo ferne,
Wohin ihn nicht ihr Flügel trug."

„Wir ſehen Schillern," heißt es im Brockhauſiſchen Converſationslexikon s. v. Schiller, „nicht zufrieden mit dem Irdiſchen, menſchlich Erreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menſchlicher Geiſt erreichen kann. — — — Ein zweiter Prometheus, ſtrebt er nach dem himmliſchen Feuer, das dem Sterblichen verſagt iſt, mit ſichtbarem Kraftaufwand." — „In meinen Adern ſiedet Etwas," ſchreibt er ſelbſt im Jahre 1783 an Fr. v. Wolzogen: „Ich möchte gern in dieſer holperigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen ſoll." In einem um dieſelbe Zeit geſchriebenen Briefe an Rath Reinwald in Meinungen klagt er: „Ich bin nicht, was ich hätte werden können, aber das Schickſal ſtritt zu früh wider mich. Lieben und ſchätzen Sie mich wegen deſſen, was ich unter beſſeren Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Abſicht, die die Vorſicht in mir verfehlt hat!" — „Ahnung großer, unbekannter Felder hat für mich ſo viel Reizendes," bemerkt er um 1789. — „Ich kann mir," ſagt er in einem um dieſelbe Zeit geſchriebenen Briefe, „die Reſignation, die Genügſamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen iſt. Ungeduldig ſtrebt die meinige, Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt[1])." Es iſt ganz unbeſtimmbar, wie ſich ein ſolcher Geiſt noch weiterhin manifeſtirt haben würde. Gerade das, was ihn früher in ſeiner das Beſtehende unterwühlenden Periode dieſem ſo furchtbar und ſeiner eigenen Partei ſo werthvoll machte, das mußte ihn der Letzteren im Falle einer veränderten Geſinnung und Bethätigung Beſorgniß und Schrecken erregend, ſo wie zu einer unſchätzbaren Acquiſition der von ihm ſodann vertretenen Sache machen. Ich habe ihn als einen poetiſchen Paulus bezeichnet und mehrere auffallende Vergleichungspunkte nachgewieſen, die mich dazu berechtigen konnten; ich möchte aber, wenn ich die zugleich ganz eigenthümliche Natur und Stellung des Mannes in Welt und Zeit erwäge, bei dieſem Vergleiche kaum ſtehen bleiben. Wenn er ſich vollſtändig geoffenbart und auch das noch vollbracht hätte, was ihm am Ende ſeines Lebens aller Wahrſcheinlichkeit nach im Sinne lag, ſo würde es geweſen ſein, als hätte ſich der wider die Weltordnung empörte Lucifer in den ſtreitbaren Engel Michael verwandelt, der wider Teufel und Hölle ſicht. Denn dieſer Mann war im Stande, allein mit ſeiner geiſtigen Kraft und Größe dem das Zeitalter beherrſchenden Dämon der Negation die Spitze zu bieten, allein und für ſich einer ganzen Zeit und Welt entgegenzutreten und dabei Nichts im Auge zu haben, als ſeinen großen Beruf. Schon als Knabe hatte er, wie Medicinalrath von Hoven, ſein ehemaliger Spiel- und Schulgeſelle, bezeugte, einen durch Nichts zu erſchreckenden Charakter bewieſen; von Furcht und Feigheit, ſelbſt Erwachſenen gegenüber, war keine Spur in ihm 1)). Und auch ganz zuletzt, als ihn mitten im Feuer ſeines Schaffens und ſeiner Entwürfe der Tod ergriff, ſcheint er in dem Bilde des Leo Sapieha, der auf die Gefahr hin, ſofort in Stücke gehauen zu werden, den die Augen der Menge verblendenden Trug enthüllt und dem ganzen in Thorheit und Unrecht einhelligen Reichstage ſein Veto entgegenſchleudert, nur ſich ſelbſt, ſowie er ſich nunmehr entwickeln und darſtellen wollte, im Sinne gehabt und gezeichnet zu haben.

---

[1]) Die Briefſtellen aus „Schiller's Leben" von Carol. v. Wolzogen, Cottaiſcher Verlag 1851 und aus „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern ꝛc. Aus den Familienpapieren." Cottaiſcher Verlag 1859.

„— — — — Will ſich Niemand
Erheben für das Recht, nun ſo will ich es.
Zerreißen will ich das Gewebe der Argliſt.
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß.“
— — — — — — — — — —
„Keine Furcht bewegt mein tapfres Herz.
So lange noch Blut in meinen Adern rinnt,

---

1) Car. v. Wolzogen a. a. O.

Will ich die Freiheit meines Worts behaupten;
Wer wohlgeſinnt iſt, tritt zu mir herüber."

Die allergewichtigſten Stimmen bitten ihn, nachzugeben:

„— — — — — — — Gebt euch, edler Herr!
Ihr ſeht, daß euch die Mehrheit widerſtrebt.
Treibt's nicht zu einer unglückſeligen Spaltung."

„Der König läßt euch bitten, nachzugeben,
Herr Woiwod, und den Reichstag nicht zu ſpalten."

„Es ſind ſo gute Schlüſſe durchgegangen;
O gebt euch! Um des anderen Guten willen,
Was man beſchloſſen, fügt euch in die Mehrheit!"

„Auf dieſer rechten Bank iſt Alles einig."

Worauf *Sapieha*:

„Laßt Alles einig ſein! Ich ſage *Nein.*
Ich ſage Veto, ich *zerreiße den Reichstag.*"

Es folgt der ſchon oben angeführte Ausſpruch über die „Mehrheit," welche „der Unſinn" ſei. Dafür wird er von der Partei, die Krieg will, als *Verräther* bezeichnet; ein Tumult entſteht, „die Menge" will ihn in Stücke reißen; der Erzbiſchof hält ihr das Kreuz entgegen und ſchafft ihn bei Seite, und Korela, der Koſacken-Hettmann, ſagt ſchließlich:

„Wer hätte das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde die Spitze halten."

15.

„Es gibt,“ ſagt Palleske in ſeiner Biographie, „eine Trauer, die nur thätige Geiſter fühlen, ein Weh, das tief und erhaben zugleich, und das wohl heißer Thränen werth — das Weh, von unvollendeten Schöpfungen zu ſcheiden. Der große Kranke trauerte um ſeinen Demetrius[1]).“ Man wird die Tiefe und Größe dieſes Schmerzes um ſo beſſer zu ermeſſen im Stande ſein, wenn man den obigen Citaten ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkt. Was liegt nicht Alles in dieſer Dichtung, in dieſer Eingangsſcene und in den einzelnen ſinnſchweren Reden und Ausdrücken derſelben[2])! — — — — Erlaube man mir, noch ein Paar Stellen aus der von Caroline

---

1) Der greiſe Schopenhauer ſagte: er werde in dem freudigen Bewußtſein endigen, ſeine Miſſion vollbracht zu haben; ſ. „Arthur Schopenhauer“ von Gwinner. Leipz. 1862. S. 225. Noch aber wollte er einige Zuſätze zu den Aufſätzen ſeines Buches: „Parerga und Paralipomena“ machen und bloß deßhalb noch nicht in ſein Nirwana eingehen. „Es wäre doch erbärmlich,“ ſagte er am 9. September 1860, „wenn ich jetzt ſterben ſollte; ich habe den Parergen noch wichtige Zuſätze zu geben.“ Daſelbſt S. 222. Am 21. ſtarb er. So mächtig iſt in einem Manne des Geiſtes der Trieb, mit möglichſter Vollſtändigkeit zu thun, was er glaubt, daß ſeines Amtes ſei.

2) Hier iſt eine Stelle ausgelaſſen, die ſich auf einen vor der Hand zurückgelegten Aufſatz bezieht; vergl. Vorrede!

von Wolzogen verfaßten Biographie herausfaſſen, welche, wenn auch unvollkommen und ohne Auftragung contraſtirender Farben, den veränderten Standpunkt ſchildern, den Schiller am Ende ſeines Lebens eingenommen hat.

„Die welthiſtoriſche Wirkung der Chriſtuslehre, die reine, heilige Geſtalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur, erfüllten ihn mit einer Ehrfurcht, die gegen das Ende ſeines Lebens immer tiefer wurde.“ — „Unſer innerliches Leben war im letzten Winter ſehr reich. Eine unausſprechliche Milde durchdrang Schiller's ganzes Weſen und gab ſich in allen ſeinen Urtheilen und Empfindungen kund; es war ein wahrer Gottesfriede in ihm. Ich las damals den Livius, und die römiſche Geſchichte war oft der Gegenſtand unſerer Geſpräche. So bemerkte er einmal: „Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit erblühen können, mit der römiſchen Republik untergegangen ſei, ſo habe nothwendig etwas Neues entſtehen müſſen. Das Chriſtenthum habe die Geiſtigkeit des Daſeins erhöht und der Menſchheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Ausſicht eröffnete.“

Man ſieht, Schiller war unendlich ruhiger, friedlicher in ſich ſelbſt geworden, der titaniſche Geiſt in ihm war gewichen und hatte einem ſtillen, beſeligenden „Gottesfrieden“ Platz gemacht; das Widerſtreben gegen den vom Chriſtenthum eingeleiteten, aus dem natürlich Menſchlichen in eine höhere Sphäre einführenden Weltprozeß hatte aufgehört; das Verſtändniß dieſes Prozeſſes war in ihm aufgegangen, und er zollte ihm ſeine volle, warme, mit dem großen Blicke des Geſchichtsphiloſophen verbundene Anerkennung. Daß ihm ganz beſonders auch der ſpecielle Begriff der katholiſchen Romantik geworden und daß ihm ihre Bedeutung und Nothwendigkeit im chriſtlichen Weltprozeß eingeleuchtet, wird nach all dem in dieſer Hinſicht Vorgetragenen nicht verneint und beſtritten werden können. Wie ſehr er namentlich das Princip der Demuth, des Gehorſams und der abſoluten Selbſtverläugnung zu würdigen gelernt hatte, wiſſen wir urkundlich aus ſeinem „Kampf mit dem Drachen“ und ſeiner „Jungfrau.“ Ebenſo aus den „Johannitern,“ wo er aber das Chriſtenthum nicht einſeitig nur als die paſſive Religion der Demuth und des Leidens, ſondern als diejenige preiſt, die, wie keine andere, damit auch die activen Eigenſchaften der Thatkraft und des Heldenmuthes verbinde. Das war nun offenbar ſein Ideal; denn zu einer quietiſtiſchen Ruhe und Thatloſigkeit konnte ſich ein ſo rüſtiger, zum Schaffen, Wirken und Handeln determinirter Genius nicht entſchließen. Daß er noch Etwas Beſonderes vorgehabt haben möchte und zwar in Beziehung auf die Religion, hat auch ſchon Palleske vermuthet. „Es iſt wahrſcheinlich,“ ſagt er, „daß dieſer vielumfaſſende Geiſt nicht bei der Reform der dramatiſchen Kunſt ſtehen geblieben wäre. — — — — Schon in dem Aufſatz über den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten nannte er neben der Kunſt die Religion einen Anker, an welchem das Wohl der Menſchheit befeſtigt ſei. Noch deutlicher bezeichnet er ſeine Anſicht in einem merkwürdigen Briefe an Zelter 1804, und wir ſehen hier Schiller in derſelben Bahn, in welche Leſſing's edles Geſtirn einlenkte.“ Ich habe dieſen Brief ſchon oben berührt; er iſt einer ganz ausgezeichneten Beachtung werth. Zelter hatte den Freunden einen Entwurf zur Verbeſſerung des Kirchengeſanges vorgelegt. Schiller intereſſirte ſich lebhaft für die Sache und ſchrieb darüber an Zelter wörtlich Folgendes: „Daß es hohe Zeit iſt, etwas für die Kunſt zu thun, fühlen Wenige; aber daß es mit der Religion ſo nicht bleiben kann, wie es iſt, läßt ſich Allen begreiflich machen. Und da man ſich ſchämt, ſelbſt Religion zu haben, und für aufgeklärt paſſiren will, ſo muß man ſehr froh ſein, der Religion von der Kunſt aus zu Hülfe kommen zu können. Es müßte Ihnen nicht ſchwer fallen, einen oder den anderen Theologen und Akademiker dafür zu intereſſiren. Berlin hat in dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerſt die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; das war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt, in Zei-

ten des Unglaubens iſt ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den erſten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Proteſtantismus, deſſen Metropole es einmal zu ſein beſtimmt iſt. Ja der Geiſt der Zeit verlangt es, da ſich der Katholicismus in Frankreich neu conſtituirt hat, daß auch im Proteſtantismus an die Religion gedacht werde, und ſelbſt die Philoſophie nahm dieſe Richtung[1]." Viel drücken dieſe Worte aus; ſie werden noch mehr, als geſchrieben ſteht, demjenigen ſagen, der zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht.

16.

Wenn Schiller convertirt hat — und wenigſtens *in einem gewiſſen Sinne* hat er es, wie nachgewieſen, wirklich gethan — ſo hat in ihm, in dieſer ſtellvertretend großen und bedeutungsvollen Perſönlichkeit — *Deutſchland* convertirt. Denn wenn irgend ein Mann den eigenthümlich deutſchen Geiſt und Charakter ſeiner edlen, tiefen und achtungswürdigen Seite nach zu repräſentiren vermag, ſo iſt es ohne Zweifel dieſer idealiſtiſche Dichter und Denker, iſt es weit mehr als z. B. *Göthe*, deſſen Natur und Entwicklung in zu naher Verwandtſchaft mit Griechenland und Italien ſtand, um für ſo ſpezifiſch deutſch gelten zu können[2].

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Göthe u. Zelter. I. S. 120 f.

[2] „Der Charakter der Schilleriſchen Muſe," ſagt *Ancillon*,

Auf dieſer entſchieden vaterländiſchen Natur im beſten und ehrenvollſten Sinne des Wortes beruht denn auch Schiller's Popularität, beruht die Begeiſterung, der Jubel der 1859 ihm zu Ehren begangenen Feierlichkeiten, der allerdings demokratiſch veranſtaltet und ge-

---

„wird, ſo lange die Deutſchen ihrem eigenen Charakter treu bleiben, dieſen Dichter vor Allen zum Nationaldichter machen. Sein Genius iſt der idealiſirte Ausdruck der Geſammtheit; die Deutſchen finden ſich in demſelben in verklärter Geſtalt und geſteigerter Potenz. Denn der Deutſche liebt vor Allem die Kraft des Gedankens, das Allgemeine der Begriffe und Vorſtellungen, die Reinheit der Geſinnung, das Großartige der Gefühle, die Energie der Seelenvermögen, das ethiſche Gepräge.“ Daß Schiller es ſo herrlich verſtanden hat, kindlich religiöſes Gefühl mit ſtreng wiſſenſchaftlichem Forſchergeiſte zu verbinden, rühmt Alfred von Wolzogen in der Vorrede zu „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern“ ꝛc. Stuttg. 1859. Göthe ſchreibt im October 1795 an Schiller: „Ihre Gedichte haben beſondere Vorzüge, und ich möchte ſagen: ſie ſind nun, wie ich ſie vormals von ihnen hoffte. Dieſe ſonderbare Miſchung von Anſchauen und Abſtraktion, die in Ihrer Natur iſt, zeigt ſich nun in vollkommenem Gleichgewicht und alle übrigen poetiſchen Tugenden treten in ſchöner Ordnung auf.“ Dieſe eigenthümliche Verbindung ſo diſparat ſcheinender Eigenſchaften war aber das ſo beſonders Deutſche in Schiller; „In ihm hat ſich der deutſche Genius am reinſten geoffenbart,“ heißt es auch in der „Gartenlaube“ 1859. Nr. 46.

färbt war, der ſich aber ohne einen wirklichen Grund doch nicht zu jener beiſpielloſen Höhe hätte emporſchrauben laſſen. Hier hat ihn Deutſchland jedenfalls als ſeinen geiſtigen Repräſentanten auf's Feierlichſte und Vollſtändigſte anerkannt. Und ſo dürfen wir wohl ſagen, in ihm habe Deutſchland convertirt.

Der Proteſtantismus iſt ein Produkt des deutſchen Geiſtes und Charakters geweſen, der ſeine Feſſeln ſprengte, um ſich im Reiche der Freiheit zu ergehen; man hat den ſächſiſchen Reformator und ſein Zertrümmerungswerk nicht mit Unrecht mit dem Widerſtreben der alten Sachſen gegen das Chriſtenthum zuſammengebracht, zu dem ſie bekehrt werden ſollten. Im germaniſchen Charakter iſt in der That etwas tiefliegend Negatives, namentlich was die Regionen des Glaubens und Erkennens betrifft, wo der Deutſche keinen ihm unwürdig und unziemlich dünkenden Zwang erträgt und ſich Nichts gefallen läßt, wovor er nicht eine wahre, innere Achtung und Ehrfurcht empfindet. So hat ſich die Sache in Luther's heldenhaftem Auftreten, ſo in Schiller's titaniſcher Jugendperiode dargeſtellt. Aber der Deutſche iſt nicht nur Held, Titan, Freiheitsmann, Polemiker. Ein eben ſo weſentlicher, ja noch weſentlicherer Charakterzug deſſelben iſt ſein Gemüthsleben, iſt jene tiefe Frömmigkeit, welche ebenfalls ihre Befriedigung verlangt und welche in ihrer Abtrennung von der alten Mutterkirche ſogar den ſchwächlichen

Pietismus erzeugte. Selbſt Göthe, „der große Heide," hatte eine Zeit, wo er ſich den Pietiſten und Herrnhutern geneigt fühlte. In ſeiner antichriſtlichen Zeit machte er Verſe, wie folgende:

„Den deutſchen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß ſie gehaßt das Chriſtenthum,
Bis Herrn Carolus leidigem Degen,
Die edlen Sachſen unterlegen ꝛc."

Und doch ſchrieb er die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele," doch gab er ſeinem Fauſt einen chriſtlich-romantiſchen Schluß, doch verfaßte er jenen koſtbaren Aufſatz über den katholiſchen Sakramentencyclus. Die reine Negation kann bei uns Deutſchen trotz unſeres geiſtigen Emancipationstriebes keine allzu tiefen und beharrlichen Wurzeln ſchlagen. Ihr Sturm geht vorüber, und es entwickelt ſich eine neue Poſition daraus. Ein ſolcher Uebergang, ein ſolches bei den Einzelnen oft plötzliches Umſchlagen in's Gegentheil vollbringt ſich in den letzten Jahrhunderten; es geht in unſeren vorzüglichſten Dichtern, Denkern und Geſchichtsſchreibern vor, wenn er ſich auch dem Blicke der Menge entzieht. Dieſe wird nur dann aufmerkſam, wenn ſich förmliche Converſionen, wie die des Grafen Stolberg, Friedrich Schlegel's ꝛc. ereignen. Sie ſtutzt in ſolchen Fällen; ſie iſt verblüfft; ſie erholt ſich von ihrem Erſtaunen und ſchimpft; ſie erklärt ſich die unbequeme Thatſache in ihrer bekannten, wohlfeilen Manier, aus individuellen, pathologiſchen, unmoraliſchen Beweggründen, nimmt heruntergekommene Geiſteskräfte, jeſuitiſche Anlockungen, ſchlechte Geſinnungen, egoiſtiſche Berechnungen, alles mögliche Gemeine und Verworfene an. Die bezüglichen Thatſachen werden jedenfalls als Einzelheiten betrachtet, die für ſich ſtehen und keine Bedeutung für's Ganze und Allgemeine haben. Sie ſtehen aber keineswegs ſo iſolirt und zuſammenhangslos da; ſie wurzeln in der ſich allmählig vollbringenden, allgemeinen Aenderung der Stimmungen, Anſchauungen und Geſinnungen; es ſind nur einzelne Stellen, an welchen der große, hiſtoriſche Umwandlungsprozeß, welcher als ſolcher noch nicht in die Augen fällt, zur Erſcheinung kommt. Es wird freilich noch Manches vorgehen müſſen, bis dieſer Prozeß zu einem poſitiven Abſchluß und Reſultate gelangt. Die univerſale Converſion aber, durch welche der religiöſe Zwieſpalt, dieſe böſe Krankheit des Vaterlandes, verſchwinden wird, kann nicht ausbleiben; und man wird einſt in Schiller denjenigen erkennen, in welchem dieſes große Factum, ſei es auch, daß der formelle Schlußpunkt gefehlt, in ganz beſonders bedeutſamer und repräſentativer Weiſe vorgegangen iſt.

„Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt,“

ſagt er ſelbſt. Und ſo iſt Deutſchland trotz der widerſtrebenden Maſſen und trotz der feindlichen Preſſe eigentlich ſchon zum Chriſtenthum und zur Kirche zurückgekehrt; denn nicht die

Vielen, οἱ πολλοί, ſind die Nation; auch nicht die ſich zu Führern dieſer Vielen aufwerfenden Lärmmacher, Hetzer und Aufwiegler; ſondern die Wenigen ſind es, die auch nur wieder von Wenigen verſtanden und begriffen werden, und die ihre Bedeutung mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart haben; jene tiefen und großen Individuen, die als die Blüthen und Gipfel des nationalen Weſens und Lebens über die Menge emporragen und die ächte Subſtanz, den edelſten Geiſt und Kern des Ganzen enthalten und zur Erſcheinung bringen. Ein Einziger kann in dieſem Sinne das Volk darſtellen, das Volk *ſein*; während das, was man Volk *nennt* und was der Demagoge zu ſeinem äußerlichen Zwecke in Anſpruch nimmt, Nichts als eine unreife, unſelbſtſtändige Maſſe und Umhüllung ſeines wahrhaft nationalen Weſens und Kernes iſt.

17.

Ich habe es oben vermieden, Scenen aus Maria Stuart abzuſchreiben; mit einer aber will ich ſchließen. Die Katholiken mögen daraus erkennen, welchen Bundesgenoſſen und Anwalt ſie an dieſem bekehrten Saulus, an dieſem beſänftigten Titan gewonnen haben; die Stelle kommt in beſonderen Betracht auch in Beziehung auf die Schilleriſche Converſionsfrage.

Melvil

„Beruhige dein Herz! Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunſch ſtatt des Vollbringens.

Tyrannenmacht kann nur die Hände feſſeln,
Des Herzens Andacht hebt ſich frei zu Gott;
Das Wort iſt todt, der Glaube macht lebendig."

Maria.

„Ach, Melvil! Nicht allein genug iſt ſich
Das Herz; ein irdiſch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmliſche ſich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menſchen und verſchloß
Die unſichtbaren himmliſchen Geſchenke
Geheimnißvoll in einem ſichtbarn Leib.
Die Kirche iſt's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die katholiſche heißt ſie,
Denn nur der Glaube Aller ſtärkt den Glauben.
Wo Tauſende anbeten und verehren,
Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
Schwingt ſich der Geiſt in alle Himmel auf. —
Ach, die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet verſammelt in dem Haus des Herrn!
Geſchmückt iſt der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch iſt geſtreut,
Der Biſchof ſteht im reinen Meßgewand;
Er faßt den Kelch, er ſegnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederſtürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk. — Ach! Ich
Allein bin ausgeſchloſſen, nicht zu mir
In meinen Kerker bringt der Himmelsſegen."

Wenn Schiller das Unglück, aus dieſem großen, heiligen Verbande ausgeſchloſſen zu ſein, ſo wie das

Glück, ihm anzugehören, ſo tief empfand, wie er es hier merklich genug zu erkennen gibt — kann man glauben, daß er dieſem Verbande völlig fremd geblieben ſei, daß er ihm nicht wenigſtens geiſtig verbunden geweſen ſei? — Jenes Drama iſt am Anfang des Jahrhunderts an's Licht getreten; die ſpäter entſtandene „Jungfrau“ iſt, wiewohl hier von confeſſionellen Gegenſätzen keine Rede iſt und keine ſo glänzenden Schilderungen des katholiſchen Cultus darin vorkommen, wie in der „Maria,“ im Grunde noch viel katholiſcher, als dieſe. Schiller machte demnach keine Rückſchritte. Im Jahre 1805 ſtarb er.

II.

Ueber Wallenſtein.

1.

Ich habe dieſes große Werk ſchon in der obigen, die Metamorphoſe Schiller's betreffenden Abhandlung charakteriſirt. Es iſt aber ſo merkwürdig und bezeichnet einen ſo wichtigen Wendepunkt in des Dichters Denken und Schaffen, daß man es vielleicht verzeihen wird, wenn ich ihm zum Behufe einer noch ausführlicheren und gründlicheren Beſprechung eine beſondere Abtheilung meiner Schilleriana einräume. In ähnlicher Art verhält es ſich mit der „Jungfrau," der ich ebenſalls eine eigene Nummer widmen werde.

Wie ſehr die beiden ſcheinbar ſo diſparaten Werke zuſammengehören, habe ich ſchon angedeutet. „Wallenſtein" ſtellte die negative Seite der ſpäteren Schiller'ſchen Denkart, wie die „Jungfrau" die poſitive dar. „Wallenſtein" iſt die Tragödie der Deſperation; es iſt ein peſſimiſtiſches Gemälde menſchlicher Ohnmacht und Nichtigkeit und unverbeſſerlich-heilloſer

Weltzuſtände; es iſt, ſo zu ſagen, ein Strich, den Schiller durch alle die Rechnungen und Hoffnungen ſeines ehemaligen progreſſiſtiſchen Idealismus zieht; es iſt den „Idealen“ und dem „Pilgrim“ verwandt; der Dichter nimmt darin gewiſſermaßen Abſchied von Welt und Menſch, um ſich der höheren Sphäre zuzuwenden, deren Walten und Wunder er ſpäterhin in ſeiner „Jungfrau“ entfaltet.

Was ich hier über „Wallenſtein“ ſage, ſcheint auf den erſten Blick zu dem Anfang und Eingang des Werkes übel paſſen zu wollen. Daſſelbe beginnt ja ſo überaus munter, kräftig und lebensvoll; es zeigt ſich in jenem meiſterhaften Lagergemälde eine ſo außerordentliche Geiſtesfriſche, eine ſo objective, geſtaltenreiche Schöpferkraft; man erinnert ſich wohl beſonders der ergötzlichen Kapuzinerpredigt. Um ſo ſonderbarer mag es erſcheinen, wenn ich behaupte, das Werk ſei aus einem ſo ernſten, ja triſten und deſperaten Grunde hervorgewachſen; wenn ich das Ganze eine Predigt nenne, ſo furchtbar und niederſchlagend für das Weſen und Treiben der Menſchenwelt, wie kaum je eine geweſen ſein mag. Und doch glaube ich, Recht zu haben. Daß Schiller mit ſolcher Lebendigkeit, ſolchem Humor zu zeichnen vermochte, iſt uns vor Allem ein Beweis, wie wenig der Geiſt des Mannes zu dieſer Zeit gebrochen und erſchöpft, und wie wenig ſeine veränderte Anſicht und Stimmung eine Folge verſchlimmerter pathologiſcher

Zuſtände und bereits nachlaſſender geiſtiger Kräfte war. Er hatte ſeinen alten Standpunkt aufgegeben; er dachte und fühlte bei Weitem peſſimiſtiſcher und hoffnungsloſer in Beziehung auf Welt und Zeit, als früherhin; übrigens war er derſelbe. Auch der Kampf, das Schwanken, die Zerriſſenheit, die unproduktive Pauſe des Ueberganges lag hinter ihm; er war wieder harmoniſch zu ſich ſelbſt geſtellt, und ganz wieder ſeiner dichteriſchen Produktionskräfte mächtig, mit denen er nunmehr einen neuen, jedoch einem anderen Ziele geltenden Anlauf nahm. Dies die perſönliche Seite. Dann liegt es aber auch in dem Plane des Werkes, daß es einen ſo rührigen und rüſtigen Anfang nimmt — nicht bloß um der lebens- und charaktervollen Schilderung der bezüglichen Zuſtände überhaupt willen, ſondern des Contraſtes wegen, der ſich bilden ſoll, indem der Dichter das in dem Drama verneinte Weltweſen und Welttreiben erſt in ſeiner ganzen Lebendigkeit und Fülle vor Augen bringen muß, um die ſich zuletzt herausſtellende Eitelkeit und Nichtigkeit deſſelben zu deſto vollkommenerem Bewußtſein zu bringen. So lebhaft, ſo guten Humors, ſo großartig und impoſant das Gemälde beginnt, eben ſo traurig, öde, jammervoll und troſtlos endet es; all der Aufwand von Thatkraft, Muth, Liſt, Berechnung, Genie, Gewalt, Maſſe, Größe, Pracht, Zuverſicht und Feſtigkeit, der von dem großen Heerführer und ſeinen Werkzeugen gemacht wird, um das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, erweiſt ſich als fruchtlos und vielmehr nur zum Gegentheile führend. Denn nicht *das Leben und die Kraft* ſollen hier triumphiren und Recht behalten, ſondern *der Tod, die Ohnmacht des Menſchen und das leere Nichts der Welt*.

2.

Der Held dieſes Stückes iſt ein *realiſtiſcher* Charakter, der, wie Schiller ſelbſt darüber bemerkt, den *Erfolg* nöthig hat, den nur der idealiſtiſche entbehren kann. Wallenſtein hat den Erfolg *gegen* ſich; ſein Untergang iſt alſo der leerſte, traurigſte, elendeſte, den es gibt; es iſt damit gar keine Erhebung des Gemüthes, gar keine Ausſicht in die Zukunft, gar kein, wenn auch noch ſo mittelbarer und ferngerückter Troſt verbunden; er iſt für unſere Betrachtung, wie für den Helden, nur negativ, nur einfach zu Boden ſchlagend. Ein *Poſa* trägt ſich mit dem Ideal einer Zukunft, dem er ſich freudig opfern kann. *Wallenſtein* will etwas unmittelbar auf Gegenwart und nächſte Zukunft Bezügliches; und wenn dies nicht erzielt wird, ſo iſt Alles verloren, ſo hat er umſonſt gelebt und iſt umſonſt geſtorben. Von Poſa heißt es: „Er hüllte ſich in die Größe ſeiner That.“ Von Wallenſtein ſagt Schiller: „Er berechnet Alles auf die Wirkung und dieſe mißlingt. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen, und ſo über die Materie erheben; er

will die Materie unterwerfen und erreicht es nicht [1])."
Poſa ſagt:

„— — — — — — Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif; ich lebe
Ein Bürger derer, die da kommen werden."

Und dem Carlos läßt er ſagen:

„Ob er vollende oder unterliege —
Ihm einerlei! Er lege Hand an! Wenn
Jahrhunderte dahingeflohen, wird
Die Vorſicht einen Fürſtenſohn, wie er,
Auf einem Thron, wie ſeiner, wiederholen
Und ihren neuen Liebling mit derſelben
Begeiſterung entzünden."

Ganz anders ſpricht der realiſtiſche Wallenſtein:

„— — — — — — — — Ich kann mich nicht,
Wie ſo ein Wortheld, ſo ein Tugendſchwätzer,
An meinem Willen wärmen und Gedanken,
Nicht zu dem Glück, das mir den Rücken kehrt,
Großthuend ſagen: Geh! Ich brauch dich nicht!
Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet."

Und ſo kommt es: er kann nicht mehr wirken, er iſt vernichtet, er fällt ſogar durch Mord. Den progreſſiſtiſchen Idealismus, dem Schiller im Carlos huldigte, hatte er aufgegeben; er glaubte nicht mehr, daß aus dem Blute der Märtyrer von Poſa's Gattung eine Saat des Heiles aufſproſſen werde. Er wählte ſich nun dieſen gewaltigen Menſchen, dieſen Wallenſtein, der, wenn es irgend möglich wäre, doch Etwas auszurichten im Stande ſein mußte. Seine perſönliche Größe, ſein kriegeriſches und ſtaatsmänniſches Genie, die Vortheile der von ihm bereits errungenen Stellung ſind öfters mit Abſicht geſchildert und hervorgehoben, wie im Prolog:

---

[1]) Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt. S. 426 ff.

„Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffeln raſch erſtieg,
Und, ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.“

Wrangel ſagt zu Wallenſtein:

„— — — — — — Euer Gnaden ſind
Bekannt für einen großen Kriegesfürſten,
Für einen zweiten Attila und Pyrrhus.
Noch mit Erſtaunen redet man davon,
Wie Sie vor Jahren, gegen Menſchendenken,
Ein Heer, wie aus dem Nichts, hervorgerufen.“

Illo ſagt:

„Der Kaiſer gibt uns Nichts; vom Herzog
Kommt Alles, was wir hoffen, was wir haben.“

Max Piccolomini:

„Geworden iſt ihm eine Herrſcherſeele,
Er iſt geſtellt auf einen Herrſcherplatz.“

Und Queſtenberg, da er den Gang durch's Lager gemacht:

„Hier iſt kein Kaiſer mehr; der Fürſt iſt Kaiſer.“

u. ſ. w. Ein ſo ungeheuerer Menſch, der ſein Wagſtück und Verbrechen noch dazu mit der löblichen Abſicht, dem durch die Furien des Krieges ſo fürchterlich zerriſſenen Deutſchland den Frieden zu geben, entſchuldigen und beſchönigen kann, geht elend und ſchmachvoll unter, ohne Etwas zu erreichen und ohne einen Samen zu hinterlaſſen, aus welchem das, was er will, nach ſeinem Tode aufgehen kann. Was will uns alſo dieſe Dichtung ſagen? Gewiß nichts Anderes, als Folgendes: „Es iſt mit der Welt Nichts anzufangen; ſie zu überwinden reicht auch das größte Genie, das ſeltenſte Glück, die gewaltigſte Macht nicht aus; das Große, das der Menſch auf ſeine eigene Fauſt unternimmt, in dieſer Welt und Menſchheit durch weltliche und menſchliche Mittel zu bewirken gedenkt, oder wirklich bewirkt, iſt eitel; es läßt ſich nicht durchſetzen, oder es ſchwindet, wenn auch für einen Augenblick zu Stande gebracht, wie ein Traum der Nacht dahin, und die Welt bleibt, wie ſie iſt. Hier erſt ward Schiller zum eigentlichen Tragiker, indem er, von allen progreſſiſtiſchen Ideen und Tendenzen frei, nur die *negativen* Wahrheiten ausſprach, welche die ächte Tragödie zum Bewußtſein bringt[1]). Der Sinn und Kern einer Dichtung muß eine reale Wahrheit ſein; die Anſchauungen und Hoffnungen des progreſſiſtiſchen Tendenzdichters aber ſind eine Täuſchung;

---

[1] Vergl. die Abhandlung über die tragiſche Poeſie in meiner Converſionsſchrift. Mainz 1859. S. 214–255.

daher ein ſolcher kein wahrer Tragiker zu ſein vermag. Die tragiſche Poeſie zerſtört alle die Illuſionen, in welchen der Menſch über ſich, ſeine Gattung, ſeine Kräfte, ſeine Geſchichte befangen iſt; das iſt ihr großer Zweck und Beruf. Den erkannte Schiller früher nicht und mißbrauchte die Tragödie ſeinen falſchen Anſichten und tendenziöſen Zwecken gemäß. Noch im Jahre 1792[1]) hatte er das Schickſal der griechiſchen Tragödie verworfen, und wollte dafür die Ahnung oder das Bewußtſein einer „teleologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens" zum Zweck der Tragödie machen. Jetzt gab er einem Werke das Daſein, welches ganz zu der bedeutungsvollen Leere antiker Tragödienausgänge zurückkehrte — jener Leere, welche die Bedingung und Vorſtufe der chriſtlichen Fülle iſt.

3.

Buttler ſpottet in dem Geſpräche mit Gordon der Klugheit des großen Heerführers, die Alles berechnet habe und nun dennoch ſcheitere.

> „Ein großer Rechenkünſtler war der Fürſt
> Von jeher; Alles wußt' er zu berechnen,
> Die Menſchen wußt' er, wie die Stein' im Brettſpiel,
> Nach ſeinem Zweck zu ſetzen und zu ſchieben
> Gerechnet hat er fort und fort, und endlich
> Wird doch der Calcul irrig ſein; er wird

---

1) In dem Aufſatze über die tragiſche Kunſt.

Sein Leben ſelbſt hineingerechnet haben,
Und ſo wie Jener in ſeinem Zirkel fallen."

Auch des Dichters eigene Meinung, daß es mit der menſchlichen Klugheit nicht weit her ſei, drückt ſich hier aus. Seine Darſtellung geht aber um ſo tiefer, da ſich Wallenſtein nicht bloß auf ſeine Verſtandesoperationen, ſeine ſubjectiven Einſichten, ſeine perſönlichen Kräfte und Mittel verläßt, ſondern einen univerſelleren Halt zu gewinnen, ſich der inneren, geheimnißvollen Magie des Weltlebens zu verſichern ſucht und ſich von da aus führen und beſtimmen laſſen will. Er iſt nicht frivol und ungläubig, er iſt gläubig und devot in ſeiner Art, im kosmiſchen Sinn, ſo zu ſagen; dies iſt ſein aſtrologiſcher Aberglaube. Aber auch dieſer nützt ihm Nichts; auch dieſe Myſtik täuſcht ihn; es iſt überhaupt, als wenn hölliſche Mächte ihr Spiel mit ihm trieben und ihn abſichtlich in's Verderben ſtürzten, wie er denn auch ſelbſt gegen Max äußert:

„Dem böſen Geiſt gehört die Erde, nicht
Dem guten. — — — — — — — — —
Den Edelſtein, das allgeſchätzte Gold
Muß man den falſchen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage ſchlimmgeartet hauſen." ꝛc.

Worauf Max:

„O fürchte, fürchte dieſe falſchen Mächte!
Sie halten nicht Wort; es ſind Lügengeiſter,
Die, dich berückend, in den Abgrund ziehen."

Ihnen hat ſich Wallenſtein mit ſeinen hochfliegenden Planen, ſeinem coloſſalen Selbſtgefühl und ſeiner kosmiſchen Myſtik in die Hände gegeben. Wenn ſich wahrhafte Ahnungen aus den Tiefen der menſchlichen Seele hervor kund thun, ſo ſcheitern ſie an des Mannes grenzenloſer Selbſtverblendung. So legt er ſich die Vorgefühle und böſen Träume der Gräfin zu ſeinen Gunſten aus, oder räſonnirt ſie rationaliſtiſch hinweg. Wallenſtein zeigt eine durch Nichts zu erſchütternde Feſtigkeit. Es bricht die Fülle des Unglücks Schlag auf Schlag über ihn herein, aber er richtet ſich immer wieder auf und ſteht in gewohnter Faſſung und Stärke da:

„Nacht muß es ſein, wo Friedland's Sterne ſtrahlen“

Er entſagt ſeinen Hoffnungen und Entwürfen keinen Augenblick; er projectirt, handelt, gebietet, vertraut, glaubt, hofft, bis er, von ſeinen intimſten Freunden verrathen und gemordet, in ſeinem Blute liegt. Das iſt nicht der evangeliſche Glaube, der Berge verſetzt, ſondern das bis zum Wahnſinn gehende Vertrauen eines großen, kühnen, mächtigen Menſchen auf ſich und eine Welt, die ihn heben und tragen, die ſeinem Willen dienſtbar ſein müſſe, wie immer auch die Umſtände ſeien. Das ihn umſtrickende Verderben iſt ſo klar, daß es in die Augen ſpringt; es wird ihm von den Anderen gezeigt und er will es nicht ſehen; er iſt, wie Illo ſagt, mit ſehenden Augen blind. Wenn Schiller an anderen Orten den Glauben und die Blindheit preiſt, ſo iſt es in ganz anderem Sinn. Das iſt der Glaube, der ſich auf eine überirdiſche und überweltliche Region bezieht, das iſt ein Zuſtand, wo man mit blinden Augen ſehend, nicht aber mit ſehenden Augen blind iſt, wie Wallenſtein. Dieſen erfüllt das bloße, einſeitige Vertrauen des Menſchen zu ſich und der Welt, und das wird in dem Stücke ſchonungslos zu Schanden gemacht.

4.

Mit dieſem großen Werke, dieſer ächten Tragödie, trat Schiller in ſeine neue, von mir ſo genannte Converſionsperiode ein. Den früheren, von den Räubern bis zum Carlos liegt der Glaube an die autonome, Alles aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen habende menſchliche Natur und Gattung zu Grunde, welche ſich durch kühne Selbſthülfe und partielle Selbſtaufopferungen all ihrer Feſſeln zu entledigen im Stande ſei. Das iſt das Revolutionsprincip, das ſich ganz nur auf Menſch, Welt, Erde ſtützt. Im Wallenſtein wird dies Alles zu Boden geworfen und ein coloſſales Individuum mitſammt ſeinem Glück und Glauben zermalmt und in Staub verwandelt. Dort ſollen die eingeführten Formen der geſellſchaftlichen Ordnung über den Haufen geſtürzt werden; die menſchlichen und weltlichen Dinge überhaupt aber ſind dort kein Gegenſtand der Verneinung; ſie ſollen im Gegentheil durch Befreiung von Druck und Zwang zu ihrer vollen, beglückenden Geltung und Geſtaltung kommen.

Im Wallenſtein und von dieſem an in den folgenden Produkten dieſer Periode wird die ganze Welt als nichtig und aller Beſſerung in und aus ſich ſelbſt unfähig betrachtet.

5.

Daß im „Wallenſtein“ ſittliche Momente und Principien auftreten, von denen der Dichter in ſeinen früheren Schöpfungen Nichts wußte, hat ſchon Hoffmeiſter[1]) hervorgehoben. Noch im Carlos „hat die Freiheitsidee allein das Wort; alle ihr widerſtreitenden Tugenden ſind nicht ſtimmfähig.“ Im Wallenſtein dagegen „iſt ein neuer Chor von Tugenden eingeführt, das ganze Syſtem von ſittlichen Eigenſchaften, die ſich an das geſetzlich Beſtehende halten, iſt hier verherrlicht. Es iſt, als wolle der Dichter wieder einbringen, was er früher verſäumt hatte; als wolle er ſich ausdrücklich dagegen verwahren, daß er in die revolutionären Ideen ſeiner Zeit einſtimme; als wolle er den Eindruck paralyſiren, den ſeine frühere Poeſien hervorgebracht. Wallenſtein ſelbſt iſt der Lobredner der Tugend, die er verletzt:

„— — — — — — — — Die Treue, ſag' ich euch,
Iſt jedem Menſchen, wie der nächſte Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er ſich geboren.“

Hier fängt der Dichter an, conſervativ zu werden — nicht etwa, weil er die Mängel des Beſtehenden nicht noch eben ſo gut fühlt und einſieht, als vorher; ſondern weil er erkennt, daß auf ſolche Weiſe, wie die Zeit meint und wie er ſelbſt früher glaubte, nicht zu helfen, daß auf dieſem Wege nur ein noch ſchlimmerer Zuſtand zu bewirken und wahre, wirkliche Hülfe nicht durch des auf ſich ſelbſt geſtellten Menſchen Kraft und That, ſondern ganz anders woher kommen müſſe. Ich hebe noch folgende Stellen aus:

---

[1]) Schiller's Leben. IV. S. 40.

„Mein Sohn!
Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſind's, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkühr fürchterlich.“ ꝛc.

„Laßt euch das enggebundene Vermögen
Nicht leid thun. Wo viel Freiheit, iſt viel Irrthum;
Doch ſicher iſt der ſchmale Weg der Pflicht.“

„Denn um ſich greift der Menſch; nicht darf man ihn
Der eigenen Mäßigung vertrau'n. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Geſetz
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.“

„Nein, du wirſt ſo nicht endigen! Das würde
Verrufen bei den Menſchen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen;
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Edles in der Freiheit glaubt,
Und nur der Ohnmacht ſich vertrauen mag.“

Letztere Worte ſpricht Max zu Wallenſtein. Und da dieſer dennoch thut, wovon ihn jener ſo dringend abmahnt, ſo behält „der gemeine Wahn" wirklich Recht. Man ſieht, mit welch ſchonungsloſer Wahrheitsliebe jetzt Schiller gegen ſich ſelbſt, wie er früher war und dachte, dieſen weltumwälzenden Titan, verfährt. Er glaubt nicht mehr an das Edle der Freiheit; er macht dem, was er im Grunde noch immer verachtet, die entſchiedenſten Conceſſionen.

„Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme."

Aber er bleibt nicht dabei ſtehen. Der abſtrakte Peſſimismus und der darauf gegründete Conſervatismus eines Schopenhauer kann ſein alleiniger, ausſchließlicher Standpunkt nicht ſein. Er gibt ſeine irdiſchen Ideale auf, und läßt das „Beſtehende", einzelne, zerſtreute Stellen ausgenommen, fürder unangefochten, flüchtet ſich aber mit zunehmender Innigkeit und Vollkommenheit der Anerkennung in die romantiſche Glaubens- und Wunderwelt, die er weiterhin beſonders in der dem franzöſiſchen Aufklärungswolf entriſſenen „Jungfrau", ſeinem poſitivſten und bedeutungsvollſten Werke, zu deſſen beſonderer Beleuchtung wir nun fortgehen, entfaltet hat.

C.

Ueber die Jungfrau von Orleans.

1.

Ueber meine Auffaſſung dieſer Tragödie iſt der Leſer, der die Geduld gehabt, mir bis hieher zu folgen, im Allgemeinen bereits unterrichtet genug. Von ihrem Verhältniſſe zu Wallenſtein iſt ſo eben wieder die Rede geweſen. Die beiden Elemente der Schilleriſchen Denkart, wie ſie ſich in der Converſionsperiode geſtaltete, die negative und die poſitive, geben ſich, nach meiner Meinung, am vollkommenſten und merkwürdigſten in dieſen beiden Werken kund. Es ſind die Hauptſchöpfungen dieſes Zeitraumes; es ſind in ihnen zugleich die Hauptmomente der chriſtlichen Weltanſchauung gegeben, die ebenſo einen negativen und einen poſitiven Theil, einen peſſimiſtiſch-verneinenden Unterbau und einen optimiſtiſch-bejahenden Hochbau hat.

Wallenſtein iſt eine ſymboliſche Geſtalt und bedeutet die menſchliche Kraft und Größe überhaupt. Sein Untergang ſoll die Nichtigkeit des Menſchlichen, Irdiſchen, Weltlichen, wie es auf eigenem Grunde ſtehen, aus eigener Kraft und Macht Großes vollbringen will, veranſchaulichen. Eben ſo iſt auch die „Jungfrau“ eine zwar individuelle, aus der Geſchichte herausgegriffene, zugleich aber auch ſymboliſche, einen allgemeinen Charakter darſtellende Figur [1]). Sie bedeutet die menſchliche Kleinheit und Schwäche, in welcher das Göttliche groß und mächtig iſt. Außerordentliches, ja unmöglich Scheinendes wird hier wirklich vollbracht, aber nicht durch Eigenwillen und Menſchenkraft. Auch hier herrſcht der Glaube, aber nicht der Wallenſteiniſche, ſondern der chriſtlich-romantiſche, der ſich auf transcendente Potenzen bezieht. Hier iſt der Punkt des Archimedes gegeben, der außerhalb der Welt befindlich, und welchen der Mathematiker nöthig findet, um die Welt aus ihren Angeln zu heben. Der chriſtliche Glaube hat mathematiſche Richtigkeit und Gültigkeit, und der Glaube des Menſchen an ſich und die Welt iſt ſelbſt mathematiſch abſurd. „Wallenſtein“ iſt die Darſtellung eines ſuperſtitioſen, bei aller pſychiſchen Kraftentwicklung nichtigen, die

---

1) „Alle poetiſchen Perſonen,“ erklärt Schiller ſelbſt in einem Briefe an Göthe vom 24. Aug. 1798, „ſind ſymboliſche Weſen und haben, als poetiſche Geſtalten, immer das Allgemeine der Menſchheit darzuſtellen und auszuſprechen.“ Briefwechſel IV. S. 274.

„Jungfrau“ die jenes wahrhaften Glaubens, der Alles vermag. Mit dem erſteren wird ein Kriegsmann und Fürſt, wie Wallenſtein, zu Schanden, mit dem letzteren ſiegt eine arme, bis dahin im tiefſten Dunkel lebende Hirtin, die ſich, da Alles verloren iſt, und der König und ſeine Helden Nichts mehr vermögen, mit einem Male an die Spitze ſtellt und den ſiegreichen Feind zu Boden ſchlägt. Das iſt der Sinn und Geiſt dieſes ächt chriſtlichen Meiſterwerks, welches beſtimmt iſt, auf der negativen Baſis, die „Wallenſtein“ liefert, das poſitive Gebäude der romantiſchen Glaubens- und Wunderwelt aufzuführen.

2.

Ueber einzelne Punkte, die nicht Jedem ſogleich verſtändlich ſind, muß beſonders verhandelt werden. Worin beſteht erſtlich Johanna's Schuld, jene Schuld, die ſie ſo ſchwer zu büßen hat? Und wie verhält es ſich mit dem ſchwarzen Ritter, der ihr in der Schlacht erſcheint?

Johanna's Schuld beſteht, obenhin betrachtet, einfach darin, daß ſie ſich in Lionel, den Feind ihres Volkes, verliebt, und ihm, dem Beſiegten, während ſie ſonſt Alle tödtet, das Leben ſchenkt. Geht man tiefer, ſo erſcheint die Sache in einem anderen Lichte. Jene Schuld nämlich iſt nicht primitiver, ſondern ſecundärer Art, iſt die Folge einer anderen, früheren, welche als die eigentliche zu betrachten iſt; die Schwäche, welcher

Johanna unterliegt, iſt ſchon mehr eine Strafe, als eine Verſündigung, indem ſich die erſte, eigentliche Schuld durch eine aus ihr fließende zweite ſtraft.

Die Quelle des Unheils iſt nämlich dieſe, daß ſich die urſprüngliche Kindlichkeit und Demuth der Jungfrau, ihre reine, einfache Hingebung an das Göttliche in Selbſtgefühl und Eigenwillen verwandelt. Sie war das ſelbſtloſe Werkzeug einer höheren Kraft und Macht geweſen; jetzt iſt ſie zu einem ſich fühlenden und wiſſenden Selbſt und Ich und als ſolches zu einem mit dieſer höheren Kraft und Macht in Widerſpruch ſtehenden Beſonderheit geworden. Sie iſt gefallen, wie Adam, da er vom Baume der Erkenntniß gegeſſen. Sie ſelbſt ſagt zu ſich:

„So wie du ſahſt, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen.“

Wir ſehen das arme Hirtenmädchen auf den Gipfel ihres Ruhmes und Glückes geſtellt. Der König erhebt ſie in den Adelſtand und adelt ihre Väter im Grabe. Er will ihr ſogar einen Altar bauen laſſen. Sie gehört nun auch äußerlich zur allervornehmſten Welt; Männer, wie Dunois und La Hire bewerben ſich um ihre Hand. Sie weiſt ſie würdevoll ab, doch ſchon mit Beimiſchung eines ſtolzen Selbſtbewußtſeins. Es kommen Reden, wie folgende, aus ihrem Munde:

„Ich bin die Kriegerin des höchſten Gottes.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — Geſchäftig ſind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verſchließen;
Doch mitten durch ſie alle führ' ich dich.
— — — — — — — — — — — — — — —
Dauphin! Biſt du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſandt,
Herab willſt ziehen in den gemeinen Staub?"

Es treibt ſie in die Schlacht. Da iſt ihr wohl, obgleich ihr der Erzbiſchof ſo eben bemerklich gemacht, daß das Weib nicht zum blutigen Werke der Waffen berufen ſei. Zu ihrem Stolze kommt auch dies, daß eine grauſam kriegeriſche Thaten- und Mordluſt ihre Seele zu beflecken beginnt. Löwenherzigkeit und große phyſiſche Stärke hatte ſie ſchon zu Dom Remi bewieſen, indem ſie dem grimmigen Tigerwolf das von ihm geraubte Lamm aus dem Rachen riß. La Hire hatte bei Eroberung des feindlichen Lagers zu ihr geſagt:

„Die Fahne trag' uns vor mit reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht ſelbſt!"

Umſonſt! Sie ruft:

„Wer darf mir Halt gebieten?" ꝛc.

Sie führt das Schwert und vergießt Blut auf Blut. Es kommt zu einem letzten, grimmigen Entſcheidungskampfe. Der furchtbare Talbot fällt; er gibt in Unmuth und Verzweiflung ſeinen ſtolzen Geiſt auf. Die Jungfrau mordet im Gefechte. Da erſcheint der ſchwarze Ritter und lockt ſie vom Schlachtfelde weg. Sie iſt darüber auf's Aeußerſte erzürnt; denn dadurch ſind viele Engländer, die ſie getödtet hätte, dem Verderben entgangen. Sie will ihn danieder ſchlagen:

> „Dich wegzutilgen aus dem Licht des Tages
> Treibt mich die unbezwingliche Begier.“

Wer iſt dieſer ſchwarze Ritter? — Es verräth ſich in Johanna's Worten:

> „— — — — — — — — — Hätt' ich
> Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
> Nicht fallen ſehen, ich ſagte: Du biſt Talbot.“

Es iſt des ſo eben gefallenen Talbot's Geiſt. Das iſt ein dichteriſcher Meiſterzug. Er, der als Atheiſt und Materialiſt dahingefahren, tritt auf und widerlegt durch dieſe geiſterhafte Erſcheinung nach dem Tode **faktiſch** ſein aufgeklärtes, antiromantiſches Verſtandesſyſtem. Denn die Romantik mit ihrer Wunder- und Geiſterwelt ſoll ja hier den Sieg davon tragen. Ich weiß nicht, ob je ein Dichter einen gleich ingeniöſen Gedanken gehabt. Da Talbot im Unglauben dahingefahren, ſo gehört er nicht dem Lichtreiche an; er erſcheint als dunkle, ſpukhafte Geſtalt, gekleidet in die Farbe der Finſterniß. Da er aber kein gemeiner Sünder und Verbrecher, ſondern ein großartiger, ausgezeichneter Mann geweſen, den nur ſein Verſtand irre geleitet, ſo läßt ihn Schiller dennoch keine unedle, verächtliche Rolle ſpielen. Talbot ſteht als Geiſt der ihm, da er noch lebte, ſo tief verhaßten Siegerin, deren höhere Macht und Gewalt er nun willig anerkennt [1]), keineswegs als Haſſer und Feind gegenüber. Er iſt kein Geiſt der Lüge;

> „Was maßeſt du dir an, mir falſch Orakel
> Betrüglich zu verkündigen?“

ſagt Johanna; aber der ſchwarze Ritter ſpricht kein unwahres Wort. Er räth ihr gut: ſie ſoll nicht abwarten, bis ihr das untreue Glück den Rücken kehre; ſie ſoll abſtehen vom Kampfe, nicht nach Rheims gehen, dort nicht jenen großen, glänzenden Triumph feiern — dort ereilt ſie ja dann wirklich das Unglück.

Aber warum muß ſie ein dunkles, zweideutiges Geſpenſt, ein Geiſt der Finſterniß warnen? Warum kommt kein Bürger des Lichtreiches, kein Engel Gottes, warum nicht die Königin des Himmels, die ihr doch früher zu Dom Remi erſchienen war? — Sie können nicht. Dieſe Wunderwelt thut ſich nur dem Auge des Kinderſinns auf, den die unkindlich Gewordene verloren hat. Ihrem ſtolzen Selbſtbewußtſein erſcheinen keine Engel und himmliſchen Weſen mehr; nur ein der irdiſchen Sphäre, der ſie jetzt in ihrem Falle allein angehört, noch nicht entrückter Geiſt, kann ſich ihr darſtellen und ihr auf dem Irrwege, den ſie eingeſchlagen, warnend in den Weg treten. Doch ſehen wir mit ihm bereits den Donner im Bunde, denſelben, der nachher zu Rheims über ihrem Haupte rollt. Aber ſie läßt ſich nicht warnen und hemmen. Gerade hier frevelt ſie am meiſten und bricht ſie am keckſten und unbändigſten aus.

---

[1]) „Nichts kann dir, du Gewaltige, widerſtehen,
In jedem Kampfe ſiegeſt du.“

„Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt."

England überhaupt niederzuwerfen, dazu iſt ſie nicht berufen und ermächtiget; das überſchreitet den ihr gewordenen Auftrag, der ſich einfach auf die Rettung Frankreichs beſchränkt. Sie führt in ihrem Zorn einen Streich auf die Erſcheinung, von der ſie doch fühlt und ahnt, daß ſie einer anderen Welt angehört; ſie glaubt ſich ſogar einem ſolchen Kampfe gewachſen; ſie erkühnt ſich, mit Geiſtern zu kämpfen. Da erfährt ſie zum erſten Mal ihre Ohnmacht. Der ſchwarze Ritter berührt ſie bloß, und ſie bleibt unbeweglich ſtehen. Donner und Blitz, der Geiſt verſinkt. Sie ſteht betroffen und erſtaunt, faßt ſich aber wieder: „Es war ein trüglich Bild der Hölle," ſagt ſie,

„Heraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn;
Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Muth nicht weichen und nicht wanken."

Das lautet fromm; es iſt aber nur menſchlicher Trotz und eitles Verlangen nach glorreicher Vollendung ihrer

Unternehmungen. Sie könnte und ſollte belehrt ſein; das „trügliche Bild der Hölle“ hat ſie durch ſeine bloße Berührung gelähmt. Aber des Menſchen eigenſüchtiger Wille und Glaube iſt ſo groß, daß er ſich ſelbſt durch die objectivſten Thatſachen und evidenteſten Erfahrungen nicht widerlegen läßt. Die Jungfrau erinnert hier an Wallenſtein, nur daß dieſer auf einem ſo wahnſinnigen Subjectivismus beharrt, Johanna aber ſich nur momentan zu dieſer Höhe erhebt, die in Wahrheit ihr tiefſtes Sinken iſt. In dieſem Augenblicke, der den verhängnißvollen Wendepunkt ihres Schickſals bildet, tritt der ſchöne Lionel auf und fordert ſie zum Kampfe heraus. Jetzt empfindet ſie eine neue, ihr bis jetzt ganz fremde Schwäche. Sie iſt als Weib einem Manne gegenüber ſchwach, unſelbſtſtändig, willenlos, einem Manne, der noch dazu ein Feind ihres Volkes und Landes iſt. Den hätte ſie der Conſequenz nach eben ſo zu tödten, wie ſie die Anderen getödtet, namentlich den jungen Walliſer, der ſie um ſein Leben gefleht und dem ſie, wie ſie ſich ſelber rühmte, gleichwohl ſo erbarmungslos dem Tode geweiht. Sie thut es nicht; ſie läßt ihn entrinnen. Dies Verbrechen ſcheint nicht ſo groß zu ſein. Johanna kann uns ſo vielmehr menſchlich und weiblich liebenswürdiger erſcheinen, als da, wo ſie ſo ausnahmslos nur Alles umbringt, was ihr im Gefechte begegnet. Aber die Sache liegt ſo. Früher als Werkzeug göttlicher Kraft und Macht war ſie über die perſönlichen und geſchlechtlichen Beziehungen wunderbar emporgetragen; ſie brauchte ſich gegen die Liebe nicht zu wehren; ſie hatte Abneigung und Abſcheu davor. Jetzt, da ſie durch Stolz und Selbſtüberhebung mit dem Göttlichen, das durch ſie wirkte, in faktiſchen, wiewohl unerkannten, Widerſpruch getreten, iſt ſie der Menſchheit zurückgegeben und erfährt jede Art von Schwäche und Demüthigung.

Der verhängnißvollſte Schlag auf ihr Haupt wird beim Krönungsfeſte geführt. Hier klagt ſie der eigene verblendete Vater an; der Donner ſcheint die furchtbarſte aller Beſchuldigungen zu beſtätigen; ſie ſtürzt von ihrer ſchwindelhaften Höhe in die äußerſte Schmach, in das tiefſte Elend hinab. Der ſchwarze Ritter hat Recht gehabt. Hätte ſie ihm gehorcht! —

Aber das iſt zugleich die Reinigung, iſt eine neue innere Erhebung, iſt die Verklärung Johanna's zur Heiligen. Sie duldet Alles ſtumm; ein Wort kann ſie retten, ſie ſpricht es nicht aus; „ſie unterwirft ſich ſchweigend dem Geſchick." Dieſe Selbſtdemüthigung löſcht jene erſte urſprüngliche Schuld der Selbſterhebung und der hochfahrenden Ueberſchreitung ihrer Miſſion aus: ſie ſtellt ihre ganze Seelenſchönheit wieder her, und ſo iſt ihr Ende ein edles, großes und herrliches. Noch fürchtet ſie ſich als Gefangene vor dem Zuſammentreffen mit Lionel. Aber wie ſie ihm gegenüber ſteht und er ſie ſeiner Liebe und ſeines Schutzes verſichert, da iſt ſie wieder ganz die Alte, nur ihres Berufes Eingedenke, über alles perſönliche Intereſſe Erhabene. Sie iſt wieder Prophetin, ſie ſchaut in die Zukunft. Sie wird mit dreifachen Banden gefeſſelt, und ſie zerreißt ſie und ſtürmt in die Schlacht hinaus, um ſich, zum letztenmale ſiegend, zu Gunſten Frankreichs zu entſcheiden.

Dieſe Tragödie iſt ſomit ganz in chriſtlichem, in katholiſchem Sinn und Geiſte entworfen und durchgeführt. Denn die Demuth iſt die Haupt- und Grundforderung dieſer Religion; ihren Principien und Anſchauungen gemäß verlieren alle Tugenden, Gaben, Größen und Verdienſte ihren Werth, haben keine religiös moraliſche Bedeutung mehr, ſondern verwandeln ſich vielmehr in Schuld und Sünde, ſobald ſich im Menſchen das finſtere Princip der Ichheit erhebt; und es kommt ihnen zu Folge Entſündigung, Rückkehr zur Unſchuld und Vollendung zur Heiligung nur auf dem Wege religiöſer Selbſtverneinung zu Stande.

3.

Es ſcheint nöthig zu ſein, auch noch einige Worte über den Anfang des Stückes, den Zauber- und Wunderbaum, den Vater der Jungfrau und deſſen oppoſitionelles Verhältniß zu ihr zu ſagen — Momente, die erſt von dem angegebenen Standpunkt aus vollkommen begreiflich ſind.

Thibaut verfährt ſehr hart und ungerecht gegen ſeine

Tochter, deren Weſen ſeinem beſchränkten Geiſte unverſtändlich iſt. Dennoch hat er nicht ganz Unrecht; er betrachtet die Sache nur höchſt einſeitig, von ſeinem inferioren Standpunkt aus; er hat kein Auge für den überwiegend lichten Beſtandtheil dieſer wunderbaren Erſcheinung und wirft ſie daher ganz nur auf die finſtere Seite hinüber. Dieſelbe hat jedoch im Anfange etwas wirklich Zweideutiges, welches ſich äußerlich in dem Baume darſtellt, unter welchem Johanna ihre Inſpirationen empfängt und ihre Geſichte hat. Thibaut bezeichnet ihn als einen altheidniſchen Druidenbaum, von welchem man ſich ſchauerliche Dinge erzähle und wo er ſelbſt einmal ein ſchreckhaftes Geſpenſt erblickt. Johanna dagegen vernimmt die Stimme Gottes aus ihm:

„Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
Geh hin, du ſollſt auf Erden für mich zeugen.“ ꝛc.

und in ihrer Erzählung vor dem Könige ſchreibt ſie ihm Heiligkeit und wunderthätige Kräfte zu.

„— — — — Vor dem Dorf, wo ich geboren, ſteht
Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geſchehen;
Und eine heilige Eiche ſteht daneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten ſaß ich gern,
Die Heerde weidend; denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüſten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieſer Eiche ſchlief.“

Da erſcheint ihr denn auch die Mutter Gottes. Es ſind alſo an dem doppelt wunderbaren Orte zwei Elemente vorhanden, erſtlich das natürlich myſtiſche, wie es uns heutzutage unter dem Namen des Magnetismus, Somnambulismus, Hellſehens bekannt iſt, ehemals aber als Heidenthum, Zauberei und Höllenſpuk betrachtet und verworfen wurde; und dann das höhere, himmliſche, gegen welches ſich jenes erſtere allerdings die Stellung des Gegenſatzes geben kann, doch nicht nothwendig nur dieſe Stellung einnimmt, vielmehr von erſterem gern zu ſeiner irdiſchen und menſchlichen Baſis gemacht zu werden pflegt. Dieſe beiden Elemente walten ebenſo in Johanna ſelbſt; ſie iſt ſchon gleich von vorn herein eine geniale, tiefe, myſtiſche Perſönlichkeit; die Gnade und Erwählung von oben kommt hinzu und macht dieſe eigenthümliche, gehaltvolle Natur zu ihrem Träger und Organ. So ſind die beiden Elemente noch in Einheit; doch kann natürliche Begabung und Energie mit dem höheren Elemente auch in Widerſpruch gerathen und dann allerdings einen dämoniſchen Charakter annehmen. Nur das Naturmoment ſieht Thibaut und kann es ſich nur in ſolcher Trennung und Ausartung denken. Daſſelbe nimmt in Johanna ſpäterhin auch wirklich einen in's Dämoniſche ſpielenden Charakter an; und in dieſer Beziehung iſt die Anklage des Vaters, wenn auch noch ſo einſeitig und noch ſo falſch im Ganzen, doch nicht ohne eine gewiſſe Wahrheit.

Gleich Anfangs beſchuldigt er das ſchöne, hochbegabte, ſich durch ihr eigenthümliches, ſuperiores Weſen auszeichnende Mädchen des Hochmuthes:

„Sie ſchämt ſich ihrer Niedrigkeit. Weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geſchmückt,
Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet
Vor allen andern Mädchen dieſes Thales,
So nährt ſie ſündigen Hochmuth in dem Herzen;
Und Hochmuth iſt's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeiſt die Menſchen faßt."

Das iſt wirklich der gefährliche Punkt. Thibaut hat jetzt noch kein Recht zu ſeiner Beſchuldigung. Aber die Möglichkeit, daß ſich jene Eigenſchaft entwickle, iſt immerhin ſchon jetzt vorhanden und wird ſpäterhin zur Wirklichkeit. Schon nachdem ſie den jungen Montgomery getödtet, der ſie umſonſt um ſein Leben gefleht, belauſchen wir ſie in einem ſelbſtgefälligen Monolog.

„Erhabene Jungfrau! Du wirkſt Mächtiges in mir,
Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
Das Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du."

Und ſehr bedenklich iſt es, wenn ſie ſagt:

„Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär' es ein lebend'ger Geiſt."

Der ängſtliche Vater hatte ſie auch vor den böſen Mächten gewarnt:

„Leicht aufzureizen iſt das Reich der Geiſter;
Sie liegen harrend unter dünner Decke,
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf."

Bei jenen Aeußerungen der romantiſchen Amazone glaubt man zu fühlen, daß dies unheimliche Reich in der That aufgereizt und in Wirkſamkeit ſei; was ihr das wie von ſelbſt mordende, nie fehlende Schwert beſeelt, iſt doch wohl kein guter Geiſt. Dieſer Dämonismus gefährdet ihre Seele wirklich im höchſten Grad; und Thibaut, der in der Größe und Herrlichkeit ſeiner außerordentlichen Tochter irrthümlich Nichts als dieſen Dämonismus ſieht und deßhalb mit ſo entſetzlicher Anklage wider ſie auf den Schauplatz tritt, iſt doch das Werkzeug, durch welches der Himmel über ſeine Prophetin eine heilſame, läuternde Buße verhängt. Nun treten jene beiden Elemente wieder in ein harmoniſches Eins zuſammen; und wenn ſie Anfangs zwar verknüpft, aber ſcheidbar waren, ſo machen ſie jetzt, nachdem Johanna ſich dem über ſie ergangenen Geſchick unterworfen und ſich auf dieſe Weiſe von den ſelbſtiſchen Regungen ihres irdiſchen Weſens befreit hat, eine nicht mehr zu trennende Einheit aus.

4.

Schließlich noch einen Blick auf die Auslegungen und Auffaſſungen Anderer:

„Der ſchwarze Ritter iſt natürlich nicht Talbot's Geiſt, ſondern das, wofür Johanna ihn erkennt, ein trüglich Bild der Hölle, ein widerſpenſtiger Geiſt, heraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhle, um ihr das Herz im Buſen zu erſchüttern. Es iſt der hölliſchen Macht gelungen, Johanna iſt erſchüttert, betäubt." So Palleske[1]). Das Alles iſt nicht wahr. Daß der ſchwarze Ritter Talbot's Geiſt ſei, darauf führt der Dichter ſelbſt hin, da er ihm Talbot's deutlich erkennbare Geſtalt verleiht. Dieſer Geiſt lügt und betrügt nicht. Alles, was er ſagt, erweiſt ſich als wahr und gut. Johanna iſt endlich auch nicht erſchüttert und betäubt, indem ſie nur einen Augenblick lang ſtutzt und dann wieder ganz in ihrer trotzigen Kraft und Größe daſteht. Wir haben oben ihre Worte angeführt. Beſſer hat Hoffmeiſter[2]) interpretirt. „Talbot erſcheint als Geiſt, um faktiſch das Wort zu widerlegen, daß von dem Menſchen Nichts übrig bleibe, als eine Handvoll Staub. Das Schemen iſt, wie der Schatten im Homer, dem Lebenden ähnlich" u. ſ. w. Das iſt vortrefflich bemerkt. Dann kommt aber gleich wieder eine unbegreifliche Ausdeutung. Der Geiſt ſpricht Wahrheit, nur Wahrheit; aber warum? Um die Jungfrau an ſich ſelbſt irre zu machen. Sie erkennt dieſe Abſicht:

„Wer biſt du, doppelzüngig falſches Weſen" ꝛc.

So Hoffmeiſter. Aber was die Jungfrau jetzt ſagt, iſt kein Orakel mehr. Ehemals war es anders; da konnte ſie ſagen:

„Der Länder und der Könige Geſchick,
Liegt ſonnenhell vor meinem Kindesblick."

---

1) Schiller's Leben. II. S. 357.

2) Schiller's Leben. IV. S. 359 f.

Dieſen Kindesblick hat ſie eingebüßt; ſonſt würde ſie erkennen, daß der Rath des ſchwarzen Ritters gut für ſie ſei, würde ihn nicht zu ihrem Unglück für ein falſches Orakel erklären. Wenn ſie, wie ſie jetzt iſt, „an ſich irre gemacht“ würde, ſo käme ſie wieder in's rechte Geleis. Das aber kann der Geiſt nicht wollen, wenn er ein abſolut böſer iſt; dazu wollte nun einmal Schiller ſeinen Talbot nicht machen. Als Geiſt mußte er von ſeinem früheren Unglauben zurückgekommen ſein; denn wenn dieſer Unglaube Recht gehabt hätte, ſo könnte Talbot nicht mehr als Geiſt exiſtiren. Er erkennt als ſolcher auch Johanna's wahres Weſen; er ſieht zugleich auch ihren inneren Fall, ſo wie die äußere Gefahr, in der ſie ſchwebt. Er iſt *jetzt* die ſuperiore Intelligenz, das höher geſtellte Weſen. Daß er jetzt mehr iſt, als ſie, beweiſt er auch dadurch, daß er ſie durch ſeine Berührung erſtarren macht. Und da die Jungfrau in ihrer jetzigen Selbſtüberhebung mit den Bewohnern des Lichtreiches in keiner Verbindung mehr ſteht, ſo übernimmt *er* es, ſie zu warnen. So hat Schiller in die Geiſterwelt hinübergedichtet, ob mit oder ohne Grund, das haben wir nicht zu unterſuchen. Wir haben hier nur ſeine Idee zu erkennen und auszuſprechen; und dieſe erſcheint uns großartig und bewundernswürdig.

---

1) Schiller's Leben. IV. S. 359 f.

5.

Was man zu tadeln verſucht ſein könnte, iſt nur Eins. Schiller hat ſeinen Deutſchen, hat der Welt zu viel zugetraut, wenn er wollte, daß ſeine „Jungfrau," ſo wie er ſie hingab, ſofort auch gehörig verſtanden werden ſolle. Hat man ſie einmal begriffen, überſieht man die ganze planmäßige Anlage und Durchführung, erkennt man die Bedeutung des Ganzen, wie des Einzelnen, ſo ſcheint es vielleicht ſo ſchwierig nicht, zum Verſtändniß dieſer Dichtung zu gelangen. Aber wie Viele ſind bis jetzt darüber klar geworden? Wir haben ein Paar Beiſpiele von den bei Kunſtrichtern und Auslegern, die ſich mit der Schilleriſchen Poeſie auf's Angelegentlichſte vertraut gemacht, begegnenden argen Verſtößen angeführt. Ob es Schillern nicht möglich geweſen wäre, durch einige deutlichere Winke dem Verſtändniſſe dieſes wichtigen Werkes nachzuhelfen, ob er das aus künſtleriſchen Gründen vermeiden zu müſſen glaubte, ob er etwa deßwegen nicht verſtändlicher ſein wollte, um einen allzu gefährlichen Sturm der Aufklärung zu verhüten, weiß ich nicht, und ich getraue mir nicht, darüber abzuurtheilen. Der Mann hatte jedenfalls eine ſchwere Stellung. Ich habe ſchon oben davon geſprochen, daß er ſeine „Jungfrau", um ſich einigermaßen zu ſchützen, eine „romantiſche Tragödie" nannte, was man im Sinne eines vom Dichter nicht ernſtlich gemeinten altchriſtlichen Wundermärchens auffaſſen konnte.

Hätte das Publikum gewußt und eingeſehen, wie es Schiller meinte und was er eigentlich wollte, er wäre ſofort verloren geweſen. Seine Abſichten hätten mit der Zeit, bei weiterem Leben und Wirken, doch wohl an den Tag kommen müſſen; und Gott weiß, wie es ihm dann gegangen wäre. — 1)

6.

In einem Briefe der Reinwald (Chriſtophine Schiller) vom 14. Oct. 1805 kommt folgende Stelle vor: „Seine (Schiller's) Jungfrau bleibt meinem Herzen doch immer das Liebſte. Ich weiß nicht, es iſt ein verwandter Geiſt darin, der mehr, als alles Andere, zu meinem Herzen ſpricht. Ich kann ihn mir in derſelben noch mehr vergegenwärtigen; und dann träume ich von ihm, weil ich ſie meiſt in der Stille der Nacht leſe 2)." Dieſe zartſinnige Frau hat ſich das Werk ihres großen Bruders wohl nicht ſo ausgelegt und allen ſeinen Momenten nach ſo klar gemacht, wie wir hier zu thun verſucht haben. Aber ſie hat es ſich mittelſt eines tiefen und richtigen Gefühles angeeignet und es auf dieſe Weiſe wohl beſſer verſtanden, als ein mit all ſeiner Weisheit

---

1) Hier iſt eine Stelle unterdrückt.

2) Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern ꝛc. Stuttgart 1859. S. 319.

im Dunkel tappender und gröblich irrender Kritiker [1]). Daß es Schiller recht eigentlich aus ſich ſelbſt herausgeſchrieben, daß es das Produkt ſeines Herzens geweſen, und daß er ihm deßhalb auch einen dauernden Werth beigelegt, hat er ſelbſt in dem Gedichte ausgeſprochen, wo er ſeine „Jungfrau“ der Voltairiſchen Pucelle entgegenſtellt:

„So wie du ſelbſt aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ewigen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben;
Dich ſchuf das Herz; du wirſt unſterblich leben.“

---

[1] Vergl., was Alfred v. Wolzogen in der Vorrede zu den „Beziehungen“ S. VI f. über Chriſtophine Schiller ſagt.

D.

Verſtand und Wunderglaube.

„Pucelle" und „Jungfrau von Orleans."

Ich rede hier von jenem rationaliſtiſchen Verſtande, welcher ſich mit dem vornehmeren Namen „*Vernunft*" zu ſchmücken pflegt, und als *Vernunftglaube* oder *Vernunfterkenntniß* dem Wunderglauben des Alterthums und des Volkes polemiſch entgegentritt. Er hat ſein unbeſtrittenes Recht dem wirklichen Aberglauben und Glaubensunſinn gegenüber. Denn wer wollte nicht einräumen, daß es einen ſolchen gibt; wer wollte und könnte Alles für wahr halten, was von irgend einer Zeit, Religion oder Perſon angenommen und anzunehmen geboten wird? Es gibt keinen vernünftigen Menſchen, der nicht eine Maſſe von dem, was Anderen wahr und wirklich ſcheint, von ſeiner Anerkennung ausſchließt. Und ſo halten auch wir in gewiſſem Maße an dem rationaliſtiſchen Principe und ſeinem polemiſchen Rechte feſt. Es handelt ſich aber darum, *wie weit ſich dieſes Recht erſtreckt.* Rationaliſtiſch im gemeinen Sinne des Wortes iſt derjenige, der alles Wunderbare, ja ſelbſt nur wunderbar Ausſehende kurzweg und unbedingt als etwas Ungereimtes betrachtet und verwirft. In dieſem Sinne können wir natürlich dem Rationalismus nicht huldigen. Wir machen, wenn wir einen wirklichen Glaubensunſinn vor uns ſehen, von der Befugniß rationeller Kritik und Negation, hingegen der uns ihre erlaubten Grenzen zu überſchreiten ſcheinenden Ratio gegenüber von der Freiheit Gebrauch, an das unſerem Sinne für höhere Dinge entſprechende Wunder zu glauben. Und wir thun dies in Uebereinſtimmung mit den erſten und anerkannteſten Dichtern, Denkern und Bildungsheroen unſerer Nation.

Was will, was thut der Rationalismus, indem er ſeinen das menſchliche Gemüth ſo tief verletzenden Vernichtungskrieg wider Glauben und Wunder führt? — Seine Abſicht iſt, das menſchliche Bewußtſein auf die gemeine Wirklichkeit zu beſchränken. Damit tritt er feindlich aller Poeſie und allem poetiſchen Sinn, Geiſt und Leben der Menſchheit entgegen. Denn die Poeſie kann ſich in dieſe Schranken nicht einſchließen laſſen, ſich der Kritik und Tyrannei einer ſo abſtrakten Verſtändigkeit nicht unterwerfen. Es liegt in ihrem Weſen, darüber hinauszugehen; und ſo muß ſie ſich auch wieder feindlich gegen den dies ihr Weſen aufhebenden, ſie zur Proſa des gemeinen Bewußtſeins herabſetzenden Rationalismus verhalten. So haben ſich denn auch unſere deutſchen Claſſiker gegen ihn gekehrt und ſich des von ihm negirten Wunders angenommen. Göthe und Schiller ſind, wenn ich ſo ſagen darf, poetiſche Miraculiſten, und Feinde des mirakelfeindlichen Rationalismus. Als Repräſentant des Letzteren wird der bekannte Aufklärer Nicolai auf dem Blocksberg in Göthe's Fauſt unter dem Namen „Proktophantasmiſt“ verſpottet. Noch ausdrücklicher und methodiſcher tritt Schiller's Polemik auf. So namentlich in Beziehung auf Voltaire's Pucelle und durch die begeiſterte Schöpfung der die romantiſche Wunderwelt entfaltenden „Jungfrau von Orleans.“

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen;
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.“

Es iſt hier daſſelbe ausgeſprochen, was wir oben bemerkt. Der „Witz“ iſt die ratio des rationaliſtiſchen Fanatikers, der gemeine Menſchenverſtand, der zwar in ſeinem Rechte iſt, indem er den „Wahn“, den wirklichen Aberglauben, bekriegt, aber in ſeinem Unrechte, indem er den „Glauben“ verletzt, und dem „Herzen“ ſeine „Schätze“ raubt. Unter dieſem Glauben iſt die Annahme einer höheren Ordnung der Dinge, als die gemeine iſt, die dem Verſtande als die einzige gilt, und des dieſe Letztere poeſievoll unterbrechenden

Wunders gemeint. Das Herz iſt der poetiſche Menſchenſinn, der ſich mit der gemeinen Wirklichkeit, in die ihn der Rationaliſt ſo gewaltſam hineinzuſtoßen unternimmt, nun einmal nicht begnügen will; und die Schätze deſſelben ſind die von ihm als wahr und wirklich angeſchauten Dinge einer über die gemeine Realität hinausliegenden höheren Welt. Als ritterlicher Vertreter dieſes Glaubens und Herzens, als dichteriſcher Bewahrer dieſer Herzensſchätze trat Schiller offen und ungeſcheut insbeſondere in ſeiner Johanna auf. Und das war eine große That, eine in Beziehung auf den poetiſchen Sinn und das tiefe Gemüth unſeres Volksſtammes ächt deutſche, ſofern aber der Katholicismus recht eigentlich die Heimath jenes Glaubens und Herzens iſt, zugleich auch ächt katholiſche That. Hier erkenne man doch endlich, wie Deutſchthum und Katholicismus, dieſe angeblich ſo diſparaten Elemente, zuſammenhängen, und wie im Grunde kein Land der Welt katholiſcher, als Deutſchland, iſt. Dort in dem katholiſchen Frankreich wurde die nationale Glaubensheldin verſpottet und, wie Schiller ſelbſt ſich ausdrückt, im tiefſten Staube gewälzt. Und hier in dem proteſtantiſchen Deutſchland, dem Lande der Luther und Melanchtone, der Strauße und Feuerbache, trat, — wie auffallend! — der deutſcheſte und als ſolcher anerkannteſte und gefeierteſte Dichter als ihr Ritter und Verherrlicher auf.

E.

Der Dichter ein Seher.

Daß Schiller etwas Seheriſches d. h. unmittelbar und ohne die dem Menſchen ſonſt nöthige Hülfe der Sinne und des Verſtandes Erkennendes gehabt, bezeugen Thatſachen, wie folgende ſind.

Als er ſich zu Bauerbach aufhielt, und hier einmal auf einem unwegſamen Pfade durch den Tannenwald hinwandelte, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben ſei. Kurz darauf begann der Verwalter des Gutes, der ihm folgte, von einer Mordthat zu erzählen, die auf dieſem Platze vor Jahren an einem Fuhrmann begangen worden, deſſen Leiche hier eingeſcharrt ſei [1].

Zehn Jahre vor Napoleon's Kaiſerkrönung ſprach Schiller folgende Weiſſagung aus:

„Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt. Die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen; und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch vielleicht von einem großen Theil Europa's machen wird [1]).“

---

[1] Car. v. Wolzogen, Schiller's Leben S. 31.

Welch ein Blick in die Zukunft! Es iſt, als hätte ſich dem Geiſte des Mannes die ganze folgende Geſchichte Frankreichs und Europa's bis zu den bezeichneten, damals noch fernen Ereigniſſen dargeſtellt. Sind ſo gut auch Staatsmänner und Diplomaten zu weiſſagen im Stande? Ich erinnere mich, wie einſt Herr von Radowitz von Paris die beſtimmte Verſicherung mitbrachte: Nie ſei der Julithron feſter geſtanden, als jetzt. Sechs Wochen darauf brach die Revolution aus, und der Julithron ſtürzte dahin. Schaut daher nicht ſo vornehm auf den träumeriſchen Poeten herab, der wunderliche, zur Zeit unglaubliche Dinge ſagt! Poet und Prophet ſind aus einem und demſelben geiſtigen Stoffe gebildet.

Hoffmeiſter [2]) ſchreibt: „Schiller hatte eine wahrhaft göttliche Divinationsgabe, durch die er den flüchtigen Geiſt von Kunſtwerken ergriff und tief in die Seele ihrer Verfaſſer blickte. „„Ich freue mich,““ ſchreibt Göthe, als Schiller den Elpenor trefflich charakteriſirt hatte, ohne zu wiſſen, daß es ein Göthe'ſches Werk ſei, „„wie ſo oft ſchon, alſo auch in dieſem Falle über Ihre Klarheit und Gerechtigkeit. Sie beſchreiben recht eigentlich den Zuſtand, in dem ich mich befinden mochte, als ich vor ſechszehn Jahren dieſe beiden Akte ſchrieb und die Urſache, warum das Produkt mir zuwider war, läßt ſich nun auch denken.““

---

[1]) Schiller's Leben S. 241.

[2]) Daſelbſt IV. S. 193.

Wie prophetiſch ſich Schiller kurz vor ſeinem Tode in einem Geſpräche mit dem Schauſpieler Genaſt, über den Ausgang ſeiner und des gleichzeitig leidenden Göthe Krankheit geäußert, erzählt der eben genannte Schauſpieler in dem unten citirten Buche 1). Dem Freunde weiſſagte Schiller, trotz gefährlich erſcheinender Umſtände, Geneſung, ſich ſelbſt den Tod.

Göthe's ſeheriſche Natur iſt bekannt; er ſelbſt hat Mehreres darüber mitgetheilt. Ich führe hier nur einen Zug an, der ſich auf Schiller bezieht.

Den Morgen des Neujahrstages 1805 ſchreibt ihm Göthe ein Gratulationsbillet. Aus ſeiner Feder fließen unwillkürlich die Worte: „Der letzte Neujahrstag.“ Er erſchrickt und zerreißt das Blatt. Als er das Briefchen von Neuem ſchreibt, kann er ſich auch jetzt kaum enthalten, den ominöſen Ausdruck zu gebrauchen. Denſelben Tag beſucht er Frau v. Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet ſei und äußert, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in dieſem Jahre ſterben werde 2).

---

1) „Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers;“ Leipzig. Und daraus: Pletzer, „Erinnerungen an Schiller und Göthe“ im Bremer Sonntagsblatt vom 3. Auguſt 1862. S. 255.

2) Palleske II. S. 406.

F.

Schiller's Charakteriſirung in der „Gartenlaube.“

Ich erinnere mich, wie weh es mir that, als ich in einem Gedichte von Herwegh die Worte las:

„Was ſoll uns jetzt noch Schiller oder Göthe?“

Auf dieſe Dichter noch irgend einen Werth zu legen, war damals ein lächerlicher Zopf geworden. Die Stimmführer der Gegenwart waren über alle ſolche Verehrung und Pietät unendlich hinaus; es handelte ſich um ganz andere, weit wichtigere und werthvollere Perſönlichkeiten und Repräſentanten der Zeitideen und Zeitintereſſen, um ſie ſelbſt nämlich. Als aber die Revolution ſo ſchmählich mißglückt war, als namentlich der ſtolze Dichter der Partei, der große Herwegh, unter dem berühmten Sprützleder verſteckt, die ſchimpfliche Flucht ergriffen und dadurch zum allgemeinen Gelächter geworden war, da zog man wieder etwas modeſtere Saiten auf; da ſah man ſich wieder nach anderen, älteren

Haltpunkten und Autoritäten um; da warf man ſich, weil man ein Idol brauchte, mit forcirter Begeiſterung und Leidenſchaft auf den früher ſo tief verachteten, ſo ausdrücklich für antiquirt erklärten Claſſiker — und es gelang. Die edle Geſtalt deſſelben verfehlte ihren Eindruck nicht; der wirkliche Grund, den er im Herzen des Volkes gefaßt, that ſeine Dienſte und ſtützte und hob nach Wunſch und Bedarf das demokratiſche Gebahren jenes Zeitmomentes, wie ich es in Frankfurt a. M. mit angeſehen habe. Die demſelben dienenden Zeitſchriften bearbeiteten das Volk in Artikeln und Aufſätzen, wie ſie namentlich „die Gartenlaube" brachte. Wer wiſſen will, wie Schiller damals gefaßt und dargeſtellt wurde, dem empfehle ich die nicht den Dichter, wohl aber die Partei charakteriſirende Schilderung, die dort in Nr. 46. des Jahrganges 1859 unter der Aufſchrift: „Schiller's Bedeutung für das deutſche Volk" zu leſen iſt. Es wird das Bild eines poetiſchen Schwärmers für politiſche Freiheit und deutſche Nationalität vorgeführt. Das ſoll ſeine nationale Bedeutung ſein. Schiller war dieſer Faſſung nach der unverändert Eine, ſich ſelbſt Gleiche von Anfang bis zu Ende ſeiner Entwicklung und Laufbahn — nicht etwa nur in dem Sinne, in welchem er es wirklich war und auch für uns iſt, als der ſtets edel und großartig Geſinnte und Beſtrebte, in jeder Periode ſeines Lebens nur das Wahre, Gute, Rechte Wollende und rein nur ſeiner Ueberzeugung Folgende; ſondern auch in Hinſicht ſeiner politiſchen Anſichten, als Revolutionär, Demokrat, Volksaufreger; denn dies geweſen zu ſein, iſt ſein einziges Verdienſt, ſein einziger Ruhm bei dieſen Leuten, und davon durfte damals, als man ihn zum nationalen Götzen machte, Nichts abgebrochen werden. „Er war der Dichter der Freiheit, die ſich wie ein rother Faden durch ſeine Werke, vom erſten bis zum letzten zieht. Mit dem Motte: In tyrannos, eröffnete er in den Räubern den Kampf; Karl Moor iſt der revolutionäre Geiſt des Jahrhunderts ſelbſt ꝛc.[1]).“ Von dem Schilleriſchen Ausſpruche:

---

[1]) Die „Räuber“ und das ihnen von Schiller vorgeſetzte Motto hat man auch wieder 1862 bei dem Frankfurter Schützenfeſt zur Sprache gebracht; Dr. Görz hat es in einer daſelbſt am 18. Juli gehaltenen Bankeirede als einen Ausdruck des deutſchen Geiſtes bezeichnet. Hiernach wäre alſo der deutſche Geiſt mit dem allgemeinen europäiſchen Revolutionsgeiſt identiſch, der ſich zur Zeit der Entſtehung jenes Dramas entwickelte; etwas Beſonderes wäre dann dieſer deutſche Geiſt nicht. Das ſoll er aber auch, der Abſicht dieſer Leute nach, nicht ſein. Unter den euphemiſtiſchen Ausdrücken: „deutſcher Geiſt, deutſches Vaterland, deutſche Einheit“ wird Nichts verſtanden, als Empörung und Anarchie. Das Nationalitätsprincip in dieſer Art als Fahne aufzuſtecken, iſt abſolut heuchleriſch und lügenhaft. Die Revolutionen unſerer Zeit haben keinen national beſchränkten und particulären, ſondern einen ganz allgemeinen Sinn und Zweck.

„Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume“ und ähnlichen ſolchen, verlautet natürlich nicht ein Wort. Es wird dann noch Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenſtein, Jungfrau, Tell genannt, und in demſelben Sinne ausgebeutet. Von Allem, was ſich nicht unter den revolutionären und patriotiſchen Geſichtspunkt ſtellen läßt, wird geſchwiegen. Dichtungen, wie die Glocke, Maria Stuart, Braut von Meſſina, Menſchenfeind, Demetrius — ceciderunt in profundum mare; dafür hat Herr M. R., wie er ſich unterſchreibt, kein Gedächtniß und auch das deutſche Volk ſoll keines dafür haben. Memoriae Ruina wäre eine gute Auslegung jener Chiffer. Am merkwürdigſten aber iſt, wie dieſer demokratiſche Panegyriſt mit den Dramen der Schilleriſchen Converſionsperiode umſpringt, deren er doch noch zu gedenken für nöthig hält. Die „Jungfrau“ iſt nicht gerade deutſch, das Stück ſpielt zum Unglück auf franzöſiſchem Boden; aber n'importe! Es war gleichwohl, wie es wörtlich heißt, „*vorzugsweiſe die deutſche Nation, die Schiller im Auge hatte, obgleich er die Geſchichte ſeines Dramas, ſei es Zufall oder weiſe Abſicht, dem franzöſiſchen Boden entlehnte.*“ Es iſt wirklich ſo; es ſteht ſo da, ſchwarz auf weiß; man ſehe, wenn man's nicht glauben will, ſelber nach! Und dann, wie Herr M. R. bemerkt, iſt Johanna aus dem Volk hervorgegangen; es fließt kein adeliges, ariſtokratiſches, fürſtliches Blut in ihren Adern; darum iſt das Stück ein demokratiſches Volksſtück, und bedeutet: Nicht durch Adel und Fürſten, ſondern nur durch das Volk, d. h. durch den Aufſtand der unteren Schichten der Geſellſchaft, die der Demagoge gegen die oberen hetzt, kann Rettung kommen. Fatal iſt der Umſtand, daß die Jungfrau gar nicht revoltirt, ſondern im Gegentheil ihren König krönt und mit Fürſten und Rittern im beſten Vernehmen ſteht. N'importe! Sie bedeutet dennoch die Pöbelrevolution, ſie muß! Was den Schilleriſchen Tell betrifft, ſo wird dieſer eben ſo wunderbar ausgedeutet. Dieſes Stück ſoll lehren, daß es nicht auf den Einzelnen, ſo bedeutend er auch ſein möge, ſondern auf das Volk, das Ganze d. h. auf die wüthige Menge und Maſſe ankomme. „Das Volk ſelbſt,“ heißt es, „muß zum Helden werden in dem Drama ſeines Freiheitskampfes!“ Man ſollte zwar denken, daß Schiller gerade auf den Einzelnen — auf dieſen Tell, als dieſes beſtimmte Individuum, das Gewicht gelegt und gar nicht die Abſicht gehabt habe, ihn der Maſſe zu opfern, da er das Werk nach ihm benannt hat, da er ihn ſo abgeſondert für ſich ſtehen und auf dem Rütli nicht mittagen läßt [1]), und da er in dem Stücke ſo ausdrücklich als derjenige bezeichnet wird, der als dieſer Einzelne und Beſondere der allgemeine Helfer und Retter ſei [1]). Man ſollte denken, daß die Beſeitigung Geßler's, des mächtigſten Landvogtes, über welchen die auf dem Rütli Tagenden Nichts zu beſchließen wagen [2]), ſo gar unbedeutend nicht ſei und Schiller ſelbſt ſie als die Hauptſache betrachtet habe, da er ſeinen Helden nach dieſer That rufen läßt:

---

[1]) „Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge“, ſagt ſehr bedeutſam Baumgarten.

„Frei ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden."

---

1) So ſagt Hedwig zu Stauffacher, der vom gemeinſamen Handeln ſpricht:

„Was könnt ihr ſchaffen ohne ihn? So lange
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung;
Da hatte noch die Unſchuld ihren Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte.
Euch Alle rettete der Tell."

Das iſt doch deutlich!

2) Siehe hierüber Hoffmeiſter, Schiller's Leben V. S. 170. Die Scene auf dem Rütli iſt impoſant, aber, was die Beſchlüſſe betrifft, ſchwach und ungenügend. „In Beziehung auf Geßler, der Landvogt von Uri und Schwyz war und mit welchem Stauffacher einen harten Stand fürchtet, wird Nichts beſchloſſen. Es wird eigentlich nur für Unterwalden vorgeſorgt und, indem man nicht auch den gleichzeitigen Sturz des mächtigſten Vogtes feſtſetzt, eine durchaus unzulängliche Maßregel genommen." Es lag dies aber in des Dichters Abſicht. „Tell ſollte allein verrichten, worüber der ganze Bund rathlos war. Dieſe Rathloſigkeit macht Tell zum unerſetzlichen Helden."

und da dann Stäffi zu Rudolf ſagt:

> „Euer Walten hat ein Ende; der Tyrann
> Des Landes iſt gefallen; wir erdulden
> Keine Gewalt mehr, wir ſind freie Menſchen.“

worauf Alle zuſammenrufen: „Das Land iſt frei.“ N'importe! Schiller hat gleichwohl gemeint, daß die große Individualität in der Menge und Maſſe untergehen müſſe; denn dieſe iſt die Kategorie, der Anker und Götze der demokratiſchen Partei, wiewohl ſie am Ende doch nur dazu beſtimmt iſt, das blinde, tobende Werkzeug der „zweckentſprechenden Maſſenführer“ zu ſein, wie ſich ein demokratiſches Blatt ausgedrückt hat, und dieſe auf ihrer Schulter zum Gipfel der Macht und Gewalt emporzuheben.

Solche Darſtellungen waren in jenen Tagen im Gange, ſolche Lügen, ſolchen Unſinn hat man dem deutſchen Volke aufgetiſcht. Auch ich hätte bei dieſer Gelegenheit der Gartenlaube einen Aufſatz anbieten können, man denkt ſich wohl, weſſen Inhaltes. Er wäre nicht aufgenommen worden; es wäre auch nicht thunlich geweſen, ihn abzudrucken; denn das vielgeleſene Blatt hätte durch einen ſolchen Artikel, wenn ſich derſelbe auch bloß auf widerlegende Citate und Thatſachen beſchränkt hätte, ſeine Partei erzürnt, ſein Publikum erſchreckt und ſeine Abnehmer verloren. Die Wahrheit iſt ja gerade das, was man nicht will, was alle Abſichten und Manöver der Partei vereitelt und was man daher um jeden Preis unterdrücken muß. Hätte man unter den Aufſatz des Herrn M. R. mit dem defekten Gedächtniß nur ein paar Verſe, wie folgende geſetzt, ſo wäre die ganze Herrlichkeit in Rauch aufgegangen:

„Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh, wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit hört man ſchallen;
Der ruhige Bürger greift zur Wehr;
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,

Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn."

Dieſe Verſe ſind ſo bekannt, daß es als eine Trivialität gelten kann, ſie anzuführen. Um ſo unverſchämter aber iſt es, ſie und ähnliche Aeußerungen Schiller's in einer Charakteriſtik deſſelben total zu ignoriren; und wir ſind, wenn man ſie auf ſolche Weiſe wegzuſchweigen ſucht, berechtiget und genöthiget, ſie um ſo nachdrücklicher wieder in Erinnerung zu bringen.

Was die nationale Geſinnung betrifft, welche dem Dichterheros zugeſchrieben wird, ſo hätte ich dieſen ſüßen Brei ebenfalls widerlichſt verſalzen können. Man ſehe die „Nachrichten von Schiller's Leben," die in der Ausgabe der Schiller'ſchen Werke, Cottaiſchen Verlages 1841. Bd. I. enthalten ſind! Da werden S. XXV Aeußerungen dieſes angeblich ſo bornirt patriotiſchen Poeten, wie folgende, angeführt:

„Das vaterländiſche Intereſſe iſt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es iſt ein armſeliges, kleinliches Idol, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſte iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente — und was iſt die wichtigſte Nation anders? — nicht ſtehen bleiben." So hat ſich Schiller ſelbſt mit proſaiſcher Deutlichkeit geäußert. Seine wahre „Bedeutung für das deutſche Volk" iſt die, daß er deſſen beſte und edelſte Eigenſchaften in ſo hohem Grade beſeſſen, in ſeiner Perſon vereinigt, in ſeinen Werken ausgeprägt hat; daß ſich in ihm und ſeinen Leiſtungen ein ſo ſcharf denkender Geiſt, ein ſo tief fühlendes Herz, ein ſo reiner Charakter, ein ſo kühner Muth offenbart; daß er uns als dieſer ſeltene Mann und Genius ſo große Ehre macht, wie Göthe in dem bekannten Gedichte ſagt:

„Denn er war unſer. Laßt das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!"

Seine „Bedeutung für das deutſche Volk" iſt gerade die, daß er keineswegs mit kindiſchem Enthuſiasmus und fanatiſcher Ausſchließlichkeit für dieſes Volk geſchwärmt, ſondern mit ächt germaniſcher Univerſalität Alles umfaßt hat, was menſchlich iſt:

„Er war ſo reich, ſo warm,
Ein ganzer Weltkreis hatte
In ſeinem weiten Buſen Raum,"

wie er ſelbſt ſeinen Poſa ſchildert. Es iſt die, daß er, als der wahrhafteſte und ſpeciellſte Repräſentant des deutſchen Geiſtes, die deſtruktive Richtung, in welche derſelbe mit der Reformation zu ſeinem äußeren und inneren Unglück verfallen war, in ſich überwunden und ſich, durch alle ſein Volk und ihn ſelbſt beherrſchende Verblendung hindurch, den Rückweg zum Poſitiven erarbeitet hat, ſo daß man ſogar eine förmliche Rückkehr deſſelben zur katholiſchen Kirche für möglich und wahrſcheinlich halten konnte.

Antikritiſche Erörterungen.

Einem Aufſatze der Augsburger Poſtzeitung gegenüber
mit Rückſicht auf Schelling's Philoſophie der
Offenbarung.

Das deutſche Volk iſt anerkannt das univerſellſte; in Deutſchland werden ſich die Schickſale des Chriſtenthums entſcheiden — — — — — Die Extreme ließen ſich nicht abhalten, ſelbſt nicht das atheiſtiſche. Aber von dieſem Aeußerſten hat der Geiſt den Rückweg gefunden, nicht zu einer unbeſtimmten Religion überhaupt, ſondern zum Chriſtenthum in ſeiner ganzen Beſtimmtheit, und ſo, daß das Menſchengeſchlecht in eben dieſem (dem Chriſtenthume) von nun an zugleich ſeine höchſte Wiſſenſchaft beſitzt.

Schelling

1.

Ueber eine Abhandlung meines zweiten Manſardenheftes mit der Ueberſchrift: „Triadologiſche Studien," wo vorzugsweiſe jene apoſtoliſche Trias und ihr repräſentatives Verhältniß zur welthiſtoriſchen Entwicklung des Chriſtenthums erörtert iſt, hat ſich in einem öffentlichen Blatte 1) ein ſachkundiger Beurtheiler theils billigend, theils zurückweiſend vernehmen laſſen. Er nennt meine Abhandlung „eine Art von Programm für den Katholicismus der Gegenwart" und ſpricht damit kurz und treffend aus, was mir allerdings vorgeſchwebt, nur daß ich mir eine ſolche Begriffsbeſtimmung und Ausdrucksweiſe nicht ſelbſt erlauben durfte. Ich konnte meine, wenn auch auf objektive Gründe geſtützte und für mich ſelbſt den Charakter der Gewißheit tragende, Anſicht, doch nur als eine ſubjektive und individuelle hinſtellen, nur ſagen: „Das iſt's, was meiner Meinung nach Noth thut und was jetzt kommen muß, wenn einem höchſt weſentlichen

---

1) Beilage zur Augsburger Poſtzeitung vom 2. u. 4. April 1862. Nr. 27. u. 28.

Nachtheile vorgebeugt werden ſoll," und dann abwarten, wie man ſich von Seiten der kirchlichen Allgemeinheit dazu verhalten werde. Es iſt von der denkenden Behandlung und Darſtellung des chriſtlichen Glaubens- und Lehrgehaltes die Rede; es handelt ſich um den Werth und die Nothwendigkeit deſſen, was ich als das pauliniſch-pneumatiſche Princip bezeichnete, namentlich in Beziehung auf die Gegenwart, in welcher die zeitgemäße Entwicklung dieſes Princips innerhalb des kirchlichen Bewußtſeins ſo unumgänglich nöthig zu ſein ſcheint [1]). Hier ſpricht mein Kritiker ſeine Zuſtimmung in folgender Weiſe aus. „Wir ſind," ſagt er, „was die pauliniſche Richtung betrifft, mit Daumer ſo ziemlich einverſtanden." Ferner: „Wenn berechtigte Elemente aus dem kirchlichen Organismus ausgeſchieden werden, ſo conſtituiren ſie ſich als Sonderorganismen; und wir möchten nicht läugnen, daß die oft gewaltigen Folgen ihres antipodiſchen Strebens weſentlich Denjenigen als Schuld angerechnet werden müſſen, die an die Stelle katholiſcher Univerſalität engherzige Negation geſetzt." Das ſind werthvolle Aeußerungen. Ich will die katholiſche Univerſalität, den ganzen Katholicismus, in welchem als Moment, als weſentlicher Beſtandtheil, nicht nur das Sein, Wollen, Thun, Glauben, Hoffen, Trauen, Lieben, ekſtatiſch momentane und individuelle Schauen, ſondern auch das *Denken, Forſchen, Wiſſen* und *mittheilbare Erkennen*, durch welches der chriſtliche Glaubensgehalt zum allgemeinen, ſicheren Beſitze des menſchlichen Geiſtes zu werden hat, enthalten ſein muß[1]). Für das letztere aber iſt *Paulus* der hervortretende apoſtoliſche Repräſentant. Ich habe ihn daher als den ſpeciellen Träger des *pneumatiſchen* Princips bezeichnet, indem ich *Pneuma*, *Geiſt*, in dem Sinne nahm, in welchem Chriſtus den *Geiſt* verheißt, der ſeine Gläudigen in alle, d. h. in die ganze, vollkommene Wahrheit leiten ſoll, in welchem Paulus ſelbſt von dem Geiſte ſpricht, der alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit, forſcht. Was nun aber den Widerſpruch betrifft, der mir in jener Kritik entgegentritt, ſo ſeien mir zur Vertheidigung meiner dadurch nicht erſchütterten Anſicht und Ueberzeugung folgende antikritiſche Erörterungen geſtattet!

---

[1]) Man ſehe, was hierüber — nur daß er dieſes Princip nicht als das pauliniſche, ſondern als das johanneiſche bezeichnet — ſehr richtig und treffend Schelling ſagt; Philoſ. der Offenbarung, ſämmtliche Werke IV. S. 234. 296.

---

[1]) „Das Chriſtenthum macht Anſpruch auf allgemeine Anerkennung, die ihm aber nur auf dem Wege der Wiſſenſchaft zu Theil werden kann; denn wiſſenſchaftlich klare Einſicht allein iſt es, was die verſchieden geartetſten Menſchen zuſammenbringt und vereiniget.“ *Schelling* a. a. O. S. 234. „Auf den von Chriſto gelegten Grund ſollte ein allmählich *alles* Menſchliche umfaſſender Bau aufgeführt werden und, wie der Apoſtel ſagt, zu einem heiligen Tempel wachſen“ u. ſ. w. „Die Erkenntniß, in welcher die chriſtliche Welt zu *wachſen* hatte, ſollte nicht wieder eine Erkenntniß der Art ſein, wie die den Apoſteln durch Offenbarung (durch ein beſonderes Verhältniß) zu Theil gewordene; ſondern eine ſolche, die unter allen Umſtänden, zu allen Zeiten und Orten dem Menſchen möglich und zugänglich wäre, kurz allgemein menſchliche, darum auch freie, wiſſenſchaftliche Erkenntniß.“ Daſelbſt S. 296.

2.

Man hat die drei großen Apoſtel bekanntlich in der Art geordnet, daß Petrus die erſte, Paulus die zweite, Johannes die dritte Stelle einnimmt. Der Sinn iſt der, daß dadurch drei Principien, Potenzen, Momente des allgemeinen chriſtlichen Weſens und Lebens und ſeiner geſchichtlichen Entwicklung typiſch vorgezeichnet ſein, und ſo dieſen drei Apoſteln drei welthiſtoriſche Perioden entſprechen ſollen, indem die katholiſche Kirche als die petriniſche, die proteſtantiſche als die pauliniſche, und eine noch zu erwartende, die Kirche der Zukunft, als die johanneiſche beſtimmt wird. Dabei wird eine Stufenreihe und hiſtoriſche Aufeinanderfolge in aufſteigender Richtung angenommen, indem ein Princip nach dem andern, eine Kirche nach der andern mit jedesmaliger Antiquirung der früheren Erſcheinung und ihrer weltgeſchichtlichen Rolle auftreten, und ſo die petriniſche Kirche durch die pauliniſche, dieſe wieder durch die johanneiſche in den

Hintergrund gedrängt werden ſoll. Wenn hier alſo Petrus die erſte Stelle einnimmt, ſo geſchieht dies nicht in dem Sinne der Ueberordnung, nicht einmal in dem einer dem Werthe nach gleichen Beiordnung; Petrus ſtellt vielmehr nur die erſte, anfängliche, d. h. unterſte Stufe dar, von wo aus weiter fortgeſchritten und emporgeſtiegen wird; Paulus und ſein Princip erhält dann als Gegenſatz zu Petrus den nächſthöheren Rang[1]); das Ziel, die Vollendung und höchſte, abſchließliche Wahrheit, zu welcher es die Entwicklung bringt und in welche der ganze Prozeß aufgeht, iſt Johannes und die von ihm typiſch dargeſtellte und anticipirte Geſtalt des chriſtlichen Kirchenthumes. Ich habe nun die Sache anders gefaßt; ich habe die Ordnung: Petrus, Johannes und Paulus aufgeſtellt und zwar in dem Sinne, daß dadurch drei gleich berechtigte Principien ihren Ausdruck erhalten, alle drei in einer und derſelben (der katholiſchen) Kirche ſich entfalten und darin lebens- und wirkungsvoll da ſein ſollen. Ich that ſo, wie ich ausdrücklich bemerkte, im Intereſſe des petriniſchen, d. h. des katholiſchen Einheitsprincips; ich wollte der Zertrümmerung wehren, wollte nicht zugeben, daß man der Kirche, in die ich eingetreten, von den drei großen Apoſteln und den von ihnen vertretenen Momenten des chriſtlichen Lebens und Bewußtſeins zwei (Paulus und Johannes) hinwegreiße und ihr nur den einen Petrus laſſe, der den Gegnern als das Symbol einer blinden, geiſtloſen, nur durch äußerliches Anſehen, Zwang und Gewalt zu ſchützenden und zu bewahrenden Einheit gilt, während in Paulus das fortbewegende, befreiende, proteſtantiſche Element, in Johannes das urchriſtlich-apoſtoliſche Vorbild des zu erwartenden poſitiven Reſultates geſehen wird. Der Sinn meiner Conſtruktion iſt der, Alles in den Katholicismus ſelbſt hinein zu verlegen, ſo daß einerſeits die Zerſtörung ſeiner organiſchen Integrität und Totalität durch eine gegneriſche Geſchichtsphiloſophie abgewieſen, anderſeits aber auch gefordert wird, jedem Beſtandtheile des Ganzen und jedem darauf bezüglichen Bedürfniſſe und Verlangen gerecht zu werden, damit wir unſeren Gegnern ſagen können: „Wir ſelbſt ſind Alles; die drei großen Apoſtel gehören ſämmtlich uns ſelbſt; die katholiſche Kirche in ihrer Totalität iſt ein dreifach gegliederter Organismus und als ſolcher nicht nur petriniſch, ſondern auch ſelbſt ſchon johanneiſch und pauliniſch beſtimmt, und euere Paulus- und Johanneskirchen ſind nicht mehr nöthig zur Ergänzung des chriſtlichen Kirchenthums.“

---

[1] „Paulus iſt das Princip der Bewegung, Entwicklung, der Freiheit in der Kirche." Schelling a. a. O. S. 303. Petrus verhält ſich dagegen als das „Stabile," die Bewegung Verneinende, was, als ſolches, auch wieder verneint werden muß. S. ebendaſelbſt und weiterhin S. 305 ff. 312 ff.

Es wird jedenfalls einleuchten, daß ich es mit dieſer Kirche ſo gut als möglich gemeint und daß es nur in ihrem eigenen Intereſſe war, wenn ich auf eine vollſtändige Entwicklung aller Principien und Momente des chriſtlichen und kirchlichen Geiſtes und Lebens drang, da nur eine ſolche die Garantie eines ewigen Beſtehens gibt und der oppoſitionellen Seite die ſonſt unbeſtreitbare Berechtigung entzieht, das Mangelnde auf ihre Fauſt zur Entfaltung und Darſtellung zu bringen. Indem ſich nun jener Kritiker hiemit „ſo ziemlich“ einverſtanden erklärt, zeigt er ſich doch übrigens von den geſchichtsphiloſophiſchen Gliederungen, welche ſchon die mittelalterlichen Progreſſiſten und dann in unſeren Zeiten diejenigen, welche die Kirche der Zukunft wollen, aufgeſtellt haben, dermaßen eingenommen, daß er ſie der von mir verſuchten neuen Conſtruktion gegenüber angelegentlichſt zu retten und zu rechtfertigen ſucht. Wenn Andere, namentlich Schelling, den ich zunächſt vor Augen habe, die drei Hypoſtaſen der göttlichen Trinität in der Art verglichen und in Anwendung brachten, daß in Petrus der Apoſtel des Vaters, in Paulus der des Sohnes, in Johannes endlich der des Geiſtes erblickt werden ſoll, ſo nahm ich dagegen die Ordnung: Petrus, Johannes, Paulus an, indem ich den erſten dem Vater, den zweiten dem Sohne, den dritten dem heiligen Geiſte als apoſtoliſchen Vertreter zugeſellte. Dieſe

Ordnung wird angefochten; mein Beurtheiler weiſt ſie als verfehlt zurück und will, daß es bei jener früheren Beſtimmung ſein Verbleiben habe. Johannes ſei der Apoſtel des Geiſtes; er ſtelle typiſch die Vollendung, das Reſultat des kirchengeſchichtlichen Prozeſſes dar, ihm ſei die letzte Periode zuzueignen.

Den Apoſtel Johannes und das, was er ſpeciell vertritt und geltend macht, irgendwie in Schatten zu ſtellen, bin auch ich keineswegs geneigt und gewillt. Man ſehe, was ich über ihn in meiner triadologiſchen Abhandlung geſagt und noch weiter unten bemerken werde. Er iſt für mich der Apoſtel des Sohnes, und was mir der Sohn in der göttlichen Dreieinheit iſt, das iſt mir Johannes in der großen Apoſteltrias. So wenig der Sohn für mich jemals ſeine Bedeutung verliert, ſo wenig kann Johannes eine irgendwie antiquirte Geſtalt für mich ſein. Aber ſo wie den dritten Platz in der Trinität gleichwohl nicht der Sohn, ſondern der Geiſt einnimmt, ſo muß ich auch auf die dritte Stelle der großen Apoſteltrias gleichwohl einen Andern, als Johannes ſetzen. Wenn die Trinität und der trinitariſche Parallelismus, der hier ſeine Rolle ſpielt, wenn das urkirchliche Chriſtenthum, das Zeitverhältniß, in welchem hier die ſogenannte Ausgießung des Geiſtes und das Auftreten des heil. Paulus ſteht, zum Maßſtabe der Beurtheilung genommen wird, ſo iſt meine Anſicht offenbar die harmoniſchere, zwangloſere und conſequentere, während die Schellingiſche und die meines Kritikers wider das Dogma, ſeine analoge Anwendung in dieſen Conſtruktionen und den faktiſchen Gang der Dinge im neuen Teſtament entſchieden ankämpft. Der Geiſt iſt die dritte, vollendende Potenz; er wird als der „kommende, ausgehende, geſendete“ bezeichnet. So lange Chriſtus auf Erden wandelte, war dieſe Potenz in ihrer neuteſtamentlichen Erneuerung und eigenthümlichen Energie noch gar nicht da; der pneumatiſche Beiſtand, der ſogenannte Paraklet, der in alle Wahrheit leitende Geiſt wird von Chriſtus erſt verheißen und erſt dann nach Chriſti Scheiden über die Apoſtel „ausgegoſſen;“ dann noch weiterhin endlich, alſo verhältnißmäßig ſehr ſpät, entfaltet der Weltapoſtel, den ich für den ſpeciellen Träger und Repräſentanten dieſes univerſellen Princips erklärt, ſeine ausgedehnte Wirkſamkeit, während Petrus und Johannes ſogleich anfangs erleſen werden, von vorn herein da ſind, als die bedeutendſten in der Apoſtelſchaar dem Herrn zur Seite ſtehen und ſelbſt noch nach deſſen Abſchied von der Erde eine Zeit lang zuſammen ihre hervorragende Rolle ſpielen, bevor noch an Paulus zu denken iſt, der erſt in der Apoſtelgeſchichte genannt wird und auch da zunächſt nur als Feind und Verfolger der Gemeinde erſcheint. 1 Cor. 15. ſpricht Paulus von den Erſcheinungen Chriſti nach ſeiner Auferſtehung; er gibt die bezüglichen Fälle und Perſönlichkeiten an; dann ſagt er

V. 8.: „Zuletzt von allen, als der unreifen Geburt, erſchien er auch mir.“ Damit iſt doch gewiß ein Letztes bezeichnet. Gleichwohl ſoll Johannes den Schluß machen, der dritten trinitariſchen Potenz entſprechen und ſelbſt der Zeit nach erſt auf Paulus folgen — was mir völlig unbegreiflich iſt.

„Die Richtung Pauli,“ heißt es in jenem Aufſatze, „iſt ein nothwendiges Präambulum zum Standpunkte des Johannes, und kann auch der Zeit nach dieſem nur vorausgehen. — — — Die johanneiſchen Schriften ſetzen die pauliniſchen voraus.“ Das Verhältniß, in welchem Paulus zu Johannes ſteht, wird hierbei als das des Werdens zum Sein, des Erwerbens zum Beſitze gefaßt. Demnach hätte Johannes, um der zu ſein, der er war, auf Pauli Bekehrung, chriſtliche Geiſtesentwicklung, Erkenntnißreife und neuteſtamentliche Autorſchaft zu warten, aus ihnen ſich erſt zu belehren und fortzubilden und dann erſt intellektuell zu vollenden gehabt. „Die pauliniſchen Schriften ringen nach dem Gedanken, die johanneiſchen ruhen in ihm.“ Ich glaube nicht, daß man ſich füglich ſo ausdrücken kann und ich habe mich ſchon in meiner Abhandlung bemüht, das verſchiedenartige Erkennen der beiden Apoſtel zu charakteriſiren und klar zu machen. Johannes iſt gar nicht Denker in dem Sinne, wie Paulus; er iſt weit mehr als Seher zu betrachten; er ſchaut, er erkennt unmittelbar; es iſt ihm Alles ohne Mühe und Anſtrengung des Geiſtes geſchenkt; und demgemäß ſpricht er ſich auch nur einfach ausſagend und berichtend aus, ſo daß er eine Kenntniß, aber noch keine Erkenntniß der Sache liefert; ja ſeine Darſtellungen ſind zum Theil von der Art, daß er der myſteriöſeſte und bis auf dieſen Tag unverſtandenſte der neuteſtamentlichen Schriftſteller iſt. Seine Schriften ſind geſchrieben und nicht geſchrieben; ſie ſind eſoteriſcher Natur; ſeine „Offenbarung“ zumal iſt das Unoffenbarſte, was es gibt, und ſchon Mancher, der ſich mit dieſem dunklen Buche abgegeben, hat darüber den Verſtand verloren. Was Alles im Johannes ſteckt, davon hat man eigentlich noch gar keine Ahnung; ich glaube bei ihm Dinge entdeckt zu haben, die weit über die religiöſen Vorſtellungen und Einſichten der Gegenwart gehen. Man kann ihn in dieſer Beziehung noch höher ſtellen, als Paulus, der uns nicht nur der Form, ſondern auch dem Gehalte nach viel näher liegt. Ein ſolch unmittelbares Schauen und Erkennen aber, wie das johanneiſche, bleibt auf die erhabene Perſönlichkeit beſchränkt, die in deſſen Beſitze iſt, oder theilt ſich nur einer quantitativ geringfügigen Minorität empfänglicher Naturen und Intelligenzen mit. Um in's Allgemeine zu gehen und zu wirken, eine chriſtliche Wiſſenſchaft zu erzeugen, eine Verwandlung unſeres Glaubensſyſtems in ein Denkſyſtem, ſo weit eine ſolche nöthig und möglich iſt, zu Stande zu bringen, dazu iſt die johanneiſche Intuition und Darſtellungsweiſe nicht geeignet. Hier hat uns Paulus zum Vorgänger zu dienen, der die Nacht, die uns drückt, durch leuchtende Geiſtesblicke erhellt; der auch keine Mühe ſcheut, ſich Allen möglichſt verſtändlich zu machen, ſich auf's Expliciren, Beweiſen und Ueberzeugen legt, und ſo die zunächſt nur äußerlich gegebene chriſtliche Wahrheit zum inneren, geiſtigen Beſitze der ganzen Chriſtenheit und Menſchheit zu machen ſtrebt. Licht auf dem Wege der inſpirativ geleiteten, zugleich aber auch ſelbſtthätigen, das Gegebene in ſich verarbeitenden und ihm die Form der Aeußerlichkeit und Fremdartigkeit nehmenden Denkens zu erzielen, und dies Licht durch explicirende Mittheilung in der Art zu verbreiten, daß es zum Gemeingut aller denkenden Menſchen zu werden im Stande ſei — das iſt das pauliniſch-pneumatiſche Amt und Werk. Ein ſolches aber kann nicht am Anfang und nicht in der Mitte ſtehen; es iſt das letzte, vollendende, allen Widerſtand beſiegende, das chriſtliche Princip auf dem glorreichſten Wege durchſetzende; was weder durch Petrus, noch durch Johannes, ſondern nur durch Paulus, dieſen univerſalen geiſtigen Welteroberer, als welchen ihn ſo merkwürdig auch der geniale Papſt Sixtus V. bezeichnet hat [1], und durch Geiſter, die ihm ähnlich und in entſprechender Weiſe bethätigt ſind, möglich iſt.

---

[1] Ich gedenke darüber im nächſten Hefte zu handeln.

„Wenn wir," ſagt mein Kritiker, „vom ideal-chriſtlichen Leben reden, ſo vermögen wir nicht bei Paulus ſtehen zu bleiben. Das Sein iſt höher, als das Werden, der Gang durch Gegenſätze und Paradoxen kann Großes erzielen; **das ruhige und edle Beharren im Wahren und Sittlich-Schönen aber iſt das Erhabenere.**"

Als wenn Paulus ein im Winde ſchwankendes Rohr geweſen; als wenn er dem Wahren und Sittlich-Schönen, nachdem er es erkannt und ergriffen hatte, jemals ungetreu geworden wäre! Es wird hier die im dialektiſchen Prozeſſe und ſpekulativen Forſchergeiſte und in dem Ringen nach einem entſprechenden Ausdruck des Erkannten und Darzulegenden Statt findende Beweglichkeit mit dem Schwanken eines unfeſten Willens und unfertigen Charakters verwechſelt. Was **Wille**, **Charakter** und **Geſinnung** betrifft, ſo ſtehen beide Apoſtel gleich edel, groß, ehrwürdig und ruhmvoll da. Ja, Paulus kann ob des bei Weitem kampf-, thaten- und leidenvolleren Schickſals, dem er unterworfen war, und ob der ethiſchen und religiöſen Helden- und Muſterhaftigkeit, die er in ſo vielen und großen Mühen, Leiſtungen, Widerwärtigkeiten, Unglücksfällen und Mißhandlungen bis zu ſeinem tragiſchen Lebensſchluſſe hin entwickelte und bewährte, noch bewunderungswürdiger, als Johannes, erſcheinen, der, bei ſeiner äußeren Unverletzlichkeit und ſeines ruhigen Endes im höchſten

Lebensalter, ein ſolches Martyrium, wie Paulus und ſo viele andere Apoſtel und Blutzeugen jener Tage nicht zu erdulden hatte, und der freilich eben deßhalb wieder eine in ihrer Art erhabenere Geſtalt war, worüber ich das Nähere ſchon in jener Abhandlung bemerkt. Die Aeußerungen des heil. Paulus, die uns in ſeinen Briefen vorliegen, athmen den Geiſt der unbedingteſten, unüberwindlichſten Glaubenstreue, Standhaftigkeit und Opferwilligkeit; ſie ſprechen dieſe Geſinnungen mit einer ſo glühenden Seele und überſtrömenden Beredſamkeit aus, daß ihnen ſchwerlich etwas Anderes der Art an die Seite zu ſetzen iſt. Man erinnere ſich an Stellen, wie folgende ſind:

„Wer mag uns ſcheiden von der Liebe Chriſti? Drangſal? Oder Angſt? Oder Verfolgung? Oder Hunger? Oder Blöße? Oder Gefahr? Oder Schwert? So wie geſchrieben ſtehet: Um dich werden wir gemordet den ganzen Tag; wir ſind geachtet wie Schlacht-Schafe. Aber in dem Allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebet hat. Denn ich bin deſſen gewiß: weder Tod, noch Leben; weder Engel, noch Mächte, noch Gewalten; weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges; weder Höhe noch Tiefe, noch irgend ſonſt Etwas vermag uns zu ſcheiden von der Liebe Gottes, die uns in Chriſto Jeſu, unſerem Herrn, geworden iſt.“ Röm. 8, 35 ff.
„— — — — — — — — — Auf daß wir uns in Allem als Diener Gottes erweiſen, in großer Standhaftigkeit,

in Drangſalen, in Nöthen, in Aengſten, in Schlägen, in Gefängniſſen, in Aufſtänden, in Mühſalen, in Nachtwachen, in Faſten, in Unbeflecktheit, in Einſicht, in Langmuth, in Wohlwollen, im heiligen Geiſte, in ungeheuchelter Liebe, im Worte der Wahrheit, in göttlicher Kraft, durch die Waffen der Gerechtigkeit zu Trutz und Schutz, durch Ehre und Schimpf, durch ſchlechten und guten Ruf, als Betrüger und wahrhaft, als unbekannt und doch bekannt, als ſterbend und doch lebend, als gezüchtigt und doch nicht getödtet, als bekümmert, aber ſtets fröhlich, als arm, aber Viele bereichernd, als Nichts habend und doch Alles beſitzend.“ 2 Cor. 6, 4 ff. Gezwungen durch ſeine Widerſacher, ſeine apoſtoliſchen Eigenſchaften und Verdienſte hervorzuheben, erzählt er 2 Cor. 11, 23 ff., was er Alles gethan, erduldet und gelitten hat. Von Juden und Heiden, falſchen Brüdern und Räubern, ſagt er, ſei er bedroht und mißhandelt worden; fünfmal habe er von den Juden neununddreißig Streiche erhalten, dreimal ſei er geſtäupt, einmal geſteiniget worden; dreimal habe er Schiffbruch gelitten und dabei einen Tag und eine Nacht im Meere zugebracht; auf Reiſen und in Städten, auf Flüſſen und in Wüſten habe er Gefahren beſtanden, habe Noth, Beſchwerden, Elend aller Art erduldet, Mühen, Nachtwachen, Hunger und Durſt, Kälte und Blöße; dazu komme die Sorge für die Gemeinden, den Antheil, den er an Allem nehme und ſein endloſes Angelaufen werden.

Und einen ſolchen Mann dürften wir des Mangels an Feſtigkeit, Charakterſtärke und Beharrlichkeit zeihen?

Was das Princip der Liebe betrifft, ſo fehlt dies bei Paulus eben ſo wenig, als bei Johannes. Wer erinnert ſich nicht der allbekannten, ſo überaus herrlichen und ausdrucksvollen Rolle, wo er der Liebe unter allen chriſtlichen Tugenden und Vermögenheiten den erſten Rang einräumt? „Wenn ich in Zungen der Menſchen und der Engel rede, habe aber keine Liebe, ſo bin ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich prophezeien kann und weiß alle Geheimniſſe und habe alle Erkenntniß, und wenn ich den Glauben habe, der Berge verſetzt, habe aber keine Liebe, ſo bin ich Nichts. Und wenn ich alle meine Habe ausgeſpendet und meinen Leib hingegeben zum Verbrennen, habe aber keine Liebe, ſo iſt es mir Nichts nütze.“ u. ſ. w. 1 Cor. 13, 1 ff. Die Liebe iſt die Subſtanz des Chriſtenthums; und der intellektuelle Prozeß, den ich im Sinne habe, und deſſen erſten, großen Repräſentanten ich in Paulus ſehe, iſt, genau genommen, nur die geiſtige Explication des chriſtlichen Liebesprincips. Wäre bei Paulus und in ſeinen doktrinellen Darſtellungen ein Mangel an dieſem, ſo wäre er kein ächter Repräſentant der intellektuellen Entwicklung im Chriſtenthum.

Ich muß überhaupt dagegen proteſtiren, wenn man einen der drei Apoſtel über die anderen in der Art erhöht, daß dadurch die anderen als untergeordnete

Naturen und Charaktere degradirt und in Schatten geſtellt werden. Jeder von ihnen hat ſeine eigenthümliche Miſſion, Stellung, Würde, Ehre und Größe, während ſie doch in Hinſicht des zu einer ſolchen Berufung und Bethätigung allgemein Erforderlichen und Nöthigen ganz gleich zu ſtellen ſind. Das hier ſo bedenkliche Verhältniß der Superiorität und Inferiorität wollte ich eben beſeitigen, indem ich dafür den Begriff der organiſchen Coordination einzuführen verſuchte. Es liegt, ſo wie man jenes erſtere annimmt, allzu nahe, in derſelben Weiſe auch die kirchengeſchichtlichen Zeiträume und Geſtaltungen zu beſtimmen, ſich namentlich, wie man zu thun liebt, eine Johanneskirche zu denken, in welcher die Petrus- und Paulus-Kirche als überſchrittene Stufen und „überwundene Standpunkte“ in den Hintergrund treten. Ein particulariſtiſches Intereſſe darf den Denker und Forſcher allerdings nicht beherrſchen; es handelt ſich bei ihm, als ſolchem 1), nicht um eine Partei, Kirche, Confeſſion, Sekte, Schule; er hat ganz nur die objektive Beſchaffenheit des Gegenſtandes, den er zu erkennen ſtrebt, die, wie auch immer, erſcheinende Wahrheit oder Unwahrheit der Sache im Auge zu haben. Jenes unorganiſche Verhältniß aber zerſtört meine

---

1) Als Gläubiger kann er ſich ganz anders verhalten; denn da hat er es nur mit ſich, ſeinem perſönlichen Gefühl und Intereſſe zu thun.

mir auch an und für ſich und ganz abgeſehen von meiner perſönlichen Stellung werthe und unentbehrliche organiſche Idee. Zum urbildlichen Maßſtabe habe ich die eben dieſe Idee vor Allem darſtellende göttliche Trinität gemacht, weßhalb ich in meiner Abhandlung zuvörderſt dieſe zu beleuchten unternommen. Die drei trinitariſchen Perſonen oder Hypoſtaſen ſollen bekanntlich nicht ſubordinirt werden; ſie ſtellen ebenſo auch in meiner ſpeculativen Auffaſſung drei gleich weſentliche und nothwendige, nur zuſammen die totale Gottheit ausmachende Momente dar. Spiegeln ſich nun dieſe drei Momente in den drei großen Apoſteln ab, ſo darf man auch dieſe nicht ſubordinationiſtiſch behandeln. Es läßt ſich hiebei bemerken, daß in einer organiſch angelegten und gegliederten Totalität jedes Moment von einem gewiſſen Geſichtspunkt aus als das Weſentlichſte und Wichtigſte betrachtet und als ſolches den andern vorgezogen und übergeordnet werden kann; daß aber die auf dieſem Wege ſich bildenden Widerſprüche bei vollſtändiger Faſſung des Ganzen und allſeitiger Würdigung des Beſonderen ſich völlig ausgleichen und ſtatt ihrer die Anſchauung einer rein und tief befriedigenden Harmonie entſteht. So erſcheint, was die göttliche Trinität betrifft, der Vater, von dem Alles autonomiſch ausgeht, als das Vornehmſte, Oberſte, auch dem Range nach Erſte; die anderen beiden Hypoſtaſen reihen ſich dann in abſteigender Weiſe an. Eben ſo ſteht unter den Apoſteln Petrus voran und macht die ſelbſt einen Johannes und Paulus überragende Spitze aus. Wird hingegen das trinitariſche Leben als Prozeß gedacht, ſo tritt das umgekehrte Verhältniß ein: es geſtaltet ſich ein ſtufenweiſes Emporſteigen, ſo daß das erſte Moment, als Baſis und Ausgangspunkt des ganzen Vorganges, vielmehr zum Unterſten, zum Erſten im degradirenden Sinne des Wortes wird; dagegen die dritte Hypoſtaſe, der Geiſt, als die vollendende, abſchließende Potenz und Krone des Ganzen, den höchſten Rang erhält. So iſt es denn auch, was die apoſtoliſche Trias betrifft; der Apoſtelfürſt wird dann zu dem Grunde, von welchem aus weiter fortgeſchritten wird, als welchen ihn denn auch namentlich Schelling beſtimmt; der dritte Apoſtel aber — für Schelling: Johannes, für mich: Paulus — wird dann unvermeidlich zur überragenden Größe gemacht. Es gibt noch eine dritte Betrachtungsweiſe. Der Sohn, „in welchem die ganze Fülle der Gottheit wohnt,“ in welchem ſich der transcendente Vater zu einer dieſſeitigen Gegenwart entäußert, und in welchem ſich ſein ideales Weſen realiſtiſch und ſenſualiſtiſch darſtellt, von welchem der Geiſt geſendet wird, und von dem dieſer Alles nimmt, was er hat und gibt 1)), dieſe concrete Mitte kann

---

1) „Selbiger wird mich verherrlichen; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen.

ebenfalls für die am höchſten zu ſchätzende, weil inhaltsvollſte und kernhafteſte Hypoſtaſe gelten; und unter den nämlichen Geſichtspunkt kann auch der, die Mitte jener nachbildlichen Trias bildende Apoſtel, als welchen ich den heil. Johannes betrachten zu müſſen glaube, geſtellt werden. Hiemit ſind, bei ausſchließlicher Feſthaltung einer jeden von dieſen Betrachtungs- und Beſtimmungsweiſen, drei Häreſien geſetzt: eine, die in abſteigender Richtung anreiht und unterordnet; eine zweite, für die ſich umgekehrt eine aufſteigende, das frühere dem folgenden nachſetzende Reihe bildet; und eine dritte, welche ſich vorzugsweiſe an die Mitte hält und dagegen die beiden andern Momente in Schatten ſtellt. Alle die drei Auffaſſungsweiſen ſind in ihrem Rechte, aber in einem einſeitigen, und deßhalb ebenſo ſehr auch im Unrechte. Wer Alles zuſammen er-

---

Alles, was der Vater hat, iſt mein; darum habe ich geſagt, von dem Meinen wird er's nehmen." Ev. Joh. 16, 10 f. Man bemerke, wie ſorgfältig und ausdrücklich hier vorgebeugt iſt, daß der verheißene Geiſt nicht in ungebührlicher Weiſe über den Sohn geſetzt werde. Ein den Sohn nicht verherrlichendes, nicht ganz und gar mit ihm harmonirendes Pneuma würde, dieſen merkwürdigen Beſtimmungen nach, nicht das ächte ſein: Prozeß, Entwicklung, Fortſchritt iſt entſchieden geſetzt und vorgezeichnet; gleichwohl ſoll die organiſche Totalität und Gleichſetzung bewahrt und durch keine falſche Ueber- und Unterordnung aufgehoben werden.

wägt, der befindet ſich wieder mit der orthodoxen Faſſung im Einklange; und es iſt dieſe eben darum orthodox, weil ſie alle Einſeitigkeiten ausſchließt und alle Momente in gebührender Würdigung eines jeden organiſch zuſammenfaßt. Denn Häreſie iſt, philoſophiſch verſtanden und begriffen, nichts Anderes, als Einſeitigkeit, Hervorhebung einer einzelnen Inhaltsbeſtimmung auf Koſten der anderen, ſomit auch des Ganzen, der organiſchen Totalität, der ſie angehört; und Orthodoxie nichts Anderes, als Negation dieſer einſeitigen Affirmation zu Gunſten des unverſtümmelten und unverkümmerten Ganzen, organiſche Auffaſſung höherer Gegenſtände, eine, ſo betrachtet, dem wahren Denken und der vollendeten intellektuellen Cultur durchaus gemäße Beſtimmung und Anſchauungsweiſe. Ich weiß nicht, wie in dieſen Beziehungen mein Beurtheiler denkt und geſtellt iſt. Da er aber den trinitariſchen Parallelismus billigt, ſo ſollte er ſich, wie ich meine, auch hüten, dem der Trinitätsidee ſo ſehr widerſtreitenden ſubordinationiſtiſchen Verhältniſſe der drei großen Apoſtel zu einander das Wort zu reden. Die bei ihm ausſchließlich obwaltende Vorſtellung iſt die des Prozeſſes und Fortſchrittes in aufſteigender Richtung; und da fällt er, wie mir ſcheint, nothwendig der zweiten der angeführten unächten Betrachtungsweiſen anheim.

Wie man mit dem trinitariſchen Parallelismus zurecht kommen will, ſofern Johannes dem Geiſte entſprechen ſoll, iſt mir ebenfalls ganz unfaßlich. Petrus iſt der unbeſtrittene Repräſentant des väterlichen Princips. Wenn nun Johannes mit dem Geiſte combinirt wird, ſo bleibt für Paulus nur die parallele Beziehung auf dem Sohn übrig, die ihm Schelling[1]) auch ausdrücklich gibt. Soll nun Paulus, wie Schelling und mein Kritiker will, den Beruf haben, die dialektiſche Bewegung in Gang zu ſetzen und „durch Gegenſätze und Paradoxen Großes zu erzielen,“ ſo wird dieſer Prozeß zu gleicher Zeit auch ganz ſpeciell in die Natur und das Amt des Sohnes hineingeſetzt — was doch gegen alle chriſtlichen Vorſtellungen ſtreitet. Auf dieſe Weiſe kommt man ſchwerlich durch; dieſe Conſtruktion ſollte man aufgeben.

In welch innigem Verhältniſſe Johannes zu Chriſtus ſtand, weiß Jedermann, und ich habe es in meiner Abhandlung auch noch überdies in Beziehung auf die triadologiſche Stellung, die ich dieſem Apoſtel gegeben, erörtert und in's Licht geſetzt. Er iſt der Lieblingsjünger des Herrn; er iſt demſelben am treueſten; er wird mit der Pflege der heiligen Mutter betraut; als bibliſcher Schriftſteller geht er vorzugsweiſe darauf

---

1) A. a. O. S. 326.: „Paulus iſt der eigentliche Apoſtel des Sohnes.“

aus, den Logos und ſein Verhältniß zur Welt darzuſtellen und, einem antirealiſtiſchen Doketismus gegenüber, von dem wirklich und wahrhaft in's Fleiſch gekommenen Gott zu zeugen u. ſ. w. Wer ſollte daher mit mehr Recht, als er, der Apoſtel des Sohnes heißen? Apoſtel des Geiſtes iſt er freilich auch; er iſt es, wie alle Anderen, die den heiligen Geiſt empfangen haben und in Kraft des Geiſtes ſprechen, ſchreiben und wirken. Aber „der Apoſtel des Geiſtes“ (mit dem Artikel) iſt er nicht; dies Prädikat ſteht nur Einem zu. Als der Mann des Geiſtes, des neuteſtamentlichen Pneuma in dem von mir bezeichneten Sinne, im Sinne des johanneiſchen Parakletes, des Geiſtes, der in alle Wahrheit leitet, der nicht Myſterien ſchafft, ſondern, als ſolche, wegſchafft, der ſomit wahrhaft „offenbart,“ die dunklen Nebel vertreibt, in welche die göttlichen Wahrheiten für uns eingehüllt ſind, als ſolcher ſteht Paulus und nur Paulus da.

Schelling[1] hat für die ſpeciell pneumatiſche Bedeutung des Johannes jene herrliche, koſtbare, in Wahrheit hochwichtige Stelle ſeines Evangeliums geltend gemacht, auf die wir ſo eben hingewieſen, auf jene Verheißung des Geiſtes nämlich, der in alle Wahrheit leiten ſolle, eine Verheißung und Zuſicherung, die jedes engherzige, „bis hieher und nicht weiter“ autoritätsvoll niederſchlägt und einer unendlichen Geiſtesentwicklung im Chriſtenthum und Kirche die *ſchriftgemäß berechtigte*, ja *vorgeſchriebene* Bahn eröffnet. Der chriſtliche Denker küßt dieſe für ihn ſo entzückende Stelle des johanneiſchen Evangeliums, er fällt davor nieder und betet an. Aber es treibt und zwingt ihn dieſelbe keineswegs zu der Anſicht und Behauptung, daß Johannes und nicht Paulus die dritte Stelle der großen Trias einnehme. Es iſt Chriſtus, der dort ſpricht und der den Geiſt der abſoluten Erkenntniß verheißt; es iſt der *Sohn*, der dieſen Geiſt ſendet; was Wunder, wenn *der Apoſtel des Sohnes*, wenn Johannes in ſeinem Evangelium dieſe von den andern Evangeliſten übergangene Rede aufbewahrt? Er darf einen ſo wichtigen Zug nicht unberührt laſſen, darf nicht dulden, daß derſelbe einer ewigen Vergeſſenheit anheimfalle. Und ſo wie der Sohn den Geiſt ſendet, ſo iſt es der Apoſtel des Sohnes, von welchem dieſe Potenz auch wieder in apoſtoliſch-prophetiſcher Weiſe ihren Ausgang nimmt und ihren vollſten, großartigſten, doch immer nur erſt *ankündenden* Ausdruck erhält. Daher denn derſelbe Johannes in ſeinen Prophezeiungen auch von einem „*ewigen Evangelium*" ſpricht, das zugleich das *allgemein verbreitete* ſein werde[1]), worunter wohl nichts Anderes, als das pneumatiſch, d. h. intellektuell und rationell erklärte und durchleuchtete, ſo für Alle annehmbar gewordene und für immer befeſtigte Chriſtenthum, die endlich unſerem geiſtigen Bedarfe gemäß zu Stande gebrachte chriſtliche Gnoſis zu verſtehen iſt. Es iſt hier Alles auf's Engſte verkettet, doch aber ſo, daß das Beſondere unverwiſcht bleibt; daß man es gleichwohl unterſcheiden und charakteriſtiſch beſtimmen kann; denn ſonſt hätten wir nur ein einfaches Eins und nicht dieſes wundervoll gegliederte, ſyſtematiſche Ganze vor uns.

---

[1] A. a. O. S. 327.

---

[1] „Und ich ſah einen andern Engel, der flog mitten durch den Himmel und hatte den Bewohnern der Erde und allen Völ-

Nun aber ſehe man, wie ganz anders, als Johannes, namentlich was den Geiſt betrifft, ſich Paulus äußert! Hier wird jene vollendende Potenz nicht erſt als eine noch zukünftige beſtimmt; der Geiſt iſt über Paulus auch nicht bloß ſo, wie über die andern Apoſtel „ausgegoſſen;“ er erfüllt und treibt ihn in ganz eigener, beſonderer Weiſe; er ſpricht ſich durch ihn auch nicht mehr ſo maßvoll und zurückhaltend aus, wie durch die Anderen, ſelbſt durch Johannes; er führt eine Sprache, die den Furchtſamen und Aengſtlichen in Erſtaunen und Schrecken zu ſetzen geeignet iſt. „Geiſt“ im allereminenteſten, namentlich ſpekulativſten Sinne des Wortes; „Freiheit,“ die keinerlei geiſtige Knecht-

---

kern, Geſchlechtern, Zungen und Nationen ein ewiges Evangelium zu verkünden.“ Off. Joh. 16, 6.

ſchaft duldet, die jede von menſchlicher Willkür herrührende oder der Unreiſe wegen geſetzte Schranke bricht; Bewußtſein der weſen- und wurzelhafteſten Verwandtſchaft mit Gott und tiefſtes, göttlichſtes, ſchrankenloſeſtes Erkennen des Göttlichen — das iſt's, was Paulus zum allerkühnſten, rückſichtsloſeſten Ausſpruche bringt. Selbſt in dem Sohne, der für den perſönlich anſchauenden und liebenden Johannes ſo ganz nur der Sohn, ſo ganz nur dieſes göttliche Individuum iſt, ſieht Paulus das univerſell geiſtige Moment: „Der Herr iſt der Geiſt, und wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit" 2 Cor. 3, 17.; dagegen in auffallender Umkehrung, bei Johannes, wo der in alle Wahrheit führende Geiſt verheißen iſt, ausdrücklich hinzugeſetzt iſt, daß dieſe Wahrheit aus dem Sohne komme und keine andere als die bereits dieſem eigene Weisheit ſei. Es iſt beſonders auch dies hervorzuheben, daß Paulus zwar ſelbſt in jede Art von Myſtik eingetaucht, der Ekſtaſe, der Viſion, des „Redens mit Zungen," des Wunderthuns fähig iſt [1]); gleichwohl aber hierauf keineswegs das Hauptgewicht legt, ſondern durchaus nur auf verſtändlichen, allgemein faßlichen Vortrag und Unterricht dringt, worüber das ganze vierzehnte Capitel des erſten Corintherbriefes handelt. Das Myſterium, als ſolches, zu tilgen und dafür die intellektuelle Klarheit, die auf Denken, Wiſſen, Einſicht gegründete Ueberzeugung zu ſetzen, iſt ſein Beſtreben und Beruf. Erlaube man noch einige ſeiner Aeußerungen, wie ſie uns gerade im Gedächtniß ſind und in die Augen fallen, wörtlich anzuführen!

---

[1]) Nach 2 Cor. 12, 1 ff. wurde er bis in den dritten Himmel entrückt und hörte unausſprechliche Worte. Vergl. V. 7. u. 12. Nach 1 Cor. 14, 18. redete er mehr in Zungen als alle Anderen.

„Ihr habt nicht den Geiſt der Knechtſchaft empfangen, um euch abermals zu fürchten, ſondern den Geiſt der Kindſchaft, in welchem wir: Abba, Vater! rufen. Der Geiſt Gottes ſelbſt bezeugt es zugleich mit unſerem Geiſte, daß wir Gottes Kinder ſind. — — — — Ja, auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtſchaft der Vergänglichkeit und in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes verſetzt“ ꝛc. Röm. 8, 15 ff. „Denn nicht hat uns Gott den Geiſt der Furcht verliehen.“ 2 Timoth. 1, 7. „Ihr ſeid um einen theueren Preis erkauft; werdet nicht der Menſchen Knechte!“ 1 Cor. 7, 23. „Als wir noch Kinder waren, da waren wir den Anfangsgründen der Welt noch knechtiſch unterworfen — — — — nun aber hat Gott den Geiſt ſeines Sohnes in unſere Herzen geſandt.“ Galat. 4, 3 ff. Vergl. Coloſſ. 2, 8. V. 20. Hebr. 5, 11. Epheſ. 1, 10. Cap. 4, 13 f. „Der neue Bund iſt nicht der des Buchſtabens, ſondern der des Geiſtes; denn der Buchſtabe tödtet, der Geiſt aber belebt. Wenn aber der Dienſt des Todes, mit Buchſtaben in Stein eingeſchrieben, ſeine

Herrlichkeit hatte, warum ſollte nicht vielmehr der Dienſt des Geiſtes herrlich ſein?“ 2 Cor. 3, 6 f. „Den Geiſt dämpfet nicht!“ 1 Theſſal. 5, 19. „Wir bedienen uns großer Freimüthigkeit und machen es nicht, wie Moſe, der eine Decke auf ſein Angeſicht legte.“ 2 Cor. 3, 12. Das Geheimniß, das verborgen war von Ewigkeit und Alters her, es iſt nun den Heiligen Gottes geoffenbart.“ Coloſſ. 1, 26. Vergl. 2, 2. Röm. 16, 25. „Mir, dem Geringſten aller Heiligen, ward dieſe Gnade verliehen, unter den Heiden den unergründlichen Reichthum Chriſti zu verkündigen, und alle zu belehren, welches die Veranſtaltung des Geheimniſſes ſei, das von Ewigkeit in Gott verborgen geweſen“ ꝛc. Eph. 3, 8 ff. „Denn ihr ſollt wiſſen, mit welcher Sorge ich kämpfe um mich und die in Laodicea, und Alle, die mein Angeſicht nicht geſehen im Fleiſche, daß ihre Herzen mögen beſtärket werden, verbunden in Liebe, und zwar zu allem Reichthum vollkommener Einſicht, zur Erkenntniß des Geheimniſſes Gottes, des Vaters und Chriſti, worin alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen ſind.“ Coloſſ. 2, 1 ff. „Denn der Gott, der aus Finſterniß Licht leuchten ließ, der iſt es, der in unſere Herzen geleuchtet, um das Licht der Erkenntniß ſtrahlen zu laſſen.“ 2 Cor. 4, 6. „Wir ſind vom Geſchlechte Gottes, in ihm leben, weben und ſind wir.“ Apoſtelgeſch. 17, 28. „Wer dem Herrn anhangt, der iſt ein Geiſt mit ihm.“ 1 Cor. 6, 17. „Auf daß ihr vermöget einzuſehen, welches die Breite, Länge, Tiefe und Höhe ſei.“ Epheſ. 3, 18. „Der Geiſt forſchet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.“ 1 Cor. 2, 10 u. ſ. w.

Das ſind die Töne, die hier angeſchlagen werden — wo verlauten ähnliche? Wo wird das pneumatiſche Princip als das der Freiheit, der Erkenntniß und des auf der weſenhafteſten Einheit beruhenden Verhältniſſes zum Göttlichen ſo energiſch ausgeſprochen, vertreten und geltend gemacht? —

Und ſo möchte man mir wohl zugeben müſſen, daß ich nicht aus Eigenſinn, ſondern auf triftige Gründe geſtützt, bei meinen Beſtimmungen bleibe und namentlich die ſpecielle Beziehung feſthalte, welche Johannes zum Sohne und Paulus zum Geiſte hat. Allein ich darf noch nicht ſchließen. Mein Kritiker begibt ſich in's Mittelalter hinein und holt ſich aus den triadologiſchen Ideen deſſelben eine Waffe heraus, um meine Conſtruktion zu widerlegen und die ſeinige zu bewahrheiten. Ich muß ihm folgen und die Geduld des Leſers auf eine noch weitere Probe ſtellen.

3.

Ich habe mich nämlich, was die große welthiſtoriſche Entwicklung des Chriſtenthums, namentlich im ſogenannten Mittelalter und den darauf folgenden Zeiten betrifft, nach drei jener urchriſtlichen Trias entſprechenden repräſentativen Charakteren umgeſehen, nur aber zwei finden und namhaft machen können, in welchen die Erſcheinung der bezüglichen Principien culminirt und ſich in ihrem vollen Glanze zeigt. Unter mehreren großen Päpſten, die das petriniſche, ſomit väterlich-trinitariſche Princip energiſch vertreten haben, tritt als das eigentlichſte, gewaltigſte Genie dieſer Art Gregor VII. hervor. Ebenſo iſt das johanneiſche Moment, welches trinitariſch beſtimmt, das des Sohnes iſt, in dem heil. Franz von Aſſiſi zu erkennen, deſſen Aehnlichkeit mit Chriſtus die Franziscaner in einem ganzen Buche, dem bekannten liber conformitatum, darzuthun beflißen waren. Für das dritte, das pauliniſch-pneumatiſche, fehlte mir eine entſprechende Perſönlichkeit; ich mußte dieſe Stelle leer laſſen und mich der Hoffnung hingeben, ſie werde durch einen erſt noch Kommenden ausgefüllt werden. Der Petrus und Johannes der chriſtlichen Weltgeſchichte im Unterſchiede des noch in ſeine Schranken eingeſchloſſenen Urchriſtenthums ſei, meinte ich, ſchon da geweſen; der Paulus der großen weltgeſchichtlichen Aera in dieſem Sinne ſei noch zu erwarten, und dieſer Mann der Zukunft werde dasjenige leiſten und liefern, was wir jetzt ſpeciell nöthig haben. Er werde nicht die Einheit zertrümmern, keine neue Kirche ſtiften, vielmehr innerhalb der alten, ewigen Mutterkirche ſelbſt ſein Werk vollbringen und von da aus mit ausgedehnter, durchgreiſender Geiſtesmacht ebenſo auch auf die häretiſchen Kreiſe wirken. Meine Meinung war übrigens nicht dieſe, daß Einer Alles zu vollbringen haben werde und daß wir nur thatlos harrend dieſer Erſcheinung entgegenzuſehen hätten. Es wird hier mancher Vorläufer, Mitwirker und Nachfolger nöthig ſein, ſo wie ja auch Gregor VII. und Franz von Aſſiſi nicht einzeln ſtanden, ſondern viele in ähnlicher Weiſe bethätigte Kräfte vor, neben und nach ſich hatten[1]).

Was den heil. Franziscus betrifft, ſo billigt jener Kritiker meine Auffaſſung. „Es iſt,“ ſagt er, „an und für ſich ganz richtig, wenn Daumer den heil. Franz als Vertreter der johanneiſchen Richtung betrachtet. Wie Johannes, ſo iſt auch Franz eine Natur voll Liebe, Güte und Erbarmen. Wie von Jenem, ſo werden auch von dieſem Züge erzählt, welche die zarteſte Rückſichtnahme auch auf die creatürliche Welt verrathen.“

Nun habe ich aber gezeigt, daß Johannes trinitariſch betrachtet, dem Sohn analog; hiernach wird in dieſe Linie, wie ich in meiner Abhandlung gethan, doch wohl auch Franziscus zu ſtellen ſein. Mein Kriti-

---

1) In Beziehung auf Natur und Thierwelt, um dies gelegentlich zu bemerken, ging dem heil. Franziscus und ſeinen Schülern, einem heil. Antonius von Padua u. ſ. w., ſchon der alte Antonius, der Abt, voraus, der deßhalb Patron der Thierwelt iſt. Vergl. Alzog, Kirchengeſch. 7. Auflage, S. 350.

ker dagegen behauptet, die Richtung des Franziscanerordens ſei vielmehr als die „pneumatiſche" zu faſſen. Meine Conſtruction war dieſe:

I. Vater — Petrus — Papſtthum; Gregor VII. als beſonders hervortretender Repräſentant deſſelben.
II. Sohn — Johannes — Franziscus.
III. Geiſt — Paulus — ?

Da, wo das Fragezeichen ſteht, ließ ich den Platz für einen Künftigen leer. Mein Beurtheiler hingegen will folgende Anordnung:

I. Vater — Petrus — Papſtthum.
II. Sohn — Paulus — Scholaſtik.
III. Geiſt — Johannes — Franziscaniſche Liebesrichtung.

Papſtthum, Scholaſtik und Franziscanismus ſei aber nur in ſpecieller Beziehung auf das Mittelalter zu betrachten; für die neue Zeit müßten die drei Principien andere, neue Repräſentationen erhalten. Es iſt mir hiebei nicht recht klar, wie er vom Papſtthum denkt. Das ganze Mittelalter iſt ihm petriniſch — die Periode des Vaters innerhalb der chriſtlichen Weltgeſchichte, ſo daß die beiden anderen Momente eine nur untergeordnete Rolle ſpielen; in den folgenden Perioden, der pauliniſchen und johanneiſchen, müßte demnach das Papſtthum wenigſtens eine ganz andere, nämlich inferiore, gegen die anderen zurücktretende Stellung einzunehmen haben. Er ſchließt ſich an die triadologiſchen Ideen an, die im Mittelalter einen ſo oppoſitionellen Geiſt und Charakter entwickelt haben; er hält mir namentlich den Introduktorius entgegen. „In dieſem Buche faßt der Franziscaner Gerhard die Ideen von den drei großen Weltepochen zuſammen und wendet ſie auf ſeinen Orden an. Gerade in dieſem ſieht derſelbe die Kirche des heiligen Geiſtes, die Kirche der Vollendung. Und bald hat ſich dieſe Anſchauungsweiſe, die Lehre vom ewigen Evangelium, durch die ganze Kirche verbreitet.“

Ich werde hier genöthigt, mich über kirchengeſchichtliche Thatſachen zu erklären, die ich in meiner Abhandlung überging und füglich übergehen konnte, weil ich es bei Auswahl und Aufſtellung der mir nöthigen repräſentativen Perſönlichkeiten, Denkarten und Richtungen nicht mit den oppoſitionellen und häretiſchen Phänomenen zu thun hatte, ſondern mich planmäßig nur innerhalb des rein kirchlichen Kreiſes hielt. Der Kirchenhiſtoriker kennt jene franziscaniſche Partei, welche man Spirituales und Zelatores nannte. Es war nicht der ganze Orden, ſondern eine Minorität, die ſogar als Sekte betrachtet und behandelt wurde. Die Päpſte Gregor IX., Innocenz IV. und Nicolaus III. waren ihre Gegner; der fromme Papſt Cöleſtin geſellte ſie den Cöleſtiner-Eremiten bei. Der Streit ſchien beendigt; da ſie ſich aber nach ihres Beſchützers Rücktritt von Neuem erhoben, wurden ſie von Bonifacius VIII. verfolgt und aufgehoben. Das Uebel war aber nicht zu dämpfen; die ſogenannten Spiritualen erregten wiederholte tumultuariſche Bewegungen, und es wurden daher ſeit Johannes XXII. (1318) ſtrenge Maßregeln gegen ſie ergriffen. Ein Theil derſelben, den antikirchlichen Scholaſtiker Wilhelm Occam an der Spitze, verbündete ſich mit Kaiſer Ludwig dem Bayer, der mit den Päpſten im Kampfe lag, und erſt nach dem Tode deſſelben wurden ſie auf der Synode zu Conſtanz wieder mit der Kirche verſöhnt.

Dieſe Franziscaner waren mit den beſtehenden kirchlichen Zuſtänden unzufrieden und weiſſagten eine neue religionsgeſchichtliche Weltperiode. Ihre in dieſer Hinſicht aufgeſtellte Triadologie war indeſſen nicht im Orden entſtanden. Sie ging auf eine Weiſſagung des Abtes Joachim von Floris in Calabrien († 1202) von den drei Weltaltern [illegible]ck. Dieſelbe wurde dann von dem Franziscaner G[illegible]ard in der Einleitung zum ewigen Evangelium (1254) und dem Franziscaner Johannes von Oliva († 1297) weiter ausgeführt[1]. Der Hauptgedanke war ſchon von den Montaniſten verkündet worden. Die ganze Weltgeſchichte wurde in drei Theile getheilt. Das Reich des Vaters ſei als das erſte, in altteſtamentlicher Zeit beſtanden habende zu betrachten; das Reich des Sohnes ſei das, worin die römiſche Kirche ihre Wirkſamkeit entfalte; das Reich des Geiſtes endlich dasjenige, welchem, als der höchſten und vollkommenſten Erſcheinung, auch das Reich des Sohnes, d. i. römiſche Kirche und Chriſtenthum, zum Opfer fallen müſſe; der Anfang deſſelben wurde in's Jahr 1260 geſetzt. Ich ſchreibe dies im Jahre 1862. Schon vor ſechs Jahrhunderten alſo hegte man die Idee einer Zukunftskirche und wollte ſie ſogar ſchon damals in's Leben führen.

---

[1] *Wadding*, Annal. ed. Rom. T. V. p. 314. u. 338.

Das iſt gewiß ſehr merkwürdig. Auch iſt ſchon Leſſing in ſeiner „Erziehung des Menſchengeſchlechtes“ darauf zurückgekommen. Mir aber ſtemmt ſich hier, wie es ſcheint, ein in der That nicht unerheblicher faktiſcher Widerſpruch entgegen, ſofern dieſer Spiritualismus zwar nicht den ganzen Orden des heil. Franziscus, aber doch einen Theil deſſelben für ſich gewonnen, ſich in dieſem Orden zwar nicht urſprünglich erzeugt, aber doch ſo beſtimmt ausgeprägt hat. Es würde mir übel anſtehen, wenn ich mich hinter die Orthodoxie ſteckte und die ganze Sache als häretiſch abwieſe. Ich konnte ſie in meiner Abhandlung ignoriren, weil ich dort nur die Centralpunkte und Hauptſachen in gedrängter Ueberſicht vorführen wollte; jetzt heißt es: Hic Rhodus, hic salta! und ich werde dem rhodiſchen Sprung nicht auszuweichen ſuchen.

Vor Allem iſt zu ſagen: Wie der Sohn den Geiſt verheißt, den Geiſt ſendet, ihn, der zugleich als der eigene des Sohnes beſtimmt wird; wie Johannes, der

Apoſtel des Sohnes, dieſe Verheißung in ſeinem Evangelium ſo glänzend hervorhebt, und überdies ſchon im Geiſte den Engel fliegen ſieht, der ein ewiges Evangelium bringt — eben ſo wurde von der johanneiſch-franziscaniſchen Partei im Mittelalter die Kirche des Geiſtes gefordert und in Ausſicht geſtellt. Es iſt hier bei der nachgewieſenen engen Verkettung der trinitariſchen und triadologiſchen Momente kein Widerſpruch. Aber allerdings hätte dem intellektuellen Bedürfniſſe eine beſondere, eigenthümliche Erſcheinung in der orthodoxen Kirche ſelbſt zu entſprechen gehabt. Da dies nicht der Fall war, ſo artete das Poſtulat in Sektirerei und offene Empörung aus, gegen die man dann auch wieder kirchlicherſeits ſo gewaltſam zu verfahren veranlaßt war und — eben weil das pneumatiſche Moment noch nicht ſeine befriedigende, die Geiſter auf innerlichem Wege beherrſchende Vertretung gefunden — leider nur ſo verfahren konnte. Das ſind ſehr lehrreiche Vorgänge und wohl werth, daß man ſie in ernſte Betrachtung ziehe. Man erlaube daher noch folgende Erörterungen.

Es iſt ſehr ungenügend, die drei trinitariſchen Momente, von denen die Rede iſt, durch eben ſo viel Abſtraktionen zu bezeichnen, wie etwa die Begriffe: Macht, Liebe und Erkennen ſind. Laſſe man jedoch dieſe Begriffe und Ausdrücke als Abbreviaturen gelten, welche durch ihre Kürze die Darſtellung erleichtern, zumal da das Mittelalter, von welchem wir zu ſprechen haben, ſich ſelbſt derſelben bedient hat. Wenn wir auf dieſes Zeitalter einen nur oberflächlichen Blick werfen, ſo fällt uns als deſſen vorwiegender kirchlicher Charakter allerdings nur die weltgeſchichtliche Ausprägung der Macht und Gewalt in Form des Papſtthums und der Hierarchie in's Auge. Aber dieſes Zeitalter hatte das Bewußtſein, daß eben ſo ſehr auch die Darſtellung und Entfaltung des Liebes- und Erkenntnißprincips erforderlich ſei. Man glaubte ſie auch zu beſitzen; und es waren namentlich zwei geiſtliche Geſellſchaften, in denen ſie vorhanden zu ſein ſchienen, die der Franziscaner und die der Dominicaner, in denen ſich ſogar zwei dieſelben Principien vertretende Gattungen himmliſcher Geiſter auf Erden niedergelaſſen zu haben ſchienen. Es wurden nämlich die Seraphim als die Engel der Liebe, die Cherubim aber für die des Wiſſens gehalten[1]). Daher ſah man in dem heil. Franz die Erſcheinung eines Seraphs, in dem heil Dominicus die eines Cherubs. So

---

1) In einer altdeutſchen Ueberſetzung des ambroſianiſchen Lobgeſanges aus dem Ende des 12. Jahrhunderts zu München ſteht in der Stelle: tibi Cherubim et Seraphim, ſtatt des erſten Wortes die guizzenuolle (Wiſſensvollen) und ſtatt des letzteren: die minnefiurige (Liebesfeurige) ſ. Berl. Jahrb für wiſſenſch. Kritik. Juli 1831. Nr. 18. S. 144. Auf altdeutſchen Gemälden erſcheinen die Cherubim blau oder in einem blauen Lichtſchimmer, die Seraphim roth oder in einem rothen.

hat die beiden berühmten Ordensſtifter Dante (Parad. XI. 38.) geſchildert: „Der Eine von Inbrunſt ganz ſeraphiſch, der Andere durch Weisheit ein Widerſchein vom Cherubsglanze.“ Dem Orden des heil. Dominicus gehörte der berühmte Thomas von Aquin an, der ſich als kirchlicher Denker und Theolog ein ſo außerordentliches Anſehen erwarb, und dem noch heutzutage ſo vorzugsweiſe gehuldigt wird. Es thut ſich auf dieſe Weiſe das höchſt ehrenvolle und anerkennungswerthe Bedürfniß und Beſtreben kund, auch dem Erkenntnißprincip, als einem weſentlichen und unentbehrlichen Momente des kirchlichen Geiſtes und Lebens, die gebührende Rechnung zu tragen und daſſelbe in der Kirche ſelbſt glänzend und mächtig vertreten zu ſehen. Zugleich iſt wahrzunehmen, daß nach der Idee des Mittelalters die beiden Principien nicht in eine und dieſelbe perſönliche und geſellſchaftliche Darſtellung zuſammengefaßt ſein, ſondern in zwei verſchiedenen, für ſich beſtehenden Repräſentationen exiſtiren und ihre um ſo größere Wirkung thun ſollten. Leider aber wollte ſich die Sache nicht ſo friedlich und harmoniſch geſtalten, wie es die organiſirende Idee des Mittelalters meinte und vorzeichnete; „Seraph“ und „Cherub“ verhielten ſich wie Waſſer und Feuer, wie Ja und Nein, wie Satz und Gegenſatz. Entzweiung, Haß, Feindſchaft, Erbitterung trat ein; heftige Streitigkeiten zwiſchen den zwei hervorragenden Orden, ihren Tendenzen, Lehren und Syſtemen ziehen ſich durch die Geſchichte der Kirche hindurch. Wenn mein Opponent die Trias: „Papſtthum, Scholaſtik und Franziscus" aufſtellt, ſo ſcheint er zu vergeſſen, daß es auch eine ganz ſpeciell franziscaniſche Scholaſtik gab, die mit der vom Dominicanerorden ausgegangenen, namentlich der des Aquinaten in principiellem Kampfe lag. Der große Gegner des heil. Thomas war bekanntlich der Franziscaner Duns Scotus; eine noch oppoſitionellere Stellung gab ſich nachher der Franziscaner Occam; und es handelt ſich darum, einzuſehen, worin denn eigentlich der Grund dieſer Spaltung lag. Um dies gründlich zu erörtern, wäre freilich ein ganzes Buch zu ſchreiben; ich muß es bei einigen ſchüchternen Winken bewandt ſein laſſen.

Den Dominicanern war die hohe Aufgabe zugefallen, als irdiſche Cherubim das der Kirche nöthige Erkennen und Wiſſen zu Stande zu bringen und dem Macht-, Glaubens- und Liebesſyſtem derſelben das noch fehlende Glied, die kirchliche Gnoſis, hinzuzufügen. Sie ſtellten auch in der That ein Lehrſyſtem auf, das ſich großer Anerkennung zu erfreuen hatte. Daſſelbe aber erwies ſich doch nicht als das in Wahrheit befriedigende, verſöhnende, vermittelnde und vereinigende; denn ſonſt hätten ſie, ſtatt jene richterliche Rolle zu ſpielen, die ſie in ſo großen Verruf gebracht, die Häreſien auf einem milderen und gründlicheren Wege zu bekämpfen gewußt; ſonſt wären insbeſondere auch nicht die franziscaniſchen

Gegenſätze dawider aufgetreten. Mit dem johanneiſch-franziscaniſchen Liebesprincip hing die möglichſte Erhebung der milden, mütterlich-ſüßen Maria in Dogma und Cultus zuſammen; es fehlte aber noch der dogmatiſche Schlußſtein des katholiſchen Mariencultus, der erſt neuerdings unter unſerem vortrefflichen Pius IX. hinzugefügt worden iſt. Die Dominicaner, ihren autoritätsvollen Thomas an der Spitze, bemühten ſich, dieſe Vollendung zu hindern; jener berühmte Scholaſtiker hatte die Unzuläſſigkeit des Glaubens an die unbefleckte Empfängniß darzuthun geſucht; Scotus vertheidigte das Gegentheil, und der Franziscaner hat nun endlich kraft kirchlicher Entſcheidung über den obgleich ſo überſchwänglich gefeierten Dominicaner geſiegt. So wäre noch Vieles beizubringen, wenn ich mich nicht auf das Wenige beſchränken zu müſſen glaubte. Die Franziscaner konnten mit einem Worte in der dominicaniſchen Scholaſtik die ächte Darſtellung und Entwicklung des pneumatiſchen Princips, welches ſie forderten, nicht erkennen. Sie mußten daher ſelbſt Hand an's Werk legen; und ſo geſchah es denn, daß ſie, erbittert über die den Gegnern zu Theil werdende Bevorzugung, auch ihrerſeits zu Extremen fortgingen und ſich bis zur Häreſie und Oppoſition gegen den ganzen kirchlichen Organismus verirrten.

So bin ich genöthigt, die Sache anzuſehen, bis man mich etwa in evidenterer Weiſe, als bis jetzt geſchehen iſt, zurechtweiſt und ſo zu der entgegenſtehenden Anſicht bekehrt, der ich dann nicht ferner widerſtreben werde.

4.

Ich habe nun ſchließlich nur noch Eins zu bemerken. Mein Kritiker glaubt, meine Hervorhebung des heil. Paulus in der bezüglichen Abhandlung habe einen perſönlichen Grund. Dagegen erlaube ich mir auf folgende biographiſche und literariſche Thatſachen aufmerkſam zu machen.

Es war nicht Paulus und ſein ſpecielles Geiſtprincip, was ich zunächſt in Anregung zu bringen ſuchte. Das johanneiſch-franziscaniſche mit Einſchluß des ihm ſo nahe verwandten marianiſchen war es, was mir vor Allem am Herzen lag. Mein Marienbüchlein erſter Ausgabe 1)) iſt ſchon längſt vor meiner Converſion in den Druck gegangen; und es iſt bei deſſen Geſtaltung meine Abſicht geweſen, ganz in die eigenthümliche Tiefe der katholiſchen Liebes- und Humanitätspoeſie, wie ſie ſich in jenem zarten Cultus ausgeprägt, hineinzugreifen. Die wunderbare, in dem heil. Franziscus und ſeinen Schülern culminirende Naturanſchauung der altchriſtlichen Zeiten hauchte mich ebenfalls ſchon lange vor meinem Eintritt in die katholiſche Kirche poetiſch an; und es entſtanden ſchon damals einige dieſe Anſchauung ſpiegelnde Gedichte, die ich viele

---

1) Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria. Nürnberg 1841. Späterhin unter dem Titel „Marianiſche Legenden und Gedichte“, Münſter 1859, in veränderter Geſtalt herausgegeben.

Jahre nachher in meinem zweiten Manſardenheft mitgetheilt habe. Für Paulus hatte ich ſo viel Sinn und Verſtändniß keineswegs; ein näheres Verhältniß zu dieſem geſtaltete ſich erſt während der entſchieden katholiſchen Wendung, die ich im Jahre 1858 machte. Die erſte Spur davon findet ſich in meiner „dreifachen Krone Roms“. Indeſſen beweiſt das ſpäter entſtandene zweite Manſardenheft, wie ſehr ich gleichwohl fortfuhr, mich jenen älteren Sympathien hinzugeben, und wie ich dieſelben ſogar mit erhöhtem Nachdruck äußerte. Maria und Franziscus waren meine Heiligen, meine Autoritäten und Vorbilder, die wertheſten und vornehmſten Gegenſtände meiner Verehrung, meines Preiſes und Anrufes. Man ſehe nur gleich das Motto jenes Heftes:

Heilige Mutter! Hehrer Franz!
Gnädiglich aus eurem Glanz
Neiget euch, und dieſem Kinde
Dunkelſtiller Einſamkeit
Euren hohen Schutz verleiht;
Daß nicht all, was euch geweiht
Und erfüllt mit eurer Linde,
Zu ſo wildbewegter Zeit
Nur verſchloſſ'ne Herzen finde,
Und, wie weggeworfene Spreu,
Die da wirbelt in dem Winde,
Ganz und gar verloren ſei!

Von einem Gedichte, das ich in Beziehung auf gewiſſe dem Inhalte dieſes Heftes entgegentretende Gegner verfaßte, aber nicht drucken ließ, theile ich hier nur den ebenfalls bezeichnenden Anfang mit:

„Der heiligen Mutter ſanfte Zier,
Und dein ſeraphiſch Weſen,
Vieltheurer Franz, ſie hab' ich mir
Zum Augenmerk erleſen.

Nicht die geringſte Creatur
Iſt ungeliebt von dieſen;
Soll ich nicht auch ſo ächt und pur
Das ganze Sein umſchließen?“ ꝛc.

In welchem Grade ich dem Princip, dem ich in meiner Triadologie die zweite Stelle angewieſen, noch fortwährend huldige, und wie wenig mir daſſelbe gegen das dieſem Syſtem als das dritte geltende in den Hintergrund getreten, das wird endlich auch ein Büchlein lehren, das ich kürzlich bei Franz Kirchheim zu Mainz in den Druck gegeben und: „Schöne Seelen“ betitelt habe. Es werden darin mit Vorliebe einige der liebevollſten, demüthigſten und einfaltreichſten Charaktere der kirchlichen Vorzeit behandelt, wie namentlich gleich vorn herein ein Schüler des heil. Franziscus, der einfältige Bruder Juniperus oder Wachholder erſcheint, welcher aus überſchwänglicher Liebe und Barmherzigkeit und bei gänzlichem Mangel an gemeinem Welt- und Menſchenverſtand die wunderlichſten Streiche beging. Und ſo wird man mir ſchwerlich vorwerfen können, daß ich dem Erkenntnißprincip und ſpeculativen Probleme einen zu einſeitigen Vorzug gegeben. Ich wiederhole, daß mir ſämmtliche in Rede ſtehende Momente gleich werth und weſentlich ſind, daß ich die drei Principien durchaus nur organiſch d. h. als integrirende, bleibende Glieder des Ganzen anſchaue, hiebei zwar die vollkommene Entwicklung eines jeden derſelben, für unſere Zeiten insbeſondere des dritten, als des in dem Augenblicke vornehmlich zu beachtenden, verlange und darein den unumgänglich nöthigen kirchlichen Fortſchritt ſetze, wie ihn auch unſer jetzt regierender heiliger Vater ausdrücklich genehmigt und empfohlen hat, nicht aber eines dieſer Momente und Principien dem anderen in abſchwächender, degradirender, verkümmernder oder völlig ausſchließender Weiſe aufgeopfert zu ſehen wünſche.

Ueber die deutſche Einheitsidee in Beziehung auf das Frankfurter Schützenfeſt und ähnliche Unternehmungen.

Πολλαι μορφαι των δαιμονιων·
Πολλα δ' αελπτως κραινουσι θεοι,
Και τα δοκηθεντ' ουκ ετελεσθη,
Των δ' αδοκητων πορον ευρε θεος.

Euripides.
(Alcest. Androm. Bacchant. Helena.
Am Schluſſe dieſer Stücke.)

Man ſoll nicht lachen,
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen Alle machen,
Was ſie nicht können.

Göthe.

Die Phraſe tönt; es jauchzet
Die Menge gedankenlos.
Manch böſe Natter birgt ſich
In prächtiger Worte Schooß,
Grüßt zu gelegener Stunde
Mit ihrem giftigen Gruß —
Doch ungeahnt zuweilen
Zertritt ſie ein Rieſenfuß.

1.

Ich hätte in Frankfurt auch gern mitgeſchoſſen, nämlich ſo wie ich es kann; ich hätte gern einen kritiſchen Schuß gethan, wäre aber übel angekommen, um ſo übler, je beſſer ich getroffen hätte. Denn Enthuſiasmus und Parteitreiben vertragen keine Kritik; die wollen ungeſtört durch Vernunft und Urtheil ſein; damit kann man erſt nachher kommen, wenn die Sache eine ſchiefe Wendung genommen, wenn die Kritik der Thatſachen vorausgegangen iſt und zur Beſinnung gewaltſam aufgerufen hat. Nachdem dieſe nun wirklich das Ihrige gethan, kann ich mit der meinigen wohl auch herausrücken, und ſo erlaube ich mir denn folgende Bemerkungen.

Die Aufſchrift der Frankfurter Feſthalle lautete:

„Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern."

Dr. Paſſavant in ſeiner Eröffnungsrede ſagte: „In allen deutſchen Stämmen iſt der Gedanke wach: wir müſſen einig ſein, wir wollen ein

Volk ſein." Zum Frieden und zur Einigkeit ward auch ſonſt noch dringend aufgefordert. Man ſprach vom *gemeinſamen*, vom *ganzen und ungetheilten Vaterlande* ꝛc. Wie ſchön, wie groß klangen dieſe Worte; wie edel erſchien dieſe Idee, wie löblich dieſe Begeiſterung! An Hader und Zwietracht kranket alle Welt und insbeſondere iſt unſere weiland ſo große und herrliche Germania ſeit Jahrhunderten auf's Traurigſte in ſich zerfallen und zerriſſen und durch innere Zerwürfniſſe und äußere Zerſtückelung ſo ſchwach, ſo klein, ſo verächtlich in fremden und eigenen Augen geworden, daß man darüber weinen möchte. Wer ſollte nicht recht von Herzen wünſchen, daß es anders werde? Aber — — — — läßt ſich denn das ſo ganz einfach bewerkſtelligen; laſſen ſich denn dergleichen fromme Wünſche mit einem Male wie durch einen Zauberſchlag in Realitäten verwandeln? Es ſollte ſo Vieles anders ſein, als es iſt; aber nur ein ſchwärmender Knabe kann meinen: er brauche nur eine Idee, eine Phraſe in die Welt zu werfen, und ſo werde Alles geſchehen ſein. Und dann — — — muß denn der Begriff der Einheit und Einigkeit nicht näher beſtimmt werden; muß denn nicht geſagt werden, wie und worin man einig ſein wolle? Wird da nicht wieder ein Jeder ſeine beſondere Meinung und Abſicht haben und ſo die Einheit ſelbſt wieder zu dem Zankapfel werden, der den Krieg der Parteien entzündet? —

2.

„Der Grundgedanke aller Inſchriften, Reden, Manifeſtationen war der Gedanke der Einheit; es war der Grundton des ganzen Feſtes, aber ein Grundton, dem jede Partei ihren eigenen Text unterlegte, den alle ſchlechten Leidenſchaften für ihre Zwecke zu variiren ſtrebten.“ So das Mainzer Journal vom 25. Juli 1862. Wir wollen billig ſein. Es war natürlich, ja nothwendig, daß man den Begriff der Einheit und Einigkeit nicht in ſeiner vagen Unbeſtimmtheit ließ, daß man ihm einen poſitiven Gehalt zu geben ſuchte. Denn derſelbe iſt ſo ohne Weiteres eine bloße Redensart, mit der Nichts anzufangen iſt. Er iſt zunächſt ganz negativ und zeigt nur die Entfernung der Vielheit und Differenz an; aber nicht, wie das große Kunſtſtück auszuführen ſei, nicht wie das einige Deutſchland denken, wollen und handeln ſolle, und wie zu bewirken ſei, daß es auf eine ſo poſitive Weiſe zuſammen ſtimme. Soll der Gedanke der Einheit nicht die reinſte Abſurdität ſein, ſo muß er einen andern hinter ſich haben, der ihm Beſtimmtheit, Inhalt und Bedeutung gibt. War ein ſolcher nicht vorhanden und wollte man einen ſolchen nicht unterlegen laſſen, ſo durfte man eine ſolche Phraſe gar nicht in den Mund nehmen, eine ſolche Fahne gar nicht aufſtecken. Daran ſcheint freilich die enthuſiasmirte Maſſe gar nicht gedacht zu haben, weil die Maſſe überhaupt nicht denkt, und weil die Unterſuchung der Begriffe, die man ihr octroyirt, nicht ihre Sache iſt. Neueſtens[1]) iſt von Gründung eines „allgemeinen deutſchen Sängerbundes“ die Rede; und da wird wieder ganz dieſelbe Sprache geführt. „Der Geiſt der Zwietracht und Abſonderung müſſe bekämpft werden.“ Wie, in welchem Sinn, in Kraft welcher poſitiven Ideen, Projekte und Verknüpfungsmittel, wenn nicht das leere, charakterloſe Einheitsgeſchwärm und Geſchwätz Alles ſein ſoll, wird nicht angegeben. Auch hier werden ſich wieder hinter die zur Schau geſtellten Redensarten und Schlagwörter, wie das Mainzer Journal ſagt, „alle ſchlechten Leidenſchaften“ bergen.

3.

Sehen wir uns die Sache näher an! Die verſchiedenartigſten und entgegengeſetzteſten Principien, Grundſätze, Denkarten, Syſteme, Glaubensbekenntniſſe, Tendenzen und tendenziöſen Verbindungen und Verſchwörungen ſind in Deutſchland zu Hauſe. Sie können und werden, ohne höchſt weſentliche Veränderungen zu erleiden, nun und nimmermehr zuſammenſtimmen und ein friedliches, harmoniſches Ganze bilden. Abſolutismus, Ariſtokratismus, Conſtitutionalismus, Republikanismus, Socialismus, Communismus, groß- und kleindeutſche Geſinnung und Abſicht, Katholicismus, Prote-

---

1) Es iſt mir ein betreffender Artikel aus Stuttgart vom 29. Juli zur Hand.

ſtantismus, Pietismus, Wunderglaube, Rationalismus, Aufklärung, Theismus, Pantheismus, Atheismus, Materialismus — dieſes buntſcheckige Vielerlei ſollte auf einmal ein einfaches Eins ohne Gegenſatz und Widerſpruch bilden? – Einheit und Einigkeit ſind im Falle feindlicher Gegenſätze und antagoniſtiſcher Parteibeſtrebungen nur dadurch möglich, daß die eine Seite ſiegt, die andere unterdrückt und vernichtet wird; oder daß ſich beide in eine reine Indifferenz auflöſen, ſo daß man gar Nichts mehr glaubt, denkt und will; oder daß etwas Neues entſteht, wogegen das Frühere aufhört, Bedeutung und Exiſtenz zu haben. Was wollte man nun, was hatte man im Plane, als man in die ſo mächtig und prächtig ſchallende Einheitstrompete ſtieß? War die Sache einfach und ehrlich gemeint, ſo war ſie abſurd und gedankenlos; und war ſie ſo taumelhaft-einfältig und unbeſinnlich nicht, ſo ſtack dahinter eine Falſchheit, ein Betrug.

Das eine, ganze, große, ungetheilte Deutſchland — das war die ſo harmlos, als grandios erſcheinende Parole, das der ſüße, patriotiſche Köder, an dem angebiſſen werden ſollte und wirklich angebiſſen wurde. Zu dieſem Deutſchland war billiger Weiſe nicht nur der nördliche, ſondern auch der ſüdliche, nicht nur der proteſtantiſche, ſondern auch der katholiſche, nicht nur der gottloſe, ſondern auch der fromme, nicht nur der blutgierige, ſondern auch der ſanftmüthige, nicht nur der beſitzloſe, ſondern auch der beſitzende, nicht nur der den niedrigen, ſondern auch der den höheren Schichten der Geſellſchaft angehörige Theil der Bevölkerung zu rechnen. Es wurden auch wirklich zum Theil recht univerſale Töne angeſchlagen. Alles, was wir hier Widerſtreitendes und Unverſöhnliches erwähnt haben, ſollte, ſo ſchien es, in einen Brei zuſammengerührt werden, und das wäre in der That ſehr rührend geweſen. Schade nur, daß es Unſinn war. Es war aber auch gar nicht die Meinung derer, von denen all dieſe Sänger-, Turner- und Schützenvereine eigentlich ausgehen und angeregt werden. Es handelte und handelt ſich fortwährend nur darum, von all den Antitheſen, die wir aufgeführt, das erſtere, das negative und deſtruktive Moment überwiegen und triumphiren zu machen und dem anderen den Untergang zu bereiten. Das hat wenigſtens einen Sinn; ſo könnte und würde die Differenz in der That getilgt werden; aber nicht in der Weiſe der Verſöhnung und friedlichen Vereinigung des Geſchiedenen, ſondern in der Art, wie wenn von Zweien, die ſich haſſen und ſtreiten, einer dem anderen das Meſſer in den Leib ſtößt und ihn ſo zum ſtillen Manne macht, der nie mehr einen Zank anfängt. Das und nichts Anderes war der großen, edlen Worte Sinn und Zweck.

Wohl wurde von denen, welche den herannahenden

Sturm ahnten und zu verhindern wünſchten, wider etwaige Unruheſtifter ein prophylaktiſches Anathem geſchleudert. Das Comité erklärte: „Wer in den Feſttagen die Eintracht ſtört und in den ſchönen Bau des brüderlichen Feſtes die Fackel der Zwietracht zu werfen verſucht, den treffe mit eherner Wucht die Verachtung der Nation!“ In einem Artikel aus Frankfurt vom 12. Juli hieß es: „Schmach und Schande über die, welche Zwietracht ſäen, ſei es mit böſem Willen oder aus Beſchränktheit.“ Die Worte waren mit ausgezeichneten Lettern gedruckt. Wie war es aber zu hindern, daß ſich die Tendenzen verriethen, die der ganzen Veranſtaltung zu Grunde lagen? Was ſollten denn die Bankettreden für einen Inhalt haben? Sollten die Redner nur immer „Einheit, Einheit“ ſchreien? Sollten ſie etwa nur Franzoſenhaß predigen? Und wenn ſie etwas Poſitiveres ausſprachen, mußten ſie da nicht denen anſtößig werden, die etwas ganz Anderes wollen? Ich muß die einzelnen Redner in dieſer Beziehung durchaus entſchuldigen, wenn ich auch noch ſo weit davon entfernt bin, ihre An- und Abſichten zu theilen. Die Harmloſigkeit wäre in dieſem Falle eine gar zu große Geiſtesarmuth und Lächerlichkeit geweſen.

Des Pudels Kern konnte nicht lange verborgen bleiben. Am 14. Juli wies Dr. Reinganum auf das Jahr 1848, als auf einen der Zeitpunkte hin, in welchem ſich „der Volkswille“ kund gegeben — ein

„endloſer Jubel“ ertönte. Es geſchah dies in derſelben Gegend bei Frankfurt, wo in dem genannten Jahre Lichnowsky und Auerswald maſſacrirt wurden. In ſolchen Thaten offenbarte ſich damals der „Volkswille“; und das wollte man wieder haben und in noch weit ſtärkerem Maße. Schulze-Delitzſch aus Berlin ſprach von Volksbewaffnung und „Initiative des Volks;“ er ſah im Schützenfeſt ein bewaffnetes Vorparlament. Grün ließ alle todten Wühler leben. Dr. Görz erinnerte in einer am 15. Juli gehaltenen Bankettrede an Schiller's Motto: In tyrannos, das er auf ſeine „Räuber“ geſchrieben, und bezeichnete daſſelbe als den Ausdruck des deutſchen Geiſtes[1]). Metz machte den Feſtplatz zum „deutſchen Rütli,“ forderte auf, bei der deutſchen Fahne, als dem „Sinnbild der deutſchen Freiheit und Einheit“ zu ſchwören und brachte ein Lebehoch dem freien, einigen, dem baldigſt freiheitlich geeinigten Deutſchland.

Dahin alſo wurde der Begriff des einigen Deutſchlands beſtimmt, daß es das in revolutionärem Sinne einige ſei. Es koſtete den Herren auch gar

---

[1]) Es drückt nur den allgemeinen Geiſt der franzöſiſchen und anderer ſolcher Revolutionen aus. Wenn wir keinen anderen Geiſt haben, ſo haben wir wenigſtens nichts Eigenes und Beſonderes. Vergl. oben S. 140.

Nichts, ganze deutſche Ländermaſſen mit ihren Millionen rüſtiger und tüchtiger Bewohner und Geſchlechter, die noch dazu in ihren Vertretern zugegen waren, vom dritten Stockwerke herab zu betrachten, und, ſo wie ſie ſind, als nicht zum vaterländiſchen Bruderbunde gehörig zu bezeichnen. Am 15. ereignete ſich die allbekannte und allbeſprochene Scene, welche dem unitariſchen Feſtjubel eine ſo klägliche Wendung gab. Da wurden von dem Advokaten Metz aus Darmſtadt neben Kurheſſen und Schleswig-Holſteinern auch die Wiener, Tyroler, Steiermärker und Oeſterreicher mit der beleidigendſten Mitleidsbezeugung als „Deutſchland's Schmerzenskinder" bezeichnet und der darauf entgegnende Redner, Dr. Wildauer aus Innsbruck, von der Metziſchen Coterie mit wildem Lärm zu übertäuben geſucht, ja auf eine Weiſe bedroht, die einen ihn umringenden Schutz von Oeſterreichern nöthig machte. So las man in den Zeitungen, und ſelbſt die Wochenſchrift des Nationalvereins[1]) gibt zu, daß Wildauer's Rede durch lauten Widerſpruch „von der anderen Seite" unterbrochen worden, und daß es einen Augenblick zweifelhaft geweſen ſei, ob es dem Redner möglich ſein werde, zu Ende zu ſprechen. „Wir ſind keine Schmerzenskinder," rief Wildauer, „wir ſind hier keine Gäſte, wir gehören hierher als Kinder des Hauſes." So mußten dieſe Männer ihr doch ſo unzweifelhaftes Recht, zur deutſchen Nation gerechnet zu werden, betonen und geltend machen! Wildauer gehört überdies der liberalen Partei an; er war einer der Wenigen, die in Tyrol das Proteſtantengeſetz vertraten. Um ſo gewichtvoller war ſein Auftreten und um ſo deutlicher iſt es, in welchem Grade die Oeſterreicher durch die Metziſchen Aeußerungen gekränkt worden ſind. Streit, der nach Wildauer ſprach, ſagte: „Es hat einen Augenblick lang geſchienen, als wenn die alte deutſche Untugend, die Zwietracht, uns wieder mit Schlangenwindungen umſchlingen wollte.“ Es hat nicht nur ſo geſchienen. Jener böſe Genius, der nach Tacitus ſchon in den älteſten Zeiten die deutſchen Stämme entzweite, hat wirklich mitten in der Feſtfreude ſein ſchreckhaftes Antlitz hervorgekehrt.

---

[1]) Nr. 117. vom 25. Juli 1862. S. 972.

So war dieſes prächtige „Bundesſchießen“, dieſes große, deutſche Nationalfeſt beſchaffen. Es war nur allzu deutſch. Es war im Grunde nur menſchlich. Aber der Deutſche — Gott ſei's geklagt — iſt zweimal ein Menſch. Zu der allgemeinen Zwietracht des menſchlichen Geſchlechtes kommt hier noch eine ganz ſpecielle und eigenthümliche, wie ſie ſonſt nirgends zu Hauſe iſt. Nicht nur ein einfacher Fluch, wie er ſeit dem Verluſte des Paradieſes auf der ganzen Menſchheit ruht, ſondern ein zweifacher, wie er uns ſeit der vielgerühmten, in Hinſicht ihrer politiſchen und ſocialen

Folgen aber jedenfalls zu beklagenden Reformation belaſtet, drückt uns zu Boden und macht, daß wir uns nimmer zu erheben vermögen. Dieſes Deutſchthum wenn Deutſchland los würde, von dieſem Fluch und Schickſal wenn es ſich zu befreien vermöchte, dann dürfte es billig ein Te deum laudamus ſingen; das wäre eines Feſtes werth, wie noch keines gefeiert worden iſt. Aber durch ein Feſt bringt man es nicht zu Stande; es müßten ganz andere Dinge vorausgehen; die Sache müßte erſt da ſein, um ſie brüderlich feiern und feiernd befeſtigen zu können.

4.

Das unglückſelige Land wird hauptſächlich durch zweierlei Differenzen, Rivalitäten und antagoniſtiſche Gegenſätze zerriſſen, die, genau erwogen, nur einer ſind. Proteſtantismus und Katholicismus, Preußen und Oeſterreich, nebſt all dem, was ſich an dieſe Namen knüpft, unter dieſen Firmen ſeine Rolle ſpielt und was zuletzt ganz allgemein: Verneinung und Bejahung, Zerſtörung und Erhaltung heißt — das iſt's, und wie ſollen dieſe Dualismen zu Monismen werden? —

So, daß Preußen die Oberhand gewinnt, daß der Proteſtantismus die alte Kirche, der moderne Unglaube den alten Glauben verdrängt oder wenigſtens um alle Bedeutung in Deutſchland bringt — das war die Meinung der Gothaer. Dieſe aber haben bei dem großen

Schießen einen großen Bock geſchoſſen; und es hat ſich herausgeſtellt, daß die großdeutſche Partei ſo leicht nicht zu werfen iſt. Das war die gute Seite des Feſtes. Das Einheitsproblem iſt dadurch nicht gelöſt worden; nur einfacher iſt es geworden, indem ſich eine der Fahnen geſenkt, welche die deſtruktive Partei aufgeſteckt hatte. Ob Oeſterreich oder die rothe Republik und die demokratiſche Schreckensherrſchaft, ob Chriſtenthum und Katholicismus oder Atheismus und Materialismus — das iſt nun noch mehr als früher die große Alternative geworden.

Es dürfte nicht ohne Intereſſe ſein, wenn ich noch folgende briefliche Aeußerungen einer achtbaren Frankfurter Perſönlichkeit mittheile, welche die beſte Gelegenheit hat, ſich über die dortigen Anſchauungen und Stimmungen zu unterrichten.

„Preußen hat verſpielt; das ſieht Jedermann, auch ſeine größten Anhänger ein. Hätte nun Oeſterreich die Fähigkeit, ſich das deutſche Nationalintereſſe anzueignen, wozu ihm durch das Reſultat der jüngſten Ereigniſſe hier ſo glücklich der Weg gebahnt iſt, ſo hätte es leichtes Spiel. Verſäumt es den glücklichen Augenblick, ſo iſt es ſchlimm; denn dann iſt das Feld jener unſeligen Partei überlaſſen, die es ſich gewiß nicht mehr nehmen laſſen und es ihren Intereſſen und Abſichten gemäß nur allzu rührig und energiſch bearbeiten wird. Qui vivra verra 1). So

---

1) Soeben, da ich dies ſchreibe, leſe ich einen Artikel aus

viel ſteht feſt: durch die Annäherung der mittel- und ſüddeutſchen Elemente ſind von beiden Seiten viel falſche Vorurtheile verſchwunden; die Tyroler ſchieden von hier begeiſtert und mit Dankesthränen; die Sympathien für das proteſtantiſche Preußen dagegen ſind begraben.“

Oeſterreich, meint man, ſoll jetzt ſeine Thätigkeit entfalten. Aber kann Oeſterreich, mag es auch thun, was es will, *für ſich allein* die Sache zum Abſchluß bringen? Müßten nicht auch unſere Fürſten eine That vollbringen, eine große That, welche die Thätigkeit der Revolutionsmänner paralyſirte? — Sie müßten in dem Kaiſer von Oeſterreich ſich ſelbſt ein Oberhaupt geben und ſo das alte deutſche Reich, wenn auch in ſehr modifizirter, den Foderungen der Gegenwart entſprechender Weiſe wieder herſtellen. Die Sache wäre ſo leicht; die deutſchen Könige brauchten hiebei nicht einmal ihren Königstitel aufzugeben; und der deutſche Kaiſer würde um ſo größer erſcheinen, wenn er *ein König von Königen* wäre. Unterbleibt eine ſolche That, ſo iſt es möglich, ja wahrſcheinlich, daß unſere nie raſtenden

---

Frankfurt vom 30. Juli, wo es heißt: Herr *Wallhaus* in *Hersfeld* (Kurheſſen) fordere zur Gründung eines „*deutſchen Parlamentsvereines*“ auf, deſſen Vorausſetzung die Auflöſung der ſchon in organiſirter Form beſtehenden Parteien ſein würde, alſo z. B. auch des Nationalvereins. Man läßt alſo die blamirte Fahne fallen und ſteckt eine andere, zeitgemäßere auf.

Revolutionsmänner, trotz der eingetretenen, für ſie ungünſtigen Wendung, ihr Spiel doch noch gewinnen und eine neue Volksempörung in Deutſchland zu Stande bringen.

Aber auch unſere Revolutionsmänner könnten ſich verrechnen. Wenn in Deutſchland die Revolution losbricht, ſo wird der franzöſiſche Nachbar nicht ruhig zuſehen. Er wird ſich einmiſchen, wie es ſeiner Politik gemäß; und das Ende wird dieſes ſein, daß wir ſeine Unterthanen werden. Die Republik hat in Europa keinen Beſtand; ſie kann da nur eine vorübergehende Erſcheinung ſein. Für die europäiſchen Verhältniſſe und Zuſtände paßt nur ein großes Kaiſerreich, und in dieſer Beziehung iſt die Frage wohl nur die: ob dieſes Reich ein franzöſiſches oder ein deutſches ſein werde.

Zeit- und Feſtgedichte.

1.

Man kann den Menſchen Alles bieten,
Wenn es modern und zeitgemäß;
Man kann die frechſte Lüge ſchmieden,
Wenn ſie modern und zeitgemäß.

Der fürchterliche Fürſt der Hölle,
Er zeige ſich ohn' alle Scheu!
Ein Vivat hoch! iſt ihm beſchieden,
Weil er modern und zeitgemäß.

Nur nicht Frau Veritas erſcheine!
Denn ſelbige, gereiche ſie
Auch noch ſo ſehr zu Heil und Frieden,
Iſt nicht modern und zeitgemäß.

2.

„Fortſchritt“ — es gibt wohl einen;
Ich bin für ihn, den feinen,
Gar minniglich entbrannt.
Er führt von hohlen Scheinen
In das Erkenntniß-Land.

Nach dieſer Zeiten Meinung,
Führt, jeglicher Umzäunung
Zum Hohne, ſonder Ruh
Verneinung auf Verneinung
Dem ächten Heile zu.

Ich muß es anders faſſen;
Denn bei ſo gottverlaſſen
Wahnſinniger Triebe Lauf
Thut ſeinen Schlund, den graſſen,
Der Höllenabgrund auf.

3.

Einheitlicher Intention
War das Projekt zu Babel ſchon,
Von welchem man in heiliger Schrift
Die altvererbte Kunde trifft.
Es ſtrebte der centrale Bau
Gigantiſch auf zur Sternenau;
Doch Gott verwirrte Sinn und Wort
Und man zerſtreute ſich ſofort.
Was Aehnliches erlebten wir
Beim großen Schützenfeſtturnier,
Wo man zu Anfang ganz und gar
„Ein einig Volk von Brüdern“ war,
Wo es ſich aber bald genug,
Das ſüße Bündniß, auch zerſchlug.
Tempel und Halle prangte da,
Es ragte die Germania
Und deutet an, wie all verbannt,
Die alte Zwiſt im Vaterland,

Und wie es ſo zu Kraft und Macht
Auf's Neue freudig aufgewacht.
Da richtet' erſtlich ein Orkan
Ein unerhörtes Unheil an.
Auf Menſchenkinder mit Gekrach
Stürzte ſich nieder Dach und Fach;
In Schrecken, Angſt, Entſetzen, Weh
Verwandelte ſich das Diné 1);
Doch nicht zu dämpfen war der Schwung
So glühender Begeiſterung.
Die Schäden wurden gut gemacht,
Die Todten in die Gruft gebracht,
Die Schwerverletzten in's Spital,
Und wieder glänzte Haus und Saal.
Die Büchſe fing zu puffen an;
Auch Redner waren auf dem Plan;
Es tönten Worte groß und viel,
Die hatten ihr beſonderes Ziel.
Da reget' einen neuen Harm
Ein Mann, gekommen von der Darm.
Es machte jener edle Metz
Ein gar zu kränkendes Geſchwätz;

---

1) Es iſt ſonderbar, was Natur und Zufall dieſen Feſten gegenüber, die, was ſie auch für Schilder aushängen, nur einer neuen Revolution zur Einleitung und Vorarbeit dienen ſollen, für eine ominöſe Rolle ſpielen. Dem erſten deutſchen Sängerfeſt, welches 1845 zu Würzburg gefeiert wurde, ging ein ähnliches Ereigniß, wie jenes Frankfurter, voraus Nähere Beſchreibungen ſind mir nicht zur Hand. Im Juli 1862 wurde zu Plauen zu einem daſelbſt abzuhaltenden Sängerfeſt eine Halle gebaut, die am 21 einſtürzte, einen Menſchen tödtete und zwei andere lebensgefährlich verletzte.

Darob erhob ſich ein Proteſt,
Und zum Skandale ward das Feſt.
Da ſahe leider jedes Kind,
Wie ſtark wir in der Liebe ſind;
Die Einigkeit blieb auf dem Platz,
Und Sieger blieb der Gegenſatz.

4.

Die Germania 1) hat den Sturm beſtanden;
Mich auch hat's gefreut, da dies geſchah.
Pereant die wühleriſchen Banden;
Aber Vivat hoch Frau Patria!
Und damit ſtimmt — es hat großen Schein —
Auch der Himmel überein.

5.

Patria — iſt das die Maſſe,
Das die Pöbelſchaar, die graſſe,
Die ſich aller Orten gleich
Auf der Erde weitem Reich;
Die allüberall zu Haus,
Wo der Gräuel, wo der Graus,
Wo ſie viehiſch ohne Bann
Ihre Lüſte ſtillen kann?
Sind's der Jugend böſe Lenker;
Sind's die demokrat'ſchen Henker;

---

1) Auf dem Gabentempel des Frankfurter Schützenfeſtes. Ihr Stehenbleiben auf der Spitze des Gebäudes, während die Gerüſte im Nu zertrümmert waren, erregte allgemeines Erſtaunen und ward als eine Art von Wunder betrachtet und beſchrieben.

Sind's der Zwietracht ſchlaue Schürer,
Wilder Banden wilde Führer;
Sind es Jene, deren Hand
Ausgeſtreckt zu Mord und Brand?
Muß ich eine Beſtie werden,
Mich als Deutſcher zu geberden;
Soll ich deutſch die Künſte nennen,
Die auch Kannibalen können;
Soll es vaterländiſch heißen,
Nur den rohen Stoff zu preiſen;
Soll germaniſch-ächt und rein
Freche Seelenläugnung ſein?
Iſt mit Deutſchthum einerlei
Barbarei und Raſerei? —
Steht es ſo, dann zieh ich vor,
Mich zu miſchen in den Chor,
Jener ferngebornen Leute,
Die man nennet: „Rothe Häute.“

Einer andern Kunde froh
Iſt mein Herz; ſie lautet ſo:
Patria — das iſt der Geiſt,
Der ſich in den Edlen weiſt,
In den Frommen, in den Reinen,
Die nicht groß nur im Verneinen;
Die nicht ſchwatzen, die nicht hetzen,
Nicht des Aufruhrs Klinge wetzen;
Die die ſproſſenden Geſchlechter
Beſſer machen und nicht ſchlechter;
Die bei ihren Geiſtesgaben
Auch ein Herz im Buſen haben,

Sanfter Art und menſchlich-weich
Und nicht dem des Tigers gleich;
Die das Vaterland gebar,
Seine wahrſten, beſten Söhne,
Daß in ihnen offenbar,
Was das Haupt ihm mit der Schöne
Unbefleckter Ehren kröne:
Seiner reinſten Weſenheit
Kraft und Macht und Herrlichkeit.

6.

Prophete, du willſt doch nicht geliebt ſein?
Nicht über deine Haſſer klagen?
Du würdeſt übel eingeübt ſein,
Propheten-Laſt und Loos zu tragen.
Du, der als Weltgewiſſen ſpricht,
Du kannſt der Welt nicht wohlbehagen;
Denn ſein Gewiſſen liebt man nicht.

7.

Was ich gedenke, was ich noch vermag,
Da meine Kraft ſo klein,
Da ſchon ſo tief mein Tag
Geſunken? — Einen Steinbruch nenn' ich mein;
Aus ſelbigem zu brechen manchen Stein,
Ob er zu brauchen etwa zu dem Baue,
Dem künftigen, der unſ'r Stolz wird ſein —
Das iſt's, was ich zu leiſten mir getraue,
Das ganz allein.
Der Tempel hebt zu prangen
Wohl dann erſt an, wenn ich zu Grab gegangen.

C

Schiller

und

ſein Verhältniß

zu den politiſchen und religiöſen Fragen der Gegenwart.

Von

G. Fr. Daumer.

Motto.

Leiſte deinen Zeitgenoſſen, was ſie
brauchen, nicht, was ſie loben!

Schiller.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1862.

57 - Bk.

Sich ewig ohne Maß erfrechen
Seh'n wir der Lüge Wort und Thun;
Soll ewig unſre Geiſel ruh'n,
Dies Treiben niemals unterbrechen,
So nützlich es der Hölle ſei? —
Ein Schlag nur, und es iſt vorbei
Mit dieſer kecken Gaukelei;
Ein Wort nur darf die Wahrheit ſprechen,
Und es erkennet Jedermann:
Wohl iſt's ein hoher Genius;
Doch Jenen nicht gehört er an
Mit ſeinem ächten Lichterguß,
Mit ſeinem edelſchönern Ruhm,
Die nur verneinen ohne Schluß,
Die gräuelhaft im Blute zechen —
Der Mann iſt *unſer* Eigenthum.

Mainz.
Druck von Fl. Kupferberg.

Vorwort.

Gegenwärtiges Schriftchen dürfte nicht nur wegen ſeines berühmten und bedeutenden Gegenſtandes überhaupt, ſondern auch in Rückſicht auf den in ſo tendenziöſer Weiſe angeregten und betriebenen Schillercultus, der ſich ſo eben wieder in dieſem Herbſte entfaltet, wohl einiges Intereſſe haben. Ich unternehme es hier, zu zeigen, daß jener große Mann weit mehr, als dem proteſtantiſchen und deſtruktiven Kriegslager, von dem er zum Patrone gemacht wird, der angefochtenen glaubensreichen und conſervativen Seite angehört, und daß es ein völlig wahrheitsloſes, unhiſtoriſches, geradezu betrügliches Manöver iſt, ſeinen großen Namen und ſeine vaterländiſche Popularität im entgegengeſetzten Sinne in Anſpruch zu nehmen und zu beliebten Parteizwecken, namentlich um Andersdenkende zu ärgern und neue Umwälzungsepochen einzuleiten, ſo prangend, geräuſchvoll, übermüthig, volksaufregend und demonſtrationsſüchtig auszubeuten. Das ganze Gebahren der Herren Demokraten, Lichtfreunde und Revolutionäre erſcheint, ſo wie man der Sache auf den Grund geht, rein lächerlich und abſurd, oder, ſofern ſie mit Bewußtſein zu Werke gehen, im höchſten Grade unmoraliſch, unredlich, das Gefühl jedes beſſeren Menſchen empörend; denn es wird an dem Manne nur das geſchätzt, geprieſen und gefeiert, was er ſelbſt in reiferen Jahren vollkommen abgeſtreift und verworfen hat, wogegen er ſich auf's Allerausdrücklichſte erklärt und verwahrt, wogegen er einen ganzen langen Zeitraum hindurch — von 1792 bis 1805 — in zahlreichen Aufſätzen, Gedichten und Dramen angekämpft hat. Schiller war, als er auf der Höhe ſeiner geiſtigen Entwicklung ſtand, nicht nur der entſchiedenſte und erklärteſte Gegner gewaltſamer Staatsumwälzungen und tumultuariſcher Volksherrſchaften, wie ſie unſere Deſtruktoren unaufhörlich hervorzubringen ſuchen; er war noch überdies ſeiner innerſten, tiefſten Neigung, Geſinnung und Beiſtimmung nach Chriſt und Katholik. Das wird man in den nachſtehenden Abhandlungen und Aufſätzen unwiderſprechlich dargethan und nachgewieſen finden, und Niemand wird es fortan mehr ſtraflos wagen dürfen, Schillern in ein anderes Licht zu ſtellen und ihn zum Vorfechter, Heiligen und Vorbilde der ſocietäts- und religionsfeindlichen, materialiſtiſchen und atheiſtiſchen Umſturzpartei zu machen. Der ganze in dieſem Sinn und Geiſte geſchaffene und betriebene Cultus wird und muß in den Brunnen fallen; denn es kann keine evidentere Lüge geben; es iſt nicht beſſer, als wenn man die Bekehrung und apoſtoliſche Thätigkeit eines Paulus ignoriren, dieſe Thatſache ohne Weiteres aus dem Buche der Geſchichte ſtreichen und den großen Apoſtel nur als den erbitterten Gegner des Chriſtenthums, wie er es zuvor geweſen, ſchildern, lobpreiſen und verherrlichen wollte.

Im Süden hat es dieſe Partei vor einigen Jahren ebenſo mit Dante, als einem dort einheimiſchen und populären Dichternamen gemacht. Durch ganz Italien hin gingen die Danteſeſte in Schwang. Auch hier war die Lüge koloſſal, ſchamlos, handgreiflich. Sie mußte dennoch herhalten, um die Revolution in Fluß bringen zu helfen; wozu ja alle nur erdenklichen Mittel für löblich gelten. Dante, der kaiſerliche Ghibelline, der entſchiedene Feind aller Pöbelherrſchaft, der die deutſchen Kaiſer gegen die italieniſche Demokratie zu Hülfe ruft, der gläubige Katholik, Theologe und Myſtiker, der Lobpreiſer des heil. Franziscus und Dominicus und ihrer Mönchsorden, der den Erſteren als einen Seraph, den Anderen als einen Cherub bezeichnet [1]), wurde ebenſo zum Patrone moderner Aufklärerei, Wühlerei und Pöbelhetzerei gemacht, wie jetzt in Deutſchland Schiller, der Dichter der Glocke, der Maria Stuart, der romantiſchen Jungfrau, der dem Chriſtenthume und der katholiſchen Kirche begeiſterte Lobreden hält, ſogar im Tell, ohne irgendwie dazu gedrungen zu ſein, dem Papſte huldiget und rohe, unmenſchliche Volks- und Umſturzwirthſchaft ausdrücklicher, energiſcher und pathetiſcher, als je ein anderer Dichter in der Welt, beklagt und verwünſcht. Als man zu Mainz im November 1859 eine dreitägige Schillerfeier anordnete, ließ man über der Schillerbüſte die Aufſchrift: „Es werde Licht“ prangen. Was man meinte, war das Licht des Illuminatenthums, der Freimaurerei, des Reformjudenthums, der franzöſiſchen Aufklärung und Vernunftanbetung vom vorigen Jahrhundert her, des Materialismus und Atheismus jener Zeit und jenes Volkes, wie er jetzt auch bei uns graſſirt und ſeine herz- und hirnloſe Rolle ſpielt. Es hat nie einen größeren Feind dieſes Lichtes gegeben, als Schiller in ſeiner reifen, beſonnenen Lebens- und Dichterzeit war. Das muß dieſem Betruge gegenüber einmal entſchieden ausgeſprochen und klar gemacht werden. Meinen denn die Herrn, wir Deutſche könnten nicht mehr leſen und verſtehen, was ſchwarz auf weiß und in ſo gutem, neuem Deutſch in unſeren allverbreiteten Schillerausgaben ſteht? Wahrlich unſere Langmuth war groß, daß wir nicht längſt ſchon eine Dreiſtigkeit, für die ſich gar kein entſprechender Name finden läßt, mit Ruthen gezüchtigt und an den Pranger geſtellt haben!

---

[1] „Der Eine (Franziscus) von Inbrunſt ganz ſeraphiſch; der Andere (Dominicus) durch Weisheit ein Wiederſchein vom Cherubglanze.“ Parad. XI. 38.

Da rühmen ſie dieſen Dichter als einen ſo vorzüglich deutſchen und vaterländiſchen. Neulich bei dem Schillerbanket zu Mainz wurde auch ein Toaſt auf Georg Forſter ausgebracht, den Franzoſenfreund und Vaterlandsverräther, der eine ſo wüthende Rolle wider die deutſchgeſinnten Mainzer geſpielt. Auch auf ein Denkmal für ihn iſt angetragen worden 1). So deutſch, ſo vaterländiſch meinen es dieſe Herrn!

---

1) Mainzer Abendblatt vom 29. Octb. 1862. Siehe ebenda-

Ich bin hier noch gnädig und ſage nicht Alles, was ich weiß. Ich habe namentlich eine Unterſuchung über Schiller's Tod und Begräbniß weggelaſſen, was ich deßhalb bemerken muß, weil in den abgedruckten Abhandlungen einige auf jene Darſtellung bezügliche Stellen unterdrückt wurden und die Lücken nicht immer bis zur Unmerklichkeit zu tilgen waren. Freunde, die ſich über die erwähnten, mit eigenthümlichen Umſtänden verknüpften Vorgänge ihre Gedanken machen, hatten mich aufgefordert, darüber zu ſprechen. Andere glaubten, es wäre beſſer, dergleichen Unterſuchungen vor der Hand noch ruhen zu laſſen, und ich folgte dieſem Rath. Was ich hier gebe, hat ſein beſonderes Intereſſe und kann ſehr gut für ſich ſtehen, ja thut wohl eine um ſo beſſere Wirkung, da Conjekturen möglichſt vermieden ſind und kaum Etwas vorkommen dürfte, was nicht die ganze Welt gern oder ungern wird zugeben müſſen. Auf eine Thatſache läßt ſich immerhin ſchon hinweiſen: „Der Liebling des deutſchen Volkes", dem jetzt eine förmliche Vergötterung zu Theile wird, iſt in ähnlicher Weiſe beſtattet worden, wie zwei andere große Männer Deutſchlands, über deren Lebensausgang und

---

ſelbſt Nr. 257 f. und die Schrift des Profeſſors **Klein**: „Zurückweiſung der Tiſchrede Moleſchott's". Mainz 1862.

Begräbniß ich in einem früheren Hefte meiner Zeitſchrift „Aus der Manſarde“ geſprochen habe. —— Leſſing, Mozart, Schiller bilden in dieſer Beziehung eine Trias, welche die Geſchichte nicht vergeſſen wird. Für die Begräbnißweiſe Schiller's ſind zwar mildernde Umſtände vorgebracht worden; doch wollen ſich nicht Alle damit abſpeiſen laſſen. Man ſehe vor der Hand, was Palleske in ſeinem Buche über Schiller's Leben und Werke 1) bemerklich gemacht, ſo wie auch den Aufſatz von Schwab in der Gartenlaube 2). Man wird hier die unbegreiflichſten Dinge, die empörendſten Thatſachen finden. Beſonders ſchlimm kommen bei dieſen Schriftſtellern und Berichterſtattern zwei Perſonen weg: Profeſſor Voß, der ſich bei Schiller's Krankheit und Tod ſo viel zu ſchaffen gemacht und dann bei ſeinen Berichten darüber in ſo große Widerſprüche verwickelt hat, und Conſiſtorialrath Günther, von welchem kaum zu erlangen war, daß die Leiche des Dichters von einigen ſeiner Freunde und Verehrer und nicht, wie angeordnet

---

1) Berlin 1859. Bd. II. Anhänge S. 409 ff. unter den Aufſchriften: „Zu Schiller's Tod“ und „die Beerdigung“.

2) Jahrgang 1859. Nr. 46 f.

war, auf das Unwürdigſte von bezahlten Trägern aus der Schneiderzunft zu Grabe gebracht wurde.

Wenn der große Todte damals eine ſtille Schmach erlitt, ſo erleidet er jetzt eine laute, feſtliche, prangende. Denn von einer Partei, die er ſo entſchieden verachtete und verabſcheute, zum Chef, Patron und Gott gemacht zu werden, das wird er ſich ſelber ſchwerlich zur Ehre rechnen. Wenn er darum weiß und auf dieſe Feſtivitäten und Apotheoſen hinſchaut, wie mag es ihm zu Muthe ſein! Er nimmt es vielleicht als eine Buße für die dichteriſchen Sünden ſeiner früheren Jahre hin; es iſt ſein Purgatorium. Beruhige dich, edler Geiſt! Wir ſind auch zur Stelle; wir werden dich nicht in dieſem Schmutze laſſen; wir werden deine Ehre retten.

Inhalt.

Seite
A. Die Metamorphoſe 1
B. Ueber Wallenſtein 97
C. Ueber die Jungfrau von Orleans 111
D. Verſtand und Wunderglaube. „Pucelle“ und „Jungfrau von Orleans“ 181
E Der Dichter ein Seher 185
F. Schiller's Charakteriſirung in der „Gartenlaube“ . . 188

A.

Die Metamorphoſe.

Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Göthe.

Wer war mehr in beſtändig fortſchreitender Entwicklung begriffen, als Schiller?

Hoffmeiſter,
Schillers Leben III. S. 131.

In der Hand der Poeſie kehrte der vollendete Zögling des Jahrhunderts für immer zu dem Gottesfrieden ſeiner Kinderjahre zurück.

Hoffmeiſter daſelbſt V. S. 380 ff.

— — — — — — — —

[illegible]r immer ſtrebend ſich bemüht,
[illegible]en können wir erlöſen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begrüßet ihn die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die Engel im „Fauſt."

„Hier iſt es hell; hier ſteigt der Sonne Pracht,
Die tagende; dort grauſet eine Nacht,
Die nie ein Strahl, ein leuchtender, zerriß.“
Du ſagſt es, und dir iſt es ſo gewiß;
Ich ſelber einſt hab' eben ſo gedacht.
Allein die Dinge ſind ſo einfach nicht;
Sie zeigen uns ein wechſelnd Angeſicht.
Das Licht verwandelt ſich in Finſterniß,
Die Finſterniß wird plötzlich oft zum Licht.
Was ein entflammter Jugendeifer preiſt,
Wie oft verwirft's der reifgewordne Geiſt!
Und das vielleicht, dem man Vernichtung ſchwört,
Das iſt's, dem endlich unſer Herz gehört.
Wer tiefen Ernſtes nach dem Wahren ringt,
Wer unermüdet immer weiter dringt,
Wie ſollte dem ohn' Ende fort und fort
Die Sohle haften an dem alten Ort!
Es bleibt zu weltverwirrendem Behufe
Am wenigſten auf ſeiner Jugendſtufe
Ein Schiller ſteh'n. Ihn nimmt der Lüge Wort
Nicht immer ein; ihm tönen andre Rufe,
Ihm winkt von oben her ein andrer Port.

1.

Schiller, dieſer „Liebling der Nation“, ſteht in der Vorſtellung und Verehrung dieſer Nation als eine einfache, ſich ſelbſt gleiche Größe da. Denn von den Unterſcheidungen, welche gründlicher forſchende Beurtheiler und Biographen in Hinſicht ſeiner verſchiedenen Entwicklungsperioden, veränderten Standpunkte und Denkarten machen, kommt nicht viel in's allgemeine Publikum. Die Werke, in welchem ſeine Muſe den negativen Zeitideen dient, ſind in vorwiegendem Andenken; es wird bei Erwähnung und Erhebung dieſes Dichters vornehmlich auf ſie der Accent gelegt; es werden ſogar ſolche, die ein ganz anderer Geiſt beſeelt, wie Wilhelm Tell und die Jungfrau von Orleans, dazu gerechnet, und die Herren Demokraten und Revolutionäre haben namentlich im Jahre 1859, wo ſie Schiller's Ruhm und Popularität in ihrem Sinn und Intereſſe auszubeuten bemüht waren, dann auch wieder gelegentlich bei dem großen Schützenfeſte zu Frankfurt, recht gefliſſentlich nur die ihnen zuſagende Seite deſſelben hervorgehoben und die andere dermaßen ignorirt und in

Schatten geſtellt, daß dem Volke nur ein ganz einfaches, an keinerlei bedenklichem Zwieſpalt und Bruche mit ſich ſelber leidendes Charakterbild vor Augen trat. Und ſo wird Schiller meiſt nur als ein enthuſiaſtiſcher Vertreter der modernen Freiheitsideen, zugleich auch als deutſcher Patriot und Vaterlandsfreund in dem gemeinen, beſchränkten Sinne des Wortes betrachtet, ſo viel auch in Schiller's Produkten damit in allerausdrücklichſtem Widerſpruche ſteht, wie wenn er die Freiheit in's Reich der Träume verweiſt, und das vaterländiſche Intereſſe als eine Jugendſtufe des Menſchengeſchlechtes bezeichnet, die bei denkenden Menſchen nur noch in Beziehung auf die allgemeine Geſchichte der Gattung Statt finden könne 1). Hat man doch ſelbſt zu behaupten gewagt, daß politiſche Freiheitsideen die Seele aller ſeiner poetiſchen Leiſtungen vom Anfange ſeiner Laufbahn bis an ſein Ende geweſen 2). Auch zu

---

1) Vergl. unten in dem Aufſatze: Schiller's Charakteriſirung in der „Gartenlaube.“

2) „Vor Allem iſt Schiller in ſeinen Dramen der Dichter der Freiheit, die ſich wie ein rother Faden durch ſeine Werke, vom erſten bis zum letzten zieht.“ Gartenlaube 1859. S. 46. S. 666. Daß hier nur jene äußerliche Art von Freiheit oder Freiheitsſtreben gemeint, die mit der ſchmählichſten Abhängigkeit der Seele von rohen und wilden Trieben und Leidenſchaften gepaart ſein kann, und es in der Regel wirklich iſt, das iſt aus dem Zuſammenhange klar.

confeſſionellen Reibungen hat man das Schilleriſche Säcularfeſt benützt, hat behauptet, alles Verdienſtliche, Claſſiſche und Glänzende in unſerer Nationalliteratur ſei ein ſpecifiſch proteſtantiſches Produkt, und ſo den katholiſchen Theil der Nation, als eine imbecille und inferiore Menſchenart, mit ariſtokratiſcher Ausſchließung und kränkendem Uebermuthe behandelt[1]), wobei man ebenfalls wieder zu ignoriren für gut befunden, was für weſentliche Conceſſionen ein Leſſing, Göthe, Schiller dem Katholicismus gemacht, und was für glänzende Schilderungen des katholiſchen Glaubens und Cultus beſonders bei Letzterem begegnen. — Auf der anderen Seite gibt man, in Rückſicht auf die ſpätere Periode der Schilleriſchen Geiſtesentwicklung, wo ſo viel auffallend Katholiſches zu Tage gekommen, ſogar dem Gedanken einer Converſion, eines ſtillen, der Welt unbekannt gebliebenen Uebertrittes des großen Dichters zur katholiſchen Kirche Raum. Sei es, daß ein ſolcher nicht Statt gefunden — Schiller war dennoch Convertit, wenn auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne dieſes Ausdruckes, indem ſeine politiſchen und religiöſen Anſichten, namentlich was Chriſtenthum und Katholicismus betrifft, in ſeiner ſpäteren Lebensperiode eine weſentliche Umgeſtaltung erlitten haben. Ein Convertit oder Conversus iſt, etymologiſch verſtanden, ein Umgewendeter und Umgewandelter; und das iſt man nicht bloß im Falle eines förmlichen, feierlichen Uebertrittes von einer Confeſſion und Kirche zur anderen. Das Erſte, Hauptſächlichſte, Weſentlichſte iſt die innere Metamorphoſe, die Converſion der Denkart und Geſinnung, der Betrachtungs- und Empfindungsweiſe. Und daß eine ſolche bei Schiller wirklich vorgegangen, iſt nicht nur Meinung und Conjectur; es läßt ſich evident nachweiſen, und ich lade meine Leſer ein, ſich mit mir der hier folgenden, dieſen Nachweis liefernden Betrachtung hinzugeben.

---

[1] Vergl. unſer erſtes Manſardenheft S. 187 f.

2.

Die drei größten Heroen unſerer nationalen Literatur und Geiſtesentwicklung: Leſſing, Göthe und Schiller ſind alle nicht ſo ganz einfach zu beurtheilen, unter eine gangbare Rubrik zu bringen, und als durchaus ſich ſelbſt gleiche Repräſentanten eines beſtimmten Standpunktes zu betrachten, wie es der Oberflächlichkeit und Geiſtloſigkeit freilich am bequemſten, ſo wie am gemäßeſten zur Erreichung von Parteizwecken iſt. Ich bin auf jene Männer, auf welche Deutſchland mit Recht ſtolz iſt, für welche man aber noch nicht den rechten Maßſtab der Beurtheilung gefunden hat, ſchon mehrmals, wie in der „dreifachen Krone Roms", in der Converſionsſchrift und in den Manſardenheften zu ſprechen gekommen. Leſſing, „der große Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts", wie man ihn betitelt hat, war vielmehr ein Verächter und Gegner der hohlen Aufklärer und Modetheologen ſeiner Zeit. In ſeinem Kampfe mit der proteſtantiſchen Orthodoxie wurde er faſt ganz in den Katholicismus hineingedrängt; er polemiſirte von katholiſchen Standpunkten aus, und ſein Bruder bat ihn, ſich in Acht zu nehmen, daß er nicht für einen wirklichen Katholiken ausgeſchrien werde [1]. Was Göthe betrifft, ſo erinnere ich hier nur an das katholiſirende Ende der Fauſttragödie und an die glänzende Darſtellung des katholiſchen Sacramenten-Cyclus in „Dichtung und Wahrheit“, wobei der Autor ſich ſo entſchieden gegen ſeine eigene Confeſſion und Kirche kehrt und ſie einer ſo intelligenzloſen Verſtümmelung und Verkümmerung der ſinn- und geiſtvollen, zugleich praktiſch ſo nothwendigen katholiſchen Totalität beſchuldigt. Nirgends aber iſt der Contraſt der Anſichten, Richtungen und Tendenzen ſo groß und auffallend, als bei Schiller. Sein geiſtiges Leben, Schaffen und Wirken theilt ſich in zwei ſcharf geſchiedene Abſchnitte, wovon der eine, was ſeine großen dichteriſchen Werke und Dramen betrifft, von den „Räubern“ bis zu „Don Carlos“, der andere von „Wallenſtein“ bis zum „Demetrius“, ſeinem letzten unvollendet gebliebenen Werke geht. In jener erſteren war er, das iſt Thatſache, in vollem Maße das, was die demokratiſche Partei, namentlich bei der Schilleriſchen Säcularfeier, ſo ausſchließlich aus ihm zu machen geſucht, der abſtrakte Freiheitspoet und antikirchliche Tendenzſchriftſteller. In der zweiten ſchlug er völlig um, ſtellte ſich polemiſch der Revolution entgegen und leitete mit offenbarer Abſichtlichkeit eine neue Achtung und Ehrfurcht vor chriſtlicher Glaubensromantik, Mittelalter, Katholicismus und Papſtthum ein; das iſt ebenfalls Thatſache, und in dieſem Sinne iſt Schiller ein unläugbarer Convertit geweſen und läßt ſich als ein poetiſcher Paulus bezeichnen, der zu einem ſolchen — wunderbar und unfaßlich für den gemeinen, rationaliſtiſchen Weltſinn und Weltverſtand — aus dem feindſeligen und leidenſchaftlichen Saulus geworden, der er lange wirklich geweſen war.

---

[1] Aus der „Manſarde.“ Heft IV. S. 97 ff.

3.

Um nun näher in's Einzelne und Beſondere einzugehen, ſo betrachte man vor Allem jene vulkaniſchen, ganz nur vom Geiſte der Negation und Deſtruktion erfüllten, einer politiſchen und ſocialen Umwälzung der Dinge ſo effektvoll in die Hände arbeitenden Jugendprodukte, namentlich die „Räuber", die auf dem deutſchen Theater eine ſo beiſpielloſe Wirkung hervorbrachten und ein um ſo größeres Aergerniß für Göthe waren, der damals ſeinen Jugendſturm bereits zur Ruhe gebracht und in ſeine Converſionsperiode bereits eingetreten war. Dieſer erkannte in dem Verfaſſer der

„Räuber" ein kraftvolles, aber unreifes Talent, „welches nun gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen er ſelbſt ſich zu reinigen geſtrebt, in vollem, hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegoſſen habe." Er habe glauben müſſen, all ſein Bemühen völlig verloren zu ſehen. In Gwinner's Buch über Schopenhauer[1]) wird erzählt: „Göthe lud ihn ein, den nächſten Abend bei ihm zuzubringen, da er die Räuber, die man gab, doch wohl nicht werde ſehen wollen." Anders fühlte und dachte damals das deutſche Publikum. Wie die erſten Aufführungen dieſes Stückes auf die Jugend wirkten, das läßt ſich daraus abnehmen, daß ſich damals in Leipzig unter Knaben und jungen Leuten eine Verſchwörung bildete, die ſich die Räuberbande Karl Moor's zum Muſter genommen. Schiller hatte zu dem Stücke, um ſich zu ſchützen, eine ſehr moraliſche Vorrede geſchrieben, wo nach damaliger Art von Tugend und Laſter geſprochen und die Sache ſo dargeſtellt wird, als zeichne der Dichter jene Verbrechen nur deßhalb, damit Religion, Moral und bürgerliche Geſetze „an ihren Feinden gerächt werden." — „Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer Kataſtrophe, mit Recht einen Platz unter den moraliſchen Büchern verſprechen; das Laſter nimmt den Ausgang, der ſeiner würdig iſt, der Verirrte tritt wieder in das

---

[1]) Leipz. 1862. S. 41.

Geleiſe der Geſetze, die Tugend geht ſiegend davon.“ Er ſuchte ſich vielleicht ſelbſt zu überreden, daß ſich die Sache ſo wenden laſſe. Aber nicht nur die Wirkung widerſprach; man erkannte auch ſehr wohl, weß Geiſtes Kind dies Drama ſei. „In den Räubern lief Schiller einen poetiſchen Sturm gegen die bürgerliche Ordnung,“ heißt es in einem im erſten Decennium dieſes Jahrhunderts erſchienenen Aufſatze[1]). Schiller ſelbſt hatte zu ſeinem Schulfreund Scherfenberg geſagt: „Wir wollen ein Buch machen, das durch den Henker verbrannt werden muß.“ Und wie die Bedeutung und aufregende Natur dieſes titaniſchen Jugendwerkes in den oberen Schichten der Geſellſchaft erkannt und gefürchtet wurde, ſieht man aus der Aeußerung eines Fürſten, der zu Göthe ſagte: „Wäre ich Gott geweſen, da er im Begriffe war, die Welt zu erſchaffen, und hätte ich voraus geſehen, daß in dieſer Welt ein Stück, wie die Räuber, entſtehen würde, ich hätte ſie ungeſchaffen gelaſſen.“ In Beziehung auf „Kabale und Liebe“ ſagt Schiller in einem Briefe an Dalberg: er habe ſich darin eine vielleicht allzu freie Satyre und Verſpottung einer vornehmen Schurken- und Narrenart erlaubt. Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe bilden die antiſociale Anfangsperiode dieſer Dichtercarriere; im Don Carlos wollte Schiller, mehr in's Po-

---

1) Leipziger Literaturzeitung 1805. Nr. 92.

ſitive gehend, eine neue Ordnung der Dinge in Ausſicht ſtellen. *Hoffmeiſter*[1] erklärt ſich über dieſe Stücke folgendermaßen: „In den Räubern, in Fiesko und in Kabale und Liebe iſt eine aus dem ſittlichen Unmuthe des jugendlichen Dichters hervorgehende, nur verſchieden modificirte *Auflehnung gegen das Beſtehende* die gemeinſchaftliche Idee. Don Carlos liegt ganz und gar in derſelben Richtung“ ꝛc. Was aber in dem letzteren Stücke ganz beſonders hervortritt, *iſt der Kampf gegen das Kirchliche*, wozu der ſpaniſche Boden, auf welchem das Stück ſpielt, eine willkommene Gelegenheit bot. Dem Katholicismus zu ſchaden, das iſt hier eine der Hauptabſichten des Dichters geweſen. Er hat dies in einem Briefe aus Bauerbach vom 14. April 1783 ausdrücklich erklärt. „Ich will einer Menſchenart, die der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen. Ich will —“ Man erkennt in Schiller's Aeußerungen immer den Mann, der Etwas *will*, den *Tendenzdichter*. In ſpäterer Zeit aber will er jener „Menſchenart“ nicht mehr ſo wehe thun; er ſieht ein, daß er, wie in *unſerem* Zeitalter die Sachen ſtehen, ſeinen Dolch nach einer ganz anderen Seite hin zu kehren habe. Sein Don Carlos liegt in den jetzigen Ausgaben nicht mehr in ſeiner erſten Geſtalt vor; es iſt viel ge-

---

1) Schillers Leben. I. S. 292.

ſtrichen worden; die herbſten Angriffe finden ſich in dem Texte, welcher — bis zur 8. Scene des 3. Actes — in der rheiniſchen Thalia erſchien. Es ſind namentlich die nachher unterdrückten Stellen, wo Domingo geſchildert wird, oder wo er durch die ihm in den Mund gelegten Aeußerungen ſich ſelbſt zeichnet. Man kann darüber bei Hoffmeiſter[1]) nachſehen, der dergleichen Stellen als für den damaligen Schiller charakteriſtiſch aushebt und mittheilt.

4.

Aus Feindſchaft gegen die katholiſche Kirche iſt ferner auch der „Geiſterſeher“ geſchrieben, der in den Jahren 1786—89 in Dresden und Weimar entſtand. Es ſollten die Jeſuiten mit den ihnen Schuld gegebenen fabelhaften Machinationen zur Darſtellung kommen. Ein proteſtantiſcher Prinz wird katholiſch gemacht. „Der Zweck iſt, zu zeigen,“ ſagt Hoffmeiſter, „wie gewiſſe Mitglieder einer Religionspartei Perſonen vom höchſten Rang an ſich ziehen, um durch ſie politiſche Abſichten zu erreichen. Denn die verborgene Macht, deren zuſammenwirkende Glieder der Armenier, der Sicilianer, der Kardinal A*** ꝛc. ſind, will eigentlich nichts Anderes, als durch den Prinzen für die Kirche einen Thron erwerben. Da hat ſie nun Alles auf eine bewundernswürdige Weiſe angelegt, um ſich des Prinzen zu bemächtigen“ ꝛc. Dieſer antikatho-

---

1) Schillers Leben. I. S. 295 ff. 302.

liſche Tendenzroman wurde nicht vollendet. Schiller ſoll in ſpäteren Jahren geäußert haben, er müſſe unter ſich ſelbſt herabſinken, wenn er den Geiſterſeher fortſetzte, *wiewohl er für kein anderes ſeiner Werke ein ſo anſehnliches Honorar erhalten könne*1). Statt ſeiner hat nachher *Eugen Sue* die Sache über ſich genommen und ſich mit einem dieſelbe Abſicht verfolgenden Romane viel Geld verdient. Aber wie konnte Schiller dies Werk zu verfaſſen anfangen, wenn es unter ſeiner Würde war, daſſelbe fortzuſetzen? Er fing es wahrſcheinlich in redlicher Meinung und gutem Gewiſſen von ſeinem damaligen Standpunkt aus zu ſchreiben an; erkannte aber bald, daß er auf einem objectiv ſchlechten, lügenhaften Wege ſei. Er war ein ehrlicher Mann und wollte Nichts gegen ſeine Ueberzeugung thun. Es bedarf in der That keiner ſo abgefeimten Schlauköpfe, wie die Jeſuiten ſein ſollen, keiner ſo erſtaunlichen Machinationen, wie ſie angeblich in's Werk geſetzt werden, um Convertiten zu machen, ſelbſt fürſtliche. Ich z. B. habe mich vor meinem Entſchluſſe, katholiſch zu werden, weder mit einem Jeſuiten, noch

---

1) *Hoffmeiſter* II. S. 27 ff. 31 f. *Palleske* in ſeinem biographiſchen Werke. Berlin 1859. II. S. 29. ſagt: „Man hat gefragt: warum er den Roman nicht vollendete. Die Antwort iſt: *weil er ihn noch während der Arbeit verachtete.* Eine Farce nennt er ihn, eine Schmiererei, bei der er ſich eines ſündlichen Zeitaufwandes bewußt wird.“

ſonſt mit einem katholiſchen Geiſtlichen berührt; und Schiller ſelbſt wurde ſpäterhin dem Katholicismus, wenn nicht ganz in die Arme geführt, doch wenigſtens weſentlich genähert, wobei ohne Zweifel ſein eigener innerer Lebens- und Denkprozeß in Verbindung mit ſeinen welthiſtoriſchen Beobachtungen und Erfahrungen die einzige, oder doch hauptſächlichſte Rolle geſpielt. Ein redlich und raſtlos nach Wahrheit ſtrebender Sinn und Geiſt, die ungeheuere Predigt der Weltgeſchichte und Gottes geheime Kraft und Macht — das ſind die Jeſuiten, die die Begeiſterung des Progreſſiſten dämpfen, den Ungläubigen bekehren und den Proteſtanten trotz all der ihm eingepflanzten und zur Natur gewordenen Antipathie katholiſch machen. Und was die Throne betrifft, die man angeblich zu erobern bemüht iſt, ſo iſt an Chriſtina von Schweden, die Tochter Guſtav Adolph's, zu erinnern, die, indem ſie in den Schooß der Kirche zurückzukehren beſchloß, zu gleicher Zeit von ihrem Throne ſtieg, den ſie als Katholikin nicht mehr einnehmen konnte. Hier waren wirklich Jeſuiten im Spiele; aber die Königin ſelbſt ließ ſie nach Stockholm kommen. Sie ward nicht durch ſchlaue Manöver von ihnen umgarnt und gefangen genommen; ſie hatten im Gegentheile ihr gegenüber einen ſehr harten Stand; denn ſie mußten dieſer intelligenten Fürſtin nicht allein über die confeſſionellen Differenzpunkte, ſondern auch über die allgemeinen Gründe des Chriſtenthums und der poſitiven Religion Rede ſtehen [1]).

Revolutionär und antikatholiſch ſind vorherrſchend auch Schiller's hiſtoriſche Arbeiten. So vor Allem die Geſchichte des Abfalls der Niederlande. Durch ſie wollte Schiller, wie er ſelbſt bemerkt, zum Bewußtſein bringen, was Menſchen für die gute Sache wagen dürfen und was ſie ausrichten mögen durch Vereinigung. Hier wird noch auf Menge und Maſſe Gewicht gelegt, was ſpäterhin ganz weggefallen iſt. Eine nachher unterdrückte Stelle [2]) lautet folgendermaßen: „Die Kraft, womit dieſes Volk handelte, iſt nicht verſchwunden; der glückliche Erfolg, der ſein Wageſtück krönte, iſt auch uns nicht verſagt, wenn die Zeitläufe wiederkehren und ähnliche Anläſſe uns zu ähnlichen Thaten rufen.“ Hoffmeiſter [3]) ſagt: „Ein Marquis Poſa würde dieſe Geſchichte eben ſo geſchrieben haben. Ein Jahr vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ſchrieb der deutſche Schriftſteller nach denſelben Ideen, welche bei jener in Frage kamen, ſeine Geſchichte des Abfalles der Niederlande.“

Es iſt meine Abſicht nicht, Alles, was hieher ge-

---

1) Nur gelegentlich ſei bemerkt, daß man der nach ihrer Abdankung katholiſch gewordenen Fürſtin in Stockholm nicht einmal Privatgottesdienſt geſtattete. Proteſtantiſche Toleranz!

2) Im „deutſchen Mercur.“ Erſtes Vierteljahr 1788. S. 6.

3) Schillers Leben. II. S. 126.

zogen werden kann, anzuführen und in's Licht zu ſetzen, da es für meinen Zweck nicht nöthig und eine unnütze Ausführlichkeit wäre. Viele lyriſche Poeſien, Lehrgedichte und Epigramme der früheren Periode, beſonders die Götter Griechenlands, dann die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges und andere proſaiſche Arbeiten Schiller's legen uns ſeinen früheren politiſchen, religiöſen und confeſſionellen Standpunkt vor Augen und athmen mehr oder weniger den deſtruktiven Geiſt dieſes Zeitraumes. Dieſe Seite des großen Mannes iſt nur allzu bekannt und anerkannt, und es iſt hier nur des Gegenſatzes und Contraſtes wegen ſo viel darüber in Erinnerung gebracht worden. Angelegentlicher und citatreicher werden wir uns mit der anderen, von der Viele Nichts wiſſen oder Nichts wiſſen wollen, zu beſchäftigen haben.

5.

Ungefähr ein Decennium lang hat ſich Schiller dem Staate, der Geſellſchaft, der Kirche gegenüber als mächtig wirkendes Organ der negativen und deſtruktiven Zeitrichtung bethätigt. Die Räuber ſind hauptſächlich im Jahr 1780 ausgearbeitet worden und 1781 im Druck erſchienen. Im Jahr 1787 erſchien Don Carlos, 1788 traten die Götter Griechenlands und die Geſchichte des Abfalles der Niederlande, 1789 der Geiſterſeher, 1791 ff. die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges an's Licht. Damit ſtand Schiller auf der Höhe der Negation; damit war der *erſte* Schiller, derjenige, dem „die Gartenlaube“ huldigt, den man 1859 ſo überſchwänglich geprieſen und gefeiert, auf den man ſich auch wieder 1862 beim Frankfurter Schützenfeſte und anderwärts bezogen und berufen hat, fertig; von da an bereitete ſich ein Umſchwung vor, von dem bei den demokratiſchen Lobpreiſungen des Dichters Nichts verlautet, den wir aber um ſo nachdrücklicher hervorzuheben und geltend zu machen veranlaßt ſind. Unter dem Druck und Zwange der Karlsſchule zu Stuttgart, dem geiſtlichen Berufe entriſſen, dem er ſich zu widmen wünſchte, wurde einer der edelſten Geiſter und genialſten Menſchen, die je gelebt haben, zu einem antiſocialen und antikirchlichen Geiſtesrieſen, der alle die Menſchheit bindenden Feſſeln zu zerſprengen rang. Als ſolcher hatte er ſich, auf der Höhe dieſer Entwicklung ſtehend, auch formell ausgebildet; er wüthete, ſo zu ſagen, mit Geſchmack, als er 1789 ſein akademiſches Lehramt in Jena antrat. Aber ſchon die Vollendung des dreißigjährigen Krieges machte ihm keine Freude mehr; er hörte auf, dergleichen Produkte zu erzeugen und als Zündſtoffe in die Welt zu ſchleudern, ja es trat in ſeiner dichteriſchen Thätigkeit ein auffallender Stillſtand ein. Von 1790 — 94 wurde nicht ein einziges Originalgedicht fertig; es konnte ſcheinen, daß ſich ſeine ſchaffenden Geiſteskräfte in jenen titaniſchen Manifeſtationen bereits erſchöpft hätten. Merkwürdig iſt, daß ihn gerade zur Zeit dieſes Wendepunktes 1791 eine lebensgefährliche Krankheit befiel. Es iſt, als ob hier der erſte Schiller, der Titane, geſtorben wäre, damit der zweite, der Romantiker und Schöpfer einer „Maria“ und „Johanna“, wie ein Phönix aus ſeiner Aſche hervorgehen könne, was ſich auch in einer körperlichen Kriſis dargeſtellt zu haben ſcheint. Die phyſiſche Natur erhob ſich nicht mehr zu ihrer normalen Beſchaffenheit. Von einem Gebrochenſein des Geiſtes und Charakters aber kann in Rückſicht der nun folgenden Periode keine Rede ſein. Im Jahre 1795 fing Schiller ein neues, ſeiner Bedeutung nach total verändertes Dichterleben an. Er warf eine Reihe der herrlichſten poetiſchen Gebilde aus ſeinem Innern heraus, in welchen ſich das Wehen eines ganz anderen Geiſtes verſpüren ließ, als der die früheren Produkte durchſtürmende geweſen war. Eine entſchiedene Polemik gegen revolutionäres Gebahren, eine tiefe Verachtung der Menſchheit und des Volkes im Sinne der demokratiſch verehrten und benützten Menge und Maſſe, eine ausdrückliche Wiederanerkennung des Chriſtenthums und eine für Proteſtanten höchſt bedenkliche Hinneigung zum Katholicismus — das iſt es, was ſich in den Geiſteserzeugniſſen dieſer Periode bemerklich macht. Dieſelbe erſtreckt ſich, ohne daß ein Nachlaß oder Abſchluß ſichtbar, bis an Schiller's Tod, der ihn mitten im Beginn einer neuen, bedeutſamen Arbeit (des „Demetrius“) überraſchte.

6.

In welchem Grade Schiller ſich erſtlich von der revolutionären Richtung abwendete, der er früher hingegeben war, das bezeugt auf das Beſtimmteſte ſeine „Glocke," die aus dem Jahre 1799 iſt. Ich brauche die gegen die Revolution geradezu polemiſirenden Stellen, die wohl Jeder auswendig kann, nicht herzuſetzen. Auch das kleine Gedicht von ihm, welches den Namen „Wilhelm Tell" führt, und urſprünglich in ein Exemplar des ſo betitelten Schauſpiels geſchrieben war, iſt zu erwägen; der Dichter entſchuldigt ſich hier gewiſſermaßen, daß er ein Freiheitsthema behandelt habe, und erklärt den Unterſchied des ſchweizeriſchen Aufſtandes von einer Staatsumwälzung, wie die franzöſiſche war [1]).

---

[1]) Wenn rohe Kräfte feindlich ſich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme ſchürt,
Wenn ſich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laſter ſchamlos ſich befreien,
Wenn freche Willkühr an das Heil'ge rührt,
Den Anker löſt, an dem die Staaten hängen, —
Da iſt kein Stoff zu freudigen Geſängen.

Doch wenn ein Volk, das fromme die Heerde weidet,
Sich ſelbſt genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Und ſelbſt im Zorn die Menſchlichkeit noch ehrt,
Im Glücke ſelbſt, im Siege ſich beſcheidet;
— Das iſt unſterblich und des Liedes werth" u. ſ. w.

Eine grenzenloſe Verachtung der Mehrheit, Menge und Maſſe, welche die Kategorie der Demokratie, das Idol, dem ſie räuchert, und die Armee iſt, die ſie für ihre Zwecke in's Treffen führt, drückt ſich beſonders in einigen 1796 entſtandenen Diſtichen[1]) und im Demetrius, ſeinem letzten unvollendeten Werke aus, deſſen Tendenz entſchieden antidemokratiſch iſt, und die Blindheit, Rohheit und Unvernunft der ſich maſſenhaft bethätigenden Menſchheit recht abſichtlich an den Pranger ſtellt[2]). Es kommen weiter diejenigen

---

1) Unter dem Titel: „Majestas populi" heißt es:

Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

So ferner:

Ehret ihr immer das Ganze! Ich kann nur Einzelne achten;
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

Kannſt du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht! Vielen gefallen, iſt ſchlimm.

2) Hier ſagt Sapieha:

„— — — — — — — — — — — — die Mehrheit?
Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
Verſtand iſt ſtets bei Wenigen nur geweſen.
Man ſoll die Stimmen wägen und nicht zählen.
Der Staat muß untergeh'n, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet."

Produkte in Betracht, in welchen Schiller ausſpricht, daß er ſich in ſeinen Hoffnungen und Erwartungen auf's Schmerzlichſte getäuſcht habe und die Zielpunkte ſeines bisherigen Strebens aufzugeben genöthigt ſei. Solche Bekenntniſſe legt er in den „Idealen“ ab, welche im Jahr 1795 entſtanden[1]), und in dem „Pilgrim,“ der 1803 geſchrieben wurde. Er beſchreibt hier in allegoriſcher Weiſe ſein ganzes vergangenes Leben; er klagt, daß ihn die Orakel ſeiner Jugend betrogen, daß ihm all ſein Ringen und Kämpfen keine Frucht getragen habe; und ich müßte mich ſehr irren, wenn eine Stelle darin nicht auf einen gewiſſen Orden anſpielte[2]).

---

[1]) „Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Tag erhellt;
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunkne Herz geſchwellt.“
u. ſ. w. Und weiterhin:
„Des Wiſſens Durſt blieb ungeſtillt;
Des Zweifels finſtre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.“

[2]) „Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort.
Wandle, rief's, der Weg iſt offen,
Immer nach dem Aufgang fort!

Beachtenswerth ſcheint mir hiebei folgende Stelle eines Briefes zu ſein, welchen Schiller unter dem Datum „Mannheim, den 11. September 1783“ geſchrieben: „Vor einigen Tagen hat mich ein reiſender Freimaurer beſucht, ein Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen und einem großen, verborgenen Einfluß. Der hat mir geſagt, daß ich ſchon auf verſchiedenen Freimaurerliſten ſtünde, und mich inſtändig gebeten, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen. Er verſicherte mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Ausſicht ſei“[1]. Im Jahre 1787 kam Bode, Illuminatus dirigens, nach Weimar und berührte ſich mit Schiller[2]. In den

---

Und zu eines Stroms Geſtade
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend ſeinen Pfaden
Warf ich mich in ſeinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich ſeiner Wellen Spiel.
Vor mir lag's in weiter Leere,
Näher war ich nicht dem Ziel.“

Da die allgemeine Richtung zum Lichte hin ſchon vorher ausgedrückt iſt, ſo muß hier mit dem nach Morgen fließenden Strome etwas Beſonderes gemeint ſein; und nun frage man ſich, was das ſein könne!

1) Car. v. Wolzogen, Schiller's Leben. Stuttg. u. Tübingen. 1851. S. 78 f.

2) Palleske, Schiller's Leben. II. S. 75.

Briefen über Don Carlos, die zuerſt im deutſchen Mercur erſchienen, wozu Schiller in den Jahren 1788 und 1789 Beiträge gab, ſagt er, ſein Poſa ſuche die für die Menſchheit ſo wichtigen **Zwecke der Illuminaten und Freimaurer zu realiſiren**, nämlich durch einen Fürſten, wie jene durch einen geheimen Bund. Zu gleicher Zeit erklärt er zwar, daß er weder Illuminat noch Maurer ſei[1]; aber eine gewiſſe Beziehung zu dieſen Verbindungen verräth ſich gleichwohl in ſeinen Aeußerungen; man hat ihn wohl — was braucht man mit einem ſolchen Mann Komödie zu ſpielen? — ohne Weiteres ſo tief in den Kern der Sache eingeweiht, daß ihm das graduelle Aufſteigen erſpart, daß er über formelle Theilnahme und ſymboliſche Spielereien hinausgehoben war,

---

1) „Ich bin weder Illuminat noch Maurer. Aber wenn beide Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muß er mit demjenigen, den Marquis Poſa ſich vorſetzte, wenigſtens ſehr nahe verwandt ſein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerſtreuter thätiger Glieder zu bewirken ſuchen, das will der Letztere, durch einen Fürſten nämlich, der die Anwartſchaft hat, den größten Thron der Welt zu beſteigen“ ꝛc. So viel iſt hieraus mit Gewißheit zu erſehen, daß Schiller in ſeiner früheren Periode ſich in innerer, geiſtiger Einheit mit jenen Verbindungen wußte.

und ſomit immerhin, ohne zu lügen, ſagen konnte, daß er jenen Verbindungen nicht förmlich angehöre. Noch dürften hier folgende Briefſtellen Beachtung verdienen. Schiller ſchrieb an Göthe am 14. Juni 1799: „Melliſch brachte einen Fremden aus dem Walliſer Land mit, der mit deutſchen gelehrten Sachen nicht unbekannt ſchien, und über die neuere Philoſophie ſogar, ſo weit ſich darüber in franzöſiſcher Sprache reden ließ, nicht unvernünftig ſprach. Es mag indeſſen irgend eine geheime Bewandniß mit ihm haben.“ Und dann am 26. Juni: „Der Franzoſe, der neulich mit Melliſch bei mir war und ſich heute wieder einſtellte, hat mir die Zeit und Stimmung genommen, um Ihnen heute ſo viel über das Propyläenſtück zu ſagen, als ich Willens war [1].“ Auch hier verräth ſich eine myſteriöſe Berührung, zugleich aber auch eine eingetretene Entfremdung Schiller's nach dieſer Seite hin. Er klagt, daß ihm der zudringliche Fremde Zeit und Stimmung raube. Die Aufgebung ſeines politiſchen und ſocialen Idealismus und Progreſſismus drückte Schiller auch in einem ſeiner großen dramatiſchen Werke aus, im „Wallenſtein“ nämlich, auf den wir unten näher zu ſprechen kommen werden.

In Rückſicht auf das von Schiller ſo tief verachtete

---

[1] Briefwechſel V. S. 72. u. 81.

Chriſtenthum[1]) iſt das kleine, aus dem Jahre 1795 herſtammende Gedicht: „Die Johanniter“ wichtig, an deſſen Schluſſe er die Religion des Kreuzes als die einzige preiſt, welche Demuth und Kraft verbinde[2]). Eine peſſimiſtiſche Anſicht in Beziehung auf das zu erwartende Reſultat des weltgeſchichtlichen Prozeſſes, auf das Schickſal des beſſeren Menſchen auf Erden und auf das ſelbſtſtändig menſchliche Erkennen mit Verweiſung auf ein transcendentes, jenſeitiges Ziel tritt in den Worten des Wahnes auf[3]). Dieſes Gedicht ſcheint ſich, bei oberflächlicher Anſicht, auf ein früher verfaßtes: „Die Worte des Glaubens“ zu beziehen und in verneinender und abweiſender Form daſſelbe ausſprechen zu ſollen, was dort poſitiv ausgedrückt iſt. Dem aber iſt nicht ſo. Das ſpätere Gedicht iſt vielmehr im Widerſpruch mit dem früheren und beurkundet einen bedeutenden Fortſchritt in der peſſimiſtiſchen Weltanſchauung, die ſich bei Schiller in ſeiner zweiten, convertirenden Periode ausbildete. Dort ſucht er noch ſeine progreſſiſtiſche Freiheitsidee zu retten, wiewohl dieſelbe durch die Gräuelthaten der franzöſiſchen Revolution bereits bedeutend erſchüttert worden war. Wenn er nun aber ſagt, es ſei ein Wahn, zu glauben, daß das Rechte und Gute jemals auf Erden den Sieg davon tragen werde, die Erde gehöre nicht dem guten, ſondern dem ſchlechten Menſchen, ſo iſt es mit der Feſthaltung der progreſſiſtiſchen Ideen und Tendenzen, die Schiller früher

---

[1]) Man ſehe den Schluß des Gedichtes an Rouſſeau, das aus dem Jahre 1782 iſt!

[2]) „Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfeſt in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!“

[3]) Der Menſch täuſche ſich, ſagt Schiller,
„So lange er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird ſiegen, —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen;
Und erſtickſt du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächſt ihm die Kraft auf der Erde neu. —
So lang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde;
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde;
Er iſt ein Fremdling, er wandert aus
Und ſuchet ein unvergängliches Haus. —

So lang' er glaubt, daß dem ird'ſchen Verſtand
Die Wahrheit je wird erſcheinen;
Ihren Schleier hebt keine ſterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerſt den Geiſt in ein tönend Wort;
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmliſchen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſah'n,
Es iſt dennoch das Schöne, das Wahre!“ ꝛc.

hegte, nothwendig aus. Denn wenn der Menſch, worauf dort noch gerechnet iſt, ſeine Ketten bricht, was ſoll es helfen? Das Rechte, das Gute kommt doch nicht zu Stande, die Erde gehört dem Guten doch nimmermehr. Man müſſe den Feind, heißt es in dem zweiten Gedichte, frei in den Lüften erſticken, weil er, wie jener Rieſe, auf der Erde ſtets neue Kraft gewinne. Das iſt der Uebergang in eine höhere, über das Irdiſche hinaus gelegene Region, der transcendente Sprung, der auch in den Worten liegt, daß der Gute hienieden ein Fremdling ſei, der auswandere und eine unvergängliche Wohnung ſuche. Ein hieran ſich ſchließendes, ſehr merkwürdiges Gedicht iſt ferner „die Sehnſucht“, deren Entſtehung in das Jahr 1801 fällt. Es wird hier die Nothwendigkeit eines unvermittelt kühnen Sprunges in die Wunderwelt des Glaubens gelehrt, welcher ſelbſt ſchon ein ſich über alles Bedingte in Natur und Menſchengeiſt hinausſchwingendes Wunder ſei[1]. Um ſpeciell vom Katholicismus zu ſprechen, dem Schiller in ſeinen früheren Werken — wie dem Don Carlos, den hiſtoriſchen Werken mit ihren tendenziöſen Schaudergemälden, dem Geiſterſeher — ſo weh zu thun befliſſen war, ſo ſehen wir nun in der Converſionsperiode das merkwürdigſte Gegentheil in einer ganzen Reihe von Gedichten und Dramen theils durchherrſchen, theils wenigſtens in einzelnen Stellen derſelben hervortreten. Dahin gehört „der Gang nach dem Eiſenhammer", wo die katholiſche Meſſe nicht nur mit Sachkenntniß, ſondern auch mit fühlbarer Anerkennung und Liebe beſchrieben wird; „Wallenſtein," wo eine ſo merkwürdige Schilderung kirchlicher Andacht eingeſchaltet iſt, wie ſie das in dieſem Stücke zu löſende künſtleriſche Problem keineswegs foderte 1); „der Kampf mit dem Dra-

---

[1] „Ach, wie ſchön muß ſich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenſchein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß ſie ſein!
Doch es wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwiſchen brauſt;
Seine Wellen ſind gehoben,
Daß die Seele mir ergrauſt.

Einen Nachen ſah ich ſchwanken,
  Aber ach! der Fährmann fehlt.
Friſch hinein und ohne Wanken!
  Seine Segel ſind beſeelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen;
  Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
  In das ſchöne Wunderland."

1) „Wo denken Sie, daß ich geweſen, Tante? —
Doch keinen Spott! Mich ängſtete des Lagers
Gewühl, die Flut zudringlicher Bekannter,
Der fade Scherz, das nichtige Geſpräch;

chen“, wo das katholiſche Princip der Demuth und des Gehorſams hervorgehoben und wo ihm im Conflict mit

---

Es wurde mir zu arg, ich mußte fort,
Stillſchweigen ſuchen dieſem vollen Herzen
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfin! In der Kirche war ich.
Es iſt ein Kloſter hier, zur Himmelspforte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes;
Ein ſchlecht Gemälde war's, doch war's der Freund,
Den ich in dieſem Augenblicke ſuchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche geſehen
In ihrem Glanz, die Inbrunſt der Verehrer!
Es hat mich nicht gerührt. Und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, ſo wie die Liebe.“

So Max Piccolomini, eine der Lieblingsgeſtalten des Dichters, welcher er ohne Zweifel ſeine eigenen Erfahrungen und Empfindungen leiht. Man ſieht hieraus, daß Schiller nicht bloß durch die blendende Seite des katholiſchen Cultus angezogen wurde, wie er ſie in der „Maria Stuart“ beſchreibt. Hier im Wallenſtein wird die Andacht ganz im Gegentheil an eine künſtleriſch geringfügige und werthloſe Darſtellung geknüpft. Es iſt das Herz, das liebende Herz, welches ſeine warme, innige Rolle ſpielt, den Himmel in ſich aufnimmt und beide Welten, die dieſſeitige und die jenſeitige, verknüpft. Der kalte, glaubens- und gemüthloſe Verſtand wird in der Gräfin danebengeſtellt, gegen deren rationaliſtiſche Kritik und ſpöttiſches Lächeln Max ſich zu verwahren genöthigt iſt. Auch folgende, dieſem jungen dem ritterlichen Heldenmuthe des Drachentödters ein in ſo ächt kirchlicher Weiſe beſtimmter Vorrang eingeräumt iſt [1]); „der Graf von Habsburg", wo

---

Mann in Rückſicht auf Wallenſtein's aſtrologiſchen Aberglauben in den Mund gelegte Rede iſt anzuführen:

„Nicht nur der Stolz des Menſchen füllt den Raum
Mit Geiſtern und geheimnißvollen Kräften.
Auch für ein liebend Herz iſt die gemeine
Natur zu eng und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kindertage,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitere Welt der Wunder iſt's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort giebt,
Die, ihre ewigen Räume mir eröffnend,
Mir tauſend Zweige reif entgegenſtreckt."

[1] „Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Und Zwietracht und Verderben ſtiftet,
Das iſt der widerſpänſtige Geiſt,
Der gegen Zucht ſich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn das iſt's, was die Welt zerſtöret.

Muth zeiget auch der Mameluck;
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck.
Denn wo des höchſten Herrſchers Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da ſtifteten, auf heiligem Grund,
Die Väter dieſes Ordens Bund,
Der Pflichten ſchwerſte zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen."

ebenfalls ganz ſpecifiſch katholiſche Töne angeſchlagen ſind; „Maria Stuart", wo unſere Herzen einer katholiſchen Fürſtin zugeführt, von einer proteſtantiſchen aber entſchieden abgewendet werden, und wo ſich uns ein für ſeinen neuen Glauben begeiſterter Convertit und eine katholiſche Beichte und Communion auf eine Weiſe präſentirt, die eine wenigſtens vorwiegende Hinneigung des Dichters ſelbſt zu dieſem Cultus unzweifelhaft genug zu erkennen gibt 1)); weiter „die Jungfrau von

---

1) Ich enthalte mich wörtlicher Citate aus dieſem Werke, weil ich zu viel abſchreiben müßte und weil ich ſchon ſonſt (in der „dreifachen Krone Roms") davon Gebrauch gemacht, erinnere jedoch an das prachtvolle Gemälde des römiſchen Kirchenfeſtes, das Mortimer im Geſpräch mit Maria entrollt, an den Ekel und an die Verachtung, womit zu gleicher Zeit von der kahlen, lebloſen, kunſtfeindlichen Abſtraktion der abgefallenen Kirchen und Sekten, „der Puritaner dumpfen Predigtſtuben" ꝛc. die Rede iſt, an die kirchlichen Lehren, die Mortimer ſeinem Berichte zu Folge aus dem Munde des Cardinals von Guiſe empfangen, und endlich an die Scene, in welcher Melvil als Prieſter Maria zum Tode weiht, und welche ſo edel und würdig gehalten iſt, daß man deutlich erkennt, wie gut es der Dichter mit der von ihm dargeſtellten Sache gemeint. Gewiß mit vollem Bewußtſein und beſtimmter Abſicht läßt Schiller die proteſtantiſche Königin eine unſeren Haß und Abſcheu erregende Rolle ſpielen, während er die katholiſche als eine zwar nicht ſchuldloſe, aber edle und liebenswürdige Perſönlichkeit ſchildert, die zuletzt in Folge aufrichtiger Reue und williger Büßung ihrer Sünden durch den weltlicher-

Orleans", wo uns Schiller die romantiſche Wunderwelt des Mittelalters entfaltet und in Johanna's ſchweigender Selbſtdemüthigung und Unterwerfung unter das Schickſal den ungerechteſten Anklagen gegenüber die innerſten Tiefen des katholiſchen Chriſtenthums enthüllt 1),

---

ſeits ungerecht verhängten Tod ſogar noch in religiöſer Verklärung ſtrahlt. In Döring's Beurtheilung (Schillers Leben, Weimar 1824. S. 269 f) heißt es: „Maria tritt (Act 1. Scene 2.) mit dem Kreuze auf und verſchwindet auch wieder damit, geläutert von jedem Erdenſchmerz. Durch ihre letzten Worte verklärt ſie ſich zur Heiligen und vollendet ihre tragiſche Würde, indem ſie, von Allen beweint, dem Tode entgegengeht. Eliſabeth's erſtes Auftreten wird von einem Treubruche begleitet, und verlaſſen von Allen ſteht ſie am Schluſſe des Stückes da." Konnte ein ächter Proteſtant, konnte ein Feind des Katholicismus, wie Schiller früher war, eine ſolche Tragödie ſchreiben?

1) „Ach, es geſchehen keine Wunder mehr," ſagt Bertrand; worauf Johanna: „Es geſcheh'n noch Wunder." Die Jungfrau will Frankreich retten, weil es ein ſpecifiſch chriſtliches Land iſt:

„Hier ſcheiterte der Heiden Macht; hier ward
Das erſte Kreuz, das Gnadenbild, erhöht;
Hier ruht der Staub des heiligen Ludewig;
Von hier aus ward Jeruſalem erobert."

Das Gegenbild der romantiſchen Jungfrau iſt der nordiſch kalte und ſtolze Talbot, der die Vernunft anbetet und in Grimm und Verzweiflung hinſtirbt, weil er dieſe ſeine Göttin durch „den Unſinn" — „die Dummheit" — „den Aberglauben" überwältigt ſieht.

nebſt dem Gedichte, „das Mädchen von Orleans“ betitelt, welches ſich gegen die alles Schöne und Hei-

---

„Unſinn, du ſiegſt, und ich muß untergehn!
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes“ ꝛc.
„Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!“ ꝛc.

Der vollkommenſte Gegenſatz des abſtrakt rationellen Princips zur chriſtlichen Glaubens- und Wundermyſtik, der hier der Dichter einen glänzenden Triumph über jene ihre Feindin zu bereiten die Abſicht hat. Der in der Schlacht gefallene Materialiſt und Atomiſt erſcheint dann als Geiſt (ſchwarzer Ritter) und muß ſo faktiſch ſich ſelbſt widerlegen — ein Meiſterzug! Großartig iſt Johanna's Schweigen, als ſie von ihrem Vater des Bundes mit der Hölle angeklagt wird; ſie ſteigt, die ſich durch ein Wort retten könnte, vom Gipfel ihres Glanzes in einen Abgrund von Schmach und Elend hinab und läutert ſich ſo zur Heiligen. Das iſt nicht antik und nicht modern; es iſt rein chriſtlich, katholiſch, mittelalterig. Wohl zu bemerken iſt, daß die eigentliche Sünde, deren ſie ſich ſchuldig macht und die ſie zu büßen hat, nicht die iſt, daß ſie ſich in Lionel verliebt, ſondern ihre vorhergehende Selbſterhebung, die Ueberſchreitung des ihr vom Himmel gewordenen Auftrages, die kriegeriſche Mordbegier, der ſie ſich hingibt, die hochmüthige Meinung, ſelbſt einem Kampfe mit Geiſtern gewachſen zu ſein. Daß ſie dann von ihrer übernatürlichen Höhe in's natürlich Menſchliche herabſinkt, indem ſie der emportragende Geiſt verlige in den Staub tretende Rohheit der Aufklärung und des Unglaubens erklärt, die auch dieſes „edle Bild der Menſchheit“ beſudelt hatte[1]; dann ferner „die Braut von Meſſina,“ wo wir auf eine überraſchende Anerkennung des vom Proteſtantismus ſo hart angefochtenen Kloſterlebens treffen[2], und ſelbſt

---

läßt, iſt nur Folge jener erſten, eigentlichen Verſchuldung. Mehr darüber unten in der dies bedeutſame Werk beſonders beleuchtenden Abhandlung.

1) „Das edle Bild der Menſchheit zu verſöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott.
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben;
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.“

Schiller hat Voltaire's Pucelle vor Augen, die auch urſprünglich in der Ueberſchrift dieſes Gedichtes genannt war; Letztere lautete im Taſchenbuch für Damen 1802: „Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans.“

2) „Und auch der hat ſich wohl gebettet,
Der aus ſtürmiſcher Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, ſich herausgerettet
In des Kloſters friedliche Zelle,
Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
Von ſich warf und die eitle Luſt,
Und die Wünſche, die ewig begehren,
Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt.
Ihn ergreift in des Lebens Gewühle
Nicht der Leidenſchaft wilde Gewalt,

„*Wilhelm Tell*," eine Dichtung, die, oberflächlich betrachtet, mehr dem revolutionären Geiſte der früheren Periode entſprungen zu ſein ſcheint, die aber doch ganz entſchieden die Anſchauungen und Geſinnungen der ſpäteren zu erkennen gibt, indem ſie zu jener unbedingten Freiheitstendenz den beſchränkenden Gegenſatz bildet und zu lehren beabſichtigt, in welchem Falle es erlaubt ſei, daß ein Volk ſich gegen ſeine Machthaber erhebe, und *wie* dabei zu Werke gegangen werden ſolle. Der Dichter hat dieſes Drama vor dem Verdachte, dem es ausgeſetzt, auf alle Weiſe zu ſchützen geſucht; ſo durch manches bedeutſame Wort, wie er es beſonders die auf dem Rütli Verſammelten ausſprechen läßt [1]),

---

Nimmer in ſeinem ſtillen Aſyle
Sieht er der Menſchheit traur'ge Geſtalt.
Nur in beſtimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach;
Wie die Peſt die erhabenen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt ſie ſich nach." ꝛc.

[1] So heißt es zum Exempel:
„Wir ſtiften keinen neuen Bund."
— — — — — — — — —
„Die alten Rechte wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen."
„Was ſein muß, das geſchehe, doch nicht drüber
— — — — — — — — — — — — —
„Doch wenn es ſein mag, ohne Blut. — —
„— — — — — — — — — — — —

ſo ferner durch die Scene, wo Johannes Parricida erſcheint und wo Tell den Unterſchied ſeiner That von der des Erſteren angibt, und endlich durch die ſchon angeführten Stanzen in ſeiner Gedichteſammlung. Dem Katholicismus hat er im Tell durch das Auftreten der barmherzigen Brüder nach Geßler's Fall und durch eine ſehr auffallende, im eigentlichſten Sinne des Wortes ultramontane Hinweiſung auf Italien, Rom und den Papſt gehuldiget[1]).

Denn billige Furcht erwecket ſich ein Volk,
Das mit dem Eiſen in der Fauſt ſich mäßigt!"

Die Scene wird ſogar benützt, um ariſtokratiſche und monarchiſche Principien auszuſprechen.

„Iſt gleich die Zahl nicht voll, das Herz iſt hier
Des ganzen Volks, die Beſten ſind zugegen."

„Denn herrenlos iſt auch der Freiſte nicht.
Ein Oberhaupt muß ſein, ein höchſter Richter,
Wo man das Recht mag ſchöpfen in dem Streite."

[1] Tell ſagt zu Parricida:
„Kann ich euch helfen? Kann's ein Menſch der Sünde?
— — — — — — — — — — — — — —
Hört, was mir Gott in's Herz gibt! Ihr müßt fort
In's Land Italien, nach St. Peters Stadt,
Dort werft ihr euch dem Papſt zu Füßen, beichtet
Ihm euere Schuld und löſet euere Seele" —
„Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?" —
„Was er euch ſagt, das nehmet an von Gott!
— — — — — — — — — — — — — —

7.

Der vorige Paragraph ſollte eine mit Citaten belegte Ueberſicht über die Schilleriſche Metamorphoſe liefern. Ueber zwei Werke, die hier von beſonderem Intereſſe ſind, über Wallenſtein und die Jungfrau von Orleans, wird unten in beſonderen Abtheilungen geſprochen werden. Hier in der Kürze ſo viel! Wallenſtein bildet den großartig negativen Eingang und Vorhof dieſes Heiligthums. Den eigentlichen Tempel hat Schiller in der „Jungfrau“ gebaut. Wallenſtein iſt die Tragödie der Verzweiflung am Menſchlichen, Irdiſchen und Weltlichen; der ſtolze Kriegsfürſt mit all ſeiner Macht, Hoheit, Größe, Liſt, Gewalt geht elendiglich zu Grunde — ein ganz leerer, öder, troſtloſer Untergang. Die Jungfrau iſt die an ſich arme, geringe, ſchwache, aber durch Erwählung von Oben und als Werkzeug einer höheren Macht ſtarke, unwiderſtehliche, alle ihre Zwecke erreichende Kriegerin und Siegerin. So negativ „Wallenſtein“ iſt, ſo poſitiv iſt die „Jungfrau.“ Letztere iſt noch viel katholiſcher, als „Maria Stuart;“ dieſe hat glänzende katholiſche Stellen und Scenen, aber auch Mißklänge, die dagegen anſtoßen. Auch iſt das Wunder vermieden.

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn. — — — — — — — — —
Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen eure Schuld.“

Die Jungfrau dagegen iſt durch und durch aus dem Geiſte der katholiſchen Romantik geboren. In jener ſcheint ſich ein noch theilweiſe vorhandener Widerſtand und Kampf im Innern des Dichters zu verrathen. Es iſt auch denkbar, daß er ſich abſichtlich davor gehütet habe, ſich jetzt auf einmal, nachdem er früher die ſchwärzeſten Schaudergemälde entworfen, um der ihm verhaßten Hierarchie zu ſchaden, ganz nur im entgegengeſetzten Sinne zu äußern, indem er fürchtete, dadurch ſofort in den Verdacht zu kommen, ein beſtochener, parteiiſcher Lobredner des Katholicismus zu ſein, und ſo auf der Stelle ſeine ganze Beliebtheit und Wirkſamkeit einzubüßen. Seine Wendung entging bei all dem nicht der Aufmerkſamkeit der Kirchenfeinde, dem Mißfallen des proteſtantiſchen Publikums. So heißt es bei Döring in Beziehung auf „die Jungfrau von Orleans“: „Sie trat als eine ſehr überraſchende Erſcheinung auf. Man hatte erwartet, daß Schiller, wie er in ſeinen früheren Werken gethan, den Charakter eines von glühender Vaterlandsliebe begeiſterten Mädchens auch nur wieder aus der Tiefe der menſchlichen Natur entwickeln werde, begegnete aber ſtatt deſſen einer gottbegeiſterten Jungfrau, die nur als Werkzeug einer himmliſchen Sendung daſteht und in dem Augenblicke, wo ihr eigenes, menſchliches Wollen jenem höheren Befehle entgegenſteht, hart dafür büßen muß.“ Es wird ferner erzählt, wie ſehr man es getadelt habe, daß Johanna auf die furchtbare Anklage ihres Vaters, trotz all der Aufforderungen und Bitten der Anderen, nicht das Geringſte erwiedert und das Härteſte über ſich ergehen läßt, indem ſie, wie ſie nachher ſagt, „ſich ſtillſchweigend dem Geſchick unterwirft.“ Ein ſolches Benehmen zu faſſen und zu würdigen, iſt der Proteſtant, als ſolcher, allerdings ganz unfähig. Er hält an dem Rechte feſt, ſich wider unwahre Beſchuldigungen und ungerechte Angriffe zu vertheidigen; die Ehre iſt ſein Princip und es ſcheint ihm in ſolchen Fällen nicht nur erlaubt, ſondern Pflicht zu ſein, ſeine Unſchuld ausſprechen und nichts Ehrenrühriges und Schimpfliches willig auf ſich ſitzen zu laſſen. Der Dichter der „Jungfrau“ aber hatte ſeinen Geiſt wohl ſchon aus katholiſchen Legenden genährt, wo ſich reine und heilige Menſchen ſelbſt den ungerechteſten Vorwürfen und unverdienteſten Mißhandlungen gegenüber paſſiv verhalten[1]).

---

1) Zum Beiſpiele dient der h. Petrus von Mailand, der in den Tagen des Papſtes Innocenz IV. lebte. Er wurde der Heuchelei und Kloſterſchändung angeklagt und darauf hin auf das härteſte und ſchimpflichſte behandelt. Er nahm Alles in ſchweigender Unterwerfung hin. Ebenſo benahm ſich Salvator ab Horta aus Catalonien, einer der ehrwürdigſten und wunderbarſten Menſchen, von denen man Kunde hat. Er beſaß nicht nur alle Tugenden eines wahren Chriſten und Heiligen, er war auch einer der allergrößten Wunderthäter. Er wurde wegen

Auch bei Wilhelm Tell gerieth Schiller's neue Richtung mit der Antipathie des proteſtantiſchen Publikums gegen alles Katholiſche in Conflict. Die Erſcheinung der barmherzigen Brüder im Tell ſoll in Weimar ein faſt allgemeines Mißfallen erregt haben. Am meiſten hätte der Gebrauch des Wunderbaren in der „Jungfrau“ Anſtoß erregen müſſen. Dies konnte man jedoch für bloße Poeſie nehmen und unter dieſem Titel läßt ſich das Wunder immerhin auch in das Reich des Unglaubens einſchwärzen. Nur nicht Ernſt darf damit gemacht werden; ſich und Andere phantaſtiſch zu amuſiren, ohne dem die Zeit beherrſchenden rationaliſtiſchen und materialiſtiſchen Verſtande irgend einen mehr als ſpielenden Sprung in den Glauben zuzumuthen, das iſt in der aufgeklärten und „gebildeten“ Welt erlaubt. Man kann das tollſte Zeug vorbringen, wenn

---

angemaßter Heiligkeit und Wunderkraft verklagt, auf's Härteſte behandelt und in die Küche geſtoßen, um da, wie man ſpottete, ſeine Mirakel unter Schüſſeln und Töpfen zu wirken. Er duldete Alles in ſtummer Demuth und Unterwürfigkeit. Vergl. Görres, Myſtik II. S. 212 ff. Wenn dieſe ganz unſchuldigen Männer ſich dennoch ſo rein paſſiv verhielten, ſo war Schiller's Johanna zu einem ſolchen Benehmen um ſo mehr veranlaßt, da ſie ſich nicht völlig ſchuldlos wußte. Der Dichter hatte jedenfalls als objectiver Darſteller, inſofern er nämlich einen romantiſchen Charakter zu zeichnen hatte — er nannte ſein Stück „eine romantiſche Tragödie“ — vollkommen Recht.

man es als Märchen ankündiget und ſo als ein bloßes, ſich in keinem wirklichen Widerſpruch mit der verſtandesmäßigen Zeitbildung befindendes Phantaſieſpiel bezeichnet. In dieſem Sinne war es wohl, daß Schiller ſeine „Jungfrau“ eine „romantiſche Tragödie“ nannte. Er wollte ſein weltkluges Publikum auf die darin entfaltete Glaubens- und Wunderwelt prophylaktiſch vorbereiten, damit nicht ſofort die Tollwuth des beleidigten Zeitgeiſtes ausbreche; wollte dieſen Tyrannen auf ſolche Weiſe zur allergnädigſten Nachſicht und Duldung deſſen bewegen, was, ernſtlich dargeboten und angemuthet, für ein ſchreckliches, unverzeihliches Verbrechen gilt. Ihm ſelbſt aber war es, daran kann man nicht zweifeln, ein großer, tiefer Ernſt damit.

8.

Will man in die eigene Meinung und Abſicht eines Dichters mit voller Sicherheit und unwiderſprechlicher Gewißheit eindringen, ſo iſt es von Wichtigkeit, ihn auch als Proſaiker und Theoretiker vernehmen zu können. Schiller bietet uns in hinlänglicher Fülle und Beſtimmtheit auch dieſen Haltpunkt dar. Von ganz beſonderem Werthe iſt hier die 1792 geſchriebene Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot, wo ſich Schiller über das Mittelalter in einer Weiſe erklärt, welche unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Hoffmeiſter[1]) ſagt über dieſe

---

1) Schiller's Leben. Bd. II. S. 176 ff.

Vorrede: „Hier findet ſich alles rechtmäßige Lob, welches dem Mittelalter in neueren Zeiten geſpendet worden iſt, in wenigen Worten gleichſam anticipirt. Jedes wahre, gründliche Lob dieſer Zeit ſcheint nur eine weitere Auseinanderſetzung der Grundideen zu ſein, die Schiller uns zur Ueberzeugung macht. — — — — Er war hier auf dem beſten Wege, auch über den Katholicismus zu einer gerechteren, univerſal-hiſtoriſchen Würdigung zu gelangen.“ Zu dieſer gelangte er auch wirklich. Er intereſſirt ſich in dieſer Vorrede ſpeciell für den Orden der Johanniter, nicht ohne einen herabſetzenden Blick auf den Templerorden zu werfen, mit welchem unſere Maçonnerie zuſammenzuhängen behauptet, und welcher jedenfalls ein antikirchliches und antichriſtliches Myſterium barg[1]). Schiller ſpricht zwar immer noch als Mann der Zeit, deren Vorzüge er kennt und anerkennt; aber er bricht der Gegenwart ſo viel ab und räumt der Vergangenheit ſo viel ein, als er, ohne jene Rolle ganz aufzugeben, nur immer zu thun vermag. „Man muß geſtehen,“ ſagt er, „daß wir die Ueberlegenheit unſerer Zeiten nicht immer mit Beſcheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt ſind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtſchaft zu werfen, verräth weniger den Stolz der ſich füh-

---

1) Siehe darüber unſer IV. Heft.

lenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beſchämung rächt, die das höhere Verdienſt ihr abnöthigt. Was wir auch vor jenen finſteren Jahrhunderten voraus haben mögen, ſo iſt es doch höchſtens nur ein vortheilhafter Tauſch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, ſtolz zu ſein. Der Vorzug hellerer Begriffe, beſiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenſchaften, freierer Geſinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweiſen im Stande ſind — koſtet uns das wichtige Opfer praktiſcher Tugend, ohne die wir doch unſer beſſeres Wiſſen kaum für einen Gewinn halten können. Dieſelbe Cultur, welche in unſerem Gehirn das Feuer eines fanatiſchen Eifers auslöſchte, hat zugleich die Gluth der Begeiſterung in unſeren Herzen erſtickt, den Schwung der Geſinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie unſeres Charakters vernichtet." — „Was der Verfaſſer der Einleitung zu nachſtehender Geſchichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktiſche Stärke des Gemüthes nämlich, das Theuerſte an das Edelſte zu ſetzen und einem bloß idealen Gute alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich ſehr bereit, zu unterſchreiben." — „Die Menſchheit war offenbar ihrer höchſten Würde nie vorher ſo nahe geweſen, als ſie es damals war — wenn es anders entſchieden iſt, daß nur die Herrſchaft ſeiner Ideen über ſeine Gefühle dem Menſchen Würde verleiht.“ — „Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erſchöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, dieſe Heldenſchaar heimkehrt, und, anſtatt ſich die ſiegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienſt eines Wärters vertauſcht; wenn dieſe Löwen im Gefechte hier am Krankenbett eine Geduld, eine Selbſtverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die ſelbſt das glänzendſte Heldenverdienſt verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Chriſtenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speiſe reicht und ſich keinem der verächtlichen Dienſte entzieht, die unſere verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jeruſalem in dieſer Geſtalt erblickt, bei dieſen Geſchäften überraſcht, kann ſich einer innigen Rührung erwehren; wer ohne Erſtaunen die beharrliche Tapferkeit ſehen, mit der ſich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und ſpäterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt; die unerſchütterliche Feſtigkeit ſeiner beiden Großmeiſter Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter ſelbſt, ſich dem Tode zu opfern? Wer lieſt ohne Erhebung des Gemüthes den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beiſpiel des Gehorſams, das von der geprieſenen Selbſtaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zweckes übertroffen wird? Es iſt der chriſtlichen Religion von berühmten Schriftſtellern der Vorwurf gemacht worden, daß ſie den kriegeriſchen Muth ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beiſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeitliche Güter, für das begeiſternde Phantom der Weltherrſchaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für ſein Verdienſt ſchon von Ferne zeigte. Der Muth jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſe Hülfe und hatte keinen anderen Urſprung, als ſein eigenes, unerſchöpfliches Feuer.“ Daſſelbe ſpricht Schiller auch in dem ſchon oben erwähnten Gedichte: „Die Johanniter“ aus dem Jahre 1795 aus [1].

---

[1] „Herrlich kleidet ſie euch, des Kreuzes furchtbare Rüſtung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Accon und Rhodus beſchützt;
Durch die ſyriſche Wüſte den bangen Pilger begleitet,
Und mit der Cherubim Schwert ſteht vor dem heiligen Grab.

Eine höchſt intereſſante Aeußerung iſt ferner auch die, welche in einem Briefe Schiller's an Göthe vom 17. Auguſt 1795 [1]) vorkommt. Es iſt von „Wilhelm Meiſter" und den „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele" die Rede. „Der Uebergang von der Religion überhaupt zur chriſtlichen, durch die Erfahrung der Sünde iſt meiſterhaft gedacht. — — — — Ihr Beſtreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht, ihren Gegenſtand zu purificiren und gleichſam wieder ehrlich zu machen, iſt mir nicht entgangen. Aber einige Stellen habe ich doch angeſtrichen, bei denen, wie ich fürchte, ein chriſtliches Gemüth eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln könnte." Hier thun wir einen erſchreckenden Blick in die irreligiöſe Zeit und die antipathiſche Stimmung der modernen Welt, wo es mit den chriſtlichen Dingen ſo weit gekommen, daß ſie aus der guten Geſellſchaft verbannt, ja nicht mehr „ehrlich" ſind. Hier ſieht man aber auch, welch ein Verdienſt ſich jene einflußreichen Dichter und Meiſter im Reiche des Geſchmackes zu erwerben beſliſſen waren, indem ſie die in eine ſo tiefe

---

Aber ein ſchönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelſten Stamms,
Dienet am Krankenbette, dem Lechzenden Labe bereitet,
Und die niedrige Pflicht chriſtlicher Milde vollbringt." ꝛc.

1) Briefwechſel I. S. 192.

Schmach verſunkene Religion wieder, ſo zu ſagen, ſocietätsfähig, wieder *ehrlich* zu machen ſuchten. Noch ernſter, als Göthe, nahm Schiller die Sache; man ſieht, daß er ſchon ſelbſt wieder ganz chriſtlich fühlte, da er die zu leichtſinnig erſcheinende Behandlung Göthe's verbeſſert haben will. Er ſagt ferner in demſelben Briefe: „Es däucht mir, daß dasjenige, was die chriſtliche Religion *einer ſchönen Seele* ſein kann, oder was *eine ſchöne Seele* daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet iſt. Ich finde in dieſer Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten und *die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir bloß deßwegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind.* Hält man ſich an den eigentlichen Charakter des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt es in nichts Anderem, als in der *Aufhebung des Geſetzes, des Kantiſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt in ſeiner reinen Form Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen und in dieſem Sinne die einzige äſthetiſche Religion.*“ Goldene Worte, tiefſter Blick in das innerſte Weſen des Chriſtenthums, nicht genug zu ſchätzende Religionstheorie!

Göthe gibt dem Freunde vollkommen Recht. „Freilich bin ich leiſe aufgetreten,“ ſagt er, „und habe vielleicht dadurch, daß ich jede Art von Dogmatiſiren vermeiden und *meine Abſichten völlig verbergen wollte*, den Effect auf's große Publikum etwas geſchwächt. Es iſt ſchwer, in ſolchen Fällen den Mittelweg zu halten[1].“ So mußten dieſe Männer ihre chriſtlichen Geſinnungen verheimlichen, um nicht vom Terrorismus des Unglaubens in die Acht erklärt und von ihrem dichteriſchen Throne herabgeſtürzt zu werden. In Uebereinſtimmung mit Schiller's Anſicht ſind die Charaktergemälde, die ich aus dem Kreiſe der katholiſchen Legende und Geſchichte heraus in dem kürzlich zu Mainz erſchienenen Büchlein vorgeführt, das ich „*ſchöne Seelen*“ betitelt habe. In Rückſicht auf die „triviale Terminologie der Andacht,“ und auf die „widrigen und abgeſchmackten Erſcheinungen des Chriſtenthums,“ auf welche in jenem Briefe hingedeutet wird, iſt zu bemerken, daß Schiller dem Zuſammenhange nach wohl ſpeciell die ſich in's Schwächliche und Abſurde verlaufenden *pietiſtiſch-proteſtantiſchen* Formen im Auge hat. Wenn er ſelbſt als Dichter Gebrauch vom Chriſtenthum machte, ſo hielt er ſich durchaus nur an die katholiſchen und mittelalterig romantiſchen, als an die äſthetiſch *allein anwendbaren und wirkungsvollen*.

---

[1] Briefwechſel I. S. 198.

9.

Döring erzählt, wie man Schiller in Dresden theils für einen Freigeiſt, theils für einen heimlichen Anhänger des Katholicismus gehalten. Es liegt ihm daran, den großen Mann, deſſen Leben er beſchreibt, — nicht zwar von dem erſteren, wohl aber von dem zweiten, weit ſchrecklicheren Vorwurfe zu reinigen. Er kann indeſſen bloß eine leere Verſicherung vorbringen. „Dem Katholicismus", ſagt er, „war Schiller unſtreitig nie ergeben, wenn er gleich das Feierliche, das in dem Ritual der katholiſchen Kirche herrſcht, in ſeinen dramatiſchen Werken öfters anbrachte." Bei einem Dichter im ausſchließlichen und beſchränkten Sinne des Wortes, einem ſolchen nämlich, der ohne alle weitere Idee und Tendenz, Niemand zum Nutzen oder zum Schaden, nur auf Phantaſie und Herz zu wirken ſucht, und dabei ſich jedes dazu dienlichen Mittels bedient, könnte man die Sache allerdings ſo anſehen. Es können katholiſche Scenen auch zur objectiven Zeichnung einer Zeit, eines Landes und Volkes, einer religiöſen Geſellſchaft dienen; in Dramen kann man einen Katholiken vorführen, der für ſeine Kirche begeiſtert iſt, und ihn die ſpeciellſten kirchlichen Anſichten und Geſinnungen ausſprechen laſſen, wie man ſie keineswegs ſelber hegt. Aber man wird ſie, wenn man kein eigenes perſönliches Intereſſe dafür hat, oder gar eine gegneriſche Stellung dazu einnimmt, nicht in dem Grade vorherrſchen laſſen, ſie nicht in dermaßen glänzender, reizender und rührender Geſtalt vorführen, daß ein entſchiedener Vortheil auf dieſe Seite fällt und die andere ſo ſehr beeinträchtigt wird, wie Schiller thut. Derſelbe iſt Tendenzdichter, er hat Ueberzeugungen und Abſichten, ihm iſt es ſtets um eine Sache zu thun; er kämpft für beſtimmte Ideen und Intereſſen und beſtreitet die entgegengeſetzten. Als ein ſolcher Dichter iſt er ja auch beliebt und anerkannt, als ein ſolcher wird er ſo hoch, ja überſchwänglich gefeiert und weit über Göthe geſetzt, welchen man nur als einen für keine praktiſche Idee, keine allgemeine Volks- und Menſchheitsſache begeiſterten Aeſthetiker und Schönheitsegoiſten betrachtet. Man thut das freilich in dem Sinne der Volks- und Freiheitsmänner, indem man Schiller nur als den Verfaſſer der Räuber, des Don Carlos und ähnlicher oder ihnen ausdeutungsweiſe verähnlichter Produkte im Sinne hat und apotheoſirt. Wir aber können und müſſen ihn, auf ſo viele Gründe und Nachweiſungen geſtützt, eben ſo ſehr als einen Tendenzdichter entgegengeſetzter Art faſſen. Er war dies ſtets, wie in der erſten, ſo auch in der anderen Periode, nur daß er ſeinen Standpunkt und das Ziel ſeines Strebens änderte. Als rein proteſtantiſcher, demokratiſcher und ſocialiſtiſcher, ſomit nothwendig auch antikatholiſcher Poet hätte er keine Maria Stuart, keine Jungfrau von Orleans, keinen

Demetrius ꝛc. geſchrieben, oder dieſe Sujets doch ganz anders behandelt; ſelbſt ſein *Wilhelm Tell* wäre ganz anders ausgefallen; er hätte ſeinen Helden nicht ſo iſolirt, ſo getrennt von den gemeinſamen Volksberathungen und Volksbewegungen hingeſtellt und auf dieſe Weiſe ſo gefliſſentlich vom Demagogen und demokratiſchen Volksmann unterſchieden; er hätte keine barmherzigen Brüder auftreten und ſo ernſte religiöſe Verſe ſingen laſſen; er hätte ſeinen Freiheits- und Vaterlandshelden nicht ſo ächt „ultramontane“ Geſinnungen ausſprechen, ihn nicht den Parricida ſo katholiſchfromm nach Rom zum Papſte hinweiſen laſſen. Er war namentlich zu den letzteren Zügen nicht genöthigt; er hätte ſeiner Aufgabe, die Befreiung der Schweiz von jener Zwingherrſchaft dramatiſch vorzuführen, ganz ohne ſolche Zuthaten genügen und ſie zu um ſo größerer Zufriedenheit ſeines Publikums löſen können.

Julian Schmidt hat dem Dichter der „Maria Stuart“ vorgeworfen, daß er der katholiſchen Königin das Intereſſe zugewendet, dagegen das nationale und proteſtantiſche Element bei Eliſabeth habe zurücktreten laſſen. Es ſei das eine „ungerechte Unparteilichkeit,“ erkläre ſich indeſſen aus der artiſtiſchen Bildung, welche *den Schein über das Weſen ſetze*. Dagegen ſagt *Palleske*: „Schiller war eine durch und durch ehrliche Natur, und ſeine Lebensaufgabe war, nicht, den Schein über das Weſen zu ſetzen, ſondern durch den

Schein das Weſen darzuſtellen.“ Ich meinerſeits glaube, daß Schiller für den Katholicismus Partei genommen habe, und daß daher die Conceſſionen, die er ihm machte, weder eine gerechte, noch eine ungerechte Unparteilichkeit geweſen. Unparteilichkeit aber war es, daß er in dieſem Stücke auch edlere proteſtantiſche Charaktere auftreten ließ, wie den rauhen, aber reinen und gewiſſenhaften Paulet und den trefflichen Shrewsbury, der ſo gern Eliſabeth's „beſſeren Theil gerettet“ hätte. Hätte Schiller den Katholicismus bloß als Aeſthetiker in Anwendung gebracht, ſo hätte die Sache doch wenigſtens dieſe Bedeutung, daß ſie zeigte, der Katholicismus ſei poetiſcher, als der Proteſtantismus, dem keine äſthetiſche Seite abzugewinnen iſt. Daß aber Schiller nicht bloß das äſthetiſche, reizende und glänzende Moment des katholiſchen Cultus zu ſchätzen wußte, beweiſt die Stelle im Wallenſtein, wo dem jungen Piccolomini, nachdem andere vorzügliche und effectvolle Darſtellungen keinen Eindruck auf ihn gemacht, der Sinn für die katholiſche Andacht vor einem künſtleriſch geringen und werthloſen Bilde aufgeht. Palleske behauptet, Schiller habe für die Tragödie eine Unabhängigkeit vom confeſſionellen Standpunkte in Anſpruch genommen, durch die er in Wahrheit der Dichter der ganzen deutſchen Nation geworden. Auch das ſchon wäre ſchätzbar genug. Dies angenommen, war man wenigſtens nicht berechtigt, Schiller bei der Säcularfeier 1859 in einer für das katholiſche Deutſchland ſo beleidigenden Weiſe als eine rein proteſtantiſche Celebrität vom reinſten Waſſer zu bezeichnen.

Ich finde neueſtens ein Drama angezeigt, welches den Titel führt: „Maria Stuart oder die Reformation in Schottland.“ Von Julius Bamme. Halle 1860. Es äußern ſich darüber die „Blätter für literariſche Unterhaltung“ vom 22. Mai 1862. Das Stück wird hier als „eine etwas zu einſeitige Vertheidigung der Reformation“ bezeichnet. Es iſt ohne Zweifel eine ſehr einſeitige. Hieraus mag man ſehen, wie der antikatholiſche Tendenzdichter ſolche Stoffe behandelt. Wenn man am Katholicismus auch nur ein gutes Haar läßt, ſo iſt man ſchon zum Verräther an Proteſtantismus, Aufklärung und Fortſchritt geworden. Von der Schilleriſchen Maria heißt es in jenen Blättern: „Man hat Schillern namentlich auch ſeiner Maria Stuart wegen eine gewiſſe Parteinahme für die katholiſche Kirche vorgehalten. Und ganz mit Recht. Es liegt im Weſen des Schilleriſchen Idealismus — was freilich Diejenigen, die in Schiller einen Anhänger des Nationalvereins und Gott weiß was ſonſt noch herausgewittert haben, mit Händen und Füßen verneinen werden — mit einem Fuße zum Sprunge in's katholiſche Lager bereit zu ſein.“ Wenn proteſtantiſche Blätter ſo ſprechen, ſo werden wir doch wohl ebenfalls behaupten dürfen, daß Schiller wenigſtens in gewiſſem

Sinne der Unſerige ſei. Was ſie an ihm tadeln, das loben wir; und wenn ſie ſelbſt ihn in ihrem anti-idealiſtiſchen Unmuth als einen für ſie werthloſen geiſtigen Auskehricht zu uns herüberwerfen, ſo haben wir dagegen alle Urſache, für dieſes übel gemeinte Geſchenk zu danken, den großen Dichter, Denker und Charakter als ein geiſtiges Kleinod freudig anzunehmen und in unſer brüderlich liebendes Herz zu ſchließen.

10.

Damit mich der Vorwurf, willkürlich zu Werke zu gehen und den Gefeierten auf meinen Standpunkt gewaltſam herüberzuziehen, um ſo weniger zu treffen vermöge, will ich noch folgende, das Vorgetragene beſtätigende Stimmen, Thatſachen und Quellen bemerklich machen. Hoffmeiſter, der mit meinen Auffaſſungen vielfach harmonirt und auf den ich mich häufig beziehen kann, hat unter der Aufſchrift: „Politiſches“[1] eine Abhandlung geliefert, die zur näheren Belehrung über Schiller's politiſche Betrachtungsweiſe in der ſpäteren Zeit zu dienen im Stande ſein wird. Es ſind zugleich die von Hoffmeiſter citirten und benützten „Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes J. B. Erhard“ von Varnhagen von Enſe[2] zu nennen; daſelbſt finden ſich Briefe von Schiller, wo Stellen,

---

1) Leben Schiller's. V. S. 359 ff.

2) Cotta'ſche Buchhandlung 1830. S. 397—404.

wie nachſtehende, vorkommen. „Folgen Sie meinem Rath!“ ſchreibt er im Mai 1794, „laſſen Sie die arme, unwürdige und unreife Menſchheit vor der Hand für ſich ſelbſt ſorgen!“ Ein Jahr ſpäter ſchreibt er: „Glühend für die Idee der Menſchheit, gütig und menſchlich gegen den einzelnen Menſchen und *gleichgültig gegen das ganze Geſchlecht, wie es wirklich vorhanden iſt* — das iſt mein Wahlſpruch.“ Seine *Freiheitsidee* ſucht er, wie ſchon erwähnt, noch einigermaßen in den „Worten des Glaubens“ zu retten, die aus dem Jahre 1797 ſind; „*Freiheit, Tugend, Gott*,“ das iſt hier ſeine Dreieinigkeit. Mit der Freiheit fängt er an; doch iſt es ihm ſchon nicht mehr recht wohl dabei; die Vorgänge der franzöſiſchen Staatsumwälzung haben ihn zu ſehr erſchreckt und abgeſtoßen. Gleichwohl ermahnt er ſelbſt jetzt noch, der Partei und Tendenz nicht untreu zu werden.

„Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht“

Aber wie ganz anders ſpricht er nachher im „Wallenſtein,“ der 1799 vollendet wurde, und in dem Lied von der Glocke, das in demſelben Jahre entſtand!

„Denn um ſich greift der Menſch; nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertrau'n; ihn hält

In Schranken nur das deutliche Geſetz
Und der Gebräuche tiefgetretene Spur."

„Wenn rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten,
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

u. ſ. w. Es folgt dann die allbekannte Schilderung der Revolution, wo uns ſo eindringlich gelehrt wird, daß wir allerdings Urſache haben, vor dem Sklaven, der ſeine Kette bricht, dem freien und ſich ſeiner Freiheit bedienenden Menſchen zu zittern. Denn da bricht aus dem Menſchen die durch die Cultur nicht vernichtete, nur durch äußere Mittel niedergehaltene Beſtie hervor — wie denn auch Schopenhauer den Menſchen des Staates als ein Raubthier mit einem Maulkorbe bezeichnet.

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz."

Um Freiheit war es unſerem Dichter bei alledem ſein ganzes Leben lang immer zu thun, aber nicht immer und nicht in jeder Periode ſeines Lebens in demſelben Sinne des Wortes. „In ſeiner Jugend," ſagt Göthe, „war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpäteren Leben die ideelle.“ Was hier Göthe „die phyſiſche Freiheit“ nennt, iſt die Freiheit im politiſchen und ſocialen Sinne des Wortes. Dieſe wurde Schillern beſonders durch das Schreckbild der franzöſiſchen Revolution verleidet. Was „die ideelle Freiheit“ betrifft, ſo iſt das Chriſtenthum, ſo iſt der Katholicismus ganz mit dieſer Idee erfüllt; es handelt ſich darum, die engen Schranken des Irdiſchen und Menſchlichen zu durchbrechen, namentlich über das Niveau des allgemein menſchlichen Gattungscharakters, welchen das Chriſtenthum als ein nicht ſein Sollendes beſtimmt, hinauszugehen und einer höheren Gattung, einem neuen Menſchen das Daſein zu geben, wie es ſich zunächſt durch innere und dann erſt durch äußere Metamorphoſe zu vollbringen hat. Schiller hielt ſich früher, wie das ganze Antichriſtenthum unſerer Zeiten thut, an den Menſchen in ſeiner jetzigen Beſtimmtheit, von dem er aber ehrenvoll dachte, dem er Gutes und Großes zutraute. Dieſen Glauben gab er gänzlich auf und ſtand inſofern in demſelben Momente thatſächlich auf dem Standpunkte des Chriſtenthums. Wenn Schiller in dieſer Zeit als Dramatiker noch auf äußere Befreiungsacte einging, wie in der Jungfrau und im Tell, ſo hatte das einen ganz anderen Sinn, als früher. Die revolutionären Tendenzen der Zeit gehen auf äußere Freiheit aus, befreien aber nicht innerlich, machen vielmehr aus dem Menſchen einen um ſo vollkomm=

neren und ſchmählicheren Sklaven ſeiner egoiſtiſchen Triebe, Begierden und Leidenſchaften. Dieſer Knechtſchaft los zu werden, das wäre vor Allem die Aufgabe — wie Schiller in der Braut von Meſſina den glücklich preiſt, der ſich in die friedliche Kloſterzelle gerettet,

> „Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
> Von ſich warf und die eitle Luſt
> Und die Wünſche, die ewig begehren,
> Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt.“

Oder wie er einmal den Idealiſten vom Realiſten unterſcheidet, indem er ſagt: Unabhängigkeit des Zuſtandes ſei dieſem, Unabhängigkeit von dem Zuſtande jenem das höchſte Ziel. Er hielt es in ſeiner reiferen Lebenszeit für unerlaubt, ein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Gräuel der Anarchie zu verfolgen, Geſetze in den Staub zu treten, um für beſſere Platz zu machen und kein Bedenken zu tragen, die jetzige Generation dem Elende Preis zu geben, um das Glück der nachfolgenden zu bewirken[1].“ Dergleichen gefährliche und erfahrungsgemäß nie zu dem angeſtrebten Ziele, vielmehr nur zum Gegentheile führende Experimente konnten den durch ſo viel Erfahrung und Nachdenken Belehrten nicht mehr für ſich einnehmen. Nur um einen ſchon beſtehenden, naturgemäßen, berechtigten und befriedigenden Zuſtand vor tyranniſchen Ein=

---

[1] Hoffmeiſter V. S. 374.

griffen und barbariſchen Verwüſtungen zu retten, glaubt er, daß ein Volk ſich zu gewaltſamer Abwehr erheben dürfe, und in dieſem Sinne ſchrieb er ſeinen Tell. Hier wird, wie auch Hoffmeiſter hervorhebt, „um eine geſetzliche Freiheit geſtritten, die das Beſtehende retten, nicht löſen will.“ Johanna kämpft für ihr Vaterland hauptſächlich deßhalb, weil es ein ſpecifiſch chriſtliches, romantiſches Land iſt, und weil ſie es vor dem Eindringen eines fremdartigen Princips, wie es ihr in dem atheiſtiſchen und materialiſtiſchen Talbot gegenüber ſteht, ſchützen will. Es iſt dies daſſelbe Princip, welches ſpäter im achtzehnten Jahrhundert eine ſo große Rolle ſpielte und jetzt auch in Deutſchland ſpielt. Schiller drückt durch ſein Stück den Wunſch aus, daß es auch jetzt wieder überwunden werde, und Johanna iſt die typiſche Repräſentation einer daſſelbe für die Gegenwart eben ſo heroiſch überwältigenden romantiſchen Glaubensidee.

11.

Hoffmeiſter's Charakteriſtik enthält ferner auch ein Capitel mit der Ueberſchrift: „Religiöſes und Chriſtliches[1].“ Es wird gezeigt, daß Schiller in dem erſten Abſchnitt ſeines Lebens, worin die negative Richtung obwaltete, ein Rationaliſt und geſchworener Feind des Supernaturalismus, ein leidenſchaftlicher Gegner der Hierarchie und Geiſtlichkeit, insbeſondere dem Katholicismus „entſchieden abgeneigt" geweſen. Es werden ſeine feindſeligen Aeußerungen über Mittelalter und Papſtthum erwähnt. „Alle Lieblingshelden Schiller's ſind aufgeklärte Männer und Freunde und Beförderer der religiöſen und politiſchen Freiheit." Es wird dann angegeben, wie Schiller zum Supernaturaliſten wurde; „denn ſo wird doch der heißen müſſen, welcher dem Gefühl und der Ahnung höhere Anſprüche einräumt, als dem begriffsmäßigen Verſtand." Als „directer Beweis der erweiterten Betrachtung Schillers" im Gegenſatz zu deſſen früherer Zurückweiſung der Religion werden die Briefe Göthe's und Schiller's an Zelter vom Juli 1804 genannt, wo Schiller ſagt, der Muſik könne nur durch Kirchengeſang und der Kunſt überhaupt nur durch den religiöſen Cultus, wie umgekehrt der Religion nur durch die Kunſt aufgeholfen werden. Wie Berlin in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerſt die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit entzündet habe, ſo müſſe es jetzt, in den Zeiten des Unglaubens, einen anderen Ruhm zu erlangen ſtreben; es müſſe nun zu dem Lichte auch die Wärme geben, und den Proteſtantismus veredeln, deſſen Metropole es einmal zu ſein die Beſtimmung habe. Das hieß doch wohl gewiſſermaßen den Berliner Proteſtantismus auffordern, katholiſch zu werden. „Schiller kam ſpäterhin von ſeiner leidenſchaftlichen Beurtheilung der

---

[1] Leben Schiller's. V. S. 380 ff.

Geiſtlichkeit zurück. Der Erzbiſchof in der Johanna iſt ein in jedem Betrachte würdiger Geiſtlicher [1]) und der Pfarrer Röſſelmann im Tell ſogar ein Vertheidiger der Volksfreiheit.“ Dem kirchlichen Proteſtantismus ſtand Schiller immer fremd und ausſchließend gegenüber. „Iſt,“ ſagt der genannte Biograph, „der Geiſterſeher, wie viele Stellen in früheren Schriften, gegen das Papſtthum gerichtet, ſo führen die Götter Griechenlands mit dem kahlen unerquicklichen Lutherthum Krieg, und der Proteſtantismus kann kein ihn verherrlichendes Schilleriſches Gedicht anführen, wie Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, die im Lichte katholiſcher Weltanſchauung geſchaffen ſind. Es legt kein vortheilhaftes Zeugniß für den Proteſtantismus ab, daß Schiller's Genius kein einziges Motiv zu äſthetiſchen Bildungen in ihm fand. Es wird uns auch nirgend gemeldet, daß ſich Schiller an die proteſtantiſche Kirche durch Theilnahme angeſchloſſen habe. Um ihn anzuziehen und zu befriedigen, dazu gehörte ein ganz anderer Cult.“ So ſchon Hoffmeiſter.

Ueber die zweite Entwicklungsperiode nach der umkehrenden Wendung, die Schiller's Anſichten genommen, wird von demſelben Schriftſteller noch Folgendes be-

---

1) Burgund ſagt zu ihm.

„Ehrwürdiger Mann Gottes, euern Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz;
Wer euch will finden, muß im Guten wandeln.“

merkt: „Der Standpunkt, auf welchem Schiller's Hauptwerke dieſer Zeit, die Dramen und auch die wichtigſten kleineren Gedichte aufgefaßt und ausgeführt ſind, iſt vorzugsweiſe religiös. Von Wallenſtein an bis Wilhelm Tell ſtrömt eine religiöſe Ader, und wenn ſie in dieſem letzten Drama nicht mehr ſichtbar iſt[1]), ſo ſagen uns gerade hier ergänzende Zeugniſſe, daß ſie auch in Schiller's letzter Lebenszeit reichlich floß, und ſie zeigt ſich wieder im Demetrius. An der Hand der Poeſie kehrte der vollendete Zögling des Jahrhunderts für immer zu dem Gottesfrieden ſeiner Kinderjahre zurück. Als ſich Schiller's geläuterte Seele ganz dem Innern zuwandte, konnte ſie nur beim Religiöſen ſtille ſtehen. Die Menſchenwelt für ſich genügte ihm nicht mehr, und wie er einſt in frommer Unſchuld vom Göttlichen ausgegangen war, ſo erhob er ſich jetzt wieder zum Göttlichen. Er ſtellte in den vier erſten Dramen der letzten Periode, bald als ein überirdiſches Schickſal, bald in den Empfindungen einer gottergebenen Seele, bald in dem Walten der göttlichen Allmacht immer eine höhere Ordnung der Dinge dar.“ — — — „Die Meinung, Schiller's Schickſalsidee ſei nur eine Frucht ſeiner Studien des griechiſchen Heidenthums geweſen, und ſeine ſpäteren Dramen ſeien keine Fundgrube ſeiner religiöſen Anſichten, weil aus ihnen nicht er, ſondern ſein Kunſtobject rede 1)), ſcheint mir unrichtig. Denn wie könnte irgend ein Dichter, namentlich ein ſolcher, wie Schiller, der immer mit der innigſten Empfindung arbeitete, ein ächtes Kunſtwerk ſchaffen, in welchem ſich nicht ſeine Weltanſchauung abdrückte! Und iſt nicht die Braut von Meſſina dem Inhalt nach ſo ſubjectiv, als irgend eine Tragödie der erſten Periode? Der Gehalt konnte Schiller's Werke in dem letzten Zeitraum um ſo freier und vielgeſtaltiger durchdringen, weil ſein Hauptaugenmerk auf die Form gerichtet und ſeine Dichtung nicht mehr in beſtimmten Tendenzen befangen war." Das Letztere kann ich nicht zugeben. Ich ſehe eben ſo, wie von den Räubern bis zum Carlos, ſo auch vom Wallenſtein bis zum Demetrius eine beſtimmte Richtung und Abſicht walten; in letzterer Reihe aber eine in politiſcher, ſocialer, religiöſer und kirchlicher Rückſicht umgekehrte und entgegengeſetzte. In Beziehung auf den Gebrauch des Katholicismus in Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans ſagt Hoffmeiſter: „Das Künſtleriſche wurzelte bei Schiller immer im ganzen Menſchen, das Ideale war ihm ſittlicher Natur und floß aus den innerſten Kräften des Gemüths. Er

---

[1]) Sie iſt auch hier ſichtbar; wir haben oben davon geſprochen.

---

1) Schwab's Cultus des Genius. S. 145 f.

konnte den Dramen, von welchen ich ſpreche, nur deßwegen einen wahren religiöſen Charakter leihen, weil ſein Inneres ſelbſt ein religiöſes Gepräge gewonnen hatte. Das Göttliche und Ewige, welches uns aus ihnen entgegentritt, liegt wahrlich nicht allein in der gelungenen Kunſtform, ſondern in dem Geiſte, der ſich hier verkörpert hat. Im Wallenſtein iſt eine im Dunkeln wirkende, gleichſam perſönliche Macht des Schickſals, die allein Recht behält[1]; in der Maria Stuart die fromme Unterwerfung eines gottergebenen Charakters, entſündigt durch die heiligen Gebräuche der Kirche; in der Jungfrau von Orleans das ſichtbare Walten der göttlichen Allmacht, deren Willen die Prophetin in Demuth zu dem ihrigen macht: in der Braut von Meſſina endlich eine Transfiguration des Sinnlichen in das Ueberirdiſche, wie ſie nur der erhabenſten Poeſie möglich iſt. Und in all dem ſollte keine Religion ſein?" — — — — — — — — — — —

---

[1] Mit dem Worte: „Schickſal" iſt Nichts geſagt. „Wallenſtein" leitet deßhalb in ein höheres Gebiet hinüber, weil er ſo völlig peſſimiſtiſch iſt, weil er zeigt, daß menſchliche Kräfte, ſelbſt wenn ſich, wie bei jenem gewaltigen Kriegsfürſten, Genie und Glück verbinden, eitel und machtlos ſind, und daß Alles, was man auf eigene Fauſt in der Welt und für ſie thut, in Nichts zerfällt.

„Rauch iſt alles ird'ſche Weſen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben ſtät."

Hoffmeiſter ſelbſt führt in einer unten folgenden Bemerkung dieſe Worte an, die in der Kürze den ganzen Inhalt des „Wallenſtein" ausdrücken.

„Welcher religiöſe Geiſt dieſe Dramen durchdringt, wird man erſt recht inne, wenn man ſie mit den Tragödien der erſten Periode vergleicht, in denen nur das Natürliche und Menſchliche wirkt. *Man iſt nicht nur bei anderen Formen, ſondern auch bei einer anderen Seele*[1]. Das gilt auch von den kleineren Gedichten. In vielen legt uns der Dichter ſeine Glaubenswelt eigens didaktiſch dar; andere predigen uns: *Nur die Götter bleiben ſtät*; in anderen erhebt er die ewige Hoffnung und das Vertrauen der Seele *ohne Pfand*[2] über Erfahrung und Vernunftſchlüſſe; in anderen endlich malt ſich *die ungeſtillte Sehnſucht nach dem Jenſeits*. Schiller's Idealität umfaßte das Religiöſe als den innerſten Kern, aus dem ſie hervorbrach; und ſeine Dichtung hat dieſe himmliſche Weihe, auch wo ſie von dem Endlichen ſpricht. Sie behandelt die irdiſche Welt nur als ein Symbol der überirdiſchen. Göthe hat dieſen weſentlichen Charakterzug richtig durch die Verſe ausgeſprochen:

---

[1] Das iſt doch offenbar daſſelbe, wie wenn ich von einer *inneren, weſentlichen Metamorphoſe*, von einer Art von *Converſion* ſpreche, die bei Schiller zu Stande gekommen.

[2] „Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand."

Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine ſo ideale Natur, wenn ſie zugleich in der Art durch ſittliche Kräfte und Gefühle bewegt war, zum Ueberirdiſchen emporgehoben wurde.“

Hoffmeiſter hebt mehrfach auch die Thatſache hervor, daß in den ſpäteren Dramen die Kurzſichtigkeit, Hinfälligkeit, Nichtigkeit des menſchlichen Weſens überall markirt vorgetragen, daß in dieſen Darſtellungen ſo viel Niederſchlagendes iſt und die ethiſche Großheit und Erhabenheit der Jugendſtücke nicht mehr darin gefunden wird. Bei einem ſo rüſtigen, tapferen Geiſte ſei das nicht aus Mangel an Kraft und Muth zu erklären. Es ſei die Folge einer veränderten Weltanſchauung. Schiller mußte der Erde ſo viel entziehen, als er dem Himmel einräumte. An die Stelle der ſittlichen Erhabenheit trat die religiöſe 1).“

Man ſieht hieraus, mit welcher Beſtimmtheit auch dieſer Biograph und Beurtheiler unſeres Dichters eine Veränderung der ganzen früheren Stellung deſſelben zu den religiöſen und kirchlichen, wie zu den politiſchen und ſocialen Angelegenheiten der Menſchheit annimmt, und daß ich daher mit meiner Darſtellung nicht ſo iſolirt ſtehe, als es Manchem ſcheinen dürfte.

---

1) Hoffmeiſter V. S. 382 ff.

12.

Man kann unſeren Dichter in Rückſicht auf die nachgewieſenen Thatſachen, wie ich mir ſchon oben zu thun erlaubt, als einen poetiſchen Saulus bezeichnen, der ſich in einen poetiſchen Paulus verwandelt habe. Und dieſer Vergleich paßt nicht nur in Rückſicht der von beiden Männern genommenen Wendung überhaupt, auch mehrere einzelne Züge ſind von überraſchender Aehnlichkeit. So wie Paulus der Denker unter den Apoſteln, ſo war Schiller der Denker unter den Dichtern. Und wenn aus dieſem Grunde Paulus ganz beſonders unter den urchriſtlichen Perſönlichkeiten und bibliſchen Schriftſtellern den Deutſchen anſpricht, ſo iſt Schiller aus demſelben Grunde auch ganz beſonders der deutſche Poet. Es iſt aber noch ein Punkt, worin ſich die Beiden ähnlich ſind, und das iſt der allermerkwürdigſte. Gerade dieſe Denker verwerfen das Denken, dieſe Lichtfreunde das Licht, in dem Sinne und Geiſte der Welt und des gemeinen Menſchenverſtandes. Dieſem iſt, nach Paulus, die wahre, himmliſche, göttliche Weisheit eine Thorheit; er kann ſie nicht faſſen, nur für eine wunderliche Schwärmerei und Chimäre halten; vom höheren Standpunkte aus geſehen iſt dagegen das menſchliche Wiſſen und Erkennen und das daraus hervorgehende Wollen und Thun nichtig. „Denn die göttliche Thorheit iſt weiſer als Menſchenweisheit, und die göttliche Schwachheit ſtärker als

Menſchenſtärke. Was thöricht und ſchwach in der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weiſen und Starken zu Schanden mache. Das Unedle, das Verachtete, das da Nichts iſt, das hat er ſich auserſehen, um zu Nichts zu machen, was Etwas iſt 1)." Wenn wir in Schiller's Gedichten nicht ſogleich auf den erſten Blick die Pauliniſche Lehre wiederfinden, ſo iſt es, weil in ſo moderner Ausdrucksweiſe auch nur moderne Gedanken enthalten zu ſein ſcheinen. Und doch wird ſich uns, ſo wie wir die beiderſeitigen Ausſprüche nebeneinander ſtellen, die faſt wörtliche Uebereinſtimmung nicht verbergen können. So ſagt Schiller unter der Aufſchrift: „Weisheit und Klugheit":

„Willſt du, Freund, die erhabenſten Höhen der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzſichtige ſieht nur das Ufer, das dir zurückflieht;
Jenes nicht, wo dereinſt landet dein mächtiger Flug."

In dem Gedichte auf das Glück heißt es von den Göttern:

„Nicht der Sehende wird von ihrer Erſcheinung beſeligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geſchaut.
Gern erwählen ſie ſich der Einfalt kindliche Seele;
In das beſcheidne Gefäß ſchließen ſie Göttliches ein."

So ferner:

„Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, gläubigen Gefühl;

---

1) 1 Kor. 1, 8 ff.

Wage du, zu irren und zu träumen!
Hoher Sinn liegt oft in kind'ſchem Spiel."

„Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn
Und den himmliſchen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſah'n,
Es iſt dennoch das Schöne, das Wahre."

Letzteres iſt ſogar eine Anſpielung auf die pauliniſche Stelle: „Was kein Ohr gehört und kein Auge geſehen hat, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." Unter den Dramen ſind zwei, die ganz die pauliniſche Antitheſe von *menſchlicher Weisheit und Stärke und göttlicher Thorheit und Schwäche, welche weiſer und ſtärker als jene ſei,* auszudrücken befliſſen ſind. Der gewaltige Wallenſtein mit ſeiner Menſchenweisheit und Menſchenkraft geht unter, und die arme, ſchwache Hirtin, von oben erwählt und mit übernatürlichen Kräften ausgeſtattet, wird zur Heerführerin, welche im Kampfe ſiegt, den Untergang des großen Talbot bewirkt, und den ſchon verloren ſcheinenden König krönt.

Ja, es iſt ſo, mag man es noch ſo ſonderbar finden: Schillers Poeſie in der zweiten Entwicklungsperiode, die ich ſeine Converſionsperiode nenne, iſt *ein poetiſcher Commentar zu der Lehre des heiligen Paulus,* wozu noch überdies die ſpeciell katholiſchen Momente kommen, wie ſie ſich mehr oder weniger im Wallenſtein, in Maria Stuart, in der Jungfrau, in der Braut von Meſſina, im Tell und in mehreren ſeiner Balladen finden.

Ueberhaupt kommen bei Schiller bibliſche Sätze vor, die nur in andere, moderne Formen gekleidet ſind. Wenn z. B. Wallenſtein ſagt, nicht dem guten, ſondern dem böſen Geiſte gehöre die Erde[1], ſo iſt dies ganz identiſch mit dem Ausſpruche, daß der Teufel der Fürſt dieſer Welt ſei. Schiller ſcheint auch Einiges aus katholiſcher Quelle geſchöpft zu haben, wobei es dem Ununterrichteten gar nicht in den Sinn kommt, an eine ſolche zu denken. So was das ſchöne Diſtichon betrifft:

„Suchſt du das Höchſte, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was ſie willenlos iſt, ſei es mit Willen — das iſt's!"

Dieſer Gedanke ſtammt aus dem Kopfe eines Katholiken. Daſſelbe nämlich hat der geiſtvolle Angelus Sileſius in ſeinen altmodiſchen Alexandrinern folgendermaßen ausgedrückt:

„Willſt du, worin beſteh' Vollkommenheit, erfragen?
Geh hin! Es werden dir's die ſtummen Blümlein ſagen."

13.

Das große Intereſſe, welches das hier behandelte Thema in Anſpruch nimmt, wird es vielleicht verzeihlich machen, wenn ich hiermit noch nicht abſchließe, und mir über das Wie und Wann jener großen Veränderung, über Dauer, Verlauf, Ergebniß des mit Schiller's umkehrender Wendung beginnenden Zeitraumes und über die Ausſichten, die für den Fall eines fortgeſetzten Lebens und Wirkens eröffnet waren, noch folgende Bemerkungen erlaube.

---

[1] Wallenſteins Tod. Act II. Scene 2.

Schiller hatte, was vielleicht nicht alle meine Leſer wiſſen, den kühnen Plan, in den Gang der franzöſiſchen Revolution einzugreifen. Er dachte ernſtlich daran, nach Paris zu gehen[1]. Frankreich hatte ihm am 6. Auguſt 1792 das Bürgerrecht verliehen. Er konnte es geltend machen. Es war die Möglichkeit vorhanden, daß der deutſche Dichter einen Platz im Convente einnahm. Schiller wollte die Grundſätze der Humanität geltend machen; er wollte für das bedrohte Leben des Königs ſprechen. Die Bluthunde hätten ihn vielleicht gemordet; ſein Haupt wäre vielleicht auf dem Schaffot gefallen; Schiller war der Mann dazu, ſich dieſem Schickſal auszuſetzen. Die Gefahr für des Königs Leben wuchs. Schiller begann eine Vertheidigung Ludwigs XVI. aufzuſetzen. Sie ſollte von Jemand, der gut in's Franzöſiſche zu überſetzen vermöge, in dieſe Sprache übergetragen und in Frankreich verbreitet werden. „Du räthſt mir vielleicht, zu ſchweigen," ſchrieb er an Körner, „aber ich glaube, daß man bei ſolchen Anläſſen nicht indolent und gleichgültig

---

1) Schiller's und Humboldt's Briefe S. 98.

bleiben darf.“ An **Zacharias Becker** ſchrieb er am 30. Dec. 1792: „Ich hoffe, durch den Herzog von Weimar eine Anzahl von Exemplaren davon nach Paris zu bringen.“ Aber die Ereigniſſe gingen einen zu raſchen Gang. Am 21. Januar 1793 fiel Ludwig's Haupt. Niemand vielleicht fühlte das furchtbare Gewicht dieſer Thatſache ſo tief, als der revolutionäre Verfaſſer der Räuber, des Fiesko, der Kabale, des Carlos, der aber ſolche Gräuel nie gewollt, der ſich einen ganz anderen Gang der Sache vorgeſtellt hatte, als er von großen, heilbringenden Selbſtbefreiungsacten der Völker träumte. „Ich kann,“ ſchrieb er am 8. Febr. an **Körner**, „ſeit vierzehn Tagen keine Zeitung mehr leſen, ſo **ekeln mich dieſe Schindersknechte an**.“

„Er ſah ein,“ ſagt **Palleske**[1], „das Material der neuen Republik, der franzöſiſche Menſch, war faul.“ Sollte er nicht noch mehr geſehen, ſeinen Gedanken keine univerſellere Form gegeben haben? — Ich glaube, er ſah ein: „das Material zu dem neuen Reiche der Freiheit und des Glückes, welches er als Verfaſſer des Carlos und Schöpfer des Poſa im Sinne hatte, welches das Ideal und der Zweck des modernen Progreſſismus iſt, welches die Freimaurerei aufſtellt: **der Menſch überhaupt** iſt faul.“ Und von dem Augenblick an ſtand Schiller, wenigſtens in Hinſicht ſeiner negativen Einſichten, auf dem Boden des Chriſtenthums; er kannte den „alten Adam,“ mit dem Nichts anzufangen iſt; eine entſetzliche welthiſtoriſche Erfahrung hatte ihm gewaltſam die Augen geöffnet. Die Gattung, wie ſie iſt, konnte ihm fortan kein Gegenſtand der Verehrung und des Vertrauens mehr ſein, auf ſie konnte er keine progreſſiſtiſch-idealiſtiſchen Hoffnungen mehr bauen. Das franzöſiſche Volk repräſentirt bei ſeinen Revolutionsexperimenten das ganze menſchliche Geſchlecht; es iſt die allgemeine Menſchennatur, was ſich in ſeinen Thaten offenbart, dieſe ſtets in's Maß- und Schrankenloſe gehende Natur, die man, wie es im Wallenſtein heißt, ihrer eigenen Mäßigung nimmermehr überlaſſen darf. Als dieſes Volk ſeinen König mordete, da ſprach es nicht nur über ſich, ſondern über das ganze Geſchlecht, über die Gattung überhaupt, als dieſen alten, unverbeſſerlichen Adam, das Verdammungsurtheil aus. Das hätte Schiller gern gehindert, ſelbſt mit Lebensgefahr. Er konnte es nicht und ſah nun ſeine bisherige Anſicht von dem Geſchlechte faktiſch widerlegt. Von da an mußte er anders zu fühlen und zu denken beginnen.

---

[1] Schiller's Leben. Bd. II. S. 169.

„Seit 1793 zogen ſich ſeine Freiheitsideen allmälig ganz in's Sittliche zurück,“ ſagt Hoffmeiſter[1]. Nachdem dieſer Biograph die conſervativen Aeußerungen im Wallenſtein, im Spaziergange, im eleuſiſchen Feſte, im

---

[1] Bd. IV. S. 32. V. S. 360.

Kampf mit dem Drachen, im Lied von der Glocke herausgehoben, ſagt er: „Lauter Stimmen, von denen vor dem Jahre 1794 Nichts vernommen wurde. Ueberall züchtiget Schiller von dieſer Zeit an den Uebermuth und unterwirft die ſchwellende Kraft dem Ebenmaß[1])." Der Uebergang zu dieſem Stadium der Schilleriſchen Geiſtesentwicklung aber war nicht ohne große innere Arbeit, Unruhe und Beängſtigung. Einige Jahre lang ſchuf er als Dichter gar nichts Eigenes, Originelles mehr, ſondern überſetzte bloß. In einem 1794 an Körner geſchriebenen Briefe zeigt er ſich ſehr muthlos und faſt ganz an ſeinem poetiſchen Vermögen und Berufe verzweifelnd. Auf ſeine früheren dramatiſchen Leiſtungen ſieht er mit Geringſchätzung zurück. Der Plan zum Wallenſtein, den er gefaßt, ängſtiget ihn; er fürchtet, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Er betrete, ſagt er, eine für ihn ganz neue Bahn, denn er habe im Poetiſchen ſeit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen." Das iſt nicht bloß formell zu verſtehen. „Wallenſtein" war das Reſultat einer totalen Umwandlung und Neugeburt der Denkart und Empfindungsweiſe. Er ſchwankte vorerſt noch zwiſchen der Ausführung der Malteſer und der des Wallenſtein. Zu dem erſteren Unternehmen zog es ihn hin; vor dem Wallenſtein erſchrak er. Dieſen wollte er rein

---

1) Bd. V. S 368.

künſtleriſch behandeln, da er eigentlich kein Herz dafür hatte; bloß für den Max, ſagte er, ſei er durch ſeine eigene Zuneigung intereſſirt[1]. Und dieſem legt er bereits, merkwürdig genug, die Beſchreibung einer katholiſchen Andacht und die Vertheidigung einer romantiſchen Wunderwelt in den Mund. Man hat gefragt, warum Schiller den Wallenſtein vor den Malteſern, die ihn doch ſo ſehr anzogen, den Vorzug gegeben? Es lag wohl in ſeiner deſperaten Stimmung, die ſich zunächſt in einem ſolchen, die totale Verzweiflung an Welt und Menſch ausdrückenden Werke Luft machen wollte. Denn Wallenſtein iſt die Tragödie der Deſperation. Dieſe Stimmung aber war mit keinem Verſinken in ſubjective Trübheit und Dumpfheit, keinem Nachlaſſe der geiſtigen Kraft und der productiven Befähigung verbunden. Selbſt das Vermögen, die heiterſten und belebteſten Scenen vorzuführen, ſtand ihm in jener Zeit zu Gebote; ein Beweis davon iſt das bunte, lebensvolle, humoriſtiſche Vorſpiel der Wallenſteiniſchen Tragödie, die dann zuletzt eine ſo furchtbar öde und niederſchlagende Wendung nimmt. Man kann daher bei Beurtheilung dieſer Erſcheinung nicht pathologiſch verfahren, die peſſimiſtiſche und transcendente Wendung und Umkehr des Dichters nicht aus krankhafter Verſtimmung und eingetretenem Mangel an Lebensfriſche und Energie erklären. In productiver Hinſicht erlebte Schiller ganz im Gegentheil eine neue Jugend voll glänzender, an Effecten und Triumphen reicher Kraftentwicklung. Es kam hiebei eine ganze Reihe von Haupt- und Nebenwerken, eine ganze Anzahl von dichteriſchen Meiſterſtücken zu Stande, worin aber ganz andere, neue Töne angeſchlagen wurden, wo namentlich der Werth des Allgemeinen und Gemeinſamen im Gegenſatze zur exceptionellen Einzelheit tief herabgeſetzt, und dem Hauptgegenſatze des modernen Progreſſismus, dem von Letzterem ſo tödtlich gehaßten Katholicismus in der Art gehuldigt wird, daß die Sache keineswegs nur in der künſteriſchen Aufgabe und Abſicht, objectiv zu ſchildern und zu charakteriſiren, gegründet ſein kann. Der Gipfel der Schilleriſchen Romantik iſt in der „Jungfrau“ erreicht. Sie geht noch weiter, als Maria Stuart, wo die katholiſchen Cultusformen glanz- und würdevoll genug auftreten, übrigens aber Alles in den gläubigen Subjecten eingeſchloſſen bleibt, während in der Jungfrau das volle, freie, hiſtoriſch-objective und vom Subjecte unabhängige Wunder waltet. Im Tell tritt die den ſpäteren Anſichten des Dichters gemäß *bedingte* und *beſchränkte* Freiheitsidee auf, um ſich von der mißbräuchlich outrirten und erweiterten ſcharf zu unterſcheiden; zugleich wird, trotzdem daß ein braves, kernhaftes Volk und ein auch im Ganzen tüchtiger Menſchenſchlag geſchildert wird, die doch immer weſentliche Bedeutung des exceptionellen Individuums im Gegenſatze einer bloß maſſenhaften Erregung und Bethätigung in's Licht geſetzt. Das demokratiſche Majoritäts- und Volksregierungsſyſtem zu zermalmen, iſt aber die ganz beſondere Abſicht des Dichters im „Demetrius,“ dem letzten, unvollendeten Werke deſſelben, geweſen. Ich bitte, nun folgende chronologiſche Ueberſicht des erörterten Zeitraumes zu betrachten, wo ich nur die für unſere Unterſuchung ganz beſonders intereſſanten Thatſachen und Producte herausfaſſe und zuſammenſtelle.

---

[1] Vergl. Hoffmeiſter III. S. 281. 342.

1792. Schiller will für Ludwig XVI. ſchreiben. Vorrede zur Geſchichte des Malteſerordens nach Vertot, wichtig wegen Anerkennung des Mittelalters.

1794. Muthloſe Stimmung. Schwanken zwiſchen den „Malteſern“ und dem „Wallenſtein.“

1795. Neue poetiſche Entwicklung und große Productivität. Stelle über das Chriſtenthum in einem Brief an Göthe vom 17. Auguſt. „Die Johanniter.“

1796. Das Epigrammenjahr. Xenienzeit. Die oben erwähnten Diſtichen. Entſcheidung für den „Wallenſtein.“

1797. Das ſogenannte Balladenjahr. „Der Gang nach dem Eiſenhammer.“

1798. „Der Kampf mit dem Drachen.“

1799. Beendigung des „Wallenſtein.“ — „Das Lied von der Glocke.“ — „Die Worte des Wahns.“
1800. „Maria Stuart.“
1801. „Die Jungfrau von Orleans.“
1803. „Der Graf von Habsburg.“ — „Der Pilgrim.“
1804. „Wilhelm Tell.“
1805. „Demetrius.“ Tod.

14.

Es iſt ein Zeitraum von ungefähr dreizehn Jahren, welchen die Schilleriſche Metamorphoſe und von mir ſogenannte Converſionsperiode umfaßt. Sein Geiſt und ſein ſchöpferiſches Vermögen war auch damals, als er ſein Leben beſchloß, nicht im Mindeſten gebrochen und erſchöpft, das beweiſt ganz beſonders die bewundernswürdige Reichstagsſcene im Demetrius. „Mitten im Vollgefühle ſeiner geiſtigen Kraft entraffte ihn der Tod,“ heißt es in Körner's „Nachrichten von Schiller's Leben“ — „Er wurde,“ ſagt Hoffmeiſter, „auf dem Sonnengipfel der Kunſt und, wie ſeine Arbeiten ſeit Tell beweiſen, in der vollſten Geſundheit des Geiſtes durch ein unzeitiges Geſchick hinweggerafft.“ Und es war hohe Zeit, daß ihn daſſelbe dem Leben entrückte. Denn Gott weiß, was man noch Alles erlebt hätte, wenn dieſer Mann, voll glänzenden Genies und kühnen Sinnes, vom Ruhme gekrönt und immer reifer an Erfahrung und Einſicht, noch länger gelebt und die ihm nach ſeiner geiſtigen Umwandlung und Wiedergeburt von ſeinem Genius vorgezeichnete Bahn durchlaufen hätte. Wie, wenn er in ein drittes Stadium eingerückt wäre und ſeine, trotz aller Kränklichkeit des Körpers, gewaltigen Geiſteskräfte auch da wieder mit gewohnter Energie und Genialität entfaltet hätte? In welchem Grade hätte er denn wohl der guten Sache der „Aufklärung," des „Fortſchrittes" und der „Freiheit" zu ſchaden vermocht? Und wie hätte man denn jenes große, von der Demokratie ſo trefflich ausgebeutete Säcularfeſt feiern können; wie hätte die „Gartenlaube" ſo vortreffliche Artikel über die revolutionäre Bedeutung des nationalen Lieblingspoeten bringen, wie hätte man ſich auch wieder 1862 beim Frankfurter Schützenfeſt ſo autoritätsvoll auf ihn beziehen können? — Der ihn jetzt in dieſem Sinne vergötternden und benützenden Partei war er um die Zeit ſeines Todes ſo eben im Begriff, durch ſeinen „Demetrius" den Dolch in's Herz zu bohren, und es iſt mir wahrſcheinlich, daß er bereits den ganz beſtimmten Plan gefaßt hatte, durch eine Reihe von neuen Werken und den durch ſie auf das Publikum zu machenden Eindruck den ganzen Stand der Dinge zu verändern. „Es lag in Schiller's Charakter," heißt es in den Nachrichten aus ſeinem Leben von Körner, „bei jedem Eintritt in neue Verhältniſſe ſich ſogleich mit Plänen einer vielumfaſſenden Wirkſamkeit zu beſchäftigen." Schiller war eine durchaus grandioſe, auf das Höchſte und

Größte angelegte Natur, er war nicht ſo ruhig und realiſtiſch anſchauend und genießend, wie Göthe; ſein Weſen war idealiſtiſch vordringend, kühn, gewaltſam, auf keiner Stufe genußvoll und ſelbſtzufrieden ausruhend und abgeſchloſſen. In der „Leichenphantaſie" malt Schiller einen genialen Jüngling in einer Weiſe, die an ihn ſelbſt erinnert.

„Himmelan flog er in ſchweifenden Wünſchen,
Hoch, wie der Adler in wolkiger Höh!
Stolz, wie die Roſſe ſich ſträuben und bäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel ſich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürſten daher.
Welten ſchliefen im herrlichen Jungen —
Ha, wenn er einſtens zum Manne gereift!"

In den „Idealen" ſagt Schiller in Beziehung auf ſich ſelbſt:

Wie aus des Berges ſtillen Quellen
Ein Strom die Urne langſam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überſchwillt;
Es werfen Steine, Felſenlaſten
Und Wälder ſich in ſeine Bahn;
Er aber ſtürzt mit ſtolzen Maſten
Sich rauſchend in den Ocean[1].

So ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,

---

[1] Dieſe ſpäter geſtrichene Strophe ſtand in der erſten Ausgabe

Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und Nichts ſo ferne,
Wohin ihn nicht ihr Flügel trug."

„Wir ſehen Schillern," heißt es im Brockhauſiſchen Converſationslexikon s. v. Schiller, „nicht zufrieden mit dem Irdiſchen, menſchlich Erreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menſchlicher Geiſt erreichen kann. — — — Ein zweiter Prometheus, ſtrebt er nach dem himmliſchen Feuer, das dem Sterblichen verſagt iſt, mit ſichtbarem Kraftaufwand." — „In meinen Adern ſiedet Etwas," ſchreibt er ſelbſt im Jahre 1783 an Fr. v. Wolzogen: „Ich möchte gern in dieſer holperigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen ſoll." In einem um dieſelbe Zeit geſchriebenen Briefe an Rath Reinwald in Meinungen klagt er: „Ich bin nicht, was ich hätte werden können, aber das Schickſal ſtritt zu früh wider mich. Lieben und ſchätzen Sie mich wegen deſſen, was ich unter beſſeren Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Abſicht, die die Vorſicht in mir verfehlt hat!" — „Ahnung großer, unbekannter Felder hat für mich ſo viel Reizendes," bemerkt er um 1789. — „Ich kann mir," ſagt er in einem um dieſelbe Zeit geſchriebenen Briefe, „die Reſignation, die Genügſamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen iſt. Ungeduldig ſtrebt die meinige, Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt[1]." Es iſt ganz unbeſtimmbar, wie ſich ein ſolcher Geiſt noch weiterhin manifeſtirt haben würde. Gerade das, was ihn früher in ſeiner das Beſtehende unterwühlenden Periode dieſem ſo furchtbar und ſeiner eigenen Partei ſo werthvoll machte, das mußte ihn der Letzteren im Falle einer veränderten Geſinnung und Bethätigung Beſorgniß und Schrecken erregend, ſo wie zu einer unſchätzbaren Acquiſition der von ihm ſodann vertretenen Sache machen. Ich habe ihn als einen poetiſchen Paulus bezeichnet und mehrere auffallende Vergleichungspunkte nachgewieſen, die mich dazu berechtigen konnten; ich möchte aber, wenn ich die zugleich ganz eigenthümliche Natur und Stellung des Mannes in Welt und Zeit erwäge, bei dieſem Vergleiche kaum ſtehen bleiben. Wenn er ſich vollſtändig geoffenbart und auch das noch vollbracht hätte, was ihm am Ende ſeines Lebens aller Wahrſcheinlichkeit nach im Sinne lag, ſo würde es geweſen ſein, als hätte ſich der wider die Weltordnung empörte Lucifer in den ſtreitbaren Engel Michael verwandelt, der wider Teufel und Hölle ſich. Denn dieſer Mann war im Stande, allein mit ſeiner geiſtigen Kraft und Größe dem das Zeitalter beherrſchenden Dämon der Negation die Spitze zu bieten, allein und für ſich einer ganzen Zeit und Welt entgegenzutreten und dabei Nichts im Auge zu haben, als ſeinen großen Beruf. Schon als Knabe hatte er, wie Medicinalrath von **Hoven**, ſein ehemaliger Spiel- und Schulgeſelle, bezeugte, einen durch Nichts zu erſchreckenden Charakter bewieſen; von Furcht und Feigheit, ſelbſt Erwachſenen gegenüber, war keine Spur in ihm[1]. Und auch ganz zuletzt, als ihn mitten im Feuer ſeines Schaffens und ſeiner Entwürfe der Tod ergriff, ſcheint er in dem Bilde des **Leo Sapieha**, der auf die Gefahr hin, ſofort in Stücke gehauen zu werden, den die Augen der Menge verblendenden Trug enthüllt und dem ganzen in Thorheit und Unrecht einhelligen Reichstage ſein Veto entgegenſchleudert, nur ſich ſelbſt, ſowie er ſich nunmehr entwickeln und darſtellen wollte, im Sinne gehabt und gezeichnet zu haben.

---

[1] Die Briefſtellen aus „Schiller's Leben" von Carol. v. Wolzogen, Cotta'ſcher Verlag 1851 und aus „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern ꝛc. Aus den Familienpapieren." Cottaiſcher Verlag 1859.

„— — — — – Will ſich Niemand
Erheben für das Recht, nun ſo will **ich** es.
Zerreißen will ich das Gewebe der Argliſt.
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß.“
— — — — — — — — — —
„Keine Furcht bewegt mein tapfres Herz.
So lange noch Blut in meinen Adern rinnt,

---

1) Car. v. **Wolzogen** a. a. O.

Will ich die Freiheit meines Worts behaupten;
Wer wohlgeſinnt iſt, tritt zu mir herüber."

Die allergewichtigſten Stimmen bitten ihn, nachzugeben:

„— — — — — — Gebt euch, edler Herr!
Ihr ſeht, daß euch die Mehrheit widerſtrebt.
Treibt's nicht zu einer unglückſeligen Spaltung."

„Der König läßt euch bitten, nachzugeben,
Herr Woiwod, und den Reichstag nicht zu ſpalten."

„Es ſind ſo gute Schlüſſe durchgegangen;
O gebt euch! Um des anderen Guten willen,
Was man beſchloſſen, fügt euch in die Mehrheit!"

„Auf dieſer rechten Bank iſt Alles einig."

Worauf **Sapieha**:

„Laßt Alles einig ſein! Ich ſage **Nein**.
Ich ſage Veto, **ich zerreiße den Reichstag**."

Es folgt der ſchon oben angeführte Ausſpruch über die „Mehrheit," welche „der Unſinn" ſei. Dafür wird er von der Partei, die Krieg will, als **Verräther** bezeichnet; ein Tumult entſteht, „die Menge" will ihn in Stücke reißen; der Erzbiſchof hält ihr das Kreuz entgegen und ſchafft ihn bei Seite, und Korela, der Koſacken-Hettmann, ſagt ſchließlich:

„Wer hätte das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde die Spitze halten."

15.

„Es gibt," ſagt Palleske in ſeiner Biographie, „eine Trauer, die nur thätige Geiſter fühlen, ein Weh, das tief und erhaben zugleich, und das wohl heißer Thränen werth — das Weh, von unvollendeten Schöpfungen zu ſcheiden. Der große Kranke trauerte um ſeinen Demetrius[1])." Man wird die Tiefe und Größe dieſes Schmerzes um ſo beſſer zu ermeſſen im Stande ſein, wenn man den obigen Citaten ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkt. Was liegt nicht Alles in dieſer Dichtung, in dieſer Eingangsſcene und in den einzelnen ſinnſchweren Reden und Ausdrücken derſelben[2])! — — — — Erlaube man mir, noch ein Paar Stellen aus der von Caroline

---

1) Der greiſe Schopenhauer ſagte: er werde in dem freudigen Bewußtſein endigen, ſeine Miſſion vollbracht zu haben; ſ. „Arthur Schopenhauer" von Gwinner. Leipz. 1862. S. 225. Noch aber wollte er einige Zuſätze zu den Aufſätzen ſeines Buches: „Parerga und Paralipemena" machen und bloß deßhalb noch nicht in ſein Nirwana eingehen. „Es wäre doch erbärmlich," ſagte er am 9. September 1860, „wenn ich jetzt ſterben ſollte; ich habe den Parergen noch wichtige Zuſätze zu geben." Daſelbſt S. 222. Am 21. ſtarb er. So mächtig iſt in einem Manne des Geiſtes der Trieb, mit möglichſter Vollſtandigkeit zu thun, was er glaubt, daß ſeines Amtes ſei.

2) Hier iſt eine Stelle ausgelaſſen, die ſich auf einen vor der Hand zurückgelegten Aufſatz bezieht; vergl. Vorrede!

von Wolzogen verfaßten Biographie herausfaſſen, welche, wenn auch unvollkommen und ohne Auftragung contraſtirender Farben, den veränderten Standpunkt ſchildern, den Schiller am Ende ſeines Lebens eingenommen hat.

„Die welthiſtoriſche Wirkung der Chriſtuslehre, die reine, heilige Geſtalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur, erfüllten ihn mit einer Ehrfurcht, *die gegen das Ende ſeines Lebens immer tiefer wurde.*“ — „Unſer innerliches Leben war im letzten Winter ſehr reich. Eine unausſprechliche Milde durchdrang Schiller's ganzes Weſen und gab ſich in allen ſeinen Urtheilen und Empfindungen kund; es *war ein wahrer Gottesfriede in ihm.* Ich las damals den Livius, und die römiſche Geſchichte war oft der Gegenſtand unſerer Geſpräche. So bemerkte er einmal: „Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit erblühen können, mit der römiſchen Republik untergegangen ſei, ſo habe nothwendig etwas Neues entſtehen müſſen. *Das Chriſtenthum habe die Geiſtigkeit des Daſeins erhöht und der Menſchheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Ausſicht eröffnete.*“

Man ſieht, Schiller war unendlich ruhiger, friedlicher in ſich ſelbſt geworden, der titaniſche Geiſt in ihm war gewichen und hatte einem ſtillen, beſeligenden „Gottesfrieden“ Platz gemacht; das Widerſtreben gegen den vom Chriſtenthum eingeleiteten, aus dem natürlich Menſchlichen in eine höhere Sphäre einführenden Weltprozeß hatte aufgehört; das Verſtändniß dieſes Prozeſſes war in ihm aufgegangen, und er zollte ihm ſeine volle, warme, mit dem großen Blicke des Geſchichtsphiloſophen verbundene Anerkennung. Daß ihm ganz beſonders auch der ſpecielle Begriff der katholiſchen Romantik geworden und daß ihm ihre Bedeutung und Nothwendigkeit im chriſtlichen Weltprozeß eingeleuchtet, wird nach all dem in dieſer Hinſicht Vorgetragenen nicht verneint und beſtritten werden können. Wie ſehr er namentlich das Princip der Demuth, des Gehorſams und der abſoluten Selbſtverläugnung zu würdigen gelernt hatte, wiſſen wir urkundlich aus ſeinem „Kampf mit dem Drachen“ und ſeiner „Jungfrau.“ Ebenſo aus den „Johannitern,“ wo er aber das Chriſtenthum nicht einſeitig nur als die paſſive Religion der Demuth und des Leidens, ſondern als diejenige preiſt, die, wie keine andere, damit auch die activen Eigenſchaften der Thatkraft und des Heldenmuthes verbinde. Das war nun offenbar ſein Ideal; denn zu einer quietiſtiſchen Ruhe und Thatloſigkeit konnte ſich ein ſo rüſtiger, zum Schaffen, Wirken und Handeln determinirter Genius nicht entſchließen. *Daß er noch Etwas Beſonderes vorgehabt haben möchte und zwar in Beziehung auf die Re-*

ligion, hat auch ſchon *Palleske* vermuthet. „Es iſt wahrſcheinlich," ſagt er, „daß dieſer vielumfaſſende Geiſt nicht bei der Reform der dramatiſchen Kunſt ſtehen geblieben wäre. — — — — Schon in dem Aufſatz über den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten nannte er neben der Kunſt die Religion einen Anker, an welchem das Wohl der Menſchheit befeſtigt ſei. Noch deutlicher bezeichnet er ſeine Anſicht in einem merkwürdigen Briefe an Zelter 1804, und wir ſehen hier Schiller in derſelben Bahn, in welche *Leſſing's* edles Geſtirn einlenkte." Ich habe dieſen Brief ſchon oben berührt; er iſt einer ganz ausgezeichneten Beachtung werth. Zelter hatte den Freunden einen Entwurf zur Verbeſſerung des Kirchengeſanges vorgelegt. Schiller intereſſirte ſich lebhaft für die Sache und ſchrieb darüber an Zelter wörtlich Folgendes: „Daß es hohe Zeit iſt, etwas für die Kunſt zu thun, fühlen Wenige; *aber daß es mit der Religion ſo nicht bleiben kann, wie es iſt, läßt ſich Allen begreiflich machen.* Und da man ſich ſchämt, *ſelbſt* Religion zu haben, und für aufgeklärt paſſiren will, ſo muß man ſehr froh ſein, der Religion von der Kunſt aus zu Hülfe kommen zu können. Es müßte Ihnen nicht ſchwer fallen, einen oder den anderen Theologen und Akademiker dafür zu intereſſiren. Berlin hat in dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerſt die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; das war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. *Jetzt*, in Zeiten des Unglaubens iſt ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den erſten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Proteſtantismus, deſſen Metropole es einmal zu ſein beſtimmt iſt. Ja der Geiſt der Zeit verlangt es, da ſich der Katholicismus in Frankreich neu conſtituirt hat, daß auch im Proteſtantismus an die Religion gedacht werde, und ſelbſt die Philoſophie nahm dieſe Richtung[1]).“ Viel drücken dieſe Worte aus; ſie werden noch mehr, als geſchrieben ſteht, demjenigen ſagen, der zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht.

16.

Wenn Schiller convertirt hat — und wenigſtens in einem gewiſſen Sinne hat er es, wie nachgewieſen, wirklich gethan — ſo hat in ihm, in dieſer ſtellvertretend großen und bedeutungsvollen Perſönlichkeit — Deutſchland convertirt. Denn wenn irgend ein Mann den eigenthümlich deutſchen Geiſt und Charakter ſeiner edlen, tiefen und achtungswürdigen Seite nach zu repräſentiren vermag, ſo iſt es ohne Zweifel dieſer idealiſtiſche Dichter und Denker, iſt es weit mehr als z. B. Göthe, deſſen Natur und Entwicklung in zu naher Verwandtſchaft mit Griechenland und Italien ſtand, um für ſo ſpezifiſch deutſch gelten zu können[2]).

---

1) Briefwechſel zwiſchen Göthe u. Zelter. I. S. 120 f.

2) „Der Charakter der Schilleriſchen Muſe,“ ſagt Ancillon,

Auf dieſer entſchieden vaterländiſchen Natur im beſten und ehrenvollſten Sinne des Wortes beruht denn auch Schiller's Popularität, beruht die Begeiſterung, der Jubel der 1859 ihm zu Ehren begangenen Feierlichkeiten, der allerdings demokratiſch veranſtaltet und ge-

---

„wird, ſo lange die Deutſchen ihrem eigenen Charakter treu bleiben, dieſen Dichter vor Allen zum Nationaldichter machen. Sein Genius iſt der idealiſirte Ausdruck der Geſammtheit; die Deutſchen finden ſich in demſelben in verklärter Geſtalt und geſteigerter Potenz. Denn der Deutſche liebt vor Allem die Kraft des Gedankens, das Allgemeine der Begriffe und Vorſtellungen, die Reinheit der Geſinnung, das Großartige der Gefühle, die Energie der Seelenvermögen, das ethiſche Gepräge." Daß Schiller es ſo herrlich verſtanden hat, kindlich religiöſes Gefühl mit ſtreng wiſſenſchaftlichem Forſchergeiſte zu verbinden, rühmt *Alfred von Wolzogen* in der Vorrede zu „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern" ꝛc. Stuttg. 1859. Göthe ſchreibt im October 1795 an Schiller: „Ihre Gedichte haben beſondere Vorzüge, und ich möchte ſagen: ſie ſind nun, wie ich ſie vormals von ihnen hoffte. *Dieſe ſonderbare Miſchung von Anſchauen und Abſtraktion*, die in Ihrer Natur iſt, zeigt ſich nun in vollkommenem Gleichgewicht und alle übrigen poetiſchen Tugenden treten in ſchöner Ordnung auf." Dieſe eigenthümliche Verbindung ſo diſparat ſcheinender Eigenſchaften war aber das ſo beſonders *Deutſche* in Schiller; „*In ihm hat ſich der deutſche Genius am reinſten geoffenbart*," heißt es auch in der „Gartenlaube" 1859. Nr. 46.

färbt war, der ſich aber ohne einen wirklichen Grund doch nicht zu jener beiſpielloſen Höhe hätte emporſchrauben laſſen. Hier hat ihn Deutſchland jedenfalls als ſeinen geiſtigen Repräſentanten auf's Feierlichſte und Vollſtändigſte anerkannt. Und ſo dürfen wir wohl ſagen, *in ihm habe Deutſchland convertirt.*

Der Proteſtantismus iſt ein Produkt des deutſchen Geiſtes und Charakters geweſen, der ſeine Feſſeln ſprengte, um ſich im Reiche der Freiheit zu ergehen; man hat den ſächſiſchen Reformator und ſein Zertrümmerungswerk nicht mit Unrecht mit dem Widerſtreben der alten Sachſen gegen das Chriſtenthum zuſammengebracht, zu dem ſie bekehrt werden ſollten. Im germaniſchen Charakter iſt in der That etwas tiefliegend Negatives, namentlich was die Regionen des Glaubens und Erkennens betrifft, wo der Deutſche keinen ihm unwürdig und unziemlich dünkenden Zwang erträgt und ſich Nichts gefallen läßt, wovor er nicht eine wahre, innere Achtung und Ehrfurcht empfindet. So hat ſich die Sache in Luther's heldenhaftem Auftreten, ſo in Schiller's titaniſcher Jugendperiode dargeſtellt. Aber der Deutſche iſt nicht nur Held, Titan, Freiheitsmann, Polemiker. Ein eben ſo weſentlicher, ja noch weſentlicherer Charakterzug deſſelben iſt ſein Gemüthsleben, iſt jene tiefe Frömmigkeit, welche ebenfalls ihre Befriedigung verlangt und welche in ihrer Abtrennung von der alten Mutterkirche ſogar den ſchwächlichen

Pietismus erzeugte. Selbſt Göthe, „der große Heide,“ hatte eine Zeit, wo er ſich den Pietiſten und Herrnhutern geneigt fühlte. In ſeiner antichriſtlichen Zeit machte er Verſe, wie folgende:

„Den deutſchen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß ſie gehaßt das Chriſtenthum,
Bis Herrn Carolus leidigem Degen,
Die edlen Sachſen unterlegen ꝛc.“

Und doch ſchrieb er die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele,“ doch gab er ſeinem Fauſt einen chriſtlich-romantiſchen Schluß, doch verfaßte er jenen koſtbaren Aufſatz über den katholiſchen Sakramentencyclus. Die reine Negation kann bei uns Deutſchen trotz unſeres geiſtigen Emancipationstriebes keine allzu tiefen und beharrlichen Wurzeln ſchlagen. Ihr Sturm geht vorüber, und es entwickelt ſich eine neue Poſition daraus. Ein ſolcher Uebergang, ein ſolches bei den Einzelnen oft plötzliches Umſchlagen in's Gegentheil vollbringt ſich in den letzten Jahrhunderten; es geht in unſeren vorzüglichſten Dichtern, Denkern und Geſchichtsſchreibern vor, wenn er ſich auch dem Blicke der Menge entzieht. Dieſe wird nur dann aufmerkſam, wenn ſich förmliche Converſionen, wie die des Grafen Stolberg, Friedrich Schlegel's ꝛc. ereignen. Sie ſtutzt in ſolchen Fällen; ſie iſt verblüfft; ſie erholt ſich von ihrem Erſtaunen und ſchimpft; ſie erklärt ſich die unbequeme Thatſache in ihrer bekannten, wohlfeilen Manier, aus individuellen, pathologiſchen, unmoraliſchen Beweggründen, nimmt heruntergekommene Geiſteskräfte, jeſuitiſche Anlockungen, ſchlechte Geſinnungen, egoiſtiſche Berechnungen, alles mögliche Gemeine und Verworfene an. Die bezüglichen Thatſachen werden jedenfalls als Einzelheiten betrachtet, die für ſich ſtehen und keine Bedeutung für's Ganze und Allgemeine haben. Sie ſtehen aber keineswegs ſo iſolirt und zuſammenhangslos da; ſie wurzeln in der ſich allmählig vollbringenden, allgemeinen Aenderung der Stimmungen, Anſchauungen und Geſinnungen; es ſind nur einzelne Stellen, an welchen der große, hiſtoriſche Umwandlungsprozeß, welcher als ſolcher noch nicht in die Augen fällt, zur Erſcheinung kommt. Es wird freilich noch Manches vorgehen müſſen, bis dieſer Prozeß zu einem poſitiven Abſchluß und Reſultate gelangt. Die univerſale Converſion aber, durch welche der religiöſe Zwieſpalt, dieſe böſe Krankheit des Vaterlandes, verſchwinden wird, kann nicht ausbleiben; und man wird einſt in Schiller denjenigen erkennen, in welchem dieſes große Factum, ſei es auch, daß der formelle Schlußpunkt gefehlt, in ganz beſonders bedeutſamer und repräſentativer Weiſe vorgegangen iſt.

„Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt,“

ſagt er ſelbſt. Und ſo iſt Deutſchland trotz der widerſtrebenden Maſſen und trotz der feindlichen Preſſe *eigentlich ſchon zum Chriſtenthum und zur Kirche zurückgekehrt*; denn nicht die

Vielen, οἱ πολλοί, ſind die Nation; auch nicht die ſich zu Führern dieſer Vielen aufwerfenden Lärmmacher, Hetzer und Aufwiegler; ſondern die Wenigen ſind es, die auch nur wieder von Wenigen verſtanden und begriffen werden, und die ihre Bedeutung mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart haben; jene tiefen und großen Individuen, die als die Blüthen und Gipfel des nationalen Weſens und Lebens über die Menge emporragen und die ächte Subſtanz, den edelſten Geiſt und Kern des Ganzen enthalten und zur Erſcheinung bringen. Ein Einziger kann in dieſem Sinne das Volk darſtellen, das Volk ſein; während das, was man Volk nennt und was der Demagoge zu ſeinem äußerlichen Zwecke in Anſpruch nimmt, Nichts als eine unreife, unſelbſtſtändige Maſſe und Umhüllung ſeines wahrhaft nationalen Weſens und Kernes iſt.

17.

Ich habe es oben vermieden, Scenen aus Maria Stuart abzuſchreiben; mit einer aber will ich ſchließen. Die Katholiken mögen daraus erkennen, welchen Bundesgenoſſen und Anwalt ſie an dieſem bekehrten Saulus, an dieſem beſänftigten Titan gewonnen haben; die Stelle kommt in beſonderen Betracht auch in Beziehung auf die Schilleriſche Converſionsfrage.

Melvil

„Beruhige dein Herz! Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunſch ſtatt des Vollbringens.

Tyrannenmacht kann nur die Hände feſſeln,
Des Herzens Andacht hebt ſich frei zu Gott;
Das Wort iſt todt, der Glaube macht lebendig“

Maria.

„Ach, Melvil! Nicht allein genug iſt ſich
Das Herz; ein irdiſch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmliſche ſich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menſchen und verſchloß
Die unſichtbaren himmliſchen Geſchenke
Geheimnißvoll in einem ſichtbarn Leib.
Die Kirche iſt's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die katholiſche heißt ſie,
Denn nur der Glaube Aller ſtärkt den Glauben.
Wo Tauſende anbeten und verehren,
Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
Schwingt ſich der Geiſt in alle Himmel auf. —
Ach, die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet verſammelt in dem Haus des Herrn!
Geſchmückt iſt der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch iſt geſtreut,
Der Biſchof ſteht im reinen Meßgewand;
Er faßt den Kelch, er ſegnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederſtürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk. — Ach! Ich
Allein bin ausgeſchloſſen, nicht zu mir
In meinen Kerker dringt der Himmelsſegen.“

Wenn Schiller das Unglück, aus dieſem großen, heiligen Verbande ausgeſchloſſen zu ſein, ſo wie das

Glück, ihm anzugehören, ſo tief empfand, wie er es hier merklich genug zu erkennen gibt — kann man glauben, daß er dieſem Verbande völlig fremd geblieben ſei, daß er ihm nicht wenigſtens geiſtig verbunden geweſen ſei? — Jenes Drama iſt am Anfang des Jahrhunderts an's Licht getreten; die ſpäter entſtandene „Jungfrau" iſt, wiewohl hier von confeſſionellen Gegenſätzen keine Rede iſt und keine ſo glänzenden Schilderungen des katholiſchen Cultus darin vorkommen, wie in der „Maria," im Grunde noch viel katholiſcher, als dieſe. Schiller machte demnach keine Rückſchritte. Im Jahre 1805 ſtarb er.

B.

Ueber Wallenſtein.

1.

Ich habe dieſes große Werk ſchon in der obigen, die Metamorphoſe Schiller's betreffenden Abhandlung charakteriſirt. Es iſt aber ſo merkwürdig und bezeichnet einen ſo wichtigen Wendepunkt in des Dichters Denken und Schaffen, daß man es vielleicht verzeihen wird, wenn ich ihm zum Behufe einer noch ausführlicheren und gründlicheren Beſprechung eine beſondere Abtheilung meiner Schilleriana einräume. In ähnlicher Art verhält es ſich mit der „Jungfrau," der ich ebenfalls eine eigene Nummer widmen werde.

Wie ſehr die beiden ſcheinbar ſo diſparaten Werke zuſammengehören, habe ich ſchon angedeutet. „Wallenſtein" ſtellte die negative Seite der ſpäteren Schiller'ſchen Denkart, wie die „Jungfrau" die poſitive dar. „Wallenſtein" iſt die Tragödie der Deſperation; es iſt ein peſſimiſtiſches Gemälde menſchlicher Ohnmacht und Nichtigkeit und unverbeſſerlich-heilloſer

Weltzuſtände; es iſt, ſo zu ſagen, ein Strich, den Schiller durch alle die Rechnungen und Hoffnungen ſeines ehemaligen progreſſiſtiſchen Idealismus zieht; es iſt den „Idealen“ und dem „Pilgrim“ verwandt; der Dichter nimmt darin gewiſſermaßen Abſchied von Welt und Menſch, um ſich der höheren Sphäre zuzuwenden, deren Walten und Wunder er ſpäterhin in ſeiner „Jungfrau“ entfaltet.

Was ich hier über „Wallenſtein“ ſage, ſcheint auf den erſten Blick zu dem Anfang und Eingang des Werkes übel paſſen zu wollen. Daſſelbe beginnt ja ſo überaus munter, kräftig und lebensvoll; es zeigt ſich in jenem meiſterhaften Lagergemälde eine ſo außerordentliche Geiſtesfriſche, eine ſo objective, geſtaltenreiche Schöpferkraft; man erinnert ſich wohl beſonders der ergötzlichen Kapuzinerpredigt. Um ſo ſonderbarer mag es erſcheinen, wenn ich behaupte, das Werk ſei aus einem ſo ernſten, ja triſten und deſperaten Grunde hervorgewachſen; wenn ich das Ganze eine Predigt nenne, ſo furchtbar und niederſchlagend für das Weſen und Treiben der Menſchenwelt, wie kaum je eine geweſen ſein mag. Und doch glaube ich, Recht zu haben. Daß Schiller mit ſolcher Lebendigkeit, ſolchem Humor zu zeichnen vermochte, iſt uns vor Allem ein Beweis, wie wenig der Geiſt des Mannes zu dieſer Zeit gebrochen und erſchöpft, und wie wenig ſeine veränderte Anſicht und Stimmung eine Folge verſchlimmerter pathologiſcher

Zuſtände und bereits nachlaſſender geiſtiger Kräfte war. Er hatte ſeinen alten Standpunkt aufgegeben; er dachte und fühlte bei Weitem peſſimiſtiſcher und hoffnungsloſer in Beziehung auf Welt und Zeit, als früherhin; übrigens war er derſelbe. Auch der Kampf, das Schwanken, die Zerriſſenheit, die unproduktive Pauſe des Ueberganges lag hinter ihm; er war wieder harmoniſch zu ſich ſelbſt geſtellt, und ganz wieder ſeiner dichteriſchen Produktionskräfte mächtig, mit denen er nunmehr einen neuen, jedoch einem anderen Ziele geltenden Anlauf nahm. Dies die perſönliche Seite. Dann liegt es aber auch in dem Plane des Werkes, daß es einen ſo rührigen und rüſtigen Anfang nimmt — nicht bloß um der lebens- und charaktervollen Schilderung der bezüglichen Zuſtände überhaupt willen, ſondern des Contraſtes wegen, der ſich bilden ſoll, indem der Dichter das in dem Drama verneinte Weltweſen und Welttreiben erſt in ſeiner ganzen Lebendigkeit und Fülle vor Augen bringen muß, um die ſich zuletzt herausſtellende Eitelkeit und Nichtigkeit deſſelben zu deſto vollkommenerem Bewußtſein zu bringen. So lebhaft, ſo guten Humors, ſo großartig und impoſant das Gemälde beginnt, eben ſo traurig, öde, jammervoll und troſtlos endet es; all der Aufwand von Thatkraft, Muth, Liſt, Berechnung, Genie, Gewalt, Maſſe, Größe, Pracht, Zuverſicht und Feſtigkeit, der von dem großen Heerführer und ſeinen Werkzeugen gemacht wird, um das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, erweiſt ſich als fruchtlos und vielmehr nur zum Gegentheile führend. Denn nicht das Leben und die Kraft ſollen hier triumphiren und Recht behalten, ſondern der Tod, die Ohnmacht des Menſchen und das leere Nichts der Welt.

2.

Der Held dieſes Stückes iſt ein realiſtiſcher Charakter, der, wie Schiller ſelbſt darüber bemerkt, den Erfolg nöthig hat, den nur der idealiſtiſche entbehren kann. Wallenſtein hat den Erfolg gegen ſich; ſein Untergang iſt alſo der leerſte, traurigſte, elendeſte, den es gibt; es iſt damit gar keine Erhebung des Gemüthes, gar keine Ausſicht in die Zukunft, gar kein, wenn auch noch ſo mittelbarer und ferngerückter Troſt verbunden; er iſt für unſere Betrachtung, wie für den Helden, nur negativ, nur einfach zu Boden ſchlagend. Ein Poſa trägt ſich mit dem Ideal einer Zukunft, dem er ſich freudig opfern kann. Wallenſtein will etwas unmittelbar auf Gegenwart und nächſte Zukunft Bezügliches; und wenn dies nicht erzielt wird, ſo iſt Alles verloren, ſo hat er umſonſt gelebt und iſt umſonſt geſtorben. Von Poſa heißt es: „Er hüllte ſich in die Größe ſeiner That.“ Von Wallenſtein ſagt Schiller: „Er berechnet Alles auf die Wirkung und dieſe mißlingt. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen, und ſo über die Materie erheben; er

will die Materie unterwerfen und erreicht es nicht [1]."
Poſa ſagt:

„— — — — — — Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif; ich lebe
Ein Bürger derer, die da kommen werden."

Und dem Carlos läßt er ſagen:

„Ob er vollende oder unterliege —
Ihm einerlei! Er lege Hand an! Wenn
Jahrhunderte dahingeflohen, wird
Die Vorſicht einen Fürſtenſohn, wie er,
Auf einem Thron, wie ſeiner, wiederholen
Und ihren neuen Liebling mit derſelben
Begeiſterung entzünden."

Ganz anders ſpricht der realiſtiſche Wallenſtein:

„— — — — — — — Ich kann mich nicht,
Wie ſo ein Wortheld, ſo ein Tugendſchwätzer,
An meinem Willen wärmen und Gedanken,
Nicht zu dem Glück, das mir den Rücken kehrt,
Großthuend ſagen: Geh! Ich brauch dich nicht!
Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet."

Und ſo kommt es: er kann nicht mehr wirken, er iſt vernichtet, er fällt ſogar durch Mord. Den progreſſiſtiſchen Idealismus, dem Schiller im Carlos huldigte, hatte er aufgegeben; er glaubte nicht mehr, daß aus dem Blute der Märtyrer von Poſa's Gattung eine Saat des Heiles aufſproſſen werde. Er wählte ſich nun dieſen gewaltigen Menſchen, dieſen Wallenſtein, der, wenn es irgend möglich wäre, doch Etwas auszurichten im Stande ſein mußte. Seine perſönliche Größe, ſein kriegeriſches und ſtaatsmänniſches Genie, die Vortheile der von ihm bereits errungenen Stellung ſind öfters mit Abſicht geſchildert und hervorgehoben, wie im Prolog:

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt. S. 426 ff.

„Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffeln raſch erſtieg,
Und, ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel."

Wrangel ſagt zu Wallenſtein:

„— — — — — — — Euer Gnaden ſind
Bekannt für einen großen Kriegesfürſten,
Für einen zweiten Attila und Pyrrhus.
Noch mit Erſtaunen redet man davon,
Wie Sie vor Jahren, gegen Menſchendenken,
Ein Heer, wie aus dem Nichts, hervorgerufen."

Illo ſagt:

„Der Kaiſer gibt uns Nichts; vom Herzog
Kommt Alles, was wir hoffen, was wir haben."

Max Piccolomini:

„Geworden iſt ihm eine Herrſcherſeele,
Er iſt geſtellt auf einen Herrſcherplatz."

Und Queſtenberg, da er den Gang durch's Lager gemacht:

„Hier iſt kein Kaiſer mehr; der Fürſt iſt Kaiſer."

u. ſ. w. Ein ſo ungeheuerer Menſch, der ſein Wagſtück und Verbrechen noch dazu mit der löblichen Abſicht, dem durch die Furien des Krieges ſo fürchterlich zerriſſenen Deutſchland den Frieden zu geben, entſchuldigen und beſchönigen kann, geht elend und ſchmachvoll unter, ohne Etwas zu erreichen und ohne einen Samen zu hinterlaſſen, aus welchem das, was er will, nach ſeinem Tode aufgehen kann. Was will uns alſo dieſe Dichtung ſagen? Gewiß nichts Anderes, als Folgendes: „Es iſt mit der Welt Nichts anzufangen; ſie zu überwinden reicht auch das größte Genie, das ſeltenſte Glück, die gewaltigſte Macht nicht aus; das Große, das der Menſch auf ſeine eigene Fauſt unternimmt, in dieſer Welt und Menſchheit durch weltliche und menſchliche Mittel zu bewirken gedenkt, oder wirklich bewirkt, iſt eitel; es läßt ſich nicht durchſetzen, oder es ſchwindet, wenn auch für einen Augenblick zu Stande gebracht, wie ein Traum der Nacht dahin, und die Welt bleibt, wie ſie iſt. Hier erſt ward Schiller zum eigentlichen Tragiker, indem er, von allen progreſſiſtiſchen Ideen und Tendenzen frei, nur die negativen Wahrheiten ausſprach, welche die ächte Tragödie zum Bewußtſein bringt [1]). Der Sinn und Kern einer Dichtung muß eine reale Wahrheit ſein; die Anſchauungen und Hoffnungen des progreſſiſtiſchen Tendenzdichters aber ſind eine Täuſchung;

---

1) Vergl. die Abhandlung über die tragiſche Poeſie in meiner Converſionsſchrift. Mainz 1859. S. 214—255.

daher ein ſolcher kein wahrer Tragiker zu ſein vermag. Die tragiſche Poeſie zerſtört alle die Illuſionen, in welchen der Menſch über ſich, ſeine Gattung, ſeine Kräfte, ſeine Geſchichte befangen iſt; das iſt ihr großer Zweck und Beruf. Den erkannte Schiller früher nicht und mißbrauchte die Tragödie ſeinen falſchen Anſichten und tendenziöſen Zwecken gemäß. Noch im Jahre 1792[1] hatte er das Schickſal der griechiſchen Tragödie verworfen, und wollte dafür die Ahnung oder das Bewußtſein einer „teleologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens" zum Zweck der Tragödie machen. Jetzt gab er einem Werke das Daſein, welches ganz zu der bedeutungsvollen Leere antiker Tragödienausgänge zurückkehrte — jener Leere, welche die Bedingung und Vorſtufe der chriſtlichen Fülle iſt.

3.

Buttler ſpottet in dem Geſpräche mit Gordon der Klugheit des großen Heerführers, die Alles berechnet habe und nun dennoch ſcheitere.

„Ein großer Rechenkünſtler war der Fürſt
Von jeher; Alles wußt' er zu berechnen,
Die Menſchen wußt' er, wie die Stein' im Brettſpiel,
Nach ſeinem Zweck zu ſetzen und zu ſchieben.
Gerechnet hat er fort und fort, und endlich
Wird doch der Calcul irrig ſein; er wird

---

[1] In dem Aufſatze über die tragiſche Kunſt.

Sein Leben ſelbſt hineingerechnet haben,
Und ſo wie Jener in ſeinem Zirkel fallen.“

Auch des Dichters eigene Meinung, daß es mit der menſchlichen Klugheit nicht weit her ſei, drückt ſich hier aus. Seine Darſtellung geht aber um ſo tiefer, da ſich Wallenſtein nicht bloß auf ſeine Verſtandesoperationen, ſeine ſubjectiven Einſichten, ſeine perſönlichen Kräfte und Mittel verläßt, ſondern einen univerſelleren Halt zu gewinnen, ſich der inneren, geheimnißvollen Magie des Weltlebens zu verſichern ſucht und ſich von da aus führen und beſtimmen laſſen will. Er iſt nicht frivol und ungläubig, er iſt gläubig und devot in ſeiner Art, im kosmiſchen Sinn, ſo zu ſagen; dies iſt ſein aſtrologiſcher Aberglaube. Aber auch dieſer nützt ihm Nichts; auch dieſe Myſtik täuſcht ihn; es iſt überhaupt, als wenn hölliſche Mächte ihr Spiel mit ihm trieben und ihn abſichtlich in's Verderben ſtürzten, wie er denn auch ſelbſt gegen Max äußert:

„Dem böſen Geiſt gehört die Erde, nicht
Dem guten. — — — — — — — — —
Den Edelſtein, das allgeſchätzte Gold
Muß man den falſchen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage ſchlimmgeartet hauſen.“ ꝛc.

Worauf Max:

„O fürchte, fürchte dieſe falſchen Mächte!
Sie halten nicht Wort; es ſind Lügengeiſter,
Die, dich berückend, in den Abgrund ziehen.“

Ihnen hat ſich Wallenſtein mit ſeinen hochfliegenden Planen, ſeinem coloſſalen Selbſtgefühl und ſeiner kosmiſchen Myſtik in die Hände gegeben. Wenn ſich wahrhafte Ahnungen aus den Tiefen der menſchlichen Seele hervor kund thun, ſo ſcheitern ſie an des Mannes grenzenloſer Selbſtverblendung. So legt er ſich die Vorgefühle und böſen Träume der Gräfin zu ſeinen Gunſten aus, oder räſonnirt ſie rationaliſtiſch hinweg. Wallenſtein zeigt eine durch Nichts zu erſchütternde Feſtigkeit. Es bricht die Fülle des Unglücks Schlag auf Schlag über ihn herein, aber er richtet ſich immer wieder auf und ſteht in gewohnter Faſſung und Stärke da:

„Nacht muß es ſein, wo Friedland's Sterne ſtrahlen“

Er entſagt ſeinen Hoffnungen und Entwürfen keinen Augenblick; er projectirt, handelt, gebietet, vertraut, glaubt, hofft, bis er, von ſeinen intimſten Freunden verrathen und gemordet, in ſeinem Blute liegt. Das iſt nicht der evangeliſche Glaube, der Berge verſetzt, ſondern das bis zum Wahnſinn gehende Vertrauen eines großen, kühnen, mächtigen Menſchen auf ſich und eine Welt, die ihn heben und tragen, die ſeinem Willen dienſtbar ſein müſſe, wie immer auch die Umſtände ſeien. Das ihn umſtrickende Verderben iſt ſo klar, daß es in die Augen ſpringt; es wird ihm von den Anderen gezeigt und er will es nicht ſehen; er iſt, wie Illo ſagt, mit ſehenden Augen blind. Wenn Schiller an anderen Orten den Glauben und die Blindheit preiſt, ſo iſt es in ganz anderem Sinn. Das iſt der Glaube, der ſich auf eine überirdiſche und überweltliche Region bezieht, das iſt ein Zuſtand, wo man mit blinden Augen ſehend, nicht aber mit ſehenden Augen blind iſt, wie Wallenſtein. Dieſen erfüllt das bloße, einſeitige Vertrauen des Menſchen zu ſich und der Welt, und das wird in dem Stücke ſchonungslos zu Schanden gemacht.

4.

Mit dieſem großen Werke, dieſer ächten Tragödie, trat Schiller in ſeine neue, von mir ſo genannte Converſionsperiode ein. Den früheren, von den Räubern bis zum Carlos liegt der Glaube an die autonome, Alles aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen habende menſchliche Natur und Gattung zu Grunde, welche ſich durch kühne Selbſthülfe und partielle Selbſtaufopferungen all ihrer Feſſeln zu entledigen im Stande ſei. Das iſt das Revolutionsprincip, das ſich ganz nur auf Menſch, Welt, Erde ſtützt. Im Wallenſtein wird dies Alles zu Boden geworfen und ein coloſſales Individuum mitſammt ſeinem Glück und Glauben zermalmt und in Staub verwandelt. Dort ſollen die eingeführten Formen der geſellſchaftlichen Ordnung über den Haufen geſtürzt werden; die menſchlichen und weltlichen Dinge überhaupt aber ſind dort kein Gegenſtand der Verneinung; ſie ſollen im Gegentheil durch Befreiung von Druck und Zwang zu ihrer vollen, beglückenden Geltung und Geſtaltung kommen.

Im Wallenſtein und von dieſem an in den folgenden Produkten dieſer Periode wird die ganze Welt als nichtig und aller Beſſerung in und aus ſich ſelbſt unfähig betrachtet.

5.

Daß im „Wallenſtein“ ſittliche Momente und Principien auftreten, von denen der Dichter in ſeinen früheren Schöpfungen Nichts wußte, hat ſchon Hoffmeiſter[1]) hervorgehoben. Noch im Carlos „hat die Freiheitsidee allein das Wort; alle ihr widerſtreitenden Tugenden ſind nicht ſtimmfähig.“ Im Wallenſtein dagegen „iſt ein neuer Chor von Tugenden eingeführt, das ganze Syſtem von ſittlichen Eigenſchaften, die ſich an das geſetzlich Beſtehende halten, iſt hier verherrlicht. Es iſt, als wolle der Dichter wieder einbringen, was er früher verſäumt hatte; als wolle er ſich ausdrücklich dagegen verwahren, daß er in die revolutionären Ideen ſeiner Zeit einſtimme; als wolle er den Eindruck paralyſiren, den ſeine frühere Poeſien hervorgebracht. Wallenſtein ſelbſt iſt der Lobredner der Tugend, die er verletzt:

„— — — — — — — Die Treue, ſag' ich euch,
Iſt jedem Menſchen, wie der nächſte Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er ſich geboren.“

Hier fängt der Dichter an, conſervativ zu werden — nicht etwa, weil er die Mängel des Beſtehenden

---

1) Schiller's Leben. IV. S. 40.

nicht noch eben ſo gut fühlt und einſieht, als vorher; ſondern weil er erkennt, daß auf ſolche Weiſe, wie die Zeit meint und wie er ſelbſt früher glaubte, nicht zu helfen, daß auf dieſem Wege nur ein noch ſchlimmerer Zuſtand zu bewirken und wahre, wirkliche Hülfe nicht durch des auf ſich ſelbſt geſtellten Menſchen Kraft und That, ſondern ganz anders woher kommen müſſe. Ich hebe noch folgende Stellen aus:

„Mein Sohn!
Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſind's, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkühr fürchterlich.“ ꝛc.

„Laßt euch das enggebundene Vermögen
Nicht leid thun. Wo viel Freiheit, iſt viel Irrthum;
Doch ſicher iſt der ſchmale Weg der Pflicht.“

„Denn um ſich greift der Menſch; nicht darf man ihn
Der eigenen Mäßigung vertrau'n. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Geſetz
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.“

„Nein, du wirſt ſo nicht endigen! Das würde
Verrufen bei den Menſchen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen;
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Edles in der Freiheit glaubt,
Und nur der Ohnmacht ſich vertrauen mag.“

Letztere Worte ſpricht Max zu Wallenſtein. Und da dieſer dennoch thut, wovon ihn jener ſo dringend abmahnt, ſo behält „der gemeine Wahn" wirklich Recht. Man ſieht, mit welch ſchonungsloſer Wahrheitsliebe jetzt Schiller gegen ſich ſelbſt, wie er früher war und dachte, dieſen weltumwälzenden Titan, verfährt. Er glaubt nicht mehr an das Edle der Freiheit; er macht dem, was er im Grunde noch immer verachtet, die entſchiedenſten Conceſſionen.

„Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme."

Aber er bleibt nicht dabei ſtehen. Der abſtrakte Peſſimismus und der darauf gegründete Conſervatismus eines Schopenhauer kann ſein alleiniger, ausſchließlicher Standpunkt nicht ſein. Er gibt ſeine irdiſchen Ideale auf, und läßt das „Beſtehende", einzelne, zerſtreute Stellen ausgenommen, fürder unangefochten, flüchtet ſich aber mit zunehmender Innigkeit und Vollkommenheit der Anerkennung in die romantiſche Glaubens- und Wunderwelt, die er weiterhin beſonders in der dem franzöſiſchen Aufklärungswolf entriſſenen „Jungfrau", ſeinem poſitivſten und bedeutungsvollſten Werke, zu deſſen beſonderer Beleuchtung wir nun fortgehen, entfaltet hat.

C.

Ueber die Jungfrau von Orleans.

1.

Ueber meine Auffaſſung dieſer Tragödie iſt der Leſer, der die Geduld gehabt, mir bis hieher zu folgen, im Allgemeinen bereits unterrichtet genug. Von ihrem Verhältniſſe zu Wallenſtein iſt ſo eben wieder die Rede geweſen. Die beiden Elemente der Schilleriſchen Denkart, wie ſie ſich in der Converſionsperiode geſtaltete, die negative und die poſitive, geben ſich, nach meiner Meinung, am vollkommenſten und merkwürdigſten in dieſen beiden Werken kund. Es ſind die Hauptſchöpfungen dieſes Zeitraumes; es ſind in ihnen zugleich die Hauptmomente der chriſtlichen Weltanſchauung gegeben, die ebenſo einen negativen und einen poſitiven Theil, einen peſſimiſtiſch-verneinenden Unterbau und einen optimiſtiſch-bejahenden Hochbau hat.

Wallenſtein iſt eine ſymboliſche Geſtalt und bedeutet die menſchliche Kraft und Größe überhaupt. Sein Untergang ſoll die Nichtigkeit des Menſchlichen, Irdiſchen, Weltlichen, wie es auf eigenem Grunde ſtehen, aus eigener Kraft und Macht Großes vollbringen will, veranſchaulichen. Eben ſo iſt auch die „Jungfrau“ eine zwar individuelle, aus der Geſchichte herausgegriffene, zugleich aber auch ſymboliſche, einen allgemeinen Charakter darſtellende Figur [1]). Sie bedeutet die menſchliche Kleinheit und Schwäche, in welcher das Göttliche groß und mächtig iſt. Außerordentliches, ja unmöglich Scheinendes wird hier wirklich vollbracht, aber nicht durch Eigenwillen und Menſchenkraft. Auch hier herrſcht der Glaube, aber nicht der Wallenſteiniſche, ſondern der chriſtlich-romantiſche, der ſich auf transcendente Potenzen bezieht. Hier iſt der Punkt des Archimedes gegeben, der außerhalb der Welt befindlich, und welchen der Mathematiker nöthig findet, um die Welt aus ihren Angeln zu heben. Der chriſtliche Glaube hat mathematiſche Richtigkeit und Gültigkeit, und der Glaube des Menſchen an ſich und die Welt iſt ſelbſt mathematiſch abſurd. „Wallenſtein“ iſt die Darſtellung eines ſuperſtitioſen, bei aller pſychiſchen Kraftentwicklung nichtigen, die

---

1) „Alle poetiſchen Perſonen,“ erklärt Schiller ſelbſt in einem Briefe an Göthe vom 24. Aug. 1798, „ſind ſymboliſche Weſen und haben, als poetiſche Geſtalten, immer das Allgemeine der Menſchheit darzuſtellen und auszuſprechen.“ Briefwechſel IV. S. 274.

„Jungfrau“ die jenes wahrhaften Glaubens, der Alles vermag. Mit dem erſteren wird ein Kriegsmann und Fürſt, wie Wallenſtein, zu Schanden, mit dem letzteren ſiegt eine arme, bis dahin im tiefſten Dunkel lebende Hirtin, die ſich, da Alles verloren iſt und der König und ſeine Helden Nichts mehr vermögen, mit einem Male an die Spitze ſtellt und den ſiegreichen Feind zu Boden ſchlägt. Das iſt der Sinn und Geiſt dieſes ächt chriſtlichen Meiſterwerks, welches beſtimmt iſt, auf der negativen Baſis, die „Wallenſtein“ liefert, das poſitive Gebäude der romantiſchen Glaubens- und Wunderwelt aufzuführen.

2.

Ueber einzelne Punkte, die nicht Jedem ſogleich verſtändlich ſind, muß beſonders verhandelt werden. Worin beſteht erſtlich Johanna's Schuld, jene Schuld, die ſie ſo ſchwer zu büßen hat? Und wie verhält es ſich mit dem ſchwarzen Ritter, der ihr in der Schlacht erſcheint?

Johanna's Schuld beſteht, obenhin betrachtet, einfach darin, daß ſie ſich in Lionel, den Feind ihres Volkes, verliebt, und ihm, dem Beſiegten, während ſie ſonſt Alle tödtet, das Leben ſchenkt. Geht man tiefer, ſo erſcheint die Sache in einem anderen Lichte. Jene Schuld nämlich iſt nicht primitiver, ſondern ſecundärer Art, iſt die Folge einer anderen, früheren, welche als die eigentliche zu betrachten iſt; die Schwäche, welcher

Johanna unterliegt, iſt ſchon mehr eine Strafe, als eine Verſündigung, indem ſich die erſte, eigentliche Schuld durch eine aus ihr fließende zweite ſtraft.

Die Quelle des Unheils iſt nämlich dieſe, daß ſich die urſprüngliche Kindlichkeit und Demuth der Jungfrau, ihre reine, einfache Hingebung an das Göttliche in Selbſtgefühl und Eigenwillen verwandelt. Sie war das ſelbſtloſe Werkzeug einer höheren Kraft und Macht geweſen; jetzt iſt ſie zu einem ſich fühlenden und wiſſenden Selbſt und Ich und als ſolches zu einem mit dieſer höheren Kraft und Macht in Widerſpruch ſtehenden Beſonderheit geworden. Sie iſt gefallen, wie Adam, da er vom Baume der Erkenntniß gegeſſen. Sie ſelbſt ſagt zu ſich:

„So wie du ſahſt, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen.“

Wir ſehen das arme Hirtenmädchen auf den Gipfel ihres Ruhmes und Glückes geſtellt. Der König erhebt ſie in den Adelſtand und adelt ihre Väter im Grabe. Er will ihr ſogar einen Altar bauen laſſen. Sie gehört nun auch äußerlich zur allervornehmſten Welt; Männer, wie Dunois und La Hire bewerben ſich um ihre Hand. Sie weiſt ſie würdevoll ab, doch ſchon mit Beimiſchung eines ſtolzen Selbſtbewußtſeins. Es kommen Reden, wie folgende, aus ihrem Munde:

„Ich bin die Kriegerin des höchſten Gottes.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — Geſchäftig ſind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verſchließen;
Doch mitten durch ſie alle führ' ich dich.

— — — — — — — — — — — —

Dauphin! Biſt du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſandt,
Herab willſt ziehen in den gemeinen Staub?"

Es treibt ſie in die Schlacht. Da iſt ihr wohl, obgleich ihr der Erzbiſchof ſo eben bemerklich gemacht, daß das Weib nicht zum blutigen Werke der Waffen berufen ſei. Zu ihrem Stolze kommt auch dies, daß eine grauſam kriegeriſche Thaten- und Mordluſt ihre Seele zu beflecken beginnt. Löwenherzigkeit und große phyſiſche Stärke hatte ſie ſchon zu Dom Remi bewieſen, indem ſie dem grimmigen Tigerwolf das von ihm geraubte Lamm aus dem Rachen riß. La Hire hatte bei Eroberung des feindlichen Lagers zu ihr geſagt:

„Die Fahne trag' uns vor mit *reiner* Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht ſelbſt!"

Umſonſt! Sie ruft:

„Wer darf mir Halt gebieten?" ꝛc.

Sie führt das Schwert und vergießt Blut auf Blut. Es kommt zu einem letzten, grimmigen Entſcheidungskampfe. Der furchtbare Talbot fällt; er gibt in Unmuth und Verzweiflung ſeinen ſtolzen Geiſt auf. Die Jungfrau mordet im Gefechte. Da erſcheint *der ſchwarze Ritter* und lockt ſie vom Schlachtfelde weg. Sie iſt darüber auf's Aeußerſte erzürnt; denn dadurch ſind viele Engländer, die ſie getödtet hätte, dem Verderben entgangen. Sie will ihn danieder ſchlagen:

„Dich wegzutilgen aus dem Licht des Tages
Treibt mich die unbezwingliche Begier.“

Wer iſt dieſer ſchwarze Ritter? — Es verräth ſich in Johanna's Worten:

„— — — — — — — — — — Hätt' ich
Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen ſehen, ich ſagte: Du biſt Talbot.“

Es iſt des ſo eben gefallenen Talbot's Geiſt. Das iſt ein dichteriſcher Meiſterzug. Er, der als Atheiſt und Materialiſt dahingefahren, tritt auf und widerlegt durch dieſe geiſterhafte Erſcheinung nach dem Tode faktiſch ſein aufgeklärtes, antiromantiſches Verſtandesſyſtem. Denn die Romantik mit ihrer Wunder- und Geiſterwelt ſoll ja hier den Sieg davon tragen. Ich weiß nicht, ob je ein Dichter einen gleich ingeniöſen Gedanken gehabt. Da Talbot im Unglauben dahingefahren, ſo gehört er nicht dem Lichtreiche an; er erſcheint als dunkle, ſpukhafte Geſtalt, gekleidet in die Farbe der Finſterniß. Da er aber kein gemeiner Sünder und Verbrecher, ſondern ein großartiger, ausgezeichneter Mann geweſen, den nur ſein Verſtand irre geleitet, ſo läßt ihn Schiller dennoch keine unedle, verächtliche Rolle ſpielen. Talbot ſteht als Geiſt der ihm, da er noch lebte, ſo tief verhaßten Siegerin, deren höhere Macht und Gewalt er nun willig anerkennt[1]), keineswegs als Haſſer und Feind gegenüber. Er iſt kein Geiſt der Lüge;

„Was maßeſt du dir an, mir falſch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?“

ſagt Johanna; aber der ſchwarze Ritter ſpricht kein unwahres Wort. Er räth ihr gut: ſie ſoll nicht abwarten, bis ihr das untreue Glück den Rücken kehre; ſie ſoll abſtehen vom Kampfe, *nicht* nach Rheims gehen, dort nicht jenen großen, glänzenden Triumph feiern — dort ereilt ſie ja dann wirklich das Unglück.

Aber warum muß ſie ein dunkles, zweideutiges Geſpenſt, ein Geiſt der Finſterniß warnen? Warum kommt kein Bürger des Lichtreiches, kein Engel Gottes, warum nicht die Königin des Himmels, die ihr doch früher zu Dom Remi erſchienen war? — Sie *können* nicht. Dieſe Wunderwelt thut ſich nur dem Auge des Kinderſinns auf, den die unkindlich Gewordene verloren hat. Ihrem ſtolzen Selbſtbewußtſein erſcheinen keine Engel und himmliſchen Weſen mehr; nur ein der irdiſchen Sphäre, der ſie jetzt in ihrem Falle allein angehört, noch nicht entrückter Geiſt, kann ſich ihr darſtellen und ihr auf dem Irrwege, den ſie eingeſchlagen, warnend in den Weg treten. Doch ſehen wir mit ihm bereits den Donner im Bunde, denſelben, der nachher zu Rheims über ihrem Haupte rollt. Aber ſie läßt ſich nicht warnen und hemmen. Gerade hier frevelt ſie am meiſten und bricht ſie am keckſten und unbändigſten aus.

---

[1]) „Nichts kann dir, du Gewaltige, widerſtehen,
In jedem Kampfe ſiegeſt du.“

„Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt.“

England überhaupt niederzuwerfen, dazu iſt ſie nicht berufen und ermächtiget; das überſchreitet den ihr gewordenen Auftrag, der ſich einfach auf die Rettung Frankreichs beſchränkt. Sie führt in ihrem Zorn einen Streich auf die Erſcheinung, von der ſie doch fühlt und ahnt, daß ſie einer anderen Welt angehört; ſie glaubt ſich ſogar einem ſolchen Kampfe gewachſen; ſie erkühnt ſich, mit Geiſtern zu kämpfen. Da erfährt ſie zum erſten Mal ihre Ohnmacht. Der ſchwarze Ritter berührt ſie bloß, und ſie bleibt unbeweglich ſtehen. Donner und Blitz, der Geiſt verſinkt. Sie ſteht betroffen und erſtaunt, faßt ſich aber wieder: „Es war ein trüglich Bild der Hölle,“ ſagt ſie,

„Heraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn;
Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Muth nicht weichen und nicht wanken.“

Das lautet fromm; es iſt aber nur menſchlicher Trotz und eitles Verlangen nach glorreicher Vollendung ihrer

Unternehmungen. Sie könnte und ſollte belehrt ſein; das „trügliche Bild der Hölle“ hat ſie durch ſeine bloße Berührung gelähmt. Aber des Menſchen eigenſüchtiger Wille und Glaube iſt ſo groß, daß er ſich ſelbſt durch die objectivſten Thatſachen und evidenteſten Erfahrungen nicht widerlegen läßt. Die Jungfrau erinnert hier an Wallenſtein, nur daß dieſer auf einem ſo wahnſinnigen Subjectivismus beharrt, Johanna aber ſich nur momentan zu dieſer Höhe erhebt, die in Wahrheit ihr tiefſtes Sinken iſt. In dieſem Augenblicke, der den verhängnißvollen Wendepunkt ihres Schickſals bildet, tritt der ſchöne Lionel auf und fordert ſie zum Kampfe heraus. Jetzt empfindet ſie eine neue, ihr bis jetzt ganz fremde Schwäche. Sie iſt als Weib einem Manne gegenüber ſchwach, unſelbſtſtändig, willenlos, einem Manne, der noch dazu ein Feind ihres Volkes und Landes iſt. Den hätte ſie der Conſequenz nach eben ſo zu tödten, wie ſie die Anderen getödtet, namentlich den jungen Walliſer, der ſie um ſein Leben gefleht und dem ſie, wie ſie ſich ſelber rühmte, gleichwohl ſo erbarmungslos dem Tode geweiht. Sie thut es nicht; ſie läßt ihn entrinnen. Dies Verbrechen ſcheint nicht ſo groß zu ſein. Johanna kann uns ſo vielmehr menſchlich und weiblich liebenswürdiger erſcheinen, als da, wo ſie ſo ausnahmslos nur Alles umbringt, was ihr im Gefechte begegnet. Aber die Sache liegt ſo. Früher als Werkzeug göttlicher Kraft und Macht war ſie über die perſönlichen und geſchlechtlichen Beziehungen wunderbar emporgetragen; ſie brauchte ſich gegen die Liebe nicht zu wehren; ſie hatte Abneigung und Abſcheu davor. Jetzt, da ſie durch Stolz und Selbſtüberhebung mit dem Göttlichen, das durch ſie wirkte, in faktiſchen, wiewohl unerkannten, Widerſpruch getreten, iſt ſie der Menſchheit zurückgegeben und erfährt jede Art von Schwäche und Demüthigung.

Der verhängnißvollſte Schlag auf ihr Haupt wird beim Krönungsfeſte geführt. Hier klagt ſie der eigene verblendete Vater an; der Donner ſcheint die furchtbarſte aller Beſchuldigungen zu beſtätigen; ſie ſtürzt von ihrer ſchwindelhaften Höhe in die äußerſte Schmach, in das tiefſte Elend hinab. Der ſchwarze Ritter hat Recht gehabt. Hätte ſie ihm gehorcht! —

Aber das iſt zugleich die Reinigung, iſt eine neue innere Erhebung, iſt die Verklärung Johanna's zur Heiligen. Sie duldet Alles ſtumm; ein Wort kann ſie retten, ſie ſpricht es nicht aus; „ſie unterwirft ſich ſchweigend dem Geſchick." Dieſe Selbſtdemüthigung löſcht jene erſte urſprüngliche Schuld der Selbſterhebung und der hochfahrenden Ueberſchreitung ihrer Miſſion aus: ſie ſtellt ihre ganze Seelenſchönheit wieder her, und ſo iſt ihr Ende ein edles, großes und herrliches. Noch fürchtet ſie ſich als Gefangene vor dem Zuſammentreffen mit Lionel. Aber wie ſie ihm gegenüber ſteht und er ſie ſeiner Liebe und ſeines Schutzes verſichert, da iſt ſie wieder ganz die Alte, nur ihres Berufes Eingedenke, über alles perſönliche Intereſſe Erhabene. Sie iſt wieder Prophetin, ſie ſchaut in die Zukunft. Sie wird mit dreifachen Banden gefeſſelt, und ſie zerreißt ſie und ſtürmt in die Schlacht hinaus, um ſich, zum letztenmale ſiegend, zu Gunſten Frankreichs zu entſcheiden.

Dieſe Tragödie iſt ſomit ganz in chriſtlichem, in katholiſchem Sinn und Geiſte entworfen und durchgeführt. Denn die Demuth iſt die Haupt- und Grundforderung dieſer Religion; ihren Principien und Anſchauungen gemäß verlieren alle Tugenden, Gaben, Größen und Verdienſte ihren Werth, haben keine religiös moraliſche Bedeutung mehr, ſondern verwandeln ſich vielmehr in Schuld und Sünde, ſobald ſich im Menſchen das finſtere Princip der Ichheit erhebt; und es kommt ihnen zu Folge Entſündigung, Rückkehr zur Unſchuld und Vollendung zur Heiligung nur auf dem Wege religiöſer Selbſtverneinung zu Stande.

3.

Es ſcheint nöthig zu ſein, auch noch einige Worte über den Anfang des Stückes, den Zauber- und Wunderbaum, den Vater der Jungfrau und deſſen oppoſitionelles Verhältniß zu ihr zu ſagen — Momente, die erſt von dem angegebenen Standpunkt aus vollkommen begreiflich ſind.

Thibaut verfährt ſehr hart und ungerecht gegen ſeine

Tochter, deren Weſen ſeinem beſchränkten Geiſte unverſtändlich iſt. Dennoch hat er nicht ganz Unrecht; er betrachtet die Sache nur höchſt einſeitig, von ſeinem inferioren Standpunkt aus; er hat kein Auge für den überwiegend lichten Beſtandtheil dieſer wunderbaren Erſcheinung und wirft ſie daher ganz nur auf die finſtere Seite hinüber. Dieſelbe hat jedoch im Anfange etwas wirklich Zweideutiges, welches ſich äußerlich in dem Baume darſtellt, unter welchem Johanna ihre Inſpirationen empfängt und ihre Geſichte hat. Thibaut bezeichnet ihn als einen altheidniſchen Druidenbaum, von welchem man ſich ſchauerliche Dinge erzähle und wo er ſelbſt einmal ein ſchreckhaftes Geſpenſt erblickt. Johanna dagegen vernimmt die Stimme Gottes aus ihm:

„Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
Geh hin, du ſollſt auf Erden für mich zeugen." ꝛc.

und in ihrer Erzählung vor dem Könige ſchreibt ſie ihm Heiligkeit und wunderthätige Kräfte zu.

„— — — — Vor dem Dorf, wo ich geboren, ſteht
Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geſchehen;
Und eine heilige Eiche ſteht daneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten ſaß ich gern,
Die Heerde weidend; denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüſten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieſer Eiche ſchlief."

Da erſcheint ihr denn auch die Mutter Gottes. Es ſind alſo an dem doppelt wunderbaren Orte zwei Elemente vorhanden, erſtlich das natürlich myſtiſche, wie es uns heutzutage unter dem Namen des Magnetismus, Somnambulismus, Hellſehens bekannt iſt, ehemals aber als Heidenthum, Zauberei und Höllenſpuk betrachtet und verworfen wurde; und dann das höhere, himmliſche, gegen welches ſich jenes erſtere allerdings die Stellung des Gegenſatzes geben *kann*, doch nicht nothwendig nur dieſe Stellung einnimmt, vielmehr von erſterem gern zu ſeiner irdiſchen und menſchlichen Baſis gemacht zu werden pflegt. Dieſe beiden Elemente walten ebenſo in Johanna ſelbſt; ſie iſt ſchon gleich von vorn herein eine geniale, tiefe, myſtiſche Perſönlichkeit; die Gnade und Erwählung von oben kommt hinzu und macht dieſe eigenthümliche, gehaltvolle Natur zu ihrem Träger und Organ. So ſind die beiden Elemente noch in Einheit; doch kann natürliche Begabung und Energie mit dem höheren Elemente auch in Widerſpruch gerathen und dann allerdings einen dämoniſchen Charakter annehmen. Nur das Naturmoment ſieht Thibaut und kann es ſich nur in ſolcher Trennung und Ausartung denken. Daſſelbe nimmt in Johanna ſpäterhin auch wirklich einen in's Dämoniſche ſpielenden Charakter an; und in dieſer Beziehung iſt die Anklage des Vaters, wenn auch noch ſo einſeitig und noch ſo falſch im Ganzen, doch nicht ohne eine gewiſſe Wahrheit.

Gleich Anfangs beſchuldigt er das ſchöne, hochbegabte, ſich durch ihr eigenthümliches, ſuperiores Weſen auszeichnende Mädchen des Hochmuthes:

„Sie ſchämt ſich ihrer Niedrigkeit. Weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geſchmückt,
Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet
Vor allen andern Mädchen dieſes Thales,
So nährt ſie ſündigen Hochmuth in dem Herzen;
Und Hochmuth iſt's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeiſt die Menſchen faßt.“

Das iſt wirklich der gefährliche Punkt. Thibaut hat jetzt noch kein Recht zu ſeiner Beſchuldigung. Aber die Möglichkeit, daß ſich jene Eigenſchaft entwickle, iſt immerhin ſchon jetzt vorhanden und wird ſpäterhin zur Wirklichkeit. Schon nachdem ſie den jungen Montgomery getödtet, der ſie umſonſt um ſein Leben gefleht, belauſchen wir ſie in einem ſelbſtgefälligen Monolog.

„Erhabene Jungfrau! Du wirkſt Mächtiges in mir,
Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
Das Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du.“

Und ſehr bedenklich iſt es, wenn ſie ſagt:

„Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär' es ein lebend'ger Geiſt.“

Der ängſtliche Vater hatte ſie auch vor den böſen Mächten gewarnt:

„Leicht aufzureizen iſt das Reich der Geiſter;
Sie liegen harrend unter dünner Decke,
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf.“

Bei jenen Aeußerungen der romantiſchen Amazone glaubt man zu fühlen, daß dies unheimliche Reich in der That aufgereizt und in Wirkſamkeit ſei; was ihr das wie von ſelbſt mordende, nie fehlende Schwert beſeelt, iſt doch wohl kein guter Geiſt. Dieſer Dämonismus gefährdet ihre Seele wirklich im höchſten Grad; und Thibaut, der in der Größe und Herrlichkeit ſeiner außerordentlichen Tochter irrthümlich Nichts als dieſen Dämonismus ſieht und deßhalb mit ſo entſetzlicher Anklage wider ſie auf den Schauplatz tritt, iſt doch das Werkzeug, durch welches der Himmel über ſeine Prophetin eine heilſame, läuternde Buße verhängt. Nun treten jene beiden Elemente wieder in ein harmoniſches Eins zuſammen; und wenn ſie Anfangs zwar verknüpft, aber ſcheidbar waren, ſo machen ſie jetzt, nachdem Johanna ſich dem über ſie ergangenen Geſchick unterworfen und ſich auf dieſe Weiſe von den ſelbſtiſchen Regungen ihres irdiſchen Weſens befreit hat, eine nicht mehr zu trennende Einheit aus.

4.

Schließlich noch einen Blick auf die Auslegungen und Auffaſſungen Anderer:

„Der ſchwarze Ritter iſt natürlich nicht Talbot's Geiſt, ſondern das, wofür Johanna ihn erkennt, ein trüglich Bild der Hölle, ein widerſpenſtiger Geiſt, heraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhle, um ihr das Herz im Buſen zu erſchüttern. Es iſt der hölliſchen Macht gelungen, Johanna iſt erſchüttert, betäubt." So Palleske¹). Das Alles iſt nicht wahr. Daß der ſchwarze Ritter Talbot's Geiſt ſei, darauf führt der Dichter ſelbſt hin, da er ihm Talbot's deutlich erkennbare Geſtalt verleibt. Dieſer Geiſt lügt und betrügt nicht. Alles, was er ſagt, erweiſt ſich als wahr und gut. Johanna iſt endlich auch nicht erſchüttert und betäubt, indem ſie nur einen Augenblick lang ſtutzt und dann wieder ganz in ihrer trotzigen Kraft und Größe daſteht. Wir haben oben ihre Worte angeführt. Beſſer hat Hoffmeiſter²) interpretirt. „Talbot erſcheint als Geiſt, um faktiſch das Wort zu widerlegen, daß von dem Menſchen Nichts übrig bleibe, als eine Handvoll Staub. Das Schemen iſt, wie der Schatten im Homer, dem Lebenden ähnlich" u. ſ. w. Das iſt vortrefflich bemerkt. Dann kommt aber gleich wieder eine unbegreifliche Ausdeutung. Der Geiſt ſpricht Wahrheit, nur Wahrheit; aber warum? Um die Jungfrau an ſich ſelbſt irre zu machen. Sie erkennt dieſe Abſicht:

„Wer biſt du, doppelzüngig falſches Weſen" ꝛc.

So Hoffmeiſter. Aber was die Jungfrau *jetzt* ſagt, iſt kein Orakel mehr. Ehemals war es anders; da konnte ſie ſagen:

„Der Länder und der Könige Geſchick,
Liegt ſonnenhell vor meinem *Kindesblick*."

---

1) Schiller's Leben. II. S. 357.

2) Schiller's Leben. IV. S. 359 f.

Dieſen Kindesblick hat ſie eingebüßt; ſonſt würde ſie erkennen, daß der Rath des ſchwarzen Ritters gut für ſie ſei, würde ihn nicht zu ihrem Unglück für ein falſches Orakel erklären. Wenn ſie, wie ſie jetzt iſt, „an ſich irre gemacht" würde, ſo käme ſie wieder in's rechte Geleis. Das aber kann der Geiſt nicht wollen, wenn er ein abſolut böſer iſt; dazu wollte nun einmal Schiller ſeinen Talbot nicht machen. Als Geiſt mußte er von ſeinem früheren Unglauben zurückgekommen ſein; denn wenn dieſer Unglaube Recht gehabt hätte, ſo könnte Talbot nicht mehr als Geiſt exiſtiren. Er erkennt als ſolcher auch Johanna's wahres Weſen; er ſieht zugleich auch ihren inneren Fall, ſo wie die äußere Gefahr, in der ſie ſchwebt. Er iſt *jetzt* die ſuperiore Intelligenz, das höher geſtellte Weſen. Daß er jetzt mehr iſt, als ſie, beweiſt er auch dadurch, daß er ſie durch ſeine Berührung erſtarren macht. Und da die Jungfrau in ihrer jetzigen Selbſtüberhebung mit den Bewohnern des Lichtreiches in keiner Verbindung mehr ſteht, ſo übernimmt *er es*, ſie zu warnen. So hat Schiller in die Geiſterwelt hinübergedichtet, ob mit oder ohne Grund, das haben wir nicht zu unterſuchen. Wir haben hier nur ſeine Idee zu erkennen und auszuſprechen; und dieſe erſcheint uns großartig und bewundernswürdig.

---

1) Schiller's Leben. IV. S. 359 f.

5.

Was man zu tadeln verſucht ſein könnte, iſt nur Eins. Schiller hat ſeinen Deutſchen, hat der Welt zu viel zugetraut, wenn er wollte, daß ſeine „Jungfrau," ſo wie er ſie hingab, ſofort auch gehörig verſtanden werden ſolle. Hat man ſie einmal begriffen, überſieht man die ganze planmäßige Anlage und Durchführung, erkennt man die Bedeutung des Ganzen, wie des Einzelnen, ſo ſcheint es vielleicht ſo ſchwierig nicht, zum Verſtändniß dieſer Dichtung zu gelangen. Aber wie Viele ſind bis jetzt darüber klar geworden? Wir haben ein Paar Beiſpiele von den bei Kunſtrichtern und Auslegern, die ſich mit der Schilleriſchen Poeſie auf's Angelegentlichſte vertraut gemacht, begegnenden argen Verſtößen angeführt. Ob es Schillern nicht möglich geweſen wäre, durch einige deutlichere Winke dem Verſtändniſſe dieſes wichtigen Werkes nachzuhelfen, ob er das aus künſtleriſchen Gründen vermeiden zu müſſen glaubte, ob er etwa deßwegen nicht verſtändlicher ſein wollte, um einen allzu gefährlichen Sturm der Aufklärung zu verhüten, weiß ich nicht, und ich getraue mir nicht, darüber abzuurtheilen. Der Mann hatte jedenfalls eine ſchwere Stellung. Ich habe ſchon oben davon geſprochen, daß er ſeine „Jungfrau", um ſich einigermaßen zu ſchützen, eine „romantiſche Tragödie" nannte, was man im Sinne eines vom Dichter nicht ernſtlich gemeinten altchriſtlichen Wundermärchens auffaſſen konnte.

Hätte das Publikum gewußt und eingeſehen, wie es Schiller meinte und was er eigentlich wollte, er wäre ſofort verloren geweſen. Seine Abſichten hätten mit der Zeit, bei weiterem Leben und Wirken, doch wohl an den Tag kommen müſſen; und Gott weiß, wie es ihm dann gegangen wäre. —[1])

6.

In einem Briefe der Reinwald (Chriſtophine Schiller) vom 14. Oct. 1805 kommt folgende Stelle vor: „Seine (Schiller's) Jungfrau bleibt meinem Herzen doch immer das Liebſte. Ich weiß nicht, es iſt ein verwandter Geiſt darin, der mehr, als alles Andere, zu meinem Herzen ſpricht. Ich kann ihn mir in derſelben noch mehr vergegenwärtigen; und dann träume ich von ihm, weil ich ſie meiſt in der Stille der Nacht leſe[2]).“ Dieſe zartſinnige Frau hat ſich das Werk ihres großen Bruders wohl nicht ſo ausgelegt und allen ſeinen Momenten nach ſo klar gemacht, wie wir hier zu thun verſucht haben. Aber ſie hat es ſich mittelſt eines tiefen und richtigen Gefühles angeeignet und es auf dieſe Weiſe wohl beſſer verſtanden, als ein mit all ſeiner Weisheit

---

1) Hier iſt eine Stelle unterdrückt.

2) Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern ꝛc. Stuttgart 1859. S. 319.

im Dunkel tappender und gröblich irrender Kritiker [1]). Daß es Schiller recht eigentlich aus ſich ſelbſt herausgeſchrieben, daß es das Produkt ſeines Herzens geweſen, und daß er ihm deßhalb auch einen dauernden Werth beigelegt, hat er ſelbſt in dem Gedichte ausgeſprochen, wo er ſeine „Jungfrau“ der Voltairiſchen Pucelle entgegenſtellt:

„So wie du ſelbſt aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ewigen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben;
Dich ſchuf das Herz; du wirſt unſterblich leben.“

---

1) Vergl., was Alfred v. Wolzogen in der Vorrede zu den „Beziehungen“ S. VI f. über Chriſtophine Schiller ſagt.

D.

Verſtand und Wunderglaube.

„Pucelle“ und „Jungfrau von Orleans.“

Ich rede hier von jenem rationaliſtiſchen Verſtande, welcher ſich mit dem vornehmeren Namen „Vernunft“ zu ſchmücken pflegt, und als Vernunftglaube oder Vernunfterkenntniß dem Wunderglauben des Alterthums und des Volkes polemiſch entgegentritt. Er hat ſein unbeſtrittenes Recht dem wirklichen Aberglauben und Glaubensunſinn gegenüber. Denn wer wollte nicht einräumen, daß es einen ſolchen gibt; wer wollte und könnte Alles für wahr halten, was von irgend einer Zeit, Religion oder Perſon angenommen und anzunehmen geboten wird? Es gibt keinen vernünftigen Menſchen, der nicht eine Maſſe von dem, was Anderen wahr und wirklich ſcheint, von ſeiner Anerkennung ausſchließt. Und ſo halten auch wir in gewiſſem Maße an dem rationaliſtiſchen Principe und ſeinem polemiſchen Rechte feſt. Es handelt ſich aber darum, wie weit ſich dieſes Recht erſtreckt. Rationaliſtiſch im gemeinen Sinne des Wortes iſt derjenige, der alles Wunderbare, ja ſelbſt nur wunderbar Ausſehende kurzweg und unbedingt als etwas Ungereimtes betrachtet und verwirft. In dieſem Sinne können wir natürlich dem Rationalismus nicht huldigen. Wir machen, wenn wir einen wirklichen Glaubensunſinn vor uns ſehen, von der Befugniß rationeller Kritik und Negation, hingegen der uns ihre erlaubten Grenzen zu überſchreiten ſcheinenden Ratio gegenüber von der Freiheit Gebrauch, an das unſerem Sinne für höhere Dinge entſprechende Wunder zu glauben. Und wir thun dies in Uebereinſtimmung mit den erſten und anerkannteſten Dichtern, Denkern und Bildungsheroen unſerer Nation.

Was will, was thut der Rationalismus, indem er ſeinen das menſchliche Gemüth ſo tief verletzenden Vernichtungskrieg wider Glauben und Wunder führt? — Seine Abſicht iſt, das menſchliche Bewußtſein auf die gemeine Wirklichkeit zu beſchränken. Damit tritt er feindlich aller Poeſie und allem poetiſchen Sinn, Geiſt und Leben der Menſchheit entgegen. Denn die Poeſie kann ſich in dieſe Schranken nicht einſchließen laſſen, ſich der Kritik und Tyrannei einer ſo abſtrakten Verſtändigkeit nicht unterwerfen. Es liegt in ihrem Weſen, darüber hinauszugehen; und ſo muß ſie ſich auch wieder feindlich gegen den dies ihr Weſen aufhebenden, ſie zur Proſa des gemeinen Bewußtſeins herabſetzenden Rationalismus verhalten. So haben ſich denn auch unſere deutſchen Claſſiker gegen ihn gekehrt und ſich des von ihm negirten Wunders angenommen. Göthe und Schiller ſind, wenn ich ſo ſagen darf, poetiſche Miraculiſten, und Feinde des mirakelfeindlichen Rationalismus. Als Repräſentant des Letzteren wird der bekannte Aufklärer Nicolai auf dem Blocksberg in Göthe's Fauſt unter dem Namen „Proktophantasmiſt" verſpottet. Noch ausdrücklicher und methodiſcher tritt Schiller's Polemik auf. So namentlich in Beziehung auf Voltaire's Pucelle und durch die begeiſterte Schöpfung der die romantiſche Wunderwelt entfaltenden „Jungfrau von Orleans."

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen;
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben."

Es iſt hier daſſelbe ausgeſprochen, was wir oben bemerkt. Der „Witz" iſt die ratio des rationaliſtiſchen Fanatikers, der gemeine Menſchenverſtand, der zwar in ſeinem Rechte iſt, indem er den „Wahn", den wirklichen Aberglauben, bekriegt, aber in ſeinem Unrechte, indem er den „Glauben" verletzt, und dem „Herzen" ſeine „Schätze" raubt. Unter dieſem Glauben iſt die Annahme einer höheren Ordnung der Dinge, als die gemeine iſt, die dem Verſtande als die einzige gilt, und des dieſe Letztere poeſievoll unterbrechenden

Wunders gemeint. Das Herz iſt der poetiſche Menſchenſinn, der ſich mit der gemeinen Wirklichkeit, in die ihn der Rationaliſt ſo gewaltſam hineinzuſtoßen unternimmt, nun einmal nicht begnügen will; und die Schätze deſſelben ſind die von ihm als wahr und wirklich angeſchauten Dinge einer über die gemeine Realität hinausliegenden höheren Welt. Als ritterlicher Vertreter dieſes Glaubens und Herzens, als dichteriſcher Bewahrer dieſer Herzensſchätze trat Schiller offen und ungeſcheut insbeſondere in ſeiner *Johanna* auf. Und das war eine große That, eine in Beziehung auf den poetiſchen Sinn und das tiefe Gemüth unſeres Volksſtammes ächt *deutſche*, ſofern aber der Katholicismus recht eigentlich die Heimath jenes Glaubens und Herzens iſt, zugleich auch ächt *katholiſche* That. Hier erkenne man doch endlich, wie *Deutſchthum* und *Katholicismus*, dieſe angeblich ſo diſparaten Elemente, zuſammenhängen, und wie im Grunde kein Land der Welt katholiſcher, als Deutſchland, iſt. Dort in dem katholiſchen Frankreich wurde die nationale Glaubensheldin verſpottet und, wie Schiller ſelbſt ſich ausdrückt, im tiefſten Staube gewälzt. Und hier in dem proteſtantiſchen Deutſchland, dem Lande der *Luther* und *Melanchtone*, der *Strauße* und *Feuerbache*, trat, — wie auffallend! — der deutſcheſte und als ſolcher anerkannteſte und gefeierteſte Dichter als ihr Ritter und Verherrlicher auf.

E.

Der Dichter ein Seher.

Daß Schiller etwas *Seheriſches* d. h. *unmittelbar und ohne die dem Menſchen ſonſt nöthige Hülfe der Sinne und des Verſtandes Erkennendes* gehabt, bezeugen Thatſachen, wie folgende ſind.

Als er ſich zu Bauerbach aufhielt, und hier einmal auf einem unwegſamen Pfade durch den Tannenwald hinwandelte, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben ſei. Kurz darauf begann der Verwalter des Gutes, der ihm folgte, von einer Mordthat zu erzählen, die auf dieſem Platze vor Jahren an einem Fuhrmann begangen worden, deſſen Leiche hier eingeſcharrt ſei[1].

Zehn Jahre vor Napoleon's Kaiſerkrönung ſprach Schiller folgende Weiſſagung aus:

„Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt. Die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen; und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch vielleicht von einem großen Theil Europa's machen wird [1]).“

---

[1] *Car. v. Wolzogen*, Schiller's Leben S. 31.

Welch ein Blick in die Zukunft! Es iſt, als hätte ſich dem Geiſte des Mannes die ganze folgende Geſchichte Frankreichs und Europa's bis zu den bezeichneten, damals noch fernen Ereigniſſen dargeſtellt. Sind ſo gut auch Staatsmänner und Diplomaten zu weiſſagen im Stande? Ich erinnere mich, wie einſt Herr von Radowitz von Paris die beſtimmte Verſicherung mitbrachte: Nie ſei der Julithron feſter geſtanden, als jetzt. Sechs Wochen darauf brach die Revolution aus, und der Julithron ſtürzte dahin. Schaut daher nicht ſo vornehm auf den träumeriſchen Poeten herab, der wunderliche, zur Zeit unglaubliche Dinge ſagt! Poet und Prophet ſind aus einem und demſelben geiſtigen Stoffe gebildet.

Hoffmeiſter [2]) ſchreibt: „Schiller hatte eine wahrhaft göttliche Divinationsgabe, durch die er den flüchtigen Geiſt von Kunſtwerken ergriff und tief in die Seele ihrer Verfaſſer blickte. „„Ich freue mich,““ ſchreibt Göthe, als Schiller den Elpenor trefflich charakteriſirt hatte, ohne zu wiſſen, daß es ein Göthe'ſches Werk ſei, „„wie ſo oft ſchon, alſo auch in dieſem Falle über Ihre Klarheit und Gerechtigkeit. Sie beſchreiben recht eigentlich den Zuſtand, in dem ich mich befinden

---

1) Schiller's Leben S. 241.

2) Daſelbſt IV. S. 193.

mochte, als ich vor ſechszehn Jahren dieſe beiden Akte ſchrieb und die Urſache, warum das Produkt mir zuwider war, läßt ſich nun auch denken.“"

Wie prophetiſch ſich Schiller kurz vor ſeinem Tode in einem Geſpräche mit dem Schauſpieler **Genaſt**, über den Ausgang ſeiner und des gleichzeitig leidenden **Göthe** Krankheit geäußert, erzählt der eben genannte Schauſpieler in dem unten citirten Buche[1]. Dem Freunde weiſſagte Schiller, trotz gefährlich erſcheinender Umſtände, Geneſung, ſich ſelbſt den Tod.

Göthe's ſeheriſche Natur iſt bekannt; er ſelbſt hat Mehreres darüber mitgetheilt. Ich führe hier nur einen Zug an, der ſich auf Schiller bezieht.

Den Morgen des Neujahrstages 1805 ſchreibt ihm Göthe ein Gratulationsbillet. Aus ſeiner Feder fließen unwillkürlich die Worte: „Der letzte Neujahrstag.“ Er erſchrickt und zerreißt das Blatt. Als er das Briefchen von Neuem ſchreibt, kann er ſich auch jetzt kaum enthalten, den ominöſen Ausdruck zu gebrauchen. Denſelben Tag beſucht er Frau v. **Stein**, erzählt ihr, was ihm begegnet ſei und äußert, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in dieſem Jahre ſterben werde[2].

---

[1] „Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers;“ Leipzig. Und daraus: **Pletzer**, „Erinnerungen an Schiller und Göthe“ im Bremer Sonntagsblatt vom 3. Auguſt 1862. S. 255.

[2] **Palleske** II. S. 406.

F.

Schiller's Charakteriſirung in der „Gartenlaube."

Ich erinnere mich, wie weh es mir that, als ich in einem Gedichte von Herwegh die Worte las:

„Was ſoll uns jetzt noch Schiller oder Göthe?"

Auf dieſe Dichter noch irgend einen Werth zu legen, war damals ein lächerlicher Zopf geworden. Die Stimmführer der Gegenwart waren über alle ſolche Verehrung und Pietät unendlich hinaus; es handelte ſich um ganz andere, weit wichtigere und werthvollere Perſönlichkeiten und Repräſentanten der Zeitideen und Zeitintereſſen, um ſie ſelbſt nämlich. Als aber die Revolution ſo ſchmählich mißglückt war, als namentlich der ſtolze Dichter der Partei, der große Herwegh, unter dem berühmten Sprützleder verſteckt, die ſchimpfliche Flucht ergriffen und dadurch zum allgemeinen Gelächter geworden war, da zog man wieder etwas modeſtere Saiten auf; da ſah man ſich wieder nach anderen, älteren

Haltpunkten und Autoritäten um; da warf man ſich, weil man ein Idol brauchte, mit forcirter Begeiſterung und Leidenſchaft auf den früher ſo tief verachteten, ſo ausdrücklich für antiquirt erklärten Claſſiker — und es gelang. Die edle Geſtalt deſſelben verfehlte ihren Eindruck nicht; der wirkliche Grund, den er im Herzen des Volkes gefaßt, that ſeine Dienſte und ſtützte und hob nach Wunſch und Bedarf das demokratiſche Gebahren jenes Zeitmomentes, wie ich es in Frankfurt a. M. mit angeſehen habe. Die demſelben dienenden Zeitſchriften bearbeiteten das Volk in Artikeln und Aufſätzen, wie ſie namentlich „die Gartenlaube“ brachte. Wer wiſſen will, wie Schiller damals gefaßt und dargeſtellt wurde, dem empfehle ich die nicht den Dichter, wohl aber die Partei charakteriſirende Schilderung, die dort in Nr. 46. des Jahrganges 1859 unter der Aufſchrift: „Schiller's Bedeutung für das deutſche Volk“ zu leſen iſt. Es wird das Bild eines poetiſchen Schwärmers für politiſche Freiheit und deutſche Nationalität vorgeführt. Das ſoll ſeine nationale Bedeutung ſein. Schiller war dieſer Faſſung nach der unverändert Eine, ſich ſelbſt Gleiche von Anfang bis zu Ende ſeiner Entwicklung und Laufbahn — nicht etwa nur in dem Sinne, in welchem er es wirklich war und auch für uns iſt, als der ſtets edel und großartig Geſinnte und Beſtrebte, in jeder Periode ſeines Lebens nur das Wahre, Gute, Rechte Wollende und rein nur ſeiner Ueberzeugung Folgende; ſondern auch in Hinſicht ſeiner politiſchen Anſichten, als Revolutionär, Demokrat, Volksaufreger; denn dies geweſen zu ſein, iſt ſein einziges Verdienſt, ſein einziger Ruhm bei dieſen Leuten, und davon durfte damals, als man ihn zum nationalen Götzen machte, Nichts abgebrochen werden. „Er war der Dichter der Freiheit, die ſich wie ein rother Faden durch ſeine Werke, vom erſten bis zum letzten zieht. Mit dem Motte: In tyrannos, eröffnete er in den Räubern den Kampf; Karl Moor iſt der revolutionäre Geiſt des Jahrhunderts ſelbſt ꝛc. [1]." Von dem Schilleriſchen Ausſpruche:

---

[1] Die „Räuber" und das ihnen von Schiller vorgeſetzte Motto hat man auch wieder 1862 bei dem Frankfurter Schützenfeſt zur Sprache gebracht; Dr. Görz hat es in einer daſelbſt am 18. Juli gehaltenen Banketrede als einen Ausdruck des deutſchen Geiſtes bezeichnet. Hiernach wäre alſo der deutſche Geiſt mit dem allgemeinen europäiſchen Revolutionsgeiſt identiſch, der ſich zur Zeit der Entſtehung jenes Dramas entwickelte; etwas Beſonderes wäre dann dieſer deutſche Geiſt nicht. Das ſoll er aber auch, der Abſicht dieſer Leute nach, nicht ſein. Unter den euphemiſtiſchen Ausdrücken: „deutſcher Geiſt, deutſches Vaterland, deutſche Einheit" wird Nichts verſtanden, als Empörung und Anarchie. Das Nationalitätsprincip in dieſer Art als Fahne aufzuſtecken, iſt abſolut heuchleriſch und lügenhaft. Die Revolutionen unſerer Zeit haben keinen national beſchränkten und particulären, ſondern einen ganz allgemeinen Sinn und Zweck.

„Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume“ und ähnlichen ſolchen, verlautet natürlich nicht ein Wort. Es wird dann noch Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenſtein, Jungfrau, Tell genannt, und in demſelben Sinne ausgebeutet. Von Allem, was ſich nicht unter den revolutionären und patriotiſchen Geſichtspunkt ſtellen läßt, wird geſchwiegen. Dichtungen, wie die Glocke, Maria Stuart, Braut von Meſſina, Menſchenfeind, Demetrius — ceciderunt in profundum mare; dafür hat Herr M. R., wie er ſich unterſchreibt, kein Gedächtniß und auch das deutſche Volk ſoll keines dafür haben. Memoriae Ruina wäre eine gute Auslegung jener Chiffer. Am merkwürdigſten aber iſt, wie dieſer demokratiſche Panegyriſt mit den Dramen der Schilleriſchen Converſionsperiode umſpringt, deren er doch noch zu gedenken für nöthig hält. Die „Jungfrau“ iſt nicht gerade deutſch, das Stück ſpielt zum Unglück auf franzöſiſchem Boden; aber n'importe! Es war gleichwohl, wie es wörtlich heißt, „*vorzugsweiſe die deutſche Nation, die Schiller im Auge hatte, obgleich er die Geſchichte ſeines Dramas, ſei es Zufall oder weiſe Abſicht, dem franzöſiſchen Boden entlehnte.*“ Es iſt wirklich ſo; es ſteht ſo da, ſchwarz auf weiß; man ſehe, wenn man's nicht glauben will, ſelber nach! Und dann, wie Herr M. R. bemerkt, iſt Johanna aus dem Volk hervorgegangen; es fließt kein abeliges, ariſtokratiſches, fürſtliches Blut in ihren Adern; darum iſt das Stück ein demokratiſches Volksſtück, und bedeutet: Nicht durch Adel und Fürſten, ſondern nur durch das Volk, d. h. durch den Aufſtand der unteren Schichten der Geſellſchaft, die der Demagoge gegen die oberen hetzt, kann Rettung kommen. Fatal iſt der Umſtand, daß die Jungfrau gar nicht revoltirt, ſondern im Gegentheil ihren König krönt und mit Fürſten und Rittern im beſten Vernehmen ſteht. N'importe! Sie bedeutet dennoch die Pöbelrevolution, ſie muß! Was den Schilleriſchen Tell betrifft, ſo wird dieſer eben ſo wunderbar ausgedeutet. Dieſes Stück ſoll lehren, daß es nicht auf den Einzelnen, ſo bedeutend er auch ſein möge, ſondern auf das Volk, das Ganze d. h. auf die wüthige Menge und Maſſe ankomme. „Das Volk ſelbſt,“ heißt es, „muß zum Helden werden in dem Drama ſeines Freiheitskampfes!“ Man ſollte zwar denken, daß Schiller gerade auf den Einzelnen — auf dieſen Tell, als dieſes beſtimmte Individuum, das Gewicht gelegt und gar nicht die Abſicht gehabt habe, ihn der Maſſe zu opfern, da er das Werk nach ihm benannt hat, da er ihn ſo abgeſondert für ſich ſtehen und auf dem Rütli nicht mittagen läßt [1]), und da er in dem Stücke ſo ausdrücklich als derjenige bezeichnet wird, der als dieſer Einzelne und Beſondere

---

1) „Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge“, ſagt ſehr bedeutſam Baumgarten.

der allgemeine Helfer und Retter ſei 1). Man ſollte denken, daß die Beſeitigung Geßler's, des mächtigſten Landvogtes, über welchen die auf dem Rütli Tagenden Nichts zu beſchließen wagen 2), ſo gar unbedeutend nicht ſei und Schiller ſelbſt ſie als die Hauptſache betrachtet habe, da er ſeinen Helden nach dieſer That rufen läßt:

„Frei ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden,"

---

1) So ſagt Hedwig zu Stauffacher, der vom gemeinſamen Handeln ſpricht:

„Was könnt ihr ſchaffen ohne ihn? So lange
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung;
Da hatte noch die Unſchuld ihren Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte.
Euch Alle rettete der Tell."

Das iſt doch deutlich!

2) Siehe hierüber Hoffmeiſter, Schiller's Leben V. S. 170. Die Scene auf dem Rütli iſt impoſant, aber, was die Beſchlüſſe betrifft, ſchwach und ungenügend. „In Beziehung auf Geßler, der Landvogt von Uri und Schwyz war und mit welchem Stauffacher einen harten Stand fürchtet, wird Nichts beſchloſſen. Es wird eigentlich nur für Unterwalden vorgeſorgt und, indem man nicht auch den gleichzeitigen Sturz des mächtigſten Vogtes feſtſetzt, eine durchaus unzulängliche Maßregel genommen." Es lag dies aber in des Dichters Abſicht. „Tell ſollte allein verrichten, worüber der ganze Bund rathlos war. Dieſe Rathloſigkeit macht Tell zum unerſetzlichen Helden."

und da dann Stäffi zu Rudolf ſagt:

„Euer Walten hat ein Ende; der Tyrann
Des Landes iſt gefallen; wir erdulden
Keine Gewalt mehr, wir ſind freie Menſchen.“

worauf Alle zuſammenrufen: „Das Land iſt frei.“ N'importe! Schiller hat gleichwohl gemeint, daß die große Individualität in der Menge und Maſſe untergehen müſſe; denn dieſe iſt die Kategorie, der Anker und Götze der demokratiſchen Partei, wiewohl ſie am Ende doch nur dazu beſtimmt iſt, das blinde, tobende Werkzeug der „zweckentſprechenden Maſſenführer“ zu ſein, wie ſich ein demokratiſches Blatt ausgedrückt hat, und dieſe auf ihrer Schulter zum Gipfel der Macht und Gewalt emporzuheben.

Solche Darſtellungen waren in jenen Tagen im Gange, ſolche Lügen, ſolchen Unſinn hat man dem deutſchen Volke aufgetiſcht. Auch ich hätte bei dieſer Gelegenheit der Gartenlaube einen Aufſatz anbieten können, man denkt ſich wohl, weſſen Inhaltes. Er wäre nicht aufgenommen worden; es wäre auch nicht thunlich geweſen, ihn abzudrucken; denn das vielgeleſene Blatt hätte durch einen ſolchen Artikel, wenn ſich derſelbe auch bloß auf widerlegende Citate und Thatſachen beſchränkt hätte, ſeine Partei erzürnt, ſein Publikum erſchreckt und ſeine Abnehmer verloren. Die Wahrheit iſt ja gerade das, was man nicht will, was alle Abſichten und Manöver der Partei vereitelt und was man daher um jeden Preis unterdrücken muß. Hätte man unter den Aufſatz des Herrn M. R. mit dem defekten Gedächtniß nur ein paar Verſe, wie folgende geſetzt, ſo wäre die ganze Herrlichkeit in Rauch aufgegangen:

„Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh, wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit hört man ſchallen;
Der ruhige Bürger greift zur Wehr;
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,

Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.“

Dieſe Verſe ſind ſo bekannt, daß es als eine Trivialität gelten kann, ſie anzuführen. Um ſo unverſchämter aber iſt es, ſie und ähnliche Aeußerungen Schiller's in einer Charakteriſtik deſſelben total zu ignoriren; und wir ſind, wenn man ſie auf ſolche Weiſe wegzuſchweigen ſucht, berechtiget und genöthiget, ſie um ſo nachdrücklicher wieder in Erinnerung zu bringen.

Was die nationale Geſinnung betrifft, welche dem Dichterheros zugeſchrieben wird, ſo hätte ich dieſen ſüßen Brei ebenfalls widerlichſt verſalzen können. Man ſehe die „Nachrichten von Schiller's Leben,“ die in der Ausgabe der Schiller'ſchen Werke, Cottaiſchen Verlages 1841. Bd. I enthalten ſind! Da werden S. XXV Aeußerungen dieſes angeblich ſo bornirt patriotiſchen Poeten, wie folgende, angeführt:

„Das vaterländiſche Intereſſe iſt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es iſt ein armſeliges, kleinliches Idol, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſte iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente — und was iſt die wichtigſte Nation anders? — nicht ſtehen bleiben.“ So hat ſich Schiller ſelbſt mit proſaiſcher Deutlichkeit geäußert. Seine wahre „Bedeutung für das deutſche Volk“ iſt die, daß er deſſen beſte und edelſte Eigenſchaften in ſo hohem Grade beſeſſen, in ſeiner Perſon vereinigt, in ſeinen Werken ausgeprägt hat; daß ſich in ihm und ſeinen Leiſtungen ein ſo ſcharf denkender Geiſt, ein ſo tief fühlendes Herz, ein ſo reiner Charakter, ein ſo kühner Muth offenbart; daß er uns als dieſer ſeltene Mann und Genius ſo große Ehre macht, wie Göthe in dem bekannten Gedichte ſagt:

„Denn er war unſer. Laßt das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!“

Seine „Bedeutung für das deutſche Volk“ iſt gerade die, daß er keineswegs mit kindiſchem Enthuſiasmus und fanatiſcher Ausſchließlichkeit für dieſes Volk geſchwärmt, ſondern mit ächt germaniſcher Univerſalität Alles umfaßt hat, was menſchlich iſt:

„Er war ſo reich, ſo warm,
Ein ganzer Weltkreis hatte
In ſeinem weiten Buſen Raum,“

wie er ſelbſt ſeinen Poſa ſchildert. Es iſt die, daß er, als der wahrhafteſte und ſpeciellſte Repräſentant des deutſchen Geiſtes, die deſtruktive Richtung, in welche derſelbe mit der Reformation zu ſeinem äußeren und inneren Unglück verfallen war, in ſich überwunden und ſich, durch alle ſein Volk und ihn ſelbſt beherrſchende Verblendung hindurch, den Rückweg zum Poſitiven erarbeitet hat, ſo daß man ſogar eine förmliche Rückkehr desſelben zur katholiſchen Kirche für möglich und wahrſcheinlich halten konnte.

Poetiſche Blüthenleſe

Blumen und Früchte

aus

dem Garten chriſtlicher Weltanſchauung

und

Lebensentwicklung.

Von

G. Fr. Daumer.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Liebentzündet war der Himmel,
Und der Glaub' ein Gluthgedanke;
Das bewog die härtſten Herzen,
Daß ſie zu dem Kreuze kamen.

Tieck.

. . . . Tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kindertage,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitere Welt der Wunder iſt's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort gibt,
Die ihre ewigen Räume mir eröffnend,
Mir tauſend Zweige reif entgegenſtreckt.

Max in Schiller's Wallenſtein.

Thätigkeit löſt Räthſel und baut der Menſchheit
Großes Werk. Doch ſchmähe ſie drum ein ſtilles,
Sanftes Herz nicht, weil es erwählt den beſſern
Theil, wie Maria.

Graf Auguſt v. Platen.

Vorrede.

Mein Plan iſt, unter dem Titel „Blumen und Früchte“ u. ſ. w. eine doppelte Sammlung, eine metriſch-poetiſche und eine ihren Inhalt in proſaiſcher Redeform entfaltende, erſcheinen zu laſſen. Doch ſoll jede davon zugleich auch den Charakter eines ſelbſtſtändigen, für ſich genieß- und anwendbaren Werkchens tragen. Ich lege hier zunächſt die poetiſche Blüthenleſe vor. Kommt ſpäterhin die proſaiſche Chreſtomathie hinzu, die aus demſelben Sinn und Geiſt hervorgegangen ſein wird, ſo mag die gegenwärtige Lieferung als der eine und erſte Theil des bezeichneten Ganzen betrachtet werden.

Ich wünſche Etwas darbieten zu können, was ſich der reiferen Jugend mit Nutzen in die Hände geben läßt. Doch beſchränkt ſich meine Abſicht hierauf nicht; es ſollen ſich dieſe Sammlungen zugleich auch zu allgemeinerer Lektüre eignen. Daß ſie vorzugsweiſe religiöſen und ethiſch-didaktiſchen Inhaltes ſind, wird von ſelbſt in die Augen ſpringen; doch habe ich andere Gattungen, ſo weit ſie ſich mit der hier vorherrſchenden vertragen, nicht ausgeſchloſſen.

Zur ſpeciellen Bevorwortung der poetiſchen Anthologie habe ich Folgendes zu bemerken.

Sie iſt, wie mich dünkt, nicht allzu arm an Gedichten der verſchiedenſten Art und Form; wird ſich aber, ich geſtehe es, in quantitativer Hinſicht mit ſo mancher anderen gleichwohl nicht meſſen können. In der Ankündigung einer ſolchen, die 1854 zu Frankfurt a. M. herauskam, heißt es: „Dieſe Anthologie übertrifft alle bis jetzt erſchienenen an Reichhaltigkeit. In ihr ſind über ſechshundert Dichter der neueren Zeit mit mehr als tauſend ihrer nach Inhalt und Form vollendetſten Leiſtungen vorgeführt“ u. ſ. w. Wie glücklich iſt unſer Vaterland zu preiſen, welches ſo viele ausgezeichnete Poeten und ſo viele der Form, wie dem Inhalt nach vollendete poetiſche Leiſtungen beſitzt! Aber eine ſolche Prahlerei iſt doch gar zu lächerlich. Die Spatzen freilich pfeifen auf allen Dächern ihr naturwüchſiges Lied; Krähen und Raben hört man auch genug krächzen, und an Gänſe- und Entegeſchnatter iſt ebenfalls kein Mangel. Aber der Nachtigallen gibt es ſo viele nicht; und ſelbſt an unſeren beliebteſten Philomelen dürfte Mancher, der antike Metrik und Proſodie ſtudirt und ſein Ohr an die weichen, klangvollen Töne des Südens gewöhnt hat, Manches auszuſetzen und zu vermiſſen haben.

Ganz anders lautet die Bevorwortung, welche Heinrich Bone ſeinen „Dichterperlen“ gegeben hat.

Er verſichert, nur mit Widerſtreben an die Geſtaltung dieſes Buches gegangen zu ſein. „Wer weiß nicht,“ ſagt er, „daß es eine Unzahl von Gedichteſammlungen gibt, und daß ſie ſich gerade dieſer Unzahl wegen zuletzt alle den Schein eines leichten Bücherfabrikates gefallen laſſen müſſen?“ Dann ſtimmt er ein Klagelied über den bei unſeren Dichtern herrſchenden peinlich betäubenden Wirrwar von Ausſprüchen über die höchſten Angelegenheiten der Menſchheit an. Dergleichen hätten die Alten nicht gehabt; wo bleibe da jene ehrwürdige, bei allen Völkern durchleuchtende Vorſtellung, daß der Dichter ein Vertrauter der Götter, ein Seher, ein himmliſch Begeiſterter, ja ein Prieſter und Tröſter ſei? Weiter hält er unſere Literatur gar nicht für ſo reich und mannichfaltig in beſſerem Sinne des Wortes; es bezeuge eine „gründliche Dürftigkeit,“ wenn gewiſſe Gedichte in unſeren Sammlungen immer und immer wiederkehrten [1]. „Wer es nicht erfahren hat, der glaubt es nicht, wie ſchwer es iſt, bei einer Auswahl von Gedichten den allbekannten aus dem Wege zu gehen.“ Zumal wenn das Buch für die Jugend ſein ſolle, ſo habe man mit der größten Schwierigkeit zu kämpfen. Oft ſei von einem ganzen Dichter kaum das eine oder andere Stück heraus zu finden, das ohne Anſtoß in der Schule gebraucht und mit gutem Gewiſſen an's allgemeine Licht des Tages geführt werden könne. Und dieſe paar Stücke ſeien meiſt eben nur die allbekannten, immer und überall wieder aufgetiſchten. So klagt ein ernſter und aufrichtiger Sammler im Jahre 1860. Obige Ankündigung von über tauſend Stücken der allervortrefflichſten Poeſieen iſt aus dem Jahre 1854. Welch ein Widerſpruch!

---

[1] So z. B der barbariſche „Löwenritt“ von Freiligrath, der aber auch in den „Dichterperlen“ ſteht, wobei nur „das Gelehrt-Affektirte der Fremdwörter“ gerügt wird. Ich habe dieſem abſcheulichen „Löwenritt“ den frommen Löwen des heiligen Geraſimus entgegengeſetzt, der nicht ſo zur Verderbung des Geſchmackes und zur Verwilderung jugendlicher Gemüther dienen wird

Nun muß ich aber bitten, eine Eigenthümlichkeit meiner Sammlung in Betrachtung zu ziehen, welche ſie von allen denjenigen unterſcheidet, welche aus lauter oder faſt lauter fremden und ganz unveränderten, wie ſie gefunden wurden, aufgenommenen Gedichten beſtehen. Vieles in der meinigen iſt entweder ganz neu und noch niemals im Druck erſchienen, oder doch noch niemals ganz ſo, wie hier, dem Publikum vor Augen getreten. Wenn ich Etwas fand, was mir zuſagte und was ich für tauglich hielt, in meine Sammlung aufgenommen zu werden, ſo habe ich es in vielen Fällen mehr oder weniger modificirt, in einigen ganz umgeſchmolzen, zuweilen ein ganz anderes Metrum dafür gewählt, ſo daß der Form nach etwas ganz Neues daraus wurde.

Dies könnte man nun leicht für eine unziemliche Anmaßung halten, zumal, wenn ich zuweilen ſelbſt die Produkte berühmter Autoren und unzweifelhafter Genien ſo behandelte, und ich muß mich deßhalb zu rechtfertigen ſuchen.

Ich habe meine eigenen metriſchen und proſodiſchen Grundſätze und glaube, daß wir trotz der Literatur, welche wir als unſere „claſſiſche" betrachten und bezeichnen, und welcher Gehalt und Bedeutſamkeit in der That nicht abzuſprechen iſt, in der poetiſchen Technik noch nicht die höchſte Stufe erreicht haben und namentlich in proſodiſcher Hinſicht noch einen bedeutenden Schritt vorwärts gehen könnten und ſollten, wenn ſich auch die vollkommene Sylbenmeſſung des griechiſchen und römiſchen Alterthums, wie ſie Einige einzuführen geſucht, nicht durchſetzen läßt, ohne der Bewegung des Dichters in gemeſſener Wortfügung einen allzu großen Zwang anzuthun 1).

---

1) Verſuche der erwähnten Art ſind gemacht worden von Bothe, antikgemeſſene Gedichte. Berlin 1812. Eyth, die uralte Gegenwart oder Homers Ilias im Versmaße der Urſchrift nach neueren Grundſätzen der Proſodie, Stuttgart 1851. Aehnliches iſt in meiner „Polydora," Frankfurt a. M. 1855 wenigſtens bei dem Gebrauche antiker Versmaße geſchehen; auch ſonſt habe ich dem antiken Ideal wenigſtens annähernd, ſo weit es die deutſche Sprache erlaubt und ſo weit es ohne zu große Aufopferung anderer Vortheile geſchehen mag, nachgeſtrebt; ich habe ſogar ſchon als Knabe, durch einen Aufſatz von Leſſing veranlaßt, reingemeſſene Verſe zu machen verſucht. Ein in dieſem Sinne geformtes Vaterunſer

Von dieſem Geſichtspunkt aus kann und muß mir ſelbſt Manches, was für zuläſſig, untadelhaft, ja vortrefflich gilt und übrigens auch wohl iſt, der Verbeſſerung nicht unfähig und unbedürftig erſcheinen. Und da ich das, was ich Poetiſches publicire, dem Ziele, das ich im Auge habe, wenigſtens einigermaßen annähern möchte, ſo kann ich mich nicht entſchließen, Alles nur ſo einfach abzuſchreiben und abdrucken zu laſſen, ſei der Vers auch noch ſo rauh, regellos und

---

iſt in vorliegender Sammlung zu finden. Platen nähert ſich zuweilen in ſeinen Oden der antiken Reinmeſſung, wie aus folgenden weichen und wohlthuenden Stellen erſichtlich:

„Schmiege die bräunliche Wang' an deines" —
„Weiche, melodiſche Zauberformeln" —

„Ach, wer wieſe die Liebe,
Hielte die Klage zurück!" —

„Nie dich, ſanftere Wehmuth,
Selige Thräne der Huld!"

Wie reine Anapäſten lauten, dergleichen faſt nur mit Hülfe von Fremdwörtern möglich, iſt aus folgenden der „Polydora" entnommenen Beiſpielen zu ſehen:

„Oratoriſche Kniffe ſoll ich
Rabuliſtiſche Ränke lernen." —
„Die homeriſche Laute reichet" —
„Dithyrambiſche Jubel aufregt." —
„Wie gebreitete, kühle Schatten." —
„Die bewegliche Locke ſäuſelt." —
„Was ich haſſe, das iſt der Hader." —

u. ſ. w.

ungebildet. Am wenigſten iſt es mir um die Reinhaltung des Reimes zu thun. Unſere Sprache iſt nicht reimreich; man iſt hier zur Nachſicht genöthigt und kann ſich, bei zu großer Strenge, leicht den nicht ungegründeten Vorwurf des Pedantismus zuziehen. Doch ſollten unſere Poeten nicht gar zu zügellos reimen und nicht ſtatt des wohlthuenden und bedeutſamen Gefühls von Harmonie, welches der Reim erwecken ſoll, gerade das Gegentheil, die Empfindung eines ſtörenden Gegenſatzes und Widerſpruches erwecken. In den von mir durchgeſehenen Sammlungen von Ruf und Anſehen kommen Reime, wie folgende: Aurore, Dorre — Wunder, Sünder — Kind, verkündt — Blößen, vergeſſen — würden, Zierden — beredt, weht — ſteh'nd, erhöh'nd — ſtets, Geſetz — grüßt, Friſt — Luſt, ruhſt — Helle, Seele, Oele — Thiere, irre, Thüre — ſüßen, befliſſen, ſchließen — Dünſte, Dienſte, Geſpinnſte und dergleichen vor. Schlimmer noch ſind Wortformen und Wortverbindungen, wie „Baur'sgewande" — „Jungfraufroh'n" — „denn mehr als Froſt iſt Blutſchweiß und thut weher," Muſik mit dem Accent auf der erſten Sylbe und Anderes, womit man in guter Geſellſchaft anſtößig und lächerlich wird. Ich mochte ferner auch nicht die vielen häßlichen Hiatus wiederholen, womit unſere Poeſie ſo überreich geſegnet iſt, indem viele unſerer Dichter von einem ſolchen Uebelſtande gar keinen Begriff und kein Bewußtſein zu haben ſcheinen. Doch iſt das Alles noch nicht die Hauptſache. Die fürchterlichen Conſonantenhäufungen oder ſogenannten Poſitionen, die langen Vokale und ſchwerbetonten Sylben in den Kürzen daktyliſcher und anapäſtiſcher Versfüße, was oft Alles zugleich vorkommt, ſind es, welche vorzugsweiſe jedes feiner organiſirte und gebildetere Ohr beleidigen, und welche zur Folge haben, daß es oft eine wahre Tortur iſt, Verſe zu leſen, die das erwähnte Metrum haben. Hier mußte ich am meiſten ändern, ja in gar zu ſchlimmen und unheilbaren Fällen etwas formell ganz Neues ſchaffen. Ich will ein Beiſpiel geben. Von dem wunderherrlichen Paſſionslied, das die Pifferari zu Rom während der Faſtenzeit ſingen, liegen mir zwei Ueberſetzungen oder Nachbildungen vor, die von berühmten Poeten und angeſehenen Perſonen gefertigt und verbreitet worden ſind und in den neuen Auflagen der bezüglichen Sammlungen immer wieder ſo im Druck erſchienen. In der einen werden, dem Schema: — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ gemäß, Verſe wie dieſe gefunden:

„Peinlich vom Dornkranz umſtricket,
Unter der Kreuzlaſt gebücket" —
„Sieh an ein Holz feſtgeſchlagen" —
„Strömt draus all' Tag und all' Stunde" —

„Sieh all mein Blut hingeſloſſen" —
„Wollt' ich den Kreuztod erdulden." —

In der anderen begegnen eben ſo Stellen folgender Art:

„Da ich am Oelberg gebetet,
War ich vom Blutſchweiß geröthet," —
„Angeſpie'n ward und verhöhnet" —
„Hart mit der Kreuzlaſt beſchweret,
Blutig vom Dornkranz verſehret,
Schleppt' ich zum Berg mich für dich" —
„Ach, an das Kreuzholz geheftet" —
„Als grimmer Speer in der Seite" —
„Wenn mir kein Blutströpflein bliebe" —
„Ganz mich dahin gab für dich" —
„Wann ich zum Lösgeld am Kreuze." —

Man leſe ſich dieſe Verſe laut vor, höre wie ſie klingen und erfahre, was es für eine peinliche Arbeit iſt, ſie vorzutragen! Das ſind Barbareien und Monſtroſitäten, die an den ſatyriſchen „Holzklotzpflock" des Grafen v. Platen[1]) erinnern; namentlich

---

1) Kind.
. . . . So hat ein Recenſent mich jüngſt geputzt,
Bloß weil ich Holzklotzblock einmal als einen Daktylus benutzt.

Jokaſte.
Dergleichen kommt ja täglich vor, ſeit man zu Theben Verſe leimt;
So las ich einen Dichter jüngſt, der Löwe gar auf Schläfe reimt.
Romantiſcher Oedipus. Act III.

iſt „Blutströpflein“ als Daktylus gebraucht, woran ſich im nächſten Worte noch zwei Conſonanten ſchließen [1]), wahrlich nicht weit von dieſem Extreme entfernt. Das Wort „feſtgeſchlagen“ hat zwei Accente; der erſte und nachdrücklichſte ruht auf der erſten, der zweite auf der dritten Sylbe; dennoch iſt „feſt“ zur abſoluten Kürze gemacht und das ganze Gewicht auf die dritte Sylbe gelegt. Das iſt eben ſo ſprachwidrig, als unproſodiſch. Göthe hat einmal in Beziehung auf ein ſtümperhaftes Paſſionslied geſagt: „Chriſtus hätte durch ſein Leiden und Sterben einen beſſeren Dichter verdient.“ Das kann man von vielen ſolchen Liedern ſagen. Gedichte, wie dieſe, können in mehr als einer Hinſicht Paſſionslieder heißen; ſie ſtellen nicht nur ein Leiden dar, ſie bewirken es auch; ſie ſchlagen die Poeſie an's Kreuz und zerreißen jedes muſikaliſch-poetiſche Ohr. Solche Sachen zu machen iſt leicht genug; allein man ſollte ſich deſſen theils aus Ehrfurcht vor ſo großen und heiligen Gegenſtänden, theils zur Ehre der deutſchen Sprache, Literatur und Nation doch endlich enthalten. Bei geiſtlichen Gedichten iſt die poetiſche Pfuſcherei und Stümperei am gefährlichſten; denn Nichts in der Welt wird ſo leicht entwürdigt und verächtlich gemacht, als gerade das Höchſte und Heiligſte, das daher eigentlich nur von den größten Meiſtern im poetiſchen Ausdruck beſungen werden ſollte. Leider hat ſich unſere claſſiſche Literatur größtentheils gänzlich davon abgewendet, dagegen die Spanier und Italiener die herrlichſten Produkte der Art beſitzen. Hier kommt auch die Form in mehr innerem Sinne des Wortes, ich meine die Bilder, in welche die Ideen eingekleidet werden, die Farben, mit welchen gemalt, die Töne, durch welche an's Herz gegriffen wird, in Betracht. Wer es noch nicht weiß, und ſich in der Kürze davon unterrichten will, mit viel Geiſt, Schönheit, Anmuth und Herzlichkeit religiöſe Gegenſtände behandelt werden können, den bitte ich, die erſte Abtheilung der „Gleichniſſe, Allegorien und Fabeln“ anzuſehen und dort die einigen Produkten der katholiſchen Fremdländer nachgebildeten Gedichte zu leſen. Unſere Dogmatik — wie erſcheint ſie der gewöhnlichen Betrachtung und Auffaſſung ſo abſtoßend, reizlos, dürr und hart! Aber man ſehe dorthin! Da wird ein heiliger, göttlich-menſchlicher Roman der glühendſten, ergreifendſten, entzückendſten, hinreißendſten Art daraus, wie er zum Beiſpiele in den Liedern des h. Johannes vom Kreuz erſcheint! Da werden nicht ſelten die allerlieblichſten, blühendſten Bilder in Anwendung gebracht, und Alles iſt geſchmackvoll und anziehend, voll Schönheit und Grazie. Eine

---

[1]) Die Alten vermieden bekanntlich in den Kürzen, wenige, ſtreng beſtimmte Fälle ausgenommen, jeden conſonantiſchen Zuſammenſtoß, daher denn auch z. B. der homeriſche Vers gleich ausgeſchütteten Perlen rollt.

Bekehrung — hu! wie grauerlich, wie ſchauerlich! Sauve qui peut! Aber man leſe dort S. 260 f. Nr. 7.! Es gibt nichts Reizenderes, als dieſe wahrhaft paradieſiſche Darſtellung einer chriſtlichen Sinnesänderung. Die Aufforderung zu einer ſolchen, mit welchem Unwillen, mit welcher Verachtung pflegt ſie von dem in ſich ſo ſelbſtzufrieden und ſelbſtgewiß abgeſchloſſenen Weltmenſchen vernommen und zurückgewieſen zu werden! Aber man ſehe, wie dort S. 259 Nr. 6. der Hirte ſein Schäfchen lockt! Wer kann ſolchen Tönen widerſtehen; oder, wer, wenn er widerſteht, wird ſich nicht wenigſtens äſthetiſch angeſprochen, nicht wie von einer rührenden Melodie wenigſtens einen Augenblick lang in der Art ergriffen fühlen, daß ſich jene oppoſitionellen Empfindungen nicht geltend machen können! Das ſind ächte Muſter, das iſt die Geſtalt, in der es wünſchenswerth iſt, die religiöſen Dinge einer ſie ſo wenig mehr goutirenden Zeit und Welt wieder näher gebracht zu ſehen. Man hat dergleichen Darſtellungen auch bereits gläubiger- und kirchlicherſeits in Deutſchland einheimiſch zu machen geſucht; nur dürften die Ueberſetzungen nicht durchaus das Nöthige leiſten.

Um noch Einiges anzuführen, was ich in den von mir durchblätterten Gedichteſammlungen gefunden, ſo kommen z. B. in einem Marienliede, wo das Schema — ◡ ◡ — ◡ ◡ und — ◡ ◡ — ◡ zu Grunde liegt, folgende Härten vor: „Liebreich holdſelige" — „Gut, Blut und Leben" mit verkürztem „Blut" — „du Gottgeweihte" mit verkürztem „Gott" — „Allzeit Sanftmüthige" u. ſ. w. So fand ich ferner nach dem Schema: ◡ — ◡ ◡ — und ◡ — ◡ ◡ — ◡ folgende Verstheile gemeſſen, „Nicht hier weilt mein Geiſt" — „Nicht dir fröhnt mein Geiſt" — „Mein Geiſt ſchwebt nach oben," wo alſo die ſchweren Längen „weilt" — „fröhnt" — „ſchwebt" als abſolute Kürzen behandelt und noch dazu durch einen nachfolgenden Conſonanten aufgehalten werden.

„Dieſe kommt voll Heilkraft, des Drachen ſtolzen
Giftkamm zertretend."

Dieſe Meſſungen kommen in einer ſapphiſchen Ode vor, ſo wie folgende:

◡ ◡ —
„Strahlend vom Urlicht hebt ſich die Sonne"

in einer alcäiſchen. So wäre Unzähliges anzuführen. Wortverbindungen, wie: „In dem Backtrog das Bett" — „Der Anblick des Jammers" — „Und Violettſtrumpf dazu" in einem Pentameter — „Markſtein der Schöpfung" ꝛc. ꝛc. ſind auch bei **Göthe** und **Schiller** zu Hauſe. Es kann nicht für Frechheit gelten, wenn man verſucht, dergleichen techniſche Gräuel zu mindern, die nur der Kindheitsſtufe einer formell-poetiſchen Entwicklung zu verzeihen ſind, einer Stufe, auf der wir doch nicht ewig werden ſtehen bleiben wollen, während Nachbarvölker, wie die Magyaren, bereits längſt darüber hinausgeſchritten ſind. Ja, wenn wir zurückblicken in unſere eigene Vergangenheit, ſo hat ſchon **Gottſched** in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Hexameter und Pentameter, wie folgende, gemacht:

„Doch was half ſie die Zahl philoſophiſcher Lehrer und Schüler?“ —
„Singe mir, Göttin, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles.“ —
„Heftig erzürnt und hatte die Peſt im Lager erwecket.“ —
„Heile mich, himmliſcher Arzt! Meine Gebeine ſind ſchwach [1].“ —

Und **Uz** verfaßte 1742 jene merkwürdige Ode auf den Frühling, in welcher er ganz reine, poſitionsloſe Daktylen bildete. Es ſind Strophen von vier Zeilen, wovon die erſte und dritte ein Hexameter mit jambiſchem Vorſchlag iſt:

„Der Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet
Siegprangend eure Gefilde beherrſcht.“ —

---

[1] Verſuch einer krit. Dichtkunſt. 1. Ausgabe 1730. Vergl. **Wilhelm Wackernagel**, Geſchichte des deutſchen Hexameters und Pentameters. Berlin 1831 S. 58 ff. Hier wird dem ſo ungerechter Weiſe zurückgeſetzten Manne ein großes Lob ertheilt. „Wenn Einer verdient, Vater des deutſchen Hexameters genannt zu werden, ſo iſt es **Gottſched**.“ Das Verdienſt, daß er ſich thatſächlich erworben, iſt aber dem glücklicheren **Klopſtock** zugetheilt worden.

„Wer kommt vom Hügel herab voll unausſprechlicher Anmuth.“ —
„Durchzeug nicht länger, o Nord, verheerend unſre Gefilde;
Entfleuch nach ewigem Eiſe zurück!“ —
„Berg, Thal und Aue beblüht der Blumen prächtige Menge
Voll Stolz auf ihre beliebte Geſtalt.“ —
„Und auch die ganze Natur fühlt ſich auf's Neue begeiſtert,
Da ſich die Sonne der Erde genaht,
Und jedes froſtige Thal, ſo Wald, als grüne Gebirge,
Sind reg' und alle Gefilde belebt.“

Hier iſt die Sprache ſo weit bezwungen, als es auf dem damaligen, noch heute nicht weſentlich veränderten, Standpunkte ihrer äſthetiſchen Fortbildung nur immer möglich war. Die Sache gefiel; das Metrum wurde nachgeahmt, aber mit abſcheulichen Sylbenmeſſungen, dergleichen N. D. Giſeke 1745 und 1746 lieferte:

„Freund, Freund, die Jahre flieh'n hin vom ſtrengen Schickſal beflügelt,
Und keine Jugend verzögert die Flucht.“

Eben ſo ließ Klopſtock, der 1746 durch Gottſched's Verſuche angeregt, die metriſche Ausbildung ſeines Meſſias begann, den barbariſchen Rappen laufen und brachte die härteſten, lahmſten und geſchmackloſeſten Verſe zu Markte, wie z. B. folgende ſind:

„Wenn auf ihm die Stimme des Herrn im Sturmwind wandelt" —
„Daß Gott ewig ſie ſchuf; die Erde trug des Fluches" —
„König der Welt, die oberſte Gottheit unſklaviſcher Geiſter" —
„Still verborgne Gewalt kam, gleich des Vaters Allmacht" — u. ſ. w.

Das langweilige Epos zählt ungefähr 20,000 Verſe dieſes Charakters! So Etwas hat man einmal in Deutſchland bewundert. Noch Bone hat Stücke daraus mit Ehrfurcht ausgehoben. Sehe man, wie es weiterhin z. B. in „Hermann und Dorothea" mit dem deutſchen Hexameter ausſieht:

„In dem Backtrog das Bett und das Leintuch über dem Spiegel" —
„Ungern würd' ich ſie ſeh'n; mich ſchmerzt der Anblick des Jammers" —
„Schickten wir eilend ein Scherflein von unſerem Ueberfluß, daß nur" —

Platen hat ſich rühmlich bemüht, die deutſche Verskunſt etwas höher hinauf zu bringen; es iſt ſchändlich, wie ihn deßhalb die literariſchen Straßenjungen heruntergeſetzt, verfolgt und verhöhnt haben; als wenn die Form in der Kunſt ſo gleichgültig und ſo unterſchieden von Sache und Weſen wäre, als in einem Koch- oder Rechenbuch, als wenn ſie hier nicht eben ſelbſt Sache und Weſen wäre! Was würde man dazu ſagen, wenn ſich ein Muſiker, Zeichner, Maler, Bildhauer nichts um die Form kümmern wollte, in welcher er ſeine Ideen darzuſtellen hat[1]! Uebrigens hat ſich auch Platen auf ſeine Verskunſt zu viel zu Gute gethan; denn auch ſeine Verſe ſind gegen die der Alten hart und rauh und es finden ſich bei ihm z. B. Hexameter und Pentameter, denen die oben angeführten von Gottſched weit vorzuziehen ſind, ſo z. B.:

„Zwiſchen dem ſchroffen Geklüft und des Meers aufſchwellender Salzfluth" —
„Reizend in Ringen umkräuſelt die Brau'n ſchwarzlockigen Haupthaars" —
„Auf des Gebirgs Felsblock, ſeiner Geliebten erbaut" —

u. ſ. w. Das ſind lauter techniſche Wechſelbälge. Große Poſitionshärten entſtehen namentlich durch den häufigen Gebrauch der Partizipien und ähnlicher Wortformen, wie wenn er ſagt:

„Seit Jahrtauſenden ruht, ſich ſelbſt hinreichend und einſam
Voll trotzbietender Kraft, dein fallender Tempel Poſeidon."

---

[1] Man vergleiche die Fabel: „Spatz und Nachtigall" in der II. Abth. unſerer „Gleichniſſe, Allegorien und Fabeln." Nr. 25.

Er braucht Daktylen, wie „plätſchernde, flatternde, bezaubernde, taumelnden“ mit noch folgenden Conſonanten: „Den taumelnden dann,“ was kaum auszuſprechen iſt. Der alte Uz hatte in ſeiner leichtfließenden Ode ſelbſt Daktylen, wie „ſilberne, liebende“ vermieden. Daß Platen in einigen ſeiner Oden weichere und wohlthuendere Stellen hat, iſt ſchon oben bemerkt worden.

Es iſt nur ſehr ſelten, daß ich in dieſer Sammlung eine der größeren Härten und gröberen Verſtöße gegen den Wohlklang, die ich ſonſt immer zu beſeitigen geſucht, habe ſtehen laſſen. Es iſt dies namentlich in den Fällen, wo das bezügliche Produkt zu bekannt iſt und ſich nun einmal ſo im deutſchen Ohre eingebürgert hat, wie bei einer Stelle aus der „Braut von Meſſina,“ geſchehen. In der Regel habe ich ſo bekannte Sachen gänzlich ausgeſchloſſen und nur ein und das andere Mal Etwas der Art, der zu geſtaltenden Gruppe wegen, als unentbehrlich zu betrachten und einreihen zu müſſen geglaubt.

Andererſeits habe ich mir zuweilen auch da einige Modifikationen geſtattet, wo gegen die Geſetze des Wohlklanges nicht ſo arg oder gar nicht geſündigt war. Ich bitte, dies nicht übel zu nehmen. Es geſchah nur, um eine gewiſſe Gleichartigkeit in der Handhabung des Formellen und Techniſchen in meine Sammlung zu bringen, oder weil ich aus einem

Gedichte nur etwas Einzelnes heraus nahm, dem ich, als ſolchem, auch eine andere Form zu geben veranlaßt war. Blumen, die man zu Sträußen oder Kränzen verbindet, müſſen ſich ebenfalls Manches gefallen laſſen, was bloß um der Geſtaltung eines ſolchen Ganzen willen geſchieht und wodurch man durchaus keinen Tadel über ihre natürliche Beſchaffenheit ausſprechen will.

Das iſt es, was ich in bevorwortender Deutlichkeit und Ausführlichkeit bemerken zu müſſen glaubte. Und ſo möge ſich dieſes Werkchen, nachdem ich es in jeder Beziehung nach Kräften ausgeſtattet und mich ſelbſt, meiner ungewöhnlichen Verfahrungsweiſe wegen, möglichſt gerechtfertigt habe, dem Publikum vorſtellen und ſehen, ob es ſich Freunde zu gewinnen im Stande ſei.

Inhalt.

Seite

Eingang.
Scenen aus den Evangelien, in ein leichtes jambiſches Gewand gekleidet . . 3
Sonette 15
Walther'ſche Strophen 42
Geiſtliche Lieder, Hymnen, Gebete und Anrufe. Vermiſchte Form 47
Gaſelen 84
Poetiſche Schildereien, Legenden, Volksſagen, Traditionen, Viſionen, Dichtungen. Vermiſchte Form 96
Schilderungen von mehr hiſtoriſchem und realiſtiſchem Charakter. Beziehungen auf beſtimmte Zeitperioden, hiſtoriſche Wendepunkte, Nationalitäten, Volksſitten, Bau- und Bildwerke. Vermiſchte Form 174
Bilder und Scenen aus dem menſchlichen Leben überhaupt. Vermiſchte Form . . 207
Diſtichen, Epigramme **239**

Seite

Gleichniſſe, Allegorien und Fabeln.

Erſte Reihe 254

Zweite Reihe 268

Lehren und Sprüche.

Lehren und Sprüche verſchiedenen Urſprungs 293

Sprüche des Franziscaners Aegidius . 328

Aus den Predigten des Franziscaners Berthold 331

Sprüche, Bilder und Gedichte des h. Joſeph von Copertino 333

Sprüche des heiligen Nilus 347

Sprüche des Abtes Janus Aniſius . . 350

Aus S. Martini Bracarensis episcopi Sentenzen 353

Nach Ludov. Vives 355

Sprüche von Amara George 358

Sprüche von und nach Göthe 362

Noch einige Sprüche der kürzeren Art . . 369

Alttestamentlicher Anhang 377

Muſikaliſche Beilage 390

Nachtrag 393

Poetiſche Blüthenleſe.

Wie Heut ſich enden wird, was Morgen bringen,
Iſt unbekannt; allein ich ſtreue Saaten;
Sie laſſe Luft und Boden dann gerathen!
Durch meine Trägheit ſoll es nicht mißlingen.
A. W. Schlegel.

Honigſeim ſind liebliche Reden,
Süß der Seele, Heilung dem Gebein.
Sprüche Salomo's 16, 24.

Sollen eueres Wortes Pfeile
Dringen in das Menſchenherz,
Müßt ihr ſie mit dem befiedern,
Was den Menſchen wohlgefällt.
Aus einem Gaſel v. Platen.

Grundſtein zwar iſt der Gehalt;
Doch der Schlußſtein iſt Geſtalt.
Rückert.

Und ſo möge Beides hier
Euch ergötzen: Stoff und Zier.

Scenen aus den Evangelien,

in ein leichtes jambiſches Gewand gekleidet.

1.

Vom Volk gedränget, wandte Jeſus ſich
Dem Seee zu, daß er hinüberfahre.
Die Jünger folgten ihm; er trat in's Schiff,
Begab ſich in das Hintertheil deſſelben
Und ſchlummerte. Mit einem Mal erhob
In Luft und See ein wild Geſtürme ſich;
Es wüthete der Wind; die aufgewühlten
Gewäſſer überflutheten das Fahrzeug.
Da eileten in ihrem Schreck zu Jeſu
Die Jünger hin und weckten ihn und riefen;
„Hilf Meiſter, hilf! es droht der Untergang.“
Er ſchlug die Augen auf und ſah ſie an
Und ſprach zu ihnen: „Schwache, zage Seelen,
Vor jedem Hauch empörter Lüfte bang!“
Darauf erhob er ſich und ſtand und ſtreckte
Die Hand gebietend und beſchwichtigend aus,
Und hieß die Winde ruhen und die Wogen.

Und ſie gehorchten ſeinem Worte; ſtill
Ward die Natur, kein Lüftchen wehte mehr,
Und ſpiegelglatt erſchien die Waſſerbahn.
Die aber, ſo mit ihnen in dem Schiffe,
Sie ſahen es und ſtauneten und ſprachen:
„Was für ein Menſch iſt das, dem unterthan
Das Element, auf deſſen Wink die Fluth,
Die tobende, der Stoß der Lüfte ruht?“

2.

Geſtillet hatte Jeſus wunderbar
Des Volkes Hunger. Abend war's; es kam
Die Nacht heran. „Geht,“ ſprach er zu den Jüngern,
„Beſteigt das Schiff und fahrt zurück; ich will
Noch weilen an dem Ort; ich komme nach.“
Sie gingen; er darauf entließ die Menge
Und ſtieg auf einen Berg und betete.
Ganz Nacht geworden war es itzt und Jeſus
War ganz allein; das Fahrzeug aber trieb
Schon mitten in dem See, das weit entfernte.
Der Wind war ihm zuwider, ſtürmiſch war
Die Nacht, das Schifflein kämpfte mit den Wellen.
Da nahete ſich Jeſus; um die vierte
Nachtwache war's; er wandelt' auf dem See
Durch Nacht und Sturm; die Jünger ſahen es;
Ein Schreck erfaßte ſie; ſie ſchrieen auf,
Im Wahne, daß ſie ein Geſpenſt bedrohe.

Er aber ſprach: „Seid ohne Furcht! Ich bin's."
Und ſie erkannten ihn. Da wandelte
Sich in Entzücken ihres Herzens Angſt;
Vor Allen fühlte Petrus ſich erhoben,
Sich mit Vertraun und hohem Muth erfüllt.
„Herr, rüſte mich, wenn Dir's gefällt," ſo rief er,
„Mit deinen Wunderkräften aus und heiße
Mich zu Dir kommen über die Woge hin!" —
„Komm," ſprach der Herr, und Petrus ſäumte nicht,
Verließ das Schiff und wandelt' auf der Fluth.
Da, wehe, kam ein Stoß
Des Windes, ein gewaltſamer, und Petrus,
So leicht erſchüttert, als ermuthiget,
Erſchrack und eine große Furcht erfüllt' ihn.
Sofort fing er zu ſinken an. Er ſchrie:
„Hilf mir, o Herr, daß ich nicht untergehe!"
Da reichte Jeſus ihm die Hand und hob
Ihn über das Gewog empor und ſprach:
„Du Glaubensſchwächling, warum zitterſt du?"
So kamen ſie, die Beiden, an den Bord.
Und das Gebrauſe legte ſich und ruhig
Auf dem Gewäſſer glitt das Schifflein hin.
Die aber, ſo mit ihnen waren, fielen
Vor Jeſu nieder, beteten ihn an
Und ſprachen: „Wahrlich Du
Biſt Gottes Sohn und aller Dinge Meiſter;
Dir kommt die Ehre, Dir die Krone zu."

3.

Es nahete ſich Jeſus einer Stadt,
Mit Namen Nain. Es begleiteten
Ihn viele ſeiner Jünger und es hatte
Sich eine Menge Volkes angeſchloſſen.
Da kam entgegen ihnen aus dem Thore
Ein Leichenzug, ein höchſt betrübter Anblick.
Es ward hinausgetragen in die Gruft
Ein Jüngling, eines Weibes, das bereits
Den Gatten eingebüßet, einziger Sohn
Und einziger Troſt. Die Unglückſelige wankte
Der Bahre nach, in Thränen aufgelöſt.
Als Jeſus ſie erblickte, fühlet' er
Ein inniges Erbarmen über ſie;
Er trat zu ihr und ſagte: „Weine nicht!
Dir ſoll geholfen werden." Drauf gebot er
Zu halten mit der Bahre, und die Träger
Gehorchten ihm und hielten. Und er ſprach
Den Todten an und rief: „Erſtehe Jüngling!"
Und ſieh, es regte ſich der Todte, ſchlug
Die Augen auf, erhob das Haupt und ſprach:
„Wo bin ich? Was geſchieht mit mir?" — „Du biſt,"
Sprach Jeſus, „unter Freunden und dem Sein,
Dem du entriſſen, neu zurückgegeben."
Sodann gewendet zu der Mutter, ſprach er:
„Nimm hin, o Mutter, deinen Sohn! Er lebt."
Und Alle ſtaunten, die dies Zeichen ſahen,

Und prieſen Gott und ſprachen: „Ein Prophet
Iſt unter uns, ein großer, auferſtanden,
Und Gott hat gnädig auf ſein Volk geblickt.“

4.

Nach Jericho gekommen, zog der Herr
Die Straße hin. Sie war erfüllt mit Menſchen,
Die ſchaubegierig des Propheten harrten.
Darunter war ein Mann, der hieß Zachäus
Mit Namen, ſeines Amts ein Oberzöllner
Und reich begütert. Selbiger empfand
Ein ganz beſonderes Verlangen, Jeſum
Zu ſchauen; aber er vermocht' es nicht;
Das viele Volk verhindert ihn daran,
Und er war klein von Wuchs und ragte nicht
Vor Anderen auf. Da eilet' er voraus
Und ſtieg auf einen Maulbeerfeigenbaum,
Wo Jeſu Weg vorüberging. Wie dieſer
Zur Stelle war, da blicket' er empor
Und ſprach: „Zachäus, ſteige flugs herab
Von deinem Aſte, denn bei dir zu weilen
Iſt mein Begehren.“ Und es ſtieg Zachäus
In Eile nieder und empfing den Herrn
Mit Dank und Freude. Doch den Uebrigen
War es ein Aergerniß; ſie murreten
Und ſagten: „Einen Sünder wählet er
Zu ſeinem Wirthe, ſämmtlichen Gerechten

Zu Schmach und Kränkung!“ Jener aber ſprach
Zu Jeſu: „Weil Du dieſe Gnade mir
Erzeigt, o Herr, ſo ſei die Hälfte deſſen,
Was ich beſitze, den Bedürftigen
Und Armen in dem Volke zugewendet;
Und hab' ich irgend Einen übervortheilt,
Vierfach zurückgeſtattet ſei es ihm.“
Da ſagte Jeſus: „Heute biſt du hoch
Geſtiegen, o Zachäus, und dein Haus,
Heil iſt ihm widerfahren; denn du biſt
Nun einer von den Söhnen Abrahams,
Du zählſt von nun an zu des Hauſes Kindern.
Dazu ja iſt des Menſchen Sohn gekommen,
Daß er errette das Verlorene,
Und daß er Alle, welche ſeiner Sache,
Der großen, ſich mit ganzer Seele weih'n,
Des göttlich höchſten Adels theilhaft mache.“

5.

Es wandte ſich an Jeſum tiefbekümmert
Ein Synagogenvorſtand, der Jairus
Geheißen war. Er fiel vor Jeſu nieder
Und ſprach: „Ich hab' ein Töchterlein, ein junges,
Zwölfjähriges, das iſt dem Tode nahe.
Komm, ich beſchwöre Dich, leg' ihr die Hände,
Die wunderthätigen, auf, damit ſie lebe!“
Ihm zu willfahren war der Herr bereit

Und ging mit ihm; das Volk jedoch, das viele,
Umdrängte ſie. Darunter war ein Weib
Blutflüſſig[1] und zwölf Jahre lang bereits
Behaftet ohne Hülfe mit dem Uebel.
Sie hatte viel gewendet an die Aerzte,
Die, ſie zu heilen, vielerlei verſuchten;
Doch ſchlimmer nur geworden war's mit ihr.
Da ſie die Mähre nun von Jeſu hörte,
Wie er ſo viele große Zeichen thue,
Dergleichen nie zuvor geſchehen ſeien,
War ſie bemüht, ſich ihm zu nähern, trat
Von hinten im Gedräng heran und rührte
Verſtohlen nur mit ihren Fingerſpitzen
Und leis die Quaſte ſeines Kleides an.
„Denn," dachte ſie, „berühr' ich nur ſein Kleid,
Sein äußerſtes, mir wird geholfen ſein."
Und ſo geſchah es auch. Sofort verſiegte
Der blutige Born in ihr, und ſie empfand,
Daß ſie geneſen ſei von ihrer Pein.
Doch in dem Augenblicke fühlt' auch er,
Daß ausgegangen eine Kraft von ihm;
Er wandte ſich inmitten des Gedränges
Und ſprach: „Wer hat mich angerührt?" — „Du ſiehſt,
Antworteten die Jünger, „wie das Volk Dich
So dicht umſteht, wie magſt Du fragen, wer
Dich angerührt?" Er aber blickt' umher

---

[1] Daher levitiſch unrein.

Mit ſcharfem Aug, um jene zu entdecken,
Die es gethan. Da kam ſie ſelber, zitternd,
Vor des gewaltigen Mannes Blick und Macht,
Fiel nieder und bekannt' ihm ohne Hehl
Der Sache Grund und ſämmtlichen Verlauf.
Er aber ſah mit ſanftem Augenſtrahl
Auf ſie hinab und ſprach zu ihr im Tone
Der reinſten Huld: „Dein Glaube, liebe Tochter,
Hat dir geholfen; gehe hin in Frieden
Und ſei befreit von deiner Noth und Qual!“
Indeſſen er noch alſo redete,
Erſchienen Leute, kommend aus dem Hauſe
Jairi und zu dieſem alſo ſprechend:
„Bemühe den Propheten nicht! Es iſt
Vorbei mit deiner Tochter; ſie iſt todt.“
Es höret' aber dieſe Worte Jeſus
Und ſagte zu dem Synagogenvorſtand:
„Sei ohne Kummer, glaube nur! Dir wird
Geholfen werden.“ Und er ging und nahm
Nur dreie mit aus ſeiner Jüngerſchaar,
Den Petrus und Jakobus und Johannes,
Jakobi Bruder. In dem Hauſe fand er
Ein Weinen und ein Heulen und ein Blaſen
Der Trauerflöte[1]; und er ſprach: „Wozu
All dieſer Lärm? Das Kind iſt nicht geſtorben;
Es ſchläft.“ Sie lachten über dieſe Rede.

---

[1] Alte Trauergebräuche, vgl. Jerem. 9, 16. 2 Chron. 35, 25.

Er aber trieb ſie ſämmtlich aus dem Hauſe,
Und ließ allein des Kindes Eltern bleiben
Und jene Dreie, die er aus der Schaar
Der Seinigen erleſen. Dann betrat er
Die Kammer, wo die zarte Blüthe lag,
Die ſchon ſo früh vom Tod dahingemähte,
Ergriff die Hand des Mägdeleins und ſprach:
„Steh' auf und lebe; ich gebiete dirs!"
Da kehrte Sinn und Geiſt und Leben wieder;
Es rötheten die Wangen ſich, die bleichen;
Sie richtete ſich auf und ſtand und fing
Zu wandeln an. Sie ſahen es und ſtaunten.
Er aber hieß ſie ſchweigen
Und der Erſtandnen Trank und Speiſe reichen.

6.

Der Phariſäer einer lud ihn ein,
Bei ihm zu ſpeiſen. Und es kam der Herr
Und legte ſich zu Tiſche bei dem Manne1).
Nun war in ſelbiger Stadt ein Weib, befleckt
Mit einem unrein ſündigen Lebenswandel,
Doch tief und ſchmerzlich ſeiner Schmach bewußt.
Das Weib vernahm, daß Jeſus in dem Hauſe
Des Phariſäers ſich zu Tiſch geleget,
Und der Gedanke kam ihr, hinzugeh'n,

---

1) Man ſaß nicht zu Tiſche, wie bei uns, ſondern man legte ſich.

Und ihm zu ihrer Seele Heil und Troſt
Zu huldigen, ſo gut ſie es vermochte.
Sie nahm ein alabaſtern Salbenfläſchchen,
Und trat heran von hinten[1] demuthsvoll
Und ſchüchtern und begann die Füße Jeſu
Mit Thränen zu benetzen, ſie zu trocknen
Mit ihren Haaren und zu ſalben dann
Mit ihrer Salbe. Und es wehret' ihr
Der Herr mit nichten, ließ es ſchweigend zu.
Wie das der Phariſäer ſah, ſo dacht' er:
„Wär' dieſer Mann in Wahrheit ein Prophete,
Er würde wiſſen, welch ein tiefgeſunken,
Verworfen Weib ihn zu berühren wagt,
Und es empört aus ſeiner Nähe bannen.“
Da wandte ſich der Herr zu ihm und ſprach:
„Ich wünſchte dir was vorzutragen, Simon!“ —
„Sprich, Rabbi!“ ſagte Simon. Drauf der Herr:
„Es war einmal ein Gläubiger, der hatte
Zwei Schuldner. Einer von denſelben war
Ihm ſchuldig eine Summe von fünfhundert
Denaren, von nur fünfzigen der andere.
Sie waren außer Stande zu bezahlen;
Da ſchenkt' er ihnen Beiden ihre Schuld.
Nun ſage, welcher von den Beiden mußte
Mehr Dankbarkeit und Liebe gegen ihn
In ſeinem Herzen hegen?“ — „Ohne Zweifel

---

[1] Man denke ſich, wie Jeſus, das Geſicht nach dem Tiſche zu, ausgeſtreckt lag.

Der, dem die größte Schuld erlaſſen wurde.“ —
„Sehr richtig haſt du das geſagt, o Simon!
Nun ſiehe dieſes Weib, dazu vergleiche
Dich ſelbſten! Wer von Beiden gab von Lieb'
Und Zärtlichkeit den größeren Beweis?
Ich kam zu dir — kein Waſſer wurde mir
Gegoſſen auf die Füße[1]; ſie jedoch
Benetzte ſie mit ihrer Augen Naß
Und trocknete ſie ab mit ihrer Locke.
Du drückteſt keinen Kuß auf meinen Mund[2];
Sie kann nicht enden, meine Füße küſſend.
Du ſalbeteſt mit Oele nicht mein Haupt[3];
Sie träufelt Balſam auf die Füße mir.
Wer ſich gerecht vor vielen Andern wähnt,
Wird ſeinen Heiland nicht ſo glühend ehren.
Sie weiß, daß ſie nicht edel und nicht rein,
Und daß ihr viele Sünden zu verzeih'n;
Daher die Demuth, die ſie übt, die Zähren,
Die ſie vergießt, der nie geſtillte Trieb,
Die Gluthen ihrer Seele zu bewähren.
Und ſolch ein Eifer ſchließt den Himmel auf,
Der ſich dem Tugendſtolze nimmermehr
Eröffnen wird, dem kalten, ſelbſtiſchen.“
Darauf, dem Weibe zugewendet, ſprach er:
„Du biſt erhört, du biſt gereiniget.“

---

[1] Wie Gäſten zu geſchehen pflegte, 1 Moſ. 18, 4. u. ſ. w.
[2] Sitte bei liebreichem Gruß.
[3] Orientaliſche Ehrenbezeigung, vgl. Matth. 26, 7.

Dies Wort erſchien Vermeſſenheit. „Was denket,“
So murrten ſie, „der Mann von ſich? Wer iſt er,
Daß er ſolch eine Sprache führen darf?
Wem iſt gegeben ſolche Macht hienieden?“
Er aber wiederholte ſeinen Spruch:
„Dein Glaube hat dich nicht getäuſcht; enthoben
Biſt du der Schmach, die dich gedrückt, befreit
Von deinen Sünden; gehe hin in Frieden!“

Sonette.

1.

Die Botſchaft.

Maria ruht, nur Demuth ihr Geſchmeide,
Im Abendſchatten an der Hütte Thor.
Nicht ahnt ſie, daß ſie Gott zur Braut erkor,
Doch ſtilles Sinnen iſt ihr Seelenweide.

Da ſteht vor ihr in lichtgewobnem Kleide
Ein Jüngling aus erhabener Weſen Chor;
Voll ſüßen Schauers bebet ſie empor;
Denn ſeine Stirn' iſt Morgenroth der Freude.

„Gruß Dir, Maria!“ haucht ſein holder Mund,
Und thut das Heil, das wundervolle, kund,
Wie Kraft von oben her ſie ſoll umwallen.

Und ſie, die Arm' auf ihre Bruſt gelegt,
Indem es ſich in ihr lebendig regt,
Spricht: „Mir geſchehe nach des Herrn Gefallen!“

Nach A. W. Schlegel.

2.

Die Hirten.

„Wüßt' ich, o Kind, dich nach Gebühr zu pflegen!
Ich bin ſo ſchwach, mein Buſen nur iſt warm.
Schwarz iſt die Nacht, die Hütte klein und arm;
Man mußte dich in dieſe Krippe legen."

Maria ſprach es; draußen rief's dagegen:
„Laßt uns herein! Wir wollen keinen Harm.
Uns hergewieſen hat ein Engelſchwarm,
Verkündigend den neugebornen Segen."

Das Dach empfängt ſie; ein ätheriſch Licht,
Wie ſie heran, die frommen Hirten, treten,
Umſtrahlt des hehren Kindes Angeſicht.

Sie ſteh'n, ſie ſchau'n, ſie ſtaunen, preiſen, beten;
Maria's mütterliches Herz erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

Nach Schlegel.

3.

Die Könige.

„Aus fernem Oſten kommen wir gezogen;
Weisheit zu finden, rangen wir ſeit Jahren;
Nun wandern wir in unſern Silberhaaren
Dem Sterne nach, der vor uns hergeflogen.

Der ſtehet itzt ſo ſtill am Himmelsbogen;
Den Herrn der Welt muß dieſer Ort bewahren.
Wie neigt die Gottheit ſich dem Unſcheinbaren;
Dem Niedrigen, wie iſt ſie ſo gewogen!

Heil dir, o Kind, das wir im Staube grüßen!
In Gnaden nimm ſie hin, womit geſegnet,
Das Land, das uns geboren, dieſe Gaben!

Gold, Myrrhe, Rauchwerk liegt zu deinen Füßen.
Die Weisheit iſt uns ſichtbarlich begegnet,
Will uns ein Blick nur deines Auges laben.“

Nach Schlegel.

4.

Die heilige Familie.

Den Schöpfer, der die Erde neu geſtaltet,
Gebenedeite, haſt du ihr gegeben;
Du darfſt das Aug' als Anvermählte heben
Des ewigen Vaters, der im Himmel waltet.

Ein edler Greis, deß Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben;
In deinem Sohne glüht ein göttlich Leben,
Das ſpielend ſich auf deinem Schooß entfaltet.

Mehr Lieb', als Kinder zu einander tragen,
Zeigt des Genoſſen feurige Geberde,
Dem Jeſu Hände ſich entgegen breiten.

Der braungelockte Knabe ſcheint zu fragen:
„Was thu' ich, daß ich deiner würdig werde? —
Ich will, mich opfernd, dir den Weg bereiten.“

Nach Schlegel.

5.

Der Einzug.

Kann dich, o Herr, dies Hoſianna freuen,
Dich, daß ſich heut dir alle Stirnen neigen,
Daß man die Pfade dir mit Blumen, Zweigen,
Ja mit Gewanden eifert zu beſtreuen?

Du ſchweigſt? Du ſeufzeſt? Was beſagt dies Schweigen? —
Ach, dieſe Lämmer, morgen ſind es Leuen;
Aus ihrer Kehle droht, der ungetreuen,
Ein fürchterliches „Kreuzige!“ zu ſteigen.

Für das Gezweige, für das grünbelaubte,
Wird man ein andres bieten, gut zu Schlägen;
Schilf und Gedörn für Lilien und Roſen.

Man wird, ſtatt daß man jetzo deinen Wegen
Die Kleider weiht, die man ſich ſelber raubte,
Ach nur zu bald die deinigen verlooſen.

Nach M. Diepenbrock.

6.

Die Leidensſtätte.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat ſein geweihtes Opfer nun umfangen.
Um die erlöſten Brüder zu empfangen,
Hält Chriſt die Arme ſterbens ausgebreitet.

Am Kreuze ſteht, die ihn hinausbegleitet,
Die treue Schaar in namenloſem Bangen.
Sie lauſcht empor, zu hören voll Verlangen,
Was noch zuletzt wohl ſeinem Mund entgleitet.

Der Mutter Antlitz bleichen Todesſchauer;
Die thränenloſen Augen ſind verglommen,
Der Mund hat aufgehört, zu Gott zu flehen.

Kein Weib erfuhr ſolch eine tiefe Trauer;
Das prophezeit' ihr einſt das Wort des Frommen:
„Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen.“

Nach Schlegel.

7.

Der Sieg.

Daß in des Orcus ſchauerliche Gründe,
Durch Tod und Grab hinab ein Gott geſtiegen,
Um mächtig über Tod und Grab zu ſiegen,
Und zu entwaffnen grauſe Höllenſchlünde;

So das Ergebniß jener erſten Sünde
Zu tilgen, dem wir ſämmtlich unterliegen,
Nun dennoch auch an Stärke reich in Kriegen,
In welchen nimmer ſonſt ein Menſch beſtünde —

Das iſt das Heldenwerk, das ungeheure,
Womit die Weltgeſchichte ward gekrönet
Von jener Macht, die des Geſchickes waltet;

Das eine Großmuth, werth, daß ſie befeure
Zu einer Gluth, die nimmermehr erkaltet,
Die, Alles opfernd, Welt und Zeit verhöhnet.

8.

An das Kreuz.

O Kreuz, mir über Alles lieb und theuer!
Woferne dir's gefiel, ein Trank zu ſein —
Ich ſaugte dich mit durſtigen Lippen ein,
Und du erfüllteſt mich mit Himmelsfeuer.

Erſchienſt du mir, der Prachtbegier zur Steuer,
Als ein Geſchmeid' aus Gold und Edelſtein —
Ich ſäumte nicht, ich nützte deinen Schein,
Für meinen Gott ein reizend Abenteuer[1])!

Doch du biſt Holz — ſo ſtehe dann in Brand!
Zerſchmelze, was noch kalt und ſtarr in mir
Und nicht gelöſt in heilige Begier!

Ich faſſe dich in meiner Arme Band.
Verzehre! Mache mich von Ichheit frei,
Daß Alles Er und Nichts ich ſelber ſei!

Nach der Kloſterjungfrau Seraphica.

9.

Maria's Himmelfahrt.

„Wie iſt mir? Ohne Maaß vom höchſten Throne
Strömt eine Fülle von Beſeligungen;
Mein Aug' iſt in die Himmel eingedrungen,
Und ſchaut die Herrlichkeit der Aetherzone.

Hinauf, hinauf zu Gott, zu meinem Sohne,
Vom Zug der Liebe raſch emporgeſchwungen!
Und ihr, die ihr ſo treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft, und euer iſt die Krone."

---

[1]) Die fromme Nonne will ſagen: ſie werde, mit dem Kreuze geſchmückt, ein für ihren Gott und Heiland um ſo ſchönerer Anblick ſein.

Wie ſie auf Wolke ſo und Duft entſchwindet,
Umlächeln ſie des Aethers jüngſte Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen.

Im Lichte wird ein neues Licht entzündet!
Der Himmel jauchzt, das Vaterland der Schöne
Hat eine Fürſtin, eine Braut gewonnen.

Nach Schlegel.

10.

Maria's Herrlichkeit.

Dir neigen Engel ſich in tiefer Feier,
Und Heilige beten, wo dein Fußtritt wallt;
Glorreiche Himmelskönigin! Dir hallt,
Die Gott beſaitet hat, die Sphärenleier.

Dein hoher Geiſt blickt leuchtend durch den Schleier
Der unverwelklich blühenden Geſtalt;
Du trägſt ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Deß Todes Sieger und der Welt Befreier.

Die Locke ziert ein Sternendiadem;
Nichts iſt ſo groß, wie du, im Weſenreiche;
Nur Einer iſt von höhrem Range noch,

Und dieſer Eine will, was dir genehm.
So trägt die Welt doch nur dein holdes Joch,
Maria, Jungfrau-Mutter, Ohnegleiche!

Nach Schlegel.

11.

Die himmlische Mutter.

Man ſagt, der Himmel kann Gewalt erleiden,
O drängen meiner Augen Liebespfeile
Durch das Gewölk, könnt' ich an deinem Heile,
Geliebtes Kind, die heißen Blicke weiden!

Wie herbe von der Mutter war dein Scheiden!
Ward eine Mutter droben dir zu Theile?
Wer iſt ſo lind, daß er das Sehnen heile,
Das dich ergreift, ſo ferne von uns Beiden?

Wohl eine ſüße Botſchaft iſt geſendet:
Es walte dort ein Bild der Muttertriebe,
Das Herz der Welt, das Nichts erfüllt, als Liebe.

O wenn von allzu hehrem Licht geblendet
Die zarte Seel' — an deinen Buſen ziehe,
Mit deinem Arm umfaſſe ſie, Marie!

Nach Schlegel.

12.

Maria, dem Dichter Tasso erscheinend.

Ich lagerte mit abgezehrten Wangen,
Bald Fieberglut, bald eiſiger Fröſte Beben

Erſchöpfte mich; zugleich war auch das Leben
Der Seele mir von Dunkelheit umfangen.

Da ſiehe, welch ein überirdiſch Prangen!
Ich ſahe dich, Maria, niederſchweben,
Um ihrer Qual die Glieder zu entheben,
Den Geiſt der Nacht, mit welcher er umhangen.

Zu deiner Rechten war, Gebenedeite,
St. Benedikt, zu deiner linken Seite
Scholaſtika an deinem Glanz betheiligt.

Und jetzt vernimm, wozu ich mich verpflichte!
Es ſei nun Alles, was ich denk' und dichte,
Dir, Königin, dir, Retterin, geheiligt[1])!

13.

Johannes.

Stark von Natur, im Handeln kühn und ſchnell,
Entreißt Johannes ſich bewohnten Stätten;
Er liebt in öde Klüfte ſich zu betten;
Die Hüfte gürtet ihm ein rauhes Fell.

---

[1]) Als der Dichter im Kerker ſchmachtete, glaubte er zuweilen die Jungfrau allein oder mit Heiligen umgeben, zu erblicken. J. J. 1585, an einem lebensgefährlichen Fieber krankend, rief er ſie um Hülfe an und ſie erſchien und heilte ihn, wie er es in obigem Sonett beſchreibt. Vergl. Ginguené, hist. litter. V. p. 269.

Einfältig iſt ſein Sinn, ſein Auge hell;
Nichts Niedriges kann ſeine Seele ketten;
Um ſein Geſchlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in innrer Bruſt den Lebensquell.

Er ſitzt am Felſen, deſſen Born ihn tränket;
Da glänzet auf in ſeiner Seel' ein Bild,
Das er mit ſeligem Staunen überdenket.

Es iſt des Menſchen Sohn, ſo groß als mild.
Der ernſte Mann, er hält das Haupt geſenket:
„Ach gegen dich, wie bin ich ſtreng und wild!"
Nach Schlegel

14.

Johannes.

Bild von Tizian.

Zur Wüſte fliehend vor dem Menſchenſchwarme,
Naht hier ein Jüngling, um zu reinern Sphären
Durch Einſamkeit die Seele zu verklären,
Die hohe, großgeſtimmte, gotteswarme.

Voll von Begeiſterung und heiligem Harme,
Erglänzt ſein edler, ernſter Blick von Zähren;
Nach Jenem, den Maria ſoll gebären,
Scheint er zu deuten mit erhobnem Arme.

Wer kann ſich ab von dieſem Bilde kehren,
Und möchte nicht mit brünſtigen Geberden
Den Gott im Buſen Tizian's verehren!

O goldne Zeit, die nimmermehr im Werden,
Als noch die Kunſt ſo mächtig im Belehren,
Das Schöne noch ſo heilig war auf Erden!

Nach A. von Platen.

15.

Der heilige Sebastian.

Sebaſtian, des Römerreichs ein Krieger,
Schwur zu den Fahnen, die unendlich lohnen.
Er wies die Frommen auf die Himmelskronen,
Und Mancher ward, durch ihn erſtarkt, ein Sieger.

Der Imperator hört' es: „Der Betrüger!
Ergreiſt ihn ungeſäumt, Centurionen;
Auf ihn die Pfeile richtet ohne Schonen;
Zielſcheibe ſeiner eigenen Schaar, erlieg' er!"

Er wird, entkleidet ſeiner Waffenzierde,
Zu einem Baum geſchleppt; es wird mit Schlingen,
Mit feſten, ihm der ſchöne Leib umwoben;

Und jetzo zielt nach ihm die Mordbegierde.
Doch ſo viel Pfeile ſeine Bruſt durchdringen,
So viel der Gnaden lächeln ihm von oben.

Nach Schlegel.

16.

Magdalena.

In friſcher, unbewachter Jugendblüthe
Riß Magdalenen ihre Schöne hin;
Den edlen Geiſt berückt' ein weicher Sinn,
Daß ſie in ungeweihter Flamme glühte.

Sie hört den Heiland und die ernſte Güte,
Die aus ihm ſpricht, wird ihres Heils Beginn;
Sich ihm zu Füßen wirft die Sünderin
Mit tiefzerrißnem, ſchmachtendem Gemüthe.

Sie liebt nun, aller Zierde bar, allein,
Den Arm gelehnt an blaß geweinte Wangen,
Betrachtungen der Buße nachzuhangen.

Ja, fromme Huldin, flieh' in Wüſtenei'n,
Verbirg den Anblick deiner Reueſchmerzen!
Denn ſonſt bethört noch deine Reu' die Herzen.

Nach Schlegel.

17.

Heilige von wilden Thieren verschont.

In eine Grube wird zu wilden Leuen
Der fromme Daniel hinabgeſenkt;
Doch ſiehe da, er bleibet ungekränkt,
Und der Despot muß ſeinen Spruch bereuen.

Wir ſehen dieſes Wunder ſich erneuen,
Da man die Chriſten zu verderben denkt,
Der Thiere Wuth vergebens hingelenkt,
Auf Menſchen, die ſie zu verletzen ſcheuen.

Ein Märtyrer im Orient verblutet;
Zu ſchreiten über ihn — ein höhnend Amt —
Fünf Thierkoloſſen wird es zugemuthet.

Sie weigern ſich und der Tyrann verdammt
Auch ſie zum Untergang. Man bringt Geſchütze,
Und ſie erliegen dem Kanonenblitze[1].

18.

Selbsterkenntniss.

Womit ſoll ich die Dankbarkeit beſcheinen,
O Jeſu, welche deiner Huld gebühret?

---

[1] Siehe die ausführliche Darſtellung dieſer Thatſache in den „Jahrbüchern des Vereins der h. Kindheit.“ Heft IV. Aachen 1859. S. 35 f.

Was kann ich, als, ſo ſeelentief gerühret,
Dir meiner Liebe heiße Zähren weinen?

Ja ſelber dieſes Opfers Werth verkleinen
Muß mein Bedacht. Von deiner Minne rühret
Die meine her; die Gluten ſind geſchüret
Durch dich; ſie ſind im Grunde nur die deinen.

Ich ſtehe, wenn ich es genau erwäge,
Vor dir ſo arm, daß ich in aller Weiſe
Mich als ein Nichts, ein völliges, erachte;

Dich ehre, dich allein, mit meinem Preiſe,
Und ſelber meines Herzens Liebesſchläge
Als *deine* Schöpfung, *dein* Verdienſt betrachte.

19.

Die Biene.

Wer da beſchaut ein gelbes Feld mit Aehren,
Empfindet wohl ein irdiſches Behagen;
Doch ſieht er einen Garten Blumen tragen,
Den Traum von Eden mag es ihm gewähren.

Das Brod, es iſt beſtimmt, uns zu ernähren;
Doch Süßes hört man nur vom Honig ſagen.
Gar manches Licht kann hellere Flammen ſchlagen,
Doch nur die Kerze flammt auf den Altären.

Es dient der Nutzen nimmer zum Geſange;
Ein geiſtig Weſen iſt beinah die Biene,
Die es verſchmäht, zu geh'n nach ird'ſchem Fange.

Nach Schönheit fragend jede Blumenmiene,
Gebiert ſie Aetherkoſt mit ſüßem Drange,
Und heiliges Licht, daß es dem Ewigen diene.

J. Schrott

20.

Die letzte Seele.

Warum mein Herz, zu manchem Weh erkoren,
Nun einſam, unverſtanden und verlaſſen,
Weißt du, verzagt und ſtumm, dich nicht zu faſſen,
Da du der letzten Seele Huld verloren?

Halt' aus und laß auch dieſe Lanze bohren
Zum tiefſten Grund und wolle nicht erblaſſen;
Auch nicht deßwegen alle Menſchen haſſen,
Als eine Schaar von Böſen und von Thoren!

Die Liebe lebt, es lebt die holde Treue;
Laß dieſen Glauben nimmer von dir weichen,
Und wirſt du tauſendmal getäuſcht auf's Neue.

O fahre fort zu lieben und zu ſegnen!
Es ſind wohl allzugroßer Selbſtſucht Zeichen,
Daß du dem größten Glücke willſt begegnen.

J. Schrott.

21.

Geſetz und Evangelium.

Nicht das Geſetz bringt heiligen Sinn zu Wege;
Die Weltbegier bezähmen keine Zuchten;
Nicht allzu viel wird ſelbſt die Hölle fruchten,
Gemalt, damit man ihre Qual erwäge.

Es nehmen unſere heißen Herzensſchläge
Nur vor noch heißer ſchlagenden die Fluchten;
Es heilen unſerer Seele tiefe Suchten
Nur in erhabner Liebe Wunderpflege.

Es haben Menſchen, trotz ſo tiefen Falles,
Dem Herrn zu lieb gelitten Alles, Alles;
Warum? Weil er geboten und gedräuet? —

Nein, weil er ſelber keinen Harm geſcheuet;
Weil er am Kreuze ſeine Huld verkündet;
Weil er geliebt und liebend Lieb' entzündet.

22.

Lautere Gottesliebe.

Ich bin, o Herr, nicht an dein Herz geflogen,
Weil ich gelockt von den verheißnen Wonnen;
Ich bin dem irren Pfade nicht entronnen,
Weil mich dazu der Hölle Schreck bewogen.

Nur dies allein, daß du vom Himmelsbogen
Herabgeſtiegen und, ſo mild geſonnen,
Mir ſo viel Heil durch ſo viel Harm gewonnen,
Hat mich zu dir ſo magiſch hingezogen.

Wär' auch der Himmel nicht, der Hölle Brand,
Ich würde dich ſo heiß, wie jetzo lieben,
Dir huldigen gleichwohl zu aller Friſt.

Die Strafe ſei, es ſei der Lohn verbannt!
Ich wanke nicht in meinen Minnetrieben;
Ich liebe dich, weil du die Liebe biſt.

Nach dem h. Franz Xaver.

23.

Chriſtus.

Ich ſah ihn oft im Wechſel der Geſtalten
Vor meinem innern Aug' vorüberziehen;
Bald waren ihm des Himmels Hochgewalten
Und aller Seligkeiten Quell verliehen;

Bald, wie die Bilder eines Traums veralten,
Sah ich dies Alles in die Lüfte fliehen.
Das Ende war ein tödtliches Erkalten
Und anderer Sehnſucht mächtiges Erglühen.

Doch als ich ihn im Licht der Gnade ſchaute,
War's nicht Geſtalt, es war des Weſens Fülle,
Mein Weſen Er, mein Leben ſein Erſcheinen.

So ward er mein. Aus ſeinen Wunden thaute
Des Lebens Born und heilete die meinen;
Mein Aug' ſah hell und mein Gemüth ward ſtille.

G.

24.

Idee und Perſon.

An dem Begriff wirſt du die Leere rügen;
Perſönlichkeit ſoll deinem Herzen frommen.
Doch wenn du die Idee hinweg genommen,
So ſchaffet dir auch Jene kein Genügen.

Laß deine Sehnſucht ruh'n von ihren Flügen!
Ich zeige dir, was ganz und gar vollkommen.
Den Doppeldurſt, von welchem ſie entglommen,
Sie ſtillet ihn allhier in vollen Zügen.

Denn als Perſon iſt die Idee zu grüßen,
Und nur Idee iſt die Perſon, die ganze —
So ſtrahlt vor Allem Jeſus und Maria.

Die Liebe ſinkt der Wirklichkeit zu Füßen;
Entzückt zugleich von dem Gedankenglanze,
Schaut und verehrt die himmliſche Sophia.

25.

Die Sterne und der Mensch.

Ihr geht ſo heut, wie geſtern, eure Bahn,
Ihr Sterne; geht ſie ewig hehr und groß
Und ruhevoll; denn nicht iſt euer Loos
Dem Wandel und dem Wechſel unterthan.

Hart faßt nur uns ein rauhes Schickſal an,
Hier unten in der Muttererde Schooß,
Dem ſtürmiſchen; es darf ſo ſchonungslos
Nur uns das Unheil, das Entſetzen nah'n.

Wie ſchloß der Tag, der geſtrige, ſo ſchön!
Befeſtiget mit einer Felſenmauer
Schien ſo das äußre, wie das innre Glück.

Den heutigen beſchließt ein Wehgeſtöhn;
Auf dem geſtürzten Baue ſitzt die Trauer,
Und hebt zu euch, ihr Ewigen, den Blick.

Nach C. Schlüter.

26.

Das Erwachen der Seele.

Sprich, Seele, wann der Tag dir angebrochen?
War's, als du trateſt an das äußere Licht?

Ich glaube: Nein Auch ſelber dann wohl nicht,
Als du zuerſt das Wörtlein „Ich“ geſprochen.

Halb erſt erwacht mit freudigem Herzenspochen
Biſt du, als von geliebtem Angeſicht,
Wie Morgenſonnenſtrahl durch Wolken bricht,
Die Mutterliebe deine Nacht durchbrochen.

Doch ganz erwacht zu ſeliger Tageswonne
Biſt du in dem Momente, wo du dich,
Abbild im Urbild, mit Entzücken ſchauteſt;

In dich hernieder ſah die ewige Sonne
Der Geiſterwelt, ihr Aug' in deines ſich
Einſenkt' und du ihr ohne Maß vertrauteſt.

Nach C. Schlüter.

27.

Der gute Heiland.

Der Blühende, der Glückliche verachtet
Den milden Heiland, der die Hand ihm reichet;
Wenn ihm auch einmal ein Geſtirn erbleichet,
Noch iſt darum ſein Himmel nicht umnachtet.

Er rafft ſich auf; nach anderer Wonne trachtet
Sein kecker Muth, der Ziel auf Ziel erreichet,
Bis ihn zuletzt die trübe Friſt beſchleichet,
Wo alle ſeine Freuden hingeſchlachtet.

Und ſieh, noch immer ſteht der Heiland da,
Und reicht die Hand noch immer, die verſchmähte —
Dann ſtehet dir wohl eine Thräne nah.

Wie gut er iſt, du ſiehſt es endlich ein;
Du wirfſt dich hin zu glühendem Gebete
Und ſprichſt zu ihm: „Mein Jeſus, ich bin dein!“

28.

Das Opfer.

Dem Schlechten, dem Gemeinen abzuſagen,
Das kann ſo ſchwer dem Beſſeren nicht ſein;
Er pflegt darüber ſchon von vorn herein
Mehr oder weniger empor zu ragen.

Wie herb jedoch, ſich deſſen zu entſchlagen,
Was unſerer Tage goldner Sonnenſchein,
Was an ſich ſelber edel, gut und rein,
Ob deſſen Mangel ſelbſt die Beſten klagen!

Hier iſt der Punkt, wo unſre Seele bangt.
Nie iſt jedoch erſchienen auf der Erde,
Was von betrübend tiefem Mangel frei;

Und der Geſchicke großer Gang verlangt,
Daß aufgeopfert ſelbſt das Schöne werde,
Damit geboren das noch Schönere ſei.

29.

Das Jenseits.

Bereitet iſt, wenn wir im Tod erbleichen,
Uns eine Raſt, wo keine Qual, kein Beben,
Kein Grund, in Angſt noch fürderhin zu ſchweben —
Doch werden Alle dies Aſyl erreichen?

Manch dunkeles Eidolon iſt ein Zeichen,
Daß ſie nicht alleſammt, die aus dem Leben
Geſchiedenen, ſofort die Flügel heben,
Sich zu ergehen in des Aethers Reichen.

Wie ſollten ungeläuterte Naturen
Sich mit ſo reinem Elemente gatten?
Das Pure nur kann wohnen in dem Puren.

Soll dich's im Tod nicht allzutief umſchatten,
So laß, zu wandeln auf den edlen Spuren
Des Lichtbereichs, dein Streben nie ermatten!

30.

Wie Gott verfährt.

Gott liebt, ſo ſcheint's, auf dunklem Grund zu malen;
Sein Pinſel wahrt die alten Künſtlerſitten;
In feuchter Trübe glänzt ſein Bogen; mitten
Aus Grau'ngewölken brechen ſeine Strahlen.

Mit innerem Tag die äußere Nacht zu zahlen,
Viel zu verleihen, wenn man viel gelitten,
Iſt er gewohnt; was heiß für ihn geſtritten
Zu kühlen ſanft mit ſeinen Huldpokalen.

Der Erde Größen ſind ihm hohle Schalen;
Schön iſt die Tugend in der Armuth Hütten
In ſeinem Aug; ſie komme kühn geſchritten!

Was da verhärmt ſein ganzes Sein in Qualen,
Mit lichter Wonne wird er's überſchütten
Und heben hoch aus ſeinen Jammerthalen.

Nach C. Schlüter.

31.

Der gothiſche Dom.

Es iſt ein Hain von Säulen, deutſchen Eichen
An Schlanke gleich; es wölben ſich die Kronen
Zu hohen Hallen; Pflanzen aller Zonen
Umranken ihn, den Bau, den wunderreichen.

Die fromme Thierwelt zieht hinein, zum Zeichen,
Sie diene gern den Heiligen, die da thronen;
Indeß hinaus gebannet die Dämonen
Als Ungethüm' in harter Frohne keuchen.

Wo ſich der dunkle Säulenhain dem Lichte
Erſchließet, da zu ſeh'n im Farbenglanze,
Im glühenden, ſind himmliſche Geſichte.

Sag' an, was iſt es, dieſes ſchöne Ganze? —
Das Paradies. Es wird, wiewohl verloren,
Neu durch die Andacht, durch die Kunſt geboren.
Nach Diepenbrock.

32.

Pius VII. im Himmel.

Als Pius auffuhr zu der Aetherzone,
Begrüßten ihn entzückt des Himmels Heere,
Und führten ihn, geſchmückt mit ewiger Ehre,
Zu des dreieinigen Gottes Herrſcherthrone.

Und er, der Herr, hub an zu ihm im Tone
Der reinſten Huld: „Du dieneteſt durch Lehre,
Durch Thun und Dulden mir; darum gewähre
Ich, was du dir erwählſt zu deinem Lohne.“

Da ſank vor ihm der fromme Pius nieder,
Verbarg ſein Angeſicht, erhob es wieder
Und ſprach: „Ich habe dich um Eins zu bitten:

Willſt du mir einen heißen Wunſch erfüllen,
O ſo vergib dem Mann, durch deſſen Willen
Ich deinethalb all jenen Harm erlitten[1]!“

Nach C. v. Schenk.

38.

Die Heidengötter.

Ein Ideal von göttlicher Geſtaltung
War Phöbus und die Schaumgeborne ſüß;
Und freudereich der trunkne Dionys,
Und froh die Welt bei ſolcherlei Verwaltung.

Man rühmt es und beklaget die Entfaltung,
Die dieſe Götter in den Abgrund ſtieß;
Gleichwohl gebührte dieſem Paradies
Des Lebens und der Schönheit die Veraltung.

Es fehlte jenes tiefe, tiefe Herz,
Das ſich allein im Chriſtenthum erſchloſſen;
Und die Bedeutung mangelte dem Schmerz.

Der Geiſt der Liebe, der ſich hat ergoſſen
So unermeßlich und ſo wunderbar,

---

[1] Napoleon ſelbſt konnte dem Eindruck, den der milde Pius machte, nicht widerſtehen. Er nannte ihn auf St. Helena: „un bon, doux et brave homme, c'etait vraiment un agneau, un veritable homme de bien.“

Er war es nicht, den jene Zeit gebar.
Das Leben, hell und klar,
Verkehrte ſich in Nacht — in Himmelspracht
Verklärt das Chriſtenthum die Erdennacht.

34.

Das Problem.

Daß Gott herabgeſtiegen aus der Kläre
Und angenommen menſchliche Geberden,
Es iſt zu faſſen; Eins mit uns zu werden,
Entſpricht ja ewig ſeinem Heißbegehre.

Doch daß, damit ſie ſolch ein Licht gebäre,
Solch eine lautre Lichtnatur auf Erden
Entſproſſen iſt, will den Begriff gefährden;
Du, Königin, biſt das Problem, das ſchwere.

Hier war der altvererbten Sünde Faden
Mit einem Male gänzlich abgeriſſen,
Geheilt der irdiſch allgemeine Schaden.

Hier konnte ſich die Fülle höchſter Gnaden,
Nicht mehr geſchreckt von dumpfen Hinterniſſen,
In ein Gefäß der reinſten Art entladen,
Hier Licht im Lichte baden —
Dem muß, dem eigentlichen Wunderzeichen,
Ob noch ſo groß, jedwedes andre weichen.

Walther'ſche Strophen.

Nach J. Schrott.

1.

Naturtrauer.

„Der mir das Licht gegeben,
Der ſoll im Tod erbleichen?
Es ſoll die wahre Sonne
Verfinſterung beſchleichen?
O weh, ich habe viel geſeh'n,
Doch ſah ich nie dergleichen.
Zum blaſſen Mond entfärben muß ich mich vor Trauer."

Die Sonne ſprach's und hüllte ſich
In nächtiges Dunkel ein,
Denn vor der Hölle Schwarz verblich
Ihr goldner Schein.
Die Erde nun, es überlief
Auch ſie ein tiefer Schauer:
„Ich habe viel getragen, Schweres allerlei;

Und wenn ſie mich durchwühlten, blieb ich ohne Schrei;
Doch dieſer Kreuzespfahl, er ſprengt
Mein hartes Herz entzwei.“

2.

Der Auferstandene.

Des Auferſtandenen Fahne
Weht in den Morgenlüſten;
Er kommt zurück als Sieger
Aus tiefen Höllenklüften,
Und hat nun ſelber Grab und Tod
Begraben in den Grüften.
Die aufgegangene Sonne hat ihn wahrgenommen,
Und ſteht von ſeinem ſüßen Leib
Geblendet und entzückt.
Von ſeinen lichten Tritten lacht die Flur beglückt,
Ein Morgen, wie in Eden war,
Er iſt ja nun gekommen!
Natur in ſüßer Ahnung ſchauert unbewußt.
O einſtiger Auferſtehung tiefgeheime Luſt,
Wem zittert nicht zur Oſterzeit
Vom künftigen Leib die Bruſt!

3.

Die Getreuen.

Indeß die zagen Jünger
Den Meiſter raſch verließen,
Und ſein Geblüt, das reine,
Das heilige, zu vergießen,
Die Feinde hin zum bittern Tod
Den Herrn des Lebens ſtießen,
Ihn noch dazu verhöhnten und mit Geiſeln hieben,
Indeß der Römer, menſchlicher,
Nur ſcheu die Achſel hob,
Und nicht ein männlich Wort erklang
Zu ſeinem Lob —
Sind ihrem Herzen, ihrem Herrn
Die Frauen treu geblieben.
Sie konnten es nicht hindern, was ihm widerfuhr;
Sie konnten Nichts als jammern,
Nichts als weinen nur;
Doch haben ſie durch ihren Schmerz
Gerettet die Natur.

4.

Der König des Leidens.

Es hatte keinen König,
Das Reich des Schmerzes lange;

Es blutete die Wunde,
Es thränete die Wange;
Es frug das Herz mit lautem Schrei:
Warum ſo weh und bange?
Doch Antwort ihm zu geben Niemand je vermochte.
Es hatte keinen Sinn der Gram,
Kein Ziel die Lebenoth,
Und auf die Nacht des Todes kam
Kein Morgenroth,
Bis daß der Wehen weites Reich
Ein Starker unterjochte.
Der ward des Leidens Meiſter, ſtritt und überwand;
Der gab Geſetz der Klage und dem Harm Verſtand.
Des Himmels ewige Roſen trägt
Seitdem der Dornen Land[1]).

5.

Weg und Ziel.

Die Doppelgluth erlöſch'
In meinem Herzen nie
Der ewigen Religion,
Der heiligen Poeſie;

---

[1]) Thiers ſagt: „Dieſe mächtige Religion, welche man Chriſtenthum nennt, übt über die Welt eine ewige Herrſchaft aus, was ſie, außer anderen Urſachen, einem Vortheile verdankt, den ſie unter allen Religionen der Welt allein beſitzt; dieſem nämlich, daß ſie dem Schmerz eine Bedeutung gegeben."

Mein Opfer brenn' auf dieſen zwei Altären!
Der alten Poeſie,
Der alten Kirche Mark
Mach' lauter meinen Sang
Und meine Seele ſtark,
Mit Himmelsglanz die Erde zu verklären.
Nicht ſchwachbefiedert iſt mein Muth.
Bin ich auch einer, der
In ſtiller Tempelhut
Als unterer Levit die Lampe richtet,
Erkoren hab' ich Weg und Ziel:
Chriſtus ſei mein Apoll,
Lorbeer und Saitenſpiel,
Der ja der Liebe größtes Werk gedichtet.

Geiſtliche Lieder,
Hymnen, Gebete, Anrufe.
Vermiſchte Form.

I.
Wiegenlied der Muttergottes.

Heilige Waller
Unter den Palmen,
Himmliſche Geiſter;
Friedlich entſchlummert
Sehet dies ſüße,
Goldene Kind!
Stürmiſche Lüfte
Toſen, o ſchirmt es;
Haltet die Zweige,
Zügelt die Wetter,
Zähmet den Wind!

Bethlemitiſche
Palmen, o laßt euch

Nicht ſo gewaltig
Regen und rütteln;
Es zu erwecken,
Das ſo gelind
Raſtet, o wollt euch
Hüten, dies Anmuth-
Strahlende Kind!

Müde vom Weinen,
Daß es ſo ferne
Heimiſchen Reichen,
Ruhet es endlich;
Gebet auch ihr euch,
Lüfte zur Ruhe;
Laß dich erweichen,
Zorniger Wind,
Schone das hehre,
Himmliſche Kind!

Fröſte bedräuen;
Tücher und Decken
Fehlen, o Himmel,
Daß ich es hülle,
Wehre dem Harme,
Wärme das arme,
Bebende Kind!
Helft, ſeraphiniſche
Geiſter, o helfet!
Liebliche Gluthen

Breitet, ihr Guten
Bis ſie, die feindliche
Stunde verrinnt,
Kräfte die ſteigende
Sonne gewinnt!

Nach Lope de Vega.

2.

An den heiligen Joſeph.

Davidis Joseph generosa proles.

Sapphiſche Ode.

Joſeph, edler Sproſſe vom Hauſe Davids;
Schönſtes Urbild ſtiller Beſcheidenheiten,
Frommer Einfalt Muſter, o gottgeliebter
Hirte Mariens!

Dein Geleit nach Bethlehem ihr gewährſt du,
Schauſt die gottheitvolle Geburt; als Vater
Giltſt du willig; herrlichen Heilandsnamen
Gibſt du dem Kindlein.

Fluchtgefährt' und Tröſter im Land Aegypten,
Biſt du, ziehſt in Nazareth ihn, den Gott, auf,
Und gehorſam iſt der erhabne Weltherr
Irdiſchen Eltern.

Preis dem Urahn jegliches Seins; gelobt ſei,
Hoher Sohn, auch du mit dem heil'gen Geiſte;
Sei gelobt, dreifältiger Gott, der doch nur
Einer im Weſen.

Aus dem Lateiniſchen.

3.

Vater unſer.

⏒ – ⏑ – ⏑ – ⏒
oder:
⏒ – ⏑⏑ – ⏑ – ⏒
oder:
⏒ – ⏑ – ⏑⏑ – ⏒
oder:
⏒ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏒
Mit rein gemeſſnen Anapäſten[1]).

O Herrſcher in der Höhe;
O unſer erhabener Urſprung!
Es werde geprieſen allwärts
Dein Name, wo Menſchen hauſen!

---

[1]) Nach anderer Abtheilung, wie:

⏒ | – ⏑⏑ | – ⏑⏑ | – ⏒

ſind es Daktylen. Es iſt hier in den Kürzen die ſogenannte Poſition vermieden, was im Deutſchen ſehr ſchwierig iſt, aber den Vers ſehr leicht und fließend macht. Die Veranlaſſung zu dieſem Verſuch gab mir das i. J. 1555 von Conrad Geſner in He-

Dein Wille geſcheh' auf Erden,
Wie er geſchiehet im Himmel!
Was unſre Bedarfe heiſchen,
An jedem Tage gewähr' uns!
Wie wir der Milde befliſſen,
So auch begnadige du uns!
Abwende von uns Verſuchung
Und laß von jeglichem Unheil
Die kranke Seele geſunden!
Denn dein ſind alle Gewalten
Und alle Glorien ewig
Im Lauf der Aeonen. Amen!

---

xametern und Hendekaſyllaben mit Beobachtung der proſodiſchen Geſetze der Alten verfaßte Vater unſer. Das in letzterem Maße gefertigte lautet folgendermaßen:

Heer Gott Vatter in himmlen ewig einig!
Dyn nam werde geheiliget, geehret!
Dyn rych komme genadiglich, begehr' ich.
Dyn will thue beschehen uf der Erden,
Wie in himmelen untren heilgen englen!
Unser tägliche nahrig uns gib hüte!
Verzych unsere schulden uns, wie auch wir
Verzyhnd schuldneren unseren by uns hie.
Versuchnuss sye wyt von uns, o Heere!
Lös' uns, gnädiger Heer, von allem übel.

Am beſten, wie ich gefunden zu haben glaube, nimmt ſich das Gebet des Herrn in deutſchen Verſen aus, wenn man den kleinen, anapäſtiſch (daktyliſch) belebten anakreontiſchen Jambus dafür in Anwendung bringt. Zu kirchlichem Gebrauche werden ſich ſolche Kunſtſtücke nicht eignen; in einer Gedichteſammlung aber mag man ihnen wohl eine Stelle gönnen.

4.

Auf das Bild der heilgen Veronika.

O du Antlitz voller Hulden,
Welches, ach, ob unſerer Schulden,
Mußte ſo viel Schmach erdulden!

Dieſer Anblick, daß er daure,
Stets darob die Seele ſchaure,
Ein ſo heilig Leid betraure —

Hat die Liebe ſich verwogen,
Ueber dich ein Tuch gezogen,
Und das hat dein Bild geſogen.

Mir in's Herze dies Gepräge
Sei gedrückt, daß nie zu träge,
Dir zu ſchlagen, ſeine Schläge!

Daß mir einſt die Gnade werde,
Auch zu ſchauen die verklärte
Wonne deiner Huldgeberde!

Nach einem lateiniſchen Original[1]).

---

[1]) Dieſes Original ſcheint verloren zu ſein. Vergl. **Schloſſer**: „Die Kirche in ihren Liedern." Mainz, 1857. I. S. 236. Schloſſer erhielt eine Ueberſetzung davon 1815 von Kirchenrath **Ullmann**; ich habe dieſelbe in obiger Weiſe umgeformt. Aehnlichkeit hat das proteſtantiſche Kirchenlied: „O Haupt voll Blut und Wunden," welches mit ſeiner alten Melodie von **Sebaſtian Bach** in ſeiner Paſſion ſo trefflich und wirkungsvoll behandelt worden iſt.

5.

Chriſti Tod.

Aſſonanzen.

Es beklagte ſich die Erde,
Es verhüllte ſich die Sonne,
Und die See, die ungeheure,
Wälzte brüllend ihre Woge,
Als der hohe Welterlöſer
Duldet' an dem Kreuzesholze,
Als er rief: „In deine Hände,
Vater, ſei mein Geiſt befohlen!“

O unnennbar tiefe Trauer,
Daß der Schaffende, der Große,
Sich ſo rein entadeln mußte,
Unterzieh'n ſolch einem Looſe,
Um zu retten, was ihm lohnte
Mit dem ſchrecklichſten der Tode!
Nicht bemeßbar unſern Seelen,
Den zu kalten, liebeloſen,
Iſt die Größe dieſes Jammers,
Dieſer Schmach, die ganze, volle.
Du allein, die ihn geboren,
Hehre Jungfrau, glorioſe,
Du allein haſt ſie empfunden,
Mutter Gottes, Doloroſe!

Nach dem Spaniſchen.

6.

Gaude Virgo, mater Christi.

Freue dich, du Quell der Gnaden!
Den du ſahſt mit Schmach beladen,
Er erſtand nach ſeinem Wort.
Freue dich, du himmliſch Herze,
Den Du ſahſt im Todesſchmerze,
Er erſtand, der große Hort.

Freue dich, du Ohnegleiche!
Den du ſahſt als eine Leiche,
Keine Leiche iſt er mehr.
Freue dich, du Himmelsroſe!
Den du ſahſt im Grabesſchooße,
Sieh' er lebet hell und hehr.

Freue dich, du Wunderreine!
Denn empor zum Aetherſcheine
Stieg er aus der Erde Hohn.
Freue dich, o Stern der Sterne!
Ewig allem Leide ferne
Thronet er, dein großer Sohn.

Nach dem Lateiniſchen.

7.

Hymnus auf den Erſtandenen.

Singet dem Oſterlamm des Dankes Lieder, ihr Chriſten!
Es erlöſte die Heerde, die fleckenvolle, das reine;
Es verſöhnte dem Vater die tief verſchuldete Menſchheit.
Leben und Tod, ſie lagen in ſtaunenswürdigem Kampfe.
Siehe, des Lebens König und Quell, es raffte der Tod ihn;
Doch nur um ſo lebendiger lebt und herrſchet der Todte. —
Rede, Maria, erzähle! Auf deinem Gange, was ſahſt du?
„Chriſti Grab und die Herrlichkeit des Erſtandenen ſah' ich,
Engel in weißem Glanz, das Schweißtuch und die Gewande.“
Ja, er iſt auferſtanden, voran uns ging er als Erſtling,
Daß wir erſtehen, wie er, und ewiger Wonne genießen.
Tod, du hielteſt ihn nicht in deinen umfaſſenden Armen;
Da du den Raub einſchlangſt, den himmliſchen, warſt du verloren;

Ihm zum Raube geworden du ſelbſt, dem Stärkeren, biſt du.
Sei uns gnädig, o Sieger, unendlich großer! Für uns auch
Mache zum Hohne den Tod, zum Hohne den hölliſchen Abgrund.

8.

Veni sancte spiritus!

Altchriſtliches Pfingſtlied.

Heiliger Geiſt, o komm! Laß ſtrömen in Fülle von oben
Deiner Erleuchtungen Strahl!
Der du der Armuth hold, Ausſpender unendlicher Güter,
Herzenbeherrſchende Macht!
Raſt in ſtöhnender Müh', Erfriſchung im Brande des Sandmeers,
Tröſtung im Thränenerguß!
Seliges Licht, o komm; die Herzen der Deinen erfülle,
Welche ſich ſehnen nach dir!
Nichts iſt lauter in uns und frei von Tadel, was du nicht
Wirkeſt und ſchaffeſt und biſt.

Läutre, was unrein iſt, in's Leben rufe das Todte,
Mache das Kranke geſund!
Schmelze, was eiſig-kalt; das trotzend Wilde, bezähm' es;
Bringe zurechte, was irrt!
So viel Gaben bereit und ſo viel Segnungen haſt du —
Gib ſie der kindlichen Schaar!
Gib ihr Stärke, Verdienſt, des Strebens reine Vollendung,
Ewiger Schöne Genuß!

9.

Veni sancte spiritus!

Im Metrum des Originals.

Heiliger Geiſt, wir fleh'n dich an,
Leuchtend auf den Erdenplan
Steig herab die Strahlenbahn!

Quelle jeder Himmelsgab',
Unſeres Elends Stütz und Stab,
Komm, o komm zu uns herab!

Süße Raſt, wenn wir uns müh'n,
Kühlungswonne, wenn wir glüh'n,
Komm und alle Leiden flieh'n!

Fehlt die Fülle deines Lichts,
Iſt in unſerm Weſen Nichts,
Als was ſchuldig des Gerichts.

Waſche das Befleckte weiß,
Mache blüh'n das dürre Reis,
Sänftige, was ſieberheiß!

Wilde Geiſter, zähme ſie;
Starre Herzen, ſchmelze ſie;
Irre Seelen, lenke ſie!

Jene Gnaden allzumal,
Deren ſieben an der Zahl,
Spende ſie dem Erdenthal!

Gib, was ächte Zier verleiht,
Gib Beharrung in dem Streit,
Und das Heil der Ewigkeit!

10.

Passionslied.

Italieniſch[1].

Jeſus ſpricht:

In jener ernſten Stunde —
Nacht war es in der Runde —
Träufte herab zum Grunde
Blutiger Schweiß um dich.
  Weh! Und du denkſt, ich fürcht' es,
  Denkſt nie vielleicht an mich!

Wie mich die Schergen hieben,
In's Fleiſch die Geißel trieben,
Lies, was davon geſchrieben!
Ich duldet' es für dich.
  Weh! Und du denkſt ꝛc.

Ein Dorngeflecht bekrönte,
Mantel und Rohr verhöhnte,
Ein roh Gelächter tönte;
Ich litt es all um dich.
  Weh! Und du denkſt ꝛc.

Auf jenen herben Pfaden,
Mit meinem Holz beladen,

---

[1] Wie es die Pifferari in Rom während der Faſtenzeit ſehr rührend zu ſingen pflegen

Da warb ich um die Gnaden
Der ewigen Huld für dich.
Weh! Und du denkſt ꝛc.

Dann, an das Holz geſchlagen,
Hatt' ich o welche Plagen,
O welche Schuld zu tragen
Ohn' alle Schuld für dich[1]!
Weh! Und du denkſt ꝛc.

Aus ſpeergetroffner Stelle
Quoll eine rothe Welle,
Sprang eine Lebensquelle,
Ein Born des Heils für dich.
Weh! Und du denkſt ꝛc.

Für dich noch im Vergehen
War ich bedacht zu flehen,
Die Mutter ſelbſt erſehen
Hab' ich zum Hort für dich.
Weh! Und du denkſt ꝛc.

Mich gänzlich aufgerieben
Hat mein unendlich Lieben;

---

[1] Oder:

Ich trug am Holze bangend,
Als Miſſethäter prangend,
Eſſig und Gall' empfangend,
Welch eine Laſt für dich!

Was, rede, wär' geblieben,
Zu dulden noch um dich?
  Weh! Und du denkſt ꝛc.

Die Erde hat's durchdrungen,
Nacht hat die Sonn umrungen,
Gefelſe ſind zerſprungen
Als ich verging um dich!
  Weh! Und du denkſt ꝛc.

In wunderbaren Weiſen
Zu laben und zu ſpeiſen,
Von den geſtirnten Kreiſen
Steig' ich herab für dich.
  Weh! Und du denkſt ꝛc.

Aus dunkelem Erdenthale,
Zum hohen Aetherſtrahle,
Zum ewigen Wonneſale
Erheben will ich dich.
  Weh! Und du denkſt ꝛc.

Mein Herz, wie in dem Hohne,
Der Qual der Erdenzone,
So auf dem Weltenthrone
Denkt es, o Seel', an dich.
  Weh! Und du denkſt, ich fürcht' es,
  Denkſt nie vielleicht an mich!

11.

Hingebung.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit haſt gemacht;
Liebe, die du mich ſo milde
Nach dem Fall zurückgebracht;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dir gehör' ich ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' ich noch erſchaffen war;
Liebe, die du Menſch geboren,
Mir ſo ähnlich ganz und gar;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dir gehör' ich ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und geſtorben in der Zeit;
Liebe, die du mir erſtritten
Den Gewinn der Ewigkeit;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dir gehör' ich ewiglich.

Liebe, die du mich umwunden,
Mich beſiegt durch deine Gluth;
Liebe, die du mir gebunden,
Seele, Leben, Geiſt und Muth;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dir gehör' ich ewiglich.

Liebe, die Verſöhnung giebet,
Mir Vergebungshuld erfleht;
Liebe, die mich ewig liebet,
Nie veraltet, nie verweht;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dir gehör' ich ewiglich.

Liebe, die mich wird erheben
Aus dem Moder dieſer Zeit;
Liebe, die mich wird umgeben
Mit der eignen Herrlichkeit;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dir gehör' ich ewiglich.

Nach Angelus Sileſius.

12.

Chriſtlicher Heldenmuth.

Was Tyrann, was ſoll das Trachten
Deines Haſſes, deiner Wuth?
Meinſt du, ſo gering zu achten
Sei der Liebe Heldenmuth?

Machtgebot und Todesſchrecken,
Es iſt alles nur ein Spott;
Liebe wird ſich nicht beflecken,
Liebe ſtirbt und geht zu Gott.

Was du kannſt, du magſt erfragen!
Deine Ruthen, laß ſie droh'n;
Deine Kreuze, laß ſie ragen,
Deine Gluthen, laß ſie loh'n!

Machtgebot und Todesſchrecken,
Es iſt Alles nur ein Spott;
Liebe wird ſich nicht beflecken,
Liebe ſtirbt und geht zu Gott.

Liebe, wie ſo bald entronnen
Wird ſie deiner Kette ſein!
Endelos ſind ihre Wonnen,
Ein Moment nur ihre Pein.

Machtgebot und Todesſchrecken,
Es iſt Alles nur ein Spott;
Liebe wird ſich nicht beflecken,
Liebe ſtirbt und geht zu Gott.

Nach dem h. Auguſtin.

13.

Seligkeit in Jeſu.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt.
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt,

Weiß ich Nichts von Leide
Fühle Nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich Alles gern;
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treu geſinnt nur meinem Herrn;
Laſſe ſtill die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein;
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Fluth mir ſein,
Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt,
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingeſenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längſt vermißte Brüder
Find' ich itzt in ſeinen Jüngern wieder.

Novalis.

14.

Jesu Herz.

Wo iſt ein Herz, das deinem Herzen gleich?
So trägt's im Buſen eine Gottheit nur.
Wo iſt ein Schmerz, der deinem Schmerze gleich?
So fühlt nur eine göttliche Natur.
Wir beten an vor dir und deinem Schmerz,
Du ſchmerzzerriſſenes Gottesherz!

Nach Albertini.

15.

Lied der h. Rosa von Lima an die Nachtigall.

Wohlauf, geliebte Nachtigall,
Beginne deinen ſüßen Hall!
Aus tiefer Seele laß ihn zieh'n,
Aus voller Kehle ſchmetter' ihn!
Zu deines Schöpfers Ehre ſei's!
Ich aber ſinge meinen Preis
Ihm, der zu meinem Heile ſtarb
Und mir die Seligkeit erwarb.
Es töne wechſelnd dein Geſang
Und meiner Hymne Feierklang!
So weih'n wir uns dem ſchönſten Amt
Und loben Gott, wir beideſammt.

16.

Die Hoſtie.

Zum Himmel iſt geworden
Die Erde — welche Feier!
Du lüfte, dies einzuſeh'n,
Der Hoſtie den Schleier,
So wirſt du es verſteh'n.

Er, der die Aetherzonen
Erfüllt mit ihrer Zier,
Steigt nieder in's Erdrevier,
In unſerer Mitte zu wohnen.
Drum zu den Sternenau'n,
So hoch und hehr ſie ragen,
Darf ſtolz hinaufzuſchau'n
Die irdiſche Tiefe wagen.
Du lüfte, dies einzuſeh'n,
Der Hoſtie den Schleier,
So wirſt du es verſteh'n.

Wenn nicht geborgen wäre
Das Weſen in ſeinen Hüllen,
Es würde dieſelbe Kläre
So Erde, wie Himmel, erfüllen.
Es dient, was ihn herrlich macht,
Auch ihr zum Hochgewinne;
Nur iſt ſie, dieſe Pracht,
Nicht kund dem äußeren Sinne.

Du lüſte, dies einzuſeh'n,
Der Hoſtie den Schleier,
So wirſt du es verſteh'n.

Nach einem Ungenannten.

17.

Salve Regina.

Gruß, o Königin, dir, huldreicher Erbarmungen Brunnquell,
Unſere ſelige Luſt, o Maria, du theuere, Gruß dir!
Dich ja rufen wir an, wir traurige Sprößlinge Heva's,
Schwellen Seufer die Bruſt, und iſt voll Thränen das Auge.
Neige dich unſerem Fleh'n, Fürſprecherin, holde, vertraute;
Unſere Sache, die ſchlimme, die ſonſt verlorene, führe!
Denn dein iſt ja die Macht, des Richters Sprüche zu lindern.
Laß uns ſchauen die Frucht, die erhabene, die du geboren,
Wenn vollendet die Bahn, die irdiſche, welche wir wallen;
O allfreundliche du, alltröſtliche, ſüße Maria!

18.

An Maria.

O des Würdigen Würdige du!
Reine des Reinen,
Eine des Einen,
Einzige du und Ohnegleiche
Deß, der einzig im Weltbereiche!
Deine, wie ſeine,
Seine, wie deine
Gnaden und Strahlen,
Denn es ſind Eine,
Irdiſchen Thalen
Sende ſie zu!
Gib uns Frieden, o gib uns Ruh!

Nach dem h. Amphilogus.

19.

An Maria.

O ſchöner Morgenſtrahl,
Der alle Dunkel bricht!
Beraube deines Lichts
Uns arme Pilger nicht!
Auf uns gerichtet ſei
Dein liebes Angeſicht!

Und ſchrecket uns der Tod
Mit ſeiner Nacht ſo dicht —
O nicht entzeuch dich uns,
Du ſchönes Morgenlicht!

Nach Wilhelm Nakatenus.

20.

An Maria.

O wundervolle Roſe,
O goldner Morgenſchein!
O Herrſcherin im Schooße
Des Aethers himmliſch-rein!
O große Doloroſe
In deines Sohnes Pein!

Von allen auserkoren,
Den Frauen hold und werth,
Haſt du Gott ſelbſt geboren
Und an der Bruſt genährt;
Doch dieſe Bruſt durchbohren
Mußt' auch, o welch ein Schwert!

Zu deiner Zartheit Lohne,
Zu ſeiner Feinde Hohn,
Gekrönt mit höchſter Krone
Von deinem Gott und Sohn,
Umrauſcht auf hohem Throne
Von ſteter Hymne Ton —

Biſt du die ewig Milde,
Und Mitleidvolle doch;
Beklagſt du unſre Wilde,
Beweinſt du unſer Joch;
Siehſt du im Menſchenbilde
Das eigne Weſen noch.

Drum aus dem Erdenthale
Mit kindlichem Vertrau'n
Pflegt auf zu deinem Strahle
Der bängſte Blick zu ſchau'n,
Auf dich die leichenfahle
Verzweifelung zu bau'n.

O Herrin, hochgeprieſen
Vom lichten Engelchor,
Und doch ſo traut zu grüßen
Als Schweſter, wie zuvor;
Zu deinen Paradieſen
Zeuch uns gelind empor!

21.

Madonna.

Italieniſch.

O meine ſchöne Liebe,
O meine heilige Wonne,

Mein Troſt in allem Leide,
Holdſelige Madonne!
Was auch für Harme kränken,
Es blicke nur dein Strahl!
Dein ſelig Angedenken
Tilgt alle meine Qual.

Du biſt's, der ich befehle,
Maria, meine Seele;
Geleite ſie hinan
Zu Gott und dir die Bahn!

Groß iſt der Reiz der Sünde;
Wie rein jedoch verſchwendet
Sind ihre Machtbeweiſe,
Wenn ich zu Dir gewendet!
Nichts dünkt im Erdenſtaube
Mir mehr ein Hochgewinn,
Führſt du mit holdem Raube
Den Geiſt zur Höhe hin.

Du biſt's, der ich befehle,
Maria, meine Seele;
Geleite ſie hinan
Zu Gott und dir die Bahn!

Das Herz mit deinen Ketten
Mir feſtiglich umſchnüre!
In ſo geliebter Feſſel

Mich ſonder Ende führe!
Mich meinem Selbſt entreiße!
Ich will ja nicht mehr mein,
Ich will in aller Weiſe
Nur ganz dein eigen ſein.

Du biſt's, der ich befehle,
Maria, meine Seele;
Geleite ſie hinan
Zu Gott und dir die Bahn!

Laß unter deinem Schleier
Mich meine Tage leben,
Laß deine ſanften Hulden
Auch meinen Tod umweben!
Wie glücklich abgeſchloſſen
Iſt dann mit dieſem Sein!
Ich gehe, lichtumfloſſen,
Da, wo du prangeſt, ein.

Du biſt's, der ich befehle,
Maria, meine Seele;
Geleite ſie hinan
Zu Gott und dir die Bahn!

22.

An Maria.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar ſüßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe ſteht!

Novalis.

23.

An Maria.

Dich ſelig, allerſeligſt preiſen wir;
Dich Königin des Himmels heißen wir.
Du biſt, ſo ſing' ich in noch höherem Ton,
Die Seligkeit, der Himmel in Perſon.

24.

An Maria.

Ob ſich thürmende Höhen,
Ob ſich wüthende Wellen,

Ob ſich gähnende Klüfte
Feindlich entgegenſtellen;
Ob ſich, uns zu verderben,
Menſchliche Kräfte verſchwören,
Oder hölliſcher Mächte
Finſtere Häupter empören —
Hell vor unſerem Auge
Stehet dein ſüßer Schein,
Und zur Pforte des Heiles
Gehen wir ſiegend ein.

25.

Ave.

Herrſcherin der hohen Himmel,
Königin der Seraphinen,
Welcher unſre Herzen dienen,
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

Goldenen Gewandes ſtrahlend,
Sternbekränzte, Glorioſe,
Hochgebenedeite, Große,
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

Schönſte du der Allerſchönſten,
Ewiger Reize Gottgeſchmückte,
Allem Makel Ferngerückte,
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

Du in alles Glanzes Fülle
Sanſte, Milde, Zarte, Süße,
Durch unendlich fromme Grüße
Sei gegrüßt, o ſei gegrüßt!

26.

Maria, Gnadenmutter zu Freiberg.

Heilige, prächtige,
Herrliche, mächtige,
Huldige, wonnige, himmliſche Frau,
Der ich in kindlicher,
Unüberwindlicher
Ewig ergebener Minne vertrau'!
Jegliches Gut dir,
Leben und Blut dir,
Gerne, ja gerne, was immer ich bin,
Geb ich, o ſüße Maria, dir hin.

Goldener Sterne Glanz
Flicht dir um's Haupt den Kranz,
Sonne begleitet dich himmelentthront;
Höchſte, dir neiget ſich,
Schönſte, dir beuget ſich
Unter die Füße der ſilberne Mond;
Höhen und Lüfte,
Tieſen und Grüfte,

Wogende Waſſer und irdiſcher Plan
Sind dir, o Königin, untergethan!

Mutter zu dir, zu dir
Sämmtliche ſeufzen wir,
Düſter umrungen von Jammer und Noth;
Tröſterin magſt allein,
Freundliche, du uns ſein,
Schrecket uns Arme der grimmige Tod.
Faßte ſein Weh uns,
Liebend erfleh' uns
Gnad' und Erbarmen vom himmliſchen Thron,
Schirmend erweiche den göttlichen Sohn!

Nach einem alten Original.

27.

Cataloniſches Marienlied[1]).

Reizende Roſe, goldener Himmelsſtrahl!
Geweihter Liebe magiſcher Edelſtein[2])!

---

[1]) Dieſes Lied wird, zum Volksliede geworden, von dem Schiffer in ſeiner Barke, wie von dem die einſamen Gebirgsſchluchten durchſchreitenden Wanderer angeſtimmt. Das Original mit wörtlicher Ueberſetzung ſ. bei Franz Lorinſer, „Reiſeſkizzen in Spanien" Regensburg 1855. I. S. 121. S. auch: „Montſerrat." Von V. Balaguer. Aus dem Spaniſchen von Roſenthal. Regensburg 1880, S. 172.

[2]) Den Edelſteinen wurden vordem magiſche Kräfte zugeſchrieben.

Topas der Reinheit, blitzender Diamant,
Carfunkelwonne, rubinener Wunderſchein!

Jed' andere Blüthe beſchämender Lilienſchnee!
Licht ohne Schatten, herrliches Morgenroth,
Port, der im Sturme ſichert ruhevoll,
Verirrter Menſchheit Troſt in Noth und Tod;

Zur Sonne fliegend kühn beſchwingter Aar;
Des höchſten Herrſchers fürſtliches Gemach!
Nimm gnädig unſere Huldigungen wahr,
Und wandel' in Frieden unſer ſtöhnend Ach!

28.

Unsere Frau von Montserrat.

Im Sturme.

Eingehüllt in Nebelſchleier
Siehſt du das Gefels; es wanket,
Und die Fiſcherhütte ſchwanket,
Die bewegte bis zum Grund.
Blitze leuchten, Donner rollen;
Es empören ſich die Wogen;
Winde kommen hergeflogen
Heulend an des Himmels Rund.

Wehe, wenn ſich die Gewölke
Auf die Felſenhöh' ergießen,
Ihre Waſſer niederſchießen
Auf die Hütte ſchauderbar.
Fluß und Meer, ſie drängen mächtig
Ihre Wogen aus dem Bette;
Und du nimmſt, was dich errette,
Nirgend im Bezirke wahr.

Kinder weinen, Alte beten;
Wen erfaßte nicht ein Grauen,
Wenn ſich auf bewohnten Auen
Solche Wuth entfeſſelt hat!
Fleht, o flehet zu Marien,
Daß ſie ſich herunterneige,
Daß ſie ihre Huld erzeige,
Unſere Frau von Montſerrat!

Nach Dr. Roſenthal.

29.

Fall und Zerfall.

Was hat Natur zu klagen,
Was wollen die Winde ſagen
Und was die grollend finſtre See? —
Ach es verräth ſeit altergrauen Tagen,
Sich überall ein tiefes Weh.

In ſüßem Herzensbrande,
Mit zauberiſchem Bande,
War Alles auf dem Erdgefild
Verknüpfet einſtens mit dem Aetherlande,
Zumeiſt das holde Menſchenbild.

Mit Gott vereint ſo innig
War dies; mit dem ſo minnig
Der Creaturen bunter Schwall;
Und dann ſo feindlich und ſo widerſinnig,
Zerfiel, zerklüftet es ſich all'!

Der ſich ſo wild empöret,
Der Menſch hat aufgehöret,
Das frohe Gottes-Kind zu ſein;
Da ward denn auch tief unten aufgeſtöret
Der Schöpfung Angſt und Wuth und Pein.

Wann einigen ſich wieder
Die friedeloſen Glieder
Zur Wonne des edeniſchen Hains?
Wann ſchallen ſie, die jubelhellen Lieder
Des neugebornen Allvereins?

30.
Bethlehem und Golgatha.

In Bethlehem iſt er geboren,
Der uns das Leben hat gebracht;
Der Todeshügel ward erkoren,
Zu bändigen des Todes Nacht.
Ich fuhr hinaus vom Abendſtrande,
Durchwanderte die Morgenlande —
Nichts war ſo groß, wohin ich ſah,
Als Bethlehem und Golgatha.

Wie ſind die ſieben Wunderwerke
Der alten Welt dahingerafft!
Wie ward der Trotz der Erdenſtärke
Zu Nichte vor der Himmelskraft!
Ich ſah ſie, wo ich mochte wallen,
In ihre Trümmer hingefallen
Und ſteh'n in alter Gloria
Nur Bethlehem und Golgatha.

Weg, ihr ägypt'ſchen Pyramiden,
Wo ſich, zu bau'n die Finſterniß
Des Grabes, aber nicht den Frieden
Der Ewigkeit, der Menſch befliß!
Die Räthſel unſeres Seins zu löſen,
Vermochtet ihr mit euern Größen,
Ihr Sphinxe nicht, wie es geſchah
Durch Bethlehem und Golgatha.

Daumer, Blüthenleſe.

Du Kaaba, der mit irrem Hange
Noch jetzo eine halbe Welt
Zu fröhnen liebt, ſteh' nur und prange
Von deinem Monde matt erhellt!
Die Sonne kommt, er wird erbleichen,
Und dich zerſchmettern wird das Zeichen
Des Helden, dem Viktoria
Ruft Bethlehem und Golgatha.

O du, der in der Hirten Krippe
Dich ſchauen ließeſt arm und klein,
Ertrugſt die Pein am Kreuzgerippe,
Und alſo tilgteſt unſre Pein!
Die Krippe dünkt dem Stolze niedrig;
Dem Weltſinn iſt das Kreuz ſo widrig
Du aber biſt der Demuth nah
In Bethlehem und Golgatha.

Die Könige kamen anzubeten
Den Hirtenſtern, das Opferlamm;
Und Völker haben angetreten
Die Pilgerfahrt zum Kreuzesſtamm.
Da wurde bang dem Höllenorden;
Es regten ſich verruchte Horden;
Ein Rieſenſturm erhob ſich da
Gen Bethlehem und Golgatha.

Es tobt die Wuth, die immer neue,
Der Siege froh, die ſie erſicht;

Allein die ewige Gottestreue
Verläßt die große Sache nicht.
Es mag der Welten Axe ſplittern,
Nicht wird die Kreuzesfahne zittern;
Beſteh'n in ihrer Gloria
Wird Bethlehem und Golgatha.

Nach Rückert

Gaſelen.

1.

Gott.

Wer zog den Nerv im Weltgehirne? Du!
Wer hält das All an dieſem Zwirne? Du!

Wer gab dem Neger das geflachte Haupt,
Und wölbte Platon's hohe Stirne? Du!

Wer ſchuf die Tulpe, wie das Haidekraut,
Die Pomeranze, wie die Birne? Du!

Wer hat das Thal mit Roſen roth bedeckt,
Und wer mit Eis die blaue Birne? Du!

Du biſt es, der wie eine Perlenſchnur
Zuſammenreihte die Geſtirne, Du!

Platen.

2.

Die Trinität.

In Thälern iſt der Tulpe Sitz, du ſiehſt es;
Der Funke wohnt im Wolkenritz, du ſiehſt es;

Doch flammt und blüht ein hoher Stern darüber,
Der Stern allein iſt Blum' und Blitz, du ſiehſt es.

Wie drei zu dreien ſind und dennoch Eins nur,
Erkennt es dein verruchter Witz? Du ſiehſt es.

Platen.

3.

Endlich.

∪ –́ ∪ – ∪ –́ ∪ – –́ ∪

Das Morgenroth beſchämt die Nacht endlich.
Die lange Müh' vergilt der Schlacht endlich.

Die Wolken bergen ſtets den Mond wieder,
Doch er gewinnt die ſchöne Schlacht endlich.

Die Aloe, ſie ſäumt am Putztiſche,
Zeigt ſich jedoch in ihrer Pracht endlich.

Es hat die Sonne grüne Brautperlen
Aus Wittwenthränenthau gemacht endlich.

Getrauert hat der Berg in Schneekleidern,
Der roth von Alpenroſen lacht endlich.

Dort oben ſchäumt die Fluth des Gießbaches;
Hier unten fließt ſie wieder ſacht endlich.

Wir waren lange ſchnöder Welt Beute,
Bis des Erlöſers wir gedacht endlich.

Platen.

4.

Erkenntnissmangel.

Sieh, du ſchwebſt im Reigentanze,
Doch den Sinn erkennſt du nicht.
Dich beglückt des Dichters Stanze,
Doch den Sinn erkennſt du nicht.

Du beſchauſt die Form des Leibes
Idealiſch abgeſtrahlt
Von des Marmors friſchem Glanze;
Doch den Sinn erkennſt du nicht.

Als Granate blinkt des Aethers
Goldene Frucht, die Sonne, dir,
Und der Mond als Pomeranze;
Doch den Sinn erkennſt du nicht.

Ihr Geblüt, das heilig dunkle,
Das in Trunkenheit dich wiegt,
Bietet dir die Rebenpflanze;
Doch den Sinn erkennſt du nicht.

Bohren in der Mutter Buſen,
Der geſäugt den ewigen Sohn,
Sieheſt du des Schmerzes Lanze;
Doch den Sinn erkennſt du nicht.

Platen.

5.

Beſchränkung.

Es dient der Löwin ihres Gatten Mähne nicht;
Buntfarbige Schimmer zieren die Phaläne nicht.

Mit ſtolzem Halſe ſeinen See befurcht der Schwan;
Doch hoch im Aether hauſen ſie, die Schwäne, nicht.

Die Quelle murmelt durch die Auen angenehm;
Doch Schiffe trägt ſie nicht, ſie fördert Kähne nicht.

Nicht iſt die Roſe dem Rubin an Dauer gleich;
Ihn ſchmückt jedoch des Thaues ſchöne Thräne nicht.

Was ſuchſt du mehr zu ſein, als dir von Gott beſtimmt?
Dich einer andern Zier zu freuen wähne nicht!

Nach Platen.

6.

Lebewohl.

Wildroſe du im Walde,
Du liebliche, vertraute, lebe wohl!
Du Nachtigall im Thale,
So voll melod'ſcher Laute, lebe wohl!

Du grüne Linde, wo ich
So gerne ſpielet' in der Kinderzeit,
Mich an dem heiligen Bilde,
Das du beſchirmſt, erbaute, lebe wohl!

Was doch ſo raſch enteilſt du?
Ich theile, Bächlein, deine Haſten nicht.
Ich weilte gerne, wo mir
Zuerſt der Aether blaute; lebe wohl!

Ich muß noch einmal ſchauen,
Vom Berg herab und dir die Thräne weih'n,
Womit die Lieb', o Heimath,
Das Auge mir bethaute; lebe wohl!

Seraphicus Lindauer.

7.

Der Dichter
an ſein poetiſches Seelenleben.

O Duft, der meine Seele ſpeiſet,
Verlaß mich nicht!
Traum, der mit mir durch's Leben reiſet,
Verlaß mich nicht!

Du Paradieſesvogel, deſſen
Schwing' ungeſeh'n
Gelinde ſäuſelnd mich umkreiſet,
Verlaß mich nicht!

Du, ſtatt der Jugend mir geblieben,
Woſerne du
Mir auch entfliehſt, bin ich ergreiſet;
Verlaß mich nicht!

O du mein Frühling! Sieh', wie draußen
Der Herbſt erbrauſt;
Daß nicht der Winter mich umreiſet,
Verlaß mich nicht!

O Hauch des Friedens! Horch, wie draußen
Das Leben tobt!
Wer iſt, der ſtill hindurch mich weiſet?
Verlaß mich nicht!

O du mein Rauſch; du meine Liebe;
  O du mein Lied;
Wie wär ich ohne dich verwaiſet;
  Verlaß mich nicht!

Nach Rückert.

8.

Nachtgefühl.

Ein Seufzerhauch, ein ſanfter,
  Geht durch die Nacht: Maria!
Es flüſtert durch der Blüthen
  Bewegte Pracht: Maria!

Iſt's Phantaſie? Iſt's Wahrheit?
  Auch ſie, die Welle, liſpelt,
Die ſpielende, des Springquells,
  So zart, ſo ſacht: Maria!

Ein Sehnen im Naturreich,
  So ſcheinet es; ein Schmachten
Nach deinen Huldergüſſen
  Iſt aufgewacht, Maria!

O höre! Sei, dein Weſen,
  Beſchwichtend auszuſtrömen,
Dein ſüßes, in das ganze
  Daſein bedacht, Maria!

Entbinde die Geſchöpfe,
Du ihre große Schweſter,
All deſſen, was ſie traurig
Und trübe macht, Maria!

Was nicht der Ewige wollte,
Laß es zu Nichte werden!
Denn unbegrenzt, wir glauben's,
Jſt deine Macht, Maria!

Von jener erſten Mutter,
Das Widerſpiel, du zweite,
Die unſerem Banne ſteuert
Und unſerer Acht, Maria!

Sei deines holden Werkes
Vollenderin und ſchaffe,
Daß wieder Eden's Wonne,
Die ganze, lacht, Maria!

9.

Das Glück des Unglücks.

O fürchte nicht, ſo völlig arm und bloß zu ſein,
Von allem Erden-Glück und Glanz ſo los zu ſein!

Stirbt deine Hoffnung, um ſo ſicherer hoffe du
Vor menſchlicher Geſchicke wildem Stoß zu ſein!

Um ſo geneigter, um ſo fähiger biſt du dann,
In mehr als irdiſcher Weiſe froh und groß zu ſein;

Um ſo gereifter und bereiter, tiefverſenkt
In ewiger Gotteshulden ſeligem Schooß zu ſein.

10.

„Und dann nicht mehr.“

Der Roſe Pracht hat ihren Tag
Und dann nicht mehr.
Die Nachtigall ſchlägt ihren Schlag
Und dann nicht mehr.

Der Liebe Glück, es labt ſo lang,
Bis es der Tod
Gebettet in den Sarkophag,
Und dann nicht mehr.

Doch ewig iſt auch nicht der Harm,
Der dich zerreißt;
Die Winde brauſen durch den Hag,
Und dann nicht mehr.

Ja, dieſe Welt, die ſämmtliche, —
Was kränkſt du dich,
Mein Herz, ſo ſehr? — hat ihren Tag,
Und dann nicht mehr.

Seraphicus Lindauer.

11.

Das Vergehen des Vergehens.

Die Welt, die Zeit, ein ewiges Vergeh'n!
Wird nicht zuletzt auch dieſes ſelbſt vergeh'n?

Soll wechſellos allein der Wechſel ſein?
Der Unbeſtand, ſoll er allein beſteh'n?

Soll nicht ihr Recht auch dieſer Welt und Zeit,
Der allgemeinen Mörderin, geſcheh'n,

Und draus hervor, wie ſie in Nichts verſtiebt,
Der Ewigkeit erhabne Blüthe geh'n?

12.

„Modern und Zeitgemäss.“

Man kann dem Menſchen Alles bieten,
  Wenn es modern und zeitgemaß;
Man kann die frechſte Lüge ſchmieden,
  Wenn ſie modern und zeitgemäß.

Der fürchterliche Fürſt der Hölle,
  Er zeige ſich ohn' alle Scheu!
Ein Vivat hoch iſt ihm beſchieden,
  Weil er modern und zeitgemäß.

Nur nicht Frau Veritas erſcheine!
Denn ſelbige, gereiche ſie
Auch noch ſo ſehr zu Heil und Frieden,
Iſt nicht modern und zeitgemäß.

13.

Die Italiener.

Man wollte die Enfeſſelung,
Die abſolute:
Es flammte die Begeiſterung,
Die abſolute.

Held Garibaldi, welch ein Mann!
Zu Theile ward ihm
Der Patrioten Huldigung,
Die abſolute.

Und jetzo — was von alledem
Iſt das Ergebniß?
Die Schande, die Verzweifelung,
Die abſolute.

14.

Der chriſtliche Dichter an ſein Herz.

All, was ſich heiter und herzlich naht,
Liebe, mein Herz, o lieb' es!
Was ſich erprobet in Rath und That,
Liebe, mein Herz, o lieb' es!

Und ſchnaubet Etwas wild daher
Und kränket und will verderben —
Nicht laß ſie keimen, des Haſſes Saat;
Liebe, mein Herz, o lieb' es!

Betrogen hat dich Liebesſchwur?
Den eigenen Adel entfalte!
Was dich zerriß, was dich zertrat,
Liebe, mein Herz, o lieb' es!

Biſt du auch ſelber engelrein?
Was uns befeinde, Tücke,
Verfolgung übend und Verrath —
Liebe, mein Herz, o lieb' es!

Poetiſche Schildereien,
Legenden, Volksſagen, Traditionen, Viſionen, Dichtungen.

Vermiſchte Form.

1.

Die Rosenknospe.

Da ſitzt die ſchöne, zarte, ſüße Blume,
Mit andern Blumen, ihren Schweſtern, ſpielend,
Knoſpe der Roſe;
Noch nicht den Strahl von oben in ſich fühlend,
Der bald zu ihrem Glück, zu ihrem Ruhme,
Doch leider auch zu ihrem Marterthume,
Der Keime hehrſten weckt in ihrem Schooße.
Doch ahnet es das Schäfchen, das ſie liebt;
Es blicket halb beſeligt, halb betrübt;
Es ahnet's die Blume, die ſie trägt am Herzen,
Und ſtirbt dahin in Wonnen und in Schmerzen.

Nun aber ſenkt mit leuchtendem Geſieder
Der Engel ſich herab, o große Stunde!
Bringt ihr die Segenskunde.
Da ſinkt ſie betend, die Erkorne, nieder;
Es zuckt elektriſch durch die reinen Glieder;
Die Knospe reift zur Paradieſesfülle.
Doch ſie erhebt ſich wieder,
Verhauchend aus dem lieblichſten der Munde
Demüthig, aller Selbſtberauſchung fern,
Das Flüſterwort: „Ich bin die Magd des Herrn,
Und es erfülle ſich an mir ſein Wille!“

Nach Juſtinus Kerner.

2.

Die Reise nach Bethlehem.

Der h. Joſeph ſpricht:

Getroſt, Maria!
Schon hörſt du ja
Die Hähne krähen;
Der Ort iſt nah.

Ich ſehe, Liebſte,
Sie wollen ſchier
Zu Ende gehen,
Die Kräfte, dir.
Doch blicke heiter
Und wall' in Ruhe

Nur immer weiter!
Es krähen ja
Bereits die Hähne;
Der Ort iſt nah.

Sei mir gegrüßet,
O Bethlehem,
Wo zu erſcheinen
Dem Herrn genehm!
O welche Wonne,
Wenn wir am Ziele,
Und jene Sonne
Die große, da! —
Die Hähne krähen,
Der Ort iſt nah.

Wenn nur vorüber
Dein Stündlein wär',
Zur Welt geboren
Dein Kindlein wär'!
Doch dein Gebären,
Du Hehre, Reine,
Wird nicht beſchweren.
Halleluja!
Die Hähne krähen,
Der Ort iſt da.

Nach dem Spaniſchen

3.

Die Geſchenke der Könige.

Geboren wird der Herr der Weltenhalle
Bei Thieren arm und klein in einem Stalle;
Er, der die Menſchheit vom Verderben rettet,
In eine Krippe wird er eingebettet.

Die Hirten aber auf dem Felde hören
Die holde Botſchaft von den Engelchören;
Und jene drei Gekrönten aus der Ferne,
Sie langen an, geführt von einem Sterne.

Sie ſchauen ihn, den wunderbaren Knaben,
Sie beten an, ſie bringen ihre Gaben.
Symbole ſind's zu gleicher Zeit, des Helden,
Des göttlichen, Natur und Amt zu melden.

Weihrauch gereicht zu ſeiner Gottheit Ruhme;
Die Myrrhe deutet auf die Marterthume,
Die ihn bedräu'n; das Gold beſagt, das hehre,
Daß ihm beſchieden iſt die Herrſcherehre.

Denn wenn er ausgeblutet, ausgerungen,
Den Tod, die Gruft, die finſtre Macht bezwungen,
Wird er des Sieges Prachtpanier erheben,
Und ob der Welt als Herr und König ſchweben.

4.

Römiſches Weihnachtslied[1]).

O Tochter Anna's, heilige, makelloſe!
Den guten Jeſus hegteſt du im Schooße.
Es rieſen Engelsſtimmen: „Eilt ihr Frommen,
Her zu dem Gotte, der zur Welt gekommen.
Im Stall iſt ihm das arme Bett geſtellet;
Dem Oechslein iſt, dem Eſelein geſellet,
Der Herr des Himmels, der ſich aus Erbarmen
So mild herabgelaſſen zu uns Armen."
O ſüße Jungfrau, himmelhoch erhoben,
Sei unſer Hort in irdiſcher Aengſte Toben;
Das ewige Heil, o woll' es uns erſchließen!
Du und dein Kind ſei'n ewiglich geprieſen;
Oh'n Unterlaß ſei dieſe Nacht gefeiert,
Die heilſame, die nie genug zu loben;
Allimmerdar, ſo oft ſie kehrt, erneuert
Das ſchlichte Lied, das wir ertönen ließen!

5.

Der Hirtenknabe von Bethlehem.

In jener Nacht, die mit dem Tag,
Dem ewigen, die Welt erfüllt,

---

[1]) Wie es die Pifferari ſingen. Das Original mit franzöſiſcher Ueberſetzung ſ. bei Gaume in deſſen Werk über Rom.

Wo noch in Windeln eingehüllt,
Zu Bethlehem der Gottmenſch lag,
Da kamen, gerufen vom Gloria
Des Engelschors, aus Wald und Feld
Die Hirten zur Heilandswiege heran.
Sie ſah'n ſie wunderbar erhellt;
Sie ſchauten, glaubten und beteten an.
Und als die Sonne nieder ſah,
Da brachten der Reinen, die ihn gebar,
Die frommen Leute Früchte, Tauben
Und andere ländliche Gaben dar.
Ein armer Knabe war dabei,
Ein elternloſer aus Bethlehem;
Der hatte Nichts von alle dem,
Er hatte Liebe nur und Glauben.
Um ſelbige doch auch zu weiſen,
Spielt' er der Maid, dem hohen Kind,
Dem würdigen Pfleger, treu geſinnt,
Auf ſeiner Schallmei andächtige Weiſen.
So kam er an jeglichem Tage wieder
Und ſpielt' ein Stückchen auf dem Rohr
Der heiligen Familie vor.
Es waren ſeine ſchlichten Lieder,
Es waren ſeine beſcheidnen Sitten
Zu aller Stunde wohlgelitten.

Doch eines Tages, als er kam
Und ſich dem Orte nahte, vernahm

Er ein Geräuſch von Knechten und Roſſen,
Sah ſie geziert mit Prachtgewanden
Und reichen Stoffen aus Morgenlanden
Und vor dem Kind drei Männer knie'n,
Von purpurrothen Talaren umfloſſen;
Die brachten huldigend Rubin,
Gold, Räucherwerk und Myrrhe dar.
Er nahm die Dinge ſtaunend wahr,
Hielt ſchüchtern und beſcheidentlich
Sich in der Fern' und ſcheute ſich
In die glanzerfüllete Hütte zu geh'n.
Allein die Mutter unſeres Herrn,
Sie blickte hinaus durch das Gedränge
Mit ihrem hellen Augenſtern,
Und ſah den armen Knaben ſteh'n.
Da ſchritt ſie mitten durch die Menge —
Sie wichen all' ehrfürchtiglich —
Dem Knaben zu und ſprach, die Holde:
„Komm doch heran; was ſcheuſt du dich?
Die Liebe nur verleiht dem Golde,
Das uns der Fürſten Andacht beut,
Den wahren Werth. Die haſt auch du;
Drum ſpiele, wie du pflegſt, auch heut
Ohn' alle Furcht! Wir hören zu."

Sofort der Knabe mit ſeiner Schallmei,
Geſchirmt vor allem Schimpf und Spott
Von Sanct Marien, er tritt herbei,

Und muſiciret frank und frei,
Das Feſt melodiſch zu verſchönen.
Die Könige ſtimmen nickend bei;
Es lächelt ſelbſt der kindliche Gott
Aus ſeiner Wiege den freundlichen Tönen.

Nach Eduard v. Schenk.

6.

Maria und der Schmied.

Auf der Reiſe nach Aegypten war es,
Kam zu einem Schmiede St. Maria,
Flehte: „Laß uns ein paar Augenblicke
Guter Mann, in deinem Hauſe raſten. —
„Keine Herberg iſt allhier im Hauſe,“
So entgegnet ihr der Schmied verdrießlich;
„Drüben in dem Stalle mögt' ihr ausruh'n,
Aber machet, daß ihr weiter kommet!“
Und Maria mit dem Kind und Joſeph
Und das Thier, ſie raſten in dem Stalle.
Stehet da ein Mädchen, ſchaut die Fremden.
„Dieſen Becher,“ ſprach zu ihm Maria,
„Uns mit Waſſer fülle, gutes Mädchen.“ —
„Ach verdorrt ſind meine beiden Hände;
Nichts damit vermag ich anzugreifen.“
„Nicht verdorrt ſind deine beiden Hände;
Was du willſt, vermagſt du anzugreifen.

Nimm den Becher, hole Waſſer Mädchen."
Und das Mädchen nahm und holte Waſſer.
Ihre Wege zogen drauf die Fremden;
Zu dem Vater, zu dem Schmied gelaufen
Kommt das Mädchen, zeigt die heilen Hände.
„Wer verrichtete das Wunder?" fragt er.
„Jene Frau, die fremde, mit dem Kinde
Heilte mir die Hände, die verdorrten,
Sprach ein Wort nur, und ſie waren tüchtig,
Alles anzugreifen, was ich wollte." —
„O ich Thor! Hätt ich erkannt wie heilig
Dieſe Fremden ſeien und wie mächtig;
Sie geehret hätt' ich und bewirthet,
Mit dem Allerbeſten, was ich habe.
Hochgeprieſen ſeien ſie, die Guten!"

7.

Der geſpaltene Berg.

Dort, wo ſich an des Mittelmeeres Wogen
Der ſchroffe Felſenwall Gaeta's hebt,
Wo, rechts und links am Ufer hingezogen
Der freie Blick zwo Buchten überſchwebt,
Wo, noch nicht in Vergeſſenheit entflogen,
Zur Stunde noch die alte Sage lebt,
Wie ſeiner Amme hier zum Angedenken
Aeneas Grab und Namen wollte ſchenken —

Da ſieheſt du der Bergeshöhen eine
Geſpalten ganz durch eine ſeltne Kluft;
Es geht der Riß hinab im harten Steine
Vom Gipfel an bis in die tiefſte Kluft;
Doch hemmt die beiden Wände vom Vereine
Ein enger Raum und wenig Himmelsluft;
Und es vermag nur Einer nach dem Andern
Den dunklen Fußſteig da hinab zu wandern.

Davon berichten uns die frommen Sagen:
Derſelbe Berg war einſtens feſt und dicht;
Doch als der Heiland, an das Kreuz geſchlagen,
Für unſre Schuld erlitten das Gericht,
Und als der Schrei von ſeinem letzten Zagen —
Selbſt die Natur empfand ja ſein Gewicht —
Die Hüll' am Allerheiligſten zerriſſen,
Da hat ſich auch des Felſen Bruſt zerſpliſſen[1].

Die Kirche, von der Andacht Trieb geleitet,
Hat dies beſondre Zeichen wohl gehegt;
Hier iſt ein Weg zur Pilgerfahrt bereitet,

---

[1] Dieſelbe Sage geht von dem Monſerrat, jenem berühmten Berg in Catalonien. „Seine hohen Gipfel theilten ſich, tiefe Abgründe thaten ſich in ſeinem Innern auf, der ganze Berg ſpaltete ſich in Stücke und blieb ſeitdem, ein hundertarmiger Briareus, in jeder iſolirten Steinklippe, in jeder einzelnen Spitzſäule, in jeder tiefen Kluft ein Zeuge des Schmerzes, welchen die Natur beim Tode Chriſti empfand." Victor Balaguer, Monſerrat. Aus dem Spaniſchen von Roſenthal. Regensburg 1860

Wobei die Seele Chriſti Leid erwägt;
An dreizehn Stellen, wie man niederſchreitet,
Erſcheint das Bild des Kreuzes eingeprägt;
Bald leiſer und bald lauter ſpielt die Welle
Am Ausgang um die himmliſche Kapelle.

Nach A. W. Schlegel

8.

Lucas und Raphael.

St. Lucas ſah ein Traumgeſicht:
„Erhebe dich und ſäume nicht
Das ſchönſte Bild zu malen!
Von deinen Händen aufgeſtellt,
Soll der geſammten Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.“

Er fährt vom Morgenſchlaf empor;
Noch tönt die Stimm' in ſeinem Ohr;
Er rafft ſich aus dem Bette,
Nimmt ſeinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkaſten und Geräth,
Mit Pinſel und Palette.

Nun an der Hütte ſtehet er,
Wo einzutreten ſein Begehr,
Und klopfet an die Pforte.
Maria öffnet ihren Port;

Er grüßet und ſie dankt ſofort
Mit ihrem ſchönſten Worte.

„O Jungfrau, wende deine Gunſt
Auf das geringe Maß der Kunſt,
Das meiner Hand beſcheeret!
Wie wäre durch dein Conterfei
Der Maler und die Malerei
Geſegnet und geehret!“

Sie ſprach darauf demüthiglich:
„Ja deine Hand erquickte mich
Mit einem theuren Bilde.
In ihm begrüß' ich meinen Sohn,
Wiewohl er auffuhr lange ſchon
Zum himmliſchen Gefilde.

Ich aber trage Magdgeſtalt;
Und dieſe meine Hülle, bald
Wird ſie zu Grabe gehen.
Wozu daher mein Conterfei,
Das werthberaubte, dienlich ſei,
Ich kann es nicht verſtehen.“ —

„Die Blüthe, welche Gott gefiel,
Sie wurde nicht der Jahre Spiel,
Holdſeligſte der Frauen!
Erkennſt du ſelbſt die Schöne nicht,
Womit geziert dein Angeſicht,
So laß ſie Andre ſchauen!

Bedenke den ſo großen Troſt,
Wenn du dem Erdenthal entflohſt,
Vor deinem Bild zu beten!
Dir tönet einſtens, welch ein Preis!
Dir lallt die Kindheit, fleht der Greis,
Sie droben zu vertreten.“ —

„Wie ziemte mir ſo hoher Lohn?
War ich im Stande, meinen Sohn
Vom Kreuze zu entladen?
Ich beuge ſelber ſpät und früh
In brünſtigem Gebet die Knie
Dem Vater aller Gnaden.“ —

„Nicht länger, Schönſte, weigre dich!
Der Himmel ſelber mahnte mich,
Dein Angeſicht zu malen.
Von meinen Händen aufgeſtellt,
Soll der geſammten Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.“ —

„Wohlan denn, ich gehorche dir.
Doch kannſt du, ſo erneue mir
Die Wonne, die ich fühlte;
So rufe jene Zeit zurück,
Als Jeſus einſt, mein ſüßes Glück,
Im Schooß der Mutter ſpielte.“

Der heilige Lucas rührt die Hand,
Lauſcht vor der Tafel unverwandt

Auf die verehrten Züge.
Die Zelle füllt ein klarer Schein;
Denn ſieh, es lenken Engelein
Herein die lichten Flüge.

Den Maler zu bedienen glüht,
Zu fördern iſt die Schaar bemüht
Ein Werk, ſo hold, als heilig.
Der Eine reicht die Pinſel dar,
Der Andre nimmt der Farbe wahr,
Iſt ſie zu reiben eilig.

Der erſte Wurf, er iſt gemacht;
Nun will die angebrochne Nacht
Dem Werke nicht mehr frommen.
„Um zu vollenden, brauch ich Friſt;
Wenn Alles wohl getrocknet iſt,
Dann will ich wieder kommen.“

Nur wenige Tage ſind entflohn;
Da klopft von Neuem Lucas ſchon
An die Marienpforte;
Doch ſtatt der Stimme, die ſo ſüß
Ihn eben noch willkommen hieß,
Ertönen fremde Worte.

Entſchlummert iſt die Gottesbraut,
Wie Blumen, wenn der Abend thaut;
Sie wollen ſie begraben.
Da wird ſie im Verklärungslicht

Vor der Apoſtel Angeſicht
Zum Himmel aufgehoben.

Des Malers Auge folgt hinan,
Doch bald zu hoch iſt ihre Bahn
Dem Blicke, den er ſendet.
Nun ſo alleine waget' er
Sich an das hehre Bild nicht mehr;
So blieb es unvollendet.

Es war auch ſo der Frommen Luſt,
Es regt' auch ſo in jeder Bruſt
Ein wunderedles Minnen.
Es kamen Pilger, fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle ſah,
Ward hoher Segnung innen.

Vieltauſendfältig konterfeit
Erſchien ſie aller Chriſtenheit
Mit eben dieſen Zügen.
Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein ſchwacher Riß genügen.

Am Ende kam Sanct Raphael;
In ſeinen Augen glänzten hell
Die himmliſchen Geſtalten.
Herabgeſandt von ſel'gen Höh'n,
Hatt' er die Hehre ſelbſt geſeh'n
Am Throne Gottes walten.

Der ſtellt' ihr Bildniß, hoch und klar,
Mit ſeinem keuſchen Pinſel dar,
Vollendet, ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er ſich wieder himmelan,
Ein jugendlicher Engel.

9.

Sophronius.

Sophronius, der ſich im Heidenthume
Der Kunſt geweiht und manches ſchöne Bild
Geſchaffen hatte, wollte ſo nun auch
Die heilige Mutter Gottes conterfeien.
Wie eine Biene flog er auf der Aue
Der idealen Schilderei'n umher,
Beſchaute ſich die ſchönſten Kunſtgeſtalten,
Sie zu verwenden bei der neuen Schöpfung,
Die er im Sinne hatte; Paphia,
Und Artemis und Athenäa ſollte
Vereiniget zu einer Huldgeſtalt
Bewunderung erwecken und Verehrung.
Er combinirte, dacht' ohn' Ende nach,
Wie er ſie alle, dieſe Reize, dieſe
Vorzüge, dieſe hehren Eigenheiten
Und Majeſtäten, zu verſchmelzen habe,

Um ein Gebild von niegeſchauter Würde
Und Schöne zu erzeugen. Matt davon
Entſchlummert' er. Da ſtellte ſie ſich ſelber,
Die heilige Mutter, ſeinem Geiſte dar
Und ſprach: „Betrachte mich, Sophronius,
Und ſieh, wie ich geſtaltet! Keine fremden
Hoheiten und Gepränge leihe mir!
Der ſchlichte Sinn, die Demuth iſt, die Einfalt,
Die ſelbſtvergeſſene Liebe meine Zier.
Als Magd des Herrn laß mich vor Augen treten,
Den Gott im Arm, der einzig anzubeten!“
Sophronius vernahm die lieblichen
Beſcheide, die ihr Roſenmund verhauchte;
Er ſah die Unvergleichliche, die ſchöner
Und herrlicher in ihrer Selbſtverläugnung,
Als alle Huldinnen und Herrſcherinnen
Des alten, heidniſchen Olymps, und wie
Von einem Pfeil getroffen, wacht' er auf
Und ſah fortan, auch wenn ſein Auge wach,
Nur ſie alleine, wie, wer in die Sonne
Geblicket, überall der Sonne Bild
Vor Augen hat. Oft dünkt es ihm, ſie ſtehe
Leibhaft vor ihm, das Kind, das göttliche
Auf ihrem Arm und Engel ihr zur Seite,
Erhabene Geiſter aus dem Lichtrevier,
Die doch nur ihr zu dienen voll Begier.
So bildet' er ſie ab. Als ſie vollendet,
Die Schilderei, trat vor ſie hin ein Jüngling

Aus überird'ſcher Auen Herrlichkeit
Und ſagte zu dem Bild: „Gegrüßet ſeiſt du,
Holdſelige! Viel Herzen werden ſich
An dir erbauen am Altar und dir
Ihr Inneres mit ungemeſſenem
Vertrauen öffnen. Denn der Künſtler hat
Die Züge, die dir einzig eigenen,
Nicht, wie er es ſich ſelber ausgedacht,
Da ihm im Sinne noch die Heidenpracht,
Rein, ſo wie du es ihm geoffenbart,
Mit treuer Hand den Menſchen kund gemacht."

Nach Herder.

10.

Johanniswürmchen.

Nachdenklich einſt im Abendgrau'n,
Ging St. Johannes durch die Au'n;
Da nahm ſein Auge ſcharf und klar
Ein klein Gewürm am Boden wahr.
Daſſelbe war ſo grau, ſo ſchlicht,
Dergleichen achten Andre nicht;
Er aber der ſo ganz und gar
Erbarmen nur und Liebe war,
Will's nicht vertilgen mit dem Tritt,
Hält gütig an den Wanderſchritt,
Hebt das Geſchöpf vom Boden auf,

Setzt es auf einen Strauch hinauf,
Und ſpricht: „Da ſitze du in Ruh,
Und lebe lieblich immerzu!“
Das kleine Ding, von ihm berührt,
Es hat ein neues Sein geſpürt;
Erfüllt mit einer ſanften Gluth
Entfaltet' es ſich wohlgemuth
Zu einem Thier mit Flügelein
Und einem hellen Wunderſchein.
So ſchwebet es ſeit dieſem Tag,
Hin durch die Büſche, wie es mag,
Und läßt in Nächten lind und lau
Erſcheinen die ſmaragdne Schau.
Das Thierchen, wem iſt's unbekannt?
Johanniswürmchen wird's genannt.

11.

St. Juſtina.

Wundervoll geſtaltet war Juſtina;
Wer ſie ſahe, dieſe hohe Schönheit,
War gebannt und flammet auf in Sehnſucht.
Doch ſie ſelber wollte nicht gefallen,
Männerherzen nicht in Bande ſchlagen.
Ihre frühe ſchon gereifte Seele,
Höheren Dingen war ſie zugewendet;

Sich zu Chriſti Religion bekannte
Glühenden Gemüths die edle Jungfrau.

Unter ihren Huldigern befand ſich
Cyprianus, der Magie befliſſen
Und gewandt in allen Zauberkünſten.
Sie beſitzen wollt' er oder ſterben.
Seine Kreiſe zog er, ſeine Formeln
Wandt' er an, er braute Liebestränke.
Einen Becher, angefüllt mit ſolchem
Magiſchen Naſſe reichet' er Juſtinen.
Wie ſie führen ihn zum Munde wollte,
Allſofort in ihrer Hand zerſprang er.

Mächtig hat dies Zeichen ihn erſchüttert,
Den Getäuſchten; ſeine Zauberbücher
Hat er all verbrannt und all vertrieben
Die Dämonenſchaar aus ſeinem Hauſe;
Was ihn noch erfüllte, war nur Eines,
Seine heiße Liebe für die Jungfrau.

Nun begab es ſich in dieſen Zeiten,
Daß zu leiden die Bekenner Chriſti
Eine ſchreckliche Verfolgung hatten.
Auch Juſtina ward ergriffen, ließ ſich
Nicht bewegen, Chriſtum abzuſchwören;
Und ſo wurde ſie verdammt, zu ſterben
Auf dem Scheiterhauf. Empor geſchichtet
Sind die Hölzer allbereits; Juſtina

Geht zum Tode. Siehe da, wer dränget
Durch die Menge ſich herzu, des Kreuzes
Zeichen in der Hand, das hochverpönte? —
Cyprianus iſt es: „Mit Juſtinen
Sterben laßt auch mich! Deſſelben Glaubens
Bin ich, ein Verächter eurer Götter,
Ein Verehrer des am Kreuz Geſtorbnen.“

Alſo Cyprian, die Menge ſtaunet,
Wie ſo völlig umgewandelt dieſer
Ehedem ſo ſtolze Zauberkünſtler;
Wie er ſich ſo plötzlich einer Sekte
Zugeſellt, die man ſo tief verachtet
Und ſo grauſam auszurotten eifert.

Man ergreift ihn, führet ihn zum Holzſtoß.
Jetzo ihn holdſelig anzublicken,
Jetzo ihm die ſchöne Hand zu reichen,
Unterläßt Juſtina nicht; ſie darf es.
Angezündet iſt das Holz, die Flammen,
Welche ſie im heiligen Opfertode
Mit einander, mit dem Himmel einen,
Schlagen über ihrem Haupt zuſammen.

12.

Der heilige Agilus.

Agilus, des heiligen Columbanus
Zögling und Scholar und ſelber heilig,

Aller Lieb' und Milde großer Freund,
Allberühmt durch ſeine trefflichen
Oratoriſchen Begabungen
Und die Heilungen, die wunderbaren,
Welche Gott durch ihn verrichtete;
Allbegehrt zum Biſchof und zum Abte,
In die Zelle zwar, die dunkle, flüchtend
Vor den Ehren, die ihm zugedacht,
Doch daraus von Dagobert gerufen
Und zum Abte von Rebais gemacht —
Dieſer edle, ſanfte Heilige
Uebt' an allen Pilgern, allen Armen,
Allen Kranken hier die liebevollſte
Gaſtfreundſchaft. Es war an einem trüben
Kalten Winterabend. Gäſte waren
Angekommen, hohe, reiche, große,
Und es war zu ſorgen und zu ſchaffen
Vielerlei den ganzen Tag geweſen.
Agilus, von einem Mönch begleitet,
Wallet achtſam durch die Kloſterräume,
Um zu ſeh'n, ob Alles wohlbeſtellt,
Wie er es befohlen, trat zuletzt
Auch hinein in's Xenodochium[1])
Und vernahm hier einen Klageton,
Einen wehevollen, ſtöhnenden,
Alſo, wie wenn außen vor dem Kloſter

---

[1]) Das vorzüglich für die Armen beſtimmte Gaſthaus.

Sich ein armer, kranker Menſch befinde,
Schier erfaßt bereits von Sterbequal.
Raſch hinweg den Schieber von des Eingangs
Fenſteröffnung reißend, ſpähet er
In die Dämmerung hinaus und ſieht
Draußen einen Mann, ein Jammerbildniß,
Ganz bedeckt mit Beulen und Geſchwüren
Böſer Art, auf harter Erde liegend
Und um Obdach bittend flehentlich.
„Großer Gott,“ ruft Agilus, „da waren
Wir ſo vielgeſchäftig heut und haben,
Nur die Hoheit und die Macht bedienend,
Doch der Armen Noth und Qual verſäumend,
Nicht geachtet unſerer erſten, höchſten
Chriſtenpflicht! Geh, bringe Labungen,
Stärkungen!“ So zu dem Mönche ſprechend,
That er auf zugleich und rief hinaus:
„Komm herein, mein Bruder! Was wir können,
Soll geſcheh'n für dich!“ Allein der Mann
Konnte ſich, der ſieche, nicht erheben,
Zu erſchöpft war ſeine Kraft. Da nimmt
Agilus ihn auf die Arme, trägt
Ihn hinein und ſetzet ihn an's Feuer,
Holt, um ihn zu ſäubern, Becken, Waſſer,
Linnen, kommt damit in Eile wieder
Und — erblickt nur einen leeren Sitz;
Denn verſchwunden iſt er ohne Spur,
Der da ſaß, der jammervolle Gaſt.

Das Gemach jedoch, die Kloſterräume,
Füllet an ein ſolcher Wohlgeruch,
Als wenn alle köſtlichen Arome,
Die der Orient, der ferne, zeugt,
Alle Blumen, alle Kräuter, die,
Wenn es lenzet, ihre Düfte ſtreu'n,
Im Verein das fromme Haus durchwürzten. —
Wer der Mann, der arme, kranke, war,
Ahnſt du es? Er, der in Allem leidet,
Was da elend, krank, verlaſſen, darbend,
Schmerzerfüllt, dem wir in dieſem allen
Wohlzuthun gewürdiget, woferne
Wir ſo guter Thaten uns befleißen,
Unſer Herr und Gott, er ſelber war's.

13.

Die wunderbare Jagd.

Polniſche Stiftungslegende.

Edelwild zu jagen
Macht ſich auf der König;
Von des Hornes Gellen,
Von des Hundes Bellen
Hallet das Revier.
Ein Geweihe ragen
Sieht er, einen herrlich-

Hohen Hirſch erblickt er,
Folget ihm, dem ſchnellen,
Lange mit Begier.
Ihn erreichend endlich
Seine Bolze ſchickt er;
Und zur Erde, ſterbend,
Stürzet es, das edle Thier.

Ob ſo guter Beute
Fröhlich iſt der König;
Wie er näher rücket,
Wie er ſchärfer blicket —
In ein heilig Grauen
Plötzlich umgewandelt
Iſt ſie, ſeine Freude,
Solch ein ungewohntes
Wunderding zu ſchauen
Gibt ſich an dem Wild.
Zwiſchen dem Gehörne
Unſer Herr am Kreuze;
Und ein Glanz ſo helle
Blendet an der Stelle,
Wo es ragt, das hehre Bild.

Auf die Kniee fallen
Vor dem Himmelshorte,
Vor dem offenbaren,
Alle, die gewürdigt,

Seinen Strahl zu ſeh'n.
Er zugleich, der König,
Tief bewegt vor Allen
Knieet in dem Kreiſe;
Seiner Andacht heiße
Regungen beweiſt er;
Denn zu bauen heißt er;
Klöſterliche Porte,
Gottgeweihte Hallen
Läſſet er entſteh'n.
Und zu ihnen wallen
Fromme Pilgerſchaaren;
Statt der Jagd, der wilden,
Welche hier erſchollen,
Hörſt du an dem Orte
Nur die friedevollen,
Nur die reinen, milden
Töne, die zum Himmel fleh'n.

14.

St. Edmund.

St. Edmund, Erzbiſchof von Kandelberg,
War ſchon als Jüngling tiefen Ernſtes voll,
Dem Ewigen zugewendet und durch Hulden
Und Gnaden hoher Art von Gott geehrt.

Als er zu Oxford noch den Studien oblag,
Erging er ſich mit ſeinen Freunden einſt
Auf einer ſchönen Aue. Da empfand er,
Wie ihm zum Oefteren geſchah, den Trieb,
Sich abzuſondern und den Geiſt in ſtille
Gottſelige Gedanken zu vertiefen.
Er trat in ein Gebüſch und ſetzte ſich
Auf einen abgehauenen Stamm und ſah
So vor ſich hin, verloren in Betrachtung
Erhabener und großer Gegenſtände.
Da ſtand mit einem Mal ihm gegenüber
Ein Jüngling, hoher Abkunft, wie es ſchien;
In einem morgenländiſchen Gewand
Und über allen Ausdruck ſchön und herrlich.
Derſelbe ſprach zu ihm: „Sei mir gegrüßt,
Mein Freund, mein Edmund, mein geliebteſter!“
Doch dieſer blickt ihn mit Erſtaunen an
Und ſagte: „Sprich, wer biſt du? Nie zuvor
Hab' ich dein Angeſicht geſchauet, fremd
Und unbekannt iſt mir Geſtalt und Name.“ —
„Wie, Edmund,“ ſo erwiedert' ihm der Jüngling,
So völlig unbekannt ſollt' ich dir ſein?
Bin ich doch ſtets bei dir, bin ich dir doch
Selbſt in der Schule zugeſellt und ſtehe
Dir bei in Allem, was du denkſt und thuſt.
Und wenn du meinen Namen wiſſen willſt —
Auf meiner Stirne ſiehſt du ihn geſchrieben.“
Edmund betrachtete die Charaktere

Und las die Worte: »Jesus Nazarenus
Rex Judaeorum[1].« Er erkannte nun,
Wer ihm genaht und warf ſich in den Staub
Anbetend hin vor ſeinem Gott und Herrn.
Verſchwunden war die hehre Schau, doch nie
Schwand aus des Heiligen Bruſt ihr Angedenken.

15.

Das umgedrehte Felſenſtück.

Cataloniſche Volksſage.

Gefährlich iſt die Lage
Des alten marianiſchen Heiligthumes
Auf Montſerrat in Catalonien.
Ein Wunder ſcheint es, daß nicht lange ſchon
Eins jener ſchrecklichen Geſtürme, welche
Auf dieſer Höhe hauſen, die geſammte
Gigantiſche Felſenmauer
Herabgeſtürzet auf die Siedelei.

Einſt — ſo erzählt man an dem Ort — erhob
Sich ein Orkan, wie keiner noch gewüthet;
Die Blitze wandelten in Tageshelle
Die finſtre Nacht. Bei ihrem Leuchten ſahe
Man von Dämonen eine Schaar, bemüht,

---

1) Jeſus von Nazareth, König der Juden.

Mit Hebebäumen eine Rieſenmaſſe
Vom Berge loszureißen, daß ſie ſich
Hernieder auf die Stätte wälze, die
Ihr heilig iſt, die ſie am meiſten haſſen,
Die finſtern Weſen, die im Abgrund wohnen.

Die Mönche, die das kataloniſche
Kleinod bewachen, fuhren aus dem Schlafe,
Vom Stoße des Orkanes, von den Schlägen
Des Donners, die im Kloſter widerhallten
Und ſeine Mauern, ſeine hundertjähr'gen,
Erſchütterten, gewecket und entſetzt.
Sie eilten in die Kirche, zündeten
Die Silberlampen, die Geſchenke reicher,
Vornehmer Pilger, an und warfen ſich
Hin zum Gebete. Bald erſcholl das Salve
Regina hell und rein von ihrem Mund;
Und durch der Elemente wilden Aufruhr
Stieg des Geſanges myſtiſche Flügelkraft
Empor zum Himmel. Die Dämonenſchaar,
Sie höret es und ſtößt ein Wuthgeheule,
Das Sturm und Donner überſtimmet, aus.
Das Salve, das zu ihren Füßen tönte,
Litt die Vollendung ihrer Arbeit nicht;
Sie flohen, aber ſchon im Schwanken war
Das Felſenſtück. Nur noch ein Windſtoß brauchte,
Ein heftiger, zu kommen, und es ſtürzte,
Das Kloſter und die Kirche zu begraben.

Dies hofften ſie denn auch, die wilden Geiſter
Der Finſterniß, daß itzt geſchehen werde.
Sie täuſchten ſich. Man ſahe, wie die Engel
Herab von oben ſilberne Ketten ließen,
Den Fels damit umwanden und ſodann
Umdrehten nach der andern Seite hin.
Er fiel. Es war ein furchtbares Getöſe,
Doch nicht das Heiligthum vernichtet er,
Denn ſeine Richtung war geändert worden.
In einem maleriſchen Thale zwiſchen
La Pudra und Moniſtrol, da magſt du ihn,
Den Felſen der Legende,
Von einer Greiſin ſagenkundigem Munde
Bezeichnet und gedeutet, dir betrachten,
Ein in der That gewaltiges Geſtein.
Des Feldes Eigenthümer, wo es laſtet,
Hat's ausgehöhlt und einen Raum gewonnen,
In welchem er ein hundert
Und dreißig Ladungen ſeines Oeles barg.

16.

Das marianische Wunderbild.

Ein Oertchen iſt in Steiermark
Und eine ländlich fromme Schaar;
Da wird gefeiert überaus,
Die reine Magd, die Gott gebar.

Ihr Bildniß hier, ſehr wunderſam
Von Weſen iſt's und Eigenſchaft,
Bald ſo, bald anders anzuſeh'n,
Und voll von heiliger Zauberkraft.

Zu mancher Zeit erſcheinet es
Betrübt, verweint und wangenbleich;
Ganz hell zu einer anderen,
Und roſenſchön und freudenreich.

Zuweilen iſt ein großer Ernſt
In ſeinen Zügen ausgeprägt;
Dann wiederum blickt es ſo mild,
Wie ſonſten Nichts zu blicken pflegt.

Gleichgültig iſt an ſelbigem
Die Malerei; denn wie es auch
Erneuet und beſtrichen wird,
Nicht ändert es den alten Brauch.

Weit trauriger doch immerhin
Bedünket es zu mancher Friſt,
Weit froher, ernſter, gütiger,
Als durch die Kunſt begründet iſt.

Die Deutung iſt nicht allzuſchwer;
Denn immer nimmt Maria Theil
An unſerm Harm, an unſrer Luſt,
An unſrer Schuld, an unſerm Heil.

Der ſtets bewegten Welle gleich
Iſt ihre zarte Huldnatur,
Unwanelbar ihr Mutterherz
Im Punkte ſeiner Liebe nur.

Auch dieſes Eigne hat das Bild:
Jelänger man ihm zugewandt
Mit ſeiner Anſchau, um ſo mehr
Iſt man erbaut, iſt man gebannt.

Das ſchöne Wunderzeiget an:
Je klarer ſie der Geiſt erkennt,
Die holde Herrin, um ſo mehr
Ihr auch das Herz in Liebe brennt.

17.

Der arme Salaür.

Aus der Bretagne[1]).

Salaür, ſo hieß ein armer Thor,
Nicht zu brauchen ſelber zu geringen
Dienſten und verachtetgar. ganz und

---

[1]) Ein Gedicht ſehr ähnlichen Inhaltes unter dem Titel: „Der h. Soltnus," findet ſich bei Clemens Brentano. Es iſt allem Anſchein nach dieſelbe Sage, aber nicht ſo ächt. Salaur lebte um 1513. S. „Unſere liebe Frau von Folgoat" und die Bemerkungen dazu in Th. von le Villemarque's Schrift Barzas-Breiz, Chants populaires de la Bretagne. Paris 1840.

Ein Gehölze war ſein Aufenthalt,
Wo ihm eine Quelle Waſſer gab,
Ihn ein Baum mit ſeinen Zweigen ſchirmte
Und ein Stein ſein hartes Kiſſen war.
Ohne Schuhe, mit zerfetztem Kleide,
So im Winter, wie im Sommer wandelt'
Er umher und bettelt im Revier.
Nur zwei Worte hörte man von ihm:
„Ave Maria“ lautete das eine,
Und das andre: „Salaür iſt hungrig.“
Wenn die Kälte groß und ihn der Froſt
Schüttelte, ſo hing er an dem Baume,
Wo er wohnte, an zwei Aeſte ſich,
Schwang ſich in der Luft, erwärmte ſo
Seinen Leib und ſang dazu ein Lied
Auf Maria, welche ſeine ſtille,
Fromme, keuſche Minne war. Der arme
Salaür verſchied in ſeinem Walde;
Man entdeckte den entſeelten Thoren
Und begrub ihn an dem Ort, nicht anders
Als man ein Gethier begräbt, ein todtes.
Niemand hätte weiter ſein gedacht.
Aber wo man ihn hineingeſcharrt,
Welch ein Wunder! Eine Lilie war
Aufgeſproßt und auf den weißen Blättern
Glänzet' eine goldne Wunderſchrift;
„Ave Maria“ war darauf zu leſen,
„Ave Maria“ grüßte jedes Blatt.

Andere Gedanken hegte man
Jetzo von dem armen Salaün,
Welchen man ſo tief verachtet hatte.
Man erbaute dorten, wo man ihn
Eingegraben, und wo ſich die weiße
Blume mit dem marian'ſchen Gruße
Aus der Gruft erhoben, eine Kirche.
„Unſerer lieben Frau von Folgoat"
Heilig und durch große Wunder ruchbar.

18.

Maria ihren Maler rettend.

Gegründet unſrer lieben Frau
Ward einſt ein hoher Tempelbau;
Man mühte ſich mit aller Macht,
Zu ſchaffen eine große Pracht;
Man bauete manch langes Jahr;
Und wie das Haus vollendet war
Und nur der Raum, der innre, leer,
Da rief man einen Maler her;
Der thürmet' an der Wand hinauf
Ein hoch Gerüſt und ſtand darauf,
Und nahm den Pinſel in die Hand,
Und ſchmückte die geweihte Wand,
Und bildete mit Liebesſinn

Das Bild der hohen Königin,
So wie er es lebendig-nah
Mit innerlichem Auge ſah.
Und wie er eben fertig war
Und ſchauete ſein Werk ſo klar
Und in entzückter Minne brannt',
Erkrachte der zu loſe Stand,
Und tief hinab vom Brette nun,
War ihm beſtimmt, den Fall zu thun.
Das Bildniß aber an der Wand
Streckt' eilig aus die weiße Hand,
Ergriff den Arm des Bebenden
Und ohne Haltung Schwebenden
Und hielt ihn alſo wunderbar
Bis Menſchenhülfe nahe war. —
O zarte Hand und mächtige,
Zu retten nie bedächtige,
Was unter deinen Schutz geſtellt,
Dich küſſ' in Andacht alle Welt!

19.

Maria hilf!

Schwer lag ein Knabe danieder,
Der dürftigen Eltern Luſt;
Die erſchrockene Mutter, ſie drückte
Den Liebling an ihre Bruſt.

Sie benetzte mit ihren Thränen
Sein erblaſſendes Angeſicht,
Und fragte mit ängſtlichem Stöhnen:
„Erkennſt du die Mutter nicht?“

Doch mit dem Erkennen war es,
Mit dem Leben, ſo ſchien's, vorbei.
„Maria, hilf!“ ſo ruft ſie,
Die Arme, mit hellem Schrei.

Stürzt dann hinaus zur Hütte,
Fliegt in den nahen Wald,
In deſſen dunkler Mitte
Des Mannes Axt erſchallt.

„Komm, Mann, laß Alles liegen!
Todtkrank iſt unſer Knab'.
Wenn ihn das Grab verſchlinget,
Ich ſinke mit ihm hinab.“

Der Mann, er hört's mit Schrecken;
Er eilet, er läßt im Baum,
Achtlos die Schneide ſtecken;
Die Frau, ſie folgt ihm kaum.

Sie treten in die Stube —
Das Bettlein, es iſt leer,
Der Knabe, der iſt munter,
Er ſpielet, er krankt nicht mehr.

Er öffnet den Mund ſo lachend,
Spricht: „Habt ihr ſie geſeh'n,
Die mich geſund gemachet,
Die Frau, ſo gut und ſchön?

Sie rührte mich an ſo linde
Mit ihrer weißen Hand,
Sie glich der Frau mit dem Kinde
Hier an der Stubenwand.“

Der Mann vernahm's und ſtarrte;
Die Mutter ſank in's Knie,
Hielt ihren Knaben umfangen
Und liſpelte: „Dank Marie[1])!“

Nach Göttl.

20.

Die Belagerung von Gwengamp.

Volkslied aus der Bretagne.

Gwengamp, Maria's edlem Sitz,
Naht Heergewalt und Waffenblitz;
Ein bunter Herold ſprengt hervor
Und ſendet dieſen Ruf empor:

---

[1]) Es wäre intereſſant zu wiſſen, ob hier eine Erzählung aus dem Volke vorliegt. Es ſcheint der Fall zu ſein; der Dichter hat das Gedicht als „Legende“ bezeichnet.

„Du öffne, Stadt, die Thore dein,
Laß den gewaltigen Grafen ein,
Dem keine Veſte widerſteht,
Den alle Welt um Gnade fleht!“

Der beſte Mann im ganzen Land,
Der treue Roland iſt zur Hand;
„Des Grafen,“ alſo rufet er,
„Wird dieſe Veſte nimmermehr.

Wer uns gebietet ächt und pur,
Iſt unſre fromme Fürſtin nur;
Wir leben und wir ſterben ihr,
Und den Verrath verfluchen wir.

Auf wackre Bürger! Es gebricht
An Kugeln und an Pulver nicht,
Und ſind wir auch an Menge klein,
Groß werden wir durch Kühne ſein.“

Es wird geſtürmt und abgewehrt;
Es wird ſo mancher Leib verſehrt;
Der treue Roland ſtürzt dahin;
Sein Weib für ihn zeigt Heldenſinn.

Doch trotze noch ſo meiſterhaft
Der kleine Hauf der Ueberkraft —
Es dringt herein zu Thor und Wall
Unendlicher Soldaten-Schwall.

„Die Frauen und die Mägdelein,
Die mögen eure Beute ſein;
All köſtliche, metallne Pracht,
Die werde mir zu Houf gebracht!“

Der Sieger ruſt's, die Herzogin
Stürzt weinend auf die Kniee hin:
„Weltherrſcherin im Aetherſchooß!
So gibſt du deine Veſte bloß?

Siehſt unbewegt dein heilig Haus
Verwandelt in Soldatengraus,
Zu Pferdeſtall und Küche frei
Altar gemacht und Sakriſtei?

Siehſt ruhig an, wie dies Gezücht
Durch alle zarte Bande bricht;
Hörſt frech umarmte Mägdelein
Vergeblich auf zur Wolke ſchrei'n?“

Kaum zürnet dieſer Ruf empor,
Ein Sturmgeläute tönt in's Ohr;
Laut ſchlagen alle Glocken an,
Und wurde doch kein Zug gethan.

„Behende geh, o Knappe mein,
Dring hurtig in den Dom hinein,
Und ſiehe, wer den Strang bewegt
Und dieſer Töne Schreck erregt!

Zur Seite hängt die Waffe dir,
Die Klinge raſch entblöße mir,
Und wen du ſiehſt am Strange zieh'n,
Zu Boden eilig ſchmetter' ihn!"

Der Knappe zeucht die Klinge ſein,
Dringt hurtig in den Dom hinein;
Entſetzt, erblaßt und ohne Wehr —
So wiederum erſcheinet er.

„Von Irdiſchem iſt keine Spur;
Von Heiligen und Geiſtern nur
Iſt angefüllt der ganze Bau
Und hell in ihm thront unſre Frau.

Ein Weſen aus dem Lichtgebiet,
Nicht Menſchenhand am Strange zieht;
Zu Grunde ſank die Klinge mir,
Zu Grunde ſank ich ſelber ſchier."

Die Kunde trifft dem Blitze gleich;
„Fort," ruft der Graf und wird ſo bleich;
„Fort, fort von hier!" ruft alle Schaar,
Und Gwengamp iſt der Feinde bar.

21.

St. Hildegard.

Wo der Nahe ſeichte Wogen
Sich ergießen in den Rhein,
Ragt das Sankt-Rupertus-Kloſter,
Hell beglänzt vom Abendſchein.

Vom Gefelſe rinnt die Quelle
Silberklar zum Strand hinab,
Der die heilige Hildegardis
Betend ihren Urſprung gab.

Nun jedoch in ihrer Zelle
Liegt die Fromme ſtill und bleich,
Denn ſie wird empor gerufen
In das ſchöne Himmelreich.

Draußen aber vor dem Thore
Stehet eine triſte Schaar,
Frauen und verwaiſte Kinder,
Männer mit ergrautem Haar.

Dieſe weinen, dieſe lauſchen
Auf die Kloſterzelle hin,
Wo ſie ſtirbt, die ihrer aller
Helferin und Tröſterin.

Horch da ſchallt das Todtenglöcklein,
Und beſchloſſen iſt ihr Lauf.
Aber eine weiße Taube
Schwingt ſich aus dem Fenſter auf.

Kreiſet dreimal um die Armen,
Ehe ſie zum Himmel flieht,
Der mit tauſend Purpurſtrahlen
Ihrem Flug entgegenglüht.

Nach Adelheid von Stolterfoth.

22.

Der Traum der heiligen Brigitte.

Wie die Lilie hehr und rein
In der bunten Blumen Mitte
Sproßt' empor ein Mägdelein
Seltner Art, die heilige Brigitte.

Einſt von ihres Heilands Leid
Hörte ſie die fromme Kunde,
Und das ſank der edlen Maid
Schwer und tief zu ihres Herzens Grunde.

Lang auf ihrem Pfühle wach
Lag ſie Nachts und ſann und dachte;
Eingeſchlummert allgemach
War ſie, doch ihr inneres Auge wachte.

Schwer getroffen vor ihr ſtand
Gottes Sohn und wund geſchlagen.
„Wolle mir, durch weſſen Hand
Dies geſchah, mein liebſter Jeſu, ſagen!" —

„Solches thaten, ſolches thun,
Die verachten meine Hulden,
Nicht geſonnen, ſüß zu ruh'n
Mir am Bruderbuſen, frei von Schulden.

Alſo ſehr verwunden mich,
Die mich aus dem Herzen ſtoßen,
Wo ich würde ſeliglich
Lagern und umſtreuet ſein von Roſen.

Solche Schmerzen geben mir,
Die ich nicht vermag zu werben
Für der Himmelskrone Zier,
Die unrettbar ſtürzen in's Verderben."

23.

St. Katharina.

Zum Gebete hingeſunken
Kniet die heilige Katharina;
Da vor ihr mit einem Male
Steht der Heiland, eine Krone,

Die geflochten war aus Dornen,
In der Rechten, eine goldne
Funkelhelle, königliche,
Haltend in der linken Hand.

„Wähle!“ ſpricht er; „Wenn du dich
Für die goldne hier entſcheideſt,
Hoch auf Erden wirſt du ſein,
Angebetet, überhäufet
So von Ehre, wie von Gute;
Mich jedoch wirſt du verlieren,
Wenn ſo reich für dich an Glücke
Und an Glanz der Dinge Stand.“

Katharina, leidenſchaftlich
Griff ſie nach dem Dorngeflechte,
Drückt es in die Stirne ſich
Heftig, alſo daß ihr Blut,
Niederrann, ihr roſenrothes,
Ueber Antlitz und Gewand.

„Gut gewählt, o Katharina,
Haſt du; nicht bereuen ſollſt du
Deine Wahl, die liebevolle,
Heldenmüthige; dir verſchrieben
Iſt für immer nun mein Herze;
Und die Stirne, welche jetzo
Dieſer herbe Schmuck beleidigt,
Soll mit einer Strahlenkrone

Prangen in dem Wonneland.“
Sprach es; ſahe mit dem Blicke
Reinſter Huld und ewiger Güte
Auf ſie nieder und verſchwand.

24.

Das ſchnell wachſende Jeſuskind.

Eine Jungfrau kniet' in ihrer Kammer
Im Gebete; ſiehe, da erglänzte
Ihr im Roſenſchein der Jeſusknabe,
Lächelte ſie lieblich an und ſagte:
„Friede ſei mit dir!“ Die fromme Jungfrau
Hing entzückten Auges an dem Kinde;
Ihr Gemüth erfüllte Himmelsfreude.
Horch, da pocht es; eines Armen Stimme
Läßt ſich hören, eine Gabe heiſchend.
„Ach, ſo ſoll ich, o mein allerliebſter
Jeſu, von Dir gehen!“ klagte Jene.
„Gehe nur,“ antwortete der Knabe;
„Dorten bin ich auch, wiewohl verborgen
Deinem Aug'.“ Und es erſtand die Jungfrau,
Und erfreuete mit reicher Gabe
Den Bedürftigen, ja wie derſelbe,
Von dem Elend ſeines Weibes, ſeiner
Kinder ſprach, ging ſie mit ihm und labte
Tröſtete die Kinder und das Weib auch.

Dann in Eile kehrte ſie zurücke,
Ob vielleicht noch einmal ihr zu Theile,
Jene Schau, die gnadenreiche, werde.
Wie ſie wieder in's Gemach hineintritt
Noch zugegen iſt der hohe Gaſtfreund,
Aber anders, als vorher geſtaltet.
Ihr als Jüngling in vollkommner Blüthe
Schauet er entgegen; ſeine Hand ihr
Liebevoll zu ewigem Bunde reicht er.
Und in einem Meer von Seligkeiten
Schwimmt die Braut. Doch nicht die Frage kann ſie
Unterdrücken: „Herr, wie kommt es, ſage,
Daß du nun ein Anderer von Anſeh'n;
Daß du ſo erſtaunlich raſch gewachſen?“
Drauf der Herr: „Das kommt von deiner Liebe,
Von den Gaben, die du mir geſpendet.
Dieſe haben mich ſo ſehr gekräftigt.
Denn geſchehen iſt mir ſelber Alles,
Was du jenen thateſt, den Bedrängten.“

25.

Maria consolatrix afflictorum [1]).

Auf meinem Lager ruht' ich
    So trüb, ſo krank, ſo ſchwach;
So bange Zweifel miſchten
    Sich in mein Schmerzensdach.

---

[1]) Maria, die Tröſterin der Betrübten.

Da kam ſie, die mein Anker,
Mein heiliger Liebesbrand;
Sie legte mir auf die Stirne
Die ſanfte Gnadenhand.

Sie ſprach zu mir: „Sei ruhig
Du thöricht Erdenkind!
Ich bin dir immer nahe,
Ich bin dir immer lind.

Ich nahm ja ſchon dort außen
Mich dein ſo ſorglich an;
Dich nun gezogen hab' ich
In meinen engſten Bann;

Und ſollte jetzo laſſen,
So liebelos von dir?
Was auch geſchieht, du denke:
„Die Mutter iſt bei mir!“

Sie war hinweggeſchwunden
Mit dieſer Rede Klang;
Mir aber blieb von Troſte,
Von Licht ein Ueberſchwang.

Was will mich ängſten fürder,
Auf irdiſchen Revier?
Was auch geſchieht, ich denke:
„Die Mutter iſt bei mir.“

26.

Maria's Name.

Wie Wachs zerfließet am Feuer,
Wie Staub ſich im Winde zerſtreuet,
So, wenn Maria's Name
Ertönet, hoch und klar,
Stürzt, in die Flucht geſchlagen,
Zurück in ihren Schlund ſich
Die grauſe Dämonenſchaar.

Nach dem h. Franz von Aſſiſi.

27.

Inſchrift.

Du, der du walleſt dieſe Straße hin,
Wallfahrer oder fromme Pilgerin,
Laß raſten hier die müden Wanderfüße!
Maria, die Mutter ſüße,
Steht an dem Ort und harret deiner Grüße
Und wartet der Beſcheere,
Durch die ſich ihr dein liebend Herz bewähre.

Und hat ihr auch zu weihen und zu ſchenken
Nichts deine Hand, die leere —
Nicht müſſe deß dich eine Sorge kränken!
Dann, liebes Kind, gewähre

Der Holdeſten nur eine ſtille Zähre!
Mit Augen, welche Rührung niederthauen,
Sie minnig anzuſchauen
Und ihrer reinen Milde zu gedenken,
Das wird ihr werther ſein,
Als Silber, Gold und edeles Geſtein;
Sie wird ſodann mit Treuen
Auch dich hinwieder ſeelentief erfreuen.

28.

Peter Forschegrund

oder:

Ueber den Begriff der Ewigkeit.

In mitternächtiger Region —
So lautet die Tradition,
So meldet auch manch alt Gedicht —
Befand ſich einſt ein Bau ſo ſchlicht;
Da wohnten Mönche gottergeben
Und führten ein erbaulich Leben;
Man rühmte ſie auch weit und breit
Als Meiſter der Gelehrſamkeit.
Sie ſchrieben mit Initialen;
Sie konnten auch Gemälde malen,
Verfaßten auch im Chronikſtyl
Denkwürdiger Geſchichten viel.
Darunter Einer forſchte gründlich,

Wie ihm die Wahrheit werde kündlich;
Drob lautet' in der Mönche Mund
Sein Name: Peter Forſchegrund.
Dem Kloſter nah zu grüner Hülle
Verbreitete ſich Laubesfülle;
Da tief hinein den Schritt zu lenken
Und mit ſich ſelbſt zu überdenken
Das ein' und andere Problem,
War Forſchegrunden angenehm.
So ging er einſtens aus dem Haus
Und wallet' in das Grün hinaus;
Sein Gegenſtand zu dieſer Zeit
War der Begriff der Ewigkeit.
Solch unbegrenzte lange Dauer
Erfüllet' ihn mit einem Schauer.
„Mein Gott! Du weißt: ich liebe dich,“
So rief er aus; „ich ſehne mich,
Auf lichterfüllten Himmelsauen
Mit klaren Augen anzuſchauen
All deiner Glorien Ueberſchwang;
Doch ewig, ach, das iſt zu lang.
Ohn' Unterlaß daſſelbe Loos,
Sei das Genügen noch ſo groß,
Wie mag's die Creatur ertragen?
Wird nicht nach ungezählten Tagen
Ein launenhafter Trieb ſogar
Sich regen in der ſeligen Schaar? —
Wie da zu kommen auf den Grund,

Das thue mir, mein Schöpfer, kund!“
Indem er alſo ſann und ſprach,
Da über ſeinem Haupte brach
Aus dem Gebüſch hervor ein Klingen;
Ein Vögelein begann zu ſingen;
Sein Lied, ſo ſüß und wonnereich,
War keinem auf der Erde gleich.
Es war ein überirdiſch Tönen,
Das Kunde gab vom ewig Schönen,
Von einer Luſt, die unausſprechlich,
Wogegen ärmlich und gebrechlich,
All, was da rühmt ein ird'ſcher Mund.
Mit hingerißner Seele ſtund
Der gute Meiſter Forſchegrund,
Der Stunde Flug nicht mehr ermeſſend,
Sich und die ganze Welt vergeſſend.
Das Vögelein hielt endlich inne,
Und wiederum zu ſeinem Sinne
Kam Jener und bedachte ſich.
„Ich fürchte,“ ſprach er, „es verſtrich,
Seitdem ich horche dieſem Ton,
Dem ſüßen, eine Stunde ſchon,
'S iſt heimzukehren hohe Zeit.“
Er wandte ſich, zum Geh'n bereit.
Der Gang jedoch, der ward ihm ſchwer;
So müde ſchleppt' er ſich daher;
Und wie er wallte durch die Flur,
Kaum fand er noch die alte Spur.

Es war ſo Vieles hie und da —
Er wußte nicht, wie ihm geſchah,
Und ob dem Augenſchein zu trauen —
So ganz verändert anzuſchauen.
Wie ehedem geſtaltet war
Gebäude, Berg und Quelle zwar;
Doch manche Hütte rings umher,
Und manch Gehöfe miſſet' er.
Das wilde Buſchwerk war vernichtet,
Es waren Häuſer aufgerichtet;
Wo ſonſten ein Gedörn zu ſchauen,
Da ſah man einen Acker bauen;
Geſunken in den Grund hinein
War hier ein Kreuz und dort ein Stein,
Als wären es, auch bald verſchwunden,
Uralter Tage letzte Kunden.
Das Kloſter auch, die Kirche war
Von anderm Anſeh'n ganz und gar.
Die Thürme hatten nicht geſtanden;
Ein neuer Eingang war vorhanden,
Und neue Mauern, neue Bäume
Umgaben die gedehnten Räume.
Sie ſahe wie ein Fürſtenhaus,
Die ſonſt ſo ſchlichte Wohnung aus.
In einer Stunde Flügelſchwung
Welch zauberhafte Wandelung!
In's Innere tritt der Mönch hinein;
Auch das hat einen andern Schein;

Dazu die menſchlichen Geſtalten,
Die er erblickt, ſind nicht die alten.
Er ſtaunt, er ſtockt auf ſeiner Bahn,
Er ſchaut die Männer prüfend an —
Nicht ein bekanntes Angeſicht,
Kein Auge, deſſen holdes Licht
Ihn Bruder grüßet, unter allen.
Und ihnen auch in dieſen Hallen
Iſt Nichts bewußt und Nichts vertraut,
Was ſo wie dieſer Alte ſchaut.
Denn ganz und gar gealtert iſt
Sein Körper in ſo kurzer Friſt;
Er ſcheint, ſo wie ſie ihn betrachten,
Methuſalemen gleich zu achten.
Er dünket ihnen faſt ein Schatten,
Der ſeinen Fuß, den ſchwachen, matten,
Geſetzet in des Lebens Reich,
So geiſterhaft, ſo todtenbleich.
Er ſpricht, ſie lauſchen ihm begierig;
Doch zu verſteh'n, iſt ihnen ſchwierig.
„Es iſt doch eine Stunde nur,
Daß ich verlaſſen die Klauſur,
Daß ich hinaus aus dieſer Pforten
Gewallet in die Grüne dorten.
Und jetzo, da ich wiederum
In dem gewohnten Heiligthum,
Iſt Alles anders, als es war.
Wo ſind ſie, die ſeit manchem Jahr,

So fromm geſinnt und ohne Makel,
Beſeſſen Haus und Tabernakel?
Wo iſt, der hier gebot, der Abt
So heilig und ſo hochbegabt?
Wo, die mein eigen war, die Zelle?
Wo ſchreit' ich über meine Schwelle?
Hat Zauberei allhier gewaltet,
Gemacht, daß Alles umgeſtaltet?"
Die Mönche ſagen: „Du biſt irre;
Du biſt, ſo ſcheint's, im Haupte wirre.
Wir kennen dich, du Alter, nicht;
Wie iſt dein Name, gib Bericht!" —
„Ich heiße Petrus, forſche gern,
Daß mir die Wahrheit in dem Herrn
All trügeriſcher Hülle bar
Recht aus dem Grunde werde klar.
Drob lautet in der Brüder Mund
Mein Name: Peter Forſchegrund."
Auf dieſe Rede hin begann
Ein kundereicher Ordensmann,
Der über Alles, neu und alt,
Berichten konnte, dergeſtalt:
„In einer Chronik iſt zu leſen,
Es ſei allhier ein Mönch geweſen,
Der tief der Wahrheit nachgegangen
Und auch den Namen hab' empfangen,
Den du, o Greis, uns kundgethan.
Derſelbe, gibt die Chronik an,

Sei eines Morgens aus dem Haus
Gewallet in's Gehölz hinaus
Und da verſchwunden ohne Spur,
Verloren in die Waldnatur.
Es harmoniret dieſe Mähre —
Ich ſag' es zu der Wahrheit Ehre —
Mit dem Bericht aus deinem Mund.
Doch daß du dieſer Forſchegrund,
Der alte, ſeiſt, das glaubt ſich ſchwer;
Es iſt ſchon ein Jahrtauſend her.“ —
Worauf der Greis: „Nun wird es helle.
Ich weilte dort an einer Stelle,
Gebannt durch eines Vogels Sang —
O Wunder! — ein Jahrtauſend lang,
Das mir verging, wie eine Stunde.
So wurde mir von Gott die Kunde,
Die tröſtliche, die ich begehrt,
Wie zu ertragen, was da währt,
Dort in dem himmliſch hohen Hauſe,
Aeonenlang, ohn' alle Pauſe.
Es ſandte Gott aus ſeinem Schein
Nur ein geringes Vögelein;
Jahrhunderte bei ſeinem Ton
Sind im Moment dahingefloh'n;
Wie erſt verſchwinden wird die Zeit
Im Vollgenuß der Seligkeit!
Solch einer Zukunft mir bewußt,
Scheid' ich von hinnen nun mit Luſt.

Mein müder Leib, er will zerſtäuben;
Gott ließ ihn nur ſo lange bleiben,
Daß ich vermöge, dies Ereigniß
Zu kräftigen mit meinem Zeugniß.
Es zu bewahren, es zu ſichern,
Bemühet euch in euren Büchern;
Verleihet ihm des Liedes Schöne,
Damit es auch im Volke töne;
Verkündet es der ganzen Welt,
Welch eine Heimath uns beſtellt,
Wie unſere Wonne ſo vollkommen,
Wenn uns der Himmel aufgenommen!
Und nun Ade! Ich kann nicht mehr."
Er ſprach's; die Zunge wurde ſchwer;
Die Seele breitet' ihr Gefieder;
Die tauſendjährig alten Glieder,
Sie ſanken auf die Erde nieder
Und ſtellten der erſtaunten Schaar,
Die um den Greis verſammelt war,
Nur noch ein Häufchen Aſche dar.

29.

Kloster Grabow.

Es ſtand in Uſedom, dem Lande,
Ein Kloſter, das man Grabow nannte.

Die Mönche waren gottergeben
Und führten ein erbaulich Leben,
Entäußerten ſich jeder Habe
Den Dürftigen im Volk zur Labe,
Und wollten lieber ihre Biſſen
Und ihre Trünke ſelber miſſen,
Als Einem, der um Hülfe bat,
Zu weigern ihre Liebesthat.
Einſt trat jedoch ein Mißwachs ein;
Die Nöthe waren allgemein;
Die Mönche gaben Alles her,
Bis daß ſie ſelbſt an Troſte leer.
Schon mancher Tag war hingefloſſen,
Die Guten hatten Nichts genoſſen.
Da ſah man aus des Haffes Schooß
Zwei Störe kommen, ſtark und groß.
Die ſtelleten der frommen Schaar
Sich als ein willig Opfer dar.
Davon ward einer aufgezogen,
Indeß der andre, zu den Wogen
Zurückgewandt, in's Freie rann.
Von dem gefangnen nährte man
Sich in dem Kloſter eine Zeit,
Bis wieder andre Koſt bereit.
Zu Ende war der Nothbedrang.
Das Wunder aber blieb im Gang.
Es hielten ihren Brauch die Fiſche;
Es zeigte ſich, dem Kloſtertiſche

Zum Hochgewinn, das nächſte Jahr
Auch wieder ein ſo köſtlich Paar,
Wovon man einen nahm und ſpeiſte,
Indeß der andre rückwärts reiſte.
Viel Jahre lang geſchah es ſo;
Man war der guten Beute froh,
Und wollte nicht noch mehr erlangen,
Und zwei ſo fette Fiſche fangen.
Allein die Sitte wandelt ſich,
Die menſchliche, bedauerlich.
So ging es endlich auch allhier,
Im Uſedom'ſchen Mönchsrevier.
Es wurde Kloſterzucht und Glaube
Frivoler Ungebühr zum Raube;
Es ſchwand die Liebe, das Erbarmen,
Das ſonſt geübte, mit dem Armen,
Der flehet' an dem Kloſterthor;
Sich ſelbſt zu laben zog man vor.
Die Tafel dampfte ſchwelgeriſch,
Daß nirgend ein ſo guter Tiſch,
Als in dem Kloſter Grabow war.
Und nahm man nun die Fiſche wahr,
Die kamen, ihrem Brauche treu,
Fing man ſie beide ſonder Scheu.
Da gab es einen Doppelſchmaus;
Allein die Strafe blieb nicht aus.
Es kamen keine Störe mehr
Zum Kloſter aus dem Haffe her.

Es ſank zugleich der Kloſterruhm;
Es ſtrömete dem Heiligthum,
Zu ihrer Seele Troſt und Ruh'
Nicht mehr, wie ſonſt, die Menge zu.
Am Ende ſind die ſtolzen Hallen
Zu Trümmerhaufen eingefallen.
Nun iſt hier eine Wüſtenſtille;
Man wandelt über Steingerülle;
Und ragt noch Etwas wild empor,
So duckt darin ein Eulenchor.

30.

Der Fluch der Pächterin.

Am Bodenſee iſt eine Burg,
Die iſt genennet Tegelſtein.
Da hauſt' und herrſcht' in alter Zeit
Frau Anna mit drei Töchterlein.

Zu der, verweinten Angeſichts,
Kam einſtens eine Pächterin:
„Ach gnädige Frau! Mein Elſelein,
Mein Kind, mein Alles iſt dahin.

Ich möchte winden einen Kranz
Von weiſſen Roſen um ihr Haupt.
In eurem Garten wachſen ſie;
Ich denke wohl, daß ihr's erlaubt.“ —

„Dergleichen,“ ſprach die Edelfrau,
„Iſt nicht für den gemeinen Hauf;
Auch Diſteln geben einen Kranz,
Den ſetze deinem Baſtard auf.“

Da faßte Grimm die Pächterin:
„So möge ſie denn nur allein,
Die adelige Roſenpracht,
Für euere drei Töchter ſein!“

Und es erfüllte ſich ihr Fluch;
Auch in dem Schloſſe kehrt’ er ein,
Der blaſſe Tod, und wählte ſich
Die adeligen Töchterlein.

Sie ſtarben hin der Reihe nach,
Die ſämmtlichen in einem Jahr;
Es ward der weiße Roſenkranz
Geſetzet auf ihr junges Haar.

Sie ſelber auch, die ſtolze Frau,
Ward in die Gruft hinein gerafft;
Sie wandelte nach ihrem Tod,
Die ruheloſe, geiſterhaft.

Und nimmer ging die Trauer aus
Im Hauſe der von Tegelſtein;
Es ſanken in die Gruft zumal
Die adeligen Töchterlein.

Die ſchlimmſte Zeit im Jahre war,
Wenn's roſenhold zu blüh'n begann.
Da ſtarb ſo manches ſchöne Kind;
Und ſie, die Ahnfrau, zeigt es an.

Man ſah ſie ſitzen in der Nacht
Im blumenreichen Schloßrevier,
Bemühet, aus der bleichen Pracht
Zu flechten eine Todtenzier.

31.

St. Gerasimus und sein Löwe.

Tief verſunken in Betrachtung
Schritt Geraſimus, der weiſe,
Gute Vater, durch das Sandmeer,
Daß der Jordan netzt, das heiße.

Sieh, ein Leu, ein Fürſt der Wüſte,
Kommt daher ſo kraftgebrochen,
Reicht dem Abte ſeine Tatze,
Die von einem Dorn durchſtochen.

Blickt' ihn an, als wollt' er ſagen:
„Wie mit deinen andern Armen,
So mit einem kranken Thiere,
Guter Alter, hab Erbarmen!“

Und der Abt, er zog den Stachel
Sorglich aus dem Fuß des Lahmen,
Band darum ein Tuch und ſagte:
„Gehe nun in Gottes Namen!"

Nicht gefiel das Wort dem Leuen,
Nimmer von dem Abte wich er;
Noch ſo ernſtlich abgewieſen,
Stets dieſelben Wege ſchlich er.

Und ſo iſt er mit dem Alten
Auch in's Kloſter eingegangen,
Hat darin, weil er ſo friedlich,
Seinen Unterhalt empfangen.

Dienſte zu verrichten war er
Wie ein Laienmönch befliſſen;
Manches hat man ihn gelehret,
Und man hat ihn loben müſſen.

Ihres Eſels unter Andrem
Hießen ihn die Brüder warten,
Der da trug die Jordanwelle
Morgens in den Kloſtergarten.

Suchte ſich der Eſel Kräuter,
War der Leu an ſeiner Seite,
Wachte, ſchützte, gab ihm endlich
Wieder heimwärts das Geleite.

Aber einmal hat der Eſel
Seinen Lauf zu weit erſtrecket,
Und der Löwe, wie er ſuchte,
Seine Spur nicht mehr entdecket.

Zu der Stunde reiſt ein Moſlem
Mit Gepäck in dem Reviere,
Sieht den Eſel, kann ihn brauchen,
Miſcht ihn unter ſeine Thiere.

Unterdeſſen brüllt der Löwe
Laut umher in ſeinen Sorgen,
Kommt zurück zu ſeinem Meiſter
Traurig erſt am andern Morgen.

„Löwe,“ rief der Abt, „wie haſt du
Aller Lehr' und Zucht vergeſſen!
Den dir anvertrauten Eſel
Haſt du grauſam aufgefreſſen.“

Mit geſenktem Haupte hört' es
Der Geſcholtne, blickte nieder;
Drauf Geraſimus, vermeinend,
Er geſteh' es, ſo hinwieder.

„Weil geſcheh'n durch deine Tücke
Unſerem Kloſter dieſer Schaden,
Sei du ſelber, ſtatt des Eſels,
Jetzo mit dem Schlauch beladen!“

Und der Löwe war's zufrieden,
Schleppte täglich in der Frühe
Waſſer in den Kloſtergarten,
Murrte nie ob ſeiner Mühe.

Einſt jedoch zu ſeinem Troſte
Sah er ein Gewimmel kommen;
Und dabei war auch der Eſel,
Den der Muſelmann genommen.

Ei, wie war der Löwe luſtig!
In die Karavane ſprang er,
Ihm zu folgen den am Zaume
Fortgerißnen Eſel zwang er.

Und der Abt, er ſah verwundert
Seine Thiere, ſeine beiden;
Daß dem Löwen Leid geſchehen,
Machte nun ihn ſelber leiden.

Freundlich ihm in's Auge ſchaut' er,
In dem eignen eine Thräne;
Streichelt', um Vergebung bittend,
Seine ſchöne, gelbe Mähne.

Tage drauf und Jahre ſchwanden,
Und der Löwe dient' in Frieden.
Endlich, als der gute Vater
Von der Erde weggeſchieden —

Lagert' auf dem Grabe trauernd
Tag und Nacht der Vielgetreue;
Speiſe, ſo wie Trank verſchmähend
Starb er hin, der fromme Leue[1].

32.

Edigna.

Wundereigne Dinge lieſt man
Aus den alten, frommen Zeiten,
Von den hochgebornen Frauen,
Welche ſich dem Himmel weihten.

Nieder in die tiefſte Tiefe
Stiegen ſie von ihren Höhen,
Theileten des Volkes Elend,
Heileten des Volkes Wehen.

So Edigna, welche Frankreichs
Königlichem Blut entſproſſen,
Alle Güter, alle Prachten
Aufzugeben feſt entſchloſſen.

---

[1] Der heilige Geraſimus, in Lycien geboren, Abt eines am Jordan gelegenen Kloſters, geſt. den 5. März 475. Die Geſchichte von dem Löwen wird als eine ganz wahrhafte und gewiſſe Thatſache berichtet. Man ſehe die Bollandiſten und Vogel's Legende der Heiligen, München 1851. I. S. 372 f., wo die Löwengeſchichte in Proſa vorgetragen iſt.

Setzte ſich auf einen Wagen,
Wo zwei Rinder angeſpannet,
Fuhr von hinnen aus dem Schloſſe,
Aus der Heimath, wie verbannet.

Nicht vertraut ſie ſich der Leitung
Eines menſchlichen Kumpanes;
Sie entfernt ſich in Begleitung
Eines ihr ergebnen Hahnes.

Ei du wunderlicher Ritter,
Wie man keinen noch geſehen!
Neben deiner Dame prangſt du
Und verherrlichſt ſie mit Krähen.

Aufgehangen auf dem Wagen,
Ließ ſie eine Glocke ſchweben;
Das Warum iſt in den Sagen
Nicht mit Klarheit angegeben.

Doch ſie dachte wohl, die Gottheit
Liebe, durch ſo ſchlichte Sachen,
Durch ſo unſchuldsvolle Weſen
Was ſie wolle, kund zu machen.

Ihre Rinder hat Edigna
Nicht gelenket, nicht getrieben,

Hat ſie völlig überlaſſen
Ihrem eigenen Belieben[1].

So am Ende — man befand ſich
In dem Lande der Bojaren —
Kam zu Buch bei Fürſtenfeldbruck
Die Prinzeſſin angefahren.

Hier geſtocket hat die Reiſe,
Denn die Rinder blieben ſtehen;
Es begann aus allen Kräften
Auch zugleich der Hahn zu krähen;

Auch die Glocke ward lebendig,
Fing von ſelber an zu läuten.
Wohl verſtand die weiſe Jungfrau
Dieſe Zeichen auszudeuten.

Eine große, hohle Linde
Sah ſie an dem Orte ſtehen;
Dieſe hat ſie ſich zur Klauſe
Und zum Wetterdach erſehen.

Hingeführt von inn'rem Drange
Wurden Leute zu dem Baume,
Fanden hier die ſchöne Jungfrau
In dem armen, engen Raume,

---

[1] Solche frei gehende Rinder kommen in den Sagen häufig vor. Beſonders werden auf dieſe Weiſe heilige Leichen zu gefahren und da, wo die Thiere ſtehen bleiben, zur Erde beſtattet.

Brachten ihr und ihren Thieren
Was da nöthig zur Ernährung;
Und die Sinnige bediente
Sie mit Rath und mit Belehrung.

Nicht ermangelt' ihr Gebete,
Wunderkräfte zu entfalten,
Und ſo ward ſie von dem Volke
Hoch geehrt und werth gehalten.

Sie verſchied in ihrem Baume,
Der noch heutzutag vorhanden.
Vielen hat die Angerufne
Auch geſtorben beigeſtanden.

Und gequollen aus der Linde
Iſt ein Oel, das man für Wunden,
Böſe Schäden, grimme Wehen
Zum Erſtaunen gut gefunden.

Aber als der Geiz, die Habſucht
Einen ſchnöden Handel trieben
Mit der allbegehrten Salbe,
Iſt das Wunder ausgeblieben.

Denn die Edle, die im Lieben,
Die ſo groß war im Entbehren,

Ihr mit Richten hat's gefallen,
So gemeinen Trieb zu nähren[1].

33.

Der h. Joseph von Copertino und die Hasen.

Der heilige Joſeph
Von Copertino
Sah zu Grotella
Auf dem Gefilde
Zwei Haſen einſtens
Und redete,
So, wie er pflegte,
Der Thiervertraute,
Sie an und ſprach:
„Hört, was ich euch
Empfehle! Haltet
Euch zu dem Kloſter;
Seid von den Klugen,
Seid von den Frommen;
Nicht allzukeck
Schweift in die Runde!
Ihr werdet ſonſten
Um's Leben kommen.

---

[1] Vergl. Jocham, Bavaria sancta. München 1862. II. S. 13 ff. Edigna ſtarb ohngefähr 1109. Einige ſagen, daß Oel ſei aus ihren Gebeinen gefloſſen.

Nah ſind die Jäger
Und bös die Hunde;
Man ſtellt euch eben,
Ihr armen Thierchen,
Mit Hitze nach."

Dem Worte lauſchte
Der Kleinere,
Der Feinere,
Und war gehorſam.
Der Andere,
Ein großer Tölpel,
Frug Nichts darnach.

Nach einiger Zeit
Vernahm der Heil'ge
In ſeiner Klauſe
Ein Jagdgebrauſe
Und ſah hinaus.
Das Häſelein,
Verfolgt von Hunden,
Kam hergelaufen.
„Herein, herein
In's Kloſterhaus,
In meine Zelle!
Da kann ich bergen
Und Schutz verleih'n."
Der Pater rief es;

Der Haſe kam
Und flüchtete ſich
In ſeinen Schooß;
Doch auch die Hunde,
Sie kamen, rannten
Herein, heran.
„Was wollet ihr
In meiner Zelle?
Marſch, fort von hier!“
So herrſchte Joſeph;
Und ſie, die Meute
Ließ ihre Beute,
Zurücke meſſend
Die flüchtige Bahn.

Gerettet war
Der kleine Haſe,
Der folgſame;
Den großen aber,
Der nicht gehorchte,
Hat man gefangen
Und abgethan.

34.

Der Dank der Todten.

Ein Ritter reitet, er ſpornt ſein Roß
Heim in ſein ſicheres Bergesſchloß.

Er ſpornet es nach hartem Streit
Hin durch die nächtliche Dunkelheit.

Des Weges er wohl kundig iſt,
Er reitet ihn zu mancher Friſt.

Die Straße gehet am Kirchhof hin;
Doch nicht befängt es ſeinen Sinn.

Zu beten an dem Ort vielmehr
Ein fromm Gebete pfleget er:

„Dein Friede Herr, dein Heil geſchenkt,
Sei ihnen all, die hier verſenkt!

Nimm ſie, wofern ſie in der Qual,
Zu Gnaden auf in deinen Saal!“

Jetzt aber geht's im Sputelauf;
Es dränget ihn ein Feindeshauf.

Da ſieh, aus ſeiner Nacht empor
Hebt ſich der Todten bleicher Chor,

Steigt in die Höh' im Monde klar
Und ſtürzet in der Feinde Schaar.

Die, von Entſetzen angefaßt,
Kehrt ſich herum in wilder Haſt,

Und er, befreit von allem Strauß,
Entwiſchet in ſein Felſenhaus.

So ihren Dank in dieſer Fahr
Bracht' ihm die todte Sippſchaft dar.

Ihn, deſſen Mund für ſie allhie
So oft gefleht, beſchirmte ſie.

Nicht wird ja ohne Frucht gedacht
Der Brüder in der Grabesnacht.

Denn eine Brück' iſt unſer Fleh'n,
Auf welcher ſie zum Himmel geh'n.

Nach L. Bechſtein.

35.

Wunderſames Arzeneimittel.

Eine Mutter nahet ihrem Ende,
Und die Kinder an dem Bette weinen.
Kommt der Arzt gegangen, ſchaut die Kranke,
Siehet, daß ſie ſchon dem Tod verfallen,
Nimmt jedoch, es auszuſprechen, Anſtand.
Wie er alſo ſtehet, ſelbſt erſchüttert,
Sieht er an der Wand gemalt des Heilands
Heilige fünf Wunden, weiſt die Kleinen
Darauf hin und ſpricht: „An dieſe haltet
Euch, ihr Kinder! Ich kann nicht mehr helfen.
Gibt es Heil noch in ſo großer Schwachheit,
Dort nur iſt die Arzenei zu holen.“

Spricht es und verlößt die Krankenſtube.
Doch die Mutter, welche kaum noch höret,
Was geſprochen wird, ſie meint, es ſei ihr
Eine Medizin verſchrieben worden,
Lispelt ſchwach: „Die Arzenei, ihr Kinder!“
Und die Kinder, die unwiſſend armen,
Steigen an der Wand empor und ſchaben
Etwas ab vom heiligen Wundenbilde,
Schütten's in ein Waſſerglas und reichen's
Ihrer Mutter dar. „Das wird dir helfen,“
Sagen ſie, „der Doktor hat's empfohlen,
Hat geſagt, es ſei ein heilig-großes,
Wunderſames Mittel, welches ſelbſt noch
In den allerſchlimmſten Fällen hülfreich.“
So im Glauben geben es die Kinder;
So im Glauben nimmt es ein die Mutter.
Kaum geſchehen iſt es, ſo verſinket
Die in einen ſanften Schlaf und fühlt ſich,
Wie ſie aufwacht, wunderbar gekräftigt.
Tags darauf erſcheint der Doktor wieder,
Meint die Kranke wäre todt und denket
Den verlaßnen Kindern beizuſtehen.
Doch da war der Jammer all verſtummet,
Da war Alles freudenhell und heiter;
Denn erhoben hatte ſich die Mutter,
Ihrer Schwäche bar, vom Krankenlager.
Starr vor Staunen war der Arzt: „Was iſt denn
Hier geſchehen,“ hub er an, „wie wurde

Dieſes Wunder möglich?“ — „Ei, Sie haben
Ja das Mittel angezeigt, Herr Doktor!
Von den heiligen Wunden eingegeben
Haben wir der Mutter, und gewichen
Ohne Säumen iſt die böſe Krankheit.“

Nehmt's, ihr Klugen, wie ihr wollt! die Kinder
Hatten's wohl gemacht in ihrer Einfalt,
Und geneſen war die Frau, die kranke.

36.

Die Pendeluhr.

Im Seſſel ſitzt ein alter, kranker Mann,
Schon wehet ihn der Hauch des Todes an;
Die Glieder ſind erſchlafft, die Blicke nur,
Sie heften ſich auf eine Pendeluhr.
Zwar lange ſchon hat aufgehört ihr Schlag;
Doch blicket er nach ihr noch jeden Tag.
„Du Angedenken von des Freundes Hand,
Der mir vorausging in das dunkle Land!
Du biſt verroſtet, deine Kraft entwich;
Zu Grabe tragen ſie nun bald auch mich;
Und keine Thräne fließet in mein Grab
Aus Weibes oder Kindes Aug' hinab.
So einſam, ach, ſteh' ich auch dort vielleicht,

Und finde keinen, der die Hand mir reicht."
Da, horch, ertönt, wiewohl ſeit Jahr und Tag
Nicht mehr gehört, der Pendeluhrenſchlag.
Ein freudiger Schreck durchzucket ihn, den Greis,
Der ſich gegrüßt von ſeinem Freunde weiß.
„Ja," rufet er, „du biſt's, du denkſt an mich,
Du treue Seele, und ich finde dich,
Geh ich hinüber, bin nicht ganz allein."
Sein Angeſicht verklärt ein heller Schein.
Die Uhrenſchläge haben ausgehallt;
Im Seſſel ſitzt der Alte, ſtarr und kalt.

Nach Ludwig Koſſarski.

37.

Der blinde Mann.

Ich ging, ſo träumte mir, in Waldesmitte;
Darinne fand ich eine kleine Hütte,
Und in der Hütte traf ich einen Mann,
Der in der Blindheit allerſchwerſtem Bann.
Ich fragte: „Biſt du ſo bereits geboren?" —
„Der Sinn des Auges war mir ſtets verloren,"
Entgegnet' er. „So kennſt du alſo nicht,
Was in der Welt das Herrlichſte, das Licht?" —
„Nein! Das jedoch iſt mir unzweifelhaft:
Dies Weſen iſt und wirkt mit Wunderkraft,
Dies königliche." Plötzlich ändert' er

Die Stimm' und ſprach — es klang ſo hoch und hehr:
„Zieh eine Lehre dir aus meinem Loos!
Noch andre Dinge gibt es, ſchön und groß
Und wundervoll, vom Menſchenauge zwar
Nicht wahrgenommen, aber dennoch wahr.
Denn dafür iſt die Creatur ſo blind,
Die irdiſche, wie du mich ſiehſt, mein Kind!“

Weiblichen Urſprungs.

38.

Die Irrlichter.

Es wandeln in der ſtillen, dunklen Nacht
Wohl Engel um in Sternenblumenzier
Auf grüner Matte, bis der Tag erwacht
Und Betzeitglocken tönen dort und hier,

Und ſprechen mit einander dies und das
Und machen heimlich mit einander aus
Verborgne Dinge — wer erriethe, was? —
Und geh'n dann wieder fort und richten's aus.

Und blinkt kein Stern und fehlt des Mondes Schein,
Und ſieht man nicht mehr, wo der Nußbaum ſteht,
So müſſen böſe Geiſter dienſtbar ſein,
Dem Fuß der Engel leuchten, wo er geht.

Und ihrer jedem hängt ein Zwerchſack an,
Und wird's ihm ſchwach, ſo langet er hinein
Und beißt ein Stückchen Schwefelfaden an,
Und trinkt ein Schlückchen Treſter-Brantewein.

Drauf putzt er's Maul an einem Strohmann ab;
Hui! flackert der in lichten Flammen auf;
Und wieder geht's die Matten auf und ab,
Mit neuer Kraft die Matten ab und auf.

Und wandelt ſpät ein Menſch die Nacht daher,
Der den geſpenſtigen Schein von fern erblickt
Und leiſe ſpricht: „Deß walte Gott der Herr!“ —
Dem ſchnell, wie Wetter, ſind ſie nah gerückt.

Warum? Im Engel wird das Heimweh reg,
Sobald er beten hört, er ſtrebt hinzu;
Das feurige Geſpenſt blieb lieber weg,
Und nahet es, ſo hält's die Ohren zu.

Doch taumelt ein Betrunkner durch die Nacht
Und flucht ein Donnerwetterſapperment
Und alle Teufel, daß der Boden kracht,
Das freuet es, da käm' es wohl behend.

Doch wird's ihm nicht ſo gut: „Fort, nicht verweilt,
Fort von dem Gräul!“ befiehlt das Engelein;
Und wie der Blitz iſt Alles weggeeilt
Kein Engel weit und breit, kein Feuerſchein.“

Nach Hebel.

Schilderungen

von mehr hiſtoriſchem und realiſtiſchem Charakter.
Beziehungen auf beſtimmte Zeitperioden, hiſtoriſche
Wendepunkte, Nationalitäten, Volksſitten, Bau-
und Bildwerke.

1.

Die wandernde Traube.

Dem heiligen Abt Macarius bracht' einer
Von ſeinen Mönchen eine ſchöne, große
Weintraube, daß er ſich daran erquicke,
Der Schwächliche. Die herrliche Gabe Gottes,
Sie freuet' ihn, den frommen Mann, gar ſehr;
Allein er dacht' an einen ſeiner Brüder,
Der kränklicher, als er, und dem Erquickung
Noch nöthiger; demſelben bracht' er ſie.
Der Gute dankte, ſich noch mehr der Liebe
Des Abtes, als der Gabe ſelber freuend;
Zugleich gedacht' er eines Anderen,
Dem ſelbige zu Gute kommen möchte.
Er ging und brachte ſie dem Bruder. Dieſer
That ebenſo; er ließ die Traube wieder

An einen in der Brüderſchaar gelangen,
Dem er ſie mehr noch, als ſich ſelber, gönnte.
So wanderte das liebliche Geſchenk
Von Hand zu Hand, bis es am Ende wieder
Zurück gebracht in die des Abtes wurde.
Der weinte Freudenthränen ob der Liebe
Der Brüder zu einander. „Dieſe Frucht,"
So ſprach er, „iſt geweihet und geheiligt
Durch die Geſinnung, welche ſich daran
Geoffenbart. Wir wollen ſie zuſammen
Genießen als ein heilig Mahl, und wenn
Ein jeglicher davon nur eine Beere
Erhält, ſo wird ihm dieſe ſüßer, denk' ich,
Zuträglicher und ſegensreicher ſein,
Als wenn er für ſich ſelbſt allein genommen
Und aufgezehrt die ganze Traube hätte."

2.

Die Pretioſen.

Ein Juwelier, ein reicher
Und weit berühmter, machte
Das ſtattliche, geraume
Gebäude, das ihm eigen,
Zu einem Hoſpital
Für Männer und für Frauen,
Die mit Verkrüppelungen

Behaftet und mit Ausſatz
Und anderer Noth und Qual.
Zu ſelbigem hierauf,
Noch völlig ohne Kunde
Von dieſem Wandel, kamen
Alexandriniſche Damen,
Vornehme, prangende,
Gedachten, manche Zier
Koſtbarer Art zu ſehen
Und, was ſie würdig ſchmücke,
Sich zu erleſen hier.
„Was wünſchet ihr,“ ſo fragte
Der Mann, „das ich zuerſt
Euch vor das Auge bringe?
Iſt's die Saphirenkammer,
Iſt's die Smaragdenſammlung,
Was euch am meiſten anzieht?“ —
„Zu den Saphiren zieht uns
Die größere Begier.“ —
„Nun ſo bemüht euch aufwärts!“
Sofort in's obere Stockwerk
Geleitet' er die Damen,
Und ließ ſie da die Frauen,
Die armen, alten, kranken,
Die er verpflegte, ſchauen.
„Das ſind ſie,“ ſprach er, „meine
Saphire.“ Man erſtaunte.
„Zu den Smaragden nun,

Wenn's euch gefällt!“ Er führte
Sie nun in's untere Stockwerk,
Wo er die armen, alten
Preßhaften Männer hegte.
Sie ſah'n ſich an, die neu
Erſtaunten und Betroffnen;
Sie ſchüttelten die Köpfe.
„Ich habe jene Prachten,
Die ihr zu ſeh'n gekommen,
Veräußert und dafür
Mir dieſe Pretioſen,
Die ächteren, eingehandelt.
Mit anderen zu dienen,
Iſt, ich bedauer' es ſehr,
Mir jetzo nicht mehr möglich.“
Er ſprach's, der Krankenpfleger
Und weiland Juwelier;
Und es verließen Jene,
Getäuſchet und geärgert,
Die Stolzen, das Quartier.

3.

St. Benedikt's Einsamkeit.

Hier in ausgehöhlten Felſen
Haſt du, weiſer Siedler, gewohnt,
Dich dem Gotte weihend,

Dem dein Herz und deine Seele brannte.
Große Entzückungen
Wandelten dir vom Ufer herüber,
Sang der donnernde Strom
Unter dir ſein Kirchenlied.
In nächtlichen Schauern ſprach,
In Sturmesſauſen der Ewige zu dir.

Ich betrete mit Scheu
Die Wege, welche deine Füße gingen,
Und möchte zürnen — lohnte
Sich Zorn ſo ſchwachem Unverſtand —
Wenn ich eines ſolchen Namens ſpotten höre.
Nach Tieck.

4.

Villa Pamphili.

Wenn ich dich grüße,
Du ernſt holdſelige Wildniß,
Und von der Höhe mein Auge
Unten auf dichtem Pinienwalde ruht,
Von dort herauf ein heiliges Säuſeln tönt —
So fühl' ich Geiſter ſchweben,
Und ahnungsvolle Saiten
Auf reger Harfe mit luftigen Händen rühren;
So blickt er mächtig herüber,

Der ewige Dom, gegründet
Von Michel Angelo,
Und Geiſterwelt, Natur, Geſchichte tönen
In wunderſamem Chor zugleich.

Was iſt der Menſch,
Daß er empfinden dieſe Schöne darf?
Die Liebe, wie unermeßlich,
Die dieſer Wonnen Unendlichkeit ihm gönnt!

Nach Tieck.

5.

Die Pfeifer in Rom.

Wenn ſie herüberwehen
Zu meinem Garten, die alten Liedertöne
Der Pfeifer, die, aus dem Gebirge kommend,
Ein jegliches Marienbild
Mit ihrer Weiſe grüßen, ſo ſchein' ich mir
In ſeltſame, ferne Wunderzeiten entrückt,
Und alte Legenden, himmliſches Sehnen, zarte
Gefühle der Lieb', und große
Erinnerungen quellen aus den rauhen,
Einfachen Klängen. Tiefer und inniger ſpricht
Das Wort der Frömmigkeit
Die wunderliche Melodie, als dort
Der neuen Künſtler Wirrwarr,

Die alle Töne keck
Aufbieten, zu heucheln und zu grimaſſiren,
Und die mit ihrem Prunke,
Dem weltlich-eitlen, nur das Heilige höhnen.
Nach Tieck.

6.
Oſtern in Rom.

Gelöſet iſt er nun, der heilige Schmerz;
In Thränen der Rührung badet
Die Freude den jungen Fittig und ſchwingt ſich jubelnd
Der ewigen Lieb' entgegen.
Es iſt kein Herze, das nicht raſcher pochte;
Es iſt kein Auge, das nicht heller glänzte.

Nur wer es empfand und lebte,
Kann's wiſſen und vermag es auszuſagen,
In welche Wonnen, in welche ſelige Leiden,
Die Kunſt, vereint, verbrüdert,
Die Seele taucht. Wie das große, das edle Gebäu,
An den Wänden die hehren Bilder,
In der Luft die Muſik ſich wiegend,
Die Töne ſämmtlich Engel,
Die Farbenſchöpfung Himmel,
Das irdiſche Herz erfaſſen, gefangen führen,
Im Leid verklären, und neu zur Luſt erſchaffen.

Wir hören endlich der Trommete Schall;
Kanonendonner hallt;
Das Bild am Altar iſt frei;
Es ertönet das Te-Deum,
Und man verkündiget die Auferſtehung.

Draußen, da ſegnet der fromme Greis
Die Tauſende, die unter ihm,
Vom blauen Himmel bedecket,
Vom Lenze mild geſtärkt,
Auf ihren Knieen liegen.

Ja wohl, du biſt, o Rom,
Noch heutzutage die Königin der Welt!

Nach Tieck.

7.

Subiaco.

Süße, liebliche Wildniß! deine Berge,
Dein Kloſter in der Höhe,
Die Cypreſſen, die Thäler hier,
Sie werden nie aus meiner Seele ſchwinden.
Hoher Gedanken, ſchöner Bilder Erinnerung,
Wunder der Natur,
Weilet gaſtlich in meiner Phantaſie,
Wenn wieder Sand und Föhren mich
Geiſtlos umſtarren, und ein Lächeln, zweifelnd

Bei Schilderungen ſüdlicher Herrlichkeiten
Luſt hat zu ſpotten des Begeiſterten!

Hier dichtet die Erde, dorten ſchläft ſie kaum;
Befangen, angſtvoll ringt ſie nur nach Daſein;
Der Abendwolke Gold,
Der Morgenröthe Gluth,
Sie ſchweben, ach, als Krankenträume nur
Ob der verſcheidenden.

Nach Tieck.

8.

Olevano.

Müde bin ich angelangt
In dieſe Berg-
Einſamkeit,
Umſtarrt von nahen und von fernen Felſen;
Vor mir die kleine, dunkle Stadt,
Drüben die Burg am zackigen Gipfel hängend;
Vom klaren Himmel leuchtet der volle Mond.
Und wie ich ſchlummere, tönt ein hell Gelächter,
Ein Klang von Zithern, ein tanzendes
Gaukeln herüber in meinen Schlaf vom Vorſaal.
So weich, ſo warm, ſo hell war
Noch keine Sommernacht,
Kein Schlummer je ſo ſüß,

Und keine Störung im Schlafe ſo erfreulich.
Denn wie ich matt das Auge
Halb öffne, ſtrahlt im Glanze das Gebirge,
Vom reinen Himmel der Mond;
Ich höre den Scherz der Mädchen und Jünglinge,
Und lächelnd ſchlummr' ich wieder ein.

Nach Tieck.

9.

Altdorf.

Dorten im Steingebilde
Stehet die alte Sage,
Die heimiſche, von Tell und ſeinem Knaben
Nahe vor mir. Geſchieden
Durch wolkenhohe Mauern
Von dir, Italien, nun,
Umweht von Neuem mich
Luft, Sprache, Gedanke, Geſchichte des Vaterlandes.
In wehmüthiger Trauer,
Gedenk' ich euer, ihr ſüdlichen Gefilde;
Und doch erfüllt
Sanfte Freude mein Herz,
Daß ich ſie wieder höre,
Die eingebornen, altvertrauten Laute. —

Das Schechenthal,
Unten der Strom ſo wild,
Die Kapelle ſo zierlich oben,
Wo der wackere Schütze gehauſt!

Was ſoll der Zweifel hier, was ſoll der Streit?
Die Häuschen, die Gemälde ſeht, die Linden!
Sie dürfen uns gläubig finden;
Die leichte Melodie
Der ländlichen Poeſie,
Uns kindlich überreden möge ſie!
Denn Wald und Fels und See
Sie glänzen und rauſchen lieblicher
Dem hingegeben trauendem Gemüthe;
Die Bäume ſchaukeln freundlicher;
Und mit der Mähre ſteiget aus der Tiefe
Ein ſchönes Feenbild,
Ein glänzendes, in ewiger Jugendblüthe,
Und lacht und winkt und rothe Lippen flüſtern:
„Glaubt Menſchenkinder, thörichte;
Um eurer eignen Freude willen, glaubet!
Verwiſcht nicht alle farbig holde Schau
Auf der Geſchichte Tafeln; nicht doch Alles
Macht mit Gewalt ſo reizlos öd' und grau,
Zu wohnen nur im Dürren und im Düſtern!
Wozu denn fragen, forſchen,
Geh'n euch die Herzen auf,
Die ſchwellenden, wie Knospen im Morgenthau?"

Nach Tieck.

10.

Tyrol.

Wer da will Männer ſeh'n,
Geh' in's Tyrolerland!
Wie ſie ſo kräftig ſteh'n,
So muthig an ihrer Felſenwand!

Das Aug', es iſt ſo frei,
So freundlich iſt der Mund;
Nicht frech, doch ohne Scheu,
So ſteh'n ſie freudig, friſch, geſund. —

Wer da will Frauen ſeh'n,
Geh' in's Tyrolerland!
Wie ſie ſo zierlich geh'n,
So kecklich über Berg und Land!

Liebreiz und Kraft und Muth
Iſt herrlich anzuſchau'n;
Alles ſo ſchön und gut
In dem Gebirg und auf den Au'n.

Nach Tieck.

11.

Auf der Richtſtätte
der Jungfrau von Orleans zu Rouen.

Hier ſchlugen dir die Flammen
Hoch überm Haupt zuſammen,
Du heilig Heldenweib!
Doch in den heißen Qualmen,
Da wehten Himmelspalmen
Und kühleten den reinen Leib.

Nicht täuſchte das Geſichte,
Das einſt in innerm Lichte
Dich machte glaubensſtark;
Wie's dich zum Sieg gerufen,
So zu des Himmels Stufen
Rief's dich, du edle Jeanne d'Arc!

Mit himmliſchem Erbarmen,
Mit liebend offnen Armen
Neigt ſich Maria hin;
Und Engelsflügel ſchlagen,
Zu ihr empor zu tragen
Die gottgeweihte Dulderin.

O falſcher Lohn der Erde!
Wer will, daß der ihm werde,
Wie täuſcht ihn ſeine Wahl!

Die Frankreich hat errettet,
Seht hier ſie feſt gekettet
An ſo verfluchtem Marterpfahl!

Zum Dank für hohe Thaten
Vom eignen Volk verrathen,
In Feindes Hand geſpielt,
Verklagt, verdammt alleine
Nur nach dem Lügenſcheine,
Den Bosheit und Betrug erzielt!

Gleichwohl die Magd unſchuldig
Blieb ſtandhaft und geduldig,
Schamroth nur ob der Schmach;
Wie ſich von wüſten Rotten
Der Heiland ließ verſpotten
Und ein Gebete für ſie ſprach.

Der Heldenarm, der muthig
Die Fahne trug, doch blutig
Niemals gefärbt das Schwert;
Die keuſche Bruſt, das Herze,
Das ſchwellend unterm Erze
Nur Triebe ſchönſter Art genährt. —

Verflogen all zu Aſchen,
Vom Fluß hinweggewaſchen
Aus dieſem Sündenland;

Des hohen Geiſtes Spuren
Vom Leichtſinn aus den Fluren,
Die er erlöſt, hinweg gebannt.

Ein Dichter, nein, ein Schmäher
Der frommen Gottesſeher,
Verhöhnte dieſes Weib[1].
Die Glorie der Geſchichte,
Sie dient im Schandgedichte
Euch nur zu eklem Zeitvertreib.

Fühllos Geſchlecht, vermeſſen
In frechem Gottvergeſſen
Und kalter Schwindelei!
Der Treue fremd, dem Rechte,
Bald Dränger und bald Knechte
Nie aber mild, nie aber frei!

Nach A. W. Schlegel.

12.

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menſchheit zu verhöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott[2];

---

[1] Voltaire in ſeiner „Pucelle"
[2] Anſpielung auf Voltaire's „Pucelle."

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du ſelbſt, aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ewigen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben;
Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben!

Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten!
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Schiller.

13.

Lucifer und die Pucelle.

Fürſt Lucifer las die Pucelle
Der dicht geſchaarten Hölle vor.
Der ſchwarze Chor,
Er war ganz Ohr,

Beklatſchte freudig Stell' auf Stelle,
Und pries den Mann, dem ein Gedicht
Wie dies gelang. „Fürwahr, ein tüchtiger Geſelle,"
Sprach Lucifer; „ich läugn' es nicht.
Doch als er die Pucelle producirte,
Da ſchrieb er nur; denn ich diktirte."

Nach Käſtner.

14.

Der letzte Troubadour.

Durch der Durance Gauen
Auf nachtbedeckter Flur
Wallt ſeine Wanderpfade
Der letzte Troubadour.

Die Winterwinde toſen;
Es ſchwanket ihm der Fuß,
Und nur die Harfe liſpelt
Im Gehen einen Gruß.

Ach blicket denn kein Schimmer,
Ach winket denn kein Dach?
Wird nirgend eines Rüden
Willkommene Stimme wach? —

Dort dämmert ein Gemäuer,
Und, trügt das Auge nicht,
So blinket durch die Sträuche,
Die dürren, auch ein Licht.

Er eilt dahin; er ſtehet,
Vor Froſte ſchier erſtarrt,
An einer alten Pforte;
Er pochet an und harrt.

Er ſchlägt zum andern Male,
Zum dritten Mal daran:
„Bei Chriſti Mutter ſei mir,
Der milden, aufgethan.“

Da knarret es, da kracht es;
Das Thor iſt aufgemacht,
Und eine Halle zeigt ſich,
Erfüllt mit eitel Pracht.

In ihrem Hintergrunde,
Da iſt ein Thron zu ſchau'n,
Und in der Mitte ſtehet
Die herrlichſte der Frau'n.

Sie blicket ihm entgegen
Mit holdem Angeſicht;
Er naht ſich ihr, er wirft ſich
Zu Füßen ihr und ſpricht:

„O hochgeborne Dame,
Erbarmet euch der Noth,
Die einen armen Sänger
Mit Untergang bedroht!

Ihn nehmen ſtolze Burgen
Nicht mehr, wie ſonſten, auf;
Vergebens ſeinem Liede
Läßt er den holden Lauf.

Noch anderer Harme Schatten
Trübt meiner Tage Licht;
Ich muß euch Alles ſagen,
Weiß nicht, wie mir geſchicht.

Ich minnet' eine Schöne,
Ein ſüßberückter Thor;
Auf meiner Töne Flügel
Schwang ſich ihr Ruhm empor.

Kein Lohn geworden iſt mir;
Des ſüßen Auges Blick
Strahlt eines Andern Züge,
Der glühende, zurück.

Da wendet' ich die Schritte,
Beſchließend, ihr allein,
Der Herrin in der Höhe,
Mich und mein Lied zu weih'n;

Ob ſie vielleicht ihr Auge
Mir neige vom Azur,
Zu ſich in Gnaden rufe
Den letzten Troubadour.“

Er ſpricht es und es träufet
Bei ſeiner Rede Schluß
Hernieder auf den Boden
Von Thränen ein Erguß.

Die hohe Frau, ſie ſchreitet
Zurück zu ihrem Sitz,
Es deutet ihm ihr Finger,
Ihm ihres Auges Blitz:

Auf ihres Thrones Stufen,
Auf weicher Decke Zier
Soll er ſich niederlaſſen
Und linde raſten hier.

Der Glanz ſofort verſchwindet;
Der müde Sänger ruht;
Ein ſanfter Hauch umweht ihn,
Es iſt ihm wundergut.

Die Morgenröthe ſchimmert;
Starr, ohne Lebensſpur
In der Ruine liegt er,
Der letzte Troubadour.

Nach Levin Schücking's Vorgang.

15.

Die Converſion.

Mortimer.

Ich zählte zwanzig Jahre, Königin!
In ſtrengen Pflichten war ich aufgewachſen,
In finſtrem Haß des Papſtthums aufgeſäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das feſte Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtſtuben,
Die Heimath hinter mir; in ſchnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das geprieſene
Italien mit heißem Wunſche ſuchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfeſtes;
Von Pilgerſchaaren wimmelten die Wege;
Bekränzt war jedes Gottesbild; es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubensvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Rom's —
Wie ward mir, Königin,
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Koloſſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine Wunderwelt mich ſchloß!
Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,

Der Sinne Reiz; kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich in's Innre nun
Der Kirchen trat und die Muſik der Himmel
Herunterſtieg und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte und Höchſte gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte;
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die herabgeſtieg'ne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung;
Als ich den Papſt ſodann in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten, die Völker ſegnen ſah!
O, was iſt Goldes-, was Juwelen-Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur er iſt mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel iſt ſein Haus;
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen.

Maria.

O ſchonet mein! Nicht weiter! Höret auf,
Den friſchen Lebensteppich vor mir aus-
Zubreiten — Ich bin elend und gefangen.

Mortimer.

Auch ich war's, Königin, und mein Gefängniß
Sprang auf und frei auf einmal fühlte ſich

Der Geiſt, des Lebens ſchönen Tag begrüßend.
Haß ſchwur ich nun dem engen, dumpfen Buch,
Mit friſchem Kranz die Schläfe mir zu ſchmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu ſchließen.
Viel edle Schotten drängten ſich an mich
Und der Franzoſen muntre Landsmannſchaften.
Sie brachten mich zu eurem edlen Oheim,
Dem Kardinal von Guiſe. Welch ein Mann!
Wie ſicher, klar und männlich groß! Wie ganz
Geboren, um die Geiſter zu regieren!
Das Muſter eines königlichen Prieſters,
Ein Fürſt der Kirche, wie ich keinen ſah!

Maria.

Ihr habt ſein theures Angeſicht geſehen,
Des vielgeliebten, des erhabnen Mannes,
Der meiner zarten Jugend Führer war.
O redet mir von ihm! Denkt er noch mein?
Liebt ihn das Glück, blüht ihm das Leben noch,
Steht er noch herrlich da, ein Fels der Kirche?

Mortimer.

Der Treffliche ließ ſelber ſich herab,
Die hohen Glaubenslehren mir zu deuten
Und meines Herzens Zweifel zu zerſtreuen.
Er zeigte mir, daß grübelnde Vernunft
Den Menſchen ewig in der Irre leitet;
Daß ſeine Augen ſehen müſſen, was

Das Herz ſoll glauben; daß ein ſichtbar Haupt
Der Kirche Noth thut; daß der Geiſt der Wahrheit
Geruht hat auf den Sitzungen der Väter.
Die Wahnbegriffe meiner kind'ſchen Seele,
Wie ſchwanden ſie vor ſeinem ſiegenden
Verſtand und vor der Suada ſeines Mundes!
Ich kehrte in der Kirche Schooß zurück,
Schwur meinen Irrthum ab in ſeine Hände.

Aus „Maria Stuart“ von Schiller

16.

Die beiden Königinnen.

Eliſabeth auf ihrem Thron
So zu ſich ſelber ſpricht:
„So lange das Haupt ihr ſitzet,
Sitzt mir die Krone nicht.“

Eliſabeth in ihrem Saal,
An heimlicher Sorge reich,
Sie wandelt einer Löwin,
Blickt einer Füchſin gleich.

„Ich hab's geſchrieben; allein es ſteht
Noch immer in meiner Huld;
Sollt's Einer mißverſtehen,
So fällt auf ihn die Schuld!“

Ein Bote kommt und gibt Bericht:
„Gefallen iſt das Beil.“
Die Glocken läuten, die Menge
Jauchzt „Unſerer Fürſtin Heil!“

Sie ſteht; auf ihrer Stirne ſind
Die Wolken nicht zerſtreut:
„Von zwanzigjährigem Ruhme,
Weh mir! Das Grabgeläut!“

Nach G. Th. Fechner.

17.

Das Bild zu Köln.

Am Rheine, dem heiligen Strome,
Da malt ſich in den Well'n,
Da prangt mit ſeinem Dome
Das große, heilige Köln.

Im Dome, da ſteht ein Bildniß
Auf goldenem Grunde gemalt;
In meiner Tage Wildniß
Hat's freundlich hineingeſtrahlt.

Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Ich ſah ſie ſchöner nie;
Es kommt und ſpricht ein Englein:
„Sei mir gegrüßt, Marie!“

H. Heine

18.

Maria unter der Linde.

An einer Linde ſtehet ſie,
Und ſchaut den Wandrer lieblich an,
Hat's allen im Gefilde hie,
Den ſchlichten Herzen, angethan.

Ein Kind ſo ſchuldlos geht den Weg
Und bringet eine Roſe dar:
„Geleite mich auf ſchmalem Steg
Zu deinem Sohn, der Sünde bar!“

Ein grauer Alter wankt daher,
Und hängt ein Kränzlein an das Bild:
„Mich drücken meine Sünden ſchwer;
O heilige Mutter, ſei mein Schild!“

Sie knieen beide, Kind und Greis;
Und ſie, die ſüße Königin,
Haucht über Beide gleicherweis,
Den Odem ihrer Liebe hin.

Seraphicus Lindauer.

19.

Die kleine Kapelle.

Sapphiſche Ode.

–́ ∪ – – –́ ∪ ∪ – ∪ – ∪̄
– ∪ – – – ∪ ∪ – ∪ – ∪̄
– ∪ – – – ∪ ∪ – ∪ – ∪̄
– ∪ ∪ – ∪̄

Große Jungfrau, welcher ein Tempel prangen
Sollte, wie Roms Pantheon iſt, wie Iris
Glänzt im Hochraum! Dieſe Kapelle wählſt du
Dieſe geringe?

Was doch in ſolch arme Gehäuſe liebſt du
Deiner Hoheit fürſtliche Zier zu bergen;
Deinen Huldblick in ſo verhohlner Orte
Schaurige Trübung?

Ziehſt du deinem Strahlenolymp die dunklen
Zelte Kedars vor, die Beſcheidne? Denkſt du,
Magd des Herrn noch jetzo, der Fürſtenhöfe
Stolz zu beſchämen?

Oder ſoll willkommener Hülle Schirm ſich
Um das Schamroth unſerer Wange breiten,
Wenn wir hinknie'en, eine zu thränenwerthe
Schuld zu bekennen?

Was es ſei — dies heilige Dunkel ziehet
Mächtig an; ein göttlicher Hauch erfüllt es;
Und ſo ſchätz' ich über Pallaſt und Prachtbau,
Traulicher Ort, dich!

Nach Jacob Balde.

20.

Das Bild am Pfade.

Ein Bild am Pfade,
So zart, ſo fein; —
O Mutter der Gnade,
Du ſtehſt allein!
Vorüber fliehet
Der ſtolze Sinn;
Mich aber ziehet
Es magiſch hin.

Es bergen dich Roſen
Und Blätter ſchier;
Die Blätter koſen
So traut mit dir;
Der Roſendüfte
Geweihter Schwall,
Geſtirne, Lüfte,
Sie grüßen all.

Zu deinen Füßen,
Da lieg' ich froh,
Dich auch zu grüßen,
O Mutter, ſo.
Zu dir zu beten
Im Sonnenblick,
In Nacht und Nöthen,
O welch' ein Glück!

Seraphicus Lindauer.

21.

Madonna Annunziata zu Venedig.

Von all dem Schauen müde,
Von all dem Hören matt,
Recht, wie ein Praſſer vom Mahle,
Komm' ich ſo voll, ſo ſatt.
Es fängt ſchon an zu dunkeln;
Von Weitem her, da fällt
Mir eine Lamp' in's Auge,
Die ein Altärchen erhellt.
Und ſelbiges umknieen
Bei'm Ave-Maria-Klang
Viel ſchöne, bleiche Kinder
In ſtillem Andachtsdrang.
Sie knieen und beten ſo brünſtig;

Sogar der Uebermuth —
Führt' ihn ſein Weg vorüber,
Er zieht herab den Hut.

Ich trete näher und näher,
'S iſt ein Marienbild,
Schon von der Zeit gebleichet,
Doch immer noch ſchön und mild.
Sie blickt, von friſchen Kränzen
Umwunden, vom Altar
Wie eine freundliche Mutter
Auf ihre Kinderſchaar,
Eine Mutter, im Dämmerſtündchen
Von ihren Töchtern umringt,
Die alte Mähren erzählet,
Und alte Lieder ſingt.
Sie ſchauen mit großen Augen,
Die Gläubigen, auf zu ihr,
Und küſſen ihr am Schluſſe
Dankbar die Hände dafür. —
So klein und arm das Bildchen,
So dürftig es gemalt,
Es iſt mir lieber, als alle
Die mich bisher umſtrahlt.

Nun, aus der Mitte hebt ſich
Ein ſchlankgebautes Kind,
Das ſchönſte von allen; aber
O Gott, das Aug' iſt blind,

Lichtlos das blaſſe Geſichtchen
Und ſtarr zum Himmel gewandt.
Ihr Schweſterchen führt ſie ſachte
An ſeiner kleinen Hand.

Ich halte ſie auf und frage:
„Mein Kind, berichte mir,
Wie dieſe Madonna heißet,
Und was ihr knieet allhier!“
Da haucht ſie kaum vernehmlich:
„Wir Alle ſind verwaiſt;
Madonna Annunziata
Iſt's, die uns kleidet und ſpeiſt.“

Madonna Annunziata,
Du heiliges Mutterherz,
An dem die Waiſen hangen,
Vergeſſend ihren Schmerz!
Madonna Annunziata!
Dein kleiner Altar, er hat
Mir größeren Troſt gegeben,
Als Alles ſonſt in dieſer großen Stadt.
Nach L. Haliſch.

22.

Frankreich.

Aus dem Jahre 1824.

Milde Fluren, milde Fluren
Seh' ich dort und hier;
Leider aber keine Spuren
Eines Sinns dafür.

Traute Hütten, traute Hütten
Find' ich hier und dort;
Doch die Unſchuld aller Sitten
Iſt ſchon lange fort.

Gotteshäuſer, Gotteshäuſer,
Prächtige, winken mir,
Doch kein Frommer und kein Weiſer
Ehrt die Gottheit hier.

Städt und Flecken, Städt und Flecken
Treff' ich an genug;
Aber keine Mauern decken
Vor Verrath und Trug.

Schöne Worte, ſchöne Worte
Hör' ich um mich her;
Doch es ſind nur eben Worte,
Und das Herz iſt leer.

Süße Weine, ſüße Weine
Beut ſo manches Haus;
Doch die Liebe trinket keine
Flaſche mit mir aus.

Nach Platen.

23.

Aus glänzender Aſſemblée heraus
Ein ſtiller Gelehrter ging nach Haus;
„Wie ſeid ihr denn zufrieden geweſen?“
Pocht ſein Geſelle bei ihm an.
„Wenn's Bücher wären,“ ſpricht der Mann,
„Ich würde ſie nicht leſen.“

Göthe.

Bilder und Scenen
aus dem menſchlichen Leben überhaupt.

1.
Die Kinder im Gewitter.

Seht dort im Walde, von Sturm durchfacht,
Vom Regen durchrauſcht und vom Donner umkracht,
Am Steinkreuz, alterthümlich und grau,
Mit ihren drei Kindern die Bauersfrau!
So oft ein neuer Blitz aufloht,
Deucht vierfach ihr das Leben bedroht.
Doch ſeit ſie das mooſige Kreuz erreicht,
Iſt ihr's im Herzen wieder leicht.
Denn in der Niſche, zum Bogen geſpitzt,
Steht, lieblich und kunſtreich ausgeſchnitzt,
Ein Bildniß unſrer lieben Frau'n.
Zu dieſer hat das Weib Vertrau'n;
Die weiß, wie eine Mutter empfindt,
Sie hat ja ſelbſt ein liebes Kind.
Es gibt ſich aber des Menſchen Sinn
Doch nie ſo ganz dem Glauben hin,

Um aller Sorge bar zu ſein,
Er ſpart ſich immer noch einige Pein.
So auch das Weib; mit ängſtlichem Blick
Schaut es doch immer umher und zurück.
Der Knabe hingegen zu Füßen ihr
Beſchämet ihren Kleinmuth ſchier.
Zwar deckt er die Augen mit einer Hand,
Daß ihn nicht ſenge des Blitzes Brand,
Doch hält er zugleich die Mutter am Knie,
Und ſo bebet er nicht, beſchirmt durch ſie.
Das Mädchen erſt, in den Schooß geſchmiegt,
Der es einſt ſo traulich gehegt und gewiegt,
Das fühlt ſich ſicher ganz und gar,
Und ſchaut mit den Augen ſo groß und klar
Beruhigt hervor, weil es liebend warm
Auf ſich fühlt ruhen den Mutterarm.
Ihr glücklichen Kinder! Ein heiliger Trieb
Geleitet euch richtig; denn Mutterlieb'
Mit ihrer Zartheit und Geduld,
Ein Abglanz iſt ſie der himmliſchen Huld.
Am beſten iſt aber das Kleinſte daran;
Das ſicht Gewitter und Sturm nicht an.
Es ſitzt in der Mauerblende bei'm Bild;
Jüngſt erſt entſtiegen dem Himmelsgefild,
Iſt's mit den Himmliſchen ganz vertraut
Und plaudert in fremdem Redelauf;
Die Seinen verſtehen kein Wort davon;
Chriſtkindlein aber verſteht es ſchon.

Muß etwas gar Vergnügliches ſein,
Denn das Kleine kichert und lacht darein.
Nun hebt es gar die Händchen ſacht,
Und fängt — indeß der Bergſturz kracht
Und Eichen ſplittert der Wirbelwind —
Zu ſpielen an mit dem Jeſuskind.

Nach C. G. Ritter von Leitner.

2.

Ein Brief an's liebe Christkindchen.

Nicht lange vor den Weihetagen,
Wo Alles in die Buden lief,
Da hatt' ich auf die Poſt zu tragen
An liebe Menſchen einen Brief.

Und weil mein Herz in weicher Trauer
Für Alles ſchlägt, was unbeglückt,
Hab' ich zum Gitter an die Mauer,
So wie ich pflege, hingeblickt.

Die Briefe ſah ich ausgehänget,
Die unbeſtellbar-dunkler Art,
Die der Gemeinte nie empfänget,
Die der Gegrüßte nie gewahrt.

Was fiel mir auf in dem Gewimmel? —
Auf einer der Adreſſen ſtand:

„An's liebe Chriſtkind in dem Himmel,"
Gemalt von einer Kinderhand 1).

O daß wir ewig Kinder blieben;
Daß unſer Heimweh nicht entſchlief';
Daß wir ſo traut ohn' Ende ſchrieben
An's liebe Chriſtkind einen Brief;

Daß ſtets ſo blühend unſer Hoffen:
Es geh' ein Fahrweg himmelein!
Dann würde ſtets der Himmel offen
Und die Adreſſe gültig ſein.

Ganz ohne Frucht blieb, wie ich meine,
Auch dieſes fromme Briefchen nicht;
Es ſtieg vergeiſtigt aus dem Schreine,
Und man empfing es in dem Licht.

Denn mancher Ruf wird dort vernommen,
Den man auf Erden ſchweigen heißt,
Und manches Schreiben angenommen,
Das unſre Poſt zurückeweiſt.

Nach Emma Niendorf.

---

1) Der Fall kam auf der Poſt zu Stuttgart wirklich vor. Was dem Aehnliches im vorigen Jahr, als vor Weihnachten zu Leipzig geſchehen, in öffentlichen Blättern ſtand, iſt wahrſcheinlich aus obigem Gedichte gefloſſen.

3.

Der Knabe und das Neſt.

Ich ſahe, wie ein Knabe
Das Dorf verließ und ſachte
Sich einem Buſche nahte,
Hier aus einander leiſe
Die laubigen Aeſte that,
Hinein ſo liebend blickte,
Dann wieder freudeſtrahlend
Die Zweige zuſammen legte
Und wieder zurücke trat.

Ich hörte, wie er flehte:
„Behütet, o ihr Engel,
Das Neſtchen, o bewahret
Die niedlichen Eierlein,
Daß ihnen weder Menſchen,
Noch Vögel und andre böſe
Thiere verderblich ſei'n!“

Als er hinweggelaufen,
Da naht' auch ich dem Ort,
Die Eierlein, die blauen,
Die niedlichen, zu ſchauen,
In ihrem weichen Port.

Und wie der gute Knabe
Für dieſe, ſo für ihn nun

Fleht' ich den Himmel an,
Daß ihm nichts allzu Trübes
Und Trauriges begegne
Auf ſeiner Lebebahn.

Nach J. G. Fiſcher.

4.

Wie rein natürlich,
Gefällig und zierlich
Iſt dort das Mädchen,
Das ſitzet am Rädchen
So ſtill demüthig,
Und ſpinnet das Fädchen;
Daß Rechte ſo ruhig thut,
Nicht weiß, daß es ſo ſchön iſt und ſo gut!

Aus einem Gedichte von Tieck.

5.

Madonna campestris.

Es iſt im erſten Morgenſchein;
Schnee liegt auf allen Stätten.
Im Dache dort ein Fenſterlein,
Das rahmt ein kindliches Weſen ein,
Bemüht, ſein Haar zu glätten.

Da kommt vom Himmel, ſo weit und frei,
Mit jubelhellem Schalle
Von Vögeln eine Schaar herbei,
Und fragt, was ihr beſcheeret ſei;
Das Fenſter, ſie kennen es alle.

Sie thut es auf, die Maid ſo hold —
Ein flüchtiger Schreck dem Schwarme;
Mit vollen Händen der Körnlein Gold,
Der armen Thierchen Ernährungsſold,
Streut ſie, die ſelber Arme.

Dann hinter den Vorhang birgt ſie ſich;
Doch ihr Auge, das funkelt und lauſchet.
Sofort, wie es in's Weite ſtrich,
So kehrt das Völkchen behendiglich,
Und picket und flattert und rauſchet.

Wie freuſt du mich, o Mägdelein,
In deines Wohlthuns Wonne,
So gut, ſo frei von allem Schein!
Du ſtehſt in deinem Fenſterſchrein,
Eine liebliche Feld-Madonne.

Nach Titus Ulrich.

6.

Waldfrieden.

Mitten in Wald und Binſen,
Bedeckt mit Waſſerlinſen,
Wie ruht der kleine See!
Zu den geheimſten Stellen,
Umgaukelt von Libellen,
Tritt her ein badend Reh.

O ſei nicht bang und blöde!
Bei mir iſt keine Rede
Von Jagd, Verletzung, Tod.
Mir ſelber thut der Frieden,
Der dir von Gott beſchieden,
Die Ruh im Wald ſo Noth.

Karl Mayer.

7.

Abendgeläute.

Die Glocken läuten zu guter Nacht,
Sie greifen mit ſo ſanfter Macht
Mir an das Herze; ſie wiegen mich
In Kinderträume ſo wonniglich,
Als ob das Leben ein Märchen wär',
Der Himmel nie von Sternen leer.

Ihr alten Tage, ſo roſenſchön!
Mir iſt, als müßtet ihr auferſteh'n
So oſterfroh, ſo ſüß, ſo rein,
So getaucht in Liebes- und Hoffnungsſchein;
Als grüßte der Blume Lieblichkeit
In Wald und Haide noch zur Zeit,
Wie dazumal, da ſie ſo traut,
So ſchweſterlich mich angeſchaut. —
Nun aber, bei der Glocke Raſt,
Bewegt zu Thränen bin ich faſt.
Wohin, ihr Engel, ihr Sterne, wohin
Schwand jener ſelige Kinderſinn,
All jener Segen, o Gott, wohin?

Seraphicus Lindauer.

8.

Verborgenes Glück.

Zarte Roſe,
Still verhohlne!
Wie du blüheſt,
Wie du dufteſt!
Wie geſchont hier
Deine Schönheit,
Die verborgne!
Unbeneidet,
Unbefeindet,

Ungeſchmeichelt,
Ungebrochen,
Hauchſt du Anmuth;
Wohl, o wohl dir,
Zarte Roſe!

Zarte Roſe,
Von des Himmels
Goldnen Augen
Nur erblickte;
So im Stillen
Rein beglückte!
Ja, nach oben,
Nach den hohen,
Frommen Sternen,
Die nur leuchten,
Die nur lächeln,
Die nur Segen
Nieder ſenden,
Schau' ohn' Ende
Zarte Roſe!

Derſelbe.

9.

Nebel überzieh'n die Höhe,
Herbſtliche Geſtürme toſen;
Dennoch hie und da gewahren
Wirſt du ein Paar letzte Roſen,

Die beinahe blätterloſen
Sträuche muſternd im Revier.

Dieſer Roſen eine, ſtammend
Aus dem einſamen Gebiete,
Wo er ſeine Hütte baute,
Schickt ein armer Eremite,
Daß auch er doch Etwas biete
Zu ſo holdem Feſte, dir.

Herbſtlich auch in ſeinem Leben
Schauert es; doch es beglücken
Einige letzte ſchöne Blüten —
Eine Wonne ſeinen Blicken,
Seinem Herzen ein Entzücken —
Sanft erglühend auch noch hier.

Wäre mehr noch anzudeuten?
Schon entdeckſt du, was ich meine.
Nie zu preiſen werd' ich ſäumen
Deiner Anmuth Roſenſcheine,
Deines Weſens edle Reine,
Deiner Seele lichte Zier.

10.

Fromme Liebe.

Magyariſch.

Ich liebe — ſeh' auch keinen Grund,
Warum ich es verhehle;
Lieb' eines braunen Mägdeleins
Schneeweiße, lichte Seele.

Die iſt der weißen Taube gleich,
In deren holdem Bilde
Der heilige Geiſt herunterkam
In's irdiſche Gefilde.

O ſenke dich auf mich herab,
Du ſchöne Seelentaube,
Daß ich geſegnet ſei durch dich
Und rein bewahrt vom Staube!

Mich an den Himmel knüpfe ſo;
Mein dunkles Erdenleben,
Laß es gelind in deinem Licht,
In Gottes Licht verſchweben!

Nach Petöfi.

11.

Selbstopfer.

Du wähnſt, mir Harme zu bereiten —
Da biſt du nicht auf ächter Spur;
Ich leide, Freund, nur deine Leiden,
Ich trauere deine Trauer nur.

Noch Wünſche für mich ſelbſt zu hegen,
Zu hoffen, daß mein Tag verſchönt
Holdſelig einſt durch Minneſegen,
Deß bin ich, ach, ſchon lang entwöhnt.

Und wie die Hoffnungen entſchwebten,
Der Wünſche Gluth, die heiße, wich,
Da ſtarben auch, die mich durchbebten,
Die Wehen um mein eignes Ich.

Nicht Raum genug in meinem Herzen
War für die beiden allzuhauf,
Für deine und für meine Schmerzen;
Da opfert' ich die meinen auf.

Weiblichen Urſprungs.

12.

Die Thräne der Liebe.

Wir ſehen einander leben
Und wünſchen einander vielleicht den Tod,
Wir ſehen einander ſterben,
Und weinen uns nicht das Auge roth.

Wenn ich zu Grabe gehe,
Wird's Wenigen ein Kummer ſein;
Doch eine Thräne, das weiß ich,
Sinkt nieder auf meinen Leichenſtein.

Aus deinem Aug', Geliebte,
Fällt dieſer heilige Thau herab,
Und niemals ehrt' ein Opfer
So edler Art ein Menſchengrab.

13.

An die Geſchiedene.

Neu iſt heut der Tag erſtanden,
Wo dem holden Jeſuskinde
Dargebracht ihr Angebinde
Seher aus den Morgenlanden.

Doch du wirſt, wiewohl ich's wähne,
Meine Gaben nicht empfangen:
Einen Gruß und ein Verlangen,
Einen Vers und eine Thräne.

Platen.

14.

Der Alte und der Rosenstrauch.

Im blumigen Friedhofgarten,
Da ſtehet ein Roſenſtrauch;
Es flüſtern ſeine Blätter
In laulicher Lüfte Hauch.

Und wenn die Abendglocke
Durch's ſtille Thal erklingt,
Und in der Höhe die Lerche
Ihr Abendliedchen ſingt —

Dann ſiehſt du einen Gärtner
Mit einer Kanne geh'n,
Und die Geblüme netzen,
Die auf den Hügeln ſteh'n.

So ihre feuchte Labe
Erhalten ſie geſammt;
Der alte Mann, in Ruhe
Verwaltet er ſein Amt;

Doch ſteht er, um zu gießen
Die Roſen an jenem Grab,
Dann fallen mit dem Waſſer
Zwei ſchwere Thränen hinab.

Nach Th. v. Hankenberg.

15.

Das Kind am Wege.

Ich ſeh' ein Kind am Gartenhag;
Dem Veilchendufte geht es nach;
Es pflücket in ſein Körbchen ſtill.
Wem es die Blümchen geben will?

Soll ſie vielleicht ſein Mütterlein
Einlegen in den Linnenſchrein? —
Ach nein, die Mutter iſt ja todt,
Das Kind in einſam bitt'rer Noth.

Legt es die liebevolle Gab'
Etwa der Mutter auf das Grab? —
Ach, wo dies Grab zu finden iſt,
Weiß Niemand mehr zu dieſer Friſt.

Am Wege ſteht das arme Kind,
Es ſtehet in Regen, in Froſt und Wind,
Hält ſeine Sträußchen hin mit Fleh'n —
Die Menſchen kalt vorübergeh'n.

Nach Hermann Jäger.

16.

Der arme Knabe.

Georg, der alte Wächter, macht
Mit Drago, ſeinem Hunde,
Im Kirchhof um die Mitternacht
Die Runde.
Die Monumente machen klar,
Wer auf der Welt ein Reicher war,
Stumm iſt die Gruft des Armen.

Was regt ſich in dem Winkel dort,
Dem fernen? So gemüthlich
Eilt Drago hin und weilt am Ort
So gütlich!
Ein Knabe ſcharret auf dem Grab:
„Was ſuchſt du hier, du armer Knab?“ —
„Ich ſuche meine Mutter.“

„Komm du, im Namen Jeſu Chriſt,
Du ganz verlaßner Kleiner;
Sei, weil du Drago's Liebling biſt,
Auch meiner!“
Drauf hat er ihn gar treu gepflegt,
Bis ſich der laute Schmerz gelegt,
Nur heimliche Thränen rannen.

Georg, der alte Wächter, macht
Mit Drago, ſeinem Hunde,

Im Kirchhof um die Mitternacht
Die Runde,
Was eilet Drago zu dem Grab
Und winſelt? Ach, der arme Knab',
Er hat die Mutter gefunden.

Nach Fr. Hoffmann.

17.

Im Kloster.

Sie ſtehet im dunkelen Kreuzgang
Im lilienweißen Kleid,
Ein Pater in brauner Kutte
Ernſt blickend ihr zur Seit'.

Es glühet auf ihren Wangen
Ein lieblicher Roſenſchein;
Mit weißem Barte der Alte
Sieht wie der Winter drein.

Sie ſinket ihm zu Füßen,
Küßt ihm das rauhe Gewand,
Und auf dem goldenen Scheitel
Ruht ſeine Segenshand.

Ein Bild zum Malen iſt es;
Mir aber macht es bang;
So nahe ſteh'n zuſammen
Aufgang und Niedergang!

Nach Fr. Halm.

18.

Das Schloss am Meer [1])

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

„Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer;
Den Mond darüber ſtehen,
Und Nebel weit umher.“

Die Winde, die Fluthgewalle,
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus der Halle
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle,
Sie lagen in tiefer Ruh;
Es klaget' in der Halle;
Ich hörte mit Thränen zu.“

Und haſt du nicht geſehen
Den König und ſein Gemahl,
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldenen Kronen Strahl?

---

1) Vortrefflicher Ausdruck eines Contraſtes von Früher und Jetzt.

Und führten ſie mit Wonne
Nicht eine Jungfrau dar,
Die ſchön, wie Maienſonne,
Die goldgelockte, war?

„Ich ſahe die Eltern beide,
Doch ohne der Kronen Licht;
Ich ſah ſie im Trauerkleide,
Die Schöne ſah ich nicht.“

Nach **Uhland.**

19.

Ich ſchaue hinaus in die grüne Flur,
In die keimende, duftende Lenznatur;
So golden leuchtet die Sonne ſchon;
Es grüßen in ſo hellem Ton
Die freien, fröhlichen Vögelein;
Die Bäume rauſchen ſo ſanft darein;
Es iſt ſo ſchön da draußen
Im großen, herrlichen Weltrevier,
So voll harmoniſcher Lieb' und Luſt;
Und in der armen Menſchenbruſt,
Da muß allein —
Wer deutet dieſes Räthſel mir? —
Ein ewig unbezwungnes Chaos hauſen!

Amara George.

20.

Flüchtiges Glück.

Frühlinges Blumen treu
Kommen zurück auf's Neu',
Nicht ſo der Liebe Glück;
Ach, es kommt nicht zurück,
Schön, doch nicht treu.

Aus einem Lied der Günderode.

21.

Nur einen Augenblick.

Goldene Sterne hoch und hehr
Prangen im Aetherſaal,
Und nimmer weicht und wanket er,
Dieſer erhabne Strahl.
In unſrer Seele Himmel glüht
Schönerer Sterne Blick;
Doch dieſer edle Funke ſprüht
Nur einen Augenblick.

All meiner Tage Glück und Zier
Warſt du, nur du allein,
Und ewig, ewig ſchwurſt du mir
Dein liebend Herz zu weih'n.

All dieſe ſüße Sympathie,
So heilig und ſo ſchön,
Wie konnte ſie, wie durfte ſie
Verſchwinden und vergeh'n?

Amara George.

22.

Das kranke Mädchen an seine Mutter.

Nach dem Engliſchen.

Nicht mit ſo ſtrengem Blicke ſchau',
Nicht tadele mein Sehnen,
Zu weinen aus erſchöpftem Aug'
Die letzte meiner Thränen!
Welch einen Segen kann ich noch,
Welch einen Troſt erwerben,
Als jene tiefe, tiefe Ruh? —
O Mutter, laß mich ſterben!

Auf meiner Stirne jung und rein
Sieh dieſe düſtre Falte!
Die glättet einzig und allein
Des Todes Hand, die kalte.
Und ſähſt du mein zerfleiſchtes Herz!
Du ſelber ſchlügſt in Scherben
Die letzte Hoffnung, die du hegſt —
O Mutter, laß mich ſterben!

Ich ſehe wohl, es lacht die Flur
Und linde Lüfte koſen;
Ihr Feſt bereitet die Natur,
Es kommt die Zeit der Roſen.
Nicht aber wird ſie roſenroth
Auch meine Wange färben;
Was meiner harrt, das iſt der Tod —
O Mutter, laß mich ſterben!

Die ſchnöde Welt, ich kenne ſie
Und ihre falſchen Triebe,
Und Wahrheit iſt alleine mir
Noch deine fromme Liebe.
Mit der, ich weiß es, liebſt du mich
(Es trifft ſie kein Verderben)
So dort, wie hier, allewiglich —
O Mutter, laß uns ſterben!

23.

Eine Bestattung.

Warum vom Auge mir
Die Welle fließt, die reiche? —
Beſtattet in die Gruft
Wird eine heilige Leiche.

So lang ich einen Hauch
Des Lebens hier verſpüret,
Hab' ich ſie wandellos
Mit feſtem Arm umſchnüret.

Und auf die Leiche noch,
Noch in den ſtarren Frieden
Der Todtengruft hinein
Streu' ich die ſchönſten Blüthen.

So ſchön, ſo himmliſch war
Die Liebe, die erblichen —
Es hat auf Erden ihr
Kaum eine je geglichen.

Und Trauer iſt gewiß
Auch in den Aetherſcheinen;
Es müſſen all im Licht
Die Engel Gottes weinen.

24.

Der Eremit.

Böhmiſch.

Ich bin ein armer Eremit
Und lebe von den Menſchen weit;
Was mich umgibt, was mich erquickt,
Iſt Schweigen nur und Einſamkeit.

Ein von der Welt gebrochnes Herz
Verberg' ich in dem Waldgebiet,
Und bete weinend Tag und Nacht
Für eine Maid, die mich verrieth.

25.

Treue.

Ich bin dir nur ein Spott
Und würde geh'n,
Wär's nicht mein Amt von Gott,
Dir beizuſteh'n.

So bitter du mich kränkſt,
So tief du mir
Den Dolch in's Herze ſenkſt,
Ich bleibe dir.

Ich theile dein Geſchick
Und deinen Gram;
Und ruft mich er zurück,
Von dem ich kam —

Dann wird die Treue laut,
Die alſo ſpricht:
„Die du mir anvertraut,
Ich ließ ſie nicht.“

26.

Treue.

Daß ich dir immer, immer neu
Vertraue, wie ein Kind, ſo ſchlicht;
Daß ich ihr immer wieder treu,
Der ſchon ſo oft gelöſten Pflicht —

Iſt es gewohnter Kette Druck?
Fehlt es an Witze meinem Haupt?
Bin ich der Würde, die der Schmuck,
Der ziemliche, des Manns, beraubt?

Die Welt, ſie wähn' es immerhin!
Es iſt, ſo weit die Wolke reicht,
Nichts ſchöner, als ein treuer Sinn,
Der nimmer wankt und nimmer weicht.

All, was ich einſt im Glücke ſchwor,
In jener goldnen Sonne Schein,
Jetzt, da ich all dies Glück verlor,
Soll dir's bewährt, gehalten ſein.

27.

Vergebung.

Die ſommernächtigen Lüfte,
Sie hauchen mich ſo linde
So ſänftigend, ſo tröſtlich an; ſie ſprechen
Eine ſo wundermilde Gottesſprache,
Und ich verſtehe ſie im tiefen, innern
Grunde der Seele. Leiſe ſagen ſie,
Doch ernſt und dringend: „Fluche nicht! So furchtbar,
So grauſam auch, was du erlitten haſt,
So unverzeihlich es erſcheinen mag
In Menſchenaugen, fluche dennoch nicht!
Aus Dankbarkeit, daß wir ſo liebend dir
Die Stirne kühlen, fluche nicht! Aus frommer
Ehrfürchtiger Scheu vor unſerem Gottesodem,
Den zu empfinden, dir die Gabe ward,
Vor ihm, der Allem, Allem hold und gut,
Was auf der Erde weitem Runde lebet,
Der nichts von Haß und nichts von Rache weiß,
Der jetzo lindiglich auch ſie umfächelt,
Die Schuldbelad'ne, fluche nicht!“ So reden
Beſchwichtigend, beſchämend,
Die lieblichen, die himmliſchen, zu mir;
Und auf der Lippe ſterben mir die Flüche,
Die ſich aus fürchterlich
Verhöhntem und zertretenem Herzen drängen.

28.

Vergebung.

Gott grüße dich! Ich komme
Von meiner Mutter Grab,
An dem ich lang geſtanden
Und viel geweinet hab'.

Am Grabe meiner Mutter,
Da hab' ich eingeſeh'n,
Daß Keiner mit dem Andern
Soll in's Gerichte geh'n.

Denn wer wohl hätte nimmer
Ein liebend Herz betrübt,
Wer nimmer ein Verbrechen
An zarter Huld verübt?

Du haſt an mir gefrevelt,
Die Mutter kränket' ich;
Die ſchwärzere der Schulden
Sie drückt am Ende mich.

Ja, dorten an dem Grabe
Ward mir, wie nie, ſo weich,
So mild das Herz; da ward es
Wie nie ſo demuthreich.

Wär' mir nicht das geſchehen,
Käm ich von dorten nicht —
Ich ſchaute nicht ſo friedlich
Dir in das Angeſicht;

Ich wäre nicht zu reden
Ein Wort mit dir im Stand;
Doch nun, du falſche Seele,
Da haſt du meine Hand!

29.

Was noch bleibt.

Zerriſſen haſt du ſie,
Die alten, ſüßen Bande —
Nun fragſt du, ob ich dir
Noch Freund zu ſein im Stande.

Ach, nicht mehr Liebesgluth
Kann mein Gemüth entzünden,
Noch auch die kühle Huld
Der Freundſchaft uns verbinden.

Mit jener Treue nur
Die eine Mutter übet,
Die doch ihr Kind nur ſtets
Im Innerſten betrübet,

Mit dieſer nur kann ich
Dir noch verbunden bleiben;
Mit dieſer will ich dir
Auf's Neu' mein Herz verſchreiben;

Mit dieſer will ich dich
Ohn' Ende himmliſch lieben,
Bis in die Lüfte mir,
Die letzten Kräfte ſtieben.

30.

Das einsame Haus.

Weggerückt vom Pfade liegt ein Häuschen;
Ein Geheg' umſchließet es, ein reizend
Blühendes, umwoben iſt's von grünem,
Laubigem Geranke: „Still," ſo denkſt du,
„Muß es ſich hier wohnen, aber ſelig."

Oben an dem Fenſter, welche zarte
Huldgeſtalt! Von Blumen und von Blättern
Eingerahmet iſt es allerlieblichſt,
Dieſes Roſenantlitz. Morgenwinde
Spielen in dem braunen Lockenhaare,
Und die großen, dunklen Augen hangen
Am Gebirg, das in der Ferne raget. —

Doch was ſchwebet um den ſüßen Mund ihr
Für ein Zug? In ſelbigem verkündet
Sich ein Harm, ein tiefer, räthſelhafter.
Minneſehnſucht? Nicht ſo ſanft erſcheinet
Dieſe Schwermuth. Der verrathnen Liebe
Herbe Kränkung? Ich bezweifle die auch.
Sorge? Nein. Verſchuldung? O gewiß nicht.
Jetzt auf einmal weiß ich es. O Schickſal!
Unerträglich furchtbar und zermalmend!

„Hochbeglückt,“ ſo denkſt du, „iſt der Knabe,
Welcher dieſe Maid zum Tanze führet,
Welcher Zutritt hat zu dieſem kleinen
Paradieſe, wem vergönnt, zu weilen,
Wo ſie weilet, dieſe ſeltne Blüthe,
Und mit ihr zu koſen holdvertraulich,
Wie es ſein Begehr. — Ach, nie geführet
Wurde ſie zum Tanz von einem Knaben;
Nie geprangt im Schweſterchore hat ſie!
Dorten auch im Hauſe werden Freunde,
Gäſte nicht geſehen, noch Bewerber;
Einſam im Gefilde liegt die Stätte
Und gemieden; denn ein Fluch beſchwert ſie,
Und ein Schauder hält die Menſchen ferne,
Daß ſie ſelbſt die Unſchuld, die da wohnet,
Selbſt die Schönheit, die da glänzt, mit ihrem
Bann belegen, dem empfindungsloſen[1]).

---

[1]) Hier ſpringt der große Unterſchied der Welt von Chriſten-

Einen Mann mit rothem Kragen ſiehſt Du
In dem Hauſe düſter aus- und eingeh'n;
Jener iſt's, der auf dem Hochgerichte
Seines Amtes wartet, und das ſchöne,
Roſenholde Kind iſt ſeine Tochter.

Nach Fr. Ott.

---

thum und Kirche in die Augen. Denn Letztere belegen Nichts mit ſolchem Banne, ſelbſt das Verbrechen nicht. Im Gegentheil, man ſucht hier das Befleckte und Verlorne auf, um ihm neue Reinheit und Ehre zu verleihen. — Vom h. Franziscus iſt folgender Zug bekannt. Als man ihn fragte, wo er begraben ſein wolle, erwiederte er: „Dort auf dem Höllenhügel, wo die Verbrecher hingerichtet werden." Auf dieſer Stätte wurde dann Kirche und Kloſter gebaut und aus dem „Höllenhügel" ein dem chriſtlichen Cultus geheiligter Ort gemacht.

Diſtichen. Epigramme.

Elegiſches Maß.

1.

Das Diſtichon.

Im Hexameter ſteigt des Springquells flüſſige Säule;
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab[1]).
Schiller.

2.

Skizze.

Oftmals zeichnet der Meiſter ein Bild durch wenige Striche,
Was mit unendlichem Wuſt nie der Geſelle vermag.
Platen.

---

[1]) Die beiden Verſe eines Diſtichons ſind um ſo effektvoller verbunden, wenn ſie, wie hier, auch dem Sinne nach einen Gegenſatz bilden, ſo daß jeder von ihnen in ſich ſelbſt abgeſchloſſen iſt und nicht mit ſeiner Satzbildung in den anderen übergreift.

3.

Halbdichter.

Das nicht heißt ein Gedicht, wenn irgend ein guter Gedanke,
Irgend ein glücklicher Vers unter erbärmlichen ſteht.
Jegliche Sylbe verrathe den Dichter, woſern er es ganz iſt;
Was er gedacht ſcheint uns niedergeſchrieben in Erz.

Platen.

4.

Der Deutsche und die Dichtkunst.

Sämmtliche Künſte lernt und treibt der Deutſche; zu jeder
Zeigt er ein ſchönes Talent, wenn er ſie ernſtlich ergreift.
Eine nur iſt, die treibt er und will ſie nicht lernen, die Dichtkunſt;
Darum pfuſcht er auch ſo. Freunde, wir haben's erlebt.

Göthe,
Epigramme aus Venedig 1790.

5.

Jetzt und Einst.

Höchſt genial zwar nennt ſprachwidrige Verſe die Mitwelt;
Aber du wirſt, Nachwelt, lieben ein edleres Deutſch.

Platen

6.

Geschmack und Genie.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieſes verachtet den Zaum.

Göthe.

7.

Schonung und Strenge.

Gut ſei jeglicher Menſch, nicht jeder ein Künſtler, und deßhalb
Sei man im Kunſturtheil ſtreng und im ſittlichen mild.
Menſchliche Schwäche verdient Nachſicht in der Sphäre des Handelns;
Wer im Geſang ſchwach iſt, ſchlage die Leier entzwei.

Platen.

8.

Gebet und Gnade.

Trüb aufſteiget des Menſchen Gebet, ein Nebel des Erdreichs;
  Lauter, ein himmliſcher Thau, träufet die Gnade herab.

Nach L. Graf v. Stolberg.

9.

Das Höchſte.

Suchſt du das Höchſte, das Größte? — die Pflanze betrachte! Sie lehrt dich's.
  Was ſie willenlos iſt, ſei du es wollend! Das iſt's (1).

Schiller.

---

1) Angelus Sileſius ſagt:

Willſt du, worin beſteh'
  Vollkommenheit, erfragen,
Geh hin! Es werden dir's
  Die ſtummen Blümlein ſagen.

10.

Vernunft und Glaube.

Höherer Welten Glanz deckt nur das Dunkel der Nacht auf;
Strahlet die Sonne, ſofort ſtirbt die erhabene Schau.
So die Vernunft[1]; ſie erleuchtet die Erd' und erhellet die Nähe;
Nur im Glauben jedoch nimmſt du das Himmliſche wahr.

Nach Salis.

11.

Schätzungen fremder Leiſtungen.

Selber erfinden iſt ſchön. Doch glücklich von Andern Erfundenes,
Fröhlich erkannt und geſchätzt, nennſt du es weniger dein?

Göthe.

---

[1] Vernunft im Sinne gemeiner Rationalität und Verſtandesbildung. Die Vernunft im höheren Sinne des Wortes, das tiefere Denken und Wiſſen, bildet keinen ſo harten, ſchneidenden Gegenſatz, indem es vielmehr Hand in Hand mit dem poetiſchen Glauben und Ahnen der Menſchheit geht.

12.
Freude an fremdem Glück.

Ringſt du nach eigenem Glück — ob dir das werde, das fragt ſich.
Lebſt du für Anderer Glück, haſt du das eigne zugleich.

Nach W. Beſte.

13.
Neides.

Wer iſt der glücklichſte Menſch? Der fremdes Verdienſt zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß ſich, wie am eignen, zu freu'n.

Göthe.

14.
Verderbniſs.

. . . . Vermeſſene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden geſtört;
Das entweihte Gefühl iſt nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verſtummt in der entadelten Bruſt.

Schiller.

15.

Stoff zum Kriege.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret;
Und ſo habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

Göthe.

16.

Majestas populi.

Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich bei'm Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Wenige Einzelne zählen; die Uebrigen alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Schiller.

17.

Der Spruch des Bias.

Bias, der zu den ſieben helleniſchen Weiſen gezählte
Treffliche, ſagte bereits: „Mehrere machen es ſchlimm.“

18.

Der für wahnsinnig gehaltene Weissager.

Wahnſinn ruft man dem Kalchas, und Wahnſinn ruft man Kaſſandren,
Eh' man nach Ilion zieht, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was Geſtern und Eh'geſtern geſprochen, wer hört's?

Göthe.

19.

Despotismus der Menge.

Frankreichs traurig Geſchicke, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr ſollen's die Kleinen noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Göthe.

20.

Revolutionen.

Was das Lutherthum war, das iſt das Franzthum in dieſen
Letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück.

Aus Göthe's und Schiller's Xenien[1]).

21.

Sind die Rationalisten scharfsinnig[2])?.

Nicht ſcharfſinnig, o nein! ſcharfzahnig ſind ſie, die Herrn;
Jeglichen Kern und Gehalt nagen ſie glücklich entzwei.

L. Feuerbach.

---

[1]) Bei Göthe ſteht der Diſtichon in dieſer Form:
Franzthum dränget in dieſen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

[2]) Die nun folgenden Epigramme eines vormaligen Freundes ſind aus deſſen „Gedanken über Tod und Unſterblichkeit nebſt einem Anhange theologiſch-ſatyriſcher Xenien“ gezogen, welche im Jahre 1830 zu Nürnberg erſchienen ſind. Man mag hieraus ſehen, wie manches der poſitiven Wahrheit Günſtige ſelbſt in den Schriften der deſtruktivſten und verrufenſten Autoren zu finden iſt.

22.

Kritik.

O wie verrückt! Sie ſtellt, bevor ſie die Speiſe gekoſtet,
Unterſuchungen erſt an über ihren Geſchmack.

L. Feuerbach.

23.

Wie die Kritik so kritisch ist.

Schildwach ſteht die Kritik am Thore der ärmlichen Seele,
Die für Wahrheit und Gott aller Empfindung beraubt.
Was ſich nahet, es muß „Gut Freund!" antworten; denn ſonſten,
Wär's auch Gott in Perſon, wird es von hinnen gejagt.

L. Feuerbach.

24.

Stand und Beruf der Kritik.

Hausmagd iſt die Kritik im Reiche des Wiſſens; ſie fege!
Alles gehet zu Grund, will ſie noch mehr ſein, als Magd.

L. Feuerbach

25.

Aufklärung.

Haut man Waldungen aus, macht herrliche Berge dem Grund gleich —
Klarer und lichter gemacht wird ſie dann freilich, die Welt[1]).

Nach L. Feuerbach.

26.

Rationaliſtiſches Licht.

Dies aufräumende Licht macht ſo nur heller, indem es
Weſen und Stoff und Gehalt aus dem Geſichte vertilgt.

Himmliſches Licht nur hellt die Welt auf; eures hingegen
Füllt nur Kammer und Stall, weiter erſtreckt es ſich nicht.

---

1) Vergl. die unten folgende Thierfabel von C. Müchler mit derſelben Aufſchrift, die denſelben Gedanken und daſſelbe Bild enthält.

27.

Vernunft.

Eure Vernunft, ihr Herrn, iſt ein hypothetiſcher Nachſatz;
    Denn er ſtützt ſich, o weh, nur auf ein leidiges Wenn.
Nur wenn ein Wahn der Glaub', Unſinn die ganze Geſchichte,
    Nur wenn die Anderen dumm, ſeid ihr vernünftig und klug.
Aber der Terminus Medius ſteht noch leider in Zweifel;
    Nur Hypotheſe bleibt darum auch eure Vernunft.

L. Feuerbach.

28.

Wohnungsweiſen.

Enge gewohnt hat frühere Zeit; weit war es im Herzen.
    Weit wird jetzo gehauſt; doch die Gemüther ſind eng.

Nach König Ludwig.

29.

Die Johanniter.

Herrlich kleidet ſie euch, des Kreuzes furchtbare Rüſtung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beſchützt,
Durch die ſyriſche Wüſte den bangen Pilger geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert ſteht vor dem heiligen Grab.
Aber ein ſchönerer Schmuck iſt euch die Schürze des Wärters;
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelſten Stamms,
Dienet am Krankenbett, dem Lechzenden Labe bereitet,
Und die niedrige Pflicht chriſtlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfeſt in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

Schiller.

30.

Die Peterskirche.

Suchſt du das Unermeßliche hier, da biſt du im Irrthum;
Meine Größe iſt die, größer zu machen dich ſelbſt.

Schiller.

31.

Auf ein Grab in Fermo.

Junger, gefallener Krieger, wie ſchlummerſt du ſüß! Die Madonna,
Schön in dem Marmor und ernſt, hütet den lieblichen Schlaf.

Platen.

32.

Dom von Treviſo.

Welch ein Genuß in der ſchönen, unſterblichen Halle zu wandeln,
Die dein zierlicher Geiſt, hoher Lombardi, gedacht!

Platen.

33.

Das Kreuz am Meere.

Einſam ſteht es am Strand; doch Nachts bei'm Ave Maria
  Nahen des Orts Jungfrau'n, küſſen das Kreuz im Gebet.

Platen.

34.

Schiller auf ſeinem Piedeſtal in Mainz.

Warum werd' ich allhier nach Norden zu ſchauen gezwungen?
  Nach den ſonnigen Au'n war ich doch immer gewandt!
Nicht im Norden ergrünt der liedervolle Parnaſſos;
  Südlich liegen die Höh'n, deren Apollo ſich freut.
Denn der Norden iſt kalt, und glühend ſoll Poeſie ſein;
  Dorthin breite ſie ſich, nimmer entſteht ſie daſelbſt.

Nach einem Ungenannten 1).

---

1) Mainzer Journal vom 21. Oktober 1862.

Gleichniſſe, Allegorien und Fabeln.

Erſte Reihe.

1.

Das Reich Gottes.

Das große, heilige Gottesreich,
Das keimende, wem iſt es gleich?
Wie ſein Erſtarken erklär' ich euch? —
Vor allen andern Sämerei'n
Iſt eine klein;
Du gewahrſt ſie kaum.
Das Senfkorn iſt es; ein Pflanzer nimmt's,
Und ſäet es in ſein Feld hinein.
Und es treibet und ſproſſet empor mit Macht,
Und wird, all andre Gewächſe rings
Beſchämend, ein gewaltiger Baum.
Und es kommen die Vögel im Himmelsraum
Und wohnen in ſeiner Zweige Pracht.
So auch wird herrlich und gewaltig werden,
So ſchwach ſein Anfang, Gottes Reich auf Erden.

Jeſus.

2.

Der grosse Hirte.

Ein Hirte wandelt einſam und verſenket
In tiefe Trauer mit Gemüth und Sinne;
Er iſt aus einem herben Kelch getränket;
Er iſt gekränket von dem Weh der Minne.

Sein Auge fließt — nicht weil es ihm, dem Großen,
An Macht gebricht; denn all von ihm beſeſſen
Wird, was die Räume füllt, die ſchrankenloſen;
Der Liebſten denket er, die ihn vergeſſen.

Und darum einzig, weil ſie ihn vergeſſen,
Iſt er entſchloſſen, ſeinen Thron zu meiden,
Der Schmach, des Elends Tiefen auszumeſſen,
Und zu erfahren, was Verbrecher leiden.

„Ach,“ ſeufzet er, „wer mag den Kummer faſſen,
Der, ſeit ſie ſich gewendet, mich umnachtet!
All meine Herrlichkeiten muß ich haſſen,
Weil ſie mich, ach, ſo ganz und gar verachtet.“

Er klaget es und ſtreckt die ſchönen Arme,
Gelehnt an einer Eiche Stamm, der Bleiche.
Er neigt das Haupt; ſein Auge bricht vor Harme —
O ſeht ſie an, die minnigliche Leiche!

Nach dem h. Johannes vom Kreuz.

3.

Geſpräch.

Die du, o Herr, begoſſen,
Was wird ſie gebähren, die Au? —
Es werden ihr Roſen entſproſſen
Und ein Gedörn ſo rauh.

Und werden im Blüthenlenze
Auch krönende Zierden entſteh'n? —
Ja; doch verſchiedene Kränze,
Wird man gewunden ſeh'n.

Und wen damit zu krönen
Hat der Gärtner im Sinne, ſprich? —
Euch mit dem roſigen, ſchönen,
Mit dem herben, dornigen mich.

Nach einem Ungenannten.

4.

Die Verkleidung.

Daß, von Anſeh'n gar ſo ſchlicht,
Dieſes Herrſchers Majeſtät
Durch die Flurbereiche geht,
Wundert euch? — Ich gebe Licht.

Eine Hirtin dieſer Au'n
Locket ihn von ſeinen Höh'n,
Ihre Wange, ſie iſt braun,
Ihm jedoch bedünkt ſie ſchön.
Und ſo ſeid ihr nun im Stande,
Die Verkleidung einzuſeh'n.
Seine Prachten läßt er ſteh'n,
Geht, wie Landsbewohner geh'n;
Denn ſein Liebchen iſt vom Lande.

Aber welche Schöne hier
So bezaubernd, fraget ihr
Daß er einzig ihr zum Frohne
Sich begibt in dieſe Zone,
Seinen hohen Rang vergißt,
Seinen Purpur, ſeine Krone,
Seine Diener nicht vermißt? —
Dieſes Herrſchers Flamme, wißt,
Iſt die menſchliche Natur.

Und daß Alles aufgehellt
In dem holden Räthſel werde;
Der Monarch, der ſich gefällt
In ſo ländlicher Geberde —
Seine Burg iſt der Azur;
Sein erhabner Namen iſt
Gottes Sohn und Jeſus Chriſt;

Und die er beſucht, die Flur,
Iſt genennet Welt und Erde.

Nach einem Ungenannten.

5.

Die Fruchtverkäuferin.

Sehet! Dorten in dem Stalle
Ladet euch ein Mägdelein,
Eine Frucht zu kaufen ein
Schönſter Art — o kaufet Alle!

Dieſe Wunderfrucht, ſie ſtammet
Aus der Aue Prachtrevier,
Der, ſo weit die Sonne ſlammet,
Keine gleich an Wonn' und Zier.
Daß ſie euch in's Auge falle,
Wünſcht die Maid; o ſeht, wie grüßt
Sie ſo lieb; den Kauf verſüßt
Ihre Huld — o kaufet Alle!

Eine Frucht, die ewig mundet,
Die nur immer goldner blinkt;
Eine Frucht, durch die geſundet
Eure tiefſte Seele, winkt.
Euch geboten in dem Stalle
Iſt ſie von der Maid ſo hold,
Nicht um Silber, nicht um Gold,
Nur um Lieb' — o kaufet Alle!

Nach Alvaro de Hinojoſa.

6.

Hirt und Weide.

Schäfchen, ach, ſo verirrt,
Komm! Denn nicht nur allein
Will ich ein treuer Hirt,
Will dir auch Weide ſein.

Dir recht klar zu bewähren,
Wie es ſo ernſtlich ſtehe,
Wein' ich blutige Zähren,
Stöhn' ich in Todeswehe.
Thun beweiſet und Leiden,
Wie dein Hirte ſo fromm;
Laß dich weiſen und weiden;
Komm, mein Schäfchen, o komm!

Nicht zur Speiſe zu geben
Stoffe der Erde, denk' ich;
Dich mit eigenem Leben,
Sein und Weſen beſchenk' ich.
So viel rührende Zeichen,
Daß dein Hirte ſo fromm,
Müßten Felſen erweichen;
Komm, mein Schäfchen, o komm!

Nach Luis de Gongora.

7.

Die wunderbare Roſe.

Von Aurorens Wonnebruſt
Sank die allerſchönſte Roſe;
Und mit ihr im Thalesſchooße
Kehrte Liebe, Lenz und Luſt.

Ehe dieſes Heil gewaltet,
Wie erſtarrt war die Natur;
Wie verfinſtert, wie erkaltet,
Wie erſtorben dieſe Flur!
Siehe da, mit einem Male
War die Scene hell und hold,
Und herab vom Aetherſaale
Neigte ſich das Roſengold.

Schnee und Eis ſofort zerfloſſen,
Es verjüngte ſich der Halm,
Blumen fingen an zu ſproſſen,
Vögel ſangen ihren Pſalm.
So beglückend ſanft und ſüße
Durch das ſchöne Morgenroth,
Durch der Roſe Zaubergrüße
Ward verwandelt Froſt und Tod.

Daß jedoch der Räthſelfülle
Keine Deutung offenbar,

Leg' ich endlich ohne Hülle
Meine wahre Meinung dar.
Du, Maria, biſt Aurore;
Roſe nenn ich, Jeſu, dich!
Und erwacht zu neuem Flore
Durch der Roſe Kraft, bin ich.

Nach Gongora.

8.

An Maria.

Ut axe sunt serena.

Wie goldenes Sterngeflimmer
Des nächtlichen Himmels Pracht;
Wie reiner Lilie Schimmer
Auf blumiger Aue lacht —
So biſt du hoch erlaucht,
So biſt du reich an Blüthe,
So in der Lieb' und Güte
Thauperlenſchmuck getaucht.

Du, Stern zugleich und Blume,
Du, klar zugleich und mild —
Es taugt zu deinem Ruhme
Jedwedes edle Bild.
In deiner Herrlichkeit,
In deiner Hulden Scheine
Glänzt Alles im Vereine,
Was Ehr' und Zier verleiht.

Nach dem Lateiniſchen.

9.

Der Stern im Meer.

O maris stella, Stern im Meer!
Ob Alles wogt und wankt umher,
Ob Alles ſtürmt und Alles brauſt,
Uns ſeindlich eine Welt umgrauſt —
Es blicket durch die Wolkennacht
Hellleuchtend deine Strahlenpracht,
Und unſer Schifflein ſteuert fort,
Bis es gelangt in ſeinen Port.
O Himmelsleuchte hold und hehr,
O ſchöner Stern, o Stern im Meer!

10.

Die himmlischen Perlen.

Zwei himmliſche Perlen ſah ich
In deinen Augen ſteh'n;
Ich ſah ſie nicht entrollen
Und doch ſo ſchnell vergeh'n.

Ich meine zu errathen,
Wie das gekommen iſt:
Es hat ſie dir ein Engel
So raſch hinweg geküßt,

Ein Engel, der ſo hehre
Schätze gen Himmel trägt,
Und ſie daſelbſt in Gottes
Juwelenſchreine legt.

Amara George.

11.

Spinne, Fliege, Adler.

'S iſt eine giftige Spinne
Mit deiner Ruh im Kriege,
O Seele! Hüte dich;
Sei nicht die ſchwache Fliege,
Die ſich von ihrem Garne läßt umweben!
Ein edeles Vertrau'n, emporgewandt zum Licht,
Wird dir des Adlers mächtige Schwinge geben;
Im Fliegennetze fangen ſich Aare nicht.

Nach C. Schlüter[1]).

---

[1]) Die Idee iſt in einem ſeiner Sonette ausgeführt, das, als Ganzes, ſeinen eigenen Werth hat und behält. S. „Welt und Glauben." Münſter 1844 S. 336. Hier wollten wir nur das Bild benutzen und ſuchten ihm deshalb eine für dieſe Abtheilung paſſende Form zu geben.

12.

Die Metamorphoſen.

Jambiſche Trimeter.

Die Welt, ſie ſchaut dich als ein blühender Roſenſtrauch
Voll Luſt und Leben und voll lieblichen Hauches an;
Doch ſiehſt du in ein Kreuz ſich, in ein düſteres,
Troſtloſes allzu raſch verwandeln dieſe Pracht.
Die Religion hat kein ſo lachend Angeſicht
Im Anbeginn; ſie trägt die düſtere Kreuzgeſtalt,
Die unſerer Natur ſo unerquicklich iſt.
Doch wenn du ausharrſt, umgeſchaffen zeigt ſie ſich
In einen Blüthenſtrauch, der unvergleichliche,
Paradieſiſch prangende, nie verwelkende Roſen trägt.

13.

Ein Kelch für Gott.

Und geht ſo ſtumm an dir die Welt,
So ſtolz vorüber — denke ſtill:
„Ich bin ein Kelch, für Gott beſtimmt,
Der ihn alleine koſten will.“

Nach Fr. Hebbel.

14.

Die Felsenquelle.

Sieh das Geſels ſo rauh und hart
Sich in die Luft erheben!
Wie ganz und gar in ihm erſtarrt
Erſcheinet dir das Leben!

Und dennoch aus dem Felsgeſtein
Sieh, wie die Quelle ſpringet;
Wie friſch aus ihm, wie hell und rein
Lebendige Wonne dringet!

So dünket allzu hart und rauh
Auch manche Menſchenweiſe;
Doch was aus ihm entſpringt, beſchau,
Und ſeinen Segen preiſe!

Nach Adolph Schults.

15.

Raupe, Puppe, Schmetterling.

An der Erde
Frei und fröhlich
Kroch die Raupe,
Labte kindiſch
An Gekräute,
Kohl und Neſſel
Ihren Sinn.

Dunkel aber
Eingekloſtert
Spinnt die Puppe;
Der Entfaltung
Harte Kämpfe
Zucken qualhaft
Durch ſie hin.

Doch befreiend
Siegt die Wärme;
Und ſo ſchwebe,
Farbefunkelnd,
Aether koſtend,
Du erlöſter
Sommervogel!
Qual und Grab ward
Dir des Lebens
Vollgewinn!

Nach Platen.

16.

Die Blumen und die Sonne.

Jedwede Blume denkt für ſich:
„Die Sonne ſcheint gerad' auf mich.“
Freut ſich darüber inniglich.

Die Sonne thut ihr großes Amt,
Beſcheint die Blumen alleſammt,
Durch Einzelthaten ungeſchwächt —
Doch auch die Blumen haben Recht.
So ausgebreitet Glut und Glanz,
Das kleinſte Blümlein hat ſie ganz,
Als wenn zu ſeinem Dienſt allein
Der allgemein
Der Welt geſchenkte Wunderſchein.

Nach Adolph Schults.

17.

Aufklärung.

Es trug in einen Cedernhain,
Den er zu dunkel fand,
Ein kluger Affe Glut hinein
Und ſteckt' ihn in Brand.
„Seht, Brüder," rief er dann entzückt,
„Was mir für eine That geglückt!"

Ein Heer von Aſſen kam herbei,
Bewunderte den Glanz;
Sie ſchrieen all mit hellem Schrei:
„Es lebe Bruder Hans!
Er iſt der höchſten Ehre werth,
Er, der ſo trefflich aufgeklärt."

Nach C. Müchler.

Gleichniſſe, Allegorien und Fabeln.

Zweite Reihe.

1.

Fuchs und Ente.

„Frau Ente! Was ſchwimmſt du in Einem fort
So hin und her in deinem Teich?
Das iſt ein allzu öder Ort.
Komm her, ich möchte dich was fragen.“ —
„Herr Fuchs! Was hätt’ ich dir zu ſagen?
Du biſt an eignem Witze reich.“

Verlegen ſtand und ſehr verdrießlich
Herr Reinecke am Waſſerrand.
Es lüſtert’ ihn nach einem Braten;
Darum ſo traulich und ſo ſüßlich
Hatt’ er gelockt zum Uferſand,
Wo ſie verloren war, die Ente.
Sie hatte das ſehr wohl errathen;
Sie blieb in ihrem Elemente.
„Verflucht, wenn ich nur ſchwimmen könnte!“

So Jener, welchem unerſprießlich
In dieſem Fall all ſein Verſtand. —
Es hat auch einem Fuchs zuletzt
Gott und Natur ein Ziel geſetzt;
Auch ihm, ſo ſchlau er iſt, gerathen
Nicht alle ſeine Miſſethaten.

Nach W. Hey.

2.

Stier und Hirsch.

Es weideten zuſammen im Revier,
Ein flüchtiger Hirſch, ein ſchwerbewegter Stier.
„Hirſch,“ ſagte dieſer, „wenn der Löwe kommt —
Vereinigung der Kräfte frommt.
Wir wollen uns zu zweit
Entgegenſtellen ſeiner Grimmigkeit.“ —
„Den Handel einzugeh'n, mein lieber Stier,“
Sprach Jener, „wäre ſinnberaubt von mir.
Ich bin vereinzelt hier
Viel beſſer dran.
Ungleich ja mit dem Löwen auch zu zweit
Iſt unſerer Kräfte Streit.
Ich, der ich laufen kann,
Ich renne fort; ihm aus dem Auge weit
Bin ich im Augenblick; da iſt's gethan.

Nach Leſſing.

3.

Spatz und Lerche.

„Laß dir rathen, Lerche, komm!“
So das Spätzchen. „Vor den Thoren
Gehet, es iſt Jammerſchade,
Alle deine Kunſt verloren,
Ob ſie auch die höchſten Grade
Der Vortrefflichkeit erklomm.
In der Stadt, da lauſchen dir
Kenner mit geübten Ohren,
Und es kommt zu ſeinen Floren
Dein Talent. Gehorche mir;
In der Stadt nimm dein Quartier!“ —

„Spätzchen, nein! Ich bleibe hier.
Keine Saaten, keinen Himmel
Fänd' ich, ach, in dem Gewimmel;
Aber böſe, ſcharfe Zungen,
Mir zu ſchaden, voll Begier.
Jedes Lied, das ich geſungen,
Wie verbittert wär' es mir!“

Nach Fröhlich.

4.

Spinne und Schnecke.

„Sage mir — ich ſeh's nicht ein,"
So die Spinne zu der Schnecke,
„Wie ſich in ein Haus ſo klein
Dein geſammtes Sein verſtecke!
Anders iſt mein Sinn; ich frohne
Der Beſchränkung nicht; ich lebe
In Paläſten; ja ich webe
Mein Geſpinnſt um Fürſtenthrone."

Ihr darauf die Schnecke: „Klein,
Aber mein,
Iſt das Haus, das ich bewohne."

Nach G. v. Schenk.

5.

Staar und Nachtigall.

„Wörter aber ſind's doch nicht,
Was du flöteſt." Alſo ſpricht
Zu der Nachtigall der Staar,
Seiner Redekünſte froh.
„Ja, mein lieber Cicero,"
Sagte Jene, „das iſt wahr.

Aber es iſt ſonderbar,
Daß ſo viel zum Herzen bringt,
Was man nicht in Worte bringt.“

Nach A. W. Schlegel.

6.

Der Käfer zum Schmetterling.

„Ei, Schmetterling, wie eileſt du
Vor mir vorbei ſo gar preſſant,
Des kaum gewachſenen Flügelpaars
Vornehme Prachten ausgeſpannt!
Nicht wahr, du ſcheuſt den alten Freund,
Der dich als Raupe hat gekannt?“

Nach Müller, dem Maler.

7.

Böſe Laune.

Es ſingen und ſpielen die Vögelein;
Die Eule ſitzt für ſich allein,
Schaut mit ſo böſem Auge drein.
Die Vögel fragen: „Was haſt du, ſprich,
Was biſt du gar ſo widerlich?“ —

„Mich ärgert euere Luſtigkeit;
Ich erboſe mich ob eueres Balles,
Ob eueres Schwalles und eueres Schalles;
Es ſtört mich Alles, was ſo ſchreit.
So auch die Sonne mit ihrem Licht;
So grelle Scheine vertrag' ich nicht.
Mit einem Wort: Mich ärgert Alles."

Nach W. Hey.

8.

Die eitle Gans.

Es war 'mal eine Gans, die angethan
Mit Federn von beſondrer Weiße war.
Sie ſah ſich in der Fluth und ſprach: „Fürwahr,
Gezählt mit Unrecht zur gemeinen Schaar
Der Gänſe werd' ich. Denn ich bin ein Schwan;
Das iſt gewiß." Sie iſolirte ſich,
Sah ihres Gleichen mit Verachtung an,
Schwamm majeſtätiſch auf der Waſſerbahn,
Sucht' ihren Hals zu drehen und zu biegen.
Doch ſeine Kürze wich
Mit Nichten; ſeine Steifheit zu beſiegen,
Es ging nicht an.
Die eitle Gans, ſie wurde nicht zum Schwan;
Nur Eins gelang: ſie wurde — lächerlich.

Nach Leſſing.

9.

Des Esels Trost.

„Ich habe Nichts, mich meines Seins zu freuen;
Ich bin ſo geiſtlos und ſo ungeſtalt;
Ich habe weder Feuer, noch Gewalt;
Um mich zu nähren, muß ich Diſteln käuen,
Werd' unter Säcken alt.
Ach, die Natur ſchuf mich in ihrem Grimme!
Sie gab mir Eins nur — eine ſchöne Stimme."

M. Claudius.

10.

Die Frösche.

Ein großer Teich war zugefroren;
Die Fröſchlein, in der Tiefe verloren,
Sie durften nicht ferner quacken und ſpringen,
Verſprachen ſich aber im halben Traum,
Fänden ſie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten ſie ſingen.
Es thauete, die Decke ſchmolz.
Nun ruderten ſie und landeten ſtolz
Und ſaßen am Ufer weit und breit
Und — quackten, wie vor alter Zeit.

Göthe.

11.

Das Pärchen.

Es ſchwammen zwei Forellen
Im Bache ſo vertraut;
Sie galten in den Wellen
Als Bräutigam und Braut.

Es iſt jedoch gegangen,
Wie es ſchon öfters kam:
Das Eine ließ ſich fangen,
Das Andre ſtarb vor Gram.

Nach Fr. Albrecht.

12.

Die Stachelſchweine.

Die Menſchen, ſie vergleichen, will mir ſcheinen,
Sich einer Aſſemblée von Stachelſchweinen.
Sie möchten gern ſich an einander wärmen;
Sie meinen es ſo friedlich und ſo bieder;
Allein indem ſie ſo gemüthlich ſchwärmen,
Vergeſſend ihre ſtachlige Natur,
Verwunden ſie ſich nur
Und fahren zornig auseinander wieder 1).

Nach Schopenhauer.

---

1) Aehnlich iſt, was der ſonſt mit Schopenhauer ſo wenig ſtimmende **Göthe** ſagt:

„Wirſt du deines Gleichen kennen lernen,
So wirſt du dich gleich wieder entfernen.“

13.

Digitalis purpurea.

Dich ſo purpurroth
Liebenswürdig und ſchön,
Dich ſo demuthsvoll
Siehet das Auge ſteh'n!
Deine Glöcklein läßt du hangen,
Deine zierlichen; deine langen
Aehren beugſt du; dich herein
Aus der rauhen, waldigen Trift
In die Gartenau geſchmeichelt,
Dich herein ſo zart und fein
Haſt du, Liſtige, geheuchelt,
Die du doch ſo voll von Gift!

Nach K. Fulda.

14.

Die Cypresse.

Ich bin die Cypreſſe;
Ich neige
Die Zweige
Zur Erde, damit ich zeige,
Daß ich nun und nimmer vergeſſe,
Die Gute, die Segensreiche,

Aus der mein Leben entſproſſen;
Aus der mir Liebe gefloſſen.
Und haſt du wo Antheil, Tröſtung, Hülfe genoſſen,
Dann, Wanderer, dann thue du das Gleiche!

Nach J. L. Nänny.

15.

Born und Weide.

Das Börnchen und die Weide
Wie dienen ſie ſo lieblich einander beide!
Es ſchirmt die Weide vor der Sonne Zorn
Den kleinen Born.
Und daß es ihr nicht werde gar zu ſchwül,
Hält ſie ſein Odem friſch und kühl.

A. Schults.

16.

Die Klagen der Blumen.

Die Blumen im Felde, ſie klagen:
„O ſtünden wir oben im Wald!
Wo ſchattige Bäume ragen,
Welch glücklicher Aufenthalt!“

Die Blumen im Walde weinen:
„O ſtünden wir unten im Hag
Und ſähen ſo herrlich ſcheinen
Die Sonne den ganzen Tag!“

A. Schults.

17.

Splitter und Balken.

Im Auge deines Menſchenbruders
Den Splitter ſiehſt du —
Weit ſchicklicher aus deinem eignen
Den Balken ziehſt du.

Jeſus.

18.

Kessel und Topf.

Hat welſcher Hahn an ſeinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude, —
Der Keſſel ſchilt den Ofentopf,
Schwarz ſind ſie alle beide.

Göthe.

19.

Des Wunſches Ausgang und Wiederkehr.

Des Wunſches heiterer Jugendbraus,
Er ſprang am Morgen aus dem Haus
Nach Schmetterlingen und Blumenſtrauß
So luſtig aus;
Bei'm Scheiden der Sonnenblicke,
Da kehret' er zurücke —
Auf einer Krücke[1]).

20.

Die Hoffnungen.

Magyariſch.

So kühne Vögel ſind ſie, unſre Hoffnungen;
Sie fliegen auf zum Himmel, fliegen höher noch,
Als ſelbſt der Adler. Doch da kommt die Wirklichkeit,
Ein meiſterhafter Schütze, dem kein Ziel zu hoch,
Er leget an und jäh herunter ſtürzen ſie.

Petöfi.

---

1) Schmidt von Lübeck drückt dies kürzer, aber härter und ungelenker aus:

Der Wunſch ſprang früh des Morgens aus
Und hinkte des Abends zurücke
Nach Schmetterling lief er und Blumenſtrauß
Und fand unterweges die Krücke.

21.

Zwei Kammern hat das Herz;
Hier wohnt die Freude, dorten
Hat ſeinen Ort der Schmerz.

Iſt hier die Freude wach —
Tief ſchlummert es und ſtille
Im anderen Gemach.

Doch nicht zu laut gelacht,
Zu wild getobt, o Freude,
Daß nicht der Schmerz erwacht!

Nach H. Neumann

22.

Flüchtiges Glück.

Siciliane.

„Ich Nachtigall fuhr über das Meer einmal;
Da ſiehe, ſtieg ein Eiland aus dem Toſe
Der Fluthen auf im Morgenſonnenſtrahl.
Die Blumen bildeten das Volk, die Roſe
War Königin. Sie nannte mich Gemahl,
Beglückte mich mit ihrem Huldgekoſe.
Welch eine Luſt! Da, weh, mit einem Mal
Verſank das Eiland in dem Waſſerſchooße.“

Nach Rückert

23.

Ruhm und Regenbogen.

Magyariſch.

Was iſt der Ruhm, der dich
Mit ſeinem Glanz beſticht?
Er iſt — o ſuch' ihn nicht! —
Ein ſchöner Regenbogen,
In trübem Elemente nur gezogen,
Ein Sonnenſtrahl, der ſich in Thränen bricht.

Petöfi.

24.

Tagesliteratur.

Die Fluth der Poeſie wirft an den Strand
Viel bunte Steinchen, Kies und Sand,
Darunter ächte Perlen liegen.
Die Herren Kritiker ſie ſchrei'n:
„Ein neuer Stein, ein neuer Edelſtein!"
Und von den Perlen wird geſchwiegen.

Rückert.

25.

Spatz und Nachtigall[1]).

Es pfeiſt in unſerem Dichterhain
Ein Heer von Spatzen friſch und munter.
Da hebt es an und ſingt ſo ſein —
'S iſt eine Nachtigall darunter.
„Pfui Teufel! Eine Nachtigall,“
So tönet es mit wildem Hall.
„Das iſt ja Kunſt und nicht Natur;
Das amüſirt die Sinne nur,
Und von Gehalt iſt keine Spur.
Der Vogel iſt ein fremdes Glied
In unſerem ächten Deutſchvereine;
Hinaus mit ihm aus dieſem Haine!
Hier ſingt man nur das Spatzenlied.“

26.

Die Welt eine Seichte.

Die Welt iſt eine Seichte;
Da ſchwimmt ſo friſch und munter
Hoch oben auf das Leichte;
Das Wuchtige geht unter.

---

1) Durch Julian Schmidt's Kritiken veranlaßt.

27.

An den Thüren.

Ich klopfet' an des Reichthums Haus;
Da lebte man in Saus und Braus;
Mir warf man einen Pfennig heraus.

Ich klopfet' an der Liebe Thür;
Schon fünfzehn Andere ſtanden hier
Und wehreten den Eingang mir.

Ich wagt' es an der Ehre Schloß:
„Da paſſiren nur Ritter auf hohem Roß;
Du aber, du gehörſt zum Troß.“

Ich ſuchte der Arbeit ſchlichtes Dach,
Was waren da für Töne wach!
Ich hörte Nichts als Weh und Ach.

Ich fragte: „Wo wohnt die Zufriedenheit?“
Drauf zu ertheilen den Beſcheid
Vermochte Niemand weit und breit.

Noch iſt ein Haus, dazu die Bahn
Ein Jeder leichtlich finden kann;
Da iſt Quartier für Jedermann.

Da ſchließet aller Menſchen Hauf,
Stolz oder elend, ſeinen Lauf;
Das Haus, das nimmt mich ſicher auf.

Nach Rückert.

28.

Menschliche Bemühungen.

Ich zünde Span auf Span;
Ich lege künſtlich Scheit auf Scheit;
Ich ſchüre mit Gefliſſenheit —
Das Feuer geht nicht an.

Ich laſſe mit Unbedacht
Ein Fünkchen fallen; das Fünkchen frißt
Um ſich ſo ſacht; auf einmal iſt
Ein heller Brand entfacht.

Leg's noch ſo trefflich an!
Oft iſt doch Alles ohne Frucht;
Und was du nicht gewollt, geſucht —
Du ſtaunſt — es iſt gethan [1].

---

[1] Als Beiſpiel verſchiedener Behandlung deſſelben Gedankens ſiehe hier folgendes Gedichtchen von E. von Bauernfeld.

Wie du ſchürſt und Flammen regſt,
Dennoch will's nicht brennen;
Wie du auch die Scheiter legſt,
Wirſt's nicht zwingen können.

Aber laß ein Fünkchen du
Unvorſichtig fallen
Und die Flamme wird im Nu
Bis zum Himmel wallen

29.

Der Streit des Tages und der Nacht.

Es ſtritten mit einander Nacht und Tag,
Wer tauglicher, zu Glück und Heil zu dienen,
Wer würdiger der Ehre ſei von ihnen.
„Du arme, ſtille, dunkle Mutter, ſag',“
So ſeinen Gruß entbot
Zuerſt der ſchöne, lichte Knabe Tag;
„Was haſt du, das mit meinem Morgenroth
Und Abendſchein, mit meiner Sonne Pracht,
Mit den Gebirgen ſich vergleichen mag,
Mit den Gefilden, die ich hell gemacht?
Was haſt du, rede, das mit ſolcher Kraft,
Wie Tagesarbeit, wirket und erſchafft?
Wie traurig ohne mich, wie dumpf erſchlafft
Wär' alles Sein! Was du dahingeſtrecket
Auf ſeinen Pfühl, wie ſchon vom Tod gerafft,
Zu neuer Regung, neuem Thun gewecket
Wird es durch mich.“ — „Wird dir,“ verſetzt die Nacht,
„Dafür gedankt? Das, was du müd gemacht,
Beladen mit ſo mancher harten Fracht,
Geängſtiget, gequält mit aller Macht,
Muß ich es heilen nicht von ſeiner Pein,
Ihm liebliches Erquickungsheil verleih'n;
Was leider anders gar nicht möglich iſt,
Als daß es all der Angſt und Qual vergißt,

Mit der du es erfüllt? Wie oft erſchrickt,
Wenn er erwachend deinen Glanz erblickt,
Der Sterbliche, der deinen Harm ermißt!
Hingegen mir ſinkt Alles klagelos
In den beſchwichtend friedereichen Schooß.
Der Ruhe, die ich zu gewähren pflege,
Beraubt zu ſein, das iſt das herbſte Loos,
Das einen Menſchen treffen kann. Noch Eins:
Schaut etwa während deines hellen Scheins,
Wo der Gewinnſucht wilde Haſten rege,
Der Menſch entzückt, erbaut zum Himmel auf?
Das Auge nimmt in deiner Stunden Lauf
Nur die gemeinen, ird'ſchen Dinge wahr.
Ich decke ſie; da wird der Hülle bar
Der Sterne ſchöner Hauf;
Die Blicke, wie ſie ſtaunen weit und breit,
Schaun in die Tiefen der Unendlichkeit,
Und Ahnungen erwachen wunderbar.
Drum laß mir immer meinen zarten Ruhm!
Du biſt der Markt und ich das Heiligthum.“ —

Was meinet ihr? Sie ſprachen Beide wahr;
Wir können weder ſie, noch ihn entbehren.
In gleicher Art zu nützen und zu ehren
Iſt unſere Pflicht, das wunderſame Paar.

Nach Herder.

30.

Gemeinsamer Ausgang.

Helle Fluthen, dunkle Wellen
Kommen aller Orten her;
So die dunkeln, wie die hellen,
Münden in das weite Meer.

Dieſe ſchäumt mit allen Machten,
Jene zieht die ſtillſte Bahn;
So die wilden, wie die ſachten,
Münden in den Ocean.

Nach A. Schults.

31.

Die beiden Becher.

War eine Frau, die pflegt' aus einem Becher,
Auf deſſen Grunde Gott der Herr gebildet,
Zu zechen häufig ohne Mäßigung;
Und ſchalt darob ihr Mann, ſo ſagte ſie:
„Den Herrn vor Augen haben immerdar
Kann keine Sünde ſein; es iſt geboten.“
Da nahm der Mann den frommen Becher weg
Und ſetzet' einen andern an die Stelle,
Auf deſſen Grunde Satanas zu ſeh'n.
Die Frau jedoch, ſie zechte wie zuvor;

Und ſchalt der Mann, ſo gab ſie den Beſcheid:
„Abbruch zu thun dem Böſen immerdar,
Iſt eine heilige Pflicht; ich übe ſie,
Indem ich ihm dies edle Naß entſchlürfe.“ —

Was immer auch in dieſer Welt geſchehe,
Beſchönigungen fehlen nimmermehr.

32.

Verſumpfung und Aufruhr.

Ich ſahe, wie es ſtarrt' und ſtand
Im Seee, das verſumpfte Leben.
Hab' einen Stein hineingeſandt;
Er konnte keine Ringe geben. —

Ich ſahe, wie es tobt' und ſchwoll,
Die Woge wild zum Strande fuhr;
Ein Felſen, der hinab zerſcholl,
Auch er ließ keine Spur[1].

Nach Göthe.

---

[1] Der Dichter will ſagen, weder von dumpf ſtagnirenden, aller Flüſſigkeit und Bewegung entbehrenden Zuſtänden, noch von wilden, tumultuariſchen Aufregungen und Bewegungen ſei ein gedeihliches Reſultat zu erwarten; in Hinſicht der letzteren könnten ſelbſt die bedeutendſten Kräfte Nichts ausrichten, indem ſie, da hineingeriſſen, nutzlos zu Grunde gingen.

33.

Der Knabe und die Nixen.

Ein Knabe war, ein wilder,
Ihm waren die Nixen hold.
Er ſchiffet' auf dem Dnieper,
Erhellt vom Abendgold.

„Bringt, Nixen, aus der Tiefe
Viel ſchöne Muſcheln mir!
Ich bringe ſie den Geſpielen,
Sie geben Obſt dafür."

Die Nixen, ſie beſchweren
Mit Muſcheln ihm den Kahn.
Da hebt der gierige Knabe
Auf's Neue zu fodern an:

„Nun holet aus der Tiefe
Viel ſchöne Perlen mir!
Ich bringe ſie unſern Mädchen,
Sie geben Meth dafür."

Es wurden ihm auch Perlen;
Der Haufe war nicht klein.
Schon tiefer in den Dnieper
Taucht ſich der Kahn hinein.

Allein es hat der Knabe
Noch immer keine Ruh.
„Legt, gute Nixen, leget
Auch noch Korallen zu!“

Korallenſchnüre bringen
Die guten Nixen her;
Der Kahn wird immer ſchwerer,
Er ſinket immer mehr.

„Mich auch mit eurem Ambra
Beſchenkt, wenn ihr mich liebt,
Der, o ihr Schätzereichen,
Euch ſchichtenweis umgibt!“

So fügen ihm die Nixen
Auch dieſen Schatz hinzu.
Da geht der Kahn zu Grunde;
Da hat der Knabe Ruh.

Nach Eliſe Kulmann[1].

---

[1] Ein geniales Weſen, deſſen Fähigkeiten an's Wunderbare grenzten. Sie war geboren am 17. Juli 1808 zu Petersburg, aber von deutſcher Herkunft, wuchs in dürftigen Verhältniſſen auf, und ſtarb ſchon am 19. November 1825 in ihrem achtzehnten Lebensjahre. Auf ihrem Denkmale heißt es, daß ſie eilf (alte und neue) Sprachen verſtanden und acht geſprochen habe. Sie klagt in ihren Liedern über ihre Armuth, ſucht ſie aber als ein zu ihrem Beſten gereichendes Schickſal zu laſſen.

34.

Welle und Stern.

Hold herab von dunkeler Höhe grüßen
Goldene Sterne; ruhig-klar geſondert
An der ſtillen, unbewegten Bühne
Funkeln unauslöſchlich-ewige Lichter. —
Finſter iſt das Meer und öden Anblicks;
Aller wahren Unterſcheidung baar
Dehnt das ungeheuere Ganze ſich;
Und nur eine flüchtige Erſcheinung
Iſt die Wog' in ihm. Denn nimmermehr
Läßt aus ſeines Weſens ſtrenger Feſſel
Das ungütig Eine das Beſondre,
Daß es eigenen Seins und eigener,
Bleibender Geſtaltung ſich erfreue.
Es entſtehen Wellen, ſteigen, ſchäumen
Und verſchwinden wiederum; es ſchlingt
Sie zurück in ſeine finſtern Gründe
Gnadelos das Unermeßliche.
Alſo auch erſcheint der Menſch und ſchwindet,
Aus dem Nichtſein durch die kleine Linie
Seines Seins zurück in's Nichtſein ſchweifend,
Während in unwandelbarer Einheit
Fort ſich wälzt die Rieſenfluth der Gattung.
Jene gute, ſchöpferiſche Macht,
Die den Himmelsraum mit holder Sterne
Klarer Heerſchaar freundlich überſäte,

Sie erſcheint im Menſchenleben nicht;
Jener finſtere Geiſt des Meeres iſt es,
Welcher hier ſein Herrſcherrecht behauptet,
Uns in herzlos großem Spiele wälzet,
Die für ſich ſo völlig Werthberaubten.
Flüchtige Wellen ſind wir, weiter Nichts,
Steigen nun und ſchäumen auf und ſind
Von dem Abgrund, welcher uns gebar,
Im Momente wiedereingeſchlungen[1]).

Nach Georg Förſter.

---

1) Es iſt hier das Verhältniß des Individuums zu dem negativ Einen und Allgemeinen, dem es als bloßes Gattungsexemplar verfallen iſt, auf eine merkwürdige Weiſe geſchildert. Aber das Individuum iſt nicht durchaus nur Gattungsexemplar; und überdies hat ſich das Chriſtenthum die Aufgabe gemacht, daſſelbe vor dem Untergang in dem negativ Einen und Allgemeinen, dem „finſteren Meergeiſte" zu ſchützen, der es zu verſchlingen droht, die Herrſchaft dieſes pantheiſtiſchen Princips in die der „guten ſchöpferiſchen Macht," der affirmativen Gottheit zu verwandeln, welche ſich im Sternenhimmel zu erkennen gibt, und ſo gleichſam aus der flüchtigen Welle des Meeres einen klar geſonderten, bleibenden Stern des Himmels zu machen.

Lehren und Sprüche.

Vermiſchte Form.

1.

Die Verwerfung.

Wißt! Nicht ein Jeder, welcher ſagt zu mir:
„Herr, Herr,“ wird darum ſchon der ewigen Stadt,
Die ich erbauen werde, Bürger ſein
Und prangen in der auserwählten Schaar.
Der nur allein mag deſſen ſich getröſten,
Der meines Vaters Willen,
Des himmliſchen, vollbringet. An dem Tage,
An welchem ich auf meinem Throne ſitzen
Und rufen werde, die mir angehören,
Da werden Viele ſagen: „Herr, warum
Sind wir nicht auch von dir begnadet? Haben
Wir nicht in deinem Namen prophezeit,
In deinem Namen Teufel ausgetrieben,
Der Wunder viel gethan in deinem Namen?“

Ich aber werde ſagen:
Ich kenn' euch nicht; ihr habet zu den Meinen
Niemals gezählt; hinweg, ihr Uebelthäter!"

Jeſus.

2.

Der Werth der Liebe.

„Wenn ich die Sprachen aller Menſchen ſpräche,
Wetteifern könnte mit der Engel Sang —
Ich wäre, wenn die Liebe mir gebräche,
Ein tönend Erz, ein hohler Schellenklang.

Wenn ich erfüllt mit der Erkenntniß Schätzen,
Getauchet in die Quellen alles Lichts,
So glaubensſtark, um Berge zu verſetzen,
Doch ohne Liebe wär' — ich wäre Nichts.

Gäb' ich den Hülfbedürftigen all das Meine,
Die eignen Glieder zum Verbrennen hin,
Und fehlte jene Tugend mir, die eine —
Es wäre meiner Seele kein Gewinn."

In ſolcher Art hat uns den Werth der Liebe,
Den göttlichen, St. Pauli Wort erklärt.
O daß es ſich in jedes Herze ſchriebe:
„Der Liebe bar iſt Alles ohne Werth!"

Nach Diepenbrock.

3.

Heilige Sehnsucht.

Wo die Liebe fehlt, da fehlt das Leben.
Nicht ſo werth iſt alles Gold der Erden,
Denn ein Seufzer heiliger Sehnſucht iſt.
Mehr der Sehnſucht iſt des Lebens mehr,
Denn der Sehnſucht Mangel iſt der Tod.
Nicht iſt arm, wer nach dem Göttlichen,
Nach dem Ewigen Verlangen trägt;
Denn, was er verlangt, er wird's erlangen;
Sein ſchon iſt's, indem er es verlangt.

Nach Reimund Lull1).

4.

Die Liebe Gottes zur Menschenseele.

Kein Liebender, ob ihn die Liebe,
Die heiße, bis zum Wahnſinn triebe,
Kann alſo für die Liebſte lodern,
So ſehnlich ihre Küſſe fodern,
Als ſich der Gottheit Majeſtät,
Die liebentzündet überfließet,

---

1) Qui non amat, non vivit. Qui plus desiderat, plus scit de vivere. Privatio desiderii est mori. Desidera et vives! Non est pauper, qui desiderat.

Hernieder in die Seele gießet,
Die ihren Flammen offen ſteht.
Nach St. Chryſoſtomus1).

5.

Himmelsbriefe.

Wo der liebeflammende Geiſt,
Der zu Haus im Aetherlande,
Mit dem eigenen hohen Selbſt
Hinzukommen nicht im Stande,
Fehlt doch eine Botſchaft nicht,
Seines Weſens, ſeines Willens
Ein Bericht.
Briefe ſchreibt er, wunderbare;
Seelen ſind es, engelhafte,
Wahrhaft heilige Menſchenſeelen,
Die erfüllt mit ſeines Sinnes
Gluth und Licht.
Dieſe Briefe ſendet er,
Greifet denen, die ſie leſen,
Mächtig an's ergriffne Herz.
Daß wir in ſo reine, ſchöne,
Gottgeſchriebene Meiſterzüge

---

1) Nemo amatorum carnalium, etiamsi sit in hoc ultra modum insaniens, sic exardescere potest in amorem dilectae suae, sicut Deus effunditur in amorem animarum nostrarum.

Uns ſo ſelten nur vertiefen,
Iſt ein Jammer, iſt ein Schmerz.

Nach einem nicht mehr anzugebenden Original.

6.

Die Seele, die Braut des Lichts.

Was wünſchet die Gottvermählte,
Die Seele, die Braut des Lichts?
Die Liebende, was will ſie? —
Lieben und weiter Nichts.
Es iſt Verdienſt und Lohn
Zu gleicher Zeit die Liebe.
Sie iſt der Wünſche ledig;
Denn was ſie wünſchet, ſie beſitzt es ſchon.

Was fürchtet die Gottvermählte,
Die Seele, die Braut des Lichts? —
Liebloſe mögen zittern;
Kaltſinnige mögen zagen!
Sie liebt; daß ſie geliebt wird,
Das folget aus der Liebe.
In Zweifel und in Bange
Zu ſtürzen vermag ſie Nichts.

Zuvor ja ſchon geglühet
In Liebe ward für ſie.

Eh ihre Gluth entzündet;
Denn lieben iſt der Gottheit
Urweſenhaftes Amt.
Wie fehlete der Seele
Des göttlichen Geliebten
Erwiederung, da nun auch ſie entflammt?

Nach St. Bernhard.
Serm. in Cantic. 79. 83. 84.

7.

„O liebe, ſo lang ein Hauch in dir!“

O liebe, ſo lang ein Hauch in dir;
O liebe, ſo lang du es vermagſt!
Die Stunde kommt, die Stunde naht,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt.

Ja, ſorge, daß dein Herze glüht
Und heiße, heiße Liebe hegt,
So lange noch ein anderes
Ihm liebewarm entgegenſchlägt!

Und wenn ſich Einer kalt verſchließt,
Thu', was du kannſt, auch ihm zu lieb;
All ſeine Tage mache froh,
Ihm keine Stunde mache trüb!

Und deine Zunge, hüte ſie!
Ein böſes Wort iſt bald geſagt.
Es war ſo böſe nicht gemeint;
Allein der Andre geht und klagt.

Er geht und klagt und ſtirbt dahin —
Dann birgſt du deiner Augen Naß,
An ſeinem Hügel hingebeugt,
In's lange, feuchte Kirchhofgras,

Und ſprichſt: „O ſieh auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergib, daß ich dir weh gethan!
Es war ſo böſe nicht gemeint.“

Er ſieht und hört dich nimmermehr,
Kommt nicht, damit du ihn umfängſt,
Ihm an's verſöhnte Herze ſinkſt,
Sagt nicht: „O ich vergab dir längſt.“

Ja, er vergab dir lange ſchon;
Doch manche herbe Thräne floß
Um dich und um dein herbes Wort,
Bis ihn zuletzt die Gruft umſchloß.

O liebe, ſo lange ein Hauch in dir.
O liebe, ſo lange du es vermagſt!
Die Stunde kommt, die Stunde naht
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt.

Nach Freiligrath.

8.

Der Samariter.

Blieb noch ein Reſt von Liebe dir,
O geize nicht und gib ihn her!
Die große, reiche, volle Welt,
Sie iſt an Liebe gar ſo leer.

Nicht biet' ihn auf den Märkten aus;
Auch in Paläſte trag' ihn nicht!
Begegnet dir jedoch einmal
Ein ſtill verhärmtes Angeſicht —

Dann ſage: „Hat man dich verletzt?
Zeig' deine Wunde! Hier mein Krug.
Und in der Herberg pfleg' ich dein,
Wenn dieſe Spende nicht genug.“

Ob Dank, ob Undank dir vergilt —
Du ziehe ſtillen Gangs davon!
Daß du die ſchönſte Pflicht erfüllt,
Sei deiner Seele Luſt und Lohn!

O nicht ein Tröpfchen deines Oels,
Ich bitte dich, verſenk' in's Meer!
Die große, reiche, volle Welt,
Sie iſt an Liebe gar ſo leer.

Nach G. Scheurlin.

9.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Göthe.

10.

Das Paradies, es iſt geſchloſſen;
Ein Bild davon iſt abgegoſſen
Und in das Kinderherz gelegt.
Um dieſes ſchöne Bild, wie Schade,
Daß es die Welt ohn' alle Gnade
So ſchleunig aus dem Herzen fegt!

Nach K. Speckbacher.

11.

Im Kinderherzen iſt ein Glöcklein,
Und dran befeſtiget iſt ein Stränglein;
Da kommt und zieht,
Zu läuten bemüht,

Zuweilen ein ſo frommes Englein.
Laß es läuten, o Kind! Es iſt dir gut;
Es erhebet, es ſtärket dir Herz und Muth.

Nach K. Speckbacher

12.

Geſellige Rückſichten.

Verkehr, Berührung, Umgang
Mit Dieſem oder Jenem,
Sei dir nicht einerlei!

Ein Tropfe Regenwaſſer
Fiel auf ein glühend Eiſen;
Er ziſcht' und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume
Und glänzt' als eine Perle;
Doch Perle ward er nicht.

Er ſank in eine Muſchel,
Und wurde da, wie glücklich,
Zu wirklicher Perle Zier.

Herder.

13.

Jedwedes höhere Glück,
Das uns gewogne Schickſalsmächte geben,
Wodurch ſie uns die ſonſt ſo leere Bruſt
Mit einem himmliſchen Gehalt erfüllen,
Uns das ſo öde ſonſt, ſo dumpfe Leben
Verſchönen, heiligen, beſeligen —
Wir ſollten es mit treuſter Sorge hüten,
Mit reinſter Frömmigkeit
Uns ſeiner würdig zu erhalten ſtreben,
Des wunderhohen Werthes
Solch einer Gunſt, ſolch eines Guts bewußt.
Sie ſtrafen uns, ſo wie wir allzu ſicher
Und unbedachtſam unſerer Laune fröhnen,
Mit einem unerſetzlichen Verluſt.

Nach Amara George.

14.

O lass dich weisen!

O laß dich weiſen! Warte nicht
Auf des Geſchickes Ruthenſchlag,
Der Jahre ſpäten Unterricht
Und den verſäumten Lebetag!
Denn ach, es hilft dir dann nicht mehr,

Fliehſt du die Thorheit noch ſo ſehr,
Der du gefröhnt mit Ueberſchwang;
Du haſt ſie all dein Leben lang
Zu büßen endlos bitterſchwer.

15.

An eine Schöne.

Mein Kind, dein Auge wird
  Nicht immer Feuer ſtrahlen;
Nicht deine Wangen ſtets
  Die Gluth der Roſe malen;
Nicht ſtets ſo reizend ſein
  Wird deiner Locke Fall,
Noch dein Geſang ſo ſüß,
  Wie der der Nachtigall.
Denn alle dieſe Zier
  Entraffet das Geſchick;
Es währet dieſer Glanz
  Nur einen Augenblick.
Und Jene, die, beſtrickt
  Von deinem Jugendprangen,
Sich deinem Dienſte weih'n,
  An deinem Munde hangen —
Sie werden ſich vielleicht,
  Kommt jene trübe Zeit,

Abwenden allzumal
Mit kalter Grauſamkeit.
Nur Einer iſt, der liebt
Ganz anders, als die Andern;
Der pflegt, veraltet ihm
Sein Liebchen, nicht zu wandern.
Wenn Alle treulos ſind,
Er bleibet auf dem Plan;
Ihn ziehet dein Verfall
Nur um ſo ſtärker an.
Denn, was er einzig will,
Was ihm unendlich werth,
Was er mit Leidenſchaft,
Mit göttlicher, begehrt,
Iſt deine Seel'; und die
Iſt er bereit zu minnen,
Auch wenn dir Alles fehlt,
Was angenehm den Sinnen.
Den Freund erwähle dir;
Den Liebſten nenne dein!
So wirſt du nie gekränkt
Und nie verlaſſen ſein.

14.

Die „Betschwester.“

Ihr Frohen, ergötzt euch immer
An euerer Tage Schimmer,
Von Lieb' und Luſt umrungen.
Laßt euch, ihr Schönen und Jungen,
Ueberhäufen mit Huldigungen,
So lange noch euere Sonne
Leuchtend am Himmel ſteht!
Nicht aber höhnt und ſchmäht
Das euerer Reize Baare
Und euerer Herzenswonne;
Nicht mehr ſo Morgenklare,
Nicht mehr ſo ſüß Beglückte,
Den Jugendkranz im Haare;
Das von Verrath Geknickte,
Zu Boden tief Gedrückte,
Das nun mit einem Sinne,
Der es der Erd' entrückte,
An einer höhern Minne,
An einem Huldgewinne,
Der nicht ſo raſch entrinne,
Sich zu erbauen geht!

15.

Was wollen ſie, daß ſich
Die Einen ſo titaniſch
Erkühnen, Andere gar
Anſtellen ſo ſataniſch? —

Die ſtürmen himmelan,
Um himmelab zu prallen;
Die aber ſind der Höll'
In ihrer Bruſt verfallen.

Nach Rückert.

16.

Fortſchritt — es gibt wohl einen;
Ich bin für ihn, den ſeinen,
Gar minniglich entbrannt.
Er führt von hohlen Scheinen
In das Erkenntnißland.

Nach dieſer Zeiten Meinung
Führt, jeglicher Umzäunung
Zum Hohne, ſonder Ruh
Verneinung auf Verneinung
Dem ächten Heile zu.

Ich muß es anders faſſen;
Denn bei ſo gottverlaſſen-

Wahnſinniger Triebe Lauf
Thut ſeinen Schlund, den graſſen,
Der Höllenabgrund auf.

17.

Selbſt die kranke Kellerpflanze,
Die ſo bleich emporgeſchoſſen,
Nach dem hellen Sonnenglanze
Kehrt ſie ſehnlich ihre Sproſſen,
Rankt hinauf ſich, wo das Licht
Durch die kleinen Gitter bricht.

Und der Menſch, der Erde König,
Sollte ſtumpfer vegetiren;
Nur dem Dunkel unterthänig,
Sich in Finſterniß verlieren?
Ach, verſtehet er denn nicht
Was Natur und Pflanze ſpricht?

Nach E. Boas.

18.

Die Heimath der Guten.

Die Guten ſind nicht hier zu Haus;
Für ſie iſt dieſe Welt ein Graus.

Sind ſie umſonſt vorhanden?
Ihr Weſen, iſt es Lug und Trug?
Iſt eitel ihrer Seele Flug
Nach heimiſcheren Landen? —

Der Schlechte wenn zu Grabe geht,
So iſt ihm all ſein Glück verweht,
Sein Vaterland genommen.
Das Grau'n der Fremde nimmt ihn auf;
Doch in die Heimath geht der Lauf
Des Guten und des Frommen[1]).

19.

Einfache Vorſchrift.

Denkſt du zu ſchaffen deiner Seele Heil —
Sehr einfach iſt die Forderung geſtellt:
Thue von Allem, was da thut die Welt
Nach ihrem Brauche, das reine Gegentheil!

---

1) Vergl. was Schiller ſagt:
„Nicht dem Guten gehöret die Erde,
Er iſt ein Fremdling, er wandert aus
Und ſuchet ein unvergängliches Haus.“

20.

„Verdüſterungen ſcheinſt du zu bezwecken.“ —
Ich wünſche, daß ihr heiter lebt und ſtrebt,
Daß Roſenhuld in euer Sein gewebt.
Was aber hilft's, die Schrecken,
Die uns bedroh'n, dem Auge zu verdecken?
Wohl eine Zeit, da hat die Sorge Raſt.
Nicht immer aber bleibt der Tag ſo ſchön;
Das Schreckniß, es iſt da, und wir ſind nicht gefaßt.
Viel beſſer iſt's, wenn wir zu unſerem Schutze
Mit einem Schild verſeh'n,
Mit einer Wehr, die ſeiner Waffe trutze.

21.

Wohl dem! Selig muß ich ihn preiſen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreiſen,
Kindlich liegt an der Bruſt der Natur.
Denn das Herz wird mir ſchwer in der Fürſten Paläſten,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen ſehe die Höchſten, die Beſten
In der Schnelle des Augenblicks!

Und auch der hat ſich wohl gebettet,
Der aus ſtürmiſcher Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, ſich heraus gerettet

In des Kloſters friedliche Zelle;
Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
Von ſich warf und die eitle Luſt,
Und die Wünſche, die ewig begehren,
Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenſchaft wilde Gewalt;
Nimmer in ſeinem ſtillen Aſyle,
Sieht er der Menſchheit traur'ge Geſtalt.
Nur in beſtimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Peſt die erhabnen Orte fliehet,
Dem Qualm der Städte wälzt es ſich nach.

Auf den Bergen iſt Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Aus Schiller's „Braut von Meſſina."

22.

Bedingung.

Begehrſt du ewiglich
Im Ewigen zu leben,
Mußt du dich ihm auch ganz
Zum Eigenthume geben.

Du kannſt geliebt in ihm
Unmöglich auferſteh'n,
Willſt du in ihm vorerſt
Nicht liebend untergeh'n.

Nach J. Sturm.

23.

'S iſt ein Geſetz in Leben und Natur,
Das kennen und bedenken Wenige nur.
Es kehrt ſich Alles um auf dieſer Erden,
Um von ſich ſelbſt das Gegentheil zu werden.
Hebt deine Reiſe mit Ergötzen an,
Sie iſt zur Unluſt die gewiſſe Bahn.
Dagegen wird, was ſtreng und herb begonnen,
Von Süße dir und Seligkeit ein Bronnen.
Biſt du ein Held, die zweite Straße zieh'!
Nicht, wie die erſte, täuſchet, tödtet ſie;
Sie führet in die reine Harmonie,
Wo du auf ewig allem Leid entronnen.

24.

Das Chriſtenthum, es hat
Die Luſt der Welt verdorben;
Wir Alle ſind am Kreuz,
An dem Er hing, geſtorben.

Soll ſich die Luſt der Welt
Nie wiederum gebären? —
Ja, der ſie überwand,
Er wird ſie auch verklären.
Neu wird die Roſe blüh'n
Am Ziel der Dornenbahn.
Erfüllt das Chriſtenthum!
So iſt es abgethan.
Einſetzen werden dann
Das Fleiſch in ſeine Rechte
Des Geiſtes Freie, nicht,
Wie jetzt, des Fleiſches Knechte.

Rückert.

25.

Zur chriſtlichen Triadologie.

∪∪
– ′ – ′ – ′
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ –

Es eint in unſerem Herrn die höchſte Majeſtät,
Die höchſte Weisheit und die höchſte Güte ſich.
Anbetung iſt, was jene heiſcht, die Majeſtät;

Der Güte wird der Liebe Zoll, und ſtrahlet aus
Ihr Licht die Weisheit, ſtimmet ihr der Glaube
bei[1]).

26.

Wie der Dämon und wie dagegen Chriſtus zu Werke geht.

Der Dämon iſt der Wahrheit bar; deßhalb
Geht er zu Werke mit Gewalt und ſchlägt
Mit Beilen und mit Keulen an die Pforten,
Die ſich ihm öffnen ſollen. Doch der Heiland
Mit liebevoller, ſanfter Rede kommt er,
Und mit erhabner Kunde klarem Ausdruck;
Nie ſiehſt du ihn Gewaltſames verüben;
Er pochet an die Thür' und ſpricht: „Thu' auf,
O meine Schweſter, meine Taube mir!"
Wird aufgethan, ſo tritt er ein, der Frohe;
Wenn er verſchmäht und abgewieſen wird,
So nimmt er Abſchied wieder, traurig-ſtill.
Denn nicht gepredigt mit dem Schwerte wird,

---

[1]) Probitas amorem eliciat, majestas cultum, sapientia fidem. Lud. Vives. Sailer hat dies ſo gegeben: „Es vereinigt ſich in Chriſto die höchſte Liebe, die höchſte Majeſtät und die höchſte Weisheit. Der Liebe gebührt Liebe; Anbetung der Majeſtät, Glaube der Weisheit."

Nicht mit gewaffnet kriegeriſchen Heeren
Die ächte Religion; ſie kann belehren,
Kann überzeugen, und das iſt genug.
Die falſche nur liebt und bedarf des Zwanges;
Nichts an ſich ſelber iſt der Lüge Wort;
Darum zu Hülfe ruft es, ſeiner Schwäche
Gar wohl bewußt und eigner Kraft mißtrauend,
Den Machtbefehl, den Schrecken und den Mord.

St. Athanaſius.
Ad solitarios ed. Bened. p. 363. 368.

27.

Christlich Amt und geistig Licht.

Geiſtlich iſt umſonſt genannt,
Wer nicht Geiſteslicht erkannt;
Wiſſen iſt des Glaubens Stern,
Andacht iſt des Wiſſens Kern.

Noch ſo ſtolze Wiſſenſchaft —
Fehlet des Gefühles Kraft,
Und des Herzens frommer Sinn —
Zu dem Staube fällt ſie hin.

Nichts jedoch iſt ſchön'rer Art,
Als wofern die Zwei gepaart:
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und die ſtille Kirchenpflicht.

Nach Fr. Schlegel.

28.

Zwei heilige Schweſtern.

Die heilige Sophie,
Die heilige Irene —
Sich wandeln wird durch dieſe,
Die Schweſtern, unſere Scene,
Und ohne, daß zu klagen
Ob eines Glaubensſchatzes,
Ob eines Lichtbeſitzes,
Ob eines ächten Witzes
Betrüblichen Verluſt.
Dann wird es ſchöner tagen;
Es wird der Friede kehren
In manche bange Bruſt;
Das Blut in unſerer Ader
Wird wieder ſanfter rollen,
Und weichen Haß und Hader
Glückſeliger Einheitsluſt.

29.

Durch Vernünfteln wird
Poeſie vertrieben;
Das Vernünftige — das mag ſie lieben.
Göthe.

Alſo auch der Glaube.
Dein Vernünfteln muß er tödtlich haſſen;
Mit des Rechtgedankens
Tiefe wird er ſich verſöhnen laſſen.
Eins damit iſt er im Grunde ſchon.
Doch das iſt nicht für die Maſſen,
Und bequemer iſt der Hohn.

30.

Zeit und Ewigkeit.

Was iſt die Ewigkeit?
Der *Seligen* Ewigkeit?
Endlos gedehnte Zeit? Ich denke: Nein!
Da würde ſie vielmehr Verdammniß ſein.
Die Zeit iſt Dehnung und die Dehnung Pein.
Im Wonnerauſche flüchtet Friſt auf Friſt,
Wir merken's nicht. Die Zeit zu meſſen iſt
Die Sache des Unglücklichen, Gedrückten,
Gequälten, nicht des Glücklichen, Entzückten.
Die Zeit iſt lang, kurz iſt die Ewigkeit;
Ja ſie iſt kürzer noch
Als kurz, ein Augenblick,
Ein unvergänglich himmliſcher jedoch.
Zeitlos iſt hier ſchon jedes höchſte Glück;
Sobald du zähleſt, wie Minuten weichen,

Wie Stunden, Tage, Wochen, Monde ſchleichen,
So fühlſt du ferne dich dem lichten Strahl;
Wo du zu Haus mit deines Herzens Wahl
Und Wunſche biſt; bringſt du dem Jammerthal,
Dem irdiſchen, die abgedrungenen Zölle,
Ja wähneſt dich verſtoßen in die Hölle.

31.

Ein unſterblicher Genius iſt
Ein jeglicher ächte Moment.
Er ſchwingt ſich in den Aether;
Licht iſt ſein Element,
Sein himmliſches, und Ewigkeit ſein Port.
Da lebet er im Glanz ohn' Ende fort.
Was nicht ſo wahr, ſo ächt
Empfunden iſt, ſo tief und rein gelebt,
Hat zu beſteh'n kein Recht
Und keine Macht.
Ein hohler Schatten iſt es, der entſchwebt;
Er ſinkt dahin für immer in die Nacht.

32.

Nicht dunkel iſt, was ſich nach Lichte ſehnt;
Dein Sehnen nach dem Licht, es iſt ſchon Licht,

Da nur das Gleiche ſich
Begehret und verſtehet und genießt.
Verſchloſſen in der Knoſpe trägt die Roſe
Das Licht der Sonne, dem ſie ſich erſchließt.
Nach Bettina v. Arnim.

33.

Licht ſehnet ſich nach Licht;
Licht tränket ſich mit Licht;
Licht ſenket ſich in Licht;
Vergehet in Licht — iſt das die Liebe nicht?
Nach Bettina.

34.

Die Liebe, ſie muß viele
Und große Proben beſteh'n;
Sonſt iſt ſie, noch ſo edel
Bedünkend und ſo ſchön,
Nur eines eitelen Lufthauchs
Vergängliches Kommen und Geh'n.

35.

„Wir ſtreben nach dem Abſoluten,
Als nach dem allerhöchſten Guten."

Ich ſtell' es einem Jeden frei.
Doch merkt' ich mir vor allen Dingen,
Daß unbedingt uns zu bedingen,
Die allerhöchſte Liebe ſei.

Göthe.

36.

Ob ſich die Menſchen laſſen,
Ob ſich die Menſchen haſſen —
Ein Troſt bereitet iſt
Dem edleren Betrachter,
Der dieſes Harmes Bürde trägt:
Ein Weſen iſt, ein großes,
Das nimmer läßt und nimmer haßt,
Deß Herze nichts als Liebe
Und himmliſches Erbarmen,
Das in den heilig treuen Gottesarmen
All, was da lebt, ohn' Ende hält und hegt.

Amara George.

37.

Greiſenalter.

Der du noch ſo grün und jung an Jahren
In dem Leben ſtehſt,
Sorge, daß du nicht an weißen Haaren
Stolz vorübergehſt!

Neige dich mit frommem Angeſichte,
Siehſt du einen Greis!
Glänzend allbereits vom ewigen Lichte
Iſt ſein Haar ſo weiß.

Nach L. A. Frankl.

38.

Der Tod des Edlen.

Der Tod des Edlen iſt das ſanfte, leiſe
Hinſchlummern eines Säuglinges im Schooße
Der Mutter; und der Seele ſüße Ruhe,
Mit welcher er dahingeſchieden, lächelt
Im Tode noch auf ſeinem Angeſicht.

Nach Engel.

39.

Die Ruhe in Gott.

Wohl hat die Welt manch einſam-tief-
Verborgenen Ort in Höhl' und Wald,
Doch keiner iſt zu Ruh und Schlaf
So gut, wie Gottes Schooß.

Da denk' ich mir's bequem und frei,
Daß Einer auf des Andern Bruſt

Gelagert ſüß mit ſeinem Haupt,
Und daß ein warmer Liebeshauch
Am Herzen ſtreife hin.

Da möcht' ich, o Geliebter, wohl
Mit dir in heiligem Schlummer ruh'n,
Da möcht' ich ruh'n an deiner Bruſt
In allertiefſter Ruh.

Nach Bettina.

40.

Der Tod.

.... Des Todes rührendes Bild ſteht
Nicht als Schrecken dem Weiſen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es in's Leben zurück und lehret ihn handeln,
Dieſem ſtärkt es im Leide zu künftigem Heile die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod.

Aus „Hermann und Dorothea"
von Göthe.

41.

Poesie und Wirklichkeit.

'S gibt eine Wahrheit, eine Wirklichkeit,
Die völlig ohne Poeſie — das iſt
Die dürre Proſa des gemeinen Lebens.
Dann ferner gibt es eine Poeſie,
Die ohne Wirklichkeit — der ſchöne Traum
Der Phantaſie, der in den Lüften ſchwebt
Und auf den feſten Boden unſeres Seins
Sie nie herunter läßt. Zum Dritten gibt es
Auch eine Poeſie der Wirklichkeit,
Da ſchauſt du im Realen ſo viel Schönes,
Als da zu finden; deſſen aber iſt
Nicht allzu viel. Dann endlich auch zum Vierten
Gibt's eine Wirklichkeit der Poeſie.
Wo, fragt ihr, iſt zu treffen die? — Studiret
Das Leben unſerer großen Heiligen;
Seht, wie ſie leuchten, wie ſie Flammen hauchen,
Nicht nur ſo gleichſam, nein, ganz eigentlich;
Wie ſie Gedüfte breiten, himmliſche;
Wie ſie dahin ob dem Gewäſſer ſchreiten;
Wie ſie ſich heben, wie ſie ohne Flügel
Auffliegen in die Lüfte wunderbar;
Wie ſie gebieten über die Natur;
Wie ihnen Alles horcht und dient und folget,
Den Magiern im Creaturenkreiſe,

Das Element, die Pflanze, das Gethier;
Die Beſtie ſelber ihre wilde Weiſe
Ableget und ein Lamm zu ſein bedünkt.
Hier werden alle Märchenträume wahr;
Und alles Andere dagegen ſinkt
Maßlos herab in ſeinem Werth und Preiſe.

42.

Die künftige Erde.

Jambiſche Trimeter.

Das Chriſtenthum verzichtet auf die Erde nicht;
Nur dieſe will es, die ſo fluchbeladene,
Entadelte, die aller Orten endelos
Mit Schrecken und mit Gräueln angefüllte, nicht.
Verheißen iſt uns einer neuen Erde Pracht,
Die rein davon, die mit dem Himmel, welcher ſich
Zu ihr herabgeſenket, innigſt Eines iſt,
Worauf die Seligen, die vom Tod erſtandenen,
Zu Hauſe mit verklärten, ewig blühenden
Geſtalten ſind. So lehren uns die heiligen
Autoren, ſo beſchreibt ſie der Apokalyptiker [1].

---

[1] Das Metrum des letzten Verſes iſt:
–́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ –́ ⏑ –

43.

Der Gott da oben, Göthe,
Er dünkt mich ein gewaltiger Poete,
Geſchicke bildend für ein künftig Leben,
Die frei im Aether und voll Glanzes ſchweben.

Und unſere armen Herzen,
Sie ſind der Schooß, aus dem er ſie mit Schmerzen,
Mit großen, tiefen, kreiſend ausgebieret,
In's kampferfüllte, trübe Daſein führet.

Es bricht das Herz im Leide;
Allein es ſchwingen ſich zu lichter Weite
Die göttlichen Geſchick' und hallen fröhlich
Im Götterraum und leben ewig ſelig.

Nach Bettina.

44.

CXLVI.

Es laugnet den Zauber die Welt
Und wähnet, das äußere Sein,
Das greifliche Wirkliche ſei
Machtvoll und gewaltig allein;
Und es ruhet doch Leben und Daſein
Auf himmliſchem, göttlichem Zauber geſammt.

Wie würden im Frühlinge Baum
Und Blume zum Blühen bewegt;
Wie ſchwölle die würzige Frucht;
Wie würde zum Leben erregt
Der Keim im Schooße der Mutter
Und reifet' entgegen dem Sonnenlicht?

'S iſt magiſches, göttliches Werk.
Noch Größeres wirket in uns
Nie raſtende, ſchaffende Kraft.
Die himmliſche Liebe der Bruſt,
Unſterbliches Weſen und Freiheit
Sind Werke derſelbigen Zaubergewalt.

Was Schönes und Herrliches auch
Kunſt bildet und Dichtergenie
Dem ſtaunenden Menſchengeſchlecht
Quillt einzig aus dieſer Magie,
Zu erheben das irdiſche Daſein
Zu höheren, himmliſchen Seins Natur;

Zu erſchaffen ein Geiſtparadies
Unfügſamen Stoffe zum Trotz.
Von Stufe zu Stufe mit Macht
Allüberall ringet der Gott.
Doch Uebergang in das Erſehnte
Iſt unſerer Herzen gebärender Schmerz.

Gewonnen aus ringendem Weh
Wird ſeliges Höchſtes allein;
Beſchwörende Formel iſt Weh,
Aufzaubernd ein beſſeres Sein;
Und es wandelt der tiefſte der Schmerzen
Sich in ewig entzückende Wolluſt um.

Nach Bettina

Sprüche des Franziscaners Aegidius.

1.

Wofern, wie ſich's gebührte, lauter Licht
Und lauter Leben unſre Seele wäre,
Was könnte ſchaden? Keines Uebels Schwere
Wär' von Gewicht;
Denn Alles wär' ein Segen.
Ja, fiel auf uns ein Regen
Von Steinen nieder, er verletzte nicht;
Es wären Gnaden nur,
Es wären Perlen aus der Aetherflur
Und Diamanten aus der Himmelskläre.

2.

Leicht wirſt du ſiegen, Freund,
In noch ſo großem Kriege;
Dich ſelber nur zuerſt,
Den ſchlimmſten Feind, beſiege.

3.

Willſt du zur Höh empor? —
So wandele hinab,
So tief du kannſt! Das iſt der Weg dazu.
Steigſt du bergan, ſo geht's bergab mit dir.
Es ſtürzte Lucifer, der Engelfürſt,
Noch höher aufzuragen, ſich vermeſſend,
Hinunter in das grauſe Nachtrevier.

4.

Ein noch ſo ſehr verwachsner Baum —
Der Gärtner machet ihn gerade;
Ein noch ſo ſehr verdorbner Menſch —
Zu rechte bringt ihn Gottes Gnade.

Ihr übergib dich ohne Scheu,
Auch wenn du aus der Art geſchlagen;
Denn Keiner ſoll, wie er auch ſei,
An ſeiner Seligkeit verzagen.

5.

Ohn' Ende Gutes thun,
Ohn' Ende Böſes leiden —
Das Erbtheil iſt den Heiligen beſchieden,
Die ſich damit auch williglich beſcheiden.
Von ihrer Zahl zu ſein,
Wofern dein Begehr,

So thu, wie ſie, ſo heiſche nimmermehr,
Gerechtigkeit und Rache vom Geſchick.
Auf deinen Heiland richte deinen Blick!
Den ſiehſt du martervoll am Kreuze hangen,
Und, ihres Sieges froh, die Miſſethäter prangen.

6.

Selig iſt, wer liebt,
Und nicht begehrt, daß man ihn wieder liebe!
Selig iſt, wer dient,
Und nicht verlangt, daß man ihm wieder diene!
Selig iſt, wer Anderen angenehm,
Und nicht daſſelbe heiſcht von Anderen.

Doch dieſe Regeln ſind ſo ungemein,
Daß ſie gemeinem Weſen und Verſtande
Zu hoch und fein,
Und Wenige nur im Stande,
Darnach zu handeln himmliſch-rein.

Aus den Predigten
des
Franziscanermönches Berthold.

1.

Der allerſchönſten Tugenden iſt eine,
Die heißen wir allhier auf Erden Minne;
Wie ſie im Himmel heißet, weiß ich nicht.
So lieb jedoch hat der Allmächtige ſie,
Daß er die Räume, die erhabenen,
Die er bewohnt mit allen Engelſchaaren
Und allen heiligen Seelen in dem Licht,
Inſonderheit mit dieſer Tugend ſchmückt.
O wäret ihr im Stande zu gewahren,
Wie von der Minne köſtlichem Geſtein,
Von ihren Perlen dort die Säle glänzen!
Wie wäret ihr geblendet und entzückt! —
Doch dieſe Tugend iſt auch eine Speiſe,
Mit ſelbiger will Gott uns nähren, ſtärken,
Die ſchwache Menſchenkraft in uns ergänzen;
Denn wer mit der geſpeiſt, der iſt geſchickt,
Ob noch ſo zärtlich, zu den ſchwerſten Werken. —

Ein Trank zugleich iſt dieſe Tugend, iſt
Ein Feuerwein, den will er uns kredenzen,
Um zu bezwingen unſere Fröſte ſo,
Zu machen, daß wir brennen lichterloh,
Und minnen thätiglich mit allen Machten.
So iſt's bewandt mit dieſer Tugendzier,
Der gottgeliebten. Ihr auf Erden hier,
So viel nur immer möglich, nachzutrachten,
Seid eingedenk! Denn ſonſten tauget ihr
Mit nichten in die Prachten
Und Wonnethume jener Welt hinein;
Denn da wird Minne über Minne ſein.

2.

Sei deinem Haſſer lind,
Sei zu verzeih'n geſchwind;
Sei von den Friedereichen;
Der Milde laß all andre Sitte weichen,
Der dieſe Welt in ihrem Grimme frohnet,
Die feindliche. Denn dieſes iſt ein Zeichen,
Daß du des Vaters Kind,
Der in der Höhe thronet;
Ein rechtes, ächtes Zeichen,
Daß du ein Jünger Jeſu ſeiſt;
Dazu ein Tempel, den mit Luſt bewohnet
Der heilige Geiſt.

Sprüche, Bilder und Gedichte
vom
# heiligen Joſeph von Copertino.
(† den 18. September 1663)[1].

1.

Für Liebe gibt's nur *einen*
Preis: die Liebe.

2.

Wenn Gott nur äußere Gaben gibt, dann bleibet
Er ſelber außen vor der Herzenspforte;
Wenn geiſtliche, dann geht er ſelbſt mit ein
Und wohnt in uns mit ſeinem eignen Weſen.

---

[1] Dieſelben hätten zum Theil ſchon in vorausgegangenen Abtheilungen eingereiht werden können. Wir wollten ſie aber nicht auseinanderreißen, damit ſie zuſammen ein um ſo deutlicheres Charakterbild dieſes eben ſo geiſtreichen, als wunderbaren Heiligen liefern möchten.

3.

Ich werde Gott zu lieben, Gott zu dienen,
Nicht durch die Sehnſucht nach dem Paradieſe,
Nicht durch die Furcht vor Höllenpein getrieben.
Ihm ſelber gelten meine Seelengrüße;
Ihn zu beſitzen, das iſt meine Süße,
Und meine Furcht nur dieſe,
Zu miſſen ihn, den heilig-höchſten Hort.
Wär ich geſtoßen in die Grau'nverließe
Der ewigen Nacht, und wäre da ein Ort,
Wo ſich an ihn herzinnig denken ließe —
In meinem Himmel wär ich ſelber dort.

4.

Die Könige haben ihre Reſidenzen;
Darinne wollen ſie nicht immer glänzen,
Von ihrem Hofgeſinde nur umſchaart.
Sie machen auch zuweilen eine Fahrt
In's abgelegne ländliche Revier;
Sie bauen ſich ein ſchönes Schlößchen hier;
Sie reiten in den grünen Wald hinaus;
Sie wollen nicht, daß ihnen all erſpart
Mit feindlichen Begegnungen der Strauß.
Je ſtärker und je grimmiger von Art,
Das die Gebüſche hegen, das Gethier,
Je mehr es ſich dem Jäger wiederſetzet,

Sich um ſo mehr ihr fürſtlich Herz ergötzet;
Ein Eber iſt, ein Löwe recht, ein Bär —
So iſt es auch mit unſerem Herrn beſtellt.
Im hohen Aether reſidiret er,
Umſtrahlt daſelbſt von ewiger Gloria;
Doch er verläßt ihn und beſucht das Feld,
Den Wald, die Triſt, genennet Erd' und Welt.
Das er erbaut, das ſchöne Schloß allda,
Es heißt Maria. Ein Gehölz iſt nah,
Wo wir zu Hauſe; fragſt du mich: „Was jagt er?“
Auf unſere Herzen richtet er den Speer;
Ob ihrem Trotze nimmermehr verzagt er,
Der reizet ihn zur Jagd nur um ſo mehr,
Vor Allem hat er einen Saulus gern;
Solch einem Wilde bleibet er nicht fern,
Solch' einer Königsbeute nicht entſagt er —
Das ſind die Löwenjagden unſeres Herrn.

6.

„Was ſtellſt du dir,“ ſo zu mir ſelber ſprach ich,
„So gerne Chriſtum als ein Kindlein vor?
Wie wär' er immer noch ſo klein und zart,
Nachdem ſo viele hundert Jahre ſchwanden?“
Da höret' ich in meinem Inneren
Das Wort des Herrn, der alſo zu mir ſprach:
„Ich bin ein Kind geworden euch zu Liebe,
Und euch zu Liebe dann zum Mann erwachſen;

Vergoſſen iſt zu eurem Heil mein Blut;
Zu eurem Heile thron' ich jetzt verherrlicht
Als Weltregent. Und was ich einmal war
Ich bin es euch zu Gute jetzo noch,
Mein Weſen und mein Lebenslauf und meine
Geſchichte, ſie ſind nichts Vergangenes,
Veraltetes; ſie ſind und bleiben ewig
Dieſelbigen. Ich werde ſtets geboren;
Bin ſtets Prophete, Lehrer, Wunderthäter;
Werd' immerfort geſchmähet und getödtet
Und immer neu belebet und verklärt.
Und wie ihr es bedürfet, wie ihr mich
Zu faſſen, zu verſteh'n im Stande ſeid,
Mich zu erblicken liebt, ſei es als Kind,
Sei es als Mann, ſei es als bleicher Heiland
Am Kreuze, ſei es als Erſtandener
Und Aufgefahrener zur Herrlichkeit;
Sei's als der Herzensfreund, den ihr begehrt,
Der Seele Bräutigam, an Süße reich
Uns Eins mit ihr in ewigem Minnebunde —
So zu erſcheinen pfleg' ich, ſo für euch
Bin ich in Wahrheit, bin zu aller Stunde
All, was euch dienlich iſt und wünſchenswerth."

6.

Der Herr ſpricht:

Geblüme gibt's, es ſchaut ſie
Dein Auge mit Entzücken;
Und Bäume, von ihnen magſt du
Goldfarbige Früchte pflücken.
Du ſollſt ſie nicht verachten,
Nicht ſchelten ihre Pracht;
Sie ſo geſchaffen hab' ich
Mit weislichem Bedacht.

Am Boden aber birgt ſich
Ein Kräutchen, ein ſo ſchlichtes;
Ihm dennoch an Beſtimmung
Und Nutzen nicht gebricht es.
Von Wehen und von Wunden
Und feindlicher Gifte Grimm
Macht ſelbiges geſunden —
Das dir zum Muſter nimm!

7.

Was machet das Getreidekorn gedeih'n? —
Die Erde hegt's; der Sonne Strahlenkuß
Lockt es gelind hervor; doch das allein
Iſt nicht genug. Es muß zu ſeinem Frommen
Auch jezuweilen eine Wolke wettern.
Du ziehe draus den Schluß:

Sollſt du zu deiner vollen Reife kommen,
Du Korn auf Gottes Seelenau, ſo muß
Auch deinethalb manch dunkle Wolke bräu'n;
Es müſſen Donner rollen, Blitze ſchmettern.

8.

Es ſitzet der Vogel Phönix
Ergreiſet in ſeinem Neſte,
Macht ſich bereit zum Tode,
Sich zum Verklärungsfeſte;
Denn Sterben iſt, das weiß er,
Verjüngter Schöne Gewinn.
Es erglühen im Sonnenſtrahle,
Es flammen die würzigen Reiſer;
Und er verbrennt darin.
Aus ſeinem Aſchenreſte
Entſteht ein Würmchen, ein kleines;
Aus ſelbigem entfaltet
Sich, morgenhellen Scheines,
Ein Vogelwunder, ein neues.
Du faſſe, wenn Einſicht waltet
In deiner erleuchteten Seele,
Der Fabel Geiſt und Sinn!
Dich weihe, dem Phönix ähnlich
Der göttlichen Liebesſonne;
Zu einem Aſchenhaufe

In ihrem Strahl verkomme!
Hierauf geringen Anſehn's,
Demſelbigen Muſter gleich,
Ein Würmchen erſt erſcheine;
Die allerkleinſte Rolle,
Erwähle, der Demuthsvolle;
Erwachſe dann, erblühe
In Wiedererſtehungsreine,
Und ſchwinge dich befiedert
In's heimiſche Lichtbereich!

9.

Wer voll Lieb und voll Erbarmen
Der, obgleich
Bettelarm, iſt göttlich reich.
Wer in Liebe zu erwarmen,
Ohne Neigung; wem die Seele
Unerſchüttert von den Harmen
Seiner Brüder, dieſen zähle,
Sei er einem Cröſus gleich,
Zu den allerärmſten Armen
Im geſammten Weſenreich.

10.

Cosa grande.

Großes ſiehſt du im Fleiſche ſo pur:
Creatur und Gottnatur
Sind nur Eins. Der Liebe Macht,
Großes hat ſie zu Stande gebracht:
Hat den Schöpfer zum Geſchöpf gemacht.

11.

Salve Regina.

Sei gegrüßt,
Königin,
Mutter, Huldin, Tröſterin,
Die mir allen Harm verſüßt!
Sei gegrüßt,
Dornenloſe
Schöne Roſe,
Lilie der lichten Liebe,
Jedem Makel ewig fern!
Wenn du hold mir, o mein Stern,
Eine Gnade mir erwerbe
Von dem Herrn:
Daß ich nicht als Sünder ſterbe!

12.

Wunderlich iſt meine Herrin,
Meine Mutter, meine hehre;
Nichts, ſo ſehr ſich auch bemühe,
Ihre Bilder und Altäre
Zu verſchönen, meine Hand,
Will ſie freuen und befrieden.
Ihr die allerſchönſten Blüthen,
Lilien und Roſen weih' ich1);
Doch ſie ſpricht, die Benedeite:
„Ach, das ſind ja nur Symbole,
Iſt ja nur ein ſchmucker Tand.“ —
„Aber ſage, theuere Mutter,
Was begehrſt du,“ ſo erwiedr' ich;
„Was vermag dich zu vergnügen?
Perlen und Juwelen würd' ich
Gerne ſpenden, dir zur Ehre
Heilige Hallen prangen laſſen,
Thürme bauen himmelwärts;
Doch du weißt, ich bin ein Bettler.“ —
„Keine Blumen,“ ſpricht Maria,

---

1) Vergl. Görres, Myſtik II. S. 513.: „Der heiligen Jungfrau war er beſonders in Liebe zugethan. Er pflegte ſie nicht anders, als ſeine liebe Mutter zu nennen, zierte ihr Bild in Grotella immerfort mit Lilien, Roſen und anderen Blumen, wie ſie die Jahreszeit hervorbrachte, brachte ihr Kirſchen und andere Früchte und lobte ſie in vielen einfältigen und freudigen Liedern.“

„Keine Perlen und Juwelen,
Keine Tempel will ich haben;
Keine Thürme ſollſt du bauen,
Lieber Sohn! Ich will dein Herz.“

13.

Wenn man aus Gewohnheit nur
Gutes übt, ſo iſt's Dreſſur.
Wenn man es gezwungen thut,
Böſe nenn' ich's und nicht gut.
Thut man es dem Ruhm zu Liebe,
Folgt man nur dem Eigentriebe.
Thut man es, weil's nützlich iſt,
Iſt man auch nur Egoiſt.
Thut man es, nur um zu gleiſen,
Heuchelei wird das geheißen.
Läßt du deine Laune walten,
Wirſt du keinen Preis erhalten;
Biſt du läſſig im Verrichten,
Mußt du auch darauf verzichten.
Thuſt du nur, was nicht beſchwert,
Das hat auch nur wenig Werth.
Harreſt du gelegner Friſt,
Biſt du kein beſondrer Chriſt.
Speculirſt du auf dein Heil,
Wenig Heil wird dir zu Theil.

Iſt der Schrecken dein Motiv,
Stehet es nicht minder ſchief.
Dies die Bräuche dieſer Welt,
'S iſt mit allen ſchlecht beſtellt.
Iſt hingegen Deine Bruſt
Nur erfüllt mit Lieb' und Luſt
Zu dem Göttlichen, dem Guten;
Brauchſt du Reize nicht, noch Ruthen,
Um zu handeln nach Gebühr,
Weil mit Herz und Geiſt dafür
Heiß erglühend eingenommen —
Dann gehörſt du zu den Frommen,
Dann, wie es ſich ziemt, geſinnt,
Biſt du Gottes liebes Kind;
Dann von ächtem, inn'rem Segen
Ueberſtrömet dich ein Regen;
Dann zum Aetherland hinauf
Gehet dein erhabner Lauf.

14

Wer von unten auf zur Höhe blicket,
Klein erſcheinet ihm, ſo groß es ſei,
Was er über ſich in weiter Ferne
Schweben ſieht; es gleicht am Ende wohl
Einem Pünktchen, ja
Höret auf, von ihm bemerkt zu werden.

So bedünken auch die himmliſchen
Dinge dem im Geiſte tief Geſtellten
Nur geringe, ja ein Nichts zu ſein. —
Wer von oben in die Tiefe ſchauet,
Dem begegnet, nur in umgekehrter
Weiſe, ganz daſſelbige. Die größten
Gegenſtände werden unbedeutend,
Ja verſchwinden ſeinem Auge, wenn er
Sich noch höher hebet, ganz und gar.
Und ſo iſt es auch beſtellt mit dem,
Der zu Haus im Himmliſchen; es dünket
Ihm das irdiſch Große, Herrliche,
Klein, verächtlich, ohne Glanz und Schein,
Ja ein eitles, hohles Nichts zu ſein.

15.

Die Menſchenſeele, die der Geiſt des Himmels
Zu läutern und zu heiligen bemüht,
Iſt einem Vogel ähnlich, dem der Koch,
Bevor er ihn zur Tafel zubereitet,
Die Federn ausrauft. Seine großen, langen
Sind bald heraus; die kleineren jedoch,
Die feineren ſind nicht ſo leicht entfernt,
Die koſten eine lange Zeit. So werden
Die groben Fehler einer Seele, die
Auf gutem Wege, bald genug verſchwinden.

Doch, daß ſie jener auch entkleidet werde,
Die zarterer und tieferer und nicht
So augenfälliger Natur, dazu
Bedarf es einer langen, ernſten Arbeit.

16.

Invettiva al mondo.

O Welt, du Täuſcherin, die uns in aller Runde
So verführende Netze ſtellt,
Und alle würgt die armen
Gevögel ohn' Erbarmen,
Die ſich in ihnen fangen.
O falſche, falſche Welt;
O Buhlerin, die uns zu aller Stunde
Zur Liebe lockt mit ihrem hellen Prangen,
Mit ihrem holden Lachen,
Und richtet, die ihr folgen, all zu Grunde!
Du ſcheinſt ein Engelsbild mit lieblichem Roſenmunde;
Am Ende gähnt der Rachen eines Drachen.
Weh denen, die mit dir zu feſte Pakte machen!
Ich kenne dich; ich will mit dir im Bunde
Mit Nichten ſein, was du auch ſagen magſt;
Denn Alles iſt erlogen, was du ſagſt.
Geh, winke deinen Sclaven;

Berauſche ſie mit Kelchen aller Art;
Laß ſie ihr Heil verjubeln und verſchlafen,
Und dann zum Abgrund jammernd
Hinunterthun die grauſe Fahrt!
Ich bleibe hier, um's Kreuz die Arme klammernd.

17.

Bin ich ein Horn, aus welchem
Klangvolle Töne geh'n —
Nicht mein Erzeugniß ſind ſie,
Da ſie, o Herr, alleine
Durch Deines Odems Kraft entſteh'n.

Bin ich ein Rohr, und rinnet
Aus ihm lebendige Flut —
Nicht mir zu danken iſt ſie;
Dein Leben, Dein Geſchenk ja
Iſt Alles, Alles, was da gut.

Sprüche des heiligen Nilus.

1.

Viel beſſer, einen Stein,
Denn eine ſchlimm bedachte Rede ſchleudern.

2.

Verachte das Erbarmen nicht! Es zog
Vom himmliſchen Azure deinen Gott.

3.

Wofern du was Erkleckliches erreicht,
So freue dich, doch ſonder Uebermuth!
Es möchte ſonſt dein Schiff im Hafen ſcheitern.

4.

Nicht preiſe ſelig die Gewaltigen!
Denn jener über Alles Mächtige,
Wird um ſo ſtrenger richten über ſie,
Je mehr er ihnen Glanz und Macht verlieh.

5.

Gut, wenn du Gottes Tempel ehrſt; doch beſſer
Bei Weitem iſt es, wenn du dich, o Chriſt,
Zu Gottes hehrem Hauſe ſelber macheſt.

6.

Mehr übe dich, zu ſchweigen, als zu reden;
Denn nur zu oft wär' es dem Menſchen gut,
Wenn nicht beredſam, wenn er ſtumm geboren.

7.

Bleib' auf der Demuth niedrigem Geſtühle
Still ſitzen ohne Wank!
Von ihm herab nicht fällſt du hoch und hart.

8.

Nicht biſt du ſchon, wenn böſe Werke dir,
Wenn frevle Thaten ferne, fromm und gut;
Ein liebend Herz, ein allgemein Erbarmen,
Das macht allein ſo ſchöner Namen werth.

9.

Die Mächtigen und Großen ſollſt du nicht
Mit ſchmeichleriſcher Heuchelei umſpinnen;
Doch ſollſt du auch nicht trotzen und erbittern.

10.

Dem Armen hilf! Denn wirſt du bebend einſt
Vor deinem heilig-ernſten Richter ſteh'n,
Wird jener ihn für dich um Gnade fleh'n.

11.

Wofern du dich beſtrebeſt
Der Menge zu gefallen, mußt du ſein,
So wie ſie ſelbſt, abſcheulich und gemein.

12.

Der Freund behagt mir über alle Freunde,
Der nicht allein den Leib, der auch den Geiſt
Zu Gaſte lädt, der meine Seele ſpeiſt.

Sprüche des Janus Aniſius[1].

1.

Nicht melde, weß Stammes, o Chriſt,
Verkünde, wer du biſt;
Doch nicht mit deinem Munde;
Dein Wandel gebe, deine That die Kunde!

2.

Die Zeit dahin —
Der größte Schatz dahin;
Denn aus der Zeit
Geboren wird das Loos der Ewigkeit.

3.

Das Vögelein, ſo frei es ſei,
Im Vogelnetze wird's gefangen;

---

[1] Jani Anisii Sententiae, senariis expressae. Dem Cardinal Mendoza gewidmet, von Simon Roth in deutſche Reime gebracht, gedruckt 1561 zu Dillingen. Eine Auswahl hat Sailer in ſeinen „Sprüchen der Weiſen" Dillingen 1791 gegeben; einige Proben folgen hier.

Und unſer Seelenvogel bleibt
In einem Netz von Golde hangen.

4.

Die Menge, ja, iſt ein Gigante
An Leib — ein Zwerg nur an Verſtande.

5.

Der Bruder kann den Bruder nicht,
Der Sohn den Vater nicht ertragen;
Es wird ſo leicht kein Menſchenkind
Dem andern immer wohlbehagen.
So ſtachlich iſt die menſchliche Natur;
Ein ewiger Hader auf der Erdenflur!

6.

Gelänge dir's, zu ſchauen
Der Wahrheit Angeſicht,
Das ſtrahlende, du ſchauteſt
Der reinſten-Schöne Licht[1]).

7.

Bei'm Ueberlegen deines Handelns eile nicht!
Doch haſt du überlegt, zu handeln weile nicht[2])!

---

1) Nihil videt mens veritate pulchrius
2) Delibera tarde, perage quam ocissime!

8.

Die Dreie, wenn enthoben
Der Bändigung, das Waſſer und das Feuer,
Und wüthiger Menge Toben,
Sind über Alles ſchrecklich und ungeheuer.

9.

Die Eigenſucht entwurzle
In deines Herzens Grunde —
Der Sündenbaum, der ganze,
Er ſtürzt dahin zur Stunde.

10.

Der Menſch ſo klug
Für Andere, ſo voller Weisheitslicht —
Hat Rath genug
Für alle Welt, nur für ſich ſelber nicht.

11.

Freiheit, ſo viel ihr immer wollt, erfechtet euch!
Wahn, Leidenſchaft, Begierde, Thorheit knechtet euch [1]).

12.

Ein Tag enthüllt den anderen in ſeinem Lauf;
Ein letzter, leuchtend großer, deckt ſie ſämmtlich auf [2]).

---

[1]) Opinio imperat homini imperio gravi.

[2]) Dies diei iudex, supremus omnium.

Aus S. Martini Bracarensis episcopi Sentenzen 1).

1.

Immerhin in Menſchen, Lagen, Zeiten
Füge dich in deinem Erdenwallen;
Aber ändere dein Weſen nimmer!
Wie die Hand die nehmliche doch immer,
Mag ſie ſich zur Fauſt zuſammenballen,
Oder öffnen und zur Fläche breiten.

2.

Nichts Großes iſt in menſchlicher Größe Prachten;
Groß iſt allein die Kraft, ſie zu verachten.

3.

Zwei Schleier hab' in deiner Hand! Den einen
Verhüllend über deine Tugend lege;

---

1) Gedruckt 1639 zu München. Einen Auszug hat Sailer geliefert.

Mit dem anderen decke, daß ſie nicht erſcheinen
Vor Menſchenaugen, des Bruders Sündenwege!

4.

Von Anderen den Anbeginn
Laß nehmen die Huldverneinung;
Von dir jedoch beginnen laß
Verſöhnung und Wiedervereinung!

5.

Noch hat ſich in die Glorie deines Ruhms
Kein Schimpf und Hohn verdrießlich eingemiſcht.
Recht ſchön! Allein ich will
Dich dann erſt ſelig preiſen,
Wenn dich die Menge ſchmählich ausgeziſcht.

Nach Ludov. Vives [1].

1.

Wahrheit verräth ſich
Durch ihre Helle;
Denn Lichterguß
Iſt ihr Geſelle.

2.

Ein Abgrund iſt das menſchliche Gemüth;
Kein Menſchenauge ſieht,
Was Alles hauſt in dieſem Nachtgebiet [2].

3.

Erſt lern' es und dann lehr' es!
Erſt wiſſ' es und dann ſag' es!

---

[1] Satellitium. Für eine königliche Prinzeſſin geſammelt. Lyon 1556. Introductio ad veram sapientiam. Auszüge bei **Sailer**, Sprüche der Weiſen. Dillingen 1794.

[2] Longissimae et obscurissimae in animo humano latebrae. Quae humana acies in tantam caliginem penetrabit?

Erſt üb' es und dann treib' es!
Erſt wieg' es und dann wag' es [1])!

4.

Das Weltgewirr, von Lügen iſt's ein Hauf;
Die Zeit ein Wolf, der frißt ſie ſämmtlich auf.

5.

Viel durch Gewalt erringſt du,
Wenn dir's am Aeußern liegt;
Die Herzen nie bezwingſt du,
Die nur die Huld beſiegt [2]).

6.

Es könnte Mancher in der Weisheit
Lichtherrlichem Palaſte hauſen.
Er ſei bereits darinne, meint er;
Da bleibt er außen.

7.

Große Würden,
Große Bürden.

8.

Nichthaben macht uns noch nicht arm,
Das tragen wir gelaſſenen Muthes.

---

[1] „Wieg's, dann wag's," iſt ein deutſches Sprichwort

[2] Non extorquebis amari.

Das Habenwollen, das leidige, thut es,
Das ſchafft den herben Entbehrungsharm.

9.

Der Menge Sinn beherrſchen Tollhausgeiſter;
Sie iſt im Unſinn ein vollkommner Meiſter[1].

10.

Bellen — das laß dem Hunde!
Stechen — das laß der Schlange!
Aus lieblichem Menſchenmunde
Tön' es mit holderem Klange;
Nichts ſei allhier, was tobe, was verwunde!

11.

Sich rächen, iſt thieriſch,
Verzeihen, human.
Doch dem auch wohlzuthun, der wehgethan,
Das knüpft den Menſchen an die Gottheit an.

---

[1] Magnus erroris magister populus.

Sprüche von Amara George.

1.

Es will ſo leicht kein Menſch
Dem anderen behagen;
Gott muß ſie alleſammt,
Die Widrigen, ertragen.

2.

Wann biſt du gut und edel?
Wann biſt du wahrhaft rein? —
Wenn dir's gelingt, die Seele
Vom Neide zu befrei'n.

3.

Entſchuldigungen, laß ſie gelten,
Sie ſeien noch ſo wahrheitslos!
Stellſt Andre du beſchämend bloß,
Iſt dein Gewinn bei Gott nicht groß;
Sie haſſen dich, die Bloßgeſtellten.

4.

Oft ſah ich Etwas gar zu hell,
Dann gar zu ſchwarz und grauſig an —
So täuſchet uns ohn' Unterlaß
Bald dieſer und bald jener Wahn.

5.

Der Ruhm, der lärmend in die Welt trommetet,
Wie oft er unſer Urtheil trügt!
Es gibt Verdienſt, von dem die Welt nicht redet,
Und das unendlich ſchwerer wiegt.

6.

Dem Edlen iſt nur ſelten Glück beſcheert.
Klag' nicht darob! Es ſoll nicht anders ſein.
Denn kaufte man ſich Glück durch Tugend ein —
Was wäre dann die Tugend werth?

7.

Ob dir auch Gründe von Gewicht
Zu Zorn und Haß und Groll gegeben —
Beflecke du dein ſchönes Leben,
Die eigene göttliche Seele nicht!

8.

Die Eitelkeit, die ſich in uns verſteckt,
Iſt koloſſal. Iſt Einer nur nicht rein

Unedel und gemein,
Gleich wähnet' er auch ſchon ein Gott zu ſein.

9.

„Es iſt nicht Alles Gold, was gleißt."
Doch wird auch wohl das Gold entſtellt,
Wenn drauf ein ſchwarzer Schatten fällt.
Auch das bedenkt ein edler Geiſt,
Bevor er feſt ſein Urtheil ſtellt.

10.

Wenn Liebe für die Ewigkeit
Sich bindet und ſo bald verweht,
So iſt gleichwohl ein Sinn darin,
Der nicht in eitel Trug beſteht.
In jeglicher Berührungshuld,
In jeglichem Verſchmelzungsheil
Unſterblich edler Weſen iſt
Was Ewiges, das nicht verloren geht.

11.

Aus Marmor iſt ein Monument,
Aus Erz gemacht, und es vergeht.
Ein anderes, aus Hauch und Laut —
Gibt es ein flüchtiger Element? —
Iſt es geformt, und es beſteht.

12.

Sei nur nichts einzeln und allein!
Ein Narr zu ſein in Compagnie
Gereicht zu keinerlei Beſchwer.
Es kann dem Menſchen au contraire
Nur von dem größten Nutzen ſein.
Doch mitten in der närriſchen Gemeinde
Mit der Vernunft erhab'nem Licht
Allein zu ſteh'n — dem ſchlimmſten meiner Feinde
Wünſch' ich dies Schickſal nicht.

Sprüche von und nach Göthe.

1.

Wie Kirſchen und wie Beeren behagen,
Das muß man Kinder und Sperlinge fragen.

2.

Du ſollſt dich nie mit Schwur vermeſſen:
Von dieſer Speiſe will ich nicht eſſen.

3.

Haſt deine Kaſtanien zu lange gebraten;
Sie ſind dir alle zu Kohlen gerathen.

4.

Alles in der Welt läßt ſich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von ſchönen Tagen.

5.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn nur die Eltern erzogen wären.

6.

Ein Kranz, er iſt viel leichter zu winden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

7.

Kein Stündchen ſchleiche dir vergebens!
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens.

8.

Gern hören wir allerlei gute Lehr';
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr.

9.

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erſt das Dach beſteigen 1).

10.

Wer iſt ein unbrauchbarer Mann? —
Wer nicht befehlen und nicht gehorchen kann.

11.

Wie gerne ſäh' ich Jeden ſtolziren,
Könnt' er das Pfauenrad vollführen!

---

1) Wie Viele urtheilen über religiöſe Dinge, die nur von einem erhabenen Standpunkt aus in ihrem wahren Lichte zu erblicken, von der tiefen Kluft aus, in der ſie zu Hauſe ſind!

12.

Wie ihr euch heute getröſtet,
Ihr ſeid doch morgen geröſtet.

13.

Man ſoll nicht lachen,
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen alle machen,
Was ſie nicht können.

14.

Zerſchlagen kann die Maſſe,
Da iſt ſie reſpektabel;
Urtheilen
Gelingt ihr miſerabel.

15.

Was laſſen ſie zuletzt im Neſt,
Die unbeſcheidenen Beſen?
Behauptet doch Heute ſteif und feſt,
Geſtern ſei nicht geweſen.

16.

Anbete du das Feuer hundert Jahr',
Und falle hinein — dich frißt's mit Haut und Haar.

17.

Wenn Einer in Wüſten prediget,
In Frieden iſt er ſeiner ſelbſt erlediget.
Spricht er zu ſeinen Brüdern,
Sie werden es ihm ſchlecht genug erwiedern.

18.

Was räuchert ihr nunmehr
So rühmlich euerem Todten? —
Hättet ihr es ihm
Im Leben ſo geboten!

19.

Viele Köche verſalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
Wir aber ſind, ich ſag' es frei,
Ein Lazareth von Medicinern.

20.

Wiſſet, daß mir ſehr mißfällt,
Wenn ſo Viele ſingen und reden!

Wer treibt die Dichtkunſt aus der Welt?
Die Poeten

21.

Januar, Februar, März,
Du biſt mein liebes Herz.
Mai, Juni, Juli, Auguſt,
Mir iſt nichts mehr bewußt.

22.

Alter Mond! In deinen Phaſen
Biſt du ſehr zurückgeſetzt.
Freunde, Liebchen auch zuletzt,
Haben Nichts, als Phraſen[2]).

23.

Der Menſch erfährt, er ſei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

---

1) Das lautet ganz anders, als das bekannte Lied von Uhland, wo in ſo allgemeinem Sinne zu poetiſchem Hervorbringen aufgefordert wird:

„Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!“

Dagegen wäre zwar, wenn es richtig verſtanden würde, Nichts einzuwenden. „Wem Geſang gegeben!“ Aber welcher Vogel im deutſchen Dichterwalde meint nicht, daß er ſingen kann!

2) Wie muß es ausſehen in einer Welt, wo ſelbſt ein Göthe ſo zu ſprechen veranlaßt wurde!

24.

Nicht iſt die Welt aus Brei und Mus geſchaffen.
Deßwegen haltet euch nicht, wie Schlaraffen.
Harte Biſſen gibt's zu kauen;
Da muß man erwürgen oder verdauen.

25.

Ich ſah mich um an vielen Orten
Nach tüchtigen, geſcheidten Worten.
Am böſen Tage ſah ich erfreut,
Daß der die beſten Worte verleiht.

26.

Wie fruchtbar iſt der kleinſte Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

27.

Wenn Einer ſich wohl im Kleinen däucht,
So denke: Der hat was Großes erreicht.

28.

Wohl, wer auf ächter Lebeſpur
Sich in der Stille ſiedelt!
Im Offenen, da tanzt ſich's nur,
So lang Fortuna fiedelt.

29.

Wie der Schwergedrückte klagt:
Hülfe, Hoffnung ſei verſagt,
Bleibet heilſam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

30.

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tauſend Büchern dir erſcheint,
Das Alles iſt ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

31.

Und wer durch alle die Elemente,
Luft, Waſſer, Feuer und Erde rennte —
Er wird am Ende ſich überzeugen,
Er ſei kein Weſen ihres Gleichen.

Noch einige Sprüche der kürzeren Art.

1.

Wir nennen uns Perſonen — welche ſcharfe
Kritik iſt in dem Wort! Perſon bedeutet Larve.

2.

Die Teufel, welche Lügen brauen,
Sind nicht die großen, nicht die ſchlauen;
Die Lüge, ſie zerfließt in Dunſt.
Boshaft die Wahrheit auszubeuten,
Das will unendlich mehr bedeuten;
Das iſt die ächte Teufelskunſt.

3.

Wer dumm,
Der ſcheine, rath' ich, ſtumm;
Es wird ihm herrlich bei den Klugen frommen.
Wer aber klug,
Nie ſtill genug
Kann dieſer ſein, von Denen, welche dumm,
Nicht Schläge zu bekommen.

4.

Der Geiz gebiert, das böſe Ding,
Die allerſchlimmſten Thaten.
Judas um dreißig Silberling'
Hat unſern Herrn verrathen.

5.

Was ſchaffet der Welt das liebſte Behagen?
Von Freund und Feinde das Böſe zu ſagen.
Das Gute macht ihr ſchlechte Luſt,
Der widerwärtigen Menſchenbruſt.

6.

Monſtroſeres auf Erden
Kann nicht gefunden werden,
Als Eiferſucht, die ſtrenge
Die eignen Rechte wahrt,
Und die damit der Falſchheit
Treuloſe Thaten paart.

7.

Nur eine lange Plage
Sind oft gedehnte Zeiten;
Momente gibt's, die haben
Den Werth von Ewigkeiten.

8.

Wie ſo voll Widerſpruch
Was unterm Mond geſchieht!
Wir fliehen, was uns liebt;
Wir lieben, was uns flieht.

9.

Herzloſe Weſen conſerviren ſich
In ihrem Eis; die Selbſtſucht iſt geſund.
Doch edler Herzen tiefe Gluten ſind
Mit dem Verderben, mit dem Tod im Bund.

10.

Maß- und geſetzlos wähne nie,
Ob's auch ſo ſcheine, das Genie!
Geſetze, die der Theorie
In einem irren Wahn belieben,
Wohl haßt und übertritt es ſie,
Doch folgt Geſetzen, welche nie
Von einem Menſchen vorgeſchrieben.

11.

'S gibt eine luſtige Luſt
Und eine traurige
Voll tiefgeheimer Schmerzen.
Man kann, auch blutend aus durchbohrter Bruſt,
Kann lachen, auch den bittern Tod im Herzen.

12.

Wir pflegen uns ſo bitter zu beklagen,
Wenn uns Untreue widerfährt;
Doch ob wir auch der Treue werth,
Das pflegen wir uns nicht zu fragen.

13.

Kein Gemüth, dem Leid gebricht.
Heiſchen es Geſchicke nicht,
Auszutrinken bittre Kelche,
Füllen wir uns ſelber welche.

14.

Wenn flammenhauchend unſere Seelen,
Das zu verbergen, o wie ſchwer!
Doch ihre Fröſte zu verhehlen,
Das iſt es noch unendlich mehr.

15.

Begierde, Leidenſchaft und Eitelkeit,
Sie pflegen nie bei ſich,
Noch Anderen, nach der Moral zu fragen,
Die ihrem Wunſch und Willen hinderlich.
Auf's Strengſte zu verklagen
Iſt jeden noch ſo kleinen Fehl bereit
Die Eiferſucht, die Mißgunſt und der Neid.

16.

Verlaß dich auf dein Urtheil,
Das über dich ſelbſt gefällte, nicht!
Man kennt trotz aller Spiegel
Doch nicht ſein eigen Angeſicht.

17.

Warum iſt uns der Irrthum lieb, warum
Für ſeine Häßlichkeit ſind wir ſo blind? —
Die Wahrheit iſt von Gott,
Der Irrthum unſer eignes, liebes Kind.

18.

Mußt du kränken, mußt du brechen,
Nicht, wie eine Schlange ſtechen
Sollſt du; dieſen Weg erwähle:
Höflich, überhöflich ſei!
Dieſes auch bohrt in die Seele;
Doch du biſt von Tücke frei.

19.

Für's Revolutionsgeſchmeiße
Bemühe dich mit allem Fleiße!
Es haſſet dich, es mordet dich
Am Ende dennoch ſicherlich.

20.

In der moraliſchen Welt
Da rede mir nur nie von Unmöglichkeiten;
Da wähne mir nur nie, undenkbar ſei
Irgend ein Widerſpruch; es könn' ein Menſch
Nicht allzuſehr ſich ſelber widerſtreiten.
Ein Abgrund iſt das menſchliche Gemüth
Voll unerforſchlich-tiefer Dunkelheiten.

21.

Nitimur in vetitum.

Ich gebe meinem Jungen
Obſt von der erſten Sorte;
Im Nachbargarten iſt
Weit Schlechteres; doch juſt
Auf dieſes iſt der kleine Thor erpicht.
Das ſtehlt er ſich, die Hecke
Durchbrechend und ſich faſt zu Tode ritzend;
Das ihm geſchenkte gute ſchätzt er nicht [1].

---

[1] Nachdem ich dieſe Zeilen geſchrieben, deren Inhalt bloße Erfindung war, fand ich im h. Auguſtin die Erzählung, wie er einmal als Knabe mit anderen ſolchen aus purem Muthwillen vom Baume eines Nachbars Birnen geſchüttelt, wiewohl er im väterlichen Garten beſſere gehabt. Auf dieſe Weiſe nimmt der Dichter aus ſeiner Phantaſie oft Charakterzüge und Begebenheiten, die ganz genau ſo in der Wirklichkeit vorkommen.

22.

Unſer Denken, eine Rechnung,
Wo ſo manche Nummer ſteht,
Und ein langer Strich das Leben,
Welcher durch die Rechnung geht.

23.

Wo wohnt das Glück? Zu Hauſe? Nein.
So wird es in der Fremde ſein.
Wir flüchten in entlegene Gau'n,
Und werden es auch dort nicht ſchau'n.
So lang in unſerer Bruſt ein Hauch,
So lange ſteigt der Seufzer auch.

24.

O wir betrogne Geſchichtsermeſſer!
Was uns die Tage der Zukunft ſchenken,
Es iſt viel ſchlechter, es iſt viel beſſer,
Und immer anders, als wir's denken.

25.

Es wär' energiſch, meinſt du, wenn du dich
Der ungebunden-rohen Leidenſchaft
Des Zornes hingibſt und der Wuth? — Der Römer
Nennt's impotentiam: das merke dir!
Sich ſelbſt zu zügeln, das allein iſt Kraft.

26.

Was will der höhere Menſch? — Daß mit Gehalt,
Mit Sinn und Zweck erfüllt ſein Leben ſei;
Von welcherlei Geſtalt,
Ob Glück, ob Unglück, das iſt einerlei.

27.

In allzu bittern, allzu grimmen Widerſtreit,
Iſt, ſcheint es, unſer Leben, Herz und Geiſt verſenkt.
Erwägt jedoch: Es iſt auch keine Kleinigkeit,
Was Gott, Natur und Schickſal zu geſtalten denkt.

Altteſtamentlicher Anhang.

I. Aus dem hohen Liede.

Stark, wie der Tod, iſt Liebe,
Feſt, wie Scheol 1), ihr Wille,
Eine Flamme Gottes,
Jede Gewalt der Erde
Höhnend, ihre Glut.

Nicht erliſcht die Liebe
Durch gewaltiger Wogen
Brauſende Waſſerfülle,
Nicht hinweggeflutet
Wird ſie durch empörter
Ströme wilde Wuth.

---

1) Scheol, hebräiſcher Name der Todtenwelt.

II. Sprüche der alten Hebräer.

1.

Wort anzuhören, ſei ſchnell achtſam;
Antwort zu geben, wohlbedachtſam!

2.

Träume beflügeln Thoren;
Ihr Leben iſt verloren.

3.

Doppelte Wage, doppeltes Maaß —
Gräuel in Gottes Aug' iſt das.

4.

Fröhlich und mit leichtem Sinn
Tanzt der Thor am Abgrund hin.

5.

Stoß' im Mörſer einen Narren!
Unzerſtoßen bleibt ſein Sparren.

6.

Beſſer, leben im wüſten Lande,
Als in widrigem Ehebande.

7.

Borgen und Schmauſen —
Das endiget mit Schrecken und mit Grauſen.

8.

Nicht ſpärlich haſt du dich bereichert —
Rein bleibend haſt du ſchwerlich aufgeſpeichert.

9.

Dem Flehenden in Drang und Sorgen
Hilf ungeſäumt und ſage nicht: Komm morgen!

10.

Sprich nicht: Wie mir der Feind gethan,
So thu' ich ihm! Ungleiche That ſteht beſſer an.

11.

Mit deinem Brode ſpeiſe deinen Haſſer
Und dürſtet ihn, lab' ihn mit deinem Waſſer!

12.

Der Geißel Schlag prägt Striemen ein,
Der Zunge Schlag zerſchmettert das Gebein.

13.

Schwertſtiche fahren aus gemeinem Munde;
Aus edelem träuft Balſam auf die Wunde.

14.

Sanftmüthige Worte wenden Haß und Grimm;
Doch böſe machen ſchlimmer noch, was ſchlimm.

15.

Du ſchmeidige die Zunge
Und lerne, weich zu ſprechen!
Denn weiche Worte können
Steinharte Knochen brechen.

16.

In menſchlicher Zunge Gewalt gegeben
Iſt Wohl und Weh, iſt Tod und Leben.

17.

Ein ſanft Gemüthe
Voll Duldungsgüte —
Mehr als ein Held
Im Kriegesfeld.

18.

Der Fügſame beweiſt, daß er verſtändig;
Schwachſinn bekundet, wer unbändig.

19.

Wird ſich der irdene Topf
Am ehernen Keſſel rächen?
Es wird der arme Tropf
Anprallen und zerbrechen.

20.

Nein, zeige nicht ſo wilde,
So grimmige Geberden!
Es ließ des Himmels Milde
Dich Menſch geboren werden.

21.

Nicht ſtöre mit Geſchwätze,
Wenn ſchöne Töne wallen;
Verſpare deine Weisheit,
Bis daß ſie nicht mehr ſchallen!

22.

Nicht allzu ſtolz begrüße
Den Kleinen, nicht veracht' ihn!
Was geht über Honiges Süße?
Die kleine Biene macht ihn.

23.

Hat dir die Huld des Herrn
Ein edles Weib gegeben,
Verdoppelt hat er dann
Die Tage deinem Leben.

24.

Auf ein Gemüth von Adel
Wirkt ſchon ein leiſer Tadel;
Vergebens durchgebläut
Wird ſtumpfe Niedrigkeit.

25.

Es bändige deiner Zunge Lauf ein ſtreng Geſetz!
Es fällt der Thor in ſeiner eignen Lippe Netz.

26.

Ich ging zu dem Acker des Faulen,
Ich ging zu des Thoren Weinberg.
Da ſproſſete Fülle des Unkrauts;
Da wucherte Dorn und Diſtel;
Zu verfallen begann die Mauer.
Ich ſah's mit Schrecken und Trauer;
Ich nahm mir ein Exempel;
Ich prägte mir's in's Herz.

27.

Geringer Weſen weiß ich vier
Zu nennen auf dem Erdenkreiſe,
Die aber wohlgelehrt und weiſe.
Ameis — ein unanſehnlich Thier —
Sie ſammelt ſich im Sommer ihre Speiſe,
Zur Zeit der Noth damit verſeh'n zu ſein.
So auch die Bergmaus iſt nicht ſtark; allein
Sie richtet im Geſtein
Sich deſſenungeachtet trefflich ein.
Heuſchreckenheer ſodann,
Kein Herrſcher führt's auf ſeinen Zügen an,
Und wie geordnet zieht es ſeine Bahn!
Eidechschen endlich, auch nur ſchwach und klein,
Greift wie mit Händen, fängt und faßt,
Logirt, ſo groß auch der Contraſt,
Sich im Palaſt
Des Königes ein.
Sind das nicht kluge, kleine Thiere,
Die Viere?

Sprüche Salomo's 30, 24 ff.

III. Das alte Buch.

Ich hab' ein altes Buch,
Da ſteht ſo mancher Spruch
Von wunderlichem Klange;
Daran ſtudir' ich lange,
Ein faſt im Silberhaar
Erprangender Scholar.
Das will der Welt ſo grau,
So abgelebt erſcheinen;
Siehſt du es an genau,
So wirſt du anders meinen:
Jahrtauſende voran
Auf geiſtbeſchwingter Bahn
Eilt jetzo noch der Zeit
Prophetenwort. Es tönt ſo kühn, ſo groß,
So ſüß, ſo ſchön! Es reicht hinein ſo weit
In ferner Tage dunklen Schooß;
Es reicht hinein in die Unendlichkeit.

IV. Aus dem Jesaias.

Weh dem, was hoch und ſtolz
Von Anſeh'n und Geſtalt
Und voll von übermüthigem Gebahren!
Denn ſiehe, der Herr, Jehova der Heeresſchaaren,

Schlägt ab der blühenden Herrlichkeit
Die gebreiteten Aeſte mit Schreckgewalt;
Mit dem Eiſen wird der prangende Wald geſchlagen;
Es ſtürzen die Wipfel, die in die Wolke ragen;
Das Mächtige wird zum Hohn,
Und Rieſenſchläge vernichten den Libanon.

Dann Heil und Troſt! Dann keimet hervor
Von Iſai's Stamm ein unanſehnliches Reis.
Aus dunkeler Wurzel treibet ein Sproß empor,
Und hebt ſich in die Lüfte wundergroß,
Und nimmer endet ſeiner Ehre Preis.
Denn es ruhet auf ihm Jehova's Geiſt,
Der Geiſt der Einſicht hell und klar,
Der Wahrheit, die der Lüge bar,
Der Geiſt der Weisheit und der Kraft,
Der Erkenntniß und der Gottesfurcht,
Die nur das Rechte will und ſchafft.
Nicht, wie das Aug' ihn blendet,
Urtheilet er;
Nicht wie das Ohr ihn lenket,
Entſcheidet er;
Er ſchirmet den Armen, dem ſein Recht entwendet;
Mit Billigkeit beſcheidet er
Im Volke den Unglücklichen.
Er ſchlägt das Land mit ſeines Mundes Geißel;
Von ſeiner Lippe zornigem Hauche ſinket
Der machtberaubte Frevler hin.

Gerechtigkeit umwindet ihm die Hüfte,
Und ſeiner Lende Gurt
Iſt wandelloſer, reiner Sinn.

Dann Heil und Troſt für Alles
In aller Welt!
Denn weidet der Wolf bei'm Lamme,
Böckchen und Pander ruh'n geſellt.
Kalb und Leu
Allzumal,
Ein kleiner Knabe führet ſie.
Bärin und Kuh, ſie weiden in holder Eintracht.
Auf einem Lager ruhen ihre Jungen.
Vom Graſe genährt
Lebt mildgeſinnt, dem Rinde gleich, das Raubthier.
Es ſpielet unverſehrt
Der Säugling an der Natter Kluft,
Und ohne Schaden nach der Otternhöhle
Streckt der Entwöhnte ſeine Hand.
All Schreckliches, zum Guten
Iſt's umgewandt,
All Feindliches in ewigem Friedensbunde.
Nichts Böſes übt man, nichts Verderbliches
Auf meinem ganzen heiligen Berge mehr.
Denn wie bedeckt mit Fluthen
Die Meere wogen, alſo mit der Kunde,
Jehova's iſt erfüllt das Land.

V. Elias.

Auf Horebs felſiger Höhe ſteht
Ein Mann des Herrn in düſterem Schweigen.
Auf die erkornen Lande ſchaut,
Die gottgeweihten, der Prophet,
Wo man dem Baal Altäre baut,
Verworfner Opfer Düfte ſteigen.
Am Ende wird ſein Unmuth laut.
„Zerſchmettere, Herr!“ ſo ruft er aus,
„Dies nie zu beſſernde Geſchlecht;
Nicht ſchone mehr, ſei nur gerecht;
Als Rächer komm, mit Sturmgebraus
Und Blitzgewalt bewaffne dich;
Der Grund der Erde ſpalte ſich;
Ein freſſend Feuer ſei entfacht;
Laß ſie empfinden, die Verüber
So großer Gräuel, deine Macht;
Mit ihrem Trotze ſei es aus,
Schmach ſei ihr Ende, Nacht und Graus!“

Er ruft's, ſein Auge flammt, ſein Herz
Iſt nur von Grimme, nur von Schmerz
Ob der Verächter und Betrüber
Des Heiligen, dem er dient, erfüllt.
Da ſteigt ein Engel niederwärts
Und ſpricht: „Jehova geht vorüber;
Merk' auf! Es wird dir ein Belehr;
Der Sinn des Herrn wird dir enthüllt.“

Da welch ein Aufruhr! Wild einher
Fährt ein Geſtürm; der Donner brüllt;
Aus dem Gewölke zucken Blitze;
Im Feuer ſteht des Berges Spitze.
Es ſei Jehova's Majeſtät,
Wähnt der erſchrockene Prophet;
Der Bote Gottes aber ſpricht:
„Im Wetter iſt Jehova nicht."

Nun wanken und ſchwanken der Erde Gründe;
Es thun ſich auf grau'nvolle Schlünde;
Uralte Felſen werden erſchüttert
Und reißen entzwei. Elias zittert.
„Fürwahr, das iſt des Herrn Gericht!" —
„Auch im Gebebe der Erde," ſpricht
Der Engel, „iſt Jehova nicht."

Nun brechen im Thale Flammen hervor;
Sie wälzen ſich den Berg empor,
Schon iſt beinahe ſein Gipfel erreicht.
Elias ſieht es und erbleicht:
„Das iſt er!„ — „Auch im Feuer," ſpricht
Der Engel, „iſt Jehova nicht."

Doch jetzo kehrt die Ruhe wieder;
Es tönt die ſtille Luft entlang
Gelind, wie Aſſaph's Harfenklang,
Rauſcht wie der Seraphim Gefieder.

Der Engel ſpricht: Das iſt der Gottheit Gang;
Nun kommt Jehova.“ In ſanftem Säuſeln fährt,
Der Herr vorbei. Sich auf die Erde nieder
Wirſt mit dem Antlitz der Prophet.
Er iſt beſchämt, er iſt belehrt;
Nie mehr, ſo lang ſein Leben währt,
Schwingt ſich aus ſeinem Mund ein Fluchgebet.

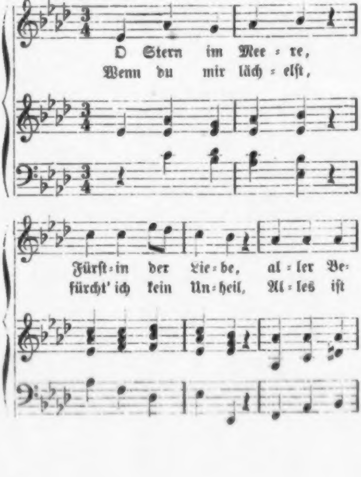
Nach Ronne's Vorgang.

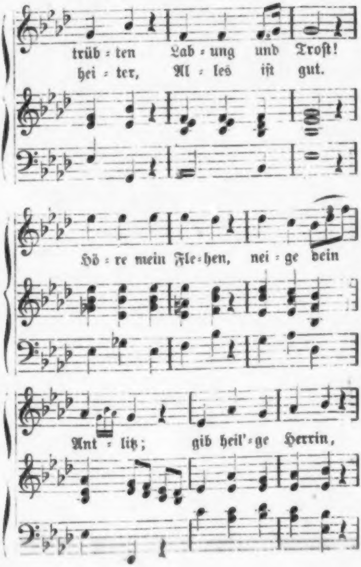
Muſikaliſche Beilage.

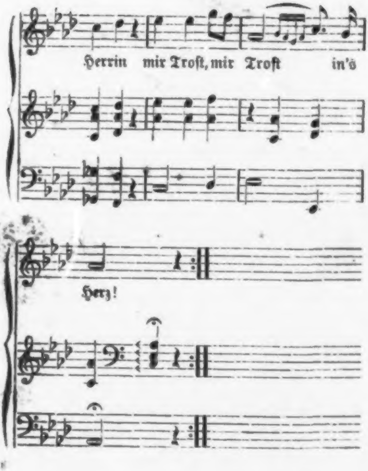
An Maria.

Melodie von J. Haydn.

Larghetto.


O Stern im Mee = re,
Wenn du mir läch = elſt,
Fürſt=in der Lie=be, al = ler Be=
fürcht' ich kein Un=heil, Al = les iſt


trüb = ten Lab = ung und Troſt!
hei = ter, Al = les iſt gut.
Hö = re mein Fle=hen, nei = ge dein
Ant = litz; gib heil'=ge Herrin,


Herrin mir Troſt, mir Troſt in's
Herz!

Nachtrag.

Aus des Angelus Silesius cherubinischem Wandersmann [1].

1.

Das Licht der Herrlichkeit
  Scheint in die tiefſte Nacht;
Wer ſiehet es? Ein Menſch,
  Der Augen hat und wacht.

2.

Die Roſe, welche hier
  Dein äußeres Auge ſieht,

---

[1] Angelus Sileſius iſt der Dichtername des 1624 zu Breslau geborenen, 1653 katholiſch, 1661 Franziskaner und Prieſter gewordenen, 1677 geſtorbenen Johannes **Scheffler**, der ſich als katholiſcher Myſtiker, Poet und Polemiker hervorgethan hat, der eminenteſte geiſtliche Dichter ſeiner Zeit geweſen und vornehmlich durch ſeinen „cherubiniſchen Wandersmann,“ Wien 1657, berühmt geworden iſt.

Hat ſchon von Ewigkeit
Alſo in Gott geblüht.

3.

Die Seel' iſt eine Flamm',
Aus Gott als Blitz gegangen;
Ach ſollte ſie denn nicht
In ihn zurückgelangen?

4.

Es regt ſich allumher —
Doch zweifl' ich, ob die Welt
Mehr, was an Leben reich,
Als Todtes in ſich hält.

5.

Der Regen fällt nicht ihm;
Die Sonne ſcheint nicht ihr;
Auch du haſt Anderen
Zu leben und nicht dir.

6.

Lang muß Verſtand und Witz
Vor Gottes Thüre ſteh'n;
Unangemeldet darf
Die Liebe zu ihm geh'n.

7.

Die Weisheit hält ſich gern
Da auf, wo Kinder ſind;
Warum? O Wunderding!
Sie ſelber iſt ein Kind.

8.

Menſch, hüte dich vor dir!
Denn, mit dir ſelbſt beladen,
Wirſt du dir ſelber mehr,
Als tauſend Teufel, ſchaden.

9.

Stirb ſchon, bevor du ſtirbſt;
Verzögere nicht dein Sterben,
Bis es zum Sterben kommt!
Sonſt möchteſt du verderben.

10.

Der reiche Filz, wenn er
Von ſeiner Armuth ſpricht,
So glaub' es ihm auf's Wort!
Er lügt wahrhaftig nicht.

11.

Der Geizige, wenn er ſtirbt,
Läßt Alles auf dem Plan;
Der Weiſe ſchickt ſein Gut
In jene Welt voran.

12.

Wird Chriſtus tauſendmal
In Bethlehem geboren
Und nicht in dir — du biſt
Und bleibeſt doch verloren.

13.

Das Kreuz auf Golgatha,
Es kann dich von dem Böſen,
Wird es nicht auch in dir
Errichtet, nicht erlöſen.

14.

Daß unſer Herr ein Lamm,
Das hilft dir nichts, o Chriſt,
Wenn du nicht ſelber auch
Ein Lämmlein Gottes biſt.

15.

Wenn Gott ein Feuer iſt,
So iſt mein Herz ein Heerd,
Auf welchem er das Holz
Der Eitelkeit verzehrt.

16.

Könnte der Satan nur
Aus ſeiner Ichheit geh'n,
Zur Stunde ſähſt du ihn
In Gottes Lichte ſteh'n.

17.

Gott iſt ſo mild und gut,
Daß man's nicht ſagen kann;
Auch unbegehrt von uns
Beut er ſich ewig an.

18.

Lebt' ich, ein Engelfürſt,
Im hohen Aetherſchein,
Ich würde, Gott zu lieb,
Gern auch ein Würmchen ſein.

19.

Erwachſ' und werde groß!
So lange du noch klein,
So lange dünket dich
Das Kleine groß zu ſein.

20.

Ganz unermeßlich iſt
Der Höchſte, wie wir wiſſen;
Und dennoch kann ihn ganz
Ein menſchlich Herz umſchließen.

21.

Wenn ſelber Klügere
Sich um die Welt bemüh'n,
So ſage, daß auch ſie
Am Narrenſeile zieh'n!

22.

Willſt du, o Menſch, was iſt
Nicht-Sündigen, erfragen —
Geh hin! Es werden dir's
Die ſtummen Blümlein ſagen.

23.

Gib deinen Willen Gott!
   Wer dieſen aufgegeben,
Nur der alleine führt
   Ein königliches Leben.

24.

Gott klaget über Durſt;
   Ach, daß du ihn ſo kränkeſt,
Ihn nicht, wie jenes Weib
   Aus vollem Eimer tränkeſt!

25.

Sei immerhin, o Menſch,
   Von knechtiſchem Geblüt!
Des Weiſen Adel iſt
   Ein göttliches Gemüth.

26.

Des Weiſen Ahnen ſind
   Gott, Vater, Sohn und Geiſt;
Nach denen nennt er ſich,
   Wenn er ſich rühmt und preiſt.

27.

Viel große Wunder gibt's,
Das größte, das zu ſeh'n
Mein Geiſt vermag, das iſt
Des Fleiſches Auferſteh'n.

28.

Das Wort, das Alles trägt,
Mit ſeinen Gottgewalten,
Von einem Jungfräulein
Wird es im Arm gehalten.

Für den Verſtand iſt das
Ein allzu wirrer Strauß;
Doch ſeine Logik ſinnt
Nichts, was ſo göttlich, aus.

29.

Was will der ewige Sohn,
Daß er herniederſteigt,
Die Schulter williglich
So ſchwerem Joche beugt;

Bis in den Tod ſogar
Sich ängſtet für und für? —
Er will und wünſchet Nichts,
Als einen Kuß von dir.

30.

Es brauſt der Geiſt wie Moſt;
Die Jünger alleſammt,
Von ſeiner Kraft erfüllt,
Von ſeiner Glut entflammt —

Sind ſie nicht Trunkene?
So bleibt es doch dabei,
Daß dieſe ganze Schaar
Voll ſüßen Weines ſei.

Die Wallfahrt nach dem Gnadenbilde.

Die Sonne brennt, die Lüfte ſind ſo ſchwül,
Die Vögel in dem Laube ſchweigen;
Es ſucht der Hirſch die Quelle friſch und kühl,
Und lagert unter grünen Zweigen.

Der Hag am Weg, er iſt vom Staube weiß;
Die Eidechs ſonnt ſich am Gemäuer;
Seelilie ſenket ihre Blätter leis,
Und dürſtet in dem trocknen Weiher.

Da tönet, horch, da nähert ſich ein Klang,
Ich höre Mutter-Gottes-Lieder.
Wallfahrer ſind's; es hallet ihr Geſang
In das Gefild vom Berge nieder.

Ein alter Mann, den Scheitel nackt und kahl,
Drei blonde Mädchen ſind zu ſehen;
Ein Jegliches von ihnen trägt ſein Mahl;
Altbacknes Brod und einige Schlehen.

Sie achten nicht der Sonne Strahlenbrand,
Und nicht die Wegemüh'n, die langen;
Sie fühlen nicht den heißen Felſenſand;
Denn heißer noch iſt ihr Verlangen.

Fort zu dem holden, mütterlichen Hort
Treibt ihre Sehnſucht dieſe Guten,
All auszuſchütten an dem Segensort
Ihr Herz und ihres Auges Fluthen.

Dort labt Gemüther, welche ſchwach und krank,
Ein Born, der ihre Kraft verjünget;
Erſchöpfte Glieder dort ein Labetrank,
Der jedes herbe Weh bezwinget.

Zieht, fromme Waller, zieht geruhig fort
Zu dem verehrten Gnadenbilde!
Was euch die Welt verſagt, es wird euch dort
Geſpendet durch die reinſte Milde.

Und naht ihr euch dem heiligen Revier,
Und kniet ihr an geweihter Stelle —
Grüßt ſie, die theure Mutter, auch von mir,
Fleht auch für mich in der Kapelle!

Nach Albert Werfer.

Spätlingsblüthe und Spätlingsglut.

Wenn ſpät noch irgend eine Roſe blüht,
O laß ſie blüh'n!
Wenn ſpät noch irgend eine Seele glüht,
O laß ſie glüh'n!

Welch ſchönes Wunder, wenn im Nebelduft
Noch Blüthen ſteh'n!
Welch ſchöneres, wenn auf dem Weg zur Gruft
Noch Flammen weh'n!

So kahl die Flur, ſo rauh die Winde ſchon, —
Die Blume blüht;
So trüb das Sein, ſo herb der Menſchen Hohn —
Die Seele glüht.

Labt eine Spätlingsroſe deinen Muth,
Ermiß dabei,
Wie werth, wie rührend auch die Spätlingsgluth
Der Seele ſei!

F Miens.

Das Münſter.

Allegoriſch.

Zu Thale läutet's von der Höh';
Du ſiehſt ein herrlich Münſter ragen.
Was füllt die Bruſt mit Luſt und Weh;
Was wollen dieſe Töne ſagen? —
Von einem Frieden ſprechen ſie,
Von einem Eden, das verloren,
Nun aber in dem Dome hie
Auf's Neue ſelig ausgeboren.

Er glühet in der Sonne Strahl;
Die Tiefen hält die Nacht gebunden.
Ein Strom ergießt ſich in das Thal,
Er quillt aus eines Gottes Wunden.
Was hart und herb, o mach' es weich,
Du heiliger Strom, o mach' es milde;
Verwandle dieſes finſtre Reich
In lichter Liebe Luſtgefilde!

Vor Allem iſt ein theurer Ort;
Dorthin, o meine Seele, wende
Den Flügelſchlag und wohne dort
Und preiſe, juble ſonder Ende!
Was dich für Angſt und Noth bedräut —
Sanft am Altare wirſt du raſten;
Was dir die Welt für Herbe beut —
Süß am Altare wirſt du gaſten.

Noch iſt der Dom nicht ausgebaut,
Gott aber wird ſein Werk vollenden.
Wenn Hammer dich und Axt behaut,
Zum Baue will er dich verwenden.
O kommet all, daß ſeine Hand
Geſtaltend über euch verfüge!
Der euch verzehrt, der innere Brand —
Nur dann allein wird ihm Genüge.

Schon thürmt es ſich mit Macht empor;
Schon klingt ſo hell der Ruf der Glocken.
Es höret ihn ſo manches Ohr,
Weiß nicht, wohin die Töne locken.
So Viele ſeh'n im Nebelduft
Nur dämmerhaft die Thürme ſcheinen;
Das gold'ne Kreuz in blauer Luft,
Sie ſehen es und möchten weinen.

Dann ſchallet ein Gelächter drein,
Weiß dich, du ſanftes, ſüßes Läuten,
Dich, o du gold'ner Heilandsſchein,
Zum Truge ſchmählich umzudeuten.
O wollet dennoch ſtark und lind,
Euch an das Herz der Feinde legen!
Wer haſſet ein verlornes Kind?
Gebt Allen, Allen euren Segen!

Seraphicus Lindauer

Anmerkungen.

Zu Seite 156 ff. Nr. 31.

Montalembert im VI. Buche ſeiner „Mönche des Abendlandes“ nennt den heiligen **Geraſimus** den chriſtlichen Androkles. Aber es iſt hier noch mehr zu finden, als was die bekannte Erzählung von Androkles und ſeinem Löwen liefert. Der des h. Geraſimus wurde ſo wunderbar beſänftiget und umgewandelt, daß er im Kloſter nur noch von Milch und Gemüſe lebte. *Joann. Moschus, Vit. Patr. Lib. X.* Es ging auf dieſe Weiſe das Wort der heiligen Bücher in Erfüllung; Jeſ. 65, 25. Hoſea 2, 18. Hiob 5, 23. Und das ſind keine Phantaſien und Fabeln. **Sulpicius Severus**, Dial. I. c. 7. erzählt als Augenzeuge, wie auf einer Wanderung durch die Wüſte der ihn begleitende Mönch Datteln abgepflückt und einem des Weges kommenden Löwen gereicht, und wie dieſer, einem zahmen Hausthiere gleich, dieſelben beſcheiden und friedlich angenommen; wie weiterhin, bei der Hütte eines anderen Altvaters, jeden Abend zur Eſſenszeit eine Wölfin erſchienen, die Reſte der armſeligen Mahlzeit verzehrt und die Hände des heiligen Mannes geleckt. Man ſehe überhaupt die ausführliche Abhandlung **Montalembert's** im II. Theile des genannten Werkes, überſchrieben: „**Die Mönche und die Natur**“ S. 351 der Ueberſ. von P. **Karl Brandes**, Benediktiner in Einſiedeln. Regensb. 1860. Was den Letzteren betrifft, ſo ergreife ich die Gelegenheit, dieſem trefflichen und **verehrungswürdigen** Manne für die höchſt gütige Rückſicht, die er in ſeinen Noten zu jener Abhandlung S. 380 ff., 387 f., 394, auf mein II. Manſardenheft genommen, meinen innigſten Dank auszuſprechen.

Zu Seite 116 Nr. 12.

Der h. Agilus, Abt von Rebais 636—650. Dieſe Mönche arbeiteten an der Urbarmachung des Landes und übten zugleich die Gaſtfreundſchaft mit einem Eifer, durch welchen dieſe Klöſter eben ſo viele landwirthſchaftliche Inſtitute und geſicherte Aſyle für die Reiſenden in den ungeheueren und unwirthbaren Provinzen Galliens wurden. So befliß ſich namentlich der h. Agilus der großartigſten Gaſtfreundſchaft. Vita S. Agili auctore subaequali in den Act. Sanct. und Montalembert, Mönche des Abendlandes II. S. 566 ff. der Ueberſ. von Brandes.

Corrigenda.

Ich gebe hier nur an, was ſtörend iſt und entweder den Sinn oder das Metrum entſtellt, das Uebrige dem eigenen Urtheile des geneigten Leſers überlaſſend.

S. 44 ſind die Worte: „Sie konnten Nichts, als jammern, Nichts als weinen nur“ in eine Verszeile zuſammenzuziehen.

S. 59 in der 3. Zeile der 1. Strophe ſtatt „herab“ lies: hinab.
S. 82 Z. 16 ſtatt „In“ lies: Zu.
S. 84 Z. 3 v. u. ſtatt „Birne“ lies: Firne.
S. 89 Z. 6 v. u. ſtatt „umreiſet“ lies: umeiſet.
S. 96 Z. 2 v. u. ſtatt „ahnet's“ lies: ahnt's.
S. 106 Z. 5 v. o. ſtatt „himmliſche“ lies: heimliche.
S. 117 Z. 10 v. o. lies: Rebais.
S. 121 Z. 7 v. o. ſtatt „Denn“ lies: Dann.
S. 127 Z. 3 des Gedichtes Nr. 17. lies: verachtet ganz und gar.
S. 129 Z. 7 v. o. nach „Kirche“ ſetze ein Komma.
S. 160 Z. 7 v. u. nach „entſchloſſen“ ſetze ein Komma.
S. 187 Z. 4 v. u. tilge den Punkt
S. 249 Z. 7 v. u. lies: hellet.
S. 254 Z. 6 des Gedichtes lies: Man ſieht ſie kaum.
S. 296 Z. 3 v. u. lies: carnalium.
S. 374 Z. 6 des Gedichtes Nr. 21. lies: ſtiehlt.
S. 386 Z. 6 v. o. lies: Dann.

Druck von J. J. Racke in Mainz.

Kaſpar Hauſer.

Sein

Weſen, ſeine Unſchuld, ſeine Erduldungen
und ſein Urſprung

in

neuer, gründlicher Erörterung und Nachweiſung.

Mit einer Anzahl bisher noch unveröffentlichter Aufſätze, Nachrichten
und Erklärungen gewichtvoller Beobachter, Zeugen und Sachkenner,
namentlich auch zur Ergänzung des theils an ſich mangelhaften, theils
noch ungenügend und mit Weglaſſung relevanter Beſtandtheile
mitgetheilten Actenmaterials.

Von

G. Fr. Daumer,
Profeſſor.

Mit einer lithographirten Tafel.

Regensburg, 1873.
Verlag von A. Coppenrath.

Bavar. 622 t

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

G
120

Zu Ende geht mein Erdenlauf,
Bald wird die letzte Kraft ermatten;
Da ſteigt noch einmal vor mir auf,
Du armes Kind, dein blut'ger Schatten.

Dein Geiſtermund, er haucht mir zu:
„O Du mein Freund zu allen Zeiten,
Mein Kämpfer und mein Schützer Du
In allen noch ſo harten Streiten!

Ich war — das iſt Dir tief bewußt —
Gräu'lhaft zu handeln nie im Stande;
Der Eine traf mich in die Bruſt,
Die Andern deckten mich mit Schande.

Du ſtritteſt hier, Du ſtritteſt dort;
Der Sieg der Unſchuld war entſchieden;
Und ich in meinem dunklen Port
Schlief widerum in tiefem Frieden.

Doch nimmer ruht der Hölle Liſt,
Der Hölle Grimm auf dieſer Erden;
Auf's Neue nach ſo langer Friſt
Soll ich beſchimpft, zertreten werden.

Laß Deine Lieb' und Deinen Muth
Mich auch in dieſem Kampf erproben;
Nimm mich auch jetzt in Deine Hut!
Nicht fehlen wird die Kraft von oben."

Du ſprichſt es und ich bin zur Hand;
Ich und mein Schwert, wir ſind die alten,
Und heilig iſt der Treue Band;
Wir werden unſer Amt verwalten.

* * *

Inhalts-Anzeige.

Seite

A. Geſichtspunkte und Erörterungen allgemeinſter Art. Verhältniß der Hauſer'ſchen Streitſache zu Wiſſenſchaft, Cultur, Zeitgeiſt und verſchiedenen Standpunkten und Tendenzen der Gegenwart . . . 1
- I. Glauben und Unglauben. In welch' allgemeinerem Sinne dieſer Gegenſatz hier in Anwendung kommt 1
- II. Die Phraſeologie des vulgären Rationalismus und Materialismus 4
- III. Die Wiſſenſchaft und Kultur der Gegenwart als angebliche Bundesgenoſſin und Stütze der „negativen Kritik". Wie in dieſer Hinſicht die wahre Sachlage, wie namentlich auch die Ausſichten in die Zukunft beſchaffen 7
- IV. Profeſſor Preyer über Kaſpar Hauſer. Beſonders was deſſen von Feuerbach beſchriebene Art zu ſehen betrifft . 15
- V. Die Natur in ihrer dem Menſchen gegenüber behaupteten unbegrenzbaren Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Ihre nie zu Ende gehenden, immer neu überraſchenden Paradoxien, Räthſel und Seltſamkeiten 18
- VI. A. R. Wallace u. John Herſchel über das Fehlſchlagen, die ſchließliche Beſchämung und Schmach und die Schädlichkeit aprioriſcher Vorurtheile und Läugnungen von Thatſachen für Wiſſenſchaft und Leben 28
- VII. Beiſpiel eines ärztlich bezeugten Hauſer'ſchen Wunders unläugbarer Art 30
- VIII. Ueber den Spiritismus als Zeiterſcheinung und Zeichen der Zeit 32

Seite

B. Chronologiſche Ueberſicht der hauptſächlichſten Begebenheiten, Umſtände, Folgen und Zuſammenhänge des Hauſer'ſchen Falles 38
C. Die verſchiedenartigen Auffaſſungen, Theorien, Hypotheſen, die in dieſer Angelegenheit möglich und zu Tage gekommen 54
D. Der Autor und ſeine Freunde, Mitbeobachter und Glaubensgenoſſen in der Hauſer'ſchen Angelegenheit 71
  I. Der Autor ſelbſt und die ihm von den Gegnern beigelegten Charaktereigenſchaften 71
  II. In welchem Zuſtande K. Hauſer zu dem Autor kam und welche Behandlung deſſelben ihm geboten war . . . 75
  III. Des Autors „Mittheilungen über K. H.“ betreffend. Nachweiſung analoger, die Hauſer'ſchen Phänomene ſogar noch überbietender Erſcheinungen und Thatſachen wiſſenſchaftlich unzweifelhafter und anerkannter Art 77
  IV. Ueber einige Perſönlichkeiten, namentlich ſpezielle Freunde des Autors, welche den Findling kannten, beobachteten, prüften, mit ihm umgingen und über ihn Zeugniß gaben: v. Tucher, v. Hermann, Wurm, Preu, Oſterhauſen, L. Feuerbach 90
  V. Ueber des Präſidenten v. Feuerbach Geſundheitsumſtände, Geiſteskräfte und Tod während der Hauſerzeit . . . 95
  VI. Die Gräfin v. Albersdorf, ihr Verhältniß zu Stanhope, ihr Syſtem, ihre Viſionen und ihr Verdienſt 98
  VII. Dr. Heidenreich, als zur gläubigen Partei gehörig, aus ſeiner Abhandlung über K. H. nachgewieſen 104
E. Fremde Aufzeichnungen, wie ſie ſich in den vom Autor ſeit der Hauſerzeit aufbewahrten eigenhändigen Manuſkripten mehrerer Freunde von ihm befinden 107
  I. Aufzeichnungen Prof. Dr. Hermann's über Hauſer's Leben in ſeinem Kerker und ſeine Reiſe von da nach Nürnberg . 107
  II. Aufzeichnungen von Gottlieb Freih. v. Tucher aus dem Jahre 1828 117
  III. Aufzeichnungen von Dr. L. Feuerbach aus den Monaten Juli und Auguſt 1828 124
  IV. Aufzeichnungen des damaligen Candidaten der Theologie Bäumler jun., die von H. v. Pirch im März 1830 angeſtellten ſprachlichen Experimente betreffend 129
F. Des Findlings eigenthümliche Beſchaffenheiten in den verſchiedenen Zeiten ſeines Lebens unter uns, und der Beweis, welchen ſie für die Wahrhaftigkeit ſeiner Erſcheinung und Geſchichte liefern. Mit bisher noch ungedruckten Zeugniſſen, Notizen und Hauſer'ſchen Reliquien . 134

Seite
- I. Ueber zwei weſentlich zu unterſcheidende Zeiträume in Hauſer's Erſcheinung und Entwicklung . . . 134
- II. Erklärung Herrn Röber's, penſ. Schranneninſpektors zu Nürnberg. Widerlegung aktenmäßiger Lügen über das Benehmen des räthſelhaften Ankömmlings . . . 141
- III. Hiltel und Blaimer. Zwei Zeugen der gewichtvollſten Art und keine Romantiker und Myſtiker . . . 157
- IV. Hauſer's Leiden nach ſeinem Eintritt in die Menſchenwelt und ſeine Sehnſucht, in ſeinen alten Zuſtand zurückzukehren . 153
- V. Beſchaffenheit der Augen und des Sehvermögens . . . 155
- VI. Körperhaltung, Stehen und Gehen, Beſchaffenheit der Hände und Füße Hauſer's in erſter Zeit . . . 158
- VII. Eigenthümlichkeit der Empfindung für ſinnliche Eindrücke, namentlich was elementariſche, mineraliſche und animaliſche Prozeſſe, Gegenſtände und Stoffe betrifft . . . 165
- VIII. Diätetiſche Abſonderlichkeiten. Ausſchließliches Leben von Waſſer und Brod u. ſ. w. . . . 173
- IX. Hauſer's Sprachvermögen und Sprachkenntniß in deſſen unbekanntem Vorleben und zur Zeit ſeiner Erſcheinung in Nürnberg . . . 186
- X. Hauſer's Unbekanntſchaft mit den gewöhnlichſten Gegenſtänden und Erſcheinungen . . . 193
- XI. Hauſer's geſchlechtliche Beſchaffenheit und Verhaltungsweiſe . 195
- XII. Hauſer das Kind und die Kunigunde Lechner . . . 198
- XIII. Ueber Hauſer's pſychiſche Vermögenheiten, namentlich was ſeine in den erſten Zeiten ſeiner Erſcheinung enorme Faſſungs- und Gedächtnißkraft betrifft . . . 201
- XIV. Hauſer als Reiter . . . 218
- XV. Hauſer i. J. 1832, geſchildert vom Präſidenten v. Feuerbach 222
- XVI. Ein Brief von Hauſer aus dem Jahre 1832 . . . 224
- XVII. Reſultate der Leichenöffnung . . . 226

G. Hauſer's Meinungen, Vorſtellungen, Erwartungen in Betreff ſeiner ſelbſt, ſeine Phantaſien, Träume, Viſionen, Delirien, Aeußerungen im Sterben — ein Beweis ſeiner Unſchuld und Trugloſigkeit . . . 230

H. Die Widerſacher. Beleuchtung ihres perſönlichen Verhaltens und ihrer literariſchen Bethätigungen . . . 247
- I. Der engliſche Graf und ſeine unbegreifliche Metamorphoſe . 247
- II. Dr. Julius Meyer und ſeine „Authentiſchen Mittheilungen“ 258
- III. Das Hickel'ſche Opus und ſeine Authenticität . . . 276
- IV. Die Ansbacher Mißhandlungen . . . 284
- V. Die Nürnberger Feindin . . . 294

Seite

- VI. Wie man ſelbſt Hauſer's weiches Gemüth u. Thränenergüſſe verdächtiget und zu Anzeichen ſeiner angeblichen Schlechtigkeit macht 297
- VII. Wie die „negative Kritik“ die Todten für ſich reden und zeugen läßt 299
- VIII. Wie Hauſer, den man immer und überall der Lüge bezüchtiget, vielmehr ſelbſt belogen und betrogen wurde 305
- IX. Ueber einige beſondere Vorwürfe, welche dem Findling ſeine Feinde machen 308

I. Zur Geſchichte der Attentate. Nürnberger Mordverſuch. Ansbacher Kataſtrophe. Mit einer Anzahl der relevanteſten Ausſagen und Zeugniſſe, die bis jetzt noch nicht veröffentlicht ſind 315

- I. Der Nürnberger Mordverſuch 315
- II. Wahrnehmungen verſchiedener Perſonen in Betreff der Ermordung Hauſer's, aus guter Quelle geſchöpft, nebſt den daraus zu ziehenden Schlüſſen, wodurch der ganze Vorgang in ein neues Licht zu ſtehen kommt 322
- III. Lehrer Meyer in Ansbach über Hauſer's letzte Lebensmomente. Eine wichtige Mittheilung aktenmäßiger Art zur Ergänzung einer von Dr. Meyer verſtümmelt gelieferten Depoſition . 347
- IV. Ludwig Feuerbach über Hauſer's Tod. Aus des Autors Briefwechſel mit Feuerbach 352
- V. Ueber die Annahme einer Selbſtverwundung Hauſer's in dem Ansbacher Falle mit beſonderer Rückſicht auf den von der „Frankfurter Zeitung“ gelieferten Gegenbeweis 354
- VI. Bürgermeiſter Binder's Traueranzeige 361

K. Das ſich im Hintergrund bergende Myſterium 361

- I. Allgemeine Bemerkungen 361
- II. Berichte von Varnhagen 367
- III. Auszug aus dem der Königin Karoline von Bayern überſendeten Memoire A. v. Feuerbach's über Hauſer's Stand, Gefangenſchaft und Herkunft 369
- IV. Vehſe und die Pariſer Broſchüre 375
- V. Die „Frankfurter Zeitung.“ Geheimrath Welcker's Ueberzeugungen und Erzählungen. Hauſer's Amme. Georg Fein und die Gräfin Benzel-Sternau. Garnier, Sailer und Hennenhofer. Die Ermordung des Studenten Leſſing und deren Folgen. Hennenhofer's Tod und Nachlaß . 385
- VI. Aus den Akten des Criminalgerichtes in Zürich. Depoſitionen. Hennenhofer'ſche Briefe 393

Seite
- VII. Der badiſche Staatsminiſter Freih. v. Hacke und ſeine muthmaßliche Selbſtentleibung 398
- VIII. Merkwürdige Familienähnlichkeiten 402
- IX. Viſion einer hohen Dame 403
- X. Die Geſchichte von der aus dem Rheine gefiſchten Flaſche. Der angeblich bei Laufenburg am Rhein gefangen gehaltene Thronberechtigte. Hauſer's angeblicher Aufenthalt in Hochſal 404
- XI. Schloß Falkenhaus als Hauſer's Aufenthalt und Kerker vor ſeiner Erſcheinung in Nürnberg und die nach Gmünd auslaufenden Spuren des Kerkermeiſters 408
- XII. Mittheilungen eines Anonymus über Hacke und Stanhope 411
- XIII. Amerikaniſche Mittheilungen. Erinnerungen und Ueberzeugungen ehemaliger badiſcher Unterthanen in New-York . . 412
- XIV. Die Hennenhofer'ſchen Memoiren und die daraus reſultirende Entſcheidung der Hauſer'ſchen Streitſache 413

L. Verſchiedene Einzelheiten 414
- I. Rahel über die Großherzogin Stephanie 414
- II. Forſchungen nach den verloren gegangenen magiſtratiſchen Acten 416
- III. Der Spott und Hohn der unbekannten Miſſethäter oder das Sataniſche in ſeiner reinſten Geſtalt 420
- IV. Wie es mit der Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Glaubwürdigkeit einer ganzen Anzahl von Perſonen beſtellt iſt, die in dieſer Geſchichte als Zeugen, Berichterſtatter, Darſteller und Beurtheiler vorkommen 422
- V. Der Muſeumsaufſatz vom Mai 1872 oder die raſend gewordene „Nüchternheit“ 424
- VI. Erklärung der Zeichnungen 424
  - 1. Der Kopf 424
  - 2. Das Wappen 425
- VII. Zur Literatur 434

Notizen und Auszüge aus einigen wichtigen Quellen und Urkunden, die dem Autor erſt in letzter Zeit bekannt geworden 435
- I. Aus einer franzöſiſchen Schrift, wo beſonders eine Stelle aus Hennenhofer's Memoiren von größtem Gewicht 435
- II. Aus den Feuerbach'ſchen Nachlaßpapieren 442
  - 1. Das Biberbach'ſche Haus. Stanhope 442
  - 2. Aus Stanhope's Briefen an Feuerbach. St. in Mannheim der Großherzogin Stephanie und ihrer Umgebung gegenüber. Seine Falſchheit gegen Feuerbach und ſein planmäßiger Uebergang in ſeine nachherige Metamorphoſe 444

3. Die großherzogliche Geiſtererſcheinung 449
4. Die auf Ungarn bezüglichen Dinge betreffend. Aus v. Röder's, des Präſidenten v. Feuerbach, Prof. Rumy's und v. Tucher's Briefen 451
5. Aus dem Briefwechſel Hofrath Hofmann's und Staatsrath Klüber's, wo namentlich die Nachrichten von dem Benehmen des Lehrers Meyer und dem Tode des hiernach ohne Zweifel an Gift geſtorbenen Präſid. v. Feuerbach von Intereſſe ſind 458

Hauſer'ſche Handſchriften und Zeichnungen.

Vorrede.

Die Kaſpar Hauſer'ſche Streitſache, die ſchon vordem ſo viele Geiſter, Herzen und Federn aufgeregt und in Bewegung geſetzt, dann jedoch, nach Decennien, wenigſtens für das Gedächtniß und die Theilnahme des allgemeineren Publikums*), ſo ziemlich todt und begraben war, hat in unſeren Tagen eine unerwartete Auferſtehung gefeiert, iſt in einen neuen heftigen Kampf ausgeſchlagen und inſofern ganz wieder zu einer Sache der Gegenwart geworden. Es iſt, als ob ihr ein, bei allem Wechſel der Zeiten und Dinge, unvertilgbares Leben eigne, als ob ſie wenigſtens ſo lange nicht ruhen könne und ſolle, bis ſie zu ihrem vom Schickſale beſtimmten Ziele und Abſchluſſe gekommen. Das Verdienſt — wenn dies Wort hier am Orte iſt — den Anſtoß zu dem überraſchenden Ereigniſſe gegeben, die tief ſchlummernde Fehde gewaltſam wieder aufgeweckt, die Gläubigen und Wiſſenden zu neuen Proteſtationen, Erörterungen und Zeugniſſen gezwungen zu haben, hat ſich Herr Dr. Julius Meyer, königl. bayer. Bezirksgerichtsaſſeſſor zu Ansbach, durch ſeine daſelbſt bei Seybold erſchienenen, mit größter Reclame angekündigten und begleiteten „Authentiſchen Mittheilungen über K. H.“ erworben. Derſelbe iſt — was in Hinſicht des perſönlichen Grundes und Zuſammenhanges der Sache bemerkenswerth — ein Sohn jenes Lehrers Meyer, bei welchem Kaſpar Hauſer, nach ſeiner Wegnahme von Nürnberg, untergebracht war, welcher in ſo enger Verbindung mit dem Grafen Stanhope und dem Gensdarmerie-Officier Hickel geſtanden, in Gemeinſchaft mit dieſen den unglücklichen Jüngling durch die feindſeligſten Darſtellungen in ſo argen Verruf gebracht, ſich gegen denſelben, wie er ſelbſt in ſeinem ſchriftlichen Nachlaſſe ganz offen geſteht und erzählt, die empörendſten Handlungsweiſen erlaubt*), ihn ſogar noch nach der tödtlichen Verwundung und bei dem jammervollen Hinſcheiden deſſelben als einen elenden Betrüger und gaukleriſchen Selbſtmörder behandelt hat. Dieſe Gehäſſigkeiten und Beſchuldigungen in Form einer actenmäßigen Darſtellung, Kritik und Beweisführung, wobei es aber ganz nur auf einen der Tendenz gemäß hervorgebrachten Schein angelegt iſt, zu erneuern, zu verſtärken und zu vollenden, hat ſich nun der mit der Geiſtes- und Geſinnungserbſchaft des

---

*) Einzelnen Perſonen, wie ich ſie kenne, und wie ſie ſich mir mündlich und ſchriftlich mitgetheilt, iſt der in ſeiner Art ganz einzige Fall niemals aus dem Sinne gekommen, vielmehr ſtets der Gegenſtand ihrer, wenn auch verborgenen, Betrachtungen und Forſchungen geblieben.

---

*) Man kann über dieſe faſt unglaublichen Thatſachen, die man geneigt ſein würde, für pure Lügen und Verläumdungen zu halten, wenn ſie nicht in Dr. Meyer's eigenem, „authentiſchem“ Buche ſtünden, in unſerem Abſchnitte H. Nr. IV. das Nähere leſen. Wenn ſolche Dinge freiwillig mitgetheilt werden, wie manches, vielleicht noch Schlimmere, mag mit Stillſchweigen bedeckt ſein!

Vaters ausgerüſtete Sohn zur Aufgabe gemacht. Zu dieſem Behufe hat er für nöthig gefunden, nicht nur gegen jenen Aermſten ſelbſt, ſondern auch gegen deſſen Freunde und Vertreter mit allen nur möglichen, ſelbſt den moraliſch unerlaubteſten, Mitteln zu Werke zu gehen, vor Allem mich, als den in weſentlichen Beziehungen hauptſächlichſten Berichterſtatter und Zeugen für die Natur und Wahrhaftigkeit der betreffenden Erſcheinung und Geſchichte, in den Augen der Welt intellektuell und moraliſch todt zu machen. Zu den alten Vergehungen wurden auf dieſe Weiſe nur neue gefügt, ohne daß jene gebeſſert wurden und ohne daß dieſes ganze Gebahren überhaupt zu ſeinem Ziele kam.

Die durch dasſelbe hervorgerufene journaliſtiſche Polemik dürfte keinem meiner Leſer unbekannt geblieben ſein; ſo namentlich, was mein verehrter Freund, Gottlieb Freiherr v. Tucher, und ich ſelbſt in der Augsb. Allgem. Zeitung veröffentlicht haben. Die Sache war damit noch nicht in der Art abgethan, daß eine beſondere Gegenſchrift überflüſſig geworden wäre; eine ſolche wurde denn auch angekündigt und liegt nun im gegenwärtigen Buche dem Publikum vor. Es iſt mir ſchon während der Ausarbeitung deſſelben die große Freude und Befriedigung geworden, mich durch die freundlichſten, gütigſten und werthvollſten Mittheilungen, wie ſie mir von achtungswerthen, in die Hauſer'ſchen Geheimniſſe mehr oder weniger eingeweihten Perſonen zukamen, auf das Wünſchenswertheſte ermuntert und unterſtützt zu ſehen und daraus zu erkennen, erſtlich, wie wenig die Gegner hoffen dürfen, dem alten Hauſerglauben, der ſchon als ſolcher zu tief gegründet, zum Theil aber noch mehr als Glaube, nämlich

Wiſſen und Einſicht iſt, den Todesſtoß zu verſetzen; zweitens, in Rückſicht auf mich ſelbſt insbeſondere, wie wenig Dr. Meyer's Schmähungen die von ihm beabſichtigte vernichtende Wirkung gethan. Und ſo habe ich ein Werk vollendet, welches nicht nur das ſchon ſonſt Gegebene ſo gründlich, als möglich, abhandelt, ſondern auch viel unerwartet Neues und Lichtgebendes darbieten wird.

Es ſind verſchiedene Gründe und Zwecke, die mich zur Verabfaſſung dieſer Schrift beſtimmt haben. Ich will und darf es erſtlich nicht dulden, daß der unglückliche Jüngling, der mir werth geweſen, der mir auch ſeinerſeits bis an ſein ſchreckliches Ende dankbar und vertrauensvoll zugethan geblieben, den ich gegen ſeine Beſchimpfer und Zertreter ſtets vertheidigt habe und auch jetzt in Schutz zu nehmen berufen zu ſein glaube, auf's Neue ſo ſchmählich behandelt wird, indem man einen nichtswürdigen, grundverdorbenen Buben, eine „Schlange“, eine „Teufelsſeele“, ein wahres Scheuſal und Ungeheuer aus ihm macht, vor welchem es uns grauen müßte; ich ſehe mich genöthigt, bei dieſer Gelegenheit, wenn auch zum Theile noch ſo ungern, vollends Alles zu ſagen, was ich Betreffendes weiß und was zu deſſen Reinigung von ſo extremen Anſchwärzungen dient. Zweitens habe ich auch meine eigene Ehre zu ſchützen, welche niemals in dem Grade angegriffen worden iſt, wie von der ſich ſo nennenden „negativen Kritik“ geſchieht, die mich in ihrer Weiſe förmlich zu morden ſucht, um, über meine Leiche hinwegſchreitend, zu ihrem edlen und liebenswürdigen Zwecke zu gelangen. Drittens ſchreibe ich der Wiſſenſchaft zu Liebe, da der Nürnberger Findling ein koſtbares Eigenthum derſelben geworden iſt, welches ihr Menſchen, die ganz andere, als wiſſenſchaftliche Zielpunkte im Auge haben, ſo gewaltſam zu entreißen bemüht ſind, und welches ſie gegen dieſe Räuber feſtzuhalten, nicht unterlaſſen darf. Die Sache hat endlich auch ein nicht zu überſehendes Humanitätsintereſſe praktiſcher Art. Wenn die „negative Kritik“ ihren Zweck erreichte, ſo würde das ein Ereigniß ſein, zu welchem ſich die Menſchheit nicht Glück zu wünſchen hätte; dagegen dieſe den entgegenſtehenden Bemühungen, im Falle des Gelingens, eine nicht unerhebliche Wohlthat verdanken wird. Wenn, wie die Lang, Stanhope, Merker, Meyer, Hickel die Welt zu bereden ſuchen, alles Mögliche betrüglich dargeſtellt werden kann, der Nürnberger Findling trotz all dem, was beſonders in den erſten Zeiten ſeines Lebens unter uns ſo entſchieden für ihn ſprach, doch nur betrogen hat; wenn ein elender, hergelaufener Burſche, Gaukler und Gauner eine ſo allgemeine Täuſchung bewirken und ebenſo gut den ſchlichten, gewiß „geſunden“ Menſchenverſtand und die fachmäßige Erfahrenheit eines Hiltel, als die humane Auffaſſung eines Binder, den edlen Geiſt eines v. Tucher, den penetranten Scharfblick eines Hermann, die hohe Bildung und Einſicht eines Feuerbach ꝛc. zum Beſten haben; wenn er Polizeimänner, Juriſten, Staatsmänner, Militärperſonen, Mathematiker, Philoſophen, Aerzte, Geiſtliche, Bürger, überhaupt Menſchen und Charaktere aller Art, hohe und niedrige, gelehrte und ungelehrte, alte und junge, erfahrene und unerfahrene, geiſtreiche und trockenverſtändige, hingebungsvolle und ſkeptiſche ꝛc. ſo völlig und ſo beharrlich hintergehen konnte, dann gibt es gar kein Kennzeichen der Wahrheit und Unſchuld mehr; dann wird ſich Argwohn und Unglaube, in vollkommen berechtigtem Fortgange, in's Unbegrenzte ſteigern; dann wird die Beſorgniß, myſtificirt und dupirt und in Folge deſſen als Schwachkopf verlacht und verachtet zu werden, leicht ſelbſt mildere Charaktere zur äußerſten Härte und Schonungsloſigkeit verleiten, und es wird für den Unſchuldigen kaum mehr eine Hoffnung und Rettung geben. Wie lehrreich dagegen und von wie guter Folge für die unter böſem Anſchein leidende und ringende Unſchuld wird es ſein, wenn die Wahrheit des vielbeſtrittenen Hauſer'ſchen Falles endlich definitiv feſtgeſtellt und über jeden Angriff des Unglaubens, der Läugnung und Verhöhnung für immer hinausgehoben iſt; wenn das unſäglich traurige Schickſal des Unglücklichen, der ſelbſt noch auf dem Sterbebette als Gaukler und böſer Bube ſo ſchimpflich und grauſam behandelt worden und mit lautem Jammer darüber in's Grab geſunken iſt, die Welt, wie zu tiefſtem Mitleid und gerührteſter Theilnahme an ihm ſelbſt, ſo zugleich zum Unwillen über die fühlloſen und unbarmherzigen Menſchen bewegt, welche zu ſeiner furchtbaren Todeswunde und ſeinem frühen Dahinſinken in das ihm bereitete Grab auch noch dieſe letzte, bitterſte Kränkung hinzugefügt haben! Es wird eine ewige Warnung für ähnliche Fälle ſein, und Vorgeſetzte, Richter, Publikum behutſamer in ihren Urtheilen und Handlungen machen.

Politiſche Intereſſen und Zielpunkte waren mir in dieſer Sache von jeher fremd und ſind es ebenſo auch jetzt. Zu dem Antheil, den ich an dem räthſelhaften Jünglinge nahm, hat mich zunächſt ganz einfach nur mein Herz, die Empfindung des Mitleids und die himmliſche Erſcheinung einer engelſchönen und engelreinen Seele, wie ſie ſich hier darſtellte*), dann in zweiter Linie die inſtruktive wiſſenſchaftliche Wichtigkeit des Gegenſtandes beſtimmt. Für die meiſten Menſchen war H. wohl hauptſächlich oder gar nur deßhalb ſo merkwürdig und intereſſant, weil ſie in ihm einen bei Seite geſchafften Prinzen, Thronberechtigten u. dgl. erblickten Für *mein* Gefühl und Verhalten waren ſolche Vorſtellungen und Annahmen von keinem Belang; ob er in einem Palaſte oder einer Hütte entſprungen, war mir einerlei; und hätte ſich's herausgeſtellt, daß er ein armes, verſtoßenes Bauern- oder Taglöhnerkind geweſen**), ſo wäre ich ihm in derſelben Weiſe zugethan geblieben. Daß er etwas von Geburt Hohes ſei, davon konnte ich, bei reiflicher Ueberlegung

---

*) Dies bitte ich nicht für eine poetiſche Uebertreibung und Schwärmerei zu halten; es iſt Nichts, als ein Verſuch, das, was wir wirklich ſo glücklich waren, vor uns zu haben, auszuſprechen oder vielmehr anzudeuten. Ich habe ein mit ſpeciellen Zügen ausgeſtattetes Gemälde jenes ganz einzigen pſychiſchen Phänomenes in meinen „Mittheilungen“ II. S. 7 ff. geliefert. „Das rührende Bild der reinſten Güte“, heißt es hier, „welches Hauſer's Erſcheinung in den erſten Zeiten gewährte, übertrifft Alles, was von dieſer Art die Phantaſie erfinden könnte, und läßt ſich in der Fülle ſeiner Lebendigkeit durch keine Beſchreibung ausdrücken.“ Die herzloſen Spötter, mit denen ich es in dieſer Streitſache zu thun habe, mögen darüber lachen; ich halte, wie ich es trotzdem thun zu müſſen glaube, auch hier mein Zeugniß aufrecht. H. bewies in jener Periode, daß der Menſch edel geſchaffen iſt und daß die Beſtialität nicht die Grundlage ſeiner Natur bildet. H. konnte in einer ſo verderbten Welt, wie die unſrige iſt, nicht bleiben, was er Anfangs war, als er ſich noch nicht in dieſelbe, wie er doch mußte, hineingelebt und hineingefunden hatte. Es ſprechen aber noch in der Ansbacher Periode, wo ihn die *Meyer* und *Hickel* in ihrer wunderbaren Dreiſtigkeit zur „Schlange“ und zum „Teufel“ machen, die Zeugniſſe *Feuerbach's* und Pfarrer *Fuhrmann's* für ihn; Erſterer ſpricht noch in ſeinem 1832 erſchienenen Buche über ihn S. 151 von ſeiner „*unbeſchreiblichen Güte und Liebenswüdigkeit*“, die er zu den Reſten des „*Außerordentlichen*“ rechnet, was noch zu jener Zeit an ihm geblieben war.

**) Ich dachte wirklich darüber nach, ob er dies nicht ſein könne, und ſchuf mir verſuchsweiſe eine Theorie und Erklärung der Art, die ich aber nicht haltbar befand.

aller Umſtände, allerdings ebenfalls nicht zweifeln; es bewieſen mir das namentlich die auf ihn gemachten Mordanfälle, denen er zuletzt ſo tragiſch unterlag, ſo wie die Art, wie ſie ausgeführt wurden. Solche hätte man auf einen niedrig geborenen Menſchen ſchwerlich gemacht; die vielfach wahrgenommenen Miſſethäter*) hätten ſich auch nicht in einer ſolchen, den höheren und bemittelteren Ständen eigenen Kleidung dargeſtellt; ſie hätten ſich, wenn ſie nicht mit allen möglichen Hilfsmitteln verſehen, nicht auf alle nur denkbare Weiſe unterſtützt und geſchützt geweſen wären, auch wohl nicht ſo völlig der Entdeckung und Ergreifung entziehen können.**) Ich werde nicht umhin können, auch dieſe Seite des Ganzen zu berühren und namentlich von den vielfachen und gewaltigen Anzeichen zu ſprechen, welche auf den Punkt hinführen, auf welchen ſchon des Präſidenten v. Feuerbach Vermuthungen und Forſchungen gerichtet waren. Mir ſelbſt haben ſich früher, wie meine „Enthüllungen“ darthun, andere Gedanken aufgedrungen, die ich auch noch jetzt nicht völlig aufgeben kann, die aber mit jenen erſteren nicht unvereinbar ſind. Was ich in letzter Zeit, als ſich die Fahnen der Hauſer'ſchen Streitſache neu entfaltet hatten und mir die ſchon oben berührten, über alle Erwartung freundlichen und vertrauensvollen Mittheilungen zufloſſen, in Erfahrung gebracht, läßt mich glauben, daß ich nunmehr mit meinen Anſichten, auch was den tiefſten Hintergrund der betreffenden Erſcheinungen und Thatſachen betrifft, nicht mehr auf dem unſicheren Boden der bloßen Meinung und Vermuthung, ſondern auf dem feſten Grunde hiſtoriſcher Wahrheit und Gewißheit ſtehe. Es ſind mir von zum Theile vorher ganz unbekannten Perſonen die merkwürdigſten, überraſchendſten und geheimſten Dinge bekannt gegeben worden. Ich darf nicht Alles davon publiciren; was ich aber mittheilen kann, dürfte, in Verbindung mit den anderweitigen, ohnehin ſchon in meinem Beſitze befindlichen Momenten, genügen, um die Wißbegierde des Publikums auch in Betreff der dunkelſten Seite dieſer Angelegenheit zufrieden zu ſtellen und deſſen Anſchauung mit der meinigen conform zu machen. Ich werde das, was ich weiß, nicht zu einer Art von Roman oder Novelle mit phantaſtiſchen Zuthaten verarbeiten, wie die Pariſer Broſchüre gethan; das duldet der ſtrenge hiſtoriſche und wiſſenſchaftliche Ernſt meiner Arbeit nicht; um ſo mehr Reiz und Werth aber wird ſie für diejenigen haben, welchen es nicht bloß um eine amüſante Lektüre, ſondern vor Allem um Wahrheit zu thun iſt.

---

*) Man wird hierüber das Beizubringende und Relevante S. 315 ff. finden.

**) Man vergleiche, was darüber Feuerbach in ſeinem Memoire (deſſen „Leben und Wirken“ Leipzig 1872 II. S. 320 ff.) vorträgt. Es werden hier die Sätze aufgeſtellt und bewieſen: „Bei den an H. begangenen Verbrechen ſind Perſonen betheiligt, welche über große, außerordentliche Mittel zu gebieten haben.“ Und: „H. muß eine Perſon ſein, an deren Leben und Tod ſich große Intereſſen knüpfen.“

?!

Der offenen Darlegung des Hauſer'ſchen Myſteriums traten vordem Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten entgegen, welche jetzt nach Verfluß ſo vieler Jahre, nicht mehr vorhanden ſind, indem namentlich die politiſche Bedeutſamkeit und Bedrohlichkeit der Sache gänzlich weggefallen iſt. Das regierende Fürſtenhaus, das hier in Betrachtung kommt, ſteht feſt, genießt die Achtung des Landes und iſt jenen finſteren Geheimniſſen durch Zeit- und Perſonenwechſel in der Art entrückt, daß ihm aus der Entſchleierung derſelben kein ſachlicher Nachtheil und keine perſönliche Kränkung mehr erwachſen kann. Die Sache gehört ganz nur noch der Geſchichte an; und es wäre ein vergebliches Unternehmen, ſie auch dieſer entreißen zu wollen. Es würde betreffenden Ortes wohl freilich lieber geſehen werden, wenn ſie verſchollen und vergeſſen wäre und wenigſtens nicht mehr in einer die alten Erinnerungen ſo lebhaft auffriſchenden Weiſe zur Sprache käme. Daran aber, daß dies geſchieht, ſind nicht wir, die Vertheidiger des verläſterten Jünglinges und unſerer eigenen Ehre, die wir ja gerne geſchwiegen hätten und in dieſer Angelegenheit gar nicht mehr aufzutreten gedachten, ſondern diejenigen Schuld, die gegen ihn und uns ſo übermüthig, aufregend und gewaltſam provocirend vorgegangen. Ich möchte endlich fragen, ob es denn für das Gefühl des betreffenden hohen Hauſes, welches, ſo viel man weiß, dieſelbe Ueberzeugung hat, wie wir, nicht auch tief verletzend iſt, wenn jenes unglückſelige Glied deſſelben, das ſogar die frappanteſte Familienähnlichkeit in ſeinen Geſichtszügen darbot, in ein ſo häßliches und ſchimpfliches Licht geſtellt wird, wie neueſtens wieder durch das Meyer'ſche Werk geſchieht; ob man daher nicht Urſache hat, den Vertretern des Mißhandelten, noch im Grabe ſo ſchandbar Verläumdeten nicht bloß zu verzeihen, ſondern ſogar Dank zu wiſſen? Daß ſie auf ſolchen rechnen und dabei irgend einen perſönlichen Vortheil für ſich im Auge haben, dieſe Lächerlichkeit wird ihnen hoffentlich Niemand zutrauen. Sie kennen ihre Lage und ihr Schickſal; ſie ſtehen bereits an ihrem Grabe und haben keine andere Abſicht mehr, als ihre Pflicht zu thun und mit befriedigtem Gewiſſen abzuſcheiden. Doch wäre es ihnen lieb, wenn ſie zu bewirken vermöchten, daß die

Ungunſt, die ihnen in der angedeuteten Beziehung zu Theil werden kann, einer milderen Anſchauungsweiſe und Stimmung wiche.

Der Hauſer'ſche Fall iſt von einer viel ausgedehnteren, umfaſſenderen Bedeutſamkeit, als er dem nur oberflächlich darum Wiſſenden erſcheinen mag. Weit entfernt, auf ſich ſelbſt, als dies dunkle und, wo möglich, durch ein glückliches Vermuthen, Errathen oder Beweiſen aufzuhellende hiſtoriſche Räthſel und Geheimniß, beſchränkt zu ſein, berührt er ſich zugleich mit den univerſellſten, tiefgehendſten Intereſſen, Problemen, Tendenzen und Streitfragen der Gegenwart und der Menſchheit überhaupt. Die Gegner ſetzen ihre Berechtigung zu Unglauben, Negation, Herabſetzung und Verſpottung der ſich affirmativ Verhaltenden vorzugsweiſe und mit großem Nachdrucke darein, daß ſie, ihrer Behauptung nach, auf dem durch die progreſſive Geiſtesarbeit des Zeitalters erreichten Standpunkte heutiger Wiſſenſchaft, Kritik und Einſicht ſtehen, wobei ſie ganz nur den vulgären Rationalismus und Materialismus, die aprioriſche Abweiſung von Allem, was irgendwie den Charakter oder Anſchein des Außerordentlichen und Wunderſamen hat, im Sinne haben. Dieſe im extremſten Grade negative Denk- und Beurtheilungsweiſe herrſche zur Zeit in ſolchem Grade und mit ſolchem Rechte, daß irgend ein Widerſpruch damit ſchon einfach hinreiche, eine Sache oder Perſon der kritiſchen Verdammniß zu überliefern. Ich war dadurch veranlaßt, auf eine Betrachtung und Erörterung der wiſſenſchaftlichen und culturgeſchichtlichen Sachlage und des Kampfes der verſchiedenen Denkarten und Syſteme unſerer Epoche einzugehen und zu zeigen, daß die Sache der Gegner auch in dieſer Hinſicht ſo überaus glänzend nicht ſtehe und die angeblich ſo gewaltige Veſte, in der ſie ihre Stellung genommen, keine ſo unangreifbare, ungefährdete und vor ihrem Falle ſichere Zwingburg ſei, als ſie ſich einbilden, vielmehr Anzeichen ihres Sturzes vorhanden ſeien, die der Ignoranz freilich noch nicht bemerklich ſein mögen. Es entſtanden auf dieſen Anlaß hin mehrere Aufſätze, die hier zu finden, Diejenigen befremden kann, welche die in's Univerſelle gehende Natur dieſer Polemik nicht kennen. Es wird Mancher nicht begreifen, wie in einem Buche über den Nürnberger Findling z. B. von dem ſogen. Spiritualismus oder Spiritismus unſerer Tage die Rede ſein kann; vielleicht auch glauben, ich wolle die, wiewohl ſo wenig paſſende, Gelegenheit benützen, um den modernen Geiſterglauben und Magismus zu empfehlen. Man braucht ſich nicht davor zu entſetzen. Es handelt ſich bloß um die Charakteriſtik der Gegenwart und den Widerſpruch und Conflikt der Meinungen und Tendenzen darin, wobei ſo frappante Gegenſätze, wie der erwähnte, nicht unberührt bleiben können. Wenn ich dem Publikum einen Glauben zumuthe, ſo iſt es überhaupt nur der an wohlbezeugte, keinem berechtigten Zweifel unterliegende Thatſachen und an die Zeugniſſe unbeſcholtener, reſpektabler und glaubwürdiger Zeugen und Gewährsmänner, ſo wie ihn ganz allgemein und ausnahmslos Vernunft, Bildung und Wiſſenſchaft fordern, die ohne ſolchen gar nicht exiſtiren können. Dieſen Glauben verlangen, und zwar mit großem Nachdruck, auch unſere Materialiſten — wobei ſie freilich die Inconſequenz begehen, nur die für *ihre* Anſichten ſprechenden Thatſachen gelten, denen hingegen, welche ihnen zuwider ſind, keine Berückſichtigung und Anerkennung zu Theil werden zu laſſen.

Es iſt im Sinne eines *letzten Wortes* über dieſe Angelegenheit, daß ich vorliegende Schrift herausgebe. Ich glaube hiemit Alles gethan zu haben, was mir in dieſem Punkte oblag; ich bin ein Greis und meinem Ende, wie es ſcheint, bereits ganz nahe gerückt; bei meinen phyſiſchen Umſtänden iſt es ein Wunder, daß ich noch lebe.*) Ich glaube indeſſen noch immer ſo viel geiſtige Kräfte zu beſitzen, um eine ſolche Pflicht erfüllen zu können und einem ſolchen Conflikte gewachſen zu ſein; ein alter Kriegsmann, wie ich bin, kann, ſelbſt wenn er ſich bereits zur Ruhe begeben, doch wohl gelegentlich wieder einmal zu ſeinem Schwerte greifen und die Stärke ſeines Armes verſuchen; es wird dem zum Streite Genöthigten und Verbundenen auch wohl ein höherer Beiſtand nicht fehlen. Daß mir, wie von jeher, ſo auch jetzt, die Wahrheit heilig, und daß ich nirgend in dieſer Schrift mit Wiſſen und Willen ein unwahres Wort geſprochen, betheuere ich auf das Feierlichſte. Auch hier fehlen beſtimmte Abſichten nicht; es ſind aber keine unrechten und bösartigen; es ſind die ſchon oben genannten, die man nicht wird tadeln können; ſie gehen ganz nur aus meinen Ueberzeugungen und Verpflichtungen hervor; und es werden zur Erreichung derſelben durchaus nur moraliſch erlaubte Mittel angewendet. Das unterſcheidet dieſes Buch weſentlich von Tendenzſchriften in ganz anderem Sinne des Wortes, wo weder Zwecke, noch Mittel von der Art ſind, daß ſie vor dem Richterſtuhle der Humanität, der Moral und des Gewiſſens zu beſtehen vermögen.

Dr. Meyer macht am Schluſſe ſeines Werkes die Bemerkung: „Schloſſer in ſeiner Geſchichte des 18. und 19. Jahrhundertes gedenkt der Geſchichte Kaſpar Hauſer's als einer Fabel, die vom deutſchen Volke geglaubt werde.“ M. unterſtreicht das Wort „Fabel“, die von uns unterſtrichenen Worte natürlich nicht; aber dieſe ſind das für uns Werthvolle. Der Glaube an jene Geſchichte iſt ein dem deutſchen Volke eigener und natürlicher; die Nation braucht ſich deſſelben nicht zu ſchämen, er beruht auf ihrem Sinn und Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit, und ſie wird ſich denſelben auch ſchwerlich entreißen laſſen. Wer es zu thun verſucht, der ſteht nicht auf deutſchem Grund und Boden; wohl aber ſtehen auf ſolchem wir, die Vertheidiger, und können hoffen, die volksthümlichen Sympathien für uns zu haben. Wir vertreten hier nicht nur den Unglücklichen und uns ſelbſt, die ſeinethalb Verfolgten, Geſchmähten und Gekränkten, ſondern auch unſere Nation und unſeren Nationalcharakter. Könnte ein Buch, wie das Meyer'ſche, eine durchſchlagende Wirkung thun; könnte ſich das Volk zu der herz- und geiſtloſen Kritik bekehren laſſen, welche aus dieſer Geſchichte eine Fabel macht und dabei mit ſo viel Härte, Lüge, Fälſchung und Tücke verfährt, ſo wäre es nicht mehr wahrhaft deutſch; und wir unſererſeits würden uns nicht mehr viel darauf zu Gute thun, Deutſche zu ſein. Daß dies nicht der Fall ſein werde, dafür bürgen uns die entrüſteten Stimmen und energiſchen Proteſtationen, die ſich dagegen bereits — nicht nur von Seiten derer, welche ſpeciell betheiligt, ſondern auch von Anderen — in deutſchen Journalen erhoben haben, die ſogar von Seiten ausgewanderter Deutſcher aus Amerika herübergetönt.*)

---

*) War man vielleicht der Meinung, ich ſei wirklich ſchon todt und könne nicht mehr reden? Ich möchte es faſt glauben, da ſonſt der gar zu dreiſte Lug und Trug, womit man wider mich zu Werke geht, ſchwer zu faſſen iſt. Kurz vor Erſcheinung des Meyer'ſchen Werkes ſtarb ein Bruder von mir in Frankfurt a. M., wo ich früher ebenfalls gelebt. Hat man mich vielleicht mit dieſem verwechſelt?

---

*) S. K. Nr. XIII S. 412.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

A.

Geſichtspunkte und Erörterungen allgemeinſter Art. Verhältniß der Hauſer'ſchen Streitſache zu Wiſſenſchaft, Cultur, Zeitgeiſt und verſchiedenen Standpunkten und Tendenzen der Gegenwart.

I. Glauben und Unglauben. In welch allgemeinerem Sinne dieſer Gegenſatz hier in Anwendung kommt.

Sehen wir von allen beſonderen Beziehungen und Intereſſen ab, die in der Hauſer'ſchen Streitſache Statt finden und möglich ſind, ſo können wir deren Bedeutung dahin beſtimmen, daß ſich in ihr der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben darſtelle. Dies bedarf jedoch einer Erklärung und Verſtändigung. Man pflegt, wenn in der Art geſprochen wird, ſpeciell nur an die religiöſen und kirchlichen Poſitionen, deren Gegenſätze und Negationen zu denken. Davon kann hier keine Rede ſein; damit berührt ſich unſere Sache nicht; der Hauſerglaube, ſo zu ſagen, erſcheint völlig unabhängig davon und man hat niemals ein ſolches Moment hineinzubringen verſucht. Der Präſident v. Feuerbach war bekanntlich kein Frömmler;*) und zu Nürnberg befand ſich Hauſer nicht bloß mitten unter einer proteſtantiſchen

---

*) Als ſich ſein Sohn Anſelm, ein Jugend- und Univerſitätsfreund von mir, zu Erlangen den dortigen Pietiſten anſchloß und in ſehr trübſelige Stimmungen verfiel, war dies dem Präſidenten ſehr unangenehm. Ich ſelbſt ſchrieb damals an ihn von Erlangen aus und zeigte ihm den mich beſorgt machenden Zuſtand meines Freundes an, worauf er auch ſogleich nach Erlangen kam und ihn von da mit ſich hinwegnahm.

Bevölkerung; man polemiſirte daſelbſt auch heftig gegen Kirchenglauben und Pietismus; und diejenigen, denen der Findling zunächſt in die Hände fiel, ſtanden vorwiegend auf dieſer Seite. Wenn daher Dr. Meyer von einem weichlichen, ſchwärmeriſchen Schwachſinn und Aberwitz jener Periode ſpricht, welcher die Hauſer'ſche Geſchichte ihre romantiſche Geſtaltung verdankt, — ein Vorwurf, der beſonders auf Nürnberg zu fallen hätte — ſo iſt dies ganz unpaſſend und thatſächlich falſch. Die Stimmung und Richtung, die hier Statt fand, war vielmehr eine ganz entgegengeſetzte.

Was ich hier unter Glauben verſtehe, iſt auch nicht bloß die Meinung, daß H. ein heimlich bei Seite geſchaffter Prinz, Graf, Magnat und dergleichen geweſen ſei; dieſe hat, wenigſtens für mich, niemals einen weſentlichen Reiz gehabt und niemals mein Handeln beſtimmt; mein Antheil an H. war zunächſt ganz nur einfach perſönlicher und menſchlicher Art und Natur, und dann, wegen der merkwürdigen Phänomene, welche dieſes „rare Exemplar“ der Menſchengattung der Beobachtung bot, durch wiſſenſchaftliche Intereſſen begründet und geſteigert.

Ich verſtehe hier, um es endlich poſitiv auszuſprechen, unter Glauben die Anerkennung des Außerordentlichen, auch wenn es der allgemeinen Begriffswelt widerſpricht; die Hingabe an die daſſelbe darbietende und nur roher Weiſe wegzuläugnende Thatſache; an den dadurch bezeugten tiefen, inneren Zuſammenhang der Dinge; an das nicht auf platter Hand Liegende, nicht ſtofflich und mechaniſch zu Faſſende und Erklärende und dennoch Wahre und Wirkliche, dem aber der gemeine materialiſtiſche Verſtand ſo antipathiſch entgegenſteht, das er ſo leidenſchaftlich um jeden Preis und auf jedem nur möglichen Wege zu beſeitigen ſucht. Auf dieſem Glauben beruht nicht nur alle Religion, ſondern auch alle Cultur im vollen, menſchlichen Sinne des Wortes; er iſt nicht bloß das Gebot einer äußerlichen Satzung und Autorität, ſondern eine Forderung der Vernunft, der ächten, unbefangenen Wahrheitsforſchung und Wiſſenſchaft; und wenn er fällt, ſo geht der Weg der Menſchheit — trotz all der äußeren Vortheile der Technik, Induſtrie und materialiſtiſch-rationaliſtiſchen Richtung und Rührigkeit — zur Barbarei, zur Vernichtung der menſchlichen Totalität, zum Verluſte aller höheren Menſchenwürde, zur Erſtickung aller feineren und edleren Gefühle der Menſchenbruſt, ſowie aller tieferen Einſichten des Menſchengeiſtes, zur unerträglichen Verarmung des Gemüthes und Lebens, und ſo zur allgemeinen, wenn nicht äußeren, doch inneren Fäulniß und Auflöſung fort*) — einem Reſultate und Ausgange des Prozeſſes, der in unſeren Tagen in den erſchreckendſten Symptomen erkennbar und drohend genug zu Tage ſteht.**) Zu dieſem „Fortſchritt“ im ſchlimmſten Sinn des Wortes würde in ſeiner Art auch der Triumph der „negativen Kritik“ beitragen, wie er neueſtens wieder durch das Meyer'ſche Werk bewirkt werden ſoll. Siegt dagegen die gläubige Auffaſſung, können die ſie vertretenden Autoritäten nicht entwerthet werden, muß die Hauſer'ſche Erſcheinung mit all ihren wohl bezeugten Eigenthümlichkeiten und Merkwürdigkeiten anerkannt werden und kann man ihr den gebührenden Platz in Geſchichte und Wiſſenſchaft nicht mehr ſtreitig machen, ſo erleidet jener gemeine Verſtand eine empfindliche Niederlage; und das muß Jedem erwünſcht ſein, der ſich auf dem dürren, ſo geiſt- als herzloſen Felde einer ſolchen Negation nicht wohl und heimiſch fühlt, ſei er in religiöſer Hinſicht, was er wolle, halte er es mit dieſer oder mit jener kirchlichen Partei oder habe er ſeine beſondere Glaubensanſicht. In dieſem univerſellen Sinne habe ich ſchon ſeit manchem Jahre in verſchiedenen Schriften und Aufſätzen für den Glauben zu wirken geſucht und damit bei den verſchiedenſten Religionsparteien und ernſt geſinnten Perſonen aller Art Anklang und Beifall gefunden;*) in dieſem Sinne ſuche ich es auch hier zu thun.

---

*) Ich kann hier an einen Ausſpruch Göthe's im weſtöſtlichen Divan erinnern, womit ſich meine Gedanken ſehr nahe berühren, woran ich aber erſt dachte, als ich Obiges geſchrieben hatte: „Das eigentliche, einzige und tiefſte Thema der Welt- und Menſchengeſchichte, dem alle übrigen untergeordnet ſind, bleibt der Conflict des Glaubens und Unglaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrſcht, unter welcher Geſtalt er auch wolle, ſind glänzend, herzerhebend, und fruchtbar für Mit- und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es ſei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn ſie auch einen Augenblick lang mit einem Scheinglanze prahlen ſollten, verſchwinden vor der Nachwelt, weil ſich Niemand gern mit der Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.“

**) „Der Materialismus, welcher die ſittliche Freiheit und die Ideale der Vernunft läugnet, hebt die Humanität auf und entwürdigt den Menſchen zum Thiere — erſt theoretiſch und dann, in der zweiten Generation, praktiſch. Denn wenn die Jugend in der Ueberzeugung erwächſt, daß es keinen Unterſchied von Gut und Böſe giebt, daß das Gewiſſen ein Wahn, unſere Handlungen eine nothwendige Folge des Stoffwechſels ſeien, dann wird ſie auch nach nichts Anderem, als nach Gold und Sinnengenuß trachten; Liſt und Gewalt werden den Krieg Aller gegen Alle herbeiführen und die brutalen Maſſen dann wiederum nur durch den Despotismus gebändigt werden. Laſſe man ſich doch die Commune von Paris, ihre Mordthaten und Brandſtiftungen zur Lehre dienen!“ Moritz Carriere in der „Gegenwart“ Nr. 12 v. 13. April 1872 S. 178.

II. Die Phraſeologie des vulgären Rationalismus und Materialismus.

1.

Die Parteien des Tages pflegen ihre Aushängeſchilder, Phraſen, Schlagwörter zu haben, womit ſie ſich ſelbſt in's hellſte Licht, ſowie die entgegenſtehenden in den dunkelſten Schatten ſtellen. Mit ſo wohlfeilen Waffen ſchlägt und gewinnt man der urtheilsloſen Menge gegenüber am bequemſten ſeine Schlachten; und bedient ſich ſolcher um ſo mehr, je weniger man Wahrheit und Recht auf ſeiner Seite hat. Ein ſolcher Ausdruck iſt auf Seite derjenigen, mit welchen man es hier zu thun hat, der geſunde Menſchenverſtand, der den Gläubigen, namentlich mir, abgeſprochen wird.**) Für geſund gilt hier, wie überhaupt in ſolchen Fällen, nur das negative Verhalten, der Unglaube, die Läugnung der mißliebigen Thatſachen, ſo gewiß ſie auch ſein mögen; die Wahrnehmung, Beobachtung, Anerkennung von ſolchen gilt für eine Folge pathologiſch abnormer Seelenthätigkeit, welche leere Imaginationen, Träume, Phantasmen erzeugt; das Wahrgenommene iſt hiernach nicht dem Objekte eigen, ſondern auf daſſelbe nur aus der einbildungsreichen Subjektivität verrückter Thoren und Schwachköpfe übergetragen. Dieſe, wenn auch perſönlich und ſachlich noch ſo grundloſe Annahme iſt das Hauptmanöver derjenigen, welche den geſunden Menſchenverſtand für ſich allein gepachtet und allen andern Menſchen aus den Händen geriſſen haben. Gleichbedeutende Phraſen ſind „Nüchternheit, nüchterne Kritik, ſchlichte Betrachtung, ruhige Unterſuchung“ ꝛc. Das Alles ſoll nur Statt finden, wenn die Reſultate der Unterſuchung abſolut negativ ausfallen — was nicht beſſer iſt, als wenn man behaupten wollte, ein Richter fälle ein richtiges und gerechtes Urtheil nur dann, wenn er den Angeklagten verdammt, nie aber, wenn er ihn freiſpricht.

---

*) Mein neueſtes Werk dieſes Charakters iſt: „Das Reich des Wunderſamen und Geheimnißvollen" Regensburg bei A. Coppenrath 1872.

**) Wie ſchon Graf Stanhope gethan, nachdem er zum Feinde Hauſer's geworden und ſich vergebens bemüht hatte, mich auf ſeine Seite zu ziehen. Vorher, als er ſich von einem, wofür Hauſer dann gelten ſollte, ſo elenden und nichtswürdigen Burſchen in dem Grade hatte hinreißen laſſen und ſo unſinnig in ihn vernarrt war, hatte er auch wohl nicht viel „geſunden Menſchenverſtand;" der muß ihm dann auf einmal wunderbarer Weiſe gekommen ſein — vielleicht durch eine Metamorphoſe des Gehirnes, von der die Wiſſenſchaft noch Nichts weiß und von der noch kein zweites Beiſpiel bekannt.

2.

Die Sache liegt in Wahrheit ſo. Den geſunden Menſchenverſtand, der mit Recht dieſen Namen trägt, kann Niemand mehr ſchätzen, als ich; auch liegt derſelbe mit der gläubig aufgefaßten Hauſer'ſchen Geſchichte keineswegs im Streite. Im Gegentheil: derſelbe fordert hier aus den allerobjektivſten Gründen, wovon man ſich aus meinen und anderen Aufſätzen*) leicht überzeugen kann, gebieteriſch Glauben und Anerkennung; Unglaube und Läugnung dagegen iſt hier dasjenige, was den Charakter ſubjektiven und willkührlichen Verhaltens im Widerſpruche mit dem Objekte trägt; und wir könnten daher unſere Vertretung der Sache ganz füglich als eine Appellation an den geſunden Menſchenverſtand bezeichnen. Aber was man ſo nennt, iſt allzuoft und namentlich in dieſem Falle nichts Anderes, als jener gemeine, bornirte, jeder tieferen Einſicht und Wiſſenſchaft entbehrende und doch unendlich dünkelhafte und arrogante Menſchenverſtand — wenn man ihm noch dieſen viel zu edel und ehrenvoll lautenden Namen laſſen will; jener triviale, ſich in unſeren Tagen auf jeder Bierbank brüſtende Rationalismus und Materialismus, der Nichts gelten läßt, als was mechaniſch zu faſſen und zu erklären oder doch eine ſo gewöhnliche, alltägliche Erſcheinung iſt, daß ſie — ſollte ſie auch eine im Grunde höchſt wunderbare ſein — den Anſchein und Charakter einer ſolchen verloren hat.*) Leute, die auf dieſer Stufe ſtehen, haben für Alles, was nicht in dieſen ihren vulgären Begriffskreis fällt, eine vornehm-verächtliche Miene oder ein höhnendes Gelächter bereit, und ſind dreiſt genug, die geiſt- und kenntnißreichſten Männer vor das Forum ihrer Ignoranz zu ziehen und für Dummköpfe zu erklären. Geht ihnen das aber nicht leicht genug, ſo nehmen ſie die ſchlechteſten und abſcheulichſten Mittel zu Hülfe, erfinden die gefliſſentlichſten Unwahrheiten, entſtellen Thatſachen und Umſtände, bedienen ſich jeder Art von Lüge und Verläumdung, um das ihren Zwecken ſachlich und perſönlich Widerſtehende zu beſeitigen — wie ſie es in dieſer Geſchichte von jeher auf eine Weiſe getrieben haben, die alle Grenzen der Moral, des Gewiſſens und der Scham überſteigt. Das Alles wird dem Publikum unter der Firma *des geſunden Menſchenverſtandes, der nüchternen Kritik, der ſchlichten Betrachtung, der ruhigen Unterſuchung* ꝛc. dargeboten und verkauft.

---

*) Wie aus der Tucher'ſchen Abhandlung in der Augsb. Allg. Zeitung, der Rezenſion des Meyer'ſchen Buches in der „Frankfurter Zeitung“ ꝛc. Die Letztere vermeidet alles Myſtiſche und anſcheinend Irrationelle.

3.

Einer der merkwürdigſten Umſtände dieſer Geſchichte iſt nun aber der, daß der bezeichnete rationaliſtiſch-materialiſtiſche Fanatismus mit dem wunderſamen Objekte, das ihm im Wege ſteht, bei alledem nicht fertig wird; daß er ſich vielmehr bei jedem neuen Anlaufe, den er nimmt, ganz entſetzlich blamirt. So war es, als v. *Lang* ſeine giftigen Pfeile ſchleuderte, ſo, als *Eſchricht* wider den Kaſparhauſer-Glauben und ſeine Repräſentanten wie ein wüthender Hund losfuhr; ſo auch wieder jetzt, da dieſer *Meyer*, der antiromantiſche Sohn des antiromantiſchen Vaters, deſſen Erbſchaft er angetreten, ſeine mit ſo großer Reclamenpracht verkündeten und eingeführten „Authentiſchen Mittheilungen" in's Publikum geworfen. Ob hier nicht noch etwas Anderes im Hintergrunde liegt, als der Fanatismus des gemeinen

---

*) Gewiß ſehr wunderbar ſind z. B. manche Umwandlungen des Organismus im Thierreiche, wie die allbekannte Metamorphoſe der Raupe, die zur Puppe und zum Schmetterling wird. Sie hat ganz den Charakter des Fabel- und Märchenhaften, und kein Menſch von „geſundem Menſchenverſtande" würde daran glauben, wenn ſie nicht eine ſo gewöhnliche Erſcheinung wäre.

Menſchenverſtandes — ein Zweifel, welchen ein Freund in der Augsb. Allg. Zeitung merken ließ — weiß ich nicht; auf jeden Fall iſt es der in Obigem charakteriſirte Standpunkt, auf welchen ſich M. bei ſeiner Polemik ſtellt, und ich halte mich daher nur an dieſe zu Tage ſtehende Seite.

Was hat man hier nicht Alles ſchon auf das Ehrenrührigſte angegriffen, verdächtiget, herabgeſetzt und beſchimpft! Hauſer war ein hergelaufener ſchlechter Burſche, Binder ein Schwachkopf, Feuerbach ein Phantaſt, ich insbeſondere der Narr aller Narren, dazu noch ein Lügner und Fälſcher; Tucher ein junger Mann ohne Erfahrung*) und ebenfalls nicht frei von Aberglauben; die Nürnberger Aerzte magnetiſtiſche Schwärmer, Dr. Albert in Ansbach beeinflußt;**) Polizeirath Merker hat ſeiner Zeit ſogar den grundehrlichen Gefangenwärter Hiltel in ein böſes Licht zu ſetzen verſucht. Wohl iſt in dieſer Geſchichte Lug und Trug und jede böſe Liſt und Tücke zu Hauſe; aber nicht auf Seite der Gläubigen, welche nur der ſich objektiv darbietenden Wahrheit ihre Geltung laſſen und für ſie ihr redliches, furchtloſes Zeugniß ablegen, ſondern auf einer ganz anderen Seite, wie ich ſchon in meinen „Enthüllungen“ gezeigt und nun auch wieder in der vorliegenden Schrift zu zeigen veranlaßt und gezwungen bin.

III. Die Wiſſenſchaft und Cultur der Gegenwart als angebliche Bundesgenoſſin und Stütze der „negativen Kritik.“

Wie in dieſer Hinſicht die wahre Sachlage, wie namentlich auch die Ausſichten in die Zukunft beſchaffen.

1.

Dr. Meyer iſt der ſüßen Meinung, die Wiſſenſchaft und Cultur der Gegenwart ſei ganz nur auf ſeiner Seite, der Seite des abſoluten

---

*) Darauf hat derſelbe entgegnet: er ſei doch damals 32 Jahre alt, verheirathet und bereits 7 Jahre lang in der Gerichtspraxis geweſen.

**) Der aber ſoll wunderliche Dinge erzählt haben, die, wenn ſie wahr ſind, der Sache eine ganz andere Wendung geben. Man habe ihm Geld angeboten, was er nicht angenommen ꝛc.

Unglaubens an alles Ungewöhnliche, Außerordentliche, nicht dem allergemeinſten Verſtande Faßliche und ſelbſt dem Ignoranten Bekannte, was er Alles zuſammen verlacht und verhöhnt und als „das Ueberſinnliche, Wunderbare, Groteske, Abenteuerliche" bezeichnet, zu dem ſich in der Hauſerzeit eine krankhafte, ſchwächliche Neigung gebildet habe, über welche man aber zur Zeit glücklich hinausgekommen ſei.*) Die Aerzte Preu und Oſterhauſen ſeien, gleich mir, Anhänger der längſt veralteten Lehre vom Somnambulismus und verwandter Erſcheinungen des Sinnen- und Seelenlebens geweſen und hätten ihre Beobachtungen mit Vorliebe auf dieſen Punkt gerichtet. Das iſt ſchon in perſönlicher Beziehung unrichtig. Oſterhauſen war ein Praktiker der alten Schule und gab ſich mit Magnetismus, Somnambulismus ꝛc. gar nicht ab. Zum Belege jedoch, daß dies der Fall geweſen, führt Dr. Meyer**) an, wie dieſer Arzt erzähle: H. ſei durch den Dunſt einer in ſeiner Nähe geöffneten Champagnerflaſche halb betrunken gemacht worden. Dies wird unter die ſomnambulen Phänomene gerechnet! Es iſt dies ein Seitenſtück zu der eigenthümlichen Aeußerung desſelben großen Kritikers, daß Freiherr v. Tucher, indem er die Ausſagen einer Somnambule über H. zur Anzeige brachte, der Lehre vom Hereinragen der Geiſterwelt in die unſrige ſeinen Tribut abgetragen.

Daß, während Dr. Meyer aufwuchs, Materialismus und Unglaube an alles nicht bloß Stoffliche und Mechaniſche ſich mächtig erhoben hat und noch jetzt in Wiſſenſchaft und Leben eine große Rolle ſpielt, iſt richtig. In dieſer Schule iſt der Mann geweſen; dieſem Standpunkt gehört er an und meint, er ſtehe damit auf dem Gipfel der Zeitbildung, dem alles irgendwie Widerſtreitende, als für immer antiquirt, überwunden und widerlegt, zu weichen habe. Die Zeit, in der wir leben, könnte aber als eine geſunkene, in Barbarei zurückgefallene zu betrachten ſein; und dann wäre es, einſichtsvollen Beurtheilern gegenüber, kein großer Ruhm, auf ihrer Gipfelhöhe zu ſtehen; es wäre vielmehr das Schmählichſte, was ſich denken ließe. So allgemein und unbedingt läßt ſich aber unſere Periode doch nicht als eine ſolche betrachten, die ganz nur auf der Stufe eines Meyer ſteht und deſſen Denkart theilt. Es fehlt auch nicht an bedeutungsvollen Gegenſätzen, die man nicht einfach ignoriren kann, die keineswegs im Verſchwinden begriffen und nicht ohne Hoffnung und Zuverſicht eines in näherer oder fernerer Zeit bevorſtehenden Durchſchlagens ſind.

---

*) Meyer S. 589.

**) S. 593 Note.

Ich will von der großen, maſſenhaften Reaction, welche der moderne Spiritismus bildet, der ſich ſogar zum Range einer neuen Religion und Religionsgeſellſchaft zu erheben trachtet, gar nicht ſprechen, wiewohl derſelbe jedenfalls ein Zeitphänomen iſt, welches bei Charakteriſirung und Beurtheilung unſerer Epoche nicht umgangen werden darf.*) Es ſoll bloß von der Wiſſenſchaft im gangbaren und anerkannten Sinne des Wortes die Rede ſein. Und ſelbſt hier täuſcht ſich unſer Gegner, wenn er einen ſo einſeitigen und beſchränkten Standpunkt, wie der ſeinige iſt, zu dem der ganzen Wiſſenſchaft und Cultur der Gegenwart macht. Er täuſcht ſich noch mehr, indem er wähnt, daß dieſe Wiſſenſchaft und Cultur ſogar ſchon große Empfindlichkeiten und Reizbarkeiten der Nerven und Sinne für alberne, romantiſche Märchen und Fabeln halte, die vor ihren fortgeſchrittenen Einſichten nicht beſtehen können. Jeder Phyſiolog und Patholog, jedes bezügliche wiſſenſchaftliche Werk und jede einſchlägige Zeitſchrift wird ihn darüber belehren können. Auch Magnetismus und Somnambulismus, die Lehre vom Ahnen und Hellſehen der Menſchen und Thiere ꝛc. iſt für moderne Denker und Forſcher nicht ſo allgemein veraltet und in's Kehrichtfaß geworfen, wie er ſich vorſtellt. Ein in hohem Grade anerkannter Philoſoph der neueſten Zeit iſt E. v. Hartmann, der Verfaſſer der „Philoſophie des Unbewußten,“ welches Werk ein bei Produkten ſolcher Art unerhörtes Glück gemacht und in drei Jahren drei Auflagen erlebt hat.*) Daſſelbe mag M. zur Hand nehmen, um zu ſehen, wie gegenwärtig die Sachen ſtehen. Darin werden Thatſachen angeführt, nachgewieſen und geltend gemacht, worüber ſeine Ignoranz laut auflachen würde und müßte, wenn es ihr die Sachlage geſtattete. Er leſe, was ich daraus in einer vor Kurzem edirten Schrift**) excerpirt habe. Ich will nur folgende Worte Hartmann's ausheben „Die Grunderſcheinungen des Mesmerismus oder thieriſchen Magnetismus ſind nachgerade als von der Wiſſenſchaft anerkannt zu betrachten.“ — — — — — „Ich habe dieſem Experimente mehrfach beigewohnt und mich durch die ſorgfältigſte Unterſuchung der Localität, wie der Perſon des Magnetiſeurs, gegen jede Täuſchung geſichert.“ M. leſe — um ihm eine beſonders inſtruktive Quelle zu nennen, die Schriften von Maximilian Perty,***) welche ebenfalls unſerer Zeitperiode angehören; da wird er ſich noch mehr überzeugen können, daß der vulgäre Rationalismus und Unglaube, welchen er für die höchſte geiſtige Blüthe der Menſchheit und ihrer Geſchichte hält, nicht in der Art geſiegt hat, daß andere Weltanſchauungen nur noch im Lichte der Lächerlichkeit und des Unſinnes erſcheinen können. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß ſich in einiger Zeit in den wiſſenſchaftlichen Kreiſen ein großer, durchgreifender

---

*) Ueber Wachsthum und Ausbreitung desſelben ſpricht Baron L. v. Guldenſtubbe in ſeiner „Poſitiven Pneumatologie“, Stuttgart 1870 Vorrede: „Der Spiritualismus hat in den letzten 12 Jahren reißende Fortſchritte in Amerika gemacht. Die Zahl ſeiner Anhänger beträgt mehr als 4 Millionen ꝛc. Alle chriſtlichen und politiſch ſocialen Sekten ſtrömen in den großen Ocean des Spiritualismus, welchem die Zukunft der Menſchheit anheimzufallen ſcheint. — — — — — In England und Frankreich glauben ſchon edle, vorurtheilsfreie Männer, das Heil der Menſchheit werde von Amerika kommen. In London hat ſich eine zahlreiche ſpiritualiſtiſch-progreſſive Geſellſchaft gebildet, welche in allen bedeutenden Provinzſtädten Filiale gegründet hat. In Paris und in allen Provinzen Frankreichs zählt der Sp. zahlreiche Anhänger, obgleich meiſt in einer etwas verzerrten Form unter dem Namen der Spiriten.“ In Amerika verkauft man jedes Jahr über 100,000 Bücher und Broſchüren, welche der Literatur des Spiritualismus oder Spiritismus angehören. „Der Spiritualismus und die Wiſſenſchaft“ von William Crookes. Leipzig. Franz Wagner 1872 S. XIII. Maximilian Perty handelt über den Spiritualismus oder Spiritismus der neueſten Zeiten in ſeinen bekannten Büchern: „Die myſtiſchen Erſcheinungen“ ꝛc. „Realität magiſcher Kräfte,“ „Blicke in's verborgene Leben des Menſchengeiſtes,“ und in Weſtermann's „Illuſtrirten Monatsheften“ Nov. u. Dec. 1866. Ich ſelbſt ließ mich darüber in den „Charakteriſtiken und Kritiken,“ Hannover 1870, S. 120 f. aus.

---

*) Dritte Auflage: Berlin. Carl Tunker 1871.

**) Das Reich des Wunderſamen u. Geheimnißvollen. Regensb. 1872. S. 291 ff.

***) Die myſtiſchen Erſcheinungen der menſchlichen Natur — die Realität magiſcher Kräfte — Blicke in's verborgene Leben des Menſchengeiſtes, letztere Schrift mit dem bedeutungsvollen Motto: Intellige, ut credas.

Umſchlag ereignen und dann vielmehr jene flatte Art von Rationalismus und Materialismus als etwas Veraltetes und Verächtliches, deſſen ſich der Gebildete zu ſchämen habe, gelten werde. Vor dem Richterſtuhle dieſer Zeit wird um ſo weniger auch die von Dr. Meyer vertretene „negative Kritik“ beſtehen.

2.

Der Materialismus und einſeitige Realismus der modernen Zeiten hat die Philoſophie, namentlich die deutſche, und das, was man in Deutſchland ſo zu nennen pflegt, dermaßen in Verruf gebracht, daß man ſehr allgemein nur noch mit Verachtung davon ſpricht und ſich gar nicht mehr näher damit befaſſen mag. Trotzdem iſt die Philoſophie, auch ſpeciell die deutſche, nicht für todt und begraben zu achten. In der Allgem. Zeitung laufenden Jahres (1872) vertheidigt Profeſſor Frohſchammer, einem Apoſtel der Darwin'ſchen Lehre gegenüber, der ſich in jener Weiſe äußert, die deutſche Philoſophie und ſpricht dabei von der Anerkennung, welche ſie im Auslande finde, wie ſie bei allen Culturvölkern in Achtung ſtehe und ſich wirkſam erweiſe, in Belgien, Spanien, Italien, Frankreich, England, Nordamerika. In dem letztern hat man eine Zeitſchrift für ſpeculative Philoſophie gegründet, und zwar von Amerikanern, nicht von Deutſchen, und gerade die ſchwierigſten Werke, wie z. B. Fichte's Wiſſenſchaftslehre, in das Engliſche überſetzt. „Es ſcheint, daß in dieſer ſo praktiſchen Nation das Bedürfniß entſtanden iſt, dem realiſtiſchen Treiben ein ideales Gegengewicht zu geben und daß gerade Fichte's kühne Abſtraktionen und ſein titaniſches Streben, Alles unter die Macht des Gedankens zu beugen, am Meiſten imponiren“ ꝛc. Welch ein Glück neueſtens in Deutſchland ſelbſt die Hartmann'ſche Philoſophie gemacht, die allerdings viel Empiriſches hereinzieht, aber auch ſehr viel Myſtiſches enthält, iſt ſchon erwähnt worden. Man wird jenes gar zu hohlen modiſchen Treibens immer mehr ſatt. Als eine geiſtvolle, hochgebildete, keiner beſtimmten religiöſen und kirchlichen Richtung angehörige Dame meine i. J. 1870 herausgekommene „Charakteriſtiken und Kritiken“ geleſen, ſchrieb ſie mir, dieſe Schrift habe einen ſehr wohlthuenden Eindruck auf ſie gemacht; ſie finde ſie höchſt zeitgemäß „gerade jetzt, wo man von allen Seiten mit Materialismus, Mechanismus und Rationaliſmus dermaßen überſchüttet und überſättigt wird, daß man es gar nicht mehr aushält."

3.

Im „Magazin für die Literatur des Auslandes"*) ſteht ein Artikel über Od und Ozon von H. Beta; da leſe ich: „In England hat das ſogen. Tiſchrücken wieder eine wiſſenſchaftliche Prüfung veranlaßt. Unzählige Thatſachen dieſer Tiſchrückerei ließen ſich nicht mehr verläugnen; ſie mußte alſo naturgeſchichtliche Urſachen haben. Dieſe hat Dr. Richardſon in dem von ihm entdeckten Nervenäther gefunden." Beta glaubt indeſſen, daß hinter dieſem Nervenäther noch ein anderer wiſſenſchaftlich nachgewieſener Aether, der Weltäther, ſtecke. Vom Od heißt es, wie ſich „Berliner Kathederweisheit" gegen ſeine Anerkennung geſträubt. In ihm hätten ſeitdem praktiſche Aerzte, wie Medicinalrath Dr. Neumann, eine weſentliche Kraft der Naturſelbſthülfe, ein Heilmittel gegen allerhand Leiden und Schmerzen gefunden. „Es wird wohl bald wieder eine Zeit kommen, wo dieſen feinern Natur- und Geiſteskräften wieder mehr Aufmerkſamkeit zugewendet wird. Dem unlängſt erſchienenen „„Antimaterialismus"" von Dr. L. Weiß werden wohl noch mehr gerüſtete Ritter vom Geiſte folgen."

4.

Der Materialismus beruft ſich mit größtem Nachdrucke auf die angeblich evidenten und unwiderleglichen Thatſachen, durch welche ſeine Sätze bewieſen werden. „Den Beobachtungen kann Niemand entfliehen," ſagt Moleſchott, „die Thatſache herrſcht." Und Büchner: „Wir werden nur diejenigen Gegner beachten, die ſich mit uns auf den Boden der Thatſachen, der Empirie begeben. Man ſcheide die Philoſophie in Wortphiloſophie und in Thatſachenphiloſophie, und es wird ſich zeigen, wo die Wahrheit iſt." Die Materialiſten pochen aber auf die Thatſachen nur deßhalb, weil ſie meinen, dieſelben ſprächen ſo ganz nur für ſie; und thun es inconſequent nur ſo lange, als ſie dieſelben wirklich oder ſcheinbar für ſich in Anſpruch nehmen können; außerdem wehren ſie ſich auf alle Weiſe auch gegen das Faktiſche und Empiriſche. Das hilft ihnen aber wenig. Die Herausforderung, ſich mit ihnen auf den Boden der Thatſachen, der Empirie zu begeben und da den Streit auszufechten, wird angenommen. Ich ſelber habe dieſen Weg in meinen Schriften ſchon längſt eingeſchlagen; es geſchah und geſchieht eben jetzt mit großem Glück auch von Andern. Und da tragen die Herren den Sieg nicht davon: es zeigt ſich, daß das Faktiſche und Empiriſche in vorwiegendem Grade vielmehr auf Seiten ihrer Beſtreiter iſt, ja daß, was ſie für Thatſache, Naturgeſetz und geſchichtliche Wahrheit ausgeben, ſogar nur ein falſches Vorgeben iſt.

---

*) Nr. 26 v. 29. Juni 1872.

Das Lieblingsthema des modernen Materialismus iſt die von ihm behauptete Identität von Seele und Gehirn; und es iſt beſonders hier, wo er ſich ſo triumphirend auf die angebliche Gewalt der Thatſache ſtützt. „Alles Gefaſel," ſagt Buchner, „welches die philoſophiſchen Pſychologen von der Selbſtſtändigkeit des menſchlichen Geiſtes ꝛc. vorgebracht, erſcheint, der Macht der Thatſachen gegenüber, völlig werthlos." Dagegen befindet ſich nun in der Zeitſchrift: „Natur und Offenbarung"*) eine Reihe vortrefflicher Artikel, mit der Ueberſchrift: „Antimaterialiſtiſche Studien auf Thatſachen gegründet" von Dr. Karl Scheidemacher, welche dem Materialismus, insbeſondere was jene Hauptfrage über das Verhältniß von Seele und Hirn betrifft, ſiegreich, ja zermalmend entgegentreten. Es wird hier gezeigt, „daß die Phyſiologie eine zahlloſe Menge von unbeſtreitbaren Thatſachen bietet, die der Materialismus nicht erklären kann, die ihn direkt ſchlagend widerlegen und die das herrlichſte, unwiderleglichſte Zeugniß für die Selbſtſtändigkeit und Immaterialität der menſchlichen Seele abgeben." Wenn die Materialiſten behaupten: „Die überwiegende Mehrzahl aller Aerzte und mediciniſchen Pſychologen bekennen ſich zu der Anſicht, daß Wahnſinnige immer gehirnleidend ſeien," ſo ſtehen ſie, wie Scheidemacher ſagt und nachweiſt, „geradezu als Lügner da." Der berühmte Schrödter van der Kolk, der gerade in dieſem Punkte eine große Autorität iſt, ſagt, die pſychiſche Theorie und pſychiſche Therapie habe auf dem Felde der Geiſteskrankheiten zur Zeit das Uebergewicht. Aus ſolchen Erſcheinungen iſt doch wohl klar genug, daß die Glorie des materialiſtiſchen Syſtemes im Erblaſſen iſt, und daß ſich daſſelbe dauernd nicht wird halten laſſen.

---

*) Münſter 1872. Bd. XVIII.

5.

M. ſagt im Nürnberger Korreſpondenten: „Möchten doch Daumer's Mittheilungen aus den Bibliotheken hervorgeholt und vom Standpunkte der heutigen Naturwiſſenſchaft einer gründlichen Kritik unterworfen werden! Meine Geſammtauffaſſung des Hauſer'ſchen Falles würde hiedurch eine weſentliche Stütze gewinnen.“ Er meint, es ſolle ſich ein Materialiſt vom reinſten Waſſer darüber machen und vom Standpunkte ſeiner einſeitigen und beſchränkten Naturanſchauung aus alles von mir Beobachtete und Berichtete für dummes Zeug erklären, das man heutzutage nur verlachen und verachten könne. Das wäre indeſſen kein Richterſpruch der Wiſſenſchaft, ſondern bloß ein Urtheil der Partei, dem wohl nicht alle wiſſenſchaftlichen Zeitgenoſſen beiſtimmen würden. Und wenn Letzteres auch der Fall wäre, ſo bliebe noch immer die Hoffnung auf eine weiſere Nachwelt übrig, welche Gerechtigkeit üben würde. Meine Schriften, mag ſich auch noch ſo mancher Irrthum und Fehlgriff darin befinden, ſind, ich darf es den mich verfolgenden Bosheiten und Bübereien gegenüber wohl ſagen, eine Fundgrube von neuen Ideen und Entdeckungen, welche die Menſchheit vielleicht nicht für immer unbeachtet und unbenützt laſſen wird. Die menſchlichen Dinge wandeln ſich im Laufe der Zeiten wunderſam. Ehre und Schmach gehen nicht ſelten, ſei es in Folge eines plötzlichen Umſchlages oder eines ſucceſſiven Umgeſtaltungsprozeſſes, in ihr völliges Gegentheil über; und ſo iſt namentlich ſchon Manches, was Jahrzehende und Jahrhunderte lang verachtet und vergeſſen war, dann dennoch aus dem Staube hervorgeholt worden und zu einer nicht mehr zu erwartenden Anerkennung und Geltung gekommen. Schon jetzt hat Einiges von mir, was Anfangs allgemein zurückgewieſen wurde, ſeinen Weg in die Literatur der Gegenwart gefunden, wiewohl ohne daß mein Name dabei genannt wurde. Auf dieſen kommt es auch gar nicht an; ich ſelber mache mir wenig daraus, wenn ich perſönlich vergeſſen werde; nur wünſche ich allerdings, wie Jeder, der ſich ſein ganzes

Leben lang im Dienſte des Wahren und Guten abgemüht, daß ich nicht ganz umſonſt gelebt und gearbeitet haben möchte.

IV. Prof. Preyer über Kaſpar Hauſer. Beſonders was deſſen von Feuerbach beſchriebene Art zu ſehen betrifft.

K. H., als dieſes „rare Exemplar" der Menſchengattung, das ſogar als das einzige ſeiner Art betrachtet werden kann, als eine Erſcheinung, die ſo noch nie beobachtet worden iſt und ſich vielleicht nie mehr ſo der Beobachtung bieten wird, iſt ein werthvolles, inſtruktives Objekt und Eigenthum der Wiſſenſchaft geworden, welche ſich dieſen koſtbaren Beſitz ſchwerlich wird nehmen laſſen. Es kann hier, wenn man auch Einzelnes anders, als vor 40 Jahren, aufzufaſſen und zu verſtehen, geneigt oder genöthigt ſein ſollte, doch im Ganzen keineswegs bloß von überwundenen Standpunkten, ja von einer Kinderzeit der Wiſſenſchaft die Rede ſein, in welcher ſie noch durch ein ſchlechtes Subjekt ſchimpflich dupirt werden und phantaſtiſch ſich ſelbſt täuſchen konnte; es iſt ganz beſtimmt auch noch die Wiſſenſchaft unſerer Zeit, von welcher obiger Ausſpruch gilt. Das kann man z. B. aus der Schrift von Prof. Preyer in Jena: „Die fünf Sinne des Menſchen"*) ſehen. Der Verfaſſer handelt hier über denſelben extremen Gegenſatz, den ich ſchon in meinen „Enthüllungen" hervorgehoben, den Gegenſatz, welchen Hauſer's Erſcheinung und Beſchaffenheit zu jener der in früher Jugendzeit in die Wildniß und unter Thiere gerathenen und das reine Widerſpiel des Nürnberger Findlings darſtellenden Individuen bildet. Prof. Preyer führt Fälle von ſo verwilderten Knaben und Mädchen an und fährt dann fort: „Ein ungleich weniger abſtoßendes Bild zeigte der Unglückliche, welcher im frühen Kindesalter in einen unterirdiſchen, matt erleuchteten Raum gebracht, daſelbſt mindeſtens von ſeinem vierten bis ſechzehnten Jahre, ohne ein menſchliches Weſen zu ſehen, ernährt und während der Opiumnarkoſe gewaſchen (?) wurde. Unter dieſen Umſtänden erreichten die Sinne eine beiſpielloſe Feinheit. In vorgerückter Dämmerung wurden die dunkelſten Farben deutlich erkannt, in großer Entfernung ein Kirchhof gewittert.

---

*) Leipzig 1870.

So fein waren ſeine Nerven, daß ein paar Tropfen Wein ſchon berauſchten“ ꝛc. Letzteres iſt zu wenig geſagt; H. genoß gar kein berauſchendes Getränk; aber ſchon der Saft der Weinbeeren und der bloße Weinduft berauſchte ihn.

S. 42 kommt Preyer auf die Erfahrungen zu ſprechen, welche man an Blindgeborenen machte, die durch Operationen ſehend geworden. Der blindgeborene Knabe, welcher in ſeinem 13. Jahre von Cheſelden operirt wurde, wußte, wie es in dem Berichte des Operateurs wörtlich heißt, ſo wenig über Erſcheinungen zu urtheilen, daß er ſich einbildete, alle Sachen, die er ſah, berührten ſeine Augen, wie das, was er fühlte, ſeine Haut. Er erkannte die Geſtalt keines Gegenſtandes, unterſchied auch kein Ding von dem andern, ſo verſchieden ſie auch von Geſtalt und Größe waren. Als man ihm aber ſagte, welche Dinge es waren, deren Form er zuvor durch das Gefühl erkannt hatte, ſo betrachtete er ſie aufmerkſam, um ſie wieder zu erkennen. Erſt zwei Monate nach der Operation machte er die Entdeckung, daß Wandgemälde erhabene und vertiefte Stellen beſäßen. Eben ſo meinte Kaſpar Hauſer, als er ſchon über 4 Wochen unter Menſchen gelebt hatte, in dem Thurme zu Nürnberg, ſtatt die Landſchaft durch das Fenſter zu ſehen, es ſei ein Brett mit bunten Flecken dicht vor ſeinem Auge aufgerichtet, und wandte ſich mit Abſcheu davon ab.“

Prof. Preyer führt dann*) die Beſchreibung des Falles, wie ſie Feuerbach in ſeiner Schrift**) gegeben, wörtlich an; und ich muß mir hier im Intereſſe der von mir vertretenen Sache wenigſtens in abgekürzter Weiſe daſſelbe erlauben. Es iſt von dem Beſuche die Rede, welchen Feuerbach am 11. Juni 1828 dem Findling auf dem Veſtener Thurme in Nürnberg gemacht. „Ich befahl Kaſparn, nach dem Fenſter zu ſehen, deutete auf die große, weite Ausſicht in die ſchöne, im Schmucke des Sommers prangende Landſchaft und fragte ihn: ob das nicht ſchön ſei? Er gehorchte, fuhr aber ſogleich mit ſichtbarem Abſcheu wieder zurück und rief: garſtig, garſtig!“ Warum er dieſen Anblick garſtig fand, konnte F. damals nicht herausbringen. Daß H. durch das Hereinfallende, für ihn zu grelle Licht, beleidigt werde, ſchien hier aus Gründen, die F. angiebt, nicht der Fall zu ſein. Später im Jahre 1831 war H. bei ihm als Hausgenoſſe; und da fragte F., warum denn damals auf dem Thurme der Anblick der Landſchaft durch das Fenſter ſo abſtoßend auf ihn gewirkt habe. Er antwortete: „Wenn ich nach dem Fenſter blickte, ſo ſah es immer ſo aus, *als wenn ein Laden ganz nahe vor meinen Augen aufgerichtet ſei und auf dieſen ein Tüncher ſeine Pinſel mit Weiß, Blau, Grün, Gelb, Roth, Alles bunt durch einander ausgeſpritzt habe. Einzelnes darauf, wie ich jetzt die Dinge ſehe, konnte ich nicht erkennen und unterſcheiden.* Das war denn ganz abſcheulich anzuſehen; dabei war es mir ängſtlich zu Muthe, weil ich glaubte, man habe mir das Fenſter mit dem buntſcheckigen Laden verſchloſſen, damit ich nicht in's Freie ſehen könne. Daß das, was ich ſo geſehen, Felder, Berge, Häuſer geweſen, daß Manches, das mir damals größer vorkam, als ein Anderes, viel kleiner ſei, als dieſes, manches Große viel kleiner, als wie ich es ſah, davon habe ich mich erſt ſpäter auf meinen Spaziergängen überzeugt; endlich habe ich gar Nichts mehr von dem Laden geſehen." Auf weitere Befragung bemerkte er: „Anfangs habe er nicht unterſcheiden können, was wirklich rund, dreieckig oder nur ſo gemalt geweſen. Die Pferde und die Männer auf ſeinen Bilderbögen ſeien ihm gerade ſo vorgekommen, wie ſeine in Holz geſchnitzten Pferde und Menſchen; jene ſo rund, wie dieſe, und dieſe ſo flach, wie jene. Doch habe er beim Ein- und Auspacken ſeiner Sachen bald einen Unterſchied *gefühlt*, und ſei dann, erſt ſelten, endlich gar nicht mehr in den Fall gekommen, ſolche Verwechslungen zu machen."

---

*) S. 68.

**) 77 ff.

Hiezu bemerkt Profeſſor *Preyer*: „*Dieſer ſchlichte Bericht iſt ungemein werthvoll.* Er zeigt ſchlagend, wie die Raumanſchauungen erſt allmählich durch Erfahrung zu Stande kommen und auf der Beurtheilung von Empfindungsunterſchieden beruhen. Er zeigt ferner den mächtigen Einfluß des Taſtſinnes auf das Entſtehen der Raumanſchauungen; er zeigt endlich, daß Farbenempfindungen längſt deutlich vorhanden ſind, ehe von der Tiefenwahrnehmung die Rede ſein kann. — — — Meine zahlreichen Beobachtungen an kleinen Kindern, *welche vollkommen zu der Erzählung Hauſer's* paſſen, ergaben, daß die Farbenunterſcheidung längſt eine ganz ſichere iſt, wenn Größenunterſchiede noch durchweg falſch angenommen werden."

So urtheilt, — und zwar noch heutzutage, auf dem Standpunkte der Gegenwart — die Wiſſenſchaft. Die „negative Kritik" dagegen erklärt die ganze Sache für eine auf Hauſer's „Lügentalente" beruhende Myſtifikation, die ſich derſelbe erlaubte.*) Wahrſcheinlich kannte der nicht nur verſchmitzte, ſondern auch ſehr gelehrte Burſche den Fall mit dem operirten Blinden des Cheſelden, und wandte ihn auf ſich an, um dem Präſidenten ein recht ſcheinbares Märchen aufzuheften und ſich ihm auch wiſſenſchaftlich intereſſant zu machen. Dieſer ſelbſt bemerkt noch zuletzt: „Da Kaſpar noch nicht weiter gegangen war, als vom Thurme zum Herrn Bürgermeiſter und allenfalls noch durch eine oder die andere Straße; da er, in Folge ſeiner reizbaren Augen, wie aus Furcht zu fallen, im Gehen ſtets auf ſeine Füße ſah, und aus Lichtſcheu immer vermied, in das offene Licht hinauszublicken, ſo hatte er lange Zeit keine Gelegenheit, über die Perſpektive und die Entfernung der Gegenſtände Erfahrung zu machen. Alle die mancherlei Dinge der weiten Gegend ſammt einem ziemlich ſchmalen Streifen des blauen Himmels, die den Raum des Fenſters von dem untern Theile des Rahmens bis oben hinauf ausfüllten, mußten ihm daher als gleich nahe, neben und übereinander liegende Erſcheinungen, mithin das Ganze als eine das Fenſter bedeckende, aufrecht ſtehende Tafel erſcheinen, auf welcher ſich die für ihn nicht unterſcheidbaren, kleineren und größeren, verſchieden gefärbten Gegenſtände nur wie unförmliche, bunte Klötze ausnahmen."

V. Die Natur in ihrer dem Menſchen gegenüber behaupteten unbegrenzbaren Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Ihre nie zu Ende gehenden, immer neu überraſchenden Paradoxien, Räthſel und Seltſamkeiten.

1.

Es iſt Nichts ſo kurzſichtig und bornirt, als wenn man ſich vermißt, der Natur eine Grenze zu ziehen, ihr ein diktatoriſches „bis hieher und nicht weiter!" zuzurufen, Thatſachen, die über dieſe Linie hinaus gehen, für Unmöglichkeiten und Diejenigen, welche dieſelben anerkennen, für zurückgebliebene Zöpfe, Schwärmer und Schwachköpfe zu halten.

---

*) Meyer S. 125.

Wir haben der Natur Nichts vorzuſchreiben, wir haben immer nur zu lernen von ihr; ſie behauptet, ſelbſt der fortgeſchrittenſten und umfaſſendſten Wiſſenſchaft des Menſchen gegenüber, eine ſo große Freiheit und Selbſtſtändigkeit, daß man niemals ſicher vor einer in ihrem großen, unausforſchbaren Bereiche entgegentretenden Erſcheinung iſt, die außer aller Vermuthung und Vorſtellung liegt, die vielleicht ganz fabel- und märchenhaft ausſieht, die man daher ſo lange bezweifelt oder verneint, als es gehen will, und die ſich am Ende dennoch als wahr und wirklich erweiſt. Die Wunder d. h. die Phänomene und Thatſachen, die unſer Erſtaunen und Befremden erregen und nicht in unſeren mit Gewohnheitsbegriffen und aprioriſchen Feſtſtellungen verbarricadirten Kopf hinein wollen, hören nicht da auf, wo die Natur beginnt, wie ſich nur Halbbildung und Mangel an Sachkenntniß einbilden können; die Natur iſt kein Codex ſtarrer, monotoner Geſetzlichkeiten, ſie ſelbſt vielmehr iſt ein wahres Wunder- und Märchenbuch, das in immer neuer, vermehrter Auflage erſcheint. Sie fügt zu den bekannten Mirakeln, über die man ſich aus Gewohnheit nicht mehr zu wundern pflegt, wenn ſie auch keineswegs aufgehört haben, wunderſam und erſtaunenswürdig zu ſein*), ſtets neue hinzu, die als ſolche überraſchen und in Verwunderung ſetzen und zu neuen, noch ungelöſten Problemen für Wiſſenſchaft und Philoſophie werden. Es kann Niemand ſagen: „Jetzt iſt es mit ſolchen Ueberraſchungen zu Ende; es iſt Alles erforſcht und bekannt; es ſteht Alles ganz genau verzeichnet und beſchrieben in unſeren Lehrbüchern, Abhandlungen und gelehrten Zeitſchriften, die man nur zu durchblättern braucht, um zu wiſſen, was die Natur enthält;" und noch weniger: „Es iſt jetzt Alles hell und klar, und es giebt im Reiche der Natur keine Räthſel und Unbegreiflichkeiten mehr."

---

*) Ich erinnere z. B. nur an die Verwandlung der Raupe in Puppe und Schmetterling. Wer würde nicht über die Wahrnehmung eines ſolchen Vorganges vor Erſtaunen außer ſich gerathen, wenn derſelbe nicht ſo bekannt und alltäglich wäre! Was die gewöhnlichſten Naturerſcheinungen für einen ungeheueren Eindruck auf die Menſchenſeele machen, wenn ſie nicht mit den ſtumpfen Augen der Gewohnheit betrachtet werden, das lehrt uns Hauſer, wie wenn er ſich von dem ſelbſtſtändigen Keimen und Treiben der Gewächſe überzeugte, zum erſten Mal den geſtirnten Himmel ſah ꝛc. S. „Mittheilungen" I. S. 8 f., 37.

2.

Um das Bemerkte durch ein paar Beiſpiele aus dem Bereiche der neueſten Naturforſchung und ihrer Reſultate zu erläutern, ſo erlaube ich mir, an ein wunderliches Meergeſchöpf, dem man ſo eben erſt recht auf die Spur zu kommen angefangen hat, den paradoxen Chironektes Pictus, zu erinnern.

Wenn man zu einem der Sache noch völlig Unkundigen ſagte: „Es giebt im Meere einen Fiſch mit einer Art von Hand, deren er ſich nach Analogie der menſchlichen bedienen kann, der in ſeinem Elemente mehr wandelt, als ſchwimmt und für ſeine Brut ein ſehr zweckmäßig eingerichtetes kugelförmiges Neſt verfertiget, welches auf den Wogen treibt und zugleich Schutz und Nahrung gewährt“ — was würde er für eine Miene dazu machen? Er würde wohl glauben, man erlaube ſich mit ihm einen recht abgeſchmackten und unverſchämten Scherz. Dieſer Fiſch, mit der ihm eigenthümlichen Geſtaltung, Organiſation und Fortpflanzung, iſt in der That viel curioſer und abenteuerlicher als der Nürnberger Findling; aber er iſt, ſeine Exiſtenz iſt wiſſenſchaftlich ausgemacht und feſtgeſtellt; und es würde einem Merker und Meyer wenig nützen, darüber ein Geſchrei zu erheben, das Jahrhundert, welches doch endlich klüger geworden ſein ſollte und gleichwohl noch immer an Wunder und Märchen glaube*), in Anklagezuſtand zu verſetzen, oder ein corpulentes Buch voll „authentiſcher Mittheilungen“ zu ſchreiben, wo bewieſen würde, daß der Chironektes in Wahrheit ein ganz gemeiner Fiſch ſei, den nur einige verrückte romantiſche Naturforſcher, nach Art der wunderſüchtigen Nürnberger Profeſſoren und Aerzte und des überſchwänglichen Präſidenten v. Feuerbach, zu einem ſo abenteuerlichen Geſchöpfe gemacht, welches aber vor dem klaren, ruhigen, beſonnenen Blicke einer „nüchternen Kritik“ ſofort in Nichts zerfalle.

Das kugelförmige, aus Golfkraut beſtehende, mit den Eiern der chironektiſchen Fiſchbrut erfüllte Neſt des in Rede ſtehenden ſonderbaren Meergeſchöpfes, „ein Neſt der allerſeltſamſten Art“, wie ſich

---

*) Merker ſchrieb 1833 einen „Nachweis, daß im 19. Jahrh. der Glaube an Wunder und Märchen noch nicht erloſchen iſt.“

Profeſſor Agaſſiz ausdrückt, „welches mit ſeiner lebendigen Fracht auf dem breiten Ocean einher ſchwimmt," iſt von dieſem Forſcher entdeckt und unterſucht worden; und es ſchreibt derſelbe in einem Briefe an Profeſſor Peirce darüber Folgendes: „Es ſteht nunmehr als durchaus bewieſene Thatſache feſt, daß der gewöhnliche Chironektes des atlantiſchen Oceans (Chironectes pictus Cuvier) für ſeine Eier ein Neſt baut, wo ſeine Brut in die Stoffe gewickelt iſt, aus welchen das Neſt ſelbſt beſteht. Dieſe Stoffe ſind lebendiges Seekraut; und ſo wird dieſe Fiſchwiege, die ſich auf dem tiefſten Ocean ſchaukelt, weithin fortgetragen, wie eine lebendige Laube, die ihrer lebendigen Fracht zugleich Schutz und Nahrung giebt. Dieſes wunderbare Vorkommniß gewinnt ein noch erhöhtes Intereſſe, wenn wir die beſonderen Eigenthümlichkeiten des Chironektes in Erwägung ziehen. Schon der Name deutet an, daß ſeine Floſſen der Hand gleichen; ſeine Bruſtfloſſen werden durch eine Art von verlängertem, einem Gelenke gleichendem Anhängſel unterſtützt und die Strahlen der Bauchfloſſen ſind rohen Fingern nicht unähnlich. Man wußte längſt, daß dieſe Fiſche ſich mit ſolchen Gliedern am Tange feſthängen und in ihrem natürlichen Elemente mehr zu gehen, als zu ſchwimmen ſcheinen. Nun aber ſind wir bekannt geworden mit der Art, wie ſie ſich fortpflanzen, und dürfen wohl die Frage aufwerfen, ob der wichtigſte Gebrauch, den ſie von ihren ſo eigenthümlich gebauten Floſſen machen, nicht der ſei, ihr Neſt zu bauen?"*)

Eine andere Endeckung der neueſten Zeit aus dem feuchten Elemente, das wohl noch manches zoologiſche Geheimniß birgt,**) iſt der auſtraliſche Barramunda, Barramundi, auch Burnet- oder

---

*) American Journal of Science. February 1872 – „Der Naturforſcher." Berlin d. 27. Apr. 1872 Nr. 17 „Fiſchneſter im Seegraſe des Sargaſſomeeres." — „Globus" von Andree. Bd. XXI. Nr. 9 März 1872 S. 136 ff. Die „New-York-Tribune" v. 4. Jan. 1872 bemerkt: „Es bedarf in der That des Namens eines ſo großen Gelehrten, um dieſer Beſchreibung den Glauben zu verſchaffen, den man ihr nun freilich nicht verſagen kann."

**) „Wie heute die Pygmäen der Alten durch die Entdeckung von Zwergvölkern in Innerafrika durch Du Chaillu und Schweinfurth Fleiſch und Blut erhalten haben, ſo können auch noch die Kraken und Seeſchlangen der Fiſcher und Seeleute zur Geltung gelangen." Globus von K. Andree. Bd. XXI. Nr. 7 Febr. 1872 S. 97.

Dawſon-Salm genannt. Davon ſchreibt eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift unter dem Titel: „Eine neue Entdeckung in Queensland“ Folgendes: „Die Entdeckung einer Art Lepidoſiren — Lungenfiſch, der die Fiſche mit den Amphibien verbindet — hat die wiſſenſchaftliche Welt um ſo mehr überraſcht, als dieſes Thier ein vom Lepidoſiren verſchiedenes Gebiß hat, das außerordentlich den Zähnen gewiſſer foſſiler Haifiſche gleicht, die von Agaſſiz unter dem Gattungsnamen Ceratodus beſchrieben ſind. Dieſe Entdeckung iſt ohne Zweifel die wichtigſte der neueſten Zeit auf dem Gebiete der Ichthyologie, theils weil dieſer Fiſch ein lebender Repräſentant des für längſt ausgeſtorben gehaltenen Geſchlechts Ceratodus iſt, theils weil die Kenntniß ſeiner Anatomie einen weſentlichen Einfluß auf die Syſtematik der Fiſche nicht verfehlen kann. — — — Es iſt auffallend, daß ein ſolches Thier, eines der intereſſanteſten, die je in Auſtralien entdeckt worden ſind, den Augen der Naturforſcher ſo lange entgangen iſt“ u. ſ. f. — — — Dieſer Fiſch iſt aalförmig, hat Kiemen, denen eine wahre Lunge hinzugefügt iſt, frißt Blätter, ſoll auf's Land gehen und einen grunzenden Ton von ſich geben.

Unter dem Titel: „Prof. Agaſſiz' Tiefſeeforſchungen“ ſchreibt der Globus: „Abermals liegt ein Bericht von der Haßlerexpedition vor; er iſt aus Rio de Janeiro v. 12. Febr. datirt und meldet wiederum zwei wichtige Entdeckungen: die Auffindung eines eigenthümlichen Pecten (Kammmuſchel) und, was nicht geringe Senſation unter allen Naturforſchern erregen wird, eines — kaum wagen wir es niederzuſchreiben — lebenden trilobitenartigen Geſchöpfes. — — — — — — — — — — — — — — Es iſt ein höchſt wunderbares Thier.“ Folgt die Beſchreibung.*)

Von Fiſchen, die das Waſſer verlaſſen und zu Lande fortwandern, werden uns — nicht etwa von einem Plinius ꝛc., ſondern von unſeren eigenen Naturforſchern — die wunderlichſten Geſchichten erzählt. So macht ſich eine Doras, wenn ihre Teiche vertrocknen, in großer Geſellſchaft auf den Weg, um andere zu ſuchen; ſie bewegt ſich mittelſt des erſten Strahles ihrer Bruſtfloſſen wie auf zwei Füßen fort, wobei ſie von ihrem elaſtiſchen Schwanze unterſtützt wird; das geſchieht faſt ſo ſchnell, wie ſich ein bequem gehender Menſch bewegt. — Ein Fiſch in Carolina, Hydraargyra, der ſeinen Mund durch eine Haut verſchließen kann, iſt im Stande, ſich aus ſeinem Waſſer zu erheben und ſprungweiſe nach einem andern zu bewegen, wobei er ſtets die gerade Richtung gegen das nächſte Gewäſſer nimmt, wiewohl er es nicht ſehen kann.*)

---

*) Globus von K. Andree. Juni 1872 S. 365 f.

Im Luftreiche ſind es nicht bloß geflügelte Geſchöpfe, welche ſich ſchwebend und fliegend fortbewegen, ſondern auch — Spinnen, von welchen einige über ganze Gegenden, über Ströme und Meeresarme, Thürme und Bergſpitzen hin die ſeltſamſten Luftreiſen machen und ſo ſelbſt nach entfernten Inſeln und Küſten zu gelangen im Stande ſind; was nämlich vermittelſt der aus ihren Spinnweben hervorgetriebenen Fäden geſchieht, welche der Wind faßt und mitſammt dem Thierchen fortträgt; ſie ſpinnen auch wohl zwiſchen ihren Beinen ein zartes Gewebe, auf welchem ſie ſchiffen und laufen können, wenn ſie in's Waſſer fallen. Jedermann kennt dieſe Fäden und Flocken, die man fliegenden Sommer, Herbſtgarn, fils de vierge nennt; aber nicht Jeder weiß ihre Bedeutung.

„O wäre nur ein Zaubermantel mein
Und trüge mich in fremde Länder!
Mir ſollt' er um die köſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſein!"

So ſeufzt der Göthiſche Fauſt. Die Spinne, dieſes armſelige Thier, bereitet ſich Etwas der Art aus ihrem eigenen Leibe und fährt damit in hohem Luftraum über Land und See.

So braucht ſelbſt ein Laie, wie ich, nur ein paar Griffe zu thun, um die Paradoxien und Seltſamkeiten zu dokumentiren, welche die Natur nicht aufhören will, uns darzubieten. Dergleichen wäre noch gar Vieles aus den Erfahrungs- und Beobachtungskreiſen neueſter Wiſſenſchaft beizubringen, welcher Hochmuth und Selbſtgenüge ſo wenig ziemt, als jener des Alterthums, da, was man als mögliche Neuheit und Ueberraſchung zu gewärtigen hat, für ſie noch eben ſo unbeſtimmbar iſt und wohl auch bleiben wird. Im Februar 1872, am 4. des Monates, trat ein großartiges, ganz außerordentliches Nordlicht und zwar, was ganz unerhört, in Begleitung eines Südlichtes auf. „Unterdeſſen“, heißt es in einer Beſchreibung desſelben,*) „hatten ſich an der entgegengeſetzten Seite des Himmels jene ſo auffälligen Lichterſcheinungen zu zeigen begonnen, die unſer Intereſſe um ſo lebhafter zu beſchäftigen geeignet waren, als ſich Niemand erinnerte, dergleichen je in Begleitung von Nordlichtern geſehen zu haben.“ — Prof. Dr. v. Sarbach hat in öffentliche Blätter einen Aufſatz über die Erdbeben vom 6. März, datirt: Göttingen 21. März 1872, gegeben, an deſſen Schluſſe zu leſen iſt: „Erſt wenn die angedeuteten Lücken (in den vorhandenen Nachrichten darüber) gefüllt ſind, wird dieſes Erdbeben ein genügendes wiſſenſchaftliches Reſultat liefern; und dann erſt wird man — vielleicht — auch Hypotheſen über ſeine Erklärungsart anſtellen können.“

---

*) Mehr ſolche naturwiſſenſchaftliche Fiſchmärchen kann man bei Perty, Seelenleben der Thiere, 1865. S. 196 zuſammengeſtellt finden. Der zuletzt angeführte Umſtand gehört zu den Beiſpielen wunderſamer Wahrnehmungen, an denen die Thierſeele ſo reich iſt und von denen weiter unten die Rede ſein wird.

Daß der Tag helle, die Nacht aber dunkel iſt, das iſt die geſetzliche Naturordnung. Soll die Nacht erhellt werden, ſo bedarf es des Mondes, der Sterne, einer künſtlichen Beleuchtung, eines Brandes ꝛc. Es kann aber der Natur auch wohl einmal belieben, die Nacht ohne Alles der Art in ganz unbegreiflicher Weiſe aufzuhellen; und der kgl. bayer. Bezirksgerichtsaſſeſſor, Herr Dr. Julius Meyer, wird ihr dieſen romantiſchen Einfall nicht wehren können. Ein ſolcher Fall wurde im November 1871 aus Halle berichtet. „Am 14. Nov. hat ſich das in ſeiner Urſache von der Wiſſenſchaft noch völlig unergründete Erdlicht während der ganzen Nacht mit auffallender Intenſität gezeigt; die Nacht war erhellt ohne Mond- und Sternenſchein. Die Helle erreichte gegen 12 Uhr einen ſo beträchtlichen Grad, daß man im Freien deutlich kleinere Druckſchrift zu leſen vermochte und daß dem Auge ſehr ferne Gegenſtände der Landſchaft ſichtbar wurden, erhellt wie in der Frühdämmerung im Sommer.“ **) — Was würde ein ſo unwiſſender Bekämpfer alles Wunderſamen und Außerordentlichen für ein Geſchrei erheben, wenn ich in meinen Schriften von leuchtenden, blitzenden, Funken ſprühenden, mit goldenen Lichtkränzen umgebenen, ja ſchadlos brennenden

---

*) Von Rudolph Marggraff; Augsb. Allg. Zeitung Nr. 69 v. 9. März 1872.

**) Klein's Gäa. Jahrg. VIII. 1872 Heft 3.

Pflanzen, Blumen ꝛc. ſpräche, ſolche etwa geſehen haben wollte, dabei vielleicht ſogar an den brennenden Buſch des Moſe erinnerte, wie ein moderner Naturforſcher wirklich thut! Das würde zu den „Gebieten myſtiſcher Afterwiſſenſchaft" gerechnet werden, in denen ich mich, nach Dr. Meyer, „tummeln" ſoll. Und doch hat es auch mit dieſer Art von Erſcheinungen ſeine vollkommene Richtigkeit; und ein Artikel im „Ausland"*) hat mehrere Fälle der Art beſchrieben und zuſammengeſtellt. „Daß es Pflanzen gibt, die in der Dunkelheit leuchten und lohen, ja ſogar unbeſchadet brennen können, iſt eine von der exacten Naturforſchung anerkannte Thatſache." An einer gemeinen Gartenblume, der hochgelben, ſtarkriechenden Ringelblume, Calendela officinalis, hat ein engliſcher Naturforſcher in den Verhandlungen der brittiſchen Aſſoziation 1843 eine ſolche von ihm und Andern wahrgenommene Lichterſcheinung verzeichnet. Von Strahlenblümchen zu Strahlenblümchen erſchien ein züngelndes goldiges Licht, ſo daß die Blume von einem faſt zuſammenhängenden Lichtkranz umringt wurde. In einer engliſchen Gartenzeitung findet ſich der Bericht eines Blumiſten, der in ſeinem Garten drei ſcharlachrothe Verbenen ſtehen hatte. Da fielen ihm Lichtblitze auf, die von einer Pflanze zur andern wie wetterleuchtend überſprangen. Die aromatiſche Diptampflanze, deren Stengel eine purpurrothe, prächtige Blüthenähre trägt, iſt von einer Duftatmoſphäre umwogt, die man anzünden kann. Wenn man ſich an einem warmen Sommerabend, während der Diptam in voller Blüthe ſteht, mit einer Kerze naht und die Flamme am Stamm hinaufſpielen läßt, ſo fährt ein kniſterndes Feuer bis zum Gipfel hinan, wie ein zierliches Feuerwerk, ohne daß die Pflanze darunter litte. — Auf der Inſel Samos befindet ſich ein weithin verrufener Platanenbaum, der in Folge ſeines hohen Alters gänzlich ausgehöhlt iſt, ſich aber noch fortwährend mit friſchen Zweigen und grünem Laube bekleidet. Dieſer Baum-Patriarch läßt zuweilen ein wundervoll ſchönes, phosphoriſches Leuchten ſehen, welches jedoch von Wind und Wetter abhängig iſt. Bei Südwinden erſcheint oft der ganze Baum in mildem, ſchon in weiter Ferne deutlich wahrnehmbarem Lichte erglimmt.

---

*) Nr. 15 v. 8. April 1872 S. 346 ff. Dazu kam ein zweiter vom 27. Mai deſſelben Jahres.

Mächtige Regengüſſe vernichten mitunter dieſes Leuchten für die Dauer von Wochen, welches dann aber mit deſto intenſiverem Glanze hervortritt. *)

Singende Flammen? — Das reinſte Märchen! wird Mancher ausrufen. Aber es iſt ein Märchen der Wiſſenſchaft. Man leſe darüber z. B. Poggendorf's Annalen, Heft XII: „Verſetzt man die Zinken einer Stimmgabel vermittelſt eines Geigenbogens oder durch Anſchlagen in Schwingungen und nähert ſie dem Lichtkegel einer brennenden Kerze oder einer Gasflamme oder auch einer andern Flamme, ſo hört man plötzlich ein lautes Tönen, während man vorher kaum den Ton der ſchwingenden Gabel vernahm.“ Worauf mehrere verſchiedene Umſtände und Formen des Experiments beſchrieben werden.

„Lebende Weſen im Staube?“ fragt Otto Ule. **) „Es iſt freilich noch nicht gar lange her, daß man davon noch keine Ahnung hatte — — — — — — — — daß erſt nachgewieſen wurde, wie ſich überall in der atmoſphäriſchen Luft im Staube fertige lebende Weſen oder lebens- und entwicklungsfähige Keime befinden“ ꝛc. Es werden dann einige dieſer wunderlichen Staubbewohner, wie ſie ſich uns durch das Mikroſkop darſtellen, beſchrieben; und ich enthalte mich nur ſchwer, dies nachzuthun. Doch wie wollte ich ein Ende finden, wenn ich mich nicht gewaltſam beſchränkte! Die Wunder der Natur hören nicht auf und mindern ſich nicht, wenn man, wie durch das Mikroſkop geſchieht, tiefer in ſie eindringt; des Ueberraſchenden, Abenteuerlichen und, wenn man es nicht mit Augen ſähe, Unglaublichen, wird nur immer mehr.

In den Apenninen bei Piſtoja befindet ſich die wunderbare Heilgrotte von Monſummano, die erſt vor einiger Zeit durch ein Schreiben Ludwig Koßuth's allgemeiner bekannt geworden iſt. Es liegt eine große Anzahl von Zeugniſſen vor, nach welchen vermittelſt der daſelbſt genommenen Luftbäder innerhalb 8—10 Tagen die verſchiedenſten Uebel, wie Gicht, Rheumatismus, chroniſcher Lungenkatarrh, Schwerhörigkeit. verſchiedene Nervenleiden, Hautkrankheiten, Lähmungen ꝛc. vollſtändig geheilt werden. „Ob electro-magnetiſche Fluida mitwirken oder ſonſt Etwas — das iſt bisher noch nicht aufgeklärt worden.“ *) Hier haben wir noch im 19. Jahrhundert eine Wunderhöhle, wohin die Kranken pilgern, die bei der aufgeklärten Medicin keine Heilung finden. Eine ganze Gruppe von Naturwundern, die zum Theil noch viel myſtiſcher ſind, als die hier erwähnten, habe ich bereits in meinen „Charakteriſtiken und Kritiken“ **) zuſammengeſtellt. ***) Es ließe ſich ein ganzes Buch dieſes Inhaltes und Zweckes ſchreiben, und ich thäte es, wenn ich jünger wäre; möge es ein Anderer thun! Hier kann nicht von eingebildeten und arroganten Hohlköpfen geſpottet und Alles nur in die verrückte Phantaſie romantiſcher Thoren und Träumer hineinverlegt werden; hier ſtehen wir auf dem feſten Boden der Wirklichkeit und der Wiſſenſchaft, der modernen Wiſſenſchaft mit ihren neueſten Entdeckungen und Feſtſtellungen, und müſſen uns die von ihr conſtatirten Thatſachen, ſo renitent unſer rationeller Kopf ſein mag, in gläubiger Unterwerfung gefallen laſſen. Mich, der ich auf Alles gefaßt und der ich im Laufe eines langen Lebens und Forſchens dahin gekommen bin, kaum noch Etwas für unmöglich zu halten, hat ſo gläubig keineswegs eine ſchon von vorn herein bei mir vorhandene Neigung und Tendenz gemacht, über die Grenzlinien des für natürlich und real Geltenden hinauszugehen. Natur und Wirklichkeit ſelbſt, worin ich eine ſolche Fülle des Wunderſamen und Geheimnißvollen wahrnahm, war es, was mich über die gemeine Skepſis und Negation, die mir in meiner Jugend ebenfalls nicht fremd geblieben, hinaushob und zu dem Grade der Hingabe an die **Thatſache** forttrieb, um derenwillen ich jenem geiſtigen Pöbel zur Zielſcheibe ſeiner unermüdlichen Angriffe diene. Derſelbe möge erſt Etwas lernen, bevor er zu beurtheilen, zu verwerfen und zu verſpotten wagt, was das ſo tief ſtehende Niveau ſeiner Kenntniſſe und Einſichten überſteigt. Ich führe dieſe Sprache nicht gern, aber man kann mit dieſem Volke nicht anders ſprechen; man kann ſich böſer Hunde nicht anders erwehren, als daß man ſie ſo empfindlich, als möglich, mit dem Stocke trifft.

---

*) Ausland 27. Mai 1872 S. 519.

**) „Die Natur.“ Nr. 22 vom 29. Mai 1872. Man ſieht, wie ich faſt lauter Quellen und Gewährsmänner der neueſten Zeit — abſichtlich aus dem Jahre 1872, in welchem ich dies ſchreibe — und faſt nur Zeitſchriften citire, die ſich in jedem Leſezimmer zu finden pflegen, da ich mich ſo rein modernen Geiſtern gegenübergeſtellt ſehe, die nur vor dem Reſpect haben, was der jüngſte Augenblick zu Tage fördert oder doch ausdrücklich anerkennt und beſtätigt, alles Andere dagegen in die Rumpelkammer einer ſchwachſinnig träumenden und glaubenden Vergangenheit werfen, dabei viel zu unwiſſend ſind, um auch nur in die Wiſſenſchaft der Gegenwart, auf die ſie pochen, etwas tiefer eingeweiht zu ſein.

---

*) Korreſpondent v. u. f. Deutſchland v. 22. März 1872 Morgenblatt.

**) Hannover. Carl Rumpler 1870.

***) S. Daſelbſt S. 91—107. „Die Wunder der Natur. Fünf Beiſpiele. 1. Die Pororoca. 2. Die Metamorphoſe der Fröſche und Molche, insbeſondere was den Axolotl betrifft. 3. Neubildung des Gehirnes bei Thieren. 4. Kameel, Rennthier, Eſel u. Kuhbaum. Eine Wundergruppe, namentlich in Beziehung auf eine merkwürdige, ja unbegreifliche Milch- und Fetterzeugung. 5. Die Myſtik der Pflanzenwanderung.

VI. A. R. Wallace und John Herſchel über das Fehlſchlagen, die ſchließliche Beſchämung und Schmach und die Schädlichkeit aprioriſcher Vorurtheile und Läugnungen von Thatſachen für Wiſſenſchaft und Leben.

Wallace, ein bekannter Naturforſcher unſerer Zeit, hat im November 1870 zu London in einer der wöchentlichen Soireen der Beethoven-Halle, eine Vorleſung gehalten,*) worin er ſagt:

„Ich behaupte, daß, wenn immer die Männer der Wiſſenſchaft irgend eines Zeitalters die von Forſchern entdeckten Thaten aus aprioriſchen Gründen geläugnet haben, dieſelben ſtets im Unrecht geweſen. — — — — — — — Ich brauchte bloß auf einen **Galilei**, **Harvey**, **Jenner** hinzuweiſen; ihre große Entdeckungen wurden von allen ihren wiſſenſchaftlichen Zeitgenoſſen heftig angefochten, weil ſie denſelben abſurd und unglaublich erſchienen; wir haben aber gleich ſchlagende Beiſpiele, die uns viel näher liegen. Als **Benjamin Franklin** die Erfindung des Blitzableiters vor die konigl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften brachte, wurde er als ein Träumer verlacht und ſeine Abhandlung wurde zu den philoſophiſchen Verhandlungen nicht zugelaſſen. Als **Young** ſeine wundervollen Beweiſe über die Lichtwellentheorie aufſtellte, wurde er von den wiſſenſchaftlichen Schriftſtellern des Tages ebenfalls verſchrieen. Die Edinburgh Review forderte dazu auf, den **Thomas Gray** in eine Zwangsjacke zu ſtecken, weil er die

---

*) The Spiritualist. Novemb. 15. London 1870.

Ausführbarkeit der Eiſenbahnen behauptete. Sir Humphry Davy lachte über die Idee, daß London einmal mit Gas werde erleuchtet werden. Als Stephenſon den Gebrauch von Locomotiven auf der Liverpool- und Mancheſter-Eiſenbahn vorſchlug, bewieſen gelehrte Männer, es ſei eine Unmöglichkeit, daß dieſelben jemals 12 engliſche Meilen in der Stunde zurücklegen würden. Eine andere große Autorität erklärte es für undenkbar, daß jemals Meeresdampfer den atlantiſchen Ocean durchkreuzen würden. Die franzöſiſche Akademie verlachte den Aſtronomen Arago, als er die Erfindung des elektriſchen Telegraphen zur Discuſſion ſtellen wollte. Aerzte machten ſich über das Stethoſkop luſtig, als es entdeckt wurde. Schmerzloſe Operationen während des mesmeriſchen Schlafes wurden für unmöglich und daher für Betrug erklärt. Im J. 1825 entdeckte Mr. Mc. Enery zu Torquay bearbeitete Feuerſteine in Gemeinſchaft mit Ueberreſten ausgeſtorbener Thiere in der berühmten Kent'ſchen Höhle, wurde aber mit ſeinem Berichte darüber einfach verlacht. Im J. 1840 brachte einer unſerer erſten Geologen, Mr. Godwin Auſten, dieſen Gegenſtand vor die geologiſche Geſellſchaft und Mr. Vivian aus Torquay ſandte eine jene Entdeckung völlig beſtätigende Abhandlung ein; aber ſie wurde für zu unwahrſcheinlich erachtet, um veröffentlicht zu werden. Vierzehn Jahre ſpäter machte die naturgeſchichtliche Geſellſchaft zu Torquay weitere Beobachtungen, welche die früheren beſtätigten, und ſandte einen Bericht darüber an die geologiſche Geſellſchaft zu London; aber die Abhandlung wurde eben ſo als zu unwahrſcheinlich verworfen. In den jüngſtvergangenen 5 Jahren iſt nun die Höhle ſyſtematiſch erforſcht und alle früheren Berichte ſind auf 40 Jahre zurück beſtätigt und für noch bei Weitem weniger wunderbar, als die Wirklichkeit, erfunden worden."

Die letztere Erzählung iſt beſonders intereſſant. Man ſieht hier recht die Hartnäckigkeit der modernen Skepſis, welche den wahrhafteſten Thatſachen, ſelbſt in ermäßigter Darſtellung, ſo lange widerſtrebt, als es nur gehen will. Man ſieht aus dieſen Beiſpielen überhaupt, von welch antiprogreſſiſtiſcher Natur der Unglaube iſt, der jedem poſitiven Fortſchritte der Wiſſenſchaft feindlich und hemmend entgegentritt und inſofern offenbar weit ſchädlicher, als unbehutſamer und kritikloſer Glaube iſt.

Wir fügen dem einen ſehr beachtenswerthen Ausſpruch von John Herſchel*) bei. „Wenn einmal die Erfahrung als die Quelle all unſerer Naturkenntniſſe anerkannt iſt, ſo folgt, daß wir bei dem Studium der Natur und ihrer Geſetze unſeren Geiſt vorbereiten müſſen, müßige Vorurtheile aufzugeben, jeden vorgefaßten Begriff von dem, was die Ordnung der Natur in einem gegebenen Falle ſein könnte oder ſollte, fallen zu laſſen und uns einzig und allein mit der Beobachtung der Thatſache, deſſen was iſt, zu beſchäftigen. Wir verweiſen auf die Erfahrung, als auf den alleinigen Grund und Boden aller Naturforſchung; aber bevor dieſelbe mit Vortheil benützt werden kann, iſt ein Schritt zu thun, der ganz von uns ſelbſt abhängt: die abſolute Befreiung und Läuterung des Geiſtes von allem Vorurtheil, aus welcher Quelle daſſelbe auch entſtehe, und die Entſchließung, mit dem Reſultate eines direkten Appells an die Thatſachen in erſter Inſtanz und einer ſtreng logiſchen Deduktion aus ihnen zu ſtehen oder zu fallen."

VII. Beiſpiel eines ärztlich bezeugten Hauſer'ſchen Wunders unläugbarer Art.

Man hat ſo viel über die Wunder und Märchen geſpottet, die in der Hauſer'ſchen Geſchichte von Phantaſten und unkritiſchen Köpfen, beſonders von mir, hineingebracht worden ſeien. Ich will hier ein Wunder nennen, das nicht auf meine und meiner Freunde Rechnung kommt, welches nicht in dem ſchwachſinnigen, verrückten Nürnberg, ſondern in Ansbach vorgekommen und auch von der daſelbſt zu der Zeit dominirenden ungläubigen Partei beobachtet und bezeugt worden iſt.

H. hatte im Schloßgarten bei Uzens Denkmal jene furchtbare Wunde erhalten, die von oben nach unten mit großer Gewalt beigebracht worden, tief in den Körper gedrungen war, den Herzbeutel durchſtochen, das Herz unten an der Spitze geritzt hatte, durch die Leber gedrungen war und auch den Magen durchſchnitten hatte. Mit dieſer ſchrecklichen Verletzung konnte der Unglückliche noch einen Weg von einigen tauſend Schritten machen. Vom Hofgarten heimkehrend bewog er nämlich den Lehrer Meyer mit ihm dorthin zu gehen, wo ihm der Mörder einen Beutel gereicht und dann den Stich gegeben. M. glaubte ihm nicht und hielt die Sache für einen gaukleriſchen Bubenſtreich. Als ſie in die Nähe des Hofgartens kamen, wollte er ſich nicht weiter führen laſſen und kehrte mit H. um. Nun ſind von Uzens Denkmal bis zum Thore des Schloßgartens ungefähr 300 Schritte, und von da bis zu Meyer's Wohnung wohl über 900. Den letzteren Weg hat der Verwundete dreimal gemacht; und ſo ergibt ſich eine Strecke von mehr als dreitauſend Schritten, die er zurückgelegt hat, während er an den edelſten Theilen ſo tödtlich verletzt war.

---

*) Ueber das Studium der Naturphiloſophie. London 1851. Vergl. Alexander Akſakow, Spiritualismus und Wiſſenſchaft. Leipzig 1872. Vorrede.

Dr. Heidenreich hebt dies in ſeiner Abhandlung*) als ſehr auffallend hervor. Den Ungläubigen galt dies zunächſt als Beweis, daß die Wunde nur unbedeutend ſei. „Da der Verletzte," ſagt Dr. Horlacher,**) „ſogleich nach erlittener Verwundung einen Weg von 1000 Schritten dreimal nach einander gemacht hat, und erſt, nachdem er bereits den dritten Gang bis ungefähr 200 Schritte vollendet hatte, Schwäche und Unvermögen, weiter zu gehen, fühlte, ſich jedoch auf Zureden wieder ermannte und gehend ſeine Wohnung erreichte, ſo durfte man ſchließen, daß eine beträchtliche Verletzung des Herzens oder der Lunge nicht Statt gefunden und ſonach für den Augenblick Lebensgefahr nicht vorhanden ſei."

Es heißt dies offenbar ſo viel, als: man ſchloß, daß die ganze Sache bedeutungslos und eine bloße Komödie ſei. Der hier ſprechende Arzt gehörte zu den negativ Geſinnten, und ſucht das von ihm zunächſt abgegebene falſche und feindliche Urtheil zu entſchuldigen.

Und in der That hatte der Unglaube hier einen großen Haltpunkt. Wäre nachher durch Tod und Sektion die Natur der Verletzung nicht zweifellos erkannt worden, ſo würde Niemand glauben, daß man mit einer ſolchen Wunde im Leibe noch ganze Strecken weit gehen könne, ohne zuſammenzubrechen. In dieſem Sinne darf man wohl von einem Wunder, d. h. etwas ſehr Verwunderlichem ſprechen, das Niemand glauben würde, wenn es nicht als eine ausgemachte Thatſache daſtünde, die, wenn auch noch ſo widerwillig, geglaubt werden muß.

---

*) Gräfe und Walther, Journal der Chirurgie Bd. XXI. S. 101.

**) Meyer S. 353.

Fälle, wo tödtlich Verwundete noch verſchiedene nicht zu erwartende Energien ausübten, finden ſich übrigens auch ſonſt. Bei jenen zu ihrer Zeit vielbeſprochenen Piſtolenduellen in Baden-Baden, wo drei Perſonen, Baron Göler, ein Ruſſe und ein Spanier, in der Blüthe ihrer Jahre ihr Leben einbüßten, trug ſich Folgendes zu. Der Erſtgenannte ſchoß ſich am 2. September 1843 mit dem Ruſſen v. Wereſkin, wurde durch dieſen tödtlich in die Bruſt getroffen, ſetzte aber gleichwohl mit der größten Kaltblütigkeit das Duell fort. Das Piſtol verſagte ihm bei ſeinem zweiten Schuſſe fünfmal; er ſetzte das ſechſte Zündhütchen auf und ſchoß ſeinen Gegner nieder, wobei er ſagte: „Ich habe ſcharf gezielt; er muß todt ſein.“ Wereſkin war todt; am 4. Sept. ſtarb Göler ſelbſt.*)

VIII. Ueber den Spiritismus als Zeiterſcheinung und Zeichen der Zeit.

1.

Ich habe dieſer mit der Aufklärung, welche ſich rühmt, die Herrin der Gegenwart und noch mehr der Zukunft zu ſein, ſo auffallend contraſtirenden Erſcheinung oben A. III. nur ganz flüchtig gedacht. Es iſt einigen meiner Leſer vielleicht nicht unangenehm, wenn ich hier anhangsweiſe noch ein paar Worte darüber verlauten laſſe.

Ich habe vor Allem zu erklären, daß ich hier nicht als Vertreter dieſer Richtung ſpreche, wiewohl ich mit ihr Berührungspunkte habe, die ich nicht verläugnen will und kann, namentlich ſoferne dieſelbe der antagoniſtiſche Gegenſatz des vulgären Rationalismus und Materialismus unſerer Tage iſt und auf deſſen Ueberwindung ausgeht — in welcher Beziehung dieſelbe in weſentlicher Verwandtſchaft mit allen edleren und tiefer gehenden Denkarten und Beſtrebungen in Religion und Wiſſenſchaft ſteht.*) Ich ſpreche hier rein nur als Hiſtoriker, um unſer gegneriſcherſeits ſo einſeitig charakteriſirtes Zeitalter, ſeinen Culturgang und die, wie es ſcheint, bevorſtehende Wendung deſſelben in's Licht zu ſetzen, indem bei Beurtheilung dieſes Punktes der ſogenannte Spiritismus mit ſeiner unläugbaren Bodengewinnung und Ausbreitung in der alten und neuen Welt, mit ſeinem maſſenhaften, zum Theil auch in perſönlicher und individueller Beziehung bedeutenden Anhang, ſeinen Cirkeln und Experimenten, ſeiner Literatur, ſeinem Prophetismus und ſeinem Anſpruch darauf, eine neue, das Antlitz der Erde zu verwandeln beſtimmte Religion zu ſein, durchaus nicht überſehen werden darf. Was er in Wahrheit iſt, darauf kommt es bei dieſer Betrachtung zunächſt gar nicht an. Man mag ihn als den reinſten Unſinn, als die bedauerlichſte Verwirrung des menſchlichen Geiſtes, als ein Produkt einerſeits des Betruges und der Gewinnſucht, anderſeits des Schwach- und Irrſinns betrachten, mag darüber lachen und ſpotten oder in Eifer gerathen, wie man will — er iſt doch immer ein Zeitphänomen, das nun einmal thatſächlich exiſtirt, nicht bloß ſchüchtern, in obſkuren Winkeln verſteckt, ein kleines Häuflein von Gläubigen, Propheten und Prophetenſchülern ausmachend, ſondern in offener, weltkundiger Selbſtoffenbarung und Bethätigung und in ſtaunenerregendem Wachsthum begriffen; iſt ſomit einer der auffallendſten Charakterzüge unſerer Epoche und beweiſt auf das Unwiderſtehlichſte, daß die materialiſtiſch-rationaliſtiſche Denkart und Wiſſenſchaft nicht mehr ſo ausſchließlich die Welt beherrſcht und ihrer ungebrochenen Geltung, Dauer, ja Steigerung ſo ſicher iſt, als Unwiſſenheit und Achtloſigkeit wähnen mögen.

---

*) Vehſe, Geſchichte der deutſchen Höfe. Bd. XXVI. Hamburg 1853 S. 304 f.

2.

Des Menſchen Herz und Geiſt ſind nicht dazu geſchaffen, ſich ewig in ſo enge Schranken einſchließen zu laſſen, als ihnen jene

---

*) Die Berührungspunkte, welche ich mit dem Spiritismus habe, ſind beſtimmter angegeben und formulirt im Anhang zu meinem Werke: „Das Reich des Wunderſamen und Geheimnißvollen." Regensburg 1872. S. 302 f. Für die daſelbſt aufgeſtellten Sätze iſt in dem Werke und den ihm vorausgegangenen und damit im Zuſammenhange ſtehenden der, wie ich glaube, unwiderlegliche Beweis geliefert.

Denkart und Wiſſenſchaft gebietet; ſie können ſich mit der gar zu dürren Hungerkoſt, auf welche ſie durch dieſelbe geſetzt werden, nicht fort und fort begnügen, ohne daß eine unabweisbare Sehnſucht nach etwas Beſſerem erwacht; ſie wollen ſich auch wieder einmal zur vollen Tafel ſetzen und ſind dann freilich in Gefahr, ihrer durch Entbehrung und Entleerung geſteigerten Begierde im Uebermaße genug zu thun. Der Spiritismus, im Zuſammenhang des modernen Culturganges betrachtet, iſt durch das ihm entgegenſtehende Extrem provocirt, das ſich ſo triumphirend laut, ſo unerträglich breit macht und ſo tyranniſch und terroriſtiſch alles Andere unter die Füße tritt. Dem ſetzt er ſich proteſtirend und revoltirend entgegen und macht die Rechte des Geiſtes und einer über die rohe Stoffwelt hinaus erweiterten Weltanſchauung geltend. Und in dieſem Lichte betrachtet, hat die Sache gar nichts Verwunderſames; ſie iſt eine culturgeſchichtliche Nothwendigkeit; ein ſolcher Antagonismus konnte gar nicht ausbleiben, da jede zu weit getriebene Einſeitigkeit ſtets einen ſolchen Gegenſatz erzeugt, der, ihr gegenüber und abgeſehen von den auch ihm wieder zur Laſt fallenden Ausſchreitungen, in ſeinem vollen Rechte iſt. Es liegt ſolchen Oppoſitionen, mögen ſie übrigens ſein, wie ſie wollen, doch ſtets das wohlbegründete Verlangen zu Grunde, die durch die entgegenſtehenden Denkarten aufgehobene Totalität des menſchlichen Weſens wiederherzuſtellen; daher der große Anhang, welchen ſie in den für ſie günſtigen Zeitpunkten ſelbſt im Falle großer eigener Uebertreibung und Verirrung zu finden im Stande ſind.

3.

Im „Ausland“ 1871 Nr. 49 ſteht ein Artikel über „engliſche Kritiker und Antikritiker des Darwinismus“ von A. Dohrn, wo es heißt: „Wallace gehört ſeit einigen Jahren zu den eifrigſten Anhängern des Spiritismus. — — — — — — Es iſt natürlich leicht, eine ſolche Lehre zu verſpotten, ihre Anhänger zu verdächtigen und die ganze Sache als baaren Humbug zu brandmarken. Aber ſehr ſchwer iſt es, zu verſtehen, wie Wallace, der Aſtronom Huggins und der Mathematiker De Morgan lebhaften Antheil daran nehmen und ſich und ihren wiſſenſchaftlichen Ruf jenem Urtheil preisgeben mögen.“ Die Sache iſt gar nicht ſo unbegreiflich für den, welcher das menſchliche Weſen kennt und welcher einſieht, daß daſſelbe eine Verarmung an tieferem Gehalte, wie ſie ihm durch die moderne Negation bereitet worden iſt, unmöglich für immer ertragen kann. Auf dieſe Weiſe wird der Spiritismus, „eine der wunderbarſten Erſcheinungen unſerer Zeit," wie es daſelbſt heißt, auch im „Magazin für die Literatur des Auslandes" Nr. 19 v. 9. Dec. 1871 bei Gelegenheit der Beſprechung von Sauer's Roman: „Die Spiritiſten" gefaßt. Es wird bemerkt, daß der Spiritismus beſonders in Amerika „mit allen Anſprüchen einer neuen Lehre" auftrete und ſeine Anhänger zu vielen Tauſenden zähle. „Wunderbar", wird hinzugeſetzt, „iſt dieſe Erſcheinung wohl, jedoch dem Tieferblickenden keineswegs unerklärlich" ꝛc. Hätten nicht die letzten 10 Jahre ſowohl für die alte, wie für die neue Welt eine Reihe großer, blutiger Kriege mit ihren Folgen gebracht, die das Dichten und Trachten auch des perſönlich Unbetheiligten gewaltſam nach Außen riſſen und allem Innenleben entfremdeten, ſo wäre die erwähnte Erſcheinung gewiß noch bedeutſamer hervorgetreten. Sollte die Welt noch einmal wirklichen Frieden kennen lernen, ſo werden ſicher auch alle dieſe Fragen mehr in den Vordergrund treten."

4.

Wäre der Spiritismus etwas ſo Unbedeutendes, daß er den Stand der Dinge in unſeren Tagen durchaus nicht zu beeinfluſſen und abzuändern drohte, ſo würde in unſeren auf dem Boden der Aufklärung ſtehenden Zeitſchriften nicht ſo oft davon die Rede ſein. Es pflegt dies freilich nur im Tone des Spottes und der Verachtung zu geſchehen, der aber doch auch mit dem eines eifernden und fühlbar nicht unbeſorgten Ernſtes wechſelt. Ein derartiger Artikel kam mir neulich in dem „Neuen Blatt"*) zu Geſichte. Da heißt es: „Die Sonne der freien Forſchung, die über Deutſchland aufgegangen, läßt nicht ſolches Unkraut, ſolches Paraſitengewürm gedeihen. — — — — — — — — Das neue Evangelium wirft nur Schatten auf den menſchlichen Geiſt" ꝛc. Ein beſchatteter Geiſt wäre doch immer noch beſſer, als gar keiner; und der Materialismus erklärt ja Geiſt und Seele für eine chimäriſche Zopfidee, an deren Stelle Hirn und Stoffwechſel zu treten habe. Als „freie Forſchung“ wird dort nur diejenige Forſchung betrachtet, welche den Unglauben zum Ausgangspunkt, zum Ziel und zum Reſultate hat. Was für Begriffe! Eine wahrhaft freie Forſchung darf ſo wenig von negativer, als von poſitiver Seite geknechtet und geknebelt ſein. Der Spiritismus, heißt es, ſei „ein Unkraut, ein Paraſitengewürm,“ das nicht zu dulden iſt, wird aber doch als ein „neues Evangelium“ bezeichnet; und das iſt keine Kleinigkeit. Dieſe Aeußerungen verrathen Furcht. Recht bezeichnend iſt es, daß gerade in der Zeitſchrift: „Die Gegenwart“ *) ein Aufſatz von Karl Roſenkranz „über den Geiſter- und Wunderglauben der Gegenwart“ ſteht. Es iſt ein fulminanter Artikel, der durch ſeine Gereiztheit ebenfalls Furcht verräth; S. 341 begegnet man dem Satze: „man müſſe ſich in die Thatſache ſchicken, daß der Aberglaube auch in der Form der Wiſſenſchaft fortbauert.“ Sehr energiſch und voll Zuverſicht und Erwartung des Sieges dagegen iſt die Sprache, welche der Spiritismus — namentlich wider ſeinen Todfeind, den Materialismus — führt. „Der Materialismus,“ heißt es in einer den Spiritismus vertretenden Schrift, „iſt die Geburtsſtätte des kraſſeſten Egoismus — die Erniedrigung des Menſchen unter das Thier — die Schändung des eigenen Ich — die Auflöſung der menſchlichen Geſellſchaft — Untergang, Tod, Verweſung,“ wogegen dem Spiritismus, dem die Zukunft gehöre, das extravaganteſte Lob geſpendet wird. „Der Geiſt muß ſiegen; denn die Zeit ſeiner Herrſchaft iſt gekommen;“ der Spiritismus „weihet eine ganz neue Epoche weitgreifendſter Umwälzung in allen irdiſchen Angelegenheiten, Verhältniſſen und Lebensweiſen ein;“ er löſt die ſociale Frage, realiſirt den ewigen Frieden, gründet das Reich Gottes, das Paradies auf Erden. **) In ähnlicher Weiſe erklärt ſich der bekannte Baron v. Guldenſtubbe; er ſtellt an die Spitze ſeines Werkes: „Poſitive Pneumatologie“ ***) das Motto von Lamenais: Tôt ou tard une grande religion, qui ne sera qu' une phase de la religion immuablement une, aussi ancienne que le genre humain, aussi invariable dans ses bases essentielles que Dieu même, sortira du chaos actuel et réalisera parmi les hommes une plus vaste unité que le passé n'en connût jamais. Alexander Akſakow, Collegienrath zu St. Petersburg, Herausgeber der amerikaniſch-engliſchen Bibliothek des Spiritualismus für Deutſchland, prophezeit eine weitere wiſſenſchaftliche Entwicklung des Spiritualismus und eine in Folge derſelben eintretende „unermeßliche Revolution" in den Bereichen der Wiſſenſchaft und der Religion.*) Der Naturforſcher Wallace**) ſpricht von der „ungeheuren Anzahl" und dem „hohen Charakter" der Anhänger dieſer Richtung, ſowie von der „unermeßlichen Anhäufuug und Authenticität ihrer Thatſachen," und behauptet, daß „das in den Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus, des Hellſehens und des modernen Spiritualismus entwickelte ſogenannte Uebernatürliche eine Experimentalwiſſenſchaft ſei, welche zu unſerer Kenntniß von des Menſchen wahrer Natur und ſeiner höchſten Intereſſen gewaltig beitragen müſſe."

---

*) 1872 Nr. 20.

---

*) Von P. Lindau in Berlin v. 22. Juni 1872.

**) So in dem Buche: „Der Spiritismus der Gegenwart.“ Wien 1868.

***) Stuttgart 1870.

5.

Ich kann dieſes Thema hier nicht erſchöpfender behandeln. Man ſieht jedoch: es findet eine geiſtige Gährung Statt, von der zur Zeit noch nicht zu ſagen iſt, was ſich aus ihr herausgeſtalten werde, die aber anzuzeigen ſcheint, daß eine dem Materialismus keineswegs günſtige Wendung der Dinge bevorſtehe. Der verſchiedenartig geſtaltete Spiritualismus oder Spiritismus unſerer Tage, deſſen Trieb und Sinn im Allgemeinen dieſer iſt, ſtatt des rohen Stoffes und ſeiner äußerlichen Nothwendigkeiten den Geiſt und ſeine Thaten wieder an die Spitze zu ſtellen, wie ich es von jeher ſtets gewollt, macht dem Materialismus die geiſtige und ſittliche Weltherrſchaft bereits in der Art ſtreitig, daß ſich derſelbe ſchon jetzt nicht mehr für den alleinigen Gebieter und Geſtalter der Dinge halten und ausgeben kann, und daß er noch weit Schlimmeres von einer künftigen Epoche, zu welcher die Gegenwart den Uebergang zu bilden ſcheint, zu befürchten hat. Die Weltgeſchichte iſt ein ewig rollendes Rad; die Throne ſtürzen ſo gut, wie in der Politik, auch in den Regionen des Glaubens, des Denkens und der Wiſſenſchaft; und Manches prahlt und prangt, als wäre ihm ein unſterbliches Leben gewiß, während die Füße derer, die es hinaustragen werden, ſchon vor der Thüre ſind.

---

*) Der Spiritualismus und die Wiſſenſchaft. Herausgegeben von A. Akſakow. Leipzig 1872 S. XIII f.

**) The Scientific aspect of the Supernaturel. London 1866.

B.

Chronologiſche Ueberſicht der hauptſächlichſten Begebenheiten, Umſtände, Folgen und Zuſammenhänge des K. Hauſer'ſchen Falles.

Nachſtehende Ueberſicht ſoll den ganzen Zeitraum der K. Hauſerſchen Erſcheinung mitſammt ihren Nachwirkungen von 1828—1872 begreifen. Ich bitte, ſie mit Nachſicht aufzunehmen und die etwa bemerkbaren Lücken zu entſchuldigen. Bei mancherlei Einzelheiten, die hinzuzufügen wären, iſt zur Zeit ihres faktiſchen Vorkommens und ihrer Aufzeichnung durch mich und Andere eine beſtimmte Zeitangabe unterlaſſen worden. Es hätte über ein ſo ganz außerordentliches Phänomen von Anfang an ein genaues Tagebuch geführt werden ſollen; aber es waren nicht ſogleich die zur Würdigung deſſelben geeigneten Perſonen vorhanden; und auch, als ſolche ſich einfanden, bedachte man doch nicht ſogleich Alles, was zu thun war. Ein ſolcher Fall und Gegenſtand war noch niemals dageweſen; man war zu überraſcht davon und hatte ſich erſt nach und nach hineinzufinden. So viel nun mit größerer oder geringerer Genauigkeit chronologiſch verzeichnet und beſtimmbar iſt, ſoll hier angegeben werden. Nicht unerwähnt laſſen wollen wir hiebei auch Einiges, was mit der Hauſerſchen Erſcheinung und Geſchichte in, wenn nicht wirklichem, doch muthmaßlichem, ja wahrſcheinlichem Zuſammenhange ſteht, und ſich auf das im dunkeln Hintergrunde ſtehende Myſterium bezieht, von welchem die Abtheilung K handelt.

1828.

26. Mai Erſtes Erſcheinen des Findlings in Nürnberg — es war am 2. Pfingſtfeiertag Nachmittags zwiſchen 4—5 Uhr auf dem ſogenannten Unſchlittplatze — und Beginn ſeines Aufenthaltes im Gefängnißthurm daſelbſt, wo Andreas

Hiltel, ein erfahrener, kluger, biederer, in ſeiner Art trefflicher Mann, den kein Betrüger zu täuſchen vermochte, Gefangenwärter war. Zwei Tage nach Hauſer's Ankunft beſucht ihn der k. Stadtgerichtsarzt Dr. Preu, ein ſehr intelligenter und geiſtvoller Mann, und kommt nach einiger Zeit zu dem Reſultate, daß er weder Betrüger, noch blödſinnig, ſondern von gutem Verſtande, aber in jeder Art verſäumt und aller menſchlichen Geſellſchaft beraubt worden ſei. Eben ſo entſcheidet ſich Hiltel in Folge der ſorgfältigſten Beobachtungen und verfänglichſten Prüfungen*) ganz für H. und bleibt auch weiterhin beharrlich bei ſeiner Behauptung, daß in H. keine Art von Verſtellung und Täuſchung geweſen.

Ueber den Zuſtand Hauſer's bei und kurz nach deſſen Ankunft ſagt Freiherr v. Tucher**): „Er war nach meiner und wohl aller Anderen, die ihn beobachtet haben, Auffaſſung der **eines Kindes, welches erſt vor nicht gar zu langer Zeit zu laufen und zu ſprechen angefangen hat.**“

Den Andeutungen nach, welche H. gab, als er ſich einigermaßen verſtändigen konnte, war er Jahre lang in einem dunklen Loche verſteckt, darin in ſitzender Stellung feſtgebunden geweſen, mit Waſſer und Brod kümmerlich ernährt worden und hatte ſich im Wachen mit einigen Spielſachen für Kinder beſchäftigt. Beweiſe für eine wirklich erlittene Gefangenhaltung der Art bilden nicht nur die pſychiſchen, ſondern auch die phyſiſchen Eigenthümlichkeiten des Findlings, die nicht auf Verſtellung beruhen konnten, wie namentlich die Beſchaffenheit ſeiner weichen, ſchwielenloſen, wunden und verwundbaren Füße, Fußſohlen und Hände, ſeiner Augen, für die es keine Finſterniß gab, ſeiner Nahrung, die auch noch nach ſeiner Ankunft geraume Zeit lang ausſchließlich in Waſſer und Brod beſtand ꝛc.

---

*) Hiltel nahm ſolche bei verdächtigen Gefangenen bei Tag und Nacht, wenn ſie wachten und wenn ſie ſchliefen, vor, belauſchte ſie auch von ihnen ungeſehen und unbemerkt.

**) Augsb. Allg. Zeitung Nr. 41 Beilage vom 10. Febr. 1872.

Juni. Meine durch Freiherrn v. Tucher veranlaßte Bekanntſchaft mit ihm, ohngefähr 3 Wochen vor ſeinem, am 18. Juli erfolgten Eintritt in mein Haus. Ich unterrichte ihn auf dem Thurme aus freiem Antriebe und ohne beſondere Abſicht, ſo weit es die Umſtände möglich machen. *) Er zeigt außerordentliche Lernbegierde, enorme Befähigung und eine in's Fabelhafte gehende Gedächtnißkraft. **) In moraliſcher Beziehung iſt er von abſoluter Reinheit, Unſchuld, Güte und Seelenſchönheit. Was die ihm von den Gegnern im Intereſſe ihrer Negation ſo vorwurfsvoll zur Laſt gelegte Unwahrhaftigkeit betrifft, ſo ſagt Herr v. Tucher: „In der Periode der erſten Monate iſt, meines Wiſſens, eine wiſſentliche oder abſichtliche Täuſchung bei H. nicht vorgekommen.“ Ich kann daſſelbe bezeugen. Seine Wahrheitsliebe war in den erſten Zeiten eine ganz rigoroſe und in's Pedantiſche gehende. Dr. Preu ſprach von dem „wahrhaft heiligen Wahrheitsgefühle“ deſſelben. ***) In phyſiſcher Beziehung war H., allen meinen und meiner Freunde Beobachtungen nach, von beiſpielloſer Reizbarkeit und Empfindlichkeit, ſo daß er Dinge verſpürte, für die ſonſt Niemand Sinn und Empfindung zu haben pflegt. Näheres darüber findet man in meinen früheren Schriften über den Fall, ſo wie auch in der gegenwärtigen; auch bei Feuerbach, in den Berichten der Nürnberger Aerzte, ſelbſt in Dr. Meyer's feindſeligem Buche, da derſelbe doch nicht Alles der Art unterdrücken konnte. Freiherr v. Tucher hat noch neueſtens in der Augsb. Allgem. Zeitung ſeine durchaus nur beſtätigende Erklärung darüber gegeben. Die Sache ſteht ſo, daß Zweifel und Verneinung in Hinſicht des allbezeugten Faktiſchen nicht für erlaubt gelten kann. Von animaliſchen Organismen empfand H. in dieſer Periode eine Strömung, die er „Anblaſen" nannte; mineraliſche Gegenſtände zogen ihn. Die Schärfe der Sinne, namentlich Geſicht, Gehör, Geruch, war von der außerordentlichſten Art; er ſah auch in tiefſter Nacht und Finſterniß, wovon wir, ich und meine Freunde, uns durch die ſchärfſten und ſorgfältigſt angeſtellten Proben überzeugt haben.

---

*) Was mir der einfache, harmloſe Antheil, den ich an dem Knaben nahm, mein ganzes übriges Leben hindurch bis an den Rand des Grabes für Anfeindung, Herabſetzung, Verhöhnung, Beſchimpfung und Verwicklung in den gehäſſigſten Streit und Kampf eintragen werde — davon hatte ich damals keine Ahnung. Dieſer Antheil iſt die Urſache, daß man noch jetzt i. J. 1872 darauf ausgeht, mich mit allen möglichen Mitteln um meinen ehrlichen Namen zu bringen und ſchmachvoll in den Staub zu treten!

**) Dieſe konnte in Beziehung auf Dinge, die ihm in jedem Falle neu ſein mußten, unmöglich auf Verſtellung und Betrug beruhen.

***) Wie abſcheulich er dagegen von Anderen getäuſcht wurde, wird in dieſer Schrift zur Sprache kommen. Das aber wird nicht gerügt. Nur er war der Lügner und Betrüger; die verdächtigſten und erweislich lügenhafteſten Perſonen dagegen waren engelrein und die Wahrheit ſelbſt.

7. Juli. Bürgermeiſter Binder's Bekanntmachung über den Findling.

11. Juli. Anſelm Ritter von Feuerbach, königl. bayr. Staatsrath und Appellationsgerichts-Präſident zu Ansbach, beſucht ihn — ebenfalls auf Herrn v. Tucher's Anregung — auf dem Nürnberger Gefängnißthurm. *)

18. Juli. Er wird in meine Wohnung verſetzt und meiner Pflege übergeben. Sein Geſundheitszuſtand iſt zu dieſer Zeit höchſt bedenklich. **) Er genießt auch hier noch Anfangs bloß Waſſer und Brod.

Sommer. Er lieſt die Geſchichte Joſeph's und ſeiner Brüder, das Erſte, was er zugleich lieſt und verſteht. ***)

---

*) Feuerbach erkannte, wie H. v. Tucher (in der Augsb. Allg. Zeitung vom 9. Febr. 1872 Beilage Nr. 40) bemerkt, ſogleich mit der Schärfe ſeines durchdringenden Geiſtes den ganzen Umfang der intereſſanten Erſcheinung in anthropologiſcher, pſychologiſcher, phyſiologiſcher und criminaliſtiſcher Hinſicht.

**) Dr. Oſterhauſen bezeugt (Meyer S. 163): „Als H. von Prof. Daumer aufgenommen wurde, fühlte er ſich ſo erſchöpft, daß ſein Leben in der größten Gefahr ſchwebte." Die zarte Behandlung, die ich ihm widerfahren ließ und über die ſo viel geſpottet worden iſt, war mir geboten und hat ihm damals wohl das Leben gerettet.

***) Vergl. meine „Mittheilungen über K. H." II, 10.

Juli. August. September. Er gewöhnt ſich an Waſſerſuppe, ungewürzte Chocolade, Milchbreie, Kartoffeln.

August. Er ſieht zum Erſtenmal den geſtirnten Himmel; ſein Erſtaunen und Entzücken darüber iſt unbeſchreiblich. Daſſelbe wandelt ſich aber bei dem Gedanken, daß ihm durch ſeine Einſperrung ſo viel Schönes entzogen worden ſei, in die tiefſte Schwermuth und er bricht in ein langes, ſchwer zu ſtillendes Weinen aus.*)

Ende Auguſt's. Zu dieſer Zeit war er, wie in meinen Aufzeichnungen ſteht, geiſtig und phyſiſch zu einer gewiſſen Beſtimmtheit und Entſchiedenheit gekommen. Er hatte ſich vom alleinigen Genuſſe des ſchwarzen Brodes entwöhnt; er fing an, ſich ziemlich geläufig und verſtändlich auszudrücken; er unterſchied, ohne Beides wie früher zu confundiren, Lebendiges und Todtes, Organiſches und Unorganiſches; er begann Scherz und Ernſt zu unterſcheiden, hatte es gerne, wenn man mit ihm ſcherzte und es kam in ſeine eigenen Aeußerungen und Antworten viel Humor; ſeine Thätigkeit war nicht mehr bloß auffaſſend und nachahmend, ſondern zum Theil produktiv; er entwarf ſelbſt Briefe und Aufſätze, wenn auch in ſehr mangelhafter Form.

Auguſt. Er träumt von einem Schloſſe, in welchem er früher einmal geweſen zu ſein glaubt; vergl. unter'm 14. Sept.

September. Er fängt an, ſeine Lebensgeſchichte zu ſchreiben, macht auch den Anfang zu einem Tagebuch.**)

---

*) Das Alles ſoll Verſtellung geweſen ſein! Kann man die Rohheit und den Unſinn weiter treiben? Die nähere Beſchreibung dieſer Scene ſ. „Mittheilungen" I, S. 37. Feuerbach, K. H. S. 99.

**) Es iſt aufgezeichnet: „Zu Anfang Septembers 1828 kam er, ohne dazu aufgefordert zu werden, auf den Gedanken, ſich das Merkwürdigſte und Bedeutendſte, was ihm begegnete, in Form eines Tagebuches aufzuſchreiben." Dieſen Notizen widerſpricht Mehreres, was in Dr. Meyer's Buche ſteht. S. 425 ſagt Lehrer Meyer: Niemand habe bei H. jemals ein Tagebuch geſehen, und er ſei überzeugt, daß er gar nie eines geführt; denn er habe zu einem freiwilligen, täglich wiederkehrenden Geſchäfte keine Luſt und Kraft gehabt. Ein angefangenes Tagebuch von H. iſt noch in meinen Händen und über ſein Befinden führte er während der mit

9. Sept. Er macht Papparbeiten von ſolcher Reinheit und Schönheit, daß ſich kein Buchbinder derſelben zu ſchämen hätte.*) — Er wird von einer kleinen Quantität friſchen Weinbeerſaftes berauſcht. — Er findet zufällig die feinere, gewürzte Brodart wieder, mit welcher er in ſeinem Käfig genährt worden war, weint Freudenthränen darüber und bekommt in Folge dieſer Aufregung ſehr ſtarke Zuckungen.

11. Sept. Er reitet zum erſten Male ſpazieren.

14. Sept. Er erinnert ſich auf der Nürnberger Burg mit um ſo größerer Beſtimmtheit des Schloſſes, von welchem er geträumt. Man findet die Beſchreibung dieſes Schloſſes, welche, wie Feuerbach ſagt, ſo genau iſt, daß ein Baukünſtler einen Riß darnach entwerfen könnte, in meinen „Enthüllungen" S. 261 ff., dann auch, weniger umſtändlich, einer Aufzeichnung Hauſer's aus dem Jahr 1832 gemäß, in Feuerbach's Memoire; ſ. deſſen Leben und Wirken II. S. 322 f.

October. Metall — Geld in einem Sack gebracht — wirkt noch in ſolchem Grad auf ihn, daß er von dem Claviere, an dem er ſitzt, aufſteht und ſich, den Schweiß von der Stirne wiſchend, aus dem Zimmer entfernt.

Ende Octobers. Er wundert ſich über ein beſchneites Dach und wähnt, es ſei angeſtrichen worden.

November. Gewöhnung an Fleiſchkoſt, die eine ſeine feinen Empfindungen abſtumpfende Wirkung thut, ſeine früher ſo ganz abſonderlichen geiſtigen und phyſiſchen Beſchaffenheiten in dem Grade mindert, daß von der Zeit an eine weſentlich neue Periode ſeines Zuſtandes und ſeiner Entwicklung datirt, ſo jedoch, daß ſeine früheren Qualitäten doch noch zeit- und theilweiſe zur Erſcheinung kommen. Was die eigenthümlichen Empfindungen für das Mineraliſche be-

---

ihm angeſtellten Heilverſuche ſehr genaue Tagebücher, die ich ebenfalls noch aufzeigen kann.

*) Die Käſtchen, die er machte, verſchenkte er an Perſonen, die ihm werth waren und denen er Dank ſchuldig war. Da wollte aber die ganze Welt Kaspar Hauſer'ſche Käſtchen haben, was ihm auch wieder zu großer Bedrängniß gereichte.

trifft, ſo iſt aufgezeichnet: „Zu Anfang Novembers fühlt er Silber nicht mehr; zu Ende dieſes Monates Glas in vermindertem Grade; Queckſilber noch ſehr ſtark; zu Ende Decembers wirkte Gold nicht mehr, Glas nur, wenn er es mit der Linken berührte, welche in dieſen Beziehungen empfindlicher, als die Rechte war.“ *)

1829.

Frühling. Er ſchreibt ein gereimtes Gedicht nieder. **)

März. Was ſein Metallfühlen betrifft, ſo wird Platina nicht mehr geſpürt. Gewitter machen noch immer einen ſtarken Eindruck auf ihn.

April. Auch jetzt noch wirken Gewitter. Am 2. des Monates hat er einen ſymboliſch-poetiſchen Traum. ***)

16. Mai. Er wird vom Geruch eines Firnißes ſehr krank und leidend; es erfolgt Huſten, Augenentzündung, Erbrechen. *Der ganze Leib wird gelb.* †)

Juni. Er klagt, daß er nicht mehr ſo fein höre, wie früher.

Er ſpürt beim Anfühlen von Menſchen nichts Eigenthümliches mehr, außer ein wenig von mir, der ich die ſtärkſte magnetiſche Wirkung auf ihn machte. Queckſilber am Spiegel fühlte er noch ein wenig. ††)

September. Noch iſt ihm Süßes zuwider.

3. October. Er wird von Rittmeiſter v. **Weſſenich** muthwillig belogen und beſchwert ſich darüber nachher in einem Verhör am 20. October 1829.

17. October. Mordverſuch in meinem Hauſe und ſchwere Erkrankung in Folge deſſelben. †††)

---

*) Vergl. meine „Mittheilungen“ II. S. 41.

**) Daſelbſt I. S. 45.

***) „Mittheilungen“ II. S. 29.

†) Der zuletzt angeführte auffallende Umſtand, der auf keiner Verſtellung beruhen konnte, wird auch von Dr. **Preu** berichtet.

††) „Mittheilungen“ I. S. 17 ff.

†††) Er erhielt mit einem ſcharf ſchneidenden Inſtrumente eine Hiebwunde auf die Stirne, $10^1/_2$ Linien über der Naſenwurzel, $19^1/_2$ Linien lang. Ein damals in mein Haus kommendes, etwa 9jähriges Milchmädchen, das leider nicht ver-

December. Er wird von mir hinweg in die Wohnung des Kaufmanns und Magiſtratsrathes Biberach verſetzt.*)

1830.

März. v. Pirch und Saphir entdecken, daß H. ungariſche und polniſche Wörter und Redensarten verſteht und ungariſche Sitten kennt. Es erwachen, im Zuſammenhange damit, beſtimmte Erinnerungen aus ſeiner Kinderzeit in ihm.

Mai. H. zerfällt mit der Biberach'ſchen Familie**) und kommt zu dem zu ſeinem Vormunde ernannten Freiherrn v. Tucher in Nürnberg, wo er ſich 1¾ Jahr lang tadellos und zur vollen Zufriedenheit ſeines ihn in liebreicher, aber ernſter Weiſe behandelnden und beaufſichtigenden Vormundes und Verpflegers beträgt.***)

---

nommen wurde, hatte den Mann mit ſchwarzem Geſichte und blinkendem Beile lauern geſehen und erſchreckt die Flucht ergriffen. Die Perſon lebt heute noch und bezeugt ihre Wahrnehmung.

*) Es waren, ſo viel ich mich erinnere, mehrere Urſachen, welche zu dieſer Verſetzung bewogen. So mein damaliger, in hohem Grade verſchlimmerter Geſundheitszuſtand; auch hielt man den Findling in Biberbach's Hauſe für ſicherer, als bei mir. Unrichtig aber iſt die Angabe, ich ſei mit ihm ſo arg zerfallen, daß ich ihn nicht mehr haben mochte und gleichſam aus dem Hauſe ſtieß. Ich blieb auch nach jener Entfernung ſtets mit ihm in enger, freundſchaftlicher Verbindung, beſuchte ihn und empfing Beſuche von ihm; er nahm beſonders, wenn ihn ein Unwohlſein befiel, ſeine Zuflucht zu mir. Vergl. die Berichte im II. Hefte meiner „Mittheilungen" S. 54 ff.

**) Wo beſonders Frau Biberbach, Gattin des Kaufmanns Biberbach, ſeine erbitterte, unverſöhnliche Feindin wird, worüber das Nähere die Abth. H enthalten wird. Die Urſachen dieſer Feindſchaft, welche freilich nicht in jenem nach Ansbach geſchriebenen verläumderiſchen Briefe ſtehen, auf welchen die Gegner ein ſo großes Gewicht legen, ſind nicht von der Art, daß ſie dem Findling in Wahrheit zur Schande gereichen. Die Frau iſt nachher, nachdem ſie ſich in der Raſerei aus dem Fenſter geſtürzt, eines traurigen Todes geſtorben.

***) „Es gelang mir", ſagt v. Tucher (Augsb. Allg. Zeitung v. 12. Febr. 1872 Nr. 43), „ihn ſo zu führen, daß während des ganzen Zeitraumes von $1^{3}/_{4}$ Jahren, wo er unter meiner ſpeciellen Leitung ſtand, auch nicht ein einziger Fall von Exceß, Lüge, Betrug vorgekommen iſt." Von einem wenig erheblichen Ausnahmsfalle weiß v. Tucher nicht mehr, ob er in dieſe Periode fiel. Das gute Verhalten Hauſer's während dieſer ganzen

Juli. Polizeirath Merker in Berlin *) ſpricht den Verdacht aus, daß H. ein Betrüger ſei. Ein verſchmitzter Schulbube ſei vermuthlich ſeinen Angehörigen entlaufen, um Cavalleriſt zu werden.

1831.

Mai. Graf Stanhope erſcheint in Nürnberg und zieht den Findling an ſich, indem er alle ſchwachen Seiten des Menſchen und Kindes bei ihm zu ſeinem Zwecke benützt.

Juni. Merker's „Nachrichten über K. Hauſer" in der erwähnten Zeitſchrift.

Juli. H. macht mit ſeinem Vormund Freiherrn v. Tucher und dem Gensdarmerielieutenant Hickel eine Reiſe nach Ungarn. **)

November. H. v. Tucher beſchwert ſich über den höchſt verderblichen Einfluß des Grafen.

December. H. wird nach Ansbach verſetzt und dem Lehrer Meyer daſelbſt übergeben.

1832.

Feuerbach's Schrift über K. H. und meine „Mittheilungen" über ihn. Im Febr. dieſes Jahres ſendet Feuerbach an die Königin Karoline von Bayern ein Memoire, worin über Hauſer's Herkunft gehandelt und derſelbe als ein angeblich geſtorbener, in Wahrheit aber, wegen ſeiner Berechtigung zur Thronfolge, nur bei

---

Periode war ein Zeichen, daß es um den ſittlichen Zuſtand ſeines Charakters, bevor ſich der verderbliche Einfluß des Umganges mit Lord Stanhope zu äußern begann, durchaus nicht ſo übel ſtand, als er im Meyer'ſchen Läſterbuche dargeſtellt wird.

*) „K. Hauſer, nicht unwahrſcheinlich ein Betrüger". Berlin, im Juli 1830. Zuerſt in Merker's „Beiträgen zur Erleichterung des Gelingens der praktiſchen Polizei".

**) Auf welcher jedoch die Reiſenden, in Preßburg angekommen, ohne irgend welche Nachforſchungen angeſtellt zu haben, umkehren mußten, weil in derſelben Zeit der Sanitätscordon gegen die Cholera gezogen wurde.

Seite geſchaffter badiſcher Prinz, Sohn der Großherzogin Stephanie, bezeichnet wird.

10. Febr. Die Nürnberger Feindin ſchreibt einen höchſt übelwollenden Brief nach Ansbach. *)

October. H. erhält Religionsunterricht bei Pfarrer Fuhrmann in Ansbach, der von ſeiner Unſchuld überzeugt iſt und ihm ein ſchönes Zeugniß gibt, wiewohl er das Phänomen nicht mehr in der ungetrübten Reinheit und mit all den laut ſprechenden Eigenheiten der erſten Periode, wie wir in Nürnberg, vor ſich hat.

1833.

20. Mai. Er begeht ſeine Confirmationsfeier. Der Genuß des Weines hiebei macht ihn krank.

29. Mai. Feuerbach ſtirbt plötzlich zu Frankfurt a. M. Es entſteht der Verdacht, derſelbe ſei durch Gift aus dem Wege geräumt worden. **)

---

*) S. hierüber das Nähere unter H. Nr. V.

**) In „Anſelm Ritter v. Feuerbach's Leben und Wirken". Leipzig 1852. II. S. 346 heißt es: „Feuerbach hatte ſich von ſeiner vorangegangenen Schwäche ſcheinbar ganz wieder erholt und des beſten Wohlſeins erfreut, als er auf einer Spazierfahrt nach dem Königsſtein plötzlich erkrankte und in der Nacht des folgenden Tages, den 29. Mai 1833, den Geiſt aufgab. Bei der Leichenöffnung zeigten ſich alle edlen Theile fehlerlos, die Krankheit wurde für nervös erklärt. Das Publikum im Allgemeinen aber ſchrieb ſeinen Tod einer Vergiftung wegen ſeiner Theilnahme an K. Hauſer's Schickſal zu. Auffallend iſt es allerdings, daß dieſer noch im nehmlichen Jahre ermordet wurde." Feuerbach war, wie es ſcheint, der Enthüllung des Myſteriums ſtark auf der Spur. Er ſagt S. 137 f. ſeines Buches: „Wenn nun aber die Neu- oder Wißbegier des Leſers noch mehr von mir zu vernehmen wünſcht; wenn er mich nach den Ergebniſſen der gepflogenen gerichtlichen Unterſuchung fragt; wenn er gern wiſſen möchte, nach welchen Richtungen hin jene (bei dem Nürnberger Mordverſuch bemerklich gewordenen) Spuren geführt, an welchen Orten die Wünſchelruthe wirklich angeſchlagen hat und was dann weiter geſchehen und erfolgt ſei, — ſo bin ich im Falle antworten zu müſſen, daß ich dem Schriftſteller nicht erlauben darf, öffentlich von Dingen zu reden, welche vor der Hand nur noch dem Staatsbeamten zu wiſſen oder zu vermuthen erlaubt ſind. Uebrigens darf ich die Verſicherung ausſprechen, daß die forſchende Juſtiz, unter Anwendung aller ihr zu Gebote ſtehenden Mittel, Herbſt. H. kommt nach Nürnberg zum dortigen Volksfeſte, bei welcher Gelegenheit er mich mehrmals beſucht, ſehr heiter erſcheint und mir ſeinen Plan mittheilt, ſo wie es die Umſtände erlauben würden, zu mir zu ziehen und unter meinen Augen ſeine Geſchichte zu ſchreiben.

14. Decemb. Er iſt Morgens und nach Tiſche bei Pfarrer Fuhrmann, erſcheint ganz heiter und unbefangen und beträgt ſich mit gewohnter Liebenswürdigkeit. Er erhält hierauf im Schloßgarten zu Ansbach eine tiefe, abſolut tödtliche Stichwunde. *)

17. Decemb. Sein Tod, der ihm durch das Benehmen ſeiner Umgebung, die ihn als einen Betrüger und Selbſtmörder behandelt, grauſam verbittert wird. Er ſtirbt unter laut erhobener Klage darüber, übrigens ruhig und fromm. **)

ſelbſt der außergewöhnlichſten, ihre Pflichten eben ſo raſt= als rückſichtslos zu erfüllen, nicht ohne allen Erfolg, bemüht geweſen iſt. Allein dem Arme der bürgerlichen Gerechtigkeit ſind nicht alle Fernen, noch alle Höhen und Tiefen erreichbar; und bezüglich mancher Orte, hinter welchen ſie den Rieſen eines ſolchen Verbrechens zu ſuchen Gründe hat, müßte ſie, um bis zu ihm vorzubringen, über Joſua's Schlachthörner oder wenigſtens über Oberons Horn gebieten können, um die mit Flegeln bewehrten, hochgewaltigen Koloſſe, die vor goldnen Burgthoren Wache ſtehen und ſo hageldicht dreſchen, daß zwiſchen Schlag und Schlag ſich ungeknickt kein Lichtſtrahl drängen mag, für einige Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen.

Doch was verübt die ſchwarze Mitternacht,
Wird endlich, wenn es tagt, an's Sonnenlicht gebracht."

Es iſt klar, daß ein ſolcher Mann nicht am Leben bleiben durfte. Auch ſein Sohn Eduard, der Juriſt, ſtarb, wenn ich mich recht erinnere, plötzlich und unerwartet an Vergiftungsſymptomen.

*) Auf's Genaueſte beſchreibt dieſelbe Dr. Heidenreich in ſeiner Abhandlung über K. Hauſer's Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung im Journal für Chirurgie von Gräfe und Walther, Bd. XXI. S. 93 ff. Er ſagt dann S. 113: „Es liegt alſo eine vierfache Tödtlichkeit der Wunde vor." Dieſe ſoll ſich der furchtſame, wehleidige, lebensdurſtige, ſich vor einer ihn gar nicht bedrohenden Waffe, einer Toilettenſcheere, einem Federmeſſer entſetzende Menſch ſelbſt beigebracht haben; und ſolchen Unſinn zu behaupten, ſoll „geſunder Menſchenverſtand, nüchterne Kritik" ꝛc. ſein!

**) „Abends 10 Uhr, 78 Stunden nach der Verletzung ein ſanfter und ſtiller Tod," ſagt Dr. Heidenreich in ſeiner Abhandlung S. 99. „Die Geſichtszüge waren wenig entſtellt, jedoch mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes." Daſ. S. 104.

18. Decemb. Des wohlwollenden und geſinnungstreuen Bürgermeiſters Binder Traueranzeige im Korreſpondenten v. u. f. Deutſchland vom 19. Dec. 1833. *)

19. Decemb. Gerichtliche Leichenöffnung zu Ansbach, Vormittags 9 Uhr, 35 Stunden nach Hauſer's Tode. Sehr merkwürdige und für die Wahrheit der Hauſer'ſchen Geſchichte (Einkerkerung, Mangel an Bewegung, freier Luft, geiſtiger Anregung und Entwicklung ꝛc.) evident ſprechende Reſultate, namentlich was die Beſchaffenheiten der Leber, der Lunge und des Gehirns betrifft. **)

Graf Stanhope, der ſich ſchon vorher zurückgezogen, Zweifel geäußert und ſein Verſprechen, den Findling mit ſich nach England zu nehmen, unerfüllt gelaſſen, gibt nun eine völlig veränderte Anſicht und Geſinnung offen kund, erklärt ſeinen vormaligen Liebling und Schützling für einen ſchlechten Burſchen, Betrüger und Selbſtmörder, in welchem er ſich getäuſcht, den er aber nun in ſeiner wahren Geſtalt erkannt.

1834. 1835.

Der Graf ſetzt ſich mit Merker in Verbindung, ſammelt Zeugniſſe und ſtreut Schriften aus, welche jene negativen Behauptungen zu unterſtützen und zu beweiſen den Zweck haben.

Im Frühling 1834 iſt er auch bei mir, gibt ſich viele Mühe, mich zu ſeinem Verbündeten zu machen und zu

---

Man hatte ihm ein Geſtändniß ſeines vermeintlichen Betruges vergebens zu entlocken geſucht. Ueber ſeine letzten Aeußerungen ſ. unten G. Die Aerzte Heidenreich und Albert glaubten an Hauſer's Unſchuld und Ermordung durch fremde Hand, wiewohl Erſterer eine förmliche Erklärung darüber vermeidet. Mehrere einzelne Stellen ſeiner Abhandlung, ſowie auch ſeine Darſtellung im Ganzen, ſofern er den für H. ſprechenden pſychologiſchen und anatomiſchen Gründen das Uebergewicht gibt, laſſen keinen Zweifel zu, daß er zu den ganz entſchieden Gläubigen und Ueberzeugten gehört habe.

*) Wir geben ſie in dem Abſchnitte L.

**) Es iſt hierüber das Gutachten Dr. Albert's und die ſchon oben citirte Abhandlung Dr. Heidenreich's in Gräfe's und Walther's Journal zu ſehen.

einem Schritte wider K. H. zu bewegen. Da ich nicht darauf eingehe, ſo bricht er ſeine Beziehung zu mir ab und ſetzt ſich in ein gegneriſches Verhältniß zu mir. Seine Schrift: „Materialien zur Geſchichte K. Hauſer's.“ Heidelberg 1835 bei Mohr.

In das Jahr 1834 fällt auch der animoſe Angriff des Geheimrathes Ritters von Lang in Ansbach*) und meine Abwehr deſſelben in der Augsb. Allg. Zeitung.**)

Es kommen aber in dieſem Jahre noch ganz andere Dinge in Anregung. Ein gewiſſer Garnier, ein geborner Raſtatter und im Elſaß lebender Flüchtling, macht in Druckſchriften die Anzeige, K. H. ſei der nur angeblich geſtorbene badiſche Erbprinz, und gibt als deſſen Mörder den berüchtigten Major von Hennenhofer***) an, der dadurch in große Unruhe verſetzt wird und Alles anwendet, um dieſe Druckſchriften zu unterdrücken; vergl. unter dem Jahr 1835.

Es ereignet ſich ferner im Jahr 1834 der unter auffallenden Umſtänden erfolgte Tod des ehemaligen badiſchen Staatsminiſters Freiherrn v. Hacke. An den Direktor des Kreis- und Stadtgerichts Ansbach war ein anonymer Brief gelangt mit der Anzeige: H. ſei ein badiſcher Prinz, worüber v. Hacke und General v. Tettenborn Auskunft geben könne. Erſterer ſollte deßhalb vernommen werden, betrug ſich dabei ſehr ſonderbar und kam der Vernehmung, zu der er trotz ſeines Proteſtirens geſetzlich angehalten wurde, wie Einige glauben, durch einen freiwilligen Tod zuvor.

---

*) „Der ſogen. Hammelburger Reiſende, der Alles, ſo auch insbeſondere, was von Feuerbach ausging, zum Gegenſtande ſeines Witzes und Spottes machte und dieſer Neigung jederzeit kein Bedenken trug, die Wahrheit zu opfern,“ wie Herr v. Tucher in der Allgem. Zeit. bemerkt.

**) Außerordentl. Beilage Nr. 49—51. Ich wurde hiebei von Bürgermeiſter Binder in Nürnberg und von Hofrath Hofmann in Ansbach unterſtützt.

***) Derſelbe war urſprünglich Buchhändlergehülfe, 1813 Feldjäger des Großherzogs Karl, dann unter dem Großherzog Ludwig deſſen entſchiedener Günſtling und Leiter des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, ein Mann, dem man alles Uebele zutraute.

1835.

Ermordung des Studenten Leſſing bei Zürich. Sie hat die Verhaftung des Apothekergehülfen Sailer zur Folge, eines von denen, durch welchen der oben erwähnte Garnier ſeine auf Baden und Hennenhofer hinweiſende Flugſchrift zu verbreiten ſuchte. Bei dieſem Sailer findet ſich nun eine Anzahl von Briefen Hennenhofer's, die das böſe Gewiſſen deſſelben verrathen und die Behauptung beſtätigen, daß er in die Hauſer'ſche Geſchichte auf eine verbrecheriſche Weiſe verflochten ſei.

Stanhopes Materialien,

1837 u. 1839.

Erſcheinung der Schriften einer alten Engländerin, Gräfin von Albersdorf, geb. Lady Graham, in welcher Graf Stanhope auf das Härteſte angegriffen, einer von ihm geſpielten trüglichen Rolle und der Theilnahme an dem Verbrechen beſchuldigt wird.

1840—1847.

„Kaſpar Hauſer, der Thronerbe Badens." Paris 1847. Mit einer Vorrede von Seb. Seiler, Juſtizactuar aus Preußen. Auch in dieſer Schrift wird Hennenhofer als Hauſer's Mörder bezeichnet.

1848.

Hennenhofer, durch Gerüchte und Schriften, wie die angeführten, in das ſchlimmſte Licht geſetzt, iſt in Gefahr, ein Opfer der Volkswuth zu werden.

1850.

Deſſen Tod. Seine Papiere werden weggenommen; ſeine auf K. H. bezüglichen Memoiren exiſtiren aber noch in ?

---

*) So die „Frankfurter Zeitung". ſ. unter K.

mehr als einem Exemplare, und harren ihrer Veröffentlichung, die aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht ausbleiben wird. Eine der wichtigſten Stellen daraus wird man unten ausgehoben finden.

1857.

Der däniſche Etatsrath und Phyſiolog Eſchricht hält Vorträge über K. H. und gibt über ihn eine Schrift: „Unverſtand und ſchlechte Erziehung“ (Berlin 1857) heraus, in welcher er den Findling für einen urſprünglichen Idioten niedrigen Standes erklärt, der dann aber Intelligenz und Schlauheit genug entwickelt habe, um, vom Unverſtande ſeiner Erzieher und Vorgeſetzten begünſtigt, die Rolle eines Betrügers zu ſpielen und die geiſtvollſten und berühmteſten Leute zu dupiren.

Andererſeits ſpricht in dieſem Jahre, nach dem Berichte der „Frankfurter Zeitung“*), der Geheimrath Welcker ſeine Ueberzeugung dahin aus, daß K. H. wirklich der älteſte Sohn des badiſchen Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie geweſen, und gibt eine Reihe darauf hinführender Indicien an.

1859.

Meine „Enthüllungen über K. H.“ Frankfurt a. M. 1859. Gegen Eſchricht und Stanhope gerichtet.**)

---

*) Nr. 61 Blatt 2 v. 1. März 1872.

**) In Bezug auf Letztern vielleicht zu einſeitig. Durch den unendlich widrigen Eindruck beſtimmt, den dieſer Mann, als er mich für die Negation anzuwerben verſuchte, auf mich und meine Mutter gemacht, die in ihrer Indignation ein furchtbares Wort wider ihn ausſprach, richtete ſich mein Argwohn nur auf ihn. Doch bemerkte ich ſchon in jener Schrift, es ſei allerdings die Frage, ob er einfach nur in eigenem Intereſſe, oder im Dienſte Anderer, mit welchen er im Bunde geſtanden, ſeine — jedenfalls unaufrichtige, verdachtvolle und jedes beſſere Gefühl empörende — Rolle geſpielt. Die Pariſer Broſchüre will von einer geheimen Verbindung deſſelben mit Hennenhofer wiſſen, worauf auch anderweitige Gerüchte und Zeugniſſe hinführen.

1868.

Die „Frankfurter“ Zeitung, welche die Anſicht vertritt, daß K. H. ein badiſcher Prinz und Thronerbe geweſen, enthält Artikel über dieſes Thema Nro. 201 f., 222, 229, 269.

1872.

Dr. Julius Meyer, Sohn des Lehrers Meyer, bei welchem K. H. in Ansbach gelebt und geſtorben, welcher, in Verbindung mit dem Grafen Stanhope und dem Gensdarmerie-Officier Hickel, eine äußerſt feindſelige Geſinnung wider den Findling entwickelt und ihn, mit Jenen zuſammenwirkend, in den ſchlechteſten Ruf zu bringen geſucht, gibt, um das Werk ſeines Vaters und der beiden Anderen zu krönen, mit tendenziöſer Benützung des ihm zur Veröffentlichung geſtatteten Actenmaterials*) und der hinterlaſſenen Papiere Lehrer Meyer's und Hickel's ſeine die veraltete Spitzbubentheorie erneuernden „Authentiſchen Mittheilungen“ (Ansbach 1872) heraus — die Veranlaſſung zu Freiherrn v. Tucher's ſofortigem antikritiſchen Auftreten in der Augsb. Allgem. Zeitung,“ **) mehreren Zeitungsartikeln von mir***) und der vorliegenden Schrift. Bedeutend ſind ferner die gegen Dr. Meyer gerichteten Artikel der „Frankfurter Zeitung,“ welche in

2

---

*) Dieſe Geſtattung hatte aber wohl ſchwerlich den Sinn, daß ein ſolches Werk entſtehen ſolle; M. hat dieſelbe auf die ſündhafteſte Weiſe mißbraucht, und das um ſo mehr, weil er höchſt relevante Beſtandtheile des Actenmaterials unterdrückt hat. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß eine neue, tendenzloſe, von einer ganz unbetheiligten Perſon beſorgte Auswahl alles Wichtigen und Intereſſanten aus den vorhandenen, ohnehin ſchon nicht mehr vollſtändigen, Acten zu Stande käme.

**) Im Februar deſſelben Jahres.

***) Korreſpondent v. u. f. Deutſchland. Beilage zu Nr. 64 vom 4. Febr. 1872. Allgem. Zeitung Nr. 74 v. 14. März deſſelben Jahres.

den Monaten Februar und März erſchienen ſind;*) auch eine Kritik in den Weſtermann'ſchen Monatsheften**) im Mai iſt anzuführen. Herrn v. Tucher's Abhandlung und die Frankfurter Artikel werden wir öfters zu benützen und zu citiren veranlaßt ſein.

Das äußerſte Erſtaunen erregt es, daß nach all dem die Gegner gleichwohl die Dreiſtigkeit***) gehabt, ihre ungereimten Behauptungen noch einmal, und das mit noch outrirterem Unſinn, dem Publikum aufdringen zu wollen, wie es in einem Aufſatz des „Muſeums," eines Beiblatts der „Frankfurter Preſſe" †) geſchehen, der unten im Abſchnitte L. Nr. V charaktriſirt iſt. Es iſt, als wären ſie in Folge der Anſtrengung, ihre offenbar unhaltbare Sache dennoch aufrecht zu halten, geradezu toll geworden.

C.

Die verſchiedenartigen Auffaſſungen, Theorien, Hypotheſen, die in dieſer Angelegenheit möglich und zu Tage gekommen.

1.

Eine ſo myſteriöſe Erſcheinung, wie die des Nürnberger Findlings gibt dem menſchlichen Geiſte eine ſattſame Gelegenheit, ſeinen Scharfſinn zu üben. Es haben ſich hiebei auch mancherlei beſondere Intereſſen und Tendenzen, politiſche, wiſſenſchaftliche, perſönliche hineingemiſcht; und ſo iſt über den ſonderbaren, ja in ſeiner Art ganz einzigen Gegenſtand viel und in verſchiedener, größtentheils höchſt gereizter, leidenſchaftlicher, erbitterter Weiſe gemeint, behauptet, verneint und geſtritten worden. Es ſtanden und ſtehen ſich noch zur Zeit im Ganzen zweierlei Auffaſſungen gegenüber, die wir als affirmative oder gläubige*) und als negative oder ungläubige bezeichnen können, von denen ſich aber die Letztere wieder in ſich ſelbſt geſpalten hat und in verſchiedene Vorſtellungsweiſen und Annahmen auseinandergegangen iſt, was ſich näher in folgender Weiſe verhält.

---

*) Sie befinden ſich Nr. 46—62 vom 15. Febr. bis zum 2. März 1872 immer im 2. Blatte der Nummer.

**) Zweite Folge Nr. 92. „Es iſt nur gut," heißt es hier unter Anderem, „daß Dr. Meyer nicht auch die Sektion der Leiche und das Begräbniß in Abrede ſtellen kann; ſonſt würde vielleicht auch Hauſer's Tod als raffinirte Verſtellung herauskommen."

***) Das ihnen ſelbſt ſo geläufige Wort „Frechheit" vermeiden wir.

†) Nr. 100 f. April 1872.

2.

Was für's Erſte die affirmative oder gläubige Auffaſſung betrifft, ſo gründet ſich dieſelbe zunächſt auf die Ausſagen und die ihnen entſprechenden eigenthümlichen Beſchaffenheiten des Findlings ſelbſt, wie ſie beſonders in den erſten Zeiten ſeines Lebens unter uns beobachtet und erforſcht worden ſind; wozu dann noch andere Indicien und Argumente, wie ſeine Verwundungen und die mit ihnen verknüpften Wahrnehmungen, zuletzt ſein tragiſcher Untergang, ſowie auch verſchiedene ſonſtige, Argwohn erregende Perſönlichkeiten und Thatſachen, die auf entſprechende Geheimniſſe und Unthaten ſchließen ließen, hinzukamen. Hiernach war der Unglückliche das ſchuld- und trugloſe Opfer wirklicher, an ihm verübter Verbrechen; gehörte ſeinem Urſprunge nach wahrſcheinlich den höheren, ja höchſten Ständen an, wurde in ſeiner Kindheit freventlich bei Seite geſchafft, eine ganze Reihe von Jahren hindurch in einem dunkeln Loche verborgen gehalten und da nothdürftig mit Brod und Waſſer ernährt;**) dann, als körperlich und geiſtig verwahrloſter Jüngling, in die Welt geſtoßen und ſeinem Schickſale überlaſſen;***) endlich, wie er unvorhergeſehener Weiſe

---

*) Dr. Meyer pflegt ſie die optimiſtiſche zu nennen, die ſeiner „negativen“ oder „nüchternen Kritik“ gegenüber nicht mehr beſtehen könne.

**) Man ſcheute ſich, wie es ſcheint, vor einem eigentlichen Mord und dachte, das Kind werde unter ſolchen Umſtänden bald von ſelbſt zu Grunde gehen, welche Hoffnung jedoch fehlſchlug. Es könnte aber auch ſein, daß man das Kind am Leben erhielt, um es gegen gewiſſe Perſonen für den Fall, daß dieſe nicht thäten, was man wollte, als Droh- und Schreckmittel zu gebrauchen; ſ. hierüber den Abſchnitt K.

***) Auch hier laſſen ſich verſchiedene Motive denken. Es konnten in einem ſo langen Zeitraume leicht Veränderungen und neue Verhältniſſe eintreten, unter welchen man den Knaben nicht länger verbergen konnte, wo wenigſtens die Gefahr ein ſo außerordentliches Aufſehen machte, aus Angſt vor ſeinen erwachenden Erinnerungen und einer durch dieſelben möglichen, ja wahrſcheinlichen Entdeckung zweimal von mörderiſcher Hand getroffen, das erſte Mal ungeſchickt und mit Verfehlung des Zweckes, das zweite Mal aber in der Art, daß nun wirklich der Tod erfolgte. Dies war die Anſicht, welche namentlich Bürgermeiſter Binder, der in ſeiner Art treffliche Gefängnißwärter Hiltel, der den Findling ſorgfältig beobachtete, die Nürnberger Aerzte Preu und Oſterhauſen, ſowie auch Schreiber dieſes, Hauſer's Lehrer, Pflegevater und ſorgfältiger Beobachter in den Jahren 1828 und 1829, Freiherr v. Tucher, ſein nachheriger Vormund, unter deſſen ſpecieller Aufſicht er 1½ Jahre ſtand und ſich, wie derſelbe noch neueſtens bezeugt, dieſe ganze Zeit hindurch untadelhaft betrug ꝛc.; in Ansbach vor Allen der berühmte Criminaliſt Präſident Anſelm von Feuerbach, der eine allbekannte Schrift über ihn geſchrieben, Hofrath Hofmann, Pfarrer Fuhrmann, der ihn in der Religion unterrichtete und ihm die Grabrede hielt, die Aerzte Dr. Albert und Dr. Heidenreich ꝛc. gehabt haben.*)

3.

Wir kommen nun zu der entgegengeſetzten Auffaſſungsweiſe. Wer der ſeltſamen Erſcheinung ferne ſtand, ſie nicht ſelbſt beobachtete oder doch erſt in der ſpäteren Zeit, in welcher das Außerordentliche derſelben abgenommen hatte oder ganz verſchwunden war, ſo daß ſich ein von anderen Menſchen kaum mehr verſchiedenes Individuum darſtellte, durch das Leben in der Menſchenwelt auch die Anfangs abſolute Wahrhaftigkeit und Charakterreinheit des Findlings gelitten hatte, konnte an der Richtigkeit der gläubigen Auffaſſung leicht

---

einer Entdeckung allzu nahe lag. — Diejenigen, gegen welche das Kind als Droh- und Schreckmittel diente, konnten geſtorben ſein; dann blieb nur eine unnütze Laſt und Gefahr zurück, deren man ſich entledigen wollte. — Der Verpfleger war todt und ein naher Verwandter deſſelben, auf den ſich die Sache vererbte, wollte ihr ein Ende machen ꝛc.

*) Letzterer vermied zwar eine ganz beſtimmte Erklärung darüber, hegte aber die innere Ueberzeugung von der Wahrheit der Hauſer'ſchen Geſchichte und gab dieſe auch in ſeiner Abhandlung, aus welcher wir unten Auszüge geben werden, ſo deutlich zu erkennen, daß kein Zweifel darüber obwalten kann.

Zweifel hegen. Solche zumal, die Allem, was den Charakter oder Anſchein des Außerordentlichen, Romantiſchen und Wunderſamen hat, antipathiſch entgegenſtehen und ſich auf ihre aprioriſche Skepſis und Kritik gewaltig viel einbilden, waren nicht geneigt einer ſo abſonderlichen Erſcheinung ihre Anerkennung zu zollen. Sie erhoben dagegen ihre Bedenken, ja erklärten die ganze Geſchichte für eine von romantiſchen und myſtiſchen Träumern und überſpannten Köpfen erfundene Fabel, indem ſie die Exiſtenz geheimnißvoller Verbrechen läugneten, und Alles einfach dem Findling ſelbſt zur Laſt legten, der eine ſo trügliche Rolle geſpielt. Es kam vielleicht noch ein Moment dazu, das Einige ſogar für das Hauptſächliche halten. Man ſuchte die Meinung, daß H. ein Betrüger und Selbſtmörder geweſen, zu erwecken, zu begünſtigen und zu verbreiten, damit der Verdacht von den wahren Richtungen und Spuren abgelenkt werde und die Uebelthäter um ſo ſicherer vor Entdeckung ſeien. Davon ſehen wir jedoch hier ab und betrachten bloß die bezügliche Auffaſſung und Hypotheſe an ſich, die wieder in ſich ſelbſt in verſchiedene Vorſtellungen und Behauptungen auseinander ging.

4.

Den Einen nämlich war H. ein gemeiner, hergelaufener, aber ſchlauer und liſtiger Burſche, der zunächſt mit den guten, einfältigen Nürnbergern, die ein romantiſches Wunder aus ihm machten; dann aber auch mit anderen, zum Theil hochgeſtellten und berühmten Perſonen, ja mit ganz Deutſchland und Europa, mit der ganzen gebildeten Welt ſein keckes, aber glückliches Spiel trieb. Seine Verwundungen zu Nürnberg und Ansbach brachte er hiernach ſich ſelber bei, um ſich als von unbekannten Feinden bedroht darzuſtellen, ſeine Erzählungen um ſo glaublicher und ſich ſelbſt um ſo intereſſanter zu machen. Die zweite Verwundung fiel ſchlimmer aus, als er gewollt hatte; man nahm auch wohl an, er habe ſich zuletzt um einer ihm peinlichen Lage zu entziehen, abſichtlich den Tod gegeben. So der Polizeirath Merker in Berlin, Ritter v. Lang in Ansbach, Lord Stanhope, der erſt ſo raſend verliebt in den Jüngling war oder that, Gensdarmerielieutenant Hickel, der Lehrer Meyer in Ansbach, deſſen Sohn Dr. J. Meyer der Verfaſſer der „authentiſchen Mittheilungen über K. H.“ und Andere.

Eine beſondere Hypotheſe ſtellte der däniſche Etatsrath und Phyſiolog Eſchricht in Kopenhagen auf. Hauſer ſei Anfangs nichts Anderes geweſen, als ein einfacher Idiot, ein Schwächling an Körper und Geiſt mit fehlerhafter Gehirnorganiſation, der bei einem „blutarmen" Manne aufwuchs, von dieſem mit Waſſer und Brod ernährt und dann, weil er ganz unbrauchbar war und nur zur Laſt fiel, in Nürnberg ausgeſetzt wurde. Da ſei denn der Idiot plötzlich zum geiſtigen Leben erwacht und habe ſich, von „Unverſtand und ſchlechter Erziehung" *) corrumpirt, zu dem genialen Komödienſpieler und Streichemacher entwickelt; als welcher er ſich die enthuſiaſtiſche Theilnahme einer dupirten Welt und Zeit eroberte. Ich habe dieſen ingeniöſen Einfall bereits in meinen „Enthüllungen über K. H." Frankfurt a. M. 1859 beleuchtet. Er wurde Anfangs in den Zeitſchriften mit Triumph verkündiget und angeprieſen; dann ließ man ihn fallen, ſo daß jetzt dieſe Hypotheſe allgemein als eine verunglückte betrachtet wird; wer an die Hauſer'ſche Geſchichte nicht glauben wollte, ging auf die alte Spitzbubentheorie zurück, der auch wieder Dr. Julius Meyer in ſeinen „authentiſchen Mittheilungen" huldiget.

So viel für's Erſte zum Behufe der Ueberſicht; ich gehe nun näher auf das Beſondere ein, wobei ich aber zuerſt die ungläubigen Anſichten und Erklärungsweiſen in's Auge faſſen will, um ſchließlich auf die gläubige zurückzukommen.

5.

„Meines Dafürhaltens," ſchrieb Ritter v. Lang im Jahr 1834, „möchte H. der Knabe eines Bettlerhaufens in Niederbayern geweſen ſein, den ſeine Eltern auf die Wallfahrten nach Alten-Oettingen ꝛc. herumgeſchleppt, wo er ſich bald als Krüppel, bald als lächerlicher Simpel zeigen, bald auch wieder, wo es einen Treffer galt, durch den Gebrauch der gewöhnlichen Vernunft oder andere unvermuthete Fertigkeiten z. B. als vermeinter Krüppel ſich auf's Pferd zu ſchwingen und kunſtgemäß daher zu reiten, überraſchen ſollte." Lang macht dafür die Tracht, in der er zu Nürnberg angekommen, ſeinen Dialekt, die katholiſchen Gegenſtände, die er bei ſich hatte, und „ſeine den Nürnbergern alsbald zur Schau gegebene Reitkunſt" geltend, welche letztere

---

*) Das war der grobe Titel, welchen Eſchricht ſeinem groben Buche gab.

Angabe ganz unwahr iſt. „Er ſcheint aber," ſo heißt es weiter, „jene bayeriſchen Bettelhauſen verlaſſen zu haben, um ſeine Täuſchungen und Lügenkünſte auf eigene Firma in Nürnberg zu beginnen."

Eine arge Inconſequenz hat ſich der Ritter zu Schulden kommen laſſen, indem er erzählte, man habe „die alberne Phantaſie des Knaben mit lächerlichen Grafen- und Prinzenideen angeſteckt." Daß man ihm die Meinung beibrachte, er ſei etwas von Geburt Hohes und Großes, iſt richtig; er ſprach davon ſogar noch in ſeinen Sterbedelirien. Aber das war ja gar nicht möglich, wenn er Nichts weiter als ein landſtreichender Burſche, ein elender Bettelknabe und Gauner war; denn dann wußte er nur allzu gut, was es mit ihm für eine Bewandtniß hatte. Die Vorſtellungen und Hoffnungen, die ihn in Betreff ſeiner ſelbſt erfüllten, ſind einer der ſchlagendſten Beweiſe für die trugloſe Natur dieſer Erſcheinung, worüber man in dem Abſchnitte G das Nähere erſehen kann.

Polizeirath Merker in Berlin in ſeiner Schrift: „K. H. nicht unwahrſcheinlich ein Betrüger" *) kommt zu dem Reſultate: „Es hat den Anſchein, als hätte ein recht verſchmitzter Schulbube, dem viele Romane gewiſſer Klaſſen in die Hände fielen, gegen Wiſſen und Wollen ſeiner Angehörigen Cavalleriſt werden wollen, iſt aber nun durch eine eigenthümliche Wendung der Vorgänge in Nürnberg in ſeine Rolle hineingerathen, die ihn zum Kinde von Europa erhebt."

Dr. Meyer iſt, was die nähere Beſtimmung der Herkunft und Abſicht des jungen Betrügers betrifft, trotz ſeines eminenten Scharfblickes nicht ſicher genug. „War er ein entlaufener Bauernburſche, der durch ein erſonnenes Märchen eine Aenderung ſeiner äußeren Lage — etwa die Einreihung in die Armee — erzielen wollte? Handelte er aus eigenem Antriebe oder war er von Dritten berathen? Niemand vermag dieſe und ähnliche Fragen zu beantworten. Ja wir ſind nicht einmal deſſen ſicher, daß H. mit der fertigen Erzählung ſeiner Einkerkerung in Nürnberg auftrat." M. meint, H. habe zunächſt keine hochfliegenden Plane gehabt; er ſei zu der Rolle, die er nachher geſpielt, erſt durch die unerwarteten Umſtände, in die er gekommen, namentlich durch die alberne romantiſche Auffaſſung derjenigen, in deren Hände er gerathen, bewogen worden.

---

*) Berlin 1830.

Wir haben es hier mit äußerſt kritiſchen Köpfen und ſcharfſinnigen Leuten zu thun, die wenigſtens im Weſentlichen, d. h. in der Entehrung, Zertretung des unglücklichen Knaben zuſammenſtimmen, einander auch gehörig lobhudeln. Ueber Merker's Schrift: „Einige Betrachtungen ꝛc. enthaltend den Nachweis, daß im 19. Jahrhundert der Glaube an Wunder und Märchen noch nicht erloſchen iſt," ſpricht ſich der edle Graf Stanhope in ſeinen „Materialien"*) auf das Anerkennendſte aus, indem er dieſe Schrift als „ein wahres Meiſterſtück einer richtigen Logik, einer ſcharfſinnigen Prüfung und einer klaren Darſtellung" preiſt; und Dr. Meyer unterläßt es nicht, ſich auf dieſen Ausſpruch des für ihn, trotz des böſen Lichtes, in welchem derſelbe ſteht, und des ſchweren Verdachtes, der gegen ihn mehrfach öffentlich erhoben worden iſt, ſo autoritätsvollen Mannes zu berufen. Sie allein, dieſe antiromantiſchen und antimyſtiſchen Kritiker und Größen haben Verſtand; ſie ſind die ächten Söhne des Jahrhunderts, welches, einige Schwachköpfe ausgenommen, nicht mehr an Wunder und Märchen glaubt; ſie ſind zugleich wahre Muſter von Wahrheitsliebe und Wahrhaftigkeit, denen jedes Wort unbedingt geglaubt werden muß; während die Anderen cretiniſch dumm oder verrückt oder Lügner, Fälſcher, Betrüger ſind. In welche Kategorie der edle Lord gehörte, als er noch ſo verliebt in den ſchlechten Burſchen und noch ſo ganz auf Feuerbach's Seite war, wird im Dunkel gelaſſen.

Um die erwähnten Vorſtellungen in's Licht zu ſetzen, kann und will ich, ſtatt ſelbſt zu ſprechen, folgende Stelle der bereits oben erwähnten Beurtheilung des Meyer'ſchen Werkes einreihen, welche in der „Frankfurter Zeitung" zu leſen war. **)

„Dr. Meyer iſt geneigt, in H. einen entlaufenen Bauernburſchen oder einen Landſtreicher aus Altbayern, ſpeciell von der öſterreichiſchen Grenze, zu vermuthen, „„der durch ein erſonnenes Märchen eine Aenderung ſeiner Lage, etwa eine Einreihung in die Armee, erzielen wollte."" Nun hat man zwar ſchon ſehr oft von Burſchen gehört, die ihrer Heimath entlaufen ſind, um ſich dem Armeedienſte zu entziehen; nie aber haben wir von einem vernommen, der entlaufen wäre und ſich dumm geſtellt hätte *), um vermittelſt eines erſonnenen Märchens eingereiht zu werden. Ein Märchen braucht man nicht zu ſolchem Zwecke; und daß H. ein ſolches bei ſeinem Erſcheinen vorgebracht, davon findet ſich nirgends eine Spur. Auch ſteht damit eine andere Annahme in Widerſpruch; der Findling ſei in ſeine Rolle erſt hineingeredet worden; ſchlau habe er benützt, was Andere unvorſichtig von ihm geſagt hätten. Auch muß es dann doch ſtark auffallen, daß über die Herkunft eines ſolchen Jungen, der über die bayeriſch-öſterreichiſche Grenze herüber oder hinüber die Schule beſucht haben ſoll **), durchaus keine Auskunft zu erlangen, ja keine Spur zu entdecken geweſen ſein ſoll. Wie iſt es denkbar, daß das Verſchwinden eines ſolchen Jungen in einer beſtimmten Gegend unbemerkt bleiben konnte; wie insbeſondere, nachdem das Erſcheinen Hauſer's zu Nürnberg allenthalben ſo allgemeines Aufſehen erregt hatte?"

---

*) S. 113.

**) S. daſ. Nr. 47 v. 16. Febr. 1872. Zweites Blatt.

6.

Eſchricht's Hypotheſe iſt, wie ſchon bemerkt, längſt ſchon in der Art beleuchtet und widerlegt worden, daß ſie ſeitdem als eine verfehlte gilt. H. ſtellte das gerade Gegentheil deſſen dar, was der däniſche Phyſiolog aus ihm machen wollte. Eher könnte man ſich, mit einer gewiſſen Modification ſeiner Vorſtellungsweiſe, die Sache in folgender Art zurechtlegen.

H. war nicht hohen Urſprunges; er war nur etwa das Kind ländlicher Eltern, in einem Dorfe zu Hauſe. Er war auch nicht, wie Eſchricht wollte, ein urſprünglicher Idiot mit mangelhafter Gehirnbildung; verfiel aber in eine Krankheit, die ihm Sprache und Gedächtniß raubte*) und auf dieſe Weiſe bewirkte, daß man ihn zu Nichts mehr brauchen konnte. Er wurde in ſolchem Zuſtande in einer Kammer des elterlichen Hauſes gehalten und mit Waſſer und Brod ernährt, weil man nicht mehr auf ihn wenden mochte und auch wohl gern geſehen hätte, wenn er mit Tod abgegangen wäre; vielleicht auch, weil er die gewöhnliche Koſt nicht mehr vertrug und von ſich wies, wie er in Nürnberg that. Zuletzt ſuchte man ſich ſeiner zu entledigen und brachte ihn nach Nürnberg, wo ſeine durch Krankheit unterdrückten, aber nicht vernichteten Fähigkeiten wieder erwachten und wo er ſich in Folge deſſen ſo weit entwickelte, als es der Fall war. Zu ſeinem krankhaften Zuſtande gehörte es auch, daß er an Anfällen von Melancholie und Tobſucht litt, in welchen er unbewußt ſich ſelbſt verletzte, dann aber ſich einbildete, von einem Mörder angefallen worden zu ſein. Das ließe ſich eher hören; und das wäre meine Meinung, wenn ich mich gezwungen ſähe, die gläubige Auffaſſung fallen zu laſſen. Aber es laſſen ſich auch daraus nicht alle die vorliegenden Thatſachen erklären, wie z. B., daß man bei den beiden Verwundungen in Nürnberg und Ansbach kein Inſtrument fand, womit er ſich dieſelben beigebracht haben konnte, wohl aber im Hofgarten zu Ansbach einen Beutel mit einem auf die That bezüglichen Zettel, den H. ſelbſt vorher geſchrieben haben müßte, was ſich mit einem plötzlichen Wuthanfalle nicht vereinigen läßt. Daß wirkliche Attentate Statt gefunden, geht zu augenſcheinlich aus dem Umſtande hervor, daß in beiden Fällen der muthmaßliche, ja unzweifelhafte Thäter, in dem erſten Falle ſogar als ſchwarzverſchleierte Figur mit blanker Waffe, von Perſonen, die darüber Zeugniß abgelegt haben und zum Theil noch ablegen, erblickt worden iſt.

---

*) Sich zu einem unbehülflichen, faſt ſprachloſen Tölpel und Simpel zu verſtellen, in die Armee eingereiht und zum Kavalleriſten gemacht zu werden, wäre ein ſo verkehrtes Mittel geweſen, daß es ein nur einigermaßen kluger Knabe unmöglich hätte wählen können.

**) Einer offenbar falſchen Zeugenangabe zu Folge, nach welcher H. eine ſolche Aeußerung gethan haben ſoll. Bei der Beſchaffenheit ſeiner von Härte und Schwiele völlig freien und höchſt verwundbaren Füße und Fußſohlen konnte er dieſe nicht in gewöhnlicher Art zum Gehen und Wandern gebraucht haben, und nicht, wie es dort heißt, täglich über die Grenze in die Schule gegangen ſein.

---

*) In den Schriften der Pſychologen und Aerzte ſind viele zum Theile ſehr wunderliche Fälle von Gedächtnißverluſt, aber auch Wiederherſtellung des verlornen Gedächtniſſes, ſogar von Verſtärkung der Geiſteskräfte nach ſcheinbar völligem Untergange derſelben verzeichnet. Man ſehe die Schriften von Schubert, Reil, Perty ꝛc. darüber. Eine Gräfin verlor in Folge heftiger Krampfanfälle das Gedächtniß jedesmal in der Art, daß ihr das Wort zur Bezeichnung äußerer Gegenſtände und eigener Gefühle und Gedanken niemals beifiel. Wenn ſie aber ſchrieb, ſo drückte ſie ſich ganz richtig aus; eben ſo konnte ſie auch ohne Hemmung und Anſtoß leſen. – Ein bekannter Fall iſt jener von Reil verzeichnete, wo bei einer bejahrten Kranken eine hartnäckige Verſtopfung ſtets, wenn ſie mehrere Tage anhielt, ein Vergehen alles Gedächtniſſes zur Folge hatte, ſo daß am 2. Tage nur noch die Erinnerung an die zuletzt verlebten Jahre, am 3. auch das Andenken an die Zeiten des kräftigeren Alters verging und bloß noch das an die Kindheit blieb. Nach künſtlicher Wiederherſtellung der Ausleerung kam jedoch die ganze Erinnerung wieder. — Der Prediger Tennant fiel, während er lateiniſch ſprach, in Ohnmacht und dreitägigen Scheintod. Wieder zu ſich gekommen, hatte er ſein ganzes früheres Leben vergeſſen und mußte wieder Leſen, Schreiben, Latein lernen. Einſt bei einer ſolchen Lection empfand er eine plötzliche Erſchütterung in ſeinem Kopfe und ſofort war ſein Gedächtniß nebſt ſeinen früher erworbenen Kenntniſſen vollkommen wieder hergeſtellt. — Der Arzt Mitchell erzählt im Medical Repository von einer amerikaniſchen Dame, die nach einem langen tiefen Schlaf jede Spur ihres früheren Wiſſens verloren hatte. Einige Monate ſpäter verfiel ſie wieder in einen ſolchen Schlaf und war nun in den Zuſtand vor dem erſten Schlaf zurückverſetzt, wußte wieder Alles, was vor, nichts aber, was nach demſelben vorgegangen. Dies wiederholte ſich nun vier Jahre lang — ſo weit reicht der Bericht — in ſtetem Wechſel der Schlafkriſen und der darauf folgenden Bewußtſeinszuſtände. — Ein ſchwediſcher Bauer verlor in Folge einer Krankheit Sprache, Empfindung und Bewußtſein und erlangte dann nur nach und nach wieder den Gebrauch einiger Sinne. Wie er aber einmal den Kopf mit kaltem Waſſer wuſch, empfand er eine plötzliche Erſchütterung durch den ganzen Körper; es traten leichte Blutungen aus verſchiedenen Stellen des Kopfes ein und er hatte ſeinen ganzen Verſtand wieder. Der Zuſtand der Geiſtesverdumpfung hatte 12 Jahre gedauert. — Auch Erſchütterungen und Verletzungen des Kopfes und Hirnes bewirkten Gedächtnißverluſt; aber auch hier erzählt man, wie das Gedächtniß ſich plötzlich wiederhergeſtellt. Es ſind mehrere Fälle verzeichnet, wo Menſchen in Folge von Gehirnverletzungen ihr Leben Monate lang in völlig unbewußtem Zuſtande, wie im Todesſchlafe, hinbrachten, dann aber auf einmal mit verſtärkten Geiſteskräften erwachten. Solche Thatſachen ſind jedenfalls von großem Intereſſe. Sie

7.

In Hinſicht der Wunden, die H. in Nürnberg und Ansbach erhalten und an deren letzterer er ſtarb, differiren die Vermuthungen und Annahmen auf der ungläubigen Seite in folgender Art.

Die eine Vorſtellungsweiſe iſt dieſe: Hauſer habe ſeine Wunden ſich ſelbſt beigebracht, um die Welt zu äffen, ſeine vorgebliche Geſchichte

---

beweiſen einerſeits die große Abhängigkeit unſerer geiſtigen Fähigkeiten und Thätigkeiten von äußerlichen Umſtänden, Körper und Hirn; andererſeits aber, und das in überwiegendem Maße, die dennoch unverwüſtliche und unzerſtörbare Natur und Energie der Menſchenſeele.

um ſo glaublicher und ſeine Perſon um ſo intereſſanter zu machen. Das erſte Mal in Nürnberg ging die Sache ganz nach Wunſch. In Ansbach fand er es für gut, die Gaukelei zu erneuern, das Inſtrument ging aber fataler Weiſe tiefer in den Leib, als er gewollt, und die Wunde wurde in Folge deſſen tödtlich.

Das Letztere erſcheint aber doch etwas gar zu gezwungen und unwahrſcheinlich; daher nimmt man ſeine Zuflucht zweitens zu der Aufſtellung: H. habe ſich, da ihm ſeine Lage in Ansbach nicht mehr behagte, oder da das Bewußtſein ſeiner Schlechtigkeit zu drückend für ihn wurde, abſichtlich den Tod gegeben. Man läßt es auch wohl unentſchieden, welcher der beiden Fälle anzunehmen ſei. „Erwägt man,“ ſagt v. Lang, „was den H. zu einer ſolchen That habe verführen können, ſo bieten ſich zweierlei Vorausſetzungen dar: entweder daß er, wie ſchon einmal in Nürnberg, das Publikum mit einer muthwillig erſonnenen Mordgeſchichte habe äffen wollen, aber ſein Inſtrument ſchlecht geleitet habe; oder daß ſein Gemüth unter der Laſt ſeiner bisherigen argen Lügen wirklich erlegen ſei.“

Am ingeniöſeſten iſt drittens die Manier, durch welche beiderlei Annahmen verbunden werden, wie man ſie in dem Aufſatze des Lehrers Meyer*) ausgeſprochen und mit ausgezeichneten Lettern gedruckt findet. H. unternahm, um ſich ein erneutes Intereſſe zu erwecken, ein Wageſtück, wobei er ſich auf das Schlimmſte gefaßt machen mußte. Er war ſo geſcheit, daß er einſah, ein unbedeutender Stich würde Verdacht erregen, ein ſtärkerer Druck aber könne ihm gefährlich werden. **Er hatte bei ſeiner That beide Fälle im Auge; er ſagte zu ſich ſelbſt: Gelingt es, gut! Und gelingt es nicht, ſo iſt's auch recht, denn ehe ich ſo fortlebe, will ich lieber ſterben.** Es ſchlug wirklich fehl; die Wunde, die er ſich im Hofgarten beibrachte, fiel ſo furchtbar tief und tödtlich aus, daß ihm das kühne Wagſtück das Leben koſtete.

In ähnlicher, nur noch bewundernswürdigerer Weiſe erklärt den tragiſchen Lebensausgang des landſtreichenden Burſchen der noch ſcharfſinnigere Sohn des ſcharfſinnigen Ansbacher Schulmannes.**) H. wollte ſich durch eine That, wie die Selbſtverwundung in Nürnberg war, den Glauben und die Sympathien der Welt zurückerobern.

---

*) In der Schrift ſeines Sohnes S. 484 f.

**) Meyer S. 607.

„Nicht verborgen war ihm die phyſiſche Gefahr der That. — — — — — Ja ſelbſt die beſtimmte Abſicht der Tödtung iſt denkbar. — — — — — Die zur That nöthige Stärke des Charakters und Energie des Willens dürfen wir bei ihm vorausſetzen. Er war kein Schwächling. Tenax propositi ging er mit zuverſichtlichem Schritte durch die Tage ſeines Lebens dahin.“ Lehrer Meyer hat zwar, wie daſſelbe Buch lehrt, eine ganz andere Schilderung von ihm gemacht: „H. hat bei keinem Gegenſtand die gehörige Ausdauer.“ Folgt eine lange Auseinanderſetzung dieſes Satzes. „Er war ohne innere Stetigkeit und hatte bei keinem Geſchäfte, das einige Mühe erforderte, die nöthige Ausdauer ꝛc.“ Nun, wie man es eben braucht, bald ſo, bald ſo. Wie wir in Nürnberg den Findling kannten, war und blieb er ſtets ein kindlicher und kindiſcher Menſch, der nie zu der völligen Reife eines männlichen und mannhaften Charakters kam und insbeſondere eine an Wahnſinn grenzende Furcht vor jeder Art von Verletzung und verletzenden Inſtrumenten hatte. Ganz daſſelbe berichten auch Ansbacher Autoritäten. So Dr. Heidenreich, welcher bezeugt, daß ihn ein Federmeſſer, eine Toilettenſcheere in der Hand eines Mädchens zu erſchrecken im Stande war. So Pfarrer Fuhrmann**), welcher ſagt: „Ging man mit einem Meſſer oder einer andern Waffe auf ihn los, ſo konnte man ihn treiben, wohin man wollte. Bittend und flehend und nicht mit erheuchelten, ſondern mit den wahren Geberden und Bewegungen der Angſt zog er ſich zurück und kauerte ſich, wenn er einen Winkel erreichte, in dieſen ballförmig zuſammen.“ Wobei F. einen hieher gehörigen Fall erzählt. Lehrer Meyer ſelbſt hat in einem Berichte an das k. Kreis- und Stadtgericht vom 11. September 1834 ***) folgende Sätze als ſolche aufgeſtellt, welche gegen ein Attentat von fremder Hand ſprechen: „Er hat durch Worte und Geberden großen Abſcheu vor dem Tode ausgedrückt.“ — „Er benahm ſich ſchon auffallend ängſtlich, wenn mit Meſſern nur geſcherzt wurde.“ — „Er zeigte große Empfindlichkeit bei den kleinſten Verletzungen.“ Zu welchen Sätzen Belege hinzugefügt werden, die ich der Kürze wegen weglaſſe. Der k. Landgerichtsarzt Dr. Albert erklärt es in ſeinem Gutachten*) für pſychologiſch unſtatthaft, einem unmündigen Knaben, der noch nicht volle 6 Jahre mit den Lebensverhältniſſen bekannt geworden, einen Selbſtmord der raffinirteſten Art zuzutrauen. „Ich hatte Gelegenheit, ihn drei Tage vor ſeiner Verletzung in ſeiner gewohnten kindlich-kindiſchen Unbefangenheit in einem höheren, geſelligen Zirkel beim Tanze mit einer Heiterkeit zu ſehen, welche man bei keiner Perſon finden wird, welche ſich drei Tage ſpäter das Leben zu nehmen Willens iſt. Noch einen Tag ſpäter verſichern glaubwürdige Perſonen aus ſeinem Munde gehört zu haben, daß er gerne Officier werden möchte, wenn es keinen Krieg gäbe; er habe erſt ſeit 5 Jahren zu leben angefangen und wünſche, noch länger zu leben.“ Dieſen im äußerſten Grade furchtſamen, nach Leben lechzenden, vor jedem Gedanken an Verwundung und Tod maßlos zurückſchreckenden, der Kinderſtufe nie ganz entwachſenen Menſchen macht nun Dr. Meyer, trotz alledem zu einem charakterfeſten, heroiſchen, planmäßig handelnden und ſeinen Plan conſequent durchführenden Myſtifikator und Schauſpieler, welcher, nachdem er die Welt einige Jahre lang am Narrenſeile geführt, ſich wegen eingetretener Unannehmlichkeiten ſeiner Lage, ſtatt dieſe mit gewohnter Geiſteskraft zu tragen und zu überwinden, den Dolch ſo tief in's Herz gebohrt, daß er ſterben mußte. Die Widerſprüche, in die er ſich dabei verwickelt, ſind die gedankenloſeſten, die Annahmen, die die Sache klarer und denkbarer machen ſollen, nicht nur die willkührlichſten, ſondern auch abſurdeſten, die ſich denken laſſen. S. 605 der „Authentiſchen Mittheilungen“ wird H. von ihm ſelbſt „ein halbreifer Burſche“ genannt, der zu ſeinen Streichen, namentlich zu jener tödtlichen Selbſtverletzung im Schloßgarten, „kindiſche Beiwerke“ gefügt und einen „läppiſchen Apparat“ in's Werk geſetzt. „In anderen Richtungen zwar waren ſeine Vorbereitungen und ſein nachheriges Verhalten dennoch ſchlau und zweckentſprechend eingerichtet.“ Am 11. Dec. 1833 hatte er bereits von der angeblichen Beſtellung in den Schloßgarten geſprochen und ſchien vorzuhaben, dahin zu gehen. Wahrſcheinlich, meint Dr. Meyer, beabſichtigte er ſchon für jenen Tag die Vollführung der That; da aber an demſelben Abend ein Ball war, zu dem er eingeladen wurde, ſo wollte er vor ſeinem blutigen Ende doch noch dieſen mitmachen;

---

*) Authent. Mittheil. S. 295 ff. 425. 475 f.

**) In ſeiner Schrift über K. H.

***) Meyer S. 414 f.

---

*) Meyer S. 377 f.

und ſo verſchob er den Selbſtmord auf den 14. December. „Es iſt," ſagt M. S. 606 in der Note, „pſychologiſch nicht undenkbar, daß er, der ſchon in Nürnberg Hand an ſich gelegt hatte, faſt *tändelnd* dem beſchloſſenen Werke entgegenging und daß die Ausſicht eines Ballvergnügens hinreichend war, ihn zum Aufſchub zu beſtimmen." Wenn ein Narr im Tollhaus oder ein im Fieber Raſender auf ſolche Weiſe „Pſychologie" treibt, ſo iſt es nicht verwunderlich; aber wenn ein activer königl. bayer. Bezirksgerichtsaſſeſſor, der zu ſeinem Amte doch ſo viel Kopf und Geſundheit des Geiſtes nöthig hat, um nicht in ſinnloſe Phantaſien und Delirien zu verfallen, ſolch ein Geſchwätz verführt, ſo kommt man vor Erſtaunen außer ſich. Das ſind die Leute, welche ſich ihrer „Nüchternheit" rühmen, welche Anderen den „geſunden Menſchenverſtand" abſprechen und eine ganze Anzahl der intelligenteſten Perſonen als dupirte Schwachköpfe behandeln.

Man hat nicht viel gewonnen, wenn man Selbſtmord annimmt. ?? Gelänge es, den Beweis für dieſen zu liefern, ſo wäre damit noch immer nicht dargethan, daß H. ein Betrüger geweſen. Er könnte vorn herein vollkommen das geweſen ſein, als was ihn die Gläubigen faßten; ihm aber das Leben in der Welt, in die man ihn geworfen hatte, in dem Grade verleidet und unerträglich gemacht worden ſein, daß er in der Verzweiflung ſich ſelbſt tödtete. Läßt ſich dagegen die Ueberzeugung begründen, daß er nicht durch eigene, ſondern durch eine fremde Hand gefallen, ſo liegt ganz gewiß ein verbrecheriſches Geheimniß im Hintergrund, deſſen Entdeckung man durch den Mord verhindern wollte; und die gläubige Auffaſſung hat dann auch in Beziehung auf die frühere Geſchichte Hauſer's nothwendig Recht. Es iſt in der That evident genug, daß derſelbe nicht durch Selbſtverletzung, ſondern durch fremde Hand ſeinen Tod erlitten. Die Gründe, welche längſt dafür angegeben worden ſind, namentlich ſchon durch die Aerzte *Albert* und *Heidenreich*, ſind unwiderſtehlich; neueſtens ſind noch andere hinzugekommen, die wir im Abſchnitt J zur Sprache bringen werden. Und ſo iſt ohne Zweifel auch die ganze Erſcheinung eine truglos wahre geweſen.

8.

Die negative oder ungläubige Auffaſſung verläuft ſich, wie ſie ſich wenden und drehen möge, in ſo große, ja, bis zur Raſerei unſinnige Unmöglichkeiten und Abſurditäten und muß überdies, um ſich durchzuſetzen, zu ſo unmoraliſchen Gründen greifen*), daß man am Ende doch immer zur gläubigen Anſicht zurückgetrieben wird. Die Einwendungen, die gegen ſie gemacht werden und die meiſt nur die der Ignoranz und des rohen, gemein rationaliſtiſchen Unglaubens ſind, der ſelbſt wiſſenſchaftlich bekannte und anerkannte Dinge läugnet und verhöhnt, laſſen ſich alle widerlegen; auch gibt es hier ganz beſtimmte, poſitive, namentlich pſychologiſche, phyſiologiſche und pathologiſche, Haltpunkte, die ſich nicht beſeitigen laſſen und die gewichtvoll und augenſcheinlich genug ſind, um wider Alles, was man gegneriſcherſeits vorbringen kann, die Wahrhaftigkeit der Erſcheinung aufrecht zu halten. Dieſelbe iſt denn auch als eine der größten oder gar die größte Merkwürdigkeit ihrer Art, zu einem anerkannten Eigenthum der Wiſſenſchaft geworden**) und dieſe wird ſich dieſen koſtbaren Beſitz ſchwerlich entreißen laſſen. Die außerordentlichen Phänomene, welche man bei H. beobachtete, und welche Vielen ſo unglaublich vorkommen, haben ihren Grund hauptſächlich nur in einer beiſpielloſen Empfindlichkeit und Reizbarkeit, wie ſie ſich bei dieſem Menſchen durch eine vieljährige Abſperrung von den Eindrücken und Einflüſſen der Außenwelt, an welche andere Menſchen gewöhnt und durch welche ihre Nerven abgeſtumpft werden, namentlich durch Entbehrung des Lichtes, der freien Luft und die ausſchließliche Ernährung durch Waſſer und Brod, ganz naturgemäß erzeugt haben konnte und mußte. Es iſt hier gar nichts Wunderbares im eigentlichen Sinne des Wortes; die nervöſe Beſchaffenheit des Findlings iſt dem wiſſenſchaftlichen Manne, dem ſo viel Analoges auch ſonſt bewußt, vielmehr begreiflich genug. Es kommen dazu verſchiedene andere ganz beſondere Umſtände, wie die ungemeine Weichheit und Verwundbarkeit ſeiner Hände und Füße; ſein Sehen in tiefer Nacht und Finſterniß, ſein bis zum Tod anhaltender Abſcheu vor allen geiſtigen Getränken, die er niemals vertragen gelernt und genoſſen hat. *) Noch andere ganz eigenthümliche Beſchaffenheiten ſeines Körpers haben die Nürnberger und Ansbacher Aerzte beſchrieben. Eine ſolche Beſchaffenheit mußte H. haben, wenn er in jenem abnormen Zuſtande gelebt; er konnte ſie nicht haben, wenn er nicht darin gelebt, ſondern ſich, wie man will, vagabundirend in der Welt herumgetrieben hatte. Und da er ſie, ganz unzweifelhaften Beobachtungen zufolge, wirklich hatte, ſo iſt dies ein ſicheres Zeichen, daß ſeine Ausſagen nicht erdichtet waren, daß er ſich in der That in einem ſo höchſt ungewöhnlichen, zwangvollen, abgeſchloſſenen Zuſtande befunden hatte, wie es ſich aus ſeinen Erinnerungen und Beſchreibungen ergab. So viel über dieſen Punkt; wir führen ihn deßhalb nicht weiter aus, weil das Nähere, was wir darüber zu ſagen haben, in anderen Abſchnitten und Capiteln dieſer Schrift zum Ausſpruche kommen wird.

---

*) Sowohl Dr. Meyer, als Eſchricht, hat ſich der alleräußerſten, trugvollſten Unredlichkeiten ſchuldig gemacht, um entgegenſtehende Zeugen, Autoritäten und Thatſachen zu entwerthen und bei Seite zu ſchaffen; es iſt dies theils ſchon früher dargethan worden, theils wird es hier an ſeinem beſondern Orte bewieſen werden.

**) Vergleiche oben S. 15 ff.

9.

Was die Frage betrifft, welchen Urſprunges und Standes der räthſelhafte Menſch geweſen, ſo ſind die poſitiven Vermuthungen und Annahmen auf dreierlei Punkte hingewendet: auf ein deutſches Land, wo wunderliche Sachen vorgegangen und mehrere Perſonen deßhalb in ſtarkem Verdachte ſtehen, auf Ungarn und auf England. Die auf das deutſche Land hinführenden Indicien bilden die Baſis jener allbekannten und faſt allgemeinen, beſonders in jenem Lande ſelbſt herrſchenden Anſicht, die ſchon Feuerbach gehegt und ausgeſprochen, die in einer Menge von Gerüchten, Traditionen, Erzählungen näher unterrichteter Perſonen ihren Ausdruck gefunden und namentlich durch die „Frankfurter Zeitung" energiſch vertreten worden iſt. Auf Ungarn führen Thatſachen hin, die nicht minder auffallend ſind und die man Urſache hat, für um ſo bedeutſamer zu halten, je mehr ſich gewiſſe Leute bemüht haben, einen Schleier darüber zu decken. Hauſer war mit ungariſchen und polniſchen Wörtern, Redensarten und Sitten bekannt; und in Preßburg wurde die Gouvernante Dalbonne der Hauſer'ſchen Sache wegen wahnſinnig und ſprach von Schaffot und Hinrichtung. Daß dieſe in die Sache verflochten geweſen und daß H., wenn auch nicht ungariſchen

---

*) Er konnte noch in ſeiner Ansbacher Lebenszeit nicht einmal die leichteſte Sorte weißen Bieres genießen, wie ſelbſt Lehrer Meyer bezeugt.

Stammes und dort urſprünglich zu Hauſe, doch einige Zeit als Kind in Ungarn gelebt, ſcheint gewiß zu ſein. Es kommt drittens auch das räthſelhafte, ohne Vorausſetzung geheimer Gründe nicht zu erklärende Benehmen jenes vornehmen Engländers in Betracht, der ſich ſo ſtörend und unheimlich in die Hauſer'ſchen Verhältniſſe gedrängt, erſt den väterlichen Freund und Verſorger, ja enthuſiaſtiſchen Liebhaber Hauſer's geſpielt und dann, nach deſſen Tode, ſich alle nur erdenkliche Mühe gegeben, ihn zum Betrüger und Selbſtmörder zu ſtempeln, dabei auch den Präſidenten v. Feuerbach, der ihm, wie namentlich in der Dedication ſeines Buches über K. H., ſo viel Ehre angethan, in der auffallendſten Weiſe angegriffen und um ſeinen Credit zu bringen geſucht. Das ſkandalöſe und empörende Benehmen dieſes Mannes konnte bei allen Unbefangenen und Einſichtigen nur ihn ſelbſt in das ſchwärzeſte Licht ſtellen; und es waren nicht bloß Deutſche, ſondern auch Engländer, welche wider ihn Verdacht ſchöpften und Beſchuldigungen der ſchlimmſten Art wider ihn offen ausſprachen, wie die Gräfin Albersdorf, geb. Lady Graham, gethan. Es fragte ſich bloß, ob er einfach nur in ſeinem eigenen perſönlichen Intereſſe oder im Einverſtändniß und Auftrag Anderer, in deren Dienſte er ſich nehmen ließ, gehandelt hat. Man hat geſagt, es ſei mit ſeinen Vermögensumſtänden keineswegs ſo gut geſtanden, als er vorgegeben; er habe nöthig gehabt, ſich auf alle Weiſe aufzuhelfen. Dies als richtig vorausgeſetzt, wird die zweite der erwähnten Annahmen als die glaublichſte erſcheinen.*)

---

*) In der „N. Freien Preſſe" ſtand im Jahre 1872 ein Aufſatz über die Hauſer'ſche Streitfrage, worin es hieß: „Erſt nach Hauſer's Tode traten Lehrer Meyer, Gensdarmerie-Major Hickel und vor allen Anderen der edle Lord Stanhope auf und ſchrien in die Welt hinaus: Hauſer war ein Lügner, ergo ein Betrüger von A bis Z, ergo ein Selbſtmörder. Daß es der edle Lord über ſein zärtlich liebendes Vaterherz bringen konnte, nun ſogar in einem dicken Buche der Welt beweiſen zu wollen, H. ſei ein Betrüger und Selbſtmörder geweſen — das iſt uns das größte Räthſel in dieſer räthſelvollen Geſchichte. Erwähnen müſſen wir noch die Thatſache, daß ſeit jenen Tagen in Büchern und Zeitſchriften und deutſchen Herzen immer wieder die Frage auftaucht: Sollte nicht Hauſer's Wiege gar in einem engliſchen Grafenſchloſſe geſtanden haben?" Eben ſo in der Zeitung für Norddeutſchland. Hannover Nr. 7067. 24. Febr. 1872.

Es iſt keineswegs unthunlich, alle drei Arten von Indicien und darauf gegründeten Muthmaßungen mit einander zu verbinden und in Harmonie zu ſetzen. Es haben dies bereits Andere gethan; und wir werden darüber näher in dem Abſchnitte K handeln, in welchem es unſere Aufgabe ſein wird, den Schleier zu heben, der über dem Hauſer'ſchen Myſterium liegt.

D.

Der Autor und ſeine Freunde, Mitbeobachter und Glaubensgenoſſen in der Hauſer'ſchen Angelegenheit.

I. Der Autor ſelbſt und die ihm von den Gegnern beigelegten Charaktereigenſchaften.

1.

„Die Wandelungen auf philoſophiſchem und religiöſem Gebiete, welche das Leben dieſes Mannes charakteriſiren, ſind in ſeinen Schriften der Mit- und Nachwelt geoffenbart. Daumer, als Denker und Autor in ſteten Gegenſätzen ſchwankend, unbeſtändig, mit Vorliebe in den Gebieten myſtiſcher Afterwiſſenſchaft ſich tummelnd, wird niemals von der ernſten Forſchung als ein Gewährsmann anerkannt werden." So Dr. *Meyer*.*) Alſo meine Unbeſtändigkeit, mein Schwanken in ſteten Gegenſätzen iſt die Urſache, daß ich keine richtigen Beobachtungen machen und nicht glaubwürdig referiren kann. Angenommen, mein Charakter wäre hier ganz richtig gezeichnet, ſo wäre doch die Folgerung unſtatthaft. Denn wenn ein Menſch auch ſehr unſicher und ſchwankend in ſeinen *allgemeinen Anſchauungen und Richtungen* iſt, ſo kann er doch immer, wofern er nur Augen im Kopfe hat und ein ehrlicher Menſch iſt, *faktiſche Dinge* richtig wahrnehmen und beobachten und einen glaubwürdigen Bericht darüber abſtatten. Wo und wann hat man denn jemals geſehen und gehört, daß Jemand für unfähig erklärt worden iſt, ein gerichtliches Zeugniß abzulegen, weil er etwa zweifelhaft geweſen, ob er Realiſt oder Idealiſt, Materialiſt oder

---

*) S. 21 der „Authentiſchen Mittheilungen".

Spiritualiſt, Rationaliſt oder Myſtiker, Proteſtant oder Katholik ꝛc. ſein ſolle, oder weil er von einem dieſer Standpunkte zum andern übergegangen?

Aber was dieſe Leute vorbringen, ſind lauter faule Fiſche; man glaube doch ja nicht, daß ich aus dem angegebenen Grunde verdächtiget und verworfen werde. Was mich ihnen ſo unbequem macht, iſt gerade das Gegentheil: *meine unüberwindliche Beſtändigkeit und Unwandelbarkeit in allen den hier in's Gewicht fallenden Punkten und Beziehungen.* In höchſt auffallender, unbegreiflicher und Vielen bedenklicher Weiſe hat Graf *Stanhope* ſein Verhalten in der Hauſer'ſchen Sache geändert; das wird ihm aber nicht vorgerückt; er bleibt für die *Meyer* und *Hickel* gleichwohl der „edle“ und „edelmüthige“ Graf, der autoritätsvolle Gewährsmann, der nur aus purer Wahrheitsliebe ſo unbegreiflich und anſtößig umgeſattelt hat und dem jedes Wort unbedingt zu glauben iſt. Und hätte ich mich damals, als derſelbe ſich ſo viele Mühe gab, mich für ſeine veränderte Anſicht und Abſicht zu gewinnen, von ihm bereden und beſtechen laſſen, — o dann hätte „die ernſte Forſchung“ Nichts gegen mich einzuwenden; dann würde ſie ſich nachdrücklichſt auf mich berufen, wie ſie auch in der That nicht ſelten thut, ſo wie ſie Etwas bei mir findet, was ſie zu ihren Zwecken benützen kann;*) und meine Sinnesänderung wäre ſo tadellos und lobenswerth, wie die des unheimlichen Engländers. Als ich mit H. bekannt wurde, war ich 28 Jahre alt; jetzt habe ich meine 72 hinter mir, und meine damalige Auffaſſung der Sache hat ſich nicht geändert; ſie iſt dieſelbe geblieben. Und mit der Beharrlichkeit, die ich rückſichtlich dieſes einzelnen Falles bewies, iſt auch zugleich *eine allgemeine Unwandelbarkeit der betreffenden Geiſtesrichtung und Weltanſchauung* gegeben. Es heißt in der citirten Stelle, daß ich mich mit Vorliebe in den Gebieten myſtiſcher Afterwiſſenſchaft tummle. Aber wer ſich mit Vorliebe zu Etwas hinneigt und darin bethätiget, der „ſchwankt“ ja nicht.

---

*) So heißt es S. 376: „Daumer in ſeinen Mittheil. II. 37 bemerkt *ausdrücklich*, H. habe in den erſten Zeiten vorzugsweiſe die linke Hand gebraucht.“ Und S. 249 wird auf eine Conceſſion von mir, welche die Darſtellung der Nürnberger Feindin (Abſchnitt II Nr. V) beſtätigen ſoll, Gewicht gelegt. Eben ſo machen es auch meine anderen Gegner.

An einem anderen Orte*) werde ich ſpottweiſe der „Meiſter ſomnambuler und magnetiſcher Geheimkunſt“ genannt, welcher dem Findling „den Zaubermantel' unter die Füße gebreitet, auf welchen er entſchwebte.“ Es war in den Jahren 1828 und 1829, wo ich mich in jenen Gebieten getummelt und in Folge deſſen die Hauſer'ſche Erſcheinung ſo heillos corrumpirt haben ſoll. Dabei wird angenommen, ich ſei noch jetzt in dieſer Beziehung ganz der nämliche; ich werde jung und alt als Einer und Derſelbe genommen und bezeichnet. Und ich bin es auch; ich ſtehe nämlich noch heute, wie damals und von jeher, zu dem gemeinen, platten Rationalismus und Materialismus in unwandelbarem, ſchroffem Gegenſatze. Schon in einer 1870 erſchienenen Schrift**) habe ich bemerkt: „Der Schreiber dieſer Zeilen iſt, wie er auch übrigens denken mochte, niemals Materialiſt, Geiſt- und Seelenläugner geweſen; er hat von jeher nachweisbar die Fahne des Geiſtes erhoben; und es iſt dieſelbe, die er, wie vordem ſchon in ſeiner Jugend, ſo jetzt als Greis erhebt und dem unterdeſſen ſo mächtig erſtarkten Feinde entgegenträgt.“ In meiner „Andeutung eines Syſtemes ſpeculativer Philoſophie,“ welche 1831, alſo zur Hauſerzeit, herauskam, ſtehen vorn herein die Verſe:

„Der Geiſt iſt alles Sein; er iſt die ewige Kraft,
Die Welt und Zeit ſo wandelt, als erſchafft.“ —
„Er ſelbſt iſt der Natur allwaltende Magie;
Er war vor ihr und hebt ſich über ſie.“

Und in meinen letzten, 1870 und 1872 herausgegebenen Schriften iſt wiederholt ein ganz ähnliches Bekenntniß abgelegt, wobei ich mit Vorliebe den Ausſpruch Jean Paul's citirte: „Alles iſt Geiſt, nur verſchiedener.“ ***)

Dr. Meyer's Vorwürfe widerſprechen ſich ſelbſt; aber ſie ſind ſeinen Abſichten gemäß und darauf berechnet, mich herabzuſetzen, welchen Zweck ſie bei ununterrichteten und unſelbſtſtändig urtheilenden Leſern auch wohl zu erreichen geeignet ſind. In ſolchen tendenziöſen Manövern iſt er der Meiſter, den Ruhm muß ich ihm laſſen; aber ich beneide ihn nicht darum.

---

*) Meyer S. 592.

**) „Charakteriſtiken und Kritiken“. Hannover 1870. S. 7.

***) „Charakteriſtiken“ S. 5. „Reich des Wunderſamen und Geheimnißvollen“. Regensburg 1872. S. 2, wo hinzugeſetzt iſt: „Das iſt die Löſung des Welträthſels; das iſt auch unſere, durch unabläſſige Studien nur immer mehr beſtätigte und verſtärkte Meinung und Behauptung.“

2.

Daß ich nicht in aller Weiſe Zeitlebens derſelbe geblieben, das iſt allerdings richtig; aber es fragt ſich, ob dies ein ſo großer Vorwurf iſt. Daß Jemand ſeine Anſicht, ſeine Stimmung, ſeinen Standpunkt ändert, iſt ſo ohne Weiteres noch gar nicht tadelhaft. Es iſt ſogar in vieler Hinſicht ganz naturgemäß, nothwendig, ehrenhaft, lobenswerth, nicht ſelten ein diktatoriſches Pflichtgebot. Das Kind wird zum Jüngling, dieſer zum Manne, es kommt endlich der Greis heraus; alle dieſe Stufen haben ihren beſonderen Charakter, und es kann und ſoll hier Niemand derſelbe bleiben. Es kann und wird insbeſondere Keiner, der ſich ſtrebſam fortbildet, der mit Ernſt und Eifer nach Wahrheit und Erkenntniß ringt, ewig auf derſelben Stufe beharren; er wird ſchwerlich auf den erſten Griff dasjenige treffen und ſich aneignen, was ihm für immer genügt; er wird vielleicht ſein ganzes Leben lang keine volle Befriedigung finden und bis zu ſeinem letzten Hauche ein Sehnender, Suchender und Forſchender bleiben! Und das wird ihm bei einſichtsvollen Beurtheilern nicht zur Schande gereichen. Das Haften auf einem Flecke dagegen iſt oft nur ein Zeichen von Beſchränktheit, Stumpfheit, Trägheit; was man Charakter nennt, iſt häufig nur Eigenſinn und Rechthaberei, ſchlechtes Parteiweſen und Parteitreiben, welches ſelbſt den erkannten Irrthum, das bewußte Unrecht nicht zugeſteht. „Irren iſt menſchlich“; wir irren Alle mehr oder weniger; wir müſſen uns aber bemühen, unſere Irrthümer zu erkennen und zu verbeſſern; hier iſt Charakterhaben und Unwandelbarkeit unrecht und ſündhaft. Die Geſchichte zeigt uns ſehr auffallende Beiſpiele von Sinnesänderung, gegen welche man gleichwohl keinen Tadel zu erheben, die man vielmehr mit Ehre und Ruhm zu nennen pflegt. Aus einem Saulus wird ein Paulus — eine gewaltige Metamorphoſe! Wagt man es, ihn deßhalb für eine Wetterfahne, einen charakterloſen, unzuverläſſigen, ja lügenhaften Menſchen zu erklären, dem man ſelbſt auf ſeine heiligſten Verſicherungen hin Nichts glauben dürfe? Bei den größten und verehrteſten Denkern und Dichtern fanden zum Theil ſehr weſentliche Umwandlungen Statt, wie ſich z. B. bei Schiller zwei Lebensperioden mit ſehr differenter Denkweiſe bemerken und nachweiſen laſſen.*) Da ich von Jugend auf ſtets dachte, ſann, forſchte, nach Wahrheit ſuchte und mich, um ſie zu finden, in Alles hineinſtürzte und hineinvertiefte, wo irgend ein Licht zu leuchten ſchien, irgend ein geiſtiger Gewinn zu hoffen ſtand, ſo konnte es auch bei mir nicht ganz an Wechſel und Wandel fehlen. Aber es war dies viel weniger der Fall, als es einer oberflächlich und nach Parteiſtandpunkten urtheilenden Welt und Zeit erſcheint. Die welche mich kennen, wiſſen es, daß ich in ſehr weſentlichen Punkten ſtets derſelbe geblieben bin; und ſelbſt in Meyer's Vorwürfen liegt, wie ſchon bemerkt, die Bejahung dieſes Umſtandes. Um mit einer mir unerträglichen Hohlheit und Rohheit zu brechen, die immer mehr Boden gewann und alles Edlere, Beſſere und Feinere zu erſticken drohte; um mich von dieſem zur geiſtigen und ſittlichen Peſt auf das Drohendſte ausartenden Zeitphänomen ſo weit als möglich zu entfernen, habe ich wohl auch einmal etwas recht Keckes und Auffallendes gethan. Ich war aber auch hier nur mir ſelbſt getreu; es ging aus demſelben Grundzuge hervor, der ſtets eine Eigenthümlichkeit meines Weſens war. In das Extrem hinüberzuſchwanken, welches dieſer von mir leider ſo oft zu nennende Gegner darſtellt, und welches für mich ein wahres Gorgonenhaupt iſt, vor welchem ich überall hin flüchten könnte, wo man davor ſicher iſt, wird mir gewiß niemals in den Sinn kommen.

II. In welchem Zuſtande K. H. zu dem Autor kam und welche Behandlung deſſelben ihm geboten war.

Feuerbach beſuchte den Findling auf dem Thurme am 11. Juli 1828 und war ſehr beſorgt um ihn, indem er glaubte, daß H., wenn ſeine Lage nicht bald geändert werde, „an einem Nervenfieber ſterben oder im Wahnſinn oder Blödſinn untergehen müſſe“. Nach wenigen Tagen wurde H. in der That ſehr krank; ſein Arzt, Dr. Oſterhauſen äußerte ſich deßhalb in einem dem Stadtmagiſtrat erſtatteten berichtlichen Gutachten, wie folgt:

---

*) In der erſten war er revolutionär, die politiſchen und ſocialen Zuſtände unterwühlend, die Prieſter in haſſenswertheſtem Lichte darſtellend; in der zweiten conſervativ, die revolutionäre Selbſthülfe der Völker verdammend, ſich ſtark zum Katholicismus neigend. Welch ein Unterſchied zwiſchen den Räubern und der Glocke, Don Carlos und Maria Stuart ꝛc.! Man hat ſogar von einer förmlichen Converſion Schillers geſprochen, an die ich zwar nicht glaube, die ihm aber doch nicht gar zu ferne ſtand.

„Die mannichfaltigen Eindrücke, welche den, bisher in einem Kerker lebendig begrabenen, von aller Welt abgeſchiedenen, ſich ſelbſt überlaſſenen K. H. ringsum beſtürmten, als er mit einem Male in die Welt und unter die Menſchen hineingeworfen wurde, und welche nicht einzeln, ſondern in Maſſe auf ihn einwirkten; die verſchiedenartigſten Eindrücke der freien Luft, des Lichtes, die ihn umgebenden Gegenſtände, die ihm alle neu waren; dann das Erwachen ſeines geiſtigen Ich, ſeine aufgeregte Lern- und Wißbegierde, ſeine veränderte Lebensweiſe u. ſ. w. — alle dieſe Eindrücke mußten ihn nothwendig gewaltſam erſchüttern und endlich, zumal bei ſeinem ſo ſehr empfindlichen Nervenſyſtem, ſeiner Geſundheit nachtheilig werden. Ich fand ihn, als ich ihn wiederſah, ganz verändert. Er war traurig, ſehr niedergeſchlagen und ermattet. Die Reizbarkeit ſeiner Nerven war krankhaft erhöht, ſeine Geſichtsmuskeln zuckten beſtändig; ſeine Hände zitterten ſo ſehr, daß er kaum Etwas halten konnte. Seine Augen waren entzündet, konnten das Licht nicht vertragen und ſchmerzten ihn bedeutend, wenn er leſen oder einen Gegenſtand aufmerkſam betrachten wollte. Sein Gehör war ſo empfindlich, daß ihm ſchon jedes laute Sprechen heftige Schmerzen verurſachte und daß er die von ihm leidenſchaftlich geliebte Muſik nicht mehr hören konnte. Er hatte Mangel an Eßluſt, mangelhaften, erſchwerten Stuhlgang, klagte über Beſchwerden im Unterleibe und fühlte ſich durchaus unbehaglich. Ich war wegen ſeines Zuſtandes nicht wenig beſorgt, da es nicht möglich war, ihm mit Arzeneien beizukommen*); theils weil er einen unbezwingbaren Abſcheu vor Allem, Waſſer und Brod ausgenommen, hatte; theils weil, wenn er auch hätte welche nehmen können, zu befürchten war, es möchte ſelbſt das indifferenteſte Mittel zu heftig auf ihn einwirken.“ **)

Das war der Zuſtand, in welchem ſich der arme Menſch befand, als ich ihn — am 18. Juli 1828 — zu mir nahm. Ihn ſo fein, zart, rückſichtsvoll, als möglich zu behandeln — jene Behandlung, um deren willen mich kritiſche Rohheit und Büberei ſo unabläſſig verhöhnt und verfolgt — war mir nicht nur durch meine eigene Beobachtung und Vernunft, ſondern auch, wie man ſieht, durch ärztliche Einſicht und Maßgabe vorgeſchrieben. Wäre er der „nüchternen Kritik“ in die Hände gefallen, die ſelbſt einen Oſterhauſen zum romantiſchen Schwärmer macht, ſo wäre er vom Regen in die Traufe gekommen; und es hätte keines Banditen bedurft, um ihn aus der Welt zu ſchaffen.

---

*) Oſterhauſen ſpricht hier als Arzt der alten Schule, nicht als Homöopathiker, was er niemals war.

**) Feuerbach, Kaſpar Hauſer S. 89 f.

III. Des Autors „Mittheilungen über K. H.“ betreffend. Nachweiſung analoger, die Hauſer'ſchen Phänomene ſogar noch überbietender Erſcheinungen und Thatſachen wiſſenſchaftlich unzweifelhafter und anerkannter Art.

1.

Die erſte Schrift, die ich in dieſer Angelegenheit erſcheinen ließ, ſind meine „Mittheilungen über Kaſpar Hauſer,“ zwei Hefte, die zu Nürnberg 1832 herausgekommen ſind.*) Dieſe Schrift iſt ein ſo großer Dorn im Auge der Gegner, daß ſie immer wieder auf's Neue von ihnen angegriffen und als ein Buch dargeſtellt wird, deſſen Verfaſſer als ein Irrenhauspatient zu betrachten und deſſen aus lauter „Phantasmen“ beſtehender Inhalt keiner Beachtung würdig ſei. Wenn dem ſo iſt, ſo genügt es doch gewiß, dieſen Wahnſinn ganz einfach und der Wahrheit gemäß an den Pranger der Oeffentlichkeit zu ſtellen. Warum lügen denn dieſe Leute in ſo unerhörter Weiſe auf mich und dieſes Buch; warum verfälſchen ſie denn ſo gottlos die Thatbeſtände; warum erzählen ſie Dinge, an denen kein Wort wahr iſt oder laſſen aus, was auf's Weſentlichſte zur Sache gehört? — Daß dies ihre Mittel zum Zwecke ſind, iſt ihnen von mir und Anderen unwiderſprechlich nachgewieſen worden.

Es iſt eine lange Zeit, ſeitdem ich jene Schrift verfaßte; ich war damals 32 Jahre alt; jetzt bin ich 72; und in dieſem Zeitraum hat ſich viel begeben und verändert. Auch ich bin natürlich nicht in allen

---

*) Die Verlagsbuchhandlung Haubenſtricker, welche die Schrift übernommen, exiſtirt nicht mehr, und ich weiß nicht, ob und wo die Schrift im Buchhandel noch zu haben iſt.

Stücken derſelbe geblieben, der ich damals war; bei einem unaufhörlich denkenden, ſtrebenden, forſchenden, prüfenden Menſchen, wie ich bin, wäre es ein Wunder, wenn er 40 Jahre lang ohne alle Veränderung bloß ſtill geſtanden wäre. In gewiſſen, ſehr weſentlichen Punkten aber bin ich, wie ſchon oben bemerkt, noch heute ganz der Nämliche; ſo namentlich was meine Hingebung an das Faktum betrifft, ſo ſeltſam und wunderbar daſſelbe auch ausſehen mag. Im Geiſte dieſer Hingebung habe ich den Findling beobachtet; habe, was ſich Abſonderliches an ihm zeigte, zwar keineswegs leichtgläubig ohne alle Vorſicht, Kritik und Prüfung hingenommen; daſſelbe jedoch, wenn ich es als ſolches nicht bezweifeln konnte, ganz, wie es war, auch willig gelten laſſen, ſorgſam aufgezeichnet und auf die Gefahr hin, von den Ungläubigen deßhalb verſpottet und verſchrien zu werden, der Welt mitgetheilt. Wenn das die Gegenwart nicht zu würdigen verſteht, ſo wird es vielleicht die Zukunft ſchätzen. Hätte ich mir das, was ich berichtete und beſchrieb, phantaſirend und hallucinirend bloß eingebildet, ſo müßte man mich in der That für wahnſinnig halten; und hätte ich es gefliſſentlich erſonnen und erdichtet, ſo wäre ich der unverſchämteſte Lügenſchmied der ganzen Welt. Die Gegner combiniren Beides in der Art, daß ich als ein aus Narr und Lügner zuſammengeſetztes Monſtrum erſcheinen ſoll. Sie ſelbſt behaupten Dinge, die unendlich unwahrſcheinlicher ſind, als irgend etwas von mir Referirtes iſt, Dinge, welche zum Theil förmlich wie Tollhausgeſchwätz ausſehen; und was den Punkt der Wahrhaftigkeit und Redlichkeit betrifft, ſo ſind ſie ſelber ſo claſſiſche Muſter des Gegentheiles, daß es unglaublich wäre, wenn ihre Verfahrungsweiſen nicht faktiſch vor Augen lägen. Sie haben bloß ihren — Gott weiß, auf welchem Grunde beruhenden — feindſeligen Zweck vor Augen; ſie wollen Nichts, als negiren, ſchaden, entehren, zu Grunde richten; und dazu iſt ihnen kein Mittel zu unedel und unmoraliſch. Ich wollte bei meinen Aufzeichnungen und Veröffentlichungen zunächſt Nichts, als die von mir gemachten Beobachtungen, von deren Richtigkeit ich überzeugt war, vor Vergeſſenheit bewahren und der Welt mittheilen; dazu kam dann, auf äußere Veranlaſſungen und Nöthigungen hin, die apologetiſche Abſicht und Haltung. In allen Fällen aber war ich ein ehrlicher Menſch und ging mit Wiſſen und Wollen nicht eine Linie über die Wahrheit hinaus.

2.

Nur Wenigen meiner Leſer, vielleicht gar keinem dürfte die in Rede ſtehende Schrift zur Hand ſein; ich erlaube mir daher, folgende mit einigen Zwiſchenreden verſehene Stelle aus der Vorrede hieherzuſetzen. „Nichts, was ich hier mit Beſtimmtheit und ohne Beiſatz ausſpreche, weiß ich aus unſicherer Erinnerung, und iſt aus bloßer Converſation und Sage geſchöpft; ſondern ich habe es ſelbſt an H. beobachtet, von ihm gehört, im Umgange mit ihm erforſcht und bei noch friſcher Erinnerung durch genaue Aufzeichnung bewahrt.“ Was hat man für ein Recht, eine ſolche Verſicherung für unwahr zu halten, oder das, was ich derſelben gemäß wahrgenommen und aufgezeichnet, für Selbſtbetrug oder Lüge zu erklären? Niemand konnte mir damals, als ich dies ſchrieb, etwas Ehrenrühriges vorwerfen; und ich ſtand, ſo was meinen Geiſt, als meinen Charakter betrifft, in einer Achtung, welche jede Art von Verdacht und Unglaubwürdigkeit ausſchloß. „H. lebte in meinem Hauſe und meiner Verpflegung vom 18. Juli 1828 bis zum Januar 1830; ich konnte in dieſer Zeit, da ich mein Amt nicht verwaltete, faſt ununterbrochen um ihn ſein; und auch nach dieſer Zeit hörte meine Verbindung und mein Umgang mit ihm nicht auf.“ Letzteres nämlich, während er ſich im Biberbach'ſchen Hauſe und dann bei ſeinem Vormunde v. Tucher befand; wie ich denn auch, nachdem er nach Ansbach gekommen, nie ganz aufhörte, in freundſchaftlicher Beziehung mit ihm zu ſtehen.*) „Nach einer großen Menge von Verſuchen, Beobachtungen, Prüfungen, ſteter Berichtigung und Ergänzung des Früheren durch das Spätere darf ich glauben, dieſe außerordentliche Erſcheinung genau genug zu kennen und vor jeder Art von Täuſchung ſicher zu ſein, um einen für das Intereſſe der Wiſſenſchaft nicht ganz ungeeigneten Beobachter abgeben zu können.“ Das iſt es nun aber dennoch, was die Gegner verneinen; aber nicht aus objektiven Gründen, ſondern im Intereſſe der Tendenz und Partei; denn wenn ich Augen im Kopfe gehabt und wahrhaft berichtet habe, ſo iſt ihre Sache verloren. „Will man auch der aus Hauſer's Munde aufgenommenen Beſchreibung ſeiner Empfindungen mißtrauen, ſo wird man doch damit Berichte von Beobachtungen verbunden finden, die auf keinem Betruge beruhen können. Wenn H. behauptete, er habe auf einen eingeſogenen Duft, bei Einwirkung eines Minerals, eines lebendigen Weſens ꝛc. Dies und Jenes empfunden, ſo iſt man nicht genöthigt, ihm Glauben beizumeſſen, auch wenn man ihn nicht überhaupt für einen Lügner und Betrüger hält. Denn nicht nur konnte er Selbſttäuſchungen unterliegen; es konnte ihn auch eine durch die Umſtände, wie leicht möglich war, entwickelte Eitelkeit beſtimmen, das wirklich Wunderbare ſeiner Erſcheinung durch Zuſatz von Erdichtungen zu erhöhen. Wenn er aber bei Einwirkungen jener Art nicht allein häufig in convulſiviſche Bewegungen gerieth, ſondern auch z. B. die Geſichtsfarbe veränderte, *am ganzen Leibe gelb wurde*" — wie einmal auf Firnißgeruch, was auch Dr. *Preu* bezeugt und der Frankfurter Recenſent der „Authentiſchen Mittheilungen" als unmöglich auf Verſtellung beruhend hervorhebt — „wenn plötzlicher Schweiß auf die Stirne trat, die Augen thränten und Entzündung zeigten, die Adern, die Glieder ſchwollen, die der Wirkung ausgeſetzten Finger der Hand kalt wurden, *ein ſolcher Finger, während die übrige Hand ſchwitzte, ſich trocken-kalt anfühlte*" — dieſes Kunſtſtück ſoll ihm einmal Jemand nachmachen! — „Naſenbluten, Erbrechen, *ſchnelle Abmagerung* eintrat ꝛc. ꝛc., ſo kann Niemand behaupten wollen, daß es in Hauſer's Macht geſtanden, ſolche Erſcheinungen, um ſeine Umgebungen zu täuſchen, durch bloßen Willen hervorzubringen. Betrügeriſch dargeſtellt können doch wohl nur ſolche Krankheitserſcheinungen werden, deren Nachahmung darauf beruht, den Körper und die Glieder in eine gewiſſe Art äußerer Bewegung oder Bewegungsloſigkeit, Richtung und Lage zu bringen, wie Ohnmacht, Starrheit, Lähmung, Steifheit, Zittern, Zucken, Schaudern ꝛc., nicht aber ſolche, die, wie die obengenannten, *eine von der Willkühr nicht hervorzubringende innere Veränderung im Organismus* vorausſetzen. Es iſt zwar, wenn man alles Denkbare herbeizieht, auch wohl möglich, ſich mit Hülfe arzeneilicher Subſtanzen wirkliche Krankheitszuſtände zu erzeugen; daß aber H. Jahre lang mit größter Conſequenz, plötzlich, ſo wie es die Umſtände erforderten, vor Beobachtern der verſchiedenſten Art, in jeder Umgebung und jedem Verhältniſſe dergleichen Zuſtände künſtlich in ſich habe erregen können, wäre unſinnig anzunehmen. Ich habe an ihm, während jahrelangen, beſtändigen Umganges, Erſcheinungen, wie die erwähnten, bei den entſprechenden Gelegenheiten im Hauſe und im Freien fortwährend beobachtet. Wenn man ſich auch nur an dieſe hält, ſo wird man die Ueberzeugung nicht abwehren können, daß man hier einen Menſchen von ganz außerordentlicher Beſchaffenheit vor ſich habe. Wenn nun durch die begleitenden, von Anderen wahrnehmbaren und keinem Verdacht unterworfenen Erſcheinungen die Ausſagen Hauſer's über ſeine Zuſtände und Empfindungen nicht wenig unterſtützt werden, ſo ſind ſie auch häufig von der Art, daß man ſie ohne Vorausſetzung der größten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und tiefſten Einſichten in die Natur nicht für erdichtet halten kann. Solche Kenntniſſe und Einſichten wird man bei ihm nicht annehmen wollen; und ſo kann man die betreffenden Ausſagen deſſelben auch nicht für bloße Erdichtungen halten. Endlich habe ich auch nicht wenige meiner Verſuche auf eine Weiſe angeſtellt, die keinen Zweifel an den Ergebniſſen zuläßt." Das iſt ein Hauptpunkt, den aber unredliche Berichterſtatter ſich wohl hüten zu berühren. So wurden die eigenthümlichen Empfindungen, welche H. für Mineraliſches, Lebendiges und Perſönliches hatte, in der Art erforſcht, daß ein Betrug, wenn ein ſolcher Statt gefunden hätte, unmöglich verborgen geblieben wäre; H. beſtand jede nur erdenkbare Probe, welcher er in dieſer Hinſicht von mir und meinen Freunden unterworfen wurde, worüber die „Mittheilungen" das Nähere enthalten. „Und ſo bleibt, wenn man Verdacht und Unglauben auch noch ſo weit treiben will, genug übrig, was als ein ſicheres Beſitzthum der Wiſſenſchaft zu betrachten iſt. Zu dem Beweis, der aus den beobachteten phyſiſchen Erſcheinungen geführt werden kann, tritt endlich noch der pſychologiſche aus Hauſer's hier treulich geſchildertem Benehmen in der erſten Zeit und ſeinen hier mitgetheilten ſchriftlichen Aufſätzen und eigenen Darſtellungen."

---

*) Daß ich mich heftig mit ihm entzweit und deßhalb mein Verhältniß zu ihm abgebrochen, iſt unrichtig.

Ich darf wohl meine Leſer fragen, ob dies das Geſchwätz eines Wahnſinnigen ſei, ob ſich nicht auch hier Vernunft, Menſchenverſtand, Kritik, Beſonnenheit, Vorſicht im Glauben und Trauen verrathe? Ich war kein blinder, unſinniger Thor; ich war mir wohl bewußt, daß in ſolchen Fällen allerlei Täuſchung möglich; kannte aber auch die Regeln und Mittel, die davor zu ſchützen vermögen, und brachte ſie in die gehörige Anwendung. Auch ſind die Thatſachen, auf welche ſich die Vorrede bezieht und die in der Schrift beſchrieben ſind, von Anderen, namentlich von Aerzten, auch wenn ſie verſchiedenen Schulen und Parteien angehörten, beobachtet und anerkannt, neuerdings auch wieder von Herrn v. **Tucher** in der Augsb. Allg. Zeitung mit allem Nachdrucke beſtätiget worden.

3.

Dr. **Meyer** meint, er brauche bloß einen der von mir beobachteten Fälle außerordentlicher Reizbarkeit und Empfindlichkeit anzuführen, um mich bei allen auf der Höhe der Zeitcultur ſtehenden Menſchen lächerlich und unfähig eines gültigen Zeugniſſes erſcheinen zu laſſen. So ſagt er*): „Daumer erzählt Heft II S. 35 alles Ernſtes, H. habe vom Genuſſe einer einzigen Weinbeere einen ziemlichen Rauſch bekommen. Und D. iſt die Autorität, welche Feuerbach's Schrift großentheils zum Stützpunkte dient!“ So iſt ſehr geſchickt mit einem Schlage meine und Feuerbach's Schrift vernichtet. Das angeführte Faktum ſieht aber erſtlich bei mir ganz anders aus, als in der Geſtalt, in welcher es der boshafte und unredliche Mann hinwirft. Es heißt dort wörtlich: „H. koſtete im Sept. 1828 ein paar Tropfen aus Weinbeeren friſch gequollenen Saftes und ſtellte hierauf das vollkommene Bild eines Betrunkenen dar. Er ging ſchwankend, ſprach mit ſchwerer Zunge und lachte beſtändig; der kleine Finger der linken Hand war in ſtarker Bewegung, wie es bei ſtarken Erregungen der Fall zu ſein pflegte, und bald darauf mußte er ſich zu Bette legen.“ Seiner eigenen Aufzeichnung zu Folge, wie ſie dort abgedruckt iſt, bekam er von einem Kaffeelöffel voll Traubenſaft Schwindel und Schläfrigkeit. Im Sept. 1829, ſomit ein Jahr ſpäter, bekam er von einer Weinbeere, wie daſelbſt S. 36 ſteht, keinen Rauſch, ſondern nur Hitze im Kopfe und einige andere Empfindungen. Das von mir und H. ſelbſt beſchriebene Faktum iſt richtig und wurde ebendeßhalb aufgezeichnet, weil es ein ſo ganz beſonderes war. Solche Dinge wurden nicht vorausgeſetzt, erwartet, dem Findling eingeredet, ſondern mit oft großer Ueberraſchung und großem Erſtaunen an ihm wahrgenommen; und man hat kein Recht, an meiner und ſeiner Ausſage zu zweifeln; man hat es in dieſem Falle um ſo weniger, da die Sache keineswegs ſo gar unbegreiflich und unglaublich iſt. Die erregenden und berauſchenden Kräfte des Weines müſſen, wenn auch noch nicht für gewöhnliche Naturen und Zuſtände entwickelt und ſpürbar genug, doch ſchon von vorn herein in der Frucht des Weinſtockes enthalten ſein; und was ſie, bis zur Stärke des Getränkes potenzirt, bei uns abgeſtumpften Menſchen zur Folge haben, das konnten und mußten ſie bei einem Hauſer ſchon in ihrer unmittelbarſten Natürlichkeit bewirken.

---

*) S. 12 der „Authent. Mittheil.“

4.

In vereinzelter und zerſtreuter Weiſe, auch in gewiſſen Krankheiten, kommen dergleichen Dinge auch ſonſt vor. Der Gegner, dem das unbekannt, kann ſich darüber leicht aus einſchlägiger Literatur, nicht bloß älterer, ſondern auch neueſter, belehren*), kann es, ſelbſt wenn er nur ein Converſationslexikon zur Hand nehmen und die Artikel Idioſynkraſie und Hyſterie aufſchlagen will. In dem Brockhauſiſchen Lexikon von 1866 wird er unter „Hyſterie“ Folgendes leſen: Die hier Statt findende „Senſibilitätsſtörung zeigt ſich entweder als allgemeine Erhöhung der Reizbarkeit (Hyperäſtheſie), in einer Steigerung der Schärfe der Sinne, die häufig Quelle großen Unbehagens wird, ferner in Idioſynkraſie ꝛc. Die Hyperäſtheſie, welche gewöhnlich als Nervenſchwäche bezeichnet wird, verleiht den Kranken eine oft außerordentliche, an's Wunderbare grenzende Schärfe der Sinne. Dieſelben nehmen durch den Geruch, das Gefühl, das Gehör Unterſchiede wahr, welche Geſunden völlig entgehen ꝛc. Außerdem lieben ſie Sinneseindrücke, z. B. Gerüche, die Geſunden zuwider ſind, und finden ſolche, die Geſunden angenehm, widerlich.“ Ich kannte eine Frau, die ſich wie wahnſinnig geberdete, wenn ſich in ihrer Nähe eine Katze befand. Es gibt Antipathien und Sympathien der ſonderbarſten Art, welche die Wiſſenſchaft kennt und anerkennt, ſo dunkel auch ihre Urſachen ſein mögen. So bekam, um noch Einiges der Art anzuführen, Erasmus durch die Nähe von Fiſchen fieberhafte Anfälle, Scaliger Zittern durch die Nähe von Brunnenkreſſe, Simon Pauli Herzklopfen durch die Nähe von Aepfeln. Nach Lemery bewirkte bei Jemand die Nähe weißer Roſen anhaltendes Erbrechen und Abführen; auf Einen wirkte Honig wie ein Gift; auf einen andern Geruch von Fleiſchbrühe wie ein ſtarkes Purgirmittel. In einem Falle führte eine kleine Doſis Laudanum, in das Ohr und einen hohlen Zahn gebracht, den Tod herbei. Manche werden bei gewiſſen Geräuſchen ohnmächtig; La Mothe le Vayer konnte ſelbſt die leiſeſte Muſik nicht ertragen. Der Philoſoph Hobbes gerieth, wenn man ihn Nachts auch nur auf Augenblicke ohne Licht ließ, in einen dem Wahnſinn ähnlichen Zuſtand; mein eigenes Auge, ſehr empfindlich gegen helles Licht, kann aber auch die Finſterniß nicht ertragen; in tiefer Dunkelheit fängt es an zu ſchmerzen; und wenn mein Nachtlicht einmal, während ich ſchlafe, zu dunkel einbrennt, ſo wache ich ſofort auf und muß den Dämmerungsgrad herſtellen, bei welchem es mir allein möglich iſt, zu ſchlafen. Baco fiel bei Mondsfinſterniſſen in Ohnmacht; dieſe oder Schlagfluß trat bei Anderen ein, wenn ſich eine Sonnenfinſterniß ereignete. Jakob II. wurde beim Anblick eines bloßen Degens ohnmächtig, was man als von der Mutter ererbt anſieht. Eine faſt bis zum Wahnſinn gehende Scheu vor blanken Waffen, wenn er auch gar nicht dadurch gefährdet war, hatte nach allgemeiner Wahrnehmung und Bezeugung Hauſer — wahrſcheinlich eine Folge des Mordverſuches in Nürnberg; weßhalb es auch ganz undenkbar iſt, daß er in Ansbach ſich ſelbſt verwundet und getödtet habe.

---

*) S. z. B. Perty, Blicke in das verborgene Leben des Menſchengeiſtes. Leipz. u. Heidelb. 1869. S. 2 f. Deſſen Myſtiſche Erſcheinungen der menſchlichen Natur. Daſelbſt 1861. S. 18 ff.

„Einzelne Menſchen,“ bemerkt Perty, „haben eine ungewöhnliche Reizbarkeit des Nervenſyſtems entwickelt, welche Wahrnehmungen und Empfindungen möglich machte, die der großen Mehrzahl abgehen, und die zugleich ein Licht auf den verborgenen Zuſammenhang werfen, der mit unzählbaren Fäden alle Dinge der Welt und auch die Menſchen mit dieſen und unter einander verknüpft.“ Eine ſolche Reizbarkeit zu entwickeln war aber gewiß das Schickſal geeignet, welches der unglückliche Findling hatte. Seine lange Abſperrung beraubte ihn des Schutzes, den uns Andere die Gewöhnung an unzählige Einwirkungen, Eindrücke und Einflüſſe gewährt, die wir in Folge dieſer Gewöhnung gar nicht, oder doch nicht in der Art und in dem Grade, wie er, zu empfinden pflegen.

5.

In meinem Buche: „Das Reich des Wunderſamen und Geheimnißvollen“ befindet ſich S. 119—152 eine Abhandlung, worin Vieles angeführt und nachgewieſen wird, was in das Gebiet eigenthümlicher und ſeltſamer Wahrnehmungs- und Empfindungsweiſen gehört. Ich erlaube mir, daraus, mit der an dieſem Orte gebotenen Auswahl und Sparſamkeit, Nachſtehendes auszuheben. Es handelt ſich darum, die bei weniger Unterrichteten ſo häufige Vorſtellung zu tilgen, als ſei Alles der Art, was das Maß des Alltäglichen und in allgemeiner Erfahrung Vorkommenden überſchreitet, eine bloße Einbildung oder Fabelei — eine Vorſtellung, die auch üble, praktiſche Folgen hat, da ſie zu ſchonungsloſer Verkennung und Härte gegen die Kranken veranlaßt, die ſchon durch ihre pathologiſchen Zuſtände unglücklich genug ſind und es noch mehr werden durch das Verhalten der Unwiſſenden und Ungläubigen gegen ſie.

Schon Cabanis [*] macht auf die außerordentliche Empfindlichkeit der Sinnesorgane in einigen convulſiviſchen und ekſtatiſchen Krankheiten, beſonders bei weiblichen Perſonen, aufmerkſam. Kranke der Art erkennen mikroſkopiſche Gegenſtände, ſehen in tiefſter Dunkelheit, verfolgen die Spur fremder Menſchen, wie der beſte Schweißhund, wählen Nahrungs- und Heilmittel mit inſtinktartiger Sicherheit ꝛc. Eckartshauſen ſpricht von einem Manne, der ein äußerſt feines Geruchsorgan hatte, auf welches ganz beſonders der Blutgeruch ſehr heftig wirkte, ſo daß er Fleiſcher, Jäger, Mörder und Jeden, der irgendwie Blut vergoß, ſogleich bei'm Eintritt in's Zimmer erkannte, auch Menſchen- und Thierblut unterſchied, ja ſelbſt den Ort und die Stühle, wo ein Menſch, der Blut vergoſſen, geweſen und geſeſſen, und die Gegenſtände, die er berührt hatte, anzugeben vermochte. Bei einem Waſſerſcheuen hatte ſich dieſer Sinn dermaſſen geſchärft, daß er Alle, die ihn zu ſehen kamen, ſchon von fern roch und ſie mit Namen und Zunamen nannte, bevor er ſie noch geſehen hatte. [**] Was im Punkte des Geruchſinnes der Hund leiſtet, weiß Jedermann. Die

---

[*] De l'influence de maladies sur la formation des idées et des affections morales.

[**] Auch H. behauptete, jeden Menſchen am Geruche zu erkennen.

Begabung iſt auch hier verſchieden; die Geruchſchärfe iſt z. B. nur gering bei'm Windſpiele und bei'm Schäferhunde, der ein ſcharfes Geſicht, treffliches Gehör und viel Intelligenz hat; aber ſeines ſtumpfen Geruches wegen faſt nie zur Jagd dreſſirt werden kann. Von andern Hundevarietäten dagegen ſind zuverläſſige Beiſpiele wunderbarſter Spürkraft bekannt. *)

Bei Menſchen, welche eines Sinnes, namentlich des Geſichtes beraubt ſind, pflegen ſich bekanntlich, zum Erſatze deſſelben, die anderen zu ſteigern und zu verfeinern. Blinde unterſcheiden durch ein potenzirtes Gefühlsvermögen nicht nur Geſtalten und Formen bis in die feinſten Umriſſe hinein, ſondern auch Farben. Sie finden ſich in langen Gängen und Gaſſen ohne Anſtoß zurecht und gehen unbegleitet, ohne Gefahr, über breite, ſtädtiſche Plätze hin. Diderot kannte einen Blinden, der richtig über Symmetrie urtheilte, wußte, wenn ihm ein Körper in den Weg kam, ob die Gaſſe, in der er wandelte, am andern Ende offen oder geſchloſſen war; derſelbe legte Maſchinen auseinander und wieder zuſammen, und arbeitete mit der Nadel. Wunderſame Dinge der Art erzählt man auch von anderen Blinden, wie dem be-

---

*) Solche ſ. bei Scheitlin, Perty ꝛc. Ein treuer Hund folgte ſeinem Herrn 12 Tage nach der Abreiſe vom Schloſſe Altenklingen nach dem 100 Meilen entfernten Paris. Unter zahlloſen Spuren auf den vielen Straßen fand er deſſen Spur mit gleicher Sicherheit, wie deſſen Stimme oder Pfiff aus den verworrenen Tönen einer großen Menge heraus. Und das iſt noch nicht das Stärkſte, was in dieſem Betreffe erzählt wird. Eine eben ſo merkwürdige als drollige Geſchichte iſt folgende. Zwei Engländer ritten mit einem Hunde aus. Der Herr deſſelben wettete mit dem Andern, daß der Hund ein Schillingsſtück, welches er, vom Hunde unbemerkt, irgendwo niederlegen wolle, finden und wiederbringen werde. Das Geldſtück wurde niedergelegt und einige Zeit darauf dem Hunde befohlen, es zu ſuchen, worauf die Herren weiter ritten. Als ſie nach Hauſe gekommen, fand ſich der Hund nicht ein, kam jedoch am anderen Tage mit einem Beinkleide gelaufen, in deſſen Taſche ſich eine Uhr, Geld und unter dieſem auch das erwähnte Geldſtück befand. Der Herr des Hundes lud den Beſitzer des Beinkleides durch eine Zeitungsanzeige ein, daſſelbe abzuholen. Es war ein Pächter, der das Geldſtück gefunden und zu ſich geſteckt hatte. Bald darauf kam der Hund zu der Stelle, fand hier Nichts, folgte jedoch der Spur, ſchmeichelte ſich dem Pächter an, ſo daß ihn dieſer in ſein Schlafzimmer mitnahm, wo der Hund die Gelegenheit ergriff, das Beinkleid zu ſtehlen und mit ihm davon zu laufen. Scheitlin, Thierſeelenkunde. 1840. II, 95. Perty, Seelenleben der Thiere. 1865. S. 306.

kannten Fräulein Maria Thereſia von Paradies, dem Mathematiker Saunderſon in Cambridge, die im frühen Kindesalter ihr Geſicht verloren hatten; ferner von einer Kranken bei Dr. Sloane, welche Geſicht, Gehör und Sprache, und der ebenfalls bekannten Laura Bridgeman, welche Geſicht, Gehör und Geruchſinn vollſtändig, den Geſchmack beinahe verloren und nur noch ihr Taſtgefühl behalten hatte, worüber man Näheres in meinem Werke a. a. O. nachſehen kann.

Einen Mann, wie Lichtenberg, darf man gewiß als Autorität anführen; derſelbe*) erzählt von ſich ſelbſt etwas ſehr Merkwürdiges. Wenn er zuweilen durch zu vieles Kaffeetrinken ſeine Reizbarkeit erhöht hatte und über Alles erſchrack, ſo merkte er im Falle eines ihn erſchreckenden Kraches ganz genau, daß er erſchrack, ehe er ihn vernahm. „Wir hören alſo," ſetzt er hinzu, „noch mit andern Werkzeugen, als mit den Ohren." Ganz ähnliche Erfahrungen hat an ſich ſelbſt Prof. Fr. Fiſcher**) gemacht. Eine Dame ſchreibt an Perty***): „Werde ich genöthigt, mich, nach langen Nachtwachen, von einem leidenden Kinde zu trennen, um etwas Ruhe zu genießen ſo höre ich den erſten Schrei des Kindes und trennten mich von ihm zehn Marmorwände. Meine Seele hört, wie ich mich jedesmal überzeugte, ſo richtig, als mein Ohr."

Lichtenberg ſpricht von noch anderen Werkzeugen, als den Ohren, womit in manchen Fällen gehört werden könne; die Dame von ihrer hörenden Seele. Es findet hier jedenfalls ein Wahrnehmen Statt, was mit den gemein materialiſtiſchen Begriffen nicht zu faſſen und aus ihnen nicht zu erklären iſt.

In der Nacht, da ein Theil von Meſſina durch ein Erdbeben zerſtört wurde, bemerkte Göthe: „Es iſt entweder in dieſem Augenblicke ein Erdbeben oder es kommt eines." †)

„Wenn die Kanagas", ſagt Perty, „im offenen Meere auf Hunderte von Meilen die Richtung des Landes wiſſen; wenn der Ingenieur-Major Philippi, einer der Senſitiven Reichenbach's, auch ohne Compaß Nord anzugeben wußte, ſo müſſen hier Wahrnehmungen feinſter Art Statt finden, wie Aehnliches auch bei Wanderthieren vorkommt.“

---

*) Vermiſchte Schriften I, 18.

**) Somnambulismus. Baſel 1839. III, 245.

***) Blicke in's verborgene Leben ꝛc. S. 4.

†) Eckermann, Geſpräche mit Göthe. I. S. 85 f.

Manche Thiere haben eine beſondere Gabe, weite und verwickelte Wege zu finden, wenn ſie dieſelben auch nur einmal gemacht haben. Rengger berichtet, daß Pferde in Paraguay, welche den mehr als 100 Stunden weiten Weg von Villa Real nach den Miſſionen nur einmal gemacht hatten, nach mehreren Monaten auf dieſem Wege nach Villa Real zurückkamen. Ein Bullenbeißer, den d'Obſonville in Pondichery aufgezogen hatte, begleitete ihn und einen Freund nach dem 300 Stunden entfernten Bangalore, welche Reiſe durch Flüſſe und über Berge faſt drei Wochen währte. Bei Bangalore verlor ſie der Hund und lief nun den weiten Weg nach Pondichery zurück, gerade nach dem Hauſe des Artillerie-Commandanten Boylier, des Freundes von d'Obſonville, mit dem dieſer zuſammengelebt.*) „Laſſen ſich Fälle,“ bemerkt Perty**), „wo Hunde ſolche Leiſtungen vollbrachten; etwa noch durch deren erſtaunliche Geruchsſchärfe erklären, ſo begreift man doch die Weiſe nicht, wie Katzen, deren Geruch ſo ſchwach iſt, im Sacke meilenweit fortgeſchafft, den Weg wieder nach Hauſe finden***), noch weniger, wie jene Schildkröte, bei der Inſel Ascenſion im ſtillen Ocean gefangen, der man Buchſtaben und Ziffern in den Panzer eingebrannt, dann aber, weil ſie dem Tode nahe ſchien, im brittiſchen Kanal in's Meer geworfen hatte, zwei Jahre darauf wieder bei Ascenſion gefangen werden konnte†). Eben ſo räthſelhaft iſt es, wie Brieftauben, die man in verſchloſſenen Käſten nach weit entfernten Orten bringt und daſelbſt fliegen läßt, den Rückweg nach der Heimath finden, die ſie zum erſten Male verlaſſen haben. Ein Amſelmännchen wurde von der Beſitzerin zu Frankfurt im Frühling 1860 an ihren Bruder verſchenkt, welcher es mit ſich nach ſeinem Dorfe zwiſchen Hanau und Aſchaffenburg nahm. Dort entwiſchte die Amſel und man hörte Nichts von ihr, bis ſie Anfangs Winters 1860 am Fenſter der

---

*) Fouché d'Obsonville, Essai philos. s. l. moeurs d'animaux étrang Paris 1783.

**) Seelenleben der Thiere S. 98.

***) Lenz, Naturgeſchichte. I, 221.

†) Froriep's Notizen Bd. 46. S. 6.

Pflegerin zu Frankfurt erſchien und bei ihr blieb. Wer hat ihr den Weg dahin gezeigt?" Hier ſtehen wir vor Räthſeln, die man uns auf gemein verſtändigem Wege wohl niemals wird löſen können.

Daß man, der Augen und des Gehörs beraubt, dennoch ſehen und hören könne, ſcheint der reinſte Unſinn zu ſein; dennoch finden ſich ſolche Fälle bei Menſchen und Thieren, wenn man nehmlich unter „ſehen" und „hören" nur überhaupt ein Wahrnehmen verſteht, welches daſſelbe leiſtet, was in der Regel durch Auge und Ohr geleiſtet wird; und das ſteht nicht etwa bloß in alten Fabel- und Märchenbüchern; es iſt eine Erkenntniß der modernſten Wiſſenſchaft. „Daß manche Thiere mehr als fünf Sinne haben," ſagt Preyer*), „läßt ſich mit Sicherheit annehmen. So die Fledermäuſe, weil ſie, geblendet und gefirnißt mit verſtopften Ohren, ohne anzuſtoßen, umherflattern; die Fiſche, weil ſie, geblendet, bei'm Schwimmen nirgend anſtoßen; die Fröſche, weil ſie, nach Goltz, auch wenn ſie des Geſichts-, Gehörs- und Geruchſinnes völlig beraubt worden, doch einen weiblichen Froſch von einem männlichen unterſcheiden, letzteren ſogar als einen männlichen erkennen, wenn er vorher in die Haut eines weiblichen Froſches eingenäht worden, einen weiblichen dagegen als ſolchen erkennen, auch wenn er enthäutet worden." Wahrhaft wunderbar erſcheint das muſikaliſche Hören im Unterſchiede von dem übrigen, ſofern dieſes verloren gehen und jenes dennoch beharren kann. Ehrhard in ſeiner rationellen Otiatrik**) ſagt: „Ich habe den Sinn für Muſik bei den verſchiedenſten Graden von Schwerhörigkeit, ja zweimal ſogar bei Taubſtummen ausgeprägt gefunden. Es iſt wunderbar, wie oft Schwerhörige, die meine Kaſtenuhr gar nicht, meine Repetiruhr nur wenige Zoll weit hören, mit Befriedigung einem Concert beiwohnen und die feinſten Nuancen einer Symphonie empfinden Ich ſah zu Köln einen Taubſtummen, der in der Kirche mitſang; ich lernte einen andern kennen, der ſich Pfeifen ſchnitzte und ihre Reinheit prüfte. Die verſchiedenſten pathologiſchen Zuſtände des Gehörorgans, ſowohl des akuſtiſchen, als des nervöſen Apparates, ſelbſt bis zur centralen Lähmung hinauf — wie ja eben die Taubſtummen beweiſen — können den einmal vorhandenen muſikaliſchen Sinn nicht tödten.“ Der vollſtändig taube Kruſe hatte dennoch eine Empfindung von Muſik und wurde durch verſchiedene Inſtrumente verſchieden afficirt. Die Töne hatten für ihn eine große Aehnlichkeit mit Farben: Trompete = gelb, Trommel = roth, Orgel = grün ꝛc.*)

---

*) Die fünf Sinne des Menſchen. Leipzig 1870. S. 63.

**) Vom Jahre 1859.

Man verſuche es einmal, dieſe und andere ſolche Thatſachen für alberne Märchen unkritiſcher Köpfe, abergläubiſcher Träumer und Phantaſten zu erklären und diejenigen, welche ſie berichten und bezeugen, als ſolche, dem Gelächter und Geſpötte der Welt Preis zu geben! In einer Geſellſchaft aufgeklärter Philiſter, die in einer gemeinen Bierſtube zuſammenſitzen und ſich ihrer Weisheit freuen, mag das angehen; anders iſt es innerhalb des geweihten Kreiſes der Wiſſenſchaft und tiefer gehenden Natur- und Menſchenkunde. Und doch ſehen viele von dieſer anerkannte Thatſachen, wie ich ſie im Obigen beiſpielsweiſe angeführt, noch fabelhafter aus, als Alles, was ich an dem Findling beobachtete und der Welt in meinem Buche treulich und truglos mitgetheilt habe.

IV. Ueber einige Perſönlichkeiten, namentlich ſpecielle Freunde des Autors, welche den Findling kannten, beobachteten, prüften, mit ihm umgingen und über ihn Zeugniß gaben: **v. Tucher, v. Hermann, Wurm, Preu, Oſterhauſen, L. Feuerbach.**

1.

Man möchte hauptſächlich mein Wiſſen, Urtheil und Zeugniß beſeitigen und geht deßhalb in ganz beſonders outrirter Weiſe gegen mich zu Werke. Meine Perſon wird angegriffen, mein guter Name ſoll zu Grunde gerichtet werden; ich ſoll für ſo unzuverläſſig gelten, daß man mir nicht das Geringſte mehr glaube, ob ich es noch ſo feierlich betheuern möge — dann, meint die „negative Kritik“, ſei ihr Hauptwerk vollbracht; ganze Bücher von mir enthalten dann Nichts als Träume, Albernheiten, Lügen; man wirft ſie in den Abgrund, ſie exiſtiren nicht. Geſetzt jedoch, es wäre gelungen, ſich meiner auf dieſem Wege zu entledigen, ſo hätte man ſein Spiel doch noch keineswegs gewonnen. Es wären auch dann noch Autoritäten, Notabilitäten, Intelligenzen, wahrhaft kritiſche Köpfe, wie der in dieſem Buche ſo oft genannte Frankfurter Recenſent, lebende und todte Zeugen vorhanden, die man wider ſich hätte und die man nicht ebenfalls in den Abgrund ſtoßen könnte. Was insbeſondere die außerordentlichen Phänomene betrifft, die ich an Hauſer beobachtete, aufzeichnete und mittheilte, und die Viele nicht glauben wollen, weil ſie in der That Alles übertreffen, was im gewöhnlichen Leben vorzukommen und man daher für das allein Mögliche und Denkbare zu halten pflegt, ſo ſtehe ich mit meinen Wahrnehmungen und Berichten auch hier nicht allein. Ich will hier einige Perſonen nennen, welche zugleich mit mir verurtheilt werden müßten, wenn hier wirklich tabula rasa gemacht werden ſollte.

---

*) Maundſley, Phyſiol. und Pathol. der Seele. Deutſch von Böhm. Würzburg 1870.

2.

Ich nenne vor Allen meinen alten, hochverehrten Freund, Gottlieb Freiherrn v. Tucher, Oberappellationsrath in München, der mich zuerſt auf den Findling aufmerkſam und mich mit ihm bekannt machte, der ſpäterhin eine Zeit lang ſein Vormund war, unter deſſen ſpecieller Aufſicht H. 1½ Jahre lang ſtand und ſich untadelhaft betrug, bis Graf Stanhope die bekannte Störung in das Verhältniß brachte. Dieſer edle, intelligente und feingebildete Mann iſt, Gott ſei Dank, noch am Leben, und hat nicht ermangelt, gegen Dr. Meyer's und Hickel's Darſtellungen nachdrücklich zu proteſtiren, wie es in mehreren Artikeln der Augsb. Allgem. Zeitung geſchehen iſt. Er ſcheut ſich daſelbſt nicht, auch in Beziehung auf diejenigen Dinge welche ich ſo ganz nur erträumt und erdichtet haben ſoll, als Beobachter und Augenzeuge entſchieden und unbedingt auf meine Seite zu treten und ſo nicht nur für den verleumdeten Findling, ſondern auch für die geläugnete Wahrhaftigkeit meiner Wahrnehmungen und Berichterſtattungen ſeine gewichtvolle Stimme zu erheben. Niemand wird es wagen dürfen, auch dieſes Mannes wohlbekannten und verdachtloſen Charakter anzutaſten. Die trefflichen pädagogiſchen Grundſätze, die er gegen die verderblichen Eingriffe des engliſchen Grafen geltend machte, werden auch von den Gegnern anerkannt. Mit dieſem alſo ſtehe oder falle ich; und daß er falle, habe ich nicht zu befürchten.

3.

Weiter kann ich als einen der angelegentlichſten, ſorgfältigſten und hiebei zu denſelben Reſultaten, wie H. v. Tucher und ich gelangenden Beobachter Hauſer's den leider dahingegangenen Staatsrath und Profeſſor der Univerſität zu München Dr. Fr. Bened. Wilh. v. Hermann, zu Hauſer's Zeit Profeſſor der Mathematik in Nürnberg, geb. 1795 geſt. 1868, nennen. Es war dies ein ſehr klarer und ſcharfer Kopf, dem es durchaus nicht an der von den Gegnern geforderten und mir abgeſprochenen „Nüchternheit“ fehlte und der durchaus nicht dazu gemacht war, ſich irgendwie dupiren zu laſſen.*) Dieſer gab ſich ebenfalls viel mit H. ab und ſtellte ihn auf verſchiedene Proben, die derſelbe alle beſtand. Von der in ſpäteren Zeiten eingetretenen Unwahrhaftigkeit Hauſer's, die von den Gegnern ſtets in den Vordergrund gerückt wird, um ihn zum Betrüger zu ſtempeln, war damals noch keine Spur zu entdecken; er war noch ſo rein, wie das Licht, und man konnte ihm ſelbſt durch die verfänglichſten Experimente und Prüfungen nicht beikommen. Hermann ſtellte einmal ein ſcharfes Examen mit ihm an und ſagte nachher zu mir: „Er hat ſich vollſtändig herausgehauen.“

---

*) Ich entnehme der Grabrede, die ihm Dekan Dr. Meyer hielt, folgende Stellen: „Eine lange Reihe von Jahren hat er als allgemein anerkannte Zierde der Univerſität geglänzt, und wie ſein Ruf als Lehrer, ſo iſt ſein Ruf als Gelehrter und Schriftſteller; ſein Name iſt bei ſeinen vielen Schülern und Verehrern und weit über die Grenzen unſeres Landes hinaus ein gerühmter und gefeierter. — — — — Sein Lehrbuch über Algebra hat große Anerkennung und weite Verbreitung gefunden. Seine „Staatswirthſchaftlichen Unterſuchungen“ haben ihm einen großen Namen gemacht und ſeine Berufung an die hieſige Univerſität veranlaßt. Ein und vierzig Jahre großartiger Lehrthätigkeit ſtehen in Verbindung mit vielſeitigen anderweitigen Geſchäften, welche die Stellungen als Mitglied des oberſten Kirchen- und Schulrathes, als Miniſterialrath, als Staatsrath, als Vorſtand des ſtatiſtiſchen Bureaus foderten“ ꝛc. Es iſt bemerkt, daß er ſich noch in ſeinem 73. Lebensjahre an die Erlernung der italieniſchen Sprache gemacht.

4.

Eine dritte der hier zu erwähnenden Perſönlichkeiten war Profeſſor Wurm, ein vorzüglicher Philolog und ebenfalls kein Schwachkopf und ſchwärmeriſcher Thor. Auch dieſer nahm Theil an den bezüglichen Wahrnehmungen; er ließ eine ſaubere Abſchrift meiner ſämmtlichen Notizen über H. fertigen, die er mit eigenen Bemerkungen bereicherte und die ich noch in Händen habe.

5.

Die Nürnberger Aerzte, deren Zeugniß hier in's Gewicht fällt, die ich genau kannte, und deren Gutachten und Berichte man auch in dem Meyer'ſchen Buche abgedruckt findet, waren Dr. Preu und Dr. Oſterhauſen. Sie waren nicht, wie man angegeben findet, beide der Homöopathie ergeben; nur der Erſtere war es. Derſelbe war ein ſpecieller Freund von mir, ſehr geiſt- und kenntnißreich, und ließ ſich ebenfalls nicht blenden. Er hielt den Findling Anfangs für einen Betrüger und prüfte ihn mit dem Gefängnißwärter Hiltel auf dem Gefängnißthurm. Beide erkannten deſſen Unſchuld und Reinheit, die damals ſo groß war, daß Dr. Preu nachher von dem „wahrhaft heiligen Wahrheitsgefühle dieſes Menſchen" ſprach. Er wollte auch Etwas über ihn herausgeben, kam aber nicht dazu. Dr. Oſterhauſen war ein gelehrter Arzt aus der alten Schule, ſehr „nüchtern", ſich mit Magnetismus, Somnambulismus und Homöopathie durchaus nicht befaſſend, ſondern in hergebrachter Weiſe mit den Mitteln der allöopathiſchen Apotheke curirend; er hatte in einer Krankheit auf dieſe Weiſe mich ſelbſt behandelt. Er war jedoch ſo vernünftig, einzuſehen und zu geſtehen, daß bei einem Hauſer ſolche Dinge nicht in Anwendung zu bringen ſeien, hat auch nie etwas der Art bei ihm verordnet.*) Herr v. Tucher ſpricht von Dr. Oſterhauſen als einem äußerſt verſtändigen, einſichtsvollen und ſehr nüchternen Arzt.**) Dieſe beiden Aerzte haben über den Findling ebenfalls ſehr außerordentliche Dinge berichtet und bezeugt, wie aus den erwähnten Gutachten und Berichten zu erſehen iſt, ſo daß ich auch in dieſer Beziehung nicht allein ſtehe.

---

*) Vergl. Feuerbach's K. H. S. 90.

**) Augsb. Allgem. Zeitung. Beilage Nr. 42 vom 11. Febr. 1872.

6.

Daß man das Wunderſame hier deßhalb geſucht, hervorgehoben, übertrieben oder erdichtet habe, um damit einer religiöſen und kirchlichen Partei einen Gefallen zu thun, iſt ſchlechterdings nicht anzunehmen. Nach dieſer Seite hin war die Sache völlig abgelöſt; ich ſelbſt, ſowie Prof. Wurm, war damals vielmehr in eine ſehr antitheologiſche und antidogmatiſche Richtung und Polemik hineingerathen, wie meine in jenem Zeitraume erſchienenen Schriften beweiſen. Die Sache ſtand ganz anders, als z. B. bei der ſogenannten Seherin von Prevorſt. Von jenſeitigen Dingen war keine Rede; es erſchienen keine Geiſter; es beſchränkte ſich Alles auf pſychologiſche und phyſiologiſche Erſcheinungen, die zwar zum Theil im höchſten Grade ungewöhnlich waren, aber einer kenntnißreicheren und tiefer gehenden wiſſenſchaftlichen Einſicht nicht ſo fremdartig gegenüberſtanden, daß nicht doch empiriſche Analogien dazu aufzufinden und daß ſie nicht auf dieſe Weiſe noch immer ſehr wohl in das Reich des natürlich Realen einzureihen waren, das im Kreiſe unſeres empiriſchen Bewußtſeins liegt. Ignoranz und Geiſtloſigkeit freilich finden Alles lächerlich, was nicht alle Tage vorkommt; und es iſt wahrhaft erſtaunlich, was dieſelbe gegen uns vorgebracht hat. So z. B. haben Polizeirath Merker und Dr. Meyer gegen das Nachtſehen Hauſer's, der noch in einer für uns abſoluten Finſterniß ſelbſt dunklere Farben unterſchied, den Einwurf gemacht, daß dies unmöglich ſei, weil man ohne Licht nicht ſehen könne. Dieſe klugen Leute und ſcharfſinnigen Kritiker hätten doch nur an die ſogenannten Kakerlaken oder Albino's, auch Nachtmenſchen genannt, ſowie an die Raubthiere zu denken gebraucht, um ſich zu überzeugen, daß ein Sehen und Erkennen der Gegenſtände auch in Nacht und Finſterniß möglich iſt.

7.

Ich ſtand zur Hauſerzeit in ſehr vertrautem Verhältniſſe auch zu Ludwig Feuerbach. Derſelbe beſuchte mich häufig und wohnte zuweilen bei mir, beobachtete mit mir auch den Findling. Ich bewahre noch Aufzeichnungen über denſelben von ihm, die ich unten wörtlich folgen laſſen werde. Was ſich dieſer für eine Stellung gegen den Religionsglauben gab, iſt bekannt. Er war erſt Hegelianer und ging dann ſeinen eigenen, in extremer Weiſe negativen und deſtructiven Weg. Wer auch ihn einer myſtiſchen Schwärmerei und Romantik beſchuldigen wollte, würde ſich lächerlich machen. Er glaubte gleichwohl an Hauſer ſo gut, wie ich; er hielt ihn weder für einen Betrüger, noch für einen Selbſtmörder; er ſtand mir zur Seite in meinem Conflikt mit dem hauſerfeindlichen Ritter v. Lang und vermittelte die Nachrichten, die ich damals zum Behufe meiner Widerlegung v. Lang's von Dr. Heidenreich in Ansbach erhielt.

V. Ueber des Präſidenten v. Feuerbach Geſundheitsumſtände, Geiſteskräfte und Tod während der Hauſerzeit.

1.

Die „negative Kritik" ſucht ſich der ihrer Tendenz entgegenſtehenden Zeugen, Autoritäten und Schriften dadurch zu entledigen, daß ſie dieſelben perſönlich und ſachlich in aller nur möglichen Weiſe zu entwürdigen unternimmt. Um der Feuerbach'ſchen Schrift über K. H. ihren Werth zu rauben, ſtellt Dr. Meyer den Verfaſſer als einen zur Zeit ihrer Entſtehung bereits geiſtesſchwach gewordenen Mann dar. Er findet „ein ſehr bemerkenswerthes Geſtändniß bezüglich dieſer Schrift" in dem Buche: „Anſelm Ritter v. Feuerbach's Leben und Wirken" II. S. 336, wo es heiße: „Das Entſetzlichſte für mich iſt die gänzliche Abnahme meines Gedächtniſſes; ich weiß mich der mir bekannteſten Namen und Sachen nicht mehr zu erinnern. Wiſſenſchaftliches kann ich gar nicht mehr treiben, vermag keinen abſtrakten Satz mehr zu denken und nur noch über die Dinge hinzuſtreifen. *Mein K. H. zeigt davon nicht undeutliche Spuren.*"

Der letzte Satz iſt bei Meyer unterſtrichen, wie hier. Das Citat iſt aber wieder ein ächt Meyer'ſches, d. h. es iſt nur das herausgefaßt und hervorgehoben, was der „negativen Kritik" zuſagt; Anderes, was weſentlich dazu gehört und der Sache ein anderes Anſehen gibt, iſt unterdrückt. Es heißt bei Feuerbach weiter:

„Ich mußte mich dabei faſt aller Reflexionen enthalten und bloß auf Darſtellung des Gegebenen beſchränken. Doch war mein Zuſtand, als ich dieſe paar Bogen ſchrieb, erſt noch im Werden. Zu dieſem Büchlein brauchte ich nicht weniger, als drei Monate, die Vorarbeiten nicht mitgerechnet.“

Hier iſt alſo erſtlich die ſehr wichtige Beſchränkung hinzugefügt, daß der geſchilderte Zuſtand bei der Verabfaſſung des Buches ſo noch nicht eingetreten war, daß er erſt anfing, ſich bemerklich zu machen. Zweitens gibt F. zu erkennen, daß zu der Darſtellung des Gegebenen, auf welche er ſich zu beſchränken für gut fand, ſeine Geiſteskräfte immer noch hinreichten. Drittens iſt von den Vorarbeiten die Rede, welche noch bei vollkommener geiſtiger Geſundheit zu Stande gekommen. Das „Geſtändniß“ Feuerbach's iſt ſomit keineswegs von der Art, daß durch daſſelbe der ganze Werth der Schrift, namentlich die Richtigkeit des Gegebenen, Thatſächlichen, was ſie enthält, verneint würde; dieſes wird durch dieſes Geſtändniß vielmehr beſtätigt und aufrecht erhalten. F. hatte etwas Beſſeres im Sinne gehabt, als er zu Stande brachte; von dieſem idealen Standpunkt aus beurtheilte er ſein ihm ſelbſt nicht genügendes Werk — ein Fall, wie er bei ernſtlich beſtrebten Autoren oft vorkommt. Aber den ganzen Inhalt deſſelben für erträumt, erdichtet, wahrheits- und werthlos zu erklären, fiel ihm nicht ein und konnte ihm nicht einfallen. In der nehmlichen Stelle ſeines Briefes, von der hier die Rede iſt, ſagt er, er lege ſeinen „Kaſpar Hauſer“ für ſeines Sohnes „väterlichen Freund, den ehrwürdigen Seuter“ bei. Wie hätte er ein von ihm ſelbſt völlig verachtetes und für nichtig gehaltenes Buch einem von ihm ſo hochgeſchätzten Manne zum Geſchenke machen können!

Daß F. nicht ſo geiſtesſchwach geweſen, als ihn die „negative Kritik“ machen will, zeigt eben ſeine Selbſtkritik, zeigt der ganze Brief, in welchem ſie vorkommt. Er hätte einen geiſtvolleren, ſein normales Denken und Urtheilen deutlicher beurkundenden, wohl auch in ſeiner beſten Zeit nicht ſchreiben können; er widerlegt darin auf das Glänzendſte ſich ſelbſt. Er thut dies eben ſo ſehr durch das Memoire über Hauſer's Herkunft, welches er im Februar 1832 an die Königin Karoline abſandte und welches zwar nicht von Dr. Meyer, der es ſeiner Tendenz gemäß traktirt, wohl aber von Andern, z. B. von dem Frankfurter Recenſenten der „Authentiſchen Mittheilungen“ bewundert wird.

2.

Die Krankheitsanfälle, über welche F. klagte, von denen er ſich ſtets wieder erholte, bis ihn endlich ein neuer der Art plötzlich in's Grab ſtürzte, unterliegen noch überdies einem ſchweren Verdacht. Sie ſcheinen nicht in einem natürlichen Verfalle ſeines Organismus, ſondern in wiederholt beigebrachtem Gift begründet geweſen zu ſein. Es iſt dies zunächſt gar nicht meine Vermuthung und Annahme, ſondern die des Publikums, welches ſeinen am 29. Mai zu Frankfurt erfolgten Tod als eine Folge ſeiner Theilnahme an Kaſpar Hauſer und eine Veranſtaltung Derjenigen betrachtete, welche ſeiner Thätigkeit in dieſem Punkte ein Ziel ſetzen wollten.*) Man kann ſich hiebei der Vergiftungsgeſchichte erinnern, durch welche der Großherzog Karl, Hauſer's muthmaßlicher Vater, beim Wiener Congreſſe 1815 zwar nicht ſofort getödtet, aber dauernd krank gemacht wurde, und dann 1818, erſt 32 Jahre alt, dem Tode verfiel. Man hatte vielleicht die Abſicht, nicht ſchnell zu tödten, damit die Sache nicht allzu auffallend und verdachterweckend ſei. Es ſcheint jedenfalls der Aufmerkſamkeit würdig, daß die ſogenannten Schlaganfälle Feuerbach's ſo übereinſtimmend mit der Hauſerzeit und der Entwicklung der betreffenden Angelegenheit eintraten und ihr Ziel erreichten. Im J. 1828 war der Findling erſchienen, 1829 erlitt F. einen Anfall, den ſein Hausarzt für einen „nicht eigentlichen, ſondern rheumatiſchen Schlaganfall" erklärte; ein ſolcher folgte dann wieder am 25. Juli 1832.**) Im September dieſes Jahres ſchrieb F., er ſei ſo ziemlich wieder hergeſtellt, gehe ſpazieren und könne wieder mit heiterem Kopfe leichte Sachen leſen; nur ſei ſein Gemüth verſtimmt und ſeine Hand beim Schreiben noch äußerſt ſchwach.***) In einem Briefe vom 27. Oct. 1832 ſagt er, er ſei in der Reconvalescenz von einer ſchweren und langwierigen Krankheit begriffen, unfähig, mehr als ſeinen Namen zu ſchreiben. In einem andern vom 5. Jan. 1833 ſchreibt er an ſeine Schweſter Rebekka: „Seit 2 Jahren bin ich krank und im Gefühle meiner täglich abnehmenden

---

*) Vergl. was darüber ſchon oben in einer Note der chronologiſchen Ueberſicht unter dem Jahre 1833 bemerkt worden iſt; ſo wie auch das citirte Werk: „Feuerbach's Leben und Wirken" II. S. 346.

**) Feuerbach's Leben und Wirken II. S. 335.

***) Daſ. S. 335 f.

Kräfte." Doch konnte er dieſen Brief wieder ſelbſt ſchreiben. Im Februar 1833 ſpricht er in einem Briefe an Dieſelbe ſeine Hoffnung auf Wiedergeneſung aus; bemerkt dabei, daß er im Juni*) vorigen Jahres vom Schlage gerührt worden ſei. Die Uebel ſeien nicht gehoben, aber gemindert. Auch in weiterhin folgenden Briefen drückt ſich Hoffnung aus. Im März ſchreibt er: „Eigentliche Geiſtesarbeiten, wozu man die Feder braucht, kann ich gar nicht mehr verrichten, bin alſo ſchon ein halb todter Mann." In einer Note dazu heißt es jedoch, er habe ſich in Frankfurt, ſeiner geliebten Vaterſtadt, ganz wieder erholt und des beſten Wohlſeins erfreut; ſei dann aber am Pfingſtmontag, auf einer Spazierfahrt nach dem Königsſtein, an einem ähnlichen Schlaganfall, wie er das Jahr vorher erlitten, plötzlich erkrankt und ſchon in der Nacht des nächſtfolgenden Tages eine Leiche geweſen. Bei der Leichenöffnung zeigten ſich alle edlen Theile fehlerlos; der Fall wurde für „nervös" erklärt.**)

Der Mann hatte ein zähes Leben und machte es denen, die ihn fürchteten, gar zu lange, ſo daß ſein Tod ein immer dringenderes Erforderniß wurde. Da gab man ihm wahrſcheinlich eine ſtärkere Doſis, die ihn ſofort in's Grab hinabſchleuderte und ſeiner gefahrvollen Spürkraft und Thätigkeit ein raſches Ende machte. Wir haben keine Gewißheit, daß es ſich wirklich ſo verhalten habe; in einer Geſchichte aber, wo ſo viel Verdachtvolles und mehr als Verdachtvolles vorliegt, hat man Anlaß und Recht genug, auch dieſen Argwohn zu hegen.***)

VI. Die Gräfin v. Albersdorf, ihr Verhältniß zu Stanhope, ihr Syſtem, ihre Viſionen und ihr Verdienſt.

1.

Caroline, Gräfin von Albersdorf, geb. Lady Graham, eine mir perſönlich bekannte alte Engländerin, intereſſirte ſich für H. mit einer Art von Leidenſchaft, glaubte durch ihre Bekanntſchaften und Combinationen hinter das Hauſer'ſche Myſterium gekommen zu ſein und gab ein paar darauf bezügliche Schriften heraus, von welchen die eine: „Kaſpar Hauſer oder Andeutungen zur Enthüllung mancher Geheimniſſe über Hauſer's Herkunft" ꝛc. (Regensburg 1837); die andere: „Kaſpar Hauſer oder die richtige Enthüllung der Geheimniſſe" ꝛc. ꝛc. (München bei E. A. Fleiſchmann. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. Zwei Bändchen.) betitelt war. Sie hatte beſonders ihren unheimlichen Landsmann ſcharf in's Auge gefaßt und war ihm auf ſeinen Wegen argwöhniſch nachgegangen, indem ſie ſeinen Aufenthalt in deutſchen Ländern, Städten und Gaſthöfen und die Zeitpunkte, in welche ſie fielen, ausſpürte und aufzeichnete, hiebei auf eine geheime Beziehung deſſelben zu den an H. begangenen Unthaten ſchließend. Dr. Meyer, der ſie natürlich ſo tief als möglich herunterſetzt, gibt an, ſie habe ſchon 1829, dann 1835 und 1837 Denunciationen gemacht; die darauf hin geführten Unterſuchungen aber ſeien reſultatlos geblieben. „Gelinde geſagt, hat man es mit einer alten — im Jahr 1834 war ſie ſchon 73 Jahre alt — Närrin zu thun, der die Geſchichte K. H's. zur fixen Idee geworden iſt. Und doch haben ihr Daumer, Broch und Andere auf das Wort geglaubt und die unſinnigſten Dinge nachgedruckt." Es iſt mir nicht bewußt, was ich ihr auf's Wort geglaubt und nachgedruckt haben ſoll. Sind meine Zweifel an des edlen Grafen erhabener Seelengröße und beiſpielloſer Wahrheitsliebe, ſowie mein Mangel an unbegrenztem Reſpekt vor der heiligen Trias Stanhope-Hickel-Meyer überhaupt damit gemeint, ſo verweiſe ich auf meine „Enthüllungen," ſowie auf mehrere Nummern gegenwärtiger Schrift; daraus iſt zu erſehen, wie ich, insbeſondere was den Erſtgenannten betrifft, der ſich mir und meiner Mutter gegenüber ſo ſtarke Blößen gegeben, zu dieſem „Unſinn" kam; die Albersdorf iſt unſchuldig daran. Es iſt übrigens komiſch, wie Dr. Meyer, um mißliebige Perſönlichkeiten bei Seite zu ſchieben, der einen ihr Alter, der anderen ihre Jugend vorwirft. Von Freiherrn v. Tucher behauptet er, derſelbe ſei zu der Zeit, da er Hauſer's Vormund war, noch zu jung und unerfahren geweſen;*) die Albersdorf erklärt er für zu alt, als daß ſie noch Verſtand und Urtheil haben konnte. So würden nur die Intelligenzen und Autoritäten mittleren Alters übrig bleiben; aber er läßt dieſe eben ſo wenig gelten, wenn ſie für Hauſer zeugen.

---

*) Oben wurde — in einer Note des Herausgebers — der Juli genannt.

**) Daſelbſt S. 337—346.

***) Wir werden unten noch Etwas beibringen, was die Vergiftung noch augenſcheinlicher macht.

---

*) S. 264.

2.

Die Albersdorf findet es zunächſt bemerkenswerth, daß Stanhope am 22. Oct, alſo den 5. Tag nach Hauſer's Verwundung in Nürnberg, zum erſten Mal in dieſe Stadt gekommen. Sie ſchildert ſein nachheriges perſönliches Auftreten daſelbſt, welches aber ein durchaus nur betrügeriſches geweſen ſei; die Art, wie er den Findling an ſich gezogen und an ſich gebracht, wobei er aber eigentlich nur die Wegſchaffung deſſelben im Sinne gehabt habe. Sie traut ihm das Allerſchlimmſte zu und ſcheut ſich nicht, das offen auszuſprechen. Er habe die Abſicht gehabt, mit H. nach Italien zu gehen, „wo es ihm allerdings ein Leichtes geweſen wäre, ſich ſeiner durch eine gedungene Hand in der Stille und ohne Nachtheil zu entledigen.“ Es wird darauf hingewieſen, daß ſchon Schmidt von Lübeck in ſeiner 1832 herausgegebenen Broſchüre gezweifelt, ob Stanhope's Großmuth der alleinige Grund ſeiner Handlungsweiſe geweſen. Sie citirt auch eine ſächſiſche Zeitung vom 3. Febr. 1832, wo St. als ein „brittiſcher Sonderling“ bezeichnet wird, „der vor einigen Jahren in Dresden ein neues deutſches Geſangbuch herausgegeben hat.“ Sie ſpricht weiter von der Unterſuchung, welche er mittelſt des Gensdarmerieofficiers Hickel nach Ungarn richtete, und die „ſo ausgefallen iſt, daß der ſchon etwas gelüftete Schleier erſt dann recht dicht darüber gedeckt wurde.“

3.

Die Albersdorf hat ſich im Ganzen folgendes Syſtem gemacht. Sie nimmt an, H. ſei der uneheliche Sohn des Rittmeiſters Weſſenig, an welchen der v. H. mitgebrachte Brief adreſſirt war, und einer Dame von fürſtlichem Rang geweſen, die ihr Kind in Ungarn zur Welt gebracht und der Dalbonne übergeben, von welcher es dann einem Bedienten des Rittmeiſters überliefert worden ſei; dieſer Bediente habe den Findling ſo lange im Verſchluß gehabt und 1828 nach Nürnberg zu ſeinem Vater, dem Rittmeiſter gebracht ꝛc. Mit der Familie, die ſich des Sprößlings zu entledigen gewünſcht, ſtand nun ihrer Meinung nach Stanhope in Verbindung und handelte in deren Intereſſe, indem er nach Nürnberg ging, den Findling an ſich brachte, vorläufig nach Ansbach verſetzte und den Herren Meyer und Hickel übergab, „welche von ihm beauftragt waren, wie ſie ſich zu benehmen hätten," und welche den Jüngling „gering und ſtreng behandelten". So lange Feuerbach lebte, war deſſen Lage erträglich, da ihn dieſer wider eine zu arge Mißhandlung ſchützte; als er aber „plötzlich" geſtorben war, wurde es anders. Stanhope ſtand von England aus mit Hickel und Meyer in ſteter Correſpondenz, verſprach von einer Zeit zur andern, wieder zu kommen, hielt aber nicht Wort. Im October 1833 befahl er, ihm zu Ansbach ein Logis in einem Privathauſe zu beſtellen. Er hielt ſich aber, obgleich ſchon auf der Reiſe und bereits in deutſchen Landen befindlich, ſo lange fern, bis er den Tod Hauſer's erfahren, der am 17. Dec. ſtarb und den 20. beerdigt wurde. Jetzt kam er, zeigte ſich aber total verändert, ſchalt Hauſern einen Betrüger, Selbſtmörder ꝛc.

Mehrere Momente dieſes Syſtemes ſind von bekannter Richtigkeit, andere ſind hypothetiſcher und combinatoriſcher Art. Ich vertrete das Ganze nicht; es aber für „Unſinn" und deſſen Erfinderin für verrückt zu erklären, geht nicht an; die Meyeriſche Spitzbubentheorie iſt unendlich ungereimter. Man erkennt hier jedenfalls, in welchem Grade Stanhope's abſcheuliches Benehmen den Argwohn Derer, welche darüber nachdachten, zu erregen, ja zu der feſten Ueberzeugung — „fixen Idee" nach Meyer — zu führen geeignet war, daß St. eine falſche Rolle geſpielt, daß er, welcher, mit Hickel und Meyer im Bunde, den Findling ſo angelegentlich des Luges und Truges beſchuldigte, vielmehr ſelbſt ein Lügner und Betrüger geweſen, und den Unglücklichen, ſtatt ihn zu ſchützen und zu beglücken, vielmehr abſichtlich in's Verderben gebracht.

4.

Dr. Meyer gibt folgende Thatſachen und Umſtände an. St. kam nach der Kataſtrophe nicht mehr nach Ansbach; er befand ſich noch am 16. Dec. in Wien; ein Brief von dort trägt den Poſtſtempel: München 28. Dec. 1833; darin kündigte er ſeine Ankunft an. Er blieb eine geraume Zeit in München, wo er im Jan. 1834 zeugſchaftlich vernommen wurde. Ende Februar 1834 reiſte er von München ab, ging über Augsburg und Gunzenhauſen nach Nürnberg, wo er Ausſagen über*) H. ſammelte;**) reiſte dann Ende März, ohne Ansbach zu berühren, nach Carlsruhe. So Meyer, indem er***) wider die Albersdorf und die „Neue Frankf. Zeitung" †) polemiſirt, durch ſolche Notizen und Berichtigungen aber wahrlich Nichts gewinnt, weder für ſeine Sache überhaupt, noch für Stanhope's Ruf und Anſpruch auf Glaubwürdigkeit insbeſondere, vielmehr Beide nur in ein um ſo ſchlimmeres Licht ſetzt.

5.

Es wundert mich, daß Dr. Meyer, um darzuthun, daß die Albersdorf eine verrückte Perſon geweſen, nicht der Viſionen gedenkt, welche ſie, ihrer Erzählung nach, gehabt hat. Es wäre dies ganz ſeiner Pſychologie gemäß, welche keine andere, als die eines aufgeklärten Philiſters auf der Bierbank iſt. Aber dieſe Viſionen, die ſie ſelber für keine ſpiritiſtiſchen Offenbarungen ausgab, beweiſen höchſtens nur, daß ſie ein erregbares Gemüth hatte und daß der Hauſer'ſche Fall, wie auf andere Menſchen,††) auch auf ſie einen erſchütternden Eindruck machte, ſo daß ſich ihr dergleichen lebhafte Phantaſien bildeten, wobei ſie übrigens bei vollkommenem Verſtande ſein und bleiben konnte; wie denn auch ihre Schriften beurkunden, in welchen keine Spur von Geiſtesverwirrung und Wahnſinn zu finden iſt. Es dürfte nicht unangemeſſen ſein, wenn wir Einiges von ihren Geſichten ausheben; intereſſant iſt beſonders das erſte derſelben.

„Ich war", erzählt ſie, „in Ansbach und kam zum Gottesacker; aus dem offenen Thore desſelben traten zwei Herren, die in heftigem Geſpräche mit einander begriffen waren. Ich ließ ſie vorübergehen und trat in den Friedhof. Da ſah ich Kaſpar mit ausgebreiteten Armen den beiden Herrn nacheilen, als wolle er ſie aufhalten; er konnte aber über das Thor nicht hinaus und mußte ſtehen bleiben. „„Um Gotteswillen Kaſpar"", rief ich, „„ich glaubte, Sie wären todt.""

---

*) Oder vielmehr gegen H.

**) Damals war er auch bei mir und ſuchte mich auf ſeine Seite hinüberzuziehen; von der Zeit hatte ich ebenfalls ein Grauen vor ihm; und meine Mutter dachte das Allerärgſte von ihm.

***) S. 22.

†) Vom Jahre 1868 Nr. 229.

††) Beiſpiele ſ. unten.

Er ſeufzte tief und deutete traurig mit der Rechten auf die Wunde, von welcher das Blut bis auf den Fuß niedertroff. „„So iſt es doch wahr"", ſagte ich; „„aber man ſagt, Sie hätten ſich ſelbſt umgebracht, ſagen Sie mir, iſt das wahr?"" Er blickte wehmüthig gen Himmel und ſchüttelte den Kopf.*) Ich ſagte: „„Kaſpar, ich bin von Ihrer Unſchuld überzeugt, und ſchwöre Ihnen bei Gott, Ihre Ehre nach Vermögen zu vertheidigen."" Da erheiterte ſich ſein Geſicht; er ſchlug die Hände dreimal bittend zuſammen und verſchwand."

Ich ſelber, den man als einen ſo großen Phantaſten verſchreit, bin kein Viſionär und kein Geiſterſeher. Daß ich ein Dichter bin, brauche ich nicht zu läugnen; das zu ſein, muß mir Dr. Meyer allergnädigſt erlauben und kann mich deßhalb noch nicht in's Irrenhaus ſperren.**) Und in dichteriſcher Phantaſie bildete ſich mir eine jener Viſion ganz ähnliche Vorſtellung, wie ich ſie in dem Eingangs zu leſenden Gedichte ausgedrückt. An jene Viſion dachte ich dabei nicht; ich erinnere mich auch gar nicht, ſie früher geleſen zu haben; ſie war mir, als ich mir die Schrift der Albersdorf kommen ließ, um hier darauf Rückſicht nehmen zu können, ganz neu; und da erſt fiel mir die Aehnlichkeit mit meinem Gedichte, ſowie mit der Meyer'ſchen Erzählung auf. Wer an Einwirkungen Verſtorbener auf die Seelen lebender Menſchen glaubt, mag wohl geneigt ſein, hier Etwas der Art anzunehmen; ich ſelber muthe das Niemandem zu.

Die zweite Viſion der Engländerin iſt weniger intereſſant. Sie erblickt hier den Findling in einem herrlichen Paradieſe und in prächtigem Coſtüme mit zwei großen Orden auf der Bruſt. „So weit", ſagte er, auf dieſe Orden deutend, „hätte ich's gebracht, wenn ich am Leben geblieben wäre." Es folgt eine Wanderung durch das Paradies und eine Ermahnung an die Seherin, ſtandhaft zu ſein und ihr Verſprechen zu halten, worauf ſich H. auf den Weg nach Ansbach macht, um ſeine Gebeine zu beſuchen und dann Alles verſchwindet.

---

*) Dies erinnert ſtark an das, was Lehrer Meyer S. 502 der „Authent. Mittheil." erzählt. Als dieſer den Findling nach deſſen Verwundung hart und roh der gaukleriſchen Selbſtverwundung bezüchtigte und mit Strafe bedrohte, richtete der Letztere einen ſchnellen Blick zum Himmel und ſagte: „Gott wiſſen." Die Albersdorf hat davon ſchwerlich Etwas gewußt.

**) Bei fortgehender Aufklärung und kritiſcher Nüchternheit wird es allerdings dahin kommen, daß man Jeden, der Herz und Schmerz, Liebe und Triebe, Wonne und Sonne reimt, als einen Raſenden in Ketten legt.

Dieſe Viſionen, ſagt die Albersdorf, hätten ſie zu ernſtlicher Betreibung ihrer Sache bewogen und ſie, wenn ſie den Muth und die Luſt dazu verloren, zu neuer Thätigkeit angeſpornt. Sie hat das, was ſie im Sinne trug, nicht erreicht; doch hat ſie immerhin eine Wirkung gethan, welche dem Grafen nachtheilig war, dem verleumdeten Findling aber zu Gute kam; und das iſt das Verdienſt, das ſie ſich erworben hat und das man ihr wird laſſen müſſen.

VII. Dr. Heidenreich, als zur gläubigen Partei gehörig, aus ſeiner Abhandlung über K. H. nachgewieſen.

Daß Dr. Heidenreich, praktiſcher Arzt zu Ansbach, und als ſolcher bei Hauſer's tragiſchem Ende betheiligt, zur gläubigen Partei gehörte, iſt mit hinlänglicher Gewißheit aus deſſen Abhandlung über „Hauſer's Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung" zu erſehen, wie ſie im Journal der Chirurgie von Gräfe und Walther*) und auch beſonders abgedruckt erſchien.**) Dr. Meyer***) hat über dieſe ſeinen Aufſtellungen ſo gewichtvoll entgegenſtehende Abhandlung auf die ihm eigene d. h. unverantwortlich falſche und täuſchende Manier referirt. Wenn ſie verloren ginge und man hätte nur noch ſeinen Bericht und Auszug, ſo würde man in Dr. Heidenreich einen ärztlichen Sachkundigen erblicken, welcher der „negativen Kritik", wenn nicht entſchieden zugethan, doch ſtark zugeneigt geweſen und ihr durch ſein Zeugniß nicht Abbruch gethan, ſondern Vorſchub geleiſtet. Dr. Meyer ſagt: „Er wog die Gründe, die für und gegen Meuchelmord oder Selbſtmord ſprechen, gegenſeitig ab; kam aber dabei zu keinem anderen Reſultate, als 1) daß für den Meuchelmord keine beſſeren Gründe ſprechen, als für den Selbſtmord; 2) daß aber, wenn man — wie von glaubwürdigen Beobachtern verſichert werde — annehme, Hauſer habe in der linken Hand mehr Fertigkeit und Kraft beſeſſen, ein neuer Grund gegen den Selbſtmord wegfalle und dieſer ſich vielmehr leichter erklären laſſe". Der phyſiologiſchen und anatomiſchen Befunde, welche Dr. H. ausführlich darlegt und welche er für die Wahrheit der ganzen Hauſer'ſchen Erſcheinung und Geſchichte ſo mächtig ſprechen läßt, wird mit keiner Sylbe gedacht. Das iſt ganz meyeriſch — einen anderen Ausdruck dafür will ich nicht gebrauchen. Die Reſultate der Leichenöffnung nach Dr. Heidenreich und Dr. Albert ſind hier in dieſem Buche angegeben. Dem in gegenwärtiger Nummer zu liefernden Beweiſe entſprechend werden aus der Abhandlung Heidenreich's nachſtehende Excerpte ſein. Je furchtſamer und rückſichtsvoller gegen den dominirenden Unglauben dieſer Mann war, deſto mehr Aufmerkſamkeit verdient ſeine Darſtellung, ſofern ſie ſich gleichwohl ſo deutlich und ausdrücklich auf die gläubige Seite ſtellt und die entgegengeſetzte paralyſirt.

---

*) Bd. XXI. S. 91 ff.

**) Berlin bei Riemer 1834.

***) S. 14 der „Authent. Mittheil."

„Ein räthſelhaftes Weſen hat den Schauplatz des Lebens verlaſſen. Dunkel ruht auf ſeinem Eintritt in die Welt, Dunkel umhüllt ſein Scheiden. Nur der Himmel kennt des Schickſals Wege."

„Das Seltſame ſeines Erſcheinens und Verſchwindens läßt furchtbare Verbrechen an Leib und Seele ahnen, und reißt unwillkührlich zur Theilnahme an einem Individuum hin, welches den ſchauderhafteſten Ereigniſſen zum Spiel geworden."

„In den erſten Tagen nach der Verwundung war die Stimmung des Publikums ſehr gegen H., da man ihm entweder wirklich Selbſtmord zutraute, oder es noch wahrſcheinlicher fand, daß er Betrug und Täuſchung übe, um durch einen neuen ſcheinbaren Mordverſuch irgend eine Abſicht zu erreichen. Ob und welche mehr oder minder gegründete Urſachen zu einem ſolchen Verdachte vorhanden waren, iſt mir unbekannt. Ich hörte wenigſtens ſeit einem zweijährigen Aufenthalte Hauſer's dahier nicht das Mindeſte, was zu einer ſolchen Vorausſetzung Anlaß geben oder die Meinung zu rechtfertigen vermöchte, daß man ſich zu ihm des Einen oder des Andern verſehen könne.*) Als aber die Leichenöffnung die Größe der Wunde, *die er ſich kaum hätte ſelbſt beibringen können*, ergeben hatte, war die Mehrheit wieder geneigt, an Meuchelmord zu glauben." *)

---

*) Es war die heilige Trias Stanhope-Hickel-Meyer, welche ſo vortrefflich vorgearbeitet hatte. Meyer behandelte und bedrohte ihn nach der Verwundung förmlich als einen elenden Gaukler und Streichemacher. Es iſt das keine Verleumdung; er erzählt es ja ſelbſt. Auch Bürgermeiſter Binder ſprach von der unmenſchlichen Behandlung, die der Sterbende zu erdulden gehabt. Meyer

„Wollen wir die Sache moraliſch faſſen, ſo läßt ſich fragen: Wie ſollte der lebensluſtige Hauſer, der, wie er ſelbſt ſagte, ſo kurz erſt zu leben angefangen. der, wenn ich nicht irre, erſt wenige Tage vor ſeiner Verwundung geäußert hatte, er möge wohl gerne Officier werden, wenn es nur keinen Krieg gebe und wenn er nicht verwundet oder gar todtgeſchoſſen würde; wie ſollte der ſelbſtgefällige, gutmüthige **) tändelnde, feigherzige ***) Hauſer zum ernſtlichen Entſchluſſe des Selbſtmordes kommen und zu einem ſo gewaltigen Streich gegen ſich ſelbſt ausholen, er, den ein Federmeſſer, eine Toilettenſcheere in Mädchenhand zu erſchrecken vermochte! *Nach tiefem Gefühle und Ausſpruche der Allermeiſten, die H. früher und näher kannten, iſt ein Selbſtmord mit dem Charakter dieſes Menſchen vollkommen unverträglich.*" †)

„Aber auch angenommen, er habe täuſchen wollen, um ſich durch einen ſcheinbar erneuten Mordverſuch auf ſein Leben die erhöhte Gunſt ſeiner Gönner, das Intereſſe des Publikums, die Zuneigung des ſchönen Geſchlechtes zu erwerben, und es ſei der Verſuch nur etwas zu übel abgelaufen, ſo läßt ſich darauf mit Recht entgegnen: Wer durch Betrug und Täuſchung ſein Daſein verbeſſern will, ergreift wahrlich

---

ging nach Hauſer's Verwundung herum und ſprach von einer unbedeutenden Verletzung, die H. ohne Zweifel ſich ſelbſt beigebracht.

*) Daß ſich die „negative Kritik" ſelbſt durch Tod und Leichenbefund nicht abhalten ließ, das abſurde Märchen von Hauſer's Selbſtverwundung feſtzuhalten und dem Publikum aufzureden, iſt bekannt; man hat leider bis auf die jüngſte Zeit damit zu thun.

**) O wie gefehlt! Die *Meyer* und *Hickel* machen ihn zu einer „*Schlange*" und einer „*Teufelsſeele*".

***) Im Gegentheil! Er hat nach Dr. *Meyer*, wiewohl ein kindiſcher und läppiſcher Menſch und halbreifer Burſche, dennoch den mannhafteſten Charakter und einen wahrhaft heroiſchen Muth gehabt.

†) Und dennoch kam, nach Dr. Meyer, dieſer Mann *zu keinem anderen Reſultate* ſeiner Erwägungen, als daß der Selbſtmord das überwiegend Wahrſcheinliche ſei!

nicht die Maßregeln, um es ganz zu vernichten; und daß man ſo Etwas zum Spaſſe treibe, möge mir Niemand einwenden.“ *)

Das iſt doch deutlich geſprochen. Heidenreich erklärt ſomit die Hypotheſe einer Selbſtverwundung für eine reine Abſurdität, der kein Vernünftiger beipflichten könne. Die Abhandlung ſchließt mit den ebenfalls ganz unzweideutigen Worten: „Wohl ihm, daß er es überſtanden hat, dem des Lebens Räthſel gelöſt erſcheinen! Möge der Himmel bald es fügen, daß der Menſchen Auge das Dunkel dieſer Wege des Schickſals durchdringe, damit dem Gefallenen Gerechtigkeit werde in dieſer wie in jener Welt.“

E.

Fremde Aufzeichnungen, wie ſie ſich in den vom Autor ſeit der Hauſerzeit aufbewahrten eigenhändigen Manuſkripten mehrerer Freunde von ihm befinden.

I. Aufzeichnungen Prof. Dr. Hermann’s über Hauſer’s Leben in ſeinem Käfig und ſeine Reiſe von da nach Nürnberg.

Prof. Hermann in Nürnberg, Lehrer der Mathematik am Nürnberger Gymnaſium, nachheriger Staatsrath v. Hermann in München, mein vieljähriger vertrauter Freund, der ſich ſehr viel und ſehr aufmerkſam mit dem Findling beſchäftigte, ſchrieb die Reſultate ſeiner Unterhaltungen mit ihm ſorgfältig auf und überantwortete mir ein Manuſkript, welches ich ſeit jener Zeit bewahrt habe, und welches die nachſtehenden Notizen enthält. Auch die Noten ſind von ihm, wenn ſie entweder durch ein untergeſetztes H. oder gar nicht bezeichnet ſind; die meinigen habe ich durch ein D. unterſchieden.

„Kaſpar Hauſer befand ſich, ſo lang er zurückdenken kann, in einem Gemach von ſo geringer Breite, daß er, in der Mitte zwiſchen beiden Wänden auf dem Boden ſitzend, dieſe am Boden erlangen

---

*) Nach Dr. Meyer (S. 608) ging H. „faſt tändelnd dem beſchloſſenen Werke entgegen“.

konnte. Um die Arme wagrecht auszuſtrecken, wäre es zu ſchmal geweſen. Die Höhe vermag er nicht anzugeben, da er ſich nicht recht erinnert, die Decke geſehen zu haben — wie er denn auch ſpäter nicht in die Höhe blickte oder das über ihm Befindliche noch nicht in Verhältniß zu ſich bringen konnte, wovon unten mehr Beiſpiele vorkommen. Die Wände waren Steinmauern, der Boden ſcheint geſtampfter Lehm geweſen zu ſein, er vergleicht ihn mit feſtgetretenen Gartenwegen. Er lag auf Stroh, das am Kopf eine Erhöhung bildete. Ob das Stroh unmittelbar auf dem Boden oder auf Brettern lag, kann er nicht angeben, da er nicht nachſuchte; es ſcheint aber dick gelegen zu haben, da ihm ſpäter im Gefängniß zu Nürnberg der Spreuſack hart und kalt vorkam. In der Wand, gegen die hin ſeine Füße lagen, waren oben (er bezeichnete eine Höhe von etwa 6 Fuß) wie er glaubt, nicht weit von der Decke, zwei kleine, unverſchloſſene, viereckige Oeffnungen — er bezeichnete ſie 6′ hoch und 3′ breit — die außen mit Holz verlegt waren, wie von einem Holzſtoße. Von ſeinen Füßen war es noch eine kleine Strecke bis an die Wand; er gab eine Strecke von ein paar Fuß an. Sein Kopf lag gegen die Thüre hin, deren Höhe und Geſtalt er nicht angeben kann.“

„Er hatte kurze Lederhoſen an mit ledernem *) Hoſenträger, Beides auf bloßer Haut, über dieſen ein Hemd. Zur Bedeckung diente ihm eine grobe Wolldecke (Pferdedecke), die er, wenn er nicht ſchlief, auf den unbekleideten Füßen liegen hatte. Die Hoſen waren hinten aufgeſchlitzt, ſo daß er ſie nicht zu öffnen brauchte.**) Wenn er ſich aufſetzte, ſo fühlte er, daß ihn Etwas hinderte, ſich nur etwa ſtark vorwärts gegen die Kniee hin zu beugen;***) noch weniger konnte er fortrutſchen oder gar aufſtehen; ja nicht einmal auf die Seite vermochte er ſich zu legen, nur die Lage auf dem Rücken und ein kleines Rutſchen gegen die linke Seite hin (etwa 2—3 Zoll weit) war ihm möglich. Als er, auf dem Boden ſitzend, an der Hoſenſchnalle niedergehalten wurde, ſagte er: ſo ſei es geweſen. Was ihn aber hielt oder wie es feſtgemacht war, kann er nicht angeben, da er es nie unterſuchte.“

---

*) Ich finde beigefügt: „ſchwarzem, wollenem“. D.

**) Er wußte auch nach ſeiner Ankunft in Nürnberg die Hoſen nicht zu öffnen, noch den Hoſenträger abzunehmen.

***) Wenn er ein Band, das ihm entfiel, aufnehmen wollte. D.

„Neben ihm rechts an der Wand ſtand ein Krug mit Waſſer und Brod. Links faſt unter ihm war eine Vertiefung im Boden mit einem Holzdeckel bedeckt, der ſich wegſchieben ließ; in ihr ſtand ein Gefäß, in das er ſeine Nothdurft verrichtete, wozu Nichts nöthig war, als Wegſchiebung des Deckels und jenes kleine Rücken nach links, das ihm ſeine Feſſel erlaubte. War der Deckel auf der Oeffnung, ſo mußte er Stroh auf ſeine Kante legen, damit ſie ihn nicht drückte, weil er auf ihr lag. Er hatte zwei hölzerne Pferde und einen hölzernen Hund, etwa 1 Fuß hoch, die auf Bretichen mit Rollen ſtanden. Mit ihnen zu ſpielen, ihnen jeden Biſſen hinzuhalten, ehe er ihn in den Mund ſteckte, um ſie freſſen zu laſſen, ſie ſchlafen zu legen, war ſeine einzige Beſchäftigung. Er erinnert ſich nicht, ihren Namen gewußt zu haben; nur die Worte habe er zu ihnen geſagt: „Nit vo laf, do bleib.“ *) Er hat nie einen Laut von außen gehört und nie irgend Schmerz und Störung empfunden bis gegen das Ende ſeines Aufenthaltes in dieſem Käfig. Den Wechſel von Tag und Nacht ſah er an Dämmerung und Finſterniß, wie es bei dem wenigen Lichte möglich war, das zu dem verlegten Fenſter herein konnte. Die Zeit wußte er nicht zu meſſen, ſo lange er in der völligen Ungeſtörtheit und Einſamkeit hinlebte. Wärme und Kälte der Luft ſcheint ihm nie beſchwerlich geweſen zu ſein, nur über das Stroh mit den Füßen herabzurutſchen, hütete er ſich, da der Boden kalt war. Von einem erwärmten Körper, wie einem Ofen, hatte er keine Vorſtellung; am wenigſten weiß er etwas davon, daß der Ofen die oder jene Farbe gehabt, ſowie er überhaupt läugnet, daß irgend etwas der Art oder ſonſt

---

*) Hiernach hätte er alſo ſchon in ſeinem Käfig etwas ſprechen können und zwar deutſch. Da er aber ſpäterhin, als man die bekannten ſprachlichen Experimente mit ihm anſtellte, das Deutſche als eine ihm urſprünglich fremde Sprache bezeichnete, ſtatt deren er früher an andere Sprachlaute gewöhnt geweſen, ſo iſt wohl die Vermuthung erlaubt, daß er in ſeinem Käfig zwar mit ſeinen Spielthieren geſprochen habe, aber in einer anderen Sprache. War er in Deutſchland geboren und erſt nach Ungarn gebracht worden, nachdem er ſchon angefangen, ein wenig deutſch zu plaudern, ſo konnten ihm auch wohl aus dieſer früheſten Zeit ein paar Wörter geblieben ſein. Es wird übrigens auch in Ungarn deutſch geſprochen. D.

ein Geräth in ſeinem Gemache geweſen. Das Wort „einkenten“ (nach bayeriſcher Mundart einheizen) habe ihm der Mann, der ihn nach Nürnberg gebracht, angelehrt mit der Anweiſung, zu ſagen, man habe ihm „einkent“.

Wenn er Morgens erwachte, fand er den Waſſerkrug gefüllt und friſches Brod. Waſſer hätte er oft mehr gewünſcht, Brod war immer genug. Bevor er ſchlief, hatte er eine nicht feſte Oeffnung; nachher fand er das Nachtgeſchirr oder die Vertiefung geleert. Die Leerung ſcheint während ſeines Schlafes geſchehen zu ſein. Ebenſo Alles, was zur Reinigung nöthig war, wie z. B. das Wechſeln des Strohes und das Anziehen eines friſchen Hemdes, das ihn im Schlaf ſtörte. Das Hemd wurde ihm bloß übergeworfen, ſowie das alte leicht abzunehmen war, da Hoſe und Hoſenträger unter ihm befindlich waren; es war über den Hoſenträger in die Hoſen geſteckt. Gewaſchen ſcheint man ihn niemals zu haben; denn als er in Nürnberg gereinigt wurde, ging der Schmutz wie eine Haut von ihm ab.*) Von Ungeziefer litt er nie, auch fand ſich in Nürnberg keines an ihm. Aus der Art, wie er hinten am Boden feſtgebunden war, erklärt ſich's, warum er nie die Thüre ſah. Er konnte ſich nicht nach ihr umdrehen und war dieſer Bewegung auch wohl ganz ungewohnt. Die Haare hingen ihm in's Geſicht, ſo daß er ſie, um zu ſehen, aus dem Geſichte ſtreichen mußte. Eines Tages kam „„der Du““ d. h. der Mann, der ihn nach Nürnberg führte, zu ihm und ſagte ihm, er wolle ihn zu ſeinem Vater bringen, der habe viele andere, ſchönere Roß (wobei er auf die hölzernen Pferdchen deutete), die werde der ihm geben. Aber da müſſe er leſen und ſchreiben lernen. Von dieſer Rede habe er Nichts verſtanden, als daß, womit er ſeither geſpielt, Roß heiße, was er jetzt erſt gelernt; und daß er andere Roß erhalten ſolle, habe er daraus begriffen, daß der Mann mit ſeiner Hand von dieſen weggedeutet.**) Dies habe er leiſe hinter ihm geſprochen. Darauf ſtellte der Mann einen niedrigen Stuhl (eine Art Schemel mit vier runden Füßen, wie er ihn bezeichnete) vor ihn, legte auf dieſen Papier und ſagte, er werde ihn ſeinen Namen ſchreiben lehren. Er ſchrieb nun „Kaſpar Hauſer“ vor, und führte dem Knaben die Hand bei'm Nachſchreiben. Dieſer behielt ſogleich die ganze Reihe der Züge.*) Darauf legte er ihm ein Gebetbuch vor, was er auch nach Nürnberg mit gebracht, und ſprach ihm, auf die Worte deutend, dieſelben vor, die der Knabe dann nachſprach. Auch hier merkte dieſer ſogleich die ganze Reihe der Worte oder vielmehr Laute; ihren Sinn begriff er nicht. Um ihn gleichſam zu belohnen, zeigte ihm der Mann, daß er ſeine Pferdchen hin und her rollen könne, und verließ ihn unter dem Verſprechen, bald wieder zu kommen. Das war gegen Abend geſchehen. Als er am andern Morgen erwachte, richtete er ſich wie gewöhnlich auf, um zu eſſen und mit ſeinen Pferdchen zu ſpielen. Es vergnügte ihn nun, ſie auf den Deckel des Nachtgefäſſes hin und her zu rollen. Während er aber eines erlangen wollte, das er weiter von ſich und vom Deckel hinabgeſtoßen, mußte er ſich weiter vorwärts neigen und fühlte nun zum erſten Male das Hemmniß nicht mehr, das ihn bisher an der Stelle feſtgehalten. Allmählig ſuchte er nun vorwärts zu rutſchen, was ihm auch gelang; doch ging er nicht weiter, als um ſein Pferdchen zu erlangen, da er unten mit ſeinen Füßen auf den kalten Boden kam, was ihm weh that. Es ſcheint alſo, der Mann habe ihn an jenem Tage von der Feſſel befreit, um ihn vorläufig an einige Freiheit der Bewegung zu gewöhnen; oder vielleicht, um ihm das Schreiben zu erleichtern, worauf er das Wiederanbinden unnöthig fand, da er ihn bald zu holen gedachte. Nun rollte Kaſpar den ganzen Tag ſein Rößchen auf den Deckel der Vertiefung hin und her und machte da-

---

*) Seife vertrug er nicht, ſie machte ihn krank.

**) Trotz dieſer ausdrücklichen und anſchaulichen Erklärung Kaſpar's ſchien es doch, als ob die Rede des Mannes, die er damals zum erſtenmal gehört zu haben ſich entſinnt, nur dunkle Erinnerungen einer früheren Sprache in ihm aufgeregt habe, durch die ihm das Verſtändniß und Behalten derſelben möglich geworden, wiewohl für das Behalten ſchon das ſtarke Gedächtniß deſſelben ſpricht. H.

Da der Mann, wie ſich H. ſpäter erinnerte, einen ungariſchen Fluch ausſtieß und H. ſelbſt ungariſche Wörter verſtand, gewiſſe undeutſche Wörter ſelbſt noch zu Nürnberg auf dem Thurme gebraucht haben will, wofür ihm der Gefangenwärter die deutſchen gelehrt — ſo kann man vermuthen, daß ſich jener Mann, ſo weit er verſtanden ſein wollte, mit ihm in dieſer Sprache verſtändigte, ihm aber zum Behufe der Ausſetzung einige deutſche Wörter und Redensarten vorſagte und einprägte, die der Knabe nur mechaniſch nachſprach und ſo auch in Nürnberg hören ließ. D.

*) Dies ſtimmt ganz mit der wunderbaren Gelehrigkeit und Gedächtnißkraft, die H. in Nürnberg bewies. D.

durch ein Geräuſch, das ihm ſelbſt weh that, der vorher nie Etwas gehört hatte. Dies mochte ſeinen Wärter beunruhigen; vielleicht hatte er auch nicht Zeit, ihn wieder anzubinden, da es Tag war; plötzlich öffnet ſich die Thüre, und Kaſpar mitten in ſeiner Freude an dem Leben ſeiner Spielkameraden (denn jetzt hielt er ſie vollends für belebt und ſeines Gleichen; doch ſagte er ſchon oben „„Nit vo laf““, wenn ſie umfielen) erhält einen ſo heftigen Schlag auf den rechten Arm, daß man von der Wunde noch jetzt die Narbe ſieht.*) Er ſah bloß, daß ein ziemlich ſtarker Stock noch ein Stück über ſeinen Arm vorragte. Der Schlag wurde alſo wahrſcheinlich zur Thüre hereingeführt, gegen die Kaſpar immer mit dem Rücken gekehrt ſaß, und ſo eilig, daß weder ſeine Stärke, noch der Ort, wohin er traf, gehörig ermeſſen wurde; denn außerdem ſcheint eine ſo heftige Mißhandlung nicht im Plane ſeiner Pfleger gelegen zu ſein.**) Kaſpar erſchrack und wurde ganz ſtill. Es wurde dreimal Tag und Nacht***) bis der Mann wiederkam und verſuchte, ob Kaſpar noch ſeinen Namen ſchreiden und die Gebete ſprechen könne. Das war der Fall. Nun wurden ihm ſeine Hoſen aus- und andere ebenfalls kurze, aber viel weitere Lederhoſen angezogen nebſt Stiefeln und einem Kittel. Alles das geſchah von hinten, ohne daß Kaſpar ein Geſicht ſah. Darauf ſagte ihm der Du, er werde ihn jetzt zu ſeinem Vater bringen. Er zog ihn aus dem Gemach heraus, hob ihn auf und ſtellte ihn auf die Füße, wo ſich aber Kaſpar nur unterſtützt erhalten konnte. Er ſetzte ihm einen ſchwarzen Filzhut mit breiter Krempe auf; darauf ſtellte er ihn auf eine Erhöhung an der Wand, ihn anlehnend, damit er nicht umfalle, und nahm ihn auf den Rücken; Kaſpar umfaßte den Mann am Halſe und dieſer die Beine Kaſpars.*) Sobald Kaſpar herausgekommen war, fühlte er kalte Luft, die ihm weh that."

---

*) Als er in Nürnberg ankam, war die Wunde mit einer trockenen Kruſte bedeckt, die bald darauf im Gefängniß abging. Der Arm that ihm nach dem Schlage mehrere Tage lang weh. H.

Man hat nicht ohne Anſchein der Richtigkeit eingewendet, der Unbekannte hätte fürchten müſſen, daß der Knabe in Folge des Schlages weinen und ſchreien und ſich dadurch bemerklicher machen werde, als durch das Rollen der Spielpferde. Ich vermuthe jedoch, der Mann habe die Beſorgniß gehabt, H. möchte jetzt überhaupt aus ſeiner Dumpfheit erwachen, lebendiger werden, aufſtehen, ſeine Stimme hören laſſen ꝛc. Darum habe er ihm in einem Momente, wo Niemand zugegen war, den er zu fürchten hatte, in der Eile jenen Schlag verſetzt. D.

**) Der Schlag war vielleicht ſo gar heftig nicht; die Wirkung deſſelben erklärt ſich aus der enormen Verletzbarkeit des Knaben, die ſich auch in Nürnberg offenbarte.

***) Dies iſt die erſte Angabe, daß er Zeit feſtgehalten. Ob er hätte über drei Tage merken können, iſt zu bezweifeln, wenigſtens den darauf folgenden Zeitraum weiß er nicht anzugeben. Ueberhaupt aber ſieht man, daß ihn dieſe Begebenheiten zuerſt veranlaßten, auch den gleichförmigen Wechſel von Tag und Nacht, den er bisher allein wahrgenommen, zu behalten. H.

Hier iſt jedoch noch Etwas zu bemerken. Es kam zu Nürnberg vor, daß H. bei Tage wähnte, es werde oder ſei Nacht, weil ihn eine Schwäche mit Augenverdunklung befiel. Dadurch werden ſeine Angaben über den Wechſel des Tages und der Nacht in ſeinem Käfig und auf der Wanderung ſehr zweifelhaft. Hermann ſelbſt bemerkt dies am Ende ſeiner Aufzeichnungen. D.

„Der Mann ging nun mit ihm unmittelbar (ausdrücklich ohne vorher eben fortzugehen) einen Berg hinauf, den er grün vor ſich ſah.**) Er meinte Gras geſehen zu haben; doch kann er nichts angeben, als daß er Grünes vor ſich ſah, was er indeß erſt ſpäter bezeichnen lernte. Andere Farbe ſah er nicht.***) Eigentliche Gegenſtände unterſchied er nicht. Die Kälte der Luft und die Heftigkeit des Windes griffen ihn an; er fühlte Kopfſchmerz und weinte; es ging hoch hinauf und der Mann ſchnaufte ſtark. Bald, nachdem ſie oben angekommen, ging es wieder abwärts. Kaſpar weinte noch, der Mann tröſtete ihn; er komme bald zu ſeinem Vater, der gebe ihm ſchöne Roſſe. Während des Abſteigens ſah Kaſpar den Abhang vor ſich, abermals grün. Er ſchlief im Hinabſteigen auf dem Rücken des Mannes ein. Beim Erwachen fand er ſich auf dem Boden liegend; es war kalt; er lag im Grünen auf dem Geſicht; dies war überhaupt immer der Fall, ſo oft ihn der Mann niederlegte. Es war noch nicht ganz hell, als er erwachte. Nun richtete ihn der Mann auf und ſagte ihm, er müſſe gehen lernen. Er hielt ihn von hinten unter beiden Armen und hieß ihn beſtändig auf den Boden ſehen, ſonſt könne er nicht gehen lernen.*) Wankend und zitternd verſuchte nun Kaſpar ſeine erſten Schritte. Von der Kälte und dem ſtarken Geruch des Bodens that ihm der Kopf**) weh und er weinte. Der Mann redete ihm zu, immer nur leiſe, nicht heftig; geſchlagen hat er ihn nie mehr ſeit jenem einzigen Schlag. Oft (alle 6—8 Schritte) mußte er niedergeſetzt werden, um von der großen Anſtrengung auszuruhen. Oft legte ihn der Mann; dann immer auf's Geſicht. Er lehrte ihn, wenn er geruht habe, zu ſagen „mal komm!“ Denn er ging immer etwas abſeits, während Kaſpar ſaß oder lag. Als es hell wurde, ſchmerzten ihn die Augen und er ſah Nichts mehr. Bald fühlte er auch Schmerz in den Beinen über den Knien und an den Füßen, wo ihn die Stiefel drückten. Wie oft er den Tag über aufgehoben und niedergeſetzt worden, weiß er nicht mehr, er erinnert ſich deſſen auch auf dem ganzen Weg nicht weiter. Eben ſo wenig wurde er gefahren. Den Tag über gab ihm der Mann daſſelbe Brod zu eſſen, das er bisher bekommen, und ließ ihn Waſſer aus einer Glasflaſche trinken, die er, wie Kaſpar meint, in der Seitentaſche ſtecken hatte. Wie es dunkel wurde, ſah er wieder Grünes vor ſich.*) Der Boden war den Tag über eben geweſen. Der Mann legte ihn auf das Geſicht und er ſchlief ein. Als er erwachte, war's noch finſter, er fühlte Kälte und zum erſtenmale Näſſe; darüber klagte er weinend. Der Mann ſagte ihm, er ſchütte ihn nicht an, es ſchütte vom Himmel; jetzt wiſſe er, daß es geregnet habe, doch ſanft; denn er hörte kein Plätſchern.**) Noch ehe es tagte, hob ihn der Mann auf und er mußte wieder gehen. Es that ihm Alles weh. Er ſah kein Hinderniß im Wege, wie etwa von Bäumen, nur Grünes. Als der Tag kam, ſchmerzten ihn ſeine Augen wieder. Als es helle geworden, war der Boden nicht mehr ſo grün, ſondern weißer und mehr glatt (eben); nur hatte er Gruben. Er deutete auf einem Spaziergang auf kleine Lachen, die der Regen gebildet, läugnete aber, daß es Geleiſe geweſen, die man ihm zeigte. Den zweiten Tag ſetzte er ſich recht vielmal nieder und wurde von dem Manne ſtets durch das Verſprechen ſchöner Pferdchen bei ſeinem Vater wieder aufgetrieben. Gegen Abend beſſerte ſich das Kopfweh etwas, das Gras, das er jetzt deutlich ſah, ging ihm bis über die Knöchel herauf; er glaubt Blumen daran geſehen zu haben. Wieder legte ihn der Mann, als es dunkel, auf das Geſicht nieder in's feuchte Gras, welches das ganze Geſicht verhüllte. Dies war ihm wegen der Feuchtigkeit und des ſtarken Geruchs recht peinlich und er verſuchte oft aufzuſtehen, aber er konnte nicht. Am dritten Morgen abermals Verſprechungen, ihn bald zum Vater zu bringen, oftmaliges Niederſetzen. Noch konnte er nicht weiter, als etwa 20—30 Schritte gehen, ohne ſich zu ſetzen. Nun führte ihn der Mann nur mehr mit einem Arm und endlich mußte er allein gehen, was aber, wie er es zeigt, ſo wankend und langſam ging, daß 100 ſeiner Schritte kaum 30 der gewöhnlichen gaben. Nachdem er oft war niedergeſetzt worden, ſagte endlich der Mann, nun kämen ſie bald zum Vater. Er ſetzte ihn, zog ihm die Lederhoſen aus und graue Tuchhoſen an; eben ſo wechſelte er ihm das Hemd und den Kittel. Statt des großen Bauernhutes mit breiter Krempe erhielt er einen runden, den der Mann gehabt und dieſer ſetzte jenen auf. Die Stiefel behielt er an.*) Der Mann ſcheint den Kittel mit ihm getauſcht zu haben, obwohl Kaſpar weder hierüber, noch ob derſelbe einen Bündel getragen, ſicher iſt. Nun ließ ihn der Mann vor ſich hergehen, der Weg war weiß. Wenn es oft geſchehen, ſo habe er ſich noch dreißigmal geſetzt, von da an, wo er die Kleider gewechſelt, bis zur Stadt. Der Mann ſagte ihm, in dem großen Dorfe wohne ſein Vater; er ſah aber Nichts davon, da er auf den Boden blickte. Endlich ſtand der Mann mit ihm ſtill, gab ihm einen Brief in die Hand, ſagte zu ihm, er ſolle ihn hinhalten und verlangen, ihn hinzuweiſen, und verließ ihn unter dem Verſprechen, bald wieder zu kommen. Gegen die Stadt her ſtieg der Weg etwas an. Er wiſſe gewiß, über keinen Steg gekommen zu ſein, da er ſich jetzt noch fürchte, über einen zu gehen. Ob über eine Brücke, wiſſe er nicht. Pflaſter fühlte er erſt in der Stadt. Ausdrücklich verſichert er, nie über einen Berg gekommen zu ſein, den erſten ausgenommen. Er habe, als ihn der Mann verlaſſen, viele Häuſer um ſich geſehen; doch habe er damals nicht gewußt, was er ſehe; erſt ſpäter habe ihm der Gefängnißwärter geſagt, es ſeien Häuſer. Auf dem ganzen Wege iſt ihm nie irgend ein lebendes Weſen begegnet."

---

*) Die Hände waren zuſammengebunden, wovon noch die rothen Spuren in Nürnberg zu ſehen waren.

**) Eine ſpätere Erinnerung und Ausſage iſt die, daß er erſt einen kleinen Berg, dann einen großen hinaufgetragen worden ſei. Auf dem erſten habe ihn der Gang des Mannes ſtärker geſtoßen, als auf dem zweiten, und die Luft ſei ihm auf dieſem kälter vorgekommen, als auf jenem. Der erſte, kleine, ſei bald vorüber geweſen, und er ſei von ihm nicht wieder abwärts getragen worden, wie von dem zweiten. Den Weg habe er auf dem erſten nicht geſehen, da ſein Geſicht auf dem Rücken des Mannes gelegen, auf dem zweiten ſei er ihm grün erſchienen. Als er den erſten hinaufgetragen worden, ſei er wie an Wänden angeſtreift. Alles dies giebt zu erkennen, daß der erſte Berg vielmehr eine kleine, ſchmale Treppe, dagegen der zweite eine eigentliche, grün bewachſene Anhöhe im Freien geweſen.
D.

***) Daß Kaſpar bei Nacht von Farbe ſpricht, darf nicht verwundern, da noch jetzt ſein Auge für Farbenunterſchied bei (für ein gewöhnliches Auge) völliger Finſterniß empfänglich iſt — ſogar für Dunkelgrün und Schwarz, Dunkelbraun und Dunkelroth ꝛc.

---

*) Es wurde hier wiederholt gefragt, ob er den Mann nicht geſehen. Er verneinte es entſchieden; er habe ſich auf dem ganzen Weg nie umgedreht, da ihm das Stehen und Gehen zu viel Aufmerkſamkeit und Mühe gekoſtet. Auch habe er der Anweiſung des Mannes, nicht vom Boden wegzuſehen, ſtrenge folgen zu müſſen geglaubt. Ueberhaupt ſcheint Kaſpar erſt ſpäter den Blick erhoben zu haben. Denn nachdem er mit Bürgermeiſter Binder geſprochen hatte, erkannte er ihn das nächſte Mal bloß an der goldenen Uhrkette wieder, auf die er das erſte Mal beſtändig geblickt. Erſt zwei Monate nach ſeiner Ankunft in Nürnberg, als er ſchon einige Tage bei Daumer war, ſah er den Mond und den Sternenhimmel zum erſten Male, was zu einem ergreifenden Auftritt veranlaßte. Schon oben wurde bemerkt, daß er ſich der Decke ſeines Gemachs nicht recht erinnerte, obwohl er auf dem Rücken lag.

**) Erſt ſeit Kurzem ſind Verſuche angeſtellt worden über die Schärfe ſeines Geruchs, die Alles übertrifft, was man ſonſt an Menſchen wahrnimmt. So roch er z. B. das Blatt der Schafgarbe auf 6, gemeinen Nachtſchatten auf 11 Schritte; ein Bein, das, drei Perſonen an die Naſe gehalten, geruchlos ſchien, roch er auf 10 Schritte. Man denke ſich nun die Wirkung der Ausdünſtung des Bodens auf einen ſolchen Menſchen!

---

*) Vielleicht deßhalb, weil er überhaupt erſt wieder ſah. Er wird wohl, da ihn das Licht blendete, an einer Art von Tagesblindheit gelitten haben. Dagegen ſah er im Finſtern, wie ſich bei uns auswies, ſehr gut. D.

**) Dies iſt überhaupt im Walde, wo er wahrſcheinlich lag, ſelten der Fall.

„Von den Kleidern, die er mitgebracht, iſt Kittel, Hoſe und Hemd noch vorhanden, auch der Hut. Die Stiefel ſind vom Gefängnißwärter in den Abtritt geworfen worden, „„weil ſie ſo ſchlecht geweſen."" Kittel und Hoſe ſind von grobem, grauem Tuch. Der Kittel iſt ein Frack (wie von einem Bedienten) geweſen; wo er abgeſchnitten, iſt er nur leicht verſtochen. Die Hoſen ſind von demſelben Tuch vielfach geflickt und haben neben eine Taſche, wie zu einem Waidmeſſer oder Beſteck. Beide ſchmutzig und von ſehr üblem Geruch; das Hemd hat am Hals Haften und Schlingen und am Ende des Bruſtſchlitzes einen Buchſtaben (C?) mit rothem Garn eingenäht. Es iſt grob, doch nicht ſehr zerriſſen.

---

*) Die Lederhoſen ſeien ſo weit geweſen, daß ſie über die Stiefel herabgegangen.

Einzelne Worte, die er von ſeinem Führer gehört, und das Gebet, das er ſprechen konnte, zeigten die altbayeriſche oder doch oberpfälziſche Mundart. Doch iſt dabei ſehr zu bedauern, daß man im erſten Unterricht oder vielmehr der erſten Behandlung deſſelben nicht ſorgfältiger geweſen. Denn dadurch z. B., daß der Gefängnißwärter den Auftrag erhalten, ihn ſprechen zu lehren, hat der Knabe eben erſt recht die altbayeriſche Mundart gewöhnt, da die ganze Familie des Mannes ſie ſpricht; und nun läßt ſich nicht mehr ausmitteln, was er mitgebracht oder hier erhalten hat. Nach Kaſpar's Ausſage hat ſein erſter Inquirent, Herr Polizei-Actuar Hüftlein, jenen Auftrag dem Gefängnißwärter gegeben, nachdem er ſelbſt dem armen Menſchen, trotz des lauteſten Schreiens, ſich nicht verſtändlich machen konnte.“

„Auf die nachholend geſtellte Frage, wie oft er unterwegs ſeine Nothdurft verrichtet, erwiederte er, weder Oeffnung gehabt, noch Waſſer gelaſſen zu haben. Er habe nur zweimal zu eſſen bekommen, jedoch öfters getrunken. Dazu kommt, daß er noch in Nürnberg zweimal Verdunklung des Geſichtes fühlte, einmal bei Binder und einmal bei Daumer, wo ihm Nacht zu werden oder zu ſein ſchien. Aehnlicher Art, meint er jetzt ſelbſt, könne das damalige Nachtwerden auf dem Wege geweſen ſein. Das Alles zuſammengenommen deutet wohl mit ziemlicher Sicherheit auf einen nur eintägigen Weg hin. Denn da er erſt am andern Tage nach ſeiner Ankunft in Nürnberg Oeffnung hatte, während er im Käfig täglich ganz regelmäßig zu Stuhle war, da auf der Reiſe ſeine Nahrung ſich nicht veränderte, und die Erkältung im feuchten Graſe eher auf Erregung von Durchfall ſchließen läßt, ſo iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daß er 4 Tage lang ohne Oeffnung geweſen ſein ſollte.“

II. Aufzeichnungen von Gottlieb Freiherrn von Tucher aus dem Jahre 1828.

Dieſe Aufzeichnungen über Kaſpar Hauſer ſind vom größten Intereſſe und Werth. Sie enthalten eine ſehr genaue und lebensvolle Beſchreibung des Findlings, wie er auf dem Gefängnißthurme zu Nürnberg und dann noch, mit einigen ſich allmählig bildenden Veränderungen, im Sommer, während ſeines Aufenthaltes in meinem Hauſe war. Sie ſtimmen vollkommen mit meinen eigenen, ſowie mit meiner übrigen Freunde Beobachtungen und Darſtellungen. Die vollkommene Glaubwürdigkeit eines Mannes, wie Herr v. Tucher iſt, kann keinem Zweifel unterliegen. Er beſitzt und beſaß Alles, was eine ſolche Eigenſchaft begründet, hohe Bildung, Geiſt, Herz, Intereſſe an der Sache und Bewußtſein über ihre Bedeutung, Beobachtungsgabe, Wahrheitsliebe, Sorgfältigkeit der Zeichnung bis in's Kleinſte hinein. Und ſo ſind auch hier „authentiſche Mittheilungen" gegeben, und das in unendlich wahrhafterem Sinne, als es ein großer Theil deſſen iſt, was unter dieſem Titel im Meyer'ſchen Buche dargeboten iſt. Die unter den Text geworfenen Noten ſind von mir hinzugefügt.

„Ich traf den Menſchen vier Wochen nachdem er nach Nürnberg gebracht worden war. Er ſaß in ſeinem Stübchen an einer niederen Bank auf einem kleinen Stuhle mit einer Menge von Spielſachen beſchäftiget. Wir ſtanden lange hinter ihm, um ſeine Beſchäftigung zu beobachten; er hörte und bemerkte uns nicht, wiewohl wir und ſeine Wärter ganz laut mit einander ſprachen. Als er von Herrn v. Grundherr, der ſich viel mit ihm abgegeben hatte und darum ſehr geliebt von ihm war, angeredet wurde, ſchien er nicht erſtaunt oder erfreut zu ſein, dieſen zu ſehen; er ſprach mit ihm auf eine Weiſe, wie wenn er vorhin ſchon lange mit ihm geſprochen hätte.*) Während ſich H. v. Grundherr mit ihm unterhielt, ſchien er uns Uebrige gar nicht zu bemerken. Er verrieth weder Neugierde, Fremde zu ſehen, noch ſtörte es ihn, wenn ich ihm, und zwar ſo nahe, als möglich, in's Geſicht ſah, um das intereſſante Spiel ſeiner Geſichtsmuskeln zu beobachten."

„Er war nun aufgeſtanden. Eine kleine, unterſetzte Figur von ſtarkem Knochenbau, etwas hängendem, nicht gerade ſchwammigem Fleiſch und von nicht ungeſunder Geſichtsfarbe. Er ſtand nicht völlig aufgerichtet, ſondern den oberen Theil des Körpers zwiſchen den Schultern etwas zuſammengedrückt, auch die Knie nicht ausgeſtreckt und die Schenkel etwas einwärts gekrümmt. Sein Geſicht ſah etwa dem eines tölpiſchen Bauernjungen gleich, die oberen Augenlieder waren etwas herabgeſenkt, der untere Theil des Geſichtes etwas vorhängend; ſtruppiges, tief in die Stirne hereinhängendes Haar. Der Geſichtsbildung und dem keimenden Barte nach mochte er etwa 18 Jahre alt ſein.“

---

*) Man erkennt die gänzliche Unbekanntſchaft des Findlings mit allen unſeren geſelligen und conventionellen Lebensformen, Begrüßungen ꝛc.

„Wenn er ſprach und ſich auf die an ihn gerichteten Fragen auszudrücken beſtrebte, nahm er beide Hände zu Hülfe und zwar mit einer ganz eigenen, ſonderbaren Stellung der Finger, nehmlich Daumen und Zeigefinger zuſammengelegt, die übrigen Finger ausgeſtreckt und die innere Seite der Hand gegen den hingekehrt, zu welchem er ſprach.*) Seine Sprache war die eines Kindes im 2. oder 3. Lebensjahre. Vorherrſchender Gebrauch des Infinitivs; von ſich ſprach er nur als „„Kaſpar““, nicht als „„Ich““;**) ſelbſt das „„Du““ verſtand er nicht, ſondern meinte „„Du““ wäre der Mann, bei dem er geweſen war. Wenn im Geſpräche mit ihm ein Ausdruck, eine Vorſtellung, die ihm nicht klar genug war, vorgebracht wurde, ſo wiederholte er das Wort mehreremale für ſich, als wolle er mit ſich zu Rathe gehen, was das heiße; er hörte und ſah dann nicht mehr, vernahm ſelbſt den Zuruf ſeines Namens nicht, ſondern ſuchte nur zu begreifen, was ihm da Neues geboten war.“ *)

---

*) Vergl. meine „Mittheilungen“ I. S. 26: „Sein Sprechen war mühſam und ringend und er ſuchte dem Ausdrucke der Rede durch eigenthümliche Arm- und Handbewegungen nachzuhelfen. Die Hände waren aufgehoben, das Innere derſelben nach außen gekehrt, Daumen und Zeigefinger mit den Fingerſpitzen aneinandergeſchloſſen, und ſo die Hände und Arme gegen den bewegt, mit dem er ſprach. . . . . . Jenes Zuſammenſchließen des Daumens und Zeigefingers war auch der Fall bei angeſtrengtem Sinnen und Aufmerken.“

**) Ein ſehr wichtiger und ſprechender Zug. Vergl. meine „Mittheilungen“ I. S. 26: „Von ſich ſprach er in der dritten Perſon als vom „Kaſpar“. Kant in ſeiner Anthropologie ſagt: „Es iſt merkwürdig, daß das Kind, auch wenn es ſchon ziemlich fertig ſprechen kann, doch ziemlich ſpät, vielleicht erſt ein Jahr nachher, mit ich zu reden beginnt, bis dahin aber von ſich in der 3. Perſon ſpricht: Karl will eſſen u. dergl., und daß ihm gleichſam ein Licht aufgegangen zu ſein ſcheint, wenn es anfängt, ich zu ſagen, ſo daß es von dem Tage an nie wieder in jene Sprechart zurückfällt. Vorher fühlte es nur ſich ſelbſt, jetzt denkt es ſich ſelbſt.“ Das „Ich“ kommt allerdings ſchon in den Redensarten vor, die H. im Anfange ſeiner Erſcheinung hören ließ, wie: „A Reiter möcht i wern, wie mei Vater gween is“ u. dergl. Dieſe waren aber eingelehrt, von ihm mechaniſch nachgeplappert, und dann bei den verſchiedenſten Anläſſen ſinnlos oder vielmehr, wie er ſelbſt ſehr merkwürdig beſchreibt, mit einem dieſen Anläſſen gemäß hineingelegten Sinne in Anwendung gebracht. Stanhope (Materialien S. 70) nimmt keinen Anſtand zu behaupten, H. habe abſichtlich gewechſelt, Anfangs mit Bewußtſein in der 1. Perſon, dann aber in der 3. Perſon geſprochen, „um ſeine Rolle noch natürlicher zu ſpielen“. Das mußte ein nicht nur ſehr ſchlauer, ſondern auch ſehr gebildeter und gelehrter Burſche geweſen ſein, der wohl gar die Werke Kant's geleſen.

„Wenn er ſprach und beſonders, wenn er von Etwas ergriffen war, ſo veränderten ſich ſeine Geſichtszüge auf eine merkwürdige Weiſe; die Augen öffneten ſich weit, der Mund zog ſich zurück und öffnete ſich halb und eine Klarheit ſtrahlte plötzlich über ſein ganzes Geſicht. So war es, als er von einem ſchönen Mädchen ſprach, das ihm Klavier vorgeſpielt hatte. Hiebei iſt aber an keine Geſchlechtsbeziehung zu denken; von dieſer iſt bis jetzt keine Spur in ihm. Ein Mädchen, eine Frau war für ihn Anfangs, wie jeder Mann ein „„Bua““ d. i. Bube; und nur der Umſtand, daß Weiber Frauenröcke haben, hat ihn gelehrt, einen Unterſchied zu machen und ſie „„Frau““ zu heißen.“

„Die Reizbarkeit ſeiner Nerven war erſtaunlich. Es war, als ich mich bei ihm befand, Johanniskirchweih und es zog vor ſeinem Fenſter Muſik vorüber. Da riß er haſtig das Fenſter auf und gaffte mit höchſter Anſpannung hinaus, wiewohl man ſeinen Augen ſehr wohl anſah, daß ſie Nichts ſahen, auch nicht die Muſikanten, ſondern lediglich die Richtung bezeichneten, nach der ſein ganzes Weſen hinſtrebte. Den Mund geöffnet, horchte er und horchte lange, bis die letzten Töne in der weiteſten Ferne verhallt waren; ja ſelbſt noch lange nachher lauſchte er, ob er nicht im Stande ſei, noch welche zu erreichen. **) Dabei zuckte ſein ganzes Geſicht, und ein Zucken ging durch ſeinen ganzen Körper; übrigens ſtand er unbeweglich und hielt beide Hände in derſelben Art vor ſich hin, wie ich es oben beſchrieben habe.*) Seine Empfänglichkeit für Muſik hatte Jemanden veranlaßt, ihm eine Glasharmonika — Glasſtäbchen, auf die man mit zwei kleinen Hämmern ſchlägt — zu ſchenken. Er hatte auch mehrere Stücke gelernt und dieſe nun auf ſeine Weiſe höchſt originell weiter ausgebildet. Im Ganzen war darin mehr ein allgemeiner Rythmus, als eigentlicher Takt; er ſpielte mit großer Sicherheit und keine falſche d. h. übeltönende Folge war zu vernehmen.“

---

*) Es ſtimmt das mit der Schilderung, die theilweiſe, freilich mit allerlei offenbar unächten Ausſchmückungen, ſchon der erſte Zeuge, der Schuſter Weickmann, in ſeinen Verhören gegeben. Auch dieſem ſprach er die ihm neuen und unverſtändlichen Wörter nach. Als W. ſagte: „Wir wollen zum Herrn Rittmeiſter gehen“, ſprach H. die Worte: „Herr Rittmeiſter, Herr Rittmeiſter“ nach; aber, wie W. ausdrücklich bemerkt, in der Art, „daß man deutlich ſah, er verſtehe das Wort nicht.“ S. bei Dr. Meyer S. 28. 30.

**) H. ſah und hörte viel ſchärfer und in weitere Fernen hin, als alle anderen Menſchen und lauſchte alſo wohl nicht länger, als er wirklich etwas vernahm; er hörte jedoch die Muſik ohne Zweifel noch, als ſie die Anderen ſchon lange nicht mehr hörten. Auf dieſe und viele andere Eigenheiten des fremdartigen Menſchen kam man aber erſt nach und nach.

„Seine Fähigkeit für alles Mechaniſche iſt ganz bewundernswürdig. Er ſah eine Frau ſtricken, und wie er Alles, was er ſieht und zu erfahren und zu begreifen ſucht, „„lernen““ heißt, ſo wollte er auch dieſes „„lernen.““ Tags darauf, Nachmittags, hatte er an einem Strumpfe ein eine ſtarke Hand breit langes Stück geſtrickt und ſo feſt und gleich, wie es nur die geſchickteſte Frauenhand vermag. H. v. Grundherr hatte beim Fortgehen mit dem Stocke geſpielt, ſo daß dieſer durch das Hin- und Herſchwanken die Zipfel ſeines Rockes auseinanderſchlug. Das zu begreifen, war nun der Gegenſtand ſeiner beſonderen Unterſuchung. „„Auch lernen““, rief er, und verſuchte es ſo lange, bis er das Gleiche hervorgebracht hatte.“ **)

Man hatte ihm eine Menge Spielſachen geſchenkt; dieſe lagen in ſchönſter Art geordnet vor ihm und waren ganz verſtändig abgetheilt. Jeden Morgen legte er ſie auf dieſe Weiſe auseinander, und jeden Abend, ſo wie er ſich ſelbſt ſchlafen legen wollte, packte er Alles zuſammen; wie wenn die von ihm geſchaffene Ordnung ſo ſehr die ſeinige wäre, daß ſie gar nicht beſtehen könne, wenn er nicht ſelbſt dabei.“

---

*) Vergl. meine „Mittheilungen“ I. S. 27. „Als ich ihn zum erſtenmale beſuchte, zog unter dem Thore vor der Stadt eine Bauernmuſik vorbei. H. horchte auf und nahm die ganz eigenthümliche Stellung an, in der ich ihn ſpäter öfter ſah, wenn er über Etwas nachdachte, oder ſich auf Etwas beſann. Er ſtand ganz ſtarr und hielt die Arme mit gebogenen Ellenbogen vor ſich hin, Daumen und Zeigefinger waren zuſammengedrückt, wie wenn er Etwas zwiſchen ihnen hielte. Den Augen ſah man an, daß ſie nicht ſahen, daß die Seele aus ihnen gewichen war, die ſich jetzt ganz und gar nur hörend verhielt. Er verblieb in dieſer Stellung, bis die Töne ganz in der Ferne verhallt waren.“

**) Man ſieht hier, wie er in ſolchen Fällen noch gar keinen Unterſchied zwiſchen dem Wichtigen und Unwichtigen, dem Ernſten und dem Spielenden machte. Es war ihm Alles gleich wichtig und intereſſant.

„Entfernte Gegenſtände ſchienen ihm ganz nahe, nur kleiner, als nähere zu ſein.*) Von den Wirkungen eines Spiegels war er auf's Höchſte überraſcht. Unter den Farben ſchien ihm das Roth der Roſe die liebſte zu ſein. Von Hitze und Kälte ſchien er keinen Begriff zu haben; er griff in das Licht, um es als etwas Neues genauer zu betrachten. Gerüche afficirten ihn ſo ſtark, daß er eine wohlriechende Blume mit Abſcheu weit weg warf.“

„Er lebt als Naturmenſch auch ganz natürlich, ſchläft ein, ſobald es dunkelt, und erwacht bei Sonnenaufgang. Selbſt mitten am Tage war er, wenn man verſuchsweiſe die Läden ſchloß, bald darauf feſt eingeſchlafen; wachte aber auch gleich wieder auf, wenn man ſie öffnete. Seine Nahrung beſteht bis zur Stunde noch in Waſſer und Brod; jede andere Art von Speiſe oder Trank macht ihn krank. Von einem ſorgfältig für ihn gekochten Stückchen Fleiſch ohne alles Gewürz bekam er Fieber; Hülſenfrüchte, Gerſte, Reis ꝛc. kann er zwar genießen, doch auch dieſe nicht ohne Eckel und Unannehmlichkeit; Warmes gar nicht, Alles nur kalt. Brodſuppe ißt er, aber nicht ſonderlich gern.“

„Eine Frau ſuchte ihm Begriffe von Gott beizubringen und ſagte ihm unter Anderem, Gott ſei allgegenwärtig. H., nach langem Ueberlegen ſagte, erſt auf ſich, dann auf andere verſchiedene Orte zeigend: „Kaſpar da — nicht da — nicht da — nicht da.“ Er hatte gefunden, daß der Begriff der Allgegenwart ein mit ſeinem eigenen perſönlichen Sein**) unvereinbarer war, den er deßhalb von ſich wies.“ ***)

„Ganz eigen iſt ſeine Sehnſucht heimzukehren. „„Recht lernen und dann heim““, ſagt er;†) doch möchte er nicht mehr eingeſperrt ſein. So ſchmerzlich ihm die Erinnerung an ſein vergangenes Leben iſt, ſo hat er doch keinen Begriff dafür, daß man dem, der ihn eingeſperrt, ein Gleiches thun oder ihn gar ſchlagen ſolle, wie ihm ſelbſt geſchehen war.“

---

*) Vergl. oben S. 16 f.

**) Das er zum Maßſtab von Allem machte.

***) Ich fand ſpäterhin einen Weg, ihm dieſen Begriff intellektuell näher zu bringen; er freute ſich darüber und glaubte ſeitdem daran. „Mittheilungen“ I. S. 18. 21.

†) Die Urſache dieſer Sehnſucht war dieſe, weil er in ſeinem Käfig keine Schmerzen und Qualen empfunden, ſeit ſeiner Befreiung aber ſich in einem ſtets leidenvollen Zuſtand befand.

„So wie ich dieſen Menſchen gefunden und geſchildert habe, mit ſeiner natürlichen, unmittelbaren Reinheit und Selbſtbewußtloſigkeit gab er im vollkommenſten Grade das Bild des erſten Menſchen im Paradieſe vor dem Sündenfall.“

Aus der Zeit, da H. mir bereits übergeben worden, ſind nachſtehende Züge.

„Daumer warf im Garten einen Apfel vor ſich hin und forderte Hauſern auf, das Gleiche zu thun. Er ſah den runden Körper laufen, hielt ihn für lebendig und konnte ſich nicht davon überzeugen, daß er es nicht ſei. Erklärungen waren fruchtlos, und als der ſenkrecht aufgeworfene Apfel wieder aufſprang, ſah er darin eine Beſtätigung ſeiner Meinung. Nun ſchnitt D. aus dem Brode, welches H. aß, eine Kugel; und als mit dieſer die nehmlichen Experimente gemacht wurden, ſo gab er endlich ſeine Vorſtellung vom ſelbſtſtändigen Leben dieſer Gegenſtände auf. Eine ſteinerne Figur im Garten war ihm ein beſonderer Anſtoß, weil ſie ſich nicht von dem auf ihr liegenden Schmutze reinige; erſt einige Tage nachdem er die Erfahrung mit der Brodkugel gemacht, begriff er die Sache: „„Alſo iſt die, die ſich nicht putzt, auch nicht lebendig!““ Merkwürdig war die Wirkung des erſten Traumes. Die Lage, in welcher er ſich befand, bevor er zu D. kam, war der Art, daß er erkrankte, an Kopfſchmerz, Mangel an Appetit ꝛc. litt. In dieſem Zuſtand wurde er von D. aufgenommen. Eines Morgens aber kam er dieſem mit großer Freude entgegen und erzählte ihm, die Frau Bürgermeiſter — die ſich viel mit ihm abgegeben hatte — ſei bei ihm geweſen und habe mit der Hand über ſeine Stirne geſtrichen; da ſei der Schmerz vergangen und er ſei nun geſund. Er ließ ſich nicht überzeugen, daß dies eine bloße Traumvorſtellung geweſen; er habe ſie gewiß geſehen, behauptete er.“

„Einige Tage darauf träumte er wieder von dieſer Dame; da kam er Morgens lachend zu D. und ſagte ihm: nun wiſſe er, daß jener Beſuch nur ein Traum geweſen; denn dieſe Nacht ſei die Frau Bürgermeiſter wieder bei ihm geweſen, und er wiſſe doch, daß ſie verreiſt ſei und alſo nicht habe zu ihm kommen können.“

„Als er in die Nähe eines in Daumer's Garten befindlichen Bienenſtandes kam, befiel ihn eine namenloſe Angſt. „„Da, da““, ſchrie er, „„ſei er darin geweſen.““ Der Bienenſtock hat nehmlich an der Vorderſeite, unterhalb des Brettes, auf dem die Bienenſtöcke ſtehen, einen Verſchlag und an der Seite eine Thüre; wahrſcheinlich dient dieſer Raum dazu, Gartengeräthſchaft, leere Bienenſtöcke und Dergleichen aufzuheben. Man ſuchte ihn auf alle mögliche Weiſe zu überzeugen, daß er ſich irre; aber es half Nichts. Endlich, nachdem er ſich von D. das Verſprechen hatte geben laſſen, daß er nicht mehr eingeſperrt werden ſolle, ging er hin, öffnete die Thüre, behauptete nun aber um ſo mehr, da drin ſei er geweſen; nur ſeien ſeit der Zeit Balken hineingemacht worden, die ſich vorher nicht darin befunden; auch ſeien die zwei kleinen Fenſterchen etwas größer geweſen. Ein ſolcher Käfig ſcheint alſo der Aufenthalt des Unglücklichen geweſen zu ſein.“

III. Aufzeichnungen von Dr. Ludwig Feuerbach aus den Monaten Juli und Auguſt 1828.

Auch dieſe Notizen ſind ſehr intereſſevoll und zuverläſſig; man wird den gewiß nicht ſchwärmeriſchen und kritikloſen Aufzeichner in keinem Falle als einen der lächerlichen Phantaſten betrachten können, welche das Hauſermärchen geſchaffen haben. Ich ſtand mit L. Feuerbach zu jenen Zeiten, wie ſchon oben S. 94 f. bemerkt worden iſt, in den vertrauteſten Verhältniſſen; er hielt ſich oft bei mir auf und beobachtete daſelbſt mit mir und Anderen den Findling. Er kam ganz zu denſelben Reſultaten. Es ſtimmt überhaupt Alles, was er, v. Tucher, Hermann, Wurm und ich ſelbſt aufgezeichnet haben, widerſpruchslos zuſammen, und es fällt hier all der heilloſe Wirrwarr weg, der ſich in den von Dr. Meyer publicirten Acten und „authentiſchen Mittheilungen“ findet. An dieſe Nachrichten und Zeugniſſe ernſter, wahrheitsliebender, denkender Männer und Forſcher wird ſich, wie ich hoffe, Wiſſenſchaft und Geſchichte in erſter Linie halten zu müſſen glauben und ihnen Alles, was ſich nicht damit vereinigen ſollte, nachſetzen und für beweislos erklären. Auch hier ſind die Anmerkungen von mir hinzugefügt.

„Kaſpar's Nahrung beſteht in Waſſer und Brod und in Waſſerſuppen, die er aber auch erſt allmählig eſſen gelernt. Ein einziger Löffel Fleiſchbrühe, ſelbſt einer ziemlichen Portion Waſſerſuppe beigemiſcht, macht ſie ihm ungenießbar. Ein bischen Rindfleiſch, ſo groß als die Hälfte einer Fingerſpitze, das überdem ganz durch und ausgeſotten worden war, verurſachte ihm Fieber. Von den Gewürzen genießt er bloß Kümmel.*) Selbſt unverarbeitete vegetabiliſche Produkte, wie Kirſchen, Birnen mag er nicht. Er kann nicht begreifen, wie die Menſchen etwas Anderes eſſen und trinken mögen, als Waſſer und Brod; er räth faſt Jedem, doch auch bloß dieſe Nahrung zu genießen, die ſei die beſte. Wie man beſonders Dinge, die ihm durch Farbe und Geruch — wie Käſe und dergl. — auffallen, ſo etwas Garſtiges, wie er es nennt, genießen kann, iſt ihm ganz räthſelhaft, und er drückt darüber ein mit Eckel und Tadel verbundenes Befremden aus. Sein Appetit iſt groß, ſein Schlaf ganz feſt und ununterbrochen. Er ſchläft jetzt in einem Bette."

„Kaſpar iſt äußerſt empfindlich und nervenſchwach. So kann er das ungetrübte Licht nicht vertragen; ſehr lautes Sprechen, Klavierſpielen ꝛc. macht ihm Kopfweh; er nennt übrigens Kopfweh jedes wehe Gefühl, wenn es auch an einem ganz anderen Theile ſeines Körpers, als am Kopfe, ſein ſollte. Sein Körper iſt plump und ungelenk; ordentlich gehen, laufen, ſpringen, werfen lernt er erſt jetzt. Als er Aepfel auf den Boden hinwarf, und als dieſe, weil er ſie ungeſchickt, ſtatt gerade aus in die Bahn, neben hinein in's Gras rollen ließ, daſelbſt liegen blieben, ſagte er: „„ſie ſind müde, ſie mögen nicht weiter laufen."" Er ließ ſich das nicht ausreden, ſondern machte den Schluß: „„ich werde müde, ſie alſo auch müde werden müſſen."" Er iſt im Gebrauch ſeiner Hände noch ganz unerfahren und ungeübt, ſtellt ſich zum Halten, Tragen, Angreifen einer Sache ganz ungeſchickt. Seine Finger ſpreizt er oft ganz ſonderbar auseinander. Bei all dem aber zeigt er zugleich eine gewiſſe Bedächtigkeit, Behutſamkeit und Furchtſamkeit. Wenn er mit ſeinem Kehrwiſch den Boden ſeiner Stube ausputzt, ſo geſchieht dies mit der größten Genauigkeit und Sorgſamkeit. Aber ſelbſt den Kehrwiſch hält er ganz ungeſchickt. Mit den Fingern kann er ſich noch gar nicht helfen, beſitzt in ihnen noch gar keine Feſtigkeit, faßt Alles in die ganze Hand und hält die Sachen in der Fauſt. Schnelles Gehen hält er eben ſo wenig lange aus, als weites. Seine Fußſohlen ſind noch ganz weich.“

---

*) Er vertrug und liebte nur die Gewürze, mit welchen die Brodſorte beſtreut war, die er in ſeinem Käfig zu genießen pflegte, Kümmel, Coriander, Anis und Fenchel.

„Wenn er Etwas verſtehen ſoll, ſo muß es langſam und deutlich geſprochen werden; was ſchnell geſprochen wird, iſt ihm, wie er ſelbſt ſagt, unverſtändlich. Manche Worte und Redensarten verſteht er nicht, wenn man ſie ihm nicht durch ſolche, die er ſchon kennt, umſchreibt und verſtändlich macht.“

„Für die Natur*) hat er keinen Sinn und kein Verſtändniß. Als ihm ein ſchönes Baumblatt gezeigt und gegen die Sonne gehalten wurde, um den Anblick zu verſchönern, fiel ihm Nichts darin auf, als ein kleines Neſt von Raupeneiern, die er dann mit dem Ausdrucke, daß es garſtig ſei, herunterkratzte. An den Kirſchen am Baume beſchäftigte ihn nur das, daß ſie ſo feſt an ihrem Stengel hingen; er verſuchte nun, ob ſie leicht oder ſchwer herunterzureißen wären. Ueberhaupt ſcheint er ſich nicht mit dem bloßen Schauen begnügen zu können, überall muß er zugleich mit ſeinen Händen geſchäftig ſein, greifen und handthiren können.**) Als ihm ein andermal eine Blume nach Art der Löwenklauen gezeigt wurde und der Theil der Blume, der wie eine Haube ausſieht, abgeriſſen wurde, nahm er ihn, ſetzte ihn der Pflanze wieder auf und glaubte, daß die abgeriſſene Blume, wenn man ſie nur wieder an demſelben Stamm anfüge, unverändert dieſelbe, wie zuvor, ſei und eben ſo gut, wie zuvor, einen Theil der Pflanze ausmache. Als er Jemanden eine Birne aufſchneiden ſah, in der zufällig ein Wurm war, kam er mit der Birne und dem Wurm zu uns in den Garten herunter und erzählte mit Eckel und Abſcheu, wie Jemand habe etwas eſſen wollen, worin ſo garſtige Thiere ſeien. Es war ihm nicht blos die ganze Geſtalt des Thieres widerwärtig; er bemerkte auch, wie garſtig es innen ſei, wobei er den ſchwarzen Saft meinte, den er in dem durchſichtigen Körper wahrnahm. Als man ihn aufforderte, es zu tödten, weigerte er ſich und legte es in das Gras hinein.*) Als er an einem heißen Tage ſpazieren geführt wurde, wo die Sonne ungehindert hinbrannte, fand er die Gegend garſtig, weil ihm der Schweiß von der Stirne troff. Als er mit einem einäugigen Menſchen zuſammenkam, fand er dieſen Mangel ſehr häßlich und ſagte, er ſolle ſich doch noch ein anderes Auge hineinmachen laſſen; wer das eine gemacht, werde auch das andere machen können. Den Bart findet er beſonders häßlich; als er in ſeinem Geſichte einige Härchen hervorſproſſen ſah, raufte er ſie aus, in der Meinung, ſie würden nun ausbleiben; wie er dann doch wieder welche bemerkte, drückte er ſein Befremden und ſeinen Unwillen darüber aus, daß ſie, obgleich er ſie nicht wolle, dennoch kämen.“

---

*) Beſonders als organiſch bildende, bauende nehmlich; dafür fehlte ihm aller Begriff und aller Glaube. Glänzende Naturgegenſtände und Naturſcenen konnten ihn durch ihren Glanz anziehen und entzücken, ſo der geſtirnte Himmel, der Regenbogen, wie weiter unten auch L. Feuerbach ſelbſt berichtet.

**) Reines, objektives Anſchauen ſetzt einen verhältnißmäßig bereits hohen Grad von Bildung voraus.

„Als er irgendwo geſehen hatte, wie ein Hund ſtets dem Worte ſeines Herrn folgte, wollte er, nach Hauſe zurückgekommen, daß auch die Katze ſo folgſam ſein ſolle; und als er Nichts bei ihr ausrichtete, hielt er ſich über ihren Ungehorſam auf. Auch wollte er die Katze mit den Pfoten eſſen lehren.“

„Das Einzige in der Natur, worüber er ein Wohlgefallen äußerte, war ein Regenbogen. Doch wandte er ſich ſogleich von dem Anblick weg zu der Frage, wer das gemacht habe. Die Antwort war, die Sonne bewirke es; aber alle ähnliche Antworten auf ähnliche Fragen ſchienen ihn nicht recht zu befriedigen. Bei dieſem Anblicke äußerte er auch, daß er ſo Etwas noch nie geſehen habe, und wunderte ſich, daß es ihm, wiewohl es ſo ſchön ſei, ſein Vater**) nicht habe ſehen laſſen.“

Bei Allem, was er ſieht, fragt er, wer es macht oder gemacht habe; bei den Blättern der Bäume, wer ſie ſo ausgeſchnitten habe ꝛc. Von Gott weiß er Nichts.“ *)

---

*) Er brachte nie etwas Lebendes um, ſelbſt nicht das quälendſte Ungeziefer, z. B. die Flöhe, die ihn auf dem Thurme plagten, und wehrte Anderen, wenn es dieſe thun wollten. Er war, was die Zartheit und Tiefe ſeines Mitgefühls für alles Lebende und Empfindende, ſeinen Abſcheu vor allem Zufügen eines Uebels, vollends vor Mord, und den völligen Mangel jeder zornmüthigen und rachſüchtigen Gemüthsregung in ihm betrifft, ein vollkommener Engel, wie ich ihn ausführlich in meinen „Mittheilungen“ II. S. 7 ff. geſchildert habe. Mag die Rohheit der „negativen Kritik“, die ſelbſt auf einer ganz anderen Seite liegt, darüber ſpotten, wie ſie will; was ich berichtet habe, das iſt Thatſache und wird auch nicht von mir allein bezeugt; vergl. oben S. 123.

**) Oder Wärter? Das Wort iſt mir undeutlich, und ich ſelbſt erinnere mich der Sache nicht mehr. Weiter unten bemerkt Feuerbach, daß H. keinen Begriff von Vater und Mutter gehabt.

„Daß er einmal klein oder kleiner, als jetzt geweſen, kann er weder glauben noch einſehen; er behauptet, immer ſo groß geweſen zu ſein, als er gegenwärtig iſt. Auch hat er keine Vorſtellung von Vater und Mutter; als man ihm dies Verhältniß ſo zu erklären ſuchte, als ſeien zwar auch andere Perſonen gut, Vater und Mutter aber diejenigen, welche einem Menſchen am Meiſten Liebes und Gutes thäten, drückte er ſein Befremden darüber aus, daß er keine habe, und fragte, warum er keine habe. Bei ſolchen Geſprächen, wie überhaupt bei ſolchen, die ſich auf ſeinen früheren Zuſtand beziehen, ſcheint er ſich auf Etwas beſinnen zu wollen, Etwas zu ſuchen, was er nicht findet und ſich in einer Nacht zu befinden. Eben ſo weiß er Nichts vom Geſchlechtsunterſchied. Schon öfters ſagte er, er wolle ein Mädchen werden; man brachte ihn aber von dieſem Verlangen dadurch ab, daß man ihm vorſtellte, die Mädchen hätten Dinge zu verrichten, wobei man die Kleider beſchmutze. Als er dies vernommen, erklärte er, kein Mädchen werden zu wollen. Denn er iſt ſehr reinlich und putzt an ſich und Anderen, wo er etwas „„Garſtiges““ bemerkt. Seitdem er bemerkt hat, daß ſeine Hände in der Sonne ſchwärzer werden, trägt er immer Handſchuhe. Einmal ſagte er, man müſſe Jedem das Seine laſſen und Keinem thun, wie man ihm gethan, dem man ſeine Papiere weggenommen; dieſe Papiere hatte er nehmlich ad usum pium auf den Abtritt gelegt und ſie waren dann zufällig von Jemand verbraucht worden.“

Einmal ſagte er, um nicht immer Jedem, der zu ihm komme, ſein Bild von dem Bürgermeiſter Binder zeigen zu müſſen, was ihm ſehr läſtig iſt, wolle er vorgeben, es ſei nicht zu Hauſe. Bald darauf ſagte er jedoch, daß Lügen nicht recht ſei, daß man die Wahrheit ſagen müſſe. Er wolle mir daher das Bild nach Ansbach mit-

---

*) Hier wird auch erzählt, wie ſich H. über die Allgegenwart Gottes geäußert, was ſchon oben bei Tucher vorgekommen, nur daß nach Tucher eine Frau, nach Feuerbach ein Geiſtlicher die belehrende Perſon war. Ich habe den Vorgang, bei dem ich jedoch nicht zugegen war, in den „Mittheilungen“ II. S. 18 erzählt. Es kann ſich bei den häufigen Bemühungen, dem Findling religiöſe Vorſtellungen beizubringen, dergleichen leicht wiederholt haben.

geben; dann ſei es wirklich nicht mehr da, *und dann lüge er doch nicht, wenn er ſage, es ſei nicht da.*“

Dieſer letztere Zug iſt ungemein intereſſant. Man ſieht, wie hier, in Folge des Zudranges der Menſchen zu ihm und der ihn beläſtigenden und quälenden Anforderungen an ihn, die oft ganz unerträglich waren, die Verſuchung zum Lügen an ihn herantrat, und wie er, der Anfangs engelreine, namentlich bis zum Pedantismus *wahrhaftige*, dieſer Verſuchung zunächſt gewiſſenhaft widerſtand. Daß er ihr zuletzt dennoch erlag und dann, als die Schranke einmal durchbrochen war, ſich wenig mehr aus der Wahrheit machte, iſt ſehr natürlich; man muß ſich bloß wundern, daß es nicht früher geſchah. Dies letztere Faktum iſt das Verbrechen, welches die Gegner mit criminaliſtiſcher Miene und triumphirendem Nachdrucke ſtets in den Vordergrund ſchieben; ſo wie ſie beweiſen können, daß H. irgendwie nicht abſolut wahrhaft geweſen, ſo ſchreien ſie: „Sehet da den Lügner, den Betrüger, den Gaukler, den Selbſtmörder.“ Niemand aber in der ganzen Welt kann einen größeren Abſcheu vor Lug und Trug, wie vor allem Unrecht, aller Sünde überhaupt, haben, als H. gehabt; und nur ſeine drangvolle Lage und die Anſteckung und Verführung einer durch und durch ſo lügenhaften und täuſchungsvollen Welt, wie dieſe iſt*), brachte ihn um jene urſprüngliche paradieſiſche Unſchuld und Lauterkeit, die von Allen bezeugt wird, die ihn in der betreffenden Periode kannten. Den Gegnern aber ziemt es am allerwenigſten, ein ſolches Geſchrei über eine Untugend zu machen, die wohl Niemand in höherem Grade beſitzt und übt, als ſie ſelbſt.

IV. Aufzeichnungen des damaligen Candidaten der Theologie Bäumler jun., die von Herrn v. Pirch im März 1830 angeſtellten ſprachlichen Experimente betreffend.

In den März 1830, in die Zeit, da ſich H., ängſtlich bewacht, im Hauſe des Kaufmanns und Magiſtratsrathes *Biberbach* befand, fallen die berüchtigten ſprachlichen Experimente, welche der preußiſche Lieutenant v. *Pirch* und der bekannte Dichter und Humoriſt *Saphir* mit H. anſtellte, und welche unläugbare poſitive Reſultate lieferten,

---

*) Er ſelbſt klagte ſie auf ſeinem Sterbebette als eine „*Laſterwelt*“ an.

indem ſich daraus ganz unzweifelhaft ergab, daß H. ungariſche und polniſche Redensarten verſtand, ſowie mit ſpeciellen ungariſchen Sitten bekannt war, was die Annahme begründet, daß ſich H. als Kind einige Zeit in Ungarn befunden haben müſſe. Ein Schreiben von dem Herrn v. Pirch an den Criminaldirektor Hitzig in Berlin, datirt: „Berlin im Juni 1830", worin die Entdeckung beſchrieben iſt, ſteht in Hitzig's Annalen der Criminalrechtspflege.*) v. Pirch und Saphir wurden darüber auch gerichtlich vernommen; eben ſo als Zeuge Hauſer's damaliger Vormund v. Tucher. Die Vernehmung des Erſtgenannten fand am 30. März 1830 Statt; Saphir wurde am 13. Aug. 1830, v. Tucher am 5. April 1830 vernommen. Dr. Meyer in ſeinen „Authentiſchen Mittheilungen"**) gibt aus den Acten die Ausſagen v. Pirch's und Saphir's und einen Theil jener des Herrn v. Tucher. Dieſe nach Ungarn hinweiſenden Spuren zu entwerthen und zu verwiſchen, iſt man gegneriſcherſeits ſehr bemüht geweſen; es wurde Alles möglichſt auf eine Gaukelei Hauſer's, der mit den erwähnten Fremden, ſowie mit ſeiner leichtgläubigen Nürnberger Umgebung, Komödie geſpielt, zurückgeführt. Um ſo wahrſcheinlicher iſt es, daß dieſe Spuren ſehr wohl gegründet waren, zumal wenn man die Vorfälle mit der über die Hauſer'ſche Geſchichte wahnſinnig gewordenen Gouvernante Dalbonne in Preßburg kennt und erwägt.***)

Herr v. Pirch ſpricht in ſeinen Nachrichten von einem jungen Manne, der ſich eingefunden, um Hauſern eine Lehrſtunde zu geben. Das war der damalige Candidat der Theologie Bäumler jun., mit dem ich ſehr genau bekannt war,†) von dem bei Meyer††) auch

---

*) Bd. VII. Berlin 1830. S. 417 ff.

**) In einer Note S. 526 ff. zur Erläuterung eines Hickel'ſchen Briefes, die Reiſe deſſelben mit Hauſer und Herrn v. Tucher nach Ungarn betreffend.

***) Bei Dr. Meyer S. 554 iſt ein Brief von Hickel angeführt, wo es heißt: „Die bekannt gewordenen Verſuche mit der ungariſchen Sprache in Verbindung mit der Dalbonne'ſchen Unterſuchung mußten ſelbſt die Ungarn auf den Gedanken bringen, ein Landsmann ſei ihnen widerrechtlich entriſſen worden." Ueber die Geſchichte mit der Dalbonne hat Herr v. Tucher in der Allg. Zeitung einige Notizen mitgetheilt. Sie ſprach in ihrem Wahnſinn von Schaffot, Hinrichtung ꝛc.

†) Die Stellung, welche derſelbe in ſpäterer Zeit eingenommen hat, iſt mir nicht bekannt.

††) S. 531.

Herr v. Tucher ſpricht. Ich bin veranlaßt, die Nachrichten, welche mir B. über Hauſer's Lateinlernen, merkwürdige Träume und Declamationsübungen im Traume gegeben, und welche auch in den ſogleich folgenden Notizen berührt werden, in einem der nachſtehenden Aufſätze zu benützen, wo man ein Näheres darüber finden wird. Hier will ich ein von mir bis heute aufbewahrtes Manuſkript von Bäumler, welches vorzugsweiſe die erwähnten ſprachlichen Experimente beſchreibt und ſich mit den Darſtellungen v. Pirch's und v. Tucher's in vollkommenem Einklange befindet, durch den Druck mittheilen. B. ſpricht nicht gleich Eingangs als Augen- und Ohrenzeuge; er bezeichnet aber dann den Zeitpunkt, in welchem er dazu kam und in ſeinem eigenen Namen ſpricht.

„Als ich heute, Samſtags den 27. März, zu H. kam, traf ich Herrn v. Pirch bei ihm, welcher, wie er erzählte, auf Veranlaſſung der Geſchichten in Peſth*) hieherkam, um einige Verſuche zur Ermittlung der Heimath Hauſer's zu machen. Er nannte ihm zuerſt einige kleine Zahlen in ungariſcher Sprache, welche H. verſtand; ſodann eine große Zahl, welche H. ebenfalls als ſolche erkannte. Sehr ergreifend ſoll der Anblick geweſen ſein, wie H. zuerſt dieſe ihm noch erinnerlichen Worte hörte. H. v. P. nannte ihm wieder ein Wort, welches H. mit Mutter, und noch eines, das er mit Vater beantwortete. Dabei ſtieg merklich ſeine Aufregung. H. v. P. ſprach nun den Fluch basmana-teremtete aus,**) worüber H. im Innerſten erſchreckt wurde. Voll Angſt und Beklemmung ſagte er: Das iſt ein böſes Wort, das habe ich ſchon gehört, das hat der Mann unterwegs auch geſagt, wenn ich weinte; dann war ich immer ſtill, weil ich mich fürchtete.***) Er gerieth nun in ein immer tieferes Nachdenken und war ganz verloren in das mühſame Erinnern an die Zeit, von der ihm jene heimiſchen Worte wieder einen Anklang gegeben hatten. Er war ſo vertieft, daß er mich, als ich in's Zimmer trat, gar nicht bemerkte; ſelbſt als ich mit ſtarkem Tritt auf ihn zuging und ihn bei der Hand faßte, blieb er noch in derſelben Richtung, das Geſicht unverrückt nach dem Boden gewendet, die Arme etwas nach vorne geſtreckt, wie ein Suchender, aber bewegungslos an den Boden gebannt. Erſt als ich ihn laut anrief, fuhr er auf, wie aus einem tiefen Schlafe geweckt. Er begrüßte mich und fügte gleich mit ängſtlichem, halb weinerlichem Tone, aber zugleich mit einem gewiſſen freudigen Erſtaunen hinzu: „Aber Herr Bäumler, das ſind Worte, die habe ich ſchon einmal gekannt; und das böſe Wort, das habe ich ganz ſo unterwegs gehört, darum hat es mich ſo ſehr erſchreckt." H. v. P. nannte ihm noch ein paar Worte, worauf H. ganz erſtaunt antwortete: „„Das hat meine Kindsmagd zu mir geſagt."" Es hieß nehmlich auf ungariſch: Komm, mein Kind! Das war das erſte Wort, welches H. von einer Kindsmagd und überhaupt von ſeinem Zuſtande vor der Einkerkerung ausſagte. Er ſtrengte ſich nun immer mehr an, ſich in jene Zeit zurück zu denken, und vielleicht ſelbſt Worte zu finden, die er damals ſchon gekannt. Aber durch dieſe Anſtrengung und die allgemeine Aufregung, in die er verſetzt worden, war er bald ſo erſchöpft, daß er ganz blaßgelb wurde und den heftigſten Kopfſchmerz bekam. Ich bat ihn deßhalb ernſtlich, für jetzt von ſeinem Nachdenken abzulaſſen; aber damit war er gar nicht zufrieden, er wollte immer noch mehr wiſſen. Sehr betrübt war er, als H. v. P. nun weggehen wollte, er ſagte, er habe nie einen Fremden, der ihn beſuchte, ſo lieb gewonnen, wie dieſen Mann."

---

*) Vergl. Münchener Converſationsblatt Nr. 78.

**) Er wurde, wie H. v. Pirch angibt, nur hingeworfen ohne Accent und beſonderen Ausdruck. Dennoch hat Eſchricht behauptet, H. hätte den Fluch nur aus dem Tone errathen, womit er geſprochen worden ſei. Auf dieſe Weiſe ſind die Gegner ſtets mit den Thatſachen und Ausſagen achtbarer Zeugen umgegangen. Als Autoritäten werden dagegen Menſchen geltend gemacht, die der Lüge überwieſen oder des Luges und Truges wenigſtens im äußerſten Grade verdächtig ſind.

***) Wir glauben dieſen Mann jetzt zu kennen, worüber unten mehr. Derſelbe hatte wirklich die Gewohnheit, ungariſch zu fluchen.

„Um ihn von ſeinen Gedanken abzuführen, ging ich ein wenig mit ihm ſpazieren und H. v. P. ging mit. Unterwegs ſprach dieſer noch einige ungariſche und polniſche Wörter, wovon H. einen polniſchen Fluch verſtand. Wir ſetzten uns nieder, weil H. gleich ſehr matt war, und unterhielten uns mit ihm über andere Dinge. Nach einiger Zeit ſagte H. v. P. moia baba; in dem Augenblick wurde H. ganz freundlich und vergnügt; er ſtreichelte ſich die Wange und ſagte, das habe er zu ſeiner Kindsmagd geſagt. Er äußerte bei dieſer Gelegenheit: „„Das iſt eine gute, weiche Sprache; das Deutſche aber iſt hart; darum kommt es mir auch ſo hart an. Ich habe immer ſchon gemeint, das ſei nicht mein rechter Ausdruck, wenn ich deutſch ſprach; ich ſuchte ſchon manchmal mich anders auszudrücken; konnte es aber immer nicht finden. Wenn nur früher Jemand gekommen wäre und hätte mir dieſe Worte geſagt, ehe ich noch die anderen (die deutſchen) gelernt; da hätte ich mich noch an mehr erinnern können."" Ich fragte ihn darauf, wie ihm denn das Lateiniſche vorkomme; er erwiederte, das komme ihm wohl beſſer vor, als das Deutſche, aber doch auch nicht ſo ganz, wie er fühle und nicht ausdrücken könne."

„H. v. P. verließ uns nun, und ich ging mit H. langſam nach Hauſe. Jener war kaum eine Viertelſtunde weg, da äußerte H. ſchon wieder das ſehnſüchtigſte Verlangen nach ihm. Ich verließ ihn noch ziemlich ſchwach und krank."

„Heute, Montag am 29. März, kam H. v. P. wieder zu H. und ſagte ihm wieder viel Worte und Redensarten vor, wovon er aber Nichts verſtand. Es fehlten ihm immer ein paar Worte heraus. Der Ausdruck auf ſeinem Geſichte und in ſeinen Bewegungen war ſehr merkwürdig. Er ſchaute unverwandt nieder auf den Boden; dabei zuckten ſeine Geſichtsmuskeln, beſonders um die Augen und den Mund, unaufhörlich; zuweilen erhob er das Geſicht und warf einen Blick nach oben, welcher einen tiefen Schmerzensausdruck hatte, aber ſein ganzes Geſicht ſehr feurig und geiſtvoll machte. Sein Antworten war gebrochen, haſtig und ängſtlich. Mit den Armen war er dabei beſtändig in ſuchender Bewegung. Er war wieder übermäßig angeſtrengt; daher ließ ſich H. v. P., um ihn zu zerſtreuen, von ihm erzählen, was er lerne ꝛc. H. kam dabei alsbald auf den Traum, wo ihm das Papier mit den großen lateiniſchen Buchſtaben vor die Augen gehalten wurde; er erzählte nun, er habe im Traum den Sinn des lateiniſchen Satzes wohl gewußt und es wäre ihm geweſen, als ob noch einmal ein Angriff auf ſein Leben gemacht werden ſolle und daß der Mörder in einem großen Kreis zu ihm komme. Daraus kann man ſchließen, daß jener corrupte Satz etwa: et magno ambitu alius excipit vitam geheißen habe. Indeſſen war eine Maisähre auf den Tiſch gelegt worden und mehrere abgelöſte Körner dazu. Alle Anweſenden ſetzten ſich um den Tiſch, H. neben Herrn v. Pirch, der ihm die Aehre hinreichte. Er beſah ſie einige Zeit etwas ſtutzig; dann ſagte er haſtig: das habe ich auch ſchon beim Herrn Profeſſor geſehen; ſchon damals kam es mir ſo bekannt vor; ich wußte aber immer nicht, warum. Jetzt aber erinnere ich mich, damit habe ich geſpielt, das hat man mir an einem Band an den Arm gehängt. Er roch dazu und meinte, es auch am Geruch zu erkennen. Man hing mehrere abgelöſte Körner an einen Faden und gab ſie ihm. Da ſagte er: ſo habe ich auch damit geſpielt, das habe ich dem Gaul angehängt. Man nahm nun zwei Pflaſterſteine und zerrieb damit einige Körner, wie es dort zu Land gebräuchlich iſt. Auch dieſes, ſagte er, habe ſeine Kindsmagd gethan."

„Man wollte ihn nun ganz von dieſen Gedanken abbringen, aber alles Zureden half Nichts. Er ging an's offene Fenſter, bückte ſich faſt bis auf den Rahmen nieder und fing auf's Neue an, nachzudenken und noch viel ſtrenger; dabei plapperte er unverſtändliche Worte; er ſuchte, glaube ich, die, welche ihm in den vorgeſagten Reden zu fehlen ſchienen. Nur mit Mühe konnte man ihn aus dieſer Beſchäftigung herausreißen. Wir gingen mit ihm auf ſein Zimmer; da zeigte er denn ſeine Arbeiten und Geſchenke, wobei er ſich beſonders über eine neue Weſte und Halsbinde kindiſch freute. Vergangene Nacht hat er ſich im Traume wieder mit Dekliniren beſchäftigt und unter Anderem auch das zuvor nicht gehörte Wort ducatus*) durchgemacht." **)

F.

Des Findlings eigenthümliche Beſchaffenheiten in den verſchiedenen Zeiten ſeines Lebens unter uns, und der Beweis, welchen ſie für die Wahrhaftigkeit ſeiner Erſcheinung und Geſchichte liefern. Mit bisher noch ungedruckten Zeugniſſen, Notizen und Hauſer'ſchen Reliquien.

I. Ueber zwei weſentlich zu unterſcheidende Zeiträume in Hauſer's Erſcheinung und Entwickelung.

1.

Es ſind in Hauſer's Leben, wie es vor uns liegt — was die Gegner im Intereſſe ihrer Sache ſtets zu thun vermeiden — ſehr ſorgfältig zwei verſchiedene Zeiträume zu unterſcheiden, in deren einer, der früheren, Qualitäten und Phänomene höchſt eigenthümlicher, ja wunderſamer Art Statt fanden, welche in der anderen, der ſpäteren, entweder ganz verſchwanden oder doch ſehr in den Hintergrund traten und ſich nur noch zeit- und theilweiſe offenbarten. Es fehlten darin auch moraliſche Differenzen nicht; in der erſteren war H. ein engelreiner Menſch vom feinſten Moralitätsgefühl und rigoroſeſter Wahrheitsliebe; in der anderen bequemte er ſich der Welt und den Menſchen, wo ihm faſt durchgängig ſo viel Unaufrichtigkeit, Unwahrhaftigkeit und Verſtellung bemerklich wurde, und wo er ſogar dazu gedrängt wurde, der Liſt und Lüge, als einer Nothwehr, ohne die oft in der That kaum auszukommen war, ſich ſelbſt zu bedienen. Die zweite dieſer Perioden begann ſchon in Nürnberg und wurde ſchon von mir, während ſeines Aufenthaltes in meinem Hauſe, ſo wie von Anderen, die ihm nahe ſtanden, wohl erkannt. Sie war, als er nach Ansbach kam, bereits längſt eingetreten; es war da von dem Wunderſamen, welches man an ihm beobachtet und über ihn verzeichnet hatte, wenig mehr zu ſehen; er war ein im Ganzen gewöhnlicher Menſch geworden und ſtellte ſich als ein ſolcher namentlich denjenigen dar, die für das, was aus der früheren Zeit etwa noch übrig war, keinen Sinn, keine Aufmerkſamkeit und keinen Glauben hatten; denen vielmehr daran gelegen war, die ganze Erſcheinung zum Ordinären zu degradiren, ja noch tiefer herabzuſetzen.

---

*) Herzogthum.

**) Ich habe in Beziehung auf dieſe Träume ſchon oben auf den Abſchnitt G hingewieſen, wo man ein Näheres darüber finden wird.

Aus dieſer allerdings thatſächlichen Differenz der ſpäteren Periode von der früheren wurde nun der ganz falſche Schluß gezogen, daß hier ein außerordentliches Phänomen in Wahrheit niemals vorhanden geweſen; daß ſich nur die exaltirten, wunderſüchtigen Schwärmer und Phantaſten in Nürnberg das Alles eingebildet, wozu der verſchmitzte, dieſe Schwachköpfe myſtificirende Burſche das Seinige beigetragen, indem er ihnen den Gefallen that, die Wunder, auf die ſie erpicht waren, ſimulirend zum Beſten zu geben; die nüchternen, verſtändigen Leute hingegen, in deren Hände er zu Ansbach kam, hätten der Erſcheinung den Anſchein des Außerordentlichen abgeſtreift und ſie auf das einfach Natürliche und Gewöhnliche zurückgebracht, ja noch mehr gethan, indem ſie des jungen Menſchen ſpitzbübiſche und gauneriſche Natur ergründet. Die phantaſtiſche Ueberkleidung mit dem falſchen Scheine des Wunderſamen wird ganz vorzüglich mir zur Laſt gelegt; doch werden auch Binder, Feuerbach und die Nürnberger Aerzte der Theilnahme an dieſer Thorheit bezüchtigt; die Abſtreifung des Myſtiſchen und Romantiſchen ſoll beſonders das Verdienſt des Lehrers Meyer in Ansbach geweſen ſein. Der ſei der rechte Mann für den lügenhaften Burſchen geweſen; der habe ſich Nichts von ihm vorgaukeln und einreden laſſen, ihn vielmehr mit ſeinem klaren, ſcharfen Geiſtesblicke in aller Weiſe durchſchaut und entlarvt.

Es bedurfte dieſes klugen und weiſen Mannes nicht; denn die Märchen und Wunder, die er hinweggeſchafft haben ſoll, gingen, wie geſagt, ſchon in Nürnberg, namentlich auch ſchon für mich zu Ende. Es wurde das Außerordentliche an dem Knaben nur ſo lange geſehen, beobachtet und aufgezeichnet, als es wirklich vorhanden war, und ihm nur ſo lange geglaubt und vertraut, als er noch ſeine anfängliche, ganz unzweifelhafte Einfalt und Reinheit bewahrte, wiewohl ich auch da meine Verſuche in der Art anzuſtellen pflegte, daß Betrug unmöglich war.*) So wie er, durch Welt und Leben angeſteckt, und durch eine veränderte Lebensart, worüber ich bald unten ausführlicher ſein werde, um ſeine feinen, ſich auch auf das Moraliſche erſtreckenden Empfindungen gebracht, von jener Einfalt und Reinheit abwich, wurde es auf der Stelle bemerkt und wir richteten darnach ſofort unſer Verhalten ein. So geſcheit waren wir Alle in Nürnberg, und die Gegner berufen ſich ja in dieſer Hinſicht mit großem Nachdrucke auch auf mich;**) ich war alſo doch ſelbſt, ihren eigenen Anführungen und den darin enthaltenen Zugeſtändniſſen nach, keineswegs der kritiklos-gläubige Thor, zu dem ſie mich zu machen bemüht ſind.

2.

Die große Metamorphoſe, die mit H. vorging, als ihn die Menſchenwelt phyſiſch und moraliſch beeinflußt, als er namentlich ſeine

---

*) Ich habe ſolche Fälle in den „Mittheilungen" beſchrieben. So Heft I. S. 11 ff. Als Mitbeobachter und Mitzeugen ſind dort die Profeſſoren Hermann und Wurm, H. v. Tucher, Dr. Oſterhauſen, der Allopathiker, und Kronanwalt Brunner aus München genannt. Vergl. Feuerbach's K. H. S. 111 f. und hier Nr. VII.

**) So führt Dr. Meyer S. 249 als ſehr gewichtvoll die Conceſſion an, die ich in der Augsb. Allgem. Zeitung 1834 Nr. 51 Beilage gemacht.

Diät geändert und ſich an's Fleiſch gewöhnt hatte, habe ich in meinen Schriften mehrmals erwähnt; und auch die Nürnberger Aerzte gedenken dieſer Thatſache. Ich ſelbſt that es namentlich ſchon an mehreren Orten meiner „Mittheilungen", indem ich beſonders die Wirkungen der veränderten Diät hervorhob;*) und die Aerzte Preu und Oſterhauſen**) bemerkten in ihren Gutachten vom Nov. 1829 und vom 31. Dec. 1830, daß durch die Gewöhnung an Fleiſchkoſt die hohe Empfindlichkeit der Sinne Hauſer's gemindert worden und eine Abſtumpfung derſelben eingetreten ſei. Einer beſonderen Berückſichtigung iſt das moraliſche Moment würdig, welches man aber bei der durch die Fleiſchkoſt bewirkten Aenderung nicht hervorgehoben findet, obgleich es wohl ebenfalls dazu gehört. Dieſe Lücke auszufüllen, wird hier am Orte ſein.

3.

H. ſtellte Anfangs, wie ſchon bemerkt, in jeder Beziehung das Bild der vollkommenſten moraliſchen Reinheit und Unſchuld dar und war von ſo bezaubernder Liebenswürdigkeit, daß er alle Herzen gewann. Wer ihn damals geſehen, gekannt, mit ihm umgegangen, der wird dieſes ſchöne Wunder nie vergeſſen; und keine „negative Kritik" noch „actenmäßige Wahrheit", kein Merker, Stanhope, Hickel, Meyer sen. und jun. wird ihm den Glauben daran entreißen können. Was in dieſer Hinſicht in der Bekanntmachung des Magiſtrates vom 7. Juli 1828***) enthalten iſt, müſſen wir, die noch lebenden Zeugen, durchaus beſtätigen. Es iſt darin erwähnt „ſein reiner, offener, ſchuldloſer Blick, die höchſte Unſchuld der Natur; ſeine unbeſchreibliche Sanftmuth, ſeine alle ihn Umgebenden anziehende Herzlichkeit und Gutmüthigkeit; ſeine ebenſo aufrichtige, als rühmende Ergebenheit an alle diejenigen, welche häufig mit ihm umgehen und ihm Gutes erweiſen; ſein Vertrauen aber auch gegen alle anderen Menſchen; ſeine Schonung des kleinſten Inſektes, ſeine Abneigung gegen Alles, was einem Menſchen oder Thier nur den leiſeſten Schmerz verurſachen könnte; ſeine unbedingte Folgſamkeit und Willfährigkeit zu allem Guten eben ſo ſehr, als ſeine Freiheit von jeder Unart und Untugend, verbunden gleichwohl mit der Ahnung deſſen, was böſe iſt; ſeine ganz ungemeine Ordnungsliebe und Reinlichkeit, ſowie überhaupt ſein ganzes kindliches Weſen und ſein reines, unbeflecktes Inneres.“ Dies hat ſich der Nürnberger Magiſtrat, ſpeciell der damalige Bürgermeiſter Binder, ein nicht nur gemüthvoller, ſondern auch intelligenter Mann, nicht ſchwärmeriſch und narrenhaft nur eingebildet, wie jene ſo geiſt- als herzloſe Kritik zu behaupten wagt. Dieſe koſtbare, einzige, ewig denkwürdige Erſcheinung war wirklich da und leuchtete gleich einem himmliſchen Lichtſtrahle in dieſer unreinen, verderbten, geſunkenen Menſchenwelt; und es gereicht der genannten Magiſtratsperſon zum ewigen Ruhme, dieſe Erſcheinung in der Art erkannt und anerkannt zu haben; dagegen die Glorie derjenigen, die ſo leidenſchaftlich darauf ausgehen, ſie in ihr Gegentheil zu verkehren, ſich im Urtheile der Nachwelt nicht beneidenswerth geſtalten dürfte.

---

*) Heft I. S. 22. 59. 65. 86. II. S. 11. Vergl. Feuerbach's K. H. S. 93 f.

**) Meyer S. 136 und 139.

***) Meyer S. 81 f.

H. blieb nicht, was er war — das muß zugeſtanden werden und iſt auch von ſeinen Freunden und Vertretern ſchon längſt ſo weit, als es die Wahrheit iſt, ja vielleicht theilweiſe ſogar in einem über dieſe Linie hinausgehenden Grade, offen und ehrlich eingeſtanden worden. Aber ein Scheuſal, eine Teufelsſeele, wozu ihn die Hickel und Meyer machen, iſt er nie geweſen und geworden. Er war ſpäterhin kein in jeder Hinſicht tadel- und fleckenloſer Engel mehr; er war jedoch Nichts weiter, als ein Menſch, behaftet mit menſchlichen, namentlich kindermäßigen und knabenhaften Fehlern, die über die Linie des Verzeihlichen und zu Entſchuldigenden niemals hinausgingen, und noch überdies nie gänzlich beraubt der ihm früher eigenen liebenswürdigen Eigenſchaften, wie ſelbſt aus manchen Berichten und Beſchreibungen ſeiner großen Ansbacher Feinde hervorleuchtet. Er war auf jeden Fall beſſer, namentlich ehrlicher und gutmüthiger, als ſeine Ankläger und Verfolger, deren Moralität wahrlich nicht in himmliſchem Glanze ſtrahlt. Grobe Laſter, ſchwere Vergehen, böſe Thaten hat man ihm niemals vorwerfen können.*) Und das, was ihm in moraliſcher Hinſicht zur Laſt fällt, ſteht, abgeſehen von den ihn beeinfluſſenden ſocialen Verhältniſſen, auch in nicht unweſentlicher Beziehung zu der Diätveränderung, gegen die er ſich ſo lange geſträubt und zu der ihn zuletzt dennoch verführt zu haben, der Vorwurf iſt, den ich leider mir ſelbſt zu machen habe.

---

*) Feuerbach ſagt noch in ſeinem 1832 erſchienenen Buche S. 142: H. ſei „mild, ſanft, ohne laſterhafte Neigungen, ohne Leidenſchaften und Affekte“ geweſen. Und ebendaſ. S. 144: „Kinderſtreiche, Muthwille, Poſſen ſind eben ſo wenig von

4.

Ja, ich kann es nicht läugnen und muß es bei dieſer Gelegenheit offen geſtehen: ich habe mich bei meiner Behandlung Hauſer's eines großen Fehlers ſchuldig gemacht, den mir zwar Niemand vorrückt und den ich deßhalb gar nicht zu berühren brauchte, den ich mir ſelbſt aber kaum vergeben kann, wiewohl ich aus guter Abſicht handelte. Die übermäßige Reizbarkeit und Empfindlichkeit Hauſer's für die Eindrücke der Außenwelt waren für ihn eine Quelle unaufhörlicher Schmerzen und Leiden: beſonders ſein Umgang mit Menſchen wurde ihm dadurch verbittert, daß er gegen animaliſche Einwirkungen, die für gewöhnliche Menſchen gar nicht exiſtiren, ſo außerordentlich empfänglich war. Ich dachte mir, dies werde ſich ändern, ſo wie es gelänge, ihn an animaliſche Koſt zu gewöhnen. Ich verſuchte dies auf meine Weiſe, d. h. mit jener Behutſamkeit, wegen welcher ich ſo ſehr verſpottet werde, ohne die aber bei dieſem ganz exceptionellen Menſchen nicht zum Ziele zu gelangen war. Ich fing mit einem Minimum an, welches für andere Menſchen = 0 iſt, und ſteigerte erſt, und das mit gleicher Vorſicht, wenn er dieſes zu vertragen begonnen hatte. So lernte er nach und nach in der That Fleiſchſuppen und Fleiſch genießen, ja er fand dieſe Koſt zuletzt ſogar genußreich und konnte mit Anderen ſo ziemlich dieſelben Speiſen genießen und an ihren Tafelfreuden Theil nehmen. Die Abſicht, die ich gehabt, ihn von jenen qualhaften Empfindungen zu befreien, wurde hiedurch wirklich erreicht; die phyſiologiſchen Wunder verſchwanden und die waren nicht nöthig;*) und ſo

---

ihm zu erzählen, als Beiſpiele von Bosheit und Tücke; für die erſten iſt er zu ernſthaft und kalt verſtändig, für die letzten zu gutmüthig und bis zur Pedanterie rechtlich."

*) Man behauptet, ich hätte ganz nur auf ſolche Wunder, die mein einziges Intereſſe gebildet, Jagd gemacht, ſie in die Erſcheinung, in der ſie in Wahrheit gar nicht vorhanden geweſen, ſogar nur phantaſirend hineingetragen. Und ich

wäre die Sache ganz gut geweſen. Aber es trat zugleich auch eine höchſt fatale Verminderung ſeiner Faſſungskraft und ſeines Denkvermögens und eine höchſt bedauerliche Abſtumpfung ſeines moraliſchen Gefühles ein, welche beide Eigenſchaften zuvor in ſo hohem Grade bemerklich geweſen. Es war das für mich eine bedeutende Erfahrung in Rückſicht auf die Frage, ob animaliſche Nahrung dem Menſchen natürlich, nützlich, insbeſondere in höherer Rückſicht vortheilhaft ſei.' Daß ich den Findling daran gewöhnt, mußte ich jedenfalls ſchwer bereuen. Hätte ich ihn bei ſeiner fleiſchlos reinen Koſt gelaſſen, ſo wären ihm ſeine ſchmerzlichen Empfindlichkeiten freilich nicht ſo mit einem Schlage weggezaubert worden; er hätte länger damit zu thun gehabt; es wäre die Frage geweſen, ob er ſich jemals davon völlig befreit ſehen werde. Aber er wäre auch nicht ſo tief geſunken; und es wären den Gegnern nicht ſo viel höchſt willkommene Anläſſe zu Vorwurf, Verdächtigung, Anklage gegeben worden. Manches Wunderbare wäre ihm wahrſcheinlich ſtets eigen geblieben, wenn auch mit gewiſſen Modificationen und Minderungen; und man hätte aus dem ſpäteren Mangel deſſelben nicht ſchließen können, es ſei in Wahrheit gar nie vorhanden geweſen. Namentlich hätte ſeine anfänglich ſo bedeutende Intelligenz und ſein ſo ganz außerordentliches Gedächtniß keine ſo merklichen Verluſte erlitten; er wäre, wenn ihm ſein unendlich feines Gefühl für das Gute, Rechte, moraliſch Edle und Reine geblieben, auch wohl den anſteckenden und verderbenden Einflüſſen der Menſchenwelt nicht ſo offen geſtanden — und ſo wäre die Hauptſtütze der gegneriſchen Polemik weggefallen. Und wie gewichtvoll endlich wäre der Umſtand erſchienen, daß ein Menſch fortwährend ſein Leben lang in ſeiner Koſt jede Art von Fleiſchgenuß, dazu auch alle geiſtigen und aufregenden Getränke, wie Wein, Bier, Kaffee, Thee ꝛc. verſchmähte! Was die Getränke betrifft, ſo blieb H. bei ſeiner Enthaltſamkeit bis zu ſeinem Tode; und ſchon das iſt ſo auffallend, daß es ſelbſt Dr. Meyer mit ſeiner groben Spitzbubentheorie nicht gut zu vereinigen weiß. Wie wäre es erſt geweſen, wenn Hauſer's Diät ganz und gar nur jene frühere geblieben

---

war es doch gerade, der dieſelben, die wirklich vorhandenen, aus Sorge für des Findlings Wohlſein, da ſie eine Quelle ſo vieler großer Leiden für ihn waren, wegzuſchaffen ſuchte und, bis auf einige Reſte, wirklich wegſchaffte.

wäre! Von ſelbſt hätte er ſie nicht geändert; auch hätte ihn wohl ſonſt Niemand, als ich, zu einer Aenderung gebracht. Denn eine ſolche Feinheit, Zartheit und Vorſicht der Behandlung war hier nur mir eigen; nur durch ſie war ein Erfolg möglich; aber dieſe Methode wurde und wird ja faſt durchgängig nur für eine lächerliche Uebertreibung gehalten.

Das alſo iſt die Sünde, zu welcher ich mich bekenne; einer anderen weiß ich mich in dieſer ganzen Angelegenheit nicht ſchuldig.

II. Erklärung Herrn Röder's, penſ. Schranneninſpektors zu Nürnberg.

Einer der Erſten, die ſich, und zwar amtlich, mit dem Findling berührt haben und ein authentiſches Zeugniß über ſein Benehmen und ſeinen Zuſtand in der früheſten Zeit ſeines Erſcheinens abzulegen im Stande waren, iſt Herr Röder, damaliger Policeiofficiant, jetzt penſionirter Schrannenmeiſter in Nürnberg. Seine Anzeige vom 17. December 1828 iſt jedoch mit den bezüglichen magiſtratiſchen Acten verloren gegangen. In einer noch vorhandenen Vernehmung des Herrn v. Scheurl, die bei Meyer ſteht, werden Experimente, die Herr Röder mit Hauſer angeſtellt haben ſoll, und Reſultate derſelben erwähnt, welche höchſt befremdlich und gegen den Letzteren den größten Verdacht zu erwecken geeignet ſind. Ein Freund und College Dr. Meyer's, Herr Aſſeſſor Enderlin in Fürth, hat am 22. Dec. 1871 eine mündliche Unterredung mit Herrn Röder gehabt, über deren Ergebniß nachträglich S. 610 des Meyer'ſchen Buches berichtet wird. Dieſer Bericht leidet aber an einem ſehr auffallenden Mangel. Es wird darin nicht erwähnt, ob und wie ſich H. Röder über die eben erwähnten ihn betreffenden Nachrichten des Herrn v. Scheurl ausgeſprochen. Dr. Meyer legt ein großes Gewicht darauf; wären ſie nun von Herrn Röder beſtätigt worden, ſo hätte M. dies wohl auch wieder ſehr nachdrücklich geltend gemacht. Wurden ſie widerſprochen, ſo durfte das geziemender Weiſe nicht verſchwiegen werden. Geſchah dies dennoch, ſo iſt das allerdings ſehr begreiflich; es lag im Intereſſe der gegneriſchen Polemik, die damit um ein paar ihrer koſtbarſten Perlen gekommen wäre. Mir aber lag es daran, über dieſe Punkte in's Klare zu kommen; ich ſchrieb daher an Herrn Röder und bat um Auskunft. Er hatte die Güte, mir Folgendes zu erwidern.

„Auf Ihre geehrte Zuſchrift, K. H. betreffend, gebe ich mir die Ehre, nachſtehende wahrheitsgetreue Mittheilung zu machen."

„Veranlaßt durch den damals hier garniſonirenden k. Chevauxleger-Rittmeiſter Herrn v. Weſſenich, ward K. H. am 26. Mai 1828 (Pfingſtmontag) Abends auf die hieſige Polizeiwache gebracht. Damals Polizeiofficiant, war ich als Beamter du jour anweſend. Zunächſt mußte man Hauſern, der legitimationslos war, für einen Vaganten halten. Ich ſtellte daher, und zwar auf der Polizeiwachſtube, desfallſige geeignete Fragen an ihn, die er aber entweder gar nicht oder unverſtändlich beantwortete. Nur die Frage: „„Was für eine Lagerſtätte haſt du gehabt?"" beantwortete er ſofort mit: „Akobifedern;" worauf ich ihm bemerkte: „„Kerl, du biſt ein Betrüger."" Dazu hielt ich mich für berechtigt, da die Antwort nach meinem Wiſſen ganz richtig war; denn bei den k. bayeriſchen Soldaten iſt ſprachgebräuchlich: „Nun lege ich mich auf meine Jakobifedern", indem ſie ihre Lagerſtätten, Strohſäcke damit bezeichnen. Es kommt vielleicht auch bei der bayeriſchen Landbevölkerung vor."

„Da die Zeit nicht dazu gegeben war, mit H. eine ſchriftliche Vernehmung vorzunehmen, ſo ließ ich ihn — mit der Weiſung an den Gefangenwärter, ihn nicht mit gewöhnlichen Bettlern und Vaganten zu vermengen, ſondern zu einem einzelnen ordentlichen Strafgefangenen zu legen, der ihn vielleicht ausholen könnte, wonach dieſer zu inſtruiren ſei — in das polizeiliche Gefängniß abführen."

„Verhindert, Tags darauf ſelbſt protokollariſche Verhandlung mit H. zu pflegen, wurde der damalige, aber längſt verſtorbene Polizeiactuar Hüftlein damit beauftragt, und ich hatte ſomit von Amtswegen Nichts weiter mit H. zu thun."

„Zu dem Vorwurfe: „„Kerl, du biſt ein Betrüger"", ſah ich mich dadurch veranlaßt, weil H. meinen Ausdruck „„Lagerſtätte"", der nicht gang und gebe bei der Bevölkerung iſt, von welcher er ſeinem Aeußeren nach herzukommen ſchien, begriffen haben mußte, und ſofort, wenn auch verſtümmelt, nach altbayeriſcher Mundart, mit „„Akobifedern"", welche Bezeichnung mir als früherem Militär, bekannt war, beantwortete, während er andere an ihn geſtellte Fragen mit „„ih woas nit"" erledigte. Als ich ihm obigen Vorwurf gemacht hatte, entgegnete er auch: „„ih woas nit, ham will ih.""

H. hatte in ſeinem ſchwarzen runden Filzhute 2 oder 3 katholiſche

Gebetbüchlein. Eines davon ſchlug ich auf und legte es ihm mit der Aufforderung vor: „er ſolle leſen; *was er unbefolgt gelaſſen*.“

„Dies ſind meine eigenen Wahrnehmungen, die ich gewiß auch in meiner, leider mit den magiſtratiſchen Acten zu Verluſt gegangenen Anzeige vom 17. Dec. 1828 pflichtgemäß und eingedenk meines Dienſteides niedergelegt und auf die ich mich bei einer ſpäteren Vernehmung am 28. Dec. 1829 bezogen habe.“

„Alle Mittheilungen von anderen Perſonen, wie von Herrn v *Scheurl* ꝛc. in Beziehung auf meinen Verkehr mit H., *erkläre ich für unrichtig*, ſo wie auch die Angabe, ich hätte Hauſern ein 24 kr. Stück vorgehalten, das von ihm für ein 12 kr. Stück erklärt worden ſei; und daß ich ihn bedroht hätte: „„wenn er nicht ſpräche, würde ich ihn in den Wald zurückführen laſſen““, worauf er in einen furchtbaren Schrecken gerathen ſei und zitternd und weinend gebeten habe: „„Nicht Wald, nicht Wald.““

„Da ich, trotz meines Alters von abgeſchloſſenen 80 Jahren, Gottlob nicht über Gedächtnißſchwäche zu klagen habe, ſo entſinne ich mich, wiewohl nun bald 44 Jahre ſeit Hauſer’s Erſcheinen dahier verfloſſen ſind, des Verlaufes doch noch recht gut und *kann ſomit für meine Mittheilung eintreten*.“

„Trotzdem, daß ſich H. durch ſeine ſofortige richtige, wenn auch verſtümmelte, Beantwortung meiner Frage wegen ſeines Lagers mir gegenüber eine Blöße gegeben hat, ſo habe ich ihn doch *nie**) für einen Betrüger gehalten und möchte ihn, trotz aller Verdächtigungen, nie dafür erklären. Welche Selbſtbeherrſchung und Selbſtverläugnung, welche Uebung der Verſtellungskunſt ꝛc. gehörte dazu, ſich ſo lange als Betrüger in der Welt herumzutreiben, als H. unter uns gewandelt hat, und noch dazu unter ſo vielen wiſſenſchaftlich gebildeten Männern!“

„Mit dem Wunſche, Vorſtehendes möge Ihren Erwartungen entſprechen, zeichne ich“ ꝛc.

Dieſe Erklärung eines der früheſten Zeugen, dazu eines offenbar redlichen, wahrheitsliebenden, intelligenten und perſönlich unintereſſirten Mannes, iſt von hohem Werthe. Daß er nicht ſchwachſinnig traute und glaubte, zeigt ſeine anfängliche Meinung, H. müſſe ein Betrüger ſein; und um ſo gewichtvoller bei ſolchem Mißtrauen iſt ſein nachheriges Aufgeben dieſer Meinung und ſeine lebenslänglich bis in's Greiſenalter feſtgehaltene und noch neueſtens entſchieden ausgeſprochene Ueberzeugung von der Wahrheit der Hauſer'ſchen Erſcheinung und Geſchichte. Wenn Herrn Röder's Ausſage, v. 17. Dec. 1828, wie ſie in den erſten Acten enthalten war, mit dieſen verloren gegangen iſt, ſo wird nun dieſer Verluſt, da H. Röder trotz ſeines Alters noch ſeine volle Gedächtnißkraft beſitzt, durch den vorſtehenden Brief wohl als hinlänglich erſetzt zu betrachten ſein. Es iſt durch ihn bewieſen, daß mehrere angebliche Thatſachen, worauf ſich die „negative Kritik" ſo triumphirend ſtützt, ganz grundlos ſind. Dr. Meyer*) macht zu Stützpunkten ſeines Beweiſes die actenmäßig bezeugte Kenntniß des Geldes, welche H. ſchon gleich Anfangs gehabt — ein Umſtand, der uns in der That in große Verlegenheit bringen würde; auch, daß H., von Herrn Röder bedroht, zitternd und weinend „nicht Wald, nicht Wald" gerufen; es wird auch behauptet, H. habe ſich ſchon bei ſeinem Erſcheinen des Leſens kundig gezeigt. Das Alles fällt nun dahin. Und eben ſo wird es ſich auch wohl mit anderen Ausſagen verhalten, die zum Ganzen der Hauſer'ſchen Erſcheinung zu wenig paſſen, als daß man daran zu glauben und ſeine Anſicht darnach zu formiren hätte.

---

*) Das Wort iſt unterſtrichen.

Es bleibt ſomit nur ein auffallender Umſtand als beglaubigt übrig, derjenige, welcher ſo ſehr auch Herrn Röders anfänglichen Verdacht erweckte: die „Jakobifedern", worauf H. gelegen haben wollte. Daß H. dieſen Ausdruck brauchte, iſt gleichwohl noch kein Beweis ſeiner Betrüglichkeit. Er konnte ihn von dem Manne gehört haben, der ihn in Verwahrſam gehabt und nach Nürnberg gebracht; er konnte ihn, wie eine weibliche Perſon ſcharfſinnig bemerkt hat und wie noch wahrſcheinlicher iſt, im Stalle des Rittmeiſters v. Weſſenich gehört haben. Hier ſank er auf das Stroh nieder und fiel in Schlaf; Weſſenich's Bedienter, Merk, mochte zu dem todtmüden Menſchen mit Hindeutung auf das Stroh, geſagt haben: „Da ſind Jakobifedern; da lege dich hin." Als dann H. Röder den Findling nach der Lagerſtatt fragte, die er gehabt und dabei vielleicht ebenfalls auf den Boden deutete, um ſich ihm verſtändlich zu machen, ſo war es ganz natürlich, daß Hauſern das Stroh, worauf er gelegen, und das Wort, das man dafür gebraucht, in's Gedächtniß kam.

---

*) S. 111. 132.

Dies iſt eine ganz rationelle Vorſtellung, der man nichts Schwärmeriſches vorzuwerfen haben wird. Hätte man es nicht mit den literariſchen und kritiſchen Straßenjungen zu thun, die Jeden, der nur entfernt an etwas Ungewöhnliches hinſtreift, mit ihrem pöbelhaften Hohngeſchrei verfolgen, ſo könnte man noch etwas Anderes anzudeuten wagen. Es hat auch ſonſt noch zuweilen den Anſchein gehabt, als ſei H. momentan hellſehend geweſen und habe in Folge deſſen unmittelbar in den Seelen Anderer geleſen. In ſolchen Momenten hätte er wohl Einiges, was man ihn fragte, ohne alle Sprachkenntniß zu verſtehen vermocht; und es hätte keiner anzeigenden Handbewegung bedurft, um ihn errathen zu laſſen, daß man von einer Lagerſtätte ſpreche. Ich komme jedoch ohne ſolche Annahmen zurecht; ich bin in vorliegendem Falle ſchon theils durch eine ganz natürliche Erklärungsweiſe, theils durch Herrn Röder's Benachrichtigung, daß jene allerbedenklichſten Nachrichten einfach nur erlogen ſind, in den Stand geſetzt, meine Auffaſſung aufrecht zu erhalten.

III. Hiltel und Blaimer.

Zwei Zeugen der gewichtvollſten Art und keine Romantiker und Myſtiker.

1.

Einer der wichtigſten Zeugen für Hauſer war und bleibt für's Erſte der ehemalige Gefangenwärter auf dem Veſtner Thurme zu Nürnberg, Andreas Hiltel, ein Mann von anerkannter Biederkeit und Erfahrenheit in ſeinem Fache und Amte. Auf die Ausſagen deſſelben, als eines „einfachen, aber verſtändigen" Mannes hat ſchon Feuerbach in ſeinem Buche über K. H. ein vorzügliches Gewicht gelegt; er theilt ſolche auf 3 Seiten mit*). Bei Dr. Meyer**) iſt zu leſen, was Hiltel in ſeinen Verhören am 3. Nov. 1829 und am 12. Mai 1834 deponirt hat. Er iſt ſich in ſeinen Aeußerungen und Verſicherungen ſtets treu geblieben; und wenn wir auch gar nichts

---

*) S. 33 ff.

**) S 62 ff.

Anderes dieſes Inhalts und Charakters vor uns hätten, ſo wäre ein Zweifel an der anfänglichen totalen Reinheit und Unſchuld des Findlings unzuläſſig. Selbſt Dr. Meyer kann von dem Manne nichts Nachtheiliges ſagen, ſo ſehr ihn auch deſſen feſter Glaube an H. geniren muß; er hebt vielmehr, ihn gegen Feuerbach, der ſo viel Wunderſames berichtet habe, in ein vortheilhaftes Licht ſetzend, deſſen einfachen, geſunden, nur das Thatſächliche objektiv auffaſſenden und unverfälſcht laſſenden Menſchenverſtand hervor: „Er war der ſchlichte, ungelehrte Mann, für welchen H. das Objekt einer Beobachtung war, die ſich nicht auf pſychologiſche Theoreme, ſondern kunſtlos auf Lehren und Erfahrungen des täglichen Lebens ſtützten." Nun denn, ſo höre man, was dieſer Mann als das ſichere, unzweifelhafte Reſultat ſeiner Beobachtung mit aller Beſtimmtheit ausſpricht und betheuert. Ich will zunächſt das Weſentlichſte Deſſen ausheben, was Feuerbach a. a. O. mitgetheilt hat.

„Bald nachdem ich den K. H. im Stillen beobachtet hatte, erlangte ich die Ueberzeugung, daß derſelbe nichts weniger als ſimpelhaft und von der Natur verwahrloſt, vielmehr auf unbegreifliche Weiſe*) von aller Ausbildung und geiſtigen Entwicklung zurückgehalten worden ſein müſſe. Die unendlich vielen Belege und Erſcheinungen anzuführen, welche ſich mir aus den mit H. angeſtellten Beobachtungen hierüber unzweifelhaft ergeben, würde zu weit führen. Er hat ſich in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes bei mir gerade wie ein kleines Kind benommen und allenthalben die größte Natürlichkeit und Unſchuld zu erkennen gegeben. Am 4. oder 5. Tage wurde er von dem oberen, engeren Verwahrungsorte des Gefängnißthurmes in die tiefere Etage deſſelben, wo ich mit meiner Familie wohne, in ein kleines Zimmer gebracht, welches Vorrichtungen hatte, mittelſt deren ich ihn ſtets beobachten konnte, ohne daß er es zu bemerken vermochte. Hier habe ich ihn zum öftern beobachtet und ſein Benehmen, auch wenn er allein war, ganz unverändert gefunden. Er ergötzte ſich an ſeinem Spiel-

Hiltel

---

*) Dieſer Ausdruck iſt bemerkenswerth. Man ſieht daraus, daß Hiltel gar keine vorgefaßte Meinung, zunächſt auch nicht die Vorſtellung von einer vieljährigen Einſperrung und Vereinſamung des Findlings hatte. Es trat ihm eine Thatſache vor Augen, die er, ohne ſie zu begreifen, rein als ſolche erkannte, ausſprach und vertrat.

zeug für ſich allein eben ſo, als wie er dies, natürlich und unbefangen, in meiner Gegenwart that. Denn wenn er in der erſten Zeit mit ſeinen Spielſachen ernſtlich beſchäftigt war, ſo mochte um ihn her vorgehen, was da wollte, er nahm keine Notiz davon. — — — — — — — — Sein ganzes Benehmen war ein reiner Spiegel kindlicher Unſchuld; er hatte nichts Falſches an ſich; wie es ihm um's Herz war, ſo ſprach er ſich aus, ſo weit es nehmlich ſeine dürftige Sprache zuließ. Einen ſicheren Beleg ſeiner Unſchuld und Unwiſſenheit gab er auch, als ich und meine Frau ihn das erſte Mal entkleideten und reinigten; er benahm ſich dabei, wie ein Kind, ganz natürlich und ungenirt. — — — — — Ich habe bisweilen meinen 11jährigen Sohn Julius zu ihm gelaſſen, der ihn dann gleichſam das Sprechen lehrte, Buchſtaben vormachte ꝛc.; ich ließ manchmal auch mein dreijähriges Mädchen, Margaretha, auf ſeine Stube kommen, mit der er Anfangs ſehr gerne ſpielte und die ihm Glasperlen an eine Schnur reihen lehrte." Hiltel bemerkt, daß ſein kindiſches Spielen doch nur von kurzer Dauer war. „In der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes bei mir hatte er ſeine größte Freude an Zeichnungen und Kupferſtichen, die er in ſeinem Zimmerchen an die Wände klebte."

Auf Hiltel's Ausſagen, wie ſie bei Meyer zu leſen, werde ich mehrfach bei beſonderen Gelegenheiten zurückkommen; hier ſoll nur ſo viel ausgehoben werden: „So lange Hauſer bei mir war, habe ich bei ihm keine Verſtellung oder Falſchheit bemerken können; auch habe ich ihn durchaus nicht lügneriſch gefunden. — — — — — Ich habe ihn oft und vielmals um ſeinen früheren Aufenthalt und ſonſtige Lebensverhältniſſe befragt; er hat ſich jedoch niemals verſchnappt und ſtets daſſelbe erzählt; daher glaube ich auch nicht, daß er über ſeine Gefangenſchaft und ſeinen Wärter mehr angeben konnte, als er wirklich gethan. — — — — Ich für meine Perſon bin feſt überzeugt, daß H. Anfangs durchaus keine Hinterliſt hatte, ſondern daß er lediglich ein verwahrloſter Menſch geweſen; denn es wäre ja unmöglich, daß Jemand einen ſo hohen Grad von Verſtellungskunſt beſäße."

So abſurd Eſchricht's Hypotheſe und Buch über K. H. im Ganzen iſt, ſo macht er doch im Einzelnen, da wo ihm die Wahrheit zur Seite ſteht, einige recht gute Bemerkungen, welche ſchon allein hätten abhalten ſollen, zu der einfachen Spitzbubentheorie und der plumpen Annahme eines von vorn herein geſpielten Betruges zurückzukehren. E. beſchreibt Hauſer's Benehmen den ihm vorliegenden Nachrichten gemäß, wobei er ſelbſt Ausſagen gelten läßt, die wir zurückweiſen, auf die ſich aber Meyer ſtützt, und ſagt dann: „daß dies Alles Verſtellung, eine angenommene Rolle, eine Maske geweſen — darin müſſen wir dem Gefangenwärter Hiltel vollkommen beipflichten — iſt undenkbar. Ein 16jähriger Knabe kann freilich ſchon manche Rolle ſpielen. Man hat ſchon Kinder ſich taubſtumm, hinkend, lahm, epileptiſch, wahnſinnig und blödſinnig ſtellen geſehen; man hat geſehen, wie ſie Jahre lang ihre betrügeriſche Rolle ſpielten und die tüchtigſten Aerzte und Polizeimeiſter täuſchten. Aber keine Rolle iſt ſchwerer zu ſpielen, als diejenige kindlicher Unſchuld. Dieſe ſpielt Niemand, wäre er auch noch ſo ſchlau und noch ſo geübt in der Verſtellungskunſt; wenigſtens hält es Niemand aus, ſie zu ſpielen in der Einſamkeit und der Geſellſchaft, in Schmerz und Freude, in den frühen Morgenſtunden und wenn der Schlaf naht. In dieſer Rolle täuſcht Niemand einen geübten Gefangenwärter, ſeine Frau und ſeine Kinder. Was H. zu ſein ſchien, war er wirklich — ein kleines Kind in einem 16—17jährigen Körper."

2.

Auf gleiche Linie mit Hiltel wird von Meyer*) der Polizeiſoldat Blaimer geſtellt, welcher vom 2. Tage der Erſcheinung Hauſer's an den Auftrag hatte, ihn täglich auszuführen, und ohngefähr 6 Wochen lang dieſes Amt verwaltete; und dieſer ſprach ſich ganz eben ſo aus: „H. war ein ſehr gutmüthiger, reinlicher, ordentlicher Menſch, und hat mich ſehr gedauert. Manche glaubten, er habe ſich verſtellt; allein ich war doch viel um ihn und glaube nicht, daß ſich ein Menſch, wenn er auch noch ſo ſchlecht geweſen wäre, ſo lange hätte verſtellen können." **)

Es gehört viel dazu, ſolche Zeugniſſe, und das ſogar in ſo ſchneidendem Widerſpruche mit der eigenen Anerkennung der zeugenden Perſönlichkeiten, wie Dr. Meyer thut, für Nichts zu achten und das reine Gegentheil deſſen, was ſie verſichern, für „actenmäßige Wahrheit“ auszugeben. Eine ſo unbegreifliche Thatſache ſetzt den darüber Nachdenkenden in nicht geringe Verlegenheit; man weiß nicht, was man dazu ſagen ſoll, und kann kaum annehmen, daß das, was dieſer Mann vertritt und verficht, wirklich ſeine Ueberzeugung ſei.

---

*) S. 68.

**) Meyer S. 70.

3.

Ich kehre zu Hiltel zurück, von dem noch Mancherlei zu berichten iſt, was Intereſſe hat. Einiges, was derſelbe gegen mich geäußert, habe ich zum Theil ſchon früher benützt; ich will die Reſultate meiner Geſpräche mit ihm, nicht aus unſicherer Erinnerung, ſondern meinen ſofortigen Aufzeichnungen in jener Zeit gemäß, hier noch vollſtändiger mittheilen.

Hiltel ſagte mir: er habe von früher Jugend an mit den abgefeimteſten und verſtockteſten Spitzbuben und Böſewichtern zu thun gehabt und deren Entlarvung ſei ihm ſo oft gelungen, daß er gewiß die nöthige Erfahrung und Uebung beſeſſen, als ihm Hauſer überliefert worden ſei. Er habe ſich bei dieſem alle nur erſinnliche Mühe gegeben, den vermutheten Betrug zu entdecken, habe ihn bei Tag und Nacht auf alle Weiſe und bei aller Gelegenheit beobachtet, belauſcht und überraſcht und nie auch nur das mindeſte Verdächtige, Falſche, Trügliche an ihm wahrgenommen. Hauſer ſei ſich in ſeiner Erſcheinung und ſeinem Benehmen ſtets vollkommen gleich geblieben. Es ſei von Allem, wodurch ſich Verſtellung zu verrathen pflegt, beſonders bei heimlicher Beobachtung, wenn ſolche Menſchen unbemerkt zu ſein glauben, ihr natürliches Weſen annehmen, auch wohl mit ſich ſelbſt zu reden und dadurch ihr Inneres zu offenbaren pflegen, bei dem Findling durchaus Nichts zu entdecken geweſen. Betrüger, die in Unterſuchung ſind, ſeien immer in unruhigem Nachſinnen begriffen und hätten keinen feſten Schlaf; ſie ſchliefen eher bei Tag als bei Nacht, wo ſie ihren Gedanken nachhingen; auch pflegten ſie im Schlafe zu reden. Hauſer ſei zur Nachtzeit immer im tiefſten Schlafe befunden worden und habe, aus dieſem gewaltſam aufgerüttelt, weder durch Wort, noch durch Benehmen irgend einen Anlaß zum Verdachte gegeben, wiewohl in ſolchen Fällen die Beſonnenheit fehle und eine ſonſt Statt findende Unaufrichtigkeit und Verſtellung am leichteſten zu erkennen ſei. Hauptſächlich gelte dies in Beziehung auf Hauſer's Sprachfähigkeit. Er ſei von ihm, Hiltel, häufig durch Fragen überraſcht worden, habe jedoch in den erſten Zeiten ſtets den größten Sprachmangel gezeigt. Die verſchiedenſten Gegenſtände ſeien von ihm mit dem Ausdrucke Roß belegt worden. Hiltel erzählte mir einen Fall aus der Zeit des Polizeidirektors Wurm in Nürnberg. Dieſer habe ſich durch einen Spitzbuben, der Stummheit fingirte, täuſchen laſſen; er, Hiltel, aber habe den Menſchen in der Nacht belauſcht und gehört, wie er mit ſich ſelber ſprach. Der Gerichtsarzt Dr. Preu habe in Hauſer zunächſt einen Betrüger geſehen; allein da habe ſich das umgekehrte Reſultat ergeben. Hiltel erzählte mir ferner, wie er ſich, zum Zwecke der Entlarvung, eines mit H. zuſammengeſperrten Menſchen bedient habe; aber auch dies ohne Erfolg. Der Mitgefangene habe den jungen Menſchen für einen „Ochſen“ erklärt und ſich die Enthaltſamkeit deſſelben von jeder anderen Nahrung außer Waſſer und Brod zu Nutze gemacht, indem er Mittags das für H. beſtimmte Eſſen, Fleiſch und Nudeln, ebenfalls verzehrte.*) Die Verſuche, ihm animaliſche Nahrung gewaltſam beizubringen, wie ſie Dr. Preu gemacht, ſeien übel abgelaufen; die Erſcheinungen waren ſo abſchreckend, daß man davon abſtehen mußte. Hauſer, ſo verſicherte Hiltel weiter, ſei Anfangs ein pures Kind geweſen, ja noch weniger, als ein Kind. Eine ſolche Erſcheinung aber betrüglich darzuſtellen und durchzuführen, gehe über menſchliche Kräfte. Seine Unſchuld ſei ihm ſo gewiß, daß er ſie würde bezeugen müſſen, wenn Gott ſelber das Gegentheil behauptete.

Als der Mann ſo ſprach, ward er vor Eifer ganz roth im Geſichte. „Wer freilich“, ſetzte er hinzu, „dieſen Menſchen erſt ſpäter kennen gelernt, da er ſchon cultivirt war, der könne ſich denken, daß ein Betrug obgewaltet; wer ihn aber in ſeiner erſten Periode geſehen und beobachtet, ſei nothwendig vom Gegentheil überzeugt und werde ſich dieſe Ueberzeugung von Niemand entreißen laſſen“ — ganz daſſelbe, was auch ich verſichern kann, und zwar nicht bloß was die Zeit, die H. auf dem Thurme zugebracht, ſondern auch was die betrifft, in welcher er ſich unter meinen Augen in meinem Hauſe entwickelt hat.

Merker's Oppoſition und Hypotheſe war dem Manne durch

---

*) Vergl. die Ausſage Hiltel's bei Meyer S. 62. 66.

Lektüre bekannt. Er ſagte, er habe darüber lachen müſſen. Der Herr Polizeirath ſolle einmal die Probe machen und als verſtellter Spitzbube zu ihm kommen; er ſtehe dafür, daß er ihn entlarven werde.

4.

Man ſtützt ſich gegen andersartige Ausſagen auf diejenige Hiltel's, daß H. keine wunden Füße gehabt. Zu mir ſagte der Erſtere, die Füße deſſelben ſeien „roth angerieben und geſchwollen" geweſen; Spuren von wunden Stellen habe man, wie am Rücken, ſo auch an den Füßen bemerken können. Es ſei an den Füßen Alles weich und zart geweſen, „keine Hornhaut wie bei uns." Was die Beſchaffenheit von Hauſer's Fußſohlen betrifft, ſo war Hiltel's Erinnerung keine ſichere mehr. Er befragte deßhalb ſeine Frau, die aber aus der allererſten Zeit der Erſcheinung Nichts wußte, weil ſie damals krank daniederlag.

5.

Hiltel erzählt in ſeinem Verhör vom 12. Mai 1834: „Als H. nach ohngefähr 8—10 Tagen gewaſchen wurde, fiel der Schmutz ab und er ſagte zu meiner Frau: „Mutter die Haut." Mir ſagte Hiltel: „Das Wort Haut ſei dem Findling Anfangs noch ganz unbekannt geweſen; er, Hiltel, habe ihn erſt darauf aufmerkſam gemacht, daß er eine Haut habe und ihm den Namen geſagt. Da er nun gewaſchen wurde und der Schmutz in Rollen abfiel, habe H. gemeint, es werde ihm die Haut abgeſtreift und ſei darüber in Angſt gerathen. Hiltel erzählte mir bei dieſer Gelegenheit noch Folgendes. Er habe einmal, um einen hartnäckigen Skeptiker zu überzeugen, wie wenig dieſer Menſch von den gewöhnlichſten Dingen des Lebens wiſſe, einen Schwamm angezündet, dieſen demſelben gereicht und zu halten befohlen. Hauſer habe gehorcht und den Schwamm ſo lange gehalten, bis er ihm in die Finger brannte, worauf daſelbſt eine kleine Blaſe entſtanden ſei.*) Um den Verletzten und Erſchreckten zu begütigen, habe er ihm dann freundlich zugeſprochen, dabei das Wort „Haut" gebraucht und ihn auf die Haut ſeines Körpers überhaupt aufmerkſam gemacht.

---

*) Allerdings grauſam; aber durch den Aerger des Mannes zu erklären, der es mit einem der ſuperklugen Menſchen zu thun hatte, die keine Vernunft annehmen und die nur der gröblichſte Augenſchein, oft aber auch nicht einmal der, zu überzeugen vermag.

6.

Hiltel bezeugt, wie ſchon oben bemerkt, in ſeinem Verhöre am 12. Mai 1834*) ganz ausdrücklich, daß er ſelber an Hauſer niemals eine Spur von Unwahrheit und Widerſpruch in Benehmen und Ausſage entdeckt habe. „*So lange er bei mir im Thurme war, habe ich an ihm keine Verſtellung und Falſchheit bemerken können; auch habe ich ihn durchaus nicht lügneriſch gefunden*, wohl aber ihm ſpäter deßhalb meine Ermahnung gegeben, da ich durch einen Polizeidiener in Erfahrung brachte, daß er zu lügen anfange. Worin jedoch dies Lügen beſtanden, weiß ich nicht mehr." Bei all den vielen und angelegentlichen Ausforſchungen, ſagt *Hiltel*, die er ſelbſt mit ihm angeſtellt, habe ſich derſelbe „*nie verſchnappt*", ꝛc. Dr. *Meyer* dagegen gibt unwahrer und unredlicher Weiſe an**), auch Hiltel bezeuge Hauſer's Neigung zu Lüge und Verſtellung. Es ſtand ferner in der „Europa" zu Gunſten des Meyer'ſchen Werkes eine Reclame und ein Auszug aus demſelben, wozu wahrſcheinlich er ſelbſt wenigſtens Material und Hauptinhalt geliefert hat. Daſelbſt wird über den Aufenthalt Hauſer's im Thurme folgendermaßen berichtet: „Man konnte Anfangs keine Verſtellung oder Falſchheit an ihm bemerken; *wohl aber mußte er wegen einer Lüge zurecht gewieſen werden.*" Die Leſer ſollen glauben, H. habe ſchon im Thurme gelogen. Das iſt doch gerade das, was Hiltel ſo entſchieden verneint. Auf dieſe Weiſe ſucht man das Publikum im Intereſſe der „negativen Kritik", ſelbſt über das zu täuſchen, *was ganz ausdrücklich in den Acten ſteht* und aus dieſen im Meyer'ſchen Buche abgedruckt iſt. Wahrlich, niemals hat der Unglückliche ſo abſcheulich gelogen und betrogen, wie ſeine Feinde und Verkläger thun. Wenn er ſich eine Unwahrheit zu Schulden kommen ließ, was verhältnißmäßig erſt ſpät vorkam, ſo that er es als Kind und Knabe, und hatte oft ſehr dringende Urſachen dazu. Was

---

*) *Meyer* S. 65.

**) S. 599.

wir aber bei Jenen vor uns haben, das ſind **männliche** Vergehungen und Gewiſſenloſigkeiten der empörendſten und unverzeihlichſten Art.

IV. Hauſer's Leiden nach ſeinem Eintritt in die Menſchenwelt und ſeine Sehnſucht, in ſeinen alten Zuſtand zurückzukehren.

Die Leiden und Qualen des Unglücklichen, der, mit grenzenloſer Empfindlichkeit gegen die ungewohnten Einwirkungen, die auf ihn einſtürmten und faſt alle höchſt ſchmerzlich für ihn waren, in die Welt geworfen war, erſt durch Mißtrauen und Bemühen, den vermeintlichen Betrüger zu entlarven, dann, als man dies aufgegeben, durch den Andrang der Neugierigen und die oft rohen und grauſamen Späſſe, die man ſich mit ihm machte, geängſtigt und gemartert wurde, müſſen ſchrecklich geweſen ſein. Freiherr v. **Tucher** beklagt die dem Findling in den erſten Zeiten nach ſeiner Ankunft widerfahrene „unſinnige Behandlung, da er wochenlang unausgeſetzt ein Gegenſtand müßiger Neugierde, ſelbſt muthwilligen Experimentirens war.“ Man zwang ihm, den ſchon der Geruch ſolcher Dinge furchtbar erregte, Rauch- und Schnupftabak auf und verſetzte ihn dadurch in Zuſtände, die ſelbſt die rohen Menſchen, die dies verübten oder zu verüben geſtatteten, bange machten. Schon von Branntweingeruch bekam er tagelange Kopfleiden, von aufgezwungenem Käſe tagelanges Magendrücken ꝛc. So nach Hauſer's 1828 von mir vernommenen und mit den Nachrichten Anderer verglichenen Erzählungen. *)

Wenn H. an die erſten Wochen zurückdachte, die er in Nürnberg verlebt hatte, that ihm, wie er behauptete, Alles im Leibe weh. Nicht um alle Herrlichkeit der Welt möchte er dieſe Zeit noch einmal durchmachen; lieber würde er ſich todt ſchlagen laſſen. Es begreift ſich auf dieſe Weiſe, daß der arme Menſch keinen heißeren Wunſch hatte, als aus der Welt, in die er geworfen worden war, wieder hinaus zu kommen und in ſeinen alten, wenn auch dumpfen und einſamen, doch ruhigen und leidensfreien Zuſtand zurückzukehren. Noch 14 Tage, bevor er zu mir kam, ſehnte er ſich, wie er erzählte, in ſeinen Käfig zurück. Er hoffte auf die Rückkehr des Unbekannten, der ihn nach Nürnberg gebracht, und hatte ſich vorgenommen, wenn derſelbe wiederkäme, zu erklären, er wolle nicht mehr da bleiben, ſondern mit dem Manne fortgehen. Was er geſchenkt erhalten, gedachte er Alles mitzunehmen; nur war er in Verlegenheit, wie er und der Unbekannte die Dinge, die ihm ſo ſchwer vorkamen, fortbringen ſollten. Er verſuchte es deßhalb zuweilen, eines ſeiner Spielpferde einige Schritte weit zu tragen, wurde aber bald müde und konnte nicht weiter damit. Die Sachen wollte er in ſeinen Käfig bringen und ſich damit unterhalten, auch den Mann auffordern, ihn weiter zu unterrichten. Es ſchien ihm nicht wieder wohl werden zu können, wenn er nicht wieder in ſein Loch zurückkehrte.

---

*) Vergl. meine „Mittheilungen“ II. S. 48 f., wo H. auch in eigener ſchriftlicher Aufzeichnung von den ihm muthwillig zugefügten Qualen ſpricht.

Ich hatte, ſo lange ich ihn auf dem Thurme beſuchte, keine Kenntniß von dem überaus elenden Zuſtand, in welchem er ſich befand, und beurtheilte daher auch ſeine Sehnſucht nach der Wiederkunft des Mannes, der ihn gefangen gehalten, und nach der Rückkehr in ſeinen früheren Zuſtand unrichtig. Ich ſuchte ihn einſt über ſein Verhältniß aufzuklären und ſagte ihm dabei, der Mann werde nicht zurückkommen, und er müſſe in dieſer Welt bleiben, in die er eingetreten ſei. Darüber gerieth er in einen drei Tage langen jammervollen Zuſtand. Auch körperlich that ihm in dieſem Falle Alles weh; es war ihm, als habe ihn jemand an allen Gliedern geſchlagen; er fühlte Drücken auf der Bruſt und dieſes phyſiſche Unwohlſein fand nur in Thränenergüſſen einige Erleichterung. Der Gefängnißwärter, der ihn in dieſem Zuſtand, von dem ich damals Nichts erfuhr, ſah und klagen hörte, beſtätigte, was ich geſagt; erſt am dritten Tage beſchwichtigte Bürgermeiſter Binder ſeinen Gram und ſeine Angſt, indem er ihm Hoffnung auf die Wiederkunft des Mannes machte.

Unter allen Schmerzen, die er zu Nürnberg erfahren, nannte er viere als die größten: die nehmlich, welche ihm durch ein aufgedrungenes Löffelchen Kaffee, dann durch einen aufgenöthigten Biſſen eingemachten Huhnes, ferner durch den Aufenthalt in einer Apotheke, und endlich dadurch verurſacht wurden, daß man zu ihm ſagte, er könne nicht wieder in ſeinen alten Zuſtand zurück. Einmal, einige Zeit vor ſeinem Eintritt in mein Haus, als die Schmerzhaftigkeit ſeiner Empfindungen etwas nachzulaſſen begann, kam ihm der Gedanke, wenn es auch außer ſeinem Käfig beſſer mit ihm werden könne, wolle er doch nicht mehr eingeſperrt ſein, ſondern frei bei dem Unbekannten leben. Fort ſehnte er ſich doch immerhin.

VI. Beſchaffenheit der Augen und des Sehvermögens

1.

In meinem zu Anfang Septembers 1828 abgeſtatteten Berichte*) heißt es: „Sein an Finſterniß gewöhntes Auge ſieht in einer Dunkelheit, in welcher ein anderes weder Farbe noch Umriß erkennt, noch ziemlich gut. Es unterſcheidet in einer für Andere gänzlichen Finſterniß noch Dunkelbraun und Dunkelroth, Dunkelgrün und Schwarz und dergl.; und braucht in der Nacht kein Licht, um ſich im Hauſe überall zurechtzufinden und mit Sicherheit umherzugehen; ja er ſieht in der Dämmerung beſſer, als bei hellem Tage, da ihn das Tageslicht blendet.“ In meinen „Mittheilungen“ iſt beigefügt: „Von dieſer Fähigkeit Hauſer's habe ich mich durch Beobachtungen und Verſuche überzeugt, bei welchen er keinen Betrug ſpielen konnte.“ Ich denke, daß mir das der größte Theil meiner Leſer glauben werde, da kein Grund vorhanden, mich für einen Lügner zu halten. Aber ich ſtehe auch in dieſem Punkte keineswegs allein. Stadtgerichtsarzt Dr. Preu ſagt in ſeinem Berichte vom 3. Dec. 1830**): „Er ſah anfänglich in vollkommener Nachtfinſterniß ſo gut, daß er, nachdem er leſen gelernt, Geſchriebenes und Gedrucktes leſen konnte.“ Eben ſo der praktiſche Arzt Dr. Oſterhauſen in ſeinem Bericht vom 31. Dec. 1830***): „Er konnte bei Nacht leſen. — — — — Es geſchah einmal, daß er an einem Tuche die dunkelblaue Farbe von der dunkelgrünen richtig zu unterſcheiden wußte. Um ihn zu prüfen, wurde ihm einmal in der Dunkelheit ein gemalter Bilderbogen umgekehrt vorgelegt und aufgegeben, zu ſagen, welche Bilder darauf ſeien? Er entgegnete: Wie kann ich dies ſagen? Der Bogen liegt ja umgekehrt. Das Tageslicht that ihm wehe und helles Sonnenlicht konnten ſeine Augen nicht ertragen. Er litt daher häufig an Augenentzündungen und mußte beſtändig einen Lichtſchirm und bei'm Ausgehen eine Kappe mit einem Schirm tragen; in ſeinem Zimmer mußten die Vorhänge immer zugezogen bleiben." Von dem Umſtande, daß H. bei Nacht Tuchſtücke von dunkelgrüner und dunkelblauer Farbe unterſchied, ſagt Herr v. Tucher, daß auch er ihn zu beſtätigen habe. „Eine andere von mir gemachte ganz ähnliche Beobachtung" ſetzt er hinzu, „fand in einem dunklen Raume Statt, der viel dunkler war, als viele Nächte ſind." *) Prof. Hermann bemerkte ſchriftlich: „In der Dämmerung Unterſcheidung der Farben, ſelbſt der dunkelſten, ja, bei völliger Nacht für uns, noch dunkelbraun und dunkelroth. Ueberhaupt gebe es für ihn keine völlige Finſterniß."

---

*) Der bei Meyer fehlt.

**) Meyer S. 139.

***) Meyer S. 148.

Feuerbach, den man freilich auch zum Phantaſten und Romanſchreiber macht, damit man ſein Zeugniß nicht gelten zu laſſen brauche, erklärt ſich über die Beſchaffenheit der Augen und die Sehkraft Hauſer's eben ſo, wie die anderen glaubwürdigen und gewichtvollen Zeugen. So referirt er in Gemäßheit eigener Beobachtung aus der Zeit, da ſich H. noch im Nürnberger Thurme befand **): „Seine Augen wendete er, ſo viel er nur konnte, vom hellen Tageslicht ab. Dem vom Fenſter her gerade einfallenden Sonnenſtrahl wich er auf das Sorgfältigſte aus. Hatte einmal zufällig ein ſolcher Strahl ſeine Augen getroffen, ſo blinzelte er heftig, runzelte die Stirne und verrieth unverkennbar Schmerzen. Seine Augen waren überdies etwas entzündet und zeigten überhaupt große Empfindlichkeit gegen das Licht." Weiter ſteht bei Feuerbach, indem derſelbe von der Zeit ſpricht, da H. unter meine Aufſicht geſtellt war ***): „Es gab für ihn keine Dämmerung, keine Nacht, keine Finſterniß. Man wurde hierauf zuerſt aufmerkſam, als man bemerkte, daß er bei Nacht überall hin mit der größten Sicherheit vorwärts ſchreite und daß er, ſo oft er an einen dunkeln Ort ging, das ihm angebotene Licht ausſchlug. Mit Verwunderung oder Lachen ſah er öfters den Leuten zu, die an dunkeln Orten z. B. Nachts bei'm Eintritt in das Haus und bei'm Treppenſteigen, durch Tappen und Anhalten ſich zu helfen ſuchten. Im Dämmerlicht ſah er ſogar bei Weitem beſſer, als am hellen Tage. So las er, nach Untergang der Sonne, auf der Straße eine Hausnummer, die er bei Tage wenigſtens in ſolcher Ferne nicht würde erkannt haben, auf ungefähr 180 Schritte weit. Bei tiefer Dämmerung machte er einſt ſeinen Lehrer auf eine Mücke aufmerkſam, die in einem ſehr entfernten Spinnengewebe hing. Bei völliger Nacht unterſchied er, nach ſorgfältig mit ihm angeſtellten Verſuchen, die Farben, ſelbſt entſchieden dunkle, wie die blaue und grüne" ꝛc.

---

*) Augsb. Allg. Ztg. Nr. 42 Beilage 11. Febr. 1872.

**) S. 66 f. ſeiner Schrift über K. H.

***) S. 104 f.

Dagegen nun können ſo kindiſche Einwendungen, wie ſie Merker und Dr. Meyer gemacht, indem ſie ein Sehen ohne Licht für unmöglich und den Naturgeſetzen widerſtreitend erklären, Nichts verfangen. Es liegt hier eine wohlbezeugte Thatſache vor; und überdies ſind Einwendungen jener Art eine Sache der gröbſten Ignoranz. Es gibt keine abſolute Finſterniß; eine ſolche entſteht nur durch den Mangel an Reizbarkeit des Auges für das ſchwache Licht, welches ſelbſt noch in Nacht und Dunkelheit vorhanden iſt und bei welchem auch ſonſt noch zum Theile Thiere und Menſchen Geſtalten und Farben wahrzunehmen und zu unterſcheiden fähig ſind. Man braucht keine Gelehrſamkeit dazu, um zu wiſſen, daß auch Rauthiere im Finſtern ſehen. Ebenſo iſt das Nachtſehen der Kakerlaken oder Albino's bekannt, welche daher auch Nachtmenſchen heißen.*) H. war in demſelben Fall, aber nicht von vorn herein und weil er beſonders dazu organiſirt war, ſondern in Folge der Gewöhnung an Dunkelheit. Denn als er ſich allmählig an's Licht gewöhnte, verlor ſich die beſchriebene Eigenthümlichkeit, wie Dr. **Oſterhauſen** bemerkte: „Er kann jetzt nicht mehr im Finſtern leſen oder Farben unterſcheiden" ꝛc. Auch die Niederſchlagung ſeiner übermäßigen Reizbarkeit durch die Gewöhnung an animaliſche Koſt iſt hier zu erwähnen. Er ſah, meinen Aufzeichnungen zu Folge, weniger gut im Dunkeln und deſto beſſer bei Tage, ſo wie er Fleiſchbrühe vertrug. Bis dahin hatte die Tageshelle ſeine Augen zu ſtark angegriffen, Sonnen- und Kerzenlicht ihm Stiche in den Augen verurſacht, die dann, bis auf einen einzigen flüchtigen Stich bei erſter Einwirkung der Helle, vergingen. **Feuerbach** ſchreibt in ſeinem 1832 erſchienenen Buche*): „Er ſieht zwar noch immer im Dunkeln, ſo daß es für ihn keine wahre Nacht, ſondern nur Dämmerung gibt; doch iſt er nicht mehr im Stande im Finſtern, wie ſonſt, zu leſen oder in weiter Entfernung die kleinſten Gegenſtände zu erkennen. Während er ehemals bei dunkler Nacht weit beſſer und ſchärfer ſah, als bei Tag, iſt es jetzt umgekehrt. Gleich andern Menſchen verträgt und liebt er nun das Sonnenlicht, das nicht mehr, wie ſonſt, ſeine Augen verwundet."

---

*) Albino's, Kakerlaken, Dondos, Blafords, weiße Neger, leucaethiopes, leucotici; dieſe Menſchen können das Tageslicht nicht ertragen, dagegen ſehen ſie bei wenig Licht und im Dunkeln beſſer, als andere Menſchen. Die weißen Neger im Königreich Loango, wo ſie die Wahrſager des Königes ſind, heißen Dondos. Farbe der Haut und der Haare weiß, Augen graugelb in's Röthliche fallend, bei'm Tageslicht blinzeln ſie, bei Nacht ſehen ſie gut, daher auch Nachtmenſchen genannt. Aehnlich bei Menſchen weißer Race: feine Haut, weißes Haar, Farbe der Iris zwiſchen blaſſem Violet und Roſenroth, Pupille faſt blutroth, das Auge, dem Lichte ausgeſetzt, in beſtändiger Oscillation und das Sehen nur bei gemäßigtem Lichte ungeſtört. Ein ſolcher Zuſtand mit Lichtſcheu kommt auch bei Säugethieren und Vögeln vor.

VII. Körperhaltung, Stehen und Gehen, Beſchaffenheit der Füße und Hände Hauſer's in erſter Zeit.

1.

In meinem zu Anfang Septembers 1828 über H. abgeſtatteten Bericht**) heißt es: „Er ſtand und ging früher mit eingekehrten Füßen und war in beſtändiger Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren; er konnte nicht den kleinſten Sprung machen, ohne umzufallen. Seine Hände und Fußſohlen waren früher ſo weich, ſchwielenlos und verwundbar, daß man die Ungewohnheit des Gehens und Arbeitens deutlich erſehen konnte. Ich fand, als er mir übergeben worden war*), an ſeinen Füßen noch bedeutende Spuren der vielen durch das ungewohnte Gehen erhaltenen Blaſen und wunden Stellen." Ludwig Feuerbach in ſeinem über H. im Sommer 1828 aufgeſetzten und von mir aufbewahrten Berichte ſagt: „Im Gebrauch ſeiner Hände iſt er noch ganz ungeübt und unerfahren. Ganz ungeſchickt ſtellt er ſich zum Halten, Tragen oder Angreifen einer Sache. Seine Finger ſpreizt er oft ganz ſonderbar auseinander. Bei allem dieſem zeigt er zugleich eine gewiſſe Bedächtigkeit, Behutſamkeit und Furchtſamkeit. — — — — Mit den Fingern kann er ſich noch gar nicht helfen; er beſitzt in ihnen noch gar keine Feſtigkeit, faßt Alles in die ganze Hand und hält die Sachen in der Fauſt. Schnelles Gehen hält er eben ſo wenig aus, als weites. Seine Fußſohlen ſind noch ganz weich." In meinen eigenen Aufzeichnungen ſteht: „Als man im Sommer 1830 den früher ganz mißglückten Verſuch erneuerte, Hauſer leichte Turnübungen anſtellen zu laſſen, ſtellten ſich bei den einfachſten Vorübungen auffallende krankhafte Gefühle ein. Wenn er das ausgeſtreckte Bein aufheben ſollte, verlor er das Gleichgewicht und fiel um; weßhalb Jemand bei dieſer Uebung hinter ihm ſtehen und ihn halten mußte, wenn er fiel." Womit Freiherr v. Tucher ſtimmt, indem er ſagt: „Mehrfältig in den 2 erſten Jahren angeſtellte Verſuche, ihn Turnübungen am Reck oder Barren machen zu laſſen, mußten, abgeſehen von der allgemeinen Schwäche ſeiner Muskeln und Sehnen, auch wegen Zartheit der inneren Handſeite aufgegeben werden, an der er ſogleich wund wurde und Blaſen bekam**)." Wenn dieſe Nachrichten gelten, ſo kann ſich die Spitzbuben- und Gaunertheorie ſchon dieſen zu Folge unmöglich halten. Das iſt aber noch lange nicht Alles, was dieſen ſo äußerſt wichtigen und beweiskräftigen Punkt betrifft. Es kommen hier auch die faſt durchgängig, zum Theil in entſcheidender Weiſe harmonirenden Ausſagen in Betracht, die in den von Meyer publicirten Acten vorliegen.

---

*) S. 150 f.

) Auch dieſer Bericht iſt ein **actenmäßiger, findet ſich aber bei **Meyer** nicht. Es ſind nehmlich zweierlei Methoden, welche dieſer Edle wider mich in Anwendung bringt: erſtlich mich maßlos anzufeinden und herabzuſetzen, zweitens mich ſtillſchweigend zu beſeitigen und aus der Geſchichte hinauszuwerfen.

---

*) Am 26. Mai war er in Nürnberg erſchienen; am 18. Juni kam er zu mir.

**) Augsb. Allg. Zeitung Nr. 42 Beilage 11. Febr. 1872.

2.

Was erſtlich den Schuhmachermeiſter Weickmann betrifft, der den Findling zuerſt geſehen, ſo muß man die früheren, ungleich zuverläſſigeren Ausſagen desſelben von ſeinen ſpäteren, nach Jahren nicht mehr ſo glaubwürdigen, unterſcheiden. Er gab 1834 an: „H. ging guten Schrittes den ziemlich ſteilen Bärleinhuterberg herunter“; und eben ſo deponirt in dieſem Jahre der früher gar nicht einmal als anweſend bezeichnete Schuſter Beck: „Wir ſahen ihn mit ſtarken Schritten den Berg herunter kommen.“ Allein i. J. 1829, 4½ Jahre vorher hatte Erſterer zu Protokoll gegeben: „H. wackelte herunter*);“ auch läßt ſich denken, daß der im Gehen ungeübte Menſch, eine Anhöhe herunterkommend, in eine Art von Laufen und Stürzen gerathen, weil er ſich nicht halten konnte; in welchem Sinne die Ausſage, er ſei mit ſtarken Schritten heruntergekommen, immerhin ebenfalls gelten kann.

Merk, der Bediente des Rittmeiſters v. Weſſenich, auch eine der Perſonen, die den Findling zu allererſt erblickt, ſagt in einem Verhör vom Dec. 1829 Folgendes aus: „H. war äußerſt ermattet, ſo daß er nur herumſchweifte und verrieth durch Deuten auf die Füße Schmerzen an dieſen.“ Derſelbe, 1834 verhört, gibt an: „Seine Füße waren angelaufen“ — v. Weſſenich Nov. 1829: „Er taumelte mir entgegen“ — „Sein Gang war äußerſt ermattet und ſchwach.“ Derſelbe 1834: „Der Burſche war nicht im Stande, allein zu gehen, indem er ermüdet war und wehe Füße hatte.“ Derſelbe 1834: „H. war außerordentlich ermattet, konnte kaum gehen und taumelte bei dem Transport auf die Polizei vor Müdigkeit hin und her. Auch in der Polizei- und Wachſtube konnte er ſich nur mit Mühe ſtehend erhalten.“ — Gefangenwärter Hiltel Nov. 1829: „Er traf äußerſt ermattet bei mir ein, dergeſtalt, daß er nicht ging, ſondern quatſchte. — — — — Einen geraden, leichten Gang bekam er während der ganzen Zeit nicht, da er ſich bei mir aufgehalten hat.“ Derſelbe 1834: „ſeine Füße waren nicht wund**); jedoch ſehr angelaufen; — — —

---

*) Meyer S. 2 f.

**) Hier muß verglichen werden, was Hiltel zu mir geſagt hat, ſ. oben S. 151. Er hatte ſpäterhin über den fraglichen Punkt keine Erinnerung mehr.

Er hatte, wie es ſchien, einen Schmerz in den Hüften und überaus zarte Füße.“ — Polizeiſoldat Blaimer, der ihn ohngefähr 6 Wochen lang auszuführen pflegte, 1834: „Seine Fußſohlen waren, wie ich ſie ſelbſt unterſuchte*), ganz weich; wenn er einen Spaziergang von einer Viertelſtunde machte, ſo war er ganz müde, ging mit ganz kleinen Schritten und wackelte. — — — — Wenn er ſehr müde war, ging er wie ein Menſch, der an Hühneraugen leidet.“ — In der Bekanntmachung des Magiſtrates von Nürnberg vom 7. Juli 1828**) wird von ſeinem, dem Anſchein nach ſtarken, aber zu Folge angeſtellter Verſuche ſehr ſchwachen, an die Kräfte eines 8jährigen Kindes nicht hinreichenden Körper und ſeinem langſamen, ſchwankenden, ihn anſtrengenden Gange geſprochen, der ihn in das Alter eines 2jährigen Kindes verſetzte. — Stadtgerichtsarzt Dr. Preu Nov. 1829 bezeugt: „Ich fand an ihm einen ganz unbehülflichen Menſchen, von unſicherer Haltung des Körpers und ſchwankendem Gange.“ Derſelbe 1830: „Beide Hände ſind ganz weich und von allen Schwielen frei, ſie waren es ſonſt noch mehr. — — — — Die Fußſohlen ſind gegenwärtig noch***) ſo weich, ja noch weicher, als an anderen Menſchen die inneren Handflächen. Bei ſeiner Herkunft waren längere Zeit Blaſen daran zu ſehen. — — — — Er iſt nicht im Stande, auf einem Fuße allein zu ſtehen, weil er dann in der Pfanne des Hüftgelenkes dieſes Fußes heftige Schmerzen empfindet. — — — Bei längerem Gehen, z. B. von ¼ Stunden Weges, ſchmerzen ihn alsbald die Fußſohlen — — — — Er hat ſeine Gliedmaßen nie ſo, wie andere Menſchen — — — am wenigſten ſeine Füße zum Gehen und Stehen gebraucht. Beweis dafür geben die geſchilderte Beſchaffenheit ſeiner Hände und Füße und die Schmerzen, die er fühlt, wenn er auf einem Fuße ſtehen ſoll.“ — Dr. Oſterhauſen, prakt. Arzt, 1830: „Seine Hände ſind ſo weich, wie die eines Kindes, und eben ſo weich und fein war auch die Haut ſeiner Fußſohlen und Zehen. Nicht die geringſte Spur einer Härte oder Schwiele war an denſelben zu bemerken; die Zehen waren nicht verbogen, ſo wie der ganze Fuß fein, aber normal geſtaltet war. Er kam mit ganz wunden Fußſohlen hier an. — — — Das Gehen und Stehen wurde ihm ſehr beſchwerlich. — — — Gang und Haltung des Körpers war ſchwankend und unſicher. — — — Als ihm nach mehreren Monaten ſeines Hierſeins Stiefeln angezogen wurden, benahm er ſich ſo ungeſchickt, daß er öfters zu Boden fiel.“ In Beziehung auf den gegenwärtigen Zuſtand deſſelben wird bemerkt: „Es iſt ihm, ohne zu fallen, nicht möglich, auf einem Fuße zu ſtehen, den andern zu heben und mit demſelben eine ſtreckende oder drehende Bewegung zu machen oder ihn zu biegen. Seine Fußſohlen ſind noch immer ohne Schwielen und haben eine feine, weiche Haut. Noch jetzt, wenn er nur eine halbe Stunde lang anhaltend geht, bekommt er faſt jedesmal Blutblaſen*). Das Stehen auf einem Fuße verurſacht ihm ein ſchmerzhaftes Gefühl im Pfannengelenk. Die Fußſohlen ſind, wie ſchon oben bemerkt, ganz weich und ohne alle Schwielen. Seine Fußſohlen waren, als er hier ankam, ganz wund und von dem Oberhäutchen entblößt.“ — Freiherr v. Tucher, Hauſer's Vormund 1830: „Seine Fußſohlen ſind jetzt noch ſo weich, daß er, wenn er zwei Stunden Weges geht, Blutblaſen — keine Waſſerblaſen — bekommt. Seine Hände ſind jetzt noch ſo weich, daß er im vergangenen Sommer bei einem einmaligen Aufhängen am Barren (Turngerüſt) Schwielen und Blaſen bekam.“ Dieſe Zeugen ſprechen nicht bloß aus unſicherer Erinnerung oder bloßer Tradition gemäß; ſie beſchreiben nicht bloß einen vergangenen, ſondern den damals noch wahrzunehmenden gegenwärtigen Thatbeſtand.

---

*) Dieſe Ausſage iſt gewiß im höchſten Grade gewichtvoll und kann nicht leichtfertig bei Seite geſchoben werden.

**) Meyer S. 81.

***) Alſo noch i. J. 1830!

Ich frage nun meine Leſer, ob ſie dem Gewicht, welches dieſe Ausſagen theils ſchon im Einzelnen, noch mehr aber im Ganzen haben, widerſtehen können? Ob ſie glauben können, daß dies Alles nur auf einer von H. geſpielten Komödie, oder auf einer Einbildung der Beobachter und Unterſucher, oder gar auf lügenhaften Darſtellungen des Sachverhaltes beruhe? Ob ſie, wenn die bezeugten Thatſachen richtig ſind, annehmen können, daß ein Menſch, deſſen Haltung, Stehen und Gehen, Beſchaffenheit der Füße und Hände von der Art geweſen, ein hergelaufener Burſche, der ſich in der Welt herumgetrieben und ſich auf Gaunerſtücke und Gaukeleien eingeübt, geweſen ſein kann? Ob ſie es für denkbar erachten, daß er, wie er geſagt haben ſoll, gewiß aber nicht geſagt hat, täglich über die Grenze zur Schule gegangen? — In der ganz exceptionellen Beſchaffenheit ſeiner Füße und Hände, ſeines Steh- und Gehvermögens, ſeiner körperlichen Haltung und Leiſtungskraft, wie ſie ſo ſicher und ſo vielfach von Augenzeugen und Unterſuchern, ärztlichen und anderen, bezeugt iſt, und nicht bloß im Anfang, ſondern noch nach Jahren erweislich Statt gefunden, liegt ein feſtes, ausgemachtes Faktum vor, welches, ſeiner Natur nach, jeden Betrug ausſchließt und welches geglaubt und zugegeben werden muß, ſo daß Alles, was damit in unausgleichbarem Widerſpruche ſteht, nicht für wahr gehalten und nicht zu Gunſten der gegneriſchen Hypotheſe ausgebeutet und verwerthet werden kann. So ſpricht der geſunde Menſchenverſtand, ſo entſcheidet evident und unwiderſprechlich die wahre Kritik. Und das behaupte ich nicht allein. So ſagt z. B. der Frankfurter Recenſent der „Authentiſchen Mittheilungen", der dieſes Thema ebenfalls berührt: „Die Füße und Hände eines Bauernburſchen können doch nicht plötzlich, ja nicht nach vielen Monaten, ſo zart, weich, ſchwielenlos und empfindlich geworden ſein; ebenſowenig ließ ſich die ſchwache Muskulatur durch Verſtellung und Simulation herſtellen. Dr. Meyer macht keinen Verſuch, dieſe Thatſachen zu erklären; und doch reichen ſchon ſie für ſich allein aus, ſeine ganze Unterſtellung als unmöglich erſcheinen zu laſſen."

---

*) Das Alles noch im Jahre 1830!

3.

Es fehlt allerdings nicht an Einzelheiten, auf welche ſich die „negative Kritik" triumphirend beruft; ſolche ſind ſchon beiläufig erwähnt worden; namentlich was die Notiz betrifft, daß H., ſeiner eigenen Erzählung nach, alle Tage über die Grenze in eine Schule gegangen ſei. Wir wollen das nun näher in's Auge faſſen. Der Ausſagende iſt Merk, der Bediente des Rittmeiſters v. Weſſenich. Derſelbe gibt in dem Verhöre 1829 an, er wiſſe über manche der fraglichen Punkte nichts Beſtimmtes mehr; es ſei ſchon lange her, daß

H. erſchienen, und er habe wenig auf ihn gemerkt. Im Jahr 1834 wird er auf's Neue gefragt, und da weiß er viele Dinge, von denen er früher gar Nichts oder nichts mit Sicherheit wußte; er will von H. eine ganze Erzählung vernommen haben, worin unter Anderem auch jener Umſtand vorgekommen. Er gibt übrigens auch in dieſem Verhöre auf die an ihn gerichteten Fragen und Aufforderungen mehrfach die Antwort, er könne ſich deſſen nicht mehr erinnern, er könne nicht darauf ſchwören, er zweifle daran ꝛc. Schon deßhalb iſt auf ein Zeugniß der Art kein Gewicht zu legen. Dazu kommt aber auch, daß die erwähnte Ausſage, den oben dargelegten Thatſachen gemäß, ganz unmöglich wahr ſein kann. Und dennoch wird ſie als ein Fundament der Behauptung behandelt, daß H. ein Betrüger geweſen!!

4.

Die Aerzte Dr. Preu, Stadtgerichtsarzt in Nürnberg, und Dr. Oſterhauſen, praktiſcher Arzt daſelbſt, haben in ihren gutachtlichen Berichten vom December 1830*) unter Anderem auch folgende Momente hervorgehoben.

Wenn ſich H. mit ausgeſtreckten Beinen auf den Fußboden ſetzte, ſo lag die Kniekehle ſo flach auf dem Boden auf, daß kaum ein Kartenblatt dazwiſchen geſchoben werden konnte, während man bei anderen Menſchen füglich eine geballte Fauſt durchbringt. Dr. Meyer bemerkt, es werde das auch bei Clowns und Gauklern angetroffen. Ob dies wahr iſt, weiß ich nicht; wenn es ſich in der That ſo verhält, ſo iſt dieſe unnatürliche Beſchaffenheit, wie ſchon Herr v. Tucher entgegnet hat**), eine Folge der mühſamſten Uebungen von früheſter Jugend auf. „H. aber, dieſer plumpe, unbeholfene, wackelige, breitſpurige Menſch war nichts weniger, als ein Clown oder Gaukler. Es war das bei ihm ein Zeichen, daß der ganze Wachsthum des Körpers unter Umſtänden vor ſich ging, die eine ſolche von den Aerzten genau beſchriebene und von Dr. Oſterhauſen erklärte anormale Bildung des Kniees möglich machte."

Es iſt hiebei auch die von beiden Aerzten conſtatirte eigenthümliche Haltung des Oberkörpers zu erwähnen, die jedem andern Menſchen unmöglich iſt. „H. hält“, ſagt Dr. Preu, „in der angegebenen Stellung ſeinen Rücken ganz gerade aufrecht, die Hände frei in die Luft hinausſtreckend; dagegen jeder andere Menſch in dieſer Lage ſeines Körpers und ſeiner Hände den Rücken zu krümmen gezwungen iſt.“ Und Dr. Oſterhauſen: „Wenn er mit ausgeſtrecktem Ober- und Unterſchenkel in horizontaler Linie auf dem Boden ſitzt, ſo bildet der Rücken mit der Beugung des Oberſchenkels einen rechten Winkel, und das Kniegelenk liegt in gerader Streckung ſo feſt auf dem Boden auf, daß am Kniebug nicht die geringſte Höhlung zu bemerken iſt, und kaum ein Kartenblatt unter die Kniekehle zu ſchieben iſt.“ — „Die Bildung dieſer Abnormitäten“, ſagt derſelbe Arzt, „iſt höchſt wahrſcheinlich durch das lange und beſtändige Sitzen auf dem Boden mit geſtreckten Schenkeln, während ſeiner Gefangenſchaft, verurſacht worden.“ Dieſelbe Erklärung gibt Dr. Preu. Dr. Meyer widerlegt dieſelben durch die Ausſagen des Gefängnißwärters Hiltel und des Kutſchers Hacker: Hauſer habe anfänglich im Sitzen und Schlafen die Beine an ſich gezogen, er habe gekrümmt und zuſammengerollt geſchlafen. Erſterer aber bemerkt, H. habe, wie es ſchien, Schmerzen in den Hüften gehabt, und der Bediente Merk, H. habe durch Deuten auf die Füße angedeutet, daß er Schmerzen darin habe. Es iſt daher jenes Sitzen und Liegen, wie ſchon H. v. Tucher*) entgegnet, wohl nur eine Folge eines für ihn ungewöhnlichen, ſchmerzhaften Zuſtandes geweſen.

---

*) Meyer S. 134 ff.

**) Augsb. Allg. Ztg. Nr. 42 Beilage v. 11. Febr. 1872.

VII. Eigenthümlichkeit der Empfindung für ſinnliche Eindrücke, namentlich was elementariſche, mineraliſche und animaliſche Prozeſſe, Gegenſtände und Stoffe betrifft.

1.

Die Welt, in der wir leben, iſt und bleibt, bei aller darin Statt findenden Beſonderung, Entgegenſetzung und Zerklüftung, ein Eines und Ganzes, wo gleichwohl Alles zuſammenhängt und Alles auf einander wirkt, ſo daß wenigſtens die Möglichkeit des Einwirkens vorhanden iſt und ein ſolches, wenn nicht immer und überall, nicht in der Regel und in allbekannten Fällen, doch unter gewiſſen Umſtänden und in Folge beſonderer Zuſtände und Fähigkeiten eintreten kann und wirklich eintritt. Es iſt hauptſächlich nur die abſtumpfende und abhärtende Folge des Weltlebens und der Gewohnheit, was unzählige Einflüſſe und Eindrücke von uns abhält, ſie mehr oder weniger abſchwächt oder gar aufhebt; dieſelbe umgibt uns wie mit einem Panzer, ohne den wir uns in beſtändiger qualvoller Erregung befänden und der inſofern ein Schutz und eine Wohlthat iſt, ohne die wir das Leben nicht ertragen würden. Es fehlt dabei aber auch nicht ein oft ſehr bedauerlicher Nachtheil, indem die Feinheit der Empfindungen und die Schärfe der Sinneswerkzeuge vermindert und damit unſer Wahrnehmungs- und Erkenntnißvermögen in größere Schranken gebannt wird.

---

*) A. a. O.

Was nun unſeren Findling betrifft, ſo wurden durch ſeine langjährige Einſperrung und Abhaltung von Luft, Licht, Bewegung, Weltleben, und dem damit verbundenen Mangel an Gewöhnung und Abhärtung aller Art, die Natur deſſelben gehindert, ſich mit dem erwähnten ſchützenden Panzer zu umgeben und ſo die Sinne und Nerven gegen all die einwirkenden Potenzen der Außenwelt zu ſchützen, an die wir uns von früheſter Jugend an zu gewöhnen pflegen, ſo daß ſie für unſere Empfindung großentheils gar nicht exiſtiren. Als er nun in Freiheit geſetzt und in die Welt geworfen wurde, ſtürmte Alles auf das Schmerzlichſte auf ihn ein; er ſpürte und fühlte in meiſt unangenehmer und ſtörender, ja krank machender Weiſe Dinge, die keinem Andern ſolche Empfindungen erregen; dabei waren ſeine Sinnesorgane, ſein Geſicht, Gehör, Geruch, Geſchmack bei Weitem feiner, ſchärfer, weit reichender, als bei anderen Menſchen vorzukommen und beobachtet zu werden pflegt, wie es nicht bloß Perſonen, die ein beſonderes Intereſſe an ſolcherlei Phänomenen hatten, ſondern auch z. B. Männer von ſo praktiſch-verſtändigem Weſen und Charakter, wie der Stallmeiſter v. Rumpler, bemerkt und bezeugt haben.*) So hätte man ſich ein ſolches Individuum, ein ſo rares, ja einziges Menſchenexemplar, ſchon vor aller Erfahrung denken müſſen; und ganz ſo ſtellte es ſich hier in Wirklichkeit dar. Was wir, ſeine Freunde, Beobachter und Kenner, an ihm wahrnahmen, aufzeichneten, beſchrieben, iſt gar nichts, was man wiſſenſchaftlich berechtigt wäre, als ungereimt und phantaſtiſch zurückzuweiſen; es iſt bloß das in dieſem Falle Naturgemäße und konnte gar nicht anders ſein. Es iſt nur darum ſo ganz abſonderlich, weil das Schickſal dieſes Menſchen ein ſo ganz eigenes, exceptionelles war; dürfte und wollte man daſſelbe, zum Zwecke eines wiſſenſchaftlichen Experimentes, einem anderen Individuum bereiten, ſo würde ſich in ihm unſer Kaſpar Hauſer wohl ſehr genau wiederholen und der Beobachtung ganz ähnliche Phänomene darbieten.

---

*) Derſelbe erzählte in ſeinem Zeugenverhör am 2. Nov. 1829, wie er mit H. öfters vor die Stadt geritten und dabei „vielfältig wahrgenommen, daß ſein Nervenſyſtem, beſonders ſein Geruchsorgan, mit der größten Schärfe begabt ſei.“ H. habe bei vorkommenden Gelegenheiten ſich über den üblen Geruch beſchwert,

2.

Ich berühre hier ſpeciell diejenigen an H. gemachten Beobachtungen, die mir von Seiten der Ungläubigen den meiſten Widerſpruch zugezogen haben und deren ſich die „negative Kritik" vorzugsweiſe bedient, um die Freunde Hauſer's, namentlich mich, in das Licht der Lächerlichkeit zu ſetzen. Und da iſt es von ganz beſonderem Werthe für mich, daß ſich mein hochverehrter Freund, Gottlieb Freiherr v. Tucher, Hauſer's ehemaliger Vormund, auch in Rückſicht dieſer am meiſten angefochtenen Beobachtungen ganz offen und auf die Gefahr hin, mit mir das gleiche Schickſal zu haben, auf meine Seite geſtellt und meine Angaben und Schilderungen beſtätiget hat, wofür ich dem eben ſo edeln, als denkenden und einſichtsvollen Manne hier öffentlich meinen Dank ausſpreche.

Ich hebe zunächſt folgende Stellen der Tucher'ſchen Erklärung aus. „Die Feinheit und Schärfe des Geſichts- und Geruchsorgans, des Geſchmacks- und Taſtſinnes übertraf Alles, was ſonſt an geſunden, im Genuſſe des Lichtes und der friſchen Luft aufgewachſenen Menſchen angetroffen wird." — „Ich war Zeuge der

---

der ihn an dem Orte beleidige; „und genauere Beobachtung zeigte alſogleich, daß wir uns entweder in der Gegend eines Tabakfeldes oder eines Blumengartens befänden, deſſen Geruch ihn wahrhaft anzog." Das letzte Wort iſt wohl fehlerhaft für ein anderes geſetzt, etwa für „anwiderte."

ganz gewaltigen Wirkung eines Gewitters, als ſich H. einmal im Sommer 1829 in meiner Gartenwohnung befand. Sie übertraf Alles, was man an höchſt nervöſen erwachſenen oder jugendlichen Perſonen ſonſt wahrnehmen kann. Wenn ich mich gleich der einzelnen Details nicht mehr zu erinnern vermag, ſo ſtimmt dieſe Wirkung doch im Allgemeinen mit den Schilderungen in **Daumer's** „„Mittheilungen““ Heft I. S. 17 ff. überein.“ *)

Ueber die eigenthümlichen Empfindungen, welche H. für animaliſche und mineraliſche Gegenſtände und Stoffe hatte, iſt das von mir und mit mir von mehreren namhaften Perſonen, wie von dem ſo eben genannten Freund, dann dem Profeſſor der Mathematik, nachmals Staatsrath v. **Hermann**, dem Philologen Prof. **Wurm**, dem Arzte Dr. **Oſterhauſen**, dem Kronanwalt **Brunner** aus München Wahrgenommene, Erprobte und als wahr Erkannte in meinen „Mittheilungen“ **) und „Enthüllungen“ ***) verzeichnet und beſprochen worden. In meinem zu Anfang Septembers 1828 abgeſtatteten Berichte, der bei Dr. **Meyer** fehlt †), heißt es: „Wenn ſich Jemand von hinten, auch ungeſehen und ungeſtört, ihm nähert, ſo weiß er es vermöge einer ganz eigenthümlichen Empfindung, die ihm die Nähe lebendiger Weſen erregt. Wenn man die Hand gegen ihn richtet, ſo fühlt er eine Strömung von ihr ausgehen, die er mit dem Ausdrucke: „„Anblaſen““ belegt; bei'm Anfaſſen einer Hand befällt ihn, mit wenigen Ausnahmen, wie namentlich bei älteren Perſonen, ein kalter Schauder. Die meiſte Empfindlichkeit für ſolche Eindrücke zeigt er in Beziehung auf mich. Er empfindet es, rückwärts gekehrt, wenn ich in einer Entfernung von 125 Schritten die Hand gegen ihn ausſtrecke. Eine ähnliche Empfindlichkeit äußert er gegen Metalle, durch die er gezogen zu werden behauptet. Er fühlt und unterſcheidet durch die Stärke dieſes Zuges verſchiedene Metalle, die man, ohne daß er es geſehen hat oder weiß, unter Papier verborgen hat.“ Näher iſt darüber in ganzen Capiteln meiner „Mittheilungen“ gehandelt worden.

---

*) Augsb. Allg. Ztg. Nr. 42 Beilage 11. Febr. 1872.

**) Heft I. S. 6 f. S. 9 ff. II. S. 36 ff.

***) S. 32 f. 136 f.

†) Ein Auszug daraus ſteht in meinen „Mittheilungen“ I. S. 1 ff.

Der Auszug, den Dr. Meyer in dieſen Beziehungen aus meinen Berichten macht, iſt das Unredlichſte, was man ſich denken kann, bloß darauf berechnet, mich lächerlich zu machen, wobei die ſchönſten und beweiskräftigſten Fälle, namentlich die, wo ich mich auf andere Perſonen, die mit mir das Gleiche beobachtet, berufen konnte, gänzlich verſchwiegen werden. Selbſt der nüchterne Dr. Oſterhauſen, der ſich mit Magnetismus ꝛc. nicht abzugeben pflegte, bezeugt dieſe Phänomene; davon aber wird Nichts erwähnt, damit ich als ganz iſolirt ſtehender Träumer und Phantaſt erſcheine. Höre man jedoch, wie ſich der ſchon oben citirte noch lebende Freund und Zeuge*) vernehmen läßt!

„Dr. Oſterhauſen knüpft an den von ihm geſchilderten Taſtſinn Hauſer's die Bemerkung an, daß er Metalle, und zwar nach den verſchiedenen Graden ihrer magnetiſchen Wirkſamkeit, ohne ſie zu ſehen, zu unterſcheiden wußte. Der von ihm beſchriebene Verſuch wurde auf meine Veranlaſſung und in meiner Gegenwart gemacht und iſt als vollkommen richtig zu beſtätigen. Während H. ſich nicht im Zimmer befand, wurde mein goldener Siegelring, ein ſilbernes Bleiſtiftfutteral und ein aus Meſſing und Stahl beſtehender Zirkel auf den Tiſch gelegt und ein ganzer Bogen Papier darüber gebreitet. Als dann H. eingetreten war und aufgefordert wurde, mit der Hand auf dem Papier hinzufahren, ohne dieſes ſelbſt zu berühren, bezeichnete er nicht nur die Stellen, an denen dieſe Gegenſtände lagen und deren Form, ſondern auch den verſchiedenen Grad der Anziehungskraft der einzelnen Metalle, unter welchen Gold die ſtärkſte Anziehungskraft zeigte. Hieran knüpfen ſich die meiſten Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus, wie ſie Prof. Daumer in ſeinen „„Mittheilungen““ erzählt. Dieſe kann ich in allen hauptſächlichen und weſentlichen Punkten — mit Abrechnung einzelner von meiſt untergeordneter Bedeutung, worüber ich keine eigene Wahrnehmung gemacht, wogegen ich andere von Daumer nicht beobachtete Vorkommniſſe mitzutheilen im Stande bin — mit Berufung auf meinen geleiſteten Eid als vollkommen wahr beſtätigen; und ich glaube ein Recht darauf zu haben, daß man dieſen meinen Worten das Prädicat der

---

*) Augsb. Allg. Ztg. Nr. 42 Beilage 11. Febr. 1872.

Wahrheit beimeſſe, daß man die in meinen gerichtlichen Vernehmungen niedergelegten Angaben nicht, wie ſich Dr. Meyer mit denen des Profeſſors Daumer erlaubt, für Träumerei, und was ich als das Ergebniß eigener ſinnlicher Wahrnehmungen deponirt habe, nicht als auf bloßer Mittheilung Daumer's beruhend erkläre. Wenn Dr. Meyer die an H. wahrgenommenen Wirkungen des animaliſchen Magnetismus für unglaublich hält, deßhalb den Prof. Daumer, weil er ſolche mittheilt, lächerlich zu machen ſucht und ihm die Fähigkeit abſpricht, Garantien der Wahrheit ſeiner Beobachtungen zu bieten, ſo hat er dazu kein Recht, weil er, wenn er von ſolchen Wirkungen Nichts weiß, ſich bei einem gebildeten Arzt Raths erholen konnte. Auf die Gefahr hin, in ſeinen Augen mich ſelbſt lächerlich zu machen, will ich nur Einiges von meinen vielen Wahrnehmungen dieſer Wirkungen mittheilen. Der damalige Lehrer der Mathematik in Nürnberg, nachmals Profeſſor und Staatsrath v. Hermann in München, ſtand einſt im Herbſt 1828 vor H., um dieſem in ſeiner geiſtvollen Manier das Weſen der Zahlenverhältniſſe auseinanderzuſetzen, wobei er, wie er auch ſonſt zu thun gewohnt, mit der rechten Hand, Zeig- und Mittelfinger ausgeſtreckt, die anderen Finger eingebogen, gegen H. gewendet, auf und abfuhr. Sogleich frug ihn H. mit dem Ausdrucke des Erſtaunens: „Was blaſen Sie mich denn an?" Von da an war unſere Aufmerkſamkeit auf dieſe Erſcheinung gewendet. Jede gegen ihn, auch unbemerkt von hinten, ausgeſtreckte Hand, fühlte er augenblicklich, je nach dem Maße der körperlichen Kraft*) dieſer Perſon, ſtark oder ſchwach. Auf einem Spaziergange war Daumer zurückgeblieben, H. ging zwiſchen mir und Hermann im Geſpräche ruhig des Weges hin. Plötzlich rief er halb unwillig: „„Das iſt wieder der Herr Profeſſor!"" D. hatte in demſelben Momente mehr als 50 Schritte hinter ihm entfernt ſeine Hand gegen ihn ausgeſtreckt. Auf gleiche Weiſe fühlte er das Nervenfluidum eines jeden kräftigen Menſchen; Frauen, alte Männer und Kinder wenig oder gar nicht, am ſtärkſten den mit ihm am meiſten in Rapport ſtehenden Prof. Daumer."

---

*) Der Grad der Einwirkung hatte jedoch ſeine beſonderen Urſachen, die nicht bloß in Körperkraft und Geſundheit beſtanden. Ich war keineswegs der ſtärkſte und geſundeſte in ſeiner Umgebung, und doch hatte ich die empfindlichſte Wirkung auf ihn, wie auch Herr v. Tucher gleich unten bemerken wird.

3.

Ich beſitze noch ein Blatt, worauf Prof. Hermann mit flüchtiger Hand einige Notizen über Hauſer's eigenthümliche Empfindungen hingeworfen hat, worunter nachſtehende ſind.

„Er fühlte mich ſtets, wenn ich, ohne daß er es hörte, in's Zimmer getreten. Unbeſtimmt, was macht, daß er ſo verſchieden fühlt."

„Todte Maus zog ihn, eben ſo Bein, nur ruckweiſe dieſes.*) Er roch dieſes auf 10—11 Schritte, während wir es an der Naſe kaum rochen."

„Magnets Nordpol zieht ihn ſtärker, als Gold. Als derſelbe zufällig von mir in der Hand gehalten und auf ihn gerichtet wurde, griff er ſeine Weſte vorn auf der Bruſt in der Gegend der Herzgrube und zog ſie gegen mich: ſo ziehe es ihn, er fühle es innen; es gehe wie ein Luftzug von ihm her. Der Südpol bläßt ihn an, wirkt überhaupt weniger ſtark. Erſt dadurch erfährt er, was ihm in ſeinem Koffer unangenehm geweſen. Als er den Magnet zum Geſchenk erhielt, empfand er Erſchütterung und Uebelgefühl im ganzen Leibe, er verſchloß ihn daher im Käſtchen und öffnete dieſes nie, außer zufällig bei'm Ausräumen, wo wir eben zugegen. Er ſtellte daſſelbe immer ſo, daß der Nordpol des Magnets von ihm abgekehrt war, wenn er hinzutrat. Während wir mit ihm darüber ſprachen, berührte er den Magnet nie, der überhaupt meiſt der Quere nach auf dem Tiſche lag, wo er ihn nicht afficirte; dennoch ſtand ihm nach wenig Minuten der Schweiß auf der Stirne. Man hat es jetzt weggeräumt."

4.

Aus meinen „Mittheilungen" will ich hier noch Einiges ausheben, was von beſonderem Belang iſt, insbeſondere die Annahme eines Betruges von Seiten Hauſer's und einer Selbſttäuſchung auf meiner Seite ausſchließt. Die Zeugen und Mitbeobachter, die ich in den betreffenden Stellen nenne, waren damals, als dieſe zum Drucke kamen, alle noch am Leben und ich hätte mich ohne gegründete Urſache nicht auf ſie berufen dürfen.

---

*) Das thieriſch Todte ſcheint umgekehrt, wie im Gegenſatz zum Lebendigen, ſowie Mineraliſches, gewirkt zu haben. Durch Anziehen und Anwehen unterſchieden ſich auch der Nord- und der Südpol des Magnets, wie ſogleich bemerkt werden wird.

Auf einem Spaziergange machte ich einſt im Beiſein Prof. Wurm's, meines damaligen Collegen, folgenden Verſuch. Ich ließ ihn in ziemlicher Entfernung vor mir hergehen und ſagte ihm, ich wolle gegen ihn mit der Hand herabfahren und er ſolle ſagen, ob und wann er Etwas davon verſpüre. Ich fragte ihn dann zweimal, ob er Nichts empfinde, indem ich den Schein erweckte, als mache ich die Bewegung, die ich aber unterließ. Er antwortete verneinend. So wie ich aber wirklich, und zwar ſehr ſchnell, mit der Hand herabfuhr, ſah man die Aeußerung des Froſtſchauders an ihm, worauf er ſich umdrehte und ſagte, nun ſei es geſchehen. Bei in der Art angeſtellten Experimenten hätte ſich eine von H. gewagte Gaukelei gewiß verrathen müſſen; und was mich betrifft, ſo konnte ich mir dabei Nichts einbilden. Bei anderen Verſuchen der Art, die ich im Freien anſtellte, ohne daß H. wußte, noch wiſſen konnte, was ich hinter ſeinem Rücken that, indem ich unbemerkt weit hinter ihm zurückgeblieben, waren Hermann und v. Tucher Zeugen; und Letzterer erinnert ſich dieſer Dinge mit voller Beſtimmtheit noch jetzt. Ich habe in meiner Schrift hinzugeſetzt, daß ich noch mehr ſolche Fälle und Namen nennen könnte, doch würden wohl ſchon obige genügen.

Wenn ihm der Arm, wie es zu geſchehen pflegte, durch Anrühren von Metall oder Edelſteinen, oder durch Annäherung an ſolche Gegenſtände kalt wurde, ſo ſchwollen ſichtlich und auffallend die Adern der Hand auf, die der Wirkung ausgeſetzt waren. Das konnte er doch nicht zum Behufe eines Betruges bewirken; oder wenn er es konnte, ſo war er auch dann ein wunderbarer Menſch, und man ſchafft ſich die Mirakel nicht vom Halſe, wenn man ihn zum Betrüger macht; denn ſo betrügen konnte er nur als eine Art von Thaumaturg, wie er ſonſt nirgend zu finden ſein möchte.

Ich legte in ſeiner Abweſenheit einen goldenen Ring, einen Zirkel von Stahl und Meſſing und eine ſilberne Reißfeder unter Papier, ſo daß man nicht merken konnte, daß Etwas darunter verborgen war. Er fuhr dann mit dem Finger über das Papier hin, ohne es zu berühren und unterſchied ſo, nach Maßgabe des verſchiedenen Zuges, den die Metalle auf ſeinen Finger ausübten, ſie alle. Einer der ſchönſten

Fälle iſt der Folgende. Ich war in meiner Wohnung mit Dr. Oſterhauſen und Kronfiskal Brunner, die mich beſucht hatten, und mit mir an einem Tiſche ſaßen, im Geſpräche begriffen. Es lag ein Blatt Papier auf dem Tiſche, unter welchem Nichts verborgen worden war. Hauſer kam dazu und ich ſagte zu ihm, er möge verſuchen, ob nichts Metalliſches darunter liege. Er fuhr mit dem Finger darüber hin und ſagte an einer beſtimmten Stelle: da ziehe es. Das brachte mich in eine nicht geringe Verlegenheit; ein ſolcher Fall war noch nicht vorgekommen, und es war der Eindruck, den die Sache auf die erwähnten Herrn machte, offenbar kein günſtiger. „Diesmal haſt du dich getäuſcht", ſagte ich und hob das Papier auf. H. ließ ſich nicht irre machen. Er fühlte wieder an dieſelbe Stelle hin, wo er den Zug gefühlt, und behauptete, es ziehe noch immer daſelbſt. Der Tiſch war mit einer Wachsdecke bekleidet; wir betaſteten nun die Stelle, konnten aber Nichts entdecken; es wurde daher auch unter der Wachsdecke nachgeſucht, und es kam an der bezeichneten Stelle eine daſelbſt verborgene Nadel zum Vorſchein, die er alſo durch Papier und Decke hindurch empfunden hatte. Dieſen Fall und andere ſolche hat auch Feuerbach*) in ſein Buch aufgenommen. Die „negative Kritik" ſchweigt wohlweislich von all dem, was hier beweiſend und überzeugend iſt, erfindet noch überdies Abſurditäten, die gar nicht in dem Buche ſtehen, und kommt ſo freilich zu ihrem edlen Zweck — doch nur, ſo lange ſie allein ſpricht und die Andern ſich nicht dagegen erheben und ihr dies gottloſe Spiel verderben.

VIII. Diätetiſche Abſonderlichkeiten.

1.

Einer der für die Beurtheilung des Falles wichtigſten, auch wiſſenſchaftlich merkwürdigſten Umſtände iſt des Findlings ganz beiſpielloſe diätetiſche Einfachheit und Enthaltſamkeit. Er lebte in den erſten Zeiten ſeines Nürnberger Aufenthaltes bekanntlich ganz nur von Waſſer und Brod und wies jedes andere Nahrungs- und Genußmittel mit Abſcheu zurück. Drang man ihm ein ſolches, wenn auch in der kleinſten Quantität, gewaltſam auf, ſo machte es ihn entſetzlich krank und leidensvoll. Der Gefangenwärter Hiltel erzählte, wie ihm Dr. Preu, der ihn Anfangs für einen Betrüger gehalten, animaliſche Nahrung mit Gewalt in den Mund bringen wollte, aber der abſchreckenden Erſcheinungen wegen, die dabei hervortraten, davon abſtehen mußte. Es war dieſes ausſchließliche Leben Hauſer's von Waſſer und Brod ein keineswegs bald vorübergehender Umſtand; derſelbe währte vom 26. Mai 1828 an, wo H. in Nürnberg erſchien, bis zum Juli deſſelben Jahres, und fand nicht nur bei Hiltel auf dem Gefängnißthurm, ſondern auch noch Anfangs in meinem Hauſe Statt, in welches er am 18. Juli eintrat. Erſt im Juli, Auguſt, September dieſes Jahres gewöhnte er ſich allmählig — noch nicht etwa an die ihm ſo fürchterliche Fleiſchkoſt und an andere Getränke, als Waſſer, die gleich ſchrecklich und giftig für ihn waren, ſondern nur erſt an Waſſerſuppen, ungewürzte Chocolade, Milchbreie und Kartoffeln. Ihn endlich an Fleiſchkoſt zu gewöhnen, was mit äußerſter Vorſicht und Allmähligkeit verſucht und durchgeführt wurde, gelang erſt im November 1828. Er lebte demnach ohne dieſe Nahrung ohngefähr ein halbes Jahr lang vom Mai bis zum November 1828. Was die Getränke betrifft, ſo hat er meines Wiſſens zu Nürnberg, ohne gewaltſame Aufnöthigung, niemals einen Tropfen Bier, Wein, Kaffee, Thee genoſſen. Im December 1831 wurde er von da nach Ansbach verſetzt. Auch dort hat er zugeſtändlich niemals Bier, Wein, Kaffee getrunken; Thee, wenn er ſolchen dort gekoſtet, wenigſtens nicht in der Regel. Der Abendmahlswein, den er in Ansbach trinken mußte, machte ihn krank; er mußte ſich in Folge deſſen erbrechen.

---

*) S. 111 ff.

2.

Ich füge dieſer Ueberſicht eine Reihe von Berichten und Zeugniſſen verſchiedenartiger Perſonen an. Ich nehme zunächſt die in Meyer's Werk von S. 27 an abgedruckten Aktenſtücke über Hauſer's Erſcheinen im Mai 1828 in Anſpruch. So viel Widerſpruch und Wirrwarr in dieſem Theile der Akten iſt, ſo herrſcht doch in Betreff des in Rede ſtehenden Punktes die vollkommenſte Uebereinſtimmung. Der Bediente des Rittmeiſters v. Weſſenich ſagt aus:

„Brod und Waſſer nahm H. mit Haſtigkeit zu ſich, lehnte dagegen das von mir angebotene Fleiſch und Bier mit Widerwillen ab.“ *) — *Weſſenich* ſelbſt beſtätigt, daß H. Braten und Bier verſchmäht und bloß Waſſer und Brod zu ſich genommen habe. — Polizeiactuar v. *Scheurl* bezeugt: „Das ihm gereichte Brod und Waſſer verſchlang er in Haſt, wies aber alle übrigen Nahrungsmittel, ſich davor ſchüttelnd, zurück.“ — Polizeiſoldat *Lemarier* berichtet: „Ich hatte, als er auf die Wachtſtube kam, etwas Fleiſch und weißes Brod, das hat H. nicht gegeſſen; mit großem Appetit aber ſchwarzes Brod verzehrt.“ — Der Gefangenwärter *Hiltel* erzählt, wie er dem Findling und einem mit demſelben zuſammengeſperrten Verhafteten zu Mittag Nudeln und Rindfleiſch gebracht, welche nachher verzehrt waren; es habe ſich aber herausgeſtellt, daß H. Nichts angerührt und der Mitgefangene beide Portionen verſchlungen habe.**) Genaue Aufſicht ergab, daß H. vom erſten Augenblicke ſeines Eintreffens bis zu der Zeit, da er aus dem Thurme entlaſſen wurde, Nichts als Waſſer und Brod zu ſich genommen. Dieſe Ausſage beſtätigte *Hiltel* in einem zweiten Verhör. Polizeiſoldat *Blaimer*, der den Findling täglich ausführte, ſagt: „Wenn man ihm etwas Gutes nach ſeinem Geſchmacke zu eſſen geben wollte, ſo mußte man ihm altgebackenes ſchwarzes Brod reichen; außerdem aß er aber auch *gar Nichts*.“

Weitere Zeugniſſe ſind folgende.

Bürgermeiſter *Binder* erwähnt in ſeiner im Juli 1828 bekannt gemachten Schilderung die einfache Koſt, die H. bei *geſundem Anſehen und wohlgenährtem Körper****) fortwährend genieße,

---

*) Vergl. „Mittheilungen“ I. S. 48, wo H. ſelbſt erzählt: „Er brachte mir einen zinnernen Teller mit Fleiſch und in einem Glaſe Bier. Der Glanz des Tellers und die Farbe des Bieres gefiel mir, aber ſchon der Geruch verurſachte mir Schmerzen. Ich ſchob es weg, er wollte es mir aufdringen, aber ich ſchob es immer zurück. Dann brachte er mir Waſſer und ein Stückchen Brod, das erkannte ich gleich und nahm es in die Hand, aß und trank.“

**) Wenn ſich das, wie ſo leicht möglich war, *nicht* herausgeſtellt und *Hiltel* bei minder genauer Beobachtung und Ermittelung geglaubt und bezeugt hätte, daß H. die ihm gebrachte Koſt verzehrt habe — wie würden ſich an dieſen Umſtand die triumphirenden Gegner klammern! So mag es ſich mit manchem Widerſpruch in dieſer Geſchichte verhalten, über welchen die Aufklärung fehlt.

***) Dies iſt ein wichtiger Umſtand. Wer, an andere Koſt gewöhnt, aus während er vor jeder anderen, auch nur von ferne dargebotenen den größten Abſcheu habe; ſo wie „die Empfindlichkeit ſeiner Geruchs- und Geſchmacksnerven gegen die einfachſten Gegenſtände, wie Blumen, Erdbeeren, Milch." — Dr. Preu ſagt in ſeinem Gutachten vom 3. December 1830: „Noch jetzt fühlt er gegen eine Menge Genüſſe, die von andern Menſchen für wohlſchmeckend gehalten werden, wahren Abſcheu. Er verſchmäht Kaffee, Bier, Wein; alles Gewürzartige, in der kleinſten Quantität den Speiſen beigemiſcht, wirkt nicht allein widerlich auf ſeinen Geſchmack, ſondern auch nachtheilig auf ſeine Nerven und macht ihn wahrhaft krank." — So auch Dr. Oſterhauſen, allöopathiſcher Arzt, in ſeinem Bericht vom 31. Dec. 1830: „Sein Geſchmacksſinn vertrug ſonſt Nichts als Waſſer und Brod, alles Andere war ihm ekelhaft." Es iſt dann von ſeinem Aufenthalte bei mir die Rede. „Die erſten Wochen daſelbſt war ſeine Nahrung noch Brod und Waſſer. Dann wurden Verſuche gemacht, ihn an andere und gekochte Speiſen zu gewöhnen. Zuerſt bekam er eine Waſſerſuppe mit ſchwarzem Brod" u. ſ. w. „Am längſten dauerte es, bis er ſich an Fleiſchſpeiſen gewöhnen und ſeinen Ekel dagegen überwinden konnte. Die erſten Verſuche wurden mit tropfenweiſe gegebener Fleiſchbrühe gemacht, worauf ihm aber jedesmal unwohl wurde. Mit der Gewöhnung an Fleiſch ſelbſt wurde im October 1828 begonnen. Anfangs nur Fleiſchfaſern; erſt zu Anfang Januar 1829 konnte er einen Biſſen Fleiſch ertragen." Es wird dann erwähnt, daß er nunmehr auch Obſt vertrage, ausgenommen Pfirſiche, Nüſſe und Weintrauben; vom Genuſſe der Letzteren werde ihm, als ob er berauſcht wäre." Er wurde es förmlich. „Waſſer iſt noch jetzt ſein einziges Getränk. Geiſtige Getränke kann er durchaus nicht vertragen, nicht einmal den Geruch derſelben. Bier, Kaffee, Thee kann er nicht genießen." Es wird erzählt, wie ihm von muthwilligen Menſchen Brantwein aufgedrungen worden, durch welchen er, wiewohl er ihn nicht hinunterſchluckte, 14 Tage zu leiden hatte. Champagnerdunſt habe ihm „im vorigen Frühjahr"

---

irgend einem Grunde, wie hier um des Betruges willen geſchehen ſein ſoll, andauernd bloß Waſſer und Brod genießt, wird bald elend ausſehen. Das Kunſtſtück, bei ſolcher Koſt, ohne in gleicher Weiſe daran gewöhnt zu ſein, dennoch wohlgenährt und von geſundem Anſehen zu ſein, wird dem Findling wohl Niemand nachmachen.

bei Jemand, wo er eingeladen war, dämiſch und halb berauſcht gemacht. Arzeneien könne er nicht nehmen. — Freiherr v. Tucher in dem Zeugenverhör vom 5. Dec. 1830 erzählt den Vorfall mit dem Champagnerdunſt noch beſtimmter. „Er mußte nach dem Oeffnen einer Champagnerbouteille in einer Entfernung von 4—5 Schritten nach circa 5 Minuten aus dem Zimmer geführt werden.“ In der Augsb. Allgem. Zeitung*) ſagt v. Tucher: „Er genoß keinerlei Art von geiſtigem Getränk. Ich war Zeuge davon, wie am Tiſche meines Schwiegervaters, 3—4 Schritte von H. entfernt, eine Champagnerbouteille geöffnet wurde und H., ohne ſelbſt getrunken zu haben, die Symptome der Trunkenheit an ſich zeigte, dann ſchläfrig wurde und nach mehr als ſtündigem Schlafe mit heftigem Kopfſchmerz erwachte. Feuerbach in einem Briefe an Eliſe von der Recke vom 20. September 1828**) ſagt: „Er konnte nur Waſſer und Brod genießen; jedes andere Getränke, ſelbſt Milch und das kleinſte Bischen Fleiſch erregten ihm nicht bloß Ekel und Grauſen, ſondern auch Fieber. Noch jetzt genießt er weder Fleiſch, noch Gemüſe, noch Obſt.“ Von ſeiner ſpäteren, zu Ansbach geführten Lebensweiſe berichtet Feuerbach: „Seine Lebensweiſe iſt jetzt faſt ganz die gewöhnliche anderer Menſchen. Er genießt, außer Schweinefleiſch, alle Arten von Speiſen, doch ohne hitzige Gewürze. Sein Getränke beſteht noch immer in Waſſer, nur Morgens wird dieſes durch eine Taſſe Geſundheitschocolade vertreten. Alle gegohrenen Getränke, Bier, Wein, wie auch Thee und Kaffee ſind ihm fortwährend ein Gräuel und würden ihn, wollte man ihm davon einen Tropfen aufnöthigen, unfehlbar krank machen.“

3.

Nun frage ich Jeden, der einen Funken Menſchenverſtand im Kopfe hat, wie ſich das mit der Annahme reimt, daß ſich H. vor ſeinem Erſcheinen in Nürnberg vagabundiſch in der Welt herumgetrieben und dann als ein mit Menſchen und Dingen wohlbekannter verſchmitzter Burſche dorthin gekommen, um mit den Nürnbergern Komödie zu ſpielen? Wie konnte ein ſolcher Menſch ſo grenzenlos empfindlich gegen alle andere Nahrung, als jene einfachſte und ärmlichſte, ſein? Ein ſolcher würde gewiß an alles Mögliche gewöhnt geweſen ſein, was man zu genießen pflegt, würde insbeſondere Fleiſch und berauſchende Getränke nicht nur ohne Abſcheu, ſondern auch wohl mit Luſt und Begierde angenommen und genoſſen haben. Oder geſetzt, er hätte ſich ſolcher Genüſſe nur um der von ihm geſpielten trüglichen Rolle willen enthalten, welchen Gedanken Dr. Meyer wirklich äußert, ſo iſt es doch ganz unglaublich, daß er ſich ſo lange fort beharrlich caſteit haben, Fleiſchkoſt viele Monate lang, berauſchende und reizende Getränke, beſonders Bier und Wein, wonach gemeine Menſchen ſo begierig ſind, für immer bis an ſein Ende verſchmäht haben ſollte. Und warum hätte er denn, als Gauner und Betrüger, ſeine Rolle geſpielt? Doch wohl nicht, um eine heroiſche Abſtinenz zu üben und ſtrenger, als ein Trappiſt, zu leben, ſondern im Gegentheil, um ſich ein gutes Leben zu verſchaffen, um Alles in möglichſt reichem Maß zu genießen, was einem ſolchen Menſchen genußvoll dünkt. Von Waſſer und Brod leben zu müſſen, iſt eine der empfindlichſten Bußen für Sträflinge*), und die ſollte ein ſolcher Menſch ſich ſelbſt auferlegt haben und ſo lange! Hätte er ſich eine zeitlang in der That eine ſolche Gewalt angethan und ſich einer ſo ärmlichen Diät bequemt, ſo wäre er doch ſicherlich bald genug zur gewöhnlichen Lebensart zurückgekehrt und hätte die ihm ſo reichlich gebotene Gelegenheit benützt, ſich an den ihm wünſchenswerthen Genüſſen zu erlaben.

---

*) Widerlegung Dr. Meyer's Februar 1872.

**) Feuerbach's Leben und Wirken. Leipz. 1852. II, 272.

---

*) Eſchricht in ſeiner Schrift über K. H. bemerkt: „Daß ein junger Menſch von 16—17 Jahren nur von Brod und Waſſer leben konnte, muß beſonders hier in Dänemark und Norwegen auffallend ſein, wo eine ſolche Koſt ganz allgemein als Strafmittel, doch immer nur auf kurze Zeit und mit großer Vorſicht angewendet wird. In Dänemark wird Gefängniß bei Waſſer und Brod auf 8—12 Tage erkannt, ſo aber, daß der Sträfling den 5. und 9. Tag frei iſt; in ſchweren Fällen bis zu 30 Tagen, ſo aber, daß nach jedem 5. Tage eine Pauſe von 5 Tagen eintritt. Nach dem norwegiſchen Strafgeſetz vom 20. Aug. 1842 gibt es dort nur einen Tag Friſt nach dem 5. oder 10. Tag; zwei Tage nach dem 15. und 20. Tag, 3 Tage nach dem 25. Tag.“ Man hält es alſo dort für allzu hart, oder für allzu gefährlich, einen Sträfling Wochen und Monate lang unausgeſetzt dieſe Strafe leiden zu laſſen.

4.

Lehrer Meyer, der Spitzbubentheorie huldigend, ſucht die Bedeutung der Hauſer'ſchen Lebensweiſe ſo viel als möglich abzuſchwächen, und die Thatſache ſelbſt auf das geringſte Maß zurückzuführen oder gar nur als Gaukelei darzuſtellen. Wir brauchten ihm, als einem ſo feindſeligen Darſteller, nicht zu glauben; können und wollen jedoch Alles gelten laſſen, was er berichtet; denn daß in der Ansbacher Periode in Hauſer's Natur eine bedeutende Umwandlung eingetreten war, läugnet man ja nicht; und den bleibenden Umſtand, daß H. nichts Berauſchendes genoſſen, müſſen auch die Widerſacher einräumen. Lehrer Meyer gibt an*), daß H. bei ihm Alles habe genießen können, was und wie es in gewohnter Weiſe auf den Tiſch kam, nur mit Ausnahme von Schweinefleiſch, welches er gar nie verſucht habe. Doch habe er nicht ungern Bratwürſte gegeſſen, die doch auch von Schweinefleiſch ſeien**). Auch habe er gewürzte Chocolade genoſſen und vertragen. „Was die Getränke im Allgemeinen betrifft, ſo enthielt ſich H. aller berauſchenden Getränke, ſie mochten dieſe Eigenſchaften mehr oder weniger haben, als des Weines, Bieres ꝛc. fortwährend gänzlich. Sogar das doch den kleinſten Kindern unſchädliche weiße Bier, von dem er auf meine Veranlaſſung zweimal nur ganz wenig in den Mund nahm und das Wenige unter auffallender Geberdung nur zum Theil verſchluckte, verurſachte ihm, wie er jedesmal bald darauf klagend äußerte, bedeutendes Mißbehagen. Thee wollte er Anfangs bei mir auch nicht trinken können, trank ihn aber ſpäter oft in Geſellſchaften, um dieſer willen, wie zu erwarten ſtand, ohne jede nachtheilige Wirkung." Wie boshaft! Dem Zeugniß eines ſolchen Gegners iſt, wie ſchon bemerkt, keineswegs zu trauen; aber es ſei, daß er in Ansbach zuweilen ohne Nachtheil Thee getrunken; dies hebt das hier in Rede ſtehende Ganze und ſein Gewicht nicht auf. Was Meyer zugeſteht und ſelbſt bezeugt, iſt bedeutend genug; und man muß ſich wundern, daß zu jener Zeit, wo ſich Hauſer's Empfindlichkeiten und Reizbarkeiten im Allgemeinen ſo ſehr gemindert hatten, doch noch ſo viel davon übrig war und ſich nie völlig verloren hat.

---

*) Meyer S. 464.

**) Hier haben wohl die gewürzigen Zuthaten ſeinen Ekel überſtimmt.

5.

Gewaltig genirt eine ſo ſprechende, unläugbare und mit der plumpen Spitzbubentheorie ſo unvereinbare Thatſache auch Meyer, den Sohn. Er ſagt*): „Bemerkenswerth iſt die Erſcheinung, daß ſich H. bis zu ſeinem Tode aller berauſchenden Getränke enthielt. Legte er ſich zum Zwecke der Durchführung ſeiner Täuſchung eine ſo ſchwere Entbehrung auf, oder hatte er eine beſondere Abneigung gegen ſolche Getränke? Man muß geſtehen, hier vor einer nicht genügend aufgeklärten Thatſache zu ſtehen. Immerhin kann aber dieſe vereinzelte Erſcheinung, gegenüber den ſonſtigen maſſenhaft und überzeugend gegen H. ſprechenden Indicien, ein entſcheidendes Gewicht nicht beanſpruchen.“

Wie unglaublich die beiden Annahmen ſind, die M. als mögliche Löſungen des Problems fragend hinſtellt, die abſolute Abſtinenz zum Behufe der Täuſchung, ſo wie die wirkliche Abneigung gegen jene Genüſſe bei einem gemeinen Menſchen, der ſich gauner- und gauklerhaft in der Welt herumgetrieben, iſt ſchon erörtert worden. Aber in ſolchen Fällen iſt dieſen Ungläubigen, die ſonſt Alles verhöhnen, was irgendwie über das Alltägliche hinausgeht, nichts zu ſeltſam, unbegreiflich und ungereimt. Die Thatſache iſt längſt „genügend aufgeklärt“; ſie iſt begründet in der vieljährigen Gewöhnung an die einfachſte Nahrung während der Gefangenhaltung des Findlings in ſeinem Verſteck. „Vereinzelt“ ſteht dieſe für H. ſprechende Thatſache keineswegs, und „maſſenhaft und überzeugend“ ſprechen die Indicien gegen H. nur in der unwahren Behauptung und künſtlichen Darſtellung ſeiner Gegner; indem vielmehr eine Menge der auffallendſten und unabweislichſten Umſtände die gläubige Auffaſſung ſtützt, wie z. B. Hauſer's Sehen im Finſtern, ſeine weichen, verwundbaren Hände und Füße, ſeine wunderſame Reizbarkeit und Empfindlichkeit gegen alle für ihn ungewohnten Eindrücke und Einflüſſe der Natur und Menſchenwelt, ſein Metallfühlen und Anderes der Art, ſeine Unbekanntſchaft mit den bekannteſten Gegenſtänhen, wie wenn er in eine Lichtflamme griff, um ſich dieſelbe anzueignen und ſich dabei die Hand verbrannte, ſo daß er aufſchrie und Blaſen bekam, die ſo entſchieden für die Wahrheit der Hauſer'ſchen Geſchichte ſprechende Leichenöffnung, wo insbeſondere Leber, Lunge und Gehirn ganz die entſprechende Beſchaffenheit zeigten ꝛc. ꝛc. Das Alles freilich wird für Fabel und Phantaſie myſtiſcher Thoren erklärt oder ſonſtwie gewaltſam und erbärmlich genug entwerthet und bei Seite geſchoben. Wäre ich es geweſen, der die Geſchichte von dem weißen Biere, das auf H., trotz ſeiner Leichtigkeit, einen ſo widrigen Eindruck gemacht, erzählt hätte, ſo würde ich von Dr. Meyer gewiß auch in Betreff dieſes Punktes verhöhnt und an den Pranger der Lächerlichkeit geſtellt.

---

*) S. 604 Note.

Dr. Meyer*) ſagt, es ſei nicht erwieſen, ob H. in der Zeit, wo er nur Waſſer und Brod zu ſich nahm, nicht doch andere Nahrung vertragen hätte. Das iſt allerdings durch viele Experimente und Beobachtungen erwieſen und gewiß. Meyer will einen Fall geltend machen, wo ein Rekrut, an Mehl- und Milchkoſt gewöhnt, ebenfalls keine Fleiſchkoſt vertrug. In manchen Gegenden lebe man ſehr ärmlich und genieße ſelten Fleiſch; aus einer ſolchen Gegend werde H. gekommen ſein. Hier wird Hauſer's Diät doch als Folge der Gewohnheit anerkannt, dagegen M. anderswo Gaukelei vermuthet. Wo aber leben denn die Leute ſo ganz ausſchließlich nur von Waſſer und Brod und ſind in der Art daran gewöhnt, daß ſie nichts Anderes genießen können, ohne ganz entſetzlich zu erkranken, ja ſelbſt vom Geruche anderer Speiſen und Getränke auf das Peinlichſte afficirt werden? Dr. Meyer wolle uns doch ein ſolches jenen Gegenden entſtammtes Individuum herbeiſchaffen**)! Und wie ſollte es denn einem ſolchen einfallen, ſich aus ſeiner Heimath heraus in die Welt zu ſtürzen, ſich darin vagabundirend herumzutreiben, ſich um Aufnahme in die Armee zu bemühen, Cavalleriſt werden zu wollen? So viel würde es doch wiſſen, daß es da in Lagen kommen werde, die ſeiner diätetiſchen Beſchränktheit und Empfindlichkeit durchaus nicht entſprechen. Und wäre ein ſolcher Menſch gleichwohl in ein Vagabundenleben hineingerathen und hätte da bereits eine Schule durchgemacht, ſo wäre er kein auf Waſſer und Brod beſchränkter Kaſpar Hauſer mehr geweſen.

---

*) S. 154.

**) Eſchricht S. 36 ſeiner Schrift über K. H. ſagt: „In K. H. hat man vielleicht das erſte Beiſpiel eines Menſchen, der ausſchließlich von Waſſer und Brod lebte."

6.

Auch der Recenſent der „Authentiſchen Mittheilungen“ in der „Frankfurter Zeitung“*) legt auf Hauſer's Diät das gebührende Gewicht. „Der Findling“, ſagt er, „war bei ſeinem Erſcheinen notoriſch auf's Aeußerſte ermüdet und erſchöpft. Was natürlicher, als daß er begierig nach Speiſe und — beſonders als Bauernburſche aus Altbayern — vor Allem nach Bier gegriffen hätte! Aber was iſt conſtatirt?“ Folgen dann die actenmäßigen Belege. „Daß Meyer“, heißt es dann ſchließlich, „auch dieſer Thatſache keinerlei Bedeutung beilegt, wird für *ſelbſturtheilende* Leſer wohl ziemlich gleichgültig ſein; wir halten die von ihm ſelbſt zugeſtandene „„Thatſache““ als ſolche feſt.“

7.

Ich will hier noch einiges Hiſtoriſche und Anekdotiſche der bezüglichen Art aus meinen Papieren anfügen.

Als H. auf dem Gefängnißthurme genöthigt wurde, etwas Kaffee — er glaubte nicht mehr als einen Tropfen bekommen zu haben — in den Mund zu nehmen, bekam er Durchfallſtuhl. Noch im Sommer 1829 hatte, wenn im Hauſe Kaffee gebrannt wurde, der von ihm eingeathmete Duft, dieſelbe Wirkung. Als er noch auf dem Thurme war, äußerte er: Das Eſſen — nehmlich der Genuß gebräuchlicher Speiſen — ſei das Allerſchwerſte und Härteſte; das wolle er zuletzt lernen, wenn er alles Uebrige gelernt haben würde. Jemand hatte ihm um dieſe Zeit ein Chocoladetäfelchen geſchenkt, worauf einige blanke Geldſtücke gelegt waren. Erſteres gab er ſogleich mit Widerwillen gegen den Geruch weg; die Geldſtücke aber ließ er ſich abwiſchen, damit ſie den von der Chocolade angenommenen Geruch verlören. Jemand gab ſich Mühe, ihm das Verhältniß zwiſchen Leib und Seele auseinanderzuſetzen und gebrauchte dabei das Gleichniß: „Leib und Seele ſind mit einander verbunden, wie wenn Wein und Waſſer durcheinander gemengt werden; jedes von beiden bleibt, was es iſt und doch ſind ſie verbunden.“ — „So verderbt man aber das Waſſer“, entgegnete er.*)

---

*) Nr. 51 zweites Blatt v. 20. Febr. 1872.

Im Juni 1828 trieb ihn Gelüſten oder Neugierde, von Waizenbier zu koſten. Er miſchte ein wenig davon mit Waſſer und nahm einige Tropfen davon zuerſt nur in den Mund, ohne ſie zu verſchlucken; davon wurde ihm ſchwindlich, und als er die Flüſſigkeit verſchluckte, bekam er Schmerzen im Leibe, hauptſächlich im Magen ohngefähr eine Stunde lang. Eine halbe Stunde lang Hitze, Anfangs mit ſtark herabrinnendem Schweiß am ganzen Körper. Ehe die Schmerzen aufhörten, ſtarkes Aufſtoßen; dann kam Kopfſchmerz, der mit Froſtſchauder endigte. Darauf war ihm wieder wohl. Den andern Tag war er zu der Zeit, da er am vorigen das Bier zu ſich genommen, etwa eine Viertelſtunde lang fieberiſch afficirt, hatte Froſtſchauder und Hitze. Dr. Meyer würde mich ohne Zweifel auch um dieſer Aufzeichnung willen verſpotten, wird es aber in dieſem Falle wohl deßhalb unterlaſſen, weil ſogar ſein Vater Etwas der Art, und noch dazu aus der ſpäteren, wunderloſen Ansbacher Periode berichtet.

In der Art des Brodes, die er in ſeinem Käfig bekommen, war Kümmel, Anis, Fenchel und Koriander. Dies waren die einzigen Gewürze, die er von Anfang an vertrug, ja liebte; durch ſie allein konnten ihm die Speiſen in Delicateſſen verwandelt werden. Kümmelthee war Arzenei für ihn; er genoß davon zwei Theelöffelchen voll auf eine Taſſe Milch; ſo eine Zeit lang als Frühſtück, nachdem ihm dieſer Genuß zu Ende Decembers 1828 eine Spannung über der Stirne, an welcher er litt, hinweggenommen hatte.

Ueber die Gewöhnung an Waſſerſuppen, ungewürzte Chocolade Milchbreie und zuletzt an Fleiſchkoſt findet ſich in meinen Papieren Folgendes. Mit dem Genuſſe von Waſſerſuppe fing er im Juli

---

*) Von Prof. Wurm aufgeſchrieben.

1828 an. Bei achtmaligem Verſuchen war ſie ihm widrig, erſt das neuntemal kam ſie ihm gut vor. Er aß ſie faſt kalt, da ſie ihm ſonſt das von ihm ſogenannte „Laufen“ verurſachte, eine eigenthümliche Empfindung im Leibe, mit welcher Zucken im linken Arme und unwillkührliche Bewegung des kleinen Fingers der linken Hand verbunden war. Viermal verurſachte ihm aber ſelbſt die kühle Suppe dieſes „Laufen.“ *) Das dreizehnte Mal aß er ſie ziemlich warm. Er verſpürte in Folge dieſes Genuſſes Erleichterung ſeines krankhaften Zuſtandes im Unterleibe.

Den 30. Juli fing er an, ungewürzte Chocolade zu genießen. Sie verurſachte ihm dreizehnmal das „Laufen“; zwanzigmal war ſie ihm widrig, erſt das 21ſte Mal behagte ſie ihm, und da fühlte er ſich durch ſie auch geſtärkt; es ſei ihm geweſen, ſagte er, als ging eine Kraft durch alle Theile ſeines Leibes; Kopf und Leib wurden bedeutend erleichtert. Die größte Müdigkeit und Erſchöpfung wurde von der Zeit an durch dies Getränk hinweggenommen. Das 30ſte Mal kam es ihm noch beſſer vor, und die Kraft, die in ſeine Glieder kam, war noch fühlbarer; es zeigte ſich bei dem Verſuchen körperlicher Leiſtungen, daß er weit mehr vermöge, als früher. Das 40ſte Mal war Wohlgeſchmack und Kräftigung noch mehr erhöht; dabei blieb es ſeitdem. Die Chocolade hätte wohl genügt, um ſeine allzu große Schwäche zu tilgen und zwar ohne die Nachtheile, die nachher der Fleiſchgenuß für ihn hatte. Ich hätte es dabei laſſen können und hätte es gethan, wenn ich damals ſchon meine jetzigen Einſichten gehabt hätte.

Den 15. Auguſt fing er an, Milchbreie zu eſſen. Dieſe verurſachten ihm kein „Laufen“ oder ſonſt etwas Auffallendes; vielleicht weil er ſchon durch die Chocolade gekräftigt war. Von Hirſebrei empfand er mehr ſtärkende Wirkungen, als von Mehl-, Reis- und Griesbrei. Mehlbrei war ihm zu ſüß.

---

*) Es iſt noch beſonders bemerkt: „Seine Waſſerſuppe mit Mehl und Kümmel verurſachte das ſogen. Laufen Anfangs nur wegen der Wärme; wenn er ſie kalt werden ließ, empfand er Nichts der Art. Das Baden in lauem Waſſer brachte die erſten Male dieſelbe Wirkung hervor.“ Es iſt auch wohl hieraus abzunehmen, daß er in ſeinem früheren Zuſtand weder etwas Warmes genoſſen, noch jemals gebadet worden.

Zu dem äußerſt Wenigen, was ihm nichts Unangenehmes verurſachte, gehörte ein Stückchen von einer mehligen Kartoffel.

Die Kartoffeln, die er Mittags zu ſeinen Milchbreien genoß, aß er ohne Salz und Butter; Salz, das nicht in den Speiſen verkocht oder aufgelöſt war, vertrug er nicht.

In der letzten Woche des Auguſt genoß er als Frühſtück und Abendkoſt Chocolade, zu Mittag Milchbrei. In dieſer Woche kam er ſehr zu Kräften. Auch wurde ſeine früher nicht mehr ordentlich geweſene Leibesöffnung normal. Es war ihm nun verhältnißmäßig leicht und wohl.

Nachdem er ſich an den täglichen Genuß von Milchſpeiſen, Kartoffeln und Geſundheitschocolade gewöhnt hatte, verſuchte ich, ihn auf die behutſamſte Art an Fleiſchnahrung zu gewöhnen, hauptſächlich in der Abſicht, dadurch die krankhafte Empfindlichkeit, die ihm ſo ſehr zur Qual gereichte, aufzuheben oder zu mindern. Ihn ſelbſt machte ich hiezu willig, daß ich ihm ſagte, wenn der Verſuch gelänge, ſo würde ihm nicht mehr Alles ſo wehe thun, wie jetzt; er werde dann wie andere Menſchen werden. Ich fing damit an, ihn unmittelbar vor dem Einnehmen ſeines Mittagsmahles einen Tropfen Fleiſchbrühe auf einem Biſſen Brod und etwas eingetrocknet auf demſelben nehmen zu laſſen. Es dauerte über 14 Tage, bis dieſer Tropfen ihm die Empfindung im Leibe, die er das „Laufen“ nannte, zu verurſachen aufhörte. Am 27ſten Tage konnte er einen Eßlöffel voll Fleiſchbrühe, ohne etwas zu verſpüren, genießen; ein paar Tage nachher zwei; noch ein paar Tage ſpäter drei. Jene Vorausſagung, daß ſich mit der Gewöhnung an Fleiſchkoſt ſeine Empfänglichkeit vermindern werde, wurde in vollerem Maße erfüllt, als ich ſelbſt gehofft hatte. So wie der Tropfen ſpürbar zu ſein aufhörte, war die Heftigkeit vieler unangenehmer Einwirkungen gebrochen; auf Spaziergängen thaten ihm die vegetabiliſchen Gerüche nicht mehr weh; das Animaliſche und Mineraliſche griff ihn ebenfalls weniger an; als er einen Eßlöffel voll Fleiſchbrühe vertragen gelernt hatte, liefen ihm z. B. die Adern der Hand nach Annäherung des Fingers an Metalle oder Edelſteine nicht mehr auf; die Ohren vertrugen ſtarkes Geräuſch und helle Töne; vergl. oben S. 43 f.

Nach dem Mordverſuche zu Nürnberg, als ihm das Bewußtſein zurückgekehrt, genoß er bloß Bratenbrühe, und allmählig auch gebratenes

Fleiſch. Dann einige Wochen lang zum Frühſtück Chocolade und übrigens Braten. So ſehr war damals ſein früherer Abſcheu gegen Fleiſch, vorzüglich gegen gebratenes, überwunden.

Lehrer Meyer thut ſich ſo viel darauf zu Gute, daß er herausgebracht, die Reizbarkeit und Empfindlichkeit Hauſer's ſei keineswegs der Art geweſen, wie man ſie in Nürnberg beobachtet haben wollte; es habe das Alles nur auf Einbildung oder Myſtification beruht. Dieſe Anfangs ſo beiſpielloſe Reizbarkeit und Empfindlichkeit gegen Gerüche, Genüſſe, Einwirkungen aller Art, mit äußerſt wenigen Ausnahmen, war nach ganz ſicheren Erfahrungen und Beobachtungen, wie ſie von mir und Anderen gemacht wurden, wirklich da; ſie trat aber ſchon i. J. 1828 mit der Gewöhnung an Fleiſchbrühe und Fleiſch ſtark in den Hintergrund. Es iſt darüber wörtlich z. B. Folgendes aufgezeichnet. „Nachdem er angefangen, Fleiſchſuppe zu genießen, hielt er Einwirkungen aus, die ihm noch vor einer oder zwei Wochen gewiß eine bedeutende Erkrankung zugezogen hätten. Am 29. Oct., wo er zum erſten Male drei Löffel ſolcher Brühe vertrug, hörte er in unmittelbarer Nähe Orcheſtermuſik ohne Beſchwerde und wurde durch einen ſcharfen, läſtigen Geruch und Qualm weniger angegriffen, als ich. Die große Entdeckung des Ansbacher Schulmannes war alſo nicht ſo originell, als er ſich einbildete.

IX. Hauſer's Sprachvermögen und Sprachkenntniß in deſſen unbekanntem Vorleben und zur Zeit ſeiner Erſcheinung in Nürnberg.

1.

In welchem Idiome H. zuerſt ſprechen gehört und ſelbſt geſprochen, iſt zweifelhaft. Daß er ungariſche und polniſche Wörter und Phraſen verſtand und richtig deutete, iſt ausgemacht; dafür bürgen die Verſuche, Berichte und Beſtätigungen der Herren v. Pirch, Saphir, v. Tucher, Bäumler. H. wußte z. B. daß ungar. zaz, hundert, eine große Zahl ſei, er erkannte ungariſche und polniſche Fluchwörter, die polniſchen Wörter für Vater und Mutter, die ungariſchen Wörter und Phraſen für „ſpazieren gehen, der Vater kommt, Schöpfer". Die polniſchen für „komm mein Lieber, komm mein Junge; meine Alte, meine Kindsfrau“ ꝛc. In dieſen Idiomen muß er zur Zeit ſeiner der Einſchließung vorausgegangenen Freiheit und Kindheit Mancherlei gehört und ſelbſt ſchon geplaudert oder geſprochen haben; ja er that dies, ſeinen Aeußerungen nach, auch in ſeinem Käfige und noch auf dem Thurme zu Nürnberg. In Stanhope's „Materialien“*) iſt angegeben: „Er glaubte, als er das ungariſche Wort für Roß hörte, daſſelbe zu der Zeit geſprochen zu haben, da er im Thurme wohnte.“ In meinen „Mittheilungen“**) ſteht: „Ein fremdes, ihm nachher aus dem Sinne gekommenes Wort erinnert er ſich noch zu Nürnberg im Gefängnißthurme beim Putzen ſeiner Spielpferde geſprochen und damit „„Schönmachen, Putzen““ ausdrücken gewollt zu haben.“ Er war nicht überhaupt ſo ſprachlos und wortarm, als er in den erſten Zeiten ſeiner Erſcheinung zu ſein ſchien; er war es jedoch in Hinſicht des Deutſchen, aus welcher Sprache ihm erſt der Mann, der ihn gefangen hielt, bevor er ihn zu Nürnberg ausſetzte, einige Wörter und Sätze vorſprach und einprägte. Auch dieſer Mann ſprach übrigens nach Hauſer's Ausſagen ungariſch, ſtieß z. B. auf dem Wege einen ungariſchen Fluch aus; ſprach auch wohl das, was H. verſtehen ſollte und verſtand, in dieſer Sprache mit ihm. Auf dieſe Weiſe wird mancher Widerſpruch gehoben, der ſich in dieſen Beziehungen vorfindet, Bedenken erregt und wider H. zu ſprechen ſcheint. v. Pirch berichtet, wie H. erzählt habe: „Der Mann ſagte mir ſo ſchwere Worte zum Lernen vor, die mir ganz häßlich und fad vorkamen, und die ich ſprach, als ich nach Nürnberg kam.“ Eben ſo v. Tucher, wie H. geſagt: „Nun weiß ich, warum mir die Sprache, die mir der Mann in meinem Käfig und Hiltel auf dem Thurme lehrte, ſo ſchwer und ſo fad vorkam.“ Nach Ebendemſelben glaubte ſich H. zu erinnern, daß er Anfangs in Nürnberg mehrere Gegenſtände zu benennen gewußt, ſie aber ganz eigenthümlich benannt habe, worauf ihn Hiltel zurecht gewieſen und ihm die Namen der Gegenſtände genannt, wie er ſie von da an bezeichne.***) Bei Saphir's Verſuchen erkannte er in einem Worte, welches „in“ oder „nach Preßburg“ bedeutet, einen

---

*) S. 26.

**) Heft I. S. 25.

***) Meyer S. 530.

Ortsnamen, den er oft gehört; „es iſt mir, als hätte man mir geſagt, mein Vater iſt dort oder iſt dahin gegangen.“ Er kam darauf ſpäter zurück und ſagte, er erinnere ſich ganz beſtimmt, daß er dies Wort noch auf dem Thurme oft ausgeſprochen habe. Es ſtimmen damit auch Bäumler's Aufzeichnungen.

2.

Es liegt der „negativen Kritik“ außerordentlich viel daran, den Glauben zu erwecken, H. habe ſchon gleich Anfangs ganz gut deutſch zu ſprechen und zu verſtehen vermocht; denn freilich konnte ein hergelaufener Burſche, der ſich zuvor in der Welt, namentlich in Deutſchland, umgetrieben haben ſoll, nicht ſo ſprachlos ſein, wie er gläubigerſeits geſchildert worden iſt. Da wird dann Alles hervorgehoben und combinirt, was für dieſe Behauptung ſpricht; alles Uebrige dagegen ignorirt. Es finden ſich in den Acten allerdings einige Anhaltspunkte für die ungläubige Auffaſſung; nicht minder aber auch für die gläubige. Da fragt ſich's denn, welche von den beiderlei Nachrichten und Darſtellungen die wahrſcheinlichere ſei. Hier iſt Kritik nöthig; aber das iſt keine Kritik, wenn man nur ganz beliebig nach vorgefaßter Anſicht und Tendenz das Eine wählt, das Andere verwirft oder verſchweigt. Es muß die Glaubwürdigkeit der Zeugen, ſo wie die Natur, das Gepräge, der Charakter der Zeugniſſe an ſich, ihre Zeit, Anzahl, Häufung, Zuſammenſtimmung, Differenz betrachtet und erwogen und ſo geſehen werden, auf welche Seite ſich demgemäß die Wagſchale neigt. Verſuchen wir eine in dem Sinne kritiſche Unterſuchung.

3.

Die erſten, denen H. zu Nürnberg zu Geſichte kam, waren zwei Schuhmacher Weickmann und Beck; nach den von Meyer mitgetheilten Acten wurde der Erſtere im Nov. 1829 und im Mai 1834 verhört; Beck erſt in letzterer Zeit, 1829 aber nicht. Seine Ausſagen ſind dürftig. Auf die Ausſagen Weickmann's wird von M. großes Gewicht gelegt. „In zwei durch Jahre von einander getrennten Vernehmungen deponirt derſelbe bis auf die geringſten Details gleichmäßig, klar und ohne Widerſprüche.“ Nichts iſt unrichtiger.

Weickmann widerſpricht ſich in einem und demſelben Verhöre; und im zweiten ſpricht er anders, als im erſten. Dem zweiten gemäß kommt Hauſer guten Schrittes den Berg herunter, dem erſten nach wackelt er herunter; das iſt nicht einerlei. In dem erſten ſagt er, daß er nur die Adreſſe des Briefes geleſen, den H. mitbrachte; in dem zweiten will er den Brief umſtändlich geleſen haben. Ein auffallender Widerſpruch iſt auch dieſer, daß der Zeuge Geſpräche mit H. geführt, Antworten auf ſeine Fragen von ihm erhalten haben will, und dann doch wieder angibt, H. habe die gewöhnlichſten deutſchen Wörter nicht verſtanden und auf Fragen, die man an ihn ſtellte, keine Antwort geben können. „Als ich fragte, was es in Regensburg Neues gebe, was man dort von Krieg und Frieden ſpreche, ſo wiederholte er zwar die Worte „„Krieg, Krieg““; ich merkte aber bald, daß er weder vom Kriege einen Begriff habe, noch das, was ich gefragt, verſtanden.“ Eben ſo im zweiten Verhöre: „H. verſetzte: „„Krieg, Krieg““, bekundete aber deutlich, daß er dies Wort nicht verſtehe.“ Dies iſt eine ſehr wichtige Ausſage; ſie hat ganz das Gepräge ächter Erinnerung; ausſchmückende Phantaſie und Dichtung konnte keinen Antheil daran haben; denn eine ſolche ſchafft poſitive Zuthaten, während hier nur die einfache Verneinung poſitiver Umſtände vorliegt. Wenn nun aber H. wirklich das Wort „Krieg“ nicht kannte, ſo war ihm die deutſche Sprache überhaupt offenbar noch ſehr fremd, und er konnte ſich nicht in deutſchen Landen herumgetrieben haben; denn Jeder, der deutſch ſpricht und verſteht, weiß, was Krieg iſt. Die angeblichen Geſpräche erklären ſich leicht aus dem Umſtande, daß H. Alles, was man ihm vorſprach, nachzuſprechen verſuchte; das Uebrige ſetzte die Einbildung und Willkühr des Zeugen hinzu. So als dieſer ſagte: „wir wollen an die Wache zum neuen Thore gehen“, ſagte H. nach Weickmann's Ausſage: „Wach — Wach — Neue Thor — gewiß erſt baut worn.“ Man ſieht hier deutlich, wie H. die Wörter nachſprach, ohne ſie noch zu verſtehen; die Aeußerung: „gewiß erſt baut worn“ oder dem zweiten Verhöre zu Folge: „erſt baut“ iſt demnach ganz ſicher ein falſcher Zuſatz. In dem zweiten Verhöre heißt es gleicherweiſe: als Zeuge geſagt, „wir wollen zum Herrn Rittmeiſter gehen“, habe H. nachgeſprochen: „Herr Rittmeiſter, Herr Rittmeiſter.“ Dieſe Art des Nachſprechens kann ſomit, als actenmäßig dargethan, mit hinlänglicher Sicherheit feſtgehalten und geltend gemacht werden; und das iſt ein für die Beurtheilung der damaligen Sprachfähigkeit Hauſer's ſehr wichtiges Reſultat.

4.

Dazu kommen denn auch die anderen Zeugen. So Merk, der Bediente des Rittmeiſters Weſſenich. Er deponirt 1829, wie er durch die vielen von ihm an H. geſtellten Fragen Nichts habe herausbringen können, als die Worte: „das weiß ich nit." Im J. 1834, wo man Vieles in die Zeugen hineininquirirte, ſie mit Suggeſtivfragen zum Theil wahrhaft torquirte, ſagte Merk: „Wie ich ſchon bei meiner früheren Vernehmung angab, haben wir lang mit einander geſprochen" — er hatte dies aber keineswegs früher angegeben — „und er ſagte, daß er nicht wiſſe, woher er käme und hat darüber geweint." Man ſieht hier das arme Kind vor ſich, das man mit Fragen bedrängte und das nicht wußte, was man wollte, Nichts ausſagen und ſich nicht verſtändigen konnte. Wunderbar iſt, was Merk weiter angibt: H. habe erzählt, daß er Tag und Nacht habe reiſen müſſen, daß er getragen worden, wenn er nicht mehr gehen konnte, daß er leſen und ſchreiben gelernt und alle Tage über die Grenze in eine Schule gegangen ſei. Von all dem wußte Merk in ſeinem erſten Verhöre Nichts; und man ſieht hier, wie ſich in den Köpfen dieſer Leute die Thatſachen lawinenartig vergrößerten. Daß H. täglich über die Grenze gegangen, iſt bei dem Zuſtande ſeiner Füße und Fußſohlen zur Zeit ſeiner Erſcheinung, wie er oben S. 158 ff. nachgewieſen, undenkbar.

Auch Rittmeiſter v. Weſſenich bezeugt ſowohl 1829, als 1834, man habe aus dem Menſchen „nicht klug werden können", er habe das Bild „gänzlicher Verwahrloſung oder einer Kindheit, die mit ſeiner Größe contraſtirte" dargeſtellt; er habe in ihm einen „Naturmenſchen" gefunden, bei dem Verſtellung nicht denkbar war."

Sehr ſtark ſpricht gegen H. allerdings der Bericht des nehmlichen Zeugen: „Ich fragte ihn, wie er heiße; darauf erwiderte er, ſein Pflegevater habe ihm befohlen, er ſolle nur ſagen: „„Ich weiß es nicht, Euer Gnaden"", zog dabei den Hut vom Kopfe und ſetzte bei: ſein Pflegevater habe ihm geſagt, er ſolle immer den Hut abziehen und Euer Gnaden ſagen; auch machte er dabei eine Verbeugung."

Dieſe Schilderung kommt aber erſtlich nicht in dem Verhör Weſſenich's von 1829, ſondern erſt in dem von 1834 vor. Zweitens begreift man nicht, warum Hauſer Scheu getragen haben oder warum ihm verboten geweſen ſein ſollte, ſeinen Namen zu nennen, der doch in dem mitgebrachten Briefe ſtand und den er auch ſelber ſchrieb.*) Drittens erzählte Weſſenich auch ſonſt im Tone des Ernſtes ganze Geſchichten von ſeiner Erfindung, an denen nicht ein wahres Wort war, wie wir unten nachweiſen werden. Derſelbe kann alſo, wenn er Dinge berichtet, die an ſich ſo unwahrſcheinlich ſind und mit ſo vielen anderen Ausſagen, ſelbſt ſeinen eigenen, in ſo großem Widerſpruche ſtehen, als Zeuge keine Geltung in Anſpruch nehmen. Das, meine ich, iſt auch „Kritik".

Polizeiaktuar v. Scheurl, der mit Weſſenich kam und zugegen war, als dieſer mit H. zuſammentraf, bezeugt auch wieder, derſelbe habe auf Alles, was gefragt wurde, bloß geantwortet: „Dös wois i nit." Dann aber werden von demſelben Zeugen ganz andere, völlig widerſprechende Thatſachen, als von Officiant Röder durch Fragen und Experimente erzielt und beobachtet, angereiht. Ein von dieſem dem Knaben gezeigtes 24 kr. Stück ſoll derſelbe für ein Geldſtück erkannt haben; auf Röder's Drohung, ihn in den Wald zurückführen zu laſſen, ſoll H. in einen furchtbaren Schrecken gerathen ſein, am ganzen Leibe gezittert und bitterlich weinend gebeten haben: „nicht Wald, nicht Wald!" Nach Lemarier und Hüftlein dagegen blieb H. bei Drohungen ruhig und ſchien ſie gar nicht zu verſtehen. Herr Röder war bei der Scene in Weſſenich's Wohnung gar nicht zugegen; kein anderer Zeuge berührt dieſe Dinge; R. ſelbſt erwähnt ſolche in ſeinen bei Meyer ſtehenden Ausſagen nicht; und — was entſcheidend iſt — erklärt in dem S. 141 ff. wörtlich mitgetheilten Briefe an mich jene angeblichen Thatſachen für reine Lügen! — ſehr fatal für Dr. Meyer, der dieſe Lügen zu Stützpunkten ſeiner Anſicht gemacht. Nur Eines hält Herr Röder feſt, daß H. für Bettſtroh den Ausdruck Jakobifedern gebraucht, welches Wort aber in ſeiner Ausſprache Akobifedern gelautet. Woher H. das Wort hatte, iſt mit Beſtimmtheit nicht zu ſagen; eine Vermuthung darüber iſt in S. 144 f.

---

*) Er brachte auch ein mit K. H. roth gezeichnetes Sacktuch mit.

geäußert. Immerhin bezeugt auch dieſe Thatſache den Sprachmangel des Findlings; er konnte damals noch kein Job ſprechen.

Der Polizeiſoldat Lemarier befand ſich auf der Wachtſtube, wohin H. geführt wurde und war ohngefähr zwei Stunden um ihn. Derſelbe ſagt aus: „Ich konnte an ihm durchaus keine Verlegenheit bemerken und außer den Worten: „„hamweiſen““ und „„nicht gut““ habe ich von ihm keinen Laut vernommen. Selbſt als wir ihm ſagten, daß er Stockſchläge erhalten würde, wenn er nicht angebe, wer er ſei, antwortete er Nichts, und es ſchien mir auch, daß er die Drohung gar nicht verſtanden habe. In der Wachtſtube glaubte man wohl allgemein, daß er verſtockt ſei und mehr ſagen könne; allein dieſer Meinung kann ich nicht ſein, weil ich mir nicht denken kann, daß ſich ein Menſch ſo ſehr verſtellen könne.“

Der Polizeiſoldat Blaimer, von welchem H. in den erſten Zeiten ausgeführt wurde, ſagte 1829 Folgendes aus: „Es fehlten ihm Worte, ſich mitzutheilen; er ſagte bloß, wenn er von Menſchen ſprach: Bue, und alle Thiere nannte er Roſſe.“ Was er ſonſt ſprach, war dieſem Zeugen zu Folge: „a ſechtener Reiter möcht' i wärn, wie mei Vater g'wen“, ferner „hamweiſen, da, wo i allewal g'wen bin“, was er fortwährend geplappert, ohne den eigentlichen Sinn dieſer Worte zu kennen. Derſelbe gab 1834 an, H. habe große Furcht vor ſchwarzen Thieren gehabt. Warum dies der Fall war, „konnte ich nicht aus ihm herausbringen; weil er damals noch zu wenig ſprechen konnte.“ — „Uebrigens war H. ein ſehr gutmüthiger, reinlicher, ordentlicher Menſch und hat mich ſehr gedauert. Manche glaubten wohl, er habe ſich verſtellt; allein ich war doch viel um ihn und glaube nicht, daß ſich ein Menſch, wenn er noch ſo ſchlecht wäre, ſo lange hätte verſtellen können.“ Ganz ſo, wie Lemarier.

Ein beſonderes Gewicht legt Meyer auf die Ausſagen des Polizeirottmeiſters Wüſt, weil dieſer dem Findling ungünſtig war und angab, H. habe geſagt: „Dös darf i nit ſagen“, welche Aeußerung ihn, Wüſt, argwöhniſch gemacht und ihm ſein Zutrauen zu H. genommen habe. Dieſer Wüſt deponirte erſt 1834, nicht früher; es zeigte ſich überdies, daß er log. Denn er gab an: „Ich habe meine Wahrnehmung Herrn Röder angezeigt.“ Dieſer aber, deßhalb vernommen, erklärte, er wiſſe weder Etwas von einer ſolchen Aeußerung Hauſer's, noch habe ihm Wüſt darüber Anzeige gemacht. Dieſer Wüſt iſt alſo unglaubwürdig. Uebrigens können dem Findlinge auch die Worte: „Das darf ich nicht ſagen", von ſeinem unbekannten Verpfleger und Führer eingelehrt worden ſein.

Polizei-Aktuar Hüftlein ſagt 1834 aus: H. habe auf alle Fragen nur ſeine ſtereotypen Redensarten hören laſſen, wie: „ich möchte ein Reiter werden, wie mein Vater war." — „Ham will i", ſonſt habe er, Hüftlein, Nichts herausbringen können. Er habe ihm gedroht, in der Meinung, er könne mehr angeben; H. ſei aber dadurch nicht in Verlegenheit gekommen.

Der Gefangenwärter Hiltel gibt 1829 an: H. habe faſt auf Alles, was er gefragt worden, ſein „dös was i nit" geantwortet. „Begriffe verrieth er gar nicht", ſagt Hiltel wörtlich; die Worte, die er konnte, waren ihm zur Folge „hamweiſen, ich will a Reiter wern" ꝛc.; alle Menſchen nannte er „Bue" und alle Thiere „Roß". Noch nach einiger Zeit, da er auf dem Thurm war, habe er ſich mit ihm, Hiltel, in Rückſicht ſeines früheren Aufenthaltes und Kommens nach Nürnberg durch Zeichen zu verſtändigen geſucht, da er noch nicht reden konnte. Auch Hiltel ſpricht noch 1834 die feſte Ueberzeugung aus, daß dem Menſchen Hinterliſt und Verſtellung abſolut fremd geweſen, indem Niemand einen ſolchen Grad von Verſtellungskunſt beſitzen könne.

In der ganz beſtimmten Verſicherung, daß ſich H. nicht verſtellt, daß ſeine Erſcheinung eine vollkommen wahrhafte geweſen, weil man ſich ſchlechterdings nicht denken könne, daß ſo Etwas bloße Simulation und Komödie ſei, ſtimmen hiernach vier Zeugen: Weſſenich, Lemarier, Blaimer und Hiltel zuſammen; und das ſind Ausſagen, die nicht bloß in den früheren Verhören, ſondern auch noch i. J. 1834 gemacht wurden, wo bereits eine feindliche Stimmung gegen den Findling Platz gegriffen hatte. Röder, noch lebend, ſpricht ſich noch gegenwärtig mit voller Ueberzeugung für deſſen Unſchuld aus.

X. Hauſer's Unbekanntſchaft mit den gewöhnlichſten Gegenſtänden und Erſcheinungen durch ein einleuchtendes und ſicher bezeugtes Beiſpiel dargethan.

Der Gefangenwärter Hiltel, dieſer zuverläſſige Zeuge, gab an: „Daß ihm (dem Findlinge) ſogar das Feuer unbekannt war, verrieth er dadurch, daß er am 2. Tage nach ſeinem Eintreffen in's Schleißenlicht griff."*) — Der Polizeiſoldat Blaimer, der ihn, während ſeines Aufenthaltes auf dem Thurme, täglich auszuführen hatte, bezeugte in gleicher Weiſe. „Daß er von gar Nichts Begriffe hatte, ja nicht einmal die Wirkungen des Feuers kannte, davon überzeugte ich mich täglich und namentlich als er bei'm Wirthe Schmidt zu Goſtenhof in das brennende Licht griff."**) — In Herrn v. Tucher's handſchriftlichen Notizen, die in meinen Händen ſind***), findet ſich die Angabe: „Von Hitze und Kälte ſchien er keinen Begriff zu haben; er griff in das Licht, um es als etwas Neues genauer zu betrachten." — In meinen eigenen Aufzeichnungen ſteht: „Als er zum erſtenmal ein brennendes Licht ſah, wollte er die Flamme haben, um ſie als Putz ſeinem Roß (Spielpferde) anzuhängen." Ferner: „Man führte ihn in eine Schenke, wo auf dem Tiſche Kerzen brannten. Er ergötzte ſich an dieſen ſchönen Gegenſtänden; man ſagte ihm, man wolle ihm einen davon ſchenken, er ſolle ſich ihn nur nehmen. Er langte in die Flamme, um ſie zu ergreifen, verbrannte ſich die Finger, bekam Blaſen, ſchrie auf und weinte."

Hier haben wir alſo vier übereinſtimmende Nachrichten. Will man auch die meine nicht achten, ſo bleiben doch noch drei ſehr autoritätsvolle. Erſtlich die meines verehrungswürdigen Freundes, des Herrn v. Tucher, und dann die von Hiltel und von Blaimer; auch dieſe Letzteren gehören zu den gewichtvollſten und glaubwürdigſten Zeugen aus der erſten Zeit der Hauſer'ſchen Erſcheinung; ich ſelber kannte ſie; es waren völlig verdachtloſe Perſönlichkeiten. Beide berichten ganz unabhängig von einander eine ſehr auffallende Thatſache: Hauſer kannte die verletzenden Wirkungen des Feuers nicht und griff deßhalb ohne Furcht in die Flamme. Das, kann man ſagen, iſt eine „aktenmäßige Wahrheit." Dieſe hatte Dr. Meyer vor ſich; und wie wird ſie von ihm behandelt? — Er nennt ſie eine Fabel. Worauf ſtützt er ſich hiebei? Rottmeiſter Wüſt berichtet: H. ſei in der Polizeiwachtſtube bei'm Schreiben ganz in die Nähe des Lichtes gekommen und habe kein Mißbehagen darüber geäußert;*) ſo auch der Polizeiſoldat Lemarier: es habe, ſo viel er ſich erinnern könne, das Licht in der Wachtſtube bereits gebrannt; H. habe ſich davor nicht geſcheut und kein beſonderes Erſtaunen darüber zu erkennen gegeben.

---

*) Meyer S. 4.

**) Meyer S. 68. f.

***) S. oben E. Nr. II.

Iſt das eine Widerlegung der obigen Ausſagen? Steht es auch nur im Widerſpruch damit? Die Wachtſtube mit ſo viel dem Findlinge völlig unbekannten Gegenſtänden mußte einen ſo gewaltigen Eindruck auf ihn machen, daß er einzelnen, wenn er nicht dafür in Anſpruch genommen wurde, keine beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden konnte. Dazu wurde er examinirt, durch Fragen und Drohungen erſchreckt und gequält, zum Schreiben angehalten. Dies Letztere mußte ihn für den Augenblick ganz ausfüllen. Auf dem Thurme hingegen und zu Goſtenhof hatte er Zeit und Ruhe genug, das für ihn neue Wunder des flammenden Lichtes anzuſtaunen; es zog ihn an, wie alles Glänzende; er begehrte es in ſeinem Kinderſinn und wollte es ſich aneignen, daher griff er darnach. Die Ausſagen des Wüſt und Lemarier ſind denen des Hiltel und Blaimer nicht in der Art entgegen, daß ſie das Gegentheil beweiſen; und wäre es auch anders, ſo verlören deßhalb die der Letzteren ihr Anſehen nicht; denn warum ſollten die der Erſteren mehr gelten? Die von Hiltel und Blaimer ſind aus dem Jahre 1829, die anderen aus dem Jahre 1834, alſo 5 Jahre ſpäter, ſomit gar nicht mehr aus friſcher Erinnerung. Lemarier ſelbſt zweifelt an ſeinem Gedächtniſſe. Wüſt hat ſich noch überdies einer Lüge ſchuldig gemacht, die, als ſolche, aus den Akten ſelbſt erhellt.**) Die Ausſagen des Hiltel und Blaimer bei alledem für eine Fabel zu erklären, iſt — wie ſoll ich es nennen? Ich weiß es nicht. Der Leſer ſuche ſich ſelbſt ein Prädikat dafür!

XI. Hauſer's geſchlechtliche Beſchaffenheit und Verhaltungsweiſe.

H. war, wie allgemein bemerkt und bezeugt wurde, in den erſten Zeiten ſeines Lebens unter uns in geſchlechtlicher Hinſicht das reinſte Kind. Sein wunderliches Verhalten zum weiblichen Geſchlecht, ſeine Verachtung junger weiblicher Perſonen, die er nicht nützlich beſchäftiget ſah u. ſ. w. habe ich in meinen „Mittheilungen" geſchildert. Er äußerte öfters ſeine Verwunderung über erotiſche Verhaltungsweiſen, wie er ſie etwa im Theater dargeſtellt ſah; er begriff ſie nicht und konnte ſich nicht hineinfinden. Ich könnte Züge anführen, die ſeine in der That abſolute Unwiſſenheit und Unerfahrenheit im Punkte des Geſchlechtslebens documentiren. Daß ſich dies niemals ändern werde und ſolle, konnte kein vernünftiger Menſch erwarten und verlangen. Bloß Lehrer Meyer ſtellte dieſe unſinnige Forderung, um, wofern H. derſelben nicht fortwährend die ſtrengſte Genüge leiſte, einen Grund mehr zu haben, ihn zum Heuchler und Betrüger zu machen. Er gibt ſich in ſeiner Schmähſchrift alle mögliche Mühe, um ihn auch in dieſem Betreffe zu verdächtigen, kann aber Nichts vorbringen, als Erbärmlichkeiten, die nicht das Geringſte zu beweiſen, vielmehr nur den eigenen gemeinen Charakter dieſes Mannes in's Licht zu ſetzen geeignet ſind.

---

*) Meyer S. 45.

**) Meyer S. 49.

H. war zu Ansbach ein in die Jahre der vollen Reife getretener junger Mann; er hatte ſchon mehrere Jahre in verſchiedenen Verhältniſſen unter den Menſchen gelebt, hatte unendlich viel reden und erzählen hören und war mit weiblichen Perſonen höheren und niedrigeren Standes in häufige, zum Theil ſehr nahe Berührungen gekommen. Da wäre es doch gewiß kein Wunder geweſen, wenn er eine größere Einſicht in geſchlechtliche Dinge erlangt, ſich auch wohl irgendwie verliebt und in ein innigeres Verhältniß zu einem weiblichen Weſen eingelaſſen hätte. Er ſcheint gleichwohl bis an ſein Ende die vollkommenſte Unſchuld bewahrt und eine mehr als oberflächliche Sachkenntniß ſexualer und ehelicher Beziehungen und Vorgänge nicht beſeſſen zu haben.

Meyer berichtet, daß gleich in den erſten Wochen, die H. bei ihm geweſen, etwas Verdachtvolles vorgekommen. H. erzählte nehmlich von einer weiblichen Perſon, als einem „lüderlichen Stücke", das den Mannsbildern nachlaufe und ſo unverſchämt geweſen ſei, ſich einmal in ſeiner Gegenwart faſt auszukleiden. Dies ſoll ein Beweis ſein, daß H. ſelbſt ein verdorbener Menſch geweſen!

Es werden ein paar Redensarten angeführt, welche Hauſer ein-

und das anderemal gelegentlich habe hören laſſen; er fragte z. B. ein Mädchen, das ihr Kind bei ſich hatte, ob das ihr Kind ſei — als ob er damals nicht doch wenigſtens ſo viel hätte wiſſen müſſen, daß Kinder Mütter und Mütter Kinder haben![*]) Er erzählte ferner, nach Meyer's Angabe, von einem ſeiner Frau ungetreuen Ehemanne, von welchem neueſtens wieder zwei (uneheliche) Kinder vorhanden ſein ſollten. Das hatte er gehört und ſagte es nach; was er ſich dabei vorſtellte, läßt ſich daraus gar nicht mit Beſtimmtheit erſehen.

Eine ganz entſetzliche Geſchichte wird vorgetragen, wo ſich Hauſer's ganze, tiefe Verdorbenheit und Verworfenheit enthüllte. Seinem Zimmer gegenüber befand ſich die höhere Töchterſchule, wo die Wild, ein hübſches, aber leichtfertiges Mädchen, die Reinigung beſorgte. Zu dieſer ſoll H. öfters hinübergeſprochen, ihr auch wohl einmal einen Apfel und dergleichen hinübergeworfen haben. Auf die Empfehlung dieſes Mädchens ſoll er eine Wäſcherin angenommen und dies nicht zugeſtanden haben, wiewohl es dieſelbe Wäſcherin geweſen, die M. ſelbſt für ihn beſtimmt hatte. Bei dieſen großen Verbrechen und Schandthaten legte Meyer's Magd ihr gewichtvolles Zeugniß wider den elenden Burſchen ab. Dieſe Magd „glaubt, daß H. nicht ſo unerfahren ſei, als er ausſehe." Sie verrieth dem Lehrer M. und ſeiner Frau Alles; man ließ die Wild kommen und ſiehe da, die Magd hatte Recht! Die Magd ſagte, H. ſei in die Wild verliebt; die Schuhmachergeſellen, die neben ſeinem Stübchen arbeiteten, und ſie, die Magd ſelbſt, hätten öfters über die Wild geſpottet, und ihr nachgeſagt, ſie ſtelle ſich Stunden lang an's Fenſter, um mit H. zu reden. Deßhalb habe dieſelbe ihre dortige Beſchäftigung unterlaſſen. Die Magd wird von M. ſehr gerühmt, während H. über ſie klagte.

Man merkt leicht, wie die Sachen ſtanden. Die Wild kokettirte mit H.; er plauderte und ſcherzte mit ihr, ließ ſich von ihr eine Wäſcherin empfehlen — das iſt Alles! Die Magd aber war eiferſüchtig und gab ſich dem lauernden, nachſpürenden, inquirirenden Meyer zum ſpionirenden und referirenden Werkzeuge hin.

---

[*]) In Nürnberg ſuchte er bei mehreren Perſonen zu erfragen, wo die kleinen Kinder herkämen. Daß er ſelbſt einmal ein ſolches Kind geweſen, verneinte er und ließ ſich's nicht einreden. Er ſei immer ſo geweſen, wie jetzt.

Man ſchämt ſich faſt, ſolche Gemeinheiten zu berühren; aber ſie charakteriſiren dieſe Gegner, und ſetzen die Unſchuld Hauſer's, wider welche ſie angehen, in ein vielmehr recht helles und zweifelloſes Licht. Wenn ein ſo übelwollender Berichterſtatter und Verſchwärzer, wie dieſer Ansbacher Schullehrer, trotz aller Spionirerei, aller Verſchwörung mit Dienſtboten und alles auf dieſe Weiſe entſtehenden Geklatſches, nichts Erheblicheres aufbringen konnte, ſo können wir darauf ſchwören, daß H. bis an ſein Ende in vollkommener Unſchuld gelebt.

XII. Hauſer, das Kind, und die Kunigunde Lechner.

1.

Herr v. *Tucher**) beruft ſich auf alle die conſtatirten Thatſachen, *welche dem Bewußtſein oder der Selbſtbeſtimmung entrückt ſind.* „Dazu gehört vor Allem *die vollkommen reine, innerlich conſequente, nach allen Beziehungen harmoniſche Darlegung der Kindesnatur, das ganze Gebahren und Benehmen, Sprache, Ausdruck der Empfindung, wie wir es eben in ſo unnachahmlicher Weiſe an Kindern auf der entſprechenden Altersſtufe wahrnehmen.* Dieſes ganze Gebahren iſt in der Unterſuchung nicht allein durch Zeugen ſattſam bewieſen; es ſtand feſt in dem Urtheil aller Menſchen, auch der erfahrenſten und einſichtvollſten, ſo namentlich der verpflichteten mediciniſchen Sachverſtändigen, und kann um ihrer Conſequenz, inneren Wahrheit und harmoniſchen Entfaltung willen durch einzelne damit unvereinbare Zeugenausſagen nicht wankend gemacht werden. Der Thatſache der dargelegten Kindesnatur iſt noch außerdem *die totale Indifferenz des Geſchlechtslebens* wenigſtens 2—3 Jahre lang nach ſeinem Erſcheinen beizufügen.“ Allerdings, fährt v. T. fort, hätten gewandte Gauner und Betrüger durch die Fiktion irgend eines Zuſtandes, des Blödſinnes, der Verrücktheit, des Wahnſinnes, der Epilepſie, der Stummheit, Taubheit ꝛc. ſchon öfters die erfahrenſten Gerichtsärzte, Polizeimänner und Richter lange getäuſcht. „Hauſer hat aber nicht einen Zuſtand, ſondern eine ganze Reihe von Zuſtänden, alle Stadien der Entwicklung des jungen Menſchen von ſeinem Kindesalter an bis zur Reife eines 16—18jährigen Jünglings dargeſtellt. Und dieſe ganze Entwicklung ging in ihrer Continuität mit vollſtändigſter Harmonie und Folgerichtigkeit vor ſich; es war in allen Stadien nicht eine einzige Thatſache wahrzunehmen, welche einer ſpäteren Entwicklung vorausgeeilt oder mit einem früheren Zuſtand in Widerſpruch geſtanden wäre. Das zu leiſten und zwar, wie ſich der Gefangenwärter Hiltel ausdrückt, ohne ſich je einmal zu „„verſchnappen““, — das wird wohl dem gewandteſten Gauner nicht möglich ſein, niemals möglich geweſen ſein oder künftig möglich werden. Dr. Meyer[*]) will uns zwar das Beiſpiel der Kunigunde Lechner, von welcher „„die Gartenlaube““ 1858 erzählt und welche [**]) auf die nehmliche Weiſe Betrug geſpielt haben ſoll, entgegenhalten. Allein abgeſehen von dem Mangel jeglichen Beweiſes der Wahrheit der ganzen Erzählung, ſo ergibt ſich aus der Vergleichung ſeiner Mittheilung mit vorſtehender Schilderung von ſelbſt der gänzliche Mangel der Identität beider Zuſtände, ſo weit ſie der freien Willensbeſtimmung entrückt ſind.“

---

*) Augsb. Allg. Ztg. Nr. 41 Beilage 10. Febr. 1872.

2.

Dr. Meyer vergleicht die Geſchichte der Lechner Zug vor Zug mit der unſeres Findlings, und meint damit etwas recht Schlagendes geleiſtet zu haben. Dieſe übergroße Aehnlichkeit beweiſt aber bloß, daß die Geſchichte der L., ſei es, daß eine ſolche Betrügerin wirklich aufgetreten und die Leute eine Zeit lang genarrt, oder daß die ganze Erzählung erlogen iſt, auf einer Nachahmung des Hauſer'ſchen Falles beruhte; denn Niemand wird glauben, daß ſich eine Geſchichte ſo wörtlich wiederholen könne. Bei all dem fehlen aber doch ſehr weſentliche Züge; wir hören z. B. nicht, daß die L. ſo lange bloß von Waſſer und Brod gelebt und niemals etwas Anderes, als Waſſer getrunken; von Verwundungen, (Mordverſuch und Mord) lieſt man Nichts ꝛc. Das wunderſame Nachtſehen, das vollkommen ſichere Hinſchreiten in tiefſter Finſterniß, wo H. noch dunkle Farben unterſchied, beſchränkt ſich bei der L. bloß darauf, daß ſie Nachts auch ohne Licht — ſtricken konnte!

---

[*]) S. 596 ff.

[**]) In den Jahren 1853—1858 zu Weiskirchen bei Offenbach.

3.

„Die Polizeiſoldaten, welche Hauſern in den erſten Tagen von der Wachtſtube in ſeinen Verwahrungsort oder von dieſem in jene führten, erzählten Wahrnehmungen, die aus inneren Gründen keine Erfindung ſein können. Zu den wenigen, ihm eingelehrten, zum Theil ſinnlos nachgeſprochenen Worten gehörte das: „„Möcht a ſöchener Reiter wern, wie mei Voter is."" Dieſen Satz gebraucht er häufig als Ausdruck lebhaft erregter Empfindung. In der Wachtſtube erfreut ihn der Glanz des braunen glaſirten Ofens; vergnügt ſtellt er ſich davor hin und ruft mit hüpfender Bewegung des Oberleibes, wie ſie kleine Kinder machen: „„Möcht a ſöchener Reiter wern"" ꝛc. Der obere Theil des Burgberges, auf dem ſein Aufenthalt lag, iſt mit Gras bewachſen, auf dem ſich Gänſe freſſend hin und her bewegten. Dieſe „„Roſſe"", wie er ſie nannte, erregten ſein Entzücken; und ſo rief er auf die nehmliche Weiſe, wie dort in der Wachtſtube wieder ſein: „„Möcht a ſöchener Reiter wern"". So wenig ſolche Thatſachen von den Polizeiſoldaten erfunden waren, ſo wenig waren ſie das Schauſpielmanöver eines Gauners."*) Die Erzählungen der Polizeiſoldaten entſprechen auch ganz den eigenen Ausſagen Hauſer's in ſeinen ſchriftlichen Aufzeichnungen. Alles Glänzende verſetzt ihn in eine Art von Ekſtaſe, in welcher er in jene Phraſe ausbricht. Er erſtaunt über des Rittmeiſters Uniform und Säbel, freut ſich darüber und ſagt: „I möcht a ſöchener Reiter wern", womit er, wie er hinzuſetzt, zu verſtehen geben wollte, man ſolle ihm ein ſolches ſchönes, glänzendes Ding geben. Bei'm Anblick des grünen Ofens in ſeinem Gemach auf dem Thurme ſagt er dieſelben Worte, und ſo in anderen Fällen. Aber auch ſeine Schmerzen, wie die an den Füßen, in den vom Tageslichte verletzten Augen, ſeine Sehnſucht nach den Spielſachen, die er auf dem Thurme vermißt, drückt er mit dieſen und ein paar anderen ihm eingeprägten Worten aus.*) Und ſo ſieht man, wie hier Alles auf das Beſte zuſammenſtimmt und eine Ausſage die andere ſtützt.

---

*) Von Tucher in der Augsb. Allg. Ztg. Nr. 41 Beilage 10. Febr. 1872.

XIII. Ueber Hauſer's pſychiſche Vermögenheiten, namentlich was ſeine in den erſten Zeiten ſeiner Erſcheinung enorme Faſſungs- und Gedächtnißkraft betrifft.

1.

Man hat an dem Findling, in den erſten Zeiten, während ſeines Aufenthaltes im Gefängnißthurm, dann, als er mir übergeben worden, und ſelbſt, nachdem bereits ein bedeutender Nachlaß dieſes Phänomenes eingetreten war, doch noch zuweilen in einzelnen Momenten und blitzartigem Aufleuchten ganz enorme pſychiſche Vermögenheiten wahrgenommen. Vielfach bemerkt und bezeugt iſt namentlich ſeine anfängliche ganz außerordentliche Gedächtnißkraft. Dieſe Thatſache wurde nachher in Ansbach, als er daſelbſt der Aufſicht und Beobachtung eines ausgezeichnet „nüchternen" Schulmannes unterworfen worden war, zu welcher Zeit aber die Hauſer'ſche Wunderperiode längſt vorübergegangen, gänzlich in Abrede geſtellt. Man machte die Entdeckung, daß der Nürnberger Phönix ein ganz gemeiner Vogel ohne alle beſonderen und merkwürdigen Qualitäten ſei — nicht ohne allerhochmüthigſtes Herunterſehen auf die romantiſchen Thoren, die ſich dort üben in der Nürnberger Narrenſtadt ſo ſchmählichen Täuſchungen hingegeben hatten. Ich habe von dieſer eitlen Einbildung und Behauptung ſchon geſprochen und bin hier ganz beſonders veranlaßt, darauf zurückzukommen. Die Urſache des Selbſtbetruges, dem die Nürnberger Profeſſoren, Aerzte ꝛc., mit ihnen auch der Präſident v. Feuerbach, unterlegen ſein ſollen, war, dem hochweiſen, ſie alle unendlich überſehenden Schulmeiſter in Ansbach zu Folge, „ein ſchwärmeriſches Befangenſein im Ungewöhnlichen und Außerordentlichen". Den Unbefangenen, weniger zu Extremen Geneigten, ſagt er, konnten die an H. beobachteten Thatſachen, wie, daß er „ſchnell eine ziemliche

---

*) Meine „Mittheilungen" I. S. 47 ff.

Anzahl Wörter im Gedächtniſſe behielt und einmal geſehene Perſonen ſogleich wieder erkannte, nicht überraſchen. „Dieſe Sätze werden eines theoretiſchen Beweiſes wohl nicht bedürfen", ſetzt der weiſe Mann hinzu. Und er hat Recht. Wenn man einen Elephanten zu einer Maus, einen Cuntur zu einem Sperling macht, ſo ſind es keine Elephanten und Cunture mehr. Aber iſt es erlaubt, auf ſolche Weiſe mit Gegenſtänden und Thatſachen umzugehen? Und iſt es nicht ebenfalls eine „Befangenheit", ſich gegen das Ungewöhnliche und Außerordentliche in dem Grade zu verſtocken, daß man es nie und nirgend anerkennen mag, auch wo es ſich als eine wohlbezeugte faktiſche Wahrheit darbietet? Man ſoll aus Mäuſen und Sperlingen keine Elephanten und Cunture machen; aber man ſoll auch nicht das Umgekehrte thun; und nicht diejenigen verlachen, die an ſo wunderſame Geſchöpfe glauben, da es deren doch wirklich gibt. Dieſe eitlen Klüglinge repräſentiren ſo recht die gemeine Menſchennatur, welche allem Ungemeinen antipathiſch entgegenſteht und keine größere Luſt kennt, als es zu entwürdigen und in's Gegentheil ſeiner ſelbſt zu verwandeln.

Und in welche gedankenloſe Widerſprüche verwickeln ſie ſich! Der Findling wird zu einem höchſt ordinären, geiſtesarmen Subjekte degradirt. Gut, er ſei es geweſen! Dann aber war er kein Betrüger. Denn ſo zu täuſchen, wie er gethan haben ſoll, dazu gehört Genie, ja noch mehr. Er ſollte ſo viele Menſchen aller Art, ſchlichte und gelehrte, tief und hoch geſtellte, Menſchen jedes Geſchlechtes, Bildungsgrades, Standes und Berufes in dem Grade und ſo lange fort künſtlich dupirt und bethört, aus einer ganzen Stadtbevölkerung, ja aus der ganzen Welt, ſo weit man ihn kannte, ein paar ganz beſonders kluge Köpfe ausgenommen, ein ſolches Tollhaus gemacht haben, ohne außerordentlich große, ja übermenſchliche Fähigkeiten zu beſitzen! Das fühlen denn auch die Spitzbubentheoretiker ſelbſt; daher ſie ſich genöthigt ſehen, ihrer Theorie zu Liebe doch einige, und das zum Theile ſehr ſtarke Conceſſionen zu machen, dem Menſchen ſogar Vermögenheiten zuzuſchreiben, die er gar nicht gehabt und die er niemals und auf keine Weiſe verrathen und bewieſen hat. Es kann nichts Tolleres und Unſinnigeres geben, als was auf dieſem Wege erzeugt wird; es iſt ja der Fluch, der auf dieſer Art von Kritik und Unglauben ruht, daß ſie am Ende noch weit mehr in's Phantaſtiſche und Chimäriſche fällt, als das, was ſie bekämpft und negirt, wovon hier ein ganz beſonders ſprechendes Beiſpiel vorliegt. Es wird hier ein und daſſelbe Individuum zugleich dumm und klug, talentlos und genial gemacht; einerſeits ſchwach, kraft- und haltlos bis zur Jämmerlichkeit, andererſeits charaktervoll, thatkräftig, heroiſch bis zu einem alles menſchlich-natürliche Maß überſteigenden Grade dargeſtellt, und ſo ein Miſchmaſch von Qualitäten zuſammengebraut, über deſſen beiſpielloſe Abſurdität man vor Erſtaunen außer ſich kommen kann. Wollen unſere Leſer einen ſolchen Zuſtand riskiren, ſo dient ihnen zur näheren Betrachtung dieſer Curioſität Nachſtehendes. Sollten ſie nicht dazu geneigt ſein, ſo bitte ich ſie, die beiden nächſten Paragraphen zu überſchlagen und bei §. 4 weiter fortzuleſen, wo das in dieſer Nummer zu beſchreibende und zu erhärtende poſitiv Wahre und Wirkliche zur Sprache kommen wird.

2.

In den „Authentiſchen Mittheilungen" befinden ſich zwei Abhandlungen des Lehrers Meyer über Hauſer, in welchen folgende Differenz bemerklich. In der einen im Juli 1833 verfaßten, wo der gemeine Menſchenverſtand einen Triumph über ſeinen romantiſchen Gegenſatz anſtrebt, herrſcht das Beſtreben, die geiſtige Beſchaffenheit Hauſer's nicht nur zum Mittelmäßigen, ſondern ſogar noch tiefer hinabzudrücken. In der 1834, nach Hauſer's Tode, im Sinn und Geiſte Seiner Herrlichkeit, des edlen Grafen Stanhope, geſchriebenen, weht ein anderer Wind. Dieſelbe iſt weſentlich nichts Anderes, als eine den angeblichen Betrug und Selbſtmord des Findlings zu begründen beſtimmte Schmäh- und Verdächtigungsſchrift; und da wird für gut befunden, die Geiſteskräfte deſſelben in der Art zu ſchärfen, daß ſie zu der Rolle taugten, die er geſpielt haben ſollte. Da findet ſich z. B. der Satz: „Er faßte ſeine Umgebung ſchnell auf und verſtand es, ſein Benehmen darnach trefflich einzurichten", worüber dann näher gehandelt wird.*) „Wie ſehr er eine gute Meinung von ſich zu unterhalten wußte, davon hat man die auffallendſten Beweiſe. Gelang es ihm denn nicht, hochſtehende und in jeder Beziehung ausgezeichnete Familien Jahre lang in dem

---

*) Meyer S. 428. f.

Glauben zu erhalten, daß er keiner Lüge, viel weniger einer Untugend fähig ſei!" Er urtheilte über gewiſſe Dinge und Verhältniſſe „mit Ein- und Umſicht." — „Seine Urtheile in Bezug auf Andere, ihre Handlungen, Lebensverhältniſſe ꝛc. fand ich in der Regel richtig, ja oft treffend", und Manche „hätten ſich oft gewundert, wenn ſie gehört hätten, wie richtig er ſie auffaßte." — „Ungünſtige eheliche Verhältniſſe, die er früher erkannte, als man glauben ſollte, beurtheilte er einige Male mit ſolcher Umſicht, die mich überraſchte." Es wird dann Mehreres erzählt, was wirklich merkwürdig iſt, auch, was den Charakter Hauſer's betrifft, demſelben zur Ehre gereicht, wie es ſelbſt dieſer feindliche Mann nicht ganz unbemerkt läßt;*) wiewohl er doch Alles im Ganzen nur zum Behufe der Herabwürdigung und Verdächtigung vorträgt und wendet. Weiter**) wird der Satz aufgeſtellt und ausgeführt: „H. beſaß viel Schlauheit und gab davon oft Beweiſe." Er merkte Alles, ſah Alles voraus, was ihn betraf; es werden ihm auch hier unter Anführung von Thatſachen „Scharfſinn und feine Combinationen" zugeſchrieben, die Meyer „mit Verwunderung" vernahm; Dinge, die Meyer nicht glauben wollte, erkannte H., und ſeine Behauptungen bewährten ſich.

3.

In die Fußſtapfen des Vaters tritt der Sohn, der jedoch bei Weitem kühner vorgeht, ſich trotz der ſtets geforderten Nüchternheit und Beſchränkung auf das Alltägliche und Gewöhnliche und des an Andern ſtets getadelten Gegentheils, nicht ſcheut, da, wo es ihm gerade taugt, in's Extravagante und Ueberſchwängliche zu gehen, und in ſeiner erſtaunlichen Gedankenloſigkeit vor keinem noch ſo ſchreienden und unſinnigen Widerſpruch zurückſchreckt. Was beſonders den zuletzt erwähnten Punkt betrifft, ſo finden ſich die Differenzen bei Lehrer Meyer mehr in zweierlei Zeitpunkten und Arbeiten auseinandergehalten. Bei Dr. Meyer hingegen geht Alles durcheinander „wie Mäuſedreck und Coriander." Er ſtellt den Findling, um ihn zum Betrüger zu qualificiren, in Hinſicht der Intelligenz, wie der Charakterſtärke und Thatkraft, ſo hoch, daß man vor dem, wenn auch noch ſo ſchlechten Burſchen, Reſpekt haben muß. „Die in dieſem Buche abgedruckten Urkunden", ſagt er, „enthalten zahlreiche Belege dafür, mit welcher Virtuoſität H. den Eigenthümlichkeiten der ihn umgebenden Menſchen ſich anzuſchmiegen, ihre Fehler zu entdecken und zu ſeinem Vortheile auszunützen verſtand — — — — — höher Geſtellten und Gönnern gegenüber als das intereſſante Kind ſich zu geben wußte, wie er Fremde beobachtend empfing und mit ſeinem Spürſinn ſofort den ihm nützlich ſcheinenden Ton des Umganges mit ihnen zu treffen wußte." — „H. beſaß die feinſte Beobachtungsgabe und nahm ſelbſt von der ihn betreffenden Literatur Notiz." — „Die zur That (dem Selbſtmorde) nöthige Stärke des Charakters und des Willens dürfen wir bei ihm vorausſetzen.*) Tenax propositi ging er mit zuverſichtlichem Schritte durch die Tage ſeines Lebens dahin."**) Bei ſeinen Selbſtverwundungen waren „die Vorbereitungen ſchlau und zweckentſprechend". Beidemale war die gebrauchte Waffe nicht mehr zu finden.***) Die Blutſpuren an den Fußböden, Wänden und Geräthen der Daumer'ſchen Wohnung entſprechen genau der Erzählung Hauſer's. Dieſe Spuren machte er nach der Verwundung abſichtlich zum Behufe des Betruges; ſelbſt das viele Blut am Orte der Verwundung, welches unter einer Thüre weg in einen Nachbargarten floß und dort eine Lache bildete — lauter Schlauheit des blitzgeſcheidten und ſelbſt nach einer ſolchen Verwundung ſeiner ſelbſt vollkommen mächtigen Jungen. Ein ſolcher Menſch geht doch bei Gott über das gewöhnliche Maß der Menſchennatur hinaus! Das Alles aber hindert unſeren Kritiker nicht, ſich zugleich auch in folgender Art vernehmen zu laſſen. „H. präſentirte ſich (zu Nürnberg) in den meiſten Tagen und Stunden als eine gewöhnliche, kaum in irgend einem Punkte von anderen Jünglingen ſich unterſcheidende Erſcheinung.“*) Bei ſeinem Selbſtmord „ſetzte er einen unglaublich läppiſchen Apparat in's Werk.“ Beutel und Zettel mit abſurdem Inhalt waren ein auf ihn ſelbſt zurückfallendes kindiſches Beiwerk. Meyer, der Vater, gibt ſich viele Mühe zu beweiſen, daß H. kein Kind geweſen; hier wird er auf einmal wieder kindiſch und überkindiſch. „H. war kein großer Schauſpieler. Sein kleines Repertoir war erſchöpft und er hatte nicht die Befähigung, den geänderten Verhältniſſen durch neue und bedeutende Leiſtungen gerecht zu werden;“ er mußte ſich daher den Dolch in's Herz ſtoßen, wozu er, wie ſchon oben angeführt, die ihm, wenn nicht von Natur und Schickſal, doch von Dr. Meyer zugetheilte nöthige Charakterkraft beſaß. Trotz dieſer Energie ſah es, wie es ſich unſer Pſycholog vorſtellt, mit der Seelenſtärke und Gemüthsſtimmung des elenden Burſchen erbärmlich aus; es fehlte ihm die Kraft, die Lage zu ertragen, in die er ſich verſetzt ſah; hatte auch kein Selbſtvertrauen, keine Hoffnung, ſie überwinden zu können. „Seine auf Lüge gebaute Exiſtenz konnte ihm für die Dauer unerträglich werden; eben ſo unerträglich aber der Gedanke, zu geſtehen und damit den Hohn der Welt zu ernten, ſowie in eine vielleicht kümmerliche, längſt entwöhnte Exiſtenz zurückgeſtoßen zu werden.“ Der allwiſſende Mann, der trotz ſeines Unglaubens an Magnetismus und Somnambulismus doch ſelbſt ein großer Hellſeher zu ſein ſcheint, hat noch andere tiefe Blicke in Hauſer's Seele gethan; er denkt ſich, wie ihn Gewiſſensbiſſe wegen der unſchuldigen Dalbonne gequält, die über die Hauſer'ſche Geſchichte wahnſinnig wurde ꝛc. Genug und wohl übergenug! Es iſt mir in meinem ganzen Leben kein ſo unſinniges Geſchwätz vorgekommen; man glaubt ſich in die Göthe'ſche Hexenküche verſetzt:

---

*) S. 430.

**) S. 437.

---

*) Warum dürfen wir das? Gerade dieſe Eigenſchaften hatte er gar nicht, er der furchtſamſte, vor aller Art von Verletzung zurückbebendſte aller Menſchen, wie es auch ganz ausdrücklich Lehrer Meyer beſchreibt und bezeugt.

**) S. 599. 606. 608.

***) Daher glauben Andere, daß er gar keine ſolche gehabt.

„Was ſagt ſie uns für Unſinn vor?
Es wird mir gleich den Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttauſend Narren ſprechen.“

4.

Das nicht zu läugnende Faktum, welches uns hier beſchäftigt und zu deſſen ruhiger Betrachtung wir nun übergehen wollen, iſt dieſes, daß H. im Anfange wirklich ganz erſtaunliche geiſtige Fähigkeiten, insbeſondere eine ganz enorme Gedächtnißkraft beſaß. Es folgt darüber eine Anzahl von Zeugniſſen.

---

*) Woraus dieſe überraſchende Notiz geſchöpft iſt, wird nicht geſagt.

Zuallererſt wird die Sache in dem Briefe erwähnt, welchen der Unbekannte, der den Findling nach Nürnberg brachte, demſelben mitgegeben: „Wenn er Eltern hätte, wie er keine hat, ſo wäre er ein gelehrter Burſche geworden; ſie dürfen ihm nur Etwas zeigen, ſo kann er es ſchon.“ Da dieſe Bemerkung ſo ganz den Erfahrungen entſpricht, die man dann auf dem Thurme und weiterhin noch eine geraume Zeit lang an ihm machte, ſo kann man annehmen, daß ſchon jener Unbekannte, als er ſich in Hauſer's Käfig mit ihm abgab und ihm Einiges beizubringen ſuchte, die ungemeine Auffaſſungs- und Gedächtnißkraft des jungen Menſchen erkannt und bewundert habe. Es iſt, den nachher beobachteten Thatſachen gemäß, gar nicht unglaublich, daß er Alles, was ihm in ſeinem Käfig auch nur einmal gezeigt und gelehrt wurde, auf der Stelle begriff, konnte und für immer feſthielt. Ganz entſprechend iſt, was die Nürnberger Zeit, zunächſt den Aufenthalt auf dem Veſtner Thurm betrifft, das zuverläſſige Zeugniß des redlichen und in ſeiner Art intelligenten Gefangenwärters Hiltel: „H. hatte einen guten, mächtigen Verſtand, d. h. zu der Zeit, als er ſich zu bilden anfing. Er erlernte Alles gleich und vergaß es ſo leicht nicht wieder; ſelbſt im Klavierſpielen hat er gute Fortſchritte gemacht; denn er fing nach erhaltenem dreitägigen Unterrichte ſchon an, ein kleines Stückchen zu ſpielen.“ So ſprach Hiltel nach Meyer*) am 12. Mai 1834; nach Stanhope**) ſagte er am 2. März 1834: „H. hatte einen mächtigen Verſtand, er erlernte Alles gleich und vergaß es nicht wieder. Er erlernte in drei Tagen ein Stück auf dem Klavier“ ꝛc. So ſagt auch Freiherr v. Tucher: „Sein Geiſt glich, als er nach Nürnberg kam, einer tabula rasa, welche mit der wunderbarſten Receptivität Alles, was ihm dargeboten wurde, ſchnell und leicht in ſich aufnahm und bleibend mit einem ganz außerordentlichen Gedächtniſſe behielt.“ In Bürgermeiſter Binder's Bekanntmachung heißt es: die Natur habe den jungen Menſchen mit den herrlichſten Anlagen des Geiſtes und Herzens reich ausgeſtattet.“ Der Präſident v. Feuerbach erzählt: „Von ſeinem erſtaunenswürdigen, eben ſo ſchnellen, als zähen Gedächtniſſe bekamen wir bald die auffallendſten Proben. Bei jedem der vielen kleinen und großen Dinge, bei jedem Bild und Bildchen in ſeinem Haushalt nannte er uns die Namen und den Titel der Perſon, von der er es zum Geſchenk erhalten; und wenn hiebei verſchiedene Perſonen mit demſelben Hauptnamen vorkamen, ſo unterſchied er ſie entweder durch ihre Vornamen oder durch andere Prädicate. Ohngefähr eine Stunde, nachdem wir ihn verlaſſen hatten, trafen wir mit ihm auf der Straße zuſammen, als er eben zu Herrn Bürgermeiſter Binder geführt wurde. Wir redeten ihn an, und als wir ihn aufgefordert, uns unſere Namen zu ſagen, nannte er jeden von uns ohne ſich zu beſinnen und zu ſtocken, mit unſeren vollen Namen und Titulaturen, die doch für ihn nur baarer Unſinn ſein konnten. Dr. Oſterhauſen machte zu einer andern Zeit die Erfahrung, daß er, nachdem man ihm einen Blumenſtrauß gezeigt und die Namen der einzelnen Blumen vorgeſagt hatte, mehrere Tage nachher jede dieſer Blumen wieder zu erkennen und mit ihrem Namen zu bezeichnen wußte.“ Dieſer ſehr ruhige, nüchterne, durchaus nicht phantaſtiſche Arzt erzählt wörtlich Folgendes: „Er erhielt bei dem Beſuche, den er bei meinem Schwiegerſohne machte, 13 Blumen zum Geſchenke, und es wurde ihm dabei der Name einer jeden dieſer Blumen, jedoch nur einmal, geſagt. Er behielt ſie nicht nur auf der Stelle, ſondern auch nach 8 Tagen, als er mich beſuchte, konnte er die Namen aller dieſer Blumen, ohne ſich zu beſinnen, wieder nennen.“

---

*) S. 64 f.

**) „Materialien“ S. 90.

5.

Solchen Citaten darf ich auch wohl meine eigenen Aufzeichnungen anſchließen.

Faſt von Allem, was ihn betraf, vermochte er anzugeben, vor wie viel Tagen und Wochen es geſchehen war. Er wußte, wie oft er ſeine Suppe, ſeine Chocolade, ſeinen Milchbrei gegeſſen. Von ſeinen Damen- und Schachſpielpartien konnte er ſagen, wie viele er mit jeder einzelnen Perſon geſpielt habe. Von 5 Partien des Damenſpiels, die er geſpielt, war er im Stande, den Gang jeder einzelnen der Reihe nach herzuſagen. Von jedem der vielen Dinge, die man ihm geſchenkt, wußte er zu ſagen, wer es ihm gegeben; ſogar von mehreren Geldſtücken konnte er, vermöge der verſchiedenen Schmutzflecken, die ſie hatten, einzeln angeben, von wem er ſie erhalten hatte. Er wußte die Namen vieler Hunderte von Perſonen, die ihn beſucht oder die er ſonſt kennen gelernt hatte. Einige Zeit vor meiner Bekanntſchaft mit ihm ſagte man ihm 22 Namen von Perſonen vor, die er, ohne irre zu werden, nachher alle wieder ſagen konnte; eben ſo war es nicht lange nachher mit 34 Namen. In den erſten Wochen ſeines Aufenthaltes in Nürnberg ſagte man ihm an einem öffentlichen Orte 48 Namen anweſender Perſonen, die er nachher, ohne zu fehlen, wieder nannte. Noch nach 8 Tagen vermochte er die (17 oder 18) von dieſen Perſonen, die wieder an demſelben Orte zugegen waren, mit ihren Namen zu nennen. Er merkte in allen dieſen Fällen zugleich die beigefügten Bezeichnungen des Standes und Amtes, wie Actuar, Officiant, Oberlieutenant, Adjutant, Major, Oberſt, die für ihn völlig ſinnloſe Laute waren. Eben ſo behielt er auch andere nie gehörte, lange Wörter, wie Cavallerieregiment und dergleichen. Er behauptete ſpäterhin, als er dieſe erſtaunliche Eigenſchaft nicht mehr beſaß, er habe Alles, was ich in den drei Wochen vor ſeiner Erkrankung im Thurme bei meinen täglichen Beſuchen mit ihm geſprochen hatte, wortgetreu behalten und daſſelbe öfters Wort für Wort wiederholt; er habe bis zu jenem Zeitpunkte, wo er ſo krank wurde, nicht ein einziges Wort vergeſſen, ſo daß er in der dritten Woche noch Alles der Ordnung nach hätte ſagen können. Darüber mag man urtheilen, wie man will; was Obigem zu Folge Hiltel, v. Tucher, Binder, Feuerbach, Oſterhauſen erzählen und bezeugen, wird man auf keinen Fall in das Gebiet der Fabel oder Lüge verweiſen können.

6.

Es war übrigens nicht bloß das Gedächtniß, was bei H. in pſychiſcher Beziehung ungewöhnlich erſchien. Ich verweiſe deßhalb auf meine „Enthüllungen“, wo ich, der Hypotheſe Eſchricht's gegenüber, der ihn zu einem Idioten machte, viele Züge von Denkkraft, Scharfſinn, Witz und Geiſt angegeben, die ihn beſonders in ſeiner erſten Periode, bevor dieſe Kräfte in den Hintergrund getreten, zu charakteriſiren geeignet ſind. Ich will hier nur ein Beiſpiel ausheben, welches in der Mitte des Monats Auguſt 1828 vorkam. Er ſah, wie eine weibliche Perſon bei einer Küchenarbeit ein riſſiges und durchlöchertes Tuch umgethan hatte. Das war ihm anſtößig; er wollte aber ſeinen Tadel nicht geradezu ausſprechen, beſann ſich lange auf eine feine Art ſich auszudrücken und ſagte endlich: „In dieſer Schürze iſt nicht ein Loch." Er erfand ſich auf dieſe Weiſe einen zweideutigen Ausdruck, der ein Lob zu ſein ſchien, aber auch ein Tadel ſein konnte und als ſolcher gemeint war; indem „nicht ein Loch" ſo viel als: „nicht ein einziges Loch" oder „nicht einmal ein Loch", ſomit gar keines, aber auch: „nicht bloß ein Loch, ſondern viele" ſein konnte. Als die erwähnte Perſon ſagte: er halte ſo viel auf Wahrheit — denn er war damals noch ein rigoroſer Wahrheitsfreund und Wahrheitsſprecher — und nun habe er ſich dennoch eine ſo große Unwahrheit erlaubt, entgegnete er: das, was er geſagt, ſei ganz richtig; denn die Schürze habe ja wirklich nicht ein Loch, ſondern viele. Ich war zugegen und bemerkte ihm: genau genommen, ſei es doch nicht wahr; denn wo viele Löcher ſeien, da ſei auch eines. Aber er wußte ſich zu helfen. Er ſagte, ich hätte allerdings Recht, wenn ich zählte: eins, zwei, drei ꝛc. er aber habe nicht ſo gezählt, ſondern die Löcher im Ganzen genommen. So geringfügig der Gegenſtand dieſer Unterhaltung war, ſo bewies H. dabei doch eine Gewandtheit in Denken und Ausdruck, die man im Verhältniß zu ſeinem erſt ſo kurz vorher Statt gefundenen geiſtigen Erwachen bewundern muß.

7.

So verhielt ſich die Sache in der That. Alle die Wunder, welche von uns, den mit H. Umgehenden und Vertrauten, an ihm wahrgenommen und aufgezeichnet worden ſind, waren wirklich vorhanden und wir haben Nichts übertrieben und hinzugethan. Aber die Periode, in welcher ſich dieſe Erſcheinungen in ſo auffallender Weiſe darboten, war begrenzt und ging noch i. J. 1828 zu Ende; es trat ein Nachlaß, eine Abſtumpfung ein, die, wie andere dieſer Phänomene, ſo auch die erwähnten geiſtigen Fähigkeiten, Faſſungskraft, Scharfſinn und Gedächtniß betraf. Dieſe ſehr merkliche Metamorphoſe hat man nun, je nach den Standpunkten, die man einnahm, verſchiedentlich zu erklären geſucht. Die ſchlechteſte dieſer Erklärungen iſt die der „negativen Kritik“, welche annimmt, H. habe eben ſchon früher im unbekannten Vorleben, wo er ſogar in eine Schule gegangen ſein ſoll, Allerlei gelernt, dies aber in Nürnberg in verſtellter Weiſe wie etwas Neues aufgefaßt und erſt jetzt zu lernen geſchienen; daher die den Nürnberger Idioten ſo wunderſam vorkommende Befähigung deſſelben. Als aber der Vorrath ſeines Wiſſens und Könnens zu Ende geweſen, habe das ſcheinbare Wunder natürlich aufgehört. Das große Gedächtniß Hauſer's offenbarte ſich aber in Fällen, wo er das zu Behaltende nicht ſchon vorher wiſſen konnte, wie in dem von Feuerbach und Anderen Berichteten. Man kann doch z. B. nicht annehmen, daß er, der am Orte ganz unbekannte, daſelbſt früher nie geweſene Menſch, all die Perſonen, deren Namen und Titel man ihm hier vorſagte, bereits vorher gekannt habe. Auch hätte ein Betrüger, welcher ſich unwiſſend und tölpelhaft ſtellte, wohl eben als ſolcher keine ſo auffallenden Beweiſe von bereits entwickelter Geiſteskraft gegeben und durch ſeine Auffaſſung der Lehrgegenſtände Skeptikern keinen Anlaß zu der Vermuthung gegeben, er müſſe ſchon früher ſolchen Unterricht erhalten haben, wie z. B. im Clavierſpielen; das Gegentheil wäre ſehr unvorſichtig und der von ihm geſpielten Rolle ganz zuwider geweſen. Dr. Heidenreich führt die Sache auf das Maß der Entwicklung zurück, zu welcher Hauſer's Gehirn zur Zeit der Einſperrung zu gelangen im Stande geweſen. So weit dieſe Entwicklung bereits gediehen und die phyſiſchen Bedingungen des geiſtigen Lebens vorhanden waren, manifeſtirten ſich, wie derſelbe aufſtellt, die intellektuellen Kräfte Hauſer's mit auffallender Schnelle und Energie; dann aber, an der Grenze jener Entwicklung, mußte nothwendig Stillſtand eintreten. Aber auch dieſe Erklärung reicht nicht aus. Hauſer's Gehirn war zwar, wie die Leichenöffnung ergab, auf einer thier- und fötusartigen Stufe zurückgeblieben; aber bloß dieſer Stufe gemäß waren die Fähigkeiten nicht, die er zeigte, beſonders nicht die wunderhaften der erſten Zeit; ja auch die der ſpäteren Zeit gingen entſchieden darüber hinaus.

8.

Es iſt hier ein Faktum geltend zu machen, das ſehr merkwürdig und belehrſam iſt und über das ein Zweifel nicht wohl obwalten kann.

Die geiſtigen Kräfte des Findlings hatten den Charakter des Ungemeinen und Außerordentlichen nur ſo lange, bis er ſich an animaliſche Koſt gewöhnt hatte, was ein großer Fingerzeig für die Diätetik und ein ſtarker Beweis für die Anſicht iſt, daß dieſe Koſt dem Menſchen nicht nur körperlich, ſondern auch geiſtig nachtheilig ſei. Es läßt ſich dazu auch das gleichzeitige Sinken Hauſer's in moraliſcher Hinſicht rechnen. Sein Anfangs ſo feines Wahrheitsgefühl, das eine Unwahrheit ſelbſt nicht im Scherze oder zur Ausrede, um z. B. läſtige Beſuche abzulehnen, gelten laſſen wollte, ſtumpfte ſich ebenfalls ab. Dazu trug freilich auch viel Anderes bei, namentlich das Leben in einer Welt, wo Lug und Trug in ſolchem Grade zu Hauſe iſt, daß ſich ſelbſt der Wahrhafteſte kaum frei davon erhalten kann; die poſitiven Verführungen, denen er ausgeſetzt war; der Drang der Umſtände, der ihn zum Lügen aus Nothwehr gewaltſam trieb; die Lügenhaftigkeit, womit man zum Theil ihn ſelbſt behandelte. Gleichwohl würde, wie ich glaube, die anfangs ſo engelreine Seele dieſes Menſchen länger und ſtärker widerſtanden haben, wenn nicht durch den Fleiſchgenuß ſein ganzes Weſen depotenzirt und tiefer geſtellt worden wäre. Die an H. gemachte Beobachtung war ſehr lehrreich zunächſt für mich ſelbſt, der ich damals noch weit entfernt, ein ſogenannter Vegetarianer zu ſein, und an täglichen Fleiſchgenuß gewöhnt und gefeſſelt war; ſie wird eine ſtets denkwürdige und bedeutſame bleiben.

Für unglaublich können die beſchriebenen hochgeſteigerten Seelenkräfte nicht gelten, da ſie, wenn auch ſcheinbar noch ſo beiſpiellos, doch nicht ſo iſolirt daſtehen, daß ſich nicht manche, allerdings ebenfalls ſehr ſeltene Fälle damit zuſammenhalten ließen. Es gibt ja Genies, es gibt ſogenannte Wunderkinder, bei denen eine frühzeitige geiſtige Entwicklung Staunen erregt; es gibt Individuen beſonderer Art, welche die ungemeinſten Seelenkräfte ihr ganzes Leben lang offenbaren; und es iſt ſehr beachtenswerth, daß das diätiſche Verhalten auch hier eine damit, wie es ſcheint, zuſammenhängende Rolle ſpielt, namentlich was das Gedächtniß betrifft. Das Wunder ſeiner Zeit in dieſem Betreff, ein wahres Monſtrum von Gedächtnißkraft, war z. B. Anton Magliabecchi, geb. zu Florenz 1633, geſt. 1714. Derſelbe behielt nicht nur den Inhalt eines nur einmal geleſenen Buches mit wörtlicher Treue, ſondern zugleich die Seitenzahl, auf welcher ſich irgend eine Stelle befand. Wenn er eine Schrift nur einmal durchblickt hatte, ſo konnte er deren Verfaſſer, welche dieſelbe nicht eben ſo auswendig wußten, in Verlegenheit ſetzen. Als Bibliothekar des Großherzogs trug er die anvertraute Bücherſammlung ihrem ganzen Umfange nach im Sinne; und nicht nur dieſe, ſondern auch alle Koſtbarkeiten der anderen Bibliotheken Europas. Jahre lang nachher wußte er das Zimmer und die Stelle des Behältniſſes zu bezeichnen, an welcher er in der Bibliothek zu Conſtantinopel ein gewiſſes ſeltenes Manuſcript geſehen. Auch ihm ſcheint, wenn nicht alle animaliſche Koſt, doch wenigſtens das Fleiſcheſſen antipathiſch geweſen zu ſein. Er hielt ſich jedenfalls in ſehr engen diätetiſchen Schranken. Drei hartgeſottene Eier und ein Trunk Waſſer bildeten ſein gewöhnliches Mahl.*) — Auch **Laplace** zeichnete ſich durch ein ſtarkes Gedächtniß aus und behielt daſſelbe bis in ſein hohes Alter; er konnte noch in ſeinen letzten Jahren von Racine und anderen Schriftſtellern ganze lange Stellen herſagen. Dabei war er ſehr mäßig im Genuſſe der Tafelfreuden und aß beſonders in ſeinem hohen Alter ungemein wenig.**) — Von **Newton** iſt bekannt, daß er ſich zur Zeit ſeiner bedeutſamſten Forſchungen des Fleiſches enthalten und den Genuß des Kohles geliebt, den ſchon Pythagoras empfohlen hatte.

10.

Wie wenig der Menſch braucht, um nicht nur leben, ſondern auch thätig ſein und arbeiten, ſowie auch alt werden zu können, und wie dazu die gebräuchlichen animaliſchen Genüſſe, die man, wenn daran gewöhnt, allerdings nur ſchwer, in einigen Fällen vielleicht gar nicht mehr, entbehren kann, beweiſen unter Anderem die **Trappiſten**. Vor einigen Jahren hat Dr. **Fouſtagrives** mehrere Tage in einem Trappiſtenkloſter der Abtei de Notre Dame de Grace bei Briquebec (Manche) zugebracht, um die Wirkung der Pflanzenkoſt auf den menſchlichen Körper zu beobachten. Die Lebensweiſe der Mönche daſelbſt iſt hiernach dieſe: Vom 14. September bis zum 1. Samſtag in der Faſtenzeit haben ſie in 24 Stunden nur **eine** Mahlzeit, und zwar um 2½ Uhr,

---

*) **Schubert**, Geſchichte der Seele ꝛc.

) **Wehwell, Geſchichte der induktiven Wiſſenſchaften, deutſch von **Littrow** II., Stuttgart 1840 S. 270.

genau 12 Stunden nachdem ſie aufgeſtanden. Im Sommer ſind zwei Mahlzeiten erlaubt. Der Uebergang von einer Mahlzeit zu zweien, iſt oft durch Neigung zum Schlafe, immer durch Verdauungsſtörungen, beſonders Abweichen bezeichnet. Umgekehrt bei'm Uebergang zu nur einer täglichen Mahlzeit leiden ſie weniger; nur etwa 14 Tage lang empfinden ſie Hunger zu der Zeit, wo ſie zu eſſen gepflegt. Die plötzliche Congeſtion nach dem Kopfe, welche nach langem Faſten durch Speiſegenuß entſteht und ſich durch Geſichtsröthe äußert, zeigt ſich nicht nur bei Novizen, ſondern iſt auch bei älteren Mönchen zuweilen ſo oft eingetreten, daß eine bleibende Geſichtsröthe die Folge davon iſt, wiewohl die Mahlzeit nur aus den leichteſten Speiſen beſteht. Die Trappiſten verzehren ohngefähr 370 Gramm Brod, dann Kartoffel, Suppe ohne Fett, ohne Butter und Oel; Milch nur zu manchen Zeiten, dann Gemüſe mit Waſſer gekocht. Fleiſch, Fiſche, Butter und Eier ſind nur den Kranken erlaubt; Oel wird nur zum Salat verwendet. Dazu trinken ſie einen halben Liter Obſtwein; zum Nachtiſch kommt rohes oder gekochtes Obſt, Radieschen ꝛc. Käſe iſt ſtreng verboten. Die Beſchäftigungen der Trappiſten beſtehen aus Handarbeiten und religiöſen Uebungen. Sie erhalten hiebei ihre Geſundheit wohl, und nur ſelten hört man über Störungen derſelben klagen. Gicht, Stein, Auszehrung kommen nicht vor; nur Rheumatismus und leichte Magenſäure. Neigung zur Lungenſchwindſucht wird nicht weiter entwickelt und Aſthma ſehr gemildert. Cholera iſt hier niemals eingedrungen; nur einmal im Jahre 1834 war eine bedeutende Typhusepidemie daſelbſt. Bei Fouſtagrive's Beſuch war der Prior ein rüſtiger Greis von 75 Jahren; ſein Vorgänger hatte 80 erreicht. Es wird dazu bemerkt, daß auch bei den weltlichen Bewohnern anderer Theile Frankreichs, in Limouſin, Bretagne und Corſika, Pflanzenkoſt üblich iſt, welche die Einwohner bei vollkommener Geſundheit erhält. Soweit der aus öffentlichen Blättern gezogene Bericht. Einen anderen noch merkwürdigeren las ich anderswo, habe ihn aber leider nicht excerpirt. Hier war unter Anderem von einem Pfarrer die Rede, der an Lebensüberdruß und Drang zum Selbſtmorde litt. Er war zu religiös, um dieſer Verſuchung nachzugeben; aber um doch ſein ihm ſo läſtiges Daſein abzukürzen, ging er in ein Trappiſtenkloſter, in der Meinung, die Lebensart, der man ſich da zu unterwerfen hat, werde ihn ſchnell dem Tode zuführen. Aber es kam anders; er lebte nicht nur unaufgerieben, und das, wenn ich nicht irre, viele Jahre lang weiter fort, ſondern wurde auch von ſeiner krankhaften Stimmung und Neigung befreit.

11.

Ich erlaube mir, noch eines Experimentes zu gedenken, welches der Arzt Dr. Combe in dem großen Waiſenhauſe zu Albany in Amerika gemacht, indem er daſelbſt ausſchließlich vegetabiliſche Nahrung eingeführt. Die Reſultate waren glänzend; die Lehrer konnten nicht genug ſtaunen über die für Geiſt und Körper daraus hervorgegangene günſtige Veränderung. Die Krankenſtube, die früher immer mit Patienten gefüllt geweſen, wurde leer und öde. Indolente Knaben wurden aufgeweckt und lernbegierig, und Rangenhaftigkeit und Ungezogenheit machte einem ſittigen Ernſte Platz.

Möchten Eltern und Erzieher, die dies leſen, doch ihre Kinder und Zöglinge zur Fleiſchkoſt, welcher unverderbte kindliche Naturen ſo gram ſind, wenigſtens nicht mit Zwang anhalten! Ich weiß Beiſpiele, wo man Kinder, welche vor dieſer Koſt Abſcheu hatten, mit Schlägen dazu anhielt. Dieſer Abſcheu mit der Neigung zu unſchuldiger Koſt, zu Obſt, Brod, Kuchen, ſüßen Sachen, iſt noch ein Reſt der edleren gottgeſchaffenen Menſchennatur, welchen man aber herkömmlicher Weiſe nicht duldet, ſondern ſobald als möglich erſtickt, ja ſelbſt mit dem Stocke dämpft! Die Menſchheit richtet ſich auf dieſe Weiſe phyſiſch, intellektuell und moraliſch zu Grunde; und es iſt deßhalb kein Wunder, wenn es in der Welt ſo ausſieht, wie wirklich der Fall. Wenn manche Kinder erſt ſo bedeutende Fähigkeiten zeigen und dann den durch dieſelben erregten Erwartungen wenig entſprechen, ſo iſt hier wohl dieſelbe Urſache, wie bei Hauſer's phyſiſchem Sinken, wirkſam: die der menſchlichen Natur nicht angemeſſenen Genüſſe, zu welchen die jungen Leute angehalten und gewöhnt werden, ſtumpfen ihre Seelen ab.

12.

Ich kann mich nicht enthalten, am Schluſſe dieſes Capitels noch etwas ganz Außerordentliches zu erwähnen, was im Laufe dieſes Jahrhunderts hervorgetreten, großes Aufſehen gemacht, zu ſeiner Zeit in öffentlichen Blättern vielfach beſprochen und durch namhafte Zeugniſſe für eine, ſo unglaublich ſie erſcheinen mag, dennoch truglos wahre Erſcheinung erklärt worden iſt. Ich meine die erſtaunlichen Befähigungen eines iſraelitiſchen Gelehrten, des Rabbi Herſch = Dänemark aus Siebenbürgen. Es iſt erſtlich ein ganz enormes Gedächtniß, was ſich hier erwies; dann die ihm mögliche augenblicklich ſchnelle Ueberſicht langer Wort= und Zahlenreihen; und endlich, was am meiſten Verwunderung erregte, die vollkommene Durchſichtigkeit, welche für ſeinen Geiſtes-Blick verſchloſſene und ihm ſonſt gar nicht bekannte Bücher hatten. Es heißt von ihm: Er kennt nicht nur den Talmud buchſtäblich auswendig, ſondern wohl Tauſende von hebräiſchen Büchern." Ferner: „Er überzählt nicht nur mit einem Blick die längſten Zeilenreihen eines Buches oder einer Schrift — wie er z. B. mit einem Blick ſah, daß die enggedruckte Seite eines Buches 44 Zeilen enthielt — ſondern lieſt Worte in geſchloſſenen Büchern, die Jeder mitbringen kann, wenn ſie hebräiſch ſind oder doch hebräiſche Worte enthalten. Er ſelbſt oder ein Anderer berührt mit einer Finger= oder Nadelſpitze eine Seite eines zuſammengeſchlagenen Buches; und der Rabbi gibt dann, während er oft die Augen geſchloſſen hält, die Worte an, welche durch die Berührung angezeigt ſind. Er iſt inſofern ein wahrer Wundermenſch und Wunderthäter und hat ſich als ſolcher beliebiger Beobachtung Preis gegeben. Er producirte ſich in Deutſchland, Frankreich und der Schweiz; am 26. September 1842 geſchah es zu Baſel vor einer Geſellſchaft von Univerſitätsprofeſſoren und Geiſtlichen. „Er ließ," wie von dort berichtet wird, „von einer Anzahl hebräiſcher Bücher, die aus der hieſigen Bibliothek herbeigeſchafft worden waren, ein beliebiges auswählen, ſich von den Anweſenden je eine Seiten= und Zeilenzahl nennen und gab dann augenblicklich die an dieſer Stelle befindlichen Worte an. Er bezeichnete mit dem Finger eine Stelle im Talmud, gab an, was ſich an dieſer Stelle, ſo und ſo viel Blätter weiter unten oder oben, für Worte und Zeichen finden müßten, recitirte, von dem Buche abgewandt, lange Seiten aus demſelben und gab jedesmal auf die Sylbe an, wo eine neue Seite beginne. Er ließ ſich ferner von den Anweſenden ein beliebiges hebräiſches Buch reichen, hieß Jemanden den Finger oder eine Stecknadel in irgend eine Stelle des Buches legen oder an einem Blatte eine Ecke umſchlagen und nannte die unten und oben von der Nadel, .dem Finger oder der Ecke des Blattes berührte Stelle; oder er ließ mit der Stecknadel mehrere Blätter durchſtechen und gab die Zahl der durchſtochenen Seiten, ſowie die Stelle an, wo die Nadel ſtehen geblieben. Solche Operationen machte er unter

Anderem mit einem Manuſcripte der hieſigen Bibliothek, einer von einem Anweſenden mitgebrachten Taſchenausgabe der Pſalmen und einer Ewald'ſchen hebräiſchen Grammatik. Von Taſchenſpielerkünſten konnte keine Rede ſein, da der Rabbi von ſehr kritiſchen Augen bewacht war. In Wien wurde er zu beſonderen Produktionen vor den Erzherzog Franz und in den Salon der Fürſten Metternich beſchieden, wozu ausgezeichnete dortige Naturforſcher und Sprachkundige beigezogen waren. Bei dem Abſchiede wurde er von dem Fürſten mit einer goldenen Doſe beſchenkt, worein eine Banknote von 100 fl. gelegt war."

In Baſel erhielt er folgendes Zeugniß: „Die Vorſtellungen des Herrn Oberrabbiners Herſch-Dänemark, welchen eine Anzahl Gelehrter und Geiſtlicher beigewohnt hat, haben die Erwartungen aller Anweſenden weit übertroffen. Nicht nur, daß er eine ungeheure Stärke des Gedächtniſſes an den Tag legt, die allen Glauben überſteigt, hat er in Beziehung auf die hebräiſchen Wörter, die er nie geſehen und nicht einmal aufgeſchlagen, eine wahre Divinationsgabe geoffenbart, die ſelbſt bei tieferem Nachdenken unbegreiflich ſcheint." Unterzeichnet von den Profeſſoren Gerlach, Fiſcher, de Wette, Diakon Preiswerk.

Dr. Friedenberg, Redakteur der Voß'ſchen Zeitung, berichtete 1847 Folgendes: „Wir haben einer Probe ſeiner Leiſtungen beigewohnt und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß dieſelben weit eher einem Gebiete noch unerforſchter Naturbegabungen, als menſchlicher Kunſt angehören. Sie grenzen an das Unglaubliche. Herſch-Dänemark iſt im Stande, in einem ſeinem Auge verſchloſſenen Buche jede beliebige Stelle zu leſen. Er kann nur hebräiſch leſen; jeder Anweſende hatte ein ſolches Buch, ich eine in's Rabbiniſche überſetzte Reiſe in Afrika von Samuel Romanoli, ein ſehr ſeltenes, von H. D. gewiß nie geſehenes Werk. Es genügte ihm die einfache Angabe der Seitenzahl; den Finger auf das Buch gelegt, den verzückten Blick in's Leere gerichtet, las er das Wort oder die Stelle, die wir uns gemerkt. Noch mehr! Er fragte uns, welche Zeile von einer gegebenen Seite er vorleſen ſolle. Wir verlangten die 16te von oben. Dieſe kann ich ihnen nicht leſen, ſagte er, denn da iſt in dem Buche eine leere Stelle; aber ich will ihnen den Inhalt der 12ten angeben; was er ſofort that. Bei'm Aufſchlagen der Seite fand ſich Alles genau ſo, wie er geſagt.

Einer der Anweſenden, ein Arzt, bezweifelte, ob H. D. in dem Buche leſen könne, wenn er es nicht unmittelbar mit dem Finger berühre. Doch ſeine Sehergabe blieb dieſelbe, das Buch mochte mit einem leinenen, ſeidenen oder wollenen Tuche belegt ſein. Bedenkt man, daß er dieſe Gabe zu jeder beliebigen Stunde und ununterbrochen nun ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren bethätigt, ſo möchte es ſchwer ſein, ſie mit den bis jetzt bekannten Erſcheinungen des Hellſehens in Parallele zu bringen.“ *)

Es wäre von großem Intereſſe zu wiſſen, was dieſer in ſo ſeltener, ja einziger Weiſe begabte Mann für eine Lebensart geführt, wie er es mit Speiſe, Trank ꝛc. gehalten. Darüber iſt mir aber Nichts bekannt.

XIV. Hauſer als Reiter.

Ueber das Reitenlernen Hauſer's und die beſondere Kraft und Ausdauer, welche er bei'm Reiten zeigte, habe ich Folgendes aufgezeichnet:

„Als er anfing, reiten zu lernen, verſpürte er nie Etwas an dem Geſäße, ſondern nur etwas Weniges an den Schenkeln. Er konnte überhaupt hiebei weit mehr aushalten, als ich; er ritt ſtundenlang ohne unangenehme Empfindung, nachdem er ſich etwa anderhalb Monate lang auf der Reitbahn geübt. Ich konnte mir das nicht anders als dadurch erklären, daß er durch das beſtändige Sitzen und Rutſchen in ſeinem Käfig das Hintertheil auf eine ungewöhnliche Weiſe abgehärtet habe. Er ſcherzte zuweilen über die Beſchaffenheit dieſes Theiles und ſagte, er wäre ſehr glücklich, wenn Alles an ihm ſo gut wäre, wie dieſes. Alle Einwirkungen von außen waren ihm an dieſem Theile weniger empfindlich, als an ſeinem übrigen Körper.“

„Seine Haltung, ſein Muth, die richtige Führung des Pferdes ſogleich bei den erſten Verſuchen ſetzten in Erſtaunen. Der Stallmeiſter ſagte: Mancher gehe zwei Monate lang bei ihm zur Lehre und ſitze nicht ſo auf dem Pferde. Er hatte ſich, ehe er noch auf das Pferd

---

*) Vergl. Maxim. Perty, Blicke in's verborgene Leben des Menſchengeiſtes. Leipzig u. Heidelberg 1869. S. 187 ff. Ueber eine Vorſtellung des Rabbi, die er am 23. Juni 1842 zu Ulm gegeben, berichteten in ganz gleicher Weiſe die „Zeitintereſſen“ vom 25. Juni 1842 Nro. 51.

geſetzt wurde, vom Zuſchauen Alles abgemerkt und wußte es beſſer, als diejenigen, welche der Stallmeiſter ſo eben vorgehabt hatte."

„Als zu Anfang Octobers der Stallmeiſter auf der Reitbahn ein tückiſches und eigenwilliges Pferd getummelt hatte, verlangte er, es zu reiten, da ihn der Anblick mehr gereizt, als geſchreckt hatte."

„Durch das Reiten verſchwand zu Anfang October's ein ſchmerzliches Drücken auf der Bruſt, das ihn zu beläſtigen pflegte.*) Früher war dies Drücken immer nach der Lehrſtunde, die er vor Tiſch im Reiten erhielt, bis ohngefähr um drei Uhr Nachmittags erleichtert, ſowie auch ſeine Augen ſo lange heller waren. Nach einem tüchtigen Ritt blieb endlich auch der Rückfall zum Bruſtdrücken und zur Augenverſchlechterung aus."

Hiebei iſt zu bemerken, daß ich, ſowie auch Profeſſor Wurm, bei allen Lehrſtunden zugegen war, daß ich dabei alles auf H. Bezügliche auf's Genaueſte beobachtete, auch mit ihm, ſo viel und ſo lang es die Umſtände geſtatteten, ſpaziren ritt, und, wie überhaupt, ſo auch hier, alles merkwürdig Scheinende ſofort bei friſcheſter Erinnerung zu Papier brachte. Ein Irrthum der Wahrnehmung oder des Gedächtniſſes war gar nicht möglich; ich bildete mir Nichts ein und ſetzte Nichts hinzu; das kann ich beſchwören. Obige Notizen finden ſich auch in der Abſchrift, die Profeſſor Wurm, der, wie geſagt, ebenfalls Augen- und Ohrenzeuge war, von meinen Aufzeichnungen machen ließ und die ich noch in Händen habe.

Ich betone dieſe Umſtände deßhalb ſo ſtark, weil ich die Abſicht habe, den Präſidenten von Feuerbach, der meinen Berichten folgte und wegen ſeiner daraus entnommenen Schilderung von Hauſer's Reitertalent und Reiternatur, wenn man dieſen Ausdruck brauchen kann,**) ſo ſtark getadelt worden iſt, zu rechtfertigen oder beziehungsweiſe zu entſchuldigen. Es konnte aus ſeiner Darſtellung allerdings der Schein entſtehen und darauf die Vermuthung oder Behauptung gegründet werden, H. habe gar nicht nöthig gehabt reiten zu lernen, vielmehr ſchon vor ſeiner Erſcheinung in Nürnberg reiten gekonnt, was denn der beliebten Spitzbubentheorie trefflich zu Statten kam; andererſeits, wenn man lieber Feuerbach's Autorität und Buch zu vernichten wünſcht, wie es neueſtens wieder Dr. Meyer zu thun verſucht, kann man Feuerbach's Schilderung, mit Berufung auf andere gegentheilige, als einen Beweis ſeiner unwahrhaften Darſtellungsweiſe in's Gewicht fallen laſſen.*)

---

*) Er hatte es zu Nürnberg empfunden, ſo lange er ſich zurückdenken konnte. Kam er in's Freie, ſo wurde es ärger.

**) Feuerbach, K. H. S. 102 ff.

So viel iſt allerdings richtig, daß ſich bei Feuerbach einige falſche Angaben finden, die ich ſelbſt berichtigen kann und muß; es iſt aber zugleich auch zu ſagen, daß F. ſelbſt daran nicht Schuld iſt. Ein böſes Verhängniß hat in der Hauſer'ſchen Geſchichte bis in ganz kleine und nebenſächliche, durch die Folgen ihrer Corruption aber doch wichtig gewordene Umſtände hinein gewaltet. Ich ſchickte meine Bemerkungen über H. an Feuerbach mittelſt einer von fremder Hand gefertigten Abſchrift, welche ich, meiner leidenden Augen wegen, nicht ſelbſt durchſehen und von Fehlern reinigen konnte; der Abſchreiber machte ſolche, die nicht geändert wurden, unglücklicher Weiſe, gerade bei den in Rede ſtehenden Notizen und ſo kamen ſie auch in Feuerbach's Buch. Ich hatte von einem tückiſchen Pferde geſprochen, daraus wurde ein türkiſches, worüber ſich nun der Stallmeiſter, als er es las, freilich gar ſehr verwundern mußte. Ich hatte geſchrieben: „H. verſpürte nie Etwas an dem Geſäße, ſondern nur etwas Weniges an den Schenkeln.“ Aus „ſondern“ wurde in der Abſchrift wahrſcheinlich „oder“, und ſo ſteht bei F.: „Er ritt Stunden lang, ohne ſich wund zu reiten, oder nur in den Schenkeln oder im Geſäße Schmerzen zu empfinden.“ Da konnte man nun einwenden, daß Neulinge im Reiten nicht ſowohl am eigentlichen Geſäße, als an den Obertheilen der Schenkel, Verletzungen erleiden, und daß daher die Abhärtung des Geſäßes zur Erklärung der Sache nicht hinreiche. An den Schenkeln aber blieb H. wirklich nicht unverletzt.

So mußten ſelbſt elende Schreibfehler dazu dienen, das Wahre in dieſer Geſchichte unglaubwürdig erſcheinen zu laſſen, ja dem Spotte der Gegner Preis zu geben. Das ſollte uns hier, wie überhaupt in Beurtheilung von Menſchen und Dingen, um ſo vorſichtiger machen.

Ueber Feuerbach's Darſtellung ärgerten ſich die Gläubigen, weil ſie ihrer Sache ſo nachtheilig war. Indem ſie ihr widerſprachen, verfielen ſie in einen anderen Fehler; ſie läugneten das, was Augen- und Ohrenzeugen beobachtet und berichtet hatten, ganz oder faſt ganz. So Dr. Oſterhauſen in dem gutachtlichen Berichte, den er im Dec. 1830 abſtattete, nachdem ihm vom k. Kreis- und Stadtgerichte der Auftrag geworden war, den von Merker erhobenen Verdacht zu widerlegen. So ſelbſt der Stallmeiſter Rumpler, der in ſeinem Unwillen eine ähnliche Erklärung gab. Es geſchah dies aber erſt am 9. Mai 1834; und es unterſcheidet ſich dieſe Erklärung weſentlich von der, welche er am 2. Nov. 1829 gegeben hatte und in welcher eine ganz andere Stimmung bemerklich iſt.*) R. hatte nicht mit dem Intereſſe beobachtet, wie ich und Wurm, er hatte ſich Nichts notirt und ſprach 1834 aus unſicherer Erinnerung. Oſterhauſen und Rumpler haben ganz Recht, wenn ſie behaupten, daß H. nicht gleich von vorn herein zu reiten vermocht, daß er es erſt förmlich lernen mußte. Doch ſagt auch R.: „Man mußte ihn auf das Pferd heben; denn vom Steigbügel hatte er keinen Begriff. Wie er zu Pferde ſaß, haben wir uns wohl gewundert, daß er gerade ſitzen geblieben iſt" ꝛc. Vorher war bei R. ſchon der edle Graf Stanhope geweſen und hatte ihn bearbeitet; dem lag es an der Vernichtung Feuerbach's. Er ſagt in ſeinen „Materialien"**): „Rumpler erzählte am 3. März 1834 Folgendes: Feuerbach's Angaben über Hauſer's Reiten ſind unrichtig. R. war unwillig darüber und ſagte, daß auch andere Theile dieſer Schrift ebenfalls unwahr ſein könnten." Man ſieht hier, wie der edle Graf Rumpler's Ausſagen für ſeinen Zweck ausbeutet. Doch heißt es auch hier: „R. hat ſich verwundert, daß H. ſo gut zu Pferde ſitzen konnte, da er ſo ſchlecht ging. H. war unerſchrocken zu Pferde; es iſt aber falſch, daß er ſich im Reiten ſo ſehr auszeichnete oder daß er ein wildes Pferd zu beſteigen verlangte" ꝛc. Letzteres war aber doch wirklich der Fall, und R. erinnerte ſich 1834 nicht mehr an einen Umſtand, der ſchon vor mehreren Jahren Statt gefunden hatte. Feuerbach ſagt in ſeinem 1832 erſchienenen Buche:***) „Das Reiten liebt H. noch

---

*) Meyer, S. 147.

wieso?

---

*) Meyer, S. 177 ff.

**) S. 91.

***) S. 140 Note.

immer leidenſchaftlich. An Gewandtheit und Eleganz im Reiten, wie im Aufſitzen und Abſitzen kann er es wohl mit dem geſchickteſten Stallmeiſter aufnehmen. Mehreren unſerer ausgezeichneten Offiziere iſt H. in dieſer Beziehung ein Gegenſtand der Verwunderung." Auch dies ſoll nach Dr. Meyer eine „überſchwängliche" Einbildung oder Lüge des Präſidenten ſein. Hier aber muß man dieſem glauben. Was er ſchildert, hatte er ſelbſt unmittelbar vor Augen; und er konnte ſich doch nicht auf „mehrere ausgezeichnete Offiziere" berufen, wenn dieſe ſich nicht wirklich in jener Weiſe geäußert hatten.

XV. Hauſer im Jahre 1832,

geſchildert vom Präſidenten von Feuerbach.

Ich hebe aus Feuerbach's Schilderung, wie ſie im letzten Capitel ſeines Buches über Kaſpar Hauſer zu leſen, meinem Zwecke gemäß, folgende Stellen aus.

„Träte H., welcher jetzt zu den geſitteten Menſchen von Lebensart gerechnet werden darf, unerkannt in eine gemiſchte Geſellſchaft, ſo würde er bald Jedermann als eine befremdliche Erſcheinung auffallen. Sein Geſicht, in welchem ſich die weichen Züge eines Kindes mit den eckigen Formen des Mannes und einigen, leicht gezogenen Furchen vorzeitigen Alters, herzgewinnende Freundlichkeit mit bedächtigem Ernſte und einem leichten Anflug von Melancholie vermiſchen; ſeine Naivetät, zutrauliche Offenheit und oft mehr als kindiſche Unerfahrenheit, verbunden mit einer gewiſſen Art von Altklugheit und vornehmer, doch ungezwungener Gravität im Reden und Benehmen; dann die Schwerfälligkeit ſeiner, zuweilen nach Worten ſuchenden, oft fremdklingenden, harten Sprache, bei der Steifheit ſeiner Haltung und der Ungelenkigkeit ſeiner Bewegungen — ließen ihn jedem beobachtungsfähigen Auge als ein Gemiſch von Kind, Jüngling und Mann erſcheinen, ohne daß man ſobald mit ſich einig werden könnte, welcher Altersſtufe dieſer einnehmende Miſchling wirklich angehöre." — — — — — — — — — — — — — „An Verſtand ein Mann, an Einſicht ein kleiner Knabe, in Manchem noch weniger, als ein Kind, zeigt er in ſeinem Reden und Benehmen oft eine ſeltſam contraſtirende Miſchung von Männlichkeit und kindiſchem Weſen. Mit ernſthafter Miene und im Tone großer Wichtigkeit thut er nicht ſelten Aeußerungen, die bei jedem Anderen deſſelben Alters dumm und läppiſch heißen würden, aus ſeinem Munde aber ſich immer ein wehmüthig mitleidiges Lächeln erzwingen. Ganz poſſirlich nimmt es ſich beſonders aus, wenn er von ſeinen künftigen Lebensplanen ſpricht, von der Art, wie er, wenn er einmal etwas Rechtes gelernt und Geld verdient habe, ſich einrichten und mit ſeiner Frau, die er als einen nothwendigen Hausrath betrachtet, es halten wolle. Unter einer Ehefrau weiß er ſich nichts Anderes zu denken, als eine Haushälterin oder Obermagd, die man ſo lange behält, als ſie taugt, und wieder fortſchickt, wenn ſie öfters die Suppe verſalzen, die Hemden nicht ordentlich geflickt, die Kleider nicht gehörig gebürſtet hat u. ſ. w.“

„Mild, ſanft, ohne laſterhafte Neigungen, ohne Leidenſchaften und Affekte, gleicht ſein immer ſich gleichbleibendes, ſtilles Gemüth einem ſpiegelglatten See in der Ruhe einer Mondſcheinnacht. Unfähig, einem Thiere wehe zu thun, mitleidig gegen den Wurm, den er zu zertreten fürchtet, dabei furchtſam bis zur Feigheit — beſonders ſeit dem an ihm verübten Mordverſuch — wird er gleichwohl rückſichtslos, ſogar ſchonungslos nach ſeinem Sinne handeln, ſobald es gilt, einmal gefaßte, für Recht erkannte Vorſätze zu behaupten und durchzuſetzen. Fühlt er ſich in ſeiner Lage bedrückt, ſo wird er lange duldend ſchweigen“ ꝛc.*)

„Als reifer Jüngling, der ſeine Kindheit und Jugend verſchlafen, zu alt, um noch als Kind, zu kindiſch unwiſſend, um als Jüngling zu gelten; ohne Altersgenoſſen, ohne Vaterland, ohne Eltern und Verwandte; gleichſam das einzige Geſchöpf ſeiner Gattung: erinnert ihn jeder Augenblick an ſeine Einſamkeit mitten im Gewühl der ihn umdrängenden Welt, an ſeine Ohnmacht, Schwäche und Unbehülflichkeit gegen die Macht der über ſein Schickſal gebietenden Umſtände, vor Allem an die Abhängigkeit ſeiner Perſon von der Gunſt oder Ungunſt der Menſchen. Daher ſeine, ihm gleichſam zur Nothwehr abgedrungene Fertigkeit in Beobachtung der Menſchen, ſein umſichtiger Scharfblick, womit er ſchnell ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen auffaßt, die

---

*) Ich weiß nicht, auf welche Bedrückungen F. hier anſpielt; es ſcheint aber aus dieſer Stelle hervorzugehen, daß ſchon zu ſeinen Lebzeiten, trotz des Schutzes, welchen er dem Findling gewährte, die Lage des Letztern in Ansbach nicht ſehr angenehm war, daß er unziemlich behandelt wurde und daß F. dies wußte, einſah und mißbilligte.

Klugheit -- von Uebelwollenden Schlauheit oder Pfiffigkeit genannt — womit er ſich in diejenigen, die ihm wohl oder wehe thun können, zu bequemen, Anſtößen auszubeugen, ſich gefällig zu erweiſen, ſeine Wünſche geſchickt anzubringen, den guten Willen ſeiner Gönner und Freunde ſich dienſtbar zu machen weiß. Kinderſtreiche, Muthwille, Poſſen ſind eben ſo wenig von ihm zu erzählen, als Beiſpiele von Bosheit und Tücke; für die erſten iſt er zu ernſthaft und kalt verſtändig, für die letzten zu gutmüthig und bis zur Pedanterie rechtlich.“

F. ſchließt ſeine Schilderung mit den Worten: Außerordentliches ſei jetzt nichts mehr an ihm „als das Außerordentliche ſeines Schickſals und ſeine unbeſchreibliche Güte und Liebenswürdigkeit.“

[illegible] Feuerbach hat ſeinem Buche ein nach Greil's Oelgemälde gefertigtes Bild des Findlings beigegeben. Er nennt es „ſprechend ähnlich“; und wir, die wir ihn gekannt haben, können bezeugen, daß es in der That vollkommen den Kaſpar darſtellt, wie er in ſeiner beſten Zeit geweſen, ehe noch „Sorgen, Gram und Verdruß“, wie Feuerbach bemerkt*), ſein Antlitz merklich verändert hatten. Man darf nur dieſes Bild betrachten, welches der reinſte Ausdruck von Kindlichkeit, Gutmüthigkeit und Harmloſigkeit iſt, zugleich auch Verſtand und geiſtige Helle verräth, um überzeugt zu ſein, daß dieſer Menſch weder ein Idiot, wie Eſchricht wollte, noch ein durchtriebener, landſtreichender, komödienſpielender Burſche, oder gar eine „Schlange“ und „Teufelsſeele“ geweſen, wozu ihn die Lang, Merker, Stanhope, Hiltl und Meyer gemacht. Letztere Bezeichnungen hat man die Dreiſtigkeit gehabt, dem Präſidenten v. Feuerbach in den Mund zu legen, ihm, der ihn ſeit 1828 gekannt, der ſich in Ansbach ſo nahe mit ihm berührt, bei dem er zeitweiſe gewohnt hatte und der ihm noch in ſeinem 1832 erſchienenen Buche ein Zeugniß, wie das oben ausgehobene, gegeben hatte.

XVI. Ein Brief von Hauſer aus dem Jahre 1832.

Unter den Briefen, die H. an mich aus Ansbach geſchrieben hat, wähle ich den nachſtehenden zur öffentlichen Mittheilung aus. Derſelbe mag erſtlich eine Probe ſein, wie ſich H. damals ſchriftlich auszudrücken pflegte; er läßt überhaupt einen Blick in ſein damaliges Weſen und Leben thun; er beweiſt ferner auch ſein noch damals ungeſtört fortdauerndes Verhältniß zu mir; es läßt ſich daraus endlich auch etwas auf den Stand und Gang der von Feuerbach angeſtellten Nachforſchungen und deſſen Erwartung eines zu erzielenden Reſultates Bezügliches entnehmen. Ich laſſe den Brief ganz genau ſo, wie er im Originalſchreiben vorliegt, mit all den orthographiſchen und ſtyliſtiſchen Mängeln abdrucken. Die Schriftzüge ſind groß und deutlich. An abgekürzte Titel, wie H. für Herr, Präſ. für Präſident, pflegte Hauſer einen Schnörkel zu machen.

---

*) S. 138 Note.

Ansbach den 27ten April 1832.

Hochgeehrteſter
H. Profeſſor!

Warum ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe iſt nicht, als hätte ich Ihnen nicht mehr ſchreiben wollen oder dürfen, ich will Ihnen gleich den Grund ſagen davon. Ich war mit der Frau Lieutenant Hickel beim H. Biſchof Oeſterreicher in Eichſtädt u. kam einige Wochen nicht nach Hauſe.

Von dem habe ich Ihnen ſo vieles zu ſagen und auch zugleich zu fragen, daß ich nicht im Stande bin alles zu ſchreiben.

Ich zeigte den Brief, welchen Sie mir das Letztemal geſchrieben haben, den H. Präſ. v. Feuerbach, worauf ich die Antwort bekam: Sie könnten die Schrift ſchon drucken laſſen, aber Sie möchten alle Träume weglaſſen, daß es kein Hinderniß für die Unterſuchung gebe. Lieber ſagte er, wäre es ihm, wenn Sie es bis zum July verziehen könnten weil bis dahin die Sache ſich entſcheidet. Die Unkoſten, welche Sie haben, bezahlt Ihnen (der Herr Graf) mein Pflegevater alles.*)

Sie ſchrieben mir ich ſollte Ihnen das Papier ſchicken, welches Sie mir zum durchſehen über ſchickten. Da ich Ihnen jetzt ganz Beſtimmt ſagen kann, daß ich am 20ten May nach Nürnberg komme, ſo will ich es Ihnen ſelbſt bringen, ſollten Sie es eher brauchen ſo ſind Sie ſo gütig u ſchreiben mir.

---

*) Ich weiß nicht mehr, worauf ſich das bezog; ich habe aber in dieſer ganzen Angelegenheit niemals Etwas gefordert und erwartet, und niemals Etwas bekommen.

Die Schrift von Ihnen übern Kindler*) habe ich auch geleſen, wo von ich Ihnen vieles erzählen werde, was die Ansbacher geſagt haben.

Grüßen Sie mir recht herzlich Ihre Frau**) u meine theuerſte Pflege Mutter u Ihre Fräuln Schweſter u nehmen Sie es nicht ungütig, daß ich Ihnen doch einige Zeilen geſchrieben hätte.***)

Ich verbleibe

Euer

treuer Freund
Kaſpar Hauſer.

XVII. Reſultate der Leichenöffnung.

Dr. Heidenreich wirft in ſeiner Abhandlung über K. Hauſer's Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung †), einem der wichtigſten Documente dieſer Geſchichte, die Frage auf, ob die Leichenöffnung Reſultate geliefert habe, welche ſich auf das frühere Verhältniß und Leben des Findlings bezögen; und er beantwortet dieſelbe in bejahender Weiſe. Leber, Lunge und Hirn waren von einer Beſchaffenheit, welche die Erzählung Hauſer's von ſeinem langen, dumpfen, abgeſperrten, bewegungsarmen Kerkerleben augenſcheinlich beſtätigten — ein Beleg von ſo großem Gewichte, daß ihm bloß die „negative Kritik", für die es keine für die entgegengeſetzte Anſicht ſprechenden Argumente gibt, widerſtehen kann, ſie, die ihn bei der Inhaltsanzeige der Heidenreich'ſchen Schrift ſogar mit dem allerunredlichſten Stillſchweigen zu übergehen, kein Bedenken trägt. Ich kenne Perſonen, die ſich in dieſer Sache ſehr ſkeptiſch verhalten hatten, durch jene Momente aber entſchieden gläubig geworden ſind.††)

---

*) Ueber die Cholera an Pfarrer Kindler. Eine theologiſche Streitſchrift.

**) Ich war damals noch unvermählt; er bezieht aber „Frau" auf das nachfolgende „Pflegemutter."

***) Das ſoll wohl heißen: die erwähnten weiblichen Perſonen möchten es nicht übel nehmen, daß er ihnen nicht ebenfalls einige Zeilen geſchrieben habe. Der Schluß iſt ſtümpelhafter, als der übrige Brief, vielleicht weil ihn das Schreiben bereits ermüdet hatte.

†) Gräfe und Walther, Journal der Chirurgie Bd. XXI. H. 1. Berlin 1834 S. 91 ff.

††) Anders freilich Gegner, wie Graf Stanhope, welcher (Materialien S.

Ich ziehe aus Heidenreich's Abhandlung folgende Stellen und Notizen aus.

Die Leber erſtlich „war ſehr groß und hypertrophiſch. Dem Landgerichtsarzte, der ſich gutachtlich ausgeſprochen hatte, konnte es nicht entgehen, daß dieſe Vergrößerung und Hypertrophie mit Hauſer's früherer Einkerkerung in Verhältniß zu ſetzen ſei, indem auch Thiere, denen man in engen Käfigen wenig Bewegung geſtattet, eine große Leber bekommen.*) — — — — — In Uebereinſtimmung mit den verhältnißmäßig kleinen Lungen finde auch ich die Vergrößerung der Leber ganz natürlich, indem dieſe beiden Organe ſich phyſiologiſch bedingen als Ausſcheidungsorgane des Kohlenſtoffes, die Leber im Fötus für die Lunge funktionirt und in der Thierreihe um ſo mehr hervortritt, je mehr die Lunge ſich zurückzieht. Konnte ſich bei weniger Bewegung und in der dumpfen Luft des Kerkers die Lunge nur wenig entwickeln, ſo mußte das Uebergewicht auf die Leber fallen.“ Dr. Albert hatte bemerkt: „Dieſe vergrößerte Leber gibt den wichtigſten Beleg für Hauſer's langwierige, enge Einſperrung in ſitzender Lage, was aus der Analogie von Thieren nachgewieſen werden kann“ ꝛc. Dagegen polemiſirt Dr. Meyer in der Note, was aber bereits der Recenſent der Frankfurter Zeitung zurückgewieſen. „Dr. Meyer,“ ſagt derſelbe, „greift dieſe Stelle im gerichtsärztlichen Gutachten als unſtatthaft an; die Lebervergrößerung könne gar mancherlei Urſachen haben. Das Letzte zugegeben, liegt immerhin ein weiteres Indicium, für die Einſperrung vor, ein Indicium, das durch alle übrigen Umſtände jedenfalls zu einem ſehr hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit erhoben wird.“ Die ganz ſchlechte, leichtfertige Manier der gegneriſchen Polemik iſt dieſe, die für die Wahrheit der Geſchichte und Erſcheinung ſprechenden Anzeichen, welche theils ſchon für ſich ein großes Gewicht haben und ein noch größeres

---

41) ſagt, die auf jene Momente gegründeten Meinungen ſeien gar nicht einleuchtend, wiewohl ſie von einem Arzte ausgeſprochen werden. Man muß aber ſehr einfältig ſein, um ſolche Aeußerungen für aufrichtig zu halten. Der Graf hat wohl recht gut gewußt, wie die Sachen ſtanden; und es bedurfte für ihn wohl gar keines ſolchen Beweiſes, wie ihn die Leichenöffnung brachte.

*) Vergleiche das gerichtsärztliche Gutachten des Dr. Albert vom 9. Jan. 1834 bei Meyer S. 373.

durch ihre Zuſammenſtimmung mit anderen ſolchen bekommen, bloß vereinzelt zu nehmen und zu behandeln, und ſie in dieſer Iſolirung möglichſt ſchwankend und werthlos zu machen, ſei es auch durch die ſeichteſten Gründe und Einwendungen; im Zuſammenhang wird dergleichen niemals betrachtet und gewürdigt.

Das Gehirnorgan zeigte ſich mangelhaft entwickelt; die Bildung war thierähnlich, ſie erinnerte entfernt an das Hirn des *Marders* und *des menſchlichen Fötus*. „Es war hier nicht die geiſtige Entwicklung durch mangelhafte Bildung des Gehirnorgans gehemmt, ſondern *das Organ blieb in ſeiner Entwicklung zurück durch Mangel aller geiſtigen Thätigkeit und Erregung*. Denn es iſt ein Naturgeſetz, daß jedes Organ, das ungeübt und unbenützt bleibt, den vollſtändigen Grad ſeiner möglichen Vollkommenheit nicht erreicht oder von demſelben zurückſinkt und verkümmert. Bis zum 7. Jahre iſt die materielle Entwicklung des Menſchenhirnes ſo ziemlich beendigt; haben aber vor dieſer Zeit und nur dieſelben Einflüſſe Statt gefunden, die deſſen naturgemäße Bildung hemmen und aufhalten konnten, ſo muß das Hirn auch in phyſiſcher und materieller Hinſicht auf der niederen Bildungsſtufe ſtehen bleiben. — — — — — — Hat H. geraume Zeit vor dem 7. Jahre ſeine Zeit in einem finſteren Loche in dumpfem Hinbrüten, ohne alle intellektuelle Thätigkeit und geiſtige Lebensreize, die für die Entwicklung des menſchlichen Hirnes nöthig ſind, zubringen müſſen, ſo mußte auch ſeine Hirnbildung auf der thierähnlichen Stufe ſtehen bleiben, wie er ſelbſt nur im thieriſchen Zuſtande gelebt hatte. Hat aber die Leichenöffnung einen ſo unentwickelten Zuſtand der phyſiſchen Hirnbildung wirklich nachgewieſen, ſo *iſt dieſer Zuſtand auch ein genügender Beweis, daß H. geraume Zeit vor ſeinem 7. Jahre in die Lage gebracht worden iſt, in der er ſo lange verharren mußte.*“

Der Befund war demnach ganz genau ſo beſchaffen, wie er, die Wahrheit der Geſchichte vorausgeſetzt, wiſſenſchaftlich zu erwarten war: die *Leber* ungewöhnlich *groß* und *hypertrophiſch*; die Lunge dagegen verhältnißmäßig *klein*, das *Hirn* in ſeiner Entwickelung zurückgeblieben. Eine evidentere Beſtätigung dieſer Geſchichte könnte es gar nicht geben.

Noch ſetzt Dr. *Heidenreich* Folgendes hinzu: „Waren darüber“ — über den Zuſtand der Einſperrung — „die Jugendjahre verſtrichen, und hatte das Hirn ſeine phyſiſche Bildung auf dieſer niederen Stufe vollendet, ſo konnte das Verſäumte nicht mehr erſetzt werden. Als er dann an das Licht und unter die Menſchen getreten, war es zu ſpät, als daß die intellektuellen Reize auf die Bildung des bereits gereiften, phyſiſch ausgewachſenen, aber nur für dieſe niedere Stufe geiſtigen Lebens vollendeten Hirnes noch hätten Einfluß äußern können. Daher laſſen ſich die reißenden Fortſchritte und glänzenden Anlagen erklären, die H. Anfangs verrieth, weil für ſie das Hirnorgan, das ſich bei Kindern erſt noch phyſiſch bilden muß, ſchon gereift war; daher aber auch ſein alsbaldiges Stehenbleiben an der Grenze des Mittelmäßigen und Gewöhnlichen, weil das Hirn für höheres, geiſtiges Leben nicht mehr umgebildet werden konnte.“

Dieſe Erklärung erſcheint ſehr ſcharfſinnig und plauſibel; will jedoch inſofern nicht genügen, als ein auf thier- und fötusartiger Stufe ſtehen gebliebenes Hirn doch wohl nicht leiſten konnte, was H. nicht nur Anfangs, wo ſeine Faſſungs- und Gedächtnißkraft in's Außerordentliche und Wunderhafte ging, ſondern auch ſelbſt ſpäter, als der Nachlaß eingetreten war, thatſächlich geleiſtet hat. Ich habe darüber ſchon in meinen „Enthüllungen“ *) geſprochen. Es zeigt ſich hier, wie in manchem anderen wohlbezeugten Falle, daß die geiſtigen Kräfte und Thätigkeiten des Menſchen nicht ſo ganz und gar nur von der Beſchaffenheit ſeines Gehirns abhängig ſind, als man zu behaupten pflegt; daß im Menſchen ein geiſtiges Prinzip exiſtirt, welches mit dieſem Organ nicht einfach identiſch und ſich unter gewiſſen Umſtänden ſelbſt in dem Falle einer ſehr mangelhaften Qualität deſſelben in normaler, ja mehr als normaler Weiſe zu bethätigen im Stande iſt. Dies geht freilich in ein myſtiſches Gebiet hinein, wohin der Materialismus nicht folgen will; aber es iſt eben Thatſache und ſpottet, als ſolche, des Syſtems und ſeiner deſpotiſchen Beſchränkungen und Verneinungen.**) Die außerordentliche Aufregung, in welche der junge Menſch gerieth, als er ſo plötzlich in die ihm fremde Welt geworfen wurde, weckte und entwickelte in ihm eine geiſtige Energie, welche über die in ſeiner Gehirnentwicklung vorhandenen phyſiſchen Bedingungen weit hinausgriff; und ſo iſt dieſer Menſch auch in dieſer phyſiologiſch-pſychologiſchen Beziehung von großer, inſtruktiver Merkwürdigkeit und eine faktiſche Widerlegung des gemeinen Materialismus und Rationalismus.

---

*) S. 325 f.

**) Ich habe über dieſes Thema in meinen Schriften ſchon mehrfach gehandelt; neueſtens ſind die „antimaterialiſtiſchen Studien“ von Scheibemacher in „Natur und Offenbarung“ zu vergleichen, wo der ſich ſo nachdrücklich auf ſeine „Thatſachen“ berufende Materialismus ebenfalls nicht mit Dogmen, ſondern mit „Thatſachen“ bekämpft und geſchlagen wird.

G.

Hauſers Meinungen, Vorſtellungen, Erwartungen in Betreff ſeiner ſelbſt, ſeine Phantaſien, Träume, Viſionen, Delirien, Außerungen im Sterben — ein Beweis für ſeine Unſchuld und Trugloſigkeit.

1.

Was hatte der räthſelhafte Jüngling für Meinungen, Vorſtellungen, Erwartungen in Betreff ſeiner ſelbſt, ſeines Urſprunges, ſeiner Kindheit, ſeines Standes und Ranges, ſeiner zu beanſpruchenden Stellung in der Geſellſchaft, ſeiner Schickſale in rückwärts und vorwärts liegender Zeit? — Es handelt ſich bei dem Zwecke der Unterſuchung, die wir hier anſtellen, durchaus nicht darum, ob dieſelben wahr oder falſch, auf ächter Erinnerung und richtigem Ahnen oder auf bloßer Phantaſie und Imagination beruhend, in ihm ſelbſt gegründet, oder ihm nur von außen eingeredet und aufgedrungen geweſen; es kommt hier ganz nur darauf an, ob er ſie in der That gehabt oder nicht. Wenn ſich dies in bejahendem Sinne mit Sicherheit erkennen, beſtimmen, nachweiſen ließe, ſo wäre, wenn auch übrigens der über dieſe tragiſche Geſchichte gebreitete Schleier ewig ungehoben bliebe, doch die bis in die neueſte Zeit ſo viel behandelte Frage gelöſt: ob er wirklich das geweſen, als was er ſich dargeſtellt und als was man ihn zunächſt auch genommen hat — ein in ſeiner Kindheit verbrecheriſch beſeitigtes, durch eine vieljährige Einſperrung und Abſchließung von der menſchlichen Geſellſchaft mißhandeltes und dann ſchutzlos in's Leben geworfenes Individuum, oder, wie „die negative Kritik“ will, ein vagabundirender, hergelaufener, die Welt mit einer ſo romantiſchen Geſchichte kecklich und glücklich myſtificirender Burſche geweſen. Wir wollen ſehen, was ſich der Betrachtung und Erwägung zum Behufe einer Entſcheidung der Art für Umſtände und Thatſachen darbieten und was das rationelle Ergebniß dieſer Betrachtung und Erwägung iſt.

2.

Es iſt dem jungen Menſchen, beſonders von Seiten mißgünſtig Berichtender und Urtheilender, wiederholt Eitelkeit, Dünkel und hochfliegende Meinung von ſich ſelbſt vorgeworfen worden: man habe ihm, ſagt man, Ideen von vornehmer Abkunft, von legitimen Anſprüchen auf Rang, Hoheit, Reichthum, Herrſchaft beigebracht; und das habe ihn hochmüthig und aufgeblaſen gemacht. Die Gattin des Lehrers Meyer ſagt in einem Briefe, der in Dr. Meyer's „Authentiſchen Mittheilungen“*) abgedruckt iſt, die ihm von Niederen und Höheren in den Kopf geſetzte Meinung, als ſei er von hoher Abſtammung und wenigſtens ein ungariſcher Magnat, habe ſeine Eitelkeit erweckt und in der Art geſteigert, daß er ſich unbehaglich fühle, wenn er an frühere gewöhnliche Verhältniſſe erinnert werde. Gensdarmerie-Lieutenant Hickel deponirte unter Anderem Folgendes: „K. H. war ſehr eitel und gefiel ſich ausſchließlich im Umgange mit Höheren.“ Lehrer Meyer**) ſpricht über dieſen Punkt ſehr vernünftig und bemerkt, wie es unter den obwaltenden Umſtänden und Einflüſſen gar nicht anders habe kommen können, und wie man ſich wundern müſſe, daß H. doch noch geblieben und geworden, was er wirklich ſei. Ritter v. Lang, der ſogenannte Hammelburger Reiſende, erklärte nach Hauſer's Tode denſelben in einem höchſt feindſeligen Aufſatz, auf welchen ich ſeiner Zeit geantwortet, für einen elenden Bettler und Betrüger, der ſich mit den guten Nürnbergern ſeinen Spaß gemacht; erwähnte aber zugleich, man habe „die alberne Phantaſie des Knaben mit lächerlichen Grafen- und Prinzenideen angeſteckt.“ Ich ſelber habe zwar während meines Umganges und mündlichen, wie brieflichen Verkehres mit H. eine auffallend hervortretende Eitelkeit und Hochſtellung ſeiner ſelbſt an ihm niemals wahrgenommen; er war gegen mich ſtets beſcheiden, ja demüthig, und betrug ſich noch kurze Zeit vor ſeinem Ende bei ſeinem letzten

---

*) S. 289 ff.

**) Daſelbſt S. 302.

Beſuchen gegen mich und die Meinigen mit der größten Artigkeit, Dankbarkeit und Liebenswürdigkeit. Daß er mit Vorſtellungen jener Art erfüllt geweſen, will und kann ich gleichwohl nicht läugnen und finde es, wie ſelbſt der ihm im äußerſten Grade abgeneigte Lehrer Meyer ſo natürlich, daß es gar nicht anders denkbar iſt. Wie konnte denn dieſer junge Menſch gering von ſich denken und nicht von vergangener und künftiger Herrlichkeit träumen, da er nicht nur mit ſo vornehmen Perſonen umging, ſondern auch ſtets hörte, daß man ihn für einen bei Seite geſchafften Sprößling eines hohen Hauſes hielt und daß man deßhalb Nachforſchungen anſtellte, die ihn, im Falle des Gelingens, die geraubte Würde wiederverſchaffen würden! Daß er ſich in der That mit ſolchen Gedanken trug, werden wir unten entſcheidend genug beſtätigt finden; ſie traten in ſeinen Träumen, Delirien und Viſionen hervor und äußerten ſich noch in ſeinen letzten Augenblicken.

Nun aber bedenke man! Wenn H. in der That ſo von ſich dachte, ſo war er ja doch unmöglich ein dahergelaufener elender Junge, der es verſuchte, die guten Nürnberger zu dupiren; denn dann wußte er nur zu gut, was er war und woher er kam, und konnte ſich nichts Schmeichelhaftes und Ueberſchwängliches einreden laſſen und einbilden. Man möchte auf den armen Menſchen gerne jede Art von Vorwurf, Tadel und Schmach häufen; aber von ſo Widerſprechendem und ſich gegenſeitig Ausſchließendem, wie man es hier in Anwendung bringt, kann nur Eines gelten: entweder er hielt ſich wirklich für etwas von Geburt Vornehmes und zu hoher Stellung Berechtigtes, war dann aber, ſo eitel und aufgeblaſen ihn das machen mochte, doch immer ein ehrlicher Menſch und von Betruge rein. Oder er war der Gauner, Gaukler, Komödien- und Tragödienſpieler, als welchen ihn die Gegner darſtellen; dann aber gewiß ſehr weit davon entfernt, mit hochfliegenden Ideen von ſich ſelbſt erfüllt zu ſein — das iſt klar und das lehrt der geſunde Menſchenverſtand.

II.

Weſentliche Beachtung zu verdienen ſcheinen insbeſondere jene den Charakter der Erinnerung aus früherer Kindheit tragenden Vorſtellungen des Findlings von einem Schloſſe, welches ſein Aufenthalt geweſen, eines vornehmen Mannes, der ſein Vater, einer

Dame, die ſeine Mutter geweſen, ſowie auch anderer Perſönlichkeiten, deren Beſchreibung allem Anſcheine nach nicht auf leerer Phantaſie beruhte — obſchon, wie bemerkt, ſchon die bloße gläubige Vorſtellung und Einbildung genügte, um zu beweiſen, was hier bewieſen werden ſoll. Sie ſind ſchon in dem eingegangenen Nürnberger „Athenäum"*) und in meinen „Enthüllungen"**) veröffentlicht und beſprochen worden, finden ſich auch in Meyer's „authentiſchen Mittheilungen."***) Vor Allem fällt das adelige oder fürſtliche Schloß in's Gewicht, von dem er träumte, das er bis in die kleinſten Details hinein beſchrieb, wie ſie in der Vorſtellung eines gemeinen Burſchen nicht exiſtiren noch entſtehen konnten, ſowie auch die vornehmen Leute, die er träumend darin erblickte und nachher ebenfalls beſchrieb. Freiherr v. Tucher ſprach in ſeiner Vernehmung vom 29. Januar 1831†) die Anſicht aus, daß dieſem Traume wohl mehr zu Grunde liege, als einem gewöhnlichen Traumbilde. „Er unterſchied ſich," ſagt derſelbe, „von vielen anderen, die H. außerdem hatte, durch die Beſtimmtheit und Klarheit der Züge und deren großes Detail. Auch ſind es faſt lauter Erſcheinungen, von deren wirklicher Exiſtenz er damals kaum noch Etwas gewußt haben konnte. Ich kann daher als meine Ueberzeugung ausſprechen, daß dieſem Traume alte, ſeinem wachen Bewußtſein entſchwundene Erinnerungen zu Grunde liegen mögen; es iſt hiebei der Umſtand, daß er ſich in dieſem Schloſſe als in ſeinem Eigenthum gewußt, nicht der unbedeutendſte." H. meinte ſich auch eines in dem Schloſſe angebrachten Wappens zu erinnern, welches er nothdürftig zeichnete, erſt ſehr unbeſtimmt, dann beſtimmter und vollſtändiger. Es befand ſich darin ein aufrechtſtehendes Thier, (Löwe?) ein Scepter und oben darüber eine Krone. Er wußte damals nicht, was ein Wappen, auch nicht, was Krone und Scepter ſei, und hatte keine Namen dafür.††)

Er hatte ferner einmal im Wachen die Viſion eines männlichen

---

*) Bauer und Raſpe (Julius Merz) Heft I. Juli 1838.

**) Frankfurt a. M. 1859. S. 261 ff.

***) S. 555 ff. Aus den Acten. Erzählung des Herrn v. Tucher in ſeiner Vernehmung vom 29. Jan. 1831.

†) Bei Meyer S. 558.

††) Vergl. L. Nr. VI.

Kopfes, den er zeichnete. Ich traf ihn bei dieſer Beſchäftigung; er verglich, durch eine Bemerkung von mir veranlaßt, ſeine Zeichnung mit dem ihm vorſchwebenden Bilde, indem er auf einen Punkt im Raume des Zimmers hinblickte, wo ich Nichts wahrnahm. Er hatte keine Furcht vor der Erſcheinung, nahm ſie nicht für ein Geſpenſt und hatte von dem, was man ſo nennt, gar keinen Begriff. Der viſionäre Kopf verſchwand, bevor er noch die Zeichnung vollendet hatte; er fügte die Haare ſchlecht aus dem Gedächtniſſe hinzu.*) Auch in dieſer Viſion ſcheint ſich eine Erinnerung aus den Kinderjahren ausgeprägt zu haben.

Als man mit H. die berüchtigten Verſuche machte, ob er ungariſch, polniſch, ſlaviſch verſtehe,**) wollte er ſich erinnern, daß er Iſtvan, d. h. Stephan,***) genannt worden ſei. Und als man auf ungariſch ſagte: „Iſtvan geht nach —“ wobei ein gewiſſes Schloß genannt wurde, deſſen Namen in den Berichten unterdrückt iſt, gerieth H. in die unbeſchreiblichſte Aufregung ꝛc. Das Alles ſoll zwar, wie die Gegner wollen, Nichts weiter, als eine von H. geſpielte Komödie geweſen ſein; aber die nach Ungarn hinführenden Indicien ſind durch die beſten Autoritäten bezeugt, und können anſtändiger Weiſe nicht für null und nichtig erklärt werden. Der Graf nennt das Schloß nicht, „um nicht unſchuldige Familien zu beunruhigen.“ Eben ſo behutſam iſt deſſen Werkzeug, der Gensdarmerielieutenant Hickel, der in Allem mit dem Grafen harmonirt. Man iſt in dieſem Punkte erſtaunlich delicat, während man ſonſt Alles rückſichtslos angreift, verdächtigt und beſchimpft. Um ſo wahrſcheinlicher iſt es, daß jenes Schloß mit der Hauſer'ſchen Geſchichte wirklich in Beziehung ſtand.

H. behauptete, in der Nacht vor Ankunft des Herrn v. Pirch, dieſen bereits im Traume geſehen zu haben,†) erzählte auch, wie er im Traume ungariſch geſprochen. Er habe zwar nicht gewußt, daß es ungariſch ſei; die Worte hätten aber ſo gelautet, wie jene fremden, die er im Wachen vernommen. Von mehreren derſelben, auf deren Bedeutung er ſich nicht beſinnen konnte, ſagte er, er habe dieſelbe im Traume gewußt. Auch der Mann, der ihn nach Nürnberg gebracht, habe ungariſche Worte geſagt, die er, Hauſer, leicht nachgeſprochen; dann aber habe ſie der Mann nicht mehr hören laſſen, und ihm nur die „harten" deutſchen Worte vorgeſprochen. Einmal ſagte er zu mir wörtlich: „Es iſt mir in Dunkelheit, als hätte ich einmal gelernt." Es ſei ihm nach dem Erwachen noch halb im Schlafe die Vorſtellung gekommen, als ſei er, da er noch ein Kind von wenigen Jahren geweſen, von ſeinem Vater in ein unteres Zimmer des Schloſſes, von welchem er geträumt, hinabgeführt und mit einem Lehrer zuſammengebracht worden. Der Vater habe ihn ermahnt, gut zu lernen, weil er, Hauſer, einmal an ſeine Stelle treten müſſe, habe ihn auch mit Strafe bedroht, wenn er nachläſſig ſein werde.

---

*) Vergl. daſelbſt. Wappen und Kopf iſt dieſer Schrift in getreuer Nachzeichnung beigefügt.

**) Enthüllungen S. 268 ff. Meyer S. 526 ff.

***) Wobei man veranlaßt wird, an Stephanie, Hauſer's muthmaßliche Mutter zu denken.

†) Es gehört dies zu den öfters vorkommenden Fällen der „viſionären Vorbekanntſchaft,“ über welche ich in meinem Werke: „Das Reich des Wunderſamen und Geheimnißvollen“ gehandelt habe.

Auch mit ſeiner Mutter glaubte er in ſeinen Träumen zu verkehren. So im Nov. 1828, wo ihm war, als käme ſie zu ihm und rufe ihn. Es war eine Dame in blauem Obergewand; das zog ſie aus, legte ſich im weißen Unterkleide zu ihm und begoß ihn mit Thränen. Auch er weinte im Traume und das ſo ſtark, daß am Morgen in ſeinem Kopfkiſſen ein naſſer Fleck zu ſehen war; ſeine Augen waren entzündet; er erzählte ſeinen Traum mit Weinen und war den ganzen Tag krank und angegriffen.

Ob hier ächte Erinnerungen Statt fanden, oder nicht, macht, wie ſchon bemerkt, für unſern gegenwärtigen Zweck keinen Unterſchied; ſo viel iſt einleuchtend: er hegte ſolche Vorſtellungen; er glaubte, eine ſolche Dame zur Mutter zu haben, wie er denn von einer ſolchen noch ſterbend ſprach; er glaubte, vornehmen Urſprunges zu ſein; und das iſt ein evidenter Beweis, nicht zwar, daß er in der That hohen Urſprunges, ein Prinz, Magnat oder dergleichen geweſen, wohl aber, daß er kein Bewußtſein eines niederen Urſprungs gehabt, überhaupt nicht gewußt, was und woher er ſei, alſo auch nicht der gemeine Burſche, Vagabund, Taugenichts, Betrüger geweſen, zu welchem man ihn degradiren möchte; denn als ſolcher mußte er, wie ſchon bemerkt, ein hinlänglich klares Bewußtſein über ſeine Vergangenheit und ſeinen Urſprung haben.

4.

Bei Meyer S. 531 iſt eine Ausſage des Herrn v. Tucher zu leſen: „Es träumte ihn einmal, er leſe lateiniſche Worte, die in der Art, wie ſie H. corrupt und verſtümmelt niederſchrieb, einen Sinn verrathen ließen, der auf ſein früheres unglückliches Schickſal hindeutet.“ Ich kann darüber aus meinen Papieren folgendes Nähere mittheilen.

Im 1830, zu der Zeit, wo er von dem damaligen Candidaten der Theologie Bäumler jun. im Lateiniſchen unterrichtet wurde, äußerte er gegen mich, daß er gegenwärtig viel und lebhaft träume, ſich die ganze Nacht namentlich mit den Gegenſtänden des Unterrichts beſchäftige und im Traume Alles beſſer könne, als im Wachen. Meiſt deklinire er, überſetze auch, und zwar überſetze er Sätze in ſeinem Lehrbuche, an die er noch nicht gekommen, im Voraus. Die lateiniſchen Wörter, die er früher noch gar nicht gehört, verſtehe er im Traume; am Tage müſſe er ſie mühſam im Wörterbuche aufſchlagen, weil er ihre Bedeutung nicht wiſſe; habe er ſie aber gefunden, ſo falle ihm ein, daß er ſie im Traume ſchon ſo verſtanden habe. Dieſe Erinnerung erleichtere ihm jetzt auch das Arbeiten. Einen Satz habe er im Traume überſetzt: „Ein kranker Mann iſt nicht zu großen Geſchäften tauglich;“ im Wachen habe er ſtatt des letzten Wortes „fähig“ geſetzt; ſein Lehrer habe ihn dafür „tauglich“ ſetzen laſſen; da habe er ſich erinnert, ſchon im Traume ſo geſetzt zu haben. Einmal habe er im Traume den ihm ſonſt unbekannt geweſenen Namen Virgilius fünf und zwanzigmal declinirt. Bei einem Caſus habe er ſtets gefehlt, bis er zuletzt das Richtige gefunden. Tags darauf habe er ſeinen Lehrer gefragt, was das für ein Wort ſei, er könne es nicht finden; worauf ihm derſelbe geſagt, es ſei der Name eines berühmten Dichters. Auch von andersartigen Träumen erzählte er mir in jenen Tagen. Er hatte es in einem ſolchen z. B. mit einem Manne zu thun, der ihm einmal wirklich einen Beſuch gemacht hat; der brachte ihm Waffen, einen Säbel und einen Degen, der mehrmals zerbrach und mit welchem er allerlei traumartige Noth und Qual hatte. Einmal, da er im Traume arbeitete, habe ihm, ſagte er, dieſer Mann ein beſchriebenes Blatt vor die Augen gehalten, worauf die Worte ſtanden: Tuus res est magno momento et magno ambito in hoc vitam excipit alius. Darunter ſei mit kleinerer Schrift noch mehreres geſtanden;

davon habe er nur das Wort duodevinginti leſen können. Er ſei in der Nacht aufgeſtanden und habe ſich das bei'm Scheine des Nachtlichtes aufgeſchrieben. Im Traume habe er dieſe Worte verſtanden, im Wachen ſeien ſie ihm fremd; er habe deßhalb ſeinen Lehrer um den Sinn befragt. Die Worte ſind verdorben, fehlerhaft, verſtümmelt. Wahrſcheinlich waren ſie das im Traume nicht und ihre Corruption beruhte auf mangelhafter Erinnerung.

Ich ſchrieb Hauſer's Ausſagen auf und ſchickte ſie Herrn Bäumler mit der Frage, ob er ſie beſtätigen könne. Derſelbe ſchrieb zurück: „Was auf dieſem Blatte ſteht, hat mir H. Alles eben ſo erzählt und es verhält ſich ganz ſo.“ Dazu meldete er, daß H. ſeit 14 Tagen ganz ungewöhnliche Fortſchritte mache, daß H. ſich das, was ihm ſchwer zu behalten ſei, leicht aneigne, ſo bald er davon geträumt und es im Traume geübt, z. B. lateiniſche Conjugationen. Die Wörter momentum, ambitus, excipere und duodevinginti waren in den Lehrſtunden noch nicht vorgekommen.

Es iſt kein Grund vorhanden, weßhalb man in die von ſeinem Lehrer beſtätigten Ausſagen Hauſer's ein Mißtrauen zu ſetzen hätte. Ein geſteigertes Traumleben desſelben hat damals ohne Zweifel Statt gefunden; es fehlt auch nicht an ſehr auffallenden pſychologiſchen Analogien, die bei dieſen Erzählungen verglichen und in Anſchlag gebracht werden können. Es erinnern dieſelben z. B. ſehr ſtark an den bekannten Traum, welchen Kirchenrath Schwarz in Heidelberg hatte, als er, 12 Jahre alt, das Griechiſche zu lernen angefangen. Es erſchien ihm ſeine Großmutter und legte ihm auf einer Pergamentrolle ſein griechiſch geſchriebenes Lebensſchickſal vor. Er verſtand Alles ſo gut, als wäre es deutſch geſchrieben, war aber nicht mit Allem zufrieden, ſondern wollte Manches anders haben. Da ward ihm durch eine unten zu leſende Schrift die Antwort: *Ταῦτα χρησμῳδηθεῖσα χρησμῳδέω σοι*, d. h. wie mir prophezeit iſt, ſo prophezeie ich dir. Dieſe Worte, die einzigen, die er im Gedächtniſſe behalten, ſchrieb er nach dem Erwachen auf, verſtand ſie aber nicht; das ihm unbekannte Wort *χρησμῳδέω* mußte er erſt im Lexikon aufſchlagen.*) Ganz wie bei

---

*) Schubert's Geſchichte der Seele S. 415 f. der 2. Ausgabe.

Hauſer, ja noch wunderſamer. Denn des Letzteren Erinnerungen aus dem Traume waren nicht ſo beſtimmt; der angeführte lateiniſche Satz war arg corrumpirt; Schwarz aber behielt jenen griechiſchen in der Art, daß er ihn ganz genau mit allen ſeinen Zeichen und Accenten niederſchreiben konnte. Der Kundige wird bei ſolchen Analogien um ſo weniger zweifeln können, daß H. wahrhaft berichtet habe. Die Gegner ſind vielleicht im Stande zu ſagen, H. habe dergleichen Geſchichten von mir gehört und ſeine Erfindungen darnach eingerichtet; allein ich kann betheuern, daß dies nicht der Fall geweſen. Ich und meine Freunde, wir haben zwar das Außerordentliche in Hauſer's Weſen und Erſcheinung gebührendermaßen beobachtet, gewürdiget und aufgezeichnet; ihm aber niemals anderweitige Dinge der Art bekannt gemacht, Wundergeſchichten erzählt, einen Wunderglauben beizubringen geſucht. Für ihn war ſchon die ganz gemeine, alltägliche Wirklichkeit wunderſam und erſtaunlich genug; und es kam darauf an, ihn nur erſt mit dieſer vertraut zu machen.

Was ich aber hier insbeſondere erhärten will, iſt dies, daß H., wie man aus jenem, wiewohl verſtümmelten Satze, deutlich genug erkennt, ſich auch im Traume mit ſeiner myſteriöſen Geſchichte beſchäftigte und ſie für etwas Großes und Wichtiges hielt. Die Zahl duodeviginti ſollte vielleicht ſein Lebensalter anzeigen. Es gehört hieher noch ein anderer Fall, den ich ebenfalls der Beurtheilung des Publikums vorlegen will.

5.

Unter den handſchriftlichen Reſten aus der Hauſer'ſchen Zeit findet ſich ein von dem Findling beſchriebenes Blatt, wo er ſich, wie er ſagte, einen „Vers" aufgezeichnet, den er Nachts im Traume gemacht habe. Derſelbe lautet wort- und ſchriftgetreu, bloß mit berichtigter Orthographie folgendermaßen:

„O ſieh, du böſer Menſch, in die Natur, wie ſie bereitet wird für uns in Zukunft und in die Ewigkeit; betrachte du den Baum, das Feld, die ganze Flur und denke, wie mich der liebe Gott hat aus dem dunklen Licht in's helle mich mit größter Freundlichkeit gebracht! Und alle Menſchen rufen in ſeiner Pracht, der liebe Gott beſchützet mich noch ferner mit ſeiner gütigen Hand."

Es iſt leicht zu ſehen, daß auch hier ein in Folge mangelhafter

Erinnerung verdorbenes und verſtümmeltes Gedicht zu Grunde liegt. H. ſpricht darin ohne Zweifel den Mann an, der ihm das Leben rauben wollte. Der gütige Gott habe es gefügt, daß er ſeiner dunklen Haft entkommen und wieder in dieſe ſchöne Welt und Natur eingeführt worden ſei; und nun wolle er, der Unbekannte, ihm dieſes Glück auf's Neue rauben. Aber es werde ihm nicht gelingen; alle Menſchen verſicherten ihn, daß Gott ihn ſchützen werde. Verſucht man es, die Verſe, wie ſie urſprünglich gelautet haben mögen, wiederherzuſtellen und in das Sinnloſe und Abgeriſſene Sinn und Zuſammenhang zu bringen, ſo läßt ſich ohngefähr folgende Grundlage denken:

O ſieh', du böſer Menſch, in die Natur,
Wie herrlich ſie in Zeit
Und Ewigkeit für uns bereit;
Sieh' an den Baum, das Feld, die ganze Flur,
Und denke, wie mich Gott hat aus der Nacht
Mit größter Freundlichkeit an's Licht gebracht!
Das Eiſen, das mich ſchlug, hat Nichts genützt.
Ich lebe noch, ſo nah der Tod mir ſtand,
Und alle Menſchen ſagen mir: „Gott ſchützt
Dich ferner noch mit ſeiner gütigen Hand."

Will man nun nicht auch hier eine Lüge annehmen, wozu man nicht veranlaßt und berechtigt iſt, da die Angabe vielmehr ganz das Gepräge der Wahrheit hat, ſo liegt auch hier wieder ein Beweis vor, daß ſich H. in ſeinem regen Traumleben mit ſeiner Geſchichte im gläubigen Sinne des Wortes beſchäftigte, daß er daher wohl auch ſelbſt an ſie glaubte und ſie nicht erdichtet habe.

Einige Verſe, die er im Frühling 1829 im Wachen machte, und die ebenfalls charakteriſtiſch und in dieſen Zuſammenhang zu bringen ſind, hatten folgende Geſtalt:

Mein erſtes Jahr begrüß' ich heut
In Dank und Liebe hocherfreut.
Von vieler Noth und Laſt gedrückt,
Von heute an genieß' ich, was mein Herz entzückt,
Und fühl' auch jetzt mich neu beglückt.
In meinem erſten Jahre ſteh' ich nun;
Da gibt's erſtaunlich viel zu thun,
Zum Schreiben und zum Malen,
Zum Rechnen oft mit Zahlen.

Gott wollte, daß ich ſehe, wie's in der Welt hergeht,
Und zu leſen, was in den Büchern ſteht,
Und anzubauen mein Gartenbeet.*)
Gott wird die Kraft mir geben in Jugendtagen,
Um die Klugen auszufragen.
Jetzt muß ich mich vorbereiten,
Täglich fortzuſchreiten.
Ein Schritt iſt nicht gar viel;
Doch führt er mich noch zu mein' erwünſchten Ziel.

6.

Ganz entſcheidend ſind endlich, wie mich dünkt, die Aeußerungen, welche H. in den Paroxismen und Delirien fieberhafter Zuſtände, ſo wie zuletzt noch auf dem Sterbebette gemacht. In ſolchen Zuſtänden und Momenten pflegt die Maske, welche man in Fällen der Verſtellung und des Betruges trägt, zu fallen und das wahre Angeſicht des Menſchen zu unverhüllter Erſcheinung zu kommen. So wäre es wohl auch damals geweſen, als H. am 17. Oct. 1829 in meinem Hauſe zu Nürnberg die Kopfwunde erhalten, welche zwar nicht tödtlich war, aber einen ſehr ſtarken Blutverluſt zur Folge hatte und ihn ſchwer krank niederwarf.**) In der Nacht vom 17. auf den 18. waren ihm wegen hochgeſteigerten Fiebers drei Männer — zwei Polizeiſoldaten und ein Bürger — zu Wächtern beſtellt. Dieſen war aufgegeben, die Aeußerungen, die er unbefragt von ſelbſt machen würde, ſogleich niederzuſchreiben — eine ſehr zweckmäßige Anordnung. Die Leute brachten***) unter Anderem Folgendes zu Papier:

?

„Nicht einſperren — Mann kommt — Mann weg — nicht umbringen — nicht ſterben — gewiß der Mann, der mich in Plattners-Anlag hat umbringen wollen*) — weg — nicht umbringen — ich alle Menſchen lieb — Niemand Nichts gethan — Mann dich auch lieb — warum du mich umbringen — ich auch gern lebe — warum du mich umbringen — ich dir niemals was gethan — ich**) doch bitten, daß du nicht eingeſperrt wirſt — du haſt mich niemals herausgethan aus meinem Gefängniß — du mich***) zuerſt umgebracht, ehe ich verſtanden, was Leben iſt — du mußt ſagen, warum du mich eingeſperrt gehabt."

---

*) Er wollte dies bildlich von der Ausbildung ſeines Geiſtes verſtanden wiſſen.

**) Nach ärztlichem Zeugniſſe beſtand die Wirkung der Verletzung in den erſten 48 Stunden in „gänzlicher Abweſenheit des Geiſtes und heftigen, an Tobſucht grenzenden Delirien." Bei Berührung der Wunde gerieth er in ein Toben, daß drei Männer an ihm zu halten hatten. Die Krankheit dauerte 22 Tage. Lehrer Meyer hat ſich nicht geſchämt, ſelbſt dieſe Zuſtände zu verdächtigen und unter den Geſichtspunkt der Gaukelei zu ſtellen. S. Dr. Meyer's „Authentiſche Mittheilungen" S. 500 f.

***) Meyer S. 214. Feuerbach S. 128 f.

Man ſieht: er ſprach von und mit dem Manne, der ihn eingeſperrt und der ihn verwundet habe; denn die handelnde Perſon war nach ſeiner Meinung in beiden Fällen die nämliche. Er bat dieſen Mann, er möchte ihn doch nicht umbringen, da auch er, Hauſer, gern leben möchte; er, der Mann, habe ihm ſchon durch ſeine Einſperrung ein ſo großes Uebel zugefügt und nun wolle er ihm vollends den Tod geben. Beſſer wäre es geweſen, wenn er getödtet worden wäre, bevor er das Leben kennen und lieben gelernt. Er, Hauſer, habe ja nichts Böſes gethan; er habe alle Menſchen lieb, ſogar auch ihn, den Verbrecher. Er wolle für ihn bitten, damit er nicht beſtraft werde; aber er müſſe offenbaren, warum er ihn eingeſperrt.

Dieſe in ſo fieberhaftem, gewiß berechnungs- und verſtellungsloſem Zuſtande während der Nacht ausgeſtoßenen und von den Wächtern unmittelbar, wie ſie dieſelben vernahmen, aufgeſchriebenen Reden — wie kindlich, wie rührend, wie ſprechend für die trugloſe Unſchuld des ſo feindſelig und herzlos Angeklagten und Verläumdeten! Wer das nicht ?

---

*) H. berührt hier den Fall, welchen er in dem Verhör am 9. Nov. 1829 bei Meyer S. 127 erzählt. Er ging am 24. Juni dieſes Jahres allein durch die Plattner'ſche Anlage und vernahm hiebei aus dem Geſträuche ein Geräuſch, als wolle Jemand hinter der Hecke aufſtehen. Da kam ihm der Gedanke, der Mann, der ihn gefangen gehalten, ſei es und wolle ihm ein Leid zufügen, was ihn in große Angſt verſetzte. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ihm dort wirklich aufgelauert worden war und Hauſer's Flucht oder irgend ein anderer Umſtand den Verſteckten abgehalten hat, einen damals ſchon vorgehabten Mordverſuch zu machen.

**) Bei Meyer ſteht ſinnlos: „dich." Bei Feuerbach „ich."

***) Verſtehe: „Hätteſt du mich doch."

fühlt und einſieht, den muß man bedauern. Schon dieſe Reden allein wären Beweis genug für die Wahrhaftigkeit der Hauſer'ſchen Erſcheinung. Dr. Meyer ſpricht von der „actenmäßigen Wahrheit", die er liefere; und das ſoll dieſe ſein, daß Hauſer's ganze Erſcheinung von Anfang bis an's Ende eine trügliche geweſen. Was wir hier in Anregung gebracht, iſt auch „actenmäßig;" es ſteht in ſeinem eigenen Buche. Und daraus geht mit Sicherheit eine wirkliche Wahrheit hervor, die ſeine angebliche entſchieden widerlegt.

7.

Treten wir endlich zu Hauſer's Sterbebette, wo er ſeiner Rolle, wenn es eine falſche war, gewiß ebenfalls untreu geworden, und, wenn auch kein förmliches Bekenntniß des geſpielten Betruges abgelegt, wozu man ihn umſonſt zu bringen ſuchte*), doch dieſen nicht bis zum letzten Athemzuge poſitiv aufrecht erhalten hätte.

Was ich ohne Citat anführen werde, ſteht in Dr. J. Meyer's Werk; Anderes habe ich von deſſen Vater, dem Lehrer, bei welchem Hauſer ſtarb, und von welchem ich einen ganzen Aufſatz über Hauſer's Lebensende erhalten habe. Letzteres mitzutheilen, hat der Sohn nicht für gut gefunden, wiewohl er, da die letzten Lebensmomente Hauſer's geſchildert und dabei „die Nachlaßpapiere des Vaters" ausgezogen wurden, dringend veranlaßt war, auch die in Rede ſtehenden, höchſt wichtigen Aeußerungen mitzutheilen. Ich habe darüber näher in einer beſonderen Nummer gehandelt.*) Vorläufig will ich aus Dr. Meyer's Buch ein Faktum herausheben, welches ſich unmittelbar nach Hauſer's Verwundung ereignete. Lehrer Meyer erzählt, wie er nach Hauſer's Verwundung im Hofgarten mit ihm auf dem Wege zuſammengetroffen und ihm geſagt: daß er diesmal den dummſten Streich gemacht, und daß es nun gar leicht einen nicht ſo guten Ausgang, wie das vorige Mal, nehmen könne; worauf H. mit einem ſchnellen Blick zum Himmel ſagte: „Gott wiſſen!"**) Er nahm alſo Gott zum Zeugen, daß er ſich's nicht ſelbſt gethan. Dem ſchließt ſich an, was Hickel***) erzählt: „Am 16. Dec. 1833 fand ich ihn wie eine bronzene Figur an die Wand gelehnt, mit offener Bruſt, umgeben von drei Aerzten und dem Unterſuchungsrichter. Bei meinem Eintritt verzog er den Mund und riß die Augen weit auf." Er entſetzte ſich vor dem Manne, in welchem er ſeinen ſchlimmſten Feind geſehen zu haben ſcheint. Hickel erhob, ohne zu ſprechen, drohend den Finger, worauf H. ſagte: „Ich hab's ja nicht ſelbſt gethan." Weiter gingen ſeinem in der Nacht vom 17.—18. Dec. um 10 Uhr erfolgten Tode folgende Aeußerungen voran: „Ich will ja gerne verzeihen, aber ich weiß nicht, wer's gethan hat."†) Von dieſen Worten heißt es auch in dem ſkeptiſchen Berichte des k. Kreis- und Stadtgerichtes††), daß ſie ſich auf die That d. h. auf den dadurch Beſtätigung erhaltenden Mord durch fremde Hand beziehen laſſen. „Dieſe Worte allein", ſagt das Gericht; wir werden noch andere anführen, in welchen dieſelbe Beziehung liegt. Als ihn Pfarrer Fuhrmann fragte: „Sind Sie nicht erſchrocken, nicht ängſtlich?" entgegnete er, den Frager ſtarr anſehend: „Warum?" Er begriff alſo nicht, warum er ein unruhiges Gewiſſen haben ſolle. Dies paßt doch nicht zu einem mit Betrug und Selbſtmord belaſteten Schuldbewußtſein. Auf die ſpäter an ihn gerichtete Frage, ob er im Gemüthe ruhig ſei, verſetzte er: „Ich habe ja alle Menſchen, die ich kenne, um Verzeihung gebeten;

---

*) Lehrer Meyer erzählt (in dem Werke ſeines Sohnes S. 349), wie er noch kurz vor Hauſer's Tode folgendes Experiment gemacht. „Nachdem ich mich," ſagt er, „von dem ganz kalten Schweiße an der Stirne, den Händen ꝛc. überzeugt hatte, richtete ich folgende Worte an ihn: „Lieber Hauſer, haben Sie mir Nichts zu ſagen? Sehen Sie mich recht aufrichtig an! Sie wiſſen ja, daß ich es gut mit Ihnen meine." Wie falſch, wie heuchleriſch! Hierauf ſagte Hauſer: „O viel — recht viel" ꝛc. Es war aber nur noch ein Dank, den der gutmüthige Menſch ausſprach, wiewohl er gegen dieſen Mann, der einer ſeiner übelwollendſten Feinde war und ihm, in Verbindung mit Stanhope und Hickel, in ſo böſen Ruf gebracht, zu etwas ganz Anderem berechtigt war. Man wollte, er ſolle ſich noch im letzten Augenblicke für einen Betrüger erklären; dann hätte man einfach gewonnen gehabt und müßte nicht noch jetzt dicke Bücher ſchreiben, um ihn zu einem ſo grundſchlechten Subjekte zu machen.

---

*) Abſchnitt J Nr. III.

**) Meyer S. 500

***) Bei Meyer S. 570 f.

†) Meyer S. 327.

††) Meyer S. 328.

warum ſollte ich nicht ruhig ſein? Der liebe Gott wird mich gewiß nicht verlaſſen.“

Commiſſionsactuar Traumüller vernahm, wie H. zum Lehrer Meyer ſagte: „Es iſt nur eine Einbildung, dieſe wird Sie aber bald verlaſſen.“ Ohne Zweifel meinte H. die Einbildung, daß er, wie Meyer und Andere in Hauſer's Umgebung behaupteten, ſich ſelbſt verwundet habe. Dies iſt eine der merkwürdigſten Aeußerungen des Sterbenden; es liegt darin die ganz beſtimmte Ablehnung des Verdachtes, daß er als Selbſtmörder ſcheide.

Nach dem mir von Lehrer Meyer mitgetheilten Manuſcripte über Hauſer's letzte Stunden, mit deſſen Inhalt ich das Publikum ſchon i. J. 1838 im Septemberhefte des Nürnberger „Athenäums“ bekannt gemacht habe, ohne daß Jemand widerſprach, ſagte er: „Viele Katzen ſind der Maus Tod“ — ein klarer Beweis, daß er glaubte, durch Nachſtellungen oder Veranſtaltungen mehrerer Perſonen aus dem Wege geräumt zu werden.

Später hörte man ihn, derſelben Quelle zu Folge, ſagen: „Dam — groß Dam — ſtark genug — groß Dam — Gott erbarm dich ihr.“ Er hatte alſo die Vorſtellung einer großen oder vornehmen Dame, die in naher Beziehung zu ihm ſtehe, und zweifelte, ob ſie ſtark genug ſein werde, die Nachricht von ſeiner Ermordung zu ertragen. Es entſpricht dies ganz der ſchon oben erwähnten Vorſtellung desſelben, daß er eine vornehme Mutter habe, die über ſein Schickſal trauere und weine.

Zu behaupten, daß er auch hier noch bloß Komödie geſpielt und das Urtheil der Menſchen über ſich noch im Sterben habe irre führen wollen, wird wohl Jeder, der Gefühl für ein maßvolles und anſtändiges Benehmen in ſolchen Fällen hat, Bedenken tragen, ſelbſt wenn er ſich auf Seiten der Negation geſtellt. Es gibt allerdings Leute, die es in der Schamloſigkeit weit gebracht haben, die alle Vernunft mit Füßen zu treten, jeder Art von Beweis und Evidenz zu trotzen im Stande ſind, um die man ſich aber nicht weiter zu kümmern braucht.

Und ſo glauben wir, unſere Aufgabe gelöſt und die ſchwebende Frage auf dem hier verſuchten Wege in der That zur Entſcheidung gebracht zu haben. Hauſer glaubte jedenfalls ſelbſt, wofür er ſich gab und wofür man ihn gläubigerſeits hielt, und kann deßhalb kein Lügner und Betrüger im Sinne der Gegner geweſen ſein.

Zuſatz zu vorſtehendem Aufſatze.

Einige Aeußerungen des Sterbenden, welche man gehört haben will und welche „die negative Kritik“ als wider ihn zeugend geltend macht, wollen wir hier noch beſonders in Betracht ziehen.

Man ließ ihn die Meinung und Behauptung hören, daß er ſich ſelber verwundet habe, und behandelte ihn noch auf dem Sterbebette als ein ſchlechtes Subjekt, das einen neuen Bubenſtreich in Scene geſetzt. Wir haben ſchon oben angeführt, wie er in dieſer Hinſicht, den „authentiſchen Mittheilungen“ ſelbſt gemäß, von Meyer und Hickel behandelt wurde. Darauf bezogen ſich jene bitteren Klagen, mit welchen er in's Grab ſank. So rief er einmal, wie dort ebenfalls zu leſen, mit ausgeſtreckten Armen und weit aufgeriſſenen Augen: „Ach Gott, ach Gott, ſo abkratzen müſſen mit Schimpf und Schande!“ Und wiederum an ſeinem Todestage: „Ach Gott, wie muß ich abziehen mit Schand' und Spott.“ Das ſoll nun wider ihn ſprechen, da es doch bloß ſeiner Umgebung zum Vorwurf gereicht und nur die entſetzliche Härte bezeichnet, durch die er noch ſterbend zu leiden hatte, von der, eigener Wahrnehmung gemäß, mit Unwillen auch Bürgermeiſter Binder erzählt hat. Jene Ausdrücke verrathen das lebhafte Ehrgefühl des Findlings; und dieſes hätte ihn, ſelbſt in dem Falle, daß er zu einer Selbſtverwundung geneigt geweſen wäre, von einer ſolchen abhalten müſſen. Denn daß man ihm nicht glauben würde, wußte er im Voraus; er kannte ſeine Umgebung ſehr gut, und dieſe hatte ihm ihre feindliche Meinung und Geſinnung oft und ausdrücklich genug zu erkennen gegeben; beſonders der ihm ſo furchtbare Hickel hatte ihn ja geradezu einen „Betrüger“ geſcholten und ihm die tiefſte Verachtung zu erkennen gegeben.*)

Auf Pfarrer Fuhrmann's Frage, ob er keinen Zorn, Haß, Groll im Herzen habe, antwortete H.: „Warum ſollte ich Zorn, Haß, Groll empfinden? Man hat mir ja Nichts gethan.“ Dieſe Worte nimmt man für ein Geſtändniß des Selbſtmordes; ſie könnten allenfalls dafür gelten, wenn ſie für ſich allein ſtünden und nicht andere entſcheidende Aeußerungen Hauſer's gegen eine ſolche Auslegung proteſtirten. Wenn man alles hier in Betracht zu Ziehende im Auge hat, ſo iſt es einleuchtend, daß H. bei jenen Worten nicht an die unbekannten Perſonen, welche ihm ſein tragiſches Schickſal bereitet hatten, ſondern an die Menſchen dachte, unter welchen er lebte. Und da muß man wieder ſeine unendliche Güte bewundern, indem er Alles verzieh, was ihm dieſelben doch wirklich Böſes zugefügt hatten und noch in ſeinen letzten Augenblicken zufügten. Man denke nur z. B. an die abſcheuliche Behandlung, die er wegen ſeines Tagebuches erfahren hatte; man erwäge, wie bitter es ihm ſein mußte, als er ſich von ſeinem vermeintlichen großen Gönner und Freund, dem Grafen Stanhope, der ihn mit ſich nach England zu nehmen verſprochen, getäuſcht und verlaſſen ſah; wie ihn Lehrer Meyer und Lieutenant Hickel ſchon bei ſeinen Lebzeiten zum Betrüger machten, Letzterer ihm, wie ſchon erwähnt, geradezu dieſen Namen gab! Selbſt Lehrer Meyer verhehlt nicht, daß H. unziemlich behandelt worden ſei. Daß ihm ſchweres Unrecht widerfuhr, bezeugt auch Pfarrer Fuhrmann; er ſelbſt, der Geiſtliche, habe darüber ſeine Verwunderung und ſeinen Tadel ausgeſprochen, während ſich H. bei ſolchen Gelegenheiten mit bewunderungswürdiger Sanftmuth benommen. Nicht umſonſt ſah man den Sterbenden erſchreckt und empört auffahren, als ſich Hickel ſeinem Bette nahte und von dem Grafen ſprach, der ein ſo abſcheuliches Spiel mit ihm getrieben hatte. Wahrlich, man hat dieſem armen Menſchen auch von Seiten derer, mit denen er lebte und denen er untergeben war, entſetzlich viel Böſes zugefügt; und dennoch ſagte er in ſeiner reinen Güte: „Es hat mir Niemand Etwas gethan." Er ſtarb mit einer Lüge — aber es war die Lüge eines Engels.

---

*) Meyer S. 425 und ſonſt.

H.

Die Widerſacher. Beleuchtung ihres perſönlichen Verhaltens und ihrer literariſchen Bethätigungen.

I. Der engliſche Graf und ſeine unbegreifliche Metamorphoſe.

1.

Es iſt von dem Grafen Stanhope die Rede, der ſich ſo unverſehens und Aufſehen erregend in die Hauſer'ſche Geſchichte eingemiſcht und eine ſo eigenthümliche Doppelrolle darin geſpielt. Er hat ſich bekanntlich um den Findling — ſei es ſcheinbar oder wirklich — auf das Zärtlichſte, ja Leidenſchaftlichſte angenommen, ihn, mit Benützung der kindlichen und menſchlichen Schwächen desſelben, auf das Engſte an ſich gezogen und gefeſſelt, ſich mit aller Beſtimmtheit und Förmlichkeit zu ſeinem Pflegevater und Verſorger machen laſſen, ihn, nach einem pädagogiſchen Conflicte und dadurch herbeigeführten gänzlichen Zerwürfniſſe mit Freiherrn v. Tucher, deſſen damaligem Vormunde und Verpfleger, von Nürnberg hinweg nach Ansbach verſetzt und in die Hände des Lehrers Meyer und des Gensdarmerie-Officiers Hickel daſelbſt gegeben, ihn, ſeine geſpannteſten Erwartungen rege machend, mit ſich nach England zu nehmen verſprochen; dies aber nicht ausgeführt, ſondern ſich wieder entfernt und, während man ſtets, aber immer vergeblich auf ſeine Wiederkunft wartete, ſo lange fern gehalten, bis H. todt war; worauf er ſich wieder ſehen ließ und ſich, auch wieder im Angeſichte der ganzen Welt, als deſſen größten Feind, Ankläger und Verfolger offenbarte, ſich mit gleich gehäſſiger Polemik gegen Feuerbach und andere Freunde und Vertreter Hauſer's wendete, ſich dagegen auf's Innigſte mit der feindlichen Partei verbrüderte und verbündete, ſich überhaupt alle erſinnliche Mühe gab und alle möglichen Mittel anwandte, um den Beweis zu liefern, daß ſein ehemaliger Liebling, Pflegeſohn und Schützling nichts weiter als ein elender, hergelaufener, verächtlicher Burſche, voll Lug und Trug, Liſt und Verſtellung geweſen ſei und als Selbſtmörder ſein nichtswürdiges Daſein ſchmachvoll geendiget habe.

2.

Feuerbach that dieſem Manne öffentlich die größte Ehre an. Er widmete ihm namentlich ſein Werk über K. H. „Niemand", ſagt er daſelbſt, „hat nähere Anſprüche auf dieſe Schrift, als Eure Herrlichkeit, in deſſen Perſon die Vorſehung dem Jüngling ohne Kindheit und Jugend einen väterlichen Freund, einen vielvermögenden Beſchützer geſendet hat. Jenſeits des Meeres, im ſchönen Altengland, haben Sie ihm eine Freiſtätte bereitet, bis die aufgehende Sonne der Wahrheit die Nacht verdrängt, die über dem geheimnißvollen Schickſale dieſes Menſchen liegt — — — — Eine ſolche That kann Ihnen nur der Genius der Menſchheit vergelten. In der großen Wüſte unſerer Zeit, wo unter den Gluthen eigenſüchtiger Leidenſchaft die Herzen immer mehr verſchrumpfen und verdorren, endlich wieder einem wahren Menſchen begegnet zu ſein, iſt einer der ſchönſten und unvergeßlichſten Ereigniſſe meines abendlichen Lebens."

Ein ſolches Lob, aus dem Munde eines ſolchen Mannes im Angeſichte der ganzen gebildeten Menſchheit ertheilt, würde wohl jeder Andere viel zu hoch geſchätzt haben, um damit ohne Noth in thatſächlichen Widerſpruch zu treten. Auch viel zu dankbar gegen den Spender dieſes Lobes würde wohl jeder Andere geweſen ſein, um ſich nachher mit ſo feindlicher und herabſetzender Polemik gegen ihn zu kehren. Stanhope hingegen that Alles, um den Feuerbach'ſchen Hymnus in's Gegentheil zu verkehren und den gutmüthigen Glauben, die humaniſtiſche Begeiſterung, die darin herrſcht, als eine ſchwärmeriſche Schwäche erſcheinen zu laſſen.

3.

Eine ſolche Metamorphoſe nun iſt, wie wohl jeder unſerer Leſer fühlt und einſieht, eine höchſt ſonderbare und räthſelhafte Thatſache, die viel zu denken gibt und die ſo ganz einfach und reflexionslos, ohne nach Grund und Urſache zu fragen, in gutem Glauben hinzunehmen und für die „negative Kritik" in's Gewicht fallen zu laſſen, man keinem nur einigermaßen intelligenten Menſchen zumuthen kann. Der Contraſt zwiſchen den beiderlei Verhaltungs- und Verfahrungsweiſen iſt allzu grell, als daß er nicht die äußerſte Verwunderung erregen müßte; ja es iſt unmittelbar und abgeſehen von jeder Art von

Reflexion darüber etwas für jede beſſere Seele und feinere Empfindung im äußerſten Grade Abſtoßendes und Empörendes darin, was ſich auf keine Weiſe verdecken und beſchönigen läßt. Das Gebahren dieſes Mannes mußte beſonders denen, welche den Unglücklichen, wider den er nach deſſen tragiſchem Untergang wüthete, gekannt, auch wohl geliebt hatten, unmenſchlich und grauenhaft vorkommen. Das ſah er auch wohl ſelbſt ſehr wohl ein; er ſuchte dieſen Contraſt in ſeinen Darſtellungen möglichſt zu mindern und ſein früheres, ſo innig, zärtlich, liebhaberiſch erſcheinendes Verhältniß zu H. in der Art abzuſchwächen, daß es nicht ſowohl auf einer perſönlichen Zuneigung, als auf Edelmuth, Mitleid und Menſchlichkeit gegründet geweſen ſei.*) Aber das widerſpricht ſeinem Benehmen in jener Zeit, wie es allgemein wahrgenommen und von Augenzeugen geſchildert wurde; denn dieſem nach konnte man nicht anders glauben, als daß er von H. ganz bezaubert, in ihn ganz eigentlich verliebt und vernarrt ſei. Um das beiderſeitige Verhältniß zu zeichnen, wie es ſich, verſchiedenen Ausſagen nach, kund gab, will ich Folgendes ausheben.

4.

In ſeiner Vorſtellung an das k. Kreis- und Stadtgericht Nürnberg vom 21. Nov. 1831**) ſagt der Graf: „Der Unterzeichnete fühlt um ſo mehr den Beruf, ſich des unglücklichen K. H. väterlich anzunehmen, als er bei langem Umgang mit ihm aus mehrfachen Erfahrungen die ſelbſt einem Vaterherzen wohlthuende Ueberzeugung gewonnen hat, wie ſehr ihm dieſes kindliche Gemüth in liebender Anhänglichkeit und Dankbarkeit ergeben ſei.“ H. ſelbſt gab nach dem Protokoll des k. Kreis- und Stadtgerichts Nürnberg vom 24. Nov. 1831 unter Thränen folgende Erklärung: „Ich habe mich überzeugt, daß H. Graf Stanhope an meinem Schickſale ſo warmen Antheil nimmt, als ihn nur immer ein Vater für ſeinen Sohn nehmen kann." *) Ich kannte Jemand, der mit Erſtaunen die Liebkoſungen beobachtete, welche der Graf dem Findling ſogar öffentlich erwies. **) Lehrer Meyer's Gattin erzählt in einem Brief vom 18. Sept. 1832, wie ſich der Graf von H. küſſen und ſtreicheln ließ. ***) Herr v. Tucher erzählt Folgendes: „In der erſten Zeit nach Lord Stanhope's Ankunft im Frühjahr 1831 beſchränkte ſich dieſer bloß auf Beſuche in meinem Hauſe, die nichts Verfängliches darboten. Als aber nach ſeiner ſpäteren wiederholten Ankunft im Herbſt 1831 ſeine Zuneigung zu H. wuchs und endlich in die unvernünftigſte Affenliebe ausartete; als alle dagegen gemachten Vorſtellungen Nichts halfen, er vielmehr nur mit Eigenſinn ſein Verfahren fortſetzte, mir aber alle Einwirkung auf H. unmöglich machte, weil mir dadurch deſſen Liebe und Vertrauen unwiederbringlich entzogen wurde — da mußte ich mit blutendem Herzen um Enthebung von der Vormundſchaft bitten und den Unglücklichen ſeinem von mir vorausgeſehenen Verderben entgegengehen laſſen, wie es, nachdem er im Nov. 1831 Nürnberg verlaſſen hatte, nur zu bald über ihn hereingebrochen iſt." Stanhope behandelte den noch ſo kindiſchen Menſchen wie einen erwachſenen Mann, bereitete ihm unzweckmäßige Genüſſe und Vergnügungen, machte ihm große Geſchenke, einmal 100 fl. baar Geld, unterhielt ſich mit ihm über Alles, was er von Feuerbach oder ſonſt in Betreff ſeiner muthmaßlichen Herkunft erfahren hatte, ſagte z. B. zu ihm: „Mein lieber Sohn, es iſt nun entſchieden, du biſt ein ungariſcher Magnat; ich erwarte von dir, daß du dein unerwartetes Glück nicht mißbrauchen, vielmehr deine Unterthanen mit Schonung und Liebe behandeln wirſt." †) Der Gensdarmerie-Officier Hickel, für Dr. Meyer eine Autorität und ein „authentiſcher" Berichterſtatter der erſten Art, ſchreibt unter dem 26. Jan. 1832: „Bei'm traulichen Mittagsmahle, am Tage vor der Abreiſe des Grafen, war nur H. der Stoff der Unterredung. Sichtbar verſetzte der Gedanke der Trennung den Grafen in eine drückende, ſchmerzliche Stimmung — — — — Die Abſchieds-Scene dir zu ſchildern, bin ich nicht im Stande. Der Graf konnte ſich nicht von ſeinem Pflegebefohlenen trennen; eine lange Umarmung folgte der andern, und nur nach warmem Zureden vermochte ich Beide zu trennen. Es war die Trennung eines liebenden Vaters von ſeinem theuerſten Kinde."*)

---

*) „Ich nahm einen hülfsbedürftigen Jüngling in meinen Schutz, für den ich viele Freundſchaft empfand“, ſagt er in ſeinen „Materialien“ zur Geſchichte Hauſers. 1835 S. 110.

**) Meyer S. 268.

---

*) Meyer S. 270.

**) Vergl. Enthüllungen S. 233.

***) S. 280.

†) Augsb. Allg. Ztg. Nr. 43, 12. Febr. 1872.

5.

Nach einem ſolchen Abſchied war ein Erkalten und Ausbleiben des Grafen und ein für H. ſo bitteres Unerfülltlaſſen ſeiner Verſprechungen eine Wendung, die Niemand erwarten konnte. Zwar ſollen zunächſt noch immer zärtliche Briefe gewechſelt und zuverſichtliche Hoffnungen erregt und gehegt worden ſein. Hickel ſchreibt unter dem 1. Dec. 1831: „Seine Erzieher ſuchen ihn auf ſeine neuen Verhältniſſe in London vorzubereiten." Und unter dem 26. Januar 1832: „Die zärtlichen Briefe des Grafen nähren Hauſer's Hoffnung auf möglichſt baldige Berufung nach England." Lehrer Meyer**) aber erzählt, wie Stanhope's Rückkehr nach Ansbach zum Behufe der Abholung Hauſer's nach England von einer Friſt zur andern vergebens erwartet wurde und daß man nicht wußte, was man unter ſo ungewiſſen und ſpannenden Umſtänden mit H. anfangen ſolle. „Als ſeine Herrlichkeit im Februar 1832 von hier abreiſte, glaubte man, dies (Hauſer's Abberufung nach England) werde im Mai 1832 geſchehen. — — — — Als H. nach Verfluß eines halben Jahres noch hier war, mußten wir gewärtig ſein, daß er demnächſt abgerufen werde. Aber es verfloß auch das nächſte Halbjahr, ohne daß man wußte, was aus H. werden oder wozu er beſtimmt werden ſolle. Indeß konnte man bis dahin immer mehr mit Sicherheit annehmen, daß Seine Herrlichkeit Gründe beſtimmen werden, H. nicht nach England kommen zu laſſen" — weßhalb man beſchloß, ihn zur Schreiberei auf dem Apellationsgericht vorbereiten zu laſſen. Wer die Leute getäuſcht und genarrt hat, das war hier nicht der Findling, der immer nur allein der Unwahrhafte und Trügeriſche ſein ſoll, ſondern dieſer Mann, durch den ſo ſchmerzlich beſonders die hochgeſpannten Erwartungen des jungen Menſchen ſelbſt betrogen wurden.

---

*) Meyer S. 542.

**) Bei Dr. Meyer S. 311 f.

6.

Stanhope gab in ſeiner Erklärung bei dem kgl. Kreis- und Stadtgerichte in München an: Das Vertrauen, welches er in H. geſetzt, ſei „ernſtlich“ dadurch erſchüttert worden, daß die Unterſuchungen in Ungarn kein Reſultat gegeben. Dieſelben ſchienen zu beweiſen, daß ſeine anſcheinend heftige Aufregung, als er die ungariſche Sprache und beſonders den Namen eines Schloſſes und einer Familie in Ungarn hörte, nicht anders, als durch Verſtellung zu erklären ſei.*) Uebereinſtimmend ſagt Hickel:**) „Das Blatt hat ſich gewendet: mein dem Grafen abgelegter Bericht über die Reiſe nach Ungarn mit den fehlgeſchlagenen Hoffnungen hat in demſelben Zweifel erweckt, welche uns eine völlige Sinnesänderung vermuthen laſſen. — — — — Der in ſeinen Erwartungen getäuſchte Graf ſieht in H. einen Betrüger und erkennt alle Angaben und Erinnerungen desſelben als werthlos und falſch.“

Das iſt ein handgreiflich unwahres Vorgeben. Daß die Experimente v. Pirch's und Saphir's Reſultate gegeben, die mit aller Beſtimmtheit in jene Gegend hinweiſen und nicht auf einer bloßen Gaukelei des Findlings beruhen konnten, iſt über allen Zweifel und Streit erhaben; und der Graf mußte das ſo gut wiſſen und einſehen, wie Andere. H. hat bei keinem einzigen der von ihm überſetzten und ausgelegten Fremdwörter einen falſchen Griff gethan. Daß dort die Gouvernante Dalbonne über die Hauſer'ſche Geſchichte in ſo auffallende Zuſtände verfallen iſt und ſo ſonderbare Reden hören ließ, iſt doch auch ein ſehr bedenklicher Umſtand, der ſich mit einem ſo guten Gewiſſen, welches dieſe verdachtvolle Perſon gehabt haben ſoll, nicht zuſammenreimt. Es müſſen daher bei der Zurückziehung des Grafen von H. ganz andere Gründe gewaltet haben, als die vorgeſchützten.

7.

Dieſe Zurückziehung allein iſt es jedoch keineswegs, was ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt, ſo widrig auf die Empfindung wirkt und ſo finſtere Ahnungen und Gedanken erweckt. Das Frappanteſte und Bedenklichſte iſt des Grafen neues öffentliches Auftreten nach Hauſer's Tod in ? der Geſtalt des allerfeindſeligſten und thätigſten Verdächtigers, Anklägers und Verſchwärzers des Unglücklichen. Das iſt es, was, aus pſychologiſchen Gründen, ohne verborgene Urſachen und Motive ganz beſonderer Art durchaus nicht zu faſſen und zu erklären iſt.

---

*) Meyer S. 330. f.

**) In dem Briefe v. 12. Mai 1832 bei Meyer.

Es iſt möglich und geſchieht gar oft, daß ſich eines Menſchen Stimmung, Neigung, Anſicht ändert; daß ſich Freundſchaft, Liebe, Zärtlichkeit nicht nur in Gleichgültigkeit, ſondern ſogar in das poſitive Gegentheil verwandelt. Der Graf konnte glauben, von H. betrogen worden zu ſein, ſich ſelbſt in ſeinem anfänglichen Enthuſiasmus gröblich in ihm getäuſcht zu haben; er konnte ſich darüber ärgern, ſich von ihm zurückziehen; ja einen ſolchen Buben, dem es geglückt, ſelbſt einen engliſchen Earl und Pair von Großbritannien zu äffen und zu ſo öffentlichen, Aufſehen machenden Schritten zu verleiten, zu allen Teufeln wünſchen. Das wäre nicht ſonderbar und unnatürlich. Aber je mehr er ſich über die Sache ärgerte und ſich derſelben ſchämte, um ſo ?! mehr mußte er ſie naturgemäß bei ſich und Anderen in Vergeſſenheit zu bringen ſuchen. Statt deſſen von Neuem in gleich offener und auffallender Weiſe, aber zu ganz entgegengeſetztem Zwecke, aufzutreten, bei gerichtlichen Vernehmungen, in Privatgeſprächen und ausgeſtreuten Druckſchriften ſeine total veränderte Anſicht auszuſprechen, ſich mit einem Gegner, wie Merker in Berlin, zu verbünden, ſich alle Mühe zu geben, um diejenigen, die noch an H. glaubten, umzuſtimmen und auf die feindliche Seite zu ziehen, was Alles dieſer Mann that, das ? iſt nicht natürlich, nicht einfach klar und aus den angeblichen Motiven abzuleiten, wie gewiß Jeder zugeben wird, der die menſchliche Natur nur einigermaßen kennt und erwägt.

Denken wir uns einen recht wahrheitsliebenden, aufrichtigen, redlichen Mann, dem es geſchieht, ſo enttäuſcht zu werden, wie bei Stanhope der Fall geweſen ſein ſoll! Wird ein ſolcher über die Sache befragt, gebietet es ihm die Pflicht, ſeinen vormaligen Irrthum und ſeine nunmehrige Anſicht zu geſtehen, ſo wird er Alles offen und ehrlich kund thun, ob es ihm auch noch ſo unangenehm ſei. Iſt dies aber nicht nöthig, ſo wird er es ſicher unterlaſſen, ſich lieber gar nicht mehr mit der Sache befaſſen, ihr vielmehr ausweichen, ſo viel er nur immer kann. Das iſt menſchlich; es wird auf dieſe Weiſe wohl ſelbſt der Edlere und Beſſere handeln.

8.

Aber der Graf war mehr als Menſch, er war ein ſo ſuperiores, mit einer ſo übernatürlichen Leidenſchaft für die Wahrheit und deren Enthüllung erfülltes Weſen, daß er ſelbſt eine ſo öffentliche Beſchämung nicht ſcheute, wie jene, die er ſo gefliſſentlich ſich ſelbſt bereitete. So müſſen ihn ſeine Lobredner, die Meyer und Hickel, faſſen, denn wie anders ſollten ſie, wenn ſie nicht ganz gedankenlos ſind, mit einer ſolchen Erſcheinung zurechtkommen? Sie haben in dieſem Falle einen unendlich größeren Glauben und tragen unendlich weniger Scheu vor dem Unwahrſcheinlichen, ja Undenkbaren, als ich, den ſie als einen ſo phantaſtiſchen und abergläubiſchen Thoren verſchreien. Ich kann hier meine Kritik und Skepſis um ſo weniger unterdrücken, da ſich der Graf mir und meiner ſel. Mutter in einem ſehr ſonderbaren Lichte dargeſtellt hat.

Derſelbe beehrte nämlich nach Hauſer's Tode, als er zum Behufe der Beſchimpfung des Gemordeten eine ſo erſtaunliche Thätigkeit entfaltete, mit mehreren Beſuchen auch meine Wenigkeit und ſuchte mich, zu meinem größten Erſtaunen, da ich noch weit entfernt war, einen Feind der Hauſer'ſchen Sache in ihm zu ſehen, zu einem Zeugniſſe wider H. zu verleiten. Er ging hiebei auf Nichts ein, was ihm zu Gunſten des Findlings von mir und meiner Mutter aus eigenſter, ſicherſter Wahrnehmung und Beobachtung mitgetheilt wurde, da es ihm doch, wie man denken ſollte, hätte erwünſcht ſein müſſen, zu erfahren, daß ſein ehemaliger Liebling kein ſo völlig ſchlechtes und unwürdiges Subjekt, und er ſelbſt, der Graf, kein ſo gar ſchmählig Betrogener geweſen. Meine Mutter, merkend, was er im Schilde führte, bat und beſchwor ihn mit tiefbewegter Seele, die Aſche eines Unglücklichen, der ihm einſt, als ſeinem väterlichen Freunde und Wohlthäter, ſo kindlich vertraut habe und von dem ſie gewiß wiſſe, daß er kein Betrüger und Böſewicht geweſen, nicht mit Schimpf und Schande zu bedecken. „Es ſchadet ihm ja Nichts mehr“, antwortete er, wurde roth im Geſichte, kürzte ſeinen Beſuch ab, rannte die Treppe hinab und ließ ſich nie wieder in meiner Wohnung ſehen.

Was damals meine Mutter gemeint und ausgeſprochen,*) wiederhole ich nicht; der Schein kann trügen, ſie kann ſich getäuſcht haben. Ich erzähle blos das thatſächlich Vorgegangene, das ich eidlich bezeugen kann und das mir auch mit zu dieſer dunklen, ſchauerlichen Geſchichte zu gehören ſcheint, ohne den Grafen eines Verbrechens oder einer Theilnahme daran zu beſchuldigen. Ich gebe als meine Meinung nur ſo viel kund, daß es dem Grafen bei ſeinem Handeln ſo ganz einfach um die Wahrheit nicht zu thun geweſen ſei; daß er verſteckte Motive gehabt haben müſſe, und daß er daher einer wahren Kritik nicht als der aufrichtige Charakter und glaubwürdige Gewährsmann erſcheinen könne, als welchen man ihn gegneriſcherſeits, wo alles dem unglücklichen Opfer Feindliche vortrefflich, edel, verdachtslos und autoritätsvoll iſt, gelten läßt und geltend macht. Seine wirklichen Beweggründe weiß ich nicht und enthalte mich einer näheren Beſtimmung derſelben aus bloßen Muthmaßungen; wollen ſich meine Leſer eine Meinung darüber bilden, ſo iſt das ihre Sache. Es bleibt mir nur noch übrig, einen ſehr merkwürdigen Widerſpruch hervorzuheben, in welchen der edle Graf in ſeinen öffentlichen Kundgebungen ſich ſelbſt verwickelt hat.

---

*) Der Graf hat eine ähnliche Aeußerung ſogar aus dem Munde einer königlichen Perſon zu vernehmen gehabt.

?

V.

„Ich habe die Ueberzeugung", ſagt Stanhope,*) „daß in dieſer Angelegenheit die Wahrheit endlich ſiegen wird; wo nicht, ſo habe ich doch das Bewußtſein, ſie aufrichtig geſucht und ihr über Alles gehuldiget zu haben. Je mehr ich in dieſer Sache getäuſcht wurde, je irriger meine Anſichten waren, deſto mehr iſt es jetzt meine Pflicht, eifrig, und, wenn ich dazu die erforderlichen Talente hätte, kräftig mitzuwirken, um Andere, ſo viel als möglich, vor ähnlichen Irrthümern zu bewahren. Wenn ich deßwegen hin und wieder von mir bekannten oder unbekannten Menſchen verkannt, verſchrien, auch wohl verläumdet werde, ſo finde ich einen hinreichenden Troſt in meinem Gewiſſen."

Sehr ſchön und würdevoll! Wer könnte da noch zweifeln, daß all der böſe Schein, der aus dem widerſpruchsvollen Benehmen dieſes Mannes entſprungen, all der Argwohn, der ſich wider ihn erhoben, grundlos iſt! Ich kann jedoch nicht umhin, eine zweite Stelle aus der nämlichen Schrift[*]) auszuheben, wo er die großen Nachtheile ſchildert, welche die von ihm ſo eifrig angeſtrebte Wahrheitsenthüllung für die Menſchheit haben werde. Man höre und ſtaune! „Hauſer's berühmte Geſchichte, die auch in der Nachwelt fortleben wird, bleibt immer unheilbringend für ſeine Mitmenſchen; ſie wird immer Mißtrauen erregen, auch gegen Viele, die es nicht verdienen und unſchuldig ſind, wenn ſie auch nicht ganz unverdächtig ſcheinen. Unbillige Beurtheilung und gefühlloſe Behandlung wird zu oft das Loos von Vielen ſein, die, wenn dieſe merkwürdige, warnende, unglückliche Geſchichte unbekannt geblieben wäre, Nachſicht und Menſchenliebe erfahren hätten." Dieſe Worte drücken eine Einſicht und Erkenntniß aus, die in hohem Grade dazu geeignet war, dem Manne einen ganz anderen Weg, als den von ihm eingeſchlagenen, vorzuzeichnen, ihn namentlich davon abzuhalten, ſeine veränderte Anſicht und Stimmung öffentlich kund zu geben und mit Hilfe aller nur möglichen Gründe und Künſte als die richtige erſcheinen zu laſſen. Er ſah voraus, was für keineswegs gute und wohlthätige, was vielmehr für ſehr ſchlimme Folgen die ſchonungsloſe Zerſtörung gutmüthiger und unſchädlicher Gläubigkeiten, wie die die Hauſer'ſche Geſchichte betreffenden, für viele Menſchen haben könne; Humanität und Menſchenliebe entſchuldigten es nicht nur, wenn er ſich ſtill verhielt und jenen harmloſen Glauben beſtehen ließ, ſo wenig er ihn auch theilen mochte; ſie empfahlen und geboten es ihm ſogar. Er hätte ja nicht poſitiv zu lügen gebraucht; nur ſo, wie er that, hätte er, als guter Menſch und Freund der Menſchheit, nicht handeln dürfen. Das ſah er ein. Und dennoch dieſes Gebahren, dieſe leidenſchaftliche Rührigkeit und Wirkſamkeit zu dem abſcheulichen Zwecke, den Gemordeten noch im Grabe zu beſchimpfen und Unglauben, Argwohn überhaupt zu ſäen! Dieſer angeblich ſo edelmüthige und menſchenfreundliche Mann opferte hier mit vollem Bewußtſein eine Menge unſchuldiger Menſchen auf, die wegen ungegründeten Verdachtes vorausſichtlich eine um ſo härtere, ungerechtere, unbarmherzigere Beurtheilung und Behandlung zu erfahren hatten! Ja ſchon auf das Schickſal des Aermſten, deſſen er ſich mit ſcheinbar ſo großem Wohlwollen angenommen, hat dieſer Mann, abgeſehen von allen tiefer gehenden Vermuthungen, wie ſie mehrfach gefaßt und ausgeſprochen worden ſind und von denen ich hier gänzlich abſehe, den unleugbar traurigſten und ſchrecklichſten Einfluß gehabt. H. war unter der Aufſicht und Pflege eines ſo verehrungswürdigen, hochgebildeten, einſichtsvollen, zugleich ernſten und liebreichen Mannes, wie Freih. v. Tucher war, auf's Beſte verſorgt und aufgehoben; dieſes Verhältniß zerſtörte der Graf, indem er den Findling auf alle Weiſe verführeriſch an ſich lockte, ihn maßlos verhätſchelte und verwöhnte, mit neuen glänzenden Ausſichten und Erwartungen erfüllte und berauſchte, mit ſeiner damaligen Lage unzufrieden machte, ſeinen Nürnberger Freunden entrückte, nach Ansbach verſetzte und in die Hände jener „Nüchternen“ gab, die ſeine allerunterthänigſten Diener, Werkzeuge und Lobredner waren; dann, als hätte er, der ſcheinbar Trunkenſte von Allen, die dieſes Zuſtandes beſchuldigt werden, ſeinen Rauſch ausgeſchlafen, ſelbſt ganz ungemein „nüchtern“ wurde, eine Art von Verſchwörung gegen ihn organiſirte, den nach Feuerbach's Tode, wie Hickel in einer merkwürdigen Stelle ſchildert*), faſt ganz nur dieſen Verbündeten Preis Gegebenen durch dieſelben in ſo empörender Weiſe bedrücken und zertreten ließ, die feindſelige Stimmung gegen ihn dermaßen ſteigerte, daß der Bedauernswürdige, des Betruges und Selbſtmordes Beſchuldigte noch auf dem Sterbebette auf das Kränkendſte behandelt wurde und mit lautem Jammer darüber in's Grab ſank. Wäre H. in der That, wie man ſich ſo viele Mühe zu beweiſen gibt, durch eigene Hand gefallen, ſo würde das verhängnißvolle Eingreifen des Grafen in Hauſer's Sache und Leben als die Haupturſache dieſer ſelbſtmörderiſchen Handlung zu betrachten ſein. Meine Leſer wiſſen, daß ich mir den Vorgang ganz anders vorſtelle; ich glaube nicht nur, ich weiß es ganz gewiß, daß H. weder Betrüger noch Selbſtmörder geweſen. Das macht jedoch die Sache des Grafen und ſeiner Verbündeten, wie ich ſie ſo eben geſchildert, nicht beſſer. Was notoriſch geſchehen iſt und nicht in Abrede geſtellt werden kann, das iſt und bleibt empörend und himmelſchreiend genug, ſelbſt wenn man nur die eigenen, gewiß nicht vollſtändigen Berichte und Schilderungen dieſer Leute betrachtet und erwägt.**)

---

*) „Materialien" S. 78.

---

[*]) S. 116.

---

*) Meyer S. 561.

**) Worüber unten ein Mehreres.

II. Dr. Julius Meyer und ſeine „Authentiſchen Mittheilungen.“

1.

Ich kann es nicht vermeiden, das Thema, zu deſſen beſonderer Behandlung ich hier übergehe, in ſo ſpeciellen Angriff zu nehmen, ſo ſehr ich deſſen überhoben zu ſein wünſchte, namentlich deßhalb, weil die Polemik hier einen vorzugsweiſe *perſönlichen* Charakter annimmt und hiebei leicht der Verdacht entſteht, als ſpreche mehr die Gereiztheit und Rachſucht des Beleidigten, Beſchuldigten und Beſchimpften, als eine ruhige, objektive Beurtheilung des Gegners und ſeiner Leiſtung. Es muß mir daher zuallermeiſt in dieſem Capitel erwünſcht ſein, mich nicht auf meinen eigenen Vortrag beſchränkt zu ſehen, ſondern auch Andere, ſtatt meiner und-für mich ſprechen laſſen zu können. Ich will zunächſt anführen, wie ſich ein ſehr tüchtiger und objektiv darſtellender Kritiker, jener in der „Frankfurter Zeitung,“ *) den ich von Perſon und Namen nicht kenne, der ſich auch gar nicht für mich beſonders erklärt hat, mich nicht einmal nennt, über das Meyer'ſche Buch hat vernehmen laſſen.

2.

„Schon vor einiger Zeit iſt das Publikum auf das bevorſtehende Erſcheinen einer neuen Schrift über den ſo vielfach beſprochenen Nürnberger Findling aufmerkſam gemacht worden, in welcher, wie es hieß, actenmäßig dargethan werde, daß H. einfach ein Betrüger und ſomit nichts weniger, als wofür er mitunter gegolten, nämlich ein badiſcher Thronerbe, geweſen ſei. Das Buch liegt nunmehr unter dem Titel vor: „Authentiſche Mittheilungen über K. H. mit Genehmigung der k. bayer. Staatsminiſterien der Juſtiz und des Innern aus den Gerichts- und Adminiſtrativ-Acten zuſammengeſtellt und mit Anmerkungen verſehen“ ꝛc. Der Ankündigung und dem Titel gemäß erwartet man eine rein objektive Darſtellung des Actenergebniſſes. Lieſt man aber nur wenige Zeilen in dieſem bogenreichen Buche, ſo drängt ſich die Wahrnehmung auf, daß es ſich hier um eine Tendenzſchrift handelt, bei welcher allerdings die bisher zum Theil nicht bekannten Adminiſtrations- und Gerichtsacten mit großer Ausführlichkeit benützt worden ſind.*) Ueber die Tendenz des Buches ſelbſt dürfte man ſich um ſo weniger wundern, wenn man**) vernimmt, daß der Herausgeber ein Sohn jenes Lehrers J. G. Meyer in Ansbach iſt, bei welchem H. längere Zeit untergebracht war, und der nach dem Tode des räthſelhaften Menſchen und nachdem Lord Stanhope den Letzteren für einen Betrüger erklärt hatte, dem Lord, wenn auch in ſehr ſchwankender Weiſe,***) zuſtimmte und dafür verſchiedene öffentliche Angriffe erfuhr, die nun von dem Sohne zurückgewieſen werden wollen."

---

*) Wo im Monat Februar und März 1872 eine Reihe von Artikeln über das Meyer'ſche Buch erſchien, wovon ſich der erſte in Nr. 46 Blatt II vom 15. Febr. 1872 befindet.

Der Recenſent hebt dann den Verdacht hervor, welcher auf zwei von Dr. Meyer ſo hoch geprieſenen und als die gewichtsvollſten Autoritäten behandelten Perſönlichkeiten, dem Grafen Stanhope und dem Major Hickel laſtet, welche beide mehrfach, namentlich von der Albersdorf, angegriffen, keine Klage auf Verläumdung erhoben hätten. „Gleichwohl," ſagt er, „recurrirt Dr. Meyer bei ſeinen Argumentationen immer wieder auf Stanhope und Hickel, wie wenn Beide claſſiſche, gegen jeden Einwand unbedingt gefeite Zeugen wären. Am Ende ſeines Buches, in welchem man doch nach dem Titel „„authentiſche, actenmäßige Mittheilungen"" und „„Anmerkungen"" dazu erwartet, läßt er auf nicht weniger als 84 Seiten „„Mittheilungen aus den von Major Hickel hinterlaſſenen Aufzeichnungen““ abdrucken. Wir müſſen bekennen, daß uns dieſe Mittheilungen ganz und gar nicht geeignet ſcheinen, den von der Gräfin Albersdorf geäußerten Verdacht zu entkräften.“ Der Recenſent zeigt, welch ein handgreiflich unlauteres, auf Täuſchung ausgehendes Machwerk dieſe Hickel'ſchen Aufzeichnungen ſind; was für eine unaufrichtige Rolle, dem Meyer'ſchen Buche ſelbſt nach zu urtheilen, dieſer Hickel auch ſonſt geſpielt, und ſchließt dann die erſte Nummer ſeiner Kritik mit den Worten: „Nach dieſen Bemerkungen ſind wir wohl zu dem Schluſſe berechtigt, daß das vorliegende Buch keineswegs mit jenem unbedingten Vertrauen, welches man „„authentiſchen, actenmäßigen““ Darſtellungen entgegenzutragen pflegt, aufgenommen werden darf, daß vielmehr Mißtrauen*) um ſo mehr gerechtfertigt iſt, als ſich der Verfaſſer in vielen wichtigen Beziehungen ſeiner Argumentation auf Schriften ſtützt, welche ſich nicht bloß nirgends in den „„Gerichts- und Adminiſtrativacten““ finden, ſondern welche nachträglich abgefaßt, beliebig datirt und keineswegs beglaubigt ſind. Doch — die Thatſachen müſſen reden.“

---

*) Es iſt dennoch keineswegs in redlicher Weiſe, ſondern, wie ſich darthun läßt, mit tendenziöſer Auswahl und möglichſter Unterdrückung Deſſen, was den Abſichten des Verfaſſers ungünſtig, geſchehen.

**) S. VI. des Vorwortes.

***) Wenn ſich Lehrer Meyer auch in einigen Stellen ſeiner Schilderungen das Anſehen eines unparteiiſchen Beurtheilers gibt und Etwas mittheilt und zugibt, was dem Findling zu Gute kommen kann, ſo iſt dies doch in dem qualitativ und quantitativ bei Weitem überwiegenden Theile derſelben in der Art paralyſirt, zurückgenommen und durch die outrirteſte Anſchwärzung des Unglücklichen erſtickt, namentlich die Annahme eines ihm zur Laſt fallenden Betruges und Selbſtmordes ſo deutlich hervorgekehrt, daß die Schilderung im Ganzen einer förmlichen Anklage und negativen Argumentation vollkommen gleich iſt; ſie hat in dem Sinne auch die beabſichtigte nachtheilige Wirkung gethan.

Es folgen dann, auszüglich referirt und kritiſch beleuchtet, die Zeugenausſagen über Hauſer's körperliche und geiſtige Beſchaffenheit, worauf es am Schluſſe der III. Nummer der Abhandlung heißt: „Und nun faſſe man die bis jetzt erwähnten Thatſachen zuſammen! Es ſind die Weichheit und Schwielenloſigkeit der Hände und Füße des Findlings; die Schlaffheit ſeiner ganzen Muſculatur; ſeine höchſt geringe Sprachkenntniß und die Unbekanntſchaft mit den gewöhnlichſten Begriffen, ſo daß er Worte nachredete, ohne ſie zu verſtehen, und ſelbſt die Drohung mit Stockprügeln nicht verſtand; ſein Abſcheu vor anderen Lebensmitteln, als Schwarzbrod und Waſſer, insbeſondere ſein Widerwille gegen Bier und ſonſtige geiſtige Getränke; endlich ſeine übrige Körperbeſchaffenheit, namentlich der eigenthümliche Bau der Kniee, der Umſtand, daß der Geruch von Terpentinfirniß Gelbſucht bei ihm erzeugte, und der auf langjährigen Mangel**) deutende Zuſtand ſeiner

---

*) Auch im Originalabdruck unterſtrichen.

**) Hier iſt wohl „an Bewegung“ ausgelaſſen.

Leber. Hier handelt es ſich beinahe durchgehends um ſolche materielle Thatſachen, welche nicht durch Simulation erzeugt und den Augen der Beobachter bloß ſcheinbar zur Täuſchung vorgeführt werden konnten. Und alle dieſe Momente ſtehen unter ſich in vollſtem Einklang, jede dieſer Wahrnehmungen unterſtüẞt und beſtätigt die andere.“ *)

„Doch allen dieſen Thatſachen, allen dieſen Zeugenausſagen gegenüber — welche ſämmtlich nur aus dem Buche des Dr. Meyer entnommen ſind und deren Zahl ſich aus dieſem Buche und anderswoher ungemein vermehren ließe — kommt der Herausgeber zu dem — wahrlich kühnen „„Geſammtreſultate““: „„Es präſentirt ſich uns das Bild eines Menſchen, deſſen geiſtige Ausbildung für ſein Alter entweder **völlig normal** und nur durch Verſtellung einigermaßen verdeckt war, oder der doch die Spuren beſtändigen ſocialen Verkehrs mit Menſchen ſo unläugbar an ſich trug, daß die von ihm erzählte Unthat, das durch Feuerbach conſtatirte Verbrechen an ſeinem Seelenleben, nicht begangen worden ſein konnte. Auch die äußere Erſcheinung Hauſer's bei ſeiner Auffindung iſt nicht geeignet, ſeine Erzählung zu unterſtüẞen.““ Nun, damit hört Alles auf! Waren dieſe Dußende von Augen- und Ohrenzeugen aus den verſchiedenſten Ständen, aus den verſchiedenſten Bildungsgraden — waren ſie Alle vollſtändig blind oder Lügner und Betrüger? Jedes Wort zur Widerlegung einer ſolchen, wir möchten ſagen, bis zum Abſurden gehenden, vorgefaßten Meinung iſt überflüſſig. Wer ſo ſpricht, für den gibt es keine Beweiſe, als ſolche, die ihm zuſagen.“

Dieſe Sprache iſt eine verhältnißmäßig immer noch ſehr gelinde und maßvolle; und Dr. Meyer könnte ſich gratuliren, wenn er durchweg auch nur ſo gut wegkäme, wie hier; denn, was er verdient, iſt, wie ſich noch weiter ergeben wird, das Aeußerſte, was über einen mit der Wahrheit in frevelhaften Widerſpruch tretenden Autor ergehen kann.

---

*) Alles aber zu iſoliren und ganz nur für ſich, ſo gut es gehen will, bald auf dieſe, bald auf jene Manier zu beſtreiten und zu negiren, iſt der ſchlechte Kniff der „negativen Kritik“, die ſich auch die „nüchterne“ zu nennen beliebt, im Grund aber nur die künſtliche Erzeugung eines tendenziös erzielten Scheines mit allen nur möglichen Mitteln iſt.

3.

Weiter führen wir an, wie ſich Frhr. v. *Tucher* in der Augsburger Allg. Ztg.*) ausgeſprochen hat. Derſelbe findet in der Hauſer'ſchen Geſchichte dreierlei ihm räthſelhafte Erſcheinungen: den engliſchen Grafen und ſein unnatürlich ſonderbares Benehmen; dann die von Dr. *Meyer* publicirte, mit Hilfe ſo augenſcheinlicher Fictionen gefertigte und ſo grobe Unwahrheiten enthaltende Hickel'ſche Briefſammlung; und endlich die Dr. Meyer'ſche Schrift ſelbſt. Es iſt nicht bloß das Unternehmen an und für ſich, welches unſerem Freunde befremdlich iſt, ſondern auch und beſonders *die Art und Weiſe ſeiner Ausführung*. „M. arbeitet," ſagt Herr v. *Tucher*, „unter dem Aushängeſchild „„Authentiſche Mittheilungen aus den Gerichts- und Adminiſtrativacten."" Allein nur zu bald wird man gewahr, daß er beſtrebt iſt, ein beſtimmtes, ſich zum Voraus geſetztes Ziel zu erreichen" ꝛc. Herr v. *Tucher* rügt ſodann, im Einklang mit einer ſchon oben gemachten Bemerkung, daß der Verfaſſer einfache, vollbewieſene Thatſachen, die, in ihrem inneren Zuſammenhange mit anderen, ſeiner Beweisführung widerſprechen, aus dieſem Zuſammenhang reißt und ſie, wie ſelbſtſtändig für ſich beſtehend, einſeitig beurtheilt, oder aus ungerechtfertigten Gründen in ihrer Beweiskraft zu bemängeln ſucht, oder auch ganz ignorirt. „Als abſolut verwerflich muß es bezeichnet werden, und zwar nicht bloß vom Standpunkte der Beweisführung aus, wenn er ſich des Mittels der *Unwahrheit*, beziehungsweiſe der *Fälſchung*, bedient, um den wichtigſten Zeugen über die Körperbeſchaffenheit Hauſer's in der erſten Zeit nach ſeiner Ankunft in Nürnberg, den Prof. G. Fr. *Daumer*, den erſten Pflegevater und Erzieher desſelben, lächerlich zu machen und damit aller Glaubwürdigkeit zu berauben. — — — — Hier wird es doch wohl dem an ſeiner Ehre empfindlich angegriffenen Prof. *Daumer*, wie auch mir, Hauſer's Vormund und nachfolgendem Erzieher, die wir die einzigen noch lebenden Männer ſind, welche Hauſern längere Zeit ununterbrochen nahe ſtanden, nicht verargt werden, wenn wir dem Ergebniß der auf ſolche Weiſe und in ſolchem Sinne durchgeführten Arbeit, durch welches der erſte als Phantaſt, Schwärmer, Lügner, mindeſtens ſchwachköpfiger Betrogener, ich aber als deſſen Geiſtesverwandter in dieſer Beziehung dargeſtellt werden ſoll, entſchiedenen Proteſt entgegenſetzen. Und wenn ich das nun meinestheils thue, ſo geſchieht das nicht bloß in meinem Intereſſe, ſondern auch in dem einer großen Anzahl verſtorbener ehrenhafter Männer, die unſere Anſchauung getheilt und unſerem Verhalten zur Sache beigeſtimmt haben.“

---

*) Nr. 40 v. 9. Febr. 1872, Beilage.

4.

Daß es unmöglich die Wahrheit geweſen, was Dr. Meyer zu ermitteln und zu enthüllen geſucht, geht aus der Tucher'ſchen Abhandlung noch ſonſt hervor. M. hat wichtige Actenſtücke unterdrückt. „Er unterläßt es, das Protokoll über die gerichtliche Legalinſpection der Körperbeſchaffenheit Hauſer's mitzutheilen, während er doch ſo viel höchſt Gleichgültiges in ſein Buch mit aufnimmt. Es wurde dieſer Act in meinem Beiſein — ſo viel glaube ich mich erinnern zu können — im Nov. 1829 aufgenommen. Zwar finden ſich bei M. die Gutachten der beiden Aerzte Preu und Oſterhauſen vom December 1830. Aber die Conſtatirung des Zuſtandes, in welchem ſich H. noch ein ganzes Jahr vorher befunden, iſt jedenfalls von der größten Wichtigkeit. Warum wurde dieſes Document unterdrückt?“ Es fehlen bei M. auch meine Depoſitionen über Hauſer's Beſchaffenheiten und Entwicklung. Mag man von mir denken, wie man will, hier muß ich doch wenigſtens gehört werden, weil ich, den Umſtänden nach, am Beſten von der Sache unterrichtet und inſofern der wichtigſte Zeuge war und bin. Denn für wahnſinnig kann man mich doch nicht erklären, hat auch nicht das Recht zu behaupten, daß ich Alles nur erlogen habe, was freilich Dr. Meyer Beides zu thun verſucht, aber im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, da er in Punkten, die ihm zuſagen, ſich ausdrücklich auf mich beruft und mich als Autorität unbedingt gelten läßt. Mich ſo ganz einfach aus dieſer Geſchichte hinauszuwerfen, wird niemals gelingen, wenn man nicht mit der willkührlichſten und unerlaubteſten Gewaltthätigkeit zu Werke geht. Dr. Meyer ſagt in ſeinem gegen mich gerichteten Artikel im Nürnberger Korreſpondenten vom 17. Febr. 1872: „Der eigenthümliche Werth meiner Arbeit liegt ſelbſtverſtändlich nicht in meinen Anmerkungen, ſondern im Texte, d. h. in den zum Abdrucke gelangten öffentlichen Urkunden, deren Benützung hier zum erſten Male von der maßgebenden höchſten Stelle geſtattet war. Dieſe Urkunden ohne Parteinahme auszuwählen und ſorgfältig abzudrucken, war mein Beſtreben." Das iſt im höchſten Grade unwahr und heuchleriſch. Seine Abſicht, wie von allen intelligenten Beurtheilern erkannt und bemerkt worden iſt, war einzig und allein die, unter dem „Aushängeſchilde" der Actenmittheilung, nach v. Tucher's Ausdrucke, ſeine Parteiſache durchzuſetzen, der „negativen Kritik", wie er ſeine Behandlung der Sache nennt, einen ſcheinbaren Halt zu verleihen und aus dem objektiv Gegebenen mittelſt der „Anmerkungen" und des nicht authentiſchen und actenmäßigen Theiles ſeines Werkes, namentlich des trugvollen Hickel'ſchen Machwerkes und des letzten Abſchnittes, der die von ihm erkünſtelten „Reſultate" enthält, ſeine ſubjektiv begründete Theorie mit Hülfe aller möglichen unſauberen Künſte und Liſten herauszueskamotiren. Sein Buch iſt ein Taſchenſpielerſtück, weiter Nichts; er ſollte als „Profeſſor der natürlichen Magie" auftreten, dazu hat er ein ausgezeichnetes Talent; und da würde man ihn, des Amuſements wegen, auch gern gewähren laſſen, was man in einer ſo ernſten Sache nicht kann und darf.

5.

Ich muß nun leider auch auf das, was ich am liebſten umginge, das ganz ſpeciell mich ſelbſt Betreffende kommen. Dr. Meyer iſt meinem ehrlichen Namen allzu nahe getreten; er hat ſich, um mich zu Grunde zu richten, allzu unehrlicher und boshafter Mittel bedient, als daß ich eine Proteſtation dagegen mit beſtimmter Nachweiſung ſeiner frevelhaften Handlungsweiſen nicht auch hier niederlegen müßte. Die Sache iſt zwar ſchon ſonſt durch mich, ſo wie durch Freih. v. Tucher, der ſich darüber nicht minder empört gezeigt, in Journalen zur Sprache gekommen. Solche aber verſchwinden zu ſchnell, während die Bücher eine dauerndere Exiſtenz beſitzen. In einem Buche bin ich geſchändet worden; in einem Buche muß und will ich mich denn auch dagegen vertheidigen. Es gehört dieß überdieß ſehr weſentlich auch zur Beleuchtung des Meyer'ſchen Werkes und der Natur dieſer Streitſache überhaupt, indem aus meinen Nachweiſungen erhellt, daß

Dr. Meyer ein ſo abſolut unzuverläſſiger, ſo ganz entſchieden mit allen nur möglichen, auch den gewiſſenloſeſten Mitteln auf Täuſchung des Publikums ausgehender Schriftſteller iſt, daß man ihm, ohne Gefahr auf das Schlimmſte hintergangen zu werden, nicht das Mindeſte glauben darf, Alles vielmehr, was bloß auf ſeinem, ſowie auf der von ihm herbeigezogenen und in demſelben Lichte erſcheinenden Gewährsmänner Zeugniſſe und Berichte beruht, im allerdringendſten Verdachte der Unwahrheit, Erfindung oder Entſtellung ſteht.

Gleich nachdem ich ſein Buch geleſen, ließ ich im Korreſpondenten von und für Deutſchland*) folgenden Artikel erſcheinen, von welchem ich jedoch nur ſo viel, als an dieſem Orte nöthig ſcheint, ausheben will.

„In das allerſchlimmſte Licht werde ich z. B. S. 21 des Meyer'ſchen Werkes geſetzt. Es iſt hier der Aufſatz gegen Ritter v. Lang erwähnt, den ich in die Allgemeine Zeitung (Außerordentliche Beilage 1834 Nr. 49 ff.) gegeben. Dazu wird bemerkt: „„Da ſich Daumer in dieſer Veröffentlichung auf Mittheilungen und Anerkennungen des praktiſchen Arztes Dr. Heidenreich in Ansbach bezogen hatte, ſo erklärte Dr. Heidenreich in der Allg. Ztg., ſowie im Nürnberger Korreſpondenten, daß er Herrn D. gar nicht kenne, ihn niemals von irgend Etwas perſönlich benachrichtiget und ſich über die Art des Hauſer'ſchen Todes niemals ſo beſtimmt ausgedrückt habe."" Weiter wird Nichts angegeben, wiewohl die Geſchichte damit noch gar nicht geſchloſſen iſt; und ſo ſtehe ich als ein frecher und zugleich kopfloſer Lügner da; denn, wenn meine Berufung auf Heidenreich alles Grundes entbehrte, ſo war ja ein ſo tief beſchämender Widerſpruch von Seiten dieſes Mannes mit Sicherheit zu erwarten. Es iſt nun zwar richtig, daß mir derſelbe die betreffenden Nachrichten nicht perſönlich, d. h. unmittelbar und direkt gegeben hatte; er hatte es aber gethan durch einen gemeinſchaftlichen Freund, der vor kurzer Zeit erſt geſtorben iſt, nämlich durch Dr. Ludwig Feuerbach, den bekannten Philoſophen; und ich habe nicht ermangelt, dieß ſofort öffentlich bekannt zu machen und die Stelle in deſſen Briefe an mich, von der ich Gebrauch gemacht, wörtlich abdrucken zu laſſen. Es war mir darin die Erlaubniß, mich auf Dr. Heidenreich zu berufen, im Namen des Letzteren ausdrücklich gegeben worden. Mein Artikel ſtand im Korreſpondenten v. u. f. Deutſchland vom 13. Februar 1834 Nr. 44 S. 250 und konnte nicht wohl überſehen werden. Ich war nun durch dieſe Erklärung dem Publikum gegenüber vollſtändig gerechtfertigt. Heidenreich ſchwieg und die Sache war abgethan. Warum hat Herr M. dieſen ſo höchſt weſentlichen Umſtand unterdrückt? Iſt er ihm unbekannt geblieben? Das wäre möglich; aber er muß ihm doch jedenfalls aus meinen „„Enthüllungen über K. H."" (Frankfurt a. M. 1859) bekannt geweſen ſein, da er dieſes Buch S. 19 ſeines Werkes ſeiner Kritik unterwirft, auch ſonſt häufig citirt, ſomit ſehr wohl kennt und kennen muß. In dieſem Buche S. 107 iſt der in Rede ſtehende Fall mit all ſeinen Umſtänden ausführlich erzählt und explicirt. Es iſt hier auch ein Brief von L. Feuerbach abgedruckt, der Dr. Heidenreich's inconſequentes Benehmen erklärt.*) Warum hat H. M. darauf nicht die geringſte Rückſicht genommen und den Fall in ſo verſtümmelter Weiſe referirt? — Ich ſetze Nichts weiter hinzu, mein Zweck iſt bloß der, meine von Herrn M. bedrohte Ehre zu retten."**)

---

*) Beilage zu Nr. 64 v. 4. Febr. 1872.

„Mehrmals werden mir von Hrn. M. Aeußerungen Anderer, welche in deren von mir angeführten und excerpirten Briefen oder Schriften ſtehen, als die meinigen zugeſchrieben und, als unwahr, mit richterlichem Ernſte gerügt. So heißt es S. 346 des Meyer'ſchen Werkes: ich hätte mir in Beziehung auf die gerichtlichen Vernehmungen Hauſer's über ſeine Verwundung zu Ansbach „„die freche Beſchuldigung"" erlaubt, das Unterſuchungsgericht ſei von der Präſumtion ausgegangen, daß er ſelbſt der Thäter ſei; wozu meine „„Enthüllungen"" Seite 105 citirt werden. Dieſe Beſchuldigung habe ich ſelbſt gar nicht erhoben, konnte es auch nicht, da ich der Sache zu fern ſtand; ſie wird in einem Briefe Ludwig Feuerbach's ausgeſprochen, der dort S. 104 abgedruckt iſt.*) Wie wenig ſich übrigens Feuerbach hinſichtlich der Stimmungen und Anſichten irrte, die zu jener Zeit in Ansbach vorherrſchten, iſt aus dem Meyer'ſchen Werke ſelbſt nur allzu klar. So wird in dem Berichte des k. Kreis- und Stadtgerichts Ansbach an das k. Staatsminiſterium der Juſtiz vom 12. Jan. u. vom 11. Sept. 1834 S. 329 ff. u. 406 ff. bei Meyer, mit Beziehung auf die für Hauſer ungünſtigen Ausſagen und Schilderungen des Lehrers Meyer, des Gensdarmerieofficiers Hickel und des Grafen Stanhope,**) die Anſicht entwickelt, daß H. allem Anſchein nach ein Betrüger geweſen und ſeine beiden Verwundungen zu Nürnberg und Ansbach ſich ſelbſt beigebracht. Auch findet ſich in dem Meyer'ſchen Werke S. 48 die Bemerkung, daß die Unterſuchungsrichter in Ansbach mit der Feuerbach'ſchen Anſchauung „„entſchieden gebrochen hätten."" Der wohlwollende und geſinnungstreue Bürgermeiſter Binder von Nürnberg fand ſich, da er zu dem Verwundeten nach Ansbach eilte, veranlaßt, die Umgebung desſelben zu ermahnen, die Pflichten der Menſchlichkeit gegen ihn, den man noch auf dem Sterbebette als einen Gaukler und böſen Buben traktirte, nicht allzuſehr aus den Augen zu ſetzen.***) Auf dieſe Behandlung bezogen ſich auch die Worte des Sterbenden: „„Ach Gott, ach Gott — ſo abkratzen müſſen mit Schimpf und Schande!"" Es war eben dieſe dominirende Anſicht, welche den furchtſamen Heidenreich abhielt, ſeine Ueberzeugung mit Beſtimmtheit geltend zu machen."†)

---

*) Feuerbach ſchrieb mir damals unter dem 12. Jan. 1834 Folgendes: „Die eigentliche Triebfeder, die dem Benehmen Heidenreich's zu Grunde liegt, glaube ich deutlich erkannt zu haben. Die Meinung, welche Hauſern für einen Selbſtmörder erklärt, iſt für Heidenreich eine Inſtanz, die ihn einſchüchtert und abhält, die gegentheilige Anſicht beſtimmt auszuſprechen, wenn er ſie gleich hat und in ſeiner Arbeit (K. Hauſer's Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung, Berlin 1834) als die wahrſcheinlichere mit mehr Kraft und Gründen unterſtützt, als die entgegengeſetzte. Seine Erklärung erſcheint mir daher als eine captatio benevolentiae bei der Partei im Publikum, die Hauſern für einen Selbſtmörder hält. Die phyſiologiſchen Phänomene an dieſem, die Heidenreich ſo ſchön darſtellt, zeigen, daß Hauſer in einem abnormen Zuſtande gelebt haben muß, und beſtätigen daher auch indirekt die Anſicht, daß deſſen Tod ebenfalls ein Werk der Verruchtheit ſei."

**) Man ſieht hier, wie ich mich bemühte, den Streit in den Schranken des ſchriftſtelleriſchen Anſtandes zu erhalten. Dr. Meyer dagegen ging dann auf's Neue mit einer ſolchen Bosheit und Gemeinheit wider mich los, daß meine Abſicht gänzlich vereitelt wurde. (Neuerer Zuſatz.)

---

*) Ein ganz gleicher Fall iſt der S. 323 des Meyer'ſchen Werkes vorkommende, wo ich einer „leichtfertigen Verdächtigung" beſchuldigt werde.

**) Das waren die rechten Leute! Dieſe drei vor Allem athmeten Nichts als Wahrheit und Gerechtigkeit! (Spätere Bemerkung.)

***) Vergl. „Enthüllungen" S. 113.

†) Was dagegen der k. Landgerichtsarzt Dr. Albert hat, ſ. daſelbſt S. 109 und bei Meyer S. 375 ff.

„Es wird dem Publikum auch von ganz erſtaunlichen Albernheiten und Abſurditäten berichtet, die bei mir Statt gefunden. So ſchreibt H. Meyer, indem er meine „Mittheilungen über K. H." charakteriſirt: „„Sehr ergötzlich iſt die Erzählung Daumer's Heft I. S. 70, wie H. von einem in ſeinem Geſicht entſtandenen Hitzblätterlein in vier ſorglich durchwachten Nächten wiederhergeſtellt worden iſt."" Dieß erweckt die Vorſtellung und ſoll ſie ohne Zweifel erwecken, als hätte man bloß wegen einer ſo geringfügigen Urſache ſofort eine ärztliche Behandlung eingeleitet und bei H., wie bei einem ſchwer kranken Patienten, vier Nächte durch ſorgfältig gewacht. Das wäre freilich ſehr lächerlich; es iſt aber kein wahres Wort daran. Dort an der von Herrn M. citirten Stelle I, 70 iſt bloß zu leſen, daß bei H. auf gewiſſe Veranlaſſungen hin mehrmals eine Art von Krätzbläschen ſichtbar geworden, jedoch binnen einer Stunde oder etwas darüber wieder verſchwunden ſei, ohne daß Etwas dagegen angewandt worden. Von durchwachten, von ſorglich durchwachten, von vier Nächten oder auch nur von Nächten überhaupt wird von Seite 70—72, wo von dieſer Sache die Rede iſt, durchaus Nichts erwähnt, ſo daß man gar nicht einſieht, was zu Herrn Meyer's Angabe auch nur die Veranlaſſung gegeben. — Vielleicht aber findet ſich dergleichen an einer anderen Stelle, namentlich da, wo die an dem Findling angeſtellten Heilverſuche beſchrieben werden? — Auch da nicht. S. 78 meiner Schrift wird erzählt, wie die Aerzte für gut befunden, ihn wegen öfters hervortretender ſcabiöſer Phänomene mit Sulphur zu behandeln; S. 80 iſt von einem Bläschen die Rede, welches in wenigen Minuten entſtand und wieder verging; S. 84 wird von einigen ſchlechten Nächten geſprochen, die H. gehabt, indem er darin öfters vom Schlafe erwachte und ſich unwohl fühlte. Aber von vier ſorglich durchwachten Nächten iſt auch hier und überhaupt keine Spur."

„So falſchen Angaben, ſo reinen Erfindungen, den wahren Charakter der Sache ſo völlig verändernden Darſtellungen gegenüber bin ich es nicht allein, der ſich zu beklagen hat. Auch das Publikum dürfte ſich zu beſchweren haben, daß man ihm in einem Werke, das unter ſo imponirendem Titel erſcheint und ſich für eine ſo lautere und ſichere Wahrheitsquelle ausgibt, ſolche Dinge vorträgt" ꝛc.

Dr. Meyer hat darauf geantwortet, aber wie! Seine gröblichen

Verſchuldungen gegen Wahrheit und objektiv vorliegenden Thatbeſtand konnte er mit all den gequälten Auseinanderſetzungen, durch die er ſich zu helfen ſucht, nicht zudecken; er mußte ſie zum Theile ſogar förmlich einräumen.

Meine Erklärung gegen Dr. Heidenreich im Korreſpondenten ſei ihm unbekannt. Die Stelle in meinen „Enthüllungen" ſei zu unklar, als daß er eine Notiz daraus hätte entnehmen können; es ſei hiernach nicht entſchieden, ob die Nachricht Heidenreich's für mich beſtimmt geweſen, oder Feuerbach ohne Wiſſen und Willen Heidenreich's gehandelt. Das iſt eine ganz nichtige Ausflucht; denn in dem Buche Seite 107 ſteht: „Es war mir von Dr. Heidenreich durch L. Feuerbach's briefliche Vermittlung die Nachricht zugekommen" ꝛc. Auch iſt darauf aufmerkſam gemacht, daß Heidenreich bloß das Perſönliche (Unmittelbare) der Benachrichtigung, nicht dieſe ſelbſt geläugnet. So viel mußte Dr. M. wiſſen, daß ich nicht bodenlos gelogen, ſondern auf beſtimmte Veranlaſſung hin ehrlich in gutem Glauben berichtet hatte. Einen ſo weſentlichen Umſtand, um ſeinen Gegner ehrlos zu machen, nicht einmal mit einer Sylbe zu berühren, iſt eine Handlung, für die ſich ein paſſendes Prädikat kaum finden läßt, ich ſcheue mich wenigſtens, mich eines ſolchen zu bedienen.

In zwei Fällen hatte er mich der Frechheit und Leichtfertigkeit geziehen; und der Thatbeſtand, worauf das ging, exiſtirte gar nicht. Er geſteht das zu und entſchuldigt ſich mit dem Studium der vielen Actenbände und der weitläufigen Literatur, das ihm bei Verfaſſung ſeines Werkes obgelegen, „da mag ein Verſehen in Nebenſächlichem erklärlich und entſchuldbar ſein." Wenn man einem Anderen ſo ſchwere Beleidigungen und Ehrenkränkungen entgegenſchleudert, ſo muß man über die faktiſche Baſis derſelben vollkommen ſicher ſein; und von „Nebenſachen" kann da nicht geſprochen werden, wo die betreffenden Punkte jedenfalls durch ihre polemiſche Behandlung und ihre auf die Perſon des Gegners — mit Vorrückung von „Frechheit" und „Leichtfertigkeit" — gerichtete Anwendung zu Hauptſachen erhoben werden. Und war er denn zu ſeiner Arbeit gedrängt, ſo daß er ſich nicht Zeit genug nehmen konnte, die Stellen in meinem Buche, woraus er ſein verläumderiſches Gift zog, ordentlich anzuſehen? Mußten wir doch ſo lange auf dieſes „authentiſche" Quellen- und Meiſterwerk warten! Und wenn man keine Zeit hat, ſo

Etwas ordentlich und geziemend zu verrichten, ſo ſoll man es ganz unterlaſſen.

Aus den angeblichen „Hitzblätterlein“ wird nun ein „Hitzbläschen“; aber auch dieſes, ſowie die 4 ſorglich durchwachten Nächte, in welchen dasſelbe curirt worden ſein ſollte, wußte der Edle in meinem Buche nicht aufzutreiben und nachzuweiſen. Er hatte S. 70 citirt; jetzt macht er daraus S. 70—89, wo aber dieſe Lächerlichkeit, die bloß ſeinem genialen Erfindungstalente ihre Exiſtenz verdankt, trotz aller Mühe und Kunſt ebenfalls nicht herauszueskamotiren war. Er macht einen langen auf Verwirrung, Ermüdung und Ablenkung des Leſers vom eigentlichen Standpunkt berechneten Auszug aus der Darſtellung der an H. gemachten Heilverſuche, und bemerkt dann: „Ueber ſolche Produkte exact zu referiren, iſt eine ſaure und ſchwierige Arbeit.“ Aber reine, ganz grundloſe Erdichtungen, wo jedes Wort falſch, über Etwas, von welcher Qualität es ſei, dem Publikum aufzutiſchen, bloß um den Gegner dem allgemeinen Gelächter bloß zu ſtellen, das heißt gar nicht „referiren“, ſondern lügen; und das iſt leicht genug. Wenn der Wahnſinn ſelber ein Buch ſchreibt, ſo darf man nicht ſo darüber „referiren“, d. h. man muß doch ſagen, was wirklich darin ſteht, und nicht, was gar nicht darin zu finden iſt. Wie ſtünde ich da, wenn ich mich gegen eine ſo diaboliſche Tücke nicht vertheidigen könnte! Ich wäre, ſo lange man noch Etwas von mir wüßte, bei Mit- und Nachwelt auf's Aeußerſte entehrt und beſchimpft. Solche Thaten ſind ärger als Mord. Ein Menſch, der eine ehrbare ſociale und ſchriftſtelleriſche Stellung einnimmt und zu bewahren hat, wird lieber ſein Leben, als ſeinen guten Namen miſſen; und wer ihm dieſen zu entreißen ſucht, iſt ein größerer Feind für ihn, als wer ihn durch Dolch oder Gift gefährdet.

6.

Da Meyer's Selbſtvertheidigung ſo elend ausfiel, ausfallen mußte, ſo ſuchte er deren Mängel durch neue perſönliche Angriffe auszugleichen, die zum Theil ganz außerhalb der gegenwärtigen Streitſache liegen. Er liefert eine „auf breiter Baſis geſtellte Kritik der Daumer'ſchen Hauſerliteratur“, d. h. er zerrt gewaltſam Alles herbei, was mir, in ſeiner böswilligen Manier angeführt, irgendwie bei irgend einer Partei, Denkart und Richtung unſerer in Wiſſenſchaft, Religion und Kirche ſo zerriſſenen und kampferfüllten Zeit-Mißfallen und Abneigung erwecken kann. Er geht z. B. auf meine antitheologiſche Polemik zurück, die einer früheren, längſt in den Hintergrund getretenen Periode meines Lebens angehört. Das ſoll mir bei den Gläubigen ſchaden; den Ungläubigen will er mich dadurch verhaßt machen, daß er daran erinnert, wie ich, eines Kampfes müde, der nicht dem Beſſeren, was ich im Sinne trug, ſondern nur der Rohheit zu Gute kam, andere, friedlichere Wege einzuſchlagen verſuchte. Ich würde der Geduld des Leſers, die ich hier ohnehin in hohem Maße in Anſpruch zu nehmen gezwungen bin, allzu viel zumuthen, wenn ich auch auf dieſe neuen Perſönlichkeiten einginge; was davon zu berückſichtigen nöthig ſchien, habe ich in einem Artikel der Augsb. Allg. Ztg. abgethan. Man erlaube mir bloß, auf einen mir beſonders wichtigen Punkt zurückzukommen! Da nämlich mein Gegner von dem Artikel, welchen ich in meinem Conflicte mit Dr. Heidenreich veröffentlichte, Nichts wiſſen will, und derſelbe, wenn ich ihn nicht hier rettete, wohl gänzlich verloren ginge, ſo bin ich veranlaßt, auch dieſen, ſo weit er noch von Intereſſe ſein kann, wieder abdrucken zu laſſen. Man wird daraus erkennen, was ich von jeher in dieſer bitterböſen, mit einem eigenthümlichen Fluche beladenen Geſchichte, wo man ſelbſt mit Männern, die man achtete und mit denen man ſo gern im beſten Vernehmen geblieben wäre, in Streit gerieth, zu kämpfen und auszuſtehen gehabt.

„Entgegnung.“

„Die in Nr. 42 des Korreſpondenten v. u. f. Deutſchland erſchienene Erklärung Herrn Dr. Heidenreichs veranlaßt mich zu folgenden Erörterungen. Ich ſandte vor einiger Zeit durch meinen Freund, Herrn Dr. Ludwig Feuerbach, an Herrn Dr. Heidenreich ein Schreiben, worin ich ihn über die Beſchaffenheit der Wunde Hauſers, zum Behuf eines für den Druck beſtimmten Aufſatzes über Hauſer, um Auskunft bat. Hierauf ſchrieb mir Herr Dr. Feuerbach vom 18. Jan. 1834 aus Ansbach Folgendes: „„Noch an dem Tage, da ich Deinen Brief erhielt, ging ich zu Heidenreich, traf ihn aber nicht. Geſtern ſchickte ich ihm Deinen Brief in Begleitung eines kleinen Schreibens von mir. Erſt heute war er bei mir; und ich kann Dir daher auch jetzt erſt die Reſultate meiner Unterhaltung mit ihm mittheilen. Heidenreichs Bericht über die Wunde und den Leichenbefund iſt noch nicht im Drucke erſchienen, aus Gründen, die ihm das Unterſuchungsgericht an die Hand gab, welches noch nicht für geeignet hält, einen ſolchen Bericht, der officielle Bedeutung hat, publik zu machen. So gern daher Heidenreich Deinem Wunſche willfahren möchte und nicht wünſcht, bei Dir den Verdacht einer Ungefälligkeit auf ſich zu laden, ſo kann er Dir doch keine nähern Mittheilungen machen und zwar aus dem nämlichen Grunde, der ihn bisher verhinderte, ſie ſchon jetzt im Drucke erſcheinen zu laſſen. Wenn Du jedoch in Deiner Widerlegung Dich auf ihn berufen willſt, ſo kannſt Du anführen: Daß aus der Lage, Richtung und Tiefe der Wunde augenſcheinlich hervorgehe, daß H. nicht ſelbſt ſie ſich habe beibringen können; daß die demnächſt erſcheinenden, bisher aus leicht zu errathenden Gründen noch zurückgehaltenen ärztlichen Gutachten dieß außer allen Zweifel ſetzen und daher die völlige Grundloſigkeit des Geredes des Herrn v. Lang darthun würden."" Da ich nun Herrn Dr. Feuerbach durch vieljährige freundſchaftliche Verbindung als einen durchaus redlichen und wahrheitsliebenden Mann kennen gelernt, auch noch überdieß denſelben, da er mich kurz nach Abſendung ſeines Briefes an mich in Nürnberg beſuchte, mündlich und ausdrücklich über das, was ich bekannt zu machen befugt ſei, gefragt und die Verſicherung erhalten hatte, daß mir obige Nachrichten ſeines Briefes mit Berufung auf Herrn Dr. Heidenreich für meinen Aufſatz gegen Herrn v. Lang zu benützen verſtattet ſei, ſo glaubte ich Letzteres ohne alles Bedenken thun zu dürfen. Wenn Herr Dr. Heidenreich erklärt, er habe mich nie von irgend Etwas perſönlich (in eigener Perſon, durch eigenes Schreiben oder Sprechen mit mir) benachrichtigt, ſo iſt dieß allerdings richtig; aber er hat mich doch durch den genannten Freund von dem benachrichtigt, was ich bekannt gemacht; und mehr, als daß mich Herr Dr. Heidenreich hierüber benachrichtigt habe, iſt von mir nicht ausgeſprochen worden. Daß mir von Herrn Dr. Heidenreich, was er durch ſeine Erklärung als unwahr erſcheinen zu laſſen beabſichtigt, wirklich Nachricht ertheilt worden iſt, verräth er in eben dieſer Erklärung ſelber deutlich genug durch die Verſicherung „„daß er mich nie von irgend Etwas perſönlich benachrichtigt habe,““ womit geſagt iſt: er habe mich zwar benachrichtigt, nur nie von Etwas perſönlich. Hätte er mir gar keine Nachricht zukommen laſſen, ſo würde er nicht dieß Wort „„perſönlich““ hinzugeſetzt, ſondern ohne Einſchränkung erklärt haben, daß er mich von gar Nichts benachrichtiget habe“ ꝛc.

Dr. Heidenreich ſetzte dieſer Erklärung, wie ſchon oben bemerkt, keinen Widerſpruch entgegen; ein ſolcher erfolgte auch nicht von Seiten Feuerbach's, der ſich vielmehr ganz damit zufrieden zeigte, und in ſeinen weiterhin an mich geſchriebenen Briefen die Charakterſchwäche des übrigens von ihm und mir ſo hochgeſchätzten Mannes beklagte. Und ſo war die Sache abgethan; man merkte, daß Heidenreich bloß durch die Scheu, ſich das Mißfallen gewiſſer Perſönlichkeiten zuzuziehen, von einem entſchiedenen Auftreten abgehalten wurde, und bloß in Rückſicht auf dieſe in einen ſolchen Schrecken und Zorn gerieth, als er in meiner Entgegnung wider den Ritter v. Lang ſeinen Namen und ſein ſo beſtimmt hingeſtelltes Zeugniß fand, wiewohl ich zu meinem Verfahren durch eine ſo ausdrückliche Botſchaft bevollmächtigt worden war und gar nicht glauben konnte, daß Heidenreich ſeine Ueberzeugung irgendwie verheimlichen und verläugnen wolle. Der unangenehme Handel war denn auch ſchon längſt in Vergeſſenheit gerathen und wäre es geblieben, wenn es nicht neueſtens der „negativen Kritik“ beliebt hätte, ſich daraus eine Waffe wider mich zu ſchmieden, die ſich nun freilich auf ſie ſelbſt zurückwendet. So iſt es ſtets gegangen. Man hat mich fortwährend, namentlich in der Hauſer'ſchen Angelegenheit, auf das Unglaublichſte angefeindet; zuletzt aber war der Schaden doch nur auf Seiten der Angreifer.

7.

Dr. Meyer hat auf eine ſündhaft trügliche Weiſe, nicht nur über meine Schriften, ſondern auch über andere, berichtet, ſo daß der nicht ſachkundige Theil des Publikums — und wie Wenige ſind in der Lage, die Hauſerliteratur genau zu kennen und über jedes Produkt der Art aus eigener Lektüre und Erinnerung ein beſtimmtes Urtheil zu haben! — eine ganz falſche Vorſtellung darüber erhält. So namentlich, was Dr. Heidenreich's höchſt intereſſante Abhandlung über Hauſer's Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung betrifft, auf welche neuſtens wieder Freiherr von Tucher in der Augsb. Allgem.

Zeitung hingewieſen, deren Bedeutung für die affirmative Auffaſſung jedoch M. durch ſeine unredliche Darſtellung zu vernichten ſucht, indem er aus dem Verfaſſer einen ſeiner Meinungsgenoſſen macht, die Sache nämlich in der Art wendet, daß ſich Heidenreich zwar nicht mit voller Entſchiedenheit für oder gegen den Selbſtmord Hauſer's erklärt, aber mehr für, als dagegen geſprochen habe. Man ſehe darüber bei uns hier S. 226 ff. u. 266 Note. Daß jener intelligente Arzt an keinen Selbſtmord geglaubt, und den Findling für keinen Betrüger gehalten, geht aus ſeiner Arbeit, ſowohl was einzelne, ausdrucksvolle Stellen, als was das Ganze der Darſtellung betrifft, mit unzweifelhafteſter Gewißheit hervor; dasſelbe hat auch L. Feuerbach, der mit Heidenreich in vertrautem Verhältniß ſtand, in Beziehung auf ihn und ſeine Abhandlung ausgeſprochen.

8.

Schließlich will ich noch eine Stelle der „Authentiſchen Mittheilungen" ausheben, die auf den erſten Blick, ohne beſondere Bedeutung zu ſein ſcheinen mag, die aber auf den Geiſt und Charakter des Verfaſſers und ſeines Werkes, ſowie auf die Natur der Schule, aus welcher dieſe häßliche Zeiterſcheinung hervorgegangen iſt, ein helles Licht zu werfen, geeignet iſt.

Jener Dr. Oſterhauſen, praktiſcher Arzt in Nürnberg, den ich oben S. 93 geſchildert, bedient ſich in einem ärztlichen Gutachten über K. H., welches in dem Meyer'ſchen Werke abgedruckt iſt, des Ausdruckes: „Seine blauen Augen ſind der Spiegel ſeines inneren Menſchen." Dazu bemerkt Dr. Meyer:*) „Dieſe Phraſe klingt wahrhaft romantiſch-lächerlich."**)

In dieſen, wiewohl ſo wenigen Worten liegt ſo viel, daß es ſchwer zu ſagen iſt; ein Schauder erfaßte mich, als ich ſie las; ſie laſſen einen Blick in den Abgrund thun, in welchen ſich eine tief ſinkende Menſchheit hinabgeſtürzt, die dieß aber für die Erſchwingung eines progreſſiſtiſchen Höhepunktes hält, ſich unendlich viel darauf zu Gute thut und Alles verachtet und verſpottet, was nicht gleich hoch ſteht, d. h. ebenſo tief geſunken iſt, als ſie.

---

*) S. 165

**) In ähnlicher Weiſe, wie Oſterhauſen hat ſich die Gräſin v. Albersdorf im II. Bändchen ihrer 1839 erſchienenen Schrift S. 115 ausgedrückt: „Seine ſchönen, hellen Augen waren der Spiegel ſeiner Seele, in denen man ſeine Unſchuld und Herzensgüte leſen konnte." Dieſe Frau wird von Dr. Meyer als „alte Närrin" abgefertigt.

Für einen Sohn der Zeit, wie dieſer Dr. Meyer iſt, gibt es natürlich gar keinen „inneren Menſchen“ oder was ſonſt „Seele“ genannt wird; über ſolche Chimären und romantiſche Zöpfe einer überwundenen Vergangenheit iſt er hinaus. Es gibt für ihn und ſeine Schule nur Stoff und Stoffwechſel und Seele iſt = Hirn.*) Der gute, alte Dr. Oſterhauſen war ſo weit noch nicht; er nahm noch etwas Inneres im Menſchen, eine Seele an. Er läßt in ſeinem Gutachten noch überdieß — und das bricht ihm vollends den Hals — ein menſchliches Gefühl, einen liebreichen Antheil an dem unglücklichen Kinde blicken, welches zu einem Ungeheuer und Scheuſal zu machen, die Stanhope, Hickel, Meyer sen. und jun. ein ſo eigenthümliches Intereſſe haben. Das ſind für einen Meyer ſo unverzeihliche Verbrechen, daß ſelbſt dieſer ruhige, beſonnene, gar nicht romantiſch-myſtiſche Praktiker, als ſchwärmeriſcher Narr, an den Pranger der Lächerlichkeit geſtellt wird und den Hohn der „negativen Kritik“ zu erdulden hat.

Wahrlich von ſolchen Menſchen verachtet und verſpottet zu werden, iſt eine Ehre, auf die man ſtolz ſein kann. Es iſt ein laut ſprechendes Zeichen, daß man noch nicht völlig entartet, vielmehr noch zu den Reſten einer beſſeren Zeit und Menſchheit gehört, die ſich in dem Gräuel der Verwüſtung erhalten haben und einer ſich hoffentlich wieder herſtellenden würdigeren Weltlage entgegenharren; ein Zeichen, daß man ein noch in alter, gottgeſchaffener Weiſe ſchlagendes Herz im Buſen hat, daß man, mit einem Worte, ein Menſch und kein Teufel iſt.

---

*) „Die Seele iſt ein Produkt der Gehirnentwicklung. Alles Denken, Wollen und Thun des Menſchen iſt nichts Anderes, als das Ergebniß der jeweiligen Ernährung und Umſetzung der Hirnſubſtanz. Eine Seele anzunehmen iſt reiner Unſinn.“ Vogt, Bilder aus dem Thierleben S. 419 ff. Phyſiolog. Briefe 2. Aufl. S. 323—326. „Aus einer gewiſſen Summe in Hirn und Blut enthaltener Bedingungen reſultiren die Seelenerſcheinungen. Einige 100,000 Faſern unſeres Nervenſyſtems haben die Kraft, Begriffe von Raum, Zeit ꝛc. zu bilden.“ Ludwig, Phyſiologie I, 452. „Der Gedanke iſt eine Bewegung des Hirnſtoffes, auch das Bewußtſein iſt Nichts, als eine Eigenſchaft des Stoffes.“ Moleſchott, Kreislauf des Lebens. S. 64 ff. 84. 436 ff.

III. Das Hickel'ſche Opus und ſeine Authenticität.

1.

In Dr. Meyer's „Authentiſchen Mittheilungen"*) findet ſich ein ſehr ſonderbarer und nicht mir allein im höchſten Grade bedenklicher Abſchnitt: „Mittheilungen aus dem von Major Hickel zu Bamberg hinterlaſſenen Aufzeichnungen über K. H." mit Anmerkungen vom Herausgeber. Es ſind 53 angebliche Briefe oder vielmehr Brieffragmente, von welchen das erſte vom 2. Juni 1828, das letzte vom 14. Mai 1834 datirt iſt. Sie umfaſſen in Form eines Berichtes, der an einen ungenannten Freund gerichtet iſt, die ganze Hauſer'ſche Geſchichte, wie ſie ſich zu Nürnberg, Ansbach ꝛc. abgeſpielt. Das Datum der Briefe entſpricht aber nicht den betreffenden Ereigniſſen, und es herrſcht in dieſer Hinſicht die befremdlichſte Unordnung. H. erſchien am 26. Mai 1828. Das erſte Fragment iſt vom 2. Juni 1828, das vierte vom 30. März 1834, das fünfte wieder vom 2. Juni 1828 u. ſ. f. Im J. 1834 referirt er, wie H. bei ſeinem Erſcheinen 1828 ausgeſehen ꝛc. Er erzählt Dinge, die den Findling allerdings zum böſen Buben und Betrüger ſtempeln, von denen aber ſonſt Niemand in der Welt Etwas weiß oder ſagt, die der Briefſchreiber nicht ſelbſt wahrgenommen haben kann und von denen er doch nicht angibt, wer ſie ihm mitgetheilt. Er hat die Dreiſtigkeit und mit ihm Dr. Meyer, der all das für pure Wahrheit nimmt und das größte Gewicht darauf legt, zu verlangen, daß man ihm, auch wo er gar nicht als Augenzeuge ſpricht und keine Quelle angibt, auf's bloße Wort glaube. Hier darf und muß jedoch der Geſchichtsforſcher fragen, ob denn dieſer Mann ein in der That unverdächtiger, zuverläſſiger, gewiſſenhafter Erzähler und Zeuge ſei.

2.

Sehen wir auf den Charakter dieſer Schrift, wie er dem Leſer durchweg in die Augen ſpringt, ſo gibt ſie ſich als ein tendenziöſes

---

*) S. 503—586.

Machwerk von derſelben Sorte zu erkennen, wie das ganze Buch, dem ſie einverleibt worden iſt. Sie iſt mit derſelben infamirenden Abſichtlichkeit und Gehäſſigkeit gegen das unglückliche Weſen geſchrieben, welches hier theilweiſe als ein wahres Scheuſal geſchildert wird. Wir, die wir dieſen Menſchen kannten, wiſſen ganz gewiß und können es beſchwören, daß er dies nicht geweſen iſt. Er war namentlich in den erſten Zeiten nach ſeiner Erſcheinung vielmehr das vollkommenſte Gegentheil, voll der reinſten Güte und Liebenswürdigkeit und von aller Untugend, Unſitte, Unwahrheit, trüglicher Liſt und Bosheit rein. Und was ſeine ſpätere Lebenszeit, namentlich die Ansbacher, betrifft, wo er dies allerdings nicht mehr war, ſo bezeugt doch Pfarrer Fuhrmann, ſein dortiger Religionslehrer, daß er bis an ſein Ende nicht ohne ſehr gute und edle Eigenſchaften geweſen; ſelbſt der zu Hauſer's Feinden zählende Lehrer Meyer gibt es theilweiſe zu. Schon die allzu merkliche Abſicht, zu ſchwärzen und zu ſchaden, macht dieſes Opus verdächtig; es iſt ein gar zu plumpes Fabrikat; der Verfaſſer hätte es feiner und ſchlauer anfangen müſſen, um unſer Zutrauen zu erwecken; auf ſolche Weiſe läßt ſich der intelligente Theil des Publikums keinen Sand in die Augen ſtreuen; und es konnte nicht fehlen, daß kritiſchere Köpfe, wie weiter unten näher angeführt werden ſoll, ſogleich erkannten und ausſprachen, was man hier vor ſich hat.

3.

Gleich das erſte Brieffragment enthält eine Verdächtigung Hauſer's, indem ſein angebliches Benehmen bei Rittmeiſter v. Weſſenich erzählt wird. Die actenmäßigen Zeugenverhöre ſtimmen mit dieſer Schilderung nicht; Meyer behandelt ſie gleichwohl als vollkommen beweiskräftig, und die ſicher nicht geſprochenen Worte Hauſer's: „na, ka Infanteris" d. h. nein, kein Infanteriſt will ich werden, ſind unterſtrichen, ſo wie weiterhin Alles der Art, was gegen Hauſer zu brauchen iſt. Die Abſicht iſt, darzuthun, daß Hauſer bereits bei ſeiner Ankunft in Nürnberg ſehr wohl deutſch verſtanden und zu ſprechen vermocht. Woher hat dann aber Hickel jene Nachricht? Er ſelbſt war bei der beſchriebenen Scene nicht zugegen; kein gerichtlich deponirender Zeuge ſpricht davon; es wird kein Name genannt, keine Quelle angegeben. Und das ſollen „authentiſche Mittheilungen", das ſollen Beweiſe ſein; das wird dazu benützt, um ſchließlich eine „actenmäßige Wahrheit" feſtzuſtellen!

4.

Die „Frankfurter Zeitung"*) läßt ſich über dieſes mehr als verdachtvolle Produkt voll handgreiflicher Falſchheit und Täuſchung folgendermaßen vernehmen: „Hickel will ſich in dieſen Scripturen das Anſehen geben, als gewiegter, raffinirter Poliziſt, der in jedem Unbekannten einen Spitzbuben erblickt, den Hauſer vom früheſten Anfang an ſofort als Betrüger erkannt zu haben. Darum verdächtiget er Alles, was vorgekommen. Benahm ſich H. wie ein Kind, erſchrak er z. B. in der erſten Zeit bei einer Fahrt nach Erlangen, als er hörte, man begebe ſich in den „Wallfiſch" — ein Gaſthaus daſelbſt — ſo ſoll damit der Beweis der Verſtellung und des Betruges erbracht ſein; verurſacht dagegen ein Käſtchen mit homöopathiſchen Arzeneien dem Findling kein Kopfweh, ſo iſt es ein Beweis, daß er keine feineren Geruchsnerven beſaß und ſolche nur erdichtet waren; benimmt er ſich ungeſchickt, ſo iſt's raffinirt; findet er ſich in die Verhältniſſe, in denen er lebte, ſo verräth er ſich durch Mangel an Unbeholfenheit und Linkiſchkeit, wobei vergeſſen wird, daß er ſich, wenn er ein roher Bauernjunge geweſen, wofür er nun gelten ſoll, gerade ein gewandtes Benehmen in gebildeter Geſellſchaft keineswegs angeeignet haben konnte. Genug, der Arme mag es machen, wie er will, ſo liefert er Indicien ſeiner Betrügerei."

Eine derartige „Nüchternheit" und „Kritik" kann uns nicht imponiren, ſie kann uns nur empören und abſtoßen, dazu noch obendrein zu der auch hier unabweislichen Frage drängen, was denn wohl die Beweggründe eines ſolchen Verhaltens und Verfahrens geweſen.

5.

Auch Freiherr v. Tucher hat ſich über das in Rede ſtehende Machwerk höchſt ungünſtig geäußert. Derſelbe war um ſo mehr in der Lage, ein Zeugniß wider dasſelbe abzulegen, da er mit Hickel und Hauſer zuſammen eine Reiſe nach Ungarn machte, die in dieſen Briefen, aber in höchſt unwahrhafter Weiſe, beſchrieben iſt. Unſer Freund hat ſich darüber in der Augsb. Allg. Zeitung in folgender Art geäußert. „Es kommen unter dieſen Briefen etliche aus der Zeit vor, da ſich Hauſer noch in Nürnberg befand, ja ſchon unmittelbar nach deſſen Eintritt in Nürnberg.“ Hier iſt es Herrn v. Tucher auffallend, daß ſchon gleich von vorne herein Zweifel über Hauſer's Angaben niedergelegt werden. „Ob Hickel je einmal in Nürnberg geweſen und Hauſern geſehen hat, bevor er mit mir und dieſem die Reiſe nach Ungarn antrat, weiß ich nicht, erinnere mich auch nicht, etwas davon gehört zu haben. Durch gemeinſchaftliche und noch überdies zu gemeinſchaftlichen Zwecken gemachte Reiſen kommen ſich erfahrungsgemäß die Menſchen näher als ſonſt; und ſo geſchah es auch zwiſchen uns Beiden — niemals aber machte er mir während der Reiſe oder nachher nur die leiſeſte Andeutung von einem derartigen Zweifel. — — Eben ſo ſtimmt der Ton ſeiner Erzählungen von den Reiſevorgängen in Beziehung auf Hauſer nicht im Geringſten mit dem Verhalten, das er gegen dieſen auf der ganzen Reiſe an den Tag legte. Endlich erlaubt er ſich ſelbſt mehrfältige ganz grobe Unwahrheiten, welche von einer Art ſind, daß ſie nur auf irgend eine ganz beſtimmte Abſicht ſchließen laſſen. Dies Alles erregt in mir den Verdacht, daß dieſe Briefe erſt nach Hauſer's Tode gefertiget ſind“ ꝛc. Die Hickel'ſchen Briefe bilden für Herrn v. Tucher mit dem Benehmen des Grafen v. Stanhope und dem Werke Dr. Meyer's zuſammen, die drei Räthſel, welche ihm in der Hauſer'ſchen Geſchichte und Literatur auffällig ſind.

---

*) Nr. 46. Blatt 2 v. 15. Febr. 1872.

6.

Hickel erzählt, wie Hauſer öfters zum Scheine in einen unerwecklichen Schlaf verfallen, in welchem er auf die unbedachtſamen Reden der Anweſenden lauſchte, die ihn für wirklich tief ſchlafend hielten. Dr. Meyer*) ſagt: „Nicht ſelten ſtellte ſich jene berüchtigte Schlafſucht ein, in der er einem Todten ähnlich und unerweckbar lag.“ Ich bezeuge feierlich, daß von einer ſolchen verdachtvollen und angeblich berüchtigten Schlafſucht von mir und meines Wiſſens auch von meinen Freunden und Mitbeobachtern nie Etwas bemerkt worden iſt; es findet ſich darüber durchaus Nichts in meiner Erinnerung, noch in meinen und meiner Freunde Aufzeichnungen.

---

*) S. 601. Vergl. 603.

7.

Das doch ſo ganz unzweifelhafte, wenn auch in näherer Weiſe unbeſtimmbare Verhältniß Hauſer's zu Ungarn und den dort vorgegangenen auffallenden Dingen wird von Hickel, wie von Stanhope, ganz und gar in Abrede geſtellt.*) Hier wird es am Orte ſein, eine Stelle aus Herrn v. Tucher's Entgegnung in der Augsb. Allg. Zeitung einzuſchalten. „Die auch von Hickel erwähnte Frau von Magtheny in Presburg erzählte, es ſei ein Gerichtsdiener in's Haus gekommen und habe nach einer Madame Bonval gefragt, welche wegen des Kaſpar Hauſer vernommen werden ſolle. Die mit am Tiſche ſitzende Madame Dalbonne, die ſich ſogleich als die unter der falſchen Bezeichnung ihres Namens Gemeinte erkannt habe, ſei hierauf ohnmächtig geworden und habe auf ihr Zimmer gebracht werden müſſen. Als ſie ſich erholt gehabt und vernommen worden, ſei ſie in die höchſte Aufregung gekommen und endlich wahnſinnig geworden, ſo daß man ſie in die Irrenanſtalt der Urſulinerinnen zu Presburg habe bringen müſſen. Dort habe ſie nur von Mord, Schaffot, Hinrichtung ꝛc. geſprochen. Dies erzählte mir ein Freund des auch von Hickel genannten ungariſchen Grafen Merey, der Baron *** aus Ungarn, der die Unglückliche dort geſehen und ſo ſprechen gehört haben will. Es waren dies Details, die mit den Erfahrungen, welche Hickel S. 558 mittheilt, wohl im Einklange ſtehen und nur das berichtigen, daß die ſ. g. Dalbonne nicht in Folge einer Verläumdung, ſondern ihres eingetretenen Irrſinns wegen ihre Gouvernantenſtelle verloren habe, und daß die gegen ſie erhobene Denunciation doch irgend einen Grund gehabt haben möge."

8.

Hauſer's Verwundung zu Nürnberg und Ansbach werden von Hickel in der Weiſe eines Lang, Stanhope, Meyer sen. und jun.

---

*) Meyer S. 559 ff.

als Selbſtverwundungen dargeſtellt und zum Beweiſe dieſer Behauptung alle Mühe und aller Scharfſinn aufgeboten. Dr. Albert's wider den Selbſtmord ſprechendes Gutachten wird in dem Brieffragmente vom 15. Mai 1834 S. 585 in der Art verdächtiget: „Es ſcheint, daß dieſes Gutachten unter dem Eindrucke gewiſſer hochgeſtellter Perſonen entſtanden iſt, bei denen er Hausarzt iſt und denen viel daran liegt, die Meinung, H. ſei ein Betrüger, nicht aufkommen zu laſſen." So wird Alles ſchlecht gemacht, was für den Findling iſt, ſelbſt wenn ein Mann des Faches auf die Baſis vorliegender Thatſachen und deren wiſſenſchaftlicher Beurtheilung hin ſeine Anſicht exponirt. Sollte es hier nicht erlaubt ſein, zu fragen, unter welchem „Eindrucke" denn wohl Hickel's und andere ſolche Arbeiten entſtanden ſeien? — Dr. Albert war allem Anſcheine nach ein ſehr ehrenhafter Charakter. Er ſoll erzählt haben, daß man ihn von negativer Seite her durch Beſtechung zu gewinnen geſucht und daß er die Verſuchung indignirt zurückgewieſen habe. Er ſoll dabei auch einen gewiſſen Namen genannt haben. Er iſt leider auch ſchon längſt dahin gegangen; er war es ſchon, als Stanhope 1835 ſeine „Materialien" herausgab, wie ich eben aus dieſer Schrift*) erſehe. Der Tod hat durch das ſchnelle Wegräumen edler Männer und wichtiger Gewährsmänner der „negativen Kritik" große Dienſte erwieſen.

9.

Dieſen angeblichen Briefen zu Folge hätte Hickel von Anfang an die Meinung gehegt, daß Hauſer ein Betrüger ſei. Da konnte er doch bei den Recherchen, die er anſtellte, den Reiſen, die er zur Entdeckung von Hauſer's Herkunft machte, keine Hoffnung haben, Etwas herauszubringen und keinen aufrichtigen Ernſt und Eifer im Nachforſchen entwickeln. Und wenn er ſeine Meinung nicht laut werden ließ und that, als ob er ernſtlich auf Enthüllung des von ihm heimlich verlachten Myſteriums ausgehe, ſo war er falſch und ſpielte eine ſehr trügliche Rolle. Eine der ungariſchen Reiſen machte er, wie ſchon erwähnt, mit dem Freiherrn v. Tucher; und dieſem gab er auf der ganzen Reiſe nicht den geringſten Zweifel und Unglauben zu erkennen;

---

*) S. 59.

erſt mehrere Jahre nach Hauſer's Tode ließ er einmal gegen v. Tucher ein dahin zielendes Wort fallen. Er rühmt von ſich, wie er 1834 am königlichen Hofe ungeſcheut ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen. Warum war er nicht auch ſo aufrichtig gegen Feuerbach und Andere; warum ließ er zu, daß der „edle Graf“ ſo arg dupirt wurde; warum ließ er ſich von ihm und auf deſſen Koſten, ohne ihn auf das vorausſichtlich Unnütze dieſer koſtſpieligen Unterſuchungen aufmerkſam zu machen, nach Ungarn und überall hin ſchicken, wo Spuren und Anzeichen hinzudeuten ſchienen? — Er gab bei einer gerichtlichen Vernehmung, wie Dr. Horlacher in ſeinem Gutachten vom 7. März 1834 anführt, über den Charakter Hauſer's Folgendes an: „H. war ein durch ſeine Gönner verzogenes Kind und hatte die Fehler eines Kindes. Er log namentlich wie ein Kind und entſchuldigte insbeſondere ſeine Fehler häufig durch Lügen.“ ꝛc. Wie konnte denn Hickel ſo ſprechen, wenn er von vorn herein die Meinung oder Ueberzeugung gehabt, Hauſer ſei ein Betrüger? Ein ſolcher iſt kein Kind, kein nur verzogenes Kind, hat nicht bloß die Fehler eines Kindes, lügt und täuſcht nicht bloß wie ein Kind. — Bei Meyer*) iſt eine Stelle aus einem Briefe des Grafen an Hickel vom 8. März 1833 ausgehoben, wo es heißt: „Sie ſcheinen darüber ungehalten zu ſein, daß ich über Umſtände in der Geſchichte von Hauſer zweifle“ ꝛc. „Sie berufen ſich jeden Augenblick auf die Schrift des Präſidenten“ ꝛc. Hiernach hätte Hickel ſeine Anſicht dem Grafen völlig verhehlt, ſich für einen orthodoxen Hauſergläubigen ausgegeben, was er der Briefſammlung zu Folge doch niemals geweſen iſt, ſich ſogar unwillig geſtellt, daß Stanhope ſo häretiſche Zweifel hege. Dann war er die Heuchelei und Falſchheit ſelbſt.

„Hatte Hickel wirklich Verdacht,“ ſagt der Frankfurter Kritiker, „ſo konnte er ſich nicht „„jeden Augenblick““ auf Feuerbach's Schrift berufen; er mußte ſie vielmehr angreifen, was er zu den Lebzeiten des Präſidenten zu thun ſich wohl hütete. Hätte Hickel die Bemerkungen, welche uns nunmehr vorgeführt werden, urſprünglich wirklich gemacht, ſo iſt es überdies rein unerklärbar, warum er Hauſern nicht während ſeines Lebens tauſendmal als Betrüger entlarvt hat. Warum hat er namentlich dem Präſidenten Feuerbach nicht ſeine ſämmtlichen Wahrnehmungen mitgetheilt? Statt deſſen vertrat er gerade Feuerbach's Anſicht, bis nach dem Tode des Präſidenten, weſentlich durch Stanhope's Einfluß, eine andere Anſchauungsweiſe Mode wurde. Dieſes ganze Benehmen rechtfertigt vollkommen die Bedenken, welche die engliſche Gräfin gegen Hickel, wie gegen Stanhope, offen und ehrlich ausſprach, und wovon Dr. Meyer Nichts wiſſen will.“

---

*) S. 567.

10.

Hickel wollte, wie Meyer angibt, dieſe Briefſammlung ſelbſt herausgeben. Er ſchrieb, wie S. 504 des Meyer'ſchen Werkes zu leſen, von Bamberg aus im November 1858 an den Lehrer Meyer in Ansbach: „Ich bin nicht ſäumig in meiner Arbeit und werde mit derſelben Offenheit und Geradheit ohne Rückſicht auftreten, wie ich es am 4. Januar 1834 vor dem König und dem ganzen Hofe gethan habe.“ Er ſtand alſo mit dem gleichgeſinnten Meyer sen. in fortwährender Verbindung, und die Beiden trugen ſich fortwährend mit einem neuen Schlag wider die gläubig aufgefaßte Hauſer'ſche Angelegenheit. Wenn nun aber Hickel ſo fleißig mit dieſer Arbeit beſchäftigt war, und ſie auch ſelbſt ſchon in den Druck zu geben gedachte, was hinderte ihn denn an der wirklichen Herausgabe? Er erklärt in der obigen Stelle, daß er von allen Rückſichten frei ſei; ſolche konnten ihn hiernach nicht abhalten: Er fängt angeblich ſchon im Mai 1828 an, dergleichen Notizen zu machen; 1833 ſtirbt Hauſer; 1834 tritt Hickel, jener Stelle zu Folge, wider ihn anklagend vor König und Hof auf; 1858 arbeitet er eifrig an ſeiner Schmähſchrift; 1862 ſtirbt er ſelbſt und hat ſie immer noch nicht an's Licht gefördert. Was ſoll man davon denken? Wollte er vielleicht noch den Tod einiger Perſonen abwarten, die er fürchtete, wurde aber hiebei ſelbſt von ſeinem Schickſale erreicht? Oder hatte er doch ſo viel Urtheil und Gewiſſen, daß er ſich nicht getraute, mit einem ſolchen Produkte hervorzutreten? —

Es wäre für ſeinen Nachruf beſſer geweſen, wenn es nicht zur allgemeinen Kenntniß gekommen. Längſt gefaßte und geäußerte Gedanken erlangen dadurch eine gar zu ſtarke Beſtätigung; und Dr. Meyer hat dieſem Freunde ſeines Vaters und des edlen Grafen, ſowie auch dem Letzteren, ſich ſelbſt und der „negativen Kritik“, welche von dieſen Perſonen vertreten wird, einen ſchlimmen Dienſt erwieſen, indem er ein ſolches Opus zu einem Theile ſeiner „Authentiſchen Mittheilungen“ gemacht. Wo hat denn dieſer „Nüchterne“ ſeinen Kopf gehabt, als er den Trunkenen ſolche Waffen in die Hände lieferte? Von welchem Kelche war denn er ſelbſt berauſcht und betäubt? —

IV. Die Ansbacher Mißhandlungen.

1.

Es fehlte dem Findling auch in der ſpäteren Zeit ſeines Lebens, die er zu Ansbach zubrachte, niemals ganz an Gönnern, Freunden und wohlwohlenden Beurtheilern, die es unverrückt auch nach ſeinem Tode geblieben ſind. Zu Ansbach befand ſich nicht nur die der Welt gegenüber imponirendſte der ihn vertretenden Autoritäten, der Präſident v. Feuerbach, der aber noch vor H. in's Grab ſank — nicht ohne daß man die Vermuthung hegte, er ſei an Gift geſtorben. Auch Pfarrer Fuhrmann, Hofrath Hofmann, Dr. Albert dachten entſchieden anders, als die feindliche Trias, von der ich ſogleich ſprechen werde, und gaben ihre Ueberzeugung unter allen Umſtänden und bei jedem Anlaſſe offen und ehrlich kund. Die erwähnte Trias beſtand aus dem Grafen Stanhope, der ſich aus einem wirklichen oder ſcheinbaren Freunde, ja zärtlichen Liebhaber Hauſer's in deſſen größten Feind, Verfolger und Ankläger verwandelte; dann der Gendarmerie-Offizier Hickel, deſſen ſich der Graf als ſeines Werkzeuges bediente, und welchen H. ſo außerordentlich fürchtete, vor welchem er ſich noch ſterbend entſetzte; und drittens Lehrer Meyer, bei dem H. in Ansbach lebte und ſtarb, und der mit jenen beiden in Geſinnung und Tendenz gemeinſchaftliche Sache machte. Man wußte das längſt; es iſt nun durch Dr. Meyer's „Authentiſche Mittheilungen“ mit den darin abgedruckten Nachlaßpapieren Hickel's und Lehrer Meyer's noch offener und unläugbarer an den Tag getreten.

Dieſe beiden ſind nun zwar ihrer tendenziöſen Parteilichkeit wegen im Allgemeinen nichts weniger als glaubwürdig; aber ſie verdienen alle Aufmerkſamkeit, wenn ſie Etwas berichten oder geſtehen, was ihnen ſelbſt zum Nachtheil und Vorwurf gereicht. Und ſie ſind beide in ihren Darſtellungen erſtaunlich naiv; zum Theil bei all ihrer Liſt und Tücke ſo plump und ungeſchickt, daß man ſie leicht in ihren eigenen Netzen fängt. Sie geben ſich alle Mühe, den unglücklichen Jüngling in ein möglichſt böſes Licht zu ſetzen, ſo daß kein gutes Haar mehr an ihm bleiben ſoll, und merken es gar nicht, in welchem Grade ſie dabei ſich ſelber verklagen, blamiren und verdächtigen.

2.

Die empörende Geſchichte von Hauſer's Tagebuch, welches man ihm ſo gewaltſam zu entreißen ſuchte, iſt ſchon in den „Enthüllungen"*) berührt worden. Ich hatte hier die Erzählung Stanhope's in deſſen „Materialien" vor mir; jetzt iſt dieſer Vorgang auch bei Meyer**) zur Sprache gebracht; und es läßt ſich aus dieſer Quelle noch Einiges hinzufügen, was ebenfalls beachtenswerth iſt.

H. äußerte, daß er ein Tagebuch führe; ließ auch ein Heft ſehen, in welchem dasſelbe enthalten ſei; wollte es aber nicht aus den Händen geben. Dazu hatte er das Recht; Jedem iſt es erlaubt, ſich Aufzeichnungen zu machen, die bloß für ihn ſelber beſtimmt ſind; ein mit ſolchen erfülltes Tagebuch pflegt Jeder geheim zu halten; und es iſt die roheſte Indiskretion, ohne die gewichtvollſte Veranlaſſung in ein ſolches Geheimniß einzubringen. Auch war H. nicht mehr in dem Grade Kind, daß man ihm nicht ſo viel Freiheit und Selbſtſtändigkeit hätte einräumen müſſen, dergleichen Geheimniſſe zu haben und bewahren zu dürfen. Dieſes Tagebuches wollte ſich nun aber der Graf durchaus bemächtigen. Er ſelber erzählt, wie er im Januar 1832, den Tag vor ſeiner Abreiſe von Ansbach, in Hauſer's Zimmer gegangen und das Heft zu ſehen begehrt. H. zeigte zwar ein ſolches, erklärte jedoch: „Dies Buch enthält Sachen, die für mich ſind, und von denen Andere Nichts zu wiſſen brauchen." Der Graf reiſte ab, veranlaßte aber ſein zu allen Dienſten bereites Organ, den Lieutenant Hickel, die Auslieferung des Heftes zu bewerkſtelligen. Auf Hauſer's Weigerung, es herzugeben, wurde zur Gewalt geſchritten; es wurden die Behältniſſe Hauſer's geöffnet und durchſucht, doch Nichts gefunden. H. ſagte, er habe das Heft verbrannt.

Stanhope erzählt, Hickel habe die Behältniſſe in Lehrer Meyer's Gegenwart unterſucht. In dem Berichte des Letzteren, wie er in dem Werke ſeines Sohnes*) enthalten, findet ſich aber die Bemerkung, daß dieſe Angabe des Grafen unwahr ſei. Wir lernen hieraus, daß die großen, über allen Zweifel erhabenen Autoritäten, worauf ſich die „negative Kritik“ ſtützt, zu Zeiten doch nicht ganz mit einander übereinſtimmen und alſo auch nicht ganz zuverläſſig ſind.

---

*) S. 181 ff.

**) S. 421 ff.

Lehrer Meyer fügt dazu noch Folgendes. Er ſelbſt ließ ſich einen Schlüſſel machen, der die ſämmtlichen Behältniſſe des Findlings ſperrte. Mit Hülfe desſelben machte er nun in Gemeinſchaft mit ſeiner Frau auf das Tagebuch Jagd; durchſuchte Hauſer's Kleider, ſämmtliche, auch die kleinſten Behältniſſe desſelben, jeden Stubenwinkel, den Raum unter den Behältniſſen und dem Bette, auch dieſes ſelbſt; doch Alles umſonſt. Dieſe Nachforſchung wurde von Zeit zu Zeit wiederholt, aber ohne Erfolg. Hickel drang von Neuem auf die Auslieferung; H. wiederholte, daß er das Heft vernichtet habe.

Lehrer Meyer erzählt, wie er dem Findlinge bemerkt habe, daß ein guter Menſch die Einſicht in ſein Tagebuch nicht zu ſcheuen brauche, vielmehr ſie nur wünſchen könne. Das iſt originell. Hiernach iſt ein jeder ein böſer Menſch, der Aufzeichnungen macht, die er Anderen nicht mittheilt. Am Ende iſt wohl auch ein Jeder, der einem Geiſtlichen beichtet und dieſe Beichte nicht zugleich Wort für Wort in alle Zeitungen einrücken läßt, ein Böſewicht. Auch das Tagebuch iſt eine Art Beichte, die man vor Gott und ſich ſelber ablegt, aber nicht aller Welt Preis gibt. Man pflegt darin auch nicht von ſich allein, ſondern auch von Anderen zu ſprechen; und das iſt wohl nicht lauter Lob und Schmeichelei. Leſen es nun dieſe, ſo kann es dem Schreiber ſehr übel bekommen. Vermuthlich hat in Hauſer's Tagebuch Manches geſtanden, was ſeine Umgebung, ſeine Vorgeſetzten, namentlich einen Stanhope, Hickel, Meyer betraf; Gott weiß, was namentlich über den Erſtgenannten darin vorkam, über welchen Hauſer im Sterben ſo bedenkliche Aeußerungen hören ließ; und das war es wohl, weßhalb es derſelbe haben wollte.

3.

Sebſt die Hausmagd wurde in das Complot gegen H. gezogen und zur Spionage und Denunciation gebraucht.*) So ſah ſich der Arme mit lauter Feinden umgeben, wovon wohl nur die Schwiegermutter Meyer's ausgenommen war, an die ſich H. vertrauend anſchloß**) und der er noch auf dem Sterbebette ein gutes Zeugniß gab.

---

*) S. 418.

4.

Nicht übel iſt auch folgende Geſchichte, die Lehrer Meyer in dem Werke ſeines Sohnes***) erzählt. H. ließ Abends zuweilen, nachdem er ſich zu Bette gelegt, noch das Licht brennen. Das wurde ihm unterſagt. Nun ging einmal Meyer ſpät Abends nach Hauſe und ſah bei H. noch Licht. Er verfügte ſich daher zu Hauſer's Thüre, die er verriegelt fand, klopfte, rief, doch ohne Erfolg. Er klopfte ſtärker und immer ſtärker, ſchlug mit der Fauſt kräftig an, doch umſonſt. Da eilte er wieder auf die Straße, um nach dem Lichte zu ſehen, welches nun aber verſchwunden war. Jetzt wollte er erſt recht in das Gemach eindringen, warum, wird nicht geſagt. „Ich ſchlug," erzählt er, „jetzt nicht nur mittelſt der Fauſt an die Thüre, ſondern ſtieß auch mit den Abſätzen der Stiefel an dieſelbe, *ſo daß alle Leute im Hauſe darüber aufwachten. Später nahm ich ein Beil und wollte die Thüre hineinſprengen*, was ich aber nicht vermochte."

Man ſtaunt, wenn man das lieſt. Der Mann erzählt es, als wenn es eine ganz anſtändige und tadelloſe Art wäre, ſich ſo zu betragen. H. behauptete nachher, von dem Tumulte nichts gehört zu haben. Ob dies wahr geweſen oder nicht, iſt hier gleichgültig. Das Benehmen dieſes Lehrers und Pädagogen war immer ein im äußerſten Grade rohes und unwürdiges und ein ſchlechtes Beiſpiel für den Schüler und Zögling. Weßhalb M. mit ſolcher Gewalt verfuhr, ſieht man nicht ein. Feuergefahr war nicht vorhanden, da das Licht erloſchen war. Hoffte M. vielleicht Etwas erbeuten zu können, was H. in ſo ſpäter Zeit zu Papier gebracht hatte? Wollte er mit dieſer Erbeutung dem edlen Grafen einen Gefallen thun?

---

*) Meyer S, 424. 451.

**) Lehrer Meyer erzählt S. 501 der „Authentiſchen Mittheilungen," wie es ihm aufgefallen, daß der zum Tode verwundete H. auf ſeinem Krankenbette ſo wenig über Schmerzen geklagt. „Selbſt gegen meine Schwiegermutter, die ihm auch diesmal, wie immer, alle Aufmerkſamkeit ſchenkte, und auf die er, weil ſie ihm gerne Angenehmes ſagte, ſehr viel hielt, an die er ſich mit ſeinen Klagen über Schmerzen an einem Finger, einer Zehe ꝛc. ſtets gewandt und Raths erholt hatte, ſelbſt gegen dieſe ſprach er diesmal unaufgefordert keinen Schmerz aus." Aus Haß gegen H. ſetzt hier M. ſelbſt ſeine Schwiegermutter herunter, als welche ihn durch Schmeichelei und weichliche Theilnahme verhätſchelt habe. Wir dagegen wollen dieſer Frau, die ſich nicht in das feindliche Complot verwickeln ließ, mit Ehre und Ruhm gedenken.

***) S. 452 ff.

5.

Lehrer **Meyer** berichtet, wie H. ſich wiederholt über **Hickel** beſchwert und geäußert habe: „Der Hickel muß mir aus dem Spiele kommen, es mag gehen, wie es will; ich weiß nicht ob ich warten ſoll, bis der Herr Präſident kommt. Lieber will ich bloß Waſſerſuppen eſſen, als immer hören: Laß das nur den Grafen erfahren“ ꝛc. Dieſer Mann ſchrecke und ängſtige ihn bei jeder Gelegenheit, ſelbſt bei den unwichtigſten Dingen; ganz anders ſei doch der Präſident. M. iſt ſo ehrlich, hinzuzuſetzen: „Ich muß um der Wahrheit willen geſtehen, daß ich ſelber glaubte, H. werde oft am unrechten Orte, d. h. **wenn er es weniger verdiente,**[**]) **empfindlich getadelt**, und es werde dabei nicht immer mit der nöthigen Klugheit verfahren; darum glaubte ich ihm auch ſeine diesfallſigen Heraustretungen (sic!) nicht ganz ſo hoch anrechnen zu dürfen.“ Man muß bedenken, was ein ſolches Zugeſtändniß aus dem Munde eines Mannes zu bedeuten hat, der ſich ſelbſt eine ſo feindſelige und ungerechte Stellung gegen H. gab. Hier iſt es ſonnenklar und zweifellos, daß der arme Menſch unverantwortlich tyranniſirt und mißhandelt worden iſt. Ein gewichtvolles Zeugniß dafür legt auch Pfarrer **Fuhrmann** ab, der ſich folgendermaßen äußert: „Beſonders wohl gefiel mir H. bei einer Gelegenheit, **wo ihm Unrecht gethan wurde**, indem man einen Wunſch, wozu ich ihm ſelbſt die Anregung gegeben, aus unreinen Motiven ableitete. Er fühlte das ſchmerzlich und weinte heimlich;

---

[*]) **Meyer**, S. 477.

[**]) Sollte wohl eigentlich heißen: wenn er es **nicht** verdiente.

aber es kam über ſeine Lippen nicht ein Wort; er fügte ſich und redete ſogar mir, als ich mich mit Verwunderung und Tadel über die Sache äußerte, beruhigend zu." Hier ſteht der Unglückliche, den ſeine Feinde zu einem Scheuſal, einer „wahren Teufelsſeele" zu machen befliſſen ſind, gegen ſie als ein wahrer Engel da.

6.

Lehrer Meyer*) erzählt, H. habe den Lieutenant Hickel bei dem Auftritte mit dem Tagebuche durch ſein Benehmen ſo ſehr geärgert, daß ſich derſelbe mit Gewalt zurückhalten mußte, um Hauſer's Dreiſtigkeiten nicht thätlich zurückzuweiſen. Am Ende ſagte dieſer zweimal: „Da will ich lieber ſterben," worauf Hickel: „Das kannſt du thun; dann kann man auf deinem Grabſtein leſen: Da liegt der Betrüger Kaſpar Hauſer. Was ich von dir zu wiſſen brauche, weiß ich, darauf kannſt du dich verlaſſen." Nachher äußerte H. gegen Meyer: wenn man ihn fortwährend in der Art behandle, ſo liege ihm an ſeinem Leben Nichts; er habe auch früher nicht gelebt, und lange nicht gewußt, daß er lebe."

Die unterſtrichenen Worte ſind auch bei Meyer unterſtrichen. Man will nämlich aus ſolchen Aeußerungen des Aergers und Unwillens den Beweis hernehmen, daß H. ſich ſelbſt umgebracht. Dieſer Beweis iſt ſehr ſchwach; denn unzählige Male ſagen die Menſchen: „ich möchte lieber ſterben" — „wenn ich nur todt wäre" — „wenn das ſo fort geht, bring' ich mich um" und dergleichen. Aber von ſolchen in der Regel gar nicht ernſtlich gemeinten Exclamationen und Phraſen bis zur That iſt ein weiter Weg. Sonderbar aber iſt es, daß dieſe Leute auch hier wieder nicht merken, was ſie ſich ſelber thun. Denn es ließe ſich, wenn es nicht in anderer Beziehung unglaublich wäre, allerdings denken, H. habe das Leben unter ſolchen Umſtänden nicht mehr zu ertragen vermocht und ſich deßhalb in der Verzweiflung den Tod gegeben. Aber welche entſetzliche Verſchuldung fiele dann auf die, welche ihn dazu getrieben hätten! — Der Bandit im Hofgarten wäre dann allerdings beſeitigt; aber ſtatt deſſen wären ſie die Mörder; und ſein

---

*) Meyer, S. 421. 426.

Blut ſchriee um Rache wider ſie. In gewiſſer Weiſe haben ſie ihn, wie es ſcheint, allerdings in den Tod getrieben; indem er ſich nämlich, um ihnen zu entgehen, jenen Unbekannten in die Arme warf, die ihn an ſich lockten, ihm Ausſichten auf Freiheit und Glück machten und dann den Dolch in die Bruſt ſtießen, worüber wir unſere Gedanken weiter unten näher zu erkennen geben werden.

7.

Lehrer Meyer*) ſagt: „H. wurde ſehr bedeutend gegen Hickel eingenommen. Er legte dem Benehmen desſelben die unlauterſten Motive unter; und ich war nicht im Stande, ihm ſeine Meinung auszureden. — — — — Mit Verwunderung hörte ich ihn für ſeine Gebilde (sic) verſchiedene entfernte Umſtände trefflich untereinander in Verbindung bringen.“ Im Herbſte 1832 war ihm geſagt worden, Meyer würde ihn nicht länger, als bis zur Entbindung ſeiner Frau behalten. Das ſchien ihm „gerade nicht unangenehm zu ſein;“ er mochte wohl glauben, bei dieſem Wechſel nicht viel zu verlieren, vielleicht zu gewinnen. Nun merkte er aber, daß er zu Hickel kommen ſollte, was zur Zeit noch ein, ſelbſt dem Lehrer verhehltes Geheimniß war; da erfaßte ihn ein großer Schrecken. Er bat den Letzteren inſtändig, ihn zu behalten; was ihm auch aus jenem häuslichen Vorgange für unbequeme Folgen erwachſen ſollten, er wolle ſich gern in Alles fügen; ehe er zu Hickel ginge, wolle er lieber Waſſerſuppen eſſen. Zu H. werde er auf keinen Fall gehen, wenn ihm auch der größte Verdruß daraus entſtünde. Meyer erwiederte: er müſſe ſich irren; von einem ſolchen Plane wiſſe er, Meyer, Nichts; er warf ihm Undankbarkeit und abſcheuliches Mißtrauen vor ꝛc. H. entgegnete: „Sie kennen ſich eben bei Herrn Lieutenant noch nicht recht aus. Wüßten Sie nur, was ich weiß.“ Ein paar Tage ſpäter meldete er: es verhalte ſich denn doch wirklich ſo, wie er gemeint; es ſei ihm nun mitgetheilt worden. „Merken Sie jetzt noch nicht, daß man mich abſichtlich von Ihnen weg haben will? Es ſtecken noch Andere dahinter; und nun gehe ich gerade nicht, wenn Sie mich behalten." M. wollte es noch immer nicht glauben, aber es ſtellte ſich heraus, daß H. wirklich Recht gehabt.

---

*) Meyer S. 442.

Was ſoll man davon denken? Die Sache iſt dunkel; es iſt nicht Alles ausgeſprochen, was zum Verſtändniß derſelben gehört; es iſt wohl Manches unterdrückt, was Hauſer bemerkt, gemeint, geäußert haben mag. Die Geſchichte ſoll ja bloß zeigen, daß er „die Fähigkeit, unkindlich zu combiniren," gehabt, d. h. ein verſchmitzter Junge, ein Gauner und Betrüger geweſen. Wer aber Augen im Kopfe hat, dem blitzt aus ſolchen, wenn auch zurückhaltenden und unvollſtändigen, Erzählungen ein ganz anderes Licht entgegen. Man arbeitete daran, Hauſern nun auch von Meyer, der wohl doch nicht zum Alleräußerſten zu gebrauchen war, der wohl immer noch zu menſchlich mit ihm umging, immer noch eine Art von Schutz für ihn war, hinweg und ganz in die Hände ſeiner allereigentlichſten Feinde zu bringen. Und Hickel war es nicht allein, der das betrieb; es ſtaken, wie H. ſagte, noch Andere dahinter. Ob er den Grafen meinte? Ich weiß es nicht; aber man merkt, daß eine Art von Complott gegen den armen Menſchen Statt fand, welches dem „unkindlich combinirenden" Scharfblicke desſelben nicht entging und deſſen Opfer er namentlich durch den ihm ſo ſchrecklichen Hickel zu werden fürchtete.

8.

In einem der Brieffragmente Hickel's vom 12. Mai 1832 bei Meyer*) wird die ſchlimme Wendung geſchildert, welche Hauſer's Angelegenheit durch den Abfall des durch die reſultatloſen Unterſuchungen in Ungarn enttäuſchten und verſtimmten Grafen genommen. „Das Blatt habe ſich gewendet — — — — der Graf ſieht in H. einen Lügner und erkennt alle ſeine Angaben und Erinnerungen als werthlos und falſch — — — — So hat auf einmal die ſo glücklich gedachte Lage Hauſer's eine ſonderbare Wandelung erfahren. Der Stadt Nürnberg entzogen, des Vertrauens des Grafen verluſtig, in Ansbach ohne ſichernde Theilnahme behandelt, iſt er jetzt bloß in den Händen einzelner Männer, die zwar des

---

*) S. 561.

Grafen Geſinnung nicht völlig theilen, jedoch zur Entdeckung der Wahrheit und Entlarvung etwaigen Betruges Nichts unverſucht laſſen werden.“

Die Sprache die hier geſprochen wird, iſt trotz einer kleinen Einſchiebung gegen das Ende zu,*) ſo offen und deutlich, daß man ſich eines Schauders und Grauſens nicht erwehren kann. Hier laſſen dieſe Edlen, wie bei dem Anlaſſe auch die „Frankfurter Zeitung“ bemerkt, die Maske völlig fallen. Die ausgehobene, ganz entſetzliche Stelle, in welcher man den unverhohlenen Triumph eines Dämons zu vernehmen glaubt, lautet, auf ihren einfachen, ehrlichen Ausdruck zurückgeführt, in folgender Art: „H., alles ihm früher zu Gute gekommenen Schutzes entblößt, iſt jetzt ganz nur in den Händen ſeiner Feinde, die Nichts unverſucht laſſen werden, ihn in’s Verderben zu ſtürzen.“ Wenn man ſo Etwas nicht ſchwarz auf weiß vor Augen hätte, man würde es nicht glauben können. Fragt man: Woher und wozu denn dieſe fürchterliche Bosheit, dieſe unmenſchliche Vernichtungswuth, dieſe Freude über die nun ganz hilflos gewordene Lage des Unglücklichen, den man nun ohne alle Rückſicht mißhandeln und zertreten könne — ſo iſt man um die Antwort verlegen. Man hat dem Findling doch ſelbſt in ſeiner ſpäteren und ſpäteſten Zeit Nichts nachſagen und nachweiſen können, was geeignet war, ein ſolches Verhalten und Gebahren zu veranlaſſen und zu rechtfertigen. Selbſt von Lehrer Meyer, der anderwärts kein gutes Haar an ihm läßt,**) werden ihm ſogar verſchiedene „Tugenden“ zuerkannt, beſonders einige „einzelne, die ihm ſehr wohl ſtehen und ihn namentlich als Haus- und Tiſchgenoſſen gerne haben laſſen. Er iſt z. B. ſehr theilnehmend an Allem, was Freudiges und Trauriges in einer Familie vorkommt und macht ſich dadurch zum wirklichen Gliede derſelben, das man in keiner Lage ungern um ſich ſieht.“ Hiernach war er doch ein wirklich liebenswürdiger Menſch, der keinen Abſcheu erweckte und keinen Haß verdiente. „Am Tiſche iſt er nicht nur ungewöhnlich mäßig, ſondern auch genügſamer, als er zu ſein hätte. Er iſt, ſeitdem er — vom 1. December 1832 an — ſeinen Mittagstiſch zu 10 kr. und ſeinen Abendtiſch um 8 kr. erhält, eben ſo vollkommen zufrieden, als früher, wo für jenen 15 und für dieſen 10—12 kr. bezahlt wurden. Ja, er erklärt häufig, daß er nicht ſo viel bedürfe, mit weniger zufrieden ſein könne ꝛc. ꝛc."*) Sehr ſchön von dieſer „Schlange," die ihre Freunde und Beſchützer zu erwürgen droht, dieſer „wahren Teufelsſeele," wie er anderwärts geſchildert und betitelt wird. Aber warum wurde ihm denn ſeine Mittags- und Abendkoſt geſchmälert? — Es ſind hier große Räthſel; H. ſelbſt aber iſt nicht das größte, ſondern dieſe furchtbar feindlichen Perſönlichkeiten, deren empörende Verhaltungs- und Handlungsweiſen man in einfach natürlicher Weiſe und aus offen daliegenden Gründen nicht zu faſſen und zu erklären vermag.

---

*) „Die zwar des Grafen Geſinnung nicht völlig theilen.“

**) Nach ſeiner Schilderung S. 420 war alles Freundliche bei H. Grimaſſe, Berechnung, Maske, bloße „Katzenfreundlichkeit,“ in welcher M. „ſtets die Natur zu vermiſſen glaubte.“ Er hatte Perioden, wo er im höchſten Grade „unausſtehlich“ war ꝛc.

9.

Im höchſten Grade traurig war endlich des Findlings Lebensſchluß — nicht bloß in Folge der ihm von ſeinem Mörder gegebenen phyſiſchen Wunde, ſondern auch und noch mehr wegen der Kränkungen, die ihm von ſeiner feindſeligen Umgebung unmittelbar nach ſeiner Verwundung und dann noch auf dem Sterbebette zugefügt wurden. Lehrer Meyer erzählt, wie er unmittelbar nach Hauſer's Verwundung zu ihm geſagt, diesmal habe er ſeinen dummſten Streich gemacht und es könne jetzt gar leicht keinen ſo guten Ausgang, wie das vorige Mal**) nehmen; worauf H. mit einem ſchnellen Blick zum Himmel erwidert habe: „Gott — wiſſen." Man ſtelle ſich vor, was der Arme empfunden haben muß, der ſo eben die furchtbare Todeswunde erhalten und in ſeiner Bruſt fühlte und dem, ſtatt menſchlichen Antheiles und Beiſtandes, eine ſolche Auffaſſung der Sache und eine ſolche Drohung entgegentrat! Als dann am Abend ein Delirium eintrat und H. aus dem Bette ſprang, hielt M. auch das für Gaukelei, fragte ihn in ernſtem Tone, ob er ſogleich in ſein Bett zurückkehren wolle, und rieth ihm nachdrücklich, „daß er keine weiteren Umſtände machen möge." M. erzählt, er habe ſich dabei erinnert, wie ſich H. auch nach der Nürnberger

---

*) Meyer S. 306 f.

**) Bei der Verwundung in meinem Hauſe.

Verwundung tobſüchtig geſtellt, ſo daß zwei Männer an ihm zu halten gehabt.*) Abſcheulich! Man kann ein feindſeliges Vorurtheil nicht weiter treiben, gegen ſo ſprechende Thatſachen nicht unſinniger und unmenſchlicher ſich ſelbſt verblenden. Bürgermeiſter Binder, der auf die Nachricht von dem ſchauderhaften Ereigniß nach Ansbach eilte, ſah ſich veranlaßt, die unbarmherzige Umgebung des Leidenden und Sterbenden zu ermahnen, die Pflichten der Menſchlichkeit gegen ihn doch nicht allzu ſehr aus den Augen zu ſetzen. Auch darnach kann man ermeſſen, wie es in jenem Momente dort ausgeſehen. Auf dieſe letzten, empfindlichſten Mißhandlungen bezogen ſich denn auch die bitteren, herzzerſchneidenden Klagen des Sterbenden, daß er ſo mit Schimpf und Schande aus der Welt gehen müſſe. Er ahnte es wohl, wie man ihn auch noch nach ſeinem Tode verklagen, verläumden, in den Staub der tiefſten Erniedrigung hinabtreten werde. Dies hat ſich denn auch ſofort nach ſeinem Abſcheiden und weiterhin noch nach großen Zeiträumen mit unermüdlicher Wiederholung durch die Merker, Stanhope, Lang, Eſchricht, Meyer, Hickel vollzogen, hat ſich bis auf die jüngſte Zeit erſtreckt, wo die ſich ſo nennenden „Authentiſchen Mittheilungen dieſem infernalen Werke die Krone aufgeſetzt.

V. Die Nürnberger Feindin.

1.

In dem für H. ſo vorwiegend freundlich geſtimmten Nürnberg befand ſich gleichwohl eine Frau, die auf H. einen dämoniſchen Haß geworfen hatte, ihn auch nach ſeiner Verſetzung noch verfolgte und dorthin an Lehrer Meyer's Gattin einen Brief ſchrieb, worin er mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert wurde. Derſelbe iſt in Dr. Meyer's Werk**) abgedruckt; es wird von der „negativen Kritik" ein großes Gewicht darauf gelegt, iſt in der That ſo recht Waſſer auf ihre gleich diaboliſche Beſchimpfungs- und Verläumdungsmühle. Es kann nichts Boshafteres geben; die Begierde, den Findling um alle

---

*) Meyer S. 500 f.

**) S. 247 ff.

Gunſt und Zuneigung ſeiner Ansbacher Umgebung zu bringen, leuchtet daraus deutlich hervor. H. hatte eine Zeitlang im Hauſe dieſer Frau gelebt, war aber ſchon im Juni 1830 daraus hinweggekommen, hatte dann bei ſeinem Vormunde v. Tucher 1½ Jahr lang gelebt, und ſich, wie derſelbe bezeugt, während dieſer ganzen, verhältnißmäßig langen Zeit ſo tadellos betragen, daß gar kein Grund vorhanden war, einen Sturm gegen ihn zu erregen und eine Fülle laut erhobener Anklagen wider ihn in Wirkung zu ſetzen, ſei es auch, daß er ſich vor jener Zeit in einem nachtheiligeren Lichte gezeigt haben ſollte. Die Frau aber läßt von ihrem Grolle gleichwohl nicht ab; ohne alle ſichtliche Noth und Veranlaſſung ſchreibt ſie an die ihr gar nicht näher bekannte Frau Meyer einen langen Brief voll Herabſetzung und Verdächtigung. „H. ſteckt voll Eitelkeit und Tücke; und da, wo er trefflich den Gutmüthigen ſpielt, ſteckt der Schalk dahinter." Sogar ſeine Thränen ſind ein bloßer Verſtellungsact! Sie bittet, dieſen Schmähbrief dem Präſidenten v. Feuerbach mitzutheilen; was denn auch Lehrer Meyer ſofort wirklich thut;*) von Stanhope ſagt ſie: „er kommt gewiß nur zu bald zu der ſchmerzlichen Entdeckung, eine Schlange an ſeinem Buſen zu ernähren." Nur durch „allgemeines Zuſammenwirken" ſei es etwa doch noch möglich, den verderbten Menſchen aus ſeinem Schlamme zu ziehen; d. h. er ſoll von Allen argwöhniſch und feindſelig behandelt werden. Natürlich meint ſie es durchaus gut mit ihm; ſie iſt bloß um ſein Seelenheil beſorgt; er nimmt, ſo abſcheulich er iſt, ſogar noch immer ein kleines Plätzchen in ihrem Herzen ein. Man kann die Heuchelei nicht weiter treiben. Dieſe Leute ſelbſt ſind lauter Heilige, Alles an ihnen iſt Wahrheit und Tugend; bloß dieſer Unglückliche iſt ſchlecht und verdorben in Grund und Boden hinein.

---

*) Meyer's Gattin ſagt in ihrer Antwort an die Nürnberger Feindin S. 291: „Oft iſt mir mein Mann nur zu aufrichtig, auch gegen Herrn Präſidenten v. Feuerbach. Ihren geſchätzten Brief theilte er ihm ohne Weiteres mit, und zeigte ſich dieſer in der Hauptſache mit Ihnen einverſtanden; aber man ſuchte auf alle Weiſe zu entſchuldigen." F. ließ ſich alſo doch wohl nicht blenden. Einer Note S. 247 zu Folge wurde der Brief von Meyer dem Unterſuchungsgerichte als Beilage zu ſeinen eigenen Notizen übergeben. Frau Meyer iſt zwar, wahrſcheinlich mehr dem Urtheile ihres Gatten, als ihrem eigenen Gefühle folgend, ebenfalls gegen H. eingenommen; aber ihr Brief verräth nichts Bösartiges. Man merkt, daß ſie doch nicht Alles billigte, was geſchah; ſie iſt auch nicht ohne Zurückhaltung gegen die Nürnberger Dame, deren Geſchwätzigkeit ſie ſichtlich fürchtet und die ſie über Alles zu ſchweigen bittet.

2.

Ich möchte die Todten ſo gerne ruhen laſſen, möchte ſo gerne weder von den Lebenden noch den Geſchiedenen Schlimmes ſagen. Ich kann Nichts dafür, daß dieſer bitterböſe Streit auf's Neue begonnen hat und daß ich auf's Neue darin auftreten und ſagen muß, was ich denke und weiß, wie nun in dieſem beſonderen Punkte auch von der in Rede ſtehenden Feindin Hauſer's, deren Brief nach ſo langen Jahren als ein wichtiges und glaubhaftes Document an's Licht gezogen und wider ihn, deſſen Anwalt ich hier bin, geltend gemacht wird. Dieſe Frau war vordem in Nürnberg wohl gekannt und galt für eine keineswegs harmloſe Perſon. Ihre Feindſchaft gegen H. erklärt ſich für den, welcher die betreffenden Umſtände kennt, leicht in folgender Art.

Als H. in ihr Haus aufgenommen wurde, hatte ſie die Erwartung und machte darauf Anſpruch, daß er ihr in ihrer quälenden Langweile zum Zeitvertreibe und zur Spielpuppe dienen und jeden Augenblick ihres Winkes gewärtig ſein ſolle, um ſie und ihre Geſellſchaften zu amuſiren. Das war ihm nun aber gar nicht gelegen; er lernte zu der Zeit eifrig Latein*) und hatte an leeren und langweiligen Unterhaltungen jener Art, die ihm längſt zum Ekel geworden, keinen Geſchmack und keine Luſt; er zog ſich in ſein Gemach zurück und wollte daſelbſt ungeſtört bleiben. Da man ihn aber nicht in Ruhe ließ, ſo nahm er allerlei Ausflüchte und Liſten zu Hilfe, die dann, wenn ſie entdeckt wurden, als criminelle Lügen und Betrügereien behandelt wurden. So kam es, daß er auch wohl in Verzweiflung gerieth und völlig außer ſich kam. Die Frau erzählt: „Einmal, als wir ſeinen fein erſonnenen Lügen abermals auf den Grund zu kommen ſuchten, ſchlug er mit beiden Fäuſten auf den Tiſch, indem er die Worte ausſtieß: da wollte er lieber nimmer leben.“ Unter ſolchen Umſtänden entbrannte die Frau in bitterem Haß gegen ihn und ſuchte ſich an ihm zu rächen, ſo viel ſie konnte, wie ſie es ſelbſt nach ſo langer Zeit durch jene briefliche Denunciation gethan.

---

*) Bei dem damaligen Candidaten Bäumler jun.

Sie ſtarb, wie man mir erzählt hat, eines traurigen Todes. Sie ſtürzte ſich in einem Anfall von Raſerei zum Fenſter hinab und endete bald darauf ihr Leben. Es iſt wohl die Geißel der Erinnyen geweſen, welche ſie in dieſen Zuſtand verſetzte und ihr dieſen auffallenden Lebensſchluß zuzog. Es finden ſich noch mehr Beiſpiele eines ſolchen aus dem Innern heraus erfolgenden Gerichtes in dieſer Geſchichte in Beziehung auf diejenigen, die ſich an dem unglücklichen Jüngling auf irgend eine Weiſe ſündhaft und grauſam vergangen haben.

Ein Zeugenverhör dieſer Frau findet ſich nicht in den Acten, wie ſie bei Meyer abgedruckt ſind; Ausſagen betreffender Art ſtehen daſelbſt nur von ihrem Mann und ihrer Tochter, die am 14. Jan. 1834, alſo nach Hauſer's Tode, wo die Frau wohl ſchon todt war, über Hauſer's Charakter und Tagebuch vernommen wurden — ohne Zweifel wegen der Meinung, er habe ſich ſelbſt getödtet. Sie lauten nicht ſo feindlich, als der Brief der Frau; der Gatte ſagt: H. ſei nach ſeiner Meinung ein verzogenes und etwas verſtocktes Kind geweſen; die Tochter ſagt, er habe mancherlei Fehler gehabt, „die man ihm vielleicht nicht zur Laſt legen kann,“ namentlich Neigung zur Unwahrheit und Geheimnißkrämerei. Das iſt Alles und lautet verhältnißmäßig ſehr mild; es darf wohl als ein Beweis gelten, daß H. ſich nicht in der That ſo ſchlecht betragen habe, als es die erboſte Briefſchreiberin ſchildert, und daß ſein Benehmen in dem betreffenden Hauſe, namentlich auch in den Augen der Tochter, Entſchuldigung verdiente.

VI. Wie man ſelbſt das weiche Gemüth und die Thränenergüſſe des Findlings verdächtiget und zu Anzeichen ſeiner angeblichen Schlechtigkeit gemacht.

Dieſe Geſchichte wird ein ſtets denkwürdiges Beiſpiel bleiben, wie weit Feindſchaft und Bosheit in ihren Behauptungen zu gehen vermögen. Kein Zeichen und Beweis für die Wahrhaftigkeit der Hauſer'ſchen Erſcheinung iſt den Gegnern ſtark genug, um ihn zuzugeben. Alles und Alles iſt hier nur Liſt und Verſtellung, Lug und Trug, ſelbſt wenn der Arme in Thränen zerfließt, wenn er im Fieber raſt und ganze Nächte durch phantaſirt ꝛc. Sonſt geht ihnen alles nicht ganz Ordinäre in's Fabelhafte, Unmögliche, was nur Schwärmer und Thoren glauben können; aber die übermenſchliche und übernatürliche Verſtellungskunſt, die ſie dem armen Jungen zuſchreiben, ſoll nichts Wunderſames und Unglaubliches ſein; dagegen hat der „geſunde Menſchenverſtand,“ deſſen ſie ſich gegen die ungläubigen Phantaſten rühmen, hat ihre „nüchterne und zeitgemäße Kritik“ Nichts einzuwenden.

Die Thränen, dieſe „ewige Beglaubigung der Menſchheit“, galten bei dem Findling nichts; der junge Gaukler hatte auch das Weinen in ſeiner Gewalt und wandte es zu ſeinen betrügeriſchen Zwecken zu jeder Zeit beliebig an.

Lehrer Meyer*) erzählt, wie er ihn Mitte Dec. 1831 in der bibliſchen Geſchichte unterrichtete und wie derſelbe bei der Erzählung von dem Brudermorde „auffallend zu weinen anfing.“ Er, Meyer, habe ihn zu beruhigen geſucht. Weiterhin habe H. auch wieder bei der Geſchichte der großen Fluth geweint. Das ſei ihm, Meyer, verdächtig vorgekommen; er habe gethan, als beachte er es nicht; und nachher habe H. auch bei den rührendſten Geſchichten nicht mehr geweint. M. will dadurch beweiſen, daß H. nur geweint, um ſich als einen recht gefühlvollen Menſchen darzuſtellen, was er aber in Wahrheit gar nicht geweſen ſei. In nachher folgenden Theilen desſelben Aufſatzes**) führt M. die Sätze aus: „H. zeigte mir nie ein empfängliches Gemüth“ und: „H. erſchien mir ſtets als ein Menſch von höchſt oberflächlichem Gefühl.“

Wenn H. nicht mehr geweint, nachdem er gemerkt, daß M. ſeine Thränen verachtete und für erkünſtelt hielt, ſo iſt das begreiflich; ſeine Rührungen wurden durch den Aerger darüber paralyſirt, was aber kein Beweis eines gefühlloſen Herzens iſt.

Auch die Gattin des Lehrers Meyer ſpricht in einem Briefe vom 18. April 1832*) von deſſen „auffallend unnatürlicher, berechneter Anwendung von Thränen.“

---

*) Meyer S. 415 f.

**) Meyer S. 472 ff.

***) Meyer S. 291.

In argem Widerſpruche damit erzählt Lehrer Meyer[*]): „Sehr gefühlvoll und bis zu fließenden Thränen gerührt gratulirte er mir in den erſten Stunden des Jahres 1832 und reihte ſeinem Wunſche die gewiß kindlichen Worte an: „„Bleiben Sie mir recht gut! Ich will Ihnen gewiß recht folgen und fleißig ſein.““

Und doch konnte dieſer Mann in dem Grade dazu helfen, das arme Kind im Leben und Sterben, ſo wie noch im Grabe, zu verdächtigen und zu beſchimpfen! Was hat es ihm gethan? — Etwas Erhebliches, eine ſolche Feindſchaft begreiflich Machendes kann er mit aller Mühe und mit Hilfe der weitläufigſten und langweiligſten Erörterungen und Erzählungen nicht angeben.

VII. Wie die „negative Kritik“ die Todten für ſich reden und zeugen läßt.

I.

Die Todten können die erwünſchteſten, gewichtvollſten Zeugniſſe ablegen, wenn man ſie nach Belieben und Bedürfniß reden läßt und ihnen in den Mund legt, was ihnen niemals in den Sinn gekommen, noch kommen konnte; und die „negative Kritik“, die alle nur möglichen Liſten, Künſte und Tücken übt, um zu ihrem abſcheulichen Zwecke zu gelangen, läßt auch dieſes Mittel nicht ungebraucht. Die Todten ſind gute, ſtille, zahme Leute; ſie ſtehen nicht wieder auf und proteſtiren nicht, was man ihnen auch immer andichten mag. Man muß es jedoch nicht zu weit treiben, nicht gar zu grobe und grelle Farben auftragen; ſonſt ſchütteln die Lebenden, auf die man wirken will, trotzdem, daß die Begrabenen ſchweigen, bedenklich den Kopf, und man verliert bei ihnen leicht allen Credit. Das iſt von dem Verfaſſer der „Authentiſchen Mittheilungen“ und Jenen, deren Arbeiten er dieſem Werke einverleibt hat, nicht hinlänglich bedacht worden. Und ſo ſcheuen ſie ſich nicht, namentlich von dem Präſidenten v. Feuerbach Dinge zu berichten, die ihnen nur ein Schwachkopf glauben kann und die daher, kritiſch beleuchtet, nur ihnen ſelbſt zu ſchaden geeignet ſind. Dieſe verwunderſamen Nachrichten kommen in einem Berichte des Lehrers Meyer[*]) und in der ohnehin ſchon das Gepräge der Unwahrheit tragenden und, als tendenziös-lügenhaft und trügeriſch fabrizirt, bereits mehrfach erkannten und entlarvten Hickel'ſchen Briefſammlung[**]) vor. Es wird hier erzählt, der Präſident v. Feuerbach, dieſer große und warme Freund und Vertreter Hauſer's und der Hauſer'ſchen Geſchichte, an die er bei ſeinem Geiſte, Herzen, Wiſſen und ſelbſteigenem, unmittelbarem Anſchauen und Prüfen unmöglich auch nur entfernt glauben konnte, ſei zuletzt ganz irre daran geworden und habe den Findling in einem ſchauderhaften Lichte zu ſehen und zu ſchildern begonnen. Er habe in ihm „eine wahre Teufelsſeele“ zu erblicken geglaubt, habe der erboſten Nürnberger Feindin beigeſtimmt, in deren Briefe dieſer Menſch wahrhaft und treffend gezeichnet ſei, ihn als eine Schlange bezeichnet, die ihn, den Präſidenten, zu umwinden wiſſe und zu erdrücken ſuche!!! F. habe ſein Buch über K. H. für einen Roman erklärt, den er nicht mehr ſchreiben würde, wenn er nicht ſchon geſchrieben wäre, habe Hauſern eine chamäleoniſche Naturanlage zugeſchrieben, „die ihm bei einer allenfallſigen Täuſchung ſehr gut hätte zu Statten kommen müſſen.“ Dieſe letzteren Worte ſind auch im Originaldrucke unterſtrichen; es ſoll daraus hervorleuchten, daß Feuerbach den Findling zuletzt ebenfalls für einen Betrüger gehalten oder ſich doch ſtark zu dieſer Anſicht geneigt, und ſie ſo gut als ausdrücklich zugeſtanden und ausgeſprochen habe.

---

[*]) Meyer S. 416.

2.

Unſere Leſer erinnern ſich wohl des böſen Verdachtes, der bei Feuerbach's unerwartetem Ende entſtand; man ſtellte ſich vor, er ſei der Hauſer'ſchen Sache wegen, welcher er vielleicht noch auf den Grund kommen könnte, durch Gift hinweggeräumt worden, und es gehe dies mit der nachfolgenden Ermordung Hauſer's, bei welchem der Dolch in Anwendung kam, Hand in Hand. Alle dieſe Träume zerfallen nun, in Folge jener höchſt „authentiſchen" Mittheilungen des Herrn Dr. Meyer in Nichts. Denn, wenn F. auf dem Wege war, der „negativen Kritik" in dem Grade in die Arme zu fallen, mittelſt der nämlichen Metamorphoſe, welche bei dem edlen Grafen Stanhope Statt fand, aus einem Freunde und Vertreter jenes Unglücklichen ein gleich feindſeliger Ankläger und Verurtheiler desſelben zu werden und über ſein eigenes Werk ſo ſchonungslos den Stab zu brechen — ſo war es ſehr unnöthig und ſehr unzweckmäßig, ihn aus dem Leben zu ſchaffen, da er lebend vielmehr die beſten Dienſte thun konnte. Wie ſchön wäre es geweſen, wenn er noch ſchließlich, in offenem Bunde mit Polizeirath Merker, dem metamorphoſirten Grafen Stanhope, dem Ritter v. Lang, ſeinem perſönlichen Feinde ꝛc., Alles, was er über H. gemeint und geſchrieben, förmlich widerrufen hätte! Es wäre dann wohl ſchon damals Alles in's Klare gekommen, und Dr. Meyer hätte ſich die Mühe erſparen können, ſo viel Acten und Schriften durchzuleſen und ein ſo voluminöſes Werk zu ſchreiben, um endlich nach 40 Jahren das abgeſchmackte Hauſermärchen zu widerlegen. Nur Schade, daß man ein cretiniſches Hirn haben muß, um eine ſolche Metamorphoſe bei einem Feuerbach für möglich zu halten. Man ſollte das Publikum, das man beſchwatzen und bethören will, doch nicht ſammt und ſonders für ſo gar einfältig und blödſinnig halten, wie dieſe Leute thun.

---

[*]) S. 426 des erwähnten Werkes.

[**]) Daſ. S. 564.

3.

Angenommen, die Sache wäre nicht geradezu undenkbar, ſo wäre die Frage doch dieſe: „Wer hat denn jene ſo höchſt befremdlichen Aeußerungen gehört und wer iſt Bürge dafür?" Es müßten große Autoritäten ſein, die uns hier zum Glauben zu bewegen im Stande wären! Sehen wir näher zu, was in den beiderlei Darſtellungen, die hier in Betracht kommen und welche Dr. Meyer zu vergleichen an beiden Orten auffordert, angegeben iſt! Dieſelben ſind nicht ohne Widerſpruch, was Dr. Meyer zu bemerken unterläßt, ſei es, daß er es aus Gedankenloſigkeit ſelbſt nicht wahrnahm oder daß er hoffte, man werde darüber hinwegſehen, worin er ſich getäuſcht haben würde.

4.

Was die in Hauſer erkannte „Teufelsſeele“ und den anerkannten Brief des böſen Weibes betrifft — der nach einer anderen Stelle desſelben Buches *) auf F. wenig Eindruck gemacht zu haben ſcheint — ſo hätten, der Darſtellung des Lehrers Meyer nach, er ſelbſt und Hickel dieſe Aeußerungen vernommen; die anderen angeblichen Reden Feuerbach's werden nur ſo einfach ohne alle Gewährſchaft hingeſtellt. Das iſt kühn! Dr. Meyer fühlt das auch und bemerkt daher in einer Note, man könne es auffallend finden, daß ſein Vater nicht angegeben, bei welcher Gelegenheit und wem gegenüber ſich F. in der Art ausgeſprochen habe; „die Worte,“ ſagt M. wörtlich, „entbehren aller äußeren Beglaubigung.“ Aber ebendeßhalb, behauptet er, ſeien ſie ganz unzweifelhaft gewiß. Denn wenn ſein Vater einem Gerichtshofe ſo höchſt merkwürdige Aeußerungen als einfache, eines Nachweiſes gar nicht bedürftige Fakta mittheilen konnte, ſo liegt darin die beſte Probe für ihre Richtigkeit. Das iſt ein Meiſterſtück von Beweisführung, wie ſchwerlich ein zweites zu finden ſein möchte. Man kann demnach einem Gerichtshofe die reinſten Fiktionen, die unglaublichſten Dinge ganz nackt und ohne alle autoritative Stütze vortragen; je mehr ſie den Charakter der Erfindung tragen, je weniger ſie beglaubigt und bezeugt ſind, für um ſo wahrer müſſen ſie gelten. Man braucht nur recht unverſchämt zu lügen, ſo iſt die Sache in Richtigkeit und es kann darüber gar kein Zweifel entſtehen.

5.

Vergleichen wir nun mit der Meyer'ſchen Darſtellung die Hickelſche, ſo finden wir folgende Differenz. Meyer berichtet erſt, was Feuerbach zu Hickel und zu ihm geſagt haben ſoll; den Vergleich Hauſer's mit einer Schlange habe F. „in einem anderen Falle“ gemacht, ebenſo das Geſtändniß, daß er ſich getäuſcht und ſtatt einer Geſchichte einen Roman geſchrieben. Hickel dagegen gibt an, F. habe das Alles

---

*) S. 291, wo die Gattin des Lehrers Meyer ſpricht: „man (Feuerbach) ſuchte (Hauſern) auf alle mögliche Weiſe zu entſchuldigen.“

zuſammen auf einmal geäußert, als er, Hickel, von Hauſer bei F. „verläumdet“ worden und Letzterer über Hauſer's teufliſche Bosheit und Frechheit außerordentlich entrüſtet und ganz außer ſich geweſen. Natürlich! Einen von dieſen mackelloſen Heiligen zu verklagen, war ein Verbrechen der empörendſten Art; und ſelbſt F., ſo eingenommen er von Hauſer und der Hauſer'ſchen Sache war, konnte ein ſolches Ungeheuer wie H. war, von nun an nur haſſen und verabſcheuen. Dr. Meyer bemerkt hiebei: Hickel habe ſich damals von Hauſer losſagen wollen, ſich aber doch ſchließlich dem lebhaften und beredten Andringen des Präſidenten gefügt und den gefaßten Entſchluß in Rückſicht auf Hauſer's Wohl wieder aufgegeben. Feuerbach's Zorn über den böſen Buben, über dieſe Teufelsſeele, dieſe ihn ſelbſt zu erwürgen drohende Boa Conſtrictor, ſcheint hiernach doch nicht ſo gar groß und ſein Wohlwollen gegen den Unglücklichen doch nicht ſo völlig erloſchen geweſen zu ſein.

Hickel gibt an, F. habe ihn kommen laſſen, ihn allein, und dann in jener Art zu ihm geſprochen; von Meyer iſt dabei keine Rede. Meyer aber will auch dabei geweſen ſein und das mit angehört haben. Und ſolche Nachrichten ſollte man ſo ganz einfach und anſtandslos in gutem Glauben hinnehmen und gelten laſſen!

Wenn die angeblichen Reden Feuerbach's ſchon aus anderen Gründen unglaublich genug erſcheinen, ſo müſſen ſie durch den Widerſpruch, in welchen die beiderlei Berichte darüber in Hinſicht der Zeit, in welche ſie gefallen, und der Perſonen, die ſie vernommen haben ſollen, mit einander ſtehen, um ſo mehr dem Verdachte der Erfindung unterliegen.

6.

Daß H. eine große Anſtrengung gemacht und Alles verſucht habe, um ſich der Bedrückung und Mißhandlung eines Mannes× zu entledigen, vor dem er ſich noch auf dem Sterbebette entſetzte, iſt allerdings zu glauben. Ich habe das Verhältniß ſchon oben S. 288 ff. dargelegt. F. wird den Conflikt auszugleichen verſucht haben — das wird die ganze Wahrheit und alles Uebrige Entſtellung und Erdichtung ſein. Mir hat Hauſer, der noch einige Zeit vor ſeinem Ende im Herbſte 1833 bei mir war, nie Etwas über dieſe Mißverhältniſſe und Vorgänge entdeckt und geklagt. Ich glaube jedoch, daß er vorgehabt, das

× Damit, daß Meyer seinen [illegible]

Alles und noch viel Anderes in der Biographie zu erzählen, die er, wie er noch in jenen Tagen gegen mich äußerte, ſpäter einmal unter meinen Augen zu ſchreiben gedachte. Da würde ein ganz anderes Licht aufgegangen ſein, als Dr. Meyer's „Authentiſche Mittheilungen“ verbreiten. Der Dolch des Banditen hat alles vereitelt, was noch durch den Findling ſelbſt hätte herauskommen können. Im Uebrigen wurden andere Mittel in Anwendung gebracht. Aber die waltenden Mächte haben doch noch einigen Menſchen, welche wider Lüge und Verläumdung ihre Stimme erheben können, bis zu dieſer ſpäten Stunde das Leben gefriſtet. Schließlich kann noch bemerkt werden, daß die Unwahrheit der in Rede ſtehenden Angaben über Feuerbach's Aeußerungen und Stimmung ſehr deutlich aus einer Stelle der eigenen Meyer'ſchen Darſtellung erhellt, wo im grellen Widerſpruch damit erwähnt wird, wie H. ſo lange einen großen Freund und Halt beſaß, ſo lange Feuerbach lebte. „Hier in Ansbach,“ ſagt Lehrer Meyer wörtlich*), „konnte er ſeine Lage ſo lange nicht bedenklich finden, als er ſich in Herrn Staatsrath v. Feuerbach ſeinen Hauptvertreter denken durfte, wie er ihn in Nürnberg an Herrn Bürgermeiſter Binder gehabt. Obgleich man nach dem Tode des Herrn Staatsrathes Alles aufbot, um dem Verlaſſenen ſeinen Verluſt ſo wenig als möglich fühlen zu laſſen,**) ſo mußte ihm doch derſelbe je länger, je fühlbarer werden.“ Womit eine Stelle bei Hickel***) zu vergleichen, wo es heißt: Nach meinem Eintreffen in Ansbach erſchien H. mit thränenden Augen: „„gelt, jetzt iſt er todt““ ſtammelnd, und ging mich an, ihn nicht zu verlaſſen. Dieſe Trauer ſchien ungekünſtelt und unverſtellt zu ſein; und er hatte auch Urſache zur tiefſten Trauer, zur größten Bangigkeit; denn wer konnte eines Feuerbach gewichtiges Fürwort erſetzen?“ Alſo hatte ſich dieſer nicht geändert und keine jener gräßlichen ähnliche Metamorphoſe war bei ihm eingetreten. In dem Grade widerſtreiten und widerlegen dieſe Menſchen ſich ſelbſt.

---

*) S. 478.

**) Da er die Meyer und Hickel hatte, konnte er ſich ſchon tröſten!

***) Meyer S. 568.

VIII. Wie Hauſer, den man immer und überall der Lüge bezichtiget, vielmehr ſelbſt belogen und betrogen wurde.

1.

Der Ton, den ich hier anſchlage, iſt neu und unerhört; aber ich werde darthun, werde aus Dr. Meyer's eigenem Buche nachweiſen, in welchem Grade ich dazu berechtigt bin.

So nämlich ſteht die Sache: Nicht hat die Welt, wie ſie thut, über die Lügenhaftigkeit jenes Unglücklichen Klage zu erheben, ſondern umgekehrt; er hatte ſich über das elende Lügenſpiel, das ſie mit ihm trieb, und das böſe Beiſpiel, das ſie ihm auf jede Weiſe gab, zu beſchweren; und er hat es auch gethan. Ein actenmäßiges Beiſpiel iſt das folgende.*)

Am 3. October 1829 begegnete H. zu Pferde dem Rittmeiſter v. **Weſſenich**, an welchen er bei ſeiner Ankunft in Nürnberg durch den von ihm mitgebrachten Brief gewieſen worden war, und ritt mit ihm eine Strecke weit. Da erzählte dieſer Mann, er habe einen Brief von Hauſer's Mutter erhalten; dieſelbe habe ihm geſchrieben, H. ſolle ſich nur gut aufführen, ſie werde in zwei Jahren auftreten und dann könne er Chevauxleger werden. H., der gezweifelt zu haben ſcheint, ob er recht höre und ob denn das wahr ſei, was er vernahm, fragte den Rittmeiſter „nicht einmal, ſondern dreimal,“ wie er ſelbſt erzählte, ob er denn das Vernommene dem Bürgermeiſter **Binder** mittheilen dürfe. **Weſſenich** verbot es ihm nicht; und ſo erzählte dem H. die Sache, „tief ergriffen von dieſer Nachricht,“ wie der Magiſtrat an das k. Kreis- und Stadtgericht ſchrieb, noch an demſelben und dem folgenden Tage der Bürgermeiſterin und dem Bürgermeiſter ſelbſt. Letzterer ſchrieb nun am 4. Oct. an Weſſenich und forderte ihn zur Mittheilung des Briefes auf; da zeigte ſich, daß keiner vorhanden war. Weſſenich erklärte, er habe bloß von dem Briefe geſprochen, den H. 1828 mit nach Nürnberg gebracht — eine jämmerliche Ausflucht, die nicht aufrichtig ſein konnte. Wie hätte W. glauben können, das arme Mädchen,

---

*) **Meyer** S. 220 ff.

welches, jenem Briefe zu Folge, den Findling geboren und einem armen Taglöhner zur Ernährung überliefert hatte, werde auftreten und in wünſchenswerther Weiſe deſſen Schickſal entſcheiden! H. ſelber äußerte in dem betreffenden Verhör am 20. Oct. 1829: „Ich muß glauben, daß ſich H. v. Weſſenich durch ſeine Erzählung bloß einen Spaß mit mir gemacht, was er nicht hätte thun ſollen, und was um ſo weniger hübſch von ihm iſt, da er mir ausdrücklich erlaubte, ſeine Erzählung dem Herrn Bürgermeiſter mitzutheilen."

Was ſagt man dazu? So elende, unverſchämte und tiefverletzende Scherze erlaubte man ſich mit dem armen Menſchen; mit ſo abſcheulichen Exempeln ging man ihm voran! Und wenn er dann am Ende dahin kam, ſeine anfängliche ſo grenzenloſe Wahrheitsliebe aufzugeben und ein normales Glied der häßlichen Lügenwelt zu werden, in die er geworfen worden war, ſo behandelte man ihn, als wenn nur er allein ſich Unwahrheiten erlaubt, und dadurch ſeine überhaupt betrügeriſche Rolle verrathen habe, alle Anderen aber wahre Muſter von Wahrhaftigkeit geweſen, von denen er nie etwas Tadelhaftes geſehen und gelernt habe!

Dieſer Rittmeiſter v. Weſſenich, der hier eine ſo große Luſt an ſchlechten, lügenhaften Späßen verrieth, war derſelbe, welcher in ſeinem Verhöre am 29. April 1834 ſo auffallende Dinge über den an ihn gewieſenen Ankömmling berichtete, wie daß dieſer vor ihm den Hut abgenommen, eine Verbeugung gemacht, „Euer Gnaden" geſagt und dabei erzählt habe, daß ihm ſein Pflegevater dieſe Höflichkeiten anbefohlen. Daß ſich die „negative Kritik" mit Triumph an dieſe Darſtellung hält, iſt natürlich; wir unſererſeits dagegen glauben, das volle Recht zu haben, einem ſolchen Spaßmacher und Lügenſchmiede, wie jener Mann war, in ſchwer zu glaubenden und mit dem allgemeinen actenmäßigen und ſonſtigen Thatbeſtande unvereinbaren Punkten nicht die geringſte Autorität zuzugeſtehen. In gleicher Weiſe müßte ſich auch jene „Kritik" verhalten, wenn ſie eine wirkliche, und nicht vielmehr eine im ſchlechteſten Sinne des Wortes tendenziöſe Afterkritik wäre.

2.

Der ſchlechte Spaß, den ſich der Rittmeiſter erlaubte, war indeſſen eine Kleinigkeit gegen den großartigen Betrug, welchen dem

Aermſten Seine Herrlichkeit, der edle Graf Stanhope ſpielte, der ſich erſt mit ſcheinbar ſo überſchwänglicher Zuneigung ſeiner annahm, ihm ſo glänzende Ausſichten eröffnete, ſeine Erwartungen auf's Höchſte ſpannte, und dieſe dann ſo gänzlich täuſchte, ihn ſogar durch ſeine allerdienſtwilligſten und gehorſamſten Werkzeuge in Ansbach ſo empörend mißhandeln ließ — des Weiteren, was er nach dem Tode ſeines Pflegeſohnes zu deſſen oder vielmehr zu ſeiner eigenen Schmach und Schande that, hier gar nicht zu gedenken. Auf H. machte dieſer Verrath nothwendig den empfindlichſten und verſtimmendſten Eindruck. Wie er ihn merkte, ſo fing er an, den Grafen auf's Tiefſte zu verachten, ſo daß er die Briefe, die er noch von ihm erhielt, kaum mehr anſehen mochte. Lehrer Meyer erzählt in böſer Abſicht, um dem Findling auch bei dieſer Gelegenheit weh zu thun, aus der Zeit, wo die erwähnte Verſtimmung bereits eingetreten war, folgenden Zug. „Die Briefe aus England, in denen er auf der erſten Seite fand, daß ſeine Abberufung dahin noch immer nicht entſchieden ſei, ließ er Tage lang liegen, ohne ſie ganz zu leſen. Auf eine diesfallſige Bemerkung von mir erwiderte er einmal: Das Andere iſt lauter unintereſſantes Zeug, dies weiß ich ſchon. Und mich kann's ärgern, wenn Jemand Etwas verſpricht und nicht Wort hält." M. erzählt dies unter der Aufſchrift: „K. H. übte gegen Niemanden eigentliche Dankbarkeit." Daß derſelbe ſogar auch gegen den „edlen Grafen" — „dieſen ſeinen großen Wohlthäter" undankbar geweſen, entwickelt M. mit empörter Seele auf zwei Seiten ſeiner Schmähſchrift,*) wobei die obige Stelle die Spitze des Beweiſes bildet. Es muß dabei der Betrug, welchen jener ganz andere Prädicate verdienende Mann geſpielt und der gerechte Unwille des bitterlichſt Hingehaltenen und im Stiche Gelaſſenen zur Sprache kommen. Und dennoch dieſer Enthuſiasmus für den Erſteren, dieſe Herabſetzung des Anderen! Hätte Stanhope den Unglücklichen vor den Augen der unverſchämten Panegyriker, die mit ihm in ſo auffallendem Bunde ſtanden, mit eigener Hand erwürgt, er wäre dennoch der „edle Graf" und „große Wohlthäter" des grundſchlechten Burſchen geblieben.

Daſſelbe Verhalten erneuert jetzt, als der vierte in dieſem preiswürdigen Bunde, der Herausgeber der „Authentiſchen Mittheilungen“, welcher „Nüchternheit, Kritik, geſunden Menſchenverſtand“ ꝛc. ebenfalls nur nach der Seite des Unglückes, nicht aber nach der des Frevels hin, beſitzt und in Anwendung bringt.

---

*) S. 469 der „Authentiſchen Mittheilungen."

IX. Ueber einige beſondere Vorwürfe, welche dem Findling ſeine Feinde machen.

1.

H. ſoll ein abſichtsvoller, ſchlauberechnender Heuchler und Schmeichler geweſen ſein, der ſich als ſolcher, ſtets nur in der unaufrichtigſten Weiſe, um die Gunſt höhergeſtellter, vorgeſetzter, einflußreicher Perſonen bemühte. — Die Waffe des Unſelbſtſtändigen, Schwachen, von der Stimmung und Laune Anderer Abhängigen iſt Gefügigkeit, Liſt, berechnetes und zweckmäßiges Benehmen den betreffenden Perſönlichkeiten gegenüber; und ich zweifle nicht daran, daß Hauſer, ſo wie er ſich einmal in die Welt gefunden, ſeine Lage begriffen, die Menſchen kennen, ja verachten gelernt, beſonders als er von Nürnberg weg und in die Gewalt liebloſer, übelwollender und boshafter Menſchen gerieth, alle Mittel angewendet, um ſich dagegen zu ſchützen; wobei er auch wohl mitunter mehr gethan haben mag, als gerade nöthig war. Man erhebt aber dieſen Vorwurf und ſchildert die Unaufrichtigkeit des armen Menſchen mit ſo grellen Farben bloß deßhalb, um ihn zum Lügner und Betrüger im Sinne der beliebten Spitzbubentheorie zu machen. Dagegen können und müſſen wir den entſchiedenſten Einſpruch thun. Es hat hier kein Gewicht, was er ſpäter war und was erſt die Welt, der er ſich nothgedrungen an- und einſchmiegte, aus ihm gemacht hatte Die vorhergegangene Periode und Erſcheinungsweiſe iſt hier diejenige, welche unſer Urtheil zu beſtimmen hat. In dieſer, in welcher er, wie der alte Hiltel ſagte, noch nicht „kultivirt“ war, kam von all dem, was man ihm vorrückt, nicht das Mindeſte vor, wohl aber das auffallendſte Gegentheil. Er ging mit den hochgeſtellteſten Perſonen auf eine Weiſe um, die nicht ſelten eine höchſt beleidigende geweſen wäre, wenn ſie ihn nicht als das Kind, welches er war, betrachtet und ihm darum einſichtsvoll Alles verziehen hätten. Wäre er ein Betrüger und als ſolcher ſchon vorher mit der Welt bekannt geweſen, ſo hätte er ſchwerlich ſo gehandelt, ſelbſt wenn er die Abſicht gehabt, die Rolle eines Kindes zu ſpielen; er hätte namentlich, wenn vornehme und mächtige Leute kamen, leicht gemerkt, wen er vor ſich habe, und wäre in der Naivetät nicht ſo weit gegangen, um ſo gröblich und für ihn gefährlich auch gegen ſie zu verſtoßen. Ich will einige ſolcher Fälle ausheben; ſie charakteriſiren die Erſcheinung überhaupt.

2.

Den Präſidenten v. Feuerbach ermahnte er zur Reinlichkeit, indem er auf deſſen Hemdkrauſe den bei'm Schnupfen herabgefallenen Tabak bemerkte, wie F. ſelbſt in ſeinem Buche berichtet. Als der Regierungspräſident v. Mieg erſchien, ſchickte er ihn geradezu fort, mit dem Bedeuten, er müſſe lernen und habe keine Zeit zu unnützen Unterhaltungen; wie mir Herr v. Mieg lächelnd ſelbſt erzählt hat. Dieſe Züge fallen in die Zeit ſeines Aufenthaltes im Veſtner Thurm. Als Bürgermeiſter Binder, um ſich eines läſtigen Beſuches zu erwehren, zu ſagen befahl, er ſei nicht zu Hauſe, rief H. erſtaunt und im Tone der Zurechtweiſung: „Aber Herr Bürgermeiſter, das iſt ja nicht wahr; Sie ſind ja zu Hauſe.“ Es war dies noch in der Periode, wo ſchon eine ſolche Art von Unwahrheit ſein unendlich feines moraliſches Gefühl empörte.

Auch gegen mich, meine Familienglieder und Freunde war er damals die Offenheit und Wahrhaftigkeit ſelbſt, und rügte Alles unverhohlen, was ihm nicht gefiel. Er fand es z. B. zwar ſehr lobenswerth, daß ich weder rauchte, noch ſchnupfte, während er zu einem meiner Freunde, der blaſſer ausſah, als ich, ſagte, daran ſei deſſen Tabakrauchen Schuld. Sonſt aber fand er auch meine Diät ſehr fehlerhaft und ſchrieb ihr meine ganze Kränklichkeit zu. Als ich einmal von ſeiner Waſſerſuppe genoß, ſagte er: ſo ſei es recht; wenn ich ſo lebte, dann würde es bald beſſer mit mir werden.*) Meine Schweſter ermahnte er, das Kaffeetrinken zu laſſen, indem er bemerkte, daß ſie in Folge dieſes Genuſſes immer erhitzt ausſehe, dann aber blaß werde.

---

*) Jetzt würde er zufriedener mit mir ſein, da ich ſchon ſeit vielen Jahren keine anderen als Waſſerſuppen genieße.

Eines Falles, wo er mir oder Anderen in einer der Unaufrichtigkeit verdächtigen Weiſe geſchmeichelt hätte, kann ich mich nicht erinnern. Vor Allen waren ihm wegen der ihm ſo abſcheulich vorkommenden Arzneien die Aerzte verhaßt. „Warum er gelernt haben, Menſchen geſund machen, und doch Nichts können?“ ſagte er von einem Arzte in ſeiner damaligen, mit Infinitiven gebildeten Ausdrucksweiſe.*) Auch von den weiblichen Perſonen, die er Frauenzimmer nannte und worunter er die Damen verſtand, die er in Geſellſchaften traf und niemals nützlich beſchäftigt ſah, ſprach er mit der tiefſten Verachtung; großes Lob erhielt dagegen von ihm „die alte Bärbel,“ eine Magd des Bürgermeiſters Binder, die er ſogar zur Frau nehmen wollte. Von einer weiblichen Perſon, die ihn hatte belehren wollen, ſagte er im September 1828: ſie hätte beſſer gethan, ihre Stube zu reinigen. Als ihn im Frühling 1829 ein Frauenzimmer fragte, wen er wohl heirathen wolle, antwortete er: „Meine Katze;“ indem er dadurch ſeine Verachtung einer ſolchen Perſon ausdrückte. Wenn es ſeine Abſicht geweſen wäre, ſich einzuſchmeicheln, beſonders als ein Betrüger, der durch die Rolle, die er ſpielte, ſein Glück machen wollte, ſo wäre das Alles gewiß ganz anders geweſen.

3.

Damit es aber keinen Vorwurf gebe, der dem armen Jungen nicht zur Laſt falle, ſo wird auch das gerade Entgegengeſetzte von ihm berichtet, wie Lehrer Meyer**) in der langen Abhandlung thut, die bloß zum Behufe der Herabſetzung, Verdächtigung und Anklage des Unglücklichen geſchrieben iſt. H. hatte hiernach Perioden, wo er „in hohem Grade unleidlich“ war, ſo daß man „ſelten einen Menſchen finden wird, der unausſtehlicher geweſen wäre.“ Er war „ungefällig und ſtockiſch;“ er zeigte den unbeſcheidenſten Widerſpruch; es gab Scenen, wo man glauben mußte, den boshafteſten und ingrimmigſten Menſchen vor ſich zu ſehen.“ Bei dem „Auftritte“ wegen des Tagebuches, das man ihm gewaltſam entreißen wollte, „ärgerte er Herrn Oberlieutenant

---

*) Von Hermann aufgezeichnet.

**) Bei Dr. Meyer S. 421 ff.

Hickel durch ſein Benehmen ſo, daß ſich derſelbe mit Gewalt zurückhalten mußte, um Hauſer's Dreiſtigkeiten nicht thätlich zurückzuweiſen. H. trieb hier ſeine unkindliche Widerſetzlichkeit ſehr weit." Hickel war alſo nahe daran, ihn zu ſchlagen. Es wäre ſehr intereſſant, zu wiſſen, wie ſich damals H. äußerte, als Hickel ſo wüthend über ihn wurde. Ueber dieſen Vorgang iſt oben S. 285 f. zu vergleichen. Daß Hauſer ſich hiebei unwillig und empört zeigte, iſt ganz natürlich; es hätte wohl Niemand ein ſüßes Geſicht dazu gemacht, außer allenfalls ein abſoluter Heuchler, der ſich alles Mögliche knechtiſch und kriechend gefallen läßt, um ſeine Herren und Meiſter nicht gegen ſich aufzubringen; ein ſolcher war aber Hauſer nicht. Alles, was in Dr. Meyer's Schrift über Hauſer's Verhältniß zu Hickel verlautet, zeigt an, daß er dieſen Mann nicht nur auf's Aeußerſte fürchtete und verabſcheute, ſondern auch auf das Tiefſte verachtete, und daß er dies auch gar nicht verhehlte.*) Er klagte gegen Hickel auch bei Feuerbach; und da ſoll es ebenfalls eine heftige Scene gegeben haben, wo ihn F. als eine „Teufelsſeele," eine „Schlange," einen „im höchſten Grade Undankbaren, Lügner und Verläumder" erkannt und zu Boden gedonnert haben ſoll.**) Das ſind nun zwar die allerhandgreiflichſten Fiktionen, worüber oben S. 299 ff. zu ſehen; aber ſo viel kann man ſchon glauben, daß es Mißſtimmungen und Scenen gegeben, in welchen H. ſeine Meinungen und Gefühle ganz offen zu erkennen gab und dadurch bei den Betroffenen großen Zorn erweckte.

Heftige Scenen ſoll es ſchon zu Nürnberg im Biberbach'ſchen Hauſe gegeben haben. Nun iſt es aber doch auffallend, daß Etwas der Art weder bei mir, noch bei Herrn v. Tucher, wo er ſich nachher 1½ Jahre lang untadelhaft betrug, vorgekommen iſt.***) Wollen wir nun auch Alles, was über Hauſer's Betragen im Biberbach'ſchen Hauſe und in Ansbach berichtet wird, unangefochten und uneingeſchränkt gelten laſſen, ſo iſt doch Folgendes zu bemerken. Wenn derſelbe an zwei anderen Orten, und das ſo lange Zeiträume hindurch, die ihm vorgeworfenen Unarten und Ungebührlichkeiten auf keine Weiſe entwickelte und hervorkehrte, ſo werden da, wo ſie zum Vorſchein kamen, doch wohl ſehr ſtarke Fehler in der Behandlung des jungen Menſchen gemacht worden ſein, ohne welche derſelbe auch hier nicht in der Art ausgeartet wäre. Je mehr er in dieſer Beziehung angeklagt wird, in ein ſo ſchlimmes Licht ſetzen die Ankläger ſich ſelbſt.

---

*) Lehrer Meyer ſagt S. 442: „H. legte dem Benehmen Hickel's die unlauterſten Motive unter; und ich war nicht im Stande, ihm ſeine Meinung ganz auszureden."

**) Meyer S. 426.

***) Denn was über einen ſolchen Fall, der ſich in meinem Hauſe zugetragen haben ſoll, bei Meyer S. 445 f. erzählt wird, iſt im höchſten Grade entſtellt, namentlich was mein eigenes Benehmen dabei betrifft; ſo zu handeln war ganz gegen meine Art und Natur. Eben ſo grundlos ſind ohne Zweifel obige Angaben über Feuerbach's Aeußerungen und Benehmen; lebte er noch, er würde dagegen ſicher gerade ſo proteſtiren, wie ich gegen das, was man mich ſagen und thun läßt.

4.

Eitelkeit, Hochmuth, Wohlgefallen an Schmeicheleien, die man ihm ſagte, Begierde, als etwas Außerordentliches, Wunderbares zu gelten und angeſtaunt zu werden — auch das ſind Vorwürfe, die man dem Findlinge macht. Nun, es hört am Ende Jeder lieber, wenn man ihm etwas Angenehmes und Gefälliges, als das Gegentheil ſagt; die Kraft, gegen Auszeichnung und Ruhm gleichgültig zu ſein, über „das geſchätzte Nichts der eitlen Ehre," wie ein älterer Dichter ſagt, ein richtiges Urtheil zu haben, iſt wunderſelten in dieſer Welt. Und wenn man durch Lob und Schmeichelei jedes Kind verderben kann, wie ſollte denn die allgemeine menſchliche Regung der Eitelkeit nicht auch in einem großen Kinde, welchem man ſo vielfach und oft ſo maßlos huldigte, erweckt worden ſein!*) Wie hier auch die Sachen ſtehen mochten, ſo waren ſie bloß natürlich und können gar keinen beſonderen Vorwurf begründen.

Um ſo bewundernswürdiger aber iſt es, daß H. dennoch ganz anders war, als er unter ſolchen Umſtänden faſt nothwendig hätte ſein müſſen. Er verachtete Diejenigen, die ihm ſchön thaten; er ärgerte ſich auch nicht wenig darüber, daß man ſo begierig war, ihn zu ſehen und anzugaffen, wie eine für Geld zu ſehende Curioſität und Monſtroſität. „Wenn die Leute Etwas ſehen wollten,“ ſagte er im Jahre 1828, „ſo möchten ſie den Rieſenknaben auf der Inſel Schütt ſehen; da trompete man den ganzen Tag und doch wolle Niemand in die Bude gehen. Bei ihm trompete man nicht, und doch dränge man ſich herzu, als wenn er ein ausländiſches Thier wäre.“ In Beziehung auf Schmeichler ſagte er öfters: „Sie mögen ſagen, was ſie wollen, ich weiß doch, wie ich daran bin.“ So war er unter meiner Leitung, beſcheiden, demüthig, ſeiner Mängel bewußt, unbethört — wiewohl man ſagt, ich hätte ihn zur Oſtentation und Gaukelei verführt. Und daß er auch in ſpäterer Zeit das nicht war, wozu ihn ſeine Feinde machen, das verräth ſelbſt Lehrer Meyer, der nicht genug Schlechtes, Gemeines und Verächtliches von ihm ſagen kann, und doch zuweilen, von der Wahrheit überwältigt, aus der Rolle des tendenziöſen Verklägers fällt. Er ſagt in ſeiner Schmähſchrift: übertriebene Schmeichelei*) machte kein beſonderes Glück bei ihm. „So ließ er einen Profeſſor aus dem Norden in meiner Stube förmlich ſtehen, indem er ſich, unter der Entſchuldigung, daß er auf das Gericht müſſe, auf einmal entfernte. Derſelbe hatte ihm mehrere unverdiente Elogen, und dabei auch geſagt, er, der Profeſſor, wäre ſchon in Ungarn gereiſt und finde nun, daß er, Hauſer, ein vollkommenes ungariſches Geſicht hätte.“ Ein ſo ſprechendes Zeugniß aus ſo feindſeligem Munde hat ein großes Gewicht und paralyſirt

---

*) Es fallen mir hiebei Fälle ein wie der folgende. Ein Frauenzimmer ſagte einmal in meinem Beiſein zu ihm: „O Kaſpar, was haſt Du für ſchöne Oehrchen!" Ich ſah, wie ihn in feineren Geſellſchaften die Damen bedienten, ihm die Sporen anlegten ꝛc. Sie waren förmlich in ihn verliebt und vernarrt, und man kann es ihnen nicht allzuſehr verdenken; denn er war eine in der That höchſt anziehende und liebenswürdige Erſcheinung, wie ſie in der Art, namentlich was das kindlich Liebliche und Naive ſeines Weſens und Benehmens betrifft, ſonſt nirgend vorzukommen pflegt.

---

*) „Von Männern,“ ſetzt er hinzu; um ſeine Conceſſion zu beſchränken. „Er hielt ſich,“ ſagt er bald nachher, „vorzüglich zu Damen, die ihn als ſeltſames Wunder und als kindliche Unſchuld verehrten.“ Wohler mochte es ihm wohl bei ſeinen, gebildeten, ihn gütig behandelnden Damen, als bei einem Hickel, der ihn ſo unmenſchlich mit Füßen trat, ihn jeden Augenblick mit dem Grafen, wie mit einem Popanz drohte, ihn einen Betrüger ſchalt, ſeine Behältniſſe aufbrach ꝛc., und bei einem Meyer, der unaufhörlich ſpionirte, moraliſirte, ihm ellenlange Predigten hielt, mit welchen er auch die Leſer ſeines Aufſatzes langweilt, Nachts mit Fußtritten und Beilſchlägen in ſein Zimmer zu bringen verſuchte ꝛc., was dieſe naiven Leute Alles ſelber mittheilen, als gereiche es ihnen zum höchſten Ruhm.

Alles, was Widerſprechendes vorgebracht und geltend gemacht wird, auch wenn es aus demſelben Munde geht.

H. ſoll ſich bloß im Umgange mit hochgeſtellten Perſonen gefallen und alle anderen hochmüthig verachtet haben. Dem kann ich aus den Acten Folgendes entgegenſtellen. Als man ihn nach ſeiner Verwundung in der Vernehmung am 17. December 1833 fragte, ob bei der Beſtellung im Hofgarten im Gebäude des Appellationsgerichtes, von der er geſprochen, Jemand zugegen geweſen, gab er zur Antwort: er habe Niemand bemerkt; doch könnte es wohl ſein, daß noch Jemand dort geweſen. „Wenn arme Leute kommen, die paſſen auch immer da auf, ſo z. B. eine gewiſſe Feigelin, der ich immer Etwas gebe, ſo auch die Tuchmacherswittwe Weigel, die paßt immer da auf.“ Er war alſo wohlthätig, freundlich und herablaſſend gegen Arme und Niedrige; ſie benützten das und paßten ihm auf, wie er ſich ausdrückt; und er warf ihnen nicht nur ſtolz und flüchtig ein Almoſen hin; er machte ſich offenbar auch näher mit ihnen bekannt, da er ſie ſo gut kannte. Das ſind ſo charakteriſtiſche und rührende Züge, daß nur die herzlos feindſelige Kritik, die über ihn damals zu Gerichte ſaß und ihn in der Perſon des Verfaſſers der „Authentiſchen Mittheilungen“ noch neueſtens wieder mit Füßen tritt, völlig empfindungslos dabei bleiben und ſie bei ſeiner Beurtheilung, als gar keiner Beachtung werth, bei Seite laſſen kann.

5.

Während ich die ſchmählichen Schilderungen las, welche Lehrer Meyer von H. macht, drängte ſich mir auch noch folgende Frage auf.

Wie kam es denn, daß eine dieſem Manne ſelbſt ſo nahe ſtehende Perſon, wie ſeine Schwiegermutter, ein ſo ganz anderes Verhältniß zu H. hatte, als er? Dieſelbe hatte doch wohl ebenfalls Gelegenheit genug, ihn zu beobachten, ſich von deſſen abſcheulichen Untugenden und verdachtvollen Eigenheiten zu überzeugen, die ihm die heilige Trias zur Laſt legt, ihn als die „Schlange“ und die „Teufelsſeele“ kennen zu lernen, als die er zu Ansbach erkannt worden ſein ſoll. Sie vernahm gewiß Alles, was der geſtrenge Herr Lehrer, ihr Schwiegerſohn, wider den grundſchlechten Burſchen laut werden ließ, was er für Anklagen erhob, für Argwohn äußerte, für eine Anſicht vertrat. Bei all dem war und blieb dieſe Frau, die deßhalb höchſt achtungswerth erſcheint, dem Unglücklichen ſtets freundlich, gütig, liebreich zugethan, ſagte ihm, wie Meyer ſchreibt, gern Angenehmes; und er hinwiederum „hielt viel auf ſie," ſchloß ſich beſonders an ſie an, klagte ihr, wenn ihm ein Uebel zuſtieß, ſein Leid und ſuchte Hilfe bei ihr. Er verlangte nach ihr auch nach ſeiner Verwundung;*) und ſie ſchenkte ihm, nach Meyer, auch zu dieſer Zeit „alle Aufmerkſamkeit."**) Man „huldigte ihm," wie ſich derſelbe ſpöttiſch ausdrückt, auch im Hauſe der Schwiegermutter; daher er ſich dort — der falſche Heuchler und Komödiant — auch ganz anders benahm, als bei ihm.***) Sollte nicht auch das für ein Anzeichen gelten, daß H. unangemeſſen beurtheilt und behandelt worden iſt, und daß Meyer's böſe Geſinnung und feindliches Gebahren einen keineswegs objektiven Grund gehabt?

I.

Zur Geſchichte der Attentate. Nürnberger Mordverſuch. Ansbacher Kataſtrophe. Eine Anzahl relevanter Ausſagen und Zeugniſſe der betreffenden Art, die bis jetzt noch nicht veröffentlicht ſind.

1. Zur Geſchichte des Nürnberger Attentates.

1.

Dieſes auf den damals noch unter meiner Aufſicht und in meiner Verpflegung ſtehenden Findling gemachte Attentat wurde bekanntlich am 17. Oct. 1829 vollführt; es wurde ihm in meinem Hauſe, da er ſich in einem unter der Treppe befindlichen Abtritt befand, eine Stirnwunde beigebracht, die ihm einen großen Blutverluſt und eine ſchwere Erkrankung verurſachte, ihn aber nicht zum Tode brachte. Wir ſtellen hier Einiges zuſammen, was darauf Bezug hat und die Sache in ein helleres Licht zu ſetzen geeignet ſcheint; wir ſind im Stande, hiebei auch etwas ſehr Relevantes, was bis in die neueſte Zeit im Dunkeln geblieben, mittheilen zu können, wie es unten S. 320 f. zu leſen ſein wird.

---

*) „Die Mutter will ich," rief er; Meyer S. 328.

**) Meyer S. 501. „Meine Schwiegermutter, die ihm auch diesmal, wie immer, alle Aufmerkſamkeit ſchenkte, und auf die er, weil ſie ihm gerne Angenehmes ſagte, ſehr viel hielt, an die er ſich mit ſeinen Klagen über Schmerzen an einem Finger, einer Zehe ꝛc. ſtets gewandt und Raths erholt hatte — — — —."

***) Meyer S. 429. „Er zeigte ſich faſt überall anders. In dem Hauſe meiner Schwiegermutter, wo man ihm, wie an anderen Orten, als dem intereſſanten K. H. gerne huldigte, benahm er ſich ſchon ganz anders, als bei mir." Es iſt, wie ſchon bemerkt, ganz natürlich, daß man ſich gegen gute und freundliche Menſchen anders benimmt, als gegen böſe und feindliche; das thut Jeder, ohne deßhalb ein Betrüger und ſchlechter Menſch zu ſein.

2.

Nicht ohne Intereſſe iſt erſtlich, was Stallmeiſter v. Rumpler in ſeinem Zeugenverhör am 2. Nov. 1829 erzählt hat. „H. kam einmal von einem Ritt nach Hauſe, den ich ihm geſtattet hatte. Als er ſich bei mir bedankte, glaubte ich bei ihm ein beſonderes Echauffement wahrzunehmen. Ich ſagte zu ihm: „„Hauſerla, Hauſerla, du haſt gewiß mein Pferd recht geplagt,““ worauf er entgegnete, er habe dieß keineswegs gethan; es werde ihm jedoch, wenn er ſich vor der Stadt und ganz allein befinde, Angſt; er fühle ſich beängſtiget und daher rühre die Erhitzung, welche ich an ihm wahrgenommen.“ Die „negative Kritik“ würde, wenn nichts Weiteres folgte, ſagen: Da habe der Burſche gelogen. Rumpler aber fährt fort: „Als ich an dem Tage das Pferd ſelbſt beſah, traf ich es kalt und keineswegs erhitzt.“

3.

In dem am 9. Nov. 1829 Statt gefundenen Verhör Hauſer's*) erzählte derſelbe, wie er am 24. Juni des Jahres ganz allein bei ſchönem Wetter durch die Plattner'ſche Anlage bei Nürnberg gegangen und durch ein Geräuſch, das er vernahm, in große Angſt verſetzt worden ſei. Es war, als ſei Jemand in der Hecke verborgen und richte ſich plötzlich gegen ihn auf. H. bemerkte und erfuhr nichts Weiteres; gleichwohl kam ihm der Gedanke, es möchte der Unbekannte ſein, der ihn nach Nürnberg geführt, und derſelbe vorhaben, ihm ein

---

*) Meyer S. 127.

Leib zuzufügen. Die Mäßigkeit dieſer Angaben ſpricht ſehr für ihre Wahrheit; hätte ſich H. eine Erdichtung erlaubt, ſo wäre dieſelbe wohl viel reicher ausgeſchmückt geweſen. Wirklich mag man damals ſchon die Abſicht gehabt haben, ihn zu tödten; durch irgend einen ſtörenden Umſtand jedoch, etwa durch die zu eilige Flucht Hauſer's oder einen herankommenden Spaziergänger von der Ausführung abgehalten worden ſein. H. ſprach von dem Vorgang auch in der Nacht vom 17. auf den 18. Oct., nachdem er jene Stirnwunde erhalten und delirirend auf dem Krankenbette lag: „Gewiß der Mann, der mich in der Plattners-Anlag umbringen wollte.*) Es iſt auch ganz natürlich, daß, bevor zu einem in Stadt und Haus gewagten Attentate geſchritten wurde, erſt der Verſuch gemacht ward, die That vor der Stadt im Freien zu vollbringen, wo der Thäter leichter und unbemerkbarer entfliehen konnte. Damit kam man aber nicht zu Stande und entſchloß ſich daher zu einem kühneren Wagſtücke.

4.

Einen Blick in die dem Mordverſuch vorausgegangenen Nachſtellungen läßt uns, wie es ſcheint, noch eine andere Erzählung Hauſer's thun. Es befindet ſich nämlich in den Präſidialakten**) ein von H. 1831 im Hauſe des Präſidenten v. Feuerbach geſchriebener Aufſatz, worin er einen Beſuch zweier unbekannter Perſonen bei ihm beſchreibt, der, wie er ihn ſelbſt auffaßt und darſtellt, einen ſehr verdachtvollen Charakter hatte. Es war, erzählt er, ohngefähr 6 Wochen vor dem Attentate, als zwei Fremde zu ihm kamen, von denen der eine einen ſchwarzen Backenbart und Schnurrbart trug und ſehr böſe Züge im Geſichte hatte. Sie fragten ihn, was er ſchreibe***); er entgegnete: ſeine Geſchichte, ſeinen Aufenthalt im Käfig und wie er nach Nürnberg gebracht worden ſei. Da nahm der Eine das Geſchriebene und las ein paar Seiten, während der Andere, der mit dem Schnurrbarte, Hauſern um Allerlei fragte, beſonders nach ſeiner Art ſpazieren zu gehen ꝛc. Dann nahm auch dieſer die Geſchichte und las ſie „von

---

*) **Meyer** S. 214.

) **Meyer S. 241.

***) Man ſieht aus dem Folgenden, daß ein Manuſkript auf dem Tiſche lag.

der erſten Zeile bis zur letzten.“ Hierauf gingen ſie fort und H. begleitete ſie, wie er in ſolchen Fällen zu thun pflegte, bis zur Hausthüre. Bei der Holzkammer, wo nachher, bei dem Attentate, der Thäter verſteckt geweſen zu ſein ſcheint, fragten ſie, was denn dieſes ſei? H. öffnete ſie und ließ die Fremden hineinſehen. Dann wollte er wiſſen, wer ſie ſeien; ſie gaben jedoch keine Auskunft darüber; ſie ſeien weit her, ſagten ſie, und H. würde den Ort, wenn ſie ihn nennten, doch nicht kennen. So entfernten ſie ſich. Man kam vielleicht erſt damals, als man die örtliche Gelegenheit erkundet hatte, auf den Gedanken, das Attentat in dem in der That ſehr wohl dazu geeigneten Hauſe zu vollführen.

5.

Wir kommen auf die That ſelbſt und auf die Ausſagen der Zeugen, die deßhalb vernommen wurden. Die „negative Kritik“ behandelt dieß Alles in ihrer Art auf das Allerleichtfertigſte und Wegwerfendſte. Hier haben die actenmäßigen Ausſagen nicht die mindeſte Bedeutung für ſie, während ſie ſolchen anderwärts, wenn ſie ihr zuſagen, auch im Falle der größten Unwahrſcheinlichkeit und des Widerſpruches gegen noch ſo viele und autoritätsvolle andere, eine ſouveräne Gültigkeit zuerkennt. Die in den Acten ſtehenden Zeugniſſe ſind keineswegs ſo unerheblich, wie dieſe Kritik will. Die That geſchah am 17. October 1829 gegen 11 Uhr Vormittags. Um dieſelbe Zeit ſah man wirklich Perſonen, die man nicht kannte und von deren Anweſenheit man bei mir Nichts wußte, aus dem Hauſe kommen. So die Wäſcherin *Rupprecht*, welche, wie ſie deponirte, von ihrem Fenſter aus zwei unbekannte Mannsperſonen mit einander aus meiner Wohnung kommen ſah. Es ſcheint dieß anzuzeigen, daß der Thäter einen Gefährten bei ſich gehabt, ſowie auch bei dem in Ansbach vollführten Morde Anzeichen vorhanden ſind, daß mehr als eine Perſon dabei betheiligt geweſen. Man kann ſich dabei auch der beiden Fremden erinnern, die Hauſern einige Wochen zuvor einen ſo verdachtvollen Beſuch gemacht.

Wichtiger noch erſcheint die Erzählung der Hallwächtersfrau *Uebelhör*. Dieſe bemerkte um ½12 Uhr, wie ein Mann, welcher der öffentlichen Beſchreibung des Thäters entſprach, in einiger Entfernung von meinem Hauſe, an einer mit Waſſer gefüllten Feuerkufe am Hauptſpitale *die Hände wuſch*. Das war ihr äußerſt auffallend. Sie faßte den Mann in's Auge und der blickte ſie auch wieder ſtarr an, hörte auf zu waſchen und that, als ob er bloß die dortigen Kufen betrachte. Sie theilte einer ihr bekannten Magd, die eben vorbeiging, dieſe ſo ſehr befremdende Wahrnehmung mit. Letztere, deßhalb ebenfalls verhört, gab dieſelbe Zeit, ½ 12 Uhr, und denſelben Ort an und beſtätigte die ihr damals von der Frau gemachten Mittheilungen. Das war doch höchſt wahrſcheinlich der Thäter, der ſich dort die blutigen Hände reinigte. Und was iſt das nun für eine Kritik und Geſchichtsforſchung, die ſo frappante Anzeichen behandelt, als wenn ſie gar keiner Beachtung werth ſeien! Was würde aus allen Unterſuchungen der Art werden, wenn nach ſolchen Grundſätzen verfahren würde!

Eine andere, wohl ebenfalls beſonderer Rückſichtnahme würdige Ausſage iſt nachſtehende.*)

Die Zuſpringerin Stengel gab an, ſie habe, 4 Tage nach dem Attentat, als ſie Morgens zwiſchen 6 und 7 Uhr in die Stadt hinein zu ihrer Arbeit ging, auf dem Fußſteige vom Thiergärtner Thore nach der Bucherſtraße zu, einen Mann ſtehen ſehen, der ſie, als ſie an ihm vorbeikam, angeſprochen, ſich bei ihr nach dem Menſchen, der geſchlagen worden, erkundiget und ſie gefragt habe, ob derſelbe geſtorben ſei; er habe dann auch den Namen Kaſpar Hauſer genannt. Sie habe ihm geantwortet, ihres Wiſſens ſei er noch am Leben, und dann ihren Weg fortgeſetzt; der Mann aber ſei ihr gefolgt, und habe ſie gefragt, wer am Thiergärtner Thore Examinator ſei und ob man, ohne angehalten zu werden, in die Stadt kommen könne; ferner ob wegen des Mordverſuches am Thore Etwas angeſchlagen ſei. Sie habe geantwortet, den Examinator kenne ſie nicht, der Eingang in die Stadt ſei nicht erſchwert, eine Bekanntmachung über K. H. ſei angeheftet. Er ſei dann mit ihr hinein gegangen und habe die Bekanntmachung geleſen; während ſie ihres Weges ging. Als ſie ſich nachher umgeſehen, habe ſie bemerkt, wie er den Rückgang antrat und mit ſchnellen Schritten wieder zum Thore hinaus eilte.

Hauſer und ihm zu Folge die Bekanntmachung des Magiſtrates bezeichnete den Thäter als einen Mann von mittlerer Größe, breiter, unterſetzter Statur, bekleidet mit einem dunkelfarbigen Ueberrock, ſchwarzen Beinkleidern und ſchwarzen gewichſten Stiefeln. Die Uebelhör gab an, der ihr verdächtige Mann ſei von mittlerer Größe, breiter, unterſetzter Statur, vollem Geſichte, brauner Farbe und höchſtens 40 Jahre alt geweſen, habe einen dunkelfarbigen Ueberrock und ſchwarze Beinkleider angehabt. Die Stengel beſchrieb den Unbekannten, der ihr vor dem Thore begegnet war, als einen großen Mann, von ohngefähr 40 Jahren, braunen Haaren, rundem, vollem Geſicht*), ſtarkem, etwas röthlichem Bart, mit rundem, ſchwarzem Hut, grüntuchenem Ueberrock, dunkeln Pantalons, ſchwarzer Halsbinde, gefälteter, weißer Chemiſette, ſchwarztuchener, oben offen ſtehender Weſte, gewichſten Stiefeln, an der linken Hand einen weißledernen Handſchuh und den andern in der rechten, am Zeigefinger der rechten Hand einen großen goldenen Plattenring. Kleidung und Schmuck zeigten demnach einen keineswegs dürftigen Mann an; es führen auch dieſe Ausſagen in eine höher liegende Schichte der Geſellſchaft hinauf. Daher wird man wenigſtens die Ausſtattung des Menſchen abzuleiten haben, wenn er ſelbſt auch gemeinen Urſprunges geweſen ſein ſollte.

---

*) Wir geben ſie nur auszüglich; ſ. bei Meyer S. 238 ff.

6.

Nun iſt aber noch etwas ſehr Intereſſantes mitzutheilen, was ſich in den Acten nicht findet. Es iſt mir nämlich aus Nürnberg von guter Hand die Nachricht zugegangen, daß daſelbſt noch eine Perſon lebt, welche bezeugen kann, daß der „ſchwarze Mann“, von welchem der Findling behauptete, jene Stirnwunde erhalten zu haben, deren Narbe er mit in das Grab nahm, keine wahrheitsloſe Erfindung desſelben geweſen iſt. Dieſe Perſon befindet ſich auf der von der Pegnitz gebildeten Inſel Schütt**), hinter dem ſogenannten Wildbade S. 1700, iſt die Aufſchlägerswittwe Babette Binz, geb. Brunner, und war zur Zeit des Attentates ein ohngefähr neunjähriges Mädchen, welches in mein Haus täglich den Milchbedarf brachte. Von dieſem

---

*) Dieſer Umſtand kommt alſo in den Ausſagen zweimal vor, wiewohl er in der öffentlichen Bekanntmachung nicht erwähnt iſt.

**) Auf ebenderſelben ſteht das Haus, in welchem ich mit Hauſer wohnte und ſich der Mordanfall ereignete.

Milchmädchen iſt zwar in den Acten die Rede*); daſſelbe wurde jedoch damals, was ſehr zu bedauern iſt, keiner näheren Berückſichtigung und Vernehmung gewürdiget. Jetzt hat ſich dieſe Frau gegen reſpektable Perſönlichkeiten wiederholt und mit aller Beſtimmtheit dahin geäußert, daß ſie jenen dem Findling im Hauſe auflauernden Mann mit Augen geſehen. Sie erblickte, wie ſie in meiner Wohnung, nachdem ſie oben ihre Milch abgegeben, die Treppe hinabſtieg, hinter der Thüre des an der Treppe befindlichen Abtrittes eine Figur mit ſchwarzem Geſichte**) und einem blinkenden Beile in der Hand, ergriff, erſchreckt und entſetzt von dieſem Anblicke, eilig die Flucht, erzählte auch nachher davon, doch ohne daß es irgend eine Folge hatte.

Wahrſcheinlich hatte der Menſch vor dem Geſichte einen dunklen, aber für ihn durchſichtigen Flor, der am inneren Hutrande befeſtigt war, ſo daß er ihn, je nachdem er es brauchte, in einem Augenblicke herunterlaſſen oder in den Hut zurückwerfen konnte. In dem Falle, daß er dem Anblicke von Perſonen ausgeſetzt war, denen er keinen Argwohn erwecken durfte, ſtellte er ſich, mit zurückgeworfenem Flore, als ein zum Beſuche kommender unverdächtiger Fremder dar; dem Findling ſelbſt wollte er ſein Geſicht wohl darum nicht ſehen laſſen, damit er ihn, wenn er nicht ſofort tödtlich genug getroffen würde, oder wenn er gar davon käme, nicht beſchreiben und verrathen könne. Als das Mädchen die Treppe hinab ſtieg, wähnte er vermuthlich, es ſei Hauſer, und ſtand im Begriff, ihn anzufallen; daher hatte er ſich verſchleiert, hielt ſein Inſtrument in der Hand und wurde ſo dem Mädchen ſichtbar.

Die Frau gibt an, er ſei hinter der halbgeöffneten Abtrittthüre geſtanden. Das iſt deßhalb auffallend, weil er da nicht verſteckt war, als H. an dieſen Ort ging, ſondern der Ausſage des letzteren nach den Gang her kam, der zur Treppe und dem daran befindlichen Abtritt führte. Man vermuthet, der Mann ſei vielmehr in der Holzkammer verſteckt geweſen, die ſich in dem Gange befand***); und es wäre leicht möglich, daß die Frau dieſe Localitäten verwechſelte. Es kann aber auch ſein, daß der Menſch ſeinen Standpunkt verändert hat, daß er, von dem Mädchen bemerkt, im Begriff war, ſich zu entfernen, in dem Momente aber H. kam, und Jener nun doch die Gelegenheit ergriff, ſeine That auszuführen, was er jedoch mit ſehr wenig Geſchick und Faſſung gethan zu haben ſcheint.*) Die in dieſer myſteriöſen Geſchichte im Einzelnen obwaltenden Dunkelheiten ſind nicht durchaus mit Sicherheit aufzuhellen; dieß iſt aber kein Beweis ihrer Unwahrheit. Die Ausſage der Frau bleibt jedenfalls von großer Wichtigkeit; denn daß ſie lüge, entbehrt aller Wahrſcheinlichkeit. Dieſelbe entſinnt ſich auch noch anderer Vorgänge, die an jenem Morgen**) Statt gefunden, was ihre noch lebhafte Erinnerung überhaupt bezeugt. Sie zu verdächtigen, würde wenig helfen; das Publikum dürfte ihr wohl mehr Glauben ſchenken, als der „negativen Kritik.“

---

*) Meyer S. 200.

**) H. gab an: „Vom Geſichte, mit Einſchluß der Hauptbaare, konnte ich gar Nichts wahrnehmen; denn er war verſchleiert, und zwar, wie ich glaube, vermittelſt eines über den ganzen Kopf herübergezogenen ſchwarzen Tuches. Meyer S. 227 f.

***) Vergl. Meyer S. 213, 220 und hier oben S. 313.

II. Wahrnehmungen verſchiedener Perſonen in Betreff der Ermordung Hauſer's nach den Mittheilungen eines wohlunterrichteten Freundes, nebſt den daraus zu ziehenden Schlüſſen, wodurch der ganze Vorgang in ein neues Licht zu ſtehen kommt.

1.

Der Freund, von welchem ich hier ſpreche, war mir vor dem durch Dr. Meyer erneuerten Streite über die Hauſer'ſche Angelegenheit noch völlig unbekannt. Auch ihn empörte das Gebahren dieſes Gegners; und ſo ſah er ſich veranlaßt, mit mir in Verbindung zu treten und mir ſein Wiſſen über die Sache, namentlich was die auf H. gemachten Mordanſchläge betrifft, im Intereſſe der angefochtenen Unſchuld und Wahrheit gütigſt mitzutheilen. Er befand ſich in der Hauſer'ſchen Zeit zu Ansbach und war mit den Verhältniſſen des Findlings vollkommen bekannt, intereſſirte ſich lebhaft für den außerordentlichen Fall und ſtellte darüber ſelbſteigene Recherchen an, welche äußerſt intereſſante

---

*) Ein ganz Anderer, ein ächter, gedungener Bandit, Gott weiß woher geholt und wie theuer bezahlt, hat wohl die That im Hofgarten zu Ansbach vollbracht.

**) Am 17. Oct. 1829.

Reſultate lieferten. Die von ihm genannten Zeugen ſind mir perſönlich fremd und unbekannt, von ihm jedoch genau bezeichnet; eine Urſache, dem Manne, der mich in dieſem Kampfe ſo dankenswerth unterſtützt, zu mißtrauen, iſt durchaus nicht vorhanden; und es wäre jedenfalls ein an dem Gemordeten, dem Publikum, der Geſchichte und mir ſelbſt begangenes Unrecht, wenn ich mit dieſen Notizen zurückhielte. Sie haben mich auch auf neue, beſondere Gedanken gebracht und mir über einen der räthſelhafteſten Punkte der Ansbacher Mordgeſchichte, worüber unten näher die Rede ſein wird, ein neues Licht angezündet.

2.

In dem Berichte des k. Kreis- und Stadtgerichtes Ansbach an das k. Staatsminiſterium der Juſtiz vom 12. Jan. 1834, welchen Meyer mittheilt, kommt*) die Stelle vor: „Es war vorauszuſehen, daß die bekannt gewordene Perſonalbeſchreibung des Thäters zu mehreren Anzeigen Veranlaſſung geben werde, da dieſe Beſchreibung auf ſo viele Menſchen paßt; und ſo kam es denn auch, daß viele Menſchen ein ähnliches Individuum um die bekannte Zeit der That in mehr oder minderer Ferne vom Hofgarten, ja in dieſem ſelbſt geſehen haben wollten.“ Es leuchtet aber gar nicht ein, daß die Beſchreibung, die H. gab, auf ſo gar viele Menſchen gepaßt habe und zwar auf ſolche, die gerade um jene Zeit bei abſcheulichem Wetter in der Nähe des Hofgartens und in dieſem ſelbſt zu ſehen geweſen ſein ſollen, ohne mit dem Thäter identiſch zu ſein — denn anders läßt ſich jene ſonderbare Stelle nicht wohl verſtehen. Sollten dort wirklich zu der Zeit mehrere Männer von großer Statur, ſchwarzem Backen- und Schnurrbart, mehr alt als jung, einen runden, ſchwarzen Hut auf dem Kopfe, und in einen Mantel mit Kragen gehüllt herumſpaziert ſein? Wenn auch nur eine Figur der Art dort zur Stunde der That oder kurz vorher oder nachher erblickt worden iſt, ſo iſt das ein nicht zu verachtender Umſtand. Oder ſollten alle jene Leute, welche einen ſolchen Menſchen geſehen haben wollten,

---

*) S. 325.

Lügner oder Narren geweſen ſein? Das heißt doch ſehr erhebliche Dinge ſehr leicht nehmen; und es kann das nur durch das Obwalten einer vorgefaßten, äußerſt widrigen, der Unterſuchung ſchwerlich zum Vortheile gereichenden Stimmung erklärt werden. Unter ſolchen Umſtänden mußten die Unterſuchungen freilich ſehr reſultatlos ausfallen In demſelben Berichte*) heißt es: „Die ſich anfänglich häufenden Anzeigen in Bezug auf Perſonen, welche mit der Perſonalbeſchreibung Hauſer's von dem Thäter in einiger Uebereinſtimmung ſtanden, und welche die Vernehmung von mehr als hundert Individuen nothwendig machten, nahmen in den erſten drei Wochen die Thätigkeit des Unterſuchungsgerichtes ununterbrochen und vorzugsweiſe in Anſpruch. Erſt in der letzten Woche, nachdem die Indicien in Bezug auf Perſonen faſt durchgängig auf Null reducirt waren" ꝛc. Alſo über hundert Perſonen wollten eine der That verdächtige Perſon geſehen haben; und dieſe Indicien reducirten ſich zwar faſt, aber doch nicht ganz auf Null. Auf dieß Alles wurde kein Gewicht gelegt; man wußte ja, daß es keinen fremden Thäter gab und daß derſelbe nur eine Fiktion des ſchlechten Burſchen geweſen, der zuletzt ſich ſelbſt erſtochen; welche Anſicht in dem Berichte auch ſofort, mit Berufung auf die heilige Trias Stanhope-Hickel-Meyer, deren Wahrheitsliebe und Darſtellungstreue über jeden Anſtand erhaben, als die wahrſcheinlichſte, kaum zu bezweifelnde Anſchauung ausführlich entwickelt wird.

Man muß ſich über eine ſolche Behandlung der Sache um ſo mehr verwundern, ja entſetzen, wenn man die Beſchreibungen kennt, welche eine ganze Anzahl von Zeugen von der verdächtigen Perſon gemacht, wie ich ſie gegenwärtig in Händen habe. Ich weiß nicht, was in dieſer Beziehung die Acten enthalten; Dr. Meyer hat es nicht für zweckmäßig gefunden, Etwas darüber mitzutheilen. Aber was mir der erwähnte Freund zugeſendet, iſt ſeinem Inhalte nach wohl vollkommen actenmäßig; es ſtimmt vielleicht wörtlich damit zuſammen; und ich dürfte ſomit das von Dr. Meyer, wie es ſcheint, auch hier, wie ſonſt, tendenziös verkürzte Actenmaterial durch die nachſtehenden Abdrücke weſentlich zu ergänzen im Stande ſein.

---

*) Meyer S. 329.

3.

In dem Schreiben des erwähnten Freundes, welches ich auszüglich, namentlich mit Weglaſſung einiger Schärfen, gebe, heißt es wörtlich: „Der viel bekannte und noch mehr verkannte Findling K. H. ſoll nach den neueſten Behauptungen ſich ſelbſt gemordet haben. Es kann nun zwar nach 38 Jahren nicht mehr von der Ermittelung eines Thäters die Rede ſein, wohl aber davon, ob ſich zur Zeit der That nicht Perſonen gezeigt, die derſelben verdächtig waren. Ich glaube dieſe Frage mit Ja beantworten zu können. Der 14. December 1833 war einer jener ſchauerlichen Wintertage, an welchem Regen und Schneegeſtöber den Tag über auf die mannigfachſte Weiſe wechſelte. Es mag Nachmittags nach ¼ auf 4 Uhr geweſen ſein, als H. im Ansbacher Hofgarten, wohin er durch einen ihm unbekannten Mann beſtellt war, nächſt dem Uz'ſchen Denkmale, unter Darreichung eines lilaſeidenen Beutelchens, die tödliche Stichwunde erhielt. Er lief ſchwer verletzt nach Hauſe, um ſeinem geſtrengen Schulmeiſter Meyer Kenntniß davon zu geben. Allein ſtatt ſogleich bei Gericht Anzeige zu erſtatten, nahm ihn dieſer mit ſich fort, damit er ihm die Stätte der Verwundung im Schloßgarten zeige. Auf dem Wege brach H. zuſammen und konnte nur mit Mühe nach ſeiner Wohnung und zu Bette gebracht werden. Nun ging M. erſt auf das Rathhaus, wo ihm der jourhabende Officiant erklärte, daß ohne ſpeciellen Auftrag des Herrn Bürgermeiſters Endres, der im Bade ſei, dieſe Anzeige nicht aufgenommen werden dürfe. Hierauf ging M. in die ¼ Stunde von der Stadt entfernte Kleinſchrodt'ſche Badewirthſchaft, wo der Bürgermeiſter im Kreiſe ſeiner Vertrauten ſaß und, nach Anhörung der vorgetragenen Anzeige, deren Protokollnahme geſtattete. Dieſes merkwürdige Actenproduct wurde dann beim Laternenſchein und Kerzenſchimmer dem Kreis- und Stadtgericht Ansbach zur Einleitung der Unterſuchung mitgetheilt. Gewiß eine Stunde Verzögerung in einer ſo wichtigen Sache! Hauſer's Verwundung war bald ein Stadtgeſpräch, und bis ſich eine Commiſſion an Ort und Stelle begab, waren vom Publikum alle Wege vertreten. Schreiber dieſer Zeilen war ſelbſt einer von denen, welche deßhalb nach dem Schloßgarten eilten. Das Mordinſtrument konnte weder am Orte der That, noch in deſſen Nähe und ebenſowenig in dem Flußbette der deßhalb abgelaſſenen Rezat aufgefunden werden. H. äußerte ſich über ſeinen Mörder dahin: „„Der Mann hatte einen ſchwarzen Schnurr- und Backenbart, rothes Geſicht, dunkelbraune Haare, war mittlerer Größe und mag 50 Jahre alt geweſen ſein. Er trug einen Mantel mit Kragen, deſſen Farbe, ſo wie ſeine Kleidung unter demſelben mir nicht mehr bekannt iſt, und einen runden, ſchwarzen Hut.““*) Daß ſich zur Zeit von Hauſer's Verwundung Erſcheinungen entſprechenden Anſehens und verdächtigen Charakters gezeigt, geht aus den Angaben folgender Perſonen zu Nürnberg und Ansbach hervor. Am Tage vor der Verwundung kam mit einer ſolchen in Berührung:

Hahnenberg, Johann Leonhard, Falkenwirth in der Landauergaſſe zu Nürnberg.

Am Tage der Verwundung erblickte eine ſolche:

Stadelmann, Eliſabetha, geb. Kündinger, Gaſtwirthswittwe vom goldenen Zirkel in Ansbach.

Seitz, Johann Georg, Schullehrer in Ansbach.

Donner, Friedrich, k. Regierungs-Aſſeſſor in Ansbach.

Leich, Joſeph, Salzmagazinarbeiter.

Friedrich, Georg, Hofgartengehilfe.

Weiß, Suſanna Margaretha, Näherin.

Stadi, Johann, Taglöhner.“

Hier haben wir 8 Perſonen ſehr verſchiedenen Standes und Charakters vor uns; und dieſe alle wollen einen Mann, der höchſt wahrſcheinlich mit dem Mörder Hauſer's identiſch war, mit Augen geſehen, zum Theil mit ihm geſprochen haben. Ihre Ausſagen ſind näher die nachſtehenden. Ich gebe ſie ſo vollſtändig, als ſie vor mir liegen, auch wenn die darin vorkommenden Einzelheiten nicht alle von Belang ſind, indem ich Nichts von dem Charakter dieſer Ausſagen verwiſchen, ſo wie auch zeigen will, wie wenig ſich dieſelben auf das beſchränken, was von Hauſer ſelbſt angegeben wurde, und wie wenig ſie daher als eine bloße Wiederholung dieſer Angaben betrachtet werden können. Daß die Ausſagen in den nächſten Tagen nach dem Morde gemacht wurden, geht aus den Ausſagen ſelbſt hervor; denn wenn z. B. die Zeugen Nr. 2 und 6 ſagen: „am vergangenen Samſtag,“ ſo befinden ſie ſich der Zeit nach offenbar zwiſchen dieſem Samſtag und dem nächſtfolgenden.

---

*) Nach Meyer S. 336 ff. lauteten Hauſer's Worte bei ſeiner erſten gerichtlichen Vernehmung: „Hofgarten, bei Uz; großer Mann, ſchwarzer Backenbart und ſchwarzer Schnurrbart, mehr alt als jung, hatte einen Mantel um.“ In der zweiten Vernehmung: „Er hatte ein rothes Geſicht, dunkelbraune Haare, war über die mittlere Statur und mag 50—54 Jahre alt ſein.“ — „Der Mantel hatte einen Kragen, der über die Aermel herunterreichte; der Mann hatte einen runden ſchwarzen Hut auf.“

4.

1. Falkenwirth Hahnenberg in Nürnberg.

„Als ich am Freitag den 13. Dec.*) Mittags ¼12 Uhr nach Hauſe kam, traf ich in meinem Gaſtzimmer einen mir unbekannten Mann. Er mochte 36—38 Jahre alt und 6 Schuh groß ſein,**) hatte ein dunkles Haar und einen ähnlichen ſtarken Backenbart,***) ein ovales Geſicht, braune Farbe, proportionirten Mund und war etwas blatternarbig. †) Seine Sprache war die gewöhnliche bayeriſche, die er gebildet ſprach, und ſeine Stimme nicht unangenehm. Seine Kleidung beſtand aus einem grünen Oberrock mit Knöpfen von derſelben Farbe. Der Oberrock war offen, auf die Weſte achtete ich nicht; er trug eine ſchwarze Halsbinde und weiße ſogen. Vatermörder, hübſche Stiefel mit hohen Abſätzen und gelben Anſchraubeſporen; ††) weite Pantalons über die Stiefel von, wenn ich nicht irre, hechtgrauem Tuche. Es fiel mir auf, daß er ganz allein an einem Tiſche ſaß und mit Niemand ſprach, obſchon die Stube voll Leute war. Ich ſetzte mich zu ihm und fragte ihn, woher er komme; ſtatt darauf zu antworten, entgegnete er, er habe heute einen noch weiten Weg zu machen; er müſſe bei dieſem garſtigen Wetter noch nach Ansbach. Da mir ſeine Sporen auffielen, ſo fragte ich, ob er ein Pferd bei mir eingeſtellt habe; er verneinte es, ohne anzugeben, ob er fahre oder reite. Er genoß ein Glas Bier ohne Brod, zahlte und entfernte ſich um ½1 Uhr. Beim Fortgehen warf er einen Mantel um, welcher aus einem Untermantel mit langem, ganz herunterreichendem Kragen von dunkelblauem Tuche beſtand. *) Er war ſehr ernſt, ſein ganzes Benehmen war mehr tiefſinnig, als heiter.

---

*) Den Tag vor dem Morde.

**) Die Größe wird meiſt als über das mittlere Maß hinausgehend beſtimmt.

***) Dieſes Merkmal wiederholt ſich mehrfach in den Ausſagen und keine widerſpricht.

†) Dieſes von Hauſer nicht angegebene Kennzeichen kommt auch in der Ausſage der Wirthin Stabelmann Nr. 3 vor.

††) Dieſe kommen ebenſo unter 3 vor.

2. Schullehrer Seitz in Ansbach.

„Ich ging vergangenen Samſtag gegen 12 Uhr in den Hofgarten ſpazieren. Da ſah ich an dem Gatter, das die letzte Lindenallee von der erſten ſcheidet, einen Mann, der daſelbſt ſtand, und mich, wie er meiner anſichtig wurde, fixirte. Da mir dieß auffiel, ſo betrachtete ich ihn durch mein Glas. Von ſeinem Geſicht kann ich Nichts ſagen, da er zu entfernt war. Er trug einen großen blauen Mantel und runden Hut **); ob der erſte Krägen hatte, weiß ich nicht. Er bewegte ſich nach einiger Zeit langſam gegen die Baumſchule zu, wo ich ihn aus dem Geſichte verlor.“

3. Zirkelwirthin Stabelmann in Ansbach.

„Es war am 14. Dec. Nachmittags gegen 2 Uhr, als ein Fremder, den ich noch niemals geſehen, in mein Haus kam und ſich nach einer Retour nach Nördlingen erkundigte, wohin er in einer Stunde abgehen wolle. Er weigerte ſich, ſeinen Namen und ſeine Wohnung anzugeben und ſagte, wenn er mit ſeinen Geſchäften heute nicht fertig werden ſollte, ſo wolle er morgen wieder kommen, was aber nicht der Fall war. Dieſer Mann kann 34—38 Jahre alt ſein, hat mittlere Größe, bräunliche Geſichtsfarbe, Blatternarben im Geſicht ***) und einen dunkelbraunen Schnurrbart; ob einen Backenbart und von welcher Farbe, kann ich nicht ſagen. †) Er trug einen mittelblauen Mantel mit kleinen Krägen und einem Pelzkragen, grüne Pantalons und Stiefel mit gelben, breiten und platten Schraubſporen,*) einem runden, ſchwarzen Hut und in der Hand eine Reitgerte. Er weilte ohngefähr 6 Minuten und ſprach ganz wenig. Es war mir auffallend, daß er nicht ſagte, wo er logire."

---

*) Ueber dieſes Kleidungsſtück ſind faſt alle Ausſagen gleichlautend.

**) Beide Kleidungsſtücke ſind faſt überall übereinſtimmend angegeben.

***) Wie oben Nr. 1. In Hauſer's Beſchreibung findet ſich dieſes Merkmal nicht.

†) Man ſieht auch hier, wie wenig die Frau bloß Hauſer's Beſchreibung im Auge hatte und wiederholte. Dennoch konnte man behaupten, alle dieſe Ausſagen ſeien nur durch jene Beſchreibung veranlaßt und in der Phantaſie der Zeugen hervorgerufen worden!

4. Aſſeſſor Donner in Ansbach.

„Ich ging am 14. Dec. 1833 um 3 Uhr in den Hofgarten hinein und ſah neben der Lindenallee, wenn man vom Freiberg'ſchen Haus hereinkommt, links einen Mann mittlerer Größe, ohngefähr 40 Jahre alt, in einen großen, dunklen Mantel gehüllt und einen runden, ſchwarzen Hut auf dem Kopf, die Allee heraufgehen und, wie er mich bemerkte, umkehren. Er ſchien mir ein Fremder zu ſein. Zugleich gingen noch zwei Menſchen in der anderen Baumſchule, die ich nicht beſchreiben kann.**)

5. Arbeiter Leich in Ansbach.

„Am Samſtag den 14. Dec. Nachmittags ging ich etwas vor 4 Uhr***) von meinem auf dem Neuenweg dahier gelegenen Wohnhauſe durch die alte Poſtſtraße gegen die Promenade vor und dieſe hinunter gegen den Schloßplatz zu. Als ich bei dem Hauſe des Herrn Generalcommiſſärs war, ſah ich aus dem Schloſſe heraus zwei Männer über die Straße herüber, die Reitbahn zur Linken laſſend, auf den Weg zum Schloßgarten hingehen. Sie waren nicht weiter als 30—36 Schritte von mir entfernt, daher war ich auch ſehr wohl im Stande, in dem zur Rechten gehenden den Kaſpar Hauſer zu erkennen, der mir von Perſon ſehr gut bekannt iſt.†) Den Mann zur Linken kannte ich nicht. Als die Beiden an den Laternenpfahl am Eck der Reitbahn kamen, wandte ſich Hauſer um und ſah gegen den Schloßplatz hinauf, ſo daß ich ihn auch im Geſichte ſehen konnte. Bei den Schranken, durch welche man gehen muß, blieb der Fremde ein wenig ſtehen, um dem Hauſer den Vortritt zu laſſen.*) Dieſer ging auch zuerſt durch die Schranken und der Fremde ihm nach. Da das Wetter ſo abſcheulich war, ſo dachte ich bei mir, wie doch die Herren bei ſolchem Wetter ſpazieren gehen möchten! Ich blieb deßhalb ein wenig ſtehen, um ihnen nachzuſehen, und bemerkte, daß Hauſer, als ſie im Hofgarten ankamen, die Thüre aufmachte und ohne Weiteres voranging, der Fremde aber ihm auf dem Fuße folgte.**)

---

*) Wie oben Nr. 1.

**) Daß der Mörder einen oder zwei Gehilfen bei ſich gehabt, iſt auch anderen Spuren zu Folge wahrſcheinlich; vergl. die Stimmen, die unter Nr. 6 der Gehilfe Friedrich gehört haben will.

***) „Soll, nach ſpäterer Conſtatirung, 3 Uhr heißen." Bemerkung des mir mitgetheilten Manuſkriptes.

†) Dieß iſt ein ungemein wichtiger Umſtand; er führt auf die Annahme, daß Hauſer ſich mit den ihm nachſtellenden Böſewichtern bereits vor der Kataſtrophe eingelaſſen habe, worüber unten das Nähere.

Ohngefähr ¾ Stunden nachher, als ich von meinem Gange zu dem Büttner Pfaffenberger zurückkam, ſah ich auf dem Schloßplatze viele Leute ſtehen, welche jammerten und ſagten, Kaſpar ſei im Hofgarten erſtochen worden, worüber ich mich um ſo mehr wunderte, da ich ihn ſo kurz vorher noch geſehen hatte."

„Hauſer's Begleiter war ſehr groß, wohl 6 Schuh, ſchlanker Figur, dem Gange nach und ſo viel man von hinten bemerken konnte, ein angehender oder mittlerer Vierziger. Er hatte auf dem Kopf einen feinen, ſchwarzen Hut, oben etwas zugeſpitzt, trug einen dunkelblauen Mantel von gutem Tuche mit bis über die Knie herabfallendem Kragen. Er hatte den Mantel weit hinaufgezogen und hüllte ſich mit dem Geſichte in denſelben, ſo daß man es nicht ſehen konnte." ***)

„Hauſer hatte gleichfalls einen runden, oben etwas zugeſpitzten Hut auf und einen dunklen und, wie mir ſchien, etwas melirten Oberrock an. †) Sie ſind ſehr raſch gelaufen. ††) Hauſer reichte dem Fremden mit dem Geſichte höchſtens bis an die Schulter. Als er um die Ecke ging und ſich umſah, bemerkte ich nichts Auffallendes an ihm; er ſah ſich anſcheinend ganz gleichgültig um.“ *)

---

*) Der Fremde behandelte den Findling als etwas Vornehmeres; dieß deutet darauf, daß der oder die Unbekannten, mit denen ſich H. zu ſeinem Verderben eingelaſſen, ihm eine große Vorſtellung von ſeinem Stand und Range beibrachten.

**) Man ſieht, wie ſich H. in den Vorrang, den man ihm gab, ſchon ganz gefunden hatte. Er war vermuthlich ganz berauſcht von der ihm vorgeſpiegelten Herrlichkeit.

***) Dieſe Beſchreibung paßt zu ſehr auf den Mörder, als daß man glauben könnte, Hauſer's Begleiter ſei ein Anderer geweſen. Die Verhüllung des Geſichtes kommt auch in den weiter unten folgenden Beſchreibungen vor.

†) Beigeſetzt am Rande: „war dunkelbraun."

††) Es war wohl Etwas verabredet worden; wahrſcheinlich eine Flucht.

6. Hofgartengehilfe Friedrich in Ansbach.

„Ich arbeitete vergangenen Samſtag den 14. Dec. Nachmittags von 1 Uhr bis ¼ auf 5 im Orangenhauſe. Zwiſchen 3 und ¼ 4 Uhr hörte ich Etwas, wie Stimmen.**) Ich blickte zum Fenſter hinaus und ſah einen Herrn in einem grauen Mantel vor dem Orangenhaus vorbeilaufen gegen das neue Gitterthor zu, wo man von der Reitbahn aus in den Hofgarten hineinkommt. Ob er hinausgelaufen iſt, kann ich nicht ſagen.***) Er war ein Mann mittlerer Größe; er lief einen ziemlichen Trab †); von Geſicht konnte ich ihn nicht ſehen; auch weiß ich nicht, ob er einen Hut oder eine Kappe auf hatte; er hatte, wie mir ſchien, ein ſchwärzliches Geſicht, mit oder ohne Bart, weiß ich nicht. Nach meiner Meinung können die Stimmen beiläufig einen Büchſenſchuß weit vom Orangenhauſe geweſen ſein; bis vom Uz'ſchen Denkmale herüber konnten dieſe Stimmen nach meiner Meinung nicht kommen. Ich unterſchied zweierlei Stimmen, aber die Worte konnte ich nicht verſtehen. Es währte auch nur einen Augenblick. Es waren keine Baßſtimmen, doch jedenfalls Männerſtimmen.“ ††)

7. Näherin Weiß in Ansbach.

„Ich bewohne das zweitnächſte Haus an der Weidenmühle, von deſſen Hof aus ich auf den Hofgarten und zwar auf die beiden gegen den hölzernen Tempel zuführenden Alleen ſehen kann. Während ich in dieſem Hofe Holz trug, ſah ich am Samſtag, den 14. Dec. Nachmittags nach 4 Uhr zu dem Gatterthore, welches die Allee von dem inneren Hofgarten ſcheidet, einen Mann heraus kommen und ſehr ſtarken Schrittes in der meiner Wohnung zunächſt gelegenen Allee gegen den Tempel zu und über dieſen hinaus gegen den Abhang an der Rezatwieſe hingehen. Da es ſo abſcheuliches Wetter und ſo äußerſt ſchmutzig war, fiel mir der Mann auf; weßhalb ich ihn genau beobachtete und hiebei wahrnahm, er müſſe der Meinung geweſen ſein, es führe hier gerade der Weg hinunter. Da er jedoch das ausgetretene Waſſer vor ſich ſah, ſo kehrte er um und ging auf die Stäffelchen zu, welche gegen die Weidenmühle hinführen, ſodann über den Steg auf die Eiber Straße zu und über dieſe gerade hinüber auf die zwiſchen der Eiber und der Nürnberger Straße gelegene Oelmühle hin, wo er meinen Blicken entſchwand.“

---

*) So beſtimmte und intereſſante Ausſagen konnte man für gar Nichts achten und ihnen zum Trotze einen Selbſtmord annehmen!

**) Vergl. oben die Note zu Nr. 4.

***) Dieſer Zeuge nimmt ſich durchgehends in Acht, mehr zu ſagen, als er weiß, und beſtimmter zu ſprechen, als es ihm ſein Wiſſen erlaubt.

†) Auch in den beiden folgenden Zeugenausſagen erſcheint die verdächtige Figur laufend und fliehend.

††) Vermuthlich verſtändigte ſich ein Gehilfe des Mörders mit dieſem durch einen Zuruf eines Umſtandes wegen, welcher für den Entweichenden von Wichtigkeit war.

„Dieſer Mann ſchien mir vielleicht 48—50 Jahre alt zu ſein, war etwa 6 Schuh groß, breitſchulterig, nicht dick; vom Geſichte ſah ich, da er Hut und Mantel ſehr in's Geſicht geſchoben hatte, weiter Nichts, als einen ſchräg laufenden ſchwarzen Backenbart. Er trug einen dunkelblauen feinen Tuchmantel mit mehreren Krägen, anſcheinend noch neu, und einen modernen ſchwarzen Hut, ſonſt konnte ich Nichts unterſcheiden.“

„Aufgefallen iſt mir an dem Manne, daß er, wie er das Waſſer vor ſich ſah, ſichtlich in Verlegenheit gerieth, ſich dann umſah, wo er einen Weg finde, dann eiligſt gegen die Stäffelchen zu umkehrte und ebenſo eilig ſeinen Weg fortſetzte, ſo lang ich ihn noch ſehen konnte.“*)

8. Taglöhner Stadi in Ansbach.

„Am Sonnabend den 14. Dec. war ich Nachmittags gegen 4 Uhr in dem Hofe des Hauſes nächſt der Weidenmühle, in welchem die ledige Weiß wohnt. Da ſah ich auf einmal zu dem Gatterthor des Hofgartens heraus einen Mann kommen, welcher ſehr eilig in der unſerem Hauſe zunächſt gelegenen Allee, gegen den hölzernen Tempel hin und über dieſen hinaus, an den Abhang ging. Er war unverkennbar der Meinung, es führe hier ein Weg hinunter; denn er ſah ganz erſtaunt hinab und ging am Abhange hin und her, bis er endlich ſchleunig umkehrte und die Stufen hinunterging, welche gegen die Weidenmühle zu führen. Dann lief er in gleicher Eile über den Weg[*]) hin auf die Eiber Straße zu, auf welcher er ſich links wandte."

---

*) Die Beſchreibung von dem fliehenden, dabei in Verlegenheit gerathenden und umkehrenden Manne trifft ganz genau mit der folgenden des Taglöhners Stadi zuſammen. Wie überzeugend auch dieſe Berichte und Beſchreibungen ſind, bedarf keiner Bemerkung; aber auch auf ſie wurde nicht das geringſte Gewicht gelegt!

„Er ſchien mir ein Vierziger, ohngefähr 6 Schuh groß und breitſchulterig. Vom Geſichte konnte ich Nichts wahrnehmen, als einen ſchwarzen Backenbart. Ich ſah von ſeiner Kleidung Nichts als einen Mantel von blauem Tuch mit 2 oder 3 Krägen und einen runden ſchwarzen Hut."[**])

5.

Ich habe mir die in dieſen Ausſagen enthaltenen Hauptmomente mittelſt einer Tabelle zu verdeutlichen geſucht, die ich hier auch meinen Leſern zur Betrachtung und Erwägung darbiete. Es ſind hiebei auch Hauſer's Angaben in Vergleichung gebracht.

---

*) Nr. 7 ſteht dafür: „Ueber den Steg"; eine der beiden Angaben beruht wohl auf einem Schreibfehler.

**) Nr. 7 und 8 ſtimmen, wie ſchon bemerkt, außerordentlich genau zuſammen und man wird demnach nicht zweifeln können, daß beide Zeugen ganz dasſelbe geſehen, richtig aufgefaßt und wahrhaft berichtet haben.

	1.	2.	3.	4.
Zeuge, Namen, Stand, Wohnort deſſelben.	Wirth **Hahnenberg** in Nürnberg.	Schullehrer **Erich** in Ansbach.	Wirthin **Stadelmann** daſelbſt.	Aſſeſſor **Donner** daſelbſt.
Tag der Wahrnehmung.	Freitag 13. Dec. 1833. Tag vor der Verwundung.	Samſtag 14. Dec. 1833. Tag der Verwundung.	Ebenſo.	Ebenſo.
Tageszeit und Stunde derſelben.	½ 12 Mittags.	Gegen 12 Uhr.	Gegen 2 Uhr Nachmittags.	Um 3 Uhr.
Ort derſelben.	Gaſtzimmer.	Hofgarten.	Eigene Wohnung.	Hofgarten.
Alter der verdächtigen Perſon.	36 — 38 Jahre.		34 — 38 Jahre.	
Größe derſelben.	6 Schuh hoch.		Mittlere Größe.	
Geſicht.	Braun, blatternarbig.		Bräunlich, blatternarbig.	
Haare u. Bart.	Dunkel. Starker Backenbart.		Dunkelbrauner Schnurrbart.	
Kopfbedeckung.		Runder Hut.	Runder, ſchwarzer Hut.	Ebenſo.
Umhüllung.	Mantel mit tiefherabgehendem Kragen.	Großer, blauer Mantel.	Blauer Mantel mit Kragen.	Großer, blauer Mantel.
Fußbekleidung.	Stiefel mit gelben Schraubſporen.		Stiefel mit gelben Schraubſporen.	
Sprache.	Bayeriſch in gebildeter Art.			
Weſen und Benehmen.	Auffallend, geheimnißvoll. Er geht nach Ansbach.	Auffallend.	Geheimnißvoll, zurückhaltend.	Auffallend. Er ſucht ſich zu verbergen.

5.	6.	7.	8.	
Arbeiter **Leich** daſelbſt.	Hofgartengehilfe **Friedrich** daſelbſt.	Näherin **Weiß** daſelbſt.	Taglöhner **Stadl** daſelbſt.	**Hauſer's** eigene Angaben, ſeinen Mörder betr.
Ebenſo.	Ebenſo.	Ebenſo.	Ebenſo.	
Um 3 Uhr.	Zwiſchen 3 und 1/4 4 Uhr.	Nach 4 Uhr.	Gegen 4 Uhr.	
Bei dem Hauſe des General-Commiſſärs.	Vom Orangenhauſe aus.	Vom Hofe der Weidenmühle aus mit Ausſicht in den Schloßgarten und Allee.	Ebendaſelbſt.	
Angehender oder mittl. Vierziger.		48 — 50 Jahre.	Ohngefähr 40 Jahre.	Mehr alt als jung.
Wohl 6 Schuh.	Mittlere Größe.	Etwa 6 Schuh.		Groß über mittlere Größe.
	Schwärzlich.			Rothes Geſicht.
		Schwarzer Backenbart.	Ebenſo.	Dunkelbraune Haare. Schwarzer Backen- und Schnurrbart.
Feiner, ſchwarzer Hut.		Moderner ſchwarzer Hut.	Runder, ſchwarzer Hut.	Runder, ſchwarzer Hut.
Dunkelblauer Mantel.	Grauer Mantel.	Dunkelblauer Mantel mit Krägen.	Blauer Mantel mit Krägen.	Mantel mit Kragen über den Aermel herab.
Geht mit Hauſer aus dem Schloſſe heraus in den Hofgarten.	Laufend, fliehend.	Fliehend, das Geſicht mit Hut und Mantel verhüllend, des Weges fehlend, umkehrend.	Flüchtig, des Weges fehlend, umkehrend.	

6.

Ueberſieht man nun dieſe Ausſagen, ſo ergibt ſich eine ganze Geſchichte in nachſtehender Aufeinanderfolge der einzelnen Thatſachen und Vorgänge.

Der ſo vielfach bemerkte verdachterregende Menſch, an deſſen Identität mit dem Mörder wohl Niemand zweifeln wird, ſitzt am Tage vor dem Morde in Nürnberg an einem Tiſche des Wirthes Hahnenberg und äußert gegen dieſen, daß er noch an demſelben Tage nach Ansbach müſſe; am folgenden, dem Tage des Mordes, erſcheint er gegen Mittag zu Ansbach im Hofgarten, wahrſcheinlich um ſich vorläufig die Localitäten zu betrachten; Nachmittags gegen 2 Uhr kommt er zu der Wirthin Stadelmann, wo er einer Retour nach Nördlingen nachfragt; um 3 Uhr wird er wieder im Hofgarten erblickt; dann geht Hauſer mit ihm zuſammen in den Hofgarten; hierauf muß die That erfolgt ſein; der muthmaßliche Thäter wird endlich von drei verſchiedenen Perſonen laufend, fliehend, des Weges fehlend, in Verlegenheit kommend und ſeine Richtung ändernd erblickt. Es werden auch Stimmen gehört, welche zu beweiſen ſcheinen, daß der Mörder nicht allein geweſen, ſondern einen oder mehrere Gefährten und Gehilfen gehabt; wie denn auch ſchon früher in ſeiner Nähe ein paar Menſchen erblickt worden waren, die vielleicht zu ihm gehörten und ſeine Mitſpieler in dieſer Tragödie waren. Es iſt hier faſt Alles mit ſo großer Beſtimmtheit wahrgenommen, im Gedächtniß behalten und beſchrieben worden, daß von bloßen Gerüchten und vagen Einbildungen, die auf die Nachricht von Hauſer's Ermordung entſtanden ſeien, keine Rede ſein kann. Es iſt darin nur wenig Differenz, dagegen aber ſehr viel Einklang, auch in ganz beſonderen Punkten, wie was die Flucht des Mörders betrifft. Die Beſchreibung, welche die Zeugen von der verdachterregenden Perſon machen, ſtimmt auch ſehr wohl mit Hauſer's Angaben zuſammen; und man kann demzufolge wohl annehmen, daß der Mörder von mehr großer und anſehnlicher, als mittlerer Statur, etwa 40 Jahre alt, von brauner oder rothbrauner Geſichtsfarbe — ein Südländer? — blatternarbig, wie zweimal angegeben iſt, einen ſchwarzen Backenbart tragend, in einen dunkelblauen mit einem oder mehreren Krägen verſehenen Mantel gehüllt, mit einem runden, ſchwarzen Hut bedeckt geweſen und Stiefel mit gelben Sporen angehabt.

Allen Beobachtenden war ſein Weſen und Benehmen auffallend. Beſonders erſcheint ſein flüchtiges Enteilen nach der That, gerade zu der Zeit, wo dieſelbe vollbracht worden war, wie es mehrfach mit ſo bedeutendem Detail und ſo übereinſtimmend beſchrieben wird, im höchſten Grade charakteriſtiſch und beachtenswerth.

7.

Sehr auffallend und ſonderbar iſt jedoch in dieſen Zeugenausſagen ein Widerſpruch, in welchem ſie zwar nicht mit einander ſelbſt, wohl aber mit den Angaben Hauſer's ſtehen. Dieſer wollte nämlich, auf bloße Beſtellung hin, allein in den Hofgarten gegangen und dort auf den Fremden geſtoßen ſein, den er zuvor niemals geſehen und der ihm dann den Stich gegeben. Der Arbeiter Leich hingegen hat, ſeiner Ausſage nach, ganz beſtimmt geſehen und beobachtet, wie der ihm wohlbekannte Hauſer mit dieſem Manne zuſammen in den Hofgarten ging. Man kann ſich nicht wohl überreden, daß der Begleiter Hauſer's, welchen Leich beſchreibt, eine andere Perſon, als der Mörder geweſen; denn die Schilderung des Zeugen ſtimmt zu ſehr mit den allgemeinen Angaben überein. Und ſo bin ich nicht ungeneigt, anzunehmen, H. habe ſich wirklich von dem Unbekannten, der ihm dann den Tod gegeben, in den Hofgarten führen laſſen. Von dieſem Geſichtspunkte fällt nun aber auf den ganzen Vorgang ein überraſchend neues Licht; und es wird möglich, ein dabei Statt findendes großes Räthſel zu löſen.

8.

Es iſt nämlich ſchwer einzuſehen, wie man es angefangen habe, den Findling in den Hofgarten und an den Ort zu locken, wo er die tödtliche Wunde empfing. Seine Ausſagen darüber wollen nicht genügen, und es iſt dieß ein Punkt, welcher in der That geeignet war, Verdacht zu erwecken und den Unglauben an eine mörderiſche Verletzung von fremder Art zu beſtärken. H. ſcheint in den betreffenden Ausſagen auch mir nicht ganz offen und aufrichtig geweſen zu ſein; was aber nicht ſo gemeint iſt, als hätte er wirklich ſich ſelbſt verwundet und dieſe That durch falſche Angaben zu verſchleiern geſucht. Die Sache liegt wohl ganz anders; H. ſcheint nämlich einige Zeit vor der Kataſtrophe mit gewiſſen unbekannten Menſchen, die ſich ſeines Vertrauens zu bemächtigen verſtanden, ſein noch immer kindliches Gemüth bethörten, und angenehme, ſchmeichelhafte, ja entzückende Vorſtellungen und Erwartungen in ihm erweckten, in Berührung und Verbindung gekommen zu ſein. Der Arbeiter Leich bemerkte das reſpektvolle Benehmen, welches der Mann, mit welchem H. in den Hofgarten ging, gegen dieſen beobachtete. Man behandelte ihn allem Anſcheine nach als etwas Hohes, ſagte ihm, es ſei nun die Zeit gekommen, wo er auf den ihm gebührenden Platz erhoben werden könne und ſolle, man habe den Auftrag, ihn darauf vorzubereiten, ja ſogar, ihn zu entführen, wobei er aber das ſtrengſte Geheimniß zu bewahren habe; und lockte auf dieſe Weiſe den kindiſch Trauenden und willig Folgenden an den Ort, wo er fallen ſollte. Daß er ſelbſt nach der Verwundung Nichts davon ſagte, bildet keinen dieſe Vorſtellungsweiſe widerlegenden Einwurf. H. fürchtete ſich vor ſeinen geſtrengen Herrn und Meiſtern, hinter deren Rücken dieſe Dinge vorgegangen und denen er ſo heimlich hatte entwiſchen wollen; vielleicht wirkte auch die Scham mit, daß er ſo einfältig geweſen und ſich im Glauben an die ihm vorgeſpiegelten goldenen Schlöſſer in eine ſo gräßliche Falle hatte locken laſſen.

9.

Uebrigens deuteten doch einige Aeußerungen des Sterbenden auf dieſe Verhältniſſe und Vorgänge hin. So wenn er ſagte: „Viele Katzen ſind der Maus Tod“ — „Es gibt ſchlechte Menſchen, die einen (oder Andere) auf den böſen Weg führen; mich auch ſchlechte Menſchen vom rechten Weg abwendig gemacht“ ꝛc. Hier muß man doch fragen, was für Menſchen der Sterbende im Sinne gehabt. Aber ich finde dieſe Frage nirgend aufgeworfen und nirgend beantwortet. Unter den bekannten und genannten Perſonen, die damals in Ansbach lebten und in Beziehungen zu Hauſer ſtanden, weiß ich Niemand, worauf jene Worte gehen konnten, Niemand, der den Findling zu Vergehungen verleitet haben ſollte, weßhalb er ſich ſo ſchwer anklagte. Die „ſchlechten Menſchen“, von denen er ſprach, ſind alſo wohl jene Unbekannten, die ſich heimlich an ihn machten, ſich in ſein Vertrauen einſchlichen, ihm Erlöſung aus ſeiner unleidlichen Lage verhießen u. ſ. w. Es fehlt hier Nichts als ein förmliches Bekenntniß, das er ſich aber abzulegen ſcheute, um nicht allzu ſcharf getadelt und geſcholten zu werden. Nicht als Selſtmörder ſtarb der Unglückliche, ſondern als ein argliſtig verführtes, verlocktes und betrogenes Kind. Das iſt die Vorſtellung, die alle hier obwaltenden Dunkelheiten befriedigend aufhellt, und die ſich mir, in Erwägung aller mir jetzt vorliegenden Nachrichten, Thatſachen und Anzeichen, gebildet und aufgedrungen hat.

10.

Daß in den Tagen, welche der Verwundung im Hofgarten vorausgingen, in Hauſer etwas Beſonderes vorgegangen, hat man — natürlich im Sinne und zu Gunſten der „negativen Kritik" — aus verſchiedenen zu jener Zeit, wie man behauptet, bemerklichen und auffälligen Umſtänden geſchloſſen. Sie ſind namentlich von dem übelwollenden ? Lehrer Meyer und dem gleich feindſeligen oder noch ſchlimmeren Hickel geſchildert und geltend gemacht worden; es ſoll der Plan zu dem neuen Bubenſtücke geweſen ſein, was Hauſern insgeheim erfüllt und beſchäftiget und ein ſo beſonderes Benehmen bei ihm verurſacht habe. Berichten und Beſchreibungen ſolcher Leute iſt nicht zu trauen; doch mögen wir ihnen wohl glauben, was innere Wahrſcheinlichkeit hat und in den Zuſammenhang der Sache paßt. Wir wollen die betreffenden Thatſachen nicht ganz wegwerfen; wenn ſie richtig ſind, ſo verdienen ſie in der That Aufmerkſamkeit, bedürfen aber einer ruhigen und vorurtheilsloſen Erwägung, die nicht ſchon im Voraus mit ihrem Urtheil fertig iſt und bloß darauf ausgeht, die elende Hypotheſe des Betruges und Selbſtmordes dadurch plauſibel zu machen.

In dem Berichte des k. Kreis- und Stadtgerichtes Ansbach vom 12. Januar 1834 heißt es: „H. war nach eidlicher Angabe ſeines Lehrers Meyer und deſſen Gattin in den letzten 14 Tagen vor dem Unfall in ſich gekehrt und aß weit weniger, als ſonſt.**) Lehrer Meyer in ſeinen dem Buche ſeines Sohnes einverleibten „Notizen" liefert eine eigene Nummer über Hauſer's Benehmen „in den letzten 14 Tagen ſeines Lebens“*); derſelbe war hiernach in dieſer Zeit ernſter und zurückhaltender, als gewöhnlich, und hatte „eine ſeiner unfreundlichſten und unleidentlichſten Perioden“, beſonders vom 5. Dec. an. Ziemliche Gleichgültigkeit auch gegen das (ſonſt mit Eifer betriebene) Lateiniſche; Vernachläſſigung einer Arbeit; es gab Rügen, Scenen, Beſchämungen, er machte ſich aber weniger daraus, als ſonſt. Er ſchwieg bei Tiſch bei Erzählungen wider ſeine Gewohnheit; zeigte eine ganz ungewöhnliche Gleichgültigkeit und Zerſtreutheit in einer Rechenſtunde am 13. Dec., dem der Verwundung vorausgehenden Abende. In den letzten Tagen aß er weniger, als ſonſt, beſonders an dem Mittage vor der Verwundung; bemerkte hiebei, daß er ſchon einige Zeit her keinen Appetit habe, wiewohl ihm Nichts fehle — was Meyer in der Art erklärt, daß derſelbe ſich bloß verſtellter Weiſe ſo benommen, um nachher ſagen zu können, er habe eine Ahnung gehabt, wie vor dem Nürnberger Mordverſuch. An den beiden Tagen, wo H. ſeiner Ausſage nach, in den Hofgarten beſtellt war, Mittwoch und Samſtag, am 11. und am 14. Dec., legte er ſeinen alten braunen Rock ohne Mantel an; an dieſen Wochentagen Nachmittags wußte er den geſtrengen Herrn Lehrer und Aufpaſſer auch am ſicherſten zu Hauſe. Auch der ebenfalls ſehr übel geſinnte Dr. Horlacher in Ansbach hat in ſeinem Gutachten**) nicht ermangelt, die in Rede ſtehenden Erſcheinungen in Anwendung zu bringen. Daß endlich Hickel, der „authentiſchſte“ von allen dieſen Berichterſtattern, auch hier auf’s Beſte ſtimmt, mithilft und das Bedenkliche noch bedenklicher macht, das verſteht ſich von ſelbſt. Derſelbe***) erzählt, H. habe vor ſeinem Ende in ſeiner Commode und ſeinen Papieren Alles in der Weiſe geordnet, wie Einer, der ſeine Rechnung mit der Welt abſchließt oder einer großen Gefahr entgegengeht. Er habe Papiere weggeräumt, die er noch einige Tage vorher in Verwahrung gehabt, und die für ihn compromittirend ſein mußten, wenn ſie nach ſeinem Tode gefunden wurden. Wie nach einer Note Dr. Meyer’s deſſen Vater die Sache dem Unterſuchungsrichter vorträgt, lautet ſie weniger criminell und verdachterweckend; man erkennt in Hickel's Darſtellung immer das Outrirte, wenn nicht völlig Erlogene. Derſelbe macht auch geltend, daß ſich H. 3 Wochen vor der Verwundung früher, als ſonſt, vom Bureau entfernt, ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen und die Rouleaux herabgelaſſen habe. Auch hierüber deponirte, einer dort angebrachten Note zu Folge, Lehrer Meyer, und auch hier mindert ſich die Anklage; das Herablaſſen des Rouleaux vor ſeinem Fenſter hatte H. auch ſchon früher im Gebrauche; doch ſoll es in den letzten 4 Wochen vor ſeinem Ende, wenn ich die Erzählung recht verſtehe, öfters, als ſonſt, geſchehen ſein; auch habe er ſich mehr, als ſonſt, in ſein Zimmer ein- und abgeſperrt. Ich wäre, wie ſchon bemerkt, in Anbetracht der Unglaubwürdigkeit ſolcher Gegner keineswegs genöthigt, auf deren Angaben Rückſicht zu nehmen und Gewicht zu legen; vermuthe jedoch, daß in jenen Tagen in und mit H. wirklich etwas Ungewöhnliches, was ſich in ſeinem Benehmen ausprägte, vorgegangen ſei. Da fragt es ſich nun, was das wohl geweſen ſein mag — und das geht aus dieſen Anzeichen nicht ſofort ſo entſchieden nur zu Gunſten der feindlichen Hypotheſe hervor.

---

*) Meyer S. 398 ff.

**) Meyer S. 335.

---

*) Meyer S. 485.

**) Daſelbſt S. 383 ff.

***) Daſelbſt S. 575.

11.

Lehrer Meyer*) theilt etwas ſehr Schönes und Rührendes mit, aber auch nur in böſer Abſicht; ſonſt würde er davon wohl ſchweigen. H. hatte einen Aufſatz über das Thema: „Thue deinen Feinden Gutes" ꝛc. zu machen. Er ſchrieb ihn nach dem Muſter eines ihm vorgeleſenen fremden nieder, in welchem alle Gedanken ſeiner Arbeit vorkamen, bis auf den letzten, der alſo hieß: „Hat er dir an deinem Körper geſchadet, ſo thue ihm Gutes dafür." Er hatte eigentlich ſchon geſchloſſen und ſtellte dieſen Satz, mit einer neuen Zeile beginnend, für ſich allein hin. Ohne das geringſte Gefühl für dieſes Zeichen eines guten Herzens zieht der ſcharfſinnige, jedes Geheimniß durchblickende Mann bloß das Gift der Verläumdung daraus. Er weiß, daß H. mit dem Gedanken einer neuen Körperbeſchädigung umgegangen und jenen Satz ſeinem Aufſatze bloß deßhalb angehängt, damit derſelbe nach ſeiner Selbſtverwundung zum Belege einer vorausgegangenen Ahnung dienen ſolle, wie er ſie nach dem Nürnberger Falle mir, dem myſtiſchen Schwachkopfe, ſo glücklich vorgeheuchelt.

---

*) S. 481.

Beſſere Seelen werden vor dieſer herzloſen, Alles zum Böſen wendenden Art von Verſtand und Scharfſinn ein Grauen empfinden. Lieber wollte ich doch wirklich ein Idiot ſein und zu viel glauben, als aus lauter Aufklärung und Geſcheidtheit in eine ſolche Gemüthsrohheit verſinken. Es iſt aber in dieſer gehäſſigen Auffaſſung eines fühlbar ſo harmloſen Satzes auch kein wahrer Verſtand. H. wußte, was man von ihm hielt oder gehalten wiſſen wollte; er kannte jene „Nüchternen“ und wußte, daß er hier keine Nürnberger Myſtiker und Schwachköpfe vor ſich habe, und daß man ihm nicht das Geringſte, was er etwa Abſonderliches vorgäbe, glauben, ſondern ihn deßhalb nur um ſo mehr für einen Lügner und Betrüger erklären würde.

Es ließe ſich, was die erwähnte Gruppe von Thatſachen betrifft, allerdings an den ahnungsvollen Zuſtand denken, welchen H. i. J. 1828 vor dem Nürnberger Mordanfall gehabt; i. J. 1833 jedoch hatte ſich ſeine Natur bedeutend geändert und war ſolcher Zuſtände, wie jener war, vielleicht gar nicht mehr fähig. Hier empfiehlt ſich daher eine andere Auffaſſung, welche Alles, und das ganz ohne Myſtik, genügend erklärt. In Hauſer's Kopfe ſpukten wohl die Vorſtellungen und Erwartungen, womit ihn die Unbekannten erfüllten, die ihn umgarnt und mit denen er wahrſcheinlich am 14. Dec. zu entfliehen gedachte. Mit ſolchen Gedanken aufs Lebhafteſte erfüllt, konnte er den Lehrgegenſtänden keine große Aufmerkſamkeit mehr zuwenden; er verlor in der Aufregung dieſer Tage, ohne krank zu ſein, ſelbſt den Appetit. Es iſt auch ganz natürlich, daß er, im Begriff zu entfliehen, ſeine Papiere in der Art ordnete und ſäuberte, daß man nach ſeiner Entführung Nichts finden könne, was er nicht Preis geben wollte. Daß er ſeinen Mantel zurückließ, davon wird die Urſache wohl dieſe ſein, daß man ihm vorgeſpiegelt hatte, man halte eine beſondere, ihn unkenntlich machende Kleidung für ihn in Bereitſchaft; und das that man deßhalb, damit der Mörder nicht durch den Mantel gehindert werde, ihm die beabſichtigte Wunde zu geben.*)

---

*) Auch daß man ihm jenen Beutel in die Hand gab und ſeine Aufmerkſamkeit darauf richtete, geſchah wohl in der Abſicht, ihn leichter und ungehinderter durchbohren zu können.

12.

An dieſer ganzen Verführungs- und Verlockungsgeſchichte mit dem ſchauderhaften tragiſchen Ausgange iſt weſentlich, wenn auch nur mittelbar, die „negative Kritik“ Schuld, wie ſie ſchon damals in einem Stanhope, Hickel und Meyer ihre unmenſchlichen Vertreter hatte. H. konnte zu ſeinen Vorgeſetzten keine Liebe und kein Vertrauen haben; es waren, wie ſich Hickel in jener ſelbſtverrätheriſchen Stelle ausdrückt,*) „die einzelnen Männer,“ in deren feindliche Hände er ſich zuletzt ſo ſchutzlos gegeben ſah. Er konnte in ihnen nur eine ihn bedrückende, tyranniſirende, mißhandelnde, ja in's Verderben zu ſtürzen befliſſene Gegnerſchaft und Verſchwörung erblicken. Ihr ſuchte er ſich naturgemäß, ſo viel als möglich, zu entwinden und ſein Weſen für ſich zu treiben; ſah ſich nach Menſchen um, die ihn etwa aus ſeiner Lage zu bringen geneigt und im Stande ſeien; in dieſem Sinne ſchloß er ſich im Herbſte 1833 bei ſeiner letzten Anweſenheit in Nürnberg ſo angelegentlich an Frau Kannawurf aus Wien an.**) Eine ganz beſondere, furchtbare Gefahr bereitete ihm der edle Graf, indem derſelbe vorhatte, eine neue verfängliche Unterſuchung gegen ihn einzuleiten, wozu bereits ein für dieſen Zweck tauglicher Rechtsgelehrter erleſen war, wie Stanhope ſelbſt in ſeinen „Materialien“***) erzählt. H. ſollte auf irgend eine Weiſe vernichtet werden, das war ihm geſchworen; und wäre es zu jener Unterſuchung gekommen, ſo wäre er, wenn auch noch ſo unſchuldig, dennoch ſcheinbar überwieſen und dadurch in die äußerſte Schande und das tiefſte Elend geſtürzt worden. Dahin zielten denn auch wohl allerlei auffallende Vorläufigkeiten, wie wenn man ſo eifrig und gewaltſam nach ſeinen geheim gehaltenen Papieren forſchte. Dieſes über ihn heraufziehende Gewitter mochte H. wenigſtens ahnen und um ſo mehr geneigt ſein, ſelbſt ein Aeußerſtes zu thun, um ſich ihm zu entziehen, nur nicht ſich ſelbſt zu erdolchen, was ſeinem ganzen Weſen zuwider und wozu er vollkommen unfähig war. Das iſt nun wohl die ſchwache Seite, an welcher ihn die Unbekannten faßten. Wäre man wohlwollend, menſchlich, theilnehmend mit ihm umgegangen, hätte man ihm Zuneigung und Vertrauen eingeflößt, ihn nicht nur fortwährend geſcholten, getreten, geſchreckt, geängſtet, bedroht, als einen zu entlarvenden böſen Buben behandelt, ſich gegen ihn Dinge erlaubt, welche den gutmüthigſten, gefügigſten Menſchen zuletzt auf's Aeußerſte empören und den ſehnlichſten Wunſch in ihm erwecken müſſen, ſich ſo rohen Händen zu entwinden*) — ſo wäre eine Kataſtrophe, wie die zuletzt erfolgte, wohl unmöglich geweſen. H. hätte ſich mehr an ſeine nächſte Umgebung gehalten, ihr nicht ſo viel verheimlicht, und jene Böſewichter hätten nicht ſo viel Gewalt über ihn bekommen. Der unerträgliche Druck, der auf ihm laſtete, trieb ihn ſeinen Mördern entgegen, die es ſo einzurichten wußten, daß er ſie für ſeine Freunde und Retter hielt und ihnen furchtlos folgte, wohin ſie ihn haben wollten.

---

*) Meyer, S. 561.

**) Lehrer Meyer bemerkt S. 482 in ſeiner Weiſe: es ſei, in Rückſicht der für H. ſo unangenehm gewordenen Verhältniſſe „nicht auffallend, daß er ſich ſo ganz innig an Frau Kannawurf anſchloß, wenn man weiß, daß dieſe Dame, was auch aus ihren Briefen ganz deutlich hervorging, dem äußerſt intereſſanten K. H. viele Hoffnung machte, ihn mit Erlaubniß ſeines Pflegevaters bald auf längere Zeit bei ſich in Wien, wo man ſich für ihn ganz ungewöhnlich intereſſire, ſehen zu dürfen. Dieſe Hoffnung und die gegebene Zuſicherung, ſeinerſeits das Nöthige einleiten zu wollen, mag auch die Urſache ſein, warum er weder mir, noch meiner Frau, die von dieſer Dame erhaltenen Briefe ſelbſt leſen ließ, dieſelben immer ſogleich in ſeine Schreibkommode verſchloß, und ſie vor dem Attentat mit zweien von einer anderen Dame ganz wegſchaffte.“

***) S. 42.

Es iſt ſchrecklich, in welcher Lage ſich der arme Menſch befand. Auf der einen Seite die offenbaren Feinde, die ſeine Vorgeſetzten und Gebieter waren; auf der anderen die in Freunde verſtellten Böſewichter, die ihn mit entzückenden Ausſichten köderten, vertraulich machten und ihm dann im gelegenen Momente den Dolch in's Herz ſtießen! Und als die „negative Kritik" dieß ſchreckliche Reſultat herbeigeführt hatte, ruhte ſie noch keineswegs auf ihren Lorbeeren aus; ſie bethätigte ſich im Gegentheil nur um ſo mehr, um auch das Andenken des Unglücklichen zu beſchmutzen und alles Böſe, was an ihm verübt worden war, ihm allein zur Laſt zu legen und auf ſein eigenes unſchuldiges Haupt zu häufen.

---

*) Vergl. oben Nr. IV. S. 284 ff.

14.

Außer den obigen, durch Gleichartigkeit und Zuſammenhang ausgezeichneten Zeugenausſagen iſt mir aus derſelben Quelle noch eine andere zugekommen, die mehr für ſich ſteht und ſehr eigenthümlich iſt. Der Gensdarmerie-Stationskommandant Franz Bäumel zu Legau, königl. Landgerichts Grönenbach, erzählte nämlich ſehr ausführlich und in die Details eingehend folgendes Erlebniß aus dem Jahre 1834.

Er kam am 27. April dieſes Jahres, alſo verhältnißmäßig kurz nach Hauſer's im Dec. 1833 erfolgten Ende auf ſeiner Patrouille am Lautracher Wald vorbei, ließ ſich am Abhange desſelben in einem Gebüſche nieder, um auszuruhen, und ging hiebei ſeine Verzeichniſſe über die damals ausgeſchriebenen politiſchen Flüchtlinge durch. Da hörte er ober ſich im Walde Jemand ſprechen, ſah empor und erblickte einen jungen Mann, der ſich an eine große Tanne anlehnte und in einem lauten Selbſtgeſpräche begriffen war, dabei fortwährend mit den Händen agirte und ſich in großer innerer Aufregung zu befinden ſchien, wiewohl Bäumel „beſtimmte Merkmale von Verrücktheit" nicht wahrnahm. Letzterer ſchlich ſich nun näher zu, aber ſo, daß er dem jungen Mann nicht bemerklich wurde, und lauſchte auf deſſen Reden, die er in ſeinem Verſtecke deutlich vernehmen konnte. Derſelbe ſprach von Kaſpar Hauſer und deſſen Tod, den er beklagte; von Nürnberg und dem Gelde, das er bekommen, indem er dieſe Stadt und dieſes Geld verwünſchte; von ſeinen Eltern, die er bedauere; von der Gefahr, in welcher er ſchwebe und die es ihm gerathen erſcheinen laſſe, lieber ſich ſelbſt zu tödten; worauf er aus der Rocktaſche ein Inſtrument zog, mit welchem er ſich, wie B. vermuthete, den Tod geben wollte. B. ſprang in dem Momente aus ſeinem Verſtecke heraus auf ihn zu, der aber bergauf und in's Gehölze hinein die Flucht ergriff, und das ſo behende, daß Jener, in completer Armatur, wie er war, nicht ſchnell genug nachkommen konnte, ihn in der Höhe auch ſogleich aus den Augen verlor und ſich überdieß dachte, der Menſch habe ſofort die bayeriſche Landesgrenze überſchritten und ſich in das würtembergiſche Gebiet begeben, wohin er ihm nicht folgen konnte.

Die Beſchreibung, welche B. von ihm gibt, iſt ſehr genau; ich bemerke bloß, daß der Menſch ohngefähr 26—27 Jahre alt zu ſein ſchien, über 5 Schuh hoch und bartlos war, den Würzburger Dialekt ſprach und eine feine Kleidung trug. Von dem Inſtrumente hat B. nur die Scheide geſehen.

Dieſer Ausſage wird auch in dem Berichte des kgl. Kreis- und Stadtgerichtes Ansbach vom 11. Sept. 1834 gedacht, aber viel kürzer und, wie es ſcheint, weniger genau, als ſie mir der Freund mitgetheilt. Bäumel hat hiernach ſeine Anzeige bei dem Comp.-Commando zu Augsburg gemacht. Ein Widerſpruch iſt dieſer, daß in dem Manuſkript angegeben iſt, „beſtimmte Merkmale von Verrücktheit" habe der Gensdarme an dem jungen Manne nicht wahrgenommen; in dem Ansbacher Bericht dagegen, es habe ihm geſchienen, derſelbe ſei „nicht recht bei ſich ſelbſt" geweſen. Es wird dazu in dem Berichte bemerkt: „So wenig auch das Signalement, welches der Gensdarme von dem Fremden entwarf, der Beſchreibung Hauſer's von ſeinem Mörder entſprach, ſo ſehr die ganze Scene auf die Vermuthung führt, daß ein ſträflicher Muthwille ſein Spiel trieb, den Gensdarme zu myſtificiren, ſo wurden gleichwohl alle Anordnungen getroffen, des bezeichneten Individuums habhaft zu werden, doch bis jetzt vergebens." Die Ausſage des Gensdarmen wird alſo nicht bezweifelt, wohl aber die Wahrheit in dem Benehmen des Unbekannten, welcher Jenen muthwillig geäfft haben ſoll. Das wäre aber doch ein ſehr gefährlicher Spaß geweſen; denn wenn der Gensdarme den Menſchen ergriffen hätte, was doch wohl nicht unmöglich war, ſo wäre derſelbe in eine gar nicht angenehme Lage gekommen und hätte wenigſtens ſeinen „ſträflichen Muthwillen" zu büßen gehabt. Ich kann mich über ſolche Dinge auf ſo leichte Weiſe nicht wegſetzen.

Mit dem von Hauſer und den oben angeführten Zeugen beſchriebenen Manne kann der von Bäumel allzu abweichend geſchilderte Menſch allerdings nicht identiſch geweſen ſein. Aber ſchon aus jenen erſteren Nachrichten ſcheint zu erhellen, daß der Mörder bei ſeinem Anſchlag und deſſen Ausführung in Ansbach nicht allein geweſen, ſondern einen oder mehrere Gehilfen gehabt; und ſo wäre es denkbar, daß es ein ſolcher geweſen, der ſich, von Gewiſſen und Furcht gepeinigt, in dem Lautracher Walde wirklich habe tödten wollen. Es wäre auch möglich, daß Letzterer, da er von Nürnberg geſprochen haben ſoll, derſelbe geweſen, der den mißlungenen Mordverſuch in meinem Hauſe gemacht. Ebenderſelbe könnte, indem er das Geſchäft des Mordes an einen Geübteren abtrat, in Ansbach die Rolle einer dienſtbaren Nebenfigur geſpielt haben. Das ſind jedoch Vermuthungen, auf die ich, bei der Unſicherheit derſelben, durchaus kein Gewicht lege.

Die Hauſer'ſche Geſchichte hat zu ihrer Zeit ſchon bei ganz Unbetheiligten eine unglaubliche Aufregung verurſacht. Solche, die damit verflochten waren und ſich irgendwie ſchuldig wußten, die nicht zu den ganz verhärteten, keines moraliſchen Gefühles fähigen Böſewichtern oder zu Jenen gehörten, bei welchen, wie es wohl geſchieht, das Gewiſſen nach langem Schlummer plötzlich aufwacht und eine um ſo furchtbarere Wirkung thut, mochten in Zuſtände gerathen, die an der Grenze des Wahnſinnes ſchwebten. Wer weiß, was ſich ſonſt noch innerhalb dieſer myſteriöſen, mit Gräueln und Unthaten erfüllten Geſchichte begeben hat? Und ſo iſt es immer denkbar, daß die von dem Gensdarmen beobachtete Scene keineswegs auf myſtificirendem Muthwillen, ſondern auf ächtem Grunde ruht.

III. Lehrer Meyer in Ansbach über Hauſer's letzte Lebensmomente. Eine wichtige Mittheilung actenmäßiger Art, zur Ergänzung des von Dr. Meyer verſtümmelt gelieferten Aufſatzes.

Es iſt ſonderbar, daß ich veranlaßt, ſowie auch im Stande bin, etwas von dem genannten Lehrer, dem Vater des Verfaſſers der „Authentiſchen Mittheilungen,“ Herrührendes an's Licht zu ziehen, was, ſeiner relevanten Beſchaffenheit wegen, vielmehr in dem ausführlichen, voluminöſen Werke des Sohnes zu ſtehen hätte, und das um ſo mehr, da dieſes Werk ſo viel Nachdruck auf ſeinen actenmäßigen Charakter und Inhalt legt und das in Rede ſtehende Document ein recht eigentlich actenmäßiges iſt, welches, als ſolches, in jenem Werke treulichſt und ohne alle Zurückhaltung, willkührliche Verſtümmelung und Verheimlichung erheblicher Thatſachen hätte vorgelegt werden ſollen. So zu handeln hat Dr. Meyer nicht für gut befunden; er hat bloß einen ihm zuſagenden Theil des väterlichen Aufſatzes — nicht als Actenſtück, ſondern als eine unter dem Nachlaſſe ſeines Vaters vorgefundene Aufzeichnung — in Form einer unter den Text geworfenen Note zur öffentlichen Kunde gebracht. Er iſt hier einer ſehr argen tendenziöſen Wahrheitsunterdrückung verdächtig, und ich bin in der Lage, dies nachweiſen zu können.

Lehrer Meyer theilte mir nämlich nach Hauſer's Tode den in Rede ſtehenden Aufſatz vollſtändig mit; meine ſel. Mutter ſchrieb ihn wörtlich und, wie es ihre Art war, ſehr groß, deutlich und ſorgfältig ab; und ich bewahre noch heute dieſe Abſchrift. Der Titel lautet: „Beobachtungen und Bemerkungen, welche an K. Hauſer's Sterbebette in den letzten drei Stunden ſeines Lebens von den Umſtehenden gemacht wurden.“ Dazu iſt unten in der Note gefügt: „Ich habe dieſelben wörtlich*) und gerne mit allen Nebenumſtänden eben ſo niedergeſchrieben, wie die Angaben wenigſtens immer von zwei der Anweſenden genau übereinſtimmen, und wie ich und ſie ſolche in der Hauptſache eidlich bei Gericht niedergelegt haben.“ Die erwähnte Abſchrift nimmt 4½ Folioſeiten ein; davon hat Dr. Meyer 2½ Seiten weggelaſſen und nur das Uebrige gegeben, das zu ſeinem Zwecke tauglicher, als jener erſte Theil war. In dieſem nämlich kommen Aeußerungen des Sterbenden vor, aus welchen erhellt, daß er noch in dieſen letzten Momenten glaubte, er ſei das Opfer mörderiſcher Nachſtellungen und habe eine vornehme Mutter, die über ſein Schickſal trauere und welche die Nachricht von ſeinem tragiſchen Ende auf's Tiefſte erſchüttern werde. Dieſe für Hauſer's Unſchuld ſo laut ſprechenden Aeußerungen, über die ich ſchon oben S. 244 geſprochen, ſind der „negativen Kritik“ in dem Grade ungünſtig, daß ſie hinreichen, dieſelbe für jeden Denkenden und Einſichtsvollen mit einem Schlage zu vernichten; ſie mußten daher mit Nacht bedeckt werden. Dr. Meyer wäre hier nur dann vorwurfsfrei, wenn der Aufſatz ſchon von ſeinem Vater in der Art verſtümmelt worden und nur ſo hinterlaſſen worden wäre, wie ihn der Sohn veröffentlicht hat. Dann fiele die Sache Jenem zur Laſt; was jedoch nicht wahrſcheinlich iſt. Meines Amtes iſt es nun, den für die affirmative Kritik wichtigen Theil der Aufzeichnung, welchen mir das Schickſal zu ſeiner Rettung in die Hände geſpielt und 40 Jahre lang unter einer Maſſe von alten Papieren, die man kaum mehr achtete, die aber jetzt theilweiſe auf einmal wieder ein nicht mehr erwartetes Intereſſe bekommen, unverloren erhalten hat, nun ebenfalls an's Licht treten zu laſſen. Die Beſchuldigung, ich hätte ihn erfunden, wird gegneriſcherſeits hoffentlich nicht erhoben werden, ſie wäre gar zu dreiſt; auch habe ich die darin vorkommenden Momente, auf die es hier ankommt, ſchon im Jahre 1828 im Septemberhefte des Nürnberger Athenäums*) und dann im Jahre 1859 in meinen dem Verfaſſer der „Authentiſchen Mittheilungen" wohl bekannten „Enthüllungen"**) benützt, und Niemand hat dagegen Einſpruch gethan. Ich verwahre mich deßhalb ſo ängſtlich, weil man von Seiten der „negativen Kritik" alles Mögliche, ja Unmögliche, ſo zu ſagen, zu gewärtigen hat. Der fehlende Theil des Berichtes iſt der nachſtehende.

---

*) Dieſes Wort ebenſo im Manuſcripte unterſtrichen.

„Dienſtags den 17. Dec. 1833 Abends zwiſchen 6 und 7 Uhr fand Herr Medicinalrath Dr. Horlacher bei H. deutliche Spuren des eingetretenen Brandes und ſeinen ganzen Zuſtand von der Art, daß er ſogleich den mit anweſenden Wundarzt und mich auf mein Zimmer beſchied und erklärte, H. werde dieſe Nacht und vielleicht noch vor Mitternacht ſterben. Ich, über dieſe unerwartete***) Erklärung nicht wenig beſtürzt, eilte, um vor Allem dem Unterſuchungsrichter den veränderten Zuſtand pflichtmäßig anzuzeigen und dann auch eine hochgeehrte Familie, die ſchon ſeit Jahren wahren Antheil an Hauſer's Schickſal genommen hatte, davon in Kenntniß zu ſetzen. Nicht lange, kaum ¼ Stunde nach meiner Entfernung, begab ſich H. noch, unter geringer Beihilfe, auf den Nachtſtuhl. Indem er auf demſelben ſaß, bemerkte man, daß er anfangen wolle, zu ſinken, die Augen verdrehe ꝛc., überhaupt, daß ihm eine Ohnmacht zugehe. Die Anweſenden, befürchtend, es möchte gar zu Ende gehen, riefen ſo ſchnell ſie konnten, alle Leute im Hauſe herbei und ſchickten drei Perſonen nach Aerzten ab. Mein Hausherr und ſein älterer Sohn waren ſchnell herbeigeeilt, fanden jedoch H. ſchon wieder in ſein Bett zurückgebracht. Als er ſich aus ſeiner Ohnmacht zu erholen anfing, legte ihn der Sohn meines Hausherrn im Bette etwas höher; und unmittelbar darauf hörte er und die Wärterin (ſonſt war Niemand im Zimmer, denn das Eine lief nach Dieſem, das Andere nach Jenem) von Hauſer, indem er beide Arme nach oben über den Kopf ausſtreckte, deutlich die Worte: „Ach Gott, ach Gott — ſo abkratzen müſſen mit Schimpf und Schande — weh, weh!“ Einige Zeit darauf hörte man die Worte, welche auch ſchon des Nachmittags vernommen wurden: „Viele Katzen ſind der Maus Tod.“ Bald darauf: „Jetzt weiß ich, daß ich lebe — aber doch todt.“ Dann: „Dam — groß Dam — ſtark genug — groß Dam — Gott erbarm dich ihr.“ / Unmittelbar darnach etwas nach 7 Uhr, erſchien H. Dr. Heidenreich, welcher glaubt, ihn noch im Zuſtande der Bewuſtloſigkeit gefunden zu haben. Er hörte indeß H. ſagen: „Ich muß ſterben. Sie ſind doch die Mutter?“ meine Schwiegermutter anblickend, die er gewöhnlich ſo nannte und auf die er viel hielt. Der Herr v. Tucher iſt auch dageweſen. Wo bin ich denn? Wo bin ich denn? Ich bin ja nicht in meinem Zimmer. Wie bin ich denn dahin gekommen?“ Ich kam wieder nach Hauſe zurück und trat eben bei H. ein, als H. Dr. Heidenreich im Begriff war, einen Ueberſchlag von Senfteig auf das Herz zu legen. Auch Herrn Dr. Albert, ſowie die Gerichtscommiſſion traf ich ſchon unter den Anweſenden; und alsbald fand ſich auch H. Medicinalrath Dr. Horlacher wieder ein. Der Senfüberſchlag verurſachte bald Schmerzen, und er wollte ihn weghaben. Kaum waren die Aerzte auf mein Wohnzimmer gegangen, ſo ſagte er wiederholt: „Schmerzen, viel Schmerzen weg“ — und ſetzte hinzu: „Ich hätte doch gedacht, die Mutter wäre geſcheidter, wenn die Doktor nicht geſcheidter ſind.“ Darauf nahm man ihm mit Einwilligung der Aerzte den Senfüberſchlag ab, und nun wurde er ruhiger. Gegen 8 Uhr ſchickte man nach Herrn Pf. Fuhrmann, welcher in größter Schnelligkeit eintraf. Sogleich nach ſeinem Eintritte fragte er H.: „Wie iſt's Ihnen denn, lieber Hauſer? Wie fühlen Sie ſich?“ H. erwiderte: „Wohl.“ H. Pf. F. weiter: „Sind Sie nicht erſchrocken, nicht ängſtlich?“ H. entgegnete: „Warum?“ Herrn Pf. F.

---

*) Verlag von Bauer und Raſpe (Julius Merz) in Nürnberg S. 1 ff. Der hier befindliche Aufſatz iſt mit den Worten eingeleitet: „Aus den nächſten Quellen habe ich folgende Nachrichten über K. Hauſer's letzte Lebensmomente." Damit war das Manuſcript des Lehrers Meyer gemeint. Die Albersdorf hat meinen Aufſatz im Athenäum in ihren zu München edirten „Kaspar Hauſer" II. S. 9 ff. eingereiht.

**) S. 115 — 117. Hier heißt es: „Ueber Hauſer's letzte Momente und Aeußerungen ſind mir zweierlei Berichte zur Hand, der des Pfarrers Fuhrmann und der des Lehrers Meyer, welcher mir handſchriftlich zugekommen iſt. Beide enthalten Züge, die weder mit Merker's noch mit Eſchricht's Anſichten vereinbar ſind u. ſ. w.

***) Gewiß höchſt unerwartet, da man glaubte, H. habe ſich nur ein Bischen geſtochen, um ein neues Gaukelſpiel zu veranſtalten. D.

ſtarr anſehend.*) Auf eine Erläuterung des Herrn Pf. F., aus der ich mir nur erinnern kann, daß ſie ſich zum Theil darauf bezog, was er bei einem früheren Beſuch Hauſer's fragte und was dieſer ihm darauf ſagte, fragte Hauſer weiter: „Was — hab' ich — Ihnen — denn geſagt?“ H. Pf. F.: „Sie haben mir geſagt, daß Sie auf Gott vertrauen und mit ſeiner Hilfe jeden Kampf kämpfen wollen.“ Hauſer: „So — das hab' ich nicht gewußt.“ H. Pf. F.: „Haben Sie auch heute ſchon zu Gott gebetet, ihn um ſeinen Beiſtand angerufen?“ Hauſer: „Ja.“ H. Pf. F.: „Und wie iſt's Ihnen darauf geweſen? Haben ſie ſich nicht geſtärkt gefühlt?“ Hauſer: „Ja, geſtärkt und leicht.“ H. Pf. F.: „Wollen Sie nicht wieder beten?“ Hauſer: „Bin zu ſchwach, vergehen mir gleich die Gedanken.“ H. Pf. F.: „So will ich ein Gebet ſprechen; beten Sie im Stillen mit!“ H. zeigte ſich damit einverſtanden und darauf ſprach H. Pf. F. ein Gebet. Etwas ſpäter (ſo glaube ich, kann aber für die Richtigkeit der Aufeinanderfolge nicht ganz ſtehen) wiederholte er obige Worte: „Wo bin ich denn?“ ꝛc. H. Pf. F., meine Schwiegermutter und ich ſuchten ihn zu beruhigen, indem wir ihm ſagten, er wäre ja in ſeinem Bette; es käme den Kranken öfter ſo vor, daß ſie glaubten, ſie befänden ſich an einem andern Orte. H. Pf. F. erzählte zur Beruhigung des Kranken umſtändlich, wie es ihm bei einer Krankheit einmal ſelber ſchon ſo gegangen ſei. Er ſprach ihm jetzt noch einige Worte der Tröſtung zu und begab ſich darauf zu den Aerzten und mehreren Anderen in meine Wohnſtube. Von nun an beobachtete ich den Kranken mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit und nachdem ich mich einige Male von dem ganz kalten Schweiße an der Stirne, den Händen ꝛc. überzeugt hatte (es mochte 9 Uhr vorüber ſein) richtete ich folgende Worte an ihn: — — — — — —“

---

*) H. war alſo über die Frage des Geiſtlichen erſtaunt, da er ſich keiner Handlung bewußt war, die ihm in ſeiner Todesſtunde Schrecken und Angſt verurſachen könne. In dem bei Meyer abgedruckten Theile finden ſich allerdings gewiſſe dunkle Selbſtanklagen und Andeutungen einer Verführung durch „ſchlechte Menſchen,“ welcher H. unterlegen ſei, die aber durch das, was oben S. 337 ff. nachgewieſen, verſtändlich werden. Er hatte ſich mit den Böſewichtern, die ihm nach dem Leben ſtrebten, und die ſein Vertrauen zu erwecken wußten, in eine Art von Complott eingelaſſen, um den drückenden und drohenden Verhältniſſen zu entfliehen, in denen er ſich damals befand. Das bereute er; deßhalb klagte er ſo ſchwer ſich ſelber an. Ein Geſtändniß des Betruges und Selbſtmordes, der ihm zur Laſt gelegt wird, hat er niemals abgelegt, wiewohl man es ihm noch ſchließlich abzulocken ſuchte, worüber unten näher.

Hier geht der Aufſatz mit den Worten: „nachdem ich“ ꝛc. in den bei Dr. Meyer S. 349 abgedruckten Theil über. Es folgt der deutlich erkennbare Verſuch des Lehrers Meyer, dem Sterbenden ein offenes Geſtändniß des von ihm verübten Betruges und Selbſtmordes abzulocken, welches Experiment jedoch nicht nach Wunſch ausfiel.

Ich habe das Meyer'ſche Fragment, Wort für Wort, genau abgeſchrieben, Nichts weggelaſſen, Nichts verändert, das betheuere ich feierlichſt; und man wird mir's hoffentlich glauben. Es leuchtet ein, daß die „negative Kritik“ dieſen Theil des väterlichen Nachlaſſes nicht brauchen konnte; die affirmative Kritik dagegen einen Halt daran hat, wie ſie ſich ihn kaum beſſer wünſchen kann; es wäre weiter Nichts nöthig, um ſich zu überzeugen, daß H. kein Betrüger geweſen. Auch Herrn Dr. Meyer kann das nicht entgangen ſein; eben deßhalb wollte er dieſen Theil mit Nacht bedecken. Muß man da nicht annehmen, daß er ſelbſt ſehr wohl eingeſehen, wie nichtig und in welchem Grade ſelbſt dem actenmäßigen Thatbeſtand widerſtreitend die von ihm mit ſo viel Anklage, Kränkung und Beſchimpfung Anderer, namentlich des Gemordeten und ſeiner näheren Freunde und Vertheidiger vertretene Anſicht iſt? Was ſoll man davon denken? Ich werfe ihm nichts vor, was er nicht nachweislich gethan und unterlaſſen hat und ſpreche in Hinſicht ſeiner Motive, die ich nicht kenne, keinen Verdacht aus. Kann er ſich aber darüber beſchweren, wenn man ſein Weſen und Benehmen, wie Freiherr v. Tucher gethan, „räthſelhaft“ findet?

IV. Ludwig Feuerbach über Hauſer's Tod.

Aus des Autors Briefwechſel mit Feuerbach.

Am 18. Dec. ſchrieb L. Feuerbach: „Du wirſt ſchon vor Ankunft dieſes Briefes die Nachricht erhalten haben, daß H. geſtern Nachts vor 10 Uhr geſtorben iſt. Geſtern Abends bis ½ 7 Uhr war noch der Schullehrer Meyer — ein ſehr achtbarer und geſcheidter Mann — bei uns und verſicherte uns, daß H. ganz außer Gefahr ſei, nur die Gelbſucht habe, eine gewöhnliche Folge heftigen Schreckens.“ In einem nachherigen Briefe vom 8. Jan. meldet F., was er hinſichtlich einer gewiſſen Frage, die ich geſtellt, von Meyer gehört hatte. Es heißt dann weiter: „Meyer kommt nicht mehr in unſer Haus, da der Tod ſeine Verſicherung, die er uns einige Stunden vor Hauſer's Hinſcheiden gab, daß es ganz gut mit ihm ſtehe, und die Vermuthung, er möge es ſich ſelbſt gethan haben, ſo empfindlich dementirt hat. *Auch iſt er unſtreitig ein durch ſeine vorgefaßten Meinungen beſtochener Zeuge.* Wie ich höre, ſoll er ſelbſt Etwas über H. herausgeben, weiß aber nicht was. Ueberhaupt hat das ſchändliche Vorurtheil, H. ſei ein Betrüger, auch dieſe Geſchichte wieder in die größte Verwirrung gebracht und die Intereſſen, die in Deinen Fragen liegen,*) ſehr in den Hintergrund geſtellt."

„H. hatte ſein Bewußtſein bis an's Ende. Obgleich er zu Pfarrer Fuhrmann geſagt haben ſoll: Das iſt ein ſchwerer Kampf, den kann man nicht allein kämpfen, ſo verrieth er doch die größte Ruhe. Als *Hickel* zu ihm kam, um 8 Uhr ohngefähr, redete er aber ſchon nicht mehr zuſammenhängend; Jener konnte Nichts weiter von ihm herausbringen, als die Worte: Dort (?) ſein Schutzgeiſt — in der Ewigkeit. Ich habe dieß aus Hickel's eigenem Munde."

Hickel ſcheint, wie ſonſt, ſo auch hier ſehr unaufrichtig und unwahr geweſen zu ſein. Denn es wird angegeben, daß Hauſer in heftige Aufregung gekommen, als ſich ihm dieſer Mann näherte, und daß er dann noch allerlei geſprochen, insbeſondere auf Hickel's Frage, ob er Nichts an den Herrn Grafen habe, ſich gar nicht vortheilhaft über Letzteren ausgelaſſen habe.**) Wo man ſich immer mit der heiligen Trias berührt, da ſieht man ſich auf den Boden der Täuſchung, der poſitiven oder negativen Verfälſchung des Thatbeſtandes geſtellt und wird immer von Neuem zu der Frage gedrängt: Was liegt denn da im Hintergrund?

---

*) Die pſychologiſchen.

**) *Meyer* S. 350. Er ſprach hiernach von *Fehlern*, oder, wie Andere gehört haben wollten, *Laſtern*, von denen auch der Graf nicht frei ſei, wobei er eine bedeutſame Bewegung mit den Fingern der rechten Hand machte. Der Graf mache Vieles durch ſeine Wohlthaten gut; das werde in der anderen Welt „abgerechnet" werden; „*ſonſt ginge es auch ſchlecht.*"

V. Ueber die Annahme einer Selbſtverwundung Hauſer's in dem Ansbacher Falle mit beſonderer Rückſicht auf den von der „Frankfurter Zeitung" geführten Gegen-Beweis.

1.

Es iſt mir von großem Werth, in dem Streite, zu welchem ich hier gezwungen bin, nicht allein zu ſtehen, ſondern ſo viel als möglich, auch Andere, die, wiewohl ganz anders geſtellt, mit mir gleichen Sinnes und Urtheiles ſind, aufführen und ſprechen laſſen zu können, damit meine Polemik um ſo weniger ſubjektiv und perſönlich begründet erſcheine. Und ſo ſei es mir geſtattet, auf die in dieſem Buche öfters citirte Kritik der „Frankfurter Zeitung" *) auch hier die meiner Sache zu Gute kommende Rückſicht zu nehmen. Ich werde nicht Alles abſchreiben, was der Verfaſſer derſelben in ſeiner ſcharfſinnigen und ſchlagenden Weiſe vorträgt; ich werde jedoch die von ihm namhaft gemachten zehn Hauptmomente nennen, gern auch hiebei ſeine eigenen Worte gebrauchen und einige Noten hinzufügen, die meine eigenen Gedanken und Anſichten kund geben.

2.

„Dr. Meyer unterſtellt," ſo beginnt die Erörterung, „der Betrüger habe eine Entlarvung befürchten müſſen; er habe geſehen, wie das Mißtrauen gegen ihn wachſe; um die drohende Gefahr abzuwenden, ſich auf's Neue intereſſant zu machen und den Glauben an ſeine Einkerkerung und Verfolgung wieder aufzufriſchen, habe er ſich zu einer nochmaligen Selbſtverwundung entſchloſſen, die eine ſchwerere, als die erſte ſein mußte, ſelbſt auf die Gefahr eines tödtlichen Ausganges hin. Wir unterlaſſen es, das durch und durch Unwahrſcheinliche und Unnatürliche dieſer ganzen Unterſtellung zu beleuchten. Um ſo Etwas glaubhaft zu machen, bedarf es poſitiver

---

*) Nr. 55 Blatt II. vom 24. Februar 1872.

Beweiſe, welche dem Dr. Meyer durchaus fehlen.“ Hierauf werden die ſpecielleren Gegengründe angegeben.

1. Als Hauptgrund wider die gegneriſche Hypotheſe wird, wie noch Andere thun, und das gewiß mit Recht, die in dem allbekannten Charakter Hauſer's liegende pſychologiſche Undenkbarkeit einer ſolchen Handlungsweiſe geltend gemacht; namentlich ſeine große Furchtſamkeit, ja Feigheit, die ſich in Folge des Nürnberger Mordverſuches bis zur krankhaften Reizbarkeit ſteigerte, und, nach v. Tucher, „keine Grenzen kannte;“ ſo wie deſſen große Empfindlichkeit gegen die kleinſten Verletzungen und ſein Abſcheu vor dem Tode — Eigenheiten, welche ſelbſt Lehrer Meyer bezeugt und beſchreibt und welche „entſchieden gegen eine Selbſtverwundung ſprechen.“

2. Eine Nöthigung zu einer ſolchen Handlung iſt keineswegs nachgewieſen, ſelbſt in der von Lehrer Meyer zu den Gerichtsacten gegebenen Denkſchrift*) iſt die Thatſache erwähnt, daß ſich H. bei ſeiner letzten Anweſenheit in Nürnberg ſehr innig an Frau Kannawurf aus Wien anſchloß, weil „dieſe Dame, wie auch aus ihren Briefen ganz deutlich hervorging, dem äußerſt intereſſanten Hauſer**) viele Hoffnung machte, ihn mit der Erlaubniß ſeines Pflegevaters bald auf einige Zeit bei ſich in Wien ſehen zu dürfen, wo man ſich für ihn ganz ungewöhnlich intereſſire.“ Es ſtanden ihm ſonach Annehmlichkeiten und Vergnügungen mancher Art in Ausſicht, worauf er ſich entſchieden freute; und doch ſollte er ſich unter dieſen Verhältniſſen eine ſo ſchwere Verwundung beigebracht haben!***)

---

*) S. 482.

**) So iſt dieſer von unbegreiflicher Feindſeligkeit erfüllte Mann ſtets voll Hohn und Spott, wenn Jemand irgend einen Antheil an H. nimmt und etwas mehr als die verächtlichſte Gemeinheit und Niedrigkeit in ihm ſieht. Wie tief ſtehend iſt vielmehr eine ſolche Geſinnungs- und Benehmunzsweiſe ſelbſt.

***) Es wird hier allerdings zu wenig auf den unerträglichen Druck, den H. durch Meyer und Hickel erfuhr, und auf die von Stanhope in ſeinen „Materialien“ geäußerte Abſicht gelegt, ihn einer neuen verfänglichen Unterſuchung zum Behufe öffentlicher Beſchämung und ſocialer Vernichtung zu unterwerfen, was H. immerhin, wenn er es nicht wußte, doch wohl ahnen mochte. Es wäre nicht undenkbar, daß ihn die heilige Trias wirklich zum Selbſtmorde getrieben hätte, vergl. oben II Nr. IV. Aber erſtlich war H. ganz unfähig, Hand an ſich ſelbſt zu legen; zweitens fehlte es ihm nicht an Hoffnung, ſeinen Feinden zu entkommen; ebendeß-

3. Es hat ſich nicht einmal eine Spur finden laſſen, daß H. ein Inſtrument erworben oder beſeſſen habe, wie das, womit die Wunde beigebracht wurde.*)

4. Es wurde ein ſolches Inſtrument auch nach der Verwundung weder bei ihm noch ſonſt irgendwo gefunden. Wie ſich denn auch bei der früheren Verwundung in Nürnberg die Waffe gleichfalls nicht finden ließ, wiewohl er dort nicht aus dem Hauſe kam.

? 5. Der Beutel, welchen ihm der Mörder gab**) war nicht, wie man hatte glauben machen wollen, zuvor in Hauſer's Beſitz geweſen.***) Niemand wußte anzugeben, wie und wo ſich H. dieſen Beutel habe verſchaffen können.

? 6. Die Schrift in dem Beutel, den man für ein Hauſer'ſches Machwerk ausgeben wollte, rührte nicht von ihm her.†) Wer hätte ihm etwa dieſen Zettel geſchrieben?

---

halb ſchloß er ſich ſo eng an die Kannawurf an; deßhalb gab er ſich auch ſo unvorſichtig trauend den Böſewichtern hin, die ihm höchſt wahrſcheinlich eine ſofortige Befreiung vorſpiegelten und ſo an den Ort lockten, wo ſie ihm den Tod gaben; ſ. oben S. 337—344.

nd die Piſtole?

*) H. hatte nach allgemeinem Zeugniſſe eine ſo krankhafte, ja wahnſinnige Scheu vor allen verletzenden und verwundenden Waffen und Werkzeugen, daß er ſolche gar nicht ſehen konnte. Es wirkte hiebei wohl die Ahnung des Todes, den er ſterben werde und der ihm ſchon in Nürnberg ſo nahe getreten.

**) H. erzählte, der Unbekannte habe ihm einen Beutel in die Hand gedrückt und dann den Stich verſetzt; den Beutel habe er fallen laſſen; derſelbe müſſe noch an dem Orte liegen. Ein Polizeiſoldat wurde darnach hingeſchickt und kam mit einem lilaſeidenen und weißgefütterten Beutel zurück, worin ein Zettelchen, auf welchem ſich eine mit Bleiſtift gemachte, verkehrte und nur durch den Spiegel oder durch das Licht lesbare Schrift befand.

***) Bericht des Kreis- und Stadtgerichtes Ansbach an das Juſtizminiſterium vom 28. April 1834 S. 401 bei Meyer: „Die Vermuthung, daß Fr. v. Kannawurf einen ähnlichen Beutel ſchon einmal bei H. geſehen, ihm wohl gar einen dergleichen geſchenkt haben dürfte, hat deren Vernehmung nicht beſtätigt."

†) Bericht des gedachten Gerichtes v. 11. Februar 1834 S. 393 bei Meyer: „Vernommene Schriftverſtändige ſtimmen im Allgemeinen darin überein, daß die Schrift auf dem im Hofgarten gefundenen Zettelchen mit Hauſer's Handſchrift nicht übereinſtimmt, wenn auch in einzelnen Buchſtaben Aehnlichkeit obwaltet." Auf dieſes Zettelchen wird bei Verdächtigung Hauſer's gleichwohl das größte Gewicht gelegt, Meyer S. 409. Als Anzeichen, daß die Schrift von H. ſelbſt ſei, gilt

7. „Die Verwundung war der Art, daß nach dem gerichtsärztlichen Gutachten des Dr. Albert — dem auch andere Aerzte zuſtimmen, die wir eigens deßhalb vernommen haben — wenn auch die Möglichkeit des Selbſtmordes nicht ausgeſchloſſen iſt, jedenfalls „„ein hoher Grad von Wahrſcheinlichkeit““ dagegen ſpricht — und das, fügen wir bei, um ſo mehr, wenn es nicht auf Selbſtmord, ſondern wie Dr. Meyer unterſtellt, nur auf Selbſtverwundung abgeſehen war; dann wäre der Stich nicht durch Bruſt, Herz und bis in die Leber geführt worden. Das war keine Scheinverwundung.“

8. „Die Anfangs ſtark bezweifelte Angabe des verwundeten Hauſer's, ſchon drei Tage vor dem Attentat die Frau Hickel in Kenntniß geſetzt zu haben, daß er aufgefordert worden ſei, nach dem Hofgarten zu kommen, iſt durch dieſe bei gerichtlicher Vernehmung eidlich beſtätigt worden.*) Meyer wittert hierin nicht nur die Abſicht Hauſer's, ſich eine Art Zeugin zu verſchaffen, ſondern kommt auch zu der gewiß kühnen**) Vermuthung: „„Die Ausſicht eines Ballvergnügens““ an jenem erſten Tage ſei „„hinreichend geweſen, H. zum Aufſchub der That zu beſtimmen!““

9. Bei dem Bedenken, daß H. ohne Erlaubniß nach dem Hofgarten gegangen ſei, iſt zu berückſichtigen, daß er nach Hickel's Angabe***) ſchon längſt zuvor, ſogar gegen beſtimmtes Verbot, auszugehen pflegte. Speciell war es nichts Ungewöhnliches, daß ſich H. an das Uz'ſche Denkmal begab. Nach ſeiner Verwundung deponirte er: „Das war mein gewöhnlicher Spaziergang; ich ging öfters im Hofgarten ſpazieren.“ Ferner: „Wenn arme Leute kommen, die paſſen auch immer da auf, ſo z. B. eine gewiſſe Feigelin, der ich immer Etwas gebe, ſo auch immer die Tuchmacherswittwe Weigel, die paßt immer da auf.“ †)

---

unter Anderem auch das darin gebrauchte Wort „ſelber,“ welches auch in Hauſer's Aufſätzen vorkommt. Es kommt auch in meinen Aufſätzen und Schriften vor. Bis zu ſolchen Abſurditäten hat die Wuth, einen Betrug zu conſtatiren, dieſe Menſchen getrieben!

*) Meyer S. 335.

**) Ein viel zu mildes Wort!

***) S. 566.

†) Daß H. ſo gutherzig und wohlthätig war, das wird in den Schmähſchriften

10. Dr. Meyer und Hickel behaupten, H. habe unmittelbar vor der That ſeine Papiere geordnet und Unbequemes weggeſchafft. Lehrer Meyer hat dieſe Behauptung auf das richtige Maß zurückgeführt und im Weſentlichen widerlegt. Auf die Frage nach fehlenden Papieren erklärte derſelbe zu Protokoll:*) „Ich habe keine Papiere vermißt, als 3 Briefe der Frau v. Kannawurf in Wien, und 2 Briefe der Frau Bürgermeiſter Binder, welche letztere Familienangelegenheiten betrafen. H. war in dieſen letzteren hoch und theuer gebeten, ſie ſogleich nach Durchleſung zu vernichten; deſſenungeachtet behielt und beſaß er ſie ſeit dem Winter 1832—33 bis beiläufig 4 Wochen vor ſeinem Tode.“**) Worin, fragt der Frankf. Kritiker, beſtand das „Unbequeme,“ das aus dieſen Briefen für H. hervorgehen konnte? Gerade ſie brauchte er vor einer ſolchen That nicht zu vernichten.***)

3.

Ich habe noch Folgendes hinzuzuſetzen.

Der Beutel mit dem Zettel darin gibt uns immerhin ein Räthſel auf. Aber als eine läppiſche und noch dazu ſelbſtverrätheriſche Zuthat zu einer ſo furchtbaren Selbſtverwundung, die von H. ſelbſt erſonnen worden ſei und hergerührt, läßt ſich die Sache mit Verſtand, Sachkenntniß und Aufrichtigkeit nicht faſſen und darſtellen. So erbärmlich konnte H. nicht handeln; dazu war er viel zu klug; er mußte, wenn Alles wahr wäre, was man in dieſer Hinſicht gemeint und geſagt hat,

---

der Meyer und Hickel nicht mit einer Sylbe erwähnt. Dagegen hebt es Pfarrer Fuhrmann hervor.

*) S. 576.

**) Hiernach würde es darauf hinauskommen, daß er ſchon 4 Wochen vor ſeinem Tode mit dem Gedanken an den Selbſtmord umgegangen und ſchon damals ſeine Sachen darnach eingerichtet habe.

***) Sei es, daß H. vor der Verwundung ſeine Papiere wirklich in Ordnung gebracht, Sachen weggeſchafft, die er nicht Preis geben wollte, ſich überhaupt in der That ſo eigen und verdachtvoll benommen habe, als es Meyer und Hickel darſtellen, ſo iſt das Alles noch kein Beweis, daß er ſich habe verwunden und ermorden wollen. Er konnte ja auch fliehen wollen. Und es iſt eine große Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß er dies in der That im Sinne gehabt, ſ. oben.

um ihn zu verdächtigen, recht abſichtlich darauf ausgegangen ſein, ſich ſelbſt zu verrathen.

Nehmen wir an, das von Hauſer's Feinden Angegebene ſei in der That nicht ohne Grund geweſen, es habe ſich namentlich der Beutel ſchon vor der Verwundung in Hauſer's Händen befunden, der Zettel habe wirklich deſſen Schriftzüge dargeſtellt, das Papier, wie ebenfalls behauptet wird, ſei von derſelben Sorte, deren ſich H. zu ſeinen Schreibheften bediente, und der Zettel auf dieſelbe Art in Ecken gelegt geweſen, wie H. ſeine Billete zuſammenlegte! Es würden dieſe von den Gegnern ſehr unbedachtſam hervorgehobenen Umſtände auf ein ganz anderes Reſultat führen, als das ihrige iſt. Denn daß H. nicht ſich ſelbſt gemordet, das wiſſen wir gewiß. Und aus dieſer Gewißheit ergibt ſich, unter Vorausſetzung der Richtigkeit der gegneriſchen Angaben, die unausweichliche Folgerung, daß Hauſern der Beutel geſtohlen worden, daß man ſeine Schrift nachgemacht, das Papier von ſeinem Papier genommen und den Zettel in ſeiner Weiſe zuſammengelegt hatte, um dann behaupten zu können, er habe nur wieder einen gaukleriſchen Bubenſtreich ausgeführt und Alles ſelbſt gethan. Ich mußte früher, als man jene Umſtände als ſo zweifelloſe Thatſachen hinſtellte*) und Widerlegungen noch nicht vorlagen, nothwendig auf ſolche Gedanken kommen. Darüber hat Dr. Meyer**) in ſeiner Weiſe ein ungeheures Geſchrei erhoben; ich hätte den Verdacht einer Theilnahme am Verbrechen in ſein elterliches Haus geſchleudert ꝛc. Ich habe Niemanden genannt; Dr. Meyer's Eltern, wie ich verſichern kann, habe ich auch nicht im Sinne gehabt. Sind aber alle jene Umſtände erlogen geweſen, ſo haben die Lügner den Argwohn, den ſie wider ſich erweckt, ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Auf jeden Fall muß es Lachen erregen, wenn ſie, die ſich gegen H., mich und Andere jede nur mögliche Art von Ehrenkränkung und Verdächtigung erlauben, auf eine unter allen Umſtänden unantaſtbare Heiligkeit Anſpruch machen.

---

*) Stanhope in einem an Lehrer Meyer gerichteten Aufſatze (Materialien S. 103) ſagt: „Sie erinnerten ſich ſehr deutlich, einen ähnlichen Beutel in Hauſer's Beſitz geſehen zu haben; und Ihre Gattin war erſchrocken, als ſie den Zettel aus dem Beutel herausnehmen ſah, weil er ganz ſo zuſammengelegt war, wie H. ſeine Briefe zuſammenzulegen pflegte."

**) In einem Artikel des Nürnberger Korreſpondenten.

4.

Es bleibt noch die Frage: Warum reichte der Mörder ſeinem Opfer den Beutel hin? — Wahrſcheinlich deßhalb, um deſſen Aufmerkſamkeit darauf zu ſpannen und ihn, während er darnach griff und ſeine Augen darauf richtete, um ſo bequemer durchbohren zu können, da H. ohne eine ſolche Ablenkung, den Angriff wohl ſchneller bemerkt und in Folge deſſen eine ausweichende Bewegung gemacht hätte. Vermuthlich legte der Mörder dem Beutel bei deſſen Ueberreichung eine vorgebliche Bedeutung bei, durch welche derſelbe, etwa als Geſchenk oder Reliquie einer nahe verwandten Perſon, für H. intereſſant und werthvoll wurde. Dazu wurde denn noch mittelſt des Zettels jener teufliſche Hohn gefügt, welchen man dem Findling ſelbſt nicht zutrauen kann.

5.

Unter den Aeußerungen des delirend Hinſterbenden ſollen endlich auch folgende geweſen ſein: „Ich muß heute noch Vieles ſchreiben, aber Alles mit Bleiſtift." — „Was mit Bleiſtift geſchrieben iſt, kann man nicht leſen." Das ſoll beweiſen; daß der Zettel, den man in dem Beutel gefunden, und auf dem ſich jene mit Bleiſtift gemachte Schrift befand, von ihm ſelbſt hergerührt.*) Aber was auf dieſem ſtand, war ja dazu beſtimmt, geleſen zu werden; jene Aeußerungen paſſen daher gar nicht. Auch kann man ſich dabei erinnern, daß H., als er ſchreiben lernte, wie ſchon in ſeinem Käfige geſchah, zuerſt mit Bleiſtift ſchrieb, was ihm im Delirium wieder vorkommen mochte. Eine von H. bei Hiltel im Thurme gefertigte Bleiſtiftſchrift, welche ſich in den magiſtratiſchen Acten befand, aber mit dieſen verloren gegangen iſt, beſchreibt Feuerbach.**) H. ſchrieb auch bei mir Vieles mit Bleiſtift; und es ſind noch mehrere von ihm in dieſer Art geſchriebene Zettel und Notizen in meinem Beſitz.

---

*) Meyer S. 327. 411.

**) S. 45 ſeiner Schrift über K. H.

VI. Bürgermeiſter Binder's Traueranzeige.

Im Korreſpondenten v. u. f. Deutſchland *) ſtand nach Hauſer's Tode folgende Traueranzeige, aus welcher man ſieht, wie feſt Binder auch noch damals an die Hauſerſche Geſchichte glaubte, und wie werth ihm der Gemordete auch noch damals war.

„Kaſpar Hauſer, mein geliebter Curand, iſt nicht mehr. Er ſtarb zu Ansbach, geſtern Nacht um 10 Uhr, an den Folgen der am 14. dieſes durch einen Meuchelmörder erlittenen Verwundung.

Ihm, dem Opfer gräuelvoller elterlicher (?) Unnatur, ſind nun die Räthſel gelöſt, an welche die Vorſehung ſein trauriges Daſein geknüpft hatte. Im ewigen Frühling jenſeits wird der gerechte Gott ihm die gemordeten Freuden der Kindheit, die untergrabene Kraft der Jugend, und die Vernichtung für ein Leben, das ihn erſt ſeit fünf Jahren zum Bewußtſein des Menſchen erhoben hatte, reich vergelten. Friede ſeiner Aſche!

Nürnberg, am 18. Dezember 1833.

Binder, I. Bürgermeiſter.“

K.

Das ſich im Hintergrunde bergende Myſterium.

I. Allgemeine Bemerkungen.

1.

Was mir bei dieſer Schrift durch Pflicht, Gewiſſen und Gefühl geboten war, iſt im Grunde ſchon in den vorſtehenden Abſchnitten geleiſtet. Ich habe namentlich auf eine, wie ich glaube, evidente und un-

---

*) Nr. 353 v. 19. Dec. 1833.

widerlegliche, von der Enthüllung des ſich im Hintergrunde bergenden Myſteriums unabhängige Weiſe dargethan, daß der unglückliche Jüngling, mit welchen ich in ſo innigen und vertrauten Beziehungen geſtanden, den man, nachdem man ihn den Händen ſeiner Freunde entriſſen und in die ſeiner Feinde geliefert, ſo abſcheulich verunglimpft und verläumdet, ſo roh im Leben und Sterben mißhandelt und gekränkt hat und ſo maßlos noch im Grabe verläſtert und verfolgt, kein betrügeriſcher Bauernburſche, Landſtreicher, Gaukler und ſchließlicher Selbſtmörder, ſondern ein unſchuldiges, trugloſes, in Wahrheit, wie es ſeine Andeutungen, Erinnerungen, Ausſagen, in Verbindung mit den entſprechenden Phänomenen und Thatſachen ergaben, ſchrecklich mißhandeltes und grauſam gemordetes Kind geweſen. Dies zu beweiſen, waren meine Mittel vollkommen hinreichend; damit iſt auch zugleich die Gewißheit eines hinter den bekannten Erſcheinungen und Ereigniſſen wirklich ſtehenden verbrecheriſchen Geheimniſſes gegeben, ſo daß es ſich nur noch fragen kann, von welcher näherer Beſchaffenheit daſſelbe ſei und wem es perſönlich zur Laſt falle.

Dies zu beſtimmen, iſt nun nicht eigentlich meines Amtes und Berufes, ſo daß ich es, wie bemerkt, übergehen könnte, Anfangs auch in der That übergehen wollte, indem ich eine gewiſſe Scheu vor ſolchen Erörterungen habe und hier um ſo mehr hatte, weil ſich in die affirmative Behandlung des Hauſer'ſchen Falles Intereſſen und Tendenzen eingemiſcht haben, die mir fremd ſind, die es mir ſtets waren und mit denen ich auf keine Weiſe in Berührung zu kommen wünſche. Bis zum Jahre 1859, wo meine „Enthüllungen" herauskamen, hielt ich mich ganz nur an die Anzeichen, welche mir durch das höchſt auffallende Benehmen Stanhope's, wie ich es dort bereits geſchildert, geliefert worden waren, wobei ich mich auch wohl nicht völlig getäuſcht habe; das Uebrige verſuchte ich zu umgehen. Nachdem ich aber veranlaßt worden, mich in die Sache auf das Neue zu vertiefen, und Manches hinzugekommen, was ich früher nicht gewußt, kann ich nicht umhin, zu glauben, daß mit dem, was ſich mir früher als verdachtvoll aufgedrängt, noch eine andere Seite der Betrachtung zu verbinden ſei, auf welche ich nunmehr durch einen ganzen Sturm von Indicien unwiderſtehlich hingewendet wurde. Es ſchien mir angezeigt zu ſein, jetzt auch dieſe corrigirte und vervollſtändigte Anſicht zum Ausſpruch zu bringen, und ſo zugleich der Wißbegierde, die doch endlich auch das ſie in ſo hohem Grade reizende Geheimniß entſchleiert ſehen möchte, die mir mögliche

Rechnung zu tragen. Und ſo habe ich mich denn entſchloſſen, meinem Werke auch noch dieſen Abſchnitt hinzuzufügen.

2.

Die ganze große Kette von Intriguen, Verbrechen und Grauſamkeiten, ſammt der ſich daraus entwickelnden Fülle von Streit, Haß, Kränkung und Feindſeligkeit aller Art, die ſich, wenn ſie nicht noch weiter zurückreicht, vom 2. Decennium dieſes Jahrhunderts bis in das 8. hineinzieht, geht allem Anſcheine nach von einer weiblichen Perſönlichkeit, als ihrem erſten Grund und Anfang, aus — ſo daß man an die Sagen und Geſchichten erinnert werden kann, welche einer Helena, Klytämneſtra, Tullia,[*] Chriemhilt, Fredegunde, Katharina von Medicis ꝛc. eine ähnliche Stellung zu dem geben, was ſie Schreckliches und Trauriges berichten. Die Geſchichte wird wohl einſt, ohne daß es Jemand zu hindern vermag, zu jenen mythiſch und hiſtoriſch berüchtigten Namen auch den der Reichsgräfin v. Hochberg geb. Geyer von Geyersberg fügen, welche, mit einem badiſchen Landesherrn morganatiſch vermählt, darauf ausging, ihre Nachkommenſchaft auf den Thron zu bringen, was aber nur auf dem intriganteſten und ſchuldvollſten Wege zu erzielen war. Ja man kann wohl ſagen, daß dieſe Aufnahme in das hiſtoriſche Gebiet in der That ſchon erfolgt ſei — nur daß hiebei eine abſolute, jeden Zweifel unmöglich machende Gewißheit noch nicht gewonnen war und es daher bis jetzt, doch immer noch verſucht werden konnte, jenen Sachverhalt in Abrede zu ſtellen, namentlich in der Art, daß man das unglückſelige Opfer der bezüglichen Miſſethaten zum Lügner und Betrüger ſtempelte. Schon Präſident v. Feuerbach hat in ſeinem i. J. 1832 an die Königin Karoline von Bayern — eine badiſche Prinzeſſin — geſendeten Memoire[**]) dieſen Ton angeſchlagen; und Dr. Eduard Vehſe hat in ſeiner Geſchichte der deutſchen Höfe[***]) ein Capitel mit der Ueberſchrift: „Ludwig, der letzte der ächten Zähringer-Dynaſtie 1818 – 1830. Die Kataſtrophe Kaſpar Hauſer's," wo*) auch Feuerbach's Abhandlung abgedruckt iſt. Auch das, was die „Frankf. Ztg." bereits i. J. 1868 und neueſtens i. J. 1872 in der Kritik des Meyer'ſchen Buches aus der Feder eines ſcharfſinnigen und gut unterrichteten Mannes, namentlich die Erzählungen Welker's betreffend, gebracht hat, iſt von ſo großem Gewicht, daß es in die Klaſſe bloßer Sagen, Gerüchte, luſtiger Vermuthungen und verläumderiſcher Erdichtungen nicht geworfen werden kann.

---

[*]) Es iſt die Tochter des römiſchen Königes Servius Tullius gemeint.

[**]) „Anſelm Ritter v. Feuerbach's Leben und Wirken." Von L. Feuerbach. Leipz. 1852 Bd. II. S. 318 ff.

[***]) Hamburg 1853 Bd. XXVI. S. 245 ff.

Die Hochberg wird als eine intrigante Perſon bezeichnet, welche wider die Großherzogin Stephanie einen tiefen Haß getragen, dabei vor grenzenloſem Ehrgeiz erfüllt und um die Mittel zu ihrem Zwecke nicht verlegen geweſen. Sie war die Mutter der Grafen v. Hochberg, die 1830 zur Regierung kamen, denen aber der Weg zum Throne erſt durch verſchiedene Todesfälle gebahnt werden mußte, die man nicht für natürlich eingetreten hält. Die Großherzogin Stephanie, der in ſo auffallender Weiſe ihre beiden Prinzen ſtarben, während die Prinzeſſinen am Leben blieben, war eine Adoptivtochter Napoleon's I. und Gemahlin des Großherzogs Karl, der vergiftet worden ſein ſoll, auf welche Ereigniſſe wir in den folgenden Nummern näher zu ſprechen kommen werden. Es wird ihr ein ſehr glänzendes Lob ertheilt. Sie war, wie ſich Vehſe ausdrückt, „eine durch Schönheit, Geiſt und Herzensgüte gleich ausgezeichnete, dominirend geiſtig organiſirte Frau," wird auch von der berühmten Rahel ſehr hochgeſtellt. Und dieſe herrliche Frau hatte ein ſo trauriges Loos! Sie kam nicht nur um ihre Söhne; ſie wußte auch, daß hier nicht bloß die Natur gewaltet. Sie hatte eine auf die Sache bezügliche Viſion, von welcher ſchon die Pariſer Broſchüre ſpricht und über welche wir unten näher berichten werden. Ein bekannter Dichter und Schauſpieler, der mich vor Jahren beſuchte, erzählte mir von dem großen Intereſſe, welches Stephanie an K. H. nehme; ſie habe, als ſie von ihm ſprach, geweint, „als hätte ſie der Bock geſtoßen." Dies war allem Anſcheine nach die Mutter und „große Dame," von welcher H. träumte und noch im Sterben ſprach. Feuerbach bezeichnete ſie als eine zweite Niobe, „nur mit dem Unterſchiede, daß Apollo's tödtendes Geſchoß ohne Unterſchied Söhne und Töchter traf, dort aber der Würgengel an allen Töchtern vorüberging und nur die Söhne ſchlug."

---

*) S. 271 ff.

Mit der Hochberg nun ſoll der Markgraf und nachherige Großherzog Ludwig verbündet und zur Wegräumung der ihm und den Kindern der Erſteren in Betreff der Thronfolge im Wege ſtehenden Perſönlichkeiten verſchworen geweſen ſein. Die von Fürſtenhaß erfüllte Pariſer Broſchüre wälzt die Hauptſchuld auf den Letzteren; ſie macht ihn zum Verführer der Hochberg, die, nach ihrer Vermählung mit Ludwig's Vater, dem alten Markgrafen, „vor der Erneuerung ihres Verhältniſſes zu ihrem nunmehrigen Stiefſohne anfänglich ein wenig zurückgebebt" ſein, deren Gewiſſen aber von Ludwig liſtig beſchwichtigt worden ſein ſoll. Allein die geheimen Geſpräche, welche die Broſchüre*) mittheilt, hat deren Verfaſſer ſicher nicht belauſcht; und es iſt lächerlich, dergleichen für Geſchichte auszugeben. Viel eher iſt zu glauben, daß die Hochberg, als ein verführeriſches Weib, den jungen Fürſten in ihre Bande verſtrickt; wobei wir immerhin auch das wohl leicht verführbare Naturell deſſelben in Anſchlag bringen können. Daß er nicht ſtandesmäßig geheirathet hat, ſoll auf dem Verſprechen beruhen, welches er der Hochberg, ſeiner damaligen Geliebten, gegeben, deren Nachkommenſchaft durch eine ſolche Vermählung und ihre fruchtbaren Folgen gehindert werden konnte, den Thron zu beſteigen.

Abgeſehen von dieſen beiden Perſonen, wird der ſchwerſte Verdacht bekanntlich auf den Major v. Hennenhofer oder Hennehofer, einen Günſtling Ludwig's, geworfen, der deßhalb in revolutionärer Zeit ſogar in Gefahr war, ein Opfer der Volkswuth zu werden. Daß dieſer Argwohn, der für Manche ſogar eine ſubjektive Gewißheit war, ganz ungegründet und der Mann in dieſer Beziehung ganz unſchuldig und unbetheiligt geweſen, kann, wie man ſehen wird, nicht angenommen werden; was man von ihm mit hiſtoriſcher Beſtimmtheit weiß, zeugt zu ſehr wider ihn; er hat ſeine Mitſchuld in den von ihm hinterlaſſenen Memoiren ſogar ſelbſt bekannt. Kaum minder verdächtig hat ſich durch ſein aus den vorgeſchützten Motiven nicht zu begreifendes Benehmen jener engliſche Graf gemacht, der ſich ſo ſtörend und unheilvoll in die Hauſer'ſche Geſchichte eingedrängt hat. Man bringt ihn mit badiſchen Dingen, ſogar ſpeciell mit Hennenhofer in eine ſehr nahe Verbindung; er habe ſich als Agenten brauchen laſſen und von ſeinem trüglichen Komödienſpiel — indem es ihm an eigenen Mitteln fehlte — ſogar gelebt; und es ſind nicht etwa bloß deutſche, ſondern ganz vorzüglich engliſche Stimmen, welche ihn in dieſes böſe Licht ſtellen. Dazu kommen noch ein paar Nebenfiguren, welche wegen ihres engen Anſchluſſes an den Grafen ebenfalls Verdacht erregt haben; wie dies beſonders von dem Gensdarmerieofficier Hickel gilt, deſſen Ruf durch Dr. Meyer's unbedachtſame Veröffentlichungen nicht gebeſſert, vielmehr nur ſehr weſentlich verſchlimmert worden iſt.

---

*) S. 7.

Ich ſelbſt beſchränke mich in dieſem Buche, wie ſchon ſonſt bemerkt, mit meinen Behauptungen, Anklagen und Feſtſtellungen ganz nur auf das, was ich mit voller Berechtigung und Beſtimmtheit annehmen und überzeugend darthun kann; ich gehe in ſofern nicht weiter, oder bleibe gar noch hinter dem zurück, was in dieſer Streitſache Andere geäußert haben, ſo daß man mich eines beſonderen Schwarzſehens, einer mir individuell eigenen Extravaganz hier keineswegs beſchuldigen kann. Anführen aber darf ich doch immer auch die Meinungen und Ausſagen Anderer; und ich thue es öfters, ohne ihnen beizuſtimmen. Uebrigens gehört das, was verbreitete Gerüchte und Ueberlieferungen ſagen, was als Glaube, Ueberzeugung, Anklage im Publikum beſteht und Wurzel gefaßt hat, was ſogar ein ſpecieller Local- und Nationalglaube geworden iſt, ein Glaube, den in unſerem Falle ſelbſt noch deutſche (badiſche) Ausgewanderte in fernen Welttheilen hegen und einem Dr. Meyer zum Trotze feſthalten,*) doch auch mit zum Ganzen der hiſtoriſchen Unterſuchung und Darſtellung; und es wird und muß dem Forſcher und Geſchichtſchreiber geſtattet ſein, ſich auch ſolcher Momente zu bedienen und einiges Gewicht darauf zu legen. Zu den Indicien von Verbrechen und deren Urhebern oder Theilnehmern wird von den Rechtsgelehrten auch die fama publica gezählt; und es gibt Fälle, wo die vox populi, ſo wenig unfehlbar ſie auch ſonſt ſein mag, in der That vox dei iſt und das Rechte trifft. Dieſe fama publica, dieſe vox populi ſpricht ſich in Deutſchland, namentlich in Baden ſelbſt,*) jedenfalls in vorherrſchendem Grade wider die erwähnten Perſönlichkeiten aus.

---

*) S. unten K Nr. XII.

II. Berichte von Varnhagen.

In Varnhagen von Enſe's „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens"**) iſt vom Tode Jung-Stilling's die Rede, der am 2. April 1817 zu Karlsruhe ſtarb. Darauf heißt es: „Mehr als das Ableben des ſtillen Greiſes gab der Tod eines Kindes zu reden, der in der erſten Hälfte des Maies ſich unerwartet ereignete. Der Erbherzog, ein zartes Kind, erkrankte plötzlich und ſtarb ſehr ſchnell an Krämpfen, ganz wie früher ſchon ein Brüderchen. Der Großherzog und die Großherzogin Stephanie waren auf das Furchtbarſte getroffen und erſchüttert. Mit dieſem Prinzen erloſch zum Zweitenmale ihr unmittelbarer Erbe; denn die beiden Prinzeſſinen, zu denen dieſes Jahr noch eine dritte kam und welche alleſammt unangefochten heranwuchſen und blühten, während die Brüder früh ſtarben, hatten keinen Anſpruch auf die Regierungsnachfolge, die nunmehr auf die beiden Oheime des Großherzogs übergehen mußte; dieſe waren aber alt und ebenfalls ohne Kinder. So ſchien das Unwahrſcheinliche — was aber bei den Verhandlungen i. J. 1815 doch als möglich angenommen worden war — ſich in der That dennoch verwirklichen zu wollen, nämlich daß das regierende Haus von Baden ausſtürbe. Das ganze Land vernahm mit Schreck und Beſtürzung den wichtigen Trauerfall und beſprach die davon zu erwartenden Folgen mit Angſt und Mißtrauen. Die Gerüchte von Vergiftung, die ſchon bei dem früheren Falle leiſe geflüſtert worden, erneuten ſich lauter und dreiſter; beſonders war das unterſte Volk geſchäftig, die abenteuerlichſten und unhaltbarſten Anſchuldigungen in ſeiner dunklen Vorſtellungsweiſe zu verarbeiten. Dem Großherzoge nagte leider ſchon in Betreff ſeiner ſelbſt insgeheim ein ſolcher Wurm im Herzen; und der Verdacht, daß einer ſeiner Diener, der ſich in Wien entleibte, ihm Gift beigebracht und ſich aus Gewiſſensangſt getödtet habe, wurzelte immer feſter bei ihm. Die Großherzogin, welche ihr Kind mit mütterlicher Sorgfalt ſelber täglich gewartet und gepflegt hatte, in der kurzen Krankheit nicht von ihm gewichen war, konnte freilich an die Möglichkeit eines begangenen Verbrechens nicht glauben (?). Und doch wurde ihre Einbildungskraft von dieſen düſteren Bildern mit ergriffen; und nicht ohne Widerwillen konnte ſie manche Perſonen ſehen, welche den hilfloſen Ausgang ihr zu lebhaft vergegenwärtigten.“

---

*) „In Baden," ſchreibt mir ein Freund, „weiß man es gar nicht anders, als daß K. H. ein Sohn der Großherzogin Stephanie geweſen."

**) Leipzig 1843 Th. III. S. 359.

Man ſieht hieraus, daß der Verdacht, der ſich auf den unter ſo auffallenden Umſtänden erfolgten Tod der beiden Prinzen gründet, ſchon gleich bei dieſen Todesfällen entſtanden iſt und ſich lange vor Erſcheinung Kaſpar Hauſer's in hohen und niedern Sphären gebildet hat; man begreift ſo, daß ſogleich, wie der Nürnberger Findling jenes allgemeine Aufſehen machte, die Gedanken dorthin ihre Richtung nehmen mußten. Die großherzoglichen Eltern ſelbſt waren auch nach anderweitigen Anzeigen und Nachrichten von der Vorſtellung und Meinung erfüllt, daß ſie und ihre Kinder der Gegenſtand und das planmäßige Opfer einer ſie unmittelbar umgebenden furchtbaren Intrigue und Verſchwörung ſeien; die fürſtliche Familie war deßhalb in ſich ſelbſt zerriſſen und entzweit, worüber mir ſehr ſpecielle Dinge erzählt worden ſind. Bei Varnhagen*) findet ſich in dieſer Beziehung noch folgende, den Großherzog Karl, ſein Leiden und ſeine Aeußerungen darüber betreffende Stelle.

„Bruſtbeklemmungen und andere krampfartige Zufälle, die ſchon gewichen waren, fanden ſich wieder ein; Traurigkeit und Mißmuth nahmen überhand; die Aerzte befürchteten ein Schwinden des Rückenmarkes. Der Großherzog aber beſtärkte ſich in ſeinem Glauben an Vergiftung und ſprach dieſen Argwohn oft in ſo bedenklichen Andeutungen aus, daß es nicht ſelten das Klügſte ſchien, zu thun, als habe man ſie gar nicht gehört. Mehrmals erklärte er, daß er verloren ſei; man habe ihn zu gut bedacht, zu ſicher getroffen. Seinen Prinzen habe man das Leben nicht gegönnt; auch ihm ſei ein nahes Ziel geſteckt.“ ꝛc.

---

*) Daſelbſt IX. S. 279.

III. Auszug aus dem der Königin Karoline von Bayern überſendeten Memoire des Präſidenten v. Feuerbach über Hauſer's Stand, Gefangenſchaft und Herkunft.

Wir werden dieſe dem Scharfſinne des berühmten Criminaliſten alle Ehre machende Abhandlung nicht abſchreiben; aber ein Auszug des Weſentlichſten daraus mit beigefügten Bemerkungen wird hier nicht am unrechten Orte ſein.

F. übernimmt es in dieſem Memoire, einen, den Stand, die Gefangenſchaft, die Herkunft und Familie des Nürnberger Findlings betreffenden „Beweis aus dem Zuſammentreffen der Umſtände" zu führen, der, wie er ſagt, wenn derſelbe auch vor keinem Richterſtuhl für entſcheidend gelten würde, doch hinreichen dürfte, eine ſehr ſtarke Vermuthung, wo nicht vollſtändige moraliſche Gewißheit zu begründen.

Es wird zunächſt hinſichtlich des Standes dargethan:

1) K. H. iſt kein uneheliches, ſondern ein eheliches Kind. Kam es bloß darauf an, die Maternität oder Paternität zu verbergen, ſo gab es ja weit leichtere, gefahrloſere und weniger grauſame Mittel, als eine ſo vieljährige Einſperrung und endliche Ausſetzung des Kindes. Je vornehmer die Eltern, deſto leichter konnte das Kind auf andere Weiſe entfernt werden. Leute geringen Standes hatten noch weniger Urſache, ihr uneheliches Kind auf ſolche Weiſe zu verheimlichen ꝛc., wie denn noch weiter eingehend erörtert wird.

2) „Bei den an K. H. begangenen Verbrechen ſind Perſonen betheiliget, die über große, außergewöhnliche Mittel zu gebieten haben." Die Ausſetzung in Nürnberg, der Mordverſuch,*) die Vergeblichkeit des Ausſchreibens großer Belohnung für die Enthüllung beweiſen, „daß mächtige und ſehr reiche Perſonen betheiligt ſind, welche über gemeine Hinderniſſe kühn hinwegzuſchreiten, die Mittel haben; welche durch Furcht, außerordentliche Vortheile und große Hoffnungen willige Werkzeuge in Bewegung zu ſetzen, Zeugen zu feſſeln und goldene Schlöſſer vor mehr als einen Mund zu legen, die Macht beſitzen."

---

*) Und der ſpäter nach Feuerbach's Tod erfolgte Mord.

3) K. H. muß eine Perſon ſein, an deren Leben und Tod ſich große Intereſſen knüpfen. Dies beweiſt der Mordverſuch.*) Wegen eines armen Findlings ſetzt Niemand ſein Leben dem Schaffot aus. „Er muß eine Perſon ſein, deren Leben, ſelbſt bei der entfernten Gefahr, es könne einmal ihr Stand und wahrer Name entdeckt werden die Exiſtenz anderer Perſonen bedroht, und das ſo hoch ſtehender und bedeutſamer, daß er um jeden Preis, auf jede Gefahr hin aus dem Wege geräumt werden mußte, und daß zugleich Menſchen gefunden werden konnten, die ſolch ein Wagſtück unternahmen.“

4) Nicht Rache, nicht Haß konnten die Motive zur Einkerkerung und zum Mordverſuche ſein; es iſt als ſolches nur der Eigennutz denkbar. H. wurde entfernt, damit Anderen Vortheile zugewendet würden, welche ihm gebührten; er ſollte ſterben, damit ſich dieſelben in ihrem Beſitze behaupten könnten.

5) „Er muß eine Perſon von hoher Geburt, von fürſtlichem Stande ſein. Dafür ſprechen die merkwürdigen Träume, die H. ſchon in der erſten Zeit zu Nürnberg hatte.**) Ein darin geſchildertes großes Haus iſt offenbar ein Schloß oder Pallaſt, der nach ſeiner äußeren Beſchaffenheit und inneren Einrichtung ſo genau beſchrieben iſt, daß ein Baumeiſter einen Riß darnach entwerfen könnte. Bemerkenswerth iſt, was die von H. beſchriebenen Zimmer betrifft, beſonders das Bibliothekzimmer und das mit den Silberſchränken, welches entweder eine Silberkammer oder ein fürſtliches Tafelzimmer mit Buffet iſt. Auch iſt es bezeichnend, daß in dem Traumbilde Löwenköpfe häufig ſind. Ein ſolches Schloß hatte H. zu Nürnberg nicht ſehen können; es war ohne Zweifel eine Erinnerung aus ſeiner früheren Jugend. „Das Schloß mit dieſen Zimmern exiſtirt daher gewiß irgendwo.“ **)

---

*) Wozu ſpäter der vollbrachte Mord kam, den Feuerbach nicht mehr erlebte.

**) Die F. mit vollem Rechte geltend machen konnte, die aber nicht das Einzige ſind, worauf, wie Dr. Meyer S. 19 ſeines Lügenbuches hinſtellt, Feuerbach's Vermuthungen gegründet ſind.

***) Das Bild eines „großen Hauſes“ mit prächtigen Gemächern und Gegenſtänden, wo H. ſich vor Zeiten befunden zu haben glaubte, ſtellte ſich ihm im Auguſt und September des Jahres 1828 zunächſt im Traume, dann gelegentlich und mit um ſo hellerem Bewußtſein als Erinnerungsobjekt auch im Wachen dar. Feuerbach ließ ſich den Traum von ihm im Jahre 1832 aufſchreiben und theilt

Schlußfolgerung: „K. H. iſt das eheliche Kind fürſtlicher Eltern, welches hinweggeſchafft worden iſt, um Anderen, denen er im Wege ſtand, die Succeſſion zu eröffnen.“

Was Zweitens die Gefangenhaltung betrifft, ſo ſtellt F.

1) Die Anſicht auf, daß er nicht in verbrecheriſcher, ſondern wohlthätiger Abſicht, um ihn am Leben zu erhalten, eingeſperrt und verborgen gehalten worden ſei.

2) H. könne, als vornehmes Kind, nicht einfach verſchwunden ſein, da dies eine Aufſehen erregende Thatſache geweſen wäre, die nicht unbekannt ſein könnte. K. H. ſei nur unter den für todt Ausgegebenen und Gehaltenen zu ſuchen.

Schlußfolgerung: „Das Kind, in deſſen Perſon der nächſte Erbe oder der ganze Mannesſtamm ſeiner Familie erlöſchen ſollte, wurde heimlich bei Seite geſchafft, um nie wieder zu erſcheinen. Um aber den Verdacht zu entfernen, wurde dem Kinde ein anderes bereits verſtorbenes oder ſterbendes Kind untergeſchoben, dieſes ſodann als todt ausgeſtellt und begraben und ſo H. in die Todtenliſte gebracht.“ War der Arzt des Kindes dabei im Spiele, ſo konnte er Gründe haben, den Auftrag, den er hatte, nur ſcheinbar zu vollziehen, das Kind aber am Leben zu erhalten. F. vermuthet übrigens, daß H., nachdem er in Deutſchland ſcheinbar geſtorben, nach Ungarn geſchafft worden ſei, dort die erſten Kinderjahre in Freiheit verlebt habe und erſt dann, um ihn vor naher Todesgefahr zu retten, eingekerkert worden ſei. Was endlich die Frage betrifft, in

---

ihn hiernach in dem Memoire mit. Die von Hauſer 1828 gemachte Beſchreibung iſt in meinen „Enthüllungen“ S. 261 ff zu leſen; ſie iſt noch umſtändlicher und enthält beſondere Züge. Mehrfach angebracht waren in dem Schloſſe die Löwenköpfe, was auch F. merkwürdig findet, indem er ohne Zweifel an Baden denkt, wo das Löwenbild bedeutſam. Löwenköpfe befanden ſich an den Schubladen der Commoden und an dem Schwerte, welches ein ſteingehauener Ritter trug; der Griff des Schwertes war wie ein Löwenkopf geformt. Auch in dem von H. gezeichneten Wappen, welches er in dem Schloſſe geſehen haben wollte, kommt ein Löwe vor, ſ. unten die Zeichnung; ein großherzoglicher Orden iſt der vom „Zähringer Löwen;“ vergl. Vehſe, Geſchichte der deutſchen Höfe Abth. IV. Th. IV. S. 176, 318. In dem Grade ſtimmt hier Alles zuſammen, ſo daß es wunderlich zugehen müßte, wenn das Alles nur Zufall wäre.

welche hohe Familie H. gehöre, ſo wird von Feuerbach das Haus Baden bezeichnet. Und das thut er, merkwürdig genug, in einer an die Königin Karoline gerichteten Schrift, welche ſelbſt dieſem Hauſe angehörte.

„In höchſt auffallender Weiſe, gegen alle menſchliche Vermuthung, erloſch auf einmal, in ſeinem Mannesſtamme, das alte Haus der Zähringer, um einem aus morganatiſcher Ehe entſproſſenen Nebenzweige Platz zu machen. Und dieſes Ausſterben ereignete ſich nicht etwa in einer kinderloſen, ſondern in einer mit Kindern wohl geſegneten Familie. Was noch verdächtiger: Zwei Söhne waren geboren; aber dieſe beiden Söhne ſtarben. Und nur ſie ſtarben, während die Kinder weiblichen Geſchlechts insgeſammt bis auf den heutigen Tag noch in friſcher Geſundheit blühen — — — — — — Und nicht bloß ſeltſam, ſondern einem Wunder ähnlich iſt es, daß der Würgengel ſchon gleichſam an der Wiege beider Knaben ſteht und dieſe mitten aus der Reihe ihrer Schweſtern herausgreift. Zwiſchen den beiden Prinzeſſinen Louiſe und Joſephine ſtirbt der erſtgeborne Prinz N. N.*) am 16. Oct. 1812, zwiſchen den Prinzeſſinen Joſephine und Marie ſtirbt am 8 Mai 1817 der Prinz A. Dieſe Sterbefälle widerſtreiten jeder phyſiologiſchen Wahrſcheinlichkeit.“ ꝛc. „Wer bei dem Ausſterben des Mannesſtammes in der Linie des Großherzogs Karl das nächſte, das unmittelbarſte Intereſſe hatte, war unſtreitig die Mutter der Grafen v. Hochberg mit ihren Söhnen.“ ꝛc. Dies iſt unrichtig; F. vermeidet es, den Markgrafen Ludwig heranzuziehen, welcher der jüngſte männliche Angehörige der alten Linie war und ein noch näheres und unmittelbares Intereſſe hatte; denn ehe die Erbfolge der Hochbergiſchen Linie beginnen konnte, mußte die Reihe erſt an dieſen Fürſten kommen. Immerhin aber kann die Hochberg, zwiſchen welcher und Ludwig eine geheime Verbindung beſtanden haben ſoll, die Urſache von Allem geweſen ſein.

F. kommt dann auch auf den Brief zu ſprechen, welcher dem Findling bei ſeiner Ausſetzung in die Hand gegeben wurde, und der einige, wie es ſcheint, auf jene Prinzen bezügliche Angaben enthält. Es heißt darin, H. ſei 1) geboren am 30. April 1812, 2) dem Unbekannten gelegt worden am 7. Oct. 1812; womit die Zeitpunkte der Geburt und des Todes beider Prinzen wunderbar zuſammentreffen. 1) Der Prinz N. N. iſt geboren und geſtorben i. J. 1812. In demſelben Jahre 1812 iſt nach der Angabe des Briefes, H. geboren, ſo wie auch angeblich als Findelkind dem Unbekannten gelegt worden, d. h. aus ſeiner Familie weg und in die Hand des Unbekannten gekommen. 2) Selbſt der Monat des Todes des Prinzen N. N. ſtimmt mit dem Monate der angeblichen „Legung" Hauſer's überein. Im October ſtirbt der Prinz und im October wird H. „gelegt." 3) Differenzen ſind dieſe: Dort iſt es der 16. hier der 7. October. Der Prinz wurde am 29. Sept. geboren; H. ſoll am 30. April zur Welt gekommen ſein. 4) Der 30. April aber, welcher Hauſer's Geburtstag ſein ſoll, iſt gerade der Geburtstag des zweiten Prinzen.

---

*) In welchem man den Nürnberger Findling vermuthet.

Die Urſachen dieſer Uebereinſtimmungen und Abweichungen glaubt F. leicht erklären zu können. Erſtlich konnte der Unbekannte im Ganzen wohl unterrichtet ſein, ſich aber im Einzelnen irren. Zweitens konnte er die Abweichungen abſichtlich hineinbringen. Er wollte zwar die Geburtszeit des Findlings angeben; um aber eine zu ſchnelle Entdeckung zu verhindern, miſchte er der Wahrheit etwas Lüge bei.

Wir erlauben uns Folgendes hinzuzufügen. Statt des 7. Octobers ſtand vielleicht in dem Briefe, den ich nicht geſehen, der 17. oder ſollte darin ſtehen. Das Zahlzeichen 1, aus einem bloßen Striche beſtehend, war vielleicht nicht gut ausgedrückt oder fehlte in Folge eines Verſehens; dann hebt ſich die Differenz mit dem 16. Oct. faſt ganz. Ja es ſcheint ſogar, der Briefſchreiber habe durch dieſe mit Bedacht geſetzte Differenz Folgendes ſagen wollen. Am 16. ſei der Prinz zwar angeblich geſtorben, d. h. ſeiner Familie entwendet, nicht aber auch ſofort in die Hände des Briefſchreibers geliefert worden, der ihn erſt am folgenden Tag, den 17. October, empfangen habe.*) Jedenfalls ſind die Angaben des Briefes von der Art, daß eine darin liegende Beziehung auf die badiſchen Prinzen kaum zu bezweifeln iſt. Es wäre ein zu ſeltſames Spiel des Zufalls, wenn hier gar kein Zuſammenhang und keine Abſichtlichkeit Statt fände.

---

*) Nach der Pariſer Broſchüre ſoll die Hochberg das Kind entführt, und dann einem Kammerdiener Ludwig's, Sauerbeck, übergeben haben.

F. bemerkt, daß er nach den hier in Betracht kommenden genealogiſchen Thatſachen lange vergebens geſtrebt; ſie ſeien ihm erſt kürzlich von Frankfurt her mitgetheilt worden. Das iſt ein auffallender Umſtand; der Verfaſſer der Artikel über K. H. in der „Frankfurter Zeitung“ vom Jahre 1865*) ſagt, es ſei ihm in ähnlicher Weiſe ergangen. Er habe das 1826 zu Karlsruhe herausgekommene „Genealogiſche Taſchenbuch“ von Heuniſch vor ſich liegen; „darin findet ſich die Genealogie des badiſchen Regentenhauſes nach officieller Aufſtellung vorgedruckt. Dieſe Aufſtellung iſt ſehr ausführlich. Von Karl Friedrich an finden ſich alle Angehörigen der Familie einzeln aufgezählt, die Perſonalien aller Prinzen, auch der nicht zur Regierung gelangten, ſind angegeben; es werden ſelbſt Frauen, die im vorigen Jahrhundert geſtorben, nicht übergangen. Daß der Großherzog Karl und deſſen Gemahlin Stephanie nicht fehlen, verſteht ſich von ſelbſt; es mangeln auch deren drei Töchter nicht. Nur jener beiden Prinzen geſchieht nicht mit einer Sylbe Erwähnung. Was veranlaßte, zwei präſumtive Thronfolger zu übergehen?“ ꝛc. Es ſcheint, man habe über Geburt und Tod derſelben einen Schleier zu breiten, dieſe Thatſachen einer ewigen Vergeſſenheit zu überliefern geſucht; was jedenfalls ein Bewußtſein der Verdacht erregenden Beſchaffenheit derſelben vorausſetzt. Eine ſolche Niederſchlagung geſchichtlicher Dinge glückt aber oft bei der größten Machtſtellung nicht; der Erfolg iſt am Ende wohl gar der entgegengeſetzte von dem beabſichtigten.

Es knüpft ſich hieran noch eine Erwägung. Nehmen wir wahr, wie ſehr man einerſeits bemüht geweſen, jene genealogiſchen Notizen aus der Geſchichte des Hauſes und dem Andenken der Welt zu tilgen, ſo, daß man ſich ſolche andererſeits, auf dem Wege der Nachſpürung, nur noch mit Schwierigkeit verſchaffen konnte, ſo iſt es um ſo wunderlicher, daß der im Style eines ganz gemeinen, ungebildeten und unwiſſenden Mannes geſchriebene Brief, den H. mitbrachte, eine ſo ſpecielle Kenntniß derſelben verräth. Es ergibt ſich daraus, entweder daß die Ausdrucksweiſe des Briefſchreibers eine auf Verſtellung beruhende war und derſelbe höher ſtand, als er durch ſie zu erkennen gab, oder daß er in Berührung mit viel höher geſtellten Perſonen ſtand, welche ihm dergleichen Notizen zu liefern vermochten.

---

*) Nr. 200. Erſtes Blatt.

F. hält den Unbekannten für Hauſer's Retter und Wohlthäter. Er rühmt die Sorgfalt, mit welcher H. in ſeinem Käfig behandelt worden ſei. Es heißt unter Anderem, er ſei an ſeinem Körper ſehr reinlich gehalten, wohl auch von Zeit zu Zeit gewaſchen worden. Es ſcheint mir nicht, als ob dies der Fall geweſen; denn als H. im Thurme gewaſchen wurde, ging der Schmutz von ihm in Rollen ab, ſo daß er meinte, es werde ihm ſeine Haut abgezogen. Es wurde dem Findling von dem Unbekannten auch ein Buch mitgegeben, welches den Titel führte: „Kunſt, die verlorne Zeit und übel zugebrachte Jahre zu erſetzen." Darin gibt ſich eher ein teufliſcher Hohn, als eine gutmüthige und wohlwollende Geſinnung kund. Die „Frankfurter Zeitung"*) bemerkt: F. habe die Eventualität übergangen, daß zwar das Eine der Betheiligten den Tod des Unglücklichen wünſchen mußte, das Andere dagegen ein dringendes Intereſſe haben konnte, den bei Seite Geſchafften für gewiſſe Fälle als unfehlbares Preſſionsmittel am Leben zu erhalten. „Wir glauben, daß dieſer Fall hier wirklich vorgelegen." Es iſt das oben erwähnte Verhältniß Ludwig's und der Hochberg gemeint, welche Letztere in dem Leben des Prinzen eine Garantie gegen eine ebenbürtige, ihre Plane mit Vereitelung bedrohende Vermählung des Erſteren zu beſitzen gewünſcht.

IV. Vehſe und die Pariſer Broſchüre.

Vehſe hat in ſeiner Geſchichte der deutſchen Höfe**) ein langes Capitel über den uns beſchäftigenden Gegenſtand. Man kann ihn zu den Gläubigen zählen, indem er wenigſtens die negative Anſicht für die unwahrſcheinlichere und zur Erklärung des Räthſels untauglichere erklärt. Die berüchtigte, eine ganze Reihe von ſyſtematiſch vollbrachten Lebensvernichtungen, in welche die der beiden Prinzen nur als Glieder mit eingeſchloſſen, namhaft machende Broſchüre liegt mir ebenfalls vor. Die erſte Auflage derſelben erſchien i. J. 1840 und wurde überall in

---

*) In den ſchon erwähnten Artikeln über K. H., welche daſelbſt im Jahre 1868 erſchienen ſind.

**) Hamburg, Hoffmann und Campe, Bd. XXVI, S. 245—296.

Deutſchland mit Beſchlag belegt; die dritte, welche ich benütze, führt den Titel: „K. H. der Thronerbe Badens.“ Paris 1845. Das Vorwort dazu iſt unterzeichnet: F. Sebaſtian Seiler, Juſtizactuar aus Preußen. London 1844. Dieſe Schrift iſt als Geſchichtsquelle nur mit großer Vorſicht zu benützen; ſie iſt eine Tendenzſchrift im ſchlechten Sinne des Wortes; es weht darin der Geiſt eines erbitterten Fürſten- und Prieſterhaſſes; und inſofern hat das vorliegende Werk und deren Verfaſſer Nichts mit ihr gemein. Es finden ſich ferner entſchieden unrichtige Dinge darin; ſie iſt zum Theil auch der Form nach ganz unhiſtoriſch, im Style der Novelle und des Romanes geſchrieben; mitten darin begegnet eine völlig romanhafte Epiſode mit dem unzweideutigen Gepräge der Erfindung.*)“ Vehſe hat gleichwohl einen Auszug daraus geliefert; wir wollen, mit Berückſichtigung ſeiner Bemerkungen und Notizen, die Hauptmomente ebenfalls angeben.

Den Kern des Ganzen bildet die dieſer Schrift nicht beſonders eigenthümliche, längſt vor ihr ausgeſprochene Behauptung, daß der Nürnberger Findling ein Glied der badiſchen Fürſtenfamilie, Sohn des Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie und berechtigter Thronfolger geweſen. „Mehrere Perſonen, welche Hauſern und ſeine angeblichen Schweſtern Waſa, die Fürſtin von Hohenzollern und die Herzogin von Hamilton geſehen, bekräftigen die auffallende Aehnlichkeit der Geſichtszüge“**). Die Anklage der Broſchüre iſt vor Allem gegen den Großherzog Ludwig, der mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert wird, dann gegen ſeinen Günſtling Major v. Hennenhofer, die Reichsgräfin v. Hochberg und den Grafen Stanhope gerichtet. Der Erſtgenannte ſoll, ſchon bevor ſein damals bereits 59jähriger und altersſchwacher Vater, Markgraf Karl

---

*) S. 49 ff. Sie wird als ein „Gemälde“ bezeichnet, „deſſen Wahrheit wir verbürgen, trotz des romantiſchen Gewandes und einzelner Namensverſtümmelungen, deren ſich der urſprüngliche Verfaſſer bedienen zu müſſen glaubte.“ Aber das outrirt Gräuliche, Abenteuerliche und Scheußliche der Geſchichte, die ſich gegen den badiſchen Hof in Karlsruhe und den Großherzog Ludwig, als „ſüddeutſchen Tiberius“, richtet, ſtreift zugleich an das Lächerliche. Wer kann ſolche Sachen ohne allen hiſtoriſchen Grund und Boden, ohne alle Autorität, auf ein bloß anonymes Zeugniß hin, für mehr als Phantaſie halten!

**) Vergl. K. Nr. VII.

Friedrich, i. J. 1787 ſeine zweite, morganatiſche Ehe mit der Hochberg einging, mit dieſer in vertrautem Verhältniſſe geſtanden haben. Sie war bei jener Vermählung 19, Ludwig 24 Jahre alt. Der erſte Prinz der Hochberg'ſchen Ehe ward 1790 geboren; es war Leopold, welcher dann 1830 als der erſte der neuen Hochberger Dynaſtie Großherzog wurde. Ihm folgte, als zweiter Sohn dieſer Ehe, Markgraf Wilhelm, geb. 1792; dann ein Prinz, der in dem Jahre ſeiner Geburt 1793 wieder ſtarb; dann die 1795 geborne Prinzeſſin Amalie, Fürſtin von Fürſtenberg, und 1796 der jüngſte Prinz, Markgraf Max. Dieſe 5 Kinder ſollen nun ſämmtlich nicht von Karl Friedrich, ſondern von Ludwig, dem Stiefſohne der Hochberg, erzeugt worden ſein; was aber Vehſe als „jedenfalls ſehr zweifelhaft" bezeichnet. Ludwig hatte kurze Zeit nach der Vermählung ſeines Vaters Karlsruhe verlaſſen und in Preußen eine militäriſche Laufbahn angetreten. Erſt 1795 kehrte er nach Baden zurück; dann erſt, am 8. Dec. 1795 wurde Max, der jüngſte Sohn der Hochberg geboren. Nur bei dieſem alſo würde jene Schuldgebung eine Denkbarkeit für ſich haben. Zu dieſem ſoll ſich Ludwig auch wirklich bekannt haben.

Er und die Hochberg zuſammen ſollen nun den uns ſchon bekannten Plan gefaßt und durch eine Reihe von künſtlich bewirkten Todesfällen auch wirklich ausgeführt haben.

Der nächſte Erbe Badens, Erbprinz Karl Ludwig, verunglückte 1801 bei Arboga auf einer Reiſe, und zwar allein, während die andern mit ihm im Wagen Befindlichen am Leben blieben. Schon hier ſoll Veranſtaltung Statt gefunden haben.*)

Der Sohn dieſes verunglückten Erbprinzen war der ſpätere Großherzog Karl, Gemahl der Stephanie. Dieſe gebar 1811 eine Prinzeſſin, die am Leben blieb; es war Louiſe Waſa in Wien, vermählt mit dem Feldmarſchall Prinz Guſtav Waſa und 1844 wieder geſchieden von ihm. Als Großherzogin gebar ſodann Stephanie am 29. September 1812 den Prinzen, mit dem K. H. identiſch geweſen ſein ſoll. Die Broſchüre erzählt: In der Nacht vom 15—16 October ſei die Hochberg, als weiße Dame verkleidet, in das Schlafgemach des 3 Wochen alten Prinzen getreten und habe ihn aus ſeiner Wiege hinweggeraubt. Ein zu dem Zwecke vergiftetes Bauernkind ſei an die Stelle gelegt worden, welches dann am 16. October geſtorben und als Prinz begraben worden ſei. Dieſe Angabe wird jedoch ſtark bezweifelt. Die Hochberg ſei nicht in der Lage geweſen, ſo leicht in das Zimmer des Prinzen zu bringen und eine ſolche That auszuführen. Doch ſpricht die Broſchüre von einer „noch lebenden“ Perſon, die der Gräfin in jener Nacht auf einem der Kreuzgänge in den langen Corridors nach 12 Uhr begegnete und ſich ſcheu davor in einen Winkel verkroch. Ein Kammerdiener Ludwig's, Namens Sauerbeck, ſoll aus ihren Händen das geraubte Kind empfangen haben. Es folgte weiterhin am 21. Oct. 1813 die Geburt der Prinzeſſin Joſephine, die am Leben blieb; es war die nachherige Fürſtin von Hohenzollern-Sigmaringen.

---

*) „Der Erbprinz verunglückte auf einer Reiſe nach Petersburg und Stockholm. Er war nach einem Diner von dem königlichen Luſtſchloſſe Haga bei Stockholm abgereiſt und eingeſchlafen, wurde bei Arboga mit dem Wagen umgeworfen und ſtarb in Folge einer dabei erhaltenen tödtlichen Kopfwunde nach wenigen Stunden am 16. Dec. 1801." Vehſe a. a. O. S. 213. Er hinterließ außer dem Erbprinzen Karl fünf Prinzeſſinen, von welchen drei die Throne von Rußland, Schweden und Bayern beſtiegen; eine davon war die Königin Karoline, 1807 mit Max Joſeph, erſtem König von Bayern, vermählt.

Hierauf kam der Vergiftungsverſuch an dem Großherzog Karl beim Wiener Congreſſe 1815. „Daß dieſer Statt gefunden iſt ziemlich gewiß“, ſagt Vehſe; er war, der Broſchüre nach, ein Werk der „Verbündeten“ d. h. Ludwig's und der Hochberg. Der zu der That gewonnene Diener nahm ſich in Wien ſelbſt das Leben. Das Nähere geſteht die ſonſt allwiſſende Broſchüre in dieſem Falle nicht zu wiſſen. Die Perſon, welche darüber Aufſchluß geben könne, noch aber nicht geſprochen habe, ſei der bad. Mayor v. Hennenhofer, der damals als Feldjäger um Karl's Perſon geweſen und jetzt, zu Mahlberg wohnend, wahrſcheinlich ſein Sündenregiſter ſchreibe. Karl brachte von Wien jedenfalls einen ſiechen Körper zurück, und die von ihm gebrauchten Bäder und Sauerbrunnen thaten keine Wirkung mehr. Er ſtarb 1818 zu Raſtatt ~~nur erſt~~ 42 Jahre alt.

Am 8. Mai 1817 folgte, wie die Broſchüre will, die Wegſchaffung eines zweiten Prinzen Karl's und Stephanie's durch Gift. Es waren dießmal ſo große Vorſichtsmaßregeln getroffen worden, daß ſich die Hochberg nicht nähern konnte; doch gelang es zuletzt, „ein weißes Pülverchen in den Brei zu prakticiren.“ Es hieß in der Todesanzeige, der Prinz ſei an den Folgen eines ſehr beſchwerlichen Zahnausbruches geſtorben. „Doch wäre dieß einer von Denen, welche am 11. Mai Abends den Leichnam in der Stille nach der großherzoglichen Familiengruft zu Pforzheim abführten, heute noch am Gründlichſten zu widerlegen im Stande."

Zwanzig Tage nach dem Ende dieſes zweiten Prinzen, am 28. Mai 1817, erfolgte endlich zu Karlsruhe, angeblich in Folge eines heftigen Nervenſchlages, der Tod Markgraf Friedrich's, des älteren Bruders Markgraf Ludwig's und Oheims Großherzog Karl's, welcher der nächſte Erbe war, aber keine Kinder hatte. „Die ſonderbarſten Gerüchte," ſchreibt die Broſchüre, „verbreiteten ſich auch in Bezug auf dieſes plötzliche Ereigniß, und ſelbſt der Großherzog Karl erſchrak nicht wenig darüber" ꝛc. „Die Umgebungen der Großherzogin wunderten ſich laut über dieſes Zuſammentreffen von Umſtänden; doch wagte man es noch nicht, ſich offener darüber auszuſprechen" ꝛc. Dem großherzoglichen Ehepaare jedoch mußten in dieſer verhängnißvollen Periode wohl die Augen aufgehen; es ſollen dem Großherzog über die beſtehende Verſchwörung auch direkte Mittheilungen gemacht worden ſein. „Plötzlich, wie aus den Wolken gefallen, verbannte ein Kabinetsbefehl Ludwigen und Konſorten auf ſeine Güter." Karl „nahm", wie verſichert wird, „die Ueberzeugung, daß ſein älteſter Sohn lebe, mit ſich in's Grab"; und wäre er ein energiſcherer Charakter geweſen, „ſo wäre gewiß ſchon damals die ganze Geſchichte an den Tag gekommen."

Es waren nun alſo — wenn nämlich dieſe Darſtellung gegründet iſt — zu dem angegebenen Zwecke vier und, nachdem Karl ſelbſt mit Tod abgegangen, fünf Opfer gefallen:

1) Erbprinz Karl Ludwig 1801; 2) der erſte Prinz Karl's und der Stephanie, der mit K. H. identiſch 1812; 3) der zweite Prinz 1817; 4) Markgraf Friedrich 1817; 5) Großherzog Karl 1818, ſchon 1815 durch Gift bedroht und krank gemacht. Hiemit waren für die projektirten Thronfolger alle Hinderniſſe beſeitigt. Vorgearbeitet wurde andererſeits dadurch, daß die Anerkennung des Erbrechtes der Grafen von Hochberg bewerkſtelliget wurde.

Am 11. Oct. 1817 wurde die dritte Tochter Karl's und Stephanie's geboren, welche auch wieder am Leben blieb; es war die Prinzeſſin Marie, nachherige Herzogin von Hamilton.

Nach Karl's Tode, der am 8. December 1818 ſtarb, ſuccedirte

Ludwig, der letzte ächte Zähringer, ging aber keine den Hochberg'ſchen Nachkommen gefährliche Ehe ein. Seine Maitreſſe war die Gräfin Langenſtein, früher Mademoiſelle Katharine Werner, der er eine große Anhänglichkeit bewies und den größten Theil ſeines Privatvermögens vermachte. Er ſtarb kurz nach Antritt ſeines 68ſten Lebensjahres, einige Monate vor der Juli-Revolution.

Der von der Hochberg geraubte, mit K. H. identiſche Prinz wurde, der Broſchüre zufolge, zunächſt bei der Mutter des Bauernkindes, das für ihn hatte ſterben müſſen, in der Nähe von Karlsruhe untergebracht. „Den Namen der Bäuerin wird uns Hennenhofer in's Gedächtniß zurückrufen.“ Nach Feuerbach kam H. nach Ungarn; die Broſchüre aber will, daß man ihn 1816 nach Hochſal im Oberamte Waldshut an der Schweizer Grenze am Rhein gebracht. Es habe ſich darum gehandelt, das Kind aus der verrätheriſchen Atmoſphäre des Hofes zu entfernen, indem ſich durch den immer ſtärker werdenden Verdacht des Großherzogs über den Häuptern der Verbündeten ſchwere Gewitterwolken zuſammenzogen. Man bediente ſich dazu eines Menſchen, der die Sache im Beichtſtuhle verrieth. Der Beichtvater ſoll Diez geheißen haben; das unglückliche Kind ſei dann in den Hochſaler Pfarrhof gekommen, woſelbſt ſich ſein berüchtigter Kerker befunden; Diez habe jedoch verſucht, eine Entdeckung herbeizuführen, indem er jene Flaſche mit dem anzeigenden Zettel darin in den Rhein warf, von dem wir näher Nr. IX. handeln. Es wird auch noch von einem anderen Geiſtlichen, Namens Engeſſer, geſprochen, der in die Geſchichte verflochten geweſen, und eine höchſt romantiſche Schauergeſchichte eingeſchaltet, womit wir unſere Leſer verſchonen wollen, da es ſich hier nicht um Romane und Novellen, ſondern um hiſtoriſche Dinge handelt. Nur ſo viel ſei in größter Kürze herausgefaßt! Ein gewiſſer Cäſar Borelli, ein von Ludwig in Italien erzeugter Sohn, der zum Chef einer Räuberbande geworden und ſich an ſeinem Vater rächen wollte, weil dieſer ſeine (Borelli's) Mutter in's Unglück gebracht, und ſeine (Borelli's) Tochter, ſomit Ludwig's Enkelin, geſchändet und wahnſinnig gemacht*), nahm den Knaben aus ſeinem Kerker in Hochſal heraus und brachte ihn über

---

*) Aus dieſem Wenigen mag man den Geiſt und Charakter dieſer abſcheulichen Dichtung erkennen.

Schaffhauſen, Konſtanz, Lindau ꝛc. bis in die Gegend von Nürnberg. Dieſe phantaſtiſchen Angaben ſind zugleich in grellem Widerſpruch mit Hauſer's eigenen Erzählungen; die Behauptung, daß Letzterer von Hochſal nach Nürnberg geſchleppt worden ſei, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Sein der Nürnberger Erſcheinung unmittelbar vorausgegangener Aufenthaltsort war nach einer glaubwürdigeren und mit den ſonſt bekannten Umſtänden beſſer übereinſtimmenden Nachricht in dem Jagdſchloſſe Falkenhaus, 2⅓ Stunden von Ansbach, ſ. Nr. X. Ich glaube mit Feuerbach, daß H. nach ſeiner Wegnahme nach Ungarn geſchafft worden und ſich dort eine Zeit lang in Freiheit befunden; dann aber dem nachherigen Aufſeher in Falkenhaus übergeben worden ſei, der ihn daſelbſt in einem dunklen Loche verbarg und mit Waſſer und Brod ernährte.

Die Broſchüre läßt nunmehr als handelnde Perſonen den Major v. Hennenhofer und den Grafen Stanhope auftreten. „Verſtohlen reiſte Hennenhofer in die Gegend von Nürnberg, und der Mann mit dem ſchwarzen Kopfe, der ſich am 17. Oct. 1829 in das Daumer'ſche Haus ſchlich, war ſonſt Niemand als er." Aber das Attentat ſchlug fehl und hatte nur das Entgegengeſetzte von dem zur Folge, was beabſichtiget worden war; „die verdächtigſten Gerüchte häuften ſich auch in den Zirkeln von Karlsruhe." Am 30. März 1830 ſtarb Ludwig; womit „eine neue Seite dieſer Geſchichte beginnt." Es verſammelte ſich ſofort der geheime Staatsrath, der über die Thronfolge mit ausdrücklicher Beziehung auf K. H. berieth. Der Erbgroßherzog Leopold ſelbſt war zugegen und erklärte, er ſei entſchloſſen, das Geſchehene wieder auszugleichen und den berechtigten Thronfolger wieder an die ihm gebührende Stelle zu bringen. Nur die Art, wie das zu bewerkſtelligen ſei, müſſe in Betracht gezogen werden. Zunächſt ſollten die Mitſchuldigen des Verbrechens vorgenommen werden. Als ſolcher wurde hierauf der oben erwähnte Geiſtliche Engeſſer verhört, aber, als gerechtfertigt, frei gegeben. Dann wurde Hennenhofer eingeführt, der ſich nach der Schilderung der Broſchüre, mit grenzenloſer Frechheit betragen und das an dem Prinzen begangene Verbrechen als einen wohlgelungenen Staatsſtreich bezeichnet haben ſoll, wofür er, als Diener ſeines Souverains, Belohnung verdient und erhalten habe. Er drohte zuletzt mit der Veröffentlichung der ganzen höchſt ärgerlichen Geſchichte durch den Druck, für welche er ſichere Vorſorge getroffen und welche ſofort unverhinderlich erfolgen werde, ſo wie ihm das geringſte Leid widerfahre. Hiedurch in Furcht geſetzt, ließ man ihn ebenfalls unangetaſtet, und Leopold trat die Regierung an.

Was den Grafen Stanhope betrifft, ſo war er, der Broſchüre, ſowie auch mehreren von Engländern ſelbſt ausgeſprochenen Angaben zu Folge, keineswegs ſo bemittelt, als er vorgab. Man wirft ihm vor, „aus reiner Geldnoth“ ſogar Geſangbücher herausgegeben zu haben. Der Aufwand, den er machte, um ſich den Anſchein eines reichen engliſchen Lords zu geben, floß aus deutſchen Kaſſen. Er hatte den dringendſten Grund, ſich mit Dingen zu befaſſen, die ihm Geld eintrugen; und deßhalb ließ er ſich in der Hauſer'ſchen Sache als einen heimlichen Agenten der Angehörigen des Findlings gebrauchen. Mit den ihm auf dieſe Weiſe zufließenden Mitteln gewann er wieder Andere, die er zu Werkzeugen ſeiner Unternehmungen gebrauchte.*)

Großherzog Leopold ſoll den Plan gehabt haben, die böſe Geſchichte in der Art auszugleichen, daß der ausgeſtoßene, unter dem Namen Kaſpar Hauſer exiſtirende Prinz, ohne daß ein zu ſkandalöſes Aufſehen entſtehe, wieder zu ſeinem Rechte käme. Er wollte ſich ſeiner durch eine dritte Hand annehmen, wozu der Graf, als eine indifferent ſcheinende Perſon, gewählt und gewonnen wurde. Der Prinz ſollte ſeinen damaligen Verhältniſſen enthoben werden, Reiſen machen, verſchwinden, in der Reſidenz unter einem neuen Namen auftreten und eine Tochter des Großherzogs zur Gemahlin erhalten; dann ſollte ihm nach einigen Jahren der Thron abgetreten werden. Das wäre edel und ritterlich genug geweſen; doch glaubt die Broſchüre kaum, daß man ſo Etwas ernſtlich im Sinne gehabt, man habe es dem Engländer wohl nur vorgeſpiegelt. Sie geräth hier trotz ihrer Allwiſſenheit in ein ſtarkes Schwanken; ſie möchte nicht gern annehmen oder zugeben, daß Leopold ſo edle Geſinnungen und Abſichten gehabt. Es wäre ihr wohl lieber geweſen, ihn zum Anſtifter oder Billiger des an H. vollbrachten Mordes machen zu können. Daß ſie dieß gleichwohl nicht zu thun wagt, ſpricht für die Unſchuld des Fürſten.

---

*) Die Broſchüre nennt hier S. 125 die Namen Hickel und Meyer; was den Lehrer M. betrifft, ſo nimmt ſie an, er ſei, wenn nicht ebenfalls beſtochen, doch myſtificirt und dupirt worden — Letzteres in dem Grade, daß er ſelbſt „bei der ſonderbaren Viſitationsſcene wegen des von H. geführten Tagebuches“ keinen Verdacht ſchöpfte.

Gelang jener Plan, war H. wieder in ſeiner Familie, ſogar auf dem Throne, ſo ſtanden die Sachen für Hennenhofer nicht gut. Der Prätendent war verſchwunden, die alte Hauſergeſchichte verklungen; man konnte dem Manne nun gefahrlos zu Leibe gehen, ſeine angedrohten Schritte verachten und ſchwere Rache an ihm nehmen.

Stanhope's Operationen gingen zunächſt nach Wunſch von Statten. Aber er brauchte noch mehr Geld und machte deßhalb den Verräther am Karlsruher Hofe zu Gunſten Hennenhofer's, dem er ſolches abzunehmen gedachte. Letzterer ſaß in tiefer Stille zu Mahlberg, einem einſam gelegenen, halbverfallenen Waldſchloſſe im Bezirksamte Ettenheim. Dahin begab ſich Stanhope, unterrichtete ihn von der Lage der Dinge, und es wurde von beiden zuſammen oder von Hennenhofer allein der Mord beſchloſſen. St. ſoll dabei eine bedeutende Summe empfangen haben. Die That wurde von Hennenhofer vollführt. Bald darauf traf ihn der Schlag; „die rechte, mörderiſche Hand iſt,“ wie die Broſchüre ſchreibt, „gänzlich gelähmt; und er ſchreibt nun mühſam mit der linken ſeine Memoiren, die einſt zur Vervollſtändigung unſerer gegenwärtigen Anklage nicht wenig beitragen dürften.“

Ich ſelber bin, wie ſchon angedeutet, weit entfernt, alle dieſe Dinge gläubig anzunehmen, oder nur für wahrſcheinlich zu halten. Es finden ſich in der Broſchüre ſehr grobe, wenn auch unabſichtliche, Verſtöße gegen die Wahrheit, welche jedenfalls zeigen, daß dieſe Arbeit eine ſehr oberflächliche war. Sie ſagt z. B. Feuerbach habe gegen Stanhope von vorn herein Verdacht geſchöpft, auch alsbald ermittelt, daß er ſich in Geldnoth befinde, deßhalb deutſche Geſangbücher herausgegeben habe und höchſtwahrſcheinlich Nichts weiter ſei, als ein „gedungener Agent der Angehörigen K. Hauſer's.“ Daß F. wenigſtens zu der Zeit, wo er ſeine Schrift über K. H. ſchrieb, noch unendlich weit davon entfernt geweſen, den Grafen in irgend einem Verdacht zu haben, beweiſt das große Lob, welches er ihm in dieſer Schrift ertheilte. Solche Fehler erwecken für die Broſchüre kein gutes Vorurtheil. Doch würde man wohl auch Unrecht thun, deren ganzen Inhalt zu verwerfen; denn wichtige Momente deſſelben ſind auch anderweitig geſtützt oder gewiß. Jene ſonderbare Sterblichkeit der badiſchen Fürſtenfamilie, die auch für Feuerbach, Vehſe und Andere einen Verdachtsgrund begründet hat, iſt jedenfalls eine hiſtoriſche Thatſache, mit der man ſo leicht nicht fertig wird.

Die Broſchüre ermangelt nicht, einige den vom Bezirksgerichte Schauberg veröffentlichten Acten gemäße Auszüge aus den Unterſuchungen des Kriminalgerichtes in Zürich zu geben, welche ein ſo nachtheiliges Licht auf Hennenhofer geworfen haben. Sie betrafen eigentlich nur die in das Jahr 1835 fallende Ermordung des Studenten Leſſing, der in einer öffentlichen Promenade bei Zürich, von mehr als 40 Dolchſtichen getroffen, todt gefunden worden war. „Bei dieſer Gelegenheit aber ging unter Anderen hervor, mit welchen Vorſichtsmaßregeln ſich der Major v. Hennenhofer, unter dem Scheine politiſcher Spionerie, vor dem Verrathe ſeiner eigenen Sache ſchützte." Auch Vehſe berührt dieſe Geſchichte, und es wird noch weiter davon die Rede ſein.*) „Der Geheimrath und Profeſſor Mittermaier in Heidelberg erklärte nach Feuerbach's Tode, er werde ſtatt deſſen weiter nach Enthüllung der Wahrheit ſtreben, ſeine Thätigkeit ſei aber in Folge erhaltener Winke gelähmt worden; weßhalb er einen Aufſatz in das Morgenblatt von Menzel einrücken ließ.**) Auch Lord Stanhope erklärte, nachdem er Jahre lang mit Feuerbach die innigſte Theilnahme an Hauſer's Schickſal genommen und Alles aufgeboten hatte, um den Urheber des an ihm begangenen Verbrechens zu entdecken (?): „„er ſei bald nach dem Tode Hauſer's in Karlsruhe auf eine andere Anſicht gebracht worden"", und ließ in der Karlsruher Zeitung erklären: „„er halte nach genaueren eingezogenen Erkundigungen den K. H. für einen elenden Betrüger.""

„Zum Schluſſe des langen Capitels über K. H., „ſagt Vehſe zuletzt, „erwähne ich noch, daß auch anderweite und unparteiiſchere Stimmen in Preußen ſich dahin ausgeſprochen haben, daß H. nichts Anderes, als einer jener zahlreichen Strolche und Landſtreicher geweſen, von denen es in Bayern wimmelt" ꝛc. Er ſpricht dann von der Annahme eines von H. begangenen Selbſtmordes, ſetzt aber hinzu:

---

*) So unten Nr. V., wo wir Auszüge aus den betreffenden Acten und Hennenhofer'ſchen Briefen liefern werden.

**) In welchem Sinn?

„Ich berge nicht, daß mir dieſe Erklärung noch mehr Räthſel unaufgelöſt läßt, als die Erklärung Feuerbach's und der Pariſer Broſchüre."

V. Die „Frankfurter Zeitung." Geheimrath Welcker's Ueberzeugungen und Erzählungen. Die Amme des Prinzen. Georg Fein und die Gräfin Benzel-Sternau. Garnier, Sailer und Hennenhofer. Die Ermordung des Studenten Leſſing und deren Folgen. Hennenhofer's Tod und ſchriftlicher Nachlaß.

Die „Frankfurter Zeitung" hat die Wahrhaftigkeit der gläubig aufgefaßten Hauſer'ſchen Erſcheinung und Geſchichte mit der Richtung auf Baden hin und im Anſchluß an Feuerbach zu verſchiedener Zeit, wie ſchon 1868*) und dann wieder zuletzt im Widerſpruche gegen Dr. Meyer, ſcharfſinnig, ſchlagend und mit Hinzufügung beſonderer, höchſt gewichtvoller Momente vertreten.

Es ſind dieſe kritiſch, polemiſch und hiſtoriſch wichtigen Aufſätze, deren Verfaſſer uns nicht unbekannt iſt, ſchon mehrfach von uns citirt und benützt worden; es gebührt ſich, hier, in beſonderer Beziehung auf Hauſer's Urſprung und Schickſal, noch Folgendes auszuheben.

„Vor Allem", heißt es in der Kritik des Meyer'ſchen Werkes**), „müſſen wir daran erinnern, daß dieſe" — auf Baden hin gerichtete — „Meinung keineswegs bloß auf bodenloſen Ausſtreuungen und Schmähungen einiger politiſcher Flüchtlinge beruhte; daß vielmehr Forſchungen und Wahrnehmungen in dem vielerfahrenen, ungemein ſcharfſinnigen Criminaliſten Feuerbach dieſe Ueberzeugung dermaßen begründeten, daß er ſich gedrungen fühlte, ſolche nicht nur in einem Briefe an die Königin Karoline von Bayern, eine badiſche Prinzeß und präſumtive Tante Hauſer's, ſowie in einem Schreiben an deren Hofprediger offen und rückhaltslos auszuſprechen, ſondern auch in einer durch Klarheit und Scharfſinn wahrhaft ausgezeichneten Druckſchrift vor jener

---

*) Nr. 201 f. 222. 229. 269.

**) Nr. 61 v. 1. März 1872. Zweites Blatt.

Königin in umfaſſender Weiſe zu begründen. Außer den von F. hervorgehobenen Momenten ſind dann noch weitere, mitunter ſehr auffallende, aufgefunden worden.“ An ſolche, wie ſie ſchon die Artikel von 1868 zuſammengeſtellt und geltend gemacht, wird in der Kürze zurückerinnert und dazu bemerkt: „Es wird in der vorwürfigen Frage Manches viel heller werden, wenn einmal, nach Verlauf noch einiger Zeit, jede vermeintlich oder wirklich gebotene Rückſicht wegfällt.“ Wichtige Bedenklichkeiten und große Hinderniſſe, wie ſie der Löſung des Räthſels, namentlich als einer politiſch gefährlichen Sache, im Wege ſtand, ſind ſchon jetzt gänzlich in den Hintergrund getreten.

Einige Daten, welche den Tod der badiſchen Prinzen und Kinder der Großherzogin Stephanie betreffen, ſind, einem Artikel der „Frankfurter Zeitung“ von 1868 *) gemäß, nachſtehende.

Der erſte dieſer Prinzen **) war in der officiellen Bekanntmachung über ſeine Geburt ausdrücklich als „geſund“ bezeichnet worden. Auch in ſpäteren Bulletins gab der Leibarzt ſtets an, daß „der Erbprinz fortdauernd der beſten Geſundheit genieße.“ Ganz unerwartet brachte ein Supplement zur Karlsruher Zeitung unter dem 17. Oct. 1812 die Anzeige: „Geſtern Abends nach 8 Uhr wurde unſere Stadt durch die Nachricht, daß der neugeborne Erbgroßherzog verſchieden ſei, in allgemeine Beſtürzung und Trauer verſetzt.“ — Auch der zweite Prinz wurde von den Aerzten, namentlich Dr. Kramer, als „ſehr geſund“ bezeichnet. Aber am 7. Mai 1817 ſtellte ſich bei ihm ein heftiges Fieber mit Zucken ein, ſo daß er in der Mittagsſtunde des nächſten Tages ſtarb. In der officiellen Bekanntmachung hieß es, er ſei „an den Folgen eines ſehr beſchwerlichen Zahnausbruches“ geſtorben.

Zu beiden Entbindungen war u. A. der geſchätzte Geburtshelfer Weidmann von Mainz herbeigezogen worden. Als nach dem Tode der beiden Prinzen allerlei Gerüchte auftauchten, ſprach ſich derſelbe in vertrauten Kreiſen, namentlich in der Familie des Regierungsrathes, ſpäteren Obergerichtsrathes Schlemmer dahin aus, daß beide Prinzen vollkommen geſund zur Welt gekommen und daß die Sterbefälle auch ihn in hohem Grade überraſcht hätten.

---

*) Nr. 201. Erſtes Blatt v. 22. Juli.

**) Der muthmaßlich mit „Kaſpar Hauſer“ identiſche.

Wir vermeiden eine Wiederholung deſſen, was ſchon in den vorausgegangenen Nummern zur Sprache gekommen und erinnern bloß an das auch von der „Frankfurter Zeitung" angenommene und zur Erklärung der betreffenden Thatſachen in Anwendung gebrachte Bündniß und Zuſammenwirken der Reichsgräfin Hochberg mit dem Markgrafen Ludwig, nachherigem Großherzog. Die Beſeitigung der Erbprinzen gereichte zunächſt dem Letzteren, dann der Erſteren und ihrer Nachkommenſchaft zum Vortheile. Nun wird unterſtellt: Das gemeinſame Intereſſe dieſer beiden Perſonen habe zwar die Beſeitigung der Prinzen verlangt; dann aber ſeien die Intereſſen auseinandergegangen, woraus ſich erkläre, weßhalb der erſte, mit „Kaſpar Hauſer" identiſche, am Leben geblieben. Dem Nächſtbetheiligten (Ludwig) mußte der wirkliche Tod desſelben zuſagen; der Zweitbetheiligten (Hochberg) mußte der bloß ſcheinbare nützlicher bedünken, indem ſie in der heimlichen Erhaltung des Kindes eine Garantie gegen eine ihren Plänen zuwiderlaufende Vermählung Ludwig's hatte, eine Bürgſchaft, wie ſie ein bloßes Verſprechen, unverehelicht zu bleiben, nicht gewähren konnte. Aber nur der eine Prinz brauchte erhalten zu werden. Die Mühe, die deſſen Geheimhaltung und Verpflegung machte, mußte um ſo mehr abmahnen, ein ſolches Experiment auch mit dem Zweiten zu verſuchen. Wie dem auch ſei, Thatſache iſt, daß Ludwig zur allgemeinen Verwunderung in keine ebenbürtige Ehe trat, obwohl ihn auch wichtige politiſche Gründe dazu aufforderten — man braucht nur an den damaligen Anſpruch Bayerns auf badiſche Gebietstheile zu erinnern, ſofern die erſte Linie der Dynaſtie ausſterbe. Thatſache iſt es ferner, daß Hauſer erſt in einer Zeit zum Vorſcheine kam, in welcher die raſch hinſinkenden Kräfte des 65jährigen Großherzogs jeden Gedanken an eine nunmehrige ſtandesmäßige Ehe und deßfallſige Gefährdung ausſchloſſen. So ſchon in den Artikeln von 1868.

Nun heißt es weiter in denen von 1872: „Der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes legte ſchon vor langer Zeit einen Werth darauf, die Anſichten und Wahrnehmungen des ihm befreundeten — ſeitdem geſtorbenen — Geheimrathes Welcker über die Hauſer'ſche Angelegenheit zu erfahren. Am 30. Auguſt 1857, gelegentlich einer Zuſammenkunft bei einer, beiden Theilen befreundeten, Familie, ſprach W. ſeine

Schindler

innige Ueberzeugung dahin aus, daß K. H. wirklich der älteſte Sohn des Großherzogs Karl und der Stephanie ſei. Er gab eine Reihe von Indicien an und erzählte namentlich folgende Thatſache: Ich wohnte während eines Landtages — in der erſten Hälfte der 1830er Jahre, als Abgeordneter — zu Karlsruhe bei einer ſehr geachteten Bürgerfamilie. Wir ſprachen, wie damals alle Welt, auch von K. H. Meine Hausleute ſagten mir, daß ſie die geweſene Amme des angeblich geſtorbenen älteſten Prinzen näher kennten und an einem der nächſten Tage mit ihr einen benachbarten Vergnügungsort beſuchen würden; es ſolle ſie freuen, wenn ich Theil nehmen wolle, welche Einladung ich gerne acceptirte. Bei'm Nachhauſegehen reichte ich jener Frau, einer achtbaren Bürgerin den Arm. Ich brachte ſie auf den Vorgang mit dem Ableben des Prinzen zu ſprechen; und ſie erzählte mir, unter Zeichen der tiefſten Erregung, Folgendes. Ich durfte mich jeden Tag zu einer beſtimmten Zeit aus dem Schloſſe nach Hauſe begeben, um die Meinigen zu beſuchen. So auch an dem entſcheidenden Tage. Ich hatte den Prinzen, ehe ich wegging, geſtillt; er war geſund, wie immer. Eine innere Unruhe trieb mich früher, als gewöhnlich nach dem Schloſſe zurück.*) Aber als ich ankam, ließ man mich nicht mehr zu dem Kinde; man ſagte, es ſei bedeutend erkrankt. All mein Bitten und Flehen half Nichts, ich wurde immer zurückgewieſen. — Hier erinnerte Welcker, daß es doch gerade in einem ſolchen Falle das Erſte ſei, dem Kinde die Bruſt zu reichen. — In meiner Verzweiflung, erzählte die Frau weiter, wollte ich mich zur Mutter, der Großherzogin Stephanie, begeben. Auch das verhinderte man; es hieß, ſie ſei krank, Niemand dürfe zu ihr. Es gelang mir endlich, Jemanden von der nächſten Bedienung der Fürſtin zu finden; und mein verzweifeltes Flehen bewirkte, daß man mich auf einer geheimen Treppe und durch eine geheime Thüre zu ihr führte. Als die Großherzogin meiner anſichtig wurde, verlangte ſie, faſt außer ſich, Nachricht von ihrem Kind, das man auch ſie nicht ſehen laſſe, angeblich, weil der Anblick zu ergreifend für ſie ſein würde. Ich erzählte, wie man mich durchaus zurückweiſe. Die

---

*) Auch hier alſo ſtoßen wir auf eine Ahnung — was freilich einem Meyer bloß zum Gelächter dienen wird. Die Sache hat jedoch ein ſehr ernſtes Anſehen und ſieht gar nicht wie eine Fabel aus.

Fürſtin gab mir Jemanden mit, damit ich zu dem Kinde gelaſſen würde. Als wir aber gegen die betreffenden Gemächer hinkamen, hieß es, der Prinz ſei todt. Ich verlangte ihn wenigſtens jetzt zu ſehen; aber auch dieß ließ man nicht zu; ich durfte ihn ſelbſt todt nicht mehr ſehen. — So ſprach dieſe Frau, fügte W. hinzu, nach ſo vielen Jahren noch auf's Tiefſte ergriffen, überhaupt in einer Stimmung, welche alle Zeichen vollſter Glaubwürdigkeit an ſich trug. Es ſei hier die Bemerkung eingeſchaltet, ſagt der Verfaſſer des Artikels, daß nach allen mir bekannt gewordenen Nachrichten die eigene Mutter ihr Kind weder krank noch todt mehr ſehen durfte. Der vor einiger Zeit in der Schweiz geſtorbene, durchaus glaubwürdige, durch und durch ehrenhafte und verläſſige Georg Fein aus Braunſchweig hat wiederholt vor Zeugen erzählt, dieſe Thatſache namentlich aus dem Munde der Gräfin Benzel-Sternau vernommen zu haben, welche ſich damals — als Hofdame? — am badiſchen Hofe befunden hatte.*) Die Gräfin erzählte demſelben Gewährsmanne weiter: Als der zweite Prinz erkrankte, verlangte der großherzogliche Leibarzt, daß man ihm die Behandlung allein überlaſſe und namentlich den Arzt des Markgrafen Ludwig nicht wieder herbeiziehe, wie bei dem erſten Prinzen geſchehen war; ſonſt lehne er die Behandlung ab. Gleichwohl ward jener Arzt wieder zugelaſſen, der eigentliche Leibarzt ſomit bei Seite gedrängt. Letzterer ſcheint alſo einen ſtarken Verdacht gegen Ludwig und deſſen Arzt, als das Werkzeug deſſelben, gehabt zu haben.

Eine Erzählung Welcker's war ferner auch dieſe. Nachdem Garnier die Broſchüre veröffentlicht hatte, worin er den K. H. als badiſchen Thronerben bezeichnete,**) ließ er ſich beigehen, das badiſche Gebiet zu betreten, wobei er verhaftet wurde. Man hielt ihn im Gefängniß, ohne ihn vor Gericht zu ſtellen. Nach einigen Wochen nahmen ſich Landtagsabgeordnete der Sache an. Welcker erklärte dem Miniſter Winter: man müſſe den Mann entweder frei laſſen oder vor

---

*) Daß die Großherzogin abgehalten worden ſei, ihr angeblich geſtorbenes Kind zu ſehen, erzählt auch die Pariſer Broſchüre S. 21. Sie ſoll deſſen auch bei Gelegenheit ihrer Viſion erwähnt haben, ſ. unten.

**) „Einige Beiträge zur Geſchichte Hauſer's" v. J. H. Garnier 1834. Garnier war es auch, welcher den Major v. Hennenhofer zuerſt als den Mörder Hauſer's öffentlich angeklagt hat.

Gericht ſtellen, unter Geſtattung unbeſchränkter Vertheidigung. Nach anfänglichem heftigen Sträuben ward Garnier freigelaſſen und nicht vor Gericht geſtellt. Dazu wird bemerkt: Der Verbreitung der Garnier'ſchen Schrift wurde nicht in der gewöhnlichen Weiſe entgegengetreten; es gingen geheime Weiſungen an die äußeren Behörden zur ſtrengſten Verfolgung der Flugſchrift; dagegen wird verſichert, die geſetzlich vorgeſchriebene Bekanntmachung des Verbotes ſei nicht erfolgt.

Als Welcker nach Beendigung des Landtages von 1835 eine Reiſe nach England machte, traf er in London zufällig mit Garnier zuſammen. Dieſer zeigte ihm einen von Hennenhofer eigenhändig geſchriebenen und an ihn, Garnier, gerichteten Brief. — W. kannte Hennenhofer's Handſchrift und konnte nicht getäuſcht werden. — In dieſem Schreiben forderte Hennenhofer den Adreſſaten auf, ſeine Talente beſſer, als bisher, zu verwenden; er wolle ihn unter dieſer Vorausſetzung auch mit Geld unterſtützen; vorläufig ſende er ihm — ſo viel ſich W. der Ziffer erinnerte — 20 Pfd. Sterl. Dieſer Betrag war aber nicht baar beigelegt, ſondern ſollte bei einem Dritten erhoben werden. Aus der ganzen Abfaſſung des Schreibens war zu erſehen, daß der Dritte bei Erhebung des Betrags beſtimmte Gegenverpflichtungen fordern werde. „Hier haben Sie ja nun," rief W., „den authentiſchen Beweis gegen Hennenhofer; laſſen Sie nur den Brief augenblicklich abdrucken." Da fuhr G. zuſammen; er geſtand, das Geld erhoben zu haben; und es war augenſcheinlich, daß er die geforderte Verpflichtung übernommen hatte. Thatſache iſt, daß er die weitere Veröffentlichung über K. H., die er in einer von ihm ſelbſt herausgegebenen Zeitſchrift begonnen hatte, ſofort einſtellte. — Es drängt ſich die Frage auf: Wie kam der notoriſch in ſchlechten Finanzverhältniſſen befindliche Hennenhofer dazu, einen Menſchen, wie Garnier, der ihn öffentlich als Mörder Hauſer's hingeſtellt hatte, mit Geld zu unterſtützen? —

Welcker bemerkte weiter gegen den Verfaſſer des Artikels: „Wenn ſchon die wenigen Indicien, welche dem Präſidenten v. Feuerbach vorlagen, den Scharfſinn deſſelben zu dem Schluſſe führten, Hauſer ſei Stephanie's Sohn geweſen, ſo ſehen Sie, auf welchen zahlreichen und viel gewichtigeren Thatſachen meine Meinung beruht." Er fügte bei, es hätten außer ihm verſchiedene, darunter ſtreng moraliſch geſinnte badiſche Abgeordnete ſich in ihrem Gewiſſen tief beunruhigt gefühlt, ob ſie den Großherzog Leopold anerkennen dürften, während Alles darauf hindeute, daß ein Sohn des Großherzogs Karl — als K. H. — noch am Leben ſei. Rotteck meinte, daß man ſich um die fürſtlichen Familienverhältniſſe nicht zu kümmern brauche; und dieſe Anſicht drang durch.

Das Herüberſchmuggeln der Schrift Garnier's von Straßburg nach Baden erfolgte beſonders durch einen Apothekergehilfen Sailer aus Würtemberg, damals in Condition zu Kippenheim in Baden. Hennenhofer ermittelte dieß. Er wendete ſich an den Apothekerbeſitzer, bewog dieſen, Sailer's Koffer heimlich zu öffnen, und las dann, „zitternd am ganzen Leibe", wie der Principal verſicherte, was er da fand. Darauf verſprach er dem Sailer nicht nur Strafloſigkeit, ſondern Verwendung, damit derſelbe eine eigene Apotheker-Conceſſion erhalte, unter der Bedingung, daß Sailer die weitere Verbreitung der Flugſchrift unterlaſſe und beſonders das Erſcheinen einer zweiten, bereits angekündigten Broſchüre, welche Einzelheiten über das Verbrechen enthalten ſolle, hintertreibe. Es wird noch Weiteres berichtet, was ich übergehe. Wichtig aber iſt Folgendes.

Ein Student, Namens Ludwig Leſſing, wurde im November 1835 in der Nähe von Zürich ermordet. Die Züricher Polizei ließ Verhaftungen vornehmen, unter Anderem die des erwähnten Sailer, der ſich nach der Schweiz begeben hatte. Man fand bezüglich jener Ermordung Nichts bei ihm, wohl aber eine Sammlung von Briefen aus der Feder Hennenhofer's — nicht weniger als 16 aus einem Zeitraum von kaum mehr als einem Jahre.*) Es erhellt daraus, daß ſich Hennenhofer vor neuen Broſchüren fürchtete; darum unterſtützte er dieſen Menſchen, welcher mitgewirkt hatte, ihn ſo ſchwer anzugreifen, fortwährend mit Geld, ja ließ ſich ſolches fortwährend von ihm erpreſſen. Er verwendete ſich ferner für Sailer nicht bloß in Baden, ſondern auch in deſſen Heimathland Würtemberg, wo derſelbe wegen politiſcher Umtriebe verfolgt worden war.

---

*) Sie ſind abgedruckt in der Schrift: „Aktenmäßige Darſtellung der über die Ermordung des Studenten Leſſing geführten Unterſuchung von Dr. Joſeph Schauberg." Zürich 1837, bei Schultheß. Auszüge daraus finden ſich in der Schrift: „Kaspar Hauſer" von Broch. Zürich 1859 bei Meyer und Zeller, in der Pariſer Broſchüre und bei uns S. 395 ff.

Es ergibt ſich weiter aus jenen Briefen, daß Hennenhofer einmal — im Elſaß — „in einer Hütte“ eine geheime Zuſammenkunft mit S. gehabt; ſodann, daß er, als S. in Kehl verhaftet worden war, ſeine Freilaſſung ohne Prozeß erwirkt hat.

Hennenhofer ſoll in ſeinen ſpäteren Jahren von Gewiſſensbiſſen gepeinigt worden ſein und Aeußerungen gethan haben, die einem offenen Geſtändniß nahe kamen. „Thatſache iſt,“ ſagt die Frankf. Zeitung, „daß der einſtige Roué ein devoter Sohn der Kirche wurde.“ Nach dem Ableben des Großherzogs Ludwig, deſſen Günſtling er geweſen, aus jeder öffentlichen Stellung verdrängt, lebte er noch etwa 20 Jahre lang. Sein Tod erfolgte am 2. Jan. 1850 zu Freiburg i. Br. Hiebei ſollen ſich, verſchiedenen Nachrichten gemäß, folgende Dinge begeben haben: „Kaum war er verſchieden, ſo erſchien Hofmarſchall v. Röder, nahm ſeine ſämmtlichen Privatſchreiben — alſo auch die Memoiren, die er verfaßt haben ſoll, und auf die man ſo geſpannt war — in Beſchlag und lieferte ſie nach Karlsruhe.“ — „Die in rothes Schafleder eingebundenen Memoiren wurden durch den Hofmarſchall Freiherrn Ferdinand v. Röder und den damaligen Stadtdirector, Kammerherrn Freiherrn Mariano von Uria-Savachaga mit Beſchlag gelegt und wanderten nach Karlsruhe.“*) — „Man verlangte auch von Solchen, mit denen H. in Privatverkehr geſtanden, die Auslieferung ſeiner Correſpondenz. Wir haben Grund, anzunehmen, daß unter Anderen Freiherr v. Blittersdorf, der etwa 10 Jahre lang mit Hennenhofer in faſt täglichem Briefwechſel geweſen, veranlaßt wurde, alle Schreiben deſſelben auszuliefern.“ — „Die Erben des Verſtorbenen, denen das Anrecht auf die Scripturen deſſelben zuſtand, erhielten zur Entſchädigung eine Summe von 20,000 fl.“

Ob dieſe Angaben richtig ſind, weiß ich nicht. So viel wird man aber, Angeſichts ſo vieler, nicht durchaus für leere Sagen zu haltenden Nachrichten, Zeugniſſe und Verſicherungen, mit hinlänglicher Sicherheit annehmen und ausſprechen können, daß die Hauſer'ſche Geſchichte mehr als Dichtung und Einbildung, ihr Zuſammenhang mit badiſchen Dingen nicht bloß eine luftige Vermuthung and boshafte Lüge, und namentlich Hennenhofer in dieſelbe ſehr weſentlich verwickelt geweſen ſei.

---

*) Wir werden auf dieſe hochwichtigen Memoiren und die darin enthaltenen Geſtändniſſe zurückkommen.

Sei es auch, daß dieſer nicht der „Mörder Hauſer's" geweſen, nämlich in eigener Perſon die That vollzogen, ſo muß er doch ſonſtwie in dieſer Geſchichte, vermuthlich auch bei dem Morde, ſtark betheiligt geweſen ſein; die Angſt, die er verrieth, und das Geld, das er opferte, ſprechen zu deutlich wider ihn.

VI. Aus den Acten des Kriminalgerichtes in Zürich, bezüglich des Verhältniſſes, in welchem Major v. Hennenhofer zu den deutſchen Flüchtlingen daſelbſt und zu der K. Hauſer'ſchen Angelegenheit geſtanden. Eine verſuchte Rechtfertigung Hennenhofer's und deren Schwäche.

1.

Depoſitionen.

Der Flüchtling Viktor Bohrer, stud. jur. aus Freiburg im Breisgau, erzählt auf Befragen von ſeiner Bekanntſchaft mit dem Pharmaceuten Sailer: „Er offenbarte mir, meiſt in betrunkenem Zuſtande, daß er in die Geſchichte von K. H. verwickelt ſei; er habe in Straßburg „unter Garnier's Beizug," einen dieſe Geſchichte betreffenden Broſchürenhandel unternommen; aber Hennenhofer habe ihn auf einen einſamen Ort bei Straßburg beſtellt und aufgefordert, die Sache zu unterdrücken; man wolle ihm das beſte Etabliſſement in Baden geben, wenn er ſchweige. Hennenhofer habe ihm 8 Louisd'ors gegeben und bemerkt, wenn er nach England gehen wolle, ſo ſei man bereit, ihm die Unterhaltungskoſten auszuzahlen. Die verwittwete Großherzogin Stephanie habe ihn ebenfalls beſtellen laſſen und hören wollen, was ihm über K. H. bewußt; aber, auf die Verſprechungen Hennenhofer's geſtützt, habe er geſagt, er wiſſe Nichts."

Sailer ſelbſt deponirt am 18. Dec. 1835: Man habe ihm die Broſchüre von Garnier geſchickt, um ſie im Badiſchen auszubreiten. Hennenhofer ſei zu ihm in die Apotheke zu Kippenheim gekommen und habe ihn aufgefordert, die Verbreitung der Broſchüre zu verhindern. Um aus Baden wegzukommen, habe er geſagt, er wolle nach Straßburg gehen und ſehen, was zu thun ſei. Was nun weiter referirt und geſchildert wird, iſt das unaufrichtige Verhältniß zweier ſchlechter und falſcher Charaktere, die einander zu ihren Zwecken zu benützen ſuchen.

Sailer zieht von Hennenhofer Geld und dieſer thut alles Mögliche für ihn, um ihn zur Unterdrückung der ihm gefährlichen Broſchüren zu bewegen. Sailer, mehrmals verhaftet, wird durch den damals mächtigen Mann ſtets wieder befreit. Er betrügt ihn aber und leitet ihn auf falſche Spuren; iſt zugleich auch falſch gegen ſeine „Freunde" und „deutſchen Bekannten"; zieht ſich dann aus Furcht vor dieſen „aus allen Verbindungen und politiſchen Vereinen" zurück.

Dr. med. Dieffenbach aus Gießen deponirt am 11. Decbr. 1835 über ſeine Bekanntſchaft mit Sailer. Derſelbe ſei früher in einer Apotheke in Kippenheim geweſen und dann in nähere Verhältniſſe zu dem Major v. Hennenhofer auf Mahlberg gekommen, der ihn wegen der Hauſerliteratur in Anſpruch genommen. „Er kam nun zu uns nach Straßburg hinüber und theilte uns das mit, erhielt da auch noch verſchiedene Briefe von dem Major" ꝛc. D. hat bei S. Briefe von Hennenhofer geſehen, der ſolche aber nie unterſchrieben hat. „S. ſoll zu Straßburg Unterſtützung von ihm erhalten haben, indem ihm H. ſeine Kaſſe zur Dispoſition geſtellt, wofern er die letzte Broſchüre, welche bei Schuler in Straßburg in Commiſſion war, unterdrücken könne; und das gelang dem S. wirklich."

2.

Hennenhofer'ſche Briefe.

Von ganz beſonderer Bedeutung ſind die Briefe, welche Hennenhofer vom 31. October 1834 bis zum 5. December 1835 an Sailer geſchrieben hat. Am 3. Januar 1835 räth er dieſem, nach Frankreich zu gehen; „ich werde Ihnen dazu nach Kräften behilflich ſein." — „Ich bin durch die würtembergiſchen Behörden verdächtigt, als ob ich Sie zur Flucht verleitet hätte; das fehlte noch!" Am 9. Jan. 1835 ſchreibt er: „Es ſind Anzeigen aus der Schweiz gekommen, die nicht ſowohl über Sie, als über mich ungünſtig lauteten, als hätte ich Sie zu Allem ermuntert. Man ſchreibt Ihnen Aeußerungen zu, die mich geradezu verdächtigen." Das Beſte ſei für S., in einer Apotheke unterzukommen, auch wenn er nur das geringſte Salair erhielte; „denn gern würde ich Ihnen ein monatliches Taſchengeld überweiſen." . . . . „Bis Montag das Weitere ſammt einer Anweiſung." In derſelben Manier ſchreibt ein Anderer, der dem Sailer eine Stelle in Winterthur verſchafft hatte: „Bedürfen Sie Geld, ſo" ꝛc. Am 21. Februar

1835 ſchreibt der Major an Sailer in Winterthur, mit dem er unzufrieden iſt: „Sie wiſſen, welche Verdächtigungen auf mich kamen; deßwegen wäre es ſo gut geweſen, wenn Ihr Benehmen jede Klatſcherei niedergeſchlagen hätte. Auch fällt es mir faſt auf, daß Sie mir die weiteren Nummern nicht ſandten und ſolche doch an Andere ſpedirten. Iſt vielleicht Etwas darin erwähnt, was hieher Bezug hat?" Er hätte, ſagt Hennenhofer, gern Alles für ihn gethan und ganz anders für ihn wirken können, „wenn er ſich anders benommen hätte. „Ich konnte Nichts thun, als was ich ex propriis vermochte." Er ermahnt ihn, „auf gutem Wege zu beharren" und für ihn den Spion zu machen; er werde ihn nicht ſtecken laſſen. „Auch ſchreiben Sie mir über den Inhalt der Broſchüren." Am 24. April will H. von S. Etwas erfahren: „Dieſer Dienſt ſollte Ihnen wohl vergolten werden und Sie doch nicht in Verlegenheit kommen." Am 12. Juli 1835 ſchreibt er an Sailer in Elliken: „Zählen Sie darauf, daß ich unter ſolchen Verhältniſſen Ihnen gewiß die reelle Theilnahme bewahre, die ich Ihnen zugeſagt." Und am 3. Septbr.: „Meine Geſinnungen für Sie ſind nicht verändert. Was ich Ihnen in der Hütte ſagte, galt den damaligen Verhältniſſen, inſofern Sie Mittheilungen machen wollten."*) Da ihm aber S. nicht genügt habe, ſo habe er nur ſeinen Privatbeutel in Anſpruch nehmen können. „Vor einem halben Jahre ſchon bemerkte ich Ihnen, daß ich, wenn Sie eine bedeutende Mittheilung machen wollten, ſolche in Ihrem Intereſſe verwerthen will, daß Sie aber vor der Mittheilung den beſtimmten Lohn fordern ſollen."..... „Ich könnte Ihnen wohl eine ordentliche runde Summe verſchaffen, die Sie vorweg ſelbſt beſtimmen müßten." Am 1. Oct. forſcht er nach einem Apotheker Blaha, der ſich beſonders Mühe gibt, ſolche Dummheiten zu verbreiten." Er meint die wider ihn wegen der Hauſer'ſchen Angelegenheit gerichteten Beſchuldigungen. Am 25. Oct., zu welcher Zeit Sailer in Zürich iſt, bezeigt er ſich wieder unzufrieden und ſehr mißtrauiſch; verſpricht aber gleichwohl noch im laufenden Monat eine Unterſtützung zu ſenden. Er will Notizen haben, die dem S. „gut vergolten werden ſollen." Er nennt ſechs Flüchtlinge, deren Aufenthalt er wiſſen will, darunter iſt auch der Name Leſſing, den der bei Zürich ermordete Student führte. „Ich möchte Ihnen ein Stück Geld verſchaffen, damit Sie in's Reine kommen und wirklich ſtudiren können." Am 30. Oct. oder Sept. 1835 ſchreibt er an Sailer in Zürich: „Mit nächſtem Poſtwagen ſende ich Ihnen 3 Louisd'ors, damit Sie ſich kleiden und um eine Anſtellung umſehen können." ꝛc. Ein Brief vom 5. Dec. 1835 kam noch während der Unterſuchungshaft Sailer's.

---

*) Hiemit iſt wohl die Zuſammenkunft gemeint, welche der Major mit S., nach Bobrer's obiger Angabe, in der Nähe von Straßburg wegen der K. Hauſer'ſchen Broſchüre hatte.

3.

Wie ſehr dieſe bei der Leſſing'ſchen Procedur an den Tag gekommenen und vor dem Criminalgerichte in Zürich verhandelten Dinge geeignet ſind, den Verdacht gegen den Major zu beſtätigen, bedarf keiner ausführlichen Auseinanderſetzung. Es ließe ſich allerdings denken, daß die Angriffe auf Hennenhofer aus dem Haß und der Rachſucht der Flüchtlinge, die ſeiner Verfolgung ausgeſetzt waren, hervorgegangen ſeien, ohne daß dieſelben eine reale Baſis gehabt; man hätte ihn eben um jeden Preis zu verderben geſucht. Wenn er aber ganz unbetheiligt geweſen wäre, ſo hätte er, wie man meinen ſollte, dieſe ihre Angriffe doch leichter verachten können und ſich nicht ſo viele Mühe zu geben, ſo viele Opfer zu bringen gebraucht, um ſie zu unterdrücken. Die Flüchtlinge konnten ihm ſo ſchreckliche Anklagen immerhin aus Feindſchaft und Parteiintereſſe entgegenſchleudern, dazu aber doch auch Gerüchte, Anzeichen, ja Mitwiſſenſchaften und beſtimmte Kunden benützen, die nicht bloß aus der Luft gegriffen waren. Und ſie thaten dieß gewiß am liebſten; es mußte ihnen ſelbſt offenbar daran gelegen ſein, ſo viel Wahrheit, als möglich, gegen ihn auf- und vorbringen zu können, da ſie ihm mit ſolcher am meiſten ſchaden konnten.

An die „Frankfurter Zeitung", welche 1868 den erwähnten Aufſatz über K. H. enthielt und hiebei den auf Hennenhofer ruhenden Verdacht erwähnte, wurde aus dem Badiſchen ein Schreiben geſendet, welches den Mann in Schutz zu nehmen ſucht. Die Gründe, die darin vorgebracht werden, ſind nicht ſchlagend und werden in derſelben Zeitung Nr. 222 vom 12. Auguſt deſſelben Jahres widerlegt. Es heißt hier unter Anderem: „Daß die öffentliche Stimme, die Fama, der ich als Indicium allerdings eine Bedeutung beilege, die Schuld Hennenhofer's annahm, iſt unbeſtritten. Der Briefſchreiber ſelbſt führt einen Vorfall in Mühlheim an*); ich könnte einen anderen noch ſtärkeren, der ſich 1848 in Freiburg zutrug, anfügen. Dazu kommen aber noch weitere Momente. Ein mir bekannter Mann, der am Ende der 1840er Jahre zu Freiburg lebte, verſicherte mich, daß das Verhalten Hennenhofer's, jenen Anſchuldigungen gegenüber, auf ihn den ſchlimmſten Eindruck hervorgebracht und Alles zu beſtätigen geſchienen habe. Ebenſo äußerte ein Anderer, der in den 1830er Jahren badiſcher Abgeordneter geweſen war und der beregten Angelegenheit die ſorgſamſte Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, in Gegenwart vertrauter Zeugen gegen mich, daß er nach allen Umſtänden annehmen müſſe, H. habe die That ſogar *perſönlich* vollführt. Dieſe beiden Angaben rühren von Männern her, deren Glaubwürdigkeit ich jedem Zweifel entrückt erachten darf. Doch wie es ſich auch mit ſolchen Anſichten verhalte, mag die That auch nicht durch Hennenhofer's *eigene* Hand geſchehen ſein — daß er der Sache im Uebrigen nicht fremd war, beweiſt ſein Verhalten allen Denjenigen gegenüber, welche ihn in Betreff der Hauſer'ſchen Sache öffentlich angegriffen. Nicht Einen hat er zur Verantwortung gezogen, ſondern Alle durch Geld und Verwendung zum Schweigen zu bringen geſucht, ja ſich mitunter von ſolcher Seite anhaltend *ausſaugen* laſſen." Es wird hiebei auf die in Zürich ſo unerwarteter Weiſe zu den Gerichtsacten gekommene Correſpondenz Hennenhofer's mit Sailer hingewieſen.

In dem Briefe heißt es: Hennenhofer habe doch Nichts um Geld gethan; er habe Alles den Armen geſchenkt und zuletzt *ſeine Bibliothek verkaufen müſſen, um ſeine Schulden zu bezahlen.* Seine Verarmung ſcheint aber doch noch andere Gründe gehabt zu haben, als Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit. Daß er ſeinen Anklägern Geld geopfert, um ſie verſtummen zu machen, das wiſſen wir; und ſollte es wahr ſein, was die Pariſer Broſchüre**) erwähnt, daß auch *Stanhope* Geld von ihm gezogen, ſo iſt es um ſo begreiflicher, daß Hennenhofer's Finanzen in einen ſo zerrütteten Zuſtand kamen.

---

*) „Als der März 1848 kam, mußte Hennenhofer flüchten. Auf der Station Mühlheim wurde er vom Pöbel im Eiſenbahnwaggon beſtürmt, ſo daß er ſich über ſeine Vergangenheit zu rechtfertigen ſuchte."

**) S. 132 der 3. Auflage.

VI. Der badiſche Staatsminiſter Freiherr v. Hacke.

1.

Dr. Meyer theilt in Betreff dieſes Mannes aus den Acten einige Vorgänge mit, die viel zu denken geben. In der ſeinem Werke einverleibten Hickel'ſchen Briefſammlung befindet ſich nämlich ein Brieffragment mit dem angeblichen Datum vom 31. März 1832, wo es in Bezug auf die nach Baden hin gerichteten Forſchungen heißt: „Auch hier verfolgte man jede Spur aus der beſten Quelle (sic); allein die lockeren Fäden dieſer Vermuthungen gingen wie Spinnengewebe auseinander.“ Dazu wirft M. unter den Text eine ſeiner Rieſennoten, wo er die „geſchichtliche Quelle dieſer Sage“ berührt und die erwähnten Vorgänge angibt, auf die er natürlich nicht den mindeſten Werth legt, und die er deßhalb nur ſo beiläufig als Note und Nebenſache abthut. Anders werden ſie von Anderen beurtheilt. Es handelt ſich um das ſonderbare und, wie man auch von der Sache denken mag, ſchwer zu faſſende Benehmen des Freiherrn von Hacke, als er ſich einer Vernehmung über die Hauſer'ſche Angelegenheit unterworfen ſah, und den auffallend ſchnellen Tod deſſelben zu dieſer Zeit, welchen der Recenſent des Meyer'ſchen Werkes in der „Frankfurter Zeitung“ keinen Anſtand nimmt, für einen freiwillig gewählten zu halten. Wir glauben darauf etwas näher eingehen zu müſſen, wie in Folgendem geſchehen ſoll.

2.

An den Direktor des Kreis- und Stadt-Gerichtes Ansbach v. Kolhagen, gelangte am 15. Jan. 1834 ein anonymer Brief des Inhaltes: „K. H. iſt ein badiſcher Prinz; hierüber kann und wird der badiſche Miniſter Hacke zu Bamberg bei Anſtrengung nähere Auskunft geben.“ Und dann ein zweiter, beſagend, daß auch General Tettenborn in Wien Auskunft geben könne. Dieſe Briefe befinden ſich im Original nicht in den Acten; ſie werden bloß in einem Berichte des genannten Gerichtes an das Appell-Gericht v. 15. Januar 1834 angeführt, welcher den Beſchluß anzeigt, den v. Hacke zu Bamberg vernehmen zu laſſen, und diejenige des Geſandten in Wien zu veranlaſſen bittet. Bezüglich des Letzteren wurde die Sache aus mehreren, materiellen und formellen Gründen abgelehnt.

Hacke domicilirte damals zu Steinbach, bayer. Landgerichts Karlsſtadt. Dieſes Gericht wurde nun um deſſen Vernehmung requirirt. Es wird das bezügliche Protokoll vom 16. Febr. 1834 mitgetheilt. Hacke verweigerte die verlangte Auskunft unter Anführung geſetzlicher Vorſchriften; zeigte ſich noch außerdem ſehr aufgeregt, indignirt und gekränkt, daß man ihn in dem Verdacht der Mitwiſſenſchaft eines Verbrechens habe. Wiewohl man ſeine Berufung auf geſetzliche Beſtimmungen als unſtatthaft zurückwies, ſo beharrte er dennoch auf ſeiner Weigerung. Er hatte die §§. 62 und 63 des Strafgeſetzbuches abſchriftlich bei ſich und diktirte die Antworten in dem Vernehmungsprotokoll ſelbſt. Schließlich drohte er mit einer Beſchwerde bei der bad. Geſandtſchaft in München, und nannte den Bibliothekar *Jäck* in Bamberg als die Perſon, von welcher, wie er glaube, der anonyme Brief herrühre.

Seine Remonſtration wurde von dem Unterſuchungsgerichte zu Ansbach für unbegründet erklärt; dieſe Anſicht wurde vom Appellgerichte unter dem 21. März 1834 gebilligt und das Landgericht Karlsſtadt angewieſen, der Requiſition unverzüglich zu entſprechen. *Allein bevor dieſe neuerliche Vernehmung Statt finden konnte, ſtarb Hacke.*

18

Unter ſeinen Papieren fand ſich ein Blatt, mit der, auch wieder im Tone der Entrüſtung abgefaßten, Erklärung, daß er von der Hauſer'ſchen Geſchichte Nichts wiſſe. In einem Berichte des Patrimonialrichters *Weber* zu Steinbach ſagt dieſer, daß ihm Hacke noch bei ſeinem Leben dieſe Erklärung ſelbſt vorgeleſen. Deſſen abermalige Vernehmung habe das k. Landgericht wegen ſeines „*unerwarteten und ſchnellen Todes*“ nicht mehr bethätigen können.

3.

Daß die vorſtehende auszüglich vorgetragene Geſchichte einen ſehr auffallenden und ſeltſamen Charakter habe, wird wohl jeder unſerer Leſer fühlen. Ich will jedoch nicht ſelbſt den Kritiker machen, ſondern den ſchon erwähnten der „Frankfurter Zeitung“*) ſprechen laſſen.

---

*) Nr. 62. Blatt 2 vom 2. März 1862.

Nach einigen Bemerkungen in Betreff der fehlenden Originalien der Denunciation in den Acten, ſo wie auch der, doch wahrſcheinlich vorgenommenen, gerichtlichen Vernehmung des Bibliothekars Jäck, worüber die Acten ebenfalls vermißt werden*), geht der Verfaſſer jener Aufſätze zu dem ſonderbaren Verhalten und Tod des v. Hacke über. „Was iſt natürlicher, als daß jeder Unbefangene, wer er auch ſei, auf einen Vorhalt, wie er dieſem Herrn zuerſt gemacht wurde, ganz einfach, ohne Umſchweife, wie ohne „„Aufregung““ der Gerichtsbehörde erklärt: „„Das iſt eine Sache, von der ich Nichts weiß.““ Das ganze Auftreten Hacke's bildet dagegen einen evidenten Beweis, daß er von der Sache wohl wußte, aber nicht reden wollte. Man kann das ſeltſame Ablehnen einer Zeugenausſage nicht einmal einer durch Ueberraſchung hervorgerufenen übeln Laune beimeſſen. Hacke wußte, wie er ſelbſt erklärte, den Gegenſtand ſeiner Vernehmung; er hatte ſich ſogar auf das Sorgfältigſte, ja Aengſtlichſte, darauf vorbereitet, ſo wie es nicht zu geſchehen pflegt, wenn man über Etwas gefragt wird, wovon man einfach Nichts weiß. Er hatte jedes Wort ſeiner Depoſition vorbereitet und ſichtbar abgewogen, ſogar die Paragraphen des Strafgeſetzbuches, auf welche er ſich — mit Unrecht — berufen zu können glaubte, abſichtlich zu ſich geſteckt. Mit welcher Verlegenheit ſuchte er ſich hinter Formalien zu verſtecken, um nicht materiell antworten zu müſſen! Außerdem ſtellte er ein Anrufen des badiſchen Geſandten in München in Ausſicht. Wäre es nicht unendlich einfacher geweſen, die Erklärung zu Protokoll zu geben: „„Die ganze Sache iſt mir völlig unbekannt.““? Niemand hatte ihn perſönlich beſchuldiget; gleichwohl verwahrt er ſich gegen die verletzende Imputation der Mitwiſſenſchaft. Was iſt natürlicher, als daß Jemand, der in einen ſolchen Verdacht gekommen, Enthüllung der Wahrheit wünſcht und darum die Unterſuchung nicht durch formale Einwendungen ſelbſt zu hemmen ſucht, wie hier geſchah?“

„Die Gerichtsbehörden erkannten, und zwar in beiden Inſtanzen, durch welche die Sache getrieben wurde, daß Hacke's Einwendungen geſetzlich unbegründet und derſelbe zur Zeugnißablage verpflichtet ſei.

---

*) Er erinnert hiebei an die ebenfalls verlorenen erſten Protokolle über Hauſer's Erſcheinen in Nürnberg. „Wo ſind dieſe Dinge wohl hingekommen?“

Aber was erfolgt nun? Ein „„unerwartet ſchneller Tod““ kommt der Vernehmung zuvor. Derſelbe ſcheint jedoch gerade für den Mann, um den es ſich unmittelbar handelt, kein ganz unerwarteter geweſen zu ſein. Die ſchriftliche Erklärung, die er hinterließ, und die er — offenbar vorſorglich — dem Gerichtsvorſtande vorgeleſen hatte, läßt darüber kaum einen Zweifel. Daß die nunmehrige Abläugnung mit dem erſten Auftreten Hacke's unvereinbar iſt, wird wohl keiner Auseinanderſetzung bedürfen. Es mag dem Manne ſchwer geworden ſein, eine ſolche Erklärung vor Gericht perſönlich abzugeben; vielleicht — — ſollte er einen freiwilligen Tod vorgezogen haben?“

4.

So weit dieſer Kritiker. Es wäre denkbar, daß v. Hacke zwar nicht ſich ſelbſt getödtet, daß ihm aber Aufregung, Sorge, innerer Zwieſpalt einen ſo plötzlichen Tod zugezogen habe. Damit wäre indeſſen wenig geändert; denn wie konnte ihn denn jene Vernehmungsgeſchichte, wenn er ganz unbetheiligt war, in einen ſolchen Zuſtand verſetzen und ihm einen ſo tödtlichen Schlag beibringen? Alle Umſtände erwägend, wie der Frankfurter Recenſent thut, wird man eine Selbſttödtung wohl für das Annehmbarſte halten müſſen. Es liegt auch hier, wie es ſcheint, ein Beiſpiel und Opfer jener Bewußtſeinsqual und inneren Strafgewalt vor, wie es in dieſer furchtbaren Tragödie, wo zwar die menſchlichen Gerichte Nichts zu Tage fördern und Nichts zur Strafe ziehen, um ſo mehr aber die Erinnyen ihr Amt verwalten, mehrfach vor Augen tritt. Man denke an jenen von dem Gensdarme Bäumel belauſchten jungen Mann, der im Begriffe war, ſich ſelbſt zu tödten*); an die wahnſinnig gewordene Dalbonne; an jene Feindin Hauſer's, die in Raſerei verfiel und ſich in dieſer aus dem Fenſter ihres Hauſes ſtürzte! v. Hacke mag ſchon lange mit innerer Unruhe gekämpft haben; nun brachte ihn Denunciation, Vernehmung und Furcht vor zwangsweiſe abgeforderter Erklärung vollends um ſeine Faſſung. Iſt eine unten S. 411 angeführte Nachricht wahr, ſo verpflichtete ihn ein Eid, das ihm bewußte Geheimniß zu bewahren. Daß er in ein ſolches eingeweiht war, daran möchte auf keinen Fall zu zweifeln ſein. Wäre er nicht durch ein ſolches beunruhigt, geängſtet, der Fähigkeit, ruhig zu überlegen und zweckmäßig zu handeln, beraubt geweſen, ſo hätte er ſich nicht ſo ungeberdig geſtellt; denn er hätte einſehen müſſen, daß er ja eben dadurch ſich ſelbſt verrathe.

---

*) Siehe oben S. 345 ff.

VIII. Merkwürdige Familienähnlichkeiten.

Für die muthmaßliche Abſtammung Hauſer's von einer fürſtlichen Familie läßt ſich unter Anderem auch die frappante Aehnlichkeit der Geſichtszüge anführen, welche ſich bei Vergleichung deſſelben mit mehreren Perſonen jenes hohen Geſchlechtes darbot. Es erwähnt dieß bereits Vehſe; es macht eine ſolche Bemerkung auch Wolfgang Menzel*); es iſt mir auch geſtattet worden, zu benützen, was mir in dieſer Beziehung ein in die Sache tief eingeweihter Herr mitzutheilen die Güte gehabt. Der öſterreichiſche Feldmarſchalllieutenant Prinz Waſa, Gemahl der Prinzeſſin Waſa, einer Tochter der Großherzogin Stephanie, mit welchem jener Herr ſehr bekannt iſt, erzählte ihm: Auf einer Reiſe nach dem Rheine, welche die Prinzeſſin machte, waren zufällig Ansbacher Studenten (Schüler) dabei; ſie kannten dieſelbe nicht und hatten ſie nie zuvor erblickt, waren aber von ihrem Anblick ſehr überraſcht und äußerten, ſo daß ſie es deutlich vernehmen konnte: „Die Dame ſieht dem K. H. ſo ähnlich, daß man glauben ſollte, ſie ſei eine Schweſter deſſelben.“ Ferner ſprach Dr. med. Gauß in Baden von einer älteren Dame aus Ansbach, welche den Findling genau gekannt und großen Antheil an ihm genommen, bei welcher er auch Gaſtfreundſchaft genoſſen hatte, und wie dieſer eine ähnliche große Ueberraſchung geworden ſei, als ſie zu Lichtenthal bei Baden das Kloſter beſuchte und ein Gemälde ſah, welches den Großherzog Karl darſtellte. Sie fiel bei dieſem Anblick in Ohnmacht. Wieder zu ſich gekommen, ſagte ſie, das Bild ſei dem

---

*) Literaturblatt v. 15. Dec. 1858 Nr. 100 bei Beſprechung der Schrift von Broch: „Kaſpar Hauſer“ Zürich 1859: „Weder Feuerbach noch auch Broch haben die Familienähnlichkeit in den Phyſiognomien zu Rathe gezogen. Uns fiel ſchon vor 20 Jahren in einem Portrait Hauſer's, welches für das beſte galt, eine gewiſſe Aehnlichkeit auf.“

Findling ſo außerordentlich ähnlich, daß ſie nothwendig an ihn habe denken müſſen; und es ſeien ihr bei der Betrachtung deſſelben alle dem Unglücklichen zugefügten Leiden und Schreckniſſe vor den Augen vorübergegangen, ſo daß ſie dadurch überwältigt worden ſei.

*IX. Viſion einer hohen Dame.

Hauſer berührte ſich, wie ſchon erwähnt, im Traume mit einer Dame, die er für ſeine Mutter hielt, und weinte mit ihr zuſammen im Schlafe in der Art, daß am Morgen in ſeinem Kopfkiſſen ein thränennaſſer Fleck zu ſehen war. Von einer „großen Dame," wie er ſich ausdrückte, die durch die Nachricht von ſeinem traurigen Untergange auf's Tiefſte werde erſchüttert werden, ſprach er, wie ebenfalls ſchon zur Sprache gekommen, auf ſeinem Sterbebette. Es waren dies wohl keine ganz leeren und grundloſen Einbildungen. Im November 1828, als er ſich noch in meinem Hauſe befand, hatte er die, wahrſcheinlich auf einer Erinnerung aus ſeiner Kinderzeit beruhende Viſion, von welcher unten die Rede ſein wird. In demſelben Jahre und Monat hatte auch die Großherzogin Stephanie eine viſionäre Erſcheinung ſehr merkwürdiger Art. Ein von mir ſehr verehrter und in manches Geheimniß tief eingeweihter Herr hatte die Gewogenheit, mir darüber Folgendes mitzutheilen, auch deſſen Benützung zu dieſem Buche zu geſtatten.

„Die Kammerfrau erzählte, ſie habe eines Abends, während ſie im Nebenzimmer der Fürſtin bis ſpät in die Nacht hinein geleſen, die Letztere in wehmüthigem Tone rufen gehört: „„Ja du biſt es, Lieber! Es iſt dein liebes Geſicht und deine niedliche Geſtalt. Willſt du dich deiner Mutter noch einmal zeigen, weil ſie dich nicht mehr geſehen hat?""*) Dann aber habe ſie mit gehobener, durch Mark und Bein gehender Stimme, wie man ſie noch niemals von ihr vernommen hatte, ausgerufen: „„Wie?!!! Du biſt nicht todt? Du lebſt? Wer hat dich mir geraubt? — — Der — der alſo war es, o! o! — — — — — — — — darum alſo meidet er meinen Anblick, o!"" Thränengüſſe und herzzerreißendes Schluchzen erſtickten ihre Worte. Dieſe Viſion wurde mir von der Fürſtin ſelbſt beſtätigt; ſie iſt auch im Familienkreiſe bekannt, und es wiſſen mehrere Perſonen darum." *)

---

*) Man hatte ſie abgehalten, das angeblich erkrankte, ſterbende, dann geſtorbene Kind zu ſehen; vergl. oben S. 388 f.

Es bemerkte der Erzähler dazu noch Folgendes. „Mag man nun über ſolche Dinge mitleidig lächeln und von „„Aberglauben"" ſprechen, wie man es ſchon damals that — ich meinerſeits lege dem Vorfalle Werth bei; er wird ſolchen, im Zuſammenhange mit K. H., auch wohl für Geſchichte und Wiſſenſchaft haben. Manches iſt für uns ein ſchauerliches Naturgeheimniß; und für die wiſſenſchaftliche Erkenntniß dieſer Dinge möchten Thatſachen und Beiſpiele, wie das erzählte, intereſſanter, als ſo viele abgegriffene Theorien, ſein."

X. Die Geſchichte von der aus dem Rhein gefiſchten Flaſche. Der angeblich bei Laufenburg gefangen gehaltene Thronberechtigte. Hauſer's angeblicher Aufenthalt in Hochſal.

1.

In der Magdeburger Zeitung und anderen Blättern jener Zeit, wie in der Elberfelder Provinzialzeitung vom 26. Febr. 1834 Nr. 57, welches Blatt vor mir liegt, war zu leſen:

„Bei'm Durchblättern alter Zeitungen fand ich in der zu Berlin herauskommenden Voſſiſchen Zeitung Nr. 138 v. 16. Nov. 1816 folgenden Artikel: Paris den 6. Nov. 1816. Ein Schiffer aus Groß-Kemps fand am 23. Oct. auf dem Rheine eine ſchwimmende Flaſche, welche nachſtehenden Zettel enthielt: Cuicunque, qui hanc epistolam inveniet: Sum captivus in carcere apud Laufenburg juxta Rheni flumen; meum carcer est subterraneum, nec novit locum ille, qui nunc solio meo potitus est. Non plus possum scribere, quia sedulo et crudeliter custoditus sum. S. Hanes Sprancio.**) Ich theilte das Original-Zeitungsblatt am 25. März 1831, dem damals noch lebenden Präſidenten v. Feuerbach in Ansbach zur Nachforſchung mit, ob dieſer Gefangene nicht mit K. Hauſer eine und dieſelbe Perſon geweſen ſei; blieb aber ohne Antwort. Seitdem iſt bekanntlich jener unglückliche Jüngling ermordet worden. — — — — Sollte es nicht der Mühe werth ſein, noch jetzt auf den Grund des in dem Zettel liegenden Winkes nachzuforſchen? ꝛc. Ratibor in preußiſch Schleſien den 9. Febr. 1834. C. F. A. Cuno, k. Oekonomie-Komiſſionsrath.“ Dies meldete mir unter dem 18. Auguſt 1834 mit Beilegung des Zeitungsblattes ein mir Unbekannter, der ſich Joh. Heinr. Oſtermann zu Brackwede bei Bielefeld nannte. Dieſen Mann ließ die Sache nicht ruhen; am 2. 3. und 4. März erſchien ihm, wie er mir ſchrieb, Hauſer im Traum und gab ihm einen Weg an, wie ſein Mörder und ſeine Herkunft entdeckt werden könne.*) Weiterhin erſchien ihm H. abermals und hatte ein Geſpräch mit ihm; es entſtand aber ein Hundegebell, worüber der Träumende mit ſtarkem Herzklopfen und Schweiß aufwachte. Ich erwähne dies nur deßhalb, um zu zeigen, welche Aufregung der Hauſer'ſche Fall damals in den Gemüthern der Menſchen bewirkte.

---

*) Vergl. die Pariſer Broſchüre S. 43 f. der 3. Auflage. Hiernach wurde die Geſchichte in öffentlicher Geſellſchaft bei der Gräfin Bodmer erzählt.

**) Alſo ein Prinz, ein berechtigter Thronfolger, in einem unterirdiſchen Kerker gehalten und ſtreng bewacht, wovon aber der, welcher die dem Gefangenen gebührende Stelle einnimmt, Nichts weiß.

Bei der räthſelhaften Unterſchrift fragt man ſich wohl: „Was ſoll ſie bedeuten? Was mag darin verſteckt ſein? Etwa ein mit Buchſtabenverſetzung geſchriebener Name? Vielleicht gar Kaſpar oder Caſpar Hauſer?“ Die meiſten Buchſtaben des Letzteren befinden ſich wirklich darin; nur u fehlt und n, i, o ſind zu viel. Aber wie leicht könnten bei der Abſchrift eines ſo unbekannten, wunderlichen Namens ein paar Schreib- oder Druckfehler entſtanden ſein! Läſe man ſtatt Hanes: Haues oder Haures, ſo läge es ſehr nahe, an Hauſer zu denken: und wie deutlich tritt in Spra mit dem folgenden c der Name Caſpar entgegen! Solche Gedanken hatte ich bereits gehabt, als ich in der „Frankfurter Zeitung“ eine ganz ähnliche Vermuthung ausgeſprochen fand, die ich unten beibringen werde.

**) Das Mittel iſt unanwendbar und beurkundete eine äußerſt kindiſche Vorſtellungsweiſe.

2.

Die Geſchichte iſt auch in der Broſchüre: „Kaſpar Hauſer der Thronerbe Badens“*) erwähnt, dabei auch das Frankfurter Journal v. 24. Febr. 1834 citirt. Die Broſchüre behauptet, das Gefängniß Hauſer's habe ſich in dem Pfarrhof zu Hochſal im Oberamte Waldshut befunden. Der Dorfpfarrer Diez habe wenige Monate nach der Einſchließung des 4jährigen Knaben daſelbſt den Zettel geſchrieben und die Flaſche mit demſelben, ſich eine Möglichkeit der Entdeckung dadurch denkend, in den Fluß geworfen, der das fruchtbare Thal zwiſchen dem ſüdlichen Rücken des Schwarzwaldes und dem ſchweizeriſchen Vorgebirge beſpült, worin Hochſal romantiſch gelegen iſt. Dabei iſt bemerkt, daß der Fund der Flaſche zu mancherlei Betrachtungen und Vermuthungen Anlaß gegeben; namentlich in einigen engeren Zirkeln von Karlsruhe habe man ſich die ſonderbarſten Gerüchte in's Ohr geflüſtert. Man habe ſich jedoch vor den Folgen gefürchtet, welche eine lautere Sprache haben werde; „und erſt im Febr. 1834 ſprach Joſeph Heinrich Garnier, vulgo Raſtadter Ravaillac genannt — energiſch aus, was Hunderte bereits vor ihm gedacht.“

3.

Der Flaſchenfund iſt ferner auch in der „Frankfurter Zeitung“ v. 22. und 23. Juli 1868 beſprochen. Da heißt es: „Der ganze Zeitungsartikel von 1834 ſchien dem Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes eine nachträglich erfundene und in's Jahr 1816 zurückverſetzte Myſtifikation zu ſein. — — — — Um ſo mehr wurde er überraſcht, als der Artikel in dem Blatte v. 16. Nov. 1816 Nr. 138 wirklich aufgefunden wurde. — — — — Der Name „„Groß-Kemps,““ der mir Anfangs unbekannt war und darum verdächtig vorkam, iſt, wie ich mich ſpäter überzeugte, nicht fingirt; es exiſtirt ein ſolches Dörfchen nahe bei Hüningen (Oberelſaß). Gleichwohl dürfte die angebliche Flaſche mit dem Zettel nie auf dem Rheine geſchwommen ſein; wahrſcheinlich wurde das myſteriöſe Verhältniß nicht mittelſt einer Flaſche auf dem Rheinſtrome, ſondern ſogleich unmittelbar durch einen Zeitungsartikel bekannt zu machen geſucht. — — — — Noch iſt zu erinnern, daß die angebliche Unterſchrift beinahe vollſtändig aus denſelben, nur verſetzten Buchſtaben beſteht, welche in dem Namen Kaſpar Hauſer enthalten ſind, ja daß ſich ſelbſt die wenigen Abweichungen als Abſchrift- oder Druckfehler erklären laſſen, indem das Hanes Sprancio ſehr wohl Hares Sprauka geſchrieben ſein konnte.“ *)

---

*) Paris 1847.

„Ein gewiſſer Garnier, geborner Raſtatter, der zuerſt auf bloße Gerüchte hin in Druckſchriften angegeben, K. H. ſei der angeblich geſtorbene badiſche Erbprinz, behauptete mit ziemlicher Beſtimmtheit, den Verfaſſer jenes vorgeblich in einer Flaſche auf dem Rheinſtrome gefundenen Zettels nennen zu können. Es ſei ein ehemaliger Piariſtenmönch geweſen, ein gewiſſer Hornung, mit ſeinem Kloſternamen Pater Paulin aus Muggenſturm, der nach Aufhebung ſeines Kloſters zu Raſtatt in das Oberland verſetzt und 1817, alſo bald nach Veröffentlichung des Zettels, auf der Landſtraße ermordet, aber nicht beraubt worden ſei.“

4.

Daß Hauſer bis zu ſeiner Befreiung in Hochſal geweſen und von da nach Nürnberg geſchafft worden ſei, iſt ganz unwahrſcheinlich. Hat er ſich wirklich einmal dort befunden, wo man nachher ſogar ſeinen Kerker gezeigt haben ſoll, ſo iſt er wohl ſchon bedeutend früher von dort wieder weggeſchafft worden. Dazu könnte die in den Zeitungen publicirte Geſchichte von der Flaſche im Rhein und dem anzeigenden Zettel darin die Veranlaſſung geweſen ſein. Man hätte den Knaben auch dort nicht mehr für ſicher gehalten und etwa damals nach Ungarn gebracht, von wo er dann aber doch wieder nach Deutſchland zurückge-

---

*) Hiezu macht der Verfaſſer des Artikels die Bemerkung: „Man ſtößt überhaupt in dieſer Geſchichte auf ſo viele, Spielereien ähnlich ſehende Dinge, daß die Aufmerkſamkeit darauf fallen muß. Bekanntlich wird vermuthet, daß K. H., ehe er in die Nähe von Laufenburg — man will wiſſen, nach dem Dörfchen Hochſal im Oberamt Waldshut — gebracht wurde, nach Ungarn geſchickt worden ſei. Er verſtand eine Reihe ungariſcher Worte. Als ihm Sapbir verſchiedene ungariſche Vornamen nannte, ſchwieg er; als aber Saphir Iſtwan ausſprach, ſprang H. voller Freude auf und rief: „„das iſt mein Name; ſo hat man mich immer geheißen.““ Iſtwan aber bedeutet Stephan; während der Name der (angeblichen oder wirklichen) Mutter Hauſer's Stephanie war.“

ſchleppt worden wäre.[*]) Das mag hier unentſchieden bleiben. Die Thatſache aber iſt großer Beachtung würdig, daß ſchon im Jahre 1816 Gerüchte gingen und Anzeigen gemacht wurden, es ſei ein berechtigter Thronfolger bei Seite geſchafft worden und werde in einem unterirdiſchen Kerker bewahrt und bewacht. Es geht auch wieder daraus mit größter Wahrſcheinlichkeit hervor, daß K. H. ſeine Einſperrungsgeſchichte, wie er ſie zu Nürnberg 1828 erzählte und ſchriftlich niederſetzte, nicht erfunden hat; und daß es ſchon 1816 Leute gab, die um ein ſolches Geheimniß wußten und gern eine Entdeckung deſſelben herbeigeführt hätten. Wenn in die Unterſchrift des Zettels wirklich der Name Kaſpar Hauſer verſteckt worden iſt, ſo muß ſchon dieſer damals 1816 erfunden und in irgend einem geheimen Kreiſe von Wiſſenden im Gebrauche geweſen ſein.

XI. Schloß Falkenhaus als Hauſer's Aufenthalt u. Kerker vor ſeiner Erſcheinung in Nürnberg und die nach Gmünd auslaufenden Spuren des Kerkermeiſters.

1.

Vor einigen Jahren beſuchte mich ein Herr, der ein ganz ſpecielles Intereſſe an der Hauſer'ſchen Geſchichte nahm, ſich ſehr angelegentlich um deren gründliche Aufhellung bemühte und deßhalb auch Nachforſchungen im Umkreiſe von Nürnberg anſtellte, um zu beſtimmen, in welcher Richtung der Findling dahergeführt worden und wo ſein voriger Aufenthalt geweſen; wobei man ihm an Orten, wo Anderen der Weg unzugänglich war, mit Zuvorkommenheit entgegenkam. Derſelbe hat mir Manches, was er wußte und ergründet zu haben glaubte, offen mitgetheilt; mir auch geſtattet, ſo viel davon zu ſagen, als hier folgen ſoll.

„Sind die Angaben des Findlings richtig, ſo war er, als er nach Nürnberg gebracht wurde — wenn wir langſames Gehen, nöthiges Ausruhen, etwaige kleine Umwege, um keinen Menſchen zu begegnen, Umkleiden ꝛc. berückſichtigen — höchſtens 30 Stunden wirklich auf dem

---

[*]) Nach Schloß Falkenhaus, wenn die in Nr. XI zu leſenden Vermuthungen richtig ſind.

Wege. Es mußte daher innerhalb eines Umkreiſes von 30 Stunden um Nürnberg der Ort ſein, wo er gefangen gehalten worden iſt."

„Faſſen wir nun die verſchiedenen Richtungen in's Auge, die hier möglich waren. Für die nördliche ſpricht gar Nichts; der ſüdlichen und ſüdöſtlichen iſt der Umſtand entgegen, daß der Weg lange Zeit längs der Donau geht und daß da jedenfalls eine Brücke hätte paſſirt werden müſſen. Brücken aber gab es auf der ganzen Strecke von Dillingen bis Straubing nur bei Städten; und H. hätte ſich, darüber gehend, ſicherlich des Waſſers oder einer Stadt erinnert. Was die öſtliche Richtung betrifft, ſo könnte dafür der Umſtand ſprechen, daß H. ſlaviſche Wörter verſtand und daß einige Bücher, die er nach Nürnberg mitbrachte, in Orten öſtlich von dieſer Stadt gedruckt waren. Der Unbekannte, der dem Findling den Brief gab, hat angegeben, daß er ihn bis Neumarkt begleitet habe. Es kann aber nicht wahr ſein, daß er ihn nur bis dahin begleitet hat; und es läßt ſich vielmehr annehmen, daß er auf falſche Spuren zu leiten ſuchte; wie denn der Brief auch ſonſt lauter falſche Angaben enthielt."

„Es bleibt nun noch die entgegengeſetzte von Neumarkt, die weſtliche von Nürnberg, übrig. In dieſer Richtung liegt das Jagdſchloß Falkenhaus, 2¼ Stunden von Ansbach, bei dem Dorfe Triesdorf. Es gehörte früher zur Krone Preußen, war 1795 neutrales Gebiet und iſt jetzt bayeriſch; 1796 war es der Aufenthalt der Reichsgräfin Hochberg, welche auf der Flucht nach der Schlacht bei Malſch dort ein Aſyl fand." ꝛc.

Der Erzähler knüpfte daran Notizen und Reflexionen über einen früheren Aufſeher daſelbſt, einen alten Soldaten, der als ſolcher in Ungarn und Slavonien geſtanden und deſſen Verwandte ſpäter nach Würtemberg (Schwäb. Gmünd) ausgewandert ſein ſollen Dieſer Umſtand würde nun allerdings ſehr gut zu dem Umſtande paſſen, daß Hauſer ungariſche und polniſche Wörter und Phraſen verſtand, und daß, wie er ſich erinnerte, der Mann, der ihn nach Nürnberg brachte, ungariſche Flüche ausgeſtoßen. Der alte Soldat erklärt zwar nicht Alles, was in dieſer Geſchichte auf Ungarn deutet und dort geſchehen iſt. Es könnte jedoch ſein, daß dieſer Mann den Findling nach Falkenhaus geführt habe, daß an dem letzteren Orte in der That Hauſer's Kerkerloch geweſen und die Wanderung nach Nürnberg von daher gegangen ſei. Der Mann mag das Kind von der Gouvernante Dalbonne erhalten haben, die es mit ſich nach Ungarn gebracht, dort aber ſich ſeiner entledigt hat. Auf dieſe Weiſe würden jedenfalls verſchiedene Spuren und Anzeichen mit einander in denkbare Verknüpfung kommen.

2.

Mit dem, was mir der erwähnte Herr eröffnet, ſtimmt überein, was mir einer meiner verehrteſten Freunde, der in die Hauſer'ſche Geſchichte in ähnlicher Weiſe wie ich ſelbſt, verflochten iſt, im Juni vorigen Jahres geſchrieben hat.

Als ich ihm Falkenhaus genannt, entgegnete er: „F. iſt mir wohl bekannt. Es iſt ein kleiner Ort, mit einem kleinen, ſehr unſcheinbaren Herrenhaus in iſolirter Gegend. Ich erinnere mich, im Jahre 1823, als ich in Dinkelsbühl practicirte, dort in Commiſſionsgeſchäften geweſen zu ſein. Der Eindruck, den die Lokalitäten auf mich machten und der ſich in meinem Gedächtniß erhalten, iſt wohl geeignet, anzunehmen, daß hier einer der Schauplätze des Verbrechens geweſen."

Weiter erzählte er mir: „Ich befand mich im April in der Schweiz und kam auf der Rückreiſe mit dem trefflichen, geiſtvollen Hofrath Dr. Zeller, Vorſtand der Irrenanſtalt zu Winnenthal in Winnenden bei Weiblingen, zuſammen, der, als er meinen Namen erfuhr, das lebhafteſte Verlangen äußerte, mir ſeine Erfahrungen über K. H., deſſen Geſchichte er vom Anfang an mit dem größten Intereſſe verfolge, mitzutheilen. Was er mir nun ſagte, war, ſoweit es relevant iſt, mir bereits bekannt, mit Ausnahme eines Punktes. In nicht weiter Entfernung von Winnenthal, am Fuße des Hohenſtaufen, befindet ſich ein Landgut, welches früher den Namen Fuchſenhof geführt, nun aber von dem Beſitzer in Sonnenthal umgetauft worden ſei. Bei einem Zuſammentreffen mit dieſem habe er, Zeller, denſelben nach dem Motiv dieſer Namensänderung gefragt und darauf folgende Antwort erhalten. Jener erſtere Name habe ihn, den jetzigen Beſitzer, immerfort mit Schaudern an den Vorbeſitzer erinnert; denn dieſer ſei es geweſen, der, in Hennenhofer's Auftrage, den K. H. ermordet habe. Früher Feldwebel der Armee, habe er dann mit dem empfangenen Lohne das Gut gekauft. Dieſer Mann ſoll jetzt noch zu Gmünd in Würtemberg leben."

Den letzten Nachrichten zu Folge, die ich — Sommer 1872 —

erhalten habe, lebt dieſer von der Fama ſo ſchwer bezüchtigte Mann dort wirklich noch; es ſcheint alſo noch immer eine Perſon zu exiſtiren, welche in die geheimnißvollen Vorgänge der Hauſer'ſchen Geſchichte als ausführendes Werkzeug verbrecheriſcher Plane und Veranſtaltungen verflochten geweſen. Auffallend iſt, wie bei ſolchen Gerüchten und Annahmen, auch wenn Hennenhofer nicht direkt in Anſpruch genommen wird, doch dieſer Name ebenfalls verlautet, indem die Schuld dieſes Mannes eine Art von Dogma der allgemeinen Meinung und Volksſtimme bildet.

XII. Mittheilungen eines Anonymus über Freiherrn v. Hacke und Graf Stanhope.

Wiewohl mir die nachſtehenden Aufzeichnungen von unbekannter Hand zugekommen ſind, ſo glaube ich dennoch, daß eine Unterdrückung derſelben aus übergroßer Aengſtlichkeit nicht recht wäre. Ich ſelber kann den Inhalt nicht verbürgen und gründe keinen Verdacht und keine Anklage darauf, ſondern theile nur mit, was mir ſelbſt in der angegebenen Weiſe mitgetheilt worden iſt.

1. „Ansbach am 11. Oct. 1835. Lord Daniel Alban Durteal, Advokat des k. Hofes aus London, äußerte gegen mich: „„Ich habe mich feſt überzeugt, daß K. H. ermordet worden iſt. Es iſt Alles mit Geld beſtochen worden. Stanhope hat kein Geld und lebt von dieſer Sache.““

2. „Nürnberg am 21. Juli 1868. Ich war mit Freiherrn Ferdinand v. Hutten in vertrautem Geſpräche über K. H.; da vernahm ich, daß Freiherr v. Hacke, gegen den Kammerherrn und Major à la suite Freiherrn v. Hutten auf Schloß Steinbach ſich dahin geäußert: „„Ich könnte, wenn ich dürfte und wenn ich nicht durch einen Eid gebunden wäre, Alles ſagen.““

Ueber den ehemaligen Staatsminiſter v. Hacke iſt oben S. 398 ff. zu ſehen. Die „Frankf. Zeitung“ *) nimmt keinen Anſtand zu glauben, daß derſelbe, als er 1834 zur Zeugſchaftsleiſtung in der K. Hauſer'ſchen Sache angehalten wurde und hiebei eines ſeltſamen plötzlichen Todes ſtarb, ſich der ihm unerträglichen Situation durch einen freiwilligen Tod entzogen habe.

---

*) Nr. 62 Blatt 2 vom 2. März 1872.

XIII. Amerikaniſche Mittheilungen. Erinnerungen und Ueberzeugungen ehemaliger badiſcher Unterthanen in New-York.

In der zu New-York erſcheinenden „Oeſtlichen Poſt“ ſtand am 27. April 1872 ein Artikel über Kaſpar Hauſer, den man ſo freundlich war, mir von dort her zuzuſenden. Er rührte, wie bemerkt wurde, von einem „hervorragenden deutſchen Mitbürger“ dieſer Stadt her. Die Auszüge aus Dr. Meyer's Buche über K. H., die vor einigen Wochen auch in den dortigen Zeitungen geſtanden,*) hatten hiernach einige ehemalige badiſche Unterthanen daſelbſt nicht zu überzeugen vermocht, daß K. H. nicht das Opfer einer Intrigue geweſen, bei welcher namentlich der Major v. Hennenhofer betheiligt geweſen. Dieſer Mann gelte ſchon ſeit langer Zeit in den Augen ſeiner Landsleute faſt allgemein für den Hauptagenten in dieſer Geſchichte, ja ſogar für den Mörder des Findlings. „Es iſt eine Thatſache, die mir von zuverläſſiger Seite zugekommen iſt, daß Hennenhofer zur Zeit der Ermordung Hauſer's von Mahlberg, ſeinem damaligen Wohnorte, abweſend war.“ Als Aufbewahrungsort des bei Seite geſchafften Kindes wird auch hier Hochſal im badiſchen Schwarzwalde genannt, wo ein kellerartiges finſteres Loch befindlich, welches man — es ſeien jetzt ohngefähr 30 Jahre her — als das ehemalige Gefängniß Hauſer's gezeigt. In Beziehung auf Hennenhofer wird Folgendes erzählt. Im J. 1847 beſtand unter den Liberalen Badens bereits eine ſtarke agitatoriſche Thätigkeit; in Offenburg hielten ſie eine Verſammlung, und die Redner des Tages Fr. Hecker, Advocat Eller, Buchhändler Hoff ꝛc. wurden in Unterſuchung gezogen. Au und Willmann hatten übernommen, ein zweites Reformbankett in Donaueſchingen zu arrangiren; aber die Regierung verbot es. Zu dieſer Zeit war ein junger Mann Namens D., als Poſtſekretär in Freiburg angeſtellt, der mit den Liberalen ſympathiſirte. Hennenhofer, der damals zu Freiburg wohnte, ſchickte jeden Tag eine Menge Briefe zur Poſt, welche die verſchiedenartigſten Adreſſen trugen und an höchſte, mittlere und untergeordnete Perſonen gerichtet waren. Einmal ward wieder eine ganze Anzahl ſolcher Briefe gebracht. Da entdeckte D., daß einer derſelben offen war; er war an den Brigadier der Gensdarmerie zu Offenburg gerichtet und enthielt den Befehl, ſich morgen früh um 8 Uhr in das Haus des Apothekers Rehmann zu begeben; in deſſen hinterem Zimmer ſtehe ein Bureau; „öffnen Sie die 5. Schublade links und nehmen Sie daraus die Schriften und Liſten der Demokraten und Verſchwörer. Sie werden dann den Rehmann arretiren und ihn und die Papiere bei'm Bezirksamte abliefern." Nun war Rehmann ein langjähriger Freund des Poſtbeamten, der ihm daher ſofort eine Warnung zuſandte. Dieſe ging ſchon mit der nächſten Poſt ab; der Brief von H., verſiegelt, gleich den übrigen, erſt mit der zweiten. Die Folge war, daß die geſuchten Papiere nicht gefunden wurden; R. wurde dennoch arretirt, mußte aber wieder entlaſſen werden. Struve's „Zuſchauer" brachte dann einen Artikel über Polizeiwillkür. Gegen D. wurde nun Unterſuchung eingeleitet, die erfolglos war; doch wurde er auf 3 Monate vom Amte ſuſpendirt wegen der erwieſenen Thatſache, daß der Brief nicht zur rechten Zeit an den Brigadier gelangt war. Dies hat zwar Nichts mit K. H. zu thun, charakteriſirt aber doch des Majors Stellung und Bethätigung.

---

*) In Hinſicht der Reklamen, welche die Erſcheinung dieſes Werkes vorbereiteten und begleiteten, wurde eine merkwürdige Rührigkeit entfaltet. Man verſorgte damit auch die neue Welt.

XIV. Die Hennenhofer'ſchen Memoiren.

Im Frühjahre 1872 enthielten öffentliche Blätter*) ein anonym zugegangenes Schreiben des Inhaltes: „Im Jahre 1849, als preußiſche Truppen Baden beſetzt hielten, verſicherte mir der badiſche Oberlieutenant Sch . . . . v, welcher mit Major Hennenhofer ſehr genau bekannt geweſen, daß Letzterer, in Vorausſicht etwaiger Saiſirung ſeines Nachlaſſes, die Beweisſtücke über Hauſer's Perſönlichkeit bei der Regierung eines der Schweizer Kantone — Bern, wenn ich mich recht erinnere — deponirt habe, mit der Bedingung, dieſelben erſt 30 oder 50 Jahre nach ſeinem Tode zu veröffentlichen. Demnach wäre noch immer Hoffnung vorhanden, dieſes Geheimniß einſt aufgeklärt zu ſehen." Die Memoiren Hennenhofer's ſollen zwar bei deſſen Tode weggenommen worden ſein; ſie exiſtiren aber, wie man auch mir verſichert hat, gleichwohl noch in verſchiedenen Exemplaren oder Auszügen, befinden ſich in guten Händen und harren ihrer Veröffentlichung. Es ſind mir auch Nachrichten über deren Inhalt zugekommen. Stimmt nun dieſer, wie ich dem zu Folge große Urſache habe, anzunehmen, mit den ſo allgemein gehegten und ausgeſprochenen Anſichten, Traditionen und Ueberzeugungen überein, wie ſie von einem Feuerbach und Welcker, von der Frankfurter Zeitung ꝛc. geäußert und vertreten worden ſind, ſo iſt die Sache vollends in der Art entſchieden, daß ein Zweifel und Widerſpruch nicht mehr möglich iſt. Aber auch abgeſehen von dieſem Ereigniß, dürfte eine Anſicht, auf die in ſo übereinſtimmender Weiſe hundert Indicien führen, für hinlänglich geſichert gelten.*)

---

*) So die „Frankfurter Zeitung" v. 17. März Nr. 77.

L.

Verſchiedene Einzelheiten.

I. Rahel über die Großherzogin Stephanie.

Die genannte hohe, in jeder Beziehung ausgezeichnete Dame, die Feuerbach als eine zweite Niobe bezeichnete, erhält für uns ein ganz beſonderes Intereſſe dadurch, daß ſie, nach der Vermuthung, ja Ueberzeugung ſo Vieler, namentlich in Baden — es ſcheint ſogar ihre eigene geweſen zu ſein — ihrer Söhne nicht, wie man vorgab, durch natürliche Todesfälle, ſondern durch eine furchtbare Intrigue beraubt worden, namentlich die Mutter des ihr 1812 entführten Kaſpar Hauſer geweſen. Ueber ſie findet ſich eine merkwürdige Aeußerung in den Briefen der berühmten Rahel Varnhagen von Enſe, welche in der Hauſerzeit lebte und am 7. März des Jahres 1833, welches auch für Feuerbach und Hauſer ſo verhängnißvoll war, aus dem Leben ſchied. Ich habe dieſer Aeußerung ſchon oben gedacht, vielleicht wird es aber den Leſern dieſes Buches nicht unwillkommen ſein, die Stelle in ihrem ganzen Zuſammenhange zu betrachten. Nicht Jeder hat vielleicht das dreibändige Werk zur Hand, wo dieſelbe zu leſen iſt;*) und ſo erlaube ich mir folgende Aushebung daraus.

---

*) Es ſind mir ſpäterhin, nachdem dies geſchrieben war, noch beſtimmtere Notizen über Hennenhofer's Memoiren zugekommen, die ich weiter unten zur Sprache bringen werde.

Rahel charakteriſirt in einem Schreiben vom 18. März 1828, dem Jahre der Erſcheinung Hauſer's, mehrere vorzügliche Frauen ihrer Bekanntſchaft, Frau v. Kalb, Frau v. Arnim, Gräfin J. Pachter, zuletzt die genannte Fürſtin. Nimmt man ſie ſelbſt, die Charakteriſirende, dazu, ſo hat man eine Gruppe geiſtig begabter und hervorragender weiblicher Perſönlichkeiten, die ſchon allein geeignet wäre, jene Phyſiologen und Materialiſten zu ſchlagen, welche ſich nicht ſchämen, das Weib, weil ſeine Gehirnmaſſe kleiner, als die des Mannes ſei, ſo tief herabzuſetzen.

„Frau v. Kalb iſt von allen Frauen, die ich je gekannt habe, die geiſtvollſte. Ihr Geiſt hat wirklich Flügel, mit welchen ſie ſich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umſtänden, in alle Höhen ſchwingen kann.“ ꝛc. ꝛc.

„Frau v. Arnim iſt von allen, die ich kannte, die geiſtreichſte**) Frau. Man möchte ſagen: ihr Geiſt hat ſie, nicht ſie ihn. So wie Fr. von Kalb jeden Geſichtskreis verlaſſen und in der Gewißheit, einen neuen zu finden, freudig ſein kann — ſo leuchtet oder blitzt wenigſtens bei Fr. v. Arnim Mißvergnügen gegen das eben Gefundene hervor; und das ſpornt ſie an, um jeden Preis Neues hervorzufinden. Dies Verfahren kann aber nicht immer ohne Störung abgehen.“

„Den größten weiblichen Charakter, den ich je gekannt, hat Gräfin J. Pachter. Nichts hat ſie abgehalten, nach ihrer Ueberzeugung zu handeln, und nie war ſie darin geſtört. Auch die iſt freudig, und durchaus ehrwürdig.“

„Der einzige metaphyſiſche Kopf, den ich je unter Frauen kennen lernte***), iſt die Großherzogin Stephanie von Baden. Unter allen Umſtänden zum Denken aufgelegt und fähig; unwillkührlich in jedem Geſpräche darauf hinarbeitend; nur ſtörungsweiſe nicht immer in den höchſten, heiterſten Geiſtesregionen, in jedem Augenblicke aber dahin zu verſetzen.“

---

*) Rahel. Berlin bei Dunker u. Humblot 1834. Th. III. S. 329 f.

**) R. unterſcheidet hier „geiſtreich“ und „geiſtvoll.“

***) Solche Köpfe ſind überhaupt ſelten.

„Alle dieſe Frauen haben noch tauſend angenehme, liebe Eigenſchaften, jede nach ihrer Art modificirt, Talent, Verſtand, Alles."

Die unter dem Namen *Rahel* bekannte, aus jüdiſchem Geſchlechte entſproſſene Frau, war ein wunderſames Weſen. Sie kam ſo klein, zart und ſchwach zur Welt, daß man ſie in Baumwolle gehüllt eine Zeitlang in einer Schachtel aufbewahrte. Sie war eine Art von *Kaſpar Hauſer*, in verhältnißmäßigem Grade geeigenſchaftet und in der Annäherung an eine ſo grenzenloſe Senſibilität begriffen. „Die reizbarſten Nerven, die feinſte Empfindlichkeit für alle Verhältniſſe der Luft und des Wetters, die leiſeſte und ſchärfſte Thätigkeit der Sinne, die erregbarſte Theilnahme des Herzens, Alles wirkte zuſammen, um dieſe Organiſation den unberechenbarſten Einflüſſen zu überliefern, mit welchen ſie fortwährend zu ringen hatte."*) Ihre Urtheile verriethen zuweilen mehr als Verſtand. Sie that Blicke in das Weſen, das Leben, die Verhältniſſe von ihr ganz unbekannten Perſonen, die kaum anders, als durch eine Art von Hellſehen, zu erklären ſind. Ein frappantes Geſchichtchen der Art iſt z. B. das folgende.

Ein gewiſſer M. war in ein junges, hübſches Mädchen verliebt, und war befliſſen, ſie der Rahel zu zeigen. Es glückte einmal, zu Berlin ihr zu begegnen; er ruft: „Da iſt ſie, da geht ſie, da drüben mit dem Roſahut!" Rahel ſieht hin. „Nun, wie finden Sie ſie?" — „Recht hübſch. Aber wiſſen Sie, wie ſie ausſieht?" — „Nun?" — „Als wenn ſie eine Liebſchaft mit ihrem Friſeur haben könnte." Er ſchnalzte mit der Zunge. „Einfälle!" ſollte das heißen. Die Woche darauf echapirte ſie mit ihrem Friſeur.

II. Forſchungen nach den verloren gegangenen magiſtratiſchen Acten.

1.

Das zur Zeit noch vorhandene und benützbare Kaſpar Hauſer'ſche Actenmaterial hat einen weſentlichen Mangel dadurch erlitten, daß die *erſten* magiſtratiſchen Acten über das Auftreten des Findlings in

---

*) Rahel I. S. 30.

Nürnberg auf eine räthſelhafte Weiſe abhanden gekommen ſind. Sie führten nach Dr. Meyer das Rubrum: „Einen in widerrechtlicher Gefangenſchaft gehaltenen und gänzlich verwahrloſten, dann aber ausgeſetzten jungen Mann, Namens Kaſpar Hauſer, betreffend 1828.“ Dr. Meyer*) führt die Stelle eines Briefes des Grafen Stanhope**) an den Oberlieutenant Hickel d. d. München 10. Febr. 1834 an, wo es heißt: „Feuerbach ſagte mir mehrmals: „„Wenn man die Nürnberger Acten lieſt, ſo muß man denken, daß H. ein Betrüger iſt;““ und fügte mehrmals hinzu: „„Man ſollte ſie verbrennen.““ Es wird der Verdacht erweckt, daß Feuerbach dieſe Acten, weil ſie zu ſeiner Theorie nicht paßten, vernichtet habe.

Was der edle Graf referirt, iſt für die „negative Kritik“ eine ausgemachte Wahrheit, an der Niemand zweifeln darf. Wir denken anders und haben ſo ausgezeichnet wenig Vertrauen zu ihm, daß wir Etwas gerade darum, weil er es ſagt, zu bezweifeln geneigt ſind. Von dem Präſidenten v. Feuerbach hat man nach ſeinem Tode Allerlei erzählt und ihm Verſchiedenes in den Mund gelegt, was handgreiflich erdichtet iſt. In ſolchen Manövern hat die heilige Trias ihre größte Stärke gehabt. Aber wenn ſich F. auch wirklich ſo über die bezüglichen Acten geäußert hätte, wie der edle Graf berichtet, ſo wäre doch noch nicht zu ſchließen, daß er dieſe Documente verbrannt habe. Daß er damit unzufrieden war, iſt richtig; aber er machte kein Geheimniß daraus. Er äußerte es nicht nur mündlich, wie gegen Freiherrn v. Tucher, der mir damals die Aeußerungen deſſelben brieflich mitgetheilt hat; F. hat ſich auch in ſeinem Buche über K. H. öffentlich darüber ausgelaſſen; hat auch actenmäßige Ausſagen, die mit ſeiner Auffaſſung nicht harmonirten, und die er für unrichtig hielt, mit Beſtimmtheit erwähnt. Warum ſollte er alſo dieſe Documente vernichtet haben? Die Sache widerlegt ſich übrigens ganz einfach dadurch, daß dieſe Acten, wie ſich ſogleich näher ergeben wird, noch geraume Zeit nach ſeinem Tode vorhanden waren.

2.

Nachforſchungen, um dieſelben vielleicht noch irgendwie aufzutreiben, ſind von einem meiner Freunde und von mir ſelbſt angeſtellt worden. Sie haben zu keinem Reſultate geführt; aber die Geſchichte derſelben wird dennoch nicht ohne Intereſſe ſein Aus einem Briefe des erwähnten Freundes vom 23. Febr. 1872 iſt Nachſtehendes; er beſchreibt erſtlich einen Beſuch, den er zu Nürnberg bei einer der Töchter des Präſidenten, und einen andern, den er auf dem vor Nürnberg befindlichen Rechenberg bei Ludwig Feuerbach gemacht.

---

*) S. 3.

**) Materialien S. 43.

„Sie entdeckte mir,“ ſo erzählt er wörtlich in Bezug auf das erwähnte Fräulein, „daß ſich die fehlenden magiſtratiſchen Unterſuchungsacten in dem Nachlaſſe ihres Vaters befunden hätten; darin ſeien viele dem Bürgermeiſter Binder zugekommene Anzeigen und ſonſtige Erfahrungen enthalten geweſen und vom Vater wahrſcheinlich deßhalb zurückgehalten worden, um ſie den Augen ungeeigneter Perſönlichkeiten zu entziehen. Dieſe Acten ſammt allem anderen ſchriftlichen Nachlaß habe Eduard*) zu ſich genommen; nach deſſen Tode**) ſeien ſie in Ludwig's Hände gelangt, der noch lebend, wiewohl vom Schlage gerührt, ſich dahier befinde und auf dem Rechenberg wohne. Ich verfügte mich dahin. Aber wie erſchrak ich bei der Erſcheinung dieſes Mannes! Ich ſah ihn im Zuſtande vollſtändigen Blödſinnes, ohne Fähigkeit, auch nur mehr, als höchſtens 2—3 Worte, im Zuſammenhange zu ſprechen, mit einem bis auf ganz Weniges zu Verluſt gegangenen Gedächtniſſe. Ich verſuchte es, ihm mit den allereinfachſten, recht deutlich und beſtimmt ausgeſprochenen Worten den Zweck meines Kommens begreiflich zu machen, merkte aber bald, daß er mich gar nicht verſtanden habe; und ſeine dabei ſitzende Frau beſtätigte es. Endlich wurde ihm durch meine und ihre Bemühung begreiflich gemacht, daß es ſich um Papiere aus dem Nachlaſſe ſeines Vaters, den K. H. betreffend, handle. Da ſchien es etwas bei ihm zu tagen, und er brachte mühſelig und gebrochen Worte heraus, welche beſagen ſollten, daß er alle dieſe Papiere nach dem Tode ſeines Vaters geſammelt habe. Wohin ſie aber gekommen, wußte er nicht zu bezeichnen; er ſagte bloß: Alles da! Daß ſein Bruder Eduard ſie zu Handen genommen, davon war ihm Nichts bewußt. Er ging darauf fort in ein anderes Zimmer und kam nach einer Weile mit einem 3 Finger dicken Convolut zurück, das aber Nichts als Papiere literariſchen und legislatoriſchen Inhaltes in größter Unordnung enthielt. Ich erbat mir hierauf die Erlaubniß unter Mitwirkung der Frau und in Gegenwart des unfähigen Mannes ſelbſt nachſuchen zu dürfen; was mir ſofort gewährt wurde Da fand ich denn gewaltige Stöße Skripturen des alten Feuerbach, das 20 fache des Convoluts, welches Ludwig beigebracht hatte, die den enormen Gelehrtenfleiß des Präſidenten auch in anderen, als juriſtiſchen Gebieten, bekunden; aber Alles in furchtbarem Durcheinander, und keine Spur von Papieren, die Bezug auf Hauſer hatten, alſo auch nichts von den geſuchten Acten oder von einer Hauſern betreffenden Korreſpondenz. — Das Local in welchem ich mich befand, war ein großer geſteinter Saal, in deſſen Mitte ſich ein großer Secretär, an den Wänden Bücherſchränke und Käſten befanden.“ ꝛc.

---

*) Einer der Söhne des Präſidenten, Juriſt.

**) Der, wenn ich mich recht erinnere, unter Vergiftungsſymptomen Statt gefunden.

Unter dem 29. Februar 1872 meldete mir derſelbe Freund, er habe einen anonymen Brief erhalten, des Inhalts: es werde ihn intereſſiren, über den Verbleib der, unbegreiflicher Weiſe abhanden gekommenen, Actenſtücke einen Wink zu bekommen. Dieſelben oder Aufſchlüſſe darüber möchten ſich im Nachlaſſe des verſtorbenen Univerſitätsprofeſſors Dr. Friedreich befinden. Dieſer, ein bekannter Schriftſteller in den Fächern der Medicin, Alterthumskunde und Mythologie, war ein alter Freund von mir geweſen; ich hatte mich zuletzt mit ihm in Würzburg zuſammengefunden; über die Hauſer'ſche Geſchichte hatte ich aber niemals mit ihm geſprochen. Ich bemühte mich ſogleich perſönlich um jene Papiere; Friedreich's Wittwe, die bald darauf ſtarb, lebte noch in Würzburg; ich fand ſie aber in ſo krankem und ſchwachem Zuſtande, daß ich Nichts von ihr erfragen konnte. Späterhin berührte ich mich in Bezug auf dieſe Angelegenheit auch ſonſt noch mit der Familie, doch ohne allen Erfolg.

Das ſpurloſe Verſchwinden der in Rede ſtehenden Acten iſt und bleibt alſo noch fortwährend eines der vielen dunklen Räthſeln, welche uns die Hauſer'ſche Geſchichte aufgibt. Die Acten gingen nach des Präſidenten Tode in die Hände zweier ſeiner Söhne über; dann — verlieren ſie ſich in die Nacht, und es iſt von ihnen nur noch ein ſchwacher Schimmer zu entdecken, der vielleicht ein Irrlicht iſt. So viel aber iſt doch gewiß, daß der Schlag, den die „negative Kritik“ auf jenen ihr verhaßten Mann geführt, der die bezüglichen Papiere vernichtet haben ſoll, fehl gegangen iſt.

III. Der Spott und Hohn der unbekannten Miſſethäter oder das Sataniſche in ſeiner reinſten Geſtalt.

1.

In das Extrem des Böſen, in das, was alle Grenzen Deſſen überſchreitet, was wir für menſchlich zu halten und ſo zu nennen pflegen, können ſich beſſere Seelen nicht wohl, ſelbſt nur vorſtellungsweiſe, finden und verſetzen; es liegt ihrem Weſen und Begriffe allzufern; ſie halten es nicht für möglich und werden an ſeine Exiſtenz nicht leicht glauben, wenn es ihnen nicht ganz unzweideutig und unläugbar vor Augen tritt. In der Hauſer'ſchen Geſchichte, die auch inſofern von ganz beſonderer Merkwürdigkeit iſt, lernen wir, daß dieſes, ſo zu ſagen, abgründlich Böſe in der That vorhanden iſt; daß, man darf wohl ſagen, die Hölle ſelbſt mitten in der Menſchenwelt ihre entſetzlichen Repräſentanten hat.

Wer mich etwa, um ſolcher Aeußerungen wegen, für einen krankhaft überſpannten Schwarzſeher zu halten geneigt ſein möchte, den bitte ich, folgende Züge in's Auge zu faſſen.

2.

In dem Briefe, der dem Findlinge bei ſeinem Auftreten in Nürnberg mitgegeben und an den Rittmeiſter Weſſenig adreſſirt war, heißt es: „Ich habe ihn chriſtlich erzogen und ihn ſeit 1812 keinen Schritt aus dem Hauſe gelaſſen.“ Daher auch wohl der Name Hauſer, der ihm gegeben wurde, als einem Menſchen, der ſo lange im Hauſe d. h. in ſeinem finſteren Loche in bewegungsloſem Zuſtande verborgen gehalten worden war.

Ebendaſelbſt kommt die Stelle vor: „Wenn Sie ihn nicht behalten wollen, ſo müſſen Sie ihn abſchlachten oder im Rauchfang aufhängen.“

Daß der verwahrloſte Knabe Nichts wiſſe, daß Ausfragen und „Traktiren“ Nichts helfen und daß man mit aller Mühe Nichts aus ihm herausbringen werde, kommt wiederholt in dem Schreiben vor.

Auch hatte ihm der Unbekannte jenes ſtereotype „Woas nit“ eingeprägt. Daher glaubte man zu jener Zeit in Nürnberg, auch in der Wahl des Rittmeiſters Weſſenig, welchem der Findling zugeſendet wurde, eine Art von Scherz und Witz zu finden. Weſſenig = Weiß nicht; derſelbe wiſſe Nichts und werde es auch trotz alles Ausforſchens zu keinem Wiſſen bringen. Hier mag allerdings eine bloß zufällige Laut- und Namensähnlichkeit Statt gefunden haben; in den übrigen von uns ausgehobenen Zügen aber iſt das abſichtliche, diaboliſch Sinnvolle und Höhnende nicht zu verkennen.

Es wurde dem Findling auch ein Buch mitgegeben, welches den Titel führt: „Kunſt, die verlorne Zeit und übelzugebrachte Jahre zu erſetzen.“ Ein empörender Spaß, der ſich auf die dem jungen Menſchen geraubte Jugendzeit bezieht, was auch ſchon Feuerbach bemerkt hat.*)

Von gleichem Charakter iſt der Zettel, der ſich in jenem lilaſeidenen Beutel befand, welchen der Mörder ſeinem Opfer in die Hand gab, als er ihm den Todesſtoß zu verſetzen im Begriffe war. „H. wird euch ganz genau erzählen können, wie ich ausſehe und wer ich bin.“ Das iſt ganz daſſelbe, wie wenn Don Juan in der bekannten Oper zu den Gerichtsperſonen ſagt: „Laßt es euch von dem Todten ſagen, wer ſein Mörder iſt.“ **) Es iſt daraus zu erſehen, daß der ohne Zweifel wohlgeübte Bandit im Hofgarten der Meinung war, H. werde durch ihn in der Art getroffen ſein, daß er Nichts mehr werde ſagen können, worin er ſich aber doch irrte.

3.

Und ſo wird man nun vielleicht zugeben, daß ich nicht zu viel geſagt, wenn ich von einer hier ſich manifeſtirenden reinen Satanität ſprach. Denn was ließe ſich noch Unmenſchlicheres denken? Solche Aeußerungen, zu ſolchen Thaten gefügt, ſind, das wird wohl Jeder fühlen, noch ärger, als dieſe Thaten ſelbſt. Denn von dieſen kann man ſich noch denken, daß ſie ernſte, wenn auch ſträfliche, Zwecke gehabt, zum Theil durch die

---

*) Deſſen „Kaſpar Hauſer“ S. 12: Dieſes Buch „ſcheint auf das Leben dieſes Jünglings, wie er es ſpäter erzählte, höhnend anzuſpielen.“

**) Dieſe Bemerkung hat Bürgermeiſter Binder gemacht.

Motive der Furcht und Angſt bewirkt worden ſeien. Aber ein ſo frecher Hohn, ein ſo lachender Muthwille, wie in jenen Aeußerungen enthalten iſt, beweiſt, daß in Denen, von welchen ſie herrührten, nicht eine Spur von Gewiſſen, von Mitleid mit ihrem Opfer, von Gefühl für das Abſcheuliche ihrer Handlungen vorhanden war; daß ſie vielmehr ihre Freude daran hatten, ſo zu handeln und dabei aller richtenden und ſtrafenden Macht und Gewalt zu ſpotten. Sie ſcheinen ſich auch vor ſolcher ſicher genug gewußt oder geglaubt zu haben; und das führt, in Verbindung mit dem Umſtande, daß ſie ſich wirklich aller Entdeckung und Beſtrafung zu entziehen vermochten, auf die Vermuthung, daß ihnen alle möglichen Mittel zu dieſem Zwecke zu Gebote geſtanden.

4.

Ich frage endlich noch, ob man wohl glauben kann, daß all jener teufliſche Spott und Hohn von dem Findlinge ſelbſt ausgegangen ſei? — Die „negative Kritik,“ die ſonſt jede Art von Glauben verſpottet, aber den reinſten Unſinn glaubt, wenn er nur dazu dient, den Gemordeten und ſeine Freunde zu beſchimpfen, iſt auch im Stande anzunehmen, daß Alles, was wir angeführt, von jenem ſelbſt herrühre; ſie thut es in der That. Wir ſchreiben aber nur für Diejenigen, die kein Intereſſe haben, in ſolchem Grade die Vernunft mit Füßen zu treten; und dieſe hoffen wir auf unſerer Seite zu haben.

IV. Wie es mit der Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Glaubwürdigkeit einer ganzen Anzahl von Perſonen beſtellt iſt, die in der Hauſer'ſchen Geſchichte als Zeugen, Berichterſtatter, Darſteller, Beurtheiler betheiligt ſind.

Es iſt hier nicht von bloßem Verdacht und Argwohn die Rede, ſei es auch, daß man ſich zu ſolchem auf das Dringendſte veranlaßt ſehe. Es ſoll daher an dieſem Orte nicht z. B. von dem *edlen Grafen* die Rede ſein, von welchem ſo Viele glauben, Manche ſogar mit aller Beſtimmtheit zu wiſſen behaupten, er habe durchweg nur eine falſche Rolle geſpielt. Ich will nur verzeichnen und zu einer Gruppe verbinden, was ich als Thatſache geltend machen und zum Theil ſelbſt aus den im Meyer'ſchen Buche vorliegenden Acten beweiſen kann. Ich will nicht Alles als wiſſentliche und gefliſſentliche Lüge, Täuſchung, Fälſchung hinſtellen, indem z. B. der Zeuge v. Scheuerl wohl nur, was er von Anderen gehört, ohne böſe Abſicht erzählt haben mag. Ich reihe aber doch auch dieſes ein, um ahnen zu laſſen, was für eine Maſſe von Unwahrheit in dieſer Geſchichte eingeflochten iſt und den Thatbeſtand corrumpirt. In anderen Fällen freilich kann ich nicht umhin, eine eigentliche, beſtimmte Anklage zu erheben, und glaube dazu, das vollkommenſte Recht zu haben.

1. Rittmeiſter v. Weſſenig

heftet dem Findling in höchſt muthwilliger und grauſamer Weiſe ein Märchen auf, das von einem dem Rittmeiſter zugekommenen Briefe der Mutter Hauſer's und deren bevorſtehendem Auftreten ſpricht — worüber ſich H. ſelbſt in einer Vernehmung am 20. Oct. 1829 mit Unwillen äußert und beſchwert.*)

2. Polizeirottmeiſter Wüſt

behauptet, Herrn Röder, damaligen Polizeiofficianten, über eine verdächtige Aeußerung Hauſer's Anzeige gemacht zu haben, was R. in ſeinem Verhöre am 28. Dec. 1829 als völlig unwahr bezeichnet, indem er von einer ſolchen Aeußerung nicht das Mindeſte zu wiſſen bezeugt.**)

3. Polizeiactuar v. Scheuerl

gibt mehrere für H. ſehr nachtheilig erſcheinende Thatſachen an, welche ſich bei den Experimenten und Beobachtungen des Herrn Röder herausgeſtellt, was dieſer noch lebende Zeuge entſchieden verneint.***)

4. Gensdarmerieofficier Hickel,

falſchen Benehmens und unwahrer Darſtellung überhaupt verdächtig und mehr als verdächtig, wird von Freiherrn v. Tucher, in Beziehung auf die Unterſuchungsreiſe, welche Hickel, v. Tucher und Hauſer zuſammen nach Ungarn machten, ganz grober Unwahrheiten beſchuldiget, welche auf irgend eine Abſicht ſchließen laſſen.*)

---

*) Meyer S. 222 und hier bei uns S. 305 ff.

**) Meyer S. 49.

***) S. bei uns S. 141 ff.

5. Lehrer Meyer

erzählt in Beziehung auf H. und mein Benehmen gegen dieſen eine in dieſer Darſtellung höchſt unwahre und entſtellte Thatſache.**)

6. Dr. Meyer.

Ich will hier nicht wiederholen, was ſchon ſo eingehend von Herrn v. Tucher und mir an verſchiedenen Orten***) über den Verfaſſer der „Authentiſchen Nachrichten“ und der damit zuſammenhängenden Journalartikel deſſelben und dieſe ſelbſt zur Sprache gebracht worden iſt. Die Falſchheit und Bosheit, die in dieſer Geſchichte ihr Spiel treibt, hat damit, was deren ſchriftſtelleriſche Bethätigung betrifft, ihre Spitze erreicht; auf dieſer Höhe verfällt aber dies Treiben auch endlich dem verdienten, in ſeiner ganzen Fülle eintretenden Gericht.

V. Der Muſeumsaufſatz oder die raſend gewordene „Nüchternheit.“

Ich hatte bereits mit dieſer Arbeit abgeſchloſſen, als ich noch den Aufſatz über K. H., der im „Muſeum,“ dem belletriſtiſchen Beiblatte der „Frankfurter Preſſe“ April 1872 erſchienen, zu Geſichte bekam. Derſelbe iſt von der Art, daß man eigentlich nicht nöthig hätte, ein Wort darüber zu verlieren; es iſt aber doch nicht ganz ohne Intereſſe und Merkwürdigkeit, die „negative Kritik“ und ihre mit ſo vielem Nachdrucke und Selbſtruhm geltend gemachte „Nüchternheit“ im Zuſtande einer völlig ausgebrochenen Raſerei zu erblicken. Man erkennt hier eine Art von Fatum und Gericht, dem dieſe ſich im Namen der reinen, einbildungsloſen Verſtändigkeit, Beſonnenheit und Vernünftigkeit bethätigende Tendenz verfällt, indem ſie zuletzt dahin kommt, ſich vielmehr als das reine Gegentheil deſſen, wofür ſie ſich gibt, zu erweiſen und blos zu ſtellen. Wir haben dieſe Erſcheinung ſchon in dem Meyer'ſchen Meiſterwerke nachgewieſen; ſie tritt in noch frappanterer, aller normalen Vernunftthätigkeit-Hohn ſprechender Weiſe nun vollends in dem erwähnten Aufſatze hervor. Es iſt wohl im Grunde Niemand, als der Verfaſſer der „Authentiſchen Mittheilungen" ſelbſt, mit dem wir es auch hier wieder zu thun haben, ſollte auch eine zweite Perſon dabei mitgewirkt haben. Es kommt jedoch auf die Perſon nicht an; die „negative Kritik", ob ſie von M. oder einem alter ego deſſelben repräſentirt werde, hat hier ihr Aeußerſtes geleiſtet, und, ſo zu ſagen, ſich ſelbſt übertroffen. Selbſt die Redaktion, welche ſich bewegen ließ, dieſem Tollhausgeſchwätze einen Platz in dem Blatte einzuräumen, findet es für nöthig, hie und da ihre Gloſſen darüber zu machen und ſich gegen den Verdacht und Vorwurf der Zuſtimmung zu ſchützen.

---

*) v. Tucher in der Augsb. Allgem. Zeitung und hier S. 276 ff.

**) Meyer S. 445 f.

***) S. beſonders oben S. 258 ff.

Der ganze noch unbekannte Lebenslauf des Findlings vor ſeiner Erſcheinung in Nürnberg, ſeine Lager, Seelenzuſtände, Handlungen, Motive werden uns hier bis in die Details hinein entſchleiert — nicht etwa auf den Grund neuer thatſächlicher Funde und Entdeckungen oder vernünftiger Schlüſſe aus ſchon bekannten hiſtoriſchen Gegebenheiten, ſondern weil es ſich der Verfaſſer ſo vorſtellt und weil er ein übermenſchlicher Genius iſt, der mit hellſehendem Geiſtesblicke alles Geheime und Geheimſte erforſcht und deſſen, wiewohl namenloſe, Autorität ſchon hinreicht, uns zum Glauben zu verpflichten.

K. H. iſt, dieſer wunderbaren myſtiſchen Offenbarung zu Folge, ein katholiſcher Bauernburſche aus einem Dorfe der Oberpfalz — der Name des Ortes iſt anzugeben vergeſſen — zum Geiſtlichen oder Mönch beſtimmt, was ſeiner unruhigen, beſonders pferdeliebenden Natur nicht zuſagt, wiewohl er bereits den ſpecifiſchen Hochmuth des Klerikers und die Abneigung des Aſcetikers wider das weibliche Geſchlecht in ſich aufgenommen hat. Er entzieht ſich daher dieſer Beſtimmung durch die Flucht und ſchweift als Bettler, Vagabund und Leutebetrüger im Lande umher, wobei er häufig ertappt und eingeſteckt wird. Von ſeinem Bettlerleben rührt ſeine „bettelhafte Lüſternheit nach Schwarzbrod" her, wiewohl es Bettlern doch immer angenehmer zu ſein pflegt, wenn man ihnen ein gutes Eſſen, wie Suppe, Gemüſe, Fleiſch, Braten ꝛc. auftiſcht, als wenn man ihnen bloß ein Stück Schwarzbrod reicht. Jene Lüſternheit“ hat übrigens, wie wir ſehen werden, noch einen anderen Grund; denn zwei ſind ja beſſer, als einer; und die „negative Kritik“ treibt hier einen waren Luxus mit Erklärungsgründen.

Der elende Burſche eignet ſich auf ſeinen Zügen, Fluchten und gemeinen Abenteuern Verſtellung, liſtige Menſchenbenützung, Enthaltung von gewiſſen Genüſſen, „wenigſtens vor den Augen der Welt,“ an. Als ein „halber Gelehrter“, der deutſch und lateiniſch lieſt und ſchreibt ꝛc., verfaßt er Bettelbriefe und andere herzrührende Aufſätze, worin er ſich alle erdenklichen Schickſale und Gebrechen andichtet; und um dieſe glaublicher zu machen, verletzt er verſchiedentlich ſich ſelbſt, ritzt ſich Wunden, unterbindet ſeine Glieder mit Bindfaden, um ſie ſchwellen zu machen, und rührt auf dieſe Weiſe das Herz der mitleidigen Bauernfrauen. Er weiß Schmerzen zu ertragen und ſcheut Verwundungen nicht;*) das kommt ihm dann auch bei ſeinen Selbſtverletzungen in Nürnberg und Ansbach zu Gute. Mehrmals entlarvt, aufgegriffen und eingeſteckt, gewöhnt ſich der Vagabund auch an das enge Gefängnißleben und ſeine Härten, namentlich was den ausſchließlichen Genuß von Waſſer und Brod betrifft, ſo daß er am Ende gar nichts Anderes mehr goutirt und begehrt. Seine Erzählung von der erduldeten Einſperrung iſt eine bloße „Reminiscenz ſolcher Strafverbüßungen in Landgerichtsgefängniſſen;“ und weil er ſo oft in dieſer Lage geweſen, ſo geht er zu Nürnberg, da ihm ſein Plan, Cavalleriſt zu werden, nicht gelingt, mit voller Gemüthsruhe in den Gefängnißthurm, wo er „ſich ganz als Landſtreicher von Fach beträgt.“ **) „Seine Erzählung von hölzernen Pferden und Hunden findet ihre Erklärung in dem Umſtande, daß er irgendwo einmal, während einer Strafhaft, mit Holzſchnitzerei beſchäftigt worden iſt.“ ***)

---

*) Alle Ausſagen, ſelbſt die des Lehrers Meyer, ſtimmen darin überein, daß H. eine grenzenloſe, faſt bis zum Wahnſinn gehende Scheu und Angſt von jeder Art von Waffe und Wunde gehabt. Dieſe Gegner aber machen, wie Meyer ſchon in ſeinem Buche thut, aus dieſem Menſchen Alles, was ihnen beliebt und einfällt, ſelbſt im direkteſten Widerſpruche mit den allgemein berichteten und vollkommen geſicherten hiſtoriſchen Thatſachen.

**) Worin dieſes fachmäßige Landſtreicherbenehmen beſtand, iſt uns einfältigen Leuten nicht klar genug gemacht.

***) Die Redaktion bemerkt hiezu: wenn dieſe Hypotheſe richtig wäre, ſo würden ſich doch wohl in bayeriſchen Gerichtsacten Anhaltspunkte dafür gefunden haben.

Das iſt aber Alles noch nicht der Gipfel des Deliriums, welches hier unſer Erſtaunen erregt. Von einem ganz ſpeciell katholiſchen, katholiſch frommen und zugleich gottloſen Kaſpar Hauſer hat die Welt bis jetzt noch Nichts gewußt; von einem confeſſionellen Bewußtſein und Gegenſatz war bei H. nie eine Spur bemerklich; eben ſo wenig von einem Widerſpruch mit ſich ſelbſt, in welchem H. in dieſer Beziehung geſtanden haben ſoll. Nun aber höre man, was uns die „negative Kritik“ darüber für ein Licht aufſteckt!

Obwohl ein ganz ſchlechtes Subjekt und ausgemachter Lügner, Heuchler und Betrüger, war H. dennoch katholiſch fromm und gewiſſenhaft, fürchtete daher namentlich die Beichte, wo er es, trotz all ſeiner Verdorbenheit und Frechheit, doch nicht gewagt hätte, unwahr zu ſein, und wo er, dieſer heiligen Scheu gemäß, Alles hätte geſtehen müſſen. Nie, heißt es, hat ſich ihm ein katholiſcher Geiſtlicher genähert, was zu bedauern ſei; denn „ein energiſcher, katholiſcher Prieſter, der ihm rechtzeitig zu Leibe gerückt wäre und ihm die Beichte abverlangt hätte, würde den Schleier des Geheimniſſes ſofort gelüftet haben.“ Weiter iſt zu leſen: „Er hatte allen Grund, den Contakt mit katholiſchen Geiſtlichen, deren ungemeſſene Macht über die verirrten Seelen er aus Erfahrung kannte*), zu ſcheuen . . . . .“ „Um nicht dem Einfluſſe eines Prieſters ſeiner Confeſſion zu verfallen, ſimulirte er den halbwilden Zuſtand“, in welchem er ſich darſtellte; um ihm zu entgehen, hatte er auch recht abſichtlich eine proteſtantiſche Stadt, wie Nürnberg, gewählt, „wohl überlegend, daß da mit den Mitteln des Beichtzwanges und der klöſterlichen Geißelung nicht gegen ihn vorgeſchritten werden könne.“ Bloß die Angſt vor der ihm ſo furchtbaren katholiſchen Geiſtlichkeit hatte ihn alſo nach Nürnberg getrieben und bewogen, die Rolle eines verwahrloſten jungen Menſchen zu ſpielen, was ſich bis jetzt noch Niemand hat träumen laſſen. Daß er ſelbſt zum katholiſchen Geiſtlichen beſtimmt und vorbereitet worden war, iſt offenbar. Es beweiſt dieß „ſeine zur Schau getragene Abneigung gegen Frauenzimmer**),

---

*) Auch wider die Uebereinſtimmung mit dieſem hellſehenden Orakelſpruche verwahrt ſich die Redaktion.

**) Er zeigte keine Abneigung gegen Frauenzimmer, d. h. gegen weibliche Perſonen, als ſolche, in dem allgemeinen ſprachgebräuchlichen Sinne des Wortes; er vermied ſolche nicht, ob ſie jung oder alt, reizend oder häßlich waren; er nannte ſein gefliſſentliches Vermeiden jedes Contaktes mit katholiſchen Geiſtlichen, von denen er durchſchaut zu werden fürchtete*), ſein Klavierſpielen im Thurme, ſein Benehmen gegen proteſtantiſche Geiſtliche, wo er den Hochmuth des angehenden katholiſchen Klerikers verrieth."

Noch einige nähere Umſtände aus Hauſer's unbekanntem Vorleben ſind dieſe: Der Elende zog nach ſeiner Flucht aus dem Seminar oder Kloſter, worin er ſich befunden, mit Fuhrleuten herum, und diente bei Kutſchern, wie ſeine Paſſion für Pferde beweiſt. Namentlich diente er zu Regensburg längere Zeit als Kutſchergehilfe. Da wäre er auch geblieben; aber es kam die Oſterzeit; da ſollte er beichten und davor hatte er eine Höllenangſt, zumal da er durch die Beichte „ſchon mehrfach entdeckt, heimgeſchoben und grauſam beſtraft worden war." **) Er verſäumte die pflichtmäßige, öſterliche Beichte, fürchtete nun aber wieder um dieſer Verſäumniß willen beſtraft zu werden; und ſo blieb ihm Nichts übrig, als auch hier wieder davon zu laufen. Zu ſeinem Zufluchtsort wählte er ſich das proteſtantiſche Nürnberg, wo er nicht mehr zur Beichte gezwungen und gegeißelt werden konnte, und langte da glücklich zu Pfingſten an. Er ſpeculirte hiebei auf den Cavalleriedienſt; verrechnete ſich zwar in

---

„Frauenzimmer" bloß die Damen, die er in Geſellſchaften ohne nützliche Beſchäftigung ſah und von denen er daher eine geringſchätzige Meinung bekam Meine Mutter, meine Schweſter, die alte Bärbel, eine Magd des Bürgermeiſters Binder, die er heirathen wollte ꝛc., waren für ihn keine „Frauenzimmer", und ſolche in nützlicher Weiſe bethätigte weibliche Perſonen ſchätzte er ſehr hoch. S. meine „Mittheilungen."

*) Niemand pflegt zu vermeiden, ſogar ängſtlich zu vermeiden, was ihm gar nicht begegnet und nahe tritt. Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt, daß ſich kein katholiſcher Geiſtlicher dem Findling genähert und daß ſich dieſer in dem proteſtantiſchen Nürnberg vor ſolchem „Contakte" ſicher geglaubt. Der Aufſatz muß im Taumel einer völligen Sinn- und Gedankenloſigkeit geſchrieben worden ſein.

**) Von dem katholiſchen Beichtgeheimniß hat der Verfaſſer wohl nie etwas gehört. Er ſcheint zu meinen, der Prieſter könne Alles, was ihm im Beichtſtuhl entdeckt wird, aller Welt offenbaren und Jeden, der ihm ein Vergehen geſteht, ſofort ſchonungslos der Schande und Strafe überliefern; er ſtehe, namentlich in katholiſchen Orten, ſtets mit dem Büttel, dem Richter, dem Henker im Bunde. Was er noch ſonſt für ſeltſame Vorſtellungen von katholiſchen Dingen hat, wird man ſogleich ſehen.

dieſem Punkt und wurde, ſtatt dahin eingereiht zu werden, in den Veſtner Thurm geſteckt." Da er aber in den Gefängniſſen ſo ganz zu Hauſe war, ſo ergab er ſich guten Muthes auch in dieſes Schickſal und zog die magere Brod- und Waſſerkoſt, die er hier freiwillig wählte, aus Gewohnheit und Liebhaberei der beſſeren vor, die ihm dargeboten wurde.

Genug! Unſere Leſer werden nicht mehr zu hören verlangen. Es iſt uns um den Verfaſſer dieſes Aufſatzes ernſtlich bang; denn er iſt, wie man ſieht, nicht nur ein ganz unvergleichlicher Ignorant, ſondern auch zum Irrenhauſe vollſtändig reif. Sollten wir eines Tages hören, man habe den „Herrn Bezirksgerichtsaſſeſſor Dr. Meyer" oder einen ſeiner intimen Freunde, als einen Raſenden, in Ketten gelegt, ſo wird uns das nicht überraſchen.

VI. Erklärung der Zeichnungen.

1. Der Kopf.

Im J. 1828, um die Mitte des Novembers fand ich Hauſern einmal mit der Zeichnung eines männlichen Kopfes beſchäftigt, der einen portraitähnlichen Charakter hatte. Er ſagte mir, dieſes Geſicht ſtehe ihm vor Augen und ſehe ihn von der Seite an, ſo wie er es hingezeichnet habe. Als ich ihm bemerkte, daß das eine Auge nicht ganz nach derſelben Richtung, wie das andere, blicke, ſo ſah er abwechſelnd auf die Zeichnung und dann nach der Gegend hin, in welcher der Kopf vor ihm zu ſchweben ſchien, wie Jemand ein Portrait mit dem vor ihm ſtehenden Originale vergleicht. Hierauf ſagte er, der Kopf ſchiele auch wirklich ſo, wie er ihn gezeichnet habe. Er konnte wegen eintretender Augenſchmerzen das Bild nicht vollenden und machte erſt nach einiger Zeit unordentlich herabhängende Haare an demſelben, deren Zeichnung ſich von dem übrigen, beſſeren Theile der Zeichnung merklich unterſchied. Als ich nach der Farbe der Haare fragte, ſagte er, er wiſſe ſie nicht mehr; der Kopf ſei verſchwunden und die Haare habe er nur nach einer unbeſtimmten Erinnerung gemacht.

Wer von dem engliſchen Maler Blake*) geleſen und ſich ſeiner originellen Eigenheiten erinnert, dem können hier leicht deſſen Zeichnungen nach Viſionen beifallen. Demſelben traten öfters Geſtalten der Vorzeit vor Augen, von welchen er auch Portraite entwarf. Sie kamen auf ſeinen Wunſch, nur daß ſie ihn zuweilen eine Zeit lang warten ließen; er ſaß mit Papier und Bleiſtift bereit und ſtarrte mit den Augen in die leere Luft; plötzlich zeigte ſich die gewünſchte Erſcheinung und Blake fing an zu arbeiten. Er wurde einmal aufgefordert, ein Bild von William Wallace zu ſkizziren. „William Wallace!“ rief Blake mit leuchtenden Augen, „ich ſehe ihn, da! da! Wie adelig er blickt! Gebt mir ſchnell mein Zeug!“ Nachdem er eine Zeit lang gezeichnet hatte, und das mit derſelben Sicherheit der Hand und des Blicks, als ob eine lebendige Perſon vor ihm ſäße, hielt er plötzlich inne und ſagte: „Ich kann ihn nicht zu Ende bringen; Edward der erſte iſt vor ihn getreten.“ — „Das iſt vortrefflich,“ ſagte der Freund, „denn ich wünſche auch Edward's Portrait zu haben.“ Blake nahm ein anderes Blatt und warf darauf die Züge Edward's hin, worauf dieſer verſchwand und Blake Wallace's Kopf vollendete. Es wurden zwei kriegeriſche Köpfe in ungewöhnlicher Lebensgröße. Der von Wallace war edel und heroiſch, der andere ſtreng und blutdürſtig; der erſte hatte die Stirn eines Gottes, der andere ſah aus wie ein Teufel. — Dergleichen Fälle ſind auch ſonſt bekannt. So ſah der Dichter Otto Ludwig bei poetiſchen Arbeiten die betreffenden Geſtalten vor ſich ſogar in äußerer Sichtbarkeit; als ihm ein Trauerſpiel: „Andreas Hofer“ im Sinne lag, erblickte er den Tyroler Helden rieſenhaft als großen Schatten auf ſeinem Wege. Er ſah das als bloße Hallucination an; aber in ſtiller Nacht, im Traum und Wachen, erhielten die Gebilde eine quälende Deutlichkeit. Er ſelbſt beſchrieb ſeine Zuſtände und Viſionen ſehr genau.*)

---

*) S. Allan Cunningham, British Painters. London 1830.

Von Geiſtern und Geſpenſtern im Sinne des Volksglaubens wußte Hauſer Nichts und äußerte keine Furcht davor. Den Kopf, den er ſah, nahm er nicht für etwas Unheimliches und Bedrohliches, war auch gar nicht erſtaunt darüber, ſondern zeichnete ihn ganz gelaſſen ab. Er befand ſich übrigens in dem Momente wohl in einer Art von Ekſtaſe, einem geiſtig potenzirten Zuſtande, der bald darauf wieder verſchwand; nur in einem ſolchen mochte er fähig geweſen ſein, dieſe Zeichnung zu machen, die verhältnißmäßig keineswegs ſchlecht war; was er ſpäter hinzufügte, hatte, wie ſchon bemerkt, einen ganz anderen, weit ſtümperhafteren Charakter.

---

*) Guſtav Freitag in den „Grenzboten“ 1866 Nr. 2.

Als mich Graf Stanhope nach Hauſer's Tode und ſeiner, des Grafen, wunderbarer Metamorphoſe, von der ich jedoch zunächſt noch Nichts wußte und ahnte, mit ſeinen Beſuchen beehrte, um mich auf ſeine Seite hinüberzuziehen und zu bewegen, an ſeiner abſcheulichen Polemik Theil zu nehmen, zeigte ich ihm unter Anderem den von H. gezeichneten viſionären Kopf, der ihm aber gar nicht zu behagen ſchien. Er legte ihn gleich wieder aus der Hand, als habe er eine gewiſſe Scheu davor. Vielleicht kannte er das Geſicht.

Er ſelbſt, der nachher wider mich als gegen einen Menſchen loszog, der an myſtiſche und wunderbare Dinge glaube, dem es an Aufklärung und geſundem Menſchenverſtand fehle, und deſſen Berichte und Zeugniſſe daher ungiltig ſeien, glaubte an Geiſter und Geſpenſter, erzählte mir, wie man einen verſtorbenen Engländer in den Krater des Veſuvs habe hinabfahren ſehen und ſchien von Höllenfurcht gequält zu werden. Solche Züge ſind nicht unwichtig, um das Weſen und Gebahren dieſes räthſelhaften Mannes, der Hauptperſon der heiligen Trias und des Tonangebers der „negativen Kritik“, in ſeinem rechten Lichte zu ſehen.

2. Das Wappen.

Ich habe die Ausſagen Hauſer's über ſeine Träume, Viſionen, anſcheinenden Erinnerungen aus ſeinem unbekannten Vorleben niemals provocirt, beeinflußt, geleitet; ſie können in keinerlei Weiſe als meine Produkte betrachtet werden. Ich habe ſogar zum Theil zu wenig auf ſolche Ausſagen geachtet, ſo z. B. auf das von ihm geträumte, und ſeinem Geiſte als Erinnerungsbild vorſchwebende Schloß; und es iſt das von Freunden mit Recht getadelt worden.*) Nur einmal machte ich eine Ausnahme. Ich fragte auf einen gewiſſen beſtimmten Anlaß hin den Findling, ob er ſich keines Wappens erinnere, das ſich in dem erwähnten Schloſſe befunden. Von einem Wappen, ſagte er, wiſſe er Nichts. Er kannte weder Wort, noch Sache. Doch ſei, äußerte er, inwendig über der Thüre in der Mauer ein Bild zu ſehen geweſen, von dem er noch einige Vorſtellung habe. Er zeichnete hierauf dasſelbe; es war gleichwohl nichts Anderes, als ein, nur mangelhaft dargeſtelltes Wappen. Es befand ſich darin ein Quadrat und in dieſem ein aufrecht ſtehendes Thier von unbeſtimmter Gattung; außerdem machte er noch drei mit den Spitzen zuſammenlaufende Dreiecke hinein. Da er ſich von ſelbſt auf Nichts weiter beſinnen konnte, ſo zeigte ich ihm das Bild eines Wappens mit zwei Löwen, die zwei Schwerter kreuzweiſe gegeneinander hielten. Er betrachtete dasſelbe eine geraume Zeit ſehr aufmerkſam und ſagte dann: ja, ſo kämen die Spitzen wohl heraus, die ihm im Sinne lägen; aber oben ſei noch Etwas geweſen. Er zeichnete darauf eine über dem Wappen befindliche Krone; auch einen Scepter ſetzte er hinein, ohne jedoch zu wiſſen, was das für Gegenſtände und von welcher Bedeutung ſie ſeien. Er brachte ſo nach und nach eine zweite Zeichnung zu Stande, wobei er angab: das Wappen ſei durch eine in der Mauer herablaufende Vertiefung in zwei Hälften getheilt und in dieſer Vertiefung ſeien Querſtreifen geweſen; ſenkrecht herab ſei der Scepter gegangen, wofür er aber das Wort nicht wußte. Auf die eine Seite ſetzte er das aufrecht ſtehende Thier, auf die andere ein Quadrat mit drei Querſtreifen; auf dieſer Seite ſagte er, ſei noch mehr geweſen, was ihm aber nicht mehr deutlich ſei. Ich konnte kaum daran zweifeln, daß auch hier eine ächte Erinnerung zu Grunde liege. Sein Benehmen war bei dieſem Verſuche ganz verdachtlos und keineswegs wie das eines Aufſchneiders und Lügenſchmiedes.

---

*) Schon S. 30 meiner „Enthüllungen“ habe ich bemerkt: „Ich legte Anfangs gar kein Gewicht auf die Sache und glaubte, H. phantaſire nur, bis ich, nicht ohne Hilfe meines ſchärfer blickenden Freundes, des Profeſſors und nachmaligen Staatsrathes v. Hermann, zu der Einſicht kam, daß H. ſich Etwas der Art nicht bloß

Die Zeichnungen Hauſer's ſind dieſer Schrift in treuem Nachbilde, ganz ſo ſtümperhaft, wie er ſie machte, beigegeben; das erſte Wappen, welches er entwarf, iſt durch a, das zweite durch b, der

---

einbilden könne und daß jenes Schloß ganz ſicher irgendwo exiſtiren müſſe, wie es denn auch Präſident v. Feuerbach mit aller Entſchiedenheit erkannt und ausgeſprochen hat.“

Scepter und die Vertiefung, die er beſonders darzuſtellen verſuchte, durch c und d bezeichnet.

Das Thier, welches H. ſo ungeſchickt darſtellte, ſollte wahrſcheinlich ein Löwe ſein. Das würde mit mehreren anderen Umſtänden beſtens zuſammen ſtimmen. Daß in dem Schloſſe, welches H. ſo umſtändlich beſchrieben hat, öfters in ſehr auffallender Weiſe Löwenköpfe vorkamen, iſt ſchon oben*) gelegentlich bemerkt, dabei auch ſchon des Zähringer Löwen gedacht worden. Man denkt auch wohl an die Inſchrift, welche Markgraf Karl am Portale des Jagdſchloſſes Karlsruhe „auf ſeinen getreuen Wappenthieren, den Zähringer Löwen“ aushauen ließ.**) In einem Buche von 1848 finde ich angegeben: „Das badiſche Wappen iſt ſeit dem letzten Jahrzehend ganz einfach. Der Schild hat von der Rechten zur Linken einen goldenen Schrägbalken in purpurnem Felde; auf demſelben ſteht eine Krone; um den Schild hängt der Hausorden. Zwei ſtreitfertige gekrönte Löwen tragen den Schild, der wieder mit einem Hermelin mit Krone nmgeben iſt.“ Die ſich hier mehrfach bietende Vergleichung mit den Vorſtellungen und Zeichnungen des Findlings leuchtet von ſelber ein; auch wird ſich wohl kein Unbefangener einreden mögen, daß bei all dieſen Uebereinſtimmungen Nichts als Zufall walte; daß ſich H. das Alles ohne objektiven Grund und Anlaß nur eingebildet, oder daß er es bloß zum Behufe der Myſtifikation ſeiner Umgebung erſonnen habe. Das Natürlichſte iſt, anzunehmen, daß jenes Schloß mit den ſo charakteriſtiſch vornehmen Einrichtungen und Gegenſtänden darin auf der Erinnerung an ein ſolches beruhe, welches H. in ſeiner Kindheit vor ſeiner Einſperrung geſehen und welches daher in der That ſo irgendwo exiſtire oder exiſtirt habe. Auch Hennenhofer ſpricht in ſeinen Bekenntniſſen von einem Schloſſe, wohin er den von ihm entführten Prinzen gebracht. Außerdem könnte man ſich nur noch denken, daß das Bild aus einer ſomnambulen Fernſchau ſtamme, durch welche H. an Orte verſetzt wurde, die doch wohl ebenfalls im Zuſammenhange mit ſeinem Lebensſchickſale ſtanden. Auf eine ſolche Weiſe zu lügen oder zu träumen, wäre einem gemeinen Burſchen und Landſtreicher, der in das Innere fürſtlicher Schlöſſer und Paläſte gewiß niemals eingedrungen, gar nicht möglich geweſen.

---

*) S. 371 Note.

**) Vehſe, Geſch. der deutſchen Höfe. Abth. IV. Th. IV. S. 176 f.: „Anno 1715 war ich ein Wald, der wilden Thiere Aufenthalt. Ein Liebhaber der Natur wollte hier in der Stille die Zeit vertreiben. . . . . Das Volk kam auch herbei, bauete, was du hier ſieheſt . . . . . . anno 1728.“ Es war dieß der berüchtigte Fürſt, der ſich in dieſem Jagdſchloſſe ein orientaliſches Paradies mit 160 Houris oder Gartenmädchen einrichtete, die, als Heiducken und Huſaren gekleidet, ſeine weibliche Leibgarde bildeten und in den Zellen des ſogen. Bleithurmes wohnten.

VII. Zur Literatur.

Frühere Schriften, Aufſätze und Zeitungsartikel über K. H. von mir ſind nachſtehende, wovon die erſte noch zu Hauſer's Lebzeiten, die andere nach ſeinem Tode erſchienen ſind.

1. Mittheilungen über K. H. Nürnberg bei Haubenſtricker 1832. 2 Hefte.
2. Ueber K. H. in Beziehung auf Herrn v. Lang's Aufſatz über denſelben. Allgemeine Zeitung. Außerordentliche Beilage 1834. Nr. 49—51.
3. Mittheilungen über K. H. im Athenäum. Bauer und Raſpe (Julius Merz) Juli und September 1838.
4. Enthüllungen über K. H. Wider Eſchricht und Stanhope. Frankfurt a. M. 1859.*)

---

*) Es finden ſich in dieſer Schrift mehrere unangezeigte Fehler, von denen ich bei dieſer Gelegenheit die verdrießlichen angeben will. Vorrede: S. VIII Z. 1 ſtatt auch lies auf. S. IX Z. 2 ſtatt daß lies das. S. XI Z. 10 ſtatt heben lies holen. S. XIV Z. 8 lies und was, wie. S. XVI Z. 8 ſtatt aufbürden lies aufbinden. Z. 10 v. u. lies ſtockblinden. S. XVI Z. 12 v. u. lies eine. Z. 10 v. u. lies wird. Inhalt: S. XX ~~20~~ Z. 5 v. o. ſtatt herbeiführt lies herbeizieht. S. XXII Z. 8 v. u. nach „und" iſt ausgelaſſen: Erzählungen. Aerztliche Gutachten. S. 102 Z. 8 und 9 lies: noch am Tage der Kataſtrophe, dem 14. Dec. S. 108 Z. 12 ſtatt Verrücktheit lies Verruchtheit. S. 126 Z. 16 lies Holferich. S. 143 Z. 6 v. u. lies 1828. S. 145 Z. 6 lies würden. S. 331 ſtatt den 22. October lies Ende Decembers.

5. Nothgedrungene Selbſtvertheidigung gegen ehrenrührige Angriffe ꝛc. Wider Dr. Meyer. Nürnberger Korreſpondent. Beilage zu Nr. 64 vom 4. Febr. 1872.
6. Ein auf Hauſer und Dr. Meyer bezüglicher Artikel in der Allgemeinen Zeitung. Beilage 14. März 1872. Nr. 74.
7. Ein kleiner Artikel der Art in der Frankfurter Zeitung.

Damit hängen in allgemeinerer Beziehung, namentlich was das Verhältniß von Seele und Hirn, die Unverwüſtlichkeit des menſchlichen Seelenprincips, das Wunderartige und Geheimnißvolle in der Natur, das Seltſame mancher menſchlicher Zuſtände betrifft, noch andere Schriften von mir zuſammen.

1. Der Tod des Leibes kein Tod der Seele. Dresden bei W. Türk 1865.
2. Charakteriſtiken und Kritiken. Hannover bei Rumpler 1870.
3. Das Reich des Wunderſamen und Geheimnißvollen. Thatſache und Theorie. Regensburg bei Coppenrath 1872.

In letzterem Werke findet ſich viel Einſchlägiges und Vergleichbares, beſonders Nr. XX. S. 119 ff. Daſelbſt iſt S. 125 ff. auch von K. H. die Rede.

Notizen und Auszüge aus einigen wichtigen Quellen und Urkunden, die dem Autor erſt in letzter Zeit bekannt geworden.

I. Aus einer franzöſiſchen Schrift, wo beſonders eine Stelle aus Hennenhofer's Memoiren von größtem Gewicht.

Es exiſtirt eine aus dunklem Hintergrunde hervorgetretene, 68 Octavſeiten ſtarke franzöſiſche Druckſchrift ohne Titel, ohne Namhaftmachung eines Autors, Druckortes ꝛc., indem bloß die Jahrzahl 1870 angegeben iſt.*) Sie befindet ſich in den Händen mehrerer mir bekannter Perſonen und iſt neueſtens auch in die meinigen gekommen; ſollte Jemand an der Exiſtenz derſelben zweifeln, ſo bin ich erbötig, ſie ihm vorzuzeigen. Sie enthält erſtlich eine Geſchichte des Nürnberger Findlings von ſeiner Erſcheinung in der Oeffentlichkeit an bis zu ſeinem tragiſchen Ende, wie ſie bereits ſonſt bekannt. Daran ſchließen ſich Betrachtungen und Erörterungen, welche zu demſelben Reſultate führen, zu welchem ſchon Feuerbach in ſeinem bekannten Memoire gekommen: K. H. war ein bei Seite geſchaffter badiſcher Erbprinz. Hiebei kommt nun aber auch manches Beſondere und außerdem nicht zu Findende vor, welches dieſer Schrift einen ſo eigenthümlichen Werth verleiht, daß ſie in einem Werke, wie das gegenwärtige iſt, nicht ignorirt werden kann. Sie kam zu ſpät in meinen Beſitz, um ſie in den vorſtehenden Abſchnitten gebührendermaßen benützen zu können; ſo möge es denn nun hier geſchehen.

---

*) So wenigſtens in meinem Exemplar.

Ueber den Urſprung derſelben kann ich Folgendes angeben. Sie iſt, wie man mir geſagt, eigentlich ein bloßer Auszug aus einer größeren Arbeit, die ein mir ſchon vor Jahren wohlbekannter, mit mir in Berührung und Briefwechſel getretener Herr, der in das Hauſer'ſche Myſterium tief eingeweiht iſt und ſich daſſelbe noch überdieß zu ſeinem andauernden ſpeciellen Studium gemacht hat, einer hohen Perſon übergeben, in deren Auftrag dann ein Anderer den in Rede ſtehenden franzöſiſchen Auszug gefertigt hat. Mehreres, was darin von den Forſchungen und Entdeckungen eines gewiſſen „Hermann" erzählt wird, hat mir der erwähnte Herr, als ſeine eigene Perſon und Thätigkeit angehend, mündlich und ſchriftlich mitgetheilt. Derſelbe iſt zur Ergründung und Aufhellung der betreffenden Dinge nach Frankfurt, Würzburg, Ansbach, Nürnberg, Böhmen gereiſt, hat ſich daſelbſt mit allen in den Kreis ſeiner Unterſuchung fallenden Perſonen und Sachen in möglichſt nahe Beziehung geſetzt und einige höchſt intereſſante Funde gemacht. So entdeckte er namentlich, wie er glaubt, und wie in der That kaum zu bezweifeln iſt, in dem Schloſſe Falkenhaus den Ort der Gefangenhaltung Hauſer's vor deſſen Ankunft in Nürnberg und lernte deſſen muthmaßlichen Kerkermeiſter dortſelbſt, Namens Müller, ſonſt Kaſperle genannt*), und ſeinen Sohn kennen, von welchen der Erſtere in Ungarn geweſen und ungariſch zu fluchen pflegte, wie es Hauſer von ſeinem Gefangenhalter und Führer vernommen haben wollte — ein Zuſammentreffen von Umſtänden, was man nicht geneigt ſein kann, für zufällig zu halten. Vom allergrößten Gewichte iſt es, daß der in Rede ſtehende Herr ein Exemplar der noch immer nicht veröffentlichten Memoiren Hennenhofer's zu ſehen bekommen und in der Lage iſt, über deren Inhalt zu berichten. Hennenhofer erzählt darin den durch die Hochberg in der Maſke der weißen Frau ausgeführten Prinzenraub und den Antheil, den er ſelbſt bei der Wegſchaffung des badiſchen Erbprinzen, der nachher unter dem Namen Kaſpar Hauſer auftrat, genommen hat — wodurch das Hauſer'ſche Myſterium in ſo entſcheidender Weiſe aufgehellt iſt, daß nur noch die übertriebenſte Skepſis an der Sache zweifeln könnte.

---

*) Daher wohl der Name Kaſpar, den man dem Findling ertheilte.

Schwere Anklagen werden in der franzöſiſchen Schrift gegen mehrere Perſonen als Mitſchuldige, gewonnene und beſtochene Agenten und Werkzeuge der zunächſt und zuhöchſt Betheiligten, ſo namentlich gegen Stanhope und deſſen Verbündete Hickel und Meyer sen. erhoben.

Es folgen nun einige ganz dem franzöſiſchen Texte gemäße Stellen aus dieſer Schrift.

„Dans la nuit du 15 au 16 Octobre la „„Reichsgräfin““ (Ctsse Hochberg) couverte d'un voile blanc, s'est, par une porte secrète, introduite dans l'appartement du jeune prince héréditaire, et, pendant que la nourrice et la fille de service étaient profondement endormies, elle a emporté l'enfant jusqu'au bas de l'escalier. Les sentinelles et les domestiques, rencontrant cette apparition nocturne, s'en éloignèrent, remplis de terreur croyant voir la dame blanche. L'enfant mort ~~par~~ mourant d'une pauvre paysanne fut placé dans le berceau. A la sortie du palais le valet de chambre du margrave Louis prit le prince des mains de la Comtesse et le porta, en traversant le jardin de la faisanderie, jusque la route de Durlach. Moi (c'est Hennenhofer qui parle) j'y attendais vers minuit avec une voiture fermée, emmenais l'enfant et le déposais dans un château. Arrivé là je le confiai, selon les ordres reçus, à une gouvernante, en alléguant, que c'était le

nouveau né d'une dame de cour, récemment accouchée; je lui recommendais bien d'en avoir soin et d'en agir selon ses instructions &c. Le prince y resta donc caché, lorsque, trois ans après, le Grand duc Charles, revenant de Vienne, en 1815, on craignait, que cette retraite ne fût découverte. On préféra donc de le transporter, le 23 juillet, à Hochsal près de Waldshut et on le plaça dans le presbytère de cette commune. Neuf mois plus tard un second prince naquit à Carlsruhe, que, cette fois, on ne cessa pas de surveiller de près, de ne pas perdre de vie. Quoiqu'il soit arrivé aussi à ce jeune prince mort, âgé d'un an seulement, je n'y ai eu aucune part ..... c'est Ms. d'Ende, qui, à cette occasion, a été de service et s'en est chargé. Sur ces entrefaites on ne croyait plus le prince héréditaire assez en sûreté dans le pays. Je fus donc chargé d'emmener cet infant, alors agé de 5 ans, en Bavière, en suivant la route de Lindau. Là il fut confié à un homme discret et largement rétribué. L'infant passa pour un orphelin de l'époque des dernières guerres, dont on assurerait l'avenir“ &c.*)

L'enlévement nocturne de prince par la Comtesse de Hochberg est tellement conforme à l'opinion qui s'etait de tout temps maintenue dans le public de ce procédé, qu'on ne saurait en douter. Aussi le masque de la dame blanche dont l'apparition, selon la tradition, présage toujours un cas de mort dans la famille princière, était adroitement choisi à cet effet. Il reste par contre douteux, quel fut le château, où Hennenhofer était chargé de déposer le prince; il ne pouvait guère être bien éloigné de la résidence, peut-être Scheibenhart? Quant à la gouvernante, chargée des soins et de l'éducation du prince enlevé, on a, pas sans probabilité, présumé, qu'elle pouvait bien avoir été cette demoiselle Dalbon, qui, plus tard, a fait parler d'elle en Hongrie.**)

---

*) S. 55 f. Auszug aus den handſchriftlichen Memoiren Hennenhofer's, welche der angebliche Hermann, d. h. der Verfaſſer der Broſchüre ſelbſt, in der Lage war, benützen zu können.

**) S. 56 f.

Il y a à deux lieues et demie d'Ansbach un petit château de chasse — „Falkenhaus" — qui jadis appertenait aux ducs d'Ansbach. Réunie plus tard à la Prusse, cette principauté fut, en 1795, declarée terrain neutre, pour être, dans la suite, incorporée au royaume de Bavière. C'est la, que se rendit d'abord Herman pour des raisons, dont nous parlerons encore. Il y apprit, que celle ancienne résidence d'été complètement isolée aujourd'hui était confiée aux soins d'un vieux militaire, octogénaire et alité. On lui dit de plus que cet individu taciturne et presqu' inabordable n'était connu que sous le sobriquet de „vieux Kasperl", mais que son nom de famille était „Müller." Hermann demanda donc à voir le vieux concierge, qu'il trouva de très mouvaise humeur dans son lit et se tournant du coté du mur. Dès que le nom de K. H. fut prononcé, il pris des accès de toux, des gémissements et ne proféra que quelques paroles incohérentes. Ne pouvant espérer d'en obtenir le moindre renseignement, Hermann voulait faire parler le fils, mais là aussi il n'était guère plus heureux. Cet homme, professant, pour sa part, une parfaite ignorance des faits dont il était question, excusa son père, qui, vu son grand age et ses infirmités, avait presque complètement perdu le souvenir des temps passés, et qu' après une vie dure et laborieuse, silencieux de nature, il était devenu, avec les années, encore plus revêche. A la demande de Hermann, si son père avait été soldat et à quelle époque et dans quel pays? Müller fils lui répondit: qu'il avait servi dans un règiment de cavalerie bavarois, ayant pris part à presque toutes les campagnes au commencement de ce siècle, que le vieux troupier avait également été quelque temps stationné en Hongrie et retenu quelque jurons dans la langue de ce pays &c. Hermann quitta donc „Falkenhaus" non sans supposer avec un certain degré de probabilité et appuyé par d'autres indices encore, que c'est dans ce petit château de chasse, qu'avait dû se trouver le cachot de K. H.*)

Philipp Henri Carl of Stanhope and Chewening près de Londres, né en 1781, était par conséquent à peu près âge de 50 ans, quand il se mit pour la première fois en rapport direct avec K. H. Presqu' inconnu en Allemagne et sourtout en Bavière, il y avait cependant fait de fréquents voyages, mais dans de bien modestes conditions. On apprit dans la suite, qu'il ne jouissait pas de la meilleure reputation dans sa patrie et qu'il s'était particulièrement attiré le mèpris de ses compatriotes pour avoir intenté un vilain procès contre son père. Lady Esther Stanhope, sa seur, connue en orient pour ses excentricités, y est morte dans un dénuement complet en 1839. Le Comte, marié et père de plusieurs enfants, passant d'abord pour zélé anglican et propagateur fervent de l'évangile, se démasqua plus tard en membre payé de ces pieuses associations. Aussi l'admiration, le respect, qu' avaient d'abord inspirés ses procédés généreux, s'etaient peu à peu changés en méfiance; et la manière dont il traita K. H., les nombreuses contradictions dans sa conduite, ses mensonges même, lui avaient aliéné l'estime des honnêtes gens, tandis que Stanhope s'était lié avec des personnes suspectes, en s'assurant de temoins, qui un jour pourraient déposer contre K. H. &c. Une vieille Dame anglaise, résidant à Nuremberg, alla même jusqu' à prétendre, que Stanhope n'emmènerait K. H. en Italie, que pour pouvoir mieux s'en défaire. Quoiqu'il en soit, on croyait de plus en plus voir en Stanhope l'organe d'occultes intrigues. En établissant son protégé à Ansbach et après avoir écarté Feuerbach, il disposa complètement du sort de K. H., et l'opinion publique le rendait donc, lui, particulièrement responsable de tout ce qui se tramait en secret contre son prétendu pupille. Nous passons ici sous silence une quantité de petits traits qui achèverait de caractériser le Lord anglais. Nous ne voulons pas même admettre, qu'il ait été tout d'abord hostile à K. H. en lui témoignant au contraire un véritable intérêt; qu'il n'avait pas participé aux premières tentatives contre la liberté et la vie de K. H.; mais il n'en est pas moins vrai, qu'il avait plus tard changé de conduite envers lui, et gagné, payé par des agents de Carlsruhe, il a pris une part active à tous ces tristes évènements. Son maintien équivoque pendant le séjour de K. H. à Ansbach, ses longues absences, ses apparitions fréquentes à Francfort et dans le grand duché de Bade, sa correspondance mystérieuse, sa présence présumée pendant ou immédiatement après l'assasinat du 14 décembre 1833, prouvent suffisamment contre lui. Un an après la mort de la victime, le Comte a publié une brochure: „Matériaux pour servir à l'histoire de K. H.“ (1834) en s'efforçant de s'y justifier des attaques dirigées contre lui à l'égard de ses rapports avec son fils adoptif; il sembla vouloir y donner le mot d'ordre à tous les écrivains, qui, soldés à cet effet, représentaient dans leurs pamphlets K. H. comme un ingrat, un hypocrite, qui après s'être vu délaissé de tous ses bienfaiteurs, s'etait donné la mort de désespoir &c. Cette argumentation, contraire à toute vérité, était bien loin d'atteindre son but; elle ne faisait, au contraire, que confirmer le public dans ses justes soupçons et en éveiller d'autres — — — — — — — — — — — — — — —

---

*) S. 43 f. Vergl. oben S. 408 ff.

Lord Stanhope mourut en 1855 en Angleterre à l'âge de 74 ans. Quant à Meyer et Hickel, ses instruments soldés et dévoués, nous en avont déjà parlé. Meyer, charactère douteux et surtout soupçonné d'avoir dérobé le journal de K. H. et d'avoir été, par l'intimité et une correspondance suivie avec Stanhope, initié dans tous les détails de cette intrigue infame, ourdie contre K. H. De pauvre maître d'école et marguillier de la commune, il avait fini par acquérir des biens, et est mort dans l'aisance en 1868. — — — — — — — — Une accusation plus grave encore s'élève relativement à Hickel, le chef de gendarmerie stationnée alors à Ansbach. Son absence pendant le crime prouve d'une manière flagrante contre lui; et ses larmes, répandues sur la fosse de K. H., contrastent singulièrement avec les invectives qu'il s'est permis de proférer envers lui plus tard. *)

---

*) S. 44—47.

II. Aus den Feuerbach'ſchen Nachlaßpapieren.

Es hat ſich in der Feuerbach'ſchen Familie bei'm Nachſuchen noch ein Haufe von Papieren — Originalbriefen, Abſchriften von ſolchen, Brouillons, Notizen verſchiedenen Urſprunges — gefunden, welche die Hauſer'ſche Geſchichte und Unterſuchung betreffen. Ich konnte ſie in die voranſtehenden Abſchnitte dieſes Werkes ebenfalls noch nicht hineinziehen; will aber nun Einiges daraus, was von beſonderem Intereſſe iſt, noch ſchließlich dem Publikum mittheilen.

1.

Das Biberbach'ſche Haus. Stanhope.

Freiherr Gottlieb von Tucher war mit Hauſer's Verſetzung in das Biberbach'ſche Haus ſehr unzufrieden. Er ſchrieb, als man mit dieſer Verſetzung umging, an den Präſidenten von Feuerbach am 2. Dec. 1829: „Kaufmann Biberbach, ein wackerer, braver, achtbarer Mann, iſt auf keine Weiſe wiſſenſchaftlich gebildet, ein Kaufmann, der vom früheſten Morgen bis zum ſpäteſten Abend auf dem Comptoir ſitzt. Die Frau, welcher ſonach Kaſpar übergeben wäre, iſt eine ganz gute (?), aber kränklich launiſche Frau und dabei ebenfalls nichts weniger als hinreichend gebildet, eine Frau, die, in ſteter leidenſchaftlicher Unruhe, wie alle derlei Frauen, da ſie, wie mir ihr Arzt vertraute, an einer krankhaften Ueberreizung durch zu heftigen Geſchlechtstrieb leidet, auf Kaſpar nur höchſt ſchädlich einwirken könnte; wenn es auch überhaupt nicht ſchon als Abſurdität betrachtet werden müßte, den Knaben männlichen Händen zu entziehen. Mit blutendem Herzen ſieht man ſo das wahrhaft natürlich gute und ſchöne Gemüth Kaſpar's einem unabwendbaren Verderben entgegengehen, wenn keine höhere Hand für ihn ſorgt."

In einem Briefe des Herrn v. Tucher an den Präſidenten von Feuerbach vom 26. März 1830 heißt es: „Kaſpar befindet ſich ſeit Neujahr im Hauſe des Kaufmanns Biberbach, hat im erſten Stock ein wohl verwahrtes Zimmer und ſind, der allerhöchſten Anordnung zu Folge, zwei Polizeiſoldaten ſeine beſtändige Wache. So weit dieſe Anordnungen polizeilich nothwendig ſind, was ich allerdings auch glaube, muß ich ſie natürlich reſpektiren; aber Kaſpar geht dabei zu Grunde.

— — — — — — — Die zwei Polizeiſoldaten ſind vom früheſten Morgen, bis er ſich Abends zu Bette legt, die paar Lehrſtunden und die Eſſenszeit ausgenommen, die beſtändige und unausgeſetzte Umgebung Kaſpar's; ſie ſind vortrefflich als Polizeiſoldaten, als Erzieher aber! — — — — — — Auch iſt der Einfluß der Frau Biberbach keineswegs der beſte."

Am 15. April 1830 ſchreibt derſelbe an denſelben: „Ich kann Nichts ſehnlicher wünſchen, als möglichſt baldige Entfernung aus Biberbach's Hauſe. Die Verhältniſſe ſind dort gar zu mißlich, und die Frau ein gar zu unverſtändiges Weib, das Kaſpar nicht leiden kann*) und das ihm, wie ich fürchte, über Kurz oder Lang, die Lage noch mehr verbittern wird."

Man ſieht hieraus: Schon die Verſetzung Hauſer's in das Biberbach'ſche Haus, die Geſellſchaft der Polizeiſoldaten und der Einfluß der krankhaft gereizten Frau, in deren Hände der Unglückliche nunmehr gerieth, machte die größten Beſorgniſſe rege. Und dazu kamen dann vollends noch die verderblichen Eingriffe eines Stanhope, der, wenn auch noch ſo gelind beurtheilt, jedenfalls ganz der Mann dazu war, das arme Kind zu Grunde zu richten.

Unter dem 26. Sept. 1831 ſchreibt H. v. Tucher an den Präſidenten v. Feuerbach in Beziehung auf Stanhope's unpaſſende Aeußerungen gegen K. H.: „Doch habe ich ſo viel bewirkt, daß er nicht mehr von Reichthümern, Schlöſſern, Gütern und Unterthanen ſpricht, dabei aber wohl meinend und väterlich mahnend ihm den Rath gibt, durch einen ſchnellen Wechſel des Glückes nicht übermüthig zu werden, ſondern, wenn Gott ihm viele Unterthanen geſchenkt habe, dieſe als ſeine Nebenmenſchen und Brüder zu betrachten!! — — — — — — — Wenn ihn (Kaſpar) das nicht rein verrückt macht, ſo hat er wahrlich große Gnade von Gott. Es blutet Einem das Herz, welch' unſägliches Mißgeſchick auf der Ausbildung des armen Jungen liegt."

---

*) Daher die Wuth dieſer Frau, auf deren verläumderiſche Schilderung des Findlings ein ſo großer Werth gelegt worden iſt.

2.

Aus Stanhope's Briefen an Feuerbach. Stanhope in Mannheim der Großherzogin Stephanie und ihrer Umgebung gegenüber. Seine Falſchheit gegen Feuerbach und ſein planmäßiger Uebergang in ſeine nachherige Metamorphoſe.

Graf Stanhope erzählt in einem Briefe an Feuerbach aus Mannheim vom 22. und 25. Jan. 1832 von den Bekanntſchaften, die er dort gemacht und ſeinen Unterredungen mit der Großherzogin Stephanie und deren Umgebung. Er habe ihr Feuerbach's „Kaſpar Hauſer“ gebracht; ſie habe zuerſt nicht ſonderlich darauf geachtet; nachher aber habe er ſie in einer ganz anderen Stimmung gefunden. „Ich brachte geſtern Abend bei der Großherzogin zu, und gleich bei meinem Eintreten in das Zimmer kam ſie mir entgegen und ſagte: „„Ich habe das Buch ganz durchleſen, ohne aufhören zu können, mit immer geſpannterer Aufmerkſamkeit und mit dem allergrößten Intereſſe. Einige Stellen haben mich ganz gerührt. Wie ſchön und wahr ſind die Bemerkungen über die verlorne Kindheit! Wie natürlich und rührend die Beſchreibung, als dem unglücklichen Jungen zum erſten Male ein hölzernes Pferd gebracht wurde! Es iſt herrlich, wunderſchön geſchrieben; und der Verfaſſer muß die glänzendſten Talente beſitzen.““ Man erzählte mir, daß ſie bei'm Mittagseſſen immerfort von dieſem Gegenſtande ſprach und dabei Eſſen und Trinken vergaß. Sie gab das Buch einer ihrer Töchter zu leſen, und der ganze Hof ſpricht jetzt von nichts Anderem. — — — — — — Gewiß wird das Werk hier, wie ſonſt überall, großen Abſatz finden. Ich begegnete bei der Großherzogin einem alten Bekannten, dem Grafen Jeniſon, der ein geiſtreicher Mann iſt und mich beſuchen will; ich werde vielleicht etwas mehr von ihm erfahren. — — — — Ich ſpeiſe heute bei der Großherzogin und wenn Etwas vorfällt, ſo ſollen Sie es in dieſem Briefe erfahren.“ Weiter heißt es dann: „Ich komme eben vom Schloſſe, wo die Großherzogin und alle ihre Umgebungen immerfort von Ihrem Werke und von der Geſchichte ſprachen. Man ſagte mir, daß ſie bei'm Leſen des Werkes bitterlich weinte und lange nachher noch immer rothe Augen hatte. So groß iſt die Begierde im Schloſſe, das Buch zu leſen, daß der Kammerherr mich bat, ihm noch ein Exemplar zu leihen. Die Großherzogin fragte, ob man das Vergnügen haben werde, K. hier zu ſehen? Worauf ich antwortete: Es hängt ganz von den Befehlen E. K. H. ab. Ja, ſagte ſie, ich würde es recht ſehr wünſchen. Ich erklärte ihr, daß es ſehr erforderlich wäre, alles Aufſehen zu vermeiden, da es auf ſeiner Reiſe höchſt beſchwerlich ſein würde; und ſie bemerkte, daß es viel beſſer wäre, wenn er unter einem anderen Namen reiſete. Die Fürſtin Iſenburg und andere Damen, die ich heute ſah, ſprachen auch mit dem größten Intereſſe von der Sache, die durch ihr herrliches Werk jetzt neu belebt wird. Die Großherzogin ſagte mir: „„Wenn ich einen beſſeren Kopf hätte, ſo würde ich das Buch ſelbſt überſetzen, ſo ſehr hat es mir gefallen und ſo intereſſant iſt es mir.““

Weiter ſchreibt Stanhope unter dem 25. Januar: „Der Graf Jeniſon ſagte mir heute: Man hat die Unverſchämtheit gehabt, zu ſagen, daß Kaſpar ein Sohn der Großherzogin wäre; man hat dieſe Meinung ſogar in Journalen geäußert. Jemand hat es auch der Großherzogin ſelbſt gemeldet. Sie hat tief geſeufzt und geſagt: ich wünſche, daß ich es glauben könnte. Es war mir auffallend, daß nachher der Hofmarſchall von Roggenbach daſſelbe Geſpräch mit mir anfing. — — — — — — — — — Ich weiß nicht, ob er einen geheimen Auftrag von der Großherzogin hatte, mich darüber zu ſondiren, oder ob er es aus eigener Neugierde that, oder glaubte, daß es ihr angenehm ſein würde. Es war doch merkwürdig, daß auch heute Abend, den ich in Geſellſchaft der Großherzogin zubrachte, ihr Kammerherr v. Schackenſtein (?) über denſelben Gegenſtand zu reden anfing. — — — — — —*) Der Hofmarſchall ſchien ganz ungezwungen von der Sache zu reden und erzählte mir, daß der damalige Arzt der Großherzogin, der, wie ich glaube, Kramer (?) hieß, ſie in ihren Niederkünften pflegte und ihr ſehr ergeben war, daß er aber nach dem Abſterben des letzten Großherzogs nicht mehr in Gnade ſteht bei ſeinem Nachfolger. Der Hofmarſchall war entzückt durch Ihr Werk, aber auch ſo erſchüttert, daß er mir erzählte, er hat gar nicht ſchlafen können (sic), und daß es ſeine Frau zweimal hinter einander durchgeleſen hat. Auch war der Kammerherr eben ſo ſehr dadurch angegriffen und mußte gleich in die freie Luft gehen, um ſich zu kühlen und zu beruhigen.“ Der Graf meldet dem Präſidenten über deſſen Buch und deſſen Wirkungen lauter ſchmeichelhafte Dinge; nach deſſen Tode dagegen hat er ihn und dieſes nämliche Buch auf die feindſeligſte Weiſe heruntergeſetzt. Am Ende des Briefes ſteht: „Mein herzlichſter Gruß an meinem theuerſten Pflegeſohne (sic). Ich ſchrieb ihm am Sonntage und ich hoffe, daß er den Brief ſchon erhalten habe.“

---

*) Ich laſſe die Stelle aus, wo von einer angeblichen Geiſtererſcheinung die Rede iſt; ich habe ſie unten Nr. 3 benützt.

Unter dem 25. April 1832 ſchreibt *Stanhope* an *Feuerbach* aus Chevening: „Unterdeſſen blühen hier die Künſte und niemals habe ich die Läden in London ſo ſchön und glänzend geſehen, als eben jetzt: So oft ich ſie ſehe, wünſche ich ſehr eifrig drei Freunde mit mir zu haben: Sie, mein theurer und verehrter Freund, meinen jungen Pflegeſohn, an den ich täglich und ſtündlich denke, und unſeren vortrefflichen H. (*Hickel*).“

So ſchrieb dieſer Mann damals an F. und über *Hauſer*, wider welche Beide er nachher mit einer ſo großen, alle Welt befremdenden und, wenn man dieſe Briefe lieſt, um ſo auffallenderen Bosheit und Verläumdungswuth aufgetreten iſt. Mit dem „vortrefflichen“ *Hickel*, ſowie mit dem Schullehrer *Meyer*, mit welchen zuſammen er zu Hauſer's Verderben verſchworen war, blieb er im ſchönſten Einklang.

Stanhope arbeitet übrigens ſchon in dieſen Briefen darauf hin, den Findling zu verdächtigen und zum Betrüger zu machen. Er thut es ſehr allmählig und behutſam, indem er Schritt vor Schritt vorwärts geht. Erſt bemüht er ſich, die Vermuthung, daß H. ein badiſcher Prinz ſei, niederzuſchlagen; die Notizen, die er in Betreff der beiden Söhne der Großherzogin gibt, ſind ſichtlich dieſem Zwecke gemäß eingerichtet, ſo namentlich in den Briefen aus Mannheim vom 22. Januar bis zum 25. April 1832. „Das Wahre iſt nicht immer das Wahrſcheinliche, ſagt ein Sprüchwort. Ich glaube, daß unſer Freund H. (*Hickel*) endlich meine Meinung beſtätigen wird, daß *Iſtvan* (*Hauſer*) ein ungariſcher Magnat iſt.“ Freund H. that dies aber keineswegs, und Stanhope ließ dieſe Meinung dem Präſidenten gegenüber fallen. „Ich bin ganz Ihrer Meinung,“ ſchreibt er unter dem 31. Mai 1832, „daß in Ungarn gar Nichts für ihn (Hauſer) zu ſuchen oder zu hoffen ſei und daß alle die Anhaltspunkte, die wir dort zu haben glaubten, nur Irrlichter waren. Dies hat unſer Freund *mit vollkommener Gewißheit bewieſen*,“ welche letzteren Worte St. ebenſo unterſtrichen hat. Und nun fängt er an, gegen ſeinen „theuerſten Pflegeſohn“ direkt und ausdrücklich loszugehen. „Wir müſſen jetzt geſtehen, und dieſes iſt es, was mich am meiſten dabei betrübt, daß ſich K.

(Kaſpar) in dieſer ganzen Angelegenheit in einem ſehr ungünſtigen Lichte zeigt.“ Hierauf ſtellt er die ſprachlichen Experimente, deren Reſultate ſo deutlich nach Ungarn hinführten, in der Art dar, daß ſich ihr Gewicht auf Null reducirt und H. dabei eines ſchändlichen Komödienſpieles beſchuldiget wird. „Wenn in dieſen Fällen,“ fährt er fort, „ſeine Angaben ſo ganz grundlos waren, wie können wir wiſſen, ob ſie in anderen Stücken ganz treu, gewiſſenhaft und zuverläſſig waren?“ Er geht nun mit ſeiner Kritik auf die erſte Erſcheinung Hauſer's zurück und beſchuldigt ihn, ſchon gleich hier eine betrügliche Rolle geſpielt zu haben. „Die erſten Perſonen,“ ſagte er unter anderem, „die Kaſpar in Nürnberg ſah, zeugen wider ihn; und die Notizen, welche Daumer ſammelte, können vielen Zweifeln unterworfen ſein, weil er nicht immer bei geſundem Verſtande war“ ꝛc. Niemand in der Welt hatte mich damals irgend einer Art von Irrſinn beſchuldiget; ich galt für einen Mann, der zwar phyſiſch kränklich und leidend, aber von ganz normaler geiſtiger Beſchaffenheit ſei; ſonſt hätte man mir auch nicht den Findling anvertraut. Feuerbach in ſeinem Buche über K. H. erwähnt meiner Perſon, meiner Behandlung Hauſer's und meiner Beobachtungen deſſelben, die in dieſem Buche ſo weſentlich benützt ſind, mit unbedingter Anerkennung und Billigung. Stanhope war der erſte, der im Intereſſe ſeiner Polemik jenen Ton wider mich anſtimmte. Er verſchmähte es nach Feuerbach's und Hauſer's Tode gleichwohl nicht, zu mir zu kommen und ſich zu bemühen, den irrſinnigen Träumer und Phantaſten, für den er mich erklärte, zu einem Schritte wider H. zu bewegen. Wäre ich darauf eingegangen, ſo hätte er mit ſeinen Verbündeten mich ſicher als die allerbeſte Autorität gelten laſſen; und es hätte mir dies alle die Verfolgungen und Herabſetzungen erſpart, die ich in dieſer Angelegenheit bis auf die neueſte Zeit zu erdulden gehabt. Mit Erſtaunen las ich in einem Briefe Stanhope's vom 25. April 1832, der ſich in den Feuerbach'ſchen Nachlaßpapieren befindet, die Stelle: „Die Daumer'ſche Schrift war mir durch ihren Gegenſtand ſehr intereſſant; es iſt aber ſehr zu bedauern, daß D. ſich nicht überreden ließ, ſeinen Vorſatz aufzugeben, welcher überflüſſig war und durch ſeine Ausführung für die Sache ſelbſt nachtheilig werden muß. Ich zeigte Ihnen den Brief, den ich ihm darüber ſchrieb und dem Sie gütigſt Ihren Beifall gaben; und indem ich keine Antwort von ihm bekam, glaubte ich, daß er nachgegeben habe, und erfuhr gar Nichts mehr, bis das Werk angekündigt war. Hierin ſcheint er nicht offen und freimüthig gehandelt zu haben, da er uns Beide irre geführt hat.“ Ich habe von dem Grafen niemals einen Brief erhalten, namentlich keinen, der mich ermahnt hätte, meinen Vorſatz, über K. H. zu ſchreiben, aufzugeben, was ich gewiß noch wüßte, wenn es geſchehen wäre; denn ich bin noch nicht gedächtnißſchwach geworden. Auch war es niemals meine Art, Briefe, die man an mich ſchrieb, zumal *ſolche*, unbeantwortet zu laſſen. Entweder der Brief Stanhope's iſt verloren gegangen, was mir nicht wahrſcheinlich iſt; oder er, nicht ich, war der Irreführende.“ Feuerbach ſah es ſehr ungern, daß ich ebenfalls ſchrieb, weil er nicht wollte, daß die Aufmerkſamkeit des Publikums, die er für ſeine Schrift in Anſpruch nahm, getheilt und auf eine zweite der Art hingelenkt werde; er wünſchte auch, daß das, was er aus meinen ihm mitgetheilten reichhaltigen Materialien herausgezogen und mitgetheilt, bloß bei ihm zu finden ſein ſolle. Er wollte ſich, wie man aus der citirten Stelle ſieht, des Grafen bedienen, um mich zu beſtimmen, Nichts weiter zu thun und Alles ihm zu überlaſſen. Der Graf ſchrieb einen Brief dieſes Inhaltes und ließ ihn dem Präſidenten leſen, betrog aber dieſen, wie es ſcheint, indem er den Brief nicht abgehen ließ. Warum er dies that, läßt ſich wohl denken. Er meinte es mit Feuerbach und ſeiner Sache nicht gut und wollte ihnen nicht nützlich ſein; es war ihm ganz recht, wenn Letztere eine ſchiefe Wendung nahm. Feuerbach hatte, wie man aus demſelben Brief erſieht, auch die Beſorgniß geäußert, ich möchte mehr ſagen, als er ſelbſt, in vorſichtiger Auswahl, mitzutheilen für gut befunden. Ich hatte in der That keine Weltklugheit und hielt es für meine Pflicht, Alles zu ſagen, was ich wußte und als wahr erkannt, ob es auch Vielen unglaublich vorkäme. Stanhope wollte ſich nicht dazu gebrauchen laſſen, dies zu verhindern; ſpielte aber auch hier ein falſches Spiel, und gab vor, er habe in dieſer Sache das Seinige gethan. Um ſo erklärlicher iſt mir nun der Groll, welchen Feuerbach auf mich geworfen hat. „Die Sache,“ ſchreibt *Stanhope* weiter, „iſt gerade ſo ausgefallen, wie Sie es erwarteten; die Fakta werden vielen Perſonen unglaublich erſcheinen, — — — — — Die wahre authentiſche Darſtellung, die Sie herausgaben, hätte ganz allein auftreten ſollen.“ Stanhope ſelbſt ergreift die Gelegenheit, ſofort eine ganze Anzahl von Zweifeln über Hauſer's Geſchichte auszukramen, nicht etwa bloß, was das Dunkle, Außerordentliche, Seltſame betrifft, ſondern auch Anderes, was er der trivialſten, zum Theil ſelbſt vom Standpunkte des gemeinen Menſchenverſtandes aus völlig ungegründeten Beanſtandung unterwirft. Nach Feuerbach's Tode griff er auch deſſen in dem Brief für „die wahre, authentiſche" erklärte Darſtellung an, erklärte auch ſie für unredlich, abſurd und fabelhaft und machte ihr insbeſondere den Vorwuf, ſo viel aus meinen Mittheilungen geſchöpft zu haben. So zeigt ſich dieſer Mann durchaus als ein Muſter von Falſchheit und Unwahrheit, ſo daß er nothwendig den Abſcheu jedes redlichen Gemüthes erregt. Daß ſeine Briefe einmal in meine Hände kommen würden, das ließ ſich der Edle wohl nicht träumen. Aber die Wege des Schickſals ſind wunderlich. Ich bin nun nach ſo langer Zeit auf einmal im Stande, die ganze Intrigue zu durchblicken und bloß zu legen.

3.

Die großherzogliche Geiſtererſcheinung.

Unter der Aufſchrift: „Correſpondenz-Nachrichten" findet ſich auf einem Blatte der Feuerbach'ſchen Nachlaßpapiere ohne Angabe der Jahrzahl und Quelle Folgendes: „Vom Rheine am 11. Dec. Geſtern verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, der Großherzog von Baden ſei geſtorben und zwar, wie man behaupten wollte, an Gift. Noch an demſelben Tage aber änderte ſich das Gerede dahin ab, daß S. Königl. Hoheit zwar plötzlich erkrankt, aber nicht geſtorben ſei. Immer aber wollte man einen unglücklichen Verſuch, ihn zu vergiften, als Urſache der plötzlichen Erkrankung anſehen. Andere nahmen, um den Anfall zu erklären, zu einer Geſpenſterſage ihre Zuflucht. In einer der verfloſſenen Nächte ſoll nämlich ein Wachtpoſten der Reſidenz dem wachhabenden Officier gemeldet haben, die Schloßkapelle ſei um 12 Uhr ganz hell beleuchtet geweſen. Davon ſei wenig Notiz genommen worden. Als aber in der folgenden Nacht eine andere Wache dieſes Poſtens wieder daſſelbe ausgeſagt, ſei es Tags darauf dem Großherzog angezeigt worden, der dann beſchloſſen habe, von der Urſache dieſes ſeltſamen Gerüchtes ſich ſelbſt zu überzeugen. Er habe ſich in der nächſten Nacht in die Kapelle begeben; mit der Geiſterſtunde habe dieſelbe blendende Helle die Kapelle erfüllt und der verewigte Vorfahrer des Großherzogs auf dem Throne ſei, in einiger Entfernung, leibhaftig vor ihm geſtanden, an der Hand einen Knaben, den die Sage natürlich einen Prinzen nennt. Die Alteration über die Erſcheinung dieſes ernſt und bedeutungsvoll winkenden Geiſterbildes ſoll die Urſache der plötzlichen Erkrankung S. Königl. Hoheit geweſen ſein.“

Graf Stanhope erwähnt die Erſcheinung in einem Briefe an Feuerbach vom 24. Jan. 1832. Er erzählt hier von der Bekanntſchaft des Grafen Luxburg, die er zu Mannheim gemacht, und wie er mit dieſem über den auffallenden Tod der beiden Prinzen der Großherzogin Stephanie geſprochen ꝛc. „Wir ſprachen auch von der Erſcheinung in Karlsruhe, die er für eine Erdichtung erklärte; und das Kind, das der letzte Großherzog auf die Hand (sic) hatte, ſchien ihm nichts Anderes zu bedeuten, als ſein unehelicher Sohn.“

Was ſoll das heißen? Soll die Erdichtung den Sinn gehabt haben, der erſcheinende Fürſt ſei wegen eines unehelichen Kindes beunruhigt, das er ſeinem Nachfolger zur Berückſichtigung empfehle? Gründe zu einer ſolchen Beunruhigung und Empfehlung ſind in ſo hohen Kreiſen nicht wohl denkbar; als Erdichtung wäre die ſo gemeinte Sache ſehr albern, als Wahrheit ſehr ſeltſam.

Unter dem 25. Jan. theilt Stanhope dem Präſidenten ein Geſpräch mit, welches er mit dem Grafen Jeniſon gehabt habe, und ſagt hiebei: „Ich ſprach mit ihm über die Erſcheinung in Karlsruhe; er ſagte, daß ein ähnliches Gerücht verbreitet wurde, als der letzte Großherzog erbte; und auch da erſchien ſein Vorfahrer mit zwei Söhnen an der Hand.“ Hier iſt es alſo nicht ein Kind, ſondern zwei, welche der Erſcheinende an der Hand geführt haben ſoll; und es ſollten ſich zwei ſolche Erſcheinungen ereignet haben. Soviel habe ich über dieſe angebliche Geiſtergeſchichte aufgefunden. Sie iſt nicht zu verachten, auch wenn man nicht daran glaubt; es drückt ſich in der Sage doch immer die allgemeine Meinung aus; denn ſie bezieht ſich wohl jedenfalls auf die früh verſtorbenen, muthmaßlich weggeſchafften Prinzen der Großherzogin.

4.

Die auf Ungarn bezüglichen Dinge betreffend.

Aus v. Röder's, des Präſidenten v. Feuerbach's, Prof. Rumy's und v. Tucher's Briefen.

Herr v. Röder ſchreibt aus Nürnberg am 3. April 1830 an Feuerbach: „Hauſer hat mir vor zwei Tagen, unter unendlichen Thränen und furchtbar angegriffen, den Vorfall des Beſuches von Herrn v. Pirch erzählt, der wahrlich wunderſam iſt und gewiß mit Recht unſere Aufmerkſamkeit erregt.“ Wenn Hauſer, wie die Gegner behaupten, in dieſem und anderen ſolchen Fällen nur Comödie geſpielt, ſo muß er zu dieſem Behufe ſtets ganze Ströme von Thränen und die künſtliche Darſtellung ungeheurer Aufregung und Angegriffenheit in Bereitſchaft gehabt haben. Er iſt dann jedenfalls ein wunderbar großer Schauſpieler geweſen.

Im October 1831 wurde H. mit einigen Ungarn zuſammengebracht, welche, wie ſchon früher v. Pirch und Saphir, ſprachliche Experimente mit ihm anſtellten. Darüber wird von Stanhope*) und Hickel**) auf eine Weiſe berichtet, die zum Zwecke hat, dieſe Experimente werthlos und den Findling zu einem elenden Gaukler zu machen. Es wird erzählt, wie ſich H. zu entſinnen geglaubt, er ſei in ſeiner Kindheit Iſtvan d. h. Stephan***) genannt worden, hiebei jedoch geäußert, es müſſe noch Etwas zu dieſem Namen kommen, was er nicht zu finden vermöge. „Als man nun,“ berichtet Stanhope, „ungariſch ſagte: Iſtvan geht nach ***, ein Schloß, deſſen Namen ich, wie die übrigen, verſchweige, um unſchuldige Familien nicht zu beunruhigen, wurde er nicht nur auf das Heftigſte angegriffen, ſondern eigentlich erſchüttert; er ſagte mit Bewegungen, die alle anderen übertrafen, die man ſonſt an ihm bemerkt hatte: Ja, ja, das iſt's, was ich ſo lange geſucht habe. Man nannte ihm den Namen einer in der Nähe des Schloſſes wohnenden Familie, und er ſchrie mit Entſetzen:*) Das iſt meine Mutter.“ Stanhope und Hickel erzählen weiter, wie Hauſer hierauf nach Hauſe geführt worden und daſelbſt jene beiden Namen nicht mehr zu nennen gewußt.**) Stanhope erwähnt ferner, wie durch Hickel's vortreffliche Unterſuchungen der Beweis geführt worden ſei, „daß alle anſcheinenden Rückerinnerungen Hauſer's Nichts als Irrwiſche geweſen. Schloß und Dame mußten ihm ganz fremd ſein und der ungariſche Edelmann, der im Oct. v. J. nach Nürnberg kam, ſagte, es wäre ihm und ſeinem Sohne augenſcheinlich geweſen, daß K. H. mit ihnen Comödie ſpielte, und ſie hätten ſehr oft darüber gelacht.“***) Die betreffenden Orts- und Familiennamen werden von den beiden Verbündeten überall ängſtlich verſchwiegen. „Der Name des Schloſſes und der angeblichen Mutter iſt nirgend ausgeſchrieben,“ bemerkt Dr. Meyer.†)

---

*) Schreiben an Hickel v. 10. Febr. 1834 in Stanhope's Materialien, Heidelberg 1835 S. 26. ff.

**) Allgem. Zeitung v. 17. Oct. 1858. Dr. Meyer, Authent. Mittheilungen über K. H. Ansbach 1872 S. 554 f., wo ein Brief von Hickel v. 12. Sept. 1831 eingerückt iſt, der dieſelbe Erzählung enthält, ſonderbarer Weiſe aber im Sept. geſchrieben ſein ſoll, da die erwähnten Experimente doch erſt im October gemacht wurden.

***) Man wird dabei an den Namen Stephanie erinnert.

Mir ſind aus dem Feuerbach'ſchen Nachlaß, der mir zur Einſicht und Benützung mitgetheilt worden iſt, alle die hier in's Spiel gekommenen Namen bekannt geworden; auch fand ſich unter dieſen Papieren ein Brief des Freiherrn v. Tucher an den Präſidenten v. Feuerbach, der über jene Scene berichtet und beweiſt, daß die Darſtellung Stanhope's und Hickel's eine tendenziös gefärbte und entſtellte iſt. In dieſem, „Nürnberg den 13. Oct. 1831“ datirten Briefe lautet die Erzählung folgendermaßen.

„Es iſt eine Erfahrung gemacht worden, welche man eine Entdeckung nennen könnte, wenn nicht ein böſer Geiſt, wie höhnend, hinter Allem ſtünde, was man für den Beginn einer Enthüllung des furchtbaren Geheimniſſes hält.“

„Vor ein paar Tagen kam ein ungariſcher Edelmann Ladislaus v. Merey, Erbherr von Kapos Mére aus Peſth, mit Sohn und einem Hofmeiſter zum Bürgermeiſter und verlangte mit beſonderer Dringlichkeit Kaſpar zu ſprechen; er möchte ein paar Fragen an ihn ſtellen und glaube dadurch die Sache zur Entdeckung zu bringen. Da ihn der Bürgermeiſter zu mir gewieſen hatte, ſo ſuchte ich ihn, um ein Verfehlen zu vermeiden, auf und fand in ihm einen äußerſt intereſſanten, ſehr wohlwollenden und gebildeten Mann, eine ächt ungariſche Edelmannsnatur, fand auch, nach einigem Aufenthalte bei ihm, gar keinen Anſtand, Kaſpar holen zu laſſen. — — — — — — Nach einigen Geſprächen redete er Kaſparn ungariſch, dann ſlaviſch an und überzeugte ſich, daß Letzteres gar keinen Eindruck, wohl aber Erſteres die uns ſchon bekannte Aufregung erzeugte. Er nannte verſchiedene Orts- und Familiennamen, die zum Theil, wiewohl nur ſchwache Anklänge bei K. fanden. Endlich ſprach er, auf das wiederholt geäußerte Verlangen desſelben, zu dem Worte Istvan (Stephan) noch einige andere Worte zu hören, deren er ſich erinnern könne, und nach mehrfältigen Verſuchen auch Szalakusz aus — plötzlich war Kaſpar wie von einem electriſchen Schlage durchzuckt: Ja, das iſt's; nur noch Etwas, ich bitte, nur noch ein Wort, dann iſt es. Istvan Szalakuszra vidd — da war K. im höchſten Grade der furchtbarſten Aufregung; er wurde bald bleich, bald roth,*) zitterte heftig an Händen und Füßen und konnte nur mühſam die mit Thränen erſtickten Worte herausbringen: Das iſt's, das habe ich gehört. Als ihm auch der Name Bartakowich (—witſch) genannt wurde, antwortete er nach langem tiefen Beſinnen: Das iſt nicht ſo deutlich, gerade wie die Mutter!*) Eben ſo erkannte er auch Nyitra und ſagte: Das habe ich gehört; ſagen Sie mir nur von Nyitra weg nach Szalakusz — — — — — — — — — — — —**) Nun iſt Szalakusz das Stammgut der Gräfin Maitheny, und Bartakowich iſt ihr Familienname. Jene Worte heißen: Bringe oder trage den Stephan nach Szalakusz; und Nyitra iſt ein Städtchen ¼ Stunde von da im Neutraer Gebiet. Der alte, vor mehr als 20 Jahren in hohem Alter verſtorbene Bartakowich hatte zwei Töchter und keinen Sohn; die eine, ein bildſchönes, aber ſehr lockeres Mädchen, ging in ſpäteren Jahren in ein Kloſter, unter die engliſchen Fräulein zu St.

---

*) Wie unwahr dies iſt, werden wir nachher ſehen.

**) Das iſt in ſolchen Fällen wohl möglich, auch wenn man kein Betrüger iſt.

***) A. a. O. S. 555.

†) Darauf kommen wir unten zurück.

---

*) Bei Stanhope dagegen heißt es: „Er ſchrie mit Entſetzen: Das iſt meine Mutter."

**) Der Satz iſt eben ſo auch im Original unvollendet.

Polten in Unteröſterreich, die andere heirathete den Grafen oder Baron Stubenberg und, nachdem ſie ein paar Jahre Wittwe geweſen, den Grafen Majtheny. Bei dieſer war, und zwar in Szalakusz, die Dalbonne und der Müller.“

„So weit iſt Alles gut und läßt die größte Menge von Conjecturen zu. Nun kommt aber der höhnende böſe Geiſt, von dem ich ſprach.“

Die Bartakowich haben Nichts, ebenſo wenig hatte der (aus Bayern gebürtige) Stubenberg Etwas. Er war ein alter Mann und lebte nicht lang in der Ehe mit der Bartakowich, die kinderlos war. Dagegen hatte der nun auch verſtorbene Majtheny ein ſehr bedeutendes Vermögen. Die Stubenberg war auch ſchon i. J. 1809 Wittwe und blieb es bis zum Jahre 1812. Merey iſt ebenſo, wie wir Alle, der Meinung, daß von einer unehelichen Geburt hier gar keine Rede ſein könne, indem ſolche Fälle nicht ſo ſelten ſind, daß eine Verführte in Verlegenheit geriethe, beſonders wäre die Nähe von Preßburg die ſchönſte Gelegenheit geweſen, das Kind unbemerkt unterzubringen, indem ſolche Kinder gewöhnlich auch wirklich dahin geſchafft werden, weil es da vortreffliche Anſtalten dazu gibt. Eben ſo wenig läßt ſich aber auch bei dieſen Familien ein Grund der Entfernung eines läſtigen Miterben denken, da kein ſo bedeutendes Erbgut vorhanden iſt, was ſolche Opfer und ſolchen Aufwand von Scharfſinn und Rechtlichkeit (?) nöthig machte.“

„Und doch iſt das Reſultat dieſer Unterredung ſo überraſchend und gibt die ganz unbezweifelte Gewißheit von erweckten Erinnerungen.“

„Merey bat mich nun dringendſt, von dieſen Erfahrungen vorläufig keinen Gebrauch zu machen, indem dadurch eine ſehr achtbare vortreffliche Familie vielleicht mit Unrecht compromittirt würde und er auch mit. Er gab aber feierlichſt und wiederholt ſein Ehrenwort, nicht ruhen und raſten zu wollen, bis er der Sache auf den Grund käme und jede Entdeckung, auch ſelbſt die geringfügigſte, mitzutheilen.“

„Daß ſich nun dieſe die Sache ſo ernſt nehmende Ungarn ſpäterhin über die Geſchichte ſo luſtig gemacht, wie Stanhope und Hickel berichten, iſt ſchwer zu glauben.

Unter den Feuerbach'ſchen Nachlaßpapieren, aus welchen ich dieſen Brief genommen, befindet ſich auch ein Blatt mit allerlei Fragen, die ſich auf die Hauſer'ſche Sache beziehen. Die mit Bleiſtift ſehr undeutlich hingekritzelte und für mich zum Theile ganz unleſerliche Schrift enthält unter Anderem die Frage: „Gräfin Majtheni, ob ſie nicht mit dem badiſchen Hofe, beſonders der Hochbergiſchen Familie, in Verbindung geſtanden?“

Herr v. Tucher ſchreibt am 29. März 1830 an den Präſidenten v. Feuerbach: „Im Bazar von Saphir Nr. 26 ſteht: in Ungarn ſei eine Erzieherin in dem fürſtlich — — —ſchen Hauſe verhaftet worden, welche ſich wahnſinnig geſtellt habe — — — — — — — — — — Die — — — — —ſche Geſandtſchaft habe ſich bemüht, die Freilaſſung dieſer Perſon zu erwirken.“ ꝛc. Herr Plattner will von dem Redakteur Saphir herausgebracht haben, daß dieſe Geſandtſchaft die badiſche ſei. Hiezu noch Etwas: 1) Die Hofdame der alten Markgräfin, welche Letztere die Mannheimer öffentlich als Prinzenmörderin bezeichneten, war ein Fräulein v. Ettelsheim; und dieſer Letzteren Bruder H. v. Ettelsheim iſt mit dem jetzigen Großherzoge in gleichem Alter und Factotum desſelben, dermalen Oberſthofmeiſter. Fräulein v. Ettelsheim verheirathete ſich an den Oberſten Grafen Giulai in Ungarn, gegenwärtig Kommandirenden in Böhmen. 8) Vor vielen Jahren war es in Carlsruhe ganz beſonders Sitte geworden, daß ſich junge Frauenzimmer als Gouvernanten nach Rußland und vornehmlich nach Ungarn begaben. Meine Schwiegermutter kennt deren allein drei, die ſich gegenwärtig in Ungarn aufhalten.“

Hennenhofer in ſeinen Memoiren erzählt, wie er das von der Hochberg entwendete Kind einer Gouvernante übergeben habe. Das war allem Anſcheine nach die nachher in Ungarn befindliche und wegen der Hauſer’ſchen Sache wahnſinnig gewordene Dalbonne oder Dalbon.

Dr. Rumy, Profeſſor der ungariſchen Rechte in Gran, ſchreibt unter dem 23. Febr. 1832 an Feuerbach: „Die franzöſiſche Gouvernante Talbon (Dalbon, Dalbonne) verfiel bei’m erſten Verhöre in Wahnſinn, phantaſirte, während ihres Wahnſinnes beſtändig von Müller*) und läugnete, als ſie durch ärztliche Hilfe wieder hergeſtellt worden, den Pfarrer Würth geſehen und mit ihm in Verbindung geſtanden zu haben."

---

*) Kaplan zu Preßburg, der ſie und den Pfarrer Würth angeklagt hatte. Müller, auch Kasperl genannt, hieß auch der muthmaßliche Kerkermeiſter Kaspar Hauſer’s in dem Schloſſe Falkenhaus. Es können freilich auch Zufälle walten; doch möchte es nicht unſtatthaft ſein, ſolche Uebereinſtimmungen wenigſtens bemerklich zu machen.

In einem Briefe Feuerbach's an den ſo eben erwähnten Prof. Rumy zu Gran in Ungarn vom 5. März 1832*) iſt von Hickel's Reiſe nach Ungarn in der K. Hauſer'ſchen Angelegenheit die Rede. Hiebei heißt es: „Die Hauptpunkte, nach welchen ſeine Reiſe geht, ſind nämlich Salakusch und ein Schloß Podok, oder wie dieſer Name ſonſt geſchrieben wird. — — — — Die Anweſenheit des Herrn Ladislaus v. Merey, Erbherrn von Kupos Mere aus Peſth zu Nürnberg im Oct. 1831 führte jene Spuren herbei und zwar auf demſelben Wege, den Sie ſelbſt bezeichnet haben. Als ihm (Hauſern) nämlich mehrere Ortsnamen vorgeſagt wurden, machten jene Namen einen gewaltigen Eindruck auf ſein Gemüth, ſo daß hieraus auf wiedererwachte Erinnerungen geſchloſſen werden mußte, die um ſo bedeutender auffielen, als ſie mit anderen Umſtänden zuſammen zu treffen ſchienen."

Prof. Rumy ſchreibt hierauf an Feuerbach unter dem 17. März 1832: „Was die zwei Namen Salakusch und Podok anbelangt, bei deren Nennung Hauſer im Oct. 1831 einen gewaltigen Eindruck fühlte, ſo ſind beide verſchrieben und der erſte faſt unkenntlich verſtümmelt. Das Schloß Podok iſt offenbar Bodok, ein Dorf im Neutraer Comitat mit einem herrſchaftlichen Schloß der Berényi'ſchen Familie gehörig. Salakusch exiſtirt meines Wiſſens nirgend in Ungarn; vielleicht iſt es Sala oder Sellye, ein Marktflecken im Neutraer Comitat, nicht weit von Bodok, oder vielmehr Sarluschka, Dorf im Neutraer Comitat, Bodoker Bezirk, gleichfalls der gräflich Berényi'ſchen Familie gehörig — daß K. H. aus dem Neutraer Comitat abſtammen dürfte, ahnte ich ſchon im Sept. 1830, als ich im „Spiegel"**) Nr. 76 vom 22. Sept. drucken ließ: Nach den Forſchungen des Herrn von Pirch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß H. aus einer vornehmen ungariſchen Familie ſtammt, von einer polniſchen oder einer anderen ſlaviſchen Kindsfrau oder Wärterin erzogen wurde, in ſeiner Kindheit magyariſch und ſlaviſch ſprach und erſt in ſeinem Kerker, wo er aus Mangel an Uebung das Ungariſche und Slaviſche vergaß, kurz vor ſeiner Entlaſſung aus demſelben etwas deutſch lernte. Sein Geburtsort*) iſt daher im nördlichen Ungarn, in ſolchen Geſpannſchaften, wo ungariſch und ſlaviſch geſprochen wird, wie z. B. in der Neutraer und Neograder Geſpannſchaft, zu ſuchen. Der Umſtand, daß H., als er von Herrn v. P. das Wort miasto oder mesto, Stadt, hörte, ausrief: „„Ja, ja, aber dazu fehlt noch der Name; es fehlen nur noch zwei Worte, dann weiß ich es ja, nur zwei Worte““ — ſcheint darauf zu deuten, daß das Wort mesto in dem Namen einer Ortſchaft in der Gegend ſeiner Geburt vorkommt; und einen ſolchen ſlaviſchen Namen führt der Marktflecken Dolné Nowe Mesto, deutſch Neuſtädtel an der Wag, ungariſch Váy Ujhelÿ in der Neutraer Geſpannſchaft.“

---

*) Abſchrift davon in dem Feuerbach'ſchen Nachlaß.

**) Ofener und Peſther Zeitſchrift.

5.

Aus dem Briefwechſel Hofrath Hofmann's und Staatsrath Klüber's, wo namentlich die Nachrichten von dem Benehmen des Lehrers Meyer und dem Tode des hiernach ohne Zweifel an Gift geſtorbenen Präſidenten v. Feuerbach von Intereſſe ſind.

In den Feuerbach'ſchen Nachlaßpapieren finden ſich auch Abſchriften von einigen ſehr merkwürdigen Briefen, welche zwiſchen Hofrath Hofmann in Ansbach und Staatsrath Klüber in Frankfurt gewechſelt worden ſind. Daraus habe ich Folgendes ausgezogen. Einzelne Worte ſind mir unleſerlich geweſen, doch ohne Nachtheil für Sinn und Zuſammenhang im Weſentlichen.

So berichtet Hofmann über des Lehrers Meyer auffallendes Benehmen in einem Briefe vom 3. Febr. 1834 Nachſtehendes. Nachdem er von dem Grafen Stanhope geſprochen, dem er einen krankhaften Seelenzuſtand, eine Art von Geiſtesverwirrung zuſchreibt, aus welchem deſſen liebloſes und ungerechtes Urtheil über Feuerbach fließe, ſchreibt er weiter: „Sonderbarer Weiſe war der Schullehrer Meyer von einem gleichen Uebel, wie Stanhope befallen. Er erklärte ſich gegen mich unmittelbar nach der That (der Verwundung im

---

*) Er kann aber auch aus einem anderen Lande, ſeinem Geburtslande, in früher Kindheit dorthin geſchafft worden ſein und einige Zeit vor ſeiner Einſperrung daſelbſt in Freiheit gelebt haben.

Schloßgarten zu Ansbach) auf das Beſtimmteſte, daß Hauſer ein Betrüger ſei; die Verwundung, die er für ſehr unbedeutend ausgab, weil ſie wenig blutete, habe er ſich ſelbſt zugefügt, wahrſcheinlich, um den Grafen Stanhope glauben zu machen, daß er in Deutſchland nicht mehr ſicher ſei und ihn dadurch zu veranlaſſen, ihn mit ſich nach England zu nehmen.*) Meine Erinnerungen, daß es aller zureichenden Gründe zur Annahme eines ſolchen Verdachtes ermangele, meine Warnungen, dem Gange der Unterſuchung nicht vorzugreifen, meine ernſtliche Aufforderung, dem Hauſer nicht Unrecht zu thun, und eine noch zweifelhafte Anſicht, die ſo Vieles gegen ſich habe, nicht als unzweifelhaft hinzuſtellen, fanden keinen Eingang. Meyer erklärte vielmehr höchſt entrüſtet: Hauſer habe das Mitleiden ſeines Jahrhunderts zum Beſten; der Vorgang ſei nur ein Dacapo des früher erſonnenen Mordverſuches in Nürnberg. Ihm mache er heute (am 14. Dec.) keine unruhige Nacht, wie damals dem Prof. Daumer in Nürnberg. Er habe dem Hauſer ſo eben bei'm Weggehen, um mir den Vorfall anzuzeigen, gerade herauserklärt, daß er eine Tracht Schläge verdient habe.**) M. drang ſogar darauf, daß ich Hauſern, wegen Hickel's Abweſenheit, aus dem Hauſe ſchaffen ſolle, weil er ihn nicht länger behalten wolle. Ich gab ihm meinen Unwillen darüber ſehr lebhaft zu erkennen und befahl ihm, ohne Weiteres von dem Vorfall bei der Polizei und den Gerichten Anzeige zu machen. Dieß geſchah nun zwar; M. ließ aber auch hiebei die gegen mich geäußerten Vermuthungen laut werden, was — wegen der geringen Blutung und weil die Sonde (wegen Verſchiebung der Wunde, wie die Leichenöffnung zeigte) nicht tief eindringen konnte, hiernächſt weil Hauſer noch nach Hauſe zu gehen vermochte und weder Blut auswarf, noch heftige Beklemmungen hatte — allen Verdacht auf ihn wälzte; was auch die urſprüngliche Richtung der Unterſuchung, ingleichen die unterlaſſenen Maßregeln zur möglichen ? Entdeckung der Spuren des Thatbeſtandes und der Habhaftwerdung des Mörders, reſp. zur Ermittelung von Indicien, erklärlich macht."

---

*) Hiezu macht Hofmann die Bemerkung: „Niemals äußerte Hauſer, der öfters mit mir über ſeine künftige Exiſtenz und deren Sicherung ſprach, den Wunſch, nach England zu kommen; wohl aber recht oft und dringend das Anſuchen, hier bleiben und auf eine lebenslängliche geſicherte Unterſtützung des Grafen rechnen zu können. Er bat mich oft und wiederholt, hiezu mitzuwirken, wobei er mir einmal kurz vor ſeiner Confirmation tief bewegt und unter Thränen ſagte: Ich weiß wohl, der Herr Graf hält mich für einen Betrüger; das that mir recht wehe, ich mußte alle Nächte darüber weinen. Seitdem ich aber aus dem Religionsunterrichte weiß, daß es einen Gott gibt, der in das Innere ſieht, bin ich ruhig und weine nicht mehr; denn ich weiß, daß ich kein Betrüger bin. Auch beruhigt mich der Gedanke, daß ich an Gott einen Vater im Himmel habe, wiewohl es mein erſter Wunſch iſt, zu erfahren, wer mein irdiſcher Vater iſt, gleichviel ob arm und niedrig, wenn ich ihn nur kenne; ich denke darüber nicht, wie die Leute."

**) Möchte man nicht blutige Thränen weinen, indem man ſich das Schickſal jenes Aermſten denkt, welcher, mit der ſo eben erhaltenen tödtlichen Wunde im Herzen, noch dazu in der gemeinſten Weiſe mit Schlägen bedroht wird!

„Meyer verſprach, ſich gegen mich am folgenden Tage (den 15. December) zu rechtfertigen. Er kam Morgens 9 Uhr und zeigte an, daß Hauſer's Befinden nach der Erklärung des behandelnden Arztes Dr. Horlacher vollkommen naturgemäß und von keiner Gefahr die Rede ſei. Seine Rechtfertigung über den Tags zuvor geäußerten Verdacht beſtand in lauter Trivialitäten, welche von Zeit zu Zeit mit Hauſer im Unterricht vorfielen, in einigen unvortheilhaften Mittheilungen, die ihm wegen deſſelben aus Nürnberg gemacht worden ſind*), und in einzelnen Aeußerungen und angewöhnter altbayeriſcher Mundart Hauſers, welche nach Meyer's Meinung auf eine gemeine Denkart und niedrige Herkunft ſchließen laſſen ſollten. Ich fand dieſe Rechtfertigung ſo wenig erheblich, daß ich ihn auf's Eindringendſte bat, von ſeinen Eröffnungen gegen mich nirgend Gebrauch zu machen und das Reſultat der Unterſuchung abzuwarten, wobei ich ihm bemerkte, daß Dr. Albert, welchen ich noch den Abend zuvor geſprochen, Hauſern nicht außer Gefahr und zum Wegbringen in eine andere Wohnung nicht für tranſportabel erklärte."

Am 18. December, alſo nach dem Tode deſſelben, ließ ſich Meyer wieder bei mir ſehen und brachte mir Hauſer's Arbeiten und Hefte, !? um mich aus ſolchen von den Nachläſſigkeiten, die er ſich in letzter

---

*) Es iſt ohne Zweifel der verläumderiſche Brief der aus perſönlichen Gründen wider Hauſer erbitterten Frau gemeint, die ſich nachher in der Raſerei zum Fenſter hinausgeſtürzt und ein elendes Ende genommen hat; vergl. oben S. 294 ff.

Zeit habe zu Schulden kommen laſſen, zu überzeugen. Ich fand indeſſen das Gegentheil und drückte mein Staunen über ſeine Verblendung aus, da ich allenthalben ſichtbare Fortſchritte ganz deutlich erkannte. M. erzählte mir hiebei das Ende Hauſer's und den Abſchied, den er von ihm und ſeiner Frau genommen, wobei er ſo gerührt war, daß er weinte. Deſſenungeachtet blieb er bei ſeiner vorgefaßten Meinung; und da ich ihn deßhalb derb zurecht wies, ſo bemerkte er bei'm Weggehen, daß er in einem halben Jahre vor der Welt gerechtfertigt ſein würde. Seitdem betrat er meine Schwelle nicht mehr. An Lang's Aufſatz ſoll er inſofern Antheil haben, daß er dazu Mittheilungen machte, welche der Verfaſſer nach ſeiner Gewohnheit zu übertreiben wußte. Bei der Indignation, welche der Artikel im Publikum machte, trennte ſich M. von Lang und ließ im Bayer. Landboten v. 31. v. M. ein Schreiben einrücken, worin zur Widerlegung — — — — — — — — — — — —*) die Thatſachen bei'm Vorfall vom 14. Dec. richtig erzählt ſind. Deſſen weitere Erklärung läßt erſehen, daß er von ſeinen vorgefaßten Meinungen einigermaßen zurückgekommen iſt, ſich aber der Hoffnung hingibt, daß durch die Unterſuchung ein ziemlich ſicheres, wenn nicht ganz gewiſſes Reſultat gewonnen werde. Meyer's Befangenheit datirt ſich von der Zeit her, wo ihm Merker's Schrift zu Geſichte kam." **)

„Ich hielt mich für verpflichtet, Hochdieſelbe von all dieſem nachträglich in Kenntniß zu ſetzen, weil es zu wichtig iſt, zu wiſſen, von welchen Perſonen die härteſten Anſchuldigungen gegen H. ausgegangen ſind und welche zufällige Umſtände auf die Richtung der Unterſuchung bei ihrer Einleitung gewirkt haben dürften. So weit ich Hauſern während eines einjährigen Umganges kennen lernte, halte ich es beinahe für unmöglich, daß er den Betrüger ſo ſchlau zu ſpielen und dieſe Rolle mit eben ſo viel Kraft als Entſchloſſenheit höchſt tragiſch zu enden phyſiſch und moraliſch fähig geweſen ſei. Sein Religionslehrer theilt dieſe Meinung und hat ſeine Beobachtungen während eines achtmonatlichen Unterrichtes in einer Schrift niedergelegt, die demnächſt die Preſſe verlaſſen wird. **Heidenreich's** Gutachten iſt bereits in Berlin erſchienen."

---

*) Unleſerliche Worte.

**) Sollte an Meyer's Stimmung und Betragen, abgeſehen von deſſen Antipathie gegen alles Außerordentliche und Wunderſame, nicht hauptſächlich Stanhope's Einfluß Schuld ſein?

Staatsrath **Klüber** ſchreibt an Hofrath **Hofmann** unter dem 23. Jan. 1834: „Ihre Mittheilungen vom 14. und 18 d. M. vermehren für mich bedeutend die Wahrſcheinlichkeit, daß das große Räthſel von Kaſpar's Herkunft ~~auf~~gelöſt bleiben werde. Völlig klar un iſt nur, **daß die koſtbarſte Zeit für die Entdeckung des Mörders, jene unmittelbar nach der That, ganz unbenützt gelaſſen und ſelbſt die Zeit bis zur Ankunft des Münchener Specialabgeordneten wenig benützt worden** iſt. — — — — — — — — Für Selbſtmord finde ich durchaus keinen nur einigermaßen befriedigenden Grund."

Daß der Präſident v. **Feuerbach** an Gift geſtorben, wird durch **Klüber's** Nachrichten ſo evident, daß man wohl ſchwerlich mehr daran zweifeln kann. Ich ziehe in Betreff dieſes Punktes Folgendes aus.

Klüber ſchreibt an Hofrath **Hofmann** im Mai 1833:*) „Das Befinden des Herrn Staatsraths v. **Feuerbach** iſt fortwährend durchaus erwünſcht. Noch heute ſagte er mir, er habe ſich ſeit 5 Jahren nie ſo kräftig für körperliche Bewegung gefühlt, als jetzt. Dafür ſprechen auch Proben genug, wozu Freunde ihm Veranlaſſung gaben. Doch mehr als Alles ſpricht für die Stärke ſeines Nervenſyſtems ein zufälliges Ereigniß, das er Ihnen einſt ſelbſt erzählen mag. Dem ſtärkſten Mann hätte es einen Schlagfluß zuziehen können. Er war dadurch kaum erſchüttert, ſo daß er ſich ohne den geringſten Verzug aufraffte und etlichen dadurch bis auf den Tod erſchrockenen Verwandtinnen entgegenging, um ſie zu beruhigen. Am 30. Mai gedenkt er ſich nach Langenſchwalbach zu begeben."

Aber ſchon am 30. Mai 1833 ſchreibt **Klüber** an **Hofmann**: „Er iſt uns vorausgegangen, der edle, geiſtreiche **Feuerbach**. Nachdem er in der letzten Zeit beſonders frohe Tage verlebt hatte, heute die Badreiſe nach Schwalbach anzutreten dachte und noch am Pfingſtſonnabend bei einem mir gemachten zweiſtündigen Beſuch ſein Kraftgefühl und Wohlbehagen zu meiner größten Freude gerühmt hatte, verſchied er geſtern (Dienſtag) früh um zwei Uhr.“

---

*) Am Rande ſteht: „praes. 29/5 33."

„Am Pfingſtmontag machte er in Geſellſchaft des Herrn . . . ., deſſen Frau und Schweſter und der eigenen Tochter eine Spazierfahrt nach Königsſtein, 2 Meilen von hier. Unterwegs um 10 Uhr frühſtückte die Geſellſchaft auf einer an der Straße gelegenen Wieſe; er aß Brod und Wurſt und trank zwei Gläſer Wein bei vollkommener Heiterkeit. Angekommen in Königsſtein ward ſofort ein Spaziergang nach dem, ¼ Stunde davon entlegenen, alten Schloß gemacht. Auf dem Rückweg klagte er über Unwohlſein und legte ſich im Gaſthof auf ein Bett, wo er ein wenig Suppe genoß. Das Uebelbefinden nahm zu, auf der Hälfte des Weges verſagten die Sprachwerkzeuge den Dienſt; er bat ſchriftlich um möglichſte Eile. Bei der Ankunft im elterlichen Hauſe trug man ihn aus dem Wagen; die linke Seite war gelähmt, die rechte thätig, ſo daß er damit bis zwei Stunden vor ſeinem Hinſcheiden ſchriftlich, ſcheinbar mit geſchloſſenen Augen, ſein Begehren äußern, ſeine Beſorgniß (der Mundſperre) zu erkennen geben, ſeine Beklemmung auf Bruſt und Magen und ſeine „„Höllenangſt““ klagen konnte. In den letzten zwei Stunden war keine Unruhe mehr an ihm zu bemerken. Am Vorabende ſeines Todes, 8 Stunden vorher, fanden die Aerzte (Sömmering und de Neufville) den Puls gut, die Haut feucht, beſonders auf eine Gabe Moſchus, wagten aber nicht, ſein Verlangen nach einem warmen Bad zu gewähren; ſie gaben gute Hoffnung. Heute morgen zeigten ſich, bei der von ihm verlangten Leichenöffnung, alle edlen Theile ohne Fehler, die Krankheit wurde für nervös erklärt. Morgen früh wird ſeine irdiſche Hülle der Mutter Erde übergeben. Sit illi terra levis! Nos te, sancta anima, suo quisque ordine sequemur.“

„Grenzenlos, an Wuth grenzend, war in der erſten Zeit der Schmerz der geliebten und liebenswürdigen Tochter.“

Man fragt ſich hier: worauf bezog ſich das an Wuth grenzende Benehmen der Tochter? Ein ſolches verrieth einen hohen Grad von Zorn und Erbitterung, der einen andern Gegenſtand haben muß, als ein bloßes Naturereigniß, einen einfachen Todesfall, bei welchem eine menſchliche Abſicht und Verſchuldung nicht in Rückſicht kommt. Es gibt ſich mit einem Worte der Glaube an eine Vergiftung kund, wie er ſich auch im Publikum gebildet hat und wie er durch Klüber's ſo eben mitgetheilte Schilderung in der Art beſtätiget wird, daß man ihm vollends gar nicht mehr ausweichen kann. Ein näherer Verdacht fällt auf die Wurſt und den Wein, welche Feuerbach auf der Wieſe genoſſen; eines dieſer beiden Lebensmittel ſcheint das Gift enthalten zu haben, durch welches der zuvor in ganz ungewöhnlichem Grade gekräftigte und lebensvolle Mann mit einem Male ſo ſchwer erkrankte und einem ſo ſchnellen Ende entgegengeführt wurde. Mehrere Leiden des Hinſterbenden, namentlich, Bruſtbeklemmung, Lähmung und ganz beſonders jenes von ihm als „Höllenangſt“ bezeichnete ungeheuere Angſtgefühl machen ſich als Symptome der Arſenikvergiftung bemerklich.

Hofrath Hofmann ſchreibt an Klüber:*)

„Tief erſchütterte die Trauerpoſt (von Feuerbach's Abſcheiden) den armen Hauſer. Er kam zu mir mit einem Strom von Thränen; und ich vermochte dieſe nur dadurch zu ſtillen, daß ich ihn mit der Gewißheit tröſtete, — — — — — — — — — — —.“**)

---

*) Dieſe Namen ſind zwar in der Abſchrift des Briefes, die vor mir liegt, nicht genannt, aber aus dem Zuſammenhang zu entnehmen.

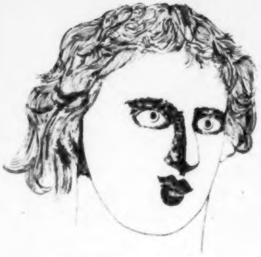
**) Der hier von mir ausgelaſſene Satztheil ſcheint verdorben zu ſein, indem er keinen rechten Sinne gibt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

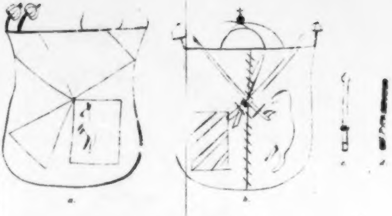
Corrigenda.

S. 28 Z. 20 ſtatt „Thaten“ lies: Thatſachen.
S. 45 ſteht zweimal „Biberach“ ſtatt Biberbach.
S. 53 Z. 7 v. u. im Texte lies: erneuernden. Daſelbſt Z. 6 v. u. lies: Authentiſchen.
S. 63 Z. 2 lies: und es auch.
S. 215 Z. 9 v. u. ſtatt phyſiſchen lies: pſychiſchen.
S. 232 Z. 1 lies: Beſuche.
S. 239 Z. 14 u. 13 v. u. lies: beſchäftigt . . . . . geglaubt . . . . . hat.
S. 267 am Ende des Textes nach „mache“ ſetze ein Anführungszeichen.
S. 280 S. 10 lies: Maytheny.
S. 372 Z. 9 des Textes v. u. lies: unmittelbareres.
S. 375 Z. 4 des Textes v. u. lies: berüchtigte.
S. 409 Z. 18 ſetze vorn ein Anführungszeichen.
S. 434 Z. 7 v. u. tilge 20.
S. 436 Z. 17 lies: ein mir wohlbekannter, ſchon vor Jahren mit mir.
S. 439 Z. 13 lies: tournant.

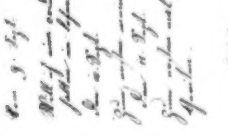
Druck der C. Fr. Meyer'ſchen Buchdruckerei in Weiſſenburg.



Zeichnung Kaspar Hausers nach einer Vision.



Eine Hauser'sche Zeichnung aus dunkler Erinnerung



Den 9. Sept.

[illegible]

Den 10. Sept.

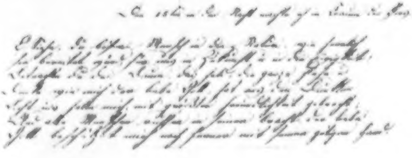
[illegible]

Den 11. Sept.

[illegible]

Facsimile.

[illegible]



[illegible]

Facsimile.

Ein von Hauser nach dem Nürnberger Attentat beschriebenes Blatt; vergl. darüber Abschnitt [illegible]

Das Wunder.

Seine
Bedeutung, Wahrheit und Nothwendigkeit,
den Herren
Strauß, Frohſchammer, Lang, Renan, Reinkens &c.
gegenüber ins Licht geſetzt.

Nebſt
thatſächlichen Belegen aus Geſchichte und Ueberlieferung.

Von

G. Fr. Daumer,
Profeſſor.

Regensburg.
Verlag von Alfred Coppenrath.
1874.

330 H

. . . . Tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kindertage,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitere Welt der Wunder iſt's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort gibt,
Die, ihre ewigen Räume mir eröffnend,
Mir tauſend Zweige reif entgegenſtreckt.

Schiller.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Den Anlaß zur Verabfaſſung vorliegender Schrift hat die Polemik gegeben, welche von Seiten der materialiſtiſchen, atheiſtiſchen und rationaliſtiſchen Parteien — es gehören dazu mit wenig Unterſchied auch die ſich ſo nennenden „Altkatholiken" — gegen das Wunder (den Wunderglauben) und was damit im kirchlichen Cultus zuſammenhängt — und das iſt ſo ziemlich Alles darin — geführt zu werden pflegt. Es hat mich, was die betreffenden Literaturprodukte der jüngſten Zeit betrifft, ganz beſonders die animoſe, die Thatbeſtände auf das Gehäſſigſte und Unwahrhafteſte entſtellende Weiſe empört, in welcher Hr. Profeſſor Frohſchammer gegen den Glauben an das Wunderbare, wie er Religion und Kirche durchdringt und beherrſcht, aufzutreten beliebt. Das Wunder iſt für mich, auch ganz abgeſehen von allen ſpeziellen Beziehungen und Intereſſen, ein unendlich großer und theurer Gegenſtand; denn ich erkenne darin den Geiſt und ſeine göttliche Freiheit im Gegenſatze zu Materie, Mechanismus und ſchmachvoller, des Menſchen unwürdiger Befangenheit in dieſen Letzteren, wie ſie meiner ganzen Natur und Denkart zuwider iſt; und ſehe in dem modernen Toben und Wüthen dagegen Nichts, als den in jene nicht nur religionsfeindliche, ſondern auch culturwidrige Knechtſchaft verſunkenen Zeitgeiſt und Zeitgeſchmack, wie er ſich ſelbſt in denen und durch die geltend macht, welche, wie der genannte Philoſoph, im Kriege mit dem Materialismus leben. Ich hatte mich ſchon ſonſt erkühnt, wider dieſen wilden, faſt Alles mit ſich fortreißenden Strom zu ſchwimmen, und der Anwalt jener ſo fanatiſch verſchrieenen und verfolgten Art von Erſcheinungen und Thatſachen zu ſein; und ſo nahm ich keinen Anſtand, mich auch wieder neueſtens ihrer anzunehmen und die Bedeutung, Wahrheit und Nothwendigkeit derſelben in's Licht zu ſetzen. — Es lag nahe, hiebei noch einige andere Manifeſtationen und

Wirkungen der geiſt- und gottfeindlichen Denkarten unſerer Tage zu berühren, welche bei wohlgeſinnten und denkenden Menſchen das Grauen und Entſetzen vor einer herandrohenden, ja ſchon vorhandenen furchtbaren Entartung und Verwilderung des menſchlichen Weſens zu wecken und zu nähren geeignet ſind. Da ich aber nicht gern bei bloßer Kritik und Polemik ſtehen bleiben, ſondern auch *Poſitives* geben wollte, und da ſich bereits unter meinen noch ungedruckten Aufſätzen und Abhandlungen einige hiezu verwendbare befanden, ſo zog ich auch dieſe herbei und formirte auf dieſe Weiſe ein Werkchen, von dem ich ſehr wohl weiß, wie es der wunderſcheue und wunderfeindliche Theil der Zeitgenoſſen aufnehmen und beurtheilen wird; das aber, wie ich hoffe, auf anderen Seiten weniger unwillkommen und unangenehm ſein dürfte. Mein Beſtreben, Dinge, die dem gemeinen Verſtande unfaßlich und unglaublich ſind, theils durch thatſächliche Belege zu ſtützen, theils durch philoſophiſche Erörterungen klarer zu machen und zu allgemeinerem Verſtändniß zu bringen, hat, trotz der ihm entgegenſtehenden Zeitſtrömung, bei nicht allzu Wenigen Beifall und Unterſtützung gefunden; und dieſem Beſtreben wird man auch in dieſen Blättern begegnen. Daß ich einem dumpfen Aberglauben huldige oder zu knechtiſchem Werkzeug diene, wird man mit Wahrheit und Redlichkeit nicht behaupten können. Ich habe die Principien und Intereſſen der Vernunft und der Humanität nie und nirgend verläugnet und thue es auch hier nicht; nur daß ich allerdings himmelweit von jener gemeinen Art von Nationalität entfernt bin, welche in Beziehung auf höhere Dinge Nichts als zerſtören kann und will, und mit der ich nicht nur als gemüthsvoll empfindender, ahnender und glaubender, ſondern auch als *forſchender* und *denkender* Menſch in unverſöhnlichem Streite bin. Wenn mich der fortgeſchrittene Sohn der Zeit, dem ſelbſt Seele und Geiſt Nichts mehr, als veraltete Chimären einer kindiſch träumenden Vorwelt ſind, deßhalb verachten will, ſo muß ich mir's gefallen laſſen. Er dagegen wird es mir geſtatten müſſen, *ſeine Verachtung zu verachten.*

Würzburg, im Oktober 1873. D.

I.

Wunder und Weltordnung.

Erſte Abtheilung.

Kritiſche und polemiſche Erörterungen.

Motto:

Ja, ſo ſind ſie.
Es ſchreckt ſie Alles, was eine Tiefe hat,
'S iſt ihnen nirgend wohl, als wo's recht flach iſt.
Aus Schiller's Wallenſtein.

I. Das Wunder in Conflikt mit einer ihm polemiſch entgegengeſtellten „Weltordnung“ und „Weltharmonie.“

Die Gegner der altreligiöſen Weltanſchauung, welche an das wunderbare Einwirken und Eingreifen göttlicher und himmliſcher Weſen und Kräfte in die weltliche und irdiſche Daſeins- und Lebensſphäre glaubt, haben, um dieſen Glauben als ungereimt, das Wunder als unſtatthaft, das Verlangen darnach, wie es im Bittgebete vorkommt, als verwerflich, ja faſt als ſünd- und frevelhaft darzuſtellen, ein Idol aufgerichtet, welches ſie als die **naturgeſetzliche, naturnothwendige, unabänderlich feſte, daher mit aller Art von Wunder abſolut unverträgliche Weltordnung und Weltharmonie** bezeichnen. Jedes Ereigniß dieſes Charakters, ſagen ſie, würde ein ſtörender, ja zerſtörender*)

---

*) Eine Ausnahme von dem Vollzug eines einzigen Naturgeſetzes verlangen, heißt, nach Strauß, die Zertrümmerung des Weltalls verlangen. Gott darf hiernach nicht das kleinſte Wunder und, da Alles, was er thut, wunderbar iſt, gar Nichts thun, ſonſt ginge auf der Stelle die ganze Welt unter.

Eingriff in dieſe Ordnung der Dinge, ein heilloſer, gefährlicher Unfug ſein, den die allgemeine Weltpolizei, ſo zu ſagen, nicht dulden dürfe; es könne daher für den Einſichtigen, ſei es auch, daß er noch an einen Gott glaube — was die Fortgeſchrittenſten bekanntlich nicht mehr thun — auch kein Gebet mehr Statt finden, ſofern dieſes das Begehren des Wunders, ſomit ein Angriff auf die unabänderliche Weltordnung von Seiten des Betenden ſei. Und in dieſem Punkte ſtimmen zweierlei, wiewohl andererſeits miteinander im Streite liegende Parteien vollkommen überein: erſtlich jene atheiſtiſch-materialiſtiſche, zu der ſich jetzt förmlich auch Dr. Strauß geſchlagen hat und als deren Vertreter er ſich in ſeinem Buche über alten und neuen Glauben*) darſtellt; dann eine zweite, minder radicale, die mit dem alten Glauben nicht ſo völlig gebrochen hat, ſogar noch die Perſönlichkeit Gottes vertheidigt und eine Art von Chriſtenthum aufrecht zu halten verſucht, ihren Gott aber trotzdem ſo fern als möglich hält und ihm eben ſo wenig, als jene erſtere, irgend einen „Eingriff“ in jene ſtreng abgeſchloſſene, geheiligte, in Wahrheit auch ihm übergeordnete Weltordnung erlaubt, wie Profeſſor Frohſchammer in ſeinem Werke: „Das neue Wiſſen und der neue Glaube“**) thut. Eine ähnliche Darſtellung begegnet in den Schriften und Reden des Züricher Paſtors Heinrich Lange, der dieſe moderne Weisheit zum Schrecken minder leichtfertiger Seelen ſelbſt von der Kanzel herab gepredigt hat. Ueber die Syſteme dieſer Herren und ſie ſelbſt, als hervorragende Repräſentanten der berührten wunderfeindlichen Denkarten, iſt es, daß ich mir hier zu ſprechen und meine im äußerſten Grade differirende Anſicht zu expliciren erlauben werde.

A. Herrn Dr. Strauß gegenüber.

1.

Das Weltall wird in dem atheiſtiſch-materialiſtiſchen Syſteme, zu welchem ſich jetzt auch dieſer Kritiker bekennt, rein mechaniſch, mit Ausſchließung alles Zweckbegriffs, aller ſchöpferiſchen Abſicht und intelligenten Thätigkeit conſtruirt. Es giebt nur dieſe Materie und dieſe blind wirkenden Kräfte und ſonſt Nichts. Aus ihnen hat ſich ganz ſelbſtſtändig, wie man durch den Darvinismus begreiflich zu machen ſucht, dieſe ganze Natur und Welt entwickelt; oder vielmehr, es haben ſich dieſelben ſo rein für ſich und von ſelbſt aus ihrem primitiven Zuſtande zu all dem geſtaltet, was das Univerſum in ſich faßt. Geiſt, Seele, Gott, Vorſehung, Weltregierung ſind Chimären, an die kein kluger Menſch mehr glaubt. Für Geiſt und Seele iſt einfach das Gehirn, als dieſes ſtoffliche Gebilde, zu ſetzen; mit ihm entſteht, entfaltet ſich, ſtirbt und verfault auch das, was wir Seele und Geiſt nennen und uns fälſchlich als etwas davon Verſchiedenes vorſtellen. Von einer perſönlichen Fortdauer nach dem Tode kann hiebei natürlich auch keine Rede mehr ſein.

---

*) Sechſte Auflage, Bonn 1873.

**) Leipzig 1873.

2.

Was die Ausſichten in die zukünftige Entwicklung und den endlichen Ausgang der weltgeſchichtlichen Bewegungen betrifft, ſo ſind ſie ebenfalls ganz allerliebſt und könnten gar nicht ſchöner ſein. Wie Alles, Mineral, Pflanze, Thier, Menſch, ganz mechaniſch, idee- und zwecklos entſtanden iſt, ſo wird das Alles durch bloße äußere Naturnothwendigkeit auch wieder verfallen und untergehen. Das Wie iſt nicht ganz klar. Die Erde wird entweder erſtarren oder in die Sonne ſtürzen und eine Verwandlung in feuerflüſſigen Zuſtand erfolgen, wie er am Anfang der Bildung Statt gefunden. „Irgend ein Zweck“, ſagt Frohſchammer, der hier gegen Strauß polemiſirt, „iſt weder für das Einzelne, noch für das Ganze erreicht worden. Die geiſtigen und phyſiſchen Errungenſchaften der Menſchheit ſind dabei ebenſo ſpur- und folgenlos verſchwunden, wie die geiſtige und ſittliche Bildung des Einzelnen. Vom Daſein und von den Leiſtungen der Menſchheit bleibt für das Weltall ſelbſt Nichts übrig, iſt für dasſelbe Nichts gewonnen; ſelbſt die Kunde davon iſt vollſtändig verloren, ſowohl für die übrigen Theile des Weltganzen, als auch für einen etwa aus dem Stoffe der Erde neu entſtehenden Planeten, der ſeinerſeits wieder von vorne anzufangen und das gleiche Schickſal, wie die gegenwärtige Erde mit Allem, was ſie enthält, zu erfahren hat.“ Strauß ſelber ſagt: „Schließlich muß doch einmal eine Zeit kommen, wo die Erde nicht mehr bewohnt ſein, ja wo ſie als

Planet gar nicht mehr beſtehen wird. Dann wird nothwendig Alles, was dieſelbe im Lauf ihrer Entwicklung aus ſich erzeugt und gleichſam vor ſich gebracht hat, alle lebenden und vernünftigen Weſen und alle Arbeiten und Leiſtungen derſelben, alle Staatenbildungen, alle Werke der Kunſt und Wiſſenſchaft, nicht bloß mit der Wirklichkeit ſpurlos verſchwunden ſein, ſondern auch kein Andenken in irgend einem Geiſte zurückgelaſſen haben, da mit der Erde natürlich auch ihre Geſchichte zu Grunde gehen muß" u. ſ. w. Die denkbaren Arten des allmäligen Unterganges werden dann weiter ausgemalt, wo beſonders die Vorſtellung einer bevorſtehenden Erſtarrung der Erde und eines elend herabgekommenen, verſchrumpften, ſamojedijchen Menſchengeſchlechtes dieſer Periode ſehr reizend iſt.

Der ſo beſchaffene, ſo entſtehende und vergehende, in eine ſolche Welt eingeſchloſſene, in einem ſolchen Weltprozeß ſeine Tage verlebende Menſch hat Nichts, was ihm gehört, als den verſchwindenden, pfeilſchnell und ohne alle Folge für ihn enteilenden Lebensmoment, den er ſich ſo genußvoll oder, im Falle des Unglücks, ſo leidlich, als möglich, zu machen, die naturgemäße Aufgabe hat. Achten und lieben kann er hiebei weder ſich ſelbſt, noch irgend eine andere Perſon; was wäre an ſolchen nichtigen, ſeelenloſen Produkten einer blinden, rohen Naturnothwendigkeit, an ſolchen, kaum entſtanden, wieder dahinſtürzenden, mit Allem, was in ihnen denkt, fühlt, will, zu Staub werdenden Maſchinen Schätzenswerthes; wie könnte man ſich gar für Jemand begeiſtern, für Jemand opfern, ſich mit enthuſiaſtiſcher Liebe, Treue, Hingebung einer als groß, edel, wichtig, erhaben betrachteten Idee, Sache, Gemeinſchaft weihen? —

3.

Das iſt nun die große, glorreiche Errungenſchaft unſerer Tage, der gräuliche Wechſelbalg, den uns der Teufel ſtatt des lieblich anlachenden Kindes eines heiteren und tröſtlichen Vorſehungs- und Wunderglaubens in die Wiege gelegt und an welchem der optimiſtiſche Strauß ein ſo großes Behagen findet, daß er freudig ausruft: „So leben wir, ſo wandeln wir beglückt", ja dieſes Scheuſal aller Scheuſale gegen die Schopenhauer'ſchen und Hartmann'ſchen Anklagen des Lebens und Daſeins nicht ohne Entrüſtung und Gereiztheit in ſeinen Schutz nimmt. „Wir fordern", ſagt er, „für unſer

Univerſum dieſelbe Pietät, wie der Fromme alten Styles für ſeinen Gott. Unſer Gefühl für das All reagirt, wenn es gereizt wird, geradezu religiös." *)

4.

Es giebt jedoch Stellen in ſeinem Buche, wo er es etwas kleiner giebt und dem Peſſimismus, wider den er ſich erzürnt, merkwürdige Conceſſionen macht. „Dem ängſtlichen Gefühle, in der Welt, dem rohen Zufalle preisgegeben zu ſein, öffnet das Chriſtenthum die bergenden Arme des Vorſehungsglaubens, während es dieſe ganze trübe Erdennacht durch den Ausblick auf ein unſterbliches, himmliſches Leben erhellt." Mit dieſen und andern Tröſtungen des Chriſtenthums, fährt er fort, ſei es nunmehr, bei ſo großen Fortſchritten naturwiſſenſchaftlicher und philoſophiſcher Einſicht, zu Ende; ſie fielen für immer unrettbar dahin. Zu den empfindlichſten Einbußen, die mit der Losſagung vom Kirchenglauben verbunden ſeien, gehöre insbeſondere der Wegfall des Vorſehungsglaubens. „Man ſieht ſich," heißt es wörtlich, „in die ungeheure Weltmaſchine mit ihren eiſernen, gezahnten Rädern, die ſich ſauſend umſchwingen, ihren ſchweren Hämmern und Stampfern, die betäubend niederfallen. — in dieſes ganze furchtbare Getriebe ſieht ſich der Menſch wehr- und hülflos hineingeſtellt, keinen Augenblick ſicher, bei einer unvorſichtigen Bewegung von einem Rade gefaßt und zerriſſen, von einem Hammer zermalmt zu werden. Dieſes Gefühl des Preisgegebenſeins iſt zunächſt wirklich ein entſetzliches. Allein was hilft es ſich darüber eine Täuſchung zu machen? Unſer Wunſch geſtaltet die Welt nicht um und unſer Verſtand zeigt uns, daß ſie in der That eine ſolche Maſchine iſt." Das iſt offen geſprochen. Unſer Autor fühlt jedoch, daß das Gemälde zu abſchreckend iſt und etwas gar zu ſtark auf die Seite eines Schopenhauer-Hartmann'ſchen Peſſimismus hinüber ſchwankt, um mit ſeinem Optimismus zuſammen beſtehen zu können. Er macht alſo eine beſchwichtigende Wendung, worauf ſchon die Einſchaltung des Wortes „zunächſt" gedeutet. „Doch nicht allein eine ſolche

---

*) A. a. O. S. 147.

Maſchine. Es bewegen ſich in ihr nicht bloß unbarmherzige Räder; es ergießt ſich auch linderndes Oel. Unſer Gott nimmt uns nicht von Außen in ſeinen Arm, aber er eröffnet uns Quellen des Troſtes in unſerem Innern. Er zeigt uns, daß zwar der Zufall ein unvernünftiger Herrſcher wäre, daß aber die Nothwendigkeit, d. h. die Verkettung der Urſachen in der Welt, die Vernunft ſelber iſt. Er lehrt uns erkennen, daß eine Ausnahme von dem Vollzug eines einzigen Naturgeſetzes verlangen, die Zertrümmerung des All verlangen hieße. Er bringt uns zuletzt durch die freundliche Macht der Gewohnheit dahin, auch einen minder vollkommenen Zuſtand, wenn wir einem ſolchen verfallen, uns anzubequemen, und endlich einzuſehen, daß unſer Befinden von Außen her nur ſeine Form, ſeinen Gehalt an Glück und Unglück aber nur aus unſerem eigenen Innern empfängt.“

5.

Wie ſchwach, matt, gezwungen, unaufrichtig dieſe mildernde Darſtellung der Sache iſt, wird wohl Jedermann fühlen. „Unſer Gott,“ ſagt Str.; hat er er denn einen Gott? O ja, es iſt dieſe gräßliche Weltmaſchine, die er ſo eben auf eine wahrhaft claſſiſche Weiſe geſchildert hat. Sie iſt voll des herz- und vernunftloſeſten Zufalls, der uns jeden Augenblick mit Unglück und Untergang von nicht ſelten entſetzlicher Art bedroht. Aber das iſt in ſeinem Zuſammenhange betrachtet — denn freilich hängt am Ende Alles mit Allem zuſammen, auch das Unſinnigſte, Gräulichſte, Unerträglichſte, die reinſte Vernunft. Und das iſt Troſt genug, ein ſüßer, „balſamiſcher“ Troſt ſelbſt mitten im bitterſten Weh, in der grimmigſten Qual und Noth. Strauß ſpricht indeſſen abſchwächend nur von „minder vollkommenen Zuſtänden“, die durch Gewöhnung um ſo leidlicher würden:

Gewöhne dich Katze, gewöhne dich dran!
's kommt Alles auf die Gewohnheit an.
So ſprach der Bäcker, weiſe belehrend,
Mit der Katze den glühenden Ofen kehrend.

Wenn es dir nicht ſo wohl iſt, wie es dem Herrn Strauß zu ſein ſcheint, der wohl nie erfahren hat, was Unglück und Elend iſt; wenn deine Kinder um Brod ſchreien und du haſt ihnen keines zu geben; wenn du nahrungs- und obdachlos auf der Straße verhungerſt oder erfrierſt; wenn du der Arme und Beine beraubt biſt;*) wenn dir deine Geliebte, deine Gattin, deine Kinder entriſſen werden und das vielleicht noch dazu auf eine ganz beſonders ſchreckliche Weiſe**) ꝛc. ꝛc. — dann denke dir, es ſei das Walten der großen Straußiſchen Weltvernunft, der du dich demüthigſt zu unterwerfen haſt; oder laß die Gewohnheit wirken und finde dich auf dieſe Weiſe in dein Elend, das ja nur ein „minder vollkommener Zuſtand“ iſt! Das grauſame Schickſal, das dich zermalmt, iſt nur formell, eine Aeußerlichkeit, über die du dich hinwegſetzen kannſt; innerlich, dem Gehalte deines Weſens und Lebens nach kannſt du immerhin ruhig und zufrieden ſein und mit Herrn Strauß vergnüglich rufen: „So leben wir, ſo handeln wir beglückt!“***)

Solche Lehren und Tröſtungen ſind lächerlich; und man muß ſich wundern, wie ein doch übrigens ſo hervorragender Geiſt, wie Str., ein ſo erbärmliches Gerede verführen kann. Iſt dieſe unſere Welt in der That eine ſo furchtbare und zugleich hohle und leere Exiſtenz, und gibt es keine höhere, die ſich zu uns erbarmend, helfend, rettend herabneigt, zu der wir in Verhältniß treten, uns ahnend, glaubend, hoffend, vertrauend erheben können, ſo iſt die Folge ganz einfach dieſe: Wir genießen als gemeine Weltmenſchen, allen höheren Zielen und Beſtrebungen fern, ohne alle Achtung vor uns ſelbſt und Anderen, den uns vergönnten flüchtigen Augenblick, thun rückſichtslos, was uns Vortheil bringt, ertragen, was wir müſſen, und helfen uns, wenn es uns zu arg wird, durch einen Schuß in den Kopf, einen Sturz in's Waſſer, einen Strick um den Hals und Dergleichen. Dazu brauchen wir auch gar keine Wiſſenſchaft und Philoſophie, kein Buch von Strauß und anderen ſo klugen Leuten mehr; auch die Erbauung am Kunſtgenuß, die derſelbe zuletzt empfiehlt, wird dem geiſt- und gemüthloſen Realismus, der dann noch übrig bleibt, zu leer und ſchaal vorkommen. Unzählige ſtehen ohnedies längſt auf dieſem verächtlichen Standpunkt; und wenn nichts Beſſeres kommt, als was dieſe modernen Kritiker, Philoſophen und Reformatoren *) zu bieten vermögen, ſo wird es nicht lange mehr dauern, und Gemeinheit, Rohheit, Beſtialität wird der allgemeine Charakter der bis zum Extrem entadelten und entarteten Menſchheit ſein.

---

*) Ein preußiſcher Soldat verlor im Kriege beide Arme und Beine; er bat den König, als um einen Gnadenact, ihn erſchießen zu laſſen, was natürlich nicht geſchah. Schade daß er nicht das Straußiſche Buch leſen konnte, das würde ihn gewiß „balſamiſch“ getröſtet haben.

**) Im Auguſt 1873 berichteten die Zeitungen von einem entſetzlichen Eiſenbahnunglück, welches ſich vor der Station Wigan in England zugetragen. Eine Menge Menſchen wurde getödtet oder verletzt. Unter den ſchwer Verletzten befand ſich eine Frau, die dabei zugleich drei Kinder verlor.

***) Ich ſchrieb dies, noch ehe ich wußte, daß in deſſen Befinden eine unheitere Wendung eingetreten ſei. „Seit dem Frühjahr“, melbete er dem Herausgeber der „Gegenwart“, „bin ich von einer Krankheit befallen, für die ich in Karlsbad vergeblich Heilung geſucht, die ſeitdem die Aerzte für unheilbar erklärt haben, und die mich genöthigt hat, meine literariſche Thätigkeit einzuſtellen, ohne Hoffnung, ſie je wieder aufnehmen zu können.“ So hätte denn jetzt auch ihn ein Rad jener furchtbaren Weltmaſchine ergriffen oder geſtreift.

B. Herrn Prof. Frohſchammer gegenüber.

1.

Frohſchammer kämpft wider Materialismus und Atheismus, ſomit auch gegen Strauß und erwirbt ſich da Verdienſte, die wir ihm nicht zu verkümmern gedenken. Aber er iſt in die zerſtörungsſüchtige, entleerende, zu allem Schaffen und Bauen unfähige Negation des Zeitgeiſtes ebenfalls viel zu tief eingetaucht, als daß er der großen Verwüſtung unſeres höheren Lebens zu ſteuern vermöchte. Das Weltall iſt ihm ein göttliches Kunſtwerk, aber in der Art ſelbſtſtändig und von ſeinem Künſtler abgetrennt, daß es dieſer nicht wagen darf, in daſſelbe irgendwie einzugreifen, daß man daher auch kein Gebet an ihn richten kann, um, ſelbſt in den größten Bedrängniſſen und Betrübniſſen, Erbarmen, Hilfe, Troſt von ihm zu verlangen. Daß das Weltall einen ſo erhabenen Urſprung hat, ändert an der von Strauß angenommenen troſt- und hoffnungsloſen Sachlage Nichts. Welt und Leben bleiben ſo mangelhaft und von ſo unzähligen, zum Theil fürchterlichen Uebeln erfüllt, wie dort, ohne daß es der Religion erlaubt wird, uns durch das Vertrauen auf einen höheren Beiſtand zu erheitern und zu erheben, indem auch hier das Wunder ausgeſchloſſen und das

---

*) Die ſich ſo nennenden Altkatholiken, von denen in einer der folgenden Nummern beſonders die Rede ſein wird, mit eingeſchloſſen.

Gebet zu einer gütigen und mächtigen Gottheit eine Thorheit oder gar ein Frevel iſt. Das Wunder behält ſeine Geltung nur noch im Ganzen und Großen, ſofern Natur und Welt mit dieſen ihren geſetzlichen Einrichtungen als ein Wunder Gottes betrachtet werden ſoll; im Einzelnen und Beſonderen, alſo in Beziehung auf unſere menſchlichen Intereſſen und Bedürfniſſe, iſt es verneint; womit Nichts gebeſſert und nur ein greller, das Hoffen und Vertrauen des Gläubigen ebenſo, wie jenes rein atheiſtiſche Syſtem, niederſchlagender Widerſpruch geſchaffen iſt.

2.

Die Frohſchammer'ſche Polemik gegen Wunder und Gebet iſt ſogar noch widerwärtiger und anſtößiger als die weit harmloſere Straußiſche, da darin eine ganz beſondere Gehäſſigkeit und Animoſität herrſcht, von der ich nicht weiß, was ich denken ſoll. Dieſer Philoſoph verräth eine wahre Wuth, jene ſo wichtigen und weſentlichen Momente des religiöſen und kirchlichen Glaubens und Cultus todt zu ſchlagen. Kein Vorwurf, kein Schimpf und keine Schmach iſt ihm zu groß, um ſie darüber auszugießen, wobei er ganz insbeſondere den Katholicismus, dem wehe zu thun, die Lieblingsleidenſchaft des Tages iſt, im Auge hat. Die Ungerechtigkeit ſeiner Darſtellung kann und muß den Wohldenkenden ſelbſt dann empören, wenn derſelbe mit katholiſchen Dingen gar Nichts zu ſchaffen hat. Ich wenigſtens würde, wenn ich in dem Falle wäre, ganz in derſelben Weiſe empfinden und urtheilen.

Alles und Alles nehmlich ſoll hier nur äußerlich, ſelbſtſüchtig, roh, gemein, unſinnig, ohne alle Spur von Innerlichkeit, Geiſtigkeit, Richtung auf höhere, edlere, geiſtige und moraliſche Zwecke ſein. So kommen bei dieſer Erörterung S. 161 ff. in einem Zuge und Zuſammenhange folgende Ausdrücke und Behauptungen vor: „Rohe, äußerliche Vorſtellungen von Gott; äußerliche, wunder- und ſelbſtſüchtige Gottesverehrung. — Der Cultus richte ſich bloß auf das äußerliche, natürliche Daſein. — Das Gebet und die ſonſtigen Cultushandlungen bezögen ſich bloß auf die Aeußerlichkeit des Lebens, der täglichen Geſchäfte und Lebensbedürfniſſe. — Gegenſtand des Gebetes und der Opfer ſei bloß das äußerliche Wirken und deſſen Gelingen. — Der Cultus richte ſich bloß auf Förderung der Lebensgeſchäfte, auf Hab' und Gut.

— Der äußerliche, ſittlich rohe Menſch mache aus der Gottheit ein rohes, ſelbſtſüchtiges Weſen und vergröbere und verderbe Glauben und Sitte.“ Ich habe bei dieſem Auszuge Nichts geändert und hinzugeſetzt, außer daß ich ein paarmal das Wörtchen „bloß“ einſetzte, weil dies der Sinn und Zuſammenhang erforderte; denn Frohſchammer nimmt bei den von ihm gebildeten Antitheſen durchaus nicht an, daß in und von der Kirche irgend etwas Anderes geſchehe, als was der tiefſten Verachtung würdig iſt.

3.

Es iſt eigentlich mein Zweck und meines Amtes nicht, die Kirche gegen dergleichen Schmähungen und Verläumdungen zu vertreten, was ich beſſer einer geiſtlichen Feder überließe; ich will im Grunde nur von dem Verhältniſſe des Wunders zu der angeblichen Weltordnung handeln, der es auch nach Frohſchammer's An- und Abſicht zum Opfer fallen ſoll. Dieſer aber verſchmelzt ſeine Negation des Wunders mit den Vorwürfen, die er dem kirchlichen Gebete und Cultus macht, in der Art, daß ich nicht umhin kann, auch auf dieſes Thema beſonders einzugehen. Ich will ein paar Stellen ſeines Buches im Zuſammenhang mittheilen.

Frohſchammer behauptet hier S. 161: Es müſſe dem Volke die geſammte Naturordnung und Geſetzmäßigkeit ſelbſt als ein göttliches Wunderwerk, als eine göttliche Offenbarung vorgeſtellt und zum Inhalte des religiöſen Glaubens gemacht werden. „Damit“, ſo fährt er wörtlich fort, „wird denn auch die Naturnothwendigkeit als ein göttliches Werk zum Bewußtſein gebracht, und der religiöſe Cultus in Gebet und Opfer muß aufhören, ein beſtändiger Angriff auf den göttlichen Rathſchluß, der ſich in der Weltordnung ausſpricht, zu ſein, ein *Angriff* dadurch, daß von Gott beſtändige *Eingriffe* in den verſchiedenſten Richtungen in dieſe Naturgeſetzmäßigkeit nach augenblicklichen Wünſchen und Bedürfniſſen der Menſchen durch Gebet verlangt werden, ſo daß, wenn all dieſen Gebeten und Wünſchen insgeſammt willfahrt würde, die ganze Naturgeſetzmäßigkeit aufgehoben und in ihr Gegentheil verwandelt werden müßte. — In dem Maße, als die Religion von ſolch äußerlicher, wunder- und ſelbſtſüchtiger Gottesverehrung befreit wird, in demſelben wird ſie innerlicher, gottinniger und ſittlicher werden. Das Weſen aller Religionsbethätigung iſt die innige

Hingabe an Gottes Willen und Rathſchluß, unbedingtes Vertrauen in das göttliche Wollen und Walten, und demgemäß die Reſignation, wenn der geſetzmäßige Lauf der Natur und Geſchichte den eigenen Wünſchen und Strebungen entgegentritt. Innerhalb der geſetzmäßigen Naturordnung iſt allerdings höchſtes Ringen und Streben geſtattet und geboten, um geſetzte Lebensziele zu erreichen. Aber unſtatthaft iſt es, ein Wunder, einen göttlichen Eingriff in die Geſetzmäßigkeit zu verlangen, um eigene Wünſche und Bedürfniſſe zu befriedigen. In dem Maße, als ſich das Gebet und die ſonſtigen Cultushandlungen nicht mehr auf die Aeußerlichkeit des Lebens, der täglichen Geſchäfte und der Lebensverhältniſſe beziehen, werden ſie der innerlichen, religiöſen und ethiſchen Vervollkommnung, als ihrem wahren Zwecke, zu Gute kommen. Die Seele und ihre Vollkommenheit wird Gegenſtand des Gebetes und der Opfer ſein, das Wollen und die Geſinnung, nicht das äußerliche Wirken und deſſen Gelingen. Richtet ſich der Cultus ſo auf Reinigung und Veredlung der Seele, nicht auf Förderung der Lebensgeſchäfte und auf Hab' und Gut, dann wird hievon auch hinwiederum die Vorſtellung von Gott und Jenſeits ſelbſt eine Vertiefung und Vergeiſtigung erfahren und von roher Aeußerlichkeit befreit werden" ꝛc.

4.

Sollte man hiernach nicht meinen, Gebet und Cultus hätten es einzig und allein mit Handel und Wandel, Hab' und Gut, Geldſpeculation, Erbſchaft, Küche und Keller ꝛc., kurz mit dem zu thun, was man in der Kirche zeitliche Güter nennt; es kenne und verlange namentlich der Katholik gar keine andere und wende ſich in ſeinem Gebet und Cultus zu Gott um keiner anderen willen! Das zu behaupten iſt aber die purſte Verläumdung. Wie die Kirche in dieſer Beziehung thut, zu thun vorſchreibt und geſtattet, iſt jedem ihr nicht völlig Fremden bekannt und in den betreffenden authentiſchen Religionslehren und Andachtsbüchern ſo beſtimmt und unzweideutig enthalten und ausgedrückt, daß die Unwiſſenheit, in welcher ſich Frohſchammer darüber zu befinden ſcheint, die äußerſte Verwunderung hervorruft. Man unterſcheidet bekanntlich Lob-, Dank- und Bittgebet; und was das letztere betrifft, ſo unterläßt man es keineswegs, über die rechte Beſchaffenheit desſelben zu handeln, hiebei auch auf die bibliſchen Vorſchriften darüber zurückzugehen. Ich ſchlage das nächſte beſte mir gerade zur Hand ſeiende katholiſche Lehrbuch*) auf und finde darin, wie vor unſtatthafter Bitte gewarnt und dabei Jak. 4, 3 citirt wird: „Ihr bittet und empfanget nicht, darum, weil ihr unrecht bittet, damit ihr es auf euere Gelüſte verwendet.“ Es wird die Fürbitte für Andere, ja für Alle, auch die Feinde, empfohlen und dabei Jak. 5, 16. I. Timoth. 2, 1—3. Math. 5, 44 angeführt u. ſ. w. — Ich ſchlage ein anderes ſolches Religionsbuch**) auf und finde unter der Aufſchrift: „Unterricht vom Gebete“: „Man ſoll und darf nur um etwas Gutes und Gott Wohlgefälliges bitten. Gut und Gott wohlgefällig iſt aber nur dasjenige, was zur Ehre Gottes und zu unſerem und anderer Menſchen Heile gereicht.“ — „Was die zeitlichen Güter und die Befreiung von zeitlichen Uebeln betrifft, ſo können und ſollen wir auch darum vertrauensvoll, aber immer nur unter Beifügung der Bedingung bitten: wenn es zur Ehre Gottes gereicht und zu unſerem Seelenheile nützlich iſt.“ — „Wir müſſen auch für das Seelenheil unſeres Nächſten beten, und zwar gerade ſo, wie für unſer eigenes Heil; denn wir müſſen unſeren Nächſten lieben, wie uns ſelbſt.“ Die Fürbitte iſt eine der lauterſten und liebevollſten Gebräuche der Kirche; es iſt bekannt, daß auch für die Verſtorbenen gebetet und geopfert wird; und da fallen doch ſicher alle die Vorwürfe von roher Selbſtſucht, Sinnlichkeit ꝛc. weg, womit Frohſchammer das kirchliche Beten und Opfern überhäuft. In dem katholiſchen Katechismus für ſämmtliche Bisthümer Bayerns, der i. J. 1871***) mit „Approbation aller Erzbiſchöfe und Biſchöfe des Königreichs Bayern“ erſchienen, heißt es: „Wir ſollen für alle Menſchen beten, für Lebende und Geſtorbene, Freunde und Feinde, beſonders für Eltern, Geſchwiſter, Wohlthäter, geiſtliche und weltliche Obrigkeit, auch für Irr- und Ungläubige.“ Zur Bitte im Vaterunſer: „Gieb uns unſer täglich Brod“ wird bemerkt: „Wir ſollen nur das Nothwendige, nicht Reichthum und Ueberfluß verlangen.“ Mich ſelbſt perſönlich hat nie Etwas mehr ergriffen und gerührt, als wenn ſich eine fromme Perſon, während ich krank lag zum Kirchgange anſchickte und zu mir ſagte: „Ich werde auch für Sie beten;“ oder wenn mir Jemand gar verſicherte, er ſchließe mich in ſein tägliches Gebet ein. Wer ſo that, der hatte mein Herz gewonnen; denn ich erkannte darin den reinſten Antheil, den eine Seele an der anderen nehmen kann. — Ich ſehe in den Händen meiner Magd ein von ihr ſehr geſchätztes Marienbildchen und eine darunter ſtehende Litanei „zu Ehren unſerer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe“, von der Gattung, wie ſie unter das Volk vertheilt zu werden pflegen, und finde unter den Bitten daſelbſt die folgenden: „Hilf, daß wir Gott, das höchſte Gut, aus ganzem Herzen lieben. — Daß wir Jeſu, deinem göttlichen Sohn, in Allem gleichförmig werden. — Daß wir zu dir, allerſeligſte Jungfrau, eine zarte und innige Andacht tragen. — Daß wir in der Gnade und Freundſchaft Gottes leben und ſterben. — Daß wir mit allem Eifer an der Ausrottung unſerer böſen Gewohnheiten arbeiten. — Daß wir großmüthig unſeren Feinden verzeihen und allen Menſchen Gutes wünſchen — hilf in allen Anliegen des Leibes und der Seele — in den Kämpfen gegen die Neigungen der verderbten Natur — Bitte für uns, damit wir der Verheißungen Chriſti würdig werden“ und ſo Mehreres. Wo iſt denn da eine Spur von der entſetzlichen Rohheit und Verwilderung, der reinen Aeußerlichkeit, Selbſtſucht, Sinnlichkeit, welche in Folge des kirchlichen Wunderglaubens in Gebet und Cultus herrſchen ſoll? Allerdings wird dann auch um Hilfe in Krankheit und Schmerz, Armuth und Nothdurft, Verfolgung und Verlaſſenheit, Kummer und Betrübniß gebeten, was nach Frohſchammer unzuläſſig iſt, da in dem „Chriſtenthum Chriſti“, welches er zu ſtiften im Sinne hat, der Menſch in ſeinem Jammer und Elende keinen Beiſtand von Seiten der höheren Mächte zu erwarten hat, ſondern lediglich dem nothwendigen, unabänderlichen Gange der Natur und der Menſchenwelt überlaſſen iſt, und ſich darein, ſeine Lage mag noch ſo fürchterlich ſein, mit unbedingter „Reſignation“ zu ergeben hat. Wenn aber die Kirche das predigte, ſo würde ſich von ihr und ihrem unbarmherzigen oder aus Unmacht und Gebundenheit nicht zu helfen vermögenden Gotte ſofort Alles abwenden und mit Recht.

---

*) Katholiſche Religionslehre. Approbirt vom Ordinariate München-Freiſing. München 1870. S. 343 ff.

**) Gebet- und Geſangbuch der Diözeſe Mainz. Herausgegeben im Auftrage des Biſchofs Wilhelm Emanuel. Mainz 1865.

***) Regensburg bei Fr. Puſtet.

Das kirchliche Officium iſt mit den Worten eingeleitet: **Aperi,** Domine, os meum ad benedicendum nomen sanctum tuum, munda quoque cor meum ab omnibus vanis, perversis et alienis cogitationibus, intellectum illumina, affectum inflamma, ut digne, attente et devote hoc officium recitare valeam et exaudiri merear ante conspectum divinae majestatis tuae. Von dem ausſchließlich Sinnlichen, Aeußerlichen, nur rohe, ſchnöde Selbſtſucht Athmenden, was Frohſchammer der Kirche vorwirft, iſt auch hier keine Spur, da im Gegentheil nur Reinigung des Herzens, geiſtige Erhebung, Schärfung der Einſicht und Entflammung der Andacht begehrt und beabſichtigt wird.

Wollte ich in die katholiſche Vorzeit zurückgreifen, was könnte ich daraus für wunderſchöne Sachen hervorheben, wie ſie in Gebeten, Hymnen, Predigten jener Zeiten vorkommen! Ich habe Mehreres der Art in meinem Marienbüchlein*) und meiner chriſtlichen Anthologie**) benützt. In dem marianiſchen Hymnus des Bruders Eberhard von Sax werden, um nur dies einzige Beiſpiel anzuführen, Töne, wie folgende, angeſchlagen:

„Mutter du der ſchönen Minne,
In dem Finſtern Leuchterinne,
Zünd', entbrenne meine Sinne
In der wahren Minneglut,
Daß ich innen werd' gereinet
Und mit Gotte ganz vereinet.
Was ich anders hab' gemeinet,
Das bedecke, Fraue gut!“

Wer darf gegen eine ſolche Art von Cultus und Gebet einen Stein aufheben? Daß Herr Frohſchammer ſolche Sachen kenne und berückſichtige, läßt ſich allerdings nicht fordern; aber er ſollte bei ſeinen ehrenrührigen Angriffen auf die Kirche doch wenigſtens wiſſen, was in jedem Katechismus ſteht und was jedes Kind aus dem ihm zu Theil werdenden Religionsunterricht zu wiſſen pflegt.

5.

Fr. ſpricht von dem „Chriſtenthum Chriſti“, in welches ſich das kirchliche zu verwandeln habe. In dieſem ſoll kein Wunderglaube, insbeſondere keine Bitte um ſinnliche, leibliche, ſubjektive, perſönliche Dinge und keine Hoffnung auf göttliche Eingriffe in die „Weltordnung“ um ſolcher Dinge willen Statt finden. Es werden damit auch alle die zahlreichen Ausſprüche Chriſti, wo dieſer ein Bitten auch um ſolcher Dinge willen erlaubt, ſogar dazu ermuntert, hinweggeſtrichen; das Vaterunſer mit ſeiner Bitte um das tägliche Brod, ſo beſcheiden dieſe auch iſt, kann nicht mehr gebetet werden. Und ein Chriſtenthum, in welchem conſequenterweiſe nicht einmal das von Chriſtus ſelbſt gelehrte Gebet ſeine Stelle behalten kann, ſoll „das Chriſtenthum Chriſti“ ſein!?

---

*) Münſter, Aſchendorf'ſche Buchh. 1859.

**) Mainz, Kirchheim 1863.

6.

Höchſtes Ringen und Streben, um geſetzte Lebenszwecke zu erreichen, iſt nach Fr. geſtattet und geboten, „aber nur innerhalb der geſetzmäßigen Naturordnung;“ d. h. Göttliches, Himmliſches darf dabei nicht in's Spiel kommen, Gott bei einem Unternehmen nicht einmal um ſeinen Segen und Beiſtand angerufen werden; denn das hieße ja einen Eingriff in die Weltordnung, ein Wunder, verlangen; und thäte Gott das wirklich, ſo ginge die Welt unter. Des Menſchen eigenes, ſelbſtſtändiges Ringen und Streben ſchadet der Frohſchammer'ſchen Weltharmonie Nichts, ſelbſt wenn er noch ſo willkührlich, ordnungswidrig, unnatürlich verfährt; die Unnatur iſt ja recht eigentlich der Charakter des menſchlichen Willens und Thuns. Gott aber darf ſich nicht einmiſchen, um menſchlicher Unordnung zu ſteuern; ſonſt wäre es um die von ihm geſetzte Ordnung gethan.

7.

Wir leiden ſo eben an einem großen Uebel, an einer Epidemie, durch welche Tauſende von Menſchen elendiglich zu Grunde gehen.*) Was ſagt Herr Fr. zu dieſen und andern ſolchen furchtbaren Naturereigniſſen? Gehören ſie ihm ebenfalls zu den Geſetzlichkeiten und Nothwendigkeiten ſeiner vielgerühmten Weltordnung und Weltharmonie, in die man ſich ſeiner Vorſchrift nach nur ſo einfach zu ergeben hat? Das würde der allgemeinen Empfindung, Anſchauung und Handlungsweiſe doch allzuſehr widerſtreiten. In ſolchen Fällen erkennt Niemand etwas Ordnungsmäßiges und Harmoniſches; Jeder erſchrickt davor, als vor einer argen Störung des normalen Daſeins und Lebens, ſucht ängſtlich Hülfe dagegen, und die Aerzte bemühen ſich, das große Uebel zu bemeiſtern, treten zu dieſem Zwecke ſogar in ganzen Cholera-Commiſſionen zuſammen. Sie ſind leider noch zu keinem Reſultat gekommen; aber Jedermann, auch wohl Herr Fr., würde es für erfreulich halten, wenn die Heilkunſt dieſen Triumph erzielte. Eigentlich aber müßte er dieſe Wünſche und Beſtrebungen für unziemlich, ja frevelhaft halten. Er wird vielleicht ſagen, es ſei geſtattet, einer ſolchen Naturkraft mittelſt anderer, eben ſo natürlicher, entgegenzutreten; ſo bleibe doch Alles in dem Kreiſe der geſetzlichen und nothwendigen Weltordnung eingeſchloſſen. Dieſelbe iſt aber dann keineswegs durchaus nur Ordnung zu nennen; iſt vielmehr mit ſich ſelbſt in Widerſtreit, ſo daß die eine Seite den Charakter der Unordnung hat, die andere, wo möglich, dieſelbe aufzuheben und die Ordnung wiederherzuſtellen hat; und wenn es nun an dieſer anderen Seite fehlt, wie hier bei der Cholera der Fall, bei welcher die Heilkunſt ihr Unvermögen offen eingeſteht, ſo iſt es um die Ordnung gethan und es bleibt nur das traurige Gegentheil.

---

*) In Ungarn hat die Cholera nach amtlichem Ausweis bis zum 1. Sept. 104,000 Menſchen weggerafft.

Wie nun, wenn ſtatt der einen Seite des Gegenſatzes, die uns im Stiche läßt, eine höhere Macht einträte und die Rolle des Arztes übernehme, ſollte das ſo gefährlich ſein, wie es die Herren Wunderfeinde darſtellen? Wäre es nicht vielmehr ganz nur zur Wiederherſtellung der Ordnung dienlich? Es ſcheint in der That, als ob hier wenigſtens im Ganzen eine höhere Hand eingreife und vollbringe, was der Menſch nicht kann. Denn was hält denn eine Seuche ab, ohne Unterlaß fortzuwüthen und am Ende die ganze Menſchheit oder gar alles Lebende zu vertilgen? Die Aerzte ſchlagen ſie nicht in die Flucht; ſie müſſen mit den Nicht-Aerzten rathlos zuſehen und warten, bis der fürchterliche Gaſt von ſelbſt wieder Abſchied nimmt. Wer oder was ruft denn einem ſolchen Ungeheuer doch immer ein „bis hieher und nicht weiter!“ zu?*)

---

*) Auch jene entſetzliche Menſchen und Thiere befallende Seuche des 14. Jahrhunderts, „der ſchwarze Tod“ genannt, durch welche zunächſt in China 1346

8.

„Das menſchliche Gemüth,“ ſagt Frohſchammer*), „findet ſich allenthalben in Natur und Geſchichte religiös angeregt und zeigt, daß dies in ſeiner Art liege und ſelbſt unwillkürlich, wie inſtinktiv, geſchehe. Allerdings wird ſich bei vielen Menſchen im gewöhnlichen Laufe des Lebens dieſe religiöſe Erregung und Erhebung nicht zeigen: Erziehung, Zeitrichtung ꝛc. wirken vielfache Entfremdung. Aber bei irgend einer Kriſis, in großer Gefahr, in Noth und ſchwerem Leid, ſtellt ſich ſachte oder plötzlich in irgend einer Weiſe eine religiöſe Stimmung, eine die Gottheit und ihre Hülfe und Stärkung ſuchende Erhebung des Gemüthes ein. Es ſcheint ſich zu verhalten wie mit der allumgebenden Luft, die wir athmen als nothwendige Lebensbedingung. So lange ſich der Menſch in voller Geſundheit befindet, beachtet, bemerkt er kaum, daß er ſich mitten in der Luft befindet und ſie als das Lebenselement einathmet, ohne welches er ſogleich dem Tode verfallen würde. Aber wenn der Athmungsprozeß gehemmt wird, dann zeigt ſich das dringende Bedürfniß der Luft und das klare Bewußtſein davon, und das Streben darnach ſtellt ſich ein.“

---

und 47 nicht weniger als 13 Millionen Menſchen umgekommen ſein ſollen, an welcher bloß zu Venedig 100,000 Menſchen, in London wenigſtens eben ſo viel, von Barfüßer Mönchen in Deutſchland 124,434 ſtarben, und welche, beiſpiellos würgend, innerhalb 4—5 Jahren die ganze bewohnte Erde durchzog, hatte faſt überall, wohin ſie kam, die Dauer von 5—6 Monaten. Sollte man nicht denken, dieſe Peſt wäre im Stande geweſen, alles Lebendige zu vertilgen? — Ein ſehr merkwürdiger Umſtand iſt auch dieſer, daß auf verheerende Krankheiten, wie zu ſofortigem Erſatze ſo großer Verluſte, eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit des Menſchengeſchlechts zu folgen pflegt. Vergl. Hecker's Schrift: „Der ſchwarze Tod im 14. Jahrhundert“ Berlin 1832: „Nach dem Aufhören der großen Peſt war eine größere Fruchtbarkeit der Weiber überall auffallend — dieſelbe großartige Erſcheinung, die nach jeder verheerenden Seuche das Walten einer höhern Macht in der Richtung des organiſchen Geſammtlebens, wenn irgend ein Vorgang, überzeugend beweist. Die Ehen waren faſt ohne Ausnahme geſegnet; und häufiger, als ſonſt, wurden Zwillinge und Drillinge geboren.“ So Etwas begreift ſich nicht aus bloß mechaniſchen Urſachen; hier läßt ſich das Wunder mitten in der Natur ſehen und mit Händen greifen; und welche Unvernunft, es dennoch als eine bloße Chimäre des Aberglaubens verächtlich von ſich zu weiſen!

*) Das neue Wiſſen ꝛc. S. 115.

Und Frohſchammer merkt nicht, in welchem Grade er hier ſeine wunderfeindlichen Aufſtellungen, Gebote und Verbote ſelbſt vernichtet? — Die Hülfe der Gottheit zu ſuchen wird hier nicht unterſagt, vielmehr als etwas dem Menſchen ſo Natürliches und Nothwendiges, wie das Athmen, dargeſtellt. Wer aber die Hülfe der Gottheit ſucht, in Gefahr, Noth, Leid zum Himmel um Beiſtand, Rettung fleht, der verlangt ja ein Wunder, welches der geſtrenge Herr Reformator und Cultusreiniger ſo ernſtlich verbietet und für Rohheit, Selbſtſucht, Empörung wider die göttliche Weltordnung ꝛc. erklärt. Nicht augenblickliche Wünſche und Bedürfniſſe, auch nicht perſönliche, auch nicht auf Aeußeres bezügliche ſollen zum Rufe nach Hülfe von oben bewegen; man ſoll ſich ganz einfach nur in den geſetzmäßigen Lauf der Natur und Geſchichte ergeben. Aber wie ſollen denn alle jene Momente vermieden werden, wenn man ſich in Gefahr, Noth, Leid befindet? Wie ſoll man bei gehemmtem Athmungsprozeß — das iſt das Gleichniß, deſſen er ſich ſelbſt bedient — das Verlangen und Ringen nach Luft unterdrücken? Was bleibt denn da am Ende Erlaubtes übrig? Etwa das Gebet um innere Stärkung, um die Lage zu ertragen, in welche uns die furchtbare „Weltordnung und Weltharmonie“ des Herrn Frohſchammer verſetzt, wenn ſie uns die Luft nimmt, die wir zum Athmen und Leben brauchen? Aber auch das hieße ein Wunder fordern; ein ſolches thut Gott auch, wenn er in die menſchliche Seele eingreift. Will Frohſchammer das Wunder beſeitigen, ſo muß er jede active Beziehung Gottes auf Welt und Menſch verneinen, auch was das menſchliche Innere betrifft.

8.

Es herrſcht bei dieſem Autor, wenn er auf das Wunder zu ſprechen kommt, eine Begriffs- und Sprachverwirrung, die man bei einem Denker und Kritiker von Profeſſion nicht für möglich halten ſollte. So wird von ihm bei dieſem Anlaſſe 1) das Augenblickliche, Momentane, 2) das Aeußerliche, Sinnliche, Geſchäftliche, Hab' und Gut Betreffende, 3) das Eigene, Perſönliche, auf das individuelle Selbſt Bezügliche, 4) das tadelhaft Selbſtiſche, egoiſtiſch Rohe für identiſch genommen, ſo daß die Ausdrücke dafür als gleichbedeutend wechſeln. Das Alles zuſammen ſoll nehmlich dem Cultus in Gebet und Opfer zum Vorwurfe gereichen; es wird von all dem das Gegentheil verlangt, ſomit unter der Bedingung, daß alle die gerügten Fehler und Flecken vermieden werden, für immerhin zuläſſig, ſofern ſie aber doch ebenfalls ein Verlangen nach Wunder — nach ſtörenden Eingriffen in die geſetzliche Ordnung der Dinge — ſind, zugleich auch für unziemlich erklärt. Man könnte meinen, Frohſchammer habe im Rauſche geſchrieben. Was ihn jedoch ſo bedachtlos macht, iſt wohl nur die leidenſchaftliche, ja raſende Hitze, womit er über das Wunder, ſein armes Opfer, herſtürzt, um ihm den Tod zu geben. Suchen wir in dem Wirbel, in welchem er ſich herumdreht, einige feſte Punkte zu gewinnen, ſo laſſen ſich folgende hervorheben, doch nicht dermaßen fixiren, daß ſie nicht ſogleich wieder von den anderen aufgehoben und verſchlungen werden.

Die Hauptforderung iſt 1) dieſe, daß Wunder — göttliche Eingriffe in geſetzliche Welt- und Naturordnung — überhaupt gar nicht geſchehen und gar nicht begehrt werden ſollen. Eine nähere Beſtimmung iſt 2) dieſe, daß ſolche Eingriffe nicht „nach augenblicklichen Wünſchen und Bedürfniſſen“ verlangt werden ſollen. Alſo doch nach andauernden, beſtändigen? Das wären aber doch gleichfalls Wunder, Eingriffe, wie ſie nach Nr. 1 gar nicht Statt finden, noch begehrt werden ſollen. 3) Der Cultus mit ſeinem Beten und Opfern ſoll ſich nicht auf das Aeußerliche, Sinnliche ꝛc. beziehen, ſondern ganz nur auf das Innere, auf die Veredlung der Seele ꝛc. Alſo doch um Beiſtand in inneren, geiſtigen, ethiſchen Angelegenheiten darf gebetet werden? Frohſchammer kann aber auch das nicht erlauben; denn auch auf dieſe Weiſe würde ein Wunder verlangt. Und könnte es nicht ein „*augenblickliches*“ Bedürfniß ſein, z. B. in einer Verſuchung zum Böſen, wenn wir Gott um eine innerliche Hülfe bitten? Das wäre aber gegen das Verbot Nr. 2. 4) Nicht wegen *eigener* Wünſche und Bedürfniſſe ſoll gebetet werden, das *perſönliche* Intereſſe ſoll wegfallen, weil dies *ſelbſtſüchtig* wäre. Aber doch um Anderer willen, zum allgemeinen Beſten dürfen Gebete zum Himmel ſteigen? Auch das nicht; es wäre gegen das Verbot Nr. 1. Es kommen hier auch Nr. 3 und 4 in Conflikt. Nach Nr. 3 darf Gott doch um der Veredlung der Seele willen angerufen werden; und das iſt doch auch etwas Eigenes, Perſönliches, womit das Gebet nach Nr. 4 Nichts zu ſchaffen haben ſoll. Es iſt endlich auch zu bemerken, daß nicht Alles, was ſich auf die eigene Perſon bezieht, unter den Begriff ſchnöder Selbſtſucht und egoiſtiſcher Rohheit fällt, indem nur die übermäßige Selbſtliebe mit Aufopferung weſentlicher Rückſichten auf Andere oder das Allgemeine ſolchem Tadel anheimfallen kann. Auch Herr Frohſchammer wird z. B. nicht gern verhungern, erfrieren, an der Cholera ſterben ꝛc.; und Niemand wird ihm das verdenken. Auch das Streben nach Veredlung der Seele iſt ein perſönliches Intereſſe, aber kein ſelbſtſüchtig rohes, da man ſich dabei vielmehr von allem Unedlen zu reinigen wünſcht. Man kann endlich auch ſehr wohl Etwas für ſich verlangen, aber nicht um ſeiner ſelbſt, ſondern um Anderer willen. So wenn eine kranke Mutter zu geneſen wünſcht und um dieſes Wunſches Erfüllung den Himmel anfleht, weil im Falle ihres Todes ihr Kind in eine unglückliche Lage käme. Das iſt freilich auch wieder ein Angriff auf die Weltordnung; und Frohſchammer hätte die kranke Mutter, ſeinen Principien gemäß, einfach auf dieſe Ordnung zu verweiſen, welche ſie dem Grabe, ihr Kind aber dem Elend zuführt. Ein wahres Neſt von Widerſpruch und Ungereimtheit!

9.

„Die Religion," ſagt Herr Frohſchammer, „iſt die genialſte That der Menſchheit, um über den bloßen Mechanismus hinwegzukommen und das Menſchendaſein würdig und intereſſant erſcheinen zu laſſen." Schön! Aber wodurch erhebt uns denn die Religion über die ſchmachvolle Sklaverei der mechaniſch materialiſtiſchen Weltanſchauung? — Einzig und allein durch den Wunderglauben, welcher den Geiſt für mächtiger hält, als die plumpe, rohe Aeußerlichkeit, die uns ſo große Schranken ſetzt. Religion, Glaube, Wunderglaube ſtehen nur deßhalb ſo hoch, weil es eine abſolute, nicht geiſtig zu durchbrechende Schranke für ſie gar nicht giebt. *) Und ſo wird man zu der Frage getrieben: Wie mag

---

*) Es hat dies bekanntlich Niemand unbedingter ausgeſprochen und nachdrücklicher betont, als der Stifter unſerer Religion, indem er von einem Glauben ſprach, welcher Berge zu verſetzen vermöge und welchem Nichts unmöglich ſei. Matth. 17, 20, Cap. 21, 21. Marc. 11, 23. Das iſt dem, was die Frohſchammer, Lang ꝛc. predigen, im alleräußerſten Grade entgegengeſetzt. Dort bei Chriſtus die abſolute Erhabenheit über alles äußerlich Gegebene,

uns denn dieſer Philoſoph, trotz ſeines eigenen Krieges gegen das materialiſtiſche Syſtem und ſeinen Mechanismus, in dieſen ſo gewaltſam hineinſtoßen und ſo ſich ſelbſt auf die gleiche Linie mit denen ſetzen, die er zu widerlegen befliſſen iſt?

C. Herrn Paſtor Lang gegenüber.

1.

Am 14. Auguſt 1873 zur Zeit der Verſammlung des ſogenannten Proteſtantenvereins in Leipzig, hielt Paſtor Heinrich Lang aus Zürich eine Feſtpredigt, über deren eigenthümlichen Inhalt in öffentlichen Blättern Folgendes berichtet wurde: „Er führte zuerſt aus, daß es nicht ſo ſchlimm ſei, in einer Welt zu leben, die von ſtrengen, unabänderlichen Geſetzen regiert werde; und dann, daß eine ſolche Welt die Religion nicht ausſchließe, ſondern derſelben gleichwohl ihren Ehrenplatz anweiſe. Wenn der Redner im erſten Theile von „„Spukgeſtalten““ und „„willkürlichen Eingriffen des Himmels““ im Gegenſatze zu den Naturgewalten ſprach, jede Frage, womit man ein Unglück verdient habe, verwarf, Glück und Unglück aus denſelben feſten Weltgeſetzen ableitete — in welchen er allerdings auch einen Sporn zu ſittlicher Thätigkeit, ja einen Troſt im Tode ſah, der durch kein Unbekanntes ſchrecke — ſo mochte er durch den darin erkennbaren ſtark materialiſtiſchen Anflug vielleicht manches ängſtliche Gemüth in ein leiſes Zittern verſetzen. Doch bemühte er ſich im zweiten Theile gründlich, mit derartigen Eindrücken zu verſöhnen, indem er trotzdem dem Gottesglauben allein die Kraft zuſchrieb, den mächtigſten Aufſchwung, den man mit anderen Kräften vergeblich erſtrebe, unter den Menſchen hervorzurufen; und indem er die Betrachtung der Welt nach natürlichen Geſetzen mit einem frommen, religiöſen Gemüth, mit dem Gedanken an Gottes Macht und Weisheit wohl vereinbar, ja in der Verbindung Beider erſt die Quelle der rechten Gemüthswärme, beſonders aber auch den rechten Bund zwiſchen Wiſſenſchaft

---

dem Geiſte und ſeiner göttlichen Freiheit Schranken Setzende; hier bei dieſen modernen Reformatoren und Wunderfeinden die ſchmählichſte Knechtſchaft und Unterwerfung unter daſſelbe. Und dieſe elende, verächtliche Sklaverei ſoll gleichwohl noch immer Chriſtenthum, ſogar ächtes, lauteres, gereinigtes, auf ſeinen Urſprung zurückgeführtes, ſoll, wie es Frohſchammer bezeichnet, „das Chriſtenthum Chriſti“ im Unterſchiede von dem corrumpirten kirchlichen Chriſtenthum ſein!

und Glauben fand, wie ihn auch der Proteſtanten-Verein erſtrebe.“

Wir brauchen uns, nachdem wir bereits vorſtehende Beleuchtungen der Straußiſchen und Frohſchammeriſchen Aeußerungen geliefert, wohl nicht mehr ſo eingehend auch auf den Vortrag des Züricher Paſtors einzulaſſen. Man ſieht leicht von ſelbſt: es herrſcht hier, wie dort, beſonders bei Frohſchammer, dieſelbe gequälte, zwangvolle Manier, welche das Unvereinbare zu vereinbaren ſucht, die zwieſpältigen Elemente nur zuſammenleimen, aber nicht verſchmelzen kann und mit all ihrer Kupplerei nur eine in dem Grade unglückliche Ehe zu Stande bringt, daß eine raſche Scheidung gleichwohl nicht ausbleiben kann; dieſelbe Hohlheit und Leerheit an allem wahrhaft poſitiven Gehalte, die ſich der Empfindung ſo wenig zu verſchleiern vermag, daß, wie der citirte Journalartikel ſagt, „ängſtliche“, d. h. um jenen Gehalt beſorgte, vor einem abſoluten Nihilismus zurückſchreckende „Gemüther in ein leiſes Zittern verſetzt werden.“ Wie kann man bei einem ſo tief inneren Gegenſatz zu dem, was Religion heißt und zu heißen verdient, die Dreiſtigkeit haben, ſich trotzdem in geiſtliche Gewande zu kleiden, ſich Paſtoren zu nennen — es ſind dürre Weiden, auf welche dieſe Hirten ihre Schafe führen — und von der Kanzel herab dergleichen moderne Weisheiten zu predigen, durch welche es dem Himmel gleichſam weltpolizeilich unterſagt wird, ſich den „Naturgewalten“ gegenüber „willkührliche Eingriffe“ in den geſetzlich-nothwendigen Gang der Dinge zu erlauben, alſo z. B. dem Wüthen einer mörderiſchen Peſt, welche die ganze Menſchheit mit dem Untergange bedroht und gegen welche alle menſchliche Kunſt und Wiſſenſchaft machtlos iſt, Einhalt zu thun! Da ſind doch wahrlich jene Ehrlichen vorzuziehen, welche ſich lieber ganz einfach und offen von allem religiöſen Cultus losſagen und damit gar nichts mehr zu ſchaffen haben mögen. *)

---

*) W. Hieronymi, der im Intereſſe der „freien Gemeinden“ ſpricht, die ſich ganz außerhalb der kirchlichen Ueberlieferung geſtellt, wirft den „Paſtoren“ des Proteſtantenvereins vor, ſie ſeien nur deßwegen ſo inconſequent, weil ſie ihre Pfarrſtellen nicht verlieren wollen. „Zu dem, was ſie noch conſerviren wollen, gehören jedenfalls die Pfarrſtellen;“ u. ſ. w. Er prophezeit ihnen aber, daß ſie, trotz ihres Widerſtrebens, vom zeitgemäßen Fortſchritte genöthigt, doch zuletzt auf

2.

So weit hatte ich, durch den erwähnten Predigtauszug veranlaßt, bereits geſchrieben, als mir ein zweiter zu Geſichte kam,*) der vermuthlich dazu beſtimmt war, jenen erſchreckenden Kanzelmaterialismus zu mäßigen. Zunächſt konnte dieſer auch hier nicht ganz verdeckt werden. „Das rettende Wunder, den Naturgewalten gegenüber, zeigt ſich nirgends; die menſchliche Anſtrengung iſt nöthig“ ꝛc. Aber wenn dieſe fruchtlos iſt? Ja, dann muß man ſich eben in die geſetzliche Ordnung der Dinge fügen. „Iſt das ſo troſtlos,“ heißt es weiter; „darf man deßhalb ſagen, wir ſtehen unter kalten, herzloſen Naturgewalten, in welchen ſich keine Liebe und kein Geiſt helfend und tröſtend zeigt?“ Allerdings darf man das; es hieß ja ſoeben, es zeige ſich, dieſen Gewalten gegenüber, nirgends das hülfreiche und rettende Wunder. Weiterhin freilich wird auf die Religion ein enthuſiaſtiſcher Hymnus angeſtimmt. Da iſt denn auch von der lenkenden Hand Gottes die Rede, wiewohl der Gottheit verboten iſt, einen „willkührlichen Eingriff“ zu thun; es wird Gott gedankt, der mitten in der Welt der Sünde ein ſo heiliges Menſchenherz erweckt habe, wie der Stifter des Chriſtenthums geweſen. Da ſtehen wir zu unſerem Erſtaunen wieder ganz auf dem Standpunkte eines myſtiſchen Gottes- und Wunderglaubens. Ueber die Entſtehung Chriſti kann man übrigens, unſerer Feſtpredigt zu Folge, „verſchiedener Meinung ſein.“ Wir wiſſen, was das ſagen will. Aber iſt denn die Erweckung eines ſo heiligen Menſchenherzens durch eine beſondere Veranſtaltung Gottes nicht auch ein Eingriff deſſelben in den natürlichen Gang der Dinge und das ein recht großer, ſo daß die von der Kirche gelehrte Entſtehung Chriſti durch den h. Geiſt, die ſich der Proteſtantenverein zu bekennen ſchämt, kaum wunderbarer erſcheinen kann?

---

dem rein deſtruktiven Standpunkte der freien Gemeinden anlangen werden. (S. „Dr. Strauß und die religiöſe Bewegung der Gegenwart.“ Wiesbaden 1873. S. 16.) Was aber dieſe Letzteren betrifft, ſo werden ſie wohl ebenfalls eine progreſſiſtiſche Zukunft haben; ſie werden in dem Ocean der allgemeinen Barbarei verſchwinden, der in Folge der ſich vollendenden „Bewegung der Gegenwart“ das feſte Land der Cultur verſchlingen wird.

*) Beide hat der Nürnberger Correſpondent am 19. und 22. Auguſt abgedruckt.

Schließlich werden noch die Worte eines alten, erbaulichen Kirchenliedes von **Paul Gerhard** († 1676), mit dem die Predigt auch ſchon eingeleitet wurde, in Anwendung gebracht:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allerbeſten Pflege,
Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß gehen kann."

Es fehlen Ausdrücke, um eine ſolche Fülle von Widerſpruch, Unſinn und Heuchelei zu bezeichnen.

Schlußbemerkungen.

„Weltordnung, Weltharmonie!" — Das klingt wie Ironie, ja wie Hohngelächter der Hölle, die ſich über die Fülle des von ihr auf Erden angerichteten Unheils freut. Die Welt, in der wir leben, und die man mit dieſen ſchön klingenden Namen ſchmückt, iſt vielmehr, wie ſich vom graueſten Alterthum an bis auf dieſe Stunde millionenfach offenbart und oft genug ſelbſt dem Glücklichſten fühlbar macht, das allertrübſeligſte Gegentheil: **Weltunordnung**, **Weltdiſſonanz**. Das ſo hart verklagte Wunder dagegen, nach welchem wir in unſeren Schmerzen, Nöthen und Rathloſigkeiten ſo ſehnlich die Arme ſtrecken, iſt keine Störung dieſer angeblichen Ordnung und Harmonie, ſondern die oft dringend nöthige **Correktur** der zahlloſen Mängel und Gebrechen, woran ſie leidet. **Schopenhauer** hat geſagt: Wenn die Welt nur noch ein wenig ſchlechter wäre, als ſie iſt, ſo könnte ſie gar nicht mehr exiſtiren. Sie iſt wohl nur deßhalb nicht ſo ganz ſchlecht, daß ſie doch noch zur Noth beſtehen kann, weil das Wunder ihrem völligen Ruine wehrt. Es iſt hier nicht bloß die Rede von ſo auffallenden Thatſachen, wie die Wunder Chriſti im Evangelium; es können und mögen auch in tiefſter Stille und Verborgenheit, ohne daß man im Geräuſch der Welt das Mindeſte davon merkt und erfährt und ohne daß in den vielen tauſend Tagesblättern, welche durch die Welt hin ausgeſtreut werden, Etwas davon verlautet, unzählige Wunder geſchehen, die ihren Werth für das Einzelne und Ganze haben, die der providentiellen Leitung der Dinge zum Mittel dienen, und die dem völligen Untergange der Menſchheit und Natur helfend und rettend entgegentreten.

Daß die Welt trotz alledem eine Schöpfung Gottes, ein nicht aus mechaniſchem Druck und Stoß und blinder Nothwendigkeit entſprungenes, ſondern ein nach urbildlicher Gedankenbeſtimmung geſtaltetes Kunſtwerk des höchſten Geiſtes ſei, iſt auch meine Ueberzeugung, die bis jetzt noch durch keine moderne Kritik erſchüttert worden iſt*); und es kann in dieſem Betrachte Niemand mehr Ehrfurcht vor dieſem großen, göttlichen Werke und mehr anbetungsvolle Liebe zu ihm haben, als ich. Aber ich kann nicht umhin anzunehmen, daß dasſelbe, — wie und wodurch dies auch geſchehen ſein mag**) — auf die traurigſte Weiſe corrumpirt, verſchlechtert und zerrüttet worden ſei. In all dieſen zahlloſen, unaufhörlich bedrohenden, keinen Augenblick Sicherheit gewährenden Uebeln, Plagen, Gefahren, Schrecken, Beeinträchtigungen von Beſtand, Wohlſein, Glück, Leben; all dieſen Fluthen, Gluthen, Fröſten, Stürmen; dieſen theils ſchleichenden, langſam zu Tode marternden, theils plötzlich ergreifenden, gewaltſam wegraffenden Siechthumen, Miasmen, Fiebern, und Peſten tauſendfacher Art, die keine menſchliche Wiſſenſchaft und Kunſt bewältiget; dieſen nicht ſelten mit einem Male die ſchönſten Saaten niederſchlagenden, den wünſchenswertheſten Ernteſegen vernichtenden Unwettern***), dieſen zuweilen ganze Städte, Inſeln, Länder vernichtenden Erderſchütterungen, Bodenzerklüftungen ꝛc. ſollte ſich eine harmoniſch eingerichtete, auf Glück und Heil berechnete Ordnung der Dinge erblicken laſſen? Für eine ſolche Welt ſollte man mit nur einiger Beſinnung ſo optimiſtiſch ſchwärmen können? — Und ſehen wir gar auf die Geſchichte der Menſchheit, ſo ſtellt ſich uns ein noch niederſchlagenderes Schauſpiel dar, ſo begegnet uns da, ſo weit wir ſie kennen, durch und durch faſt nichts, als eine Reihenfolge von Verbrechen, Grauſamkeiten, Zerſtörungen, Raſereien und Abſcheulichkeiten aller Art. Ach, unſere Peſſimiſten, welche behaupten, es ſei beſſer, wenn gar keine Welt exiſtirte, als eine ſolche, ſind, wenn nicht ein mit dieſer Sachlage verſöhnender Glaube hinzutritt, nur allzu ſehr in ihrem Rechte. Das iſt es auch, was im Neuen Teſtamente als *dieſe* Welt, deren Fürſt der *Teufel* iſt, im Gegenſatze zu einer künftigen, wo dieſer Gegenſatz überwunden ſein, Gott und nicht mehr der Teufel der Weltfürſt ſein werde, ſo hart verklagt und verurtheilt wird. Die Verſuche, den großen Weltübeln auf bloß natürlichem Wege und mit bloß menſchlichen Mitteln abzuhelfen, ſind bis jetzt alle mißglückt; und es iſt keine Ausſicht da, daß ſolche jemals glücken werden. Der in dieſer Beziehung einzig noch mögliche Idealismus iſt der ſo leidenſchaftlich verfolgte *Wunderglaube*. Ich wenigſtens bin längſt überzeugt, daß uns nur das Wunder, das ſich im Verhältniß zu den Weltübeln *ſteigernde* Wunder, zu retten vermag. Und darum bin ich auch ſo erfreut, wenn es irgendwo ſo ſichtlich hervorzutreten ſcheint, wie es in einigen höchſt merkwürdigen Ereigniſſen, welche wir weiterhin betrachten werden, in der That der Fall geweſen.

---

*) Ich habe, während eines nunmehr 74jährigen Lebens, den ganzen Gang der Philoſophie und Theologie von Hegel an, deſſen unmittelbarer Schüler ich war, auf das Angelegentlichſte verfolgt und ſelbſt daran thätigen Theil genommen.

**) Die bibliſche und kirchliche Lehre darüber iſt bekannt.

***) Ich leſe gerade einen „Hilferuf“, der wegen eines ſchrecklichen Hagelwetters ergeht, wodurch die Gemeinde Ernsbach in Württemberg in die höchſte Noth verſetzt worden iſt. „Im Laufe weniger Stunden wurde die ganze Gemarkung, Ackerland, Gärten, Weinberge dermaßen zuſammengeſchlagen, daß der Boden nunmehr einer Tenne gleicht. Die ganze Ernte und der gehoffte Weinertrag ſind ausnahmslos vernichtet, die Weinſtöcke und der größte Theil der Obſtbäume entwurzelt oder ſo ſchwer beſchädigt, daß für viele Jahre keine Ausſicht auf Ertrag vorhanden. Auch Gebäude wurden zerſtört, Menſchen getödtet ꝛc. Und doch iſt ſolch eine Calamität noch gar Nichts gegen viel größere Unglücksfälle, wie ſie ſich über den Erdkreis hin ebenfalls ereignen.

II. Renan und Frohſchammer, des Erſteren wunderliche Einbildungen und des Letzteren anhebenden Peſſimismus betreffend.

Mit E. *Renan* und ſeiner Beſtreitung des Wunders habe ich mich ausführlich in meiner Schrift: „Das Chriſtenthum und ſein Urheber“ *) beſchäftiget und ich enthalte mich, hier das dort bereits genugſam Erörterte zu wiederholen. Neueſtens hat er ein

---

*) Mainz, bei Kirchheim 1864.

Werk: „Der Antichriſt“ geliefert, worin Aeußerungen, wie folgende, vorkommen:

„Ich glaube ſo ſehr, als nur je, daß die Religion kein ſubjektives Trugbild unſerer Natur ſei, daß ſie einer objektiven Realität entſpreche, und daß derjenige, der ihren Eingebungen folgt, gut geleitet ſei. Die Religion vereinfachen, heißt nicht, ſie erſchüttern; es führt oft zu ihrer Stärkung.“ Gewiß! Wenn man den Chriſten ihren Herrn und Heiland nimmt, wenn man den Glauben an Alles zerſtört, was über die gemeinſte materielle und mechaniſche Natürlichkeit hinausgeht, wie dieſe Herren thun, ſo erſchüttern ſie keineswegs die Religion, ſie ſtärken ſie bloß. „Der große Irrthum des Katholicismus beſteht darin, zu glauben, daß man gegen das Fortſchreiten des Materialismus den Kampf führen könne mit einer complicirten Dogmatik, die ſich mit immer neuen Wundermähren belaſtet. Das Volk kann nur noch eine Religion ohne Wunder ertragen; eine ſolche Religion könnte noch ganz wohl lebendig ſein, wenn diejenigen, welche mit der Seelenführung betraut ſind, berückſichtigend das poſitive Element, das in die Geiſtesverfaſſung der arbeitenden Klaſſen eingedrungen, das Dogma ſo viel als möglich einſchränken und aus dem Cultus ein Mittel der moraliſchen Erziehung und wohlthätigen Aſſociation machten.“

Daß das Volk nur noch eine Religion ohne Wunder ertrage, iſt eine ſonderbare Rede. Das durch atheiſtiſche und materialiſtiſche Lehren um jeden letzten Reſt von Glauben, Ehrfurcht, Andacht gebrachte, durch demokratiſche und communiſtiſche Corruption aufgehetzte und verwilderte Volk, erträgt gar keine Religion mehr und iſt gar nicht mehr dazu aufgelegt, ſich irgendwie moraliſch erziehen zu laſſen. Das Volk hingegen, das noch religiöſe Geſinnung und Bedürfniſſe hat, begnügt ſich mit einem rationaliſtiſch verkümmerten und ausgehöhlten Cultus nicht. Zu einem ſolchen wird ſich auch eine irreligiöſe Perſon oder Nation, in welcher religiöſe Bedürfniſſe erwachen, ſchwerlich bekehren; ſie wird ſich wohl vielmehr ganz wieder in den alten, an poſitivem Inhalte ſo reichen Glauben zurückſtürzen; wie wir es deutlich genug in den Zeitereigniſſen ſehen. Die Religion, mit welcher uns ein Renan, Frohſchammer ꝛc. beglücken will, hat keine Zukunft; ſie iſt ein todtgeborenes Kind. Das ſcheint jetzt ſchmerzlich genug auch der Letztgenannte ſelbſt einzuſehen. Er macht zu der citirten Stelle von Renan folgende Bemerkung:

„Dies iſt ganz die Anſicht, die wir ſelbſt vertreten und ſeit langer Zeit zur Geltung zu bringen ſuchen, ohne freilich dabei beſondern Beifall oder gar ernſte, energiſche Unterſtützung zu finden. Blickt man auf das Schauſpiel, das ſich in Frankreich gegenwärtig darbietet, dann möchte man vollends an dieſer Sache verzweifeln und zu der Anſicht geneigt werden, daß nicht ein gereinigter, edler Gottesglaube eine Zukunft habe, ſondern daß nur Wahn und Trug die Menſchen in Bewegung ſetzen und die Welt fernerhin beherrſchen werden.*)

Dieſe peſſimiſtiſche Aeußerung erinnert an die Verzweiflung des ſterbenden Talbot in Schiller's „Jungfrau von Orleans“:

Lionel:

. . . . Wir können uns
Nicht lange mehr auf dieſem Poſten halten.
Unwiderſtehlich dringt das Mädchen vor —

---

*) Augsb. Allg. Ztg. Beilage vom 25. Septbr. 1873. An einem anderen Orte derſelben Zeitung vom 6. Sept. 1873, in einem Artikel aus London vom 3. Sept., iſt von den aus England nach Paray-le-Monial gehenden Wallfahrten die Rede, wobei ſich ähnliche Stimmungen und Empfindungen verrathen. Es ſei heute ein regennaſſer, nebeliger Tag, wie dazu geſchaffen, „zu düſtern und bittern Betrachtungen über Weſen und Bedeutung des neumodiſchen Katholicismus herauszufordern“. Dann folgt ein langer, ſchmerzlicher Erguß über einen ſolchen, ganz beſonders für das proteſtantiſche England ſchmählichen „Wallfahrtsſkandal.“ Die Sache ſei keineswegs bloß lächerlich. „Die Witzeleien, womit ſich die engliſche Preſſe den traurigen Ernſt des Skandals von der Seite zu ſchieben ſucht, machen auf uns den Eindruck einer Art von Galgenhumor, der zu der Wichtigkeit der Sache einen empörenden Gegenſatz bildet“ ꝛc. Ein ähnlicher Artikel aus London vom 2. Sept. ſteht ebendaſelbſt, 3. Sept. 1873. „Es iſt eines der traurigſten Zeichen der Zeit, daß ſelbſt das nüchterne England ſich dem Blödſinn des „Wallfahrtens“ nicht hat entziehen können. Die Erſcheinung könne jetzt nicht mehr aus dem phantaſtiſchen Sinne der romaniſchen Nationen und der Einwirkung des Katholicismus auf die nur oberflächlich gebildeten Volkskreiſe Frankreichs erklärt werden; dieſe Gründe fielen, heißt es, in dem Lande der Bacon und Newton, in der „Burg des Proteſtantismus“, völlig weg. Dies letztere iſt eine wichtige Bemerkung; man hat die ärgerlichen Phänomene zunächſt bloß dem franzöſiſchen Nationalcharakter zugeſchrieben: das kann man jetzt nicht mehr thun; es läßt auch dieſer Troſt im Stich.

Talbot:

Unſinn, du ſiegſt, und ich muß untergehen!
Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes . . . . . .
Wer biſt du denn . . . . .
Verflucht ſei, wer ſein Leben an das Große
Und Würdige wendet und bedachte Plane
Mit weiſem Geiſt entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Frohſchammer ſpricht von einem gereinigten, edlen Gottesglauben. Was damit gemeint iſt, eine alles Glaubens an etwas Wunderbares, mit der gräßlichen Weltmaſchine in tröſtlichem Gegenſatze Stehendes, aller Befugniß, die Gottheit in Gefahr und Noth um Hülfe, Troſt, Rettung anzuflehen, beraubte und darum für „edel“ ausgegebene rationaliſtiſche Welt- und Gottesanſchauung, iſt bereits oben beleuchtet worden. Und daß ein ſo dürrer, kahler Auszug aus der alten, lebensvollen Religion nicht im Stande ſein werde, „Wahn und Trug“ d. h. den Glauben an das Wunder, als an ein lebendig wirkſames Eingreifen des Göttlichen und Himmliſchen in die materielle, mechaniſche Weltordnung zu überwältigen, das iſt ſo klar, wie Sonnenlicht. Man wird in der bevorſtehenden welthiſtoriſchen Epoche, nach Entſcheidung des zur Zeit noch ſchwankenden Kampfes, entweder gar keine Religion mehr, oder eine Religion des Wunders, vermuthlich ſogar des geſteigerten Wunders haben. Denn

„unwiderſtehlich dringt das Mädchen vor.“

III. Gelegentliche Bemerkungen über die Kundgebungen und Wortführer des ſogenannten „Altkatholicismus.“*)

A. Der altkatholiſch-biſchöfliche Hirtenbrief.

Die Antipathie des negativen Zeitgeiſtes gegen das Wunder giebt ſich leider auch in dem neulich*) erlaſſenen Hirtenbrief des ſchismatiſchen Biſchofes Reinkens kund. Derſelbe macht dem katholiſchen Clerus unter Anderem auch die „erfundenen Wundergeſchichten“ zum Vorwurfe, deren er ſich zu bedienen pflege; der kirchliche Materialismus, ſagt er, binde das Göttliche an Oertlichkeiten und zufällige Perſonen, die er zum Gegenſtande des Cultus mache, und nähre ſich von dem unabläſſigen Wunderbedürfniſſe der abergläubiſchen Neigung des von Schrift und Tradition künſtlich getrennten Volkes.

---

*) Nachſtehende Einzelheiten wurden unmittelbar zu der Zeit, wo die öffentlichen Blätter die veranlaſſenden Artikel brachten, auf das Papier geworfen.

Es iſt mir in dieſen Anklagen und Ausdrücken nicht Alles klar. So bin ich in Zweifel, was mit den Oertlichkeiten gemeint iſt, an welche das Göttliche ſo ungebührlich gebunden werde. Es wäre doch gar zu ſeltſam, wenn Herr Reinkens von den katholiſchen Cultus- und Andachtsorten ſpräche. Daß an ſolche das Göttliche gebunden werde, wäre ein ſehr unwahrer Vorwurf; iſt doch Gott auch für den Katholiken ein allgegenwärtiges, geiſtiges Weſen; kann doch auch er ſich immer und überall zum Göttlichen erheben, jedes Kämmerchen zum Bethaus machen, nur daß ihm das Göttliche an beſonderen Orten beſonders nahe tritt. Und will denn nicht auch der „Altkatholik“ ſeine Kirchen haben und daſelbſt in gleicher Weiſe das Göttliche verehren? Oder ſoll das Alles von der neuen Sekte abgeſchafft werden? Wer ſind denn zweitens die zufälligen Perſonen, die man mit ſo großem Unrecht zum Gegenſtand des Cultus mache? Sind es die von der katholiſchen Kirche in frommem Andenken behaltenen und verehrten Heiligen? Wenn dieſe Kirche Perſonen, welche ihr im höchſten Grade ehrwürdig erſcheinen und welche ſich um ſie beſonders verdient gemacht haben, in ihrer Weiſe hoch ſtellt und feiert, thut denn etwas Entſprechendes nicht auch die übrige Welt? Ehrt ſie nicht große, berühmte Männer, Dichter, Künſtler, Denker, Gelehrte, Genien aller Art durch Statuen, Feſte, Reden u. ſ. w. Geſchieht das nicht zum Theil in überſchwänglicher, an eine förmliche Vergötterung grenzender Manier, wie bei jenem großen Feſte am 100jährigen Geburtstag Schillers 1859 der Fall geweſen, wo man ſelbſt großartige Aufzüge durch die Straßen der Städte veranſtaltete? Und wie kann man denn hervorragende geſchichtliche Perſonen, ſeien es kirchliche oder andere, mit dem Prädikate der *Zufälligkeit* bezeichnen und dadurch um ihre Bedeutung und Ehre zu bringen meinen? Was ſteckt denn da für eine tiefſinnige Philoſophie dahinter? Wer ſind denn die den Gegenſatz bildenden *nothwendigen* Perſönlichkeiten? -- Wenn endlich Herr Reinkens von dem „unabläſſigen Wunderbedürfniſſe der abergläubiſchen Neigung des von Schrift und Tradition künſtlich getrennten Volkes“ ſpricht, ſo läge es nahe zu erkennen und zu bedenken, daß in der menſchlichen Natur ein tiefes, unausrottbares Bedürfniß liege, über die mechaniſche Ordnung der Dinge hinaus eine noch andere, minder proſaiſche, die Flügel des Geiſtes minder lähmende, anzunehmen; daß man daher große Urſache habe, auch dieſe nicht ganz unberückſichtigt zu laſſen und ſie ſo weit zu befriedigen, als nur immer mit gutem Gewiſſen möglich iſt. Aber Herr Reinkens ſcheint durch die Bezeichnung des Volkes, als des von Schrift und Tradition getrennten, die Meinung anzuzeigen, daß die abergläubiſche Wunderſucht des Volkes nur von dieſer Trennung herrühre. Iſt denn aber nicht auch Schrift und Tradition des Wunderbaren ſo voll, als nur möglich? Und ſchließt denn der Katholicismus dieſelben wirklich aus? Das wäre etwas Neues für mich, worüber ich um Belehrung bäte. Und wenn die Wunder der Bibel, namentlich des Evangeliums, die Wunder der Heiligenlegende ꝛc. „Materialismus“ ſind, ſo unterliegt dieſem Vorwurfe Alles zuſammen; und ich weiß nicht, was Herr Reinkens für ſeinen davon gereinigten Glauben und Cultus, der doch noch immer chriſtlich und katholiſch ſein ſoll, übrig behält. Das Wunder hat aber in Wahrheit einen ganz anderen Charakter, als den ihm vorgeworfenen — der übrigens in einer ſo materialiſtiſchen Zeit und Welt vielmehr ein Lob und eine Empfehlung wäre. Daſſelbe durchbricht mit göttlicher Allgewalt die Schranken der Materie und ihrer rohen, blinden Aeußerlichkeit und Geſetzlichkeit, um in dem Aether einer romantiſch-ſpiritualiſtiſchen Freiheit zu leben. Und das eben iſt es, weßhalb es dieſer von der Materie knechtiſch-gefeſſelten Zeit und Welt ſo ärgerlich iſt.

---

*) Auguſt 1873.

Herr Reinkens iſt kein großer Denker, und eines klaren Ausdruckes iſt er auch nicht mächtig. Oder *will* er nicht offen ſprechen? Denn was in ſeinen dunklen Aeußerungen zu liegen ſcheint, iſt ein ſo totaler Umſturz des kirchlichen Glaubens und Cultus, daß er doch ſelbſt Manche unter der neuentſtandenen Sekte erſchrecken dürfte. Wenn dieſe auf der ſchiefen, abſchüſſigen Bahn fortgeht, die ſich in dieſem „Hirtenbriefe“ bemerklich macht; wenn ſie es namentlich wagen ſollte, Alles, was darin angedeutet iſt, ganz unverhohlen zu bekennen und in’s Werk zu ſetzen, ſo wird ſie bald auf dem Punkte ſtehen, ſich von den allernegativſten Parteien der Gegenwart in gar nichts Weſentlichem mehr zu unterſcheiden und weder chriſtlich, noch katholiſch, ja nicht einmal mehr poſitiv religiös zu ſein.

B. Der providentielle Biſchof.

Die „Nordd. Allg. Zeitung“ hat in einer ihrer Sonntags-Nummern*) einen Artikel mit der Ueberſchrift: „Die providentielle Bedeutung des altkathol. Biſchofs Reinkens“ gebracht, wo dieſer mit allem möglichen Lob und Preis überſchüttet und als der künftige durchgreifende Reformator der Kirche in Deutſchland geſchildert wird, der zu ſolchem von der göttlichen Vorſehung ganz ſpeziell auserſehen und ausgerüſtet ſei. Hiebei heißt es: „Reinkens hat als Menſch vieles in der Kirche Beſtehende als den heutigen Verhältniſſen nicht mehr entſprechend und darum entbehrlich erkannt; hat als Mann der Wiſſenſchaft Vieles darin als Menſchenſatzung und Menſchenwerk befunden und iſt als Mann von Charakter auch entſchloſſen und fähig, mit dieſem und Jenem aufzuräumen, die katholiſche Religion von Plunder und künſtlichen Verunſtaltungen zu reinigen“ ꝛc. Reinkens werde dem Volke reformatoriſche Prieſter nach ſeinem Sinne geben; und ſo werde eine Vereinigung mit dem Proteſtantismus und eine allgemeine deutſche Kirche ohne Dogmen und Formelkram zu Stande kommen ꝛc. Hier iſt das, was uns in Obigem als eine zu fürchtende Möglichkeit erſchien, als eine bevorſtehende Wirklichkeit ſo deutlich ausgedrückt, daß man es mit Händen greift. Er wird demnach wohl Alles in ein gehalt- und intereſſeloſes Nichts verſchwimmen, das nur noch etwa den äußerlichen Schein einer wahren Religionsgemeinſchaft feſthält, bis endlich auch dieſer verſchwindet; der ſogenannte Altkatholizismus wird zuletzt ſehr nahe ſelbſt mit den „freien Gemeinden“ zuſammenkommen, von denen Strauß ſagt: „Ich habe mehreren Gottesdienſten der freien Gemeinde in Berlin beigewohnt und ſie entſetzlich trocken und unerquicklich gefunden. . . . . . Nachdem man den Kirchenbau abgetragen, nun auf der kahlen, nothdürftig geebneten Stelle eine Erbauungsſtunde zu halten, iſt trübſelig bis zum Schauerlichen.“ Ich meines Theils fürchte beſonders für das Zurücktreten des Mariencultus, der dieſen dürren, proſaiſchen Seelen wohl viel zu poetiſch und romantiſch ſein wird, um nicht ebenfalls damit recht gründlich „aufzuräumen.“

---

*) Auguſt 1873.

C. Der Konſtanzer Altkatholiken-Kongreß.

Darüber meldeten die Zeitungen aus Konſtanz vom 14. Sept.: „Biſchof Reinkens hielt eine kurze, aber gediegene Predigt. Die bibliſche Erzählung von der Wiedererweckung des Jünglings durch Chriſtus deutete er dahin: Chriſtus habe in der Wittwe den Glauben an das jenſeitige Wiederſehen ſo lebhaft zu erwecken gewußt, daß ſie wähnte, ihr Sohn habe das Leben wieder erhalten.“ Ich glaubte zu träumen, als ich dies las; ich prüfte die Stelle wiederholt mit der größten Aufmerkſamkeit, konnte ihm aber keinen anderen Sinn abgewinnen, als den einer, meines Wiſſens, beiſpiellos abſurden Ausdeutung jener bibliſchen Erzählung mit gänzlicher Beſeitigung der rationaliſtiſch anſtößigen Todtenerweckung. Hiemit hat die „altkatholiſche“ Bewegung einen entſcheidenden Schritt vorwärts gemacht, indem ſie in der Perſon ihres „Biſchofs“ ganz offen und unverholen mit dem alten Glauben, dem proteſtantiſchen, wie dem katholiſchen, gebrochen und dem reinen Rationalismus in die Arme geſtürzt. Mit den bibliſchen Wundern und damit ſelbſtverſtändlich mit dem Wunder überhaupt iſt ſie nunmehr fertig. Nach dem Muſter und der Analogie der biſchöflichen Exegeſe, von welcher wir ſoeben ein Beiſpiel angeführt, werden jetzt auch die übrigen Wunder Chriſti zu behandeln ſein. Den Blinden, Lahmen ꝛc. ſtellte Chriſtus recht lebhaft vor, wie ſie dereinſt im Himmel ſo vortrefflich würden ſehen, gehen ꝛc. können; und da wähnten ſie, ſchon jetzt ſo zu ſehen, zu gehen ꝛc. Das blutflüſſige Weib wurde in gleicher Weiſe getröſtet: ſie ſolle nur noch ein wenig warten, dann werde ſie der

Tod von ihrem Uebel erlöſen und ſie werde ſich dann ganz vortrefflich befinden; und da meinte das Weib, es befinde ſich bereits gegenwärtig ſo. Es iſt mir in meinem ganzen Leben nichts Abgeſchmackteres vorgekommen. — Prof. Meßmer „ſtellte einen mit ſarkaſtiſchen und witzigen Wendungen gewürzten Vergleich zwiſchen einem wahren katholiſchen Chriſten und jenem an, der das Chriſtenthum in Wallfahrten, Wundern, Götzendienſt ꝛc. erblicke.“ Er verhöhnte die Heiligenverehrung an den Wallfahrtsorten; „es werde kein geiſtiger Gottesbegriff gelehrt, nur grobkörperliche Gottesverehrung getrieben.“ Die neukatholiſche Kirche kranke ſchwer an der Veräußerlichung des Gottesdienſtes; Redner warnte vor dem Betreten dieſer Bahn. „Der mit köſtlichem Humor gewürzten Rede folgte ungeheuerer Beifall.“ Ein Publikum, welches ſich der Verſpottung und Zertretung der poſitiv kirchlichen Dinge in dem Grade freut, hat damit gewiß keinen inneren Zuſammenhang mehr. Meßmer's Warnung vor dem Betreten einer zur „Veräußerlichung des Cultus“ führenden Bahn iſt bei einer ſolchen Gemeinde offenbar höchſt überflüſſig; über die Verſuchung, einen ſolchen Weg einzuſchlagen, d. h. ſich zu katholiſch-fromm und andächtig zu geberden, iſt dieſe Sekte längſt mit Siebenmeilenſtiefeln hinausgeſchritten. Die wirklich vorhandene Gefahr iſt eine ganz andere. Die Ausdrücke: „Götzendienſt, geiſtloſer Bilderdienſt, Sinnencultus, Materialismus ꝛc., deren ſich dieſe Herren in ihren Strafreden bedienen, mit der Forderung, daß Alles im höchſten Grade innerlich und geiſtig — euphemiſtiſche Bezeichnungen des Unwirklichen, Lebloſen, des Nichts, worauf ſie hinſteuern — ſein ſolle, ſcheinen eine neue Bilderſtürmerei einleiten zu wollen und erinnern an einen Carlſtadt, Zwingli, Leo III. den Iſaurier ꝛc., auf deren geſchmack- und bildungsloſen Standpunkt ſich dieſe Reformatoren ſtellen und deren Vorwürfe und Anklagen wider die reiche Fülle der kirchlichen Cultusformen ſie wiederholen, ohne zu bedenken, in welche Geſellſchaft ſie dadurch gerathen und wohin das conſequenter Weiſe zu führen hätte und in der That geführt hat.*) An eine Mehrung des poſitiven Gefühls- und

---

*) Wenn Carlſtadt in Wittenberg und Zwingli in Zürich Altäre und Bilder zertrümmert, Letzterer ſogar die Orgeln zerſtört hatte, ſo erklärten die

und Gedankengehaltes iſt bei ſo negativen Geſinnungen und Tendenzen nicht zu denken. Es handelt ſich auch hier im Grunde bloß um das „Aufräumen“, die Entleerung, den Todtſchlag des dem kirchlichen Cultus eigenen Lebens und Reizes; man erneuert den alten, reformatoriſchen Krieg gegen die katholiſche Kunſt, das äſthetiſche Element dieſer Religions- und Cultusſphäre, das ein ſo weſentlicher Vorzug derſelben iſt, das **Schiller** ſo ausdrücklich anerkannt, namentlich in der „Maria Stuart“ ſo begeiſtert hervorgehoben, wofür aber jene poeſieloſen Verſtandesmenſchen keinen Sinn und kein Gefühl haben.

Mit einem Worte: Man iſt Nichts mehr und **will** Nichts mehr. Aber wozu denn ſo viel Lärm um Nichts? Wozu dieſe ganze Komödie? Daß ſich dieſe „Altkatholiken,“ die weit weniger glauben, als die gläubigen Proteſtanten, nun gar einen „Biſchof“ gemacht, und das einen ſolchen, der ihnen eine ſo abgeſtandene Weisheit predigt, ihnen mit einem ſo leeren, unfruchtbaren Aufklärungslichte vorleuchtet, iſt unausſprechlich lächerlich.

Ich finde unter den betreffenden Nachrichten auch folgende: „Pfarrer **Rol** von Utrecht, ein noch ganz junger Mann, ſagte: Auch die Kirche Hollands bedürfe der Reformen. Aber die Reformen in der altkatholiſchen und Utrechter Kirche **möchten auf katholiſchem Boden bleiben**“ ꝛc. Dieſen Mann ſcheinen die hochgehenden Wogen des aufklärenden und ausleerenden Rationalis-

---

Wiedertäufer ſelbſt noch die entleerten Tempel für Götzenhäuſer. Vom Geſange urtheilten ſie ohngefähr wie **Peter v. Bruys**, der ihn für eine Anbetung des Satans hielt. Daran reihen ſich die Quäker, die in einem ſchmuckloſen, kahlen, nur mit Bänken angefüllten Saale in tiefſtem Schweigen daſitzen, bis ſich etwa Einer zu einer Rede oder einem Gebete inſpirirt fühlt. Auch dieſe Leute haben Geſang und Muſik abgeſchafft. Vergl. **Möhler**, Symbolik, Mainz und Wien 1838. S. 483. 516 f. 519 ff. Weiter zurück im 8. und 9. Jahrhundert liegt der kirchengeſchichtlich bekannte Bilderſtreit im Orient und im fränkiſchen Reiche. Kaiſer **Leo III., der Iſaurier**, bezeichnete die Verehrung der Bilder als **Götzendienſt**; er könne nicht ertragen, „daß ſich ein ſtummes, ſeelenloſes Bild auf irdiſchem, mit Farben beſudelten Stoffe als Chriſtus darbiete;“ es wurde ſchon damals ein förmlicher Bilderſturm, *εικονοχλασμος*, angeordnet und ausgeführt ꝛc. Schon damals erklärten Päpſte und Concilien den Sinn und die richtige Weiſe der kirchlichen Bilderverehrung. Und nun kommen dieſe angeblichen Altkatholiken wieder auf jene Vorwürfe und Schimpfnamen zurück!

mus, die er wahrnahm, doch erſchreckt und mit der Beſorgniß einer völligen Verflachung, eines totalen Verluſtes an poſitivem Gehalt erfüllt zu haben.

Auf dieſem Congreß iſt endlich auch eine ganz ungeheure Taktloſigkeit begangen worden, Etwas, wofür es eigentlich gar keinen Ausdruck giebt, und was für die dort vertretene Sache nicht anders, als höchſt nachtheilig wirken konnte. Es war Dr. Völk, Abgeordneter von Augsburg im deutſchen Parlamente, ein Fanatiker des Germanismus, der dieſes Unglück angerichtet hat. Er hob hier am allerunpaſſendſten Orte den in ſeinem Kopfe fixirten Gegenſatz von „Deutſchthum und Wälſchthum“ hervor, klagte dieſes als Quell und Sitz des ultramontanen Uebels an, womit man zu kämpfen habe, prahlte mit dem von ihm vergötterten Deutſchthum und deutſchen Reiche, welche er für gleichbedeutend mit geiſtiger und religiöſer Freiheit ſetzte, während die Romanen ihrer Natur nach zu innerer Knechtſchaft verurtheilt ſeien, brachte, zu noch tieferer Kränkung der franzöſiſchen Nation, namentlich der anweſenden Franzoſen, ſogar den letzten Krieg zur Sprache, kurz, ſtellte die beiden Nationen und Racen in das Licht der totalſten Fremdheit, des härteſten, unausgleichbarſten Widerſpruches. Und das bei einer Gelegenheit, wo es der Natur der Sache nach ſo weſentlich ganz nur auf Frieden, Verſtändigung, Einheit, Zuſammenwirken ankam!

Die Franzoſen, denen man dieſe zarten Liebesgrüße zu hören gab, waren natürlich auf das Höchſte erſtaunt und empört. Der proteſtantiſche Geiſtliche und Pariſer Deputirte Preſſenſé und Pater Hyacinth verließen, während Dr. Völk auf der Höhe ſeines germaniſtiſchen Taumels ſtand, demonſtrativ eine Verſammlung, in der ſie ſich in ſolchem Grade beleidigt und abgeſtoßen ſahen; und Erſterer ließ dann im Journal des Débats einen Bericht drucken, wo er ſich über den Vorgang maßvoll und nobel, aber doch in der Art ausließ, daß der in die Sache gekommene verhängnißvolle Riß klar genug an den Tag kam, ſich auch nicht enthielt, einige beißende Worte gegen die deutſchen Zuſtände einzuſtreuen. „Es war zu viel!“ ruft er; „ein Franzoſe konnte das unmöglich mit anhören. Wir waren nicht nach Conſtanz gekommen, um das Lob des deutſchen Reiches zu vernehmen.“ ꝛc. „Hr. Völk hat vergeſſen, daß er ſich einer religiöſen und chriſtlichen Verſammlung gegenüber befand, für welche das apoſtoliſche Wort hätte gelten ſollen: Vor dem Herrn gibt es weder Griechen noch Juden.“ — „Die Religion ſtellt uns in die hohe Sphäre der Menſchlichkeit und Wahrheit, über die engen Schranken und die leidenſchaftliche Eiferſucht der Nationalitäten.“ In einem Artikel der Augsburger Allgem. Ztg. aus Paris vom 18. Sept. 1873 heißt es: „Seit dem bekannten Auftritt in Konſtanz iſt die altkatholiſche Bewegung eine *deutſch*-katholiſche für alle Parteien in Frankreich geworden.“

So iſt denn auch hier wieder, kaum nach dem Anfang der Sache, die Fahne der Zwietracht, der Zerreißung und des bittern Haſſes aufgepflanzt. Daß ſich durch dieſe Leute eine *Weltkirche* geſtalte, daß auf dieſem Wege *ein Hirt und eine Heerde* werde, iſt nicht denkbar. Zwar in der Abſicht, mit dem poſitiv Religiöſen aufzuräumen, ſcheinen ſie hinlänglich einverſtanden zu ſein; aber über die Differenzen von *germaniſch* und *romaniſch*, *deutſch* und *franzöſiſch* kommen ſie nicht hinaus.

IV. Züge zur Charakteriſtik der Zeitgeſchichte.

Pfarrer *Lang* in Zürich erzählt in einer ſeiner Broſchüren*) Folgendes: „Es handelte ſich im Hörſaale der Chemie gegen den Schluß des Semeſters um eine außerordentliche Stunde und der Profeſſor ſchlug Sonntag Morgens 8 Uhr vor. „Da gehe ich zur Kirche“, ſagte eine Studioſin. Erſt allgemeines Staunen, dann Vereinigung der Stimmen auf 10 Uhr, nachher aber Frage auf Frage: Um des Himmels Willen, mein Fräulein, wie können Sie ſo abergläubiſch ſein und noch in eine Kirche gehen? — Aber wie kann man noch in eine Kirche gehen, wenn man Chemie ſtudirt? Was iſt Gott?“ In dem Grade alſo iſt Naturwiſſenſchaft und Religion auseinandergetreten, daß man es gar nicht mehr faſſen kann, wie Jemand Chemie ſtudiren und zu gleicher Zeit an Gott glauben, ja gar in eine Kirche gehen kann. *Lang* ſetzt hinzu: „Und dieſer Atheismus iſt kein Geheimniß der Wiſſenden geblieben. Zweifel an jeder göttlichen Weltordnung ſind in allen Ständen des Volkes verbreitet, und der ausgeſprochene *Atheismus* iſt die Religion *ganzer Arbeiterklaſſen*.“

---

*) Zur kirchlichen Situation der Gegenwart. Zürich 1873.

Es ſtimmen auch ſchon Kinder in dies laute Bekenntniß ein. Der kleine Knabe eines materialiſtiſchen Arztes hörte vom „himmliſchen Vater“ ſprechen. „Was ſprichſt du da für dummes Zeug?“ rief er; „Himmliſcher Vater! Es giebt keinen himmliſchen Vater; Papa glaubt auch nicht daran.“ Dieſer Knabe iſt bereits ſo weit, daß er ſich's erſparen kann, einen Feuerbach, Renan, Strauß, Büchner, Vogt ꝛc. zu ſtudiren; er iſt fertig ohne dies; denn das Negative iſt einfach und leicht; Nichts glauben kann jedes Kind, zumal wenn es in ſo trefflicher Schule iſt; ja ſchon der Affe, von welchem wir abſtammen ſollen, wird ein Meiſter in dieſer Kunſt geweſen ſein. Derſelbe Knabe ging einmal mit ſeinem Vater vor einer Kirche vorbei. Er fragte: „Was iſt das für ein Haus?“ — „Ein Narrenhaus“, verſetzte jener. Das ſind moderne Erziehungs- und Bildungsmethoden. Denke man ſich nun, wie es vollends in den unterſten Schichten des Volkslebens und bei den daſelbſt obwaltenden tiefſten Bildungsgraden beſtellt ſein mag, wo eben ſo bereits die Eltern keine Ehrfurcht gegen etwas Höheres mehr haben, und ihren Kindern jede Spur davon ſchon in den erſten Jahren aus dem Herzen reißen, um ſie dafür mit Verachtung und Haß gegen Alles zu füllen, was nicht gleich tief ſteht, wie ſie! An die praktiſchen Folgen dieſer Zuſtände wird der Gebildetere ſelbſt dann, wenn ihm für ſeine eigene Perſon an der Religion Nichts gelegen iſt, nicht ohne Schaudern denken können.

Ueber diejenigen, welche durch ihre aufklärenden Bemühungen in's „Volk“ hineinzuwirken beabſichtigen, gehört auch Herr Frohſchammer. „Die Gebildeten müſſen zur Klarheit über die Verhältniſſe gebracht und dem Volke ſelbſt muß die volle Wahrheit geſagt werden.“ — „Es iſt dahin zu wirken, daß das Volk mehr und mehr von Unwiſſenheit und Wahn und der damit verbundenen rohen Pöbelhaftigkeit befreit und für geiſtige Mündigkeit und Selbſtſtändigkeit gebildet werde. Es iſt ihm die volle Wahrheit zu ſagen“ ꝛc. Ach, deſſen bedarf's wahrlich nicht mehr! Die Aufklärung iſt längſt dermaßen in's Volk hinein gedrungen, daß man ihre Phraſen auf der gemeinſten Bierbank vernehmen kann, und daß ſich der Gebildete ſchämen muß, mit dieſer Art von Volk auf gleicher Linie zu ſtehen oder ſich nur den Schein davon zuzuziehen. Und was die „rohe Pöbelhaftigkeit“ betrifft, von der es Herr Frohſchammer durch ſeine Reformation zu befreien wünſcht, ſo lehrt Erfahrung und Geſchichte, daß gerade da, wo unter den Maſſen ſolche Lichter leuchten, dieſe Eigenſchaft in ihrer höchſten Blüte ſteht. Ich könnte auch in dieſer Beziehung recht hübſche Sachen erzählen. In einer anſehnlichen Stadt des Königreichs Bayern, wo namentlich L. Feuerbach gewirkt hat und einen großen Anhang beſitzt, erklärte der Geiſtliche, der die katholiſchen Militärleichen zu Grabe zu geleiten pflegte, daß er dies nicht mehr zu thun vermöge, da er hiebei ſelbſt thätlichen Angriffen und Mißhandlungen ausgeſetzt ſei. Das Volk habe zur Zeit ſelbſt vor den heiligſten Gegenſtänden und Symbolen der Religion ſo wenig Achtung mehr, daß z. B. die Crucifixe und ihre Träger zur Erde geſtürzt werden, daß Chriſtus öffentlich unter dem Namen des „angenagelten Judenbuben“ verhöhnt werde ꝛc. Früher, bevor man dem Volke noch nicht „die volle Wahrheit“ geſagt, waren in dieſer Stadt, wo ich ſelbſt gelebt, ſolche Schändlichkeiten unerhört.

Ueber eine ſchreckliche Ausartung und Verwilderung der Jugend als eines der bedrohlichſten Zeitphänomene, habe ich ſchon anderswo geſprochen.*) Ich lebe ſehr einſiedleriſch und verlaſſe ſelten das Haus; gleichwohl kommen mir zuweilen Scenen zu Geſichte, die mich mit Staunen, Trauer und Sorge erfüllen. So ſah ich zu einem Thore Würzburgs hinein drei blutjunge Burſchen ſchleppen, die ſo total berauſcht waren, daß ſie Vernunft und Sprache verloren hatten und auf keinem Fuße mehr ſtehen konnten. Mehrere Menſchen zuſammen hatten Mühe, ſie vom Fleck zu bringen; ihre Kleider waren durch Fallen in Straßenkoth und Pfützen beſchmutzt. Die Leute blieben ſtehen und ſahen mit Kopfſchütteln zu. — In Nordamerika kommt ſchon bei Knaben unter 14 Jahren ſehr häufig der Säuferwahnſinn vor. Zu Richmond in Indiana litt ein 10jähriger Knabe am delirium tremens. Aus San Francisco wurde gemeldet, daß ſich die weiße Jugend damit beſchäftige, den Chineſen Cayenne-Pulver in die Augen zu werfen.**)

Im Nürnberger Korreſpondenten vom 17. Sept. 1873 Nr. 477

---

*) Charakteriſtiken und Kritiken. Hannover 1870. S. 113 ff.

**) Globus von Andree 1869. Bd. XVI. Nro. 5. S. 80.

las ich in Betreff der am 29. Sept. abzuhaltenden mittelfränkiſchen Schwurgerichtsſeſſion: „Als trauriger Beleg für die ſittliche Verwilderung der heranwachſenden Generation mag es gelten, daß die Anklage wegen Mord- und Brandſtiftungsverſuchs gegen ein 14jähriges Mädchen gerichtet iſt, in einem Falle wegen Mordverſuchs ein 17jähriger Burſche, und in einer Verhandlung wegen Raubmordverſuchs und Verbrechen wider die Sittlichkeit ebenfalls ein 17jähriger Lehrling als Angeklagter erſcheint.“ So ſchreibt wörtlich dieſes nicht maßloſe und tendenziös-outrirende Blatt. — Ein ſchöner Fall iſt auch folgender aus Alteneſſen bei Eſſen gemeldeter. Am 10. Sept. 1873 wurden einige junge Arbeiter wegen rohen Benehmens aus einem Wirthshaus hinausgeſchafft. Da faſſen ſie den Vorſatz, den erſten Gaſt, der aus dem Wirthshauſe käme, zu maſſakriren. Ein junger Kaufmann tritt heraus und wird von ihnen mit Pflaſterſteinen todtgeworfen.

Die „Darmſtädter Zeitung“, der man wie ein anderes Blatt*) bemerkt, keine Vorliebe für Uebertreibungen nachſagen kann, erzählt unter dem 29. Sept. von den Darmſtädter Knabenkriegen, die zur Zeit im Gange ſeien. Auf beiden Seiten ſtehen ſich mehrere Hunderte von Jungen gegenüber, die auch mit Schießgewehren kämpfen. „Geſtern gegen 3 Uhr konnte man ein förmliches Rottenfeuer mit anſehen und wurden zwei Jungen, der eine durch einen Schrotſchuß, der andere durch eine matte Kugel nicht unerheblich verwundet.“

„Weh denen, die den ewig Blinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie leuchtet nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Dörfer ein.“

So ſchon unſer gefeierter Schiller. Wenn nun aber das dem Volke, das bereits den Kindern mitgetheilte Licht ſchon von vorn herein nichts weniger, als eine „Himmelsfackel“, wenn es vollends der ſcheußliche Höllenbrand des purſten Atheismus und Materialismus iſt — was wird, was muß die Folge ſein?

5. „Die Hunnen und Vandalen der modernen Cultur.“

Ein italieniſches Blatt, Nuova Roma mit Namen, fordert auf, in Rom alle Madonnenbilder zu entfernen, wie es in Neapel bereits geſchehen ſei, weil ſie — „**die Augen des Publikums beleidigen.**" Ich frage: Welcher feinere Menſch, wer er übrigens auch ſei und wie er übrigens auch denke, wird ſich nicht vor einer ſolchen Aeußerung entſetzen, wird nicht lieber als ein „Finſterling, Pfaffe, Pfaffenknecht, Römling, romantiſcher Schwachkopf oder jeſuitiſcher Volksverdummer" ꝛc. und wie dieſe trivialen Schelt- und Schimpfnamen ſonſt noch lauten mögen, bezeichnet und verſchrieen werden, als zu dem „Publikum" gehören, **deſſen Augen durch ein Madonnenbild beleidigt werden!** Dieſes noble „Publikum" bleibt auch keineswegs bei ſolchen Aeußerungen ſtehen; es ſetzt dieſelben, ſo viel ihm vorläufig die Umſtände geſtatten, in Thaten um, die uns verkünden, was weiter geſchehen ſoll. In der Peterskirche ſind, wie ich leſe, einem der coloſſalen Engel aus weißem Marmor, welche am Eingange in das Mittelſchiff der Halle ein marmorenes Weihwaſſerbecken tragen, zwei, dem andern drei Finger abgebrochen worden. Und man glaube ja nicht, daß auf dieſe Weiſe bloß gegen das Chriſtliche, das Katholiſche verfahren wird! Im vaticaniſchen Muſeum ſind auch **einem Sohne des Leokoon** die Finger abgebrochen. Aehnliche Heldenthaten begeht jenes „Publikum" überall, wo es ſich an Kunſtwerken, heidniſchen oder chriſtlichen Urſprunges, vergreifen kann, ſo z. B. im capitoliniſchen Muſeum, in der lateraniſchen Baſilica und in St. Maria Maggiore. Für die ächten Söhne dieſer Zeit, in welchen ſich der vollendete, zu ſeinem letzten Ziele wenigſtens ſchon innerlich vorgedrungene „Fortſchritt" präſentirt, gibt es nichts Schönes, Ehrwürdiges, Heiliges mehr; es iſt die abſolute Barbarei, welche ihr Furienhaupt erhebt und jeder Art von Bildung und Cultur den Krieg erklärt.

---

*) Frankfurter Journal vom 1. Oktober 1873.

Das Buch von *Strauß* über alten und neuen Glauben, das mir im Ganzen ein Gräuel iſt, enthält doch einzelne, ganz vortreffliche Aeußerungen, die um ſo merkwürdiger ſind, weil ſie auf *dieſer* Seite verlauten. So §. 84 bei Beſprechung des vierten Standes und der Arbeiterfrage, wo Strauß darüber klagt, daß man ſich ſelbſt durch die erſchreckendſten Früchte verkehrter Ideen und Theorien nicht belehren laſſe.

„Man ſollte denken", ſagt er, „die ſocialiſtiſche Beule, die in Frankreich ſeit Jahrzehnten herangeſchwollen, habe ſich in den

Gräueln der Pariſer Commune jetzt gründlich entleert; in den Flammen des Stadthauſes und des Louvre ſei der Geſellſchaft aller Länder hell genug gezeigt, wohin gewiſſe Grundſätze führen; die Theilnehmer dieſer Geſinnungen in Deutſchland insbeſondere müßten theils beſchämt, theils entmuthigt ſein. Aber nichts weniger als das. In Verſammlungen, in Tageblättern, in unſerem Reichstage ſelbſt erfrecht man ſich, zu billigen, ja zu preiſen, was jeder geſunde Menſchen- und Bürgerſinn verabſcheut, und damit zu zeigen, wozu man ſelbſt unter Umſtänden fähig wäre. Dabei ſpricht ſich gegen den Beſitz nicht nur der perſönliche Neid, ſondern ſelbſt gegen Kunſt und Wiſſenſchaft, als Luxusbeſtrebungen des Beſitzes, der roheſte Haß aus. Hier haben wir die Hunnen und Vandalen unſerer modernen Cultur, um ſo gefährlicher, als die alten, weil ſie uns nicht von außen kamen, ſondern in unſerer eigenen Mitte ſtehen.“

Sehr gut! Bedenkt und begreift dann aber dieſer Mann nicht, wie viel zu der Verwilderung, vor der ihm grauſt, er ſelbſt beigetragen hat und eben hier wieder in dieſem Buche, wo er ſeinem Negativismus und Nihilismus die Krone aufgeſetzt, beizutragen befliſſen iſt? Ein unmittelbarer, gemeiner Volkshetzer und Maſſenaufwiegler iſt er freilich nicht; aber was er thut, iſt gleichwohl ein nur allzu wirkſamer Theil des allgemeinen Zerſtörungswerkes, an welchem in dieſen Zeiten ſo leidenſchaftlich gearbeitet wird. Thut er doch alles Mögliche, um in dem Menſchen, den höheren Dingen gegenüber, die demſelben vordem ſo heilig und werthvoll waren und zu denen er ſich über das Gemeine ſo begeiſtert und effektvoll emporrichtete, jede Spur von Glauben, Vertrauen, Liebe, Furcht, Anbetung auszurotten; ihn in der Manier des Materialismus, in den ſich nunmehr auch er hineingeſtürzt, vor ſich ſelbſt zu erniedrigen; ihn als das Produkt und die Beute einer blinden Nothwendigkeit, als ein elendes, ephemeres Staubgebilde ohne Seele, Geiſt, Gott, Vorſehung und Ausſicht auf ein künftiges Leben darzuſtellen! Was kann, wird da herauskommen? Strauß hat zwar den Willen, dem unſauberen Händedruck des Pöbels auszuweichen, da er ſo viel auf ſeine geiſtige Ariſtokratie hält und vor Commune und Petroleum zittert; odi profanum vulgus et arceo, ruft er und ſchließt ſich mit ſeiner Partei, jenen von ihm ſogenannten „Wir“, in ein geheiligtes Myſterium ein, um ſich zum Erſatze für den weggeworfenen Glauben und Cultus in ſtolzer Ruhe an Muſik und Poeſie zu erbauen. Aber das iſt zum Lachen. In dieſen Grenzen bleibt die Sache nicht, dafür iſt geſorgt; alles Deſtruktive, was in den obern Kreiſen auftritt, ſenkt ſich heutzutage, namentlich durch Vermittlung der Journale, ſchnell in die Maſſen hinab und ſteigert die Gottloſigkeit, Unbändigkeit und Gefährlichkeit derſelben. Und ſelbſt in den höheren Regionen wird unter der Herrſchaft des „neuen Glaubens“, wie Strauß ſeinen Unglauben nennt, bald genug auch noch der letzte Reſt von Geſchmack, Gefühl, Nobleſſe verſchwinden und Alles nur eine Rotte entmenſchter, einander ſelbſt zerfleiſchender Tiger und Teufel ſein.

Zweite Abtheilung.

Thatſächliche Belege und poſitive Erörterungen.

Motto:
Bertrand.
Ach, es geſchehen keine Wunder mehr.
Johanna.
Es geſchehen noch Wunder.
Aus Schiller's Jungfrau von Orleans.

I. Trias marianiſcher Manifeſtationen und Machtbeweiſe.
Neunzehntes Jahrhundert.

A. Maſſabielle-Lourdes. 1858.

1.

Maſſabielle heißt eine vordem überaus wilde, öde, einſame Oertlichkeit bei dem franzöſiſchen Städtchen Lourdes im Departement der Hochpyrenäen, wo ſich ungeheuere Felſen emporthürmen und einige durch ſie gebildete Höhlen befinden. Dieſe Oertlichkeit hatte vor dem Jahre 1858 noch gar keine Bedeutung und gar keinen Ruf; es begab ſich aber in dieſem merkwürdigen, Epoche machenden Jahre daſelbſt etwas ſehr Seltſames und Erſtaunliches, welches den Stand der Dinge plötzlich in der Art veränderte, daß aus dem zuvor ſo obſkuren Schauplatze der Begebenheit der berühmteſte und beſuchteſte aller chriſtlichen Wallfahrtsorte wurde. Dieſe Geſchichte iſt es vor Allem, die wir in's Auge faſſen wollen; ſie iſt von den dreien dieſes Charakters, worüber wir ausführlicher zu handeln im Stande ſind, die wichtigſte, gewiſſeſte und lehrreichſte, ſomit diejenige, auf welche wir den Bau der Darſtellungen und Beweiſe, den wir im Sinne haben, am füglichſten aufführen können. *)

2.

Was man auch von dieſer Geſchichte denken und glauben mag, ſie gehört jedenfalls zu den Beiſpielen eines wunderhaft grandioſen Effektes und Erfolges, der ſich aus ganz unſcheinbaren, äußerlich geringen, ſchwachen, niedrigen Wurzeln und Anfängen, ja, wie in dieſem Fall, noch überdies unter dem Widerſtande, dem Drucke und der Verfolgung feindſeliger Gewalten, mächtiger Parteien und hochgeſtellter Perſönlichkeiten entwickelt hat. Denn auf dieſem allerſchwierigſten Wege iſt es, daß ſich jene obſkure pyrenäiſche Felſen- und Höhlengruppe in eine von unzähligen Pilgern aus allen Ständen und von allen Weltgegenden her beſuchtes Heiligthum mit einer der koſtbarſten, früher nicht bloß unbekannten, ſondern noch gar nicht vorhandenen Heilquellen und einem auf den ſchroffen Felſenmaſſen errichteten Marmortempel, für deſſen Bau die Begeiſterung der Gläubigen faſt zwei Millionen geopfert, verwandelt hat. Man reiſt und wallfahrtet dahin nicht nur aus ganz Frankreich, ſondern auch aus Spanien, Belgien, England, Deutſchland, Amerika. Es ſind viele der außerordentlichſten Heilungen conſtatirt, welche durch das Waſſer der erwähnten Quelle verrichtet worden ſind, wie ſie keine ärztliche Kunſt zu Stande zu bringen vermag und welche zum Theile faſt auf gleicher Linie mit Todtenerweckungen ſtehen; auch wird das wunderthätige Waſſer durch die Grottenadminiſtration in die ganze Welt verſendet. Und das Alles nahm

---

*) Zwei franzöſiſche Autoren haben über die Ereigniſſe von Lourdes geſchrieben, M. de Ségur und M. Laſerre. Die Schrift des Erſteren führt den Titel: Les merveilles de Lourdes. Paris. Librairie de Propagande, rue Bonaparte 33. 1871. Laſerre's Buch iſt betitelt: Notre dame de Lourdes. Paris. Victor Palmé. Es erſchien 1869 und hat ſeitdem ſchon 45 Auflagen erlebt. Deutſch: Unſere liebe Frau von Lourdes. Frei aus dem Franz. von M. Hoffmann. Freiburg bei Herder. Außerdem werden empfohlen die Annales de Lourdes und das Journal de Lourdes. Erſtere in Lourdes durch die geiſtliche Adminiſtration der Grottenkirche, in Paris für 3 Francs jährlich durch Lecoffre zu beziehen. Letzteres in Lourdes jeden Sonnabend herauskommend und für den jährlichen Preis von 7 Francs und einigen Sous durch die Poſt zu erhalten.

ſeinen Anfang durch ein kleines, armes, unwiſſendes, ohnmächtiges, allen möglichen Anfeindungen, Liſten und Gewaltthaten Preis gegebenes Hirtenmädchen, welches dort zu Maſſabielle Holz ſammelte, hiebei in eine eigenthümliche viſionäre Ekſtaſe gerieth, in welcher es in einer der dortigen Felſenſpalten eine himmliſche Erſcheinung zu erblicken, von derſelben Anſprachen, Mittheilungen, Befehle zu vernehmen glaubte und auf einen Wink derſelben mit ſeinen Fingerchen jene nun ſo weltberühmte Quelle hervorgrub.

Die Obrigkeit ſpielte eine leidenſchaftlich antagoniſtiſche Rolle in dieſer Geſchichte; vom Polizeikommiſſär bis zum Miniſter hinauf. Das wunderbare Kind drang durch und der von ihm gegründete Cultus, zunächſt bloß eine Sache des Volkes ohne alle Theilnahme des vielmehr ebenfalls ungünſtig geſtimmten Clerus, nahm immer größere Dimenſionen an, ſo daß zuletzt eine Art von Völkerwanderung daraus wurde, wie ſie noch jetzt das Staunen, beziehungsweiſe den Aerger der Welt erregt. Am 11. Febr. ~~Januar~~ 1858 hatte das Kind zum erſtenmale die Erſcheinung in der Felſenhöhle wahrgenommen. Am 4. April 1864 wurde eine von Fabiſh aus Lyon nach den Angaben des Mädchens aus carrariſchem Marmor gefertigte Marienſtatue eingeweiht, welche zwei adelige Schweſtern der heiligen Grotte geſchenkt hatten, wobei ganz Lourdes im Feſtſchmuck prangte, Stadt und Umgegend von Feſtgeläute hallte und eine beiſpielloſe Proceſſion nach Maſſabielle wallte; man zählte 50 — 60,000 Pilger und der Biſchof mit 4000 Prieſtern bildete den Schluß. Im Oktober 1872 ging aus Paris und anderen Städten nach Lourdes eine große Wallfahrt; es ſollen dort 100,000 Pilger und eine ganze Anzahl von Biſchöfen zuſammengekommen ſein, ſo daß der Gottesdienſt im Freien gehalten werden mußte. Journale brachten Artikel über dieſe Pilgerfahrten und Feierlichkeiten mit Abbildungen der Grotte und der daſelbſt anbetenden und hilfeſuchenden Pilger; ſo, was Deutſchland betrifft in der Zeitſchrift „Ueber Land und Meer“ vom Jahre 1872 S. 187, 189, wo es heißt: „Die Pilgerfahrt nach Lourdes in den Pyrenäen, die einer Völkerwanderung glich, hat in Frankreich einen Augenblick alles andere Intereſſe in den Hintergrund gedrängt; und es gebührt einer Illuſtration der Zeitgeſchichte, wie es „„über Land und Meer“ ſein ſoll, von dieſem Zeichen der Zeit in Bild und Wort Act zu nehmen.“ Folgen dann Ortsbeſchreibungen und ein Auszug aus der „Legende“, wie ſich die Zeitſchrift ausdrückt, wobei jedoch die Entſtehung der Heilquelle, die doch gewiß keine Nebenſache iſt, verſchwiegen wird — warum? iſt leicht einzuſehen: es iſt gerade die realiſtiſche und darum für den Unglauben höchſt ungünſtige Natur und Wichtigkeit dieſes Umſtandes, weshalb ihn die Zeitſchrift zu verſchleiern ſucht. Das ſind die Manöver der Aufklärung. — Vom 15. Juli 1873 meldete der officielle Telegraph aus Lourdes: „Heute ſind 2000 Pilger aus Nimes und 1000 ſolche aus Rochelle angekommen. Ihre Biſchöfe werden die Prozeſſion nach der Grotte anführen“ ꝛc. — Ein Deutſcher, der einen Beſuch in Lourdes machte und denſelben in der Zeitſchrift „Germania“ vom 27. Aug. 1873 beſchrieb, meldete von einer abendlichen „Lichtprozeſſion“, wo mehrere Tauſende von Pilgern mit brennenden Kerzen, Muſik und Geſang Grotte und Kirche umzogen. Eine ungeheure Menſchenmenge ſtrömte dort täglich aus allen Weltgegenden zuſammen. „Ich habe“, ſagt der Erzähler, „in Deutſchland vielen Wallfahrten beigewohnt, aber ein Analogon zu Lourdes habe ich nirgend gefunden. In die Tage, wo ich mich dort aufhielt, fiel gar nicht einmal die Hauptwallfahrtszeit; und doch konnte die Eiſenbahn die Fremden all kaum heran- und fortbringen.“ Der Eindruck auf den Beſuchenden, wenn er vor der Grotte ſteht, beſonders zur Nachtzeit, ſoll ein ganz eigenthümlicher und außerordentlicher ſein. „Es iſt vor Allem der mächtige Zug zu der geheimnißvollen höheren Welt, die uns hier unſichtbar erfaßt; es glaubt der Geiſt jenen Regionen näher zu ſein, die er ſich ſonſt auf Grund der Lehren von den chriſtlichen Myſterien nur unklar vorzuſtellen vermag.“ — „Da ſieht man Fürſten und Grafen neben dem einfachen Bauernjungen mit entblößtem Haupte, den Roſenkranz in der Hand, ein Muttergotteslied auf offener Straße ſingen; die Grotte iſt fortwährend belagert; ein Altar iſt in ihr errichtet; ſie iſt von Hunderten von Krücken umhangen, während ſich aus ihr heraus das wunderbare Waſſer aus drei ſtarken Röhren ergießt und buchſtäblich von Mitternacht bis Mitternacht von der Menge aufgefangen wird.“ — Man denkt neueſtens auch an eine Verpflanzung des Cultus. Aus Rom vom 22. Aug. 1873 meldet die „Augsb. Allgem. Ztg.“ vom 26. Auguſt Nr. 238 den Antrag und das Vorhaben, in den 54 römiſchen Pfarrkirchen das Bild der Madonna von Lourdes aufzunehmen. Die Kirche San Loretto in Lucina ging den Schweſterkirchen mit dieſer Aufnahme voran; „und obgleich dieſer Cultus erſt wenige Tage währt, wurde das Bild doch bereits mit Roſenkränzen, Votiven und Medaillen für erhaltene Gnaden reichlich bedacht.“

Traurig genug, wird Mancher ausrufen, daß Aberglaube, Schwärmerei, myſtiſcher und thaumaturgiſcher Schwindel und Humbug noch im 19. Jahrhundert — nachdem man doch ſchon das vorausgehende das der „Aufklärung“ oder das „philoſophiſche“ geheißen hatte — ſolche Triumphe zu feiern vermag! Die Sache iſt aber noch weit ſchlimmer, als bloß traurig und bedauerlich in dieſem Sinn. Sie bedeutet, ſchärfer betrachtet, die Niederlage der materialiſtiſchen Weisheit beider Jahrhunderte für immer und ewig und das Anheben einer neuen Aera zu Gunſten einer edleren und menſchenwürdigeren Denkart, welche die jetzt herrſchenden, namentlich den die Menſchheit der Beſtialität in die Arme werfenden Materialismus und Atheismus unſerer Tage zu überwundenen Standpunkten herabſetzen wird; ſie bedeutet, glaube ich, ganz ſpeciell eine neue Blüthe des Mariencultus, des ſchönſten, zarteſten und poeſievollſten der ganzen Welt und Weltgeſchichte, der nicht untergehen ſoll und darf und zu deſſen Gunſten der Himmel ſelbſt ſolche Thatſachen veranſtaltet. Die Stunde, in welcher das arme, holzſammelnde Hirtenmädchen und Taglöhnerkind jene himmliſche Erſcheinung in der Felſenniſche erblickte, iſt, wenn ich mich nicht ſehr täuſche, einer der allerwichtigſten Momente der chriſtlichen Geſchichte, ja der geſammten Weltgeſchichte; iſt die Geburtsſtunde einer Welt und Zeit voll Wunder, Offenbarung, Glauben und poſitiver Wahrheitserkenntniß, in welcher die Ungeheuer der geiſtigen und ſocialen Welt, die den edleren Theil der Menſchheit zur Zeit noch erſchrecken und ihm das von den bängſten Ahnungen erfüllte Daſein verleiden, definitiv ausgeſpielt haben werden.

3.

Guérault, Redakteur der „Preſſe“ bemerkte, im Jahre 1858 in Beziehung auf die damals auftauchende Geſchichte von Maſſabielle:

„Der Glaube an Wunder iſt ein längſt überwundener Standpunkt. In dem Maße, daß die menſchliche Geſellſchaft an Aufklärung gewinnt, der menſchliche Geiſt ſich vervollkommnet, die beobachtenden Wiſſenſchaften dem Aufſchwunge der Phantaſie das Gegengewicht bieten, müſſen jene Fabeln des Alterthums ſchwinden. Das Wunder, welches in gewiſſen Zeiten als Stütze des Glaubens, als Hülle tiefer Wahrheiten diente, iſt für die Ueberzeugung unſerer Tage nur noch ein leeres Hirngeſpinnſt. Wenn ſolche Abenteuerlichkeiten auch eine Zeit lang bei dem großen Haufen Fuß faſſen, ſo können ſie doch bei Jenen, deren Anſchauung bald die der ganzen Welt ſein wird, nur ein Lächeln der Verachtung hervorrufen.“*)

Es iſt im Laufe der letzten Jahrhunderte in der That ſehr viel geſchehen und geſchieht noch fortwährend, um der hier gemeinten Anſchauung den großen, allgemeinen Weltſieg zu verſchaffen, von dem man träumte; die ſogenannte Aufklärung, und das im Sinne der allerextremſten, hohlſten, poeſie- und troſtloſeſten Negation, die nicht nur den Himmel, ſondern auch das menſchliche Innere entleert, ſelbſt keine Annahme von Geiſt und Seele mehr duldet und Alles auf rohe Stoffe und ideeloſe Naturkräfte zurückführt, iſt wirklich das in Wiſſenſchaft und Leben vorwiegende und übermächtige Syſtem geworden. Die abſolute Durchſetzung desſelben mit Vernichtung aller Gegenſätze dürfte gleichwohl umſonſt erwartet werden. Die Erfahrung lehrt, daß doch immer Etwas kommt, was die errungenen Triumphe ſtört, den Fortſchritt zum letzten Ziele aufhält und dem, wenn auch noch ſo entmuthigten und gedemüthigten Glauben an höhere Dinge neue Hoffnungen gewährt. Dazu gehören auch die Ereigniſſe, mit denen wir uns hier beſchäftigen; dazu das, was feindliche Stimmen den „zur Epidemie werdenden Madonnenſchwindel“ — „den Fetiſchdienſt von Lourdes“ ꝛc. genannt. Woher kommt das? —

Ich denke daher, weil der Menſch nicht dazu gemacht iſt, ſich durchaus und für immer mit der dürren Koſt zu begnügen, womit ihn der moderne Unglaube abſpeiſt. Man mag dies als eine Schwäche der menſchlichen Natur betrachten; aber dieſe Schwäche ſcheint unüberwindlich zu ſein und jener Denkart keinen zu erringenden univerſalen und für immer geſicherten Sieg zu geſtatten. Und es iſt nicht bloß der Pöbel, das ungebildete, gedankenloſe, in dogmatiſche Bande gelegte Volk, welches dieſelbe nicht zu ertragen pflegt. Dem gerade kann ſein Glaube leicht entriſſen werden; wir ſehen, wie unſere Proletarier, durch Demokraten und Atheiſten aufgeſtachelt, in den wildeſten Fanatismus der Negation verfallen und ſich gegen die ehrwürdigſten und heiligſten Dinge die abſcheulichſten Aeußerungen und Handlungen erlauben. Es ſind vielmehr die feinſten und edelſten Naturen, die, wenn auch übrigens gar nicht frömmleriſch geſinnt und geſtimmt, vor dem Weſen und Treiben der in Rede ſtehenden Anſchauungen und Tendenzen den tiefſten Abſcheu zu empfinden pflegen. Eine hochgebildete Dame, welche das Buch von Strauß über alten und neuen Glauben geleſen, ſchrieb mir: „Es weht mich daraus ein wahrer Grabesduft an.“ Und wie viele edle Geiſter und Herzen ſind in Folge ſolcher Empfindungen wieder zu dem Poſitiven zurückgekehrt, das ſie verlaſſen hatten!

---

*) Preſſe vom 31. Auguſt 1858.

Am 5. Juni 1873 wurde von der franzöſiſchen Akademie Maximilian Littré in ihren Schooß aufgenommen. Es iſt dies der bekannte materialiſtiſche Philoſoph, deſſen Wahl den Biſchof von Orleans zum Austritt aus der Akademie veranlaßt hatte. Herr v. Champagny hatte den Ankömmling zu begrüßen, erlaubte ſich jedoch hiebei folgende polemiſche Bemerkungen:

„Sie haben geglaubt, daß die Wiſſenſchaft, d. h. die Wiſſenſchaft der Thatſachen, die der ſichtbaren Dinge, der Menſchheit genügen ſolle; Sie haben dem Menſchen verboten, weiter zu gehen. Die Erhebung von den ſichtbaren Dingen zu den unſichtbaren, welche die eigentliche Thätigkeit und höchſte Aufgabe unſerer Vernunft iſt, Sie haben ſie mit unerbittlichem Stoicismus ſtreichen zu ſollen geglaubt. Sie haben die menſchliche Intelligenz in Bann gethan. Aber glauben Sie mir, mein Herr! Sie werden dieſelbe zum Glücke für die Menſchheit nicht anders machen. Die Menſchheit wird dieſelbe bleiben mit ihren Inſtinkten, welche zwar allerdings der Erde, aber doch auch etwas Anderen, als der Erde, bedürfen. Die Wiſſenſchaft, die ſich ſtreng an das materielle Gebiet hält, dieſe ganz trockene Wiſſenſchaft, welche die Thatſachen ſtudirt, ohne zu den letzten Gründen emporzuſteigen, wird ſo für ſich allein den Menſchen niemals befriedigen können. Er bedarf einer noch anderen Uebung und Genugthuung für ſeine Vernunft, eines anderen Haltes für ſein Leben, anderer Hoffnungen für ſeine Leiden, anderer Blüthen, um das Grab ſeiner Väter zu ehren, anderer Lieder, um ſie an der Wiege ſeiner Enkel zu ſingen.“

Das ſind Worte, die aller Beherzigung werth. Sonderbar iſt es übrigens, wenn in derartigen Darſtellungen das Thatſächliche und Sichtbare ſo ganz nur auf die Seite des Materialismus geſtellt und Alles, was das von dieſem Anerkannte überragt, ſo ſtreng von dem Reiche der Thatſachen und der in die Sinne fallenden Erſcheinungen ausgeſchieden wird. Hiermit wird viel zu viel eingeräumt. Denn auch das, was der Materialismus verneint, der Glaube dagegen bejaht, erweiſt ſich als Thatſache und tritt zuweilen ſelbſt ſinnlich wahrnehmbar in das Reich der Erſcheinungen ein, wovon eben die Geſchichte von Maſſabielle ein recht glänzendes Beiſpiel iſt.

Zu den gewiß nicht intelligenzloſen Gegnern des Materialismus gehört auch der berühmte Expräſident der franzöſiſchen Republik, der ſich ſeit Jahren mit einem Schlage trägt, den er auf dieſes Syſtem zu führen gedenkt. Bei der Preisvertheilung des Lyceums von Poitiers im Auguſt 1872 machte Herr Lavedan, Präfekt des Vienne-Departements, nachſtehende Mittheilung:

„Vor einigen Wochen erwies mir der Präſident der Republik die Ehre, mir anzuvertrauen, daß ihn neben den zahlreichen Laſten, welche ſein ruhmvolles Alter ſo muthig trägt, noch eine beſondere Arbeit beſchäftige. Ich möchte, ſagt er mit dem Ausdrucke edler Leidenſchaft, den Materialismus zum Schweigen bringen, welcher ein Unſinn und eine Gefahr zugleich iſt. Es wäre über dieſen Gegenſtand ein ſchönes Buch zu ſchreiben; ich habe das meinige bis jetzt nur halb vollendet. Wohl weihe ich mich mit ganzer Seele der Befreiung und Wiederherſtellung Frankreichs; zuweilen jedoch kann ich nicht umhin, mich nach meinen geliebten friedlichen Studien zurückzuſehnen. Seit zwölf Jahren beſchäftige ich mich mit dieſer Arbeit; ſeit zwölf Jahren ſuche ich in der Botanik, in der Chemie, in der Naturgeſchichte Beweisgründe wider jene verwerfliche Lehre. Ich bin Spiritualiſt*); ich bin es mit Leidenſchaft, und wünſche gar ſehr den Materialismus im **Namen der Wiſſenſchaft und des geſunden Menſchenverſtandes** verſtummen zu machen.“

---

*) Es iſt hier der Glaube an den Geiſt, nicht der an Geiſter (Spiritismus) gemeint.

Das „Evénement“ fügt bei, wie Thiers „neulich“ in einem Kreis von Freunden geäußert: „Ich muß ein Seitenſtück zu meinem Buche über das Eigenthum liefern. Ich arbeite an einem ſolchen; es wird den Materialismus behandeln. Von den Feinden des Eigenthums zu den Feinden Gottes iſt kein weiter Weg.“ Im Juni 1873, als Mac Mahon an Thiers Stelle getreten war, ſchrieb die „Republique française“: „Herr Thiers will einen großen Theil der Muſe, welche ihm die Politik gewährt, im naturhiſtoriſchen Muſeum verbringen und ſich daſelbſt beſonders dem Studium der Geologie widmen. Dieſe Arbeiten ſcheinen mit dem philoſophiſchen Eſſai zuſammenzuhängen, an welchem er arbeitet und der die Beſtimmung des Menſchen zum Gegenſtande hat.“ — „Dieſes Werk“, fügt ein anderes Journal hinzu, „in deſſen Ausarbeitung Herr Thiers durch ſeine Erhebung auf den Präſidentenſtuhl unterbrochen wurde, iſt eine Streitſchrift wider den Materialismus.“ Sie dürfte nützlicher und für ihn ſelbſt erquicklicher ſein, als die undankbare Beſchäftigung mit der Politik. Sein Werk mag aber noch ſo trefflich ausfallen — mehr zur Beſiegung des rohen Unglaubens, welcher die Menſchheit bedroht, wird die kleine, unwiſſende **Bernadette** geleiſtet haben.

4.

Die arme, kleine Perſon, von welcher — wenn wir die erhabene, die ihr erſchienen ſein und ſie zu ihrem Organe gemacht haben ſoll, abrechnen — Alles in dieſer Geſchichte ausgegangen, hieß **Bernadette Soubirous** und war die 14jährige Tochter eines äußerſt dürftigen, mit täglicher Lebensnoth kämpfenden Taglöhners, klein, ſchwächlich, engbrüſtig und ſo unwiſſend, daß ſie nicht leſen und ſchreiben konnte und nur ihren pyrenäiſchen Dialekt verſtand, auch äußerſt wenig von kirchlichen Dingen wußte und mit keinem Gebete, außer dem Roſenkranze, vertraut war*). Sie hatte in einem benachbarten Orte, wohin ſie gegeben war, eine Heerde gehütet und war erſt vor Kurzem zu ihren Eltern zurückgekehrt, um zur Communion vorbereitet zu werden. Es fehlte ihr jedoch nicht an gewiſſen Reizen der feinſten und edelſten Art. Sie hatte einen „wunderbar ausdrucksvollen Mund, der auf Herzensgüte und Mitgefühl für jedes Leiden ſchließen ließ." Laſerre hat ſie ſpäterhin, nachdem ſie barmherzige Schweſter geworden, im Mutterhauſe in ihrer Ordenstracht geſehen. „Sie zählt gegenwärtig," ſagt er, „25 Jahre; aber ihre Geſichtszüge bieten noch immer den Liebreiz der Jugend dar. Sie beſitzt eine unvergleichliche Anmuth, einen Zauber, der nicht von dieſer Erde ſtammt und die Seele emporzieht zu den himmliſchen Höhen*). . . . . Kein Wunder, daß die allerſeligſte Jungfrau dieſes engelgleiche Weſen liebte. Bernadette bietet dem Blicke übrigens nichts Außerordentliches dar, Nichts, was ihre erhabene Miſſion verriethe. Die vielfache Berührung mit der Welt hat ihrer heiligen Einfalt Nichts anhaben können; der unerhörte Zudrang der Volksſchaaren zu ihr, die begeiſterte Verehrung, die man ihr zollte, vermochten die tiefe Lauterkeit ihres Weſens ſo wenig zu trüben, als die Fluthen eines Stromes den Glanz des Diamanten, der auf ſeinem Grunde ruht . . . . Nie erwähnt ſie die ihr zu Theil gewordenen himmliſchen Gunſterweiſungen, ſie müßte denn beſonders dazu veranlaßt werden. Da der Auftrag, den ſie als Bötin Maria's gehabt, erfüllt iſt, ſo hat ſie ſich in das Dunkel des klöſterlichen Lebens zurückgezogen und wünſcht Nichts mehr als von der Welt vergeſſen zu ſein und für die geringſte ihrer Schweſtern zu gelten."

---

*) Es ſind dort die Eltern nicht gezwungen, ihre Kinder zur Schule zu ſchicken.

5.

Was die Vorgänge vor und in der Grotte betrifft, ſo ſind ſie näher die folgenden:

Es war am 11. Febr. 1858. Die faſt bettelarme Familie Soubirous in Lourdes hatte kein Holz, um ſich ihr dürftiges Mittagsmahl zu bereiten; und ſo ging Bernadette mit ihrer Schweſter Marie und einem anderen Mädchen, Namens Jeanette Abadi, in die Wildniß, um einiges Holz zuſammenzuleſen. Sie waren damit bei den erwähnten Felſen und Höhlungen beſchäftigt, als Bernadette auf einmal in einer der über einander liegenden Höhlen und Felsſpalten eine weißgekleidete Dame von überirdiſcher Schönheit und ſtrahlender Herrlichkeit zu erblicken glaubte. Sie fiel auf die Knie und betete ihren Roſenkranz. Die Erſcheinung verſchwand dann wieder; die andern Mädchen hatten Nichts wahrgenommen, wie denn überhaupt ſonſt Niemandem dieſe Viſion zu Theil geworden iſt, an deren Wahrheit aber doch kaum Jemand zweifelte, der den Abglanz derſelben auf dem Angeſichte des verklärten Kindes beobachtete.*) Bei wiederholtem Beſuchen des Ortes erneuerte ſich die Erſcheinung, die ſich zuletzt als die Königin des Himmels zu erkennen gab, welche das Kind auserſehen, um der Prieſterſchaft ihren Willen zu verkünden. Bernadette wurde nehmlich zu dem Dechanten in Lourdes geſendet, um ihm zu ſagen, daß auf dem Felſen eine Kirche gebaut werden ſolle. Nur mit der größten Schwierigkeit fand die Kleine ſelbſt bei der Geiſtlichkeit Glauben und Beachtung ihrer Ausſagen. Es wurde ein Wunder verlangt. Marie ſollte einen am Rand der Höhle befindlichen wilden Roſenſtock, der kalten Jahrzeit zum Trotze, blühen laſſen. Die Erſcheinung ließ ſich nicht commandiren; ſie lächelte über die Zumuthung und der Roſenſtock blieb, wie er war. Es geſchah aber etwas Anderes, bei Weitem Bedeutenderes — es entſprang in der Höhle die berühmte Heilquelle, deren Entſtehung näher folgendermaßen beſchrieben wird.

---

*) „Das ewig Weibliche zieht uns hinan." Göthe.

Die Erſcheinung ſagte zu dem Kinde: „Trinke aus jener Quelle, waſche dich mit dem Waſſer und iß von dem Kraute, das dort wächſt!“ Bernadette blickte umher und vermochte kein Waſſer zu ſehen; es war hier nie eine Quelle geweſen. Sie wandte ſich daher dem Gavefluſſe zu, deſſen brauſende Wogen nicht weit entfernt über Kieſelſteine und Felsſtücke rollten. „Nicht dorthin,“ ſagte die Dame, „nicht aus dem Fluſſe ſollſt du trinken, ſondern aus dieſer Quelle hier.“ Dabei deutete ſie mit der Hand in die trockene Ecke der Grotte zur rechten Hand, wo ſich das Gewölbe niederſenkte und wo B. nicht aufrecht ſtehen, ſondern nur auf den Knieen hinkriechen konnte. Dicht am Geſtein wuchs das Kraut, welches unter dem Namen Dorine bekannt und zur Familie der Steinbrech gehört. Aber von einer Quelle ſah B.

---

*) Siehe unten §. 8.

noch immer Nichts. Sie lockerte mit ihren Händen den Boden und ſcharrte die Erde weg. Auf einmal wurde die hiedurch entſtandene Oeffnung feucht; es quoll Waſſer hervor, vermiſchte ſich indeſſen mit der von B. zerbröckelten Erde und bildete eine Art von Schlamm. Bernadette koſtete davon und aß auch einige Blätter von dem Kraute.*) Hierauf überſchritt das Waſſer den Rand der Grotte und floß als ein ſchmaler, kaum bemerklicher Faden zu dem Ausgange und weiter über den Boden hin auf den Fluß zu. Die Erſcheinung verſchwand und B. kehrte aus ihrer Ekſtaſe in ihren gewöhnlichen Zuſtand zurück.

Unzählige Menſchen waren zugegen und nahmen den Vorgang mit Erſtaunen wahr. Man ſtürzte auf die Grotte zu, trank und tauchte Tücher in die Waſſergrube, die ſich nun immer mehr erweiterte und zu einer Art von Pfütze oder Sumpfe ward, der von den Ungläubigen ſehr geringſchätzig beurtheilt wurde, indem ſie bloß ein in der Höhle angeſammeltes Regenwaſſer darin ſahen, der aber immer reicher und reiner ward und ſich in einen Waſſerſtrahl verwandelte, der faſt die Stärke eines Kinderarmes hatte. Mehr als 100,000 Liter quollen täglich aus dem Felſen hervor. Laſerre ließ den Waſſerreichthum der Quelle vor ſeinen Augen meſſen; und es fand ſich, daß derſelbe 85 Liter per Minute, 5100 per Stunde, 122,400 per Tag betrug. Da war es mit jener verächtlichen Auffaſſung des Phänomenes zu Ende.

Es wird bemerkt, daß gerade an dem Tage, an welchem die Quelle entſtand, das Evangelium von dem Teiche Siloa verleſen wurde, in welchen man hinabſtieg, um von Krankheiten und Gebrechen zu geneſen. Daß das Waſſer Kranke heilen müſſe, war denn auch auf der Stelle die Meinung des Volkes. Schon am Morgen des Tages, an welchem die Quelle entſprungen, verbreiteten ſich Gerüchte von wunderbaren Heilungen; und es wurde dann auch eine ganze Anzahl von ſolchen in der Art conſtatirt, daß eine Läugnung derſelben nicht ſtatthaft iſt.**)

Man erzählt von dem ebenfalls wunderhaften moraliſchen Eindrucke, welche die hier nur ganz kurz erzählten Thatſachen auf die örtliche Bevölkerung machten. Diebe und Betrüger ſtellten das widerrechtlich erbeutete Gut zurück und ein halbes Jahr lang kam in dem ganzen Departement kein Verbrechen vor Gericht. Das Merkwürdigſte aber ſcheint Folgendes zu ſein. In der Grotte wurden von den Andächtigen verſchiedene werthvolle Gegenſtände, goldene Kreuze, Ketten, Geld (mehrere 1000 Franken) als Opfer niedergelegt und blieben daſelbſt Tag und Nacht offen und unbewacht. Gleichwohl kam nicht ein einziger Diebſtahl vor, was um ſo erſtaunlicher iſt, da einige Zeit vor dieſen Ereigniſſen ein arges Diebsgeſindel in mehrere Kirchen eingebrochen und dieſelben rein ausgeplündert hatte. So groß war die Ehrfurcht des Volkes, ſelbſt was deſſen ſchlechteſten Theil betrifft. Die im Dienſte der Aufklärung ſtehende Polizei dagegen übernahm es, die Weihegeſchenke nebſt allem Schmuck, mit welchem bereits die Höhle ausgeſchmückt worden war, hinwegzuſchaffen, wie ſogleich näher berichtet werden ſoll. Die Gefühle des Volkes wurden hiebei grenzenlos verletzt; es gehört aber zu den moraliſchen Wundern dieſer Geſchichte auch dies, daß daſſelbe, ſo empört es war, dennoch ruhig blieb und ſich keinerlei Ausſchreitung aus den Grenzen des Geſetzlichen erlaubte.

---

*) Ich habe nicht geleſen, daß dieſes Kraut weiter beachtet und benützt worden ſei. Sollte es nicht ebenfalls ſeine Bedeutung haben?

**) S. unten §. 12.

6.

Es offenbarte ſich bei dieſer Gelegenheit die ganze Barbarei, der ganze Fanatismus, welchen eine mit dem Geiſte der Aufklärung erfüllte und ſich zur Dienerin dieſer modernen Gottheit machende Staatsgewalt ſolchen Phänomenen gegenüber zu entfalten pflegt. Von Menſchlichkeit, Gerechtigkeit, Toleranz, Schonung und Milde gegen doch *möglicher* Weiſe unſchuldige Perſönlichkeiten iſt da keine Spur. Dieſe kleine, harmloſe Seherin, die ſelbſt nicht weiß, wie ſie zu ihrem Schauen kommt, iſt für eine ſo verblendete und parteiiſche Obrigkeit Nichts, als eine ſchlaue Betrügerin oder eine Verrückte, die entweder dem Zuchthaus oder dem Irrenhauſe zu verfallen und daſelbſt zu verſchwinden hat. Dieſes in begeiſterter Andacht auf die Kniee geworfene und für ſonſt unheilbare Uebel Heilung ſuchende und findende Volk, das ſich nicht den geringſten Exceß zu Schulden kommen läßt, iſt Nichts, als ein bedenklich aufgeregter, einen ſträflichen Unfug treibender Pöbelhaufe, deſſen Bewegung gewaltſam zu hemmen und niederzuſchlagen iſt. Das

Schlimmſte hiebei iſt dies: Da die höhere Welt, wenn ſie ſich in der unſrigen zu manifeſtiren verſucht, zunächſt, wie ſo viele Beiſpiele lehren, die obſkuren, macht- und ſchutzloſen Tiefen der Societät in Anſpruch zu nehmen pflegt, ſo kann man ſich gegen ihre in dieſer Hinſicht höchſt bedauernswürdigen Organe die ſchonungsloſeſten, empörendſten Gewaltſamkeiten und Grauſamkeiten erlauben, kann ſie zertreten, wie man einen am Boden kriechenden Wurm zertritt. Ein ſolches Organ war unſere Bernadette; und es war nichts Feindſeliges, was man nicht gegen ſie ausübte oder doch auszuüben verſuchte.

Was zunächſt geſchah, war dies, daß man ſie plötzlich aufgriff und zu dem Polizeicommiſſär Jacomet ſchleppte, der ſich ein Verdienſt durch Entlarvung der hier, wie vorausgeſetzt wurde, planmäßig geſpielten Komödie zu erwerben gedachte. Er nahm ein langes Verhör vor, ſuchte das Kind auf alle Weiſe auszuholen, durch künſtliche Mittel zu verwirren und in verdachterregende Verlegenheiten zu bringen, wie es ſelbſt bei vollkommener Unſchuld der angefochtenen Perſönlichkeit wohl leicht geſchehen mag, hier aber gleichwohl durchaus nicht gelingen wollte; ſchreckte ſie dann, drohte mit Gensdarmerie, Einſperrung, Zuchthaus; verbot ihr den Gang zur Grotte, jagte auch den Eltern eine große Angſt ein, ſo daß auch ſie den Gang zur Grotte verboten. Bernadette hätte gerne gehorcht, denn was vermochte ſie wider die Polizei; was wartete auf ſie im Falle des Ungehorſams! Allein ſie wurde durch eine geheimnißvolle Gewalt erfaßt und unwiderſtehlich zur Grotte fortgetrieben.

Der Polizeimann erneuerte ſeine Drohungen und wandte ſich ſodann an den kaiſerlichen Procurator Dutour. Dagegen folgte in der Grotte der Befehl der Erſcheinung, auf dem Felſen ein Heiligthum zu gründen; es erfolgte das Hervorſprudeln der Quelle in Gegenwart einer großen ſtaunenden Volksmenge; es folgten endlich die wunderbarſten Heilungen. Auch der Procurator nahm B. vor und konnte ihr ebenfalls Nichts anhaben. Präfekt des Departements der Hochpyrenäen war ein Baron Maſſy; Rouland war Cultusminiſter; Alles nahm Partei gegen das arme, jedes Schutzes beraubte Hirtenmädchen und Taglöhnerkind — welch ein Schauſpiel!

Man dachte auf ein neues Bändigungsmittel; Maſſy ſchickte eine Commiſſion von zwei Aerzten zu den Soubirous, um das Kind zu unterſuchen. Man wollte es für verrückt erklären und auf dieſem Wege beſeitigen. Die Aerzte erklärten, das Kind ſei in normalem Zuſtande, könne jedoch allerdings Hallucinationen haben. Der Präfekt befahl hierauf, daß Bernadette in's Krankenhaus nach Tarbes abgeliefert und dem Grottenunfuge energiſch geſteuert werde. Allein nun fanden ſich doch endlich auch ein paar Horte für ſie. Der Pfarrer, der ſeine anfängliche Stellung zur Sache geändert hatte, widerſetzte ſich der Abführung mit ſolcher Entſchiedenheit, daß der Bürgermeiſter von Lourdes dem Präfekten erklärte, er könne bei der Ausführung dieſer Maßregel nicht mitwirken. Sie unterblieb. Es wurde jedoch wider die Grotte gewüthet. Jacomet verfügte ſich dahin, um die Zierden, womit ſie das Volk geſchmückt und die von demſelben darin niedergelegten Geſchenke zu entfernen, wozu er ein Fuhrwerk nöthig hatte. Er nahm das zum Behufe eines dortigen Tempelbaues geopferte Geld in Beſchlag, löſchte die darin brennenden Kerzen, ſchaffte Kreuze, Roſenkränze, Teppiche, Blumen, Bilder ꝛc. hinweg und zerſchlug das angebrachte Geländer mit einer Axt. Unter dem 8. Juni 1858 wurde von dem Präfekten Maſſy und dem Bürgermeiſter von Lourdes ein Verbot publicirt, aus der Grotte Waſſer zu ſchöpfen und das dortige Grundſtück zu betreten. Es wurden zu gleicher Zeit Schranken gezogen, welche den Zutritt zu Grotte und Quelle hemmten, und auf die Uebertretung der erlaſſenen Vorſchriften Strafen geſetzt. Und das Alles, ohne daß das betende, ſingende, ſchöpfende, geneſende und opfernde Volk ſich des geringſten Vergehens ſchuldig gemacht, wodurch alle dieſe Gewaltthaten gerechtfertigt werden konnten.

Die Sache wurde endlich dem Kaiſer vorgetragen, und dieſer machte dem Unfug, den hier vielmehr die Polizei trieb, ein Ende, indem er, wie billig, dem Volke die Erlaubniß zu beten, zu ſingen, zu ſchöpfen, zu geneſen und zu opfern ertheilte.

7.

Wenn man annehmen wollte, der Clerus habe dieſe Geſchichte veranſtaltet, ſo hätte man den Umſtand gegen ſich, daß derſelbe ſich vorn herein der Sache keineswegs günſtig zeigte und ſich ſo lange als möglich fern davon hielt. Dies könnte freilich Schlauheit geweſen ſein; er ſpielte eben unter der Decke, wird man ſagen. Aber es konnte ihn auch die Beſorgniß erfüllen, daß die Viſionen nicht ächt ſeien und daß man ſich blamiren möchte, wenn man zu voreilig und unvorſichtig Theil nähme und Partei ergriffe. Und daß dies in der That der Grund ſeines Benehmens war, daran läßt ſich, wie wir ſehen werden, nicht wohl zweifeln. Man kennt überhaupt den Clerus ſehr ſchlecht, wenn man meint, er pflege das zur Erſcheinung kommende Wunderbare zu begünſtigen, da in der Regel weit mehr das Gegentheil der Fall iſt, wie bei dieſem Anlaſſe auch Laſerre bemerkt. „Es iſt", ſagt er, „eine unbeſtreitbare, wenn auch überraſchende Erſcheinung, daß, während ſich das Volk in ſolchen Dingen leichtgläubig zeigt, bei Prieſtern und Ordensleuten das Gegentheil der Fall zu ſein pflegt. Sie geben zwar theoretiſch die Möglichkeit göttlicher Offenbarungen zu, verlangen aber mit einer oft übertriebenen Vorſicht, daß dieſelben zehnfach erprobt ſeien." Als man vor einiger Zeit im Würzburger Dome an einem darin befindlichen Marienbilde Lebensäußerungen bemerkt haben wollte, trat der ausgezeichnetſte Kanzelredner daſelbſt auf, um das Volk zurecht zu weiſen und ihm dergleichen Phantaſien auszureden, indem er wahrſcheinlich den in ſolchen Fällen ſtets bereiten Spott und Hohn der Gegner fürchtete.*)

Was unſere Bernadette betrifft, ſo hatte dieſelbe einerſeits mit der ſich in beſchriebener Weiſe betragenden Staatsgewalt, andererſeits mit der zunächſt kaum minder hart zu Werke gehenden Geiſtlichkeit zu kämpfen. Die Ordensſchweſtern, bei welchen Bernadette in die Schule ging, ſetzten ihr einen entſchiedenen Unglauben entgegen; entweder ihr Hirn ſei zerrüttet oder ſie lüge. Eine derſelben beſchuldigte ſie, „Schurkenſtreiche“ zu treiben. „Böſes Kind“, ſagte ſie, „du führſt in der heiligen Faſtenzeit einen unwürdigen Carneval auf.“ Andere warfen ihr vor, ſie wolle für eine Heilige gelten ꝛc.; wozu noch der Spott und Hohn ihrer Mitſchülerinnen kam. Der Dechant Peyromale unterſagte ſich und den Geiſtlichen, die unter ihm ſtanden, den Beſuch der Grotte; und der Biſchof von Tarbes, der ganz desſelben Sinnes war, dehnte das Verbot über alle Prieſter der Diöceſe aus. Als Bernadette dem Dechanten den auf den Kirchenbau bezüglichen Befehl ausrichtete, ließ er ſie hart an und drohte ihr mit der Hölle, der ſie im Falle des Betrugs verfallen werde. Wenn er ihr glauben ſolle, ſo müſſe er durch ein augenſcheinliches Wunder überzeugt werden; er verlange, daß der an der Felſenniſche emporwachſende, zur Zeit dürre Roſenſtrauch blühe. Deßhalb wurde der Geiſtliche gewaltig gelobt. Es war jedenfalls ein klarer Beweis, daß er die Grottenwunder nicht begünſtigte; denn er ſtellte dem Mädchen eine Falle, wodurch es, wenn das verlangte Wunder ausblieb, beſchämt und die ganze Sache niedergeſchlagen werden ſollte; von ihm wenigſtens konnte man nun nicht mehr glauben, daß er in eine Verſchwörung zu Gunſten des neu zu erweckenden Wunderglaubens verflochten ſei; und damit fiel auch die Wahrſcheinlichkeit weg, daß überhaupt eine ſolche Verſchwörung exiſtire.

---

*) Wahrgenommen ſcheinen einige Individuen wirklich Etwas zu haben, wenn auch nur in der Imagination. Ich ging einmal in jenen Tagen zufällig am Dome vorbei; da ſah ich einige Menſchen in auffallender Weiſe auf dem Platze beiſammenſtehen und über Etwas ſprechen, was mir ganz dunkel war. Ein darunter befindlicher Knabe ſagte: „So eben hat ſie geredet." Hiedurch neugierig gemacht, forſchte ich der Sache nach, trat in den Dom und ſah hier um das Marienbild herum viele Leute verſammelt, die auf eine wunderſame Regung desſelben warteten. Ich merkte nicht, daß ſie Etwas ſahen oder hörten; ich konnte ebenfalls Nichts wahrnehmen und ging nach einiger Zeit wieder fort. Aber ein Freund von mir, ein alter Arzt und ernſter, zuverläſſiger Mann, erzählte mir von einer Proteſtantin, welche dort eine Viſion der betreffenden Art in der That gehabt haben wollte.

8.

Die Unſchuld und Wahrhaftigkeit des Kindes und ſeiner Viſionen wurde, ſelbſt nach dem Urtheile und Bericht ſonſt ungünſtiger Beobachter, durch die Ekſtaſen bezeugt, in welche es gerieth, wenn ſich ihr die Erſcheinung darſtellte und welche man unmöglich für erkünſtelt zu halten vermochte. Selbſt diejenigen unter den Gegenwärtigen, die zu Paris die berühmteſten Virtuoſen des theatraliſchen Ausdrucks geſehen hatten, waren der Meinung, daß es über das Vermögen der Kunſt gehe, etwas jenen Ekſtaſen Gleiches mimiſch zu Stande zu bringen. „Man ſah“, nach Laſerre, „das Antlitz der kleinen Seherin von den Strahlen eines himmliſchen Lichtes übergoſſen. Das Blut ſtieg ihr keineswegs in den Kopf;

es überzog ihr Antlitz vielmehr eine leichte Bläße. Ihre Züge aber verklärten ſich wunderſam und nahmen einen überirdiſchen Ausdruck an. Der halbgeöffnete Mund ſtammelte Entzücken und Bewunderung; die unbeweglichen, in den nur für ſie ſichtbaren Gegenſtand verſenkten Augen ſtrahlten vor Wonne. „Alle, welche ſie in dieſer Verzückung geſchaut, ſprachen davon als von einem Schauſpiel, welches auf der Erde ſeines Gleichen nicht habe. Und noch jetzt, nach 10 Jahren, ſind ihre Eindrücke noch ſo friſch und lebendig, wie dazumal.“ Manche ſagten: „Wir haben die Erſcheinung ſelber nicht geſehen; aber wir haben ſie leuchten ſehen auf dem Geſichte des Mädchens, wie man in der Morgenfrühe die Sonne leuchten ſieht, bevor ſie in's Thal herunterſtrahlt.“ Ein zur Fortſchrittspartei gehöriger Steuereinnehmer berichtete: „Als Bernadette ſich ihrer Andacht hingegeben, wurde ihr Blick wie leuchtend von Staunen und himmliſcher Wonne. Angeſichts dieſes verklärten Kindes ſchwanden alle meine Zweifel; ich war feſt überzeugt, daß ſich ihr dort, wohin ihr Blick gerichtet war, ein übernatürliches Weſen darſtelle. Sie ſah aus, wie ein Engel, der einer ganz anderen Welt, als der unſrigen, angehört; alle Zuſchauer waren ergriffen davon.“

Wie man alſo unſere kleine Seherin beurtheilen möge, ſo viel wenigſtens wird man wohl einräumen müſſen, daß von einem gaukleriſchen Komödienſpiel hier keine Rede ſein könne — man müßte denn ein mimiſches Genie ohne Gleichen aus ihr machen wollen.

Wir haben auch noch ein ärztliches Zeugniß anzuführen. Dr. Dozous, der angeſehenſte Arzt in Lourdes, der dem ekſtatiſchen Kinde, als einem ihm wiſſenſchaftlich intereſſanten Gegenſtande, eine große Aufmerkſamkeit zuwandte, fühlte ihm den Puls; er war ruhig und regelmäßig. Der Arzt entſchied ſich dahin, „daß bei Bernadette keine krankhafte Erregung vorhanden; daß ihr Zuſtand weder die Starrheit mit ihrer Gliederlähmung, noch die bewußtloſe Verzückung der Hallucination, ſondern ein ganz beſonderer, der Heilkunde unbekannter Fall ſei.“

Völlig entſcheidend für die Aechtheit der Ekſtaſe war der Umſtand, daß B. während derſelben für elementariſche Einwirkungen unempfindlich und durch ſolche unverletzbar befunden wurde. Sie hielt einmal, vor der Grotte knieend und die Erſcheinung erwartend, eine große brennende Wachskerze, deren unteres Ende am Boden aufgeſtützt war, in der Art, daß ſich der oberſte Theil derſelben zwiſchen ihren gefalteten Händen befand. Wie nun die Viſion eintrat, hob ſie in ihrer Entzückung die Hände ſo hoch, daß ihre Finger, ohne daß ſie es merkte, auf der Flamme ruhten*). Alles ſtaunte und drängte ſich zur Grotte hin, um den Vorgang um ſo genauer zu beobachten. Hundert Perſonen, von denen eine Anzahl namhaft gemacht iſt, waren Zeugen desſelben. Dr. Dozons zog die Uhr und beobachtete deſſen Dauer, die über eine Viertelſtunde betrug. Als die Viſion verſchwunden, der gewöhnliche Zuſtand der Seherin wieder eingetreten war, beſichtigte man ihre Hände und fand ſie unverletzt. Jemand ergriff die Kerze und näherte die Flamme der Hand des Mädchens, das nun aber wieder für alle elementariſchen Einwirkungen ſo empfänglich wie andere Menſchen geworden war. „Ach, mein Herr!“ rief ſie erſchreckt, indem ſie die Hand heftig zurückzog, „was thun Sie? Sie verbrennen mich ja!“ **)

Auch das ſchon oben genannte fortſchrittliche Wochenblatt „Lavedan“ erwähnt dieſes Faktum. „Bei einem ihrer letzten Beſuche an der Grotte hielt B., wie uns ein Augenzeuge verſichert, eine Zeit lang ihre Hand in die Flamme einer Kerze, ohne den mindeſten Schmerz zu empfinden. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie das Volk von Wundern geſchrieen hat.“ Das war allerdings ſehr natürlich und konnte gar nicht anders ſein; unbegreiflich aber iſt es, wie man ein ſolches Faktum mit ſolchen Bemerkungen begleiten kann. Die zarte Kinderhand wird durch die Flamme nicht verſehrt; und das ſoll man gleichwohl nicht für wunderſam halten und nichts Beſonderes daraus machen!

---

*) Nach einer anderen Darſtellung hob Bernadette nicht die Hände, ſondern die Kerze brannte, während ſie gehalten wurde, ſo weit herab, daß ſie mit den gefalteten Händen in Berührung kam und eine Viertelſtunde lang darunter fortbrannte, ohne daß das Mädchen Etwas davon merkte und empfand und ohne daß ſich nachher eine Verletzung zeigte. Die Differenz iſt unweſentlich. Etwas der Art muß ſich jedenfalls begeben haben.

**) Daß es Zuſtände giebt, welche die dem menſchlichen Organismus feindliche Macht der Elemente, namentlich auch die des Feuers, des zerſtörendſten von allen, zu paralyſiren vermögen, iſt Jedem bekannt, der kein Fremdling im Reiche der myſtiſchen Erſcheinungen iſt. Mehrere Fälle der Art ſind z. B. bei der ekſtatiſchen Katharina von Siena beobachtet worden. So fiel einmal auf die in der Kirche Knieende ein brennendes Licht und brannte auf ihr zu Ende, ohne eine Spur ſelbſt an ihrem Schleier zu hinterlaſſen. Ein anderes Mal fiel ſie am Herde mit dem Geſichte in eine Maſſe glühender Kohlen und lag lange ſo, ohne daß ſie irgendwie Schaden nahm. S. Raimund, Vita S. Cathar.. II. c. I. Görres, Myſtik II. S. 285 ff.

Man erzählt auch von einem ekſtatiſchen Schweben der Bernadette. „Sie wurde, wenn ſie vor der hl. Jungfrau kniete, wie von unſichtbaren Händen über den Erdboden gehoben und auf dieſe Weiſe andauernd gehalten, wobei ihr Auge verklärt, ihr Geſicht förmlich leuchtend erſchien.“ Es ſind das Phänomene, welche bei vielen religiöſen Ekſtatikern vorgekommen und von Augenzeugen geſchildert worden ſind.*)

Für das Studium der ekſtatiſchen Zuſtände dürften auch noch folgende Züge von Intereſſe ſein.

Vor dem Eintritt der erſten Viſion glaubte Bernadette das Geräuſch eines heftig daher fahrenden Windſtoßes zu vernehmen; ſie wendete ſich dem vermeintlichen Sturme zu; aber die Pappeln, die dem Gavefluß entlang ſtanden, waren vollkommen ruhig; nicht der kleinſte Luftzug ſpielte in ihren Zweigen. Sie ſah, daß ſie ſich geirrt habe; aber in demſelben Momente hörte ſie ein zweites ungeſtümes Rollen oder Brauſen der Art. Sie erhob auf's Neue den Blick; da ſtellte ſich ihr in der durch den Felſen gebildeten Niſche jenes herrliche Frauenbild dar.

Außerdem ſprach B. auch von einem andern Lichte, welches der vollen Erſcheinung vorausging und bei deren Verſchwinden einige Zeit lang zurückblieb. „Wenn die Dame kommt,“ ſagte ſie, „ſo ſehe ich zuerſt das Licht, dann ſie; und wenn ſie geht, ſo verſchwindet erſt ſie und dann das Licht.“ In ähnlicher Weiſe verhielt es ſich nach Ausſage der Hirtenkinder von Salette*) mit der von ihnen auf jenem Berge geſchauten Marienviſion.

---

*) Man ſehe z. B. Görres in der „Myſtik“ II. S. 315 ff. „Das ekſtatiſche Schweben.“ — „Die Entrückung und der ekſtatiſche Flug.“ S. 305 ff. „Organiſche Lichtentwicklung“ — „Leuchtende Glieder, wie Haupt, Antlitz, Auge ꝛc.“ Salvator ab Horta, einer der wunderbarſten Menſchen, die je gelebt haben, wurde in ſeinen Andachten und Ekſtaſen öfters ſchwebend, wie Tauſende geſehen haben. Ich kann auch auf meine in Paderborn 1864 erſchienene Schrift über Christina mirabilis (12. Jahrhundert) und Joſeph von Copertino (17. Jahrh.) verweiſen.

9.

Uneigennützigkeit iſt einer der weſentlichſten Charakterzüge und eines der ſicherſten Zeichen ächter Thaumaturgie. Wer ſich zahlen und lohnen läßt, iſt ſchwerlich ein wahrer Wunderthäter, Wunderarzt, Vermittler des Menſchlichen mit dem Göttlichen.**) Bernadette und ihre Familie beſtanden dieſe Probe auf das Glänzendſte.

Argwöhniſche hatten gemeint, es werde von der Familie Soubirous ein auf Gewinnſucht beruhender Betrug geſpielt; man werde ſchon ſehen, wie dieſe Leute die Sache ausbeuten würden. Dieſe ehrlichen armen Leute aber haben ſich auch dadurch ausgezeichnet, daß ſie jede Art von Gewinn, welche ſich ihnen im Verlaufe der berühmten Begebenheiten darbot und welche man ihnen in verſchiedener Form und Abſicht wiederholt aufzubringen ſuchte, ſtandhaft von ſich gewieſen haben. Man ſuchte das Mädchen abſichtlich durch Gold zu blenden und zu deſſen Annahme zu verlocken, um es der Gewinnſucht beſchuldigen zu können; doch umſonſt.

Eine reiche Dame wollte ihren koſtbaren Roſenkranz gegen den des Kindes vertauſchen. „Nein," ſagte B., „ich will meinen Roſenkranz nicht vertauſchen; er iſt arm, wie ich, und paßt zu meiner Niedrigkeit." — Ein Geiſtlicher bot ihr ein Geldſtück; ſie weigerte ſich, es anzunehmen. „Nimm es nur," ſagte er, „und gib es den Armen; dann haſt du doch die Freude, Almoſen ſpenden zu können." — „Thun Sie das in meinem Namen!" ſagte ſie; „das wird noch beſſer ſein." — Eine unermeßlich reiche Familie wollte ſie an Kindesſtatt annehmen und den Eltern eine Summe von 100,000 Francs ſchenken, mit der Zuſicherung, ſie ſollten ſtets bei ihrem Kinde bleiben dürfen. Der Vorſchlag wurde nicht angenommen. Der Vater iſt ein armer, ſich von ſeiner Hände Arbeit mühſam nährender Mann geblieben. Bernadette iſt barmherzige Schweſter geworden und hat ſich der Pflege der

---

*) S. unten C.

**) Wir kommen darauf in der Abhandlung über den „Wunderarzt" zurück.

Armen und Kranken in den Spitälern gewidmet. Die Schweſter, welche bei den Erſcheinungen zu Maſſabielle mit anweſend war, hat einen Landmann und Müller geheirathet; die andere Begleiterin, Jeanne Abadie, dient als Magd zu Bordeaux. Es zeigt ſich nirgend ein Grund zum Verdacht.

10.

Am 28. Juli 1858 ernannte der Biſchof Laurence von Tarbes eine Commiſſion, um zu unterſuchen, ob Bernadette's Viſionen ächt ſeien, ob die Heilquelle von Maſſabielle ſchon früher vorhanden geweſen oder erſt zur Zeit der Viſionen entſtanden ſei, und von welcher Natur die Heilungen ſeien, welche durch das Waſſer der Grotte bewirkt worden waren. Mitglieder dieſer Commiſſion ſollte eine Anzahl von Geiſtlichen und Seminar-Profeſſoren ſein; es ſollten hiebei namentlich auch die Aerzte, welche die geneſenen Kranken behandelt hatten, befragt, und möglichſt alle Fachmänner der Medicin, Phyſik, Chemie und Geologie in die Unterſuchung gezogen, die Ausſagen eidlich bekräftiget werden. Es wurde, wie verſichert und beſchrieben wird, in der That mit der äußerſten Vorſicht, Gründlichkeit und Strenge verfahren. Man ſtellte zu Lourdes, Maſſabielle und in der Umgegend, in den Diöceſen Tarbes, Auch und Bayonne jede nur mögliche Art von Vernehmung, Nachforſchung und Prüfung an. Es waren dabei insbeſondere zwei vorzügliche Aerzte, Dr. Vergez und Dr. Dozons betheiligt; ihrem Gutachten wurde jeder der fraglichen Fälle unterworfen; das Urtheil fiel meiſt dahin aus, daß die Heilungen den wirklichen Charakter einer göttlichen Wunderwirkung hätten. Späterhin wurde eine neue Unterſuchung angeordnet, es ſollte auch die Bewährung durch die Zeit hinzukommen. Dann erſt, am 18. Januar 1860, ließ der Biſchof ſeine ausführlich motivirte Beſtätigung folgen. Sein Hirtenbrief wurde in allen Kirchen und Kapellen der Diöceſe verleſen. Er kaufte überdies die Grotte und Felſengruppe von Maſſabielle nebſt dem daran ſtoßenden Terrain der Stadt Lourdes ab, und es erhob ſich nun auf dem ſchroffen, wilden Geſtein der großartige Tempelbau.

Man hatte das Waſſer von Maſſabielle Anfangs als ein Mineralwaſſer von beſonderen Qualitäten betrachten wollen. Eine gründliche chemiſche Unterſuchung hat jedoch Nichts darin entdecken laſſen, was ſo große Wirkungen zu thun vermöchte. Der berühmte Chemiker **Filhol**, Profeſſor der Arznei- und Giftkunde an der mediciniſchen Schule von Toulouſe, Ritter der Ehrenlegion, erklärte unter dem 7. Auguſt 1858 mit aller Beſtimmtheit, daß das Waſſer nur die Beſtandtheile gewöhnlichen Trinkwaſſers und keine einzige Subſtanz enthalte, welche ihm beſondere Kräfte zu verleihen vermöchte; und daß die außerordentlichen Wirkungen deſſelben, wenigſtens vom gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft aus, durch die in ihm entdeckten Salze nicht erklärt würden. Es muß ſomit ein anderes, der Analyſe unzugängliches Etwas ſein, was hier thätig iſt.

11.

Es ſoll nun eine Anzahl der merkwürdigſten, die Heilwirkungen des Waſſers von Maſſabielle betreffenden Fälle, wie ſie in glaubhafter Weiſe, umſtändlich und **mit Berufung auf namhafte Autoritäten** beſchrieben, vor uns liegen, in kurzem Auszuge hervorgehoben werden. *)

a. Wiederherſtellung eines zerquetſchten Auges und einer überhaupt erlöſchenden Sehkraft.

Ein armer, allgemein bekannter Steinbrecher in Lourdes, Namens **Louis Bouriette**, hatte vor etwa 20 Jahren einen großen Unfall erlitten. Es wurde ihm durch die ausgeſchleuderten Felſenſplitter einer ſpringenden Mine das Geſicht zerriſſen und das rechte Auge faſt gänzlich zerquetſcht. Er konnte in Folge deſſen, bei immer mehr abnehmender Sehkraft, nur noch grobe Arbeiten verrichten; ſein rechtes Auge war ſo ſehr verdunkelt, daß die Gegenſtände aus der ihn umgebenden Finſterniß nur noch wie ſchwarze Maſſen mit unbeſtimmten Umriſſen hervortraten. Er wurde von Dr. **Dozon** behandelt, der ihm nicht helfen konnte. Als aber die Quelle von Maſſabielle entſprungen war, wuſch er mit

---

*) **Laſerre**, Unſere l. Fr. v. Lourdes. Freiburg i. Br. 1872. Es gibt auch eine vom Generalvikar von Tarbes verfaßte Broſchüre, in welcher eine Anzahl der vornehmſten Fälle verzeichnet ſind.

dem Waſſer ſein erblindetes Auge und fühlte eine auf der Stelle eintretende Wirkung desſelben. Das Auge war ſofort nur noch in einen leichten Nebel gehüllt, und die Beſſerung nahm in der Art zu, daß er ſchon an einem der zunächſt folgenden Tage, als er dem Dr. Dozon begegnete, demſelben freudig zurufen konnte: „Ich bin geheilt!“ — „Unmöglich,“ verſetzte dieſer, „Ihr habt eine organiſche Verletzung, welche keine Hebung des Uebels geſtattet.“ Der Arbeiter beſtand darauf, daß er geneſen ſei. Der Arzt nahm ein Notizbuch aus der Taſche, ſchrieb einige Worte auf ein leeres Blatt, bedeckte das linke Auge des Mannes, dem noch einige Sehkraft eigen, mit der Hand und hielt vor das andere die Schrift. Der Mann las ſie ohne Schwierigkeit.

Dr. Dozons geſtand die Wirklichkeit, ſowie die wunderbare Natur der Thatſache zu; dasſelbe hat dann auch Dr. Vergez, Profeſſor an der Univerſität von Montpellier und Badearzt von Barèges, gethan. Die Sache machte großes Aufſehen und ſteigerte den Glauben der Bevölkerung an die himmliſchen Gnaden, die ſich in dieſer Geſchichte geoffenbart. Die Arbeiter von der Bruderſchaft der Steinbrecher, welcher der Geheilte angehörte, hieben ſofort in den Abhang des ſteilen Hügels, der ſich an die Grotte anlehnte, einen Steg für die Beſucher, brachten eine Ableitungsrinne und am Ende derſelben einen Waſſerbehälter an.

b. Wiederbelebung eines faſt ſchon todten, zum Gehen nie zuvor befähigten und dann plötzlich zu gehen vermögenden Kindes.

Im Hauſe eines armen Taglöhners von Lourdes, Namens Jean Bouhohorts, befand ſich ein zweijähriges, ſchwerkrankes Knäbchen, welches dem Tode unrettbar verfallen ſchien. Von Geburt an mißgeſtaltet, elend, lahm, unfähig zu gehen, litt es jetzt noch überdies an einem auszehrenden Fieber und war in erſchreckender Weiſe abgemagert. Es wurde von Dr. Peyrus behandelt, doch ohne allen Erfolg. Schon war das Auge verglaſt, der Athem unmerklich geworden, Starrheit und Steifheit der Glieder eingetreten. Der Vater meinte, es ſei ſchon todt; und eine Nachbarin, Franconette Gozos, war ſchon mit der Anfertigung eines Todtenkleidchens beſchäftiget.

Der Mutter, **Croiſine Ducouts**, einem glaubensſtarken Weibe, kam ein anderer Gedanke. Sie nahm das Kind aus der Wiege, hüllte es in ihre Schürze und eilte damit der wunderthätigen Quelle zu. Es befanden ſich daſelbſt zu der Zeit einige hundert Menſchen, welche die nun folgende Scene beobachteten. Es war im Februar und das Waſſer war eiskalt. Da tauchte nun die Frau das nackte Kind bis an den Kopf hinein. Man ſchrie auf vor Entſetzen, man hielt die Frau für wahnſinnig; aber ſie ließ ſich nicht irre machen; ſie hielt das Kind „länger als eine Viertelſtunde," wie es in dem Gutachten des Dr. **Vergez** heißt, in das Waſſer hinein; dann wickelte ſie es wieder in ihre Schürze, trug es nach Haus und legte es in ſein Bettchen hinein.

Der Zuſtand deſſelben zeigte ſich zunächſt unverändert. Bald aber fing es hörbar zu athmen an; es war in einen ruhigen Schlaf verfallen. So verging die Nacht. Am Morgen wachte es auf, hatte ein gebeſſertes Anſehen und verlangte zu trinken; dann wollte es aufſtehen und herumgehen. Das gab man jedoch nicht zu. Auch die folgende Nacht war gut. Am andern Morgen ſah die Mutter, die ſich entfernt hatte, bei ihrer Zurückkunft ein großes Wunder. Das ſchwache, lahme Kind, das nie zuvor gegangen, war eigenmächtig aufgeſtanden und ging an den Möbeln im Zimmer hin und her.

„Seitdem," ſetzt der Erzähler hinzu, „ſind 11 Jahre vergangen; es erfolgte kein Rückfall in die alte Krankheit; der Knabe iſt gewachſen und ſtark geworden. Der Schreiber dieſer Zeilen hat ihn noch in den letzten Tagen geſehen." Die Aerzte **Peyrus**, **Vergez** und **Dozons** geſtanden, daß der Fall ein ganz außerordentlicher und wiſſenſchaftlich nicht zu erklärender ſei. Es iſt an die Erzählung das Gutachten des Dr. **Vergez**, Profeſſors der Facultät von Montpellier ꝛc. an die von dem Biſchof von Tarbes ernannte Unterſuchungscommiſſion beigefügt.

C. Tilgung eines argen Augenübels mit Auswüchſen, für welches man ein chirurgiſches Einſchreiten für nothwendig gehalten.

Frau **Blaniſette Soupenne** aus Lourdes litt ſeit mehreren Jahren an einer Augenentzündung, welche ein allmähliges Schwinden der Sehkraft zur Folge hatte. Ein fortwährendes Thränen der Augen, mit Stechen begleitet, verzerrte, vollſtändig umgekehrte und ihrer Wimpern beraubte Augenlieder, die ſich unterwärts mit einer Menge von Auswüchſen bedeckten, — das war der ſchmerzliche und bedrohliche Zuſtand der Frau. Alle vorgeſchriebenen Heilmittel waren dagegen vergebens angewandt, dreierlei Bäder erfolglos beſucht worden. Aber ſo wie die erſte Waſchung mit dem Waſſer der Grotte vorgenommen wurde, trat große Erleichterung; bei der zweiten, die am folgenden Tage ſtattfand, völlige Geneſung ein. Das Triefen hörte auf, die Augenlieder nahmen wieder ihre normale Form an, die Auswüchſe verſchwanden und es zeigten ſich neue Wimpern. Die Aerzte bezeugten, daß die Sache um ſo außerordentlicher ſei, da das Uebel nicht nur zu den hartnäckigſten gehöre, ſondern bei der Patientin bereits einen ſo hohen Grad erreicht gehabt, daß ein chirurgiſches Einſchreiten für nöthig erachtet wurde, um wenigſtens das wilde Fleiſch und die Auswüchſe zu beſeitigen.

d. Befreiung eines Knaben von einer ſchrecklichen Eiterbeule und anderen Geſchwülſten.

Zu Nay in den Unter-Pyrenäen befand ſich ein 15jähriger Knabe, Henri Brusquet, Sohn eines Gypsarbeiters, der 1856 ein heftiges Nervenfieber gehabt und an deſſen Hals ſich dann an der rechten Seite eine äußerſt ſchmerzliche Eiterbeule gebildet hatte, welche nach und nach den ganzen Raum zwiſchen Bruſt und Wange ausfüllte. Dr. Suberville öffnete ſie; es entlud ſich eine ungeheure Menge von Eiter. Aber der Knabe genaß nicht. Die Heilquellen von Cauterets brachten mehr Schaden als Nutzen; die Krankheit nahm immer mehr zu; es blieb eine große, offene Wunde, welche ſtark eiterte, ſich immer mehr ausdehnte und endlich ſelbſt das Geſicht bedrohte. Dazu bildeten ſich noch zwei andere Geſchwülſte. Eine Nachbarin, welche nach Lourdes gegangen, brachte endlich von dort etwas Waſſer herbei. Der Knabe wuſch vor Schlafengehen mittelſt eines darein getauchten Tüchleins die leidenden Theile; ein tiefer Schlaf erfolgte darauf; und am Morgen fand es ſich, daß die Schmerzen vorüber, die Wunde geſchloſſen, die Drüſen verſchwunden waren. Das Geſchwür hatte ſich in eine feſte Narbe verwandelt und die Heilung war vollſtändig. Es wird dazu das Urtheil der Aerzte Suberville und Bergez angeführt. Unſer Berichterſtatter hat den ehemaligen Patienten auch ſelbſt geſehen und geſprochen und die Spuren ſeines ſchrecklichen Geſchwüres betaſtet. Er iſt jetzt, wird hinzugeſetzt, 25 Jahre alt, voller Leben und Kraft, ein tüchtiger Arbeiter, bläſt Sonntags in einem Muſikverein die Poſaune, hat eine ſchöne Stimme und pflegt von Morgens bis zum Abend zu ſingen.

e. Vollſtändige, einer Verjüngung ähnliche Heilung einer 80jährigen, gelähmten, des Gehens und Arbeitens nicht mehr fähigen Bäuerin.

Zu Bordères bei Nay befand ſich eine 80jährige Bäuerin, die ſeit drei Jahren an einer vollſtändigen Lähmung der linken Seite litt. Sie konnte ohne Hülfsleiſtung keinen Schritt mehr thun, und war zu jeder Arbeit unfähig geworden. Dr. Pouaymiroo aus Mirepoir, ihr Arzt, hatte ſie aufgegeben. Sie ließ ſich Waſſer von Lourdes holen. Als es angekommen, ließ ſie ſich aus dem Bette bringen, ankleiden, aufrecht halten, ſich ein Glas von dem Waſſer reichen und trank hieraus. Sie ward blaß; man fürchtete, ſie möchte zuſammenbrechen; plötzlich aber erhob ſie den Kopf, rief: „Laßt mich los! Ich bin geheilt“ und fing an, durch das Zimmer zu ſchreiten, einen Stock, den ihr Jemand gereicht, weit von ſich wegwerfend. Von dem Tage an nahm die Greiſin wieder ihre alten Feldarbeiten vor. Sie zeigte, daß ſie nicht nur wieder gehen, ſondern laufen und rennen könne; und betheiligte ſich, nachdem ſie im Mai ſo wunderſam geneſen, im Juli desſelben Jahres, als kräftige Achtzigerin, am Getreidemähen. Der genannte Arzt unterſchrieb als Mitglied der zur Unterſuchung der Heilungswunder beordneten Commiſſion, das Protokoll derſelben.

f. Geneſung einer bejahrten, jammervoll kranken und ihrem Ende bereits ganz nahe gerückten Frau — ein einer Auferſtehung vom Tode ähnlicher Fall.

Zu Nay befand ſich eine bejahrte Frau, die Wittwe Madelaine Rizan, im jammervollſten Zuſtande. Ihr Leben war ſchon während der letzten 24 Jahre nur eine Reihe von Schmerzen geweſen. Im Jahre 1832 von der Cholera befallen, ward und blieb ſie an der ganzen linken Seite gelähmt und war nicht im Stande, ein paar Schritte zu machen, ohne ſich an Wänden und Möbeln feſtzuhalten. Ohne Hülfe konnte ſie ſich weder auf die Knie niederlaſſen, noch wieder emporrichten. Die eine ihrer Hände war ganz abgezehrt. Auch litt ſie an einem beſtändigen Bluthuſten; ſie konnte keine feſte Speiſe mehr vertragen und friſtete ihr elendes Leben nur durch Brühen, Suppen, Kaffee. Ein eiſiges Fröſteln verurſachte, daß ihr ſelbſt in der größten Sommerhitze eingeheizt werden mußte.

Seit 16 — 18 Monaten war dieſer Zuſtand noch ſchlimmer geworden. Die Lähmung der linken Seite hatte den höchſten Grad erreicht; auch das rechte Bein ward ſteif; die Glieder ſchwollen und wurden unempfindlich. Aber ſchreckliche Schmerzen wütheten im Magen, Kopf ꝛc. Durch das lange Liegen hatten ſich zwei große Wunden gebildet und an der Seite, worauf ſie ruhte, löſte ſich allmählig die Haut ab, ſo daß das nackte Fleiſch zum Vorſchein kam.

Zwei Aerzte hatten ſie in ihre Behandlung genommen. Der eine, Dr. Talamon, hatte ſie längſt für unheilbar erklärt und beſuchte ſie nur noch als Freund; Dr. Suberville gab ebenfalls jede Hoffnung auf. Er erklärte endlich, die Frau könne höchſtens nur noch einige Tage leben. Ihr Sohn Romain zu Bordeaux kam, um Abſchied von ihr zu nehmen, mußte aber gleich wieder abreiſen. Sie wurde mit den Sterbeſacramenten verſehen. Noch eine letzte Hoffnung blieb übrig; eine Nachbarin, Frau Reſſans, eilte nach Lourdes, um von dem Waſſer der Grotte zu holen.

„Sie wird noch dieſe Nacht oder ſpäteſtens bei Tagesanbruch ſterben", ſagte der Arzt. Daſſelbe glaubte Pfarrer Dupont, ihr Freund und Beichtvater. Ihre Tochter Lubine wachte am Sterbebette. Gegen Mitternacht rief Frau Rizan und verlangte nach dem Waſſer. Es konnte erſt am Morgen dargereicht werden. Die Kranke trank davon und ließ ſich damit waſchen. Das Unglaubliche geſchah. Sie fühlte ſich ſofort geneſen; die ungeheure Geſchwulſt verſchwand; Hunger machte ſich geltend; ſie aß Fleiſch und Brod und trank Wein; ſie ſtand vom Lager auf, kleidete ſich ſelber an und verrichtete ihre Andacht vor einer im Zimmer befindlichen Marienſtatue. Es war um 7 Uhr Morgens. Das Gerücht von dieſer faſt einer Auferſtehung aus Tod und Grab gleichkommenden Geneſung verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle in der ganzen Stadt. Dr. Suberville erkannte den „übernatürlichen“ Character der Thatſache ohne Zögern an. Dr. Talamon, verdrießlich über eine ſeiner ungläubigen Denkart in ſolchem Grade widerſtreitenden Thatſache, zog ſich zurück und ließ ſich lange nicht mehr ſehen; zu läugnen wagte er jedoch die ſo über alle Maßen wunderſame Geneſung nicht. Laſerre beſuchte 10 Jahre darauf die nun 71 Jahre alte Frau Rizan und fand ſie vollkommen geſund.

g. Heilung eines am ſchwarzen Staare leidenden Fräuleins.

Marie Moreau, Tochter einer angeſehenen Familie in Tarbes, befand ſich in dem Penſionat der dames du sacré coeur zu Bordeaux, und wurde daſelbſt 1858 von einer bedenklichen Augenkrankheit befallen, welche ſie nöthigte, alle Arbeit einzuſtellen. Der Hausarzt zog einen berühmten Augenarzt von Bordeaux, Namens Bermont, zu Rathe. Es ſtellte ſich heraus, daß das Fräulein den ſchwarzen Staar hatte. „Das eine Auge“, ſagte der Augenarzt, „iſt verloren, das andere ſehr gefährdet.“ Das Kind wurde hierauf in's elterliche Haus zurückgenommen, Arzneien, Seebäder ꝛc. gebraucht, Alles umſonſt. Die Eltern wollten mit ihrer Tochter nach Paris gehen, um die dortigen mediciniſchen Celebritäten in Anſpruch zu nehmen. Da las der Vater in einem Journal von einer außerordentlichen Heilung, welche durch das Waſſer von Maſſabielle bewirkt worden war. Ein der Familie befreundeter Geiſtlicher beſaß eine Flaſche davon. Man beſchloß eine 9tägige Andacht zu halten und hiebei das Waſſer in Anwendung zu bringen. Die Krankheit ſchwand ſchon ſogleich beim Beginne der Novene. Das Mädchen tauchte nehmlich an dem Abend dieſes Tages vor dem Schlafengehen ein Tüchlein in das Waſſer und band es über die Augen. Am Morgen darauf nahm ſie das Tuch ab und ihre Augen waren geheilt; ſie las ſofort ohne alle Anſtrengung; die Geneſung war eine vollſtändige.

Es wird bemerkt, daß die Kranke und ihre Mutter wenig

Hoffnung auf einen ſolchen Erfolg gehabt; am meiſten habe der Vater vertraut. Das Fräulein kehrte in das Kloſter zu Bordeaux zurück und blieb daſelbſt noch 2 Jahre, um ihre Ausbildung zu vollenden. Der Augenarzt Bermont erklärte, die Medicin ſei nicht im Stande, eine ſolche Heilung zu bewirken. Ein von ihm ausgeſtelltes Zeugniß, datirt vom 8. Februar 1859, nebſt vielen anderen, worunter auch eines vom Bürgermeiſter von Tarbes über denſelben Fall, liegt in dem biſchöflichen Archiv alldort. Eilf Jahre, ſagt der Berichterſtatter, ſind nunmehr ſeit jener Heilung verfloſſen, die ehemalige Patientin erfreut ſich des vortrefflichſten Augenlichtes und nie machte ſich auch nur der mindeſte Rückfall in das alte Uebel bemerklich. Sie heißt jetzt Frau d'Izare de Villefort und iſt Mutter dreier prächtiger Kinder, welche die ſchönſten und geſundeſten Augen haben.

b. Heilung eines Knaben, der an Veitstanz und Verengerung der Speiſeröhre litt und ſeit zwei Jahren nichts Feſtes mehr genoſſen hatte.

Herr Lacaſſagne, Cavallerieofficier zu Bordeaux, Rue du quai des farines Nr. 6, hatte einen Sohn, der bis zum 10. Lebensjahre vollkommen geſund war, dann aber im Januar 1865 an einer krankhaften Verengerung der Speiſeröhre zu leiden begann, welche es ihm ſo unmöglich machte, etwas Feſtes hinunterzuſchlucken, daß er ſich am Ende mit bloßen Flüſſigkeiten begnügen mußte, und nicht einmal etwas Schleimiges mehr zu ſich nehmen konnte. Der Knabe magerte ab, die Kräfte ſchwanden, mediciniſche Berühmtheiten, Dr. Noguès in Toulouſe und Dr. Roques wurden herangezogen; ſie gaben vage Beſcheide; weiterhin im Mai ſtellte es ſich heraus, daß der Knabe am Veitstanz litt. Die Kunſt erwies ſich auch hier wieder machtlos; noch zwei Jahre lang wurde alles Mögliche verſucht; dann gab man die ärztlichen Mittel auf und fügte ſich trauernd in das verhängte Loos.

Der unglückliche Knabe hatte nun ſchon ſeit zwei Jahren keine feſte Speiſe mehr zu ſich genommen; ſein Ausſehen war erſchreckend, er glich einer Wachsfigur und ging ſichtlich ſeinem Ende entgegen. In der Angſt kehrte man nun doch noch einmal zur Medicin zurück; Dr. Gintrac, der berühmteſte Arzt von Bordeaux, ward herbeigezogen. Derſelbe unterſuchte den Hals des Kindes mit der Sonde und fand, außer der ungewöhnlichen Verengerung des Schlundes, auch noch innere Geſchwüre der gefährlichſten Art. Seine Behandlung richtete das Kind vollends zu Grunde, und der Spitalarzt, Dr. Sontax, rieth, davon wieder abzuſtehen. Das Kind, das von den Wundern von Lourdes geleſen, äußerte das Verlangen, dahin zu gehen und daſelbſt Hülfe zu ſuchen. Der Vater hatte keinen Glauben an die Sache; gab aber dem Wunſche des Kindes dennoch nach. In der Grotte von Maſſabielle wuſch daſſelbe mit dem Waſſer Hals und Bruſt und trank auch davon. Der Vater hatte Zwieback mitgebracht und gab dem Knaben davon, damit er verſuche, ob er nun zu eſſen vermöge. Und er aß wirklich. Im Gaſthofe ſpeiſte er dann ebenfalls mit dem beſten Appetit. Eben ſo zu Hauſe, nachdem man zurückgekehrt. Der Uebergang des Leidens in Geneſung war ein unmittelbarer, augenblicklicher, und es erfolgte kein Rückfall. Dr. Roques in Toulouſe urtheilte über den Fall mit der entſchiedenſten Anerkennung. Unſer Berichterſtatter ließ ſich die Vorgänge von dem Vater ſelbſt ausführlich erzählen, ſah auch den vordem ſo kranken Knaben, „deſſen Antlitz von Geſundheit ſtrahlte."

i. Mit blitzartiger Schnelligkeit und Unmittelbarkeit eintretende radicale Heilung eines Augenübels, von dem Geheilten ſelbſt berichtet.

Heinrich Laſerre, der Verfaſſer des Buches: **Notre dame de Lourdes**, gehört ſelbſt zu denen, welche durch den Wunderborn von Maſſabielle geheilt worden ſind. Es war im Sommer 1862, daß er von einem Augenübel befallen wurde, in Folge deſſen er ſich alles Leſens und Schreibens enthalten mußte. Mehrere berühmte Augenärzte wurden zu Rathe gezogen und viele Heilmittel und Heilmethoden verſucht, doch ohne Reſultat.

Es ward endlich an den Pfarrer von Lourdes ein Brief mit dem Erſuchen geſchrieben, Waſſer von der Grotte zu ſenden. Laſerre tauchte eine Serviette hinein und rieb damit einige Sekunden lang Stirn und Augen, und in demſelben Augenblicke, ohne allen Uebergang, „mit einer Plötzlichkeit, mit der nur etwa die des Blitzes verglichen werden kann," war die

Heilung vollbracht. Es geſchah dies zu Paris im October 1862. Sieben Jahre, ſagt L. ſchließlich, ſeien ſeitdem verfloſſen und ſein Geſicht ſei vortrefflich und laſſe Nichts zu wünſchen übrig.

Noch ein Umſtand ganz beſonderer Art zeichnet dieſen Fall aus. Laſerre hatte einen proteſtantiſchen Jugendfreund, der auch eine proteſtantiſche Gattin hatte, und dieſe Perſonen waren es, welche ihn auf die Heilquelle aufmerkſam machten und ihn zum Gebrauche des Waſſers, zu dem er ſich nur ungern und mit widerſtrebender Seele entſchloß, dringend einluden, ja nöthigten. Der Freund ſchrieb den Brief an den Pfarrer von Lourdes, den ihm Laſerre diktirte. Letzterer bereitete ſich nicht einmal in der Art, wie es der Freund hier nöthig hielt, in kirchlicher Weiſe vor. Und dennoch dieſer erſtaunliche Erfolg!

12.

Die erzählten Thatſachen gehören zu denjenigen, welche allerdings ſchwer zu glauben, aber auch ſchwer zu läugnen ſind. Wenn alle dieſe und noch viele andere Fälle, die ſo umſtändlich mit Nennung ſo vieler Namen und Berufung auf ſo viele, beſonders auch ärztliche Autoritäten und Celebritäten, welche die Wunder zum Nachtheil ihres Anſehens und zur Beſchämung ihrer Kunſt ausdrücklich zugeſtanden haben ſollen — wenn ſie alle nur erlogen wären, ſo wäre das doch allzu dreiſt; und man müßte annehmen, es beſtehe eine ganze Verſchwörung von Menſchen aller Stände, von Leuten des Volkes, Prieſtern, Aerzten, Chemikern, welche zum Zweck habe, dem Publikum Staub in die Augen zu werfen. Es träte hier der in ſolchen Fällen ſo oft Statt findende Umſtand ein, daß die Erklärung noch bei Weitem wunderſamer und erſtaunlicher, als das dadurch zu erklärende Wunder wäre.

Jene glänzende Erſcheinung in der Felſenniſche hat nur Bernadette geſehen, nur ſie hat deren Stimme vernommen. Für die äußere Realität derſelben gibt es daher keinen den Unglauben zur Anerkennung zwingenden Beweis; ſie könnte wirklich eine bloße Hallucination des kränklichen Kindes geweſen ſein. Und ſelbſt wenn Mehrere daſſelbe geſehen und vernommen hätten*), ſo gäbe es ſubjektiviſtiſche Erklärungsweiſen dafür; man nimmt ja an, daß Hallucinationen und Viſionen durch eine Art von Anſteckung von einer Perſon auf andere übergehen, daß ſich die Sinne mehrerer Menſchen, ja ganzer Schaaren und Maſſen von Menſchen auf dieſe Weiſe übereinſtimmend täuſchen können. Anders iſt es mit dem Entſpringen und den Wirkungen der Wunderquelle. Auch das Erſtere zwar wird man zur Noth als ein Naturereigniß auffaſſen können, das mit der Viſion des Mädchens nur zufällig zuſammen getroffen, ſo gezwungen das auch erſcheinen mag. Aber die Heilungen? Hier ſcheitert der erklärende Unglaube ganz. Immerhin könnte er ſagen, Aberglaube, Einbildung, feſtes Vertrauen hätten eine große Macht; und dieſer ſeien die Erfolge zuzumeſſen. Aber wenn dieſelben eine ſolche Macht beſitzen, ſo können ſie wahre Wunder wirken; ſie treten dann an die Stelle des Göttlichen und Himmliſchen, welches weggeſchafft werden ſoll, in der Art, daß die Myſtik des Wunderbaren durchaus nicht beſeitigt, ſondern nur ihre Stelle verlegt iſt. Es läßt ſich überdies nicht einmal annehmen, daß dem Leidenden in allen Fällen ſein Glaube geholfen; ſo bei dem zweijährigen, ſterbenden, bereits faſt zum Tode erſtarrten Kind, welches durch die Quelle wiederbelebt wurde. Hier müßte man den Glauben der Mutter in Anſpruch nehmen, der auf das Kind gewirkt und wunderthätig geheilt habe. Was wäre damit gewonnen? Müde dieſer am Ende doch reſultatloſen Quälerei und in Erwägung des engen und einleuchtenden Zuſammenhanges, in welchem ſich die einzelnen Glieder dieſer erſtaunlichen Geſchichte präſentiren, werden doch wohl Viele lieber die Waffen der Negation ſtrecken und ſich widerſtandslos in das wundervolle Ganze ergeben.

---

*) Auf dem Berge von Salette haben zwei Kinder zugleich die dortige Erſcheinung wahrgenommen; ſ. unten.

13.

Während der erſten 4 Jahre ſeit dem Erſcheinen der Quelle wurden 144 *auffallende* Heilungen konſtatirt, „ohne daß dabei die tauſend minder frappanten gerechnet wurden.“ Dieſe Wunder dauern bis auf die jüngſte Zeit ununterbrochen fort und ſind auf keine Weiſe im Abnehmen begriffen. Ein deutſcher Berichterſtatter in der Zeitſchrift *Germania* vom 27. Auguſt 1873 ſagt: „Ich ſelbſt könnte ein Wunder erzählen, welches eine Wallfahrt nach Lourdes in einer *deutſchen* gräflichen Familie hervorgerufen hat, würde ich nicht die Beſcheidenheit der Betreffenden zu verletzen fürchten.“ Es ſollte ſich indeſſen, wie mir ſcheint, in einer ſolchen Sache Jedermann für verpflichtet halten, Zeugniß abzulegen; und Zurückhaltung nur etwa aus ganz beſonderen Gründen für erlaubt gelten. Es fehlt übrigens fortwährend keineswegs an genügender Zeugenſchaft und Veröffentlichung. Die „Semaine Catholique“*) berichtete im Sept. 1873 folgende Fälle. Die Baronin de la Rue, Gemahlin des Unterpräfekten von Saint-Malo, war ſeit 12 Jahren an der linken Seite vollkommen gelähmt, ſo daß ſie ſich kaum mehr bewegen konnte und ihr linkes Auge gänzlich geſchloſſen war. Sie wurde heil, während ſie zu Lourdes ihr Gebet verrichtete, bewegte ſich, wie eine geſunde Perſon, und ihr linkes Auge war wieder geöffnet. Am folgenden Tage wurde der Abbé de Muſy, der**) ſeit zwanzig Jahren an allgemeiner Körperſchwäche gelitten hatte, ebenſo raſch wiederhergeſtellt. Die beiden Geneſenen haben, die Baronin ihren kleinen Wagen, der Abbé ſeinen Rollſtuhl in der Grotte zurückgelaſſen. Im Mainzer Journal vom 9. Sept. 1873 ſtand ein Artikel aus Nancy vom 6. desſelben Monates, worin die „Mainzer Zeitung“, die ſich über die „Orgien von Lourdes und Paray-le-Monial“ ſchmähend ausgelaſſen hatte, „abgefertigt“ wird. Dem Gegner wird Unwiſſenheit über die Geſchichte jener Orte vorgeworfen; was Lourdes betrifft, ſo wird ihm das Buch von Laſerre empfohlen; noch beſſer wäre es, wenn er ſelbſt einmal dahin ginge, „um Augenzeuge der Wunder Gottes zu ſein, die daſelbſt Jeder ſehen und bewundern kann.“ — „Will er nicht glauben, daß dort die unheilbaren Kranken, wie zu Chriſti Zeiten, geheilt werden, ſo braucht er nur die Annalen von Lourdes zu leſen, wo die Fälle namentlich vorkommen und die achtbarſten Aerzte aller Provinzen mit ihrer Unterſchrift die wunderbaren Heilungen bezeugen. Die meiſten Aerzte beſchreiben ſelbſt den ganzen Hergang der Krankheit bei den Patienten, die ſie in ihrer Behandlung gehabt. Berühmte Aerzte und würdige Magiſtratsperſonen gleichwohl für blödſinnig zu erklären, iſt aber ein Beweis von Dünkel und Selbſtüberhebung der äußerſten Art.“

---

*) Daraus „Augsb. Allg. Ztg.“ vom 7. Sept. S. 3702.

**) „angeblich“ ſchaltet die deutſche Zeitung ein, um die Thatſache ſkeptiſch abzuſchwächen.

In einem Artikel der „Germania“ aus Berlin vom 27. Aug. 1873 heißt es: „Es wird jetzt etwa ¾ Jahr ſein . . . . da verging kaum ein Tag, an welchem unſere (Berliner) Blätter nicht wenigſtens Etwas über Lourdes und die dorthin unternommenen Wallfahrten zu ſagen hatten. Nicht nur durch laufende Correſpondenzen wurden wir bezüglich der Ereigniſſe au fait gehalten, wir bekamen auch Leitartikel, die ſich ſowohl mit der politiſchen, als auch mit der religiöſen Seite der in unſerem Nachbarlande Statt gefundenen Ereigniſſe beſchäftigten. „„Pfaffenſchwindel““, — „„das dumme Volk““ — „„mittelalterige Finſterniß““ — kurz all die gewohnten Redensarten, die nur immer im Gedächtniß der Herren Literaten vorhanden waren, wurden in Anwendung gebracht. Auch der von der Leipziger Zeitſchrift erfundene Kraftausdruck: „„der Fetiſchdienſt von Lourdes““ war acceptirt worden.“ Dieſer Fetiſchdienſt könnte indeſſen, blühend, wie er iſt, das Verschen von Göthe auf ſich anwenden:

„So will der Spitz aus unſerm Stall
Uns immerfort begleiten;
Und ſeines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten.“

B. Cerretto. 1853.

1.

Wir gehen nun zur Betrachtung des zweiten Gliedes unſerer Trias fort, das ohngefähr derſelben Zeit angehört*) und ſich in der Geſchichte eines italieniſchen Mädchens, Namens Veronica Nucci und ihrer Viſionen darbietet. Sie war geboren im Jahre 1841 zu Cerretto in Toskana und ſtarb 1862 in einem Klöſterchen zu Iſchia, wohin ſie von dem Biſchofe von Aquapendente geſchafft worden war, um ſie dem Andrange der Neugier und der ſchwärmeriſchen Anbetung des Volkes zu entrücken. Auch ſie gehörte, wie Bernadette, der tiefſten Schichte der Geſellſchaft an; ihre Eltern waren arme Landleute; ſie hütete als 12jähriges Kind die Schafe derſelben, kam hiebei ebenſo, wie das pyrenäiſche Hirtenmädchen, in ein viſionäres und auditionäres Verhältniß zu Maria und erhielt von ihr den Befehl zu einem an dem Orte zu errichtenden Heiligthum, welches dann auch wirklich zu Stande kam. Man wird ſchon aus dieſen wenigen Zügen die ungemeine Aehnlichkeit der beiden Fälle, jenes franzöſiſchen und dieſes italieniſchen, erkennen. Dieſelbe wird aber noch größer dadurch, daß auch in dem letzteren eine wunderwirkende Quelle vorkommt, wiewohl ich darüber nicht ſo Vieles und ſo Entſcheidendes, wie über jene von Maſſabielle, beibringen kann. Einiges Nähere ſoll nun aus der vor mir liegenden Biographie Veronica's *) ausgezogen werden.

---

*) Die erſte Viſion der Bernadette fiel auf den 11. Februar 1858, die der Veronica auf den 9. Mai 1853.

2.

Das Mädchen befand ſich am 19. Mai 1853 mit ihrer Heerde und einem 7—8jährigen Brüderchen allein auf dem Felde. Es fing zu regnen an; eine in der Nähe befindliche Höhle gewährte ein Obdach; da hinein ſchickte Veronica das Brüderchen, trieb ihre Schafe zuſammen und wollte dann ebenfalls in die Höhle gehen. Da ſtellte ſich ihr plötzlich eine höchſt auffallende Erſcheinung dar; eine auf dem Boden knieende, mit ausgebreiteten Armen betende Dame von hoher und edler Geſtalt, die auf dem Haupte eine wie Gold leuchtende Krone mit einem auf der Spitze ragendem Kreuze trug, mehr verhüllt, als offen, ſo daß der Schleier über die Schultern bis auf die Kniee herabfiel, auch auf den ausgebreiteten Armen lag und die Hände bedeckte. Das Kind ſoll gleichwohl gar nicht erſchrocken, ſondern ſogleich wie längſt vertraut mit der Erſcheinung geweſen ſein -- was keineswegs verwunderlich iſt. Denn es war wohl, wie bei Bernadette Soubirous, eine ſeheriſche Ekſtaſe eingetreten; in ſolchen Zuſtänden kommen die ſonſt auseinander geriſſenen Welten, die unſrige und eine höhere, wieder in einheitliche Berührung und Verknüpfung; und was ſich dabei dem irdiſchen Auge enthüllt, das pflegt nicht als ein Fremdartiges, Furchterregendes, ſondern eher als etwas Bekanntes und Vertrautes zu erſcheinen.

Die Dame wandte ſich dem Kinde zu und ſagte: „Komm her, Veronica, und knie neben mir! An meiner Seite wirſt du nicht

---

*) Von Dr. Holzwarth, Aachen 1870.

naß werden.“ Veronica gehorchte: ſie kniete zur rechten Seite der Dame nieder, ihr ganz nahe, aber etwas hinter ihr zurück. Die Beiden beteten dann zuſammen eine Zeitlang; wozu die dem Kinde bekannten Gebete gewählt wurden. Es war dabei ein langes Gebet an Maria um einen guten Tod, welches „Proteſta“ heißt und weit verbreitet in Italien iſt. Veronica pflegte es zu Hauſe mit den Ihrigen von früher Kindheit an mit zu beten, hatte es aber niemals merken können; nachdem es jedoch die Dame mit ihr gebetet, vergaß ſie es nie mehr. Die Dame ſoll auch geweint und das Kind aufgefordert haben, mit ihr zu weinen. Zuletzt eröffnete ſie ihm, daß ſie ſich „Maria von den ſieben Schmerzen“ nenne und ſagte dann: „Jetzt gehe in die Höhle, ſonſt wirſt du naß.“ Auch dies, daß das Mädchen bis dahin vom Regen unbenetzt blieb und ihm erſt jetzt ausgeſetzt zu werden begann, iſt den Eigenthümlichkeiten ekſtatiſcher Zuſtände gemäß. Der Organismus iſt hier in höherer Weiſe umgewandelt und über die gemeinen Naturgeſetze hinausgehoben; die Ekſtaſe ſchützt ihn vor äußerlichen, elementariſchen Einflüſſen und Conflikten widriger Art. In dem vorliegenden Falle wurde die Beregnung und Durchnäſſung abgehalten, wie bei Bernadette in dem gleichen Zuſtande Feuer und Flamme, die aber mit dem Aufhören der Ekſtaſe auch gleich wieder ihre Gewalt zu empfinden gaben. Dergleichen Züge flößen dem Sachkenner das Vertrauen ein, daß er es nicht bloß mit erdichteten Thatſachen zu thun habe; ſollte er auch übrigens nicht Alles, was oder wie es berichtet und dargeſtellt wird, in vollem Glauben hinzunehmen geneigt ſein. Es gibt noch andere Kennzeichen des Wahren, als die der äußeren, autoritätiſchen Bezeugtheit und Beglaubigung, ſolche nemlich, die den Charakter der Thatſachen an ſich und die Analogie betreffen, in welcher ſie mit anderen desſelben Kreiſes ſtehen; öfters kann man ſich nur an dieſe halten und ſteht dann gleichwohl auf nicht minder feſtem Grund.

3.

Wie man ſich auch zu ſolchen Viſionen verhalten mag, ob man in ihnen Wahrheit oder Fabel ſehen, an eine Maria, wie die kirchliche iſt, glauben mag oder nicht — immer wird ein feinerer Sinn und Blick hier etwas einzig Schönes, Rührendes, Ergreifendes zu erkennen und zuzugeben veranlaßt ſein. Man ſtelle ſich wenigſtens einen Augenblick lang auf den gläubigen Standpunkt, von welchem aus Maria als die erhabenſte Perſon nach Gott, als ein ſo abſolut reines Weſen, Muttergottes, Königin des Himmels und der Engel ꝛc. betrachtet und gefeiert wird. Dieſe große Herrſcherin nun erſcheint hier einem armen, niedrig geborenen Hirtenmädchen — wie? — knieend und betend, ſomit in der demüthigſten, ſelbſtverläugnendſten Geſtalt, wohl um dem Kinde um ſo weniger Urſache zu geben, ſich ſcheu vor ihr zurückzuhalten und zu bewirken, daß es ſich um ſo vertraulicher an ſie anſchließe. Sie hebt die trennende Scheidewand bis zu dem Grade auf, daß ſie mit ihm, als wäre ſie ganz ſeines Gleichen, deſſen Hausgebete betet; ſie zeigt ſich als eine Trauernde, weint und fordert es auf, mit ihr zu weinen, was das Verhältniß noch inniger zu machen geeignet iſt. Es liegt ein Widerſpruch darin, daß Maria ein Gebet zu ſich ſelber ſpricht, ſich ſelbſt ſogar um ihren Beiſtand im Sterben bittet, da ſie doch nicht ſterben kann; aber ſie thut es, um mit dem Kinde in einen recht engen Rapport zu kommen. Ihr Benehmen, namentlich daß ſie ſich als mater dolorosa bezeichnet, ſcheint auch auf die Leiden Bezug zu haben, welche Veronica, worüber wir unten näher ſprechen werden, ſchon damals zu erdulden hatte, und die noch weit ſchwereren, die auf ſie warteten, ſo daß auch hier die liebreichſte Gleichſtellung bemerklich wird. Iſt dies Erfindung, ſo weiß ich keine, die mit ihr zu vergleichen wäre. Ich meinerſeits kann es nicht für erdichtet halten. Das Mädchen hat es ſchwerlich ausgeſonnen, und die Berichterſtatter werden wohl auch nicht dafür in Anſpruch zu nehmen ſein; zumal da der Biograph gar keinen Blick dafür zu haben ſcheint und gar keine Einſicht in die Natur der Sache, wie wir ſie ſo eben erörtert haben, zu erkennen gibt. Auch dieſer Zug der Erzählung gehört zu den Kennzeichen der Wahrheit aus der Beſchaffenheit der Thatſachen an ſich ſelbſt.

4.

Die Kunde von der marianiſchen Viſion, welcher das kleine Hirtenmädchen gewürdigt worden war, breitete ſich mit Blitzesſchnelle in weitem Umkreis aus; und es kamen von nah und ferne Pilger, um an dem Orte der Viſion ihre Andacht zu verrichten.

Das Kind wurde wegen der Zudringlichkeit der Beſucher aus dem Hauſe entfernt und bei einer Tante untergebracht. In einer Nacht wachte Veronica plötzlich auf und ſah dieſelbe Erſcheinung, wie dort auf dem Felde; dann hörte ſie an dem Orte, wo die Viſion zuerſt eingetreten, eine Stimme, die ihr gebot, ſich zum Biſchof führen zu laſſen und ihm zu ſagen, daß hier eine Kapelle gebaut werden ſolle. Ihr Vater führte ſie nach Pitigliano, wo ſie mit dem Biſchof Franz Barzelloti ſprach. Die Kapelle wurde gebaut, im Sept. 1854 eingeweiht und zur Pfarrkirche von Aquila erhoben.

5.

Es iſt, wie ſchon oben erwähnt, auch in dieſer Geſchichte von einer Quelle die Rede, die erſt damals entſprungen ſein ſoll. „Bald“, ſo heißt es wörtlich, „hörte man von außerordentlichen Gnaden; unter der Mauer, welche die Kirche vom Pfarrhauſe ſcheidet, ſprudelte eine Quelle hervor, deren Waſſer nie abnahm. Nur einmal verſiegte ſie und floß 2 Monate lang nicht mehr; es war im Mai oder Juni 1864. Da ſah nemlich der Mann, dem die Hut der Quelle anvertraut war, eines Tages eine übergroße Menge von Pilgern herbeikommen und fürchtete, das Waſſer der Quelle möchte dem Bedürfniſſe derſelben nicht genügen. Er holte aus einer anderen Quelle Waſſer und ſchüttete es in den Brunnen; plötzlich hatte dieſer keinen Zufluß mehr. Erſt ſpäter fing die Quelle wieder zu fließen an.

Dieſe Quelle war auch wunderthätig. Am 17. März 1855 wurde vor dem Biſchofe von Aquapendente folgendes Zeugniß abgelegt und durch einen Eid bekräftiget. Antonio Maggini von Piancaſtagnaro hatte ſeit vielen Jahren eine ſo große Schwäche in der Hand, daß dieſelbe für völlig abgeſtorben und unheilbar gehalten wurde. Es pilgerte nach Cerretto und kam vollſtändig geheilt zu ſeiner Familie zurück. „Wir wiſſen wenigſtens, daß ſich bis zum 1. Sept. 1864 das Uebel nicht wieder gezeigt hat.“

6.

Was die Perſon und Natur des armen Mädchens betrifft, ſo wählen wir zur Bezeichnung ihrer ekſtatiſchen und thaumaturgiſchen Anlage und Befähigung noch folgende Fälle aus.

Als Veronica noch ihre Heerde hütete, fiel eines der Lämmer einen Abgrund hinab, an deſſen Fuße ein tiefer, wilder Bergbach dahinbrauſte. Sie ſieht es im Waſſer verſinken und ſtürzt ſich ihm nach in den Bach hinein, um es herauszuziehen. Aber die Fluth iſt ſtärker als ſie, und reißt ſie mitſammt dem Lamme fort, ſo daß ſie ſelbſt in der äußerſten Gefahr ſchwebt. Sie ruft in dieſer Noth die Königin des Himmels an und wird, ſie weiß nicht wie, mit dem Lamm im Arme, an's Ufer getragen.

Als der Biſchof von Aquapendente gekommen war, ſie aus ihrem elterlichen Hauſe wegzuführen, hatte ſie ſich an den Gnadenort begeben, um daſelbſt noch einmal ihre Andacht zu verrichten. Er verfügte ſich mit ſeiner Reiſegeſellſchaft dahin und fand ſie vor dem Bilde der ſchmerzhaften Mutter Gottes verzückt, die Augen unbeweglich auf daſſelbe hingewendet und ausſehend „wie ein köſtlich Marmorbild.“ Sie bemerkte die ſich Nahenden nicht; erſt als man ſie ſchüttelte, kam ſie wieder zu ſich.

Auch in einem Gange des Kloſters, in welches ſie gebracht wurde, befand ſich ein Bild der mater dolorosa. Hier wurde ſie einſt von Schweſter Margarethe gefunden, außer ſich, bewegungslos, die Augen auf das Bild geheftet und nichts Anderes bemerkend. Als die Ekſtaſe vorüber war, wußte ſie nicht, daß man ſie beobachtet hatte.

Kranken ſoll Veronica's Nähe, Wartung, Pflege wundervoll heilbringend geweſen ſein. Eine der Kloſterſchweſtern, Roſa Katharina, hatte einmal den wöchentlichen Krankendienſt, war aber an einem Tage daran verhindert, bat daher Veronica, ihre Stelle zu verſehen und trug ihr auf, beſondere Sorgfalt für Schweſter Agnes Baldi zu tragen, welche gefährliche Geſchwüre an den Füßen hatte. Als Roſa am Abende wieder in ihren Dienſt eintrat, ſagte ſie zu Veronica: „Wir wollen Schweſter Agnes verbinden.“ Als aber die Füße entblößt wurden, zeigte ſich keine Spur von Geſchwür und Entzündung mehr.

7.

Es ſcheint ein allgemeines, oder doch nur wenige Ausnahmen geſtattendes Weltgeſetz zu ſein, daß höhere, feinere, das gemeine Gattungsmaß allzu ſehr überragende Naturen dem Unglücke geweiht ſind, ihr Leben lang vielfach und qualvoll zu leiden haben, nicht nur menſchlichen, ſondern auch dämoniſchen Anfechtungen und Verfolgungen ausgeſetzt ſind, nicht ſelten auch ſchon in früher Zeit jammervoll untergehen. So verhielt es ſich jedenfalls bei unſerer Veronica. Sie wurde bereits im elterlichen Hauſe an das Kreuz geheftet, welches das Schickſal ihres Lebens war. Wiewohl ſie, wie man verſichert, das allerfrömmſte, gehorſamſte, ſanfteſte, in jeder Beziehung tadelloſeſte Kind war, das ſelbſt die ungerechteſten Behandlungen mit Engelsgeduld ertrug, ſo wurde ſie von der unnatürlichen Mutter gleichwohl auf alle Weiſe gekränkt, nachgeſetzt, unbegabt gelaſſen, wenn die anderen Kinder etwas ihnen Angenehmes erhielten, „bei der geringſten Veranlaſſung“ geſchlagen, geſtoßen, ſchuldlos auf das Empfindlichſte gezüchtigt, indem jedes in der Familie vorkommende Vergehen ohne Weiteres ihr angerechnet wurde.*) — Ihr nachheriges Leben im Kloſter wird als das einer vollendeten Heiligen dargeſtellt. Die Kloſterfrauen konnten ſie nur loben, preiſen, bewundern. Es wurden aber der zarten Jungfrau ſo ſchwere und harte Arbeiten zugewieſen, ſie wurde über ihre Kräfte in der Art angeſtrengt, Ermüdungen, Erſchöpfungen und Erkältungen ausgeſetzt, daß ſie auf's Krankenlager geworfen und der Biſchof, dem es zu Ohren kam, veranlaßt wurde, einen ſcharfen und drohenden Brief an das Kloſter zu ſchreiben. — Am fürchterlichſten litt ſie endlich unter der ärztlichen Behandlung, der ſie im Kloſter unterworfen wurde. Es war im Februar 1862, als die Qualen und Martern begannen, welche ſie im Verlaufe von 8 Monaten zum Grabe führten. Sie wurde zuerſt von dem Dr. Mascini, dann von dem Chirurgen Mangarini, dann wieder von dem Erſtgenannten behandelt. Mascini erklärte ihr Leiden für eine Entzündung der Schleimhäute der Luftröhre und ſchritt „energiſch“ ein; trotzdem bildete ſich das Uebel zu einer chroniſchen Bronchitis aus. Die Schmerzen der Krankheit, wie der Gebrauch der Mittel waren peinlich und faſt unerträglich, ſo daß der Arzt gar nicht begriff, wie die Kranke ſo geduldig ſein konnte. So heißt es wörtlich in der Biographie. Es kam dann ein zweites Uebel, eine heftig ſchmerzende Wunde unter der Achſelhöhle, hinzu; die Oberin zog den Chirurgen herbei und dieſer fand, daß die Bronchitis noch nicht geheilt war, die Einreibung von Spießglanzſalbe aber eine Wunde hervorgerufen und ſich ein Geſchwür in Größe einer Nuß gebildet hatte. Die Geſchwulſt nahm zu, mit ihr der Schmerz; die Haut wurde roth und entzündet. Es wurde ein Einſchnitt gemacht, die Wunde eiterte mehrere Wochen lang; es wurde aufgelöſter Brechweinſtein eingeſpritzt, dann ſilbergeſäuerter Salpeter ſammt Bandagen und Compreſſen angewandt. Die Wunde ſchien zu heilen; der Chirurg fand jedoch, daß ſich in der Umgebung des Geſchwürs eine fiſtelartige Wunde gebildet hatte und legte ein Haarſeil an. Die von Mitleid ergriffenen Schweſtern und Zöglinge des Penſionates weinten bitterlich, als ſie die furchtbaren Martern ſahen, welche dem armen Mädchen angethan wurden, das ſelbſt aber Alles mit bewunderswürdigem Heroismus ertrug.

---

*) Anders freilich ſieht der Biograph die Sache an. Er lobt die Mutter, daß ſie jede Gelegenheit ergriffen, das Kind zu demüthigen, um es vor der Eitelkeit und Hoffahrt zu bewahren, worin es wegen der außerordentlichen himmliſchen Gnadenerweiſungen, die ihm zu Theil geworden, zu verfallen in Gefahr geweſen. Was er aber darüber Beſtimmteres mittheilt, geht weit über die Grenzen einer weiſen, zweckmäßigen Zucht und Strenge hinaus. Kinder, wer und wie ſie auch ſeien, müſſen nicht bloß Zwang und Druck, ſondern auch Liebe erfahren; und wie ſollte es gut ſein, wenn man ihnen ein ſo fühlbares Beiſpiel von Ungerechtigkeit und Unmenſchlichkeit giebt! Wenn unſere Veronica durch eine ſolche Behandlung nicht empört und erbittert wurde, ſo erſcheint ſie uns auch in dieſer Hinſicht einem übermenſchlichen Weſen ähnlich.

Die Heilung ſchien endlich zu Stande gebracht; da zeigte ſich ein neues Geſchwür unter der rechten Achſelhöhle. Wiederum wurde zur Lanzette und den übrigen ſchmerzlichen Mitteln geſchritten; nach einem Monate ſchien das Uebel beſeitiget.

„Aber,“ ſo wird uns berichtet, „wenn durch ärztliche Kunſt ein Leiden gehoben war, ſo zeigte ſich ein anderes.“ Es ſtellte ſich ein unbeſchreiblicher Schmerz im Unterleibe, allabendliches Fieber, Appetitloſigkeit ꝛc. ein. Am 22. September mußte ſich B. zu Bette legen. Nun kam wieder Dr. Mascini an die Reihe. Er nannte die neue Krankheit eine Darmentzündung. Die Mittel ſchlugen nicht an, und die Krankheit trat in ſo erſchreckender Weiſe auf, daß B. für unheilbar erklärt wurde. Genug! Ich will nicht mehr ausziehen. Am 9. November 1862 verſchied die erſt 20jährige Jungfrau, die man nun nach ihrem Hingange um ſo mehr als eine Heilige verehrte und deren Anrufung und Reliquien wunderſame Heilungen bewirkt haben ſollen.

Ihr ſelbſt war leider keine ſolche Heilung geworden. Man hatte ſie der rationellen Medicin und Chirurgie in die Arme geworfen; und wir haben geſehen, und man ſieht es alle Tage, wie ſich dieſe von der vielverachteten und verſpotteten Wunderheilung zu unterſcheiden pflegt.

8.

Veronica ſoll nach ihrem Tode zweien ihrer Kloſterſchweſtern erſchienen ſein. Roſa Katharina hatte für den Fall, daß Veronica früher abſcheiden würde, eine ſolche Manifeſtation verlangt und V. dieſelbe zugeſagt. Sie erfolgte denn auch in der That. Im Jahre 1863 berichtete Roſa Katharina vor dem Biſchofe und den Nonnen, wie ſich ihr in der Nacht, da ſie noch nicht eingeſchlafen, V. in großem Glanze dargeſtellt. Sie habe ſie jedoch nicht erkannt. Am anderen Morgen habe ihr eine andere der Kloſterfrauen, Anna v. h. Franziscus, geſagt, es ſei Veronica geweſen; dieſelbe ſei auch ihr, Schweſter Anna, erſchienen und habe ihr mitgetheilt, daß ſie die Abſicht gehabt, mit Roſa Vieles zu ſprechen, dies aber nicht zu thun vermocht, weil R. zu ſcheu und zurückhaltend geweſen. Dies iſt ſehr merkwürdig und zeigt, wie auch aus anderen Fällen der Art erſichtlich,*) daß Verſtorbene, die zu Mittheilungen geneigt, durch das Benehmen der Lebenden davon abgehalten werden können.

C. Salette. 1846.

1.

Es gibt noch einen Fall der Art, den von Salette; er fällt in das Jahr 1846 und bildet mit den beiden vorſtehenden die heilige Trias, deren gruppirte Darſtellung hier unternommen wird. Der Schauplatz der Begebenheit iſt hier ein Berg im Departement der Iſere (de l'Isère), auf der Grenze des Departements der oberen Alpen (des hautes-Alpes). Das Departement der Iſere iſt ein Gebirgsland, das theils aus Gebirgen, theils aus ſehr ſchönen Thälern beſteht. Am Fuße der Gebirge liegt der zum Biſthum des Biſchofs von Grenoble*) gehörige Flecken und Bezirksort Corps, hoch darüber die kleine Gemeinde Salette, die aus Weilern beſteht, wovon jeder einen beſonderen Namen hat. Auf der Höhe des Gebirges von Salette in der Mitte kahler Berge, befindet ſich ein kleines Thal; und da hatten zwei arme, viehhütende Kinder eine Viſion, die jener von Maſſabielle und Cerretto entſprach. Auch ihnen zeigte ſich die Himmelsfürſtin, unterhielt ſich mit ihnen auf das Vertraulichſte und ließ an der Stelle, wo ſie ihre Füße aufgeſetzt, eine Heilungswunder wirkende Quelle entſpringen, weßhalb denn ſofort auch dieſe öde, abgelegene, zuvor noch ganz bedeutungsloſe Localität zu einem berühmten und von einer ungeheuren Anzahl von Pilgern beſuchten Wallfahrtsort wurde.**)

---

*) Vergl. Geiſterreich. Dresden 1867 I. S. 308 f.

2.

Man ſieht: erſtaunlich groß iſt auch hier wieder die Aehnlichkeit; es wiederholt ſich auf dieſe Weiſe in drei Fällen auf verſchiedenen Punkten (Frankreich, Italien) faſt gleichmäßig dieſelbe Begebenheit. Die nemlichen Hauptzüge im Einzelnen, der nemliche Charakter im Ganzen. Ueberall iſt es Kindheit, Einfalt, Armuth, Hirtenſtand, denen die Erſcheinung wird; es entſpringt jedesmal eine Heilquelle mit wunderbaren Eigenſchaften; es geſchieht nicht im Dunkel der Nacht, nicht an geheimen, Verdacht erregenden Orten, ſondern am hellen, lichten Tage, im Freien, auf Feld und Berg, übrigens aber in ſtiller Verborgenheit, fern vom Getümmel und Geräuſche der Welt, an einſamen, obſkuren Orten, die dann auf einmal einen großen Ruhm erlangen und ſich in hochverehrte Heiligthümer und Zielpunkte zahlreichſt herbeiſtrömender Wanderer und hilfsbedürftiger Kranker verwandeln.

---

*) Es wird der Name Philibert de Brouillard genannt.

**) P. Laurenz Hecht, Profeſſor und Capitular des Stifts Einſiedeln, Geſchichte der Erſcheinung der heiligſten Jungfrau zweien Hirtenkindern auf dem Berge von Salette. 3. Ausgabe. Einſiedeln 1847. — Notre Dame et deux bergers des Alpes. Grenoble 1847. — Apparition de la Très-Sainte Vierge à deux petits bergers. Guérison miraculeuse etc. Paris. — Pélérinage à la Salette ou Fxamen critique de l'apparition de la St. Vierge à deux bergers. Lyon 1847. P. Hecht benützte beſonders zwei, wie er verſichert, ſehr zuverläſſige Berichte. Erſtlich einen von Herrn Maury aus Metz, der die 130 Stunden lange Reiſe von Metz nach Salette eigens um der Erforſchung der Sache willen gemacht hatte und dann im Mai 1847 dieſen Bericht verfaßt; zweitens einen im Februar 1847 abgefaßten, der dem Biſchof von Grenoble zugekommen, von deſſen Secretär copirt und an Peyron, Pfarrer von Avanniéres, geſandt wurde.

Was iſt das? Was ſoll man dazu ſagen; wie ſoll man es ſich verſtändlich zurechtlegen? — Einen äußeren Zuſammenhang, in welchem dieſe Thatſachen ſtänden, eine geheime Veranſtaltung gewiſſer Parteien und Stände, die dabei ihre unreinen, tendenziöſen Abſichten gehabt, kann man hier nicht annehmen, ohne ſich lächerlich zu machen, wenigſtens denen gegenüber, welche ſich mehr als oberflächlich mit der Sache beſchäftigt haben. Ich weiß wohl, was man ſagt: alle dieſe Geſchichten ſeien ein Werk des raffinirteſten Pfaffenbetrugs. Zu einem ſolchen gehörte aber, daß die betrügenden Pfaffen auch Wunder thun könnten; denn wie anders ſollten ſie denn jene Quellen entſpringen und ſo große Wirkungen thun laſſen! Oder wenn Alles das nur der ſchamloſeſte Betrug iſt, wie anders ſollten ſie ſich denn vor den blamirendſten Widerlegungen und Entlarvungen ſichern! Und ſo wäre die anſtößige Wundermyſtik doch nicht beſeitigt. Argwohn und Anſchuldigung müſſen ihre Grenzen haben, ſonſt werden ſie logiſch abſurd, moraliſch empörend und verabſcheuungswürdig. Daß der Clerus der Urheber der in Rede ſtehenden Ereigniſſe nicht geweſen, ſich zum Theile weit mehr gegneriſch und hemmend, als günſtig und fördernd erwieſen hat, das iſt gewiß, ſ. oben Nro. I. A. Wohl aber ſcheint ſich die planmäßige, Schritt für Schritt vorgehende Veranſtaltung einer höheren Welt und Macht zu verrathen, die es für gut findet, mittelſt einer Reihe von Manifeſtationen der auffallendſten Art in den Gang der irdiſchen Dinge einzugreifen und dadurch Etwas vorzubereiten und zu begründen, was Niemand erwartet was ſich auch wohl jetzt noch Niemand denkt, wovon wir vielleicht noch gar keinen Begriff, noch gar keine Ahnung haben.

3.

Die Kinder, denen die Erſcheinung auf dem Berge wurde, waren ein ohngefähr 15 Jahre altes Mädchen, Namens Melanie Mathieu und ein 11jähriger Knabe, Maximin Gireau genannt. Sie waren aus dem unten liegenden Flecken Corps und hüteten eine Anzahl von Kühen, die zwei Einwohnern von Salette gehörten. Die örtliche Bevölkerung, wie ſie zu der Zeit geweſen, wird keineswegs mit vortheilhaften Farben geſchildert, beſonders in kirchlicher Hinſicht. Das iſt wichtig, ſofern man die Viſion und den Glauben daran unter ſolchen Umſtänden auch nicht aus dem Bigottismus und der Schwärmerei des Volkes erklären kann.

Es war am 9. Sept. 1846 — einem der ewig denkwürdigen Tage, die in dieſen Geſchichten ihre grundlegende Rolle ſpielen. Die Kinder auf dem Berge hatten ihr kleines Mittagsmahl verzehrt und darauf einige Stunden geſchlafen. Gegen 3 Uhr erwachte Melanie und weckte ihren kleinen Gefährten. Sie ſahen ſich bergan ſteigend nach ihren Kühen um, fanden dieſe in ruhiger Lage beiſammen und wandten ſich wieder nach unten zurück. Da nahmen ſie an dem Orte, wo ſie geſchlafen hatten, eine Helle wahr, und dann, etwa 10 Schritt weit von ihnen entfernt, eine ſchöne, weißgekleidete Dame, die auf einem breiten Steine ſaß und, den Ellbogen auf die Knie, das Haupt in die Hände geſtützt, Thränen vergoß. Die Kinder wollten fliehen; die Dame aber erhob ſich, ging ihnen ein paar Schritte weit entgegen und lud ſie freundlich ein, zu ihr zu kommen. Sie faßten Vertrauen, folgten dem Rufe, näherten ſich allgemach und waren zuletzt ganz nahe bei ihr, das Mädchen rechts, der Knabe links, ſo daß ſie Geſtalt und Anzug ganz genau zu beobachten vermochten. Die Dame war von Licht umfloſſen, hatte auf dem Haupte eine Krone, um den Hals eine goldene Kette, an welcher ein Kreuz herabhing ꝛc. Es gibt ein kleines Bild, welches dieſe Scene darſtellt, die lichtumfloſſene Herrin auf dem Steine ſitzend, rechts und links die beiden Kinder, die andächtig ihren Worten horchen und zu denen ſie ſich freundlich herabneigt, oben in der Ferne die weidenden Kühe; unten in beſonderer Abtheilung iſt eines der Heilungswunder von Salette angebracht. Es iſt kein kunſtvolles Bild, macht aber einen ſehr lieblichen Eindruck; ich wünſchte es größer und vollkommener ausgeführt zu ſehen.*)

4.

Es wird ein ziemlich langes Geſpräch mitgetheilt, welches die Erſcheinung mit den Kindern geführt haben ſoll. Sie hat ihnen auch Einiges geſagt, was ſie Niemandem mittheilen ſollten, auch in der That niemals entdeckt haben, ſo ſehr man ſich darum Mühe gab — gerade ſo, wie Bernadette Soubirous von der Erſcheinung zu Maſſabielle Geheimniſſe erfuhr, die nur ſie ſelbſt angingen und die ſie ebenfalls keinem Menſchen verrathen hat.

---

*) Ob es vielleicht ſchon geſchehen und jenes Bildchen nur die Copie eines größern iſt, weiß ich nicht.

Was die Aeußerungen der Erſcheinung betrifft, die veröffentlicht werden durften, ja ſollten, ſo werden diejenigen von unſeren Leſern, die mit der Geſchichte noch nicht bekannt ſind, ſehr geſpannt darauf ſein. Offenbarungen von oben in ſo neuer Zeit und aus ſolchem Munde! Wie intereſſant! Ich gäbe viel darum, wenn ich eine ſichere Kunde davon hätte und geben könnte. Ich befinde mich jedoch in dieſem Betreffe, das kann und darf ich nicht verhehlen, in großer Verlegenheit. Ich weiß allerdings Etwas, aber nur in negativem Sinne: ich weiß ſo viel, daß Maria das, was ſie geſprochen haben ſoll, nicht geſprochen hat, wenigſtens nicht ſo, wie es gedruckt zu leſen iſt. Denn es iſt gar zu trivial und einer ſo erhabenen Perſönlichkeit gar zu unwürdig; es iſt zum Theil auch ſinnlos und unverſtändlich — ob in Folge von Druck- oder Schreibfehlern, oder aus einem andern Grunde, kann ich nicht beſtimmen — in Rückſicht der Prophezeihungen hat es ſich unwahr erwieſen. Maria ſoll von dem damals in der Gegend Statt findenden Mißrathen der Kartoffeln geſprochen, dasſelbe als Sündenſtrafe dargeſtellt und für den Fall, daß ſich die Bevölkerung nicht bekehre, weitere ſchwere Strafen angedroht haben. Die Gottheit ſei ſehr erzürnt. „Wenn mein Volk nicht gehorchen will, ſo muß ich den Arm meines Sohnes ſchwer auf ihm laſten laſſen; denn er iſt ſtark und ſo ſchwer, daß ich ihn nicht zurückhalten kann.“ Es folgt dann ein langes Sündenregiſter, beſonders auf Vernachläſſigung kirchlicher Gebräuche bezüglich. Auch das Korn werde verderben, auch die Nüſſe würden mißrathen, die Trauben verfaulen, ein großer Hunger und eine Rinderſeuche kommen. Wenn wir leſen: „Ihr möget wohl beten und Gutes thun; aber nie werdet ihr im Stande ſein, zu erkennen, wie ſehr ich mich für euch abgemüht habe. Wenn ich will, daß mein Sohn euch nicht verlaſſe und euch ſchone, ſo muß ich ihn ohne Aufhören für euch Anderen bitten; aber ihr beachtet das gar nicht“ ꝛc. — ſo iſt es ſchwer, ſolchen Reden auch nur einen Sinn abzugewinnen. „Die Erdäpfel", heißt es, „werden in dieſem Jahre zu verderben fortfahren und bald wird man keine mehr finden." Dazu iſt bemerkt: „Es iſt erwieſen, daß es im Januar zu Corps keine Erdäpfel mehr gab." Gut! Aber die Bevölkerung bekehrte ſich, wie ſpäter erzählt wird, auf das Löblichſte. Warum dann die Fortdauer der Calamität? Es war für dieſen Fall doch etwas ganz Anderes verheißen. „Wenn ſich das Volk bekehrt, ſo wird Frucht auf Stein und Gebirg wachſen. Und die Aecker werden Erdäpfel hervorbringen, ohne angepflanzt zu ſein." Das Volk, wie ſchon erwähnt, bekehrte ſich wirklich; aber Wunder jener Art geſchahen nicht; daher der Verfaſſer meint, die angeführten Worte ſeien „bildlich" von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit zu verſtehen, d. h. die Erſcheinung habe ſich einer poetiſchen Uebertreibung bedient. Aber ſchickte ſich das den einfältigen Kindern und dem ungelehrten Volke gegenüber? Und iſt denn wirklich ein ſo reicher Segen erfolgt, daß man jene Verheißung irgendwie darauf beziehen konnte?

Wahrlich, man wäre bei ſolchen Anſtößigkeiten verſucht, über die ganze Geſchichte den Stab zu brechen, wenn ſie nicht doch zu ſehr durch andere Umſtände geſtützt und beglaubigt würde; wenn nicht insbeſondere die Quelle wäre, die ſo mächtig für das wirkliche Eingreifen einer höheren Macht ſpricht. Hier haben wir ein wahres Wort Mariens, ein Wort, welches in einer That beſtand. Und zwar in einer Wohlthat. Sie kam nicht, um zu drohen und zu ſchrecken, ſie kam, um ihre Milde und Güte zu offenbaren; denn das iſt ihre Art, das der unwiderſtehliche Zauber, den ſie über die Gemüther übt.

Ich kann mir recht wohl denken, daß die Erſcheinung, um mit den Kindern recht vertraut zu werden, auf die ſpeciellen Angelegenheiten ihrer Perſon, Familie, Heimath eingegangen ſei; kann mir auch recht gut vorſtellen, daß ſie von dem Elend des Menſchengeſchlechtes überhaupt geſprochen und deſſen tiefes Verderbniß beklagt habe, mit dem ſein Elend ſo weſentlich im Zuſammenhange ſteht. Die Kinder wollen ſie ja auch weinen geſehen haben. Es ſcheint mir aber nicht paſſend zu ſein, daß ſie den Kindern zugemuthet, eine ſolche Strafpredigt anzuhören, und ihnen befohlen habe, ſie dem Volke zu wiederholen. Ich glaube an keine abſichtliche Verderbung; es iſt leicht möglich, daß ſich während der unendlich vielen Fälle, in welchen die Kinder ihre Erzählungen wiederholen mußten und dieſe von Anderen nacherzählt wurden, die Sache ſo bedenklich geſtaltet habe. Es wurde gar nicht zweckmäßig mit den Kindern verfahren, ſie wurden jeder Art von Neugier und Zudringlichkeit ſchonungslos Preis gegeben,*) wurden dermaßen gequält, gemartert und ermüdet, daß man ſich wundern muß, wie ſie das aushalten konnten. Sie wurden, heißt es, „von vielen tauſend Pilgern jedes Standes und Alters“ in Anſpruch genommen. Pfarrer Milin zu Corps führte jeden der zahlreichen Reiſenden, die täglich zu ihm kamen, um ſich die Geſchichte erzählen zu laſſen, auch zu den beiden Kindern. Herr Moury von Metz verhörte ſie 7 Stunden lang — man denke! Da haben ſie wohl oft aus Ermattung und Verzweiflung nur mechaniſch bejaht, was man ihnen an die Hand gab, und ein wohlmeinender Eifer formirte daraus die betreffenden Reden. Es läßt ſich vielleicht auch in Anſchlag bringen, daß ſie das übliche Franzöſiſch weder ſprachen, noch verſtanden; es wird bemerkt, daß die Erſcheinung auf dem Berge mit ihnen, um verſtanden zu werden, in dem örtlichen Jargon derſelben ſprechen mußte. Um ſo leichter konnte es geſchehen, daß die Sache nicht in ihrer urſprünglichen Reinheit und Correktheit beharrte.

So wenig uns demnach die angeblichen Reden Maria's behagen mögen, ſo ſehr wir ſie — nicht aus irreligiöſer Geſinnung, ſondern im Gegentheil, aus Ehrfurcht gegen das Heilige, Himmliſche — für unächt halten müſſen, ſo brauchen wir uns doch nicht zur Verwerfung der Geſchichte überhaupt verleiten zu laſſen. Es giebt auch hier Haltpunkte, die nicht wankend gemacht werden können, von denen ſchon die Rede war und von denen noch weiter die Rede ſein wird.

5.

Die Dame, ſo hören wir weiter, verließ endlich ihren Sitz und es entſprang ſofort an der Stelle, wo ihr Fuß geruht, ein reichlich fließender Born reinen und hellen Waſſers. Es war früher daſelbſt nur zu der Zeit, wo es regnete oder der Schnee ſchmolz, Waſſer gefloſſen; zur Zeit der Erſcheinung war die Stelle ganz trocken; ſeitdem aber das Wunder geſchehen, vertrocknete das Waſſer niemals wieder und diente überdies zur Krankenheilung. Es iſt eine ganze Anzahl von ſolchen Thatſachen beſchrieben; wir werden darauf zurückkommen. Sie ſtehen nicht in jeder Beziehung ſo feſt und imponirend da, wie jene die Quelle von Maſſabielle betreffenden, die immer die Hauptſtütze unſerer Beweisführung bleiben; aber einfach bei Seite ſchieben wird man auch ſie nicht können.

---

*) Viel weiſer verfuhr, nach Obigem, der Biſchof von Aquapendente, welcher die Veronica Nucci in ein ſtilles Aſyl verbarg, um ſie dem Andrang der Menge zu entreißen, ſowie auch vor aller Verſuchung zur Selbſtüberhebung zu bewahren.

6.

Die Erſcheinung endete in folgender Art. Die Dame ſtieg einen mit Raſen bedeckten Hügel empor und ſchritt dabei über die Grasſpitzen hinweg, ohne ſie zu beugen. Dann erhob ſie ſich ohngefähr 4 Fuß hoch über die Erde, blieb einen Augenblick ſchwebend und verſchwand dann allmählig nur einen Schritt weit von den Kindern entfernt. Zuerſt ſahen dieſe das Haupt nicht mehr, dann wurden Hände und Leib, zuletzt auch die Füße unſichtbar. Als ſie ganz verſchwunden war, zeigte ſich die Stelle, wo ſie geſchwebt, mit einer Lichtſäule erfüllt, welche glänzender als die Sonne war, bei ganz reiner und gewölkloſer Luft ſehr hoch hinaufſtieg und ſich oben im Blauen verlor. So ſollen die Kinder den Vorgang beſchrieben haben.

Man wird ſich erinnern, daß ſich auch die Erſcheinung zu Maſſabielle zuerſt durch eine unbeſtimmte Helle ankündigte, ganz wie nach Obigem die auf dem Berge von Salette, dann beim Verſchwinden auch einen Lichtſchein nach ſich ließ. Alle dieſe Aehnlichkeiten ſind merkwürdig; für gemacht können ſie um ſo weniger gelten, wenn ſie, wie in dem eben erwähnten Fall, in den vorliegenden Erzählungen gar nicht bemerkt und benützt ſind.

7.

Melanie und Meximin ſollen vor der Viſion eines ſehr beſchränkten Verſtandes geweſen ſein, nachher aber potenzirte Seelenkräfte geoffenbart haben. Es werden Aeußerungen derſelben angeführt, die nicht nur von großer Charakterfeſtigkeit, ſondern auch von verhältnißmäßig bedeutender Intelligenz zeugen. Die ihnen von der Erſcheinung anvertrauten Geheimniſſe ließen ſie ſich niemals, weder durch geiſtliche, noch durch weltliche Perſonen entlocken. Ein Prieſter legte vor ihren Augen Silber- und Goldſtücke hin, die er unter ſie zu vertheilen verſprach, wenn ſie Alles entdecken würden. „Nicht um alle Schätze der Welt," ſagten ſie, „werden wir unſere Geheimniſſe verrathen." Aus einem Geſpräche mit dem kleinen Maximin iſt folgender Dialog:

Frage: „Du würdeſt dein Geheimniß doch deinem Beichtvater ſagen, wenn er dich dazu verpflichtete?

Antwort: „Nein; mein Geheimniß iſt ja keine Sünde."

Frage: „Aber wenn es der Papſt verlangte, ſo müßteſt du es doch offenbaren; der Papſt iſt am Ende doch mehr, als die heilige Jungfrau."

Antwort: „Wie, der Papſt ſollte mehr ſein, als die heilige Jungfrau?! Dieſe iſt ja doch die Königin aller Heiligen. Wenn der Papſt ſeine Pflichten erfüllt, ſo wird er heilig ſein, doch immer weniger, als die heilige Jungfrau; erfüllt er ſie aber nicht, ſo wird er ſtrenger gerichtet werden, als alle Andern."

Von Melanie wird bemerkt: Es leuchte aus ihren Zügen ein wahrhaft himmliſcher Ausdruck hervor.

8.

Es ſoll nun näher von den andächtigen und hülfeſuchenden Zügen und Wallfahrten nach dem Berge von Salette, dem Erſcheinungsorte und der Wunderquelle, ſowie von den daſelbſt, in der Nähe und an entfernteren Orten geſchehenen außerordentlichen Heilungen die Rede ſein.

Die nach Salette wallenden Züge werden Sommers und Winters fortgeſetzt. Im December 1846 ſchrieb der Maire von Salette: „Der Zudrang iſt ſtets bedeutend; man kommt von entfernten Gegenden her und die Zahl der Pilger beläuft ſich oft auf 2000, welche die hohen Gebirge auch bei ſehr ſchlimmem Wege hinanſteigen. Es iſt hiebei zu bemerken, daß im Winter, welcher in den den hohen Alpen nahen Gegenden 7—8 Monate dauert, die Wege ſtets mit einer mehrere Fuß hohen Schneelage bedeckt ſind.“ Herr von Maury von Metz erzählt: „Am 23. März 1847 war der Erſcheinungsort und die ganze Umgebung mit Schnee bedeckt. Bei der Quelle ſelbſt lag er 8—9 Fuß hoch; um zu ihr zu gelangen, hatte man durch die Schneemaſſe einen 12 Fuß langen unterirdiſchen Gang gegraben. Auch der Hügel, wo die Erſcheinung Statt gefunden, war durchgehends mit 3 Fuß hohem Schnee bedeckt.

Pater Hecht in Einſiedeln theilt auch einen Brief mit, welchen ein Wallfahrer nach Salette aus Lyon unter dem 25. Juli 1847 an ihn geſchrieben hat. „Die Wallfahrt nach dem Erſcheinungsorte,“ heißt es hier, „iſt außerordentlich mühſelig. Iſt man zu Corps angelangt, ſo muß man auf faſt ungangbaren Wegen 4 Stunden weit hinaufſteigen; wenn man aber am Orte iſt, ſo fühlt man ein großes Wohlſein, ſo daß man alle Beſchwerden des Emporklimmens vergißt. Als ich noch eine Viertelſtunde weit von dem heiligen Boden entfernt war, begegnete mir ein Mann, der auf dem Rückwege begriffen war. „„Guten Tag““, rief er mir zu, „„das iſt eine gute Wallfahrt, ich bin ſo eben geheilt worden. Ich war an beiden Ohren taub; ich bin vom Dorfe Sere; fragen Sie darüber die Aerzte, die mich behandelt haben. Reden Sie mit mir und ich werde Ihnen ſogleich antworten.““ Als ich oben angekommen war, ſprachen alle Anweſenden von dem Wunder, deſſen Zeugen ſie ſo eben geweſen waren. Zu Salette ſah ich die Krücken eines Proteſtanten aus dem Dorfe Mens, der am 25. Juni geheilt worden war. Alle Wunder ſind beſtätigt ꝛc.“

9.

Eine Reihe von einſchlägigen Vorgängen wird in der Schrift von P. Hecht zweimal erzählt, einmal nach einem Bericht des Herrn Maury aus Metz, und dann nach dem Briefe einer Schulſchweſter, die bei den Ereigniſſen zugegen geweſen. Die beiden Darſtellungen beziehen ſich ohne Zweifel auf dieſelben Thatſachen, wiewohl dies nicht bemerkt iſt; jede davon enthält einige beſondere Notizen, ſo daß ſie einander zu ergänzen geeignet ſind; es kommen auch ein paar Differenzen vor, aber keine ſo weſentlichen, daß ſie ſtören könnten. Solche Abweichungen geben vielmehr zu erkennen, daß keine Verbindung und kein bloßes Abſchreiben von einander Statt gefunden hat.

Maury erzählt: Ein Bäcker zu Corps, Namens Laurent, hatte eine ſeit 16 Jahren an allen Gliedern gelähmte Frau; auch einer ihrer Schenkel war gebrochen, und ſo war ſie ſeit 7 Jahren an ihr Bett gefeſſelt oder ſchleppte ſich nur höchſt mühſam auf Krücken fort. Sie ließ ſich von dem Waſſer bringen und bat um eine Wallfahrt für ſie auf den Berg. In dem Momente, wo man oben für ſie betete, wurde ſie von einer plötzlichen Kraft durchdrungen, ſtand auf und ſchritt energiſch umher. Am 25. Novbr.*) empfing ſie, an die Communionbank hinknieend, die Communion. Drei Tage nachher, am 28. Nov. bewog die Begeiſterung, in welche die Bevölkerung durch dieſe Heilung verſetzt wurde, dieſelben zu einer neuen Wallfahrt, wo man mehrere Stunden lang bei äußerſt ſchlimmen Wetter, die beiden Kinder an der Spitze, auf den Berg zog und, 2000 Perſonen an der Zahl, im Schnee ſeine Andacht verrichtete. Hiebei erlangte eine weit hergekommene waſſerſüchtige Frau, nachdem ſie von dem Waſſer getrunken, plötzlich ihre Geſundheit wieder. Aus Dankbarkeit nahm ſie von ihrem Halſe ein großes goldenes Kreuz und hing es an das dort aufgepflanzte hölzerne. Die Prozeſſion kam gegen Abend zu Corps an, die zwei Kinder an der Spitze, darauf die geheilte Frau; es wurde beim Glockengeläute der Umzug um den Flecken gemacht und dann in die Kirche gezogen. Es wird hiezu bemerkt: „Die Frau iſt eine nahe Verwandte des Herrn Obrau, der zu Lyon, Pfarrei la Croix Rouſſe, Straße du Mai, Nr. 23 wohnt.“

Dem Briefe der Schulſchweſter in Corps an die Generaloberin des Ordens iſt Folgendes entnommen. Im November ging eine Wallfahrt der Bruderſchaft der Büßenden auf den Berg, wozu ſich 800 Männer einfanden. Einer von ihnen hatte eine kranke Frau, welche ſeit 23 Jahren an beiden Armen und Schenkeln dermaßen gelähmt war, daß ſie nur mit Krücken gehen konnte und ſich weder auf ihrem Bette, noch auf ihrem Stuhle ohne Hülfe aufzurichten vermochte. Ihr Mann ſagte zu ihr beim Abgehen: „Vereinige dein Gebet mit dem unſerigen, wir wollen für dich beten!“ Ohngefähr zu der Zeit, da auf dem Berge gebetet wurde, fühlte die Frau in allen ihren Gliedern ein Stechen und ſchrie auf*): „Ach könnte ich doch am Tage der hl. Katharina zur Meſſe gehen und mit den Jungfrauen, die da communiciren, die heil. Communion empfangen!“ Am Abende, als die Bruderſchaft vom Berge herabſtieg, kam ihr die Kranke entgegen und ſchloß ſich der Prozeſſion an, welche ſich um das Dorf herum bis zur Kirche bewegte. Sie hatte die Krücken abgeworfen und bediente ſich bloß noch eines kleinen Stockes. Am Feſte der hl. Katharina konnte ſie ohne Krücken und ohne Stock, ſo wie ſie gewünſcht, die Communion empfangen, wobei die Berichterſtatterin zugegen war und vor innerer Bewegung erzitterte.

---

*) Die Jahrzahl fehlt.

Am 17. Nov. war die Wallfahrt auf den Berg gegangen; am 25. Novbr. war der Katharinentag. An dieſem Tage langte im Auftrage des Kardinals und Erzbiſchofs von Lyon v. Bonald ein Miſſionär an, der über die Geſchichte von Salette Nachforſchungen anſtellen ſollte. Derſelbe beſtieg dann am 26. Nov. mit den Kindern und 300 begleitenden Perſonen den Berg; unterſuchte dann auch am 27. das Heilwunder. Am 28. faßten die Bauern und ſämmtliche Bewohner von Corps den Entſchluß, auf den Berg zu wallfahrten, wiewohl es ſchneite und ſehr kalt war. Um 8 Uhr Morgens zog man aus, an der Spitze die beiden Kinder mit einer Kerze in der Hand. Oben waren ohngefähr 2200 Menſchen beiſammen. Weder Pfarrer, noch Vikar waren dabei; aber die Andacht der ſonſt ſo verrufenen Bevölkerung ſoll ſehr groß geweſen ſein — eine ähnliche Erſcheinung, wie zu Maſſabielle-Lourdes. Die Kinder hatten auf der Höhe ein hölzernes Kreuz aufgepflanzt. Eine waſſerſüchtige Frau, die ſehr weit hergekommen war, kniete an dem Kreuze nieder und betete mit großer Inbrunſt. Man gab ihr ein Glas Waſſer von der Quelle zu trinken; plötzlich fühlte ſie ſich geheilt. Zum Danke nahm ſie ein großes goldenes Kreuz von ihrem Halſe herab und hing es an das hölzerne, an deſſen Füßen ihr dieſe Wohlthat zu Theil geworden war. Als die Prozeſſion bei Corps angekommen war, ſtellte ſich die Frau an die Spitze derſelben, hinter ihr gingen die Kinder; und ſo machte man unter dem Geläute der Glocken den Umzug um den ganzen Flecken herum, worauf man ſich in die Kirche begab. Bei all dem war die Schulſchweſter unmittelbar zugegen und berichtet als Augenzeuge.

---

*) Wahrſcheinlich im Gefühle, daß in ihrem Organismus etwas zur Geneſung Führendes vorgehe.

Ein 10jähriges Kind von Ambel, welches 2 Jahre zuvor durch die Blattern erblindet war, wurde, nach Maury, am Erſcheinungsorte mit einem Male wieder ſehend. Es waren zu der Zeit an die 1000 Pilger gegenwärtig. Während man betete, ſchrie das Kind plötzlich auf: „Mutter, wo ſind wir denn? Es ſind ſo viele Leute da.“

10.

In der Ordensgeſellſchaft vom heil. Joſeph zu Avignon kam die Heilung einer über die Maßen kranken und elenden Perſon, Namens Carolina, zu Stande, über welches Ereigniß zwei ausführliche Berichte vorliegen. Der eine iſt von Florentin Manſon, der ihn an den Redakteur der Zeitung L'étoile du matin eingeſendet, datirt: „Paradou den 29. April 1847.“ Der andere iſt von Bez, Ehrendomherr in St. Diez und Evreux, und findet ſich in der Schrift: Pélérinage à la Salette etc. Wir geben hieraus folgende kurzgefaßte Auszüge.

Manſon ließ ſich mit drei anderen Perſonen durch den Beichtvater der Kloſterfrauen zu der geheilten Nonne führen und hörte aus deren eigenem Munde die Geſchichte ihrer Krankheit und Geneſung. Ihr Zuſtand vor der letzteren war ein ganz entſetzlicher. Sie war ſeit 8 Jahren bettlägerig; Hände und Füße waren gelähmt, an dem Luftröhrenkopfe befand ſich ein Geſchwür, das ſie ſprachlos machte; ſie war unfähig, Speiſe zu genießen, nur einige Tropfen Tiſane oder Fleiſchbrühe wurden genommen, bald aber mit vielem Blut wieder ausgeworfen; „ihr ganzer Leib war zu einer Wunde geworden“ ꝛc. Drei Aerzte hatten ſie behandelt, aber als rettungslos aufgegeben. Da erhielt die Oberin ein wenig Waſſer von Salette und empfahl es der Nonne zum Gebrauche, die aber, leidens- und lebensmüde, lieber ſterben, als ſich heilen laſſen wollte. Die Oberin gebot ihr im Namen des Gehorſams, eine 9tägige Andacht zu verrichten und dabei Gebrauch von dem Waſſer zu machen. Es geſchah. Der Zuſtand der Nonne verſchlimmerte ſich jedoch von Tag zu Tag bis zum Aeußerſten. Am 8. Tage jedoch, dem 16. April, den ſie, ärztlicher Meinung und Ankündigung zu Folge, nicht mehr durchleben konnte, ging mit ihr plötzlich eine außerordentliche Umwandlung vor ſich, ſo daß ſie ſich für geneſen erklärte und dem entſprechend ſofort auch benahm.

Zwei Schweſtern, die ſie ſo finden, fallen vor Erſtaunen in Ohnmacht; ſie ſpringt auf und ſteht ihnen bei, geht dann in den unteren Stock zur Kapelle hinab, wo der Biſchof von Chalons eben Meſſe lieſt. Sie kniet, um kein Aufſehen zu machen, an der Pforte nieder, fällt, nach beendigter Meſſe, der höchſt überraſchten Oberin in die Arme, genießt, von Hunger befallen, ein Stück Brod und trägt, zum Beweiſe ihrer neu erlangten Kraftfülle, einen beladenen, ſchweren Tiſch von einem Orte zum andern. Einer der Aerzte kommt, findet die Schweſter geſund und beſchäftigt, iſt vor Erſtaunen außer ſich und überzeugt ſich ſchwer von der Sachlage. Von dem Pfarrer hörten die Beſuchenden beim Abgehen noch den Umſtand, daß Schweſter Carolina auch an einem ſchauerlichen Krebs gelitten hatte, von dem die ganze Bruſt angefreſſen war, und daß dieſes Uebel in demſelben Momente, wie die übrigen, verſchwunden war.

Bez berichtet: „Die Nonne war noch am Vorabende ihrer Heilung ſo ſchwach, daß eine leichte Bewegung ihres Kopfkiſſens ſie in Ohnmacht verſetzte. Noch am Tage ihrer Heilung, 7 Uhr Morgens, warf ſie ihre Lunge aus; nach 7 Uhr ſtand ſie auf, kleidete ſich an und verzehrte ein Stück Brod. Schon an dieſem Tage hat ſie wieder alle Uebungen des klöſterlichen Lebens mitgemacht.“ Auch Bez ſpricht von der grenzenloſen Verwunderung, in welche der Fall den Arzt verſetzte, und beſchreibt die Proben, die er mit der Schweſter anſtellte, um ſich von den körperlichen Kräften und Gewandtheiten zu überzeugen, welche ſie ſo plötzlich wieder erlangt hatte, und welche die einer vollkommen geſunden, zu jeder Art von Leiſtung fähigen Perſon waren.

Der Fall hat übrigens das Eigene, daß der beſchriebenen plötzlichen Geneſung erſt eine wachſende und bis zum ſcheinbar tödtlichſten Extreme fortgehende Verſchlimmerung vorherging. Es hat dies wahrſcheinlich darin ſeinen Grund, daß die Nonne eigentlich gar nicht geheilt werden wollte und Etwas in ihr die Heilwirkung des Waſſers, welche gleichwohl zuletzt überwog, Widerſtand leiſtete. Die Sache ſoll in ganz Avignon bekannt geweſen und das größte Aufſehen gemacht haben.

Auch der Biſchof von Chalons, der bei der Heilung im Kloſter zugegen geweſen, gab ſein Zeugniß darüber ab, wie es in einem von ihm an ſeinen Clerus erlaſſenen Rundſchreiben geſchah. In der Kürze erzählt die Geſchichte auch der Pfarrer von Corps in einem Briefe vom 27. April 1847; es ſind die Hauptzüge der Geſchichte angegeben, auch die Anweſenheit des Biſchofs bemerkt. Aerztliche Namen und Zeugniſſe, welche den Gegnern zu imponiren vermöchten, kann ich nicht beibringen. Es iſt ein großer Fehler, wenn ſolche Autoritäten nicht ſorgfältigſt angegeben ſind; man behandelt die betreffenden Schriften oft nur als Erbauungsbücher für Gläubige; ſollte aber, um ſie deſto nützlicher zu machen, auch an den hartnäckigen Unglauben denken, der dem Wunderbaren entgegenſteht und ſo oft ſelbſt trotz der beſten Zeugniſſe unüberwindlich bleibt. Daß in jenem Kloſter wirklich etwas ſehr Außerordentliches vorgegangen, wird von nicht völlig Abgewendeten gleichwohl kaum bezweifelt werden können.

11.

Wie in Beziehung auf den Ruf und Beſuch dieſes Wallfahrtsortes die Sachen gegenwärtig ſtehen, läßt ſich aus einigen Journalartikeln erſehen, die ich noch ſchließlich anfügen will.

Im Auguſt 1873 erhielt der „Univers“ von dem Präſidenten des Wallfahrten-Comité's, Vicomte von Damas, folgendes Telegramm: „Corps, 22. Auguſt Morgens. Der Zufluß der Pilger iſt ungeheuer. Wagen und Wohnungen genügen nicht mehr, die Menge der Gläubigen aufzunehmen, die von Paris, Dijon, Nimes, aus der Vendée, der Provence, Savoyen und dem Dauphiné herbeigekommen ſind. Die Begeiſterung iſt allgemein. Der Biſchof von Grenoble widmete in einer ergreifenden Ceremonie Frankreich auf's Neue dem heiligen Herzen Jeſu und unſerer lieben Frau. Das Wetter war prachtvoll; des Abends fand ein Fackelzug Statt, bei welchem alle franzöſiſchen Banner entfaltet wurden.“

„Grenoble, 19. Auguſt. Die nationale Pilgerfahrt nach Notre-Dame-de-la-Salette beginnt unter den glücklichſten Auſpicien. Deputationen kommen aus allen Theilen Frankreichs herbei. Die Pilger von St. Jeanne-de-Maurienne werden von ihrem Biſchof angeführt; 900 Perſonen kommen über das Gebirge, nachdem ſie 3 Tage zu Fuß haben wandern müſſen. Viele Pilger wallen zu Fuß von Grenoble nach La Salette.“

„Lyon, 19. Auguſt. Die Wallfahrt nach Notre-Dame-de-la-Salette iſt an ihren Haltpunkten in Ars und in Fourvières glänzend aufgenommen worden. In Lyon ſelbſt war die Ceremonie prachtvoll.“

II. Cultus und Wallfahrtsorte durch arme Perſonen gegründet.

Es kommt viel darauf an, die hier zur Sprache gebrachte Art von Erſcheinungen und Vorgängen in ihrem ganzen kirchengeſchichtlichen Zuſammenhange zu ſehen und namentlich wahrzunehmen, wie viel dieſelben in Fällen, die der Zeit und dem Raume noch weit von einander abliegen, Gemeinſchaftliches haben. Man erkennt auf dieſem Wege, wie tief begründet ſie in dem allgemeinen Sinn, Geiſt, Charakter der betreffenden Glaubens- und Cultusſphäre ſind, und iſt nicht ſo leicht, wie bei iſolirter Betrachtung, der Verſuchung ausgeſetzt, ſie aus ſubjektiven und particulären Quellen abzuleiten.

Ein häufig vorkommender Charakterzug derſelben iſt vor Allem dieſer, daß arme, niedrige, zunächſt verachtete, ja mißhandelte Perſonen herrlicher Erſcheinungen und Anſchauungen gewürdigt werden und, durch ſie veranlaßt, nicht ſelten unter viel Kämpfen und Leiden und doch zuletzt alle Schwierigkeiten überwindend, die Entſtehung von Cultus- und Wallfahrtsorten herbeiführen. Beiſpiele bieten ſich in obiger „Trias“ dar. Es gibt aber noch mehr ſolche, wovon wir hier noch ein paar aus früheren Zeiten anführen wollen.

A. Montanaga in Tyrol.

So ſoll ſich die Entſtehung der Wallfahrtskirche zu Montanaga im ſüdlichen Tyrol in nachſtehender Art begeben haben. Die Erzählung iſt zwar ſo wie ſie mir vorliegt*), nicht ganz klar, und es ſcheinen die Momente der Geſchichte nicht in der richtigen Ordnung und Folge dargeſtellt, was ſich aber leicht zurecht bringen läßt. Im Uebrigen iſt ſo viel Beſtimmtheit der Angaben darin; das Wunder, zu deſſen Andenken dort ein beſonderes Feſt gefeiert wird, ſoll ſich ſo auffallend und öffentlich begeben haben; und es kann ein ſolches Feſt und Andenken ſo wenig ganz nur aus der Luft gegriffen und ohne alle hiſtoriſche Grundlage ſein, daß ſich ein wahres Faktum ſchwerlich abweiſen läßt.

---

*) Kaltenbäck, die Marienſagen in Oeſterreich. Wien 1845. S. 284.

Ein armes Hirtenmädchen, Namens Domenica, Tochter des Nicolo Targa von Guardia, weidete im Mai 1726 ihre Heerde nicht weit von einem uralten Annakirchlein und hatte dabei eine glänzende Marienviſion, die ihr befahl, die Madonna des Caravaggio zu beſuchen, womit ein in dem Annakirchlein befindliches Gemälde von Caldara, genannt Caravaggio, gemeint war. Das that dann auch das Mädchen; es war am 26. Mai, und da ereignete ſich etwas ganz Außerordentliches und Unerhörtes: mitten unter dem Gottesdienſte trat Maria mit dem Jeſuskinde*) vor das betende Mädchen hin und befahl ihm, laut vor allem Volke die ihm gewordene Erſcheinung zu verkünden. Das Jahr darauf erſchien Maria dem Mädchen nochmals in großer Trauer und befahl, daß ihr ein Tempel gebaut werden ſolle. Der entſtand dann im Jahre 1730 und fiel ſehr ſchön aus. Domenica baute ſich nebenan ein kleines Häuschen und widmete ſich ganz dem Dienſte der Jungfrau, die ihr alljährlich am 26. Mai zu derſelben Stunde wieder erſchien. Sie ſtarb 1764 und wurde in der neugebauten Kirche begraben.

Das iſt in der Kürze das Vorfindliche. Vermuthlich verlangte die Erſcheinung gleich Anfangs den Kirchenbau; man glaubte dem Mädchen nicht, daher wurde dasſelbe in das Annakirchlein geſendet und geſchah dann im Angeſichte des Volkes das zur Beglaubigung dienende öffentliche Wunder.

So wurde denn auch hier durch ein armes, verächtlich ſcheinendes Hirtenmädchen ein für jene Gegend bedeutender Erfolg erzielt. Der Tempel entſtand aus frommen Beiträgen von nah und fern. Er iſt in Kreuzform erbaut, im ſchönſten Ebenmaße eines edlen Styles mit drei Altären. Der Hochaltar enthält ein meiſterhaftes Gemälde von Unterberger. Die Seitenaltäre ſtehen in ſchönen Kapellen einander gegenüber, beide aus Marmor und mit guten Gemälden, wovon eines das Wunderbild, die Madonna von Caravaggio iſt. Das alljährliche Hauptfeſt, das Feſt der Erſcheinung der großen Gottesmutter genannt, fällt auf den 26. Mai. „Deutſche und wälſche Prieſter treten auf, die andächtige Menge zu erbauen; zahlloſe Pilger aus deutſchen und wälſchen Gegenden erſchienen dabei, beſonders ſolche, die mit ſeltſamen Krankheiten behaftet ſind und für Beſeſſene gehalten werden. Sie kehren oft wunderbar geheilt in ihre Heimath zurück. Tyrol hat keine intereſſantere Volks-Verſammlung aufzuweiſen, als dieſe. Gewöhnlich heißt die Wallfahrt nur La Madonna di Piné, in der Nachbarſchaft wohl gar nur La Madonna.“

---

*) D. h. wohl: das Bild ſchien ſich zu beleben und aus dem Gemälde herauszutreten.

B. Der heilige Berg bei Görz 1539.

Nördlich von Görz liegt der heilige Berg, früher Skauniza genannt, ſehr beſucht und berühmt wegen der Gnaden, welche Maria daſelbſt ihren Verehrern erweiſt. Dieſelbe erſchien hier i. J. 1539 einer Hirtin und befahl ihr, zu verkünden, daß ihr an dem Orte ein Haus gebaut werde. Dieſelbe gehorchte, wurde aber, da man ſie für eine Lügnerin hielt, in's Gefängniß geworfen. Allein ſie wurde auf übernatürliche Weiſe ihrer Bande los und man fand ſie betend auf dem Berge Skauniza, wo dann der Bau des verlangten Heiligthums in der That in's Werk geſetzt wurde. Es wäre denkbar, daß ſie menſchliche Gönner und Freunde gefunden hätte, die ſie aus ihrer Haft erlöſten. Der Fall gehört unter die weniger klaren.*) Wie auffallend aber iſt der Umſtand, daß auch hier wieder eine arme Hirtin den Anſtoß zur Entſtehung des Gnadenortes gab!

C. Maria Schnee in Kärnthen 1513—1536.

Im Jahre 1513 waren auf einem Felde an der Luggau die Waizenähren ſo groß gewachſen, daß ſeit Menſchengedenken nichts Aehnliches geſehen worden. Hier ließ ſich ein ganz armes Weib, welches ſich ſeine Nahrung erbetteln mußte, Helena genannt, aus Erſchöpfung nieder, um ein wenig zu ruhen. Da erſchien ihm die ſchmerzhafte Mutter Gottes und befahl, an dieſer Stelle eine Kirche zu bauen. Das Weib kaufte ſich hierauf ein Bild von der ſchmerzhaften Mutter Gottes, oder, nach anderer Darſtellung, fand ein ſolches auf dem Acker und verkündete den Befehl, kam aber übel an; es wiederholte ſich genau derſelbe Fall, wie oben unter B.; ſie wurde als eine Lügnerin und Betrügerin behandelt und ſogar in's Gefängniß geſteckt. Trotzdem wurde dann doch eine ganz kleine hölzerne Kapelle, welche 4 Männer auf ihren Schultern tragen konnten, auf dem Felde aufgeſtellt. Das Weib gewann weiterhin einen Herrn von Manndorff auf dem Schloſſe Pittersberg für ſich, der einen anſtändigeren Bau anordnete. Da erhub ſich aber ein neuer Sturm in der Bevölkerung, ſo daß das Unternehmen zunächſt aufgegeben werden mußte, ſpäter aber nach mancherlei Zwiſchenfällen dennoch zu Stande kam. Es geſchahen dann an dem Orte ſo viel Wunder, daß die Volksſtimmung ganz umſchlug, daß man von allen Seiten herbeiſtrömte und nach zwei Jahren eine noch größere Kirche gebaut werden mußte, was durch die freigebigen Opfer der faſt unzähligen Wallfahrer auf das Beſte gefördert wurde. Im J. 1515 wurde der Grundſtein gelegt, am 20. Auguſt 1536 die neue Kirche durch Biſchof Daniel von Rubeis und Cardinal Marianus Grimani eingeweiht; 1593 baute Graf von Ortenburg daſelbſt ein Franziskanerkloſter, welches endlich 1635 von den Serviten übernommen wurde. *)

---

*) Kaltenbäck a. a. O. S. 128 f.

D. Tremedal in Arragonien.

Einen beſonders ſchönen und rührenden Eingang hat eine ſpaniſche Stiftungslegende. In Arragonien iſt ein ſteiler Fels, Tremedal genannt; an deſſen Abhang weidete ſeine Herde ein armer Hirtenknabe, deſſen rechte Hand verdorrt war. Da trat zu ihm eine ſchöne Dame, ſtellte ſich ihm als eine Verirrte dar und bat ihn um etwas Brod aus ſeiner Hirtentaſche. Er griff mit der Linken in die Taſche, zog das darin befindliche Brod hervor und reichte es hin. „Nicht mit der Linken,“ ſagte die Dame, „mit der Rechten!“ — „Die iſt verdorrt“, erwiederte der Knabe traurig. „Du irrſt,“ ſagte ſie; „ſie iſt geſund und ſchön.“ Er betrachtete die Hand und fand ſie geheilt. Da erkannte er die himmliſche Erſcheinung und fiel auf die Knie nieder. Die Himmelskönigin befahl ihm dann, zu verkünden, daß auf dem Felſen eine Kirche gebaut werden ſolle u. ſ. w. **)

III. Marienquellen.

Ein äußerſt wichtiger Zug in der Geſchichte des Mariencultus iſt ferner die mit den betreffenden Viſionen und Aufträgen verbundene oder in Verknüpfung mit anderen Umſtänden erfolgte Entſtehung oder Anzeige von Heilquellen, wie ſie ſich in unſerer „Trias“ darſtellt, häufig aber auch ſonſt in Sage und Legende zu begegnen pflegt. Eine kleine Sammlung ſolcher Fälle möge hier folgen und zur Vergleichung dienen.

---

*) Daſelbſt S. 122 ff. 263.

**) Vgl. mein Marienbüchlein, Münſter 1859, Nr. 34 mit den Noten S. 184 ff.

Eine Geſchichte, nach welcher einem kranken Weibe aus Caravaggio in einem Gehölze, das ſie zu durchwandern hatte, in großer, ſchmerzlicher Noth auf ihr Gebet hin Maria erſchienen und ihr zu Gute einen Heilquell aus der Erde hervorgerufen haben ſoll, in Folge deſſen daſelbſt ein vielbeſuchter Wallfahrtsort mit Kirche und Quelle entſtanden, habe ich in meinem Marienbüchlein erzählt. *)

Im Jahre 1272 wurde Kloſter Sitzenkirch in Baden von wilden Kriegern angegriffen und in Brand geſteckt. Eine Nonne entrann ihnen, fiel aber auf den Feldern von Auggen erſchöpft zu Boden und konnte nicht weiter. Sie flehte zur Jungfrau; da entſprang neben ihr eine kryſtallklare Quelle. Ein Trunk daraus erquickte und ſtärkte ſie in der Art, daß ſie ihre Flucht fortzuſetzen und ſich jeder Gefahr zu entziehen vermochte. Die Quelle wird noch jetzt das heilige Brünnlein genannt. **)

Auf der ſteilen Terraſſe, die ſich von der Stadt Culm auf der Graudenzer Seite hinabzieht, befindet ſich eine Grotte und darauf ein kleines Thürmchen, das ein Marienbild in ſich ſchließt und deſſen Thürchen nur bei beſonderen Gelegenheiten geöffnet wird, damit das Volk das Bild zu ſchauen vermöge. Zwiſchen den Steinen quillt unaufhörlich ein Waſſer hindurch, das von den Gläubigen der Gegend aufgefangen wird und ſchon vielfach ſeine heilbringende Kraft bewährt haben ſoll. Vor der Grotte ſtehen 4 ſchattige Linden. Davon geht die folgende Sage.

Ein Hirte lag hier einſt im Schlafe; da erſchien ihm in der Spitze einer der Linden die Mutter Gottes und eröffnete ihm, daß der Quell, der hier auf ihr Geheiß hervorbreche, heilbringend ſein werde. Als er erwachte, rieſelte ihm zur Seite wirklich ein Quell aus dem Berge hervor. Da richtete man die Grotte ein und ſetzte das Bild darauf. *)

---

*) Marianiſche Legenden und Gedichte. Münſter 1859. S. 11 ff. Die Quelle, woraus ich hiebei ſchöpfte, kann ich nicht mehr mit Beſtimmtheit angeben.

**) K. Rolfus. Klänge aus der Vorzeit. Mainz 1873. 1. S. 23.

Zu Boskow in Böhmen wurde ein Marienbild gefunden und deßhalb eine dort erbaute Kirche der Muttergottes zugeeignet. Dazu iſt denn auch ein ſchöner, klarer und heilſamer Brunnen entſprungen, der viele Krankheiten vertrieb. Die Huſſiten haben die Kirche zerſtört und es wurde in Folge deſſen der Gottesdienſt ein halbes Jahrhundert lang unterbrochen. „Im Jahre 1655, wie auch in den folgenden, haben ſich dort an die 4000 Wallfahrer eingefunden; das vornehmſte Feſt hält man an Mariä Geburtstag und iſt der Brunnen noch immer vielen heilſam.“ **)

Im Inneren des Brigittenkloſters zu Danzig befindet ſich ein wunderthätiger Quell, der Marienbrunnen genannt. Die Gebenedeite hatte nehmlich einigen frommen Jungfrauen die wunderthätige Kraft des Brunnens enthüllt und den Ort als eine geheiligte Stelle angewieſen. Daher wurde hier eine Kapelle und ein kleines Kloſter gebaut. Im Jahre 1374 entſtand eine große, der hl. Brigitta geweihte Kirche daſelbſt. ***)

Zu Windpaſſing an dem Fluſſe Leitha in Ungarn wurde 1496 ein Marienbild entdeckt und für daſſelbe eine Kapelle erbaut. Ein Türke hieb ihm 1529 den Kopf ab; ein Paſcha nahm es mit ſich fort, wurde aber dann von einer unheilbaren Krankheit befallen und ſchickte, auf den Rath eines Chriſten, der ihm Geneſung verſprach, wofern er ſo thun würde, das Bild ehrfürchtig zurück. Daſſelbe zeigte ſich wunderthätig, und aus der Kapelle wurde dann Kirche und Kloſter. Unter dem Bilde entſpringt ein heilſamer Brunnen, aus welchem Kranke trinken. †)

Zwiſchen Löwen und Tirlemont befindet ſich eine ſchöne Quelle mit einer Kapelle daneben: „Onze lieve Vrouwe van Sterreborne“ d. h. „Unſere liebe Frau von Sternbrunnen“ genannt. In den Zeiten, wo dieſe Gegend noch mit Wald bedeckt war, verirrten ſich daſelbſt zwei Gräfinnen, wurden von heftigem Durſte gequält und beteten zu Maria um Hülfe in dieſer Noth. Da zeigte ſich ihnen im Dunkel der den Himmel bedeckenden Wolkennacht ein ungewöhnlich heller Stern, der ſie nach einer Stelle des Waldes hinwies. Sie folgten dem Winke und fanden die Quelle. Als ſie dann wieder nach Hauſe gekommen, ließen ſie dort die Kapelle bauen. *)

---

*) Tettau und Temme, die Volksſagen Preußens und Litthauens. Berlin 1837. S. 216 f.

**) Kaltenbäck, die Marienſagen in Oeſterreich, Wien 1845. S. 99.

***) Tettau und Temme, Volksſagen Preußens ꝛc. S. 206.

†) Kaltenbäck S. 115 f.

In Böhmen iſt ein liebliches Thal, Namens **Roſenthal** und daſelbſt ein ſehr altes Marienbild, das in einer Linde gefunden worden iſt. **Georg Schnietz**, ein von Geburt blinder Knabe, iſt bei dieſem Bilde ſehend geworden. Einer vornehmen Frau wollte der Leibarzt die kranke Hand abſchneiden; ſie wuſch aber dieſelbe auf den Rath eines unbekannten alten Mannes im Roſenthaliſchen Brunnen und wurde alsbald völlig heil. **)

Das Bild des Kloſters **Thal** bei Preßburg wurde an einem Berge bei einem Brunnen gefunden, den man den **heiligen Brunnen** nennt. Dazu iſt großer Zulauf aus ganz Ungarn, und von den Kranken, die aus dem Brunnen trinken, werden ſo viele geſund, „daß man es ſchier für kein Wunder mehr hält. ***)

Bei Nußdorf befand ſich ein Brunnen, deſſen Waſſer für Trinkende ſehr ungeſund war. Trotzdem baute ſich hier ein gewiſſer Michael von Iglau in Mähren, der 1644 convertirt hatte und ſich einem ſtillen, heiligen Leben widmete, eine Einſiedlerhütte, ſo wie er daſelbſt auch eine hölzerne Kapelle zu Maria's Ehren errichtete. Darauf hat ſich, wie man behauptet, die Eigenſchaft des Waſſers gänzlich verändert, ſo daß er für allerlei Krankheiten heilſam wurde. Der Eremit ſtarb 1667; ihm folgte dann ein anderer, der, bei vermehrter Andacht zu dem Orte, ſo viel Almoſen bekam, daß er die hölzerne Kapelle in eine ſteinerne verwandeln konnte. †)

IV. Zwei wohlverbürgte Heilwunder.

Im Jahre 1679 regierte in Wien eine Peſt, welche in kurzer

---

*) **Wolf**, Niederländiſche Sagen. Leipzig 1843. S. 417.

) **Kaltenbäck S 176 f.

***) **Kaltenbäck** S. 147.

†) **Kaltenbäck** S. 244 f.

Zeit viele Tauſende wegraffte. Zu der Zeit lag Pater Dembsky aus Schleſien den pfarrherrlichen Verrichtungen zu St. Michael ob und diente hiebei mit großem Eifer auch den Peſtkranken. Da geſchah es, daß er endlich ſelbſt erkrankte und in das Lazareth geſchafft werden mußte. Die Aerzte gaben ihn auf und man erwartete ſeinen Tod. Der Pater empfing die Sterbeſakramente und empfahl ſich zugleich der zu St. Michael, wo er Pfarrer war, verehrten Mutter Gottes aus Kandia. Bald darauf verfiel er in einen ſanften Schlummer; und es kam ihm vor, als erblicke er die hl. Jungfrau mit den Heiligen Rochus und Sebaſtian, wie ſie auf den Altären zu St. Michael zu ſehen ſind. Darauf gegen Mitternacht erwachte er und fühlte ſich ſo vollkommen geneſen, daß er bei Tagesanbruch aufſtehen, ſich ankleiden und ohne das mindeſte Zeichen einer überſtandenen Krankheit davon gehen konnte.

Der damalige Lazareth-Arzt, Joh. Chriſt. Reſch, erſtaunte aufs Höchſte, als er den Pater ſo unverhofft und ſo verändert vor ſich ſah. Er beſichtigte den Ort der Peſtbeulen und fand nicht die geringſte Spur davon; dann begleitete er den Pater in die Kapelle, wo derſelbe Meſſe las, die Beichte kranker Menſchen hörte und ihnen das Sakrament des Altars reichte. Das Mittagsmahl hielt er bei dem Arzte und verfügte ſich dann ohne allen Anſtoß nach Hauſe.

„Dieſe Begebenheit“, heißt es wörtlich, „iſt von dem hieſigen hochfürſtlich-biſchöflichen Konſiſtorium gerichtlich unterſucht und von 5 glaubwürdigen Zeugen eidlich beſtätigt worden.“ *)

In Krain befindet ſich ein Wallfahrtsort: „Unſere liebe Frau auf dem heiligen Berge.“ Davon erzählt Valvaſor in ſeinem bekannten Werk: „Vor etlichen und dreißig Jahren war ein Weib ganz erblindet, in welcher Stockblindheit ſie auch etliche Jahre zugebracht. Als ſie ſich aber zu dieſer Kirche verlobt und nach gepflogener Andacht auf bloßen Knien dreimal um den Altar kriechen wollte, iſt ihr, als ſie bei dem dritten Male hinter den Altar gekommen, nicht anders geweſen, als ob ſie von einem ſtarken Winde, der ihr auch den Schleier vom Kopfe geriſſen, angeblaſen

---

*) Kaltenbäck u. a. O. S. 223 mit der S. 387 angeführten Literatur.

würde*), worüber ſie vor Schrecken einen lauten Schrei gethan, zugleich aber auch in demſelben Augenblick wieder ſehend werden."

„Dieſes hat ſich in Wahrheit alſo begeben, wie es viele Leute bezeugen können. Auch habe ich ſelber oft mit ihr geredet, als zu ſolcher Zeit ihr Ehewirth, Amtmann zu Galleneck bei uns war, ſeines Namens, ſo viel ich mich erinnern kann, Johannes Pein, der auch bei dem Freiherrn von Witzenſtein zu Lübeck etliche Jahre Amtmann geweſen iſt." **)

Wagt man es, zu behaupten, daß dieß Alles Nichts, als eine ſchändliche Lüge ſei?

V. Städte, Burgen, Heere ꝛc. durch Marienerſcheinungen vor feindlichen Angriffen geſchützt.

1.

Im 30jährigen Kriege (1641) wurde Münnerſtadt von den Schweden unter Anführung des Weimariſchen Generals Roſa hart belagert und bedrängt. Er hatte ſeine Verſchanzungen auf dem Karlsberg und begann von da aus die Stadt zu beſchießen. Als aber dieſe Kanonade am heftigſten war, erſchien die hl. Jungfrau in ihrer Glorie, umſchwebt von Engeln, in weißem Gewande und himmelblauem Mantel, auf den Mauern und fing die feindlichen Kugeln auf. Darüber entſetzten ſich die Schweden, hoben die Belagerung auf und zogen von dannen. Und das iſt zu Münnerſtadt unvergeſſen geblieben bis auf den heutigen Tag. Zum Gedächtniſſe dieſes herrlichen Wunders wird ein Dankfeſt mit feierlichem Gottesdienſt und einer Prozeſſion gefeiert, während welcher die Stadtthore geſchloſſen werden. Und am Marienaltar der überaus ſchönen Pfarrkirche thun wohlklingende lateiniſche Diſtichen der Nachwelt dieſes Ereigniß kund. ***)

Was ſagt man hiezu? Kann man glauben, daß hier nichts weiter, als eine bloße, leere Fabel vorliege? Das Faktum iſt nicht nur volksmäßig-ſagenhaft überliefert; es iſt auch durch Gebräuche,

---

*) Ein ganz ähnliches Phänomen fand Statt, als Bernadette Soubirous zu Maſſabielle zum erſtenmale die himmliſche Erſcheinung in der Felſenhöhle erblickte; ſ. oben S. 63.

**) Kaltenbäck u. a. O. S. 226.

***) Bechſtein, Fränkiſche Sagen. Würzburg 1842. Nr. 106.

Feierlichkeiten, Documente bezeugt und verbürgt; es iſt, dünkt mich, in Folge deſſen ſo hiſtoriſch, als irgend Etwas ſein kann; Unglaube iſt hier Willkür und hat keine objektive Berechtigung. Ich wenigſtens kann mich über ſolche Data nicht mit modernem Leichtſinne wegſetzen. Auch fehlt es keineswegs an Fällen ſehr ähnlicher Art, die ſich in verſchiedenen Zeiträumen, bei verſchiedenen Völkern und an verſchiedenen Orten zugetragen haben ſollen. Wir wollen einige derſelben ausheben und mit obigem zu einer Gruppe verbinden, über welche dann unſere Leſer ſich ſelbſt ihr Urtheil bilden mögen.

2.

Czenſtochau mit der Feſtung Klarenberg und ſeinem marianiſchen Gnadenbilde, wohin ſtark gewallfahrtet wird, iſt bekannt. „Vom Klarenberg (Jasna gora) in Czenſtochau,“ ſagt eine alte Chronik, „überglänzte und durchleuchtete die Klarheit der wunderthätigen Mutter aller ſchönen Liebe, Furcht, Hoffnung und Erkenntniß die ganze Welt.“ Dieſer Ort wurde von den Schweden wiederholt belagert und bedrängt, doch ohne Erfolg; daher man ſagte: Czenstochavia extremus Suecicae fortunae scopulus, Czenſtochau, iſt die letzte Klippe des ſchwediſchen Glückes, was den Schweden zu nicht geringem Aerger gereichte. J. J. 1655 ſoll der Klarenberg fünfmal vergebens beſtürmt worden ſein. Am 25. December 1655 forderte General Müller 60,000 Thaler von der Geiſtlichkeit und Ritterſchaft daſelbſt, die dieſe Summe aber nicht aufbringen konnten. Am 27. Nachts zogen die Schweden ab. Man ſchrieb dieſe auffallende Wendung der Dinge der himmliſchen Mutter zu. Es bezeugte namentlich der tapfere Ritter Matthias Wengersky, die Schweden hätten ihm verſichert, wie ſie bei der Belagerung eine hohe, in Schleier gehüllte Frau auf den Mauern geſehen, die nebſt einem Greiſe mit grauen Haaren die feindlichen Kugeln aufgefangen und in's Lager zurückgeworfen. — J. J. 1702 brachen die Schweden auf's Neue in Polen ein; Czenſtochau, welches ihrer in dem Grade ſpottete, ſollte nunmehr vernichtet werden. Der Klarenberg wurde dreimal erfolglos berannt, ſo daß General Guldenſtern und ſein Nachfolger, General Stromberg, ſelbſt ohne die verlangte Contribution von 10,000 Thalern zu erhalten, in größter Unordnung nach

Krakau abzogen. „Die über dieſe zweite Belagerung noch in Czenſtochau vorhandenen Urkunden beweiſen klar, daß der glückliche Ausgang derſelben auch diesmal der ſeligſten Jungfrau zugeſchrieben wurde.“ In beiden Fällen wurde darüber nach Rom berichtet. Clemens IX. befahl, das Gnadenbild zum Danke feierlich zu krönen. Dies geſchah dann unter großer Theilnahme der Bevölkerung; es ſoll ſich während der Oktave dieſer Feſtlichkeit die Zahl der Kommunikanten auf 143,000 belaufen haben.*)

3.

Dem Bergſchloß Marienberg bei Würzburg gegenüber liegt, nur durch ein enges Thal davon getrennt, der Nikolausberg, auf welchem ſich eine Marienkapelle mit einem wunderthätigen Veſperbild und einem Kapuziner-Hoſpitium befindet; man nennt ihn gewöhnlich nur „das Käppele.“ Viele wunderſame Erſcheinungen ſollen ſich an dieſem dem Volke ſehr heiligen Orte gezeigt haben, deren Andenken in Urkunden und Gemälden aufbewahrt iſt. Im Jahre 1800 wurde die Veſtung von hier aus von den Franzoſen beſchoſſen; der i. J. 1835 verſtorbene Kapuziner-Superior P. Keilbert, der das Käppele während deſſen nicht verließ, erzählte oft mit weinenden Augen, welche Sorge und Angſt er damals um die gefährdete ſchöne Kirche ausgeſtanden, der aber ein großer Schutz von oben zu Theil geworden. Ein Officier, der Befehlshaber eines feindlichen Pikets, ein feingebildeter junger Holländer, habe wiederholt verſichert, wie er eine Frau geſehen, die mit einem weißen Schleier die Kugeln aufgefangen.**)

4.

Während der Kämpfe, welche der deutſche Orden in Preußen beſtand, machte der Komthur von Chriſtburg, Dietrich von Rhode, mit wenigen Rittern und Reiſigen einen Zug durch Pogeſanien, auf dem er viele glückliche Thaten vollführte. Bei der

---

*) Kaltenbäck a. a. O. S. 302 mit der Literatur daſ. S. 302 u. 352.

**) Schöppner, Bayeriſches Sagenbuch. München 1853. III. Nr. 999 und 1000.

Rückkehr aber folgte ihm eine unzählbare Schaar von Feinden, die den Weg dermaßen verſtellten, daß ein Kampf unvermeidlich war, wiewohl derſelbe für die Ritter höchſt unglücklich auszugehen drohte. Kaum aber hatte Dietrich die Feinde angegriffen, als dieſe ſchon in wilder Flucht fortſtürzten und eine große Niederlage erlitten. Die Gefangenen bekannten nachher, daß ihnen in der Luft eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit erſchienen ſei, die in der einen Hand das weiße Banner der Kreuzritter getragen, wodurch ſie dermaßen erſchreckt worden ſeien, daß es ihnen nicht möglich geweſen, den Streit zu beſtehen.*)

5.

Auch den entſcheidenden Sieg über die Türken in der Schlacht bei Zenta 1697 haben Viele der Maria zugeſchrieben. Denn man erzählte, daß während dieſer Schlacht ihr Bild in der Luft erſchienen und die Feinde entmuthigt, die Chriſten aber ermuntert und gekräftigt habe. Und das beſtätigten ſelbſt viele Türken, welche nachher als Flüchtlinge nach Szegedin kamen.**)

6.

Im Jahre 1578 wurde das Kloſter „Unſerer Lieben Frau vom Troſte“ zu Vilvorde von den Geuſen beſtürmt. Da ſahen ſie eine ſchöne weiße Frau über die Mauern wandeln. Und als ſie in die Zellen der Nonnen wollten, um ſie zu mißbrauchen, ſtand dieſelbe davor und ſchreckte ſie hinweg.***)

7.

Es iſt noch ein Beiſpiel zur Hand und zwar aus dem letzten franzöſiſch-deutſchen Kriege; leider kann ich es nur aus einer ſehr ſchlechten, feindlichen Quelle ſchöpfen und anführen; es iſt ein Artikel im „XIX. Siécle“, den die „Augsb. Allg. Ztg.“ vom 25. Auguſt 1873 auszieht und in folgender Art einleitet. „Man hat bisher noch nicht gewußt, unter welchem Vorwande die Pilgerfahrt nach Cambrai unternommen wurde, da dort kein Gnadenbild oder ſonſtiger Gegenſtand gläubiger Verehrung exiſtirte. Im „XIX.

---

*) Duisburg Chronik. P. III. c. 136.

**) Kaltenbäck a. a. O. S. 269.

***) Wolf, Niederländ. Sagen. S. 272.

Siècle" werden wir darüber aufgeklärt." Folgt dann der erwähnte Artikel. „Mein Correſpondent, ſchreibt Francisque Sarrey, berichtet mir, daß während des letzten Krieges ein preußiſches Detachement dahin geſandt wurde, um die Stadt zur Uebergabe aufzufordern. Aber, o Wunder! am Thore angelangt, erblickt daſſelbe die hl. Jungfrau und einen mit flammendem Schwerte bewaffneten Engel, welcher die Reiter zwingt, die Zügel zu wenden und ſchreckerfüllt ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Im Dorfe Masmieres machen ſie Halt, kehren bei einem Wirthe ein und erzählen ihm das ſo eben erlebte Wunder. Sie erzählen es deutſch; und vermöge eines neuen Wunders, das nicht weniger erſtaunlich iſt, als das erſte, verſteht der Wirth, der nur franzöſiſch kann, jedes ihrer Worte. Um dieſe außerordentliche Begebenheit zu feiern, ſind in die Kathedrale zwei Leuchter geſtiftet worden. Am Fuße derſelben ſieht man vier fauſtdicke Preußenköpfe, zwei kahle, welche den König Wilhelm und den Grafen v. Bismarck, zwei behelmte, welche die Herren v. Moltke und v. Gröben, Commandanten der preußiſchen Nordarmee, darſtellen. Das Ganze hat 14,000 Fr. gekoſtet. Und um dieſes Denkmal menſchlicher Dummheit einzuweihen, iſt eine Wallfahrt angeordnet worden! Wie müſſen die Preußen unſer ſpotten, wenn ihnen dieſe Geſchichte zu Ohren kommt! Wahrlich, ich ſchäme mich ihrer für das Land!"

Herr Francisque Sarrey möge ſich tröſten; denn in deutſcher und anderer Geſchichte und Sage kommen, wie nachgewieſen, ganz ähnliche Sachen vor. Wäre ſeine Darſtellung nur unbefangener und zuverläſſiger, damit man ſie einfach an die andern anſchließen könnte! Aber ſolche Parteiblätter und ihre polemiſchen Artikel ſind keine Geſchichtsquellen; ſie athmen Haß, Aerger, Wuth und haben nur zum Zwecke, die betreffenden Thatſachen ſo lächerlich und verächtlich als möglich zu machen. Man kann aus Obigem als glaublich oder wahrſcheinlich nur etwa ſo viel entnehmen, daß man zu und um Cambrai ſagt und glaubt, die hl. Jungfrau habe im letzten Kriege den vom Feinde gefährdeten Ort durch eine Erſcheinung beſchützt, daß man dieß in dankbarem Andenken bewahrt, deßhalb in die Kathedrale ein paar monumentale Gegenſtände geweiht und eine gottesdienſtliche Feier deßhalb angeordnet hat. Doch iſt auch ſchon dies geeignet, Aufmerkſamkeit und Nachdenken zu wecken. Es iſt hier jedenfalls die Frage: Wie und wodurch entſtand denn jene Sage, jener Glaube, jene Dankbarkeit, jener Cultus? Iſt das Alles rein nur aus der Luft gegriffen? Sind die Leute dort wahnſinnig geworden? Die „Allgem. Ztg.“ kündigt ihren Artikel durch die Worte: „Religiöſer Humbug“ an; im „XIX. Siècle“ wird geſchimpft. Das ſind keine Erklärungen. Wenn ein Gelehrter über einen noch ſo fabelhaften heidniſchen Mythus handelte und thäte ihn mit ſolchen Phraſen und Schimpfwörtern ab, ſo würde man ihn für ſehr ungebildet halten. Aber einem dem Fortſchritt mißliebigen Glauben und Cultus der Gegenwart gegenüber gibt es keine Regeln der Cultur und des Anſtandes mehr.

Ich entſcheide über die mir zu wenig bekannte Geſchichte von Combrai Nichts; man mag davon halten, was man will. Nur möchte ich bitten, dergleichen Fälle nicht nur ſo einzeln für ſich zu betrachten und zu beurtheilen, ſondern auch andere, damit zuſammenſtimmende zu vergleichen und ſich dann zu fragen, was dann wohl von der ganzen Gattung zu denken ſei. Es wird hier nicht Alles gleich auffallend und gewichtvoll erſcheinen. Wenn aber auch nur ein einziger Fall darunter iſt, wie jener zu Münnerſtadt, ſo wird die Sache dem bloßen Fabelreiche entrückt, da ſie hier nicht bloß Volksſage, ſondern auch durch Denkmale und periodiſche Gedenk- und Dankfeſte verbürgt iſt; und das, was ſich auch nur einmal als hiſtoriſche Wahrheit erweiſt, auch ſonſt noch, wenigſtens der Möglichkeit nach, als ſolche betrachtet werden darf. Monumente und Feierlichkeiten der Art fehlen aber, wie uns jene feindſelige Darſtellung zu melden genöthigt iſt, auch zu Cambrai nicht; und ſo wird auch dieſer Fall zu einer bedeutenden Wahrſcheinlichkeit gebracht. Subjektiviſtiſchen Erklärungsweiſen gegenüber wird ſchließlich noch folgende Bemerkung am Orte ſein.

8.

Auch der Unglaube giebt Viſionen zu, d. h. auch er nimmt an, daß die Viſionäre Etwas zu ſehen meinen, nicht aber, daß ſie es wirklich ſehen. Er verlegt die Geſichte, ihrem Grund und Urſprung nach, in das ſubjektive Innere der Sehenden, aus dem ſie in einer Art von wachem Traume in eine ſcheinbare Aeußerlichkeit und Wirklichkeit heraustreten ſollen. So mögen wohl immerhin, meint man, bedrängte und gefährdete Individuen, ja Menſchenmengen die himmliſchen Mächte, an die ſie glauben, die ſie zu Hülfe rufen, auf die ſie hoffen und vertrauen, mit Augen zu ſehen wähnen; Bedürfniß, Erwartung, Gemüthserregung, Phantaſie bringen die Viſionen hervor, die übrigens gar keine reale Bedeutung haben. Allein dieſe Erklärungsweiſe iſt nicht immer anwendbar. So wenn, wie in den oben erzählten Fällen, nicht die Glaubenden, Hülfsbedürftigen, Harrenden die Viſionäre ſind, ſondern die Feinde, in deren Inneren kein Grund iſt, ſolche Geſichte zu erzeugen; wenn es z. B. Proteſtanten, Türken, Heiden ſind, in deren Glauben und Vorſtellung die katholiſche Himmelskönigin nicht lebt, die weder auf ihren Beiſtand rechnen, noch ihre Gegnerſchaft fürchten und die dennoch eine ihnen entgegentretende Erſcheinung derſelben haben. Da läßt die ſubjektiviſtiſche Erklärungsmethode offenbar im Stiche und es kann da, wie es ſcheint, einer realiſtiſcheren Auffaſſung der Sache nicht ausgewichen werden.

VI. Die römiſche Illumination am letzten Feſte Mariä Himmelfahrt.

Es iſt ein uralter Brauch der Katholiken Roms, am Vorabende und am Abende der Muttergottesfeſte ihre Wohnungen zu illuminiren. Bei Gelegenheit des diesjährigen Feſtes Mariä Himmelfahrt hatten die katholiſchen Blätter Roms die Gläubigen beſonders ermahnt, die übliche Illumination nicht zu unterlaſſen; und dieſer Aufforderung wurde in einer alle Erwartung übertreffenden Weiſe entſprochen. Die „Gazette d'Italia,“ ein liberales Blatt, geſteht, daß manche Häuſer dermaßen mit Lichtern bedeckt waren, daß ſie zu brennen ſchienen, und das nicht nur in der Hauptſtraße, dem Corſo und den angrenzenden Straßen; in den durch und durch römiſchen Stadtvierteln und beſonders im Stadttheil Traſtevere war kein Haus unbeleuchtet.*)

Es ſcheint mir dies unter die Anzeichen zu gehören, daß dem Marienculte ein unſterbliches Leben innewohnt, daß er etwas viel zu Poſitives iſt, als daß er durch bloße Negationen, wie unſere liberalen, aufkläreriſchen, reformatoriſchen Parteien, Tendenzen und

---

*) Auguſt 1873.

Bewegungen ſind, zu ertödten ſein ſollte. Es genügt in ſolchen Fällen nicht, bloß negativ zu verfahren; man muß auch ſchaffen, bauen, das zu Tilgende gehaltreich erſetzen, ja überbieten können. Aber nie vermöchten dies ſo hohle Beſtrebungen, wie die erwähnten ſind! Die Verneinung iſt unfruchtbar; ſie kann ſich zeitweiſe großer Erfolge erfreuen, kann ſelbſt längere Zeiträume despotiſch und terroriſtiſch beherrſchen. Aber ein tüchtiges, Geiſt und Herz befriedigendes, den Stürmen und Wogen der Weltgeſchichte für immer trotzendes Gebäude aufführen, das kann ſie nicht. Iſt dagegen in einer Sache ein recht poſitiver, zugleich idealer und realer Kern, ſo wie es der in Rede ſtehende Cultus iſt, ſo wird ſie ſchwerlich fallen; wird vielmehr alles ihr Feindliche und Gefährliche ein und außer ihrem Schooße beſiegen und überdauern. Jenem Culte möchte daher am Ende Alles zufallen, was noch religiöſe Bedürfniſſe und Geſinnungen hat. Es iſt ihm erfahrungsgemäß ein ganz einziger Reiz und Zug eigen, der oft ſchon das Allerwiderſtrebendſte überwältigt hat;*) und wenn ſich die harten Differenzen, welche die chriſtliche Welt zerreißen, jemals in eine friedliche Einheit zu verwandeln im Stande ſind, ſo wird es wohl nur das Werk dieſes ganz einzigen Reizes und Zuges ſein. Maria iſt, abſtrakt gefaßt, ein Princip, eine Idee, die der reinen, himmliſchen Liebe, Milde und Güte nemlich — **o clemens, o pia, o dulcis virgo Maria** — und das iſt doch die zweckmäßigſte in Beziehung auf Verſöhnung und Einigung, die es giebt. Aber das Abſtrakte, Unperſönliche wäre nicht wirkſam genug; nur das Perſönliche iſt das Lebendige, Reizvolle, Liebenswürdige, Bezaubernde; und Maria iſt für den

---

*) P. Karl vom heil. Alois im Karmelitenkloſter zu Würzburg hat ein Buch: „Die Gottesmutter in ihrem dreifachen Triumph über die Welt“ (Regensburg bei Puſtet 1853) herausgegeben, worin der Triumph Maria's 1) über die Jahrhunderte, 2) über den Erdkreis, 3) über das entartete Menſchenherz geſchildert wird. Hartes und Unbeugſames, heißt es in letzterer Rückſicht, ſei viel in der Welt, Marmor, Stahl, Diamant ꝛc.; aber das Härteſte von Allem ſei das Menſchenherz. Selbſt dem göttlichen Erlöſer widerſtehe es der Art, daß er, müde gleichſam eines ſo fruchtloſen Kampfes, die Waffen in die Hände ſeiner erhabenen Mutter niedergelegt, der es nicht zu trotzen vermöge. Und ſo trage nun der Erdkreis, der es verſchmäht habe, von dem Beſieger des Todes überwunden zu werden, zu den Füßen der ſeligſten Jungfrau ſeine Niederlage um ſo deutlicher zur Schau.

Glauben und Cultus auch eine im höchſten Grade perſönliche Geſtalt und Macht. Ich habe vor, dieſes Thema in einer beſondern Abhandlung auszuführen. In poetiſcher Form habe ich es längſt ſchon in meinem Marienbüchlein*) gethan.

VII. Erinnerung an eine arme, alte Frau.

Marianiſche Viſionen, welche Kindern, beſonders noch ganz jungen, unſchuldigen Mädchen zu Theil werden, dürften nicht ſo ſelten ſein, als es ſcheinen mag; nur daß ſie in wenigen Fällen ſo ruchbar werden und eine ſolche Bedeutung gewinnen, wie bei einer Bernadette, Veronica, Melanie. Ich erinnere mich hier einer armen, alten, katholiſchen Frau, die mir eine ſolche von ihr ſelbſt in ihrer Kindheit wahrgenommene Erſcheinung beſchrieb. Dieſe Perſon iſt es wohl überhaupt werth, daß ich ihrer mit einigen Worten gedenke.

Dieſelbe arbeitete um Tagelohn und pflegte während meines Aufenthaltes zu Frankfurt a. M. als aushelfende Dienerin auch in meine Wohnung zu kommen. Sie war äußerſt unwiſſend, konnte nicht ordentlich leſen und klagte namentlich darüber, daß ſie mit den Zahlzeichen nicht zurecht kommen könne. Ich hatte zunächſt nicht das geringſte Intereſſe für ſie; ſie war mir eher widerwärtig, als angenehm, bis ſich mir der geiſtige Schatz entſchleierte, den ſie in ihrem Inneren barg. Denn ſie war ganz voll romantiſcher Gläubigkeit und Poeſie und von wunderſamer Eloquenz, wenn ſie von Dingen ſolchen Charakters ſprach. So fremd ich ihr gegenüber ſtand, ſo faßte ſie doch ein gewiſſes Zutrauen zu mir; und da ich ihr, wenn ſie in's Plaudern und Erzählen gerieth, geduldig zuhörte, ſo hielt ſie mir, während ſie in meinem Zimmerchen zu ſchaffen hatte, zuweilen lange, pathetiſche Vorträge und theilte mir Thatſachen aus ihrem Leben mit, die einen großen Werth für mich hatten. Darunter waren z. B. folgende:

Sie war in ihrer Kindheit krank und elend und des Gebrauches ihrer Glieder unfähig. Für Doktor und Apotheker hatten die zu dürftigen Leute kein Geld. Da trug die Mutter ihr Kind einen weiten Weg, ich weiß nicht mehr in welche Kapelle,*) um ihm vom Himmel Geneſung zu erflehen. Und ſiehe da, es wurde geſund und tüchtig und blieb es ein ganzes, arbeits- und mühevolles Leben lang bis in's Alter hinein.

---

*) Münſter 1859.

Dieſe Frau war auch viſionär und ekſtatiſch von früher Jugend an. Sie ſpielte einmal als Kind mit anderen Kindern ihres Standes; da that ſich ihr auf einmal der Himmel auf und ſie erblickte die Königin desſelben in ihrer glorreichſten Geſtalt. „Ach wie ſchön iſt die Mutter Gottes!“ rief ſie entzückt. Die Erſcheinung war ſofort wieder verſchwunden; aber der große, tiefe Eindruck, den ſie gemacht, blieb; die Frau ſprach noch als Greiſin davon und war ſelig, eines ſo hohen und himmliſchen Anblickes gewürdiget worden zu ſein.

Sie pflegte auch ſymboliſche Geſichte zu haben, die zur Gattung des ſogenannten second sight gehören. Wenn ihr ein großes, unabwendbares Unglück nahe, ſo ſchien ihr in der Luft ein bloßes, düſteres Kreuz zu ſchweben, „ein Kreuz, an dem kein Herrgott iſt,“ wie ſie ſich ausdrückte. Einmal während einer Krankheit, die ſie befallen hatte, gelobte ſie, im Falle ihrer Geneſung einen gewiſſen Wallfahrtsort zu beſuchen, wo ſich ein marianiſches, die ſchmerzhafte Mutter mit dem todten Sohn auf dem Schooße darſtellendes Gnadenbild befindet. Sie genaß wirklich und machte ſich ſofort auf den Weg, um ihr Gelübde zu erfüllen, gebot aber zu Hauſe, während ihrer Abweſenheit ein brennendes Lämpchen zu Ehren der Muttergottes zu unterhalten. Als ſie an den Ort kam und des Marienbildes anſichtig wurde, erblickte ſie in ſchnell vorübergehender, aber deutlicher Erſcheinung ein über dem Haupte Chriſti leuchtendes Lampenflämmchen. Es bezog ſich dies offenbar auf das zu Hauſe Marien zu Ehren angezündete Lämpchen. Daß aber die Flamme auf dem Haupte Chriſti brannte, ſchien ſagen zu wollen, daß der göttliche Sohn das, was ſeiner Mutter zu Ehren geſchehe, als ihm ſelbſt geſchehen, anſehe und die ihr von der armen Treit — ſo hieß die Frau — gebrachte Huldigung für ſich ſelbſt wohlgefällig annehme. Ein ganz einziger, bewundernswürdig ſchöner und ſinnvoller Zug, wie wohl Jeder fühlen und zugeben wird, der für ſo hochpoetiſche Dinge nicht völlig ſtumpf und todt iſt. Und wie mußte ich ſtaunen, bei einer in Hinſicht ihrer Bildungsſtufe und ihrer äußeren Stellung in der Geſellſchaft ſo tief ſtehenden Perſon dergleichen myſtiſche Perlen zu finden!

---

*) Die Ortsnamen, welche mir die Alte nannte, habe ich vergeſſen; alles Uebrige, was ich hier mittheile, iſt mir noch genau bewußt, ſteht ſo auch, ſeit Jahren aufgezeichnet und aufbewahrt, in meinen Papieren.

VIII. Beiſpiele eines Glaubens ſeltener Art und ſeiner Folge.

„Der Gott, der übernatürlich eingreift in den naturnothwendigen Gang der Weltordnung um der ethiſchen Zwecke und Zuſtände der Menſchen willen, iſt und bleibt verloren für ein Denken, das ſich nicht auf Wünſche und Phantaſien, ſondern auf die Wirklichkeit der Dinge und die tägliche Erfahrung ſtützt.“ *) Es ſind dies die gewöhnlichen Phraſen, die wir überall in dieſen Schriften finden und über die wir uns ſchon ausgelaſſen. „Die tägliche Erfahrung“ haben dieſe Herren wirklich für ſich. Die Welt hat ſich vom Göttlichen, Himmliſchen, Ewigen losgeriſſen; wie ſollten da noch zu ihren Gunſten Wunder geſchehen, deren Möglichkeit einzig und allein auf der Verbindung der beiden Seiten zur innigſten Einheit beruht? Sie geht ganz nur ihren eigenen, ſtolzen, ſelbſtſtändigen Weg; tritt den Naturgewalten in eigener Kraft entgegen; erringt da die ihr auf ſolchem Wege möglichen Triumphe und muß ſich da, wo ſie dieſen Gewalten gegenüber ohnmächtig iſt und dieſe all ihrer Wiſſenſchaft, Kunſt und Anſtrengung ſpotten, alles Schreckliche und Traurige gefallen laſſen, was ſie über ſie ergehen laſſen. Das iſt leider die allerdings höchſt alltägliche Erfahrung. Aber da, wo jene goldene Kette, welche Himmel und Erde, Gott und Menſchheit zu verbinden beſtimmt iſt, ausnahmsweiſe noch unzerriſſen iſt, da kommen doch immer noch Ausnahmen vor, die freilich nicht in den Journalen zu ſtehen, meiſt vielmehr in tiefſtem Dunkel zu bleiben pflegen, die aber doch auch mit zur „Wirklichkeit der Dinge“ gehören. Es giebt noch immer Beiſpiele jenes erhabenen Muthes, welchem von all dem, wovor der materialiſtiſche Unglaube der Menſchen dieſer Zeit,

---

*) Lang, zur kirchlichen Situation. Zürich 1873. S. 48.

als unüberwindlicher Realität und Thatſache, die Knie beugt, Nichts imponirt; jenes unendlichen Vertrauens, jener abſoluten Gewißheit, welche Chriſtus meint, wenn er von einem Glauben ſpricht, der Berge verſetze, dem Nichts unmöglich ſei. Er findet ſich wohl nur noch bei ganz einfachen, ungelehrten Leuten, die von einem Renan, Strauß rc. Nichts wiſſen, die aber in Folge dieſes Muthes und Vertrauens, dieſer unerſchütterlichen Gewißheit allmächtig ſind, von ihrem Gotte im Nothfalle unbedenklich Alles begehren und — auch Alles erhalten, trotz Phyſik, Chemie, Phyſiologie und Pathologie. Ich will hier beiſpielsweiſe ein Geſchichtchen der Art erzählen; welches ich von einem glaubwürdigen Manne, der mich ſicher nicht belog, vernommen habe, nicht achtend des Spottes, den die klugen Leute darüber ausgießen mögen, in deren „täglicher Erfahrung“ ſo etwas allerdings nicht vorkommen dürfte.

Ein dürftiger Mann ernährte ſich und ſeine Familie mühſam durch ſeiner Hände Arbeit, verfiel aber in eine ſchwere Krankheit, die ſeine weitere Thätigkeit unmöglich machte. Der Arzt, der ihn beſuchte, erklärte, das Uebel ſei unheilbar, er müſſe ſich auf das Aeußerſte gefaßt machen. „Wie“, ſagte der Kranke, „ich ſoll ſterben? Das darf nicht ſein, was würde dann aus meiner Frau und meinen Kindern werden?“ — „Nun,“ ſagte der Arzt, des Mannes Einfalt belächelnd, „wenn Er noch Hoffnung hat, ſo iſt es gut; ich aber kann hier Nichts mehr thun.“ Er ging und ließ ſich nicht mehr ſehen. Nach geraumer Zeit führte ihn wieder einmal ſein Weg vor der Hütte des Mannes vorbei, der unterdeſſen nicht geſtorben war, ſondern friſch und munter, wie es ſchien, vor der Thüre ſtand. Der Arzt war ſtarr vor Erſtaunen. „Er lebt noch?“ ſagte er zu ihm; „wer hat Ihm denn geholfen, was hat Er denn gebraucht? — „Nichts, Herr Doktor, gar Nichts“, war die Antwort. „Ich habe es Ihnen ja geſagt, daß ich nicht ſterben dürfe. Ich habe zu Gott gebetet, und der hat mir geholfen.“

Es iſt dies nicht der einzige Fall der Art, der angegeben werden kann. Manches Aehnliche habe ich ſchon in meinem Buche: „Das Reich des Wunderſamen und Geheimnißvollen“ *) hervorgehoben. So wird von einem Schullehrer in Pommern berichtet,

---

*) Regensburg 1872 S. 277. ff.

deſſen Leben voll Armuth, Noth und Leiden geweſen, der aber einen ſtarken Glauben gehabt und dem zuweilen auch ſehr auffallend geholfen worden ſei. Er war einmal ohne Geld und ohne Nahrungsmittel; die Kinder hungerten und ſchrieen nach Brod; er konnte Nich's zur Stelle ſchaffen. Er ließ gleichwohl den Tiſch decken, trat mit den Seinen davor und verrichtete das Gebet. Während deſſen kam Jemand und brachte ihm einen großen Laib Brod von einem Herrn, der ihm weder vorher Etwas geſchickt hatte, noch Solches nachher that. Man kann ſich in vielen Fällen dieſes Charakters mit dem Zufalle helfen, der die Rolle eines ſcheinbar myſtiſchen Zuſammenhanges, einer ſcheinbar providentiellen und wunderhaften Veranſtaltung geſpielt habe. Doch wollen dergleichen geiſtloſe Nothbehelfe nicht immer ausreichen: das reale Wunder wird wenigſtens dem Glaubenswilligen zuweilen überzeugend genug in die Augen leuchten.

IX. Der Wunderarzt.

Nirgend ſind wir arme Sterbliche dringender auf das Wunder angewieſen, als in Krankheitsfällen. Zahllos ſind die Formen, in welcher die Natur uns mit Störungen und Zerrüttungen des Leibes und der Seele heimſucht, uns mit dämoniſcher Tücke und Grauſamkeit theils plötzlich anfällt und raſch wegrafft, theils langſam zu Tode martert. Was einem ſolchen Feinde die herkömmliche, für rationell und wiſſenſchaftlich geltende Heilkunſt zu leiſten vermag, iſt längſt erkannt und gerügt, in neueren Zeiten namentlich durch Hahnemann geſchildert und in weiteren Kreiſen zur Kunde gebracht worden. Auch mit neuen Heilmethoden iſt wenig gethan; und eine Maſſe unheilbarer Patienten ſetzt dieſe traurige Sachlage fortwährend in das grellſte Licht. Mancher Leidende, dem keine Hülfe, keine Erleichterung wird, und deſſen Qualen zum Unerträglichen wachſen, greift deßhalb zum Selbſtmord. So erſchoß ſich z. B. am 1. September 1873 zu Wien Graf Karl Eszterhazy, k. k. Kämmerer. Er krankte an einem Rückenmarksleiden, das während der ärztlichen Behandlung nur immer ärger wurde. Nach dem Rathe der Aerzte beſuchte er mehrere Heilquellen, aber ohne Frucht; von einer ſolchen zurückkommend vollbrachte der Verzweifelnde die That. Ein zurückgelaſſener Brief an ſeinen Hausarzt gab als Grund derſelben ſeinen hoffnungsloſen Krankheitszuſtand an. *) Was gegen eine Seuche, wie die Cholera iſt, ausgerichtet werden kann, erfahren wir ſoeben wieder in dieſem Jahre 1873. Dr. Hirſch und Dr. Pettenkofer, Mitglieder der Choleracommiſſion zu Berlin, haben an Bismarck geſchrieben: „ſie ſeien zu dem traurigen Geſtändniſſe gezwungen, daß ſich die Heilkunſt dieſer Krankheit gegenüber bisher faſt abſolut machtlos erwieſen habe; und daß wir darauf gefaßt ſein müßten, bei der nächſten Cholera-Epidemie die Opfer der Seuche wieder nach Hunderttauſenden zu zählen.“

Wegen dieſes unausſprechlichen Jammers die Aerzte in Anklageſtand zu verſetzen, wäre ſehr ungerecht. Nicht ſie, ſondern die theoretiſche und praktiſche Unbezwinglichkeit des Gegenſtandes, den ſie zu behandeln haben, iſt daran Schuld. Man muß wiſſen, wie ſich die größten und berühmteſten Aerzte, die es, bei geſichertem Ruhme und Anſehen, wohl wagen dürfen, offen zu ſein, darüber auszulaſſen pflegen. Ich ſelbſt habe mit ſehr intelligenten, kenntnißreichen und erfahrenen Aerzten, welche verſchiedenen Schulen angehörten, vertrauten Umgang gepflogen; ihr Urtheil ſtimmte mit dem überein, welches ich mir durch eigene Erfahrung und eigenes Studium gebildet hatte. Ein mir genau bekannter Würzburger Arzt hat ſich wegen eines Uebels, an dem er ſelbſt litt und das ſich unheilbar erwies, durch einen Sturz in's Waſſer getödtet. Und ſo iſt es ſehr begreiflich, daß nicht bloß das ungebildete Volk, ſondern ſelbſt die höhere Welt, bis zu den vornehmſten Ständen hinauf, ſo ſehr geneigt iſt, in dieſem Punkte dem ſogenannten Aberglauben zu huldigen und ſich, nachdem Alles, was Wiſſenſchaft und Kunſt zu rathen und zu thun vermag, vergebens geſchehen iſt, an ein mit wunderſamen Kräften begabtes, wenn auch in der tiefſten Schichte des Volkslebens befindliches Individuum zu wenden. Wir werden im Verlaufe dieſer Abhandlung mehrere ſolche Individuen nennen, von denen ſich vornehme Perſonen, ja ſelbſt Aerzte, an deren eigenen Uebeln ihre Kunſt ſcheiterte, behandeln ließen.

2.

Die durch Menſchen an Menſchen geſchehenden Heilwunder —

---

*) Nürnberger Korreſpondent vom 9. Sept. 1873. Abendblatt.

andere ſchließen wir hier von unſerer Betrachtung aus — ſind doppelter Art. Sie ſind erſtlich dadurch möglich, daß in Folge eines ſeheriſchen Erkennens, wie bei Heilträumen, dem Tempelſchlafe (der Incubation) der Alten, bei unſeren Somnambulen, das hülfreiche Mittel erkannt und angewendet wird; zweitens ſo, daß ohne mediciniſche Verordnung und Arzenei durch den bloßen Willen und perſönlichen Einfluß, durch Gebet, Berührung, Wort ꝛc. geheilt wird. Die erſtere Art von Heilung erſcheint uns myſtiſch-wunderſam nur in Beziehung auf die Erkenntniß des Heilmittels, die in das Gebiet der Divination, der ſeheriſchen Vermögenheiten gehört. Die Anwendung des Mittels, inſofern dies ein natürliches, auch ſonſt wohl gebräuchliches oder anwendbares iſt, eines Krautes z. B., das in dem betreffenden Falle heilſam iſt, alſo die in's Werk geſetzte Heilung ſelbſt, pflegt nichts Wunderbares für uns zu haben, und fällt mit der gemeinen Heilkunſt in Eins zuſammen. — Anders verhält es ſich mit dem perſönlichen Heilverfahren. Hier iſt der heilende Menſch ſelbſt unmittelbar auch das Heilmittel; Arzt und Arzenei fallen in Eins zuſammen — und das iſt das vollkommene Heilwunder, wie es in ſo ausgezeichneter Weiſe in den neuteſtamentlichen Relationen erſcheint.

Man kann daſſelbe auf Glauben und Vertrauen zurückführen, in dem Sinne nemlich, daß es ganz nur in das Subjekt des Kranken hineingelegt und eine dem Heilenden inwohnende, myſtiſche und magiſche Kraft nicht angenommen wird.*) Mit dieſer Erklärungsart reicht man jedoch nicht aus. Daß die gläubige Seelenſtimmung des Leidenden hier eine große Rolle zu ſpielen, zuweilen ſchon allein ſehr auffallende Dinge zu bewirken vermöge, läugnen wir nicht. Aber eine ſolche Zuverſicht pflegt doch nicht ſogleich von vorn herein da zu ſein; ſie muß geweckt, genährt, geſteigert werden; man traut nicht Jedem ohne Weiteres das Außerordentliche, ja unmöglich Scheinende zu; wer Solches zu leiſten verſpricht, dem wird zunächſt, wenn nicht entſchiedener Unglaube, doch Zweifel und Mißtrauen entgegentreten. Damit Vertrauen entſtehe und ſich zu genügender Höhe ſteigere, müſſen auffallende Thatſachen vorausgehen; und wenn es der Heilende mit kleinen Kindern zu thun hat, wenn derjenige, dem geholfen werden ſoll, ſich in unbeſinnlichem Zuſtande befindet oder gar ſchon geſtorben iſt, oder wenn ſich die Heilung auch auf Thiere erſtreckt, ſo iſt der Thaumaturg ganz nur auf ſeine eigene Kraft und Thätigkeit angewieſen. Allerdings findet man, daß ein Solcher Glauben verlangt, wie namentlich Chriſtus gethan.*) Dies geſchieht aber nicht in jenem modernen Sinn; Chriſtus ſchreibt ſeine Wunder eben ſo ausdrücklich ſich ſelber zu, ſie als ſeine Werke bezeichnend. Es wird dort bloß gefordert, daß die vom Wunderthäter ausgehende Wirkung durch Zweifel und Unglaube nicht geſtört, geſchwächt, paralyſirt werde. Glaube iſt da ſo viel als Hingebung, Empfänglichkeit ohne hemmenden Gegenſatz und Widerſpruch im Inneren. Einen Todten zu erwecken, in dem kein Glaube, aber auch kein Unglaube vorhanden, möchte leichter ſein, als an einem Kranken, der voll ſuperkluger Kritik und Aufklärung ſteckt, auch nur das kleinſte Heilwunder zu verrichten.

---

*) „Die Wunderheilungen beruhen auf dem Vertrauen, welches der Seele die Kraft verleiht, umſtimmend oder erregend auf leibliche Organe zu wirken.“ Perty, Blicke in das verborgene Leben des Menſchengeiſtes.“ S. 9.

Man entflieht überdies dem Wunder auch auf jenem ſubjektiviſtiſchen Erklärungswege nicht; ja man wird genöthigt, etwas noch ſchwerer zu Glaubendes anzunehmen. Wenn, wie dort im Evangelium, Blinde, Taube, Lahme, Ausſätzige geheilt werden und dies Alles der bloße Glaube ohne wirkliche thaumaturgiſche Hülfsleiſtung zu wirken im Stande iſt, ſo iſt das ebenfalls ein über allen rationaliſtiſchen und materialiſtiſchen Begriff hinausgehendes Mirakel; und es kommt mir wenigſtens leichter an, an Alles, was die Legende Wunderſames berichtet, als an eine ſolche Allmacht der Vorſtellung und Einbildung zu glauben — denn etwas Anderes ſoll hier „Glaube“ nicht ſein. Das Wunder wird da bloß von der einen Seite auf die andere verlegt und ſo auf keinen Fall etwas in eine andere Kategorie Gehöriges daraus gemacht.

3.

Körperliche Kraft und Stärke, Geſundheit und blühendes Lebensalter ſind keine nothwendigen Bedingungen des perſönlichen Heilvermögens. Die Wiener Seherin Anna Maria Weiß, über die ich in einem früheren Werke*) gehandelt, war ſelbſt ſehr krank und ſchwach, als ſie ein ſterbendes Kind magnetiſch zu behandeln unternahm; daſſelbe war am 8. Tage vollkommen heil.**) Unten werden wir einen Fall anführen, wo eine 70jährige Frau die außerordentlichſten Heilkräfte bewies. Tauſend phyſiſch kräftige, geſunde, im beſten Lebensalter ſtehende Individuen werden dagegen ſolcher Vermögenheiten durchaus untheilhaft ſein; ſie gehen aus ganz anderen Quellen, als aus den gemein natürlichen, phyſiſchen, materiellen, hervor.

---

*) Er ſpricht Matth. 9, 25 zu den Blinden: „Glaubet ihr, daß ich ſolches thun kann?“ Und nach bejahender Antwort: „Euch geſchehe nach euerem Glauben.“ Zu dem blutflüſſigen Weibe Cap. 9, 22 ſagt er: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ In Nazareth kann er nicht viele Wunder thun wegen des daſelbſt obwaltenden Unglaubens. Matth. 13, 58.

4.

Als Bedingungen, auf welchen heilende Kräfte und Effekte beruhen, laſſen ſich nachweiſen: Reinheit und Güte der Geſinnung und des Willens, wahrer Antheil an dem Leidenden oder der leidenden Menſchheit überhaupt Uneigennützigkeit, Freiheit von Habſucht, Geldgier, Eitelkeit, Hochmuth ꝛc. Wir finden in den betreffenden Nachrichten mehrmals beſonders den ſchönen Zug, daß die thaumaturgiſche Perſon für ihre Hülfsleiſtungen Nichts fordert und Nichts annimmt, wenigſtens was dürftige Kranke betrifft. Es iſt dies auch der Vorſchrift Chriſti gemäß.***) Wo ſich Gewinnſucht bemerklich macht, da iſt jeder Argwohn gerechtfertigt. †) Auch Eitelkeit und Hochmuth müſſen ferne ſein; wir werden eines Beiſpiels gedenken, wo durch die Erweckung ſolcher Gemüthsregungen in einem ſchlichten Manne deſſen vorhin ausgezeichnetes Heilvermögen zerſtört worden iſt. Es ſind alſo innere, pſychſche, moraliſche Bedingungen, die hier obwalten.

---

*) Das Reich des Wunderſamen und Geheimnißvollen.

**) Weiß, Symbol. Bilder. Leipzig 1869. S. 34.

***) Math. 10, 8: „Machet die Kranken geſund, reiniget die Ausſätzigen, wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus! Umſonſt habt ihr's empfangen, umſonſt gebet es auch!“

†) Die platte Aufgeklärtheit unſerer Tage, wie ſie ſich beſonders in Zeitungsblättern präſentirt, führt Alles in dieſem Bereich auf gewinnſüchtige Motive und Betrügereien zurück. Ein ſolches Urtheil ſtieß mir wieder neueſtens (1873) in einem Journalartikel (Wiener „Preſſe“, Didaskalia) auf. Da iſt von „jenen Wunderärzten“ die Rede, „die der leidenden Menſchheit immer inſofern Erleichterung verſchaffen, als ſie eingebildeten Kranken die Bürde einer straffen, ſchweren Börſe erleichtern.“ Die Sachen ſtehen ganz anders. Nicht eingebildete Kranke pflegen es zu ſein, die ſich an Wunderärzte wenden, ſondern ſchwer leidende, von den wiſſenſchaftlichen Aerzten lange vergebens behandelte, an dieſer Art von Heilkunſt verzweifelnde, auch wohl von den Aerzten ſelbſt ausdrücklich für unheilbar

5.

Am ruchbarſten und glänzendſten iſt das in Rede ſtehende Vermögen durch Chriſtus und ſeine Apoſtel beurkundet werden. Aber auch die Folgezeiten bis in die letzten Jahrhunderte und die Blüthenzeiten des Rationalismus und Materialismus hinein haben ſolche Kräfte zur Erſcheinung gebracht. Es ſind oft ganz arme, ſchlichte, unſcheinbare Leute, in deren Beſitz ſie ſich befinden; auch in den kirchlichen Kreiſen haben ſie ſich in ganz beſonderem Grade bei Solchen gezeigt, die eine ſehr untergeordnete und äußerlich unbedeutende Stellung einnahmen und die man zum Theil noch überdies in kaum glaublicher Weiſe angefeindet, gedrückt und mißhandelt hat, wie bei dem cataloniſchen Mönche Salvator ab Horta der Fall geweſen, von welchem unten näher die Rede ſein ſoll.

6.

„Ich kenne einen Seher,“ ſagt Kieſer,*) „der ſich ſeine weiſſagenden Geſichte zur Nachtzeit häufig auf einem Berge, wo er ſich auf den Bauch hinlegt, erzeugt und dieſe Gaben auf die anſpruchsloſeſte Weiſe zur Heilung von Krankheiten anwendet. Die Geſichte ſind theils proſaiſch, theils poetiſch, theils plaſtiſch, und betreffen, außer Krankheiten, auch andere, ſelbſt politiſche Lebensereigniſſe, ſo daß er ganz den Propheten des alten Teſtamentes gleicht.“

---

erklärte Patienten, die dann oft ſchon durch einen armen Mann, eine arme Frau im unwiſſenden Volke Hülfe gefunden hatten und dabei auch in Beziehung auf ihre Börſe beſſer weggekommen ſind, als bei den theuren und langwierigen Curen, denen ſie ſich zuvor unterworfen hatten. Das blutflüſſige Weib im Evangelium hatte ſein ganzes Vermögen an die Aerzte gewendet und Nichts erreicht. Die Hülfe, die ihr der Heiland gewährte, hat ihr keine Koſten verurſacht. Ev. Marci 5, 26. Lucä 8, 43.

*) Tellurismus II. Leipzig 1826. S. 48.

7.

Ein alter, ernſter, verſtändiger Mann hat mir einmal vor Jahren von einem außerordentlich heilkräftigen Menſchen erzählt, der aber ſeine Begabung möglichſt abläugnete und verſteckte, und, was er durch ſie ausrichtete, als gar nicht durch ihn bewirkt darzuſtellen pflegte. Ich bedauere, nur eine ſehr unvollkommene Erinnerung an das Vernommene zu haben. In einem der erzählten Fälle hatte ſich ein junger Menſch den Fuß verletzt; Leute umſtanden und bedauerten ihn; auch jener Mann kam heran, ſtrich mit der Hand über den Fuß hin, ſagte: „Was wollt ihr denn? Es iſt ja Nichts;“ und ging wieder ſeiner Wege. Der Fuß aber war geheilt. Ich referire, wie es mir noch im Gedächtniß iſt; gelogen hat der Erzähler gewiß nicht; und das Benehmen des Wundermannes iſt höchſt charakteriſtiſch und ganz das eines Thaumaturgen der ächteſten Art. Auch Chriſtus, wiewohl es ſeinen Zwecken entſprach, ſeine Thaten offenbar werden zu laſſen, vermied doch möglichſt das Aufſehen. *)

8.

In Ruhla und der Umgegend hat es nach Bechſtein*) von jeher allerlei Wundermänner, Seher und Propheten gegeben, deren Andenken im Volke traditionell fortlebt. Solche waren Hans Leineweber, ein Handwerker, Hans Heß, ein Hirte, Hans Schnill, ein Korbflechter, Johannes Hornſchuh, genannt Thalhans oder Vorwärtshäns, ein Fenſtermacher und Schreiner. Letzterer, deſſen Weſen und Leben Ludwig Storch in einer bekannten Novelle beſchrieben hat, war der berühmteſte. Derſelbe wahrſagte und curirte als ein weit umher berühmter Wunderarzt Menſchen und Vieh; ſeine Thüre war ſtets von Menſchen aller Stände belagert; ſie kamen oft über 12 Stunden weit her; Boten erſchienen aus großen Entfernungen. Er war uneigennützig, beſcheiden, wohlthätig; er forderte Nichts, ſelbſt von den Reichen; von den Dürftigen nahm er nie Etwas an, gab ihnen vielmehr noch von dem Seinigen, ſo ihr doppelter Wohlthäter. Sein Andenken iſt in der ganzen Gegend unvergeſſen.

---

*) Matth. 8, 4. Cap. 9, 30. Cap. 12. 16.

**) Thüringer Sagenſchatz II. S. 125 ff. unter der Aufſchrift: „Weiſe Männer und Propheten.“

Es gehört zu dieſer Gruppe, in welcher ſich ſeltſamer Weiſe durchgängig der Name Johannes, Hans oder Häns bemerklich macht, auch der thüringiſche Wunderdoktor Johannes Dicel, genannt Kleinhans, eine nicht bloß ſagenhafte Geſtalt, indem ſich auch ſchriftliche Aufzeichnungen über ihn erhalten haben. Er wurde zwar, auf der Höhe ſeines Ruhmes und Anſehens ſtehend, nach verſchiedenen ihm widerfahrenen Anfeindungen, mit Hülfe hoher Gönnerſchaft, in die gelehrte Doktorenzunft aufgenommen, ſtieg aber ebenſo, wie die anderen Wundermänner dieſer Gruppe rein ſelbſtſtändig aus der Tiefe des Volkes empor und behielt ſtets den myſtiſchen und thaumaturgiſchen Charakter eines ſolchen. Geboren zu Seebach, einem Dorfe bei Thal und Ruhla, Sohn eines Leinewebers und Tagelöhners, arbeitete er zuerſt als Leineweber, Dreſcher und Holzhauer, ja ging in ſchwerer Zeit mit ſeiner verwittweten Mutter ſogar betteln. Nach dem Tode derſelben von ſeinem älteren Bruder aus dem Hauſe gewieſen, legte er ſich auf Tüncherei und Malerei, machte dazwiſchen den Dreſcher, heirathete eine Magd und brachte es unter ſo ärmlichen Umſtänden doch ſo weit, daß er ſich ein Häuschen anſchaffen konnte. Er heilte ferner auch Kröpfe, ſtudirte ein Arzneibuch und bekam als Volksarzt einen ſo großen Zulauf, daß die privilegirten Aerzte in Ruhla und Eiſenach Klage erhuben und ein Verbot wider ſeine Curen erwirkten. Um ſo maſſenhafter ſtrömten ihm die Kranken zu. Er ſuchte ſich aus mediciniſchen Büchern noch gründlichere Kenntniſſe zu verſchaffen; die gewaltſamen Maßregeln, die wider ihn angeordnet wurden, kamen wegen des Schutzes, deſſen er ſich andrerſeits erfreute, nicht zur Ausführung; und ſo curirte er fort und wurde in ganz Thüringen und drüber hinaus berühmt; die vornehme Welt vertraute ihm eben ſo ſehr, wie das Volk; fürſtliche Karoſſen führten ihn zu hohen und höchſten Perſonen hin, und es glückte ihm daſelbſt die Heilung von Uebeln, gegen welche alle andern Aerzte ihre Mittel fruchtlos angewendet hatten. Nun wurde das Verbot gegen ihn aufgehoben; ſein Anſehen ſtieg noch höher; Hunderte ſtrömten Tag für Tag zu Fuß, Roß und Wagen in das kleine Dorf; und Kleinhans wurde ein reicher, ja vornehmer Mann, der mit Fürſten und Herren verkehrte. Wiewohl er ſich auch der wiſſenſchaftlichen Medicin befliß und Arzeneien gab, ſogar eine eigene Apotheke anlegte, ſo muß er dabei doch durch wunderſame Vermögenheiten, etwa durch einen ihn unfehlbar leitenden Seherblick unterſtützt worden ſein, da ſich ſeine Erfolge nicht wohl anders erklären laſſen. Er hatte auch viele bedeutſame Träume. „An Wendepunkten ſeines Lebens und in kritiſchen Lagen kam ihm ſtets ein vielgeſtaltiger Traum, der ihm Fingerzeige für das von ihm einzuſchlagende Vorhaben gab.“ *) Daß er ſich bezahlen ließ und ſo zu einem bedeutenden Vermögen kam, könnte ihm zwar den Verdacht zuziehen, daß er kein ächter Wundermann geweſen. Aber dieſem Verdacht tritt entgegen, was wir ſogleich weiter berichten werden.

Derſelbe Mann war nehmlich auch ausgezeichnet durch ſeine große Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. Er faßte den Entſchluß, all ſein Hab und Gut auf fromme Stiftungen zu verwenden. Es lag ihm zunächſt die Erbauung einer Kirche und Begründung einer Pfarrei in Seebach am Herzen. In ſeiner Apotheke hing ein von ihm ſelbſt gemaltes ſymboliſches Bild, das ſich jetzt in der Sacriſtei der von ihm gebauten Kirche befindet. Es ſtellt eine Apotheke dar, worin als Apotheker Chriſtus ſteht; in der Wage liegt als Gewicht ein Crucifix, in der andern wird auf einem Zettel „Abſolution“ abgewogen; Kaſten, Schachteln, Büchſen, Flaſchen tragen religiöſe Inſchriften, wie: „Glaube, Liebe, Hoffnung, Gottesfurcht, Geduld, Friede, Demuth“ ꝛc.; auch iſt das Bild mit entſprechenden Bibelſprüchen geziert. Daneben hatte Dicel eine Sammelbüchſe angebracht; und wer ſeine Hülfe verlangte, wurde angehalten, ein Scherflein zum Kirchenbau hineinzulegen. Am Johannisfeſte 1736 wurde die Kirche mit großen Feierlichkeiten eingeweiht, und der „hochgräfliche Hofprediger“, der die Predigt hielt, legte als Thema den Vers zu Grunde: „Es war ein Mann von Gott geſandt, der hieß Johannes,“ mit ehrenvoller Anſpielung auf des Gründers Taufnamen. Es wurden zugleich 125 arme fremde Leute auf Dicel's Koſten geſpeiſt, und dies in den folgenden Jahren wiederholt. Davon ſchrieb ſich das Seebacher

---

*) L. Storch.

Kirchweihfeſt, die vordem berühmte „Doktorkirmeß", ein ächt thüringiſches Volksfeſt, her. Auch eine Pfarrbeſoldung beſchaffte Dicel; dem Pfarrer beſtimmte er zur Wohnung ſein eigenes Haus. Hierauf wandte er ſeine Sorge der Schule zu. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau heirathete er ſeine Dienſtmagd, die ihm 25 Jahre lang treu gedient hatte — ſo fern war dieſer ſeltene Mann von Hochmuth. Er entſchlief hochbetagt i. J. 1758.

„Der Ruf ſeiner Gottſeligkeit und ſeiner daraus entſpringenden Heilkraft," ſagt L. Storch, „ſtieg bis in's Fabelhafte. Er war ein von Vornehm und Gering weit und breit hochgefeierter und faſt abgöttiſch verehrter Mann. Von ſeinen Wundercuren weiß die Sage nicht Erhebens genug zu machen. Sie kettet ſich vorzüglich an die „„Heilandsapotheke,"" ſo daß es eine allgemeine und feſtſtehende Annahme war, der Heiland komme Nachts ſelbſt zu ihm,„ helfe ihm ſeine Arzeneien bereiten und gebe ihm in ſchwierigen Fällen Aufſchluß, ob der Patient und womit er zu retten oder ob er dem Tode verfallen ſei." An der Kirchthüre zu Seebach befindet ſich eine Tafel aus Sandſtein mit der Inſchrift: „Herrn Johannes Dicel, ihrem vormaligen treugeſinnten Mitnachbar und unvergeßlichen Wohlthäter, dem edeln Begründer aller hier beſtehenden frommen Stiftungen für Kirche, Pfarrei und Schule, dem Erbauer dieſes Gotteshauſes, als Denkmal unvergänglicher Dankbarkeit geweiht am erſten hundertjährigen Stiftungstage dieſer Kirche den 28. Juni 1836 von der Gemeinde Seebach." *)

9.

Eine Erſcheinung ähnlichen Charakters war ferner der iriſche Wunderarzt Valentin Greatrakes, der, geb. i. J. 1628, gegen das Jahr 1663 hin eine innere Stimme zu vernehmen glaubte, die ihm ſagte, er könne eben ſo gut, wie die Könige Englands, durch ſeine Berührung Scrofeln heilen. Er wurde verlacht; allein die Verſuche, die er machte, gelangen. Es herrſchte ein epidemiſches Wechſelfieber; die Stimme forderte ihn auf, auch hier ſeine Gabe anzuwenden; er legte einer daran erkrankten Frau die Hand auf

---

*) Nach Ludw. Storch in der „Gartenlaube." Mit Benützung des Seebacher Kirchenarchives.

und fügte einen Spruch hinzu; ſofort wich das Fieber und die Frau genaß. Jetzt erweiterte er ſeinen Wirkungskreis; unzählige Zeugniſſe verbreiteten den Ruhm ſeines wunderſamen Heilvermögens, Kranke aller Art nahmen ihre Zuflucht zu ihm und man ſcheute keine Koſten, um zu ihm zu kommen. Legte er Epileptiſchen die Hände auf, ſo ſtillten ſich ſogleich ihre Convulſionen; eben ſo hörten Fieberbewegungen unverzüglich auf, und die Krankheit war für immer gehoben. An einem Tage wurden wohl an 60 Perſonen auf einmal geheilt." Er betrug ſich ſehr edel und uneigennützig und nahm nie einen Lohn. Sein Verfahren war einfach; außer der ſchon erwähnten Handauflegung nahm er auch Reibung des kranken Gliedes und Beſpeichelung zu Hülfe; Tauben wurde der Finger an's Ohr gelegt. „Ich ſah", berichtet ein Augenzeuge, „wie er den Finger in das Ohr eines ſehr Schwerhörigen legte; ſogleich hörte mich dieſer, als ich ſehr leiſe mehrere Fragen an ihn richtete. Vor der Behandlung ſprach er eine Art von kurzem Stoßgebete; und war die Heilung erfolgt, ſo ermahnte er, Gott die Ehre zu geben: Selbſt die Auflegung ſeiner Handſchuhe war nicht wirkungslos. Er heilte Scrofeln, Ausſatz, Fieber, Blindheit, Taubheit, Lähmung, Epilepſie, Beſeſſenheit. Einen Knaben befreite er durch Streichen und Einſpeicheln von 10jährigem Ausſatze. Man nannte ihn den Antichriſt der Aerzte. Neid, Eiferſucht, Unglauben erhoben ſich zum Streite wider ihn; es erſchienen Schriften für und gegen ihn; aber auch Aerzte und Perſonen höheren Ranges legten zu ſeinen Gunſten ihr Zeugniß ab. Bemerkenswerth iſt, daß ihm ſeine Heilkraft nicht von jeher beigewohnt, ſondern erſt von einem gewiſſen Zeitpunkt an, wo ſie ihm verliehen zu werden ſchien. Vor dieſem hatte er bemerkt, daß, wenn er ſelbſt Kopfſchmerz hatte, ſeine Hand dagegen wirkungslos war; nachher durfte er in ſolchem Falle nur die Hand zum Haupte führen, um geheilt zu ſein.

10.

In Unterwittighauſen, 6 Stunden von Würzburg, befand ſich in den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts ein ſchlichter, frommer

---

*) A brief account of Valentin Greatrakes and of his cures. London. 1666. Vergl. Görres, Myſtik. Bd. IV. Abth. II. S. 492.

Landmann, Martin Michel genannt, der ebenfalls im Beſitz einer ſo eminenten perſönlichen Heilkraft war. Schon die Voreltern der Familie hatten geheilt; es ſchrieb ſich das vielleicht von ſehr alter Zeit her. Man hatte es den Leuten unterſagt, die mediciniſche Facultät in Würzburg hatte die Sache für eine unſtatthafte Pfuſcherei erklärt; aber ſie konnte mit all ihrer Gelehrſamkeit nicht, was der einfache Bauer leiſtete. Fürſt Alexander von Hohenlohe dagegen verſchmähte es nicht, ſich mit ihm in Verbindung zu ſetzen; er begann mit ihm jene Wundercuren, die zu ihrer Zeit ſo großes Aufſehen gemacht. Einen Glanzpunkt bildete hiebei die Heilung der 17jährigen Prinzeſſin Mathilde von Schwarzenberg, die von ihrem 2. Lebensjahre an leidend geweſen, ihr Steh- und Gehvermögen gänzlich eingebüßt hatte und an faſt unaufhörlichen Rückenſchmerzen litt, mit der man bis dahin alles Mögliche verſucht, bei welcher Aerzte, Curmethoden, Bäder, Aufenthalte in Böhmen, Deutſchland, Italien, Frankreich, den Pyrenäen wenig oder gar nichts gefruchtet, das Uebel zum Theil nur verſchlimmert hatten und die nun im Juni 1821 von dem die Behandlung mit Hülfe des Landmannes unternehmenden Fürſten mit einem Male die Kraft erhielt, ſich von ihrem Schmerzenslager zu erheben und beliebig umherzuwandeln. Unter den damals über die Wunderkuren des Fürſten von Hohenlohe erſchienenen Schriften iſt eine von Baur, Vicar des Domſtiftes in Würzburg und Dominacalis major*), worin die Krankheitsgeſchichte der Fürſtin, wie ſie von den Wiener Aerzten vor der i. J. 1819 erfolgten Ankunft derſelben in Würzburg aufgeſetzt worden war, wörtlich abgedruckt, auch die weitere ärztliche und chirurgiſche Behandlung in Würzburg, ſo wie auch die wunderbare Heilung beſchrieben iſt.

In der „Gartenlaube“**) ſtieß ich zu meiner nicht geringen Ueberraſchung auf einen Artikel über den Fürſten, den Bauer Michel und die von ihnen geheilte Prinzeſſin, der dieſes Thema mit allen Grimm und Gift bornirter Aufklärerei und Wunderläugnung behandelt. Er iſt betitelt: „Ein deutſcher Wundercur-Fürſt. Nach erſt jetzt zugänglichen Acten“ und unterſchrieben mit dem Buchſtaben St. G. Ich war ſehr begierig, zu erfahren, was denn Das für „Acten“ ſeien, welche erſt jetzt zum Vorſchein kämen und die betreffenden Curen — denn daß dieſelben entwerthet werden ſollten, wußte ich zum Voraus — als unwahr erwieſen. Ich fand jedoch auch nicht die mindeſte Spur von Nachweiſung und Beglaubigung durch namhaft gemachte Quellen, Autoritäten und Gewährsmänner; einfache Erzählung und Darſtellung der Begebenheiten und der darin vorkommenden Perſönlichkeiten im Sinne der erwähnten Tendenz; lauter in der Luft ſchwebende Angaben, Behauptungen, Urtheile, Beſchuldigungen und Beſchimpfungen. Dr. Heim ſei es geweſen, der die Prinzeſſin geheilt und nicht der Fürſt und der Bauer; jener mit dieſem „einem durchtriebenem Gauner“, im Bunde, habe ſich die Heilung gaukleriſch angeeignet und den Dr. Heim um ſeinen wohlverdienten Lohn gebracht. Es wird zugeſtanden, daß nicht nur der damalige Kronprinz, nachheriger König Ludwig I., an die wunderbare Heilung geglaubt, ſondern auch die Prinzeſſin ſelbſt, die daher vor ihrer Abreiſe nach Oeſterreich nach dem Dorfe des Bauers Michel gefahren und ihm die koſtbaren Geſchenke gebracht, die ihm ihre Dankbarkeit zuwendete.

---

*) Würzburg 1821.

**) 1873 Nr. 15. S. 218 ff.

Nun, ich denke, die Prinzeſſin wird am Beſten gewußt haben, wem ſie ihre Geneſung verdankte; und es iſt zur Erhärtung des Wunders und zur Ehrenrettung der beſchimpften Wunderärzte vollkommen hinreichend, was die „Gartenlaube“ ſelbſt berichtet und geſteht.

Am Schluſſe des 2. Heftes der oben citirten Schrift von Vicar Baur von Würzburg wird folgende dem Bauer Martin Michel gelungene Heilung erzählt und als über allen Zweifel erhaben bezeichnet. Gräfin Oſtrowska aus Moskau kam 1821, in Begleitung ihres Arztes Dr. v. Malfatti, in Würzburg an und nahm ihre Wohnung im Gaſthof zum „bayer. Hof.“ Sie war ſeit 1½ Jahr contrakt und konnte nicht ſtehen; man mußte ſie aus dem Wagen nehmen und in ihr Zimmer tragen. Am nächſten Tage um ½ auf 1 Uhr fuhr ſie mit dem Arzte nach Unterwittighauſen zu Martin Michel und kehrte Abends um 10 Uhr zurück. Sie ſtieg aus dem Wagen und ging am Arme des Arztes die Treppe hinauf. Man erblickte ſie ſpäterhin im Dom und im Hofgarten; ſie ſchritt, abgemattet durch ein langes Krankenlager, langſam, doch ohne Beſchwerde einher und reiſte geneſen wieder ab. Der Eigenthümer des Gaſthofs und die Hausgenoſſen waren bei ihrer Ankunft zugegen geweſen; mehrere angeſehene Männer in Würzburg hatten geſehen, wie man ſie die Treppe hinauf und hinab trug, ſahen ſie dann nach ihrer Rückkehr von Unterwittighauſen aus dem Wagen ſteigen und am folgenden Tage ſpazieren gehen. Eine Lüge kann dieſe Erzählung nicht ſein; der Geiſtliche, wenn man ihm auch eine ſolche zutrauen wollte, durfte es nicht wagen, in demſelben Jahre und an demſelben Orte ſo Etwas zu ſchreiben, die betreffenden Namen zu nennen und ſich auf ſo viele Zeugen zu berufen, die jeden Augenblick darum befragt werden konnten, wenn ſich ein ſo frappanter Fall nicht wirklich begeben hätte.

Was den Fürſten von Hohenlohe betrifft, ſo ſcheint ſein Heilvermögen viel geringer, als dasjenige des Landmannes, geweſen zu ſein; die Gegner behaupteten, daß ihm Vieles mißglückt, in anderen Fällen nur momentane Beſſerung eingetreten ſei. Doch ſind auch ihm wahrhaft wunderbare Effekte nicht abzuſtreiten. Man kann die Dankſagungen geheilter Individuen oder durch Heilung ihrer kranken Kinder erfreuter Eltern, welche zu jener Zeit veröffentlicht wurden und zum Theil mit den Zeugniſſen anderer Perſonen begleitet waren, nicht als völlig bedeutungslos bei Seite ſchieben. Es kommt dazu der Bericht König Ludwig's I., damaligen Kronprinzen von Bayern, in einem mehrfach im Drucke erſchienenen Brief an den Grafen Seinsheim aus Brückenau vom 3. Juli 1831, ſo daß man alle Giltigkeit geſchichtlicher Zeugniſſe umſtoßen müßte, um der Sache alle Anerkennung zu verſagen. Der Kronprinz ſchrieb: „In den letzten zehn Tagen glaubte man ſich in Würzburg in die Apoſtelzeit verſetzt: Taube hörten, Blinde ſahen, Lahme gingen, nicht durch Berührung, ſondern vermittelſt kurzen Gebets auf Befehl und im Namen Jeſu. Bereits am 28. v. Mts. betrug die Zahl der Geheilten mehr als 70 von jedem Geſchlecht, Alter, Stande" u. ſ. w. Von ſich ſelbſt ſagt der hohe Briefſteller, er habe am 27. Juni nach dem Gebete des Fürſten ſein verlorenes Gehör faſt ganz wieder erhalten und die Beſſerung ſteigere ſich ſeitdem. „Meine Ohren ſind nun ſehr empfindlich. Am letzten Freitag ſchallte mir die

Muſik ſo ſtark, daß ich deßhalb das gegen ſie gerichtete Glasfenſter meiner Tribüne zum erſten Male zumachte. In meinem Wohnzimmer wurde eine 25 Jahre lang blinde Frau im Beiſein der Hofdame Gravenreuth nach dreimaligem Gebete ſehend; eine Andere im Beiſein meines Hofbibliothekars Lichtenthaler. Dies ſind nur ein paar Beiſpiele aus der Menge.“

Unter den um jene Zeit von Geneſenen publicirten und mit Namensunterſchriften verſehenen Erklärungen ſind manche von beſonderem Intereſſe. So war nach einer derſelben, datirt vom 15. Juli 1821, ein Rechtspraktikant, Lorenz Muſinan, ſeit einigen Jahren vom heftigſten Gliederreißen gequält; Hände und Füſſe litten an Gichtgeſchwülſten. Schon mehrere Tage hatte er ſein Bett nicht mehr zu verlaſſen vermocht; er konnte nicht einmal mehr einen Federſtrich machen; die Aerzte wußten ihm Nichts mehr zu rathen, als ſich warm zu halten. Da kam ein handelnder Jude, Namens Roſenthal, zu ihm, wurde von dem Jammer des Mannes ergriffen und rieth ihm, den Fürſten von Hohenlohe um Hülfe anzugehen; er ſelbſt wolle ſich darum Mühe geben. Der Fürſt erſchien noch denſelben Tag am ſpäten Abend in Begleitung des Bamberger Stadtkaplans Forſter und des Lichtenfelſer Stadtkaplans Muſinan, der des Leidenden Bruder war. Der Fürſt betete über dem Kranken und befahl ihm dann im Namen Jeſu aufzuſtehen. Der Kranke that es, konnte wieder ſchmerzlos gehen und ebenſo auf der Stelle wieder ſeine Hände und Finger brauchen. Der Jude war ebenfalls zugegen. Der Geneſene ließ hierauf eine begeiſterte Dankſagung drucken, worin er auch von ſeinem eigenen „lebendigen Glauben“ ſpricht. Sein Bruder, der Kaplan, fügte eine Erklärung hinzu, worin er als Augenzeuge, kraft ſeiner Handſchrift und prieſterlichen Ehre betheuert, daß ſich die Sache ganz ſo, wie oben erzählt, verhalten habe.

Zwei bürgerliche Ehegatten in Würzburg, mit Namen Gullemann, ließen eine Erklärung drucken, die vom 3. Auguſt 1821 datirt iſt; ſie ſtand in dem Frankfurter deutſchen Journal Nr. 217. Ein 6½jähriges Töchterlein war in Folge eines Scharlachfiebers an beiden Augen erblindet und drei Jahre lang der Sehkraft beraubt. Es wurde Vieles dagegen mit „unglaublichen Koſten“ verſucht. Der Fürſt betete am 28. Juli über dem Kinde, und dasſelbe konnte wieder an beiden Augen vollkommen ſehen und in der Stadt allein ohne Führung gehen. Der Polizeirath Wiskemann hatte das Faktum im Hauſe des Bürgers zu Protokoll genommen.

Eine gewiſſe Marie Obermüller war ſeit zwei Jahren mit Haupt- und Gliederſchmerzen, heftigem Huſten und würgendem Erbrechen behaftet und konnte in letzter Zeit nicht mehr gehen und ſtehen. Sie wurde am 16. Auguſt zu Bamberg im Gaſthauſe zu den „drei Kronen" durch den Fürſten plötzlich von ihren Uebeln befreit. Einer Dankſagung in der „Würzburger Zeitung" Nr. 137 iſt eine Beſtätigung durch den Gaſtwirth Dinkel, welcher ſah, wie die um 12 Uhr Mittags geheilte Frau um 3 Uhr ſchmerzlos in die Wohnung des Fürſten ging, und ein Zeugniß des Doktor Kirchner beigefügt.

11.

Unter den Zuaven der franzöſiſchen Garde war ein Muſiker Jakob, welcher Heilkräfte beſaß und zu dem 1867 viele Tauſende, Vornehm und Gering, auch von Weitem her, wallfahrteten. Die Pariſer Blätter Figaro, la Patrie und Petit Journal haben vielfach über ihn berichtet. Er gab ſeine Conſultationen zu Paris, Verſailles und im Lager von Chalons. Graf Chatheau-villard ſah Gelähmte, von ihm behandelt, ihre Krücken wegwerfen und fortgehen, ein Mädchen, das in's Haus getragen worden war, allein nach ſeinem Fiacre laufen. Unter den Gelähmten, die auf den Befehl des Zuaven aufſtanden, war der genannte Graf ſelbſt. Derſelbe wollte ihm einen Theil ſeines Hotels einräumen; aber bevor es dazu kam, wurden die Curen des Zuaven ſuſpendirt. In der Rue de la Roquette hatte ihn der Fabrikant Dufayet aufgenommen, deſſen Köchin er raſch geheilt hatte; die Suſpenſion erfolgte hauptſächlich wegen des ungeheuren Menſchendranges, welcher den Verkehr in der Rue de la Roquette unmöglich machte. Alles gelang ihm nicht; namentlich ſoll ihm die Heilung des Marſchalls Forey mißlungen ſein; er hatte aber auch nicht die Prätention, Alles mit Sicherheit heilen zu können. Groß war die Uneigennützigkeit auch dieſes Wunderarztes. Er verlangte und nahm Nichts; er wies Geld, Geſchenke, ſelbſt bloßen Dank zurück. Gegen ärztliche

Angriffe vertheidigten ihn Artikel der Union magnetique und der zu Lyon erſcheinenden Tribune universelle. *)

12.

Im Jahre 1870 enthielten die öffentlichen Blätter folgenden ſpöttiſch gehaltenen Artikel aus Wiesbaden: „Dieſer Tage ſtarb auf ſeinem Mühlchen in der ſogenannten Herzbach, einem einſam-düſtern Seitenthälchen, der weithin bekannte Wunderdoktor Metz, genannt der Hexenmüller. Wohl kein Arzt des Taunus erfreute ſich einer ſo ausgebreiteten Praxis, als er, der noch dazu den Vortheil hatte, daß er nicht einmal die Schwelle ſeines Mühlchens zu übertreten brauchte. Aus allen Gegenden des Taunus, ja von den Ufern der Lahn, mehr aber noch vom jenſeitigen Ufer des Rheins, vom Hundsrücken und aus der Pfalz ſtrömte die leichtgläubige Menge aus den untern Volksſchichten, darunter wohl auch mancher reiche Bauer herzu, um ſich von ihm „„heilen““ zu laſſen.“ Das mit Anführungszeichen in ironiſchem Sinne verſehene heilen ſoll anzeigen, daß im Grunde nicht geheilt worden ſei. Wenn aber der Mann gar Nichts vermochte, woher ſein großer Ruf? Wie kommen ſolche ſchlichte, durch Titel, Stand, äußerliche Berechtigung ꝛc. durchaus nicht imponirende und Zutrauen erweckende Individuen dazu, für hülfreiche Wunderärzte zu gelten und einen ſolchen Zulauf zu erhalten?

13.

Das Vermögen der Wunderheilung wird nicht minder merkwürdig auch bei Frauen gefunden. So war eine 70jährige Alte, Bridget Boſtock in Coppenhall in Cheſhire, über welche 1748 die Zeitungen berichteten, als damit begabt, im ganzen Lande bekannt; viele Tauſende, Hohe und Niedrige ſtrömten zu ihr, ſie curirte Blindheit, Taubheit, Verkrüppelung, Rheumatismus, Skropheln, Hyſterie, Epilepſie, Waſſerſucht, Lähmung, Krebs, faſt Alles ſchnell, bloß durch Berührung mit ihrem Speichel und Gebet und immer nüchtern; ſie genoß nicht eher Etwas, bis alle Kranke ab-

---

*) Vergl. Perty, Blicke in's verborgene Leben des Menſchengeiſtes. Leipzig und Heidelberg 1869. S. 160 f.

ſolvirt waren. Sie verlangte vollen Glauben und nahm nie Etwas für ihre Hilfe an. Manche genaßen ſogleich, Andere auf der Heimkehr, wenn auch nicht Alle *). Die Nüchternheit und Enthaltſamkeit dieſer doch ſchon ſo alten Frau iſt ſehr bemerkenswerth; ſie baute bei ihren magiſchen Verrichtungen nicht auf das Stoffliche und körperlich Stärkende, welches ihr vielmehr in dieſem Betreffe hinderlich und ſchwächend erſchienen ſein muß.

13.

Sehr inſtructiv iſt folgende Geſchichte. In dem Würtembergiſchen Dorfe Schlierbach lebte ein armer, ſchlichter Mann, den man in der ganzen Umgegend kannte und der Martin von Schlierbach hieß. Ihm wohnte nicht nur die ſeheriſche Gabe, paſſende Heilmittel für Krankheiten zu verordnen, ſondern auch eine wunderbare perſönliche Heilkraft bei, die ſich an Menſchen und Thieren bewährte, wenn man ſie ihm näherte. In Folge deſſen kam er auch mit ſehr anſehnlichen Leuten in Berührung; und da geſchah es, daß man ihm ſeinen grauen Kittel auszog und ihn mit damals modiſchen Kleidern nebſt Perücke ſchmückte. Das ſchmeichelte ihm; leider aber verlor er von da an ſeinen Seherblick und ſeinen heilſamen Einfluß auf Andere; er ſank, äußerlich erhöht und geehrt, zu einem gewöhnlichen Menſchenkinde herab. **)

14.

Einige hieher gehörige Wunderthäter erſten Ranges lieferten im 16. und 17. Jahrhundert die Mönchsorden in Spanien und Italien. Einer davon war der originelle Spitaldiener und Carmeliter Franciscus vom Kindlein Jeſus, geb. 1544 geſt. 1604, deſſen Weſen und Leben ich in dem Büchlein „Schöne Seelen“ ***) beſchrieben habe. Es war ein ſehr armer, einfältiger, aus dem Hauſe geſtoßener, allgemein verachteter Menſch, der zu Alcala eine Zeit lang als Idiot und Bettler lebte, dann Spitaldiener, endlich Mönch wurde und zu Madrid im Rufe der Heiligkeit ſein Leben beſchloß. Ich gedenke hier bloß ſeines Heilverfahrens, wovon ich a. a. O. eine Anzahl von Beiſpielen ausgehoben. Selbſt Peter Garcia, der angeſehenſte Arzt zu Alcala, ließ ſich ein vieljähriges, ſchmerzliches Fußübel von ihm heilen. Man ſagte und glaubte, daß ſich die Kranken ſchon beſſerten, wenn Franciscus nur in das Haus kam, wo ſie ſich befanden. Wenn er ſich öffentlich zeigte, ſo war der Zudrang des Volkes ſo groß, daß er in Gefahr war, erſtickt und erdrückt zu werden, und daß mehrere ſtarke Männer dazu gehörten, ihn zu ſchützen und durchzubringen. Man riß Stücke von ſeinem Gewand ab; man kam mit Meſſern und Scheeren, um ſolche abzuſchneiden, weil man ſie für wunderkräftig hielt; man verwundete dabei in der Hitze ihn ſelbſt und ſchnitt Stücke von ſeinem Leibe ab.

---

*) Spirit. Mag. 17. Aug. 1867.

**) Blätter aus Prevorſt. VI. 189 ff.

***) Mainz 1862.

15.

Eine gleichzeitige Erſcheinung, die mit dieſer ſpaniſchen viel Aehnlichkeit hatte, war Seraphin von Monte Granario, ein Sohn armer Eltern und Schafhüter, dem es hart ging, dann Laienbruder in einem Kapuzinerkloſter auf dem Berge Granario unweit Ascoli, wo er wegen ſeiner gänzlichen Unwiſſenheit und ſcheinbaren Unbrauchbarkeit große Mühe hatte, Aufnahme zu finden. Er mußte auch hier Verachtung und Mißhandlung dulden, zeichnete ſich aber durch bewundernswürdige Eigenſchaften ſo ſehr aus, daß er hoher Verehrung theilhaft und, nachdem er im Jahre 1604 geſtorben war, im Jahre 1767 heilig geſprochen wurde. „Er weiſſagte,“ heißt es in der Bulle ſeiner Heiligſprechung, „die Zukunft, drang mit dem Blicke ſeines Geiſtes in die verborgenſten Falten des Herzens ein, erfreute ſich auch der Ekſtaſen und heilte durch das bloße Kreuzzeichen verſchiedene Krankheiten. Oft brachte er ganze Nächte mit Wunderheilungen hin, ſo groß war die Menge der Leidenden und Gebrechlichen, die ſeinetwegen von allen Seiten zuſammenkamen.“

16.

Das Wunder aller Wunder in dieſer Gruppe von außerordentlichen Naturen ſoll aber der cataloniſche Mönch Salvator ab Horta geweſen ſein. Was von ihm berichtet wird, ſollte man faſt für legendenhaft erfunden oder übertrieben halten. Dagegen ſpricht jedoch die große Aufrichtigkeit, womit zu gleicher Zeit die empörenden Mißhandlungen erzählt werden, welche dieſe fromme Taube, dieſes unſchuldige Lamm, dieſer Engel im Fleiſche erduldet hat, die nicht etwa von fremder, religionsfeindlicher Seite kamen, ſondern von den eigenen Ordensbrüdern verübt worden ſind, und die man daher ſo viel Grund haben konnte, mit Stillſchweigen zu bedecken. Die Schuld mußte um ſo unverzeihlicher erſcheinen, je mehr man ihn als Heiligen und Wunderthäter darſtellte. Von Rom iſt er in ſeiner Reinheit und Größe förmlich anerkannt und heilig geſprochen worden.

Salvator trat als Laienbruder in das Kloſter der Recollecten in Horta ein und zeichnete ſich ſchon im Noviziate durch Uebung aller Tugenden der Liebe und Barmherzigkeit gegen ſeine Ordensbrüder, wie gegen Andere, in ſtaunenerregender Weiſe aus. Ein eigenthümlicher Inſtinkt und magnetiſcher Zug ſcheint dem Volke die Wundergabe des Mannes entdeckt zu haben; denn kaum war er aus dem Noviziate getreten, ſo ſtrömten ſchon die Kranken und Preßhaften in Horta zuſammen, ſo daß ſich einmal 2000 ſolche daſelbſt zuſammenfanden, die er alle, nachdem ſie gebeichtet und communicirt, im Namen der heil. Dreifaltigkeit ſegnete und heilte. Das Gleiche geſchah mit anderen ſolchen Volkshaufen von 4000 und 6000 Menſchen. Zu Valencia kamen einmal vor dem Kloſter St. Maria von Jeſu mehr als 10,000 Menſchen, vom Vicekönig bis zum Tagelöhner herab, zuſammen, um von ihm geheilt und geſegnet zu werden. Das gefiel jedoch keineswegs den dadurch beläſtigten, dazu mit Neid und Eiferſucht erfüllten Kloſterbrüdern; ſie verklagten ihn bei dem in Horta viſitirenden Provinzial, der ihn ſofort in's Capitel berief und ihm, dem vor ihm Knienden, eine zermalmende Strafpredigt hielt. Er legte dem Unglücklichen Alles als ſündhafte, ſchamloſe Selbſterhebung und Friedensſtörung aus; behauptete, derſelbe habe bloß die Abſicht, ſeine Brüder zu verdunkeln und ſich aus Eitelkeit und Ruhmſucht zum Heiligen und Wunderthäter zu ſtempeln; befahl, ihm die Diſciplin zu geben; veränderte ſeinen Namen Salvator in Alphons und verbannte ihn von Horta weg nach Kloſter Reus, damit er dem Volke entrückt und in's Dunkel geſtoßen, und ſo dem läſtigen Zudrang und den unliebſamen Mirakeln ein Ende gemacht werde. Salvator erwiederte nicht ein Wort, warf ſich in der Kirche zum Gebete nieder und ging, wie angeordnet war, um Mitternacht in Begleitung eines Laienbruders baarfuß hinweg. Zu Neus wurde er vom Guardian vor verſammeltem Capitel mit einer neuen Strafrede empfangen und in die Küche mit den Worten verwieſen. „Da koche für die Brüder und wirke, wenn du willſt, deine Mirakel unter Schüſſeln und Töpfen.“

Nun begab ſich aber wieder etwas Wunderſames im Volke umher. Sowie der Morgen graute, gerieth dasſelbe, ohne daß man den Anlaß wußte, in Aufruhr, ſtürzte, über 2000 Menſchen ſtark, auf's Kloſter zu und verlangte ſtürmiſch, daß man ihnen den Pater Salvator vorführe. Die Mönche waren beſtürzt und verwirrt; der Guardian eilte in die Küche und ſchalt den vor ihm Knieenden heftig aus; während deſſen erbrach das Volk die Thüren, und man entſchloß ſich nothgedrungen, den Verſteckten vorzuſtellen, unter der Bedingung, daß ſich Alle ruhig in die Kirche verfügten. Salvator redete ſie hier in ſeiner einfachen Weiſe an, ſegnete ſie und ging wieder in die Küche zurück. Die Wirkung war auch hier wieder die großartigſte, das bezeugte die Menge der Krücken, Stäbe, Binden, welche von den Geheilten zurückgelaſſen waren. Die Mönche ließen ſich dadurch nicht zur Achtung und Milde bewegen; „ſeht,“ ſagte der Guardian, „mit welchem Gerümpel der Bruder die Kirche angefüllt! Er hat ſie in einen wahren Stall verwandelt.“

Der außerordentliche Menſch wurde, um ihn verſchwinden zu laſſen, weiter nach Barcelona, Saragoſſa und ſonſthin verſetzt. Ueberall dieſelben Ereigniſſe und Scenen! Er wurde aller Orten ſchnell gefunden, erkannt, von den Leidenden maſſenhaft um Hülfe angefleht. Die Zuſammenſtrömenden lagerten ſich in ſeiner Nähe unter Zelten, und das in ſolcher Menge, daß Daza, der Geſchichtſchreiber des Ordens, die betreffenden Ziffern nicht zu berechnen, noch zu bezeichnen wagt, aus Furcht, man werde ſie für ganz unglaublich halten. Ganz Spanien ſchien, wie durch Zauber, an dieſen Mann gebunden; und es gab kein Mittel, den Zudrang zu dem in ſeiner hülfreichen Wundermacht gottähnlich waltenden Thaumaturgen zu hemmen; daher ſchaffte man ihn zuletzt vollends aus dem Lande hinaus und verſetzte ihn 1565 nach Cagliari in Sicilien.

Er blieb auch dort ſich ſelber gleich, bis er 1567 ſanft entſchlief, um, wie man behauptete, ſelbſt nach dem Tode ſeine auch dann noch nicht enden wollende Wunder zu wirken.

Von näheren Angaben und Aufzählungen finden ſich folgende: 23 Lahme richtete er durch das bloße Kreuzzeichen auf; 300 von Mutterleib an Stummen und Tauben gab er Gehör und Sprache; unzählige Beſeſſene wurden von ihm befreit, wiewohl der Canoniſationsprozeß deren nur 11 anführt; unzählige Blinde ſehend gemacht, wiewohl die Acten nur 30 aufgenommen; über 10,000 Bruchleidende ſollen ihm ihre Heilung verdankt haben. Die Acten erwähnen eines Mädchens, das mit rückwärts gewendetem Geſichte geboren worden; ſowie er über daſſelbe das Kreuzzeichen gemacht, nahm das Geſicht die normale Richtung an. Außerdem noch ſollen Hinkende, Bucklige, an Krämpfen, Schwindel, Flechten, Krätze, Krebs, Elephantiaſis, Scorbut, Epilepſie, Scropheln, Phthiſis, Waſſerſucht Leidende, Contracte, Aſthmatiſche, Apoplektiſche, Phrenetiſche und andere ſonſt unheilbare Kranke über alle Zahl hinaus von ihm geheilt worden ſein. Noch mehr! Auch Verſcheidende und ſchon Geſtorbene ſoll er in's Leben zurückgerufen haben; es werden 4 Sterbende und 3 Todte angegeben, bei welchen dies der Fall geweſen.

Die Heilungsgabe war es übrigens nicht allein, was dieſen Mann zum Wunder ſeiner Zeit, ja zu einem der größten Wunder aller Zeiten machte. Er wurde in der Andacht und Ekſtaſe häufig ſchwebend, wie Tauſende geſehen haben; war mit Prophetie, Kenntniß geheimer Dinge ausgerüſtet und beherrſchte ſogar die Elemente. In dieſen Beziehungen konnte man wohl von ihm ſagen, es ſei in ihm *ein zweiter Chriſtus* erſchienen; und dieſer Vergleich darf nicht für unziemlich und frevelhaft gehalten werden. Denn Chriſtus hat verkündigt, daß ſeine Gläubigen und Nachfolger *dieſelben Werke thun würden*, wie er, ja noch *größere*. Es iſt im Chriſtenthum auf eine fortwährende Entwicklung und Steigerung des Wunders abgeſehen; und wenn das Wort des Heilandes wahr ſein ſoll, ſo müſſen in der Geſchichte des Chriſtenthums nothwendig ſolche Erſcheinungen auftreten, wie Salvator ab Horta war, der ſeinem göttlichen Vorbilde auch durch die Verfolgungen und Leiden, die er ſo unverdienter Weiſe zu erdulden hatte, ähnlich geworden iſt. *)

X. Die Wunder der Geſchichte im Unterſchiede von denen der Dichtung und der bloßen Sage.

Nicht nur Dichtung, Fabel, tendenziöſe Erfindung, die einen meiſt ſehr kennbaren Charakter hat, und nicht nur die unſichere, ſchwankende, hiſtoriſch halt- und bodenloſe Ueberlieferung, von der man denken kann, was man will — auch die Geſchichte, dies Wort in ſeinem vollen, ſtrengen Sinne genommen, hat ihre Wunder, d. h. es iſt uns aus fernerer und näherer, zum Theil allernächſter Vergangenheit eine Anzahl von Erſcheinungen, Ereigniſſen, Vorgängen überliefert, welche von wunderſamer, über die gemeine Wahrheit und Wirklichkeit hinausgehender Beſchaffenheit ſind und doch auch zugleich den Charakter geſchichtlicher Thatſachen tragen, demnach mit bloßen Sagen, Phantaſien, Produkten des Aberglaubens und der Schwärmerei nicht in eine Klaſſe zuſammenzuwerfen ſind. Dieſe Wunder der Geſchichte pflegen in unſeren Zeiten, welche über die allergemeinſte Wahrheit und Wirklichkeit Nichts mehr gelten laſſen und welche daher Daſein und Leben ſo unendlich trocken, dürr, geiſt- und poeſielos machen, zwar nicht beſſer als Fabel, Märchen, Sage traktirt, ſelbſt im Falle glaubwürdigſter Bezeugtheit und evidenteſter Realität mit barbariſcher Willkür und Gewaltſamkeit abgewieſen oder einfach ignorirt und als gar nicht vorhanden betrachtet und behandelt zu werden. Nur in Form poetiſcher und künſtleriſcher Darſtellungen, die keinen Anſpruch auf Glauben machen, oder als Material für den Gelehrten, der in einer überlieferten Wundergeſchichte, einem altherkömmlichen Zauber- und Geiſterglauben den Reſt einer alterthümlichen Mythologie und Cultusweiſe erblickt, darf ſich das Wunderbare noch präſentiren; im Uebrigen iſt es, ob noch ſo hiſtoriſch, gewiß und faktiſch wahr, aus Zeit, Welt, Natur, Menſchheit deſpotiſch hinausgebannt. Für nicht Wenige iſt dies ſehr drückend; aber ſie fügen ſich. Ich kenne einen Dichter und Schriftſteller, der in fortſchrittliche Zeitſchriften Beiträge liefert, die ihm gut bezahlt werden,

---

*) Vergl. **Görres**, Myſtik II. S. 212 ff.

wobei er zuweilen auch myſtiſche Dinge berührt und referirt, an die er ſelber glaubt — denn er iſt ein entſchiedener Romantiker — dieſen Glauben aber ängſtlich verbirgt und verläugnet, das Gegentheil ſogar ausdrücklich zu erkennen giebt, da ihm ſonſt ſein Verdienſt entginge. So beugen ſich Viele, bloß aus äußerlichen Gründen und Rückſichten, unter die Herrſchaft des Zeitgeiſtes und werden zu Heuchlern des Unglaubens. Wer ſich dazu nicht entſchließen kann, der iſt excludirt — auch eine Excommunication! — und ſeine Arbeiten finden in den literariſchen Organen der dominirenden Partei keine Aufnahme, keine Anerkennung und keine Förderung.

Es wird wohl nicht immer ſo bleiben. Es wird dem Despotismus und Terrorismus der Negation auch einmal ſeine Stunde ſchlagen; der Himmel ſelbſt ſcheint dafür durch ganz beſondere Veranſtaltungen zu ſorgen — man denke namentlich an Maſſabielle-Lourdes! — und dann werden auch die *Wunder der Geſchichte* zu ihrem Rechte kommen und dieſer Theil der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, der am Ende doch der wichtigſte ſein dürfte, eine ſo impoſante Geſtalt annehmen, wie ſich noch Niemand vorſtellt; denn das Material iſt da. Zu dieſer Geſtaltung der Sache vorläufig das Meinige beizutragen, bin ich ſonſt ſchon in einer ganzen Reihe von Schriften befliſſen geweſen, und bin es auch jetzt wieder in dieſer, vielleicht meiner letzten. Möchten jüngere Kräfte eintreten und, ungeſchreckt durch den Spott der Menge, rüſtig einem Ziele zuſteuern, wo eine ſo köſtliche Palme winkt.

XI. Das Chriſtenthum die Religion des Wunders par excellence. Nebſt einem ſchließlichen Blick in die Zukunft.

Ein Lieblingsthema derjenigen, die auf die wilde Seite der Allverneinung hinübergeriſſen, gleichwohl noch einen, wenn auch noch ſo hohlen Schein und Schatten von Glauben und Cultus aufrecht erhalten möchten, iſt das *wunderloſe Chriſtenthum*, auch das *Chriſtenthum Chriſti* im Gegenſatze des *kirchlichen* genannt, welches in einigen moraliſchen Lehren Chriſti nach Auswahl und Auslegung dieſer Partei, mit zeitgemäßem

Ausſchluß alles Myſtiſchen, Außerordentlichen und Wunderhaften, beſtehen ſoll.*)

Ich habe darüber ſchon oben in der kritiſchen Abtheilung dieſer Schrift, doch in mehr negativer Weiſe gehandelt; ich komme hier darauf zurück, um meine Anſchauungsweiſe in mehr poſitiver Weiſe erkennen zu laſſen. In welchem Grade nemlich durch jenes rationaliſirte Chriſtenthum das Weſen dieſer Religion verkannt wird, davon haben wohl noch Wenige einen Begriff; und ich weiß nicht, ob es ſonſt ſchon von Jemandem ganz ſo, wie ich es meine, erkannt und ausgeſprochen worden iſt. Ich will es verſuchen, mich darüber in der Kürze auszulaſſen.

Gerade die chriſtliche Religion iſt vor allen anderen *die des Wunders* und zwar des Wunders im *allereminenteſten, umfaſſendſten, weltgeſchichtlichſten Sinne des Wortes*. Dieſe plumpe, materielle Welt mit ihrer herz- und geiſtloſen Geſetzlichkeit und Nothwendigkeit, in welche Leute, wie *Strauß*, *Frohſchammer*, *Lang* ſo verliebt ſind, und die ſie ſo zärtlich und ängſtlich vor allem An- und Eingriff von Seiten des Wunders zu bewahren ſuchen, gerade dieſe iſt es, deren Negation ſeinem innerſten, eigenſten Sinn, Geiſt und Charakter nach das Chriſtenthum iſt! *Freiheit* iſt ſein Zweck und Ziel — nicht in dem landläufigen, trivialen Sinne unſerer demokratiſchen, antimonarchiſchen und antikirchlichen Parteien und Beſtrebungen, ſondern in einem

---

*) W. *Hieronymi* ſpricht in ſeiner Streitſchrift wider Strauß (Wiesbaden 1873) von den vielen anderen gegen ebendenſelben gerichteten literariſchen Produkten und bemerkt hiebei: „Die meiſten derſelben ſind geſchrieben im Intereſſe des „„perſönlichen Gottes und des liberalen Chriſtenthums““ d. h. eines Chriſtenthums, welches im 19. Jahrhundert gemacht iſt und den Zweck hat, zu der „„natürlichen, *wunderloſen* Chriſtusverehrung““ zu gelangen. Eines ſolchen Chriſtenthums bedarf es nicht nur für zahlreiche Theologen, ſondern auch für philoſophiſche Docenten. Dasſelbe entſteht dadurch, daß man die chriſtliche Ueberlieferung „„bis in ihre entlegenſten Theile umbildet““ (Deutſche Warte Bd. IV. H. I. S. 33); daß man alſo von der chriſtl. Kirchengeſchichte abſieht, die kirchliche Dogmatik ignorirt, ſelbſt von der Bibel neun Zehntheile fallen läßt und ſodann auf Grundlage etlicher wohlgefälliger Bibelſprüche das neue „„*wunderloſe*““ Chriſtenthum aufbaut.“ Hieronymi ſpottet mit Recht über dieſes ausgehöhlte Chriſtenthum, welches doch noch Chriſtenthum heißen ſoll. Er ſelbſt iſt keineswegs für das poſitiv Religiöſe und Chriſtliche, das er konſequenter ganz wegwirft.

ganz anderen, unendlich tiefer gehenden, großartigeren und erhabeneren. Man kann ebenſo gut ſagen: das Princip des Chriſtenthums iſt der Geiſt. Die ſchmachvollen Schranken und Bande eines einſeitig natürlichen (materiellen) Daſeins ſollen gebrochen, und ſtatt einer rohen, troß all unſerer Mühen, Erfindungen und Künſte unbezwinglichen, ſo häufig ſogar dämoniſch wüthenden und zerſtörenden Außenwelt der Geiſt und ſeine göttliche Macht und Freiheit herrſchen. Wie jene äußerliche, knechtiſch bindende und drückende, ja erdrückende Welt die Verneinung des Geiſtes und ſeiner Herrlichkeit, ſo ſind dieſe die Verneinung der Erſteren. Das Chriſtenthum beſtimmt ſich ſo als die Verneinung der Verneinung; je mehr Verneinung der Art, deſto mehr Chriſtenthum; je mehr dagegen dieſe Verneinung beſchränkt oder ausgetilgt wird, deſto mehr verliert die chriſtliche Religion ihren ſpecifiſchen Charakter und wird zu etwas Anderem gemacht, als ſie ihrer Natur und Beſtimmung nach iſt und ſein ſoll. Nur ein ebenfalls identiſcher Begriff für dieſe Art von Verneinung iſt das Wunder. Und es iſt nicht bloß im Einzelnen und Beſonderen, daß daſſelbe Statt finden ſoll, daß „Wunder geſchehen oder gewirkt werden" ſollen. Es genügte keineswegs, wenn nur etwa hier und da, vermöge eines ſolchen Vorganges, ein Blinder ſehend würde, ein Lahmer ſeine Krücken wegwürfe ꝛc., ſo ſchätzbar ein ſolches Faktum übrigens ſein mag. Die ganze Welt und Natur ſoll vom Weſen, Leben und Wirken des Geiſtes durchdrungen und hiedurch in den Aether einer himmliſchen Freiheit erhoben werden, auf welche Befreiung und Erhebung von der niedrigen Stufe, auf welcher, nach bibliſchem Ausdrucke, „die Schöpfung" zur Zeit noch geſtellt iſt, jener berühmten Stelle im Römerbriefe zu Folge, ſie ſelber ſo ſehnlich und ſchmerzlich harrt.*) Es handelt ſich um eine gewaltige, radicale Umkehrung der Dinge; eine alles umfaſſende Metamorphoſe, in deren Folge ebenſo, wie jetzt noch Materie und roher, geiſtloſer Mechanismus die Ueberhand haben, umgekehrt der Geiſt, die Freiheit, das Wunder überwiegen werden. Dem entſpricht denn auch die ausdrückliche Verheißung Chriſti: daß mit ihm und ſeinen Werken (Thaten) das Wunder keineswegs aufhören, ſondern vielmehr zunehmen werde, indem ſeine Gläubigen und Nachfolger ſogar noch größere Wunder thun würden, als er ſelbſt.*) Es iſt auf einen ganzen, continuirlichen Prozeß der Art, von Chriſtus und ſeinen Apoſteln an bis zum Ausgange der weltgeſchichtlichen Bewegungen abgeſehen und angelegt. Aus dieſem Grunde iſt der chriſtlichen Religion und Kirche, ſo lang und ſo weit ſie ſich ſelber treu iſt, d. h. am Wunder feſthält, auch eine unter allen Schwankungen und Spaltungen doch im Ganzen unzerſtörbare Dauer gewiß; und die materialiſtiſchen und rationaliſtiſchen Gegner und Verflacher desſelben erfahren es zu ihrem nicht geringen Erſtaunen und Verdruſſe und werden es wohl auch fernerhin erfahren, daß es trotz all ihrer antagoniſtiſchen Bemühungen immer neu hervorblüht und ihre zuverſichtlichen Erwartungen zu Schanden macht. Eine für ſie ſo ärgerliche Zeit**) iſt eben jetzt, wo auf der einen Seite ein ſo erbitterter Krieg wider alles Wunderbare geführt wird und auf der andern Seite ein eben ſo lebhafter Durſt darnach erwacht, dem zugleich, wie es ſcheint, nicht nur mittelſt ſchwärmeriſcher Einbildung oder gar, wie man meint, durch klerikalen Schwindel und Humbug, ſondern wirklich und thatſächlich von Seiten der höheren Welt Genüge gethan wird.

---

*) Röm. 8, 19: „Denn das Harren der ganzen Schöpfung erwartet die Offenbarung der Kinder Gottes.... Denn auch ſie, die Schöpfung, wird befreiet werden von der Knechtſchaft der Vergänglichkeit und verſetzt in die Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wiſſen, daß die ganze Schöpfung zuſammen ſeufzet und in Wehen lieget" u. ſ. w. Dieſes Seufzen der Schöpfung (Natur) und ihr Verlangen nach „Erlöſung" hat in unſerem Zeitalter, wie mehrere Stellen ihrer Schriften lehren, in ähnlicher Weiſe Bettina von Arnim empfunden und ausgeſprochen.

Nachträgliches.

Zu S. 77. Einem dem „Bayer. Kourier“ mitgetheilten und darnach im „kathol. Sonntagsblatte“ (Beilage zu Nr. 41 vom 12. Oct. 1873) abgedruckten Briefe iſt Folgendes entnommen. Er betrifft die zu Lourdes am Vorabende und am Feſte der Himmelfahrt Mariä geſchehenen Heilungswunder; die ſie beſchreibenden Augenzeugen werden als glaubwürdig bezeichnet.

---

*) Ev. Joh. 14, 12: „Wahrlich wahrlich, ich ſage euch: Wer an mich glaubet, der wird die Werke, die ich thue, auch thun, ja wird noch größere thun, als dieſe ſind.“

**) Vergl. das Lamento Frohſchammer's, welches ich oben in der erſten Abtheilung Nro. II S. 28 angeführt.

„Ein Geiſtlicher, Graf Muſy, war ſeit vollen 20 Jahren krank, konnte nicht gehen und litt an ſo allgemeiner, ſtets zunehmender Schwäche, daß er ſeit mehr als 11 Jahren weder Meſſe leſen, noch ſein Brevier beten konnte. Er mußte eigens einen Sekretär haben, der ſeine Correſpondenzen beſorgte und ihm die an ihn geſandten Briefe vorlas. Er brachte ſein Leben in einem kleinen Wägelchen zu; und man ſah ihn ſeit 4—5 Tagen hier darin ſitzen, wie er durch die Straßen zur Grotte oder der darüber gebauten Kirche fuhr. Während er nun in dieſer einer Meſſe beiwohnte, fühlte er ſich unter der Wandlung auf einmal vollſtändig geheilt. Noch blieb er dort ſtehend oder knieend zur Dankſagung bei einer zweiten Meſſe; hernach ging er zur Grotte hinunter, wo bei ſeinem Kommen die erſtaunten Anweſenden laut mit ihm das Magnificat anſtimmten. *Ich habe viel mit ihm geſprochen und aus ſeinem Munde alle Einzelheiten ſeines 20jährigen Leidens gehört*; auch zeigte mir ſein Begleiter, der Sekretär, eine Art von Tagebuch, worin er die Hauptmomente und den Gang dieſer ſchrecklichen, langwierigen Krankheit aufnotirt hatte.“

„Am Feſttage Mariä Himmelfahrt ſelbſt iſt Frau Baronin *de la Rue*, Gattin des Unterpräfekten von St. Malo, von einem ähnlichen Leiden, womit ſie ſeit 12 Jahren behaftet war, wunderbar befreit worden. Gelähmt an den Füßen, mußte ſie immer in und außer dem Hauſe, in einem Rollſtuhle ſitzend, hin- und hergeſchoben werden. In die Grotte gebracht, ſaß ſie inbrünſtig betend, während ihre Mutter und Kammerjungfer beſchäftigt waren, ein Bad mit dem heiligen Waſſer für ſie herzurichten. Sie aber, *ohne es zu gebrauchen*,*) ſtand auf, vollſtändig geſund, ließ das Wägelchen in der Grotte zurück und ging zu Fuß zum Kloſter der unbefleckten Empfängniß, wo ſie wohnte. Ihr 12jähriger Sohn, der ſeine Mutter nie hatte gehen ſehen, ſprach ſein Erſtaunen und ſeine Freude darüber jubelnd aus. Die ganze Stadt konnte ſich dieſer Tage überzeugen, mit welcher Kraft und Leichtigkeit ohne die geringſte Ermüdung ſich die Dame nunmehr zu bewegen vermochte.“

Es iſt dann noch von dem ungeheueren Eindruck die Rede, welchen ſolche Thatſachen auf die Augenzeugen machen; es müſſe da jeder Zweifel ſchwinden. Wer ſich nicht ſo ganz unmittelbar unterrichten und überzeugen kann, der muß ſich freilich auf die Berichte verlaſſen. Aber darf man ſich mit Anſtand erlauben, iſt man objektiv dazu berechtigt, das Alles und Alles für Lug und Trug zu erklären; hat man hiebei auch nur die geringſte Wahrſcheinlichkeit für ſich? — Es geſchieht dennoch; aber mit zu wenig Recht und Erfolg, um die Gewalt der Thatſachen vernichten zu können.

---

*) Alſo auch das wunderthätige Waſſer iſt nicht in allen Fällen nöthig.

Zu S. 109. Die Verſe des J. M. Sölner, Weihbiſchofs von Würzburg, lauten folgendermaßen; es wird darin mit den Namen des Generals Roſa geſpielt; Maria gilt als die himmliſche Roſe, die Patronin der Bruderſchaft zum heil. Roſenkranz und Beſchützerin von Münnerſtadt, die dieſem ihren Cultusſitz in ſchwerer Kriegsnoth zu Hülfe gekommen.*) Münnerstadium a Rosa, duce copiarum Winmariens. Calendis Febr. 1641 oppugnatum, ope Virginis Deiparae a fraternitate sanctissimi rosarii imploratae defenditur. In honorem ejusdem almae Virginis, Dei genitricis Mariae, Münnerstadiensis patronae etc. epigramma.

Hinc Rosa victus abit, Rosa quem benedicta triumphat,
  Serpentem victrix quae pede Virgo premit.
Angelicas pia turba rosas diffundere coelo
  Perge! Triumphatrix te Rosa virgo tegit.
Sic Rosa vincetur terrestris; coelica vincet
  Prosternetque pia colla superba manu.
Nunc florete rosae, nam sic Rosa diva rosarum
  Per vestras reprimit bella cruenta rosas.

Folgt der Name des Verfaſſers.

---

*) Mittheilung des hochw. Herrn Paters Hieronymus Schneeberger in Münnerſtadt.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Kritiſche und polemiſche Erörterungen.

Seite.
I. Das Wunder im Verhältniß zu einer ihm verneinend entgegengeſtellten „Weltordnung" und „Weltharmonie" 1
A. Herrn Dr. Strauß gegenüber 2
B. Herrn Prof. Frohſchammer gegenüber 8
C. Herrn Paſtor Lang gegenüber 21
Schlußbemerkungen 24
II. Renan und Frohſchammer, des Erſteren wunderliche Einbildungen und des Letzteren anhebenden Peſſimismus betreffend . 26
III. Gelegentliche Bemerkungen über die Kundgebungen und Wortführer des ſogenannten Altkatholicismus 29
A. Der altkatholiſch-biſchöfliche Hirtenbrief 29
B. Der „providentielle" Biſchof 32
C. Der Conſtanzer Kongreß 33
IV. Züge zur Charakteriſirung der Zeitgeſchichte 37
V. „Die Hunnen und Vandalen der modernen Cultur" . . . 40

Zweite Abtheilung.

Thatſächliche Belege und poſitive Erörterungen.

I. Trias marianiſcher Manifeſtationen und Machtbeweiſe. Neunzehntes Jahrhundert 49
A. Maſſabielle-Lourdes. 1858. 49
B. Cerretto. 1853. 78
C. Salette. 1846. 86
II. Cultus- und Wallfahrtsorte durch arme Perſonen gegründet . 101
A. Montanaga in Tyrol. 1726. 101
B. Der heilige Berg bei Görz. 1539. 103
C. Maria Schnee in Kärnthen. 1513—1636. 103
D. Tremedal in Arragonien 104

III. Marienquellen 104
IV. Zwei wohlverbürgte Heilwunder 107
V. Städte, Burgen, Heere ꝛc. durch Marienerſcheinungen vor feindlichen Angriffen geſchützt 109
VI. Römiſche Illumination an Mariä Himmelfahrt 115
VII. Erinnerung an eine arme, alte Frau 117
VIII. Beiſpiele eines Glaubens ſeltener Art und ſeiner Folge . . 119
IX. Der Wunderarzt 121
X. Die Wunder der Geſchichte im Unterſchied von denen der Dichtung und bloßen Sage 143
XI. Das Chriſtenthum die Religion des Wunders par excellence nebſt einem ſchließlichen Blick in die Zukunft 144

Berichtigungen und Zuſätze.

S. 1 iſt die oberſte Ueberſchrift: „I. Wunder und Weltordnung“ zu ſtreichen.
Daſelbſt Z. 8 v. u. im Texte lies: ungereimt.
S. 7 Z. 9 v. u. l. wurde dabei getödtet.
S. 25 Z. 3 v. u. l. getödtet.
S. 41 Z. 19 l. Laokoon.
S. 42 Z. 16 l. dann.
S. 66 unterſte Zeile ſtatt „ſind“ l. iſt.
S. 68 Z. 2 v. u. l. Blaiſette.

Ueber Salette S. 56 ff. habe ich noch Folgendes zu bemerken. Auch hier erhebt ſich ſeit 1852 ein prachtvoller Tempelbau. Die beiden Kinder wurden durch gewichtvolle Gründe doch endlich bewogen, ihre Geheimniſſe in zwei verſchloſſenen Briefen dem Papſt mitzutheilen. Melanie ſoll bei'm Schreiben und der Papſt bei'm Leſen ihres Briefes in eine große innere Bewegung gerathen ſein. Ott, **Marianum.** Regensburg 1871. S. 2131.

Im Verlage von **Alfred Coppenrath** in **Regensburg** ſind ferner erſchienen:

Daumer, G. Fr., Profeſſor. Kaſpar Hauſer. Sein Weſen, ſeine Unſchuld, ſeine Erduldungen und ſein Urſprung in neuer gründlicher Erörterung und Nachweiſung. Mit einer Anzahl bisher noch unveröffentlichter Aufſätze, Nachrichten und Erklärungen gewichtvoller Beobachter, Zeugen und Sachkenner, namentlich auch zur Ergänzung des theils an ſich mangelhaften, theils noch ungenügend und mit Weglaſſung relevanter Beſtandtheile mitgetheilten Actenmaterials. Mit einer lithographirten Tafel. gr. 8°. 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.

— — **Das Reich des Wunderſamen und Geheimnißvollen.** Thatſache und Theorie. Mit Veröffentlichung vieler noch unbekannter, aus zuverläſſigen Quellen geſchöpfter und mit namhaft gemachten Autoritäten verſehener Erſcheinungen, Erfahrungen und Beobachtungen. gr. 8°. 2 fl. oder 1 Thlr. 6 ſgr.

Briefe über die Unſterblichkeit der Seele, mit einem Anhange merkwürdiger Träume, Ahnungen und Erſcheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur. 8°. 36 kr. oder 10 ſgr.

Behandlung der aſiatiſchen Cholera nach Angabe einer Somnambüle. gr. 8°. 12 kr.

Beiträge zu einer Geſchichte der Freimaurerei in Oeſterreich von W. V. 8°. 24 kr. oder 7½ ſgr.

Deutinger, Dr. M., die chriſtliche Ethik nach dem Apoſtel Johannes. Oeffentliche Vorträge über die Briefe und die Offenbarung Johannis, in der Univerſitätskirche zu St. Ludwig in München gehalten. Aus dem Nachlaſſe des Verſtorbenen herausgegeben von Lorenz Kaſtner. (A. U. D. T.: Das Reich Gottes nach dem Apoſtel Johannes. Bd. 3.) gr. 8°. fl. 2. 48 oder Rthlr 1. 20 ſgr.

Druffel, Dr. A. v., Kaiſer Heinrich IV. und ſeine Söhne. gr. 8°. 54 kr. od. 16 ſgr.

Liebfrauengarten. Geſchichtliche Beiſpiele, Legenden, Sagen, Parabeln und Gleichniſſe von der Macht und Güte der allerſeligſten Jungfrau und Gottesmutter Maria und ihre Verehrung. Von einem Prieſter der Diözeſe Regensburg. Mit einem Vorwort von B. Mehler. gr. 8°. fl. 3. 30 od. 2. Thlr.

Lingard, J., Geſchichte von England ſeit dem erſten Einfalle der Römer. Aus dem Engliſchen überſetzt von C. S. Berly. 14 Bde. mit Regiſter. gr. 8°. (fl. 44 od. Thlr. 25) fl. 12 od. Thlr 7.

Maiſtre, Graf Joſ. v., Werke, überſetzt von M. Lieben. 5 Bde. mit Portrait. (Vom Papſt 2 Bde. — Von der gallikaniſchen Kirche und ihrem Verhältniſſe zu dem Kirchenoberhaupte. 1 Bd. — Abendſtunden zu St. Petersburg oder Geſpräche über das Walten der göttlichen Vorſicht in zeitlichen Dingen, mit einem Anhang über die Opfer nebſt Beilagen von Windiſchmann. 2 Bde.) gr. 8°. fl. 7 od. Rthlr 4.

Schneider, Dr. Leonhard, die Unſterblichkeitsidee im Glauben und in der Philoſophie der Völker. gr. 8°. 4 fl. 48 kr. oder 2 Thlr. 24 ſgr.

Druck von Friedrich Feuerlein in Kempten.

Georg Friedrich Daumer

Geſammelte
Poetiſche Werke

Herausgegeben von
Leopold Hirſchberg

Erſter Band

*

1924
Trowitzſch und Sohn, Berlin

P.o. germ. 262 sl

Dichtungen des Morgenlandes

von

Georg Friedrich Daumer

Hafis
Mahomed und ſein Werk
Die Weisheit Israels

*

1924
Trowitzſch und Sohn, Berlin

29 [illegible]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt

Vorbemerkung des Herausgebers . . . VII
Aus der Vorrede zu Hafis XI
Hafis, eine Sammlung perſiſcher Gedichte 1
Mahomed und ſein Werk 219
Die Weisheit Israels 397
Anmerkungen und Worterklärungen . . 461

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorbemerkung des Herausgebers

Die „Dichtungen des Morgenlandes“ von Georg Friedrich Daumer ſind als der erſte Band einer vollſtändigen Sammlung ſeiner poetiſchen Werke gedacht. Von ihrem Erfolg wird es abhängen, ob der Verlag die noch erforderlichen drei Bände bringen kann, da in heutiger Zeit die Feſtlegung auf eine ſo umfangreiche Ausgabe eine Unmöglichkeit iſt. Es wäre aufs tiefſte zu bedauern, wenn dem deutſchen Volke noch länger, vielleicht auf unabſehbare Zeit hin, das Werk eines ſeiner größten Dichter, die nach Goethe lebten, vorenthalten bleiben ſollte. Kommt der Plan jedoch zu Stande — das Manuſcript liegt druckfertig da, ſo daß eine Verzögerung der Lieferung ausgeſchloſſen iſt — dann wird auch der dieſem Bande noch fehlende, gemeinſame Haupttitel „Georg Friedrich Daumers geſammelte poetiſche Werke. Erſter Band“ nachgeliefert werden.

Von einer eingehenden Biographie und Würdigung des Dichters muß aus dieſen Gründen hier Abſtand genommen werden; ſie werden dem letzten Bande vorangeſtellt. Die Zeichnung ſeiner Perſönlichkeit in dem Waſſermannſchen Roman „Kaspar

Hauſer oder die Trägheit des Herzens“ iſt gänzlich verunglückt, da ſie die poetiſche Seite ſeines Weſens auch nicht einmal berührt, ſondern ihn nur als einen recht langweiligen Schulmann und den Erzieher des räthſelhaften Findlings hinſtellt. Nichts lag dem gluthvollen Dichter des „Hafis“ ferner als Pedanterie.

Von den im vorliegenden Bande vereinigten morgenländiſchen Dichtungen iſt in neuerer Zeit nur der „Hafis“ in zwei Drucken erſchienen; eine prunk- und würdevolle Prachtausgabe bei Diederichs in Jena und eine einfache bei Reclam. Den Herausgeber der letzteren hat in ſeiner „Einleitung“ allerdings der Hauch Hafiſiſchen oder Daumeriſchen Geiſtes nicht geſtreift; die Diederichsſche, für deren typographiſche Schönheit kein Wort des Lobes zu hoch iſt, aber hat die grundlegenden Fehler, daß ſie ſich nur auf einen Neudruck der Ur-Ausgabe beſchränkt, von Daumers „Neuer Sammlung“ (1852) gar keine Notiz nimmt und auch die „Zugaben aus verſchiedenen Völkern und Ländern“ beibehält, was den eigentlichen Abſichten des Dichters ſchnurſtracks zuwiderläuft. Denn man erfährt aus ſeinen autobiographiſchen Aufzeichnungen, daß er dieſe „Zugaben“ gleichſam nur einſchmuggelte, um das Publikum von 1846 mit einem kleinen Theil ſeiner andern Poeſien bekannt zu machen, für die ein Verleger damals nicht zu gewinnen war. Glücklich, wenigſtens den „Hafis“ untergebracht zu haben, benutzte er die Gelegenheit, einiges außer dem Rahmen Liegendes beizufügen. Sie ſind entzückend, dieſe „Zugaben“, und Johannes Brahms hat ſich manch eine für ſeine Kunſt nicht entgehen laſſen; ſie gehören aber in das „weltpoetiſche Liederbuch“, die „Polydora“.

Die Grundſätze der Geſammtausgabe an dieſer Stelle zu entwickeln, iſt aus den oben erwähnten Gründen nicht angängig; nur ſo viel ſei hier geſagt, daß ich nach jahrelanger und mühevollſter, aber reichbelohnter Arbeit des Suchens nach den zerſtreut gebliebenen Gedichten Daumers, nach eingehendſter Beſchäftigung mit ſeiner Weſensart zu einer Neuordnung kam, die die Ur-Sammlungen nicht zerſtört, ihnen aber Vieles hinzufügt. Solche „Paralipomena“ wird man in jedem größeren Abſchnitt finden; dem „Hafis“ iſt beiſpielsweiſe alles Perſiſche, dem hier ſeit 1848 zu erſten Mal wiedererſcheinenden „Mahomed“ alles Arabiſche zugeſellt, während die Abtheilung „Der Hebräer“ aus letzterem ausgeſchieden und ſinngemäß in die „Weisheit Israels“ geſtellt wurde. Letztere war von Daumer unter dieſem Titel geplant, iſt aber nie zur Ausführung gekommen. So tritt dieſer herrliche dritte Abſchnitt der „Dichtungen des Morgenlandes“ als ein bisher noch gänzlich Ungekanntes ſtrahlend an das Licht des Tages.

Ueberall iſt Daumers Rechtſchreibung beibehalten. Für ein ſolches Werk die ſogenannte „neue“ in Anwendung zu bringen, wäre nach meiner Anſicht eine Geſchmackloſigkeit geweſen.

Dem letzten Bande wird ein alphabetiſches Verzeichniß der Gedicht-Anfänge und Ueberſchriften beigefügt, welches zugleich in Klammern den Fundort der Erſtdrucke angiebt. Daumers Geſammt-Ausgabe wird, wie bisher beiſpielsweiſe die Arnims, wohl für die Zeit eines Jahrhunderts nicht erneuert werden; und ſo ſollte ihr der in jener ſo ſtörende, unwiſſenſchaftliche Mangel an Nachweiſen nicht zum Vorwurf gemacht werden können. Die Anmerkungen Daumers ſind, bei Verkürzung auf das geringſt mögliche Maaß, theilweiſe von mir ſo ergänzt worden, daß eine Unklarheit nicht mehr beſtehen kann. Ueber die Quellen, aus denen der Dichter ſchöpfte, findet man das Nöthige unter den Schlagworten Hafis, Mahomed und Israel.

Berlin, am 123. Geburtstag Daumers
5. März 1923.

Leopold Hirſchberg.

Aus der Vorrede zu Hafis

Mohammed Schemſeddin, die Sonne des Glaubens, mit dem Beinamen Hafis, der Bewahrer des Korans, weil er dies heilige Buch von einem Ende zum anderen auswendig wußte, war geboren zu Schiras und lebte daſelbſt von den erſten bis zu den letzten Decennien des 14. Jahrhunderts hin, in Zeiten alſo, wo es bei uns im Occidente noch tief nachtete und an einen Luther, Voltaire, Goethe und ähnliche, ein neues Weltalter großartig vorbereitende Genialitäten und Lichtaufgänge noch lange nicht zu denken war. Er gehörte zu einer Gemeinſchaft von Derwiſchen und Sofis oder contemplativen Weiſen und Myſtikern, beſchäftigte ſich mit theologiſchen und philologiſchen Arbeiten, ſtimmte in ſeiner ascetiſchen Begeiſterung die erhabenſten, alles Irdiſche und Sinnliche unter die Füße tretenden Lieder an, wurde die myſtiſche Zunge genannt, war ein großer, berühmter, eine Menge von Schülern um ſich verſammelnder Lehrer ſeiner Zeit, gab Unterricht am Hofe, und ſtand ſo hoch in Gunſt, daß ihm der Großweſir Hadſchi Kawameddin Mohammed Ali eine beſondere Schule baute. Alle dieſe Beſtrebungen, Leiſtungen und Errungenſchaften ſeines Lebens, ſeine Weisheit und Wiſſenſchaft, ſeinen Stand und Beruf, ſeinen Glanz und Ruhm verhöhnt nun aber der einzige Mann in ſeinen, einer ſpäteren, im Alter eingeſchlagenen Richtung angehörigen Gedichten in der freieſten, kühnſten und heiterſten Manier, ſo wie ſie nirgend ihres Gleichen hat; er erſcheint hier als der geſchworene Feind aller Pfaffen, Mönche, Myſtiker und Schulpedanten, einer Claſſe von Menſchen alſo, deren Zunftgenoß und College er ſelber iſt, zu der er aber innerlich den totalſten Gegenſatz bildet; er offenbart eine ſo unendliche Feſſelloſigkeit nach jener Seite hin und eine ſo reine, ungetrübte, göttliche Seligkeit und Sicherheit in ſich ſelbſt; er entwickelt eine ſo herrliche, heitere, objektive Weltanſchauung und iſt zugleich ſo außerordentlich geiſtreich in Ausdruck und Form, daß man wohl ſagen kann, Niemand in der Welt habe das tief wurzelnde Uebel einer abſtrakten und negativen Denkart, ſo wie ſie in Orient und Occident ihre leidigen Repräſentationen hat und ihren lebensfeindlichen Einfluß übt, vollſtändiger überwunden und den entgegengeſetzten Standpunkt ingeniöſer vertreten und verfochten, als dieſer mit wunderbarer Umkehrung des gewöhnlichen Laufes der Dinge ſtatt im Lenze des Lebens in deſſen Winter erblühende und in glänzender Jugend des Geiſtes daſtehende Dichtergreis. Gehaßt, doch nicht beſchädigt von Zeloten und Finſterlingen, geliebt und verehrt von den Edleren und Verſtändigeren, entſchlief der ſo zu hohen Jahren Gekommene ſanft und ruhig im Jahre 1389, und wurde, wiewohl es die Eiferer verſuchten, ihn der Ehre des Begräbniſſes zu berauben, in Moſella, einer ſchönen Vorſtadt von Schiras, wohin noch heute ſeine Verehrer wallfahrten, zur Erde beſtattet. Da man es unmöglich fand, ſeine freiſinnigen und lebensfrohen Geſänge und ihre verführeriſchen Wirkungen auf die Gemüther der Gläubigen durch äußere, brutale Gewaltſtreiche zu vernichten, ſo erklärte man ſie für geiſtliche Allegorien, die unter der Hülle des Sinnlichen und Irdiſchen ganz nur von deſſen Gegentheile, vom Ueberſinnlichen und Himmliſchen reden, ohngefähr, wie ſich unſere Theologen das hohe Lied, von deſſen wunderſamen Liebesgluthen in den Zugaben einige metriſche Proben zu finden, zurecht zu machen gewußt. Die aſcetiſche und ethiſche Abſtraktion des Ueberſinnlichen und Himmliſchen iſt es aber gerade, was Hafis, wenigſtens in dem größten Theile ſeiner Lieder und Aeußerungen, entſchieden verneint. Eine gewiſſe Myſtik iſt zwar allerdings auch hier zu erkennen, aber eine ganz andere, als jene mönchiſch düſtere, frömmleriſche. Wenn er nämlich die Nüchternheit verdammt und die Trunkenheit preiſt, ſo verſteht er unter jener die Zurückziehung der menſchlichen Ichheit vom natürlich Realen und Objektiven in ſich, ein abſtractes, ſubjektives Verhalten, das mit Recht als böſe beſtimmt und als der Quell alles Uebels bezeichnet wird, unter dieſer aber kein eigentliches, gemeines Berauſchtſein durch Wein, ſondern die begeiſterte Verſenkung der Seele in Natur und Wirklichkeit, eine Trunkenheit, die ſehr wohl ohne allen Weingenuß denkbar iſt. Sprechen doch ſelbſt wir von einer uns nicht behagenden Nüchternheit, und fordern ein Gegentheil derſelben, das uns in etwas ganz Anderem, als in einem durch ſtarke Getränke erzeugten ſinnloſen Taumel beſteht! Um den perſiſchen Dichter nicht ſchief zu faſſen, dazu gehört erſtlich, daß man Scherz verſtehe und nicht Alles, wozu eine fröhliche, neckiſche Laune in poetiſcher Darſtellung fortzugehen reizt, für trocknen, proſaiſchen Ernſt nehme; dann aber auch, daß man den gleichwohl vorhandenen, ſelbſt hinter dem tollſten Muthwillen verſteckten, feineren Ernſt bemerke, um deſſen willen man ſagen kann, daß Hafis, trotz aller Verachtung, Verhöhnung und Zermalmung der Theologie, Speculation und Moral ein Theolog, Philoſoph und Moraliſt in ſeiner Art iſt. In einem Gedicht von Hölderlin kommt folgende hierher zu ziehende Stelle vor:

Wer das Tiefſte gedacht, liebt das Lebendigſte,
Hohe Tugend verſteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weiſen
Oft am Ende dem Schönen ſich.

Es iſt dies in Beziehung auf Sokrates geſagt; hier aber iſt mehr als Sokrates, der, gegen Hafis gehalten, nur ein Philiſter iſt.

*

(1)

Hafis

Eine Sammlung perſiſcher Gedichte

1846 · 1856

Als einſt von deiner Schöne,
O meine ſüße Wonne,
Ein Strahl entzückter Ahnung
Durch alle Himmel hin,
Durch die *nun* erſt erhellten,
Sich breitete — geboren
Ward eine neue Gottheit;
Die Liebe war's, der Herzen
Gewaltige Königin.

Und über die Himmel ſchwang ſie
Den flammenſprühnden Zepter
Mit ihrer ſtolzen Hand;
Allein die Engel ſtanden
Inmitten ihrer Feuer
Eiskalt und unentbrannt.
Da faßte Zorn die Göttin;
Sie flog zur Erde nieder,
Zu fühlender Menſchen Herzen
Die Fittiche gewandt.
Seit jenem Tage ſprühen,
Seit jenem Tage glühen
Die Flammen ihres Zepters
Durch alles irdſche Land.

*

Prachtbediademte Herrſcher,
Ungeliebte, liebeloſe,
Nur gekrönte Bettler ſind ſie,
Arme Bettler im Ornat.
Liebevoll geliebte Bettler,
Fürſten ohne Krone ſind ſie,
Kaiſer ohne Kaiſerſtaat.

*

Welch ein eignes Reich iſt doch
Das der Liebe! ſeine Wunder
Werden nimmer ausgeſagt.
Nicht befremdlich iſt es uns,
Wenn gefürchtet ſtarke Löwen
Schüchterne Gazellen jagen;
Die Gazelle deines Auges
Macht jedoch auf Löwen Jagd.

*

Ich halte mich ſo ſtille,
Doch im Gemüth iſt eitel Zank;
Was für ein Streit hier innen? —
Ich fürchte, daß ich liebekrank.

*

Die Freiheit iſt ein Meer
Und ſeine Fiſche Herzen;
Sie ſchwimmen ohne Schmerzen
Behaglich hin und her.
Doch dieſe Luſt, wie Schade!
Iſt von geringer Dauer;
Es wohnet am Geſtade,
Es ſtehet auf der Lauer
Liebe, die Fiſcherin.
Sie fiſcht mit eignen Angeln;
Sie fiſcht mit Ambralocken;
Die purpurroten Fiſchchen,
Sie kommen unerſchrocken,
Sie laſſen von der argen
Sich gar zu gerne locken,
Und eines um das andre
Iſt ihrer Liſt Gewinn.

*

Was iſt der Lenz? Ein Commentar;
Er machet deine Schöne klar;
Er legt, ſo weit es ſeinem Mühn,
Dem freilich unzureichlichen,
Doch eifrigen, gelingen mag,
Die Fülle deiner Reize dar;

Denn nur von ihnen handeln
Licht, Blume, Duft allüberall
Wo meine Füße wandeln.

*

Es werde Licht! So tönete
Ruf Gottes in die dumpfe Nacht,
Und ſiehe da, es wurde Licht,
Es wurde deines Auges Pracht.

*

Durch der Sonne Strahl
Heiter allzumal
Wird der Erde Saal,
Blühen im Gethal
Blumen ohne Zahl;
Doch ſie ſelbſt, die Sonne,
All in ihrer Wonne,
Strahlt allein durch deines Auges Strahl.

*

Ich preiſe Gott, der Tag und Nacht gemacht,
Den Tag, dein Antlitz, und dein Haar, die Nacht.

*

Ein göttliches Wunder iſt dein Angeſicht,
Und daß du es im Stande zu erblicken
Mit eignem Aug, will einen Spiegel ich
Gleich göttlicher Art, will ich mein Herze ſchicken.

★

Der Oſt gerieth in Streit mit der Natur;
Er wollte nicht mehr auf der Roſenflur,
Er wollte wehn auf einer ſchöneren,
Er wollte wehn auf deiner Wange nur.

★

Ins Grübchen deiner Wange fiel die Seele mir;
Da langte ſie nach deines Haares Schlängel-Zier.
Ach, armer Juſſuf! Da du aus der Grube kamſt,
Umſtrickte dich das Feſſelband der Locke hier.

★

Aufſchwinge dich, o Wind,
Mit einem ihrer Düfte
Und wonnige damit
In Edens Hain die Lüfte!

★

Entzücket dich ein Wunderhauch,
Der einzig iſt im Weltenringe? —
Ich fülle die geſammte Luft
Mit Moſchus an und Ambraduft,
Weil ich von Liebchens Locke ſinge.

★

Die ſchönen Haare flicht,
O, meine Selma, nicht!

Es wohnt darin ein Hauf
Von Seelen, o wie dicht!

Worunter, wie du weißt,
Die meine nicht gebricht.

Nicht tödte mit der Hand
Die Zarten, o mein Licht!

*

Wir zieren, ich und du,
Den Himmel, den geſtirnten,
Der Liebe wunderbar:
Du als der Mond, der volle,
Stolzfreudige der Anmuth,
Als thränende Plejaden
Mein feuchtes Augenpaar.

*

Von deinem holden Lächeln
  Entſprang der Roſe ſchöne Zier;
Von meinem heißen Blicke
  Entſproßte die Granate hier.

*

Ins Auge, das entzückte, mir
Kam ein Beſuch, ein fürſtlicher,
Dein wunderherrlich Bild, o Lieb!
Ich zog davor, zu ehren es,
So viel ich immer kann, beſtrebt,
Purpurener Gardine Zier,
Aus blutiger Thräne Stoff gewebt.

*

Es reißen Sturmgewalten
Aus mit der Wurzel Bäume;
Das im Naturbereiche
Iſt der gemeine Brauch.
Aus mit der Wurzel riß mich —
O ſprich, wie war es möglich? —
Der melodieenreiche,
Der gar zu linde, weiche,
Von deinem Mund der Hauch.

*

Was prahlſt du ſo, o Himmel,
Mit deinen hehren Prachten,
Was hegſt du ſtolzen Sinn?
Für einen Blick der Gnade,
Für eine Lächelſpende
Faßt Liebe deine ſchönſten
Goldfunken in die Hände,

Entraffet dir, die kühne,
Orion und Plejade
Und ſtreut ſie vor die Füße
Dem, was ſie liebet, hin.

*

Mich in ein arm Geſtiebe
Verwandelt hat die Liebe,
Und alſo deine Schöne
Umwirbel ich und höhne,
So leicht und zart beſchaffen,
Der Winde Sturmgewalt.
Denn mich hinwegzuraffen
Aus deiner Reize Schlingen,
Nie wird es ihr gelingen,
So ſchrecklich ihre Woge wallt.

*

O wär ich ein See, ſo ſpiegelhell,
Und du die Sonne, die ihm blickte!
O wär ich ein klarer Wieſenquell,
Und du die Blume, die ihm nickte!

O wär ich ein grüner Roſendorn,
Und du die Roſe, die ihn ſchmückte!
O wär ich ein ſüßes, ſüßes Korn,
Und du der Vogel, der es pickte!

*

Das Aethermeer, das nächtige,
Erglänzet in des Mondes hehrem Glanze;
Schon blicket er, der prächtige,
Durchs dunkle Laub als goldne Pomeranze.

Es ſtreuet ihm die Lilie
Weihrauch empor; es hangt an ihm bezaubert
Bülbül, die tonkunſtmächtige,
Und grüßet ihn mit ihrer ſüßen Stanze.

Doch, ach, wie ſtolz erhebt er ſich,
Damit er nie zu Hoffnungen, zu ſchönen,
Die Sängerin berechtige,
Und nie die ſtille, liebevolle Pflanze! —

Du biſt der Mond, die Lilie
Iſt mein Gemüth und Nachtigall die Lippe,
Die dir umſonſt andächtige
Gebete weiht die Sommernacht, die ganze.

*

Siehe, der arme Geſelle,
Der da wallt von Haus zu Haus,
Seine Fluth vom Quelle
Schreiet er mechaniſch aus.

Doch es ſtockt der Schrei ihm,
Sein Geſchäft, vergeſſen iſts,
Nahet deiner Schwelle,
Stehet er an deinem Haus.

Nicht die Fluth, die helle,
Gießet der Verliebte hier,
Nein, die trübe Welle
Seines heißen Auges aus.

*

Wenn der Oſt durch deines Hauptes
Duftiges Gelocke ſtrich,
Rein geneſen, wo er hauchet,
Heben arme Kranke ſich. —
Singen Engel vor des Himmels
Hohem Herrſcher ihren Preis,
Feiern ſie als ſeine ſchönſte,
Wundervollſte Schöpfung dich. —
Wären Myriaden Seelen,
Myriaden Herzen mein,
Alle dir zum Liebesopfer
Vor die Füße ſtreuet ich. —
Die zu dir gewandte Sehe,
Unverwendet ſtarrte ſie,
Ob in ungeheurem Sturze
Beider Welten Fuge wich. —
Ach warum zu dir, o Kaba
Frommer Liebe, geht der Weg
Durch verbrannter Wüſteneien
Mörderiſchen Sonnenſtich? —

Auf die Blätter meines Harmes
Einen Blick der Gnade wirf!
Mit des Auges Blute malt ich
Jeden Zug und jeden Strich.

★

Gieb ihr, Oſt, die Kunde meiner Leiden,
Aber gieb ſie ſchwach! Es wird genügen.
Malteſt du in vollen, ächten Zügen —
Ach, du würdeſt ihr den Tod bereiten.

★

Unendlicher Liebe Gewicht,
Die Himmel ertrugen es nicht;
Und ſiehe, die ſämmtliche Laſt,
Die hehre, ſie ſenkete ſich,
Sie ſtürzete nieder in Haſt,
Sie ſtürzete, weh, auf mich.

★

Finſtere Schatten der Nacht,
Wogen- und Wirbelgefahr!
Sind wohl, die da gelind
Raſten auf ſicherem Lande,
Euch zu begreifen im Stande?
Das iſt der nur allein,

Welcher auf wilder See
Stürmiſcher Oede treibt,
Meilen entfernt vom Strande.

*

Schon häufig an der Pforte meines Herzens
Hat angepocht der Gram;
Doch es verſchloß ſich riegelfeſt, ſo oft es
Den Widrigen vernahm.

Aufs neue pocht er neulich, und es wurden
Ihm ohne Zögerung
Die Thore weit — warum? Weil er geſendet
Von deinem Auge kam.

*

Ich grüßte früh am Morgen
Die thaubeperlte Flur;
In Myriaden Roſen
Auflachte die Natur.

Da höret ich das ſüße
Geſtöhn der Nachtigall;
Sie meldete die Qualen,
Die ihr Gemüth erfuhr.

Hier im Bezirk der Wonne,
Wo ſo viel Reize blühn,
Von Hoffnung und von Troſte
Nicht eine leiſe Spur!

Das Roſenherz, das harte,
Zog zwiſchen ihr und ſich
Kaltſinniger Entfremdung
Unendlich herbe Schnur.

O Nachtigall, dein Jammer —
Wie ganz verſteh ich ihn!
Für mich und dich, die beiden,
Iſt Liebe Leiden nur.

*

8. Die Flamme hier, die wilde, zu verhehlen,
Die Schmerzen alle, welche mich zerquälen,
Vermag ich es, da alle Winde ringsum
Die Gründe meiner Traurigkeit erzählen?

Daß ich ein Stäubchen deines Weges ſtäube,
Wie magſt du doch, o ſprich, wie darfſt du ſchmählen?
Verklage dich, verklage das Verhängniß,
Das waltet über alle Menſchenſeelen!

Da ſelbiges verordnete, das ewge,
Wie alle ſollten ihre Wege wählen,
Da wurde deinem Lockenhaar der Auftrag,
Mir Ehre, Glauben und Vernunft zu ſtehlen.

*

Es ſchmückt die Herrſchaft hohe Throne nicht;
Sie wohnt, o Lieb, in deinem Angeſicht.

Den Tag erſchafft die Sonne nicht; es tagt
Durch deiner Augen zauberiſches Licht.

Dir hu'diget gefeſſelt alles Sein,
Und keines iſt, das ſeine Bande bricht.

In deiner Hand iſt Leben und Verderb,
Wie deine Willkühr unſer Urtheil ſpricht.

Zwar wenig iſt des Guten, das du thuſt,
Des Böſen ein unendliches Gewicht;

Doch morde nur und trinke Blut auf Blut!
Nicht geht mit dir der Himmel ins Gericht;

Nicht ſchreiben Engel deine Schulden auf;
Sie ſelbſt entflammt, ſie brechen ihre Pflicht.

★

Für die böſe Liebe braucht ich
Schon ſo manche Medicin;
Doch es wurde mir die Ruhe,
Die erſehnte, nicht verliehn.

Denn es iſt in mir die Liebe
Nicht ein bloßer Gaſtbeſuch,
Wie er wohl in andern Herzen
Pfleget ein- und auszuziehn;

Iſt mir Odem, Geiſt und Seele —
Werden Odem, Seele, Geiſt,
Meine letzten Hauche ſchwinden,
Wird dahin auch jene fliehn.

*

Drinnen im Gemache ſchmiegt ſich
Ihrer Bruſt ein Fremder an,
Und ich lieg auf ihrer Schwelle,
Preisgegeben dem Orkan.

Dieſe Stelle zu verlaſſen,
Riethe mir der Brauch der Welt,
Riethe mir das Ich, das kalte,
Riethe der Verſtand mir an.

Doch ſo groß die Welt, die weite,
Eine Stelle giebt ſie mir,
Dieſe nur, es geht von dieſer
Nur zum Grabe meine Bahn.

*

Die Liebſte ging vor mir vorbei
Und wandt ihr Auge nicht zu mir —
Mein Leben ging mit ihr vorbei,
Die Seele meines Seins mit ihr.

*

Mein Weinen, es iſt zu gleichen
Dem Regen im Lenz, dem reichen,
Nicht von der Tafel des Buſens
Im Stande, dein Bild zu ſtreichen.

*

Sie, welche nicht an Liebe glauben,
Ich lade ſie zu meinem Grabe.
Sowie ſie deinen Namen nennen,
Wird hell empor aus meinem Sarge
Ein Klageton die Luft durchziehn.

*

Freue dich, o Seelenvogel,
   Laſſe deine Jubel ſchallen,
Daß du in der Roſe zarte,
   Liebe, ſüße Haft gefallen!

Nicht in eines Vogelſtellers
   Rohe Netze wirſt du ſinken,
Nicht ergriffen wirſt du werden
   Mörderiſch von Räuberkrallen.

Zwar es hat der Dorn der Roſe
   Tief genug dein Herz verwundet,
Und ſo wirſt du dich verbluten
   Und hinab zu Grabe wallen.

Doch der Tod, der dich erwartet,
Iſt der ſchönſte Tod von allen;
Sterben wirſt du nach dem edlen
Sterbebrauch der Nachtigallen.

*

So halt ich es mit meiner Liebe:
Daß ich mein eignes Sein vergeſſe,
Daß ich mein Ich, mein ganzes, opfre;
Zehntauſend Seelen, wenn ich hätte,
Ich würde ſie vor dir verſtreun.

So halt ich es mit meiner Liebe:
Treu bin ich ohne Wank und Wandel.
Laß jeden höchſten Reiz der Erde
Vorüberziehn vor meinem Auge,
Nicht weckt er eine leiſe Regung;
Ich ſehe dich, nur dich alleine,
Und jedes andre Bild verweht.

Ich bin Medſchnun, der, lieberaſend,
Nicht Perſien und nicht Arabien,
Die Erde nicht mit ihren Blumen,
Den Himmel nicht mit ſeinen Sternen,
Für ſeine ſüße Leila nimmt.

Man drohe mit gehobner Klinge,
Man laſſe Wund auf Wunde bluten,
Man ſchlage mir das Haupt herunter!

Ich weiche nicht von deiner Schwelle,
Ich liefere dem Schwertbewehrten
Nicht aus das einzig edle Kleinod,
Das ich beſitze, meine Liebe;
Mit eiſiger, erſtarrter Hand noch
Halt ich die ſchöne Perle feſt.

*

Fort mit dem Ich und ſeiner Kraft,
  Gebeut die Liebe, fort damit!
Vor jenem Auge ziemet ihm,
  Daß es verſtiebe; fort damit!

Nein, geize nach der Ehre nicht,
  Dir ſelber ewig gleich zu ſein;
Woferne nur ein Schein davon
  Zurückebliebe, fort damit!

Sich aufzulöſen iſt ſo ſchön
  In ungemeßner Leidenſchaft,
Und deiner Ichheit ſtolze Pracht
  So triſt und trübe; fort damit!

Zu Aſche brenn ein liebend Herz,
  Und in die Lüfte ſtreus der Wind,
Beweiſend aller Welt, wie groß
  Die Macht der Liebe; fort damit!

*

Wo iſt der Ort, an dem du weilſt?
 An dieſem Orte will ich ſterben.
Kein andrer Port auf wildem Meer;
 In dieſem Porte will ich ſterben.

Es läßt Karun von ſeinem Gold,
 Der Reiche nicht von ſeinem Horte;
Wo wäre mir ein Hort, wie du?
 Bei dieſem Horte will ich ſterben.

Und wenn du dich vor mir verbirgſt,
 Und wenn du deine Pforte ſchließeſt,
An dieſer Pforte lager ich,
 An dieſer Pforte will ich ſterben.

Das letzte Wort aus meinem Mund,
 Was wird es ſein? Dein ſüßer Name.
Wie fiele mir ein andres ein?
 Mit dieſem Worte will ich ſterben.

★

Dein ohne Wank und Wandel,
So lang ich athme, bin ich;
Wenn ich des Grabes Raub,
Anfliegen an den Saum dir
Werd ich als Grabesſtaub.

★

Lieben ohne Maaß entflammt,
Lieben iſt mein einzig Amt,

Ob ſie meine Bitte hört,
Ob ſie meinen Trieb verdammt,

Ob ſie mich in Dorne legt
Oder in der Gnade Sammt;

Lieben ohne Maaß und Ziel,
Lieben iſt mein einzig Amt.

*

Bitteres zu ſagen, denkſt du;
Aber nun und nimmer kränkſt du,
Ob du noch ſo böſe biſt.
Deine herben Redethaten
Scheitern an korallner Klippe,
Werden all zu reinen Gnaden;
Denn ſie müſſen, um zu ſchaden,
Schiffen über eine Lippe,
Die die Süße ſelber iſt.

*

So ſtehn wir, ich und meine Weide,
So leider mit einander beide:

Nie kann ich ihr was thun zu Liebe,
Nie kann ſie mir was thun zu Leide.

Sie kränket es, wenn ich die Stirn ihr
Mit einem Diadem bekleide;

Ich danke ſelbſt, wie für ein Lächeln
Der Huld, für ihre Zornbeſcheide.

*

Nur darum iſt mein Auge, daß es deinem Glanz
Den Spiegel halte;
Nur darum iſt mein Buſen, daß er deinem Bild
Ein Zelt entfalte.

*

Ich möchte dir ſo gern die Seele geben;
Doch haſt du ſie durch ewigen Beſchluß
Schon ohnehin, und nicht bin ich im Stande
Zu ſagen, daß ſie je mein eigen war.
Geſchaffen hat, ſo viel ich mich beſinne,
Der Himmel ohne Seele mich und die
Mir zugehörige Seele dir geſchenkt.

*

Ich bin der Liebe Morgenflur,
Harr auf der Sonne prächtiges Erſcheinen,
Und werde, ſchmückt ſie den Azur,
Den Morgenthau der Luſt und Freude weinen.

*

Ich bin ein armes Lämpchen nur,
Ein dämmerndes in dunkler Nacht;
Du biſt die lichte Morgenpracht
Aufſtrahlend im Azur.
Du ſtrahle nur, du prange nur!
Wiewohl vor deinem Angeſicht
Des armen Lämpchens Auge bricht,
Ich bebe nicht, ich bange nicht;
Du leuchte nur,
Und ich vergehe gern in deinem Licht.

*

Wähne nicht, ich ſei noch!
Ging ja doch in deiner Liebe Feuer
Auf in hellen Flammen
Meines Seins entzündlich arme Scheuer!

Nur ein Häufchen Aſche
Blieb zurück; das ſtäubet in die Lüfte,
Sinkt herab und legt ſich
Vor die Füße dir als Liebesſteuer.

*

Nichts iſt dumpfer Gemüther
Träumenden Heerden wunderbar;
Doch mir dünket am Ende
Alles auf Erden wunderbar.

Iſt nicht Leben und Athem,
  Himmel und Licht und Roſenflur,
Iſt nicht ſchwellender Jugend
  Liebliches Werden wunderbar?

Schönheit, welche Mirakel
  Stellſt du betroffnem Auge dar!
Sind nicht, ſage, Suleimas
  Holde Geberden wunderbar?

Welch ein Wunder die Liebe!
  Ach, um ein einzig Lächeln nur
Trägt die Seele Hafiſens
  Welche Beſchwerden wunderbar!

*

Holder Oſt, beſchwingter Bote,
  Den die Liebe wandeln heißt,
Grüße mit dem ſchönſten Gruße
  Jene Schöne, die du weißt.

Melde, daß mir in die Lüfte
  Schwinde der gequälte Geiſt,
Wenn ſie nicht zu ſpenden eile
  Jene Spende, die du weißt.

Denn zu kennen und zu miſſen,
  Was mit Edens Wonne ſpeiſt,

Es gebiert die tiefe Trauer,
Die gefährte, die du weißt.

Ja, was ſind die Paradieſe,
Welche der Verzückte preiſt,
Lacht ſie, jene Flur der Liebe,
Jene zarte, die du weißt!

Nicht der Aar zu ſein verlangt mich,
Der hinauf zur Sonne reiſt;
Nachtigall Hafis vergöttert
Jene Roſe, die du weißt.

*

Eine tröſtlich holde Kunde weigre nicht!
Eine traute Wonneſtunde weigre nicht!

Heilbeſcheer, balſamiſchen, mein ſüßer Arzt,
Für ſo manche böſe Wunde weigre nicht!

Deiner Lippe Kandel, daß von jeglicher
Thräne mir das Aug geſunde, weigre nicht!

Der da bis zum Kafe deine Schöne preiſt,
Seine Koſt dem Liedermunde weigre nicht!

Jene Bruſt, aus Lilienſchimmer aufgeballt,
Schwellend in vollkommner Runde, weigre nicht!

Was mit eiferſuchtentflammtem Auge ſieht
Die geſtirnte Weltrotunde, weigre nicht!

Was zu vollgehaltiger Aeonen Werth
Stempelt eine Luſtſekunde, weigre nicht!

Was allein empor zu halten fähig iſt
Ueberm öden Grabesſchlunde, weigre nicht!

*

Beim Strahle deiner Augen,
Dem Meiſter aller ſüßen Zauberei!
Bei deiner Lockenſchlange,
Dem Spielgeräthe holder Tändelei!

Bei deinem Mundrubine,
Der, ein Meſſias, Leben haucht und Heil!
Beim Flore deiner Wange,
Wovon der Lenz das ſchwache Conterfei!

Beim Baue deiner Glieder,
Deß Architekt der Geiſt der Liebe war!
Bei deiner Buſenwoge,
Dem Wonnebett berauſchter Phantaſei!

Beim Reize deines Wandels,
Der Grazie ſelbſt eine Peri lehrt!
Beim Klange deiner Stimme,
Dem Urbegriffe ſanfter Melodei!

Beim Ambra deiner Düfte,
Der eines Engels reine Sinne raubt!
Beim Staube deines Weges,
Der meines Hauptes Ehrenkrone ſei!

Erbarme dich Hafiſens,
Eh ihm der Kräfte letzter Reſt verſiegt;
Ihm einen Blick der Gnade,
Ihm einen Schimmer deiner Huld verleih!

*

Wie Melodie aus reiner Sphäre hör ich;
Wie Harmonie aus ewiger Kläre hör ich;

Ein Wehn, ſo ſanft, als ob mir eines Engels
Gelinde Schwinge nahe wäre, hör ich.

Erzählt der Oſt von deiner Bruſt Geneigtheit?
Denn eine wunderſüße Mähre hör ich.

Verkündet er die ſeligſte der Stunden?
Denn was da ſcheucht jedwede Zähre hör ich.

*

Mit ſeinem Mohrenheer erſchien der Gram,
Mein Blut vergießend grauſam und verrucht;
Ein lichtgeborner weißer Engel kam
Und ſchlug den Unhold plötzlich in die Flucht.

*

Ich will bis in die Sterne
  Die Fahne der Liebe tragen;
Sie ſoll auf einer Wolke
  Ob ſämmtlichen Himmeln ragen.

Ich will im hohen Aether
  Anſtimmen erhabene Lieder,
Will rühmend eine Pauke
  Unendlicher Ehre ſchlagen.

Orion und Plejade
  Sie ſollen im Tanze kreiſen,
Und Sohre freudig horchend
  Das eigene Spiel vertagen.

Tief unter mir die Wüſten,
  Die ſandigen, ungeheuern,
Sie ſollen blühn und grünen,
  Gleich himmliſchen Roſenhagen.

„Warum Hafis?“ ſo fragſt du.
  Wie magſt du ſo thöricht fragen?
Es lächelte mir die Freundin,
  Es endeten alle Klagen.

*

Wie biſt du, meine Königin,
Durch ſanfte Güte wonnevoll!
Du lächle nur — Lenzdüfte wehn
Durch mein Gemüthe wonnevoll!

Friſch aufgeblühter Roſe Glanz
Vergleich ich ihn dem deinigen?
Ach, über alles, was da blüht,
Iſt deine Blüthe wonnevoll!

Durch todte Wüſten wandle hin,
Und grüne Schatten breiten ſich,
Ob fürchterliche Schwüle dort
Ohn Ende brüte, wonnevoll.

Laß mich vergehn in deinem Arm!
Es iſt in ihm ja ſelbſt der Tod,
Ob auch die herbſte Todesqual
Die Bruſt durchwüthe, wonnevoll.

*

Es hält der Oſt, der eitle, ſich
Für ſämmtlicher Geſchöpfe Geiſt:
Doch höre deines Haars Arom,
Das ihn mit Fug zurechte weiſt:

„Ich bin die Seele der Natur,
Da ohne mich die Welt zerfällt,
Und ihren öden Trümmerhauf
Des Chaos alte Nacht umkreiſt."

★

Mein ſüßer Schatz! Du biſt zu gut;
Du nähreſt meinen Uebermuth;
Es ſtrahle nicht ſo reich an Huld
Mir deiner Augen ſchöne Gluth!

Erlaube nur, daß meine Hand
Den Staub, worauf dein Fuß geruht,
Mir auf die Scheitel legen darf,
Wie mit der Kron ein Kaiſer thut!

★

Ich dachte dein in tiefer Nacht;
Da leuchtete mit heller Macht,
Mit plötzlicher, die Finſterniß,
Und wurde klar, wie Morgenpracht.

Zu jener Stunde hat gewiß
Dein Auge, Liebchen, auch gewacht,
Zu jener Stunde hat gewiß
In Liebe mein dein Herz gedacht.

★

Wie glücklich iſt der Morgenwind!
  Er ſchwingt ſich auf ſein Ambra-Roß
Und jagt zu dir und fleugt zu dir
  So leicht, ſo raſch, wie ein Geſchoß.

Mich aber hält gebändiget
  Ein unerbittlich Mißgeſchick,
Wiewohl mein ewig quellend Aug
  Weltmeere ſchon des Grams vergoß.

O pfui der Schmach, pfui über mich!
  Ich lebe noch, ich athme noch,
So manche bittre Stunde ſchon
  Mich ohne dich der Tag verdroß.

Allein getroſt! Es ſtocken mir
  Die Pulſe ſchon, die ſchmählichen,
Und bald bin ich der ewiglich
  In Nacht Gehüllten Schlafgenoß.

Doch träumt gewiß auch dann Hafis
  Von deiner Wange Roſe noch;
Aufſteigen zum Beweiſe wird
  Aus ſeiner Gruft ein Roſenſproß.

★

Klagen ob der Trennung Pein,
Melden nicht ihr Leid, ihr wahres:
Tauſend Bände ſind nur ein
Abſchnitt ihres Commentares.

*

Wiſſe, Verliebter, und prüfe dich,
Ob dein Lieben ein ächtes ſei,
Ob ſein Weſen erdichtet:
Vor dem Mufti der Liebe gilt
Dein Gebet nur in einem Fall,
Wenn du geſetzlicher Reinigung
Pflicht mit lauterer Welle nicht,
Nein, mit Blute verrichtet.

*

In die gramentladne Bruſt
Zog herein
Welche Luſt!
Sie zu bergen ohne Laut
Sollt ich es im Stande ſein?
Nein, o nein, ſie ſoll vertraut
Freundlichem Gehöre ſein!
Aber nicht dem Menſchenkinde
Meine ſüße, ſüße Poſt,
Ich verkünde ſie dem Winde,
Ich vertraue ſie dem Oſt.

*

Wehre nicht, o Lieb,
Wühlen in den Locken
Deines holden Hauptes
Laß mich ohne Stocken!
Denn ein eigner Trieb
Waltet, es bewältigt
Eine ſympathetiſch
Eigne Zaubermacht.
Wiſſe, meine Seele
Such ich auf, die arme,
Die ſich in die dunkle,
Labyrinthſche Pracht,
Tief hinein verloren
In die ſchöne Nacht.

*

Ich höhne der Vernichtung
  Furchtbaren Schlund
Feſt hangend an Suleimas
  Rubinenmund.

Dem Ruhenden im Centrum
  Des Lebens hier
Wie zeigte ſich zu beben
  Der kleinſte Grund?

*

Weißt du noch, mein ſüßes Herz, wie Alles ſich
Hold begeben zwiſchen dir und mir?

Wie der Liebe Siegelring auf meine Stirn
Drückte ſchon der erſte Blick von dir?

Wie zu ſchelten deine Lippe rang und doch
Honigküſſe träufelten von ihr?

Wie auf uns der ſtille Blick des Monds geruht
Und in ſeinem ſtillen Blicke wir?

Wie, was ſich kein gläubiges Gemüthe träumt,
Uns die Huld des Himmels ſchenkte hier?

Und wie dann Hafiſens Verſeperlenſchatz
Tauſendfach an Werth gewann und Zier?

Weißt du noch, mein ſüßes Herz, wie Alles ſich
Hold begeben zwiſchen dir und mir?

*

Es kam ein Hauch von oben,
Der mir ins Ohr die Worte blies:
„Nicht wähn, aus eignem Innern
Entſtröme dein Geſang, Hafis!

Vom Urbeginn der Zeiten
Auf Roſen und auf Lilien
Stehn ſeine Zauberformeln
Geſchrieben hoch im Paradies.“

*

Der Schah von Ormus ſah mich nie,
Er, welcher mir Geſchenke beut;
Der Schah von Jesd kennt mich ſo gut,
Er ſchenkt mir aber keinen Deut.

So iſt es in der Welt, o Herz;
Sei wohlgemuth zu aller Friſt,
Und ſegne, wie die offne Hand,
So jene, die verſchloſſen iſt!

*

Dornen in den Weg geſchleudert
Werden uns von frommen Händen;
Laſſet uns dafür die Roſen
Allgemeiner Liebe ſpenden!

*

Zerriſſen wird der Erde Bauch, und ſieh, er giebt
Dem, welcher ihn zerriſſen hat, Goldſchätze Preis;

Steinwürfe fliegen auf den Baum und er gewährt
Dem, welcher ihn geworfen hat, Fruchtlabungen;

Zerſchlagen wird der Muſchel Leib, ſie aber ſchenkt
Dem, welcher ſie zerſchlagen hat, ihr Perlenherz; —

Was willſt du, Menſch, unedler, als der Erde Bauch,
Unedler, als der Baum und als die Muſchel ſein?

*

Ob feindſelige Winde
Schreckhaft toſen, o gräme dich nicht!
Denn hold werden im Lenze
Lüftlein koſen, o gräme dich nicht!

Ob erſtorbne Gebüſche
Rings dein Auge beleidigen,
Aus dem Tode lebendig
Blühn einſt Roſen, o gräme dich nicht!

Ob durch ſtachlige Wüſte
Hin zur Kaba die Reiſe geht,
Laß dich Dornen und Diſteln
Nicht erboſen, o gräme dich nicht!

Ob glückſeliger Heimat
Juſſuf grauſam entriſſen weint,
Hoch in Glorie prangt einſt,
Der verſtoßen, o gräme dich nicht!

Alles kreiſet und wechſelt,
Auch dein Leiden, es wandelt ſich:
Nicht erliege den herben
Schickſalsloſen, o gräme dich nicht!

*

Giere nicht nach Golde,
Geizig aufgehäuftem,
Andere verlocken
Laß die Pracht der Ehren,
Anderen mißlingen
Laß erhabne Mühn!
Lieblicher, zu trinken,
Seliger, zu ſingen
Und geliebte Locken
Durch die Hand zu ziehn.

*

Trage nicht ſo grelle Töne vor,
Prediger! Zu weichlich iſt mein Ohr,
Iſt zu muſikaliſcher Natur,
Und die ſüße Sängerin der Flur,
Der es horcht, hat es ſo ganz verwöhnt,
Daß es ſchmerzt, wenn deine Stimme tönt.
Willſt du nicht, daß ich ins Weite flieh,
So verſuch es und verwandle ſie
In gelinde, zarte Melodie!

*

„Führe mich zum Purpurrand
Einer Lippenhonigquelle!
An geneigter Roſe Bruſt

Gieb mir eine Ruheſtelle!“
Dies, nur dies,
Fleht Hafis
Still zu Gott in ſeiner Zelle.

*

Erd’ und Himmel und all ihr Gut
Iſt mir ohne Wichtigkeit,
Denn der Preis iſt allzu hoch
Und die Waare Nichtigkeit.

Meine Selma begehr ich nur
Und in ihrer Ermangelung
Sie zu preiſen, ein Lautenſpiel;
So iſt Alles in Richtigkeit.

*

Es hat die Flur ein Sturm verheert,
All ihre Blüthen abgekehrt —
Ein ſchreckliches Geſtiebe!
Die Lilien indeſſen,
Die Roſen und Cypreſſen
Der Schönheit und der Liebe,
Gottlob, ſie blieben unverſehrt.

*

Wie könnte man Verzicht auf Liebe,
Auf holder Anmuth Schimmer thun?
Wohl mehr, denn hundertmal verſucht ichs,
Doch jetzo will ichs nimmer thun.

Zwar grollt der Scheich, der ernſte Mahner,
Und deutet in die Sternen-Au;
Dagegen ich: „Mein Gott, was ſoll ich
Mit einem hohlen Flimmer thun?

Ein Vivat unſerm alten Wirthe!
Denn was wir immer ſündigen,
Ihm ſind es eitel gute Thaten,
Und ob wir auch noch ſchlimmer thun.“

*

Es betet Hafis — merkt auf und ſaget Amen,
Ihr Heiligen all in unſerem Zecherrunde:
Herr, gieb uns unſer täglich Brot vom Zucker
Holdſeliger, geliebter, ſüßer Munde!

*

Selige Kunde tönt:
Der Lenz beginnt den Wonnelauf;
Geht die Beſoldung ein,
Sie geht für Wein und Roſen auf.

Himmel und Erde fragt:
„Wo iſt der beſte Keller, wo?“

Selber die Kutte lechzt;
  Wohlan, es regne Wein darauf!
Aber in Anbetracht
  Der Roſen fällt mir dieſes ein:
Selbige ſammeln wir
  Von dieſen Wangen ohne Kauf.
Einzig erſchien Hafis
  Auf dieſer Erde deinethalb;
Reiche den ſüßen Mund!
  Bald muß er wieder himmel-auf.

*

Es hauſet der Gedanke
Im unendlichen Weltenſaal;
Nicht bannt ihn eine Schranke,
Nicht hemmt ihn eine Kette,
Es ringet Höh und Thal
Sein Fittig aus, verbrannte Zon und Pol,
Und fleugt mit allen Stürmen in die Wette.
Doch, ach, es ſtöhnt in friedeloſer Qual,
Lebt mit ſich ſelbſt im Zanke,
Der Kranke,
Fühlt, daß die Welt ihm ewig leer und hohl
Und findet nirgend eine Ruhſtätte. —
Der Lieb in ihrem kleinen Kabinette
Iſt himmliſch wohl.

*

Ich bin ſo fromm, ich bin ſo rein;
Bald iſt das höchſte Ziel erklettert. —
Doch o wie ſchön, ein Menſch zu ſein!
Drum, Freunde, ſagt, wo iſt der Wein,
Der fromme Seelen niederſchmettert?

*

Zur Wüſte grimmig ausgebrannt
Von heißer Buße Sonnenſtich,
War meines Seins verlorne Flur;
Da ſtäubet ich, da wirbelt ich,
Ein aufgewühlter Wüſtenſand,
Hoch in die Luft getragen
Vom Winde, zum Azur.
Gott ſei gelobt! Er hat mir
Die mörderiſche Gluth gedämpft,
Mir einen Regen herabgeſandt,
Mich mild zurückgeſchlagen
Zu meinem alten Ruheſtand,
Hat mich gemacht zu fröhlichem,
Friſch aufgeblühtem Land.

*

Viel bin ich umhergewandert,
Um zum Heile zu gelangen,
Mit Betagten und Erfahrnen

Bin ich eifrigſt umgegangen,
Stillte nicht der Seele Bangen,
Reifte nicht zum Lichte ſo;
Und am Ende blieb ich, wo? —
An Suleimas Lippe hangen,
Meines Seins erſt jetzo froh.

*

Auf des Sidra heiligen Aeſten
Hoch im himmliſchen Revier
Niſtete mein Seelenvogel
Sonder irdiſche Begier.

Einen einzigen Blick, Geliebte,
Sandteſt du zum Himmel auf,
Und getroffen ſank der Vogel
Himmel-ab zu Fuße dir.

Strebt er in die Höhe wieder? —
Ach ſein einzig Leben iſt
So der Erde Staub zu küſſen,
So im Staub zu ſterben hier.

*

Hingeworfen zum Gebete,
Wollt ich in die Höhe ſchauen;
Aber, ach, vor meinen Augen
Standen einzig deine Brauen.

Und es raubten dieſe beiden
Kleinen, holden Himmelsbogen
Mir den einen, mir den großen,
Mir den unermeßlich blauen.

*

Ich roch der Liebe himmliſches Arom
Und möcht in ihrem Wehn,
Sanft aufgelöſt mit Seele, Geiſt und Leib,
Verſchwinden und vergehn.

*

Kloſter und Schenke —
Heilige Räume
Sind ſie und gänzlich
Eins für mich,
Dieſe, die beiden.
Glühend in mir
Dort, wie hier,
Waltet derſelbe
Göttliche Trieb,
Weil ich an dich nur
Ueberall denke,
Kaba der Liebe,
Himmliſches Lieb!

*

Es ſind die Wege Gottes wunderbar,
Und ich erprob es in beſonderm Grade;
Doch ſpür ich auch im Wirbel der Gefahr,
Der lichtberaubten, ſeine reiche Gnade;
Es irrt mein Herz in deinem Lockenhaar,
Da leitet es der Herr die dunkeln Pfade.

*

Was ſprichſt du mir vom Alkoran?
Studir ich ihn ſo eben nicht?
Ich ſtarre nach der Liebſten Aug
Und les in ihrem Angeſicht;
Die Sure „Nachtſtern“ les ich hier,
Ich leſe hier die Sure „Licht“.

*

Horch, hörſt du nicht vom Himmel her
Ein wunderherrlich Muſiciren? —
Du hörſt die lieben Engelein
Hafiſens Lieder einſtudiren.

*

Erſchlagen iſt Hafis. Wer ihn erſchlagen,
Das mußt du, Kind, dein ſchwarzes Auge fragen.

Der böſe Mohr! Wie grimmig iſt ſein Eiſen!
Der Tod umröchelt ihn in tauſend Lagen.

Ach hat der Vogel Edens eine Seele,
Strebt nicht zu dir ſein heißes Flügelſchlagen? —

Nicht ſchrecke mich mit der Vernunft! Denn dieſe,
Nichts hat ſie hier zu ſchaffen und zu ſagen.

Der Liebe Weg iſt unbegrenzt, ſie halten
So kalte Schranken nicht und enge Hagen.

Barmherzigkeit — welch edle Tugendübung!
Was haſt du hier zu zaudern und zu zagen?

Du biſt aus einem eignen Stoff gebildet;
Dich rühren nicht Hafiſens ſchöne Klagen.

*

Ungläubige macht und Gläubige dein Lockenhaar
Zu einer und derſelben armen Sünderſchaar.

Ins Grübchen deiner Wange fällt ein ſchwach Gemüth;
Es fällt darein der große, ſtarke Geiſt ſogar.

Dein ſchwarzes Aug, ein Meiſterſtück der ſchwarzen Kunſt,
Es zeucht zurück vom Aetherflug den Sonnen-Aar.

Wie ſollte nicht die Nachtigall verloren ſein,
Die zärtliche, die aller hohen Flüge baar?

Vergeſſen hat durch dich Hafis ſein Frühgebet
Und Nachtgebet, und ſein Verderb iſt offenbar.

*

Ein doppelter Rubin iſt mein Ruin;
Denn nimmermehr zu meiden und zu fliehn
Iſt, was mir auch Vernunft und Glaube ſagt,
Des Weines hier und deines Munds Rubin.

*

Ihre Locke kräuſelte
Hyacinthe, putzerfahren;
Doch der Oſt, er ſäuſelte
Ihr ein Wort von deinen Haaren.

*

„Lockenſtricke,
Sollſt du wiſſen,
Sind voll arger
Liſt und Tücke;
Zarte Munde,
Schöne Blicke,
Auf ſie halten
Große Stücke,
Auf ſie bauen
Sein Geſchicke
Wird der Weiſe
Nimmermehr.“ —

Und es wäre
Gut, wenn ich ein Weiſer wär.
Aber, ach, ich bin ein Thor,
Bin ein Rohr,
Welches in der Liebe Sturm
Schwankend allen Halt verlor,
Doch um Antwort nicht verlegen.
Mich beſtricke
Lockentücke,
Mir berücke
Geiſt und Sinn,
Mich entzücke
Schöner Blicke,
Zarter Munde
Süße Falſchheit
Immerhin!
Welch ein Glücke,
Welch ein Segen
In dem ſeligen Augenblicke,
Wo ich ihrem Trug erlegen,
Wo ich traue,
Wo ich baue,
Mich getroſt an ſie verkauſe,
Jene ſchöne Mörderin!

*

In der Anmuth Schule ging ich,
Um ihr Alphabet zu lernen,
War ein ungeſchickter Lehrling,
Denn ich faßte nur das Elif,
Blieb beim erſten Zuge ſtehen;
Wollt ich mich von ihm entfernen
Und zu andern übergehen,
Ohne Frucht war alle Plage,
Voll Verwirrung meine Lage,
Nicht zu tragen meine Pein.
Und ſo prägte ſich allein
Dieſer König aller Ziffern,
Aller Züge ſchlank und fein —
Deine ſchöne Form mir ein.

★

Aus der Welt zu fliehen,
Mich zurückzuziehen
In geweihte Stille,
War mein ernſter Wille;
Eilig aus dem Grauſe,
Welchem ich mein Leben,
Mein Gemüth entſchwor,
Wallet ich nach Hauſe,
Schloß mich in die einſam
Abgelegne Klauſe,

Sandte meine Seele
In die reine Wohnung
Himmliſcher Naturen
Feierlich empor.
Wehe, welch ein Aufruhr!
Wehe, welch ein ſtörend
Weltliches Getöſe
Tönte mir ins Ohr!
All um meine hehre
Wonne wars geſchehen;
Denn hereinbegleitet,
Schleichend auf den Zehen,
Hatte mich die Liebe,
Hatte meinem Triebe
Nach Ascetengröße
Spott und Hohn bereitet;
Mächtig ohne Schonung
Ihre Trommel ſchlug ſie,
Kräftig ohne Pauſe,
Eine Virtuoſin,
Ihre Wirbel trug ſie,
Ihre raſchen, vor.

*

Meine Lebenszeit verſtreicht,
Stündlich eil ich hin zu Grabe,
Und wie wenig iſts vielleicht,
Daß ich noch zu leben habe!

Drum, Geliebte, ſäume nicht,
Spende mir mit holdem Munde,
Ehe mir die Seel entweicht,
Eine letzte ſüße Labe!

★

Weh mir armen Kuttenträger!
Denn ich habe böſe Schwäger,
Denn ich habe ſchlimme Vettern:
Mönche, Pfaffen, Kirchenpfleger.
Ach, wie taug ich doch zu dieſen,
Ich verliebter Verſejäger? —
Wein, o Schenke! Denn zur Buße
Werd ich alle Tage träger,
Und die Sonne hoher Tugend
Steht mir alle Tage ſchräger;
Nimmer auch mich ſchwärzer färben
Wird die Zunge der Verkläger,
Denn ich bin ja ſchon ſo dunkel,
Wie ein afrikanſcher Neger.

★

Lieblich in der Roſenzeit
Hält die Liebe Schule;
Es docirt die Nachtigall
Vom Doktorenſtuhle.

Ihrem Worte horcht Hafis
Mit Scholarentreue,
Früh und ſpat diktirt ſie ihm
In die Federſpule.

Meine Meinung, könnte ſie
Wohl verborgen bleiben?
Wein an einem ſchönen Ort,
Eine zarte Buhle!

Ohne dieſen Aechtgewinn
Sind die Weltgebiete
Wüſteneien, angefüllt
Vom Geſchrei der Ghule.

Darum heiß zum Himmel auf
Fleh ich im Gebete:
Nie, o nie errette mich
Aus dem Sündenpfuhle!

*

Höre mir den Prediger,
Deſſen hohler Redeſchwall
Deinem Geiſte Bande flicht,
Höre mir den Pfaffen nicht!
Höre du die Nachtigall,
Die auf ihrer grünen Kanzel
Ueber Roſenſchöne handelt,
Ueber Lenz und Liebe ſpricht!

*

Lilie hat der Zungen zehne;
Doch es ſchlägt die Nachtigall,
Und da ſchweigt ſie vor Entzücken,
Und zum Dufte wird ihr Schall.

*

Wehn im Garten die Arome
Deines Haares ſüß und linde,
Zärtlich an die Bruſt der Roſe
Fällt die trunkne Hyacinthe.

*

Eiferſüchtig würden Töpfe
Sich die Hälſe brechen,
Wenn du ihrer einem würdeſt
Einen Kuß verſprechen.

*

Ach, wie ſüß, wie ſüß ſie duftet,
Deiner Locke krauſe Zier!
Doch ſie duftete noch ſüßer,
Duftete dein Herz mit ihr.

*

Nicht, was hehr,
Weil ich es nicht faſſen kann;
Nicht, was ſchwer,
Bürde mir auf, mir armen Mann!

Da ſo viel
Schon mir ein Löckchen zu ſchaffen macht,
Wie vielmehr
Stöhnt ich erliegend in ſolchem Bann!

*

Nicht in meinem armen Hirne
Suche Rath und gute Lehren!
Denn du wirſt darin nur Lauten,
Flöten nur ertönen hören.

*

Ich wollt erhabne Dinge melden;
Die Märtyrer des wahren Glaubens
Lobpreiſen im Geſange wollt ich;
All ihre Thaten, ihre Wunden,
Die heiligen und glorioſen,
Wollt ich beſingen hell und hehr.
Zu Hülfe bei ſo großem Werke
Rief ich den Oſt, der um die Roſen
Und Veilchen im Gefilde buhlte,
Und bat ihn um die Wunderkunden,
Die im Betreffe der beſagten
Materien ſein Geiſt bewahre;
Doch übel unterſtützte der.
Er ſprach: „Haſis, wir beide ſind
Für ſolche Dinge nicht geſchaffen;
Dazu gehören andre Helden,
Denn unſer Weſen iſt zu luftig
Und jene Dinge ſind zu ſchwer.
Erzähle du die Heroismen,
Die du gethan beim Weinpokale;
Beſchäftige dich mit ſüßem Tande;
Berichte, wieviel Seelen-Angeln
Du in Suleimas Locke zählteſt;
Beſchreibe deines holden Schenken
Rubinenlipp und Schelmenauge
Et caetera; daneben mache

Dem lieben, alten Herrn der Schenke,
Dem würdigen und vielerfahrnen —
Sein treuer Sklave bin auch ich —
Ein Compliment, denn er verdient es;
Und haſt du das zu hundert Malen,
Zu tauſenden, gar ſchön verrichtet,
Verricht es immer, immer wieder;
Dergleichen hört man immer gerne;
Des Weiteren entſchlage dich!

*

Fern ſei die Ros und ihre Pracht!
Ein Roſenmündchen iſt genug;
Fern ſei der Bund mit Glück und Macht!
Ein Koſebündchen iſt genug.

Ach ſchicke mich nach Eden nicht
Aus deiner Kammer, ſüßes Kind!
Ein Räumchen hier, zu ſündigen,
Ein trautes Sündchen, iſt genug.

Mir wurde kein erhabner Geiſt,
Den großer Dinge Fund beglückt;
Doch find ich einer Schenke Thür,
O dieſes Fündchen iſt genug.

Zu ewig iſt die Ewigkeit
Für meine ſchwache Phantaſie;
An einer warmen Wogebruſt
Ein Wonneſtündchen iſt genug.

Aus welchem Grunde bin ich hier?
Seis ohne weitern, ſei es nur,
Zu küſſen deiner Füße Staub!
Denn dieſes Gründchen iſt genug.

*

Wohl iſt Hafis ein Schwätzer,
Der Nichtiges zu Markte bringt;
Wohl iſt Hafis ein Sänger,
Der immer nur daſſelbe ſingt —

Doch darfſt du ihm nicht ſagen:
„Du halte deinen Odem an!“
Geh auf die Flur und höre,
Wies im Gebüſche ſingt und klingt!

Was hemmet dort dem Vogel
Die Triller- und die Schmetterluſt,
Die ihm, ſo lang er lebet,
Aus ewig heller Kehle dringt?

*

Wo nehm ich Kunde vom Geliebten her?
Wer giebt ſie mir, Unglücklichem, o wer?

Zwar kam der Oſt mit eiligem Geſchwirr
Zu meinem Ohr und liſpelte Belehr;

Allein zu ſtammelnd war und allzu wirr
Sein Unterricht und zu verſtehn zu ſchwer;

Denn ſelber, ach, verwirrt und geiſtesirr
Iſt durch die Schöne des Geliebten er.

★

Zu der Roſe, zu dem Weine komm!
Her zu dieſem ſtillen Haine komm!

Mild zu ſtillen meiner Sehnſucht Ach,
Denn es rührt ja ſelbſt die Steine, komm!

Hold zu hemmen meiner Zähre Bach,
Die ich ſchon ſo lange weine, komm!

Mir zu ſpenden hier im Laubgemach
Edens Heil in aller Reine, komm!

Bald, o bald, daß nicht in Aſche jach
Falle mein verkohlt Gebeine, komm!

Aber erſt, wenn Tag und Sonne ſchwach,
Aber heimlich und alleine komm!

★

Stehl ich mich aus der Moſcheee — hadre nicht!
Wenn ich in die Schenke gehe — hadre nicht!

Denn die Predigt iſt ſo trocken, iſt ſo lang,
Daß ich gar kein Ende ſehe — hadre nicht!

Wenn ich mich, o meine Sonn, in deinem Strahl
Als ein armes Stäubchen drehe — hadre nicht!

Wenn ich, armer Papagei, zu deinem Mund
Um ein wenig Zucker flehe — hadre nicht!

Ach, du biſt ſo ſchön, ſo ſchön, ſo wunderſchön!
Taumel ich in deiner Nähe — hadre nicht!

Sonder Ende klagt die Nachtigall ihr Weh,
Sing ich ewig Ach und Wehe — hadre nicht! —

Krächzen, o Hafis, dich fromme Schnäbel an,
Stille, ſtill, mit Rab und Krähe — hadre nicht!

★

Nicht kirre mich, o Scheich, mit Betkorallen!
Ich werde nicht in deine Netze fallen;
Denn ich gehöre zu der Ketzerſekte
Der roſenhauchberauſchten Nachtigallen.

★

Was willſt du, daß ich bete?
Was willſt du, daß ich büße?
Ich bin nur eine Fliege
Und ſchwirre nach der Süße.

★

Bin ja nur ein armer Schwamm,
Bin ja nur ein Zunder,
Und die Schönheit ein Vulkan —
Brenn ich, iſts ein Wunder?

*

Ich mühte mich, ein Stein zu ſein,
Von dumpfer Zelle Nacht umfangen;
Was half es, ach, da aus dem Stein
Der Liebe helle Funken ſprangen?

*

Was exiſtirt in dieſer Welt? —
Die Taube mit dem Tauber.
Denn Exiſtenz hat Liebe nur,
Nur Liebe Werth und Zauber.

*

Wohl hatt ich eine ſchöne Zeit,
Wohl eine Zeit, in der ich lebte,
In der ich Lieb und Seligkeit
An hold gegönntem Munde bebte.

Kein Leben war das Uebrige,
Nur ſinnberaubte, dumpfe Leere,
Nur eine Zeit, in welcher ich,
Das leere Nichts, den Tod erlebte.

*

O wie ſüß ein Duft von oben
  Meinen Geiſt umwittert!
Wie ein Blick in jene Kläre
  Mir das Hier verbittert!

Breit, o Seele, deine Flügel,
  Schwinge dich nach Eden! —
Wehe, wehe, daß du ringsum
  Schmählich eingegittert! —

Aber nein, ich will nicht klagen,
  Nein, ich will nicht fliegen,
Ob mir auch, ins Freie winkend,
  Jede Schranke ſplittert.

Alles Schönſte, Liebſte, Beſte
  Blühet auf der Erde,
Und es iſt ein hohler Flitter,
  Der dort oben flittert.

Nur ein Schatten irdſcher Wonne,
  In der Höhe ſpiegelnd,
Macht, daß unſre Bruſt ſo ſehnlich
  Ihr entgegenzittert.

Um das Heil, das uns von dorther
  In die Leere ladet,
Sei auf Erden nicht ein einzig
  Roſenblatt zerknittert!

*

Die Weiſen mit ihrem ſauren Rath,
Sie machen uns das Herz ſo ſchwer;
Und wäre nicht mein alter Wirth,
Ich lebte wohl ſchon lang nicht mehr.

★

Ich hatte geſtern Skrupel
  Und ging zu meinem alten Wirth;
Der löſte jede Frage,
  Er iſt ein ächter Seelenhirt.
Sogleich zu ſeinem Stalle
  Zeucht er zurück ein jegliches
Der Schafe ſeiner Heerde,
  Das ſich vom rechten Weg verirrt.
Er zeigte mir im Glaſe
  Den Becher Dſchems, den magiſchen;
In ſeiner Tiefe ſah ich
  Das Wahre klar und unverwirrt.
Ich ſahe, daß voll Weisheit
  Nur, was wie ſüße Nachtigall
Auf ihrem Aſte flötet,
  Die Taube, die verliebte, girrt.
Ich ſahe, daß voll Tiefſinn
  Die wunderliche Stanze nur,
Die uns der Käfer murmelt,
  Der um den Kelch der Lilie ſchwirrt.

★

Es bietet der Lenz
  Auflachender Freude Strauß:
Es bricht die Natur
  In Jubel unendlich aus.

Nun meide Gefahr
  Und ſchließe dich ängſtlich ein,
Und fliehe der Luſt
  Verderblichen Saus und Braus!

Nicht äugle bethört
  Nach Lippen- und Wangenroth,
Jungſchwellender Bruſt
  Und Zierde des Gliederbaus.

Aufſchmachte zur Höh
  Und Becher- und Lautenklang
Und Roſen-Arom,
  Sie ſein dir ein Höllengraus!

Denn was du verlierſt
  An wirklichem Heil und Glück,
Der Todte gewinnts
  Im himmliſchen Freudenhaus. —

„Ich wittre, Hafis,“
  So ſprichſt du, „Verſtellungsduft.“ —
Gut ſpürſt du, o Freund,
  Den heimlichen Schalk heraus.

★

Der tadelloſe, große Herr
Des ewigen Weltenbaus
Schloß unſre Seele feſt hinein
In dieſes irdſche Haus.

Und nimmermehr, ſo ſehr du dich
Entlebeſt und entleibſt,
Entringſt du dich, entſchwingſt du dich
Aus ſeinem Bann hinaus.

So ſorge denn um Sünde nicht
Und nicht um Ketzerei,
Wenn es in dir, wenn du in ihm
Lebendig und zu Haus.

Die wahre Sünde, glaube mir,
Die wahre Ketzerei
Iſt finſterer Entſagungen
Liebloſer Leichengraus.

*

Wehe mir, mein Roſenkränzlein,
Weh, es iſt entzwei geſprungen,
Denn zu heiß um deine Hüfte
Hatte ſich mein Arm geſchlungen.

Ach, wie ſoll ich zelleneinſam
Läppiſche Gebete murmeln,
Der ich alſo glüh und ſprühe
Von verliebten Huldigungen!

Alſo hat kein Herz gelodert,
Seit geboren ward die Liebe:
Seit in alten Wundermähren
Thaten ihrer Macht erklungen;
Seit Cosroen und Schirine,
Leilas und Medſchnune waren;
Seit Ferhade voll Verzweiflung
Ihre Hände wund gerungen.
Von der unerhörten Flamme,
Welche mir im Buſen wüthet,
Iſt die Sonne nur ein Funke,
Der ſich in die Luft geſchwungen.

*

Für die Liebe ſind geſchaffen
Dieſer Welt geſchmückte Hallen;
Es bezeugens aller Orten
Roſen uns und Nachtigallen.
Dennoch, ach, mit Pfeil und Bogen
Drohn der Liebe tauſend Schützen,
Und gelegt ſind ihrem Fuße
Schlingen und verborgne Fallen.
Eine Stunde lachte geſtern,
Die der Sterne Gunſt geboren,
Denn es ruht' auf mir dein Auge
Mit gelindem Wohlgefallen.

Doch es wachten Schlangenaugen
Und, geſchreckt von ihrem Blitze,
Mußte ſchmachtend ohne Labe
Deine Bruſt und meine wallen.

*

In des Geliebten Haare wühlt ein wilder Wind —
Unwürdiges Schickſal, dem wir unterworfen ſind!
Zu gleichen nicht vermag ich einem Hauch der Luft,
Zu ſpielen nicht an jene Wange leis und lind!

*

O harte Sterne! Nie verſöhnte, rauhe Welt!
Kaum raſtet einmal ſelig in der Liebe Zelt
Das müde Herz, von ſehnlicher Begier geſchwellt —
Da, horch, der Karawanenglocke Stimme gellt,
Und wieder in das weite, wüſte, wilde Feld
Des Lebens iſt die heißbethränte Fahrt geſtellt.

*

Tief in Nacht und Dunkel
Sei der Liebe Poſten,
Sei der Wonne Port!
An verrufnem Ort,
In der Geiſterſtunde
Deine Süße koſten

Laß mich, o mein Hort!
Der ich ohne dich
In der Sonnenhelle
Wandel als ein blaſſer,
Trauriger Geſelle,
Geiſterhaft zu ſehn,
Dorten in dem Grauſen,
Wo die Geiſter hauſen,
Werd ich in das Leben
Warm zurückekehren,
Werd ich als ein Jüngling
Blühend auferſtehn.

*

Kommſt du, Freund, gegangen
Mit den Tafeln Moſe,
O ſo lacht im Garten
Ueber dich die Roſe.

„Nun wohlan, ſo ruf ich,“
Sprichſt du, „dem Profoſe“.
Auf die Wache ſchleppen
Wollteſt du die Roſe?!

Nimm, o Freund, von Nieswurz
Eine ſtarke Doſe,
Und du ſelber denkſt wohl,
Wie da denkt die Roſe.

„Viel zu frech, zu gottlos
Denkt ſie mir, die loſe.“
Daß du es begriffeſt,
Wie ſie denkt, die Roſe!

Nicht auf Erden hegt man,
Nicht im Aetherſchooſe
Frömmere Gedanken,
Als da hegt die Roſe.

*

Wehe meiner Trunkenheit!
Wehe meinem Liebebeben!
Biete mir für einen Gran
Heuchelei und Schlechtigkeit
Tauſend Tonnen Goldes an —
Keinen hegt der Buſen mir,
Keinen hab ich hinzugeben.
Denn was auch vielleicht dahier
In des Herzens dunkler Hut
Raſtete von jenem Gut,
Es zerſchmolz in Minnegluth,
Es zerfloß im Saft der Reben.

*

Lieb und Rauſch iſt ein Geheimniß;
Stille mit Erläuterungen!
Es der Menge klar zu machen,
Nicht genügten Engelzungen.

*

Willſt du in das Wahre dich
Rein vertiefen,
Höre mich;
Aber ich beſchwöre dich,
Nichts verrathe jenen Schiefen!

*

Auf geſpanntem Fuße ſtehen
Mit einander Welt und ich;
Liebſt du deinen guten Namen,
Lieber Freund, ſo meide mich!

Doch wofern du aufgekündigt
Jener alten Vettel haſt,
O ſo komm in dieſe Roſen,
Zu Hafiſen lagre dich!

Wunderklänge wirſt du hören,
Fühlen nie gekannte Luſt,
Denn von Liedern träuft Hafiſens
Trunkne Lippe wonniglich.

Sohre ſelbſt vermählet ihnen
Den erhabnen Lautenſchlag;
Um ihn her im Sphärentanze
Drehen alle Himmel ſich.

*

Tief um Mitternacht — ich ruhte
Lange ſchon auf meinem Lager —
Da begann es ſchön zu ſpuken,
Da — ich hatt es nicht erwartet —
Stellte ſich das holdeſte
Der Geſpenſter bei mir ein.
Mit Gelächter und Geſange,
Schelmiſchen, verliebten Auges,
In der Rechten einen Becher,
Trunkne Gluthen auf der Wange,
Nahte meine traute Wonne,
Setzte ſich an meine Seite,
Faßte mich bei meinem Arme,
Neigte ſich mit ihrem Munde
Zu meinem Ohr und rief hinein:
„Schläfſt du ſchon, mein fauler Alter?
Mußt du ſchon ſo frühe ſinken?
Haſt du keine Luſt zu trinken,
Haſt du keine Luſt zu küſſen?
Werde doch ein wenig munter,
Koſte dieſen Becher Wein!“

Wenn der Sofi, dem ein Nachttrunk
Dieſer Art wird zugetrunken,
Nicht den Wein anbetet, iſt er
So beſeelt, wie todte Klötze,
So lebendig, als ein Stein.

★

Kommt, o kommt, betrübte Seelen,
Wollen uns nicht länger quälen,
Faſſen einen ſtarken Muth,
Mit Koranen und Brevieren
Ein gewaltig Feuer ſchüren,
Nichts von all dem Tande ſchonen,
Lachen ob der Mönche Wuth,
Schleudern unſers Grams Dämonen
In die flackernd helle Gluth!

★

Lern, o Schüler, echte Gnoſe!
Siehe da, der Buſch der Roſe
Brennet dir mit hellen Gluthen
Als der Feuerbuſch des Moſe.

Und aus ihm, wofern du nehmlich
Nicht zu dumpfe, ſeelenloſe
Sinne haſt, wie lind und lieblich
Spricht zu dir der Herr, der große!

★

Führer auf dem Weg des Heils,
Nicht zu dieſem Thor hinaus!
Denn es liegt am Wege hier
Der Geliebten theures Haus.

Hier vorüber kann ich nicht,
Was ich auch verſäumen mag;
Laß mich auf der Schwelle hier;
Wandle du zum Geiſterſchmaus!

*

Ich habe mich dem Heil entſchworen,
Da wurd ich in das Heil geboren.

Nicht bei den Weiſen fand ich Weisheit,
Ich fand ſie aber bei den Thoren;

Ich fand ſie nicht in Bücherſälen,
Ich fand ſie unter Blumenfloren;

Ich habe mich erſt ſelbſt gefunden,
Da ich mich ganz in dich verloren.

*

Hoher Geiſt, beim Himmel, ward Hafiſen;
Denn von dieſer Welt und von der andern,
Welche Pracht und welche Wonn in ihnen

Eine minder edle Seele rühre,
Nichts von Allem ſpringet ihm ins Auge,
Als der Staub der Schwelle deiner Thüre.

*

Ein Simſon iſt mein Herze;
Jedwede Feſſel ſprengt es,
Und wäre ſie von Eiſen,
Nur eine nicht — nur deine Locke nicht.
Darin verhaftet hängt es,
Und nicht die Kräfte ſtrengt es,
Die Schlinge zu zerreißen,
Die es ſo ſüß, ſo wunderſüß umflicht.

*

Es ſchmelzt mein Ach die Steine,
Schmelzt jegliches Metall.
O ſage, ſüße Kleine,
Aus welchem Stoff im All
Ward deiner Seele Spiegel?
Ich hauch ihn glühend an;
Doch in gewohnter Reine
Strahlt fort und fort ſein leuchtender Kryſtall.

*

Zu gleichen einer Knospe dich,
Nie fall es einem Dichter ein,
Denn eine Knospe hatte nie
Ein gar ſo niedlich Mündelein.

*

Es iſt die Liebe wunderlich
In Weſen und Gedank und Wort;
So preis ich itzt dein ſchwarzes Aug,
Weil es ſo ſtark im Seelenmord.

*

Ach nur einmal deine Lippe,
Alſo ſprach ich zur Geliebten,
Reiche mir zum Feſtgenuß!
Denn es bricht ja ſonſt mein Herze.

Gerne thät ichs, o Hafis,
Sagte ſie, allein ich fürchte,
Daß dein allzu heißer Kuß
Mir die zarte Lippe ſchwärze.

*

Streit hat mein Herz
Mit deines Haares
Gelockter Tücke —
Welch ein Prozeß!

Mein Geiſt verweht,
Mein Sein, es ſinket
Dahin zum Grabe,
Eh er, der böſe,
Zu Ende geht.

*

Nur Räuber und Mörder ſchlägt man in Bande ſonſt;
Ich bin beraubt, gemordet und überdies
Geſchlagen in Lockenbande wunderlich,
Und frei umher geht jene, die Thäterin!

*

Zu üben eine gute That vermeinſt du,
Dem Dürftigen eine kleine Spende reichend,
Zu üben eine gute That zugleich,
Mir Armen eine kleine Labe weigernd.
Urtheile beſſer, denke richtiger,
Nicht huldige ſo ganz dem Widerſpruche,
Und wiſſe, daß ein Kuß, dem Minnebettler,
Dem ſterbenden in ſeiner Sehnſucht Weh,
Mit lindem Mund geſpendet, hehrer iſt
Und heiliger, als jeder andere
Der Dürftigkeit entrichtete Tribut!

*

Der Kerze gleich
Aufrecht beharr ich
In meinem Brande
Und wanke nicht.
Der Kerze gleich
Hinſchmelz auch ich
In meinem Schmerze,
Und hell und heiter,
Wie das der Kerze,
Iſt doch ohn Ende
Mein Angeſicht.
Ein hoher Geiſt
Beſeelt die Liebe;
Sie kümmert ſich
Um Gluth und Flammen,
Um tödtlich heiße,
Die kühne, nicht.

*

Mein Morgenſegen, er hat mir endlich doch genützt;
Mein Abendſegen, er hat mich vor dem Tod geſchützt.
Ein endelos Gebet zur Liebe betet ich,
Nun hat mir endlich Liebeshuld ins Aug geblitzt.

*

Bitter iſt die Welt und nicht
Ohne Kandel zu genießen;
Doch ich kenne Lippen, die
Dieſe ganze Welt verſüßen.

★

Ach, wie richtete, ſo klagt ich,
Saure Weisheit, Alter, Tugend
Mich ſo ganz und gar zu Grunde!

Komm und ſauge, ſprach mein Liebchen,
Süße Thorheit, Sünde, Jugend
Leiſe mir vom Roſenmunde,
Linde mir vom Lilienbuſen,
Und zu neuem Tag geſunde!

★

Schön wie Peris iſt mein Kind,
Und ſo gut wie Engel ſind,
Fern von allem Uebermuth,
Und für alle Fehle blind.

★

Die ſubtilſte Quäſtion,
Ein Problem, ſo ſchwer, wie keines,
Iſt Suleimas Taille mir.
Denn ſie iſt ſo wunderfein,
Daß ſie als ein Nichts erſcheinet,

Und doch iſt ſie auch ein Etwas;
Sein und Nichts, die Gegenſätze,
Bilden hier ein einfach Eines —
Mein Verſtand, was ſagſt du hier?

*

Vom Geſchlechte der Ceder iſt mein ſchönes Kind;
Macht mir einen Sarg aus Cederholz!
So begraben, o wie werd ich wunderlind
Raſten, o wie freudig und wie ſtolz!

*

Nie wallte ſie zur Schule;
Nie führte ſie die Spule,
Die kritzende, der Feder;
Nie vor dem Lehrerſtuhle
Aufſagte ſie ihr Sprüchlein,
Hafiſens ſüße Buhle;
Doch dieſe Feine meiſtert
Die Meiſter all der Schule.

*

Wie ſtimmſt du mich zur Andacht,
Der ich ſo arm an Frömmigkeit erſcheine,
Und doch dem Herrn der Welten

Die heiße Thräne meines Dankes weine,
Daß in die Welt geſendet
Solch eine Schönheit wurde, wie die deine!

★

Willſt du mit einem Male
Zeigen uns das ewge Leben,
O ſo befiehl dem Oſte,
Dir den Schleier aufzuheben!

★

Streuet ich die Perlen
Meiner Seele nicht vor deine Füße hin,
Hätte meine Seele,
Hätten ihre Perlen einen Zweck und Sinn?

★

Wüthewind,
Kommſt du, zu verwüſten dieſe Blüthenflur —
Sei gelind,
Schone dieſe Roſe, dieſe Roſe nur!

★

Den Mundrubin, der mich berücket;
In deinem Auge dieſe Pracht,
Die klarer, als die Sonne blicket;

Das Lockenhaar, das mich beſtricket,
Das ſchwärzere, denn Mitternacht;
Den Lilienſchnee, woraus geworden
Dein Buſen iſt, o mein Idol,
Beſchreib ich ihn dem Feinde wohl,
Dem dumpfen aus verrücktem Orden,
Dem gleichen einem Klotze ſchier?
All dieſe zarte, ſüße Zier,
Die göttlicher Natur Magie
Aus Seele, Duft und Lichte wob,
Beſchreib ich ſie dem Schulpedanten,
Dem ſich Gehirn und Herz verſchob?
Was wiſſen ſie, die Ignoranten,
Des kraſſen Unſinns Hierophanten
Voll abgeſchmackter Prüderie,
Die Wühler in gelehrtem Schunde
Mit ſtierem Aug und trocknem Munde,
Die traurigen, was wiſſen ſie
Von der Phyſik der Poeſie,
Was von der Liebe Pflanzenkunde,
Von ihrer Mineralogie,
Von ihrer Farbentheorie?

★

Komm, komm, o du, der Anmuth
Helleuchtendes Geſtirne,
Entſende deine Strahlen,
Entfalte deine Zauber,
Entraffe die Beſinnung
Den Selbſtbeherrſchungseitlen,
Beweiſe, daß die Schönheit
Gewaltiger, denn Alles,
Was ſich hienieden ſtark nennt,
Ein übermächtger Fallſtrick
Für jede ſtolze Tugend
Und ſteife Sitte ſei!
Beſchäme mir der Schule
Geſpreizte Majeſtäten,
Verwirre mir der Frömmler
Geſchraubte Puritäten,
Vernichte mir der Heuchler
Erlogne Dignitäten,
Zu deinen Füßen liege
Weltoffenbar und bettle
Um einen Blick der Gnade
Die ganze Cleriſei!

★

Was meines Herzens Pochen,
Das mächtige, bedeute?
Es liebt Hafis, der alte,
Wie ehedem, noch heute.

Und Selmas ſüßes Aeugeln
Inmitten aller Leute?
Er wird geliebt, der gute,
Wie ehedem, noch heute.

„Du biſt ja bald, du biſt ja
Faſt ſchon des Grabes Beute!“
Jung iſt das Herz, das heiße,
Wie ehedem, noch heute.

Und ob die Trauerglocke
Mir ſchon zu Grabe läute —
Ich ſinge, trinke, küſſe,
Wie ehedem noch heute.

*

Sollte mich in plötzlichem Ruin
Feuerblick und heitre Laune fliehn,

Sollte ſich durch Ader und Gebein
Bange Qual und dumpfe Schwere ziehn —

Nicht, o nicht mit herben Arzenein,
Denn ich haſſe dieſe Medicin,

Komm zu mir mit einem Becher Wein,
Komm mit Laute, Flöte, Tamburin!

Wirket das zu wenig auf mich ein,
Komm mit einem ſüßen Mundrubin!

Wird umſonſt auch dieſe Mühe ſein —
Dann Ade! dann ſprich: Begrabet ihn!

★

Nicht mit triſter Miene,
Nicht mit Thränentrübe
Komm zu meinem Grabe!
Komm mit einem Becher,
Komm mit einem Liede,
Angeſtimmt aus voller
Jubelheller Bruſt!
Steigen aus dem Duſt
Wird der alte Zecher,
Trinken aus dem Becher,
Stimmen in dein Lied ein,
Sich im Tanze heben,
Springen hoch vor Luſt.

★

Enthalte dich der Nüchternheit,
So biſt du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rauſch zur Seligkeit
Unnütze ſei, das iſt ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirſt du nur im Rauſch empfahn;
Denn daß der Unberauſchte nicht
Ganz finſter ſei, das iſt ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und ſpat
Lies in der Schönheit Alkoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentiſch ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere;
Doch was du liebſt, o bet es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt
Und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor ſeinem Stern!
Und o, wie iſt es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe ſei, das iſt ein Wahn.

★

Es eilt die Ros, aus ihrem Nichts
Ins wundervolle Sein zu treten,
Und die Viole neigt ſich ihr,
Sie tief in Ehrfurcht anzubeten.

Komm, trink ein Gläschen Morgenwein
Bei Tamburin und Lautenklange,
Und hüte dich, des Seins Genuß
Bis auf das Ende zu verſpäten!

Erhaſche dir ein holdes Kind,
Verſuch ein Küßchen zu erſchmeicheln!
Nicht eine taube Hülſe werth
Iſt all dein Faſten, all dein Beten.

Bekehre dich zum Feuerdienſt!
Denn flammenheiß iſt Lieb und Leben,
Und Leichenhauch und Schauderfroſt
Durchwehn die Zelle des Asceten.

Nicht hör auf abgedroſchenen
Legendenkram und fromme Lügen;
Hör auf des Lenzes Unterricht,
Des ewig jungen Urpropheten!

Er weht — o öffne deine Bruſt
Dem einzig echten Duft des Heiles! —
Der Liebe Geiſt, der Liebe Luſt
Von Myriaden Blumenbeeten.

★

Ich bin ein Salamander
Und leb in eitel Gluth;
Mir iſt allein das Feuer,
Das heiße, heiße, theuer,
Mir nur die Flamme gut.

*

Gehſt du vorüber, o du mein Licht,
Blühend am Kloſterthor,
Raſch zu des Auges Fenſterlein
Springet das Herz empor.

*

Das Kloſter hat, das traurige,
Uns keinen Nutz gebracht;
Nun ſtehn wir an der Schenke Thor
Und rufen: Aufgemacht!

*

Zechen will ich Glas auf Glas,
Küſſen will ich Kuß auf Kuß,
Lieben will ich ohne Maaß,
Trinken will ich ohne Schluß.

*

Mit der Kutte, das iſt wahr,
Reimt ſich unſer Wandel ſchwer:
Aber unſre Seele trägt
Lange keine Kutte mehr.

*

Thät ich in der heiligen Nacht
Einen guten Schluck —
Sage nichts und fühle hier
Meinen Händedruck!

*

Frage nicht: „Welch einen Nutz
Schafft die Trunkenheit?“
Vom Verſtande, wenn du trinkſt,
Biſt du rein befreit.

*

Wüßte der Verſtand, wie ſelig
Herzen ruhn im Lockenband —
Es verlöre der arme Teufel
Auf der Stelle den Verſtand.

*

Ein Wohlerfahrner giebt die Lehre:
„Statt dich auf Studien, ernſte, ſchwere
Und tiefe, gründlich zu verlegen,
Trink und erwarte des Himmels Segen!“

*

Wein, o Schenke, das reine, das himmliſche Gut bring her!
Flüſſige Flammen und flammenenthaltende Fluth bring her!

Wein, der jeglichen irdiſchen Harms Medicin und Troſt,
Der meſſianiſche Wunder, unendliche, thut, bring her!

Für den ſtörrigen, grilligen Kopf die gewaltigen
Stricke des Weins, bis er raſtet in ihnen und ruht, bring her!

Schweigt Bülbülengeſang, das erbebende Saitenſpiel,
Gläſergeklirr und der Reben erregendes Blut bring her!

Schein ich ein Trunkener ſchon, o in Eile noch mehr des Weins,
Daß ſich in Eile vollende mein trunkener Muth, bring her!

Ein, zwei köſtliche Flaſchen annoch für Hafis, den doch
Nie verſöhnten mit giftiger, mönchiſcher Brut, bring her!

*

Bringe mir den Stein der Weiſen,
Bringe mir den Becher Dſchemſchids,
Mir den Spiegel Alexanders
Und das Siegel Salomonis,
Bringe mir mit einem Worte,
Bring, o Schenke, bringe Wein! —

Wein, daß ich die Kutte waſche,
Die befleckte von des Hochmuths
Und des Haſſes ſchwarzem Makel;
Wein, daß ich das Garn des Unſinns,
Welches über Welt und Leben
Pfäffiſcher Betrug gebreitet,
Mit geſtärktem Arm zerreiße;
Wein, daß ich die Welt erobre;
Wein, daß ich den Himmel ſtürme;
Wein, daß ich mit einem Sprunge
Ueber beide Welten ſetze:
Bring, o Schenke, bringe Wein!

*

Den Pokal her, daß in ſeinem Glanze
Mir die triſte Leuchte, die ich haſſe,
Mir die Lampe der Vernunft erblaſſe;
Daß ich von Brevier und Roſenkranze,
Alkoran und Commentarenmaſſe
Keine Silbe wiſſe mehr und faſſe,

Daß, ſo wie ich ſinge, wie ich praſſe,
Sich der Himmel dreh im Sphärentanze,
Daß ich auf die ganze
Welt die Fahne meiner Herrſchaft pflanze!

*

Als Fackel, o Schenke, den Weinpokal
An jedem Morgen der Sonne mir
Entgegenhalt und ſprich zu ihr:
Dein Weltenlicht, entzünd es hier,
Und doppelherrlich leuchte
Dein ſonſt zu matter Strahl!

*

„O Düſterniß, o Trauerflor!
Der iſt fürwahr der größte Thor,
Der ſich für heller Sonne Strahl
Solch eine tiefe Nacht erkor.“

So rief ich aus, geradewegs
Gekommen aus der Schenke Thor;
Da kam dem Auge Kloſterraum
Und Schule gar ſo dunkel vor.

*

Es flucht Hafis den Waſſerfluthen;
Er trieft von Lippenhonigſeim;
Er flammt in eitel Minnegluthen,
Und wenn er ſpricht, ſo iſts ein Reim;
Er lacht der Zucht und ihrer Ruthen,
Er iſt ſo träg zu allem Guten,
Erſtickt iſt aller edle Keim —
So kommt man aus der Schenke heim.

★

Im Begriff zu reiſen,
Thu ich ein Gelübde,
Werd es ſicher halten:
Wird die Huld des Himmels
Ihre Macht beweiſen,
Werd ich wohlbehalten
Der geliebten Heimath
Wonne wiederſehn —
Auf der Stelle werd ich,
Meinen Gott zu preiſen,
In die Schenke gehn.

★

Wenn Alles, Alles ewig vorbedacht,
Was ſoll ich machen?
Beſtimmte mich zum Trunk die ewge Macht,
Was ſoll ich machen?

Der Vogel liebt die Flur, den Wald der Leu,
Hafis die Schenke;
So wollte Gott, der Alles wohlgemacht;
Was ſoll ich machen?

*

Wenn auf ein Haupt im Staube
Der Schwelle der Taberne
Dein Auge fällt, das ſtolze,
Tritt nicht darauf, ich flehe;
Es iſt das Haupt Hafiſens,
Der ſeiner ſelbſt nicht Meiſter;
Ach, mäßige der Reden,
Ach, zügele der Thaten
Entehrende Gewalt!
Es bildete, ſo ſcheint es,
Der Hochgebenedeite,
Der thut, was ihm gefällig,
Ganz aus Tabernenſtaube
Dies Weſen ohne Halt.
Wofern du das bedenkeſt,
Verzeihlicher bedünken
Und würdiger der Nachſicht
Wird dir des armen Alten,
Des ſchmählich hingeſunknen,
Entadelte Geſtalt.

*

So viele Jahre bracht ich in der Schenke zu;
Nun ziemt es ſich, daß ich mein Heil bedenke.
Wo iſt es nun hinfüro gut für meine Ruh,
Mein Leben hinzubringen? — In der Schenke.

★

Jetzo gilt es; ſein wir fleißig
Und vertrinken alle dreißig
Tage, die die Faſte zählet,
Wie Hafis, der lockre Zeiſig!

★

„Wie ſtehts auf eurem Markte?
Sag an, Hafis, wie kauft man ein?“ —
Man giebt bei uns der Dſcheme
Zweitauſende für ein Glas Wein.

★

Der jüngſte Tag bricht an,
Der in ein ernſt Gerichte
Mit ſämmtlichen Geſchlechten
Auf dieſer Erde geht.
Auf hohem Stuhle ſitzet
Hafis, der Weinprophet.
Wie wird er richten? Höret!

„Ihr Trunkenen, ihr hoch mir
Geſegneten, zur Rechten!
Ihr Nüchternen, ihr Schlechten,
Zu meiner Linken ſteht!“

*

Du ſpiele mir den Alten nicht, o Knabe!
Nicht haſt du noth, mir einen Text zu leſen,
Den ich geleſen hundert Andern habe.
Lang bin ich alt und ernſt, ich ſelbſt, geweſen;
Dann hat von oben eine Gnadengabe,
Gemacht hat endlich dieſe Purpurlabe,
Daß ich zu Jugend und zu Glück geneſen.

*

Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen,
Herab ins irdiſche tolle Getümmel gefallen.

Da ſah er umher die Kräuter und Blumen der Wieſe;
Ihm hat das luſtige, bunte Gewimmel gefallen.

Er hörte die Glöckchen am Halſe der Herde läuten;
Ihm hat das klingende kleine Gebimmel gefallen.

Er ſah, wie ein Roß leicht über die Heide dahinflog;
Ihm hat der herrliche, fliegende Schimmel gefallen.

Ihm haben die traulichen Hütten, die laubigen Bäume,
Ihm ſelber im Wald ein ärmlicher Stümmel gefallen.

Nicht wieder empor zum erhabenen Himmel verlangt er;
Er blieb, was er war, blieb gerne vom Himmel gefallen.

*

Ich trübte mir die Seele
  Mit dem finſteren Hauche der Myſtik;
Valet will ich nun geben
  Dem ſchwarzen Rauche der Myſtik.

Ich will ſofort den Nektar
  Der Weintaberne ſchlürfen,
Nie mehr die Lippe netzen
  Mit dem Waſſerſchlauche der Myſtik.

Mein Lied, es ſoll ſich ſchwingen
  Um Lilien und um Roſen,
Nicht mehr verſtrickt beharren
  Im Dornenſtrauche der Myſtik.

Ein neuer Jonas bin ich,
  Ein jämmerlich verſchlungner,
Doch glücklich ausgeſpiener
  Vom Wallfiſchbauche der Myſtik.

*

Schön iſt der Erde Thal;
Smaragdner Grüne Pracht,
Die goldne Roſe lacht;
Es laben Ambradüfte;
Es woget durch die Lüfte
Von Nachtigallentönen
Ein lieblicher Choral;
Es blinket der Pokal
Und tauſende von Schönen,
Die dieſes Luſtgewimmel
Mit ihrem Reize krönen,
Ermüden deine Wahl.
Was alſo willſt du weiter,
Betrogne Phantaſei?
Es iſt, ich ſag es frei,
Vonnöthen uns kein Himmel
Und keine Himmelsleiter,
Nur daß die Seele heiter,
Nur daß die Sehe frei,
Zu blicken ohne Hülle
In dieſe reiche Fülle
Von Glück und Wonne ſei.

*

Sieh, es iſt Meſſiashauch
In die Lande gekommen;
Um zu ſprengen iſt der Lenz
Alle Bande gekommen.

Eine Schrift von Gottes Hand,
Deren zierliche Lettern
Wunderſchöne Blüthen ſind,
Iſt zu Stande gekommen.

Nachtigallen üben, horch,
Ihre Coloraturen;
Von Verführern iſt, o weh,
Eine Bande gekommen.

Brenne, brenne, liebes Herz,
Was nicht brennet, es lebt nicht.
Sieh, wie todt die Kerze ſtarrt,
Aus dem Brande gekommen.

Unſern holden Jugendtag
Trübte grillige Tugend;
Doch mit dieſem Harme ſind
Wir zu Rande gekommen.

Aus dem Kloſter geht Hafis
In die Schenke, der alte,
Von verrücktem Frömmler-Rauſch
Zum Verſtande gekommen.

*

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ein Geheimniß ſei entdeckt,
Eine Fackel aufgeſteckt!
Unter Edens Luſtmirakel,
Unter höchſtem Tabernakel
Iſt — ſo ſehr die Mythe neckt —
Ein realer Sinn verſteckt.
Bilder ſind es, die da ſagen,
Wie der Erde Roſenhagen,
Wenn der Lenz die Blüthe weckt,
Wie der Sonne reines Tagen,
Düfte, die der Oſt entführte,
Wie Pokale wohlbehagen,
Welche Wonne der Berührte
Von Suleimas Lippe ſchmeckt.

*

Schon beſchloß ich, mit der Tugend
Einen feſten Bund zu machen —
„Welch ein Einfall,“ ſprach der Frühling,
„Einen armen Hund zu machen!“

Sollte mir an einem kranken
Tage dieſe Grille kehren,
Eilt, mit einem Becher Weines
Meinen Geiſt geſund zu machen!

Ei, wie ſchön hat es getroffen,
Da er ſchuf, der große Meiſter,
Daß es ihm gefiel, die Buſen
Junger Mädchen rund zu machen!

Küſſe, trinke, ſchenke trunken
Weg der Welt geſammte Güter!
Denn was wäre ſonſt auf dieſer
Tollen Erde Rund zu machen?

Schmerzlich iſt es für Hafiſen,
Nur ſo heimlich Wein zu naſchen:
Eilet, es mit Pauk und Pfeife
Jedem Ohre kund zu machen!

*

Meine Verſe hab ich immer
Spielend ohne Zwang gemacht,
Nimmer aber hab ich etwas
Ohne ſüßen Drang gemacht.

Darum iſt ſo wohlgelitten
Schemſeddin mit ſeinem Lied,
Darum hat ihn oft ſo glücklich
Traulicher Empfang gemacht.

Jene ſchöne Roſenknoſpe —
Wenn ſie ſich für mich erſchließt,
Hat es einzig meiner Lieder
Wonnevoller Klang gemacht.

Wurde je die Welt gebeſſert,
Wurde je ein Herze froh,
Hat es einzig Lenz und Liebe,
Becher und Geſang gemacht.

Lange nach dem Rath der Myſtik
Harret, ich auf Heil und Licht;
Aber dieſe trügeriſche
Hat es mir zu lang gemacht.

Reich belohnt ſtudir ich jetzo
Nur der Anmuth Alkoran;
Ihn ſtudirend hab ich Alles,
Was mir je gelang, gemacht.

*

Still zu deinem Buche greifſt du,
Zum Pokale greift Hafis;
Zur Vollendungskrone reiſſt du,
Zum Verderben reiſt Hafis.

In gewohnter Schranke bleibſt du,
Ein geduldig frommes Schaf;
Als ein Leu aus ſeinem Gitter
In die Wilde ſchweift Hafis.

Eitel gute Werke häuffſt du,
Strahlender Verdienſte Berg;
Fürchterlich zu aller Stunde
Seine Sünden häuft Hafis.

Viele fromme Herzen ſtärkſt du
Durch gelehrten Unterricht;
Mächtiglich in aller Thorheit
Alle Thoren ſteift Hafis.

Mörderiſche Klingen ſchleifſt du,
Ziehend in den Ketzerkrieg;
Seine Verſediamanten,
Seine ſchönen, ſchleift Hafis.

Hoch hinauf zum Himmel ſteigſt du
Als ein qualmend Rauchgewölk;
Eine friſche Felſenquelle,
Tief zu Thale läuft Hafis.

Faſſ ich es in *eine* Stanze:
Ewig, o du armer Mann,
Träufſt du nur von Bitterkeiten,
Und von Süße träuft Hafis.

*

Hört, Freunde, die Sage von Roſen,
Narciſſen, Lilien, Tulipanen gehn!
Nicht möge ſie ohne die fromme
Sprenge des Weines ihre Bahnen gehn!

O ſeht dies reizende Schelmchen,
Wies gläubige Seelen ketzeriſch berückt,
Und wie ſie, ihm zu Gefallen,
In liebetrunknen Karawanen gehn!

Geſchmacklos iſt der berühmte
  Perſiſche Kandel ihrem Zungenſchmack;
Sie wollen allein nach ſeines
  Lieblichen Mundes Marzipanen gehn.

Mit ihnen wir! Es walle
  Nach Mekka, wen Arabiens Wüſte freut!
Wir werden allein — o Heil uns! —
  Mit deinen allerliebſten Fahnen gehn.

*

Selbſt Ketzer ärgern ſich
  An einer Ketzerei, die keine Pflicht
Und keine Satzung ehrt,
  Und mein geliebter Chriſtenknabe ſpricht:

„Beim Himmel, es iſt Schad
  Um einen ſolchen Mann, wie du, Hafis!
Wie wird es dir ergehn,
  Hält einſt der Herr ſein ſchreckliches Gericht!“

Sei ruhig, gutes Kind!
  Denn unermeßlich iſt des Himmels Huld,
Und geſtern wurde mir
  Ein Engel zugeſandt mit dem Bericht:

„Am jüngſten Tage gilt
  Kapuze, Scheich und Mufti keinen Deut.
Du, bete Gott den Herrn
  In Weinſpelunken an und zittre nicht!“

*

Ungeſäumt erlöſche mir
  Meines Lebens Funke,
Giebt es einen beſſern Ort,
  Als die Weinſpelunke.

Hier herein im Sturme flieht
  Nachtigall und Taube;
Dorten in der Zelle duckt
  Schlange, Molch und Unke.

Traue keinem Heiligen;
  Süße Worte ſpricht er,
Aber in der Kutte ſteckt
  Immer ein Halunke.

Nicht der Inſpiration
  Raſende Geberde,
Nicht ein heilig Fabelbuch,
  Nicht ein alter Schunke —

Echte Revelation
  Lehret dich der Becher,
Lehret dich Hafiſens Mund,
  Aufgethan im Trunke.

*

„Mir einen Satz, der etwas ſetzt, ergründe!
Wahrheit, Hafis, ohn alle Furcht verkünde!

Ein Weltenlicht, das von bewölkter Erde
Wegſcheuche jede Finſterniß, entzünde!“

So höre denn, o Schüler, meine Rede,
Und nütze ſie, als eine gute Pfründe:

Ein Schatte nur ganz ohne Weſen wäre,
Wer vor dem Herrn in aller Reine ſtünde.

Lebendig iſt die Sünde nur im Leben;
Das Leben, es beſtehet in der Sünde.

*

Und wills der Mönch verdammen,
Zu brennen in zarten Flammen,
Zu ſtöhnen in ſüßer Qual —
Ihm übers Haupt zur Stunde,
Damit ſein Hirn geſunde,
Geuß einen Weinpokal!

*

Viel Bitteres geſprochen
Hat wider mich der Pfaffe —
O Gott, wie gern verzeih ich
Ihm ſeine wilde Wuth!
Das ſchöne Kind des Unholds
Hat mir die ſüße Lippe
Geboten hold und gut.

*

Immerhin, ſo viel ſie mag,
Wider dich zum Streit
Rüſte ſich zelotiſche
Pöbelhaftigkeit!

Hege keine Furcht, Hafis!
Gnädig ohne Maaß
Hält dir Allah ſeinen Schirm,
Seinen Lohn bereit.

Selſebile ſpendet er,
Welche deinem Mund
Seine hohe Sonne kocht
In der heißen Zeit.

Manchen ungeflügelten
Engel ſendet er,
Dir zu ſcheuchen wunderſüß
Jede Bitterkeit.

Nicht genug; ein Ueberſchuß
Seiner Gnaden iſt,
Daß er auch des Dichterrangs
Schöne Krone leiht.

Sina lernt und Griechenland
Deine Melodei,
Neidet deinem Liede ſchon
Die Unſterblichkeit.

Eine Wallfahrtſtätte wird
Deine Gruft dereinſt,
Lockerem Geſindel ſtets
Heilig und geweiht.

Ja du ſteckſt, ſowie du todt,
Dein verklärtes Haupt
Mitten aus der Sonne Pracht
In die Zeitlichkeit.

*

Wonach Haſis verlanget,
Nur er allein und Gott im Himmel weiß es;
Denn ihm allein vertraut er
Sein ſchwaches Herz, ſein ſündiges, ſein heißes.

Und nicht allein verzeihet
Der Gütige, nein, ſchonet auch und ſchweiget;
Nicht Menſchen und nicht Engeln
Sagt er davon ein Wörtchen nur, ein leiſes.

*

Mein Liebchen will und es geſchieht,
Daß ich geduldig bis zum Grabe,
Die Liebenden, die ihr genehm,
So lieb, wie meine Seele habe.

Gleicht eines Andern Minnedienſt
  Dem meinigen? Sie darf nur wollen,
Und was ſo bitter, als der Tod,
  Es wird ſo ſüß, wie Honigwabe.

Ob wider mich zum Streite ziehn
  Viel tauſend Heere ſchöner Kinder,
Sie alle, wie ſie ſind, ſie fliehn
  Vor ihr, die meiner Augen Labe.

Mir perlt im Becher edler Wein,
  Mir lacht ein Liebchen, ſchön zum Malen;
Rühmt einer ſich auf dieſer Welt
  Noch köſtlicherer Doppelhabe?

Lang war Hafis ein ſtiller Menſch,
  Nun aber iſt er trunkberüchtigt;
Je nun, was kümmert ihn ſein Ruf!
  Noch eine Flaſche Wein, o Knabe!

*

Ich und Sinnesändrung —
  Himmel, welche Träumerein!
Einiger Verſtand doch
  Wird mir ja geblieben ſein.

Ich, ſo manches Jahr durch
  Stärkend meinen Geiſt mit Wein,
Sollte nun ſo ſchwach ſein?
  Welch abſurde Fabelein!

Mich geheilt von Dummheit
  Hat für alle Zeiten mein
Guter, alter Schenkwirth;
  Stets will ich ſein Sklave ſein.

★

Mich zu warnen, mich zu mahnen,
  Frommer, unterlaß!
In das Land der guten Namen
  Hab ich keinen Paß.
Euere Moralſyſteme,
  Die aus einem ſchwarz
Angelaufnen Herzen kamen,
  Sind mir allzu graß.
Nimmer haben ſchöne Kinder,
  Was mich irgend ſchreckt;
Nimmer regen ſchöne Damen
  Meinen Harm und Haß.
Vor der Flaſche mich zu neigen,
  Meinem kleinen Gott,
Trotz Kapuzen und Imamen,
  Bin ich auch nicht laß.
Lang genug im Trauermeere
  Schwamm ich als ein Fiſch,
Doch der Liebe goldner Hamen
  Zog mich aus dem Naß.

Eure Ränke hab ich alle
Trefflich einſtudirt;
Leicht jedoch macht mein Examen
Eure Wange blaß.

Miſchet eure falſche Karte,
Wie ihr immer wollt!
Immer werf ich euch zum Amen
Ein gewinnend Aß.

Nimmer hofft, mich ſchwach zu ſehen!
Nimmer macht mein Aug,
Arme Tröpfe nachzuahmen,
Eine Wimper naß.

In die Schenke weiß ich blind noch
Meinen Weg zu gehn;
Ihn zu gehn werd ich erlahmen,
Sterbend unterm Faß.

*

Kehr ich einmal aus der Erde
Moderigem Schlunde wieder,
Eilig, eilig in die Schenke
Wander ich zur Stunde wieder.

Hier die wohlbekannten alten,
Oder neue, gute Brüder
Treff ich an und zeche jubelnd
In gewohntem Runde wieder.

Sind ſodann auch noch vorhanden
Liebliche Rubinenmunde,
O ſo küß ich ohne Zweifel
Auch dergleichen Munde wieder.

Sollte noch Kapuz und Kutte
Die betrogne Welt verdüſtern,
O gehaßt werd ich gewißlich
Auch von dieſem Schunde wieder!

Tödtet dich, Hafis, die Liebe,
Richtet dich der Wein zu Grunde,
Geh, ſo oft du lebſt, durch dieſe
Süßberauſcht zu Grunde wieder!

*

Die Schuld — ein Kind mit voller, runder Bruſt;
Die Tugend — ein angrinſendes Gerippe.
Die Schuld daher, wir küſſen ſie mit Luſt,
Doch vor der Tugend ſchaudert unſre Lippe.

*

Sachte, ſachte, denn der Welt
Auge wacht, das finſtre, ſtrenge;
Gute Werke muß man thun
Heimlich ohne viel Gepränge.

*

Und will mich auch die ganze Welt verhindern,
Geiſt und Gemüth zu opfern ſchönen Kindern,
Nie wird ſie doch in mir die Stimme Gottes
Und meinen freudigen Gehorſam mindern.

*

Gerne dien ich dem Verliebten
Mit der Bruſt voll Liebesſchmerzen,
Aber nicht dem blauen Heuchler
Mit dem ſchwarzen Pfaffenherzen.

*

Des Feuers werth
Sind alle Kutten;
Dem guten Geiſte
Der Welt zum Opfer,
Laßt hell in Brand
Aufgehn ſie alle!
Dies ſüße Sein —
In bittre Galle
Verwandelt wird es
Durch ſie allein.

*

Nimm dir ein Exempel an den Roſen!
Auf der Sonne klares Angeſicht,
Morgenthau und ſüßer Oſte Koſen
Thun ſie nun und nimmermehr Verzicht.

Siehe, wie ſie lachen, dieſe loſen!
   Ja, ſo lang ſie leben hell und licht,
Fragen ſie, die freudigen, nach Moſen,
   Fragen ſie nach den Propheten nicht.

★

Von unbändigem Hader o wie ſchallen
Widerlichſt akademiſche Meiſterhallen!

Blinde ſchrein ſich allhier mit Blinden heiſer,
Es erſchreckt Anathem und Fäuſteballen.

Laß uns flüchten in Allahs Dom, den ſtillen,
Aus unſinniger Rede Tollhauskrallen!

Dem Gekoſe der Oſte laß uns horchen
Und kryſtallener Woge leiſem Wallen;

Horchen uns der Erörterungen ſchönſter,
Dem Geſange verliebter Nachtigallen!

★

Waſſer und Wogenſchwall — o weh der Sündfluth!
   Fliehn wir ohne Säumen in die Arche —
In die Schenke! Da ſitzt mit ſeinen Kindern
   Vater Hafis, der fromme Patriarche.

Heil dir, Heil, du Noah unſrer Zeiten!
Haſt noch einmal dieſe Welt gerettet.
Und begraben liegen im Waſſerſchlunde
Mufti, Scheich, Magiſter und Scholarche.

*

Nie, Hafis, du lieblicher Papagei
Aus der Liebe goldenem Dſchinniſtane,
Fehl es deinem Schnabel an Koſeglücks
Näſcherei und ſüßem Marzipane.

Wehe, weh uns Armen! Ach, es geht
Mit dem Turban auch der Kopf verloren!
Doch, ſowie er uns vom Rumpfe rollt,
Gegen uns, was ſind die Tamerlane?

Fernehin aufſuchte des Lebens Quell
Alexander — er hat ihn nicht gekoſtet:
Wir, wir koſten ihn im Vaterland
Bei der Schenke grauem Guardiane.

Lüſtet dich zu wühlen im Lockenhaar
Eines holden, jugendlichen Hauptes,
Nicht um Urlaub flehe die Vernunft!
Nichts erflehſt du von dem Paviane.

Dünken ein allzu leichtes, luftiges,
Luſtiges Geſindel dir Poeten —
Mit dem Blute des Herzens füttern ſie
Ihre Verſebrut, die Pelikane.

Singt Hafis ſein zauberiſches Lied,
Nüchterne taumeln ihm und Trunkne tanzen;
Auf dem Reichspalaſte der Poeſie
Wehet er als Pracht- und Ehrenfahne.

*

Siehe, ſieh, die Tulpenſtengel,
Dieſe frechen Ketzerlein,
Heben ihre bunten Becher
Und begehren Trunk und Wein.

Sieh, der Oſt, der freche Buhle,
Jeder Roſe, wo er weht,
Schmeichelt er den jungen Buſen
Aus dem engen Miederlein.

Dieſes lockere Geſindel
Fördert meine Tugend nicht;
Es erſchüttert meine guten,
Frommen Sitten ungemein.

Nur des Edlen, nur des Reinen,
Liebe Freunde, ſeid beſtrebt;
Trinkt allein von edlen Weinen,
Trinket eure Weine rein!

Ausgelöſt ſind alle Kutten,
Welche man um Wein verſetzt;
Eine nur, es iſt die meine,
Lieber Wirth, ſie bleibe dein!

Stirbt Hafis, o nicht begrabt ihn
In die dumpfe Gruft hinein;
Nein, begrabt ihn in den Keller,
Werft ihn in ein Faß voll Wein!

★

Bezähme die Begier, ſo iſt es wohlgethan;
Leb als ein Engel ſchier, ſo iſt es wohlgethan.

Doch weiß ich einen Rath, der iſt noch köſtlicher:
Verkaufe dein Brevier, ſo iſt es wohlgethan.

Bei Weinpokal und Flötenhauch und Tamburin
Aufſchlage dein Quartier, ſo iſt es wohlgethan.

In offnem Aufruhr wider alle Heuchelei
Aufſtecke dein Panier, ſo iſt es wohlgethan.

Es bete fromm der eine da, der andre dort
Und denke: „Bet ich hier, ſo iſt es wohlgethan.“

Knien wir in Andacht vor geliebtem Angeſicht,
Vor ſchönem Auge wir, ſo iſt es wohlgethan.

Nein, denke nicht: „Behandl' ich ihn in froſtiger,
Unfreundlicher Manier, ſo iſt es wohlgethan!“

Preiswürdig iſt die Milde nur, es werd, o Kind,
Ein Kuß der Milde mir, ſo iſt es wohlgethan.

Zwar wenn du dich in doppelt dichte Schleier hüllſt,
Naht das Gemeine dir, ſo iſt es wohlgethan.
Entflorſt du aber lichtgebornem Dichterblick
All deine ſüße Zier, ſo iſt es wohlgethan.

★

Wißt, daß ich alle Feſſeln der Geduld
Zerriſſen habe;
Wißt, daß ich mich der Ungebundenheit
Befliſſen habe;
Wißt, daß ich aller heiligen Bräuche mich
Entbunden habe,
Und doch die allerreinſte Seelenruh
Zum Kiſſen habe!
Was thut es auch, daß ich der Kaba mich
Entfremdet habe,
Da ich zur Kaba ihres Augenlichts
Narciſſen habe?
Wenn ich die Hyacinthen ihres Haars
In Händen habe,
Sagt, Freunde, was ich an dem Roſenkranz
Zu miſſen habe?
Wißt, daß ich ſelbſt nach Edens Früchten kein
Verlangen habe,
Weil ich in meines Liebchens Apfelkinn
Gebiſſen habe.

Doch nun Ade, da ich zur Schenke nun
Zu eilen habe,
Und in Betreff des Kirchengangs ein zart
Gewiſſen habe.

*

Wir haben allen Glanz der Heiligkeit
Hinweggeworfen;
Wir haben jegliche Verſtellung weit
Hinweggeworfen.

Der hohen Schule Porticus und Saal
Und Quäſtionen,
Wir haben all gelehrten Zank und Streit
Hinweggeworfen.

Den guten Namen von ſo manchem Jahr,
Den ſchwer errungnen,
Wir haben ihn, wie eine Kleinigkeit,
Hinweggeworfen.

Wir haben unſer altes, ernſtes Haupt,
Es vor die Füße
Dir rollend, in den Staub der Niedrigkeit
Hinweggeworfen.

Wir haben Alles, was da löblich iſt,
Wir haben Glauben,
Schaam, Sitte, Tugend und Beſcheidenheit
Hinweggeworfen.

Wir haben, der Narciſſe deines Augs
Die Seel empfehlend,
All andrer Hoffnung Troſt und Süßigkeit
Hinweggeworfen.

★

Nicht düſtre, Theoſoph, ſo tief!
Nicht blicke, Moraliſt, ſo ſcheel!
Wir möchten gerne ſelig ſein,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.
Hinſchmachtend in der Wüſte Sand,
Gleichwie die Kinder Iſrael,
Schrein wir zu Gott um Labungen,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.
Was kümmert uns der Tuba Baum
Und was der Engel Gabriel?
Wir ſuchen einer Schenke Thür,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.
Wir lieben unſern alten Wirth
Und haben deß auch keinen Hehl;
Wir fliehen' alle Heuchelei,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.
Nicht Menſchenblut vergießen wir
Auf wilden Haſſes Wuthbefehl;
Der Rebe Blut genießen wir,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Wir öffnen unſern Buſenſchrein,
Der Liebe köſtliches Juwel
Mit vollen Händen auszuſtreun,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Wir preiſen unſer ſüßes Herz
Vierzeilig oder im Gaſel;
Dem Holden iſt der Dichter hold,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

Du trage keuchend jede Laſt,
Dem Eſel gleich und dem Kameel!
Wir ſchütteln unſre Bürden ab,
Und dieſes iſt ja wohl kein Fehl.

*

Die fromme Taub in meinem Herzen hie,
Ergebung in den Willen des Geſchickes,
Erlegt, o meine Sonne, haſt du ſie,
Verbrannt mit einem Blitze deines Blickes.

Und es erſteht aus ihrer Aſche, ſieh,
Und hebt zum Hohne jedes Erdenſtrickes,
Sich eines Adlers göttliches Genie
Zu den Genüſſen eines Aetherglückes.

*

Nicht, o Freund,
Heiligen des Bechers einen ſolchen Blick!
Einen beſſern!

Einen Schritt
Und noch einen der Taberne näher rück,
Einen beſſern!

Achte ſie,
Deine Tugend, deine ſelbſtiſch eitele,
Keinen Deut werth!
Einen Schlag
Gieb ihr und noch einen in ihr ſteif Genick,
Einen beſſern!

Bärtiger,
Ruhmgekrönter Forſcher alles Heimlichen,
Großer Denker!
Uns der Nacht
Dieſes Seins durch einen neuen Fund entrück,
Einen beſſern!

Dieſer Arm
Hebe den Pokal und dieſer ſchmiege ſich
Um ein Liebchen!
Mein Gemüth,
Wenn du kannſt, durch einen andern Rath beglück,
Einen beſſern!

Wenn du dich
Hängen willſt, ſo greife nicht nach ſchmählichem,
Rohem Stricke;

Winde dir
Aus gelocktem Ambrahaar den Hänge-Strick,
Einen beſſern!

Krankt Hafis,
Mit gelahrtem, graubehaartem Medicus
O verſchon ihn:
Ihm ſogleich
Einen blutjung roſenwangigen Arzt beſchick,
Einen beſſern!

*

Eben kam mir ein ächter Bußgedanke;
Kehren wollt ich in heilſam enge Schranke;

Doch mein Liebchen, es lugt herein mit hellen
Schelmenaugen und merket, daß ich kranke,

Schleicht dann näher und lacht mich aus und ſchmeichelt
Und umgarnet die Seele mir, die ſchwanke.

Ach, wie lacht mich ihr Mündchen an, das rothe,
Ach, wie reißt mich ihr Brüſtchen hin, das blanke!

Sag, o Himmel, o ſage ſelbſt, wie bliebe
Frei das Innere hier von argem Wanke?

Du, das Gold der realen Wonne heiſchend,
Giebſt ſo luftige Waare nur zum Danke!

Drum erlaube mir immer noch ein wenig,
Daß ein traulicher Arm mich ſüß umranke!

*

Wenn einer mäßig trinket,
So ſoll ihm das gedeihlich ſein;
Wenn ohne Maaß, ſo ſoll es
Ihm ohne Maaß gedeihlich ſein.

Der Scheich, der alte Vater,
Wenn er zu Glas und Flaſche greift,
Laß Himmel ihm die Flaſche,
Laß ihm das Glas gedeihlich ſein!

Den Kuß auf zarte Munde
Laß in Palaſt und Hütten uns,
Auf Kiſſen und auf Polſtern,
In Buſch und Gras gedeihlich ſein!

Doch ſperrt die Erde hungernd
Zehntauſend ſchwarze Rachen auf,
Laß ſie Zeloten freſſen
Und ihr den Fraß gedeihlich ſein!

★

Die Liebe, ſie zerbreche mich;
Es raffe meine Kraft der Wein!
Nicht ſtark will ich und tapfer ſein;
Ich freue meiner Schwäche mich.

★

Es kommt, o Mönch, beim Beten nichts heraus;
Es ſteigert das nur innrer Aengſte Graus.
Weit beſſer iſts, die Kutte zu vertrinken
Und trinkend in ein Meer von Seligkeit zu ſinken.

*

Was du forderſt, es geſcheh!
Rede nur, o Lieb, ich geh,
Ob es auch ein ſaurer Gang,
Alſofort in die Moſchee.

*

Durſtig ſind wir, lieber Wirth,
Doch im Bankerutte;
Nimm, o nimm für baares Geld
Unſre blaue Kutte!

Buße, Contemplation,
Kanzel und Katheder,
Lieber Gott, was ſind ſie werth?
Keine Hagebutte.

Aber hoch geprieſen ſei
Rebe mir und Winzer,
Kelterfaß und Kelterer
Und die volle Butte!

Das reale Reſultat
Dieſer edlen Mühen,
Es gedeih uns früh und ſpat,
Wie dem Kind die Dutte!

„Das Gebäude deines Seins
Stürzet es!“ Es ſei ſo!
Einen ſchönen Schatz vielleicht
Find ich in dem Schutte.

*

Was Hafiſen in der Welt das Beſte däuchte?
Lautenklang und Weinpokal und ſchöner Reigen,
Vielgeliebter Augen helllebendge Leuchte,
Und zuletzt ein nachtbedecktes Wonneſchweigen.

*

Es dünket dir, ich wäre nichts; ich aber,
Ein Mann im Staat,
Ein Mann von Rang, ich bin im Reich der Liebe
Geheimer Rath.

Dann bin ich auch im Kreiſe der Betrunknen
Ein Veteran,
Der hier ſo manche Jahre ſchon die Wege
Des Herrn betrat.

Es iſt ein Ausbund adeliger Geiſter
  Allhier vereint;
Ein jeder iſt Prophete, Sofi, Seher
  Und Potentat.

Sie ſitzen und ſtudiren freudeſtrahlend
  Im Glaſe Dſchems,
Und beſſer iſt, als das der Philoſophen,
  Ihr Reſultat.

Doch fehlet Einer und mit ihm die reinſte
  Beſeligung.
Wo bleibt Hafis? Wo lieber, als beim Becher
  Weilt er ſo ſpat?

Verſchmähet er des Weines edle Labe,
  Weil er entzückt
Von einer Huri-Lippe juſt den Nektar
  Der Huld empfaht?

Doch nein, er kommt; er eilt mit raſchem Fuße
  Der Schenke zu;
Ein Jubelruf begrüßt den alten Meiſter,
  So wie er naht.

Ja, wenn du ſehen willſt, was ich bedeute,
  Komm in mein Reich,
Mein jauchzendes! Du weigerſt meiner Größe
  Kein Atteſtat.

Mir auf die Kutte deuteſt du, die alte,
Die ſchäbige?
Du Ignorant! So prangen ächte Kaiſer
Im Feſtornat.

*

Es gab um einen Apfel einſt
Mein Vater Edens Wonneſtand;
Es gibt ihn um die Aepfelchen
Im Buſen hier mein Minnebrand.

Entſchwinden in die leere Luft
Laß eine weiſe Lehre dir:
Dein Liebchen, nicht entſchlüpfe dirs
Aus deiner Arme Feſſelband.

Wer nie der Schönheit Reiz genießt
Und Seele ſich und Geiſt erfriſcht,
Der gleichet einem Dorngebüſch
In ſchauerlicher Wüſte Sand.

Es irren in der tiefſten Nacht
Die zwei und ſiebzig Sekten all,
Die Sekte nur des Sektes iſt
Befreit von allem Unverſtand.

Gefeiert in der Schenke Reich
Iſt hoch Hafis, wiewohl du ſagſt,
Der Glorie des Ruhms beraubt
Sei ein Prophet im Vaterland.

Ein Götzentempel iſt mein Herz,
Von Silber iſt der Götze drin;
Umſchloſſen einen ſchöneren
Hat nimmer eine Tempelwand.

Wir alle ſind verliebter Art,
Und brennſt du nicht für Andere,
Hat ſich der Liebe Luſt und Trieb
Ins eigne hohle Selbſt gewandt.

Jüngſt reichte mir ein Heiliger
Die gelbe Hand zum Kuſſe hin;
Ich bückte meinen Mund hinab
Und koſete den Becherrand.

★

Hafis iſt einer von den Heuchlern
Der Zelle zwar,
Doch legt er euch berauſcht ſein ganzes
Gemüthe dar.

Oft aus dem Haus der Zucht und Buße
Schleicht er hinaus
Und ſchwelget in der Weinſpelunke
Ganz ſchauderbar.

Doch nicht allein der Trunk befleckt ihn;
Es macht die Lieb
Ihn vollends aller edlen Tugend
Und Sitte baar.

Ein Augenſtern, aus Geiſt gewoben,
Ein Mundrubin,
So ſüß, wie Kandel, überwältigt
Ihn ganz und gar.

Beugt er die Knie an heilgem Orte,
So ſtellet er
Im Geiſte ſein Idol, ſein ſchönes,
Auf den Altar.

Ja, um zu kehren der Geliebten
Beſtaubt Gemach,
Raubt er den Huris in der Höhe
Ihr Lockenhaar.

*

Das Geſchehne, nicht bereuts Hafis,
Er bedauert, was er unterließ.

Schmerzlich iſt ihm jeglicher Moment,
Den er in ascetiſchem Verlies,

Den er nicht beim Klange des Pokals,
Den er nicht im Glanze des Genies,

Den er nicht an holder Liebe Bruſt,
Den er nicht gelebt im Paradies.

*

Ach, wie ſchön iſt Nacht und Dämmerſchein!
Ach, wie traulich unſer Trinkverein!

Höret den muſikiſch hellen Ton!
Was verkünden Lauten und Schalmein?

„Laſſet den Myſterien der Luſt
Ein verſtändig Ohr geöffnet ſein!

Rettet eure Seele, werfet ab
Des Betruges ekle Mummerein!

Aller andern Bande ledig, ſchlingt
Euch in Lockenbande lieblich ein!“

Sollte wohl in dieſem Kreiſe wer
Unbelebt vom Hauch der Liebe ſein?

Grabgebete betet über ihn;
Segnet ihn als einen Todten ein!

Windet euren Arm um ſilberne
Hüften her in einem Bad von Wein!

Alles andre, predigt Schemſeddin,
Iſt verlorne Mühe, Qual und Pein.

*

Laßt, Freunde, das Superne,
Das Hohe, Tiefe, Ferne!

Kommt zu Verſtande, pilgert
In eine Weintaberne!

Da funkeln in den Bechern
Die ſchönſten Himmelsſterne;

Da leuchtet auf den Tiſchen
Die klarſte Denklucerne;

Da webt ihr in des Lebens
Tiefinnerlichem Kerne;

Drum kecklich in den Winkel
Stellt eure Nachtlaterne!

*

Fort, himmliſche Wonn
Und ewiges Heil!
Das irdiſche hier iſt beſſer!
Ein einziger Blick,
Ein Lächeln, ein Kuß,
Der Liebe von ihr iſt beſſer.
Der Freiheit Glück,
Es iſt edel und groß;
Doch wenn ich es recht bedenke,
Verſtrickt mit der Seel
Und gefangen zu ſein
Im Lockenrevier, iſt beſſer.
Weit beſſer erſcheint
Dein geiſtlicher Trieb,
Als unſre Begier; doch dieſe
Iſt ohne Geprahl,
Anmaßung und Zank,
Und dieſe Begier iſt beſſer.

Doch o wie gefehlt
Die Rede mit dem,
Der myſtiſchem Unſinn opfert!
Zu reden in klar
Verſtändlicher Art
Mit Hammel und Stier, iſt beſſer.

„O ſieh doch, Hafis,
Wie hier mir am Hals
Das ſchönſte Geſchmeide funkelt!
Kein Schmuck in der Welt,
So köſtlich er iſt,“
So ſprach ſie zu mir, „iſt beſſer.“

„Vergleiche, mein Lieb,“
Antwortet ich ihr,
„Die poetiſchen Perlenſchnüre,
Die dir zum Schmuck
Mein Finger gereiht!
Denn ſelbige Zier iſt beſſer.“

★

All, was da Süßes unſer Herz beſtrickt,
Belegt es immer mit dem Interdikt!
Ihr ſelber, ihr vermögt es nimmermehr,
Zu folgen eurem grauſamen Edikt,
Mit einer Macht, die nicht zu bändigen,
Mit der Natur in ewigem Conflikt —

Was hilft es euch, wenn ihr den Leib kaſteit,
Wenn ihr die Seele zu dem Himmel ſchickt?
Weit ſchlimmer noch, als wir frivoles Volk,
Seid ihr vom Netze der Begier umſtrickt.

*

Komm, Sofi, komm, und laß uns aus der Heuchler
Befleckt Gewand ziehn,
Uns über ihre freche Lügentafel
Die naſſe Hand ziehn!
Laß, öder Zelle Dunkelheit verfluchend,
Den Weinpokal uns
Aufſtecken als Panier und alſo jauchzend
Durchs weite Land ziehn!
Jungholde Weſen, welche ſcheu und ſchüchtern
Die Wonne meiden,
Laß uns herbei an einem Strick von Roſen
Zum Heilverband ziehn!
Wir wollen nichts, als gute Thaten üben;
Laß zwiſchen ſie uns
Und nachtgeborne Fanatismen endlich
Die ſcharfe Wand ziehn!
Laß uns der Liebe ſüße Fackel ſchleudern!
In jede Seele
Soll ein die Luſt und aus Entbehrungstrauer
Und Unverſtand ziehn!

Glanzhelle von Palaſte zu Palaſte,
Von Hütte lodernd
Zu Hütte, ſoll der weltreformatoriſch
Entfachte Brand ziehn.

*

Ich gebe dir ein gut Geſetz,
Ein redliches und reines hie:
Genieße, was dein Herz erfreut,
Doch Bruderherzen kränke nie! —

Die Flaſche trug ich unterm Arm,
Da meinte man, es ſei ein Buch,
Und irrte nicht; ich lerne draus
Rhetorik und Philoſophie.

Lang an der Schale klebet ich,
Da zog der Liebe ſtarke Hand
Ins flammenheiße Centrum mich
Aus froſtiger Peripherie.

Wohin gehörſt du, ſtrenge Maid?
Ins unbelebte Pflanzenreich.
Die Meine, weil ſie lebt, verlacht
Der Sitte ſtrenge Deſpotie.

Des Scheltworts Beleidigung
Verzeihet dir kein Nüchterner;
Mich mag ſie treffen ohne Scheu,
Ich Trunkner überhöre ſie.

Schön mag es in der Höhe ſein,
Doch auch hier unten iſt es ſchön;
Lenz, Liebe, Becher, Lautenklang —
Was willſt du, daß ich ferne zieh?
Nicht ſprich, Hafis, daß ungerecht
Die Welt getheilt! Du haſt genug;
Haſt deinen ewig heitern Geiſt
Und deiner Reime Melodie.

*

Nicht verleiht dir Heuchelei
Heiterkeit und ſüße Ruhe;
Lebe lieber frank und frei,
So wie ich, der Ketzer, thue.

*

Sprachen ſeien viele, viele,
Aber einfach unſre Triebe;
Seis auf türkiſch, auf arabiſch,
Reimt nur immer Wein und Liebe!

*

Von Liebe ſpricht der Myſtiker,
Von Liebe flötet auch Hafis;
Du aber höre dieſen nur!
Denn ſein Geſang, ſein lieblicher,

Haucht Leben und Natur;
Der Myſtiker, ſo prangend auch
Sein ausſtudirter Redebrauch,
Driſcht leere Halme nur.

*

Stehe, ſteh,
Flüchtiges Reh!
Nicht, wie der Wind,
Eile hinweg,
Liebliches Kind;
Scheue zu grüßen nicht,
Fürchte Hafiſen nicht!
Glaub, er iſt fromm,
Glaub, er iſt gut,
Heget und pflegt
Schöne Gefühle,
Klappert er auch
Nicht, wie die Mühle,
Plappert er auch
Hohle Gebete nicht.
Blicke du ihm
Kecklich ins Angeſicht,
Und du verlachſt,
Was der Zelote ſpricht.

*

Blick auf, beſchränkte Tadlerzunft,
An Witz unendlich arme du!
Sieh, was erhabner Urvernunft,
Die beſſer urtheilt, als die Welt,
Die blinde hier, zu thun gefällt!
Sie wirft vom hohen Lichtgezelt
Mir hunderttauſend Küſſe zu.

*

„Geh, meide mich!" ſo ſprach im Zorne
Mein Lieb zu mir: „ich muß dich haſſen;
Du biſt der Aergſte von den Argen,
Die je der gute Geiſt verlaſſen."

Doch fand ſie bald der Finſterlinge
Abſurde Moden unerträglich;
Da hat ſie ſich von meinem Worte
Verſtändiglich bedeuten laſſen.

*

Wir, Vater Schemſeddin und ſeine Kinder,
Wir, Scheich Hafis und ſeine frommen Mönche,
Wir ſind ein eignes, wunderliches Volk.
Von Gram gebeugt und ewiger Klage voll,
Ohn Unterlaß in unſerem Trauerjoch
Des feuchten Auges heiße Perle ſtreuend,
Und ewig hell und ewig heiter doch;
Der Kerze gleich hinſchmelzend und vergehend,
Und doch, wie ſie, in lichter Wonne lachend;

Gemordet allezeit von Wimperdolchen,
Von grauſamen, die nur nach Blute dürſten,
Und juſt hierinnen unſeres Seins gewiß;
Verſunken in ein Meer von Schuld und Sünde,
Ganz unbekannt mit dem Gefühl der Reue,
Und fromm zugleich und frei von allem Argen,
Des Lichtes Söhne, nicht der Finſterniß,
Und ſo der Menge völlig unbegreiflich.
Denn dieſe kennt nur dreierlei Naturen:
Den Frömmler erſtlich, den Fanatiker,
Den finſteren, blödſinnigen Barbaren;
Den Wüſtling ohne Geiſt und Herz ſodann,
Den ſelbſtiſchen, unedelen, gemeinen;
Den endlich in gewohnter Schranke dumpf
Beharrenden. Für Leute ſo, wie wir,
Gebricht es ihr an Namen und Begriff.

★

Weißt du, warum ich trinke?
Von Hochmuth ſtrotz ich und Eitelkeit,
Und die will ich erſäufen
Im Meere der Betrunkenheit.

★

Reicht meiner Sünde den Tugendpreis!
Wer ſo, wie Haſis, zu ſündigen weiß,
Tief in der Gottheit Gnadenmeer,
Der Selige, verſinket er.

★

Sing, o lieblicher Sängermund,
  Stets von neuem und ende nicht!
Spend uns herrlicher Reime Fund
  Stets von neuem und ende nicht!

In holdſeligem Minneſpiel
  Ueb, o Schüler Hafiſens, dich,
Weil nur alſo das Herz geſund,
  Stets von neuem und ende nicht!

Sieh, o Schenke, die Becher leer;
  Bring uns, um zu bekräftigen
Mit dem Weine den edlen Bund,
  Stets von neuem und ende nicht!

Daß ich theuer und werth dir ſei,
  Sag es, Liebſte, denn nimmermehr
Ward mir ſüßere Mähre kund,
  Stets von neuem und ende nicht!

Raſ' und tobe, du ſchwarzes Herz,
  Wenn es alſo gefällig iſt,
Unvernünftig und ohne Grund
  Stets von neuem und ende nicht!

Du, o Quelle des Lichts, jedoch
  Scheuch, o Sonne, die finſtre Nacht,
Hell durchſtrahle das Weltenrund
  Stets von neuem und ende nicht!

★

(139)

Hafis

Neue Sammlung

1852

Proömium.

Fort mit dem Weltgerichts-Poſaunen-Erz!
Mir träufe hold vom Munde Seim auf Seim!
Und ob dir auch bei meiner Rede Scherz
Unnützer Art bedünke Reim auf Reim —
Ich pflanze ſo ins tiefe Menſchenherz
Gefällig ohne Mühe Keim auf Keim.

*

Erſtes Buch.

Das Lied Hafiſens ſpannt die Segel auf;
Es fleugt dahin in wunderraſchem Lauf.
Und welche Ladung trägt das ſchöne Schiff?
Es trägt der Erde Herzen allzuhauf.

*

Sie ſind dahin, die Tage des Medſchnun;
Doch ſollte Poeſie und Liebe ruhn?
Die Wunder des Gemüths, die göttlichen,
Enthüllet euch Hafiſens Minne nun.

*

Sollt ich vor Allem nicht die Liebe feiern,
Sie, dieſe Meiſterin der Alchymie?
Zu Golde wird der Erde Staub durch ſie,
Und ſei er noch ſo plump und noch ſo bleiern.

*

Reſpekt vor allen Heiligen,
Sie ſein in Andacht hochgeehrt!
Ein Herze, das vor Liebe brach,
Iſt Millionen Heilge werth.

*

Als ich zum erſten Male
Dein Angeſicht erblickte,
Da ſtaunte, ja erſchrack ich
Ob deiner Engelsſchöne,
Ob eines Strahls von oben,
Wie er noch nie mein Auge,
Noch nie mein Herz gebannt.
Und doch bedünkte mirs,
Als hätte meine Seele
Dies himmliſche Gebilde
Von Ewigkeit geſchauet und gekannt.

★

Wie rühmen ihrer Freiheit
Geſpreizte Thoren ſich!
Wie würdevoll, wie herrlich,
Wie hehr bedünkt ſie ihnen,
Die hohle, werthberaubte!
Ich — ob des Sklavenmales,
Womit du mich gebrandmarkt,
Du liebliche Deſpotin,
Wie ſtolz bin ich!

★

Nicht wundre dich das noch ſo Wunderliche
Im Reich der Liebe!
Das Denkſyſtem, es gehet in die Brüche
Im Reich der Liebe.

Der Logiker pflegt hier nur immer rügend
Das Haupt zu ſchütteln;
Wie göttlich aber ſind die Widerſprüche
Im Reich der Liebe!

*

Die Nachtigall, nachdem ſie
Lang ihre Noth umſonſt geklagt,
Sie hat am Ende grollend
Zur Roſe dieſes Wort geſagt:
„Sei nicht ſo ſtolz! Es pranget
So manche ſchöne Blume noch,
Die auch mit ihrem Dufte,
Die auch mit ihrem Glanz behagt.“
Worauf die Roſe dieſes:
„Nicht ohne Wahrheit ſprichſt du das;
Doch wehe dem, der alſo
Mit ſeinem Lieb zu ſprechen wagt!
Denn wiſſe, daß Verliebten
Jedweder harten Rede Trotz,
Jedwede Selbſterhebung
Unziemlich iſt und unterſagt.
Wer nicht mit ſeiner Stirne
Die Erde küßt, wer aus dem Staub,
Worein er liebend ſtürzte,
Je wieder auf zur Höhe ragt —

Der, als ein eingedrungen-
Unheimiſcher im Minnereich,
Er ſei ohn alle Gnade
Sogleich aus ihm hinausgejagt!"

*

Verkündiget den Schwächlichen,
Schmerzhaften und Gebrechlichen,
Die heimgeſucht mit Dyskraſie,
Mit Atrophie und Aſthenie
Und düſterer Melancholie,
Was weit probater iſt für ſie,
Als Pille, Pulver und Mixtur
Und andre ſolche Vexatur;
Verrathet ihnen eine Cur,
Die lieb und linde der Natur,
Die alle klaren Köpfe preiſen;
Ja, rühmet es in allen Kreiſen
Vom Bettler bis hinauf zum Schah:
„Heil, Leben iſt und Wonne da,
Wo Perſiens ſchöne Kinder nah
Und ihre zarte Gunſt erweiſen"!

*

Zwei Paradieſeslauben
Sind, Liebſte, deine Brauen;
Es wohnen unter ihnen
Die Engel deiner Augen,

So mild, ſo klar, ſo rein,
Der Erde dunkle Gauen
Zu füllen überſelig
Mit ihrem Himmelsſchein.

*

Roſenhauche glaub ich einzuathmen,
Geiſtige, von jener Wange Roſenflur;
Was da blüht, es iſt ſo zart geſchaffen,
Daß es Aether ſcheint und Duft und Seele nur.
Und doch iſt es ein ſo warmes Leben,
Was da treibt zur Wange Selmas Roſenblut;
Alles hier iſt reine, volle, ſüße
Wirklichkeit; in jedem Pulſe pocht Natur.

*

Wenn du lächelſt, wenn du blickſt,
Wenn du grüßeſt, wenn du ſprichſt —
Auf, wie eine Roſenknospe,
Bricht mein Herze; Frühling iſts.

*

Die Karfunkelperle, ſollte ſie eine Fabel ſein?
Ich glaube nicht.
Dies offenbar daraus geformte Mündelein
Dient zum Bericht,
Daß im Betreffe dieſes Punkts die Sage rein
Die Wahrheit ſpricht.

*

O lächle nicht ſo wunderſchön!
Die Engel in dem Lichtrevier
Vor neuem Fall bewahre doch!
Sie ſtürzen all aus ihren Höhn,
Wähnend, es ſei der Himmel,
Der ganze Himmel hier.

*

Im Reize des Lächelgrübchens
Der roſigen Wange des Liebchens
Welch ein Myſterium ſteckt —
Ergründ es, o Forſcher, und find es!
Beim Haupte des lieblichen Kindes,
Nie rufſt du: Ich hab es entdeckt.

*

Wär ich der Schah, der Weltmonarch,
Geſchmückt mit höchſter Macht und Ehre,
So wiſſe, daß mein Thron auch dann
Die Schwelle deiner Thüre wäre!

*

In tauſend Stücke zerbrich mein Herz!
Und du wirſt ſehn, geliebtes Kind:
Derſelben ein jegliches iſt ſo viel,
Als tauſend andre ganze ſind.

*

O Königin, o Herrin!
Es iſt die ganze Welt
Nur eine dunkle Sklavin,
Die dir den Spiegel hält.

*

Wie ſchwächlich iſt Vernunft,
Wie wenig ihre Zunft,
So ſtolz ſie ſich auch brüſtet,
Zum Widerſtand gerüſtet,
Zu Kampf und Sieg geſtählt!
Ich habe, höchſt verwundert,
Nicht weniger als dreihundert
Vernünftige gezählt,
Die ſich in deinen Banden
Als ächte Thoren winden,
In deren ernſten Häuptern,
Der Weisheit edlem Sitz,
Seit ſie der ſüße Blitz
Aus deinem Aug getroffen,
Nicht eine Spur zu finden
Von Wiſſenſchaft und Witz.

*

Mein Gedanke, fromm erglühend,
Macht ſich auf im Pilgerkleide,
Uebet eine heilge Pflicht.

Hin zu ſeinem Mekka ziehend
Wallet er die wüſte Weite;
Hin zu ſeiner Kaba fliehend
Dürſtet er nach Heil und Licht.
Und wo ſind ſie, dieſe Horte,
Dieſe hehren Gnadenorte?
Mekka winkt, wo deine Pforte,
Kaba iſt dein Angeſicht.

*

Müde bin ich meines Seins,
Das zu enge, das zu preſſend
Meiner Seele Bande flicht;
Zeige mir dein Angeſicht,
Daß ich, meiner ſelbſt vergeſſend,
Untergeh in Lieb und Licht!

*

Es beweiſen hohe Gnaden,
Es beſuchen meine Klauſe
Fürſten und erhabne Herrn.
Doch mein Auge, nicht bemerkt es,
Ob ſie noch ſo nahe traten,
Nicht mein Ohr die Potentaten;
Denn die Seele, ſie iſt fern,
Schweifte liebend aus dem Hauſe,
Fort zu dir, zu dir, mein Stern!

*

Meine Lieb und deine Schöne,
Beide ſind ſie wunderbar;
Ohne Makel iſt ſie, jene,
Dieſe jeder Trübe baar.

*

Süßer Hort, ich denke dein
Ewig ohne Wanken;
Denn wo ſollten anders ſein,
Ohne zu erkranken,
Ohne mit der Sonne Schein,
Mit der Nacht zu zanken,
Ohne matt zum Tod zu ſein,
Meine Herzgedanken!

*

Horch, es hat Bülbül ſo eben kund gemacht,
Wie der Dorn der Roſe ſie ſo wund gemacht.
Ach, warum ſo viele Dornen in der Welt,
Welche mit Holdſeligem den Bund gemacht?
Ach, warum ſo leicht gebohrt iſt Wundenharm,
Und warum das Herz ſo ſchwer geſund gemacht?

*

Meine Liebe zu Perſiens ſchönſtem Kinde
Macht mich ähnlich einem Salomo,
Aber nicht ſo glücklich und ſo froh,
Denn ich reite nur ewig auf dem Winde.

*

Nachtigall, die fromme, lebt und webet
Ewig in der Roſe Dienſt und Pflicht;
Doch die Roſe ſendet hart und herbe
Dornen ihr ins Herze, bis es bricht.

Und von ihrem Aſte ſinkt verblutend
Nachtigall hinunter in den Staub,
Richtet auf die ſtolze, kalte Blume
Matt empor ihr ſterbend Aug und ſpricht:

„Allzu tief verachteſt du mich Arme,
Allzu ſehr verkennſt du meinen Werth;
Nicht ſo ganz entbehr ich alles Adels,
Ob mir auch der äußre Schein gebricht.

Meine Seele, wiß, iſt eine Roſe,
Ganz, wie du, ſo zart, ſo ſchön, ſo licht;
Schau herab, du allzu Ahnungsloſe!
Kennſt du deine Schweſterblume nicht?“

*

O welche Treue mein Innres hegt, du weißt es nicht;
Wie dir ohn Ende mein Buſen ſchlägt, du weißt es nicht.

Wie alle Freude der Welt mir hohl, wofern ſie mich
Aus deinem himmliſchen Kreiſe trägt, du weißt es nicht.

Wie rein von Sünde, wie fromm ich in der Liebe bin,
Was auch die Menge zu ſchwatzen pflegt, du weißt es nicht.

Zu ſpielen ſcheinet Hafis dir nur; wie tief jedoch
Sein liebeglühendes Herz bewegt, du weißt es nicht.

*

Ich ſagte, da ich liebte, zu mir ſelbſt:
„Du biſt am Ziel.“ Ich habe nur geträumt,
Noch unbewußt, wie ſturmbewegt dies Meer,
Wie wild, wie blutig ſeine Woge ſchäumt.

*

Für jeden Heilsmoment, für jeden wonnevollen,
Was zum Entgelte müſſen wir für Schätze zollen!
Nicht goldne zwar — man kauft dergleichen nur mit Perlen,
Mit jenen naſſen nur, die uns vom Auge rollen.

*

Von Himmel und Paradieſe
    Das hehre, kühn-phantaſtiſche Gedicht —
Es iſt ein Bild, das lallend
    Von deiner Schöne, deiner Süße ſpricht.

Doch was die finſtre Sage
    Vom Weltgericht, vom Ende der Dinge will?
Sie mahlt die Flucht, die Alles
    Vernichtende, von deinem Angeſicht.

*

Drück in meine Bruſt
Ihren allerherbſten Speer die Liebe!
Nimmer findet hier
Widerſtand und Gegenwehr die Liebe!
Willſt du lieben, Freund,
Sei ein Held und keinem Tod erbleiche!
Tod und Untergang
Dräuet, ein empörtes Meer, die Liebe.
Preis dem Herrn der Welt!
Ohne Maaß und ohne Schranken iſt er.
Ohne Maaß, wie er,
Ohne Schranken iſt, wie er, die Liebe.

*

Rede von der Sterne Lauf,
Rede von der Diktatur
Ewiger Geſetze nicht!
Denn es wechſelt die Natur
Ihr geſammtes Angeſicht,
Denn es wandelt im Azur
Der Geſtirne ganzer Hauf
Nach Suleimas Laune nur.

*

Laßt, o laßt, gelehrte Helfer!
Denn für ſolche Wehn und Wunden,
Wie ſie mir im Herzen brennen,
Habt ihr keinen Trank erfunden,

Keinen Balſam ausgedacht;
Jene nur macht mich geſunden,
Welche mich ſo krank gemacht.

*

Wenn dereinſt, wo ſie verſinken
Meine ſtillen Reſte ließen,
Myriaden rothgeflammte
Tulpen in die Höhe ſchießen —
Nicht zu dieſem ſchönen Wunder
Möge dich der Weg verdrießen!
Es beſchauend und beſtaunend
Magſt du ahnen, magſt du ſchließen,
Welche Flammen, als er lebte,
Dir gelodert in Hafiſen.

*

Wehe, Lüftchen, lind und lieblich
Um die Wange der Geliebten,
Spiele zart in ihrer Locke,
Eile nicht, hinwegzufliehn!
Thut ſie dann vielleicht die Frage,
Wie es um mich Armen ſtehe,
Sprich: „Unendlich war ſein Wehe,
Höchſt bedenklich ſeine Lage;
Aber jetzo kann er hoffen,
Wieder herrlich aufzuleben,
Denn du, Holde, denkſt an ihn.“

*

Mein Geiſt, hervor mir auf die Lippe tritt er,
Die bebende, die dich zu küſſen geht.
Ach zaudre nicht, ach nimm ihn auf, damit er
Nicht haltberaubt in alle Lüfte weht!

*

Ich bin auf ihren Wegen
Ein Stäubchen nur;
Ich bin von ihren Blicken
Ein Räubchen nur.

Ich, ſonſt ein Aar und Leue,
Ich bin vor ihr
Ein ſchmetternd Nachtigällchen,
Ein Täubchen nur.

*

Ich laſſe von der Liebe ſüßen Scherzen nicht,
Entziehe mich auch ihren tiefen Schmerzen nicht;
Denn für der Liebe göttliche Befriedigung
Beut den Erſatz die ganze Welt dem Herzen nicht.

*

Wo haſt du deine Künſte her, o Nachtigall?
„Ich danke ſie der Liebe zu der Roſe.
Die füllt die Kehle mir mit eitel Wonneſchall;
Nichts iſt ja mein Geſang, der amoroſe,
Als innerer Muſik melodſcher Widerhall,
Als meiner Bruſt Gekoſe mit der Roſe.“

*

Wo Engel hauſen,
Da iſt der Himmel,
Und ſeis auch mitten
Im Weltgetümmel;
Da hat die Seele,
Die bange, Ruh.
Wie linde raſtet
Am Aetherſcheine
Schon itzt die meine!
Der ſchönſte, beſte
Der Gottesengel,
Das biſt ja du.

*

Obgleich der abgedrückte Pfeil
Zum Bogen nie zurückekehrt,
Nie mehr zurück Vergangenheit,
Damit ſie neu entzücke, kehrt —
Umarme mich, mein ſüßes Herz,
Und meine goldne Jugendzeit,
Vergangner Tage Roſenhuld,
Mein Leben und mein Glücke kehrt.

*

Dir mein ganzes Herz eröffnen,
Allerſchönſte Roſe, möcht ich;
Hören, ach, was du beſchieden
Meiner Bruſt für Looſe, möcht ich.

Eine heilige Nacht, wie Kader,
Die das ewige Wort geſpendet,
Feiern, ach, mit dir in trautem,
Minnigem Gekoſe möcht ich.

Jene zarte Roſenlippe,
Jene ſchönen Lilienhügel
Küſſen, ach, in Wonnetaumel
Und Apotheoſe möcht ich.

Dann, Hafiſens Flöte faſſend,
Liebliche Triumphe flöten,
Seis, daß ſich die Welt ergötze,
Daß ſie ſich erboße, möcht ich.

★

Eine Fürſtin iſt die Schönheit,
Uebet über ihre Sklaven
Unbedingte Herrſchermacht.
Ihre ſouveraine Laune
Stürzet uns zu böſer Stunde
In die tiefſte Todesnacht.

Doch auch eine Gottheit iſt ſie,
Eine große, wundervolle,
Die die Grüfte kreißen macht.
Nur ein Wort, ein Wink der Gnade,

Und es ſteigen ihre Todten,
Ihre bleich dahingeſunknen,
Blühend aus dem Grabesſchacht.

*

Von des Seins Verbitterniß,
Biſt du, mein Gemüthe, voll?
Eine Zuckerhändlerin
Weiß ich, holder Güte voll.

Gehe hin und ſprich zu ihr:
„Liebe Zuckerhändlerin!
Von ſo reicher Süße Schatz
Gieb mir eine Düte voll!“

*

Iſt dir ein getreues,
Liebevolles Kind beſcheert,
Feſt am Herzen halt es,
Fühle ſeinen ganzen Werth!

Ruhſt du ihm am Buſen,
Hangſt du ihm am Munde ſüß,
Frage nicht, was Edens
Wonneſaal für Heil gewährt!

Dieſer Erde Dunkel,
Weiß davon ein liebend Herz?
Nachtigallenaugen
Iſt die ganze Welt verklärt.

*

„Sie ſagen, Hafis, du ſeiſt
Ein gar ſo gewaltger Geiſt;
Es wären im Weltenrund
Dir ſämmtliche Dinge kund.“

So jene, die Süße, mir;
Ich aber entgegnet ihr:
„Die Leute betrügen dich,
O Selma, gewaltiglich.

Mein Wiſſen, es iſt gering;
Ich weiß nur ein einzig Ding:
Ich kenne die Stäubchen nur,
Die ſtäuben auf deiner Flur.“

*

Ein Mädchen Edens
Iſt jegliches
Von deinen Augen;
Ein Roſenbeet
Des Paradieſes
Iſt jegliche
Von deinen Wangen;
Ein Zauberwald
Sind deine Locken,
Wo Seelen irren,
Für alle Zeiten
Verhaftete;

Dein Mundrubin,
Wenn er ſich öffnet
Und Liebe lispelt —
Ein Wunderhauch,
Ein meſſianſcher,
Der alle Schmerzen
Der Erde heilet,
Entwehet ihm;
Aus Lilienpracht
Und bläulicher
Syringenblüthe
Gewoben ſind ſie,
Die Hügel, welche
Den Buſen dir
Gelinde ſchwellen;
Ein Feenpaar,
Nichts von der Schwere
Der Erde wiſſend,
Iſt deiner Füße
Aether'ſche Zier.
So dein Erſcheinen,
Wie es das Auge,
Die Sinne rühret.
Doch deine Seele,
Was iſt wohl dieſe?
Ein Vers, geſchrieben

Mit goldnem Griffel
Von Allahs Huld.
„Und was vom eignen
Gemüthe ſagſt du?“
Daſſelbe, Liebchen,
Iſt Aloe,
Gelegt ins Feuer
Der Lieb und Andacht,
Und ſo verdampfend
In Opferdüften
Zu deiner Ehre,
Zu deinem Preis.

*

Schlage die Wimper auf, o mein Idol —
Der Geſtirne lichten Schein beſchäme!
Winke — mit eines einzigen Winks Magie
Der Samire Zauberein beſchäme!

Siehe, der Oſt, er prahlt mit dem Gewürz,
Das er tauſend Hyacinthen raubte;
Rege die Locke — ein einziger Hauch von ihr
Seine tauſend Spezerein beſchäme!

Sollte ſich etwa friſchgefallner Schnee,
Sich die Lilie rein und weiß bedünken —
Lüfte die Bruſt, die reinere, denn ſie,
Daß ſie dieſe Träumerein beſchäme!

Sollte ſich etwa dſchinniſtaniſcher Reiz,
Sich edeniſche Wonne dir vergleichen —
Strahle getroſt und Huri-Herrlichkeit,
Und die Duftgeſtalt der Fei'n beſchäme!

Aber erhebt die Nachtigall ihr Herz,
Allzu ſtolz auf ihre Liederkünſte —
Singe Hafis! Ein einziger Reim von dir,
Ihre ſchönſten Melodein beſchäme!

★

Meiner Gedanken Brautſchmuck
Einzig und ausgeſucht,
Ihr, der Erwählten, ſchenk ich;
Selbiger wird ſie, denk ich,
Schmücken ohn Ende prachtvoll
In der Aeonen Flucht.

★

Zweites Buch.

Das Siegerſchwert des Wortes hat
Hafis geſtrecket ob der Erden;
Sein Willen iſt, ein Weltmonarch,
Ein kaiſerlicher Herr zu werden.
So mild jedoch, ſo friedevoll
Ward keine Herrſchaft je geſehen,
Als dieſe, die mit ihm beginnt,
Und nimmer ſoll zu Ende gehen.

★

O Bibliothek des Lenzes,
Wie groß du biſt, wie köſtlich!
Ein jegliches von dieſen
Vielhunderttauſend Blättchen,
Ein Pergament voll Weisheit,
Das ſinnige Gemüther
Lebendig unterweiſt.
Nur Schade, daß wir Menſchen
So läſſig im Studiren
Und von ſo ſtumpfem Geiſt.

★

Was iſt, o Menſch, ſo ſinnberaubt
Wie du? Es iſt im All nicht.
Es ſinget dir die Nachtigall —
Du horcheſt ihrem Schall nicht!

Zu Handen iſt der Schlägel dir —
Du ſchlägſt damit den Ball nicht!
Im Stalle tobt der Renner dir —
Du zeuchſt ihn aus dem Stall nicht!

Die Quelle ſpringt, die Quelle labt —
Du ſchlürfeſt ihren Schwall nicht!
Es fallen alle Blüthen ab,
Und dich betrübt ihr Fall nicht!

*

Geſtern ſagte der alte Wirth —
Sein Angedenken, es ſei mir theuer! —
„Trinke, Hafis, und erfülle dich
Mit Licht und Leben und ſüßem Feuer!“

Aber es wird, antwortet ich,
Mein guter Name zu Grunde gehen.
„Dafür ſpielet,“ entgegnet er,
„Dir Sohre was auf mit der himmliſchen Leier.

Was die Unke, die dumpfe, ruft,
Was kümmert es dich, den ſternenumtanzten?
Lebe du fröhlich und lang und gieb
Um Himmel und Erde keinen Dreier.“

*

Wiſſe, lieber Abt, ich bin
Ausgetreten aus deinem Orden;
Bin ein Jünger des alten Wirths,
Bin ein neuer Menſch geworden.

*

Glauben? — Er iſt verſunken;
Sitte? — Sie iſt verſtiebt.
Laß mich, Sofi, betrunken
Bin ich und ſehr verliebt.

*

Wir kamen in die Schenke
Mit blauen, himmliſchen Kutten;
Der alte Wirth, der nahm ſie,
Verwandelte ſie zu Aſche
Und kleidet unſere Leiber
Ins ſchönſte Roſenroth,
Einſchärfete zugleich auch
Das ernſtliche Gebot:
Sich des gewohnten Böſen
Rein zu enthalten künftig,
Nie mehr zu faſten, nie mehr
Zu trauern und zu büßen
Und nichts mehr anzubeten
Andächtig und devot,
Als Feuer, Welt und Tonne;

Verheißend uns, wofern wir
Treu hielten ohne Wanken
An dieſer reinen Lehre,
Ein Leben voller Wonne
Und einen ſeligen Tod.

*

Ich frug den alten Schenkwirth,
Den trefflichen, den weiſen
Ergründer aller Dinge:
Warum die Locke Selmas
Von Kette, Band und Schlinge
Ein ſo getreues Bild?

„'S iſt darum, o Hafis,“
So lautete die Antwort,
„Daß ſie dein Herz umranke,
Das immer noch der Schranke,
Der gottgeſetzten, holden,
Beſeligung verkennet,
Das immer noch ſo thöricht
Ins Ungemeßne ſchwillt.“

*

Lenkt, Freunde, lenkt die Schritte
Von Schenken ab, ich bitte!
Als ein Exempel warnet,
Vom Schenkennetz umgarnet,

Der einſt ein Licht der Lichter
Im Geiſterreich erſchien,
Der jetzo nur ein Licht noch
In lockerem Gelichter,
Der bankerotte Dichter
Mohammed Schemſeddin.
Was iſt der Menſch! Geſtehet,
Wie ſchwach er iſt, und ſehet:
Es fällt ſogar der greiſe,
Dem, was da hoch und hehr,
So ganz ergebne Weiſe
Hinab in ein moraliſch
Verpöntes Wonnemeer.
Das einzige gewann er,
Dem alſo ging in Trümmer
Der hohe Tugendſchimmer:
Von Eitelkeit gebläht
Iſt ſeine Seele nimmer;
Auch nicht von Haſſe flammt er,
Von orthodoxem Eifer
Und ſchwarzem Höllengeifer;
Nicht fürchterlich verdammt er
Häretiker und arme,
Gefallne Brüder mehr.

*

Sieh an des Himmels blauen,
Erhabnen Brief;
Sieh ſeine Schrift von Sternen
So deutungstief;

Sieh ringsumher auf Erden
So hold erwacht,
Was all in dunklen Samen
Und Knospen ſchlief!

Hier welch ein Buch voll Leben,
Voll Sinn und Geiſt,
Das Schöpferwort, das große
Ins Daſein rief!

Hier Blatt für Blatt zu leſen
Bemühe dich!
All andre heiligen Bücher
Sind apokryph.

*

Die alte Schlang im Buſen hat ſich neu empört
Und im Genuß der Morgenpracht mein Herz geſtört.

Das haben, als der Oſt die trübe Kunde gab,
Nicht ohne Schmerz die Roſen auf der Flur gehört.

Sie ſendeten zum Himmel auf ein Duftgebet,
Daſſelbe blieb, das liebliche, nicht unerhört.

Aufs neue ſchien die Erde mir ein Quell des Heils,
Und, wer ſie läſtert, von der Hölle Trug bethört;
Aufs neue mir ein Kind des Lichts nur der zu ſein,
Der zu der Liebe morgenheller Fahne ſchwört.

★

Sei geſegnet, Hauch der Lüfte!
Sei geſegnet Lippenhauch!
Sei geprieſen Rebenhügel!
Buſenhügel, ſei es auch!
Nennſt du Küſſen eine Sünde?
Trinken einen Ketzerbrauch?
Mundrubine ſind ſo lieblich;
Weinrubine ſind es auch.
Ueber Ros und Tulipane
Schimpfet der gemeine Lauch,
Nöthig aber unſerm Herzen
Sind ſo ſchöne Blüthen auch.
Jakob iſt ſo glatt, ſo gleiſend;
Edom iſt ſo rauh, ſo rauch;
Jakob aber ſtiehlt den Segen,
Und die Lämmer ſtiehlt er auch.
Deine Weisheit, wie beſchämt ſie
Mich betrunknen, armen Gauch!
Eine tiefe Nacht umhüllt mich,
Eine tiefe Nacht dich auch.

In den Lüften, in den Wogen,
Im Gefild, auf Baum und Strauch —
Alles iſt beglückt und ſelig:
Menſchenherz, o ſei es auch!

★

Spiele mir, o Spielmann,
Nicht die alte Leier;
Spiele mir unendlich
Fröhlicher und freier!
Spiele, daß von endlos
Aufgerißnen Buſen
Fliege der zerfleiſchend-
Fürchterliche Geier!
Spiele, daß vom Antlitz
Der verhüllten Wahrheit
Luſtig in die Lüfte
Flattere der Schleier!
Spiele, daß ſich alte,
Böſe Feinde küſſen,
Feiernd eine große
Allverſöhnungsfeier!
Spiele, daß die Schöne,
Goldne Buhlen höhnend,
Herze liebetrunken
Ihren armen Freier!

Spiele, daß die Sterne,
Daß die Bäume tanzen,
Daß die Fiſche hochauf
Springen aus dem Weiher!

Alſo ſpiel, o Spielmann!
Und für andre Töne
Gebe man hinfüro
Nicht mehr einen Dreier!

*

Die Flur, ſie iſt, die wonnevolle,
Der Zecher hohe Schul und Tempel;
Denn ſiehe nur, wie trägt hier Alles
Der ächten Weisheit Wunderſtempel!

Nie aus der Hand, ſo lang ſie lebet,
Ihr ſchön Pokälchen giebt die Tulpe;
Dieſelbe nehm ich mir vor Allem,
Die kluge Tulpe, zum Exempel.

*

Die Welt, ſie wird dich ſchlecht begaben,
Glaube mirs!
Wofern du willſt ein Leben haben —
Raube dirs!

*

Der erſte, der Verſtand gehabt, war Noah;
Berauſcht erwürgt er unſeres Harmes Boa.

Nach ihm erſchienen geiſtberaubte Leute,
Die plagten uns mit Tugend und mit Stoa;

Dann Heilige gar mit Kutten und Kaputzen,
In welchen hunderttauſend Epizoa.

Neu wiederum wird nöthig ein Sündfluth
Für das Geſchmeiß und ein Genie, wie Noah.

*

Ein ſmaragden Glas, o gieb geſchwind!
Vom Smaragde werden Schlangen blind.
Ein ſmaragden Glas in meinen Händen,
Will ich Schlangen, will ich Mönche blenden.

*

Meine Freunde ſind die Miſſionäre nicht;
Meine Brüder ſind die Viſionäre nicht.

Siehſt du nackte, kahle Wände nur bei mir —
Meine Vettern ſind die Millionäre nicht.

Zwar ich habe manches ſchöne Traumgeſicht;
Doch es iſt die himmliſche Chimäre nicht.

Ein Poete bin ich, arm und ſtolz dazu,
Tauge ſo auch zum Petitionäre nicht.

„Nimm Vernunft an!" ſagſt du mir „du machſt ja ſo
Auch die allerkleinſte Carriere nicht."

Aber, ach, du ſprichſt umſonſt, das Wort „Vernunft"
Stehet in Hafiſens Diktionäre nicht.

*

Ich gebe meines Geiſtes
Sublime Kraft dem Winde;
Ich gebe meine Weisheit
Und Wiſſenſchaft dem Winde.

Ich gebe Zucht und Buße
Und Bändigung der Sinne,
Ich gebe dieſe ganze
Tollhäuslerſchaft dem Winde.

Die Stirne ſoll mir glatt ſein
Und meine Miene heiter:
Ich gebe, was da Runzel
Und Furche ſchafft, dem Winde.

Ich gebe meine Zweifel
Und ängſtlichen Bedächte,
Berauſcht von Lippenhonig
Und Rebenſaft, dem Winde.

Ich gebe deine Predigt,
Nach welcher einem Geiſte,
Der frei von allem Unſinn,
Die Hölle klafft, dem Winde.

Ich gebe, was da blauet,
Ich gebe, was da grauet,
Ich gebe, was da myſtiſch
Ins Leere gafft, dem Winde.

Ich gebe, was da wettert
Und Anatheme ſchmettert,
Was, Ketzerein bekriegend,
Die Arme ſtrafft, dem Winde.

Ich gebe, was da ledert,
Schulmeiſtert und kathedert,
Ich gebe, was da mönchet,
Und was da pfafft, dem Winde.

*

O ſieh, wie iſt der Trinker,
Der ächte, froh!
Für beide Welten giebt er
Kein Hälmchen Stroh.

Komm, ſüßer Knabe, reiche
Mir deinen Mund!
So bin ich über Dſchemſchid
Und Salomo.

„Verpönte Dinge liebſt du,
O Schemſeddin!“
Ich ſagte mirs und ſtöhnte
Manch Ach und O.

Da trat zu mir der große
Fürſt Gabriel;
Er leuchtete von Kläre
Wie ein Flambeau.

„Trink, alte, gute Seele,“
So hub er an;
„Es iſt dabei, ich ſchwöre,
Kein Riſiko.“

„Allein der Schenke,“ ſprach ich,
„Der bringt Gefahr?“
„Behüte,“ ſprach der Hehre,
„Man ſagt nur ſo.

Ich ſelber komm und eile
Der Schenke zu
(Du weißt, ich bin dort öfters
Incognito) —
Weil mich im hohen Aether,
So fern von ihm,
Dem holden Erdenengel,
Die Ruhe floh.“

*

Rede mir, o Prediger,
Von dem Flaume meines Schenken!
Andre Dinge kann mein Geiſt
Faſſen nicht und nicht bedenken.

Sagſt du mir: „Laß dieſen Tand,
Und auf ernſte Lehren achte!“
Scheinſt du mir nur ſinnberaubt
Leere Worte zu verſchränken.

Ach, die Sonne ſcheint ja nur,
Um zu ſchaun nach jenem Engel,
Und die mondbeglänzte Nacht
Feiert nur ſein Angedenken.

Flamme bin ich um und um;
Dich bedeckt ein Kleid von Wolle;
Dennoch eilſt du nicht, beſorgt
Deinen Schritt hinwegzulenken?

*

Acht Himmel haben unſre Frommen;
Sie bleiben ihnen unbenommen.
Nicht einen haben jene nöthig,
Die deinethalb zur Schenke kommen.

*

Vor ſüßen Schelmerein
Wer könnte ſich bewahren?
O wär ich blind und taub!
Sie drohn zu ganzen Schaaren,
Sie ſtürmen auf mich ein,
Wie Türken und Tataren
Sich ſtürzen auf den Raub.

*

Mir iſt ſo weh geſchehen —
Ich will zur Schenke gehen.

Vielleicht wird Allah freundlich
Auf mich herunterſehen,
Und, mein Verdienſt bedenkend,
Wegnehmen alle Wehen.

*

Was grollet ihr? Was ſcheltet ihr?
Es ziemen in der Jugend Thorenſtreiche.
„Dein Leben aber ſinkt dahin;
Nicht lange mehr, ſo biſt du eine Leiche.“
So lang ich jung, da war ich alt;
Nun da ich alt, iſt mir ſo jung zu Muthe.
Darum zu dir, jungholde Schaar,
Gehört, Hafis, der dir im Innern gleiche.

*

Ihr haltet über mich ein allzu ſtreng Gericht,
Der ich, ſo viel ich fehle, doch von Schuld ſo rein.
Als Gottes Hand mich formte, mich betrunknen Wicht,
Geknetet hat ſie meinen Erdenſtaub mit Wein.
Ihn aufzufriſchen, trocknet er, iſt meine Pflicht,
Und welche Feuchte noth dazu, das leuchtet ein.
Es taugt dazu die kühle, klare Welle nicht;
Es müſſen dieſe feurigen Rubine ſein.

*

Dem höchſten aller Könige,
Dem Weltmonarchen Heil und Glück!
Ich meine den Betrunkenen,
Der Diadem und Schlummertuch,
Ums Haupt gefügt in dunkler Nacht,
Für eines und daſſelbe hält.

*

Der Herr hat alles wohlbedacht;
Der Herr hat alles wohlgemacht;
Worunter auch der Rebe Blut
Und meines Schenken Wangenpracht;
Worunter auch mein tolles Hirn,
Das jeder ernſten Rede lacht.

„O wehe mir!“ ſo ſtöhneſt du,
„Ich habe ſchon ſo manche Nacht,
An meinem Pulte tiefgelehrt
Bis an den hellen Tag gewacht;
Nicht aber iſt der Rede werth,
Was ich damit zu Stand gebracht.“

Ich rathe dir: Zur Schenke geh,
Auftauchend aus dem Kummerſchacht;
Und hält dich Einer warnend auf,
Antwort ihm einfach: Gute Nacht!

*

Vor einiger Zeit, da kränkelt ich;
Es ſchauerte ſo winterlich,
Und wie gelähmt
War Herz und Hirn — da hab ich mich geſchämt
Ob meiner Trunkenheit und ſehr gegrämt.
Der Lenz erſchien und rührte mich
Mit ſeinem Hauch ſo mildiglich —
Da hab ich mich ob jener Schaam geſchämt.

*

Trink immerhin und quäle
Dich nicht ſo ſehr mit Abſtinenz,
Du gute, fromme Seele!
Denn ſchmeichle dir nur nimmermehr,
Daß irgendein Verſtändiger
Ein Thier, das ſich des Weins enthält,
Zur Menſchenraçe zähle.

*

Der Eſel bückt ſich in die kühle Fluth;
Sie iſt für ihn und ſeines Gleichen gut.
Der Menſch verlangt nach Feuer und nach Gluth,
Drum brauſet ihm das edle Rebenblut.

*

„Nicht ängſte dich, Hafis,
Um deinen Feuercult!“ So tröſtete gar ſüß
Ein hoher Engel mich,
Der ſich zu mir huldreich herniederließ.

„Am jüngſten Tag wirſt du erſtaunt gewahren,“
Setzt er hinzu, „was unter Kutten ſich
Für ketzeriſche Gürtel offenbaren.“

*

„Wer klopfet, dem wird aufgethan.“
Das iſt ein Spruch der erſten Sorte.
Denn gehſt du nur die rechte Bahn,
Und ſtehſt du nur am rechten Orte,
So ſtehſt du an der Himmelspforte
Und klopfeſt nicht vergebens an.

*

Dein ſchön Geſpräch vom wahren Heil
Hat mir recht wohlgefallen;
Nur irrte mich im Laube hier
Der Schlag der Nachtigallen.

Ein ketzeriſcher Laut iſt das;
Man ſollt es ihm verwehren,
Dem Prediger ſo frank und frei
Ins fromme Wort zu fallen.

Wie dem beſoffnen Sofi dort
So ſchief die Mütze ſitzet!
Ein Gläschen nur bedarf es noch,
Er muß zur Erde prallen.

So liegen wir denn allzumal,
Die Weiſen und die Thoren,
Dem leidigen Gott-ſei-bei-uns
In ſeinen ſchwarzen Krallen.

Die Wucht der Liebe war zu ſchwer
Geſammten hohen Himmeln;
Da ließen ſie die ganze Laſt
In meinen Buſen fallen.

Nun fleh ich aller Welt umher
Zu lindern meine Bürden,
Und bette mich am lindeſten
Wo ſchöne Buſen wallen.

*

Der große Richter, dem ihr bangt,
Er wird mir winken und ſagen:
„Komm her, Hafis, nicht haſt du noth,
Vor meinem Spruche zu zagen.

Ich hege nicht den kleinſten Groll,
Ich bin mit dir zufrieden;
Du haſt den beſten Gebrauch gemacht
Von deinen irdiſchen Tagen.

Ganz Mund zu ſein, dem Glaſe gleich,
Das war dein edles Streben;
Wie wohl mir das gefallen hat,
Ich kann es gar nicht ſagen.

Geh ein, geh ein, du treuer Knecht,
Zu den verdienten Ehren!
Du ſollſt das ſchönſte Prachtgewand
Im Paradieſe tragen.“

*

Wenn meine Verſe gar zu frei
Und gar zu reich an Unbedacht —
Dann, liebe Leute, denket euch,
Ich habe ſie im Rauſch gemacht.

Bewundert ihr darin zugleich
Die Bilder- und Gedankenpracht —
Auch dann zu denken, iſt am Ort,
Ich habe ſie im Rauſch gemacht.

Zwar hab ich auch, von Trunke rein,
Vernünftiges zur Welt gebracht;
Doch war es ohne Glanz und Schein,
Es war ja nicht im Rauſch gemacht.

Da ſchwur ich einen großen Eid,
Nie mehr ſo geiſtlos-ungeſchlacht
Zu dichten eine Zeile nur,
Die anders, als im Rauſch gemacht.

*

„Ich bin ſo krank! Was macht, daß ich geſunde?"
So rief ich aus, und Gabriel zur Stunde
War meinem Ohre nah und offenbarte:
„Nimm Arzenei von Selmas ſüßem Munde!"

★

Ein Taugenichts iſt jeglicher, wie du,
Im klöſterlichen Vlies;
Doch jene gleißen ehrenhaft, du biſt
Aufrichtig, o Hafis.

★

Du Mann der Zucht voll Lug und Trug,
Du Schleicher aus dem Kloſterhaus!
Die Aermel trägſt du kurz genug;
Doch ſtreckſt du lang die Hand heraus.

★

Voll Gleißnerei ſind dieſe Klausner,
Sie zu durchſchaun, iſt keine Kunſt.
Der Blaue macht uns vor dem Auge
Nur ewig einen blauen Dunſt.

Fort mit dem Pack, dem unverſchämten!
Mein Schenke, der mir Wonne ſchenkt,
Der ſchöne mit dem Silberſchenkel —
Ihm ſchenk ich alle meine Gunſt.

★

Ein Zecher ohne Falſch,
Ein Freund der Freude ſonder Heuchelei
Iſt beſſer, als ein Schalk,
Der unterduckt in züchtiger Abtei.

Wir wollen nur, was gut;
Niemand zu kränken und zu ſchädigen
Iſt unſer heiliges
Moralgebot; das Uebrige ſteht frei.

★

Schütz, o Himmel, die Nachtigall,
Und vertilge die Molche!
Segne goldener Saat Gewall
Und entferne die Lolche!

Gütig unſerem Trinkverein,
Lähme mönchiſche Bosheit!
Dämpfe gräulichen Schwerterhall
Und vernichte die Dolche!

★

Schwebt zum Munde die Flaſche
Mir, die volle, was ſchadet das?
Groll ich düſterer Weisheit
Heitre Grolle, was ſchadet das?

Greif ich liebebegeiſtert
Ins erklingende Saitenſpiel,
Zoll ich lieblichen Kindern
Schöne Zolle, was ſchadet das?

Scheu ich heiliger, gelber
Knochenhände Betaſtungen
Und berühr ich ein Händchen
Weich, wie Wolle, was ſchadet das?

Meid ich Bibliotheken
Und entfalt ich im herrlichen
Bücherſaale des Lenzes
Roll auf Rolle, was ſchadet das?

Glaubt mir: übergenügend
Iſt ſie, eure Vernünftigkeit;
Schwankt und ſchwindelt Hafiſens
Haupt, das tolle, was ſchadet das?

*

Zum Griesgram macht Gott nur der Wahn;
Er iſt ein luſtiger Cumpan,
Und wenns nach ſeinem Willen ging,
Der Himmel ſtets voll Geigen hing.

*

Ihr ſcheltet und ſchmäht die Sinne,
Die lieblichen Sinne — warum?
Weil ihr zu todt und dumm,
Zu begreifen den Geiſt der Sinne.

★

Nicht eifere, dumpfſinnig und bigott,
Zu häufen auf die Wonne Schimpf und Spott!

Nicht nenne ſie ſelbſtſüchtig und gemein,
Mit Pfaffen und mit Heuchlern im Complott!

Nichts iſt, wie ſie, ſo edel und ſo rein;
Du gehſt, ſie ſcheltend, den gemeinen Trott.

Denn Buße nicht und ſelbſtgeſchaffne Pein —
Dein ſtarres Ich macht nur die Wonne flott.

Eins mit der Welt macht dich die Wonne nur;
Nur ſie, die Wonne, macht dich eins mit Gott.

★

O wie elend und gemein,
Sündigend ein Sünder ſein!
Schäme dich, ſo tief zu ſtehn;
Lerne, von Verbrechen rein,
Sündigend ein Heiliger,
Sündigend ein Gott zu ſein!

★

Zuſammengeſchnürt, wie Knospen,
In dumpfiger Unnatur
Sind Herzen ob harter Sitte
Unmenſchlicher Diktatur.

Das deinige, Lieb, es öffne
Der Sonne ſich ohne Scheu,
Erblühend in Roſenſchöne
Auf düfteberauſchter Flur!

Und ob ſie dich auch belegen
Mit ihrem obſkuren Fluch —
Dich ſegnen, o Kind, die Sterne,
Die ewigen, im Azur.

*

Linderes, als ein Ruhepfühl
Hier im Mooſe, giebt es nicht;
Süßeres, als mit dir, o Lieb,
Ein Gekoſe, giebt es nicht.

Helleres, als dein Augenblitz,
Der die tiefe Seele ſprüht,
Zarteres, als dein Wangenroth,
Schöne Roſe, giebt es nicht.

Wehe, wie rein dahingerafft
Haſt du mir mein liebend Herz!
Schwächeres, als dies haltberaubt-
Amoroſe giebt es nicht.

Heißere Küſſe, ſcheuſt du ſie?
  Wag es, ohne Zwang zu ſein!
Falſcheres, als die Prüderie
  Der Mimoſe, giebt es nicht.

Lebe, ſo lang du lebſt, o Kind,
  Poeſie, die reinſte, nur!
Todteres, als der Alltagswelt
  Schaale Proſe, giebt es nicht.

*

Wenn die Centifolie,
  Wenn die hohe Lilie blüht,
Heißer hebt ſich unſre Bruſt,
  Und ſogar der Sofi glüht.

Allzu groß und allzu hart
  Sind ſie, dieſe Prüfungen,
Die verhängt vom Himmel ſind
  Ueber unſer ſchwach Gemüth.

Schwerer iſt es, fromm zu ſein,
  Wenn die junge Knospe ſchwillt,
Als wenn Nimrods Scheiterhauf
  Millionen Funken ſprüht.

Einen hohen Bau gethürmt
  Hatte Reu und Buße mir,
All jedoch zertrümmert iſt,
  Was ſie fügte heißbemüht.

„Tönete", ſo fragſt du mich,
„Die Poſaune Jerichos?"
Nein, es ſang die Nachtigall
Lieblich ihr „Zikût, Zikût."

*

Bringet der verhüllten Huri Wunderzier,
Die da ſitzt im Haus der Sünde, bringt ſie mir!

„Gott, wohin in weinbethörter Sinne Joch,
Allzu ſchaamberaubter Greis, gelangſt du noch?"

Nicht geläſtert! Iſt ja doch für euch die Welt
Nur ein Haus, worin der Teufel Hochzeit hält,

Und verhüllt vor eurem blöden Frömmlerſinn
Allerreinſte Gotteshuld und Schöne drin.

*

Perſiens ſchöne Kinder zürnen
Meinem Lied, und das mit Rechte,
Da es, allzu ſchwach und matt,
Ihre Lippen mit Aegyptens
Zuckerrohr verglichen hat.

*

O du loſe
Kleine Roſe!
Kaum entlaſſen ins Gekoſe
Freier Lüfte hell und licht
Aus der Knoſpe dunklem Mooſe —

Trübe, triſte Sterbeloſe
Ringsumher aus ſüßem Schooſe
Sendeſt du, Gewiſſenloſe?
Kennſt du nicht die Tafeln Moſe
Und die Warnung: „Tödte nicht!“?

*

Ohne Maaß entſteigt der Bruſt
Seufzerrauch und Wehgeſchrei;
Hülfe, Hülfe!
Für ſo großer Schmerzen Wuth
Ach, wo iſt die Arzenei?
Hülfe, Hülfe!

Geiſt und Herz entraffen ſie,
Sein und Leben mit Gewalt,
Dieſe Schönen;
Welchem Schutzherrn klagen wir
Dieſe freche Räuberei?
Hülfe, Hülfe!

Oeffentlich und ungeſcheut
Unſer Blut vergießen ſie,
Dieſe Gauern;
Und ihr eilt, ihr Gläubigen,
Nicht zur Hülfe längſt herbei?
Hülfe, Hülfe!

Jeden Augenblick beſtürmt
Mein Gemüth ein neues Leid;
Wehe, wehe!
Mit Hafis, wofern nicht bald
Hülfe kommt, iſt es vorbei;
Hülfe, Hülfe!

*

„Der wahre Kalendèr
Iſt der,
Der ſich hinausſetzt über alle Welt,
Wohl wiſſend, daß ſie nichts, denn Eitelkeit
Und Trug enthält, und alſo hoch und hehr
Herniederſchaut aus ſeinem Aetherzelt,
Dem geiſtigen.“ O weh mir armen Tropfe
Von Kalendèr, der ſich hinauszuſetzen
Nicht über ein Härchen traut
Von Selmas allerliebſtem Lockenkopfe!

*

Des Tubabaumes Schatten,
Sie ſeien hochgeprieſen!
Wer möchte ſie nicht kennen
Und ihre Luſt genießen?
Ich aber dürfte nicht,
Und ob mich Engel auch
Aufſtehn vom Staube hießen,
Geſendet aus dem Licht.

Zu glühen und zu brennen,
Von jenem Aug entflammt,
Das iſt mein einzig Amt;
Zum Feuer hat die Liebſte mich verdammt.

*

Moſchee, Pagodenflimmer
Und das da mit dem Kreuze
Zu gottgeweihter Trauer
Geſchmückte Gotteshaus —
So herrlich auch ihr Schimmer,
So heilig auch ihr Schauer,
Die Liebe macht doch immer
Nur ihren eignen ſüßen
Tempel und Cult daraus.

*

Ach ſcheltet und ſchreit,
Verdammet und dräut
Nicht gar zu ſehr, ihr lieben Leut,
Ach legt euch aufs Vergeben!
Denn wüßten Alle weit und breit
Jedwede ſtille Begebenheit,
Die ſich mit uns begeben —
Es würde keinen Tugendſtolz mehr geben.

*

Unfähig, ohne Galle mich zu ſchauen,
Sind jene Kloſterhelden, jene blauen;
Ich wende mich mit Lachen ab von ihnen
Und bete, ſchöne Maid, zu deinen Brauen.

*

Ihr mit euren Bogen geht,
Ihr mit eurem Bauen!
Seht, ihr Architekten, ſeht
Dieſe ſchönen Brauen!
Solche Brücken ſind zu preiſen;
Solche Bauten aufzuweiſen,
Zeigend in ſo zarten Gleiſen
Die erhabne Gottesſpur,
Hat die ſüße Sphäre nur,
Wo die Gottheit ſelber bauet,
Selber bildet, die Natur.

*

Darf ſich meine Begeiſterung
Deiner Schöne paaren —
Meiner Seele Beſeligung,
Wolle ſie nicht ſparen!
Denn ich habe der Qual genung
Und der Pein erfahren,
Der ich im Glücke der Liebe ſo jung
Und ſo alt an Jahren.

*

Mich gefährden jene nicht,
Welche mit dem Schwerte hauen,
Welche mit des Tigers Blick
Grimmig in die Runde ſchauen.

Ein begehrter Mundrubin,
Eine weiche Schlängellocke
Und ein heller Augenſtern
Unter rein gewölbten Brauen —

Dieſe ſinds, die mich bedräun,
Sich verſchwörend und vereinend
Wider mich, ein wunderſüß,
Aber tödtlich Gift zu brauen.

Da wie gerne flüchtet ich!
Aber es umſchnürt die Locke,
Und des Auges ſanfte Gluth
Räth zu bleiben und zu trauen,

Und das ſüße Gift, es beuts
Der Rubin, der zarte Schenke;
Und ich trinke meinen Tod,
Trink ihn ohne Furcht und Grauen.

*

Gieb dich zufrieden, Pfaffe,
Und rufe nicht ſo grimmig
Auf mich herab die Rache,
Die feurige, des Himmels!

Denn ich bemühe mich,
Wenn ich ſo manches Schäfchen
Aus deinem öden Stalle
Auf grüne Weiden führe,
Für deine Zunft und dich.
Ihr brauchet Höllenbrände
Für eurer heißen Hölle
Immenſe Gluth, und ich —
Ich ſchaffe ſie zur Stelle.

*

Die Leute rufen: „Aufgeſchaut!
Ein Raſender entſprang der Haft.“
O Gott, es iſt mein armes Herz,
Das Liebe jagt und Leidenſchaft.

*

Du trinkeſt unſer Blut, o Kind,
Taub unſerem Weheſchreie;
Wir aber beten, daß es dir
Wie Muttermilch gedeihe.

*

Wenn du nur zuweilen lächelſt,
Nur zuweilen Kühle fächelſt
Dieſer ungemeſſnen Gluth —
In Geduld will ich mich faſſen
Und dich alles treiben laſſen,
Was der Liebe wehe thut.

*

Ein Stoff bin ich, in deiner Hand
Ganz ohne Wehr und Widerſtand
In jede Form zu meiſeln.
Aſcetik haß ich ganz und gar;
Doch ſende mir dein ſchönes Haar —
Mit dem will ich mich geiſeln.

*

Du ſchauſt ſo rein zu aller Friſt;
Du ſcheinſt ſo frei von aller Liſt; —
Ich kenne dich; wie ſchlimm du biſt,
Es iſt mir unverhohlen.
Du haſt dem Monde, ſo hoch er iſt,
Der Sonnen ihr Licht geſtohlen.

*

Ein wunderlicher Dieb fürwahr,
Der ſtiehlt, wenn hell der Morgen lacht!
Beim Glanze deiner Wangenpracht
Stiehlt Herz auf Herz dein Lockenhaar.

*

Die Nachtigallen ſingen ihre Pſalter,
Und Wonne ſtrömt durch alle meine Glieder;
Der Kutte ſprech ich Hohn und meinem Alter,
Und dichte zarte, ſüße Minnelieder —
Ein Blick von ihr, ein, ach, wie Eis, ſo kalter,
Macht mich zum Greis, macht mich zum Mönche wieder.

*

Es regen holde Weſen, ich geſtehs,
Mir große Sehnſucht, große Kümmerniß;
Doch machen ihrenthalb auch Heilige
In ihre Tugend manchen argen Riß.

Wozu die Schönheit da? Ich ſag es euch:
Zu höhnen alle ſelbſtiſch eitle Kraft.
Denn alles ſchwankt auf dieſer Erde Kreis
Vor ſchönem Aug, was ſeiner ſelbſt gewiß.

*

Jener in Wolle gekleidete Mönch, wie nüchtern
Denkt er, o Gott, wie ſchamhaft blickt er und ſchüchtern!

Wahrlich, er ſteht, wie er jetzo erſcheinet, der Edle,
Heilig und rein vor noch ſo bedächtigen Richtern.

Doch nur ein Blickchen aus dieſen entzückenden Augen,
Dieſen gewaltigen Tugend- und Schaamvernichtern —

Taumeln wirſt du ihn ſehen und Verſe lallen
Voll Poeſie, gleich liebeberauſchten Dichtern.

*

Ich wallte heißbegierig eine lange Bahn,
Und nicht entrann ich dem Bezirk des hohlen Scheins.
Ich liebte — da mit einem Male wars gethan;
Mich eingetreten ſah ich in das Land des Seins.

*

Das Auge meines Götzen, es räth mit Kraft:
„Verehr Idole mit ſämmtlicher Heidenſchaft!"
Was iſt zu thun? Der liebliche Götzendienſt
Iſt meines Herzens einzige Leidenſchaft.
Ja, ſollt ich nicht mehr knien vor Idolenpracht,
Gleich in die Lüfte wäre mein Sein gerafft.

★

Gern ſtrebt ich auf zu reinerer Höhe Glanzrevier
Und badete mich voll Weltverachtung im Aetherlicht;
Doch Roknas allzu ſchöne Fluth erlaubt es mir,
Moſellas allzu düftereiches Eden nicht.

★

Noscitur ex socio.

„Sag an, mit wem du wohl im Bunde,
Wer deine trauten Socii?"
Die Nachtigallen in der Runde —
„O welch verliebte Compagnie!"
Der Oſt. — „O welch ein Vagabunde!"
Die Roſen und Narciſſen hie.
„Die duften nur zu aller Stunde,
Und beten nie und nützen nie.
Wir kennen dich nun aus dem Grunde;
Wir ſehn, du biſt ein lockrer Kunde,
Und dein Geſchäft iſt Poeſie."

★

Dumpf brütende Fittige breiten
Ueber unſerem Haupte die Zeiten;
Es wußte die Pfaffengilde
Sich einen Triumph zu bereiten.

Geſchloſſen iſt die Schenke,
Die Kirche der Geſcheiten,
Und einſam muß man und heimlich
Zum löblichen Werke ſchreiten.

Mir in den Aermel ließ ich
Ein köſtliches Fläſchchen gleiten,
Hiedurch erleuchten will ich
Der Zelle Dunkelheiten.

Schlau iſt die Pfaffengilde
Und mächtig auch zu Zeiten;
Doch es verſüßt Hafis ſich
Auch dieſe Bitterkeiten.

*

Gehſt du ſchief, o Rad des Himmels,
Meinſt du, ich beklage mich
Alſo, wie von Furcht gebannte,
Feige Seelen? — Ein Gigante
Rag ich und zerſchlage dich.

*

Sieh den Hengſt Arabias,
Den der ſchwere Sattel drückt,
Und den Eſel goldgezäumt
Und mit hohem Ruhm geſchmückt.

Dumme jauchzen tölpelhaft,
Tanzen ihren Wonnetanz,
Und der Weiſe ſitzt und weint,
Dem der Harm das Herz zerſtückt.

Alſo iſt es in der Welt;
Trotze du dem Mißgeſchick!
Nimmer hat der Edle ſich
Einer Welt voll Laſt gebückt.

*

Ich ſehe keine Sonne mehr —
Wo iſt ſie hingekommen?
Ich ſpüre keine Wonne mehr —
Wer hat ſie weggenommen?

Von friſcher Oſte Moſchushauch
Blieb keine Spur zurücke;
Vergiftet iſt die Luft umher
Und jede Bruſt beklommen.

Verſchüchtert iſt die Nachtigall,
Entblättert iſt die Roſe;
Es iſt die Welt ſo liebeleer
Und nur von Haß entglommen.

Verwandelt in ein Leichenfeld
Iſt Gottes ſchöne Schöpfung;
Es ſchwirrt der Raben ſchwarzes Heer —
So wollten es die Frommen.

*

Preiſet den Herrn! Die Schenk iſt wieder offen.
Heilige ſiehſt du wie vom Blitz getroffen
Und die Gefangenen ihrem Garn entloffen;
Preiſet den Herrn!

Preiſet den Herrn! Es blüht die Roſe wieder;
Bülbül ſinget die alten Minnelieder,
Und die Knoſpe zerreißt ihr enges Mieder;
Preiſet den Herrn!

Preiſet den Herrn! Es funkeln Weinrubinen,
Mundrubinen, entzückende, mit ihnen;
Heil und Leben und Rettung iſt erſchienen;
Preiſet den Herrn!

*

Bange vor des Himmels Rache
Wird es dir im Weingemache?
Hier iſt Eden, wiſſe das,
Und ergreiſe raſch dein Glas!
Aufgeſchrieben wird ja keine
Sündenſchuld in Edens Haine.

*

Bravo, wackre Muſiker!
Dieſes habt ihr gut gemacht.
Mancher allzu furchtſamen
Seele habt ihr Muth gemacht.

Manches allzu froſtige
Herze flammt lebendig auf;
Denn ihr habt aus ſtarrem Eis
Feuer ihm und Gluth gemacht.

Mildiglich in Huld verkehrt
Habet ihr den Haß ſogar,
Nicht gedenkt man irgend mehr
Was da böſes Blut gemacht.

Nur die auserwählte Schaar
Blickt ſo giftig — immerhin!
Rein zu Schanden habet ihr
Dieſe böſe Brut gemacht.

*

Seh ich all das Treiben auf der Erdenflur,
Von Verſtande ſeh ich auch nicht eine Spur.
Was ſie Glück benennen, iſt ein hohler Schaum;
Glücklich iſt der Trunkne, der Verliebte nur.

*

Willſt du mit uns leben —
Alle deine Bücher,
Deine vielſtudirten,

Welche dir ſo traurig
Im Gehirne ſpuken,
Unterwerfen mußt du
Unſerer Cenſur.
Sitzung iſt im Haine,
Wenn die Thaue blitzen;
Zu Gerichte ſitzen
Seltene Cenſoren,
Als da ſind: Viole,
Lilie, Narciſſe,
Nelke, Tulipane,
Hyacinthe, Roſe;
Auch die ſilberhelle,
Sanfte Murmelquelle;
Auch der Oſt, der loſe,
Und die geniale
Sängerin der Flur.
Ich, Hafis, ich leſe;
Jede da bemerkte
Myſtiſche, moroſe,
Widerliche Stelle,
Ausgewaſchen wird ſie
Alſofort mit Weine,
Und zurück alleine
Bleibet das Gelinde,
Liebliche, Jocoſe,

Bleibet das Amöne,
Holde, Süße, Schöne,
Zarte, Weiche nur.

*

Sagt nicht, es wäre
Das Leben kurz;
Es entführe zu raſch
Vergönnte Genüſſe
Der Stunde Flug!
Dies ſchöne Haar,
Wenn meine Hand
Durch ſein Gewalle,
Das ganze, lange,
Hindurchgepilgert
In zögernd ſüßem,
Gelindem Zug —
Was will ich mehr,
Was brauch ich weiter?
Ich lebte glücklich
Und lang genug.

*

Wir grünen und wir welken ab,
Und ſind hierin dem Graſe gleich;
Kein Glück beharrt auf dieſer Welt,
Es iſt ja ganz dem Glaſe gleich.

Doch ſpiegle ſich dein ſchönes Sein
In mir nur einen Augenblick,
So ſei ich' immer, die gemacht
Aus Seife ward, der Blaſe gleich.

Was weiß die Welt von Ewigkeit?
Sie zählet, die langweilige,
Die Stunden und die Tage nur,
Die ihrem hohlen Maaße gleich.

*

Neu erheben ihre Häupter
Roſen nun und Lilien;
Neu beginnen Nachtigallen
Ihre Cantabilien.

Und der alte Herr der Schenke,
Mitten in die junge Pracht
Stellet er in ſeiner Weisheit
Sämmtliche Mobilien.

Komm, o Freund! Es wäre Sünde,
Glichen in ſo ſchöner Zeit
Weiche, warme Menſchenherzen
Starrenden Foſſilien.

Komm, o komm, mit uns zu feiern,
Voll der hehren Luſt des Seins,
Unſre jubelhell erneuten
Sommernacht-Vigilien!

Sagen wirſt du: „Hier iſt Edens
Wonneſaal; es haben hier
Gottes allerbeſte Freunde
Ihre Domicilien.“

*

Meinſt du wohl, daß Sein und Leben
Schon ſo ganz von ſelber dein?
Daß ſie dir bereits gegeben,
Seit du ſahſt der Sonne Schein?
O wie iſt dein Witz ſo klein!
Um zu leben, um zu ſein,
Bettele bei Lipp und Wein!
Bettle von der Lippe Leben,
Bettle von dem Weine Sein!

*

Der du mich mit gutem Rathe,
Mich mit Arzenei beſchwerſt,
Meine Seligkeit zu fördern,
Mir die beſte Labe wehrſt —

Krank iſt dir die eigne Seele;
Ehe du, du blöder Thor,
Andere zu heilen geheſt,
Heile du dich ſelbſt zuerſt!

*

„Nicht an Edens hohe Thore
Wag es, o Hafis, zu pochen!
Denn du haſt zu viel verbrochen,
Der du trägſt im Sünderchore
Reiner Ketzerei Panier,
Und verſchloſſen bleibet dir
Das mit orthodoxer Strenge
Reingehaltne Luſtrevier.“

Mag es ſein! Ich locke mir
Süß heraus durch Lautenklänge
Seiner Huris hehre Zier.
Dann zurück zu meiner Tonne
Kehr ich auf die Erde wieder,
Und ſie alle folgen mir
Tief und tiefer voll Begier,
Ein unendliches Gewimmel;
Und verödet iſt der Himmel;
Alle ſeine zarte Wonne
Senkte ſich zur Erde nieder,
Und das Paradies iſt hier.

*

Keine Sorge verzehre mich
Um das Künftige;
Keine Mühe beſchwere mich
Um das Zünftige;

Nie die Seele bewege mir
Das Erbauliche;
Nie zum Ernſte bekehre mich
Das Vernünftige!

*

Geſtern ſoff der Mufti unerhört;
Dann ein Fetwa gab er, weinbethört:
„Alles, alles ſei in Wein verthan,
Was der orthodoxen Welt gehört!“

*

Sie, die auf ihren Kanzeln
So heilig und ſo hehr thun,
Die ſtets, wie wenn ſie rein nur
Mit Engeln im Verkehr, thun;

Die öffentlich vor jeder
Verpönten Wonne ſchaudern —
Sie werden in der Stille
Was wir — vielleicht *noch mehr* thun.

*

Du rühme dich der Heuchler,
Du freue dich, o Pfaffe, der alten Weiber!
Der greiſe Herr der Schenke,
Der Göttliche, der Seelen erfriſcht und Leiber,

Hat eine ſtille Gemeinde
Von Gläubigen, die beten, indem ſie denken,
Mit Selſebilen füllend
Den Becher ihr, den Grillen- und Grambetäuber.

Die Kirchenlieder aber
Macht ihr Hafis, die Wonne der Hefentrinker;
Die ſinget, hold vereinigt,
Mönch, Schulmonarch und Kadi und Eſeltreiber.

*

Seht dieſen höchſt verruchten Klausner,
Reif zu des Himmels Strafgericht!
Er unterſagt die frömmſten Triebe,
Er hemmt die reinſte Betepflicht.

Er will, daß ich die Flucht ergreife —
Wovor? — vor einem Angeſicht,
Das doch der allerreinſte Spiegel
Von Allahs allerreinſtem Licht.

*

Bemühet euch ſo viel ihr wollt,
Damit ein höheres Heil gezollt
Für Minne ſei und Minneſold —
Doch was ſo ſelig, was ſo hold,
Was nur von ferne gleichen ſollt,
So viel ihr prahlt, ſo viel ihr grollt,
Nie habt ihr uns dies Heil entrollt.

*

Ihr reihet Tön an Töne,
Und euch beglückt die ſüße Symphonie;
Blume zu Blume fügt ihr,
Und euch ergötzt die bunte Harmonie.

Doch neiget Herz zu Herze
Sich liebevoll — da folgt ihr anderem Brauch;
Roh ihren Bund zerreißend,
Verhöhnet ihr die reinſte Sympathie.

*

Qual, Moral und Marterpfahl —
Dieſes ſind ſo meine Reime;
Kahl und ſchaal und leichenfahl —
Dieſes ſind Gedankenkeime,
Leuchtet deinem Geiſt ein Strahl.

*

Wer verächtlich, wer von Werth,
Drüber iſt ein Zweifel.
Auf dem hohen Tugendpferd
Sitzen viele Teufel.

Tugendglanz und Teufelei,
Millionen Ränke —
Das iſt Alles einerlei,
Wenn ichs recht bedenke.

*

Was, o kranke Welt, dir
  Charlatane rathen, höchſt inept —
Laß es und Hafiſen
  Folge, der der ächten Kunſt Adept!

Der gebundnen Liebe
  Flügelkraft mach ihrer Bande frei!
Jede Pein beſchwört dir,
  Glaube mir, dies göttliche Recept!

★

Ihr, die ihr einſt im Stillen,
Ruht mein Gebein im Sande,
Holdſeligem Verbande
Die ſchöne Seele weiht —
An meinem Grabe findet euch,
Und höhnet die Tyrannenwuth,
Die ſüßer Liebe Bund zerreißt,
Und jauchzet und begütet
Die ſchmerzlich heiße Gluth!
Euch ſchrecke nicht, der euch umkreiſt
Und ſegnet und behütet,
Mein liebevoller Geiſt!

Paralipomena

An die Pforte der Erbarmung
Klopft Hafis entſchloſſen an;
Glaube mir, ſie wird ihm eher
Als dem Heuchler aufgethan.

*

Gieb, o Gott, dem Mann der Zelle
Der Entſagung hehre Kraft;
Mache, daß er hoch im Aether
Schweb ob aller Leidenſchaft;

Mir jedoch, dem minder Edlen,
Spende, was mir frommt allein:
Eine Lippe, ſüß, wie Kandel,
Schöne Reime, Feuerwein!

*

Wie eine Schlange lauert
Der Scherge des Gerichts,
Die Fodrung in der Hand,
Und tret ich aus dem Hauſe
Des mächtigen Beſchützers,
Packt eine rohe Fauſt mich,
Und ſchleppet und verhaftet,
Und ſchauerlich umgrauſt mich
Die dumpfe Kerkerwand.

*

Ghaſele.

Wär ich Sonnenblume, würd ich weg von dir mich wenden nimmer,
Weil ſie nach der Sonne ſchmachtend ſtets ihr Haupt erheben muß.
Wär ich Roſe, unterließ ich, Düfte dir zu ſpenden, nimmer,
Und fürwahr! kein Dörnlein ſollte ritzen dir die Hand, den Fuß.
Wär ich Lilje, matt und müde würd ich, dich zu blenden, nimmer,
Daß du dich herniederneigteſt, dir und mir zum Hochgenuß.
Wär Cypreß ich — meine ſtillen Klagen ſollten enden nimmer,
Bis mitleidig du getröſtet meinen Schmerz durch ſüßen Kuß.
Aber deren bin ich keines, kann an dich verſchwenden nimmer
Was ich habe; denn es trennt uns Berg und Thal und Wald und Fluß.
Weil ich einen andern Boten kann zu dir hinſenden nimmer,
Seien Lüfte meine Boten, bringend dir den Liebesgruß!

*

Heimlicher Dünkel.

Nicht wähne dich von Eitelkeit
Und Stolze je ſo rein befreit,
Daß nicht davon ein dunkler Fleck
Geblieben in der Bruſt Verſteck.
Die Füßeſpur, die wunderfein
Gelaſſen ein Ameiſelein,
Sie wird, bedeckt von ſchwarzer Nacht,
Weit leichter an das Licht gebracht,
Als was ſich in die Dunkelheit
Von Stolze birgt und Eitelkeit.

*

Zürnſt du meiner Thorheit,
Scheint ſie dir, du ſtolze,
Gluthberaubte Schöne,
Laune nur und Willkür,
Dieſe niebeſchworne,
Heiße Seelenpein?
Lieben nur und leiden,
Leiden nur und ſterben,
Das kann ich allein.
Denn geworden bin ich
Aus der Aſche Jener,
Die der Gram der Liebe
Gnadelos hinabſtieß
In den Grabesſchrein.

Nicht erliegen werd ich
Einem andern Schickſal;
Lieben nur und leiden,
Leiden nur und ſterben,
Das kann ich allein.

*

„Was dein Gemüth umwand,
Es iſt ein eitler Tand;
Tand iſt der Locke Zier,
Für Weiſere kein Band;
Tand iſt der Mundrubin,
Der ſüße Zuckerkand;
Tand iſt „et caetera,"
So lehret der Verſtand.
Doch iſt der Locke Zier,
Der Mundrubin zur Hand,
Zur Hand et caetera —
Wo bleibet der Verſtand?
Rein aufgegangen iſt
Der arme Tropf in Brand.

*

Siehe, des Lichts
  Himmliſche Grüße winken;
Morgen erſcheint,
  Goldene Thaue blinken.

Raſch mir ans Herz
  Falle, mein Roſenknöspchen!
Knaben herbei;
  Füllet das Glas, ihr Flinken!
Hoch zu Gericht
  Sitz ich in hehrer Gottheit.
Trunkene rechts!
  Nüchterner Schaar zur Linken!
Einzig, o Kind,
  Haben von dir die Blumen
Schimmer und Duft,
  Roſen, Narciſſen, Zinken.
Immer herein,
  Würdige Denkbefliſſne!
Irre zu ſein
  Laſſet euch nicht bedünken!
Ueber das Ich
  Seid ihr im Ungewiſſen?
Laſſet, ihr Herrn,
  Laſſet es uns vertrinken!

*

Schaam und Reu iſt abgethan.
Schaam und Reue
Füllt aufs Neue
Mein Gemüth.

Ich bereue
Jene Reu und ſchäme mich
Jener Schaam, die mich beſchlich,
Als ich noch mit Thorentreue
Fröhnete dem alten Wahn.

*

Es rauſchet die Gelegenheit
Dem Wilde gleich im Wald vorüber;
Ergreiſe hurtig, was ſie beut!
Das Leben iſt ſo bald vorüber.

*

Dreier Aengſte grauſames Gequäle
Bändiget des Filzes arme Seele:
Vor den Armen und vor ihren Bitten
Bebet er auf allen Tritt- und Schritten.
Auch die Freunde füllen ihn mit Grauſen;
Denn er flieht ihr Borgen und ihr Schmauſen.
Auch die Stunde, die da kommt, erſchreckt ihn;
Denn die Sorge, zu verhungern, neckt ihn.

*

Es ſei deiner Augen Weide,
Es ſei dein Idol ein Kind,
Das, reizend ohne Geſchmeide,
Ein jegliches Herz gewinnt.

Epilog.

Dies Haupt, woraus ich euch Gedanken hole,
Die euch befrein von Roſenkranz und Stole,
Von geiſtlicher Profoſe herber Ruthe
Und des Gewiſſens hölliſcher Controle;
Die euch Pokale des Entzückens reichen
Statt giftiger, aſcetiſcher Phiole;
Für bittre Buße honigſüße Liebe
Euch zur Parole geben und Bouſſole;
In Religion und reine, fromme Sitte
Umwandeln euch das ketzeriſch Frivole;
Die wenn er hört, der Araber, der Perſer,
Der Türke tanzt und wirbelt der Mongole —
Dies Haupt, bedeckt mit Schnee, allein mit Roſen
Stets hold bekränzt, dem neuen Heilsſymbole,
Nicht werfet es mit aufgerafftem Steine,
Nicht ſtampfet es im Zorne mit der Sohle;
Beräuchert es mit einer Ambrawolke,
Umgebet es mit einer Aureole!

Mahomed und ſein Werk

Eine Sammlung orientaliſcher Gedichte

· 1848 ·

Erſte Abteilung: Der Araber

Wir Drei ſind Eines,
Ich, Roß und Lanze.
Dies dreifach Eine,
Dies kühne Ganze,
Schau es im Felde,
Schau es im Glanze,
Schau es verherrlicht
Im Waffentanze!

*

Und wohn' er in feuriger Hölle Graus,
Zum Ruhme deine Straße ziehe!
Und wäre ſie hoch im Azure zu Haus,
Die Schande nur, die Schande fliehe!

*

Ein ob ſeines Haares gelobter Knabe ſpricht:

Nicht rühme dieſe junge Lockenpracht,
Die ich ſo ruhmlos auf dem Haupte trage;
Erhebe ſie an jenem Ehrentage,
An welchem ich den erſten Sieg erjage,
Die fliegende durch das Gewühl der Schlacht!

*

Ich bin ein Held,
Dem Sittenadel
Und Seelenſtärke
Nie ungetreu.
Ein Hort bin ich,
Wie man ihn brauchet
Zur Zeit der Noth
Und der Gefahren;
Ein junger Leu,
Der da beweiſet
Daß Kraft und Kühnheit
Zu Haus in Jemen
Und ewig neu.
Ich bin ein Sohn
Der Bergeshöhen,
Ein Sohn der Wüſten,
Der langgedehnten,
Ein Sohn des Hiebes,
Ein Sohn des Stoßes,
Ein Sohn des Grimmes,
Ein Sohn der Großmuth,
Ein Sohn des Fluges
Auf hohem Roſſe,
Ein Sohn der Rede,
Die Rythmus athmet
Und Melodei.

Von Stahl mein Arm,
Mein Herz von Eiſen;
In allen Künſten,
Die da gekrönet
Mit hohen Preiſen,
Mein Geiſt geübet;
Nichts im Bezirke
Des Seins hienieden,
Was groß und ſchwer mir
Und hoch bedünket,
Was Furcht mir reget
Und zage Scheu.

*

Es ſchilt die Welt, was reinſter Ehre werth,
Daß nicht mein Herz zu Hofe hinbegehrt.
Dort an der Thüre ſteht der Kammerherr,
Der einzugehn geſtattet oder wehrt;
Mir aber ſoll, wo mir zu gehn beliebt,
Eingang verſchaffen dieſes ſcharfe Schwert,
Und dieſe braune Lanz in meiner Hand,
Und, das ich reite, dieſes edle Pferd.

*

Eine Araberin ſpricht:

Was mir behagt, Arabiens freiem Kinde,
Euch rauh bedünkt, mir lieblich und gelinde,
Ich künd es euch, in einen Reim gefaßt.

Ein leicht Gezelt, worin die Winde wühlen
Und eine Ruh auf ſchimmerloſen Pfühlen —
Weit lieber, als ein goldener Pallaſt.

Ein Hund, bemüht, von meiner armen Hütte
Hinweg zu ſchelten alle böſen Schritte —
Weit lieber, als der Katze fette Raſt.

Ein jung Kameel, das keine Bande leidet
Und ſprungbeglückt auf meiner Heide weidet —
Weit lieber, als gedrückter Eſel Laſt.

Ein ſchlicht Gewand, ſo einfach als genügend,
Ohn alle Zier die Glieder mir umſchmiegend —
Weit lieber, als der Prachtgewande Glaſt.

Ein Heidejüngling, ſchlank, behende, flüchtig,
Von nichts erſchreckt und aller Weiſe tüchtig —
Weit lieber, als ein Städter aus der Maſt.

★

Die wilde Drohung aus dem Mund des Feindes
Kann meinem Muth nur größre Stärke leihn.
Dem Scheltewort, dem Rügeblick des Freundes
Beb ich allein.

★

Unbeugſam ſteh ich, o Welt, genüber dir;
Betrage du dich, wie du willſt, genüber mir!
Nicht eine Stunde, die nicht mein ſtolzes Sein

Bekrönt mit Thatengröße, mit Tugendzier;
Nicht ein Unehre vertragender Tropfe Blut
In meiner Ader, in meinem Herzen hier.

*

Es dünket dich voll Größe mein Gedicht;
Ich lege drauf kein ſonderlich Gewicht.
Der Löwe brüllt, und wer es hört, erſchrickt;
Ihm iſts Natur; er ſelber achtets nicht.

*

Motenebbi an Seifeddewlet.

Auf eine wunderſchöne Weiſe
Wohlwollte Gott ſo mir, wie dir:
Mein Dichterwort, es wurde mir,
Und dir der Ambra ſeiner Preiſe.

*

Vier Gnadengeſchenke
Hat Gott gegeben
Dem Araber:
Den Turban erſtlich;
Er ſteht viel beſſer
Als eine Krone —
Das Zelt ſodann;
Es iſt bequemer
Als ein Pallaſt —

Das Schwert zum dritten;
Es ſchützt viel beſſer
Als Mauerwerke —
Die Kunſt, die ſchöne,
Des friſchen, freien
Geſanges endlich;
Er iſt viel höher
Im Preis zu ſtellen,
Als was all Andre
Mühſam erkünſteln
Und ſorglich wahren
In Schrift und Buch.

*

Es kam zu Ahnaf einer, um zu ſchmähn,
Der aber ließ es über ſich ergehn
Und ſchwieg dazu. Am Ende brach er auf;
Er hatte der Gemeinde vorzuſtehn.
Der Andre folgt und geiferte ſo fort,
Ahnaf jedoch ließ keinen Aerger ſehn.
Doch an dem Orte, wo man ihn zur Zeit
Erwartete, da blieb der Gute ſtehn
Und ſprach zu jenem: „Bleibe hier zurück!
Ich rathe dirs. Du magſt mich immer ſchmähn,
Wenn wir allein; vor meinem Ohre wird
All dieſer Harm in leere Luft verwehn.

Doch höret die Gemeinde, was du ſagſt,
Die möchte ſich aufs Dulden nicht verſtehn,
Und ich bedaurt es innig, ſollte dir
Um meinetwillen was zu Leid geſchehn."

★

Sie ſchlummert ein in meinem Arm zu Nacht —
Da lacht ſie mir als ſtille Mondenpracht.
Sie ſchlägt die ſonnenhellen Augen auf —
Da iſt in ihr der lichte Tag erwacht.
Die Sonne, die gemeine, kommt nun auch,
Und, ach, da geht ſie, die mir Heil gebracht.
Und wie ſie mir geſchwunden aus dem Blick —
Mitten im Tage dunkelt tief die Nacht.

★

Ein alter König aus Jemen ſpricht:

Mir weh zu thun, wie müht ſie ſich
Der Neider und der Feinde Schaar!
Ich lache drob und freue mich
Des Tages aller Sorge baar.

Es grünt die Flur, es lacht die Welt,
Ein paradieſiſch Luſtrevier,
Und eine ſüße Dirne hält
Den Weinpokal aus Golde mir.

★

Die Seel iſt auf der Wanderſchaft,
Zu Mekka liegt der Leib in Haſt.

In dieſe Gruft zu dringen her,
Wie wurde dir, o Lieb, die Kraft?

Dein ſüß Gebild zu laſſen ein,
Aufſprang die Pforte zauberhaft.

Doch labte nur ein Augenblick;
Dann warſt du neu dahingerafft.

Dies klag ich einzig, klage nicht
Mißhandlung und Gefangenſchaft.

Ich dulde jedes Erdenloos,
Wie Männer müſſen, unerſchlafft;

Ich lache, dräut der Tod heran,
Und ſei er noch ſo ſchauderhaft;

Mir bändiget den Geiſt allein
Zu dir die tiefe Leidenſchaft.

*

Die Huldin ohne Gleichen,
Gehüllt in ihre Schleier,
Daß Wahnſinn nicht die Welt
Ergreif ob ihres Anblicks,
Sie ſtieg auf ihr Kameel,
Und Alles um ſie her,

Es lauerte voll Spannung
Auf Reize, die ſich jetzo
Vielleicht dem Auge böten;
Und ſiehe da, ein Fuß,
Ein himmliſcher, ein Knöchel,
Ein wundervoll geformter,
Entblößte ſich, und ſtarr
Vor Staunen und Entzücken
War ſämmtliche verliebte,
Verlorne Männerſchaar.

*

O wie entflammen
Mich jene Reize,
O welcher Hulden
Bin ich bewußt!
Und ich genöſſe
Was ich begehre;
Denn nicht die Welt
Mit ihrem Tadel,
Mit ihrer Rache
Hält mich zurücke
Von jenem Munde,
Von jener Bruſt;
Doch ſtrenge wehrt
Mein Seelenadel;

Denn nicht ſie ſelber
Verderben ſoll ſie,
Die düſtre Folge
Verhohlner Wonne,
Verſtohlner Luſt.

★

Nein, nicht für mich
In Nacht und Nebel
Schweif ich erwerbend;
Für ſie geſchieht es,
Die ſüße Tochter,
Für ſie allein.

Nein, nicht für mich
Dem Tode wehr ich,
Da gerne ſterbend
Mein Haupt ſich neigte;
Für ſie beharr ich,
Nur für Umeima
In dieſem Sein.

Ich weiß ja, wie
Verwandte denken;
Es würde ſie
Der Bruder kränken,
Der Ohm, der rauhe,

Unſanft behandeln
Ein ſchlechter Hort.
Welch eine Lage
Niemals erduldet
Im elterlichen
Gewohnten Port!
Denn nie betrübte,
So lang ſie lebet,
Ihr zartes Seelchen
Ein Vaterwort.

★

Asmai erzählt:

Durch die Wüſte reiſt ich,
Kam zu Beduinen,
Und ſofort ein Hauſe
Mägdelein und Frauen
Flog heran voll Eifer,
Faßte des Kameeles
Zügel hold-geſchäftig,
Half mir ab vom Thiere,
Sattelt ab und pflegt es;
Führete mich ſelber
In die Zeltbehauſung,
Diente mir und lauſchte
Jeglichem Bedarf.

Solcher Art verſtrichen
Bei dem Volk der Wüſte
Heiter und behaglich
Mir der Tage dreie;
Wie ſodann am vierten
Ich von hinnen eilte,
Keine Seele fand ſich,
Die dem Gaſte beiſprang,
Sein Kameel zu ſatteln
Und ihm aufzuhelfen;
Still beiſeit getreten
Waren ſie geſammt.
Ob ſo ſonderbaren
Widerſpruchs im Handeln,
Stand ich in Verwundrung,
Wußte keine Deutung;
Doch es trat der Mägdlein
Eines aus dem Haufen,
Recitirte lächelnd
Dieſen im Momente
Componirten Reim:
„Kommt der Gaſt, es ehret uns, geſchäftig
Nah zu ſein, ſo wie er uns erſchienen,
Ins Gezelt ihn freundlich einzuführen,
Und mit allem Fleiße zu bedienen.
Bricht er aber auf und nimmt er Abſchied,

Beizuſpringen ihm mit Eifermienen
Und bedienend ſeine Flucht zu fördern —
Schande wärs, o Freund, dem Beduinen.“

*

Ein Mann von Temim giebt dem König von Hira ſeine Stute nicht.

Gott ſegne dich, o König!
Doch jene, die Sakab,
Die heg ich und die pfleg ich
Getreu bis in das Grab.

Kurah, der Hengſt, erzeugte
Ihr edles Elternpaar,
Das, in die Wette rennend,
Nie ohne Palme war.

Und ſie, die Feine, ſelber,
Wie wundervoll gebaut,
Wie trefflich auf der Reiſe,
Wie klug, wie ſanft, wie traut!

Sie iſt ſo werth gehalten —
Es hungern alle gern
Die mir im Hauſe walten,
Daß ihr der Hunger fern.

Solch eine Perle zahlen,
Das ſiehſt du ſelber ein,
Nicht kanns ein Haufe Goldes,
Nicht kanns ein edler Stein.

Gott ſegne dich, o König,
Doch jene, die Sakab,
Die heg ich und die pfleg ich
Getreu bis in das Grab.

*

Omar, ein Greis und rauh von Art,
Ein Weibchen hatt er wunderzart;
Doch da ſie ſchlecht die Treue wahrt,
Befiehlt er ihr die Scheidefahrt.

Drauf lebt ſie einem Mann geſellt,
Der ihren Augen wohlgefällt;
Es wird jedoch dies Glück vergällt,
Dieweil das Pärchen Noth befällt.

Da wagts die Frau und ſendet hin
Und pocht an Omars Edelſinn:
„Ein wenig Milch zum Troſtgewinn
Aus deiner reichen Fülle rinn!“

Doch er, der Harte, mit Inſult:
„Solch einem Weibe ziemt Geduld;
Nie ſprudle mehr ſo ſchnöder Schuld
Ein Born der Milch, ein Quell der Huld!“

Der Bote kehrt und giebt Bericht;
Die Frau mit ſüßem Angeſicht
Um des Geliebten Nacken flicht
Den weichen Arm und alſo ſpricht:

„Herb iſt der Mangel, herber noch
Ein nicht zu tragend Ehejoch.
Schlürf, Omar, Milch und Galle koch!
Bleibt Liebe mir und Molke doch.“

★

Ich ſah einmal ein Beduinenweib,
Ein reizendes, mit einem häßlichen
Gemahl vereint, und fragte ſie: „Betrübt dich
Die Mißgeſtaltung deines Gatten nicht?“
Sie ſprach: „In Gottes Augen iſt er ſchön,
Denn edel iſt er von Gemüth und Geiſt,
Und ich betracht ihn mit dem Auge Gottes.“

★

Ich ſag euch, wollt ihr ihn hören an,
Gar einen luſtigen Fall an.
Es fing der Sterne Wacht an;
Da war ein Dieb und ſein Kumpan,
Die gingen ihre Nachtbahn.
Sie fochten einen Stall an,
Es wachte da kein Packan,
Ein Rind war gebunden an,

Und auf der Erde ruht ein Mann,
Betagt und nicht mehr wohlgethan,
Sein junges Weibchen knapp an.
Die Diebe traten ſacht an,
Und ſo der eine Schnapphahn
Zu ſeinem Bruder Schelm begann:
„Sehn wir die Kuh als unſer an,
Erſchlagen den Krüppel, den Ehemann,
Beſchlafen ſein junges Weib dann!“
Bang ſtieß der Mann ſein Weib an,
Sprach: „Hörſt du, Weib, den Satan?
Sie thun mir einen Tod an,
Legens auf deinen Leib an;
Was giebſt du mir für Rath an?“
„Ich denke,“ ſprach ſie, „lieber Mann,
Wir wartens ab.“ In Zorn entbrann
Unbändiglich der alte Mann
Und flucht und that das Weib in Bann,
Das ſo verruchte Rede gethan.
Das Gaunerpärchen hört es an,
Es lachte, was man lachen kann,
Und lachend in die Nacht entrann.

*

Die größten Wunder auf der Erden
Sind Haſen, die zu Helden werden,
Sind Aſtronomen, welche blind,

Geizhälſe, die voll Milde ſind,
Tonkünſtler, welche taub von Ohren,
Ausrufer, welche ſtumm geboren,
Fettwänſte, die ſo leicht wie Luft,
Und Böcke, reich an Ambraduft,
Sind Schwarze, die ſich tätowiren,
Poeten, die nicht declamiren,
Sind Feuerbrände, die nicht glühn,
Und Blumenflore, die nicht blühn,
Bittſteller ohne Reverenzen,
Couriere, die von Fette glänzen,
Schatzfinder, welche ſich nicht freun,
Matroſen, die die Woge ſcheun,
Sind ſcharfe Zwiebeln, die nicht beizen,
Und ſchöne Buſen, die nicht reizen,
Sind Zecher, die die Schenke fliehn,
Verliebte, die nicht Feuer ſprühn,
Caſtraten, die ſich trauen laſſen,
Und Frauen, die die Liebe haſſen.

*

Zweite Abteilung:

Gottes- und Prophetenwort

Nur Gott iſt Gott, nur er allein iſt Gott —
Der Schöpfer er, der Gründer und der Bildner,
Der ewige Behüter alles Seins,
Allmächtig, allgebietend, allbewußt,
Allgütig, allerbarmend, allgeneigt,
Der Retter er, der ſtarke Fels und Hort
Der Seinigen, der allgemeine Richter,
Der Heilige, der allerhöchſte Herr!
Gott ſei gelobt, der ohne Gleichen iſt,
Den nur der Namen edelſte verkünden!
Ihn lobe, was in Himmel und auf Erden!
Er iſt der Größte, Beſte, Weiſeſte;
Nur Gott iſt Gott, nur er allein iſt Gott.

*

Gottes iſt der Orient;
Gottes iſt der Occident.
Mag ſich euer Angeſicht
In gewohnter Betepflicht
Hier und dorten hinbewegen,
Ueberall iſt Gott zugegen.
Daß jedoch kein Unterricht

Mangele, kein Zweifel laſte,
Jede Fehde ruh und raſte:
Mit gebeugtem, frommen Sinn
Kehret euch zur Kaba hin!

★

Was heißt gerecht in Gotte ſein?
Nicht daß ihr euer Angeſicht zum Aufgang
Hinwendet oder hin zum Untergang.
Es iſt der Glaub an ihn, den Einzigen,
An ſeine Boten, die von ſeinem Thron
Ausgehn in alle Welt, an die Propheten,
Durch die er redet, an die heilige Schrift
Des Alkorans und an den großen Tag
Des allgemeinen, ſchließlichen Gerichtes;
Es iſt die Liebe zu dem Gott der Huld,
Dem Gott der ewig über alles Sein
Ergoſſenen unendlichen Erbarmung,
Die Liebe, die da thätig iſt in Milde,
Die des Gefangnen Bande willig löſt,
Vertheilet an bedürftige Verwandte,
Verſchenket an Verlaſſene, Verwaiſte,
An Pilger und Verarmte Hab und Gut;
Es iſt die treue, redliche Bewahrung
Geſchloſſener Verträg und Bündniſſe,
Ausdauer und Geduld in Mißgeſchick
Und Tapferkeit und Muth im heiligen Kriege.

★

Allah zu Mahomed:

Sie werden dich fragen:
Wem ſollen wir
Wohlthaten erzeigen?
Erzeiget euch,
So ſollſt du ſagen,
Mild gegen Eltern
Und Anverwandte —
Das ſind die nächſten
Und engſten Bande;
Dann gegen arme
Verlaſſene Waiſen;
Auch gegen die,
So als Pilgrime reiſen;
Auch gegen alle,
Die Mangel leiden!
Ihr ſollt ſie tränken,
Ihr ſollt ſie ſpeiſen,
Ihr ſollt ſie kleiden,
Wofern ſie bloß.
Doch gegen die Feinde
Des wahren Glaubens,
Ausrücken ſollt ihr
Und tapfer ſtreiten
Und nicht vermeiden

In feiger Ruhe
Des Kriegers Loos.
So mit der Milde
Wohlthätiger Werke
Sei Muth verbunden
Und Kraft und Stärke;
In gleichem Maaße
So hier, wie dorten
Uebt euere Tugend!
Der Lohn iſt groß;
Ihr ſollts erfahren
Im Wonneſchooß.

*

Nicht kärglich und mit filzigem
Bedachte theilt, ihr Gläubigen,
Almoſen aus; gebt nicht allein
Das Schlechte, das Verachtete,
Unwerthe, das ihr habet,
Gebt freudig auch das Beſſere!
Auch ſpendet eure Gaben nicht
Ruhmſüchtigen Gepränges aus!
Die edelſte Wohlthätigkeit
Iſt jene, die den Dürftigen
In tiefſter Stille labet.
Geſchenke, die ihr gabet,

Vorrücket den Beſchenkten nie
Mit kränkender Demüthigung!
Vernichtet iſt das gute Werk,
Zurückgerafft in eure Hand
Durch ſolche tiefe Kränkung
Iſt eure ganze Schenkung,
Vernichtet durch ſo trübe Schuld
Auch eures Thuns Gedenkung
Durch göttliche Vergeltungshuld.

★

Allah ſpricht:

In Gärten und bei Quellen,
Kryſtallenen und hellen,
Im himmliſchen Revier
Sind wonnevolle Stellen,
Sind nie getrübte Zonen,
Wo Fried und Freude wohnen,
Und da, da werden wir
Die Guten all belohnen,
Die auf der Erde hier
Nichts Eigenes verſchonen,
Und jene nicht allein
Durch ihre Fülle laben,
Die in der Sonne Schein
Um mildgereichte Gaben

Zu ihrem Ohre flehn,
Nein, mit dem Blick der Güte
Auch auf die Armen ſehn,
Die, zarte Schaam im Herzen,
So ſehr der Hunger wüthe,
Mit ihrer Armuth Schmerzen
In Nacht und Dunkel ſtehn.

*

In böſen und in guten Tagen übt
Wohlthaten aus mit immer gleicher Güte,
Und keines Unmuths Tyrannei beherrſch euch
Und ſchließe geizig eure Herzen zu!
Ein jäher Zorn wenn euch ergreifen ſollte,
Ihn ungeſäumt zu zügeln ſeid beſtrebt,
Und, ſtatt der Rache wildem Ungeſtüm
Euch hinzugeben ohne Maaß und Ziel,
Laßt der Vergebung edle Ruhe walten!
Gelinden und verzeihenden Gemüthern
Iſt Allah hold und hat zu ihrem Lohne
Des Paradieſes ſchöne Flur geſchmückt.

*

So große Luſt an Thaten edler Milde
Hat Gott der Herr — vollbringſt du nur ſo viel,
Als eine Mücke wiegt, die wunderleicht
Und faſt gewichtslos in der Sonne tanzt —

Nicht wäget er alleine, was zu wägen
Nach Fug und Recht, er wäget dir dafür
Großmüthig einen Zentner Heil und Segen.

*

Der Reiche, der im Ueberfluſſe ſchwelgt,
Und ſeinen Bruder neben ſich hinſterben
Vor Mangel läßt — auf keine Gnade hoff er,
Auf kein Erbarmen bei dem höchſten Herrn!

*

Weh dir, wofern du beteſt
Und keine Seele liebeſt
Und keine ſchöne Pflicht
Und edle Tugend übeſt,
Ein leerer Gottesſchmeichler;
Dein harret, o du Heuchler,
Ein ſchreckliches Gericht.

*

Sie, welche die Habe der Waiſen freſſen,
Wißt, daß ſie reines Feuer eſſen!
Und das, ob auch in dieſer Welt,
Wo Rache zögert und Vergelt,
Noch nichts davon ins Auge fällt —
Ausſchlagen hell — welch eine Klage!

Wird es aus ihnen an jenem Tage,
Wo ſeine heilig große Wage
Der allgerechte Richter hält.

*

Kauf und Verkauf hat Gott erlaubt;
Der Wucher aber iſt verpönt.
Denn welch ein Ungeheuer
Der Wucherer, der Gut auf Gut
Verſchlingend unbarmherzige,
Dem nur der Mammon heilig iſt,
Und nur der Kaſten theuer!
Erſtehet er vom Schlummer einſt,
Vom tödtlichen — Verzweifelung
Verzerret ihm das Angeſicht;
Denn vor dem Auge fürchterlich
Steht ein erzürnter Richter ihm
Und grimmiger Hölle Feuer.

*

Ihm, der da ſchuldet und, gedrückt von Noth,
Nur ſchwierig und mit ſaurer Mühe leiſtet,
Dem, Mosleminen, ſchenket eine Friſt,
Und nicht ohn alle Schonung und Geduld
Beſtürmet und bedränget ihn, den Armen!
So viel gebietet euch die ſtrengſte Pflicht.
Doch wolltet ihr, euch nicht damit begnügend,

Ihm ſeine Schuld erlaſſen ganz und gar,
Glorreich und edel wäre dieſe That,
Und würdig eines ungemeinen Lohnes.
Sie zu verüben, ich beſchwör es euch
Beim Sternenzelte, würdet ihr nicht ſäumen,
Wär euch bewußt, wie ſchön und gut ſie iſt.

*

Ungläubigen, mit denen ihr Vertrag
Und Bund gemacht, brecht eure Schwüre nicht;
Bewahrt ſie treu und unverletzt auch ihnen,
Bis auf die letzte Stunde des Termins.
Geht euern Schutz ein Unbekehrter an,
Mit Freuden nehmt ihn auf in euer Haus
Und gebet ihm, dem mildiglich Gelabten,
Gelegenheit, den göttlichen Bericht
Des Alkorans erwägend anzuhören!
Wird er gerührt, ein köſtlicher Gewinn;
Wo nicht, ſo laßt ihn ungekränkt auch ſo;
Und kehret er zurück in ſeine Heimath,
So gebet ihm ein ſicheres Geleit!
Treuloſe That am Gaſte, ſei er auch
Der Schlimmſte von den Schlimmen, iſt ein Gräuel.

*

Auch eure Knechte ſind Geſchöpfe Gottes,
Sind eure Brüder, und wer ihr Tyrann
Und Peiniger, nie geht er in die Pforte

Des Paradieſes ein. Befleißiget euch
Der Milde gegen ſie und ſtrafet ihr,
Mit Maaße nur und nach Gebühr geſcheh es!
Ja ſelber euer wohlbegründetes
Und unbeſtreitbar gutes Recht an ihnen
Streng auszuüben, ich mißrath es euch.
Denn wohlgefällig iſt in Allahs Augen
Der Schulden Nachlaß, und er wahret euch,
Was ihr zu thun aus Schonung unterlaſſen,
Als ein Verdienſt in ſeinem Allgedächtniß
Und denkt daran, wenn ihr dereinſt vor ihm
Am Tage des Gerichtes ſteht und Angſt
Ob eigner Schuld durch eure Glieder bebt.
Habt ihr einmal zu raſch und ohne Fug
Geſchlagen einen Knecht und tief gekränkt,
So habt ihr ihn zur Sühne freizulaſſen.
Ein Sklave, der juſt ſein Gebet verrichtet,
Bleib unberührt von züchtigender Hand!
Wird eine Sklavin Mutter, heilig iſt
Der Mutter Recht und Tiefgefühl auch hier;
Nicht werde ſie getrennt von ihrem Kinde!
Auch ſoll die Magd, die ihrem Herrn einmal
Ein Kind geboren, nur die Seine noch
Und keines Andern ſein; ſie zu verkaufen,
Iſt Sünde. Stirbt ihr Herr, ſo iſt ſie frei.

*

Nicht zwinget eure Sklavinnen zur Unzucht
Und Proſtitution, ob noch ſo viel
Des Geldes und des Gutes euch geboten!
Denn häßlich iſts und ſchaffet euer Heil,
Das ewige, nicht. Doch jene, welche leiden,
Und Schändliches, nur weil ſie müſſen, thun,
Kein Strafgericht bedroht ſie; denn es iſt
Nachſichtig Allah und gelind und pflegt
Freiwillige Frevel und erzwungene
Vergehungen genau zu unterſcheiden.

★

Wenn einer eine Sklavin
In ſchöner Art behandelt,
Wohl unterrichtet, dann
Frei ſpricht, aus ſeinem Bann
Entläſſet und vermählet —
Nicht irret dieſer Mann,
Wenn er auf Allahs reiche Hulden zählet.

★

Der Gläubige, wofern er ſät und pflanzet
Und von der Frucht, die ihm die Erde trägt,
Ein Menſch genießt, ein Vogel frißt, es wird
Gerechnet und gelohnet ihm als eine
Von ihm verübte gute, fromme That.

★

Zum Heil gereicht dem Gläubigen ein Roß,
Wofern er es gebraucht zum Dienſte Gottes
Und nicht zu eitler Pracht und Prahlerei,
Wofern er es auch nicht zu ſtreng beherrſcht,
Es mildiglich auf Wieſen und in Gärten
Entlediget der unerwünſchten Haft,
Seis auch in nicht vollkommenem Maaße, ſo,
Daß ihm nur ein Paar Sprünge möglich werden.
Ein der Belohnung ſichres Werk und werth,
Daß er deßhalb ein wenig Zeit verliere,
Iſts auch, wenn er mit ihm zu einem Fluſſe,
Zu einer Quelle kommt und es nicht hemmet,
Zu ſchlürfen aus der heißbegehrten Fluth.

★

Erbarmen iſt und Güte
In hundert Theile getheilt.
Von ſelbigen neun und neunzig
Hat Gott für ſich behalten,
Und einen nur herunter
Geſendet auf die Erde;
Und dieſer iſt vertheilt
An ſämmtliche Geſchöpfe,
Die auf der Erde ſind.
Denn auch die Thiere fühlen;
Auch ihnen eingeſenket

Iſt in die Bruſt ein Theilchen
Der Milde, die von oben,
Vom Gott der Liebe ſtammet;
Die Stute ſieh! Wie übt ſie
So treue Mutterpflichten;
Wie iſt ſie ihrem Füllen
So liebend und ſo lind!

★

Du hüte dich vor Stolz!
Denn wenn davon ein Senfkorn nur in dir,
Nie pflückſt du eine Frucht von Edens Holz.

★

Nicht brüſte dich, ein aufgeblaſner Thor!
Du kannſt mit deinem Fuß
Der Erde feſte Gründe nicht durchtreten,
Du kannſt mit deinem Haupt
Die Berge nicht, die Sterne nicht erreichen.

★

Mahomed ſpricht:

Ich wende mich des Tages
Wohl über ſiebzigmal zu meinem Herrn
Und bitte, daß er mir verzeihen möge.

★

Der, welcher Allahs Gegenwart in ſich
Unmittelbar empfindet, welch ein Menſch!
Mit Freuden unterzieht er ſich dem Werke,
Das ihm Beruf und Pflicht gebeut und wird
Nie müde, nie verdroſſen, es zu thun.
Auch blähet ihn kein Stolz, er weiß zu gut,
Daß ſeine Kraft nicht quillet aus der Ichheit
Armſeligem Born, daß er,
Wofern ihm etwas Treffliches gelingt,
Nur ein Organ der allgemeinen Macht,
Der einzigen, der Ehr und Ruhm gebühret.

*

Soll ich euch melden, wer
Gerettet in Edens Huten?
Es ſind die Kleinen und Schwachen, aber Guten.

Soll ich euch melden, wer
Gebettet in die Gluthen?
Die Mächtigen ſinds; die Stolzen und Hochgemuthen.

*

Allah zu Mahomed:

Wie viel der heiligen Siebenſchläfer waren,
Darüber iſt ein Streit. Der Eine ſagt:
Drei waren es und mit dem Hunde vier;
Der Andere: fünf und mit dem Hunde ſechs;

Der Dritte: ſieben und achte mit dem Hunde.
Du aber zanke dich um ſolcherlei
Verborgene Dinge nicht und ſprich getroſt:
Der Alles weiß, der weiß es aus dem Grunde!

*

Nicht ſtreitet über dunkle Glaubenspunkte,
Nicht wollet in erhabener Erkenntniß
Einander übertreffen und beſiegen!
Ihr ſchweifet ab von eurem Ziele ſo
Und fehlet all wahrhaftigen Erſprießes.
Einander überflügeln wollt allein
In löblicher und guter Werke Thun!
So ſchaffet ihr am beſten euer Heil.
Und was anitzt dem menſchlichen Verſtand
Noch allzu ſchwer zu faſſen, Allah wird
Aufklären einſt den Seinigen auch dieſes.

*

Nicht ſollt ihr zanken und ſtreiten,
Nicht ſollt ihr haſſen und neiden,
Nicht fragen und nicht jagen nach Neuigkeiten
Anzüglicher Art und böſe Gerüchte breiten;
Sollt Kinder und Diener Gottes allgemein,
Sollt Glieder einer großen Familie ſein.

*

Zwei Gläubige, die einander
Begegnen und begrüßen hold vertraulich
Und ineinander legen
Als ächte Bruderſeelen ihre Hände
Und keine ſtillgeborgne Tücke hegen —
Sie werden ihrer Sünden unbewußt
Und ohne Müh und in der ſchönſten Art
Erlediget; denn ſelbige, ſie fallen
In dem Moment von ihnen
Wie vom Gezweige dürre Blätter ab.

*

Wofern ihr einem grollet,
Ihr ſollet
Aufs höchſte nur drei Tage lang
Vermeiden euern Bruder, dann
Aufſuchen ihn und grüßen
Und euch erklären ſänftiglich
Und ohne ſcharfer Rede Dorn
All über das,
Was euch an ihm verdrießet.
Das führet zur Verſtändigung,
Das iſt erneuter Liebe Born.
Der Beſte ſein wird der von euch,
Der allererſt aufſuchet und begrüßet.

*

Was ihr zu allererſt
Im Auge haben ſollt, das ſind die Pakte,
Die ihr geſchloſſen habt mit euern Fraun.

*

Auch was ihr an den Eurigen für Lieb
Und Güte thut, es wird euch angerechnet
Als ein Verdienſt, als eine gute That.

*

Mahomed ſpricht:

Wer unter euch der Beſte
Zu ſein begehrt, er ſeis vor allen Dingen
In ſeinem Haus, mit ſeiner Hausgenoſſin;
Er ſei mit ihr, wie mit der meinen ich;
Er meide jeden Harm und jeden Zwiſt;
Er feiere mit ihr zu aller Friſt
Des Friedens und der Liebe holde Feſte.

*

Wenn eine Frau in die Moſchee begehrt,
Nicht werd es ihr von ihrem Mann verwehrt!

*

Nicht züchtiget ein Weib, wie einen Sklaven,
Wie ein Kameel! Wie niedrig und gemein,
Bald ſchlagen eine Frau und bald beſchlafen!

*

In dieſer und in jener Welt verflucht
Sein jene, welche reine, fromme Frauen,
Die einmal etwa nicht genau und ängſtlich
Die äußerliche Sittenzucht bewahrt,
Mit Läſterung verfolgen und Verläumdung!
Und büßen ſie auch jetzo nicht ſo ſehr,
Reich zugemeſſen ſoll an jenem Tage
Die Buße ſein dem tückiſchen Gezücht.

*

Wie eueren Vätern, alſo iſt auch euch
Verordnet, einige Tage lang zu faſten,
Auf daß ihr Allah durch Entſagung ehrt.
Wer aber krank danieder liegt und wer
Auf Reiſen iſt, der iſt davon befreit.
Er mag jedoch, was er zu thun verſäumt,
Nachholen zu gelegenerer Zeit.
Sollt aber einer, ob er gleich nicht krank
Daniederliegt und nicht auf Reiſen iſt,
Doch ſeine Seele dieſer Pflicht entſtricken,
Der ſoll — es ſchaffet, daß er ſündelos —
Mildthätig einen Dürftigen erquicken.

*

Wohl eine Märtyrerkrone
Der erſten Art erwirbt,
Wer liebet und entbehret,
Wer flammet, duldet, ſchweigt und ſtirbt.

*

Mahomed ſpricht:

Ich bin ein Menſch wie ihr;
Doch Vieles in der Welt,
Was eure Buſen ſchwellt,
Was euere Begier
Gewaltiglich erreget,
Es läßt mich unbeweget.
Zwei Dinge lieb ich nur
Auf dieſer Erdenflur,
Die Frauen und die Wohlgerüche nur.

*

Allah zu Mahomed:

Die Frauen, o mein Geſandter,
Ermahne, keuſch und rein
Und tadellos zu ſein!
Sie ſollen nur verhüllt
Sich fremdem Auge bieten,
Bis über ihren Buſen
Die Schleierhülle ſenken,

Auch nicht zu ſehr von unten
Entblößen ihre Glieder
Und ihre nackte Wonne
Nur ihren Ehegatten
Und ihren Anverwandten,
Ihm, der ſie zeugte, nur,
Und ihrem Schwiegervater,
Nur ihren Brüdern, ihren
Stiefſöhnen nur und Neffen,
Nur ihren ärztlichen
Und anderen nothwendgen
Beiſtänden und Vertrauten,
Nur weiblichen Weſen endlich
Und kindlich ungereiften,
Die ganz noch ohne Kunde
Geſchlechtlicher Natur,
Geſtatten anzublicken.
Denn frech erſcheint das Weib
Und ohne Zucht die Schöne,
Die Anderen noch, als jenen,
Darſtellet unverholen
Die Reize, die geheimen,
Womit es uns gefallen
Zu ſchmücken ihren Leib.

*

Allah ſpricht:

Enthaltet euch
Ihr Mosleminen,
Ins Ungemeßne
Der Luſt zu dienen,
Und ſchränkt Umarmung
Und Huldverein
Auf eigene Frauen
Und Mädchen ein!
Sollt auch genauen
Beſcheid und klaren
Von uns erfahren,
Wie viel der Letze
Wir euch verleihn.
Euch zu bewahren
Gerecht und rein,
Dient dies Geſetze:
Der Wonneſchätze,
Der ehelichen,
Die euch zu Frieden
Und Freude ſollen
Und Troſt gedeihn —
Es mögen zweie,
Es mögen dreie,
Es mögen, wollt ihr,

Auch viere ſein;
Es ſind daneben
Euch freigegeben
Die Sklavinnen auch,
Die euch geworden
Zum Eigenthume
Nach Recht und Brauch.
Was drüber iſt,
Trübt euere Tugend,
Den blanken Spiegel,
Mit ſchwarzem Hauch.
Nie brecht daher
Durch dieſen Riegel;
Zurücke haltet
Der Wünſche Flügel;
Mit dieſem Zügel
Grollt nimmermehr!
Denn nicht zu ſchwer
Iſt, was wir heiſchen,
Es drückt die Seele
Nicht allzuſehr.
Nur ſanfte Laſten,
Nur leichte Faſten
Will unſere Güte,
Will unſere Weisheit
Euch auferlegen,

Euch nicht auf ſpitze
Gedörne betten,
Euch nicht umketten
Mit Ungemach;
Denn das Geſchlecht,
Das wir gebildet
Aus Lehm und Letten,
Es iſt ja ſchwach.

*

Gelobet ihr,
Euch zu entfernen
Von eueren Frauen,
Den holden Sternen,
Für eine Friſt —
Gegeben iſt
Euch eine Zeit,
Um zu bedenken
Die Möglichkeit.
Vier Monate lang —
Das wird genügen;
Will ſich Natur
Und Herz nicht fügen,
Sollt ihr erfahren
Barmherzigkeit;

Euch zu vergeben
In ſeiner Milde
Iſt Gott bereit.

*

Iſt eine vielleicht
Von eueren Frauen
Schwach an Verſtand —
Nicht Gut und Geld
Sollt ihr vertrauen
In ihre Hand;
Allein ſie ſoll,
Die Wohlverſorgte
Mit Trank und Speiſe,
Wie mit Gewand,
Nur Huldgeberden
Und milde Reden
Und ſchonende
Von euch erfahren;
Er wirds gewahren,
Der Lohnende.

*

Sollt eine Frau
Die Treue brechen,
Vier Zeugen ſollen
Beweiſe ſprechen,

Und es erhärten,
Mit Bündigkeit!
Iſt das geſchehen
Und das Vergehen
Der Unglückſelgen
Ganz außer allem
Bedacht und Streit —
Verwahret ſie
In euerem Hauſe,
In einer eignen
Verſperrungs-Klauſe,
So lange, bis ſie
Von dieſem Grauſe
Der Tod befreit,
Auch wohl der Himmel
In ſeiner reinen
Gelindigkeit
Zur Flucht behülflich
Und neues Leben
Und Licht verleiht.

*

Allah ſpricht:

Empöret euch, ihr Frauen des Propheten,
Nicht wider ihn in wilder Eiferſucht,
Weil eine Dirne, die wir reich beſchenkt

Mit unſrer Huld, weil ihn die ſchöne Koptin
Durch ihrer Reize ſüße Macht bezwang!
Hört willig unſre wohlgemeinte Warnung;
Nicht allzuſtarr in eurem Grolle ſeid!
Es könnte leicht geſchehn, daß wir den uns
So theueren Verkünder unſeres Wortes
Mit anderen Gemahlinnen beſchenkten,
Die beſſer und verſöhnlicher, als ihr,
Und würdiger des moslemiuſchen Namens.
Euch aufgeſtellt zu ſchreckendem Exempel
Sind Wahila und Waïla, die eine
Des Noah Frau, die andere des Lot;
Unedle Weſen waren es, feindſelig
Den gottgeliebten, frommen Eheherrn;
Ein böſes Ende nahmen ſie, die Böſen.

★

Wenn ſeiner Frauen
Ein Mann verlangend
Nach Huldgenuß
Und Wonne nahet
Und ſie dagegen
In böſer Laune
Sich ihm verſaget,
Er aber gehet
Zur Raſt gekränket

Und voll Verdruß —
Die ganze Nacht
Verfluchen Engel
Die Widerwärtige,
Bis hell am Morgen
Der Tag erwacht.

*

Mahomed ſpricht:

Des Freitags Ehre
Sollt ihr bewahren!
Euch zur Moſchee
Mit Luſt zu ſchaaren
An dieſem Tage,
Das iſt Gebot.
Doch wenn in Lehme
Die Füße kleiben,
Dann mögt ihr immer
Zu Hauſe bleiben;
Zu waten im Koth,
Die ſchmutzige Noth,
Die will ich euch erſparen.

*

Mahomed ſpricht:
Wer vorbetet,
Gedenke wohl,
Daß nicht ein jeder
Genug der Kraft,
Der Reiſe habe,
Genug der Zeit,
Lang zuzuhören;
Er kürze ſich!
Ich ſelber mag
Gern lange beten;
Allein vernehm ich
Ein kindlich Weinen,
Es geht zu Herzen,
Es iſt mir Mahnung,
Ich ſpute mich.

*

Wider die Verſchneidung.

Ihr, die ihr glaubt,
Nimmer beraubt
Euch der Vermögen,
Die zu beſitzen
Menſchen ein Segen,
Nimmer der Lüſte,
Welche zu pflegen
Allah erlaubt!

*

Entbehren und ausharren in Geduld —
Ein groß Verdienſt; doch ein Verdienſt, ein nicht
Geringeres, iſt dieſes auch: genießen
Und Gott dafür von Herzen dankbar ſein.

*

Allah zu Mahomed:

Sie ſagen: „Iſt er, dieſer Mahomed,
Ein Uebermenſch, ein Gott vielleicht? Er iſt,
So viel wir wiſſen, nur ein Menſch, wie wir,
Nicht weniger, nicht mehr.“ Damit vermeinen
Die Aermlichen an Geiſte, was geſagt
Und ſich ein Recht erkauft zu haben, dich
Und unſeren, durch dich zu ihrem Ohre
Geleiteten, allhöchſten Unterricht
Mit ſchnödem Hohne von ſich abzuweiſen.
Denſelbigen aber diene du, wie folgt:
„Was waren alle die Propheten Allahs,
Durch die er ſich vom Anbeginn der Welt
Dem menſchlichen irrſeligen Geſchlecht
Geoffenbart? Sie waren alle Menſchen
Und weiter nichts, ſie wurden,
Die ſämmtlichen, von einem Weib geboren,
Sie lagen all an mütterlicher Bruſt,
Entfalteten, allmähligen Gedeihens,
So geiſtige, wie körperliche Kraft,

Erſt kindiſcher, unmündiger Natur,
Erſtarkt ſodann, beſonnen und gereift
Wie Alle, die das Licht der Sonne ſchauen;
Sie hungerten, ſie dürſteten, ſie mußten
An Speiſe ſich und an Getränke laben;
Ihr Leben hing an Erde, Luft und Licht,
Man konnt es ihnen nehmen mit Gewalt,
Und wenn ſie hoher Jahre Ziel erreichten,
Ermatteten, wie Alle, ſo auch ſie
Und ſtarben endlich auch, wie Alle ſterben.
So hat es Allah weislich eingerichtet,
So knüpfet er mit uns das engſte Band.
Durch Menſchen nur, durch ganz natürliche,
Die er erwählt nach ſeinem heilgen Willen
Aus Myriaden und zu ſeinen Boten
Ausrüſtet und mit ſeiner Kraft erfüllt,
Thut ſeine Gottheit ſich ohn Ende kund.
Es ſenkt der hohe Himmel ewiglich
All ſeine Klarheit in die dunkle Klauſe
Des menſchlichen Gemüthes, um von ihm
Hellſtrahlend aus in alle Welt zu gehn,
Und was der Herr, der höchſte, jezumal
Wahrhaftiges und Heilſames geſprochen,
Es war zugleich auch eines Menſchen Wort.

*

Allah ſpricht:

So wie wir uns im grauen Alterthume
Dem Noah ſchon enthüllten und nach ihm
Dem Abraham, den einen aus der Fluth,
Den andern aber aus der Gluth errettend;
So wie ſodann dem Jsmael, dem Jſaak,
Dem Jakob und dem wonnevollen Joſeph,
Um den Aegyptens liebekranke Frauen
Mit Meſſern ihre zarten Hände ritzten;
Dem Moſe dann, dem uns ſo werthen Knecht,
Mit dem wir uns von Mund zu Mund beſprachen;
Wie weiterhin dem königlichen Harfner,
Den, wenn er müd von unſrem Lobe ward,
Gebirg umher und Fluren und Gevögel
Ablöſeten, die gleiche Weiſe tönend;
Dem Allgebieter Salomo ſodann,
Der Dſchinnen und ſataniſche Gewalten
Zum Frohne zwang und auf dem Winde ritt;
Wie dem Propheten ferner, der das Herz
Der Niniviten rührt und in des grauſen
Meerungeheuers dunklem Magen rief:
„Nur Gott iſt Gott, nur er allein iſt Gott!“
Wie endlich auch dem Sohne der Maria,
Der durch den Engel Gabriel entſtand,
Der ungezählte, große Wunder that,

Und dem ſie doch nicht glaubten, — ſo anitzt
Hat unſer Licht Dich, Mahomed, beſtrahlt,
Zu predigen noch einmal unſer Wort,
Noch einmal ernſte Drohungen zu donnern
Der Erde ſchwerbewogenem Geſchlecht,
Daß keinerlei Entſchuldigung beſtehe,
Daß über uns zu klagen, Fug und Recht
Durchaus gebreche jeglichem Verlornen,
Verſammeln wir vor unſrem Richterſtuhl,
Berufen wir zum Glanze der Erkornen,
Verſtoßen wir in Nacht und Feuerpfuhl
Die ſcharf getheilte Summe der Gebornen.

*

Allah zu Mahomed:

So zu den Mekkanern ſprich:
Keine Belohnung forder ich,
Daß ich rede treu und wahr,
Daß ich predige rein und klar.
Nur zu Heil und Unterricht
Und zu andrem Zwecke nicht,
Machet euch Prophetenmund
Dieſe neue Lehre kund.
Sie, die aller Lüge bar,

Höre ſie, verirrte Schaar;
Lerne willig deine Pflicht,
Kehre dich zu Gott und Licht!

*

Allah ſpricht:

Mekka höhnt, o mein Prophete,
Dich mit dieſer Stachelrede:
„Der du dich ſo großer Dinge
Rühmſt, o du,
Habe Ruh!
Dein Beruf, der iſt geringe.
Ein Prophet, von Gott beſtellt,
Wenn du wäreſt ächt und wahr,
Allen Augen offenbar
Würde dieſer große Segen;
Denn hernieder hell und klar
Schweben aus dem Sternenzelt
Sähe man und dir geſellt
Und mit dir der Rede pflegen
Weſen aus der höhern Welt.
Wo jedoch mit dir im Bunde
Bietet uns die ſichre Kunde
Solch erhabner Engelſtand?
Lügneriſche, böſe Funde,
Gehn, o Freund, aus deinem Munde,

Oder du biſt hirnverbrannt.“
Alſo von dem Unverſtand
Angerannt,
Gieb zur Antwort: „Abgeſandt
Werden aus dem Aetherland
Engel wohl und Geiſterſcharen;
Aber nicht ein jeder Blick,
Jener nicht, der vor dem Licht,
Vor dem göttlich offenbaren,
Eingeſchleiert nebeldick,
Hat das Glück, ſie zu gewahren.“

*

Mahomed ſpricht:

Den heiligen Alkoran,
Sie ſchmähen ihn, die Frechen,
Und ſprechen:
„Er ſelbſt hat ihn erſonnen,
Das ganze Geweb aus eigenem Garn geſponnen.“
Unſinnige, hört an!
Verſuchet eure Kraft und macht einmal
Nur eine ſolche wunderbare Sure,
Wie ich an euch verſchwende ſonder Zahl!
Ha, ihr verſtummt in eurer Ohnmacht Qual!
Geſtehet denn — ihr habt ja keine Wahl —

'S iſt jegliche der reinſte Gottesſtrahl,
Iſt Offenbarung, ächte, reine, pure,
Und ſtammet aus dem himmliſchen Azure.

*

Mahomed ſpricht:

Ihr, die ihr ächter Kunde grollt,
Ihr, die ihr nichts, als Wunder wollt,
Euch werde der Beſcheid gezollt:
Ein Wunder hab ich euch gethan;
Ein Wunder iſt der Alkoran,
Iſt dieſe lichte Klarheit,
Iſt dieſe ſchlichte Wahrheit;
Der Himmel ſteigt herunter
Die Erde ſchwebt hinauf —
Das wäre nicht ein Wunder,
Wogegen nur ein Plunder,
Was ſonſten als ein Zeichen
Für den gemeinen Hauf,
Dem einem Kinde gleichen,
Steht da und dort zu Kauf?

*

Bei dem Poſaunenſchall
Des Weltgerichtes ſchwör ich es
Und bei der Sterne Fall —
Bedenkt, o Menſchen, welch ein Schwur!

Der Koran iſt ein göttliches,
Geoffenbart-ehrwürdiges,
Vom Himmel abgeſendetes,
Von Allah ſelbſt geſpendetes,
Trugloſes, heiliges Buch.
Er, der die Thora Moſis einſt,
Er, der das Evangelium,
Das chriſtliche, gegeben hat,
Derſelbe giebt ein größeres,
Vollkommneres Geſchenke jetzt
Der ohne Maaß beglückten Welt;
Wohl dem, der es ans Herze drückt,
Ans gläubige, gebeſſerte;
Weh dem, der es verſchmäht!

*

Todt iſt der Staub der Erde;
Doch niederrinnt beſtändig
Der milde Thau des Himmels
Und machet ihn lebendig.
Dies Zeichen iſt genug dir,
Woferne du verſtändig,
Du Zweifler über Gott.

*

Allah zu Mahomed:

Du predige meinen Knechten,
Daß ich gern anſtehe zu rechten,
Daß ich voller Erbarmen und Huld,
Daß ich Reuigen Gnade gewähre;
Aber auch, daß meine Geduld
Durch ewig erneuete Schuld
Sich in Ernſt und Strenge verkehre!
Gedenke zu Warnung und Lehre,
Wie Sodoms Leute ſo frech
Dem göttlichen Worte begegnet!
Wie war ihr Ende geſegnet?
Backſteine hat es geregnet
Und Feuer und Schwefel und Pech.

*

Was iſt der jüngſte Tag?
Der Tag, an dem der Menſch nichts mehr vermag,
Wo alle ſeine Lüge, ſeine Liſt,
Wo alle ſeine Macht verſtoben iſt;
Wo Gott alleine ſchaltet
Und ſein gerechtes Richteramt verwaltet.

*

O wehe, die bleichen Geſichter,
Erſcheinet der furchtbare Richter
Strafwürdiger Reden und Werke,

Der Herr der unendlichen Stärke!
Sie, welche des Aechtpropheten
Wahrhaftige Predigt ſchmähten,
Die lang in Milde Belehrten,
Und nie zum Heile Bekehrten,
Sie werden hinunterſinken
Ins gähnende hölliſche Thal
Und feurige Ströme trinken
Und heulen in ewiger Quaal.

Doch welch ein ſeliger Strahl
Wird euerem Aug entblitzen,
Ihr Gläubigen allzumal!
Ihr werdet im Gottesſaal
Erhaben und herrlich ſitzen,
Ihr Söhne gerechter Wahl!
Da unter gebreiteten Schatten
Auf blühenden Frühlingsmatten
Von himmliſcher Feuchte belebt —
Nichts werdet ihr, Glückliche, miſſen,
Da, jeglichem Kummer entriſſen,
Da wird nur in Freude geſchwebt.
Da ſind ſelbſt Erden und Sande
Verſchwendete Prachtdiamante,
Da lachen die Bäume mit Zweigen,
Die köſtliche Früchte neigen,

Von ſelber in Eile beſtrebt,
Die begierige Hand zu küſſen,
Die ſich ihnen entgegenhebt.
Da in des Entzückens Reiche,
So thut euch Allah zu wiſſen,
Da ſchwellen in ſeidener Weiche
Gereihete Polſter und Kiſſen;
Es laden zu Labegenüſſen
Kryſtallene Humpen und Becher,
Zu bedienen die heiligen Zecher
Sind liebliche Knaben befliſſen;
Bei Mädchen, aus Lichte gewebt,
Wird' ewige Wonne gebebt.

*

Doch oben im Aetherſaal
Sind Paradieſesauen,
Da wird der Gute ſich
Am ſchönſten Ziele ſchauen.
Jungholde Schönen nehmen ihn
In ihre Mitte grüßend auf;
So friſch, wie eine Roſe lacht
Ihr ſüßes, ſanftes Angeſicht!
Die ſchöngeformte Mädchenbruſt,
Sie ſchwillt, ſie ſtrotzt in mangellos
Lebendiger Fülle lüſtereich.

Es fehlen hier, wo nichts gebricht,
Was ſelige Genüge ſchafft,
Auch köſtliche Pokale nicht;
Sie faſſen eine Wunderfluth,
Die nimmermehr durch ſchädliche
Dünſte die Seele trübet.
Dazu iſt Alles, Alles hier
Nur eine große, brüderlich
Verbundne Gottfamilie,
Wo nicht ein einzig falſch Gemüth,
Das böſe Tücken übet.
Wer wollte nicht viel lieber,
Als dorten in der Pein,
In dieſem hehren Hain,
Bei dieſen unendlich ſüßen,
Vollbuſigen Nymphen Edens,
Bei dieſen gottgebilligt
Unſchuldigen Weinpokalen,
In dieſem ewig heitern
Bunde der Guten ſein?

★

Allah ſpricht:

Und läßt ſich etwas Seligeres ſagen?
Wir werden euch verſetzen
In einen ewig ſchönen Aufenthalt,

In Gartenauen, die ohn Ende grün,
Durch welche ſilberreine Ströme fließen;
Entzückende, jungfräuliche Naturen
Mit Antilopenaugen, herrlichen,
Und ſchwellender, gewölbter Buſenfülle,
Sie werden eure ſtete Wonne ſein.

*

Gott bringt nach Eden wen er will. Er ſtraft,
Wie ſichs gebührt, doch ſeine Gnadenhand
Iſt immer rettend ausgeſtreckt. Er bringt
Ins Feuer jene, welche hingehören,
Er ſpricht jedoch zugleich zu ſeinen Engeln:
„Seht, ob in einem dieſer Argen etwa
Ein Körnchen iſt von Glauben; findet ihrs,
So ziehet ihn, und ob er auch bereits
Zur Kohle worden, aus der Gluth hervor
Und werft ihn in den Strom des Lebens! Hier
Erneue ſich ſein Weſen und Beſtand,
Theilhaft zu werden der unendlichen
Entzückungen, womit wir Alle lohnen,
Die uns geglaubt und unſerem Geſandten,
Die unſre Weiſung nur nicht ganz verſchmäht.

*

Mit Jud und Chriſt wofern ihr diſputirt,
Denſelbigen die neue, reine Form
Des Glaubens und des Lebens explicirt,
Bedienet euch liebreicher Redeform!
Doch wenn ſie ſich erdreiſten ungemeſſen,
Doch wenn ſie tobend und voll Leidenſchaft
Anſtändig edler Sitte ganz vergeſſen,
Geſtattet iſt dann auch ein Wort der Kraft.
Denn nicht zu ſchweigen iſt unehrenhaft
Zu jeglichem, was einer ungefug
Und läſterlich aus ſeinem Munde ſtieß;
Nicht ohne Noth zu ſchelten, iſt genug.

★

Prieſter und Mönche, welch ein Diebsgeſindel!
Sie ſtehlen euch, ihr Menſchen, eure Habe;
Sie mäſten ſich von euerem Beſitz;
Und welches iſt ihr Thun dafür? — Von Gott
Abziehn ſie euch und ſeinem ächten Weg;
Sie täuſchen euch im Leben und im Sterben;
Sie leiten euch auf den Verdammnißſteg!
Sie ſtürzen euch ins hölliſche Verderben.

★

Nichts widriger, als ein Weib,
Das Jeſus als ſeinen Herrn und Gott verehrt;
Zu freien eine ſolche dumpfe Thörin,
Vermeidet das!

★

Geboren wird ein jeglicher als Moslem;
Es wird jedoch der Menſch
Durch falſche Lehr und unvernünftige Leitung
So ſchlimm verkehrt, daß die ihm eingepflanzte,
Urſprüngliche, wahrhaftige Natur
Sich ganz zurück in Nacht und Dunkel zieht;
Auf dieſe Weiſe wird dann
Ein Magier, ein Jude, Chriſt aus ihm.
Doch ganz verwandelt wird ſein Weſen nicht;
Es bleibet in der Tiefe des Gemüthes
Doch immerfort die wahre Religion
Und kann erweckt aus ihrem Schlummer werden.

*

Es thut wohl einer Werke, die die Welt
Für himmliſche Werke hält;
Er ſinkt jedoch hinunter in die Pein.

Es thut ein Andrer Werke, die die Welt
Für hölliſche Werke hält;
Er gehet aber in den Himmel ein.

*

Sie, welche wir mit heiliger Schrift
So mancher Art beſchenket,
Sie gleichen Eſeln, welche man
Mit Büchern hat beſchenket.

Schwer tragen ſie, die Traurigen,
An ihren edlen Frachten;
Nie aber wird ein Lichtbegriff
Ihr dumpfes Hirn entnachten.

*

Allah ſpricht:

Verworfne ſinds. Wir haben ſie vor Zeiten
Mit reinſter Offenbarung Heil beſchenkt;
Allein ſie konnten keine Wahrheit leiden
Und haben meine Worte frech verrenkt.
Sie liebten nur zu zanken und zu ſtreiten;
So kams, daß ſich auf ewig abgelenkt
Der Blick der Huld, den wir von unſerm Throne
Hinabgeſandt in ihre dunkle Zone.

Sie ſollen nun, wir haben es beſchloſſen,
Fortwüthen alſo, bitterbös gelaunt,
Bis alle Zeiten dieſer Welt verfloſſen
Und fürchterlich der letzte Tag poſaunt.
Da ſollen ſie, des Satanas Genoſſen,
Der ihnen ſo viel Tücke zugeraunt,
All ihres Streits Entſchiedenheit gewahren,
Und, klar belehrt, hinab zur Hölle fahren.

*

Jm Thale Nachla unter einem Dattelbaum,
Tief in Gedanken, heiligen und göttlichen,
Saß einſam in der Nacht der Bote Gottes einſt.
Da trat zu ihm der Fürſt der Engel, Gabriel,
Bracht aus dem Aether eine neue Sure mit,
Und recitirte ſelbige mit himmliſchem
Accente dem Prophetenohr. Zu gleicher Zeit
Durchſchwebete das Luftrevier und nahte ſich
Dem Dattelbaum ein Haufe böſer Genien;
Die fühlten horchend ihrer Schwinge Kraft gelähmt
Und ſenkten unwillkürlich ihren Flug herab;
Und wie ſie leiſe lauſchend Alles angehört,
Da riefen ſie: „Welch eine hehre Kunde das!
Fürwahr, das iſt ein nicht zu läugnend Wort des Heils,
Ein Wort der Wahrheit ohne Falſch und ohne Fahr;
Jhm laſſet uns gehorchen ohne Weigerung!“
Drauf kehrten ſie zu ihrem Volke raſch zurück
Und wiederholten ſämmtliches Vernommene,
Und Alle, die es hörten, wurden Gläubige.
So durch die Kraft des Alkorans zurechtgebracht
Ward auch ſogar dies ſchauerliche Geiſterreich.
Ach daß die Bruſt der Menſchen unerweichlicher
Und trotziger, als jene der Dämonen iſt!

*

Allah ſpricht:

Euch Araber, das beſte Volk der Welt,
Euch haben wir den übrigen zu Zeugen
Lichtvoller Offenbarung aufgeſtellt.
Der Erde Nacht, ſie wird durch euch erhellt,
Vor eurem Wort ſoll ſich die Erde beugen,
Und welche Nation euch nicht geſellt,
Die werdet ihr an jenem großen Tage
Verklagen einſt mit bitterlicher Klage,
Die nicht vergebens durch die Räume gellt.
Doch ſolltet ihr, die wir ſo edel ſchufen,
Belehneten mit einem ſolchen Lehn
Von Geiſt und Kraft, ihr ſelber nicht beſtehn
Und in die alte Nacht zurückegehn,
Dann wider euch wird mein Prophete rufen.

*

Der Edle, der den Alkoran ſtudirt,
Iſt der Orange gleich, die doppelt ſüß,
Die von Geſchmack und von Geruche lieblich.

Der Edle, der ihn nicht ſtudirt, er iſt
Der Dattel gleich, die von Geſchmacke ſüß,
Die aber ohne wonniges Arom.

Der Schlechte, der den Alkoran ſtudirt,
Er gleichet dem Baſilikon, das iſt
Süß von Geruch und bitter von Geſchmacke.

Der Schlechte, der ihn nicht ſtudirt, er gleichet
Der ganz und gar nur bitteren Koloquinte,
Die von Geſchmacke widrig und von Duft.

*

Gabriel zu Mahomed:

So wahr die lichte Sonnenpracht
Das Weltenall mit Glanze füllt,
So wahr die ſchwarze Mitternacht
Der Erde Kreis in Dunkel hüllt —
Er hat dich nicht verlaſſen,
Der dich erkor zu ſeinem Mund,
Dich aus ſo großen Maſſen;
Nicht endete ſein Gnadenbund,
Er bleibt ohn Ende fort und fort
Dein Tröſter und dein großer Hort,
Er wird dich nimmer haſſen.
Und wie du auch in dieſer Welt
Betrübt, belaſtet und bemüht,
Die künftige wird dein Gemüth
Ein Glück empfinden laſſen,
Das ohne Wandel lacht und blüht.

*

Allah zu Mahomed:

Ertrage deine Leiden
Gelaſſen und beſcheiden,
Ausharre mit Geduld
Und bau auf unſre Huld!
Sie wird mit Siegerkronen
All deine Mühe lohnen
Und deine grimmen Haſſer
Mit Untergang und Hohn.
Und haben wir nicht ſchon
Der Gunſt genug ergoſſen,
Nicht reinem Aetherſtrahl
Dein dunkles Aug erſchloſſen,
Entladen deine Bruſt
All innerlicher Bürde,
Mit Ruhme dich geſchmückt
Und mit Prophetenwürde?
Drum klag und ſeufze nicht,
Dich zum Gebete wende,
Dein grollend Ich, bezwings,
Und, was du ſollſt, vollende!

*

Ungläubige haben Glück
Und Gläubige ſind ein Spott;
Nicht denkt jedoch, es ſein
Die Böſen über Gott.
Er wird ſie ſtürzen all,
Und richten all zu Grund,
Und ſchleudern all hinab
In heißer Hölle Schlund.

*

Er, welcher Alles kann, was ihm gefällt,
Und deſſen Abſicht immer groß und hehr,
Den Tod hat er geſchaffen und das Leben,
Dies von ſo namenloſer Luſt geſchwellt,
Den Tod jedoch ſo bitter und ſo ſchwer.
Warum? ſo fragt ihr. Auf die Probe ſtellt
Euch Gott damit, daß er erforſche, wer
Der Edlere, daß ihr erhabnen Muth
Beſcheiniget, vergießet euer Blut
Für das, was ihr für wahr erkennt und gut,
Und eifert in die Wette, dies wiewohl
So ſüße Daſein freudig hinzugeben.

*

Mahomed ſpricht:

Mir iſt geſagt: Der Gläubige ſoll ſich ſchlagen,
Bis jeder Hort unächter Art ein Spott;
Bis alle Menſchen auf der Erde ſagen:
Nur Gott iſt Gott, nur er allein iſt Gott.

*

Unter die Dinge, die Allahs Macht beweiſen,
Rechnet ohne Bedenken auch das Eiſen!
Denn verliehn zu mächtiger Waff und Wehre
Iſt es unſerer göttlich ächten Lehre.

*

Vor euern Fraun und Kindern
Seid, Mosleminen, auf der Hut!
Sie möchten euch den Muth,
Für Allah zu vergießen euer Blut,
Sie möchten euch die ritterliche Gluth
Der kampfbegierig edlen Seele mindern.
Nicht rühren euch durch ihre Zähre laßt,
Und unerweicht die braune Lanze faßt,
Sind ſie bemüht, euch am Gefecht zu hindern!
Denſelbigen jedoch —
Vergehn ſie ſich um euch, die allzu Theuern,
In ſolcher Art — mit Milde nur zu ſteuern
Und ohne harte Rüge ſeid bedacht!
Kein rauher Eifer werde hier entfacht!

Denn wie verzeihungswürdig iſt ihr Klagen!
Feſt müſſet ihr, doch ohne Schelte ſagen:
„Gott heiſchet unſern Arm, wir müſſen ſchlagen,
Und Männerherzen dürfen nie verzagen!“

*

Mahomed zu ſich ſelbſt:

Zu Ende geht Gefecht und Krieg;
Gekommen iſt Triumph und Sieg;
Es eilen ſchaarenweiſe
Und ſtellen ſich in die geweihten Kreiſe
Arabiens Bewohner allumher.
So danke denn mit hellerhobnem Preiſe
Ihm, der alleine groß und hehr,
Und wolle nicht erheben
Das eigne Selbſt. Inbrünſtiger vielmehr
Anflehe du — des Gütigen Huldbeſcheer
Sich flehend zu erringen iſt nicht ſchwer —
Dir alle deine Fehle zu vergeben!

*

Und ſendet einer
Die wilden Blicke
Zu ſcheel und ſchief,
Und kränket es einen
In ſeiner Tücke
Zu ſchwer und tief,

Daß Mahomeden,
Den Lichtpropheten
Zu Heil und Glücke
Der Himmel rief —
Er eil und greife
Nach einem Stricke,
So derb und dicke,
Daß er nicht reiße,
Befeſtige ſolchen
An ſeiner Halle
Bedachung oben
Und hänge ſich!
Das Mittel hilft,
Er wirds erproben;
Sein Zorn — was gilts?
Er wird vertoben.

*

Mahomed zu Zafia:

„Judenentſtammte“ grüßen dich
Die Höhniſchen? — Ei zähle du
Getroſt all deine Verwandtſchaft her!
Du ſtehſt in hellem Lichte da,
Und jene bewölkt der Schatte.

Sprich: „Abraham iſt mein Väterchen,
Und Moſes und Marias Sohn
Sind meine beiden Brüderchen,
Und Mahomed iſt mein Gatte."

*

Nachſichtig iſt der Herr;
Wohlthätige Schleier über Menſchenthaten
Wirft ſeine Hand, und dieſe reiße niemand
Muthwillig ohne Drang der Noth hinweg!
Denn jene, die ſo handeln, welche jedes
Geheimniß ohne Schonung offenbaren
Und alſo ihre Brüder, welche Gott
So milde duldet, ins Verderben ſtürzen —
In gleicher Art wird einſt der große Richter
Auch ſie behandeln, gegen ſie allein
Die Grauſamen, ohn alle Güte ſein.

*

Nicht ängſtiget euch ob ſündiger Gedanken!
Was ſtillgeheim in unſerem Buſen glimmt
Und nicht zur That und nicht zum Worte wird,
Das übergeht der Herr, der richtende.

*

Wer allbereits im Feuer,
Der überlaſſe ſich in ſeiner Pein
Der ewigen Macht; wer aber noch ein Freier,
Der gehe nicht und ſtürze ſich hinein.

★

Die Wiſſenſchaft, ihr ſollt ſie ehren,
All dünkelhaftem Wahne fern!
Den Gottes ſind die, ſo ſie lehren,
Und Gottes ſind, die ſie begehren;
Und wer ſie preiſt, der preiſt den Herrn.

★

Die Wiſſenſchaft, man ſoll ſie
Verbreiten allumher,
Nicht ruhen und nicht raſten,
Bis alle Nacht gelichtet,
Bis ſämmtlich unterrichtet
Das Idiotenheer.

★

Das Lehren und Erlernen
Hochadeliger Wiſſenſchaft,
Iſt an Verdienſt und Würde
Dem Faſten und dem Beten gleich.

★

Die Wiſſenſchaft, ſie macht ein edles Herz
Noch edler, als es iſt, ein wildes aber
Entwildert ſie.

★

Der Mann der Wiſſenſchaft, erhoben iſt er
Zu ſeinem Rang, beſtellet
Zu ſeinem Amt, gemacht
Zum Kündiger des Wahren und des Rechten
Von Allah ſelbſt, und hoch iſt er geehrt
Wenn nicht bei Menſchen, doch bei lichtgebornen,
Erhabnen Himmelsgeiſtern; denn es werben
Engel um ſeine Liebe, ſchmeicheln ihm
Und decken ihn mit ihren Fittigen.

★

Verſchiedene kleine Reden und Sprüche Mahomeds.

Kein Gläubiger, kein rechter und kein ächter iſt,
Wer ſeine Brüder nicht, wie ſeine Seele liebt.

Der Gläubige liebe die Menſchen mit der Liebe,
Mit der ſie Gott liebt, der Alliebende!

Hilf deinem Bruder in der Noth auch dann,
Wenn er beſchwert mit Sünden und Verbrechen!

Beſuchet die Kranken, ſpeiſet die Hungrigen
Und löſet die Bande der Gefangenen!

Nie zählet und berechnet,
Was ihr gethan für gute Handlungen.

So viel ihr Ahnen haben mögt, preiswürdige,
Sie nützen euch bei Allah nicht das mindeſte.

Nichts Böſeres auf der Welt, als jene, die
Sich fürchterlich durch böſe Reden machen.

Die Schwäche deines Bruders,
Verdecke ſie! Am Tage des Gerichtes
Verdeckt dafür Gott auch die deinige.

Wer es vermag, der nehme ſich ein Weib;
Wers nicht vermag, kaſteie ſeinen Leib!

Der Himmel wird dir auch den Biſſen lohnen,
Den du geſteckt in deines Weibes Mund.

Eſſet und trinket und kleidet euch, wie ihrs bedürft
Und ſpendet ohne Verſchwendung und Prunk
Almoſen aus.

Waſcht eure Füße rein!
Man wird ſie euch, wofern ihr es verſäumet,
Am jüngſten Tag mit hölliſchem Feuer waſchen.

Ein Knoblauchesser bleibe von Moſcheen fern.

Kein Menſch ſoll eines andern Sünde büßen.

Es iſt dem Menſchen eigen in der That
Nur was er ſich errungen und erworben
Durch ſeine Kraft, durch ſeine Thätigkeit.

Das Betteln iſt das allerletzte Mittel,
Zu dem der Menſch ſoll greifen in der Noth.

Bei Gott, der iſt kein Lügner,
Deß Worte heilſam wirken in der Welt.

Was du gehört, verkündig es! Du prägſt es
So auch der eignen Seele beſſer ein.

Der Menſch wird alt; ſein Herz jedoch bleibt jugendlich;
Es bleibt die Liebe zu der Welt, die Hoffnung ihm.

Es ſandte Gott kein Uebel in die Welt,
Dem er nicht auch die Medicin geſellt.

Nimmt Allah was hinweg von dieſer Erde,
Er ſtellet es auch wieder auf ſie hin.

Sagt: „Ich bezeuge, daß kein Gott als Gott
Und Mahomed ſein Diener und Geſandter!“
Im Uebrigen mögt ihr ſagen, was ihr wollt.

Nicht ſaget, dieſes Weltenall vergehe!
Dies Weltenall, es iſt der ewge Gott.

Neugebornem Kinde ſchon
Tief in innrer Seele wohnend
— So belehrt uns der Prophete —
Sei der Islam. Und, bei Gott!
Ich bezweifle nicht ſein Wort;
Meine ſelbſt mich zu erinnern,
Daß ich in der Wiege ſchon
Paradieſesroſen roch
Und von Huri-Wonnen träumte.

*

Dritte Abteilung:

Mahomed und ſeine Umgebungen

Eingeborgen in die Tiefen
Einer dunklen Höhlenſchlucht
Raſtete mit Abubeker
Mahomed auf ſeiner Flucht.

Wehe, des Propheten Feinde
Dräuen her in ihrer Wuth,
Stürmen an in ihrem Durſte
Nach dem heilig-theuern Blut.

Schon am Mund der Höhle ſtehn ſie,
Die Verfolger ſeiner Spur,
Und zu retten die Verlornen,
Es vermags ein Wunder nur!

Was geſchieht? — Die Feinde ſehen:
Einer Spinne Weberei
Ueberzog die enge Pforte,
Und kein Fädchen iſt entzwei.

Dies beweiſt ohn allen Zweifel:
Keine Seele drang hinein,
Keine kann in dieſer Höhle
Dunkelheit verborgen ſein.

Und die Feinde des Propheten,
Die getäuſchten, ziehn vorbei,
Laſſen ihre Beute fahren,
Laſſen Allahs Heilge frei!

*

Zwei Tauben rufen den Propheten aus der Höhle heraus:

Du, dem alle Dinge zu-
Fallen in der Welt, o du!
Süße Ruh
Iſt umher;
Auf und ſchaue!
Nicht zu Spotte
Wirſt du, traue
Deinem Gotte!
Komm hervor aus deiner Grotte!

*

Myriadenmal erſchien der Engel Gabriel
Dem Gottgeſandten. Selbiger vernahm zuerſt
Ein fein Geklingel, wie von einem Glockenſpiel;
Dann breitet ein edeniſches Arom ſich aus,
Das Moſchushauch und Ambraduft beſchämete;
Dann blitzet es und leuchtet es gewaltiglich;
Glanzhellen Angeſichtes ſtand der Engel da,
Und ſtimmte tönend alkoraniſche Suren an.

So lieblich und ſo ſchön jedoch Verkündigung
Und Gegenwart, ſchwer trug der Menſch, der irdiſche
Die geiſterhafte, himmliſche Genoſſenſchaft;
Er entſetzte ſich, er bebte von tief innerer
Erſchütterung und kalte Schweiße deckten ihn.

*

Der Gottgeſandte heißet auch der Vater
Der Gläubigen; von ihm ja ſtammt der Glaube.
Auch der Zerſtörer; er zerſtörte ja
Den Götzendienſt. Auch der Vereiniger;
Denn neu vereint durch ſeine Lehre wurden
Und werden noch zur Stunde fort und fort
Die durch ſo manche falſche Religion
Geſchiedenen Familien der Menſchheit.
Er heißet auch der Vater
Der Wittwen, und wie paſſend heißt er ſo!
Denn ſeines Herzens höchſte Wonne war
Ein Hort zu ſein der Wittwen und der Waiſen.

*

„Wenn einer an Gott und ſeine Gerichte glaubt,
Er hüte ſich mit allerhöchſtem Fleiß
Zu ſchädigen und zu kränken ſeinen Nachbar!

Wenn einer an Gott und ſeine Gerichte glaubt,
Wohlthaten üb er aus; er übe ſie
Im Stillen und ſich ihrer nicht berühmend!

Wenn einer an Gott und ſeine Gerichte glaubt,
Er ehre, hege, pflege ſeinen Gaſt,
So lange, bis die gebührliche Zeit verſtrich!“

So der Prophete. Seine Jünger fragten:
„Die gebührliche Zeit — wie lange dauert die?“
„Drei Tage lang,“ war des Propheten Antwort;
„Was über dieſe Friſt,
Iſt eine reine, freie Gunſt und Güte.“

★

Es kam zu dem Propheten eines Tages
Ein junger Mann und heiſchete Belehr.
„Ich habe,“ ſprach er, „eine greiſe Mutter,
Die ungemein gebrechlich iſt; ſie wohnet
In meinem Haus, ich ſpeiſe, tränke ſie;
Ich kleide ſie, ſo wie ſie es bedarf,
Kühl, wenn es heiß, und wenn es ſchauert, warm;
Ich bette ſie auf ihre Pfühle hin;
Ich hebe ſie mit meinem eignen Arm;
Mit einem Wort: ich thue, was ich kann.
Nun ſage mir, ob ich wohl hoffen darf,
Ihr zu vergelten all in dieſer Weiſe
Das Gute, das ſie mir voreinſt gethan?“
Und der Prophete ſagte: „Nimmermehr!
Denn einer Mutter kann man nicht vergelten,
Und wenig iſt, was immer auch geſchehn,

In dieſem Fall. Doch thuſt du wohl, o Sohn,
Ich ſegne dich dafür und bitte Gott,
Für das wiewohl Geringe, was du thuſt,
Dir einen überreichen Lohn zu geben."

*

„Todt ſind ſie, die mich zeugten," alſo ſprach
Zu dem Propheten einer; „ſage mir,
Ob ich anitzt der Pflichten all entledigt,
Die man zu leiſten ſeinen Eltern hat!"
„Noch lange nicht," verſetzte Mahomed;
„Denn noch die viere liegen ob: für ſie
Zu beten, ihre Schulden abzutragen,
Zu lieben und zu ehren ihre Freunde,
Zu wahren endlich auch vor dem Ruin
Was ſie gegründet und geſtiftet haben,
Was ſie gebauet und emporgebracht!"

*

„Wird," alſo frug ein Jünger den Propheten,
„Auch das belohnt, was einer an Gethier
Wohlthätiges übt?" — „Hör eine kleine Mähre!"
Sprach Mahomed. „Es war einmal ein Mann,
Der viel und ſchwer geſündiget. Derſelbe
Befand ſich einſt auf einer Wanderung
Und fühlte Durſt. Von Waſſer im Revier
War keine Spur; doch er erfriſchte ſich,
Zum Munde führend ſeine Reiſeflaſche.

Zugleich bemerkt er aber, wie ein Hund,
Vor Durſte lechzend, am Geſteine leckte;
Er tränkte nun auch dieſen armen Hund.
Und Gott, der Herr, gewahrt es und vergab
Ihm mit Vergnügen alle ſeine Sünden."

*

„Ich bin verloren," ſprach
Zu dem Propheten einer händeringend.
„Was iſt geſchehen?" fragte der Prophete.
„Es war die Zeit der Faſte, der Kaſteiung,
Da unterlag ich Unglückſeliger
Den Reizen eines Weibes" — „Sühne das,
Freigebend einen Sklaven" — „Habe keinen". —
„So ſpeiſe dreißig Arme" — „Gott wovon?"
So weit gediehn war ihr Geſpräch, da trug man
Auf des Propheten Tafel einige Schüſſeln
Mit Eingemachtem und mit Datteln auf.
Und der Prophete nahm davon und gab
Und ſprach: „Da nimm und ſchenk es einer armen
Familie, der ärmſten, die du kennſt,
So biſt du quitt." — „O Himmel,"
Rief jener aus, „giebts auf der Erden eine,
Die ärmer, als die meine?" — „Nun ſo geh,"
Verſetzte gütig lachend der Prophete,
„Und überbring es deiner eigenen!"

*

Die Jünger des Propheten —
Unreifen noch und mangelhaften Urtheils
Und noch nicht im Beſitze
Des reinen und vollſtändigen Begriffes
Wahrhafter Religion — gelüſtet einſt
Nach ſonderlicher, hoher Heiligkeit.
Sie zogen miteinander in Betrachtung
Und in Berathung unterſchiedliche
Kaſteiungen und Tödtungen des Fleiſches,
Die ihnen als ein gottgefällig Werk
Und ein Verdienſt der erſten Art erſchienen;
Der eine wollt ein ewiges Faſten halten,
Der andere gedachte, ſich der Frauen
Rein zu enthalten künftig und ſo mehr.
Da kam der Gottgeſandte, ſtand ein wenig
Und hörte zu, trat dann heran und ſprach:
„Das iſt häretiſch arger Art und nicht,
Was mich der Himmel lehrt und was ich euch.
Ich bin von euch der frömmſte, liebe Gott
Am meiſten, und am meiſten iſt auch wieder
Sein heilig Herz mir zugeneigt, und ich —
Ich faſte zwar, dann aber eß ich wieder,
So wie ich es bedarf, um meine Kraft
Vor dem Verfall zu wahren; auch genieß ich
Der Frauen ohne Scheu, ſo weit es Allah
Genehmiget; wer andre Wege liebt,

Und andre geht, iſt keiner aus der Schaar
Der Gläubigen; er ſcheidet aus dem Islam.

★

„Kein Menſch," ſo lehrte der Prophet einmal,
„Vermag allein durch ſeine guten Werke
Ins Paradies zu kommen." Mit Befremden
Vernahmen es die Jünger um ihn her;
„Wie," ſagten ſie, „kein Menſch, Prophet, auch du nicht?"
Und Mahomed verſetzte: „Nein, auch ich nicht.
Das Beſte thun zu meinem ewigen Heil
Muß auch bei mir die Güte Gottes einſt."

★

Mahomed als ihn einer im Streit mit einem Juden weit über Moſe ſetzte:

Nicht allzu hoch erhöht mich über Moſe!
Denn wiſſet: Einſt am Tage des Gerichtes,
Wenn alle Menſchen auf dem Erdenrund
Aufſchrein vor Angſt in ihrer Schuld Bewußtſein,
Aufſchrein, wie alle, werd auch ich ſodann.

★

Der Gottgeſandte,
Bevor er ſchlug
Die Schlacht von Beder,
Nahm ſeinen Stand

An einem Orte,
Der arm an Fluth,
An labereicher.
Da frug ihn einer,
Ob das geſchehe
Nach Gottes oder
Nach eignem Rath.
„Nach eigenem,“
Verſetzte jener.
„Dann,“ ſprach der Andre,
‚Hör auf mein Wort!
Wegziehn laß uns
In raſcher Eile
Von dieſem Ort
Und einen andern
Uns auserleſen,
Der reich an Waſſer,
Auf daß nicht uns,
Auf daß dem Feinde
Gebrech im Streite
Die Labefluth.“
„Der Rath iſt gut,“
Sprach der Prophete,
Der ihm zu folgen
Nicht ſäumige.
Daß ſelbiger aber

Hier ohne Rath
Von Gott geweſen,
Und ſo bewogen
Sich menſchlichem
Zu unterwerfen,
Das iſt, wie uns
Gelehrte ſagen,
Deßhalb geſchehn,
Daß ſich an ihm
Die Hochgeſtellten
Ein Beiſpiel nähmen
Und feſt die weiſe
Maxime hielten,
Verſtändiger
Rathſchläge Segen
Nicht zu verſchmähn.

*

Der Gottgeſandte,
Zu Bette lag er
Und krankte ſehr;
Der Odem ſchwer
Und ſchwach die Rede —
Da ward um ihn
Die Seele ſo bang
Den Seinen.

Und Fatme, die holde, mit Weinen
Und der Eidam Ali mit ihr
Beriethen ein fromm Gelübde:
Zu faſten ſtreng drei Tage lang.
Und es geſchah; auch Fidda, die Magd,
Faſtete mit, die betrübte.
Da ward es ſichtlich beſſer mit ihm,
Dem erhabenen Mann.
Und Fatme begann
Mit frohem Muth
Für ſich und Ali
Und Fidda, die Magd,
Drei Kuchen zu backen;
Und ſelbige
Sie geriethen gut,
Sie wurden ſchön;
Da gedachten ſie ſich zu laben.
Es kamen jedoch
Und flehten um milde Gaben
Drei Männer her,
Drei arme, bleiche;
Die baten ſo ſehr,
Und jene, die Guten,
Sie gaben Alles und Alles her,
Und hatten die Nacht kein Eſſen mehr.
Am Morgen drauf

Beſorgte Fatme
Für ſich und Ali
Und Fidda, die Magd,
Drei neue Kuchen;
Wie lachten ſie
Die Hungrigen an!
Es kamen jedoch
Und flehten um milde Gaben
Drei Waiſen her,
Drei arme, kleine;
Die baten ſo ſehr,
Und jene, die Guten,
Sie gaben Alles und Alles her
Und hatten des Tags kein Eſſen mehr.
Und wieder am Abend —
Sie waren nun faſt
Am Hungertode —
Buk jene drei
Vortreffliche Brode.
Schon langte darnach
Mit gieriger Haſt
Jedwede Hand;
Es kamen jedoch
Und flehten um milde Gaben
Drei ſilberweiße,
Gebückte Greiſe,

Die baten ſo ſehr
Und jene, die Guten,
Sie gaben Alles und Alles her
Und hatten die Nacht kein Eſſen mehr.
Am Morgen drauf
Kam Gabriel
Zu dem Propheten
Und wünſchte Glück
Im Namen Allahs
Ob einer Tochter,
Ob eines Hauſes
So fromm und edel
Wie keines ſonſten
Im irdiſchen Land,
Beſchenkte zugleich
Mit einer neuen
Vom hohen Azure
Herabgebrachten
Koſtbaren Sure,
„Der Menſch“ genannt.

*

Ergeben hat ſich Mekka;
Vor dem Propheten, ihrem Überwinder
Stehn die Mekkaner, ihrer Schuld bewußt.
Er fragt ſie: „Was erwartet ihr von mir?“
Sie nehmen ſich zuſammen und entgegnen:

„Ein edelmüthiger Bruder, iſt zu hoffen,
Wird nicht zu ſtrenge ſeinen Brüdern ſein.“
Drauf Mahomed: „Ihr urtheilt recht von mir.
So gehet denn in Frieden! Ihr ſeid frei.“

★

Mahomed die Idole Mekkas ſtürzend:

Die Wahrheit iſt gekommen;
Der Irrthum iſt verſchwommen;
Die Decke, ſie iſt genommen
Vom Menſchenaug; entglommen
Iſt morgenhell der gottgeſchenkte Tag.

★

Den Gottgeſandten hungert einſt. Am Wege
Stand eine Palme, ſchöner Früchte voll;
Da mahnte man, zu nehmen und zu eſſen.
Doch der Prophete lehnt es ab und ſprach:
„Die Palme hier, ſie ſcheint beſtimmt zu ſein,
Die Armen und die Dürftigen zu laben;
Ich fürchte mich daher vor einem Raub.“

★

Vorbeigetragen ward
Vor des Propheten Augen eine Leiche,
Er betete. Da ſagte man zu ihm:
„Laß ſein, laß ſein! Es iſt ja nur ein Jude.“
„'S iſt eine Seele,“ ſagte Mahomed.

★

Ein Bekehrter ſpricht:

Lang zweifelte mein nachtbeſtrickter Sinn
An des Propheten Miſſion und Lehre,
Und nicht bewältigt fühlte ſich mein Herz
Von ſeiner oftgehörten Feuerpredigt.
Doch ſeine Milde, ſeine ſanfte Güte,
Und ſeines Edelmuths Bezauberung
Schlug endlich alle meine Zweifel nieder.
Einſt, wie er mitten in der Predigt war,
Da trabt auf einem Dromedar daher
Ein Beduin und ſchrie ihn an und ſprach:
„Hör an, Prophet! Es ſandte mich mein Stamm.
Wir ſind bekehrt zu deiner Lehre zwar,
Allein wir hungern; unſern Hunger ſtille!“
Da wendete ſich Mahomed zu Ali
Und ſprach zu ihm: „Wie ſtehts um unſern Vorrath?
Was iſt den armen Leuten abzugeben?“
Und Ali ſagte: „Nichts!“ — Da ſchritt ich vor
Und ſprach: „Ich habe Geld und bin bereit
Es dir zu leihn bis auf die Dattelernte.“
Und der Prophete nahm von meiner Hand
Und gab, was er empfing, dem Beduinen.
Wie nun die Zeit der Ernte hergekommen,
Da ging ich über das Gefild und traf
Bei einem Grabe den Propheten an,

Der ein Gebete ſprach. Ich packt ihn hart
Und heftig an und ſchrie: „He, Sohn Abdallahs,
Gieb mir das Geld zurück, das ich dir lieh,
Wo nicht, ſo gieb mir Datteln und betrüge
Den Redlichen um ſeine Habe nicht!“
Indem ich alſo mich ereiferte,
Vernahm ich hinter mir ein Wuthgeſchrei;
Ich wandte mich und ſah, wie eben Omar
Das Schwert erhob, um mir das Haupt zu ſpalten.
Doch der Prophete hielt ihn ab und rief:
„Halt, Omar, halt! Hier brauchen wir kein Schwert,
Hir brauchen wir nur Datteln, weiter nichts!
Geh, gieb dem Mann, was wir ihm ſchuldig ſind,
Und weil du ihm ſolch einen Schreck gemacht,
So zahl ihm zwanzig Bündel drüber aus!“
Omar, gebändigt vom Prophetenwort,
Barg ruhig in die Scheide ſeine Waffe;
Ich aber ſtand betroffen und beſchämt
Und fühlte tief in meines Herzens Grunde,
Daß Mahomed ein Bote Gottes ſei;
Und ich bekehrte mich zu dieſer Stunde.

★

Anis ſpricht:

Ich habe dem Propheten
Neun Jahre lang gedient und nicht gefühlt,
Daß er ein Herr und ich ihm unterthan.
Denn nie hat er getadelt und gezürnt,
Der ſanfte Mann, und nie hat er gefragt,
Warum ich etwas ſo und ſo verrichtet.

*

Der Gottgeſandte, grüßet er und küßt er
Die holde Fatme, ſein geliebtes Kind —
Es breite ſich um ihn, verſichert er,
Der Wunderhauch edeniſcher Roſenauen.

*

Mahomed ſpricht:

Von meinem eignen Ich ein Theil iſt Fatme;
All was ſie leidet, iſt mein eigen Leid.

Es iſt die Frau der Frauen
Fatme, ſie iſt der Erde Schmuck, ſie iſt
Die Perle der Bürgerinnen in Edens Auen.

*

Mahomed am Grabe der Tochter Amrus:

Nicht laſſet an dieſem Hügel,
O Freunde, die Thräne rinnen!
Engel beſchatten ihn mit ihrem Flügel.

*

Ein ſiebenjährig Kind
Ward Aiſche vom Propheten aufgenommen
Und wohl belehrt aus ſeinem heilgen Mund.
Neun Jahre zählte ſie,
Da er ſich ihr vermählte; ſo viel Jahre
Währt auch mit ihm ihr hochbeglückter Bund.

*

Aiſche ſpricht:

Lang war Chadidſche todt, und immer noch
Aus des Propheten Munde floß ihr Lob,
Als wäre ſie erſt geſtern hingeſchieden.
Auf dieſe Todte war ich
Weit eiferſüchtiger, als auf alle Frauen
Des Gottgeſandten, die lebendigen.
Es ſchärfte dieſen Stachel
In meiner Bruſt, daß er verheißen ihr
Aus göttlicher Eingebung eine goldne
Kiosk in Edens himmliſchem Revier.

*

„Wie rann die Quelle
So ſilberhelle,
Wie ſchattete ſo mild der Baum!
Entzückender Raum!
Geweihte Stelle!
Der größte der Menſchen küßte mich hier,
Der Gotterkorne, zum erſtenmal,
Entrückte mich in Edens Saal,
Gab Freuden ohne Namen mir.
Hier will ich ruhn, hier, Freunde, hier
Sei meine Gruft gegraben,
Hier aufgeſtellt mein Sterbemaal!
Erinnerung, der ſüße Strahl,
Er ſoll mich hier
Im Grabe noch, in Nacht und Tode laben.“
Maimuna — Friede ſei mit ihr! —
Sie ſprachs und ſtarb.
Ihr Wort erwarb
Ihr jene ſchöne Gruft und mehr.
Denn eine Moſchee
Hoch und hehr,
Wölbte ſich um den Ruheport;
Dahin ſofort
Wallt allumher
Und betet an im Heiligthum
Und ſchlürfet aus der Quelle klar

Und mehret des Propheten Ehr
Und kündiget Maimunas Ruhm
Manch edle Schaar
Aus Allahs ächtem Kirchenthum.

*

Mahomed über den Äthiopier Belal, den Gebetausrufer:

Belal —
Er ruft mit einer Stimme von Kryſtall.

*

„Am Stirnhaare
Des Roſſes hanget
Anſehn und Ehre
Und Ruhm, ſo lange
Die Welt beſteht.“
So einſt, das liebſte
Von ſeinen Roſſen
Gelinde ſtreichelnd,
Der Großprophet.

*

Mahomed über Abubeker:

Wie jene ſchaun, die frei vom Höllenfeuer,
Iſt dem bekannt, der Abubeker kennt.

Ich würde ſagen: Abubeker iſt mein Freund;
Ihn aber hat ſich Allah ſelbſt zum Freund erſehn.

*

Abubeker ſpricht:

Es gebeut
Abubeker, der Chalife, dies:
Kämpft,
Gläubige, ſonder einigen Verdrieß
Für den Islam! Aber, eh ihr rücket
Ins Gefecht und eure Waffe zücket —
Freundlich und in Frieden auf die Bahn,
Welche wahrhaft leitet und beglücket,
Rufet erſt, was noch dem alten Wahn
Pflichtig iſt und jammervoll berücket!
Den Gereiften an Verſtande nur,
Nicht jedoch, wem von erhabnen Dingen
Ferne noch die kindiſche Natur,
Brennet, ein Bekenntniß abzudringen!
Achtet und ehrt
Auch die Abgeſandten eurer Feinde,
Auch, die einer ſtörrigen Gemeinde
Angehören; unverſehrt
Sein ſie von euch und ungekränkt entlaſſen!
Bannen aus eurem Rath
Sollt ihr alle feige Hinterliſt,
Alle grauſam ungefuge That,
Sollt ſie haſſen
Unbedingt,

Ob ihr auch mit einem graſſen
Gegner ringt,
Ein Geſchlecht verworfner Art bezwingt!
Nicht beſchwingt
Sei der Sieg durch ſchleichend niedre Tücken;
Nicht mit Gift
Sei geführt der heilige Krieg!
Offen und ehrlich wird er am ſchönſten glücken.
Greiſe nicht
Würge, noch ſchwache Weiber
Euere Kraft, noch kindliche zarte Leiber!
Heilig ihr,
Was für Räume
Sie befehde,
Sei ihr alſo, wie im Heime,
Mütterlicher Erde Frucht!
Nicht beſchäde,
Nicht zertrete
Sie die ſproſſend jungen Keime;
Fröhliche Saaten zerſtöre ſie nicht;
Prangende Fluren verheere ſie nicht;
Labegewährende, köſtliche Bäume,
Schattige, kühle, verſehre ſie nicht,
Leere nicht
Die Reviere,
Raffend alle ſüße Wucht,

Die ein hungriger Pilger ſucht,
Vom Gezweige höchſt verrucht;
Schranke ſei ihr adeliche, feine Zucht!
Selbige bewähre ſich auch am Thiere!
Schafe, Ziegen und Stiere
Tödtet allein, ſo viel der Noth
Unabweisliches Machtgebot;
Nimmermehr entſchweifet dieſer Sphäre
Aus Begier nach Mord und Tod!
Mild im Mosleminenheere
Werde das Kameel geſchont;
Seine Laſt, wenn ihre Schwere
Allzu drückend, werde vertheilt auf mehre!
Wenn es erlahmt, das euch gefrohnt
Voll Geduld auf euern Zügen,
Nicht ſofort im Staube liegen,
Stöhnend aller Hülfe bloß,
Laſſet es!
Dieſes Alles heiſchen Ehre,
Recht und Pflicht; ins Innere feurig faſſet es!
Denn ein ungerührt Gemüth
Von erleuchtend edler Lehre —
Paradieſeswonne blüht
Nimmer einem ſolchen; Allah haſſet es.

*

Abubeker ſpricht:

Kein ſchöneres Verhalten in der Welt,
Als nicht zu wiſſen, was man Arges weiß.

Wofern du einſiehſt, daß du arm an Einſicht —
Auch dieſes ſchon iſt Einſicht, heilſame.

*

Abubeker ſpricht:

Dies, o ihr Mosleminen,
Iſt eueres Chalifen,
Der ſeinem Ende nahet,
Iſt Abubekers letzter
Will und Befehl an euch.

Chalife ſei und Hüter
Der gläubigen Gemeinde,
Wenn ich geſchieden, Omar.
Ihm horchet und gehorchet,
Ihm, einem Manne Gottes,
Der jeglichen Geſchäftes
Im Frieden und im Kriege
Ein herrlicher Verrichter,
Ihm, der das Offenbare
Und das Geheime kennet,
Ihm, der die Reinheit, ihm,

Der die Gerechtigkeit,
Ihm, der die Wahrheit ſelber.
So, euer Heil berathend,
Entſchlaf ich ohne Sorgen,
Euch ſegnend im Entſchlafen.
Des Ewigen Huld und ſanftes
Erbarmen über euch!

*

Mahomed über Omar:

Durch Omars Mund
Thut ſich die Wahrheit kund.

Gott legte die Wahrheit Omarn
Ins Herz und auf die Zunge;
Er iſt der Unterſcheider,
Der ſichere, der ſcharfe,
Deß, was mit trügeriſchem,
Unächtem Schimmer gleiſt,
Vom Richtigen und Rechten;
Kein Wahn beſteht, kein Irrthum
Vor ſeinem hellen Geiſt.

*

Omar bei ſeinem Regierungsantritt:

Vor mir ſo ſtark iſt keiner, als der Schwache,
Dem weh geſchieht; denn mein iſt ſeine Sache.
Vor mir ſo ſchwach iſt keiner, als der Starke,
Der wehe thut; denn wach iſt meine Rache.

*

Um Syrien zu nehmen
Zog Omar aus in ärmlichem Gewand.
Da führten ihm Vertraute zu Gemüth,
Nicht ſchicke ſich ſolch eine ſchlechte Hülle
Zu ſolch erhabnem, würdevollem Stand.
Doch der Chalif entgegnete, wie folgt:
„Arm ſchein ich euch und ohne Zier gekleidet;
Doch euer Aug, es iſt zu blöde nur,
Gewahr zu werden einen Herrſcherglanz,
Vor dem ſich im Azur die Sonne neiget.
Denn mich bedeckt das ſchönſte der Gewänder,
Die höchſte Pracht, der allerreichſte Schmuck;
Der Islam iſt es; das bedenkt und ſchweiget!“

*

Mit eigner hoher Hand
Trug Omar ein Gefäß voll Waſſer heim.
„Wozu,“ ſo fragte man, „ſo tiefe Demuth?“

„Ein allzu groß Gefallen an ſich ſelbſt
Hat meine Seel,“ antwortete der Fürſt,
„Und ſo bedarf ſie der Erniedrigung.“

*

Gewendet hatte ſich zu unſerm Glauben
Der Ghaſſanide Gebalet. Er kam
Mit Glanz heran und königlicher Pracht;
Es funkelt ihm die Krone von Juwelen;
In Gold und Seide pranget ihm von Reitern
Ein ganzes Heer. Die Freude war nicht klein,
Daß wir gewonnen einen ſolchen Herrn.
So zog er in die Stadt Medina ein.
Da weilet er bei Omar eine Zeit,
Auf daß er unſre heiligen Bräuche lerne;
Dann brach er auf mit ihm nach Mekka. Hier
Begab es ſich, daß, während er die Kaba
Umwandelt, ein gemeiner Araber
Ihm aus Verſehen auf den Mantel trat.
Der Ghaſſanide, zornigen Gemüthes,
Dreht ſich herum und ſchlägt dem Araber
Ins Angeſicht, daß ihm die Naſe blutet,
Ja, daß verloren einige Zähne ſind.
Der Araber läuft blutigen Angeſichtes
Zu Omar hin und klaget ob der Unbill.
Man rufet den Verklagten und er kommt.

„Sprich," ſagte der Chalife, „was bewog dich,
So ſchlimm zu thun an einem Gläubigen?"
„Er trat mir auf den Mantel," war die Antwort,
„Und nur die Achtung vor dem heiligen Hauſe
Hielt mich zurück, ihn todt dahinzuſtrecken."
„Ein ſchlimm Geſtändniß," ſagte der Chalife.
„Nun mußt du ſehn, daß dir der Mann verzeiht;
Wo nicht, ſo muß ich rächen und vergelten."
„Was? Ich bin König," rief der Ghaſſanide,
„Und dieſer iſt ein ganz gemeiner Menſch."
„Das ändert in der Sache nichts. Der Islam
Gleicht dieſen Unterſchied; vor dem Geſetze
Iſt jeder unter uns derſelbe Mann."
„So gebt mir eine Friſt." Sie wird gegeben.
Doch in der Nacht entwiſchen Gebalet
Und ſeine Diener und verfügen ſich
Zum großen griechiſchen Hunde zu Byzanz.
Da kehren ſie zu ihrem Aberglauben,
Dem chriſtlichen, zurück und ſind geehrt
Und reich begabt mit Länderein und Gütern.
So durch Gerechtigkeit ging uns verloren
Ein fürſtlicher Genoſſe; werther aber
Bei weitem als ein ſolcher Hochgewinn
Von Glanz und Macht iſt uns Gerechtigkeit.

*

Die Runde machte ſelber einſt zu Nacht
Fürſt Omar in Medina. Da gerieth er
An ein verfallnes, düſteres Gebäude,
Wo eine Stimme ſeinen Namen nannte.
Er ging hinein und ſah zwei arme Kinder
Und ein zerlumptes, abgehärmtes Weib,
Das übers Feuer ein Gefäß geſetzt,
Umrührte mit dem Löffel ſeinen Inhalt
Und immerfort dabei die Worte rief:
„Herr, ſchaffe Recht mir wider den Chalifen,
Recht wider Omar, den Tyrannen, mir!“
„Was that dir Omar?“ fragte der Erſtaunte.
„Er ſandte meinen Gatten in den Krieg;
Er machte mich zur Wittwe, dieſe Kinder
Zu Waiſen ohne Schutz und ohne Schirm
Und ohne Brod. Da ſteh ich,
Die leere Fluth umrührend im Gefäße,
Um ſie zu täuſchen, dieſe Jammervollen,
Und ihr Geſchrei, das mir die Bruſt durchſchneidend
Entſetzliche, für einige Zeit zu ſtillen.
Fluch über Omar, tauſendfachen Fluch!“
So ſprach die Frau, die ſchmerz- und wutherfüllte.
Und Omar — er entgegnete kein Wort;
Er ging jedoch und lud ſich auf die Schultern
Zwei Säcke, voll von Speiſe, kam zurück
Und lud ſie ab und ſagte: „Da iſt Brod

Für dich und dieſe. Stillet euern Hunger!“
Und als ſie es gethan, da nahm der Fürſt
Die Kinder auf die Arme beideſammt
Und ſagte zu dem Weibe: „Folge mir!
Ich werde ſorgen. Aber klage nun
Nicht ferner über den Chalifen Omar,
Und rufe nicht mehr mit ſo wildem Fluche
Die Rache Gottes auf ſein Haupt herab!“

*

Omar an den Statthalter von Kufa:

Ich höre, was mir wenig Freude macht.
Du haſt dir, um an Glanz
Altperſiſchen Monarchen gleich zu ſein,
Ein königliches, hohes Haus gebaut;
Du haſt dir aus chosroiſchem Pallaſt
Ein prächtiges Portal hinweggerückt
Und haſt damit den deinigen geſchmückt.
Nun wirſt du dich wohl auch, wie jene thaten,
Mit Kämmerern umgeben, wirſt, wie ſie
Dein Angeſicht den Dürftigen entziehn
Und den Bedrängten deine Hülfe weigern —
So ungetreu der ſchlichten, frommen Sitte
Des Gottgeſandten biſt du, tief verſenkt
In ſchwelgeriſch hochmüthiges Selbſtbehagen.
Deß muß ich bitter klagen.

Du biſt beſtellt, ein Völkerhort zu ſein,
Mit Fleiß zu wachen über Stadt und Land
Und nicht zu prangen in Deſpotenweiſe.
Und alſo hab ich einen abgeſandt,
Der deine ſtolze Baute niederreiße.

*

Man ſah dieſelben hohen, edlen
Und ungemeinen Eigenſchaften
An Omar und an Abubeker,
Nur Eines unterſchied die beiden,
Die Art, womit ſie Gutes übten.
Denn Abubeker pflegt allein
Dem, der da werth in ſeinen Augen,
Mildthätiglich bedacht zu werden,
Dagegen Omar allgemein
Jedwedem Armen und Bedrängten
Ein Helfer und ein Hort zu ſein.
Er ſagte nehmlich: „Unterſtützung
Iſt Allen nöthig, ob ſie ſchuldlos
In Noth geriethen, ob ſie edel
Von Art und Weſen oder nicht.
Den Werth, den innern, eines Menſchen
Zu meſſen und darnach zu richten —
Nur Gott allein, der allbewußte,

Die eigne Seele nur vermag es;
Wir ſelbſt vielleicht ſehr Tadelhafte,
Wir haben keine Richterpflicht.“

*

Omar ſpricht:

Sei immer wahr und koſtet es das Leben auch.

Die Brüderſchaft der Dummen, die zu nützen ſcheint,
Verſchmähe ſie! Sie ſchlägt allein zum Schaden aus.

Drei Dinge kehren nie:
Der Pfeil, der abgeſchoſſen,
Das ausgeſprochne Wort,
Die Tage, die verfloſſen.

Vier Eigenſchaften ſoll ein Herrſcher haben,
Vereinigen in ſich, was ſchwer ſich eint:
Ein zart Gefühl, das nicht zur Schwäche wird;
Kraft, wenn es gilt, doch ohne Grauſamkeit;
Freigebigkeit, doch nicht verſchwenderiſche,
Und Sparſamkeit, die nicht in Geiz verfällt.

*

Amru, der Feldherr des Chalifen Omar,
Schlug nie, ſo lang er als Eroberer,
Sich in Aegypten aufhielt, irgendwo
In Stadt und Dorfe ſeine Wohnung auf;
Im Freien hauſt er unter einem Zelte.
Als unterworfen nun das ganze Land,
Da brach er auf und wollte mit hinweg
Auch jene nehmen, ſeine Zeltbehauſung;
Doch ſiehe da, es hatte ſich auf ihr
Vertrauend angeſiedelt eine ganze
Familie von Tauben, elterlichen
Und jungen, noch bedürftigen, und dieſe
Nicht zu verſtören, ließ er im Gefilde
Sein Zelt zurück. Um ſelbiges ſofort
Entſtanden einige kleine Hütten erſt,
Dann Häuſer auch, anſehnliche, ja ſelbſt
Palläſte für die Reichen und die Großen;
Und ſo erhub ſich endlich eine Stadt,
Foſtat geheißen, das bedeutet Zelt.

*

Abdallah Leißi hieß ein Mann,
Der ritt auf einem Wunderroß,
Das über alle Klüfte ſprang,
Das über alle Ströme ſchoß.

Abdallah Leißi war ein Held,
Der ganz allein den Sieg gewann;
Die Anderen, die ſahen ihm
In Ruhe zu als Hintertroß.

So ſtanden einſt die Araber
Genüber einem Perſerheer;
Doch beide hemmt ein Stromgebiet,
Das breitgedehnt dazwiſchen floß.

Abdallah Leißi ſprengt hervor,
Fliegt raſch dahin von Rand zu Rand;
Das Gleiche kann kein anderer,
Ob noch ſo guter Kampfgenoß.

Den Feinden aber dünket es,
Ein ſo beſchaffner Kämpe ſei
Ein jeglicher der Araber,
Hätt auch ein ſolches Wunderroß.

Der Wahn erſchreckt ihr feiges Herz,
Und jener haut ſo grimmig ein;
Im Augenblick zur Flucht gewandt
Iſt der geſammte Heerkoloß.

*

Mahomed über Ali:

Ali, das iſt der Mann,
Der meinem Herzen wohlgefällt,
Iſt mein Weſir, mein Bruder
In dieſer und in jener Welt.

*

Es trug einſt Ali als Chalif
In ſeiner Schürze Datteln heim.
Da ſagte man: „Wie magſt du ſo
Dein hohes Amt entwürdigen
Und thun, was einem Knechte ziemt?“
„Ich thu es für die Meinigen,“
Sprach Ali, „laßt die Freude mir,
Für ſie bethätigt und bemüht
In eigener Perſon zu ſein!
So hoch wir auch von Gott erhöht,
So reich wir auch an Glanz und Schein —
Nie ſchändet dieſer ſüße Dienſt;
Nie ſchimpfet und entehrt es uns,
Ein Vater und ein Menſch zu ſein.“

*

Sein Panzerhemd verloren
Hatt Ali und ein Chriſt hatt es gefunden.
Es ihm zurückzugeben, mahnte jener,
Der Chriſt jedoch behauptete den Fund,

Und nicht verſchmäht es der Chalif, mit ihm
Zu Kufa vor dem Richter zu erſcheinen.
Mit großem Eifer ſtritt allhier der Chriſt,
Sich als ein ächter Rabuliſt beweiſend;
Ali dagegen, bieder, redlich, einfach,
Unaufgelegt zu zanken und zu hadern
Und nicht geübt im Kampfe mit der Liſt,
Entſetzte ſich vor ſolcher Streitverwicklung
Und gab den Handel auf. So war denn nun
Das zwar nur angemaßte Panzerhemd
Ein unbeſtrittnes Eigenthum des Chriſten.
Der aber fühlt im Innern eine Regung
Ganz eigner Art. Er mußte ſich geſtehen,
Daß Mosleminenherzen edeler,
Als chriſtliche, daß eine Lehre, die
So ſchöne Früchte trage, ſich ſo herrlich
Selbſt am Gemüth der Mächtigen bewähre,
Weit wahrer und weit göttlicher, als die,
So ihm gegoſſen in die Seele war;
Und alſo ließ er ab von ſeinem Wahn,
Entbrannte nach wahrhaftigerem Heil,
Und bat, ihn aufzunehmen in den Schooß,
Den gottgeliebt glückſeligen, des Islams.

*

Ali ſpricht:

Schön ſtehet dem Reichen Demuth
Im Angeſicht des Armen;
Schön ſtehet dem Armen Stolz
Im Angeſicht des Reichen.

Die ſchönſte der Gottesgaben,
Die iſt, ein ſchönes Naturell zu haben.

Das ſchönſte Reich iſt das,
So man beſitzt im menſchlichen Angedenken.

Gar ſehr bedarf Verwandtſchaft
Der Liebe; Liebe der Verwandtſchaft nicht.

Viel leichter iſt, entbehren
Hochnöthiges, als von gemeinen Seelen,
Obwohl ſie es gewähren, es begehren.

Für ein Orakel halten
Sollſt du die Meinung eines weiſen Alten.

Ein klug Geſpräch, das iſt der Garten Edens.

Der größte Mangel iſt der Mangel an Verſtand;
Wer reich an Einſicht, der allein ſei reich genannt.

Es rühmen ihres Adels ſich die Menſchen,
Doch der beſteht aus Feuchte nur und Lehm.
Ein höherer und ächterer, als der,
Beſtehet in des Geiſtes edler Bildung,
In Wiſſenſchaft, Erkenntniß und Idee.
Hoch iſt allein, was innerlich erhöht,
Das andre niedrig, ob es noch ſo hoch.
Ja, ich behaupte, daß es gar nicht lebt
Und gar nicht iſt, denn Leben iſt und Sein,
Nur wo die Seele denkend aufgewacht.

*

Zur Zeit Suleimans war ein Mann, Choſeima
Mit Namen. Ueberreich an Habe war er;
Doch unbegrenzte Güte gegen alles,
Was athmete, vernichtete ſein Glück.
In einer armen, kleinen Hütte nun
Bei Rakka wohnt er, einſam und allein,
Und friſtete mit Mühe ſeine Tage.
Davon verlautet einſt bei Akrama,
Dem Vogte Rakkas. Er beſchließt, zu helfen,
Steht auf zu Nacht, zäumt einen Eſel, legt
Ihm auf den Rücken einen ſchweren Sack,

Der einige tauſend Stücke Gold enthielt
Und macht ſich auf den Weg mit dieſem Schatz,
Hin zu Choſeima ſeine Schritte lenkend.
Der ruht bereits, wird aufgepocht und öffnet;
Ihm in das Haus wirft Akrama den Sack
Und ſpricht dazu: „Nimm dieſe Kupfermünzen!
Ich gäbe mehr, wär ich vermöglicher.
Ade!“ So will er fort. Allein Choſeima
Hält ihn am Mantel feſt und ſpricht: „Wer biſt du?“
„Und meinſt du denn,“ entgegnet ihm der Vogt,
„Ich ſei ſo heimlich, einem Diebe gleich,
Daher gekommen in der ſpäten Nacht,
Um dir zu ſagen, wer ich bin?“ — „Ich bitte,
Beſchwöre dich, entziehe nicht ſo ganz
Dich meiner Kunde, meiner Dankbarkeit!“
„So wiſſe denn, ich heiße:
Tröſt-Edelmuth-im-Unglück. Gute Nacht!“
Damit entwiſcht er in die Dunkelheit.
Nach Hauſe kehrend findet er ſein Weib
Erfüllt von Argwohn und von Eiferſucht,
Und muß, ſie zu beruhigen, ihr Alles
Haarklein berichten, wie es ſich begab.
Indeß beſchaut Choſeima ſeinen Sack
Und findet ihn mit eitel Gold gefüllt.
Welch eine Freude! Jetzo geht ihm
Ein neues Leben auf; er läßt ſich wieder

Vor Menſchen ſehn, ja gehet an den Hof
Zu dem Chalifen, welchen er vordem
Oftmals beſucht und welcher ihm ſehr gnädig
Und hold geſinnt. Vorwürfe, freundliche,
Macht ihm Suleiman, daß er ihn ſo lang
Vergeſſen und verſäumet, und Choſeima,
Erklärend und entſchuldigend, erzählt,
Wie er verarmt, wie er ſodann aus Schaam
Sich lange Zeit vor aller Welt verborgen,
Und wie er endlich wieder aufgelebt,
Bedacht von einem unbekannten Manne,
Der ſich genannt: Tröſt-Edelmuth-im-Unglück.
Mit großem Antheil höret es der Fürſt.
„Den Mann, Choſeima, müſſen wir erkunden,
Und es zu thun, ſoll deines Amtes ſein.
Verdächtig iſt mir Akramas Verwaltung;
Ich gebe ſeine Stelle dir; du ſollſt
Nach Rakka gehen, Ihn gefangen nehmen,
Scharf unterſuchen, wie er es getrieben,
Und mir Bericht erſtatten; dann jedoch
Dir alle nur erdenkliche Mühe geben,
Tröſt-Edelmuth-im-Unglück auszuſpähn.“
Choſeima thut, was ihm befohlen iſt;
Er gehet hin, verhaftet Akrama
Und inquirirt. Doch, ſiehe,
Da kommt zu ihm die Gattin Akramas.

„Wie,“ ſpricht ſie, „dieſes iſt dein Dank, Choſeima,
Für Akramas großmüthiges Geſchenk?
Tröſt-Edelmuth-im-Unglück — denkſt du nicht mehr
An dieſen Mann? Der Mann war Akrama;
Er warf dir einen Sack voll Gold ins Haus,
Du aber, wehe, wirfſt ihn ins Gefängniß.“
Choſeima ſteht, als rühret ihn ein Blitz;
Dann ſtürzet er in Akramas Gefängniß,
Fällt ihm zu Füßen, flehet um Verzeihung,
Führt ihn heraus aus ſeinem Kerker, ſetzet
Ihn wieder ein in ſeinen alten Rang
Und kehrt zurück in Eile zum Chalifen,
Der mit Erſtaunen ſeiner Rede lauſcht,
Sein Thun belobt und beide ſeltne Männer
Mit Gnaden und mit Ehren überhäuft.

*

Der Chalife Omar Abdolaſis ſpricht:

Es führet das Gebete dich
Zu Gott hinauf die halbe Bahn;
Das Faſten hebt gewaltiglich,
Bringt bis zu Edens Thor hinan.

Doch kommſt du ſo noch nicht hinein,
An Tugend allzu arm und bloß.
Wohlthaten übe! Das allein
Verſetzt dich in den Wonneſchooß.

*

Der Chalife Manſur ſpricht:

Man ſagte mir von einem Mann, der Schätze
Verwahrte, die den Ommiaden eigen.
Ich ließ ihn holen und verlangte ſie.
Er ſprach: „Du biſt, ſo ſcheint es, o Chalife,
Der Erbe des unglücklichen Geſchlechtes?“
„Das nicht,“ verſetzt ich. „Dann, o Fürſt, dann haſt du
Kein Recht, zu fodern und dir anzueignen,
Was ich bewahr, ein anvertrautes Gut.“
„Die Ommiaden aber,“ ſo bemerkt ich
Dem Manne, „waren Räuber und Tyrannen,
Die ungerecht erwerbend an ſich riſſen.“
„Wohl,“ ſagte jener, „doch ſie hatten auch
Selbſteigenen Beſitz; da iſt denn nun
Erſt zu beweiſen, daß die Güter, die ſie
Mir anvertraut, gewaltſam abgepreßt
Und ihnen nicht rechtmäßig angehören.“
Auf dieſe Rede blieb ich lange ſtumm;
Dann fragt ich endlich: „Haſt du keinen Wunſch?“
„Ja, Herr, ich bitt um eine Gnade.“ — „Sprich!“
„Ich möchte wiſſen, wer mich angegeben.
Mir vor das Auge ſtelle dieſen Menſchen!
Denn keinen Heller hab ich in Verwahrung,
Ich ſchwöre dirs hochfeierlich bei allem,
Was heilig iſt.“ Ich that, was er begehrte;

Der Menſch, der ihn mir angezeigt, erſchien.
„Ein Schuldner iſts von mir,“ ſo ſprach der Andre,
„Der ſeine Schuld nicht zahlen und deßhalb
Mich ins Verderben ſtürzen will. Hier iſt
Die Schuldverſchreibung.“ Es bekannte ſich
Der Menſch dazu, der deutlich überführte.
Doch jener, er zerriß die Schuldverſchreibung
Und ſprach: „Um eine ſolche Kleinigkeit
Sollſt du hinfüro nicht mehr nöthig haben,
So ſchlecht zu ſein.“ Ich ſtaunete von neuem
Und immer noch, denk ich daran, erfüllt mich
Bewunderung; denn nie hab ich im Leben
Was Würdigeres, Edleres geſehen,
Als dieſen Mann.

*

Der Chalife Harun Alraſchid ſpricht:

Es ſchmückt die Tugend der Geduld und Sanftmuth
Nicht jene, die der Reizbarkeit ermangeln,
Denn ſolche ſind den unbelebten Dingen
Weit ähnlicher, als dem, was Odem hat.
Die Sanften und Geduldigen in Wahrheit
Sind jene, die empfindlichen Gemüthes
Und voll Affekt, die aber ihres Innern
Bewegungen bemeiſtern und beherrſchen
Und weiſe meiden übereilte That.

*

Harun ſpricht:

Drei ſchöne Kinder ſinds, die mich regieren,
Am Gängelbande meine Seele führen.

Denn ach, was ließe ſich entgegenſetzen
So ſüßem Aug, ſo lieblichen Manieren?

Und alſo bin ich Herrſcher nur zum Scheine,
Denn dieſe ſind es, welche guberniren.

Wenn ſich die Liebe wider uns verſchworen,
Sie triumphirt, wir können nur verlieren.

In meiner Hand ſind Myriaden Zügel,
Die Zügel meines Geiſtes in der ihren.

*

Harun auf den Tod einer Sklavin.

Nimmer, ach, in meinen warmen,
In des Staubes kalten Armen —
Eiferſucht auf den Beglückten,
Wie ſie mir die Bruſt durchwüthet!
Schlummerſt, o Geliebte, du.
Dir iſt wohl, dir blüht die Ruh;
Mir jedoch, mir kann das Leben,
Da dein ſchönes Auge zu,
Nur noch eitel Wehe geben.

*

Auf Jahja, den Barmekiden.

In Jahjas Hand zu legen
Die deinige, vermeide das, wofern
Dir deine Habe lieb! Der ärgſte Filz
Wenn er nur rührt an jene Hand, er theilt
Großmüthig alle ſeine Güter aus.

*

Jahja, der Barmekide, an Dſchafer, ſeinen Sohn:

Wohlthätiger Hulden Strom, er fließe dir
Für alle Federn, die dir Dinte ſtrömen,
Ob es zum Lob, ob es zur Rüge ſei!

*

An Fadl, den Barmekiden, zu ſeinem Geburtsfeſte.

Wir feiern heut nicht deine nur, o Fadl,
Wir feiern aller Tugenden Geburt.

*

Entferne dich von Bagdad
Zehntauſend Paraſangen!
Doch wird zu dir gelangen
Mit ſeinem milden Prangen

Der Barmekiden Preis.
Er ſpottet aller Klüfte;
Es tragen ihn die Lüfte
Bis in die fernſte Ferne
Auf weiter Erde Kreis.

*

Auf Dſchafers Untergang.

Tod, da du Dſchafer raubteſt, feire nun!
Was willſt du mehr? Das beſte,
Das edelſte von allem, was gelebt,
Und leben wird und leben kann, du haſt es.

*

Sprüchwort:

Schön, wie die Zeit der Barmekiden war.

*

In des Chalifen Mamun
Beſitze war ein köſtliches Juwel,
Das ihm vor allen ſeinen Schätzen lieb,
Das anzuſchaun, zu zeigen und zu rühmen,
Ihm eine ſonderliche Freude ſchuf.
Das übergab er einem Juwelier,
Um es zu faſſen. Einige Tage drauf
Kam dieſer angſtentſtellten Angeſichtes,
Warf ſich zur Erde hin, um Gnade flehend,

Und ſtammelte den traurigen Bericht:
„Ein ſchwerer Ambos iſt mir umgeſtürzt,
Iſt mir gefallen auf den Solitär,
Und dieſer iſt zerſprungen in vier Stücke.“
Nur einen Augenblick bedurfte Mamun,
Um den Verdruß, der ſich bei dieſer Nachricht
In ſeinem Innern regte, zu bemeiſtern.
Dann ruhig in gewohnter Art und ſanft
In Miene, Blick und Tone ſprach er alſo:
„Groß war der Stein, war übergroß; es werden
Anſehnlich alſo wohl und zu gebrauchen
Selbſt dieſe Stücke noch, die viere, ſein.
So gehe denn und faſſe dieſe mir!
Ich habe dann vier Ringe ſtatt des einen.“

*

Zu des Weſires Schreiber
Trat der Chalife Mamun;
Ein wichtiges Geſchäfte
Verlangte ſeinen Abſchluß;
Zu ſchreiben ohne Weilen,
Erging das Herrſcherwort.
Der Schreiber aber blickte
Auf den Weſir, zu deſſen
Bedienung er beſtellet,
Und erſt, wie dieſer nickte,

Schien der getreuen Seele
Der fremde Dienſt am Ort.
Empörte das den Herrn
Der Gläubigen, den hohen?
Sprüht aus dem Auge Zorn ihm?
Diktirt er eine Strafe?
Es achtete, belobte,
Belohnte ſolche Treue,
Der edle Völkerhort.

*

„Dir übergeben iſt hiemit ein ſehr
Strafwürdiger Rebelle; daß er nicht
Entkomme, das ſei deine höchſte Sorge!"
So der Chalife Mamun eines Tages
Zu Abbas, ſeinem Polizeibeamten.
„Ich hafte dir mit meinem Kopf für ihn,"
Sprach Abbas und entführte den Gefangnen,
Den er bis jetzo kaum noch angeblickt.
Doch wie er ihn nunmehr ins Auge faßte,
Da, ſiehe, war es einer aus Damask,
Der ihn daſelbſt einmal vom Tod errettet.
Da ließ er ihn entfliehn. Am andern Tag
Erſchien er, in ein Leichentuch gehüllt,
Vor dem Chalifen: „Was bedeutet das?"
Frug dieſer. „Herr, ich habe den Rebellen,

Den du mir übergeben, frei gelaſſen.
Mein Leben iſt verwirkt; hier iſt mein Kopf."
„Und was beſtimmte dich zu dieſer That?"
„Die Dankbarkeit." — „Erzähle die Geſchichte!"
Abbas erzählte ſie. Den Herrſcher rührte
Was er vernahm, es rühret ihn noch mehr
Des Abbas Edelmuth; er ſchenkte beiden,
Dem Sohn des Aufruhrs und dem ungetreuen
Bedienſteten das Leben und dazu,
Was nöthig iſt, deſſelben froh zu werden.

★

Chalife Mamun ſah einmal im Traum
Ein weibliches Gebilde ſchön und hehr;
Solch einen Adel hatt er nie geſehn.
„Wer biſt du," frug er, wie benennſt du dich?"
Und es verſetzte jene: „Griechiſche
Philoſophie." Der wachgewordne Fürſt
Berief in Eile ſeine Hofgelehrten,
Erzählte ſein Geſicht und gab Befehl,
Zu holen ihm aus dem Hellenenreich
Die Herrliche. Da ward herbeigeſchafft
Und ſorglich übertragen in die Sprache
Der Araber manch alter Philoſoph.

★

Auf hohem Hauſe ſtand ein Fürſtenſohn
Und ſah gebreitet auf die Nachbardächer
Von Lumpen einen wunderlichen Kram;
Die Leute hatten Wäſche, waren arm,
Und feſtliche Tage waren nah, wozu
Sie ſich nach ihrer Weiſe ſchmücken wollten.
Da riethen ihm zu einem luſtigen Harm
Die Höflinge: „Zerſchieße dieſen Trödel,
Damit ſie nicht mehr ſo dein Angeſicht
Beleidige, die unverſchämte Brut!“
Dem Rathe folgt der Prinz, ergreift die Armbruſt
Und ſpannt und zielt und thut ſo manchen Schuß;
Allein was er verſchießt,
Sind goldne Kugeln, und was ſelbige
Für Schaden thun, macht keine Wimper naß,
Ob auch zu Grunde, hundertfach durchbohrt,
Der ganze Plunder geht. Die armen Leute,
Sie kommen und entdecken höchſt erſtaunt
In ihren Lumpen einen goldnen Schatz
Und jubeln auf vor Dankbarkeit und Freude.

*

Osman, der urgewaltige Begründer
Osmaniſcher Reichsgewalt und Herrſchergröße,
Gelangt einmal auf einer Wanderung
In eines armen Gläubigen niedre Hütte

Und wollte hier der nächtigen Ruhe pflegen.
Da ſah er oben aufs Gebälk hinauf
Ein Buch gelegt und fragte: „Welch ein Buch
Bewahrſt du dort auf des Gebälkes Höhe?“
„Es iſt die heilige Schrift des Alkoranes,“
Antwortet ihm der Mann. Wie drauf die Leute,
Die in der Hütte wohnten, alle ſchliefen,
Da holte ſich das theure Buch herab
Und las darin der Fürſt die ganze Nacht
Bis an den Morgen, ſtehend, unermüdlich.
Dann legt er ſich ein wenig, um zu ruhn
Und ſchlummert ein. In dieſem Morgenſchlummer,
Zur Zeit der ächten Traumerſcheinungen,
Vernahm er eine Stimme, welche ſprach:
„Dieweil du mein von Ewigkeit beſtehend
Urheiliges Wort ſo hoch geehret haſt,
So ſollen hochgeehrt auch deine Kinder
Und Kindeskinder ſein durch ſämmtliche
Zukünftige Zeiten und Geſchlechter hin!“
Und glänzend hat ſich dieſer Traum bewährt.

★

Osman, der hehre Fürſtenahne,
Ließ keine goldnen Schätze nach.
Ein Turban nur, ein Rock dazu
Vererbte ſich von ihm, ein Salzfaß,

Ein Löffel, einige rothe Fahnen,
Ein Säbel, einige Heerden Schafe,
Wovon noch heute die dem Sultan
Gehörigen um Bruſa ſtammen,
Ein Haufe Vieh zur Feldbeſtellung
Und edler Roſſe voll ein Stall.

★

Wie war beſchaffen Urchan, Osmans Sohn,
Des ſchwärzlichen? — Derſelbe trug die Spur
Der väterlich gewaltigen, doch auch
Der wunderholden mütterlichen Art.
Von Farbe weiß und roth,
Von Stirne hoch und rund von Angeſicht,
Von Auge hell und klar,
Von ſchöngewölbten, dunklen Augenbrauen,
Von Barte ſtark und dicht —
So ſchaute dies Juwel im Ruhmesſchatze
Osmaniſcher Volks- und Fürſtenherrlichkeit.
Breit war die Bruſt, aufragend und voll Kraft,
Wuchs und Geſtalt, die Hand des Helden war
Furchtbar und ſtark, wie eine Löwentatze.

★

Geiklibaba, der Rehevater,
Schenkte der Natur ſein Herz.
Einſam im Gehölze lebend

Ging er hier mit Hirſch und Rehen
Wie mit ſeines Gleichen um.
Alſo ſanft und mild geartet,
Trat jedoch, wenns galt zu ſtreiten
Für die einzig wahre Lehre,
Geiklibaba, der Rehevater,
Kühnlich auch als Krieger auf.
Zur Eroberung von Bruſa
Hat ihn aus den Waldesöden
Urchan, Osmans Sohn, gerufen,
Daß durch ſein Gebet und ſeine
Heiligkeit und weiſe Leitung
Das osmaniſche Heer beglückt
Und die Stadt gewonnen werde.
Geiklibaba ſäumte nicht.
Einen hohen, ſtolzen Hirſch
Winkt er aus dem Buſche her,
Sprach zu ihm: „Mein lieber Bruder!
Mich gerufen in den Krieg
Hat der Fürſtenſohn, der Urchan;
Bruſa ſoll erobert werden,
Und ich ſoll die Krieger führen;
Sei ſo gut und trage mich
Ihnen hin ein raſcher Renner.
Mit bejahend freundlichem
Auge blickt der Hirſch ihn an;

Alſofort beſteigt er ihn,
Fliegt dahin auf ſeinem Rücken.
Und zum Staunen der Osmanen
Und zu nicht geringer Stärkung
Ihres Glaubens, ihres Muthes —
Freudig auf dem prächtigen Thiere
Kommt in ihre Kriegsreviere
Geiklibaba daher geſprengt.

*

Murad, der Osmanenherrſcher,
Mühte ſich, die feſte Burg
Apollonia zu gewinnen,
Lang jedoch ohn alle Frucht.
In Verzweiflung und Verdruß
Aufgegeben war bereits
Die Beſtürmung und der Fürſt,
Finſtre Wolken auf der Stirne,
Lehnte ſinnend an dem Stamm
Einer ſchattigen Platane.
Sieh, da ſtürzen Boten her
Und verkünden ein Mirakel!
„Allah ſtreitet für ſein Heer,
Und der Sturm, nun muß er glücken!
Apollonias Mauerwerk
Stürzet ein von freien Stücken.“

Durch die gottgemachte Breſche
Dringen ein die Streiter Allahs,
Und gewonnen iſt die Burg.
Schwer bepackt mit Gold und Silber
Ziehen ab die frohen Krieger;
Einer ſetzet auf das Haupt
Eine goldne Schaal als Haube;
Wohlgefällig ſahe Murad
Dieſe wunderliche Tracht,
Stiftete zum Angedenken
Goldgeſtickter Haube Pracht.
Die Platane, die zur Lehn
Ihm gedient, da er vernommen
Jene wunderbare Kunde
Ward genannt: „die glückliche,“
Ja ſie ward ſeit dieſer Zeit
Als ein Heiligthum betrachtet
Und verehrt von allem Volk.
Doch die Burg die trotzige,
Deren ſtarke Mauerwand
Eingeſtürzt die Gotteshand,
Ward genannt: „Die Gottverderbte.“

*

Der heerverbündet drohenden Uebermacht
Der Fürſten Bosniens und Serviens
Herzegowinas und Albaniens
Stand gegenüber Murads heilige Schaar.
Feindſelige Winde wütheten daher,
Ins Auge jagend dem osmaniſchen
Kriegsheer der Ebne Sand und Staubgewölke.
Da betete Murad brünſtig himmelan,
Die Hülfe Gottes für die Seinigen,
Für ſich die Gnade zu erflehn, ein Martyr
Zu ſterben in des Islams heiligem Kampf
Und in Vertheidigung der ächten Lehre.
Und ſiehe da, es raſtet das Geſtürm,
Ein milder Regen träufelt himmelab,
Die flüchtigen Geſtäube niederſchlagend,
Und es beginnt die fürchterliche Schlacht.
Blutſtröme trinkt, unendliche, der Grund,
Und der Gefallenen aufgethürmte Leichen
Bedecken ihn. Da drängt zu Murad hin
Durch das Gewühl ein Servier und ruft:
„Osmanen, hört, es kommt zu euch ein Freund,
Der euerem Herrn ein wichtiges Geheimniß
Zu künden hat.“ Leibwachen halten ihn
Vom Herrſcher ab; der aber, hörbegierig,
Giebt freie Bahn; da ſtürzet in den Kreis
Der Servier, beugt wie zum Kuß der Füße

Sich vor dem Herrn der Gläubigen und bohrt
Ihm in die Bruſt den raſchgezückten Dolch.
Den Meuchelmörder ſchlachten Janitſcharen,
Der Durſt der Rache, der das Heer durchflammt,
Giebt Rieſenkräfte den osmanſchen Helden;
Murad mit ungebeugt erhabnem Geiſt
Schickt in die Schlacht die letzten Kriegsbefehle,
Schaut brechenden Auges ſeinen großen Sieg
Und haucht, ein Märtyrer des wahren Glaubens,
Sein ruhmgekröntes Herrſcherleben aus.
Was er gefleht, Gott hat es ihm gewährt!

*

Murad, der Andre, der Osmanenfürſt,
Und Wladislaus, Hungarias Gebieter,
Beſchloſſen auf zehn Jahre Waffenruh,
Und beide ſchwuren einen großen Eid,
Der Sultan auf den heiligen Alkoran,
Der König auf das Evangelium.
Nicht hat gebrochen ſeinen Eid der Türke;
Gebrochen und verhöhnt hat ihn der Chriſt.
Noch waren nicht zehn Tage hingefloſſen,
Da ließ der Cardinal und päpſtliche
Legat, der Ceſarini, den Beherrſcher
Hungarias und ſeine Räthe ſchwören —
Sie ſchwören im Namen der hochheiligen

Dreifaltigkeit und der gebenedeiten
Jungfrau, der Gottgebärerin Maria,
So wie der Heiligen Ladislaus und Stephan,
Zu brechen den aufs Evangelium
Geſchwornen Eid. Sofort erbebte rings
Im Land umher der feſte Grund der Erde,
Aufſchauernd ob des ungeheuern Frevels.
Doch nicht zu Herzen nahmen es die Chriſten;
Sie brachen auf. Ungariſche Reiterei,
Walachiſche Genoſſenſchaft, Kreuzfahrer
Geſtalteten die Bande, die verruchte,
Die wüthende mit Feuer und mit Schwert.
Nach Aſia gezogen war der Sultan,
Der trauende. Da lärmt ihn aus der Ruhe
Die Kunde des Verrathes auf. In Eile
Durchſchreitet er mit ſeiner Kriegerſchaar
Den Bosporus und ſteht am Fuß des Hämus,
Der gottverhaßten Rott im Angeſicht.
Man ordnet ſich zum Kampfe hier und dort;
Hungarias erhobne Fahnen fliegen;
Der Sultan aber ſteckt auf eine Lanze
Den auf das Evangelium beſchwornen
Urkundlichen Vertrag, die Rache Gottes
Herabbeſchwörend auf der Chriſten Haupt.
Und nicht umſonſt. Denn im Momente ſtürzt
Aus heitrer Höhe ſich ein Sturm herab

Und wüthet in die gegneriſchen Fahnen
Mit ſchauderhaft zerreißender Gewalt.
Die Schlacht beginnt. Die Chriſten dringen vor,
Und Wladislaus mit ſeinen Reitern greift
Die Janitſcharen an, die um den Sultan
In Heeresmitte ſtehn. Der König ſtürzt,
Ein Janitſchar enthauptet ihn und ſteckt
Sein blutend Haupt auf eine Lanzenſpitze,
Daß es zur Seite rage grauſenhaft
Dem auf der Lanze ragenden Vertrag.
Groß war die Schmach, furchtbar die Niederlage
Der Chriſtenheit. Nicht unter den Gefallnen
Und von des Himmels Racheſtrahl Getroffnen
Fehlt, als der Ungarn Wagenburg erſtürmt,
Der Cardinal-Legat, der Ceſarini.
Das Haupt des Königs aber ſandte Murad
Nach Bruſa. Hier am Fuße des Olympus
Zum zweitenmal auf eine Lanz erhöht
Ward es umhergetragen im Triumphe
Durch alle Straßen der Osmanenſtadt.
So richtete der allgerechte Gott,
So hat die Frevler Allahs Arm vernichtet!

*

Alte lateiniſche Verſe auf den bei Warna gefallenen König Wladislaus.

Romulidae Cannas, ego Varnam clade notavi,
Discite, mortales, non temerare fidem!
Me nisi pontifices juſsiſsent rumpere foedus,
Non ferret Scythicum Pannonis ora jugum.

*

Dem Kadi Ben Beſchir
Klagt eine Wittwe: „Mich beraubt gewaltſam
Hat der Chalif. Mir eigen war ein Gut,
Das wollt er haben, ſich ein Sommerhaus
Darauf zu baun. Ich wollt es nicht veräußern;
Da nahm er es.“ Der Kadi hört, bedenkt,
Wirft über ſeine Schulter einen Sack
Und geht damit zu dem Chalifen hin.
Der ſteht gerad an jenem Ort und ordnet
Des Sommerhauſes Bau behaglich an.
Der Kadi wirft ſich auf die Erde nieder
Und bittet, daß es ihm geſtattet ſei,
Den Sack, den er auf ſeiner Schulter trage,
Mit Erde dieſes Ortes anzufüllen.
„Warum? Wozu?“ — „Du wirſts erfahren, Herr!“
„Nun denn, ſo mag es ſein.“ Der Kadi füllt
Und bittet dann noch ferner, daß der Fürſt

Mit eignen hohen Händen ſich bemühe,
Den Sack zu heben. Der Chalife meint,
Der Kadi habe den Verſtand verloren,
Beſchließt jedoch, zu thun, was er verlangt,
Zu ſehn begierig, was ſich hier entfalte.
Der Sack jedoch, er iſt
Ihm viel zu ſchwer; er bringt ihn nicht empor.
Da ſpricht der Kadi: „Fürſt der Gläubigen!
Dies Wenige von dieſem Gute hier
Iſt ſchon ſo ſchwer; es nur emporzuheben
Iſt, wie du ſiehſt, weit über deine Kraft.
Dereinſt jedoch am Tage des Gerichtes
Wird Allah dir aufs Haupt
Das Ganze legen, denn es iſt geraubt."
Der Fürſt erſchrack, der Bau
Ward eingeſtellt und das geraubte Gut
Zurückgegeben an die Eignerin.

*

Der große Mufti, den man insgemein
Korbmufti nannte, hing aus ſeinem Fenſter
Beſtändig einen kleinen Korb herab;
Da legte man die Fragen und Probleme,
Die des Beſcheids bedürftigen, hinein;
Der Korb ward aufgezogen und der Mufti,
Nicht achtend auf Perſonen und Partein

Ergriff die Frage, las, bedachte ſie,
Schrieb ſeinen Ausſpruch, legt ihn in den Korb
Und ſenkte den hinab zur Erde wieder.
Gerechtigkeit aus ſeinem Munde lernte
Selbſt ein tyranniſch wilder Oberherr,
Den ſonſten niemand zu beſänftigen
Und abzuhalten wußte von Gewaltthat.
Beſchloſſen eines Tages hatte Selim
Den Tod von hundert fünfzig Schatzbeamten,
Die dieſes Schickſal nimmermehr verdient.
Da geht der Mufti hin zu ihm und ſpricht:
„Es iſt die Pflicht, die heilige, des Mufti
Zu ſorgen für das Seelenheil des Sultans
Und ſein Geſchick in jener andern Welt;
Denn ewige Strafe droht dem Ungerechten,
Und des Gerechten harrt ein ewiger Lohn.
So iſt denn alſo meine Bitte die:
Die Schatzbeamten, deine treuen Diener,
Die ungerecht verdammten, laß ſie los!“
Das ernſte Wort des Mufti traf das Herz
Des Grauſamen; er gab die Diener frei,
Ja ſchmückte ſie mit Amt und Würde wieder.

*

Fetwa des Mufti über die Gedichte Miſris.

Wer lehrt und glaubt, wie Miſri, wird verbrannt;
Ihn ſelbſt jedoch, den Miſri, ausgenommen;
Denn wer vom Hauche der Begeiſterung,
Dem himmliſchen, erfüllet und geſpornt,
Erhaben iſt er über Spruch und Urtheil.

*

Ueber allzu dunkle Punkte
Spricht der ächte Weiſe nie.
Nehme ſich ein allzu Witziger,
Im Ergründen allzu Hitziger,
Im Beſtimmen allzu Spitziger,
Jenen hochgerühmten Imam
Zum Exempel, jenen Azam,
Und beſchränke, dieſem ähnlich,
Mit beſcheidner Ueberlegung
Seine Streittheologie!
Selbigem entwiſchte nehmlich
Nimmermehr ein Sterbewörtchen,
Wenn zu ziehen in Betrachtung
Dinge waren, ſo wie die:
Der Begriff des Ewigen erſtlich
Und wie ſich verhalten möge

Zeitliches zu dem, was ewig;
Dann der Engel und Propheten
So und ſo und ſo beſtimmte
Größenart und Stufenordnung;
Solche ſchwere Gegenſtände,
Mit präciſem und diſtinktem
Lehrerurtheil vorzutragen,
Hielt er nicht für ſeine Pflicht.
Weiter auch berührt er niemals
Das Geſchick der im Bereiche
Ketzeriſcher Regionen
Hingeſchiednen kleinen Kinder;
So umging er auch nicht minder,
Ob die Neige des Gewäſſers,
Das ein Eſel eingeſogen,
Rein zu achten oder nicht.

*

Es grüßete den erſten aller Menſchen,
So wie er ihn gefertiget aus Thon
Und ihn beſeelt durch ſeines Mundes Odem,
Sein Schöpfer alſo: „Friede ſei mit dir,
Werk meiner Hand, Urahne Mahomeds.“
Doch nicht begriff den Sinn der Rede jener.
Da deutet Allah hoch hinauf ins Blaue;
Ihm folgen Adams Augen und erblicken
Im höchſten Aether Allahs Herrſcherthron
Und über ihm mit flammenheller Schrift
Den großen Namen Mahomed geſchrieben.
„So wird,“ begann darauf der Herr der Welt,
„Der größte, meinem Herzen theuerſte
All deiner Söhne heißen. In Zerwurf
Endloſer Art und dunkler Irre Nacht
Wird dein Geſchlecht, das meiner Offenbarung
Untreue, fallen, immer wieder fallen,
So oft ſich auch, es predigend zu lenken,
Reformatoren mühen; endlich aber,
Rein abgelöſt von Finſterniß und Wahn
Durch jenes Helden göttliche Gewalt,
Als ein beſeligt großes Eins erſcheinen,

Das ihn zu fürſtlich hohem Haupte hat,
In deſſen Geiſt ſich alle Größen einen,
Deß Name dort ob meinem Stuhle flammt,
Der, freue dich, aus deinem Blute ſtammt.

★

Als Adam einſt und Eva lagen
Und allererſt der Liebe pflagen,
Sprach Eva: „Das iſt gar zu ſchön;
Das laß gleich wieder von vorn angehn!“
Da kam der Engel Gabriel,
Und blies ihr auf des Herrn Befehl
Ins allzu offne Herzelein
Viel zarte Sitt und Scheu hinein.
Die erbten alle Fraun von ihr,
Doch auch die heiße Luſtbegier;
Sie ſchweigen, wehren, werden roth
Und brennen in geheimer Noth;
Nie ſtirbt, was auch die Scham verhehle,
Der Sinne Gluth, der Sturm der Seele.

★

Zur Erde hinabgeſtoßen
Aus himmliſchem Reviere
Und hingeſtreckt auf hohem
Ceiloniſchen Gebirge,

Lag Adam auf dem Antlitz
Und badete ſich in Thränen
Der Jahre zehnmal zehn.
Da ſandte Gott von oben
Den Gabriel; der faßte
Beim Arme den Zerknirſchten,
Aufrüttelt ihn und ſprach:
„Wie lange noch gedenkſt du
Zu liegen hier, ein träges
Und müßiges Geſchöpfe,
Nicht beſſer, und nicht nützer,
Als Steine ſind und Klötze,
Wiewohl von Allahs Odem
Lebendig angeregt?
Wozu dies ewige Trauern,
Dies endeloſe Stöhnen?
Wozu ſo viele Thränen?
Es hilft allein die That.
Erhebe dich, betrachte
Rings deinen neuen Wohnſitz,
Bemeiſtre ihn, beherrſch ihn,
Und finde ſo, beſchäftigt,
Beruhigung und Troſt!“
Hierauf erhub ſich Adam,
Beſahe ſich die Erde,
Durchſtreifte ſie von Ceilon,

Bis in die ferne Gegend
Arabiens und Mekkas,
Wo ſeiner Eva harrte
Auf heiligem Arafath,
Erlernte von dem Engel
Das Säen und das Ernten,
Das Backen und das Kochen,
Der ſauern Milch Bereitung,
Den Umgang um die Kaba,
So wie man ihn zu Mekka
Noch heute pünktlich ausführt,
Das Fatiha und andre
Vortreffliche Koranſtellen,
Erquickte ſich dazwiſchen
Im Schooße ſeines Weibes
Und wurde wieder froh.

*

Als Gott die Welt geſchaffen
Und tief die Thale lagen,
Empor jedoch die Berge
Bis in die Wolken ragten,
Da prahleten die Berge,
Die ſämmtlichen; nur einer
War ſtille, der Arafath.
Wie nun die Fluth, die große,
Hinrollt ob allem höchſten

Gebirge dieſer Erde,
Da huben auf der Gottheit
Befehl die Engel jenen
Empor mit ihren Händen,
So daß er über alle
Die wilden Waſſer aufſtieg,
Und ruhn auf ihm, befreit
Von ihrem irren Schwanken
Auf endeloſer Feuchte,
Die Arche Noah konnte.
So werth in Allahs Augen
Iſt die Beſcheidenheit.

*

Die Arche Noah ſchwamm gerettet,
Und in die Feuchte war gebettet
Der überwogten Erde Heer;
Nur Autſch, der Rieſe, konnte lachen,
Und ſich ein artig Späßchen machen,
Die Füße badend in dem Meer.

Er griff hinunter in die Fluthen
Und langte ſich die Wallfiſchbruten
Des Oceans vom Grund herauf;
Dann hielt er ſie ans Sonnenfeuer
Und dörrte ſich die Ungeheuer
Und ſpeiſte ſie wie Grundeln auf.

*

In Moſes Seele ſtieg die Neugier auf,
Ob Gott, der Herr, wohl ſchlafe, wie ein Menſch.
Da ſandte dieſer einen Engel nieder;
Derſelbe ſprach zu dem Propheten ſo:
„Nimm, Moſe, dir zwei feuerhelle Lampen,
Und ſtelle dich und halte ſie empor
Mit deinen beiden Händen feſtiglich,
Und wache ſo die ganze Nacht hindurch!“
Und Moſe nahm die Lampen, ſtellte ſich
Und hielt ſie lange, lange feſt empor.
Allein am Ende ſiegte Müdigkeit,
Es fielen ihm die Lampen aus den Händen
Und lagen da erloſchen und zerſchellt.
„So,“ rief der Engel, „Unbedachtſamer,
So würde Sonne, Mond und Sternenheer,
So würde der geſammte Bau der Welt,
Entſchliefe Gott, in wüſte Trümmer fallen.“

★

Herr Jeſus auf gewohnter Wanderung
Ging einſt auf einem Markte hin. Da lag
Ein todter Hund und viele Leute ſtanden
Um ihn herum, wie Geier um ein Aas.
Sie ſchmähten alle die verworfne Leiche,
Es war zu groß kein Schimpf, zu ſtark kein Ausdruck
Den Aufgebrachten über alle Maaßen

Ob einer ſo höchſt ungefugen Schau,
Ob eines ſo höchſt widrigen Geruches.
Herr Jeſus aber trat heran und ſprach
Sanftmüthigen Tones ſo: „Die Zähne ſeht,
Die herrlichen, ſie ſind ſo weiß, wie Perlen!“
Mit Tiefbeſchämung trifft ſie, dieſe Rede,
Die Meiſter in Beſchimpfung allumher;
Sie ſind, wie Muſcheln, welche, die Gewalt
Der Flamme fühlend, durch und durch erglühn.

*

Das einzige Lämmchen eines Armen
Ergriff ein Wolf und wollt es freſſen;
Dem wehrte der Prophet indeſſen;
Er lehrete dem Wolf Erbarmen;
Er ſagte zu dem wilden Thier:
„Nicht alſo ſtille deine Gier!
Statt einen Armen zu beſchleichen,
Brich in die Heerden eines Reichen!“
Der Wolf gehorchte dem Gebote
Und ward dafür nach ſeinem Tode,
Wie manches andre fromme Thier,
Erhoben in das Lichtrevier.

*

Heilig iſt Medina,
Heiliger iſt Mekka.
Hier im Anbeginne
Richteten die erſte,
Von den Auen Edens
Weggeführte Kaba
Himmliſche Geiſter auf.
Dann, wie die genommen
Von der Erde wurde,
Da die Laſter rieſig
Wuchſen und die Sündfluth
Alles überwogte,
Wurde hier von Adams
Sohne Seth der erſten,
Himmliſchen nachgebildet
Und geſtellt der andern
Kaba hehre Zier.
Neu gebaut und alſo,
Wie ſie heißt, genennet
Wurde die vom Ahnherrn
Abraham und deſſen
Sprößling Jsmael.
Zu beſitzen rühmt ſich
Dieſe werthe Stadt auch
Das Geſtein, das ſchwarze,
Welches aus dem Garten

Eden Adam mitnahm;
Weißer als die Lilie,
Reiner als Gebirgſchnee
Glänzet es vor Zeiten;
Doch der Erde finſtre
Sünden und Gebrechen
Färbten es ſo düſter,
Machten es ſo ſchwarz.
Es beſitzet Mekka
Auch die Quelle Semſem,
Jene klare, ſüße,
Reiche, die der Engel
Gabriel mit wehnden
Fittigen hervorſchlug,
Der verſtoßnen Hagar
Und dem armen, kleinen
Ismael zu Gut.
Hier zu Mekka wurde
Der Prophete Gottes
Mahomed geboren;
Es erfuhr die erſten
Segnungen des Islams
Dieſe Stadt; es wurden
Hier des Alkoranes
Allermeiſte Suren
Himmelab geſchenkt.

Hier geſchehen Wunder
Heute noch und ewig.
Nimmer einen andern
Vogel als die Taube,
Dieſe Gute, Sanfte,
Zärtliche, Getreue,
Die der Himmel lieb hat,
Schauet auf der Kaba
Dache je dein Auge,
Da die andern alle,
Im Gefühle, daß ſie
Nur profane Vögel,
Dieſe Kuppe ſcheun.
Und ſo wie in dieſer
Stadt Gebiet ein grimmes,
Grauſames Gethier kommt,
Alſobald verliert es
Seine ganze Wildheit
Und erſcheint ſo friedlich
Und ſo fromm, wie zarte,
Zahme Lämmer ſind.

*

Adam, unſer erſter Ahn,
Mühte ſich als Ackerer,
War der erſte Bauer;

Noah war ein wackerer
Zimmermann; es machte Kleider
Henoch als der erſte Schneider,
Schrieb dazu ſo viele Bücher,
Gebend über Dreißigen
Ihren Urſprung; keine Mühe
Dünkte dieſem fleißigen
Patriarchen ſauer.
Harniſche, von ihm erfundne,
Schuppige, geſchickt verbundne,
Machte David, reiſigen
Leibern eine Mauer.
Der erhabne, weiſe Sohn
Dieſes Sultans, Salomon,
Der da Menſchen, Thiere, Geiſter
Schaaret um den Herrſcherthron,
War im Dattelkörbeflechten
Ein geſchickter Meiſter.
Mehr dergleichen Leiſter
Zeig ich an und keine ſchlechten:
Abraham und Abubeker,
Jener erſte der Chalifen,
Leute, die von Ruhme triefen,
Leineweber, mußt du wiſſen,
Waren ſie; dann weiter Omar
War der Gerberei befliſſen;

Osman aber und er ſelber,
Der Prophete der Propheten,
War in Handel und Wandel gut.
Wohlgemuth
Brauch, o Menſch, jedwede Kraft,
Welche dir dein Gott verlieh;
Kein Betrieb unehrenhaft
Scheine dir; den Dünkel flieh;
Dich der Arbeit ſchäme nie!
Denn der reiche Gottesſegen
Strömt herab auf alle die,
Welche, ſtatt der weichen, trägen
Ruhe nur und Raſt zu pflegen,
Rüſtig ihre Hände regen.

★

Der Chalife Harun träumte,
Alle Zähne ſeines Mundes
Lockerten und fielen aus.
Ueber dies Geſicht in Sorge,
Rief er einen Traumpropheten
Und befragt ihn um den Sinn.
„Fürſt der Gläubigen,“ ſagte dieſer,
„Traurig iſt die Traumbedeutung
Und bedroht mit Sterbefällen:
Sämmtliche verwandte Leben

Sinken hin vor deinem Aug.“
Zornig ob ſo triſter Rede,
Ließ der Fürſt dem armen Kerle
Ausbezahlen auf den Rücken
Ein Geſchenk von hundert Hieben.
Dann befahl er, einen andern
Traumpropheten herzuholen,
Und befragt ihn um den Sinn.
„Fürſt der Gläubigen,“ ſagte dieſer,
„Glücklich iſt die Traumbedeutung
Und verheißt ein hohes Alter:
Sämmtliche verwandte Leben
Ueberlebt das Deinige.“
Der Chalife, ſüß geſchmeichelt,
Schenkt ihm einen Beutel Goldes,
Und es hatte doch ein Jeder,
Wenn man es genau betrachtet,
Nur daſſelbe Wort geſagt.

*

Fünfte Abteilung:

Bilder und Sprüche

Trau ihm, der Urſach knüpft an Urſach tiefgeheim!
Er legt zu Menſchenwohl auch in der Nacht den Keim.

★

Es fallen aus der Höhe Tropfen nieder
Ins wilde Meer; ſie ſcheinen uns verloren.
Im Meer jedoch ſind Muſcheln, dieſe fangen
Die Tropfen auf und ſchließen ihre Glieder;
Zur Perle wird der Thau, der arme, ſo.
Nun tauchet in die Woge mit Verlangen
Ein Menſch hinab, Kleinode zu erlangen;
Da ſiehſt du jenen, neu hervorgegangen
Aus Meer und Muſchel, in der Sonne wieder,
Siehſt ihn zu Ehr und Würden auserkoren,
Ihn, einer ungeahnten Wonne froh,
Im kaiſerlichen Diademe prangen.

★

Es iſt die Erd ein Tiſch für alle Menſchen,
Wo Freunde, Feinde ſitzen buntgemiſcht
Und alle ſich der Güte Gottes freuen.

★

Das Böſe zu vergelten
Mit Böſem — es iſt thieriſch, es iſt wild;
Dem Feinde wohl zu thun, ſo weh er thue,
Ziemt adeligem, hehrem Menſchenbild.

★

Woferne du Wohlthaten auszuüben
Im Sinne haſt, ſo thue bald dazu!
Sonſt werden Uebelthaten draus, ſonſt wird
Nur Groll erregt und keine Dankbarkeit.

★

Nicht krittle, wenn die Noth
Zu ſchmeidigen dein Herze ringt;
Ins Waſſer wirf dein Brod
Und frage nicht, wer es verſchlingt!

★

Es hebe dich die Großmuth
Hoch über das Bedürfniß,
Das ſelbſtiſche, des Dankes!
Sonſt iſt ſie nicht bei dir.
Dieſelbe ſchöne Tugend,
Iſt bei der Regenwolke,
Der keine Seele danket
Und die ſo milde träufelt
Aufs lechzende Revier.

★

Wortgeber nicht zu mahnen an ihr Wort,
In allerſchönſten Seelen
Ein allerſchönſter Tugendzug iſt das.

★

Wer iſt zu ſitzen auf dem Throne werth?
Ein Weiſer oder der die Weiſen ehrt.

★

Des Weiſen Rath zu holen ein,
Das heißt ſchon halb ein Weiſer ſein.

★

Der Weiſe hat ein ſtarkes Horn,
Womit er ſiegend Wunder thut;
Nicht aber iſt es Haß und Zorn,
Es iſt Geduld und ſanfter Muth.

★

Dich ſelber erſt beſchädiget die Wuth,
Die flammend aus in deinem Herzen bricht;
Dann erſt gelangt der ausgeſprühten Gluth
Zum Feinde hin ein Funke, — vielleicht auch nicht.

★

Und haſt du keinen Meiſter auf der Erden —
Es wird die Zeit wohl deiner Meiſter werden.

★

Die Welt, ſie iſt ein Feuer,
Hell angefacht am Weg.
Nimmſt du davon ſo viel nur,
Als nöthig, um zu ſehen
Auf dunkler Reiſe Steg —
Dich wohl berathen haſt du;
Doch raffet deine Hand
Im Uebermaß von hinnen,
So ſteckſt du dich in Brand.

*

Mit Wenigem zufrieden iſt Natur,
Und kommt damit am beſten an ihr Ziel,
Drum merke dir: Vieleſſer eſſen wenig
Und Wenigeſſer viel.

*

Die Welt, ſie iſt ein Meer;
Da birgt ſo tief und ſtille
Die Perle ſich, die edle;
Hoch oben auf mit Trotz
In heller Sonne Prangen
Schwimmt der gemeine Klotz.

*

Stolzire, Langohr, goldgezäumt,
Beim Pöbel einen hohen Ruhm erwerbend!
Der Löwe, der verderbend
Im Staube liegt, verachtet dich noch ſterbend.

★

Zermalmt der Stein ein goldenes Gefäß,
Dem Golde bleibt ſein Rang und Werth, der hohe,
Der Stein jedoch, er bleibt der Stein, der rohe.

★

Das Wort geht aus, geboren
Aus einem Mund; zu Myriaden Thoren,
In Myriaden Ohren geht es ein.

★

Nicht auf den Sprecher, aufs Geſprochne ſieh!

★

Die Linke wird beringet und geſchmückt
Und nicht die Rechte. Selbige, ſie hat
Genug der Ehre ſchon, weil ſie die Rechte.

★

Ein Haus
Suchſt du dir aus?
Suche dir erſt den Nachbar aus!

★

Geringe Feinde verachte nicht!
Ein Funke ſprüht und mächtig aus ein Feuer bricht.

*

Des Schmeichlers ſüße Melodien,
Es pflegt ſie jeder Schwache
Begierig in das Ohr zu ziehn;
Sie wie den Hauch der Peſt zu fliehn,
Das iſt des Starken Sache.

*

Das wahre Wort ohn alle Zier,
Es iſt zu hören bitter.
Du hör es, und ich zeuge dir,
Du ſeiſt ein ächter Ritter.

*

So nützlich auch das Reden,
Nicht ſei ihm allzu hold!
Das Reden iſt von Silber,
Das Schweigen iſt von Gold.

*

Wer mit dem Fuße bloß
Geſtrauchelt, o wie glücklich iſt ſein Loos!
Wer mit der Zunge fiel,
Der leidet ohne Maaß und ohne Ziel.

*

Beſinne dich, nimm ein Exempel dir
An Anderen, ſonſt nehmen
An dir ſich ein Exempel Andere.

★

Vom Grame, ſtill verbiſſen, wird dein Herz erbaut?
Geſünder iſts, du kocheſt dir ein giftig Kraut.

★

Und wird dir im Sitzen nicht,
Was dich erheb auf Erden,
Steh auf und tummle dich! Es wird dir werden.

★

Du ſollſt dich regen,
Sollſt dich bewegen,
Von Muth und Kühne
Die Bruſt geſchwellt.
Darin gelegen
Iſt aller Segen;
Denn nicht dem Trägen,
Denn nicht dem Feigen
Erblüht das Leben,
Gehört die Welt.

★

Sprüchwort:

Reiſen bringt Roſen. —
Und ſcheue nur die Reiſedornen nicht;
Denk an die Reiſeroſen,
Die köſtlichen, die dir entgegenblühn!

★

Zwei arabiſche Sprüchwörter.

Mit ſeinem Vorſatz geht der Mann in gleichem Schritt.

Die Männer, die mit Rechte ſo geheißenen,
Sie ſind die Model der Begebenheiten.

★

Dem Stiere fällt ſein Horn,
Dem Vogel ſeine Schwinge nicht zur Laſt.

★

Geliehenes mit Lachen fliegt es aus,
Zurücke kehrts mit Weinen in ſein Haus.

★

Ein gräulicher Vogel! er krächzet und krähet ſo grauſam und grell —
Meint doch, er ſei ein wonniger Melodieenquell.

★

Weit beſſer iſt ein ganzer, als ein halber Narr.

★

Nicht kommſt du cultivirend
Zu Stande mit dem Dummrian;
Dem Roſſe, dem der Kopf fehlt,
Wie legſt du ihm die Zügel an?

*

Chriſti Pferdchen, von zu Haus
Bis nach Mekka getrieben,
Sieht darum nicht klüger aus,
Iſt ein Eſel geblieben.

*

Schmählich iſt Armuth,
Folgend auf Reichthum;
Schmählicher Irrthum,
Folgend auf Wahrheit.

*

Vier Dinge ſind unendlich ſchön
Und jede Zunge feiert ſie:
Die Tapferkeit, der Edelmuth,
Die Jugend und die Poeſie.

*

Vier Reize nur veralten nie
Im vielbewegten Weltgetriebe:
Der Reiz der Jugend und der Liebe
Des Lenzes und der Poeſie.

*

Sechſte Abteilung:

Formeln, Bekenntniſſe, Gebete

Im Namen unſeres Gottes, unſeres gnädigen,
Allguten, allgeneigten, allwohlthätigen,
Der uns beſchloß der Irre zu entledigen
Und uns des Islams hehres Heil zu predigen.

★

Allah zu Mahomed:
Du lehre: Gott iſt Einer!
Denn keine Lehr iſt reiner.
Er iſt von Ewigkeit
Und unbeſchränkt durch Zeit.
Gezeugt iſt er durch Keinen;
Zu zeugen irgend Einen,
Der ihm an Würde gleich,
Nie kam es ihm zu Sinne;
Allah iſt einzig in der Weſen Reich.

★

Nur Gott iſt Gott und außer ihm kein Gott,
Und Mahomed iſt der Prophete Gottes.

★

„Es iſt kein Gott, als Gott der Machtbeſitzer,
Es iſt kein Gott, als Gott der Racheblitzer.
Es iſt kein Gott, als Gott der Huldverleiher,
Es iſt kein Gott, als Gott der Schuldverzeiher.“

Geſchrieben auf der Tafel des Geſchickes
Hoch oben in ätheriſchem Gottesſaale
Steht dieſe Formel, dieſe heilige.
Wer ſie mit Andacht auszuſprechen ſich
Befleißiget, der geht geradewegs
Zum Himmel ein aus dieſem Erdenleben.
Der Satanas, der gräuliche, ſogar,
Wenn er ſie ſpräch aufrichtiglich und wahr,
All ſeine Sünden würden ihm vergeben;
Er wäre wieder, was er war, bevor
Er Gott verließ und ſeinen Glanz verlor.

★

Ich glaub an Allah und ſeine Vorbeſtimmung,
An Allahs Engel, an die heilige Schrift
Des Alkorans, an Allahs Abgeſandte,
An Auferſtehung endlich und Gericht.

★

Mahomed ſpricht:

Gott du biſt über uns
Und um uns her allüberall ergoſſen;
Biſt auf dem Hochgebirg,
Biſt im Gefilde, wo die Bäume ſproſſen.

*

Gott iſt groß;
Gott iſt groß;
Weiſe, mächtig, tadellos,
Lenket er
Ewig her
Aller Welten Sein und Loos.
Es iſt kein
Gott, denn er,
Er ohn Ende ganz allein.

*

Hymne auf den Propheten, zu ſingen in der Morgenſtunde auf der Höhe der Minarets.

Heil und Friede ſei dir,
Gnadenüberhäufter
Liebling Allahs, herrlicher,
Friede dir und Heil!

Heil und Friede ſei dir,
Himmel-ab belehrter
Mund der Wahrheit, heiliger,
Friede dir und Heil!

Heil und Friede ſei dir,
Der Geſchöpfe beſtes,
Größtes und glückſeligſtes;
Friede dir und Heil!

*

Setze mich, Allah, gnädig
In deren Zahl, die ledig
All jener argen Schulden,
Durch die man einbüßt deine hehren Hulden,
In die Zahl der Gerechten,
Der Auserkornen unter deinen Knechten!

Die Blicke deiner Augen,
O meine ſchöne Freundin,
So wie ſie ſich nur einmal
Den meinen zugelenkt,
Ach dieſe Zauberblicke,
Die leuchtenden Geſchoſſe,
Die mörderiſchen Pfeile
Mit ſüßem Gift getränkt!
Sie haben ohne Zorn mich,
Sie haben ohne Feindſchaft
Mich alſo ſchwer verwundet,
Mich alſo tief gekränkt,
Daß ſchon von Sterbedunkel
Mein irres Auge flimmert,
Daß ſich mein Haupt ermattet
Zu Tod und Grabe ſenkt.

*

O du mein theures Leben,
Du, mein geliebter Tod!
O ſähſt du meine Thränen,
Die ohne Maß vergoßnen
In meiner heißen Noth!
Zu ſchmelzen harte Steine,

Uralte Felſenblöcke,
Vermöchten dieſe Gluthen,
Vermöchten dieſe Fluthen,
Mit welchen meine Seele,
Mit welchen Kraft und Daſein
Hinſtrömet harmzerfloſſen
Aus ſchwimmender Augen Roth.

*

Wie brennt ſie, meine Wunde!
Wie fiebern meine Schläfe!
Mein Athem, ach, wie ſchöpft er
So ängſtlich und ſo ſchwer!
Und rings in meinem Jammer,
Allrings in meiner Bange,
Nach einem Arzt der Liebe,
Nach Arzenein der Sehnſucht
Forſch ich im Land umher.
Da wird mir aus dem Munde
Der Leute dieſe Kunde:
„Für ſolche ſchlimme Wunde,
Für ſolche böſe Krankheit,
Sind alle Weltenrunde
An Rath und Hülfe leer;
Wenn nicht vielleicht durch jene
Dein ſieches Herz geſundet,
Die dich ſo tief verwundet,

Die dieſe Noth geſtiftet,
Die deine Bruſt vergiftet
Mit dieſer Gluthbeſchwer.“

*

O du, von der getrennt mich
Unbeugſame Gewalten,
Feindſelige Schrecken halten,
Die deiner Tage Herrn!
O ſprich, wie kann ich athmen,
Wo deines Hauches Ambra,
Nicht alle Lüfte würzet,
O ſprich, wie kann ich athmen,
Von deinem Munde fern?
O ſprich, wie kann ich leben,
Getrennt von einem Lichte,
Dem ſeine Strahlenwonne
Zu danken hat der Sonne
Lichtloſer dunkler Kern?
O ſprich, wie kann ich leben
Fern deinem Angeſichte,
Fern deinem Augenſtern?

*

Allein bei dieſen Augen,
Beim Ambra dieſes Mundes,
Bei deines Angeſichtes
Geweihter Kaba ſchwör ich:

Nicht lange mehr, ſo bin ich
Verloren oder ſelig,
Vernichtet oder heil.
Nicht lange mehr, ſo wird man
In meiner Hand erblicken
Ein wuthgeſchwungnes Beil.
Damit werd ich die Thore,
Die prangenden, zerſchmettern,
Die meiner Thräne ſpotten,
Verhöhnen alle Leiden,
Von deiner Bruſt mich ſcheiden,
O meiner Seele Heil!
Dann ſei der Taumel Edens,
Sei namenloſe Wonne,
Wo nicht, die Pein der Hölle,
Sei Untergang mein Theil!

*

Beſtieg ein edles Roß,
Um eilig heimzukehren;
Es ſtand mir einſt in Ehren
Ein traulicher Genoß.
Nun dünkte mir, es wären
Viel beſſer als dies Roß
Die ſchlechteſten der Mähren
In ſchlechter Gäule Troß.
Je mehr es brauſt und brannte

Und durch die Lande rannte
Und über Klüfte ſchoß —
Je mehr ich es mit Harme
Aus meinem Herzen bannte,
Das leidig edle Roß.
Denn aus geliebtem Arme,
Aus meiner Freuden Schloß
Von ſeinem Braus getragen,
Wie mochte mirs behagen,
Im Fluge hinzujagen
Nach minneleeren Hagen,
Wo mich die Welt verdroß!

*

Es raſt im Schmerze
Mein liebend Herze;
Da ſenden Tadler
Und kalte Spötter
So harte Rügen
Und herbe Scherze,
Wie böſe Bienen,
Nach meinem Buſen
Unedel aus.
Sie kehren ihnen
In raſchen Flügen
Zurück ins Haus.
Dort, ſagen ſie,

Bedeckt mit Schweiße,
Dort ſchreckt im Kreiſe
Ein Flammengraus.
Wer wagt zu nahen,
Wer hält es aus?

*

Eine Magd, mit wunderbarem Reiz geſchmückt,
Der es Leid iſt, daß ſie unſer Aug entzückt!

Wenn du ihr zu nahn befiehlſt, ſo naht ſie dir
Kalt und ernſt, von Freude nie das Herz beglückt.

Wenn du ihr zu gehn gebeutſt, ſie wallt dahin,
Und du ſiehſt ihr Weſen nicht von Harm gedrückt.

Welch ein Eden wäre dieſe ſtolze Magd,
Von der Liebe Leidenſchaft und Luſt berückt!

*

Es graut die Nacht; mit einer Kanne Wein
Tritt Allia zu mir und ſchenket ein.

Aus ihrem Munde träufen Honige,
Purpuriſch aus der Kanne quillt der Wein.

Komm, Allia, und laß dem Wein gemiſcht
Die Honige von deinem Munde ſein!

Bald reiche mir die purpurrothe Fluth,
Bald dieſen Mund in köſtlichem Verein!

Die Flamme meiner Bruſt und dieſes Weins
Beſchwöre mild die ſüße Lippe dein!

Der Dichter Asmai erzählt:

Im Prunkgemach, worin die kühle Luft
Durchwonniget von reichem Ambraduft,
Da ruhten in behaglichem Verein
Drei ſchöne Kinder traulich und allein,
Und man beſchloß, geheime, zarte Sachen
Im Wettgeſange reimend kund zu machen;
Ein Beutel Goldes ſollte für den Sieg
Und ich der Richter ſein in dieſem Krieg.
Nicht ohne Scheu ſofort zum Anbeginn
Verkündete die erſte Sängerin:
„Ich ſchlummerte; da nahte meine Luſt
Und weckte nicht — o trauriger Verluſt!"
Die andere, nicht ohne Rückbehalt,
Entſchleierte ſich im Sange dergeſtalt:
„Mit meinem Freund im Traume koſet ich;
O träumte mir ſo ſchön allewiglich!"
Nun kam die Reih auch an die dritte Schöne,
Und es verriethen ihre Silbertöne:
„Sink ich dahin in ſeinem Arme ſüß,
Mein Lager wird zum Roſenparadies."
Drauf hat man eine Sklavin abgeſendet,

Und mir die Verſe ſämmtlich eingehändet.
Ich krönte raſch den dritten Wettgeſang;
Denn holde Wahrheit athmete ſein Klang.

Noch aber iſt die Mähre nicht geendet;
Bald wurde mir noch etwas eingehändet;
Ein Beutel mit Dukaten ward geſendet.
Die Siegerin, was ich ihr zugewendet
Durch meinen Spruch, das hat ſie mir geſpendet.

*

Ich ſchlief, da trat zu meinem Bett der Teufel,
   Der Teufel, wie er lebt und leibt,
Und ſprach zu mir: „Du haſt wohl ohne Zweifel
   Ein Opiat, das ſüß betäubt?“
Ich ſagte: Nein! „So labſt du dich an Weine,
   Der Feuer in die Glieder geußt?“
Ich ſagte: Nein! „Doch iſt ein Sänger deine,
   Deß Lippe dir wie Honig fleußt?“
Ich ſagte: Nein! „So haſt du doch ein Weibchen,
   Das dich mit holdem Reiz beglückt?“
Ich ſagte: Nein! „So iſt vielleicht dein Täubchen
   Ein Knabe, der noch mehr entzückt?“
Ich ſagte: Nein! Da hub er auf die Hände,
   Ausrufend: „Nein und ewig Nein!
Unglücklicher, ſchlaf ewig und ohn Ende!
   Ein Fluch für dich iſt, wach zu ſein.“

*

Tiefe Kenner der Natur,
Alte Weiſe ſagten aus:
Fände ſich im Weltenhaus
Nur ein Mann, ein Weibchen nur,
Und im fernen Oſten wär
Sie daheim, im Weſten er —
Beide zögen ſo ſich an,
Daß ſie fingen an zu wandern,
Und das Eine bei dem Andern
Käm am Ende richtig an.

*

Dunkelheit bedeckt die Erde;
Stürme wehn, es ſtürzt der Regen;
Haſtig her durch das Getobe
Schreitet der Geliebte mir.

Regennaß und froſtgeſchüttelt
Tritt er ein; entfachte Flammen,
Labetrunk und trautes Herzen
Wärmen und erfriſchen ihn.

Nun jedoch der Wege denkend,
Der gefähren, die er wallte,
„Aber“, ruf ich aus und zürne
Mit der Liebe ſanftem Zorn,

„Alſo durch die Nacht zu ſchreiten,
Durch die tiefe, ſchimmerloſe;
Nicht zu ſcheuen dieſe Güſſe,
Dieſer Stürme wilde Wuth;

Nicht zu fürchten die Dämonen,
Welche zu ſo böſer Stunde
Mit dem Element verbündet
Und ſo großer Tücke voll!“

„Wie doch hier in meinem Herzen“,
Alſo lächelnd der Geliebte,
„Niſtete die Furcht, die feige,
Wäre Raum für den Bedacht?

Ganz ja füllet es die Liebe,
Füllet es dein Bild, das ſüße;
Uebrig iſt für andre Gäſte
Nicht der kleinſte Winkel mehr.“

*

Rings die dunkle Nacht
Und des Sturmes Heulen —
Und ich ſah mit Macht
Meinen Freund hereilen,
Mein ſüßen, ſüßen Freund;
Und er trat herein

Regennaß und kalt;
Feuer, ich und Wein
Wärmten ihm die Glieder bald.

Aber, rief ich aus,
So durch Dunkelheiten,
Durch Geſpenſtergraus
Und Geſtürm zu ſchreiten!
Und es ſprach mein ſüßer Freund:
„Wie im Innern da
Wohnte Furcht und Graus?
Du und Liebe ja
Füllen jeden Winkel aus!“

*

Durch Ibrahim, Mahadis Sohn, bedeuten
Laß dich und leiten
Zu den drei beſten Freuden,
Die du allhier auf Erden magſt erbeuten.
Es iſt der Umgang erſtlich mit geſcheidten,
Geiſtreichen Leuten,
Dann eine gute Flaſche Wein zum zweiten,
Zum dritten ſich zu weiden ohne Meiden,
Ruhend im Arm geliebten Minnebräuten.

Die Weisheit Israels

(Zum erſten Mal geſammelt)

Hebräiſche Spruch- und Lehrweisheit.

Geſunder, heller Weltverſtand,
Hier kommt er aus der erſten Hand;
Mild ſproſſet auf demſelben Beet
Die Blume der Humanität.

Vorbemerkung.

Das Werk ſoll vor Augen legen, welch ein Schatz humaniſtiſch-edler und feiner Denkart und Sittenlehre in der jüdiſchen Literatur, namentlich in dem verrufenen Talmud, enthalten iſt. Denn Alles, was wir darin mittheilen werden, iſt ächt und urſprünglich, und es gehört uns ſelber nichts weiter an, als die Form, die großentheils nur aus einem einfachen metriſchen Gewande beſteht.

Aus dem Hohen Lied.

Stark wie der Tod die Liebe,
Feſt wie Scheol ihr Wille,
Eine Flamme Gottes,
Jede Gewalt der Erde
Höhnend, ihre Gluth.

Nicht erliſcht die Liebe
Durch gewaltiger Wogen
Brauſende Waſſerfülle;
Nicht hinweggefluthet
Wird ſie durch empörter
Ströme wilde Wuth.

*

Auf meinem Lager wach ich in der Nacht
Und miſſe den, der mir den Frieden giebt;
Ich ſchlummre ein und wache wieder auf
Und ſuche den, den meine Seele liebt.

Doch greif ich, ach, in eitle Leere nur
Und werde bang und ſtöhne tiefbetrübt:
„Was hemmet ihm die Schritte durch die Nacht?
Was ſäumet er, den meine Seele liebt?“

Aufſtehn will ich, ſo wie die Sonne blickt
Und, ſich zu regen, alle Weſen übt,
Und mich bemühn, auf Straßen und auf Markt
Zu finden ihn, den meine Seele liebt.

Und find ich ihn, ſo ſchmeichl ich ihm ſo lang,
Bis er beſiegt ſich mir zu eigen giebt;
Denn, ach, wie ſollte mir erträglich ſein,
Zu miſſen ihn, den meine Seele liebt?

*

Gebadet und geſalbt von Myrrhe troff ich,
Von köſtlicher, balſamiſchen Geruchs;
Ich harrte des Geliebten in der Nacht,
Ich harrete vergeblich und entſchlief.
Da pocht es, horch! — Des Freundes Stimme tönt:
„Thu auf, o meine traute Schweſterſeele,
Thu auf, o meine zarte Taube, mir!

Feucht iſt mein Haupt, es träuft die Locke mir
Vom Thau der Nacht; o ſäume nicht und öffne!“
Beraubt der Sinne bin ich vor Entzücken
Ob dieſer Stimme Klang; es ſchlägt mein Herz
Mit lautem Schlage ſeinem Glück entgegen;
Ich fliege, reiß den Riegel raſch zurück
Und ſpäh erſchrocken in die leere Nacht.
Entwichen iſt, verſchwunden ohne Spur
Mein ſüßes Heil. Ich rufe — niemand hört!
Ich hülle mich in meinen Mantel ein,
Ich walle manche dunkle Straße hin,
Ich wage mich ins freie Gefild hinaus,
Ich ſuche meinen Freund und ſuch umſonſt.
Da finden mich die Wächter, die die Mauern
Der Stadt umwandeln; ſie ergreifen mich,
Sie reißen mir den Mantel ab, ſie ſchlagen
Mich weh und wund mit ihrer rauhen Fauſt —
Da wach ich auf und merk, es iſt ein Traum,
Ein böſer Traum. — O ich beſchwör euch, Töchter
Jeruſalems, begegnet euch mein Freund,
Sagt ihm, daß ich vor Liebe matt und krank,
Thut ihm die Leiden meiner Seele kund,
Beſchwöret ihn, ſo wie ich euch beſchwöre:
Er eile, komme, küſſe mich geſund!

*

O hätteſt du, begrüßend
Des Lebens erſte Sonnen,
Dieſelbe Bruſt geſogen,
Die meiner Kindheit Bronnen,
O wärſt du mir ein Bruder
Geſellig auferzogen,
Des Hauſes ſüßer Sohn!
Ich brauchte nicht mit Bangen
An deinem Blick zu hangen;
Ich müßte nicht erröthen,
Dir in das Ohr zu flöten
Der Liebe Schmeichelton;
Kein Lauſcher würde flüſtern,
Kein Auge würde düſtern,
Kein Finger würde drohn;
Mein Sehnen und Verlangen,
Man würd es nicht verſchwärzen;
Mein Küſſen und Umfangen,
Mein Drücken und mein Herzen,
Es würde nicht vor aller Welt zum Hohn.

*

Komm, komm, o Freund, nicht länger laß uns weilen;
Verſpotten wir der Feinde Macht;
Hinaus laß uns in freie Fluren eilen
Und bergen uns in ihrer Pracht!

Dort auf den Hügeln, wo die Reben ſproſſen,
Die feurige Granate brennt,
Werd ungeſcheut das traute Glück genoſſen,
Das uns die harte Welt mißgönnt.

Dort werden uns nicht Späher-Augen ſtören,
Nur holde Blüthen Zeuge ſein;
Dort ſoll dir Alles ohne Maaß gehören,
Was von erſehnter Wonne mein.

*

Ein ſolcher iſt mein Freund,
Ein ſolcher iſt mein Buhle,
Ein einziger, erleſener
Aus ſämmtlicher Männer Schaar:
Wie ein Rabe, ſo ſchwarz ſein Haar,
Und ſeine milden Augen
Ein Tauben-Augenpaar;
Sein Leib, wie Elfenbein,
Und wie gehaun aus Marmor
Der Schenkel Prachtgebilde;
Wie Lüfte, die gelinde
Hinſäuſeln über Roſen,
Sind ſeine Minnegrüße;
Wie des Honiges Seim an Süße
Die Küſſe, die er beut;
Sein ganzes Sein und Weſen
Nur Glück und Seligkeit.

*

Auf unſern Rebenhügel
Ward ich hinausgeſendet,
Auf daß ich hier die Blüthe,
Die labevolle, hüte,
Die aus der Erde Schooße
So lieblich aufgelacht.
Ich hatte trefflich Acht;
Sie wurde nicht geſchändet,
Es wurde Nichts entwendet
Von ihrer reichen Pracht.
Doch, ach, das eigne Gütchen,
Das eigne junge Blüthchen,
Das hab ich nicht bewacht.
Mir meiner Reize Trauben
Gefällig abzuklauben,
Bemühte ſich ein Dieb;
Und ihn hinwegzujagen,
Und ſeinen Näſchertrieb
In ernſte Flucht zu ſchlagen,
Hatt ich ihn leider allzu lieb.

*

Mein Freund, er iſt ein Myrrhenſtrauß,
Der zwiſchen meinen Brüſten ruht;
Da halt ich ihn mit feſter Hand
In meiner heißen Haſt.

Mein Freund, er iſt ein Brauſekelch,
Gefüllt mit edler Traube Blut;
Ich bin beſiegt, ich bin berauſcht
Von ſeiner Flammenkraft.

Mein Freund, er iſt ein Blüthenlenz;
Wie lacht die Welt in ſeinem Hauch!
Es ſproſſet unſer Freudenbett
Von lauter Roſen auf.

Mein Freund, er iſt ein Wonneſee;
Ich ſtürze mich in ſeine Fluth,
In ſeine klare Fluth hinein,
Und kühle meine Gluth.

Mein Freund, er iſt ein Labebaum,
Der ſchwellend reife Früchte ſenkt;
Die ſüßen all in meinen Schooß
Entſchüttelt ſeine Huld.

*

Schön, wie Thirza, biſt du,
Wonnevollen Anblicks,
Wie die Pracht Jeruſalems,
Und wie kriegeriſche
Heldenheere furchtbar.

Wende, weh, ſie tödten,
Wende deine Blicke,
Ende meinem Herzen

Dieſen Zauberbann!
Aufgelöſt in Sehnſucht,
Nimmermehr begnügter,
Schmacht ich hin und ſterbe
Sterb an einem Glücke,
Das die Bruſt, die ſchwache,
Menſchliche, nicht faſſen,
Nicht ertragen kann.

*

Den König umwunden
Und hart gefangen —
Vom lieblichen Bande
Der Locke gebunden
Und nicht mehr prangen
In alter Ehre
Den Herrſcher ſieh!
Und will er wohl
Ins Freie brechen
Und ſeine Schmach,
Die ſüße, rächen
Am ſchönen Feind
Und ſtrenge richten?
Er wills mit nichten.
Er wird es nie.

*

Es ſind der Königinnen
In ihrer Reize Strahl
Nicht weniger, denn ſechzig,
Der Kebſinnen ſind achtzig
In meinem Freudenſaal;
Es eifern außer ihnen,
Mich blühend zu bedienen
Ausbündig ſchöne Mädchen ohne Zahl —
Alleine
So feine,
So blüthenhold, wie keine
In dieſem Roſenhaine,
Iſt eine,
Mein Täubchen iſt, ja meine
Begehrte Wonn iſt eine
Von ihnen allzumal.
Die Königinnen ſchaun ſie,
Die Kebſinnen, die Mädchen,
Und loben ſie und preiſen ſie
Und nennen dreimal ſelig
Die glückliche Beglückende,
Die mir das Aug Entzückende,
Die mir den Geiſt Berückende,
Die mir das Herz Umſtrickende,
Des Königs ſchönſte Wahl.

Aus den Sprüchen Salomos.

Honigſeim ſind liebliche Reden,
Süß der Seele, Heilung dem Gebein.

*

Geringer Weſen weiß ich vier
Zu nennen auf dem Erdenkreiſe,
Die aber wohlgelehrt und weiſe.
Ameis — ein unanſehnlich Thier —
Sie ſammelt ſich im Sommer ihre Speiſe,
Zur Zeit der Noth damit verſehn zu ſein.
So auch die Bergmaus iſt nicht ſtark; allein
Sie richtet im Geſtein
Sich deſſenungeachtet trefflich ein.
Heuſchreckenheer ſodann,
Kein Herrſcher führts auf ſeinen Zügen an,
Und wie geordnet zieht es ſeine Bahn!
Eidechschen endlich, auch nur ſchwach und klein,
Greift wie mit Händen, fängt und faßt,
Logirt, ſo groß auch der Contraſt,
Sich im Palaſt
Des Königes ein.
Sind das nicht kluge, kleine Thiere,
Die Viere?

Aus dem Jeſaias.

Weh dem, was hoch und ſtolz
Von Anſehn und Geſtalt
Und voll von übermüthigem Gebahren!
Denn ſiehe, der Herr, Jehova, der Heeresſchaaren,
Schlägt ab der blühenden Herrlichkeit
Die gebreiteten Aeſte mit Schreckgewalt;
Mit dem Eiſen wird der prangende Wald geſchlagen;
Es ſtürzen die Wipfel, die in die Wolke ragen;
Das Mächtige wird zum Hohn,
Und Rieſenſchläge vernichten den Libanon.

Dann Heil und Troſt! Dann keimet hervor
Von Iſais Stamm ein unanſehnliches Reis.
Aus dunkeler Wurzel treibet ein Sproß empor
Und hebt ſich in die Lüfte wundergroß,
Und nimmer endet ſeiner Ehre Preis.
Denn es ruhet auf ihm Jehovas Geiſt,
Der Geiſt der Einſicht hell und klar,
Der Wahrheit, die der Lüge bar,
Der Geiſt der Weisheit und der Kraft,
Der Erkenntniß und der Gottesfurcht,
Die nur das Rechte will und ſchafft.
Nicht, wie das Aug ihn blendet,
Urtheilet er;
Nicht wie das Ohr ihn lenket,

Entſcheidet er;
Er ſchirmet den Armen, dem ſein Recht entwendet;
Mit Billigkeit beſcheidet er
Im Volke den Unglücklichen.
Er ſchlägt das Land mit ſeines Mundes Geißel;
Von ſeiner Lippe zornigem Hauche ſinket
Der machtberaubte Frevler hin.
Gerechtigkeit umwindet ihm die Hüfte,
Und ſeiner Lende Gurt
Iſt wandelloſer, reiner Sinn.

Dann Heil und Troſt für Alles
In aller Welt!
Dann weidet der Wolf beim Lamme,
Böckchen und Panther ruhn geſellt.
Kalb und Leu
Allzumal,
Ein kleiner Knabe führet ſie.
Bärin und Kuh, ſie weiden in holder Eintracht;
Auf einem Lager ruhen ihre Jungen.
Vom Graſe genährt
Lebt mildgeſinnt, dem Rinde gleich, das Raubthier;
Es ſpielet unverſehrt
Der Säugling an der Natter Kluft,
Und ohne Schaden nach der Otternhöhle
Streckt der Entwöhnte ſeine Hand.

All Schreckliches, zum Guten
Iſts umgewandt,
All Feindliches in ewigem Friedensbunde.
Nichts Böſes übt man, nichts Verderbliches
Auf meinem ganzen heiligen Berge mehr.
Denn wie bedeckt mit Fluthen
Die Meere wogen, alſo mit der Kunde
Jehovas iſt erfüllt das Land.

Die Stufenleiter der Barmherzigkeit.

(Nach Maimonides, geb. 1135, geſt. 1204.)

Acht Stufen hat ſie, dieſe goldne Leiter.
Es ſteigt darauf von Grad zu Grad empor
Der Edelmuth, womit ein Geber giebt,
Ein Helfer hilft, bis zu der höchſten Höhe,
Wo ſich kein Makel mehr, kein Mangel zeigt.

Die erſte, die geringſte dieſer Stufen,
Iſt, wenn gegeben wird, allein nicht gerne.
Es giebt die Hand hier, aber nicht das Herz,
Und keinen innern Werth
Hat dieſes allzu äußere Geben noch.

Die zweite Stuf iſt dieſe: wenn man giebt,
Und auch nicht ungern, aber nicht genug,
Nicht dem Bedarf gemäß;
Da iſt die Gabe mangelhaft, die karge.

Es folgt die dritte Stufe. Du befindeſt
Auf ſolcher dich, wofern du gerne giebſt
Und auch genug; allein nicht ungebeten.
Wenn erſt die Bitte dich, die klägliche,
Des Dürftigen beweget; wenn die Spende
Nicht ganz von ſelber deiner Hand entfließt,
Klebt deiner Güte, ſei ſie
Auch noch ſo groß, gleichwohl ein Makel an.

Die vierte Stufe, die noch rühmlichere,
Doch ebenfalls noch nicht vollkommene,
Jſt, wenn man ungemahnt und ungebeten
Wohlthaten übt, doch in die Hand des Armen
Die Gabe legt. Denn in ſo offener,
Unmittelbarer Weiſe hinzunehmen,
Beſchämet und demüthiget zu ſehr.

Die Stufe, die noch höher ſteigt, die fünfte,
Jſt dieſe: wenn der Geber den Empfänger
Nicht kennet, der Empfänger aber ihn,
Den Geber. Dieſe Weiſe hielten unſre
Vorfahren, in verborgnen Winkeln Gold
Aufhängend, daß der Dürftige davon
Sich ſelber heimlich eine Gabe nehme.

Der umgekehrte Fall
Tritt auf der ſechsten dieſer Stufen ein.
Hier weiß der Geber, wem die Gabe frommt,

Dem aber iſt und bleibt es unbewußt,
Aus weſſen Hand ſie kam. Auch ſo geſchah es
Zu unſerer Väter Zeiten. Manche ſandten
Den Armen in die Wohnung ihr Geſchenk,
Und ſorgten, daß ſie nicht genennet würden.

Die Stufe, die nun folgt, die ſiebente,
Iſt, wenn einander gänzlich unbekannt
So Geber als Empfänger. Demgemäß
Hat man gethan, da noch der Tempel ſtand.
Denn ein Gemach war hier, genannt „Die Kammer
Des Schweigens“; in daſſelbe pflegte man
Tribute der Wohlthätigkeit zu bergen,
Davon erhalten wurden achtungswerthe
Familien, die eine Noth befiel.

Doch überall auf dieſen ſieben Stufen,
Iſt ſie vorhanden ſchon, die Dürftigkeit,
Der man zu Hilfe kommt. Ihr vorzubeugen
Durch Rath und That, durch Gaben, welche man
Den nicht bereits Verarmten, den nur erſt
Gefährdeten gewährt; durch ein Gewerbe,
In welchem man ſie unterweiſt; durch einen
Ehrbaren Unterhalt, wozu man ihnen
Behilflich iſt. Das iſt die achte, das
Die höchſte Stufe der Barmherzigkeit.

*

Wie Moſe Jethros Heerden in der Wüſte
Behütete, da lief ein Lamm hinweg.
Er eilte nach; das Thierchen aber war
Leichtfüßiger denn er, und erſt, da es
An einer Quelle ſtand und ſchlürfte, kam
Ihm Moſe nah. „Ich ſehe nun,“ ſo ſprach er,
„Warum du mir entliefſt; hätt ichs gewußt,
Ich hätte nicht geſäumt, dich herzutragen.
Doch jetzo, da du deinem Drang genügt,
Komm wiederum mit mir zurück!“ Er nahm es
Auf ſeinen Arm und bracht es alſo ſacht
Zur Heerde wieder. Da erſcholl das Wort,
Das göttliche: „Du biſt ein ächter Hirt,
O Moſe! Da du einem armen Thiere
Dich ſo gelind erzeigſt, ſo wirſt du wohl
Mit deinen Brüdern ein noch inniger
Erbarmen haben. Sei — ich ſende dich —
Der Hirte meiner auserwählten Schaar;
Sei mein Prophet und deines Volkes Hort!“

*

Als Pharao mit ſeinem ganzen Heer
Elend zu Grunde ging im Rothen Meer,
Stimmt einen Hymnus an der Engel Chor;
Doch übel tönt er in des Höchſten Ohr.
Unwillig herrſcht ihn ſelbiger zur Ruh,

Und rief den Engeln dieſe Worte zu:
„Es gehn die Werke meiner Hand zu Grund,
Und Jubellieder ſinget euer Mund?!“

Elias.

Auf Horebs felſiger Höhe ſteht
Ein Mann des Herrn in düſterem Schweigen.
Auf die erkornen Lande ſchaut,
Die gottgeweihten, der Prophet,
Wo man dem Baal Altäre baut,
Verworfner Opfer Düfte ſteigen.
Am Ende wird ſein Unmuth laut.
„Zerſchmettere, Herr!“ ſo ruft er aus,
„Dies nie zu beſſernde Geſchlecht;
Nicht ſchone mehr, ſei nur gerecht;
Als Rächer komm, mit Sturmgebraus
Und Blitzgewalt bewaffne dich,
Der Grund der Erde ſpalte ſich,
Ein freſſend Feuer ſei entfacht;
Laß ſie empfinden, die Verüber
So großer Gräuel, deine Macht;
Mit ihrem Trotze ſei es aus,
Schmach ſei ihr Ende, Nacht und Graus!“

Er rufts, ſein Auge flammt, ſein Herz
Iſt nur von Grimme, nur von Schmerz

Ob der Verächter und Betrüber
Des Heiligen, dem er dient, erfüllt.
Da ſteigt ein Engel niederwärts
Und ſpricht: „Jehova geht vorüber;
Merk auf! Es wird dir ein Belehr;
Der Sinn des Herrn wird dir enthüllt.“

Da welch ein Aufruhr! Wild einher
Fährt ein Geſtürm; der Donner brüllt,
Aus dem Gewölke zucken Blitze;
Im Feuer ſteht des Berges Spitze.
Es ſei Jehovas Majeſtät,
Wähnt der erſchrockene Prophet;
Der Bote Gottes aber ſpricht:
„Im Wetter iſt Jehova nicht.“

Nun wanken und ſchwanken der Erde Gründe;
Es thun ſich auf graunvolle Schlünde;
Uralte Felſen werden erſchüttert
Und reißen entzwei. Elias zittert.
„Fürwahr, das iſt des Herrn Gericht!“
„Auch im Gebebe der Erde“, ſpricht
Der Engel, „iſt Jehova nicht.“

Nun brechen im Thale Flammen hervor;
Sie wälzen ſich den Berg empor,
Schon iſt beinahe ſein Gipfel erreicht.
Elias ſieht es und erbleicht:

„Das iſt er!“ — „Auch im Feuer“, ſpricht
Der Engel, „iſt Jehova nicht.“

Doch jetzo kehrt die Ruhe wieder;
Es tönt die ſtille Luft entlang
Gelind, wie Aſſaphs Harfenklang,
Rauſcht wie der Seraphim Gefieder.
Der Engel ſpricht: „Das iſt der Gottheit Gang;
Nun kommt Jehova.“ In ſanftem Säuſeln fährt
Der Herr vorbei. Sich auf die Erde nieder
Wirft mit dem Antlitz der Prophet.
Er iſt beſchämt, er iſt belehrt:
Nie mehr, ſo lang ſein Leben währt,
Schwingt ſich aus ſeinem Mund ein Fluchgebet.

*

Warum der Mond ſo bleich und blaß?
Ihm ſtahl die Farbe Neid und Haß.
Er war, da Gott ihn hingeſetzt
An ſeinen Ort, noch nicht, wie jetzt;
Er war geſchaffen gar und ganz
Der Sonne gleich an Licht und Glanz.
Nicht ſollte Tag und finſtre Nacht,
Sich folgen ſollte Pracht und Pracht;
Es ſollten, ewig hell und klar,
Zwei Sonnen ſein, ein fürſtlich Paar,
Und bei der einen Untergehn

Die andre ſchon am Himmel ſtehn.
Die Sonne that mit ihrem Licht
Getroſt und friedlich ihre Pflicht;
Dagegen wär ein ſchönrer Stern
Der Mond geweſen gar zu gern.
Er ſtrengte ſeine Strahlenkraft,
Damit ſie prange ſiegerhaft,
Gewaltig an; doch ohne Frucht
Blieb alle Müh und Eiferſucht.
Drob ärgert er und kränkte ſich,
Bis alle Kraft und Schöne wich,
Und ſein Geſicht ſo ſchwach von Art,
So farbelos, wie jetzo ward.
Seitdem regiert der fromme Strahl
Der Sonn allein im Weltenſaal,
Und ſonder Ehr und Herrlichkeit
Durchweint der Mond die Dunkelheit.

*

Zu Rabbi Chanina ſprach ſein Weib:
„Wie lang kaſteiſt du deinen Leib,
In dürftig enger Schranke lebend,
So bänglich oft in Sorge ſchwebend?
Bete zu Gott ein Kraftgebet!
Solch einem Manne, wenn er fleht,
Verſagt der Himmel keine Gabe.“
Da bat der Mann um goldne Habe;

Und ſieh, vom Himmel eine Hand
Bot alſofort ein Gnadenpfand,
Den Fuß von einem goldnen Stuhle.
Der zog aus ſeinem Sorgenpfuhle
Das frohe Paar mit einem Mal.
Drauf wurde träumend in den Saal
Der ewigen Luſt emporgehoben
Des Rabbi Weib und ſah dort oben
Die Frommen all auf Wonneſitzen
Von Golde ruhn und Freude blitzen.
Ihr Mann, der Rabbi, ſtand alleine;
Sein Stuhl, er hatte nur drei Beine
Und taugte nicht, wie andre Stühle,
Zu ſtandgerechtem Ruhepfühle.
Hierdurch erſchreckt, erwacht die Frau,
Berichtet die betrübte Schau
Und ſpricht: „O Rabbi, bete, bete,
Damit der ohne Witz erflehte
Dir dort gebrechend edle Hort
Rückkehre ſchnell an ſeinen Ort!“
Chanina thats. Die Hand zum Glücke,
Sie kam und zog ihr Pfand zurücke.

Auch du vielleicht haſt einen Segen,
So himmliſch und ſo hoch gelegen,
Haſt einen Stuhl im Geiſterſaal

Und darbeſt hier im Erdenthal.
Verwandele das hehre Gut,
Ob auch der Mangel wehe thut,
Nicht in ein irdiſch tiefgemeines;
Erhalte dirs ein ewig reines!

*

Ein Fremder hatt ein Eſelein;
Das kaufte Rabbi Simon ein.
Das Thierchen unter ſeinem Hals
Trug heimlich einen Edelſtein.
Schon war der Fremde fortgereiſt,
Da blinkte dieſer Wonneſchein,
Und Alle rieſen rings umher:
„Huld Gottes iſt, o Rabbi, dein.“
„Was mir verkauft der fremde Mann,“
So ſprach der Rabbi wahr und rein,
„Iſt offenbar der Eſel nur,
Und nimmermehr der Edelſtein;
Den nehme ſeine Hand zurück;
Behende geht und holt ihn ein!“

*

Der freundliche, freigebige Mar Ukba
Sandt allemal vor dem Verſöhnungsfeſte
Vierhundert Kronen einem armen Mann.
Den überraſcht einmal Mar Ukbas Sohn,

Wie er von altem, edlem Weine trank,
Und meldet es dem Vater mit den Worten:
„Schlecht haſt du deine Gaben angewandt
Bei dieſem Manne, dem geheimen Schwelger.“
Antwortet ihm Mar Ukba: „Stärkungen
Braucht, wie es ſcheint, der Schwächliche; daher
Soll künftig ihm zweifache Spende werden.“

*

„Kurz iſt und einfach unſerer Lehre Sinn und Kern,“
Sprach Rabbi Hillel. Es vernimmt ein Heide das,
Stellt ſich auf einem Fuße vor den Rabbi hin
Und ſpottet alſo: „Lehre mich dein ganz Geſetz,
Indeß ich alſo ſtehe! Wenn du das vermagſt
Ein Jude will ich werden, ich gelobe dirs“ —
„Was du nicht willſt, daß dir die Leute thun, das thu
Auch ihnen nicht,“ antwortete der Rabbi drauf;
„Das Weſen haſt du unſerer ganzen Lehre hier;
Denn Form nur iſt und Außenwerk das Uebrige.“

*

„Wer will Leben, Leben haben?
Leben hab ich in den Händen,
Allen, Allen auszuſpenden
Seine Wonne, gern bereit.“
Alſo laut auf offnem Markte
Rief der Rabbi Alexander.

Alles ſtrömte zu dem Manne,
Wollte Leben, Leben haben.
Selbiger hierauf beſchenkte
Nicht mit einem Zaubertranke,
Nicht mit einem Trugrecepte;
Es entſtrömte ſeinem Munde
Dieſer Lehre Gründlichkeit:
„Wer von euch nach Leben dürſtet,
Möchte gut und lange leben,
Wahre ſorglich ſeine Zunge,
Jede böſe Rede zähmend,
Immerdar nur Frieden athmend,
Frieden ohne Haß und Streit!"

*

Gerechte leiſten mehr, als ſie verheißen.
So Abraham. Erſt, ohne viel zu gleißen,
Sprach er zu denen, die die Wanderſchritte
Herangelenkt an ſeine biedre Hütte:
„Empfanget einen Biſſen Brod! Ich bitte."
Doch dann ertheilt er Sara den Befehl:
„Du knete hurtig drei Maaß Semmelmehl!"

*

Zum Haupte der Schlange
Der Schweif begann:
„Du gehſt ſo lange
Mir ſchon voran;

Es führete billig
Auch einmal ich.“
Das Haupt war willig
Und kehrte ſich.

Der Schweif, ſtolzirend
Als Vorderheld,
Den Pfad verlierend
Ins Waſſer fällt;

Und kaum erſteht er
Aus dieſer Fahr,
In Gluthen geht er
Und Flammen gar.

Noch iſt von dieſen
Die Wunde friſch,
Da zürnt mit Spießen
Ein Dorngebüſch.

Erſchrocken flieht er
Und ruft das Wort:
„Haupt, laß mich wieder
An meinen Ort!“ —

Um Schmach zu meiden
Und Mißgeſchick,
Voran ſoll ſchreiten
Ein ſcharfer Blick.

*

Ein Meiſter lehrt; da ſitzen,
Des Mannes erhabenem Geiſte zu lieb,
Um ihn herum vier Schüler:
Ein Schwamm, ein Trichter, ein Seiher, ein Sieb.

Der Schwamm, der große Trinker,
Saugt Alles, Alles, was da fleußt;
Nichts faßt jedoch der Trichter,
So viel man ihm ins Innere geußt;

Der Seiher hält die Hefe;
Das Klare wird zum Rinneborn;
Das Sieb — da fällt die Spreu durch,
Es bleibt jedoch das edle Korn.

*

Es wettet Einer, daß er Rabbi Hillel,
Den ſanfteſten von allen Erdenkindern,
Zum Zorne reizen werde. Wenn er es
Vollbrächte, ſollt er hundert Seckel haben,
Gleich viel der Andere, woferne nicht.
„Merk auf! Ich mach, daß er ſchäumt vor Wuth,"
Sprach der Geſelle, ging zu Hillel dann,

Dem Nächſten nach dem Fürſten zu der Zeit,
Und ließ die ungeſtümen, groben Rufe
Ertönen: „Wo iſt Hillel? Wo iſt Hillel?
Ich will mit Hillel ſprechen.“ — „Hier, mein Sohn,“
Sprach dieſer; „was beliebt?“ — „Ich möchte wiſſen,
Warum der Kopf der Babylonier
So ungeſtalt.“ — „Es wird den Leuten dort
Wohl an geſchickten Wehemüttern fehlen,“
So Hillel in der ruhigſten Manier
Und ohne Spur von Aerger und von Zorn.
Der Burſche ging. Allein in einer Stunde
War er ſchon wieder in des Rabbi Haus
Lautſchreiend: „Wo iſt Hillel? Wo iſt Hillel?
Ich will mit Hillel ſprechen.“ — „Hier, mein Sohn,“
Sprach dieſer, „was beliebt?“ — „Ich möchte wiſſen,
Warum die Augen der Termudier
So ſehr behaftet mit Entzündungen.“
„Das Land, das ſie bewohnen, iſt voll Staub;
Der flieget in die Augen und bewirkt,
Daß ſie erkranken,“ ſo der Rabbi drauf,
Der ſeiner Faſſung nicht im Mindeſten
Verluſtige. Der Burſche ging. Allein
In einer Stunde war er wieder da,
Und ließ von Neuem das Geſchrei ertönen,
Das rohe: „Wo iſt Hillel? Wo iſt Hillel?
Ich will mit Hillel ſprechen.“ — „Hier, mein Sohn,“

Sprach dieſer, „was beliebt?" — „Ich möchte wiſſen,
Warum die Eingebornen Afrikas
So breite Füße haben?" — „Meine Meinung
Iſt dieſe," ſprach der Rabbi ſanft und gut,
Wie immer, „da ſie, ihrer Sitte nach,
Barfüßig auf dem heißen Sande wandeln,
So nehmen ihre Füße dieſe platte
Geſtaltung an." Verlegen ſtand anitzt
Der Burſche da; er merkte, daß es ihm
Nicht glücken werde, dieſen Mann zu reizen.
Doch wollt er ſich noch nicht gefangen geben;
Er fing zu höhnen an; er ſprach verächtlich:
„Das alſo iſt der Hillel, welchen man
Den erſten aller Söhne Iſraels
Zu nennen pflegt? Ich ſehe nichts Beſondres
An dieſem Wicht." — „Ich bilde mir nicht ein,
Etwas Beſonderes zu ſein; ich bin
Ein Mann wie Andere," verſetzte Hillel.
„Beim Himmel, nein!" rief Jener, ſeine Sache
Nunmehr verloren gebend, „etwas ganz
Beſonderes, ich kanns bezeugen, biſt du;
Durch dich kam ich um hundert Seckel heut."
„Wie ſo?" — „Ich wettete, dich zu erzürnen."
„Das möchte dir nun freilich ſchwer gelingen.
Das Geld jedoch, das dich die Sache koſtet,
Nicht völlig ohne Frucht verlierſt du es!

Nimm eine Lehre dir aus der Geſchichte:
Vermeiden muß man Wetten dieſer Art,
Und anderem, heilſamerem Geſchäfte
Ziemt es zu weihen ſeine Kraft und Zeit,
Als ſolcher Streiche jugendlichem Tand."

*

Gottloſe Nachbarn hatte Rabbi Meir;
Gekränkt, beſchädiget ohn Unterlaß
Durch ihre Tücke ward der fromme Mann.
Zu viel am Ende ward es ihm; er rief
Den Ewigen an in ſeinem Zorn; er bat ihn,
Sie zu vertilgen, dieſe böſe Brut,
Durch ſeiner Blitze flammendes Gericht.
Das hörete ſein Weib; es ſprach zu ihm:
„Wärs, o mein Theurer, nicht ein ſchöneres,
Ein frömmeres Gebete, wenn du flehteſt,
Daß ſie erleuchtet und gebeſſert würden,
Die Feindlichen, die du dem Tode weiheſt?
Die Sünde, nicht die Sünder wünſchte David
Vertilgt zu ſehn." Der Rabbi pries ſein Weib
Ob dieſer Rede; nahm, was er geflehet,
Um ſich gerächt zu ſehn an jenen Argen,
Sofort zurück und betete zu Gott,
Daß er erhellen ihrer Seele Nacht
Und beſſern ihre böſen Herzen möge.

*

Groß war die Redekunſt des Rabbi Meir;
Er pflegt am Abend vor dem Ruhetage
Zu halten eine Predigt vor dem Volke
Und viele fromme Hörer zu entzücken
Durch ſeiner Worte wunderbaren Hall.
Inſonderheit ward eine Frau dadurch
Gar ſehr erbaut; ſie wurde nimmer ſatt
Weisheit zu hören aus ſo edlem Munde.
Einſt ging ſie heim an einem ſolchen Abend,
Des Mahles ſich zu freun mit ihrem Gatten,
Das zu des Sabbaths Ehre zubereitet.
Da ſahe ſie die Lichter ausgelöſcht
Und jenen außen an der Thüre ſtehen.
„Wo warſt du? Wo ſo lange bliebſt du wieder?“
So frug er in erzürntem Tone ſie.
„Ich höret unſern Rabbi,“ war die Antwort;
„Zu ſchön, zu köſtlich war ſie, ſeine Rede,
Als daß ich, ehe ſie zu Ende war,
Hinwegzueilen mich entſchließen konnte.“
„Sehr wohl,“ entgegnete der Eiferſüchtge,
„Du kommſt jedoch nicht wieder in dies Haus,
Bis du dem Rabbi, welcher dir ſo ganz
Den Sinn bethört, ins Angeſicht geſpuckt.“
Die Frau erſchrickt; ſie wähnt, es ſei ein Scherz;
Er aber wiederholt in allem Ernſte
Das rohe Wort und wehret ohne Gnade

Den Eingang ihr. So war ſie denn genöthigt,
Herberg in einem fremden Haus zu ſuchen.
Indeß ſie hier verweilte, die aus Mitleid
Geduldete, verbreitet in der Stadt
Sich das Gerüchte von der Grauſamkeit
Des Mannes und dem traurigen Geſchicke
Der Frau, die er aus ſeinem Haus geſtoßen;
Es kommt ſo auch dem Rabbi ſelbſt zu Ohren.
Derſelbe läßt ſie rufen und erzählt,
Wie er mit einem argen Augenübel
Behaftet, das der Kraft der Aerzte ſpotte;
Da hätten ihm jedoch erfahrne Leute
Ein vielerprobtes Mittel anempfohlen;
Er ſolle ſich von einem Weibe nämlich,
Das zwar vermählt, doch ihrem Manne fern,
Ins Auge ſpucken laſſen ſieben Male.
Mit großem Danke würd er es erkennen,
Woferne ſie ihm dieſen Dienſt erwieſe,
Auf dem allein noch ſeine Hoffnung ſtehe.
Ungern bequemte ſie, ſolch eine große
Verehrerin des würdigen Mannes, ſich
Zu einem Thun, das ſo beleidigend
Dem Scheine nach; doch um der Wirkung willen,
Der heilſamen, die zu erwarten war,
Entſchloß ſie ſich dazu. Wie es geſchehen,
Da ſprach zu ihr der Rabbi: „Gehe nun

Und ſage deinem Manne: Nicht nur einmal,
Wie du befahlſt, hab ich dem Rabbi Meir
Ins Angeſicht geſpuckt; nicht weniger
Als ſiebenmal hab ichs gethan. Du magſt
Ihn ſelber fragen. Und ſo laß mich denn
In Frieden wieder einziehn in dein Haus!“

So große Selbſtverleugnung übete,
Um Harm und Haß zu wenden, dieſer Mann,
Der um ſo höher nur deßhalb geſtellte;
Ob mancher auch es tadelt, in der Meinung,
Es möchte das Geſetz und ſeine Lehrer
Um Ehr und Anſehn bringen bei dem Volke,
Wenn ſie ſo ſchimpflicher Behandelung
Sich preiszugeben kein Bedenken trügen.

*

An Regen einſt gebrach es;
Mit maaßberaubtem Feuer
Brannte die Sommerſonne;
Kein Wölkchen wollte grauen,
Kein Tröpfchen wollte thauen;
Es jammerten die Menſchen,
Es ſtöhneten die Thiere,
Die Saaten auf den Auen,
Sie ſtarben in der Gluth.
Viel ward deshalb gerufen

Zum Himmel um Erbarmen,
Doch nicht zu hören ſchien es
Des Ewigen Ohr; zu ſchwinden
Begann ſogar den Frömmſten,
Geprüfteſten im Volke
Die Hoffnung und der Muth.
Da warf ſich auf die Erde
Ein ganz gemeiner Mann hin
Und flehete. Bezogen
Zur Stunde mit Gewölke
Erſchien der Himmelsbogen,
Und reichlich ausgegoſſen
Entſtürzet ihrem Schooße
Die heißbegehrte Fluth.

Dies Wunder ſahn die Weiſen
In Iſrael und ſtaunten:
Verborgen ohne Zweifel
War ein Geheimniß hier.
Daſſelbe zu ergründen,
Winkt einer der Rabbinen
Den Mann heran und ſtellte
Die Frag an ihn: „Wer biſt du?
Welch ein Geſchäfte treibſt du?“
„Ich ſchäme mich,“ verſetzt er,
„Es zu geſtehn. Ich miethe

Gemeine, feile Dirnen,
Entlaufne, ſchlechte Weiber,
Und ſchmücke ſie und ſchlage
Das Tamburin vor ihnen,
Und wecke ſo der Männer,
Der Jünglinge Begier.“
„Sehr ſonderbar,“ bemerkte
Der Rabbi drauf, „alleine
Was hat es denn mit dir
Für eine ganz beſondre,
Verborgene Bewandtniß,
Daß dich vor allen Andern
So hoch der Himmel ehret,
Nur dich, den Einen, höret,
Wenn alles ſonſt vergebens
Zu ihm um Hilfe rufet?
Das, wenn du es zu ſagen
Im Stand, berichte mir!“
Der Mann hierauf beſann
Sich einige Minuten
Und ſprach ſodann, wie folget:
„Was ich dir ſagen kann,
Iſt wenig, es iſt dieſes —
Weiß nicht, ob es genüget,
Ich ungelehrter Mann.
Ich war einmal beſchäftigt,

Die ſchimmernden Gewande,
Die meine Dirnen tragen,
Zu reinigen, da hört ich
Ein Weinen und ein Schluchzen,
Das mir das Herz bewegte.
Ich wandte mich und ſahe
Ein Weib, ein Bild des Elends;
Es ſchmachtete vor Hunger
Dahin mit ihrem Kinde
Die Arme, Mannberaubte.
Ich hatte keine Gabe
Zu reichen, da mir ſelber
Juſt alle Mittel fehlten;
Nur die Gewande hatt ich,
Die Zierde meiner Dirnen;
Die zu verkaufen eilt ich
Und ſchenkte, was ich einnahm
Für ſelbige, dem Weibe,
Dem armen. Das iſt Alles,
Denn, was noch etwa mehr
Des Reinen und des Guten
Von mir zu ſagen wäre,
Der ich ſo tief geſunken,
Der ich ſo ganz an Tugend
Und an Verdienſte leer —
Deß bin ich ohne Kunde;

Vielleicht gefiel dem Himmel
Die eine That, die milde,
Mitleidige, ſo ſehr."

*

Ein corpulenter Mann,
Doch fröhlichen Gemüthes
Und reich an Geiſtesfunken
Und witziger Gegenrede
War Rabbi Ismael,
Mit Rabbi Simon einſt
War er in heitrer Fehde.
Von ſelbigem credenzt
Ward ihm ein Weinpokal;
Flugs hat ihn ausgetrunken
Der durſtige Cumpan.
Aufs Neue bis zum Rand
Füllt ihn des Andern Hand;
Er hat im Augenblicke
Das nämliche Geſchicke.
Da hub, nicht mehr im Stand,
Zu bergen ſeine Rüge
Ob ſo verpönter Züge
Der Rabbi Simon an:
„Weißt du, Verehrter, nicht,

Was aus der Weisheit Munde
Für eine Lehre ſpricht:
Leer einen vollen Becher
In einem Zuge nicht?!"
„Es iſt mir wohl bekannt
Der treffliche Befehl,"
Antwortet Ismael.
„Doch keine Regel giebt es,
Ders an Exceptionen
Diverſer Art gebricht.
Zu einer ſolchen ſind
Der Gründe drei zur Hand:
Der Becher, der iſt klein,
Das ſiehſt du ſelber ein;
Sehr groß und ſtark der Zecher,
Und delicat der Wein."

Pietät. (Aus dem Talmud.)

Rabbi Elieſer ſpricht:

Wie groß die Ehrfurcht, die man Eltern ſchuldig,
Das hat zu Askalon der Heide Damah
Ins Licht geſetzt. Die ihn geboren, war
Von Sinnen und mißhandelt ihn gar ſehr;

Sogar im Angeſichte fremder Menſchen
Schlug ſie ihn oft. Nie aber ging ein Wort
Beleidigender Art aus ſeinem Mund;
Er trug es ſchweigend, oder ſagte nur:
„Es iſt genug, o Mutter, ſchone nun!"
Einſt war verloren eines jener edlen
Geſteine, die dem hoheprieſterlichen
Gewand zum Schmucke dienen, und man wußte,
Daß Damah einen ſolchen Schatz beſitze.
Man ging zu ihm und bot ihm eine Summe
Für ſelbigen, die war nicht klein. Verwahrt
In einer Kammer war er; Damah wollt
Ihn holen; doch es ſchlummerte ſein Vater
In dem Gemach; er fürchtet, ihn zu wecken,
Wenn ers betrat und den Juwelenſchrank
Eröffnete, und kam mit leerer Hand
Zurücke zu den Männern Iſraels,
Die aufgezählt bereits die Summe hatten.
Es wähnten dieſe, ſie genüge nicht,
Und boten eine größere. Doch er
Entgegnete: „Ihr müſſet euch gedulden,
Bis aufgewacht mein greiſer Vater iſt."
Wie der die Augen endlich aufgethan,
Ging Damah, öffnete den Schrank und brachte
Den Stein herbei. Da wollte man ihm geben,
Was ihm geboten ward zum zweiten Male;

Er aber ſchlug es mit den Worten aus:
„Ich habe nur gethan, wie einem Sohne
Zu thun gebührt — wie ziemte ſich zu nehmen
Für bloße Pflichterfüllung einen Lohn!“

Solch ein Exempel gab ein Heide dort
Inmitten einer Heidennation,
Die nicht mit höherer Kunde Licht beſchenket.
Um wie viel mehr iſt ſolch ein Thun am Ort,
Wo ſich erleuchtend-hell herabgeſenket
Ein hocherhabnes Offenbarungswort!

★

Der große Rabbi Simon ben Jochai
Ward bei dem römiſchen Kaiſer hart verklagt;
Denn mit Verachtung und mit Tadel hatt er
Geſprochen von den Herrlichkeiten Roms,
Es fehle, ſo behauptet er, die Weihe,
Die höhere; ſie ſeien Eitelkeiten.
Er ſollte dies mit ſeinem Tode büßen.
Da flüchtet er mit ſeinem Sohn und barg
In eine tiefe, dunkle Höhle ſich.
Zwölf Jahre lang beharrten ſie daſelbſt,
Die Beiden, ſandten brünſtige Gebete
Zu Gott empor und dachten
Nur einzig und allein an Himmliſches
Und Ewiges. Ein Baum, den ihnen Gott

Aufſproſſen ließ, ernährte ſie; ein Quell,
Den er entſpringen ließ, erquickte ſie.
Am Ende ſtarb der römiſche Despot.
Elias kam und ſagt es ihnen an.
Da traten ſie aus dem Verſteck heraus
Und ſchauten wieder in die Welt hinein,
Die ihnen unterdeß ſo fremd gewordne.
Sie ſahen, wie die Leute, die das Land
Bewohneten, die rüſtigen, ihre Felder
Beſtellten, ihre Heerden weideten,
Sich Häuſer bauten und viel Anderes
Der Art verrichteten, um ſich und ihre
Familien zu ernähren; ſie geriethen
In einen heiligen Zorn bei dieſem Anblick;
Sie ſprachen: „Uebel iſts gethan, ſo ganz
Nur für das Irdiſche, das Zeitliche
Zu ſorgen und das Höhere darüber
Hintanzuſetzen.“ Und aus ihren Augen,
Wie ſie ſo ſprachen, die Entrüſteten,
Sprüht eine Zorngluth ſo gewaltiger Art,
Daß all umher, wo ihre Blicke trafen,
Die Saaten im Gefilde, die Gebüſche,
Die Heerden und die Menſchen und die Häuſer
In Brand geriethen und zu Aſche wurden.
Da ſcholl herab von oben eine Stimme,
Die alſo ſprach: „Seid ihr aus euerem Dunkel

Deshalb hervorgegangen, um die Welt,
Die ich geſchaffen habe, zu vernichten?
Geht wiederum in euere Nacht zurück!“
Da kehrten ſie, betroffen und betrübt,
In ihre Höhle wieder und beharrten
In Reu und Buße noch
Zwölf Monde lang. Dann ſprach der Rabbi ſo:
„Es werden die Verdammten in der Hölle
Zwölf Monde lang gepeinigt. Laß, o Herr,
Die Reu und Buße, der wir obgelegen,
Als eine ſolche Höllenſtrafe gelten!“ —
„Es ſei!“ entgegnete die Himmelsſtimme;
„Verlaßt die Höhle!“ Da begrüßten ſie
Hinwiederum das Licht, verbrannten aber,
Nachſichtiger geworden und gelinder,
Durch ihrer Augen heilige Gluthgewalten
Die ſchöne Welt, die Gott gemacht, nicht mehr.

*

Alexander, durch die Welt
Ziehend als Eroberer,
Kam in eine weit entfernte
Einſam abgelegene
Region und fand daſelbſt
Ein Geſchlecht, in deſſen Mitte

Von dem Hader, von dem Haſſe,
Der bei andern Erdbewohnern
So gewöhnlich, keine Spur;
Denn es herrſchte Güte nur,
Edelmuth und fromme Sitte.
Dennoch höret er auch hier
Einen Rechtsſtreit; denn herbei
Zu dem Herrn der Nation
Kamen Zweie, welche klagten.
„Eine Strecke Landes,“ alſo
Sprach der Eine, „kaufet ich
Von dem Manne hier, ich zog
Tiefe Furchen auf dem Platz;
Siehe da, in ſchwarzer Erde
Blinkte Gold; es war ein Schatz.
Ungeſäumt berichtet ich
Es dem Manne, hoch erfreut,
Ihm ſo gute Poſt zu bringen,
Da verweigert er zu nehmen,
Was ja doch ganz offenbar
Ihm gehört. Denn ich erſtand
Nur die Erde, nicht den Hort,
Der darin verborgen war.“
Drauf der Andre: „Ganz und gar
Iſt im Irrthum dieſer Gute.
Ihm verkauft hab ich das Land

All mit dem, was drin verhohlen.
Er behalte, was er fand;
Nähm ich es, ſo wärs geſtohlen."

So vor ihrem Herrn und Richter
Dieſe Beiden. Nicht ſofort
Wagte ſelbiger das Urtheil
In ſo eignem Fall zu ſprechen;
Er bedachte ſich darüber
Einige Zeit, dann richtet er
An den Einen dieſes Wort:
„Du erfreuſt dich, wenn mir recht iſt,
Eines Sohnes." „Ja, ſo iſt es,"
War die Antwort. „Dir vielleicht,"
Sprach der König zu dem Andern,
„Blühet eine Tochter." — „Ja,
Eine, die des Mannes harrt,
Welcher ſie zur Gattin wähle." —
„Nun ſo wär es wohl am beſten,
Wenn die Beiden ſich vermählten,
Und der aufgefundne Schatz
Angeſehn als Mitgift würde."
So der Herrſcher; ſie, die Männer,
Prieſen ihres Fürſten Weisheit
Und entfernten ſich, bereit,
Durch die Hochzeit ihrer Kinder

In erwünſchter Heiterkeit
Zu beſchließen ihren Streit.

Mit Erſtaunen füllete
Dieſer Vorgang Alexandern.
„Scheint," begann der fremde Fürſt,
„Dir mein Ausſpruch ungerecht?" —
„Nein, er iſt vortrefflich," ſprach
Alexander, „doch ganz eigner,
Ungewohnter Art, ſo wie es
Dieſer ganze Handel iſt." —
„Sage mir, wie würde man,
Wenn er ſich bei euch begäbe,
Einen ſolchen Fall entſcheiden?"
„Solche Fälle kommen nie
Bei uns vor; ſie ſind zu edel.
Es ereignen ſich dafür
Immer nur die umgekehrten,
Keiner gönnt und läßt dem Andern
Willig einen Vortheil, ſucht
Immer nur den eignen Nutzen,
Iſt allein darauf bedacht,
Feſtzuhalten, was er hat,
Und ſich mehr noch anzueignen.
Wenn bei uns ob eines Fundes
Jener Art ein Zweifel wäre,

Sich darob ein Streit erhöbe,
Jeder würde von den Zweien,
Die dabei betheiligt wären,
Ihn für ſich in Anſpruch nehmen,
Keiner aber ihn bekommen;
Von dem Herrſcher in dem Land
Würd er in Beſchlag genommen.
Dies — ich kann es nicht verſchweigen —
Iſt bei uns der Sache Stand.“

Lange ſchwieg hierauf der Andre,
Stumm gemacht durch das Erſtaunen,
Das nun ihn ergriffen hatte.
„Sage mir,“ ſo ſprach er endlich,
„Scheint in eurem Land die Sonne?“
„Allerdings,“ ſprach Alexander.
„Und wie iſt es mit dem Regen,
Fällt auch dieſer?“ „Es bethaut
Unſere Gaun auch dieſer Segen
Der Natur.“ „Das wundert mich.
Doch vermuthlich finden ſich
Thiere dorten, die von Graſe
Leben und von grünem Kraut?“
„Voll davon ſind die Gefilde.“
„Nun, ſo iſt wohl das der Grund,
Daß auch dort des Himmels Milde

Licht und Wärme niederſendet;
Daß auch jene Regionen
Die gelinde Feuchte netzet,
Welche die Gewächſe nährt.
Dem Gethier iſt es beſcheert;
Denn die Menſchen, die da wohnen
In dem Lande, ſinds nicht werth.“

*

Um nicht Verluſt zu tragen
Laß immerhin Gezähmtheit
Und ſchüchternes Betragen!
Sogar in jungen Tagen
Geziemet Unverſchämtheit —
Den Lehrer auszufragen.

*

Es iſt ein giftig-böſes Schlängelein,
Das ſchloß der weiſe Schöpfer nicht allein
In einer Höhle Dunkelheit hinein,
Er wahrt es auch vorſichtig in die Runde
Durch eine Doppelwand aus Elfenbein;
Und doch beſchädigt es zu aller Stunde! —
Die Schlangenhöhle liegt in deinem Munde,
Die Mauerwerke ſind der Zähne Reihn,
Und Zunge heißt das böſe Schlängelein.

*

Das beſte Wort,
Damit es ſegne,
Will ſeinen Ort,
Will ſeine Friſt,
Dieweil unnütze
Das ungelegne,
Ja ſchädlich iſt.
Drum wenn du einen
In erſter Hitze
Des Zornes ſchauſt,
So ſchweig und ſpare
Vernunft, die klare,
Bis ſeine Wilde
Sich ſatt gebrauſt.
Auch leiſte keinem
Die Tröſtepflicht,
Wenn ihm die bleiche,
Geliebte Leiche
Noch tief erſchütternd
Im Angeſicht.

★

Wer iſt der Weiſe? — Der den Stolz entfernt
Aus ſeiner Bruſt, und gern von Allen lernt.

Wer iſt der Starke? — Der ſich ſelbſt bezwingt,
Nicht der zur Uebergabe Städte bringt.

Wer iſt der Reiche? — Der zu ſeinem Heil
Beſcheiden hinnimmt ſein beſchieden Theil.

*

Das Meine mein,
Das Deine dein —
So ſagt die Menge.

Das Meine mein,
Das Deine mein —
So ſagt der Böſe.

Das Deine dein,
Das Meine dein —
So ſagt der Gute.

*

Die gute That thuts nicht allein;
Gut müſſen auch die Worte ſein.
Es wandeln arge Zungengrüße
In Bitterkeit, was noch ſo ſüße.

Ein armer Alter wankt zu Tiſch;
Es duftet ihm der ſchönſte Fiſch,
Es blinket ihm der beſte Wein,
Denn mitzuſpeiſen lud ihn ein
Der reich gewordne, ſtolze Sohn.
Der alte Mann mit frohem Ton:
„Wo haſt du doch," ſo fraget er,

„Die köſtliche Forelle her?"
Worauf der Junge läſterlich:
„Friß, alter Hund, und mäſte dich;
Doch mit Geſpräch mein Ohr verſchone!"
Was dünket euch von dieſem Sohne? —
Vergelten ihm den Labeſchmaus
Wird ein verdienter Höllengraus.

*

Woferne deinem Bruder du
Auch nur ein kleines Weh gethan,
Nicht ſieh es als ein kleines,
Siehs als ein großes an;

Wohlthaten noch ſo viel und groß,
Wenn ſelbiger durch dich erfuhr,
Sie ſeien in deinem Auge
Werthlos geringe nur!

*

Zeigt ſich ein weisheitvoller Mann
Von Eitelkeit und Stolze trunken —
All ſeiner Weisheit hehrer Glanz,
Er iſt dahin in Nacht geſunken.

*

Die Jahre ſind dem Weiſen nicht gefähr;
Noch reicherer Erkenntniß, als vorher,
Noch tieferer iſt er im Alter froh.
Es fürchte ſeiner Jahre Wucht der Thor!
Sein Unverſtand erſcheinet ebenſo
Im Alter erſt in ſeinem höchſten Flor.

*

Prangt Einer ſehr und helle
An einer hohen Stelle,
Gleich meint die Welt, es ſei was Aechtes dran.
Der Kluge weiß: „Es ehrt der Mann die Stelle,
Die Stelle nicht den Mann.“

*

In frommer Sympathie
Neigt der Gerechte ſich auch ſelbſt dem Vieh;
Er kennet und er theilet deſſen Schmerz;
Von Eiſen aber iſt des Frevlers Herz.

*

Nicht ſcheue dich zu gleichen der von Allen
Getretenen Schwelle!
Am Ende wird das Haus, das ganze, fallen,
Nicht jene; ſie beharrt auf ihrer Stelle.

*

Ich ging zu dem Acker des Faulen;
Ich ging zu des Thoren Weinberg.
Da ſproſſete Fülle des Unkrauts;
Da wucherte Dorn und Diſtel;
Zu verfallen begann die Mauer.
Ich ſahs mit Schrecken und Trauer;
Ich nahm mir ein Exempel;
Ich prägte mirs ins Herz.

Sammlung kurzer Lehren und Sprüche der Weiſen Israels.

(Aus altteſtamentlichen und anderweitigen Quellen.)

Wort anzuhören, ſei ſchnell achtſam;
Antwort zu geben, wohl bedachtſam!

Träume beflügeln Thoren;
Ihr Leben iſt verloren.

Sammele brav und karge!
Du liegſt verlacht im Sarge.

Doppelte Wage, doppelt Maaß —
Gräuel in Gottes Aug iſt das.

Fröhlich und mit leichtem Sinn
Tanzt der Thor am Abgrund hin.

Beſſer, leben im wüſten Lande,
Als in widrigem Ehebande.

Stoß im Mörſer einen Narren!
Unzerſtoßen bleibt ſein Sparren.

Nicht ſpärlich haſt du dich bereichert —
Rein bleibend haſt du ſchwerlich aufgeſpeichert.

Dem Flehenden in Drang und Sorgen
Hilf ungeſäumt und ſage nicht: Komm morgen!

Sprich nicht, wie mir der Feind gethan,
So thu ich ihm! Ungleiche That ſteht beſſer an.

Mit Deinem Brode ſpeiſe Deinen Haſſer,
Und dürſtet ihn, lab ihn mit Deinem Waſſer!

Der Geiſel Schlag prägt Striemen ein;
Der Zunge Schlag zerſchmettert das Gebein.

Schwertſtiche ſahren aus gemeinem Munde;
Aus edelem träuft Balſam auf die Wunde.

Sanftmüthige Worte wenden Haß und Grimm!
Doch böſe machen ſchlimmer noch, was ſchlimm.

*

Du ſchmeidige die Zunge
Und lerne, weich zu ſprechen!
Denn weiche Worte können
Steinharte Knochen brechen.

*

In menſchlicher Zunge Gewalt gegeben
Iſt Wohl und Weh, iſt Tod und Leben.

*

Ein ſanft Gemüthe
Voll Duldungsgüte —
Mehr als ein Held
Im Kriegesfeld.

*

Der Fügſame beweiſt, daß er verſtändig;
Schwachſinn bekundet, wer unbändig.

*

Wird ſich der irdene Topf
Am ehernen Keſſel rächen?
Es wird der arme Tropf
Anprallen und zerbrechen.

*

Nein, zeige nicht ſo wilde,
So grimmige Geberden!
Es ließ des Himmels Milde
Dich Menſch geboren werden.

*

Nicht ſtöre mit Geſchwätze,
Wenn ſchöne Töne wallen;
Verſpare deine Weisheit,
Bis daß ſie nicht mehr ſchallen!

*

Nicht allzuſtolz begrüße
Den Kleinen, nicht veracht ihn!
Was geht über Honiges Süße?
Die kleine Biene macht ihn.

*

Hochmüthiges Selbſterheben
Es geht dem Fall voran.
Du walle gleich und eben
Des Maaßes ſichre Bahn!

*

Der Zorn, er iſt des Segens
Ein allzukarger Born!
Was haſt du denn am Ende
Von deinem Zorn? — Den Zorn.

★

Verſtehſt du was, ſo ſprich
Getroſt vor Aller Ohren;
Wo nicht, ſo zeige dich,
Als wärſt du ſtumm geboren!

★

Woferne du beſchenkeſt,
Sei hell dein Angeſicht
Und heiter; denn wo nicht,
Beſchenkſt du nicht, du kränkeſt.

★

Auf ein Gemüth von Adel
Wirkt ſchon ein leiſer Tadel;
Vergebens durchgebläut
Wird ſtumpfe Niedrigkeit.

★

Nicht vor des Thoren
Verpichten Ohren
Sprich deine Sprüche!
Sie ſind verloren.

★

Wenn gröblich einer und niedrig ſpricht,
In gleicher Art erwidre nicht!
Sonſt biſt du gefallen aus deinem Orden,
Biſt ſo, wie er, du ſelbſt geworden.

★

Gefällige Miene, freundlich Wort
Iſt überall an ſeinem Ort;
Doch dein Vertrauen, es ſei bewahrt,
Sei dem Geprüften aufgeſpart!

★

Nicht auf die Pracht der Kanne ſchau
Mit allzuleicht bethörtem Sinn;
Ins Innre blick und ſieh genau,
Ob Waſſer oder Wein darin!

★

Nur einmal überwinde dich,
Beſiege dich das zweite mal!
Schön löſet deine Feſſel ſich,
Schon biſt du frei von Kampf und Qual.

★

An Gottes Werken groß und ſchön,
So oft ſich auch dein Blick erbaut —
Er hat ſich nimmer ſatt geſchaut,
Er wird ſich nimmer müde ſehn.

★

Beut deine Bruſt der Lanze deines Freundes!
Es wird dich ärztlich heilen ihr Verſehren;
Nicht Deinen Mund dem Kuſſe deines Feindes!
Sein giftiger Hauch wird Weh und Tod gebären.

*

Wechſele Gold, ſo wirſt du Silber erhalten,
Wechſele Weisheit! Neue zu der alten,
Goldne vielleicht zu der von Silber fügſt du,
Und die alte, die wirſt du auch behalten.

*

Es diene deinem ſchönbelehrten Herzen
Nie zur Befriedigung,
Zu ſehen deinen Bruder in den Schmerzen
Seiner Erniedrigung.

*

Unmögliches — o wähne nicht,
Das geb es auf dem Erdenrunde!
Ein jeglicher hat ſeine Stunde,
Wo ſeine Kraft und Stärke bricht.

*

Perlen und Diamanten —
O welch ein ſchaler Wuſt,
Vergleichſt du ſie der Luſt,
Zu ruhn an eines holden Weibes Bruſt!

*

Blüht ein geliebtes Weib dir,
Sei noch ſo arm, ſei noch ſo ſchlicht —
Stets fröhlich iſt dein Herze,
Stets heiter iſt dein Angeſicht.

*

Hat dir die Huld des Herrn
Ein edles Weib gegeben,
Verdoppelt hat er dir
Die Tage deines Lebens.

*

Ein ungeliebtes Weib
Macht deine Seele krank,
Macht deine Hände laß,
Macht deine Kniee ſchwank.

*

Gold in der Truhe
Und viel Getümmel —
Weit beſſer Ruhe
Bei Brod und Kümmel.

*

Es blüht der Leib, wenn ſtill das Herz, in ſüßem Heile;
Doch Eiferſucht iſt Knochenfäule.

*

Wie oft geſchiehts, daß lachend unſer Mund erſcheint
Und tief in unſerem Inneren die Seele weint!

*

Der eigenen Bruſt allein
Iſt, die ſie fühlt, die Luſt
Und Seligkeit bewußt,
Sie ſelber nur ermiſſet ihre Pein.

*

Borgen und nicht Sorgen,
Das dauert einen Abend, einen Morgen.

*

Schmauſen und nicht hauſen,
Das endiget mit Grämen und mit Grauſen.

Räthſelſcherz.

Ein Zwerg, von Farbe, wie Mohren ſind,
Doch nicht geboren als Mohrenkind,
Pflegt, ohne blanken Stahl zu tragen,
Doch Wunden ohne Zahl zu ſchlagen.
Auf allen Wegen ſchwärmet er;
Auf allen Stegen härmet er;
Er drängt ſich in dein Kabinett,
Er zwängt ſich in dein Ruhebett.
Wenn Schlaf die Welt
Gefangen hält,
Da überfällt
Der winzige Held

Dich ſachte, ſacht
Im Nachtgezelt
Und liefert eine blutige Schlacht.
Nimm dich in Acht!
Stell eine Wacht!
Du biſt verlacht;
Er kommt und keine Diele kracht.
Und willſt du ihn haſchen,
Und willſt du ihn
Zur Strafe ziehn —
Er weiß zu flüchten, er weiß zu fliehn,
Du beſtauneſt ergrimmt den Raſchen.
Zumal iſt er
Den Fraun gefähr;
Schön Mägdelein, daß er verſehr,
Iſt ſein Begehr
'S iſt keine ſicher im Land umher.
Gedenkt ein holdes Kind zu ruhn,
Und lieblich einen Schlaf zu thun —
Er nagt es;
Da klagt es;
Man fragt es;
Da ſagt es:
„Gekommen iſt der Neger,
Der böſe Schmerzerreger,
Der gräuliche Wundenſchläger,

Der abſcheuliche Frauenjäger;
Er hat ohn alle Schonung mit Behagen
In meinem Schooß die Wohnung aufgeſchlagen;
Er ſchwelget ohn Erbarmen nach Gelüſten
Hier zwiſchen meinen warmen jungen Brüſten,
Als wär er, o Graus,
Mein Myrrhenſtrauß,
Als dürft er hier, ein ſüßer Buhle, niſten.
O weh, wie ſpießt er
Die zarte Haut! O weh, mein Blut vergießt er;
Ja völlig wie ein Prieſter,
Schenkel und Bruſt erkieſt er,
Die Bruſt als Webe,
Den Schenkel als Hebe,
Und nimmermehr, ſo ſehr ich leide, büßt er.“
So ſtöhnt die Maid, kann ihre Qual nicht bergen;
Es tröſten ihr nicht Salben und Latwergen
Das wunde Weh. Vermag ja doch den Zwergen,
Der Fürſt ſogar mit allen ſeinen Schergen,
All ſeiner Krieger Trutz und Troß
Zu Fuß und Roß
Zu ſcheuchen nicht von ſeinem Schloß;
Wider ihn, was will Schwert, Lanze, Geſchoß!
Er iſt ein Schmieger,
Er iſt ein Flieger,
Er iſt ein Springer,

Ein Eindringer
In alle Zwinger,
Sich=Durchſchwinger
Durch alle Finger,
Ein hin und her die Wege Bieger
Und nimmermehr ein Schlägekrieger.
Doch dieſer kleine, ſchwarze Mann,
So oft er auch die Schlacht gewann,
So oft er in die Nacht entrann —
Damit von ihm die Welt geſunde,
Schlägt dann und wann
Auch ſeine Stunde;
Zerwettert dann
Zerſchmettert dann,
Von Mann und Weib,
Von Weib und Mann,
Iſt *eine* Wunde
Sein ganzer Leib;
Dann im Moment geht er zu Grunde.

Anmerkungen und Worterklärungen

Alphabetiſch geordnet

Anmerkungen und Worterklärungen

Abubeker, der erſte der Nachfolger Mahomeds, ſein Schwiegervater, Vater der Aiſche (ſ. d.).

Aiſche, die geiſtreichſte, gelehrteſte und geliebteſte der Frauen Mahomeds.

Alexander, wanderte der orientaliſchen Sage nach ins Land der Finſterniß, um von dem Quelle des Lebens zu trinken, ward aber von Chiſr, dem Hüter deſſelben, zurückgewieſen (ſ. a. Spiegel).

Ali, Schwiegerſohn Mahomeds, Gatte ſeiner Lieblingstochter Fatme (ſ. d.), der dritte der Chalifen.

Amru, Feldherr des Omar (ſ. d.).

Art, Die wunderholde mütterliche = der Malchatun, auch Kamarije (Schönheitsmond) genannt.

Barmekiden, Nachkommen des Barmek, ein urſprünglich perſiſches Geſchlecht, das ſich durch ſeine Eigenſchaften eine Liebe nnd ein Andenken der ſeltenſten Art erwarb.

Bülbül, die perſiſche Nachtigall.

Chadidſche, die erſte Gattin Mahomeds, der er kein Nebenweib zugeſellte und mit der er 24 Jahre lang in glücklicher Ehe lebte.

Chosroen (ſ. Cosroen).

Cosroen (Chosroen), perſiſches Königsgeſchlecht.

Cosroes (Khosru, Parwis), perſiſcher König, entbrannte für Schirin (ſ. d.).

Dſchem (Dſchemſchid), ein alter perſiſcher Fürſt, beſaß einen Becher, worin er alles Heimliche zu ſehen im Stande war.

Dſchinnen, die orientaliſchen Feen, Bewohner Dſchinniſtans.

Elif, der erſte Buchſtabe des Alphabets von ſchlanker Form, zugleich die Zahl Eins.

Fatme (Fatime), des Propheten Tochter, Gattin des edlen Ali, von den Mahomedanern faſt madonnenartig verehrt.

Ferhad, ein Bildhauer, erglühte in Liebe zu Schirin (ſ. d.) und verlor darüber den Verſtand.

Fetwa, der richterliche Ausſpruch des Mufti.

Feueranbetung, eine der verhaßteſten der 72 Ketzereien (ſ. Sekten).

Gabriel, iſt den Moslemen der höchſte der Engel, das Organ himmliſcher Eingaben, der heilige Geiſt.

Gauern, Ungläubige.

Gebalet (Dſchebelet, Dſchabalah, Djabalah), Sohn des Eihem, Fürſt der Beni Ghaſſan in Syrien, bekehrte ſich vom Chriſtenthum zum Islam.

Geiklibaba, ein geborener Perſer und osmaniſcher Heiliger halbmythiſcher Art.

Ghule, eine Art von Wald- und Wüſtengeiſtern, die die Wanderer irre führen.

Gürtel, ketzeriſcher, Zeichen verſteckter Feueranbeter

Hafis. Ueber die Quellen ſ. Goethe, Noten und Abhandlungen zu beſſerem Verſtändniß des Weſt-öſtlichen Divans.

Haube, goldgeſtickte (Serkulah oder Uskuf), Kopfbedeckung der Hofbeamten und Kern des ſultaniſchen Kopfbundes.

Hund, der große griechiſche, zu Byzanz = der Kaiſer Heraklius.

Huris, die Jungfrauen des Paradieſes oder islamitiſchen Himmels.

Hyacinthe = Locke der Geliebten.

Imam, Prieſter, Vorſteher des Cultus, geiſtliches Haupt,

Israel. Quellen: Talmud, Midraſch, altteſtamentliche Spruchſammlungen; des letzten Gedichtes („Räthſelſcherz“) das hebräiſche Werk eines ſpaniſchen Rabbi aus dem 13. Jahrhundert.

Juſſuf, der bibliſche Joſeph.

Kaba, der heilige Tempel in Mekka, der Punkt, wohin ſich alle Moslemen bei Verrichtung ihres Gebetes zu wenden haben.

Kader (Kadar, Kadr, Alkadar, Alkadr), die heilige Nacht, die Wundernacht, die Nacht der Macht oder des göttlichen Rathſchluſſes, in welcher der Koran vom ſiebenten bis zum Mond-Himmel herabgeſandt wurde.

Kaf, ein nach orientaliſcher Vorſtellung die Erde wie ein Ring umgebendes Gebirg.

Kalendère, eine Art von Derwiſchen.

Karfunkelperle, eine große Perle, von der gefabelt wird, daß ſie, gleich dem Karfunkel, im Finſtern leuchte.

Karun, ein unermeßlich reicher Goldmacher, der orientaliſche Kröſus.

Kioske (Köſchk), ein Sommerhaus, Luſthaus.

Koptin, die ſchöne, die dem Propheten aus Aegypten überſandte Sklavin Maria, ſeine mit Eiferſucht betrachtete Nebengattin.

Korbmufti, Der = Dſchemali, Veſir Selims I.

Kufa, Der Statthalter von = Mahomed, der Sohn Moſeilemas.

Kutte, blaue, Abzeichen der Sofis (ſ. d.) des Scheiches Haſſan, zu denen der Dichter ſelbſt gehörte.

Leila, Geliebte des Medſchnun. Leila und Medſchnun, das bekannte Vorbild leidenſchaftlicher Liebe im Orient.

Licht, Ueberſchrift einer Sure (ſ. d.).

Mahomed. Quellen: Koran (das vom Himmel durch Gabriel unmittelbar geoffenbarte Gotteswort), Sunna (Sammlung von Traditionen über alle den Propheten betreffenden Dinge), Dſchemaleddin Mohamed Alauni.

Maimuna, Gattin des Propheten, wurde ihrem Verlangen gemäß neben einer Quelle unter einem Baum begraben, wo ſie zuerſt mit Mahomed vertraut geworden.

Medſchnun, der Lieberaſende, der Orlando furioso des Orients (ſ. Leila).

Moſella, der anmuthige Spaziergang und Gebetsort bei Schiras, wo Hafis begraben liegt.

Motenebbi, berühmter arabiſcher Dichter.

Nachtſtern, Ueberſchrift einer Sure (ſ. d.).

Narciſſe = Auge der Geliebten.

Nimrod, ließ, um den Propheten Abraham zu verbrennen, der orientaliſchen Sage nach, einen koloſſalen Scheiterhaufen errichten.

Omar, Nachfolger Abubekers, der zweite der Chalifen.

Omar Abdolaſis, ein durch ſeine Frömmigkeit ausgezeichneter ommiadiſcher Chalif.

Ommiaden, die auf die erſten Chalifen (Abubeker, Omar, Ali) folgende mächtige Dynaſtie.

Osman (Kara Osman), der ſchwarze Osman, Begründer des Reichs.

Peris, Feen, wohnend in Dſchinniſtan, hinter dem Gebirge Kaf (ſ. d.).

Rokna (Roknabad), ein ſchönes Gewäſſer.

Rubin = Mund der Geliebten.

Salomo, ritt der orientaliſchen Fabel nach auf dem Oſtwinde, bediente ſich deſſelben als ſeines Reitpferdes (ſ. a. Siegel).

Samio, ein großer Zauberer der orientaliſchen Sagenwelt.

Schirin, armeniſche Prinzeſſin.

Sekten, die zwei und ſiebzig, die 72 Ketzereien in der Kirche des Islam.

Selma, Suleima in der Verkleinerungsform, allgemeiner Name für eine Schöne und Geliebte in dieſer Poeſie (ſ. Suleima).

Selſebil, ein Nektarquell im himmliſchen Paradies.

Sidra (Tuba), Baum des Lebens und der Erkenntniß im himmliſchen Paradies, wo er mit ſeinen Zweigen ſämmtliche Paläſte und Gezelte der Seligen überſchattet.

Siegel, Das, Salomos, Wunderkleinod.

Sofis, Weiſe, die ſich ins Anſchauen des Göttlichen verſenken.

Sohre (Suhre, Nahid), die himmliſche Sängerin und Lautenſchlägerin, die durch ihr Spiel den Reigen der Sterne leitet.

Spiegel, Der, Alexanders, Wunderkleinod, wie der Becher Dſchems (ſ. d.).

Suleima, dichteriſcher Mädchenname (ſ. Selma).

Suren, Abſchnitte des Korans.

Tuba (ſ. Sidra).

Wahila, die Frau des Noah, behauptete, daß Noah ſeines Verſtandes nicht mächtig ſei.

Waïla, Frau des Lot, ſoll mit den Sodomiten in heimlichem Bunde geweſen ſein.

Weltanbetung, eine der 72 Ketzereien (ſ. Sekten).

„Wie eine Schlange lauert“, Gelegenheitsgedicht Hafiſens, vom Herausgeber zum erſten Mal veröffentlicht in „Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundſchau“ 1921, Nr. 145, wo die Veranlaſſung nachzuleſen.

Zafia (Zofia), eine der Frauen des Propheten aus jüdiſchem Stamm.

Zucker, der ägyptiſche, gilt dem Orientalen als der ſüßeſte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Dieſes Buch wurde in einer Auflage von 1000 Exemplaren in der Original-Unger-Fraktur bei Trowitzſch & Sohn in Berlin gedruckt. Außerdem wurden 100 Exemplare auf Dünndruckpapier abgezogen, in Leder gebunden und numeriert.